



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

699

Per. 27835 d. 29
1860

Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1 8 6 0.

Erster Band.

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1860.

Erster Band.

J a n u a r b i s J u n i.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brodhaus.

1860.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

I. Januar 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ein Rückblick auf das Literaturjahr 1859. Von Hermann Wenzgeß. — Goethe und Schiller von Wetzstein. Von Friedrich Schlegel. — Zu Wieland'scher Gedächtnis. Von August Schenck. — Der deutsche Roman der Zeit. Berthelmann. — Die Briefe aus Berlin. — Ein Commentar zu Humboldt's „Kosmos“. Von Peter von Strassburg. — Kritik. (Das „Athenaeum“ über Haller's Biographie Schiller's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Rückblick auf das Literaturjahr 1859.

Das Jahr 1859 gehört als Literaturjahr nicht gerade zu den glänzendsten. Zwar ist auf einzelnen, vielleicht den meisten Gebieten manches Gute und Tüchtige geschaffen worden, und auch die Fruchtbarkeit der Erde, welche Buchhandel und Schriftstellerei wenn auch nicht aus allzu schwärmerischer Liebe, für ewige Zeiten geschlossen haben, blieb wenigstens von dem Augenblick an, wo sich die Ausflüchte auf den allgemeinen Frieden günstiger gestalteten, schwerlich wenn überhaupt hinter den Vorjahren zurück. Aber gewiß würden alle unsere Leser mit der Antwort gar sehr in Verlegenheit kommen, wenn man die Frage an sie richtete, ob ihnen irgend epochenmachende Romane und Dramen, überhaupt Dichtungen bekannt seien, welche dem Jahre 1859 ihre Entstehung verdanken. Wenn man sie fragte, ob ein neuer Dichter aufgestanden sei, welcher etwas wirklich Geniales geschaffen und eine durchaus neue Richtung eingeschlagen hätte, ja dem sich überhaupt mit Sicherheit das Prognostikon stellen ließe, daß er, wenn auch nicht die früheren Dichter überflügeln, doch nur neben den Besten unter den sogenannten Epigonen dauernd einen Ehrenplatz einnehmen und behaupten werde. Was die Wissenschaft betrifft, so sind auch auf diesem Gebiete keine eigentlich neuen Fragen und Gesichtspunkte aufgetaucht; Theologie und Naturwissenschaft kämpfen den alten Kampf weiter, jene allerdings mit fast gesteigerter Energie, diese, wie es fast scheint, mit bereits ablassenden Kräften, was wenigstens die alte Streitfrage zwischen Spiritualismus und Materialismus anlangt. Ein neues philosophisches System endlich ist nicht geschaffen worden; wol aber durchdringt, und dies ist auch am Ende das Beste, der Geist philosophischer Speculation immer mehr die andern wissenschaftlichen Disciplinen und befruchtet und durchgeistet sie. Vergleichende Sprachforschung, Geschichtsforschung und hi-

storische Kritik, die keine Schilddrüse durchwühlt lassen, Staats- und arbeits inquisitorien rüftig weiter nennen sollen, auf dem und der zu sein scheint, so ist es das der zu sein scheint, im Grunde mit et Forschungen der Welt- wie d Religionsgeschichte ganz neue (Gestalt zuzuführen. Aber freilich läßt auf allen diesen Gebieten 1859 zu nennen, welches durch in Form und Inhalt Epoche g fenschaft revolutionirt und ein nicht bloß ein Buch der deutsc Nationen, nicht bloß unserer Zeit, sondern aller Zeiten zu werden, so würde man doch wol um die Antwort in Verlegenheit sein. Freilich sind epochenmachende Bücher, welche die geistigen Welt Ummwälzungen herbeiführen, wenn auch die folgen-, doch nicht immer die durchaus legendreisten; und wenn eine Anzahl guter Werke, die in ihrer tüchtigen Bestimmung einen geistigen Zusammenhang haben und einander in die Hände arbeiten, zu Tage gefördert werden, so ist damit der Sache der Menschheit oft mehr genügt, als wenn aus einem Dorian mittelmäßiger oder selbst verderblicher Bücher ein vereinzeltes Werk hervortritt, welches allgemeine Sensation erregt und oft mehr bewundert und gelobt als gelesen, und mehr gelesen als verstanden wird. Eine Nation braucht durchaus nicht alle 10 oder 20 Jahre eine „weltbegreifende“ Dichtung (um uns eines etwas ungeheuerlichen, „incommensurablen“ Goethe'schen Ausdrucks zu bedienen), und ihre geistige und moralische Gesundheit würde bald zu Grunde gehen, wenn nur alle 50 Jahre ein neues Religionsystem oder ein neues philosophisches System zur Herrschaft gelangte.

Sind die Richtung, die Stimmung und der Arbeits-

Charakter der Zeit der poetischen Production, dann aber auch den mit ihr in Beziehung stehenden Fächern, z. B. der Aesthetik, ferner der Philosophie, überhaupt allen rein theoretischen Untersuchungen schon an sich wenig günstig, so traten hierzu im vergangenen Jahre noch besondere Umstände, welche der literarischen Production im allgemeinen hinderlich waren. Wir brauchen kaum erst zu sagen, daß wir hierunter den Kriegslärm und die Kriegsängste verstehen, welche die Menschheit mehr als sechs Monate lang in Spannung und Athem erhielten und von deren Druck bei der Unsicherheit der allgemeinen politischen Lage wir noch immer nicht ganz befreit sind. Wenn die Geschicke auf irgendeinem Erdtheil Europas donnern und eine ganze Welt in Waffen steht, müssen die Musen schweigen; selbst der Puls der Wissenschaft fängt an auszuschlagen, je lebhafter und feberhafter die Pulse der Geschichte schlagen. Die materiellen Interessen sind gefährdet; das Kapital, freig und ängstlich wie es ist, schaffte sich zu den wirklichen Untholen noch allerlei Gespenster und vertreibt sich; Bücher werden wenig gekauft und daher auch wenige verlegt; die Zeitungslectüre verschlingt alles Interesse, und die Bulletins über die Fortschritte der Wissenschaften werden durch die Bulletins über die Fortschritte der Waffen dieser oder jener Kriegspartei, das Drama auf den Brethern, welche nur die Welt bedeuten, von dem Drama auf dem Welttheater selbst, alle epische Dichtung von dem wirklichen Kriegstheater aus dem Felde geschlagen. Die Männer der Wissenschaft werden ruhig und legen die von ihnen begonnenen Werke entweder für bessere oder sie lassen sich doch in ihrer Ausfertigung; die Lyriker fühlen sich wie vor den oder sammeln kriegsgeräusche Laute, um doch bleiben, und veröffentlichten sie in Form n, und die Bühnendichter verzichten darauf, ihre dramatischen Pläne für die künftige Wintersaison auszuarbeiten, weil sie nicht wissen, wie sich die Dinge bis dahin gestaltet haben werden. Was aber die Buchhändler betrifft, so sind diese sehr in der Annahme neuer Manuscripte, die nicht direct mit den Zeitereignissen zu thun haben; schon angenommene halten sie unter Verschluss, statt sie in die Presse zu schicken, und selbst die Ausgabe schon gedruckter Werke wird nicht selten bis auf günstigere Zeiten verschoben. So wenigstens verhält es sich während eines nur kurz dauernden partiellen Kriegs, der aber größere Dimensionen anzunehmen droht; bei länger dauernden Kriegen mag gerade der Ueberdruß an dem Tumult und den ewigen Bulletins über Menschenflächereien bei vielen ein nur um so tieferes Bedürfnis für literarische Genüsse hervorrufen.

Außerdem fiel in das vergangene Jahr die Jubelfeier Schiller's, die auch nicht auf die literarische Production ohne allen Einfluß blieb. Die producirenden Talente fühlten instinetmäßig, daß das Publikum zu sehr durch das Interesse für diese Größe der Vergangenheit wie überhaupt für die bevorstehenden Festlichkeiten in Anspruch genommen war, als daß dadurch der Antheil an ihren eigenen Erzeugnissen nicht mehr oder weniger beeinträchtigt

werden sollte. Nicht wenige hatten außerdem den Kopf überfüllt von Ideen zu Festprogrammen, Festzügen, Festreden, Festgedichten und Festtaffen; andere warfen sich mit heiligem aber einseltigen Eifer auf die Ausarbeitung von Schriften, welche Schiller's Leben und seine Werke betrafen; und überhaupt verbandet sich mit dem Vorbereiten zu solchen allgemeinen Nationalfesten, bei denen man vielleicht selbst eine mehr oder minder hervortretende Rolle zu übernehmen willens oder aufgefordert ist, ein Geist der Unruhe, der die Schaffens- und Arbeitslust stört, auf die dann selbst noch die Nachwirkungen nicht ganz ohne hemmenden Einfluß zu sein pflegen.

Der Ueberblick über die hervorragenden literarischen Erscheinungen des vergangenen Literaturjahrs, die wir nun folgen lassen und mit der wir manchem unserer Leser einen Gefallen zu erzeugen hoffen dürfen, schicken wir nur noch die Bemerkung voraus, daß wir uns dabei nicht strikt an die Jahreszahl 1869 halten, sondern auch auf solche einzelne literarische Publicationen des Jahres 1868, die in unserm vorläufigen Rückblick keine Erwähnung fanden oder weil sie zu spät im Jahre erschienen nicht finden konnten, zurückgreifen werden. Sollten wir dabei diese oder jene Schrift von Bedeutung übersehen, so mögen die betreffenden Verfasser uns dies nicht als eine von uns beabsichtigte Zurücksetzung auslegen, sondern diese Unterlassungsfünde mit der Masse des Stoffs, die wir zu sichten haben, freundlichst entschuldigen.

Zu denjenigen Branchen der literarischen Production, welche gegenwärtig mit dem größten Eifer und Erfolg angebaut werden, gehört das der Biographien und Charakteristiken berühmter oder verdienter Männer. Es ist dies ein Literaturzweig, der bei vielen die Lectüre von Romanen und überhaupt von Werken der Fiction mehr und mehr ersetzen zu wollen scheint; denn hier finden sie neben anregender Belehrung auch Spannung und Unterhaltung, wie sie die Darstellung interessanter Menschenschicksale immer gewährt, ohne doch in ihrer Theilnahme wie bei der Lectüre von Werken der Einbildungskraft durch die sich einmischende Vorstellung gestört zu werden, daß vielleicht gerade das, was sie am lebhaftesten fesselt und interessiert, eine bloße Erfindung des Verfassers sei. Das Interesse von Biographien beruht nun entweder darauf, daß der Geschilderte durch seine Leistungen bedeutend oder gar epochemachend wirkte, oder daß sein Lebenslauf reich war an anziehenden Momenten und merkwürdigen Verwickelungen oder daß sich darin das Ergebnis eines energischen Charakters offenbart, welcher sich durch ungünstige und widerstrebende Verhältnisse Bahn zu brechen und trotz aller Hemmnisse ein hohes Ziel zu erreichen wußte. Den höchsten Reiz werden aber Biographien ausüben, wenn an dem Geschilderten beide Vorzüge vereinigt zu Tage kommen. Man kann dies von Schiller allerdings sagen, und da außerdem noch der Umstand hinzukam, daß im vergangenen Jahre seine Säcularfeier begangen wurde, so ließ sich erwarten, daß die Zahl der bereits vorhandenen Werke und Schriften über Schiller

anscheinlich vermehrt worden würde. Dies ist nun allerdings der Fall gewesen. In dem umfangreichen, manches Neue enthaltenden Hallenschen Werke, dessen zweiter Band nur einige Monate vor der Säcularfeier in die Oeffentlichkeit trat, gestellten sich eine mehr auf culturhistorischer Grundlage ruhende, übersichtlicher und vollständiger gehaltene Biographie Schiller's von Johannes Scherr und eine andere von A. Spieß, während das aus Familienpapieren gezogene Werk: „Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen“, als ein Supplement zu allen Biographien des Dichters zu betrachten ist. Dazu kamen noch eine Menge kleinerer Schriften, in denen nur gewisse wichtige Perioden aus seinem Leben beleuchtet wurden, und zu denen z. B. die von mir selbst verfasste Einleitungsschrift zu der zweiten wohlfeilen Ausgabe des Schiller-Rörner'schen Briefwechsels: „Schiller's und Rörner's Freundschaftsbund“, J. O. Rönnefahrt's Schrift „Schiller und Goethe oder der 13. Juni 1794 ein Gegenstag der deutschen Nation“, Theodor Perschmann's Schrift: „Der Entwicklungsgang Schiller's in den Jahren 1785—95“, Julian Schmidt's Buch: „Schiller und seine Zeitgenossen“, u. s. w. zu zählen sind. In einer kleinen aber beachtenswerthen Schrift von Gottlieb Köhlin: „Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's“ ist an dem Beispiel beider Dichter nachzuweisen gesucht worden, daß ebenso wol die allzu isolirte bloß häusliche Erziehung als die allen häuslichen Einflüssen entrückte, allzu uniformirte und eingezwängte in Erziehungsinstituten ihre schweren Nachteile haben. Unter der Legion von Festreden, die seither auch im Druck erschienen sind, nennen wir hier vorläufig nur die akademische Festrede von Runo Fischer: „Friedrich Schiller“, theils weil dieselbe als ein selbstständiges Schriftchen zu betrachten ist und ein gedrängtes Bild von dem Lebens- und Bildungsgange des Dichters, namentlich in seiner jener Periode bietet, theils weil ihr als Anhang einige bisher noch ungedruckte und aus dem Universitätsarchiv gezogene Schriftstücke von Schiller's Hand, beigegeben sind. Stil und Darstellung sind auch hier, wie in Runo Fischer's früher erschienener Schrift: „Schiller als Philosoph“, glänzend. Der poetischen Verherrlichungen Schiller's, der Festspiele, zum Theil allegorischer Art, der Prologe u. s. w. gelangte bei dieser Gelegenheit ebenfalls eine unübersehbare Masse in die Oeffentlichkeit; doch glauben wir kaum, daß es der Lyrik diesmal so gelungen sei, Schiller zu verherrlichen, als dies dem Grabstichel in der Weich-Ramberg'schen „Schiller-Galerie“ gelang, deren Werth noch durch die begleitenden Erklärungen aus der geistreichen Feder Weich's wesentlich erhöht wird. Selbst dramatisch handelnd ließen einige Dichter den Gefeierten auftreten, so Ludwig Gårdt in dem Drama „Friedrich Schiller“ und Theodor Apel in dem Schauspiel „Dichters Liebe und Heimat“, welches letztere unter andern in Leipzig und Königsberg zur Aufführung gelangte. Vorläufig bemerken wir nur, daß, während Apel in seinem Drama ausschließlich die dresdener Episode aus Schiller's Leben behandelt hat, Gårdt in dem seinigen, eigentlich

einer dramatisirten Biographie, die ganze Zeit von 1782—90 zu umfassen suchte, doch gerade mit Ausschluß des dresdener Intermezzo. Wir verweisen jedoch auf unsere Artikel über die Schiller-Literatur in d. Bl., in welchen die dahin gehörigen Publicationen theils schon ausführlicher besprochen worden sind, theils soviel es der Raum erlaubt, demnächst noch besprochen werden sollen. Nur das möchten wir hier noch bemerken, daß eine wirklich vollständige Biographie und unparteiische Würdigung Schiller's erst durch das bei dieser Gelegenheit zu Tage geförderte Material möglich geworden, obschon wir denjenigen, der sich künftig dieser Arbeit unterziehen sollte, wol um das Verdienst, das er sich dadurch erwerben wird, aber keineswegs um die ihm zufallende Mühe, dieses Material zu sichten und zu verarbeiten, beneiden möchten, zumal da auch vieles, was die periodische Presse bei dieser Gelegenheit veröffentlichte, zum Zweck einer solchen Arbeit nicht wol übergangen werden kann. Wir glauben, daß sich derjenige ein Verdienst erwerben würde, der sich der Mühe unterziehen wollte, ein möglichst vollständiges Verzeichniß der bei Schiller's Säcularfeier erschienenen größern und kleinern Beiträge zur Schiller-Literatur und der bedeutendsten, wirklich neue Gesichtspunkte oder Mittheilungen enthaltenden Journalaufsätze zu verfassen, und zwar sobald als möglich, da die Schwierigkeiten und Mühen einer solchen Arbeit mit der Zeit begreiflicherweise nur zunehmen, vieles mit der Zeit auch gänzlich verloren geht.

Gleichsam um dem säculargefeierten Schiller den Thron des Jahres allein zu überlassen, erschien im vergangenen Jahre keine irgend nennenswerthe Schrift über das Leben und die Werke irgendeines unserer bedeutendsten Dichter, wenn man vielleicht die von Julian Schmidt verfasste Einleitung zu der neuen Gesamtausgabe der Werke von Heinrich von Kleist ausnimmt, oder nicht etwa Sophie Larocke, deren Leben in einem übrigens höchst fesselnden und auch culturhistorisch nicht unwichtigen Buche Ludmilla Affing beschrieben hat, zu den hervorragenden Dichterinnen rechnen will. Um so zahlreicher waren die Biographien von namhaften Männern, die auf andern Felde wirkten, besonders von Theologen. Es erschienen z. B. Biographien der beiden katholischen Kirchenfürsten Wittmann und Diepenbrock, die letztern von Diepenbrock's Nachfolger verfaßt; Wellermann beschrieb das Leben des Johannes Bugenhagen, L. Gurtze dasjenige des Kirchenliederdichters Philipp Nicolai, Auberlen dasjenige Schleiermachers u. s. w. Hieran schließen wir die Biographien der Pädagogen, des Regierungs- und Schulraths W. von Tüß (von ihm selbst niedergeschrieben und nach seinem Tode gedruckt), des Dr. Karl Mager und des Professors Gustav Evers, ferner die Schrift von Trendelenburg über den preussischen Staatsminister Freiherrn von Zedlitz, die, so gering auch ihr Umfang ist, viele interessante Beiträge zur Kenntniß des preussischen Schul- und Unterrichtswesens namentlich unter Friedrich dem Großen bringt. Den Anhängern der Innern Mission werden die von Widern mit einem Vorwort eingeleiteten Denkwürdigkeiten aus dem Leben

der wegen ihrer wahrheitsgetreuen Schilderungen hochgeschätzten Hamburgerin Amalie Sieveking und die unter dem Titel „Aus den Papieren einer Tochter Jung-Stilling's“ erschienenen Erinnerungen an Jung-Stilling und seinen Familien- und Freundeskreis vom Bruch sein. Das Leben und die Verdienste des Curators der göttinger Universitäts-Bibliothek, diejenigen des in Hamburg verstorbenen Buchhändlers und Historikers Christian Friedrich Wurm sowie des Malers Rosenius wurden in kleinen Schriften von anonymen Verfassern behandelt. Einen hervorragenden Zweck verfolgen die biographischen Schriften, welche Eduard Schmidt-Weissenfeld über Geng, Metternich und Schernbork verfaßt hat. Diese führen uns bereits mitten in die Zeitgeschichte, in die uns auch G. H. von Schubert's „Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin von Orléans“, schon dann vorzüglich die seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften der Verstorbenen hervorzuheben sind, und noch unmittelbar A. Gottschall's Biographie Napoleon's III. versetzen. Wichtigere noch sind für die Zeitgeschichte mehrere memoirenartige Werke, wie namentlich die „Denkwürdigkeiten“ von Bornhagen von Gasse, von denen der achte und neunte Band erschienen, der erstere vorzugsweise durch die Veröffentlichung politischer Geheimnisse des Fürsten Metternich, der zweite durch Mittheilungen aus der Ehegeschichte Baden's interessant, während die unter dem Titel „Unvergessenes“ erschienenen Denkwürdigkeiten der Dichterin Helmina von Chézy durch die Mannichfaltigkeit ihrer Mittheilungen über schriftstellerische Notabilitäten Frankreichs und Deutschlands und über politische Zustände besonders aus der Zeit des ersten französischen Kaiserreichs und der Befreiungskriege anziehend sind. Hierher gehören auch die meist sehr wichtigen politisch-militärischen Denkwürdigkeiten, wie die des Grafen Radetzky's, aus dessen Nachlaß, die des Livländers General von Löwenstern, herausgegeben von F. von Smitt, und die sehr inhaltreichen des Generals Grafen von Toll. Das Leben und Wirken des um die Vereinigten Staaten hochverdienten deutschen Landmanns F. W. von Steuben beschrieb A. Schmitt, und W. von Radowitz die kaiserlichen Thaten und Abenteuer des Karl Ludwig von Goltz. An diese memoirenartigen oder biographischen Werke schließen sich als Materialien verschiedene Briefsammlungen, z. B. W. von Humboldt's Briefe an F. G. Beckers, herausgegeben von R. Haym; die Briefe Schleiermacher's, die unter dem Titel „Aus Schleiermacher's Leben“ erschienen; die Briefe Heinrich von Kleist's an seine Schwester Ulrike, deren Herausgabe Robert Heinke besorgte; die Briefe des Dichters Heinrich Stieglitz an seine Charlotte aus der Zeit des Brautstandes, die, mit der dunkeln Selbstmordtragödie im Hintergrunde, von doppelter psychologischer Interesse sind, übrigens auch manches Anziehende über die geistigen und künstlerischen Zustände Berlins zur Zeit Hegel's enthalten. Inzwischen führt G. Dünker mit dem an ihm bekannten Forschungs- und Sammelstreife fort, die weimarer Briefsammlungen auszuräumen und ihren Inhalt zu veröffentlichen: so die Briefe Knebel's und seiner Schwester Henriette, die unter

andern auch manche merkwürdige Einblicke in die zur Zeit Goethe's und Schiller's in den aristokratischen Kreisen Weimars herrschenden Intimitäten eröffnen, und die unter dem Titel „Herder's Reise nach Italien“ von ihm und F. G. von Herder herausgegebenen Briefwechsel Herder's mit seiner Gattin in den Jahren 1788 und 1789.

Diese Vorliebe für alles Biographische und Memoirenartige hat auch das Gedeihen einer besondern Roman-gattung, des biographischen Romans, befördert, zu denen ragende Säulen, Fürstinnen, Mäler, Dichter u. s. w. herhalten müssen und den sich theils in den Schranken des Einzel Lebens hält, theils zu wirklich geschichtlicher Darstellung ausbreitet, wie in Th. Mundt's „Machopierre“, der mit seinem Vorläufer „Micabem“ ein instructives, erschütterndes und dabei ziemlich vollständiges Randgemälde der französischen Revolution bildet, welches allen denen zur Lectüre zu empfehlen ist, die sich mit dem Studium weltläufiger dramatischer Geschichtswerke nicht gern befassen oder aus Mangel an Ruhe nicht befassen können. Zu dieser Gattung gehört ferner „Dreissig Jahre“ von Luise Mühlbach, „Dorothea von Marland“ von A. von Sternberg, „Günther von Schwarzbürg“ von L. Schüding, von dem wir auch gleich hier den Roman „Paul Bronckhorst“ erwähnen wollen, in welchem ein vaterländisch deutscher Stoff behandelt ist und auch einzelne gelungenen humoristische Episoden anzutreffen sind. Selbst der alte Radeky, an dem man doch beim besten Willen nicht gerade viel romantische Eigenschaften aufzufinden vermag, wurde von A. Schnader in das Prokrustesbett eines historischen Romans gezwängt. Dem die Reformatoren vom ultrakatholischen Standpunkt zu einer Caricatur verzerrten Romanen des pseudonymen Konrad von Wolanden „Eine Brautfahrt“ und „Frenz von Eidingen“ stellte Th. König seinen Roman „Luther und seine Zeit“ gegenüber. Gelehrten-, Künstler- und Dichterrömane lieferten Julie Duxow („Johannes Kepler“), L. Lang („Wolfram von Eschenbach“), F. van Walsby („Lucas Cranach“), Rau („Berthoven“) u. a. Mehr oder weniger gehören zu dieser Gattung auch die Romane von G. Giesel und F. von Scharff-Scharfstein, beide unter dem Banner der Kreuzzeitungspartei die Feder führend, von jenem „Französische Hofgeschichten“, „Vor Jena“ und „Von Jena nach Königsberg“, von diesem „Denkwürdigkeiten eines Royalisten“, bei denen es auf eine lange Reihe von Bänden abgesehen zu sein scheint; ferner der Roman „Ein neuer Glaube“ von E. Lohedanz, dem Verfasser der „Marren des Glücks“ und „Der Standvogt von Jasmund“, von Ph. Golen, dessen Romanen sich nachrühmen läßt, daß sie sich durch einen natürlichen Fluß der Erzählung hervorheben. Wilhelmine Grieschard verlegt uns in ihrem interessanten historischen Roman „Die Humady“ in die glänzende Epoche der ungarischen Geschichte; Otto Müller im „Klosterhof“ in das Familienleben Bremens, dessen Schattenseiten nicht geschildert werden, S. Armand, dessen farbenreiche Darstellung an Scenalsfeld erinnert, in „Wie und Neue Heimat“ u. s. w. nach jener westlichen Hemisphäre, welche Goethe deshalb glück-

lich durch, weil sie ihm Mafste und keine alten verfallenen Schablonen, v. d. h. keine eigenliche Ubergangszeit, sondern eine stehende Gegenwart und eine große Zukunft hat. Von namhaften Romanschriftstellern und Romanschriftstellerinnen nennen wir noch ferner Hanns Bernth, die schon mit vier Bänden „Neue Romane“ in die Schranken trat, H. von Arnim, der lange Zeit geschwiegen und jetzt wieder durch einen Roman: „Ein Glückkind“, welcher in seiner ganzen Haltung und seinen Durchführung die insgesamten von dem Verfasser erlangte größte Reife bekundet, sich den Vorzügen seiner früheren Romane in Erinnerung bringt, und „Benoni“ von E. Wenschpögel, dessen „Friedemann Bach“ inzwischen eine zweite Auflage erlebt hat. Wenschpögel's nach dem großartigsten Plane angelegte geschichtliches Kundgemälde: „Der Baubauer von Uben“, der unter dem während der zwei oder drei letzten Jahre in Deutschland erschienenen Romanen ohne Zweifel die größte Emission erregte, fällt seiner Ausführung und dem Beginn seiner Beschäftigung nach nicht in das letzte Jahr, weshalb wir hier nur bemerken wollen, daß davon bereits der sechste Band erschienen ist.

In Erzählungen und Novellen war das vergangene Literaturjahr besonders fruchtbar. E. Willkomm's „Am häuslichen Herd“ und „Waldsee“, Gerstner's „Hell und Dunkel“, Giedlender's „Krieg und Frieden“, F. Ludwig's „Aus der Provence“, A. Weller's „Romänen“, A. Meißner's „Gefasene Geschichten“, A. Schuler's „Ausgewählte Erzählungen“, deren zweiter Band die Novelle „Das Geheimniß der Mutter“ enthält, Romane's „Erzählungen“ u. s. w. sind ganze Sammlungen von Erzählungen und Novellen, die meist wohl früher schon in Zeitblättern veröffentlicht waren. Hierher gehören auch „Leben und Lieben in Norwegen“, vier Novellen von Th. Rügge, dessen Roman „Verloren und gefunden“, beiläufig bemerkt, nicht den Erwartungen entsprechen zu haben scheint, zu welchen des Verfassers früheren Leistungen berücksichtigten; F. Spielhagen's „Auf der Höhe“, Ulrich von Lura's Erzählung: „Die Tochter des Wildbieres“, Hermann Schiffs gerühmte Erzählung „Regine oder das Haus Todtenstein“, welche den ersten Band seiner „Norddeutschen Volksbibliothek“ bildet, und E. Feigel's Erzählung „Walpurg“, die in Babeln zur Zeit Max Emanuel's spielt und als ein Erstlingswerk für das Talent des Verfassers ein sehr günstiges Vorzeichen erweckt. Die Dorfnovellistik ist inzwischen sehr zurückgetreten; doch nennen wir Ulrich von Lura's „Erzählungsgeschichten“ und W. Weyl's „Neue Erzählungen aus dem Nord“. Unter diesen hier angeführten Romanen und Erzählungen befindet sich viel Gutes, wodurch unsere schon früher ausgesprochene Ansicht bestätigt wird, daß den Deutschen die Novelle und die kleineren Erzählung im allgemeinen besser gelingen als große, viel- und bildhafte Romane, einzelne glänzende Ausnahmen natürlich ausgenommen. Diese Erscheinung beruht vielleicht auf denselben Gründen, wenn es zuzuschreiben ist, daß deutschen Dichtern das Miniaturpos in Form einer Ballade oft vorzuziehen, aber das Gede, sobald es Charakter und Maß

einer bloßen Idylle.

So sind auch an die Aste vorzüglich; geschehen nur sehr selten ja ebenso bei der die Anläufe sind oft act, wenn er über immer. Der Deutsch legt fast immer auf einen Bruch, der unlösbar ist, weil er mit seiner innersten Natur zusammenhängt.

Der Uebergang zur Humoristik ist uns durch einige Romane leicht gemacht, welche mehr oder weniger humoristischen Charakters sind, z. B. G. Smidt's „Der Rentier Rosentopf“, F. Stolle's „Der König von Tauharant“ (Bestandtheil der Lober'schen Romanbibliothek), der viel Ergötzlichendes enthält, S. Wessber's „Vollentstehung“, E. Schüller's „Von Quirats und Kalkstein“ und Karl Martenborg's „Die Väter der Stadt“. Ganz besonders gehdet hierher Karl von Holtei's neuester dreibändiger Roman „Die Hefelreiter“ (so wurden wol früher scherzweise in der Mark die Schleier genannt), worin, wie auch in den andern obengenannten Romanen, Scherz und Ernst miteinander abwechseln. Ganz vorzügliche Beachtung verdient der seine vorstehende, im Stil übrigens etwas manierirte Humor Jakob Corvin's (W. Raabe), des Verfassers der „Chronik der Sperlingsgasse“, der in seinem Roman „Die Kinder von Finkenrade“ und in seiner Novellensammlung: „Halb Wahr! halb mehr!“ von neuem beweist, daß sein Talent sich mehr für kleine Miniaturbilder, als für große Compositionen eignet, zu denen seine Erzählungsgabe doch nicht ganz ausreicht. Der gemüthvolle Humor Raabe's verschönert übrigens die Gegenstände, die er schildert, während es sonst den meisten Humoristen, die zugleich Satiriker und Besserung bezweckende Morakisten sind, eigen zu sein pflegt, möglichst eheulich und wahr zu sein und die Dinge so zu schildern, wie sie sind oder ihnen erscheinen. Wenigstens in unserer Zeit hat auch der Humor eine sehr realistische Richtung genommen, wie namentlich auch bei Holtei, und in seiner Abweichung gegen alle Sentimentalität und falschen Schimmer verliert der moderne Humor sich selbst oft ins Unschöne und Ungeschickte, wo es dann allerdings zuletzt auch mit allem Humor zu Ende geht und nur die nackte Wirklichkeit übrig bleibt, wie dies auch in J. Gundling's übrigens in scharfen Strichen ausgeführtem Roman „Advocat Schnobele“ der Fall ist. Zuweilen erscheint diese ungeschminkte Wahrheit, insofern das Wirkliche nur nicht vergrößert ist, was zuweilen auch geschieht, wenn auch unpoetisch, doch wenigstens schädlich als die idealisirende Verfälschung des Wirklichen, welche Gebrüchen und Mängel nicht nur verschweigt, sondern selbst beschönigt, übertüncht und überstrickt und sich nicht selten sogar in deutschen Romanen findet, die den Anspruch darauf machen, realistischer Art und ein getreues Abbild der Wirklichkeit zu sein. Zwei weitere Humoristen sind hier noch zu erwähnen: der schalkhafte Glasbrenner, der gesammelte Skizzen unter dem Titel: „Gu-

moristische *Table d'Hôte*", und E. Kossat, der „Berliner Federzeichnungen“ in zwei Bänden herausgab; ferner zwei satirische Dichtungen: „Die Micheliade“, von Bernward Kooke, in welcher der kleine Bremer Michel neben dem großen deutschen Michel, und das satirische in der Schweiz anonym erschienene Drama „El Principe de la Paz und die Micheline“, worin neben dem großen deutschen Michel der noch größere europäische gezeffelt wird. Inzwischen fuhr der in Leipzig lieferungsweise erscheinende „Hauschatz der deutschen Humoristik“ fort, charakteristische Proben nicht bloß der neuern und neuesten, sondern auch der ältern und ältesten deutschen Humoristik mitzutheilen, und aus dem Kreise der letztern auch manche bisher übersehene Seltenheit und Curiosität ans Licht zu ziehen.

Von hier wäre der bequemste Uebergang zum deutschen Lustspiel, über das aber nicht viel Rühmliches zu vermelden ist. Im Grunde haben wir kein einziges von hervorragender Bedeutung zu nennen. Kleinere Blicke, die einzeln oder in dramatischen Jahrbüchern und Almanachen erschienen, wollen wir lieber gar nicht und auch G. zu Putlitz' „Wadecuren“ nur nebenbei erwähnen. Von Amerika herüber kamen und die in Newyork erschienenen „Lustspiele“ von Heinzen, die zwar in ihrer Art merkwürdig und in sittengeschichtlicher Hinsicht interessant genug sind, aber schwerlich auf irgendeine literarische Bedeutung Anspruch haben und bei allen charakteristischen Eigenschaften mehr den Curiositäten beizuzählen sind. Eine einseitige Theorie, die capriciöse Einbildung, daß nur das hohe pathetische Drama eine poetische Berechtigung habe, scheint unsere vorzüglichsten dramatischen Kräfte davon abzuhalten, sich mit ausdauernder Eingebung dem Lustspiel zu widmen, obschon die Klage doch allgemein ist, daß die Deutschen den englischen, französischen und spanischen Lustspielbüchern und selbst einem Holberg keinen gleichberechtigten Lustspielbüchler zur Seite zu stellen haben. „Hopf und Schwert“ von Guklow bleibt unter den neuern Lustspielen wol noch immer das hervorragendste; im allgemeinen werden wir aber sagen müssen, daß die Sucht, politische Lustspiele nach dem Zuschnitt des Scribe'schen „Glas Wasser“ zu schreiben, dem Aufkommen eines wirklich deutschen Lustspiels im hohen Grade hinderlich gewesen ist. Zu den neuesten Versuchen dieser Art gehören auch die Lustspiele „Der Oberrock eines Diplomaten“ von Grand und „Unsere Freunde“ von Max Ring, die jedoch noch nicht im Buchhandel erschienen sind und auf den Bühnen, im ganzen genommen, nur einen zweifelhaften Erfolg gehabt haben. Eine bedeutende und fördernde Bereicherung wird durch sie der deutschen Lustspiel-literatur jedenfalls nicht zuwachsen, obschon es beiden Stücken nicht an gelungenen Einzelheiten und dem von Max Ring auch nicht an tiefen Beziehungen fehlt. Aber es bleibt doch wol immer ein Hauptvorzug und eine Hauptaufgabe des Lustspiels, ein Spiegel nationaler Sitte und Kultur zu sein und neben Schwächen und Gebrechen, die überhaupt des menschlichen Fleisches Laß und Erbtheil sind, besonders auch die nationalen Lächerlichkeiten, und zwar in allen Schichten der Gesellschaft, zur Anschauung zu bringen und dadurch

bessernd und veredelnd zu wirken. Woher pikante Ueberraschungen, frappirende Zufälligkeiten und ausgeflügelte, aber in dieser Weise nicht mögliche Intriguen, wie sie ganz im Gegensatz zu dem großen Charakterlustspiel Molière's die Hauptthebel der modernen französischen Comédie sind, um zuletzt doch immer nur auf die Verheirathung eines Liebepärchens hinauszuweisen, haben noch nie ein Lustspiel von literarischem Werth und von sittengeschichtlicher Bedeutung hervorgebracht.

Bedeutender und gehaltreicher ist die Jahresausbeute auf dem Gebiete des ernsten Dramas und der Tragödie, wobei wir bemerken, daß die Nachwirkungen des hemmenden und niederdrückenden Einflusses der Kriegsperiode sich auf diesem Gebiete ohne Zweifel erst im nächsten Jahre zeigen werden; denn während die vorige Winteraison den deutschen Bühnen eine beträchtliche Zufuhr von neuen und zum Theil recht brauchbaren Stücken einbrachte, scheinen die Bühnen in der diesmaligen um wirksame Novitäten ziemlich in Verlegenheit zu sein. Der Brauch, Stücke drucken zu lassen, bevor sie die Generalprobe auf der Bühne bestanden, scheint ohnedies mehr und mehr abzukommen, und mit Recht, da dramatische Dichtungen sicherlich von Privatpersonen jetzt fast gar nicht gekauft und von Leihbibliotheken-Abonnenten nur wenig gelesen werden. Um Leser zu finden, müssen sie auf den Bühnen schon ein sehr bedeutendes Aussehen erregt haben. Man mag dies Factum beklagen, da darüber allerdings manches Drama von poetischem Werth ungedruckt und, wenn gedruckt, ungelesen bleibt; nur leider gibt es kein Mittel, den Mangel an Lesern zu beheben, der sich fast schon seit Anfang des Jahrhunderts, wenigstens seit dem Ablauf des ersten Decenniums immer mehr dem Drama ab- und dem Roman zugewandt hat, eine Richtung zu Gunsten der Dramenlectüre zu geben. Und gestehen wir es nur, daß, wenn es wirklich einmal eine Zeit in Deutschland gab, in der auch das Drama populär war und einen nicht unansehnlichen Posten im Budget der Verleger bildete, diese Popularität im Grunde doch nur auf das ungeflachte Mitter- und Auberdrdrama und höchstens noch auf das sentimentale, übertriebene Empfindungen in übertriebenen Lebensarten ausbreitende bürgerliche Drama sich beschränkte: jenes Drama, in welchem niemals ein schlechter Minister oder Kammerherr fehlen durfte, der ein zärtliches Liebespaar unglücklich machte, seinen guten Wünschen betrog, zuletzt aber als Scheusal entlarvt und zum Vergnügen der Leser durch die poetische Gerechtigkeit gehörig abgestraft wurde. Mit diesen Gattungen ist der eigentliche Herzgantztheil, den die Masse der Leser früher am Drama nahm, im Grunde so gut wie erloschen. Denn solche populäre Elemente finden sich in dem neuern Drama nicht mehr. Die Erzeugnisse der dramatischen Muse Deutschlands bieten in ihrem Ensemble auch einen sehr effectischen buntfarbenen Anblick. Da haben wir zuvörderst diejenigen, welche antike Stoffe behandeln: Seyse's Priestertrauerspiel „Die Sabinerinnen“, H. Persch's „Sophonisbe“, Freitag's „Die Fabier“, D. Warbach's „Hippolyt“ und „Medea“, Koh-

mann's „*Apollon Claudius*“, von denen allen nur die beiden erstgenannten Tragödien zur Aufführung gekommen sind. Wer für unsere Person sind zwar ebenfalls der Ansicht, daß die antike Welt an tragischen Stoffen und tragischen Charakteren reicher ist als alle nachchristliche Zeit; aber der Anschauungs- und Empfindungsweise unserer Publikums sind sie ein für allemal entfremdet; sie erregen kein Mißgefühl nicht; sie nöthigen ihn höchstens eine kalte Bewunderung ab. Dann kommen die Tragödien, welche aus dem frühesten Mittelalter geschöpft sind, wie F. A. Maercker's „*Karl Martell*“, denen sich aber unser Publikum auch nicht zu befreundet vermag; hat es doch bisher selbst noch nicht gelingen wollen, es für die deutsche Kaisergeschichte zu begeistern, weshalb wir auch dem neuen „*vaterländischen Drama*“ von E. Lemppel: „*Sie Welf, die Waißlingen*“, kein sehr großes Entgegenkommen seitens des Publikums in Aussicht zu stellen vermögen. Schiller allein, der jeden noch so spröden geschichtlichen Stoff flüssig zu machen und mit dem modernen Bewußtsein in Einklang zu setzen wußte, wäre wol der Mann dazu gewesen, die mächtigen Gestalten der deutschen Kaisergeschichte auch zu bühnenvirksamen Erscheinungen zu erheben und aus dem Historischen ins Theatralische zu übersetzen. Aber Schiller, der überhaupt ein viel modernerer Mensch war als man zu glauben scheint, gehörte keineswegs zu den wenigen damals lebenden Deutschen, welche wie Klopstock sich noch an den Erinnerungen der deutschen Kaiserzeit zu erheben wußten, obgleich der großartige weltgeschichtliche Kampf zwischen Kaiser und Papst genug Momente enthält, welche einen Geschichtsdichter wie Schiller zu dramatischer Behandlung auffordern und begeistern konnten. Näher liegen dem heutigen Publikum die Konflikte, welche der Uebergang aus der spätern Zeit des Mittelalters in die neuere hervorbrachte, die Konflikte zwischen dem reichen Bürgerthum, das sich seiner Bedeutung bewußt geworden, und der Fürstenmacht, dem Royallismus und dem Demokratismus, wie sie von D. von Redwig in seiner „*Philippine Welfer*“, übrigens einem doch mehr für novellistische Behandlung geeigneten Stoff, von H. Laube im „*Montrose*“ oder von B. Rohmann in „*Oliver Cromwell*“ behandelt wurden. Erstgarn Weisfall auf der Bühne als die genannten Stücke von Laube und Redwig fanden H. Herß's Schauspiel „*Anna-Liese*“, bei der Aufführung unvergleichlich interessanter als bei der Lectüre, G. von Meyern's „*Heinrich von Schwerin*“, ein Drama, das sich für das deutsche Interesse mit den dänischen Bärenhäutern tüchtig herumschlägt, und das historische Schauspiel von G. zu Buttig: „*Das Testament des großen Kurfürsten*“, mit preussisch-hohenzollernschen Tendenzen, die auch sonst in Schau- und Lustspielen ihre Vertretung fanden. Literaturdramen, in denen meist der Kampf des Genius gegen den Widerstand der stumpfen Welt dargestellt wird, waren diesmal besonders häufig. Die Dramen von Th. Apel und L. Eckardt, in welchen Schiller als handelnder Held auftritt, haben wir schon oben genannt. Hierzu kommen in gegenwärtiger Nummer weiter unten ausführlicher

besprochene Drama von A. Grün: „*Friedrich*“, welches die fesselhafter Episode aus dem Leben Goethe's behandelt; ein Lustspiel: „*Goethe hinter den Coulissen*“, von dem pseudonymen Theobald Klarer, bis jetzt freilich nur Bühnenmanuscript, das wir aber doch der Vollständigkeit wegen nennen; und die Dramen „*Christian Grabbe*“ und „*Charlotte Stieglitz*“ von Sanct-Hilar, letztere ohne Zweifel sehr wunderliche Producte, da sie ganz abnorme Charaktere und abnorme Verhältnisse zum Gegenstande haben, Producte, deren Publikum wahrscheinlich nur aus ihrem Verfasser besteht. Gedruckt erschienen auch A. Meißner's „*Dramatische Werke*“, Auerbach's Drama „*Der Wahrspruch*“ und Wolffsohn's Schauspiel „*Die Sternnacht*“. Rechnet man hierzu die Dramen, die aufgeführt, aber noch nicht gedruckt sind, so wird man gestehen müssen, daß sich unsere dramatischen Dichter an den ihnen von gewisser Seite erteilten Rath, alles Dichten für die Bühne lieber ganz bleiben zu lassen, sehr wenig kehren. Und doch wol mit Recht. Unsere Bühnen leben so schon nur zu sehr von ausländischem Proviant; dies würde uns so mehr der Fall sein, je mehr sich unsere dramatischen Dichter der Bühne entzögen, und so zuletzt das deutsche Element von der ohnehin schon hinlänglich kosmopolitischen deutschen Bühne gänzlich verschwinden. Und ist nicht unsere Zeit ebenso berechtigt, ihre Bühnendichter zu haben, wie die Zeit Goethe's und Schiller's, Iffland's und Kogebue's?

Wenden wir uns zur Lyrik, so werden wir sagen müssen, daß die lyrischen Dichter der Gegenwart überhaupt einen ziemlich schweren Stand haben. Zwar der Frühling mit seinen Blüten kehrt alljährlich wieder und auch die Liebe als Lust, als Trauer, als bloße Sehnsucht und unbestimmtes Verlangen sucht noch die Herzen unserer jungen Dichter heim. Aber sie finden kein gläubiges naives Publikum mehr, welches einen neu aufstehenden Dichter mit denselben Entzücken begrüßte, mit dem man nach der langen Winterode die erste Lerche begrüßt. Das Publikum stellt sich bei den Säkularfeiern unserer Dichter wol so an, als könne es noch für Poesie und Idealismus schwärmen, aber diese Begeisterung ist bei den wenigsten von echter und dauerhafter Farbe. Mit dem Schweiß, den das Alltagsgeschäft, der selbstsüchtige Erwerb, die nie rastende Speculation auf den Stürnen hervorrufen, schwindet auch die Schminke dahin. Die Theilnahme an politischen Combinationen und confessionellen Streitigkeiten und die wissenschaftliche Forschung, die nur im Detail krant, ruft bei vielen Gemüthsverhärtungen und Gleichgültigkeit, wenn nicht Haß gegen alle Kunst und Poesie hervor. Die Geister werden immer böotischer, und auch die Seelen unserer Dichter widerstehen in der Regel nicht sehr lange den Versuchungen des modernen Lebens, von denen meist auch sie innerlich wie mit Rost überzogen werden, während vielleicht ihre Außenseite noch ganz blühblank erscheint. Die sittlich-religiösen Ideen, welche von den seraphischen und hymnologischen Dichtern aus der Klopstock'schen Zeit gefeiert wurden, die idealen Gestaltungen und die tiefsinnige Symbolistik, durch welche unsere classischen Dichter wirk-

ten, die märchenhaften Bilder und Räume, in denen sich unsere Romantiker bewegten — diese ganze, schöne, reiche, herrliche Welt ist so gut wie versunken und lebt nur noch in der Erinnerung; denn ein moderner Dichter darf nicht wagen, sie anzubauen; er würde damit kein Publikum mehr finden, oder nur ein sehr geringes Häuflein. Ganze Dichtgattungen und Dichtformen sind außer Kurs gesetzt, und andere werden es demnächst wahrscheinlich werden. Man hat gesagt, Schiller, wenn er jetzt aufstände, würde wol der Mann gewesen sein, auch den materiellen Fortschritten unserer Zeit eine dichterische Seite abzugewinnen, und man hat zum Beweise dafür auf die seltene Meisterschaft hingewiesen, mit welcher er z. B. die Technik des Glockengusses dichterisch behandelt habe. Wahrscheinlich meint man, Schiller würde in unsern Tagen ein „Lied von der Locomotive“ schreiben. Aber die Glocke — so wenig Schiller auch ihre kirchliche Bedeutung, ihre Mission, die Gemeindeglieder zu gemeinsamem Gottesdienst zusammenzurufen, hervorgehoben hat — mahnt doch an etwas Höheres; ihre Functionen sind symbolischer und nur friedlicher Art; ihre Gestalt ist gefällig; ihre Klänge erheben das Herz. Dagegen das ungeheuliche, kameelartige Ungethüm, die Locomotive, mit ihrem widerlichen Getöse und Gepolter, ihrer zermalmenden Gewalt, wenn ihr etwas Lebendes in den Weg kommt, mit ihrer dämonisch rasenden Schnelligkeit in gelegten Schienen, einen langen häßlichen Zug von Wagen hinter sich herschleppend, vollgepackt mit einander gleichgültigen Menschen, die nichts weiter begehren als möglichst rasch und möglichst wohlfeil von einem Ort zum andern versetzt zu werden! Ein Eisenbahnzug bildet in jedem Landschaftsgemälde nur einen unangenehmen störenden Gegenstand, und man kann annehmen, daß was in der Malerei unschön erscheint, auch für die Poesie fast niemals ein sehr geeignetes Thema sein wird.

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß sich im Gegensatz zu dem Materialismus und der Triviolität der Zeit eine stille Gemeinde erhalten oder gebildet hat, welcher nur solche lyrische Erzeugnisse kaufe und lese, die didaktischen und erbaulich = beschaulichen Charakters mit mehr oder minder religiöser Färbung sind, und daß diese Gemeinde keineswegs eine kleine ist, dafür zeugt der Umstand, daß manche Sammlungen dieser Art zahlreiche Auflagen erlebt haben, Spitta's „Psalter und Psalter“ sogar weit über zwanzig. Auch sind auf diesem Gebiete im letzten Literaturjahre mehrere sehr anerkanntwerthe Gaben erschienen; wir nennen nur R. E. Ebert's „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes“, die übrigens keineswegs frommelnder Art sind und deren Verfasser die sozialen und sittlichen Gebrechen der Zeit mit kräftiger Hand aufzuheben weiß; A. Peters' Gedichtsammlung „Natur und Gottheit“; J. Hammer's „Auf stillen Wegen“, worin jedoch das eigentlich lehrreiche Element mehr zurücktritt als in den meisten seiner frühern Sammlungen; „Der Stunden Gottesgruß“, eine didaktisch = episch = symbolische Dichtung von Franziska Gräfin von Schwerin, die rasch eine zweite Auflage erlebte; die Gedichte von Rulke und

Wilhelmine Preuss, von noch ausgesprochenem geistlich-glückseligen Charakter und anheim. Nur beschränkt diese Richtung doch sicherlich nicht die Mehrheit unserer Generation, und manche ihrer lyrischen Vertreter neigen sich zu einem Duldsinn, welcher schwerlich in dem Charakter ausser arbeitssamen, rastlos vorwärtsstrebenden Zeit liegt und bei weiterer Ausbreitung einer gesunden Einsicht der Poesie hinderlich werden könnte. Von andern Gedichtsammlungen, die in letzter Zeit erschienen sind, nennen wir noch, ohne uns auf eine Charakteristik derselben einzulassen, da sie theils schon in d. M. besprochen worden sind, theils noch besprochen werden sollen: J. Rener's „Winterblüten“, G. Pröpper's „Gedichte“, F. W. Gubig's „Gedichte“, gewissermaßen ein poetisches curriculum vitae eines würdigen Veteranen der Literatur, M. Pohl's „Gedichte“, F. von Blomberg's „Bilder und Romanzen“, Tempelmeier's „Mariengarn“, G. von Binde's und P. J. Willag's „Gedichte“, D. L. Heubner's „Klänge aus der Halle in die Heimat“, L. Heides's „Meine Mitgefangenen“ u. s. w. Die vielleicht eigenstümlichste Erscheinung auf dem Gebiete der Lyrik rührte von einer Frau her, und zwar von einer leider bereits verstorbenen; wir meinen die „Lezten Gaben“, nachgelassene Gedichte und Erzählungen von Annette von Droste-Hülshoff. Unsere einmal ausgesprochene Hoffnung, daß unsere jungen Dichter zur Besinnung gekommen und nicht mehr von der frühern Lebenshaft, sich sobald als möglich gedruckt zu sehen, besessen seien, scheint sich nicht zu erhalten, denn kaum sind die Zeiten ruhiger geworden, als auch schon von allen Ecken und Enden wieder Gedichtsammlungen emporstehen, die alle hier zu nennen zu weit führen würde. In vermehrten Auflagen erschienen Dingeldey's, G. Kittershaus's, Ruperti's „Gedichte“; G. Schulze's (aus Dellsch) „Mein Wanderbuch“ u. s. w. Die Zeit der Kriegsnöthe erzeugte begreiflicherweise auch eine ziemliche Menge vaterländischer und kriegerischer Poesien, meist jedoch nur sehr dünne Heftchen oder bloße Flugblätter, die denn meist auch spurlos verweht und verschwunden sind. Wir nennen hier nur Hoffmann's von Fallersleben „Deutschland über alles“, Maunier's Sonette „In Catilinam“, Gruben's Terzinen „Constante ac sincero“ (hintereinander zwei lateinische Titel zu deutsch vaterländischen Dichtungen!), Julius Rodenberg's „Deutsche Antwort auf welsche Lieber“. Auch F. W. Rogge's lyrische Rhapsodie: „Aus Westmünster = Abtei“, kann wegen der darin enthaltenen patriotischen Mahnungen hierher gezählt werden.

Die Hoffnungen, welche einige an die moderne lyrische Epik knüpften, daß sie nämlich im Laufe der Zeit zu einem wirklichen Epos führen werde, haben wir im Grunde nie getheilt, da diese Gattung uns mehr aus einer speciellen Liebhaberei der Dichter, als aus einem wirklich vorhandenen Zeitgeschmack hervorgegangen zu sein schien. Aus letzter Zeit wählten wir von dieser Gattung keine hervorragende Dichtung zu nennen außer denen, die wir schon im vorjährigen Rückblick genannt haben. Dagegen haben wir eine in unsern Tagen seltene Erscheinung, die

wirklich geschichtliches Dichtungsgebiet: „Die Hohenstaufen. Ein Epos in sechs Gesängen“, dessen Verfasser sich auf dem Titel nicht genannt hat, hervorzuheben. Es ist ein Werk von patriotischer Gesinnung und gewissenhaftem Fleiße, dem wir nur eine regere Theilnahme des Publikums wünschen, als dieses sonst für solche Schöpfungen an den Tag zu legen pflegt.

Sehen wir zu den Schriften über, welche sich mit der Aesthetik und der Theorie der Dichtkunst und der Künste beschäftigen, so ist, trotz der Ungunst der Zeiten, auch auf diesem Gebiete ziemlich viel und darunter manches Gute erschienen. Carriere veröffentlichte eine vollständige Wissenschaftslehre des Schönen in seiner „Aesthetik“, Wüster lieferte eine Schrift „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst“, Gottschall schrieb, wesentlich vom Standpunkt der Modernität, eine „Poetik“, Gruppe behandelte die „Deutsche Uebersetzungskunst“, wobei er auch viele allgemeine Punkte der Poetik und der poetischen Technik zur Sprache brachte. Gleichsam eine Aesthetik des Lebens lieferte A. Jung in seiner Schrift: „Das Geheimniß der Lebenskunst“. Was die Dramaturgie und das Theater betrifft, so sind besonders Th. Möhscher's „Kritiken und dramaturgische Abhandlungen“, Lau's Sammlung von Skizzen „Zur Auswahl“, die kleine Schrift von Bilz: „Die dramatische Frage der Gegenwart“ und die von G. Dunder herausgegebene Schrift: „Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director“, meist Iffland'sche Aufsätze über scenische Darstellung und Dramaturgie enthaltend, vorzugsweise zu nennen. Dramatische Dichtungen, an denen sich fortwährend der Scharfblick der Interpreten versucht, bleiben noch immer Goethe's „Faust“ und Shakespeare's „Hamlet“. Als Einleitungsversuch zum ersten Theil des „Faust“ gab D. Asher heraus: „Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust“. Für die Erklärung des zweiten Theils sorgten unter andern H. Dünker und A. Schuetzger in eigenen Schriften. Vom „Hamlet“ lieferten D. B. Storrerich und R. Rohrbach ziemlich umfangreiche Erklärungen, zu welchen noch die im zweiten Bande von F. Kretzschmar's schätzbaren „Vorlesungen über Shakespeare“ kommt; den „Kaufmann von Venedig“ beleuchtete W. Bernhardt. Auf musikalischem Gebiete dauerte der Streit zwischen der altorthodoxen Schule und ihren Epigonen einerseits und den Anhängern der Zukunftsmusik fort. Den Standpunkt der letztern verteidigten F. Brendel, der Herausgeber der „Anregungen“ und der „Neuen Zeitschrift für Musik“, in der Broschüre: „Franz Liszt als Symphoniker“, Sobolewsky in der Schrift: „Das Geheimniß der neuesten Schule der Musik“, und ein Anonymus in der Broschüre: „Wagner's Lohengrin und die Kritik der berliner Tagespresse.“ Auch für Laien interessant sind A. W. Ambros' „Culturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart“ und die „Musikalische Rundschau über die drei letzten Jahrhunderte“ von J. M. Fischer. Sehr zu bedauern ist, daß G. Kobe wegen schwankender Gesundheit darauf verzichten mußte, seine „Klingenden Blätter für Musik“ fortzusetzen; um so willkommener heißen wir die Aufzeich-

1860. 1.

nungen, die der würdige und gemüthvolle Mann, welcher sich noch der Gunst Goethe's und Zelter's zu erfreuen hatte, unter dem Titel: „Aus dem Leben eines Musikers“, herausgegeben hat. Auf dem Gebiete der Kunstästhetik nennen wir A. Geffert's „Kunstbriefe“, deren erstes Heft das „Kunststückwort“ behandelt. J. Braun, einen eigenthümlichen Standpunkt einnehmend, unterwarf im zweiten Bande seiner „Geschichte der Kunst“ Kleinasien und die hellenische Welt seiner Untersuchung.

Die allgemeine deutsche Literaturgeschichte war auch im letzten Literaturjahre durch mancherlei Werke von Bedeutung und Interesse vertreten. Wolfgang Menzel's dreibändiges Werk: „Deutsche Dichtung“, enthält in Bezug auf die älteste Periode der deutschen Literatur manches Treffliche, und vielleicht ist die deutsche Märchendichtung noch nicht so gut behandelt worden, als von Menzel. Aber von der Reformation an trübt und verfinstert des Verfassers bekannter Parteistandpunkt seinen Blick, und namentlich von der Zeit unserer classischen Dichter an ist das Werk nur mit größter Vorsicht zu brauchen, zumal da der Verfasser in den Auszügen und Inhaltsangaben höchst ungenau, leichtfertig und wie es scheint oft mit Absicht entzerrt zu Werke geht. Da aber Menzel seinen Anhang hat, der mit ihm durch dick und dünn zu gehen gewohnt ist, so muß man es August Boden doppelt Dank wissen, daß er die gründlichsten Forschungen anwandte, um in einer besondern Schrift, welche wir noch speciell zu besprechen uns vorbehalten, die oft Verleumdungen gleichkommenden Irrthümer nachzuweisen, welche Menzel sich unsern Glasfäsern gegenüber zu Schulden kommen ließ. J. W. Loebell setzte sein dankenswerthes Werk: „Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode“, fort. J. W. Schaefer, dessen Leben Goethe's in zweiter revidirter Auflage erschien, besorgte eine zweite Auflage der für das große Publikum und namentlich für das weibliche bestimmten Deser'schen Literaturgeschichte; Hoffmann von Fallersleben brachte als Ausbeute seiner umfangreichen Lectüre in seinen „Eindlungen“ manche recht werthvolle literarhistorische Beiträge aus älterer und neuerer Zeit; R. Bruch charakterisirte von seinem Standpunkt in einem zweibändigen Werke: „Die deutsche Literatur der Gegenwart“, das Decennium 1848—58, und Schmidt-Weißensfeld lieferte in seinen „Charakteren der deutschen Literatur“ eine Gallerie literarischer Porträts von Schriftstellern und Dichtern der Gegenwart. Die vom Glück begünstigste aller deutschen Literaturgeschichten von G. Wilmar hat inzwischen bereits eine achte Auflage erlebt.

Die Culturgeschichte und die Ethnographie vermehrten sich auch im letzten Literaturjahre mit vielen sehr werthvollen Beiträgen. Wir rechnen dahin besonders Wachsmuth's „Geschichte der deutschen Nationalität“, wovon vor kurzem der erste Band erschienen ist, Niehl's „Culturstudien aus drei Jahrhunderten“, Freitag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, Hermann Almer's „Menschenbuch“, F. Schönbut's Werk „Aus der Oberpfalz“, F. E. W. Ave-Lallemant's höchst instructives Werk „Das

deutsche Gaunertum", G. Weigelt's „Die nordfriesischen Inseln“, A. Kuhn's „Sagen aus Westfalen“, Hansen's die Herzogthümer Holstein, Schleswig und Lauenburg und die Hansestädte Hamburg und Lübeck betreffendes Werk, mehrere Schriften von dem originell und zuweilen tief, aber etwas eigensinnig beobachtenden und nicht sehr logischen B. Goltz, wie „Der Mensch und die Leute“, „Zur Physiognomie und Charakteristik des Volks“ und „Die Deutschen“ u. s. w. Den Frauen wurden mehrfache Studien gewidmet, von demselben Goltz, von J. Scherr u. a.

Der Ethnographie schließt sich zunächst die Reiseliteratur an. Mit Beiseitelassung der Reisewerke von wirklich wissenschaftlichem Gepräge wie des großen, übrigens auch in einem Auszuge erschienenen Barth'schen Reisewerks, nennen wir namentlich folgende, die mehr der sogenannten Touristenliteratur angehören, dabei aber doch durch zum Theil sehr interessante Mittheilungen auch den Wissenschaften der Geographie und Ethnographie zugute kommen: R. Avc-Lallemant's „Reise durch Süd-Brasilien“, Kohl's „Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten“ und „Ritschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See“, Möllhausen's „Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee“, R. Witte's „Alpinisches und Transalpinisches“, A. Geffert's „Skizzen und Erzählungen aus Irland“, Th. Mundt's „Italienische Zustände“, auch zur Kenntniß der politischen Verhältnisse Italiens nicht unwichtig, A. Meißner's Schrift: „Durch Sardinien“, G. Lessing's „Torso und Corso“ (ein gezierter Titel, der jedoch vom Lesen der interessanten Schrift nicht abschrecken sollte), L. A. Frankl's „Nach Jerusalem“, eine Reise-schrift, deren hauptsächlichstes Interesse auf den Mittheilungen über den Zustand der Juden im Heiligen Lande beruht, W. Hauser's „Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen“, höchst amüsant, aber vielleicht nicht immer ganz glaubwürdig, J. Rodenberg's „Wanderchronik“ und „Alltagsleben in London“.

Von Geschichtswerken können wir hier nur diejenigen nennen, die geeignet sind, auch in weitem Kreise Verbreitung zu finden und zu denen folgende gehören dürften: A. L. von Rochau's „Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums“, als erster und zweiter Band der von Biedermann herausgegebenen „Staatsgeschichte der neuesten Zeit“, A. Schmidt's „Zeitgenössische Geschichten“ und Venedey's „Geschichte des deutschen Volks“. Von Gerwinus' großartigem Werke: „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit dem Wiener Vertrage“, erschien ein vierter Band, von Ranke's „Englischer Geschichte“ der erste, und von L. Häuffer's „Deutscher Geschichte“ eine zweite Auflage.

Was die Militärgeschichte betrifft, so hat diese und speciell die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs in dem zweibändigen, von dem frühern preussischen Staatsminister von Westphalen nach einem nachgelassenen Manuscript eines Stammvordern herausgegebenen Werk: „Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig“, eine wesentliche Bereicherung gewonnen. Wir bemerken hierbei, daß gerade auf dem Gebiete des Militärwesens die

einzig wichtige und neue Streitfrage angeregt worden ist, wie meinen diejenigen, welche Schulz-Wodmer in seinem Werke „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft“ erhoben, begründet, und in der kleinen Schrift „Entwaffnung oder Krieg“ mit neuen zeitgemäßen Daten belegt hat.

Wir sagen, es sei dies die einzige neue Frage, welche im vorigen Jahre zur Debatte kam; wenigstens wurde sie noch niemals in so wissenschaftlicher, mit allen statistischen Hülfsmitteln unterstützter Weise begründet als dies von Schulz-Wodmer geschehen ist. Die naturwissenschaftlichen, theologischen und philosophischen Streitfragen dagegen reichen schon in frühere Jahre zurück. In diese Streitfragen können wir uns hier nicht tiefer einlassen; wir bemerken nur, daß die Schrift von A. von Gloß: „Wie viel entdeckte bis jetzt die neuere Naturwissenschaft?“ als eine der schärfsten und schlagendsten Beweisführungen gegen den Materialismus betrachtet wird. Auf dem Gebiete der Theologie möchten wol Karl Schwarz' „Predigten aus der Gegenwart“ am tiefsten und klarsten das aussprechen, was alle christlich Gesinnten, aber von den vielfachen Verunstaltungen des Christenthums Abgestoßenen wünschen, wollen und hoffen. G. Frant schrieb eine Geschichte der jenaischen Theologie und bair. Charakterisirte die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart. Nennen wir außerdem noch den zweiten und dritten Theil von Bunsen's Werk: „Gott in der Geschichte“, und die Nachlasschrift Theodor Rohmer's: „Die Religion Jesu“, so möchten wir wol diejenigen Werke theologischen Inhalts genannt haben, die vorzugsweise auch von dem Laien beachtet und gelesen zu werden verdienen. Was endlich die Philosophie anlangt, so genügt es wol zu erwähnen, daß Rosenkranz eine „Logik und Ideenlehre“ erscheinen ließ und von A. Schopenhauer's Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ eine dritte Auflage erschien, von der Gesamtausgabe der Werke Schelling's aber der dritte und vierte Band, die „Philosophie der Offenbarung“ enthaltend, ans Licht getreten sind.

Männer der Wissenschaft haben stets einen genauen Ueberblick über die Literatur ihres Specialfachs; der gebildete Laie dagegen wünscht eine Uebersicht möglichst alles dessen zu haben, was ihm aus allen Fächern zu wissen besonders nützlich ist; dem Fachgelehrten ist es jedoch gleichfalls angenehm zu erfahren, was die eigentliche productive Literatur in einem gewissen Zeitabschnitt hervorgebracht hat. Diesem Doppelbedürfnis suchten wir mit unserer Uebersicht zu entsprechen. Wenn wir, wie ja alle Literaturgeschichtschreiber thun, die eigentlich schöpferische Literatur besonders berücksichtigten, so vergeße man nicht, daß in der poetischen Literatur jene Kenntniß menschlicher Leidenschaften, jene Einsicht in das menschliche Herz, jene schaffende und gestaltende Phantasie und jenes Gemüthsleben zu Tage kommen, kurz alle jene tiefen und zarten Regungen einer Nation, die man in streng wissenschaftlichen Werken und gelehrten Forschungen, namentlich auch in deutschen, nur zu sehr vermißt. Wir stimmen vollkommen mit St.-René Laillandier überein, wenn dieser

jüngst in der „Revue des deux mondes“ sagte: der lebhafteste und getreueste Ausdruck des Völkerbewußtseins sei die eigentliche productive Literatur; Dichtungen, Romane, Dramen seien die intimsten Vertrauten des allgemeinen Bewußtseins und Gedankenlebens.

Hermann Marggraff.

Goethe und Friederike von Sessenheim.

Die festliche und geweihte Stimmung, welche durch die Schiller-Feier in ganz Deutschland auf eine so erhebende Weise erweckt worden ist und, wir wollen es wenigstens hoffen, dauernd in aller Herzen nachklingen wird, diese festliche Stimmung, deren letzte Wurzel in dem gerade durch Schiller in eminenter Weise an den Tag gelegten und erweckten idealen Zug des deutschen Wesens liegt, ist ganz dazu geeignet, daß wir uns weiter mit Liebe an die Einzelheiten jener großen Epoche innerlichen deutschen Lebens halten, welche gewöhnlich mit dem Namen der großen Literaturperiode bezeichnet wird. Nach welcher Seite der geistigen Kraftentwicklung wir unsere Blicke werfen, immer begegnen wir diesen großen Licht- und Kraftgestalten, welche wie Feuer auf den Höhen in der Dunkelheit des Jahrhunderts brennen, und neben unserm lieben großen Schiller, der sich angehebelt hat auch in den Bürgerstuben, schreitet mit gleichem Schritte die hohe Gestalt „seines Freundes“ Goethe, der darum auch unser ist. Wie sie beide in Weimar von unserm genialen Bildhauer-Dichter Rietschel gepaart wie ein großes Individuum vor die Augen der Welt gestellt worden sind, so schreiten sie auch ein liches Brüderpaar vereint durch ein Stück der verwirrten, zerrütteten Vergangenheit, kaum daß einer den Fuß ein Stück voranstehen, kaum daß einer mehr als der andere den Kopf erhoben hat. Zwei Genien sind's, die eine an der rechten, die andere an der linken Seite der köstlichen Mutter Deutschland, mit gleicher Liebe genährt, von verschiedenen Punkten ausgehend, ihre Naturen vermittelnd und zur Einheit höhern geistigen Lebens hinstrebend; der eine, Schiller, der mit angeborenem genialen Triebe sein Auge in kühnem Schwunge raschen beflügelten Ganges schweifen läßt über ganze Gruppen der Dinge der Welt, die er ordnet und sagt, der gleichsam nur in den Höhen und Tiefen des Colorits der Welt verweilt, alle glänzenden Momente der Beleuchtung herausfindend und das Maß, das er von diesem Standpunkte der Erhabenheit gewonnen hat, auf alle geistigen Erscheinungen übertragend; der andere, Goethe, wie der Jüngling, der sein Bild im Bache sehend, hineingezogen wird, liebevoll und mit urkräftigem Behagen sich hingebend den Dingen der Welt, mit genialer Empfindung sich hineinverienkend in die Einzelheiten, in jede kleinste Wandlung der Weltlandschaft, in jede Abstufung des Lichts sich vertiefend, bei jedem Gräslein mit gleicher Eingebung stehen bleibend, wie er so aus der mit genialer, empfindender Liebe betrachteten Mannichfaltigkeit den Charakter, die Wahrheit der Dinge erkennt und sie zu einem Großen harmonisch zusammenbaut. Und wie nun ihr Mitt oder Gang in die Geisterwelt, in die

Welt der Erscheinungen gemeinsam wurde, so thut sich ein großes Bild vor uns auf in dem Wechselstreben unserer beiden großen Dichter. Sie wechseln ab; bald nimmt Schiller Goethe untern Arm und führt ihn mit mächtigem Geisterschritt durch die erhaben gestalteten Licht- und Schattengruppen der Welt dahin, wo die prachtvollsten und reichsten Färbungen sich zeigen; er gewöhnt ihn mit seinem Auge zu sehen und Goethe wandert voll Entzücken mit, festgehalten in dem Freund, staunend und staunend; dagegen nimmt Goethe mit leisem warmen Händedruck den lieben Freund bei der Hand und führt ihn, behaglich plaudernd, durch das Schattendunkel kühler lieblicher Pläze, weist ihn auf jedes schlüpfende, hüpfende kleine Licht und läßt ihn in den Kelch der Blumen sehen; er lehrt ihn in hohem Sinne sich in das Kleine liebevoll verlieren, es sich aneignen, nachdem ihn jener gelehrt hat, das Allgemeine und Erhabene aus den Einzelheiten aufzubauen. Nun haben sie sich gegenseitig durchdrungen und sie gleichen zwei Zwillingen, ähnlich genug, um sie noch verwechseln zu können, weil beide groß und edel in den Formen, und doch verschieden genug, um sie noch unterscheiden zu können, wenn man sie zusammensteht. In beiden sind die gleichen Elemente zur Einheit gestaltet; in beiden aber sind diese Elemente in einer verschiedenen Mischung geblieben; in Schiller behält die ideale Gestaltung der Welt aus dem ursprünglichen genialen Innern heraus noch das Uebergewicht; in Goethe behauptet das Schöne, insofern es aus der Wirklichkeit entlehnt ist, doch die Oberhand. Diese beiden Elemente zu versöhnen, ist die Aufgabe des Genius unsers deutschen Volks und darum sind zu guter Stunde, während fast alles verschlafen oder verwirrt war, diese beiden Meister, innig gesellt und sich gesellend, in und über die deutsche Welt gekommen.

Das Ideal, was durch die Vermittelung dieser beiden Charaktere vorgebildet ist — denn es bleibt dies natürlich immer ein Ideelles —, das ist es, in dem auch die Aufgabe der politischen Neugestaltung unsers Vaterlandes ihre Wurzel hat; der ideale Zug der Nation, die Geistesfreiheit für alle, hat darin die Hauptstelle.

In den ange deuteten Verhältnissen liegt es klar ausgesprochen, daß wir ein vollkommenes Recht haben gerade zu einem Zeitpunkte, in welchem sich das einige Volk in herzerhebender Weise mit Schiller gleichsam gesättigt hat, auf Goethe zurückzukommen, auf unsern großen, nicht minder geschätzten Goethe, den wir mit nicht minderm Stolz den Unsern nennen. Wir können von den Gebildeten unserer Nation verlangen, oder vielmehr wir erwarten ohne weiteres, daß sie jetzt wieder, um nicht in Einseitigkeit zu verfallen, sich näher auch auf die Betrachtung des Goethe'schen Wesens einlassen. Das hauptsächlich ist auch der Grund, weshalb wir gerade jetzt auf eine dramatische Erscheinung in der deutschen Literatur zu sprechen kommen, welche eben in die Öffentlichkeit getreten ist. *)

*) Friederike. Schauspiel von Albert Grün. Mit einem Facsimile der Titelhelmin. Straßburg, Treuttel u. Würg. 1859. 8. 1 Hft.

Albert Grün's Schauspiel „Friederike“, in echt deutschem, innerlichstem Geiste empfangen, ist auf französischer Erde ans Licht getreten. Wer die Friederike von Sessenheim ist, nun das wissen wir. Sie ist durch Goethe unsterblich geworden oder sagen wir besser: sie hat sich selbst mit ihm unsterblich gemacht. Es ist die alte Geschichte von der sogenannten Untreue Goethe's an Friederike, einer der sogenannten dunkeln Punkte in Goethe's Leben für alle, welche Goethe an die Schablone gewöhnlicher Naturen halten, die begreiflich kein Recht haben, sich von dem ihnen allein verständlichen Moralcodex zu entfernen. Doch wir wollen nicht vorgreifen. Wir wollen zunächst bloß fragen: wer ist der Dichter Albert Grün. Nun, er ist einer, der hart an der deutschen Grenze in Strassburg sitzt, aber nicht herüberdarf, weil er sich vermaß, in seiner Entwicklung zum Manne eine Periode einzufügen, in welcher er das Heil des Vaterlandes auf andern Wegen suchte als diejenigen, welche noch keine Amnestie haben für den freien Geist, für die Gewissensfreiheit; es ist derselbe deutsche Verbannte, der in einem kleinen Bunde von Gedächtnen dem Büchlein folgenden Jharuf auf den Weg mitgibt ins Vaterland:

Erzähl' ihm, seine Kinder,
Ob weit und breit zerstreut,
Sie hingen drum nicht minder
An ihm in Leid und Freud',
Und haben Kön'ge und verbannt,
Du, uimm ihn dreist, den Gruß,
Den Herzens-,
Den Schmerzengruss
An unser Vaterland!

So weile nun nicht länger,
Geh hin zu Berg, zu Thal!
Und triffst du einen Säng',
Den grüße tausendmal!
Mein Auge sendet unverwand't,
Dir nach und nach den Gruß,
Den Herzens-,
Den Schmerzengruss
Aus deutsche Vaterland!

Diese Töne klingen wahr und vertraut, ja ergreifend genug, und wir haben über Grün ein hinlänglich klares Bild, wenn wir zugleich bemerken, daß er ein Mann von großer Geistesstärke, ungewöhnlichem Talent der poetischen Gestaltung und entschiedener Herrschaft über die reinsten Formen der deutschen Sprache ist, der sich in den Goethe'schen Genius ganz eingelebt, in ihm gleichsam seinen Frieden mit der Welt als Verbannter gefunden und sich durch die Klippen des Flüchtlingsthums rein und unverfehrt, ja geläutert, gestählt und versöhnt, durchgerungen hat.

Dieser Mann hat uns ein dramatisches Bild von den Vorgängen geliefert, welche in der Liebes- und Lebensgeschichte unsers jugendlich-genialen Wolfgang Goethe, stud. jur. in Strassburg und einer jugendlich-reinen und schönen weiblichen Erscheinung, Friederike Brion, Tochter des Pfarrers Brion zu Sessenheim bei Strassburg, umschlossen sind. Ob wir recht haben, wenn wir sagen: ein dramatisches Bild? Nun, wir wollen uns sogleich

näher erklären, der Name thut uns gar nichts zur Sache. Nennen wir das ein dramatisches Werk, in dem die Darstellung des menschlichen Daseins und Wirkens aus der eigenen Natur des Menschen heraus in der Kunstform so gestaltet wird, daß wir in der Vorstellung und im Mitgefühl ein wahres Bild davon bekommen, wie sich im Gewinnen und Leiden das Schicksal des Menschen entwickelt, so ist Grün's „Friederike“ ein solches dramatisches Werk, obgleich das Fortschreiten dieses Lebensorganismus nicht durch Leidenschaften exponirt wird, die immer in rapiden, scharf begrenzten Handlungen zu Tage treten. Doch überlassen wir den Aufbau von Kunsttheorien den Kritikern und Aesthetikern, welche, wenn der Genius eine neue Kunstgestaltung ins Leben gerufen hat, nachspürend mit ihrem Verstande sich und uns den Sinn schärfen für das Unterscheidende der Dinge, indem sie neue Kategorien bilden und in der wissenschaftlich ästhetischen Rüde an eine leere Schublade eine neue Etikette heften. Freuen wir uns vielmehr dessen, daß Grün auch eine Form dafür gefunden hat, das Verhältniß der ersten Durchdringung des weiblichen und männlichen Princip's in zwei genialen jugendlichen Naturen für sich allein dramatisch so darzustellen und zu bewegen, daß wir einen vollständigen und klaren Begriff von dem Großen und Bedeutenden einer Seelenentwicklung erhalten, wie sie an großen Naturen offenbar wird. Dieses Seelengemälde, dünkt uns, ist unserm Dichter in seiner „Friederike“, welche er selbst ein Schauspiel nennt, in einer trefflichen Weise gelungen. Die Charaktere, welche zur Darstellung kommen, das ganze Brion'sche Haus mit seinen Ausläufern, die köstliche Natur der Friederike, sich mit Goethe zuerst zum Geiste abklärend, in der Mitte, und Goethe, der geniale, groß angelegte Jüngling, mit dem Kranze seiner Freunde, die schöne Natur im schönen Weibe zuerst in sein geistiges Wesen aufnehmend und sich damit erfüllend und dann reicher zu seiner Aufgabe, zur Erfüllung des dichterischen Geistes zurückkehrend, die Charaktere, von den feinsten und wahrsten Lebenszügen und Bezügen getragen, stimmen alle harmonisch zusammen und runden sich in dem Ganzen eines Lebensauschnitts, welcher den Eindruck der schönsten Harmonie zurückläßt. Dies alles ist, mit wenigen, in kleinen Schärpen bestehenden Ausnahmen, umschlossen von einer wundervollen Reinheit der Sprache, ausgeprägt in einem köstlichen Rhythmus des Versbaues, von einem großen Gedankenreichtum, von einer gewinnenden und hinreißenden Gefühlstiefe; ein Lebenslicht ist in diesen ruhig duffenden und flüsternden Garten eines herrlichen Seelenlebens ergossen, daß man den Mund öffnet und heiter die frischen Ströme dieser Atmosphäre schlürft.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik dieser vielversprechenden Grün'schen Dichtung gehen wir auf das einzelne über, um unsern Lesern einen nähern Begriff von dem zu geben, was sie im einzelnen zu erwarten haben; denn wir beabsichtigen natürlich nichts anderes, als dies Werk dringend zur Lectüre anzupfehlen. Bevormorten müssen wir, daß der Dichter mit seinem Werke in zwei

Gestalten vor das Publikum tritt. Die erste Bearbeitung, welche unter dem genannten Titel in den Buchhandel gekommen ist, ist eine etwas umfassendere Bearbeitung und namentlich in der Exposition des Bodens, auf dem das Verhältniß erwächst — das Brion'sche Pfarrhaus nämlich —, viel umständlicher und ausführlicher. Dieser Bearbeitung hat der Dichter auch eine Einleitung in Prosa vorangeschickt, in welcher er sich näher über seinen Stoff und sein Ziel ausläßt. Die zweite Bearbeitung, nur als Manuscript für das Theater gedruckt, und durch die Gunst des Geschicks ebenfalls in die Hände geführt, ist eine knappere, abgekürztere, welche aber im wesentlichen mit der ersten genau übereinstimmt und nur mit kleinen Abänderungen eine Anzahl von Scenen beseitigt hat, die sich für die dramatische Darstellung wenig eignen, und von dem Standpunkt der Bühnenkunst das Stück in einem etwas schnelleren Fortschritt in die Plastik einzuführen sucht. Der Dichter selbst hat damit das Bekenntniß abgelegt, daß er die umfassendere Bearbeitung mehr von dem Standpunkte eines dramatischen Gedichts aufgefasset und beurtheilt sehen will. Und wir sind der Meinung, daß er damit einen sehr richtigen Takt bewährt hat. Wir werden uns bei unserer Darlegung zumeist an die zweite Form halten.

Das ländliche, ehrbare, von Fröhllichkeit aber noch durchwehte elsaßische protestantische Pfarrhaus wird uns in seiner ganzen Thatbeständigkeit vor die Augen geführt, das haufällige enge Pfarrhaus, das der in die Breite gebildeter städtischer Cirkel strebende Pfarrer gern erweitert sähe; Pfarrer Brion möchte gern diese Erweiterung der Trägheit und dem Eigennutz der Bauern abgewinnen und damit zugleich seinen Einfluß und seine Würde steigern und zweifellos konstatiren. Die Pfarrerin aber steht mit der Erweiterung die Ausgaben wachsen, den Frieden und die Heiterkeit sich mindern; erhaltend und fröhlich und belebend gestaltend schafft sie die Enge des Hauses zum befriedeten weiten Raume um. Der Pfarrer hat genug vom Schwung der Seele behalten, daß ihn das geistliche „Sandwerk“ nicht niederzieht; die Würde seines Amtes hört er gern gepriesen und erinnert sich mit Vorliebe der Unbankbarkeit seiner Herde, um damit seinen erhabenen Standpunkt in ihr an den Tag zu legen. Die Pfarrerin ist der glättende, ordnende Geist, der blanke, reinliche Vokal, in dem der Wein des häuslichen Lebens perlt. Marie, die älteste Tochter, ist die rüstig arbeitende Kraft mit durchbringend verständigem, unermüßlichem Schaffen, und Fieberike, ja, sie ist der Blütenbaum, der über die Fenster gewachsen ist und dem Ganzen Schönheit und Frische verleiht; daran lehnt sich noch der halbwüßlige Bursche Christian, ein „dämlicher Bengel“, in dem etwas steckt, und Knecht und Nagb, dem Hause eingewachsen, ehrliche, anmuthende, instinctiv gut strebende Volksnaturen. Und die, Haus und Acker und Wald und Garten sind gleichsam eins, und das Dorf gehört auch mit dazu. Grün hat hier seinem dramatischen Vorgang einen idyllischen Hintergrund oder vielmehr Untergrund zu geben vermocht, der von wunder-

barer Schönheit und Frische ist und so in das Ganze hineinweht und lebt, daß man nicht mehr merkt, wo fängt das Drama an und wo hört das Idyll auf; die Grenzen sind durch den Genius verwischt. In dies Haus tritt unser Wolfgang, der geniale Jüngling, die schöne Mitte eines Kreises drangvoll strebender, bedeutender Menschen, meist jugendlicher Leute in Strassburg. Daraus hebt sich nun contrastirend ab der gehaltene Actuar Salzmann, der geprüfte, lebenserfahrene, charakterfeste, innen gluthvolle Mann, der mit erziehender Mäßigung in die jungen Geister hineinwirkt. Grün ist es gelungen, in wenigen Scenen und Charakterzügen diesen Kreis von Männern und ihren Verkehr, zugleich auch die verschledenen Richtungen und Lebensziele zu schildern, wie sie sich in jener und in aller Zeit bedingen und begegnen. Inmitten steht die schöne geniale Dichternatur Goethe's, die Fühlfäden der Seele in alle Welt ausfendend. Wir finden die Tischgesellschaft, lebhaftest verkehrend, wie sie ihrem Goethe schmerzlich vermissen, Goethe, den das bekannte Pfarrerrhaus von Wakefeld, von Oliver Goldsmith nach den Schilderungen des Freundes Beyland hinaustrreibt ins Pfarrerrhaus von Sessenheim. Er will sich da nicht belustigen, auch nicht mit Mädchen Kurzweil treiben, nein! sein dichterischer Genius zieht ihn unwiderstehlich nach dem schönen harmonischen Leben hin, er sucht reine Frauen gestalten, um sich an ihnen zu erheben, zu erbauen. Das alles stimmt so zu dem Goethe'schen Genius, zu seinem sonstigen Treiben, daß wir den Eindruck der reinsten Harmonie empfangen. Und darum ist es wahr und keine Macht wird uns diesen Zug seines Wesens aus der Entwicklung und dem Dasein des Mannes herauszustreichen vermögen. Mit welchen feinen Zügen unser Dichter die Goethe'sche Brachnatur in ihrem jugendlichen Adel zu exponiren weiß, wollen wir an einer kleinen Stelle darthun, an welcher sich die den Tisch aufräumenden Dienstmädchen über das freundliche und humane Benehmen Goethe's unterhalten:

Erstes (Dienstmädchen).

Mag sein, bin bange vor dem großen Herrn.

Zweites.

Vor ihm, wenn du ihn kennst, sicher nicht;
Er ist so freundlich, gibt mir oft die Hand
Und fragt —

Erstes.

Ja, du bist schön!

Zweites.

Rein Räthel,

So ist Herr Meyer, aber dieser nicht,
Er fragt nach meinen Aeltern, wie sie leben,
Ob ich zufrieden und —

Erstes.

Wer weiß warum?

Zweites.

Pfui doch; ich schämte mich so dumm zu sprechen!
Wenn er dich ansah' mit dem großen Aug',
Ich wett', es gäb' Respect!

Das ist ein tief wahrer Zug; hier haben wir die

ganze Goethe'sche Sinnlichkeit, die vielberufene, die Goethe sein ganzes Leben hindurch eigene, aber als eine höhere Erscheinung, insofern sie nämlich zugleich Seele war. So faßt Grün den ganzen Goethe und dies ist die einzig wahre Auffassung. So finden wir nun das Pfarrershaus im Rückblick auf die dagewesene Erscheinung Goethe's in der Verkleidung eines Candidaten der Theologie, als er urplötzlich auf- und davongeritten. Goethe hat sich zum ersten male verrathen, als ihn die Eitelkeit von dannen treibt. Friederike verräth sich in der liebendwürdigsten, naivsten Weise im Zwiegespräch mit Weyland. Da liegen mit einem male die Reime der vergeistigten natürlichen Liebe beider Naturen vor uns; wir sehen sie ahnungsvoll vor uns wachsen. Es treibt unsern Goethe aber in der Bauerntracht des brunsheimer George wieder zurück mit dem Tauffuchen; er wird gleichsam zurückgezogen; das ist die Macht, die sich göttlich wissend das Urtheil der Welt nicht achtet. Goethe und Friederike begegnen sich im Freien auf dem Hügel, den sie sich zu einem Raume des Stillschens ihrer jugendlichen Seele geweiht. Der Vorgang, den uns hier Grün schildert, ist ein Bild der wundervollsten Wahrheit und Reinheit in der Offenbarung der Liebe.

Wir haben Leusche, von seelischem Naturdrange erfüllte Hingebung kaum je herrlicher geschildert gefunden und setzen, um einen Begriff von der schönen Diction zu geben, die Worte her, mit welchen die Scene eingeleitet ist. Goethe findet sich zuerst allein und hebt so zu sprechen an:

Wie still sich alles auf der weiten Au
In leuscher Demuth vor der Sonne neiget!
Sie wandelt, eine Königin, durchs Blau,
Und jedes Halmchen steht ihr nach und schweiget.
Von lautem Stolze nirgends eine Spur,
Kein widerstrebend harter Eigenwille,
Kein fiebernd ungefümes Drängen — nur
Andächtige Sammlang, heitre Sabbathstille.

Die Wahrheit der Naturen unserer beiden Liebeshelden ist in der Art und Weise, wie Goethe unwillkürlich in das die Seele in Besitz nehmende trauliche „Du“ einfällt und die Geliebte im Sturme mit sich zieht, mit hinreißender Wärme dargestellt. Ein tieferes Verständnis des „Sich-in-Liebe-Findens“ erinnern wir uns kaum irgendwo gelesen zu haben. Wir geben noch eine Probe der Grün'schen Dichtung an dieser Stelle, indem wir den Traum folgen lassen, den Goethe der Friederike erzählt als Vorahnung seiner Liebe:

Ich fuhr dahin auf breitem Strome, warf
Die Ruder weg und ließ mein Schiffelein gleiten,
Denn ruhig, sicher, froh und reichbelebt,
Umgelitten Rähne mich von allen Seiten
Sich wiegend, schaukelnd, unter Sang und Klang;
So ging's im Abendlicht den Fluß entlang.
Allmählich dämmert's, härter schlagen an
Das Schiff die schaumbedeckten Strudelwellen;
Die Flut durchfurchen Klippen; manch ein Rahn
Bergießt zum Ufer sich, nicht zu zerschellen,
Wild wird's und wilder, volle Nacht bricht ein,
Der Strom und ich, wir sind — zuletzt allein.

— — — — Ich späh' in Räh' und Ferno,
Nun immer tobender umvogt's den Kiel;
Vor Wetterwolken flieh'n des Himmels Sterne,
Auf Erden keine Hülfe, kein Ayl.
Schon will verzweifelt ich dem Schiff entspringen
Um — mich im kalten Wasser umgabtengen,
Ja Brust an Brust mit Flut und Tod zu ringen,
Da taucht, o fieh, ein bligend weißer Schwan
Aus schwarzer Tiefe auf, beherrscht die Wogen,
Wie Kindlein; magisch fühl' ich meinen Rahn
An unsichtbarem Band ihm nachgezogen;
Ob rechts, ob links die Karren Risse ragen
Ich schau' auf ihn, was weiß ich von Verzagen?
Auf einmal lenkt er ab in grüne Bucht,
Wo sich die Welle schwach und schwächer bricht;
Mein Rachen folgt in doppelt rascher Flucht,
Hat ihn erreicht, auf blüht ein Rosenlicht,
Er wendet sich, — und o die Himmelsluft!
Du bist's — dir Engel stürz' ich an die Brust.

Der erste Act endigt nun mit einer köstlich humoristischen Scene, in welcher sich die Schwester Friederiken, Marie, mit Weyland auf dem Hügel zu dem liebenden Paar gesellt und Goethe eine Zeit lang die Rolle des Bauernburschen George spielt. Im zweiten Aufzug wird Goethe dargestellt, wie er sich, von der schönsten Liebe erhoben und getragen, ganz in das Leben des Pfarrershauses versenkt und mit den Strahlen seines hochfliegenden Geistes alles vergoldet, was ihn umgibt. In dieses Stilleben sind die prächtigsten Züge des Goethe'schen, durch Liebe verklärten Wesens eingestrichen; in einem Gespräch Goethe's mit dem Pfarrer die treffendsten Anschauungen über den Beruf eines Seelenhirten und später über den Lehrerstand, mit besonderm Geschick aber auch die Ansichten über die sittlichen Grundlagen der Ehe. In letzterer Beziehung bedient sich der Dichter der interessanten Figur des Schullehrers, welche hier in das Lebensbild glücklich eingefügt wird. Derselbe nimmt schüchtern beim Pfarrer das Wort für einen Bauernburschen, der nach dem ersten Aufgebot schon die Stützen der künftigen Ehe wanken sieht, da seine Verlobte überall verbreitet, daß sie ihn bloß aus Mitleid heirathe. Der Pfarrer ist anfangs der Meinung, daß sich die Sache, wie immer bei der Art Leuten, schon einrichten werde. Goethe findet in der Verlästerung und Verhöhnung freier Hingebung im voraus den Tod der Ehe und in der Verkoppelung ein unsittliches Verhältniß. In den von ihm hingestellten reinen Ansichten vom ehelichen Verhältniß sehen wir hier auf sehr glückliche Weise die innere Verknüpfung seines ganzen Wesens mit dessen nachheriger Aeußerung in der Lösung des Verhältnisses zu Friederiken, als eine natürliche, ganz nothwendige. Wir können es uns nicht versagen, eine der schönen Stellen hier einzufügen, welche der Dichter hier der Exposition des Goethe'schen Wesens untergelegt hat. Er läßt Goethe nämlich sagen:

Ja doch zufrieden! Red und Feder wird
Sein Ehrgefühl sie fränken, es so lange
Empören, bis es überreizt sich stumpft.
Dumpf schweigend schlendert dann der Mann zu Feld,
Zu Tisch, zu Bett; auch sie wird Rätisch, läßt
Die ganze Wirthschaft, dann sich selber fallen.
Bald ist sie schamhaft, widerlich, das Haus

Ein Ort der Qual, zur Schenke Nebe, der Mann,
Und weil dem Lehrenden des Vorwurfs Pfeil
Entgegenschwimmt, so kommt er spät und später,
Nagel der Schwilt des Weibes Born, je mehr
Er sich berechtigt weiß; ihn niederschlagen,
Wird jetzt Gewalt erfordern. Grausig klast
Der tiefe bähre Spalt; es schleichend Leichter, man,
Verschwendung sich hindurch und freffen gleich
Die letzte Habe. Reidenwerthes Los,
Wenn Noth daheim, Verachtung draußen lauert,
Und nirgend, nirgendwo ein Trost sich zeigt;
Denn das Gewissen, lebt es noch, so donnert's:
Ihr habt euch gegenseitig schlecht gemacht!
So gibt man sich zufrieden.

Eine Freude ist es nun, das arglose, das liebesfülle
Leben zwischen den beiden Liebenden im zweiten Aufzuge
sich entwickeln zu sehen. Man lebt und liebt mit ihnen,
wenn sie sich beide erheben und erklären und sich durch-
bringen; namentlich ist die Scene vollkommen gelungen, in
der Goethe ganz unvermerkt und wie sympathisch gegen
seinen Vater erweicht und gewonnen wird, an ihn einen
Hingebungsvollen Brief zu schreiben. Wir werden voll-
kommen in die Höhe der Seligkeit jugendlicher Liebe idealer
Menschen geführt, welche neidlos in das Anschauen ihrer
Schönheit versenkt sind und sich zu Einem erfüllen.

Schön und rein tritt diese köstliche Nacht im Ein-
zuge des dritten Aufzugs auf, wo Friederike in der
Laube ein Goethesches Lied findet. Was hier gegeben,
wie es empfangen wird, bringt dem Leser die reinste und
höchste Versenkung in Liebe zur Anschauung. Wir kön-
nen nicht umhin, auch hier wieder einen Vers des köst-
lichen Liedes vorzuführen.

Friederike.

Jetzt still, ihr Käser da, ich les' euch vor. (liest.)

Dahin, dahin, die Liebeshaft
Im Leben wie im Liebe;
Es blähet rings aus jedem Ath
Ein sanfter Gottesfriede.
Wie Mutterarm umfangt mich hier,
Die tiefste Seelenruh';
Und wer, o Mädchen, gab sie mir?
Du, nur du!

Die reine Goethesche Lust, die Ausstrahlung seiner
höhen Natur gibt der Dichter in einem Monolog im
zweiten Aufzuge wieder und wir müssen auch hier wie-
der zeigen, was er in der glücklichen Darstellung des
Dichtersjünglings Goethe leistet. Das ist ein wahrer
Wohllaut, der sich in Gedanke und Form uns gibt und
wir wurden lebhaft an Goethe selbst erinnert.

Goethe.

Die schöne Welt! Das lacht, wohin ich schauen,
Bosheit den Schritt ich lenken mag;
Die Lust wird würdiger von Tag zu Tag,
Nicht enden will des Himmels heitres Blauen,
Die Berge fern, die Häuser nah,
Sie stehn wie alte Freunde da;
Die ganze Landschaft gibt sich so vertraut,
So heimlich hin, als wär' sie meine Braut....

Und weiter eine Stelle:

Wie weit, wie nebelweit dahinten blieb,
Was sonst mich lähmte, mir die Kraft zertrieb!
Und Träume, die mich schelmisch einst genarrt,
Nun sind sie Wirklichkeit, sind Gegenwart,

Wo gibt's ein herrlich Wesen, das gleich mir
Sein freundlich Schicksal preisen dürfte?
Friederike (Hinter der Scene).

Hier!

Wir müssen auf-
zichten, wie Goethe
heranzieht und die
Verhältniß zu ihr
die Brust bis zum
Stunde sie bewegt, u
bleiben; er bringt di
schen, das reine We
eine Weiße, eine H
Herz im Innersten.
Liebenden in diesem
sie gleichsam ihrem
gegeben. Darüber
wird alles schal. I
liche Leben in die Ehe brächte, kön
der Entblätterung der schönen B
Goethe ist eine bedeutende Natur und
nicht fallen. Hierher gehört auch ei
setzung des Goetheschen Wesens, a
bei der Bearbeitung für das Theat
führbarkeit leider hat verzichtet müß
gen des Gedichts eine hinreichende
Es wird geschildert wie am Johann
Bauernvoll beiderlei Geschlechts u
bei den sogenannten Johannistheuern
die jungen Burche vorher im Rhei
sitte besteht darin, daß glühende
und Wünschen in die Luft geschle
zulezt, wenn das Feuer niedergebra
das Feuer hinwegspringen. Goethe
derike bei diesem Volksvergnügen
Weise, wie er sich dem Volke gefüllt, wie er den dunkeln
Volksinstinct, der in der Übung der Volksstille waltet,
zur Erkenntniß führt und zuletzt als Symbol der Reini-
gung des Menschen mitten durchs Feuer springt und alle
auffordert, es ihm nachzutun, ist ein tiefer und genialer
Griff des Dichters in die Anlage des jungen Goethe zum
herrlichen Menschen. Wir können nicht anders sagen,
als daß diese Scene für das empfängliche Gemüth von
ergreifender Wirkung ist. Nur eins wollen wir noch
wörtlich anführen, weil es die spätere Entwicklung gleich-
sam im Reine vorgebildet zeigt; Friederike spricht von
dem Plaze, den Goethe als Bildner neben jedem haben
müsse, und Goethe antwortet:

Goethe.

Ich muß ihn neben allen haben, —
und dann:

Das also kann die Poesie? Wohl, man,
Ich will einmal die weite Welt entzünden,
Weil ich die Erde ihr so schön, so lieb,
Das Menschliche so groß und göttlich zeige!
Ja ohne Fagen, ohne Seitenblick,
Jedweden Hinderniß zum Troze will ich
Dem hohen Ziel entgegenstreben, will

Der Sonne gleich die ganze Welt vergolden,
Und allbeglückend selbst vor Sonne strahlen!
Das heißt, jetzt fühl' ich's tief, ein Dichter sein!

Führt sie die Straße, die du wandeln mußt,
Dich über meines Glückes Trümmer, führt sie
Dich über meinen Sarg: geh zu, das Mädchen
Ist dein, in Tod und Leben ewig dein.

ist der Liebedersfüllung herab, Goethe dem Einseln mit dem Allgemeinen Inhalt des höchsten großen Allgemeinen, ins Göttel-selpunkt herab bewegt sich nun inseltiger Action nach dem Wol-einen unwiderstehlichen Drang, ist nimmt nach dieser Richtung ab Friederike, die wirkliche, die lesuch bei Verwandten ist, deren de der Begeisterung als schön ist und da als Geistiges Woh-hat in der plumpen Alltäglich-keit des Lebens nicht mehr die alte Macht über ihn; ihr selbst aber kommt's zum Bewußtsein, daß sie nach jenem Ziele, das Goethe so gezeigt, nicht jeden Augenblick mit-z kann. Sie fühlt mit einem male eine Kluft, woraus sich ihr Mißtrauen, ihre Verstimmung erklärt, die sich sonst aus ihrem fröhlichen, selbstlosen Wesen nicht erklä-ren lassen. Beide werden sich mit einem male des Ab-standes ihrer Wege bewußt. Bei Friederike kommt dies noch zum hellern Bewußtsein durch ihre Schwester Marie und die Mutter Elton, welche beide das Abgezogensein von Goethe ebenfalls herausfühlen. Ihre Liebe geht nun durch einen schmerzlichen Zug des Entbehrens hindurch, durch den des Entbehrens des natürlichen Zusammenseins. Auch Goethe kämpft mit dieser Naturmacht, die in Frie-derike auf ihn einströmt, er will sie nicht entbehren und kann sie doch nicht mit sich nehmen. Auch steht in ihm ein großer Rest bürgerlicher Moral, die ihre Rechte gel-tend macht. Sie hat doch auf ihn gerechnet, er hat doch die Pflicht sie zu heirathen. Es wird dies nirgends aus-gesprochen; aber sein Kampf, seine Ururde haben darin mit ihre Quelle. Dieses sich gegenseitig Loslösen ist ein höchst schmerzlicher Vorgang, der unter lebhaftestes Mit-gefühl in Anspruch nimmt und beschäftigt. Sie selbst, Friederike, in ihrer wahren Natur, gibt zu diesem Pro-cess das erste Signal, da sie durch das Gefühl beun-ruhigt wird, daß ihr Goethe durch seinen Beruf und sein

Wesen auf Bahnen geführt wird, auf denen sie ihm nicht folgen kann. Natürlich möchte sie ihn gern festhalten in ihrem regen Naturdrange; aber indem sie ihn so sich denkt, wird ihr zugleich das Bild seines geistigen Wesens, an das sie sich wie ein Bleigewicht hängen würde, gerückt. Das gegen kämpft ihr edleres Theil und gewinnt endlich auch den Sieg. Bei ihm, bei Goethe, wird der Proceß vermittelt durch den lebenserfahrenen Salzmann, den echten Freund, der bis in die untersten Tiefen des Goethe'schen Genius blickt und mit genialem Verstande erkennt, daß der Weg der rechtlichen Verknüpfung mit Friederike nicht der Weg ist, der zu Goethe's Frieden, und was die Hauptsache ist, nicht zu seiner vollen Entwicklung führt. Es wird gleich-sam die zweite Natur Goethe's, welche ihn von der früh-zeitigen Verengung des Menschen in einem festen Bande abzieht und zur Auslebung ins allgemeine, weite Leben hin-zieht, durch den Freund erweckt und gestärkt. Salzmann ist trefflich gezeichnet; was er sagt und behauptet, hat sein ewiges Recht, wenn er auch eine von den Figuren ist, die das undankbare Geschäft haben, für das Ewige zu streiten und das Mitleid bei zeitlichem Schmerze gegen sich aufzurufen. Dieser ganze Proceß, die Innewerbung der höhern Natur beider Menschen in sich, spielt sich im vierten und fünften Aufzuge ab und ist voll treffender wahrer Hüge aus dem Innenleben der höhern Menschen-natur. Linder und linder wird der Schmerz und sie lösen sich, bis auf den letzten Augenblick Hand in Hand, lasse voneinander und jeder bleibt auf dem Gipfelpunkte des Verständnisses in der Liebe, gegründet im höchsten Stre-ben, für den andern ewig gegenwärtig und verklärt stehen. Ganz verklärt steht und Friederike da, bei welcher die Lösung der rechtlichen Verbindung ganz freie That der Seele geworden ist. Man kann nicht sagen, daß sie sich verloren haben, nichts weniger; sie sind sich im Ge-gentheil sozusagen eigener geworden; denn gegenseitig durch sich sind sie das geworden, was sie für das Ewige befähigte. So ist es auch in Wirklichkeit gewesen: Frie-derike verband sich mit keinem Manne, sie war aber bis ans Ende ein glückliches Geschöpf und lebte und starb in Goethe; dasselbe wird man trotz der sogenannten vielen Liebhaftesten Goethe's auch von ihm sagen können, soweit man dies nach der Verschiedenartigkeit der männlichen Natur, die sich nie in gleicher Weise ausschließlich dem Weibe hingibt, sagen kann. Noch in spätem Jahren feierte Goethe mit Thränen in den Augen in seiner „Dich-tung und Wahrheit“ Friederikens unvergesslichen ewigen Genius.

Wir dürfen mit Wahrheit sagen, wir haben einem wunderbar schönen und reinen Eindruck von diesem Le-bensbilde, von dieser geistvollen Entwicklung der Liebe in jugendlichen großen Naturen empfangen. Und wir wünschen, daß die Welt für den Inbegriff des Schönen in diesem Bilde gewonnen werde. Freilich, wir sagen das ohne Bitterkeit, wir haben das ganze bürgerliche Frau-basenthum und die literarischen regelselben Aesthetiker viel-leicht mehr oder weniger gegen uns. Schadet aber nichts; was letzteres betrifft, so müßten sie immerhin freigeich

demonstrieren, daß es sich hier um kein Drama handle, daß der Stoff kein dramatischer Vorwurf und daß gegen die Regeln der dramatischen Kunst verstoßen sei. Wir wollen der Schule gern den Raum gönnen, kritisch zu urtheilen und an einem Maßstabe aus der Vergangenheit relativ mit Recht zu tadeln. Wir behaupten aber, daß es sich um eine wundervoll schöne dichterische Schöpfung handelt, in der ein lebendiger Genius waltet, die ihr Maß in sich selbst hat und sich, den unmittelbar thätigen Schönheitsinn immer wieder fesselnd, ihr Recht erkämpfen wird. Wir verlangen dann von den Aesthetikern, daß sie diese Schöpfung in den Tempel der Dichtkunst so einreihen, daß sie im rechten Lichte wirke, und die Tafel mit dem Namen überlassen wir ihnen, da wir das Recht der ästhetischen Kritik aus voller Seele achten. Daß das Grün'sche Werk Mängel und Schwächen mancherlei Art haben muß, versteht sich ganz von selbst, wir haben aber gütigst darauf verzichtet, durch Darlegung und mühsame Begründung derselben den künftigen und erhebenden Eindruck zu schwächen, welchen die schöne Dichtung als Ganzes macht, wodurch sie mächtig wirken muß.

Was aber die Kritik der Moralisten betrifft, so haben wir noch einige Worte darüber zu sagen, die tiefer eingzugreifen bestimmt sind. Die Moralisten sagen: das hätte Goethe nicht thun, er hätte die Friederike nicht verlassen dürfen, das arme Mädchen, das sich nun bleich abhärmt und ihr Leben in Schmerz vertrauert; er ist ein herzloser Egoist und hat es immer so getrieben, auch später noch. Nun, wir haben dagegen einiges einzuwenden. Es ist immer ein falscher, total verkehrter Standpunkt, wenn man, um menschliche Situationen zu beurtheilen, die Bezüge von sich selbst, seiner Natur und seinen Verhältnissen entlehnt. Die Menschen und Verhältnisse sind aber nicht die gleichen. Jedes Lebendige muß aus sich selbst beurtheilt werden, wenn es richtig wirken, wenn sein Wesen erkannt werden soll. Indem wir dies thun, indem wir uns in das andere versetzen und Theil bekommen an ihm, aus uns das Verwandte entwickeln, erhebt sich unsere eigene Natur zur Natur des andern und wir werden gerecht und erheben uns über unsere Beschränkung. Dadurch wird auch unwillkürlich unser Maßstab ein anderer und so muß die Kunst wirken. Menschen, wie Goethe und Friederike, sind nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen, sie bedürfen eines weit andern. Wenn wir den fassen, so entäußern wir uns unser kleinbürgerlichen Wesens und gewinnen Theil an ihnen, an ihrer Schönheit, werden durch sie erhoben. Das schnelle Urtheil der gewöhnlichen Frauen in solchen Dingen ist weiter nichts, als ein trivialer Prozeß gegen alle wirklich untreuen Liebhaber, die mit den Töchtern der besorgten Mütter spielen, und wenn die Männer bereitwillig mit einstimmt, so ist das oft auch weiter nichts als eine gutmüthige Schwachheit, die, der Schwachen sich bewußt, sich in ein vortheilhaftes Licht setzen will, indem sie mit ihrer herben Verurtheilung des Genius sagt: so etwas würde ich mir beileibe nicht zu Schulden kommen lassen, das habt ihr nicht bei mir zu riskiren. Damit soll sich freilich keiner entschuldigen dürfen, daß seine

Handlungen, welche die Welt verdammen muß, so seiner Natur gemäß seien. Seine Natur soll er eben aus dem Zusammenklang der höchsten geistigen Erscheinungen höher aufbilden, dann erst darf er auch den Maßstab seiner Sittlichkeit beanspruchen. Goethe darf dies, denn er wußte, daß er mit dem lebhaftesten Bewußtsein seiner Mission Friederike im Leben nicht hätte glücklich machen können, darum löste sich das Verhältniß und seine Handlung ist eine sittlich gerechtfertigte. Und wie stehen Goethe und Friederike, die in ihrem ewigen Theile, was ihren Schmerz verklärt und durchleuchtet, verbunden sind und bleiben, erhaben und groß da, das Zeitliche unter sich lassend und dem Ewigen die Hand reichend. Ich möchte sagen: Friederike, die der natürlichen Verbindung entsagt um des Ewigen willen, sie ist noch einen Zoll höher als Goethe! Nun, ihr Frauen, ihr habt keine Ursache, euch beim Dichter über ein so hohes Frauenbild zu beklagen, ihr habt keine Ursache die glücklich gebliebene Friederike, die in ihrer Reine und Heiterkeit mit Goethe zur Unsterblichkeit gegangen, zu bemitleiden. Ein solches Weib ist zu beneiden, auch wenn sie einem Goethe keine leiblichen Kinder geboren hat, sie hat ihm andere Kinder geboren. Das ist der Geist, der uns aus der Grün'schen Schöpfung entgegenweht, oftmals wie auf Tonnen. Und was ist das, was uns echt dramatisch entgegenwirkt? Das ist das Gefühl, wie der Mensch leidend gezogen wird zwischen dem Individuellen und Allgemeinen, zwischen dem Leben und der Ewigkeit. Wir behalten ein lebhaftes Bedauern, daß Friederike nicht zugleich sofort Goethe's Hausfrau und seine Gefährtin im Ewigen sein kann, daß sie, eine Freude unter schweren Schmerzen, geopfert werden muß. Und das dürfen wir auch nicht vergessen, wenn wir Goethe in seinen Liebchaften weiter betrachten; er muß hinauslangen mit seinen Fühlfäden in die Welt, er muß sich äußern, muß erleben, mit einem Worte sich individuell entwickeln, aber alle diese unvollkommenen Erscheinungen, die sich am Individuum in seiner Naturbestimmtheit zeigen, werden doch in Goethe durchwirkt und getragen von einem Ethischen, von einem ewigen Mittelpunkte und das ist es, was ihn trotz alledem hoch über die Masse stellt, der das Schicksal das Los angewiesen, sogleich bei der ersten Liebe sich mit einem andern Wesen im individuellen Leben zu vereinen.

Doch wir sind nicht kleingläubig, wir glauben fest daran, daß stündlich die Zahl der Jünger wächst, die sich in große Naturen hineinendenken lernen, die mit inniger Liebe sich in Werke vertiefen wie Grün's „Friederike“; wir sagen, wie Grün seinen ober unsern Goethe sagen läßt:

Es ist bei dem Menschen, wie beim Leben auch:

Was hoch gehalten wird, das wird erhoben.

Und so halten wir willig unsere Leser hoch und immer höher und sind überzeugt, daß sie Grün's „Friederike“ ihre steigende Theilnahme nicht versagen werden. Wir haben ihnen nur die Mahnung mit auf den Weg zu geben: lest, erhebt euch und erfreut und lohnt damit unsern liebenswürdigen Dichter.

Friedrich Henneberg.

Zu Melanchthon's Gedächtniß.

Am 19. April 1860 werden es 300 Jahre, seit Philipp Melanchthon, Luther's großer und ebenbürtiger Kampfgenosse, von dem irdischen Schauplatz abgetreten ist. Lange Zeit hat eine zelotische Orthodoxie, die lutherischer sein wollte als Luther, dem Andenken des großen Theologen, der zugleich ein ebenso großer Humanist war, die Anerkennung verweigert, die ihm gebührte; verweigert, weil der große Geist eines Melanchthon sich nicht blinder Einseitigkeit gefangen gab. Erst die neuere Zeit hat sein Bild wieder neben das unser's theuern Gottesmannes Luther gesetzt. Viele treffliche Männer theilen sich in das Verdienst der Rehabilitation eines großen Mannes. Aber das Bild Melanchthon's, des magister Germaniae, kann nicht genug ausgeführt, die Inschrift seines Denkmals nicht ausführlich genug werden zu einem Spiegel für die Jetztzeit. Als einen Stein zu diesem Denkmal bietet sich die folgende Abhandlung:

Philipp Melanchthon's schola privata. Ein historischer Beitrag zum Ehrengedächtniß des Präceptor Germaniae von Ludwig Koch. Gotha, F. A. Perthes. 1859. 12. 16 Ngr.

Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er mit so großer und eingehender Genauigkeit einen Gegenstand behandelt hat, von dem eigentlich bis jetzt so gut wie nichts bekannt war. Der Gefährte Luther's, der gelehrteste Theolog seiner Zeit, der gewaltige Förderer der humanistischen Studien in Deutschland — Gründer und Leiter eines Privat Instituts, einer Pensionsanstalt in seinem Hause! Dieses gewiß interessante Bild führt der Verfasser mit solcher Liebe und so umfassenden Detailstudien bis in die einzelnsten Züge aus, daß uns die Zusammengehörigkeit jener scheinbar widersprechenden Richtungen des großen Mannes vollständig einleuchtet.

In fünf Abschnitten wird das Thema der Abhandlung entwickelt. In dem ersten wird die Veranlassung zur Gründung der schola privata auseinandergelegt. Neben den pecuniären Beweggründen, die nicht geleugnet werden und nicht geleugnet zu werden brauchen, wenn man bedenkt, daß Melanchthon's Officialbesoldung bis 1536 200 meißnische Gulden betrug, war es aber hauptsächlich seine „herzliche Liebe zur Jugendbildung und die feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, der hülfbedürftigen Jugend in der Entwicklung ihres wissenschaftlichen, sittlichen und auch leiblichen Lebens beizustehen durch Wort und That“; war es pädagogischer Eifer, der ihn, den „von allen Seiten gewaltig in Anspruch genommenen Mann“ zur Gründung und jahrelangen Leitung eines Privat Instituts bewog. Der zweite Abschnitt behandelt die Einrichtungen der schola privata; wir sehen, wie der Unterricht über die alten Sprachen, über Lectüre der Classiker und fleißige Versübungen, an denen sich der Meister selbst theilnahmte, zu den eigentlichen Facultätsstudien führte. Ganz besonders anziehend ist das Kapitel über die Gebräuche der Schule. Wie die Proceßion an dem gemeinsamen Mittagsstisch der Gegenstand eines musischen Wettkampfs war, wie der rex poeticus mit

Ehrtigungsgebüchten Melanchthon's vermehrt wurde, so zierlich, so voll classischer Urbanität:

O princeps, hederam tibi sequacem
Nos conteximus, piumque munus
Frondentem pueri damus coronam.
Tantum barbara nulla te Thyara,
Tantum Causia nulla te decebit,
Quantum te virides decent Corymbi.
Vatum convenit haec corona Regi,
Musae namque hedera solent piorum
Vertum cingere tempora albicante:
Grato pectore parva dona sume,
Quae nos officiosa turba tanquam
Divis debita thura dedicamus —

wie der Meister selbst zu den scenischen Aufführungen Terenzischer und Plautinischer Stücke, die seine Scholaren darstellten, Prologe schrieb, deren anmuthige Leichtigkeit der alten Komödien würdig ist, während der sittliche Ernst, der in ihnen hervortritt, dem deutschen Pädagogen angehört: das alles sind Bilder von lebendigster Anschaulichkeit aus der ersten Zeit der wieder auflebenden classischen Studien, freundliche Genrebilder mit einem großen weltgeschichtlichen Hintergrund. Der vierte und fünfte Abschnitt endlich bestimmt, soweit es möglich ist, die Zeit, innerhalb welcher die schola privata bestanden, und macht die vorzüglichsten Männer namhaft, welche aus derselben hervorgegangen.

Zahlreiche Auszüge aus Schriften Melanchthon's und anderer tragen dazu bei, das im Texte Ausgeführte mit individuellen Farben auszustatten.

Schließlich, um nicht ganz ohne Recensentenbemerkungen zu schließen, einige Notizen. Wenn der Verfasser zweifelt, ob der Unterricht in der Religion ein besonderer Lehrgegenstand bei Melanchthon gewesen, da „Religion wol überhaupt erst in den Lectiionsplan der Schulen gekommen, seitdem aus den übrigen Unterrichtsstunden das religiöse Element — nach und nach geschwunden“, so scheint mir derselbe im Irrthum. Im Gegentheil war ja die Religion gerade in den frühesten Zeiten nach der Reformation wol der Hauptgegenstand des Unterrichtes; nur freilich bestand derselbe wesentlich im Auswendiglernen und Befestigen des Auswendiggelernten, und die Vorschrift Melanchthon's: „Unus dies in septimana meo iudicio collocandus est in hoc, ut sacras proes et decalogum discant intelligere pueri“, scheint mir nicht von den übrigen Tagen den Religionsunterricht auszuschließen, sondern nur einen ganz besonders zu diesem Zwecke zu bestimmen. Doch gebe ich zu, daß dem Vorlaute nach auch die Erklärung des Verfassers zulässig ist; nur scheint mir mit dem sonst Bekannten nicht in Einklang gebracht werden zu können. Zu der Erwähnung des Myseriums von den klugen und thörichten Jungfrauen bemerke ich, daß neuerdings Ludwig Bechstein sich das Verdienst erworben hat, dieses verloren geglaubte Spiel (welches Hr. Stephan entdeckt und edirt hatte, ohne daß es meines Wissens in weitem Kreise bekannt geworden wäre), von neuem herauszugeben.

Doch genug. Wir scheiden von dem besprochenen Buch,

indem wir dem Verfasser nochmals für seine interessante Arbeit danken und die sehr verdienstliche Monographie allen Verehrern Melancthon's sowie allen Freunden der Kulturgeschichte auf das wärmste empfehlen.

August Graubnerger.

Der neueste Roman der Mrs. Beecher-Stowe.

Ein Brief aus London.

In einem Augenblicke, wo bereits im deutschen Heimatlände wahrscheinlich so oder so viel Federn damit beschäftigt sind, den neuen Roman der Beecher-Stowe in unser „geliebtes Deutsch“ zu übertragen, dürfte es vielleicht manchem Ihrer Leser nicht mißlich sein, von hier aus etwas Näheres über seinen Inhalt und seine Tendenz zu erfahren. Eine neue Schöpfung von der jedenfalls talentvollen Verfasserin von „*Das kleine Hütte*“ scheint in der That geeignet, einige Neugier zu erregen, um so mehr, da sich die Verfasserin in ihrem neuesten Werke dem Gebiete des historischen Romans genähert und es versucht hat, die Sitten und das strenge religiöse Leben in Amerika am Ende des 18. Jahrhunderts zu schildern. Bisher ist es einer Frau noch nie gelungen, einen guten historischen Roman zu schreiben, und auch „*The Minister's Wooing*“ („*Des Pfarrers Braut*“) von Mrs. Beecher-Stowe ist mehr ein Abklatsch der Gegenwart als eine wahrhafte Darstellung der Vergangenheit. Der Inhalt des Romans ist kurz folgender: Ein presbyterianischer Geistlicher, der ehrwürdige Dr. Hopkins, und ein wilder junger Matrose, Namens James Marry, haben beide ihre Augen auf ein sehr liebenswürdiges und frommes junges Mädchen, Namens Mary Scudder, geworfen, und die Frage ist, wer ihre Hand gewinnen wird. Die Sympathien der Mrs. Stowe sind entschieden auf der Seite des jungen Bildsangs, und auch eine ganze Menge alter Damen, die in dem Roman auftreten, sind trotz ihrer großen Frömmigkeit geneigt, der Natur ihren Lauf zu lassen, und behaupten, daß wenn es sich um das Heirathen handle, unzählige Taten ernsthaften Geistlichen vorzuziehen seien. Jedermann denkt daher von vornherein, daß der Seemann die Braut gewinnen wird und daß Dr. Hopkins sich nach einer andern Frau umsehen muß. Aber gerade das Gegentheil findet statt. James Marry geht aufs Meer und ertrinkt zum allgemeinen Herrschen. Nach und nach jedoch verschönt man sich mit dem letzten Schicksal, und da die Verheirathung des irreligiösen jungen Manns aus dem Wege geräumt hat, bekommt „*des Pfarrers Braut*“ mehr Aussicht auf Erfolg, und die alten Damen sind nun ganz einig, daß Dr. Hopkins jetzt der beste Mann für die holde Mary Scudder ist. Der Pfarrer macht daher endlich seinen Antrag und wird auch angenommen. Die größten Vorbereitungen für die Hochzeitfeier werden getroffen, alles ist in der größten Aufregung, der würdige Geistliche ist so glücklich wie möglich, als der extrankene Seemann plötzlich wieder auftaucht; der Pfarrer verzichtet auf seine Braut und ist sogar hochherzig genug, das junge Paar selbst zu trauen. Dies ist die ganze Handlung, und die Ereignisse sind nur deswegen in das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückverlegt, weil die Verfasserin gern zwei historische Persönlichkeiten und lokale Berühmtheiten, nämlich den Dr. Hopkins und den tolen Oberst Aaron Burr, in ihrem Roman auftreten lassen wollte.

Als Frau eines amerikanischen Geistlichen hat Mrs. Stowe tief aus der strengsten Theologie der Puritaner geschöpft, und zu gleicher Zeit ist sie doch von Natur aus nicht einseitig genug, die puritanische Lebensanschauung für die richtige zu halten. Sie besaß vielen Humor und thut nichts lieber als den Zwiespalt zwischen den abstrakten Theorien metaphysischer Theologen und den Lehren, wie sie vom Volke verstanden werden, aufzudecken, oder den Gegensatz der scharfen Principien und der losen Praxis der Menschen darzulegen. Als die Regentin Candace z. B. ihren Katholismus anwendend lernen und

herzogen muß, empört sich das dicke alte Weib aufs Heftigste gegen diese Lehre; sie habe ein gutes Gewächtniß, habe nie von dem Apfel gegessen, man solle ihr nur nichts ausbilden wollen u. s. w. Wir leben nämlich in dem Roman in einer kleinen Gesellschaft oder besser Gemeinde von Personen, die sich um ihren Pastor scharen; alle sind außerordentlich fromm, jeder Gedanke bei ihnen ist Religion und sie ziehen von puritanischem Standpunkte aus eine so scharfe C und der Welt, (wie es nur jemal in ihren Klöstern geschehen ist).

Dr. Hopkins, Pastor in Newport nachan Edwards und Gründer der theologischen Schule, welcher den Strenge predigte. Er hat ein „für Gott gewesen ist, daß er die Welt sich vollkommen bei dem Gedanken Schöpfers zu ewigem Verderben müssen die crassesten Folgerungen und Bogen annehmen. Dem Dog die Gottlosigkeit des Obersten Na Gabel von Jonathan Edwards wird nur zwischen durch in den No den Incidenzien der Erzählung in menhang; er dient bloß um die se mehr ins Relief zu setzen und et Trauerspiel des Lebens einzuflechten Dogmatismus des Doctors und des Obersten steht der Scepticism gläubig noch ungläubig sein kann licher Wursche Gründe für die eine u

Mrs. Stowe zeigt nun mit leichte und gefällige Art und Was für Verwirrung das System schwer es ist, die Lehre von der zum Angelpunkte unsers Lebens zu schen, welche dies wirklich thun, i lose Enthusiasten, wie Dr. Hopkins, einem Anhänger des Doctors, eine von dem Menschen war, welche d deshalb annehmen, weil sie keine Phantasie haben, um sich vorstelle Glück oder Elend ist; welche mit damnniß oder Erlösung von Will Problem theologischer Algebra, wel x, y, z gelöst werden muß. Ob selbst, der den ganzen Tag in theol aber alle die gemeinen Sorgen des Lebens hienieden vollkommen erhaben ist. Da er selbst eine so herrliche Selbstverleugnung errungen hat, daß er mit dem Gedanken an seine ewige Verdammniß vollständig ausgesöhnt ist, begreift er gar nicht, wie andere Schwierigkeiten dabei finden können; und es ist sein Lebenszweck, seine Zuhörer so zu erziehen, daß sie mit allem zufrieden sind, komme was kommen mag, und daß sie besonders über ihr eigenes Mißgeschick und das Mißgeschick anderer sich freuen. Als Lehrer dieser erhabenen Philosophie ist der Doctor Mittelpunkt eines Kreises, welcher hauptsächlich aus Frauen besteht, die von dem Liebesglück des Pfarrers als von dem „*Heile Zion's*“ sprechen und sich in etwas unzusammenhängender Weise davon unterhalten, wie man am besten Motten aus Bettdecken fernhält, absolute Rathschlüsse mit freiem Willen vereinigen kann, Kinder mit dem Köffel aufbringt, sich selbst verleugnet und Glück im Höchsten sucht, einen zerbrochenen Thronpf ausbessert, die Demokraten niederhalten und die Geschichte von Melchisedek deuten kann. Miß Brissy, die Rätlerin, ruft, wenn sie den erhabenen Worten des Pfarrers lauscht: „*Ich möchte des Doctors Hals krause säumen, er ist so geistlich gekaut.*“ Mrs. Jones, die auch praktisch ist, verwandelt die Predigten des Pfarrers in Butter und sagt: „*Ich muß doch einen Topf Butter für den Doctor zu Miß Scudder hinbringen; ich habe mich so an seiner Sonntags*

predigt erbaut.“ — „Ei, ei, Mrs. Jones, ich glaubte wahrhaftig, Sie hätten geschlafen.“ — „O bewahre!“ erwidert Mrs. Jones, „ich hatte bloß vergessen, am Morgen etwas Cardamom zu nehmen, und so vermiste ich das natürlich; Sie wissen ja, das hält einen wach. Aber es kam nie so weit, daß ich nicht gehört hätte, wie er immer weiter, weiter, weiter sprach, und es lautete alles so gut.“ Deshalb der Toss mit Butter.

Das System, dessen Prediger Dr. Hopkins war, trug gerade nicht dazu bei, seine Jünger besonders glücklich zu machen. Mit dem Gedanken an einen eifersüchtigen jüdischen Gott im Kopfe wurden die Anhänger des Doctors selbst eifersüchtig aufeinander und verschleuderten ihre Kraft mit unnützer Selbstprüfung und endlosen Klagen, daß sie nicht den erhabenen und trockenen Zustand erreichen konnten, in welchem der natürliche Mensch wirklich ganz unterjocht, das Selbst gekreuzigt ist und alles, was ihnen selbst oder ihren Nächsten begegnet, nur das Gefühl einer erhabenen Freude über den Willen des Höchsten erweckt. Der Doctor, sagt Mrs. Stowe, hatte seine Seelenanalyse so weit getrieben, daß er kaum eine Blume heiliger Bewegung in seiner Seele aufsprießen sah, ohne sie zu Stücken zu zerreißen und zu sehen, ob es auch mit dem Genuß und der Species seine Nützlichkeit habe. Die Gemeinde des würdigen Doctors folgt seinem Beispiele und geräth bald in einen ganz kläglichen Zustand. Ein gutes Specimen des auf diese Weise entstehenden Seelenzustandes ist der Dechant Twitche, über den seine Frau sich mit nicht geringem Pathos folgendermaßen äußert: „Denken Sie sich, eines Nachts im septen Winter, als der Dechant eben warm im Bette geworden war, wird plötzlich an die Thür geklopft.“ Daß an die Thüre geklopft wurde, als der Dechant bereits warm geworden war, ist der wundte Fleck in den Erinnerungen der Mrs. Twitche. Trotzdem ist ihr Mann wohlwollend genug aufzustehen und Holz und Lichter zu einer armen kranken Frau zu tragen. Mrs. Twitche stimmt mit einem solchen Verfahren durchaus nicht überein; sie sagt ihm: „Du weißt, du wirst den Rheumatismus davon bekommen, außerdem treibst du die Deulach wirklich zu arg. Ich weiß ganz gut, sie verschachert doch nur wieder was man ihr gibt, kauft sich Rum dafür und weiß es einem nie Dank. Weil wir es einmal gethan haben, sollen wir es immer thun; sie rechnet jetzt schon darauf; je mehr wir thun, desto mehr sollen wir späterhin thun.“ Aber alle Grände der Mrs. Twitche bewegen ihren Gatten nicht, wieder ins Bett zu kommen, und sie erhält zur Antwort: „Das ist just die Art und Weise, wie unsereins dem Herrn dienen muß, Polly; was würdest du sagen, wenn er uns nicht hören wollte, wenn wir in Noth sind und ihn anrufen?“ So geht er denn tapfer in die kalte Winternacht hinaus, holt sich auch wirklich einen Rheumatismus und wird deswegen von seiner Tochter, Gerinthy Ann, die sich etwas darauf zugute thut, nicht mit zu den Wiedergeborenen zu gehören, zur Rede gestellt. „Ich hoffe, Vater“, sagt sie, „Ihr werdet endlich einmal eingestehen, daß Ihr hier viel uneigennütziges Wohlwollen ausgeübt habt.“ Der arme Mann selbst ist aber ganz unglücklich über das, was er gethan hat und sagt: „Ich fürchte, daß schließlich doch alles Eigennutz war; wenn ich es mir nur zurecht legen könnte!“ Die nicht zu den Wiedergeborenen gehörende Gerinthy Ann läßt die Andeutung fallen, daß die besten Leute nie Trost in der Religion gefunden haben und daß sie für ihre Person sich wol hüten werde, sich ihren Kopf damit zu plagen; sie wolle es gut haben, solange sie jung sei; da, wenn sie auserwählt sei erlöst zu werden, sie es doch sein würde, und wenn sie es nicht wäre, ihr es doch nicht helfen könnte.

Dieses junge Mädchen ist der Liebling der Mrs. Stowe. „Zuweilen“, sagt Mrs. Twitche, „werde ich geradezu wild über meine Kinder, aber dann weiß ich auch einmal wieder nicht wie so; niemand von uns weiß es. Gerinthy Ann ist eine der besten Hände, um Arbeit zu thun; sie sagt die Sache an und macht sie ab, wie man es nur von einer Frau erwarten kann. Kein Mensch weiß, wo das Ding die Zeit hernimmt, alles zu thun was sie thut, und ich weiß nicht, was ich ohne sie thun sollte.“ Gerinthy Ann ist derselben Ansicht: „Es ist“, sagt sie, „keine Seele

im Hause, die weiß, wo etwas ist, wenn ich fort bin. Sollte ich es mir jemals in den Kopf setzen fortzugehen, so wählte ich wahrhaftig nicht, was aus Vater und Mutter werden sollte. Neulich sagte ich auch der Mutter, daß nicht wiedergeborene Leute in dieser Welt doch etwas nuz sein könnten.“

Die Frommen erklären in ihrer eigenthümlichen Phrasologie, daß wenn dieses energische, nützliche, unbefehrte Mädchen einst „wahrhaftig berufen“ werden sollte, sie eine Martha und keine Maria abgeben würde; aber sie ist den Doctrinen so „fürchterlich abhold“, daß jedenfalls viel Verufung dazu gehören wird, um auf Gerinthy Ann Eindruck zu machen. Ihre Mutter sagt in einer der theologischen Theeengesellschaften, in welchen die alten Damen die Ausflüchten untersuchen, welche jedermann, den sie kennen und nicht kennen, auf Erlösung hat: „Sie erzählte mir gestern, als sie die Kleider ausging, daß sie sich niemals mit «Rathschlüssen» und «Auserwählung» befreundet würde, weil sie nicht einsehen kann, wie die Leute sich helfen sollen, wenn die Sache doch einmal gewiß ist. Sag' ich zu ihr: Gerinthy Ann, die Leute sollen sich auch gar nicht helfen, sondern sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen. Und da schneigt sie den Korb mit Kleidern zur Erde und läuft ins Haus.“

In der That aber läßt Gerinthy Ann über alle diese Dinge, und die einzige Art und Weise, wie sie zur Orthodorie bekehrt werden kann, ist, daß sie sich in einen Geistlichen verliebt. Von Natur aus haßt sie Geistliche vor allen andern; denn, sagt das ungehändigte Mädchen, „andere Männer lassen einen doch in Frieden, aber ein Geistlicher kriecht einem immer zwischen den Füßen herum“. Trotzdem aber wird sie durch einen unaufgeklärten Einfluß bewogen, einen fränklichen jungen Geistlichen zu heirathen, „der ihr immer zwischen den Füßen herumkriecht“, und das Resultat seiner Seelenerziehung ist, daß sie schließlich doch bekehrt wird. Ob dies wirklich ein Fall von Wiedergeburt ist, ist nicht ausgemacht. Wiedergeburt, wie man sie im Kirchspiele von Newport versteht, ist eine kitzliche Frage, und doch ist die Hoffnung nie verloren zu erachten, wenn man hört, wie ein wilder Schiffsjunge dadurch zu Tode kommt, daß er aus dem Mastkorb herausfällt; daß man ihn aber doch nicht richten dürfe, denn er könnte ja während des Herunterfallens wiedergeboren sein; von dem Mastkorb bis zum Verdeck ist Zeit genug für die göttliche Gnade, ein solches Wunder auszurichten. Dies erinnert etwas an den apokryphen amerikanischen Seiltänzer Blondin, der einen Pfannkuchen bäckt, während er auf einem Meise über dem Niagara steht.

Uebrigens treten noch andere Widersacher gegen das System des Erzealvinismus auf, als die nicht wiedergeborene Gerinthy Ann; vor diesen Lehren weichen selbst wahrhaft religiöse Gemüther zurück. Die Helbin des Romans, Mary Scudder, ist eine ausnehmend religiöse junge Dame; aber obwohl sie die Ansichten des Dr. Hopkins mit vollkommener Einsicht annahm, so lange ihr Herz frei war, stellt sich die Sache gleich ganz anders, nachdem sie den skeptischen Seemann liebt, welcher bloß in die Andachtsübungen hineingeht, um sie zu sehen, und der geradezu von der puritanischen Religion sagt: „Für mich ist das weder so noch so; es rührt mich nicht, es hilft mir nicht und ich glaube es macht mich eher noch schlechter; und dann sagen sie mir, das kommt nur daher, weil ich ein natürlicher Mensch bin und der natürliche Mensch nicht die Dinge des Geistes versteht. Nun ja, ich bin ein natürlicher Mensch — aber wie soll man es denn anfangen, keiner zu sein?“

Wie Gerinthy Ann die Lehre von der Auserwählung von dem jungen Geistlichen annahm, welcher ihr immer zwischen den Füßen herumkroch, so empört sich Mary Scudder gegen den Erzealvinismus, als sie einseht, daß ihr Geliebter dadurch in Gefahr des ewigen Fegfeuers geräth. Obwohl der Pfarrer alles thut, ihr seine transcendentalen Lehren einzupauken, richtet die schöne Mary Scudder ihren Glauben nach ihrer Stellung zu dem Geliebten. In der großen Krise aber, als die Nachricht kommt, daß James Marvye ertrunken sei, bricht ihr Glaube zusammen. Im Calvinismus ist das Todeschattenthäl besonders dunkel, und die

Puritaner, welche die raffinirtesten Qualen für die Verlorenen ansahen und darüber grübelten, wie viel Schmerz der Mensch wol ertragen könne, waren nur wenig von der Inquisition verschieden, welche die Regier schockweise verbrannte. Kein Wunder daher, daß die Mutter des Hermanns bei der Nachricht von dessen Tode wänscht, sie wäre nie geboren. „Rein, Mary, ich kann, ich will mich nicht in das Schicksal finden, alles ist hart, ungerecht, grausam — und das werde ich sagen bis in alle Ewigkeit. Für mich gibt es keine Güte, keine Gerechtigkeit, keine Gnade irgendwo. Das Leben ist das fürchterlichste Schicksal, welches man über ein hilfloses Wesen verhängen kann. Was haben wir gethan, daß uns dies beschieden wurde? Warum hab wir so geschaffen zu lieben und zu hoffen, warum sind unsere Herzen voll von Gefühl, und doch schreiten die Naturgesetze erbarmungslos über uns hinweg! Denke nur, wie viele edle Seelen, wie viele warme, großmüthige Herzen Schiffbruch leiden und weggeworfen werden! Wie lieben wir einander! wie wehren unsere Herzen ineinander! wie überfroß würden wir sein, füreinander zu sterben! und alles dieses endet — o Gott, wie endet es! O mein Hochzeitsstag! Warum freuten sie sich?“ u. s. w.

Auf die Erklärung des Dr. Hoptkins, daß alles durch ein Wesen von unenblichem Wissen vorausbestimmt sei, das uns zur Sünde zwingen könne, ohne doch darum unsern freien Willen zu verletzen, erwidert Mrs. Marrye: „Um so schlimmer! Was nützt dann das unenbliche Wissen?“ Der einzige Trost in ihrem Unglück kommt ihr von der alten biden Negerin Candace, welche ihr so zuredet: „Komm zur alten Candace, Engel, Höniglab; es ist nicht wahr, es ist ein schreckliches Mißverständnis. O der Herr ist nicht so wie du denkst; er liebt dich, Engel! Fühle doch nur, wie ich dich liebe, ich, die arme alte schwarze Candace, und ich soll doch wol nicht besser sein als der, welcher mich gemacht hat? Beunruhige dich also nicht, süßes Kind; ich weiß, Master James ist einer von den Auserwählten, und gewiß gibt es viel mehr Auserwählte als Leute gewöhnlich denken.“ Die arme Mutter ist erschöpft und beruhigt sich für den Augenblick mit der Versicherung: der Negerin; aber die einzige Heilung für ihre Wunde ist doch die Zeit, und allmählich gewöhnt sie sich daran, an die ewige Verdammnis ihres Sohnes zu denken und freut sich mit Dr. Hoptkins über die göttlichen Rathschlüsse.

Nachdem Mrs. Stowe somit nachgewiesen hat, daß der Erzalvinismus, so wie ihn die kleinen puritanischen Colonien verstanden, für das Leben nicht paßt, und daß er da, wo er der Natur nicht zumiderläuft, doch für den Verstand unbegreiflich ist, fragt man sich natürlich, warum die Verfasserin schließlich doch an dem System festhält? Denn obwol der größte Theil des Romans darauf verwandt wird, die Absurditäten dieses Systems aufzudecken, erhebt die Verfasserin es schließlich doch in den Himmel und erklärt, daß trotz aller seiner Fehler es am Ende doch die einzige Rettung für uns sei. Sie verfährt dabei auf sehr einfache Weise. Mary Scudder glaubte an die Verwerfung, bis sie ihr Herz an einen skeptischen Liebhaber verlor; ebenso geht es mit James Marrye. Er glaubt nicht, aber er liebt Mary; sie glaubt und deshalb thut er es auch. Er fängt zuerst an, in etwas hypokritischer Weise zu glauben, um seine geliebte Mary zu gewinnen. Er sagt: „Ich habe mich nie um Religion bekümmert, aber ich denke, du dündest doch versuchen, meine Seele zu retten — damit ich dich besomme; denn mit nichts liert man eine Frau mehr, als wenn man sie bittet, einem seine Seele zu retten. Das ist der Schatz mitten durch die Scheibe.“ Nachdem er sich so weit eingelassen hat, wird er in der That erlöst und fängt an zu glauben. Hiemlich ähnlich geht es mit Mary's Mutter. Sie sagt: „Mr. Scudder hat immer daran geglaubt und darum will ich es auch thun.“ Und Mrs. Stowe fügt in Parenthesen hinzu: Nach allem, was man über unabhängiges Denken gesagt hat — ist nicht die Thatsache, daß eine gute und edle Seele so oder so geglaubt hat, ein besserer Beweis als viele andere, die man so oft anführen hört? Wenn dem nicht so ist, um so schlimmer, denn zwei Drittheile

von dem Glauben aller Welt beruhen auf diesem Grundsteine. Gewiß hat Mrs. Stowe in dieser Beziehung nicht übertrieben. Die alte Negerin Candace weigerte sich lange Zeit zu glauben, daß sie mit Adam gefallen war und auch vom Apfel gegessen hatte; aber als Dr. Hoptkins sich etwas von seinem Gehalte „abtauft“, um einem ihrer Mißslaven die Freiheit zu kaufen, ist sie sofort von allem überzeugt und sagt: „Der Herr segne dich, Doctor, daß du das Gefängniß für den öfkest, der gefesselt ist. Ich glaube dir jetzt, Doctor, ich will jedes Wort glauben, was du sagst. Ich will den Katechismus sagen — sei es wie es will. Ich hab' von dem „Koppel“ gegessen, ich hab' den ganzen Baum hinuntergeschluckt, wenn du so sagst.“ Wir sollen nun alle so thun wie diese Negerin; Dr. Hoptkins war ein Heiliger, deshalb sollen wir sein Wort als Glaubensartikel annehmen; weil Dr. Hoptkins, ein sehr kaltblütiges Individuum, fähig ist, auf seine Braut gerade in dem Augenblicke zu verzichten, wo er im Begriff steht, sie zum Altar zu führen und sie dem hübschen jungen Manne hingibt, an welchem ihr Herz hängt — deshalb ist das Christenthum wahr und der Erzalvinismus correct.

Man sieht also, daß Mrs. Stowe mit dem puritanischen System zu gleicher Zeit zufrieden und unzufrieden ist. Theoretisch ist dasselbe ausgezeichnet, aber in der Praxis nimmt es nicht genug Rücksicht auf die menschliche Natur, wie Gott sie geschaffen hat und wollte, daß sie sein sollte. Was z. B. die sinnliche Schönheit anbelangt, welche die Puritaner aus vollster Seele verachteten, so seufzt die Frau Decantian Twitche tief, als Gerinthy Ann sich ein neues rosafarbenes Kleid machen läßt; sie sagt, die Welt gehe unter und man dürfe nicht seine Aufmerksamkeit von der unsterblichen Seele fort auf irdische Dinge lenken; dagegen erwidert die Schneiderin Miss Prissy, daß Gerinthy Ann's Kleid nicht rüthiger sei als die Apfelblüten, und daß der Herr selbst beständig mit Rothflehlen und Goldfinken unsere Aufmerksamkeit ablenke, und daß wir die Werke des Herrn ansehen und eine Lehre daraus ziehen müßten. Ja sogar der heilige Doctor hat ein Auge für Kleidung: „Ich weiß“, sagt Miss Prissy, „wie geistlich gesinnt unser verehrter Doctor ist; aber glauben Sie es mir, meine Liebe, er hat auch Augen. Ich sage Ihnen, diese Männer! die besten darunter fühlen, wie es mit der Sache steht, obgleich sie nicht viel wissen. Ich habe gesehen, mit welchen Augen der Doctor Mary an jenem Abend ansah, wo sie sich für die Hochzeitsfeier ankleidete. Ich sage Ihnen, er würde es sehr gern haben, wenn seine Frau hübsch ansehe, und er wird auch schon einen heiligen Text dafür finden, wie für andere Gelegenheiten.“ Hieraus steht man wiederum, daß die Natur in Mrs. Stowe stärker ist als die Logik. Dem kann etwas daran liegen zu tanzen, sich hübsch anzuziehen, überhaupt fröhlich zu sein, wenn alle Triebe unserer Natur falsch, das ganze Leben ein ungeheurer Betrug und alles Schöne um uns her verflucht ist? Trotzdem findet Mrs. Stowe Freude am Leben und ist glücklich mit ihren Freunden, und zeigt dadurch eben, daß ihr theologisches System auf sehr schwachen Füßen steht.

Einige kleinere Mängel dürfen wir auch an dem Roman nicht ungerügt lassen. Mrs. Stowe hat gewiß nicht gut daran gethan, die Schrecken des Sklavenhandels von neuem auszumalen und die ganze Frage von der Emancipation der Neger noch einmal zu discutiren; davon haben wir in „Onkel Toms' Hütte“ und „Dred“ genug gehabt. Außerdem finden sich in dem Roman so beträchtliche historische Unrichtigkeiten, daß sie die Grenzen der Dichtersfreiheit doch etwas zu überschreiten scheinen. Dr. Hoptkins, Gründer des Hoptkinsonischen erzalvinistischen Systems, war 1721 geboren und ließ sich erst 1770 in Newport nieder; 1774 beginnt er bei Mrs. Stowe sein „Werben“; sie läßt ihn damals 40 Jahre alt sein, während er in der That 51 Jahre alt war. Außerdem war er bereits 1748 mit einer Johanna Ingersol verheirathet, mit welcher er bis zum Jahre 1798, wo ihr Tod erfolgte, zusammenlebte und die ihm acht Kinder gebar. Im Jahre 1794 heirathete der Doctor, damals in seinem vierundsechzigsten Jahre, noch einmal und zwar eine Dame, die nur

16 oder 17 Jahre jünger war als er selbst. Der weltliche Dr. Gop-
lund hatte allerdings einen ganz andern Charakter als der Pflarrer
der Mrs. Stowe; er war durchaus kein Krämer, dem seine
Gandwirthin jurebren mußte, daß er auch etwas ab und zu trank;
noch war er unfähig, sich um irdische Interessen zu kümmern;
er war schlau genug, seinen eigenen Vortheil nicht zu ver-
gessen.

Die englische Kritik hat sich, wie das im voraus zu erwarten
stand, besonders über die vielen Amerikanismen lustig gemacht,
welche Mrs. Stowe in ihrer Erzählung sich hat zu Schulden
kommen lassen, sonst aber im allgemeinen das Verdienst des
Romans nach Gebühr anerkannt; und auch wir müssen trotz
der oben gemachten Ausstellungen unser Urtheil dahin ab-
geben, daß das große Talent der Mrs. Stowe sich auch in
diesem ihrem neuesten Werke wiederum aufs unzweifelhafteste
kund gegeben hat.

48.

Ein Commentar zu Humboldt's „Kosmos“.

Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commen-
tar für gebildete Laien. Herausgegeben von
D. v. Wittwer und G. v. Wittwer.
rard
phisch
arbeit
Nr. 1

Unter den vielen Commentaren des „Kosmos“ zeichnet sich
ganz vorzugsweise der von Gotta begonnene aus. Für den zwei-
ten Theil des „Kosmos“ hat Schaller die erläuternden Briefe ge-
schrieben, für den dritten Theil wieder Gotta und für den vier-
ten verspricht D. v. Wittwer hier die erste Hälfte, während
G. v. Wittwer die Behandlung der andern Hälfte übernommen hat.
Der Inhalt des hier vorliegenden Commentars bezieht sich
auf Größe, Gestalt und Dichtigkeit der Erde, auf innere
Wärme des Erdkörpers und deren Vertheilung, und auf den
Erdmagnetismus.

In der Vorrede hält der Verfasser dem nun heimgegan-
gen größten Gelehrten unser Jahrhunderts eine kurze, aber
würdige Gedächtnisrede. Es überkommt uns jedesmal eine weh-
müthvolle Trauer, so oft wir eine neue Stimme hören, welche
den Verlust des großen Mannes beklagt. Allerdings kann sich
unser Jahrhundert schon sehr glücklich preisen, daß es diesen
eminenten Geist so ungetrübt und ungeschwächt lange besitzen
hat; indes kommt die Ausübung eines so bewährten geistlichen
Bandes immer zu früh, sie mag eintreten, wann sie will.
Die vielen Stimmen, welche dem Entschlafenen einen Nachruf
gewidmet haben, preisen seine umfassende, tiefe Gelehrsamkeit,
seine unverwundliche Liebdenwürdigkeit zur Veröhnung streitiger
Parteien, aber auch seine Menschenfreundlichkeit bei der Unter-
süßung junger aufstrebender Gelehrten. In Hinsicht dieses letz-
ten Punktes läßt sich auch eben jetzt von Amerika herüber ein
ausgezeichnete Naturforscher vernahmen, der in Alexander von
Humboldt seinen größten Wohlthäter verehrt. Es ist dies der
berühmte Naturhistoriker und Geographiker Agassiz. In dem
„American Journal of Science“ berichtet derselbe Folgendes:
„Als ich in einem Alter von etwa 24 Jahren zu Paris mit
Hülfe der Mittel studierte, welche mir ein Freund gegeben hatte,
war ich noch vor der Zeit genöthigt, meine vorliegenden Studien
aufzugeben, aus Mangel an Substanzmitteln. Damals besuchte
Professor Mitscherlich aus Berlin Paris. Als dieser eines Mor-
gens bei mir war und mich fragte, warum ich so betrübt sei,
so gab ich ihm zur Antwort, daß ich fort müßte, weil mir die
Mittel fehlten. Am Morgen des folgenden Tages, als ich beim
Frühstück saß, sah ich Humboldt's Diener durch den Garten des
Hotels kommen, in dem ich wohnte. Er handelte mir ein Billet
ein mit dem Bemerkten, daß eine Antwort nicht nöthig sei und
verschwand. Ich öffnete das Schreiben. Es sagte: „Mein
Freund, ich höre, daß Sie die Absicht haben, Paris zu ver-
lassen, weil Sie in einiger Verlegenheit sind. Das darf nicht

sein. Es ist mein Wunsch, daß Sie hier so lange verbleiben,
bis der Gegenstand seine Vollendung erhalten hat, der Ihren
Aufenthalt hier notwendig machte. Ich lege einen Wechsel von
50 Pf. St. bei. Es ist ein Darlehen, welches Sie mir wieder-
zahlen, wenn Sie können.“ Einige Jahre später, als ich in
der Lage war, wiederbezahlen zu können, hat ich um die Erlau-
biß, ihm Schuldner bleiben zu dürfen, weil ich wußte, daß ihm
die Gewährung dieser Bitte viel angenehmer sein würde als die
Wiedererlangung des Geldes. Und so bin ich nun in seiner
Schuld. Ich weiß, was er mir gethan hat, hat er sehr vie-
len andern im Stillen gethan, wovon die Welt nichts erfährt.“
Das ist ein edler Zug des großen Verstorbenen und es ist auch
edel von Agassiz, daß er ihn jetzt nicht verschweigt. Doch nun
wieder zu unserm Buche zurück.

Wenn überhaupt der Zweck dieser Briefe ein zweifacher sein
soll, insofern sie nämlich den „Kosmos“ zu erläutern oder zur
Veranlassung zu nehmen haben, über verwandte Gegenstände
leichtförmlich zu belehren, so ist dies ganz vorzugsweise von der
vorliegenden Mittheilung zum Grundsatze gemacht. Wittwer
läßt sich sehr tief herab, er sucht seinen Lesern sogar noch zu
erklären, was ein Winkel sei, wie man ihn eintheilt und misset.
Ueberhaupt greift er seinen Gegenstand mit einer der gebildeten
Leser fast verlegenden Gerablässigkeit an; er wird aber später
selbst inne, daß sich dies nicht durchführen läßt, und kommt
dann auf den Standpunkt, der für alle denkenden Freunde der
Naturwissenschaften paßt. Bei der Gelegenheits, wo er von der
Zeit und den Apparaten zum Messen derselben spricht, macht er
mehrere sehr interessante Mittheilungen, und es kommt auch die
alte, durch Wasser getriebene Räderuhr zu Machen zur Sprache.
„Berühmt ist diejenige Uhr“, sagt der Verfasser, „welche der
Khalif Harun-al-Raschid Karl dem Großen zum Geschenk machte
und die im Jahre 817 zu Aix-la-Chapelle (Machen) übergeben
wurde. Oben viele kupferne Kugeln, als Stunden des Tages
da stand, fielen auf ein unterhalb angebrachtes Becken und deuteten
so die Stunden durch einen Klang an. Man konnte aber
durch dieses Schlagwerk nur wahrnehmen, daß eine Stunde um
war, denn bei jeder Stunde fiel nur eine Kugel auf das Becken.
Es öfneten sich nach und nach zwölf Thüren, in jeder Stunde
eine, aus welchen ebenso viele Reiter hervorkamen, die Thüren
offen stehen ließen und sie erst mit ihren Speichen zusperrten, wenn
die zwölfte Stunde vorbei war. Außerdem soll diese Uhr noch
viele andere Figuren in Bewegung gesetzt haben.“

Nachdem die Verhältnisse der Größe, Gestalt und Dichtig-
keit der Erde, sowie die mit ihrer Bewegung in unmittelbarer
Verbindung stehende Zeit gehörig durchsprochen worden sind,
wird die Rede auf die Wärme der Erde gebracht. Das hier
Mitgetheilte ist vortreflich, nur weiß auch hierbei der Verfasser
nicht sogleich den richtigen Standpunkt auszusuchen. Er erklärt
anfangs erst noch das Thermometer, als wüßten seine Leser noch
gar nichts davon, während er doch später viel schwierigere Sa-
chen, wie z. B. das Barometer, als ganz bekannt voraussetzt.
Über ungeachtet dieser kleinen Unklarheit ist das ganze Buch
doch der Art, daß es ebenso viel Vergnügen als Belehrung
gewährt.

Dann gehen die Briefe über zur Electricität, dem Magneto-
tismus und zur gegenseitigen Beziehung dieser Naturkräfte. Von
dem Erdmagnetismus, sowie seiner Declination, Inclination,
Intensität als seiner Theorie nach, handelt das Werk, wie ich
erwarten ließ, mit etwas mehr Ausführlichkeit. Dieser Theil ist
ganz vortreflich. Er wird den wissenschaftlich nicht ausreichend
gebildeten vielen Freunden des „Kosmos“ eine sehr erwünschte
Brücke zum Verständniß abgeben. Hier ist es gerade, wo ein
Commentar des großen Werks wirklich noth thut.

Der letzte Brief beschäftigt sich mit dem Polarlichte. Es
werden hier mehrere Beschreibungen von diesem wunderbaren
Naturphänomen zur Darstellung gebracht, wobei den großen
Namen, wie Maxpertuis, Bessel, Lottin und Richardson vor-
zugsweise das Wort gegeben wird, weil sie die beobachteten
Sachverhältnisse kund, welche diese Naturerscheinung gründlich

selbst beobachtet haben. Daß zwischen dem Nordlichte und dem Erdmagnetismus eine innige Wechselbeziehung stattfinde, ist jetzt eine allgemein gekannte Thatsache. Sowie ein Nordlicht am Himmel steht, wird die Magnetnadel unruhig bewegt. Daher sagte schon Haüy, daß die Nordlichter sehr wahrscheinlich Lichtentwicklungen seien, welche die Entladung des ungewöhnlich stark angehäuften Erdmagnetismus begleiten. „Verfolgt man den Gang der Elektricität“, sagt der Verfasser, „während eines Gewitters, so zeigt sich ein bedeutendes Schwanken derselben, das mit der Zahl der Blitze zunimmt; sie erreicht unmittelbar vor einem Blitze oft einen sehr hohen Grad, und das Nordlicht hat mithin eine ganz analoge Wirkung auf den Magnetismus, wie das Gewitter auf die Elektricität. Deshalb hat Hr. v. Humboldt das erstere sehr passend ein magnetisches Gewitter genannt. Die Richtung der Strahlen des Nordlichts hat die Richtung der nach allen Richtungen frei beweglichen Nadel parallel, die Krone befindet sich daher stets im magnetischen Zenith eines Orts, d. h. da, wo das obere Ende der Inclinationsnadel bei deren gehöriger Verlängerung den Himmel treffen würde. Die höchste Stelle des Nordlichtbogens ist, wenn auch nicht ganz genau, doch stets in der Nähe des magnetischen Meridians. Was das Nordlicht auf unserer Halbkugel, das ist das Südlicht auf der jenseitigen. Die südlichen Polarländer sind völlig unbewohnbar, und Schiffe kommen fast nur bei Gelegenheit von wissenschaftlichen Expeditionen, die eigentlich doch nicht sehr häufig sind, in jene Gegenden. Die natürliche Folge davon ist, daß im ganzen nur sehr wenige Südlichter gesehen werden. Merkwürdig ist, daß zu derselben Zeit, von welcher Goet von Südlichtern berichtet, im Norden der Erde Nordlichter wahrgenommen wurden, und es ist gar nicht undenkbar, daß jedem Nordlichte auch ein Südlicht entspricht, wie ein Magnetpol dem andern; doch läßt sich diese Sache nicht beweisen.“ Wir können diesen letzten Ausspruch nicht ohne eine kleine Bemerkung lassen. Es liegt nämlich in der längst bekannten Thatsache, daß alle Magnetnadeln auf der Oberfläche der ganzen Erde bei jedem Nordlichte ganz gleichzeitig in ein unruhiges Schwanken gerathen, schon eine große Wahrscheinlichkeit für die vom Verfasser ausgesprochene Vermuthung.

Heinrich Birnbaum.

Notiz.

Das „Athenaeum“ über Palleske's Biographie Schiller's.

Wenn wir hier auf das gelegentlich in Kürze schon erwähnte Urtheil des „Athenaeum“ über Palleske's Werk: „Schiller's Leben und Werke“ (oder vielmehr über dessen Uebersetzung: „Schiller's life and works. By Emil Palleske. Translated by Lady Wallace“), in etwas ausführlicherer Weise zurückkommen, so möge man uns dies nicht als Ausfluß einer von uns gegen Palleske's Werk gehegten tendenziösen Risikung auslegen. Der von dem englischen Berichterstatler erhobene Haupttadel betrifft ja nicht ihn allein, sondern die Mehrzahl der neuern deutschen Literaturgeschichtsschreiber, Kritiker und Biographen, und ist zufällig derselbe Tadel, den auch wir seit einer Reihe von Jahren in d. Bl. bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt ausgesprochen haben. Dieser Tadel richtet sich gegen die in Deutschland herrschende tendenziöse Parteilichkeit, womit man einen großen Autor nicht anders zu erheben und zu feiern weiß, als daß man andern, die neben ihm gewirkt, vortheilhaft und verdächtigt. Es ist einmal die Art des deutschen Geistes, überall auf Zerlegung und Schwärzung selbst des Zusammengehörigen anzugehen. Die Kritik im „Athenaeum“ beginnt: „Zunächst das englische Publikum die begeisterten Ausprüche, in welchen sich Lady Wallace über die ihm jetzt durch sie in unserer Sprache dargebotene Biographie ergeht, durch das Buch selbst für gerechtfertigt halten wird, dürfte einigem Zweifel unterliegen. Es ist sicherlich das ausführlichste Werk, welches über des Dichters Leben bisher veröffentlicht wurde, aber weder dem Geiste noch dem Stile nach

erscheint es sehr ansprechend. Ein factischer Geist hat in die Karte einige Galle gemischt, und die Feder hat etwas von der Natur des stilettos angenommen. Es ist eine Parteilichkeit, was womöglich das Leben eines großen Dichters niemals sein sollte. Aber diese böse Gewohnheit herrscht überhaupt in Deutschland. Zwar wenn zwischen großen Männern eine Wahl getroffen werden müßte, so würden Englands Sympathien, was wenigstens die Mehrheit betrifft, sich möglicherweise mehr zu Gunsten Schiller's als zu Gunsten Goethe's aussprechen; denn Schiller besitzt Feuer, eine wunderbar malerische Einbildungskraft, einen klaren verständlichen Stil, der Zweideutiges selten, und die Andeutungen von etwas Geheimem, was niemals ganz erschaut werden kann, noch seltener zuläßt. Aber der englische Geschmack wird sich hoffentlich noch lange gegen die Sitte sträuben, einen Heros auf Kosten des andern zu erheben. Wir schreiben kein Leben Shakespeare's, nur um zu beweisen, daß Ben Jonson ein albernem Bedant gewesen.... Bei unsern Vetteren gilt ein ganz anderer Brauch. Um den einen Mann zu preisen, müssen sie einige andere in den Staub treten. Die notorische hülfreiche Freundschaft Goethe's mit Schiller; die erhabenen Worte, welche der erstere bei dem Tode des jüngern Mannes ertönen ließ, die Heilen am Gartens den Deutschen halten, feste Sitte zu sein schloß man in dies dann noch small names in der and less die dreamy, how würden, daß er den feinen Felde doch gerade da, so wahrhaften und schen Antipathien Berichterstatler mit Misgauen, Gedanke, aber A selbst Goethe als daraus schließen, natur überhaupt Werk tadelt: die schen Werke, den der durch seine bewirkt, was er bezweckt, das „hectic excitement of the style“ u. s. w., wollen wir hier nur in der Kürze andenten.

G. M.

Bibliographie.

Galler, A. v., Ein Ausflug nach Algier im Jahre 1857, nebst einem geographischen, statistischen und historischen Anhang. Mit Karte und Plan von Algier. Solothurn, Scherer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Holtei, R. v., Die Gelfestreuer. Roman in drei Bänden. Breslau, C. Trevenant. 8. 5 Thlr.

Paris, Unmöglichkeiten. Oder: Die Freidenker widerlegt durch den einfachen, gesunden Menschenverstand. Nach der 2ten Auflage des Originals übersetzt von W. Renter. Trier, Ling. 1859. 8. 10 Ngr.

Der Wunderstein. Ein naturhistorisch-politischer Roman. Hamburg, Seig. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wunderling, L., Lebenslauf des selbigen Bruders Carl Gottfried Theodor Wunderling, Diaconus der Bräuerkirche, heimgegangen am 23. Januar 1859 in Newwied. Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt. Schreibershan. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Ponge's, Ritz, Schriften. Aus dem Englischen abgesetzt. 1ter Theil. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon. In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des fünfundsiebzigsten Heftes (Bogen 38—41 des dritten Bandes):

Die Italienische Frage seit 1815. — Die Inzucht und Kreuzung der Hausthiere. — Die Vertheidigungsmittel Englands gegen eine französische Invasion.

Kleinere Mittheilungen: Stephenson (Robert). — Ulyssychem (Alexander Dmitriewitsch).

Das Werk bildet ein
unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten
Auflage des Conversations-Lexikon

in verschiedenen Con-
sueben einen durchaus
stlehen in Staat,
Literatur, die neuen
agen des Tages be-

von der deutschen
nd hat sich bereits
dem
Laufe eines Jahres
bilden.

zweiten Bande an
e gewissermaßen den
is-Lexikon bilden)
elben Einbänden wie
ind gleich dem ersten
em Prospect in allen

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Jester (s. e.), Die kleine Jagd.

Zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber.
Vierte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von
C. F. C. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien
und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr.
Geb. 2 Thlr. 10 Ngr. (Auch in sechs Lieferungen
zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Die jetzt vollständig vorliegende vierte Auflage
dieses trefflichen Werks ist wesentlich billiger als die früheren
(2 Thlr. statt 3 Thlr. 6 Ngr.) und wird gewiß allen Jagd-
freunden willkommen sein.

In demselben Verlage ist kürzlich auch eine neue, von dem
bekannten Schriftsteller F. J. von Eschubi bearbeitete dritte
Auflage des berühmten noch unübertrieben dastehenden
Windell'schen Jagdbuchs erschienen, deren Preis trotz der
vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger
ist als der der früheren Auflagen (geb. 6 Thlr., geb. 6 Thlr.
20 Ngr.; auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen).

Im Verlage von Huber & Comp. in St. Gallen ist
soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Gang durch's Leben an der Hand der Bibel.

für Frauen und Jungfrauen

von

Carol. Specker, geb. Binder.

2te verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis: Geh. Fr. 2. 10. Fl. 1. — Ngr. 20.

Eleg. geb. Fr. 3. — Fl. 1. 30. Ngr. 28.

Die Frau Verfasserin, durch ein langjähriges Wirken als
Erzieherin vorzugsweise befähigt, das weibliche Leben in seinen
verschiedenen Stadien darzustellen und zu würdigen, bietet ihren
Schwestern in diesem Werke einen sichern Leitfaden auf ihrem
Bege dar. Auf dem Boden der Bibel stehend, ihres Wortes
fortwährend als Richtschnur sich bedienend, behandelt sie: die
Frau als Gründerin häuslichen Glückes; die Jungfrau; die Frau
als Wittin, als Mutter und Erzieherin, als mildernes Element
in der menschlichen Gesellschaft, und sucht, indem sie die Leserin
neu ununterbrochen auf jenen sichern Führer hinweist, sie ihrer-
seits an den Quell der Lehre, der Mahnung und des Trostes
hinzuleiten.

Das Büchlein wird sich selbst empfehlen, besonders als ge-
eignetes Festgeschenk für erwachsene Töchter oder die Wittin.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte.

In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters
herausgegeben von Louis Curjel.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Diese Briefe des Dichters Heinrich Stieglitz an seine
Braut Charlotte, deren späterer freiwilliger Opfertod als merk-
würdiges psychologisches Problem ein europäisches Aufsehen
erregte und deren liebliches Bild auch aus diesen Briefen in
mannichfachen Zügen dem Leser entgegentritt, entfalten ein
eigenhümlich reiches Liebesleben, eine tief poetische Auffassung,
die sich hier vielleicht in reinerer und ursprünglicherer Fülle
offenbart als in des Dichters poetischen Schöpfungen, ein
warmes und pietätvolles, für alles Große, Gute und Schöne
begeisteres Gemüth, das hier noch wenig von der dämmernden
Verdästerung spüren läßt, in die es später versank. Anmuthige
Reisefestgen, lebendige Gemälde aus dem Leben und reichhaltige
Mittheilungen über hervorragende Männer auf dem Gebiete
der Poesie, Kunst und Wissenschaft, namentlich der Berliner Rob-
litäten, endlich der sich von selbst aufdrängende wehmüthige
Hinblick auf die spätere tragische Katastrophe, die zu dem im
diesen Briefen herrschenden frischen und lebensmüthigen Ton
einen so schmerzenden Contrast bildet, tragen dazu bei, dem
Reiz und die Anziehungskraft dieser auch in Stil und Form
hervorragenden Briefe zu erhöhen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhans. — Druck und Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 2. —

12. Januar 1860.

Inhalt: Dramatische Revue. — Sittenromane. — Sagenliteratur und Volksbücher. — Biographien und Charakteristiken. — Gregor VII. von Carl Winter. — Notizen. (Zwei Franzosen über die Deutschen; Meisels Buch und Eulenspiegel in England) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Revue.

Unter dem Einfluß des Kriegs, der unsere Interessen so nahe berührte und unsere Aufmerksamkeit von der Darstellung des Geschehenen unwillkürlich abzog und auf die Schlachtfelder lenkte, wo täglich neue und wunderbare Geschehnisse verzeichnet wurde; unter dem Eindrucke, den jener Krieg mit seinen Folgen und daraus hervorgehenden Bestrebungen in uns wie in der Nation hervorrief, hat die Besprechung der dramatischen Arbeiten in d. Bl. einige Unterbrechung erlitten. Wir führen im Folgenden mehrere dramatische Arbeiten vor, von denen einige den Weg von dem Theater in die Literatur genommen haben, nachdem sie auf erstem Anlauf nicht fanden.

1. Die Witwe des Agis. Tragödie von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1858. 8. 24 Ngr.

„Die Witwe des Agis“ ist von den münchener Kunstcritikern mit dem Preise beehrt und die Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik dadurch besonders auf diese Erscheinung gerichtet worden; wir leugnen nicht, auch die Ansprüche waren erhöhte. Mehr noch als durch die kunstcritikerliche Entscheidung fordert der Dichter durch sein Vorwort, in welchem er den Stein der Weisen hinsichtlich dessen entdeckt hat, was dem Drama heute noch fehlt, eine eingehende und strengere Kritik heraus. Jordan eröffnet sein Vorwort mit dem Urtheile der Preisrichter, von Schad, von Geibel, von Sybel. Diese rühmen zunächst die glückliche Wahl des Stoffes und die eigenthümlich kraffe Behandlung des Dramas, das sich in Composition und Stil der klassischen Tragödie der Italiener nähert. Der Stoff ist, seinen äußern Umrissen nach, der Lebensbeschreibung des Agis und Kleomenes von Plutarch entlehnt; daß die Witwe des Agis, die der Tragödie den Namen gegeben hat, in Wahrheit die gute und zärtliche Frau des jungen Kleomenes wurde und nicht, wie der Dichter sie darstellt, ihren Schwiegervater ermordete und sich das Leben nahm, um Kleomenes für ihre Iden zu gewinnen, thut nur insoweit etwas zur Sache, als es wieder beweist, daß die Geschichte fast immer psychologisch wahrer ist, als jede Erfindung und Fiktion; denn geschichtlich steht fest, daß Kleomenes von der Anhänglichkeit und Erinnerung der Witwe an den Agis gerührt war und daß sie großen Einfluß auf seine politischen Grundzüge hatte. Dieser Einfluß scheint nach Plutarch durchaus gerechtfertigt, während die Liebe und Verehrung des Kleomenes für die Witwe, die er als Mörderin seines Vaters erkennt, widersinnig erscheint. Hier (in dem Drama von Jordan) um so

mehr, da die Form und der Vers die Handlung entschieden Fremdes haben nebenbei bemerkt, daß Jordan gesteht der Italiener sei ihm bis jetzt wenig bing's hier, wie in mehreren seiner Verwandtschaft mit dieser gar nicht zu Exposition, rasches, fast zu gewaltsamung“ rühmen die Preisrichter ferne Herren verschweigen nicht, daß alles gesprochen ist, und wie begegnen Rechtfertigung Jordan's, die jedenfalls. Der Dichter will die erschöpfvollsten überlassen und verlangt das bloß den Typus geben, dem Schauspieler aus seiner Rolle eine dankbare denn auch die Bühne des Shakespeare wegte Plastik; ihre Kunstform erklären wie die Kunstform der Antike. Scharf ist dazu, um diesen Auspruchers Hinneigung zur romanischen Kunstverständnisse und seiner mehr Verwandtes darbietet, als die er damit alle bisherigen Kunstanschau unsere großen dramatischen Dichter und wir wieder von diesen gewonnen haben, mit wenigen Worten über den Haufen werfen will, so wäre dazu ein tieferes Eingehen in den Shakespeare'schen Geist, nicht aber ein Herausgreifen der Menschlichkeiten wünschenswerth gewesen. Die vierstündigen Theaterabende waren es nicht allein, welche dem Dichter die ausführlichere Darstellung der Charaktere möglich machte; unser Publikum folgt, trotz seiner Ungebild, einer mehrstündigen Aufführung großer Werke meist mit derselben Aufmerksamkeit, wie zur Zeit das Londoner; man gewöhne es nur daran durch Vorführung großartiger Schöpfungen (Richard Wagner ließ seinen Opern die von Gluck vorausgehen und gewöhnte so systematisch das deutsche Publikum); es ist weit entfernt nur deshalb ein Drama fallen zu lassen, weil es den von Jordan verlangten Umfang von „1500 bis höchstens 1700 Jamben“ überschreitet. Das Zeitmaß ist Sache des Regisseurs, der Dichter darf gewiß nicht ihm zu Liebe die Konflikte und die Charakteristik vernachlässigen; und zeigt es nicht endlich den wahren Dichter, wenn er die dramatischen Bedingungen und die Beschränkung zu verbinden versteht? Mag sein, daß die Bühne des Shakespeare auf die Freiheit seiner Dichtungen Einfluß hatte, aber für unsere Beschränkungen haben wir vielfachen Gewinn im Vergleich zu dieser, durch die Ausbildung unserer Scenerie, durch den Vorzug vollendeter Künstler, die fähig sind, in die Intentionen des Dichters einzugehen und sie zur Darstellung zu bringen, nicht aber — wie Jordan es wünscht — „angeben“

teten" Charakteren Lebensfähigkeit zu geben vermögen. Der Dichter wird sich selbst seitdem von der Grundlosigkeit seiner Behauptungen überzeugt haben; seine Tragödie hat bei der Ausführung wenig oder gar kein Glück gemacht; und doch ist unzweifelhaft „Die Witwe des Agis“ eine in vieler Hinsicht bedeutende Erscheinung, der wir außer der gedungenen Exposition und den raschen Gegensätzen interessante und anregende Conflitte und eine geistreiche Sprache nachrühmen müssen. Hat das Publikum dennoch der Tragödie nicht die gebührende Beachtung geschenkt, so liegt das nicht allein in dem Widerspruche der Handlung und der Diction, es liegt nicht allein — ein Vorwurf, welcher der Tragödie schon von anderer Seite gemacht wurde — in den Ansprüchen, die das politische Element neben dem persönlich leidenschaftlichen erhebt, ohne im Verlauf des Stücks nach dieser Richtung hin zu befriedigen; es liegt vielmehr und ganz besonders in dem, was Jordan seiner Tragödie als Vorzug zuschreibt, in dem Mangel an Vertiefung und in der nur punktierten Charakteristik. Eine Cypresse ist an und für sich interessant, sie ist aber noch immer kein Kupferstich. Der Stoff ist kurz folgender: Agis wurde um das Jahr 237 oder 238 ermordet. Nach Jordan will Leonidas, der neue König von Sparta, die Witwe des Agis, Kalliste, zwingen, seinen Sohn Kleomenes zu ehelichen. Kleomenes wird von den Ephoren in den Kampf geschickt; Kalliste, die geschworen hat, ihn in der Brautnacht zu ermorden, steht darin seine Rettung. Ein Jahr später kehrt er als Sieger zurück; die Begeisterung für den Helden, die Ueberzeugung, daß Kleomenes fähig und bereit ist, die Lykurgische Regierungsweise des Agis wieder einzuführen, gewinnen ihm das Herz der Kalliste, während ein natürlicher Abscheu sie hindert, mit dem Sohne des Mannes, der sie zur Witwe gemacht hat, in das Ehebett zu steigen. Liebe zum Vaterlande, Sehnsucht es von seinem Despoten zu befreien, der Wunsch den ermordeten Gatten zu rächen, endlich eine Mahnung, die der Schatten des Agis an sie ergehen läßt, machen sie zum Werkzeug des Mordes des Leonidas. Sie selbst gesteht, durch ihre Freundin Hermione verrathen, die That dem Kleomenes, sie zwingt ihn, ihr den Giftbecher zu reichen, und dann zeigt sie ihm den Kampf, den sie durchlebte und macht ihn sterbend verbindlich, Sparta zu seiner früheren Einfachheit und Größe zurückzuführen. Mit dem Ausspruch des Kleomenes:

Oß Zeus, daß meinem Schmerz an dieser Leiche

Mein Wert als Herrscher nicht an Größe gleiche —

schließt, unbefriedigend, die Tragödie. Die knappe Dekonomie des Stücks, knapp wie eine spartanische Tafel, machen das Publikum nur sehr kurz und unvollständig mit den politischen Gegensätzen bekannt, die den Conflict der Tragödie zu bilden bestimmt sind; das Interesse dafür wird nicht geweckt; die knappe Charakteristik endlich läßt nur ahnen, daß Kleomenes von Natur „voll edler und erhabener Gesinnungen und ein Feind der eingerissenen Entartung war“ (Plutarch). Der Raum, den die widernatürliche Liebe einnimmt und sie zum Motiv eines politischen Aufschwungs macht, gibt nicht Zeit zu erzählen, daß der Keim des Stoicismus dem Kleomenes von frühester Jugend an und entgegen den Anschauungen seines Vaters, durch Ephärus, den vornehmsten Schüler des Zeno, eingeplant war.

2. Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Ueardt. Jena, Schöpschen. 1858. Gr. 16. 22½ Ngr.

Es ist mit den Preisstücken ein eigenes Ding; „Die Zwillinge“ von Klinger erhielten zur Zeit den Vorzug vor „Julus von Tarent“ und doch war ein Schröder unter den Preisrichtern. Auch das vorliegende Trauerspiel hat mit der „Witwe des Agis“ in München concurrirt; es ist im Berichte als „eine höchst achbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete Dichtung, die sich vorzugsweise zum Lesen empfehle“, rühmend erwähnt worden. Seitdem ist ein Brief Dingeldey's an den Dichter veröffentlicht, worin er bedauert, das Trauerspiel nicht während seiner Leitung des münchener Theaters erhalten zu

haben, mit einigen Kürzungen würde er es zu einem Raffestück gemacht haben. Es ist über den Geschmack schwer streiten, noch schwerer aber den Erfolg einer dramatischen Arbeit auf der Bühne vorherzubestimmen; erinnern wir uns doch, daß Tied der Arbeit eines seiner Schützlinge eine besonders günstige Aufnahme versprach und, trotz der Autorität, machte das Trauerspiel ein in Dresden selten erlebtes Fiasko. Die Kritik aber, die zum Vergleiche aufgefordert wird, muß den Preis, hier ganz abgesehen von dem möglichen theatralischen Erfolg, dem „Sokrates“ vor der „Witwe des Agis“ zuertheilen und es wird ihr dazu die Begründung nicht schwer fallen. Rühmen und hervorheben müssen wir vor allem den hohen Standpunkt, den die Dichtung einnimmt; die Ansicht des Dichters von dem Theater überhaupt („es soll erheben, es soll ein Gottesdienst sein“) ist mehr als Phrase bei ihm, sie wird in jeder Zeile Fleisch und Blut. Hat er auch nicht die Bedingungen erfüllt, die Jordan zum Erfolge für nöthig hält, so ist ihm doch die Anerkennung des höher gebildeten Publikums gesichert; allerdings wird das Maß von 15—1700 Versen bedeutend überschritten, die Einheit des Ortes ist nicht beibehalten, die Charaktere sind nicht punktiert, und trotz alledem erachten wir das Trauerspiel einer allgemeinen Beachtung werth. Der Dichter gibt uns ein klares, vollständiges Bild des Sokrates; er fähet aus seine Bestrebungen, seine Freunde und seine Gegner vor und dies alles nicht in einer fortlaufenden Reihe von Bildern und Aussprüchen wie ein gutes Panorama wohlgefallig zusammengestellt, sondern er zeigt uns eine wohl angelegte und gut ausgeführte Kletterung und Folge der Scenen, bei der Fälle des Stoffs eine weise Behandlung und eine Eintheilung, die dem Taste und dem Geschmacke des Dichters zur hohen Ehre gereichen. Daß Ueardt es verstand, große geschichtliche Persönlichkeiten und Thaten und ewig denkwürdige Aussprüche der Philosophen so zu gruppieren, daß nichts beeinträchtigt erscheint, jedes vielmehr Raum erhält sich zu zeigen und zu bewähren, gibt Zeugnis von seinem Talente. Neben Sokrates erscheinen Plato, Aristophanes, die Sophisten und die Demokraten, die Priester, durch Theogenes vertreten, und nicht bloß angedeutet und erwähnt, sondern würdig und charakteristisch vorgeführt, ohne den Lauf der immer interessirenden Handlung aufzuhalten. Welch ein vorzügliches Charakterbild ist vor allen der Schüler Chärephon, der nachbetende Philosoph, der ohne tieferes Verständnis auf die Worte des Meisters schwört und für ihn stirbt. Dabei ist die Sprache und sind die Gedanken so edel und von dem Gelfe eines wahrhaft dichterischen Geistes durchweht, daß wir, selbst wenn wir die Vorzüge entbehren müßten, die wir bis jetzt dem Trauerspiele nachrühmen, doch noch genug des Schönen und Erhebenden behielten. Besonders bezeichnen wir die Stellen, als Sokrates ausspricht, der Grund der Wahrheit läge in uns; wie Aristophanes tabelt, daß an die Stelle des Staats der Egoismus in Athen getreten sei — neben der poetischen Schönheit um seiner modernen Wahrheit willen zu empfehlen —; die Unterredung des Sokrates mit seinen Schülern; die Erklärung, woher das Böse kommt; die Scene beim Plato; die Anklage und Vertheidigung des Sokrates; endlich den ganzen schönsten Aufzug. Erwähnt seien hierbei die durchgängig effectvollen Actschlüsse, während wir auch aufmerksam machen auf die einzelnen, durch das ganze Trauerspiel reich ausgestreuten dichterischen Aussprüche, wie:

Aufs Ganze richte deinen Drang zu Thaten;

Denn mit der Größe seines Wirkungskreises

Wächst auch der Mensch; mag nun die Menschheit selbst

Mag nur das Vaterland das Ganze sein.

Was man andernorts bei diesem Trauerspiel getadelt, die Einweisung des Sokrates auf Christus und die Ahnung, daß einer für alle sterben wird, ist, neben der poetischen Verechtigung, nebenbei gesagt keine Erfindung, sondern eine geschichtliche Ueberlieferung; die Vision des Christus sehenden Sokrates berichtet Plato (De rep. II, 65, 66); der Philosoph verkündet dort den geschlagenen, gemarterten und getragenen

Geist. Nach all dem Lobe müssen wir aber doch den Ausdruck der Danksagung:

Der freien Wahl allein

Entspricht die Ehre, die sich die —

noch antizipiert zu nennen; wie wir denn auch einige nur sehr wenige nachdenkliche Verse des ersten einmaligen zweiten Aufzuge vermischt wünschen, z. B.:

Ich kämpfe gar die Sache, nicht den Menschen.

Wie ich freilich einem Dämon da ganz leicht.

Spricht mit Gendarmen der große Mann.

Und einem Dinge

Über das 'mal ist, daß sein Juch.

3. Der Sohn des Fürsten, Trauerspiel vom Lukius Mosen. Eibenburg, Schulze 1868. 12. 24. Bgr.

Das dramatische Werk unseres kranken Dichters in Eibenburg behandelt den Unsterblichen Friedrich's des Großen und das traurige Geschick seines Bruders Kalle. An und für sich ist es Stoff sehr glücklich, aber es ist eine schwere Aufgabe, das Interesse für den Freund mit der zunehmenden Persönlichkeit des nachmaligen Königs so in Einklang zu bringen, daß nicht eine oder die andere in den Hintergrund tritt. Das Trauerspiel lebt mit einem Worte an demselben Dualismus wie „Don Carlos“ von Schiller; das Interesse für zwei Helden, die ein gleiches Ziel anstreben, bewirkt beider. Ein Mißgriff kommt es auch, wenn Mosen seine Personen durchgängig in Versen sprechen läßt; es ist jedenfalls wunderbar, wenn nicht geradezu unnatürlich, Friedrich Wilhelm I., den Alten, Preiser u. f. w. in Jamben reden zu hören, wie:

Ich warte, Otto, für diese gute Meinung.

Dem König, geboren, daß ich mich verlor.

Das Trauerspiel sagt auch, daß eine Person

Wie eine Bombe mit in das Herz geschossen u. dgl. m.

Dieser Mißgriff ist um so mehr zu bedauern, da das zum vortrefflichen Ausprechen Begabte auch, wie bei dem Talente des Dichters kaum anders zu erwarten stand, wirklich poetische Schätze zu schätzen weiß. Die ganze Begabung Mosen's zeigt sich namentlich in den Stellen, wo Friedrich und Kalle ihre Ansichten austauschen und die großen Pläne der Zukunft entwerfen. Ganz besonders nennen wir hier den zweiten Auftritt des ersten Aufzuges, ohne die Nöthlichkeit mit der ersten Scene zwischen Carlos und Posa unterbreiten zu können. Ein Hauptfehler dieses Trauerspiels aber bleibt der Mangel an Concentration; der Dichter war es zu leicht gemacht die Charaktere darzustellen, es waren zu vollständige Figuren, die er zu schildern hatte, ihm selbst blieb wenig mehr zu thun übrig. Der herrliche, strenge und fromme König; der berbe und tüchtige Soldat, Leopold von Dessau; der aufstrebende Prinz; der sich erfindende Kalle; das sind alles Figuren, die fertig daliegen und in denen der Dichter Hand nur wenig hinzuzufügen hatte. Aber seine Aufgabe war es auch, diese weniger bemerkbar zu machen, den schickenden Charakteren Seele und dichterische Weihe zu geben, ohne daß er darum die historischen Personen idealisire. Der Dichter hat aber aus die Personen, die seiner Richtung und seinem persönlichen Geschmack entsprachen, Friedrich und Kalle, häufig behandelt, während er die andern (übrigens durch aus vorzuziehenden) Figuren mehr oder weniger fallen ließ. Galt Mosen die Scenen zwischen dem König und seinem General u. f. w. mit derselben Liebe beobachtet, wie den dritten Aufzug des fünften Aufzuges (der König und Wertheim), es wäre seinem Trauerspiele unbedingt nur vortheilhaft gewesen.

4. Die Tugenden in Eibenburg, Schauspiel in vier Akten. Eibenburg, Kallmann, u. Comp., 1868. 12. 16. Bgr.

Ein Stück amerikanischer Gattin wird uns hier in seiner ganzen Größe vorgeführt. Rhythmus, Metrum, Synchysis,

Verwilderung der Sitten: das sind die Ingeraden, aus denen ein Trauerspiel geformt ist, der sicher wenigen münden wird. Was die Phantasie an Gemeinheit erdenken kann, ist hier mit einer Kühnheit, mit Verleugnung und dem angemessen in so harter Weise keine Bühne es wagen dürfte Publikum vorzuführen. Joel D'Sal lockt ein junges Mädchen, Alice, nach seiner Plantage; „eine künstliche Befangen, aus der sie nicht eher entsetzt war“. Sie wird Mutter zu Robert; nun folgt nachfolgender Dialog:

Robert. Sie entschuldigen, Madame, wenn ein verurtheiltes Reisender um eine Nachtherberge bittet (er ringt nach Luft).

Alice. Seien Sie willkommen. Auf der kleinsten Farm, wie auf der größten Plantage wird hier das Gerechtigkeit ausgeübt. Ich bebauete nur, daß der Herr dieser Plantage nicht zu Hause ist. Jetzt mögen Sie sich langweilen.

Robert (wundern). Ich mich langweilen? (Dauer.) Mir ist gar nicht langweilig zu Ruche. (Kommt zu sich.) Wollte sagen, Sie sind ja da, Madame (er lacht hoch auf), und da kann ich mich ja köstlich amüsiren (er lacht).

Alice. Sie bräuen sich sehr deutlich, wenn nicht gar zweideutig aus u. f. w.

D'Sullivan kommt zu der durch vorstehendes Gespräch eingeleiteten Erkennungsscene zwischen Bruder und Schwester, nachdem diese noch ihre Unterredung erzählt hat; ihre Klagen über ihr schimpfliches Verhältniß sind übrigens um so unbegründeter, da sie sich leicht aus ihm hätte befreien können. Robert packt den Verführer an der Gurgel und erdolcht ihn. Die Nachbarn eilen zu Hülfe und lynchen Robert, da das Gesetzbuch „dem Gerechtigkeitsempfinden und dem Verstande Raum läßt“. Alice will ins Wasser gehen und ihren Sohn erwürgen, fromme Vorgesetzte, die sie möglicherweise auch ausgeführt hat, da sie nach kurzer Pause die Bühne verläßt, ohne daß der Leser etwas Weiteres von ihrem Schicksale erfährt. Zum Schluß merken die Herren doch, daß ihre Interpretation des Gesetzbuches etwas kühl gewesen sei, sie nehmen sich daher vor nicht mehr zu lachen, und haben die Freiheit, eine Elavin, welche Alice angeklagt hat, dem Supreme court zu übergeben. Der Leser wird genug an diesen äußeren Unrissen haben, die wir aus den langweiligsten Dialogen herauszogen, welche wir seit langer Zeit zu lesen das Unglück hatten; die pikanten Scenen: Eifersucht der betrunkenen Elavin und Ausscheidung des Eingekerkerten von dem, was Alice von D'Sullivan erhalten, seien hier nur kurz erwähnt. Verwirrt wie das Gesehene und die Personen (ist auch die Sprache); jedenfalls ist die Conversation der Regier das Nonplusultra von Rohheit und Gemeinheit, und die andern Personen haben von diesen so viel gelernt, daß sie kaum besser sprechen. Das ganze Schauspiel aber ist ein neuer Beweis von der Berechtigung des Realismus auf der Bühne.

5. Syra, oder die Nacht der Liebe. Ein christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts. Das Dr. Wiseman's „Fabiola“ entnommen und zur Aufführung in Erziehungsinstituten dramatisch bearbeitet von J. St. Augsburg, Kallmann. 1868. 12. 7 1/2. Bgr.

Das vorliegende Trauerspiel zeigt die Gottesfurcht, das muthige Bekenntniß, die Todesfreudigkeit, die Mildthätigkeit, die Keuschheit in Wort und That der Christen in Rom zu Anfang des 4. Jahrhunderts, während der Verfolgung durch die römischen Kaiser. Es ist nach Wiseman's „Fabiola“ von dem Verfasser dramatisch bearbeitet worden, indem er aus dem monotonen und verwinkelten Stoffe des Buchs nur das aufnahm, was zu Fabiola und besonders zu Syra in Beziehung steht. Der letztere Leben und Bekenntniß, ihr Dasein und ihr Sterben für ihre Herrin bezeugen Fabiola zum Christenthum. Wenn schon der schickliche Stoff auf dies Trauerspiel den Leser überlegen dürfte, wie es, entgegen der Auffassung des

Verfasser, durchaus nicht für die Bühne geeignet ist, so dürfte es doch andererseits vielen die Befriedigung gewähren, die es uns selbst beim Lesen gab. Wir rühmen die consequente und geistreiche, oft sogar hochpoetische Art und Weise, in welcher der Verfasser zum Theil mit wörtlicher Benutzung der Wiseman'schen „Fabiola“, seine Personen über das Christenthum reden läßt; daß er dabei von jedem Kanzeltone sich fern hält und die Lehren durch ihre Einfachheit wirken läßt, ist gewiß ein weiteres Verdienst. Wir finden Gespräche und Abhandlungen über die Freiheit des Geistes, über die Unsterblichkeit und darüber, daß man als Pflicht üben müsse, was die Welt als Beweis idealer Tugend anzusehen pflege; über den Einfluß schlechter Bücher auf den Geist der Menschen; über die Verantwortlichkeit des Menschen für den innern wie für den äußern Act u. s. w. Nur hier und da versteigt sich der Verfasser zu Erklärungen, die namentlich durch ihre Stilisirung etwas Schwülstiges und Unverständliches erhalten. Dahin gehört die Antwort der Syra auf die Frage: Was ist die Seele? „Das in mir lebende Bewußtsein, welches mir ein Gefühl gibt, daß ich ein Dasein habe mit und unter bessern Wesen, als die mich umgeben, welches aus dem natürlichen Gefühle vor der Zerstörung und instinctmäßig vor allem zurückbebt, was damit verbunden ist, wie Krankheit mit dem Tode.“ Ebenso sind an die Darsteller einige Verlangen gestellt, die sie kaum werden anschaulich machen können, wie denn z. B. Syra eine Wunde erhält, „tiefer, als sie je vorher gelitten“. Endlich sind einige Fremdwörter wunderbar genug erklärt, z. B. Scaphiten sind nach der Ansicht des Verfassers Krämer mit Universalmitteln u. dgl. m. Ohne daß wir dem polsdamer Verein angehören, hätten wir doch gern einige Fremdwörter vermieden gesehen, die leicht in ihrem Zusammenhange durch deutsche hätten ersetzt werden können, wie z. B. Parfümerien, appliciren, Affectation, Experimente, Indignation, der Salon, wie denn auch die Form „die Kameradinnen“ nicht ganz Sprachgebrauch sein dürfte.

Sittenromane.

1. Marianne oder um Liebe leiden. Roman von Heinrich Koenig. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1858. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Morien. Erinnerungen einer alten Frau. Von Edmund Höfer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1859. Gr. 16. 2 Thlr.
3. Die Fürstin der siebenten Werst. Roman in vier Büchern von A. Th. von Grimm. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1858. 8. 4 Thlr.

Wenn dem Verfasser von „Marianne“ (Nr. 1), H. Koenig, die Aufgabe zu Theil geworden wäre, die gewöhnlichste Frauenroman-Schablone auf neue und geistreiche Weise auszufüllen, so konnte er diese Aufgabe nicht besser als durch den vorliegenden Roman lösen. Er hat uns hier ein Musterstück anfangs einfacher, dann jedoch wunderlicher Erfindung und geistvoller aber unzulänglicher Motivirung gegeben, und zwar in der Gattung des Romans, die mit der „Pamela“ Richardson's begann, im „Werther“ und den „Wahlverwandtschaften“ ihren Höhepunkt erreichte und seitdem mehr und mehr den Frauen als literarische Domäne zugefallen ist. Es ist viel darüber zu sagen, allein wenn ein Mann wie Koenig ein so ausgetretenes Gebiet mit Bewußtsein wieder betritt, so ist von vornherein anzunehmen, daß es auf sehr eigenthümliche Weise und mit entschiedener Absicht geschehen wird. Diese Absicht finden wir denn auch darin, daß er Entstehung und Wachstum der Liebe auf neuer und ungewöhnlicher Grundlage zu baus-

ren und in neuen Formen uns vorzuführen unternimmt. Bei ihm entspringt die Liebe nicht aus dem Reiz, nicht aus dem Wohlgefallen an körperlichen Vorzügen, sondern unvermittelt aus dem Gleichgefühl, der Sympathie der Seelen, und sie wächst mit der Erkenntnis dieses Gleichgefühls, dieser Uebereinstimmung der Gedanken. Indem der Verfasser die Erzählung somit von vornherein in eine höhere, seelische Sphäre versetzt, befähigt er uns in dieser durch Einführung der höchsten geistigen Interessen unserer Zeit. Er stellt uns zwei Theologen als Träger des religiösen Dualismus, der Orthodoxie und des Rationalismus, oder besser des Pietismus im Gegensatz zum echten christlichen Bekenntnis dar, berührt und löst in diesem Widerspruch schließlich die großen zwischen den Naturwissenschaften und dem kindlichen Glauben schwebenden Fragen, berührt und löst auf seine Art die socialen Streitpunkte, die Frage nach dem Rechte des Adels, nach den Forderungen der socialen Gleichheit, das Problem des Proletariats, theoretilsch und erfahrungsgemäß; er weist endlich der Bildung, der Kunst, der Wissenschaft ihre berechnete Stellung im Leben an und streut sein Licht frei über alle gesellschaftlichen Hauptfragen der vielbewegten Zeit aus.

Sind wir nun hier auch nicht immer mit ihm in Uebereinstimmung, so ist doch anzuerkennen, daß, wenn ein Geist wie Koenig dergleichen unternimmt, dies selbstverständlich etwas mehr Gewicht hat, als dasselbe Unternehmen bei Frau Gall oder der Gräfin Sahn-Sahn anzusprechen hat. Die Kritik wird von solchen Ansichten Kenntnis zu nehmen sich nicht versagen können. Zuoberst betrachten wir jedoch flüchtig die erzählte Geschichte, um so mehr, als ihre Einfachheit wenigstens in der ersten Hälfte gestattet, dies Geschäft in wenigen Zeilen abzutun. Graf Albert Wallberg, jung, sinnvoll und geistig erweckt, kehrt von einer Reise in England zurück und findet im Hause seiner Stiefmutter, der Gräfin Wallberg, als eben eingetretene Erzieherin deren Tochter, Marianne Weiskart. Gleich ihre ersten Berührungen bewähren den übereinstimmenden Grundton zweier tief angelegten Seelen, Albert tritt in seine frühere, jetzt an Marianne abgetretenen Zimmer irrtümlich ein und findet darin die Unordnung einer eben eilig beendeten weiblichen Toilette. Marianne kommt dazu; ihre Seele geräth über die herrschende Unordnung in Verwirrung und diese Verwirrung ist der zündende Funke ihrer Liebe. Dieser Zug ist der Natur abgelautet. Marianne beherrscht sich zwar, aber ihr Schicksal ist entschieden, denn in jedem Gespräch muß sie, allen andern gegenüber, erkennen, in welchem Grade ihre Seele mit der Albert's verwandt ist. Albert, von derselben Erkenntnis bewegt, ist zwar noch ohne Ahnung seiner Liebe; aber, indem die rangholze Stiefmutter, welche ihn mit ihrer Pathe, der glänzenden Gräfin Eugénie Dahn, zu vermählen trachtet, durch alles, was sie dafür unternimmt, ihn nur immer weiter von diesem Ziele entfernt, fängt er an seine Gefühle zu erkennen. Als nun Marianne und Albert allein im Schloß zurückbleiben, knüpft sich ohne Worte der Bund ihrer Seelen, und am Schluß des ersten Theils erklärt sich Albert vor

seinen erstaunten Verwandten mit Marianne Weiskart, der Schmeißerstochter, verlobt. Fanden wir bis hieher die Führung der Fabel naturgemäß und durchaus löblich, so erscheint sie uns von nun ab bedenklich und tadelnswürdig. Es ist als schänte der Verfasser sich plötzlich, eine so einfache rührende Geschichte zu schreiben, und als trachtete er, diesen Fehler im zweiten Theile durch highliko-Scenen, schwer erkennbare Charaktere und höchst künstliche Verwickelungen wieder gut zu machen. Hiermit verfällt er mit Recht der tadelnden Kritik. Zunächst muß es uns in Verwunderung setzen, daß der Verfasser nicht von einem Gefühl stiltlicher Scheu von der Intrigue zurückgehalten wurde, die er von der stolzen, aber bisher doch achtbaren Gräfin gegen Marianne mit einem verworrenen Arzt anspinnen läßt. Nach einem leidenschaftlichen Auftritt zwischen beiden Frauen nämlich fällt Marianne in Ohnmacht und beschädigt sich hierbei den Fuß. Das Uebel soll der Arzt nun bis zur Lahmheit, bis zur Amputation (!) verschlimmern, um Albert so von der körperlich verunstalteten Geliebten abzulösen. Nun wahrlich, eine solche Abscheulichkeit, die überdies im Charakter der Gräfin gar nicht motivirt ist, war doch von Koenig kaum zu erwarten! Gleich darauf begegnet uns eine fast noch schlimmere Unbegreiflichkeit. Albert wird durch Veranlassung der Gräfin an den Hof berufen; er folgt diesem Ruf ohne Widerstand und läßt die kranke Geliebte — süßlos und unerklärlich, denn Albert ist frei und hat keine Pflicht am Hofe zu erfüllen — in der Gewalt ihrer Feinde zurück! Diese beiden falschen Schritte führen zu andern mit solcher Nothwendigkeit, daß die Erzählung fortan ihren schönen, einfachen, naturgemäßen Gang völlig verändert. Das unnatürliche Verhältniß Albert's am Hofe; die wunderliche, unfloze und völlig verkünstelte Charakteristik Sidoniens und ihres Vaters, des Ministers; die gewaltsame Weise, wie der Autor Könige und sogar die russische Kaiserin bemüht, um seiner Erzählung einen andern Reiz als den ihrer bisherigen Einfachheit mitzutheilen: alles dies sind nur Folgen jener Abweichung von seinem ersten, charaktervollen und schönen Plan. Worin hat diese Verirrung ihren Grund? Wir meinen in zwei Umständen: darin, einen unzulänglichen Erzählungsstoff über zwei Theile zu verbreiten und in dem Verlangen, sich „mannichfaltig“ zu zeigen und zwar auf Kosten der innern Einheit seiner Kunstleistung, beides streng zu tadelnde und von der Kritik unbedingt zu verwerfende Motive.

Doch eilen wir mit dem Thatsächlichen zu Ende: der sonstige reiche Gedankeninhalt des Romans wird uns vielleicht für unsere Verstimmung daran entschädigen. Jene Verlassenheit Marianne's wird denn auch dazu benutzt, die Leidenbe in ein nahe Krankenhaus zu schaffen, wo sie, ohne nur einmal von Albert zu hören (!), der Gewaltthätigkeit der Gräfin und ihrer abscheulichen Helfershelfer preisgegeben ist; indeß Albert sich von roth angelegten Intriguen, die die unverständliche Sidonie spinnt, in der Residenz fesseln läßt. So ist er selbst recht eigentlich der Urheber der Leiden Marianne's; ja, dieser Zu-

gendspiegel bringt sich so völlig um unsere Achtung, daß wir ihm das Glück gar nicht gönnen, ein so reines Wesen, wie Marianne ist, schließlich doch noch sein zu nennen. Denn, nachdem an Marianne's Treue auch die edle Leidenschaft eines jungen lebenswürdigen Arztes, der sie hergestellt, sich gebrochen hat, sehen sich die Verlobten in Wildbad wieder, der treffliche Pfarrer Heimberger segnet die Ehe ein und der Roman ist zu Ende, man kann sagen, ohne Gang und Klang. Wenn alles so einfach enden sollte, wozu denn dieser ganze neue Apparat des zweiten Theils? Und war es denn nicht weit richtiger, die Erzählung bloß innerhalb der so gut angelegten Kreise des ersten Theils verlaufen zu lassen?

Wir kommen auf den bessern Theil des Romans, auf seinen Gedankeninhalt zurück. Bei der Vermählung des Paares spricht Heimberger über die Vermählung der Forschung mit dem Glauben, der Verbindung des Göttlichen mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft in dem mannbar gewordenen Menschengestalt. Die Wahrheit des Göttlichen, sagt er, ist sich unerfaßlich, sie wird nur erkennbar im Wahrnehmbaren, in der Beschränkung des Werden. Im Gemüth des Menschen ruht die Ahnung des Unerfaßlichen, indem der Verstand es aber in Lehrsätze fassen will, ruft er den Mißverstand, den Dualismus hervor. Darum haben wir den Glauben als den Gefährten der Forschung zu betrachten, und in dieser Ueberzeugung lebt das Christenthum: der Glaube befriedigt, wie eine anmuthige Frau, das ungemessene Streben des Mannes dadurch, daß er es mäßigt. Das bildet die unsichtbare Gemeinde, welche zum Himmel ruft:

Hast du doch es zugelassen,
Daß in mannichfacher Art
Wir versuchen aufzufassen,
Was sich ewig offenbart.
Ob die Jubelhymnen schallen
Ob sich bang bekreuzt dein Knecht,
Nacht doch deinem Geist vor allen
Keiner ganz und keiner recht!

Diese Probe, meinen wir, muß dem vorliegenden Buche viele Leser gewinnen und sie werden sich nicht getäuscht finden, wenn sie von ihm reiche Ausbeute in gleicher Richtung erwarten. Auch in das wirkliche Leben hat der Verfasser ungewöhnliche Blicke gethan. Dem König, der England bewundert und unter anderm anführt, daß die leistende Maschinenkraft Englands 600 Millionen Menschen repräsentire, antwortet Albert:

Wahr, Ew. Majestät! Unser armes Geschlecht erwartet von jeder neuen Entdeckung ein Erbs: oder Vergütungsparadies! So hoffte man, als die Arme, die der Dampf in Bewegung setzt, sich unermüdblich zu regen begannen, die Menschheit werde nun, von Müß und Arbeit erlöst, in ein Saissonci des freien Geistes versetzt und von Naturkräften bedient werden. Doch wie anders ist das gekommen! Mir wenigstens erscheint der Mensch im Kampf mit den feindlichen Naturkräften immer noch wie ein Held gegen den Arbeiter, den die Maschine zu ihrem Sklavendienste erniedrigt hat u. s. w.

An einer andern Stelle finden wir folgenden für uns neuen Gedanken:

Wie verkehrt geht es doch oft in unsern Träumen zu! Wir finden die tollsten Widersprüche, die unsinnigsten Verwerfungen.

gen ganz in der Ordnung. Aber eins ist mir immer aufgefallen: während im Traum der Verstand oft ganz abhandelt und den Unfinn herrschen läßt, irrt man doch im Moralischen niemals, läßt nie Unrecht für Recht und die Sünde nie für etwas Sittliches gelten, ja selbst das bloß Nüchternliche kann uns recht vernehmen. Es scheint also doch, als ob unser Wille tiefer in unserm Wesen liegt, als der Verstand.

Und endlich sagt die adelstolze Gräfin einmal:

Gebt euern bürgerlichen Gärten Ruhest zu hören, aber ohne Bewirthung, denn die Menschen sind wunderliche Geschöpfe; wenn man sie füttert, werden sie gemüthlich und geben zum Dank für das, was sie schlucken, das tollste Zeug von sich, ja sie lassen, wenn sie dabei auch noch zu trinken bekommen, alles hoch leben, was man lieber heute als morgen zum Kuckuck wünschen möchte.

Doch nun genug der Proben; sie genügen, um dem Leser klar zu machen, mit welcher Art von Lectüre er es hier zu thun hat. Er wird uns recht geben, wenn wir ihm hiermit einen Roman empfehlen, an dessen Erfindung wir zwar mancherlei zu tabeln fanden, der im ganzen aber doch zu den inhaltreichsten und geistvollsten Erscheinungen auf diesem Gebiete zu rechnen ist, welche das verfloßene Jahr hervorgebracht haben mag.

In einem Roman von E. Höfer ist stets eine überaus ergreifende Charakteristik zu erwarten, die, wenn er die Zeichnung des Wilden und Trostigen in der Menschennatur, der Energie, Bewilderung und der Unbeugsamkeit der Seele unternimmt, oft eine wirkliche Meisterschaft erreicht. Dabei ist Stil und Scenerie kurz, gewaltig und wirkungsvoll bei ihm, so daß er in dem von ihm erstrebten Effect wol niemals fehlt. Diese Art von Originalität, in der der Verfasser keinen Nebenbuhler hat, bekundet sich denn von neuem auch in dem vorliegenden Roman: „Morien“ (Nr. 2). Ein alter Arzt, ein Urbild von Gewissenhaftigkeit und Grobheit, lernt in K. (vielleicht Frankfurt oder Mainz?) eine im Domstiftshause einsam lebende alte Dame kennen, ebenso trotzig und hochfahrend wie er selbst, und beide werden Freunde. Die alte Baronin erzählt ihm, als er Witwer wird, ihre Geschichte und diese Geschichte ist fesssam. Magdalene von Morien tritt in die Familie der Morien, ein altes reiches Geschlecht, in dem die Wildheit des Gemüths eine erbliche Mitgift bildet. Der Freiherr Ulrich, Onkel und Vormund Magdalens, ist das Urbild eines jähzornigen Haus tyrannen, in der Familie aber Magdalens einziger Schutz: denn schon die gelähmte, grundböse Tante Elisabeth, ein Wesen, in dem nichts als Haß lebendig ist, haßt sie; ihre Vettern, Hartmann, Ernst, Clemens und Gotthard, verfolgen und mißhandeln sie auf jede Art, und nur Agnes, ihre Cousine, ein mildes aber verschüchtertes Kind, verbindet sich ihr in Freundschaft. In dieser Familie, um die Zeit des siebenjährigen Kriegs, herrscht ungefähr die Kultur und der Geist des Raubritterthums im 14. Jahrhundert. Noth, sinnlose Schwelgerei, Verbrechen aus Leidenschaft haben hier ihre Herrschaft aufgeschlagen, und die Gemüthsart der Erzählerin, welche der Onkel nur „die wilde Rache“ nennt, paßt nicht übel zu diesem Kreise, dem

auch ein geheimnißvoller Großvater angehört und wo von sanfter Sitte und Kultur keine Spur zu finden ist. Als Kind die Ruinen des alten Stammschlosses durchirrend, wohnt Magdalene einer Scene bei, wo Ernst in einem alten Thurm auf einen Mann schießt, den er Kapitän nennt, und da Raubscenen aller Art die Gegend beunruhigen, so wird der Leser bald inne, daß Ernst, vielleicht selbst der alte Großvater, an der Spitze der Raubgesellen steht. Inzwischen wird (1763) Friede im Reich. Ernst verschwindet, um einige Jahre später als russischer Major im Schlosse Morien wieder zu erscheinen und völlig verwandelt, wie es den Anschein hat, um die Liebe der Erzählerin, die eine reiche Erbin ist, zu werben, während Hartmann, der Erbe von Morien und Agnes' Verlobter, in einem wilden Ritt seinen Tod findet, da sein Pferd von einem Schusse stürzt. Das lebendige Seelengemälde, das der Verfasser nun von dem, zwischen Abscheu und Neigung hin- und herwogenden Gemüthe der Erzählerin entwirft, bildet den Inhalt des zweiten Bandes: es fesselt uns ohne Unterbrechung mit den anziehendsten psychologischen Wandlungen, durch die stets wechselnde Situation bis zu dem Punkte, wo Magdalene durch den Wetter Burthard, den Ulrich einst mit Hunden von seinem Hofe gehegt hatte, über die diabolische Natur Ernsts, indem Heuchelei und teuflische Kunst sich zum Verbrechen gesellen, ins Klare kommt. Scenen, etwas zu mittelalterlich und raubritterlich gefärbt, führen endlich die landesherrliche Execution gegen die der Regentin trogende Familie Morien herbei, wobei Magdalene sich zur Fürstin rettet und sich mit Burthard, ihrer Jugendliebe, vermählt. Nach fünf glücklichen Jahren fällt Burthard jedoch in einem von Ernst angestifteten Ueberfall, nicht jedoch ohne seinen Gegner zu erwürgen, womit die wilde Geschichte zu Ende ist.

Diese Erzählung leidet vor allem an der Monotonie des Grauens; den geschilderten Sittenzustand, die Charaktere wollen wir zwar, obwohl sie unserm Glauben ziemlich starke Zumuthungen machen, gläubig hinnehmen: das Uebelste ist nur, daß die Heldin selbst eine keineswegs liebenswürdige Natur ist und ihre Leiden nur sich selbst zuzurechnen hat, so daß nur Cousine Agnes eine Lichtseite der Menschennatur darstellt. Von Gedankenentwicklung ist in diesem Roman wenig die Rede, allein in der Zeichnung wilden Troges und schrankenloser Leidenschaft bewährt der Verfasser wieder seine bekannte Meisterschaft. Ein vollendetes Bild der Herzensverhärtung gewährt besonders die Tante Elisabeth, während Ulrich, das Familienhaupt, mehr den Trost des vermeintlichen Rechts und Ernst das bewusste Unrecht in seiner Entthüllung darstellt. Von dem Ganzen ist schließlich zu sagen, daß es diesem allen nach zwar einen ungemein spannenden, einen wohlthuenden Eindruck aber nicht zurückläßt, und daß wir dem Autor doch anrathen möchten, mehr Mannichfaltigkeit in seine Gemälde zu bringen und den Lichtseiten in der Menschennatur sein Auge nicht so durchaus zu verschließen, als es hier geschehen ist. Etwas weniger wäre hier mehr gewesen, denn im Maßhalten

und im Bemeffen besteht die Kunst des Erzählers, die tiefsten Farben der Palette sind nur an einzelnen Stellen von wahrer Kunstwirkung.

Was schließlich das historische Fundament dieser Erzählung betrifft, so geben wir dem Verfasser zwar gern zu, daß die Zustände des öffentlichen Rechts in Deutschland um die Zeit des Siebenjährigen Kriegs ziemlich wirr und verdorben gewesen sein mögen; an ein solches Urausch der Verderbniß aber, wie er es uns vorführt, haben wir zu glauben Mühe.

Eine einfache aber natürlich ersundene Begebenheit, wirkungsvoll vorgetragen, wird uns in dem Roman „Die Fürstin der Lebenden Waise“ (Nr. 3), von A. Th. von Grimm, mit dem leicht erkennbaren Zweck erzählt, einvolles und lebendiges Gemälde der heutigen russischen Bildungs- und Sittenzustände aller Gesellschaftsklassen vorzuführen. Der Roman vereinigt daher die Aufgabe anziehender Seelengemälde mit der eines lehrreichen Sittengemäldes, und da dies mit vielem Geschick und großer Wirkung geschieht, so verdient er trotz mancher stilistischer Mängel doch die Theilnahme und die lobende Anerkennung, welche ihm von vielen Seiten her schon zu Theil geworden ist. Die gesellschaftlichen Zustände des großen russischen Reichs sind neuerdings durch bekannte Ereignisse sehr in den Vordergrund der humanen Interessen der Welt getreten und das Buch wird daher auch noch durch das Zeitgemäße seiner Erscheinung unserer Theilnahme nahe gebracht. Und doch ist es ein trauriges Bild, das und hier von den gesellschaftlichen Zuständen in Rußland ausgestellt wird, um so betrübender für den humanen Geist seiner deutschen Leser, als man der Zeichnung wol ansieht, daß sie jeder Uebertreibung fremd, die volle Wahrheit, ja vielleicht nicht einmal die volle Wahrheit wiedergibt. Welch ein Dand, welche Menschen werden und hier geschildert? Die politischen Gewaltthiere und Sklavenstian auf- und abschwanzenden Charaktere der Männer, denen der Geist deutschen Freimuths, die gemeine Menschlichkeit, ja der deutsche Begriff der Ehre so völlig abhanden gekommen ist, daß kaum ein Schatten davon sich in ihre Seelen drängt; die Herrschbegier und die moralische Verzerung der Frauen, was was das Schlimmste ist, die völlige Verdrückelung der edelsten Ideen, die so weit geht, daß man sich vor dem Muttergottesbilde auf die Knie wirft, um einen guten Rath zur Vollführung einer Schandthat von ihr zu erbitten — wie tief muß uns das betrüben; und was soll man von einer Gesellschaft hoffen, in der solche Tügel herrschend sind? Doch lassen wir das auf alle Art bedeutende Wort zunächst für sich selbst sprechen.

Im Gangung des Romans sehen wir einen einfachen deutschen Landgeistlichen, Vater zweier Kinder, vor uns, der, von seiner selbsterwählten Gattin verlassen, mühevoll seiner Pflicht und der Erziehung seines Sohnes Theodor lebt, indes seine Tochter Pauline mit der Mutter und deren widerwärtigen Gemüth, einem Professor, nach Rußland gezogen ist. Theodor vollendet seine Studien als Arzt in Halle und gelangt dann in die Stelle eines Hausarztes zu

einem wohlwollenden russischen Magnaten nach Petersburg. Während er hier seine socialen Erfahrungen macht, erhält er dunkle Winke über das Schicksal seiner Schwester, deren Stiefvater, Professor Schädlein, plötzlich aus Charkow verschwunden ist. Das Dunkel lichtet sich allmählich und Theodor entdeckt die Schwester endlich als Irrenkranke in der Heilanstalt der siebenten Waise bei Petersburg, wohin sie, nachdem sie in Charkow in einem kaiserlichen Stifte erzogen und Braut des jungen Fürsten Nikifor geworden ist, durch eine Intrigue der Tante Nikifor's als Wahnsinnige in Haft gehalten wird, in der der Fürst sie für todt halten muß. Die Lebenserfahrungen Theodor's in der petersburger Gesellschaft und die Schicksale Pauline's, deren Geist unter der Schandthat, deren Opfer sie ist, in der That zerrüttet ist, der Beginn ihrer Heilung und die endliche Entlarvung des Verbrechens, bilden mit der Darstellung des seltsamen Culturgemäldes der hohen russischen Gesellschaft, deren Kreise sich bis in den Winterpalast hineinziehen, den Kern des Interesses, mit dem uns der erste Band fesselt. Von dem Anziehenden und Lehrreichen dieser Schilderung Proben zu geben, genügt es, das Buch an jeder beliebigen Stelle zu öffnen; ja, es ist uns kein Schriftwerk bekannt, das eine so innige Vertrautheit mit diesen wunderlichen und ganz abnormen Verhältnissen des russischen Volkswesens mit so treffender und in der That partelloser Färbung derselben vereinigte und so treue und lebenswahre Bilder dieser Zustände gäbe, als der vorliegende Roman. Jene fatalistische Lebensanschauung des ganzen Volks; jene ängstliche Zurückhaltung und Passivität des eigenen Innern; jene Verstellung und Veltreteterei, bei durchdringender Feinheit, Schlaueit und Intriguensucht, wie sie den vorherrschenden Ton der russischen Gesellschaft bilden; die allgemeine Verderbniß, Bestechlichkeit und Feilheit der russischen Beamtenwelt, an der die Weisheit und die Energie jedes Reformators scheitern muß; jener Uebermuth und jene Selbstvergötterung der Mächtigen; jenes allgemeine Ringen nach Rang, das man als die „Generalkrankheit“ Rußlands bezeichnet hat; jene Willkür in der Behandlung jedes Geringern an Macht und Rang; endlich diese allgemeine Zerrüttung in den Handlungs- und Vermögensverhältnissen bei maßloser Verschwendung und sybaritischem Luxus — wo fänden wir von allem diesen so wahre und so treffende Bilder wie hier? Zugleich wird uns klar, welche gigantische Aufgabe es ist, an diese im Nationalgeist wurzelnden Uebel eine reformirende Hand zu legen. Es ist nicht das Werk eines Menschen, sondern vieler Generationen, diese Gebrechen zu tilgen, ja vielleicht werden sie niemals getilgt werden, wenigstens so lange nicht, als in Rußland vom Rechte nie und stets nur von der Macht die Rede ist, wie heute.

Zu dieser Uebersicht passen die Verhaltungsregeln trefflich, welche der wohlwollende General unserm jungen Arzte gibt. Er sagt:

Sie sind als Deutscher bevorzugt, aber hüten Sie sich, dies merken zu lassen. Ihr Ziel muß es sein, kaiserlicher Leibarzt zu werden. Der Weg dazu ist: Beobachten, vom Morgen bis zum

Wenn, stets beobachten, aber immer schweigen! Was man hier hört, ist selten wahr; was wirklich geschieht, davon wagt niemand zu sprechen. Man wird Sie oft fragen, was gibt es Neues? Antworten Sie stets: Gott sei Dank, gar nichts! Begegnet Sie auf der Straße einem Unfall, so weichen Sie aus, ohne etwas bemerkt zu haben, die einfachste Anzeige würde Sie nur in Hubeleien verwickeln, ohne daß Sie etwas an der Sache ändern können. Lassen Sie sich von keiner Prahlerei, keinem Schein blenden, den der Russe liebt, versäumen Sie aber keinen Glückwunsch zu Ostern oder Neujahr, zum Namens- und Geburtstag u. s. w.

Und weiterhin:

In Rußland fehlen in fast allen Verhältnissen die Uebergänge und Zwischenräume, die das deutsche Leben charakterisiren. Alle Entschlüsse werden augenblicklich zu Beschläffen, und man steht ein Unternehmen schon zu Stande gebracht, wo man in Deutschland noch vor Ueberlegung nicht zum Beschluß gekommen ist. So sind den Russen unsere langen Brautschaften vollkommen fremd und mit ihrem leichtern Charakter unverträglich. Braut heißt jede Jungfrau, die den Jahren nach heirathsfähig ist, und von dem Augenblick an wird sie brautmäßig ausgerüstet. Das vertrauliche Verhältniß zwischen Jüngling und Jungfrau, so reizvoll in Deutschland, ist hier gar nicht gestattet. Dem Versprechen folgt die Hochzeit, sowie die bindende Verlobung durch den Priester erfolgt ist, mit einer Eile, die in Deutschland für erdichtet gelten würde.

Eine eigentliche Aristokratie im deutschen Wortsinne gibt es bekanntlich in Rußland nicht; der Tschin, der Dienststrang, ist alles. Aristokratische Ansprüche sind mit einer autokratischen Regierung unverträglich; ihr Ursprung und ihre Richtung sind in Rußland, wo die Geschichte in einem andern Sinne als in Mitteleuropa gearbeitet hat, ganz unmöglich. Darum war es weder neu noch überraschend, daß ein Fürst die Tochter eines Professors heirathete.

Neben solchen Streiflichtern über die russische Nationalität fehlt es nicht an feinen psychologischen Beobachtungen. Der Verfasser sagt:

Das menschliche Herz ist und bleibt das größte Räthsel der Erde für andere, wie für sich selbst. Wie in einem Stoff, dessen Auszug und Durchschuß von verschiedener Farbe ist, wird das Herz oft von zwei verschiedenen Neigungen beherrscht und unterscheidet endlich selbst nicht, was die Natur will und was die Umstände gebieten. Selbsterkenntniß aber ist die Gebieterin der äußern Verhältnisse, der Lage. . . Menschen, die ganz verschiedene Nationalitäten in ihrem Ursprunge tragen, sind selten von ausgesprochener Farbe. In dem Gefühl, weder dem einen noch dem andern ganz anzugehören, liegt ein Mißtrauen gegen sich und andere, das eine feinere Beobachtung entwickelt, eben weil sie mehrere Naturen zu verstehen vermag. Sie sind mehr empfänglich als schaffend, sie besitzen in der Regel mehr Kopf als Herz, wissen Schwierigkeiten eher zu umgehen als zu überwinden, und beherrschen die andern, indem sie ihnen dienbar zu sein scheinen.

Dies alles wird von Kyrrill gesagt, dem geheimnißvollen Deus ex machina des ganzen Romans, der, ein kleiner Kanzleibeamter, die ganze Scenerie beherrscht und den allmächtigen Minister, die Gräfin Irene und den Fürsten Nikifor an seinem Seile lenkt, um, wie wir schließlich erfahren, den Generalstrang und die acht Millionen der verlassenen Tatiana zu erlangen.

Doch wir kehren zu dem fernern Verlauf unserer Erzählung zurück. Der Fürst hat Paulinen in der Soldatenkirche heimlich und rasch gehehlicht und flieht mit ihr

auf seine Güter an der Wolga. Hier nun, im zweiten Bande, erhalten wir dem Salonleben der Residenz gegenüber ein volles und anziehendes Bild von den ländlichen Zuständen im Innern des großen Reichs. Neben der furchtbaren Zerrüttung, Entfittlichung und dem Despotismus, die uns auch hier begegnen und die in den Gutsverwaltern großer Besitzungen, welche ihr Herr nie gesehen hat, ihren Mittelpunkt haben, begegnet uns hier der rührendste Ausdruck patriarchalischen Lebens und die ganze ursprüngliche Kindlichkeit und Gutmüthigkeit des gemeinen russischen Volks, dessen ganze opferwillige Hingebung an einen nur halbwegs wohlwollenden Herrn. Dies ist die wahre Lichtseite in dem russischen Nationalwesen, die Hoffnung jeder Zukunft bei dem in jenem Reiche jetzt eben anbrechenden Tage! Wir erhalten davon hier ein volles, fesselndes Bild. Fürst Nikifor, der sich selbst für nahezu bankrott hält, macht hier die Entdeckung, daß er unermesslich reich sei! Welch ein Wink für alle seine Standesgenossen an der Rewa und der Moskwa! Man sollte meinen, dies Buch müsse eine Umkehr des ganzen russischen Adels aus seinen Verirrungen hervorrufen, der Dienstflaverei, dem Tschin, ein Ende machen, unabhängigen Reichthum gründen, den Adel zum Selbstbewußtsein bringen, den Culturzustand Rußlands und mit ihm sein ganzes Regiment ändern! Der Hebel so großer, so wichtiger Umschwünge liegt in diesem Buche, das dem unfreien russischen Adel laut und gewaltig mahnend zuruft: „Seht auf eure Besitzungen und seht, wie reich und frei und unabhängig ihr seid!“ Wird man diesem Mahnrufe folgen? Nikifor, der bei dem Besitze von 7000 Seelen, unter der Herrschaft eines verrätherischen Verwalters, darbt, empfängt von seinen Grundbauern ein freiwilliges Geschenk von 100000 Rubeln und von 30 Kaufleuten in Moskau, die seine Leibelgenen sind, zwei Millionen Franken für ihre Freilassung! Seine Güter bieten ihm den siebenfachen Ertrag, er ist ein Millionär. So kehrt er nach Moskau, nach Petersburg zurück, empfängt mit der schönen einfachen Pauline überall Hulbigung, und überrascht endlich mit ihr, der längst verlorenen Tochter, den alten reblichen Landpfarrer an der Saale unter seinem Bindendach. So schließt die Erzählung, da Irene an sich selbst Gerechtigkeit übt, indem sie, verarmt und verlassen, hüßend die Kerkerzelle Paulinens in der „siebenten Werk“ bezieht, von allen Seiten befriedigend und den Eindruck eines reichen Seelen- und Sittengemäldes bei uns zurücklassend. Unörtert mag es hierbei bleiben, ob das Bild, dessen Kyrrill theilhaft wird, der poetischen Gerechtigkeit entspricht: denn die vollendete Selbstsucht, wenn sie auch den Schein des Edelmuths anzunehmen vermag, hat auf so vollständigen Triumph wie hier doch eigentlich niemals Anspruch. Indes, Kyrrill ist eben ein Russe und bekennet von sich selbst, daß Pauline, die deutsche Pauline, das einzige Wesen sei, das ihm eine edlere Lebensrichtung zu geben im Stande gewesen wäre. Fürwahr, ein hartes Urtheil, ein harter Spruch gegen das russische Nationalwesen, in diesem Worte, das der Verfasser verantworten mag!

Die Proben, welche wir schon aus dem ersten Bande

mittheilen, beschränken uns in den Ausführungen aus dem letzten Bande, so gern wir auch aus der trefflichen Schilderung Moskaus und seiner minder verfinsterten Gesellschaft, aus der Beschreibung der Weihnachts- und Osterfeier mit ihrer Volkslust einzelnes skizziren möchten. Nur wenig sei uns noch als charakteristisch anzuführen gestattet. Der Gouverneur sagt:

Unser Land hat sich noch nicht selbst erobert; unser Volk, an die Scholle gebunden, schläft noch, der Adel dient und die Seele des Ganzen ist ein Mann, der Selbstherrscher. Unser Land hat nichts aufzuweisen, was das Volk geschaffen hat; was an Denkmälen besteht, hat der Herrscher geschaffen.

Weiter heißt es:

Petersburg besonders ist reich an glänzendem Schein und alle Welt ist eingeübt, in ein ganzes Magazin erborgter Vorzüge hicken zu lassen und damit zu blenden, zu erobern. . . . Die Klasse der Männer von feiner Bildung, Aufrichtigkeit und Verstand ist in Moskau besser vertreten: dem Dramen ist hier mehr Gefühl aristokratischer Unabhängigkeit geblieben, der Kaufmann, der Fabrikherr fählt sich hier minder zurückgesetzt als dort. Die Frauenwelt ist an der Moskwa ebenso gebildet als an der Newa; sie glänzt weniger, aber sie hält am Vollsinn fester als dort. Die wahre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus ist hier größer und man schätzt zugleich das Ausland besser hier als an der Newa, wo man es nur äffisch nachahmt. In religiösen Dingen ist man zwar nicht aufgeklärter als dort, aber man ist doch wahrer und weniger scheinheilig und hält die Fassen bis zur völligen Erschöpfung der Kräfte.

Wie tief aber alle Welt in der Hier nach Rang und Orden befangen ist, zeigt nichts besser als das brennende Verlangen des reichen Verwalters der Güter Nikifor's nach einem kleinen Kanzleiposten der vierzehnten Klasse, welches Verlangen ihn selbst zum Verräther an sich selbst macht. Doch nun genug, hier sehen wir Russland, wie es alles Scheins entkleidet wirklich ist. 4.

Sagenliteratur und Volksbücher.

1. Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von Fr. Schönerwerth. Dritter Theil. Augsburg, Rieger. 1859. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Badiſche Sagenbilder in Lied und Reim von Eduard Brauer. Karlsruhe Braun. 1858. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Der Findling von Koburg. Bilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und der Colonisation Amerikas von Friedrich Edgar. Koburg, Riemann jun. 1859. 8. 7½ Ngr.
4. Thüringer Dorfgeschichten. Die Spinnstube. Das Vogelschießen. Von Heinrich Schwerdt. Leipzig, Schlicke. 1859. Gr. 8. 22 Ngr.
5. Aus dem Volksleben. Erzählungen von F. Friedrich. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Fortsetzung des werthvollen Werks „Aus der Oberpfalz“ (Nr. 1), von Fr. Schönerwerth, dessen ersten und zweiten Theil wir in Nr. 28 d. Bl. f. 1858 und Nr. 14 f. 1859 besprochen haben, wird von allen Lesern, die sich für Sagenliteratur interessieren, mit Freude begrüßt werden. Wir haben nicht nöthig, auf eine nähere Charakteristik desselben einzugehen, denn wir könnten die warme Anerkennung, die wir den ersten und umsichtigen Forschungen des Verfassers und seiner lichtvollen und anziehenden Darstellungsweise zollten, nur wiederholen. Der erste Theil schilderte die Sitten und Gebräuche, ohne jedoch den reichen Stoff, wie er im Plane des Werks systematisch geordnet vorlag, ganz darzubieten. Wir hatten die Aufzeichnungen über das Haus und seine Theile, Ein-

richtung und Geräthschaften, Speisen und Kleidung, des Tages Arbeit und deren Besonderheiten, dann über Kinderspiele und Kinderlieder noch zu erwarten und wünschen, daß, wenn der Verfasser den gegenwärtigen Theil mit den Worten schließt: „Hiermit hat mein Buch ein Ende“, dies nur auf die im zweiten und gegenwärtigen dritten Theile behandelten Sagen Bezug haben möge. Was letztere anlangt, so brachte der zweite Theil des Werks die Sagen und Mythen, die sich auf die bestehende Welt beziehen; der jetzt vorliegende dritte Theil enthält die Momente, die das Aufhören des Seins und die Zustände im künftigen Leben betreffen, also Tod, Hölle und Teufel, Teufelsanhang und Teufelswerke, Himmel und Ende der Welt.

„Die Erde ist die eigentliche Todesgöttin, zugleich die Geliebte der Unterwelt, welche ihre Diener, Tod und Pest, aussendet, die Erbensöhne zu ihr zurückzuführen.“ Der Tod gilt dem Volke durchweg als Person, „als der bleiche oder schwarze Mann mit der Sense, der alles niedermäht“. Sehr zahlreich sind die Sprichwörter und Redensarten, die diese Personifikation ausdrücken. Der Tod ist ein unvermeidlicher Gast — er meldet sich an — er sitzt vor der Thür — schaut zum Fenster hinein — sitzt auf der Zunge — kommt auf seinem magern Schimmel angeritten u. s. w. Die Pest erscheint von Zeit zu Zeit als außerordentliche Begleiterin des Todes. Die Barmherzigen sagen: Man sah den Tod auf der Kirche und dem Friedhofe stehen und seine Sense schwingen, worauf ein gespenstisches Weib, die Jamrechari oder Zusammenrechnerin, kam und mit dem Rechen alles zu Haufen sammelte, was so der Tod gemäht hatte. Bei Waldbirch gilt sie als Weib, nackt, mit Schurzfell, schöngekaltes, aber das Gesicht viereckig, in Frankreich zu Hause; sie sendet Pestfliegen, Fleischfliegen aus, deren Stich die Pest entzündet; sie steigt einher und ist von einem Bienenschwarm begleitet.

Was die Hölle anlangt, so vermischen sich auch in ihr die heidnischen und christlichen Vorstellungen. Wie die Götter zu Teufeln wurden, so trug man manche Sätze von Walhalla auf die Hölle über. Vor derselben ist eine große Wiese, Trab, und auf dieser steht ein Wirthshaus, der mittelalterliche Rabiskrug, die Todtenschenke, wo die Ankommenden bewirthet werden; Anklänge an den Empfang der Gelben Odins und den Brunnen der Schicksalsgöttin Urd, den Jungbrunnen, den Lebensbrunnen. Die Gelb thronen in der tiefsten Hölle als des Teufels Großmutter. Der Teufel zeigt sich gewöhnlich in Gestalt eines Jägers in grüner Kleidung und kann flehigerlei Gestalten annehmen. Er hat eine Menge Namen, wird aber nicht beim rechten genannt, sonst räumt man ihm Gewalt über sich ein. Unter den weniger bekannten Benennungen finden wir hier: der Sarabere, der Spani, Spadi, Spazi, Sperifankerl, der Bugigagl, der Drad, der Hollabibou (Hollunderbeerbube), der Wuggerl. „Der Teufel läßt die Verdammten durch die ihm untergebenen Teufel in der Hölle quälen. Die Teufel selber erleiden keine Qual, nur Mergel, wenn die Menschen in Treue, Frieden und Unschuld leben. Während die Seelen gesotten werden, trinken die Teufel Wein, sie führen ein fröhliches Leben, und unterhalten sich mit Karten- und Regelspiel.“ Der Oberste der Teufel, der Alte oder der Meister, sitzt auf einem Throne; dreimal des Tags steht er aber auf und verneigt sich vor dem Weibe, seiner Mutter, welche die meisten und größten Notheiten erlitt: „Wo der Teufel nichts vermag, weiß ein altes Weib Rath.“

Von Teufelsbeschwörungen, Bannen und Bündnis hat die oberpfälzer Sage natürlich auch viel zu erzählen. Als interessant an einem Teufelsbündner bei Oberwiesbach am Böhmmerwalde haben wir hervor, daß er alle Tage für den Teufel ein Vaterunser betete, und dieser versprochen hatte, ein Gleiches für ihn zu thun, „denn auch der Teufel will zur Seligkeit gelangen“. Er hat auch mitunter gute Regungen. „So war eine Dirne auf dem Wege nach Schloß Frauenstein, um dort Dienste zu nehmen. Auf dem Wege begegnet ihr ein grüner Jäger und warnt sie, nicht auf das Schloß zu gehen, es wäre ihr Unglück, die Dirne achtete aber der Rede nicht und trat auf dem Schlosse in Dienst. Nach Verlauf eines Jahres war sie wieder auf demselben Wege, aber vom Schlosse

herab, sie hatte ihre Unschuld verloren. Da begegnet ihr wieder derselbe Jäger, sie erkennt ihn und klagt ihm ihr Unglück, und weint, daß sie der Teufel in das Schloß geführt habe. Darauf gab ihr der Wäme einen Schlag in's Gesicht, mit den Worten: „Nicht der Teufel hat dich aufs Schloß geführt; weist du nicht, daß ich hier vor Jahr und Tag dich gewant habe?“ In diesem Falle ist der Teufel verständiger gewesen, als manche seiner heutigen Befenner.

Zum Teufelsanhang rechnet der Verfasser die Teufelsgeister und die Teufelsmenschen. Die Geister sind die gefallenen Engel, die bösen Geister und die armen Seelen. Die gefallenen Engel theilten sich in die wirklichen Teufel, die den Plan der Empörung entworfen haben und zur Hölle gefahren sind, und in die im Falle zur Einsicht gelangten Engel, die Lustgeister, von denen es viele Klassen gibt, welche bald mehr, bald minder böse erscheinen. Zu den bessern gehören die feurigen Männer, die Landtsrechte, Kaltenecker, Hohnelöcher; zu den schlimmern die Hohnmänner. Die unbüßfertig gekorbenen Menschen sind die Verdammten, die bösen Geister, die büßfertig gekorbenen die armen Seelen im Purgator. Das Volk unterscheidet unter allen diesen Kategorien in strenger Trennung. Aber alle, selbst die Teufel können selig werden, wenn sie wollen. Der Verfasser bemerkt hierzu sehr treffend: „Vielleicht bricht hier noch der Gedanke vom Wiederkommen der Götter aus der Götternacht, dem Weltuntergang, durch. Merkwürdig erscheint es jedenfalls, daß besonders jenen Geistern, welchen mythische Persönlichkeit zu Grunde liegt, gewöhnlich das Gesicht mit Moos oder Spinnweben verhüllt ist. Der belebte Germane soll seinen Göttern nicht mehr ins Auge schauen; ihr Licht ist erloschen, ihr Bild verhüllt, aber nur bis zur Zeit, wo auch ihnen die Stunde freudiger Wiedergeburt schlägt.“ Die Teufelsmenschen, d. h. die Teufelsbändler, sucht das Volk besonders unter den Zigeunern, wegen ihres geheimnißvollen Thuns, den alten Weibern, die als Hexen auftraten, den Bilmeschneidern, Schälfern, Schindern und varirenden Jägern; doch, greift es auch nach oben, zu den Herren, deren Gewaltthätigkeit es fühlen muß, ja zu ganzen Reichen derselben, welche als Verschworene, Teufelsverbündete, größere Erfolge erzielen wollen.“

Wir übergehen die Geistergeschichten und begegnen unter den „Teufelsmenschen“ zunächst den Zigeunern. Sie waren früher sehr häufig in der Oberpfalz, einst bis zu 40000 Seelen, sind aber jetzt nur selten zu treffen, an der böhmischen Grenze, aus welcher sie herüberstreichen. Sie sind gefürchtet, obgleich sie als Feuerbringer gute Dienste thun, denn ihre Verwandlungen werden alle wahr, weil sie das sechste und siebente Buch Moses bei sich führen und daraus aller Zauberei kundig sind. Die oberpfälzer Sage berichtet aber auch, daß sie den Gebrauch gehabt, ihre Leute, wenn sie alt und gebrechlich wurden, lebendig zu begraben. Alte Leute bei Tiefenbach denken es noch, wie die Zigeuner eine Grube machten und eine Alte hineinstürzten mit den Worten: „Gib dich zur Ruhe, denn du kannst nicht mehr mit uns gehen!“ Eine andere, die sie wegen hohen Alters nicht mehr fortbringen konnten, gruben sie zwischen Wartsfeld und Wassermungerau mit den Worten ein: „Duch dich, Alte, hast lang genug gelebt“; eine dritte liegt auf der Bopawiese bei Oberbernried. Sie legten ihr eine Schüssel auf den Kopf und verbedten sie in der Grube, indem sie ihr zuriefen: „Alte, gib dich zur Ruhe, du hast lange genug gelebt.“

Unter den übrigen mit dem Teufel verbündeten Menschen spielen die Hexen, denen in der Oberpfalz die blaue Farbe eigen ist, die Hauptrolle; sie tragen blaue Kleider und rothe Strümpfe, werfen auf die Menschen, denen sie schaden wollen, blauen Sand, führen als Hauptstempel ihrer Thätigkeit — neben dem Wettermachen — die Wellgelte und leben in Zünften.

Der letzte Abschnitt dieses Buchs behandelt „Die Teufelswerke“, wozu zunächst der „Nordhauber“ oder das „Lobtheiten“, der „Prügelhauber“ — man schlägt seine Jacke und die Schläge treffen den, den man im Sinne hat — und das „Anthun“ gehören. Aber all diese Zauberkünste sind gefährlich, indem der Betroffene, wenn er kundig ist, den Schlag pariren, und das Uebel, das ihm zugefügt werden sollte, auf den Zauberer zurück-

treiben kann. Sodann zählen zu den Teufelswerken unter anderem das Unschlarmachen, was vermittelt des Farnkrautsaftes, den man in die Schuhe legt, oder eines Knochens vom Kopfe des weißen Wiefels, oder des rechten Auges oder des Herzens eines Fledermans, des rechten Ohrs von einer schwarzen Katze, der Milch von einer schwarzen Kuh und anderer dergleichen Hülfsmittel zu Wege gebracht wird; das Verwandeln der Menschen in Wölfe und Füchse; das Beweisen, d. h. den Dieb kennzeichnen oder ihn bannen oder ihn zwingen, daß er das gestohlene Gut wiederbringe; der Erbspiegel, den man erlangt, wenn man um Mitternacht einem Selbstmörder das Grab und einen Spiegel auf das Angesicht legt, worauf man im Spiegel alles sieht, was man zu wissen verlangt; endlich der Erbschlüssel, mittels dessen man erfahren kann, wer im Jahre stirbt, wo ein Verstorbenen in der andern Welt sich befindet, und ob man selber selig oder verdammt wird.

Unter dem Kapitel des Aberglaubens bespricht der Verfasser hauptsächlich die Heilkunde des Volks und die Anzeichen für Gelingen und Mislingen. Auch hier finden wir vieles auf heidnische Anschauungen zurückgeführt. „Wird das Uebel besprochen, so ist der Segen, der es vertreiben soll, Gebet an die Götter; wenn verschrieben, sind es heilige Riten, geheimnißvolle Zeichen, in welchen wieder der Gott zur Hülfe herbeigerufen wird. Soll die Krankheit in Erbe oder Wasser vergraben und getragen werden, so sind wir auf die heiligende, reinigende Kraft dieser Elemente hingewiesen, und wenn in Bäume oder Sträucher verbohrt, so sind es Gewächse, den Göttern geweiht, daher wieder Bezug auf göttliche Hülfe gewährend, wie die Haselstämme, welche als Muttergottesbaum auf Freya weist, oder der Vogelbeerbaum, dem Thor heilig.“ Ebenso ist es mit den Anzeichen. Sie sind von Göttern gesendet. „So verkündet dem kriegerißen Germanen der Ausgang eines Wölfs, Wodan's Thier, Glück, während der furchtsame Hase, das unkriegerische Weib, der waffenlose Priester Unheil bringt. Luch das linke Auge, die linke Nase, singt das linke Ohr, so ist es die linke Seite, welche Ungünstiges meldet, denn dem Germanen liegt links der Norden, die unwirthliche Gegend, die Wohnung der Hel in Nifheim, und dem Christen war diese Seite schon darum mißliebig, weil der Norden noch lange heidnisch blieb, als der Süden sich dem Christenthume schon zugewandt hatte.“

Bei Gelegenheit der Heilkunde des Volks werden die oberpfälzer Zustände noch als sehr primitiv geschildert. Der Ofen wird dem Kranken im Sommer wie im Winter bis zum Erbkiden geheizt; man gebraucht zur Abhilfe der Reize nach Hausmittel, Sympathie, den Schinder, den Hirten, den Bader, den Arzt; letztern erst nach Befragung des Drakels, welches darin besteht, daß man Leib und Fußsohle mit einer Speckschwarte reibt und diese dem Hund vorwirft: frist er sie, so ist noch Rettung möglich, und der Arzt wird gerufen, außerdem nicht, weil der Kranke ohnedies stirbt. Man verlangt in der Apotheke als Hausmittel „Alte Eie“ und „gedorrte Menschenhaut“ und nimmt spermaceti und Hausenblase gläubig dafür hin; man verlangt vom Arzte bittere Medicin und große Gläser, und wenn der Kranke verschieden und noch Arznei übrig ist, so findet sich ein häuslicher Magen, der, obgleich gesund, sie verschluckt, lediglich zum Zweck, „daß sie nicht hin wird“. Ueberhaupt verschluckt der Oberpfälzer mancherlei Dinge, darunter die unappetitlichsten, als heilkräftig und schreit selbst die Käufe der Hagebutten, auch Bogehohofeln genannt, nicht, um sich von Sand und Gries zu befreien. Der Verfasser gibt eine ausführliche Uebersicht dieser Heilmittel nach allen Theilen des Körpers geordnet und bei den verschiedenartigsten Krankheiten dienlich, unter denen sich merkwürdige Cariosa vorfinden. Wir müssen es uns versagen, näher darauf einzugehen und beschließen mit einigen Mittheilungen aus dem letzten Abschnitt: „Der Himmel“ und „Ende der Welt“.

Vor dem Himmel ist ein Vorhimmel, ein blühender Garten mit herrlichen Fruchtstämmen besetzt, wo sich die guten Seelen, wenn sie von der Erde kommen, versammeln. Der Himmel ist ebenfalls ein großer Garten mit vielen Abtheilungen, für unge-

tausend Kinderseelen, für gekaufte, die in den ersten Tagen nach der Geburt verstorben, für Kinder bis zu sechs und sieben Jahren, für uneheliche Kinder, für Jungfrauen u. s. w. Der gesunde Sinn der Oberpfälzer weiß also den ungetauften Kindern im Himmel ihr Plätzchen an, im freundlichen Gegensatz zu jenen harten Dogmatikern, die Adam's Schuld bis ins tausendste Glied legen lassen, wie der Pirktauer Wigglesworth, der in seiner poetischen Beschreibung vom jüngsten Gericht die armen Kleinen vor die Schranke des Gerichts bringt, wo sie sich vergebens auf ihre Unschuld berufen und vom himmlischen Richter mit der Verurteilung zurückgewiesen werden, es könne zwar niemand für das leiden, was er nicht verbrochen, aber sie hätten ja eben Adam's Schuld mit. Doch findet auch hier noch eine gewisse Stufenleiter statt, und die vom Mitterleib zu Grabe getragenen erhalten den leichtesten Platz in der Hölle. Wie gesagt, wir loben uns die Toleranz der Oberpfälzer, die sich so weit erhebt, daß sie selbst für diejenigen Thiere, denen es auf Erden durch die Menschen recht übel ergangen, eine Abtheilung im Himmel haben, wo ihnen Gott das vergilt, was sie gelitten.

Wohl denen, die im Himmel sind, ehe „der Teufel los ist“, d. h. ehe Lotti, der Zerstörer, seine Fesseln sprengt, und das Feuer aus dem Innern der Erde heraufsteigt, sodas alles in Brand gesetzt wird, das Weltende. Die Sage hat dafür manche Anzeichen, theils in der Natur, theils bei den Menschen. Die heißen Jahre, die mit der steigenden Glut einfallen, bringen eine große Theuerung über alle Länder. Wie die Erde keine Frucht gibt, so wird sieben Jahre vor dem Ende kein Kind mehr geboren, damit kein Unschuldiger sterbe. Die Sonne geht im Westen auf, wird schwarz und verliert den Schatten; der Mond verliert den Schein und verschwindet; der katholische Glaube wird so klein, daß er unter dem Schatten eines Birnbaums Raum hat, der letzte Papst heißt Petrus, und das alles wird eintreten, wenn die Bauern lange Hosen tragen, wenn die Wagen ohne Räder gehen, wenn der Wald von Menschenhänden gepflanzt wird, wenn Sammt und Seide in den Stall gehen, wenn die Bauerndiener ohne Kopfstück zur Arbeit kommen oder in Strümpfen und Schuhen zur Kirche ziehen, anstatt sie erst vor der Kirche anzulegen; wenn Bauer und Bäuerin gesondert von den Diensthofen essen, wenn mehr uneheliche als eheliche Kinder geboren werden und Ehebruch keine Sünde ist, wenn die Bauern rote oder doch bierfarbene Hüte aufsetzen, und die Weiber Eisen, d. h. Haken mit an Drath ausgezogenen Spigen, um die Augen tragen. Viele dieser Anzeichen klingen zwar fast ganz wie Trostseignungen auf die Zukunft; wir haben aber kein Recht an der Treue der Relation zu zweifeln, und beschränken unsere Zweifel auf die Untrüglichkeit der Vorboten des Weltendes, indem wir hoffen, daß dieses noch einige Zeit auf sich warten lassen werde.

Auch in diesem Abschnitt ist die enge Verbindung der im Volk fortlebenden Sage mit der altnationalen Mythologie mehrschon nachgewiesen. Das ganze Werk ist überhaupt reich an Sagen, die für die in systematischer Ordnung aufgestellten allgemeinen Sätze zum Belege dienen und ebenso einfach als schön erzählt sind. Wir machen unter andern aufmerksam auf mehrere anmutige Legenden von Umgängen Christi mit Sanct-Peter, und dem Gewarterleben der Jungfrau Maria, sowie auf die auch in der Oberpfalz vielfach vorkommenden Kaiser- und Königsagen, z. B. vom König Salomo im Ochsenkopfe und Steinwade, vom Kaiser Karl V., der zugleich mit König Salomo im Sumpfe bei Welben verwunschen ist, vom Kaiser im Frauenberge und vom Kaiser Karl im Berge Glon, der von einem alten Weib hineinversucht worden, weil er ihr auf seinen Kriegszügen den letzten Laib Brot genommen. Aber können wir jedoch auf dieses alles nicht eingehen.

Das Werk wird seine Leser finden, und sie werden es nicht ohne die vollste Befriedigung aus der Hand legen.

Die „Babylischen Sagenbilder“ (Nr. 2), von E. Brauer, enthalten Legenden, Sagen, geschichtliche Ereignisse, Anekdoten

und Charakterzüge in „Ned und Reim“. Die einfache, schlichte Darstellungsweise, wie sie sich für die Behandlung der Sage eignet ist im allgemeinen gewahrt, doch hat die gebundene Rede hier und da Veranlassung zu einem Mangel an Klarheit gegeben, für welchen die gewählte poetische Form, die sich mehr auf das Äußere beschränkt, ohne den innern poetischen Werth des bearbeiteten Stoffes durch die Darstellung zu heben, keinen hinreichenden Ersatz bietet. Was die bearbeiteten Stoffe selbst anlangt, so wäre eine strengere Auswahl zu wünschen gewesen, da neben den bessern und anziehenden Sagen doch auch manches, namentlich von Anekdotenartigen, mit Aufnahme gefunden hat, was sich weder durch Dik, noch durch einen markirten Schluß oder eine sonstige geistreiche Auffassung über das Niveau des Unbedeutenden erhebt. Zu den besten Stücken gehören: „Der Baldrich“, „Das alte Heilandsbild zu Hforzheim“, „Die Meisterprobe zu Ertlingen“, „Herzog Konrad im Durlach“ und „Die Concordienkirche“. Dagegen ist, als an eine große Frage der Gegenwart anklingend, das Gedicht „Karl Friedrich im Jahre 1806“ hervorzuhelien, welche hier vollständig folgen möge:

Es klingt wie Trauertönen
Am Rhein ein dumpfer Schall,
Was mag der Ruf bedeuten?
Wes hohen Hauptes Fall?

Es geht ein Greis zu Grabe,
Erwaikt und jammerbleich,
Ein tausendjähriger Knabe:
Das heilige deutsche Reich.

Karl Friedrich sah, der Weise,
Auf hohem Fürstenthron,
Als über Berge leise
Erklang der Trauertön.

Sein Land war groß geworden,
Gewachsen kühn und stark,
Den Süden und gen Norden,
Die schöne bad'ner Mark.

„Nun brach das letzte Schemen
Der Kaisermacht entwei,
Das Scepter laßt uns nehmen
Und herrschen fürstlich frei.“

So sprachen sonder Zagen
Die Fürsten allerwärts,
Doch leises, tiefes Klagen
Durchschnitt Karl Friedrich's Herz.

Die Bottschaft, daß sein Erbe
Vergrößeret wiederum,
Noch höhern Glanz erwerbe,
Empfang er ernst und stumm.

Aufs Angesicht, das hehre,
Floss Behmuthsthan herab,
Die ein'ge Herrscherzähne
Auf deutschen Reiches Grab.

Es war ein lange offenes Grab, das sich über der großen Leiche nur damals erst schloß, während der eigentliche Tod ihm schon Jahrhunderte zuvor ans Herz getreten war. In die Zeiten des eigentlichen Untergangs versetzt uns das Volksbuch: „Der Findling von Koburg“ (Nr. 4), von H. Ebgart, das uns Szenen aus dem Dreißigjährigen Kriege vorführt, ohne jedoch für die wesentlichen Momente jener verhängnisvollen Zeitperiode ein tieferes Verständnis zu eröffnen. Der Verfasser will das Ende des Guten halber darstellen und hofft auf Verzeihung, wenn er dieses nicht immer in einem kunstgemäßen Reide thut, man nehme es mit der Schale nicht so genau, wenn nur der Kern gut sei. Wir wollen dies in mancher Beziehung gelten lassen,

erlangten Degradation, durch den blutigen Finger der Nemesis geschnitten werden zu lassen. Weder die poetische Gerechtigkeit, noch der gesunde Menschenverstand des Volks hätte etwas dagegen einzuwenden gehabt, wenn der Schmiedebörg am Leben geblieben wäre und die Humilität glücklich gemacht hätte.

Des Wassermüllers Friebe ist in der Durchführung des Charakters insofern nicht ganz befriedigend, als es unklar bleibt, weshalb er weder daheim, noch in der großen Welt zur Ruhe kommt. Friebe ist eine Künstlernatur; aber es fehlt die Energie des Charakters, die beim wahren Künstler wenigstens nach dem Ziele seines Strebens hin stets vorhanden sein muß. Die Erzählung läßt daher im ganzen einen unruhigen Eindruck zurück, der noch dadurch vermehrt wird, daß die Vergeltung, welche dem Vater wegen der Härte gegen seinen Sohn trifft, das Anschließen beider Augen, zu gräßlich ist.

Der „alte Soldat“ ist eine trefflich charakterisirte Figur; die Erzählung, deren Held er ist, wird aber in ihren sonstigen Vorzügen durch die Einseitigkeit der Auffassung in dem herbeigezogenen politischen Moment und die Unwahrscheinlichkeit der zur Fabel bewogenen Thatsachen wesentlich beeinträchtigt.

Wie sich der Verfasser in seinen Stoffen, namentlich in der Behandlung criminalistischer Themen, wiederholt, so thut er es namentlich auch in den Situationen, sowie in den Schilderungen. Namentlich spielen, was das letztere anlangt, die rothen Haare eine große Rolle; sie sind in mehreren Erzählungen ein charakteristischer Zug im Aeußern der Verbrecher, und wir haben diesen Gegenstand auch besonders aus der Rücksicht hervor, weil es endlich an der Zeit sein dürfte, das alte Vorurtheil von den rothen Haaren als Kennzeichen boshafter Gemüthsart aufzugeben und es namentlich aus Volkschriften zu verbannen.

Dies die wenigen Mängel, die wir an den „Erzählungen aus dem Volksleben“ ausfinden haben, die indes durch die Vorzüge bei weitem überwogen werden, so daß wir beide Bände als eine interessante, spannende und besuchende Lectüre anempfehlen können. Namentlich ist die vom besten Geiste getragene sittlich-religiöse Haltung, durch die sie sich auszeichnen, anerkanntenswerth, und die Kraft, mit der die Leidenschaft und ihre Folgen geschildert sind, dient dazu, den Geist der daraus sich entwickelnden sittlichen Lehre nur um so wirksamer hervorzuhellen. Wenn wir, wie in der Erzählung „Ueberwunden“, einen Mann von edelm Character, der am Schluß eines langen Lebens, weil er der Leidenschaft der Liebe und Rache unterlag, nichts als gescheiterte Hoffnungen hinter sich sieht, die Resultate dieses Lebens in den Spruch zusammenfassen hören: „Mag es auch im Leben ergehen wie es will, thut nie etwas, was auch die Ruhe des Gewissens raubt, dann könnt ihr alles ertragen!“ so macht dies aus dem Munde des unter energischen Seelenkämpfen freigeordneten Mannes einen stärkeren Eindruck, als wenn es einfach vom Rathgeber gelehrt wird.

Wir hätten indes gewünscht, die Tendenz, wie wir sie hier dargestellt haben, noch etwas stärker im Buche selbst hervortreten zu sehen. Manche Leidenschaften haben in ihren bessern Erscheinungsformen so viel Einnehmendes, um nicht zu sagen Wohlthätiges an sich und fordern so leicht zu Sympathien heraus, daß der Volkschriftsteller sehr vorsichtig sein muß, um nicht für das zu begeistern, wovon er zurückhalten will.

Man kann den Einfluß einer guten Volksliteratur nicht hoch genug anschlagen. Der Verfasser hat den Beruf, auf diesem Felde zu wirken. Um so mehr hielten wir es für unsere Pflicht, auf alles dasjenige hinzuweisen, was seine erspriessliche Wirksamkeit beeinträchtigen könnte.

18.

Biographien und Charakteristiken.

Es liegt uns eine Reihe von kleinern Schriften vor, in denen theils Beiträge zur Charakteristik berühmter Gelehrten gegeben, theils zum ersten mal die Lebensdaten und das Wirken namenswerther Persönlichkeiten biographisch ans Licht gestellt sind. Wir beginnen mit folgender Schrift:

1. Schleiermacher als religiöser Charakter. Ein Vortrag, vor einem gemischten Publikum gehalten in Bern den 18. Februar 1869, von A. Zimmer. Bern. 1869. 8. 6 1/2 Rgr.

Dieser Vortrag scheint uns das er bei dem gemischten Publikum zu finden verdient, den er ohne 2 allgemein gebildeten Publikum d wird, obgleich er in Folge seiner Zuhörer auf eine Probe gestellt mit Ehren besteht. Der Verfasser Bern, bemerkt im Vorwort, daß kritischen Bemerkungen enthalten „eine Kritik der Schleiermacher sie nicht ganz auf der Oberfläche i Publikum schwerlich gegeben werd scheint es überhaupt erspriesslich Persönlichkeit liebend zu verstehen, an derselben zu mäkeln.“ Sehr Persönlichkeit zu len, wie das Ed and Humanität sich liebend ver Schroffheiten zu blitter und schweilen begegnet Personen, ja ni dann der Widers und einem vielteit seit und den A inhumanen Natur kann. Was wir schen Forschung nur zu oft verm das findet sich, logischen Entwid fer hebt mit Red die jartesten und: Wie tief, wahr danke: „Wohl la ich nehm' ihr Le geht niemals un. Sterben tödtet je viele gestorben si wenn ausgestoßen gewesen, und in verzehet.“ So la noch lieber und und er selbst schi vieles in meinem Freilich gab es i zimmer, welche

hast an den allgemeinen Fragen der Geistes- und Grenzsbildung und dem Humanisierungswerk theilgenommen, in größerer Zahl als heutzutage; man kann kaum eine Biographie eines jener hervorragenden Männer, deren Leben und Wirken oder doch deren Geburt und früheste Bildung in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts fiel, anschlagen, ohne auf Verweise für die von uns eben ausgesprochene Behauptung zu stoßen; die hochgebildeten Frauen schrieben damals weniger wie jetzt, aber ihre persönlichen Einflüsse waren dafür nur um so bedeutender. Zu den interessantesten Bemerkungen Zimmer's gehören die über die Einflüsse,

7. Ein fürstliches Leben. Zur Erinnerung an die verehrte Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland, von E. Preller. Weimar, Böslan. 1859. Gr. 8. 15 Bgr.

In der ersten Schrift schildert der Verfasser, der Seminarinspektor a. D. Dresel, besonders die großen Verdienste der Fürstin Pauline zur Lippe um das lippsche Ländchen und namentlich um Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens. Von der Thätigkeit dieser seltenen Frau bemerkt Dresel: „Früh Morgens arbeitete sie zuerst an ihrem Antientische, saß dann vielleicht mehrere Stunden auf dem Präsidentenstuhle im Regierungs- oder Kammercollegium, oder auf dem bescheidenen Sessel im Auditorium des Gymnasiums zu Detmold oder Lemgo, und nachmittags sah man sie dann wol auch noch in der von ihr ins Leben gerufenen Pflanzenschule. Heute kam sie von Paris zurück, wo sie durch ihren Geist und ihren Charakter sogar dem Kaiser Napoleon Achtung eingeflößt hatte, und morgen erschien sie schon wieder bei einer öffentlichen Schulprüfung, ließ hundert und mehr Kinder und vielleicht auch noch einige Dugend Seminaristen vor sich treten, um die von denselben ihr dargebrachten Censuren einzeln zu lesen, und ging dann auf dem Rückwege nach ihrem Schlosse vielleicht auch noch in eine Strafanstalt, um daselbst ihre Hand auf den Sarg eines Unglücklichen zu legen, den niemand zur Erde bestatten wollte.“ Noch drei Tage vor ihrem Tode schrieb diese unermüdete Landesmutter auf ihrem Krankenlager sechs Resolutionen in Armensachen für den Vortrag der am folgenden Tage zu haltenden Regierungssession nieder. Die Fürstin, geboren 1769, gestorben 1820, war von 1802–20 Regentin des Ländchens und Vormünderin des nachherigen Fürsten Paul Alexander Leopold. Neben dem Bilde dieser merkwürdigen Frau wird auch das Bild desjenigen Mannes, der ihr Alterego war, des Generalsuperintendenten F. Weerth, von dem Verfasser ins hellste Licht gestellt. Beide, die Fürstin und ihr geistlicher Rath, gehören zu der Schar jener Apostel der Humanität, Volksbildung und Aufklärung, wie sie die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in so großer Zahl hervorbrachte. Wenn man von einem Individuum weiß, welches seine Lieblingsgeschristeller sind, so kennt man auch seinen Charakter und seine Gesinnung. Lessing's „Nathan“, „dies milde Gedicht der Veröhnung und Toleranz aus des Dichters bittersten und nothbedrängtesten Tagen“, war eins der Lieblingsbücher Weerth's, auch nahm er sich der im Fürstenthum Lippe wohnenden Juden gegen alle ihnen zugefügten Unbilden bei dem Fürsten Leopold persönlich an. „Herder“, erzählt Dresel, „war und blieb sein Ideal als Theolog, als Mensch und als genialer anregender Schriftsteller. Er kannte dessen Schriften bis zu den Volksliedern hinauf oder hinunter aufs genaueste, und wenn er von ihm sprach, so verklärte sich sein ganzes Wesen. Das Erscheinen einer neuen Schrift von Schleiermacher, groß oder klein, oder von seinem alten treuen Freunde Bland war jedesmal ein Fest für ihn, und er ruhte dann nicht eher, bis er seinem nächsten Freunde die genossene Freude ebenfalls genießen lassen konnte. Als Strauß' „Leben Jesu“ anfang Aufsehen zu erregen, war seine Kraft schon geknickt. Er lies sich daraus referiren und sagte dann bloß: „Also auch das muß man noch erleben.“ Auch Jean Paul gehörte zu seiner Lieblingslectüre, namentlich der „Titan“. Von Bschoppe's „Stunden der Andacht“ sagte er bloß: „Eauter Verstand!“

Das von dem weimarischen Oberbibliothekar E. Preller verfaßte Buch über die verehrte Großherzogin Maria Paulowna bietet als ein Beitrag zur Geschichte Weimars in seiner glänzendsten Zeit, die nämlich bei dem Eintritt der russischen Prinzessin in die weimarischen Verhältnisse ihren Gipfelpunkt schon erreicht oder hinter sich hatte, wie durch die große Zahl interessanter Persönlichkeiten, die in den Kreis dieser Biographie fallen, ein noch allgemeineres Interesse. Der Verfasser schildert, in welcher Weise sich die Fürstin an den literarischen und künstlerischen Bestrebungen des weimarischen Hofes betheiligte, namentlich aber, was

sie zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken gethan habe; unter andern war sie die Stifterin des patriotischen Instituts der Frauenvereine, dessen Statuten vom Jahre 1827 sie selbst verfaßte. Es wird vom Verfasser hervorgehoben, daß sie sich immer am glücklichsten gefühlt, „wenn Deutschland aus Rußland, ihre erste und zweite Heimat, Hand in Hand gingen“, und daß sie immer außerordentlich gelitten, „sobald die Interessen beider Länder einander feindlich begegneten“. An dem Congreß von Wien nahm auch sie bei persönlicher Gegenwart vom September 1814 bis zum Juni 1815 neben Karl August einen sehr lebhaften Antheil; „beide“, bemerkt Preller, „bemühten sich inständigst sowohl die Integrität Sachsens zu behaupten als jede Vergrößerung Weimars auf seine Kosten zu vermeiden.“ Das Werthvollste sind wol die dem Buche als Beilagen angehängten Schriftstücke, unter denen wir unter andern einem Lobgedichte des Prinzen de Saxe auf Weimar begegneten, welches derselbe, ein großer Verehrer Wieland's, bei seinem Aufenthalt in Weimar 1811 verfaßt hatte, und in welchem unter andern folgende Zeilen vorkommen:

Ici l'esprit s'allie à l'âme la plus pure;
Ce qu'ailleurs jamais nous trouvons.
On peut louer; et l'on peut dire
Ce qu'avec tant de charme en Goethe l'on admire.
On peut pleurer les morts, estimer Herder
Et répandre des fleurs au tombeau de Schiller etc.

Das Gedicht schließt:

A voir le grand Wieland enfin j'ai réussi.
Cela manquait à ma très heureuse carrière.
Aux plus fameux ayant cherché toujours à plaire,
Et j'ai par vous parfaitement fini.

Eins der interessantesten Schriftstücke, die hier mitgetheilt sind, ist ein Schreiben, welches Alexander von Humboldt nicht lange vor seinem eigenen Tode, am 14. Februar 1859 an die Großfürstin richtete, um ihr zu ihrem Geburtstag, der zugleich ihr letzter war, Glück zu wünschen. Der Brief ist in mehrfacher Hinsicht so interessant, daß wir ihn seinem größern Theile nach hier mittheilen, obgleich es sich darin vorzugsweise nur um einen durch den Lob aus Humboldt's Mähe abgerufenen Papagai handelt:

Votre Altesse Impériale daigne rappeler à sa mémoire le beau perroquet noir, que S. A. R. le Grand Duc Charles Auguste m'a légué dans son testament parceque le savant Valenciennois (successeur de M. Cuvier) lors de son premier passage par Weimar (je ne peux malheureusement pas décider le mois et l'année) avait reconnu parmi ses oiseaux le Grand Vaze de Madagascar d'après le souvenir d'une planche dans les Perroquets de Le Vaillant, espèce si rare alors qu'elle n'existait pas même empaillée dans aucune collection d'Europe. Votre Altesse Royale a eu la grâce de m'envoyer cet oiseau à Berlin à la fin du mois de Juin 1828. Ce bel oiseau a vécu 30 ans dans ma maison et comme Sa Majesté la Reine de Prusse l'a déjà vu à Munnich chez son père le Roi Maximilien Joseph, étant très petite princesse, il est probable que le Grand Vaze a vécu plus de 50 ans en Allemagne. J'ai visité tous les matins ce vieux ami de ma maison agitant en moi chaque jour la grave question, lequel de nous deux quitterait le premier le séjour terrestre, l'oiseau ou moi. L'oiseau est mort le 13 Janvier dans la nuit, appelant encore à son secours mon valet de chambre «Herr Seifert». J'ai pensé que cette anecdote pourrait avoir quelque intérêt, les exemples de longévité étant rarement si bien constatés. Ma convalescence avance plus lentement que je le voudrais, mais elle avance. J'ai eu l'imprudence de prolonger l'habitude de travailler le matin jusqu'à 3 heures du matin jusqu'à l'âge de 89 ans. J'ai trop usé de mes forces; mais la Providence m'a fait la grâce de me laisser jouir encore de l'heureux événement de 27

Janvier et de partager le bonheur de ma bienfaitrice Madame la Princesse de Prusse.

Je supplie votre Altesse Impériale de daigner agréer l'hommage de la plus vive reconnaissance et la constante admiration avec lesquelles j'ai l'honneur de signer

De V. A. Imp.

le plus dévoué et le plus soumis

à Berlin le 14 févr.

serviteur

1859.

Alexandre de Humboldt.

Der Vortrag der Preller'schen Schrift ist zum Besten der wie oben bemerkt von Maria Paulowna gestifteten Frauenvereine bestimmt.

J. M.

Gregor VII.

Papst Gregor VII. und sein Zeitalter. Durch A. F. Gfrörer. Erster bis vierter Band. Schaffhausen, Hurter. 1859. Ter.-8. 11 Thlr. 12 Rgr.

Ein historisches Werk von Gfrörer, wie man auch immer von seinen Forschungen, von seiner Quellenbenutzung, die bekanntlich nicht ohne alle Parteilichkeit ist, von seiner keineswegs immer tendenzfreien Auffassung und Darstellung der betreffenden Thatfachen und Persönlichkeiten, sowie endlich von seinem historischen Stil denken und urtheilen möge, darf doch bei der Literaturgeschichte den Anspruch erheben, in ihre Bücherreihen aufgenommen und nicht an den untersten Platz gestellt zu werden. Dies, glauben wir, gilt auch von dem obengenannten Werke. Und gehört auch Gfrörer als Historiker in die Klasse der katholischen Geschichtsschreiber, die wie Hefele, Hbeler und Hurter der protestantischen Historiographie auf gewissen Gebieten gleichsam das Gepter zu entreißen suchen, so wird gleichwol das vorliegende Schriftwerk selbst den Protestanten zur Anerkennung nöthigen, theils wegen des weitgreifenden Umfanges, den der Verfasser seiner Aufgabe gegeben hat, theils wegen des großen Reichthums der Quellen, welche von ihm benutzt worden sind — der Verfasser hat eine Reihe von Jahren an seinem Werke gearbeitet —, theils wegen der Mäßigung des Urtheils, die sich wenigstens im allgemeinen kund gibt, theils endlich weil das Tendenzlose weniger zu Tage tritt als bei den vorhin genannten katholischen Historikern. Ein besonderes Verdienst aber hat sich der Verfasser allerdings erworben, wenn schon nicht in der Größe wie derselbe in Anspruch nimmt: daß er in dem Kampfe zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. der Entwicklung der großen Lehnsherrschaften und deren Erblichkeit ein einflußreiches Moment belegend diesem Theile der deutschen Geschichte eine ausführliche und selbständige Untersuchung und Darstellung widmet. Hören wir den Verfasser darüber selbst: „Er mußte erstlich nachweisen, wie und wann die Großlehen allmählich erblich wurden, er mußte weiter darthun, welche Geschlechter auf dem angegebenen Wege zu dauernder Macht gelangt sind, er mußte drittens die innere Organisation des deutschen Kaiserreichs, politische Eintheilungen nach Metropolitan-Bezirken *), Herzogthümern und Marken enthüllen, er mußte endlich einen klaren Begriff der Verwaltung, des Finanz- und des Heerwesens geben.“ So, hofft der Verfasser, werde man nicht ohne Befriedigung gewahren, wie in dem vorliegenden Werke neben dem salischen Throne die Wiege und Entwicklung vieler großen Häuser, die jetzt zum Theil untergegangen sind, meist noch herrschen, wie die der Habsburger, der Bollern, der Welfen, der Wittelsbach-Schiren, der Wettine, der Württemberg, der Jähringer, der Nassau und anderer zum Vorschein kommt, wie weiter ein lebendiges Bild altdeutscher Staatseinrichtungen aufgerollt wird, und zwar beides dergestalt, daß der Spruch des Dichters sich verwirklicht: „In dem Ehedem wandelt schon das Heute.“ Wir wollen dem Verfasser das Verdienst, das er in Anspruch

nimmt, nicht durch die Bemerkung veräimmern, daß die protestantische Historiographie auch auf diesem Gebiete in der neuesten Zeit, insbesondere seit Eichhorn's „Deutscher Staats- und Rechtsgeschichte“, sehr Verdienstliches geleistet hat; wir wollen es vielmehr eintäumen, daß der Verfasser auf eigenen Füßen gehend einen schwierigen Weg auf dem fraglichen Gebiete zurückgelegt habe. Haben wir bis jetzt das, was uns an dem vorliegenden Werke lobenswerth zu sein schien, hervorgehoben, so dürfen wir auch das, was uns tadelhaft dünkt, nicht unerwähnt lassen. Der Vorwurf, den man dem Verfasser bezüglich seiner früheren Werke gemacht hat, und gegen den er sich in der Vorrede zu rechtfertigen sucht, daß er „kühne Hypothesen liebe oder zu viel combinire“, erscheint auch in seinem neuen Geschichtswerke als ein begründeter: z. B. in der Vertheidigung des Erzbischofs Hanno, den der Verfasser um jeden Preis weiß zu waschen sucht. Dadurch ferner, daß der Verfasser es liebt, in dem Texte selbst unter den Augen der Leser seine oft weit ausgreifenden Untersuchungen zu führen, kommt in die Darstellung eine große Breite, selbst nicht einmal zum Vortheil oder wenn so gesagt werden darf zum Genuß der Eingeweihten oder Sachverständigen. Endlich geht es auch nicht ganz ohne Animositäten ab; so wird z. B. von Giesebrecht, den der Verfasser übrigens öfters citirt, und „Consorten“ gesprochen. Nun, wir sind gewohnt in Giesebrecht und den Männern, die zu ihm stehen, eine Bieder der deutschen Geschichtsschreibung zu erkennen, und werden uns auch dieselbe durch solche und ähnliche Bemerkungen von des Gegners Hand nicht rauben lassen. Gehen wir jetzt zu dem historischen Thema selbst über, das durch den Verfasser vor uns liegt.

Ein Papst, um dessen Leben, Geist und Wirken sich ein Theil der christlichen Weltgeschichte bewegte, dessen Grundsätze und Bestrebungen ein Zeitraum von acht Jahrhunderten nicht hat außer Wirksamkeit setzen können, mußte nothwendig die historische Feder für und wider ihn in die lebhafteste Bewegung setzen. Dies bewahrheiten bekanntlich schon die gleichzeitigen und die späteren Quellschriften des Mittelalters; und seit dem Erwachen der historischen Kunst des neuern Europa hat dieses Thema auf der geschichtlichen Tagesordnung gestanden, theils in allgemeinen Geschichtswerken besprochen, theils in besondern Monographien mehr oder minder quellenmäßig behandelt. Auffällig beim ersten Anblick bleibt aber die Erscheinung, daß protestantische Historiker zuerst und zumeist den Anhängern der römischen Hierarchie theils vertheidigten, theils demselben möglichst gerecht zu werden bemüht waren. Gleichsam den Reigen eröffnet Johannes von Müller; Euben, Leo u. a. haben sich dieser Autorität angeschlossen. Doch ist dies nicht in Specialwerken geschehen. Stellen wir diese im Interesse unserer Leser hier zusammen, soweit sie uns näher bekannt worden sind. Zu gründlicher Erforschung der Quellen hat unfehlbar den Impuls gegeben:

„Hilbrand, als Papst Gregorius VII. u. s. w. von Voigt“ (Weimar 1815, zweite Auflage erweitert und verbessert 1846). Der Verfasser hat sich in der Beurtheilung Gregor's so objectiv kann man sagen gehalten, daß ihm dies die Gratulation eines französischen Bischofs zu seiner Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche eintrug. Das merkwürdige Actenstück ist in der zweiten Auflage des Werks abgedruckt. — „Gregor VII., dargestellt von Söhl“ (Leipzig 1847). Der Verfasser, der schon in seinem „Heinrich IV.“ als Vertheidiger des Königs aufgetreten war (1823), erscheint auch hier als Gegner des Papstes und beurtheilt ihn ziemlich hart. — „Das Zeitalter Hilbrand's, für und gegen ihn. Aus zeitgleichen Quellen. Von G. Cassander“ (Darmstadt 1842). Diese Schrift, aus 200 Octavseiten bestehend, die ein größeres Werk in Aussicht stellt, das aber soviel uns bekannt nicht erschienen ist, verräth eine große Leidenschaftlichkeit gegen Gregor und verfehlt auch die protestantischen Geschichtsschreiber nicht mit heftigen Worten, die auf die Seite Gregor's sich gestellt haben. Die Schrift beurkundet übrigens viel Belesenheit. — „The life and Pontificate of Gregory VII, by John William Bowden“ (2 Bde., London 1840). Dieses Schriftwerk, zumeist

*) Dem zweiten Bande sind die betreffenden Karten beigegeben, die recht gut die kirchlichen und weltlichen großen Territorien veranschaulichen.

auf deutsche Forschungen gegründet, betrachtet den Papst vom Standpunkte Busey's und Newman's aus, daher sein Wert unter die Apologien Gregor's gerechnet werden muß. — „Gregoire VII, Saint-François d'Assise, Saint-Thomas d'Aquin, par Deloche" (Paris 1844). Abgesehen von der Vorzüglichkeit seines Stils ist das Werk trotzdem, daß es sich mit der Gründlichkeit der deutschen Schriften auf diesem Gebiete nicht messen kann, doch auch insofern von Werth, weil es möglichst nach Unparteilichkeit strebt; der Verfasser erkennt in Gregor VII. einen Mann von Kraft und Gewalt. — „Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter, von H. Floto" (2 Bde., Hamburg 1855). Dieses treffliche Werk, obgleich wie auf der Hand liegt keine Monographie über Gregor VII., spricht im zweiten Bande so ausführlich und mit so großer Besonnenheit, daß das dort Gesagte die Stelle einer besondern Abhandlung vertritt, die hier nicht unerwähnt bleiben konnte. Der Verfasser verwirft mit Entschiedenheit und Wärme Gregor's Werk und Wirken.

Um nun die auffällige Erscheinung, die in diesem Bereiche der Geschichtsschreibung zu Tage tritt, wenigstens in ihrer Bescheidenheit erklärlich zu finden, bedarf es wol nur folgender Bemerkungen. Wer auf den rein historischen Standpunkt sich stellt, wie es namentlich Voigt gethan hat, wird Leo's Urtheil: „Gregor VII. war der größte politische Charakter des Mittelalters", zu unterschreiben geneigt sein; wer aber nach den sittlichen Motiven und Absichten fragt, wer, was er an Deutschland gesündigt hat, streng ins Auge faßt, der wird in Sölzl's Ausruf des Unwillens einstimmen müssen: „Diesen Mann mit diesen Eigenschaften, wie er sich selbst in seinen Briefen und Thaten gab, nicht etwa wie seine Feinde ihn schildern, wollten einige zum Heiden, Heiligen und Wohlthäter der Menschheit stempeln!" Oder um mit Floto zu reden: „Den Worten, die man dem sterbenden Gregor in den Mund legt: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich im Glend", fehlt nur eins: ein warmes Gottesbewußtsein."

Liegt nun auch des Verfassers Werk noch nicht vollständig vor, so geht doch aus dem bereits Vorliegenden Folgendes klar hervor: sein umfassendes Schriftenwerk, wie es allerdings bis jetzt noch von niemand geliefert worden ist, soll eine Ruhmeshalle für Gregor und alle seine hervorragenden Anhänger sein; eine Verherrlichung seines Systems und seiner auf die ganze damalige christliche Welt gerichteten Thätigkeit, weshalb der Verfasser insbesondere auch die kirchlichen Zustände der nordischen Völker Europas in das Bereich seiner Untersuchung und Schilderung gezogen hat; ein Versuch ferner soll des Verfassers Werk sein, die Verächtlichmachung des Papstes zur Niederstämpfung der weltlichen Macht und insbesondere des römisch-deutschen Kaiserthums, sowie deren wohlthätige Wirkung, die in ihren Folgen sich offenbare, darzuthun; darum endlich erscheint in des Verfassers Werk jeder Widerstand gegen Gregor als unberechtigt und, da derselbe nur das Beste der Kirche und der Völker, sowie deren Freiheit im Auge hatte, als selbstthätig und anführerisch. Was wunder, wenn das deutsche Königthum, sein Träger Heinrich IV., seine Mutter Agnes — nur zuweilen findet sie Gnade vor des Verfassers Richterstuhl *) — und alle seine Vertheidiger und Anhänger in ein sehr ungünstiges Licht gleichsam gebracht werden und seine Spur von Bedauern erscheint, daß des Verfassers Vaterland durch Roms Bestrebungen in blutige Zerwürfnisse und eine verhängnisvolle Zerrissenheit geworfen ward? Ist es nicht, als hätte man auch vom christlichen Rom aus den Spruch, den die heidnischen Römer durch ihren Dichter den Völkern mit Hohn verhängen ließen: „Tu regere imperio populos, Romane memento; hoc tibi erunt artes pacisque imponere morem: parcere subjectis ac debellare superbos" **) Uebrigens versteht es sich von selbst: das Eölibat ist nichts Verderbliches, die Invektiven keine Rechtsfrage zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, und war sie es ja, so mußte die heillose Simos

nie der weltlichen Macht jede Befähigung zu der Ausübung dieses Rechts abspreschen; denn die Kirche allein ist im Besitze der nöthigen Erläuterung und der wahren Sorge für das Heil derselben und ihrer Kinder.

Hören wir jetzt, wie der Verfasser Gregor's Plan in kurzen Umrissen gezeichnet hat. Wir wollen uns im ganzen und wesentlichen der Worte des Verfassers bedienen. Seit drei Menschenaltern mühte sich das germanisch-latteinische Abendland ab, das Gleichgewicht zwischen Herrschaft und Freiheit herzustellen, die Willkür der Gewalthaber einzudämmen. Gregor's VII.: die christlichen Nationen, abgetheilt nach Sprachen und Stammesverschiedenheit, bilden eine Familie, welche den Nachfolger Petri als gemeinsames geistliches Oberhaupt verehrt. Dem Statthalter Christi ist das Amt aufgetragen, Aufsicht zu führen, daß überall das Gesezbuch des göttlichen Reichs, das Evangelium, beachtet werde. Die christlichen Könige müssen sich als Vasallen Jesu Christi betrachten und demgemäß Petri Stuhl den Lehnseid leisten. Dieses Verhältnis hat zur praktischen Folge, daß die Gültigkeit königlicher Befehle und Anordnungen durch die Einwilligung der Bischöfe bedingt ist, welche in den einzelnen Staaten Stellvertreter des Papstes sind. Das göttliche Reich auf Erden duldet nicht die unbeschränkte, sondern nur die ständische Form der Monarchie. Alle wichtigen Angelegenheiten der einzelnen Staaten müssen auf Rathversammlungen verhandelt werden, und Beschlüsse derselben erlangen nur durch Einwilligung des Standes der Bischöfe gesetzliche Kraft. Da die Verderbtheit der menschlichen Natur überall den Forderungen des göttlichen Reichs Trotz bietet, so ist der Papst ermächtigt, zu nachdrücklicher Bekämpfung dieser bösen Einflüsse nach freiem Ermessen einen obersten Kirchenvogt oder einen Kaiser einzusetzen, der mit dem Schwerte weltlicher Gewalt die Widerpenkigen zu Paaren treiben wird. Der Kaiser empfängt seine Aufträge nur vom Papste und verbleibt in Abhängigkeit von ihm; erfüllt er seine Pflicht nicht, so kann der Papst nach Gutdünken den Ungetreuen absetzen und einen andern erheben. Außer der ständischen Monarchie ist auch die republikanische Regierungsform *) im göttlichen Reiche zulässig, doch selbstverständlich in der Art, daß die Freistaaten dem Statthalter Christi so gut als die Könige Lehnstreue und Gehorsam zu leisten haben. Die wichtigsten Organe, durch deren Vermittelung der Papst den vielgliederigen Körper des göttlichen Reichs lenkt, sind die Bischöfe und Aebte: sie stehen unter seiner unmittelbaren Aufsicht und können nach seinem Gutdünken erhoben und versetzt werden. Damit aber Petri Stuhl in lebendigem Verkehr mit den Bischöfen der Christenheit erhalten werde, zugleich damit der Papst stets beurtheilen könne, ob der Bischof seine Pflicht thue oder nicht, ist eine eigenthümliche Anstalt eingesetzt, die der Legaten oder apostolischen Bevollmächtigten: sie bilden gleichsam die Augen des obersten Kirchenregiments. Die Thätigkeit dieser Legaten, deren Bedeutung er unter allen Päpsten zuerst richtig zu würdigen verstanden hat — Leo IX. und Victor II. riefen sie schon ins Leben —, beobachtete Gregor aufs sorgfältigste. Es springt nun in die Augen, daß der Papst als ein Atlas erscheint, der die Welt trägt. Nur ein Geist von höchster Kraft und zugleich von lauterster Reinheit des Willens konnte eine solche Stellung ausfüllen. Und ein solcher Geist war Hildebrand. Und was er muthig als Papst Gregor VII. begann, das hat er bis zu einem Grabe ausgeführt, welcher die Bewunderung, theilweise den Schrecken der Mitwelt erregte. Allerdings war auf Gregor's Geist und Plane nicht ohne Einfluß das Bild des alten Rom, in welchem er als oberster Priester der Christenheit seinen Herrscherthum hatte, aber er war sich der Kluft zwischen dem Reiche Christi und der Macht und dem Wesen eines altrömischen Imperators klar bewußt. Darum keine Spur — keine Briefe

*) Freilich nur dann, wenn er sie auf dem Wege einer reinigen Säuberung wandeln sieht.

*) Daher die Erscheinung, daß die römische Politik in ihrem Kampfe gegen den Hohenstaufen Friedrich II. das Königthum beider Sicilien unbedenklich in kleine Republiken auflösen trachtete.

beweisen dies — von dem Genuß, wegen dessen Christliche von Nebenmenschen ihrem Willen zu unterwerfen sich abzuwehren, sondern überall tiefes ungeheucheltes Gefühl der Pflichten, welche er gegen die Kirche und deren himmlischen Stifter zu erfüllen habe, und einer schweren Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete. Zwar besaß Gregor eine cholertische Gemüthsart, aber er suchte leidenschaftliche Auswülfungen stets durch Milde zu dämpfen.

Gegen wir jetzt, wie wir glauben im Interesse unserer Leser, diesem katholischen Urtheile der neuesten Zeit über Gregor's System, Walten und Wesen das eines protestantischen Historikers, welches nicht viel ältern Datums ist, zur Seite: wir meinen das Urtheil Floto's. Wir heben aus dessen obengenannten Werke Folgendes heraus.

„Immerhin ist anzunehmen, daß der letzte Grund von Gregor's Planen ein guter war, und daß er aufrichtig für das Werk der Christenheit zu wirken glaubte. Das ist aber auch fast alles, was man ihm zum Lobe nachsehen kann. Denn es ist sicher, daß er sich täuschte, wenn er seine Reformen für heilsam hielt, und es ist sicher, daß er schlechte Mittel anwandte, um sie durchzuführen. Gregor war ohne Zweifel ein großer Mann: er benutzte den günstigen Moment, um Sachen anzubahnen, die noch heute bestehen. Es war aber nicht die zwingende Kraft von Gregor's Ideen, sondern die Jugend Heinrich's IV., das unglückliche Concil zu Worms und die Untreue der deutschen Fürsten, was ihm oder vielmehr seinen Nachfolgern den Sieg verschaffte. Die Interessen des Papstthums und die der Fürsten gingen himmelweit auseinander, aber in dem einen Punkte trafen sie zusammen: in der Erniedrigung des Kaiserthums. Gregor's Pläne und die Art, wie er sie durchführte, haben die Zersplitterung Deutschlands verschuldet. War es ja doch ein Hauptgedanke, der Silbebrand's Plänen zum Grunde lag: die Zersplitterung aller großen Reiche. Woher kam dem Papste das Recht, den Gegenkönig Heinrich's anzuerkennen? Woher stammte das Recht, beide Könige vor seinen Richterstuhl nach Rom zu fordern? Gewiß ist: Gregor handelte auch hier nicht im Geiste Christi, und diesen Geist vermißt man nur zu oft in Gregor's Wesen.“

Wir schließen mit der Bemerkung: die hier obwaltenden Gegensätze werden sich nie ausgleichen oder auch nur ihre Schroffheit verlieren, solange kirchliche Zwecke, confessionell gefärbte Anschauungen und politische Parteigrundsätze die Hand im Spiele haben.

Uebrigens ist die hier vorliegende Erscheinung keine ganz ungewöhnliche: hat nicht Niebuhr über Alexander den Großen allen andern Autoritäten gegenüber beinahe wegwerfend geurtheilt, und hat nicht Macaulay nach dem Lorbeerfranze zu greifen versucht, den Friedrich dem Großen das deutsche Nationalgefühl und die deutsche Geschichtschreibung aufgesetzt? **Karl Stammer.**

Notizen.

Zwei Franzosen über die Deutschen.

Die „Revue des deux mondes“ entsetzt jüngst unter der Ueberschrift: „Le protestantisme moderne et la philosophie de l'histoire“, einen Aufsatz von J. Milland, dem Vanssen's lebendiges Werk „Christianity and mankind“ (London 1854, die englische Ausgabe von Vanssen's „Hippolytus und seine Zeit“) und E. de Pressense's „Histoire des trois premiers siècles de l'église chrétienne“ (Paris 1858) zum Grunde gelegt sind, der sich aber vorzugsweise mit dem Vanssen'schen Werke beschäftigt. Im allgemeinen ist darin über Vanssen bemerkt, daß seine Theorie, wie früher das Christenthum selbst, aus dem tiefen Bewußtsein selbst über das, was dem Menschen der Gegenwart fehle und noth thue, aus der Einsicht in ihre Verirrungen und ihr Elend hervorgegangen sei; wenn er aber einerseits der Menschheit in dem Wilde, das er von ihr aufstellte, nicht schmeichle, so hindere ihn das doch nicht, von dem, was der Mensch sein könne und vermöge sein werde, die höchste Vorstellung zu haben. In Betreff des Protestantismus hebt der Verfasser hervor, daß sich in dessen Schoße ein

merkwürdiger Umschwung ankündige. Sich selber fühlend als früher, unterfuche er mit größerer Freimuth sein eigenes Gewissen, bringe er tiefer in seinen eigenen Charakter, und ohne von seinem religiösen Element etwas einzubüßen, strebe er in seine Doctrin alles Schöne anzunehmen, was sich der Gedanke erobern habe. J. Milland fährt dann fort: „Großentheils ist es wiederum Deutschland, welches zu dieser Bewegung den Anstoß gegeben hat, dasselbe Deutschland, welches seit mehreren Jahrhunderten in der Geschichte der civilisirten Welt eine so merkwürdige Rolle spielte. Die Revolutionen, die «romantischen des 18ten Jahrhunderts», die praktischen Anwendungen jeder Art waren das Werk anderer Nationen; aber jedesmal, wenn ein neues Lebensprincip das geistige Dasein der Menschheit umgestalten sollte, war es Deutschland, welches der Welt diesen neuen Geist eingebrachte. Deutschland war das Vaterland Luther's, wie es dasjenige Kant's und Schiller's war; ihm verdankt Europa alles, was es in seiner neuern Poesie und Philosophie Originelles hat. Auch gegenwärtig scheint seine neue religiöse Richtung bestimmt, sich über die Welt zu verbreiten; denn bereits hat sie England und Frankreich gewonnen, bereits hat sie im Bereiche der Thatfachen ihre Früchte zu bringen angefangen. Durch seine logischen Ausschreitungen hatte Calvin auf dem Felde der Reform Spaltung gefähet; durch ihre weitherzigen Gesichtspunkte und minder ausschließlichen Triebe scheint die deutsche Schule eine Annäherung der Sekten in Aussicht zu stellen.“ Diese Anerkennung, daß eigentlich die Deutschen das Volk der geistigen Initiative in Europa seien, scheint sich überhaupt bei den Franzosen von tieferer wissenschaftlicher und philosophischer Bildung immer mehr Raum und Geltung zu verschaffen, und wir begrüßen diese Wandelung als ein freudiges Zeichen, als eine hoffnungsvolle Bärghschaft, daß beide Nationen nicht bestimmt seien, feindselig gegeneinander zu stoßen, sondern einander zu ergänzen, ihre Vorzüge auszutauschen und für den großen Menschheitszweck gemeinsam zu wirken und zu arbeiten. Auf einem etwas andern Standpunkt steht freilich Lamartine und zwar darum, weil er, ein Franzose alten Stils, von deutscher Sprache, Wissenschaft und Philosophie so gut wie gar nichts weiß. Dieser phrasenhafte Poet, verunglückte Politiker und bankrotte Geschäftsmann bemerkte vor einiger Zeit in seinem Blatte: „Das deutsche Volk ist trümmern, mythisch, wie das verirrte Kind des Ganges, es berauscht sich in seinen eigenen Phantasien, es liebt das Uebernatürliche, es spielt fortwährend mit alten Legenden, es hat den Kopf voller Götzen, die niemals existirt haben, die sichtbare Welt nimmt wenig Raum bei ihm ein, sein halbes Leben lang fährt es mit Gespenstern Zwiesprache. Deutschland ist das Land der Hallucinationen. Die schläfrige Gemüthsbeschaffenheit macht die deutsche Nation schwerfällig für die That, das Denken genügt ihr, die Schlussfolgerungen sind die Nebenbuden, die That noch mehr. Sie lebt in der Region der Chimären und befindet sich wohl dabei. Die Deutschen träumen, während wir denken.“ Diese althergebrachten Lebensarten werden von der neuern französischen Generation, die unvergleichlich mehr als die frühere sich mit den Resultaten deutschen Denkens und Wissens beschäftigt, weil sie derselben nicht mehr entbehren kann, sicherlich ebenso verachtet werden als von den Deutschen selbst, die zum Danke dafür, daß sie Lamartine verdeutsch haben, nun in so lächerlicher Weise sich müssen lamartinistiren lassen.

Reineke Fuchs und Eulenspiegel in England.

Wir haben in d. Bl. schon öfter darüber Klage geführt, daß an dere immer sehr gravitätischen Kritiker und Literaturgeschichtreiber die deutsche humoristische Literatur fast ausnahmsweise sehr stiefmütterlich behandeln, die ältere höchstens vom Standpunkt der trockenen historischen Kritik beleuchten, die neuere aber fast gänzlich ignoriren, ja zum Theil dem deutschen Volke überhaupt die rechte humoristische Vergabung und die Fähigkeit, dauernde Werke dieser Gattung hervorzubringen, abzustreiten be-müht sind, weshalb es auch nicht zu verwundern, daß die deutsche Humorsit im Gefühle, eine literarische Winkelerkennung füh-

zu müssen, sich gegenwärtig zu großen Compositionen nur schwer aufzuraffen vermag. Diese Aufmerksamkeit und Pflege erhebt eben nichts. Aber schon Carlyle bemerkte, daß drei Fünftel alles dessen, was im 15. und 16. Jahrhundert Europa an humoristischer Literatur besessen habe, deutschen Ursprungs gewesen, und wir freuen uns, sagen zu dürfen, daß in letzter Zeit B. Wachsmuth, der noch dazu deutscher Professor ist, sich bewußt zeigt, die culturhistorische Bedeutung wenigstens des deutschen Volkshumors in öffentlichen Vorlesungen und culturgeschichtlichen Schriften ans Licht zu stellen. Vielleicht wird dereinst die Zeit kommen, wo man auch den bessern Leistungen neuerer Zeit auf diesem Gebiete Gerechtigkeit nicht versagen wird. Inzwischen erregt sich England, wo auch ein dritter Repräsentant des deutschen Humors, Baron Münchhausen, noch immer einen großen Aufbruch, an dem Geistes der älteren deutschen Humoristik, wie folgende zwei Publicationen bezeugen: „Reynard the fox. After the german version of Goethe. By Thomas J. Ar. nold“, und „Eulenspiegel redivivus. The marvellous adventures and rare conceits of master Tyll Owlglass. Edited, with an introduction, and a critical and bibliographical appendix, by Kenneth R. H. Mackenzie.“ Die erstere ist mit 10 Illustrationen nach den „celebrated designs“ von W. von Laubach geschmückt und mit dem Motto versehen:

Fair jester's humour and merry wit
Never offend, though amantly they hit.

Der „Eulenspiegel redivivus“ ist mit sechs großen colorirten Bildern und 26 vignetten in Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Gromquill geziert. In der Buchhändleranzeige werden Carlyle's Worte angeführt: „Tyll's Auf hat sich in alle auswärtigen Länder verbreitet und der Bericht über seine Thaten, in unzähligen Ausgaben und selbst mit allem Aufwande gelehrter Völkern veröffentlicht, ist ins Lateinische, Englische, Französische, Holländische, Polnische u. s. w. übersetzt worden. Man darf sagen, daß es wenigen Sterblichen beschieden gewesen ist, einen solchen Platz in der allgemeinen Geschichte zu erringen, wie diesem Tyll. Denn noch jetzt, nach fünf Jahrhunderten, wo selbst Waller's Geburtsort den Schotten unbekannt ist, der admirable Gritton noch rascher zum Schatten zusammenschrumpfte und von Edward Longshank's Ruhelstätte nur noch wenige Alterskämmer wissen, wird Tyll's Geburtsort noch mit Stolz dem Reisenden gezeigt“ u. s. w. Wir erwähnen hierbei, daß Rudolf Wienberg, zur Zeit des Jungen Deutschland viel, jetzt kaum noch genannt, in seiner Zeitschrift „Armin“, die so wenig Glück hatte als ihr Verfasser, interessante Betrachtungen über Tyll Eulenspiegel veröffentlichte, die aber schwerlich dem englischen Uebersetzer bekannt geworden sein mögen. H. M.

Bibliographie.

- Bachmann, W., Kerkermönke. Historischer Roman aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Berlin, Decker. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Brandes, G. D. G., Grundriß der sächsischen Geschichte. In Beiträgen und zum Handgebrauche bearbeitet. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 16 Ngr.
- Bergeffene Geschichten. Aus dem Actenstücke eines alten Juristen. Vom Verfasser der „neuen Deutschen Zeitbilder“. Illustrirt von L. Köppler. Berlin, Hofmann u. Comp. 1859. 8. 10 Ngr.
- Börner, G. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele. 7ter Jahrgang. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- b'Fargues, F., Schiller. Ansichten des Dichters über Gott, Natur und Menschheit aus seinen Gedichten und Dramen zusammengestellt. Berlin, Mohr u. Comp. 1859. 12. 6 Ngr.
- Reiß, G. v., Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von A. Robertlein. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 1 Thlr.
- Reisler, G., Verborgenes Geschick. Ein Seelenbild. Lübeck, Dittmer. 1859. 8. 12 Ngr.

Düsseldorfer Künstler-Album mit artistischen Beiträgen von A. Schellbach, D. Schenbach, L. Bedmann, Ch. Böttcher u. unter literarischer Mitwirkung von F. Bodenstedt, G. Brauer, W. Constant, F. Dahn, G. A. Frankl u. 10ter Jahrgang. 1859. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. Düsseldorf, Elsen, Bäumer u. Comp. 1859. Gr. 4. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Emartine, A. de, Der Steinhauer von Saint-Point. Sündliche Erzählung. Leipzig, Voigt u. Günther. 1859. Br. 8. 24 Ngr.

Mannhardt, W., Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker. Eine Darstellung. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Götter der deutschen und nordischen Völker. Mit zahlreichen Holzschnitten von L. Pietsch. Berlin, Schindler. Gr. 8. 2 Thlr.

Margotti, J., Rom und London in Lebensbildern gegenübergestellt. Aus dem Italienischen von G. Schiel. Wien, Reichtharisten-Congregations-Buchhandlung. Ver. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

J

Ein pi

lage de

Dybe

J

findun

Englar

Ueberf

W'Glu

der ver

Gebr. Spiro. 1859. 8. 1 1/2 Ngr.

Tagesliteratur.

Andrian, V. Freih. v., Denkschrift über die Verfassungs- und Verwaltungsfrage in Oesterreich. Im Jahre 1851 verfasst und seinem Nachlasse entnommen. Leipzig, Haessel. 1859. Lex.-8. 10 Ngr.

Egenter, F. J. (B. Dale), Schiller als Volksdichter im edelsten Sinn. Ein Denkzeichen für seine Verehrer am 100-jährigen Geburtsfeste desselben, den 10. November 1859. Stuttgart, 1859. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Forchhammer, P. W., Schiller-Feier. Festsprache, gehalten am 10. November 1859 in der Akademischen Aula zu Kiel. Kiel, Schwes. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Kapff, Zwei Predigten mit Beziehungen auf Schiller. Zur Berichtigung falscher Auffassungen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Mabius, P., Schiller als Deutscher Nationaldichter. Festsprache zur Säcularfeier von Schiller's Geburtstag, 10. November 1859. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Ngr.

Mönich, W. D., Schiller, der Dichter nach dem Herzen der Nation. Rede, gehalten den 10. November 1859 im Gymnasium zu Heilbronn. Heilbronn, Scheurlen. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Pallmann, A., Weshalb feiern wir Schiller? Festsprache. Gehalten im Verein der jungen Kaufleute zu Magdeburg. Magdeburg, C. Baensch. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Reform der deutschen Bundesverfassung auf der Basis des Bestehenden und ohne Ausschluß von Oesterreich. Von einem norddeutschen Publicisten. Erlangen, Cntle. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Regel, A., Goethe und Schiller. Zwei Festsreden. Gotha, Müller. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Breslauer Rendezvous. Ein politisches Memoire vom Verfasser des „Hamlet in der Politik“. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Schaefer, A., Rede gehalten bei der Feier von Schiller's 100-jährigem Geburtstage in Greifswald am 10. November 1859. Greifswald, Akademische Buchhandlung. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von A. A. Varnhagen von Ense.

Neun Bände. Geh. 22 Thlr.

Mit dem kürzlich aus dem Nachlasse Varnhagen's erschienenen achten und neunten Bande liegen dessen „Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften“ nunmehr vollständig vor. Sie sind anerkanntermaßen ein classisches Werk, eine Zierde der deutschen Literatur, von dem verschiedenartigsten reichen und interessanten Inhalte, von gleichem Werthe für die politische wie die literarische Zeitgeschichte.

Der 7.—9. Band sind in zwei Ausgaben (zu gleichen Preisen) erschienen, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Inhalt der neun Bände dieses Werks.

I. Herkommen. Erste Jugend. Düsseldorf, 1783—1790. — Brüssel. Straßburg. 1790—1792. — Brüssel. Aachen. Düsseldorf. 1792—1794. — Hamburg. 1794—1800. — Medicinisch-chirurgische Repiniere. Berlin, 1800—1803. Jugendfreunde. Berlin, 1803. 1804. — Hamburg. 1804—1806. Die Universität. Halle, 1806. — Berlin. Herbst 1806. — Halle. 1807. — Studien und Störungen. Berlin, 1807. — Hamburg. 1807. — Berlin. 1807.

II. Rahel. Berlin, 1808. — Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter. Daireuth, 1808. — Tübingen. 1808. 1809. — Die Schlacht von Deutsch-Wagram, am 5. und 6. Juli 1809. — Wien. 1809. — Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg. Paris, 1810. — Am Hofe Napoleon's. Paris, 1810. — Steinfurt. 1810. 1811. — Harren und Streben. Prag, 1811. — Töplitz. 1811. — Prag. 1812. — Lettenborn. 1812. 1813. — Hamburg. Frühjahr 1813.

III. Kriegszüge von 1813 und 1814. — Paris. 1814. — Der Wiener Kongreß. 1814. 1815. — Baden-Baden. Brüssel. Berlin. 1817.

IV. Biographisches. Angelus Silesius. — Elegmund von Sedendorf. — Karl Philipp Moriz. — Saint-Martin. — Zwei Gespräche Saint-Martin's. — Peter von Qualtieri. — Prinz Louis Ferdinand von Preußen. — David Weir. — Alexander von der Marwitz. — Karl Joseph Fürst von Signe. — Gschichtly. — Alexander Graf von Tilly. — Fleury. — Gondorcet. — Tilly. — Henri Campan. — Denkwürdigkeiten Justus Ulrich Wollmann's. — Lafayette. — Wollmann. — Jäger. — Louise Herzogin von Bourbon. — Wilhelm von Burgdorf. — Fanny von Arnstein. — Zum Andenken Friedrich August Wolf's. — Graf von Schlabrendorf. — Kaiser Alexander von Rußland. — Merck. — Mephistopheles. — Wiesel. — Leuchsenring. — Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Gerhard. — Friedrich Wilhelm Meyern. — Adam von Müller. — Frau von Grotthuß und Frau von Cydenberg. — Ludwig Achim von Arnim.

V. Biographisches. (Fortsetzung.) Friedrich von Geng. — Scholz. — Wilhelm Nolte. — Ludwig Robert. — Friederike Robert, geborne Braun. — Christian Günther Graf zu Bernstorff. — Schleiermacher und Friedrich Schlegel. — Wilhelm von Humboldt. — Wilhelm Neumann. — Was man an Freunden erlebt! — Alexander von

Humboldt in Göttingen 1837. — Zum Gedächtnisse Adolberts von Chamisso. — Zur Charakteristik R. G. Schubart's. — Karl von Noßig. — Franz von Baader. — Kritiken.

VI. Goethe. Im Sinne der Wanderer. — Rameau. — Werther's fünfzigjähriges Jubiläum. — Goethe's natürliche Tochter. — Madame Guadet. — Fräulein von Klettenberg. — Gespräche mit Goethe. Von Eckermann. — L'amour est un vrai recommenceur. — Frauen in Manneskleidern. — Erzählungen. Die Sternier und die Pfitticher. Novelle. — Kriegsabenteuer. Novelle. — Das warnende Gespenst. Erzählung. — Die Strafe im voraus. Anekdoten. — Reiz und Liebe. Erzählung. — Die Sylphide. Aus dem Russischen des Fürsten Wladimir Obojesskii. — Bela. Aus dem Russischen des Mich. Vermonoff. — Gedichte. — Politisches. Sendschreiben an einen Freund, oder höhere Betrachtungen über die französische Revolution. Von Saint-Martin. Aus dem Französischen. — Die Rückkehr der Bourbonen. Nach Schlabrendorf. — Das Königreich der Niederlande.

VII. Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Prag. Pesth. phalen. Wien. 1810. — Aufenthalt in Paris. 1810. — Nach dem Wiener Kongreß. Berlin. Paris. 1815. — Frankfurt am Main. 1815. 1816. — Erzählungen. Mord der Jugend. Wahre Geschichte. — Die Drangsale unflüchten Lebens. Novelle. — Kritiken.

VIII. Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Ungarn. 1809. — Nach dem Wiener Frieden. 1809. 1810. — Wien und Baden. 1824. — Personen. Voltaire in Frankfurt am Main. 1753. — August Ferdinand Bernhardt. — Karl Müller. — Karl Gustav Freiherr von Brinckmann. — Ludwig Lied. — Goethe beim tollen Hagen. — Kritiken. — Rahel. Rahel Levin und ihre Gesellschaft. Gegen Ende des Jahres 1801. — Der Salon der Frau von Varnhagen. Berlin, im März 1830. — Rahel's Altb. — Rahel. Brief an Varnhagen von Ense. Von Gustav Freiherrn von Brinckmann. — Madame de Varnhagen. Par le marquis de Custine. — Ueber Rahel's Religiosität. Von einem ihrer ältern Freunde. — Rahel's Theater-Urtheile.

IX. Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816. — Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin. 1817. — Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818. — Karlsruhe. Baden. 1819.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's. Von Washington Irving.

Aus dem Englischen. Fünf Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Diese Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das letzte Werk des soeben gestorbenen berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse erregt hat, ist mit dem soeben erschienenen fünften Bande vollständig geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreichere Leser finden. Der fünfte Band war von dem Verfasser nicht bestimmt versprochen worden und sein Erscheinen wird deshalb um so freudiger begrüßt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

19. Januar 1860.

Inhalt: Italienische Reiseliteratur. Von Wilhelm von Rübemann. — Jakob Grimm gegen die Schiller-Stiftung. — Zur Roman-Literatur. Von Rudolf Gottschalk. — Metzgen. (Ein Flugblatt für Goethe; Die Gräber Heine's und Stranget's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Italienische Reiseliteratur.

Historisch, ethnographisch, kunstgeschichtlich.

1. Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Phylogonomie Italiens und seiner Bewohner. Von Otto Speyer. Zwei Bände. Berlin, Mittler u. Sohn. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.
2. Loro und Corso. Aus dem alten und neuen Rom. Von Hermann Lessing. Berlin, Springer. 1859. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Von Alfred Reissner. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angrenzenden Gegenden. Mit Berücksichtigung des jüngsten Erdbebens vom 16. und 17. December 1857. Von G. B. Schnars. Sanctgallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1859. 16. 15 Ngr.
5. Italienische Zustände. Zweiter Theil. — A. u. d. L.: Rom und Venedig IX. Von Theodor Mundt. Berlin, Janka. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine nähere Kenntniß der italienischen Reiseliteratur der Deutschen gibt zu sonderbaren Betrachtungen Anlaß. Zunächst gewährt sie die Vorstellung eines unermesslichen Bildungsfortschritts im deutschen Volke selbst, ja es scheint in der That nicht zu viel behauptet, wenn man ausspricht, daß mittels dieser Reiseliteratur Italien nach Rom und nach dem Cinquecento zum dritten mal an der Bildung des Nordens lebendigen und thätigen Antheil genommen habe. Wer ältere Werke dieser Art mit den heute geltenden neuern Schriften über denselben Gegenstand, wer also etwa Archenholz mit Staß und Seume mit Schläter vergleicht, wird dies nicht leugnen können. Von jeher haben hier zwei Kräfte gegeneinander gewirkt, deren Reibung dieser mächtige Bildungsfortschritt, von dem wir reden, zu danken ist. Denn während die vor-Goethe'schen Reiseliteratur über Italien nichts als die dürrste und geistloseste Auffassung der flachsten Neugierlichkeit und ohne alles erkennende Eindringen in den Geist des Landes und des Volks, den vollständigsten Materialismus der Anschauung vermittelte, ja selbst hierin einen so engen Kreis beschrieb, daß sie zur Würdigung des Fremdartigen, das ihnen begegnet, nicht den geringsten Versuch machen,

entwickelt sich in den Reiseliteraturen der letzten Jahrzehnte eine so übermäßige Geistigkeit, ein so nivellirender Idealismus, daß abermals alle Specialität dadurch verwischt wird, und nichts Greifbares und Wesenhaftes, sondern nur die Phantasien, die Träume des jeweiligen Reisenden für den Leser übrig bleiben.

Zwischen diesen beiden Extremen bricht sich, nachdem Realismus und Idealismus in der Darstellung des italienischen Volkswesens ihren Kampf bis zur Erschöpfung ausgekämpft haben, naturgemäß die Wahrheit allmählich ihre Bahn. Es wird den Italienern jetzt im ganzen genommen ihr Recht zu Theil; allein es hat lange gewährt, ehe dies Resultat gewonnen wurde. Von dem alten gelehrten Kresler (1740), dem Volkmann (1770) folgte, von Archenholz, der nur für die Schattenseiten des Volks Augen hatte, und gegen den Jagemann (1786) mit einer Ehrenrettung Italiens auftrat, ist wenig mehr zu sagen, als daß sie nur die materiellen Seiten des Volkswesens zu erfassen vermochten und in wunderlichen Trugschlüssen sich bewegen. Erst mit Meyer's Darstellungen aus Italien (1792) beginnt eine geistigere Auffassung des Landes und des Volks; Goethe's „Italienische Reise“ war noch nicht bekannt. Nun brachen Stolberg (1794) und Jacobi (1798) dem italienischen Enthusiasmus Bahn; Arndt und Seume, Koberste u. a. aber suchten diese Bewegung wieder zu dämpfen. Tiefer drang Rehfues (1807) in den Gegenstand ein und Frau von der Hede (1815) wandte sich an den Geist und das Herz des gebildeten Reisenden; die lebendvolle Wärme aber, mit der Rehfues (1818) die italienische Volksscene schilderte, hat einer großen Anzahl von Nachfolgern zum Vorbild und Muster gedient. Dann kamen die Detailmaler, Friedländer und Hagen für das italienische Mittelalter, W. Müller für römische Sitten, begeisterte Archäologen, die es dem heutigen Touristen leicht machen, ihre Vorgänger in allen diesen Beziehungen weit hinter sich zu lassen und sowohl das gelehrte als das malerische, das ästhetische wie das explorative Element zum Gemeingut aller zu machen. Die Wahrheit hat sich allmählich herausgestellt: man ist gerecht gegen Italien, man hat den

Vorurtheilen entzagt, man läßt dem Volke, was ihm zukommt, seine schöne Ursprünglichkeit, seine geistige Erwedtheit, sein Gefühl für Anmuth und Schönheit, seine natürliche Grazie, seine Anlagen zum Allerbesten, und man spricht ihm ab, was es nicht hat: Thakraft, Selbstbeherrschung, Tiefe, den Geist der Ordnung und die Fähigkeit, seiner Verschaffung im thätigen Leben Herz zu werden. Man weiß, was man von Geist und Gemüth der Italiener zu halten hat.

Mit diesem Resultat langer Kämpfe treten nun aber ganz andere Forderungen an den italienischen Reisenden heran. Alterthum und Mittelalter, Kunst und Natur, Licht und Schatten des Volkswesens sind erschöpft, wir verlangen jetzt praktische Resultate, einen Blick für die sozialen und politischen Zustände des Landes, wie sie heute in Gärung sind, ja Blicke nicht in seine Vergangenheit, sondern in seine Zukunft. Nur vor dieser Forderung gerathen ist, mag nun, da das Jahr zu Ende ist, die Feder nehmen, um über Italien zu schreiben, wofür er nicht ein Auge mitbringt für das Kleinste in Kunst und Wissen, gleich Gregorovius oder Stahr. Auch für diese Forderung praktischer Resultate ist ein Anfang gemacht, aber das Feld ist weit und offen. Wandt hat achtbare Versuche gemacht, den politischen Zustand Italiens zu skizziren; allein es gehört dazu noch ein anderes Maß von Studien und eine andere Dauer des Aufenthaltes, als ihm zu Gebote stand. Der Verfasser der „*Bilder italienischen Landes und Lebens*“ (Nr. 1), D. Seyer, ist der rechte Mann hierzu. Sechs Jahre eines ununterbrochenen Mittelbens mit Hohen und Niedern im Mittelpunkt Italiens befähigen freilich ausweichender, als eine flüchtige Sommerferienreise dies vermag. Er ist in den innersten Gehalt des italienischen Lebens eingedrungen, hat die Theile des Landes, die er uns schildert, auf das genaueste, meist auf wiederholten Fußwanderungen, kennen gelernt, zeigt sich überall parteilos, urtheilssähig und wohl vorbereitet und hat mit diesen Elementen eine Arbeit geliefert, die in Form und Inhalt die Berechtigung ihres Erscheinens vor der Welt in sich selbst trägt. Seine Untersuchungen sind ganz vorzüglich Mittelitalien und Toscana gewidmet; doch bleibt auch in Süditalien und Sicilien sein Hauptzweck, den physiognomischen Charakter des Landes, den ursprünglichen, wie den durch Geschichte und Cultur modificirten, in ein klares Licht zu setzen und Natur, Menschen, Thier- und Pflanzenwelt und in einem frischen Bilde vor Augen zu stellen. Diese Bilder, theilweise schon im „*Morgenblatt*“ veröffentlicht, sind zwar nicht ganz neu, da die bezüglichsten Reisen schon 1863 unternommen wurden; sie bringen uns jedoch gerade jetzt, wo wir die genauere Kenntnis dieser Zustände und dieses Theils von Italien so sehr vermissen, doppelt willkommen diejenigen Thatsachen dar, aus welchen die heutige Gesellschaftsbildung dieses Landes und seine nächste Zukunft besser beurtheilt werden können, indem sie zugleich eine Masse von Vorurtheilen im Guten wie im Bösen gestört und brechtigen.

Eine Fülle von Thatsachen, politischen, landwirth-

schaftlichen, naturhistorischen und geschichtlichen Inhalts, der wir zu unserm Bedauern selbst nicht von fern folgen können, bildet den Hauptwerth dieses Buchs, das wir zu skizziren versuchen. Zunächst eröffnet ein großes Landschaftsbild von dem Garten Italiens, von Toscana, das Werk. Der Grundzug dieses Landschaftsbildes ist eine reich, sorgfältige Cultur, welche die Natur nicht verdrängt, sondern nur verebelt und in das Geseß maßvoller Schönheit gebracht zu haben scheint, sobald Natur und Menschenwerk in eins zusammenfließen. Dies Landschaftsbild ist ein Kunstwerk für sich, reizend, klar, plastisch, und trägt sich der Vorstellung des Lesers tief ein, obwohl wir darauf verzichten müssen, einzelne Züge desselben wiederzugehen. Von den Toscanern sagt der Verfasser:

Das Volk ist im allgemeinen lebhaft, gemüthig, gefällig und minder reizbar und rachsüchtig als andere Stämme; von Natur fein, mit angeborenem Takt für das Schöne, gesellig und mit aufgeschlossenem Sinn für das Schöne bis in die tiefsten Schichten des Volks hinab und weit weniger arbeitsscheu, als seine süblichen Nachbarn, dabei aber vergnügungssüchtig, ohne Ausdauer, verweichlicht, rasch begeistert und schnell bereit, die eben ergriffene Sache wieder fallen zu lassen, ohne Gewohnheit in seiner höhern Bedeutung, leicht ergründbar für politische Schlagworte, aber doch mehr für den Municipalismus, für Communalfreiheit als für die Pflichten des Staatsbürgers zugänglich, und im Gefühl gegenwärtiger Inferiorität in seiner Vergangenheit Trost suchend und findend.

Wir haben diese treffende Charakteristik hier angeführt, damit der Leser aus ihr selbst beurtheile, inwiefern sich von einem solchen Volksstamme erwarten lasse, daß er lange mit dem rohen und tief verachteten Piemontesen, der seiner Ueberzeugung nach nicht einmal italienisch spricht und bei jedem Worte ein toscanisches Ohr verlegt und der ihm nur etwa zum Gackträger zu taugen scheint, zusammengehen werde? Wahrlich nein! Turin wird niemals in Florenz Gewalt haben, wir hatten dies für eine physiologische Unmöglichkeit, der ähnlich, wenn man dem Pariser zumaherte, die Herrschaft der Russen oder Türken zu lieben und ihr Geseß zu empfangen. Weiter spricht der Verfasser von der traditionellen Milde und Gerechtigkeit der Regierung, von dem vorgeschrittenen Volksunterricht, der Municipal- und Gewerbefreiheit, den praktisch wohlgeordneten Agrarverhältnissen, der guten, obwohl kostspieligen Rechtspflege, den Anstalten für Wissenschaft und Kunst, für welche, wenn auch die Bildung der höhern Stände karg und einseitig erscheint, doch viel geschieht, wogegen er freilich die moralische Erziehung vernachlässigt findet, was wir noch dahin erweitern möchten, daß es in Italien eigentlich gar keine häusliche Erziehung gibt. „Der Comfort der Civilisation“, sagt er, „findet in Toscana seine sübliche Grenze“, und schließt damit sein einleitendes Panorama des Mittellandes der Halbinsel ab. Er läßt nun ferner florentinische Bilder, das Arnothal und Florenz selbst folgen, volles Leben und reich an neuem Zügen aus dem innersten Volksleben, wie die Schilderung des Oran-Duca-Plazes, der Uffizien, der Brücken und Kirchen sie enthält; mußert die großen Lotten der Florentiner, zeigt, wie Charaktere gleich Cosmus I., Dante und Machiavelli eben nur hier sich bilden konnten

und gelangt so zu den neuesten Entdeckungen in Kunst und Literatur, bis zur Riviera herab. Dagolf'schen unterhalten uns reizende Episoden der Geschichte, wie die von der Via della Morte, Schilderungen des Straßenlebens, des Städtelchums, des high life, das in so feltener Weise verküpft, des geistigen Sinnes für Naturreiz, des Wesens der Volkskörper und der Eigenthümlichkeiten des Florentiners. Eine Villeggiatur im Arnothal führt dann zu ganz andern Interessen: wir lernen das Landvolk, die ländlichen Verhältnisse und Sitten, die Natur des Landes endlich im Detail kennen. Hier ist besonders das unerschütterliche Fortbestehen sozialer Verhältnisse bezeichnend. Padrone und Padrona, der Gutsherr, gilt dem Landmann unendlich mehr, als der ferne Souverän, aber ein Geist der Vertraulichkeit, der die Idee des Städtelchums doch von vornherein abschneidet, gibt diesem Verhältniß ein eigenständiges Gepräge. Es heißt hier:

Es ist eine besondere Erscheinung, daß, obwohl die Italiener selbst beständig über die Versunkenheit der Nation klagen, doch sobald man ihnen Deutsche oder Franzosen als Beispieler vorführt, man stets mit Achselzucken die Antwort erhält, Italien könne doch nur von seinen großen Tödlern lernen, nicht aber von denen, die es selbst aus der Barbarei hervorgezogen habe.

Der Verfasser steht in dieser verderblichen Ueberzeugung eine Schuld der Regierung, die für den Volksunterricht nichts, für den höhern nur wenig thut. Denn von 100 Kindern empfangen nur sechs irgendwelchen Unterricht, Schulzwang gibt es nicht und die Schule ist meist dem guten Willen des Pfarrers und der Privatindustrie überlassen. Es sei uns erlaubt hiermit ein anderes Land zu vergleichen. In Schweden, wo die Bevölkerung so klein ist, daß die Schulen oft 5—10 Meilen auseinander liegen, ist es schwer einen Bewohner zu finden, der nicht wenigstens lesen könnte. Wie ist dies möglich? Dadurch, daß jedes Kind seinen Unterricht im langen Winter von seinem Vater empfangt! Hierin liegt, scheint uns, ein großer Geheimniß für ein reiches Unterrichtsgesetz!

Auf seinem so lehrreichen Ausflügen, durch die Thäler des Gebirgsrucks, der den Arno und die Tiber erzeugt, können wir dem Verfasser nicht folgen, so gern wir die Klosterfahrt nach Vallombrosa, dem Casentino, der 4000 Fuß hohen Faltorona, wo nach Dante „dem Apennin der Basen am höchsten schwillt“, Camaldoli und Alverna, den reizvollen Blickpunkten derselben, auch mit ihm machen; dagegen können wir ihn die toscanischen Marmannen nicht allein durchreisen lassen. Dies fast ganz unbekannte Gebiet ist bei ihm Gegenstand einer äußerst werthvollen und eingehenden Schilderung. Die gewöhnlichen Vorstellungen von diesem Lande alter Kultur unter den Etruskern werden hierdurch wesentlich modifiziert. Die Städte S.: Ormignano, Volterra, Populonia, Montebino sind allerdings herabgekommene Ortschaften, aber sie enthalten noch viele Reste alten Glanzes und das Land ist keineswegs, wie man annimmt, eine Wüste und ein Camp. Die Betrachtung des vorgothischen Doms von S.: Ormignano führt zu nachstehender Reflexion:

Wer die Geschichte dieser ewigen Felsen liest, dem mag es scheinen, als ob die Städte Italiens, wie Ankon, im Grunde selbst immer neue Kraft aus der Erde saugen. Wie war es möglich, daß Orte von wenig tausend Einwohnern zugleich blutige Kriege führten und sich mit den reichsten und großartigsten Kunstschätzern schmückten, ohne zu erliegen? Daß z. B. Norrenz unter im Kriege dem Kaiser Konrad befehlen konnte, eine Kirche zu bauen, die ihresgleichen nicht auf der Welt fand und die in der That die Mittel jeder Stadt in unserer Zeit erschöpfen müßte?...

Die Wahrheit dieser Bemerkung fällt in die Augen. Bedeutender noch ist, was der Verfasser von der verrufenen Marmannenluft, der aria cattiva, neu und lehrreich beibringt. Wir fassen die Stellung kurz dahin zusammen, suchungen zufolge der Grund! Zusammentreffen der mit Schwere geritten Küstenflüsse mit dem Meer ihre Bestandtheile zerlegt und die dem System von Landrini hat die Kanalisierung der Flüsse, we aufgegeben und das System der massen von dem Meerwasser als mit dem Aufwand von fast 9 unbewohnbaren Ebenen von Pisa zu gefunden Wohnstätten u doch auch noch eine Wasserpflanze (bals) als eine mitwirkende Ursache der Malaria auf, während die Algen, wenn sie nur nicht mit süßem Wasser in Berührung kommen, unschädlich sind. Wie wichtig diese Entdeckung sei, ergibt sich aus der großen Fläche des der Malaria unterworfenen Küstenlandes und dem Umstande, daß durchschnittlich 55 Procent der Bevölkerung ihr unterliegen. Das ungenutzte Land aber trägt regelmäßig das zehnte Korn zu.

Indem der Verfasser so seiner Aufgabe getreu, die ganze Physiognomie des Landes, Städte, Landschaft und die Wohnungsverhältnisse, zu schildern fortfährt, führt er uns durch malerisch gezeichnete Gegenden über Monte Cervoli mit seinen tosenden Schwefelsen, Massa maritima, Piombino nach dem uralten Populonia, das einst so mächtig, seit Strabo verödet, nur von 150 Einwohnern bewohnt, noch in großen Bauresten seinen alten Glanz verkündet, durch die gewaltigen Steinblöcke seiner Mauern in Staunen setzt und dem Alterthumsforscher noch eine erhebliche Ausbeute zu bieten scheint. Außerst liebliche Landschaftsbilder bietet ferner die Reise über Pisa nach Lucca und von hier längs der wundervollen Riviera di Levante nach Genoa und der Ausflug in die nordwestlichen Gebirge um Monte Altrifano, worauf der erste Band mit Bildern aus Livorno zum Schluß gelangt.

Der zweite Band führt uns in flüchtigen Umrissen meist bekanntere Gegenden vor; dem Vornehmen aber, italienische Bilder in treuester Färbung zu geben, bleibt der Verfasser treu. Zunächst sind es die Eindrücke einer Reise von Siena nach Rom über Viterbo nach Velletri, die uns geboten werden. Von dem ganz eigenständigen Zauber der römischen Campagna heißt es hier: „Das

der Maler sonst erst seiner Landschaft geben muß, die Stimmung, das findet er hier ganz fertig und braucht es nur verständlich abzuschildern. Die ganze Landschaft ist poetisch, es ist eine einzige, große Elegie, mit unendlichen Variationen im einzelnen für den, der sich in sie eingelebt hat, und der die Centren der Gestaltung vergessen kann.“ In Rom kann der Verfasser, so wenig wie andere, trocken, prosaisch und vernünftig bleiben, und wir verzeihen ihm daher hier seine bisweilen etwas allzu phantastischen Gemälde. An einer Stelle heißt es:

So umfaßten die großen Künstler des 16. Jahrhunderts alle Gebiete der bildenden Kunst: sie waren zugleich Maler, Bildhauer und Architekten. Nur so war es ihnen möglich, alle Einseitigkeit zu vermeiden und durch die Künste zur Kunst durchzubringen. Wir Epigonen aber verlieren uns im Detail, wir bringen es auf einem Lebensgebiet wol zur Fertigkeit; wo aber ist ein ganzer Künstler, ein ganzer Mensch bei uns zu finden?

In solchen Auslassungen zeigt der Verfasser, daß er neben den realistischen Zielpunkten seiner Arbeit den idealistischen Tendenzen nicht fremd geworden ist und in der That beide auf seltsame Art zu verbinden weiß. Vom Colosseum im Mondlicht sagt er:

Nur die Natur bietet Ähnliches und Größeres, die Alpentäler von Grindelwald und Lauterbrunnen mit ihren silberschimmernden Schneeriesen machen einen unmittelbar mächtigeren Eindruck; aber von den Werken von Menschenhand sah ich nichts, das sich nur von fern mit diesem Bilde vergleichen ließ.

In ebenso zusagender Weise schildert er im dritten Abschnitt seine neapolitanischen Fahrten, Amalfi, Sorrent, Positano und Capri, führt uns dann ein prächtiges Bild Palermos vor, erfreut und belehrt uns durch treffliche Gemälde von Monreale, der Conca d'oro, Segeste und Sellinunt, Sciacca und Agrigento, von dem ein vorzüglich klares und plastisches Bild gegeben wird; leitet uns durch das sicilische Paradies zwischen Patzuzuolo und Floridia und läßt uns das unvergleichliche Rundgemälde von Siracus in vollen Zügen genießen. Die hierauf folgende Atnafahrt ist als die Krone seiner landschaftlichen Schilderungen, für welche ein so entschiedenes Talent ihm beizuwohnt, zu bezeichnen und da die Befreiung des Riesens ganz gelingt, so ist sein Bericht zugleich so instructiv wie wenige. Mit einem glanzvollen Gemälde von Taormina schließt dann der sicilische Reisebericht, und läßt nur noch eine aus eigener Anschauung aufgefaßte Schilderung des Revolutionstages am 8. Februar 1849 in Florenz folgen, welche mehrfach mitgeteilt ist und die in der That zu den lebensvollsten und anziehendsten Erzählungen dieser Art gehört, die wir kennen. „Der nächste Sturmwind wird das Haus und seine Bewohner zerschmettern.“ So schließt dieser Aufsatz; wir aber haben ein besseres Vertrauen zu dem Geist dieser Bevölkerung, die im ganzen das Gesezmäßige liebt und die Fahne der Kultur und der schönen Ordnung hoch hält. An Italien zu verzweifeln, ist Thorheit, seine Lebenswurzeln sind frisch und kräftig, nur muß es, ebenso gut wie wir selbst, keine politischen Träume verfolgen, sondern der ihm und uns zu Theil gewordenen Mission „für die idealen Interessen der Menschheit“ unbeirrt treu zu bleiben wissen! Non omnia possumus

omnes! Und es ist gewiß nicht der Wille der Vorsehung, daß ein Volk alles das zu Stande bringen soll, was doch nur die Aufgabe der ganzen Menschheit ist. Hiermit aber empfangen der Verfasser unsern Dank für seine nach Form und Inhalt vortreffliche Arbeit, der wir einen nicht geringen Zuwachs in unserer Kenntniß von den tatsächlichen Zuständen Italiens schulden.

Es erregt unser Bedauern, daß wir ein Buch, wie „Torso und Corso“ (Nr. 2), von Hermann Lessing, so voll von Gedanken, daß es deren fast so viele als Zeilen enthält, so kurz wie hier erleben müssen. Der Verfasser versteht unter dem Torso des Titels nicht jenes plastische Werk, an dessen Ergänzung kein Künstler sich gewagt hat, sondern jene unsterblichen Ruinen, jene erschöpfliche Trümmerstätte einer untergegangenen Welt, welche die sieben Hügel bedeckt, und ihr gegenüber unter Corso nicht ein buntes Schattenspiel des täglichen Genusses, jenen Repräsentanten der Vergänglichkeit, sondern ein Bild der Gegenwart, die sich vor einem heiligen Gedanken beugt. Licht und Schatten im römischen Leben, der Stolz und die Nothe der Städte, sind es, die er schildern will. Wenn Montesquieu behauptet, daß Frankreich geschaffen sei zum flüchtigen Lebensgenuß, England um zu denken, Deutschland um zu reisen, Italien aber, damit die Menschen dort Hütten bauen, so hat er recht; deshalb hat Italien auch die wenigsten Auswanderer und die meisten Gäste. Allen diesen muß ein Buch, wie das vorliegende, willkommen sein, ein Buch, das bei der nothwendigen und unvermeidlichen Gegenüberstellung des Gewesenen mit dem Gegenwärtigen ihre Gedanken regelt und zu fruchtbaren Resultaten anleitet, das ein Wegweiser und ein Lehrmeister ist im Orange dieser Welt von unentzählbaren Gedanken. Die Gegensätze, welche Rom beständig bietet, bestürmen unsere Brust, wir verlieren den Faden darin, Ewigkeit und Vergänglichkeit umschlingen sich vor unsern Augen, der nüchternste Realismus steht dem höchsten Idealismus hart zur Seite, der Tempel der Minerva dient einem Gewürzkrämer, zum Laden: wer soll uns aus diesem Labyrinth herausheilen? Um Rom ganz in sich aufzunehmen und zu verstehen, müßte man zeitweise Römer, vielleicht auch Räuber gewesen sein. Die Glocke vom Capitol, dem alten Tabularium und Staatsarchive Roms, gibt jetzt das Zeichen zum Beginn des Carnevals; im Tempel des capitollinischen Jupiter predigen gepugte Kinder unter acht Jahren das Evangelium des Herrn; die „Casa Schulze“ umschließt das archäologische Institut mit seinem wohlklingenden Namen und das todesmüde Forum ist die allgemeine Viehwelke, neben der sich Curtius in den Schlund stürzt: wer verbindet solche Gedanken so leicht ohne fremde Hülfe?

Mit diesen einzelnen Zügen aus dem einleitenden Kapitel glauben wir dem Leser den Standpunkt des Verfassers einigermaßen angedeutet zu haben. Der Autor erfüllt die Erwartungen, die er hiermit erregt. Künstler, wie er ist, malt er uns im nächsten Kapitel das Künstler-Mendezvous, caffè greco, mit seinem primo mi-

nistro (Oberkellner) und seinen Besuchern, Nibel, den eleganten Lehmann, Muhr, Wolf, Michael u. s. w. und ihre innern Luruschen; den Corso, das französische Militär, das Pantheon, das Stahr so einfach wie das Plinienalgemölde nennt, die Engelsburg, den Monte Vincio, die Villa Borgheese, den römischen Adel, die industriellen Bettler, die Römerinnen, die Theater, Polizei und Modelle, römische Spiele und römische Leiden, Museen, Kirchen u. s. w. Ueberall findet er im römischen Volkswesen geistige Gesundheit und Frische; „die frommen Werke, die den Römer selig machen“, sagt er, „erregen nicht so viele Scrupel, als der fromme Glaube, Gespenster gibt es hier nicht und den Teufel kann sich jeder leicht ausdenken lassen.“ Er schreibt dem Römer einen höhern Charakter zu, dem das mit admirari im Blute liegt und meint, daß neben Rom alles winzig erscheint. Wir sehen, es ist ein perfecter Idealist, aber ein liebenswürdiger, der niemand zürnt und der nichts verurtheilt. Mit diesem Charakter sind seine Wahrnehmungen denn nicht immer gerade sehr zuverlässig, aber sie sind immer geistreich und anregend, obwohl wir ihm doch mit W. von Humboldt zutreten möchten, daß Rom eben nur mit vollkommenem gesammeltem Gemüthe recht empfunden und gefaßt werden könne. Denn liegt auch die Weisheit hier auf der Gasse und wird die Wahrheit von den Dichtern gepredigt und ist es auch richtig, daß der Materialismus hier noch nicht so zum Herrn aller Dinge geworden ist, wie dies in Paris und London der Fall ist; so scheint er uns in der Vergleichung, die er zwischen Rom und Berlin anstellt, derjenigen Art von Anarchie, die in Rom alle Verhältnisse durchzieht und beherrscht, doch etwas zu viel Reiz zuzuschreiben und nicht zu bedenken, daß der Reiz eben nur von kurzer Wirkung ist und im Verlauf der Zeit seine Macht zu verlieren pflegt. Auch wir möchten nämlich die Campagne nicht gerade angebaut und Rom in eine polierte Stadt verwandelt sehen: allein die „göttliche Anarchie Roms“ zu preisen, scheint uns darum doch nicht unbedingt nöthig. Selbst die Priester machen hier keine frommen Rienen, der Römer versteht sich auf den faßlichen Nimbus nicht, er ist und bleibt ein Naturmensch, ja, da wo der Kriegsmünster zugleich ein Kirchenfürst ist, müssen sich die Dinge dieser und jener Welt wol eigenthümlich mischen; allein es ist darum noch nicht erforderlich, daß die Bettelhaftigkeit allgemein, die Justiz schlecht und der Unterricht vernachlässigt sei! Und somit kann man den phantasiervollen Anschauungen des Verfassers ihr Recht widerfahren lassen, doch aber der Meinung sein, daß nicht eben alle Schatten rosenroth glänzen und Verbrechen und Verrenkungen zur Schönheit gehören. Rom ist eine Stadt der Künstler; machten diese, wie einst die Plebejer, eine Secessio, so wäre Rom verloren, es hörte auf Rom zu sein. Die Modelle spielen daher hier eine bedeutende Rolle, was der Verfasser in dem geistvollen Kapitel, wo er das Tagewerk Marietta's schildert, wie als Landmädchen beginnt, dann für fünf Paoli eine Schlinge webt und schließlich als hübsche Magdalenen entbet, höchst gefällig ausführt. Allein die Modelle haben auch

ihre Schattenseite, denn als die reizbare Polizei sie einmal ausweisen wollte, entstand eine Rebellion; l'arte perisco, hieß es in ganz Rom und Signor Matteucci mußte sich fügen. Das war gut; aber schlimmer ist es, daß die Modelle gar oft den Künstler zum bloßen Copisten herabdrücken. Wie dem jedoch auch sei, Rom, dieser zurückgebliebene Schatten der Alten, wie Humboldt sagt, ist eben durch seine Formlosigkeit befähigt, aus allem Figur zu machen, wie Gregorovius es nennt, und ist darum nach Verlust der Welt Herrschaft die Geburtsstätte der „Normalmodelle“ geblieben. In Italien ist es ein Genuß, bloß zu leben, was im Norden noch nichts ist; die Italiener sind ein Volk der Hoffnung, der Deutsche des Trostes; bald Geld, bald Taugenichts, schwankt der Italiener hin und her, mehr mit Muth und Genie, als mit Tugend und gesundem Menschenverstand, ein Kind des Augenblicks, Wunder und Abenteuer liebend, und so sind die Freuden und die Spiele des Kindesalters bei auch die Spiele des Mannes und der Gesellschaft. Über den Windelmann klagt, hat er nachgelassen: Rom tritt jetzt leise auf und worden. Die Schilderung des Osterfestes und die der Autor gibt, läßt sich in den Worten fassen: „Die Vorsicht höre ich wol, allein in Glaube.“ Aber die Schwermuth der Zeit wie vor den geöffneten Theatersporten, eigentlich die geistigen Genuße des heutigen Italieners.

Wir haben in allem Bisherigen den Autor möglichst mit seinen eigenen Worten sprechen lassen, die, wie nicht zu verkennen ist, den Mann von Geist und Geschmack verrathen. In dem Kapitel, das er den Museen und Kirchen widmet, zeigt sich der Mann von gründlicher Kenntniß der Kunst und des Alterthums. Der Sucht der alten Welt nach Monumenten, die schon Cato beklagt, verbannten wir einen großen Theil unserer Kenntniß des Alterthums; ohne jenen Reichthum, wie arm wäre diese? Durch sie wurden uns alle Ideen des Alterthums veranschaulicht erhalten und hier ist der Kreuzungspunkt, wo Kunst und Wissenschaft zusammentreffen. So behandelt denn auch der Verfasser seine Aufzählung der Museen; wir können ihm hierbei nicht folgen, allein einige seiner treffendsten Bemerkungen haben wir gewiß mit Zustimmung des Lesers anzuführen. Vom Laocoon sagt er, daß seine tiefe Wirkung auf den Beschauer in der Vereinigung von Dulden und Handeln, von zerstörender Ursache und Wirkung ihren Grund habe, während die Niobe nur die Wirkung zeige, nicht die That. Vom Apoll heißt es, daß in ihm die Suprematie des Geistes erkannt werde, das Siegesbewußtsein, das die Materie wie spielend überwindet. Der Jupiter der Rotonda schlägt die Furcht vor den Göttern ein, er ist der züchtigende Gott. In den Loggien citirt er das tiefe Wort Vasari's, der bekanntlich Rafael nicht eben günstig war: „Vor Rafael sind alle einig, was sonst wider die Natur der Künstler ist.“ Mit solchen und ähnlichen Gedanken würzt der Verfasser die Wanderung durch die Galerien und Museen Roms, immer kurz, entschieden, geistvoll und prägnant in seinen Urtheilen. Er sagt:

In Rom ergänzen sich Natur und Schönheit gegenseitig; wenden wir uns von der wirklichen Welt zur idealen oder umgekehrt, so haben wir nicht nötig uns erst zu sammeln und in Stimmung zu versetzen. Die Kunstwerke erscheinen hier wie Früchte, die aus dem Boden wachsen, nicht wie Treibhauspflanzen, die der künstlichen Wärme bedürfen.

Und so blicken ihn auch die 80 Kaiserporträts des Capitols wie eine Galerie verstorbener Bekannter an; sie haben ein bewegtes Dasein im Leben, wie im Tode geführt. Mit den 360 Kirchen Roms geht der Verfasser sehr flüchtig um; die Vertheilung eines Tractätleins, in welchem der Herr der heiligen Elisabeth mittheilt, daß er bei der Kreuzigung unter andern 105 Fußtritte erhalten und 3,800,450 Blutstropfen vergossen, scheint ihn freilich etwas verstimmt zu haben! Indeß sagt er doch, daß man in Rom zu jeder Zeit glücklich sein könne, man brauche nur Sanct-Peter zu besuchen. Schiller sagt zwar, daß unsere Empfindung für die schöne Natur der Empfindung des Kranken für die Gesundheit gleiche, und der Italiener läßt sich niemals von der Natur imponiren oder seine Stimmung durch sie beherrschen; dies hält unsern Autor jedoch nicht ab, uns zum Schluß vortreffliche Landschaftsbilder aus der bekannten Umgebung Roms zu geben, die wir dankbar hinnehmen. Der Römer zwar besucht diese reizvollen Plätze trotz aller Eisenbahnen fast niemals; er scheut jede Ortsveränderung und erfährt die Ankunft des Frühlings selbst nicht durch die Lerchen und die aufstehenden Wiesen, sondern durch die reisenden Deutschen und den deutschen Künstlercarneval von Cervara, dem er beizuwohnen nie verfehlt. Was aus der Sittengeschichte und der Gesellschaft Roms berichtet, oder über Unterricht, Verbrechen und die kleinen Leiden des Fremden in Rom mitgetheilt wird, verdient nicht minder unsern Dank; inzwischen fehlt uns der Raum zu fernern anziehenden Details aus diesen Gebieten. In Rom werden die Todten übel behandelt, denn nur der Lebende hat in Italien recht. Rom aber ist der Höhepunkt für jeden Lebenden, der die Cultur und die Entwicklung des menschlichen Geschlechts kennen lernen will; er steigt herab von dieser Höhe, sobald er die Mauern Roms verläßt, von dem noch heute wie zu Properz' Zeiten der Satz gilt: „Omnia Romanae cedunt miracula terrae.“ So Lessing. Und hiermit glauben wir dies treffliche Buch dem Leser genügend empfohlen zu haben, um ihn zu dem vollen Genuß desselben anzuregen.

Wenn ein Dichter, wie A. Meißner, zum Touristen wird, wie uns seine Schrift „Durch Sardinien“ (Nr. 3) zeigt, so dürfen wir etwas anderes erwarten, als wenn A. oder D. ihre Reiseabenteuer erzählen. Denn wird schon ein im Praktischen verlorener, allem Ideal entfremdeter Geist unter dem heßperischen Reiz stets zu höherer Stimmung angetregt, was soll erst aus einem Poeten werden, der mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, eine Villegiatur am Lago maggiore genießt? Dies ist der Fall unsers Poeten. Allein der Dichter des „Ziska“ hat sich ein schönes Maß gesetzt, er hat dem Schwunge gewehrt, um uns mit lieblichen Bildern und Scenen voll Laune und Gemüth zu erfreuen, ohne von unserer Phantasie

mehr als das Gewöhnliche zu fordern; ja vielleicht legt er sich selbst allzu enge Fesseln an und verfällt dem Vorwurf, uns allzu ausführlich von gewöhnlichen Begegnissen zu unterhalten. Sein Alpenübergang im Thauwetter, seine Willkürgatur in Intra, seine kleinen, obwohl ganz gefälligen Beziehungen zu dem wandernden Theaterpersonal und seiner Nachbarin, der prima ballerina der Truppe in Intra, sein Polizeiabenteuer in Genua, so frisch und anmuthig sie erzählt sind, nehmen doch in dieser kleinen Schrift einen fast unverhältnismäßigen Raum ein und beschädigen damit Interessen, die wir lieber gewahrt gesehen hätten. Denn wie viel der Verfasser als Naturmaler zu leisten vermag, und was er als Beobachter verworrenen socialer Verhältnisse beizubringen im Stande ist, das zeigen uns, von andern abgesehen, seine Wanderung an den Monte-Rosa-Gletscher und die wundervolle Grotte von Alghero, sowie sein Aufenthalt bei den unbeflügelten Kapuzinern in Genua, alles Gemälde vom vortrefflichsten Effect. Doch wir müssen den Inhalt seines Buchs etwas mehr in seiner Aufeinanderfolge betrachten. Nachdem er mit dem Traum- und Wanderleben am Lago maggiore abgeschlossen und die herrliche Bergausflucht durch das Foscathal und das Val Anzasca bis zum Gletscher des Monte-Rosa geschildert — wobei er sich, nebenbei gesagt, nicht eben als ein kühner Bergwanderer bekundet, da er, naiv genug, bekennet, von der Erstiegung des Gletschers durch einen ganz kleinen Schneefurz abgeschreckt zu sein — reist er über die bekannten Blutfelder von Novara und Marengo, zwischen Canaro und Ticino, dem dolce piano des Danter, wo alle Schlachten Italiens ausgekämpft wurden, nach Genua. Diese vor 50 Jahren fast undenkbare Reise macht man jetzt in sieben Stunden, durch Reisfelder und durch ein starrtes Gebirge gleich leicht, gleich eilig vom Dampfe fortgeführt! Hier ist der Mensch bewundernswürdig. Eine Stunde hinter Alessandria stürzt sich die Eisenbahn in die Apenninen, bald auf, bald unter der Erde, durch Berge, die sich nicht einmal dem Blicke öffnen; es ist wie ein Traum, kahle Höhen zu unsern Füßen, nächtliche Tunnel, schwindelnde Viaducte, Burgen, hohe Cypressen unter uns; noch ein paar Stöße der Maschine und ein Mastenwald wiegt sich am Busen des Meeres. Gassen öffnen sich, Paläste reihen sich aneinander, Quais, Dampfer erscheinen, man ist in Genua! Wahrlich diese Reise ist ein Wunder für den, der zu seiner Zeit, wie wir, die grimme Bocketta hinaufgekrochen ist! Nach einer kurzen Schilderung Genuas führt uns der Verfasser in das Refectorium der Barfüßermönche, wo er tafeln soll und wo alles von Wohlbehagen duftet. Dennoch sind die Mönche im offenen Krieg mit den Institutionen des Landes. Der Verfasser erzählt:

Das war komisch. „Die Welt hat sich umgekehrt“, sagte der Prior feierlich; „einst waren die Deutschen vom schismatischen Glauben angezogen, als Italien orthodox war. Jetzt bekundet sich unser armes Land im Aufstande gegen den Heiligen Vater und die Deutschen sind seine Stütze. Gibt es“, fragte er mich, „dennoch viele Anhänger des Luthers in Deutschland?“ — „Noch etwache, in Preußen z. B.“ — „Rechnen Sie denn die Prus-

was zu den Deutschen“, fragte er erkannt. „Ich halte Sie für eine eigene Nation, die mit den Russen und den Holländern verwechselt ist.“ — „Dies ist von den Gelehrten noch nicht völlig festgestellt.“ — „Natürlich“, sei ein alter Römer ein, „die Deutschen möchten gern ihre Zahl vermehren. Streng genommen rechnet man zu den Deutschen nur die Tiroler, die Bayern und die Austriaci.“ — „Nun, und die Böhmern vergessen Sie? Dort gab es einst auch viele Kehler. Gibt es noch Hussiten dort?“ — „Keinen einzigen, alle ausgerottet!“ — „Gott in Dank! In Turin dagegen hat man den Schismatikern eine Anstalt bauen helfen.“ Pause. „Wohin soll es mit uns kommen“, begann der Prior von neuem; „die Undankbaren haben alles vergessen.... erst 1838 sprach der Papst den Grafen Alberto von Savoyen heilig; auf Carlo Felice's dringende Bitten... nun ist die Gräfin abgeschafft und das Gefolge Sardinien vollends...“ Da Umarmender von klagenden, drohenden, verzweifeltenden Stimmen folgte, aber Rom, hieß es, wird die Pforten der Hölle überbauen. „Ja“, sagte mein Freund halb laut, „denn Rom ist der Ewige Jude unter den Städten.“

Wir theilen dies als eine von den charakteristischen Stellen mit, mit welchen der Autor seinen Verweis auch für Schilderungen dieser Art belegt. Das Porträt Victor Emanuel's ist nicht minder charaktervoll.

Der Kopf hellblond und feist, mit herausforderndem Stolz umgürtet; ein Schnurrbart, der den Bayern's zu übertrifft, ist rothblond, tief auf die Brust fallend, oben zusammengezogen, untenhin wie ein Kometschweif ausgebreitet, die Nase lang, klumpig, die Augen klein, Zähne wie die eines Königs geordnet, aber von merkwürdiger Energie und ungezügelter Kraft, ein Eisenfresser, der aber fesselt, will dies Gesicht durchsicht in die Reihen der übrigen europäischen Königsbilder passen.

Die hierauf folgende kostbare Polsterform, in welcher der Verfaßer einen schmerzlichen Witz entdeckt, endet mit einem Ausruf vom dessen Frau, der als Volksstimme gelten kann: O, die Polster von Turin, die sorgt für die Genuß! Sei einer ein Engländer, Franzose oder hergelaufener Keger, dann ist er sicher, bei ihr recht zu haben! Welche Regierung! Der Genuß ist nur noch ein Stiefel im Lande!

Diese nationale Eifersucht der Stämme gegeneinander sucht ein anderer so aus:

Der Italiener, wie er ist, läßt sich lieber von einem Fremden beherrschen, als von seinem Landsmann aus einer andern Provinz. Man sollte dies nicht sagen, aber es ist so. Als Karl Albert sein Schwert zog, zitterte man in Turin, daß Mailand am Ende die Hauptstadt des Landes werden könnte, und Mailand war entschlossen, Turin nicht zu weichen. Jeder Nachbar haßt den Nachbar, und Piemontesen, den fruchtigsten Stamm Italiens, steht man nur halb als Landvolk an, und was ist in unsern Augen der Römer und der Sicilianer? Um halbes Jahrhundert brachte unsere Verschmelzung nicht zu Wege, wir haben die Einheit Italiens bloß in einzelnen Köpfen!

Das ist die Wahrheit und diese nationale Schwäche ist bei der Beurtheilung der italienischen Verhältnisse unsern Urtheils gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Für liegt der Schlüssel zu dem politischen Räthsel Italiens und der Politik seines Ketzers.

Mit einer vierzigstündigen Seefahrt gelangt der Verfasser, dem Genua vertrieben ist, in den Hafen von Cagliari und beginnt nun seine Schilderung der Insel Sardinien, für welche wir ihn, da über diesen Theil Italiens nur wenig bekannt ist, zuweisen Dank zu sagen haben. Wir hätten sie nur noch ausführlicher und eingehender gewünscht, es ist eine fremde Welt, die er malt. Die Lage von

Cagliari schildert er als groß, aber wie Genua und Neapel, die Neapel als auf dem Continent, rauh, wild und physisch einer andern Klasse an Karthager, Mauren. Die Reste der sizilischen Ursprungs, schildert er ander, wie man annimmt. Das Ampi lehnte saßte 20000 Zuschauer, alle Zerstörung. Eiserne und ein Myrter Länge zeugen von der Macht der punischer Herrschaft, und die alte der lebenden Armuth bewohnt, die dar. Das Museum weist Hunderte abstrahender Obsidiale, auf, 9 Vasen, Münzen, Glasproducte u. an König Enzio und König Theodor Reise nach Sassari, 127 italienisch einer Kunststraße zurückgelegt, welche Alghero Zweige absendet. Die E Delphinzungen, doch hat fast jede Palmenhain; Egnen und Gebirge Agavengrün. Dunkelbraune Männer waffnet, Afrikaner von Blut, und kräftig die Straße bis Oristano, einst eine mächtige von 6000 Bewohnern schwach bevölkert, alten Paläste ärmlich. Von hier wird berühmten Orangenwalde besucht. Dies Fleck Erde! Weißglühende, zierliche Orangengärten zerstreut, murmelnde Bäche und ein berauschernder Blütenduft bilden dieses Orts, der im ganzen eine halbe genbäume besitzen soll, die 12 Millionen! Ein Baumriese im Garten des Kapitols trägt 5000 Früchte im Jahr und soll 70 ein anderer Veteran dieser Art im Garten B. hat einen Umfang und eine Krone seiner Eichebaum. Diese Scenerie ist allein Sardinien werth, versichert der Verfasser. gen Korkeisenwälder und endlich eine Einsamkeit montes der Römer. Hier thut Natur der Insel und ihrer Bewohner an welche hier haufen, leben in ewiger Fehde miteinander, Klau- und Fehdezüge sind hier an der Tagesordnung und die schreckliche Blutrache herrscht hier ungeföhrt, die Bevölkerung decimirend. Sassari, von Feigen, Granaten und kleinen Palmen (Palmizza) freundlich eingefaßt, von 400 Bächen umrauscht, bietet außer der prächtigen Fontana del Rosello wenig Merkwürdiges dar; in der Klaus eines Mönchs aber schmückt dem Reisenden der sardische König — amariore melle Sardo, sagt ein römisches Sprichwort — ganz vortrefflich.

Er wendet sich hierauf nach dem catalanischen Alghero, dem Geburtsort des Dichters La Trasso, über den Gerwantes so lebendwürdig Bericht hält, um von hier aus die berühmte Stalaklitengrotte, eine der herrlichsten der Welt, zu besuchen. Die Sache war nicht leicht, da die Brandung von Cap Caccia, dem Felsenland Foradada

gegenüber, den Besuch der Grotte nur selten gestattet. Mit einer spanischen Familie wurde jedoch ein günstiger Moment benutzt und die Seefahrt um Mitternacht unter sternhellem Himmel gewagt. Die Grotte, um 8 Uhr erreicht, öffnet sich zunächst in einer weiten Vorhalle von herrlichen Stalaktitensäulen getragen, gegen welche ein barbarischer Engländer, ärgerlich, daß er nicht hinein-konnte, seine Schiffskanonen abfeuerte, eine große Alabasterchale nimmt die Mitte ein. Hier wartete man, bis die eigentliche Grotte beleuchtet war, die ein kleiner See vom Eingang trennt. „Welch ein Schauspiel“, ruft der Verfasser aus! „Ganze Enklaven von Säulen, dazwischen leichte, fast durchsichtige Draperien, tausend phantastische Gebilde aus Stein, eine fremde Sculpturwelt der Natur umfängt uns, langsam aus Wassertropfen emporgewachsen; Milliarden von Diamanten rings verstreut.“ Mit dem Prachtgemälde dieser Fernwelt schließt der Autor seinen anmutigen Reisebericht, dem Leser nach jenem Alghero und Mills eine tiefe Sehnsucht zurücklassend und von ihm mit Dank und Lob für seine Gabe nach S.-Bonifazio in Corsica entlassen.

Verglichen mit dem frischen und anmutigen Reisebericht Reisner's, kann der folgende: „Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata“ (Nr. 4), von C. W. trocken und reizlos gefunden werden, insofern n Geschichtskennntnis und Gelehrsamkeit seit-elt überlegen, und da er uns durch eine sehr kannte Provinz der unerschöpflichen bespre-führt und hierbei überaus instructiv ist, ine Mittheilung jedenfalls als werthvoll Apullen und Lucanien, welche die jegige ta im „Königreich“ umfaßt, gehörten zu n den alten Kulturstufen, die schon in is der Westen der Halbinsel noch in den n Entwicklung befangen war, um dann überflügelt zu werden. Die Provinz ist

reich, fruchtbar und gut bevölkert; aber die Bewohner sind rauh und ungastlich, und das Land ist den immer wiederkehrenden Verwüstungen durch furchtbare Erdbeben mehr als irgendbela anderer Landstrich Europas ausgesetzt. Die entsehlischen Erdererschütterungen von 1783 und vom December 1857 rafften jedesmal über 120000 Menschen dahin und fast alle Städte des Basilicats lagen mehr oder minder in Trümmern; ja, noch im März vorigen Jahres waren über 100000 Menschen ohne Obdach. Der Verfasser hat seine Reise jedoch vor dieser entsehlischen Katastrophe ausgeführt und malt uns das Land im ganzen blühend, seiner Landebschaffenheit nach dem deutschen Schwarzwalde und Schwaben ähnlich. Er beginnt die Reise von Andria aus, dem in Mandel- und Aprikosendäumen verdeckten Lieblingsitz Friedrich's II. des Hohenstaufen, nach dem Ansedus (Osanto), dem Dianothal, dem Tanagro, dem Sele und so der Küste von Apulien zu. Andria, mit 22000 Bewohnern, noch in Apulien gelegen, war in den Zeiten der wechselnden Errer dem großen Hohenstaufen unwandelbar treu und

dieser erwiderte diese Anhänglichkeit. Seine beiden Gemahlinnen, Solanthe und Isabella, ruhen hier, und heute noch lesen wir auf dem Stadthore nicht ohne Ahrnung die Inschrift: „Andria fidelis, nostris modiculis affixa“, die Friedrich ihr zum Abschied zurief. Von hier wendet sich der Reisende nach Canosa und gibt uns hier von dem Schlachtfelde von Cannä ein äußerst lebendiges Bild. Vom alten Cannä besteht nur noch ein kleiner Weiler und ein Duell heißt noch jetzt Pozzo di Canillo; ja noch zeigt man das Haus der guten Busa, welche die stehenden Römer mit Speise und Trank erquidte. Das Schlachtfeld selbst ist jenseit der Brücke über den Ofanto bei Canosa, eine Stunde Wegs zur Linken; der Fluß Vergellus aber ist verschwunden. Der Verfasser verfolgt den Weg des stehenden Varro nach Venosa, dem Geburtsort des Horaz, der von sich selbst nicht zu sagen weiß, ob er ein Lucaner oder ein Apulier sei, während die Griechen sie eine Stadt Daunien's oder Sapphien's nennen. Wie überall wimmelt es auch hier von römischen Bauresten, Amphitheater, Triumphbogen, Theater und uralten Kirchen. Das römische Castell vor allen, das Varro aufnahm, ist fast ganz erhalten und zeigt noch die alten Kasernen und Cavalettsälle aus dem zweiten Punischen Kriege, während es zugleich eine prächtige Aussicht auf den alten Vulkan Vulture und den Lago di Vesole, des Hohenstaufen Jagdrevier, entfalt.

In der Art wie hier verknüpft der Verfasser überall die ältesten historischen Erinnerungen mit der Gegenwart und mit seinen eigenen Reiseabenteuern auf ebenso gefällige als belebende Weise: allein es bedarf oft der vollen Autorität seiner mächtigen Empfehlungsbefehle, um ihm in diesem ungastlichen Lande, das hierin sich von Galabrien so sehr unterscheidet, eine kümmerliche Aufnahme zu verschaffen. Reizend liegen die Orte Barill und Napolla auf dem fernern Wege nach Melfi, das schon am Fuße des Vulture liegt und äußerst merkwürdige Bauwerke aus Robert Guiscard's Zeit enthält. Von hier wird der Gipfel des Vulture erstiegen, wo einst vom Spiel ermüdet und schlafend, Horaz, wie er singt, von Tauben mit frischem Laube bedeckt wurde. Die Aussicht ist herrlich. Weiter hinter Atella verrathen sich die beiden großen Landstrassen, welche Ferdinand II. im Basilicat erbauen ließ und von welchen der Reisende die nach Vesole und Avigliano verfolgt. Von Polenza, dem Hauptorte der Provinz mit 9000 Einwohnern, ab treten die Verheerungen des letzten Erdbebens in ihrer ganzen Furchbarkeit auf. Die Erschütterung war wieder eine ringförmige, von Bari bis Choli, also von einem Meer bis zum andern reichend, in der oft beobachteten Dreieck der Stöße und am heftigsten in der Richtung vom alten Vulture nach dem Vulkan von Stromboli zu, auf welcher Linie die Städte Auletta, Atena, Volla, Sala, Padula, Saponara und Sapri völlig zerstört und das Land überall tief zerklüftet wurde, wie in der östlichen Richtung nach dem Vesuv hin, wo Vignola, Vigliano, Galvella, Orienza, Laurenzana, Tramutola, Montemuro, Guarbia und andere Orte der Erde gleichgemacht wurden,

stetig andere schwer beschädigte Orte ungerechnet. Von Neapel aus wird man zur Unterstützung der von dieser Katastrophe betroffenen Provinz 6000 Ducati an, was dieselbe mit Hinweisung auf die 600000 Ducati, die Herzog L. im Jahre 1783 für Calabrien gespendet hatte, folz zurückwird. Von den wenigen Geretteten hatten nur neun Tage lang unter Trümmern begraben gelegen. Berühmt durch seine gesunde Lust und herrliche Lage ist Meeruzza (Aherusa bei den Alten); Opyllo und Solbe lagen auf der alten Römerstraße, Via Aquilia, nach Cap Colonna; um Lago nero sammelt sich der Gebirgskod zu den größten Erhebungen, etwa 5000 Fuß hoch; hier fällt viel Regen und Bäche und Quellen ohne Zahl nehmen den dichten Wald von Eichen und Kastanien; Feigen, Mandeln, wenig Nüsse und Wein dagegen gehören nur an einzelnen Stellen. An der Grenze des Dianothals, anfern Auletta, liegt die Grotte des heiligen Michael, aus deren schöner Stalaktitenkuppel der Tanagro hervorbricht; jenseit des Alburnus (Postiglioneberg) liegen Polla, Vietri (die Campi veteres des Livius), Padula mit 10000 Einwohnern und seiner wundervollen Grotte S. = Porrazzo e Bruno — nun ganz in Trümmern. Der Lauf des Atri (Aherus) führt nach Saponara und den gewaltigen Ruinen von Grumentum, wo Crapronius den Hannu schlug. Diese prächtigen Ruinen, malerisch belaubt, zeigen fast eine ganze Stadt der Alten: eine lange Straße ist noch deutlich erkennbar und zwei Amphitheater, Tempel, Wasserleitungen liefern noch immer reiche Ausbeute. Von den 5000 Einwohnern Saponaras verschonte das Erdbeben kaum 100; ein weiterer Schland verschlang die Stadt! Das Dianothal, Atena, Besosa u. s. w. zeigen uns eine ganz griechische Bevölkerung, deren Wuchs, Gesichtsschnitt und Kleidung noch die Abbildungen der Tygaten bezeichnen; jetzt sind auch diese Orte zerstört. Von hier wird der See erreicht und in Eboli endet die Reise, deren wohlgelungene Schilderung unsere volle Anerkennung als eine treffliche Monographie des Basilicats in Anspruch nimmt.

Das tragische Schicksal, das seit Jahrhunderten alle die Charaktere trifft, welche für eine Reform der italienischen Zustände feurig eintreten, hat bekanntlich auch Alus IX. trifft. Er hat es erleben müssen, daß seine edeln und wirklichsten Reformbestrebungen von Phrasenmachern und Quälern, wie Storbini und Cicernacchio, ihm in der Hand zu schenlichen Caricaturen verzerrt und vernichtet wurden; er hat sich, vertrieben und endlich zurückgekehrt, mühseligkeiten müssen, ein System, das sich selbst verurtheilt hatte, wieder aufzunehmen, er hat sich gleichsam in sich selbst geküchelt und schließlich seine Zuflucht gesucht in dem Dogma von der Unbestekten Empfangnis der Jungfrau Maria. Wahrscheinlich, ein Geschick aufs äußerste zu beklagen, völlig ähnlich dem des kühnen Karl Albert und verschuldet durch die gleichen Gebrechen, die Unwissenheit des Volks und die Maßlosigkeit seiner Führer. Dies ungefähr ist der Grundgedanke in der und vorliegenden Schrift Th. Mundt's: „Rom und Alus IX.“ (Nr. 5),

welche seit in Nr. 20 d. Bl. f. 1859 besprochenen „Skizzen aus Piemont und Rom“ fortgesetzt und durch Schilderung der sozialen und politischen Tagesgeschichte Roms und die dortigen Verhältnisse deutlich zu machen strebt. Man kennt den Takt und das Geschick des Verfassers für Darstellungen dieser Art, seine Begabung für leichte Skizzierung, sein Talent, den Leser angenehm zu beschäftigen, ihn immer mehr erwarten zu lassen, als er gibt, niemals das letzte Wort zu sprechen und so seine Neugierde immer für das nächste Werk seiner Feder zu spannen und zu erhalten. Es ist dies in der That eine ganz eigene Kunst, in der es dem Verfasser nicht leicht jemand gleich thut. Sehen wir, wie diese Kunst sich etwa hier bewährt.

Von den vier Abschnitten des Buchs beschäftigt sich der erste fast ausschließlich mit der Familie Torlonia und den industriellen und literarischen Geschäften der römischen Aristokratie. Dies Thema ist ergiebig; es umfaßt, außer Personalien und Standalen voll Unterhaltungssstoff, zugleich fast alle sozialen Verhältnisse des heutigen Rom und beleuchtet sie mit den seltsamsten Streiflichtern. So heißt es z. B. nach einer beißenden Darstellung der Torlonia'schen Familienverhältnisse, bei welcher der alte Fürst mit seiner jungen Gemahlin Teresa Colonna übel wegkommt — denn die letztere ist durch ihn wahnsinnig geworden — und nach der Schilderung des jüngern Bruders, des Dichters und Volksfreundes D. Giovanni Torlonia, der in einer Schule für arme Winkerkinder auf Montecitorio in Person Unterricht erteilte,

In Rom wird gerade auf den Höhen bei den Spigen der Behörden am meisten und ein unwürdiges Spiel getrieben. Der und viele andere Würdenträger der Kirche wägen Geschäft und weissen kein Mittel von Vortheile zu erlangen. Sie kaufen Häuser blutigen Kammern auszuheben, legen Gasthöfe für Fremde an, wozu sie große Paläste der Stadt für ein Geringes zu erwerben wissen u. s. So richtet Antonelli eben jetzt im Palast Rospa ein Hotel im großen Stil ein und beschäftigt sich mit dem Plan, auf dem Quirinal selbst ein großes „Casino“ zu gründen, mit Gesellschaftsfälen, Komödie und Oper, Reklamationen u. s. f., wo der Fremde gegen Entrée mit der römischen Aristokratie zusammenzutreffen soll.

Der Plan ist nicht übel: er schmeichelt der römischen Sucht zum Nichtsthum und der Abneigung des römischen Adels gegen den Staatsdienst, den Ackerbau, das Gewerbe und die „feudale“ Branntweinbrennerei und Schweinezucht, die nicht wie bei uns im Blute des italienischen Adels liegt, sagt der Autor; hingegen das industrielle Element seinen Standesvorzügen keinen Abbruch zu thun scheint. Rom zählt einige vierzig fürstliche Geschlechter vom ältesten Ursprung, wie die Frangipani, Mattino, welche von den Fabiern, Sta. Croce, die von B. Publicola abstammen: aber fast keine derselben verschmäht die Vermischung mit den modernsten fremden Elementen, besonders den blonden Engländerinnen, wenn sie reich sind. So kommt es, daß reiche Ausländer nicht selten eine Hauptrolle in der römischen Gesellschaft spielen, was der Verfasser an dem Beispiel der Baronin Rinsky, geborene Gähnel und

vormittige Geliebte des Fürsten Hardenberg, deren schöne Pflegetochter Giovanna sich jüngst vom Grafen Moroni entführen ließ, des Rähern nachweist. Durch diese Frau wird, wie er uns berichtet, der Jesuitismus in Deutschland (Preußen und Mecklenburg) ganz besonders vertreten. Der Verfasser schließt diesen Abschnitt mit dem Nachweis, welchen tiefen Sturz Pius IX. seit 1848 gethan und in welchen Täuflungen man sich dort in Betreff der neuen Entwicklungen in Preußen bewegt, indem man aus ihnen für den Katholicismus die größten Hoffnungen schöpft! Nun, dazu gehört allerdings ein starkes Maß von Illusion, obwohl wir zweifeln, daß der Verfasser recht gesehen hat.

Im zweiten Abschnitt herrscht das kirchliche Element vor: der Verfasser besucht St. - Peter und Paul und bewegt sich hier vor Porta S. = Paolo auf der segensreichen Märtyrerstraße der Heiligen. Die Stelle, wo die Apostel voneinander Abschied nahmen, die Kapelle, Paulus' Grab, die alte herrliche Basilika, die Abtei Tre Fontane, wo aus dem Aufschlagen des heiligen Hauptes die drei Quellen entsprangen, nebst dem im Alterthum heiligen Arno und der Egeriagrotte, und dann wieder die Schädelstätte der 10000 Märtyrer mit den folgenden Kirchen, regen seine Phantasie diesmal zu einer langen und bei ihm ungenossenen warmen Schilderung an. Von dem Brachtbau S. Paolo sagt er:

Die Kraft, Kirchen zu bauen, war eine bestimmten Zeiten vorbehaltene, innerliche und schöpferische, die der heutigen Epoche verloren gegangen und durch künstliche Nachbildungen von peinslichem Eindruck nicht zu ersetzen ist. Die Architektur bedarf der schaffenden Begeisterung so gut wie das Drama: die Steffis baut Paläste, Salons, Börsen, aber keine Kirchen, und die Kirchen, welche sie baut, nehmen stets von jenen etwas in sich auf.

Der alte Circus des Maxentius verdankt seine Auf-erstehung dem Bandhändler Torlonia, der, zum Herzog von Bracciano erhoben, für die Verherrlichung Roms etwas thun zu müssen glaubte. Das Kapitel, in dem Numa Pompilius und die Apostel, nebst den Thieren des Circus etwas regellos und verwirrend durcheinander irren, schließt mit dem Domine, quo vadis? des Petrus auf der Flucht aus dem Ramertinischen Kerker.

Einen bessern Eindruck hinterläßt der logischere und geordnetere Abschnitt: „Pius IX. und die Revolution.“ Der leitende Gedanke ist, daß Pius, ohne allen innern Zusammenhang, ja ohne alles Wissen von der Revolution, durch sein gutes und für Leiden anempfindendes Herz zu dem Haupte der Revolution von 1848 wurde. Gioberti's Idee, der Bahn einer neuen Glorie, die Verschönerung aller Willener, etwas von dem Gedanken eines „Rö-Sacerdote“, der laute Jubel der Massen: alles dies verwirrte den unständmännischen Gerretti, der sich selbst immer nur einen armen Priester nannte, aus's Äußerste; er sah sich plötzlich als Haupt des Carbonarismus vergöttert, hörte wohlgeköllig auf die Stimmen, welche in Rom „Anarchie und Eisenbahn“ durcheinander schrien und segnete die Wollstiefe ein, die Mazzini für ein ganz besonders wirksames Revolutionsmittel erklärt hatte. So wurden, nachdem alle Ideen zu Grunde gegangen, Ster-

dini und Giromacchio zu Rathgebern der Gattigkeit, und als Ventura und Azeglio zu vermitteln begannen, schrien die Volksmassen vor dem Quirinal schon: „Matti! Du stehst still! Habe Muth, Heiliger Vater!“ Die Volksclubs herrschten nun ungehemmt, der Papst fing an, seinen tiefen Fall zu fühlen, der Krieg im Norden war ausgebrochen, Gedanken der Flucht bewegten ihn. „Keine Qual, die ein Souverän in der Mitte seiner aufständischen Bevölkerung erleiden kann, wurde ihm erspart; er leerte den Kelch bis zur Reize, denn auch das Palliativ der verzweifeltsten Souveränität, alle Augenblicke dem heulenden Volk ein neues Ministerium in den Rücken zu werfen, blieb erfolglos.“ Auf Raminati folgte Rossi, und als dieser getödtet, war Pius nur noch ein „Gefangener“, von dem niemand mehr sprach. In einer dunkeln Novembernacht, von den Grafen Harcourt und Spaur unterstützt, entflieht der entzauberte Mann nach Gasta. Die Waffen Frankreichs erdrückten die römische Republik (?) und Pius kehrte, völlig verwandelt, in sein Quirinal zurück, um von nun an für einen Reactionär zu gelten.

Dem dritten Abschnitt, welcher aus dieser seltsamen Zeit manchen neuen Zug und manches die Vorgänge erschellende Streiflicht liefert, folgt im vierten Abschnitt eine Gegenüberstellung des französischen und des österreichischen Einflusses in Rom. Das französische Wesen, das sich dem italienischen Leben stets „mit etwas ähnelnden Strichen einprägt“, ist in Rom, dem Verfasser zufolge, noch immer unerblickt; die französische Rasse, sagt er, verdrängt in Italien: die militärische Disciplin, die sie zu Hause festhält, geht hier verloren, Klima und Gewässer enttölichen sie und machen sie zu Wöllerei, Skandal und Prostitutionen geneigt und das Demi-monde - Wesen greift, zum Aerger der Römer, auch in Rom um sich. Die französische Occupation ist daher im ganzen genommen verhasst, obwohl Pius IX. sie als ein notwendiges Uebel betrachtet und General Goyon, klug und geschickt, alles thut, um die Römer zu beruhigen. Die Sympathien der Regierung sind und bleiben Oesterreich erhalten und brechen oft genug unwillkürlich hervor. Mit der Herrschaft einer päpstlichen Streitmacht geht es trotz aller Mühen der Franzosen doch nicht, solange, sagt der Autor, jeder schädige Bandgriffliche mit seinem Regenschirm unterm Arm, für einen viel höher stehenden Mann im Senate gilt, als jeder Offizier, und solange selbst der Bauer es für entwürdigend hält, die Uniform zu tragen. In einem Lande, wo alle Macht und alle Ehre von der Kirche ausgeht, kann es keine Generale geben, und in der That hat die 16000 Mann starke päpstliche Armee auch nur Obersten. Der Verfasser schließt diesen Abschnitt mit den Worten:

Die Freiheitsidee scheint in der That für die modernen Völker das zu bedeuten, was die Schicksalsidee für die Völker des Alterthums war. Auch sie verwirrt, wie das alte Schicksal, ihre Kämpfer auf die unheilvollste Weise, sobald sie im Gedränge des Kampfes nicht selten ihre Feinde mit ihren Freunden verwechseln. Die Gasse Napoleon's III., der die Sünde wider den heiligen Geist der Freiheit als Brandmal auf der Stirn trägt, wäre diesmal der unmittelbare Untergang Italiens!

Mit diesen schwer wiegenden Worten, deren letzte Bedeutung und noch bevorsteht, resollen wir den Verfasser für jetzt entlassen, überzeugt, daß er nicht lange schlafen wird, diese unterhaltenden Mittheilungen in Nachzügen fortzusetzen, zu welchen der beendete norditalienische Kampf so eindringlich auffordert. Wir wollen ihm hierbei mit der Bemerkung beifällig sein, daß, nachdem er uns „Simont und Rom“ aus seinem Standpunkte beleuchtet hat, er uns die Erklärung der Dinge in Florenz und Mittelitalien eigentlich noch schuldig ist.

Wilhelm von Rüdemann.

Jacob Grimm gegen die Schiller-Stiftung.

Es thut uns weh, in Jacob Grimm's (später noch näher zu bezeichnenden) akademischen Bekreide auf Schiller, die über die Bedeutung der Poesie für das Leben der Nationen und der Menschheit, über die Lyrik Goethe's im Vergleich zu der jungen Schiller's, über den Gohn, der in dem von vor dem Namen Schiller liegt, über das sprachliche Element bei beiden Dichtern u. s. w. so viel Schönes und Eigenartiges enthält, folgenden Ausfall gegen die Schiller-Stiftung lesen zu müssen: „Man hat eine Schiller-Stiftung erdacht und schon durch ganz Deutschland verbreitet, der Gedanke ist nett und unbestimmt oder unbestimmt. Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet eine Anstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichtlinge, denen von aller Poesie abzurathen besser wäre als sie noch anzunehmen? Bei Nähe haben sollen die Verwaltungsräthe öfters Rechnung ablegend zu rechtfertigen, wer ihrer Wohlthaten noch Verdienst theilhaftig geworden sei. Aufsteigende wirkliche Talente hat deren meistentheils unbedürftig und jede reiche Begabung macht heutzutage, wie ihr Ruf wächst, sich selber Lust.“ Grimm nennt vor dem „allerschlimmsten, immer hungrigen Krummfuß“, rath die zugefloßenen Mittel auf die Errichtung von Schiller-Staturen zu verwenden und schließt dann seinen Ausfall mit den Worten: „Wahrer Dürftigkeit beizuspringen an rechter Stelle und zu guter Stunde sehen immer (N) fähigste Herzen.“

Wir bedauern diesen Ausfall, weil er, aus solchem Munde und an solcher Stelle gebürt, nur dazu dienen kann, dem halb schon verkannten Gegnern und Verächtern der Stiftung einen neuen Halt zu gewähren, und wir bedauern ihn um so mehr, da er, wie gekostet es, durch seine Gemüthlichkeit gegen den thigen Inhalt der Rede nur allzu sehr absicht und besser in unsern Journal als in einer Bekreide so feierlichen Uebertones am Plage gewesen wäre. Derselben Mitleidung fand wir auch in der That schon früher in diesem oder jenem der Ideen der Schiller-Stiftung nicht gänzlich geklärten Journal begegnet. Die Wohlthaten der Schiller-Stiftung sollen ja eben nicht der Nützlichkeit, sondern dem wirklichen Talent zugute kommen, oder man müßte denn der Ansicht sein, daß sich überhaupt das sonstige Vermögen unserer Nation mit Goethe und Schiller erhebt und für ewige Zeiten dankt gemacht habe, was ja dem großen Danktrott der Nation überhaupt gleichkommen würde. Die Schiller-Stiftung soll ferner dazu dienen; wirklich verdienstvollen Schriftstellern in außerordentlichen Nothsfällen, in länger dauernden Krankheiten, im höhern Alter u. s. w. oder ihren hilflosbedürftig handlungslosen Witwen und Waisen zeitlich beizuspringen; es soll u. d. nicht mehr dem bloßen keineswegs immer einsetzenden Instinkt überlassen sein, ob sich ein Wohlthäter findet, der einen verdienstvollen Schriftsteller vielleicht ein paar Tage vor seinem Tode auf seine Kosten ins Hospital schaffen läßt; der Fonds der Schiller-Stiftung soll die Mittel dazu hergeben, um verdiente Dichter und Schriftsteller von diesem Menschen zu lösen und in Stand zu setzen, durch eine ärztliche Cur, eine Bade- oder Erholungsreise, wie überhaupt durch möglich gemacht Erholung des Geistes und Körpers ihren schwachen

Gesundheitszustand wiederherzustellen. Mancher unserer großen Buchhändler und — der Himmel weiß es am besten, wie nothwendig gerade in dem schriftstellerreichen Deutschland eine solche Stiftung war.

Und warum muß man literarischen Jahrbüchern so vielerlei verzeichnet sind, hören, da in England selbst öftentlich in den wärmsten und Richtigkeit solcher E in jeder Weise ihren Bei war auf Veranlassung der für die Literatur des Ausl einmal ein Beweis, wie dem praktischen Leben beland haben die größten G zuzusichern, als es sich d Unterstützungsfonds zu begründet in den „Vögelin“ den 1 Dichter muß man helfen, in Deutschland über diese I dafür fand ich in einem mitirischen Buche des vorigen 2 Reisen“ (zweite Auflage, 2 Der Verfasser unterhält sich mit einem Magister und s: dinge, daß unsere Nation anerkannt sind, nicht besser Magister antwortet: „O verschiedene kleine Nationen wie Sie das Wort Nation nicht zusammenbezeichnet werden können, denn wir haben keinen Nationalgeist.“

Herrn wir uns vielmehr, daß die Deutschen, trotz ihres theilweisen und eigenwilligen Goterlegisches, wenigstens angefangen haben, durch einen Act öffentlicher und organisirter Wohlthätigkeit, der ihnen vor dem Auslande und der Nachwelt sicherlich nur zur Ehre gereichen kann und jetzt auch bereits bei den Russen, unter besonderer Mittheilung des Generalmajors Kawalewski, Nachahmung gefunden hat, einem längst empfundenen und schmerzlich beklagten Uebelstand abzuheilen! Selbst wenn die Schiller-Stiftung nicht leisten sollte, was man sich von ihr verspricht, so ist doch die Wohlthätigkeit, und namentlich auch die öffentliche, am sich eine der höchsten Preises und der unbedingtesten Anerkennung würdige nationale Tugend. Es reicht nicht hin, seitens des Publikums immer nur zu verlangen, daß seine Dichter stets im ethischen Sinne dichten und nur Würdiges bekümmern sollen; das Publikum selbst muß dafür sorgen, daß die Atmosphäre der Zeit mit ethischem Stoff gefüllt werde, und wodurch könnte dies besser geschehen, als durch den Cultus humaner Zwecke und die öffentliche Ausübung preiswürdiger Tugenden? Man darf sich nur dazu Glück wünschen, wenn sich das deutsche Publikum einmal dazu hinreißen läßt, auf dem Altar der Gemeinnützigkeit wirkliche klingende Opferpfennige statt der bloßen Strohblumenfrünge von hochtlingenden Phrasen niederzulegen. Je mehr man in Deutschland dazu geneigt ist, nach einem Augenblick künftigen Menschens gerade mitsinken und zur Trennung mahnenden Stimmen Gehör zu geben, um so mehr sollten sich Männer von Autorität bedenken, durch vielleicht nicht genügend durchdachte und abgemessene Worte Zweifel, an der Richtigkeit eines in seiner Tendenz doch sicherlich löblichen und guten Werks, hervorzuheben. Neue Vorgänge in nächster Nähe haben bewiesen, daß zu Trennungen, Scheidungen und Entzerrungen in dieser Angelegenheit leider genug Stoff vorhanden ist — alles zur größern Ehre Schiller's. Das ist der alte böse Feind der Uneinigkeit, der in Deutschland umgeht und zuhört, wo er ein Blickchen findet, um sein Unkraut unter den Weizen zu säen.

Es ist gerade hier vielleicht der passendste Ort, auf einen Ausfall „An die deutschen Schriftsteller“ hinzuweisen, welchem die

in Dresden erscheinenden „Deutschen Sonntagsblätter“, ein von Karl Weller redigirtes empfehlenswerthes Volksblatt höhern Stils, in Nr. 22 enthielt und den abzu drucken alle Redactionen angelegentlichst ersucht sind. Wir haben noch nicht wahrgenommen, daß diesem Wunsche von den Redactionen sehr bereitwillig entsprochen worden sei, und auch wir müssen es uns versagen, den Aufruf in seinem ganzem Umfange mitzutheilen, weil wir Ursache haben, mit dem Raum unserer Blätter zu geizen. Karl Weller bemerkt über die Nachtheile der schriftstellerischen Thätigkeit:

„Es ist leider eine alte und allbekannte Thatfache, daß geistiges Schaffen und Tagelöhnerarbeit in Bezug auf ihren beiderseitigen materiellen Ertrag so ziemlich auf einer Stufe stehen und diese Stufe ist eine sehr niedrige auf der Stufenleiter irdischen Glüdes. Im übrigen ist die Handarbeit entschieden im Vortheil: denn körperliche Thätigkeit erhält gesund und kräftig, während eine beständige einseitige Anspannung des Geistes den Körper schwächt; jene bietet eine wohlthätige Beruhigung, wenn die Seele von Sorgen und Kummer bebrüht ist, während geistig schaffen zu müssen in solchen Zuständen zur Qual wird“ u. s. w. Er fährt dann fort: „Ein Schriftsteller, der also solcher ohne andere Mittel und allein von seinen geistigen Productionen leben wollte, müßte jährlich mindestens 100 Druckbogen auf den literarischen Markt bringen und dabei das besondere Glück haben, für alles jederzeit gleich einen anständig zahlenden Verleger zu finden, wenn es ihm gelingen sollte, sich und die Seinen von dem Ertrage seiner Feder durchzuschleppen. Um aber 100 Bogen jährlich drucken lassen zu können, dazu ist wenigstens das Doppelte und Dreifache zu schreiben erforderlich, wenn die Arbeit eine einigermaßen sorgfältig ausgeführte sein soll. Wie viele aber mag es geben, die im Stande wären, in so colossalem Maße geistig zu schaffen, und wie lange vermöchte menschliche Kraft eine derartige Anstrengung auszuhalten? Von all diesen Verhältnissen gibt es nur wenige glückliche und bevorzugte Ausnahmen, bevorzugt oft nicht durch Verdienst, sondern durch einen glücklichen Speculationsgeist und weltfluges Erfassen von Zeit und Mode. Die einzige erträgliche, aber darum nicht beneidenswerthe Stellung haben die Beamten der Literatur, Redacteurs und Journalisten, die jedoch zumißt dafür auf eigenes und selbstständiges geistiges Schaffen verzichten müssen. Aber ganz abgesehen von der unglücklichen Proletariatsexistenz eines Schriftstellers von Fach, so wird auch denen, die veranlaßt durch Neigung und Befähigung neben einem sonstigen Beruf und Erwerb schriftstellerische Thätigkeit obliegen, die einen guten Theil ihrer Erholungsstunden mit geistiger Arbeit zubringen und dabei den sehr natürlichen Wunsch hegen, mit dem Ertrage dieser geopfert Zeit sich ein reichlicheres Auskommen zu schaffen, sehr wenig Ermutigung und Anregung zu Theil, und mag es nicht selten vorkommen, daß der Lohn der Arbeit halbburchwachter langer Winternächte kaum hinreicht, den Bedarf für Licht und Heizung, die dabei verbraucht worden, zu decken. Daß unter solchen Umständen die Literatur selbst leiden muß, daß an einen frischen Aufschwung nicht zu denken ist, solange die schaffenden Geister außer dem allgemeinen Mißere noch durch ihr eigenes niedergedrückt und an jedem freien, freundlichen Schaffen gehemmt sind, ist wol klar. Wie viel strebende Kräfte sind diesem Drucke nicht erlegen, wie viel schöne Talente nicht zerplittert, in Nichtigkeit vergebend und im Frontdienst gewöhnlicher Speculation herabgewürdigt worden!“

Karl Weller ist nun der Ansicht, daß sich die Arbeiter des Geistes nicht mit der ihnen durch die Schiller-Stiftung gebotenen Aussicht auf Unterstützung beruhigen, sondern sich etmanen und danach streben sollen, „durch gemeinsames Handeln, durch Vereinigung ihrer Kräfte, ihres Talents und ihrer Thätigkeit das zu erreichen, was der einzelne für sich allein durchzusetzen nicht vermag“; es sei Zeit, daß der Schriftsteller aufhöre, zum Proletariat zu zählen („traurig freilich“, fügt er hinzu, „daß es überhaupt ein Proletariat gibt“), Zeit, daß geistige Arbeit sich höher lohne als die Arbeit eines Tagelöhners. Er beantragt nun die gemeinsame Herausgabe eines Werks, das ein Volks-

buch oder eine Volksbibliothek zu bilden bestimmt und verlaßt auf einen Zeitraum von fünf Jahren und einen Umfang von ebenso viel Bänden berechnet ist. Weller rechnet nach, daß bei einer Auflage von 10–12000 Exemplaren der Mitarbeiter ein Honorar zu Gunsten kommen würde, dem höchsten gleich, das den namhaftesten Schriftstellern bei uns erreichbar sei, daß aber bei 36000 Exemplaren der Honorarsatz pro Bogen bereits die Summe von 100 Thalern übersteigen würde. Das ist sehr schön, und es ist etwa derselbe Plan, welchen, nur in ausgedehnterer Weise, Friedrich List mit der von ihm projectirten Nationalverlagsanstalt hatte, ein Project, über das er sich noch wenige Monate vor seiner letzten erfolglosen Reise nach London gegen mich mit großer Lebhaftigkeit aussprach. Aber das von Weller vorgeschlagene Unternehmen würde doch immer nur einer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl von Schriftstellern zugute kommen und auch diesen im besten Falle nur eine Zuzufuhr, nicht die Mittel zu ihrer Existenz gewähren; denn in einem Jahrbuch lassen sich eben nicht viel Arbeiten unterbringen, und je mehr Schriftsteller man dabei berücksichtigen will, desto geringer an Umfang müßten die Arbeiten, desto geringer also auch für den einzelnen der Ertrag sein. Im übrigen wollen wir dem Weller'schen Unternehmen hiermit nicht entgegenreten; wir wollen vielmehr angelegentlich zu seiner Inbetrachtung und Unterstützung auffordern. Was die Details des Unternehmens betrifft—für das Weller in jeder Beziehung zum zehnten Theil einzustehen versteht—, so müssen wir diejenigen, die sich darüber unterrichten wollen, auf den Aufruf in Nr. 22 des genannten Blattes selbst verweisen.

An Vorschlägen fehlt es überhaupt nicht. Ein preussischer Gymnasialdirector z. B. schreibt uns: „Es freut mich, in Ihnen einen Freund der Schiller-Stiftung oder der Schriftverfasserzukunft erkannt zu haben. Die Stiftung berührt zwar nicht mein persönliches Interesse, aber als eine bedeutungsvolle Erscheinung des Lebens im Staate schätze ich sie sehr hoch. Sie könnte sich rasch heben, wenn jeder der 40000 gegenwärtig in Deutschland lebenden Schriftverfasser jährlich einen kleinen Aufsatz lieferte, der von den Verlegern der Zeitungen u. s. w. etwa mit einem Thaler bezahlt würde. Auf diesem Wege entstünde eine Unterhaltungsverficherungsbank mit reichen Mitteln so, daß die Theilnehmer sich gegen Noth im Falle der Arbeitsunfähigkeit geschützt sähen.“ Dem Schreiber der obigen Zeilen scheinen die überraschend großen, der deutschen Nation Ehre machenden Erfolge, welche die Schiller-Stiftung inzwischen gehabt hat und die ihr noch namentlich infolge der Erre'schen Nationallotterie in Aussicht stehen, nicht bekannt gewesen zu sein. Aufrichtigen Dank müssen wir ihm aber sagen für die Anerkennung, welche er der Stiftung als „einer bedeutungsvollen Erscheinung des Lebens im Staate“ zollt. Ist seine Annahme von 40000 gegenwärtig in Deutschland lebenden Schriftstellern richtig, so sollten unsere Nationalökonomten, möchte man meinen, vor dieser Masse als einem wesentlichen Factor des Nationalwohlstandes doch einigen Respect bekommen, während sie bisher gewohnt waren, die schriftstellerische Arbeit gar nicht in Anschlag zu bringen oder gar dem Stand der Schriftverfasser unter dem Proletariat seine Stelle anzuweisen. Wie viele Tausende, doppelt, vielleicht dreifach und zehnfach so viele andere leben wieder von der geistigen Arbeit dieser 40000! und welche selbst materielle Macht könnten diese 40000 bilden, wenn sie sich dieser Macht mehr bewußt und — einiger wären!

Doch kehren wir zum Schluß noch einmal zu Jakob Grimm zurück. Die „Europa“ wies darauf hin, daß die göttinger Sieben, zu denen ja Grimm gehörte, „bei dem Mangel an bestehenden Nationalmitteln mit knapper Noth durch eifertige Sammlungen unterstützt werden mußten“. Jedenfalls ist durch diese Hinweisung schlagen genug dargethan, wie ersprießlich, ja wie nothwendig es ist, einen Nationalfonds in Bereitschaft zu haben. Wenn sieben berühmte Gelehrte wegen einer Nationalangelegenheit um so zu sagen misammen auf den Schub gesetzt werden, so ist der Fall freilich so schlagend, daß sich dann wol allerdings

zu Hände rühren; aber man nehme an, daß ein talentvoller Dichter und Schriftsteller, wie dies ja in Deutschland wol geschehen kann, infolge einer Polizeimaßregel, vielleicht eines bloßen Formfehlers wegen irgendwo ausgewiesen wird und für den Augenblick um sein Brod kommt — würde in einem solchen Falle Aussicht auf eine Rationalsubscription sein? In Deutschland, und ich glaube auch nur in Deutschland, sind die Fälle gar nicht selten, daß Schriftsteller, welche jahrelang das Zeitungsorgan einer Partei verwaltet, dieser Partei treu gedient, ja aus reinem Interesse an der Sache derselben vielleicht eine frühere gesicherte Existenz genossen hatten, bei dem plötzlichen Eingehen des Organs von heute zu morgen außer Brod gesetzt wurden, ohne daß sich nur irgendwer um ihr weiteres Schicksal kümmerte. Man spielt wol gar den Conträsten über die in einem solchen Falle erhobenen Ansprüche und erwidert gemüthlich achselzuckend: Lieber! es ist kein Contract da; mithin hat die Partei keinerlei Verpflichtung gegen dich. In solchen Fällen kann die Schiller-Stiftung, insofern sie überhaupt im Laufe der Jahre ihre Hilfsbereitschaft auch über Journalisten und Publicisten erstrecken, um so zu sagen ihr Licht über Gerechte und Ungerechte leuchten lassen sollte, nicht bloß materielle Hülfe gewähren, sondern auch dadurch, daß sie dies thut, gewissermaßen moralisch und schiebsicherlich einschreiten. Dabei halten wir es ganz in der Ordnung, daß man fürs erste wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise die Dichter berücksichtigt, denn nirgends kommt so oft der Fall vor als vielleicht gerade bei dichterischen Productionen, daß das Honorar dafür ursprünglich ein verhältnismäßig sehr kleines war, während von den spätern Auflagen dem Dichter nichts mehr zugute kommt, weil er inzwischen zufällig verstorben ist. Nirgends hat sich auch nur eine Stimme gegen die Perseverantia erhoben; man hat dieselbe vielmehr als ein sehr nützliches und nothwendiges Institut betrachtet: warum will man nun elken und arbeitsunfähig gewordenen dramatischen Dichtern, den eigentlich geistigen Urhebern aller Bühnenkunst, nicht die Vortheile gönnen, die man doch invaliden Schauspielern zuzuwenden für Pflicht hält? J. von Bldy und Meddhammer (Nidimi) waren zwar keine großen Bühnendichter, wenn man aber weiß, was einige ihrer Stücke den Bühnen eingebracht haben und zum Theil noch eintragen, und dann erfährt, daß sie ihre letzten Tage unter den schmerzlichsten Entbehrungen zubrachten, während Schauspieler und Schauspielerinnen auf ihre und anderer Kosten in Hülle und Fülle lebten, so macht dieser Gegensatz doch sicherlich einen schneidenden und peinlichen Eindruck. Gegen die oft übermäßig hohen Besoldungen, welche die sogenannten „Priester und Priesterinnen der Kunst“, die Geld und nur Geld machenden renomirten Schauspieler und Schauspielerinnen beziehen, erscheinen die Lantimen und die Honorare, welche der dramatische Dichter bezieht, doch immer im besten Falle nur unverhältnismäßig gering. Daher auch die Insolenz, womit jene so häufig den Dichtern (oder gar den Theaterkritikern!) gegenüber auftritten. Wer wollte sich auch verhehlen, daß heutzutage Geist und Talent weniger nach ihrem inneren Werth geschätzt werden als nach dem Ertrage, den sie ihren Besitzern abwerfen. Daher sehen wir so häufig selbst an der Spitze solcher Vereine, die sich angeblich den Cultus literarischer Interessen zur Aufgabe gemacht haben, nur Männer von Vermögen, Macht und finanziellem Exponpoint, nicht Männer von literarischem Verdienst, oder von letztern nur solche, die, um mit einer vulgären Redensart zu sprechen, etwas „einzubrocken“ haben. Daher hatte auch der kluge Schiller, den man in gewisser Hinsicht sogar schlau nennen könnte, sehr recht, wenn er der Ansicht war, daß es für einen Dichter, der in der bürgerlichen Welt etwas gelten wollte, nicht hinreichte, literarischen Ruhm zu besitzen, er müsse auch einen „ökonomischen Ruhm“ zu erreichen trachten. Und das schrieb er im Jahre 1785, wo die Welt noch bei weitem anspruchsvoller war; jetzt aber schreiben wir 1860.

Es gewährt uns sicherlich kein Vergnügen, aber wir halten es für unsere Pflicht, und immer wieder über dieses Thema auszusprechen, solange es noch Leute gibt, welche es nicht müde

werden, die Schiller-Stiftung und überhaupt die organisirte Wohlthätigkeit für unterstützungswürdige Schriftsteller mit oft gehörten Vorwürfen anzugreifen, obschon sich doch der Nationalwille für diese Stiftung ausgesprochen hat. Warte man doch nur für jetzt, um den ewigen Auseinandersetzungen endlich ein Ende zu machen, ruhig ab, was sie leisten wird; leistet sie nicht, was man sich von ihr verspricht, läßt sich die Verwaltung strafwürdige Misgriffe zu Schulden kommen, so wird es später schon Zeit sein, seine Stimme dagegen zu erheben.

A. M.

Zur Romanliteratur.

Werner Thormann. Ein Roman von Ludwig Rosen. Drei Bände. Breslau, C. Trevenant. 1869. 8. 4 Thlr.

„Greift nur hinein in Goethe's befolgen wir sie und Lebensbilder frisch von der Gegenwart heraufrück bereits als Verfasser gibt uns in seinem „Werden Held ein deutscher Vebelmüthige Aufopferung Lebensverhältnisse geräth. 2 Leben eingeführt, das in 10 ist dieser akademische welcher den ganzen Romanakter des deutschen Burste weite, zu der sich seine verliert: der Charakter 1 Muthes. Dadurch gewin Eigenthümlichkeit, welche bilden der französischen Aus den studentischen Kre geschilbert sind, tritt der Lebens in seinem Heimatsb ihn verhängt wurde, weil Falkenberg sich gegen ein ließ, auf sich genommen, aber seine Garrire ist n seiner Mutter, der Witt. Acht auf ihm. Der treff rath seinen Aufenthalt an muß stehen und kehrt au hause ein, wo ihm in Clara eine anmuthige weibliche Erscheinung entgegentritt. Die deutsche Idylle findet einmal in den Pfarr- und Forsthäusern ihre Lieblingsskätte und kehrt immer wieder zu ihnen zurück. In der That liegt ein auscheinend unerschöpflicher Reiz in der naiven Mischung von Bildung und Natur, welche gerade hier heimisch ist. Das Pfarrhaus, der geistige Mittelpunkt des Dorfs, ist mitten in die werththätige und werkesthätliche Thätigkeit der Ackerbauer hineingebaut; der gesunde Hauch der frischgepflügten Furche bringt bis in seine Räume, welche doch auch wieder die Bildung schmückt. Darum die Vorliebe unserer Idylliker von Wos, Jean Paul bis in die neueste Zeit für diese stillen Pfarrwohnungen! Und gar ein Forsthaus, so mitten im grünen Wald, mit seinen Gärten und Blumenstöden unter den hohen Eichen, Buchen und Tannen; es ist, als ob all die Lebenslust, welche der Sonnenschein aus dieser Pflanzenwelt entbindet, Geist und Gemüth kräftige und gesunde naturfrische Charaktere schaffe.

Wir können unsern Helden auf seinem weitem Lebenswege nicht in die Einzelheiten seiner Erlebnisse folgen. Wir erwähnen nur noch, daß er in der Familie des von ihm geretteten Freundes Theodor, bei dessen Vater, dem Justizrath, nicht die gehoffte Aufnahme findet, wenigstens dieser schlaue, aber in unlautere Geschäfte verwickelte Jurist ihm eine Hauslehrerstelle auf dem Nachbargute des Grafen von Hohenfels

f dem Schlosse ist in treffender Standestragedie, welche h des Strafen düstere Pessimismus verliert sich, der Vater überrascht beide Hauslehrer wird aus dem blühen Begegnung mit seilerner's Aufenthalt bei der id Europa und wie treffen i wieder. Es werden uns liche Genrebilder aus dieser reich seine „civilisatorische inschaulich und lebenswarm Horace Vernet inspiriert erschließt in der Wüste, die ng des Helden an der Frei-Männern der Revolution, d Clara in den bedrohlich anziehender Weise erzählt, he alle Hauptgestalten zu- worfen. Die Ehe Werner's r Weise seinen unruhigen

Deutschland beliebten Bil- ie z. B. „Titan“, „Wilhelm der Held gleich einem Odys- Abenteuern bei Ixion und Das Ideal dieser Romane ugen Menschen, welche erk- stonungen überwunden sind. Freundschaft, wie in seiner — nur der Irrthum ist das a wenn sie weise geworden feste bürgerliche Stellung f. So war es bei Goethe is erzählende Talent unsere Gleichmaß der ganzen Dar- etwas breit, auch in den er im ganzen fesselnd und Novellen: „Alte und junge können unsere Ansicht über aren und von einem Grund- tätigen.

Rudolf Gottschall.

Notizen.

Ein Flugblatt für Goethe.

Moriz Müller, kein Schriftsteller und Gelehrter von Profession, sondern ein in unabhängigen Verhältnissen lebender literaturfreundlicher Privatmann, der sich schon durch eine ganze Reihe origineller Broschüren bekannt gemacht hat, ließ Mitte November bei A. Bielefeld in Karlsruhe ein Flugblatt unter dem Titel „Ein Goethe-Ordnungsblattchen, dem Volke gewidmet“ erscheinen, worin er nachzuweisen sucht, daß, soweit seine Erfahrung reicht, es gewiß sei, „daß unser großer Goethe im Volke nicht so gewürdigt wird, als wie er es sein sollte“. Er sagt dann weiter: „Wenn Goethe mit seinen Dichtungen die Herzen seines Volkes noch nicht so wie Schiller gewonnen hat, so liegt dies nur in der Unkenntnis des Volkes. Die Dichtungen Goethe's bezeugen einen ebenso unendlich reinen Schatz eines tief und edel empfindenden Gemüths in noch vollendeterer Form als diejenigen Schiller's. Wer Goethe kennt, bewundert ihn nicht allein, nein, er liebt ihn auch, er wird von ihm begeistert.“ Und ferner: „Wem bei Goethe's Namen sich nicht auch eine Welt von Vorstellungen, Sinn für alles Große und Schöne, göttliche Ideen und praktische Lebensansichten aufthun, der ist auch Schiller's nicht recht würdig. Dies ist meine einfache, schlichte Meinung dem Volke gegenüber. Meine Herzensneigung

gegen Goethe hat freilich dem Ganzen gegenüber kein Gewicht, doch darf auch ich denjenigen, die auf die Huldigung gegen Schiller auf allen Welttheilen einen so großen Werth legen, noch die Meinung sagen: daß, wenn ich in die Einsamkeit müßte, und mir die Wahl bliebe zwischen Goethe und Schiller, so würde ich meine Goethe-Bibliothek mitnehmen; ebenso gilt er mir auch im Leben in jeder Beziehung als größeres Dasein. Ein Beweis, daß ihn nicht bloß die gewählte kleinere Schaar, sondern daß auch Männer aus dem Volke, die sich im Leben noch viel ärger als Schiller schinden und plagen mußten, dem sogenannten aristokratischen Goethe lieb gewinnen können.“ Im Verlaufe seiner Broschüre spricht der Verfasser die Behauptung aus, daß die Deutschen sich unter andern für Schiller als „Mann der That“ begeisterten, „um sich mit solchen Gefühlen von den Thaten selbst zu dispensiren“. Goethe's Feld sei viel mehr die That, d. h. die „Culturthat“ gewesen, wie so viele durch ihn im Lande Weimar bewirkte Verbesserungen im Schul- und Straßensystem, im Bergbau, in der Finanzverwaltung, im Herder der Universität Jena u. s. w. bewirkte Fortschritte bewiesen. Auch ist er der Ansicht, es sei sehr wahrscheinlich, daß wenn Goethe aus ärmern, Schiller aus glücklicheren Verhältnissen hervorgegangen wäre, Goethe der Populärste von beiden geworden sein würde. Als Curiosum führt endlich Moriz Müller ein Gedicht von C. Otto in Heidelberg: „Der deutsche Dichtersfürst“, an, in dem unter andern folgende Strophen vorkommen:

Wer sitzt auf deutschem Dichters thron?
 Ist's Herder, Lessing, Mathisson?
 Ist's Klopstock, der Messias sang?
 Ist's Körner mit dem Schlachtgesang?
 O nein, o nein, o nein,
 Der Dichtersfürst muß größer sein.

Wer ist der Dichtersfürst, sag' an,
 So nenne mir den großen Mann.
 Gewiß! san Name Goethe heißt,
 An Ehren reich, von hohem Geiſt?
 O nein, o nein, o nein,
 Es muß ein andrer, größer sein!

Wohin! antworte meinem Ruf!
 Ist der es, der die Glode schuf?
 Don Carlos, Stuart, Wallenstein
 Und Wilhelm Tell noch obenhin?
 Ja, der soll's sein, nur der allein
 Soll Dichtersfürst der Deutschen sein

Sehr mit Recht fügt dann Moriz Müller die Worte hinzu: „Der schönste Nachruf an Schiller bleibt aber doch noch der von Goethe.“ Uebrigens erscheint es erwähnenswerth, daß dieses Flugblatt nach dem Verlaufe weniger Wochen bereits eine zweite, um mehr als die Hälfte vermehrte Auflage erlebt hat.

Die Gräber Heine's und Vörlanger's.

In den „Deutschen Sonntagsblättern“ fanden wir jüngst eine interessante Mittheilung von Heinrich Dippel unter der Ueberschrift: „Zwei Dichtergräber“, worin der Verfasser parallelisirend das Grab Heine's auf dem Montmartre-Kirchhofe und dasjenige Vörlanger's auf dem Père-Lachaise schildert. Heine's Grab fand er ungeschmückt: „Nur ein einziger Kranz von gelben Lobsterblumen, in welche mit schwarzer Seide und Silberfäden das Wort »souvenir« geknüpft war, bezeugte, daß nur ein Herz in dem großen Paris schlägt, das ihm schon längst alles, alles vergeden, das der Liebe, das seiner Gattin.“ Einen ganz andern Anblick bot das Grab Vörlanger's auf dem Père-Lachaise. Dippel erkundigte sich bei einem Geiste, der in der Nähe mit dem Abmähen des hohen Grases beschäftigt war, nach des Dichters Grabstätte. Sofort legte der Alte die Sense weg, und begab sich mit dem Fragenden in die „Lobsterstadt des Reichthums“ zurück, „wohin sie den Dichter an die Seite seines

freundes Rannet bekränzt und in dessen Denkmahl, einen hohen Obelisk mit Medaillonbild, den Namen Véranger's eingemeißelt hatten. Mehrere kleine Gipsbüsten des Dichters standen auf dessen Grabe, welches mit Blumenkränzen über und über bedeckt war. Die meisten der letztern waren mit einer Schrift, häufig auch einem bloßen Papierstreifen begleitet, auf welche die Geber ihre Namen oder einen Denkpruch geschrieben hatten. Einem großen, noch nicht ganz verwelkten Kranz war eine Gedenktafel mit den Worten beigefügt: «Die Arbeiter von Rouen, Sotteville und Darctot (? Name undeutlich) ihrem Véranger.» Ein anderer, irr ich nicht, von Vorberzweigen gekrönter Kranz rührte wol von einem jungen, aufstrebenden Dichter her, welcher ihn auf das Grab des alten Lieberjüngers niedergelegt und seinem Gefühle dabei in den Worten einen Ausdruck gegeben hatte: «Tu pense mourir, tes chants vivront toujours!» Um einen dritten Kranz von einfachen Blättern schlang sich ein Papierstreifen, auf welchen mit einer äußerst schönen, kaufmännischen Handschrift die vielleicht aus Dankbarkeit geflossenen Worte niedergeschrieben waren:

Du trugst die Zukunft zu der Jugend Hoffen,
Und unterstütztest ihr Bemühen,
Ihr stand dein Herz, wie deine Börse offen!

Am meisten aber rührte mich ein von noch ganz frischen rothen und weißen Aehren gekrönter Kranz, der sich um einen großen Bogen Papier wand, auf den die des Schreibens ungeübte Hand eines Mädchens aus dem Volke, unorthographisch, mit bleicher Tinte die Worte geschrieben hatte: «Consolateur de peuple en sa détresse!» ... Als ich meine Brieftasche, in die ich vorstehende Notizen niedergeschrieben hatte, geschlossen und mich nach meinem Begleiter umfah, stand dieser mit entblößtem Haupte hinter mir und betete. Als ich ihm darauf eine kleine Belohnung anbot, weigerte er sich hartnäckig, dieselbe anzunehmen. Das habe der alte Lieberjüngler schon seiner Lieber wegen verdient, daß man den Fremden sein Grab zeige, meinte er. So schieden wir mit einem Händedruck von dem Grabe Véranger's. Einige französische Journalisten hatten von der Schiller-Feier Veranlassung genommen, ihren Landesleuten vorzuwerfen, daß sie nicht so der Dankbarkeit und Begeisterung für ihre Dichter fähig seien als die Deutschen; wir wissen aber in der That nicht, ob wir Véranger, diesen echten Volksdichter, diesen „Tröster des Volkes“, nicht mehr am diese in der Stille gespendeten annehmen Zeugnisse der Liebe und Dankbarkeit beneiden sollen, als unsern Schiller um alle Prologe, Festspiele und Festreden, in denen sein Ruhm aller Welt verkündet wurde. J. M.

Bibliographie.

- Burow, Julie, Das Glück eines Weibes. Bromberg, Wit. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Butters, A. F., Fredegar. Ein didactischer Roman für Freunde der Mythologie. Neustadt a. d. H., Gottschid. 1859. Gr. 12. 24 Ngr.
Caballero's, F., Ausgewählte Werke. Uebersetzt und eingeleitet von E. G. Lemke. Der Band. — M. u. d. L.: Die Familie Alvareda. Eine spanische Vorgeschichte. Paderborn, Schöningh. 8. 24 Ngr.
Deutsche Dichter der Gegenwart. Ein lyrisches Album herausgegeben von A. Krus. Prag, Rober u. Markgraf. 1859. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
Endlich, O., Eine Stimme gegen die Juden-Emancipation. Wien. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.
Erf, Clara, Feldblumen. Berlin, L. Grieben. 16. 20 Ngr.
Keller, A. v., Beiträge zur Schillerliteratur. Tübingen. 1859. Gr. 4. 19 Ngr.
Koch, M., Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien. Leipzig, Voigt u. Günther. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Esler, J., Der Prinz-Regent von Preußen Friedrich Wilhelm Ludwig und seine Zeit. Ein Buch für das preussische Volk. 1stes Heft. Berlin, Sacco. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Deckers, L., Meine Mitgefangenen. Gedichte. Leipzig, Reil. Gr. 16. 1 Thlr.

Pfeilschmidt, A., Drei Friedhofs-Rosen. Dichtung. Leipzig, Violet. 16. 24 Ngr.

Pöschke, G., Das Leben der Natur im Kreislaufe des Jahres. Seine heimischen Erscheinungen im harmonischen Zusammenhang dargestellt. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr.

Rau, G., Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman in sechs Theilen. 1ster und 2ter Theil. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 8. 8 Ngr.

Schrader, A., Die Stiefmutter. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wauer, G., Friedrich der Große an das deutsche Volk. Eine patriotische Eximerei. Berlin, D. Reimer. Per.-8. 15 Ngr.

Alt- und neue Welt. Drei Erzählungen zum Feste der Schillerkistung herausgegeben als Jubelfestgabe aus Westpreußen. Berlin, Schlingmann. 1859. 16. 22 1/2 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg, C., Das Schiller-Buch. Festgabe zur ersten Säcular-Feier von Schiller's Geburt-1859. Mit 40 Tafeln und Photo-Autographen. Wien. 1859. Imp.-4. 13 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, G., Rede zur Schillerfeier den 10. November 1859 im Rennionsaale zu Meiningen gehalten. Meiningen, Brückner u. Renner. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Buchanan, G., Schiller der Dichter der Jugend. Festrede, am 10. November 1859 zur Feier des 100jährigen Geburtstages Friedrich von Schillers in dem Saale des Gymnasiums zu Marburg gehalten. Marburg, Elwert. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Curtius, G., Zur Erinnerung an die Feier des Schillerfestes in Göttingen. Festrede in der Aula gehalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Döderlein, L., Festrede an Friedrich Schiller's 100-jährigen Geburtstag, gehalten am 10. November 1859 im Auftrag des königlich akademischen Senats. Erlangen, Blasing. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Grimm, J., Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der königlichen akademie der wissenschaften am 10. november 1859. Berlin, Dümmler. 1859. Gr. 8. 8 Ngr.

Giede, K. H., Schiller's Größe in den Dichtungen seiner reiferen Jahre. Rede gehalten bei der Gymnasialfeier von Schiller's 100jährigem Geburtstage in Greifswald am 10. November 1859. Greifswald. 1859. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Köppe, G., Zu Schiller's Gedächtniß. Eine Rede zur Feier seines 100jährigen Geburtstages am 9. November 1859, in der Litterarischen Gesellschaft zu Brandenburg a. H. gehalten. Brandenburg, Wiefle. 1859. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Lehmann, J., Schiller. Eine Festgabe zum 10. November, dargebracht dem deutschen Volke. Neustadt a. d. H., Gottschid. 1859. 12. 7 1/2 Ngr.

Mafius, G., Rede zur Schiller-Feier in Halberstadt. Glogau, Flemming. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Pawlikowski, K. Ritter Cholewa v., Eine Christen-Antwort auf die Judenfrage. Wien, Raper u. Comp. 1859. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Schweiger, D. W., Die ganze Stadt war bewegt und ward ein Zulauf des Volkes. Predigt am 20. Trinitatis-Sonntage als dem 6. November 1859 in der Hof- und Garnisonkirche zu Weimar gehalten. Weimar, Böhlau. 1859. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Herr Uhden und die kurheffische Verfassung. Eine Appellation an die Hohe Deutsche Bundesversammlung. Leipzig, Witt u. Comp. 1859. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1860.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 1½ Thlr.; mit den „Fliegenden Blättern der Gegenwart“ als Sonntagsbeilage 2 Thlr. Täglich 1 Bogen.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

4. Preis vierteljährlich 26 Ngr. Wöchentlich 1 Nummer.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

4. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz.

8. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

8. Preis vierteljährlich 20 Ngr. In wöchentlichen Nummern von 1 Bogen oder in Monatsheften von 4—5 Bogen.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

4. Preis vierteljährlich 5 Ngr. Am 15. und 30. jeden Monats in 1 Nummer von 1—1½ Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von Paul Trömel.

8. Preis des Jahrgangs 15 Ngr. Monatlich in 1—1½ Bogen.

Zeitschrift der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. Hermann Brockhaus.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise durch Süd-Brasilien

im Jahre 1858.

Von Dr. Robert Abé-Lallemant.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Mit einem feinen beobachtenden Sinne für Natur und Menschen ausgerüstet, versteht es der Verfasser, ein Bruder des durch sein treffliches Werk über „Das deutsche Gaunerthum“ bekannten Dr. F. G. B. Abé-Lallemant, Land und Leute der von ihm besuchten Gegenden in lebhafter anziehender Weise zu schildern. Er beschreibt zunächst seine Fahrt mit der „Novara“ von Triest bis Rio-de-Janeiro, dann eine längere Reise in Süd-Brasilien. Interessant ist dabei namentlich auch die Schilderung seines Besuchs bei Aimé Bonpland, der sechzehn Tage später starb. Der Verfasser, mit den Verhältnissen Brasiliens durch sechzehnjährigen Aufenthalt auf das genaueste bekannt, hat ein Buch geliefert, interessant für jeden Liebhaber guter Lectüre, von hoher Wichtigkeit für Freunde der Erdkunde und Naturgeschichte, namentlich aber auch für die, welche sich irgendwie mit der Frage der Auswanderung nach Brasilien beschäftigen.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen eines reisenden Malers.

Von

Wilkie Collins.

Aus dem Englischen mit Genehmigung des Verfassers übertragen von

L. Du Bois.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo und Detmold.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich.

8. Geh. 12 Ngr.

Diese Broschüre stammt aus der Feder eines bekannten österreichischen Staatsmanns und verdient deshalb innerhalb und außerhalb Oesterreichs die allgemeinste Beachtung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonmirt 12 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 4. —

26. Januar 1860.

Inhalt: Zur Roman- und Novellenliteratur. Von Hermann von Dequignolles. — Katholische Kirchensürken neuester Zeit. Von Theodor Lau. — Kunst und Leben. Von Moritz Carriere. — Die Streitfrage wegen der preussischen Dramenprämie. — Notizen. Leipzig und die deutschen Dichter; Die Verschlechterung des deutschen Stils; Karl Witte's Uebersetzung des „Delameron“. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Roman- und Novellenliteratur.

Die Kämpfe der Zeit haben stets die Literatur ebenso mächtig beherrscht als das Leben, und es darf daher nicht befremden, daß der heftige Streit unserer Tage zwischen Idealismus und Materialismus die Dichter und Schriftsteller in die Fechterlinie reißt. Auch ein bedeutender Theil der mit zur diesmaligen kritischen Rundschau vorliegenden Schriften im Gebiete der Erzählung ergibt sich unter mehr oder minder ausgeprägter Tendenz diesem Kampfe, und es freut mich, sagen zu können, daß dabei überall für den Idealismus in die Schranken getreten wird. In dieser Thatsache läßt sich ein Zeichen specifisch deutschthümlicher Reactionskraft erkennen, welches mir von um so höherem Werthe erscheint, als man in Deutschland über ideale Bestrebungen die Achseln zu zucken und in einer materialistischen Verstandesfreiheit und Geistreichigkeit das Heil der Literatur und der Dichtung zu erblicken bereits recht gründlich gelernt hat. Diese Vorbemerkung möge den Standpunkt andeuten, von welchem aus ich die erwähnten Schriften beurtheile, und für dieselben zugleich das freundliche Wohlwollen derjenigen erwecken, welche mit mir in der heiligen Sehnsucht nach dem Sonnenlichte der Ideale den eigenthümlichen Adel des deutschen Geistes erkennen und ehren.

1. Im See, oder: Die Speculanten. Ein Lebensbild aus der Gegenwart von August Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schloß Nieheim ist nach dem Tode seines letzten Besitzers, des Barons von Nieheim, in das Eigenthum des reichen Bankiers Bollmar übergegangen und nichts führt den neuen Schloßherrn so sehr in seinen merkantilen Entwürfen und Anlagen als die kleine Mühle, welche am Ufer des Sees ihr beschiedenes Dach erhebt. Aus diesem seinem kleinen Reiche war der alte Müller durch nichts zu vertreiben: denn heilig galt ihm das klappernde Hänschen, welches solange ihm Obdach und gute Nahrung geboten hatte. Aber vor dem kalten Götzen der Materie und seinen klingenden Münzen muß seine ehrliche Meinung und sein frommes Rechtsbewußtsein weichen, und während die großen Fabriken des Frn. Bollmar des Sees Wasser in ihre dampfenden Kessel

und Walzen treiben, sßt die kleine Mühle des Vater Eläner fest im Sande und wölbt sich trauernd über dem schweigenden und feiernden Wertrabe. Auch des Gesezes feineren Duchs haben weiß der Krösas des Schlosses sich zu gewinnen und verlassen soll der alte Müller sein killes Kspl. Aber aus der demüthigen Hütte hat die Liebe ihren goldenen Faden in das stolze Schloß gesponnen und sein Aufgebot von Intrigue, Gewalt und Hinterlist vermag das Herz Luise's, der Tochter des reichen Bollmar, von Florian, dem Sohne des greisen Müllers, zu trennen. Wie ein Leuchtkäfer im weiten Spinnennetze, so ist Florian's und Luise's Liebe von dem verrätherischen Gewebe eingeschlossen, welches der Dämon der Materie um beide Liebende gezogen hat. Doch dem Glücke und den Schätzen des alten Bollmar, sowie allen den durch die Hoffnung auf materiellen Gewinn erkaufte Helfershelfern des Rammons setzt der alte Müller sein gutes Recht, Florian seine geistige und moralische Ueberlegenheit, das Verdienst seiner Heidesarbeit, und Luise ihr Herz voll Treue, Tugend und Liebe entgegen. Ein schwerer heiser Kampf wird gerungen; aber der Segen des Himmels führt die Unterdrückten zum Siege und reuig verläßt selbst Bollmar seinen Götzen, zu edler Menschlichkeit sich emporraffend.

Der Autor dieses Lebensbildes hat dasselbe mit einer Fülle der verschiedenartigsten Personen und Charaktere ausgestattet und das Wesen des Materialismus nach seinen mannichfachen Spielarten hin gezeichnet. Neben dem Speculanten, der in der Speculation selbst viel mehr als in ihren glücklichen Resultaten seine Befriedigung sucht, tritt der absolute Genußmenschen auf, dem nur die Früchte gelten, die er sich noch dazu von andern erringen läßt; dem Intriganten von Profession folgt der Egoist aus Menschenhaß und an den hirnlosen Verschwoender und Bergender reiht sich der hohlwangige Geizhals, um dessen gefüllte Geldsäcke die Flüche der betrogenen Einfalt und Treuherzigkeit schweben. Wahrlich, ein grauerregendes Zigeunerlager des Materialismus, dessen Anblick Herz und Seele erstarren machen würde, wenn nicht inmitten so vieler Entwürdigung des göttlichen Ebenbildes sich das Beste und Edchste der Menschenbrust verkörpert fände und die edelsten Gestalten die Scene belebten. Der Autor rückt die Gegensätze scharf aneinander und malt mit kaden Farben; allein er bleibt dabei in weiser Mäßigung im Gebiete der Natur und der Wahrheit und weiß die scheinbar abenteuerlichsten Erscheinungen und Begebnisse so glücklich zu motiviren und ins Wesen der Zeit zu stellen, daß man ihm schließlich glauben muß, wie sehr man sich auch hier und da dagegen sträuben mag. Der Plan des Ganzen ist gründlich durchdacht und das scheinbar Entlegenste und Fernste mit vielem Geschick in den Gang der Handlung verwebt. Dabei durchströmt eine herzerquickende Wärme das Werk und neben vielfachen lyrischen Schönheiten fehlt es

nicht an Momenten, die von wahrhaft ergreifender und erschütternder Wirkung sind. Wenn, wie zu vermuthen, dieser Roman die erste größere Arbeit des Verfassers oder eine seiner ersten ist, dann ist ihm ein herrliches Glück an für seine fernere Production hiermit zuzufügen, dem sich indes die wohlgemeinte Warnung anschließen möge: das Interessante einer Erzählung nicht vorwiegend in den umgewandelten Verwicklungen, sondern mehr in der inneren Solidität des Charakters zu suchen und sich vor dem Manne des ewigen Hellenismus und Abschwagens zu hüten, welche sich in der modernen französischen Romanliteratur bis zur äußersten und widerwärtigsten Caricatur ausgeartet zeigt.

2. Die Blüthlinge. Roman in zwei Bänden von Egidius und Florian. Leipzig, Weidm. 1855. 16. 20 Ngr.

Die Speculation, die Schwächen der Menschen für den eigenen Nutzen zu verwenden, erfährt in diesem Romane ihr Gericht, und die Welt, welche der Verfasser zum Vertreter dieser diabolischen Richtung bestimmt hat, ist aus dem schärfsten Kranke heiligtum unserer Zeit geschaffen. Diesem Heinrich Brante galt die Welt von vornherein nicht anderes, als ein großer Waarenmarkt, und er versuchte auf alle Weise, welche Art des Schacherthums und der Gaunerei seinen Interessen am entsprechenden und seinen Plänen am förderlichsten sei. Aus dem feilen und käuflichen Literaten entwickelt sich ein Jünger Loyola's und ein Bittmoose in der grausamen Fertigkeit, auf die Begehren der Menschen zu speculiren. Brante hat eine angeborene wohlhabende gebildete Witterung von menschlichen Schwächen, und wehe dem Unglücklichen, den er in sein Netz lockt: er schmeigte sich schmeichelnd an die wunde Stelle und zog sich ins Herz hinein, ehe das arme Opfer es merkte, dessen Blut er dann mit gierigen Lügen trank. Die raffiniertesten Mittel der Verführung, die auf tausend mögliche Fälle schon berechneten Fallstricke für das zu erlegenden Menschenwill, Reibes- und Seelenmord, das alles hand diesem Teufel in Menschengestalt zu Gebote, der keinen andern Gott erkannte als sich und die Befriedigung seiner Gelüste. Wie sich in diesem Glenden nach und nach der Fessel steigert und endlich eine Höhe erreicht, von der er sich selbst in die Tiefe herabstürzen muß, will man nicht an Gottes Gerechtigkeit zweifeln: das hat der Verfasser der „Blüthlinge“ mit vielem Talent zur Anschauung gebracht, und seinem Werke noch dadurch einen durchaus stillosen, menschlich verführenden Abschluß gewonnen, daß seiner gewandterregende Bosheit nicht allein durch die Ueberlast seiner Sünden und durch das himmelstiege, sondern

U gelangt, die er zu vermanen gruppieren sich um in dessen äußerster furcht diabolisch gehaltenen Typen zum Totalabdruck des schen der herrschenden Zwieser nur die Degradation, sondern die sich der allseits, in deren Gefolge ne nach dieser Seite hin eraste culturgeschichtliche

hier so recht unmittelbar und frisch aus dem Leben. Leider hat im Gebiete des Theaters der Materialismus heutigen Tags ein nur zu bequemes Jagdterrain gefunden, und erst dann wird ein Künstler der deutschen Bühne zu hoffen sein, wenn sie dem Dämon der Materie durch ihre Umwandlung in ein Staatsinstitut entzogen ist.

3. Noblese und Proletariat auf dem Wege der Verbrechen. Schilderungen aus dem Leben. Originalroman von Paul Döring. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Während in diesem Romane der böse Geist des Materialismus einerseits mehrere Repräsentanten und Angehörige des vornehmen Standes, worunter der eine sich freilich als Pseudograf

erweist, und andererseits diverse Kinder des Volkes „auf dem Wege der Verbrechen“ immer weiter und weiter treibt, stellen sich den ersten in dem Helden des Buchs, dem Hrn. von Breitenbach, und der Beheimathung von Weibing, den letztern in dem wackeren Tischlermeister Renner und der armen verlassenen Marie Gschalten gegenüber, welche die Richtung zum Höhern und Bessern auf dem Wege der Tugend und der Mäßigkeit erfährt. Die Götter des Rechts und Wahns durchdringt auch hier streng die Schranken der Macht und führt wenige Schritte vom Pfade der Sünde einem edlern Leben zu, während die Lebensbezug des Ganzen sich in den Satz zusammenfaßt: nicht bloß dich selbst und deine Verblendung sollst du erstehen — denn auch das ist Agnitus — sondern deiner inneren Willensfreiheit sollst du dich ebenso annehmen und sie mit Aufopferung deiner selbst zu retten suchen. Es ist vor allem der Geist des Romane, der Baron von Breitenbach, welcher die schöne Theorie dieses Satzes praktisch übt; allein die Art, wie dies geschieht, hat zu viel des Erschrocken und Entsetzten, als daß man dem Dichter dabei den Vorwurf ersparen dürfte, einer Caprice sich hingegen zu haben. Uebrigens erinnert sowohl diese Persönlichkeit als der Ton des Ganzen sehr unangenehm an die überwandene vorhergesagte Verwundung, und eine verächtliche Selbstgefälligkeit, durch grausenhafte und blutige Knallwerke zu frappiren, verurtheilt den Roman, der im einzelnen manches Schöne und viel treffliche Gedanken enthält.

4. Aus dem Salonleben. Ein Roman von Caroline von Göhrz. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1859. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Neben charakteristischen Schilderungen „aus dem Salonleben“ hat der talentvolle Autorin dieses Gesellschaftsromans offenbar die Absicht vorgesetzt, einer gewissen ziemlich verbreiteten materialistischen Ansicht, welche das Weib nur auf einer niedrigen Stufe der Bildung gleichsam als ersten wackelnden Baustein des Hauses sehen will und die Verschmelzung eines höhern Geisteslebens mit häuslicher Thätigkeit für schmerzhaft hält, entgegenzutreten, indem sie eine Welt schuf, welche die scheinbar heterogenen Elemente eines reichen Geistes- und Gemüthslebens und einer lebenswürdigen Hauswirthschaft zu einem schönen harmonischen Ganzen in sich vereint. Die Verfasserin wußte wohl ihr Geschöpf durch seine Umgebung auf das annehmliche zu illustriren: die läppische Gänsemanier und Salonplatitude, der gespreizte Hochmuth, die berechnende Koterie, die bloße ganz gewöhnliche Hausbacktheit, die leidenschaftliche Bergungsgelüste, die schamlose Jagd nach Uebersinnem — alle diese dunklen Blößen des Materialismus in der Gesellschaft — personificirten sich am Graciline von Bodmer und haben deren lebenswürdige, vom idealen Lichte ihrer innern Schönheit umflossene Erscheinung, welcher sie als Folie dienen. Und damit diese edle Blume nicht gar zu isolirt dastehe, ist ihr in der greissen Marianne Frau von Mansfeld ein hohes Vorbild zur Seite gestellt, in welchem anspruchslose Ehrwürdigkeit, echte Bescheidenheit und seltene Charaktertiefe sich mit den holdsten Gaben der Seele und des Herzens zu einem idealen Bilde verwebt, das die Dichterin durch eine Menge höchst geistvoller Züge zu heiterer und lebenswarmer Menschlichkeit verknüpft. Ihren einzig geliebten Sohn, den Legationsrath von Mansfeld, mit seiner Graciline von Bodmer verbunden zu sehen, war der stille Wunsch der ehedemigen Dame; aber erst jetzt erfüllt sich ihr Verlangen. Mansfeld, von jenem vorhin erwähnten materialistischen Vorurtheile gegen mehr als gewöhnlich gebildete Frauen von Graciline fern gehalten, und in Verehrung seines nicht mehr jugendlichen Alters einem ganz jungen, leicht lebenslustigen Mädchen angetraut, wird von seiner angebeteten jungen Gattin treulos verlassen und erkennt nun erst die seltenen Vorzüge Graciline's, welche an seinen Kindern Muthwillen vertritt und endlich ihm als seine Lebensgefährtin das reinste Glück der Erde bereitet. Sollte die Verfasserin es über sich gewinnen können, ihrer Aufgabe mit etwas weniger Breite und Wortfälligkeit gerecht zu werden, so möchte sich kaum ein

Lied gegen ihr Werk billigerweise aussprechen lassen. Doch auch so wie es ist, entzündet es dem reinen Duelle einer edeln und erhabenen Sehnsucht und erfüllt auf das anmutigste seinen ethischen und künstlerischen Zweck: den Sieg der idealen Freiheit des Weibes über die Macht der materiellen Richtungen im Bewußtsein der Gesellschaft zu verherrlichen.

h. Eugen Waller's Leben. Ein Drama! für die Zeit, nach einem hinderschönen Papieren herausgegeben von Alexander Herrmann. Zwei Theile. Mannheim, Bruchhäuser. 8. 1 Hft. 15 Rgr.

War es der Hauptsache nach in dem Romane „Am See“ der Materialismus der laienmännlichen Speculation, in „Die Nachtlinge“ der Materialismus in Ausbeutung der Schwächen anderer zum eigenen Nutzen, in „Noblesse und Proletariat auf dem Wege der Verbrechen“ der Materialismus der absoluten Genußsucht und in „Aus dem Salonleben“ der Materialismus in Verneinung der wahren Heiligkeit des Weibes, welcher unter dem Siegesgeschritte des Idealismus seinem Verichte verfällt, so ringt Eugen Waller in dem vorliegenden Buche gleichen Namens gegen den Materialismus im Gebiete des Bildungswesens und des Staatstums. Obgleich das Leben dieses jungen Streikers für die Rechte des Idealen in seiner Innerlichkeit des Interessanten und Eigentümlichen — sein tiefer Haß gegen alles Heftige und Schmerzliches — vieles bietet und das eigenartige Erbe, welches sich zwischen ihm und Emilie entzündet, eine busstige Poetik athmet, so bleibt in dem ganzen Wesen des Helden ja viel Lämmlisches, Unkluges, Excentrisches, absolut Räthselhaftes, als daß er einen bleibenden und tiefen Eindruck erzeugen könnte: die Theilnahme gleitet zu oft unwillkürlich von seinem träumerischen Schwärmen auf die Nebenpersonen über und nimmt entschieden mehr für Emilie und den Präsidenten Parteil, als für die Bekämpfung des dem aufgenommenen Kampfe gegen den Materialismus des Lebens nicht gewachsenen Jünglings, der denn auch traurig früh genug an den Felsen zerbricht, die er mit Taubenzügeln zertrümmern wollte.

6. Paul Werkmann und seine Freunde. Aus den Papieren eines Beamten von L. R. Seibler. Zwei Theile. Frankfurt a. O., Schöfer. 1869. 8. 3 Hft.

Das was in „Eugen Waller's Leben“ sich nicht über Gefühle, Worte und Träume erhebt: der Kampf gegen den Materialismus im Staate und Rechtsleben, findet in dem Romane von Seibler seine kräftige und objective Gestaltung, und ohne Vorbehalt darf dieses Buch unter den bisher besprochenen Werken der tendenzidee antimaterialistischen Richtung als das bedeutendste und gelungenste hervorgehoben werden. Gleich im Beginn seiner richterlichen Laufbahn hat Paul Werkmann, dessen dem höchsten zugewandte Seele nicht den eingelernten und routinirten Interpreten der Gesetzbücher, sondern den Helfern der Gerechtigkeit in dem Justizbeamten zur Geltung gebracht wissen will, mit der schleichenden, jede edlere Bedeutung untergrabenden Macht des Materialismus einen Kampf zu bestehen, und selbst in dem scheinbar so liebenswürdigen und genialen Staatsrath von Dalkur, dessen Genuß der junge Richter sich erworben hat und dessen einflussreiche Protection ihn als Hülfsmittel in das Ministerium führt, muß er einen jener geschmeidigen Staatspraktiker erkennen, welche es sehr gut verstehen, andere für sich arbeiten zu lassen, und welche in ihrer sehr cavalierment gearteten Theilnahme an der Staatsmaschine aus ihren persönlichen Ehrgeiz und ihre eigene Wohlbehäbigkeit im Auge haben, ohne jeglichen tiefen Sinn für die wahre Aufgabe des staatlichen Lebens. Auch die Tochter seines Vönners, welche in Paul Werkmann's Herzen die erste Liebe nach gerufen hatte, erscheint ihm auf Grund einer ernsten Warnung seines Freundes von Weil als eine jener klügeligen Geschöpfe, denen das Verändern des Lebens gar keine geworden ist und mit bitterem Unmuth sieht er seinen frommen und guten Glauben an die Menschheit zerbröckeln und zerfallen. Der geheime Auftrag seines Oheims, des Staatsraths,

die politischen Entwürfe des freikannigen, dem herrschenden Regimentsystems sehr unbehaglichen Freiherrn von Bergen zu erforschen, führt unsern Helden in das Schloß des letztern, welcher den jungen Beamten als den Sohn seines Intimsfreundes mit offenen Armen empfängt und ihn an dem hohen Frieden seiner Händlichkeit theilnehmen läßt. Paul erkennt bald in dem wackeren Manne, den man ihm als einen Staatsverderber geschildert hat, den edelsten Charakter, dessen freimüthige Seele nichts weniger als den Umsturz von Thron, Recht und Recht bezweckt, wol aber mit ritterlicher Geradheit den faulen, geist- und lebensbildenden Polizeimaterialismus unheimlicher französischer Erfindung bekämpft. Ein launiges Freundschaftsbündnis knüpft sich zwischen dem alten Freiherrn und dem jungen Beamten, und in der Brust des letztern erblüht eine launige Liebe zu Dora, der einzigen Tochter des Barons, dessen Sohn schon in zartem Alter ein Opfer des nahegelegenen Sees geworden war. Der Staatsrath, von der neuen Verbindung Werkmann's in Kenntniß gesetzt, entläßt denselben sofort aus dem Ministerialdienste, und der freisame Jüngling, welcher kaum festen Fuß auf der Leiter der Beamtenhierarchie gefaßt hatte, steht sich einer schwanfenden Existenz überliefert, da man ihm im Justizblasse, dank der Fürsorge des Herrn von Dalkur, nur eine sehr untergeordnete und sehr wenig einträgliche Stellung zuweist. Der Umgang mit dem Freiherrn und dessen Familie entschädigt unsern Helden für diese Verluste, und sein väterlicher Freund entsetzt ihn, daß er an den Waffentod seines Sohnes nicht glaube, sondern vielmehr der Meinung sei, daß der Minister von Roth aus Ehrschamtschleichelei das Kind für seine äußeren Pläne unschädlich gemacht und irgendwie beseitigt habe.

Inzwischen hat sich ein Umschwung der Dinge am Hofe vorbereitet: der alte Herzog ist mit seinem Neffen, den die tückischen Machinationen der herrschenden Partei dem Herzen des greisen Fürsten entfremdet und hatten, versöhnt und überträgt ihr Der junge Herrscher, freikannigen dem Geiste des Materialismus, Staats geführt hatte, zieht Paul zu erkennen, das Leben gerettet entsteht zwischen beiden ein reines seitigen Vertrauens und hohen seinem fürstlichen Vönners angewiesenen, erinnert sich Werkmann seine der im Kerker schmachtet, und sei Unglückliche hatte, zunächst der Lehrer in der Familie des Barons dessen Tochter, seiner Schülerin, den Materialismus in die Arme geworfen, weil er vermeinte, nur auf diesem Wege schnell zu Einfluss und Selbstständigkeit und somit zur Hand Cornelia's, der Tochter des stolzen Herrn von Seibitz, zu gelangen. Aber dem neuen und talentvollen Jüngling des Materialismus versagte sich das Glück, und aus einer Verletzung in die andere fallend, wird er in die Schuld eines falschen Freundes verwickelt und trotz seiner Unschuld an dem eigentlichen Verbrechen eingekerkert. Da, an dem Orte des Schreckens, wo Kettengefesselter seine tägliche Dusk war und alle Gattungen des Lasters aus Hunderten von entsehligen Galgenopfernognomien zu ihm sprachen, ergriff ihn mit gewaltiger Kraft der Gedanke, daß alle diese Töden durch den unseligen Gang zur Materie ihren Verbrechen in die Arme geliefert worden seien, und eine tiefe unendliche Krue bemerkt sich seiner im Grunde edeln Geistes. Aber als ein fester und willenskräftiger Charakter schreitet er sofort zur That und mit der legenden Kraft einer heiligen Ueberzeugung tritt er als Apostel der vernünftigen idealen Menschheit unter den Söhnen des Lasters auf, manche Seele dem Verderben entreißend und das Licht des Himmels in die düsterste Nacht der Dölle tragend. In dem Vertheben, die Vergangenheit seiner armen Knabenjahre zu ergreifen, um die rechten Heilmittel zu ergreifen, entdeckt er in seinem Kerker den durch die nichtswürdigen Intriguen jenes elenden Geheimraths von Roth zu ewiger Haft verurtheilten Sohn des Freiherrn

von Bergen, welchen man heimlich entführt und mit teuflischer Bewachung auf solche Weise unschädlich gemacht hatte. Lasberg's durch Werkmann vermittelte Freilassung führte unter Mithilfe einer Kette von Begebenheiten die völlige Auflösung des verübten entsetzlichen Frevels herbei, und während der Freiherr den wiedergefundenen Sohn an das entzückte Vaterherz drückte, begann Lasberg mit einem Muth und mit dem Segen seiner Geliebten ein zwar praktisches, aber jeglichem materiellen Gelüste abgewandtes Leben. Der Fürst ernennet Paul Werkmann, welchen Dora's Hand beglückt, zu seinem Cabinetrath, Lasberg gründet sich an der Seite seiner Cornelia ein tüchtiges und bedeutendes Leben, und jene Emilie, des Staatsraths von Dallner Tochter, von welcher eine zwar wohlgemeinte, aber aus Mißverständniß der Wahrheit nicht entsprechende Warnung des Hrn. von Weil, des Freundes von Paul Werkmann, letztern entsetzt hatte, findet als Gattin des ersten, der ihr zur Herstellung ihrer durch ihn gekränkten Ehre ritterlich seine Hand geboten, Trost und Beruhigung. Und wie schwer auch sein ernstes und hochverantwortliches Amt auf Werkmann's Schultern lastet, wie mühevoll er durch die Intrigue der gestürzten Partei am Hofe sich durcharbeiten muß, unser Held überwindet die Lockungen des Egoismus, sich in eine behagliche Ruhe zurückzuziehen, und bleibt der Führe seines idealen Strebens treu, die sein noch so wohlgezielter Durf des Materialismus ihm zu entreißen vermag.

Dies in gedrängter Kürze der Hauptinhalt dieses Romans, dessen reiches und vielbewegtes Leben mit einer Fülle von trefflich geschilderten Charakteren in die Erscheinung tritt und dessen scharf markirte ideale Tendenz in durchaus objectiver und höchst ungesuchter Weise Gestalt gewinnt. Man fühlt es jedem Blatte dieses Buchs an, daß der Verfasser aus dem Leben herausgeschilbert und den Schatz seiner eigenen reichen Erfahrung sprechen läßt. Nicht unflare Träumereien und extravagante Phantasien, wie in dem eben besprochenen Buche „Eugen Waller's Leben“ füllen Seibler's Werk, sondern eine frische und gesunde Welt- und Lebensansicht, eine eble echt deutsche Gesinnung und eine reiche Gedankenentwicklung. Die in hohem Grade spannende Handlung, welche von Periode zu Periode immer bedeutender anwächst und gegen Ende des Romans mit fast zu beschleunigter Strömung zur Vollendung eilt, erweist sich durchweg als ein sehr bereicherter Träger der Ideen, welche dem Werke zu Grunde liegen, und die darin zur Aussprache kommenden Ansichten von Kunst, Religion, Staat, Leben enthalten viel beherzigenswerthe Weisheit. Möchte dieses Werk, das niemand, ohne sich aufs geistreichste angeregt zu fühlen, aus der Hand legen wird, einen recht zahlreichen Leserkreis finden und der Autor dadurch ermuntert werden, auf der mit entschiedener Berufung eingeschlagenen Bahn rüstig weiter zu produciren; er wird sich dann sicher auch von den Mängeln des vorliegenden Romans freimachen, als welche besonders ein Hang zu Epifoben und eine Vernachlässigung gründlicher Motivirung gerügt werden müssen. Auf eine sehr glückliche Anlage seines Talents sei aber der Autor schließlich noch aufmerksam gemacht, welcher er in einem neuen Werke mehr Raum als in dem diesmaligen gestatten wolle, ich meine die Gabe, humoristisch wirken zu können; der eben beurtheilte Roman enthält trotz seines vorwiegend ernsten Charakters sehr liebenswürdige Proben der heitern Muse.

Mit dieser seiner werthvollsten Spende schließt für diesmal der Reigen der gegen den Materialismus gerichteten Tendenzromane, und ich wende mich nun zu demjenigen Theile der für diesen kritischen Aufsatz bestimmten Schriften, welche weniger einer mit leuchtenden Buchstaben auf den Schild geschriebenen Kampfsdevise, als dem allgemein künstlerischen Productionsdrange folgen, indem ich dabei bemerke, daß unter ihnen nur Ein Werk sich befindet, welches dem materialistischen Gebiete in gewisser Beziehung zugewiesen werden muß.

7. Gesammelte Novellen und Skizzen von Eugen Hermann. Zweiter bis vierter Band: Ehre und Liebe. Des Bräutigams Rache. Des Affektors Geburtstag. Die Komödie in der Schreckenszeit, vier Novellen. — Der Sohn der Lady, eine Novelle. — Neun kleine Erzählungen. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. Jeder Band 1 Thlr.

8. Des Kaisers Polizei, historischer Roman von Eugen Hermann. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser der vorstehenden Werke bekundet darin im allgemeinen ein sehr ansprechendes Erzählertalent, und weiß besonders in den kleinern Arbeiten seiner portischen Feder recht angenehm zu unterhalten. Die Novelle „Der Sohn der Lady“ erregt durch die scharfen Accente, mit welchen gewisse bezügliche Expectorationen versehen sind, fast die Meinung, als sei auch sie mit entschiedener Tendenz gegen den Materialismus gerichtet; doch erweist sich diese Form bei genauerer Prüfung nur als gelegentlich und vereinzelt, während auch aus ihr nur die Absicht, eine pikante Geschichte zu schreiben, erkennbar wird. Der Autor entfaltet in dieser Novelle viel seine Beobachtungsgabe, aber er schießt seine Intrigue geradehin aus der Pistole und schmückt seine Gestalten aus dem Sue'schen Farbentopfe. Ein tieferes Wesen erschließt er in dem historischen Romane „Des Kaisers Polizei“, wo ihm die Schilderung der Zeit recht charakteristisch gegliedert ist, obschon die im Anfange zu viel bedeutsamern Erwartungen berechtigende Anlage des Werks sich gegen Ende desselben aus einem historischen Zeitgemälde in eine ziemlich gewöhnliche Familiengeschichte abschwächt. Der Sohn eines deutschen Reichsbarons wird von den Fäden jener allmächtigen Napoleonischen Polizei umspannen; zerreißt aber mit seiner deutschen Jünglingskraft das verrätherische Reg. Dies ist der Hauptinhalt des in Rede stehenden Buchs, welchen indes vielfache, ziemlich interessante Ergebnisse durchkreuzen. Und diese sind es, welche dem Roman Reiz und Wirkung verleihen; denn der Held desselben wird viel zu sehr getrieben und handelt viel zu sehr nach Capricen und viel zu wenig nach Principien, als daß er sich zum wirklichen Träger des Romans, der sich gleichsam an ihm vollzieht, nicht von ihm vollzogen wird, erheben könnte. Allein die wohlgelungene Schilderung des Jugendbundes in seiner alle frische jugendliche Kraft in sich aufnehmenden Wirksamkeit, das Aufdecken der Mienen, welche die französische Gewaltherrschaft gegen ihn legte und welche nicht selten in dem dastigen Boudoir einer schönen Pariserin Anfang und Ende nehmen, endlich die Vorführung des Kampfes, welchen in jenen denkwürdigen Tagen die alten reichsritterlichen Trabitionen mit den Institutionen der modernen Staatsweisheit führten: alle diese bedeutsamen geschichtlichen Momente sichern diesem Buche ein erhöhtes Interesse, wenn auch der Verfasser aus dem so günstigen und so höchst ergiebigen Stoffe lange nicht das gemacht hat, was eine höhere Begabung und eine gründlichere Vertiefung daraus hätte schaffen können.

9. Die Nabel. Historischer Roman aus der französischen Geschichte von Franz Sidor Proschko. Zwei Theile. Leipzig, Hübner. 1858. 16. 20 Ngr.

Die merkwürdigen und höchst abenteuerlichen Schicksale einer goldenen Nussnabel, in welche Helven wie Napoleon, Nelson, Kleber und Villeneuve verwickelt werden, füllen diesen Roman, der pikant und fesselnd geschrieben ist, an Effecten der mannichfachen Art keinen Mangel leidet, und eine warme poetische Empfindung athmet. Aber der Phantasie wird denn doch gar zu viel darin zugemuthet, wenn auch Proschko am Schlusse seines Werks versichert, daß die Strandfischer am Vorgebirge Cervera noch lange von der traurigen Begebenheit mit der verhängnißvollen Nabel berichtet hätten, die den Leser zwingt, aus der Gluthitze Spaniens in die Eiskühen des Nordpolmeeres, von den Palmen der Tropenwelt bis zu den Gletschern der Alpen und von den Höhlen der „Eulen“ in London bis in den Sand der afrikanischen Wüste zu pilgern. Ich wiederhole: Unterhaltung bietet das Buch zur Genüge; aber mehr der Leihbibliothekslieferung, als dem Freunde gebiegener Lectüre.

10. Auf dem Schloß und im Thal. Erzählung von Moriz Horn. Zwei Theile. Leipzig, Gubner. 1858. 16. 20 Ngr.

Der Fortwart Walbau hatte mit seiner jungen Frau zu deren großem Leidwesen sein liebliches grünes Jägerhaus im buschigen Waldesdünkel verlassen und in das stolze Schloß seines Gebieters, des Grafen Kurt von Friedstein, ziehen müssen. Bald umarmten sich dort die schwarzen Schatten des Verderbens über dem Eheglück des jungen Paares. Denn während Walbau von der Seite seines einsamen, aber ihm mit ganzer Seele angehörnden Weibes zur jungen Gräfin schlich, geistreiche Lectüre mit der feinen hochgebildeten Dame zu treiben und dabei nicht selten Vergleiche sehr zu Ungunsten seiner treuen Gattin anstellte, sah sie der Graf, ein entnervter Küssling, eine glühende Leidenschaft für die holde Frau des Försters, und schon hält sich seine schwarze Seele des Sieges gewiß, da überrascht ihn der erbitterte Sattel in dem Momente, wo der Verführer sein lichtfüheues Best zu vollenden gedenkt; sein heißer Streit entbrennt, und loht kurz Walbau unter dem Vorbgewehr des Grafen. Bald folgt gebrochenen Herzens die liebende Gattin dem Freunde in das kühle Grab und das Söhnchen beider erhält eine Zuflucht bei einem alten Verwandten, der der Waise ein zweiter Vater wird. Horst, so heißt der junge Sproßling, blüht kräftig empor und bald empfängt ihn die Forstakademie, um ihn zum künftigen Pfleger des grünen Waldes auszubilden. Ein inniges und jenseitiges Band knüpft den Jüngling bald an Helene Rerenthal; aber seines Freundes Kurt verführerischem Werben vermag das leichtbethörte Mädchen nicht zu widerstehen und mit dem Fluche der Schande bedeckt, wankt sie in die Fremde hinaus. An diesen tiefsten Schmerz seiner Seele kettet sich für Horst neue Trübsal: sein väterlicher Beschützer stirbt und er erfährt das ihm bis dahin sorgfältig verborgene Geheimniß vom Morde seiner Eltern. Eine furchtbare Krankheit wirft den armen Horst aufs Siechbett, und genesen von ihr, macht er sich auf, um aus derselben Hölle, welche seines Vaters Blut trank, dem mörderischen Grafen eine Kugel ins falsche Herz zu jagen. Der aber war längst verschollen nach jener Greuelthat, und sein Sohn, jener Kurt, der Helenes Ehre geraubt hatte, saß als Gebieter auf dem Schlosse; so sollte diesen der Rache Strahl aus Horst's Hand erreichen. Aber anders war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Von einem herabstürzenden Ahnenbilde wurde das Söhnchen des Grafen Kurt erschlagen und unter dem dumpfen Klange der Trauerglocken schmilzt das Eis vom Herzen Horst's; die göttliche Liebe hat den Dämon der Rache besiegt. Doch sieh, dort bringen sie die Gräfin als Leiche auf der Bahre getragen, ein abirrender Schuß hat ihr Herz getroffen. So sucht der kranke Arm des Himmels der Väter Sünde heim bis ins dritte und vierte Glied. Hinaus aber in den Wald flücht Horst; ein Schrei gelst an sein Ohr; am Abgrund schwebt ein holdes Kind! nicht lange befinnt er sich sein Leben für das Leben des Kindes einzusetzen und Gottes Gnade rettet ihn und durch ihn den zitternden Knaben. Aber da stürzt ein in Angst und Seligkeit bebedendes Weib heran und schließt die Arme um das gerettete Kind; großer Gott, es ist Helene! Und jener bleiche, abgehärmte, zusammengesunkene Greis? Zu ihm, dem kranken einsamen Waldbewohner, hatte Helene sich und ihr Kind geflüchtet und er hatte beide geborgen und geliebt. Nun hatte Helene Horst gesehen und wollte mit dem Kinde vor ihm fliehen; ohne das Kind aber vermochte der einsame Walderemit nicht mehr zu leben, angsterfüllt hatte er nach ihm gegriffen: da war es geschehen und an den Rand des Abgrunds gerollt, von welchem Horst es rettete. Wunderbare Fügung des Schicksals: der bleiche Mann von der Heide war der Mörder von Horst's Vater und stand im Begriff, Kurt's, seines eigenen Sohnes Sproßling, zu verderben, welchen der Sohn des von ihm Gemordeten vom Abgrunde rettete. „Ich bin der Mörder deines Vaters, tödte mich!“ Und wilder denn je klammerte der Haß sich um die Seele Horst's; doch wo Gott so sichtlich geschlagen hatte, da mochte er nicht richten. Ein Detachement Gensarmen hatte dem Orte und indem er sich ihnen zu überliefern ging, bot der

alte Graf dem Sohne seines Opfers die Hand. Hinauf zum blauen Himmel blickte Horst und ihm war es, als ob Vater und Mutter freundlich winkten; da legte er seine Rechte in des Grafen bebende Hand. Ans Herz aber zog er Helene und in das neugeschmückte Waldbau führte er sie als seine Gattin. So, während droben auf dem Schlosse das gräfliche Geschlecht allzusammt in die Ahnengruft versank, blühte drunten im grünen Waldsthal an entführter Stätte ein holdes Glück, unter dessen Schirm der kleine Kurt rüstig aufwuchs und in ihm ein junger Zweig aus dem verwitterten Stamm des alten Grafenhauses ergrünte, „auf daß nach Sühnung schwerer Thaten Friede sei, Friede auf dem Schlosse und im Thale!“

Nicht ohne tiefe nachhaltige Nahrung vermag man sich von dieser schönen Dichtung zu trennen, in welcher es der Poet mit so echter Künstlerschaft verstanden hat, die holde Blume des Friedens und der Versöhnung aus den Trümmern grauenvoller Verschuldungen emporwachsen zu lassen. Nirgends vollzieht sich hier das Schicksal als eine rohe gewaltsame Macht, sondern strömt als nothwendige moralische Folge aus dem innersten Organismus der Menschen und Begebuiffe. Trefflich ist die Vertiefung wie die Lösung der Frevol dem Verfasser gelungen und fast in lauterem Gold faßt sein Werk den strahlenden Demant der ewigen Wahrheit: keine Schuld ist so schwer, daß Reue und Liebe sie nicht zu sühnen vermöchten.

11. Deutsche Feierabende. Erzählungen von F. Lubojatzky. Zwei Bände. Leipzig, G. E. Frischke. 1858. 8. 2 Thlr.

Unter den drei Erzählungen dieser zwei Bände ist der historische Novelle „Der Bürgermeister von Marienburg“ entschieden der Vorrang zuzusprechen, weil sie ein künstlerisch geschlossenes Ganzes bildet, während das dükere spanisch-amerikanische Nachstück „Der Planero“ zu sehr in den gewöhnlichen Romanfahreiberton verfällt und die Humoreske „Japhet Unglücksfind“ in der Behandlungsweise des Stoffs unter einer gar zu grellen Disharmonie leidet, welche jedes Behagen an dem im einzelnen oft recht glücklich verwertheten Humor zerstört. Der „Bürgermeister von Marienburg“ hingegen ist die reife vollsaftige Frucht tüchtiger historischer Studien und führt ein mit martigem Winkeln gewalltes Bild jener wilden Zeit vor Augen, wo im Preußenlande der Deutsche Orden, in sich selbst moralisch und physisch zerfallend, zum traurigen Spielball seiner wüthen Söldnerbanden herabsinkt und schließlich in die Despotie des raubhüftigen Polenvolks geräth. Wo alles wankt im Gehorsam gegen den Orden, wo ein Glied nach dem andern sich löst, löst von dem schwarzen Kreuze der Deutschen Herren und die Städte und Stände des Landes in offene Empörung ausbrechen gegen den Hochmeister zu Marienburg, da steht der alte wadere Bürgermeister der Ordensmetropole, Bartholomäus Blume, wie eine echte deutsche Eiche fest und treu zu den gefährdeten Gebieten des Landes und blickt mit schwerem sorgenvollen Kummer, aber auch mit ungebrochenem Mannesmuthe in den Drang und Sturm der schweren Zeit. Liebtlich blüht an seiner Seite sein schönes Töchterlein Walpurg und schmückt ihm das mühevollen Leben mit halber Kindesliebe. Aber inmitten des friedlichen Hauses brüderlicher Verrath. Blume hatte einst die Mörderin seiner Geliebten, die alte heidnische Preussin Intaschid, in die Kogal stürzen lassen und der Sohn der Ertränkten diente bei ihm als Knecht. Dieser, Uargung genannt, mit seinem Preussennamen Luiskon gerufen, hat der zum Tode fortgeschleppten Mutter Rache gelobt und sein ganzes Denken und Trachten geht dahin, Blume und sein Kind zu verderben. Seine teuflischen Pläne gelingen nur zu gut. Zwei Hauptleute des Ordens werden um Walpurg: der glühende Böhme, Ledez, und der treuherrliche Deutsche, Sinnenberg. Gern hätte Blume sein geliebtes Kind dem wadern Deutschen, den er wie seinen Sohn liebte und ehrte, anverlobt; aber Walpurg's Herz hatte, einem dämonischen Zauber erliegend, dem Bödmen in Liebe sich ergeben. Dieser Liebe hatte Uargung allen möglichen Vorschub geleistet, und als der würdige Bürgermeister den tüchtigen Ledez,

welcher in offene Rebellion gegen den Orden ausbricht und mit den Polen gemeinschaftliche Sache macht, energisch von seiner Schwelle weist und dieser in einem von ihm provocirten Zweikampfe den edeln Sinnenberg schwer verwundet, da ist Uargung der böse Geist, welcher Walpurg's unselige Liebe immer von neuem belebt und sie endlich in das Lager des Feindes und dort in die Arme des Böhmen lockt. Seine Schlaueit gaukelt der schändlich Betrogenen eine Scheintrauung vor und so ergibt sich Walpurg dem Geliebten, in welchem sie ihren Gatten zu unarmen wähnt. Furchterlich trifft der Schlag den alten Blume und den treuen Sinnenberg, welche auf den Mauern der hart bedrängten Stadt Marienburg den Kampf der Verzeiwung kämpfen, bis endlich beide in Feindes Hände fallen und in die Nacht des tiefsten Kerkers sinken; denn durch Uargung's geheime Mitwirkung ist es den Polen unter Anführung des Böhmen Ledez gelungen, sich der Stadt und des Schlosses Marienburg zu bemächtigen, und wo sonst das heilige Kreuz des Ordens schimmerte, flattert die bunte Polensfahne trotzig durch die Luft. In den Kerker Blume's aber schlüpft Uargung und verkündet dem Gebeugten, daß sein Kind die Wädhin des Böhmenhäuptlings geworden und daß all der Frevel und Jammer die That seiner der zum Tode geführten Mutter geschworenen Rache sei. Hinan auch steigt der Unselige in die Burg zum Kämmerlein Walpurg's, die ihr todtbes Knäblein weinend im Arme hält und raunt ihr zu, daß sie nicht die Gattin, sondern die Dirne des Lebend sei und daß sie ihr Gland dem Grimme seiner Rache verdanke. Da stürzt das verzweifelte Weib in das Lager des tückischen Böhmen, bohrt ihm sein eigenes Schwert in das verrätherische Herz und begräbt ihren Jammer in den Fluten der Rogat. Der Hof eines polnischen Hofes trifft zum Tode den Sohn der Intaschid, als er im wilden Gebränge an Walpurg's Leiche das Auge seiner rassistischen Rache weiden will, und während sein schwarzes Herz seinen letzten Racheseufzer ausstößt, verstanden zwei dumpfe Schläge auf dem Nichtblode des Schafots, welches die Grausamkeit der Polen errichtete, daß Ritter Sinnenberg sein Leben unter dem Beile des Henkers geendet hat. Kurz vor dem feinnigen stiel das Haupt des Bürgermeisters von Marienburg!

Das ist das finstere blutige Stück Geschichte, welches Lubjaski's Novelle mit ungemeiner Lebendigkeit und Anschaulichkeit vorträgt. In der Charakteristik scharf und klar, in der Schilderung der historischen Vorgänge gründlich und doch auch fähig und eindringlich, in der Verkettung der Handlungen consequent und in der Motivierung von innen heraus ebenso künstlerisch frei als erfindungsreich, erfüllt diese Erzählung mit Ausnahme des Schlußes die Anforderungen, welche man an eine historische Novelle zu stellen berechtigt ist, und macht ebenso sehr den geschichtlichen Studien als der dichterischen Productivität des Verfassers alle Ehre. Der Tadel aber darf nicht verschwiegen werden, daß der Schluß des Ganzen zu herbe und grausam abschneidet und die Phrase „Ruhe den Todten!“ denn doch keine menschliche und ethische Versöhnung in sich schließt. Das großlich gelangene Werk der Rache hat zwar seinen Urheber und seine Mitvollstrecker auch in den Abgrund gerissen, aber darin liegt den zuckenden Leichen so viel Ubel gegenüber noch keine volle humane und poetische Gerechtigkeit. Wol strast sich auch in diesen mit Ausnahme des fadenlosen Sinnenberg hier eine Schwere, dort eine leichtere Schuld; aber diesem Strafgerichte fehlt die eigentliche Weihe der Sühnung; der stumme Hängel des Graues erteilt diese Weihe nicht. Der Dichter hat sich hier von dem Realismus der Begebenheit zu sehr fesseln lassen und unpoeetisch das erregte Gemüth zu Schweigen und Ruhe verwiesen, wo es Frieden und Beruhigung zu fordern hat.

12. Celestine oder die bleiche Frau auf Schloß Amstein. Roman von J. Faber. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eine gräßliche Spuk- und Mordgeschichte, die von Gespenstern, Mordthaten und Verbrechen aller denkbaren Gattungen

wimmelt und mit eckter vollständigen Vernichtung des menschlichen Gefühls schließt, welches von Frevel zu Frevel förmlich todt gehetzt wird. Der Verfasser entwickelt in diesem Schauerroman unbestreitbares Talent, aber seine poetische Begabung, die in vielen Einzelheiten sich documentirt, erstickt in dem Blutmeere des Stoffes und erstickt sich krankhaft zu Schilderungen von Menschen und Vorgängen, die absolut weder ein humanes noch ein künstlerisches Interesse erregen können. An einem menschlich recht einfachen und heitern Vorwurfe die überreizte dichterische Phantasie zu beruhigen und abzuklären, dürfte nach dieser offenkundigen Verirrung die nächste Pflicht des Autors sein, der für Ubelles begabt zu sein scheint, als wie er hier gethan fürs „Gruseln“ zu sorgen.

13. Neue Novellen von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1859. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Besonders durch die beiden Erzählungen des ersten Bandes dieser „Neuen Novellen“ von Ernst Willkomm weht ein frischer, kräftiger Geist, der belebend und erquickend aus den geschilderten Zuständen und Begebenheiten athmet. In der Novelle „Auf und unter der Düne“ ist das Leben der Dänenbewohner in eigenthümlicher und höchst charakteristischer Weise aufgefaßt und poetisch wiedergegeben. Diese unbezwingliche Sehnsucht des Dänensohnes nach der Ferne, die ihn mit gebieterischer Macht durch die Fluten des Oceans treibt, dieses plötzliche Verschwinden der Erbscholle, die noch soeben Häuser, Menschen, Saaten trug, das jähe Auftauchen längst verschollener und todt geglaubter Abenteuer der Düne, die mit der im Dünengebiet täglich sich darthuernden Vergänglichkeit alles Irdischen in innigem Zusammenhange stehende melancholisch-phantastische Stimmung der Dänenbewohner, ihr jähes Festhalten und ihre rührende Treue am Althergebrachten inmitten der tückischen Fluten und der bald versinkenden bald neu angeschwemmten Sandflächen, alle diese eigenthümlichen nationalen und landschaftlichen, besser seefischalischen Momente finden sich in der vorliegenden Novelle zu einem höchst gelungenen Ganzen verarbeitet. Nicht weniger anziehend ist die „Nur ein Knecht“ betitelte Erzählung, welche die merkwürdigen Schicksale des berühmten niederländischen Seehelden Nils de Bombeckes in freier poetischer Bearbeitung enthält und deren fester Ton sehr glücklich zu den darin geschilderten kriegerischen und abenteuerlich bewegten Begebenheiten stimmt. Das Lokale, Volksenthümliche findet auch hier eine durchaus charakteristische und sehr anschauliche Darstellung und wer die beiden eben besprochenen Erzählungen aufmerksam gelesen hat, der trägt ein scharf ausgeprägtes Bild friesischen Landes und Lebens mit sich fort. Es ist etwas von der Frische der Meereswoge und der Meeresluft in diesen Schilderungen, die deshalb auch durchaus eigenartig auf den Leser wirken. In der vierten Novelle der in Rede stehenden Sammlung: „Das Siebened“, behandelt Willkomm die sich so oft im Leben wiederholende Thatfache, daß absurde Vorstellungen, abergläubische Verirrungen und fixe Ideen sich selbst gemachter Persönlichkeiten so leicht bemächtigen, wenn der tief in der Menschennatur lauernde Hang zum Seltsamen und Sonderhaften nicht sofort in seinen ersten Regungen bekämpft und unterdrückt wird. Der tiefe Ernst dieser Novelle kleidet sich in ein sehr heiteres Gewand und die glückliche Heilung des Siebened durch die Klugheit eines hübschen Mädchens ist anmuthig und grazilös in Scene gesetzt. Die letzte Erzählung endlich, mit welcher der zweite Band dieses Werkes schließt, „Opfer der Armuth“, holt ihren Stoff gleich den ersten beiden Novellen unmittelbar vom Volke und zieht den Vorhang vor den düstern Zuständen und der zum Himmel schreienden Noth der deutschen Heberdistricte. Willkomm schildert hier nach dem Leben und ein tiefes edles Mitgefühl leuchtet aus jeder Zeile. Diese Novelle hinterläßt einen erschütternden Eindruck und ist entschieden mehr als eine bloße Erzählung, sie ist, wenn ich den Poeten recht verstehe, ein heistiger Mahnruf für die gequälte Menschheit an diejenigen, die da helfen könnten, aber nicht helfen wollen. O dieses moderne Sklaventhum, das, um wenige zu

Schickern über Millionen klingender Thaler zu erheben, Millionen armer Menschen zu Noth und Elend, den Müttern so vieler Verbrecher, grausam verhammt!

14. Die beiden Comtessen. Ein Roman aus den Papieren eines russischen Officiers. Herausgegeben von Konstantin Freiherrn von Gilttersberg. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1858. 8. 2 Thlr.

Ich habe in meiner letzten Rundschau den Namen des Hrn. von Gilttersberg, welcher den Namen Paul Eisen Schmidt führt, mit gebührender Anerkennung besprochen, und bedauerte daher um so mehr, dem vorliegenden Werke ein Lob nicht spenden zu können. Es ist wahr, daß sich daraus mancherlei über die russischen Zustände lernen läßt; allein diese Zustände selbst sind so durchaus unerquicklich, grundprosaisch und geradezu widerwärtig, daß sie in dieser Gestalt für einen Roman keinen geeigneten Boden bieten, und dann verweilt die Darstellung mit ganz unzulänglichem Wohlgefallen bei der Schilderung von Szenen der schlüpfrigsten und gemeinsten Art, welche entschieden nicht in ein dichterisches Werk gehören. Das Ganze würde einer andern Beurtheilung unterliegen, wenn es sich als ungefehmte Schilderung realer Zustände anmeldete; da es aber unter dem Prädicate eines Romans auf den literarischen Markt gebracht ist, so tritt es vor den künstlerischen Richterstuhl und kann von diesem seines prosaischen und frivolsten Charakters wegen nicht anders als abweisend behandelt werden. Hoffentlich erscheint Hr. von Gilttersberg bald wieder mit deutscher Manier auf einem edlern Gebiete. Lassen wir diesen Moskowiten ihre mit pariser Plaktheit und Frivolität überzuckerte asiatische Noth; dem deutschen Gemüth bleibt das eine wie das andere ein Gegenstand des Ecks und des Abscheus und nun und nimmermehr kann die Blume der Poesie in einer Lust geblühen mit dem Gifttraute der Sittenentartung und der Schamlosigkeit.

Hermann von Sequignolles.

Katholische Kirchenfürsten neuester Zeit.

1. Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Breslau, Girt. 1859. 8. 1 Thlr.
2. Leben und Wirken des frommen Bischofs Michael Wittmann von Regensburg. Aus Actenstücken und den hinterlassenen Papieren des Dahingegangenen zusammengetragen und zum Besten des bischöflichen Knabenseminars der Diöcese Regensburg herausgegeben von Rupert Rittermüller. Mit dem Bisthums des Verewigten. Landshut, Thomann. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Die erste der hier vorliegenden Biographien: „Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock“, von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Fürstbischof Heinrich Förster von Breslau herausgegeben, ist ein Gemälde, das sich im lebendigsten Wechsel prächtiger Farben hält. Ganz besonders interessant erscheint die Darstellung der Jugendgeschichte Diepenbrock's, für welche dem Verfasser zahlreiche Mittheilungen und Aufzeichnungen einer Dame zu Gebote standen. Ist doch die Jugend, wie Forster in Bezug auf Hutten sagt, die Zeit, wo das Grundgewebe gebildet wird, in das spätere Leben nur den Einschlag thun.

Diepenbrock, Sproß jenes alten niederbayerischen Geschlechts, dessen Hauptlinie jetzt den Titel Grafen von Gronseld-Diepenbrock führt, ist ein Sohn Weiskalens. Er ward seinem Vater, dem Hofkammerrath Diepenbrock, am Dreikönigstage 1798 zu Bockholt im Fürstenthum Salm-Salm, dem ehemaligen Bisthum Münster, geboren. Die Familie gehörte zu den wohlhabendsten und geachteten des Ortes und lebt noch heute im ehrenvollen Andenken fort. Der Vater war ein biederer, vielthätig gebildeter Mann, in dem stillen Ernst und freundliche Milde zu jenem wohlthunenden Wesen sich vereinten, das sofort Vertrauen erweckt. Die Mutter, eine Tochter des kurmainischen Hofraths Rahting, war eine wohlgezogene Frau von ebenso viel Einsicht als Entschiedenheit, die es verstand, nicht nur durch

ihr Wort, mehr noch durch ihr Beispiel die Flamme der Gottesfurcht auf dem häuslichen Herde zu nähren und zu pflegen. Ihre Haupt Sorge war die Erziehung ihrer Kinder. Bisweilen kam sie schon zum Frühstück mit verweinten Augen und antwortete, um die Ursache ihrer Thränen befragt, „um erntet wollen, Kinder, weine ich, denn ich muß einst Gott über euch Rechenschaft geben!“ Wollte ihr einmal der Kummer das Herz abdrücken, so flüchtete sie gern zu einem Madonnenbilde, das ihr besonders lieb und in einem abgesonderten Zimmer war. Dann pflegte sie wol zu sagen: „Kinder, ich gehe zur Mutter“, und die Kinder begleiteten sie und knieten mit ihr vor dem Bilde nisse nieder. Auch sammelte sie die Kleinen gern in der Dämmerungsstunde um sich und sang ihnen fromme Lieder oder erzählte ihnen entsprechende Geschichten aus der Heiligen Schrift in einer Weise, deren tiefer Eindruck in den Kindern nie erlosch. In diesem Kreise sollte Melchior recht bald der eigentliche Mittelpunkt werden, und wie denn die Liebe der Eltern und Geschwister, der Lehrer und Freunde, der Diener und selbst der Hausthiere ihm zugewandt war, wußte er sie allen lustig liebend zu vergelten, bisweilen auch zu mißbrauchen. Um dem sprühenden Muthwillen des Knaben einen Jügel anzulegen, wurde er ungewöhnlich früh zur Schule geschickt, in welcher er bei mangelhaftem Fleiße einen vorzüglichen Platz behauptete; als der erste aber, obwohl der jüngste unter den Kameraden, begreifte er sich unbedingt außer der Schule, da er in allen Schlachten, die sie lieferten, der Feldherr, bei allen Streitigkeiten der Wortführer und von den meisten Schelmestreichen der Künstler war. Weil aber diese Uebungen nicht geeignet waren, den Knaben zu zähmen, und ein Hofmeister, dem er übergeben worden war, dieses Talent auch nicht besaß, so wurde beschlossen, den siebenjährigen Melchior zu einem Landgeßlichen in Pension zu geben, der in dem Dorfe Welen, nicht weit von Bocholt, eine Lehranstalt unterhielt und als Zugenberzieher im besten Rufe stand. Bicar Wütmmer war ein freundlicher Mann und anfangs ging alles gut. Die reiche Natur des Knaben zeigte aber auch bald ihre Schattenseiten, unter denen der Erzieher den Gang zu unstilltem Umherschweifen und zu tollkühnen Waghalsereien als den bedenklichsten um so mehr beklagte, je schwieriger es war, in Melchior den Geist der Umrufe zu bannen und den Drang nach Freiheit zu mäßigen, was guten Worten selten, der Strenge nie gelang. Es war, als ob der Knabe ein Grauen hätte vor den vier Mauern des Zimmers, denen er zu entfliehen alle Mittel aufbot, Witten und Trog, List und Gewalt. Durfte er seine Aufgabe im Freien lösen, im Schatten eines Baums, am Abhänge eines Hügels oder in einem tiefen Koruselbe, dann geschah es zur Zufriedenheit, im andern Falle blieb er meist ihre Lösung schuldig, und geschah einmal das Ungewöhnliche, daß er am Schreibtiße seiner Pflicht nachkam, so galt dieser Fleiß dem Streben, sich die Freiheit zum Bagabondiren zu erkaufen: „In Melchior's Kindersele lag neben dem offenen Freiheitsdrange eine stille, tiefe Sehnsucht, in dem Bunde der Natur zu lesen, seine dunkeln Blätter zu entfalten, seine geheimnißvollen Stellen zu verstehen. Er ging stets auf Entdeckungen aus, und suchte bald verborgene Quellen, bald ungekannte Thalschluchten, bald seltene Kräuter und Steine. In dem Umkreise einer Stunde war kein Baum, den er nicht kannte, und der Bicar sah sich oft zu strafen genöthigt, weil sein Jüdling sich vor Tagesanbruch hinausstahl in die frische erwachende Natur, den Gesang der Lerchen zu behorchen, oder zur Nachtzeit auf das Dach des Hauses kletterte, um in den Sternenhimmel zu sehen. Oft sprach Diepenbrock später von dieser Sehnsucht seiner Kinderjahre und von dem gewaltigen Zauber, den der Wald mit seinen wunderbaren Düssen und seinem geheimnißvollen Wesen und Rauschen auf ihn übte. Die Natur rebete mit tausend Stimmen zu seinem Herzen, und sein Leben und Schwelgen in ihr war ein immer steigendes unbefriedigtes Verlangen, sobald er oft, wenn er sich in den Wipfeln der Bäume wiegte, mit schmerzlichem Reibe dem Vogel nachsah, der glücklicher als er, die Luft durchschiffen sollte.“

Ein besonders waghalsiges und gefährliches Unternehmen sollte die Veranlassung zu Melchior's Entfernung aus dem Hause des Vikars werden: „Die Thurmruhr des gräflichen Schlosses zu Biele hatte ein Glockenspiel, das Melchior, da es selten auf-

Die Klummen
le ihre gefangenen
jören wie sie Klau-
zu erlangen, war
die Mittagskünde
einer Höhe. Die
ke um so größer,
Blage lag und die
oß- und Dorfber-
wunderbare Ereign-
en, ihre schönsten
konnte sie in Be-
ind oder Büttner's
Und der letztere
ißel nicht erhalten
t, den Thurm von
mit Hülfe seines
Weise. Als mau,
nd erstiegen hatte,
musikalischen Be-
fragen bestürmten,
je alle, die davon
e im Dorfe Biele

euer nicht länger
des Föglings ver-
den Knaben mit
s aus ihm wer-
Augen nichts. Noch
mit Melchior an-
lich 1810 that man
Lyceum zu Bonn,
iner Erziehung zu
und wurde endlich
Erhebung gegen
in das Landwehr-
Beim Regiment
rgeheuten und Ka-
n, obgleich er die
ung ihm selbst so
egen einen Solda-
wenn auch nicht
der Mann einige
folgte Augenblick-
aten jede mögliche
lie ihn, was von
de Leutenant, als
em einst durch ihn
den er mit einem
nt erwiderte. Im
r gleichem Rang-
welches nach dem
gann nun für ihn
draven Vater viel
e kostete. Daraus
bei welchem einem
hr nahe liegt, ent-

Bei Diepenbrod

war das letztere der Fall. Er wurde in Streitsgefechten und Duellen verwickelt, ließ sich verschiedene Excesse zu Schulden kommen, am meisten aber verständigte er sich gegen die Gesetze der Subordination, und eins dieser Vergehen war so ernster Natur, daß er sich genöthigt sah den Dienst zu quittiren. Mit ererbter Seele zerriß er, bevor er das Regiment verließ, in leibenschaftlicher Wuth seine Uniform und zerbrach seinen guten

Degen. Sein ganzes Wesen war zerissen und aufgewühlt; unentschieden schwante er hin und her, ob er nach Amerika gehen oder durch Selbstmord enden sollte. Die Liebe zu den Aeltern, die Vorstellung von dem Jammer, den er ihnen bereiten würde, hielt ihn jedoch von einem äußeren Schritt zurück; er begab sich in das Vaterhaus. Dort beschäftigte er sich größtentheils mit der Jagd, trieb wol auch ein wenig Landwirthschaft, ein wenig Poesie, mitunter auch ernstere Studien, namentlich in neuern Sprachen, welche er liebte und für die er ein seltenes Talent besaß. Aber er war ohne Lebenszweck und Ziel, und es schien ihm auch nicht der Mühe werth, dergleichen zu suchen und zu verfolgen.

Damals stellte sich ein Wendepunkt in seinem Leben vor. Den Anstoß gab Michael Sailer, damals noch Professor in Landshut, gestorben als Bischof von Regensburg. Kenne man es Zufall, oder erblicke man mit Förster in dem Zusammentreffen der beiden Männer die unmittelbare Einwirkung Gottes: das Zusammentreffen ward für Diepenbrod entscheidend. Wie lesen über dasselbe bei Förster unter anderm das Folgende: „Wie es Sailer eigentlich angefangen, den bis dahin unbewungenen Jüngling im Verlaufe von wenigen Tagen, ja von wenigen Stunden in seinen Kreis zu bannen, und von welcher Seite der edle Menschenkenner ihn angefaßt, um während seines kurzen Zusammenseins daran ein Band fürs ganze Leben zu knüpfen, das hat wol mit Ausnahme der beiden Nächsthetheiligten niemand erfahren, und vielleicht hätten sie uns auch nicht Auskunft geben können. Melchior suchte anfangs den ehrwürdigen Gast seines Vaters, gegen den er bittere Vorurtheile hegte, zu vermeiden. Als Sailer in das Haus kam, ging er hinaus und konnte nur durch viele Bitten und Vorstellungen seines ältern Bruders Bernard dahin gebracht werden, mindestens bei Tische zu erscheinen. Aber er wußte sich dem geistlichen Herrn so fern zu halten, daß dieser nicht das Wort an ihn zu richten vermochte. Gegen Ende der Mahlzeit stand Sailer plötzlich auf, nahm sich ihm und sagte, indem er ihn freundlich unter den Arm nahm: „Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig zusammen spazieren gehen?“ eine Aufforderung, welcher dieser stillschweigend und fast willenlos folgte. Dieser Spaziergang, der kaum eine halbe Stunde währte, bildete den Wendepunkt in Melchior's Leben, das von nun an eine andere Richtung, eine höhere Bedeutung gewann. Am Tage nach dieser Unterredung ging er zur Beichte und erschien nach langer Zeit zum ersten male wieder am Tische des Herrn, fest entschlossen, den schmalen Weg, der zum Leben führt, nie mehr zu verlassen.“

Von nun an hat er eine feste Richtung seines Denkens und Thuns; er verkehrt lebhaft mit Clemens Brentano; hält sich dann im Alerikalseminar zu Mainz, später zu Münster auf; geht dann, um bei Sailer leben zu können, nach Regensburg, wo derselbe seit 1821 als Domherr und bald darauf als Coadjutor des Bischofs Wolf wirkte. Sailer ertheilte ihm dort 1823 die priesterlichen Weihen und nahm ihn als seinen Secretär in sein Haus auf. Die Biographie enthält über diese Zeit nach den Mittheilungen der erwähnten Dame die reichsten Mittheilungen: „Diepenbrod war in jener Zeit eine höchst auffallende Erscheinung. Die hohe ritterliche Gestalt, die seelenvolle Schönheit seines jugendlich blühenden Angesichts, der Ausbruch einer ernsten Begeisterung und selbst ein Zug von Schwärmerei gaben ihm den Stempel des Außerordentlichen. In Sailer's Gesicht war Sonnenschein, wenn er auf seinen jungen Freund blickte, dem er neben sich den Platz anwies, dem er eigenhändig vorlegte und mit dem er überhaupt so viel beschäftigt war, daß er, der lebenswürdigste aller Wirths, die übrige Gesellschaft darüber beinahe vernachlässigte. Dieses, wie ich glaube zu entschuldigen, sagte er: „Unser lieber Diepenbrod ist leidend, er war früher an starke Leibesbewegungen, war besonders viel zu reiten und zu jagen gewöhnt, daher seine jetzige so ganz veränderte Lebensweise nachtheilig auf seine Gesundheit wirkt“. Diepenbrod selbst sprach nur wenig, ob noch weniger und verließ unmittelbar nach aufgehobenem Tische das Zimmer, nachdem er zuvor Sailer's Hand geküßt. In der Art, wie der hochgewachsene

junge Mann sich zu dem etwas kleinen alten Sailer herabbeugte, wie dieser ihm gleichsam segnend die Linke auf den Scheitel legte, lag etwas eigenthümlich Rührendes, und mein Nachbar Hr. von L., sagte, auf die beiden blickend, mit leiser, bewegter Stimme: „Welch ein Bild!“ Ich bin noch heute fest überzeugt, daß unter den damals gegebenen Umständen jeder andere junge und auch jeder andere ältere Mann und Priester an Diepenbrock's Stelle den Eindruck bemerkt haben würde, den seine Erscheinung auf uns gemacht; ihm aber entging dieser Eindruck so gänzlich, daß er sich nie mehr im Laufe der Zeit jener ersten Begegnungen mit Personen erinnern konnte, die er später zu seinen Freunden zählte. Wenn aber wir ihn wenig interessirten, so interessirte er uns dafür um so mehr. Wir hätten gar so gern Näheres über den jungen Kleriker erfahren, dessen Anzusehen wir, soviel es der Anstand gestattete, zum Gegenstande einer leisen Forderung bei Sailer machten. Dieser ging wol auf unsere Wünsche ein, er sprach gern und mit großer Wärme, aber auch mit einer gewissen geheimnißvollen Begeisterung von seinem Liebling, welche unsere Neugierde reizte, ohne sie zu befriedigen. Als wir während des Nachhausegehens den empfangenen Eindruck besprachen, glaubten wir Frauen es nun genau zu wissen, wie der heilige Ritter Georg ausgesehen, und unser Begleiter, Hr. von L., sagte in gleicher Beziehung: „Der wird noch Papst, denken Sie an mich, dieser Diepenbrock wird noch Papst. Solch einen Priester, solch einen Menschen habe ich noch nie gesehen!“

Doch wir müssen uns beschränken. Diepenbrock lebte in Regensburg ein stiller, beschaulicher Leben, den Studien und der Religion ergeben. Verschiedene wissenschaftliche Arbeiten erschienen von ihm, so eine Uebersetzung des Mystikers Heinrich von Suso und spanische Poesien unter dem Titel „Geistlicher Blumenstrauß“. Trotz seines lebhaften Widerstrebens ward er zum Domherrn, dann auch zum Dombachanten in Regensburg erwählt. Nach Sailer's Tode kamen ihm Anträge aus Breslau, die ihn auf den dortigen fürstbischöflichen Stuhl hinwiesen; mit entschiedenem Nein lehnte er die Anträge ab, bis sich in dem Einflusse des Papstes auf den regensburg'schen Dombachanten ein Mittel fand, ihn zur Annahme des Breslauer Stuhls zu bewegen. Er ward am 8. Juni 1845 im Dom zu Salzburg consecrirt, und am 9. Juli desselben Jahres leistete Melchior von Diepenbrock im Thronsaale zu Berlin in die Hände des Königs den Eid der Treue als Fürstbischof von Breslau. Noch niemals hatte bis dahin im preussischen Staate diese Feierlichkeit in einer solchen Weise stattgefunden, noch niemals hatte Preußen einen katholischen Bischof gehabt, der so weit wie Diepenbrock den Gegensatz überwunden gehabt hätte, der zwischen den scharf protestantischen Ueberlieferungen des Staates und seiner streng monarchischen Ordnung auf der einen Seite und zwischen den katholischen Ansprüchen auf kirchliche Selbstständigkeit bestehen. Es war ein feierlicher und gesegneter Augenblick, als der hohe, alte Mann mit dem kühnen, festen und ehrerbietigen Anstand, dem Ritter St. Georg vergleichbar, als Melchior vor die Stufen des Throns trat, vor dem der König, umgeben von seinen Ministern, stand. Der König wußte bereits, wie hoch Diepenbrock ihn schätzte und liebte, und auch er seinerseits blickte mit starker Erwartung auf den herrlichen Mann. Diepenbrock sprach mit tönender Stimme den Eid und schloß: „Mit Freuden schwöre ich daher, wie vor 31 Jahren als Offizier den preussischen Fahnenweib, so nun als Bischof in das Vaterland zurückkehrend den Unterthanenweib, mit dem vorausgeschickten Herzenwunsche: Gott segne und erhalte Ew. königliche Majestät und das ganze königliche Haus.“ Diese Worte gaben eine höhere Würdigkeit. Das waren gegen sie die gewundenen Versicherungen eines Droske; wie war es möglich, einem Manne, der so gesprochen, nicht volles Vertrauen zu schenken; welch einen Vortheil erfochten die Interessen der katholischen Kirche in Preußen durch diese klügeliche, nicht mißzuverstehende, nicht doppelt zu deutende Rede!

Mit seinem feierlichen Gelöbniß blieb Diepenbrock's gesammte Wirksamkeit in seinem bischöflichen Amte durchaus im

Einflang. Wenig damit dem Concordatsathetismus entsprechend, war er ein erklärter Feind der confessionellen Meinungen, und die Idealität dieses Standpunktes, die scharf abtricht von der scharf bestimmten Haltung, welche in neuerer Zeit von deutschen katholischen Bischöfen beobachtet ist und welche unter anderm dahin geführt hat, daß am Rhein den katholischen Geistlichen geboten ist, soviel wie möglich den Umgang mit den evangelischen Predigern zu meiden, mußte dem Fürstbischof schnell das Herz des ähnlich denkenden und fühlenden Königs zuwenden. Obwol nach Diepenbrock's Tode der ganze Briefwechsel des Königs mit ihm nach Berlin zurückgeschickt werden mußte, so zeigen doch die wenigen noch in Abschriften erhaltenen Reste dieser Briefe von der Intimität des geistigen Verkehrs, der zwischen dem König und dem Bischof statthatte. So schreibt, als Diepenbrock in Sorge vor der ihm zugebachten Erhebung zum Cardinal den König um Vermittelung ersucht hatte, damit der Purpur ihm fern bleibe, der König an diesen: „Ich muß gestehen, daß ich vor Freude über die Coincidenz der päpstlichen Ansichten mit den meinigen alle ihre Tribulationen vergessen habe, zumal ich bald darauf durch Sie erfuhr, daß Sie sich im Gehorsam dem Willen des Heiligen Stuhls gebeugt. Da nunmehr alles in Ordnung ist, so müssen Sie, Eminentissimo Princeps, es schon leiden, daß ich Ew. Eminenz aus dem Grunde meines Herzens meinen freudigen Glückwunsch ausspreche. Er ist wahrhaftig aufrichtig und von echtem Gepräge. Ich wünsche auch der deutschen Kirche Glück zu Ihrer Erhebung und dem Breslauer Stuhl, auf dem seit dem Grafen von Sigmund sein Cardinal gesessen ist. Aber auch mir wünsche ich Glück, theuerster Fürst! daß einer meiner treuesten und liebsten Freunde mit der höchsten Kirchenwürde Roms bekleidet ist und dadurch an Ansehen und Gewicht gewinnen muß. In einer Zeit, wo so viele, vom Parteiwahnsinn verberbt, das Demoliren meines Königshauses als Königstreue ausschreien, kann ich's nur mit herzstärkender Nährung sehen, wie ein Färk der Kirche, zu der ich nicht gehöre, an der Spitze alles Gethen, Treuen, Gewissens steht, welches allein aus dem Vorn des wahren Christenthums fließt. Daher der Werth, den jedes liebe Wort, welches von Ihnen ausgeht, für mich hat; daher die lebhafteste Dankbarkeit, mit der ich solche Worte empfangen und beantworte.“ Es war ein großer Beweis des königlichen Vertrauens zu Diepenbrock, daß ihm im October 1849 die oberste Leitung der katholischen Militärseelsorge übertragen wurde.

Diepenbrock war keiner jener Kirchenfürsten, welche ihrem Berufe dann am meisten zu entsprechen glauben, wenn sie die Polizeimacht des Staates gegen sich in die Schranken rufen und mit Belagerungen und durch Widersprechen sich endlich ein kleines statliches Gefängniß, eine gerichtliche Verfestigung und das übrige Zubehör eines billigen und bequemen Märtyrertums erringen. Er fühlte sich, ein wirklicher Fürst, für die großen Ordnungen der Welt Gott und dem Volke gegenüber schwer verantwortlich, und all sein Thun und Denken entsprach diesem ernststen Bewußtsein seiner obrigkeitlichen, seiner fürstlichen Pflicht. Diese fürstliche Haltung aber entsprang aus der Größe und Weite seines Geistes, der mit einer wahrhaft erquickenden Frische und Natürlichkeit die glücklichste und getreueste Auffassung der Dinge der Außenwelt umfaßte. Niemand war mehr ohne vorgesetzte Meinungen, sein Urtheil war klar und richtete sich niemals auf den einzelnen Punkt, sondern auf das Ganze; der Laune oder gar der Abneigung und dem Haß ließ er dabei niemals einen Einfluß, und ebenso scharf, treu und leidenschaftslos sein Urtheil über andere, ebenso war es auch über ihn selbst. Ehrgeiz konnte bei ihm nicht aufkommen; seine Stufe seiner geistlichen Laufbahnstieg er freiwillig empor; eine Klosterzelle war sein liebster Wunsch, statt dessen er freilich auch oft den Wunsch nach einem stillen Grabe äußerte. Sein Lob war ein Verlust für die Monarchie; eine Säule nicht bloß der Kirche war damit gebrochen und ein Pfeiler versunken, der des Großen, Guten und Schönen viel getragen hatte.

Gilt von der Biographie und dem Biographen auch nicht

hast. Oh
unter
nicht i
ten's i
thum
auf de
mitunt
Mittels
Religi
schon
mit de
von ei
Götze
rührung treten durften.

der als Professor der Ge-
wir übrigens seltsame Be-
heit höchst beifällig darüber
n gewandten Lehrern Stoff
n für die Schüler gegeben
nützlichen vierten Kapitel
r zurückkommen sein wird,
gen lesen, denen der nach-
i dem Kampfe um Bewah-
lichkeit ausgesetzt gewesen,
der Religiosität und Sitt-
n. Bis zum Jahre 1778
Jesuitencolleg zu Amberg;
irkulirt. Ueber die wissen-
Amberg geworden, erfahren
Biograph nicht, von dem
zählen, den der Aufenthalt
größte Richtung Wittmann's
nmen Bruckianen Nieder-
igen Klossius so hingerissen,
um seinem Leibe wehe zu
hohen Grade, und empfing
alle 8 oder 14 Tage die heiligen Sacramente der Buße und des
Altars, daher er leicht allen Versuchungen, welche damals, wie
er selbst klagte, unter seinen Mitschülern auf eine furchterliche
Weise im Schwange waren, so vollständig entging, daß alle
höflichen Reden in ihm weder eine böse Vorstellung erzeugten, noch
ihn auch zum gefährlichen Nachdenken veranlassen konnten."

sah, über den Geist
b Richtung der her-
schen, findet die Blo-
t, daß „Wittmann
ht, nicht selten auf
en Grade des Barba-

Kapitela „Die ersten
it“ an. Wittmann
spriester, war sehr
enten, die viel Hier
s Max Procop von
her unter dem Schef-
er zu setzen sei. Er
alsseminar in Regens-
verschiedene Studien
hr wohlthätig an dem
rapp erheben: Witt-
ter andern auch die
h bemerkt: „In ver-
dessen ganze Richtung
hen zugewendet war,
und abstracten Specu-
latorescentialem Logik,
munkst, einer Meta-
moralischen Religion,
eshalb bethätigt der
riffe nicht lieber gleich
s Verzeichnisses der
n konnte.“ Um den
ffen, was sich ver-
nventual einem hoch-
würde, wird der
hilosophie nicht um
berzutragen, sondern

nur um des wissenschaftlichen Interesses willen studirt und weil
er „einige Vorzüge“ in ihr gefunden. Auch wäre sein Stu-
dium der Kant'schen Philosophie erfolgt „mit Abschneidung der
unchristlichen Zusätze, die ganz unlogisch damit verbunden
werden“. Der würdige Conventual hätte sich die Mühe der
Auseinanderlegung sparen können. Dem Bischof Wittmann ist die

schlecht mit der gezeigten Sittlichkeit des Volks. Von der päd.

Philosophie Kant's Allezeit das mit sieben Siegeln verschlossene Buch geblieben, mag er noch so oft und eifrig die Schriften des Königsberger Professors durchlesen haben.

Satan unternahm inzwischen vergebliche Versuche, Wittmann von der Bildung der Geistesfreiheit zu verdrängen; die Versuche Satans dienten nur dazu, den frommen Mann in seiner Ertüchtung zu befestigen. Wir finden ihn im dritten Theil die Argente des Seminars antreten, und am Schafte des Abschlusses empfängt er sogar die bischöfliche Weihe. Der Abschlussschnitt ist der umfangreichste; er reicht S. 53—199. Nicht „Hauptstücke“ zeigen uns Wittmann als Vorstand des Seminars, als Dompfarrer, als Freund der Schule und der Kinder, als Vater der Armen, Waisen und Kranken, als Beichtvater, Seelenführer und Rathgeber, als Diener und Verkündiger des göttlichen Wortes, als Uebersetzer und Erklärer der Heiligen Schrift und als Domcapitular, d. h. es wird nicht sowohl ein einheitliches und zusammenfassendes Bild von der Thätigkeit und Charaktereigenthümlichkeit Wittmann's entworfen, sondern es werden Einzelschnitten in der Weise lobpreisend an den Fingern eines, zwei, drei, vier hergegriffen, wie etwa ein Koflamm, der dem Kaiser einen Gaul aufhängen will, erstens die Brust, zweitens die Krallen, drittens die Schweifstracht des Gauls u. s. w. aufreißt.

Der vierte Theil beginnt mit Wittmann's Erhebung zur bischöflichen Würde und schließt mit dessen Tod am 8. März 1833: „Sein Tod, herbeigeführt durch Lungenlähmung und Entkräftung, eine Folge der Scirrhus vesicae, fiel nach seinem Wunsch auf einen Freitag. Sollte einiger Aufschluß über die Gestalt und Eigenschaften des Körpers unsers Seligen gewünscht werden, so diene folgende kurze Bemerkung. Wittmann war von mittler Größe, etwas gedrückt, im einsachen, schwarzen Talar, stets gefesselt Hauptes, das dunkle Haar kurz abgeschnitten, die Züge mehr fein als grob, das Auge wie ein durch Wolken bringender Sonnenstrahl, die Stimme gedämpft und leise, die Sprache weder rasch noch lebhaft, die ganze Erscheinung ein Bild tiefer Demuth und Abtödtung, wodurch jede Spur seiner geistigen und tugendlichen (!) Ueberlegenheit fern gehalten wurde.“ Nach Wittmann's Tod starb in Wittmann „ein großer apostolischer Mann, würdig der schönsten Tage des Christenthums, eine köstliche Gabe Gottes in seiner entarteten Zeit, ein weithin leuchtender Stern christlichen und priesterlichen Wandels.“ Wir können unsererseits den Panegyrikus nicht unterschreiben. Um ein Stern christlichen Wandels zu sein und als solcher zu gelten, scheint uns, ist es erforderlich, nicht gegen die Fundamentaltafel der christlichen Lehre zu verstoßen. Ein solcher Fundamentaltafel der christlichen Lehre lautet: seid unterthan der Obrigkeit! Wittmann hat nicht bloß als Bischof, sondern in seiner gesamten amtlichen Thätigkeit in hierarchischer Ueberhebung gegen diesen Fundamentaltafel verstoßen. Die verfassungsmäßigen und gesetzlichen Befehle des bairischen Landtags waren ihm „gottlose und sakrilegische Attentate“, gegen die Anordnungen der Staatsregierung stand er in fast ununterbrochener Opposition, namentlich in der Frage der Mischehen leistete er dem Ministerium, dessen Bahn er als eine abschüssige Brandmarke, den hartnäckigen Widerstand, jeden Augenblick wendete er sich an den päpstlichen Nuntius, ihn aufreizend und anstachelnd, für die Interessen des Ultramontanismus thätig zu sein. Der Conflict mit der Staatsregierung ist das Element, in dem er sich allein wohl zu befinden scheint.

Vermuthlich um sein Urtheil von dem Stern, der in Wittmann erloschen, noch einmal zu illustriren, hängt der Verfasser nach der Beendigung der Biographie dem Buche einen fünften Theil in zehn Kapiteln als „Vervollständigung und Vollenbung des Lebensbildes“ an. Die Aufschriften: „Glaube an Jesus, Vertrauen auf Jesus, Liebe zu Jesus“, „Andachts- und Gebetsgeist“, „Disziplin“, „Keuschheit“, „Ehrfurcht und Ehrerbietung“, „Rückblick auf die Mitternachts“, „Außerordentliche Gaben und Vorfälle“, „Trennung“, „Krankheiten“ und „Aussprüche im Leben“ der Politik, „Freundschaftlicher Briefverkehr“, „De-

muth“, charakteristischer Inhalt. Neben wir ein paar Stellen heraus: „Sein Streben ging ganz dahin, über die Verwendung jeder Stunde Rechenschaft geben zu können. Er schrieb, was vielleicht keiner unter den Heiligen gethan hat, wirklich alle Viertelstunden des Tages und die Weise ihrer Anwendung auf das Papier. Er machte sich dazu ein eigenes Schema. Hatte er eine Viertelstunde ohne Gebet und Thränen vorübergehen lassen, so schrieb er ins Schema: defeci, peridi, peccavi, ambulavi infidelis.“ Von den Wundern und Tauseloblagen in seinem Leben heißt es unter anderm S. 293: „In seinem Almosenmanual heißt man oft die Bemerkung, daß er das Almosen um 20 und 30 Gulden vermehrt gefunden habe, wobei er sich ausdrücklich gegen die Annahme eines Rechnungsfehlers verwahrt. Hiaweilen fügt er bestimmt hinzu, daß es durch ein Wunder geschehen sei. Auch sonst stößt man in seinem Tagebuche auf die Angabe, Gott hat mir durch ein Wunder Almosen geschickt.“ S. 297 findet sich eine ganze Musteranthologie von Tauseloblagen: „Im Jahre 1824 schrieb er wiederholt, daß der Teufel bei der Nacht über ihn Gewalt ausübe. Im Jahre 1815, heißt es, hätte er mich todt geworfen, wenn nicht die Spitze des Steins ganz genau auf das schmale Bein zwischen dem Auge und dem Schloße gefallen wäre. Im Jahre 1822 schlug er ihn abermals auf die rechte Seite des Gesichts so stark, daß die Sympen davon acht Tage lang von den Leuten bemerkt und als Zeichen von Misshandlungen gottloser Menschen angesehen wurden. Noch am 1. Mai 1832 findet sich die Angabe: Gerade bei der Wandlung des Brotes sprang der Teufel auf mich, nahm mir meine Bestimmung und es fehlte wenig, daß ich ohnmächtig wurde. Hierauf bezieht sich auch ein ganz seltener Vorfall, der ihn einmal während seiner heiligen Exercitien in der Kapelle zu Abbach bezeugte. Er fand sich nämlich daselbst auch dann noch alle Jahre ein, als der Eremit Emmeran gestorben war. Einmal an einem sehr warmen Herbsttage betete er einige kanonische Tageszeiten sitzend auf der Stiege, welche vom Hause in die Kapelle hinabführt. Plötzlich wurde er mit Steinen geworfen. Er stand auf und ging in das größere Zimmer hinauf in der Meinung, es könne etwa ein Hirtenmabe durch die offenen Fenster hineingeworfen haben. Allein er fand die Fenster geschlossen und umwerfend, auch niemand von außen. Er begab sich wieder auf die Stiege und fuhr fort zu beten, wurde aber wieder geworfen. Nun stand er auf und durchsuchte das Innere der Kirche, meinten, es habe sich vielleicht jemand darin verborgen. Auch da fand er nichts. Er begab sich wieder an den nämlichen Ort der Stiege zum Gebet, weil er sehr kühl war, aber er wurde zum dritten mal geworfen. Nun erkannte er ein wenig, wollte aber doch wissen, woher das Werfen kommen möge und beschäftigte deshalb die über ihm hängende Weißdecke, glaubend, es mache sich etwa der Anwurf los. Doch auch das war die Ursache nicht. Er fing zum vierten mal an derselben Stelle zu beten an, wurde aber nun mit Sand, Mörtel und kleinen Steinen geworfen. Da sprach er: Wenn dir, o Satan, das Gebet auch misfällt, so werde ich doch nicht davon ablassen, du magst fortan zuwerfen. Augenblicklich hörte die Belästigung auf und kehrte nicht wieder“ u. s. w. Sollte man es für möglich halten? Dergleichen findet sich in dem Buche eines Mannes, der sich und zwar in unsern Tagen, einen Professor der Geschichte nennt! Das weitans widerwärtigste Kapitel ist aber dasjenige, in dem der Verfasser weitausföhrig abhandelt, wie es Wittmann gelungen, seine Keuschheit zu bewahren. Jedes gesunde Gefühl, das sittliche wie das ästhetische, muß sich durch dieses Kapitel verletzt sehen. Man weiß kaum, ist es stumpfe Naivetät, ist es unsaubere Lasterheit, mit der hier Mitternächter auf die unerquicklichsten Details eingeht.

Der umfangreiche Anhang von Beilagen enthält theils Briefe, theils Blumenlesen und Druckstücke aus Uebersetzungen und Bibelerklärungen Wittmann's.

Thaddäus Sen.

Kunst und Leben.

1. Die Kunst und das sächsische Kunstbudget. Eine Warnungsstimme. Dresden, Litz. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Ein Streifzug durch die Bildervwelt. Von H. Dibenberg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1859. 16. 6 Ngr.
3. Bibliothek zum Studium der Weltgeschichte in 100 großen Tafeln. Nach berühmten Kunstwerken alter und neuer Zeit gezeichnet und herausgegeben von Ludwig Weiser. Mit erläuterndem Text von Heinrich Herz. Erste bis vierzehnte Lieferung. Stuttgart, Neffsche. 1855—59. Gr. Folio. Jede Lieferung 24 Ngr.
4. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht, des Baues und Geräths von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Hermann Weiß. Mit zahlreichen Illustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers. Erste bis neunte Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1856—59. Gr. 8. Jede Lieferung 24 Ngr.
5. Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes. Von Wilhelm Weingärtner. Leipzig, L. D. Weigel. 1858. Lex.-8. 1 Tht. 10 Ngr.

Es ist eine eigenthümliche Sache um die Kunstpflege. Mit der Anlegung einer zeitgemäßen Nationalgalerie, von der viele jetzt in Berlin das Heil erwarten, ist es nicht gethan. Dadurch werden noch keine Künstler hervorgezaubert, deren Bilder die Nachwelt für würdig erachtet in Galerien aufbewahrt zu werden, weil sie sowohl durch ästhetische Vollendung als durch die Art und Weise, wie sie das Leben und Bewußtsein ihrer Zeit veranschaulichen, einen bleibenden Werth haben. Solche Werke werden aus innerm Drang des Meisters, sie werden um Gottes willen geschaffen, oder der Geist des Volks ruft sie hervor. So geschah es zu allen guten Zeiten echter Kunstblüte; die Kirche, das Rathhaus, der Fürstensaal, die Stube des Privatmanns war der Ort, für dessen Schmuck das Bild bestimmt war; man wollte keine verwirrende Masse ungleichartiger Dinge nebeneinander, wo ein Eindruck den andern erdrückt, man wollte am einzelnen Werk seine Gemüthserhebung und seine reine Freude haben. Große Galerien sind erst in der Folgezeit, mehr im wissenschaftlichen als im künstlerischen Interesse angelegt worden, schöpferische Geister, poetische Gemüther pflegen sie auch mehr wie ein nothwendiges Uebel, denn wie ein wünschenswerthes Gut anzusehen.

Auch damit ist noch nichts erreicht, daß in Sachsen die Stände eines konstitutionellen Staats den Anfang gemacht haben die Kunst als einer Staatsunterstützung würdig zu erkennen, eine Summe für sie anzusetzen, so anerkennenswerth der Ausspruch des Principis ist, daß die Kunst zu den Factoren des staatlichen Gedeihens gehört, daß sie eine pflegenswerthe Blüte des geistigen Volkslebens ist und zugleich auf die Förderung des Gemeinwohls auch in der materiellen Beziehung auf Handel und Gewerbe einen segensreichen Einfluß übt. Bedenklich war dabei der Umstand, daß man schon nach drei Jahren an den inzwischen mit Hilfe von jährlichen 5000 Thalern vollendeten monumentalen Werken es sich abnehmen wollte, ob der Erfolg das aufgewandte Geld auch lohne und die Fortbewilligung zu rechtfertigen sei. Denn nicht ohne Grund sagt der ungenannte Verfasser des Schriftchens über „Die Kunst und das sächsische Kunstbudget“ (Nr. 1) seiner Abhandlung den Spruch voran: „Gut Ding will Weile haben.“ Monumentale Kunstwerke erfordern nicht bloß Zeit zur Ausführung, sie wollen im Gemüth des Urhebers selbst erst gereift sein. Die eigentliche und eine große Gefahr liegt aber darin, wenn man nun meint, es müßten Vorschläge und Ideen zu monumentalen Kunstwerken und danach diese selbst zu Tage gefördert werden, ohne daß ein Bedürfniß oder eine reale Grundlage für sie vorhanden wäre. So sagt denn auch der Verfasser: „Es muß eine schickliche Gelegenheit erforscht werden, an welche sich die Herstellung eines monumentalen Kunstwerks anknüpfen läßt, weil eben die Mittel zur Förderung der Kunst vorhanden sind, nicht weil von irgendet-

Seite ein ausgesprochener Wunsch den einzuschlagenden Weg zeigt. Also in kurzen Worten: Kunstwerke nicht für das Bedürfniß im besten geistigen Sinne, sondern als Selbstzweck und um der Künstler willen, das wäre das Resultat, welches aus den jahrelangen Petitionen, den aufopfernden Anstrengungen, den mühevollen Vorberathungen hervorgehen sollte! Das wäre das Ziel der geistigen Kämpfe und Hoffnungen der Zukunft; wahrlich ein Preis, der des Erjagens nicht lohnt, und vor dessen blendendem, aber ganz nichtigem Glanze man nicht genug warnen kann.“

Mit Recht hat man erkannt, daß nur die monumentale, die öffentliche, den großen Zwecken und Ideen des gemeinsamen Lebens gewidmete Kunst eine Förderung von Seiten des Staats verdient; das Denkmal aber setzt den Mann, die That, die Sache voraus, zu deren Andenken und Verherrlichung es errichtet wird, und wo diese sich nicht von selbst aufrängen, wo man sie erst suchen, erst durch Preise hervorlocken muß, da unterbleibt es besser. Und darum stimme ich dem Verfasser vollständig bei: „Man verzichte darauf, mit den vom Staate bewilligten Mitteln besondere Kunstunternehmungen zu veranlassen, sondern unterstüge damit diejenigen Behörden, Corporationen und Privaten des Vaterlandes, welche von selbst und mit Ausbietung eigener Kräfte sich zur Stiftung öffentlicher monumentaler Kunstwerke entschlossen haben.“ Dann kann großartig ausgeführt werden, was sonst vielleicht dürftig geblieben wäre, und die Künstler werden sich mit ihren Schöpfungen an den Strom des geistigen Lebens, wie es in kirchlichen und weltlichen Kreisen pulst, freudig anschließen. Es wird von einer Gemeinde eine Kirche gebaut, man gebe ihr den Schmuck der Statuen und Reliefs für das Portal, in ähnlicher Art, wie solcher die Goldene Pforte zu Freiberg ziert, oder gebe ihr Glasgemälde für die Fenster, oder Wandbilder je nach der vorhandenen maßgebenden Räumlichkeit. Man verfähre in gleicher Weise mit den Rathhäusern, mit den Gebäuden des städtischen Verkehrs. In Dresden hat Sempy als Architekt mit den Bildhauern Rietschel und Hänel gar trefflich zusammengewirkt; das Theater, das Kunstmuseum sind Vorbilder geworden. Ja, warum sollte man den Privatmann nicht unterstützen, der sein Haus mit künstlerischem Sinne bauen läßt und die Fassade, durch die es sich öffentlich den Beschauern kund gibt, ganz durch charakteristisches Bildwerk verzieren möchte? Weht man auf solchem Wege voran, dann wird das Leben selbst mehr Vorschläge und Wünsche bringen, als man sofort befriedigen kann, man wird nicht nöthig haben zu abstracten Kunstwerken seine Zuflucht zu nehmen, das Leben wird seine Förderung und Weiße von der Kunst empfangen. Soll ich aber noch einen Mann nennen, dem zunächst seine Vaterstadt Görlitz, dann aber Sachsen, und zwar der Gelernte wie der Bürger, der Denker wie der Handwerker ein Denkmal schuldet, so ist es Jakob Wöhme, einer der wunderbarsten Künstler aller Zeiten, ein Genius, der auf ganz ungeahnte Weise ohne die Vorbedingungen einer besondern Bildung so tiefstimmig und phantastisch und voll so echt sittlichen und religiösen Gehalts dachte und schrieb, daß er noch jetzt trotz phantastischer Auswüchse und mystischer Dunkelheiten ein lichter Stern auch für das Gedankenleben der Gegenwart ist. Und dann Lessing! Warum soll er nicht auch in Rameau oder in Leipzig oder in Dresden eine Bildsäule haben? *)

Daß eine hochgekeimte und sich immer mehr steigende Bilderproduction zu der Signatur der Gegenwart gehöre, daß diese schauere und sich mehr an das Auge als an das Ohr halte, hebt Dibenberg in seinem „Streifzug durch die Bildervwelt“ (Nr. 2) hervor. Er übertreibt etwas, wenn er meint, das Volk, der Soldat hätten ihre Lieder vergessen, kaum daß der Student

*) Für ein in Rameau zu errichtendes, übrigens bescheidenes Lessing-Denkmal fand schon am 22. Januar, dem Geburtstage Lessing's, zu Leipzig eine Gesellschaft und eine Gedächtnissammlung unter den Gästen statt.

die feinen noch unge, aber dafür seien alle diese Lieber illustriert erschienen, die klangvollen Melodien haben sich in Zeichnungen verwandelt, das Bild sei der Paß geworden, der den Büchern den Weg in die Welt bahnt. Schon die Einbände der Bücher seien eine Bildergalerie. Ich glaube, daß das Thatsächliche dieser Behauptungen damit zusammenhängt, daß Deutschland seit einiger Zeit nicht so sehr und ausschließlich das innere Leben, sondern auch das äußere, neben dem Gemüth auch die Welt ins Auge faßt, daß es aus abstracten Ideen und unklaren Gefühlen zu bestimmter und deutlicher Anschauung der Wirklichkeit kommen will, und sich ein zeitliches Vorherrschendes der materiellen Interessen, des Realismus wollen wir nicht schmähen, sobald es nur den Geist nicht leugnet, dem es am Ende doch immer diene. Daß aber die Bilder einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung haben, wer möchte es leugnen? Sie bleiben unverändert dieselben und schauen uns stets wieder von der Wand an, vom Morgen bis Abend, und so prägen sie der Phantasie sich ein, drücken derselben ihren Stempel auf. Darum ist es wichtig, mit welchen Bildern ein Volk seine Umgebung schmückt.

Odenberg wendet sich zunächst zur Schattenseite und richtet gegen sie seine Angriffe. Rohheit, Sünde, Schmeichelei werde durch schlechte Bilder verbreitet. Unzüchtige, schamlose, lästige Bilder sehe man in öffentlichen Lokalen, an Schaufenstern; Tabacksdosen und Pfeifenköpfe seien mit Darstellungen der Unzucht oder doch mit Zweideutigkeiten bezeichnet und beschrieben und böten so den Anlaß für derartige Gespräche, um von den haarsträubenden Schenkslichkeiten zu schweigen, deren geheimen Verkauf die Polizei zu wenig überwache; auch bei dem Fabrizieren der schmachtenden Marien und sentimentalischen Dämonen sehe der Kunstler hinter den Zeichnern und Lachen ins Hässliche. Das scheint der Verfasser wörtlich zu nehmen; denn in der neuen Auflage eines Zauberbuchs, das die Herrschaft über die Geister lehren soll, steht er nicht eine Verirrung der Phantasie, einen Nachhall des mittelalterlichen Aberglaubens, nein, das Werk soll wirklich einen Blick in den Haushalt und das Reich eröffnen, wo nicht das Böse, sondern der Böse sein Wahn treibt, und er eifert gegen die Zauberei, als ob sie kein Wahn, sondern ein wirkliches Vermögen mit Hilfe böllischer Dämonen oder der Naturgeister wäre. Auch angelächelte mancher Erzeugnisse der ultramontanen Presse kann man zu der Meinung kommen, es möchte ein Heranproben nicht ganz außerhalb der Ziele unserer Rücktrittsmänner liegen. Odenberg hält sich sonst von den Extremen frei, er hat Worte anerkennenden Preises für Lessing, Herder, Goethe; um so mehr müssen wir auf die angelegte Verirrung warnend hinweisen. Und gar sehr hat er recht, wenn er auf die bedenkliche Auflösung aufmerksam macht, die dem Familienleben droht, da ein Theil der städtischen Bevölkerung ein wesentliches Stück seines Lebens im Wirthshause zubringt, und wenn er den Mangel an sittlichem Ernst und sittlicher Haltung in so vielen Zeitschriften damit in Zusammenhang setzt, daß dieselben hauptsächlich geschrieben sind, um das Publikum der Restaurationen und Kaffeehäuser flüchtig zu unterhalten. Daher das Streben nach dem Plakanten, und die Kunst, welche die illustrierten Blätter finden, welche „die Welt zum Lummel- und Bummelplatz der müßigen Schaulust“ machen und sich dabei besonders der Caricatur befleißigen. Daß das Hässliche als Folie für die Darstellung des Schönen sein Recht hat, sobald es eben dazu dient das Schöne und Edle in ein helleres Licht zu setzen, das im Humor des Hässlichen ein tiefer Ernst liegt, verkennt auch Odenberg nicht, und weist z. B. auf Wilhelm Kaulbach und Ludwig Richter hin; aber die Witzheferei und die Sucht nach einer bloß negativen und giftigen Kritik, das Kennenlernen der Welt- und Tagesgeschichte aus der Caricatur scheint ihm eine Fälschung des ästhetischen und sittlichen Bewußtseins. Und wahrlich arg genug ist es, wie selbst in die Kinderbücher und in das Kinderspielzeug die Caricatur eingebracht ist, die doch zum Kinderinne gar nicht paßt und, nur verderblich auf ihn wirkt. Daneben sind aber viele religiöse Bilder, wie sie von nord- und süddeutschen Vereinen für In-

tere Mission verbreitet werden, durch ihre Abgeschmacktheit und Grillosität Caricaturen, ohne daß sie es sein wollen, und wir freuen uns, daß der Verfasser sie namhaft macht und an den Pranger stellt. Ihm ist wie uns das Schöne die Gestalt gewordene Wahrheit, in der Kunst sieht er mit uns einen Strahl des ewigen Lichts. „Sind die Kunstgefallen Griechenlands in ihren edelsten Formen etwas anderes als das tastende Suchen nach dem noch nicht geoffenbarten Christusbilde?“ Diese Frage Odenberg's müssen wir aber etwas anders wenden, wenn wir sie bejahen sollen und wenn sie nicht mißverstanden werden soll. Die Griechen wollten allerdings das Göttliche und Ewige in sinnlichen und sichtbaren Formen ausdrücken, und Christus hat das göttliche Ebenbild im Menschen wiederhergestellt; aber jene Formen des Phidias und Praxiteles sind kein tastendes Suchen, sondern eine erreichte Vollendung, die Darstellung der Idee auf dem Standpunkte des Hellenenthums. In der Plastik haben wir das naturwüchsige Gleichgewicht von Geist und Materie, ein Christus aber überwiegt die selbstbewußte Geistigkeit, und das Ideale wird deshalb auch nun nicht mehr durch die volle runde Körperlichkeit wie in der Bildsäule, sondern durch den Schein derselben, durch die lichtgewebte Form derselben im Gemälde, oder durch Ton und Wort dargestellt; das Alterthum hatte für das Haus und die Familie die schönern kleinern Götterfiguren, das Christenthum hat durch den Holzschnitt die heilige Geschichte dem Volk als seine eigene Familiengeschichte verständlich vor Augen gestellt. Und hier gehen wir wieder mit Odenberg Hand in Hand. Er sieht im Holzschnitt einen Vorläufer der Reformation. „Der Holzschnitt“, sagt er, „sollte und wollte den Armen das Evangelium predigen. Seine Striche sind martig wie das Volk selbst; in wenig Worten sagt er viel; er hat in seiner Natur etwas vom Sprichwort; er ist finzig und fimpel zugleich; der gemeine Mann, der selber aus grobem Holz geschnitten, erkennt sich gern in ihm wieder. Der Holzschnitt bürgert sich auch schnell in Haus und Familie ein, Weib, Kind und Gesinde versteht ihn bald, er ist ein lieber und auch ein billiger Gast. Die Reformation hat im Holzschnitt einen treuen Gehülfen gehabt, dem sie viel Dank schuldet. Der Holzschnitt ist gezeichnete und geschnittene Volksmelodie.“ Odenberg reiht daran eine liebevolle und einsichtige Beschreibung der neuern Holzschnittwerke im religiösen Fach, namentlich der Bilderbibel von Schnorr und der vielen vortrefflichen Schöpfungen von Ludwig Richter. Wer möchte nicht einstimmen, wenn er sagt: „Was Luther vom Familienleben predigt, was Paul Gerhardt von ihm gesungen, das hat Richter von ihm gezeichnet.“ Und gern reihen wir daran das Wort über Goethe: „Das deutsche Volkslied feierte in ihm seine zweite Geburt. Der Dichter, der in „Hermann und Dorothea“ das deutsche Haus als den Grundstein und das sichere Fundament des Nationallebens verherrlicht hatte, schlug auch die Leuchtentöne neu an, die schön wie nirgends in der Welt im deutschen Lande erklingen.“ Nur ist nach meiner Ansicht die Richter'sche Illustration von „Hermann und Dorothea“ nicht befriedigend. Das Familienhafte, das deutsch-bürgerliche Element ist da, aber es fehlt das Weltgeschichtliche, es fehlt die epische Größe des Stils, die patriarchalische Würde, der verklärende Hauch der Urzeit, der Goethe's Gestalten umfließt, und der homerische Adel ihrer Form.

Die naturwissenschaftlichen Werke haben durch die Erläuterung des eingedruckten Holzschnitts außerordentlich gewonnen; für das Studium der Kunstgeschichte bezeichnet der Atlas unter dem Titel: „Denkmäler der Kunst“ (Stuttgart 1852—53), eine Epoche, indem durch ihn die Darstellung der Bücher verständlich und die Formunterschiede im Stil der verschiedenen Nationen und Jahrhunderte leicht überschaulich geworden sind. Kunst und Geschichte auf eine neue und erfolgreiche Weise zu verknüpfen, ist der Zweck, den sich L. Weisger mit seinem „Bilderalbum zum Studium der Weltgeschichte“ (Nr. 3) gesetzt hat. Das Werk war auf 100 Blätter berechnet, deren jedes neben mehreren größern Compositionen eine Reihe von Porträts der

hervorragenden Persönlichkeiten enthalten sollte; doch wird die Zahl der Blätter überschritten werden, da schon manche Nummer ihr a- und b erhalten hat. Weiser gibt in scharf und verständnisvoll gezeichneten, leicht mit Schattenstrichen modellirten Umrissen sowohl die Nachbildung von Meisterwerken einer spätern, der neuern Zeit, die sich eine große Begebenheit der Weltgeschichte zum Gegenstande genommen, als es sein Bestreben ist, daß jedes Volk sich möglichst durch die Darstellungen seiner eigenen Künstler, durch seine Denkmale selbst schilbere, und dadurch eine originale Anschauung der Vergangenheit mit möglichster Treue gewonnen werde. Die Erläuterungen von Heinrich Metz führen in den Geist der Compositionen ein und charakterisiren die Helden der Geschichte im Zusammenhang mit den von ihnen überlieferten Bildnissen. Und wie viel lebendiger werden uns die großen Männer der Vorzeit, wenn wir neben der Entfaltung ihres Charakters auch die Züge ihres Angesichts kennen lernen, namentlich wenn es einem wirklichen Meister gelungen ist im Porträt den Einigungs- und Mittelpunkt der im Leben entwickelten geistigen Eigenthümlichkeit zu erfassen und auszudrücken! Ein solches Unternehmen wie das hier besprochene gibt nicht bloß dem Geschichtsfreund ein klareres Bild der menschheitlichen Culturentwicklung und ihrer Träger, sondern auch dem Kunstfreund eine reiche Sammlung berühmter oder anziehender Werke der Plastik und Malerei, sondern es wirkt auch dort auf den künstlerischen, hier auf den historischen Sinn, und für den Geschichtsunterricht der reifen Jugend läßt sich wol kein geeigneteres Mittel denken, sie auf eine nicht phantastische, sondern der Wirklichkeit entsprechende Weise in das Wesen der Vergangenheit zu versetzen, zugleich aber ihren Sinn für das Ideale, ihr Schönheitsgefühl zu wecken und zu nähren und sie mit den hervorragenden Künstlern des Alterthums und der christlichen Welt bekannt zu machen.

Das Werk hält sich nicht streng an die Zeitfolge und läßt Blätter auch außer der Ordnung erscheinen; betrachten wir die bis jetzt vorliegenden Lieferungen. Sie beginnen mit den altägyptischen Geschichten, mit den Bildern der Schöpfung und des Paradieses und reihen daran die weitere Entwicklung Israels; hier sind es Michel Angelo und Rafael, die uns die größten Thatfachen in vollendeten Meisterwerken vor Augen bringen, und mit Recht sind auch die erhabenen Prophetengestalten des ersten herangezogen. Es folgen sieben Tafeln, die Aegypten gewidmet sind, alle den alten Monumenten selbst entnommen, zuerst die Darstellung historischer Ereignisse, dann die Bilder des Lebens und der Kultur, Gottesdienst, Landbau, Gewerbe, Kunst, Lottenbeschattung u. s. w., und wir gewinnen eine Anschauung, wie das merkwürdige Volk sein ganzes Thun und Treiben nach allen Richtungen in Stein gegraben und ausgehöhelt hat, wir lernen zugleich die Auffassungsweise, die Formensprache der Aegyptier kennen und verstehen. Einige andere Blätter geben uns nach den Denkmälern von Ninive und Persien ein ähnliches treues Bild der Assyrier und Perser. Wir kommen nach Griechenland. Compositionen von Flavian, Cornelius, Genelli führen uns ein in die Homerische Welt; daran reihen sich mehr als 100 Darstellungen der hellenischen Mythen nach Reliefs, Vasen und pompejanischen Wandgemälden; wir sehen wie die Griechen in ihrer Heldensage das dichterisch verklärte Abbild des menschlichen Lebens mit künstlerischer Freiheit dargestellt, es entfaltet sich vor uns der Reichthum ihrer Phantasie, der Adel und die Klarheit ihrer Formgebung. Spätere Blätter zeigen uns Statuen und Büsten großer Griechen, unter ihnen Meisterwerke, wie Sophokles und Aeschines, Menander und Polydippos, die zu den Kleinodien der Plastik gehören; dann Alexander der Große, und da begegnen wir dem herrlichen Schlachtmosaik aus Pompeji, und die Kriege seiner Nachfolger, und hier finden wir den sterbenden Hector und jenen Helenen, der das todtte Weib im Arm sich selbst das Schwert in die Brust stößt, die vielbewunderten Reste der pergamenischen Kunstschule. Auf andern Blättern bietet die vollständige Reihe der römischen Kaiserporträts ein besonderes Interesse. Dazwischen

die Darstellung der Thaten bald nach den gleichzeitigen Monumenten, bald nach neuern Künstlern; den Schluß macht ein höchst fein und geistvoll ausgeführter Umriss von Rafael's herrlichem Gemälde der Konstantinschlacht. Die größten italienischen Meister und neben ihnen Cornelius und Overbeck schildern uns die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Jesu; wir vermüssen leider hierbei die ältern Deutschen, einen Dürer und Holbein, und sprechen das dringende Verlangen aus, daß ein Nachtragblatt ihnen gewidmet werde, daß Weiser und Metz überhaupt den Deutschen größere Aufmerksamkeit zuwenden. Vier große Compositionen Rafael's nach seinen Leppichen zeigen die erste Verbreitung des Christenthums, Ananias' Tod, Symas' Erblindung, Paulus und Barnabas zu Ephra, Paulus' Predigt in Athen. Aus dem Cyklus von Cornelius' Entwürfen für das Campo santo in Berlin kann die Ausgießung des Heiligen Geistes, die begeisterte erste Predigt des Evangeliums durch die Jünger eingefügt werden. Ein paar spätere Blätter sind der englischen Geschichte zur Zeit ihrer Revolution gewidmet, neben Porträts von van Dyck sehen wir Darstellungen Cromwell's von West und Paul Delaroché. Nach einigen Jahren wird das Werk vielleicht so unentbehrlich erscheinen wie der Atlas zu Rugler's „Kunstgeschichte“. Dem Thema, das sich als rother Faden durch unsere Betrachtung anscheinend so verschiedener Werke zieht, hat Metz in der Einleitung seine Stimme gelassen, ich meine der Stellung der Kunst zum Leben. Wir lassen ihn reden:

„Es ist ein offenkundiger Mangel unserer heutigen Bildung, daß das Kunstschöne ihr fast nur aus dem Gebiete der Poesie und Musik zum Eigenthum und Genuß wird, daß die Ausbildung des plastischen Gefühls und des Auges für Gestalt und Farbe, der Sinn für die eigentlichen bildenden Künste so sehr dahinten geblieben ist.“ Wiewol ich glaube, daß hier bereits eine Wendung eingetreten, so hat Metz doch ein Recht fortzufahren: „Evidently daher kommt es, daß gar kein gemeinsames Bewußtsein mehr vorhanden zu sein scheint von dem, was schöne Form ist, von dem, was der menschliche Körper, die menschliche Wohnung und selbst das Gotteshaus auszusprechen hat, und was mit wenigen Mitteln die Kunst zur Verschönerung des Lebens darbieten kann. Die Tyrannei der flüchtig wechselnden Mode, die Gedankenlosigkeit elender Nachahmerei, die mechanische Wiederholung alter Formen, deren Inhalt und Geist für immer entflohen ist, die Roheit der modernen Tracht, Wohnung und Vergierung, die vandalische Behandlung alter und neuer Kunstdenkmäler könnte nicht so groß und allgemein sein, wenn die neue Bildung nicht so einseitig auf Poesie und Musik sich beschränkt, sondern auch der bildenden Kunst die Ehre gegeben hätte, die ihr gebührt, und dafür den Genuß und Gewinn hin-nahme, den dieselbe dem ganzen Volksleben geben kann, sobald sie mittels des Handwerks es verschönern darf. Daß die Wiedervermählung der Kunst mit dem Handwerk eine Lösung unserer Zeit geworden ist, das ist ein entschiedener Fortschritt zu dem, was frühere schöne Zeiten bereits besaßen. Damals hat auch das Volk, das im Triumphe ein gelungenes Meisterwerk durch die Straßen tragen konnte, und in seinen Kirchen und Märkten, auf seinen Juntsfahnen und in seiner ganzen Umgebung bis zum Schloß und Klopfer an der Hausthür herab etwas Schönes haben wollte und durfte, aus den großen Werken der Kunst sich Begeisterung und Thatkraft geholt. Der Künstler hat nicht bloß für den Aesthetiker und Gelehrten, denen gut prebigen ist, gewirkt, sondern auch die nicht Eingeweihten auf die großen An-siegen, welche das Herz und die Welt bewegen, hingewiesen; kurz, die bildende Kunst stand inmitten des praktischen, religiösen, sittlichen und nationalen Lebens, übte und stärkte es in tausendfacher Weise.“

„Ist uns je eine schönere und bessere Zukunft beschieden, so kann sie nicht ohne das Element der schönen äußern Erscheinung, der echten Kunst erlöschen. In ihr muß Volk und Jugend wieder erzogen werden. Das kann aber nur geschehen, wenn sie sich nicht bloß mit der Vollenbung oder gar Anbetung der bloßen Form begnügt, sondern die schöne Form zugleich mit

den betrachteten, allgemein verständlichen, herzergriffenden Gesamtbild darstellt. Das Herz glaubt, was das Auge sieht; das Auge sieht sich aber auch nur das zum vollen Umbrachte an, was das Herz in der That erfasst und bewegt, den Geist ergreift und beschwächt. Das sind die großen Thaten und Werke Gottes in der Geschichte; das ist das Werden und Vergehen, der Sturm und Drang der durch Irrthum und Sünde, Noth und Tod, Nothen und Leiden nach Licht und Leben ringenden Menschheit; das sind die bedeutenden Menschen, in denen das Göttliche hier, das Dämonische dort, das menschliche Gute oder Böse schlagend und entscheidend sich darstellt; das sind die Kämpfe und Schicksale des Geistes, der in tausend Umwickelungen und Gestaltungen; auch wo er in seine eigenen Wege dahingegeben erscheint, doch nur die vorgeschriebene Bahn zum göttlichen Ziele durchlaufen muß. Durch sie wird der schlafende und denkende Mensch immer wieder zu den Wächtern der nicht bloß die Politik, sondern auch die Cultur, die Religion und Sitte, die Kunst und Wissenschaft, das öffentliche und häusliche Leben, das kriegerische und friedliche Thun der Völker in ihrer Wechselbeziehung darstellenden Geschichte als zu einer Quelle der Belehrung und Erfrischung, der Demüthigung und Erhebung, der Selbst- und Menschenkenntnis hingezogen. Wenn nun die vom Gegenstande an sich ergriffene Seele denselben eben auch in schöner Form, kraft gelungener künstlerischer Darstellung sich aneignen kann, so hat sie erst ihren rechten und vollständigen Gewinn. Da es einmal gar keinen Inhalt ohne Form gibt, da in der Natur und Geschichte aller Stoff seine bestimmte Gestalt hat und die ganze Schöpfung nur Formung des Schöpfungsausdrucks, ja «leblichste das Ende der Wege Gottes ist», wie ein großer Geist sagte, so prägt sich nur der in voller andrer Form dargestellte Gegenstand fest und hell ein. Aber mit ihm geht dann auch die schöne Form selbst ins Unendliche mit; das gründliche wiederholte Anschauen derselben schärft das Auge, läutert den Geschmack, bildet den jedem Menschen mehr oder weniger theilhaft angeborenen Sinn für die Formschönheit und Formschönheit. Der so gewachte und geübte Sinn schaut und faßt weiterhin seine Umgebung auch wieder ganz anders an; und gestaltet, was zum Verstand oder Bedurf des Lebens gehört, menschen- und gotteswürdiger aus."

Auch die „Gefühlskunde“ (Nr. 4), von G. Weiß, können wir als ein Veranschaulichungsmittel für das Studium der Geschichte bezeichnen. Sie ist keine der Bilderbücher, die man einmal durchblättert und allenfalls für eine Raststunde näher ansieht, sie will nicht bloß dem Künstler nach den Denkmälern der Völker die Mittel an die Hand geben, um bei Gemälden das Leben der Völker treu darzustellen, sondern sie ist zunächst ein vortrefflicher Beitrag zur Culturgeschichte, indem sie die Sitte und Lebensweise der Völker schildert, um daraus ihr Bauwesen, ihre Gewerbe, ihre Tracht als einen Ausdruck ihrer Natur zu entwickeln und im mehr als 2000 Zeichnungen wird das Geschichtliche vor Augen gebracht. Durch umfassende Kenntnis der Dingen, durch Versuche an Modellen ist Weiß in den Stand gesetzt, dem Künstler die Bildwerke zu deuten und ihm die Tracht zu erklären; zugleich führt er uns in das häusliche und öffentliche, kriegerische, friedliche, religiöse Leben der verschiedenen Völker ein, und so gewinnen wir eben die Grundlage für die großen Thaten der Geschichte und das Bild der äußeren Erscheinung und der Umgebung ihrer Helden. Von dem ersten Culturbeginn führt uns Weiß blosig durch Aegypten und Äthen nach Europa, zu Kelten und Germanen, zu Griechen und Römern; die vorchristliche Welt ist bereits dargestellt, Mittelalter und Neuzeit stehen noch bevor. Unter den Künstlern hat das Werk den verdienten Anklang gefunden, da es wirklich ein vorzügliches Bedürfnis befriedigt, aber auch außerdem kann es als eine sehr- und genussreiche Lektüre empfohlen werden.

Zum Schluß betrachten wir die Schrift „Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes“ (Nr. 5), von

W. Weingärtner, zumal er sich auf Seite deren stellt, die in der christlichen Basilika nicht die antike Handels- und Gerichtshalle gleichen Namens sehen wollen, sondern wie Kneuper und Böttgermann in ihr eine freie Schöpfung des christlichen Geistes, hervorgegangen aus christlichen Bedürfnissen, erblicken, und daß Weingärtner einen neuen Aufassungspunkt im Verfallungsstadium der alt-heidnischen Tempel ders gegen eine Schrift von Reichste Kirche sich im Gerichtshallen an ihren Zwecken umschiff von größerem, durch eine halbkreisförmige. Daß sich nun ein großer thebanisch-griechische Cypäli einem hinteren hatten, welche die Säulen über die und so zwischen Licht gewann; dies Anlage für Zweck Handelsverträge bei jene Säle die erworen und daß e stellen. Dem wieteten öffentlichen sumen Gottesdienst

Gebäude sich an die ja auch jenen Sälen ähnliche Basilika anlehnten, indem sie dieselbe nach den Zwecken und Bedürfnissen des Cultus umformten. So scheint uns eine Vereinzigung der streitenden Parteien nicht unmöglich. Und Reimer, welcher dorthin wollte, daß die Welt auf das Christenthum vorbereitet war und daß der christliche Geist in die vorhandene Kultur und in die bereits gefundenen Kunstformen einging, um sie mit seinem Gehalt zu durchdringen, so für sich zu verwerten und umzubilden, wird gewiß nicht leugnen, daß der antike Tempel für einzelne Ausrüstungen der Kirche maßgebend oder veranlassend ward.

Weingärtner hat diese Bezüge sorgfältig gesammelt. Man muß sich dabei erinnern, daß auch das Heidenthum der Griechen und Römer Religion war und daß Christus die aus der menschlichen Natur entwickelte Weise, sich dem Göttlichen zu nähern und zu verstehen, gleich dem Gesetz nicht auflösen, sondern erfüllen wollte. Weingärtner bemerkt wie das Weihwasser des Brunnens der Reinigung im Vorhof der altchristlichen Basilika, das sich im Westen am Eingang der katholischen Kirche erhalten habe, sich schon im Heidenthum habe, wo der den Tempel betretende sich in der Vorhalle aus einem Wasserfessel zum Symbol geistiger Reinigung besprangte. Die Weihgefäße setzen ebenfalls einen heidnischen Brauch fort. Die ewigen Lampen und Ketzen auf dem Hochaltar, die selbstverständlich in dem Beleuchtungsbedürfnis ihren Grund nicht haben, zeigen deutlich genug, daß in ihnen der Glaube des Heidenthums von der symbolischen Bedeutung der Flamme für den Gottesdienst noch fortlebt, wie er aus dem Gebrauch der ewigen Lampe im Tempel der Athene Pollas und des heiligen Feuers in den Tempeln der Vesta, sowie aus den vielen in den Tempeln aufgefundenen eburnen und iberen Lampen und marmornen und erzenen Candelabern ersichtlich ist. Darum effecten auch einige Kirchenväter gegen den Gebrauch der Lächer am christlichen Gotteshaus, gerade wie andere sich heftig gegen die Sitte der Bildsäulen und Gemälde wandten als gegen etwas Heidnisches, das man abzuwerfen mußte, bis sie als etwas Menschliches anerkannt ward, das man beibehalten und für das Christenthum verwerten konnte. Auch der Weihrauch galt der heidnischen Gottesverehrung als

unverleßlich. Ebenso sind die Processionen vorchristlichen Ursprungs. Die Kleidung der Priester des alten Rom nicht weniger als ihre Rangordnung und große Menge lebt in der katholischen Kirche unserer Tage, wenn auch von der Menge angefaßt, fort, und der Krummstab ist nichts anderes als der Stab der Magern, dessen Bestimmungen auch der alte Römer christlichvoll, ohne nach dem Warum zu fragen, gehorchen mußte. Der Thronhimmel aber, unter dem geborgen der Priester mit dem Fleisch und Blut Christi dahinschreitet, wählte sich als aedoulus auch aber dem Haupte der heidnischen Gottheiten, gerade wie er unbeweglich als Baldachin oder Ciborium in der altchristlichen Kirche beständig den Altar und mit ihm den Leib Christi selbst den Schreinen der Märtyrer überdeckte."

Wir verbanen der Schrift Weingartner's die Hinweisung auf die sogenannten oeci, die Versammlungsorte in den größten Wohnhäusern, als die ersten Stätten des Gottesdienstes der christlichen Gemeinde, sobald die nähere Ordrierung, wie die Kirche nicht aus einem Kaufhaus hervorging, sondern an den antiken Tempel sich angeschlossen. Dabei aber bleibt doch die Klarheit bestehen, daß gerade jene Kauf- und Gerichtshallen die besten geschlossenen Räume für größere Versammlungen abgaben, und darum auch sie selbst oder ihre Grundformen für die Kirchen benutzt wurden, die daher in aller Zeit mit ihnen den gemeinsten Namen Basilika, die königliche Halle, führten.

Moritz Carrière.

Die Streitfrage wegen der preussischen Dramenprämie.

Ueber die auf Veranlassung der Schiller'schen Säcularfeier vom Prinz-Regenten von Preußen ins Leben gerufene Stiftung, wonach die im jeweiligen Zeitraume dreier Jahre erschienene und von einem ästhetischen Gericht anerkannte beste dramatische Schöpfung mit einem Preise von 1000 Thalern gekrönt werden soll, hat sich in den Journalen eine Discussion entzogen. Gutzkow rügte es in dem „Unterhaltungen am hässlichen Herd“, daß jeder dramatische Dichter wider sein Willen genöthigt würde, an dieser Concurrenz theilzunehmen, was eine tiefe Verstimmung unter den Dramatikern hervorrufen müsse. Somit sei die Stiftung aus einer „erschreckenden Unkenntnis des hiesigen Waltens der Dichterschele“ hervorgegangen. Zur Vertheidigung der Stiftung traten die Wiener „Recessionen“, das „Deutsche Theaterarchiv“, die „Montagspost“ u. s. w. auf, und in letzterer bemerkte G. Rosal in seiner scharf geistreichen Weise: „Zunächst müssen wir schäme dem bekennen, daß wir aus das hiesige Waltens der Dichterschele ganz anders vorgefaßt haben. Wir glaubten, daß der Dichter nicht allein durch eine tiefe innere Nothwendigkeit zur Schöpfung eines bestimmten Werks angetrieben werde, sondern auch alle anderweitigen Hindernisse vermöge dieser zwingenden Macht überwinde. Wir haben uns den Dichter als einen Gläubigen seines Genius vorgefaßt, als einen Mann, der die höchste Seligkeit in der Ausübung seiner Kunst empfindet, seine Werke auch gar nicht des irdischen Gewinns, sondern des Selbstgenusses wegen in die Welt hinausschickt. Wie schmerzlich sehen wir uns enttäuscht. Der Dichter besitz keine so ausgezeichneten Eigenschaften, er lebt in den ganz gewöhnlichen Ansichten der Fabrikanten und Handwerker. Sie schlagen neben vielen andern ihren Laden in einer Straße auf, stellen ihre Waaren an die Schaufenster und lassen auf Absatz. Ihre Fabrikate sind gut, allein das Glück unterläßt sie nicht. Mit stiller Wuth bemerken sie, daß ihr Nachbar mehr Zulauf hat, daß ihm häufigere Bestellungen zugehen, daß ihm endlich die Regierung eine Medaille für seine industrielle Thätigkeit zuerkennen läßt. Man machen die andern grimmig ihre Läden zu, und — legen sich auf andere Zweige der Fabrication."

Gutzkow hat sich in diesem Falle vielleicht nicht ganz glücklich ausgedrückt; aber laßt uns Schriftsteller doch nicht die Arguere Rolle spielen, die einander auf den Straßen nicht begegnen konnten, ohne einander ins Gesicht zu lachen; laßt uns doch nicht so thun,

daß ausschließlich des Selbstgenusses wegen dichten und auch als ob der äußere Erfolg uns gar nichts werth sei, er war besamlich ein sehr guter Rechner, und selbst und Goethe suchten aus ihren Schöpfungen die möglichen Honorare herauszuschlagen. Der Dichter schätzte sich und allein des „Selbstgenusses“ wegen; dies wäre rechte Egoismus; er will auch auf andere veredelnd und wirken, und am in seinem Schaffen nicht zu ermatten, bedarf er des sichtbaren Erfolgs, der Aufmunterung, der Anerkennung. Eine Reihe von Demüthigungen und Zurücksetzungen ist allerdings im Stande, seinen Begierde Flügel abzumachen. Schiller betrachtete den Erfolg seines „Don Carlos“, weil er nicht gleich überall wie seine Erstlingswerke durchschlug, als einen Misserfolg und es vergingen etwa zehn Jahre, ehe er wieder mit einer großen dramatischen Schöpfung, und zwar seiner größten, dem „Wallenstein“, auftrat. Wäre Beethoven's „Fidelio“ schon bei des Componisten Schreien so verstanden und gewürdigt worden, hätten die Aufführungen desselben damals schon den gleichen Erfolg abgeworfen, wie nach des Meisters Tode, so würden wir wahrscheinlich noch eine oder einige Opernschöpfungen mehr von ihm besitzen.

Gleichwohl ist die von Gutzkow bekämpfte Stiftung des Prinz-Regenten doch dazu bestimmt, alle drei Jahre wenigstens einem dramatischen Talent durch eine sehr reichliche Spende Aufmunterung und Belohnung zu gewähren, und auch dies ist schon etwas; auch können wir ganz mit Gottschall überein, wenn dieser in den „Recessionen“ bemerkt, daß es keineswegs gleichgültig sei, „wie der Staat sich zur dramatischen Literatur verhält, ob er in ihr nur eine Aus schmückung politisch erlaubter Nebensünden erblickt, oder eine Culturmacht, mit deren Förderung er die Vollendung seiner eigenen Kräfte fördert“.

Außerdem werden die nicht gekrönten dramatischen Dichter, auch abgesehen von ihrer großen Zahl, genug Trostgründe für sich geltend machen können. Denn ein absolut Höchstes kann es in der modernen dramatischen Literatur gar nicht geben. Originalität, Kamath, Kraft, Naturwahrheit, Erhabenheit, poetische Gemüthsfälle, Gedankenreichthum, Schwung und zugleich Schöpfung und Einfachheit der Diction, Phantasie, Verstand, Geist, Humor, Aufführbarkeit und fernliche Wirksamkeit, wo fände sich das alles in einem modernen Drama beisammen? Es gibt Stücke in gebundener und Stücke in ungebundener Rede; es gibt Lustspiele, Schauspiele und Trauerspiele; es gibt mythologische, philosophische, historische und sociale Dramen; die einen behandeln Stoffe aus der antiken Welt, die andern historische Stoffe aus dem Mittelalter oder aus der neuern Geschichte oder Konflikte aus der modernen bürgerlichen Welt, und jeder dieser verschiedenen Stoffe macht auch eine ganz andere Schreib- Auffassungs- und Behandlungsmethode nöthig. Das Preisgericht — und woran seine Mitglieder die lebenden Weisen Griechenlands in Person und ihre Gemahlinnen lauter Kopisten und ihre Rathgeberinnen lauter Uebersetzer waren — kann schon aus den angegebenen Gründen unmöglich ein vollständiges Urtheil darüber abgeben, welches von diesen Dramen des Preises absolut würdig sei. Angenommen, Lessing's „Rathen der Weisen“, Goethe's „Egmont“ und Schiller's „Don Carlos“ wären gleichzeitig geschrieben worden und dem Urtheile eines damals bestehenden Preisgerichts verfallen, so würde letzteres sicherlich in die größte Verlegenheit gerathen sein, unter diesen drei Dramen dasjenige zu wählen, welches den absolut höchsten Preis verdiente.

Nun vergesse nicht, daß in der neunundachtzigsten und einundneunzigsten Olympiade nicht Kriophanes mit seinen „Dionysien“ und seiner „Erene“, sondern Ameiphas und Apollis die ersten Preise erhielten. Dennoch weiß man nichts mehr von Ameiphas' „Romanen“ (oder „Nachschweifern“) und von Apollis' „Kolakes“ (oder „Schwarzen“) während die zurückgelassenen Lußspiele des Kriophanes noch heutzutage gelesen und bewundert werden.

Bekannt ist übrigens der inzwischen erfolgte Rücktritt Friedrich von Kummer's aus der betreffenden, vom Herrn von

Dehmann-Hollweg elagierten Commission wird auch bei andern zu Preisrichtern anwesenden Gelehrten sollen sich Einwände und Scrupel mancherlei Art geltend gemacht und in den maßgebenden Kreisen sich bereits die Absicht ausgesprochen haben, „die ganze Maßregel, wenn nicht zurückzunehmen, doch dahin zu beschränken, daß die Prüfung sich nur auf diejenigen Autoren erstreckt, die sich bei der Lösung eines erst von der Berliner Akademie zu gebenden »Themas« ausdrücklich um einen Preis beworben haben“. Damit würde die Maßregel freilich sehr verästelt und auf die Form und die Bedingungen jener akademischen Preisausschreibungen, wie sie im Fache der bildenden Künste nicht selten stattfinden, reducirt sein; aber man weiß, daß diese Art von Preisausschreibungen erfahrungsgemäß so manche Vorurtheile gegen sich hat.

Vielleicht würde es, unserer „unvorgreiflichen“ Ansicht nach, das Einfachste und Zweckmäßigste sein, wenn man den Intendanten der Hofbühnen einen gewissen Fonds zur Verfügung stellte, um daraus denjenigen dramatischen Autoren kleinere Unterstüßungen und Entschädigungen, gewissermaßen Schmerzensgelder zu gewähren, in deren sonst nicht zur Aufführung geeigneten Stücken ein ganz besonders hervortretendes, auch für die Bühne häufig einmal vielleicht zu verwerthendes dramatisches Talent erkannt würde. Die Einführung dieser Art von Subventionen dürfte gerade jetzt um so angemessener erscheinen, da die dramatischen Dichter, wenn sie wünschen, daß ihre eingesandten Stücke überhaupt nur gelesen werden sollen, heutzutage fast genöthigt sind, sie als Bühnenmanuscript drucken zu lassen, die Ausfertigung aber auf einen künstig das Manuscript verlegenden und honorirenden Buchhändler bei nicht aufgeführten Stücken nur höchst gering ist.

Man wird zwar auch in diesem Vorschlage wie gewöhnlich nur einen Vorschlag zur Beförderung der Mittelmäßigkeit erblicken wollen, aber diese gebehrt so wie so, und sie gebehrt gerade bei der Lantime; denn die speculirende Mittelmäßigkeit versteht sich am besten auf Fabricate, welche der Mittelmäßigkeit am meisten zusagen; ihre Waare wird also die vom vulgären Theaterpublikum gesuchteste sein. Wir haben bei unserm Vorschlage vielmehr nur die Förderung des wirklichen Talents und zugleich den Vortheil der Bühne selbst vor Augen, indem dieselbe sich durch solche Subventionen, die gegen den übrigen Bühnenaufwand kaum in Betracht kommen würden, wahrscheinlich manches Talent erhalten und zuziehen könnte, das später vielleicht durch eintägliche Bühnenerzeugnisse diese Ausgabe reichlich vergütet, ohne Subventionen aber der Bühnenproduction nothwendig entgehen müßte, weil es sich nicht in der Lage befindet, fortbauern Opfer an Geld und Zeit zu bringen. Wir möchten mit Gewißheit behaupten, daß schon manches dramatische Talent aus Mangel an rechtzeitiger Unterstützung der Bühne verloren gegangen ist. Der Einfluß eines dramatischen Dichters ist heutzutage vielleicht durchgreifender, jedenfalls aber ausgebreiteter als der eines Geisteslichen; wenn man nun Stipendien für Studierende der Theologie hat, warum sollte man nicht ebenso gut Stipendien für Studierende der Bühnendichtung haben? Oder will man etwa behaupten, daß diese theologischen Stipendien nur solchen Jünglingen zugute kommen, die in Bezug auf geistige Fähigkeiten und sittliche Eigenschaften mit Theologen wie etwa Herder und Schleiermacher auf gleicher Linie stehen? A. M.

Notizen.

Leipzig und die deutschen Dichter.

Haddas von bemerkte in seiner Skizze „Ein Kampf um Dufcha und Geltung“ (vgl. dessen Skizzenammlung „Der Kunstwart“): „Die Universität Leipzig hat in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einmal eine Ehre gehabt, wie sie Niwoanders selten widerfährt: im Jahre 1765 wurde Wolfgang Goethe und im Jahre 1781 Friedrich Richter in das Album der leipziger Hochschule immatriculirt. Ein weiteres Verdienst hat sich 1860. a.

allerdings Leipzig wider um Goethe'seich um Jean Paul erworben.“ Schiller erscheint es allerdings, daß zwar die meisten unserer großen Dichter in Leipzig einmal Station gemacht haben, daß sie der Stadt überhaupt auch sehr viele wohlthätige Anregungen und Impulse verdanken, daß aber Leipzig, welches doch der schriftstellerischen Thätigkeit im all gemeinen so viel von seinem Rufe und selbst von seiner materiellen Wohlfahrt verdankt, sie nicht schätzbar zu vermagte. Schiller rückte sich sehr bald aus Leipzig auf's Band und von hier nach Dresden. Der Appellationsrath Körner war noch allerdings ein geborner Leipziger, aber er selbst schrieb einmal an Schiller: „Die leipziger Menschen bezaugen mir nicht. Es ist so viel Klüßiges bei ihnen, literarisches Mädel, Kleinlichkeit und Mangel an echter Begeisterung und hervorbringer Kraft. Wissenschaft und Kunst wird fast nur sachtmäßig betrieben.“ Freilich hat Leipzig den Ruhm, dem Dichter der „Zurück von Orleans“ nach der Aufführung dieser Tragödie einen Act öffentlicher Huldigung dargebracht zu haben, von dem in allen Biographien des Dichters viel Lärm gemacht wird. Indes haben solche Huldigungen, bei denen auch wol die Regierde eine Rolle spielt, sehr an Werth verloren, seitdem renommirten Schauspielern, Sängerinnen und Dichtern dieselbe Ehre in noch größerm Maßstabe wiederholt zu Theil geworden ist. Die Dankbarkeit für diese hat man sich sogar mitunter nicht unbeträchtliche Geldopfer kosten lassen. Dagegen ist es nicht bekannt geworden, daß man in Leipzig eine Subscription eröffnet hätte, um den kränklichen Dichter, dem man ja sein Leben auf dem blaffen Westliche anfang, in Stand zu setzen, eine längere Erholungsreise zu machen. Vielleicht wäre ihm sogar ein silberner Ehrenbecher oder sonst ein in der Familie zu verwandtes werthvolles Denkmal der Liebe und Verehrung willkommener gewesen als diese Ovation, an der auch „Gewatter Schneiders und Handschuhmacher“ theilnahm, eine Menschengattung, aber welche Schiller seine eigenen Gedanken hatte.

Wir erinnern hier auch an Karl Heinrich Heydenreich, der allerdings kein Schiller aber doch für Philosophie, Aesthetik und Poetik hoch begabt war, auch eine freilich nicht sehr einträgliche Professur an der leipziger Universität bekleidete. Schulden vertrieben ihn aus Leipzig. „Ein leipziger Buchhändler“, erzählt Jöbrens, „machte seine Forderungen an ihn auf zu hien fernde Arbeiten innerhalb einer bestimmten und schon abgekauften Frist geltend, welche auf Wechselrecht gestellt waren. Heydenreich erhielt also Wechselarrest“ u. s. w. Kurz, „er konnte sich in einer Stadt, wo er so empfindliche Demuthigungen erfahren hatte, nicht aushalten, nicht zufrieden mit seinem Zustande fühlen“. Er zog sich nach Burgwerben bei Weissenfels zurück, wo er am 26. April 1801, erst 37 Jahre alt, am Nervenschlage starb. Wir wollen Heydenreich's Lebenswandel nicht als Muster aufstellen; er hatte sich in einer Krankheit an das Opium gewöhnt, setzte in gefunden Tagen den Gebrauch desselben fort und nahm zuletzt seine Zuflucht zum Branntwein, was aber wegen seiner sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften und ausgezeichneten Talente so geschäzt, daß sein Leidenabgang, zu welchem die Bewohner von Weissenfels in ganzen Tagen herbeiströmten, in feierlichster Weise stattfand. Der Schlüssel zu seinem Schicksal wird uns in den Worten geboten: „Er wurde in eine Menge Gesellschaften verschoben, die ihn zu einem Aufwande verleiteten, welchen er nicht bestreiten konnte.“ Wir erwähnen dies, weil wir uns getrauen, mehr als ein Dutzend zum Theil ziemlich renommirter Dichter, Schriftsteller und Journalisten zu nennen, die aus derselben Ursache in Leipzig untergegangen sind und von derselben Gesellschaft, die sie früher gesucht hatte, schließlich ausgestoßen wurden.

Wir glauben, daß ein Autor, der nur von seiner Feder lebt, am besten thut, sich von diesen verführerischen, geistverzehrenden Geld und Zeit kostenden Gesellschaften möglichst fern zu halten. Die meisten Menschen glauben, Niemand habe so viel Zeit übrig als ein Schriftsteller; er sei gänzlich unabhängig von äußern Einflüssen, von drückenden Sorgen, von Hunger und

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Aesthetik.

Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst.

Moritz Carriere.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Erster Theil. Die Schönheit. Die Welt. Die Phantasie.

Zweiter Theil. Die bildende Kunst. Die Musik. Die Poesie.

Dieses neue Werk des bekannten Schriftstellers bietet ein vollständiges System der Aesthetik. Aufseitig entwickelt es die Idee des Schönen, wobei das Erhabene und Anmuthige, das Tragische, Komische, Humoristische näher bestimmt werden; es betrachtet das Schöne in der Natur und in der Geschichte, und erörtert das künstlerische Schaffen. Der zweite Theil ist den einzelnen Künsten gewidmet. Ihre Werke werden von den größten Meisterwerken abgeleitet oder an ihnen geprüft, so daß diese selbst eine anschauliche und liebevolle Schilderung finden. Der Verfasser geht nicht von den Voraussetzungen einer Schule, sondern von den Thatfachen der Wirklichkeit aus, und steigt von ihnen zur Erkenntnis der Principien auf, durch die sie erklärt und begründet werden.

Das Werk enthält die bleibende Ertragschenschaft der seitherigen ästhetischen und kunstgeschichtlichen Forschung; es wird dem Philosophen wie dem bildenden Künstler, dem Musiker und Dichter Neues und Eigenthümliches bringen, aber auch jedem Gebildeten durch seine klare Darstellung zugänglich und für das Verständnis wie für den Genuß des Schönen förderlich sein.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit 10 Ngr.

Der Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser versucht in diesem Werke, aus der Natur zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen, die von Wilhelm Grimm u. a. erbeutet haben, für die Poetik fruchtbar zu machen. Charakteristiken beigefügt und die drei Beilagen betreffen das Epos, die Lyrik zu einem planvollen Ganzen abzurufen. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Garne, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu gestalten in gefälliger Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk sehr werthvoll macht.

Das Wesen i
literarischer

Der als phi
bierte der deutsch
und so das, was
machen. Das G
(Goethe) und dar
nicht's vor ande
ten weiß, daß d
dem größern Pub

Religiöse Leben und Betrachtungen für das deutsche Volk. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die
), de
leri
erst
ele
ntsch
n zu
rschienen Schrift, zuerst statt des Namens des Verfassers die Bezeichnung „von einem
darzuthun, daß aus den Beobachtungen der Natur und dem Studium der
gottfreundende, sondern eine gottfreundige Weltanschauung hervorgega
m heißt es: „Man wird nicht Unrecht behalten, wenn man diese treffliche Schrift
m zu finden verdient, mit Schleiermachers „Leben über die Religion“ und
parallelisiert und ihr, wie diesen ihren Vorgängern, einen heilsamen Einfluß auf die
an sie sagt wie in einem Spiegel mit Geist und Kraft die Ergebnisse der bisherigen
zusammen, und was sich im Gebiete des Gedankens, der Naturforschung, der Geschichtskenntnis,
er Kirche zu wahren Gottesdienste herausgestellt hat, zeigt sie als ein Gegenstück gegen den Nihilismus
aus der Lehre eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet hat.“

In der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gräse, Dr. J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Viertes Band: die sämtlichen Register enthaltend. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Minckwitz, Dr. Joh., Der illustrierte neuhochdeutsche Parnass. Eine Grundlage zum besseren Verständnisses unserer Literaturgeschichte in Biographien, Charakteristiken und Beispielen unserer vorzüglichsten Dichter. Erste Lieferung. Gr. 8. Brosch. 6 Ngr.

Das Werk erscheint in 8 Lieferungen binnen sechs Monaten. — Prospect gratis.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte des Rothburger Einsiedlers.

Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Miniatur Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Führer für Reisende auf der Eisenbahn

von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.

Mit einer Spezialkarte der Umgegend von Frankfurt a. M.

Preis 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edmund Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 5. —

2. Februar 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Revue der Festreden und Festschriften zu Schiller's Säcularfeier. Von Hermann Marggraf. Erster Artikel. — Der Kanzler Krell. Von Karl Stummer. — Reubell; Ein Glückskind. — Notizen. (Pädagogisches.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue der Festreden und Festschriften zu Schiller's Säcularfeier.

Erster Artikel.

Theils gleichzeitig mit, theils unmittelbar nach den geräuschvollen Tagen der Jubelfeier Schiller's besprochen wir in zwei Artikeln (Nr. 46, 51 und 52 f. 1859) einige Erscheinungen aus der gewaltigen Masse von Literatur, wodurch auch die literarische Betriebsamkeit sich an der Feier betheiligte. Wir lassen hier unter obiger Ueberschrift einen weiteren Artikel folgen, in welchem wir uns zunächst mit einigen hervorragenden Gaben der Redekunst beschäftigen wollen, die zur Verherrlichung der Feier und zur Charakterisirung des Gefeierten dienen und seitdem in der Form von Druckschriften aus Licht getreten sind. Wenn in diesen Festreden begreiflicherweise auch nicht allzu viel Originelles geboten wird noch geboten werden kann und bloße Phrasen und Wiederholungen mancherlei Art unvermeidlich sind, so ist es doch für die Versatilität des deutschen Geistes in allen literarischen Angelegenheiten ebenso bezeichnend als rühmlich, daß dem alten Schiller-Thema überhaupt noch so viele Variationen und verschiedenartige philosophische, ästhetische, politische, socialpolitische, religiöse und humanitäre Standpunkte abgewonnen werden konnten, so daß bei dem Durchlesen dieser Festreden doch kein eigentlicher Ueberdruß an der Sache selbst eintritt und schlimmstenfalls doch wenigstens die in diesen Reden hervortretende Individualität des Verfassers den Geist lebhaft beschäftigt. Hierzu kommt, daß die Namen der Festredner zum Theil zu den geachtetsten in Deutschland gehören und daß sie bei dieser Gelegenheit sich bestreben, etwas wirklich Gutes zu sagen und in Inhalt und Form möglichst einander zu überbieten. Diese Reden selbst beweisen zum guten Theil, daß die geistige Entwicklung in Deutschland seit Schiller keineswegs stehen geblieben und müßig gewesen ist, daß die geistige Bildung der deutschen Nation nicht,

wie viele zu glauben scheinen, sich erschöpft hat, sondern noch im vollen Gange begriffen, wenn auch infolge der langen Wanderung etwas erschaufrt und schweißtriefend ist. Wir sind überzeugt, daß, wenn zu Schiller's Lebzeiten Anlaß gewesen wäre, das Säculargedenken eines Dichters in gleicher Weise zu feiern, nicht so viel Bedeutendes von so vielen bedeutenden Männern hätte gesagt werden können, als dies bei Schiller's Säcularfeier wirklich der Fall gewesen ist.

Wir wenden uns zuvörderst zu derjenigen Rede, welche, wie der inzwischen nöthig gewordene zweite Abdruck zu beweisen scheint, die meiste Aufmerksamkeit erregt hat; wir meinen Jakob Grimm's „Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften“ (Berlin, Dümmler, 1859). Diese Rede enthält sicherlich viel Schönes und bietet auch manche neue Gesichtspunkte, namentlich da, wo Grimm das specielle Gebiet, auf dem er unbestritten erster Meister ist, das der Sprache, berührt und Geheimnisse und Räthsel des sprachlichen Ausdrucks deutet oder entseigt. Anderes freilich würde, von einem andern Manne gesprochen, keinerlei Eindruck gemacht haben. Das ist eben das Vorrecht, welches eine Autorität, wie Grimm, genießt, daß ihre Aussprüche schwer ins Gewicht fallen, womit sich freilich auch der Uebelstand verbinden kann, daß mitunter auch schlechte, einseitige und falsche Aussprüche Allgemeingültigkeit erhalten, weil sie aus solchem Munde kommen. Eine Autorität ersten Ranges wie Jakob Grimm gleicht einem vornehmen Kaufmann, der bei jedermann so großes Ansehen und Vertrauen genießt, daß man die Waaren von ihm ohne Unterschied als echte und preiswürdige in Empfang nimmt und ihn zu beleidigen glauben würde, wenn man untersuchen und näher zusehen wollte, ob sich nicht durch Zufall auch einmal eine falsche und nicht preiswürdige darunter verloren haben könnte.

Eine der schönsten Betrachtungen Grimm's ist die über die hehre Bedeutung der Poesie; sie lautet:

Wer die Geschichte durchforscht, muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechts, ja als wesentlichsten Erforderniß für dessen Aufschwung anerkennen. Denn wenn jedes Volkes eigenthümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten Kennzeichen sich darthun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachstums und Gedeihens auf. Poesie ist das, wodurch uns unsere Sprache nicht nur lieb und theuer, sondern woran sie uns auch fein und zart wird, ein sich auf sie niederstehender geistiger Duft. Eines Volkes Sprache, welchem keine Dichter außerstanden sind, ~~starrt~~ ^{starrt} und beginnt allmählich zu welken, wie das Volk selbst, dem solche Begeisterung nicht zu Theil ward, zurückgesetzt und ohnmächtig erscheint gegenüber den andern sich daran erfreuenden. Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volkes, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfließt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschauen wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unsern Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einem des Lebens Geheimnisse aufbrechenden Schlüssel gereicht hat u. s. w.

Wir möchten aber noch weiter gehen und sagen, daß nicht bloß ein solches Volk allmählich welke, dem überhaupt keine Dichter außerstanden sind, sondern auch jedes Volk von dem Augenblick an, wo ihm keine Dichter mehr auferstehen, wie reich auch seine Vergangenheit an Poeten sein möge. Denn wie sehr auch ein Dichter die übrige Nation überragen möge, so wird es doch immer gewisser nationaler Säfte bedürfen, um ihn zu erzeugen und zu reifen; er muß gewissermaßen von dem heiligen Geist der Nation befruchtet und angeweht sein; und ebenso wie es auf eine in der Nation reichlich vorhandene Fülle gesunden geistigen Lebens schließen läßt, wenn in einem gewissen Augenblicke aus ihrem Schoße eine Anzahl bedeutender kulturhistorisch wichtiger Dichter hervorgeht, ebenso wird in Zeiten, wo dies nicht der Fall ist, darauf geschlossen werden müssen, daß in ihrem geistigen Organismus irgendwas krank und faul sei. In solchen dichterlosen Zeiten wird uns eine Nation immer den Eindruck einer gewissen Verkümmern, eines freudelosen, der eigentlichen Blume entbehrenden Daseins machen, möge sie auch auf andern Gebieten noch so rührig sein. Was ein großer Dichter für eine Nation werth ist, beweist z. B. Camoëns, der fast allein den Namen der Portugiesen als einer geistig schaffungsfähigen Nation im Gedächtniß der Menschen aufrecht erhält. Man mag Reiche erobern, aber man verliert sie auch wieder; nur die Werke der Dichter, die zugleich Denker, und der Denker, die zugleich Dichter sind, bleiben als Nationaldenkmale; selbst die Hervorbringungen der reinen Wissenschaft reichen an Dauerhaftigkeit nicht an sie, weil es bei diesen stets nur auf Resultate ankommt, die von spätern Forschungen aufgesogen, überholt und der Vergessenheit überliefert werden. Es ist auf diesen Punkt immer wieder zurückzukommen, weil man in Deutschland wol die Fortentwickelungsfähigkeit der Wissenschaft, aber nicht die der Poesie anerkennt und mit Goethe und Schiller die deutsche Dichtkunst gern für abgeschlossen und somit auch das deutsche Gemüth und die deutsche Bildungskraft für abgefordert

erklären möchte. Wie viel Primaner und Secundaner sind nicht hierüber vollständig im Reinen, selbst diejenigen, die im stillen doch vielleicht die Ueberzeugung hegen, die erledigten Throne Goethe's und Schiller's einnehmen zu können, wenn sie nur wollten! Mit solchen absprechenden Urtheilen über das Dichtungsvermögen der Gegenwart und Zukunft glaubt man höchstens die mitlebenden Dichter ihre Erbärmlichkeit fühlen zu lassen, und man beleidigt damit dem Wesen nach doch nur die Nation selbst.

Mit Recht bemerkt Jakob Grimm, daß „aller Nachdruck im heimischen Grund und Boden ruht“, und er macht davon die Anwendung auf Schiller selbst, indem er sagt:

Man kann nur sagen, daß Schiller im „Wallenstein“, zumal dem „Lager“, hernach im „Zelt“ die höchsten Ziele erreichte und wahre Befriedigung zu Wege bringt; nicht ganz gleich stehen ihnen „Maria Stuart“, die „Jungfrau“ und die „Geindlichen Brüder“, zum Theil aus Gründen, die hier unauferlegt bleiben müssen; es ist kein Zufall, daß auch ohne es zu wissen, noch darauf auszugehen, die einheimischen Stoffe ihm allermeist, minder die aus fremder Geschichte entlehnten gelangen. Für Komödie zeigte er weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter. Was aus seinen unvollendet hinterlassenen, fast nur entworfenen Stücken, dem „Demetrius“, „Warbeck“ und den „Rathsefern“ geworden wäre, steht hier kaum zu ermessen; nach dem eben vom deutschen Stoffe Gesagten, nach der Langsamkeit, womit er über diesen Entwürfen brütete, aber läßt sich annehmen, daß uns ein weit größerer Verlust betroffen hätte, wenn „Wallenstein“ liegen geblieben wäre.

An diesen Bemerkungen ist viel Wahres: in vaterländischen Stoffen oder auch in solchen, die er sich ganz auf vaterländische Weise zurecht macht, wird sich der Dichter, welcher Nation er auch angehört, immer am meisten zu Hause fühlen. Shakspere hat vortreffliche englische Königsdramen geschrieben; deutsche Kaiserdramen, wenn er sie versucht hätte, dürften ihm wol weniger gelangen sein, und wenn er auch verstand römische Stoffe und italienische Romantik zu schildern — und letztere scheint ihn, wie „Romeo und Julia“, „Othello“, „Der Kaufmann von Venedig“ u. s. w. beweisen, besonders angezogen zu haben —, so waren doch stets nur die Details fremdländisch, die Grundfarben aber echt englisch. Man treibe jedoch das Nationalitätsprincip nicht zu weit. Die Völker wirken jetzt mächtiger aufeinander als je früher, und hierin erkennen wir sogar einen Vorzug unserer Zeit. Man hat die kosmischen Gesetze entdeckt, denen sich die Erde nicht entziehen kann; ebenso gibt es auch jetzt allgemein kosmopolitische Gesetze im Reiche des Geistes, denen sich die einzelne Nation weder entziehen kann noch soll. Es ist ein allgemeiner Bildungsfonds vorhanden, zu dem jede höher civilisirte Nation das Ihrige beigetragen hat und an dessen Anpflanzung theilzunehmen jede berechtigt ist; je mehr sie daraus empfängt, desto mehr ist sie zurückzugeben im Stande und umgekehrt. Die so hochbegabten romanischen Völker, die Italiener, deren Geistes übriges ihren Irrthum einzusehen angefangen haben, die Spanier und Portugiesen sind, abgesehen von den Misverwaltungen, welche auf die Geister

drückten, hauptsächlich deshalb von der hohen, früher von ihnen eingenommenen Kultur- und Kunststufe herabgesunken, weil sie es eigenmächtig verschmähten, an dem wechselseitigen Unterricht der Völker theilzunehmen und den Geist anderer Nationen befruchtend auf sich wirken zu lassen. Der Dichter soll mit den Wurzeln im vaterländischen Boden haften, aber seine Laubkrone den atmosphärischen Einflüssen der Zeit und Menschheit entgegenbreiten. Gerade Schiller und Goethe verdanken ihre Größe und Weltbedeutung dieser Doppelrichtung, und namentlich war Goethe's Bildung eine möglichst encyclopädische, indem an ihr die Bibel, Homer, Shakspeare, Ossian, Rousseau (mit seinem Naturevangelium), Voltaire, die italienischen Novellenbichter u. s. w. ebenso gut ihren Antheil hatten als hant Sachse und das deutsche Volkslied. Sorgt doch schon der Schulunterricht dafür, daß unser Geist seine Jugendaahrung mehr aus den Schriften der Hebräer, Römer und Griechen als etwa aus den Nibelungen und den Minnesängern empfängt.

Den Satz Jakob Grimm's: „Für die Komödie zeigte er weder Neigung noch Verstand, er war vollkommen ein tragischer Dichter“, möchten wir in dieser absoluten Fassung nicht gelten lassen. In Schiller's Jugenddramen und in manchen seiner Jugendgedichte bricht oft ein naturwüthiger, selbst wilder Humor unverkennbar durch. Der Mohr im „Fiesco“, der Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe“, der Kapuziner in „Wallenstein's Lager“ sind wirksame humoristische oder komische Figuren, die hinlänglich Schiller's Talent auch für diese Gattung documentiren, und seine bekannten Bearbeitungen der „Taschanten“ und zweier französischer Lustspiele zeigen seine Gewandtheit und Sicherheit in allen Feinheiten, man möchte sagen selbst Chicane der Lustspielsprache und des komischen Effects. Körner, der Schiller genauer als irgendein Mensch kannte und sein Wesen förmlich studirt hatte, hielt Schiller für eine gewisse Gattung des Lustspiel ganz besonders befähigt und munterte ihn, wie wir schon früher gelegentlich anführten, wiederholt dazu auf, sich im Lustspiel zu versuchen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Herren Rünzel in Heilbronn sich dazu anschließen möchten, das als Handschrift in ihrem Besitz befindliche, auf das Körner'sche Haus bezügliche Lustspiel Schiller's zu veröffentlichen. Mögen diese Lustspielscenen immerhin „Anstößiges“ enthalten! Auch Aristophanes ist anstößig, und auch Shakspeare und Goethe nehmen nicht immer auf allzu zarte Nerven und allzu keusche Ohren Rücksicht. Hat Schiller in jener Vorrede, gerade weil sie nicht für den Druck bestimmt war, seinem Humor die Zügel ungezügelt schießen lassen, um so willkommener und lehrreicher wird uns ihre Veröffentlichung sein.

Interessant ist Grimm's Vergleich zwischen Goethe und Schiller als Lyriker. Bei aller Anerkennung der Vorzüge, durch welche sich die Gedichte Schiller's auszeichnen (z. B. das „Lied von der Glocke“, dieses „ungewöhnliche Gedicht, dem andere Dichter von weitem nichts an die Seite zu stellen hätten“), ist Grimm doch der Ansicht, daß Goethe in „schlanken blanken Liedern unbedenk-

lich überlegen“ sei, daß Goethe's „lyrische Fülle und sanfter Leichtigkeit im ganzen weit mächtiger und auch wirksamere“ bleibe. Auch in Bezug auf die Handhabung der Sprache gibt der Redner Goethe den Vorzug, und seine diesen Gegenstand betreffenden Bemerkungen bedürken und sehr sein zu sein. Grimm sagt:

Goethe besitzt unteugbar die größten so seltene und vorragende, daß insofern deutschen Schriftsteller es ihm darin g' Jeder ansteht, ist unnachahmlicher Reiz Anmuth ausgegossen. Eine Menge der Wörter wie Wendungen ist zu seinem eignen Stellen. Seine ganze Rede ist eben, reichlich und ermaßen, kaum daß es steht. Kraft und Milde, Kühnheit und vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller der fast nur über ein ausgewähltes Meer! Goethe schaltet in der Schriftsprache wird zum muftergültigen Kanon und leimäßigen Hofstil, den er in alten wendete, gefug und geschmeidig, sein dem Schritt überall die reinste Ausübung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wie viel aus ihm geschöpft werden könne oder müsse. Aber — fügt Grimm hinzu — eben darin, daß Schiller in etwas engerer Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken, und wird genau verstanden.

Besondere Beachtung verdienen aus einem solchen Munde und an solcher Stätte noch die Bemerkungen, in welchen Grimm die beiden Dichter gegen die Angriffe derjenigen vertheidigt, „welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden zu unaufhörlichem Haber und Saß gereicht“, wobei Grimm beklagt, daß die Duldung heutzutage nicht mehr dieselbe sei, wie zu den Tagen der Dichter. Man kann dies leider auch in anderer als in bloß religiöser Beziehung sagen. Dagegen macht er es der Zeit Schiller's zum Vorwurf, daß sie ihm kein sorgenfreies Leben gewährt habe, ein großer Dichter wie er wäre der höchsten Einkünfte, die das Land verabreicht, würdig gewesen, fast jeder Staatsdiener zweiten und dritten Ranges genieße auch in kleinen Ländern eine höhere Einnahme als Schiller genossen habe. Statt dessen habe man seinen „schon dem Wortlaut nach ganz streuenden Namen durch ein sprachwidrig vorgeföhrenes von verberbt“. Grimm fragt: „Kann denn ein Dichter geabelt werden?“ Er verneint diese Frage, und es erscheint ihm als unbedeutender Stil oder gar als Hohn, „Friedrich von Schiller“, „Wolfgang von Goethe“ zu schreiben; „über solchen Dingen“, fügt er hinzu, „liegt eine zarte Eihaut des Volksgedächtnisses.“

Die Behauptung Grimm's, es habe Schiller „gar nichts gekostet“, Goethe's Ueberlegenheit zu fühlen und anzuerkennen, ließe sich einzig und allein schon aus Schiller's Briefen an Körner widerlegen. Schiller hat vielmehr seinem Stolz diese Anerkennung nur mit Widerstreben abgerungen; er fühlte sich von der Autorität Goethe's gedrückt und gekemmt und sein Verhältniß zu ihm trug anfangs sogar den Charakter der Abneigung, um nicht zu sagen des Hasses. Die betreffenden Stellen aus

seinen Briefen an Körner hier zu citiren, würde jedoch zu weit führen; auch sind sie durch häufigen Abdruck ziemlich allgemein bekannt. Ebenso gründlich, wie anfangs seine Antipathie gegen Goethe war, ebenso gründlich gestaltete sich dann allerdings später auch seine Sympathie für ihn. Dies ist sowol psychologisch und literarisch, als auch in diesem Falle noch durch besondere hinzutretende äußere Umstände sehr wohl zu erklären.

Grimm's Ausfälle gegen die Schiller-Stiftung haben mir schon in Nr. 2 d. Bl. zu Gegenbemerkungen Gelegenheit gegeben; indeß, wie es in der Regel geschieht, wenn man sich einmal in die Betrachtung solcher Fragen tiefer einläßt, so sind mir bei der Lectüre der Journale seitdem hier und da diese Sache betreffende Bemerkungen aufgestoßen, über die ich gelegentlich später mich auszusprechen gedenke. Hierzu glaube ich um so mehr berechtigt oder verpflichtet zu sein, da ich mir ja wol das Verdienst oder Nichtverdienst anrechnen kann, diese Angelegenheit zuerst auf die Tagesordnung gebracht und zur Verständigung und endlichen Abstimmung darüber immer wieder das Wort ergriffen zu haben, was nicht nöthig gewesen sein würde, wenn man in Deutschland die Sache so praktisch auf- und ansahe, wie dies in England und Frankreich schon längst geschehen ist. Was aber diese Völker in einer Woche praktisch erlebigen, dazu brauchen wir Deutsche ja natürlich ein paar Decennien unerquicklichen und leider auch ziemlich unnützen Hin- und Wiederrensens. Denn wenn bei uns der eine weiß sagt, so muß natürlich der andere schon aus Eigensinn schwarz sagen; zuletzt aber trifft man ein Compromiß, mischt schwarz und weiß ineinander und sagt grau, d. h. man versteht sich zu irgendeiner halben Maßregel oder zu einer neutralen Stellung der Frage gegenüber. Auf irgendeinen Dank, darauf verlasse man sich, ist bei solchen Bemühungen für die Schriftsteller unter den Schriftstellern selbst am wenigsten zu rechnen; das läßt schon das deutsche „Gemüth“ nicht zu, jenes so gern mit sich selbst kokettirende Nationalgestirn, welches bekanntlich nirgends in so wohlthunenden und harmonischen Farben leuchtet, als am Himmel der deutschen Gelehrten- und Schriftstellerwelt.

An dieser Stelle möchten wir nun noch Folgendes bemerken: Mehr noch als unter dem großen Publikum, den Staatsdienern u. s. w. herrscht unter den Männern der strengen Wissenschaft und den Universitätsgelehrten Geringschätzung und Abneigung gegen den freien Schriftstellerstand oder, wie man ihn früher mit einer in Verachtung gekommenen un deutschen Bezeichnung lieber nannte, gegen den Stand der Literaten. Es ist nun nicht zu leugnen, daß manche Mitglieder dieses Standes, und zwar namentlich im dritten und vierten Decennium unsers Jahrhunderts, durch ihre ganze literarische Thätigkeit und zum Theil auch durch ihr Leben und ihre Gesinnungslosigkeit dazu beigetragen haben, dem Ansehen des Standes in den Augen der Menge zu schaden; indeß Leute von schlechten Grundsätzen und dissolutem Lebenswandel gibt es unter allen Ständen. Der Grund zu jener

angegebenen, auch vom Professor Buttkc jüngst in einer Versammlung des leipziger Schriftstellervereins constatirten Mißachtung des Standes der Schriftverfasser liegt, abgesehen von der alten unblöthigen Gewohnheit, womit die Deutschen einander von Stand zu Stand zu verstimmen geneigt sind, wol vorzugsweise in der bisherigen precären Stellung der Schriftverfasser und den damit allerdings leicht verbundenen Ausschreitungen, Unregelmäßigkeiten und Käuflichkeiten. Sollte aber wirklich diese bürgerliche Rücksicht auf das Urtheil der Gelehrten über die Schriftsteller Einfluß haben, so mögen sie bedenken, daß es noch gar nicht so lange her ist, wo auch der deutsche Gelehrtenstand aus ähnlichen Gründen aus tiefste Verachtung und ein Gegenstand des Spottes war und zwar in einem Grade, daß manche Mitglieder des Gelehrtenstandes nicht viel besser geachtet wurden als Hofnarren und Hanswürste. „Gelehrte sind Verkehrte“ war ein früher allgemein verbreiteter Volkspruch. Die Männer der Wissenschaft sind gewohnt, überall den Standpunkt der historischen Betrachtung festzuhalten. Der Schriftstellerstand hat aber in Deutschland eine nur kurze Geschichte; sein Ursprung als Stand reicht höchstens bis in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts zurück. Mit der Zunahme des Buchhandels, der für seine Unternehmungen erstaunlich viel Federn braucht, des wachsenden Bibliothekenbedürfnisses, der Theater und besonders in unsern Tagen des Journal- und Zeitungswesens hat auch der freie Schriftstellerstand in Deutschland immer mehr an Ausbreitung und Bedeutung gewonnen. Hierin wie in dem Umstande, daß unmöglich alle „überschüssige“ Bildung in Staatsämtern verwendet werden kann, liegt seine historische Berechtigung. So oft auch Gelehrte und Staatsmänner versucht haben, Zeitungsorgane zu gründen, so mußten sie doch immer wohl oder übel zu den sogenannten Literaten ihre Zuflucht nehmen, denen die hauptsächlichste Arbeit und diese zuletzt vielleicht ausschließlich zufiel. Nach dem Ablauf eines Jahrhunderts wird auch der Schriftstellerstand seine Geschichte haben, er wird sich dann auch consolidirt und abgeklärt haben und die gegen ihn jetzt noch herrschenden Vorurtheile werden alsdann verschwunden sein. Die bürgerliche Ehrenerklärung des Schriftstellerstandes wird und muß im Laufe der Zeit ebenso gut vollzogen werden, wie sie in Betreff des Gelehrtenstandes vollzogen ist, gegen welchen früher ja ganz dieselben Vorurtheile und Antipathien bestanden und zum Theil, ja sogar hier und da in noch höherm Grade als gegen den mehr mit und in dem Volke lebenden, weniger exklusiven und beweglichen Literatenstand noch jetzt bestehen.

Dies haben wir bemerken wollen, insofern diese Vorurtheile, wie wir vermuthen, auch auf Grimm's Ausfälle gegen die Schiller-Stiftung Einfluß gehabt haben sollten. Die Befürchtung, daß diese Stiftung nur zur Förderung der Mittelmäßigkeit beitragen werde, kann doch wol nur Vorwand sein; denn über so viel Fonds, um auch die Mittelmäßigkeiten zu unterstützen, wird man ja nie verfügen; auch kommen diese aus

besten durch ihre Mittelmäßigkeit fort, wie Hans durch seine Dummheit. Eher sind wir der Ansicht, daß die Mittelmäßigkeit mit einer Zwangssteuer zu Gunsten der Schiller-Stiftung zu belasten sei, und es bleibt nur zu bedauern, daß sich die Einführung einer solchen Mittelmäßigkeitssteuer nicht erndtlich läßt. Die oft gehörrte Behauptung, daß es gegenwärtig keine Dichter mehr gebe, die ein würdiges Object für die Wohlthätigkeit der Stiftung sein könnten, wird, wie wir glauben oder fast fürchten, nur zu oft im Laufe der Zeiten Lügen gestraft werden. Der greise Sänger des „Kaienbrevier“ z. B. ist doch sicherlich ein würdiges Object der Nationalwohlthätigkeit, wenn es wahr sein sollte, was man in verschiedenen Blättern las, daß ein Schlaganfall ihn für den schriftstellerischen Erwerb für längere Zeit, vielleicht für immer unfähig gemacht habe, und daß er im Begriff sei, das von ihm bewohnte Häuschen zu verkaufen, da das ihm vom Fürsten Fürst-Bismarck seit einer Reihe von Jahren ausgesetzte Jahrgehalt von 200 Thalern doch nicht hinreichte, ihm ein sorgenfreies Alter zu sichern. Sicherlich, der von der Stiftung ausgehende christliche Ruf: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!“ richtet sich nicht an diejenigen, die mit der bloßen selbstzufriedenen Mittelmäßigkeit beladen und nicht eben „mühselig“ sind.

Die Berliner Schiller-Feier war überhaupt besonders reich an Festreden, deren bereits eine gute Anzahl theils in Form selbstständiger Schriften erschienen, theils im „Schiller-Denkmal“ (Berlin, Riegel, 1860), wovon uns die Volksausgabe vorliegt, gesammelt sind. Dieser Sammelwerk war uns auch deshalb von besonderem Interesse, weil sich als sein Redacteur jener Karl Tropsch nennt, von dem der erste am 24. September 1840 im „Leipziger Tageblatt“ erschienene „Aufruf zu einem Schiller-Feste“ herrührte, welchen der Genannte im vorliegenden Büchlein wieder abdrucken ließ, um seinen „berechtigten Antheil an der deutschen Schiller-Feier thatsächlich zu begründen“. Wir können ihm durchaus nicht verdenken, daß er seinen Antheil an der Schiller-Feier jetzt, nachdem sie eine Weltausdehnung erlangt hat, wieder öffentlich in Anspruch nimmt; hat er doch lange genug geschwiegen. Die Menschen haben im allgemeinen den wenig löblichen Hang, diejenigen, welche zu einer rühmlichen Sache den ersten Anstoß gaben, zu vergessen und zu ignoriren, die Erfolge aber, welche oft nur vermöge zusammentreffender günstiger Umstände diese Sache gehabt, ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Das plötzliche Auftauchen des kaum beachteten Karl Tropsch als des eigentlich geistigen Vaters der Leipziger Schiller-Feier mag freilich jetzt für manchen etwas Gespenstisches haben; dies kann uns jedoch nicht hindern, aus seinem Aufrufe vom Jahre 1840, der als ein historisches Actenstück anzusehen ist, hier folgende für die Idee der Feier bezeichnende Stelle abzuabdrucken und dadurch das Actenstück und seinen Verfasser den Leuten wieder in Erinnerung zu bringen:

Nehmt den Menschen und den Völkern der Erde die wunderthätige Kraft und Wirkung der heiligen Poesie, ich will dann nicht fragen, was aus der Menschheit werden würde! In ewigen Schlaf müßten alle verfallen, und es gäbe kein Erwachen für alle, die in kalte Nacht gehüllt. Poesie ist die ewige Fackel der Liebe und der Wahrheit, die allerorten und zu allen Zeiten leuchtet wird; Poesie baut unsern Himmel schon hier auf Erden und versöhnt uns selbst mit unsern Thränen. Darum laßt uns einmal eins und einig sein, ihr alle, die ihr mit Begeisterung dem Genius unser Schiller ergehen und entsprossen, laßt uns ein Fest der Poesie, des höchsten Genius der Menschheit begehen am 10. November, am Geburtstage unsern geliebten Dichters. Zu diesem Festtage sind alle geladen, die Schiller lieben und die Schätze der deutschen Poesie als ein heiliges, unverletzliches Gemeingut betrachten und verehren. Es ist der aufrichtige Wunsch des Unterzeichneten (der im Einverständniß vieler gleichgesinnter Männer diese Zeilen niedergeschrieben), daß am 26. h. m. Abends 7 Uhr im Saale des Schützenhauses alle Männer, die in einer Vereinnigung für geistige Interessen das Höchste finden, sich zu einer beratenden Versammlung einfinden mögen. Wohl darf ich mich der frohen Hoffnung hingeben, daß demnach aus allen Ständen und Lebenskreisen Männer und Jünglinge erscheinen, die gern ein Nationalfest mitfeiern wollen, das uns fürwahr gerade in dieser Zeit so wünschenswerth und fast unentbehrlich danken sollte.

Die Versammlung im Schützenhause fand statt; die „Nationalfeier“ kam zu Stande; aber der Anreger derselben, besagter Karl Tropsch, wurde, soviel wir uns erinnern, sehr bald beiseite geschoben. Freilich kann sich der von Tropsch hier erhobene Anspruch nur auf die in Leipzig alljährlich begangene Schiller-Feier beziehen, denn in Stuttgart wurde schon 1825 vom Lieberfranz ein Schiller-Fest gefeiert und von da ab alljährlich wiederholt, auch ein Schiller-Verein begründet, worüber man in D. Elben's Schrift „Das Schiller-Fest in Schiller's Heimath“, deren wir später noch weiter gedenken werden, Näheres nachlesen kann.

Sein Sammelwerk hat Tropsch mit einer Betrachtung: „Nach dem 10. November 1859“, eingeleitet, in der es unter anderm heißt:

Je näher wir der Neuzeit rücken, desto mächtiger greift das Schriftthum in unser Leben und hält die Subjectivität des einzelnen mehr oder weniger ein. . . . Darum ist in der Neuzeit die Literatur zum Quell der gesammten Bildung, zum Regulator aller unserer Bestrebungen geworden; sie ist selbst Keim- und Triebkraft zur künftigen Größe eines Volks, denn sie ist ja der Geist selbst, der sich in ihr kund gibt.

Darin liegt auch eine Ehrenerklärung der Literatur der Gegenwart; denn auch in ihr kommt, wenn auch in mannichfaltig gebrochenen Strahlen und Reflexen, der Geist des Volkes selbst zur Erscheinung; und wer behauptet, daß sie nichts taugt, der behauptet zugleich damit, daß auch der Geist des Volkes nichts taugt. Dehnschlager's Behauptung: „Die Zeit macht keine Geister, der Geist macht seine Zeit“, ist nur halb wahr, die erste Hälfte dieses Ausspruchs sogar ein Nonsens. Denn warum sollte eine Zeit nicht auch ihre Geister machen können? Woher kamen denn im vorigen Jahrhundert nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England hervorragende Männer, Bildner und Befreier der Menschheit plötzlich in so großer Zahl, daß sie zu ganzen dichten

Sternengruppen zusammentreten, wenn auch einige Geister darunter als Fixsterne erster Größe leuchten?

Die erste Lieferung des „Schiller-Denkmal“ enthält unter andern die Ansprache des Oberbürgermeisters von Berlin, Krausnick, bei der Grundsteinlegung des Schiller-Denkmals, des Predigers Sydow bei derselben Feierlichkeit gesprochene Worte, des Universitätsrectors Böckh in der Aula gehaltene Rede, die Rede des Secretärs der Akademie, Ernst Guhl, zur Vorfeier (9. November), die bei dem Festmahl im Kroll'schen Saale am 11. November gehaltenen Tafelreden des Stadtraths Hermann Dunder, und der Professoren Gothe und Virchow, einige der bedeutendsten Stellen aus der oben besprochenen Rede Jakob Grimm's, welche dem Arrangeur des Büchleins vollständig zum Abdruck zu bringen nicht vergönnt war, ferner die auf den verschiedenen berliner Theatern gesprochenen Prologe und Epiloge von Paul Heyse, Julius Lasker, Brachvogel, R. Löwenstein und einige von Maschmann zum Schillerfeste in der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache verfaßten Gedichte. Begreiflicherweise können wir nicht jeder dieser Festreden unsere Beachtung schenken; indeß können wir einige derselben, wie z. B. die von Böckh, füglich nicht ganz übergehen. Böckh ist wie Grimm in seinem speciellen wissenschaftlichen Fache und durch seine Stellung überhaupt eine vollnichtige Autorität, und daher wird, was er auch und wie er es sagen mag, doppeltes Gewicht haben, selbst wenn er Gebiete berühren sollte, auf denen ihm vielleicht ein und der andere die Herrschaft streitig machen könnte. Was eine bedeutende Autorität auspricht, erscheint immer besser gesagt, als was eine minder bedeutende Autorität noch so gut sagen mag. Hierzu kommt, daß Böckh in einer Zeit, wo viele schwiegen, den Muth gehabt hat, sich beengenden Zuständen gegenüber als ein unabhängig und frei gestimmter Mann auszusprechen. Auch Böckh begegnet sich mit Grimm im Preise der Dichtkunst, und was er über diese sagt, würde unter allen Umständen schön und erhebend sein, auch wenn es nicht von einer wissenschaftlichen Autorität herührte. Böckh sagt:

Der wahre und große Dichter, unter welchem Volke er auch geboren sein und zunächst gewirkt haben mag, ist ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Die Poesie erhebt den Geist, erwärmt und erheitert das Leben. Wer nicht, wie Shakespeare sagt, Muth in sich selbst hat, wenn er sie auch nicht ausübt, das Gemüth, welches von ihr nicht berührt wird, die Brust, in der sie nicht widerlingt, in der nicht irgendein poetischer Blutstropfen rinnt, ist verdorrt. Die Dichtung eröffnet die Tiefen des Herzens, sie erschließt dem geistigen Auge das ganze Gewebe der menschlichen Leidenschaften; ja in ihrer höchsten Kunstform, der tragischen, legt sie an einzelnen dunkeln Gestalten und Begebenheiten, den dunkeln Gang der Weltgeschichte und eine Fülle der Erkenntnis göttlicher Weltordnung dar, und löst die großen und schmerzlichen Dissonanzen des Lebens versöhnend auf in höherer Harmonie. Ihr Spiel ist der tiefste Ernst, ihre Täuschung die vollste Wahrheit. Sie reinigt die Leidenschaften durch die Leidenschaft. Auch die höhere Wissenschaft wird von der Poesie befruchtet. Jene hat in dieser ihre Wurzel gehabt. Das ursprüngliche Erzeugniß des dichterischen Geistes ist der Mythos, aus welchem als dem Keime alle Wissenschaft entsprossen ist:

darum liebt, wie Aristoteles sagt, der Philosoph den Mythos; und obgleich nach Platonischer Ansicht Poesie und Philosophie sich widerstreben, wird diese durch jene genährt; diese erkalte, vertrocknet, magert ab, wenn sie des poetischen Sinnes ganz entblüht ist, in welchem zuletzt doch alle schöpferische Kraft liegt.

Böckh theilt nicht die Ansicht derjenigen, welche jetzt plötzlich Schiller zu einem Dichter des Realismus machen und ihn etwa auf das Niveau irgendeines Verfassers von Kaufmannromanen herabdrücken wollen:

Daß die Richtung unsers Dichters durchaus die ideale ist, wem sollte man das, was von aller Munde könt, erst beweisen wollen? Er athmete in Aetherdunst des Ueberfinnlichen und leitet uns zu diesem herüber; der letzte Zweck der Kunst ist ihm, wie er selbst sagt, die Darstellung des Ueberfinnlichen.

Dies kann nun allerdings nicht so gemeint sein, daß Schiller nur im Ueberfinnlichen sich bewegt habe, was man viel eher von Klopstock behaupten könnte; ein dramatischer Dichter ersten Rangs wie Schiller läßt sich ohne eine beträchtliche Grundlage von Realismus, der ja auch in Schiller's Dramen oft genug und in den charakteristischsten Zügen zu Tage tritt, gar nicht denken. Eine persönliche Erinnerung, deren Böckh gedenkt, verleiht seiner Rede ein besonderes Interesse:

Möge es dem Greis erlaubt sein — sagt er —, hier eine Jugenderinnerung einzuflechten, und möge ihre Einsflechtung nicht für zu kleinlich gelten. Ich gehörte zu der akademischen Jugend der höchsten Blütezeit Schiller's, wenige Jahre vor seinem leider zu früh erfolgten Hinscheiden. Als ich, vom Jahre 1803 an, in Halle studirte, pflanzte die von Goethe und Schiller vortrefflich für den höhern Stil ausgebildete weimarische Schauspielergesellschaft zur Sommerzeit in dem benachbarten kleinen Badeort Lauchstädt Vorstellungen zu geben, für welche besonders auf die Studirenden der Universität Halle gerechnet werden mußte. Goethe's und Schiller's Stüde zogen diese mächtig an, aber ich glaube nicht zu irren, mehr die letztern. Kam ein solches zur Aufführung, so wurden in Halle die Nachmittagsvorlesungen auf Begehren ausgesetzt, und die Studirenden wallfarteten zu Wagen, zu Kasse und zu Fuß nach Lauchstädt: sie bildeten die weit überwiegende Masse der Zuschauer, und ihnen zu Liebe wurde so früh gespielt, daß oft vor Sonnenuntergang der Rückmarsch angetreten wurde. Es war eine Zeit der schönsten Begeisterung der akademischen Jugend für diese ideale Poesie.

Jener begeisterten Zeit stellt dann Böckh die jetzige gegenüber:

Hört man nun häufige Klagen über das Vortwiegen der alles verschlingenden sogenannten materiellen Interessen, die doch allerdings nicht zu verachten sind, weil der äußere Wohlstand die nothwendige Grundlage aller höhern Bildung ist und die Bequemlichkeit des Lebens dem Geist in dem Maße freiere Entfaltung gestattet, als der Kampf mit des Leibes Nahrung und Nothdurft sie hemmt; so mag es uns ein trostreiches Zeichen der Zeit sein, wenn wir jetzt in Deutschland den Sinn für das Ideale so erweckt sehen, daß einerseits gerade das auf die materiellen Interessen zunächst angewiesene Bürgerthum überall und insbesondere in dieser Hauptstadt, wo freilich mehr vielleicht als irgendwo der erwerbende Stand mit den geistigen Richtungen und ihren Vertretern sich eng zusammenschließt, dem Heros der Idealität huldigt, andererseits die Jugend der Universitäten, die uns zunächst steht, noch von derselben Begeisterung für ihn glüht, wie bei seinen Lebzeiten.

Ob aber die Flamme dieser Begeisterung wirklich noch so lauter brennt als damals, ob sie nicht vielmehr mit einigem aus der Berührung mit unreinen Stoffen

berührenden Qualm und Dunst untermengt ist, möchte doch wol gefragt werden dürfen.

Guhl betrachtet in seiner in der Akademie der Künste gehaltenen Rede Schiller als kunstphilosophischen und ästhetischen Schriftsteller und spricht namentlich über den berühmten Aufsatz vom Jahre 1795: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, der, wie Guhl bemerkt, „von den Geschichtschreibern unserer Poesie mit Recht als eine der seltensten Schriften unserer Literatur bezeichnet wird, und der noch heute die Aufmerksamkeit der Künstler im höchsten Grade verdient“. Guhl bezeichnet es als Schiller's Ruhm, die ernste Wahrheit, daß die Kunst aus dem Wesen des freien Geistes geboren werde und daß sie in die Geschichte eintrete, um die geistige Verbesserung des Menschengeschlechts mit vollziehen zu helfen, „mit dem Reiz des pulsirenden Lebens bekleidet und in das allgemeine Bewußtsein eingeführt zu haben“. Dieser Gegenstand ist übrigens schon oft besprochen; niemand hat aber meines Wissens bisher Schiller's persönlichen Verdienste zu Werken der Malerei, Bildhauerkunst und Architektur dargestellt und untersucht. Schiller scheint hierfür durchaus kein eigentliches Verständnis, keinen sinnlichen Blick gehabt zu haben. Wie verächtlich er von den Meisterwerken der dresdener Gemäldesammlung dachte, davon haben wir schon früher eine merkwürdige Aeußerung Schiller's angeführt. Schiller hatte auf seinen Reisen, die ihn doch durch eine ziemlich bedeutende Partie Deutschlands führte, manches merkwürdige Gebäude, manches interessante Kunstwerk gesehen; aber wir erinnern uns nicht, daß er in seinen Briefen von irgendeinem derselben spricht, den Eindruck schilderte, den es auf ihn gemacht, oder daß er es dazu benutzt hätte, um seine ästhetischen Grundsätze auf dasselbe anzuwenden. Unterm 17. März 1794 schreibt er zwar einmal aus Stuttgart an Körner: „Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade; und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert.“ Nachdem er dann noch ganz kurz die Lesegesellschaft und Ballet und Theater erwähnt, fährt er fort: „Unter den Künstlern ist Dannecker, ein Bildhauer, bei weitem der beste. Ein wahres Kunstgenie, den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Sein Umgang thut mir gar wohl und ich lerne viel von ihm.“ Ueber Dannecker's Arbeiten aber bemerkt er weiter nichts, als daß er jetzt seine (Schiller's) Büste modellire, „die ganz vortrefflich wird“. Schiller mag allerdings von Dannecker vieles gelernt haben; aber eins konnte dieser ihm nicht beibringen, die naive Empfänglichkeit für die sinnlichen Eindrücke eines Kunstwerks. Schiller besaß eine wunderbare Anschauungs- und Auffassungsgabe, was die Idee eines Kunstwerks betraf; er würde über den Apollo von Belvedere, den er niemals sah, im Stande gewesen sein ein herrliches Gedicht zu verfassen; aber wir glauben, daß der Anblick der Statue selbst in ihrer sinnlichen Erscheinung ihn ziemlich kalt gelassen haben würde.

Von den im Kroll'schen Saale gehaltenen Reden erwähnen wir die Rede Virchow's, und zwar besonders folgender Stelle wegen:

Woher hat Schiller seine Anlagen? Seine körperliche Bildung gleich, wie alle Zeugen aussagen, der Mutter, und gewiß ist es kein Zufall, daß unter seinen Nachkommen wieder die weibliche Linie es ist, welche das Bild des Vaters am treuesten widerspiegelt. Es sind nun fünf Jahre her, daß ich das Glück hatte, zu Würzburg den ganzen, freilich kleinen Ueberrest der Familie versammelt zu sehen. Der älteste Sohn, württembergischer Forstmann, und der einzige Sohnesohn, österreichischer Offizier, schienen mehr den großväterlichen Typus (untergeordneter Bau, harter Kopf, sanguinisch-phlegmatisches Temperament) wiederzugeben, jedenfalls war es schwer, in ihnen die Art des Dichters zu erkennen, welche doch die schlanke hohe Gestalt, der zugleich scharf und fein geschnittene Kopf, die blasser nervöse Erscheinung der jüngsten Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen, in überraschender Weise darbietet.

Wenn Virchow weiterhin unter den vortrefflichen Eigenschaften Schiller's, die er als eine Erbschaft der Mutter betrachtet, auch die „Anerkennung fremden Verdienstes“ nennt, so scheint uns doch diese Eigenschaft, offen gestanden, gerade nicht den glänzendsten Tugenden Schiller's beigezählt werden zu können, oder man müßte es ihm denn als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß er das Genie Goethe's anerkannte, was, wie man weiß, ihm doch einigen Kampf kostete, oder daß er Kant studirte, Lessing's kritische Verdienste hochschätzte, Wilhelm von Humboldt zu würdigen wußte und selbst Matthiesson's Gedichte lobte. Diesen anerkennenden Urtheilen stehen aber eine große Menge der abfälligsten gegenüber, freilich über Männer, die meist an seine geistige Höhe bei weitem nicht heranreichten, die aber zum Theil in der einen oder andern Beziehung große Verdienste hatten, und wenn er, von seinen Ausfällen gegen Herder, Tieck, Jean Paul, Alexander von Humboldt und von den „Kenien“ ganz abgesehen, Friedrich Schlegel einen „Laffen“, Fichte „incorrigibel“, Engel und Ramler „armjelige Hunde“ nannte u. s. w., so läßt sich hieraus abnehmen, wie schlecht so manche seiner heutigen Lobredner, falls er noch lebte, vor seinen Augen bestehen würden. Er war in seinen Urtheilen so scharf, auch gegen sich selbst, daß es fast zum Lobe gereichte, von ihm getadelt zu werden, weshalb auch Bürger, in welchem Schiller ja zum Theil seinen eigenen Jugendgeschmack geistelte, Schiller's bekannte strenge Kritik sich nicht so zu Herzen hätte nehmen sollen, wie er gethan hat. Es handelt sich hierbei nur um Feststellung der Wahrheit; und es ist leider richtig, daß unter hundert, die über Schiller schreiben, vielleicht neunzig ihn nur nach den Jugendeindrücken, die seine Schöpfungen auf sie gemacht, beurtheilen oder die traditionellen Urtheile seiner Biographen wiederholen. Namentlich ist es nöthig, die Briefe Schiller's nicht bloß oberflächlich, sondern durch gründliches Studium zu kennen, und wie viel darin auch auf augenblicklichen Erregungen beruhen mag, so sind doch auch diese an sich nicht bedeutungslos, in ihrem Zusammenhang aber weisen sie auf etwas Dauerndes und Wesentliches in dem Charakter eines Menschen hin und helfen ihn erklären und in seinen tiefen Motiven aufhellen.

Im übrigen gehört, wie es scheint, Neigung zu abspren-
genden Urtheilen zum Wesen des modernen Menschen,
der in der Regel gerade ebenso viel Rücksicht für sich for-
dert, als er sie andern versagt; und endlich darf man nicht
vergessen, daß diese Schärfe in den letzten Jahren bei
Schiller sich immer mehr verlor.

Birchow feiert Schiller als den Dichter der Frauen;
andere feiern ihn als den Dichter der Jugend. Wir glau-
ben, daß Schiller selbst sich hiermit nicht sehr zufrieden er-
klären würde; denn sicherlich glaubte er mehr für Männer,
als für Frauen und Jünglinge gedacht und gedichtet zu
haben, und es ist in der That sehr viel in seinen Wer-
ken, was einzig und allein der Mann, und zwar der
gereifte Mann zu verstehen und zu würdigen vermag.
Im ganzen scheint er auch die Gesellschaft von Männern
gar sehr der von Frauen vorgezogen und von diesen, wie
sie in der Wirklichkeit ihm entgegentraten, nicht gerade
sehr vorthellhaft gedacht zu haben. Ueber die weimarischen
Frauen z. B. sprach er sich, was ihre Sitten betrifft,
sehr unvorthellhaft aus und die jenaischen nannte er ein
„trauriges Geschlecht“. In dem bekannten Gedicht „Würde
der Frauen“, welchem Fr. Schlegel fast allen poetischen
Werth absprach und von dem auch Birchow äußert, daß
darin die Frauen in „fast ungerechtem Gegensatz“ zu
den Männern gefeiert seien, begegnete ihm das Misge-
schick, von den „himmlischen Rosen“ zu sprechen, welche
die Frauen ins irdische Leben flechten, da man dabei doch
nur zu leicht an Klatschrosen oder an die Dornen denkt,
von denen die Rosen und wahrscheinlich auch die himm-
lischen bekanntlich nicht frei sind. Uebrigens sind wir
schon verständigen Frauen begegnet, die es sich ganz und
gar nicht zur Ehre anrechnen, daß überhaupt unsere
Dichter sie immer als Wesen feiern, zu nichts gut, als
ihnen „himmlische Rosen ins irdische Leben“ zu flechten und
zu Luxusgegenständen lyrischer Tändeleien zu dienen, so
lange sie nämlich mit den Reizen der Jugend und An-
muth umgeben sind.

Man hat Schiller in letzter Zeit auch zum Dichter der
Hauslichkeit und des Familienlebens machen wollen und zu
dem Zweck sich namentlich auf die betreffenden, aller-
dings herrlichen Schilderungen im „Lied von der Glocke“
berufen: Schilderungen, die sicherlich in der ganzen Lite-
ratur nicht ihresgleichen haben. Auch der reizenden
Episde aus dem häuslichen Leben Wilhelm Tell's hat
man dabei gedacht. Dagegen erblicken wir, wie wir schon
früher einmal hervorhoben, in den meisten andern Schil-
ler'schen Stücken das Familienleben in der greulichsten
Zerrüttung, in den „Räubern“, in „Kabale und Liebe“,
im „Don Carlos“ und selbst, nachdem sich der Dichter be-
reits die Weihe des Familienlebens in einer glücklichen Ehe
erschlossen hatte, im „Wallenstein“ (Octavio und Mar
Piccolomini) und in der „Braut von Messina“. Auch in
der „Jungfrau von Orleans“ schleudert der alte Vater
seinen grimmigsten Fluch gegen Johanna. Wenn man
an einem großen Dichter wie Schiller die eine Seite
hervorhebt, so sollte man nicht vergessen; auch die an-
dere Seite hervorzuheben. Es gehört eben zu dem Wesen

großer Dichter, daß sie verschiedene Seiten haben und
oft scheinbare Widersprüche aufweisen, die zu erklären
und an- und miteinander auszugleichen eben Sache einer
gerechten Kritik ist.

Die im „Schiller-Denkmal“ mitgetheilte Rede
des Predigers W. Sybow ist auch als Einzelschrift
(Berlin, Schulze) erschienen, deren Ertrag zum Besten
des in Berlin zu errichtenden Schiller-Standbildes be-
stimmt ist. Sybow kommt zu dem Schluß: „Verstehen
wir unter Kirche die abgeschlossene hierarchische Institution,
so war Schiller mit ihr zerfallen; verstehen wir unter ihr,
was sie wahrhaft ist, die Gemeinde der Gläubigen, so
gehörte der Christ Schiller ihr an!“ Und: „Schiller's
Glaubensleben hat nicht das kirchliche Gepräge, doch wer
es unchristlich nannte, verriethe damit nur einen ganz
fremdartigen Maßstab.“ In Schiller lebte sicherlich das
Gottesbewußtsein, die Sehnsucht nach Gott in nicht ge-
wöhnlichem Grade: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille
lebt“ u. s. w. Selbst seine als heidnisch und antichrist-
lich verschrienen „Götter Griechenlands“ drücken ja eben
den Ueberdruß an einer entgötterten Welt aus und richten
sich besonders gegen jene mechanisch-materialistische Natur-
anschauung, deren Gott das bloße Gesetz der Schwere ist.
Aber er war kein kirchlicher Mann. Wie nahe war es
ihm im „Lied von der Glocke“ gelegt, den stillen Frie-
den der kirchlichen Sonntagsfeier, den gemeinsamen Got-
tesdienst einer andächtigen Gemeinde in den Kreis seiner
culturhistorischen Betrachtung zu ziehen, und es war dies
gewiß ein Schiller's würdiges Thema. Das Moment
war bei der Darlegung der Functionen einer Kirchen-
glocke fast gar nicht zu umgehen; er hat es aber höch-
stens nur im Vorübergehen angedeutet, nicht zu einem
selbständigen Bilde ausgebehnt, vielleicht um bei den Un-
kirchlichen, welche den Hauptbestandtheil des gebildeten
Publikums ausmachen, keinen Anstoß zu geben, dann aber
auch, weil er im Protestantismus, und nun gar in dem
damaligen seelenlosen, nicht genügende Befriedigung fand.
Oder neigte er sich später dem Katholicismus zu; und
sein ein Jahr vor seinem Tode an Zelter gerichteter Brief
ist bekannt, in welchem er sich dahin äußert, daß man
jetzt froh sein müsse, der Religion von der Kunst aus zu
Hülfe zu kommen, und daß Berlin, nachdem es in den
dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer
vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, nun, „in den
Zeiten des Unglaubens“, auch nach einem andern Ruhme
trachten müsse: „Es gebe nun auch die Wärme zu dem
Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole
es einmal zu sein bestimmt ist.“

Aber wozu muß Schiller nicht alles herhalten! Da
liegt vor uns eine Schrift von Eduard Balzer:
„Schiller, besonders in seiner religiösen Bedeutung. Zur
Erinnerung an die hundertjährige Gedächtnisfeier dessel-
ben in der freien Religionsgemeinde zu Nordhausen“
(Gotha, Stollberg, 1860). Die Schrift enthält zu-
vörderst eine biographische Skizze Schiller's, die zuerst

in der „Nordhäuser Zeitung“ vom 6. bis 20. November abgedruckt war, sodann Balzer's bei der öffentlichen religiösen Feier gehaltene Rede, endlich die Worte, welche ein Mitglied der Gemeinde bei der geselligen Feier am 13. November sprach. Balzer behauptet mit größter Zuversicht:

Schiller ist einer der größten Propheten unserer Religion, unserer der Freireligiösen Gemeinde. Denn daß Schiller's Religion, wie wir sie vorhin gezeichnet, unsere Religion ist, wie wir sie laut vor der Welt bekennen und als Gotteskraft in stiller Brust bewahren, das bedarf des Beweises nicht u. s. w.

Wahrscheinlich würden wir also, wenn Schiller in unsern Tagen lebte und wirkte, das Schauspiel gehabt haben, ihn in der Stellung eines Predigers irgendeiner deutschen freireligiösen Gemeinde zu erblicken. Dies hohe Ziel scheint Balzer wenigstens ihm zu stecken.

Johann Jacoby dagegen macht in seiner im Königsberger Handwerkerverein gehaltenen und als Schrift unter dem Titel: „Schiller, der Mann des Volks“, bei Theile in Königsberg erschienenen Rede den Dichter gewissermaßen zu einem Parteihaupt und zum Bannträger aller politischen Freiheit, ja er behauptet ohne weiteres: „Sein begeistertes Dichtervort ist's, dem der Deutsche zunächst die Befreiung vom Fremdhoch verdankt.“ Wäre es nicht aber eine Beleidigung der Nation im großen und ganzen, wenn man behaupten wollte, ohne Schiller würden sie die Kraft nicht gehabt haben, das Joch der Napoleonischen Herrschaft abzuwerfen? Freilich, der Beweis, daß es auch ohne Schiller gegangen wäre, läßt sich nicht liefern. Dabei stellen wir keineswegs in Abrede, ja wir erkennen es im vollsten Maße an, daß Schiller's mächtiges Pathos gerade auf diejenigen Klassen, welche am meisten entnervt und innerlich angefault waren, erhebend, stärkend und reinigend gewirkt hat. Der pommersche und märkische Bauer dagegen, der, weil dies besser „ausfiel“, bei Dennewitz und an der Ragbach mit Kolben dreinschlug, wußte damals von Schiller nichts und weiß auch jetzt nicht viel von ihm. Auch sind die Soldatenlieder des gemeinen Mannes in Ton und Inhalt himmelweit verschieden von dem Schiller'schen Reiterliede und den Körner'schen Kriegerliedern. Die Jacoby'sche Rede ist übrigens kurz, bündig und kräftig, immer in wenigen Worten vielsagend und fern von allem Luxus. Ueberhaupt hat es sich bei Gelegenheit des Schiller-Festes gezeigt, welch schönen Kern die jüngere Generation des Handwerkerstandes in sich birgt, soweit dieselbe für die Republikate der höhern Bildung gewonnen ist; so namentlich in Hamburg, wo der ausschließlich aus Handwerkern bestehende Bildungsverein beschlossen hat, alljährlich ein Schiller-Fest zu feiern. Es ist diesen Bildungsvereinen, in denen gegen die dem deutschen Handwerkerstand bisher anklebende Beschränktheit und Engherzigkeit angekrebt wird, alles Begehren zu wünschen, vorausgesetzt, daß sich nicht zu fremdartigen Tendenzen einmischen und die gewonnene geistige Kultur nicht zu falschen Prästentionen führt und zu den Aftersbildungen, an denen die moderne Civilisation schon hinlänglich leidet, im Laufe der Zeit noch neue hinzufügt. Die Leiter dieser Vereine setzen sich daher

einer schweren Verantwortung aus, wenn sie den ehrlichen Willen dieser guten vertrauensvollen Leute missbrauchen wollten.

Auch Jacoby können wir die Mäße nicht ersparen, daß er den Handwerkern in Königsberg nicht immer das reine Bild des Dichters gegeben hat. Durch Unterschlagung der bezeichnendsten Aussprüche rückt er z. B. Schiller's Stellung zur Französischen Revolution in ein gänzlich falsches Licht. Schiller verwarf und verdamnte die Französische Revolution, man möchte sagen fast ohne Verbindung, und wenn er von Freiheit spricht, versteht er darunter eine ganz andere, als die aus dem Schlaum der Seine sich hervorringeh wollte. Nannte er doch die französischen Terroristen „elende Schinderknechte“! Jacoby erwähnt zwar die Stellen aus Schiller's Briefen an Körner, wo er diesem gesteht, daß er kaum der Versuchung widerstehen könne, sich in die Streitsache wegen des Königs (Ludwig XVI.) einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben, und wo er dann weiter sagt: „Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jegige zu sein.“ Die letztern Worte sind sogar bei Jacoby in gesperrter Schrift gedruckt. Jacoby unterläßt aber wohlweislich hervorzuheben, daß Schiller's Memoire eine Denkschrift zu Gunsten des Königs und der königlichen Sache gegen jene „Schinderknechte“ sein sollte und daß sich hierauf die Stelle von der Pflicht, jetzt öffentlich sprechen zu müssen, bezieht. Eine adeliche Dame, früher Demokratin von reinstem Wasser, schrieb uns jüngst: „Ich fürchte, die Verzeihung an der Durchführbarkeit ihrer Ansichten hat auch die Demokratie auf den jesuitischen Standpunkt gebracht: alle Mittel sind gut, wenn sie zum Zweck führen!“ Die Zukunft wird aber muthmaßlich in letzter Instanz derjenigen Partei gehören, welche sich dazu entschließt, nur geradeaus zu gehen und sich des Gebrauchs aller auch der kleinsten und scheinbar unschuldigsten machiavellistischen und jesuitischen Mittel zu enthalten. Unabsehlich ist vielleicht folgender Irrthum bei Jacoby: Als Beweis der bei Schiller rege gewordenen Liebe zum deutschen Vaterlande führt derselbe nämlich folgende Stelle aus einem Briefe Schiller's an Körner an: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden“, aber er läßt den Nachsatz weg, welcher lautet: „und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig.“ (Vgl. Schiller's Brief aus Jena vom 17. Juli 1793.) Schiller versteht also hier unter „Vaterland“ sein heimathliches Schwaben, das er auch noch im Laufe desselben Jahres besuchte, im Gegensatz zu Thüringen. Durch solche Weglassungen kann man freilich aus einem Dichter alles machen, was man aus ihm machen will, und das ist mit Bezug auf Schiller in jüngster Zeit im Uebermaße geschehen. Eine spätere Zukunft wird genug zu thun haben, um Schiller's Bild von allen heutigen Uebermalungen zu reinigen.

Eine der ihrem Stil und Inhalt nach gehaltvollsten Reden ist die von dem jenaer Professor, Runo

Fischer, die unter dem Titel: „Friedrich Schiller. Akademische Festrede zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage gehalten in der Collegiatskirche zu Jena“ u. s. w. bei Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Was uns in dieser in Gegenwart des Großherzogs und der Großherzogin gehaltenen Rede geboten wird, ist mehr als eine Rede, sie ist eine den geistigen Entwicklungsengang Schiller's innerlich ergreifende und darstellende Charakteristik, die sich jedoch begreiflicherweise durch ihre akademische Eloquenz von einer gewöhnlichen Abhandlung unterscheidet. Am ausführlichsten beschäftigt sich der Festredner, wie sich von selbst versteht, mit Schiller's Leben und Wirken in Jena. Hier war es ja auch, wo er im Umgang mit Reinhold, Aufeland, Baum, Griesbach, Schütz seinen Geist zur höchsten Reife brachte und die Schätze der Kant'schen Philosophie für sich ausbeutete, wo er seinen Freundschaftsbund mit Goethe und Wilhelm von Humboldt schloß, wo er die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs schrieb, die „Horen“ gründete, die Epigramme und Xenien und seine epochemachenden philosophischen Abhandlungen verfaßte, jene Abhandlungen, „in denen zum ersten mal in der neuern Zeit die Philosophie der Kunst selbst Kunst wird und ihrem Gegenstande gleichkommt“, wo er endlich den „Wallenstein“, dieses „große und glückliche Werk seiner wiedergeborenen dramatischen Kraft“ und die erste größere Hälfte der „Maria Stuart“ dichtete. Runo Fischer ruft aus:

Noch sind sie unter uns die stummen Zeugen jener großen poetischen That! Das einsam idyllische Haus auf der Lentraböhe, das Schiller als sein Eigenthum die letzten drei Sommer seines hiesigen Lebens bewohnt hat; der Garten mit dem von Bäumen beschatteten Platz, wo damals das Gaudium mit der Banne gedauert, in dem Schiller ungehört von dem Geräusch des Hauswesens an seinem „Wallenstein“ fort schrieb und die Dichtung rüstig förderte. . . . Jetzt bezeichnet ein einfacher, von würdiger Hand gesetzter Denkstein die Stelle, wo einst das portliche Gartenhäuschen gestanden.

Der Redner bemerkt dann weiter:

Es erfüllt die Universität mit gerechtem Stolz, daß sie diesen Mann unter ihre Professoren zählen und seinen Namen durch 21 Semester in ihren Katalogen auführen durfte. Ist er auch kein akademischer Professor nach der Regel gewesen — er war in der That ein außerordentlicher Professor — so fühlten wir alle, daß unter den Lehrern dreier Jahrhunderte, die unsere Universität zählt, viele ohne Zweifel im gewöhnlichen Sinne gelehrt, Schiller unter allen mit Recht der berühmteste war.

Gegenbemerkungen gegen eine der von Runo Fischer aufgestellten Behauptungen hätten wir von unserm Standpunkt nicht zu machen; nur wäre es vielleicht zu wünschen gewesen, daß der Redner da, wo er von Schiller's so hervortretendem Freundschaftssinn spricht, auf das anerkannte, culturhistorisch bedeutsame Factum hingewiesen hätte, daß zu der Zeit, wo Schiller diese Freundschaftsbündnisse schloß, der Sinn für Freundschaft überhaupt sehr hoch und bei vielen bis zur Schwärmerei entwickelt war, obgleich diese Allianzen naturgemäß in der Regel auch Gegenallianzen und manche Animositäten zur Folge hatten. Mit dem glänzenden Beispiel von Dichterfreundschaft, wie es sich in dem Bunde zwischen Goethe und Schiller darstellt, scheint sich dieser Freundschaftssinn

freilich erschöpft zu haben, wie sich ja allerdings wol so manches mit und in diesen Männern erschöpft hat.

Angehängt sind einige hier zum ersten male mitgetheilte Schriftstücke von Schiller's Hand, welche meist das Universitätsarchiv zu Jena aufbewahrt, darunter Schiller's eigenhändige „Jena den 19. März 1798“ datirte Antwort auf das ihm zugefertigte Senats Schreiben, durch welches ihm seine Berufung zum ordentlichen Honorarprofessor der Philosophie angezeigt worden war, und ein dem Redner von „gefälliger Hand“ mitgetheiltes Schreiben Schiller's an den Geheimrath Voigt vom 6. April 1795, worin er seinen „herzlichen Dank“ dafür sagt, daß man „ihn in Stand gesetzt, einen an ihn ergangenen Ruf nach Tübingen ablehnen zu können. Es heißt darin unter anderm:

Jetzt endlich kann ich mich mit völliger Gewissheit als einen Bürger der hiesigen Universität betrachten, und alle Gedanken, Jena zu verlassen, sind nun auf immer verboten. Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viele vorzügliche Menschen findet.

Das Professorenleben in Jena hatte freilich auch seine Schattenseiten, über die sich Schiller in seinen Briefen an Körner wiederholt und kräftig genug äußert.

Für heute und zum Schluß wollen wir nur noch der Rede gedenken, welche der ordentliche Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität Tübingen, Ernst Meier, in der Aula genannter Universität gehalten und unter dem Titel „Festrede am Tage der Jubelfeier Schiller's“ u. s. w. bei Fues in Tübingen in Druck gegeben hat. Wir halten diese Rede für eine Merkwürdigkeit, weil sie unter den uns bekannt gewordenen die einzige ist, in welcher die Kritik zu ihrem Rechte gekommen; und wenn manche Festreden selbst als Festreden in einem zu überschwenglichen Stil geschrieben sind, so ist die Meier'sche sogar für eine kritische Analyse stellenweise fast zu kritisch. Hier und da thut er Schiller sicherlich unrecht; so wenn er kurz behauptet: „Als Lyriker z. B. ist er immer nur ein Dichter zweiten oder dritten Ranges“, obgleich er hinzufügt: „als Epiker steht er durch seine Walladen bedeutend höher“; oder wenn er den drei Jugenddramen Schiller's im Grunde doch allen poetischen Ursprung und Werth in Abrede stellen will. Er behauptet nämlich:

Sämmtliche Stücke sind mehr ein Product des Denkens, der Reflexion, als der unmittelbaren poetischen Empfindung. Es sind durchaus Kunstabsichtungen, die von Ideen ausgehen, bestimmte Ideen darstellen wollen, und so den schroffsten Gegensatz bilden zu aller Natur- und Volkspoesie.

Schiller's Frauencharaktere nennt Meier „meist verfehlt“, und er fährt fort:

Alle Schiller'schen Frauen, auch die spätern, haben eine große Familienähnlichkeit. Es sind Wesen ohne rechte Natur, ohne lebendige Wahrheit und Wirklichkeit. Die Liebe insbesondere hat Schiller nicht darstellen können, so oft auch sein entzündliches Dichterherz in Flammen gesetzt wurde.

Zur Dämpfung und Rectification allzu übertriebener

Enkelen, in denen von Kritik und Besonnenheit gar nicht mehr die Rede ist, sind jedoch solche kühle Gegenbemerkungen ganz heilsam und zweckgemäß. Kein Vernünftiger wird leugnen wollen, daß gewisse Verehrer Schiller's sich sogar dazu hinreißen lassen, auch die Fehler Schiller's zu beschönigen, vielleicht gar als Schönheiten darzustellen oder sie doch durch Anführung nicht stichhaltiger Motive zu rechtfertigen. So läßt sich die Doppelerscheinung des Max Piccolomini und der Thessa und ihr welches Liebesduett von einem gewissen Standpunkt wol rechtfertigen und selbst schön finden, aber viel zu weit geht Johannes Scherr, wenn er den beiden Liebenden, die einzig und allein die Geschöpfe eines überbildet empfindsamen Kulturzustandes sind, sogar historische Wahrheit zuerkennt. Meier dagegen bemerkt mit Recht: „Als dramatische Gestalten sind die unglücklich Liebenden ohne historische und ohne poetische Wahrheit. Es sind wesenlose Schatten, Unmöglichkeiten für ihre Zeit und ihre Umgebung.“ Viele Fingerzeige Meier's sind sehr beachtenswert; so wenn er bemerkt, daß die „Frauentragödien“, worunter er „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orléans“ und „Die Braut von Messina“ versteht, das „Weiche, Rührende, Sentimentale“ zeigten, das zeitweis in Schiller's Wesen sich hervordrängt, „obwol seiner innersten Natur mehr das männlich Kühne, das Kräftige und Erhabene entspricht.“ Wir sind vollkommen derselben Ansicht, und wir glauben, daß wir mit dieser Ueberzeugung dem Genius Schiller's nur eine Ehre antun. Auf die bei Schiller namentlich in seinen frühern Jahren hervortretende Anlage zum Humor haben wir schon wiederholt hingewiesen, und auch Meier betont dieses Element, indem er auf Anlaß von „Kabale und Liebe“ bemerkt: „Diese komische Ader, die Schiller weit mehr als Goethe besaß, verlegt später fast gänzlich.“ Nein, sie verlegte nicht; sie ward von Schiller nur insolge einer eigenartigen Theorie zurückgedrängt. Ohne diese Befähigung zu heiterer Gestaltung würde Schiller z. B. „Wallenreins Lager“ gar nicht haben dichten können, eine Schöpfung, in welcher Meier „das Gelungenste, was Schiller im Dramatischen je geleistet“, erblicken will, indem er hinzufügt: „Da ist alles plastisch, individuell, charaktervoll und wahr vom geringsten Soldaten bis zum General“ u. s. w. Auch der Einfluß, welchen Klopstock, „Schiller's Vorgänger und der ihm verwandteste Dichter des Nordens“, mit seiner idealen Gefühls- und Gedankrichtung auf der einen und Wieland und namentlich Bürger mit ihrem Natur- und Welt Sinn auf der andern Seite auf Schiller geübt, ist von Meier kurz und schlagend charakterisirt. Im ganzen mag Meier den Dichter vielleicht gründlicher studirt haben, als mancher seiner eifrigen Lobredner. Ein prager Correspondent der Wiener „Recensionen“ berichtete jüngst über eine in Prag stattgehabte Aufführung der „Piccolomini“ Folgendes:

Das Drama schien niemand mehr in guter Erinnerung zu sein, und als nach dem vierten Akte mit seinem unbefriedigenden Schluß der Vorhang sank, blieb alles fest sitzen, noch einen kühnen Act gewärtigend, zumal es erst 9 Uhr war und der Theatervettel das Ende der Vorstellung auf 10 Uhr ankündigte.

Der Letzte mußte erst ausfinden, um in dem vollen Hause eine Ahnung von der Möglichkeit anzuregen, daß die „Piccolomini“ doch schon zu Ende sein könnten. Ein Correspondent der „Deutscher Reichs-Zeitung“ sprach mit stilllicher Entrüstung darüber, daß sein Regisseur da war, um das Publikum zu orientiren! Das hätte erst geheißen, den Standal vollenden.

Vielleicht mag es unter denjenigen, welche sich über Schiller bei Gelegenheit seiner Säcularfeier aufs überschwenglichste ausließen, manchen gegeben haben, dem es aus Unkenntniß der „Piccolomini“ in diesem Falle nicht besser gegangen sein würde als den guten Pragern.

Hermann Marggraff.

Der Kanzler Krell.

Der kurfürstlich sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Krell. Ein Beitrag zur sächsischen Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den in dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden, der Stadtbibliothek in Leipzig u. s. w. befindlichen und noch nicht benutzten Originalurkunden bearbeitet von August Victor Richard. Zwei Bände. Dresden, Ränge. 1859. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der äußere Eindruck, den der Ausgang des Kanzlers Dr. Krell auf jeden Parteilosen zu machen geeignet ist, hatte denselben schon längst als einen wahren Justizmord erscheinen lassen; aber es fehlte bis jetzt an einer rechtlichen und historischen Begründung für dieses Urtheil; denn wenn auch bereits 1603 in Leipzig eine Vertheidigung des unglücklichen Kanzlers erschien, so glaubte man ihr doch um der Anonymität willen die erforderliche Glaubhaftigkeit versagen zu müssen. Und es bemerkte wol der bekannte Kirchenhistoriker Mosheim als der Verfasser der in Chemnitz (1770) gedruckten „Vermischten Nachrichten“ mit Recht, daß man so lange nicht gründlich und zuverlässig über die Sache werde urtheilen können, „als die gerichtlichen Akten aus dem dresdener Archiv nicht an das Tageslicht kommen“. Richard hat sich nun das höchst schätzbare Verdienst erworben, den betreffenden Actenstücken und Urkunden nach allen Richtungen hin nachgegangen zu sein, sie in seinem Werke sorgfältig verzeichnet und mit ebenso viel Umsicht als Unparteilichkeit benutzt zu haben; die objective Darstellung hat nur selten eine subjective Beimischung erhalten, und wo es geschehen ist, ohne Beeinträchtigung des Thatbestandes und der historischen Wahrheit. Daher darf diese erste des Kanzlers Krell würdige Biographie als ein Quellenwerk betrachtet werden, auf welches künftighin sich alle diejenigen werben stützen müssen oder berufen können, welche die Zeit der sächsischen Geschichte von 1591—1601, durch die sich der Proceß Krell's wie ein schwarzer Faden hindurchzieht, darstellen wollen.

Der Kanzler Krell, der durch Geist, Gelehrsamkeit und durch allgemeine Bildung, die er sich auf Reisen erworben, vor den übrigen Räten des Kurfürsten bedeutend hervorragend — war er ja doch auch eine Zeit lang Erzieher desselben gewesen —, sich diesem jungen Fürsten, der zwar vortrefflich erzogen aber den Regierungsgeschäften ziemlich abgeneigt war, unentbehrlich zu machen verstanden hatte und deshalb zur höchsten Stelle des Landes erhoben worden war^{*)}, fiel, um das ganze Ergebnis der historischen Untersuchung kurz zusammenzufassen, als Opfer des gemeinschaftlichen Hasses der streng lutherischen Geistlichkeit, der Reaction gegen die das Gewissen vieler beschwerende formula concordiae, des Adels, der Kurfürstin Sophie, der Abneigung des weimarischen Hofes gegen alles, was an Wittenbergs Philippismus erinnerte, sowie endlich des niemals erwiesenen und von Krell flambhaft gelegneten Verr.

^{*)} Das betreffende Decret ist ein sehr merkwürdiges Document und im höchsten Grade geeignet den Kanzler zu bedeu.

sachs, Kurfürsten dem deutsch-herrschlichen Kaiserthum abzuwenden zu machen und zu einem Bündniß mit Frankreich hinzubeführen; war ja doch, um bei dem letztern Punkte einen Augenblick stehen zu bleiben, eine solche Verbindung bereits unter Kurfürst Moriz geschehen⁷⁾ und unter seinem Nachfolger August, wie wir jetzt durch Eugenheim wissen, nicht völlig abgebrochen worden, während die Schreiben, die der junge Kurfürst Christian I. und der König von Frankreich untereinander gewechselt haben, ganz unversäuglicher Natur sind. Dasjenige Schreiben aber, vom 19. Juli 1591 aus Balthheim datirt, die religiös-kirchliche Frage, die „sacianischen Pfaffen“ und die Ritterschaft Karl und in derben Ausdrücken berührend, und das man dem Kanzler ganz besonders zum Vorwurf machte, ist weder ein eigenhändiges, noch auch ein von seiner Hand unterzeichnetes.

Das erste Wetterleuchten des Gewittersturms, der dem Kanzler verhängnisvoll zu werden drohte, wenn sein sarkastischer Bespötter entweder die Hand von ihm abziehen oder plötzlich kehren sollte, zeigte sich in dem heftigen Conflict mit dem fanatischen Geyßprediger Ricud: der Kanzler trug unter dem Schutze des Kurfürsten den Sieg davon. Aber das verderbenschwangere Unwetter brach unerbittlich über den Sieger herein, Schirm, der im kräftigsten Mannesalter also von Gemüths- und Körperleiden am hart. Anklage und Verhaftung Krell's schickten; am 23. October ward er in — jetzt Odisee de Bologna — verhaftet und in einer Kutsche nach der Festung Kölnig es Verfahren gegen einen Mann von so se Krell eingenommen hatte, erregte in größte Aufsehen und mußte namentlich a reformirten und melanchthon'schen Lehen, bestimmen, alle ihnen zu Gebote stehenden Gefahren wenigstens im Innern die m Kirche behufs ihrer Kräftigung nothwendig zu erhalten. Die Reformirten als eine heilige Pflicht zu erfahren, ob mlers Krell, in Folge dessen er frägenom löse Gedränge trage, mit andern Worten, sei: weil seine Ansichten mehr der reformirten Kirche sich zuneigten oder ob diese verleumdeterischer Natur wäre. Im ersten Reformirten, öffentlich gegen die Besessen einzuschreiten; im zweiten sich gegen ihre Religion zu verwahren. Der hien Worte gab, war der Landgraf Wilhelm Schreiben an den Administrator Wilhelm in Verdacht aus, daß die Landschaft und Hände bei dem Verfahren gegen Krell im Spiele haben möchten; er gibt den Rath, die Eröffnung des Testaments des verstorbenen Kurfürsten abzuwarten und den Kanzler nebst „Consorten“ zu hören. Und in der That erklärte der Administrator in seinem Antwortschreiben, „daß er gegen den Kanzler Krell nichts verordnet habe — es offenbart sich überhaupt mehr als einmal ein gewisser Widerwille gegen die ganze Sache —, die Ankläger seien: ein Anschuß der Ritterschaft und die Landschaft“. Es nahm aber die ganze Sache theils plötzlich theils allmählich einen viel ernsteren und verwickelteren Charakter an, als man sich gedacht hatte, sie griff gleichsam nach Dimensionen um sich, wie der Hitze und der Unüberlegtheit der Parteilichkeit nicht in den Sinn gekommen war; in mehreren Städten des Landes brachen theils Unruhen aus, theils zeigte

Es spielen haben möchten; er gibt den Rath, die Eröffnung des Testaments des verstorbenen Kurfürsten abzuwarten und den Kanzler nebst „Consorten“ zu hören. Und in der That erklärte der Administrator in seinem Antwortschreiben, „daß er gegen den Kanzler Krell nichts verordnet habe — es offenbart sich überhaupt mehr als einmal ein gewisser Widerwille gegen die ganze Sache —, die Ankläger seien: ein Anschuß der Ritterschaft und die Landschaft“. Es nahm aber die ganze Sache theils plötzlich theils allmählich einen viel ernsteren und verwickelteren Charakter an, als man sich gedacht hatte, sie griff gleichsam nach Dimensionen um sich, wie der Hitze und der Unüberlegtheit der Parteilichkeit nicht in den Sinn gekommen war; in mehreren Städten des Landes brachen theils Unruhen aus, theils zeigte

⁷⁾ Man kann noch weiter zurückgehen; hatte nicht schon Friedrich der Weise 1520 nach geschehener Auserwahl mit Frankreich Unterhandlungen gepflogen und kam nicht 1530 der Ritter Rüdol mit Briefen aus Frankreich an Friedrich zurück, wie wir jetzt aus dem weimariischen Archiv wissen?

die Einwohnerschaft eine höchst bedenkliche Erbitterung gegen calvinistisch gekannte Weiskirche: das Reichshammergericht ward durch Krell zur Rechtschilfe angerufen, die juristische Facultät zu Jübingen um ein Gutachten angegangen; und da die Urtheile über den Proceß allseitig immer mehr auseinander gingen, so wuchs insolge der dadurch veranlaßten Verzögerung des Rechtsverfahrens nicht nur die Erbitterung der sich gegenüberstehenden Parteien, sondern es geriethen namentlich auch die Landstände, die den Proceß gegen Krell in so leidenschaftlicher Hitze angesehene hatten, in Verlegenheit über das weitere Verfahren. Da gelang es dem Dr. jur. Peter Origian in Wittenberg, dem sächsischen Kurfürsten das jus de non appellando dem Reichshammergericht gegenüber zu retten (1597, obgleich das erforderliche kaiserliche Rescript bis zum 2. Mai 1601 noch auf sich warten ließ). Das war es, was die Grundes Krell's schon längst gefürchtet hatten, und mit Recht; denn von nun an war der Angeklagte seinen Feinden fast wehrlos preisgegeben. Dem Vorwurfe indeß, daß nun die höchsten Behörden des Staats Kläger und Richter zugleich sein wollten, mußte man um so mehr auszuweichen suchen, da der Krell'sche Proceß bereits zehn Jahre die Aufmerksamkeit der Oede sowohl als auch der juristischen Facultäten und der ausgezeichneten Rechtsgelahrten in Anspruch genommen und die Ansicht im Laufe dieser Zeit denn doch immer mehr plaggegriffen hatte, man sei von seiten der Landschaft und der bestehenden Landbesitzer, sowie von seiten des Hofes und des Adels mit der offenbaren Parteilichkeit zu Werke gegangen. Das Bedenken, das rechtliche Urtheil weder von den inländischen Facultäten, noch von dem Schöffengerichte begehren zu dürfen, führte daher zu dem Entschlusse, sich nach Prag an die böhmische Appellationskammer zu wenden, um dieselbe ein endgültiges Urtheil einzuholen. Aber dort war Krell verhaftet. Der Beschluß erfolgte sehr bald; er ist vom 8. September 1601 unterzeichnet. Es heißt unter andern in diesem Bescheide: „Es wird zu Recht erkannt, daß Angeklagter Nicolaus Krell mit seinen vielfältigen Bösen und wider seine Pflicht färgenommenen auch drehim und mit fremder Herrschaften und denselben abgefertigten gebrauchten Practicieren und allerhand erglistigen Knechten dadurch er wider den aufgerichteten Landfrieden und Turbation gemeines Vaterlandruhe und Einigkeit gehandelt, welches Alles, wie zu Recht ansehnlich gemacht und bewiesen sein Leib und Leben verwickelt und mit dem Schwerte Anderen zur Abscheu gerechtfertigt werden soll, von Rechtswegen.“ Und, horribilo dictu, die kaiserliche Bestätigung des Urtheils erfolgte erst am 8. November, also vier Wochen nach des Verurtheilten Hinrichtung! Der Angeklagte war nämlich, nachdem er bis zuletzt seine Hinrichtung für unmöglich gehalten hatte, am 9. October zwischen 11 und 12 Uhr des Mittags auf dem Thurnhofe vom Leben zum Tode gebracht worden.

Wir schließen hiermit unsere Darlegung, es unsern Lesern aberlassend, bei dem Verfasser selbst nachzulesen, wie bis zuletzt über den ersten Staatsdiener Kurfürstens, der wider eines todwürdigen Verbrechens überführt war, noch ein solches irgendwie eingestanden hatte, Schmach und Schimpf gebracht ward durch den Einfluß von Parteilichkeiten, die ihm unversöhnlich den Tod geschworen hatten. Dem Verfasser aber und der Liberalität der Staatsregierung muß es die Wissenschaft Dank wissen, daß endlich über eine ebenso unheilvolle als bis dahin dunkle Sache dasjenige Licht verbreitet worden ist, dessen der Richterpruch der Geschichte allemal bedarf, um gerecht zu sein!

Uebrigens empfehlen wir dieses Werk ganz besonders auch den Bibliotheken höherer Schulanstalten der gesammten sächsischen Staaten. Es steht in gleicher Beziehung zu ihnen wie Wolf's „Johann Friedrich der Müllers“. Der größern Verbreitung des Werks dürfte es nicht unwesentlich beitragen, wenn eine Ausgabe desselben ohne unbedeutende Verlagen veranstaltet würde.

Karl Zimmer.

Ein Glädskind. Roman von Rudolf von Kess-
bell. Zwei Theile. Leipzig, Brodhaus. 1859.
8. 3 Thlr. 10 Rgr.

Nur der Goethe'schen Romanen „Werther“, „Wahlverwandtschaften“ und „Wilhelm Meister“, wüßten wir keinen Roman aus dem vorigen Jahrhundert zu nennen, der heute noch mit dem Interesse, das ein Kunstwerk beansprucht, in Deutschland gelesen würde. Die breite Flut von Romanen, mit welcher der letzten Decennien des 18. Jahrhunderts gesegnet waren, findet sich allerdings noch in den Bibliotheken aufbewahrt, jedoch aber werden wenige und wer von den Gebildeten sie liest, hat dabei in der Regel mehr einen literarhistorischen Zweck, als einen ästhetischen Genuß im Auge. So haben wir von „Sophiens Reisen“, dem ersten deutschen Originalroman aufwärts, Müllers, Lafontaine's, Starke's Romanen und den Werken Wagner's, Kossel's, Heine's und Tied's, Jean Paul's und A. Ball's bei noch einem sehr beschränkten Leserkreis, vom ästhetischen Kunststande an ihnen aber ist so wenig wie bei den Wieland'schen Romanen die Rede, und selbst Öppl und Beckholtz müssen sich im weitestlichen an einem succès d'estime genügen lassen. Wenn es nun wahr ist, daß der Roman unter allen andern Kunstwerken der prägnanteste Ausdruck des Nationalgeistes ist und ein viel unmittelbarer, ein immanenterer Abbild desselben, als Drama und Epös, so muß man, um diese Erscheinung sich zu erklären, notwendig annehmen, daß in dem Nationalgeiste der Deutschen seit 60 Jahren selbst eine große und sein Wesen tiefstehende Veränderung vorgegangen ist, eine Veränderung, die sie wichtig macht, an dem, was unsere Väter erzählte, sich heute noch so mächtig noch zu erkennen. Es liegt hierin etwas Räthselhaftes, Wunderbares; denn während der Engländer noch heute mit demselben Geiste und demselben Genuß wie seine Vorfahren, seinen Helden und seinen Dörfler liest, der Franzose noch heute an Lesage und Roussau, und der Spanier an Cervantes noch seinen Gervantes seine Freude hat, während selbst Japan noch jetzt seinen Bocaccio zu bewundern vermag, haben wir uns nicht bloß Wieland's einst für classisch gehaltene Romane, sondern selbst Kossel's, Tied's und Brentano's, wenn nicht als Geringes, doch allen den Vorzug verloren, mit dem sie unsere Mütter und Väter einst fesselten. Wie soll man dies anders erklären, als durch eine wesentliche Veränderung in unserm Nationalgeiste, dessen eine Emanation der Geschmack ist? Wie aber, ruft man uns ein, genossen wir die Dramen Schiller's, Goethe's nicht heute noch in demselben Geiste wie vor 60 Jahren? Sind Bürger, Wieland, Göthe nicht jetzt noch voll Geist und hoher Freude? Halten wir nicht Klopstock, Herder, Gleim selbst noch heute hoch, und weiß dies nicht auf der Erhaltung derselben Geschmacksforderungen hin, welche zu der Zeit Geltung hatten? Wir bekennen frei, hier vor einer Art von Räthsel zu stehen, dessen Deutung wir mehr ahnen, als aussprechen vermögen. Liegt etwa eine annehmbare Lösung hidden darin, daß jene Romane Dinge der Zeit und des Tages zum Genuß hatten, während „Iphigenia“, „Tasso“, „Don Carlos“, „Cervantes“, „Emilie Galotti“ und „Die Räuber“ ein Element von ewigem Besitze, das poetische Menschenthum nämlich, enthalten und darstellten? Wir müßten die Wahrheit verlangen, wenn wir sagen, daß diese Erklärung uns genügt, denn auch die Romane von Wieland, Jean Paul und Brentano stellen das Humanistische, die ewige Sittlichkeit der Menschen oft genug in den Vordergrund. Oder sollen es die Form und die Sprache thun? Sie thun etwas, aber das Räthsel zu erklären vermögen sie auch nicht, denn auch Lessing's Sprache bietet des Veralteten nicht wenig dar. Wie also geschah es? Wir machen die Frage zum Gegenstand einer Preisaufgabe.

In diesen Betrachtungen fanden wir uns bei der Lectüre des eben angezeigten Romans aus dem Grunde veranlaßt, weil wir bald erkennen mußten, daß der Verfasser mehr mit dem Hilfsmittel der alten, als mit den Elementen der heutigen Romane zu arbeiten und zu wirken gewohnt ist, und von dem,

was heute im Roman seinen Gebrauch macht. Erzählung mächtig anziehend heute vor allem forschend ästhetisches Ziel fast ganz Vordergrund tritt. Er bestimmt und nicht gerät und das Wesen ein wobei er zugleich als Lebensansichten, Vergnügen diese durch den Contrast dem Leben und den Eit Friedensbrechers, eine Ke von Grutmann, an der 50 Jahren würde eine sehr nehmte Unterhaltung bei des Geschmacks genügt Spiel der Gedanken nur ein bedeutendes Ziel, Charaktere, der Grundfalte, und hierin vielleicht warum auch die besten uns jetzt so wenig zugängig einer in die Tiefe der philosophische Bildung die sich verhält veränderten früheren haben nicht mehr

Kost der Lafontaine, die Hausmannsgerichte Jean Paul's, die Lebenspraxis der Weiß, A. Ball, Müller, ja selbst den oft überschwenglichen und hyperpoetischen Enthusiasmus der Kossel's, Kraus, Brentano und nicht mehr zu assimilieren im Stande sind. Hierbei ist Gewinn und Verlust vielleicht so gleichmäßig im Gleichgewicht; allein, wie dem auch sei, das Factum der Nichtbefriedigung ist vorhanden.

Doch wir kommen auf den Verfasser zurück, den wir aus früheren Leistungen („Vergan“ u. s. w.) bereits als einen Kunstkenner, Kunstjünger und Enthusiasten kennen. Auch hier ist die Kunst einer der Grundtöne seiner Erzählung, die etwa folgenden Verlauf nimmt: Ein Knabe von dunkler Herkunft wird in einem einsamen Hirscherhause aufzogen der Dürftigkeit erzogen; er gilt für den Sohn des Cantors Morgenthau in Lillkate, des Bruders seines Erziehers. Früh zum Genuß der Kunst entwöhnt, bezieht er die Universität, wo eine Sängerin, Miranda Balordi, die Leidenschaft des Jünglings entzündet. Ein Duell, für diese Leidenschaft bekannt, führt zur Flucht, bei welcher der junge Felix in der Familie eines Landbesitzers, des Obersten Rudas, Aufnahme findet, ja als ein Vetter aus Franken eingeführt wird. Die Schilderung dieser Familie voll anziehender Charaktere, das Liebchen in Lillkate, die Bekanntschaft des Schmugglers Rudas Grutmann (Kothbrunn), der in Basallen, treue und ehelicher Verschwiegenheit ein Prototyp dieses Volkstums darstellt, das Verhältnis, in welches Felix zu Maria, der schönen und kühnen Tochter des Hauses tritt, Sittlichkeit und Charakter des Landes, bilden nun den Stoff der Darstellung, bis zur Abreise des Felix in den Krieg, durch den er die Hand der Geliebten zu erlösen entschlossen ist. Indes leidet er Schiffbruch, wird an die turkische Küste verschlagen, rettet Miranda, mit der er wieder zusammentrifft und wird als deren Räuber verfolgt, von einer edeln türkischen Familie verdorben. Maria's Gegenbild, die wild leidenschaftliche Miranda, wird hier als eine Basse Felix' erkannt und verschwindet mit ihrem Kellern. Inzwischen lösen sich die Geheimnisse in der Familie des Obersten durch eine spannende Familiengeschichte dahin auf, daß Felix der Sohn des älteren Bruders des Herrn von Rudas und der eigentliche Erbe dieser großen Güter ist, worauf seine Zurückberufung, seine Verbindung mit der Geliebten und der glückliche Schluß der Erzählung erfolgt. Die köstliche Erzählung zeigt sich besonders in diesem letzten Theile der Geschichte hervorragend, während der erste Theil seine

Notizen.

Pädagogisches.

Von einem preussischen Schulmann erhielten wir folgende Zeilen, denen wir bei der Wichtigkeit des Gegenstandes hier einen Platz einräumen wollen: „Erziehung und Gesundheitspflege sind zwei Gegenstände, welche, weil von ihnen die Wohlfahrt aller Staatsglieder abhängt, allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme finden. Daher wird die von dem praktischen Arzte Otto Schraube verfaßte Schrift: «Die sanitätspolizeiliche Beaufsichtigung der Schulen und des Schulunterrichts. Ein Vort zur Reform der Schulen an Administrativbureau, Kerpel, Schulmänner und Keltern» (Halle 1859) der Beachtung, deren sie würdig ist, wahrscheinlich nicht entgehen. Dadurch aber, daß sie erscheinen konnte und wegen ihres Inhalts und Inhalts gelobt werden muß, stellt sie den Schulverwaltungen Deutschlands ein schlimmes Zeugniß aus, und dies um so mehr, als die von Schraube gerügten Uebelstände zwar längst bekannt, gleichwohl nicht beseitigt worden sind. Die Schuld davon lastet lediglich auf den Männern, denen die Beaufsichtigung der Schulen obliegt; denn die Lehrer können während der Unterrichtsstunden für die Schonung der Gesundheit ihrer Schüler nur wenig thun, dürfen sich jedoch in die sogenannten äußern Angelegenheiten ihrer Schule, denen die Schrift Schraube's vorzugsweise gewidmet ist, nicht mischen. Eben die äußern Angelegenheiten die gleichwohl auf die innern einwirken, besorgt angeblich eine Menge voneinander unabhängiger, auf ihre Gewalt über die Schule und ihr Ansehen eifersüchtiger, daher nicht selten einander gern bekämpfender Behörden, deren Mitglieder mitunter sich wundern würden, wenn es jemand einfiele, sie am schulwissenschaftliche Kenntnisse zu befragen. Daß auch Regierungsräthe mit der Schulwissenschaft zuweilen über den Fuß gespannt leben, lehren satzsam Erlasse und Maßregeln der Regierungen Deutschlands. Der Staat legt der gemeinen Wohlfahrt wegen seinen Gliedern sehr schwere Pflichten auf; das Geringste, das er als schulbige Gegenleistung ihnen bieten kann, ist nächst dem Rechtsschutz ein mit demselben engverbundenes, wohlgeordnetes und wohlverwaltetes Schulwesen. Das vorhandene verbient trotz des guten Willens von einigen Seiten und trotz mancher wahrhafter Verbesserungen noch nicht durchaus so genannt zu werden. Davon zeugt nun die Schrift Schraube's, welcher nicht alle die wahren Ursachen der Uebel, denen es mehr gibt, als er von seinem ärztlichen Standpunkte aus zu erblicken und zu nennen beliebt, zu kennen scheint oder sich doch hütet den Boden tiefer auszuwählen, als er für unerlässlich erachtet. Er handelt erkennen von den Schulgebäuden und der innern Einrichtung derselben; zweitens vom Unterrichte; drittens von den Maßregeln, welche hinsichtlich der Gesundheitspflege in den Schulen ergriffen werden sollen. Dem meisten von allem dem, was er in seiner durchdachten Schrift sagt, stellt man mit Vergnügen Weisfall. Da d. Bl. Erörterung sachwissenschaftlicher Fragen von sich mit Recht abwehren, so enthalte ich mich gern jeder Gegenbemerkung. Nur darauf erlaube ich mir schließlich hinzuweisen, daß alle Lehrer von Amts wegen sich verpflichtet fühlen sollten, wenigstens die nöthigsten Kenntnisse in der Gesundheitslehre aus den vorhandenen trefflichen Büchern über dieselbe sich zu erwerben, um grobe Verstöbe da, wo sie die Aufmerksamkeit führen, gegen die bekanntesten ärztlichen Vorschriften zu vermeiden.“

Von demselben Schulmann erhielten wir folgende Zuschrift: „Ihre Äußerungen über Mängel des deutschen Schulwesens, namentlich der Gymnasien, bei Gelegenheit der Anzeige des Vortrags Trendelenburg's in Nr. 41 d. Bl. f. 1859 veranlassen mich zu einigen Gegenbemerkungen. Sie scheinen der Ansicht zu sein, es werde von den Gymnasialen weit mehr verlangt, als diese wirklich zu leisten vermögen. Die gesetzlichen Anforderungen hinsichtlich des Lateinischen und der Geschichte sind nicht übertrieben, hinsichtlich des Griechischen der hohen Bedeutung dieser Sprache und des altgriechischen Schriftenthums lange

Sahibschah! ruft es um Mitternacht,
Fährmann, hol' über, das Boot ist vollbracht! —

ein Lied voll tiefen Sinnes; und des schönen Frühlingslides:

Dem Frühlingslidenjubel,
Das ist ein altes Lied.
Schon jeder hat's erlebt,
Wie froh das Vöglein schwabelt,
Hoch trillert überm Lied.

Die Welt ein weiter Garten,
Draus neues Wachstum quillt,
Das Lächeln gottdurchdrungen,
Hat hell herabgesungen
Den Segen aufs Gefäß.

So sehen wir den Verfasser nach den verschiedensten Richtungen hin, als Landschafts- und Sittenmaler, als Charakterzeichner und dramatisch wirkungsvollen Erzähler, endlich auch als Lyriker und sinnreichen Dichter mit entschiedener Begabung ausgestattet, ein Buch, seines Namens würdig, uns darbringen. Dem gebildeten Freunde der Kunst aber bietet er noch einen besondern Genuss in der vortrefflichen Analyse einiger der ersten Meisterwerke dieser Kunst, in der er sein tiefstes Verständniß derselben neben einem jugendlichen Enthusiasmus für ihre Heroen unverkennbar darthut, und, was dem Gefühl und was der Kunstschönheit in der Kunst angehört, unserer Erkenntnis näher bringt, und wenn er dann in der Geschichte Julius von Rudan's, des Vaters unsers Helken, die Aufgabe löst, die Geschichte einer verirrten Genialität zu einem lehrreichen Seelenbild zu entfalten, so bleibt kaum eine von den vielen Forderungen unbefriedigt, die unsere Zeit an einen guten Roman zu stellen hat. Kaum eine, sagen wir mit Vorbedacht; denn jene politische und sociale Allerkweltweisheit der Salons unserer Tage ist in dieser trefflichen Erzählung allerdings wenig oder gar nicht vertreten: ein Mangel, für den wir dem Verfasser gern unsern aufrichtigen Dank sagen. Sein Gebiet liegt höher und in reinerer Lustfischeit; seine Vorbilder sind anderer Art und er hat recht, sich dem Verfasser des Romans anzuschließen, der in unserer Jugend die Freude und der Stolz der Deutschen war. Denn davon wenigstens haben wir und nun doch wol überzeugt, daß der vielgepriesene Realismus der Dorf- und Handwerkergelehrten, der „Soll und Haben“ und vom „Blech, das Blech bleiben muß“, nichts hervorbringen vermag, als ein überaus dürftiges und einseitiges Geschlecht von Romanen von unmöglicher Dauer. Wer hieran zweifelt, der versuche es nur, wir bieten, eine solche Geschichte zum zweiten male zu lesen.

nicht angemessen, hinsichtlich der Kenntniss der deutschen Sprache, des vaterländischen Schriftenthums und der sehr lehrreichen Geschichte desselben äußerst gering, hinsichtlich der Mathematik nicht über die Anfänge hinausgehend, hinsichtlich der Naturwissenschaft kaum der Erwähnung werth, hinsichtlich des Französischen gering. Dennoch mag Ihre Schilderung der Erfahrung entsprechen. Die Ursache des Widerstreits ist aber nicht in den gesetzlichen Anforderungen zu suchen, sondern in der Ungeschicklichkeit, mit welcher die Schulen überhaupt verwaltet werden. Wenige der Lehrer, der Gymnasialdirectoren, der Schulräthe kennen die Schulwissenschaft und die Schulkunst auch nur dem Namen nach. So darf sich niemand über zahllose Mißgriffe wundern."

Der Einsender muß dies besser wissen als wir; für unsere Person hätten wir nur zu bemerken, daß die in Nr. 41 enthaltenen Klagen über das Buxtel oder vielmehr das zu große Maaß des Gymnasialunterrichts nicht eigentlich von uns, sondern wie dort auch ausdrücklich bemerkt war, von dem verstorbenen Alexander von Humboldt herrührten und einem im Feuilleton der „Neuen Preussischen Zeitung“ abgedruckten Gesprächs desselben entlehnt waren. **J. M.**

Bibliographie.

Hartmann, M., Bilder und Büsten. Zwei Theile in einem Bande. Frankfurt a. M., Meibinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Hugo's, B., sämtliche poetische Werke. Deutsch von L. Geeger. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krieger. Gr. 16. 6 Agr. Jaeger, D. F., Die Freiheitslehre als System der Philosophie. Zürich, Drell, Füßli u. Comp. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Agr.

Kompert, L., Neue Geschichten aus dem Ghetto. Zwei Bände. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 2 Thlr. 10 Agr.

Kewald, Hanns, Das Mädchen von Sela. Ein Roman. Zwei Theile. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr. 10 Agr.

Löhr, W., Rosen-Monate heiliger Frauen. Stuttgart, C. W. Zisching. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Agr.

Lorm, F., Intimes Leben. Novellen. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 10 Agr.

Mägge, L., Auer Spang. Roman. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Meibinger Sohn u. Comp. 8. 3 Thlr.

Mühlbach, L., Erzherzog Johann und seine Zeit. 2te Abtheilung: Erzherzog Johann und Metternich. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Dpig, L., Lyrische Gedichte. Würzburg, Stachel. 8. 18 Agr. Baumgarten, G. R. v., Franz Rasch. Dramatisches Gedicht in vier Akten. Wien. 1859. Gr. 8. 15 Agr.

— Rudolph von Habeburg. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Wien. 1859. Gr. 8. 15 Agr.

Pfeiffer, G. W., Der Stadthauptmann von Frankfurt. Eine historische Novelle aus Frankfurts Vorzeit. Frankfurt a. M., Meibinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Rasael-Album mit einer Lebensskizze Rasael's und den Erklärungen der Bilder von A. Stahr. Berlin, Schauer. 1859. Gr. 4. 10 Thlr.

Ring, M., Der Sohn Napoleons. (Herzog von Reichsloth.) Geschichtliches Lebensbild in zwei Bänden. Berlin, Vogel. Gr. 8. 3 Thlr.

Schiefner, A., Heldensagen der Minussinschen Tataren rhythmisch bearbeitet. St. Petersburg. 1859. Lex.-8. 2 Thlr.

Schrenck, L. v., Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854—1856 im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ausgeführt und in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben. 1ster Band. 1ste Lieferung. Einleitung. Säugethiere des Amur-Landes. Mit 9 Tafeln und Karte. Peteraburg. 1858. Imp.-4. 3 Thlr. 10 Agr.

Tronchin, F. A. v., Bilder der Nacht. Bremerhaven, v. Bangorow. 24. 12 Agr.

Wald-Einsamkeit. Eine Dichtung. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 16. 10 Agr.

Wittich, A., Helene Louise Elisabeth Herzogin von Orleans zu Eisenach, mit Erinnerungen aus ihrem Jugendleben. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Agr.

Ziegler, F. W., Nondum. Erzählungen. Berlin. 8. 1 Thlr.

Ziehen, G., Eginhard und Emma. Ein episch-lyrisches Gedicht. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 16. 20 Agr.

Tagesliteratur.

Assmann, B., Schiller's nationale Bedeutung. Eine Festschrift bei Schiller's Säcularfeier am 10. November 1859 gehalten in Braunschweig. Nebst einer Beigabe: Zeittafel zu Friedrich von Schiller's Leben, nach den neuesten Forschungen tabellarisch zusammengestellt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1859. Gr. 8. 4 Agr.

Gichenlaub zum deutschen Festtrange des 100jährigen Geburtstages Friedrich Schiller's am 10. November 1859. Dargebracht von einem Mecklenburger. Rostock, Leopold. Gr. 8. 2½ Agr.

Elben, D., Das Schillerfest in Schillers Heimath Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach den 9., 10. und 11. November 1859. Stuttgart, Schaber. 1859. Gr. 8. 10 Agr.

Festreden gehalten zu Duedlinburg zur Feier des 100jährigen Geburtstages Schillers am 10. November 1859. Duedlinburg, Buch. 1859. Gr. 8. 7 Agr.

Freiligrath, F., Festlied der Deutschen in London zur Feier von Schiller's 100jährigem Geburtstage 10. November 1859. London, Peisch u. Comp. Gr. 8. 5 Agr.

Der endliche Friede mit Dänemark. Oder die Zukunft der dänischen Gesamtmonarchie. Volksstimmen aus Holftein. Im October 1859. Hamburg, Richter. 1859. Gr. 8. 3 Agr.

Grün, R., Schillerrede gehalten zu Brüssel am 10. November 1859. Trier, Ring. 1859. Gr. 8. 4 Agr.

Günther, J., Die Schillerfeier in Jena. Blätter zur Erinnerung. Jena. 1859. 8. 3 Agr.

Herzberg, W., Festschrift zur Schillerfeier. Gehalten im Künstlerverein in Bremen. Bremen, Straß. 1859. Gr. 8. 5 Agr.

Hüser, Was hat der Name Schiller seit hundert Jahren der Welt bedeutet? Zum Andenken an die Schiller-Feier am 10. November 1859 in Aschersleben. Aschersleben, Buch. 1859. Gr. 8. 3¼ Agr.

Jung, A., Friedrich Schiller, der Dichter der deutschen Nation. Eine Festschrift. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1859. Gr. 8. 5 Agr.

Der nächste Krieg Frankreichs gilt Preußen! Berlin, Schneider. 1859. 8. 5 Agr.

Die Lebensfrage Oesterreichs. Ist noch eine Vermittelung zwischen Oesterreich und Ungarn möglich? Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Agr.

Schiller der Dichtersfürst, gefeiert durch das Volk am 10. November 1859, dem 100jährigen Tage der Wiederkehr seines Geburtstages. Frankfurt a. M., Rühlker. 1859. 32. 2½ Agr.

Send schreiben eines katholischen Laien an einen ungläubigen Freund. Ein Mahn- und Warnungsruf an die getauften Heiden des 19. Jahrhunderts. Regensburg, Manz. 1859. Gr. 8. 6 Agr.

Wischer, F., Rede zur 100jährigen Feier der Geburt Schiller's am 10. November 1859 in der St. Peters-Kirche zu Zürich gehalten. Zürich, Drell, Füßli u. Comp. 1859. Gr. 8. 8 Agr.

Weisse, Schiller. Ein Gedenkblatt an die Feier seines 100jährigen Geburtstages. Berlin, Mohr u. Comp. 1859. Qu.-4. 2½ Agr.

Zur Finanzfrage Oesterreichs. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 8 Agr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des sechsunddreißigsten Heftes (Bogen 46—50 [Schluß] des dritten Bandes):

Die französische Armee, ihre Organisation und ihr Geist. — Die Sitterbrüder der Weichsel bei Dirschau und Marienburg. — Christian Daniel Rauch. — Das Seerecht in Kriegzeiten. — Ferdinand Alphonse Camelin, französischer Admiral und Marineminister. — Franz Graf von Scliz, österreichischer General der Cavalerie.

Kleinere Mittheilungen: Bülow (Friedrich). — Golligh (Fürst Sergei Michailowitsch). — Grey (Thomas Philip de). — Grimm (Wilhelm Karl). — Hunt (James Henry Leigh). — Ritter (Karl). — Westmerland (John Kane, Graf von).

Das Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste bis dritte Band (die gewissermaßen den 16. bis 18. Band des Conversations-Lexikon bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Sechs Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 24 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen sechsten Theile liegen Sternberg's Memoiren, die vielfaches Aufsehen erregt haben, nunmehr vollständig vor. In der höchst pikanten und zugleich graziosen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe dem Leser, an seine eigenen Lebensschicksale während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie Porträts interessanter Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, fährt er nach Mannheim, Stuttgart, Weimar und über Rußland nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, dann nach Wien und Dresden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist die erste Hälfte des vierten Halbbandes sowie der neunte Halbband dieses wichtigen Werks erschienen und nebst dem ersten bis dritten Halbband und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Die erste Hälfte des vierten Halbbandes enthält das wichtige Buch Jesaja. Mit dem neunten Halbband hat die Veröffentlichung der zweiten Abtheilung des Werks (Bibelkunden: Geschichte der biblischen Bücher) neben der ersten begonnen. Derselbe enthält ausführliche Erörterungen über den Inhalt der fünf Bücher Moses, die namentlich auch für die nichttheologischen Leser von hohem Interesse sein werden, z. B. über die Schöpfungsgeschichte, die Genesis im Verhältnis zur Geologie und Physiologie, das Paradies, den Thurm-Bau, ein Leben des Moses u. Mit dem zehnten Halbband wird ein Bibelatlas folgen.

Bunsen's Bibelwerk ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volks. Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung wie aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben. Es hat auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn einen überraschend großen Kreis von Abnehmern gefunden.

Subscriptionspreis 1 1/2 Ngr. für den Bogen. Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., neunter 1 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

Diese Zeitschrift hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits die allgemeinste Anerkennung erworben und wird im neuen Jahre unter direkterer Bezugnahme auf die Zeitereignisse fortfahren, allen Zeitungslesern interessante Mittheilungen über die Tagesfragen, über Kunst und Literatur, die man in den Zeitungen selbst nicht findet, zu bringen, und so als eine unentbehrliche Beilage zu allen Zeitungen zu dienen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Der Preis beträgt vierteljährlich 26 Ngr. Die bisher erschienenen Nummern (die ihres nicht veraltenden Inhalts wegen ein bleibendes Interesse haben) sind als erstes und zweites Vierteljahr in besondern Umschlag geheftet zu 26 Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Bestellungen auf das neue Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich.

Zweite Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Diese rasch in zweiter Auflage erschienene Broschüre stammt aus der Feder eines bekannten österreichischen Staatsmanns und hat bereits namentlich in Oesterreich selbst lebhaftes Aufsehen erregt.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 6. —

9. Februar 1860.

Inhalt: Carriere's „Aesthetik“. Von Adolf Zeising. — Levin Schüding. Von August Penneberger. — Aus Archiven und Briefen. Von Karl Stimmer. — Karl Heinzen als Lustspieldichter. — Zur Dante-Literatur. Von E. C. Blanc. — Notizen. (Die preussische Dramenprämie; Die angeblich Schiller'sche Geschichte Württembergs.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Carriere's „Aesthetik“.

Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Von Moriz Carriere. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 6 Thlr.

Man hat gegen die Philosophie häufig die Anklage erhoben, sie gelange zu keinen Resultaten; was das eine System setze, werde durch ein anderes wieder aufgehoben; sie gewähre kein Wissen, sondern nur einen ewigen Widerstreit von Glauben und Zweifeln. So steht es jedoch keineswegs. Wer die Geschichte der Philosophie mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit verfolgt, kann unmöglich verkennen, daß sie aus unscheinbaren, embryonischen Reizen zu einem mächtigen, reichgegliederten Baum erwachsen, daß aus vielen dunkeln, trüben Ahnungen Lichte, klare Wahrheiten geworden, daß aus jeder ihrer Evolutionen und Revolutionen eine neue Weltanschauung, eine Erweiterung des Gesichtskreises und zum mindesten eine Schulung der geistigen Kräfte, ein mächtiger Impuls zu weiterm Fortschreiten hervorgegangen ist. Es hat vielleicht kaum eine Zeit gegeben, in welcher die Philosophie als eine so gänzlich abgethane und überwundene Thorheit angesehen worden wäre, als das eben verfloffene Decennium. Trotzdem hat sie sich gerade in dieser Zeit innerlich in einer sehr erfreulichen Weise consolidirt, indem man nach und nach von den verschiedensten Seiten her und auf dem Wege selbständiger Forschungen zur Anerkennung eines Princips gelangt ist, das noch vor kurzem von der Philosophie aus heftige Anfechtungen erfahren mußte: ich meine die sogenannte „theistische“, d. h. weder einseitig pantheistische, Gott in der Welt aufgehen lassende, noch einseitig deistische, Gott aus der Welt hinausbdrängende, sondern Gott und Welt in ihrer Einheit wie in ihrer Verschiedenheit begreifende Fassung des Gottesbegriffs, nach welcher Gott als freie, selbstbewußte, in der Welt sich fort und fort offenbarende und bethätigende Persönlichkeit gedacht wird.

Wie in der Metaphysik und Religionsphilosophie, in der Psychologie und Ethik, hat diese Ansicht namentlich auch in der Aesthetik sich zu immer allgemeinerer Geltung durchgearbeitet, und wenn auch die pantheistische Aesthetik

Wischer's innerhalb der letzten Jahre erst den Ausbau ihrer obersten Stockwerke zu Ende gebracht hat und sich insofern noch ein Gegensatz gegen jene Richtung geltend macht, so läßt sich doch um so weniger annehmen, daß dieser Nachwuchs aus einer vergangenen Periode den neuern Bestrebungen gegenüber sich dauernd behaupten werde, als gerade das Werthvolle des Wischer'schen Werks nicht in dessen philosophischer Basis, sondern vielmehr in den davon unabhängigen oder auch wol mit ihr in Widerspruch stehenden Bestimmungen und Erörterungen desselben besteht und Wischer selbst ein viel zu klarer Kopf ist, als daß er nicht fallen lassen sollte, was er einst in jugendlicher Autoritätsgläubigkeit von Hegel angenommen, jetzt aber trotz der Hartnäckigkeit, mit der er formell noch daran festhält, thatsächlich ebenso gut wie die meisten andern Philosophen der Gegenwart überwunden hat.

Carriere ist schon seit Jahren einer der thätigsten Vorkämpfer im Interesse einer theistischen Bearbeitung der Aesthetik gewesen, und als solcher tritt er uns denn auch in seinem vorliegenden Werke entgegen, in welchem er, was er bisher in Schriften begrenztem Inhalte und zerstreuten Aufsätzen bot, zu einem vollständigen Ganzen zusammengefaßt hat. Wer, wie ich selbst, von der Wahrheit des theistischen Princips, wie ich es oben angedeutet habe, und von der Nothwendigkeit, die Wissenschaft des Schönen darauf zu gründen, überzeugt ist, muß dieses Werk Carriere's als einen ungemein reichhaltigen Beitrag zur Förderung jenes Princips mit aufrichtiger Freude begrüßen: denn die Wärme, mit der er dasselbe verfaßt, die mannichfachen Belege, die er dafür aus dem reichen Vorrath seiner philosophischen und kunstwissenschaftlichen Kenntnisse, sowie aus dem Schatz seiner eigenen Beobachtungen beigebracht hat, und vor allem die Gewandtheit, mit welcher er die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen in allgemein zugänglicher, ja selbst blühender Sprache vorzutragen und über das Schöne, auch schön zu reden weiß, machen seine Arbeit zu einem Werke, welches wie kaum ein anderes geeignet ist, die auf theistischer Weltanschauung basirende Aesthetik auch in weitere Kreise einzuführen und überhaupt die Wissenschaft des Schönen zu einem

solchen Gemeingut zu machen, wie sie es werden muß, wenn die leidige Unklarheit und Verfahrtheit, die Eigenthümlichkeit und Blasirtheit des jezt in vielen Regionen herrschenden Geschmacks wieder überwunden werden soll.

Der Gang, welchen Carriere in seinem Buche nimmt, ist im wesentlichen der seit längerer Zeit hergebrachte und der Sache entsprechende. Er behandelt zunächst „Die Idee des Schönen“, sodann „Das Schöne in Natur und Geist“ oder den „Kunststoff“, hierauf „Die Phantasie und den Künstler oder das Schöne in der Subjectivität des formenden Geistes“, alsdann „Die Kunst, das Kunstwerk und die Obleterung der Künste“, und endlich in drei Hauptabschnitten, welche zusammen den zweiten Theil bilden, die einzelnen Künste, nämlich: „Die bildende Kunst“ (Architektur, Plastik und Malerei), „Die Musik“ (Instrumentalmusik, Vocalmusik, die Verbindung der Vocal- und Instrumentalmusik) und „Die Poesie“ (Epos, Lyrik, Drama).

Unter diesen verschiedenen Abtheilungen ist natürlich die erste, welche „Die Idee des Schönen“ behandelt, als die Grundlage für alle übrigen die wichtigste, und wir dürfen sie auch als die interessanteste bezeichnen, da es sich in ihr um die Durchsprchung jener ewigen Fragen handelt, welche den denkenden Menschen von Uraufang an am lebhaftesten beschäftigt haben und bis in alle Zukunft am nachhaltigsten beschäftigen werden. Der Autor charakterisirt darin zunächst unser Gefühl vom Schönen als „ein sinnlich-geistiges Wohlgefallen, erregt durch das Zusammentreffen von Objecten mit unserer Subjectivität“ und führt dasselbe auf die Harmonie von Innen- und Außenwelt zurück, welche durch Gegenstände, in denen Gedanke und Erscheinung, Geist und Natur, Ideales und Reales völlig in eins gebildet sind, erzeugt werde. Zugleich spricht er sich hierbei gegen die Einseitigkeit des Materialismus und Spiritualismus aus. Nachdem besprochen ist das Schöne einerseits in Rücksicht auf die Idee, wobei er den Begriff der Idee überhaupt bestimmt, andererseits in Rücksicht auf die Erscheinung, wobei er die Begriffe des Individuellen und Monadischen erörtert. Dies führt ihn zu einer längern Discussion über den Gegensatz von Freiheit und Ordnung sowol in ihrer allgemeinen Bedeutung, wie mit besonderer Beziehung auf ihre Bedeutung für das Schöne, und er gelangt hierbei zu dem Resultate, daß Freiheit und Nothwendigkeit dem Schönen gleich wesentlich sind und faßt dies in dem Satze zusammen, daß „die Nothwendigkeit der Freiheit Werk“ sei. Hieran schließen sich Betrachtungen über das Normale und Charakteristische, den Ausdruck, die Durchbringung von Idee und Erscheinung, über Symmetrie, Proportionalität, Zweckmäßigkeit, Organismus und über die Form als „selbstgesetztes Maß innerer Bildungskraft“ und „Darstellung des Wesens“, wobei sich der Autor ebenso gegen den einseitigen Formalismus, wie gegen den einseitigen Substantialismus erklärt. Hierauf werden die Gegensätze von Anmuth und Würde des Schönen in seiner vollen Bedeutung und des bloß Angenehmen in Betracht gezogen, sodann das Wesen des Geschmacks erörtert und alsdann gezeigt, wie der schöne Gegenstand die ideale Wesenheit in „seiner ge-

fälligen Form“ darstelle, jedoch dabei auch vorzugsweise durch seine Größe oder durch seinen Stoff wirken könne, und daß er, wenn er uns durch seine Größe überwältige und die Idee des Unendlichen in uns erwecke, das Schöne in Form des Erhabenen sei, dagegen, wenn er durch seinen Stoff, durch sinnlichen Reiz oder geistigen Gehalt wirke, als Reizendes, Führendes, Interessantes bezeichnet werde. Hiernach wendet sich der Verfasser zum Begriff des Häßlichen und betont hier mit Nachdruck die Ansicht, daß das Häßliche nicht als solches ein Moment des Schönen, sondern vielmehr der Gegensatz desselben sei, mithin vorher überwunden sein müsse, ehe es eine ästhetische Wirkung hervorbringen könne. Dies führt ihn zu einer Discussion über diejenigen Arten des Schönen, in welchen sich dasselbe „als ein werdendes in der Ueberwindung des Gegensatzes und im Proceß der Entwicklung“ zeigt, d. i. zu einer Bestimmung des Tragischen, Komischen und Humoristischen, wobei zugleich das Wesen des Witzes und der Ironie besprochen wird. Den Schluß dieses ersten Abschnitts bildet endlich eine Darlegung des Verhältnisses, in welchem das Schöne zum Wahren und Guten, die Kunst zu Religion und Wissenschaft steht.

Im Ganzen und Wesentlichen kann ich zu dem Inhalt der hier vorgetragenen Theorie nur meine Zustimmung aussprechen: denn der Autor bekennt sich in allen bedeutenden und entscheidenden Fragen zu denselben Ideen, die auch ich hege und in meinen „Ästhetischen Forschungen“ niedergelegt und begründet habe. Der Hauptunterschied unserer Ansichten dürfte darin bestehen, daß Carriere das Moment der Freiheit im Schönen weit stärker hervorgehoben und betont hat, als ich es gethan habe, ja trotzdem, daß er die Gesetzmäßigkeit als Gegenmoment anerkennt, eine Neigung zeigt, jenem Moment eine höhere Bedeutung als diesem beizulegen, so sehr, daß er die Nothwendigkeit als „der Freiheit Werk“, mithin als ihr Product, die Freiheit selbst aber als das Producens bezeichnet und damit die Nothwendigkeit, streng genommen, zu einem Ding, mit dem die Freiheit vollkommen frei walten und schalten kann, macht. Ich gestehe, daß ich mir auf diese Weise das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit nicht zu denken vermag, weder im Allgemeinen noch mit besonderer Beziehung auf das Schöne. Wäre wirklich die Nothwendigkeit der Freiheit Werk, so müßte angenommen werden, Gott als der Urquell und Inbegriff alles Seins habe das die Welt und die Weltgeschichte durchbringende und zusammenhaltende Princip der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, welchem sich nichts entziehen vermag, nur aus Belieben geschaffen, er habe es ebenso gut auch lassen oder ein anderes Princip, ein Princip der Unordnung und Gesetzlosigkeit, schaffen können: denn nur unter dieser Voraussetzung wäre die Nothwendigkeit wirklich der Freiheit Werk. Diese Annahme läßt sich jedoch mit dem Begriff Gottes als der allumfassenden, nichts von sich ausschließenden Persönlichkeit schlechterdings nicht vereinigen. Ein Wesen, das alles in sich faßt, kann absolut auch nichts anders wollen als

sich selbst. Gott konnte daher in der Welt nur sich selbst und sein eigenes Wesen zur Entfaltung bringen, er mußte sie seinem Wesen, d. i. seiner Einheit und Allheit gemäß schaffen. Indem er sie also so schuf, wie er sie schuf, war dies ebenso sehr ein Act der Nothwendigkeit wie der Freiheit: der Nothwendigkeit, weil er nur sich wollen und schaffen konnte; der Freiheit, weil er diese Nothigung nicht von außen her, nicht von einem andern, sondern einzig und allein von sich selbst empfing. In Gott sind daher Freiheit und Nothwendigkeit unmittelbar eins. Man kann nicht von der Freiheit behaupten, daß sie ein Werk der Nothwendigkeit sei, aber auch nicht von der Nothwendigkeit, daß sie ein Werk der Freiheit sei. Hierin liegt kein Widerspruch, vielmehr kann ein Wesen, das als allumfassende Persönlichkeit gedacht werden soll, gar nicht anders gedacht werden, ja es liegt streng genommen auch für uns kein Widerspruch darin, weil wir nur dann wahrhaft frei sind, wenn wir thun, was wir unserer eignen Natur gemäß thun müssen, wenn wir thun, was wir der Macht unsers innersten Ich zufolge nicht lassen können. In andern Ausprüchen Carriere's, ja im Grundgedanken seiner Theorie gibt sich zu erkennen, daß er eigentlich über diesen Punkt ebenso denkt, wie ich es jetzt als meine Ansicht ausgesprochen habe. Ist dem aber so, dann läßt sich daneben die Behauptung, daß die Nothwendigkeit der Freiheit Werk sei, nicht festhalten, und auch die unverkennbare Intention des Verfassers, die Freiheit als etwas über die Nothwendigkeit Hinausgehendes, Superiores hinzustellen, steht damit nicht im Einklang, sondern im Widerspruch. Gerade wenn wir Gott in positiver Form, d. h. als das eine und in seiner Einheit alles umfassende und durchdringende Sein denken, fassen wir ihn als das allein Mögliche, mithin Nothwendige und alles als nothwendig Segende; und nur, wenn wir den Gottesbegriff in negativer Form fassen, d. h. Gott als den durch nichts Umfaßten, von außen her schlechthin Unbegrenzten denken, betrachten wir ihn zugleich als das absolut Freie und allem Freiheit Gewährende. Sicherlich ist also kein Grund vorhanden, den Begriff der Nothwendigkeit dem der Freiheit unterzuordnen, vielmehr müssen sie beide als rein gleichberechtigte und im Wesen identische Factoren des sie beide in sich vereinigenden Gottesbegriffs, wonach Gott mit eins der sich selbst Umfassende, durch sich selbst Umfaßte, oder, wie Carriere selbst sagt, die allein sich selbst bestimmende Thätigkeit ist, angesehen werden.

Hieraus folgt, daß beide Momente auch für das einzelne Seiende und namentlich auch für das Schöne von gleicher Dignität sind und daß es daher ungerechtfertigt ist, der Freiheit eine höhere ästhetische Bedeutung beizulegen als der Nothwendigkeit. Schön nennen wir ja eben diejenige Erscheinung, die durch ihr Erscheinen die Idee des göttlichen Seins zur Präsenz bringt. Soll sie aber diesem Begriff entsprechen, so muß auch sie sich mit eins ebenso sehr als etwas Nothwendiges, wie als etwas Freies darstellen; ihr höherer oder niederer ästhetischer Werth wird also nicht danach zu bemessen sein, ob sie

mehr das eine oder das andere dieser beiden Momente in sich zur Erscheinung bringt, sondern danach, ob beide enger oder looser vereinigt erscheinen und ob ein höherer oder niederer Grad der Freiheit mit einem höhern oder niedern Grade der Nothwendigkeit in einer und derselben Erscheinung concret geworden ist. Auch ich habe in meinen „Ästhetischen Forschungen“ drei Stufen des Schönen unterschieden, die strenge Regelmäßigkeit (Symmetrie), die Proportionalität und die ausdrucksvolle (Charakteristische) Schönheit, und habe unter ihnen der letzten Stufe die höchste Stelle angewiesen, aber nicht darum, weil im Ausdrucksvollen die Freiheit über Gesetz und Nothwendigkeit dominiert oder prävalirt, sondern weil darin ein höherer Grad von Freiheit mit einem höhern Grad von Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit vereinigt ist, weil ein Gesetz, das innerhalb seiner Grenzen ein größeres Maß von Freiheit gestattet und sich gleichwol auch dieser Freiheit gegenüber als die ewig unverletzliche, sacrosancte Macht bewährt, auch selbst eine höhere Realisation und Crempflichtung des Nothwendigen und Gesetzmäßigen sein muß, als ein Gesetz, welches minder freie Momente in sich zusammenfaßt. Wäre es der höhere Grad der Freiheit allein, wodurch z. B. eine sich frei bewegende, ausdrucksvolle Figur schöner erscheint als eine Figur in derjenigen Stellung, die am unmittelbarsten ihren gesetzmäßigen, proportionalen Bau zur Anschauung bringt, so müßte sich als allgemeines Schönheitsgesetz aufstellen lassen: je freier und ungebundener eine Erscheinung ist, um so schöner ist sie. Ein solches Gesetz läßt sich aber nicht aufstellen: denn eine Erscheinung gilt nicht mehr als schön, sobald sie völlig ungebunden, maßlos frei erscheint; wir wollen also in ihr immer neben dem freien auch ein zügelndes, normgebendes Moment erkennen, und selbstverständlich kann ein Moment, das auch ein höheres Maß von Freiheit zu zügeln und in gewissen Grenzen zu halten vermag, nicht ein minder mächtiges, sondern es muß im Gegentheil ein mit mehr Energie begabtes sein, gerade wie ein Reiter, der ein wildes Ros zu bändigen vermag, einen höhern Grad von Kraft und Geschick bekundet, als ein solcher, der nur ein dressirtes Schulpferd zu reiten versteht. Nicht das also ist das Schönere, was in sich ein Plus von Freiheit und ein Minus von Nothwendigkeit manifestirt, sondern dasjenige, worin mit einem Plus von Freiheit auch ein Plus von Nothwendigkeit als maßgebendes Moment vereinigt ist oder worin ein Plus von Nothwendigkeit auch ein Plus von Freiheit gestattet. Ist dem aber so, dann hat die Wissenschaft des Schönen keinen Grund, auf das Moment der Freiheit ein größeres Gewicht als auf das der Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit zu legen; vielmehr muß sie im Princip die gleiche Dignität und die gleiche Unerlässlichkeit beider anerkennen, für sich selbst aber, ich meine für die Lösung ihrer eignen Aufgabe, vorzugsweise das Moment der Gesetzmäßigkeit ins Auge fassen: weil eigentlich nur dieses es ist, was sich wissenschaftlich erforschen und bestimmen läßt. Stellt eine Ästhetik das Moment der Freiheit in den Vordergrund, so sucht sie das Schöne eigentlich von

der Seite zu packen, von welcher es sich nicht packen läßt. Eine solche Seite hat jede schöne Erscheinung, und die Aesthetik darf dieselbe nicht außer Acht lassen, muß sie vielmehr als etwas von ihr noch nicht in seiner Nothwendigkeit Erfasstes, aber gleichwol Bestehendes anerkennen. Aber sie darf in dieser Anerkennung nicht so weit gehen, daß sie es in seiner unerfaßten Freiheit bestehen lassen will, sondern sie muß im Gegentheil darauf ausgehen, auch das Freie am Schönen als ein Nothwendiges, Gesetzmäßiges, als etwas dem Gesetz nicht Widersprechendes, sondern Entsprechendes zu erkennen. Sie darf sich also nicht bei der Anerkennung des Moments der Freiheit als solcher beruhigen, sondern muß ihre eigentliche Aufgabe darin erblicken, die Freiheit mit dem Gesetz im Einklang zu zeigen, und dies vermag sie nur, wenn sie von ihrem Standpunkt aus das schließlich befriedigende Moment der Schönheit in der Gesetzmäßigkeit, in der Freiheit dagegen nur ein von ihr zu überwindendes Moment erblickt. Macht sie es umgekehrt, so erklärt sie sich eigentlich von vornherein für impotent, das Schöne seiner wahren und höhern Natur nach zu erfassen; sie räumt damit der geschmacklosten Willkür das Recht ein, zu behaupten, ihre Gebilde seien schöner als diejenigen, in denen Ordnung und Gesetz walten.

Alles Uebrige, worin ich der *Carriere'schen* Darlegung der Schönheitsidee meine volle Zustimmung nicht erteilen kann, bezieht sich mehr auf die Methode seiner Entwicklung und die Form seiner Bestimmungen, als auf die eigentlichen Resultate und den Inhalt derselben; wie denn auch die oben besprochene Differenz mit der Art und Weise, wie *Carriere* die Form handhabt, im engsten Zusammenhang steht. Die Virtuosität, mit welcher derselbe philosophische Ideen, die Resultate schwieriger, verwickelter Untersuchungen, an denen sich die tiefsten und scharfsinnigsten Denker aller Jahrhunderte abgemüht haben, in eine leichtverständliche, allgemein zugängliche, ja ansprechende und wohlgefällige Form zu kleiden versteht, ist eine seltene und außerordentliche, und er hat vollkommen recht, hierauf bei einem Werke, das nicht bloß für Fachgelehrte, sondern auch für weitere Kreise bestimmt ist, Gewicht zu legen, ja wir stimmen ihm auch von Herzen bei, wenn er mit Beziehung auf gewisse Vorurtheile gegen eine derartige Form in der Vorrede sagt, es sei nicht wahr, daß Tiefe des Gehalts und Dunkelheit oder Schwerfälligkeit der Darstellung einander bedingen, und dagegen geltend macht, nur da, wo man den Mittelpunkt einer Sache noch nicht recht erfaßt habe und aus verschiedenen Merkmalen ihren Begriff zusammensetze, werde man leicht verworren und unverständlich; dagegen wenn man den Kern und das rechte Wort für ihn gefunden habe, sei er immer einfach und seine Entfaltung klar. Gleichwol hat *Carriere* diese Vorzüge nicht zu erringen vermocht, ohne dafür nicht bloß Dunkelheit und Schwerfälligkeit, sondern auch wesentliche und unerlässliche Eigenschaften einer streng wissenschaftlichen Darstellung zum Opfer zu bringen. Wissenschaftliche Arbeiten sollen uns nicht bloß sagen, was ein Autor über den Gegenstand seiner Darstellung

denkt, sondern auch, wie und auf welchem Wege er zu seinen Gedanken gekommen ist; sie sollen uns nicht bloß Ergebnisse bieten, sondern uns auch einen klaren Blick in seine Untersuchungsmethode thun lassen. Erst wenn sie diese Bedingung erfüllen, gewähren sie uns die Möglichkeit, sie sowohl, wie die in ihnen behandelten Gegenstände in ihrer Genese zu belauschen und in ihrer Entwicklung zu verfolgen; nur so geben sie uns die Mittel an die Hand, sie Schritt für Schritt zu prüfen und uns von ihrer Wahrheit oder Unwahrheit zu überzeugen; nur so erhalten sie jenes Zwingende und Unwiderstehliche, dem sich ein denkender Leser zu unterwerfen geneigt ist. In der Absicht, dieses zu leisten, theilen die Naturforscher nicht bloß mit, was sie durch ihre Beobachtungen und Experimente gefunden, sondern sie beschreiben genau alle Vorkehrungen und Herrichtungen, deren sie sich bei ihren Beobachtungen und Experimenten bedient, alle Bedingungen und Umstände, unter denen sie den einen oder den andern Erfolg erzielt haben. In derselben Absicht haben von jeher auch die Philosophen nicht bloß die Früchte ihrer Untersuchungen, sondern auch die Untersuchungen als solche mitgetheilt und in denselben nicht bloß über die Entwicklung des Inhalts, sondern auch über ihre dialektische Methode, über die logischen Grundgesetze, die sie bei ihrem Fortschreiten geleitet, Rechenschaft abgelegt: denn die bestimmte Art und Weise, wie ein Philosoph von einem Satz zu einem andern gelangt, ist für ihn dasselbe, was die bestimmte Art zu beobachten und zu experimentiren für den Naturforscher ist.

Die *Carriere'sche* Darstellung gewährt jedoch diesen Einblick in ihr Fortschrittsgeheim nicht; sie entwickelt sich überhaupt nicht in den Formen einer eigentlichen Untersuchung, sondern trägt dem vorherrschenden Grundton nach einen entschieden dogmatischen Charakter; fast alle ihre Sätze werden in der Form von kategorischen Urtheilen ausgesprochen. Man wird unter denselben nur selten einen finden, dem man nicht vom Standpunkte des unmittelbaren Gefühls oder der allgemeinen Geschmacksbildung aus zuzustimmen geneigt wäre, selten einen, durch den der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch gerieth. Aber darüber, wie eigentlich der Autor auf wissenschaftlichem Wege zu diesen Sätzen gelangt ist, wie er auf Grund einer bestimmten, ihm eigenthümlichen Untersuchungsmethode nothwendig dazu gelangen mußte, wie ein Satz sich mit Nothwendigkeit aus dem andern entwickelt, darüber erhalten wir keinen oder wenigstens keinen zureichenden Aufschluß. Man empfängt daher, indem man seiner Darstellung folgt, zwar die Genugthuung, daß seine Ansichten im wesentlichen mit den unserigen übereinstimmen, daß sie uns nichts zumuthen, was dem allgemeinen Schönheitsgefühl zuwider wäre, aber man gewinnt nicht die Ueberzeugung, daß der Autor auf einem andern Wege als dem eines unmittelbaren Factes oder dem der allgemeinen Bildung und einer gründlichen und umfassenden Bekanntschaft theils mit den schönen Producten der Kunst und Natur, theils mit den bisherigen ästhetischen Theorien zu seinen Ansichten gelangt ist; man darf sich daher

mannichfacher Belege, die unsere eigene Ansicht unterstützen, erfreuen, aber man gelangt gleichwol nicht zu der Gewißheit, daß es nach wissenschaftlichen Gesetzen gerade so, wie es der Autor ansieht, sein muß. Demzufolge sehen denn auch die einzelnen Bestimmungen seiner Theorie nicht in einem so strengen systematischen Zusammenhange, daß sich daraus ihr gegenseitiges Verhältniß mit Sicherheit und Klarheit erkennen ließe. Er sieht zwar z. B. im Anmuthigen und Würdevollen, im Erhabenen, Kühnenden und Interessanten, im Tragischen, Komischen und Humoristischen mit Recht nur Modificationen des Schönen in seiner Allgemeinheit; aber eine eigentliche Deduction dieser Begriffe aus der Schönheitsidee in wissenschaftlich betriebender Form gibt er nicht; er zeigt nicht, warum sich das Schöne seinem allgemeinen Wesen nach gerade in diese und keine andern Modificationen brechen muß, er weiß nicht nach, welche Seite und Richtung vom Schönen jede dieser Modificationen darstellt, welche Region sie im Kreise desselben ausfüllt, wie und wodurch sie sich von allen übrigen Modificationen abgrenzt, oder er leitet wenigstens die charakteristischen Merkmale, welche er für sie anführt, nicht aus allgemeinen, nothwendigen Verbindungen ab, deducirt sie nicht als nothwendige Konsequenzen unverbrüchlicher Gesetze, läßt sie nicht als die Analoga der ewigen, aller Gliederung des Seins zum Grunde liegenden Kategorien erkennen.

Ich verkenne nicht, daß die minder strenge Form der Carrière'schen Darstellung dem herrschenden Zeitgeschmack mehr entgegenkommt, als diejenige, welche ich für nöthig erachte, ja ich glaube, daß sie der Verbreitung seines Buchs eher günstig als ungünstig sein wird. Aber trotzdem kann ich sie zum Behuf einer wissenschaftlichen Erörterung und Erlebung wissenschaftlicher Probleme nicht für genügend halten, sondern glaube, daß sie in Lesern, denen es vor allem um einen klaren Einblick in den logischen Zusammenhang der Dinge zu thun ist, selbst das Bedürfnis, die Ideenlehre des Schönen in strengerer Form behandelt zu sehen, erwecken wird.

Carrière's Bestreben geht offenbar dahin, die Bestimmungen ästhetischer Begriffe möglichst zu vereinfachen und dadurch die denkende Auffassung des Schönen zu erleichtern. Es gelingt ihm dies in vielen Fällen, wie kaum einem Aesthetiker vor ihm, und das ist ein Verdienst, welches hoch angeschlagen werden muß. In manchen Beziehungen geht er darin aber auch zu weit, er führt seine Leser auf gar zu geebneten und glatten Wegen, und die Folge davon ist, daß er sie einerseits um den Genuß und die Früchte einer angestrengten Selbstthätigkeit bringt, andererseits manche Interioria, zu denen sich einmal auf so bequemen Wegen nicht gelangen läßt, gar nicht in seinen Reiseplan aufnimmt. Er selbst sagt trefflich:

Ortsgend auf die Phantasie zu wirken, daß sie sich über die gemeine Wirklichkeit erhebe und das Ideal in sich erzeuge, ist daher eine Leistung der echten Kunst, und in der eigenen Thätigkeit besteht die Würze unseres Kunstgenusses.

Die Forderung, die er hier an die Kunst macht, muß aber auch an die Wissenschaft gestellt werden. Auch sie

muß denen, die sie belehren will, zumuthen, selbst thätig zu sein, und es liegt daher weder in ihrem, noch in des zu Belehrenden Interesse, diesem gar zu vorsorglich die mühsamen Wege und Stege zu ersparen. Carrière ist in dieser Hinsicht der diametrale Gegensatz von Herbart. Dieser sucht sich nicht nur geistlich die halbschneidenden Pfade auf, sondern er wälzt sich auch da, wo keine Schwierigkeiten und Hemmungen sind, deren in möglichster Fülle und Grobheit in den Weg; Carrière dagegen sucht auch durch solche Regionen Fahrstraßen und Eisenbahnen zu bauen, deren innerste Geheimnisse und höchste Standpunkte doch nur von denen wahrhaft erkannt und genossen werden, die sich dieselben im Schweiß ihres Angesichts erkämpfen. Daß dabei manches nicht in seinem eigentsten und tiefsten Wesen erfaßt wird, zeigt unter anderm die Art und Weise, wie unser Autor das Tragische, Komische und Humoristische bestimmt und von dem Schönen im engeren Sinne unterscheidet. Die Stelle, welche seine Ansicht am gedrängtesten ausdrückt, ist folgende:

In der poetischen Gerechtigkeit also sehen wir die rechte Ueberwindung des Häßlichen in der Kunst. Der Kampf gegen die Idee wird die Verbindung ihres Triumphs, was ihr widerstreitet, muß sie im Untergang verberlichen, weil nur in ihr das Leben ist. So gewinnen wir die Anschauung einer werdenden Schönheit, die nicht in unmittelbarer Harmonie vollendet ist, sondern erst durch die Auflösung der Dissonanzen sich entbindet. Hier wird dem Häßlichen sein Gift entzogen, indem es sich in seiner Verlehrtheit zur Anschauung bringt und lächerlich macht, hier muß auch die einseitige Größe, die sich an die Stelle des Ganzen setzen wollte, durch das Opfer ihrer Selbstsucht bekennen, wie nur im Einklang mit dem Ganzen das Heil zu finden ist, hier rinnt auch unter seltsamen und barocken Formen ein Strom innigsten Gefühls und liegt in rauher Stachelhülle der süße Wahrheitskern und bricht aus Dornen die Rosenblüte hervor. Diese werdende Schönheit, in welcher der Gegensatz und Widerspruch als solcher auftritt, aber um überwunden zu werden, die Schönheit, die sich im Verlauf dieser Entwicklung erzeugt, die Idee im Proceß der Selbstverwirklichung siegreich über widerstrebende Elemente, dies ist der gemeinsame Grundbegriff für die Formen des Tragischen, Komischen und Humoristischen. Dabei müssen wir fortwährend ein Gemeinsames auch darin festhalten, daß wir bei der Betrachtung des Erhabenen innerhalb des Schönen bleiben und nur eine Modification, nur eine eigenthümliche Offenbarungsweise desselben näher bezeichnen. Darum ist auch das Schöne nicht bloß das Resultat oder erreichte Ziel, sondern der ganze Verlauf, der Weg des Werdens, und wie auch die Gegensätze meinen für sich allein dazustehen, eingeordnet in das Ganze ergänzen sie einander zu der Harmonie, die im Ganzen liegt, und dessen Bahn, wie sie auch hin und her irren und streben mögen, doch zweckvoll und wohlgefällig erscheint. Die Idee ist der Mannichfaltigkeit der Dinge immanent, und wie diese in ihrer Freiheit auch auseinander gehen mag, der Abschluß der Entwicklung zeigt im Sieg der Idee ihre durchgehende Herrschaft. In diesen Sätzen glaube ich den Schlüssel für das Verständnis des Tragischen, Komischen und Humoristischen und den Bestimmungsgrund der Stellung dieser Begriffe im Systeme der Aesthetik gefunden zu haben. Das Schöne mußte nach seiner eigenen Wesenheit betrachtet sein, ehe sein Gegensatz, das Häßliche, richtig verstanden werden konnte; und dieser Gegensatz als solcher mußte erörtert werden, ehe die Entwicklung dazu fortgehen konnte, das Schöne auch als ein Werdendes in der Ueberwindung des Gegensatzes oder jeder Einseitigkeit, in dem Flusse der Selbstverwirklichung darzustellen und diesen Proceß selber als ein Schönes aufzufassen.

Daß die hierin enthaltenen Bestimmungen des Tragischen, Komischen und Humoristischen in ihrem gemeinsamen Unterschiede vom Schönen im engeren Sinne ihrem Wesen und Inhalte nach richtig sind und auch von seiten ihrer Fassung entschieden vor den noch immer häufig nachgesprochenen, aber unhaltbaren Vischer'schen Bestimmungen den Vorzug verdienen, unterliegt keinem Zweifel. Trotzdem scheint uns die formelle Fassung als solche noch nicht zu genügen, indem sie den eigentlichen Grundbegriff mehr descriptiv als definitiv gibt, und da, wo sie ihn definitiv zu geben sucht, ein Moment als das eigentliche Charakteristische hinstellt, das in der Allgemeinheit, wie es ausgesprochen ist, nicht als solches gelten kann. Ich meine die Bestimmung, daß das Tragische, Komische und Humoristische dem Reinschönen gegenüber die werdende, im Proceß begriffene Schönheit sei. Es ist hieran unbestreitbar so viel richtig, daß in den genannten Modifikationen der processualische, dem Begriff des Werdens entsprechende Charakter des Schönen weit stärker und evident als im Reinschönen hervortritt; aber daß sich dieselben geradezu durch diesen Charakter vom Reinschönen unterscheiden sollen, so daß ihnen gegenüber das Reinschöne als nicht mehr werdende, sondern als bereits fertige und vollendete Schönheit gedacht werden müßte, das ist zu viel behauptet. In die Kategorie einer „werdenden Schönheit“ fällt ohne Ausnahme jede schöne Erscheinung, auch die reinschöne; denn es gibt überhaupt gar keine Erscheinung, die in irgendeinem Momente in sich fertig und vollständig abgeschlossen wäre, und am wenigsten kann eine schöne Erscheinung, sofern sie schön ist, so gedacht werden, da sie, wie Carriere selbst trefflich auseinandergesetzt hat, niemals bloß an und für sich selbst, sondern immer nur in einer lebendigen Wechselwirkung mit einem sie als schön auffassenden Subjecte schön ist. Bei plastischen Erscheinungen zwar macht sich ihr processualischer Charakter so wenig bemerklich, daß man wohl verführt werden kann, denselben bei ihnen zu übersehen, aber bei Erscheinungen, die sich akustisch oder in Körperbewegungen darstellen, z. B. bei Werken der Musik, Poesie und Mimik, tritt er um so deutlicher hervor, und zwar ebenso sehr bei solchen, die dem Gebiet des Reinschönen angehören, als bei solchen, die in die Klasse der tragischen, komischen und humoristischen Erscheinungen fallen. Ein Drama z. B. mit glücklichem Ausgang, welches Carriere mit Recht als eine besondere Gattung neben den tragischen und komischen Dramen zur Geltung bringt, ist ebenso wol eine „werdende Schönheit“, als eine Tragödie oder Komödie; denn alles, was wir daran schön finden, tritt uns nicht als ein Fertiges, Vollendetes, sondern als ein Werdendes, sich Entwickelndes entgegen. Nicht in dem Moment des Werdens überhaupt also liegt das unterscheidende Merkmal für das Tragische und Komische; sondern in der besondern Art und Weise, wie etwas wird.

Carriere selbst deutet dies dadurch an, daß er das Werden insonderheit als ein Werden des Schönen aus seinem Gegensatz, aus dem Häßlichen, herausgedacht wissen will. Aber auch

dies reicht zur Bestimmung nicht aus, denn es ist darin einerseits zu viel, andererseits zu wenig gesagt. Der Gegensatz, aus welchem sich das Tragische und Komische entwickelt, braucht keineswegs gerade ein Gegensatz des Schönen, keineswegs ein wirklich Häßliches zu sein, es genügt dazu, daß es dem Begriff des Vollkommenen, in welchem der des Schönen wurzelt, überhaupt widerspricht; ja in den weitaus meisten Fällen ist, was im Komischen und Tragischen zum Schönen entwickelt wird, in der That nicht ein Häßliches, sondern ein dem Wahren oder Guten Widersprechendes, also ein Falsches oder Böses; denn das Komische beruht hauptsächlich auf einer Aufhebung logischer, das Tragische dagegen vorzugsweise auf einer Auflösung sittlicher Widersprüche. Nicht das specifisch Häßliche ist also die nothwendige Voraussetzung des Tragischen und Komischen, sondern das dem Begriff der Vollkommenheit oder Idealität Widersprechende überhaupt. Nimmt man aber den Gegensatz, durch dessen Aufhebung die Schönheit des Tragischen und Komischen werden soll, in mildeem Sinne, z. B. nur als eine der Auflösung bedürftige Dissonanz, so paßt die Bestimmung wieder ebenso gut auf das Reinschöne, wie auf das Tragische und Komische; denn in jedem Schönen liegt irgendein dissonirendes, das Princip der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit vertretendes Element, das erst in ein Moment der Einheit aufgehoben werden muß, wenn eine wirkliche Harmonie und in ihr das Schöne entstehen soll. Auch eine Melodie von der reinsten und unmittelbarsten Schönheit, die weit entfernt ist, einen tragischen oder komischen Eindruck zu machen, setzt sich nicht aus lauter Consonanzen zusammen, sondern geht im Verlauf ihrer Entwicklung auch durch Dissonanzen hindurch. Das eigentlich Charakteristische Merkmal des Tragischen, Komischen und Humoristischen hat also Carriere in der Art und Weise, wie er die Begriffe definitiv zu bestimmen sucht, nicht zu klarer Evidenz gebracht, obgleich er es in seiner Description und Schilderung der diesen Begriffen entsprechenden Erscheinungen richtig mit angedeutet und gewürdigt hat. Es ist diese Verzichtleistung auf eine eigentliche Definition dieser Begriffe bei ihm keine unbewußte und absichtslose, denn er spricht es geradezu aus, das Tragische wie das Komische lasse sich nicht mit zwei Worten definiren oder als Begriff feststellen, weil es wesentlich stets ein Proceß sei, stets den Verlauf einer Entwicklung darstelle, und darum nur durch die Schilderung derselben und durch die Zusammenfassung aller Momente richtig bestimmt werden könne. Hierin aber kann ich ihm eben nicht recht geben. Mit „zwei Worten“ freilich läßt sich eine solche Definition nicht geben, aber das ist auch nicht nothwendig. Und warum soll sich das Wesentliche und Charakteristische eines Processes nicht ebenso gut in die Form einer Begriffsbestimmung bringen lassen, wie das Wesen anderer Erscheinungen, zumal es, streng genommen, gar keine andern Erscheinungen als Prozesse gibt? Ich weiß sehr wohl, daß man überhaupt in neuerer Zeit Definitionen in Mißcredit zu bringen gesucht hat. Das ist aber das Bedauerndste, was auf wissenschaftlichem Gebiete

vorkommen kann. Ohne eine klare und feste Unterscheidung der Begriffe läuft die Wissenschaft Gefahr, in eine Phantasmagorie von Nebelbildern auszuarten, und das ist unter allem, was ihr begegnen kann, das Schlimmste, weit schlimmer, als tausend falsche und unzureichende Begriffsbestimmungen. Allerdings gehört eine vollkommen befriedigende Begriffsbestimmung zu dem Schwierigsten, was es in der Wissenschaft gibt. Aber darum darf man sich der Lösung dieser Aufgabe nicht entziehen, sondern es gilt auch hier das „Hic Rhodus, hic salta!“ In Werken, welche für allgemeinere Kreise bestimmt sind, wird es in vielen Fällen zweckmäßig sein, hiervon abzugehen; aber es ist unmöglich eine solche Concession zu machen, ohne zugleich etwas von der wissenschaftlichen Strenge zu opfern, und dem hat sich auch die Darstellung des vorliegenden Werks nicht ganz entziehen können.

Die hier ange deuteten formellen Mängel desselben thun jedoch seinem ungemein reichen und werthvollen Inhalt um so weniger einen wesentlichen Abbruch, als sich auch in seinen minder strengen Formen ein höchst glücklicher wissenschaftlicher Tact offenbart, der vor falschen oder einseitigen Auffassungen zu bewahren und zu richtigen hinführen versteht. In allen Dingen die rechte Mitte innezuhalten und den extremen Bevorzugen einzelner Schönheitsmomente oder Kunstrichtungen entgegenzuwirken, bildet überhaupt die mit lebhaftestem Dank anzuerkennende Grundtendenz des Buchs und die darin niedergelegten Ansichten über die Streitfragen des Idealismus und Realismus, des Substantialismus und Formalismus verdienen daher allgemeine Beherzigung.

Auf den Inhalt der folgenden Abschnitte, den wir oben im allgemeinen angegeben haben, können wir hier nicht näher eingehen. Es genüge daher, mit aufrichtiger Anerkennung hervorzuheben, daß der Leser überall — sowohl in dem, was über die verschiedenen Erscheinungen in Natur, Leben und Geschichte, als auch in dem, was über die verschiedenen Arten und Bethätigungen der Phantasie, über Begeisterung und Besonnenheit, über symbolische, allegorische und personificirende Darstellung, über Genie und Talent, über Volksdichtung und Kunstdichtung, über das Verhältniß der Kunst zur Wissenschaft und zum Handwerk, über die allgemeinen Eigenschaften eines Kunstwerks, über die dem Künstler nothwendigen Studien, über Dilettantismus und Virtuosität, über Stil und Manier und endlich über jede der einzelnen Künste und die gesammte Thätigkeit derselben gesagt wird — durchweg gefunden und gerechten, durch reiche Beobachtung und dringende Betrachtung gewonnenen, nur selten in persönlichen Neigungen wurzelnden Ansichten begegnen und nicht nur über alle wichtigen Fragen der Aesthetik überhaupt, sondern auch über viele einzelne Kunstwerke, welche gelegentlich als Beispiele besprochen werden, mannichfache Belehrung empfangen wird. Wenn es daher, wie wir in der Vorrede lesen, die Absicht des Verfassers gewesen ist, den Freunden des Schönen und der Kunst wie den Künstlern ein Buch darzubieten, das ihnen das Verständniß der großen Meisterwerke erschließt, die Schöpfungsthatig-

keit des Geistes erklärt, ihre Gesetze erläutert, Natur und Geschichte vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet und den Genuß des Schönen durch die Erkenntniß seines Wesens bestätigt und erhöht: so dürfen wir mit aufrichtiger Anerkennung hinzufügen, daß ihm die Lösung dieser Aufgabe in hohem Grade gelungen ist. Adolf Reising.

Levin Schücking.

Gesammelte Erzählungen und Novellen von Levin Schücking. Vier Theile. Hannover, Hümpler. 1859. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist mir immer erfreulich, ein Buch von Levin Schücking in die Hand zu nehmen. Nicht nur daß man auf jeder Seite die Bemerkung zu machen hat, daß man es mit einem gebildeten Manne zu thun hat, dessen poetische Thätigkeit auf einem reichen Fonds von Geist und Wissen beruht; wir haben es obenberein mit einem durchaus lebenswürdigen Temperament, einem freundlichen Gemüth, einer heitern humoristischen Weltanschauung zu thun. Nicht als ob Schücking in französischer Frivolität über die Abgründe des Lebens und Daseins leichtsinnig hinweghuschte, nein, er kennt sie wohl diese Schluchten, vor denen dem armen Menschenherzen graust. Aber er sucht diese Schattenseiten des Menschenlebens nicht mit selbstquälerischer Vorliebe auf und stellt sich nicht an, als ob das ganze Leben ein Jammerthal, weil nicht immer und allerorten die Sonne scheint. Und auch wo er ernstere Verwickelungen darzustellen und zu schildern hat, da liebt er die heitern Lösungen, den versöhnenden Ausgang. Das war wenigstens in dem kürzlich von mir angezeigten Roman der Fall und zeigt sich auch wieder in den vorliegenden Novellen.

Dazu kommt, daß Schücking ein hervorragendes Erzählertalent hat. Er schildert und referirt nicht nur klar und bündig, wiewol schon dieses eine Eigenschaft ist, die ich geneigt bin, ihm sehr hoch anzurechnen in einer Zeit, wo so viele durch hochtrabenden Gallimathias die innere Leerheit zu verdecken suchen, sondern er erzählt auch sehr anmuthig und fesselnd.

In den vorliegenden Erzählungen ist der Stil meist brillant, die Darstellung bald witzig bald humoristisch. Und so kann sie sein, weil diese Erzählungen dem Inhalt nach fast durchgängig jene heitere Lebensanschauung an der Stirn tragen, welche wir oben als eine Eigenthümlichkeit der Schücking'schen Productionen bezeichneten. Für das letztere noch einen Beweis. Die „Gesammelten Erzählungen und Novellen“ sind seither jedenfalls in Zeitschriften zerstreut gewesen und erscheinen hier zum ersten male als ein Buch. Je weniger sie daher von vornherein auf eine Einheit angelegt sein können, desto mehr scheint es mir gerechtfertigt, die durchgehende gesunde und heitere Auffassung der Personen und Dinge nicht als ein Zufälliges, sondern als ein Charakteristikum zu betrachten.

Heiterkeit des Sinnes aber, Unbefangenheit der Auffassung, gesunde Lust am Leben und Wirken, an der Welt und uns selbst, das ist es ja wol, was unserer Zeit, was auch so vielen unserer Schriftsteller fehlt und

dessen Mangel und alle so griechgrämlich, so misanthropisch macht, daß wir zuletzt meinen, die Welt sei ein farblos mißgestaltet Ding, während doch vielleicht nur die Gläser der Brille, durch welche wir in die Welt schauen, angelaufen oder schwarz gefärbt sind. Sollten wir also einem Dichter nicht freundlich zuhören, der uns die Dinge unter einem bessern, d. h. unterm wahren Lichte zeigen will?

Gleich die erste Erzählung des ersten Theils „Vertauschte Schicksale“ enthält eine erfreuliche Summe guter Laune und liebenswürdigen Behabens. Welch köstliche Figur ist der alte Herr Hammer, ci-devant berühmter Schauspieler, der auf dem Rathhauseale von Strilowitz den Ferdinand aus „Kabale und Liebe“ verarbeitend alle Herzen hingerissen hat, so hingerissen, daß ein gnädiges Fräulein mit ihm in die weite Welt davonlief. Und nun, nachdem sich die ungetreue, noch immer angebetete Minona von ihm geschieden und einen prosaischen Bankier geheirathet, welche Fülle von Erinnerungen an vergangenes Pathos tauchen unaufhörlich in dem heldenspielerischen Herzen auf. Auch die übrige Geschichte ist sehr frisch und unterhaltend und steigert sich am Ende zu einem solchen dramatischen Schlusseffekt, daß ich die Verarbeitung dieser Erzählung zu einem Lustspiel für sehr lohnend halten muß. Abenteuerlich und unwahrscheinlich genug sind freilich die Voraussetzungen, auf denen die Verwicklung und Entwicklung beruht und eine der mitthandelnden Personen findet dies selbst; aber die Geschichte ist so gut erzählt, das Ganze von so viel Heiterkeit belebt und so gänzlich frei von tendenziöser Gespreiztheit, daß wir das bißchen Unmöglichkeit gern übersehen. Die vorherrschend heitere Färbung überträgt sich auch auf die Sprache. Auch diese hat eine halb komische Färbung, und die feuilletonartige Darstellung, die anderwärts bedenklich sein würde, klingt hier ganz angemessen. So wenn es von einem Kaffeefervice, welches eine gefährliche Stellung einnimmt, heißt:

Die alte Kaffeekanne, welche so schief stand wie der Thurm zu Pisa, schien jedoch in dieser Situation ganz gemüthlich auszuharren. Die Erfahrung eines ereignisreichen Lebens mochte sie freilich gelehrt haben, einen derartigen Unfall mit ganz andern Augen zu betrachten, wie es irgendein junges unerprobtes Porzellan-Manufacturproduct zu thun im Stande gewesen wäre; sie trug wenigstens Spuren an sich, daß sie sich immer mit großer Geistesgegenwart bei Unglücksfällen aus der Affaire gezogen und stets mit einem blauen Auge, wie z. B. dem Verluste des Hakens, der Nase oder eines Segments des Deckels davongekommen war, —

so ist das allerdings nicht großer epischer Stil; aber man malt bekanntlich Stilleben und Genrebilder wie Historien, nur ganz anders. Das heißt: jede Gattung und jede Unterabtheilung hat einen eigenthümlichen, ihr speciell convenirenden Stil, und ich finde, daß Schücking für seine Erzählung die richtige Form gewählt hat.

Auch die folgende Novelle „Zwischen zwei Feuern“ ist erfreulich. Ein reicher Bankier, Generalconsul und Ordensritter, verliebt sich als Witwer in eine unbedeutende Sängerin und beschließt, dieselbe zu seiner zweiten Gemahlin zu erheben. Sein Töchterlein dagegen liebt

einen Schriftsteller und ist von der bevorstehenden Heirath nicht eben erbaut. Indem sie also ihren Papa mit aller Parteilichkeit auf das Unpassende einer derartigen Verbindung hinweist, arbeitet die Sängerin aus Rache an der Zerstörung des schriftstellerischen Verhältnisses. Daher der Name „Zwischen zwei Feuern“, eine anmutige Situation, deren Reize der alte Herr in welchem Maße kennen lernt. Der Schluß freilich ist etwas gewagt. Das Theater ist allerdings heutzutage eine Sache von nicht weltbewegender Bedeutung; indessen gegen seine Uebersetzung Kritiken schreiben, um sich eine Braut zu erwerben, bleibt doch immer bedenklich, selbst wenn diese Kritiken nur eine Opersängerin betreffen. Es kommt eben nicht auf das Object, sondern auf die subjective Wahrhaftigkeit an und eine verleugnete Uebersetzung ist ein Frevel an jener inneren Wahrhaftigkeit, mag der Gegenstand, um den es sich handelt, noch so unbedeutend sein. Was ich dagegen auch hier wieder hervorheben möchte, ist die durchaus erfreuliche und lobenswerthe Sitte Schücking's, an die Stelle conventioneller Motive und Entwicklungen die natürlichen treten zu lassen. Sitte sage ich; denn auch die Unnatur ist zur Sitte oder besser Unsitte geworden, der man sich eben nur durch bessere Gewöhnung entziehen kann. Auch das Publikum, von dem schon Goethe sagt: „Sie haben schrecklich viel gelesen“, hat sich so in diese gemachte Welt hineingelesen, daß ihm manches bei Schücking auf den ersten Augenblick auffallen wird, eben nur weil dieser Schriftsteller die einfache und natürliche Entwicklung der durch tausend Romane sanctionirten vorzieht. Dabei bewegen wir uns immer in gebildeter Gesellschaft und doch nicht in jener hocharistokratischen des Salonromans, in welcher vor lauter Vornehmheit nichts geschieht und ein gesundes bürgerliches Gemüth stets eine Art moralischen Schnupfens befällt, der, wenn nicht zeitig die richtigen Mittel dagegen angewendet werden, Schwindel und andere Unzukömmlichkeiten nach sich zu ziehen pflegt.

Der zweite Theil wird von der umfangreichen Novelle „Standesehre“ eröffnet. Ein reicher Bankier, der sich tödlich beleidigt findet, weil ihm aus einer ihm zugefallenen Erbschaft eine halbe Million Gulden mehr aufgedrungen werden sollen, als ihm seiner Meinung nach zukommen, und der über diese schreiende Rechtsverletzung sich erst beruhigt, als ihm von einem consultirten Rechtsverständigen die Aufklärung zu Theil wird, daß er zur Annahme dieser seine kaufmännische Standesehre compromittirenden halben Million gerichtlich nicht gezwungen werden kann; ein Baron, dem sein Rentamtmann mit 50000 Gulden durchgeht, und zwar in dem Augenblick, wo der Baron besagte Summe zur Befriedigung seiner eigenen Gläubiger unumgänglich bedarf, und der dennoch, obgleich ihm andere Mittel nicht zu Gebote stehen und er also eine Reihe von Familien durch sein Nichtzahlen ruiniren und selbst als Bankrottierer erscheinen muß, sich weigert, den Flüchtigen verfolgen zu lassen, weil — je nun, weil besagter Spitzbube ihm einst sein Kind aus den Flammen gerettet und dafür die Versicherung erhalten hat, daß er alles, was der Baron besitze, als

das Seinige betrachten dürfe, ein Edelmannswort aber unter allen Umständen heilig gehalten werden müsse; ein Präident eines Appellationsgerichts endlich, der, ein zweiter Brutus, seinen geliebten Bruder als Demagogen verhaften läßt — nun in der That, man wird gestehen müssen, daß mindestens die beiden ersten Manifestationen der Standeshere etwas gar zu wunderbarlich und an die Caricatur streifend erscheinen. Aber ich bin auch überzeugt, daß dem Verfasser selbst dies nicht entgangen. Wenigstens ist die Art, wie schließlich das Töchterchen des Barons den Begriff der Standeshere nun ihrerseits ihrem Vater gegenüber als Waffe benutzt, sich den geliebten und liebenden Demagogen zu erringen — diese ganze Deduction ist von einer so unverständbaren Ironie, daß man in keinem Zweifel sein kann, daß schon bei der Anlage dieser Standeshereconflite, wo jeder um seines specifischen Ehrbegriffs willen die ganze Welt zu Grunde gehen zu lassen bereit ist, einige satirische Laune mit untergelaufen ist. Uebrigens zeigt diese Novelle wieder einmal, wie sehr Schücking, der gewöhnlich eine nicht genug anzuerkennende Einfachheit der Darstellung zur Anwendung bringt, im Stande ist, auch scharf pointirte Dialoge zu schreiben, und doch noch hierbei das schöne Maß zu beobachten, welches heutzutage in allen Dingen so oft fehlt. Gibt es doch Schriftsteller, wo einem armen Sterblichen mit seinem einfachen common sense vor lauter Geistreichigkeit angst und bange werden kann.

„Königlich Wasser“ ist der Titel der folgenden als Novellette bezeichneten Erzählung. Aber aufrichtig gesagt, selbst für eine Novellette hat dieselbe zu wenig Inhalt. Das wesentliche Interesse der ganzen Geschichte gipfelt in der immerhin lustigen Schlusspointe, welche der Titel andeutet und die ich dem Leser nicht verrathen möchte, um den Reiz der Historie nicht zu zerstören. Aber eben daß die ganze Schwerkraft der Geschichte in diesem einzelnen trivialen Einfall liegt, daß ohne diesen das Ganze zerfallen und ohne Sang und Klang ausgehen würde, das scheint mir dem epischen Stil (und diesem soll ja am Ende doch auch eine modernste Novellette sich unterordnen) nicht zu entsprechen. Von einer Novellette die Entfaltung eines großartigen historischen Hintergrundes, imponirender Heldengestalten und tief angelegter Charaktere zu verlangen und zwar all dies nur auf Grund der Regeln, welche der ästhetische Codex dem Epos vorschreibt, das würde allerdings einen außergewöhnlichen Grad von Mangel an gesundem Menschenverstand verrathen. Aber die ersten Grundgesetze der epischen Poesie müssen auch auf eine kleine Novellette Anwendung finden, d. h. die kleinste Erzählung muß in gleichmäßig ruhigem Fortschritt eine in ihrem Fortschritt selbst interessirende, leinweg auf eine Katastrophe oder Pointe hindrängende Handlung zur Darstellung bringen. Nichts liegt der ganzen Gattung in ihrer Reinheit ferner, als diese epigrammatische Zuspidung, die den ganzen Tenor der Erzählung als Nebensache oder vielmehr als bloße Vorbereitung auf den Schlusseffect behandelt. Inbessen ponamus nimios gemitus sagt Juvenal; d. h. ersäufen wir nicht eine kleine

unschuldige Novellette in allzu angeschwollener Theorie und klagen wir nicht über den Untergang der Poesie, weil „Königlich Wasser“ nicht allen Regeln entspricht. Im Einzelnen zeigt sich auch hier der Verfasser als gewandter Erzähler, gerade weil er aus einem so unbedeutenden Stoff eine immerhin amüsante Kleinigkeit zu schaffen gewußt und in gewissem Sinn kann auch die gewissenhafteste deutsche Aesthetik den unwissenschaftlichen Satz des leichtsinnigen Franzosen unterschreiben: „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“ Doch genug endlich der schwerfälligen Betrachtung über eine anspruchslose Kleinigkeit; die französische Maxime gilt auch für den Kritiker.

Die Novelle „Die Feindin“, welche den dritten Theil eröffnet, ist zum größten Theil in derjenigen Form abgefaßt, die mir im allgemeinen als die unseligste von allen erscheint, in der Briefform. Denn hier sind nur zwei Fälle möglich: entweder diese eine Erzählung bildenden Briefe sind in der Form gehalten, die sie im Leben haben, d. h. sie sprechen ein bißchen von allem und jedem, ergehen sich in jener angenehmen Bequemlichkeit, die wir in dem Gespräch mit einem Freund genießen, wo wir uns nicht darauf capriciren, besonders geistreich und unterhaltend zu sein, sondern uns in unsern Mittheilungen gehen lassen, weil wir wissen, daß dem Freunde auch das Kleine und Kleinliche, soweit es unsere Person und unser Geschick betrifft, nicht gleichgültig ist — nun ja, dann ist der unglückliche Leser dieser Brief Erzählung in der wenig beneidenswerthen Lage eines dritten Unbetheiligten, der nothgebrungen solchen detaillirten Ergüssen zweier Freunde zuhören muß und gar nicht sagen darf, wie unendlich gleichgültig und langweilig ihm der größte Theil dieser Mittheilungen ist; oder aber die Briefe einer Erzählung sind auf den unbetheiligten Leser berechnet, sie sind gemacht, der Erzähler guckt überall zwischen den Zeilen des schreibenden Helden heraus, dann erscheint das Ganze als eine höchst unbehülfliche Maschine, bei der man nicht begreift, warum sich der Autor so viele Mühe mit ihrer Construction gegeben, da er seinen Zweck viel einfacher erreichen konnte. Und dennoch muß ich die vorliegende Novelle loben. Es tritt eben hier wieder einmal der Fall ein, daß eine nach der Theorie mißliche Praxis durch einen tüchtigen Praktiker zu einer zweckmäßigen werden kann. Mit andern Worten: Schücking hat, wie mir scheint, beide von mir geschilderten Gefahren vermieden; die Briefe seines Helden sind natürlich ohne langweilig zu sein und auf den Zweck des Zuerzählenden gerichtet, ohne gemacht zu erscheinen. Kommt nun noch dazu, daß die Moral der Erzählung (oder wie man gegenwärtig hochtrabend wenn auch nicht zutreffender sagt, die Idee) eine so gesunde ist, wie in der vorliegenden Erzählung: Du sollst über idealen Träumereien nicht die Wirklichkeit vernachlässigen und das Handeln versäumen, und wenn du es doch thust und die Folgen dich treffen, nicht Gott, die Menschen und die Natur, sondern deine eigene Trägheit anklagen: so ergibt sich als Resultat, daß der Eindruck der Erzählung ein durchweg erfreulicher ist.

Nicht gleichermaßen kann ich mich mit der folgenden Erzählung „Die beiden Frank“ einverstanden erklären. Frank son. bestiehlt die ihm anvertraute Kasse um 1150 Gulden — und lenkt den Verdacht auf seinen Sohn. Die-
sem ist von einem alten Rentier die Erbeinsetzung versprochen worden. In seiner größten Verzweiflung dringt er in dessen Wohnung, um ihn um Hilfe anzugehen und findet ihn todt, vom Schläge gerührt. Aus dem geöffneten Secretär entnimmt er, in der Voraussetzung allerdings, daß ja doch das ganze Vermögen des Verbliebenen ihm gehören werde, die 1150 Gulden und deckt den Kassendefect, der ihm schuld gegeben wird. Aber es findet sich kein Testament, der Tod hat den Alten überrascht. Florenz (das ist der Name des jüngern Frank) beruhigt sich bei dem Gedanken, daß keine Verwandten vorhanden und er also nur dem Fiscus die entwendete Summe entzogen habe. Aber es findet sich sogar eine Verwandte, Miß Arabella aus Amerika, und reclamirt das Vermögen. Nun regt sich in Florenz wieder das Gewissen, welches dem Fiscus gegenüber sich ziemlich geschmeibig gezeigt. Er bietet, um seinen Diebstahl gut zu machen, Arabella seine Hand, obgleich er sie nicht liebt, sondern eine heißgeliebte Braut besitzt, und Arabella nimmt die Hand an, obgleich sie ihn auch nicht liebt, und zwar nimmt sie sie aus dem Grunde, weil sie von der Absicht des alten Rentiers, Florenz zum Erben einzusetzen, Kenntniß hat und sich nun in ihrem Gewissen geängstigt fühlt, ihm dies Vermögen entziehen zu sollen. Endlich gestehen sie sich die Lage der Sache, kommen überein zu theilen, wobei die 1150 Gulden auf Florenz' Wunsch in Rechnung kommen, Florenz heirathet seine Braut Marie, Arabella reißt vergnügt zurück und der alte Epiküräer Frank son. geht mit gewohnter Grandezza und, wie es scheint, in gutem Verhältniß zu seinem Sohn stehend der Feier seines vierzigjährigen Amtsjubiläums als Stadtkassenrentant entgegen.

Das ist eine Summe der wunderlichsten sittlichen Voraussetzungen, deren Seltsamkeit und Bedenklichkeit auf den ersten Blick erhellt, wenn man sie so nackt zusammenstellt, wie wir in unserm Résumé gethan haben. Vergleichende Probleme lassen, denke ich, eine heitere Lösung kaum zu, wie sie hier versucht ist. Und auch der Verfasser wird, wie ich glaube, nicht anstehen uns beizupflichten, wenn er die nackten Facta, wie wir sie oben aufzählten, betrachten will, ohne sich von der Vorliebe des Dichters für seine Geschöpfe blenden zu lassen.

Dagegen ist wieder „Der gefangene Dichter“, die erste Erzählung des vierten Theils, welcher deren drei enthält, ein höchst anmuthiges Bild, eine Art Cabinetsstück. Es wird uns der Hof Ludwig's IX. vorgeführt, des soldatenfreundlichen Landgrafen, der in Virmasenz mit seiner Armee exercirt und mandirt und die Regierungsforgen seiner geistvollen Frau, der Landgräfin Karoline, überläßt, der „großen Landgräfin“, wie sie Herder nannte, für die Wieland nur auf einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein wünschte, um sie zur Königin von Europa zu machen. Mit dieser für alle geistigen Begabungen und Leistungen begeisterten Fürstin bringt nun Schücking in der vorliegenden Novelle den jungen Goethe in Verbindung, der ja mit Darmstadt, der Residenz der poesieliebenden Fürstin, durch das Merck'sche Haus in steter Berührung stand. Keine großen Ereignisse, aber das friedliche Bild einer hohen, in kleinen Kreisen groß wirkenden Frau. Wenn Schücking die Geschichte in das Jahr 1772 verlegt und dann in Goethe's Innern durch sein Zusammentreffen mit der edeln Gestalt der dichterbeschützenden Fürstin die erste Idee seiner Leonore aufzutauchen, ja sogar ihn die ersten Entwürfe des „Tasso“ niederschreiben läßt, so wird dazu die Literaturgeschichte zwar bedenklich ihr ehrwürdiges Haupt schütteln. Denn während man nach Goethe's eigener Angabe früher die Anfänge des „Tasso“ in das Jahr 1777 verlegte, hat neuerdings Dünker sogar nachgewiesen, daß sie wol kaum vor März 1780 anzusetzen sein dürften. Aber wenn der Dichter große weltgeschichtliche Ereignisse oder Facta, die sich tief in das Bewußtsein des Volks eingegraben haben, nicht nach subjectiver Willkür ändern und ummobeln darf, so wird ihm dies bei Jahreszahlen und Daten der Welt- und Literaturgeschichte unbedenklich zuzugestehen sein. Wird doch selbst die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß schon lange vor der Zeit, aus der wir durch noch vorhandene Zeugnisse die Beschäftigung Goethe's mit Tasso's Geschichte nachweisen können, in seinem Gemüthe die ersten Grundlinien zu jenem Gemälde aufgetaucht sein können. Wie dem sei, Schücking hat von seinem Rechte einen erfreulichsten Gebrauch gemacht, indem er die literarhistorische Wahrheit verlegend und ein reizend ausgemaltes Bildchen geschenkt hat, dessen poetische Wahrheit uns anzieht und festhält.

Die folgende Novelle „Die Fusarin“ ist gegen eine sehr verbreitete Krankheit in freundlichem Humor gerichtet. Ein Künstler, der sich sehr geschickt den Mantel einer männlichen femme incomprise umzuwerfen versteht, der in hochtrabenden Worten von seiner Einsamkeit in den ätherischen Regionen, von der Gefahr in den unwirthlichen Gegenden des Ideals unterzugehen, zu verschmachten und von seiner Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Psyche, um sich an ihr zu halten und zu stützen, zu sprechen weiß, bewegt die naive Seele unserer Fusarin, eines guten, in den Irrgängen modernen Künstlervagabundenthums sehr unerfahrenen Frauchens, dem Manne, der sich ihr wie ein Verbannter aus einer bessern Welt dargestellt hat, der in der gemeinen Wirklichkeit kaum athmen kann, anzubieten, daß sie sich von ihrem Manne scheiden und dem auf die Erde verwiesenen Apollo Herz und Hand reichen wolle, um dem an den rauen Ecken der Wirklichkeit wundgestoßenen Herzen des Hohen ein Asyl an ihrer Brust zu gewähren. Signor Morosini erschrickt: so war es nicht gemeint. Eine flüchtige Eroberung und Liaison wäre ihm schon recht gewesen; aber sich binden, er, der gefeierte Künstler, der Lebemann, binden an ein gutes, aber außerordentlich sentimental gestimmtes Weib? Die Fusarin zieht beschämt ab und schämt sich später noch mehr, als sie erfährt, warum sie verschmäht

wurde. Und die zeitgemäße Moral, die ich versprochen, als ich behauptete, die Erzählung geisele eine sehr verbreitete Krankheit? Niemals ist mehr Unfug mit hohem Gerede über die Stellung der Kunst und der Künstler getrieben worden als heutzutage. Wir verehren die Kunst als einen der hellsten Sterne, die eine gütige Vorlesung an unsern geistigen Himmel gepflanzt hat, unser Leben zu erleuchten und zu verklären. Sollen wir deshalb verurtheilt sein, jeden Träger der Kunst als ein exceptionelles Wesen zu verehren und um so mehr zu verehren, je jählinem Ansturm er von sich selbst zu rühmen weiß? Oder auf eine andere Manier: Wenn die Kunst göttlich ist, so hindert das nicht, daß ihre sterblichen Vertreter oft sehr irdisch sind. Man lasse sich nicht von selbstgemachten Klubs verblenden, sondern schaue auf den Kern. Diese Moral ist einfach, nicht wahr? Aber es ist nicht ungewöhnlich sie zu befolgen.

Die letzte Erzählung des vierten Theils ist eine Skizze ohne besondere Bedeutung und mit etwas verbrauchten Motiven.

Wir scheiden von dem Verfasser mit Dank für die heitere und gesunde Gabe, die er der deutschen Lesewelt in seinen „Gesammelten Erzählungen und Novellen“ darbietet.

August Henneberger.

Aus Archiven und Briefen.

1. Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts von August Beck. Zwei Theile. Weimar, Böhlau. 1858. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Hauptstaatsarchive zu Dresden. Von Karl von Weber. Zwei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
3. Zur Chronik Dresdens von Karl von Weber. Leipzig, B. Tauchnitz. 1859. Gr. 8. 28 Ngr.
4. Briefe des nachmaligen königlich preussischen Legationsraths Karl Ernst Delsner an den herzoglich oldenburgischen Intendanten Gerhard Anton von Halem von Paris aus geschrieben in den Jahren 1790—92. Wortgetreu aus dem Originalmanuscript herausgegeben von Herzog. Berlin, Springer. 1858. Gr. 8. 12½ Ngr.

Ein inneres Band zwischen den hier genannten historischen Schriftwerken gibt es allerdings nicht, was uns hätte Veranlassung geben können, sie gemeinschaftlich zu besprechen, wohl aber ein äusserer: die Grundzüge in maßgebenden Kreisen, welche bis in die jüngsten Zeiten gewisse Partien der Staatsarchive unter hiesigen Siegeln verschlossen halten zu müssen glaubten, haben zum großen Vortheil für die Geschichtswissenschaft einen ziemlich allgemeinen Wandel erfahren, und die Vorstände jener Archive besaßen sich mit Fleiß und Eifer von diesem Wandel Gebrauch zu machen^{*)}; alle vier oben namhaft gemachten Schriftwerke legen Zeugnis dafür ab, und wir besprechen dieselben hier um so lieber, weil sie aus des Stoffes zu wissenschaftlicher Unterhaltung und Belehrung in Fülle darbieten. Aus welchem Gebiete des menschlichen Forschens und Wissens entlehnte man diese aber mit größerm Gewinn für den aufmerksamen und nachdenkenden Leser als aus dem der Geschichte, deren Mahnungen und Lehren durch keine Sophistik, durch keine Macht einer Philosophenschule hin-

weggebeutet oder in einen ihre Stimme erklingenden Mann gethan werden können.

Das zuerst genannte historische Werk: „Johann Friedrich der Mittlere“, von A. Beck, nimmt auch seinem Umfange und Werthe nach unbedingt den ersten Platz ein. Es ist mit sichbarer Liebe gearbeitet, aus einem möglichst umfassenden Quellenstudium hervorgegangen und dadurch ein Geschichtswerk geworden, welches nicht nur der Jubelfeier der Universität Jena sich würdig zeigt, sondern auch mit Ehren vor den Augen der sächsischen Fürsten ernestinischer Linie erscheinen durfte, denen es sein Verfasser gewidmet hat. Nur etwas möchten wir tadeln: die öfters ins Breite sich verlierende Darstellung der Thatfachen und die Verächtlichkeit von Einzelheiten, die nicht immer das dic our hic mit Ueberzeugung für den Leser nachweisen dürften, erklärt sich aber recht wohl aus der Liebe des Verfassers zu seiner allerdings schönen Aufgabe, aus dem Quellenreichtum, sowie endlich aus dem Bestreben, möglichst gründlich und erschöpfend zu sein. Denn bis jetzt war das Leben Johann Friedrich's des Mittlern keiner genauern Prüfung und Darstellung gewürdigt worden, indem weder die ältern historischen Werke von Hortleder, Tengel und Rudolphi, noch die Schrift Gruner's: „Einige zur Geschichte Johann Friedrich's des Mittlern gehörige mit Urkunden belegte Nachrichten“ umfassende Schilderungen seines ganzen Lebens und Wirkens enthalten. Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, daß eine Lebensgeschichte Johann Friedrich's des Mittlern nicht nur einen interessanten Beitrag zur Geschichte der sächsischen Lande liefert, insonderheit natürlich der ernestinischen Linie, sondern auch vielfach in die Specialgeschichte des deutschen Reichs eingreift und für die Entwicklung der Reformation und deren Betrachtung ganz besondere Gesichtspunkte darbietet. Der unglückliche Fürst war unparteiisch betrachtet keine so untergeordnete Persönlichkeit, trotz mancher Schwächen und Fehler, wie man gewöhnlich annimmt; eine gewissenhafte auf die Quellen gestützte Prüfung beweist, daß er viel häufiger verkannt, ja geschmäht worden ist, als gerecht und leidenschaftlos beurtheilt. Und kann dies auch wunder nehmen bei einem Fürsten, der in den hitzigsten Kampf kirchlich-religiöser und politischer Parteien hineingerissen war, die in ihren Wirkungen wenigstens noch lange fortdauernd selbst in späterer Zeit kein unbefangenes, kein völlig gerechtes Urtheil gestatteten. Aus diesem historischen Gesängnisse, wenn uns dieser Ausdruck erlaubt ist, den des Mittheils bis auf diese Stunde noch würdigen Fürsten zu befreien, und ihm einen nach Recht und Gerechtigkeit verabschiedeten Richterspruch vor dem Forum der Geschichte zu verschaffen, zu diesem Zwecke hat der Verfasser sein Werk geschrieben. Wenn er übrigens Koch's „Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II.“ (Leipzig 1857) für die Grumbach'schen Händel nicht mehr benutzen konnte, so mag das bedauert werden, in Betreff Johann Friedrich's aber würden sie die Ueberzeugung unsers Verfassers nicht zu erschüttern vermocht haben. Sehen wir jetzt auf das Werk selbst etwas näher ein.

Es war eine bedeutsame, an denkwürdigen Thatfachen überreiche und für die Geschichte des ernestinischen Hauses Sachsen folgenreiche und verhängnisvolle Zeit — bemerkt der Verfasser mit Recht —, in welche das Leben Herzog Johann Friedrich's des Mittlern (geboren zu Torgau 8. Januar 1529), des unglücklichen Sohnes eines unglücklichen Vaters fiel. Die Lage der Noth und Gefahr, welche dieser Leidsfürst durchleben mußte, sind ein Charakterbild seiner Zeit, voll mannichfacher und interessanter Verwickelungen, oft mehr das Gepräge eines Romans als einer beglaubigten Geschichtserzählung an sich tragend. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß das Unglück, welches den ersten Johann Friedrich traf, ohne ihn niederzubrüden, auch auf die gleichnamigen Familienglieder überging. Seit der Reformation werden sechs Fürsten des ernestinischen Hauses Sachsen so genannt; aber die beklagenswerthen Schicksale derselben, welche sie in dem kurzen Zeitraum eines Jahrhunderts erfuhren, haben die sächsischen Fürsten zu der Bestimmung vermocht, keinem ihrer Prinzen den unheilbringenden Namen Johann Friedrich je wieder beizulegen. Johann Friedrich der Mittlere erhielt zu-

^{*)} Das in Nr. 5 b. B. besprochene Werk „Der Kurfürstlich Sächsische Legation Dr. Nikolaus Reil“ von Richard wäre ohne diesen Wandel zu Unmöglichkeit geworden. Wir wissen es aus der sichersten Quelle.

gleich mit seinem Bruder Johann Wilhelm eine zwar strenge aber vorzügliche Erziehung. Ausgezeichnete und talentvolle Männer wurden zu Lehrern bestellt und bildeten von Jugend auf die Umgebung der jungen Prinzen. Ihre Erziehung wich darin merklich ab von der Sitte ihrer Zeit, wo die Fürsten fast nur für das äußere Leben erzogen und gebildet wurden. Gewandtheit des Körpers, Anmuth und Grazie in den Bewegungen, äußere Würde, ritterliche Uebungen und ähnliche Dinge galten damals mehr als wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit. Dennoch waren Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die Grundlagen bei der Erziehung dieser jungen Prinzen: den Segen dieser Erziehung sollte Johann Friedrich in seinen Leidenstagen wahrhaft schätzen lernen. Als Knabe von 12 Jahren sprach der letztere schon sehr fließend lateinisch, das beweist seine „Oratio in puerum Jesum“, mit welcher er seinem Vater zum Geburtstage Glück wünschte (1541). In einem Alter von 13 Jahren hielt er auf dem Schlosse zu Torgau in der sogenannten Stammskule abermals eine lateinische Rede: „De dignitate legum conservanda et de legibus regni literarii illustrium principum juniorum Saxoniae ducum.“ Der Vater mit den Herzögen Ernst und Johann Wilhelm sowie die fürstlichen Räte hörten diese Rede mit an. Und Wille in seiner „Suada Gothana Latialis“ sagt von ihr und dem Redner: „Orationem admiranda venustate ac verborum lepore compositum habuit et pro puerili industria elegantissime pronuntiavit.“ Als Friedrich im Jahre 1543 die Universität Wittenberg bezog, hielt er abermals im Beisein des Vaters und mehrerer Fürsten gleichwie des Rectors und der Professoren eine Rede und zwar „De officio boni principis“. Zuerst, dem bekanntlich das Schmeicheln nicht angeboren war, spricht sich über die Leistung des jungen Fürsten sehr vorthellhaft aus, und rühmt bei dieser Gelegenheit nicht nur die Wettiner als Freunde der Wissenschaften, sondern gedenkt auch mit Anerkennung der bereits überhaupt erfolgten Fortschritte zum Bessern. Wie sehr man aber am kurfürstlichen Hofe auf sprachlichen Unterricht hielt, geht aus dem Umstande hervor, daß der junge Kurprinz nicht nur das Lateinische und Griechische recht wohl verstand — sein Lehrer Monner las in der letzten Sprache hauptsächlich den Plutarch mit ihm —, sondern auch das Hebräische so gründlich, daß er das Alte Testament in dieser Ursprache lesen und verstehen konnte; Beweise für diese Kenntniß vermochte er noch während seiner Leidenzeit in der Gefangenschaft zu seines Herzens Trost zu liefern. Bemerkenswerth darf es erscheinen, daß im ganzen Gange der Erziehung des Kurprinzen sich so gut wie keine Spar findet von Rücksichtnahme auf eine Bestimmung der Goldenen Bulle, welche also lautet*): „Statuimus ut illustrium principum, Electorum filii vel heredis et successoris, cum veri similiter theutunicum ydionia sibi naturaliter invitum scire presumentur, et ab infancia didicisse, incipiundo a septimo etatis sue anno in Grammatica Italica et Slavica linguis instruantur ita quod infra quartum decimum etatis annum existant in talibus, juxta datam sibi a Deo gratiam, eruditi: sum illud non solum utile, ymmo summe necessarium habeatur eo, quod ille lingue ut plurimum ad usum et necessitatem Sacri Imperii frequentari sint solite, et in hiis plus ardua ipsius Imperii negotia ventilentur.“

Wie sehr der fürstliche Vater selbst, während er in der Gefangenschaft des Kaisers war, sich um das Gedeihen seiner Söhne bis ins Kleinste besümmerte, gibt der Umstand zu erkennen, daß er ihnen sehr ernstlich ihre schlechte Handschrift verwies, „es würde schimpflich und nicht rühmlich sein, wenn man einstens ihre Handschrift, so sie älter wären und in Händeln schreiben sollten, nicht lesen könne“. Zur Ermanterung für die Studien wurde den jungen Prinzen zuweilen eine Hasenjagd gestattet, den ritterlichen Uebungen ward im Geiste der Zeit fleißig obgelegen und Johann Friedrich ergab sich ihnen sogar mit gefährlicher Leidenschaftlichkeit. Diesen ritterlichen Sinn und Muth bewährten beide Brüder

in der Schlacht bei Mülberg.^{*)} Der ältere Bruder, der überhaupt den Vater im ganzen Feldzuge begleitet hatte, entging in dieser Schlacht nur mit Mühe der Gefangenschaft. Er wurde von den Kaiserlichen verfolgt und eingeholt, setzte sich aber muthig zur Wehr, und als er nach einigen starken Giebeln, durch welche er am Kopfe und an der rechten Hand verwundet, vom Pferde sank, erschoss er noch fallend einen seiner Feinde. Vierhundert seiner Getreuen eilten zur Hülfe herbei, versagten die Feinde, hoben ihn wieder auf sein Pferd und eilten mit ihm davon: kurz vor Wittenberg trafen beide Brüder wieder miteinander zusammen. Nach der Wegführung ihres Vaters in die Gefangenschaft übernahmen Herzog Johann Friedrich der Mittlere und Herzog Johann Wilhelm die Leitung der Regierungsgeschäfte in den wenigen Ländern, welche man den ernestinischen Fürsten gelassen hatte, und die die nachmaligen Herzogthümer Weimar, Eisenach und Gotha bildeten. (Man vergleiche den sehr gut gearbeiteten Atlas Tuschmann's zur Geschichte der sächsischen Länder.) Die Einkünfte waren spärlich und an Geldverlegenheiten fehlte es insofern dessen nicht; damit entschuldigte sich auch Johann Friedrich, als ihm eine polnische Königtöchter zur Gemahlin vorgeschlagen ward. Nicht ohne Lustschlösser zu bauen, wozu derselbe allerdings eine unverkennbare Neigung hatte, vermählte er sich mit der Witwe des Kurfürsten Moritz, Agnes, 1555, doch starb diese bereits nach fünf Monaten. Das Jahr darauf ward Elisabeth von der Pfalz seine Gemahlin: sie sollte durch ihr und ihres Gatten Schicksal eine traurige Verühmtheit erhalten, aber um ihrer Treue und Entsagung willen einen der ehrenvollsten Plätze in der Geschichte der Frauen einnehmen. Sie hat in dem Werke des Verfassers die verdienstliche Aufmerksamkeit erfahren.

Setzt tritt uns nun die Frage entgegen: wie kam Johann Friedrich ins Verderben? Biel er lediglich als Opfer seiner eigenen, ebenso eiteln als kurzschichtigen Verblendung? Oder war es eine unheilvolle Kette von Verhältnissen, Umständen und Verwickelungen, die ihn umgarnten und zum unglücklichen Falle brachten? Oder waren es endlich Persönlichkeiten, die theils durch Verleumdung, theils durch Mißtrauen und Furcht aufgestachelt den zwar nicht charakterstarken aber keineswegs unfähigen Fürsten um jeden Preis unschädlich machen, ja schimpflich vernichten wollten? Aus des Verfassers Werk geht klar hervor, daß alle solchen angegebenen Momente zusammenwirkten, um eine Katastrophe herbeizuführen, die auf der einen Seite das Gemüth zu ergreifen und tief zu rühren im Stande ist, auf der andern Seite aber auch den größten Unwillen zu erregen vermag, sobald man in der That — wenigstens ist es uns so gegangen — bei der Lectüre der zweiten Hälfte des vorliegenden Werkes fast immer in eine gewisse Aufregung sich versetzt sieht. Verbindet man nun damit die barbarische Justiz, die an den Mißthulbigen vollzogen ward — der Verfasser hat auch hier erschöpfend dargestellt —, so kann man sich selbst eines gewissen Entsetzens nur mit Mühe erwehren^{**)}. Und dies alles ging unter der Hegide, fast unter dem Augen eines Stammvaters, eines Fürsten vor, dem die vermeintliche Reinheit des Lutherthums über alles ging; es war dies derselbe Stammvater, der selbst dem trefflichen und so milden Kaiser Maximilian II. in der unheilvollen Sache die Hände zu binden vermocht hatte. Kurz, der Ausgang des Lebens Johann Friedrich's des Mittlern ist eine beklagenswerthe Tragödie in der Geschichte der Wettiner.

Zum Schlusse müssen wir noch Folgendes erwähnen. Der Verfasser hat seinem Werke mehr als eine werthvolle Mitgift beigegeben: 1) Zeitgenossen Herzog Johann Friedrich's des Mitt-

*) Cap. XXX: „De institutione Electoralium herodum in linguis“, §. 2. Wir geben die Stelle im Auszuge nach Dertel's Text.

*) Wie der Verfasser auf Duellen und Autoritäten zweiten Ranges geküßt den Beweis zu führen sucht, daß der Kurfürst in der That ein Opfer des Verraths geworden sei, möge bei ihm selbst nachgelesen werden.

**) Vgl. mit des Verfassers Darstellung die Erzählung des Processes und der Hinrichtung Grumbach's und seiner Genossen in Gotha 1567 in den Aufzügen „Wilhelm von Grumbach und seine Händel“ von J. Volgt, mitgetheilt im „Hiftorischen Taschenbuch“ von 1846 und 1847.

lern; 2) zahlreiche noch ungedruckte Urkunden, sowie reichliche Verweisungen auf archivalische Quellen oder anerkannt gute Hülfschriften; 3) Uebersicht der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Johann Friedrich's des Ritters mit einer genealogischen Tafel und 4) ein sehr gutes Register.

Das Werk R. von Weber's: „Aus vier Jahrhunderten“ (Nr. 2), nicht durch seinen Inhalt, sondern durch die chronologische Anordnung des Mitgetheilten zu einer gewissen Einheit gebracht, „bringt vieles und darum manchem etwas“, wie Goethe sagt. Und bei genauerer Bekanntheit mit dem Gebrachten wird man demselben einen gewissen Werth nicht abspprechen können: es ist manches aus dem Ruße und unter der Staubdecke des Archivs hervorgezogen und an das Licht der Öffentlichkeit gebracht worden, wofür mehr als einer dem Fleiße des Herausgebers und der Verwendung seiner nicht zahlreichen Mithelfenden auf das Veröffentlichte dankbar zu sein Ursache haben wird. Das 1834 errichtete Hauptstaatsarchiv zu Dresden, dem Herr von Weber seit dem Jahre 1849 vorsteht, enthält außer einer großen Anzahl von Originalurkunden gegen 300000 Actenstücke aus den Archiven von mehr als 50 aufgelösten Landesbehörden, Commissionen, vieler Gesandtschaften u. s. w. Es besitzt ferner in einer Menge von Correspondenzen eine unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichte. Einestheils sind diese Briefschaften nach dem Ableben von Olesern der Regentensfamilie dahin gelangt, größtentheils aber nach dem Tode hoher Staatsbeamten oder auch anderer einflussreicher Personen. Starb nämlich in früherer Zeit ein in die Staatsgeheimnisse Eingeweihter, so pflegte man alsbald einen Commissar in das Sterbehaus zu senden, um die den Staat angehenden Schriften an sich zu nehmen. Nun kam freilich der Fall vor, daß der Abgesandte ängstlicher Natur war und alles in Beschlag nahm, was nur wie beschriebenes Papier aussah. Es wurden jedoch die von ihm gebildeten Convolute im damaligen geheimen oder im geheimen Cabinetsarchive niedergelegt, aber deren vorchriftsmäßige Revision ist bisweilen sicher nicht gerade zur Erleichterung der Nachläßregulierung unterblieben. Das Hauptstaatsarchiv war hierdurch als Erbe der genannten Archive zu einer Menge ganz unbedeutender Privatpapiere, unbegabter Schneider- und ähnlicher Rechnungen gelangt; aber zwischen diesen Nichtigkeiten zerstreut fanden sich nicht selten die wichtigsten Aufzeichnungen, höchst interessante Briefe, vertrauliche Mittheilungen über Ereignisse, die man zu ihrer Zeit sehr geheim hielt, ja nicht einmal den officiellen, stets durch mehrere Hände laufenden Berichten anzuvertrauen wagte. Kurze Bemerkungen aus, die der Verfasser über das Niederschreiben, was ihm bei specieller Revision solcher Schriftstücke, sowie beim Ordnen großer Actenmassen interessant erschien, reichten sich allmählich andere Notizen an, die der Zufall im Laufe der Geschäfte zuführte. So entstand zuletzt eine Sammlung von ziemlichem Umfange, aber bunter Zusammenstellung. Sachkundige Freunde ermunterten zur Veröffentlichung und nach genauer Sichtung des Gesammelten und möglicher Anordnung zu einer gewissen Einheit ist sie erfolgt in der Hoffnung, manches gegeben zu haben, an dem der durch die Masse der Ereignisse gedrängte Historiker vorüberreilt, obwohl ihre Einzelheiten oft ein klareres Bild bedeutsamer Persönlichkeit oder der Zeitverhältnisse liefern, als die Haupt- und Staatsactionen, welche uns die Weltgeschichte erzählt. Außerdem gibt des Verfassers Werk Nachrichten über merkwürdige Abenteuer, räthselhafte und sonderbare Begebenheiten und über Vorgänge, die man früher in einen Schleier des tiefsten Geheimnisses hüllte, der jetzt zu lüften unbedenklich ist; übrigens sind auch manche recht charakteristische Beiträge zur Sitten- und Culturgeschichte vergangen Zeiten geliefert worden. Materiell sowohl als sprachlich treu sind die Originale zum Abdruck gelangt; nur in einzelnen Fällen war es thöricht, Bruchstücke, die sich vorfanden, unter Benützung zuverlässiger gedruckter Hülfsmittel zu vervollständigen; in den Fällen aber, wo dies nicht möglich war, hat der Verfasser es mit vollem Rechte vorgezogen, lieber

ein Fragment darzubieten als durch Beifügung unzuverlässiger Nachrichten sein archivalisches Gewissen zu verletzen. Aus dem mannichfaltigen Inhalte der beiden Bände machen wir unsere Leser insbesondere auf Folgendes aufmerksam:

1. „Relation und Extract von Aufzügen und besonderen Rundschäften betreffend des Türggen erobertung Zigetth erfolgt auf den 7 Septembris a 1566.“ Bekanntlich starb Briny bei der Vertheidigung dieser Feste den Helbentod. Bei Hammer sowol in seiner „Geschichte des osmanischen Reichs“, als bei Mailath in der „Geschichte der Magyaren“ fehlt theils einiges von dem, was in dem angeführten Actenstücke erzählt wird, theils wird es abweichend erzählt.

2. „Don Carlos, Infant von Spanien 1568.“ Daß der Don Carlos der Geschichte und der Schiller's, dessen Kenntniß über die tragische Persönlichkeit aus des Franzosen St.-Réal Werk geflossen ist, nichts miteinander gemein haben, ist wenigstens im allgemeinen schon längst erwiesen. Wenn nun aber auch das dresdener Document nicht als eine Quelle ersten Ranges betrachtet werden kann, so wird es doch immer von Interesse sein damit zusammenzustellen, was im „Historischen Taschenbuch“ für 1859 und von Sachard 1858 geschrieben worden ist. Der letztere stellt ein größeres Werk über Don Carlos bekanntlich in Aussicht. Lesenswerth ist aber das, was Weber bei der vorliegenden Urkunde bemerkt. „Im 16. Jahrhundert, wo es noch keine regelmäßig erscheinenden gedruckten Zeitungen gab, wo stehende Gesandtschaften, deren Depeschen die Fürsten von mehr oder minder wichtigen Ereignissen in Kenntniß hätten setzen konnten, nur ausnahmsweise stattfanden, mußten die Fürsten sich nach andern Hülfsmitteln umsehen. Sie hielten sich daher an verschiedenen Orten Correspondenten, die aber den verschiedensten Lebensstellungen angehörten. Kaufleute, Offiziere, Gelehrte, selbst ein Studiosus kommt unter denen vor, welche dem Kurfürst August von Sachsen Mittheilungen sendeten. Viele dieser „Zeitungen“, wie man diese Correspondenzen nannte, sind anonym, was vielleicht die Sicherheit des Absenders erforderte. Wir können daher bei dieser aus der Persönlichkeit des Gewährsmannes keine Garantie für die Richtigkeit der Mittheilungen entnehmen; allein ein vorsichtiger Fürst wie der Kurfürst August war, ist gewiß auch bei der Wahl seiner Correspondenten umfichtig zu Werke gegangen“), und jedenfalls wird eine Nachricht, selbst wenn wir den Gewährsmann nicht ausschnig zu machen vermögen, an Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn wir ersehen, daß sie übereinstimmend von verschiedenen Orten aus gemeldet ward. Die Mittheilungen nun über Don Carlos sind theils dergleichen, theils anonymen Zeitungen entnommen, theils den Correspondenzen des Kurfürsten August mit andern Fürsten, die ihm an sie gelangte Nachrichten aus dem Auslande zugehen ließen. Viele der Schreiben sind nicht mehr in der Urschrift vorhanden, eine Lücke, die jedoch dadurch wenigstens für die hier in Frage kommende Zeit ersetzt wird, daß uns ein ausführlicher Auszug der im Jahre 1568 eingegangenen Zeitungen vorliegt, der wahrscheinlich für den Kurfürst August zusammengestellt ward, um ihm die Uebersicht über die zahlreichen zum Theil in fremden Sprachen geschriebenen Nachrichten zu erleichtern. Uebrigens sei noch bemerkt: die erste Kunde von des Don Carlos Tod erhielt der Kurfürst August durch den Landgrafen Wilhelm von Hessen, dann aber ward er durch einen ausführlichen Brief des Herzogs Albrecht von Baiern in nähere Kenntniß von dem Ausgange dieses Prinzen gesetzt.

3. „Eine Pseudo-Hezogin 1731.“ Wir gedenken dieser Geschichte hier deshalb insbesondere, weil sie nicht nur recht inter-

*) Man findet z. B. auch Abraham Bod, später zu den einflussreichsten Räten des Kurfürsten August gehörend, als Zeitungs-schreiber in Dienst genommen. Er ging derselbe nach Vollendung seiner Studien in Leipzig im Jahre 1555 auf vier Jahre „der Sprach und Studien halber“ nach Frankreich und erhielt vom Kurfürsten 50 Gulden als Unterstützung mit der Bedingung, „daß er was sich in Frankreich und anderen in der Gegend Orten von Zeitungen zuträgen und verlaufen werden, berichte“.

esant zu lesen ist und zu einem Roman einen nicht übeln Stoff abgeben dürfte, sondern auch fast unwillkürlich an einen ähnlichen Betrug erinnert, der dem unglücklichen Herzog Johann Friedrich dem Mittlern gespielt ward und eine sehr ansehnliche Darstellung durch Beck in dem Leben des genannten Fürsten erfahren hat.

4. „Einiges aus dem Hofleben unter Herzog und Kurfürst August von Sachsen 1548—84.“ Diese actengetreue Erzählung, womit der Verfasser den zweiten Band seines Werks eröffnet, ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Charakteristik des Hoflebens jener Zeit und des genannten Fürsten selbst, von dem wir übrigens trotz des großen Reichthums an Urkunden über ihn in dem sächsischen Staatsarchive noch keine befriedigende Biographie besitzen: freilich hat sie Schwierigkeiten, die nicht blos in der Reichhaltigkeit, ja Massenhaftigkeit des historischen Materials, sondern auch in äußern Verhältnissen ihren Grund haben.

5. „Der Graf von Königsmark 1634.“ Diese tragische Geschichte, die an dem an Katastrophen ziemlich reichen Hofe von Hannover spielt und einen verhängnisvollen Abschnitt im Leben der unglücklichen Prinzessin Sophia Dorothea (Herzogin von Ahlden) bildet, haben wir mit ebenso viel Theilnahme als Interesse gelesen: man sieht, was in jenen Tagen möglich war. Wir glauben dieses Actenstück ganz besonders unsern Lesern zur Lectüre empfehlen zu dürfen.

Diese Andeutungen mögen hinreichen, um diejenigen, welche gern die Thatfachen der Geschichte ernster oder heiterer Art zur unterhaltenden und belehrenden Lectüre wählen, für das Werk des Verfassers zu gewinnen. Schließlich mag die Bemerkung hier noch einen Platz finden, daß die Verfasser von Kalendern, denen eine gute Ausstattung derselben am Herzen liegt, in Weber's „Aus vier Jahrhunderten“ eine recht ergiebige Fundgrube finden werden.

Verwandt mit dem soeben besprochenen Werke ist desselben Verfassers „Zur Chronik Dresdens“ (Nr. 3); es ist aus derselben Quelle gleichzeitig hervorgegangen, nur wurden die betreffenden gesammelten Notizen zeitweilig zurückgelegt. Das Gegebene ist keineswegs für überflüssig zu erachten trotz der Chroniken über Dresden von Hache, Wenk, Klemm und des im Erscheinen noch begriffenen Werks von Lindau. Sehr war ist aber das, was der Verfasser in seinem Vorworte äußert: „Wie unter den Menschen die Originale verschwinden, wie die Kinder fast nach der Schablone erzogen werden, so hat die herrschende Speculation in Dresden jetzt lange Straßenzellen hervorgerufen, deren Gleichförmigkeit durch die Verhältnisse und die Geschnadstrichtung geboten sein mag, gewiß aber nichts weniger ist als interessant, und unerquicklich abstoßend gegen die mannichfache Eigenthümlichkeit älterer Straßen mit ihren durch reiche Verschiedenartigkeit dem Auge so wohlthuenden Erken und Giebeln. Aber auch das innere Wesen der Stadt und ihrer Bewohner hat im Zeitströme sich vielfach verändert. Dresden nimmt allmählich den Charakter einer Weltstadt an; in seinem Zauberkreise hält es eine solche Menge von Ausländern fest, daß der Eingeborene neben ihnen fast verschwindet um so mehr, als er ohnehin in seiner sprichwörtlich gewordenen Höflichkeit bei jeder Gelegenheit allzu bereit ist, vor dem Fremden zurückzutreten. Wenn nun aber stets weitere Kreise der Verbindungen Dresdens sich öffnen, so muß auch die Zahl derer wachsen, die an der Geschichte dieser Stadt, an ihrer Entwicklung, an den Ereignissen, deren Schauplatz hier war, Antheil nehmen.“ Dresdens Geschichte hat allerdings nicht das Interesse einer alten Reichsstadt, wie z. B. Straßburg, Ulm; wohl aber trägt sie vielfach die charakteristische Physiognomie eines Fürstenhauses und eines Landes an sich, die wie die Wettiner und die Sachsen im deutschen Reiche einen so ehrenhaften Platz einnehmen; ja selbst die dritliche Lage hat Ereignisse um sie gleichsam gruppiert, die, wie das Jahr 1813 beweist, eine bedeutende geschichtliche Stellung einnehmen. Der Geschichtschreiber einer solchen Stadt wie Dresden ist, hat es sich zur Aufgabe zu machen, auf den alten Grundlinien, soweit sie nur immer er-

kenntbar oder sichtbar sind, seine Geschichte zu zeichnen; je mehr diese Grundlinien sich verwischen, desto schwerer wird diese Zeichnung für den Schöpfer derselben und deren Verständnis für den Beschauer. Wie schwer ist z. B. schon jetzt für den Laien das Verständnis der Schlacht von Dresden 1813. Mit den Menschen geht es aber ebenso: je mehr dieselben die alte Basis ihres individuellen Lebens verlassen, desto mehr Schwierigkeit hat eine treue Charakteristik derselben, desto unverständlicher, ja unbegreiflicher wird sie für die von der alten Basis abgerückte Generation.“ Es ist unglaublich, wie sehr das Verständnis der alten Zeit gefördert wird, wenn noch ehrwürdige Ueberreste derselben im Leben, wenn auch verwischt, vorhanden sind. Der Verfasser hat deshalb nach unserm Dafürhalten etwas recht Verdienstliches gethan, wenn er urkundlich an Zeiten, Erscheinungen und Verhältnisse erinnerte, zu deren Verständnis noch jetzt Anknüpfungspunkte vorhanden sind, wie z. B. durch seine Mittheilungen über Bewaffnung der Bürgerschaft, Armbrustschützen, Freischützen. Wir empfehlen des Verfassers Chronik nicht blos den Dresdnern, sondern allen gebildeten Freunden dieser schönen Stadt, dieser Zierde unsers Vaterlandes.

Das letzte der Schriftwerke, die wir oben zusammengestellt haben, die von Merzdorf herausgegebenen „Briefe des nachmaligen königlich preussischen Legationsraths Karl Ernst Delser an den herzoglich oldenburgischen Justizrath Gerhard Anton von Halem“ (Nr. 4), verlegt uns in den furchtbaren Strudel der ersten französischen Revolution. Der Herausgeber führt sein Werkchen in folgender Weise in den Kreis der geschichtlichen Literatur ein: „Wir Deutschen müssen die Memoiren durch vertraute Briefwechsel ersetzen und deshalb auch die geringsten Scherzlein dankbar entgegennehmen, die ein reichbegabter, ausgezeichnete Mann wie Delser, dessen Andenken trotz der Erinnerung eines Fischofe, Warnhagen von Gise und anderer uns fast abhanden kommen will, hinterlassen hat.“ Die hier mitgetheilten Briefe des feinen geistreichen Delser schildern uns zum großen Theil die Thatfachen nach eigenen Anschauungen oder wenigstens nach den lebendigen unmittelbaren Eindrücken, welche das höher pulsirende Volksleben ausübte. Wie lehrreich und interessant würde es sein, die vollständige Correspondenz eines so politisch durchgebildeten Mannes, wie Delser es war, vor sich zu haben; eines Mannes, dessen vertrauter Freund Sieyès war; eines Mannes, der vermöge seines geistigen Reichthums in dem ausgewählten Umgange mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, wie Talleyrand, Benjamin Constant, Manuel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, von Stein, Graf Schlabrendorf und vielen andern lebte! Er kannte wie wenige Paris und das französische Volk durch und durch, und hatte den Aufenthalt unter demselben so lieben gelernt, daß es ihn immer wieder nach Paris zurückzog: er starb auch daselbst 1828. Allerdings geben die vorliegenden Briefe, welche an den wohlbekannten oldenburgischen Geschichtschreiber und geschäftigen Schriftsteller von Halem gerichtet sind, kein außerordentlich neues Material für den Zeitraum von 1790—92; sie liefern aber in kleinen Zügen, Anekdoten, Urtheilen und Aussprüchen nicht uninteressante Specialitäten und zugleich den Beweis, welche politische Parteilichkeit selbst die hellsten Köpfe beherrschte und wie ihnen das kommende verhängnisvolle Geschick des Königs schon kein Problem mehr, sondern eine Gewissheit war. Zur Kennzeichnung von Delser's Briefen, denen der Herausgeber zahlreiche, das Verständnis fördernde Noten beigegeben hat, und wie ihm gewisse Thatfachen und Verhältnisse erschienen, möge folgende Stelle dienen: „Die Protestanten treffen, wenn sie aufgeführt genug sein werden, ihre Staatsverfassungen zu reformiren, eine Schwierigkeit weniger“); der politische Einfluß ihrer

*) Eine Geschichte Nürnbergs z. B. wird leichter und verständlicher sein als eine Geschichte Münchens.

**) Als die Katholiken nämlich, von denen der Verfasser vorher gesprochen.

Gesellschaft ist ohne Bedeutung, die Gewissen sind nur schwach an das Joch des Glaubens gekettet und die Kirche würde fürchten ausgelacht zu werden, wenn es einem ihrer Apostel einfiel zu behaupten, daß die himmlische Gewalt, so sie von ihrem göttlichen Stifter erhalten hat, nicht nur darin bestehe, die Glaubensartikel sondern auch die Ordnung der Disciplin festzusetzen, und daß sie eine eigene Gesetzgebung habe, die ebenso unabhängig sein müsse von menschlichem Einflusse als ihre Dogmen und ihre Moral. Es scheint der Bischof, der dieses in einem sehr unerwartlichen Hirtenbriefe predigt, glaube an Inspiration; sein Dogma beweisst nichts davon. Der nämliche sagte den versammelten privilegierten Ständen: „Meine Herren, und holt alle der L. und die Sch., wenn wir es zu einer Nationalversammlung kommen lassen.“ Sicher sind die Präntentionen des Papismus unverträglich mit jeder gesunden Staatsverfassung. Man sieht dies vollkommen ein, und es hängt bloß von einem unüberlegten Streiche der römischen Curie ab, ob es zu einem ähnlichen Schisma kommen soll. Treibt der Fanatism die guten Bürger zu den Waffen, so fürchte ich, ist es um den ganzen amoralischen Theil des Christenthums geschehen. Der Glaube ist wie ein Senforn klein, und in der Gefahr, zwischen Freiheit und ihm zu wählen.“ Dies schrieb Delonier 1791. Bemerkst sei noch daß, wie wol natürlich war, auch Mirabeau's in den Briefen vielfach Erwähnung geschieht. Karl Zimmer.

Karl Heinen als Lustspielsdichter.

In unserer lustspiellosen Zeit wird uns plötzlich zu unserer Ueberraschung ein Lustspielgericht aus Nordamerika aus serviert, und zwar durch keinen andern als durch Karl Heinen, den gesuchten Redacteur des „Pionier“, der im Selbstverlag zu Newyork (1869) „Lustspiele“ herausgegeben hat, welche dem zweiten Band seiner „Gesammelten Schriften“ bilden. Das ist nun freilich eine etwas kräftige Kost, und es gehört ein Strapazenwagen oder doch wenigstens ein amerikanischer Wagen dazu, um sie zu verdauen! Indes bekommen wir bereits auch in unserm sich allmählig im Stillen immer mehr amerikanisirenden Deutschland so viel derbe Kost zu verschlucken, daß vielleicht die Zeit nicht mehr gar so fern ist, wo uns auch solche Speise munden wird. Es ist nicht zu leugnen, daß Heinen einen gewissen Rutenwisch und eine richtige Beobachtungsgabe besitzt, aber seine Kunst ist der primitivsten Art, mit Prügelein und Prüfen reich garnirt, wie die alte Hauswurfsomodie, und so voll verberbten Eismens, daß Rosenplüt genannt der Schmepperer vor ihm weichen müßte. Aristophanes ist zwar auch mitunter cynisch, Schafpeare zuweilen zweideutig, aber jener ist dabei grazios in Form und Ausdruck, dieser wißig und schalhaft; Heinen aber ist nur cynisch und ungewandig, liebt das radical Ractie, um so zu sagen das physikalische und medicinische Thatsächliche und denkt: so ist es in der Wirklichkeit, mithin muß es auch so gesagt werden. Hat nun auch Heinen keinen Geschmac und kein Jactgefühl, so besitzt er doch die Tugend der Ehrlichkeit und der Aufrichtigkeit; ja man kann sagen, daß es überhaupt keinen Schriftsteller gibt, der, bei so vielem doch nicht abzuleugnenden Geiste, so ehrlich wäre wie Heinen; der so wenig sich bemüht, etwas zu scheinen was er nicht ist, und der sich überhaupt so wenig Illusionen machte, oder danach trachtete, sie bei andern hervorzurufen. Heinen ist nicht bloß Realist, er ist entschiedener Materialist, das sind im Grunde sehr viele Leute in Deutschland auch; aber Heinen trägt seinen Materialismus offen zur Schau; er nimmt nicht das Lärchen des modernen eleganten Toilettenidealismus vor, hinter dem doch so oft der bloße Faun lauert; er steckt nicht so und so viele Kunstlämpchen an, um groben Gossienmalereien Sauerkeit, Feinheit und Glanz anzutauschen; er zeigt die Auswülfen seiner verberbten ungeschlachten Natur ohne Trübs. Ob nun der Zustand der Gesellschaft — solange ihre Impulse nicht rein gemüthlicher und humaner Art sind — ein sehr beglücklicher sein würde, wenn jedermann so ohne jegliches

Zeigenblatt vor das Publikum treten wollte, ist sehr zu bezweifeln; aber diese Ehrlichkeit ist doch eine so seltene Tugend, daß man sie in ihrer Eigenartigkeit gelten lassen muß, wenn sie einmal eine Incarnation erlebt wie in Karl Heinen; und es läßt sich doch von ihr so manches lernen, weil sie vieles, Ratt unter falschen und fofetten Reflexen, in seinem wahren, wenn auch grellen und dem Auge keineswegs wohlthuenden Lichte erscheinen läßt. Im übrigen thut die Reizung Heinen's, greller zu malen und mehr zu carikiren als gerade nöthig, dieser Ehrlichkeit doch wieder Eintrag, und wenn wir seinen Bestrebungen für die Emancipation der schwarzen Brüder auch alle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, so müssen wir andererseits sagen, daß er dafür in seinem Journal wie in seinen Lustspielen seine weißen Brüder vielfach in um so brutalerer Weise behandelt. Durch die Inhumanität die Humanität, durch die Unsitte die schöne Sitte ins Leben rufen wollen, ist ebenso verkehrt, als durch Zwangs- und Gewaltmaßregeln die Freiheit ins Leben rufen wollen.

Der vorliegende Band enthält zwei Lustspiele, von denen wir das zweite: „Die deutschen «Organisten der Bildung» in Amerika“, Lustspiel in drei Aufzügen, deshalb hier vorwegnehmen wollen, weil es in Amerika selbst spielt, die Lustlosigkeit und Gemeinheit der deutschen Blättchenschreiber in Nordamerika persiflirt und in sittengeschichtlicher Beziehung das interessanteste ist. Verhält es sich nur zum zehnten Theile wirklich so, wie Heinen hier schildert, so haben wir einen Abgrund von Riettrachtigkeit vor uns, wovon übrigens der größte Theil der Schmach und der moralischen Verantwortlichkeit zuletzt doch leider auf den deutschen Bildungszustand überhaupt zurückzufallen würde. Wozu haben wir in Deutschland so viele Bildungs- und Erziehungsanstalten, Universitäten, Gymnasien, Bürgerschulen, Elementarschulen, Pensionate, so viele Kunstakademien, so viele religiöse Schriften und Vorschriften, so viel Aesthetik, so viel Idealismus, so viel fromme, moralische und didaktische Literatur, so viel polizeiliche und andere Dressur, wenn ganze Massen von den nach Nordamerika Ausgewandenen sich geberden, als ob sie niemals einen Brocken von Bildung und Erziehung genossen, sich niemals untergebildet und geisteten Menschen bewegt hätten? Wenn sich Absceß am menschlichen Körper bilden, so ist nicht der Absceß die Krankheit, sondern der ganze menschliche Organismus ist krank. Man sage nicht, daß es sich hier nur um ein paar Journalisten, um eine Handvoll verlorener Eöhne Deutschlands handelt. Der Journalismus ist Ausdruck und Product des Bildungszustandes eines Volks; ist die in Nordamerika jetzt in der That bereits außerordentlich zahlreich vertretene deutsche Presse mit leider äußerst wenigen Ausnahmen die miserabelste, anstand- und herzloseste und ungezogenste von der Welt, ja zum Theil wirklich fannibalisch, so beweist dies, daß die große Mehrzahl der Deutschen in Amerika gerade eine solche Presse haben will und keine andere, daß sie die schlechten Journalisten fördert und die guten nicht aufkommen läßt (Esellen z. B., dessen „Atlantis“ eins der wenigen anständigen deutschen Blätter war, mußte zuletzt doch sein Blatt eingehen lassen und verbarb im Armenkrankenhaus). Blicken wir auf das Mutterland selbst, so beurtheile man die Bildung der Massen ja nicht nach der Anzahl anständiger Zeitschriften, welche die höhere Bildung vertreten und ohne die Anwendung von allerlei Kunstmitteln oft Mühe genug haben sich zu erhalten, sondern nach der kleinen Lokalpresse und nach den bezahlten Inseraten in unsern Tageblättern u. s. w. Der Denkmale wird dann oft genug Gelegenheit haben, namens seiner Landsleute die tiefste Scham zu empfinden. Der Unterschied ist im Grunde nur der, daß diese sumpfigen Wasser sich im Mutterlande gewissermaßen nur in unterirdischen, von der Cultur überbauten und überbrückten Kanälen fortbewegen, während sie jenseit des Oceans offen zu Tage treten und sich zu ganzen Sumpflächen ausbreiten.

Karl Heinen schildert in dem genannten Lustspiel den Abhub alles Journalismus in den beiden Redacturen Beutel und Schnei-

der, jener Redacteur des „hartföhalig-demokratischen“ Blattes „Der National-History“, dieser Redacteur des „weichföhalig-demokratischen“ Blattes „Der Staats-History“ (worunter vermuthlich die „Newyorker Staatszeitung“ gemeint ist), nebst dem Herren Bengel und Typus, jener Vormann in der Druckerei des „National-History“, dieser Vormann in der Druckerei des „Staats-History“. Hören wir folgendes Gespräch zwischen Beutel und dem „Vormann“ Bengel, welches zugleich von dem Rothwelsch, zu dem jenseit des Oceans die edle deutsche Sprache corrumpt wird, einen Begriff geben soll:

Beutel. Well, das Bier von dem Jerevisius schmeckt nicht schlecht, aber es ist gemixt. Ich hab' gestern Abend nur 20 Glas getrunken und der Kopf ist mir so mastig wie ein Hogthead. Tschali, hast du keinen Brandy hier?

Bengel. Well, wo hab' ich denn gesuppt, daß du heut' schon um 11 Uhr im Sanktum wärst! Ich hab' schon zwei Spalten aus den Wechselblättern setzen lassen, wie gewöhnlich: ein Leitartikel über eine verbrannte Frau, ein Mann zu Drei zer-malmt, ein durchgegangenes Pferd, das sechs Menschen gefüllt hat, und ein Artikel gegen die Whigs als ob er mit Donnerkeilen gefest wäre.

Beutel. Ohl weit! Da hätt' ich also heut' nichts mehr zu fixen.

Bengel. Es sind Leute hier gewest und Briefe gekommen.

Beutel. Well, wat's de Matter?

Bengel. Ein Flächting hat ein schönes Gedicht geschickt. Er verlangt nichts dafür.

Beutel. Will er dafür bezahlen?

Bengel. Er will es blos gedruckt haben.

Beutel. Well, das wär' ein Büßneß, Gedichte umsonst aufzunehmen! Das heißt, ich bin nicht ganz gegen die Gedicht-lunk: sogar Goethe und Schiller können ein Gedicht in mein Blatt setzen, wenn sie dafür bezahlen wollen, aber Käsch dann, das ist american fashion. Der „National-History“ ist ein demokratisches Blatt, das soll so ein Grünhorn von einem Verfemacher sich merken, und wir Demokraten sind praktisch. Was sagst du, Tschali?

Bengel. Well, doch nicht alle Tage. Soeben war der Präsident von der Menagerie hier, der dir gestern einen Dollar bezahlt hat für den Puff über seine Bestien. Er beklagt sich, daß du geschrieben hast, seine Bestien seien so wild, daß einem die Haare zu Berg stehen und den Hut in die Höhe heben. Jetzt hat die Populärschren einen solchen Schreck bekommen, daß die Polizei schon dreimal Wistläschen gehalten hat, und kein Mensch die Menagerie besucht. Auch hast du gesagt, daß sein grönländischer Tiger schon drei Menschen gefressen hat, und er weiß nichts von einem grönländischen Tiger.

Beutel. Well, so schreibst du morgen in die Zeitung, die Bestien seien so zahm, besonders der bengalische Eisbär, daß sie gar keine Käße haben und unter dem Auditorium — hörst du? Auditorium — frei herumspazieren wie Adam im Paradies.

Bengel. Jes, das will ich thun. Aber du hast den Puff für die Brauerei von dem Malzhausen vergessen.

Beutel. Hat er das Bärrel geschickt?

Bengel. Not jet, Sör.

Beutel. Well, so sag' ihm, daß ich ein schlechtes Memory habe, das man sometimes anseuchten muß. Die verdammten Kopfschmerzen! u. s. w.

In diesem Ton geht es fort, doch wird der Leser an obiger Probe genug haben. Inlezt wirft der Vormann Bengel den Redacteur Beutel, nachdem sie in Streit gerathen, zur Thür hinaus, zum Schluß des zweiten Acts schlägt der Vormann Typus den Redacteur Schneider „hinter die Ohren“, und wirft ihn ebenfalls zur Thür hinaus, im dritten Aufzuge gerathen beide Redacteurs einander in die Haare und „prügeln aufeinander los“; in der nächstfolgenden Scene läßt Geißel, Gastwirth, früher Literat, den Redacteur des „National-History“ von einem Neger über den Stuhl legen und ihm 25 „auf den Hintern“ aufzählen; weiterhin droht Geißel die schändlichen Streiche bei-

der Redacteurs als: Unterschlagung von Geldern, Meineidgeschichten, Verführungsgeschichten u. s. w. vor Gericht zu bringen, worauf die Redacteurs ihn um ihrer Familie willen ansehen, dies nicht zu thun. Da ruft Geißel: „Schlimm genug, daß auch solche Canaillen Familien haben! Man sollte alle solche Rader castiren (!), damit sie ihre Schande wenigstens nicht auf unschuldige Nachkommen bringen.“ Am Schluß dieses sogenannten Lustspiels, das aber vom sittengeschichtlichen Standpunkt ein thränenwerthes Trauerspiel ist, fassen sich beide Redacteurs abermals und prügeln sich „collegialisch“ zur Thür hinaus. Man sieht an diesen Prügeleien, daß wir wieder auf dem Urboden der commedia dell' arte, des Puppenspiels und der Holberg'schen Komödie stehen, nur ist bei Karl Heizingen alles viel roher, gemüthloser und wüster. Ob das Stück irgendwo in Nordamerika schon aufgeführt worden, wissen wir nicht; doch da wir annehmen dürfen, daß die deutschen nordamerikanischen Bühnen, deren es schon in guter Zahl gibt, ihrer dramatischen Dichter und diese jener, beide aber ihres Publikums würdig sind, so halten wir es gar nicht für unmöglich, daß sich eine deutsche Bühne in Nordamerika findet, welche ihrem Publikum den Hochgenuß einer Aufführung dieses Lustspiels bereitet. Wirklich, ein ästhetischer Genuß seltenster Art müßte eine solche Aufführung sein!

Das andere fünftactige Lustspiel „Professor Irrewisch“ spielt in unserm Deutschland, beginnt mit nicht weniger als sechs Monologen, und richtet seine Pfeersäge namentlich gegen die Lächerlichkeiten des deutschen Stodgelehrtenthums (in der Person des Professors Irrewisch), der deutschen Romantik und ungefunben Hyperfentimentalität (in der Person der Dichterin Mina Ueber) und der deutschen Denunciationswuth und Revolutionsriecherei (in der Person des Polizeibeneders Nasenloch). Es fehlt in diesen Richtungen dem Lustspiel keineswegs an treffenden, oft auch possirlichen Einfällen, sogar nicht an Brocken selbst gelehrter Kenntniffe, aber auch ebenso wenig an grob caricirten Zügen und widrigen Geschmacklosigkeiten.

Was sagt man z. B. zu folgender Stelle? Die Haushälterin des Professors, Gertrud Winterföhl, und der Marktbauer Martin Hammel sind in einem Liebesrencontre begriffen und es entspinnt sich im Verlauf desselben folgendes Zwiegespräch:

Martin. Ach! es ist so eine schöne Lust in der Natur!

Gertrud. Ich wollt' es wär' schon 12 Uhr. (Sie räffen sich.) Es wird mir ganz violett, wenn ich an die lange Zeit denke. Es ist überall so grün in der Natur.

Martin. Was steht da mich so an?

Gertrud. Ach, Martin!

Martin. Was ist?

Gertrud. Ich weiß es nicht, aber ich hab' dich außerordentlich lieb. Komm', Martin, laß mich dich einmal in die Nase beißen! (Er hält sie dar, sie beißt ihn sanft in die Nase.)

Das müßte sich auf der Bühne ganz allerliebft ausnehmen!

Auch in diesem Lustspiel beruft sich der Polizeispion Nasenloch, als der Baccalaureus der Medicin, Fopper, seine Schlechtigkeiten enthüllt hat, auf seine Familie: „Herr Fopper, ich bitte Sie um Gottes willen! Bedenken Sie, daß ich Vater bin, der Familie hat und eine Frau mit vier Kindern!“ worauf Fopper erwidert: „Schlimm genug, daß solche Schurken auch noch eine unschuldige Nachkommenschaft mit ihrem infamen Namen stem-peln können. An Familien ehrlicher Leute, die Sie ins Unglück zu bringen suchten, haben Sie nie gedacht.“

Wirklich, wenn man solche Lustspiele liest, so möchte man sowohl in Rücksicht des Darstellers wie der dargestellten Verhältnisse an dem gerühmten deutschen Gemüth gänzlich verzweifeln. In den Jahren vor 1848 war es Brauch, gegen das deutsche Gemüth loszuziehen; denn, behauptete man, mit den politischen und sozialen Verhältnissen könne es nicht eher besser werden, als bis man dieses Gemüth vollkommen abgelegt habe. Wir für unsere Person aber erlauben uns zu sagen: Führt nur das wahre, echte, tüchtige, durch die Ungunst der Verhältnisse verschüttete und verloren gegangene deutsche Gemüth erst wieder ein, und die edeln Güter, nach denen ihr trachtet, werden euch dann

von selbst schon zu fallen! Unsere Universitäten namentlich sollten die Pfanzstätten dieses echten deutschen Gemüths wie überhaupt der humanen Gesinnung sein, aber sie sind es zum großen Theile nicht; und weil sie es nicht sind, so verdient derselbe Theil der Studentenschaft, welcher diesen humanisirenden Tendenzen entgegenzuarbeiten scheint, selbst von einem Feinden folgende in Jovier's Mund gelegte Strafpredigt anzuheben zu müssen:

„Kennt ihr ein sinnloseres, stupideres, widerwärtigeres Geschlecht, als diese gewöhnliche Sorte von Studenten? Kerle, die sich geberden, als sei die Welt ihr Erbtbeil, und nichts können, als hinfan schwagen, mit überkommenen Lebensarten um sich werfen, sich zu Schanden laufen und sich die Gesichter zerhauen! Jede Hellelei gilt ihnen als eine Großthat, jede Rohheit als eine Auszeichnung und jeder Blödsinn als Genialität. Dafür hat sie denn auch ein sogenannt geistreicher Schriftsteller die „legten Ritter“ genannt. Er hätte sie die ersten Lummel nennen sollen, oder die ersten Philister. Sie theilen die Welt ein in Studenten und Philister; gibt es aber größere Philister, als diese Sklaven des stereotypen Unsinns und der Schollen-„Verbindungen“, die den Namen jedes Krähwinkels, aus dem sie hervorgekrochen, zur Bildung einer akademischen Nationalität bezaugen? „Frei ist der Bursch“, singen sie, und ihre ganze Freiheit besteht in der rohesten Libertinage. Wo hört ihr je etwas von diesen Menschen, wenn irgendeine edle Sache die Geister bewegt? Sie liegen in der Kneipe und saufen!“

Das ist nun freilich Heintzen'sche Ausdrucksweise!

Nun, nach ritterlicher Anmuth, Feinheit und Zierlichkeit, wie man sie in so manchen spanischen Lustspielen, namentlich auch in Moreto's „Doña Diana“ findet, wird man wol in deutschen Originallustspielen überhaupt vergebens suchen; diese Eigenschaften liegen vielleicht nicht im deutschen Charakter; aber es sind glücklicherweise doch schon feinere Lustspiele auch in deutscher Sprache geschrieben worden als die Heintzen'schen. Selbst die modernen berliner Volkspoesen halten auf feineren Anstand, ob schon neben den Heintzen'schen Komödien ein eigentlich deutsches Lustspiel immer noch eher bestehen kann, als neben jenen, die hauptsächlich nur durch ihre pikanten „zeitgemäßen“ Couplets, unmotivirten Ueberraschungen, Ensemblestücke, Tänze, Prachtdécorationen und Prachtaufzüge wirken. Auch so manche unserer Gerngschäfte wimmeln von Kleinstädtereien aller Art, aber ein neuer Lustspielbichter wird sie in breiterer Motivirung nicht mehr schildern und charakterisiren dürfen, denn neben jenem bunten, Ohren und Augen fortwährend beschäftigenden tollen Allerlei muß jede geistliche Motivirung, jede ruhige Entwicklung notwendig als langweilig erscheinen, ganz abgesehen davon, daß unsere Großschilbberger und Großpöhlwitzer gern die Vornehmen spielen und sogar lieber an ihre kleine Bosheiten und Sünden als an ihre großen Ueberrassungen und Lächerlichkeiten erinnert sein wollen. Heintzen krebt doch wenigstens nach Motivirung der Handlung und folgerichtiger Charakteristik, und durch alle Geschmacklosigkeiten und Verschrobenheiten zieht sich doch ein starker Strom gesunden Menschenverstandes hindurch. Gynisch kann Heintzen wol sein, aber nicht eigentlich frivol; er meint es mit seinen Bestrebungen zur Besserung der Lage des menschlichen Geschlechts ganz ernst und ehrlich; nur liebt er die Menschen so, daß er sie immer am liebsten prügeln möchte, und er erklärt ihnen seine Liebe, indem er ihnen Grimassen schneidet. Darin liegt doch auch Romantik, wie überhaupt die Form der beiden Lustspiele, von denen das erste gegen den Schluß aus der Prosa sogar in Verse übergeht, nicht wenig an die Willkürlichkeiten der romantischen Schule erinnert.

Die Art, wie Heintzen seine Werke, Gedichte und Lustspiele in Umlauf setzt, hat ebenfalls etwas Primitives; er vertreibt sie nämlich auf dem Wege der öffentlichen Subscription, wie dies im vorigen Jahrhundert, als der Buchhandel noch nicht so entwickelt war wie jetzt, auch in Deutschland gar nicht so selten geschah. Diese Vertriebsweise hat ihre Nachtheile wie ihre Vortheile für den Autor. Jedenfalls kann er dem Absatz mehr durch persönliche Thätigkeit nachhelfen, und wer sich sonst als seinen Freund,

Dünner und Verehrer geberdet, wird nicht wol anhin können, auf ein oder mehrere Exemplare des betreffenden Buchs zu subscribiren und sich womöglich noch in weiteren Kreisen für den Absatz desselben zu verwenden. Auf diese Weise erwarb z. B. die Karlsruher bei der ersten Gesamtausgabe ihrer Gedichte eine runde Summe von 2000 Thalern. Es wird wol nicht viel Dichter gegeben haben, welche sich rühmen konnten, von einem Verleger gleich für die erste Gesamtausgabe ihrer Gedichte ein gleich hohes Honorar erhalten zu haben. J. M.

Zur Dante-Literatur.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung. Von Karl Krafft. Regensburg, Montag u. Belg. 1859. Gr. 16. 1 Lhr. 20 Ngr.

Es hat beinahe etwas Rührendes, wenn mitten unter der fieberhaften politischen und industriellen Aufregung dieser Zeit jemand es wagt, die einer längst verschollenen Zeit, einer ganz und gar verschiedenen Glaubens- und Lebensrichtung angehörenden Läne eines großen Dichters wie Dante in unserer Sprache erklingen zu lassen, und wir können dem kühnen Unternehmen nur von Herzen Glück wünschen, weil, wenn diese Uebersetzung zahlreiche Leser findet, es uns ein höchst erfreuliches Zeichen sein würde, daß wenigstens in Deutschland der Sinn für andere als materielle Interessen noch nicht ganz erloschen ist. Ist aber das Unternehmen selbst schon ein kühnes zu nennen, so ist es die Art der Ausführung nicht minder. Der Uebersetzer hat sich von der Fessel des Reims befreit und bernaht sich auf die in gleicher Weise trefflich gelungenen Uebersetzungen der „Divina commedia“ von Philalethes und Kopisch. Hier aber möchten wir ihm doch ein Bedenken entgegenstellen. Die „Divina commedia“ ist ein so kolossales Werk, so unendlich reich an tiefinnigen Gedanken, an der Natur abgelauchten Bildern, so überwältigend durch seinen großartigen Inhalt, daß der Leser, von dem Gegenstand gefesselt, sich um den vollen Genuß der Gedanken zu gewinnen, den Verlust des Reims gern gefallen läßt und wol meistens ihn kaum nur bemerkt. Anders verhält es sich mit lyrischen Gedichten und vorzüglich mit dem Sonett, dessen ganzes Wesen ja eben in der künstlichen Anordnung der Reime und der durch sie bedingten Strophen besteht; hier ist, wir möchten sagen, die Melodie alles, wenngleich allerdings bei Dante die oft tief innigen Gedanken und Bilder auch ohne den Schmuck der tönenden Reime wol im Stande sind, den Leser vollkommen zu befriedigen. Und gewiß, wenn die Frage gestellt würde, ob wir lieber die Gedanken und Gefühle des Dichters in voller Reinheit und Klarheit, aber ohne den Reim, vernehmen, also mit Porträtähnlichkeit genießen, oder uns an dem Gleichklang der Reime erfreuen und dafür unendlich oft die Anschaulichkeit und Identität der Gedanken preisgeben wollten, so möchten doch am Ende deutsche Leser sich für die erste Alternative entscheiden. Natürlich würden aber, wenn dies zugegeben wird, unendlich strenge Forderungen an den sich nun freier bewegenden Uebersetzer zu stellen sein, wie der Italiener unerbittlich gegen jede Schwäche im Verso sciotto sich zeigt; und hier möchten wir es doch als einen Mangel rügen, daß der Uebersetzer sich fast überall, und zwar ohne darin irgendetwas sich selbst auferlegtes Gesetz zu befolgen, männliche Versausgänge unter die weiblichen gemischt hat. Wenn auch unsere männlichen Verse nicht ganz die Wucht und das die Aufmerksamkeit auf sich ziehende des ironco haben, so wird dadurch doch die zarte Muße der versi piaci unangenehm unterbrochen und gestört. Ebenso hat es für uns etwas Fremdartiges und also Störendes, daß der Uebersetzer die stets wiederkehrende Bezeichnung der Geliebten als seine donna unübersetzt gelassen hat, während doch der Ausdruck Herrin in diesem Sinne seit langen Jahren in der romantischen Poesie das volle Väterrecht erlangt hat. Doch genug der kleinlichen Ausstellungen, während die Leistungen des Uebersetzers im höchsten Grade Anerkennung und Dank verdienen und den aufrichtigsten Wunsch

herausrufen, daß seine Arbeit dazu beitragen möge, den noch so wenig in ihrem wahren Werth erkannten lyrischen Gedichten Dante's zahlreiche Leser zu verschaffen.

Die gegenwärtige Uebersetzung umfaßt alle lyrischen Gedichte Dante's, soweit sie als echt anzunehmen sind, mit Ausschluß der aufgegeben dem großen Dichter abzusprechenden und namentlich der meisten Reimereien, welche den Namen rime spirituali führen. Darfür sind als dankenswerthe Zugabe die lateinischen, zwischen Dante und Johannes de Virgilio gewechselten Gedichte hier zum ersten male im Uebersatz des Originals übersezt. Das Ganze hat der Verfasser in vier Bücher getheilt, wovon das erste die Gedichte der „Vita nuova“, das zweite die Canzonen, das dritte die übrigen rime liriche, das vierte den lateinischen Briefwechsel enthält. Am Schluß finden wir noch einige gereimte Uebersetzungen einzelner Sonette sowohl vom Verfasser selbst als von Paul Heyse, Kupferli, H. B. Schlegel und Schnaakenburg und einige englische von Bowel und Garp. Da die Gedichte Dante's den heutigen Lesern doch manche Dunkelheiten darbieten, so hat der Uebersetzer einen deutschen Commentar hinzugefügt, an welchem wir zweierlei besonders rühmen müssen, einmal, daß er sich auf das Nothwendigste beschränkt und nicht durch weitläufige Gelehrsamkeit ermüdet, und dann, daß er in einer kleinen besonders Abhandlung, die auch von uns entschieden behauptete Ansicht aufstellt: diese Gedichte und namentlich die meisten Canzonen des „Convito“ seien allerdings ursprünglich als Liebesgedichte entstanden und als solche in sich vollkommen verständlich und klar, die später von dem Dichter gegebene allegorische Erklärung aber sei aus dem Bestreben hervorgegangen, sich seinem Volke nicht bloß als Dichter, sondern auch als tiefkanniger Gelehrter und Philosoph zu zeigen.

L. G. Blum.

Notizen.

Die preussische Dramenprämie.

In Betreff dieser Angelegenheit erhielten wir von Emil Müller-Samowegen in Berlin folgende Zuschrift:

„Die Aussetzung eines Tausend-Thaler-Preises für das beste Drama hat unter den Schriftstellern wieder einen Streit angeregt, wie er leider nicht Seltenes ist. Gupfrow hat in zwei Artikeln das Unzulässige einer derartigen Preisordnung dargelegt. Dafür hat man ihn von verschiedener Seite hart angefaßt, man hat ihn wol gar eines falschen Ehrgeizes beschuldigt. Und was hat er gethan? Er hat nur die Rechte der Dramatiker gewahrt. Wht deutsch, müssen wir anerkennen, daß ein Mann von feinesgriechen dafür bespöttelt wird, wenn er die Rechte seiner Standesgenossen vertheidigt, wenn er eine liberal schneidende Maßregel nicht so zweckmäßig findet, als sie die Mehr-

man doch nicht, wir seien wir es wirklich, dann würden einfachen, von Gupfrow mit der das total Verlehrte verss allerhöchsten Stifteres des lekrüttelung erhaben, das hundertung selbst als unzulässig erdie Unzulässigkeit offen aussache nicht nur nicht narecht, id maßgebende; an den Drañhien wie Gupfrow, an denen wir die Selbsttäufung für zeltend machen.

in Staatsoberrhaupten und dem Das bischen größere ober, ist unser Privateigenthum, Privateigenthum des Besters nstlich der Verwendung des hränkungen zu erlassen. Die leichen Menge mit dem WerDie freie moralische That ist

gut durch sich selbst und ganz ebenso ist die freie große geistige Arbeit gut durch sich selbst. Der Staat mag die That des guten Bürgers belohnen ihrer selbst wegen und so mag der Staat, wenn es denn einmal so sein soll und man sich das Heil der Dramatik von staatlicher Prämierung verspricht, jede gute dramatische Arbeit ihrer selbst wegen belohnen. Er darf aber nie und nimmermehr eine Commission niederlegen, welche die freien Handlungen von Privatpersonen (und solche sind ja doch unsere dramatischen Arbeiten) kontrollirt und gegeneinander abwägt. Was sagte man wol, wenn der Staat eine Commission niederlegte, die alljährlich aus der Zahl aller guten Bürger oder Merkmale guter Bürger nach der polizeilichen Führung (die nach wohlthätigen Handlungen bestimmt) einen zur Erhebung in den Adelsstand vorschlagen sollte. Der Staat weiß sehr wohl, daß alle die Bürger, die nicht geädelt würden, sich aus tieffte gekränkt fühlen müßten. Und wir Dramatiker sind auch recht schwache Menschen, wenn es auf den Ehrenpunkt ankommt; daß wir es nicht, ja sehen wir uns danach, daß der Staat von uns Notiz nehme, dann sind wir glückliche Dramatiker, die ihren Lohn dahin haben. Es kann nichts klarer sein als dies, nichts klarer, als daß wir Dramatiker im Gefühl unserer heiligen Pflicht um die Zurechnung der Preiskommision ersuchen müssen, ganz ebenso wie jeder wahrhaft gute Bürger sich in der Freiheit seiner moralischen That durch eine Concurrenz, eine vom Staate mit dem Adelstitel prämierte Concurrenz bedrückt fühlt, für den Fall, daß die Concurrenz nicht beseligt würde, lieber aufhören möchte ein guter Bürger zu sein, denn sich in den Verdacht eines Concurrenzen zu bringen. Wie gesagt, es ist so klar, daß es nicht klarer sein kann, und doch sieht man es nicht ein. Uebrigens brauchte man nur den Erfolg abzuwarten, die Stiftung würde sich bald als unnütze Maßregel erweisen, mit der die dramatische Kunst vollends zu Grunde gerichtet wird. Woju denn das Schauspiel, daß sich eine Commission von gelehrten Männern je nach Ablauf von drei Jahren durch ihre Preisvertheilung vor der Nachwelt blamirt? Und ohne die entsprechende Blamage geht es beim besten Willen nicht ab.

Doch genug, wir könnten die Sache noch von anderer Seite betrachten und würden mit demselben Resultate zu dem Resultate gelangen, daß ein Staatsoberrhaupt eine Preisstiftung in der vorliegenden Weise nicht erlassen darf, wenn es mit dem edeln „Suum cuique“ nicht in Conflict gerathen will. Der Staat als solcher thut nichts, daß der gute Bürger gut sei, er thut nichts, daß ein Mensch zum Dramatiker weise; er hat also auch absolut kein Recht zu untersuchen, inwieweit jener gut, inwieweit dieser preiswürdige Dramen liefert.“

Wir fügen hieran einen Auszug aus einem am jüngsten neuen Schreiben einer literarischen Notabilität. Nachdem der Schreiber des Briefs versichert, daß, wie wir auch gern glauben, alle Künstler, Maler, Bildhauer, Componisten seine Meinung in Betreff der Unzweckmäßigkeit der Stiftung theilten, fährt er fort: „Dieselbe Empfindung müssen von sehr an Palm, Rosenthal, Laube, Freytag, Heyse, Brachvogel u. s. w. bei jedem ihrer neu begonnenen Werke haben. Wenn irgendeine dichterische Thätigkeit Ermunterung bedarf, ist es die dramatische; denn den Zustand des deutschen Theaters kennen Sie! Welche Roth, selbst beim accreditirten Autor, ein Stück anzubringen! * * * reißt hierhin und dahin, die * * * auf die Bühne zu bringen; nach der Schererei mit dem Intendanten kommt dann die Aufführung! In Paris entscheidet Man Abend, die Pariser! Der deutsche Autor muß seinen Proceß in Wien, München, Berlin immer wieder von vorn anfangen, und hat er endlich einen Erfolg, ruht er malt und müde von den Aufregungen aus, die bis ans Herzblut gehen, so kommt jetzt ein Rationalinstitut und gibt ihm doch noch zu guter Letzt den Gnadenstoß. Concurrenzen muß man, ohne gefragt zu werden, während sonst bei jeder Concurrenz ängstlich über Verschönerung der Namen gewacht wird, jeder Autor unbekannt bleibt und sein scheiterndes Werk still wieder in sich zurück nehmen kann.“

Wir für unsere Person haben schon in Nr. 4 d. Bl., bei

aller Anerkennung für den der Stiftung zum Grunde liegenden edeln Willen, unsere Meinung dahin ausgesprochen, und zwar unter Vorbringung von Gründen, die schwer zu widerlegen sein dürften: daß die Preisrichter wol einen Preis decretiren können, aber ein definitives Urtheil über die absolute Preiswürdigkeit eines der Dramen abzugeben nicht im Stande sind.

Die angeblich Schiller'sche Geschichte Württembergs.

In Nr. 48. d. Bl. f. 1859 hatten wir gegen die Echtheit der im Verlag der Expedition der „Württembergischen Volksbibliothek“ zu Stuttgart lieferungsweise erscheinenden „Geschichte von Württemberg“, einer angeblichen Jugendarbeit Schiller's, aus verschiedenen Gründen Zweifel erhoben. Unsere Bemerkungen haben den Herausgeber veranlaßt, auf dem Umschlag der und jetzt zugegangenen zweiten Lieferung über den eigentlichen Sachverhalt nähere Aufklärungen zu geben, aus denen wir Folgendes als das Wesentliche hier mittheilen: „Der Künstler, welcher der Redaction der Volksbibliothek das Manuscript zur Verfügung stellte, ist der k. bairische Conservator und Professor Hr. Karl Heidehoff, der Sohn desselben Heidehoff, der als ein Freund Schiller's aus der Karlschule allgemein bekannt ist. Unter den Papieren seines Vaters finden sich nicht blos Aufzeichnungen darüber, daß Schiller diese Geschichte für die Herzogin Franziska auf deren Wunsch niedergeschrieben, sondern auch daß Heidehoff's Vater bei Fertigung der Randzeichnung dazu mitgewirkt hat. Allerdings ist das Buch nicht wol eine selbständige Arbeit Schiller's, als vielmehr nur seine freie Bearbeitung des Collegienhefts seiner Klasse in der Karlsakademie über württembergische Geschichte, somit Form und Inhalt von seinem damaligen Lehrer (dem berühmten Professor Balthasar Haug) gegeben und nur die Darstellung als sein zu betrachten. Darum ist es auch leicht erklärlich, daß Schiller über eine solche Arbeit sich nicht besonders ausließ, da er sie — mit einigem Unterschied in der Darstellung — mit allen seinen Mitschülern gemein hatte und gemein haben mußte. Nichtsdestoweniger ist es constatirt, daß die Herzogin gerade von Schiller das Collegienheft zu erhalten wünschte mit allegorischem Bilde von andern ihrer Lieblingsjünglinge, und dieses Manuscript ist es, das Professor Hr. Karl Heidehoff erhielt und dem Redacteur der „Württembergischen Volksbibliothek“ zur Herausgabe überließ.“ Es wäre zu wünschen gewesen, daß es die Verlagshandlung für angemessen gehalten hätte, die Erklärungen schon früher abzugeben. Freilich wird dadurch der Antheil Schiller's an dem Werke fast auf Null reducirt; das Product erscheint wesentlich als eine Arbeit des Professors Haug, die übrigens als solche ihren Werth haben mag, und gern glauben wir der Versicherung des Herausgebers, daß das Werk von sehr tüchtigen württembergischen Lehrern als „ein ganz ausgezeichnetes Leitfaß für den Unterricht in der vaterländischen Geschichte“ erklärt werde. Eine ähnliche Erwartung sprachen wir schon früher aus. Es erklärt sich nun übrigens auch, wie es kam, daß Schiller vermied, von dieser im Auftrage der Geliebten des Herzogs wol nicht sehr freiwillig vorgenommenen Uebersetzung eines bloßen trockenen Collegienhefts später zu sprechen. Von den Eigenthümlichkeiten und dem feurigen Temperament des jugendlichen Schiller zeigt sich darin nichts. Hierzu kommt, daß der Herausgeber, obgleich er anfangs in Zweifel war, ob er nicht zu einem buchstäblichen Abdruck schreiten sollte, es doch vorgezogen hat, in der Orthographie, in damals mehr gebräuchlichen und gewöhnlichen Fremdwörtern und in gewissen veralteten Wendungen Correcturen und Aenderungen vorzunehmen. Er versichert zwar, daß dieser Aenderungen nur wenige seien; wahrscheinlich aber waren sie hinreichend, um die alterthümlichen Züge in der Physiognomie des Ganzen ziemlich bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen. Auch hat sich die Verlagshandlung veranlaßt gesehen, nun anzugeben, daß das Ganze nur etwa den Umfang von 18 Druckbogen haben werde. H. M.

Bibliographie.

Überholz, A., Giordano Bruno. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Weimar, Kühn. 1859. 8. 10 Ngr.

Anton, A., Von Darmstadt nach Oribdien. Erlebnisse und Abenteuer eines Rufflers auf der Reise durch Arabien nach Lahore. Die denkwürdigen Ereignisse der letzten Jahre nach seinem Tagebuch wahrheitsgetreu geschildert. Darmstadt, Kuchler. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Kamus, S., Grundlinien der kabischen Geschichte. Ober: Kleine kabische Chronik. Zwei Lieferungen. Lübeck, Dittmer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vazancourt, Baron v., Der italienische Feldzug von 1859. Nach dem Französischen von S. Seybt. 1ster Theil. Raumburg. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.

Bernstein, A., Vögel der Ragid. — Mendel Gibboe. Zwei Novellen. Berlin, Gerschel. 8. 15 Ngr.

Voguslas X., Herzog von Pommern, Pilgerreise nach dem gelobten Lande. Berlin, Decker. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

De Buurendochter in 't Pension; of: dat ha't man eerder weeten muß. Ein Bild aus dem Lande von H. D. G. Emden, Woortmann. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Balzer, C., Schiller, besonders in seiner religiösen Bedeutung. Zur Erinnerung an die 100jährige Gedächtnisfeier desselben in der freien Religionsgemeinde zu Nordhausen. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Lorey, S., Schiller's Leben. Rede am 100jährigen Geburtstage des Dichters in der höheren Gewerbs- und Realsschule zu Darmstadt gehalten. Darmstadt, Kuchler. Gr. 8. 2 Ngr.

Meier, C., Festrede am Tage der Jubelfeier Schiller's am 10. November 1859 in der Aula der Universität Tübingen gehalten. Tübingen, L. F. Fues. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Rehner, J., Friedrich Schiller. Am 10. November 1859 im Gymnasium zu Lissa gesprochen. Lissa, Günther. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Nachklänge aus den Erzählungen des Verfassers der Oesterreicher Christoph von Schmid. Zur Erinnerung an die feierliche Enthüllung des Christoph von Schmid'schen Monumentes zu Dinkelsbühl den 12. October 1859. Augsburg. 8. 5 Ngr.

Der Papst und der Congress. Deutsche Ausgabe der Schrift: Le pape et le congrès. 1. — 5. Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Papst und der Congress. Aus dem Französischen. Raumburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Papst und der Congress. Berlin, J. Abelsohn. Gr. 16. 5 Ngr.

Reinthal, A., Drei Lieber von Luther und Schiller mit alten Volkswissen. Zur Feier ihres gemeinsamen Geburtstages zusammengestellt. Erfurt. 4. 3 Ngr.

Walesrode, L., Friedrich Schiller und sein Volk. Festrede, gehalten am 10. November 1859 im großen Saale des Bürger-Vereins zu Altona. Altona, Wendeborn. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Wegener, W., Protog zur Schiller-Feier, in der Aula der Universität Berlin gehalten. Brandenburg, Müller. 1859. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Weißgerber, Sophos und Schiller. Eine poetische Vision zu Schiller's Jubelfeier am 10. November 1859. Freiburg im Br., Diernfellner. Gr. 8. 4 Ngr.

Winterstein, W., Fest-Rede bei der von der Realsschule zu Burg veranstalteten Gedächtnisfeier Schiller's am 10. November 1859 gehalten. Burg, Hopfer. 1859. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Zimmermann, F., Vortrag über Schiller am 10. November 1859 in der Aula des Darmstädter Gymnasiums gehalten. Darmstadt. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschienen:

Karl Gutzkow's Zauberer von Rom. Sechster Band.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Band 1—5 haben denselben Preis.)

Mit dem sechsten Bande ist diese das katholische Leben umfassende Romanichtung auf dem Uebergang zu österreichischen und südeuropäischen Culturzuständen begriffen. Vor nach der nur vorbereitenden, unterhaltend abenteuerlichen Einleitung des ersten Bandes der zweite die allgemeine Schilderung des katholischen Priesterlebens, der dritte die Einblicke in die hierarchische Reaction und die katholische Erziehung, der vierte in die Mythen der Kirche, der fünfte in Concordats-Ansprüche und Jesuitenwirken überhaupt, so ist dieser sechste vorzugsweise dem in der katholischen Kirche hochgeachteten Wesen des Gelübdes gewidmet. Selbst katholische Stimmen lassen der Darstellung dieses großartig durchgeführten Werkes die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie eine höchst würdige ist. Um die edle Priestergehalt Bonaventura's gruppiert sich die farbenreichste, aus der Fülle des Lebens geschöpfte Schilderung der hierarchischen und ultramontanen Bestrebungen. Der siebente Band erscheint Ende Februar, der achte und neunte (letzte) im Laufe des Frühjahrs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Herausgegeben von Robert Prutz.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gelehrtesten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesern, Journalisten u. s. kann das Deutsche Museum als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Das Deutsche Museum hat jetzt seinen zehnten Jahrgang begonnen. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlr. beigelegt.

Bucker-Rüben-Samen.

Heinrich Mette,

Zucker-Rüben-Samen-Cultivateur in Quedlinburg
unweit Magdeburg,

offeriert Samen der echten veredelten Zucker-Rübe, der anerkannt zuckerreichsten und vorzüglichsten zur Zuckersfabrikation, 1859er Ernte, unter vollster Garantie für Echtheit und Keimfähigkeit bei billiger Preisnotiz.

Im Verlage von Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig
ist erschienen:

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Hermann Fetting.

In drei Theilen. Erster Theil: Die englische Literatur von 1660—1770. Zweiter Theil: Die französische Literatur im 18. Jahrhundert.

8. Fein Velinpapier. Geh. Preis à Theil 2 Thlr. 20 Sgr., im englischen Gallico-Einbände 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

In demselben Verlage erschien:

Frauenstädt, J. Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Die Schopenhauer'sche Philosophie, nach der Uebersetzung des Verfassers dieser Briefe sowohl wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit Kant, und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige Darstellung und unparteiische Beurtheilung mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwicklungsgang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tief sinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem größern gebildeten Publikum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 28 Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte des Rothburger Einsiedlers.

Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Samen - Offerte.

Mein diesem Blatte beiliegendes Preis-Verzeichniß empfehle ich zur gefälligen Beachtung und bitte unter Zusicherung prompter und reeller Bedienung ergebenst, werthe Aufträge auf meine Gemüse-, Oekonomie-, Gras-, Holz- und Blumen-Sämereien u. s. w. mir gefälligst per Post zugehen zu lassen.

Heinrich Mette,

Samen-Cultivateur en gros in Quedlinburg
im Königreich Preussen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 7. —

16. Februar 1860.

Inhalt: Epische Dichtungen. — Hebig's neueste chemische Untersuchungen. Von Petrus Birnbaum. — J. F. Castelli als Vertreter des österreichischen Humors. — Keller, Das Geheimniß der Mutter. — Notizen. (Friedrich Wagenfeld, der Fälscher des „Sanchuniaton“; Polyglotte Anthologie.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Epische Dichtungen.

Ein deutscher Professor sprach vor einiger Zeit seine Mißbilligung aus über die übertriebene Verehrung Goethe's, durch die es dahin gekommen sei, daß man keine literarische Zeitschrift lesen könnte, ohne ihn erwähnt zu sehen, ohne daß auf ihn hingewiesen würde. Der Vorwurf erscheint uns als das größte Lob für den Dichter; denn sofern die Bewunderung nicht unwahr ist, gibt sie den Beweis, wie Goethe in allen Richtungen der Dichtkunst eine vollständige Revolution der Anschauungen und des Geschmacks hervorrief. Auch für die epischen Dichtungen hat er in „Hermann und Dorothea“ einen Weg betreten, der die bis dahin bestandene Theorie vorthellhaft veränderte und erweiterte. Eine Beurtheilung dieser Dichtung in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ von 1797 weist auf glänzende und geistreiche Weise den Fortschritt nach, den unsere Literatur dadurch gemacht hat; Schlegel, den wir für den Verfasser jener Abhandlung halten (wir finden wenigstens Gedanken aus dessen damals noch nicht erschienenen „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ benutzt), gibt darin Winke und Erfahrungen, durch welche in dem kurzen Aufsatz eine vollständige Theorie der epischen Dichtung, soweit eben eine solche möglich ist, aufgestellt wird.

Eine vollständige Theorie der epischen Dichtung gibt es aber so wenig, wie eine vollgültige Theorie der Poesie überhaupt; sie kann wenigstens nur auf ein literarhistorisches, nicht auf ein dichterisch förderndes Interesse Anspruch machen; sie könnte nur hergeleitet werden aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths, und wer will diese fest bestimmen? So bleibt uns nur übrig die Theorie aus Vorbildern zu lernen, und während die Poetiker daraus mühsam eine Lehre construiren, hat das Genie bereits erkannt, inwieweit die Vorzüge jener Schwärmen für uns sind; wie es mit den menschlichen Gesetzen überhaupt der Fall, die, als Ideal gedacht, der Ausdruck des Allgemeinwillens sein sollen, ist die Theorie veraltet, wenn sie sich praktisch bewähren soll. Nirgends aber soll sich die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts klarer ausdrücken, als in seinen epischen Dichtungen; inwieweit in ihnen großen Vorbildern nachgeahmt werden darf, wird

1860. 7.

das Genie erkennen und dabei unterscheiden, was die Zeit jenen verliehen hat und was sie auf der andern Seite zu Genossen jeder Zeit macht.

Die Theorie aber, die für die epische Dichtung seit dem Erscheinen von „Hermann und Dorothea“ maßgebend ist, und die wir in dem angezogenen Aufsatz lehrreich entwickelt finden, wollen wir kurz in den Sätzen zusammenfassen: Der Stoff muß den festen Boden der Wirklichkeit unter sich haben, das Wunderbare selbst — noch von Ramlar für einen nothwendigen Inhalt der epischen Dichtung betrachtet — muß wahrscheinlich erscheinen; wie er national und volksthümlich seiner Richtung nach sein muß, so muß sein Inhalt poetisch sein, d. h. von der Behandlung ausgeschlossen muß bleiben, „was wissenschaftlich oder mechanisch betrieben wird, wobei nach politischen und taktischen Berechnungen eine Menge Menschen wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher Vergiftleistung auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in Bewegung gesetzt werden“. Was für die lenkenden Personen selbst einzig Angelegenheit des Verstandes ist, die außerhalb der Sphäre ihrer sittlichen Verhältnisse liegt, dem ist schlechterdings keine poetische Seite abzugewinnen.

Das Interesse für den Stoff muß zunächst erweckt werden durch die entscheidenden Lagen, in welche der Dichter seine handelnden Personen bringt, um ihr Innerstes hervorzukehren; dazu müssen die Sitten der epischen Personen, wie schon Aristoteles verlangt, gut (wahr), schicklich, ähnlich und sich selbst gleich sein. In der Bearbeitung ist die erste Bedingung Uebersichtbarkeit des Ganzen, Uebereinstimmung und Wechselbestimmung des Einzelnen mit dem Ganzen. Dazu ist nothwendig die ruhige Darstellung des Fortschreitenden, die das Gefühl gibt, daß der Dichter über der Handlung steht und daß er selbst in den leidenschaftlichen Aeußerungen und Handlungen seines Helden die Ruhe behält. Maß, Verhältniß und Ordnung gibt schon Homer als Bedingung der Schönheit einer Dichtung an (Odyssee, VIII, 489, 496). Die ruhige Entfaltung muß auch in den Bildern und Episoden zu erkennen sein. Diese gleichmäßige Bedingung, die an allen Theilen der epischen Dichtung vorausgesetzt wird,

führt auf die Uebereinstimmung, die, außer in dem bereits Erwähnten, in der Zeichnung der Charaktere mit dem Stoffe, beziehentlich mit der Geschichte, vor allem aber zwischen Form und Gedanken statfinden muß. Nach diesen, unsern Standpunkt bezeichnenden Vorbemerkungen gehen wir zu der Besprechung einer Anzahl und vorliegenden der epischen Dichtungen und Erzählungen über.

1. Johann von Werth. Eine deutsche Reitergeschichte von Wolfgang Müller von Königswinter. Köln, Du Mont-Schauberg. 1868. Gr. 16. 1 Thlr.

Diese von uns hier vorangeestellte epische Dichtung eines bekannten Dichters ist eine Urphänomen, die nicht verfehlt hat Aufsehen zu erregen und die wir auch in der literarischen Uebersicht in Nr. 1 d. Bl. f. 1869 gebührend erwähnt fanden. Ueber die gewöhnliche Tagesliteratur erhebt sich dieses Gedicht bedeutend und gern empfehlen wir es unsern Lesern. Es behandelt die auch in weitesten Kreisen bekannten Lebensschicksale des Reitergenerals Johann von Werth, der Schrecken und die Ver-

e Feinde, eine der volkstümlichsten Figuren des Kriegs, dessen Uebdenen in seiner Heimat am ehesten und Anekdoten noch ungeschwächt fortleben.

zur Bewältigung seines Stoffs vielfache Studie besten historischen Quellen benutzt und auch schöpft, in der er große Ausbeute für seine Ueber die Schwierigkeiten seiner Aufgabe sagt: „Es ist in der That kein leichtes Werk, einen so er in einer so gewaltigen Zeit während des Laufs in einer Weise hinstellen, daß sich die Ereignisse lebendig und interessant gruppieren, daß die nicht zu viel Raum einnimmt, daß die Schlachthunt aufeinander folgen, daß die culturgeschichtsdurchdrungen und daß man das Bild des Helden ge verliert. Ueberdies fehlt es für eine solche an epischen Mustern. Man hat wol einzelne portisch behandelt, aber eine ganze Periode ist noch nie in einem Bilde zusammengefaßt worden. Bei meinem Gegenstande wurde die Aufgabe noch schwieriger durch die äußerst complicirten Staats- und Religionsverhältnisse der damaligen Zeit. Gleichviel, ich hab's gewagt!“

Wir müssen dem Dichter für dieses Wagniß doppelt dankbar sein und können verkünden, daß das erlangte Resultat ein höchst glückliches ist; es ist Müller gelungen, ein abgerundetes und bedeutendes Kunstwerk zu schaffen, das ebenso interessant für den gebildeten Mann ist, als es verständlich erscheint für denjenigen,

ich kenne: mit kurzen Worten, krebte, d. h. er hat für das illich hätten wir eine gehobener Dichter zu abschließend vermeiden solche eigne sich nicht für ein e unserer Aufsicht nach mehr zu viel zu thun. Dagegen sind lebendig oft mit wenigen Worten, Killy, Wallenstein u. e.; der Schilderung der Schlach der Dichter, wie er übrigens den Vorbildern gearbeitet hat; er die Handlung belebend, sind en, die trotzdem, daß sie nicht hen können, doch hier so frisch ganz an ihrem Plage erscheinen. historischen Forschungen ein ber und erlauben, ihm einigen Betreff des Herkunft Johann nimmt an, er sei Knecht ge- Freiherrndiplom Werth's, in welchem auf die adeliche Dignität seiner Familie in Ostland

hingewiesen wird, die entgegenstehende Beweisraft mit dem Worten nehmen: „Uebrigens konnte sich der Hof auch selbst irren, indem er das niederdeutsche von für adelich hielt.“ Zufälligerweise hat meine Familie wenige Tage vor Johann von Werth (jense des 28. März, dieser den 4. April 1635) die Freiherrndiplom wurde und zwar beide als vertriebene holländische Adelsfamilien erhalten und ging vor Ausstellung der Diplome, namentlich unter Kaiser Ferdinand, eine sehr eingehende Uebersicht vor. Dabei ist es gar nicht unmöglich, daß Werth, der vielleicht ohne Vermögen Holland verließ, Knechtsdienste in Deutschland versah, wie denn während des Dreißigjährigen Kriegs auch unter dem deutschen Adel eine Verarmung so weit eintrat, daß viele Mitglieder von reich begüterten Familien nicht so viel erwerben konnten, um sich zu Hause zu erhalten (vgl. z. B. das culturgeschichtlich sehr interessante Werk: „Alexander's von der Schulenburg Lebenslauf“, Halle 1866). Dies nebenbei gesagt, geben wir gern zu, daß Werth durch dies Herausarbeiten eine volkstümlichere Figur wird, wie denn auch der Feldmarschall Dessau einer großen Theil seiner Popularität der irigen Annahme verdankt, er sei früher Schneidergehilfe gewesen.

Rechnen wir nach dieser Abweichung zu unserer Dichtung zurück, so haben wir endlich noch einige Worte über die Form derselben zu sagen. Der Dichter hat sich der vielfach im Mittelalter benutzten Versart bedient, dabei aber nach Silben, nicht nach Hebungen gemessen; eine Strophische Form hat er abschließend vermieden, die Nibelungenstrophe schien ihm nicht passend für die Zeit und eine andere historisch-epische Strophe wäre des Dichters Ansicht nach in Deutschland noch nicht erfunden. Ein Wechsel in den Versarten (wie bei Mikolans Lenau, Reizner) schien ihm zu balladenartig. Wir müssen gestehen, daß wir mit der Form nicht ganz einverstanden sind. Eine Abwechslung in den Reimen, die übrigens nicht immer sehr deilast behandelt sind, hätte der Dichtung Frische und Lebendigkeit gegeben, während die acht- und neunfüßigen Verse, die Reim um Reim bringen, leicht ermüden; der epische Fluß der Erzählung erscheint z. B. nie gestört, die Handlung nie balladenartig in Kinkel's „Otto der Schatz“, es kommt da eben bloß auf die mehr oder minder geschickte Behandlung an; auch können wir dem Dichter nicht zugeben, daß wir außer der Nibelungenstrophe keine andere historisch-epische Strophe haben. Wir möchten daher, ohne für die vorliegende Dichtung sie etwa empfehlen zu wollen, auf die Titulrestrophe Wolfram's von Eschenbach hinweisen, die in neuerer Zeit mit Glück angewendet wurde von W. Odenwald in seinem „König Alfred“ (Berlin 1866); er verteidigt besonders diese metrische Form, weil sie die richtige Mitte zu halten scheint zwischen der geborgenen und streng geschlossenen, ja karten Kraft der objectiven Nibelungenstrophe, aus der sie durch das Zwischenglied der Gudenstrophe erwachsen ist, und der subjectiven Weichheit der neuern (namentlich nach italienischen Mustern gebildeten) lyrischen Strophen.

Wir können unsere Beurtheilung nicht schließen mit diesen Bemerkungen, die der größere Maßstab der Kritik und in Bezug auf die vorliegende Arbeit vorschrieb. „Was aber sonst das Gedicht angeht“, so sagt der Dichter am Schluß seines Vorhangs, „so will ich herzlich zufrieden sein, wenn ich jüngere Kräfte anregt, denselben Weg nationaler Dichtung einzuschlagen. Mögen sie bald kommen und unserm Volke bessere Werke bieten.“ Dagegen haben wir den Wunsch: Möge unserer Jugend diese nationale Dichtung ein Vorbild sein und ein Eporn werden, dem verehrten Verfasser nachzukleben! Goethe gibt irgendwo ein schönes Bild, man müsse sich den Rhapsoden als Dichter denken, umgeben von einem ruhig forschenden Publikum. Möge das dankbar lauschende Publikum unserm Dichter nicht fehlen!

2. Napoleon I. Ein Lebensbild in Gesängen von Karl Christian Ewald. Leipzig, Schreiber. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Dichter hat die Absicht, den Helden von der Wiege bis zum Grabe in allen erhabenen Momenten seines Lebens zu be-

gleiten; er thut noch mehr; er zeigt uns sogar Ekstase sich Mutter fühlen, und am Schluss des Gedichts sehen wir sogar die Mütter hinweisen auf den Dieu donno, den von Sympathien Stragamen, bei dessen Erscheinung es von Frankreich bis zum Jhelapont wie wilder Jubel- und Siegesklang gerauscht haben soll, mit einem Worte auf Napoleon III. Zunächst halten wir dem Dichter schon anderweitig gemachten Vortwurf, „es ziemt einem Deutschen nicht, dem großen Mann ein solches Lied zu weihen“, für durchaus gerechtfertigt; wol ist die Bewunderung des großen Helden natürlich, aber unerlaubt ist die einseitige Auffassung, unpassend und undeutsch das Erheben des Fremden gegen das Vaterländische. Das Genie Napoleon's wird nicht gerühmt durch Bemerkungen über Preußen (S. 92):

Da sprengt der Wahn in Sansfouci verwehnen,
Des Sarges Dedel von dem Alten Brich,
Der große Mann soll seinen Schatten laßen,
Mit seinem Ruhm will man den Feind bedrücken, —

paristisch ist es gewiß nicht, wenn der Dichter seine Muse in Rinde und Flor trauern läßt, weil die Preußen bei Waterloo siegen; auch ist es wol etwas zu kosmopolitisch — wir wählen den artigen Ausdruck — gedacht, wenn der Verfasser meint, das große Friedrichische würde sich bei dem Erscheinen Napoleon's nicht bewegt haben, weil ihm die persönliche Bekanntschaft mehr gegolten hätte als sein deutsches Bewußtsein. Wir können viel des Undeutschen in diesem Gedicht aufzählen; wir haben aber noch viel mehr in dem, was der Dichter verschweigt, als in dem, was er sagt. Angesichts der Gefahren, womit uns fremde Annäherung fortwährend bedroht, macht dieses Gedicht einem unangenehmen und trotz seiner Unbedeutendheit störenden Eindruck auf uns. Können wir demnach mit der Tendenz nicht einverstanden sein, so vermögen wir es ebenso wenig mit der ganzen Dichtung als solcher. Zuerst ist es wie der einfarbige Irrthum Voigt's, wenn er sie für naturwüchsig hält; im Gegentheil, die Anhäufung zum Theil sehr gefuchter Vergleiche („Berlin ist des Nordens Capitol“, „Napoleon ein Genievisionär“ u. s. w.), die Unfähigkeit Voigt's zu erzählen, ohne von der Begebenheit auf durchaus fern liegende Gebiete abzuweichen, machen gerade den entgegengekehrten Eindruck von einem naturwüchsigem Gedicht; welcher Dombach liegt in den Worten:

Noch eh' die Nacht die ohnungsvollen Schatten
Des großen Tages in die Dämmerung hält,
Stehe auf gesprengten offenen Kasematzen
Napoleon, dem sich sein Spruch erfüllt,
Für solchen Sieg sucht er den zweiten Gatten,
Der seiner Wünsche stille Gatten hält u. s. w.

Dazu kommen politische Beurtheilungen, die höchstens vom französischen Standpunkt erlaubt wären, wie: die Russen hätten sich durch Moskaus blutige Flamme geschändet; die Welt hätte augenblicklich starkes Verlangen nach Napoleon I.; Hudson Lowe sei eine Otter mit giftigen Exanden u. s. w. Dazwischen liegt offener Nonfens, z. B.:

D hättet ihr (die Völler) den Frieden dort (in Leipzig) gewonnen,
Wär' Anno achtundvierzig nicht gekommen.

Das ganze Gedicht strotzt von Wortschwall, von schlechten Reimen, von Mangel an Unterscheidung der weichen und harten Consonanten (z. B. Säben, bieten; Norden, Cohorten; Felber, Jeller u. s. w.), so daß sich wol nicht leicht jemand finden dürfte, der es uns nachmacht und es von Anfang bis zu Ende liest. Selbst Winkler (Theodor Hell) hat übrigens die Anregung zur Herausgabe des Gedichts gegeben, Tiedöme hat die Verdienste des Verfassers durch eine goldene Tabatière anerkannt. Wir erwähnen das alles, damit der Leser als lehrer und kompetenter Richter des Buchs unser Urtheil mit Heiliger Autorität und dem prächtigen Gnadenbeweise in die Wagtschale legen könne.

3. Gutten auf Frau. Ein Idyll in sieben Gesängen von Albert Lärde. Dessau, Gebr. Kap. 1858. 16. 16 Mgr.
4. Fackel Wolfgang. Ein vaterländisches Gedicht von Albert Lärde. Dessau, Gebr. Kap. 1858. 16. 12 Mgr.

Es ist eine wunderbare Idee, wie Ulrich von Gutten in der Fackel wollen. Der Stoff an und für sich weber für diese Dichtungsart, denn diese verlangt vor allen eine in der äußeren Ruhe bemerkbar b nur den Endpunkt, das Sterben, für den Helden schwerfällig durchwunden wird. Das Fehlerhafte dabei, daß es nichts weniger als die Staffage, die Decoration, stilliche Aufnahme, die Gutten bei findet u. s. w.; der Tod eines Helden nach Freiheit in die Erinnerung mehr idyllisch genannt werden bemerkt, die letzten Lebensstage zu gebrochenen Leibes, verfolgt von seinem treuesten Freunde, findet Insel. Der thatkräftige Held wird durch des Menschen, hingehen zu mit durch Glend geschwächter Kräfte, wird am empfindlichsten, ist; das langsame Hinsinken ist vor allem kein epischer Stoff. So den, indem er zu der Entfaltung und nach zur Hauptsache werden von früheren Begebenheiten, in 4 sagt der Dichter nicht eben sehr poetischer (Speerwurf“) an glücklich mit ungebrochener Kraft sein „Ja bereite Welt hineinrief. Aber a im Grunde keinen epischen Inhalt Empfundenes als über Gehandeltes (Gefang) über das Reiten seines Geistes, die er in seiner Familie den Seinen; der vierte Gesang ist diezeit in Erfurt gewidmet, der richt Pirtheimer's über das Leben und Stimmungen. Das alles gibt uns Buge aus dem Leben des Helden, aber damit ist zunächst nur die Sympathie für die Erzählung, nicht für die Sache selbst gewonnen. Das eigentliche Wesen Gutten's, das Revolutionäre in seinem Charakter, das über den theologischen Standpunkt hinaus auch die staatlichen Reformen ins Auge faßt, hat Lärde durch das Betonen der Empfindungen des Helden beeinträchtigt. Wahrhaft bedauerlich ist das jedesmalige Zusammenfallen Gutten's nach einer Erzählung, das körperliche Leiden, mit dem er jede Erinnerung erlaufen muß. Der Dichter hört dadurch jedesmal die feierliche Stimmung, in die er uns durch die meistens durchaus poetisch empfundene und gegebene Erzählung versetzt. Der Fehler liegt immer wieder in dem Stoffe, wir erkennen in dem langsam hinführenden Helden, der zu dem Berichte sich stärken muß mit einem Krage nachhastiger Misch, nimmermehr den Kämpfer für Freiheit und Recht, der, wenn er sich auch in der Wahl seiner Mittel irrte, doch vollständig ist und bleiben wird. Daß aber der Dichter befähigt war, ein wirkliches Epos zu schaffen, zeigen die Stellen seines Idylls, in welchen er den unsterblichen Geist des Helden siegen läßt über den hinführenden Körper; so in dem ersten Gesange, wo er prophetisch die Zukunft Deutschlands verkündet; so im fünften Gesange, wo er, in Bezug auf Deutschland, Franz von Sickingen sprechen läßt.

In poetischer Begeisterung und Fähigkeit sie auszusprechen, fehlt es dem Dichter nicht; die Verse sind fast durchgängig fließend und rein, die Intentionen überall edel ausgedrückt. Wir tabeln allein, daß der Dichter uns nicht mehr von dem Leben des Hel-

den erzählte, von seinem Sterben interessiert und nur, was Lürd auf S. 34 zusammenfaßt:

„Freiheit lauchst“ er und brach, wie vom Blitze getroffen, zusammen,
Reigte sein Haupt und schloß in die Freiheit Lächeln hinüber.

Befremdet hat uns noch die vom Dichter angegebene Unwissenheit Gatten's über Sidingen's Tod; Gatten starb bekanntlich Freund zwei Jahre früher an einer

Dichtung desselben Verfassers befragt der Reformation. Es ist dies Fürk der infolge seiner Anhänglichkeit an die weil er eigenmächtig die seinem Hause's Kestarien wieder erobern wollte, vom von Muhlberg in die Reichsacht erklärt en Kaiserlichen verließ er seine treue im Gefange: „Eine feste Burg ist unser nach fand er Aufnahme in der Mühle

zu Köhran, dann bei seiner Schwester, der Hedwiga Anna von Plauen in Gernrode, in einem Gartenhause bei Kischerleben und zuletzt in der Mühle zu Warmdorf. Das Land erhielt ein Gänßling des Kaisers, der es wieder an Heinrich Kest von Plauen verkaufte, von dem es die fürstlichen Vettern Wolfgang's einbildeten. Das hier Erzählte bildet in weitesten Umriß das en Dichtung. Leider ist aber auch hier ersten in der Mühle, die Befahren, die ad die Treue, die ihn schützte, zum Hauptwährend das Wirken des Fürsten für die nur nebensächlich behandelt ist. Dessenus diese Dichtung viel frischer, lebendiger ten auf Frau“; es ist in ihr eine fesselnde ituationen, die großen Züge der Weltste zum Verständnis hierher gehörten, kurz stellt und die Einfachheit der Handlung uch die eingefügten Episoden, angenehm unterbrochen. Auch ist der Held hier dem Jhull in entscheidende Lagen gestellt, in ein helles Licht gesetzt wird.

Immt sich in dieser Dichtung, so ernsthaft homisch genug aus. Dahin rechnen wir, Freund Krostig und einen Bauer, der ihn en der Eide — der Fürk selbst vertritt den n läßt, in seiner Abwesenheit seiner Schwestern die Rede, die der treue Müller zu Waukt und die den feindlichen Spaniern so Arm und Fuß regen können. Zum wes die Ausfälle auf die fürstlichen Vettern für Wolfgang nicht in die Schranken der die Bemühungen, namentlich des Fürsten's, Wolfgang von der Reichsacht zu beins sein Bemühen fruchtlos blieb, die ner Vertrage den Geächteten begnadigte. en bezeichnen wir übrigens den fünften der alte Müller den Auszug des Fürsten

gestempelt, wieder zu dem machen, was sie war, zur Göttin der Schönheit, der Liebe, des ganzen, vollen, seligen Daseins in sinnlich geistiger Harmonie. Noch mehr, es wird auf die Auffassung des höhern Altherums zurückgegangen, welcher die himmlische und irdische Venus noch eins war: Venus Aphrodite und Venus Urania sind ein Begriff, nur im ersten Falle in Beziehung auf das irdisch-menschliche Sein, im zweiten in Beziehung auf das Weltganze gedacht. Diese Göttin nun laßt den Helben unserer Dichtung, welchen der Schmerz der creatürlichen Beschränkung peinigt, zunächst mit sinnlichem Anreiz an sich — denn als Verführerin zur Sinnlichkeit muß die Vertreterin des vollen harmonischen Daseins dem einseitig spiritualistischen Sinne zuerst sich darstellen —, und läßt ihn sodann von Glos durch ihr Reich führen, die erotische Stufenleiter hinan. Natur, Kunst und Leben girten ihre Befeligung über ihn aus. Der Gipfelpunkt von allem ist aber die Liebe, deren Zauber seinem unendlichen Sehnen ein Unendliches vorpiegelt. Doch dieser Zauber währt nicht ewig. Venus erscheint, nachdem der höchste Liebesmoment erfüllt ist, und vernichtet durch ihren Anblick jene selige Begeisterung. Das will sagen: aus Ideal gehalten, erscheint das Idol wieder in seiner Unlichkeit und Beschränkung und genügt nicht mehr dem Streben des Herzens nach einem Unendlichen. Nun ist der Stufengang des irdischen Glücks vollendet; doch der unendliche Geist ist zu noch höherem berufen. Venus erscheint dem bereits Verwundenen wieder und zwar jetzt in ihrer urantischen Herrlichkeit, als himmlische Venus, und öffnet ihm ihr höheres Reich. Die Schönheit des Kosmos geht vor seinen Augen auf; die Schranken des Raums und der Zeit fallen: er schaut das künftige Reich der Schönheit, die Versöhnung des Geistes und der Materie auf Erden. Vor diesem Anblick verfaßt sein creatürliches Leben gleich einem Traumbilde; er fühlt sich theilnehmend am Allleben, Allbewußtsein, und so erscheint ihm mit der Stunde des Todes zugleich die Stunde des höchsten, unendlichen Glücks. Dem denkenden Leser entgeht nicht, daß hierin vorwiegend irgendeine bestimmte philosophische Tendenz, als das Bild menschlichen Strebens in seinem Verlaufe sich darstellen will.

Hamertling gibt mit der Dichtung einen Versuch, den Schmerz des Jhs „Kreatur zu sein“ harmonisch zu lösen; die Schönheit soll die vollständige Befriedigung geben. Wie schon anderweitig in Bezug auf das Gedicht gesagt wurde, es mahnt an mythisch-platonische Dialoge, es schildert mehr, als daß es definiert. Das Fühlen und Empfinden herrscht über das vernünftige Denken und der Inhalt ist demnach mehr episch-lyrisch, als episch-didaktisch. Es ist überhaupt nur ein neues Ideal gewonnen; es zu verstehen und ihm näher zu kommen, kann allein aber den Menschen das Bewußtsein nicht nehmen, daß der Durst endlos, der irdische Becher aber endlich ist; diese Tantalusqual wird bleiben, solange die Creatur in ihrem Proceß der Vergeistigung ein anmaßliches Ueberheben gegen den Allgemeingeist zeigt. Der Dichter will ja aber auch nur ein Bild menschlichen Strebens zeigen und diese Aufgabe hat er auf eine so poetische Weise in harmonischen Gedanken und Versen behandelt, daß die Dichtung eine aufmerksame Beachtung verdient; sie ist durchaus gemacht zu fesseln und anzuregen, und wie sie mit heiligem Ernst gegeben wurde, so ist sie auch werth aufgenommen und durchdacht zu werden. Die lyrischen Gedichte im Anhange zeigen, im Vergleich zu dem „Sangesgruß vom Strande der Adria“, einen weiteren Fortschritt des Dichters, sowohl in der Form als in der Stimmung; Reichthum an Gedanken, Geschick sie poetisch auszuprägen, tiefes und wiederum erhabenes Gefühl, immer maßvoll begrenzt, sind Vorzüge dieser Gedichte, denen nur etwas mehr Beschränkung der Bilder zu wünschen wäre.

6. Dornenroschen oder das Märchen unserer Welt. Eine kosmogonische Dichtung nach Plato und Jakob Böhm von P. T. Kulmann. Landau, Kausler. 1857. 8. 15 Bgr

Die kosmogonische Dichtung, die uns hier vorliegt, beruht auf den Lehren Plato's, des philosophus teutonius Böhm

5. Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen von Robert Hamertling. Mit lyrischem Anhang. Prag, Kober und Hartgraf. 1858. 16. 16 Bgr.

Robert Hamertling, dessen „Sangesgruß vom Strande der Adria“ wir in Nr. 35 d. Bl. f. 1858 besprochen, gibt uns in der vorliegenden Dichtung das schon damals in Aussicht gestellte Epos „Venus im Exil“. Der Dichter deutet seine Intention selbst dahin an: „Diese Dichtung entlehnt ihre Motive den deutschen Sagen von der Frau Venus, Lorelei, Waldfrau u. s. w., vertritt aber zugleich die Reaction des modernen Bewußtseins gegen jene mittelalterlich trübe Auffassung der Schönheits- und Liebesgöttin, und möchte diese aus einer Trübseligkeit, aus einer verlodenden Göttin der Sinnlichkeit, was sie im Alterthum nicht war und wozu erst die nordische Sage sie

und Baader's, „der die Idealitätsphilosophie weit überflügelt hat“. Die Auflösung des Dualismus wäre, nach der Ansicht Calmann's, den modernen Philosophen besser gelungen, wenn sie sich in diese Patriarchen aller Philosophien (Plato und Jakob Böhme) versenkt hätten, die Sein und Denken zu einer realen Einheit zusammengeschmolzen haben; die gewonnenen Resultate aller frühern Denker findet er zum herrlichsten Gipfelpunkt deutscher Philosophie concentrirt in E. A. von Schaben. So viel über die philosophischen Autoritäten des Dichters; Hegel ist ihm „ein Flets vor sich hinträumender Dialektiker“, seine Anhänger nennt er „kopfloze Kumpfmenschen“. Die in dem Menschen wohnende Sehnsucht nach dem Paradiese, „wo der Geist allein herrscht und wo die edelste der Gaben, Vergessenheit, uns labt“, ist das Thema der Dichtung. Das Paradies ist verloren, auf Erden ist es nicht, die Erde vielmehr lag im Eden. Wir sehen es vor uns liegen. Wie? ahnen es, aber sie erreichen es nicht, weil sie im unermessnen Raume statt in dem eigenen Geiste danach forschen. In seinem Innern muß der Mensch den Tempel dieser Welt in Stücken schlagen, um ihn in seinem Geiste sterner aufzurichten. Das Märchen von Dornenröschen dient hier zur poetischen Gestaltung der philosophischen Erörterung. Ein edles Königspaar bleibt lange kinderlos; endlich wird ihm eine Tochter geboren, sieben Feen werden als Pfanden gelassen, die achte stellt sich unerwünscht ein; es sind das die Naturgestalten, die ihre Kräfte mit sich selbst geben: der Geist der Herbigkeit, der Geist der Bitterkeit, die centripetale Kraft gegenüber der centrifugalen, das drohende Angstbad (die blinde Kraft der Ausdehnung nach Jakob Böhme) u. s. w. Die achte Fee thut den Ausdruck:

So wisse: wann's an die Spindel rührt,
Ist es verdammt des Todes zu sterben.

Gegen diesen Spruch haben die andern Feen nur den Trost, daß alles, was Dornenröschen im Schlafe thut, „nur leerer Wahn ist“. „Uns selbst“, so fährt der Dichter fort, „umfängt der Bann des Zauberschlafs, die Engel sehen mit demselben Grausen auf uns herab, wie wir auf die Narrenwelt.“ Der Vater Dornenröschens läßt die Spindeln in seinem Reiche verbrennen, aber niemand kann sich dem Schicksalsbruche entziehen. Dornenröschen entdeckt eine Spinnerin, 12 Thiere (der Thierkreis) umkreisen sie, bereitet sie zu verschlingen, wenn die werthartige Festschlafzeit verabreitet ist. Dornenröschen naht sich ihnen, sie wirt ein Stückchen ihres Kleides, ein Gewebe vom feinsten Licht; da ergreift sie der Krebs mit seinen Scheren, sie ist danach, nach der ägyptischen Mythologie, an die Menschenpforten gekommen, die Seele ist aus dem Reiche ihres vorweltlichen Daseins in die Welt herabgefallen. Der Leib dominiert; Dornenröschen aber ist die Seele des Alles, die an des Menschen Thun und Lassen sich halten muß, bis sich ihr selbst ein neuer Weltlauf gestaltet, nachdem der Fall sie des irdischen beraubt hat, nachdem des Menschen Kraft im Sturze verschüttet wurde und ein Lebensaustausch des Geistes vor sich ging. Um aber aus dem tiefen Fall sich wieder zu erheben, hat des Menschen Geist — Dornenröschen — den Läuterungsproceß durchzumachen, er hat sich in jedem Sterne zu bewähren; mit einfachen Worten, er hat fassenweise zu ringen nach der Gottähnlichkeit und — um eines Ausdrucks Schaben's in seiner „Logik“ zu bedienen — auf jedem Standpunkt der Vergeistigung die ewige Gegenwart des stets Bessern als das Beste zu erkennen. Die Erlösung aber ist vollbracht durch die Auferstehung Christi. Wir müssen eben glauben, daß mit dem Erscheinen des Erlösers die Welt abgestorben und die neue Herrlichkeit herangekommen ist, der Mensch soll fortan nicht mehr nach dem Zeitlichen fragen, sondern jetzt schon in der Ewigkeit leben.

Wir wollen dieser Dichtung durchaus nicht Tiefe der Gedanken und speculativen Geist absprechen, aber die abgelegenen geistigen Gefilde, die uns der Dichter zeigen wollte, die Erfüllung aller Philosophie haben wir umsonst gesucht. Mit dem bloßen Willen kommen wir aus dem Zeitlichen nicht heraus, wir bleiben dabei immer in dem Reiche der Carven gesungen. Wer durch die Offenbarung nicht zum Glauben geführt

wird, der wird es noch weniger durch kosmogonische Dichtungen wie die vorliegende; denn dem denkenden Leser wird es nicht entgehen, daß hier wie in Jakob Böhme neben vielem Trefflichen auch sehr viel Verschrobenes und Gefächtes sich findet und daß das Beste in ihr jedenfalls das ist, was ohne weitere Mystik klar und deutlich der Bibel entnommen wurde. Fremde, unverständliche und falsche Bilder erklären nichts, sie verwirren nur; selbst bei sehr nahe liegenden sucht der Dichter weitgehende Bezüge, wie er z. B., wenn er von der Märchenwelt sagt, daß ihre Kunden bald vertrauter bald näher zu uns sprechen, gleich mit der gelehrten Bemerkung zur Hand ist, wie *μυθεω* oder *μυθεω* schon auf den Trauminhalt hindeute u. dgl. m. Die der Dichtung angefügte platonisch-christliche Erotik enthält, „was der Mensch in sich erzittern fühlt, wenn Gott ihn überschattet“.

7. Liebesgabe. Märchen. Mitgetheilt von Emma Riendorf. Darmstadt, Leske. 1858. 16. 15 Ngr.

Andersen hat mit seinen Mondscheinbildern eine Menge Nachahmer hervorgebracht, die aber selten das Original erreichten. Sie lassen, und das ist auch auf Emma Riendorf angewandt, ihrer Phantasie die Zügel schießen, sie sprechen alles aus, was ihnen durch den Kopf fährt, jeder Gedanke muß verwertet werden; sie vergessen ihre Leser nicht in die märchenhafte Stimmung, die zum Genießen solcher poetischen Erscheinungen nöthig ist, sie zerstören sie sogar durch ihre Ausführlichkeit, mit der sie von jeder Blume, jedem Steine u. s. w. wissen, was sie erzählen. Dem Leser von Märchen ist es nie angenehm, wenn der Erzähler sich uns darstellt, als höre er allein das Gras wachsen. Dabei fehlt Emma Riendorf der Humor, der mit der Idee im Bunde sein muß, um die Märchen fesselnd für uns erscheinen zu lassen, ihre Naivität erscheint gemacht und ein Spiel der Phantasie gilt ihr für Gedanke. Wir müssen eingestehen, daß wir überhaupt eine Antipathie haben gegen die homöopathisch verdünnte und verwässerte Romantik, die sich einbildet ein Märchen verfaßt zu haben, wenn sie den Vogel plaudern läßt wie unmündige Kinder und wenn sie den Blumen einen Mund andichtet, aus dem nur kindisches Geschwätz herauskommt. Die vorliegende „Liebesgabe“, die weder dem Bildungsgrade von Kindern angemessen ist, noch weniger aber Erwachsenen als Lectüre empfohlen werden kann, gehört ganz zu der oben bezeichneten Kategorie; die Märchen sind Tragödien mit hübschem Aufputz, aber bei näherer Betrachtung vollständig ungenießbar. Es ist wahr, Emma Riendorf hat auch für dieses sehr kleine Genre ein Geschick, sie versteht das Unbedeutende gut einzufleiden und dann und wann leuchtet ein Gedanke und eine poetische Auffassung durch, daß man wol glauben kann, ein junges Mädchenherz mag sich der Märchen erfreuen; der ruhig Denkende wird aber, auch ohne Kanakiter der Möglichkeit zu sein, das Schädliche dieser ganzen Literaturrichtung erkennen, die mit ihrem süßlichen und geleckten Wesen alle Wahrheit und Natürlichkeit zu verhöhnern scheint. Wir wissen nicht, ob der Dichterin Bemerkungen, nach denen sie sich nur als Herausgeberin der Märchen bezeichnet, nicht auch poetische Fiktionen sind; jedenfalls aber zeigt sie als Dichterin oder Herausgeberin einen oft auffallenden Mangel an Kritik und Urtheil. Als Beweis dafür diene „Der Abriss eines Mädchenherzens“, den sie „durchaus deutsch und voll Innigkeit“ nennt und des Pabels oder des Herzens Kern ist „ein Stübgen mit runden Glas-scheiben in Bleifassung“ und daneben „eine Kapelle mit gothischen Fenstern und Orgel und Glockenstang“, und wenn ja ein Windhauch kommt, „nimmt der gute Geist ein sauberes Küchlein zur Hand und wischt Stuhl und Bank, Schrank und Tisch ab“ u. s. w. Und so steht es in einem Mädchenherzen aus und das wird, Gott sei es geklagt, für durchaus deutsch ausgegeben. Darüber steht als Motto und zugleich als Beweis, wie große Geister sich begegnen, das Wort Pope's: „Upon my word this heart is not like a great warehouse“ u. s. w. Hat Emma Riendorf nicht gefühlt, daß der britische Dichter mit den wenigen Worten unendlich mehr sagt als sie in ihrer Ausführ-

lichtkeit? Wie gesagt, die beliebte Schriftstellerin hat sich selbst getäuscht über den Werth dieser Dichtungen, die uns selbst dann nicht anzogen, als wir von kompetenter Seite durch den Vogel erfahren, „wie er aus dem Ei geschlüpft oder eigentlich, wie er noch darin gesteckt war“.

8. Die guten Geister. Ein episch didaktisches Gedicht zur Feier des 25. Januar. Nebst einem Anhange: Verkehr mit den guten Geistern. Von Andreas Sommer. Berlin, Guber. 1858.

Die Dichtung besteht aus zwei nur locker zusammenhängenden Theilen, von denen der zweite die in dem ersten ausgesprochenen idealen Anschauungen auf das praktische und individuelle Leben anwendet. Der erste Theil spielt sich in dem Epiloge zu und schildert, abgesehen von dem Zwecke einer vorübergehenden Huldigung, den mit der Welterschöpfung beginnenden Kampf des Guten und Bösen und stellt durch die neue Weltordnung, die mit der Erscheinung Christi ins Leben getreten ist, den Sieg des erstern in Aussicht. Mit dem Vorstehenden ist gesagt, was der Dichter zu geben die Absicht hatte. Der erste Theil ist im Grunde nur die Geschichte der Welterschöpfung, an die sich der Sündenfall, die neue Weltordnung durch Christus anschließen. Von seinen Befennern, die den neuen Menschen angezogen haben, werden die neuen Staaten geschaffen, durch die Liebe regiert, deren schönstes Werk die Ehe ist. Das Ideal aber schildert der Verfasser:

Das höchste Ziel der neuen Staaten
Ist die Vermischung all der Bösen,
Das äußerlich es macht unmöglich,
Die Welt in Wahrheit zu erlösen
In Wahrheit sind erlöst die Menschen
Erst dann, wächst aus der innern Krume
Lebender Seele, die geboren,
Der neue Mensch zu Gottes Ruhme.

Sitte regieren,
Ist, viel Neues
es ist nicht eben
Dichter bis zur
lich von dem
zu lösen, die
en „will“ (?)
ard erst geboren
rscheinlich auch
lufe geben, die
vollständig un-
Dichter Bibel
g. der Dichter
anischen Trüm-
nd Glanz war.
issenschaftlichen
wie der Ver-
ns im Anfang
rtische Bearbei-
hr gesuchte Wes-
h Wilhelm von
heilung: „Der
schauungen und

Beobachtungen, die ungleich werthvoller sind als die Geschichte der guten Geister; als Grundgedanke zieht durch dieselben der Glaube an Christus und an die Kraft der Liebe.

9. Kasperdom und Ketscher. Ein Sang in die Gegenwart von Julius Martin Spä. Speier, Lang. 1868. Gr. 16, 7/2 Mgr.

Der Brand des Doms und des Ketschers zu Speier, der Wiederaufbau des erstern und die Aufforderung an die deutsche Nation, das noch immer in Trümmer liegende andere Denkmal deutscher Baukunst wiederherzustellen, bilden den Hauptinhalt des

vorliegenden Gedichtes. Einzelne und zwar die bedeutendsten und großartigsten Erinnerungen, die jene Gebäude hervorrufen, sind mit besungen. Das Ganze ist die Arbeit eines Jünglings, dem wir Talent nicht durchaus absprechen wollen und dessen deutsche Gesinnung sich so wahr und ungeheuchelt ausdrückt, daß wir bei dessen erstem Versuch mehr auf diese, als auf die Fähigkeit, sie künstlerisch zu gestalten, Gewicht legen wollen. Möge der junge Dichter immer forttragen nach dem Vorbilde, von dem er hofft, daß er einst seinen Schetel schmücken werde, erreicht er ihn nicht, so mag das Bewußtsein ihn erheben, daß auch sein Lied erklingen ist zum Ruhme seines Vaterlandes, das vielleicht bald die That verlangen wird für das Wort.

10. Ein Spazierritt nach Jütland. Campagnebilder von A. von Wintersfeld. Berlin, Behr. 1868. Gr. 16. 15 Mgr

Diese dritte militärisch humoristische Dichtung von A. von Wintersfeld, mit der er von dem Leser Abschied nimmt, ist unbedingt viel schwächer als seine Garnison- und Wandervergeschichten. Fesselte uns dort der kecke, frische Humor, die Wahrheit und Natur, so kommt es uns dagegen vor, als habe er sich hier nur selbst abgeschrieben. Möglich, daß die Missdeutungen, die der Verfasser gefunden hat, und das Mißverstehen seiner Scherze in befreundeten Kreisen lähmend auf seine Stimmung eingewirkt haben und daß er der Phantastie die Flügel beschneit, wo gerade durch freie Entfaltung derselben eine erfreuliche Wirkung hervorgebracht wäre. Dazu kommt, daß der Dichter allerdings in dem Feldzuge sehr wenig erlebt hat, und daß es für ihn, bei der Beschaffenheit des Landes sehr erklärlich, als Cavalierist sehr wenig dort zu thun gab. Viel mehr als über gute oder schlechte Quartiere, über Müdigkeit, Strapazen, Bivouaks und Regen weiß er nicht zu erzählen. So sah er denn auch alles mit einer Sehnsucht nach der Heimat an und nur die Pflicht hielt ihn in den Herzogthümern, für deren Wünsche er keine Sympathie hegte. Ich persönlich habe die Strapazen, Täuschungen und Widerwärtigkeiten jenes Feldzugs gern extrahirt, weil ich für die Rechte der Herzogthümer ein warmes Interesse mitbrachte; gern achte ich jedes Princip und es fällt mir nicht ein, Herrn von Wintersfeld seine Abneigung gegen die Sache zum Vorwurf zu machen. Aber ein so feiner Beobachter, als welcher sich der Dichter in seinen andern Schriften gezeigt hat, hätte doch wol die Bemerkung machen können, daß nicht allein die Freiheitsliebe die Erhebung der Herzogthümer hervorrief, daß vielmehr die treue Anhänglichkeit an Deutschland, das nationale Bewußtsein und das historische Recht einen Kampf nöthig machten, dessen vorläufige, traurige Beendigung, Gott wolle es! kein Ende sein wird. Ein freilich in etwas rohen Zügen ausgeführtes Bild dänischer Soldatenroheit gibt Wintersfeld in der Erzählung, wie eine dänische Schwadron in Glücksburg gehaßt hat:

Die alten Ahnenbilder, die
So ernst von hohen Wänden schau,
Die hatte diese Horde Dieb (?)
Mit ihrem Schwert zerhaun.
Die schönen Stügel man zerbrach,
Zwei kleine Hündchen schos man tod,
Und in den seidenen Betten lag,
Kaum glaublich — Pferdeleth.

In der Kapelle aber war
Zerhaun die Orgel, Christen hört!
Und auf dem heiligen Altar
Des Crucifix zerbrodt.
Es war ein alter Diener da,
Der wies uns zu den Orten hin;
Dunkel trank man aus dem Kelch, man sah
Die Spuren noch darin.

Im Grabgewölbe zerrie man
Aus ihren Särgen das Gebein,
Und manchen todtten Rittermann
Begoßen sie mit Wein u. s. w.

11. Ein Buch von uns Wienern in lustig-gemüthlichen Reimlein von Rusticocampus. Leipzig, Strichfeld. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die imitations von Brillanten unterscheiden sich diese lustigen Reime von dem Humor Heine's, dem sie augenscheinlich nachgebildet sind. Während Heine's Humor naturwüchsig ist, erscheint der des Rusticocampus (Bauernfeld) gekünstelt; es stand in der Gewalt des Verfertigers, seinem Product Glanz und Feuer zu geben, und Bauernfeld hat dafür gesorgt, daß seine Arbeit gefällt, wenn auch der Werth nur auf Schein beruht. Auf richtig, wie Kunz von Rosen gegen den letzten Ritter, will uns der Dichter als modernster Volksnarr ein Bild der alten lieben Kaiserstadt geben; er, der mit Wien und den Wienern verwachsen ist, hätte uns mehr geben können als die Oberfläche, die jeder Tourist kennt. Rücksichten mögen ihn bewogen haben, über vieles hinwegzugehen. Begnügen wir uns also mit der gebotenen Schilderung der Stadt, in der Bauernfeld „die Metropole der Realität, den Falschaff der deutschen Städte“ ersieht. Lebensgenuss, Gemüthlichkeit und Unterhaltung findet er in seiner Vaterstadt, die Lanner, den Sperl und den Walzmannen Strauß ihr eigen nannte. Ist doch ein Abend beim Sperl, eine lustige Gesellschaft im Kaffeehause, der Besuch von Arz, der Oper und des Theaters „gemüthlicher als alle Moskott'schen Untersuchungen“. Freilich, die alte Vergnügungsgasse geht zu Ende, das Theater verfällt, die Schauspieler sind Bureaubeamte (Laube wird von dem Lustspielbichter Bauernfeld wohlweislich nicht erwähnt), aber es bleibt ja der billige Trost, daß die wiener Bühne noch die beste in Deutschland sei: „Weil die andern sind noch schlimmer“. Der Verfall der Bühne wird getadelt, Dawson's und der Seebach Virtuosensthum gegeißelt. Von einem Nationaltheater natürlich hier wie nirgends eine Spur: auch das Rasperle verschwindet, mit Raimund und der Krone ist die Poesie untergegangen, Restroy noch ihr letzter Vertreter. Bei der Oper erwähnt er Wagner:

Schlamm, daß den Geschmack er umkürzt
Mit seiner Zukunftsmaße,
Ich glaube, der Mann war' minder
Gefährlich in Politik.

In der Politik gehört Bauernfeld zu den zahmen Liberalen; Oden, Hofrätthe, die Akademie, „in der 40 weise blinde Eulen sitzen werden“ u. dgl. m., bilden den Gegenstand seiner Angriffe; das Jahr 1848, in dem er nur drei Tage für Freiheit schwärmte, schenkt ihm entnützt zu haben; der deutsche Zug in der Bewegung mißfiel ihm. Als Beruhigungs- und Einigungsmittel schlägt Bauernfeld vor, alle Völker satt zu machen, wodurch die Centralisation am besten erreicht würde. Besonders ausführlich verbreitet sich der Dichter noch über den Creditbankschwindel, den „die Juden in Verbindung mit Abel, Prälaten und höhern Beamten“ in Unlauf setzten. So schließt die Erzählung von dem Boffesen-Geschlecht, dessen letzter Sprosse durch Juden an Creditbank von seinen Schulden befreit wurde:

Boffesen Enkel, daß du mußt
In Israel Hüfte finden,
Und doch dein Ahnherr war es ja,
Der ließ einen Juden schinden.

Hierher gehören auch die Börsenlieder nach classischen Mustern gebichtet, die eine Generalversammlung schildern:

Zum Schrein gibt's eine Debatte,
Die uns nichts Neues gebracht,
Das heute Beschlossene hatte
Man gestern schon abgemacht.

Die alten Verwaltungsräthe,
Erwählt nach altem Brauch —
In Lappland sind schmutzige Leute,
Im lieben Oesterreich auch!

Wir müßten über den uns angewiesenen Raum hinausgehen, wenn wir mehr als diese Andeutungen geben wollten, und bemerken nur noch, daß das Buch trotz mancher einseitigen Ansichten und irrtümlichen Bemerkungen doch seine Aufgabe erfüllt, anzuregen und zu erheitern.

12. Neue Dichtungen von Moriz Horn. Prag, Bellmann. 1858. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neue Dichterschule des genre terrible, die wir bei Gelegenheit der Besprechung der „Vorfroßmutter“ von Moriz Horn kurz charakterisirten (vgl. Nr. 3 f. 1858 d. Bl.), hat vielfache neue Proben ihres Talents und ihrer Eigenthümlichkeit auf den Büchermarkt gebracht; das Außergewöhnliche und Unerwartete, das Etwas, das so gar nicht paßt in den Charakter ihres Productes, scheint in jeder neuen Dichtung mehr hervortreten und überwuchert endlich das vielfach Schöne und Bedeutende. Gutzkow hat den genialsten Dichter dieses Bundes, M. Solitaire, mit Salvator Rosa verglichen; wie dieser seine Felsen zu wunderlichen Riesenköpfen und Drachen zusammenstellt, so jener seine Menschen „in des Wortes verzweifelter Bedeutung“. Den „gewaltigen und erschütternden Eindruck“ aber, den der genannte Dichter durch seinen verzweifellen Humor erzielt, schwächt sich bei seinen Bundesgenossen und Freunden zu einer beabsichtigten Nervenaufregung ab, die gar leicht auf den Reiz des Eindruckes des Lächerlichen macht; in der Schilderung des Gräßlichen liegt die Grenze des Erhabenen und des Lächerlichen sehr nahe, und eine geschmacklose Schilderung kann leicht da eine Heiterkeit hervorrufen, wo der Dichter ganz andere Wirkungen erwartete. Hätte Moriz Horn nicht so entschiedenes dichterisches Talent, das sich wieder glänzend bewährt in dem lyrischen Anhang dieser Dichtungen, so würden wir weniger die Verirrungen beklagen, die der epische Theil des vorliegenden Buchs enthält. Da ist „Marie von Bernerland“, die geliebt und verlassen wird von einem Maler; ein junger Bursche beschließt sie zu rächen, er lockt den Maler an eines Abgrunds Rand und stößt ihn hinunter in die Tiefe, dann eilt er an Mariens Bett und flüstert ihr ins Ohr:

Marie mein, die ich verlor,
Den Mann, den du im Sinn getragen,
Den hab' ich, rächend dich, erschlagen.
Seitdem ligt an des Abgrunds Rand
Irthümlich Marie von Bernerland.

Weiter erzählt der Schäfer von Harnis, er habe seine Frau in den Armen eines Fantes überrascht. Zum Unglück trug der Schäfer von der Reise noch geladene Pistolen in der Hand, mit der er die Meineidige erschießt; dann flieht er, um nach Jahren an die Stätte des Mordes zurückzukehren und den Schädel seiner Gattin auszugraben:

Seitdem er (der Schädel) auf diesem Fische nun wieder bei mir ruht,
Entwich das wilde Fieber aus dem entführten Blut.

Wir wollen nicht gerade behaupten, daß Criminaljustiz, Steckbriefe, Legitimationspapiere und Aufenthaltskarten poetische Vorwürfe sind, aber so ganz ihre Existenz abzuleugnen, möchte selbst dem Dichter schwer fallen und wir möchten wol fragen, ob sie gegen solches aus Eifersucht oder Rache mordendes Geschlecht nicht doch anwendbar sein dürften.

Das Komplusultra von Ungeheuerlichkeit ist: „Meister Volkmar“. Der übrigens leider auch schon von Chamisso behandelte graue Stoff ist folgender: Dem Meister Volkmar wird der Auftrag, ein Crucifix anzufertigen; das Kreuz ist fertig in der Werkstatt, aber das Bild des Gefrenzigten will nicht gelingen; da entdeckt Volkmar einen Jüngling, der in einem Liebesverhältnis zu seiner Tochter steht; er lockt ihn nach dem Keller, in dem er arbeitet; seit jener Zeit ist der Jüngling verschwunden, die Tochter ist untröstlich. Endlich ist das Crucifix vollendet, im Dom wird es enthüllt, laut auf schreit die Tochter, denn an dem Kreuze hängt ihr Franz. Der Meister aber gesteht, er habe ihn als

Robell gebraucht und dazu gekreuzigt, der Kunst habe er den Jüngling geopfert.

Als er mit Augen, schon gebrochen,
Vom Kreuze nieder auf mich sah,
Sah' ich im lauten Dank gesprochen,
Zu Gott entzückt: „Halleluja!“

Und solcher Blasphemie gegenüber unterfängt sich der Dichter die mehr als naive Frage am Schlusse zu stellen:

Hat sich der Meister nicht betrogen,
Wird ihm der Himmel gnädig sein?

Wir denken, der Leser wird an dem Mitgetheilten genug haben; und haben diese Dichtungen mit Abscheu und Mitleid erfüllt und mit aufrichtigem Bedauern, daß Horn sein Talent an solchen Stoffen vergudet und der Originalität zu Liebe seinen Dichterruhm aufs Spiel setzt.

13. Schenken- und Kellersagen. Altes und Neues von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Wendelin. 1858. 16. 10 Mgr.

Vogl's entschiedenes Talent für die Ballade bewährt sich wiederum in diesen „Schenken- und Kellersagen“, die gleich vorzüglich in ihrem humoristischen, wie in ihrem ernsten Theile sind; selbst die etwas breite Behandlung, die man sonst dem Dichter zum Vorwurf oft gemacht hat, ist zum Vortheil der Gedichte vermieden. Besonders vorzüglich erscheint uns „Der Meistertrunk“, „Mac Jaw“, „Vom Mirakelkeller in Wien“ und „Die Friedhoffkente“. Die kleine Sammlung mag damit bestens empfohlen sein.

14. Balladen, Romanzen und Sagen aus Thüringens Ritterzeit von Karl Arnold. Erfurt, Müller. 1858. 8. 10 Mgr.

Es ist eine der falschen Ansichten, denen die Kritik mit aller Energie entgegenzutreten hat, als sei das Platte, Triviale volksthümlich, oder nur als müsse der Dichter sich herunterstimmen, um dem Volke zu gefallen. Spricht einmal gegen diese Ansicht schon die Erfahrung, die man z. B. sehr oft auch im Theater machen kann, so liegt auch in diesem Herabstimmenwollen eine unmotivirte Eitelkeit und ein gänzlichcs Mißverstehen der Aufgabe des Dichters in Bezug auf seine Stellung zur Volksbildung und Aufklärung. Auch in den vorliegenden Gedichten scheint der Volkston absichtlich gesucht zu sein, ohne daß ihn der Dichter getroffen hätte; die Volkweisen sollen in Stimmung und Naivetät, aber nicht in matten Reimen und trivialen Bemerkungen nachgeahmt werden. So verdienstlich denn also die Idee ist, durch welche jene Balladen entstanden, so ist doch die Ausführung sehr hinter billigen Ansprüchen zurückgeblieben, wovon jeder nach dem Lesen einer dieser Dichtungen die Ueberzeugung gewinnen wird.

15. Weit Evans. Von C. von Salviati. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1858. 16. 20 Mgr.

Die poetische Erzählung von einem Dulder, dem „Gott zum Selben gemacht hat“, liegt uns hier zur Beurtheilung vor. Die Geschichte ist einfach und mehr durch die Art und Weise der Behandlung als durch den Stoff selbst interessant. Weit Evans, ein Schiffskapitän, geht zur See, wird von Piraten gefangen genommen und als Slave verkauft, in seinem Geburtsorte gilt er für todt. Da erlangt er nach Jahren seine Freiheit wieder; selig in dem Gefühle, seine Sehnsucht nach dem häuslichen Herde, nach Weib und Kind befriedigen zu können, kehrt er nach der Heimat zurück; schon grüßen ihn die bekannten Orte, er steht sein Haus wieder, auf der Schwelle spielt ein Knabe, das Herz sagt ihm, es sei sein Sohn. Im kindischen Gepolander erzählt dieser, sein Vater sei auf der See gestorben, die Mutter habe ihm einen andern Vater gegeben. Rache ist sein erstes Gefühl, dann wieder will er fliehen, die Ruhe dem

Weibe nicht rauben, das er immer noch liebt und das geseht hat aus Unwissenheit. Nur einmal noch sehen muß er die Geliebte; er schleicht sich an das Haus heran als es dunkelt, sie bringt den Sohn eben zur Ruhe; er schaut das liebe Angesicht, das ihn so oft entzückte, verändert ist es, trüber, die Thränen, die um ihn geweint, hinterließen Spuren. Er hört sie sprechen, sie weint um ihn, sie denkt noch an ihn — da scheidet er verböhnt mit ihr, duldet und entsagt um ihres Friedens willen. Die Geschichte ist von Salviati so ansprechend und gefällig erzählt, die einzelnen Schilderungen sind so lebendig und anschaulich, daß wir mit aufrichtigem Interesse die Dichtung verfolgt haben, wenn auch das Befestigtwerden des Helden, der allein unsere Sympathie in Anspruch nimmt, uns mit Bedauern erfüllt. Verschweigen können wir nicht, daß die allerdings unverschuldet eingegangene, aber immerhin unästhetische Doppelsehe, besonders der Treue und Sehnsucht des Mannes gegenüber, auf uns einen verlegenden Eindruck gemacht hat, ein Vorwurf, der allein den Stoff trifft, während wir gern zugeben, daß der Dichter es verstanden hat, stets das Interesse wach zu erhalten, uns lebendig in die Situation hineinzuversetzen und die Seelenstimmungen klar und anschaulich zu machen.

16. Deutsche Frauenbilder von A. v. S. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1858. 16. 20 Mgr.

Mit warmer Begeisterung feiern diese Gedichte das Leben und Wirken von zwölf deutschen Frauen. Ihr Zweck ist die Erinnerung an jene zu beleben, ihr Ziel, Frauenherzen zu erbauen. Die Heldinnen selbst sind den verschiedensten Zeiten und Ständen entnommen; wir finden hohe Regentinnen, wie Hildegard, die Gemahlin Karl's des Großen; Hedwig, Herzogin von Schlesien; Luise Henriette von Brandenburg, Maria Theresia, Elisabeth Christine und Luise von Preußen; daneben Fürstinnen kleinerer Länder, wie Pauline von Detmold und Anna Luise von Dessau, die nun auch jetzt dramatisch in der „Anna Luise“ von Hensch gezeitet wurde; weiter wird die Fürstin Amalie Solzgin, Hildegard, die Seherin vom Rupertsberge, Katharina Luther und Beata Sturmin, die württembergische Labea besungen. Scheint die Auswahl nach dem Angeführten willkürlich zu sein, so ist doch besonders auf jene Frauen Bedacht genommen, die durch echt weibliche Würde einen stillen Segen um sich her verbreiteten und durch das strenge Wirken innerhalb ihrer Sphäre ein Vorbild für alle Frauen sind. Irrren wir nicht, so sind die vorliegenden Dichtungen aus weiblicher Feder geflossen, und wie sie den Ruhm deutscher Frauen feiern, so mögen sie auch diesen besonders empfohlen sein.

17. Ländliche Erzählungen von W. Heffe. Wehlar, Rathgeber. 1857. 16. 10 Mgr.

In den zwei ländlichen Erzählungen: „Der Besuch in der Mühle“ und „Stadt und Land“, herrscht die Darstellung des Ruhenden vor dem Fortschreitenden vor. Für uns liegt in der Dichtung, die in behaglicher Ruhe sich wiegt und gehen läßt, in der Beschränkung, Einfachheit und Natürlichkeit ein besonderer Reiz, da das Gebotene uns wie eine Reaction gegen die physische und ethische Ueberspannung unserer Zeit erscheint. Wir freuen uns, wo wir die Idylle cultivirt finden, um so mehr, wenn sie uns mit Geschmack und Wahrheit geboten wird; diese Vorzüge aber finden wir in den vorliegenden ländlichen Erzählungen, die in durchaus erfreulicher Weise Kunde geben von einer Reinheit und Sitteneinfalt, die, in natürliche Konflikte gebracht, Raum und Gelegenheit haben sich zu bewahren. Möchten die Erzählungen, denen die Kritik bisher noch nicht die verdiente Beachtung geschenkt zu haben scheint, andern gleichen Genuß und gleiche Freude bereiten wie uns.

Liebig's neueste chemische Untersuchungen.

Chemische Briefe von Justus von Liebig. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, G. F. Winter. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Die schwere Kunst, das praktische Leben mit der Wissenschaft glücklich zu vermählen, ist kaum einem andern so vollkommen gelungen, als dem hochgefeierten Verfasser der „Chemischen Briefe“. Sein Verdienst dabei ist auch ebenso rasch erkannt als allgemein gewürdigt worden; es hat ihn schnell zu einem großen Manne gemacht. Wenn in unsern Tagen das Fabrik- und Gewerwesen und überhaupt die gesammte Volkscultur durch den Einfluß der Chemie einen so verständigen blühenden Aufschwung genommen hat, so war es Liebig in Betreff dieser Verbindung, welchem das Hauptverdienst der ersten Anregung und des nachfolgenden Gedeihens zuerkannt werden muß. Aber auch die Wissenschaft selbst hat durch diese naturgemäße Vereinigung Riesenschritte in ihrer Entwicklung gethan und kann nicht anders als mit Dank auf diesen Segen zurückblicken. Diese Briefe und die „Ansichten der Natur“ von Alexander von Humboldt sind die populären Centralpunkte des naturwissenschaftlichen großen Fortschritts unsers Jahrhunderts; sie sind die Hebel der gesteigerten Civilisation aller Nationen. Durch sie ist ein geistiges Licht angezündet, welches hell und klar vorleuchtet, so oft es gilt, die Natur zu erforschen, sie zu würdigen und praktisch zu verwerten.

In der ursprünglichen Tendenz dieser Briefe ist nichts geändert. In dieser Hinsicht sind sie dieselben geblieben von ihrem ersten Auftreten in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ bis zu der vorliegenden vierten Auflage. Sie wollen die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf den Zustand und die Bedeutung der Chemie, auf die Aufgaben, mit deren Lösung sich die Chemiker beschäftigen und auf den Antheil lenken, den diese Wissenschaft an den Fortschritten der Industrie, Mechanik, Physik, Agricultur und Physiologie genommen hat. Dies haben sie bereits gethan und werden es auch in Zukunft immer noch mehr thun, denn mit jeder neuen Auflage hat der geniale Verfasser den Gesichtskreis seines Feldes mehr erweitert und den Grund und Boden seines Werks fruchtbarer gemacht. Aus dem bescheidenen einen Bändchen der ersten Auflage sind jetzt zwei Bände geworden, wovon jeder noch um ein Bedeutendes größer ist als jenes.

Was nun speciell die vorliegende vierte Auflage betrifft, so wollen wir unsere heutige Besprechung nur auf die zwanzig neu hinzugekommenen Briefe beschränken und alles Uebrige als bekannt voraussetzen. Der erste bezieht sich auf den Wechsel der Kräfte in der unorganischen Natur, er enthält fast wörtlich dieselbe wieder, was wir schon bei der Besprechung der jüngeren „Wissenschaftlichen Vorträge“ in Nr. 51 d. Bl. f. 1858 berührt haben. Von ihm braucht daher nicht weiter die Rede zu sein. Der nächste theilt das Wichtigste über den Wechsel der Eigenschaften der Körper mit. Es ist bekannt, daß wir uns den Wechsel der Eigenschaften isomerer Körper durch eine verschiedene Anordnung oder Anzahl der Atome ihrer Bestandtheile zu erklären suchen, eine Ansicht, die zwar allerdings ihre wissenschaftliche Berechtigung hat, aber durchaus nicht auf die einfachen Stoffe paßt. Die Ursachen des Wechsels der Eigenschaften des Sauerstoffs, Phosphors, Schwefels, Selen u. s. w. sind uns noch wenig oder gar nicht bekannt; diese Unkenntniß hat uns wieder zum Bewußtsein gebracht, wie wenig wir über die Natur der Materie und den Grund ihrer Eigenschaften wissen. Der Verfasser concentrirt denn seine Untersuchung vorzugsweise auf die von Schönlein entdeckte merkwürdige Eigenschaft des ozonirten Sauerstoffs. Das gewöhnliche Sauerstoffgas besitzt eine so ganz verschiedene Eigenschaft im Vergleich mit dem ozonirten, daß man sich Zwang anthun muß, es beide für denselben Stoff zu nehmen. „Das gewöhnliche Sauerstoffgas“, sagt der Verfasser, „so wie wir es in der Luft kennen, hat bei gewöhnlicher Temperatur weniger Verwandtschaft zu den Metallen als Jod, es zerlegt die Jod-

metalle nicht und verbindet sich nicht mit Jod; es oxydirt nicht das Silber, es wirkt nicht auf Alkohol, und zerfällt nicht stinkende Stoffe, es oxydirt für sich nicht das Ammoniak und nicht den Stickstoff. Der ozonirte Sauerstoff zerlegt die Jodmetalle und scheidet das Jod aus; ist er im Ueberschuß vorhanden, so verbindet er sich mit dem Jod unmittelbar zu einem Oxyd, er oxydirt das Silber und verwandelt es in Hyperoxyd; in ähnlicher Weise verhält er sich zu vielen andern Metallen, welche mit Ausnahme des Goldes und Platins in Oxyde und Hyperoxyde verwandelt werden. Die niedern Oxydationsstufen des Schwefels, Phosphors, Stickstoffs werden in höhere verwandelt, die Wasserstoffverbindungen des Jods, Schwefels werden unter Ausscheidung von Jod und Schwefel zerlegt, das Ammoniak in Salpeter und Wasser, der Stickstoff bei Gegenwart von Kalk ebenfalls in Salpetersäure verwandelt; stinkende Miasmen und organische Pigmente, selbst Indigo werden dadurch zerstört; Weingeist in Aldehyd, Essigsäure und Ameisensäure verwandelt. Dies sind Wirkungen der energischeren Art, welche dem gewöhnlichen Sauerstoff nur in höhern Temperaturen oder unter Mitwirkung anderer Körper zukommen; das an sich passivere Sauerstoffgas wird unter diesen Umständen activ wie das ozonirte, allein das letztere trägt die activen Eigenschaften an sich selbst, in seinen Molekülen.“ Nachdem der Verfasser so beide Sauerstoffarten miteinander verglichen hat, erwähnt derselbe mit kurzen Worten, wie man zur Entdeckung des Ozons gekommen, welche Mittel anzuwenden sind, um sich davon zu überzeugen, daß die Luft einen Ozongehalt besitze, bemerkt dann auch noch, wie man sich ozonirten Sauerstoff verschaffen könne und wie sich derselbe umwandeln lasse in den ursprünglich bekannten Sauerstoff. Der ganze Brief enthält allerdings keine neue Entdeckung, die ein Eigenthum des Verfassers wäre, aber dennoch liest man denselben mit fortwährend gespanntem Interesse durch, weil die geistreiche Art der Auffassung und Durchführung überall anregt und fesselt.

Ueber den Materialismus ist auch ein neuer Brief hinzugekommen, worüber man sich ganz besonders freuen kann, weil das zu lange Schweigen der eigentlich berufenen Männer von Fach die vorwiegigen Halbweißer zu der Meinung verleitet, als wäre die schöne Zeit ihres triumphirenden Siegs schon heraufgekommen. Und daß gerade Liebig ein entschiedener Gegner des platten Materialismus ist, hat ebenso stark überrascht, wie man sicher darauf gerechnet hatte, daß er ein ganzer Freund des neuen Unglaubens sein müsse. Er weist es nach, daß die Leugner der Lebenskraft Fremdlinge sind in den Gebieten, welche die wissenschaftliche Erforschung chemischer und physikalischer Kräfte zur Aufgabe habe. Kein kompetenter Physiker oder Chemiker habe ihnen jemals beigegeben; und selbst die großen Physiologen, denen wir die Entdeckungen der Thatsachen verdanken, worauf jene Leugner ihre Behauptungen und Folgerungen stützen, hätten erklärt, daß ihre Forschungsergebnisse nirgends zu diesen Behauptungen und Schlüssen berechtigten. „Es sind Meinungen von Dilettanten“, sagt der Verfasser, „welche von ihren Spaziergängen an den Grenzen der Gebiete der Naturforschung die Berechtigung herleiten, dem unwissenden und leichtgläubigen Publikum auseinanderzusetzen, wie die Welt und das Leben eigentlich entstanden, und wie weit doch der Mensch in der Erforschung der höchsten Dinge gekommen sei; und das unwissende und leichtgläubige Publikum glaubt ihnen und nicht den Naturforschern, wie es an die wandernden, schreibenden, sprechenden Fische und an eine besondere Kraft im alten Folge und nicht an die Naturforscher geglaubt hat.“ Das ist ein scharfer Ausspruch voll bitterer Ironie; diese paßt aber vortreflich auf die hohle Annahme der Materialisten unserer Tage, bei denen man die Tugend der rücksichtsvollen Schonung vergebens sucht. In Hinsicht der zusammenhängenden Kette, welche die organischen Wesen bilden sollen, fertigt er die Materialisten mit den gebiegenen Ausichten Bischoff's ab, sodaß man die Ueberzeugung gewinnt, diese Kette sei keine Folge streng wissenschaftlicher Forschung, sondern ein Phantastengebilde der Männer der Oberfläche.

lichkeit. Auf die Frage nach dem Wesen der Zelle antworten diese Männer gewöhnlich, daß die organischen Wesen aus Kohlen, Sauerstoff, Sauerstoff nebst Schwefel bestehen, und daß in dem Conflict dieser Stoffe durch die ihnen einwohnenden Kräfte es irgendetmal möglich gewesen sein müsse, daß die Bestandtheile einer Zelle die Zelle selbst und so den Organismus gebildet hätten. Der Chemiker könne in seinem Laboratorium eine Menge von Stoffen erzeugen, welche sonst nur die Pflanze oder das Thier hervorbrächten; er könne aus Holz Zucker machen, das Laurin der Galle und den Harnstoff darstellen, warum wolle man an der künftigen Möglichkeit verzweifeln, daß es ihnen noch gelingen werde, aus Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefel alle übrigen organischen Körper zusammenzusetzen. Darauf entgegnet nun Liebig: „Was jene Dilettanten organische Verbindungen nennen, sind gar keine solchen, sondern chemische, welche die Bestandtheile der organischen enthalten; das Laurin aus der Galle und aus dem Laboratorium sind nicht voneinander zu unterscheiden, es ist eine durch chemische, nicht durch organische Kräfte gebildete Verbindung. Es ist klar wie die Sonne: in dem lebendigen Leibe wirken auch chemische Kräfte. Was die Chemie vor 30 Jahren behauptete, ohne es beweisen zu können, beweist sie jetzt. Unter dem Einflusse einer nicht chemischen Ursache wirken im Organismus auch chemische Kräfte. Nur insoweit dieser beherrschenden Ursache und nicht von selbst ordnen sich die Elemente und treten zu Harnstoff, zu Laurin zusammen, wie der intelligente Wille des Chemikers sie außerhalb des Körpers zwingt zusammenzutreten. Und so wird es ihm gelingen, Chinin, Caffein, die Farbstoffe der Gewächse und alle Verbindungen zu erzeugen, welche keine vitalen, sondern nur chemische Eigenschaften besitzen, deren kleinste Theile sich zu Krystallen ordnen, deren Form und Gestalt eine nicht organische Kraft bestimmt. Aber nie wird es der Chemie gelingen, eine Zelle, eine Muskelfaser, einen Nerv, mit einem Wort einen der wirklich organischen, mit vitalen Eigenschaften begabten Theile des Organismus oder gar diesen selbst in ihrem Laboratorium darzustellen. Wer jemals kohlensaures Ammoniak, kohlenfauren, phosphorsauren Kalk, ein Eisenzeug, ein kalihaltiges Mineral gesehen hat, der wird von vornherein es für ganz unmöglich halten, daß aus diesen Stoffen durch die Wirkung der Wärme, Electricität oder einer andern Naturkraft jemals ein organischer, der Fortpflanzung und höhern Entwicklung fähiger Keim sich bilden könne.“ So kommt man zu der Ueberzeugung, daß die unorganischen Kräfte immer nur Unorganisches schaffen können. Schon früher vor mehr als hundert Jahren war man allerdings der Meinung, daß Fische, Frösche in Sümpfen, daß Pflanzen und allerlei Ungeziefer in gärenden und faulenden Mischungen, in feuchten Sägespänen ganz von selbst entstehen könnten, und daß es daher nicht unmöglich sei, sich auch den ersten Menschen auf diese Weise entstanden zu denken. „Aber die exacte Naturforschung hat dargethan, daß diese für wahr gehaltene Meinung auf falschen und leichtfertigen Beobachtungen beruht. In allen untersuchten Fällen hat man Keime und Samen der Pflanzen, Eier der Thiere aufgefunden, aus denen sie im Mober sich entwickelten; ein Ei, ein Same stammt aber von einem Organismus.“ Gegen die Behauptung, daß das Leben und die Materie auf Erden von Ewigkeit dagewesen sei, nimmt der Verfasser auch ganz entschieden das Wort. Er be ruht sich auf die von keinem gründlichen Naturforscher mehr bezweifelte Ansicht, daß die Erde in einer gewissen Periode eine Temperatur besaß, in welcher alles organische Leben unmöglich war; es gerinne z. B. das Blut schon bei einer Wärme von 78 Grad. Das organische Leben muß also einen Anfang genommen haben. „Dieselben Dilettanten in den Naturwissenschaften“, ruft dann der Verfasser mit Entrüstung aus, „welche nicht wissen, was das Fieber oder eine Entzündung oder der Schnupfen ist, oder wie das Blut entsteht, oder zu was die Galle dient, dieselben Kinder in der Erkenntniß der Naturgesetze behaupten und wollen das unwissende und leichtgläubige Publikum glauben machen, daß sie Aufschlüsse zu geben vermöchten

über die Entstehung der Gedanken, über die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes! Der geistige Mensch, so sagen sie, sei das Product seiner Sinne, das Gehirn erzeuge die Gedanken durch einen Stoffwechsel und verhalte sich zu ihnen wie die Leber zur Galle. So wie die Galle untergehe mit der Leber, so gehe der Geist unter mit dem Gehirn. Wenn Sie die Schlüsse dieser Leute entleiden von dem geborgten Gitter und Tand, von allen ihren Scheinbeweisen, die in der Wirklichkeit, in den Augen der Forscher und Denker nur beleuchtete Nebel sind, so bleibt übrig, daß die Weine zum Laufen und daß das Gehirn zum Denken da sind, und daß das Denken gelernt werden müsse, so wie das Kind das Laufen lerne, daß wir ohne Weine nicht gehen und ohne Gehirn nicht denken können; daß eine Verletzung der Fortbewegungswerkzeuge das Gehen und eine Verletzung der Werkzeuge des Denkens das Denken ändert. Aber das Fleisch und die Knochen, woraus die Weine bestehen, bewegen sich nicht, sondern sie werden bewegt durch eine Ursache, die nicht Fleisch und Bein ist, sie sind Werkzeuge der Kraft. Die weiche Masse, die man Gehirn nennt, ist das Werkzeug der Ursache, welche die Gedanken erzeugt. Das Gehirn ist das einzige innere Organ, auf welches der Wille des Menschen direct eine Macht ausübt; weder auf die Bewegung des Herzens noch des Magens hat der Wille unmittelbaren Einfluß, aber der Einfluß einer einem Knaben im rechten Augenblicke applicirten Ohrfeige auf das Begreifen eines mathematischen Lehrsatzes ist jedem Lehrer geläufig.“ Der Gegenstand wird dann auf diese Weise mit immer schärferer Kritik besprochen und für die Leser greifbar gemacht. Es ist dies nicht blos eine sehr interessante Zugabe des Buchs, sondern auch eine höchst wichtige Gegenkraft der festen Materialisten, sowie sie das heilsame Mittel der Reaction aller ideologischen Salbaderei vor ihrer Zeit waren, in denen die Lebenskraft der Mantel aller Unwissenheit war. Wir freuen uns, daß die Liebig'schen Ansichten in diesen Briefen ausgesprochen sind, welche jedenfalls von dem gebildeten großen Publikum viel gelesen werden.

Der hierauf folgende Brief ist zur Vertilgung des Aberglaubens über die sogenannte Selbstverbrennung geschrieben. Er liefert einen recht schlagenden Beweis des Fortschritts der Chemie unsers Jahrhunderts im Vergleich aller frühern, wo die Selbstverbrennung als eine nicht weiter zu bezweifelnde Thatsache einen festen Glauben gefunden hatte. Die Veranlassung zu dieser wissenschaftlichen Untersuchung gab die Ermordung der Gräfin Görlich durch ihren Bedienten Stauf den 13. Juni 1847. Bei diesem Proceß kam die wichtige Frage über die Möglichkeit einer Selbstverbrennung des menschlichen Körpers zur Entscheidung, welche vom Staatsarzt von Siebold bejaht, von Bischoff und Liebig aber durchaus verneint wurde. Die speciellern Verhandlungen enthält der „Neue Pitaval“ (Bd. 17). Liebig benutzte diese Gelegenheit zur Veröffentlichung einer sehr interessanten kleinen Schrift, welche den Titel führte: „Zur Beurtheilung der Selbstverbrennungen des menschlichen Körpers“ (Heidelberg 1850). Der hier in Rede stehende Brief ist nun eine nochmalige Durcharbeitung des Schriftchens nebst einigen Zulagen über eine vom „Journal des débats“ vom 24. Februar 1850 mitgetheilte Thatsache einer solchen Selbstverbrennung. Liebig gibt zunächst den Artikel selbst und dann die Antwortselben von Sachverständigen, bei denen er nachgefragt hatte, sowohl im Original als in Uebersetzung. Ich glaube im Interesse der Leser zu handeln, wenn ich etwas zur Mittheilung bringe. „Es ergiebt sich aus den Anfragen“, schreibt Pelouze, Mitglied der Academie und Director der Münze zu Paris, „welche ich an verschiedenen Quellen angestellt habe, daß die von dem „Journal des débats“ vom 24. Februar 1850 erzählte Thatsache eine reine Erfindung ist. Unter den Beispielen von menschlicher Selbstverbrennung wäre dieses offenbar das außerordentlichste, um nicht zu sagen das ungläublichste. Was mich betrifft, der den Artikel kannte, in welchem diese lächerliche Geschichte erzählt war, so habe ich die Sache niemals für Ernst gehalten. Da ich übrigens sehr, daß du einige Wichtigkeit der Erzählung

brilligst, so habe ich Erkundigungen eingezogen und mich versichert, daß sie in allen Punkten eine Lüge ist. Ich glaube nicht, daß irgendein Arzt nur einen Augenblick sie für wahr gehalten hat." Der Brief vom Polizeipräsidenten Galtier zu Paris enthält unter anderem noch Folgendes: „Ich habe nichtsdestoweniger an die Quelle der im Journal des débats" erzählten Thatsache zurückfragen wollen und habe erfahren, daß der in diesem Journal aufgenommene Artikel der „Gazette des Tribunaux" entlehnt war. Es sind in dem Bureau dieses Journals Erkundigungen eingezogen worden, und aus der Art, mit welcher man die in Beziehung auf diesen Gegenstand gestellten Fragen aufnahm, war es nicht schwer zu sehen, daß die Erzählung, um die es sich handelt, eine Fabel war, die man zur Unterhaltung erfunden hatte." Zum Verkündnis des Ganzen wollen wir nur noch kurz erwähnen, daß von einem Zimmermaler Xavier G..., dem die Irrsinnigkeit des Spignamen Vochard zugezogen hatte, mitgetheilt wird, er habe in einem Saufgelage gewettet, eine brennende Kerze verzehren zu können. „On le déssa", heißt es dann wirklich weiter, „mais à peine Xavier eut-il introduit dans sa bouche la chandelle enflammée, qu'il poussa un léger cri, et s'affaissa sur lui-même au milieu de la stupefaction générale. On vit errer sur ses lèvres une flamme bleuâtre; on tenta de le secourir et les assistants, lorsqu'ils voulurent le soulever furent saisis de frayeur en s'apercevant que cet infortuné brûlait à l'intérieur. Enfin, à peine une demi-heure s'était-elle écoulée que sa tête et la partie supérieure de sa poitrine étaient carbonisées. Deux médecins furent appelés, et reconnurent que Xavier venait de succomber à une combustion spontanée phénomène positif, mais que la science n'a peut-être pas encore expliqué. Dann wird das Schreckliche dieser Selbstverbrennung noch weiter ausgemalt, das Feuer habe eine gar nicht zu erslickende schnell weiterstrebende Kraft u. s. w. Man sieht die ganze Erzählung ist von derselben Art, wie sie in den alten Handbüchern der gerichtlichen Medizin gewöhnlich aufgetischt worden sind. Als eine Thatsache unserer Tage mußte dieser Artikel um so glaubwürdiger erscheinen, da unter den noch lebenden Augenzeugen sogar zwei Aerzte gewesen sein sollten und kein anderes Blatt Widerspruch erhoben hatte.

Die noch übrigen 14 neuen Briefe sind sämmtlich der chemischen Landwirtschaft gewidmet. Sie sind auch unter dem Titel „Landwirtschaftliche Briefe" in einem für sich bestehenden kleinen Werk zu haben. Er läßt den Leistungen Thaer's alle Gerechtigkeit widerfahren, bemerkt aber zugleich, daß diese Verbesserungen gerade nur so weit reichten, als sie ohne Einsicht in unsere heutige Chemie möglich gewesen wären. Man halte das Gelingen der Chemie für eine unberufene Neuerung, welcher alle Erfahrung abgehe; die Erfahrung, sagt man, sei älter und praktischer als die Wissenschaft. So tritt der Verfasser gegen eine Klasse von schriftstellerschen Landwirthen auf, welche von der Chemie nichts wissen wollen und starr für die alte Empirie eingenommen sind. „Aus Mangel an wahrer Einsicht in ihren eigenen Betrieb", sagt der Verfasser, „sind sie in ihrer Verblendung die schlimmsten Feinde der Wissenschaft, deren Ziel sie nicht begreifen. . . . Ein Hauptziel des praktischen Mannes ist, wirksamen Dünger aufzufinden, durch deren Anwendung unfruchtbare Felder fruchtbar und die Erträge der fruchtbaren verdoppelt werden, aber auf dem empirischen Wege mit verbundenen Augen werden sie nicht oder nur durch Zufall gefunden: der praktische Mann weiß nicht, daß man sich jahrelang mit kleinen, scheinbar unbedeutenden Dingen abmühen muß, ehe man das Große begreift." Der Verfasser hat hier einen sehr schweren Kampf zu kämpfen. Den Gegnern fehlt es nicht bloß an der Möglichkeit ihn ganz zu fassen, sondern hauptsächlich an dem guten Willen, sich klare Einsicht zu verschaffen. In diesen Briefen hat Liebig seine neuen Ansichten so anschaulich und leichtfaßlich entwickelt, daß man glauben sollte, er müßte alle Gegner für sich gewinnen; aber dennoch hat man Ursache zu bezweifeln, daß er auch nur einen einzigen aus der störrigen Schaar der sogenannten Erfahrungslandwirthe zu sich

herüberzieht. Sie lesen ihn nicht, oder wenn ja, doch nie anders als mit vorgefaßter entschiedener Abneigung. Aber dennoch darf er sich nicht beirren lassen, er muß seinen Weg der inductiven Wissenschaften streng und fest vor Augen behalten. Er ist auf dem allein richtigen Wege, wenn er die alte Gefährdung nie unberücksichtigt läßt, aber auch immer dafür sorgt, daß auch die jüngere Erfahrung zur Geltung kommt, sowie sie eine wissenschaftliche Berechtigung besitzt. Heinrich Birnbaum.

J. F. Castelli als Vertreter des altösterreichischen Humors.

J. F. Castelli's sämmtliche Werke. Neue Folge. Sechse Bändchen. Wien. 1858—59. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Veteran der Dichtkunst, Ignaz Franz Castelli (geb. zu Wien 1781) begeht am 6. März d. J. seinen achtzigsten Geburtstag, dessen Feier sicherlich in den literarischen Kreisen Wiens mit großer Vergnügung begangen werden wird. Auch wir wollen uns beileben, dem wackern Greise noch rechtzeitig ein Angebinde zu dieser Feier darzubringen, bestehe es auch nur in einem Bericht über die „Neue Folge" seiner „Sämmtlichen Werke", deren frühere 16 Bändchen zugleich mit dieser aus 6 Bändchen bestehenden, die Ziffer der Bändchen also im ganzen bis auf 22 Bändchen erhöhenden „Neuen Folge" die dritte Auflage erlebt haben.

Der greise Poet hat in seiner naiven Weise seinen bevorstehenden achtzigsten Geburtstag selbst seinen Freunden durch ein Gedicht in Erinnerung gebracht, welches unter der Ueberschrift: „Zu meinem achtzigsten Geburtstag am 6. März 1860" in mehreren Blättern abgedruckt ist. Das Gedicht ist als das geistige Erzeugniß eines so hochbetagten Mannes merkwürdig genug, bezeichnend für seine heitere, jedoch ernste und rührende Durchblicke gestattende Lebensphilosophie und zugleich ein Beweis, daß Castelli seiner Gemüthsart bis in sein hohes Alter unverwundlich treu geblieben ist. Er ist keine alte Verschworesen geworden; er gesteht, daß er diese „schöne Welt" nur ungern verläßt, aber er fügt sich mit philosophischer Resignation in das Unvermeidliche, mit Ergebung, aber doch nicht ohne Schmerz. Er gesteht und beklagt, daß sein Leib morsch, seine Haare weiß seien:

Ich fühle es, wie Aug' und Ohr ermatten,
Ich bin nur leider mehr mein eigener Schatten.

Alle Freunde, klagt er, seien schon vor ihm hinüber, er stehe allein unter Gräbern:

Und will ein neuer Freund sich an mich schließen,
Kann ich ihn nicht mit Jugenblut genießen.

Seine Uhr zeige nur noch wenig Sand; vielleicht falle das letzte Korn schon in wenig Tagen; und doch lebte er gern noch länger, noch funkelten ihm die Sterne wie in der Jugend, noch entzückte ihn die Blume auf dem Felde:

Ja selbst bei eines Mädchens Schönheitsblüte
Fühl' ich noch oft, wie meine Wang' erglühete.

Sein Geist, fährt er fort, beuge sich noch nicht unter des gebrechlichen Körpers Joch:

Ich kann — ihr seht es wohl — ich kann noch fragen,
Gut oder schlecht, gleichviel ich laun es doch;
War mir die Muse eh' nicht schnell gewogen,
So kommen jetzt Gedanken mir geflogen.

Er gesteht, daß kein Kummer ihn drücke, keine Sorge ihn quäle, ihm sei, als käme noch für ihn ein Morgen:

So schön scheint alles mir auf dieser Erde,
Daß ich nicht wissen will, wie's jenseits werde.

Der Ton erhebt sich nun in der folgenden Strophe:

Ich möchte noch der Wissenschaften Siege
Und Deutschlands Ginnungsfeier noch begeh'n,
Nach einem neuen und gerechten Kriege
Möcht' ich in neuem Glanz mein Dörflein sehn,
Und was man jetzt von Wien gelegt in Trümmer,
Möcht' ich bewundern in dem neuen Schimmer.

In der letzten Strophe steht er zu Gott, er wolle ihn recht schnell von hinnen nehmen, denn diese schöne Welt verlasse sich schwer. Dann sinkt der Ton in den beiden letzten Zeilen unvermuthet ins Scherzhafte:

Doch lieber ist mir's, wenn du mich auf Erden
Willst lassen einen Ahasverus werden.

Dieser Schluß hat allerdings etwas Peinliches; ist er wirklich ein bloßer Scherz, so gehört er nicht hierher; ist er ernst gemeint, so müßten wir doch einen Preis, gerade je mehr wir ihn lieb haben, um so mehr bedauern, daß der Gedanke, aus dem diesseitigen Leben für immer zu scheiden, etwas Schreckhaftes für ihn haben sollte, als der Gedanke, mit einem alten Körper sich in alle Ewigkeit auf dieser Erde weiter zu schleppen. Wir hätten so an ihm den umgekehrten Ahasver. Der Ahasver der Sage und der Dichtung (namentlich der merkwürdigen von Schubart) ist des Lebens und des ewigen Herumwanderns auf dieser zwar viel des Schönen, aber dem tiefer Blickenden auch viel des Widrigen und Schmerzhaflichen bietenden Erde vollkommen müde; er begehrt nichts als zu sterben; er sucht den Tod in allen Gestalten auf, aber der Tod will nicht kommen, und das ist seine Verzweiflung. Dieser Ahasver ist poetisch. Der moderne Ahasver, der fortleben will, nur um zu leben, ist nicht poetisch.

Doch betrachten wir diesen Wunsch lieber als den bloßen Versuch, eine ernste Betrachtung mit einem Scherze abzuschließen, um den Leser nicht zu traurig zu stimmen und ihm ganz am Ende noch eine kleine lustige Ueberraschung zu bereiten: dann werden wir sagen müssen, daß sich Castelli bis jetzt consequent gehalten; denn dies war von jeher seine Art. Und Consequenz, in welcher Richtung auch immer, bleibt unter allen Umständen achtungswerth. Diese Neigung zu heitern Wendungen, zu gemüthlichem Spaß liegt überhaupt im Temperament des Oesterreichers und besonders des Wienerers. Das lebenswürdige Streben, sich und andern das Leben möglichst leicht zu machen und zu erheitern, zeichnet den Oesterreicher in viel höherm Grade aus als irgendeinen andern deutschen Volksstamm; denn der Rheinländer, der ihm darin wol am nächsten kommt, ist in seiner Lustigkeit lärmhafter, aber bei weitem nicht so gemüthlich; er ist egoistischer, sucht vielleicht noch mehr sich als andere, ja sich auf Kosten anderer vergnügt zu machen, treibt manchen nicht immer sehr gemüthvollen Schabernack, kurz, seine Freude ist nicht immer ohne Schadenfreude. Diese liegt dem echten alten Oesterreicher fern; er kann nur jovial sein, wenn er weiß, daß sein Brüderchen auch jovial ist; der Becher der Fröhlichkeit mundet ihm deshalb nicht mehr, wenn er dem Nebenmenschen einen bitteren Tropfen in seinen Wein mischt. So wenigstens verhielt es sich in dem lustigen Altdörflein, das um diesen lebenswürdigen Zug sicherlich zu beneiden war, und zu dem ihm von norddeutschen Hungerleibern beigelegten Titel des Phäakenlandes im Gefühl seines Wohlseins und seiner Wohlbeleibtheit lächeln konnte, wie es auch lange Zeit gethan hat.

Castelli ist nun ein echter Repräsentant dieses altdörflichen Humors, ja er ist vielleicht ein vollgültigerer Repräsentant des altdörflichen Volkscharakters überhaupt als so manche neudörfliche Dichter, welche mit Byron'scher Zerrissenheit kokettiren oder sich gewaltsam auf die Lösung Faust'scher Probleme stürzen. Diese Elemente scheinen wenigstens nicht im österreichischen Volkscharakter zu liegen, der zu solchen düstern Erzeugnissen im allgemeinen viel zu gemüthlich und sinnlich heiter ist. Deutschland besitzt im Lande des „Reineke Fuchs“, des Eulenspiegel und des Barons Münchhausen, also in seinen plattdeutsch sprechenden Gebietstheilen, einerseits und in dem Lande des Pfaffen vom

Kahlenberge, Wigand's von Lieben, Abraham a Sancta Clara's, Blumauer's und der zahlreichen Verfasser der wiener Zauberpossen und Volksstücke andererseits einen unschätzbaren Fonds gesunden Humors und verständiger Schalkhaftigkeit. Castelli gehört zu denen, welche sich mit Glück damit beschäftigten und beschäftigen, dieses Landesmetall zu kleinen Münzen auszubringen, die freilich mitunter bloße Schaumünzen sind und aus dem Markte der Literatur schwerlich als voll acceptirt werden dürften; in einer Masse österreichischen Papiers von 22 Bänden kann eben nicht alles von Werth und Gewicht sein. Wir leugnen auch gar nicht, daß der Castelli'sche Humor tiefer und geistreicher, hier und da auch etwas weniger leichtfertig sein könnte; Castelli hat Hunderte von Anekdoten in Verse gebracht, die der Bearbeitung nicht werth waren; er hat Hunderte von Gelegenheitsgedichten gemacht, die ihren Zweck in dem betreffenden Kreise ganz vorzüglich erfüllt haben mögen, die aber nicht vor das Publikum gehören und nicht darauf Anspruch machen können, in den Archiven der deutschen Nationalliteratur aufbewahrt zu werden; er hat sich außerdem leider auch denen beigegeben, welche dazu mithalfen, die deutsche Schaubühne mit Bearbeitungen und Nachahmungen französischer Pläcen von sehr zweifelhaftem Gehalte zu überfluteten. Aber sein Witz, mag Castelli nun hochdeutsch oder in österreichischer Mundart dichten, hat im allgemeinen den Charakter der echten Volligkeit, einer oft sehr possitlichen Trodenheit und einer wohlthuenden Ungezwungenheit, sein Humor verbindet sich oft mit einer allerliebsten Schelmerei oder einer gesunden praktischen Lebensmoral, er prädestinirt nichts, ist der gutmüthigsten Art und verletzt niemand persönlich. Durch diese Eigenschaften wurde Castelli, wie ihn J. G. Seibl mit Recht bezeichnet, seinerzeit der „populärste Dichter Oesterreichs“, in dem, wie Seibl weiter bemerkt, „das österreichische Element so sehr prävalirt, daß es sogar jenen seiner Arbeiten, die er gewiss selbst nicht als strenge Originale sich vindiciren wollte, einen gewissen Zug von Originalität verleiht, der Castelli's Feder nicht verkennen läßt“. Auch ein Urtheil von Johannes Mindwig über Castelli führen wir noch an, und zwar deshalb, weil Mindwig unter allen Beurtheilern der neuern deutschen Dichter und ihrer Leistungen vielleicht die schärfste Feder führt. Mindwig bemerkt in der ersten Lieferung seines eben ins Leben getretenen Werks: „Der illustrierte neuhochdeutsche Parnass“, über Castelli: „Um die geistige Bildung im deutschen Südboten hat sich Castelli jedenfalls verdient gemacht durch seine Rührigkeit im Leben wie in der Literatur. Was ihn kennzeichnet, ist ein leichter und gefälliger Humor, der zum höchsten Ziele die möglichste Wirkung auf die Masse sich gesteckt hat; die Begeisterung der Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt zu erregen, lag seinem Streben fern. Daher streift er oft an das Gemeine und Alltägliche; allein begabter als sein Landsmann und Vorgänger A. Blumauer, behauptet er in der Regel eine gewisse Würde, Harmlosigkeit und Anmuth, während sein jüngerer Landsmann Sapphi, ihm einseitig nachpflanzend, dieses Genre breitgetreten und zur Caricatur ausgebildet hat. Von eitler Spielerei freier als letzterer, ist Castelli der vorzüglichste Humorist österreichisch-deutscher Zunge.“ Was wir besonders noch an Castelli lobend hervorheben möchten, ist dies, daß er niemals mehr hat sein wollen, als wozu die Natur und sein Talent ihn berufen haben. Niemals ist er über sein Können und Vermögen hinausgegangen, niemals hat er etwas scheinen wollen, was er nicht ist, niemals hat er zu den Scheinheiligen literarischen Cartousses gehört, die sich in gezierte und gepreßte Attitüden und in ein hohles Pathos hineinschlügen, selbst auf die Gefahr hin, sich, wenn sie in ihrer Gewöhnlichkeit erkannt werden, nicht wieder hinausschlügen zu können. Es würde besser mit der Literatur wie überhaupt mit allen menschlichen Verhältnissen stehen, wenn jeder seinem Charakter und seiner Gemüthsart so treu bliebe wie Castelli und genau nur innerhalb des Kreises wirkte und schaffen wollte, den sein natürlicher Beruf ihm angewiesen hat. Es gehört hierzu freilich nicht bloß genaue Selbsterkenntnis, sondern auch eine Verschidenheit, die jetzt selten zu finden ist. Allerdings lebte und lebt

Castelli nur der Gegenwart, er denkt wie jener französische Dichter, welcher meinte: ein wohlbesetztes Büffet im Leben sei besser als hundert Altäre, die man einem Dichter nach dem Tode aufrichtet; aber inmitten einer morosen und wo sie haßt ziemlich boshaften Generation ist die Gegenwart eines solchen „muntern Knaben“ wie Castelli „auch schon was“.

Aber Castelli hat neben seiner scherzhaften Seite doch auch eine sehr ernsthafte, und das ist sein österreichischer oder sagen wir lieber sein altösterreichischer Patriotismus, der ihn sogar im Jahre 1809 in eine nicht unbedenkliche Lage brachte. Castelli hatte nämlich in dem genannten Jahre mehrere Kriess- und Wehrmannslieder, Aufrufe an Soldaten und Volk geschrieben, die ihrer populären Fassung wegen leicht Eingang fanden, wie insbesondere das „Kriegslied für die österreichische Armee“, das damals in aller Runde war und auf Anordnung des Erzherzogs Karl in vielen tausend Exemplaren gedruckt und unter die Soldaten vertheilt wurde. Er, nebst Heinrich von Collin, der ebenfalls „Wehrmannslieder“ verfaßt hatte, und Cipriani, der als Intendant bei der italienischen Armee diente, wurden nun im „Moniteur“ öffentlich in die Acht erklärt und die Bemerkung beigefügt, daß die Genannten, wo sie immer getroffen würden, den Militärgerichten zu unterliegen seien. Je weiter der Feind im Lande vorrückte, desto bedenklicher wurde Castelli's Lage, den nur eine Sendung von seiten der Landstände rechtzeitig der drohenden Gefahr entzog. Castelli traf in seinen Kriegsgefangenen vielfach den richtigen und kräftigen Volks- und Soldatenton, und um ihn dem Lesenden Publikum auch von dieser weniger an ihm beachteten Seite darzustellen, erlauben wir uns aus Castelli's Gedicht „Wehrmanns Gebet“ nur folgende drei Strophen hier zu citiren:

Umwelter, deinen Händen
Vertraun wir unser Los,
Ein Menschengestalt kann blenden,
Nur du allein bist groß;
Nur deine Blide sehen,
Was war, was ist, was kommt,
Du läßt nur das gesehen,
Was allen Guten frommt.

Du kennst zwar nicht die Rache,
Doch bist du allgerecht,
Beschirmst die gute Sache
Und segnest ihr Geseht.
O Gott, wenn Schwerter bligen,
Leut' unsrer Feldherrn Stab,
Die den Gefallten schügen,
Den deine Hand uns gab.

Ulmächt'ger, sei gepriesen,
Du stärktest David's Hand,
Daj er den Riesen Miesen
Im Kampfe überwand;
Du gabst dem Simson Stärke,
Daj er die Thore brach,
Und sie sind jene Werke,
Die du begünstigt, schwach, u. s. w.

Auf den Inhalt der vorliegenden Neuen Folge der „Sämtlichen Werke“ Castelli's können wir hier nicht allzu tief eingehen; wir bemerken im allgemeinen nur, daß Castelli sich seine altösterreichische Laune und seine altösterreichische Gesinnung, die begrifflicherweise auf hervortretend conservativ-patriarchalischer Grundlage beruht, doch fern ist von jeder eigentlich reactionären Verstocktheit, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Inhalt ist ein sehr bunter und gemischter und besteht aus ernstlichen und launigen Gedichten, darunter auch eine Anzahl in niederösterreichischer Mundart, Gelegenheitsgedichten (darunter auch eins „An meinen Freund Theodor Körner, bei seiner Abreise von Wien, um sich bei den freiwilligen Jägern in Berlin anwerben zu lassen, im März 1813“), dramatischen Pöken, Erzählungen, prosaischen Feuilletonaufsätzen und Räthselspielen. Seine heitere

Lebensweisheit hat Castelli unter anderm in recht jocosser, zum Theil burlesker Weise in dem Gedicht „Der größte Weise“, worin er alle berühmten Weisen des Alterthums durchhehelt, dargelegt. Cato, den Ovid, nennt er starrköpfig, aber nicht weise,

Wußte damit auch zu prunken:

Für seine Weisheit dant' ich verbindlich,

War für die Fröhlichkeit unempfindlich,

Hat nicht gelacht, nicht getrunken.

Bei Plato fragt er:

Sagt mir, wie sollten die Menschen auf Erden

Denn am Ende vermehrt werden

Durch die Platonische Liebe?

Und bei Sokrates:

Aber wie kam's, daß ein Mann voll vom Geiste,

Der doch hatt' ein paar tüchtige Fäuste

Von seinem Weib sich ließ prügeln?

Weiter bei Salomo:

Salomo selbst — mich erfüllt ein Grauen,

Hatt' einstens einige hundert Frauen,

Ob ihm das gut ist bekommen?

War' er wirklich so weise gewesen,

Wie es im heiligen Buche zu lesen,

Hätt' er sich keine genommen.

Nicht besser ergeht es Pythagoras, Diogenes, Aristoteles und Empedokles. Zuletzt lobt sich der Weise von Wien den Epikur, der sein System in die wenigen Worte zusammengefaßt habe:

Daß Thorheit nur ewige Weisheit sei,

Und alle Weisheit nur Narretei,

Und das bleibt ewige Wahrheit.

Drollig ist auch ein Gedicht, in welchen er die Schwierigkeiten hervorhebt, die sich jetzt mit der Herausgabe einer Zeitung verbinden:

Herauszugeben eine Zeitung

Ist eine Sache von Bedeutung.

Denn was steht, ohne viel zu zählen,

Die Leute fordern von Journalen,

Das geht fürwahr ins Grenzenlose,

Sie wollen Verse, wollen Prose,

Das Neueste soll drinnen stehen,

Selbst jenes, was noch nicht gesehen;

Der eine will gelobt sich wissen,

Den andern doch heruntergerissen. . .

Ja wohl: „Der eine will gelobt sich wissen, den andern doch heruntergerissen.“ Die meisten Autoren haben ihre Freude an einem recht mörderischen Blatt, bis sie endlich selbst von einem der tödlichen Streiche getroffen werden; dann ist es mit aller Verehrung der darin geübten Kritik plötzlich zu Ende.

Zur Charakterisirung der mundartlichen Poesie Castelli's mögen folgende zwei Strophen aus dem Gedichte „Den Bauern seine Gedanken üben Kaiser“ dienen:

A Kaiser hat a schwarzes Brot,

Als Vater von viel Kindern,

Soll alles Glend, alle Noth,

Er auf der Stell glei lindern,

Mir macht a n Menschel un a n Duu,

Schon z'denken und zu thun gnuu:

Wie mußt' erst bei viel Laufend sein?

Gelt's Gott! ih möcht nit Kaiser sein!

Und überall soll er guat regier'n,

In Ostreich und Krawaden,

Und zahlen soll er überall

D'Beamten und d'Salaten.

Das is a Nagel Leut beifam,

Die z'essen woll'n und z'trinken ham,

Und d'Steuern gingen langsam ein,

Gelt's Gott! ih möcht nit Kaiser sein.

Schließlich noch eine Probe aus einem prosaischen Aussatz, der nichts weiter enthält als eine Betrachtung über die Fatalitäten, die durch einen neuen Rock dem Besitzer desselben verursacht werden. Castelli versichert, daß Kaiser Franz immer in übler Laune gewesen, wenn er sich genöthigt sah, ein neues Kleidungsstück anzulegen, und fährt dann fort:

„Abgesehen daß ein neuer Rock uns überall genirt, so zieht er uns noch verschiedene Unannehmlichkeiten zu. Jeder Bekannte, welcher uns auf der Straße begegnet, spricht sogleich: „Sie haben ja einen neuen Rock!“ Sieht uns ein Gläubiger, so dürfen wir versichert sein, daß er am folgenden Tage kommt, seine Forderung einzufassiren. Begegnet uns ein Schulbner, welcher vielleicht das dargeliehene Geld schon in der Tasche hat, um es uns zu überbringen, so trägt er es wieder nach Hause, weil er glaubt, wir brauchen es nicht. Man wagt es kaum, einem Armen weniger als eine kleine Silbermünze zu geben. Man ist genöthigt, sich fast an jeder Straßenecke den Staub von den Stiefeln zu wischen. Die Geliebte verlangt, daß wir ihr auch ein neues Kleid kaufen. . . . Man scheut sich, durch eine Straße zu gehen, wo gebaut oder geweißt wird, man weicht einem Friseur, einem Kohlenbrenner, einem Fleischer aus, aus Besorgniß, einen Fleck zu bekommen. Wenn man sich setzt, nimmt man sorgfältig die Schöße auseinander, damit sie keine Falten bekommen. Viele Leute meinen, man gehe auf Freiersfüßen. Man muß, wenn der Himmel nur etwas wolkig ist, einen Regenschirm haben, und wenn man keinen hat, und es regnet, so muß man einen Kister nehmen. Zu einem neuen Rock gehören neue Handschuhe. Man ist beengt, mislaunig, man kann keine vernünftige Zeile schreiben, bis man den alten Gottfried wieder angezogen hat. Ich ziehe keinen neuen Rock mehr an, und bitte, mit meinen alten nicht übel zu nehmen.“

Der Verfasser hat den Ertrag dieser Neuen Folge nicht etwa zum Besten eines Schriftstellerschutzesvereins, etwa der Schiller-Stiftung, sondern zum Besten des österreichischen Thierschutzvereins bestimmt. Auch das ist Castelli'scher Humor. **H. M.**

Das Geheimniß der Mutter. Novelle von Robert Heller. (Ausgewählte Erzählungen. Zweiter Band.) Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nach dem trefflichen „Reichspostreiter“ erscheint uns dieses „Geheimniß der Mutter“ als ein bei weitem schwächlicheres Product der Heller'schen Muse. Ein junger Graf, Alban Schloffen zu Wien, besitzt in Helene, einem schönen jungen Mädchen, das er bei der Erkürmung Wiens im Jahre 1848 als Kind aus den Händen der Kroaten errettet und sodann in der Schweiz auf das sorgfältigste hat erziehen lassen, eine heimliche Geliebte, der er in einem Gartenhause eine elegante Wohnung hat einrichten lassen. Mit Ausnahme Günther's, eines jungen Offiziers aus Thüringen, der bei einem Maler Engelbert zu Wien zum Besuch ist und sich in die schöne Helene verliebt hat, hält man allgemein Helene für Alban's Maitresse und beurtheilt danach das Verhältniß. Alban liebt jedoch das Mädchen aufrichtig, und da er eben durch den Tod seines Vaters selbständig wird, so beschließt er, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Dem arbeitet jedoch seine Mutter, eine strenge, scheinbar herz- und gemüthlose Dame, die von seinem Vater getrennt gelebt, jedoch am Sterbeteil desselben sich mit Alban zusammengefunden und hier ein Document, in welchem der Vater seinem Sohne eine geheime Schuld zu bekennen wünscht, statt seiner an sich genommen hat, mit allen möglichen Mitteln entgegen, in der Absicht, ihn zu einer ebenbürtigen Ehe zu veranlassen. Sie bringt daher, während Alban den Besitz seiner böhmischen Güter antritt, in die Wohnung Helenens ein, sucht dieselbe mit Geld abzufinden und behandelt sie überhaupt in so brutaler Weise, daß sich dieselbe, um nicht einem zweiten Ueberfall ausgesetzt zu sein, in die Wohnung des Malers Engelbert flüchtet, den ihr

Alban als seinen zuverlässigen Freund empfohlen. So kommt sie in die unmittelbare Nähe Günther's; dieser sieht darin einen Wink des Schicksals und ist fest entschlossen, sie für sich zu gewinnen, was Engelbert dergestalt in Verlegenheit setzt, daß er Günther's Mutter und Schwester davon benachrichtigt und hierdurch diese veranlaßt, selbst in Wien zu erscheinen. Inzwischen verfolgt die alte Gräfin mit Hülfe eines Advocaten Helene auch in der Wohnung des Malers, ohne jedoch ihre Absicht zu erreichen. Alban kehrt zurück, ist über das Betragen seiner Mutter, die er nie geliebt, auf das höchste empört, läßt sie das empfinden und verlangt die Auslieferung des Documents. Sie übergibt es ihm und er erfährt daraus, daß er nicht ihr, sondern der uneheliche Sohn ihrer Schwester ist, daß sie ihn nur, um die Schuld ihres Gemahls und ihrer Schwester nicht bekannt werden zu lassen, für ihren Sohn ausgegeben hat und daß es lediglich auf sie ankommt, ob sie ihn auch ferner als ihren Sohn und als Erben der Güter seines Vaters anerkennen will. Alban fühlt sich hierdurch dergestalt niedergeschmettert, daß er sich erschießt. Aus Schmerz darüber und infolge der heftigen Gemüthsregungen stirbt einige Zeit darauf auch Helene, und hiermit hat denn auch die romantische Jugendleidenschaft Günther's ihr Ende erreicht.

Diese an sich ziemlich gewöhnliche Erfindung hat der Verfasser mit der ihm gewohnten Gewandtheit und Leichtigkeit erzählt, übrigens aber ihr keine tiefern Momente abzugewinnen vermocht. Einzelne Scenen, z. B. die zwischen der alten Gräfin und Helene im Gartenhause und in Engelbert's Wohnung, sind mit lebendigen Farben ausgemalt, die Jugendgeschichte der Gräfin ist zum Theil mit wirksamer Ironie behandelt, im ganzen aber vermag uns die Geschichte ein wirkliches Interesse nicht abzugewinnen. Fast sämtliche Personen derselben lassen uns kalt. Psychologisch anziehende Seiten haben sie nicht, und alles, was sie erleben und erleiden, ist so gewöhnlich romanhaft gehalten und entbehrt so sehr der charakteristischen, dem unmittelbaren Leben abgelauchter Züge, daß man von Anfang bis zu Ende nicht daran zu glauben vermag. Am wenigsten begreift man, was die Liebesgeschichte Günther's in dem Ganzen soll. Es wäre daraus wol etwas zu machen gewesen; aber so, wie es der Autor behandelt hat, vermag es weder einen heitern, noch einen rührenden Eindruck zu machen. Wollte einmal der Autor der Erzählung einen tragischen Ausgang geben, so mußte er von vorn herein einen weit ernstern und tiefern Ton annehmen. Das Tragische verträgt neben sich den ausgelassenen Humor, aber nicht die Plattheiten unsers nivellirten Gesellschaftslebens. Das Erheiternde, glücklich Verlaufende läßt man sich auch im modernen Flitterpus gefallen; was aber ergreifen und erschüttern soll, verlangt eine gediegenere Ausstattung. **11.**

Notizen.

Friedrich Wagenfeld, der Fälscher des „Sanctus Nathan“.

Otto Müller läßt in seinem Roman „Der Klosterhof“ einen jungen bremer Gelehrten, Konstantin Volkhausen, eine Rolle spielen, der mit einer Edition der Briefe des Pythagoras, wovon er ein altes Manuscript aufgefunden zu haben vorgibt, anfangs selbst die bedeutendsten Gelehrten täuscht, zuletzt aber, nach Entdeckung der Fälschung, aus Schamgefühl und Neue sich das Leben nimmt. A. Zeising hat in seinem Bericht über Müller's Roman in Nr. 47 d. Bl. f. 1859 die scharflich begründete Vermuthung aufgestellt, daß der Verfasser als Vorbild für die Zeichnung dieses Volkhausen den in einer berühmten literarischen Fälschungsangelegenheit seinerzeit vielgenannten bremer Gelehrten Friedrich Wagenfeld vor Augen gehabt habe, und er fügt hinzu: „Welchen Einfluß dies auf die Lebensverhältnisse des bereits 1846 gestorbenen Philologen gehabt hat, wissen wir nicht, sind auch mit seinen persönlichen Eigenschaften völlig unbekannt.“

Diese Bemerkung Zeising's veranlaßte einen Bremer, P. S. Bilden, uns mit einer Zusendung über Wagenfeld zu erfreuen,

aus der wir hier das Wesentlichste mittheilen wollen. Nachdem der Einsender hervorgehoben, daß Otto Müller eine Bremerin, die ihm leider sehr früh starb, zur Frau gehabt, und dadurch in die Lage versetzt gewesen, die Verhältnisse in Bremen ganz genau kennen zu lernen, fährt er fort: „Wagenfeld kannte auch ich und ich erlaube mir, einige Notizen über ihn zu geben. Schorner Bremer, studirte er einige Jahre mit mäßigem Erfolg, zeigte auch in seiner Vaterstadt wenig Lust, sich mit Facharbeiten zu beschäftigen, wol aber geriet er auf die Idee, ein Jalsum zu begeben, indem er vorgab, durch irgendeinen Schiffer aus einem alten Kloster Portugals in Besitz der verlorenen gegangenen phönizischen Urkunden des Sauchniathon gelangt zu sein. Er arbeitete seine eigene Erfindung meisterhaft aus, ließ sie überdies von einem jetzt noch lebenden und wirkenden, im Griechischen hohe Ehre genießenden Professor revidiren und gab sie nun heraus. Manche Stubengelehrten glauben jetzt noch an die Echtheit des Werks. Im vertrauten Kreise hat Wagenfeld uns übrigens erzählt, daß die sogenannten punischen Fehden nur Schülerstücke aus dem bremischen Gymnasium und Erzählungen der Fischer am Strande der Weser seien, natürlich ins Griechische übertragen. Leider versank Wagenfeld später durch Laster zur Arbeit und durch Neigung zum Trunk vollkommen; offenbar hatte er großes Talent und war, wie man zu sagen mag, ein verkommenes Genie. Wir haben unter andern ein Blatt vom sechsten Buch Moses von seiner Hand gesehen, so schön und kalligraphisch, daß es wie mit gothischer Schrift gedruckt erschien und als ein kleines Meisterwerk anerkannt werden mußte. In den vierziger Jahren ließ der jetzt auch schon verstorbene Buchhändler W. Kaiser dem bedauerndwerthen Manne neue Kleider machen, übertrug ihm die Leitung des „Bremer Unterhaltungsblattes“ und veranlaßte ihn, einige Werke zu schreiben, wie die „Kriegsfahrten der Bremer“ u. s. w. Einige Jahre ging die Sache gut, aber Wagenfeld's Constitution war zertrümmert; ein Brustleiden endete das Leben eines Mannes, der durch sein Talent und Wissen zu etwas Großem berufen war.“ Auch die Wissenschaft hat zu den Verrückten der „verkommenen Genies“ ihr zahlreiches Contingent gestellt, nur daß aus mancherlei Gründen von untergangenen Poeten öfter und länger gesprochen wird.

Polylotte Anthologie.

Die Lyrik ist die eigentliche Herzenssprache der Völker, ihre Poesie, an der und durch die sie sich verstehen, in der sie ihre Empfindungen austauschen und einander gemüthlich und menschlich näher treten. Wenn alle Leihbibliotheken und alle Bühnen geschlossen würden und Roman und Drama in ihrer jetzigen Form aufhören müßten, die Lyrik würde man nicht verbieten können; und wenn man allem Schreiben und Drucken durch Mäse ein Ende machte, so würden doch Trauer und Freude, Sehnsucht und Befriedigung, Klage und Jubel in Liedern ausströmen; und diese Lieder würde einer vom andern lernen, man würde zu ihnen Melodien erfinden und so würden sie sich von Mund zu Munde, von Herzen zum Herzen weiterklingen. So entstand ja auch das Volkslied und so lebte es fort, und es gibt genug Völker, die kein Drama und keine Romane besitzen, ja bei denen nichts aufgeschrieben und nichts gedruckt wird und die doch ihre Volkslieder und oft in sehr großem Vorrath haben. Von diesem Standpunkt wird man sicherlich folgende in mehr als einer Hinsicht interessante Sammlung willkommen heißen: „Anthologie universelle. Choix des meilleurs poésies lyriques de diverses nations dans les langues originales par Joaquim Gomes de Souza (Leipzig, Brockhaus, 1859).“ Das Buch enthält auf nahe 360 Seiten ausgewählte Proben von deutschen, englischen, französischen, italienischen, portugiesischen, spanischen, russischen, polnischen, serbischen, böhmischen, ungarischen, holländischen, dänischen, schwedischen, neu-griechischen, lateinischen und altgriechischen Dichtern. Welche sprachliche Umficht auf sprachlichem Gebiete und welche Kenntnis der verschiedenen Literaturen gehörten dazu, um eine solche

polylotte Anthologie herzustellen! Die deutsche Lyrik ist besonders reich vertreten, und zwar durch die Namen Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Herder, Bürger, Lied, Heine, Uhland, Platen, Freiligrath, Nikolaus Lenau, Eichendorff, Geibel, Rückert und Chamisso. Dies muß uns um so schmeichelhafter sein, da Joaquim Gomes de Souza ein Kind des fernen tropischen Brasiliens ist. In einer „Rio de Janeiro 1859“ datirten, französisch geschriebenen Vorrede spricht sich der sprachkundige Herausgeber über den Zweck seiner Sammlung aus, wie über die Grundsätze, die ihn dabei geleitet haben. J. M.

Bibliographie.

- Burow, Julie, Laute Welt — stilles Herz. Novelle. Bromberg, Levit. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Gerri, C., Inneres Leben. Neuere Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.
 Dettmer, C., Professor Gustav Evers. Eine Lebensskizze. Lübeck, v. Rohden. 1859. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.
 Fechner, G. T., Elemente der Psychophysik. 1ster Theil. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
 Girardin, C. de, Napoleon III. und Europa. Deutsch übersetzt, eingeleitet und annotirt von R. Grün. Hamburg, D. Meißner. 1859. 8. 7 1/2 Ngr.
 Die jungen Burggrafen Johann und Sigmund von Nürnberg aus dem Hause Zollern. Eine historische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Salzfotten, v. Sobbe. 1859. 16. 2 1/2 Ngr.
 Kirchner, G. H., Die speculativen Systeme seit Kant und die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Leipzig, Barth. Gr. 8. 18 Ngr.
 Laven, P., Octona. Achtzeilige Lieder. Trier. 1858. 16. 15 Ngr.
 Löwenthal, E., Die sociale und geistige Reformation des 19. Jahrhunderts als culturhistorischer Zielpunkt der gegenwärtigen Zeitbewegung dargestellt. Frankfurt a. M., Bechhold. Gr. 8. 10 Ngr.
 Mystagogos. Eine christliche Vorschule. Neue Folge. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Robitsch, M., Geschichte des Protestantismus in der Steiermark. Graz, Wiesner. 1859. Gr. 8. 27 Ngr.
 San-Marco, Polens Vorzeit in Dichtung und Wahrheit. Bromberg, Levit. 1859. 8. 22 1/2 Ngr.
 Schiller-Denkmal. 1ste Lieferung. Berlin, Riegel. Gr. 16. 10 Ngr.
 Seivert, G., Die Stadt Hermannstadt. Eine historische Skizze. Hermannstadt, Steinhäuser. 1859. Lex.-8. 16 Ngr.
 Sobbe, G. v., Die Erstürmung der Stadt Salzfotten am 22. Dezember 1633 durch die Schweden und Hessen. Eine Skizze aus dem 30jährigen Kriege. Salzfotten, v. Sobbe. 1856. Gr. 8. 3 Ngr.
 Vorträge auf dem Gebiete der Humanität und Lebensphilosophie, gehalten in der Freimaurerloge zu den drei Pfeilen in Nürnberg. Nürnberg. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.
 Wiegand, C. D. v., Geschichte der Leipziger Zeitung. Zur Erinnerung an das 200jährige Bestehen der Zeitung. Leipzig, Teubner. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Wolf, G., Ferdinand II. und die Juden. Nach Aktenstücken in den Archiven der k. k. Ministerien des Innern und des Aeußern. Wien, Braumüller. 1859. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

- Dresel, C., Rede zur Säcularfeier Schillers im Herzogl. Gymnasium zu Coburg gehalten. Coburg, Riemann. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.
 Für Recht und Ehre. Ein Beitrag zur Würdigung der neuesten innern Zustände in dem Königreich Preußen. Von einem Westfalen. Hannover. 1859. 8. 5 Ngr.

N u z z e i g e n.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Das Evangelium des Reichs oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Reiches Gottes auf Erden. Nach den neuesten Forschungen zusammengestellt und frei bearbeitet von **Christianus**. 8. Gebunden 4 Thlr.

Von kompetenter Seite ist folgendes Urtheil gefällt worden: „Wenn auch dies Buch vielfachen Widerspruch finden wird, so wird es doch auch bei dem großen Umfang der ihm zu Grund liegenden Forschungen, und bei der Sorgfalt, womit Christianus das so reiche Material in eine ansprechende Form zu bringen wußte, einerseits die größte Hochachtung gegen den Verfasser erwecken, und andererseits zu einem eingehenden Studium anlocken, und auf diese Weise zu einem in unserer todten und kalten Zeit höchst erwünschten Ferment werden: somit jedenfalls von reichem Segen begleitet sein.“

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Illustrirter Handatlas.

Kürzlich ist die zweite Lieferung dieses neuen Kunst- und Prachtwerks erschienen, das im Verein mit E. Leeder und H. Leutemann von Th. Schade herausgegeben wird und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt ist. Das Werk ist allgemein sehr günstig aufgenommen worden und eignet sich besonders auch zu Geschenken für die Jugend sowie für Erwachsene. Es wird 25 Blätter in Stahlstich (in Gross-Folio) nebst erläuterndem Texte enthalten und in 6 Lieferungen zu 4—5 Blatt erscheinen. Subscriptionspreis 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste und zweite Lieferung (à 1 Thlr. 18 Ngr.) sind nebst einem Prospect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen vorrätzig. Sie enthalten: Südamerika, Grossbritannien und Ireland, Russland, Italien; Spanien und Portugal, Frankreich, Niederlande und Belgien, Türkei und Griechenland.

Im Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

D ü w e k e.

Drama in fünf Aufzügen

von

E. G. Rosenthal.

Zum ersten male aufgeführt an dem k. k. Hofburgtheater in Wien am 12. December 1859.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. brosch. Preis Ein Thlr.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Braunschweig.

Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

(Mit 4 Abbildungen.) Preis 5 Sgr.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Karl Gupthow's

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Diese beliebte Zeitschrift hat kürzlich ihren achten Jahrgang begonnen und hofft für denselben nicht nur ihren bisherigen zahlreichen Leserkreis erhalten zu sehen, sondern fort und fort an Verbreitung zu gewinnen. Unstreitig zählt dieselbe zu den gediegensten und interessantesten deutschen Zeitschriften und kann als ein Lieblingsblatt des ganzen gebildeten Publikums Deutschlands bezeichnet werden.

Unterzeichnungen auf den neuen Jahrgang werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich nur 20 Ngr. Das Blatt erscheint in wöchentlichen Nummern, kann aber auch in Monatsheften und in Bänden (letzte sind auch elegant gebunden vorrätzig) bezogen werden. Die erste Nummer des neuen Jahres ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Sarsena,

oder der vollkommene Baumeister. Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Deffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St. Johannesgrade, sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter. Freu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Siebente Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung von C. Lenning. Durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Drei Bände. 8. 1822—28. 9 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Valentini's Italienisches Taschen-Wörterbuch.

Dritte Auflage. Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Valentini's italienisch-deutsches Wörterbuch darf in seiner neuen Bearbeitung unbedingt als das beste der vorhandenen bezeichnet werden. Ein sehr billiger Preis erleichtert die Anschaffung, namentlich auch in Schulen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 8. —

23. Februar 1860.

Inhalt: Zur Literatur der Essays. Von Adolf Zeising. — Federzeichnungen und Reifestizzen. Von Emil Müller-Samswegen. — Gegen Wolfgang Menzel. — Zur Culturgeschichte der Schweiz. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. — Philipp Galen, Emery Glandon. — Notizen. (Die Schriftsteller als „gefährliche Menschen“; Alexander von Humboldt; Frankl's „Nach Jerusalem!“ hebräisch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur der Essays.

1. Ralph Waldo Emerson. Versuche. (Essays.) Aus dem Englischen von G. Fabricius. Zwei Abtheilungen. Hannover, Meyer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Essays von Herman Grimm. Hannover, Rümpler. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
3. Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Hannover, Rümpler. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Was in der Musik die „Studien“, in der Malerei die „Studien“, sind in der Wissenschaft die „Essays“. Diese Formen der geistigen Production haben — gleichviel unter welchen Namen und in welchen Modificationen — zu allen Zeiten künstlerischer und literarischer Thätigkeit bestanden, ja sie müssen zu allen Zeiten bestehen, weil sie die notwendigen Vorbedingungen ausgeprägterer Schöpfungen sind. Die Bedeutung aber, die sie jetzt in der Literatur und Kunst einnehmen, die Ansprüche, mit denen sie gegeben, die Anerkennung, mit der sie aufgenommen werden, sind nicht von so altem Datum. Noch vor nicht allzu langer Zeit galten sie nur für das, was sie ihrer ursprünglichen Natur nach sind, für Uebungen und Vorarbeiten. Man verkannte ihre Wichtigkeit nicht, man schätzte sie als die Elemente, an denen sich die schaffenden Subjecte nähren, kräftigen und bilden, und als die elementarischen Gebilde, aus denen nach und nach die eigentlichen Objecte des Schaffens, wie die Organismen aus den Zellen und Zellengewebe, hervorgehen. Dagegen wirkliche Resultate, Ergebnisse, die an und für sich zu befriedigen vermögen, die das Recht haben, um ihrer selbst willen ins Dasein und in die Oeffentlichkeit zu treten, sah man in ihnen nicht; diese Bedeutung legte man nur den ausgebauten, gegliederten Kunstwerken, den planmäßig angelegten und nach bestimmten wissenschaftlichen Principien ausgeführten Systemen bei.

Das ist jetzt anders geworden. Was früher nur als Mittel zum Zweck geboten wurde, wird jetzt als Zweck gegeben, und Formen, die früher als die schließlich zu erstrebenden, als die eigentlichen Ziele des Schaffens galten, sind von den Formen, die ihnen einst dienten, fast verdrängt worden. Am frühesten und augenscheinlichsten

auf dem Gebiete der Musik; später und weniger fühlbar im Bereich der bildenden Künste; sehr bemerklich in der Sphäre der Poesie, und seit kurzem mit entschiedener Vorliebe und rasch um sich greifendem Erfolg auf dem Felde der Wissenschaft. Wie die gesetzmäßig gebauten Sonaten, Quartette und Symphonien vor leicht hingeworfenen Studien und Exercices, wie die großen historischen Gemälde vor eng umrahmten Skizzen und Genrebildern, wie ausgearbeitete Epen, Romane und Dramen vor poetischen Erzählungen, Dorfgeschichten, Charakterbildern haben weichen oder wenigstens in den Hintergrund treten müssen, so scheinen auch die großen, zusammenhängenden Werke der Wissenschaft immer mehr durch Arbeiten von beschränktem Inhalt und losem Gefüge, durch Essays, Versuche, Studien, oder wie man sonst dafür sagt, verdrängt werden zu sollen; namentlich sind die ersten seit den glücklichen Erfolgen, die Macaulay, Emerson u. a. damit erzielt, zu förmlichen Modeartikeln geworden.

Die Gründe dieser Erscheinung sind theils unerfreulicher, theils erfreulicher Art. Einerseits nämlich läßt sich nicht verkennen, daß man sich zu kleinern Arbeiten darum flüchtet, weil für größere Schöpfungen die Productionskraft abgeschwächt, der Muth und die Ausdauer gelähmt, der Sinn für Gestaltung im großen und ganzen matt geworden ist. Der Rückblick auf die Leistungen vorangegangener Meister wirkt deprimirend, sowol wenn dieselben als bedeutend und unerreichbar, als auch wenn sie als mangelhaft und unzulänglich erkannt worden: denn im ersten Falle erwecken sie Mißtrauen in die eigene Kraft und nähren den entnuthigenden Gedanken, dem Zeitalter des Epigonenthums anzugehören; im zweiten Falle verdrängen sie den Werth der von den frühern Meistern angewandten Mittel und untergraben den Glauben an die Wahrheit und Zweckmäßigkeit von Formen, welche doch durch keine andern zu ersetzen sind. Diese Stimmung hat in neuerer Zeit, besonders auf die Pfleger der Musik, Poesie und Philosophie drückend gewirkt und ganz unzulässig dazu beigetragen, daß neuerdings mehr und mehr die strengen Formen auf diesen Gebieten gelassen und dafür freiere und leichtere angewandt worden.

Andererseits liegt diesem Umschwunge aber auch eine richtige Erkenntniß oder wenigstens Ahnung zum Grunde. Keine Form, so zweckmäßig und vollendet sie auch sein möge, ist eine solche, daß sie wandellos für die Ewigkeit bestehen könnte; vielmehr besteht das eigentliche Wesen der Form in der Formentwicklung; das allein constante Princip der Gestaltung ist die Umgestaltung, die Metamorphose. Dies gilt im Reich des Geistes wie in dem der Natur. Aus den einfachen Blattgebilden der Samensläppchen entwickeln sich nach und nach die Stengelblätter, die Kelchblätter, die Blütenblätter, die Staubfäden und Stempel, bis sie zuletzt in der Frucht die concentrirteste und in sich abgeschlossene Form erreichen. Ist aber diese Form erreicht, dann muß sie, wenn das Leben fortbauern, eine weitere Entwicklung möglich sein soll, wieder zerlegt und in ihre einfachsten substantiellen Elemente zerlegt, auf das scheinbar formlose reducirt werden, damit sich der vollendete Entwicklungsproceß nach denselben allgemeinen Grundgesetzen, aber unter andern Raum- und Zeitverhältnissen, unter andern Einwirkungen von außen her und demzufolge auch in andern und neuen Formbildungen fort und fort wiederhole. Die in sich abgeschlossene Samenkapsel springt, die Samendrüsen zerstreuen sich und verlieren sich in die Elemente, und was aus ihnen hervorgeht, sind zunächst nur elementare, im ersten Werden begriffene, der Form ermangelnde Gebilde. Nicht anders in Wissenschaft und Kunst. Ist hier ein Standpunkt erklimmen, auf dem es gelingt, die die Zeit bewegenden Ideen in wohlgegliederten Kunstwerken oder abgeschlossenen Systemen zur Erscheinung zu bringen, dann wird man sich zwar der vollendeten Formen freuen, sie wie Blüten und Früchte genießen, aber sich nicht dabei beruhigen, vielmehr sie ausaugen, sich ihres substantiellen Gehalts bemächtigen, sie als leere Schalen betrachten und aus den ihnen abgewonnenen substantiellen Elementen sich neue, von vorn beginnende Formen entfalten lassen.

In diesem Sinne haben wir es aufzufassen, wenn es jetzt auf geistigem Gebiet mehr keimt und sproßt, als reift und Abschluß gewinnt, wenn aus dem Boden, den die statlichen, ausgewachsenen Götzen der hinter uns liegenden Periode mit ihren Blättern und Früchten gebüngt und befruchtet haben, ein junges, bunt und wild durcheinander wachsendes Unterholz von Gesträuch aufschießt, denen über kurz oder lang die alten Systeme werden Platz machen müssen. Das Werthvolle und Erfreuliche dieser Productionen liegt nicht sowohl in dem, was sie sind und leisten, als in dem, was sie in sich tragen und versprechen. Sie befriedigen mehr potentia als acta; sie beginnen ihre Entwicklung von einer höhern Stufe, als die Productionen der früheren Generation, aber sie haben auf dieser Stufe eine noch so geringe Höhe und Ausbildung erlangt, daß sie sich an realer Bedeutung und formeller Vollendung mit jenen nicht vergleichen lassen.

Dieser Charakterist ist am vollkommensten entsprechen die Geistes- und Herzergüsse von Emerson (Nr. 1). Französisch, der uns hier dieselben in einer trefflichen Uebersetzung

bietet, leitet sein Vorwort mit den Worten ein: „Emerson bringt uns nur die Blüten zurück, deren Samen er durch sein Studium des deutschen Volks und seiner geistigen Producte einsammelte. Geht es doch so mit manchen Blumenarten, die sich in fremdem gesunden Boden und neuen klimatischen Verhältnissen zu doppelter Schönheit entfalten.“ Darin liegt Wahres, aber auch Unwahres. Es ist wahr, Emerson bringt uns fast nichts, was nicht die deutsche Literatur und Kunst so oder so schon hätte; und insofern macht er einen Eindruck auf uns, wie Geist von unserm Geist und Fleisch von unserm Fleisch. Auch das ist wahr, daß er es uns nicht in derselben Weise, sondern in neuer und frischerer Form bietet, und daher schreibt sich die anregende, belebende Wirkung, die er auf uns ausübt. Aber unwahr ist es, wenn er seine Schöpfungen bereits als Blüten bezeichnet, ja sie als Blüten von doppelter Schönheit betrachtet wissen will. Hierin scheint uns eine bedenkliche Ueberschätzung der Emerson'schen Form zu liegen. Emerson's Gedankencomplexe sind rücksichtlich ihrer Construction so weit entfernt, sich mit den immer noch bestimmten Gesetzen gebauten Blüten vergleichen zu lassen, daß es fast passender erscheint, in ihnen anorganische als organische Gebilde zu sehen. Die Art und Weise, wie sich bei ihm Gedanken an Gedanken reiht und dadurch aus Kleinem ein Größeres entsteht, hat die größte Aehnlichkeit mit jener, in der sich Lawinen und Conglomerate bilden. Er selbst sagt einmal, um die menschliche Assimilationskraft zu charakterisiren, der Mensch sei „einer jener Quersangen, welche an Flüssen vom Ufer aus vorgelegt werden, Treibholz aufzufangen, oder dem Magnet unter Splintern von Stahl gleich“. Dieses Bild läßt sich mit noch besserem Recht auf die Art und Weise anwenden, wie bei ihm der erste Gedanke einer Digression andere ähnliche Gedanken an sich heranzieht und mit sich vereinigt. Es ist mehr ein Auffangen von außen her, ein Auffischen aus der nie ruhenden allgemeinen Gedankenströmung, als ein organisches Keimen- und Wachsenlassen aus einem innern Kern und Keim heraus. Will man jedoch seine Erzeugnisse mit organischen Gebilden vergleichen, so kann man das Bild nur aus dem Beet der niedern Formationen, etwa der Zellengewebe, der Wurzelgestirke oder dergleichen entnehmen, oder höchstens in ihnen die ersten eben aufschießenden Triebe einer jungen Vegetation erblicken; denn in allen seinen hier zusammengestellten Expectationen über Geschichte, Selbstvertrauen, Vergeltung, geistige Geseze, Liebe, Freundschaft, Klugheit, Heroismus u. s. w. ist von einem gesetzmäßigen Bau, planmäßiger Anordnung, übersichtlicher Gliederung, proportionaler Maßhaltung, Concentration und Abrundung keine Rede, vielmehr regt sich in allem noch ein factisches Kochen und Gären, ein ungestümes Drängen und Treiben, ein üppiges, in seiner eigenen Fülle zu erstickendes drohendes Buchern.

Wir können daher dem Uebersetzer nicht beistimmen, wenn er sagt, wir erhielten in Emerson's Werken unsere eigenen Blüten und Früchte in gereinigter und verklärter

Form zurück, sondern können nur einräumen, daß seine Form eine jugendlichere, naturwüchsigere, autochthonischere ist. Zwar leugnen wir nicht, daß sich viele unserer weltlichen Philosophen und kirchlichen Moralisten mehr als nöthig in einer schweren und eingestöckten Form von der Denkweise gesunder, natürlicher und aus echtem Instinct empfindender Menschen entfernen und dadurch verhindern, daß das Volk Kraft und Leben aus ihnen trinkt; auch geben wir zu, daß nur der Geist heilig sein sollte und daß, wenn es die Form in falscher Weise wird, dies von einem mangelnden Zuflus inneren Lebens zeugt, infolge dessen sie zuletzt vollständig erstarrt und den letzten Rest innewohnender Inspiration tödtet. Aber wir meinen, um sich vor solcher verkrüppelter Form zu bewahren, braucht man noch nicht in die Emerson'sche Formlosigkeit zurückzufallen; und weil uns an ihr die jugendliche Frische und Ungebundenheit gefällt, braucht man nicht in ihr eine gereinigte und geklärte Form, nicht ein der Nachahmung würdiges Ideal zu erblicken. Mögen wir uns immer an dem Sprudeln und Schäumen des Emerson'schen Gedankenstroms erfreuen, aber glauben wir nicht, daß darin allein das Heilbringende und Erstrebenswerthe liegt, bilden wir uns nicht ein, daß dabei stehen geblieben werden kann, verschließen wir unser Auge nicht gegen die vielen Mängel und Unzulänglichkeiten dieser Darstellungsweise. Es liegt darin etwas ungemein Anregendes und Belebendes, viel Erwärmendes und Erhebendes, auch nicht wenig Belehrendes und Aufklärendes; aber daneben findet sich auch viel Beunruhigendes und Verwirrendes, viel Betäubendes und Blendendes, viel durch falschen Glanz Reizendes und Irreführendes. Wir meinen nicht, daß Emerson zu täuschen und zu blenden die Absicht hat; aber daß er es trotzdem nicht selten thut, ist die unvermeidliche Folge seiner Denk- und Darstellungsweise. Seine Gedanken quellen ohne Frage unermesslich aus einem warmen Herzen und dieses Herz ist ein großes Herz, voll Armuth und Liebe, dem Fortschritt der Menschheit gewidmet. Aber seine Gedanken sind zum großen Theil nur momentane Geistesblitze, nur Gefühlsregungen des Augenblicks, und er gibt sie für ewige Wahrheiten.

Die Hoch- und Heilighaltung der momentanen Eingebungen und der rein individuellen Triebe bilden einen Grundzug seiner Weltanschauung; er macht sie ausdrücklich zum Gegenstande seiner Forderungen. Er sagt in dem „Selbstvertrauen“ überschriebenen Abschnitt:

Ein thörichtes Festhalten ist der Kobold kleiner Seelen, der von kleinen Staatsmännern, Philosophen und Theologen angebetet wird. Mit einem solchen Festhalten hat eine große Seele schlechthin gar nichts zu thun. Ebenso gut kann der Mensch sich mit seinem Schatten an der Wand abgeben. Pfui über eure gebundenen Puppen! Räth sie doch lieber mit Windfäden zu, hört ihr? Oder sonst, wenn ihr Männer sein wollt, so spricht, was ihr heute denkt, in Worten aus, so laut, daß sie widerhallen wie Kanonendonner, und morgen spricht, was ihr morgen denkt, mit ebenso lauter Stimme, wenn auch jedes Wort ein Widerspruch von dem ist, was ihr heute gesagt habt.

Was soll man hierzu sagen? Kann ein solcher Rath nur zur Inconsequenz wirklich zu einer allgemein gül-

tigen Lebensmaxime erhoben werden? Freilich liegt eine beherzigenswerthe Wahrheit darin, die nämlich, daß sich der Mensch nicht aus falscher Scham und übertriebener Scheu vor dem Schein der Inconsequenz von dem offenen Bekenntniß eines Irrthums und dem Uebergang zu einer andern Meinung soll abhalten lassen. Aber berechtigt dies dazu, ein unbesonnenes Guthießen widersprechender Ansichten und ein frohes Hinausschreien derselben in die Welt geradezu als das Rechte und Heilsame, als die Handlungsweise großer Seelen zu empfehlen? Was sollte daraus werden, wenn jeder dieser Ermahnung folgen und in jedem Augenblick jeden Gedanken, der ihm zufällig durch den Kopf zieht, laut ausrufen wollte? Woran sollen wir uns bei einem Menschen halten, wenn es ihm gestattet, ja seine Pflicht sein soll, sich heute als das absolute Gegentheil von dem zu zeigen, als was er sich gestern proclamirt hat? Emerson hält es gar nicht der Mühe werth, diese Fragen nur aufzuwerfen, sondern begnügt sich, seine Maxime nur gegen Altweibergezwäg zu vertheidigen. Nach der oben mitgetheilten Stelle fährt er so fort:

Ah dann, rufen die besagten Damen aus, werdet ihr gewiß sein, daß man euch mißversteht! Mißverstanden! Das ist so recht das Wort eines echten Thoren. Ist es denn so schrecklich, mißverstanden zu werden? Pythagoras wurde mißverstanden, und Sokrates und Jesus, und Luther und Copernicus, und Galilei und Newton, und jeder lawtere und weise Geist, der jemals Fleisch ward. Groß sein ist mißverstanden sein.

Welche blendende Halb- und Scheinwahrheit liegt wieder in dieser Vertheidigung seines Grundsatzes! Als ob die Gefahr, mißverstanden zu werden, die einzige wäre, die mit einer Emancipation der Inconsequenz, wie er sie predigt, verbunden ist! Als ob mißverstanden zu werden, nicht dennoch ein großes Unglück wäre, obgleich es leider nur allzu oft den großen Männern begegnet, ja nicht gerade dann das größte Unglück wäre, wenn es großen Männern begegnet! Und als ob die großen Männer, die er nennt, darum mißverstanden wären, weil sie, wie er es gutheißt, heute dies, morgen das gelehrt haben, und als ob, wenn dem nicht so ist, der Umstand, daß sie trotzdem mißverstanden sind, als Rechtfertigung für diejenigen dienen könnte, die um ihrer Widersprüche willen mißverstanden werden müssen!

Wir würden das Unwahre und Gefährliche der im obigen Satz enthaltenen Lebensregel nicht so stark hervorheben, wenn sie sich nicht als rother Faden durch das ganze Buch hindurchzöge und wenn nicht die Art und Weise, wie Emerson selbst seine Gedanken producirt und ausspricht, ganz jenem Grundsatz entspräche. Auch er spricht in jedem Momente aus, was ihm unmittelbar durch die Seele zieht, unbekümmert, ob und wie es mit dem Vorhergehenden und Folgenden zusammenhängt. Jeder seiner Sätze steht daher mehr oder minder selbständig für sich da. Er überzeugt uns, insofern er uns überzeugende Momente in sich selbst befigt — und das ist, wir gestehen es gern zu, bei sehr vielen seiner Sätze der Fall —; aber daß ein Satz als die unabweisliche Wahrheit einer logischen Gedankenreihe, als das unumstößliche

Resultat einer richtigen Deduction oder Induction erschiene, daran erinnern wir uns in den zwanzig Aufträgen des umfangreichen Buchs auch nicht ein einziges Beispiel gefunden zu haben. Alle seine Sätze haben daher mehr oder minder den Charakter von Aphorismen, von abgerissenen Sentenzen. Diejenigen, welche zu einem Aufsatze zusammengefaßt sind, unterstützen sich allenfalls dadurch, daß viele derselben denselben Gedanken in anderer Form wiederholen, daß sie auf verwandte, analoge Erscheinungen hindeuten; übrigens aber sind sie so locker und lose verbunden, daß sie sich von seiten ihrer Totalität höchstens mit einer Schnur aneinander gereihter Perlen vergleichen lassen. Nicht stärker ist das Band, welches die einzelnen Aufsätze zusammenhält. Der leitende Gedanke, der sich durch sie hindurchzieht, sie gemeinschaftlich trägt, dürfte sehr schwer zu bezeichnen sein. Wir unsererseits wüßten kaum einen andern zu nennen als den, der dem oben besprochenen entspricht, d. h. welcher dem Einzelwesen, dem Individuum, ja dem einzelnen momentanen Denken, Fühlen und Wollen des Individuums die vollste Freiheit der Entfaltung, die Berechtigung einer unbeschränkten Selbstbestimmung, die entscheidendste Losung von dem, was Gewohnheit und Sitte als allgemein gültig festgestellt haben, eingeräumt wissen will, und lebiglich im Individuum und dessen freier Selbstbethätigung den Inbegriff der Geschichte, den Mittelpunkt der Natur, das Centrum des Weltalls sucht. Er beginnt sein Buch so:

Es ist ein Geist, der alle Menschen beseelt. Jeder Mensch steht diesem Geiste offen und allen, die desselben Geistes sind.

Kurz darauf sagt er:

Im Menschen ist die ganze Encyclopädie aller Thatfachen enthalten. Eine Eichel genügt zur Erschaffung von Tausenden von Wäldern, und Aegypten, Griechenland, Rom, Gallien, Britannien, Amerika sind schon im ersten Menschen begründet.

Und wenig Sätze weiter fährt er fort:

Wenn die ganze Geschichte in einem Menschen enthalten ist, so läßt sich alles aus individueller Erfahrung erklären. Die Stunden unsers Lebens stehen mit allen Jahren in Verbindung. So wie die Luft, die ich einathme, aus dem großen Repositorium der Natur genommen ist, wie das Licht auf meinem Buche von einem Gestirn kommt, das einige hundert Millionen Meilen weit von uns entfernt ist, wie das Gift in meinem Körper sich auf das Gleichgewicht der Centrifugal- und Centripetalkräfte stützt, so sollte jede Stunde von den Jahrhunderten ihre Unterweisung empfangen und die Jahrhunderte in der einzelnen Stunde ihre Erläuterung finden. Jede Revolution war zuerst nur ein Gedanke in der Seele eines Einzelnen, und sobald derselbe Gedanke sich bei einem Zweiten findet, so ist das der Schlüssel zu jener Ära. Jede Verbesserung war einst nur das stille Dasein eines Menschen, und wenn es erst wieder das stille Dasein aller geworden ist, so ist damit das Räthsel der Zeit gelöst.

Freilich fordert Emerson daneben, daß das Individuum zugleich Träger und Organ des Allgemeinen, des allumfassenden Geistes sei. Aber die Möglichkeit, diese Bedingung zu erfüllen, sieht er doch zuletzt immer nur darin, daß das Individuum sich selbst und seiner eigenen Natur folge. Er hält sogar dafür, daß „kein Mensch seiner Natur Gewalt anthun kann“, und dennoch hält

er es für nöthig, fort und fort gegen die Naturwiderkeit der menschlichen Handlungsweise in vielen Sitten und Gebräuchen zu eifern und das Streben nach Conformität als einen Abfall von der Natur zu bezeichnen, gerade als ob in diesem Falle nicht auch dieses Streben der menschlichen Natur gemäß wäre. Statt zu sagen: Bewahre im Allgemeinen deine Eigenthümlichkeit und setze deine Eigenthümlichkeit in Harmonie mit dem Allgemeinen! und statt anzuerkennen, daß die Erfüllung der letzten Forderung eine Limitation der ersten, eine Modification des Individuellen nach dem Allgemeinen verlangt, nimmt er für das Individuum die unbeschränkte Freiheit der Selbstentfaltung in Anspruch, ohne auch nur näher zu bestimmen, was als das eigentliche Selbst des Menschen betrachtet werden müsse, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß sich im Menschen gar viele und widersprechende Triebe vereinigen und daß die Menschen gerade darin am schroffsten voneinander abweichen, daß der eine diesen, der andere jenen Trieb als sein eigentliches Selbst betrachtet und als Moderator seiner Handlungen walten läßt. Emerson meint, wenn nur die Handlungen in der Stunde, wo man sie begehe, redliche und natürliche seien, wenn sie nur aus einem und demselben Willen hervorgingen, da würden sie auch ganz von selbst immer in Harmonie miteinander stehen, wenn sie auch noch so ungleich erschienen: denn diese Verschiedenheiten verschwänden, wenn sie aus der Entfernung und aus nur einiger Höhe des Gedankens angesehen würden. Hiergegen läßt sich eigentlich nichts einwenden. Aber es fragt sich: In welchem Fall sind denn die Handlungen redliche und natürliche? In welchem gehen sie denn sämmtlich aus einem und demselben Willen hervor? Emerson muß doch, da er ein Wenn gelten läßt, auch unredliche und unnatürliche, aus zwiespältigen Willensregungen hervorgehende Handlungen für möglich halten; thut er dies aber, dann fällt eigentlich die ganze Weisheit seiner Lebensanschauung in sich zusammen, denn gerade was uns zu wissen noth thut, läßt er unerörtert. Er knüpft seine Selbstverpflichtungen an Bedingungen, versäumt aber die Wege zu bezeichnen, auf denen sich diese Bedingungen erfüllen lassen.

Trotz dieser und anderer Bedenken, die es uns unmöglich machen, für Emerson mit unbedingter Bewunderung zu schwärmen und in ihm geradezu ein Vorbild zu erblicken, müssen auch wir ihn als einen ungemein reichen und bedeutenden Geist anerkennen und seine „Versuche“ als eine unerschöpfliche Fundgrube anregender Gedanken, scharfer Beobachtungen und beherzigenswerther Lebensmaximen empfehlen. Der Leser findet darin mehr oder minder freie, theils philosophisch, theils poetisch, theils weltmännisch gedachte Phantasien über eine Reihe sehr interessanter und wichtiger Thematata, z. B. außer denen, die wir oben schon genannt haben, Expectationen über die höhere Seele, Verstand, Kunst, Poesie, Erfahrung, Charakter, Sitten, Natur, Politik u. s. w. Der Werth besteht bei allen mehr in den einzelnen Gedankenblitzen, die sie durchleuchten, als in der sie tragenden Grundidee,

mehr in der vortrefflichen Bearbeitung der einzelnen Bausteine, als in der architektonischen Construction des Ganzen. Es läßt sich daher kaum sagen, daß die oder die Abschnitte vor andern den Vorzug verdienen: denn die Würdigung des Einzelnen ist noch mehr als die Beurtheilung des Ganzen durch subjective Sympathien und Geschmacksrichtungen bedingt. Wir haben mit besonderm Interesse die Abschnitte „Vergeltung“, „Der Dichter“ und „Natur“ gelesen; am wenigsten hat uns der Abschnitt über „Kunst“ befriedigt; die darin niedergelegten Ideen sind uns als ziemlich paradox und unklar erschienen; der Kunst wie der Kunstbetrachtung dürfte schwerlich damit gebient sein.

Wahrscheinlich durch Emerson's Arbeiten angeregt, übrigens aber nach Inhalt und Form wesentlich von denselben verschieden, sind die „Essays“ (Nr. 2) von G. Grimm, der sich bereits durch seine Uebersetzung der Emerson'schen Aufsätze über Goethe und Shakspeare als einen enthusiastischen Bewunderer des amerikanischen Essayisten documentirt hat. Es kommt nicht häufig vor, daß die Leistungen des Angeregten denen des Anregenden überlegen sind; hier ist es jedoch in mehrfacher Betracht der Fall. Grimm hat sich von Emerson in gewissem Grade die Frische und Naturwüchsigkeit seiner Darstellungsweise, die Emancipation von gewissen hergebrachten Formen angeeignet, aber er hat sich hierbei nicht wie dieser ins Maßlose und Excentrische fortreißen, sondern sich durch seine deutsche Natur und Bildung, vielleicht auch durch ein von Haus aus minder verschwenderisch ausgestattetes Talent in solchen Grenzen halten lassen, welche bei aller Ungezwungenheit, bei aller Geneigtheit, pikante Einfälle des Augenblicks zu wirksamen Motiven zu benutzen, dennoch eine regelrechtere Gedankenentwicklung, eine übersichtlichere Anordnung, eine befriedigendere Abrundung gestatten. Er ist daher weniger brillant als Emerson, aber sicherer; nicht so reich, aber ein besserer Haushalter; nicht so an- und aufregend, aber wahrhafter und gesünder. Natürlich haben seine Arbeiten bei diesen Eigenschaften auch ein weniger eigenthümliches und originelles Gepräge. Hätte er sie nicht „Essays“ betitelt, wüßte man nicht von seiner Beziehung zu Emerson, so würde man vielleicht gar nicht darauf kommen, sie in diese Kategorie einzuordnen, sondern sie für Journal- und Feuilletonartikel ansehen, wie es ihrer viele gibt, und wie sie auch in Deutschland seit lange geschrieben sind. Jedemfalls verräth sich daher in der Wahl dieses Titels ein gewisses Sinne der dem Deutschen allerdings tief eingewurzelte Zug, die eigenen Erzeugnisse unter fremdem Namen zu Markte zu bringen; doch soll damit nicht gesagt sein, als sei der Name für sie geradezu unpassend, vielmehr muß zugestanden werden, daß sich kaum eine deutsche Bezeichnung würde finden lassen, mit der man einen Begriff zu verbinden geneigt wäre, wie er derartigen Arbeiten entspricht und wie man ihn einmal mit dem englischen Ausdruck „Essay“ zu verbinden pflegt.

Der Inhalt der in diesem Buch zusammengestellten,

ursprünglich wahrscheinlich für Zeitschriften geschriebenen und bereits einzeln veröffentlichten Aufsätze ist durchweg ästhetischen und kunst- oder literarhistorischen Charakters. Uebrigens besteht zwischen ihnen kein Zusammenhang, vielmehr bewegen sie sich um sehr verschiedenartige, weit voneinander abliegende Themata, wie sie der Zufall und äußere Anregungen dem Autor in die Hände gespielt haben. Es sind ihrer im ganzen neun: „Alfieri und die Riktori“; „Die Venus von Milo“; „Lord Byron und Leigh Hunt“; „Die Erwartung des jüngsten Gerichts von Cornelli“; „Die Bearbeitung von Shakspeare's „Sturm“ durch Dryden und Davenant“; „Deutsches Theater im 16. Jahrhundert“; „Rafael und Michel Angelo“; „Friedrich der Große und Macaulay“; „Schiller und Goethe“.

Fast alle diese Arbeiten haben das miteinander gemein, daß sie ihr Thema nicht allseitig und erschöpfend, sondern nur von einem bestimmten Gesichtspunkte aus behandeln. Der Leser hat daher in ihnen keine umfassende, ausreichende Belehrung über die erörterten Gegenstände, sondern nur individuelle, jedoch in objectiver Beobachtung wurzelnde, mehr oder minder zur richtigen Erkenntniß der Objecte beitragende und stets von Geist und Urtheil zeugende Ansichten über dieselben zu erwarten. So beschränkt sich der erste Aufsatz darauf, und einige Züge aus Alfieri's Selbstbiographie, namentlich die Umstände und Ergebnisse, die ihn zum Tragödiendichter gemacht haben, ferner eine allgemeine Charakteristik des Dichters und endlich eine apologetische Betrachtung über dessen „Mirra“ und die Darstellung dieser Tragödie unter Mitwirkung der Riktori mitzutheilen. Auf eine Besprechung und Würdigung der übrigen Werke des Dichters, auf die Lösung der Aufgabe, von ihm und seinen Schöpfungen ein nicht bloß in allgemeinen Umrissen entworfenes und theilweise specialisirtes, sondern in allen Theilen gleichmäßig ausgeführtes Bild zu geben, läßt er sich nicht ein. Seiner Auffassung des Dichters im ganzen mag man beistimmen, wenn auch das Prädicat „Genie“, das er ihm zukommen läßt, kaum auf ihn anwendbar sein möchte. Ob dagegen seine enthusiastisch-entomiasische Apologie der „Mirra“ den widerwärtigen Eindruck, den das Sujet dieser Tragödie auf jedes gesunde Gefühl bisher gemacht hat, zu verwischen und in einen echt ästhetischen und poetischen zu verwandeln im Stande sein wird, müssen wir ernstlich bezweifeln. Wir begreifen, daß eine Darstellung, wie die der Riktori, die Unnatur dessen, was Mirra will, auf Momente vergessen machen kann, wir geben zu, daß die Gründe, welche der Autor für seine Auffassung und zur Vertheidigung des Dichters anwendet, die besten sind, die sich dafür aufbringen lassen und vielleicht im Stande sind, den nüchternen Verstand auf eine Weile zufrieden zu stellen, aber das Widernatürliche und Abscheuerweckende in Mirra's Leidenschaft ist so stark und mächtig, daß es sich auf die Dauer durch keine Kunst bemänteln, durch keine Gründe wegdemonstriren läßt. Genügte es, eine so unnatürliche Leidenschaft, wie die geschlechtliche Liebe einer Tochter zu ihrem Vater, dadurch als natürlich erscheinen zu lassen,

daß sie wie eine den Menschen wider sein Wissen und Willen überfallende Krankheit, als die unabwendbare Schickung eines tödtlichen Verhängnisses hingestellt wird, und würde der von einer solchen Leidenschaft Befallene dadurch zum würdigen Gegenstande eines der tragischen Poesie angemessenen Mitleids, daß er mit dieser Leidenschaft kämpft und an ihr zu Grunde geht, so könnte am Ende auch jede andere Verirrung gegen Sitte und Natur, wie Päderastie, Sodomiterei u. dgl. zum Motiv einer Tragödie benutzt werden, es würde aber damit dem rohen Naturalismus einerseits und dem routinirten Formalismus, der selbst das Häßlichste zum Schönen umgestalten kann, andererseits ein Recht eingeräumt, bei dem weder das Schöne noch das Gute in seiner Eigenartigkeit zu bestehen vermag.

Der zweite Aufsatz ist eine in seinen Zügen hingeworfene Schilderung der Empfindungen, mit welcher der Autor die Venus von Milo betrachtet. Es liegt etwas unleugbar Wahres darin, aber ganz klar, scheint es, ist sich der Interpret seiner Gefühle nicht geworden. Zu Anfang sagt er von dieser Venus, alles, was eine Frau in unsern Augen schmückt und erhebt, vereine sich ihm in diesen Zügen; dann aber fragt er:

Was ist mir diese Gestalt einer Göttin? Was nützen mir die Gedanken, die sie in mir erwachen läßt? Eine unfruchtbare Sehnsucht sind sie, fremd mir selber, indem sie zu reden begehnen.

Und weiterhin sagt er sogar:

Gewiß, sie ist schön. Bewunderung und Trauen erweckt sie, die Phantasie trägt uns mit Macht zurück zu ihren Zeiten, aber fremd bleibt sie uns dennoch, und während wir im Anschauen verloren sind, sagt uns eine leise Stimme, es sei für uns kein Herz mehr in dieser Schönheit.

Wie verhalten sich diese beiden Aussprüche? Kann eine Schönheit, in der sich alles vereinigt, was eine Frau schmückt und erhebt, als herzlos gedacht werden? Kann sie uns fremd bleiben in demselben Augenblicke, wo sie uns mit Macht in ihre Zeiten zurückversetzt, uns zwingt, und ganz in sie zu verlieren? Der Autor hat hier offenbar zwei verschiedene, wenn auch oft unmittelbar aneinander liegende Momente der ästhetischen Betrachtung, nämlich den des eigentlichen Genusses und den der kritischen Erwägung miteinander confundirt. Die Kritik wird dem, was das Schöne im Augenblicke des Genusses

mit etwas abzulehen. Dies gilt nicht, sondern von allen Kunstschönen nicht das Schöne in sondern nur eine einzelne Manier das Moderne läßt uns, wenn wir betrachten, gar viel im Verwundern; und wie es ungerecht ist nach dem Antiken messen zu scheint es uns, die Werke der modernen Gefühlen zu beurtheilen. Schönen gilt es, und über die Zeit hinauszuschwingen und lokalen Stimmungen soviel anzuhaften. Nur unter dieser Be-

dingung ist ein harmonisches Zusammengehen der ästhetischen und kunsthistorischen Beurtheilung zu erreichen.

Der dritte Aufsatz enthält eine Apologie Byron's den Anklagen Leigh Hunt's gegenüber, jedoch läßt er sich nicht sowohl auf eine spezielle Widerlegung der Hunt'schen Aussagen ein, sondern begnügt sich, überhaupt darauf aufmerksam zu machen, wie höchst mißlich, unzuverlässig und ungerecht es sei, einen großen Mann statt nach seinen Geistesproducten und seinen der Welt angehörigen Thaten nach kleinen Zügen seines Privatlebens zu beurtheilen und dadurch das erhebende Bild, das uns seine Werke von ihm geschaffen, in den Staub herabzuziehen. Wir können ihm darin nur beistimmen, und empfehlen, was der Autor über die Veröffentlichung von Briefen und die Ausbeutung der nicht für die Welt, sondern nur für den Kammerdiener bedeutsamen Züge sagt, allen denjenigen unserer heutigen Literarhistoriker, welche statt des Bildes die Rehrseite eines Gemäldes zu betrachten lieben, zu wärmster Beherzigung.

Nicht in gleicher Weise befinden wir uns mit dem vierten Aufsatz im Einklang. Einerseits scheint uns der Verfasser zwischen der religiösen und ästhetischen, sowie zwischen der katholischen und protestantischen Auffassung gewisser Darstellungen eine Kluft anzunehmen, wie sie in der That kaum noch besteht; andererseits kommt es uns vor, als lege er der von ihm besprochenen Composition einen künstlerischen Werth bei, wie er ihr nicht unbedingt einzuräumen ist. Wir verkennen nicht, daß der Künstler die Aufgabe, die ihm hier gestellt war, in einer seinen Genius verrathenden Weise gelöst hat, aber in der Aufgabe selbst liegt etwas, womit sich weder die confessionelle noch die ästhetische Anschauungsweise auszusöhnen vermag. Die an die nächste prosaische Wirklichkeit erinnernden Figuren der untersten Schicht stehen mit der universalen und idealen Bedeutung der übrigen Elemente des Bildes in gar zu grellem Contrast, und so schön auch die architektonische Anordnung des Ganzen als solche ist, so entspricht sie doch eben mehr den Ansprüchen, die man an ein Werk der Baukunst, als denen, die man an ein Werk der Malerei macht. Von Herzen aber stimmen wir ihm bei, wenn er gegen den Schluß seines Aufsatzes die Ausführung der Cornelius'schen Cartons, unter denen und „Die Erwartung des Jüngsten Gerichts“ keineswegs eins von den bedeutendsten zu sein scheint, als die Sache einer unabwendbaren und möglichst bald zu erfüllenden Pflicht betrachtet wissen will.

In den beiden folgenden Abhandlungen legt der Verfasser die Resultate gelehrter und unglücklicher Untersuchungen über die ersten Quellen und verwandtschaftlichen Beziehungen verschiedener dramatischer Arbeiten aus dem 16. und 17. Jahrhundert nieder. Die erste derselben knüpft zunächst an die Bearbeitung von Shakespeare's „Sturm“ durch Dryden und Davenant an, erstreckt sich sodann aber auch über mehrere andere Dramen, welche sich mit mehr oder weniger Selbstständigkeit um dieselbe Fabel bewegen, namentlich über ein von Corneille benutztes Stück Sadeur's („In diesem Leben ist alles

Wahrheit und alles Lüge“) und Shakespeare's „Gymbeline“, und leitet endlich die Urbestandtheile derselben aus einer indischen Sage ab, die durch ein Gedicht des Johannes Damascenus („Baalam und Josaphat“) und auf andern Wegen in verschiedenen Gestalten den Völkern des Abendlandes bekannt geworden sei. Die zweite dieser Abhandlungen enthält ähnliche Untersuchungen theils über das Luzerner Neujahrspiel und den Henno des Reuchlin, theils über das Theater des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig zu Wolfenbüttel, von denen die beiden erstgenannten Arbeiten mit der französischen Farce „Wathelein“ in Zusammenhang gebracht und als wahrscheinlich aus einer italienischen Volkskomödie hervorgegangen bezeichnet werden, während unter den Stücken des Herzogs Heinrich Julius vorzugsweise die „Susanna“ und der „Vincentius Radislaus“ besprochen und letzteres als eine der Quellen, welche Shakespeare wahrscheinlich zu seinem Lustspiel „Viel Lärm um nichts“ benutzt habe, bezeichnet wird. In den Darlegungen des Verfassers liegt viel Ueberzeugendes; indeß bleibt, was er vorbringt, doch mehr oder weniger Hypothese. Hier und da beruhen seine Vermuthungen auf ziemlich leicht wiegenden Gründen, z. B. wenn er dem berner Neujahrspiel bloß darum einen italienischen Ursprung zuschreibt, weil die darin auftretenden Figuren eine gewisse Verwandtschaft mit den bekannten Masken der italienischen Volksstücke haben. Derartige Uebereinstimmungen lassen sich ebenso gut aus der allgemeinen Ähnlichkeit der menschlichen Natur und der menschlichen Verhältnisse erklären. Wenn ihnen aber wirkliche Traditionen zum Grunde liegen, scheinen dieselben mehr auf die noch in epischer Form von Volk zu Volk wandernden Sagen, als auf dramatisirte Bearbeitungen derselben bezogen werden zu müssen.

Der Aufsatz „Rafael und Michel Angelo“ ist eine vorzügliche Charakteristik dieser beiden Künstler, zu welcher der Autor hauptsächlich durch Gutzl's Künstlerbriefe angeleitet ist. Das gegenseitige Verhältniß beider Männer ist ein zu energisch sich selbst ausprechendes und zu leicht erkennbares, als daß der Verfasser wesentlich Neues hätte beibringen können; inzwischen wird die Arbeit als eine warme und gerechte Würdigung der beiden Rorpphären der italienischen Kunst, als eine wohlgewählte Zusammenstellung ihrer Erlebnisse und der sie besonders charakterisirenden Züge und als eine geistreiche, mit vielen feinen Bemerkungen ausgestattete Verarbeitung des besten Materials einem großen Kreise von Lesern eine ebenso belehrende wie interessante Lectüre sein.

Ein wenig fremdartig unter den übrigen Aufsätzen, sofern dieselben sämtlich ästhetischen Charakters sind, ist der Essay über Friedrich den Großen und Macaulay, worin der Verfasser den preussischen König gegen die ungerechte Beurtheilung des englischen Historikers in Schutz nimmt. Abgesehen hiervon enthält er vieles, was gerade jetzt mit wärmerm Interesse aufgenommen werden wird als 1858, wo er geschrieben; so insbesondere dasjenige, was er als die welthistorische Aufgabe Preußens in Deutschland und Europa bezeichnet und wonach er dem-

gemäß auch die Thaten Friedrich's des Großen aufgefaßt wissen will. Er sagt:

Friedrich der Große war französisch gebildet, schrieb so, dachte so, philosophirte so und sprach im Sinne der Voltair'schen Schule über die Kirche. Nirgends aber hat er die Katholiken vertrieben oder bedrückt. Trotzdem sind seine Siege über Oesterreich und Frankreich heute nicht anders aufzufassen als die Siege des norddeutschen, protestantischen Wesens gegen das romanisch gesinnte und im romanischen Sinne beherrschte südliche Deutschland. Diese beiden Theile desselben Landes stehen sich heute noch im ganzen als Katholiken und Protestanten gegenüber.

Dies protestantische Princip gilt ihm aber auch als das eigentlich germanische, dem romanischen gegenüber, denn „von Rom aus gesehen sei ganz Deutschland protestantisch“. Den Protestantismus fördern heißt ihm daher das Germanenthum fördern, das germanische Princip sei aber das zur Beherrschung der Zukunft berufene, und in diesem Sinne hätten alle germanischen Völker zusammenzuwirken, auch die Engländer und Nordamerikaner. Man sieht, der Verfasser berührt hier eine Idee, die eben jetzt auf das lebhafteste discutirt wird und zur Realisation drängt. Hierdurch wird der Aufsatz uns näher gerückt, als es sonst bei seiner Bezugnahme auf einen bereits 1842 geschriebenen Zeitungsartikel Macaulay's der Fall sein würde.

Der letzte Aufsatz „Schiller und Goethe“ ist eine übersichtliche historische Darlegung des Entwicklungsganges, den das wechselseitige Verhältniß der beiden Dichter genommen. Wesentlich neue Gesichtspunkte bietet er nicht; aber er ist mit Wärme und Gerechtigkeit geschrieben, und verdient namentlich wegen der Unbefangenheit und Liebe, mit welcher der viel verkannte und fälschlich angefeindete Goethe darin gewürdigt wird, von vielen gelesen zu werden. Haben einige unserer bedeutendsten Literariker gegen Goethe die Anschuldigung erhoben, daß er sich nicht lebhaft genug an der nationalen Bewegung betheiligt habe, so macht dagegen Grimm die Ansicht geltend, daß die wahre Geschichte Deutschlands die Geschichte der geistigen Bewegungen im Volke sei. Er sagt:

Seit Luther's Zeiten ist die Geschichte der Literatur die innerste Geschichte des Volks. Alles andere spiegelt sich in ihr und ordnet sich unter.

Und weiterhin heißt es:

Wenn wir von unsern großen Dichtern sprechen, so reden wir davon wie die Franzosen von ihrer Gloire und die Engländer von ihrem Reichthum. Goethe und Schiller sind nicht bloß Männer, deren Arbeiten uns ergözen oder momentan rühren, sondern wir betrachten sie als die Schöpfer der geistigen Höhe, auf der wir uns befinden.

Er betrachtet sie daher auch als die innersten Triebe der politischen und nationalen Bewegungen. Er sagt:

Was hat Goethe mit den Befreiungskriegen zu thun? Er kämpfte nicht mit, schrieb keine patriotischen Gesänge, keine Droschüren gegen die Franzosen oder vaterländische Tragödien. Aber man sehe die Bildung der Männer, welche damals den Kern des Volks bildeten, genauer an: lauter Schüler seiner Lehre, die sich bemühen, in seinem Geiste zu handeln. Cornelle's oder Shakespeare's Leben dem Goethe's gegenüber verhalten sich wie die Schicksale einer Stadt zu dem eines ganzen Landes.

Der Autor begegnet in dieser Ansicht ganz der unserigen, und wir sind der Ueberzeugung, daß dieselbe zuletzt die allgemeine werden wird, wenn auch erst dann, wenn wir auch auf äußern Gebiete das errungen haben werden, was wir zur Zeit immer noch erstreben.

Karl Frenzel's „Dichter und Frauen“ (Nr. 3) — Studien, denen wir, wenn wir nicht irren, bereits in Gupkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ begegnet sind — haben mit den Grimm'schen „Essays“ das gemein, daß sie sich, wie diese, größtentheils um Stoffe von ästhetischem und literarhistorischem Interesse bewegen; übrigens aber berühren sie sich in Inhalt und Darstellung nicht. Der Leser findet in ihnen im ganzen neun Aufsätze: „Dante Alighieri“, „Torquato Tasso“, „Luís de Camoens“, „Calderon's historische Dramen“, „Vertraud de Born“, „François Regnard, ein französischer Lustspiel-dichter“, „Louise de la Vallière“, „Julie Lespinasse“ und endlich „Louise d'Épinay und J. Jacques Rousseau“. Man sieht, diese Stoffe sind sämtlich aus der Literatur und dem Weltleben der romanischen Nationen geschöpft, und insofern hat das Frenzel'sche Buch einen einheitlichen Charakter als das von Grimm. Abgesehen hiervon aber ist es ebenfalls nur eine Zusammenstellung von Monographien, die ohne directe Beziehung aufeinander geschrieben und demgemäß auch unabhängig voneinander zu lesen sind. Besteht zwischen den sechs ersten noch insofern ein geistiges Band, daß sie sämtlich Porträts berühmter Dichter sind, deren jeder als Repräsentant einer eigenthümlichen Richtung der romanischen Poesie gelten kann, so bilden die drei letzten eine Gruppe für sich, und nur sofern überhaupt von Dichtern und Frauen und insbesondere von einem Dichter der Liebe und des Leichtsinns zu einem Opfer der Liebe und des Leichtsinns ohne allzu kühnen Sprung zu gelangen ist, schließen sich auch die beiden Gruppen in zwangloser Weise aneinander an.

Die meisten dieser Studien fallen mehr unter die Kategorie der Biographien als unter die der Charakteristiken. Der Autor beschäftigt sich mehr mit dem Leben als den Werken der von ihm gezeichneten Persönlichkeiten, und bei der Darlegung des Lebens hält er sich mehr bei der Erzählung ihrer Lebensschicksale, als bei der Construction ihrer Individualität auf. In entschiedener Weise weicht er hiervon nur im vierten seiner Aufsätze ab, denn dieser ist, wie schon die Ueberschrift angibt, hauptsächlich den Arbeiten Calderon's gewidmet. Bei alledem darf der Leser keine eigentlichen Lebensbeschreibungen in diesen Bildern erwarten. Sie sind dazu weder objectiv und ruhig genug gehalten, noch besitzen sie die Vollständigkeit und Genauigkeit, welche allein im Stande ist, das Leben eines Menschen in seinem stetigen Zusammenhange begreifen zu lassen. Der Autor begnügt sich, aus dem Leben derer, die er uns vorführt, die bedeutendsten Erlebnisse und Entwicklungsphasen herauszugreifen und uns durch eine oft mehr rhetorische oder lyrische als historische und epische Aneinanderreihung derselben ein Bild ihrer Bestrebungen und Erfahrungen, ihrer Leben und

Freuden, ihrer Kämpfe und Leistungen zu entwerfen. Seine Auswahl darf im ganzen eine glückliche genannt werden. Könnte man auch hier und da mit ihm darüber rechten, warum er gerade diesen Zug seinem Bilde einverleibt, einen andern übergangen hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß seine Gemälde ihrem Gesamteindruck nach dem historischen und poetischen Charakter der von ihm gezeichneten Personen entsprechen und daß man durch sie von ihrem Leben ein wahrheitsgetreues, übersichtliches Bild erhält.

Weit weniger als der dargebotene Stoff vermag die Darstellung desselben zu befriedigen. Sie strebt nach Frische und Lebendigkeit, sie will nicht bloß belehren, sondern auch bewegen und erregen, ihre Bilder nicht bloß treu und wahr, sondern auch interessant, reizend, effectvoll, als Werke einer den Blick auf sich selbst lenkenden Technik erscheinen lassen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Autor diese Absichten zum Theil erreicht; aber er weiß dabei nicht die rechten Grenzen innezuhalten, wendet nicht immer die dem reinen Geschmack entsprechenden Mittel an, oder macht von Mitteln, die sparsam angewandt, allerdings von Wirkung sein können, einen viel zu häufigen, mehr handwerkemäßigen als künstlerischen Gebrauch. Dahin gehören z. B. die zahlreichen emphatischen Wendungen, die Exclamationen, die rhetorischen Fragen und vor allem die fast auf jeder Seite wiederkehrenden Apostrophen an die Personen, von denen er in dritter Person reden sollte, ja sogar an Dertlichkeiten, Zeitepochen und leblose Gegenstände, z. B.: „Im Vorhof der Hölle treffen wir dich wieder, feiger Vieri“, „Eine hinfallige, gebrochene Gestalt, eingesunken die Augen, kahl die Stirn, wer konnte sie wieder befeelen? Nicht all deine Schätze, deine Feste und deine Schönheiten, Mantua, nicht deine Freundschaft, edler Gonzaga!“ oder: „Du arme Marie du Dessant!“, „Glückselige Luise!“, „Armer Jean Jacques!“ u. dgl. m. Durch solche und ähnliche Bezeichnungsmittel erhält seine Schreibart etwas Manierirtes, Gewaltthätiges, Gequältes; seine Bilder wirken wie Gemälde mit allzu gekünstelten und allzu grellen Licht- und Schatteneffekten. Was den Eindruck erhöhen soll, dient oft nur dazu, das Verständniß zu erschweren, den Blick zu verwirren. Indem der Autor alle möglichen Schrauben ansetzt, um für die Objecte unsere Theilnahme, unser Mitgefühl zu erregen, lenkt er gerade unsere Aufmerksamkeit von den Objecten ab und auf sich und seine Erregungsversuche hin. Seine Reizmittel wirken, wie die in ihrer Absicht und Unwahrheit durchschaute Kunststücke einer Kokette; oder wie die zwar wahren, aber krankhaften Gefühlsexpectorationen einer allzu empfindsamen Seele. Dabei ist die Darstellung sprunghaft und zerrissen, nicht selten auch schwülstig und überladen.

Mehr oder weniger finden sich die hier gerügten Fehler und Auswüchse in allen Abtheilungen dieses Buchs, doch nicht überall in gleichem Maße. Am stärksten sind sie uns in den Studien über Dante, und über die drei französischen Frauen, Louise de la Vallière, Julie Lespinasse und Louise d'Épinay aufgefallen. Die erste der-

selben ist auch darum noch von unangenehmem Eindruck, weil der Verfasser die Lebensgeschichte Dante's zugleich mit einer Entwicklung seiner Poesie zu verweben gesucht hat und nicht im Stande gewesen ist, diese an sich nicht unangemessene Idee in natürlicher Weise, sondern nur durch ein gewaltsames und unklares Durcheinandermengen historischer und poetischer Elemente zur Ausführung zu bringen, z. B. wie in folgendem Passus, der als ein Beleg seiner Darstellungsweise überhaupt dienen kann:

Auf Wunsch seiner Familie verheirathete sich Dante mit Gemma von den Donatis 1291, und wie zurückgekommen aus schweren Träumen, „führte er ein bürgerliches, fleißiges und christliches Leben“, sagt ein alter Chronist von ihm. Ehrsam und fleißig wie die andern Menschen, nicht eben glücklich, aber zufrieden mit seiner Frau und deren Verwandten; obgleich seine politischen Gegner, hat er sie nicht in die Hölle verstoßt. An einem bessern, hoffnungsreichern Orte, wo im Fegfeuer — mager, ausgehörrt, mit tiefliegenden Augen die Schwelger büßen — welch ein Schatten hebt sich da vor den andern empor, mir entgegen? „Kennst du mich nicht?“ ruft es. An seiner Stimme erkannte ich den Schatten, sagt der Dichter, er war's, Forese Donati, mein Liebster Freund, mit dem ich oft beim Wein geschert und gelacht. O, wo ist deine Schwester Piccarda? „Sie trümpht im Himmel mit ihrer Krone.“ Mit diesen Menschen lebte er; eingeschrieben in die „Rolle der Aerzte und Apotheker“, geht wegen seiner Wissenschaft, ward er viel in Staatsgeschäften gebraucht, Gesandter in Neapel, wo er mit dem Königsjohn Karl Martell Freundschaft schloß, in San-Gimignano und endlich, als er das gesetzliche Alter von 35 Jahren erreicht, zu einem der sechs Prioren erwählt, die Florenz regierten. Da kam jener Lanzenwurf des Freundes, der ihn im Laufe der Zeit aus der Vaterstadt hinausstieß — in das Elend oder in das Glück? Wer will's entscheiden? Denn am Ende: „Folg' deinem Stern, der Hosen soll dir dann sicher sein.“

Einfacher und natürlicher, besonders ruhiger fortschreitend sind die Studien über Torquato Tasso und Camöens; fast ins Trockne fallend die über Calderón's historische Dramen, seinem Wesen angemessener, noch den Forderungen eines reinen Geschmacks mehr Achtung tragend die über Verbrand de Vorn und François Regnard.

Seinen ästhetischen Urtheilen darf man im allgemeinen beipflichten; weniger seinen moralischen. Wir billigen den Rigorismus nicht; aber die Rücksicht, mit der er über den Triumph aller möglichen Unfluten und Laster in Regnard's Lustspielen hinweggeht, und das überaus warme Interesse, das er an den Herzensverirrungen der von ihm gezeichneten Danten nimmt, dünkt uns denn doch in allzu lauen Principien zu wurzeln. Aufgefallen ist uns auch, daß seine Meinungen in der Regel mehr nach einer katholischen als nach einer protestantischen Weltanschauung schweben. Ob dies in der Confession, der er angehört, oder in dem Bestreben, sich der Anschauungsweise der von ihm geschilderten Persönlichkeiten anzubequemen, seinen Grund hat, vermögen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls hat die Beharrlichkeit, mit welcher sich der Autor im Ideentreife der romanischen Nationen bewegt hat, das Ihige sowol hierzu, wie zu seiner Darstellungsweise beigetragen.

Adolf Brising.

Federzeichnungen und Reisskizzen.

1. Berliner Federzeichnungen von E. Kossak. I und II. Berlin, Sanft. 1860. Gr. 16. à 10 Mgr.
2. Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch von Julius Rodenberg. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 24 Mgr.
3. Reisskizzen aus Ost- und Westpreußen. Von Max Rosenhryn. Zwei Bände. Danzig, Rafemann. 1858. 8. 24 Mgr.

Es ist nicht etwa bloß die alphabetische Rangfolge, die uns Kossak voranzustellen veranlaßt. Rodenberg und Rosenhryn haben ihre Reissstudien gewiß mit bloßem Eifer betrieben, der eigentlich „Vielgereiste“ und „Vielbewanderte“, um in Homerischer Weise zu sprechen, ist aber doch nur der berliner Humorist Kossak.

„Federzeichnungen“ (Nr. 1) betitelt Kossak schlichtweg seine zierlichen Gaben. Genrebilder und humoristische Skizzen der ausgefeiltesten Art sind es. Er nennt sie Federzeichnungen, wir möchten sie vielleicht mit ebenso gutem Rechte Reisskizzen nennen, vielleicht auch Länderfahrten und städtische Untersuchungen. Federzeichnungen! O dieselbe kleine Feder des Humoristen zeichnet nicht nur, sie versteht Stiche, Liebe, Schläge, Stöße zu gleicher Zeit und mit derselben Sicherheit. Kennt der Corpsbursche seine blutigen Ausfälle gegen die Gesichter seiner Gegner bescheidenweise Zeichnungen, warum soll der Humorist nicht auch so die Schrammen und Schmarren nennen, die er über die Physiognomien alter Gecken und Räuze zieht? Kossak geht, reitet, fährt fast nie über die Mauern Berlins hinaus, und doch sind es Weltfahrten im ausgedehntesten Maßstabe, die er in den Straßen der einen Stadt unternimmt. Ohne Verzug geht es über Triften und Auen, über Berge und Höhenzüge, über Eisflächen und trostlose Steppen. Bald steckt er in Sumpfen und Morästen, bald in den Lagunen Venedigs, bald in der Scylla und Charybdis. Jetzt treibt er um Vorgebirge dem hohen Meere zu und im nächsten Augenblicke ruht er schon wieder in den dichten Lorberhainen gesegneter Eiländer. Aber die Triften und Auen sind nur Haarfrisuren der Kellner und Pfastertreter, die Berge und Höhenzüge nur besetzte Tafeln praffender Börsenleute, die Eisfläche ist die Blase eines armen Actuars, die trostlose Steppe das nichtsagende Gesicht eines boshaften Gläubigers. Sümpfe und Moräste sieht er in den Augen abgelebter Schlemmer, Venedigs Lagunen blicken ihn die unzähligen Linsenflecke auf dem Tische eines gelehrten Bedanten, die Scylla findet er in der Klatschwelt der Kaffeeschwätzer, die Charybdis in der klassischen Grobheit des Portiers. Das Vorgebirge liegt auf der Nase wohlbekannter Geheimräthe, sein hohes Meer findet er im Meere der prosaischen Alltäglichkeit und die Lorberhaine in den abgeschriebenen Federkielen eigensüchtiger Poeten. Worin liegt der eigenthümliche Reiz dieser frischen kleinen Genrebilder? Sie sind so einfach, daß man meinen sollte, sie müßten aus jeder andern Feder ebenso leicht fließen. Sie bieten ein so eigenes Gemisch von Humor, Scherz, Witz, Satire, Sarkasmus, Spott, Hohn, Malice und sind zusammengesetzt aus sehr viel Wahrheit und ganz wenig Uebertreibung, zu neun Theilen aus Natur und einem aus Caricatur. Das nachzumachen versuchten schon sehr viele, es glückte indes kaum einigen, Kossak annähernd zu erreichen. Die Farbmischung, mit der er seine Gebilde aufrägt, ist sein Geheimniß. Sie erlernt sich erst durch ein langes Leben der emstigen Detailstudien auf dem Gebiete der Menschenkunde. Wie ein sich zum Virtuosen bildender Musiker dieselben Stücke wieder und immer wieder einübt, so behandelte auch Kossak wieder und immer wieder die kleinen Leiden und Alltäglichkeiten der menschlichen Gesellschaft, bis er sie mit größter Virtuosität vorzutragen erlernte.

Die vorliegenden beiden Bändchen enthalten nicht weniger als 34 der verschiedensten kleinen Skizzen. Sämmtlich fanden sie schon gedruckt in irgendeiner der vielen Zeitschriften, für die

Kossak unabhängig tätig ist. Natürlich können die Skizzen hintereinander gelesen nicht alle ein gleiches Interesse gewähren. Bei einigen erweist sich der Stoff als mager, bei andern der Schluß als matt. Man hat es Kossak oft vorgeworfen, daß er mit einer Dissonanz zu schließen ließe; vielen weichen Gemüthern wird daher auch der Mangel verständlicher Elemente in seinen Darstellungen mehr als einmal wehe thun. Nichtsdestoweniger läßt die Mehrzahl dieser Genrebilder auf den Leser eine zweckfellererschütternde Wirkung, wohlverstanden, wenn der Leser in der Lage ist, alle nur angedeuteten Beziehungen und Seitenhiebe zu verstehen. Aus dem ersten Bändchen möchten wir besonders hervorheben: „Der kleine Bediente“, „Unglücks haus und Unglücksmensch“ (die eigentlich komische, außerhalb Berlin nicht gewürdigte Pointe liegt darin, daß ein Haus Behrenstraße Nr. 199 gar nicht existirt), dann das glänzende Kapitel von den „Buntenkindern“ und das noch drastischere „Der Reisegesellschaftler“. Das ist echt Kossak'sche Satire und Boosheit, ein Humor zum Schicksalachen, wenn er von einem edeln Berliner erzählt, er habe sich im Leipziger Hotel anstatt des Kaffees am frühen Morgen einen „sauern Sering“ bestellt. Dagegen hätte Kossak die „Schachspieler“ nur ungeschoren lassen sollen, fätemal sie stellenweise sehr an Langweiligkeit zu leiden pflegen.

Das zweite Bändchen dünkt uns etwas matter als das erste. Vielleicht ist's unbillig zu verlangen, daß jede Skizze zünden soll. Auch begegnen wir da den ausgezeichneten Sachen „Der Heirathsgarten“, „Die Ballknaben“, „Das Mädchen der Gegenwart“, „Aus den Annalen des Pantoffelregiments“, Skizzen, die sich mit vielen im ersten Bande messen können; ferner sind noch „Das schöne Geschlecht“ und „Zur Naturgeschichte der Rätze“ zu erwähnen. Nicht im gleichen Grade sprechen uns aus dem zweiten Bändchen „Selbstverfleterung“ und „Von der Redefreiheit“ an. Herausheben möchten wir indes aus allen 34 Skizzen nur eine, nämlich „Die Gesellschaft ohne Statuten“. Sie machte auf uns schon keinen befriedigenden Eindruck, als wir sie vordem in der „Schlesischen Zeitung“ lasen. Die Bedeutung des Humorists und Satirikers verliert zu viel, wenn er von sich eingesteht, höhern Blödsinn nur des höhern Blödsinns wegen getrieben zu haben. Und doch enthält gerade diese Skizze einen psychologisch höchst interessanten Zug. Bogumil Goltz, der „tief sinnige Humorist“, ist eines Abends als Gast in der Gesellschaft anwesend. Er wird von einem jungen Manne mit einer Rede insultirt, deren Bedeutung aus der Gedankenfolge: „Wenn die Polarität des Nihilismus, abstrahirt von der Duplicität des Nichtseins, aber angefächelt von der schlechten Kategorie der Antinomie“ u. s. w. einleuchtet. Darauf habe sich der „tief sinnige Humorist“ Bogumil Goltz mit „düsterm, feierlichem Ernste“ erhoben und einen so ungeheuerlichen philosophischen Wahnwitz gesprochen, daß der provozirte Jüngling für alle Jahrhunderte verdunkelt worden sei. Wir glauben das. Es gibt überhaupt nur ein Mittel, sich den höhern Blödsinn vom Halse zu halten. Der „tief sinnige Humorist“ wird es angewendet und die Schalkheit des höhern Blödsinns durch den freisten metaphysischen Synismus (vielleicht in ganz gemeinen Ausdrücken?) überboten haben.

Häufig schon hat man gefragt, warum Kossak seine humoristischen Studien nicht in einem größern humoristischen Romane niederlege. Aber man bedenkt nicht, daß er für die Masse ein Schriftsteller nicht ist und nie sein wird. Der gewöhnliche Mann versteht Kossak nicht. Nur der Gebildete, ja der nach gewisser Seite hin literarisch Gebildete wird die Kossak'schen Studien und humoristischen Streifzüge mit Begehr, mit dem größten Behagen lesen. Kossak kennt wol seine eigene Natur am besten, wenn er sich von größern humoristischen Erzählungen fern hält. Es könnte nicht fehlen, daß uns dieselben Geheimräthe, Ränge und Geden aller Art, die uns in den kleinern Skizzen aufs äußerste ergötzen, wegen ihrer stereotypen Außenseite auf die Dauer zu langweilen anfangen. Wenn auch eine noch so geringe, eine klein wenig chargirte Fälschung zeigen alle Kossak'schen Personen. Und ein humoristischer Roman, in dem sich nur

chargirte Personen herumtummeln, muß die Geduld des Lesers doch etwas ermüden. Um so mehr aber wird die geistreiche Schreibweise, die eigenthümliche, aus sehr viel Wahrheit und ganz wenig Uebertreibung gemischte Kunst der Gestaltung für Skizzen wie die vorliegenden, in denen Kossak unbeschränkt Meister ist, weit über das flüchtige Interesse hinaus fesseln.

Das Kobenberg'sche Skizzenbuch: „Alltagsleben in London“ (Nr. 2), enthält auch Federzeichnungen, doch etwas anderer Natur als die Kossak'schen. Kobenberg erseht das satirische Element der berliner Federzeichnungen in seinen Londonern durch ein romantisches. Er will das Alltagsleben in London schildern, Dinge und Ereignisse, wie sie dem Auge des Fremden während mehrerer wechselvoller Monate in einer Weltstadt tausendfach zufallen. Alltägliche Eindrücke; nur die Stimmung, in der sie erfaßt wurden, ist nichts weniger als alltäglich, vielmehr im höchsten Grade sonn- und festlich. Die Stimmung des Poeten ist es, der nicht an dem kleinsten Steine vorbeigehen kann, ohne ihn in Beziehung zu einem Gedanken, zu einer eigenthümlichen Anschauung zu setzen. Sicherlich zusammengefaßt aus vielen einzelnen, zu verschiedenen Tagen und Stunden gesammelten Eindrücken, aus den unbedeutendsten Tagebuchnotizen und Schreibmappenfragmenten entstanden, fließt dies Alltagsleben doch in einer so wohlgefälligen Form vor uns hin, daß wir den Verfasser um die leichte Gabe der Auffassung und Darstellung fast beneiden möchten. Aus den vier Jahreszeiten, aus Frühling und Sommer, aus Herbst und Winter, bei Tag und bei Nacht, von der Straße und aus dem einsamen Stübchen trägt er seine Eindrücke zusammen. Doch glaube man das Alltagsleben nicht geschildert nach einem festen Plane oder einer irgendwie erschöpfenden Weise. Wie ich es euch bringe, so muß es euch gefallen, das lesen wir aus der harmlosen Art der Darstellung überall heraus. Der Verfasser zeigt sich ganz unbekümmert um das „Wie“ seiner Darstellung, er plaudert leicht vor sich hin, bald schneller bald langsamer, als ob die Worte für keines andern Menschen Ohren als nur für seine eigenen bestimmt wären. Wir thun auch, als hörten wir kaum zu; macht er aber eine Pause, so erschauen wir ihn mit einem Kopfnicken fortzufahren; denn ob es auch nicht immer neu, was er gesehen, ob es auch nicht immer bedeutend, an das er seine Betrachtungen knüpft, wir hören es doch gern noch einmal wie die Phantasie über eine alte und lieb gewordene Melodie. Sollen wir überhaupt an einem ein klein wenig Anstoß nehmen, was so mag es das liebe „Ich“ des Schöngelstes sein, das uns wol nie und da zu ausschließlich entgegentreift.

Gestellt ist das Schriftchen in die beiden Abschnitte „Frühling und Sommer“, „Herbst und Winter“. In jeden der beiden theilt Kobenberg eine recht alltägliche Geschichte ein; Geschichten, wie sie in jeder größern Stadt, in Berlin so gut als in London, in Wien so gut als in Paris vor sich gehen können und wirklich vor sich gehen. Sie sind alltäglich wie der Abend, der auf den Tag folgt, diese Geschichten „Minnie, sweet Minnie“ und „Eine Tochter der City“; alltäglich das junge Mädchen aus der Provinz, das in die Residenz kommt und nur zu bald der Verführung erliegt; alltäglich die Liebe einer reichen Kaufmannstochter zu einem armen Menschen; alltäglich dort die Reue über das verlorene Jugendglück, alltäglich hier die ewig gleiche Hingabe an den Mann der Wahl. Und doch welche Tragik liegt in dieser Alltäglichkeit! Indeß überlassen wir beide Geschichten vorzugsweise den weichgekimmtten Gemüthern; auch der weniger Empfindsame begegnet im Alltagsleben des Interessanten genug, ob er nun mit dem Verfasser eine „Frühlingsfahrt durchs Nordmeer“ macht und bei der Landung in London von dem ersten besten Kofferträger geprellt wird, ob er die „Englischen Contraste“ im Theater, Park oder Café studirt, ob er das Wesen des Dumbags in der „Annouce“ kennen lernt, oder ob er die hohe englische Aristokratie im „Parlament“ und in den „Clubs“ belauscht. Das Eigenthümlichste erzählt uns wol der Verfasser in den „Weihnachtsfreuden“. Es ist höchst

schwändig, wie sich das patriarchalische Glück der Familie beim gesammelten germanischen Stamm am tiefsten und reinsten in der Feier der Weihnachtstage äußert. Wie wenig ist es doch: eine Sans und ein Pudding! Und doch, welche Freude, welche herzliche Anhänglichkeit knüpft sich nicht an den einfachsten Weihnachtsmann! Den Statistiker endlich machen wir besonders aufmerksam auf die letzten Seiten des „Alltagslebens“. Es handelt sich da um nicht weniger als 442000 Briefe, die an einem Tage, dem 14. Februar, vom „harmlosen“ londoner Postboten ausgetragen werden müssen. Wir Deutsche haben unsern 1. April, der zu Neckereien Anlaß gibt, der Londoner seinen Valentinstag; wer sonst nie einen Brief abschickt, der schickt gewiß einen am Valentinstage ab. Der Verfasser theilt einen dazwischen Valentinsbrief mit, den er von einer unbekannten Valentine erhalten haben will. Wer kann's wissen, ob er nicht auch hier Wahrheit und Dichtung stark miteinander vermischt; ist der Brief aber wirklich durch die Hände eines londoner Postboten gegangen und ist er nicht von der unbekannten Valentine, die indes der Verfasser zu kennen meint, aus einem Briefsteller abgeschrieben, nun dann ist das londoner Volksleben noch lange nicht zu der trostlichen Rüsternheit zusammengeschrunft, als es nach dem Dualme der Effen und Fabriken, nach dem Gewichte des gelbgrauen Rebels und nach der Eravattenkeitsheit des Ultragländers wol den Anschein hat.

Das den Werth der Auffassung und Darstellung betrifft, so können Rosenheym's „Reiseflitzgen aus Ost- und Westpreußen“ (Nr. 3) den Vergleich mit den Rosaf'schen und Kobenberg'schen Arbeiten nicht ganz aushalten. Indes war es Rosenheym um einen solchen Vergleich gewiß auch nicht zu thun. Er wollte die Dinge weder ausschließlich mit den Augen eines Humoristen noch mit denen eines Schöngeistes betrachten. Das gesammte Interesse lag ihm bei seinen Schilderungen am nächsten, und er beutete es vorzugsweise aus, indem er als Führer den Leser gewissenhaft mit allen hervorragenden Punkten der besprochenen Gegenden bekannt macht. Es kann nicht fehlen, daß wir auch durch wenig interessante Strecken wandern, ab und zu dem Führer einige Wiederholungen und Neben pro patria ei domo zugute halten müssen. Der Verfasser ist nicht wenig eingenommen von seinem west- und ostpreussischen Vaterlande. Wer er hat vielleicht nicht ganz unrecht, die „lieben Landolente in Deutschland“ zu tabeln, daß sie hinsichtlich der preussischen Dörfer, „stark in Vorurtheilen befangen“ seien und sich dem „Abklische des Kurischen Haffs auf der Karte“ von einer „nordischen Kälte“ ohne Grund „anfröhen“ lassen. Allerdings soll gerade die Stammsproving des preussischen Staats mit das Land des Deutschen Ordens von den Touristen arg vernachlässigt werden, und diese Vernachlässigung denn auch rückwärts auf das Urtheil des großen Publikums gefallen sein. Nicht bloß aus Rosenheym's Schilderungen, sondern auch aus den Mittheilungen aller Reisenden, welche jene östlichen Gegenden durchstreiften, erinnern wir uns der Lobspüche über das romantische und Anziehende vieler Gegenden und Plätze.

Mit Rosenheym wandern wir zunächst das Thal der Weichsel abwärts von Thorn über Bromberg, Kulm, Graudenz, Marienwerder nach Danzig, dem „nordischen Venedig“, das von allen deutschen Städten nächst Nürnberg das „originellste“ Gepräge tragen soll. Wir streifen in und um Danzig umher, besuchen Oliva und das Bad Roppot, fühlen uns jedoch weit mehr gefesselt durch den Anblick der Weichselbrücke bei Dirschau. Das unästhetisch größte culturhistorische Interesse gewährt uns die Marienburg, obenein wenn sie uns vom Führer mit einer fast rührenden Begeisterung gezeigt wird. Weiter geht es über Elbing nach Königsberg, von hier über das Haff nach Pillau. Dann gelangen wir vom samelandischen Ostseestrande durch Ermeland und Masurien an das Ende der Reise, nach Litauen. Es bliebe uns zu wünschen, der Verfasser hätte das culturhistorische Interesse nicht weichenlassen im Chronologischen und Statistischen anhängen lassen. Wir für unsern Theil fühlen uns daher auch

am meisten durch die letzten Abschnitte, durch Schilderung des Lebens in Masurien und Litauen angesprochen, da der Verfasser hier mit frischem Farben die sonstige Monotonie der Zeichnungen aufhebt. Warum sollten wir es nicht gern weiter erzählen, daß in dem abgelegenen Litauen der Menschenschlag noch die wahrsten Kennzeichen der altdeutschen Biederkeit und Sittenreinheit anweist, daß in der Sprache der Litauer ein Wort für „Ehebruch“ nicht existirt, auch nicht für „Gattin“, daß der Litauer die Frau sein „Selbst“, sein „Ich“ nennt. Wo es auch sei, es ist immer wohlthätig in der Anschauungsweise eines Volksstammes, dem poetischen Gefühle zu begegnen; unsere moderne Cultur arbeitet ja leider nur zu gekünstelt der poetischen Anschauungsweise entgegen und schwächt das volksthümliche Bewußtsein ab.

Emil Müller-Samowegen.

Gegen Wolfgang Menzel.

In einer in d. Bl. gelegentlich schon erwähnten Schrift, welche den Titel führt:

Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ gegen die Gröszen unserer klassischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet von August Boben. Frankfurt a. M., Weidinger. 1860. 8. 15 Hgr.

hat deren Verfasser auf der Grundlage ernster und gewissenhafter Studien, welche der Schrift ein über ihren negativen und polemischen Inhalt weit hinausreichendes positives Interesse verleihen, es unternommen, die „altbekannte Ungründlichkeit“ der Menzel'schen Schriften auch an seinem neuesten Werke nachzuweisen. Und zwar gehört diese Ungründlichkeit, wie Boben weiter versichert, „zu den Kennzeichen jenes neuen Literatenthums“, welches Menzel, wie sehr er es auch jetzt wieder zum Stichwort seines Tabeis nimmt, doch mitbegründet und worin er sich bis auf diesen Tag einen so hervorragenden Platz zu sichern gewußt hat.“

Allerdings bemerkte das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ auf Anlaß der Boben'schen Schrift, daß es kaum nöthig sei, „Bücher gegen Bücher zu schreiben, die das deutsche Publikum von vornherein als Masulatur betrachtet“, aber dasselbe Blatt berichtigte diesen Ausdruck in einer spätern Nummer dahin, daß das neueste Menzel'sche Werk als die dritte Auflage der „Deutschen Literatur“ Menzel's zu betrachten sei, und daß es schon aus diesem Grunde nicht überflüssig erscheinen könne, „daß einem Manne, welchem es weder an Geschick, noch an Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel, sich ein Publikum zu verschaffen, fehlt, eine Reihe von Irrthümern und Unwahrheiten in Beziehungen auf Männer wie Johann Heinrich Voß, Klopstock, Lessing und Goethe nachgewiesen und damit die darauf gebauten Beschuldigungen und Verleumdungen abgewiesen werden“.

Das Publikum, über welches Menzel gebietet, kennt man; es besteht gegenwärtig seinen Hauptelementen nach aus den Intoleranten beider christlichen Confessionen, der protestantischen wie der katholischen, den Gegnern der Aufklärung, Toleranz und Humanität, wie sie im vorigen Jahrhundert angebahnt wurde, den Burschikosen unter den Patrioten, den stillosen Rigoristen, von denen dasselbe gilt, was Boben von Menzel sagt, wenn er ihm vorwirft, er habe alle die Tugenden in Nacht genommen, welche er bei andern vermisse, endlich aus denen, welche ihr Vergnügen daran haben, wenn irgendein großer Geist — in diesem Falle namentlich Goethe — seiner Ehre beraubt und etwa auf das Niveau eines Julius von Voß, Vulpinus, Gramer oder Spieß erniedrigt wird. Wir stellen dem flüchtigen Kritiker gewisse Verdienste nicht im Abrede; zur Popularisirung der altdeutschen Literatur und zum richtigeren Verständniß der Märchenprose und anderer volksthümlichen Gattungen hat er manches Lößliche gethan, und in die Kritik, die in ziemlich stagnation begriffen war, hat er nicht ohne Nutzen, sowol was Inhalt als was stilistische Form betrifft, wieder größeres Leben und frischere Bewegung gebracht, namentlich dadurch, daß er sie in

unmittelbare Beziehung zu brennenden Fragen der Gegenwart zu setzen wußte. Aber diese Beziehungen waren bei ihm immer die einseitigsten von der Welt, und sind es jetzt mehr als je. Früher erschienen seine Ansichten durch einen gewissen burschenschaftlichen Liberalismus gemäßig, seit Jahren kommen aber seine Bestrebungen fast nur noch dem Ultramontanismus zu gute und zwar in einem Grade, daß er fast nur noch deshalb Protestant zu bleiben scheint, um im Lager des Protestantismus nur um so erfolgreicher gegen diesen zu wirken. Menzel ist ein Vorbild aller Kritiker und Recensenten, die sich zur Durchführung ihrer Tendenzzwecke wie ihrer Herrschergehalte alle Kräfte und Schikanen für erlaubt halten: worts- und sinnverbrechende Sophistik, lieblosen fanatischen Verbammungseifer gegen Andersdenkende, persönliche Verunglimpfungen und besonders ein inquisitorisches Verfahren, welches sich an einzelne Äußerungen hängt und andere, die dem Angeklagten zu Gunsten sprechen könnten, absichtlich überhört oder dem Inculpaten im Munde verbricht. Damit verbindet sich natürlich auch ein zur Schau getragenes Bewußtsein der Infallibilität, eine verlegende Arroganz, mit einem Worte ein impertinentes Gottschesches Air, welches imponiren sein soll, und am Ende doch nur lächerlich ist; denn bei Lichte besehen ist der delphische Dreifuß, von dem man seine kritischen Drafel und Verbammungsurtheile in die Welt schleudert, ein ganz anderer Art Siggerät und die kritische Liara, in der man den journalistischen Papst spielt, nur eine Nachtmühle. Wenn es also gelingt, Menzel selbst seinem Anhang als das Erscheinen zu lassen, was er ist, hat ein nützliches Werk gethan und zugleich zur Entlarvung derjenigen mitgeholfen, die, wenn sie auch auf einer ganz andern Seite stehen, doch sich seine Unarten, seine Methode, seine Kunstgriffe zu eigen gemacht haben.

Wolfgang Menzel bedurfte schon lange gerade eines solchen Gegners, der wie August Boden jene scrupulöse Gewissenhaftigkeit besitzt, welche nach einem weitverbreiteten Mythos eine deutsche Erbtugend sein soll, aber wenigstens bei unsern Literaturgeschichtschreibern der Gegenwart im ganzen nur noch selten zu finden ist; denn einseitige Tendenzen verbunden mit persönlichen Antipathien, subjectiven Launen und Neigung zu absprechenden, möglichst auffallenden, oft paradoxen Urtheilen machen nach der einen oder der andern Seite blind und vertragen sich nicht mit den Grundsätzen strenger Gewissenhaftigkeit. Diese Gewissenhaftigkeit hat August Boden schon mehrfach bewährt, vorzugsweise aber in seiner Schrift „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrhunderte“ (Frankfurt a. M. 1856), wie namentlich auch in dem darin aus d. Bl. wieder abgedruckten Aufsatz „Ueber Goethe mit Beziehung auf einige seiner Tadler“, auf den sich der Verfasser auch in vorliegender Schrift Menzel gegenüber bezieht. Boden berichtet hier nur Menzel, aber er würde vielleicht ganze Bände zu füllen haben, wenn er in derselben Weise alle in neuern Literaturgeschichten vorkommende absichtliche oder unabsichtliche Ungenauigkeiten berichtigen wollte, was aber eine ungeheure Mühe und Arbeit erfordern würde. Wir haben hier gar nicht die mancherlei subjectiven Falsa im Raisonnement und Urtheil im Auge, denn diesen ist jeder, auch der gewissenhafteste Literaturgeschichtschreiber ausgesetzt, ja sie können als Ausflüsse eines thätigen Charakters oder eines scharfsinnigen Geistes sogar einen besondern Werth haben; wir meinen damit nur die feinern oder gröbern Irrthümer in Bezug auf Sachliches, namentlich aber Ungenauigkeiten und Corrupturen bei der Citarung von Schriftstellen.

Bei andern freilich entspringen diese Ungenauigkeiten und Verstümmelungen wol nur selten aus eigentlicher Leichtfertigkeit oder aus berechnender Absicht; bei Menzel aber sind sie so häufig, entspringen sie so oft aus der bestimmten Absicht, diesem oder jenem Schriftsteller einen Makel anzuhängen und mit den Worten auch deren Sinn zu verbrechen oder zu verstümmeln, daß man über diese literarische Gewissenlosigkeit sich nicht scharf genug aussprechen kann. Citate, die etwas für oder gegen die Eitelkeit eines Autors beweisen sollen, müssen stets wörtlich oder

doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß man sich möglicherweise im Wortlaut irren könne, angeführt sein; man muß im Stande sein, sie nöthigenfalls beschwören zu können, wie man im Stande sein muß, eine wichtige Zeugenaussage vor Gericht zu beschwören. Ein Hauptverdienst Bodens ist es nun, daß er, um die von Menzel begangenen Falsa nachzuweisen, mit großem Fleiß die Quellschriften selbst genau durchforscht hat und daß es ihm in zahlreichen schlagenden Fällen gelungen ist, das von Menzel Mißverständene oder Mißbrauchte und Corruptirte in seiner Integrität wiederherzustellen und die falschen Schlüsse, die Menzel vermittelt dieser Corrupturen oder Mißverständnisse zieht, in ihrer Unhaltbarkeit und Lächerlichkeit an den Tag treten zu lassen. Eins der merkwürdigsten Beispiele von der komischen Wuth, welche den stuttgarter Kritiker allemal befällt, sobald er auf Goethe zu sprechen kommt, und die ihn dann oft die ergößlichsten Lustsprünge thun läßt, ist wol folgendes. Wolfgang Menzel bemerkt nämlich in seinem Buche: „Einer Notiz von Arndt zufolge erzählte der Großherzog von Weimar einmal öffentlich, der weichsälige Goethe habe sich eingebildet, seine eigene Persönlichkeit werde nach dem Tode durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen.“ Das stimmt ganz mit dem „Ewig Weiblichen“ am Schluß seines „Faust“. Es ist die Religion des wollüstigen Egoismus.“ Um den Unfuss, der in der Beziehung der Äußerung Karl August's auf Goethe liegt, recht deutlich zu machen, erscheint es zweckmäßig, die in Arndt's „Wanderungen mit dem Freiherren von Stein“, S. 232, enthaltene Mittheilung genauer mit Arndt's Worten anzuführen: „Der Herzog“, berichtet Arndt, „erzählte eine Menge anstößiger Geschichten von dem Dichter, welcher eine Zeit lang unter seinen Augen gelebt hatte. . . . Der arme dünnköpfige (nicht wie Menzel drucken läßt «weichsälige») Karl hatte sich eingebildet, er könne und müsse in einer Art körperlicher Seelenwanderung durch alle möglichen Naturen den Durchgang machen, bis er die finde, die Gott recht eigentlich für ihn geschaffen habe. Das war so seine poetische Naturreligion.“ Jedermann außer Menzel sieht ein, daß Karl August von seinem Rathgeber und Freunde Goethe unmöglich in diesem despectirlichen Sinne habe sprechen und ihn, der nach Arndt's in demselben Buche gethater Äußerung ein „schöner statlicher“ Mann war, einen dünnköpfigen Karl habe nennen können; jedermann außer Menzel sieht schon an den Worten, „welcher eine Zeit lang unter seinen Augen in Weimar gelebt hatte“, daß hier von einem ganz andern als von Goethe die Rede sein müsse; denn dieser hatte im Jahre 1827, in welches Arndt Karl August's Erzählung setzt, bereits 42 Jahre in Weimar und zwar nicht „unter den Augen“ des Fürsten, sondern ihm so recht eigentlich zur Seite gelebt. Wer war nun jener Dichter? Es ist in dem Arndt'schen Buche selbst gesagt, wie aus Bodens fernern Bemerkungen hervorgeht: „Passen auf ihn (Goethe) die auf derselben Seite des Arndt'schen Buchs (S. 232) unmittelbar vorhergehenden Worte des Herzogs: «Er», nämlich derselbe Dichter, welcher auch eine Zeit lang in Weimar gelebt, «hat in Wien wol beinahe zwei Jahrzehnte, ein zweiter Abraham a Sancta Clara, Furore gemacht?» Nur ein paar Zeilen früher, unten auf S. 231, wird dieser Dichter «mein Zacharias» und ein «beweglicher, gezwicker, abgelebter Kater» genannt, und der Herzog kommt auf dieser Seite ausführlich «auf den Königsberger Zacharias Werner» zu sprechen, «den damals vielgenannten Dichter der Weihe der Kraft». Die letzten fünf Worte sind bei Arndt gesperrt gedruckt, und oberhalb der Seite 231 steht in großen Buchstaben Zacharias Werner.“ Solcher possirlichen Mißverständnisse, die man selbst bei einem Gymnasialschüler lächerlich finden würde, macht sich ein deutscher Literaturgeschichtschreiber schuldig! Es ist überhaupt unglaublich, zu welchen maßlosen Ausbrüchen Menzel durch seinen phillisterhaften Haß gegen Goethe getrieben wird; er, der mit der Bezeichnung „Phillister“ gegen Männer wie Goethe und Börs so freigebig ist, merkt es in der That nicht, wie sehr er selbst ein Phillister ist, und zwar nach Bodens Bezeichnung

„ein Philister, der, wie in Christenthum und Jugend, so auch in strengem Patriottismus steht“. So behauptet Menzel wie andern, „Hermann und Dorothea“ sei von Goethe geleitet worden, „lediglich in Rücksicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Woz mit seiner „Laise“ eingeerntet hat“, und er fährt fort: „Es ligelte (!) ihn, mit dem glücklichen und lohnreichen Philister zu wetteifern.“ Ueber den „Laisse“ sagt Menzel: „Das ganze Stück ist darauf berechnet, allen Prinzen der Welt nahe zu legen, daß sie nicht müßige Könige, Staatsmänner und Helden, sondern verliebte Dichter lieben sollten. ... Wie zart diese Liebe hier auch aufgefacht ist, so gutt doch überall aus ihr die Eitelkeit des Dichters heraus“, und hier die „Natürliche Tochter“ sagt er: „Das Hauptinteresse lag hier für den eitelsten Dichter wieder nur in der beglückenden Vorstellung einer zum Bürgersohn herabstiegender Prinzessin.“ Dann, Goethe muß sich doch nicht sonderlich um die Zuneigung und Liebe von „allen Prinzen der Welt“ gekümmert haben, er, der sich zu einer Christin, Dorothea herabließ, ihr auf das gewissträufende Auge blickt, Gedichte an sie richtete und zuletzt sie zu sich als seine Gattin emporhob! Dadurch allein hätte er es ja mit „allen Prinzen der Welt“ für immer verscherzt.

Nun, die Vorbilder der Kirchlichkeit und Eitelkeit wie Menzel mag in manchen Dichtungen Goethe's, weil er sie in seiner Philisterhaftigkeit nicht versteht, puren Heidenthum erblicken; aber um so auffallender muß man es dann finden, wenn er in Wieland, der doch auch kein sonderlicher „Christ“ war und in seinen Dichtungen mit Gottliebe schlafrige und lascive Romane behandelt, so viele Worte der Anerkennung hat, wodurch er wieder über Dichter von strengster Eitelkeit und Hochgefühl wie Klopstock und Voss sein „Verwerfen!“ ausspricht. Nicht das in Klopstock's Oden erblickt er lediglich „krampfhaftes Wahn“, „hohle Exclamationen“, „entsetzliche Geschwätz“, „confusio Personarum“ u. s. w., sondern auch in dem ganzen Mann „eine eitle Prablerie, eine Coletterie mit seiner weihen Person, mit der deutschen Jungfräulichkeit“; Klopstock ist ihm der erste, der die „Gemüthsheiligkeit in die deutsche Poesie einführte“, der erste, „der mit seinem Herzen wichtig that und gerade mit dem prahlte, was das Bescheidende sein soll“. Wenn nun das so liebt, möchte man meinen, Menzel habe hier Klopstock mit einem solchen Dichter, etwa mit Heine verwechselt, um dem allerdings gesagt werden kann, daß er mit dem gewußt, „was das Bescheidende sein soll“; und warum sollte er auch in diesem Falle eine Verwechselung statthaben, da Menzel, wie wir gesehen haben, Goethe mit Zacharias Werner amüsirte? Wäre übrigens Bescheidenheit eine Tugend Menzel's, so würde er nicht so unbescheiden sein, selbst Klopstock Menzel an Bescheidenheit vorzuziehen, und wäre Consensum im Jugend, so würde er, der Goethe wegen angeblichen Mangels an Patriottismus heranzuziehen, wenigstens vor der patriotischen Bekanntheit Klopstock's Ehrfurcht haben müssen, jene Ehrfurcht, die sich dann auch auf die ganze Persönlichkeit des Mannes erstreckt und ihn wenigstens vor offenkundigen Insulten schützt.

Wir können indeß in dieser Weise nicht fortfahren, ohne Gefahr zu laufen, dem satirischen Kritiker in d. Bl. doch einen großen Platz einzuräumen, als er im Verhältnis zu dem zweiten Natursohn, den wir zu erziehen haben, verdorren möchte, wiefern man nicht, und doch wol mit Recht, der Rastlosigkeit ist, daß es sich bei dieser Abfertigung nicht sowohl um den von Wolfgang Menzel, sondern um eine ganze Gattung von Literaturverfälschern handelt. Aber auch dies mit Recht anzuwenden, müssen wir im übrigen auf August Boden's Schrift verweisen, die namentlich in dem Klopstock und Lessing betreffenden Theile die gründlichen Studien des Verfassers zu Tage treten läßt und besonders von denen, welche Lessing verethren und lächerlich, nicht anlesen und unberücksichtigt bleiben sollte. Menzel hat seine eigenen und der Rastlosigkeit, daß Dichtung auf Boden nicht gewandt werden dürfe, und daß Menschlichkeit höchst gut genug sei, von den Werken des Waldes grüßt zu werden.

Den. Daher ihre Bornach auch besonders gegen Lessing und namentlich dessen „Rathan“. Auch hier greift Menzel zu dem unliterarischen Kusse, Lessing's Worten einen andern Sinn unterzuschieben oder sie schon so verkümmelt anzuführen, daß dadurch ein anderer Sinn entsteht, ein Versehen, welches Boden zu der Frage veranlaßt: „Wie würde Menzel, dem Ausdrucke wie „unberücksichtigt“ u. dgl. m. gegen lebende Schriftsteller so geläufig sind, bei ihnen Schwefelsäuren nennen, wie er sich selbst deren frischweg erlaubt?“ Eine interessante Betrachtung widmet Boden dem „Rathan“. Wie Menzel versichert, hatte Lessing „in seiner Verirrung“ nichts weiter im Sinn, als seinen „Leibjuben“ (Mosos Mendelssohn) zu rächen; darum habe er ihn als das „vollkommenste Ideal“ hingestellt. Menzel findet den Grundgedanken „Sandalis“, einen Juden als den edelsten aller Menschen darzustellen, „gegen den alle Christen, Mohammedaner, Kitter und Priester im Schatten stehen, im tiefsten Spott aber der christliche Priester“. Aber welcher ein Priester! Sicherlich doch einer von der Art, gegen die das Christenthum, diese Religion der Menschenliebe und Duldsamkeit, protestiren muß, weil sie ihm zu verschiedenen Zeiten Schimpf und Schande gebracht haben, und hauptsächlich daran schuld waren, daß so viele Freunde der Humanität einen Woll gegen alle Religionen saßen und sich außerhalb aller Kirchlichkeit halten zu müssen glaubten. Lessing bekümmert sich also in dem einzigen rein politischen Theile seiner Dichtung ganz auf christlichem Boden. Und was hat die gegen die Juden bewiesene Intoleranz geschnitten? Indem man sie ganz auf den Weltbürger verwies, auf den sie, ehe sie in die geistige Bewegung der modernen Völker eintraten, fast ausschließlich ihre Kräfte verwandten, sind sie mehr und mehr das eigentliche Bindeglied der modernen Welt geworden, das von der Finanzliedlichkeit der christlichen Regierungen seinen Vortheil zu ziehen und namentlich in einer Zeit, in der wie in der unserigen das Geld mehr als je der erste Factor ist, seine Obmacht zu begründen trachtete. Das war die Remise der Geschichte! Das war die Rache der „Kammerlücke des Heiligen römischen Reichs“! Boden bemerkt aber gend mit Recht: „Obendrein ist, was er (Menzel) über das Verhältnis der übrigen Personen des Stücks zu der Hauptperson sagt, unrichtig. Rathan selbst erscheint wol weiser, d. h. klüger, nicht aber besser als alle Christen, Mohammedaner, Kitter und Priester“, sondern um bei den Christen, die Menzel so verläßt erblickt, stehen zu bleiben, so stehen ihm der Klosterbruder, der Tempelherr, selbst Daja an Herzengüte und Edelmut nicht nach.“ Der Sache nach beurtheilt freilich die ganze orthodoxe Partei den „Rathan“ wie Menzel; Boden's Erklärung rettet ihn sowohl nach dieser als der entgegengesetzten Seite hin, d. h. nach den beiden Seiten hin, welche ihn, die eine, um ihn zu loben, die andere, um ihn zu tadeln, für unchristlich erklärt.

Uebrigens möchten wir bei dieser Gelegenheit kurz der Rede gedenken, welche der Prediger der israelitischen Gemeinde zu Leipzig, Goldschmidt, bei dem am 22. Januar in Leipzig gefeierten Lessing's Fest über „Lessing's Bedeutung für die Juden Deutschlands“ hielt. Der Redner führte darin aus, daß der Schwerpunkt dieses Dramas nicht in der religiösen, sondern in der socialen und humanen Frage liege. Diese Frage habe Lessing durch seinen Rathan beantwortet wollen, unterstützt durch sein Verhältnis zu Mendelssohn, der darauf wol von Einfluß gewesen sein möge, ihn aber keineswegs veranlaßt habe. Rathan sei der durch die geschichtlichen unglücklichen Erfahrungen geläuterte Jude, der mit Bewußtsein resignire und in der Welt der Erkenntnis und in der Ehre der Eitelkeit seine Erfüllung, der Mann der Gedanken erste Mann gewesen, um bei zu finden, dem Religions- und unantastbare Gut gelte; daher Juden weit über die Grenzen I den Völkern Europas I von einiger Bildung, in der „Rathan“ verkehrt werde; Lessing

Angesichter der Juden. Ganz besonders mächtig sei aber Lessing's Einfluß auf die Juden Deutschlands, ihnen sei das persönliche Verhältniß Lessing's zu Mendelssohn ein Symbol für ihr Verhältniß zur deutschen Nation geworden. Seitdem verliere ihr unfreiwilliger Particularismus immer mehr an Boden, seitdem seien sie in das volle deutsche Nationalleben eingetreten. Sie arbeiten selbst an diesem großen Werke, werden von wackern deutschen Männern darin unterstützt und wie in andern Gebieten, müsse auch hier, was Lessing ahnend geschaut, seine endliche Verwirklichung finden.

Die in einem mehr sachlichen Stile geschriebene, von allem modernen Wortlurus freie Schrift August Boden's zeichnet sich durch einen edeln moralischen Unwillen aus, der am so mehr gerechtfertigt und begründet erscheinen muß, da der Verfasser ein human gesinnter gewissenhafter Mann ist, der nicht ohne begründete Veranlassung mitunter auch scharf witzig und bitter beißend wird, was sonst weniger in seiner Natur liegt. So bemerkt er einmal treffend: „Auch das Lessing'sche Bruchstück „Doctor Faust“ läßt Menzel nicht unbeschnüffelt und merkt ihm schon so viel an und ab, „daß jedenfalls darin der Teufel zu kurz kommen solle“. Nun, der Teufel heißt in der Bibel der Vater der Lüge, und wir können Menzel, nachdem wir die Wahrheit davon bewiesen, und wenn ihm wirklich mit diesem Lobe gebietet ist, das Zeugniß nicht versagen, daß der Teufel in seinem Buche nicht zu kurz komme, und er Lessing's Unrecht gegen diesen wieder reichlich gut gemacht habe.“ Es ist ganz in der Ordnung, daß jedem mit dem Maße, mit dem er mißt, auch wieder gemessen werde. Nachsicht verdient auch der Irende, nur nicht der Unbulsame, nicht der Kritiker, der erst jüngst in seinem „Literaturblatt“ (Nr. 10) von dem „bösen Pastor König“ sprach, „welcher, bevor er in seinem Fetz ersticke, ein Heros der Lichtversammlungen war“.

Angehängt ist der Schrift eine schon 1858 in dem frühern „Frankfurter Museum“ abgedruckt gewesene interessante Abhandlung: „Ueber Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“, seine Freunde und Gegner. Ein Wort zur Verständigung“, auf die wir jedoch hier nur verweisen wollen, da der Inhalt von dem eigentlichen Gegenstande unsers Berichts zu weit abliegt. Von Interesse dürfte es aber unsern Lesern sein, wenn wir ihnen hiermit zur Kenntniß bringen, daß eine vor einiger Zeit in England erschienene Schrift: „Love letters of eminent persons“, auch eine Anzahl der (apokryphen) Goethe'schen Briefe an Bettina enthielt. Englische Blätter ergingen sich dabei in den gewöhnlichen oft gehörten Behauptungen: Goethe sei in seinen Beziehungen zu den Frauen ein „selfish egotist“ gewesen; er habe ihre Dualen und schmerzlichen Empfindungen mit derselben Kälte studiert, wie ein Anatom die Zuckungen zerrissener Muskeln; Leibes und Carlyle möchten darüber wol der Welt eine andere Meinung beibringen: „but partisans are never critics, and admiration for the most part excludes justice“. Dagegen war ein Aufsatz von E. Seinguerlet: „Bettina et Goethe“, in der jetzt eingegangenen pariser Zeitschrift „Le quart d'heure“ (Märzheft 1859) Bettina wenig günstig; unter ihren Briefen gebe es nur ein paar (verfälschte Seinguerlet), welche wahrhafte Schönheiten enthielten, nämlich die auf den heroischen Kampf der Tiroler gegen die Baiern und die auf Beethoven und die Ruß bezüglichen; sonst sei ihr Werth „assez mince“. Die angeblichen Briefe von Goethe seien eine „véritable déception“; in dieser „prose sèche, lourde, ennuyée“ erinnere nichts an die hingehauchten Schattirungen, die seltenen Feinheiten und den aristokratischen Zug der Feder des Verfassers der „Wahlverwandtschaften“. Ganz besonders verwundert sich Seinguerlet darüber, daß Bettina in diesen die Jahre 1807–32 umfassenden drei Bänden niemals sich vom hohen Olymp in die Kinderstube herablasse, daß in diesem Roman ihres Herzens von dem tiefsten und heiligsten aller Affekte, der Mutterliebe, auch nicht die kleinste Spur vorkomme.

J. M.

Zur Culturgeschichte der Schweiz.

1. Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz von Rudolf Wolf. Erster und zweiter Cyklus. Mit den Bildnissen von Konrad von Gessner und Albrecht von Haller. Zürich, Dreß, Füßli u. Comp. 1858–59. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.
2. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1858. Herausgegeben von G. Meyer von Knonau und E. Bögelin. Zürich, Dreß, Füßli u. Comp. 1858. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Dasselbe auf das Jahr 1859. Ebendaßelbst. 1859. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In den civilisatorischen Bemühungen Napoleon's III. mittels gezogener Kanonen und Haubajonnete ist glücklicherweise eine kleine Pause eingetreten, die es der athemlos gehegten Culturgeschichte gestattet, sich wieder einmal auf sich selbst und frühere Zeiten zu besinnen. Benutzen wir die vielleicht nur kurze Frist, um durch Erinnerung an einige in der Schweiz erschienene Schriften Versäumtes nachzuholen, bevor mit „Bussafah!“ und „Vive l'empereur!“ die wilde Jagd der unbarmherzigen Civilisirung und Völkererlöschung von neuem beginnt.

Der erste Cyklus der „Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz“ (Nr. 1), von R. Wolf, ist der züricher Hochschule zur Feier ihres fünfundsingzigjährigen Bestehens (29. April 1858) von „einem ihrer ersten Zöglinge“ gewidmet, der selbst nun zu einem ihrer ausgezeichnetsten Lehrer geworden ist. Der zweite Cyklus — mit Bildniß und Lebensbeschreibung des schon als Wunderkind, dann als Arzt, Dichter und Naturforscher berühmten Albrecht von Haller (1708–77), mit der Biographie von J. Bernoulli (1667–1748) u. s. w. — ist der nicht ganz zwei Jahre jüngern berner Hochschule zugeeignet. Jeder Cyklus enthält 20 Hauptbiographien, denen sich aber in zahlreichen Anmerkungen viele sonstige biographische Mittheilungen und culturhistorische Notizen anreihen. Das Werk ist eine Sammlung der vom Verfasser in mehreren periodischen Schriften schon früher veröffentlichten Lebensbilder schweizerischer Mathematiker und Naturforscher, die er mit einer Reihe anderer, um dieselben Wissenschaften und um ihr Vaterland verdienter Männer vermehrt hat.

Der erste Cyklus gibt uns unter andern das Bildniß und die Geschichte Konrad Gessner's, des „Plinius der Deutschen“ (1516–65). Er beginnt mit Heinrich Loritz von Rolli (H. Marcan, 1488–1563) und endigt mit Daniel Huber von Basel (1768–1829). Ein vorzügliches wissenschaftliches Interesse hat die Lebensgeschichte des berühmten Jakob Bernoulli aus Basel, sowie die des Loggenburgers J. Bürgi (Byrg, Byrch) aus Lichtensteig, der in seinen „Progress-Tabulen“ gleichzeitig mit Neper (Napier), oder noch vor diesem, die Erfindung der Logarithmen gemacht hatte. Noch mögen besonders erwähnt sein die Biographien von J. J. Scheuchzer aus Zürich, von B. Micheli du Crest von Genf, und von der in die mathematischen Wissenschaften tief eingedrungenen Barbara Reinhard von Winterthur. In anprechender Form weiß der grünllich forschende Verfasser seinen Lesern auch manches minder Bekannte mitzutheilen, was für die Bildungsgeschichte der exacten Wissenschaften von Bedeutung ist.

Der Verfasser bemerkt, daß er die von ihm Geschilderten, sowie ihre Freunde und Sachgenossen möglichst selbst sprechen lasse, und daß er solche Männer gewählt habe, die nach Zeit und Heimat möglichst die ganze Zeit und das ganze Land repräsentirten. Das konnte ihm in der Schweiz, wo sich die Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis, zwischen Lehre und Leben nie bis zu dem Grade wie in Deutschland erweitert hat, am leichtesten gelingen. Uebrigens kennzeichnet gar manches nicht blos die besondern schweizerischen, sondern in gleichem Maße die allgemeinen europäischen Culturzustände auf der Schwelle des 17. und 18. Jahrhunderts; wie z. B. das, was in der Biographie von Scheuchzer über die in Zürich von den Männern der Wissenschaft öffentlich verhandelten Fragen berichtet wird. Daphn

gehörte unter andern: „Ob die Cometen Vorbotten göttlicher Strafen oder Weltveränderungen seyen? Ob ein zweyhüftiger Geburt zwei Seelen habe oder vor zwey Menschen sol angesehen werden? Woher die Mohren schwarz seyen? Wo die Störche und Schwalben ihr Winterquartier haben? Ob eine Christliche Oberkeit mit gutem Gewissen könne erlauben öffentliche Comedien, Seiltänze u. s. w.? Ob und wie der Teufel mit einer Weibsperson sich fleischlich könne vernischen? Ob eine Eidgenossenschaft die Befugsam hätte zu ablen, oder, wann sie je die Freiheit hat, warum solches Recht nit braucht? Ob Judas eine größere Sünd begangen, da er Christum verrathen, oder, da er sich selbst erhenkt? Warum den Erdgewächsen so großer Schaden zugefügt werde, wanns ins Thauw und speciatim ins Meyen-thauw regnet? Ob der Atheismus nothwendig corruptionem morum mit sich bringe? Woher der Herr Christus nach seiner Auferstehung Kleider genommen? Ob Christus an der Hochzeit zu Cana das Wasser in weissen oder rothen Wein verwandelt habe? Ob die Berge zu anfang der Welt erschaffen worden oder erst hernach in der Sündfluth oder bey andern anlässen entstanden?“ u. s. w. Da hätten wir also eine lange Reihe von ganz oder beinahe „überwundenen Standpunkten“; und wer sich im Vollgenusse unsers Culturfortschritts dessen freuen will, braucht nur einen beliebigen Katalog derjenigen Vorlesungen zur Hand zu nehmen, die unsere heutigen Professoren in Zürich einem misbegrienen Publikum allwintertlich zu halten pflegen. Aber freilich! ob nicht ein gebildetes Publikum nach anderthalbhundert Jahren über einige gelehrte Bemühungen von heutzutage ebenso lächeln werde, wie wir über frühere — das muß der Zukunft und allen Wissenschaften der Zukunft anheimgestellt bleiben.

In den besondern Obliegenheiten eines gelehrten Mathematikers früherer Zeit, eines J. Kofus von Biel u. a., gehörte es, die von ihnen besorgten Kalender mit den gehörigen Wettervorhersagungen und Gesundheitsregeln zu versehen. Zu diesem populären Zwecke mußte sogar die gekrenzte Mathematik, die crachte aller exacten Wissenschaften, den Leuten durch die Fingerspitz sehen; ja sie mußte sich selbst auch herbeilassen, der Poesie Gewalt anzuthun, wie z. B. in ihrer etwas frivolen Aufforderung zu burschikoser Lebensweise im Monat Mai:

Leb' kurzweil, tanz, spring und sing!
In Gamma sei nur guter Ding
Greiß' Weib an, und brauch' Ewererch
Das Wildbad jenz und das badel.

Im wenigsten durfte es in jenen Kalendern an den Vorzeichen fürs Schröpfen und Aderlassen, sowie am beliebten Aderlädmännlein fehlen. Ueber diesen Aberglauben sind wir allzu hinweg, seit mehr und mehr die kleinen Aderlässe durch die großen und die Aderlädmännlein durch die Napoleoniden verdrängt worden sind.

Die beiden Jahrgänge des von C. Meyer von Knonau und S. Bögelin herausgegebenen „Zürcher Taschenbuch“ (Nr. 2 u. 3) haben sich nicht einmal, wie die „Biographien“, die ganze Schweiz, sondern nur Stadt und Canton Zürich zur culturgeschichtlichen Durchmusterung ausersehen; und doch ist selbst auf diesem engern Felde die Ausbeute reich genug, um damit — trotz des frühzeitigen Todes des verdienstvollen Gerold Meyer von Knonau, eines besonders fleißigen Sammlers und Forschers auf jenem Felde — noch eine Reihe von Jahrgängen weissen zu können. Im ersten Jahrgang gewinnen die „Bruchstücke aus der Chronik C. Pellicani“, des gelehrten Franciscaners, ein besonderes Interesse von der Zeit an, da er aus der Antike herausgesprungen und auf die lebenswürdige Einladung Zwingli's als Professor des Hebräischen nach Zürich gekommen ist, um der Sache der Reformation, der er schon früher zugehört war, nun auch offen die von ihm selbst nur gering angesehenen Dienste zu leisten. Wir sind wie in einer Märchenwelt, wenn wir die aufrichtige Bescheidenheit gewahren, die noch vor drei Jahrhunderten bei den Gelehrten zu den keineswegs

seltenen Eigenschaften gehörte. In dieser naiven Hingebung als dienendes Glied an ein großes Ganzes, das demselben um so wichtigere Dienste leistet, je weniger es selbstgefällige Betrachtungen über den Werth derselben anstellte, liegt etwas Großes, ein Beweis, daß Goethe's Wort „Nur die Lumpen sind bescheiden“ doch nicht allezeit wahr ist. Jetzt aber haben die Männer der Wissenschaft so gründliche Reflexionen nicht blos über die Dinge außer ihnen anzustellen sondern besonders auch über ihren eignen und persönlichen Werth, daß das rechte Wissen und die rechte That — wie Los und höchster Gewinn in einer Lotterie — nur noch zufällig zusammentreffen. Je mehr indeß die heutige gebildete Welt ihre Hamlete zu Tausenden zählt, um so tragischer sind die Verwickelungen im Drama der neuesten Weltgeschichte und um so gewaltsamer werden die Lösungen sein.

Unter Schweizern und Nichtschweizern ist es noch eine gangbare Vorstellung, daß der Apfel, den ihr Tell seinem Knaben vom Kopfe geschossen, der Apfel der politischen Erkenntniß gewesen ist, in den man nur ein für allemal einzubeißen hatte, um die Freiheit auch auf alle künftigen Geschlechter zu vererben. So war es aber nicht; denn gerade von der Freiheit gilt des Dichters Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern haß,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Wie sehr zeitweise auch in der Schweiz die Lehre vom beschränkten Unterthanenvertrande in Uebung war, wie ein „gnädiger Junker“, oder ein „Herr und Bürger“ auf das Geschubel unter ihm herabsehen durfte, davon gibt „Die Jugendgeschichte C. Meyer's von Knonau“ ein anschauliches Bild. Vergleichen läßt „Die Beschiesung der Stadt Zürich durch die helvetischen Truppen im September 1802“ erkennen, daß es damals mit dem schweizerischen Heerwesen um kein Haar breit besser ausah, als mit der weiland deutschen Reichsarmee; also noch weit schlimmer, als mit der deutschen Bundeskriegsverfassung im Jahre 1869, welche doch nach den neuesten officiellen und glaubenswürdigsten Zeugnissen gleichfalls nichts taugen soll. Die Geschichte der „Beschiesung“ bildet in der Mitte des Weltkampfes der Französischen Revolution eine sanfte militärische Idylle, der nur — wie den Geyner'schen Idyllen — etwas mehr Kurzweiligkeit zu wünschen wäre. Es wurde mit viel Pulver und Eisen, ja sogar bundesbrüderlich mit glühenden Kugeln geschossen. Aber der einzige, der zum Tode getroffen wurde, war ein friedfertiger Weislischer; im übrigen kamen Freund und Feind mit heiler Haut davon.

Im Rückblick auf das vorige Jahrhundert haben sich die jetzigen Schweizer ihrer jetzigen Staats- und Wehrverfassung zu freuen; nur mögen sie ja nicht vergessen, daß ihrem bequemern Fortschritte kein stehendes Heer im Wege stand und steht. Einen offenkundigen Rückschritt läßt dagegen die Vergleichung der besten illustrierten „Zürcherischen Costüme des 18. Jahrhunderts“ mit denen des 19. gewahren. Vor 150 Jahren war die Tracht der Zürcherinnen eine recht zierliche; obgleich die stolzen Crinolinen der Neuzeit nur mit einigem Raserämpfen die damals noch bleistiftschlanken Gestalten ihrer schönen Urgroßmütter betrachten werden. Die Fabel vom Lande der Krümmen, worin die Geraden zu den Ungeheuern zählen, wiederholt sich ja noch stündlich und in allen denkbaren Variationen. Ergötzlich genug sind die Proben der strengen Kleiderpolizei eines wohlweisen Magistrats der Stadt Zürich. Da wird unter andern berichtet, wie in einem Schube nicht weniger als sechs Jungfern, unter denen noch dazu zwei Töchter des Herrn Obersperrers, „wegen harter Entblößung um den Hals“ um zwölf Pfund eine jede geblüßt werden, worunter jedoch nicht — à la Schlock — zwölf Pfund Fleisch zu verstehen sind. Mit dieser patriarchalischen Sorge für Deckung aller Blößen läme man im 19. Jahrhundert schlecht an! Eher entspräche es dem Geiste unserer Zeit, wenn man, wie hier und da die Zeitungsinferate nach Duabratpollen, so auch die richtig vermessenen und katastrirten Crinolinen nach Duabratpollen oder Duabratruthen verfeinern ließe. Im schönen

Wettstreite würden die Damen auf Kosten der Männer immer größere Gaben auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, also daß es ein Kleines wäre, damit in kurzem die sämmtlichen europäischen Staats- und Kriegsschulden zu tilgen. Und wer weiß es denn, ob nicht gar schon der staatskluge Kaiser der Franzosen diese wirksamere Gesellschaftsrettung vor Augen hatte, als er — so sagt man — durch seine hohe Gemahlin die Gräfinnen in Cars bringen ließ.

Was den zweiten Cyklus der „Biographien“ und den zweiten Jahrgang des „Bücher Taschenbuch“ anlangt, so wollen wir den geneigten Leser seinen eigenen Betrachtungen überlassen.

Wilhelm Schulz-Bodmer. *)

Emery Glandon. Roman von Philipp Galen. Drei Theile. Leipzig, Röllmann. 1859. 8. 6 Thlr.

Dem ernstern und aufmerksamern Beobachter der Bewegungen in unserer novellistischen Literatur begegnen gar seltsame Ueberraschungen. Ein Schriftsteller, der zeitlich mit ganz unbedeutenden Leistungen kaum seinen Namen bekannt zu machen vermochte, tritt plötzlich mit einem Werke voll Geist und Gedankens in schöner Form hervor, oder, was noch öfter geschieht, ein Autor, der uns bisher durch Tiefe, Lebensauffassung und innern Werth zu erfreuen wußte, erscheint plötzlich mit einer so flachen, trivialen und unkräftigen Arbeit vor uns, daß wir zu zweifeln genöthigt sind, ob die Erscheinung ernsthaft gemeint sei oder ob etwa eine Täuschung hier unterliege. Wir haben die erste Wahrnehmung früher an den nordischen Romanen Mügge's zu machen gehabt, wir machen die letzte hier an einem Autor, der uns bisher für einen bewährten Novellisten gegolten hat. Nun denn, diese Ungleichartigkeit der Arbeit ist unsers Erachtens immer ein Schatten, und ein um so tieferer, je bewährter der Mann ist, um den es sich handelt. Denn wenn wir auch wissen, daß Homer nicht immer Homer ist, und daß jeder von uns seine schwache Stunde hat, so soll doch niemand sich selbst fallen lassen.

Philipp Galen hat im „Frig Stilling“, allerdings seinem vorzüglichsten Roman, einen bedeutenden Plan geboten und ihn mit großem Talent entwickelt; es handelte sich dort darum, den wahren Gehalt des Lebens, die selbstgeschaffene innere Befriedigung des Individuums zur Geltung und dem Leser zur Anschauung zu bringen. Das Schicksal selbst erschien hier als machtlos, und darin lag das Stärkende und das Erhebende des Romans. Er konnte seinen Helden

andern zeigen

Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Und was geschieht nun hier? Das äußerlich wirkende Schicksal ist alles, die Begebenheit allein kommt zu Worte, der Held ist nichts, den Charakteren fehlt die Federkraft der Selbstbestimmung. Der ganze Roman erscheint wie ein Schattenbild des Rusterromans des alten Fielbing, denn unendlich viel ist aus diesem in jenen übergegangen. Sein Joseph Sohn ist ein Tom Jones, wie er lebt und lebt, Baron Halbrungen ist Sir Western, Sophia ist eben Sophie und an Allworths und andern fehlt es auch nicht. Der Verfasser gibt uns die Geschichte eines Findlings, der unter dem Namen Joseph Sohn als das Kind eines deutschen Professors trefflich erzogen wird, hiernächst auf einer Reise in Prag ein armes Judenmädchen aus tiefstem Elend rettet und in seiner Herzengüte, arm wie er ist, zu sich nimmt, und während er selbst eine Hauslehrerstelle in der Familie des

Barons Halbrungen an der preussischen Kasse bekleidet, die schöne Rahel zur Virtuosa ausbildet. Allem diesen scheint wieder eine Thatsache zum Grunde zu liegen, denn eben darin besteht die Eigenthümlichkeit der Erfindungen Galen's, daß sie stets an eine wirkliche Begebenheit, einen Lebenslauf u. s. w. anknüpfen und von ihm den Schimmer der Wahrheit entlehnen. In der Nähe jenes Halbrungen nun, eines rohen Charakters inmitten eines geistig hervorragenden Familienkreises, hat sich ein Engländer, Emery Glandon, angekauft, ein lebenswürdiger Sonderling, der, da er selbst ein leidenschaftlicher Musikfreund ist, Rahel's spätere Fortbildung über sich nimmt und sie zu Liszt, Kullak und Clara Wieck sendet, die ihr Talent bewundern, ihr aber nichts lehren können. Zugleich hat sich zwischen Rahel und Werner, dem Sohn des Barons, ebenso wie zwischen Sophie, seiner Tochter, und unserm Joseph, ein Herzensbund gebildet, den die Mutter begünstigt, der aber, vom Vater entdeckt, zur Folge hat, daß Joseph das Haus des Barons plötzlich verlassen muß. Er flieht zu seinem Gönner, dem Engländer, dem in Indien ein großes Vermögen und der Titel eines Lord Schorncliffe zugefallen ist und der ihn nun auf Reisen schickt. Hierbei gilt es, eine verlorene Tochter des Engländer's aufzufuchen, was in einer die Geduld des Lesers fast erschöpfenden Weise geschieht, indem ein gewisser Morris in allen Erdtheilen gesucht wird, der dies Kind im Gewahrsam hatte. Endlich wird dieser verrätherische Freund in einem Seehospital zu Portsmouth entdeckt, zum Geständnis gebracht, und es zeigt sich nun, daß dies Kind keine Tochter, sondern ein Sohn und zwar unser Findling selbst, und dessen edle Mutter niemand anders als die sanfte Baronin Halbrungen ist. Ihr Gemahl inzwischen ist nun ganz zum Trinker und Spieler herabgesunken und hat sein ganzes Vermögen nicht bloß, sondern auch Frau und Kinder an den Engländer verloren (!), worauf er am Schläge stirbt und wonächst sich die ganze Verwicklung auf das wohlgefälligste löst, indem Werner die schöne Rahel und Joseph Sohn die geliebte Sophie als Braut heimführt, Lord Schorncliffe aber der alten Geliebten, nun verwitweten Baronin, seine Hand reicht.

Dieser Erfindung, mag sie auch als neue Probe von dem leichten und beweglichen Talent des Verfassers gelten, können wir eine innere Berechtigung doch kaum zusprechen, da sie namentlich, was die Spielerkatastrophe betrifft, doch allzu abenteuerlich erscheint; jedenfalls aber ist die Art der Ausführung im hohen Grade mangelhaft, über die Gebühr gedehnt und für den Umfang der Erzählung gedankenarm und im Gewöhnlichen verloren. In den drei letzten Theilen des Romans ist dessen, was als im Leben bedeutend, charakteristisch, neu oder tief angesehen zu bezeichnen wäre, unendlich wenig, und dagegen des Wunderlichen, Oeringen und Willkürlichen unendlich viel. Ein höheres Interesse für seine Charaktere zu erwecken, will dem Verfasser hier nirgends gelingen, obwohl er seinen Helden mit allerhand sonderbaren Liebhabereien, z. B. für die Thierwelt, auszustatten bemüht ist. Ja selbst der edle Lord Schorncliffe bleibt für uns doch, aller Anstrengung zur Tugend zum Trotz, ein höchst bedenklicher Charakter, theils darin, wie er seine deutsche Geliebte verläßt, theils in der Art und Weise, wie er den rohen und unzurechnungsfähigen Halbrungen um Vermögen und Familie bringt. Oder soll es etwa erlaubt und löblich sein, die schlimmen Leidenschaften unserer Nebenmenschen zu selbstischen, eigennützigsten Zwecken für uns auszunutzen? Einen Trinker im Spiel zu besiegen? Ihm die Herzen der Seinigen abzuwenden? Welche Moral, ihr Herren Novellisten, erlaubt das?

Einen leitenden, grundlegenden Gedanken der Sittlichkeit oder der Lebensweisheit haben wir in dem vorliegenden Roman nicht zu entdecken vermocht. Vielleicht soll er den Sieg der Sanftmuth über die rohe Gewalt veranschaulichen oder eine Erklärung der Muth darstellen und Ähnliches; wir wissen es nicht. Ebenso wenig läßt sich von einem anziehenden Conflict der Charaktere sprechen, vielmehr ist diejenige Partie des Romans, welche allein dafür gelten könnte, Joseph's Verbannung aus der Familie Halbrungen, nur äußerst matt, unsicher und flüchtig

*) Leider ist der wahre Wilhelm Schulz-Bodmer, zu dessen letzten literarischen Arbeiten sicherlich der oben abgedruckte Aufsatz gehört, dem Kräfte unserer Mitarbeiter durch seinen in Göttingen bei Büchling am 9. Januar erfolgten Tod entzogen worden. D. Red.

genau. So bewegt sich denn alles in großer Begehrlichkeit, jeder Forderung und unendlicher Heftigkeit langsam vorwärts, aufsteigende Wendungen sorgsam vermeidend, als wäre der Hieb ein Patient, der jede Aufregung streng vermeiden müsse. So schwach und zugleich so nachlässig im Stil und im Bau seiner Perioden sind wir dem Verfasser nicht gewohnt zu finden und er wird, wie uns scheint, alle Ursachen haben, sich ernstlich zusammenzufassen, wenn er seinen Ruf als schaffender und bewunderter Romantiker nicht auf das Spiel setzen will. Ein Erzähler, welcher aufhört, nach dem Bedeutenden zu ringen, durch die Natur anziehender Zustände oder fesselnder Ereignisse, wo sie aus dem Widerstreite der Leidenschaften entspringen, zu wirken, oder Natur und Weltlauf in fertigen Bildern uns vorzuführen, wird bald das Feld räumen müssen, denn die bloße Fertigkeit hat selbst nicht die niedrigste Schicht der Leser zum Freunde. Wenn ein älterer deutscher Schriftsteller gesagt hat, daß der Mensch doch eigentlich eine ernsthafte Bestie sei, so hat er wol für seine Zeit recht; unsere Jugend aber liebt es zu lachen und zu spotten und ein dreibändiger Roman, in dem jede Seite von Humor schillt, hat auf ihren Beifall nicht weiter zu rechnen. Da nun der Verfasser auch für Naturschilderung niemals besondere Anlage gezeigt hat, so ergibt sich, daß sein „Ewig Wachen“ nach keiner der verschiedenen Richtungen hin, nach welcher eine Arbeit dieser Gattung sich hervorthun kann, auf vorzügliche Empfehlung Anspruch zu machen hat.

Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß es dem Verfasser in einzelnen Partien seines Romans nicht gelänge, eine anziehende und unterhaltende Lectüre darzubieten. Es gilt dies besonders von der Erzählungsgeschichte seines Helben, von der Künstlerkatholik der armen Rachel Schawal und ihres treuen Werner, in welcher allen die volle Naturwahrheit der Charaktere und der Situationen wieder angetroffen wird, die den „Ewig Stilling“ auszeichnet, und die ihm den Rang gewonnen hat, den er unter den Romantikern der Gegenwart einnimmt. Einer und der anderen Emotion fehlt es selbst nicht an dem poetischen Hauch, der sie fesselt, und namentlich ist der zweite Besuch der armen Rachel in der prager Judenstadt eine solche fesselnde und ruhmvolle Episode. Auch Joseph's Eintritt in das Haus des Werners fesselt durch viele Bände freier und gelungener Charakteristik, denn die schöne Baronia, ihre kalte, hochfahrende Schwägerin und Halbrüder selbst sind talentvolle Porträts, wie die Künstlerhand nicht verleugnen, wenn auch der letztere letzterem alle diese Bilder unumäßig abschwächt. Das letztere und reservierte Element ist in diesem Roman sehr wenig vertreten, so daß wir kaum eine Betrachtung über Leben und Welt, gesellschaftliche oder Kulturinteressen anzuführen vermöchten, die uns der Eindruck des Reinen oder geistvoll Ausgebrachten gemacht hätte. Dagegen gelangen dem Verfasser Szenen, in welchen die Gewalt unterdrückter Gefühle sich in unwillkürlichen Zeichen und Handlungen ausdrückt, vorzüglich; er hat sich hier ebenso den alten Dürer zum Muster genommen, wie in den Charakteren den Meister Fielding, und indem er so auf den besten Grundlagen der altenglischen Romantik fußt, hier auch das Beste geleistet. Eine solche äußerst wirkungsvolle Scene findet sich beispielsweise im ersten Theile da, wo Joseph, ganz verarmt, sich von seinen Thieren trennen soll. „Ich raube Ihnen dazu“, ruft der Advocat im leiseren Tone fort: „Ihre Unterhaltung kostet Geld und Sie werden keinen Ort finden, wo Sie sie gewächlich wie hier unterbringen können.“ Joseph zuckte zusammen, er war im Inneren getroffen, denn er fühlte, daß der Mann recht hatte. „Natürlich“, sammelte er, „Sie haben recht, ich muß mich trennen, ich danke Ihnen.“ Er sank auf dem Stuhl zusammen, Thränen rannen aus einem hart befeuchteten Herzen über seine Wangen. ... Da berührte etwas seinen Arm. ... Rachel stand bleich wie eine Leiche vor ihm. „Joseph“, hauchte sie. — „Was willst du, mein Kind?“ — „Die Thiere sollen fort.“ — „Ach, du hast gehört?“ — „Alles was du sagst.“ — „Du bist arm?“ — „Ja, ich bin arm, Rachel,

sehr arm!“ — „Und ich?“ Mehr konnte nicht sanft zu ihm in seine Arme. Joseph rief: „Ich bin arm, ach, denkst du.“ Da bist mir ein Trost, aber ich weiß, Joseph“, schrie sie vor Entzückung, „sagte er, „hier ist mein Kopf, was wollen wir mehr.“ Der Verfasser Reiz solcher Sterne'schen Szenen. Nach Schichten an dieser Arbeit abgewogen zu Urtheil begründet, welches derselben ihre den gelungenen Leistungen des Verfassers noch ein wenig auch etwas vernachlässigt, jähling anerkennt, wie es nicht täglich scheint uns, daß der Verfasser sich nur seinen, seine Grenzen enger zu ziehen, Strom zu wehren, dem Unbedeutenden Zielwarte zu wählen habe, um den Boden er mit seinem „Ewig Stilling“ erobert hat. Um zu können, das jetzt zu wollen brauchen, denn nicht Geduld an Disziplin unter seinen Kräften sich Fehler zu verschulden, die wir an der rügen hätten.

Notizen.

Die Schriftsteller als „gefährliche Menschen“.

Hedländer's illustrierte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ berichtet jüngst: „W. Boyinski in Lemberg schrieb ein einactiges Lustspiel zu dem ausgesprochenen Zwecke, die im Publikum gegen die Literatur und ihre Vertreter herrschenden Vorurtheile zu bekämpfen. Die Bitte führt den Titel: „Niobespiocany czlowiek“ („Der gefährliche Mensch“) und soll im nächsten Monat am warschauer Theater zur Aufführung kommen.“ Also auch bei den Polen bestehen diese Vorurtheile gegen den Schriftsteller, auch den Polen gilt der Literat als ein „gefährlicher Mensch“. Nun, bei den Polen, die wir, vielleicht mit Unrecht, immer noch als halbe Barbaren anzusehen gewohnt sind, mag dies nichts Auffallendes haben; aber daß eine Nation, die, wie die deutsche, sich auf ihr Schriftstellertum so viel zugute thut und Schriftstellerei als Nationalstolz bezieht, im Grunde ebenso denkt wie die Polen, das hat doch etwas Räthselhaftes. Oder wäre dies nicht so? Hat nicht Professor Buttke jüngst öffentlich bei einem leipziger Schriftstellerfest sich über diese Misachtung des Schriftstellerstandes ausgesprochen? Sind nicht in Brendel's „Anregungen“ ganze Aufsätze, darunter einer unter dem Titel „Deutsche Literaten und Poeten“, über die Frage erschienen, warum der Schriftstellerstand jetzt in Deutschland so misachtet sei, daß nicht bloß bezopfte Philister, sondern selbst Leute von Bildung, welche an den Persönlichkeiten von Malern, Bildhauern und Tonkünstlern den wärmsten Antheil nähmen, „trotzdem gern die Berührungen mit Literaten vermeiden“? Kein Wunder, da es unter den Schriftstellern selbst solche gibt, die nur von ihrer Feder leben und doch ihren Stand als den unangenehmsten und naturwidrigsten von der Welt, als bloßes Proletariat brandmarken, dabei aber doch nicht, wie man meinen sollte, selbst zum Spaten, zur Hacke und zur Mistgabel greifen, womit sich allerdings sehr naturgemäße Arbeiten verrichten lassen. Der Verfasser des Aufsatzes in den „Anregungen“ erkennt mit Recht in der precären Lage der weitaus meisten Schriftsteller einen Hauptgrund der dem Schriftstellerstande, dessen Häufe doch von so vielen Seiten in Anspruch genommen wird, gezeigten Misgunst, und um ihn in der öffentlichen Meinung zu heben rath er, ehrsame und achtbare Schriftsteller mehr als bisher an Bibliotheken und Archiven, an Gymnasien und Real Schulen, an Theatern und Museen unterzubringen, und wir glauben, daß sich der Staat und das Gemeinwesen dadurch selbst am meisten

er von
und es
ypse-
hiebt,
r sind
n sich
inlich,
Rarl
chrifte
rther“
Hros
s wir
rehtet
Dich-
soll,
iuthe
ohne
Höhe,
queme
ihages
a ein
cielles
litisch
Ein-
faun.
utisch-
n all-
wenn
.. f. w.
nd die
Geist
Publi-
ls die
malen
Jean
Brust
: ano-
ndes;
: eine

soßen. Wir gebeten dieser Umstände so ausführlich, weil eine Mehrzahl von Menschen in dem naiven Irrthum befangen ist, als sei das Große, das Vollkommene, das Schöne ohne saure Mühe durch eine Art innerlicher Beschönerung nur den Glücklichsten zu Theil geworden.“ Eigenthümlich ist es nur, daß es die Art so mancher berühmten deutschen Gelehrten zu sein scheint, ihre Arbeiten gewissermaßen als Rohproducte in die Druckerei wandern zu lassen und ihnen die letzte Appretur und Form erst auf den Correcturbogen zu geben. Sie verfassen Bücher, aber auf das eigentliche Buchmachen verstehen sie sich nicht so wie Franzosen und Engländer. Daher schrieb auch Goethe einmal an Humboldt: „Du schreibst, ohne ein Ende zu finden, aber es wird kein Buch daraus, sondern ein Gemälde ohne Rand und Rahmen.“

Wir citiren hierbei folgenden, mit der obigen Bemerkung freilich in keinem Zusammenhange stehenden Passus aus dem erwähnten Aufsatz: „Es gehört zu den chronologischen Zufalls- spielen, daß im vorigen Jahrhundert im Schlußjahre dreier Jahrzehende dem deutschen Volk Männer geboren werden sollten, die ihrem Zeitalter das Gepräge gaben: 1749 Goethe, 1759 Schiller, 1769 Alexander von Humboldt. . . . Eine andere chronologische Seltsamkeit war es, daß in dem nämlichen Jahre 1769 Napoleon und Wellington, Cuvier und Chateaubriand, Castlereagh und Canning, man sagt auch Metternich, ferner Soult, Ney, Lannes, Mehemed Ali und Sir Walter Scott geboren werden sollten, eine reiche Saat von Kindern der großen europäischen Revolution.“ Der Verfasser hätte noch anführen können, daß im Jahre 1759 auch Burns und im Jahre 1769 Arndt geboren waren. Ist das aber nur ein „chronologisches Zufalls- spiel“, eine „chronologische Seltsamkeit“? Würden alle diese Männer so groß geworden sein und eine so bedeutende Rolle gespielt haben, ohne daß ihnen die ganze geistige Strömung und Bewegung der Zeit und gewisse politische und gesellschaftliche Konstellationen zu Hülfe gekommen wären? Gibt es nicht auch in der Welt der Geister atmosphärische Beirathungen und gewisse Wechselbeziehungen, die denen entsprechen, welche man im großen Weltganzen kosmische nennt?

Frankl's „Nach Jerusalem!“ hebräisch.

Es liegt uns eine bei Andpflmacher in Wien 1860 erschienene und von M. E. Stern in Wien verfaßte hebräische Uebersetzung des Reiseberichts von F. A. Frankl „Nach Jerusalem!“ vor, die man mehr nur als eine bloße Curiosität, wenn auch immerhin als ein Werk ausdauernden Fleißes betrachten müßte, wüßte man nicht, daß das Frankl'sche Werk die interessantesten Mittheilungen über die Lage und die Geseßung der jüdischen Bevölkerung im Heiligen Lande enthielte, und daß eine große Zahl der jüdischen Glaubensgenossen in Rußland, in Polen, namentlich aber im Orient die modernen Sprachen nicht versteht, wol aber die heilige Sprache der Bibel. In der „Wien, am Tage der Zerstörung Jerusalems 1859“ datirten Vorrede bemerkt der Uebersetzer, daß die in Lpz erscheinende Zeitschrift „Ha-Maggid“ ihm mit der Uebersetzung einiger Kapitel ins Hebräische vorgegangen, und daß das Werk außerdem bereits in zwei europäischen Sprachen übersezt sei, und zwar ins Englische unter dem Titel: „The Jews in the East“, von J. Bladell (London), und ins Holländische auszugeweiht in dem bei A. Belinfante im Haag erscheinenden „Nederlandsch Jaarboekje“. Der Uebersetzer und Vorredner versichert außerdem, daß seit des Fürsten Pückler's Rußland Reisebeschreibungen im Orient kaum eine gleiche deutsche so allgemein und im Lobe übereinstimmend von der fremdländischen Presse besprochen worden sei, wie die ausführlichen Kritiken im „Journal des débats“, in der „Opinion“ und „Armonia“, in der „Times“, im „Athenaeum“, in dem in San-Francisco erscheinenden „Weekly gleamer“ u. s. w. genügend beweisen. J. M.

Alexander von Humboldt.

„utischen Vierteljahrschrift“ (Nr. 89) dt war uns unter andern richtigen Bemerkungen namentlich auch folgende einer von uns in der Notiz „Die en Stils“ (Nr. 4) gemachten in daß die Lesewelt glauben könnte, derselben Feder her. Der Verfasser ß ein solches Genie wie Alexander zu schneiden brauche, um literarisch un fort: „Wer jemals eine wissenschaftliche Correspondenz Humboldt's gesehen hat, ist aber im voraus gewarnt, denn selbst der Briefwechsel kostete ihm stichtliche Anstrengung. Gar viele denken, wenn sie den glatten Bau der Sprache im „Kosmos“ bewundern, er sei so glatt auf das Papier gekommen. Wer aber nur etwas vom literarischen Schöpfungsgeange versteht, der wird vielmehr den Fleiß und die Ausdauer des großen Mannes bewundern, denn nichts entsteht vollkommen, sondern wird es erst durch die Nachhülfe der Meisterhand. . . . Humboldt änderte und besserte beständig, ja er hielt oft wochenlang die ersten und zweiten Abzüge seiner Schriften zurück, bis sie endlich nach fortdauernder Arbeit unter seinen Augen zum Druck reif geworden waren. In Wahrheit also arbeitete und schuf er so gewaltig und mühselig, wie, wenn es ihm darauf ankam, Goethe, oder wie Heinrich Heine, dessen Urchriften der zierlichsten schmetterlingshaften Gebilde oft einen Haufen von Correcturen und Aenderungen dargeboten haben

Bibliographie.

- Béranger's, J. P. de, Ergz. Fieber. 1884 — 1881. Deutsch von R. Walter. Leipzig, Hunger. Gr. 16. 1 Thlr.
- Boetticher, F. v., Der Dresdner Bilderraub im Jahre 1788. Ein Actenstück, als Beitrag zur Geschichte der Dresdner Gemäldesammlung. Riga, v. Boetticher. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.
- Brugsch, H., Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler gesammelt während der auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen unternommenen wissenschaftlichen Reise in Aegypten erläutert und herausgegeben. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Geographie der Aegypten nach den Denkmälern aus den Zeiten der Ptolemäer und Römer nebst einem Nachtrage zur Geographie der Aegypten nach den altägyptischen Denkmälern. Mit 17 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Hinrichs. Hoch 4. 8 Thlr. 20 Ngr.
- Buckle, H. T., Geschichte der Civilisation in England. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von A. Ruge. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von E. Schneider. 24ter Jahrgang. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Bürger, J. G. A., Vorgänge in und um Torgau während des 73jährigen Krieges, namentlich die Schlacht bei Süptitz am 3. November 1760. Bei Gelegenheit der 100jährigen Erinnerungstages eines für Preußen ruhmreich gewordenen Krieges geschrieben. Torgau, Wienbrack. Gr. 8. 15 Ngr.
- Caballero, F., Ausgewählte Werke. Uebersetzt und eingeleitet von E. G. Lemke. 4ter Band. Erzählungen. 1ter Band. Paderborn, Schöningh. 8. 24 Ngr.
- De laage, G., Die unsichtbare Welt oder die Geheimnisse des Magnetismus entschleierte durch den Somnambulismus. Mit einer Einleitung von Lacordaire. Nach der 4ten Auflage des französischen Originals verdeutsch von G. G. u. f. Weimar, Voigt. 8. 15 Ngr.
- Edda Saemundar Hins Fróda. Mit einem Anhang zum Theil bisher ungedruckter Gedichte herausgegeben von T. Möbius. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr.
- Gössel, F. W. A., Der Sohn für den Vater. Frei nach dem Englischen. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrvereins. 8. 6 Ngr.
- Hagen, M. v., Die Macht der Frauen und ihr Einfluss auf Familie, Haus und Gesellschaft im Einflange mit ihren Rechten und Pflichten als Gattin, Hausfrau und Mutter. Weimar, Voigt. 8. 15 Ngr.
- Gamerling, R., Sinnen und Ninnen. Ein Lieberbuch. Prag, Kober u. Hartgraf. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.
- Haupt, J., Abungen-Lied. Ein episches Gedicht aus der deutschen Sage. In 12 Gesängen. 1tes Heft. Wien, Lechner. 1859. Gr. 8. 20 Ngr.
- Die östfriesische Insel Vorkum. Hannover, Kämpfer. 12. 10 Ngr.
- Kofenmüller, A., Zwei Dogen Gedichte. London, Williams u. Morgate. Gr. 16. 3 Ngr.
- Ein Hundeleben. Märchen-Epos in sechs Gesängen, aus dem Deutschen. London, Williams u. Morgate. Gr. 16. 3 Ngr.
- Kolping, A., Lebensbilder. Graße und heitere Erzählungen. Mit zahlreichen Illustrationen. Köln, Du Mont-Schauberg. 8. 18 Ngr.
- Kalibran, A., Louis Spöhr. Sein Leben und Wirken. Nach einem Verzeichnisse seiner Schüler vom Jahre 1806 bis 1856. Mit Portrait und Facsimile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 26 Ngr.
- Károlyi, Salans Feier. Prag, Kober u. Hartgraf. 16. 20 Ngr.
- Preffel, P., Philipp Melancthon. Ein evangelisches Lebensbild für Alt und Jung. Stuttgart, Belfer. Gr. 8. 10 Ngr.

- Reuter, F., Die Kamellen. Zwei lustige Geschichten. Weimar, Hinrichs. 8. 1 Thlr.
- Schönhardt, G., Gedichte. Stuttgart, Duack. 8. 15 Ngr.
- Sudhoff, R., In der Stille. Prosaischer Theil. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Wachenhäuser, F., Das Buch der Weisen. Die interessantesten und neuesten Reiseabenteuer. 1te Lieferung. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 5 Ngr.
- Wank, A., Leibes-Memoiren. Ein Roman in Neben. Prag, Kober u. Hartgraf. 16. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

- Bachoven von Eicht, F., Ueber Lagueronnette's Flugschrift. Gossfeld, Wittneven Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.
- Beseler, W., Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 6 Ngr.
- Der Bundesbeschluss vom 27. März 1852 in der kurhessischen Verfassungssache ist erschlissen. Ein Wort an die Mitglieder der deutschen Bundesversammlung und aller deutschen Ständeversammlungen. Hamburg, D. Reigner. Gr. 8. 10 Ngr.
- Einiges über das zu erwartende Concordat für das Großherzogthum Baden. Aarau, Sauerländer. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.
- Garbthausen, G., Rede am Schiller-Feste. Kiel, Schöbder u. Comp. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.
- Hansen, G. N. D., Die Verfassung der Dänischen Monarchie. Ein Versuch. Heide, Pauly. 1859. Gr. 8. 9 Ngr.
- Die Heimsuchung in Löstana. Ein Zeitbild. Wien. 1859. 8. 8 Ngr.
- Hofferichter, Th., Festrede zur Schillerfeier. Gehalten am 13. November 1859 vor der freien christlichen Gemeinde zu Schweidnitz. Mit einem Anhang: Gedicht zur Schillerfeier, vorgetragen von demselben bei dem Schillerfeste des Handwerker-Vereins in Breslau am 10. November 1859. Laubau, Baummeister. 8. 1 1/2 Ngr.
- Die Jubelfeier von Friedrich von Schiller's 100jährigem Geburtstages am 10. November 1859 im Stadttheater zu Plauen. Zur Erinnerung für die Festtheilnehmer herausgegeben vom Fest-Comité. Plauen, Neupert. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.
- Jungelaufen, W. L., Rede zur Säcularfeier Schiller's. Gehalten 10. November 1859 in der Aula des neuen Schulgebäudes der Lehrerschule zu Melbork. Heide, Pauly. 1859. Gr. 4. 6 Ngr.
- Kaßlein, W., Schiller's Lebensbild. Zum Gedächtnis seiner Säcularfeier am 10. November 1859. Mit Illustrationen. Hannover, Lohse. 1859. 12. 12 Ngr.
- Müller, M., Ueber den Charakter der Menschen und menschliche Größe. Ein kleines Nach-Schiller-Goethe-Freier. Frankfurt a. M., Gebhard u. Röder. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.
- Das Papstthum vor der Napoleonischen und Deutschen Politik. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.
- Paff, S., Rede zur Feier des Schillerfestes in Schweinfurt gehalten. Schweinfurt, Siegler. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.
- Die politische Reform in Deutschland. Stuttgart, Gypel. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.
- Rommel, C., Poesie und Kunst. Festgedicht zur Feier des 100jährigen Geburtstages Friedrich von Schiller's. Gedicht. Hannover. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.
- Schott, C., Wo hinaus? Politische Flugschrift. Stuttgart, Gypel. Gr. 8. 6 Ngr.
- Württemberg und der Papst. Stuttgart, Gypel. Gr. 8. 6 Ngr.
- Viedebantt, F., Ein Zeichen der Zeit, oder: Zwei Geburtstage an einem Tage (den 10. November), oder: Schiller und Luther. Vortrag, gehalten im evangelischen Verein zu Berlin. Potsdam, Kiegel. 8. 4 Ngr.
- Vogt, C., Mein Process gegen die Allgemeine Zeitung. Stenographischer Bericht, Dokumente und Erläuterungen. Genf. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

Mit einem Facsimile.

Neue wohlfeile Ausgabe.

8. In Einem Band. Gebunden. 2 Thlr.

Wenige Werke haben sich in neuerer Zeit eine so große Verbreitung und so viel Freunde erworben, wie das vorliegende, von dem bereits sechs Auflagen erschienen sind. Gerade deshalb wurde insofern oft der Wunsch nach einer wohlfeilen Ausgabe des Werks ausgesprochen und die Verlagehandlung hat diesen Wunsch jetzt erfüllt. Neben dieser neuen wohlfeilen Ausgabe sind übrigens die bisherigen eleganten Ausgaben in Octav und Großoctav (gebunden 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.) fortwährend gleichfalls zu haben.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größten Publikum erst durch seine „Briefe an eine Freundin“ (Charlotte Diebe) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichtum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Mußer zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichtum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege.“

In demselben Verlage erschien:

Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Elisa Maier. Vierte Auflage. 8. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Dem Interesse, das die „Briefe an eine Freundin“ für W. v. Humboldt erregten, haben die von Elisa Maier aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen“ es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und jetzt schon in vierter Auflage vorliegen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich.

Zweite Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Diese rasch in zweiter Auflage erschienene Broschüre stammt aus der Feder eines bekannten österreichischen Staatsmanns und hat bereits namentlich in Oesterreich selbst lebhaftes Aufsehen erregt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Belinpapier 5 Thlr.

Darvon erschien kürzlich der 69. Theil der 1. Section (A — G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), der unter anderm nachstehende wichtige Artikel enthält:

Glas, Glasuren von Loth; Glasmalerei von Unger; Glaube von Weiss; Glaucus (mythisch — heroische Personen) von Güdechens; Glaucus (Drama des Aeschylos) von Leutsch; Gleichen (historisch, topographisch, Literatur) von Hasemann; Gleichgewicht (politisch, staatsrechtlich, ethisch), Gleichheit von Scheidler; Gleim (Joh. Wilh. Ludwig) von H. Marggraff; Gletscher von Giebel; Gliedmassen von Theile.

Früheren Subscribenten auf die Allgemeine Encyclopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch

der

italienischen und Deutschen Sprache.

Von Dr. Francesco Valentini.

Dritte Original-Auflage, vom Verfasser durchgesehen, verbessert und vielfach vermehrt.

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Dieses sich schon seit 30 Jahren des besten Rufes erfreuende Wörterbuch liegt jetzt in einer dritten, gänzlich umgearbeiteten und vielfach vermehrten Auflage vor, und ist es nicht der geringste Vorzug des Werks, daß der Verfasser, ein geborener Römer, gründlicher Kenner seiner Mutter Sprache ist, weshalb sein Werk einen ganz selbständigen Standpunkt einnimmt. Valentini's italienisch-deutsches Wörterbuch darf somit in seiner neuen Bearbeitung unbedingt als das beste der vorhandenen bezeichnet werden. Ein sehr billiger Preis erleichtert die Anschaffung, namentlich auch in Schulen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaates.

Von Samuel Engenheim.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Monographie des verdienstvollen Historikers, eine von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift, füllt eine wesentliche Lücke in der historischen Literatur aus und verdient in jeder Weise die volle Beachtung der Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde, namentlich gegenwärtig, wo die Zukunft des Kirchenstaates im Vordergrund der politischen Fragen steht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 9. —

1. März 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten“, neunter Band. Von Hermann Marggraf. — Zur Geschichte der Niederlande. Von Karl Zimmer. — Russische Dorfgeschichten. — Notizen. (Gespräche eines Engländers mit dem Fürsten Metternich; Holtei's „Wierzig Jahre“ in einer Volksausgabe.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten“, neunter Band.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Von R. A. Varnhagen von Ense. Neunter Band. Leipzig, Brockhaus. 1859. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende neunte Band der Varnhagen'schen „Denkwürdigkeiten“, der in fortlaufender Erzählung die Erinnerungen an den Aufenthalt Varnhagen's als preussischer Legationsrath am Hofe von Karlsruhe umfaßt, steht an pikanten Porträts hervorragender oder merkwürdiger Personen hinter keinem seiner Vorgänger zurück und übertrifft die frühern Bände sogar an Bedeutung und Interesse solcher Mittheilungen, welche auf Deutschlands inneren Zustände während einer hochwichtigen Periode seiner zwischenzeitlichen Entwicklung Bezug haben. Denn die Jahre 1816—19, in welchen das hier dargestellte Geschichtsdrama spielt, sind diejenigen, in welchen das ständische Leben in Deutschland unter schmerzlichen Kämpfen in einem nur noch wenig dazu vorbereiteten Boden Wurzel zu schlagen begann; es sind die Jahre innerer trüber Gärung, der sogenannten demagogischen Umräume, der kleinen, ihres Zwecks verfehlenden politischen Verfolgungen, der Eifersüchteleien der Mittelstaaten gegen die beiden Großstaaten und jener wie dieser untereinander; es sind die Jahre, in welchen das Volk immer mehr zu dem Bewußtsein erwachte, daß die Zustände in Deutschland so nicht mehr haltbar seien und daß es für die in den Kriegen gegen die Napoleonische Gewalt Herrschaft gebrachten Opfer als Entschädigung seinen Antheil am Staatsleben zu beanspruchen habe; es sind aber auch zugleich die Jahre, in denen die Höfe und Hofkreise entweder sich eigensinniger als je früher gegen die Ansprüche der Volkseigenschaft stellten, indem sie sich durch die aufs höchste entwickelte Militär- und Polizeimacht, durch bürokratische Disciplin und diplomatische Künste hinlänglich ge-

sichert glaubten, oder Concessionen an das Volk nur in der Absicht machten, sich in den Nimbus des Liberalismus zu hüllen und dadurch ein Uebergewicht über rivalisirende oder gefürchtete und gehasste Höfe zu gewinnen. Der eigentliche Zweck, den man dabei im Auge hatte, imposantere Machstellung im dynastischen Interesse oder gar territoriale Vergrößerung wurde freilich nicht erreicht; denn um in der Politik egoistische Vorsätze auszuführen ohne alle moralische Impulse, dazu gehören Persönlichkeiten von mächtigerem Charakter und größerer geistiger Begabung als meist diejenigen waren, welche damals sich herausnahmen, die Geschicke der Völker zu leiten, oder welche sich willig finden ließen, dabei als Handlanger zu dienen.

In diese Fäulniß eröffnet der vorliegende Band der Varnhagen'schen Memoiren einen ebenso tiefen als abschreckenden Blick. Zwar handelt es sich dabei zunächst nur um die diplomatischen Intriguen, die für und gegen die Integrität des Herzogthums Baden gesponnen wurden; aber mit großer Kunst hat der Verfasser um diesen scheinbar kleinen Kreis weitere Kreise zu schlagen gewußt, welche allgemein deutsche und zuletzt europäische Verhältnisse concentrisch berühren. Bekanntlich erhob Baiern in jenen Jahren Ansprüche an den Main- und Tauberkreis. Metternich, wie er sich, laut einem von Varnhagen hier mitgetheilten Actenstück, gegen Lettenborn aussprach, hielt ein Opfer von wenigstens 30000 Seelen für nöthig, ob schon er offen versicherte, daß er keine Ursache habe, Baiern, welches mit Oesterreich „auf dem feindlichsten Fuße“ stehe, einen Vortheil mit besonderm Eifer zu verschaffen. Aber auch dem Großherzog von Baden wollte man am österreichischen Hofe nicht wohl; es herrschte dort vielmehr, wie Varnhagen versichert, ein „widriger Sinn gegen das badi'sche Haus, das von österreichischen Verlusten groß geworden“; Oesterreich selbst warf lüsterne Blicke auf den Breisgau. Der hessen-darmstädtische Hof

benahm sich zweideutig, weshalb man mit ihm in Karlsruhe nicht wenig unzufrieden war. Wernhagen im Bunde mit Tettenborn wirkte im geheimen unermüdlich für Baden und dieses schickte Herrn von Versteht nach Aachen, um sich bei dem Kaiser Alexander Gehör zu verschaffen, denn zur Schwäch Deutschlands bildete damals Rußland, das übrigens die ganze badische Angelegenheit mit ziemlicher Vornehmheit wie eine bloße Bagatelle behandelte, die oberste Instanz für die deutschen Höfe. Man sollte es kaum denken, aber Wernhagen versichert es uns, daß Versteht während des Vortrags bitterlich zu weinen angefangen und um so lauter und stärker geweint habe, je mehr der Kaiser ihm zuredete. Zuletzt habe dieser, durch einen so seltsamen Vorgang aufs Aeußerste gebracht, seine Zusicherung ertheilt, daß er für seine Person die Erbfolgefähigkeit der Hohenzollern, die Verfassung, die Untheilbarkeit des Landes, kurz alles anerkenne. Darauf warf sich Versteht dem Autokraten nicht bloß Rußlands, sondern in gewissem Sinne auch des damaligen Deutschland zu Füßen, küßte der russischen Majestät die Hand und floß in Ausdrücken der Dankbarkeit und Bewunderung über. Man sieht daraus, daß unter Umständen auch Diplomaten Thränen von Augen sein können; nur gehört zu einer solchen Rührscene statt eines Napoleon ein Alexander und statt eines Talleyrand ein Herr von Versteht.

Es kam übrigens im Verlauf dieser Angelegenheit doch einmal so weit, daß sich Baden auf den Kriegsfuß setzte, und da es gegen einen innern deutschen Feind galt, eilten die Badener mit großer Kriegslust herbei und viele meldeten sich freiwillig. Zugleich erklärte der Hof von Würtemberg, bei einem Einrücken bairischer Truppen ins Badische seine Streitkräfte mit den badischen zu vereinigen, was begreiflicherweise einen die bairischen Vergrößerungsgelüste sehr abkühlenden Eindruck am Hofe von München hervorbrachte. Dies war von dem König von Würtemberg um so hübscher, da er früher einmal — gleich nach der Ankunft Wernhagen's in Karlsruhe im Jahre 1816 — aus der badischen Hauptstadt wegen eines fehlgeschlagenen Plans in einem nicht wenig gereizten Zustande abgereist war. Wernhagen erzählt hierüber:

Der König von Würtemberg, unzufrieden vom Wiener Congress her, mißtrauisch gegen die bevorstehende Gestaltung der Dinge am Bundestage, im unruhigen Selbstgefühl zum Widerstreben aufgeleitet, und von seiner übermäßigen Beleidigung selten in persönlicher Ausführung dessen, was er wollte, gehindert, hatte sich eines Morgens von Stuttgart aufgemacht, und stürzte gleich einer Bombe verwirrend in den erschrockenen Hofkreis von Karlsruhe. Nach ein paar Unterredungen mit dem Großherzog, kurzen Berathungen mit seinem und dem russischen Gesandten, kehrte er am dritten Tage unwillig und mißvergnügt in sein Land zurück. Der Zweck des sonderbaren Besuchs, der sich laut für geheim ausgegeben hatte, wurde sogleich bekannt. Sein Absicht war nichts Geringeres gewesen, als innerhalb des Deutschen Bundes eine engere süddeutsche Verbindung zu stiften, und zu diesem Behufe hatte der König gleichzeitig auch in München und Darmstadt die dringlichsten Eröffnungen machen lassen, in Karlsruhe war er selbst erschienen, weil er hier persönlich alles durchzusehen und den von Wien her beängstigten Großherzog ohne Mühe fortzu-

reißen hoffte. Der kühne Plan war: zunächst eine Schilderhebung gegen Oesterreich und Preußen sollte dem Uebergewicht dieser Großmächte im Bunde wehren, besonders aber Süddeutschland von ihrem Einflusse frei erhalten und diese Unabhängigkeit nöthigenfalls durch eine Anschließung an Frankreich befestigen, wo dergleichen Bonapartistische Rheinbundes-erinnerungen auch den Bourbonen ganz angenehm sein mußten.

Von Interesse in Bezug auf die badisch-bairische Streitsache ist auch ein Gespräch, welches zwischen dem mehr und mehr dem Tode zuwankenden Großherzog Karl und dem Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ statt hatte, wobei wir als eigenthümlich hervorheben wollen, daß Wernhagen ziemlich unverdient die persönliche Zuneigung und das Vertrauen des Großherzogs erworben hatte. Ein Bedienter, der im Solbe des Geheimraths Weg stand, wollte nämlich bei irgendeiner Festlichkeit aus Wernhagen's Munde Aeußerungen vernommen haben, die dem Großherzog, welchen er gegen zwei andere Gesandte vertheidigte, im hohen Grade günstig lauteten; und diese lobenden Aeußerungen, die Wernhagen aber niemals gethan, waren dem Polizeidirector von Karlsruhe hinterbracht worden, von dem aus sie ihre weitere Reise bis zum Großherzog fortsetzten. Aus solchen Quellen schöpft man mitunter in diesen Kreisen! In dem angegebenen Falle war die falsche Aussage dem Unhorschten nur theilhaft, wie viel öfter mag aber das Gegentheil stattfinden! Wie oft mag ein ehrlicher Mann sich plötzlich in eine ungünstige Lage versetzt und mit Mißtrauen behandelt sehen, weil man ihm irgendwelche Aeußerungen oder Absichten abgelauret haben wollte, an die er nie gedacht hatte. Denn die schlimmsten Spione sind nicht die Bedienten in Livree, die lieber Günstiges über ihren Herrn gehört zu haben fingiren, weil sie dadurch selbst sich angenehm zu machen hoffen, sondern die Bedienten in hohen Rängen, die andere verleumben, um sich oder einen Befreundeten an ihre Stelle zu bringen oder Rache zu üben. Von solchen Angebereien und Zuträgereien hat Wernhagen ebenfalls zu berichten, und sie waren es, die einmal den preussischen Geheimrath Jordan veranlaßten, gegen den von Rüper in geschriebenen Geheimberichten verleumdeten Wernhagen sich in folgenden Worten zu äußern: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien, ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine solchen Berichte will, daß ich sie ungelesen ins Feuer werfe, aber die zudringliche Dienstfertigkeit läßt sich nicht abweisen, immer aus neue kommen solche Zettel.“ Wernhagen bemerkt bei diesem Anlaß:

In Berlin war dergleichen Unwesen glücklicherweise nicht in Genuß, noch konnte damit viel auszurichten sein, da die Freiheit der Rede dort im höchsten Grade herrschte, und die kühnsten Meinungen, die dreiste Absichten und Urtheile laut und öffentlich ausgesprochen wurden, sobald für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umsonst vergendet zu sehen, was sie theuer hätte verkaufen mögen. Diese Freimüthigkeit, um den gelindesten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klassen und Stände, sie kamte schon aus Friedrich's des Großen Zeit und galt als ein Erbstück der Berliner; der Krieg aber, an welchem die ganze Nation theilgenommen, hatte sie unendlich gesteigert, und die Zeitumstände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Delaney, der so lange in Paris gelebt und dort die

beständigen Stürme der Volkseidenschaft gesehen hatte, war fortwährend erstaunt über diese Ungebundenheit der Zungen u. s. w.

Diese Freiheit zu „rationalisiren“ ersetzte dem Preußen und namentlich dem Berliner ehemals die Tribune und die freie Presse, und je mehr Freiheit des Rationalisirens und Besprechens öffentlicher Dinge in einem Staate herrscht, um so weniger wird das Uebel der Angeberei und Spioniererei, eins der sittenverderblichsten Uebel, die es überhaupt gibt, sich einnisten und wuchern können. In England und Nordamerika weiß man hiervon sicherlich am wenigsten. Das Uebel der Angeberei wurzelt am verderblichsten in despotisch regierten Staaten und Oligarchien (wie in der ehemaligen Republik Venedig), zumeist aber in Duobesstaaten und an Duobeshöfen, wo Hofjunker und Hofbeamte auf kleinem Raum einander mit dem Elmbogen stoßen und bei dem Mangel an großen Zielpunkten die persönliche Intrigue dazu dienen muß, die Langerweile zu verschleichen und in das stagnirende Antichambroleben einige Bewegung zu bringen.

In der Unterhaltung Barmhagen's mit dem Großherzog Karl, um auf diese wieder zurückzukommen, handelte es sich zunächst darum, den Großherzog zu bewegen, sich von dem berühmten Gufeland sprechen und seinen Zustand untersuchen zu lassen. Der Großherzog und seine Umgebungen glaubten fest an Vergiftung (!), und viele ließen sich dieses Märchen selbst dann nicht ausreden, als die Section seines Leichnams kein Vorhandensein von Gift in seinem Körper ergab. Der Großherzog willigte mit großer Mühsung und unter Thränen ein, den fremden Arzt, der ihn freilich vom Tode nicht retten konnte, zu sehen, gab auch Barmhagen die Hand darauf, daß er dessen Rath auch wirklich befolgen werde; denn, an Sinnengenuß gewöhnt, pflegte der Großherzog die Vorschriften der Aerzte nicht sehr pünktlich zu beobachten, was ihm immer wieder Rücksälle zuzog und in Verbindung mit dem Aerger über den münchener Hof schließlich sein Ende beschleunigte. Der Großherzog beklagte sich bei dieser Unterredung auf das bitterste über die Feindschaft des bairischen Hauses gegen das seinige; damit jenes sich vergrößere, solle dieses untergehen; wo sei da Gerechtigkeit? Man habe auf seinen frühen Tod gerechnet, der werde leider nur zu gewiß erfolgen, aber nicht so früh, — das wünsche und hoffe er, als daß nicht vorher der ungeschmälerte Bestand des Landes und die Erbfolge der Hochberge in das Ganze durch den Spruch der großen Räte bekräftigt und gesichert werden könnte. Nachgeben, betheuerte er, werde er in keinem Fall, man könne ihm Gewalt anthun, ihn berauben, er müsse es geschehen lassen, wenn auch nicht ohne Abwehr wenigstens zu versuchen. Den König von Baiern glaube er nicht so schlimm, aber der Kronprinz sei voll gehässigen Eifers, ihm seien alle Mittel recht, und Manheim und Heidelberg zu bekommen, sei bei ihm feststehender Wahn; er rufe immer aus, die Pfalz sei seine Wiege, die müsse er wiederhaben. Barmhagen erzählt weiter: „Des Großherzogs Rede, auch wenn der Sinn kräftig war, klang immer wie aus tiefer Betrübniß und Mattigkeit hervor; hier zum ersten mal

erheiterte sich sein Gesicht zu einem Anflug von Lächeln, indem er hinzusetzte: „Hat man je gehört, daß ein vernünftiger großer Mensch gerade nach seiner Wiege so heftig verlangt habe?“ Die bei diesem Zwiegespräch anwesende Großherzogin Stephanie erzählte dann über den Charakter des damaligen Kronprinzen von Baiern und namentlich über die nächsten Anlässe zu seinem Franzosenhaß so manches, „was keine vortheilhafte Meinung zeigte“, was aber auch zeigt, daß Klatsch und alle jene unblöthigen Gewohnheiten, aus denen er hervorgeht oder zu denen er führt, in jenen hohen Gesellschaftsregionen nicht weniger zu Hause sind als in den niedern.

Von den Sonderbarkeiten und Sultanslaunen des Großherzogs Karl erzählt Barmhagen so manches Merkwürdige, wovon wir hier nur Folgendes als besonders charakteristisch und zugleich unterhaltend mittheilen:

Im karlsruher Schloß war eine ganze Reihe von Zimmern, die der vorige Großherzog nach und nach hatte schließen lassen, und in welche seitdem kein menschlicher Fuß noch Blick hatte bringen dürfen. Er pflegte von frühester Zeit her alles, was er empfing, welcher Art und zu welchem Zweck es auch sein mochte, ruhig beiseite zu legen; niemand durfte die Sachen anrühren, auch er selbst nahm sie nicht wieder in die Hand, alle Versuche, ihn zu einer Verfügung darüber zu bewegen, alle oft bekümmerten Bitten um Rückgabe, scheiterten an seiner eigensinnigen Trägheit; war ein Zimmer auf diese Weise genugfam gefüllt, so nahm er den Schlüssel zu sich, und in einem andern begann dasselbe Verfahren aufs neue. Diese Zimmer waren nun eröffnet worden, und es fand sich eine Welt von Sachen hier aufgehäuft, ein Durcheinander von Kostbarkeiten und Trödelstram der mannichlichsten Art. Aus seinen Kinderjahren sah man werthvolles Spielwerk, das er nie angerührt hatte; ebenso eine Menge von Geldpäckchen, welche die Aufschrift führten: „Ravistandsgage für Sr. Durchlaucht den Prinzen Karl“, der wiederholte Monatslohn der Hauptmannsstelle, die ihm als Knaben war verliehen worden; dann wieder Zwanzigkreuzerstücke, sorgfältig eingewickelt, aber auch wieder ganze Schubladen voll von Goldrollen, kostbaren Dosen, Ringen und andern Schmucksachen, im Betrag von mehr als 300000 Thalern, alles seit vielen Jahren ungenutzt daliegend, während er bis zuletzt oft um kleine Summen in Verlegenheit war und sie nicht anders als zu 60 Procent (!) Zinsen anzuschaffen wußte! An Büchern, Landarten, Bittschriften, Acten, Bildern, versiegelten Briefschaften und andern Papieren fand sich ein ungeheurer Wust, bedeckt von Staub; Desperschen, die man seit Jahren vermisst und auf unbegreifliche Weise verloren geglaubt hatte; Urkunden, die ihm eingeweiht worden waren und wegen deren Mangel große Geschäfte gestockt, die Geschicke manches einzelnen schweren Nachtheil erlitten hatten. Kunstfachen, kostbare Waffen, und andere werthvolle Seltenheiten, die ihm bloß zur Ansicht eingesandt oder zum Kauf waren angeboten worden, wurden zwischen gestickten Hosfleibern, Nasenanzügen, Federhüten aufgefunden; von manchen Gegenständen waren die Eigentümer nicht mehr zu ermitteln, von andern erinnerte man sich, daß Klage deshalb erhoben, und die Hofkasse für Dinge, die nie gebraucht und nie mehr gesehen worden, große Summen hatte bezahlen müssen. Ganz in derselben Weise, wie mit den erwähnten Sachen, war der Großherzog auch mit Personen verfahren, und wäre es nur allein auf ihn angekommen, so hätte mancher seiner Lieblinge ganz in seiner Nähe in engem Verschluß verhüngern können. Seine Zögerungen und Verneinungen, in denen kein abschlägiger Entscheid, sondern stets nur ein Hinhalten lag, brachten seine Geschäftsführer und vertrauten Diener oft zur Verzweiflung. Offiziere, die nach Karlsruhe gekommen waren; um die Muster von neuen Uniformstücken in Empfang zu nehmen, mußten, weil er die Genehmigung noch nicht erteilt hatte,

jahrelang verweilen. Den Bauer Vogt aus Baden, der ein Anliegen bei dem Großherzog hatte und ihm gut empfohlen war, ließ er nach Karlsruhe beschicken und im Wirthshaus gut versorgen, mit dem Befehl nicht von der Stelle zu gehen; das dauerte fast ein Jahr, der Bauer brachte die Zeit zwar in ungewohntem Wohlleben, aber auch in einem außerlegten Müßiggange hin, der ihn fast zur Verzweiflung brachte; die Kosten seines Unterhalts betrugen mehr als sein ganzes Anliegen werth war, und als er endlich ohne dessen Gewährung trostlos heimkehrte, fand er seine vernachlässigte Wirthschaft zu bejammern.

Unter den badischen Regenten hat es übrigens schon mehr als einen Sonderling gegeben, z. B. den Markgrafen Karl Philipp, derselbe, welcher das schön gelegene Durlach verließ und das Jagdschloß Karlsruhe zu seiner Residenz wählte, wodurch zwar die Durlacher um ihren Hof, der Markgraf und sein Hof aber um den Vortheil einer schönen Gegend und einer schon fertigen Stadt kamen, während von Karlsruhe fast nicht viel mehr als der bloße Griff des Stadtsäckers, das Jagdschloß nebst Nebengebäuden stand. Von diesem grillenhaften Herrn erzählt Warnhagen, daß er eine Leibwache von 60 Mädchen gehabt,

die als rothe Husaren uniformirt und beritten ihn bei seinen Ausflügen begleiteten, bei Tafel aufwarten und auf der Schloßbühne singen und tanzen mußten, zur Nacht aber in den Zellen der Oberstockwerke des Schloßthurms eingesperrt und durch Wegnahme der Treppe von jeder Verbindung nach außen abgesperrt wurden.

Das war so ein türkisches Vergnügen, wie es die damaligen Regenten liebten, mitten in Ländern, die sich christlich nannten!

Warnhagen schildert seinen Lesern die großherzogliche Familie als eine gänzlich in sich zerfallene, und das Hofleben in Karlsruhe als das kläglichsste, das sich denken läßt. Der Großherzog Karl war von Haus aus nicht ohne Anlage und besaß ursprünglich einen vortrefflichen Verstand, aber er war, wie Warnhagen ihn schildert, körperlich zerrüttet und geistig versunken. Nur sinnliche Reizungen konnten ihn einen Augenblick aufschäkeln, nur derbe Späße befriedigten ihn in der Unterhaltung. Seine Günstlinge waren gewissermaßen seine Hofnarren und selbst der Minister von Hade, sein Alterego, wird von Warnhagen als eine Art Späsmacher geschildert. *) Was die seine Französin, die Großherzogin Stephanie betrifft — die übrigens, wie wir gelegentlich durch Warnhagen erfahren, ihren Adoptivvater Napoleon als ein großes Feldherrntalent zwar gegen seine Widersacher eifrig in Schutz zu nehmen pflegte, ihn aber als Menschen nicht achtete und liebte und ihm wegen mancher Handlungen sogar groülte —, so hatte niemand bessern Willen und schöneres Talent die Geselligkeit zu beleben als sie, „allein den Raum und Stoff dazu hätte sie“, wie Warnhagen weiter

bemerkt, „erst erobern und schaffen müssen, und hierfür war sie weder kriegerisch noch kräftig genug. Die steifen Formen des Hofwesens konnte sie nicht durchbrechen.“ Warnhagen fährt dann fort:

Das Hofgesinde wollte zwar Aufwand und Gepränge, aber nur zur Befriedigung des eigenen Stolzes und Wohllebens; gleich Schauspielern, die bei jedem aufzuführenden Stücke nur fragen, was ihnen darin Vortheilhaftes sei, wollte jeder nur das gelten lassen, wobei er persönlich seine Rechnung zu finden glaubte. Eine Gesellschaft bei der Großherzogin durfte sicher sein, von dem Anhang der verwitweten Markgräfin wenig schmachhaft gefunden zu werden, ein Gleiches geschah den Gesellschaften der Markgräfin von seiten des großherzoglichen Hofes; die Markgräfin Friedrich konnte dazwischen gar nicht aufkommen, und der Hochberg'schen Familie wäre es als eine Ordreistung ausgelegt worden, hätte sie sich als Gesellschaftsmitte benehmen wollen. Unter diesen Gemmalkissen von Reid und Eifersucht und wechselseitigem Aufpassen und Rätheln war eine freie und geistige Geselligkeit unmöglich, und statt ihrer war es nun die Langesweile, welche die schönen Säle füllte und dort reichlich bewirthet wurde. So lange das Franzosenthum geherrscht hatte, waren Bürgerliche zugelassen worden, nachdem die Deutschen gestiegt, wollte man wieder recht vornehm sein, und jene wurden ausgeschlossen. Wie hübsch deutsch!

Warnhagen kommt auf dieses Kapitel mit Vorliebe wiederholt und in immer stärkeren Ausdrücken zurück. So sagt er einmal:

Die verschiedenen Höfe und ihre vornehme und geringe Dienerschaft that fast nichts, als sich einander gegenseitig beobachten, über jede Handlung und Rede Gericht halten, die vermeintlichen oder wirklichen Abweichungen von der Regel tadeln, die Lächerlichkeiten hervorheben. Da keine Seite den Stoff dazu fehlen ließ, so lebte man unausgesetzt in einem kleinen Krieg, der indeß, weil er sorgfältig im Stillen geführt wurde, nicht einmal die Lustigkeit eines offenen Geplänkels haben konnte. Man fand überall Auslaurer, ausgestellte Neze und Fallen, kleine Listen und Tücken, denen allen zu entgehen fast nicht möglich war.

Diesen innern, gemüthlosen, das Princip aller Geselligkeit zerstörenden, alle Theilhaftigen beschädigenden und nicht selten zerfleischenden Minenkrieg nennt man in unserer Zeit Gesellschaftsleben. Ein andermal bemerkt Warnhagen: „Das ganze Hofleben war kümmerlich, dünn: voll und verzagt, großthuend und gemein, verderbt und freudlos und so still, daß man die Athemzüge hören konnte.“ Er schildert die Feier des Karlsruhs (4. Februar), und füßt sich dadurch veranlaßt zu bemerken:

All der Prunt der Säle, alle die reichen Uniformen, Damenanzüge, Ordensbänder, alle die herkömmlichen Formen der Huldbigung konnten den Eindruck nicht überwinden, daß solch ein kleiner sich zum großen aufblähender Hof, größtentheils aus dem Kreise des Adels und dem Roder früheren Weltens zusammengebracht, in unsern Zeiten doch ein abgeschmacktes Ding ist.

Natürlich läßt es Warnhagen nicht an den pikantesten Mittheilungen über Hofcreaturen und klein: wie groß: staatliche Diplomaten fehlen; ja das Buch ist hieran so reich, daß wir ganze Bogen solcher anekdotenartiger Mittheilungen hier ausziehen könnten. Wir theilen hier nur folgende mit, weil sie denselben Herrn von Werstett betrifft, der nach Hade Minister wurde und durch die Thränen, durch die er den Kaiser von Rußland zur

*) Dieser Herr von Hade wollte auch als Schriftsteller glänzen und machte sich durch eine im Druck erschienene, überaus kümperhafte und von Schnitzern aller Art wimmelnde Uebersetzung der Rochefoucault'schen „Maximen“ lächerlich, indem sie bewies, daß er des Französischen ebenso wenig als seiner deutschen Muttersprache mächtig war. Dieser Versuch, den Leuten zu zeigen, daß er doch etwas Besseres sei, als wofür man ihn hielt, schlug somit nur zu seinem Nachtheil aus.

Verzweiflung brachte, Baden vor der drohenden Verkünderung rettete. Professor Willen erzählte dem Verfasser von diesem Herrn von Versteht folgenden Zug:

Versteht war bei den pariser Friedensverhandlungen im Jahr 1815 von seiten Badens theilhaftig, und sollte den Professor Willen in dessen Bemühungen unterstützen, die aus der alten heidelberger Bibliothek stammenden deutschen Handschriften, welche die Franzosen aus Rom fortgenommen, für den ursprünglichen Besizer wiederzuerlangen; Willen machte dem Herrn von Versteht bemerklich, die Sache würde sehr gefördert werden, wenn derselbe dem Bildhauer Canova, der als päpstlicher Abgeordneter hierbei eine entscheidende Stimme hatte, einen Besuch machte; Versteht aber, dem schon der Professor etwas zu dreist war, bog sich vornehm zurück und rief mit verachtendem Unwillen: „Was, zu dem Bildhauer soll ich gehen? Wo denken Sie hin!“ Worauf dann Willen mit verstellter Demuth erwiderte: „Freilich hat es sein Unangenehmes, denn Ew. Excellenz könnten in den Fall kommen, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen dort zu finden, und dann stundenlang auf deren Weggang warten zu müssen.“

Von manchen Hofcreaturen werden uns auch wirkliche Väterlein berichtet, so von einem gewissen Hennenhofer, wahrscheinlich derselbe, der sich als dienstbarer Geist und Hamblanger auch in der Kaspar Hauser'schen Geschichte einen Namen gemacht hat, und von dem Oberschenk Baron von Ende, einem hannoverschen Edelmann, der von dem bekannten Freiherrn von Knigge erzogen worden war und sich durch vielfache Talente und schmiegsame Dienstfertigkeit dem Hofe nützlich gemacht hatte. Warnhagen sagt von ihm:

Er geht als ausgeleert in allen Ränken und Listen, als heimlich in allen Lastern und Niederträchtigkeiten. Ich darf ohne Scheu seinen Namen nennen, denn seinen damaligen Ruf hat er leiser nur zu sehr thatächlich bestätigt, indem er viele Jahre wahrer, nachdem er noch viel Schlechtes verübt und höhere Würden und den Titel Excellenz erlangt, durch Richterpruch aller seiner Würden sowie des Adels entsezt und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist.

Ubrigens darf man bei manchen unvortheilhaften Vorurtheilen nicht vergessen, daß Warnhagen, dieses enfant terrible der Diplomatie, überhaupt mehr zu scharfen als milden Urtheilen aufgelegt war und daß auf seine Absehung von Personen das Urtheil seiner Gattin wol einen nur zu bestimmenden Einfluß hatte. Wir finden auch wol hier und da bemerkt, daß diese oder jene Bekanntschaft für Rachel „wenig in Betracht gekommen sei“.

Warnhagen mit seiner Rachel hielt sich während dieser Jahre von Zeit zu Zeit in Mannheim und noch öfter in Baden-Baden auf und fügte zu seinen Bekanntschaften in Karlsruhe noch die vielen, die er in diesen Orten und namentlich in Baden-Baden, diesem Sammelplatz des aristokratischen Schaums wie der plebejischen Gese der Gesellschaft aus aller Herren Ländern, zu machen Gelegenheit hatte. Baden-Baden schildert er in anschaulichster Weise:

Der Krieg und die ihm gefolgt politischen Veränderungen hatten eine Menge von Leuten aus ihrer Lage gebracht und auf diesen Markt des Verkehrs geworfen; man sah aus Frankreich, aus der Schweiz und aus Deutschland selbst eine große Zahl Abenteurer, Glücksritter, Abgesetzte, Verfolgte, den letztern zur Seite geheime Aufpaffer, unsichere misfällige Gestalten, und der

weibliche Theil meist noch abschreckender als der männliche. Köses Benehmen und gemeine Stimmen, sowol deutsche als französische, verleiteten nicht nur die öffentlichen Säle, wo die Spielbank die höchsten Klassen und das niedrigste Gefindel vereinigte, sondern auch die Spaziergänge, die Ruheplätze im Freien; Aug' und Ohr wurden auf das widrigste beleidigt, während feinere Manieren nicht selten auch nur Arglist und Betrug verdeckten. Die Ortopolizei war grundschlecht, sie machte stets Mißgriffe, wurde den ordentlichen Leuten beschwerlich und ließ die Schelme unangefochten.

Für die moralische Gesundheit des englischen Volks und die heilsamen Einflüsse des ganzen englischen Staatslebens auf die Nation spricht sicherlich der Umstand, daß unter den großen europäischen Völkern das britische zu diesem Heere von Abenteurern, Glücksrittern und Auswürflingen von jeher das verhältnißmäßig geringste Contingent stellte.

Die höchsten Häupter erschienen ab und zu an diesen Sammelpunkten des europäischen Lebens: der Kaiser von Rußland, das württembergische und das bairische Königs-paar, Großherzog Karl August, die Prinzessin von Wallis mit ihrem ganzen zweideutigen, an eine aufgepugnte Reitertruppe erinnernden Hofstaat u. s. w.; andere, wie die Königin Friederike von Schweden mit ihren Kindern, darunter Prinz Gustav, hatten in Karlsruhe ihre Residenz aufgeschlagen. Ueber alle diese Personen weiß Warnhagen die interessantesten Dinge zu berichten. Seine ganze Bewunderung zollt er der Königin Katharina von Württemberg. Er sagt:

Sie war durch Schönheit und Geist höchst ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schwester des Kaisers Alexander alles nach großartigem Maßstabe beurtheilte. Sie hatte nichts Phantastisches, für Poesie und Kunst wenig Sinn, aber einen scharfen, klaren Verstand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menschen und Verhältnisse Württembergs Wirksame lebhaft ergriff und so leicht als richtig behandelte u. s. w.

Mit Entsetzen vernahmen vornehme Russen, als von dem wilden Wesen des Großfürsten Konstantin die Rede war, aus ihrem Munde den Ausspruch: „Ich weiß es wohl, er ist ein Thier; aber er ist doch der Beste von uns, denn er zeigt sich wie er ist.“ Später bei einem Besuche Stuttgarts, wo er zur königlichen Tafel gezogen wurde — man hatte ihm württembergischerseits Anträge gemacht, die er aber abzulehnen sich bewogen fand —, lernte Warnhagen die seltenen Geistes Eigenschaften dieser Fürstin noch genauer kennen. Warnhagen versichert, sie habe von Ländern und Völkern, von Staats- und Lebensrichtungen eine Kenntniß gehabt, die wahrhaft in Erstaunen setzte; von den Staatsmännern des wiener Cabinets, besonders vom Fürsten Metternich, sprach sie sehr megwerfend und beharrte, trotz der von Warnhagen versuchten Einwendungen auf ihrer Ansicht, „daß die meisten dieser Berühmtheiten sehr schwache Leute seien und eine nähere Beleuchtung nicht aushielten“. Als Ergebniß von allem, was Warnhagen an diesem Hofe sah und hörte, wurde ihm klar, „daß es dem König und noch mehr seiner Gemahlin eigentlich in Württemberg zu enge sei, daß sie das Land eigentlich nur als den festen Grund betrachteten, von welchem aus zu weitem Dingen zu

gelangen". Sicherlich haben die Bemühungen dieser energiegelichen Frau viel dazu beigetragen, den russischen Einfluß auf die innern deutschen Verhältnisse zu festigen und als Neghaut über ganz Deutschland auszuspannen.

Interessant ist auch, was der Verfasser über die Eindrücke schreibt, welche der Kaiser Alexander bei einem Besuche des todkranken Großherzogs empfing:

Nachdem er Abschied genommen und das Krankenzimmer verlassen hatte, drückte er seine beiden Hände vor das Gesicht und rief: „O mein Gott, so denn steht es mit uns?“ Er konnte sich gar nicht zufrieden geben über das Bild der völligen Erschlaffung, der Abwesenheit alles Lebensreizes, des kläglichen Hinfierbens, das er vor Augen gehabt, ein heftiges Fieber, schmerzliche Pein sogar schienen ihm diesem Jammer vorzuziehen. Ahnte ihm vielleicht, das er das Bild seines eigenen Todes vor Augen gehabt, wie dieser nach sieben Jahren, auch an der Seite einer eben zu spät erkannten Gattin, mit grauenvoller Langsamkeit ihn überschlich?

Zu den nähern persönlichen Bekanntschaften Barnhagen's gehörten außer einigen englischen Familien besonders eine Anzahl von Bonapartisten, welche sich vor den Verfolgungen der Bourbons, die den Fehler begingen, bei anerkannter Schwäche und Mittelmäßigkeit zugleich rachsüchtig zu sein, nach Baden geflüchtet hatten, namentlich aber russische Diplomatie und Angehörige der höchsten russischen Aristokratie. Die Schilderungen der letztern sind von besonderm Interesse; denn an diesen Russen offenbart sich meist ein eiserner, auf Menschenkenntniß wie Menschenverachtung gegründeter Charakter, ein wilder und doch in allen Civilisationskünsten gewiegter Geist und ein scharfer Blick für die leicht nutzbar zu machenden Schwächen und Gebrechlichkeiten von Personen und Verhältnissen, also ein Gemisch von Eigenschaften, das aller Beachtung und tiefem Studiums würdig ist. Von hervorragendem Interesse sind Barnhagen's Mittheilungen über den Grafen Roskopschin, aus denen wir Nachstehendes anführen:

Von Jugend auf eingeweiht in französische Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Wize französischer Unterhaltung, fesselte er durch seine leichte, freie Mittheilungsweise, deren Reiz noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieses reiche Spiel von Geistesweben einen Hintergrund von eiserner Willenskraft und rücksichtsloser Selbstbestimmung hatte, von denen die Vorstellung halb wilder Leidenschaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That mischte sich in den Genuß, den jedermann in seiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauer und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, diesem Manne gegenüber sich zu fassen und zusammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerforschlichkeit der Laune stand Roskopschin dem Fürsten von Ligne nicht nach, aber unendlich verschieden war der Eindruck.... Ich glaube wirklich, daß ohne seine Nebenbabe sein Wesen nur abstoßend gewesen wäre, doch diese zog unwiderstehlich an.

Damals, als Barnhagen ihn kennen lernte, war er gegen sein Vaterland, von dem er sich für seine die Vernichtung der Franzosen vorbereitenden, aber allerdings furchtbaren Maßregeln mit Undank und Kränkung belohnt glauben mußte, von ebenso tiefem Groll erfüllt, als früher gegen die Franzosen. Barnhagen erzählt:

Es war gefährlich ihn diese Vorstellungen ungehört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen Ausdruck, und um ihn her

war alles in peinigender Verwirrung. Doch glaubte ich trotz dieser Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewisse Ähnlichkeit zuschreiben, dieselbe scheinbare Kälte, unter welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieselbe scharfe Duelle des scharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungebuld, sich der Langeweile zu fügen, die den gewöhnlichen Gesprächen sich so leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eigenen Witz entgehen kann.

Roskopschin nahm keinen Anstand, in der Gegenwart hochgestellter Russen zu behaupten, daß Leute von wahrhaftem Verdienst nirgends so sicher ihr Glück machten als in England, die Weiber es nirgends so gut hätten als in Frankreich, wogegen Rußland das Land der Lumpen (des gueux) heißen müsse. Was seine Theilnahme an der Einäscherung Moskaus durch die Hand der Russen selbst betrifft, so äußerte er unter anderm: „Ich habe die Gemüther der Menschen entzündet, an diesem furchtbaren Feuer entzündeten sich die Wessackeln leicht.“ Das entscheidende Beispiel gab er bekanntlich selbst durch die Niederbrennung seines außerhalb Moskaus gelegenen Palastes.

Diesen harten und wenn man will heroischen Mann besaßen mit Einbruch der Dunkelheit nicht selten gespenstische Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. Barnhagen erzählt:

In Paris, wohin er nach diesem Aufenthalte in Baden zurückkehrte, wurden später diese düstern Stunden nur häufiger und quälender. In solcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Russen, trotz aller angewandten Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, sie meinten, höchstens ein hübsches Abenteuer zu wagen, aber wie erschrafen sie, als sie das abgelegene Zimmer betraten. Sager und bleich saß Roskopschin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grausenhaft, die Hände zur Abwehr vordrehend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es, der euch geschlagen, der euch hinabgeschossen hat.“ Entsetzen war in ihm und Entsetzen ging von ihm aus.

Es waren die Geister der beiden Werischalin, Vater und Sohn, die vor ihm aufstiegen; er hatte den jungen Werischalin, wahrscheinlich nur in der Absicht, um den Fanatismus der moskauer Bevölkerung gegen die Franzosen immer mehr aufzureizen, wegen einer unschuldigen Handlung der Volkswuth preisgegeben, jedoch der Unglückliche in wenig Augenblicken zerrissen war: „Seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand völlig, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war alles, was sich auf dem Plaze noch fand, als die Menge sich endlich zerstreut hatte.“ An dem Beispiele Roskopschin's zeigt es sich, daß seelentundige Dichter, vor allen Shakespeare, die Wahrheit getroffen haben, wenn sie die Macht des bösen Gewissens in so furchtbaren Zügen darstellten. Man muß da von neuem die entsetzliche Seelenkenntniß Shakespeare's bewundern, der nicht bloße Schwächlinge, sondern gerade die gewaltigsten Menschen, einen Macbeth, Richard III. u. s. w. zuletzt dieser Gewissensangst, diesem unerbittlichen innern Richter anheimfallen läßt. Auch Roskopschin war ein eiserner, thatkräftiger, verhärteter Mann; aber das Gewissen sagte ihm doch und verbüsterte und zermalmete seine Seele, wenn es sie auch nicht viel weicher machte.

Und derselbe Mann, in welchem überhaupt die merkwürdigsten Gegenätze hart aneinander stießen, hatte doch auch wieder Stunden, in welchen er, wie Barmhagen weiter erzählt,

mit harmloser Unbefangenheit den unschuldigen Vergnügungen nachhing, der Betrachtung einer Blume, eines Schmetterlings, wo er mit Lächeln dem Spiele der Kinder zusah, diese vor Schaden häutete, ihre Freude durch Geschenke belebte; andere, die ihn als den zuvorkommendsten, freundlichsten Gesellschafters priesen, voll seiner Aufmerksamkeit auch für Männer, und sich den Frauen mit zarter Aufmerksamkeit anschließend. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und gefällige Anmuth einer Künstlerin aus Stuttgart, Auguste Brede, ihn angezogen, verhehlte eine lebhaftes Französin nicht, daß sie von ihm eingenommen sei und daß er dies bemerken sollte, sodaß es eine Spannung war, den Helken von Rossau auch noch als den eines französischen Intriguenstücks zu sehen. Aber sein guter Stern bewachte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er schmerzte selbst über das ihm Zugemuthete und meinte, in seinen Jahren müsse man der Freundschaft selten, aber der Liebe gar nicht mehr trauen.

Im December 1818, zwei Tage nach dem Tode des erst in einem Lebensalter von 32 Jahren verstorbenen Großherzogs Karl traf Geng vom Aachener Congresse kommend bei Barmhagen ein. Ueber alles freute ihn der damals „gute Zustand seiner gewöhnlich trotz alles reichen Aufkommens ganz erschöpften Finanzen“. Der Aachener Congreß war ihm zu einer Goldgrube geworden, ergiebiger als irgendeine californische sein kann. Außer zwei großen Orden und mehreren mit Diamanten besetzten Dosen waren ihm von Rußland, Frankreich, Preußen, England und Baden, von den Mediatfürsten wie von Reichthümern — denn gegen baare Bezahlung schrieb Geng für alles, für Juden wie Nichtjuden, für die Mediatfürsten wie für die Mediatfürstenden — die ansehnlichsten Geldgeschenke zugeflossen, die sich in jedem einzelnen Falle immer auf Tausende beliefen. Mehr als 1800 Dukaten hatte er in Baden baar ausgegeben, größtentheils für Einkäufe, die in seinem vollgestopften Wagen mühsam mitgeschleppte. Man sieht daran, wie ungerecht der Vorwurf ist, daß die jüdischen und christlichen Großen das schriftstellerische Talent nicht zu unterstützen und zu bezahlen wüßten! Geng hatte sehr recht, diese zwei Monate in Aachen als die „unstreitig interessantesten, befriedigendsten und ruhmvollsten“ seines Lebens zu bezeichnen. Er gestand, daß Kaiser Alexander und Kapodistrias, der sich der Schwärzen Alexander's geschickt zu bemächtigen gewußt, auf dem Congresse die Leitung geführt hätte; zugleich drückte er seine Bewunderung für die Haltung Wilhelm von Humboldt's aus, der in seiner Zurücksetzung die „Ueberlegenheit des Geistes, der Selbständigkeit“ behauptet habe. Geng bemerkte dann weiter über Humboldt:

Nur ganz zuletzt sah ich ihn etwas aus den Fugen, als Bernerß ganz unerwartet den Andreasorden und den Schwarzen Adlerorden zugleich erhielt, Auszeichnungen, die sonst nur nach vielen Jahren dem entschiedensten Verdienst verliehen werden, hier aber gleich im Beginne der Laufbahn zum Voraus erteilt wurden; das war ihm zu stark, da brach etwas in seinem Innern, ich sah ihn sich verfärben und erst nach einiger Zeit seine gewöhnliche Fassung wiedergewinnen.

Eines der inhaltreichsten Kapitel dieser „Denkwürdigkeiten“ ist das über die Ermordung Rogebue's, und na-

mentlich über die Eindrücke, welche dieses Ereigniß in den fürstlichen und diplomatischen Kreisen hervorrief. Was Rogebue selbst betrifft, so hat Barmhagen über diesen doch wol ein allzu abfälliges Urtheil, er wirft ihm nicht bloß das Bestreben, durch „schlechte Nahrung und schlaffe Sittenlehre“ die gemeine Vefelust zu befriedigen, nicht bloß „zahllose, meist für ihn schimpfliche Streitigkeiten“, sondern auch „Lügen und Vöbereien“ vor. Wir sind nicht gemeint, Rogebue gegen diese Beschuldigungen in Schutz zu nehmen; was aber den ihm zur Last gelegten, vollzogenen oder beabsichtigten Verrath Deutschlands an Rußland betrifft, so wollte man ihn doch nur in einem Schriftstück finden, das nicht mit der Spitze des Dolches, sondern stets nur mit der Spitze der Feder hätte widerlegt werden sollen, und leider hat es, namentlich zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft, so viele in Deutschland gegeben, welche in viel unverschämter und ruchloser Weise Verrath an Deutschland übten, daß schon im Vergleich zu diesen vielen, die ungestraft ausgingen und zum Theil ihren Sündenlohn in die wiedergeborenen Zustände Deutschlands hinüberschleppten, das von Rogebue begangene Unrecht sich in mildeem Lichte darstellt, zumal da es angesichts der Verhältnisse einigermaßen verzeihlich erscheint, wenn damals einzelne Deutsche in Rußland einen erprobten und hülfbereiten Freund und nicht einen Feind Deutschlands erblickten. Vielleicht hat sich Rogebue doch noch mehr von dieser Ueberzeugung als von der Aussicht auf gewisse weltliche Vortheile leiten lassen und sich nur in dem Gegenstande seiner Vorliebe vergrißen. Ein menschliches Ungeheuer war Rogebue wenigstens nicht, er war z. B. ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Vater seiner Kinder, und wenn schon, wie wir wissen, solche Privattugenden nicht allzu sehr in Anschlag gebracht werden dürfen, wo es sich um die Abschätzung öffentlicher Leistungen handelt, so thut es doch wohl, bei einem Manne, der in allgemeine Acht erklärt ist, den Punkt zu finden, wo er Mensch und als solcher untadelhaft war. Er selbst beklagt sich schon in seinen „Jüngsten Kindern meiner Laune“ in einer versüßigten Grabchrift auf sich selbst, daß die Welt ihn ohne Erbarmen verfolgt, daß Verleumdung sein trübes Los gewesen, daß er nur Glück in seines Weibes Armen und Ruhe in der Erde Schoß gefunden, und er schließt dann:

Der Reib war immer wach, ihm Dornen hinzustreuen,
Die Liebe ließ ihm Rosen blühen;
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen,
Er hat der Welt verzeihn.

Damals ahnte er noch nicht, daß er, der Vossentöchter, als tragischer Held enden sollte, daß er, welcher der Welt so vielen Spas gemacht, durch seinen Tod ganz Deutschland in eine fieberhafte Bewegung setzen sollte! Seltsame Ironie! Barmhagen erzählt:

Die Aufregung und Bestürzung über das furchtbare Ereigniß war allgemein. Die gewöhnlich wußten die Leute im ersten Augenblicke nicht, was sie darüber denken und sagen sollten. Besonders verwirrte sie, daß der Mörder ohne alle Reue und sogar mit dem Scheine hoher Freudigkeit sich seiner That rühmte, daß er die Kraft gehabt, nach ihrer Vollbringung sich

selber zu erschauen. Dazu kam die Nachricht, in Mannheim sei fast die ganze Bevölkerung für ihn gestimmt, preise den begangenen Mord als die Heldenthat eines edeln vaterländischen Jünglings, für den die heftigste Theilnahme, die heißesten Wünsche sich kund gaben; wie ein Märtyrer wurde er gefeiert, ihm wurden Blumen und Erfrischungen gesandt, das Volk sammelte sich vor dem Hospital und rief ihm Lebehoch und Beifall, eifrige Katholiken beteten öffentlich für sein Seelenheil, besonders aber sprachen die reichen Engländer und Engländerinnen, die sich damals in Mannheim befanden, vielfach ihre Bewunderung der That und des Thäters aus.

Und nicht bloß in Mannheim äußerte sich diese Begeisterung für Sand und seine That, sie erstreckte sich auch bis an die fernsten Grenzen deutscher Sprache und Nationalität; es war als ob die Welt nur auf einen solchen Mordact gewartet habe, gleichgültig, wen er traf und ob der Betroffene dieses grauenvolle Schicksal verdient habe. Ich bin alt genug, um mich an den Eindruck zu erinnern, den die Kunde davon in meiner Nähe an der pöbelschen Grenze gelegenen Vaterstadt machte. Lehrer und Geistliche — irre ich nicht, so benutzte einer derselben den Mord sogar auf der Kanzel zu politischen Anspielungen — namentlich aber die Gymnasialjugend und fast ohne Ausnahme das weibliche Geschlecht schwärmten für den interessanten Mörder; die Berichte über ihn im städtischen Wochenblatte wurden von jung und alt, Mann und Weib verschlungen, und Jahrmärktebiller mit der Darstellung Sand's beim Morde, im Gefängniß, später auf der Richtstätte, mit Körner'schen Versen (z. B. „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben“ u. s. w.) fanden reißenden Abzug. Wie viel Erbitterndes, Verstimmendes und die Gemüther Verwirrendes mußte vorhergegangen sein, ehe das deutsche Volk, welches seiner ganzen Gesittung und Gemüthsart nach doch den Mordmord entschieden verabscheuen sollte, so weit kam, einen Mordmörder zu apotheosiren und nach italienischer Weise einem sicher geführten Dolchstoße Beifall zu klatschen! Das hinderte jedoch nicht, daß man im Theater fortfuhr, wie zuvor die Kogebue'schen Späße und Zweideutigkeiten mit gleicher Begeisterung zu beklatschen und durch den bekannten Kogebue'schen Rundgesang: „Es kann ja nicht immer so bleiben“, die Freude in gemüthlichen Circeln zu erhöhen und bei seinen Klängen in Bruder- und Nächstenliebe hinzuschmelzen!

Doch lehren wir zu Varnhagen zurück; dieser berichtet weiter:

In Karlsruhe war diese Stimmung weniger und nur in den untern Volksklassen merkbar; in den höhern Kreisen herrschte dumpfe Betrübnis und angstvolle Spannung; die Großen, die Hofleute, die Diplomaten sahen sich aus ihrem weltlichen Behagen gräßlich aufgeschreckt, eine heilige Feme schien neu entstanden, jeder Student konnte der Volkstredner ihrer Urtheile sein, sie glaubten sich ihres Lebens nicht mehr sicher, einige jammernten und seufzten, andere schalten und tobten und begehrten heftig Schutz und Abwehr gegen solche Gefahr. Unter den Letztern war Herr von Berstett, der vom ersten Augenblick das Ereignis als ein solches ansah, das politisch auszunutzen und an welchem Ruhm und Ehre zu verdienen sei. Dies war sein Ausbruch, und dieses Verdict war er entschlossen möglichst sich selber zuzueignen; die großen Herrscher sollten erkennen, so sagte er selbst, was sie an ihm für einen Mann hätten, welchen Eifer

er einer Sache widme, die vor allem als die ihrige gelten müsse. Bei ihm hatte sich daher auch sogleich die Meinung festgesetzt, der Mörder habe nicht aus eigenem Antrieb allein, sondern auf Anstiften einer weitverzweigten Partei gehandelt, müsse durchaus Mitschuldige haben, und diese zu entdecken und sich ihrer zu versichern sei die dringendste Aufgabe.

Dieser Meinung war freilich mein österreichischer College nicht, der am ersten Abend mit andern bei mir war, und von mir gefragt, ob er an seinen Hof ebenfalls eine Stafette gesandt, mit größter Seelenruhe antwortete: „Warum nit gar! I hab's nit berich't. Was soll i denn daran berichte? Es is a Mord, bin i dazu Diplomat, daß i jede Mord berichte soll?“

Das manheimer Ereignis hatte doch wenigstens die gute Folge, die Freigiebigkeit gewisser Staatsmänner und ihre bisher nur im Dunkel schleichenden Absichten zu enthüllen. Nun hatte man doch Anlaß, eine allgemeine Verschwörung zu wittern und gegen Männer, die man schon längst wegen ihrer politischen Gesinnung hasste, einzuschreiten, sie wenigstens zu peinigen. „Ungeheueren Massen von Briefen und andern Papieren, zum Theil der edelsten und besten Männer der Nation, hatte die Polizei ergriffen und durchwühlt, aus den unschuldigen, oft gänzlich mißverständlichen Äußerungen schwere Staatsverbrechen herausgeknüttelt.“ Der mehrermähnte Berstett meinte sogar, hier sei einer der Fälle, wo es erlaubt sein sollte, die Tortur anzuwenden, um Geständnisse wegen der Mitschuldigen herauszupressen! Für die Zwecke der Reaction wäre es sicherlich besser gewesen, hätte jeder so wenig Sache von dem Ereignis gemacht wie der österreichische Gesandte in Karlsruhe, der den Mord mit österreichischer Gemüthlichkeit als eine bloße Bagateltsache behandelte und vielleicht meinte, daß Oesterreich sich ebenso gut gegen die Einschmuggelung politischer Mordthaten, wie gegen die Einschmuggelung verpönter Waaren und Bücher absperrern könne; statt dessen aber und statt der im Verborgenen wuchernden Mißstimmung die Nahrung zu entziehen, schien man bestrebt, dieser immer nur neue Nahrung zuzuführen und den Brand mit leichtentzündlichen Stoffen zu löschen, die das glimmende Feuer nur vermehrten. Diese schwächlichen, durch des Apothekerlehrlings Lösung Mordanfall auf den nassauischen Präsidenten von Stoll neuerdings in Schrecken gesetzten, um ihr kostbares Leben besorgten Staatsmänner benutzten die Schwäche nicht minder außer Fassung gebrachter Fürsten, um diesen ein Schreckbild vor die verwirrten Sinne zu zaubern, an das nur ein fieberkrankes Gehirn glauben konnte. Studenten und Apothekerlehrlinge wurden die gefürchtetsten Geschöpfe. „Hätte der Kogebue“, sagte der neue Großherzog Ludwig einmal in kläglichem Tone zu Varnhagen, „doch wo anders gewohnt als im Badischen! Der Mörder wird durch unsere Gerichte zum Tode verurtheilt, darüber ist gar kein Zweifel, und ich, ich soll dann das Urtheil bestätigen, oder den Thäter begnadigen; beides ist mir entsetzlich. Begnadigen, das geht nicht, und hinrichten lassen — nicht wahr, lieber Varnhagen, wenn ich das thue, so muß ich mich darauf gefaßt machen, daß auch mir so ein Studente nächstens Blut läßt.“ Als Varnhagen sich bemühte, ihm solche Befürchtungen auszureden, sah ihn der Großherzog mit mißtrauischem Blicke an; er schien zu glauben,

Barnhagen wollte ihn nur sicher machen und sei am Ende gar ein Mitglied der Verschwörung. „Wer weiß“, fügt Barnhagen hinzu, „welche Reime dazu bereits in sein Gemüth von übelwollenden Händen gelegt waren!“ Später kam die Nachricht aus Berlin, daß Jahn verhaftet und nach Spandau gebracht, daß in Berlin Schleiermacher und Reimer, in Bonn Arndt und Welcker ihrer Papiere beraubt seien. Da sich nun Friedrich Wilhelm III. kurz vor Ausführung dieser Maßregel absichtlich oder zufällig nach Breslau begeben hatte, so äußerte der Großherzog bei anderer Gelegenheit zu Barnhagen: „Er hat sich gefürchtet! er hat sich gefürchtet!“

Einen der Gründe zu der zunehmenden Unzufriedenheit erblickt übrigens Barnhagen in dem allzu großmüthigen Nachlaß der von Frankreich zu fordernden Kriegsgelder und Privatentfchädigungen, welche letztere ohnedies reichlich anerkannt waren, wie in der Verwendungs der bereits von Frankreich gezahlten Summen, und er befaßt bei dieser Gelegenheit:

Gewiß ist es, daß im Verlaufe der nächsten 30 Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden die meisten deutschen Fürstenthümer große Reichthümer gesammelt haben, als deren erster Stamm und Grund die Summen zu betrachten sind, welche aus den französischen Zahlungen in die Privatschatzammern der Fürsten geleitet werden.

Inzwischen konnte man in Baden die zugestandene Verfassung nicht mehr rückgängig machen, wenn man auch gewollt hätte; auch galt es, Baiern, das ja ebenfalls eine Verfassung gegeben hatte, Concurrenz zu machen, und zwar durch eine möglichst freisinnigere Verfassung. Aber das Mißtrauen dauerte fort. Die Höslinge und Aristokraten vermerkten es übel, daß vielen Abgeordneten, namentlich denen aus Laß, auf ihrer Durchreise unterwegs die größten Ehren zu Theil wurden, daß man sie mit Gesäßbonnen, Triumphbogen, Blumenstreuen empfing, daß Bürgerwehr in Waffen zu ihrer Begleitung anrückte; sie meinten, das sei doch zu viel, dergleichen könne nur dem Landesherrn zu. Das unglückliche, den Kammern gleichzeitig mit ihrer Eröffnung vorgelegte Verfaßung'sche Adelsedict kam hinzu, um gleich anfangs das gute Einvernehmen zwischen der Regierung und den Liberalen zu stören. Während vornehme Russen, welche das englische Parlament und die französischen Kammern kannten, z. B. Fürst Kosloffskii und Potemkin, späterer Gesandter in Rom, der maßvollen, ruhig anständigen Art, wie die badiſchen Kammern die Debatten und die parlamentarischen Geschäfte betrieben, bei weitem den Vorzug gaben, äußerte die Oberhofmeisterin Gräfin Walsch beim Schluß einer Sitzung im Hinausgehen zu Rachel: „Haben Sie den Unfinn gehört? Die gemeinen Leute wollen ordentlich mißsprechen! Gott, warum hat der vorige Großherzog sich zu solcher Verfassung bereben lassen? Ihr König wird doch so was nicht auch thun?“ Rachel erwiderte lakonisch: „Versprochen hat er's!“

Das Buch gibt uns ferner Gelegenheit, Barnhagen auch auf einigen Reisen zu begleiten, die ihn im Jahre 1817 nach Holland und Berlin, 1818 nach Stuttgart führten. Auf der erstern lernte er Görres kennen, den

er zum ersten mal und nachher nie wieder sah. Barnhagen fühlte sich von seinen großen Eigenschaften, von dem Feuer und der hinreißenden Macht seines Gesprächs durchdrungen, gesteht aber doch, daß er, als er ihn verließ, ein geheimes Mißfallen verspürt habe. „Ich wußte mir keine andere Rechenschaft zu geben“, fügt Barnhagen hinzu, „als daß er auch seine literarischen Urtheile unbarmherzig nach den Gesichtspunkten zuschnitt, welche die Politik ihm leihen wollte, eine Manier, die freilich in Deutschland allgemein ist, mir aber von jeher verhaßt war, und die auch in der That mehr bedeutet als man gewöhnlich denkt.“ In Koblenz sah er auch den Staatsminister von Altenstein, der eben in seiner amtlichen Beisehung der Rheinlande hier eingetroffen war. Barnhagen bemerkt über ihn: „Wer ihn, nach bitteren Kränkungen und harter Einbuße, noch zuletzt als gebrochenen, doch unbeflegten Greis gesehen, dem muß jenes heitere Bild des zuversichtlich und fast schwärmerisch Hoffenden als ein schneidender Abstand erscheinen, der wol vom Jüngling zum Manne nicht selten, aber innerhalb eines schon reifen Alters und einer Ministerlaufbahn ungewöhnlich ist.“ Als Barnhagen in Brüssel dem Prinzen von Oranien in Gesellschaft W. v. Humboldt's vorgestellt wurde, empfing er wieder eine „starke Lehre“, die ihm immer unvergesslich blieb. Barnhagen war aufs äußerste gespannt, was Humboldt, der „geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann“ bei dieser Gelegenheit sagen, erwidern, andeuten würde, und er gesteht, daß er im voraus sein Gedächtniß angestrengt habe, um von den kostbaren Worten keins zu vergessen. Dagegen war, was Humboldt dem Prinzen sagte, „durchaus lärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phrase machte er, nur das Nothdürftigste in den geringsten Worten sprach er aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden, wie sie Europa jahraus jahrein hin- und herreisen sieht.“ Zuletzt mußte sich Barnhagen, der eben noch ein Keuling in der diplomatischen Karriere war, doch sagen, daß Humboldt als ein „kundiger Altmeister des Fachs“ nur ganz natürlich verfahren und dabei doch in billigen Grenzen geblieben sei, die hingegen jener brasilianische Gesandte nicht mehr eingehalten habe, der, aus einer Conferenz heimkehrend, mit stolzem Selbstgefühl zu einem Freunde sagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté.“ Eine der werthvollsten Bekanntschaften war ihm die des Hrn. van Oheert, der im Cultusministerium mit den katholischen Kirchensachen beschäftigt war. Oheert gehörte zu den damals verhältnißmäßig wenigen Holländern, welche ihre Landleute mit deutscher Poesie und deutscher Wissenschaft zu befreunden bemüht waren. Er hatte in Jena studirt und sich unter den frühesten Schülern Hegel's, auf den er späterhin eine treffliche Gedächtnisrede herausgab, besonders hervorgethan; auch hatte er öffentliche Vorträge über Goethe's „Faust“ gehalten, und große Stücke dieser Dichtung sehr glücklich ins Holländische übersetzt. Im allgemeinen wirkt aber Barnhagen den Holländern vor:

ist, besonders
den letzten Zei-
ten Ruhm blid-
en und andern
um sie dies von
s aus früherer
s unsere Tage
! Lächerlichkeit

hellerer Aus-
gegangen, der

ihm und seiner Gattin nur durch die während dieser Reise
eingetroffene Nachricht, daß Frau von Staël zu Paris ge-
storben sei, verdüßert wurde. Der Doctor W. Fried-
länder, einer der Aerzte der Frau v. Staël während
ihrer letzten Krankheit, theilte ihm diese Nachricht in einem
längern, Paris den 15. Juli 1817 datirten Briefe mit,
welcher hier vollständig abgedruckt ist und manches In-
teressante über die letzten Momente der gelehrten Schrift-
stellerin enthält. Der Brief schließt einem ziemlich aus-
führlichen Sectionsbeficht mit ein: Gehirn („wie habe ich
ein schönes, gesundes, vollkommenes entwickeltes und
mehr wohlgehaltenes Gehirn gesehen“, schreibt Friedlän-
der), Leber, Milz, Zwischfell u. s. w. werden aufs deut-
lichste geschildert. Wer weiß, wozu künftige Literatur-
geschichtschreiber diesen Sectionsbeficht werden brauchen
können! Wir scheinen auf dem besten Wege dahin zu
sein, daß es künftighin zu einer ordentlichen Literaturgeschichte
gehören wird, nicht bloß auf die äußere Figur und die
Geistesbildung, sondern auch auf die innern Körper-
theile der einzelnen Dichter und Autoren Rücksicht zu neh-
men. Segen des modernen Materialismus!

In dem Kapitel über Berlin sind die Mittheilungen
über das Reformationsfest, das mit seinen zahllosen Lie-
dern, Reden, Lebensabrisse, Denkmünzen, Kupferstichen,
Strichdrucken u. s. w. so außerordentlich an das vorjährige
Schiller-Jubiläum erinnert, über die patriotische Feier des
18. October bei dem Rollbergen und über ein von der
Gesellschaft für deutsche Sprache veranstaltetes Fest, wo-
bei fast alles im altdeutscher Tracht erschien und Jahn
und die Turner das Uebergewicht hatten, von besonderm
Interesse. Bei dem letztern Feste brachte unter andern Jahn,
dem der Verfasser mehr Anerkennung zollt, als wir von
dem an delikater Gesellschaftsformen als derjenigen Jahn's
warm gewohnten Warnhagen erwarteten, einen Trink-
spruch auf das Wohl derer aus, welche auf der Wart-
burg ein „so herrliches Beispiel“ gegeben. Diese Kühn-
heit machte denn doch manche besürzt. Zuletzt aber, als
der Saal schon leerer geworden, rief Jahn, wie Warn-
hagen weiter erzählt, „die Uebriggebliebenen noch zusam-
men und hielt aus dem Stegreif eine Rede zu Ehren
Fuchers und der deutschen Sprache, so kräftig, frisch,
kurz und rasch, und so zweckmäßig und unversäglich,
daß alle Hörer entzückt und auch die Schüchternen befrie-
digt waren, denn das ganze Fest empfing dadurch einen
so harmlosen als glänzenden Schluß, zu dem sich jeder-
mann beugen durfte“. Ueberhaupt glaubt der Verfasser,
Jahn habe zumißt gewußt, was er gewollt und sein Ziel

klar vor Augen gehabt. Auf der Rückreise nach Baden
besuchte Warnhagen in Weimar zum ersten mal Goethe,
der ihn aufs Herzlichste und ohne alle jezt ihm so oft
vorgeworfene vornehme Zurückhaltung empfing und ihm
er einige begriffte Seiten widmete.

Vergebens — schreibt Warnhagen an Stiegemann — würde
ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des al-
bald lebhaften Gesprächs zu schildern suchen, es war ein Stüd
Leben, in tausend Wellen fliegend, ein Gefühl im Ganzen wir-
kend, ohne die einzelnen Bezüge gesondert festhalten zu lassen;
jedes Wort eine Blüte am Zweige des Baumes, aus der tiefe
dunkeln Wurzel her, aber selbst doch nur als laßig heiteres
Gehild des Augenblicks erschlossen.

Und ferner:

Wie fern! ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das
ich trotz aller Zwischendinge stets in unsern deutschen Dichtern
Vaterlandstreue gesetzt!... Goethe sein deutscher Patriot? ein
echter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In sehr
unser Werk war alle Freiheit Germaniens früh verankert, und
wurde hier, zu unser aller nie genug schätztem Frommen das
Muster, das Beispiel, der Stamm unserer Bildung. In dem
Schatten dieses Baumes wuchsen wir alle.

Endlich:

Uebrigens ist Goethe alt, und gerade darin jung, daß er
die Wesenheit des Alters mit gleicher Frische und Wahrheit in
sich aufnimmt, wie er jung die Jugend in sich aufnahm; es ist
eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre solche Mit-
theilung zu sehen, wie Schlabrendorf und Goethe hat.

Als Gegenstück theilen wir schließlich ein anderes lit-
erarisches Porträt, dasjenige Ludwig Börne's, mit. Warn-
hagen lernte ihn nach seiner Entlassung von seinem Karls-
ruder Posten, auf der Rückreise nach Berlin begriffen,
in Frankfurt persönlich kennen. Warnhagen schildert ihn:

Der kleine unausgeglichene Mann von sehr jüdischem Ansehen
war unbeholfen und schon, eine beginnende Schwerhörigkeit gab
ihm etwas Gespanntes und Lauerndes, was den Eindruck nicht
verbesserte. Aber was er sagte war geistvoll, scharf, treffend,
wichtig. Begierig ergriff er den Gedanken, mit mir, Deisner
und Endner vertrat, eine politische Zeitschrift nach Art der
„Minerva française“ herauszugeben; wir wußten noch nicht, daß
die Karlsbader Beschlüsse dieses Unternehmen schon unmöglich
machten. Rabel war von Börne's Geist und Ausdruckswelt
sehr eingenommen, weniger von seiner Person, ihr entging nicht,
daß trotz dieser unfruchtlichen, beständigen Erscheinung eine un-
geheure Intelligenz in ihm wohnte, eine solche, wie man sie bei Rade-
ligen so häufig findet, die das Gebrechen zum Vorzug machen
müßten. Ueberhaupt löste er mir viel politisches, aber kein
menschliches Vertrauen ein; sein Urtheil war immer selbstlich
besangen, von Gründen bestimmt, die mit seiner Eitelkeit zu-
sammenhingen, er hatte keinen Sinn für fremde Verdolichtheit,
sprach aber solche, die wir gemeinsam kannten, die vornehmsten
Dinge. Die Art, wie er sich über seine Faulheit äußerte — er
warnte, bei der drückendsten Zeitschrift nicht zu viel von ihm
zu hoffen — mißfiel mir ebensals, auch hier sollte das Ge-
brechen lächelnd in eine Tugend gewandelt werden, und welches
Gebrechen! eines, das mir an einem Manne ebenso schlimm wie
Freiheit erschien! Wenn, der Eindruck im ganzen war mehr
nachtheilig als vorteilhaft; auch hat sein Scharfsinn es gut ge-
merkt, und bei aller Rücksicht und Aufmerksamkeit, die ich spä-
ter dem Verfasser, dem Bedürfnisse widmete, hat er mich und
meinen Schwager Robert, sowie meinen Freund Heine, dessen
wackender Ruf ihn mit bitterm Rabe erfüllte, durch Widerspre-
chen es erregten lassen, die jedoch wenig verstanden.

Doch wie viele interessante Aufschlüsse und Urtheile
über Verhältnisse und merkwürdige Personen finden sich

nicht in diesem Maße, daß uns mit so manchen geheimen Eifersüchten und Impulsen, die in jenen Jahren an dem Orkanen Deutschlands mitschwebten, auch anschauliche, angedeutete und offenkundigste bekannt macht. Wir haben mit unsern Mittheilungen und Auszügen nur bezeugen wollen, von der überaus reichen Stofffülle dieses Bandes die annähernde Vorstellung zu geben und zu seiner vollständigen Lectüre anzuregen. Hermann Herggraff.

Zur Geschichte der Niederlande.

Untersuchungen über die Entstehung und den Abfall der Niederlande von Spanien. Von Matthies Koch. Leipzig, Voigt und Waisner. 1860. Gr. 8. 1 Theil. 10 Rgr.

Die Geschichte des Abfalls der Niederlande hat seit Schiller die Aufmerksamkeit und auf Danksagung sich stützende Behandlung in Deutschland erfahren. Der Hauptfächer derselben war oben Maritiem der Holländer Bewegung, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ein verdientes Ansehen in der Geschichte seines Vaterlandes erworben hatte. Allen schon Anse, noch mehr aber Bildkraft, bietet in der bestmöglichen Weise, umgeben das Ansehen jenes holländischen Historiographen. In der neuesten Zeit nun hat die Geschichtsforschung, namentlich die holländische, auf dem Felde der Geschichte der Niederlande eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt und aus den Archiven ein so reichhaltiges und wichtiges Material zu Tage gefördert, daß die früheren Auffassungen und Beurtheilungen von Thatfachen sowohl als von Persönlichkeiten eine theilweise ganz andere Gestalt annehmen mußten. Eine Zusammenstellung der neuesten wissenschaftlichen Erscheinungen auf diesem Gebiete zum Theil mit holländischen Bemerkungen begleitet findet sich in von Eybel's „historischer Zeitschrift“, Jahrgang 1859. Die hervorstechendsten Werke sind folgende: „Histoire de la révolution des Pays-Bas, par Th. Justin“ (2 Bde., Brüssel 1855), das wohl nicht als wünschenswerthe andere Werk eine Uebersetzung ins Deutsche verdienen, trotzdem daß es der gewöhnlichen Ansicht über das holländische historische Factum nicht eben günstig ist; Brecht's auch in Deutschland sehr bekannte von Scherer 1856 ins Deutsche übertragene „Geschichte Philipps II.“, und Motley's „The rise of the Dutch Republic. A History“, wovon 1857 eine deutsche, 1858 eine holländische Uebersetzung erschienen ist. Wägher und van der Meer das letztere Werk in der von Eybel'schen Zeitschrift gesagt wird: „Motley's Verdienste sind sehr groß; nicht allein, daß der Verfasser trotz seiner Eigenschaft als Fremder (er ist Amerikaner) die Geschichte der Niederlande unparteiisch behandelt hat, was nicht immer der Fall ist; auch der wissenschaftliche Werth des Buchs ist groß. Die Forschungen Motley's in unerschöpflichen Archiven sind sehr erfolgreich gewesen“; heißt es bei Koch: „Jedes Wort über den Charakter und die Brauchbarkeit dieses Buchs besonders für das deutsche Publikum ist ihm überflüssig, da die Leser meines Werks Gelegenheit haben, es im Detail kennen zu lernen. Hauptsächlich trägt diese Bekanntheit zur Begründung der That bei, daß die von mir gebrachte Arbeit keine neglekt war, und vielleicht bringt die gewonnene Anerkennung auch von der etwas zu großen Vorliebe für ausländische Geschichtswerte einigermaßen zurück.“ Diese Anerkennung des Verfassers voraussetzt und zu der Frage: welche Aufgabe hat derselbe mit seinem Buche gestellt habe? Sie ist offenbar eine kritisch-synonymische im allgemeinen gegen die gewöhnliche Auffassung der niederländischen Revolution, insbesondere aber gegen die, welche in Motley's Werke zu Tage tritt; diese Vorliebe, allerdings auf Quellenstudien sich stützend, ist nicht selten heftig, einmal sogar groß und an das Unermeßliche dringend. Wahrscheinlich wird der Angriff nicht ohne Wirkung bleiben. Darausgeschritten darf der Verfassers Buch nicht unterlassen werden: wir glauben dasselbe für einen wenn auch nicht ganz glücklichen Versuch eines Reinschneidens der Geschichte

des Abfalls der Niederlande und der namentlich in Deutschland darüber verbreiteten und eingewurzelten Ansichten erklären zu müssen.

Die historischen Sätze nun, welche der Verfasser seinerseits für die Wahrheit erklärt und als solche zu erwiesen sucht, sind im wesentlichen folgende: 1) Der Aufstand der Niederlande war namentlich von dem höheren Adel angefaßt und ward trotz der Unterstützung bis zum Abfall von Spanien getrieben; das war hauptsächlich das Werk des obersten höchsten als herrschaftlichen Oramiers. 2) Das religiöse Element und mit ihm das Volk, ward erst später mit in den Kampf gezogen und als künstlicher Hebel gebraucht; der Oramier selbst hatte eigentlich gar keine Religion. 3) Die bekannte „Apologie von dekenen des tres illustre Prince Guillaume, Prince d'Orange, Comte de Nassau“ (Delft 1581), wahrscheinlich vom Hofverdrager des Prinzen Willms verfaßt, ist nicht, was ihr Name sagt, eine Rechtfertigungsschrift, sondern eine verletzende Lächerlichkeit, wegen welcher heutzutage und nach dem Strafrechte aller civilisirten Länder, der Verfasser, der Drucker und der Prinz von Oranien zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurtheilt werden müßten, und zwar von Rechts wegen! 4) Philipp II. und Herzog Alba hatten Recht und Gerechtigkeit auf ihrer Seite; die Erzählungen von der Grausamkeit ihres Regiments lehren insolge der Parteilichkeit an Ueberlieferungen. Ueberhaupt leuchtet die Meinung des Verfassers an verschiedenen Stellen durch, daß das geschichtliche Urtheil über Philipp II. immer noch kein völlig gerechtes sei. Es liegt auf der Hand, daß man selbst wiederum ein Buch schreiben müsse, um des Verfassers in der That inhaltlichere Sätze entgegen Schritt für Schritt zu widerlegen oder doch wenigstens auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Wir begnügen uns hier mit Folgendem.

Die Annahme eines lediglich im Interesse des Adels gegen Spanien begonnenen Aufstandes muß schon an sich für unstatthaft erklärt und entschieden verneint werden; der Freiheit und Unabhängigkeit liebende, zugleich so nüchternen Volkscharakter der Niederländer war nicht danach angefaßt, um dem Ehrgeiz des Adels blindlings zu folgen oder einem wehrlosen Phantom nachzujagen. Wohl aber schloß man schon längst und tief den schroffen Gegensatz zwischen dem spanischen und niederländischen Wesen. Und wenn der Verfasser den Reichthum hervorhebt, den die Bürger in den Städten und selbst Bauern besaßen, so verdankten sie ihn wahrlich nicht der spanischen Herrschaft, sondern den aus der Vergangenheit stammenden Verhältnissen und Institutionen. Oben waren die Landbesitzer, die schon unter Karl V. in den niederländischen Städten vorlommen, etwas auch von dem Adel angezogen oder Anwärter der Rolle der Proletariat? Ebenso muß mit Bestimmtheit gegen den Verfassers behauptet werden, daß dem Aufstand der Niederlande, der endlich zum Abfall führte, gleich anfangs eine religiöse Bewegungskraft zum mächtigen Hebel diente, wenn auch nicht in der Weise gestellt werden mag, daß hier wie in Deutschland sich dynastische Interessen einmischten. Gewiß ist nämlich: es ging im 16. Jahrhundert ein reformatorischer Zug durch alle germanischen Stämme; er streifte selbst in das romanische Gebiet hinüber. Was wunder, wenn er auch bei den benachbarten und sprachverwandten Niederländern einzog? Wie richtig wird das in dem Werke unten von uns namhaft gemachten Werke von Lacroix wieder correcter abgedruckt schon gesagt, das hätte der „Extraits d'auteurs points com Placards et ordonnances publiques le trait de la Religion“. Es Reife von Verordnungen, Placate den Niederlanden: 1581, 1580, 1581, 1582, 1583, 1584, 1585, 1586, 1587, 1588, 1589, 1590, 1591, 1592, 1593, 1594, 1595, 1596, 1597, 1598, 1599, 1600, 1601, 1602, 1603, 1604, 1605, 1606, 1607, 1608, 1609, 1610, 1611, 1612, 1613, 1614, 1615, 1616, 1617, 1618, 1619, 1620, 1621, 1622, 1623, 1624, 1625, 1626, 1627, 1628, 1629, 1630, 1631, 1632, 1633, 1634, 1635, 1636, 1637, 1638, 1639, 1640, 1641, 1642, 1643, 1644, 1645, 1646, 1647, 1648, 1649, 1650, 1651, 1652, 1653, 1654, 1655, 1656, 1657, 1658, 1659, 1660, 1661, 1662, 1663, 1664, 1665, 1666, 1667, 1668, 1669, 1670, 1671, 1672, 1673, 1674, 1675, 1676, 1677, 1678, 1679, 1680, 1681, 1682, 1683, 1684, 1685, 1686, 1687, 1688, 1689, 1690, 1691, 1692, 1693, 1694, 1695, 1696, 1697, 1698, 1699, 1700, 1701, 1702, 1703, 1704, 1705, 1706, 1707, 1708, 1709, 1710, 1711, 1712, 1713, 1714, 1715, 1716, 1717, 1718, 1719, 1720, 1721, 1722, 1723, 1724, 1725, 1726, 1727, 1728, 1729, 1730, 1731, 1732, 1733, 1734, 1735, 1736, 1737, 1738, 1739, 1740, 1741, 1742, 1743, 1744, 1745, 1746, 1747, 1748, 1749, 1750, 1751, 1752, 1753, 1754, 1755, 1756, 1757, 1758, 1759, 1760, 1761, 1762, 1763, 1764, 1765, 1766, 1767, 1768, 1769, 1770, 1771, 1772, 1773, 1774, 1775, 1776, 1777, 1778, 1779, 1780, 1781, 1782, 1783, 1784, 1785, 1786, 1787, 1788, 1789, 1790, 1791, 1792, 1793, 1794, 1795, 1796, 1797, 1798, 1799, 1800, 1801, 1802, 1803, 1804, 1805, 1806, 1807, 1808, 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1825, 1826, 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833, 1834, 1835, 1836, 1837, 1838, 1839, 1840, 1841, 1842, 1843, 1844, 1845, 1846, 1847, 1848, 1849, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858, 1859, 1860, 1861, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1872, 1873, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 2681, 2682, 2683, 2684, 2685, 2686, 2687, 2688, 2689, 2690, 2691, 2692, 2693, 2694, 2695, 2696, 2697, 2698, 2699, 2700, 2701, 2702, 2703, 2704, 2705, 2706, 2707, 2708, 2709, 2710, 2711, 2712, 2713, 2714, 2715, 2716, 2717, 2718, 2719, 2720, 2721, 2722, 2723, 2724, 2725, 2726, 2727, 2728, 2729, 2730, 2731, 2732, 2733, 2734, 2735, 2736, 2737, 2738, 2739, 2740, 2741, 2742, 2743, 2744, 2745, 2746, 2747, 2748, 2749, 2750, 2751, 2752, 2753, 2754, 2755, 2756, 2757, 2758, 2759, 2760, 2761, 2762, 2763, 2764, 2765, 2766, 2767, 2768, 2769, 2770, 2771, 2772, 2773, 2774, 2775, 2776, 2777, 2778, 2779, 2780, 2781, 2782, 2783, 2784, 2785, 2786, 2787, 2788, 2789, 2790, 2791, 2792, 2793, 2794, 2795, 2796, 2797, 2798, 2799, 2800, 2801, 2802, 2803, 2804, 2805, 2806, 2807, 2808, 2809, 2810, 2811, 2812, 2813, 2814, 2815, 2816, 2817, 2818, 2819, 2820, 2821, 2822, 2823, 2824, 2825, 2826, 2827, 2828, 2829, 2830, 2831, 2832, 2833, 2834, 2835, 2836, 2837, 2838, 2839, 2840, 2841, 2842, 2843, 2844, 2845, 2846, 2847, 2848, 2849, 2850, 2851, 2852, 2853, 2854, 2855, 2856, 2857, 2858, 2859, 2860, 2861, 2862, 2863, 2864, 2865, 2866, 2867, 2868, 2869, 2870, 2871, 2872, 2873, 2874, 2875, 2876, 2877, 2878, 2879, 2880, 2881, 2882, 2883, 2884, 2885, 2886, 2887, 2888, 2889, 2890, 2891, 2892, 2893, 2894, 2895, 2896, 2897, 2898, 2899, 2900, 2901, 2902, 2903, 2904, 2905, 2906, 2907, 2908, 2909, 2910, 2911, 2912, 2913, 2914, 2915, 2916, 2917, 2918, 2919, 2920, 2921, 2922, 2923, 2924, 2925, 2926, 2927, 2928, 2929, 2930, 2931, 2932, 2933, 2934, 2935, 2936, 2937, 2938, 2939, 2940, 2941, 2942, 2943, 2944, 2945, 2946, 2947, 2948, 2949, 2950, 2951, 2952, 2953, 2954, 2955, 2956, 2957, 2958, 2959, 2960, 2961, 2962, 2963, 2964, 2965, 2966, 2967, 2968, 2969, 2970, 2971, 2972, 2973, 2974, 2975, 2976, 2977, 2978, 2979, 2980, 2981, 2982, 2983, 2984, 2985, 2986, 2987, 2988, 2989, 2990, 2991, 2992, 2993, 2994, 2995, 2996, 2997, 2998, 2999, 3000, 3001, 3002, 3003, 3004, 3005, 3006, 3007, 3008, 3009, 3010, 3011, 3012, 3013, 3014, 3015, 3016, 3017, 3018, 3019, 3020, 3021, 3022, 3023, 3024, 3025, 3026, 3027, 3028, 3029, 3030, 3031, 3032, 3033, 3034, 3035, 3036, 3037, 3038, 3039, 3040, 3041, 3042, 3043, 3044, 3045, 3046, 3047, 3048, 3049, 3050, 3051, 3052, 3053, 3054, 3055, 3056, 3057, 3058, 3059, 3060, 3061, 3062, 3063, 3064, 3065, 3066, 3067, 3068, 3069, 3070, 3071, 3072, 3073, 3074, 3075, 3076, 3077, 3078, 3079, 3080, 3081, 3082, 3083, 3084, 3085, 3086, 3087, 3088, 3089, 3090, 3091, 3092, 3093, 3094, 3095, 3096, 3097, 3098, 3099, 3100, 3101, 3102, 3103, 3104, 3105, 3106, 3107, 3108, 3109, 3110, 3111, 3112, 3113, 3114, 3115, 3116, 3117, 3118, 3119, 3120, 3121, 3122, 3123, 3124, 3125, 3126, 3127, 3128, 3129, 3130, 3131, 3132, 3133, 3134, 3135, 3136, 3137, 3138, 3139, 3140, 3141, 3142, 3143, 3144, 3145, 3146, 3147, 3148, 3149, 3150, 3151, 3152, 3153, 3154, 3155, 3156, 3157, 3158, 3159, 3160, 3161, 3162, 3163, 3164, 3165, 3166, 3167, 3168, 3169, 3170, 3171, 3172, 3173, 3174, 3175, 3176, 3177, 3178, 3179, 3180, 3181, 3182, 3183, 3184, 3185, 3186, 3187, 3188, 3189, 3190, 3191, 3192, 3193, 3194, 3195, 3196, 3197, 3198, 3199, 3200, 3201, 3202, 3203, 3204, 3205, 3206, 3207, 3208, 3209, 3210, 3211, 3212, 3213, 3214, 3215, 3216, 3217, 3218, 3219, 3220, 3221, 3222, 3223, 3224, 3225, 3226, 3227, 3228, 3229, 3230, 3231, 3232, 3233, 3234, 3235, 3236, 3237, 3238, 3239, 3240, 3241, 3242, 3243, 3244, 3245, 3246, 3247, 3248, 3249, 3250, 3251, 3252, 3253, 3254, 3255, 3256, 3257, 3258, 3259, 3260, 3261, 3262, 3263, 3264, 3265, 3266, 3267, 3268, 3269, 3270, 3271, 3272, 3273, 3274, 3275, 3276, 3277, 3278, 3279, 3280, 3281, 3282, 3283, 3284, 3285, 3286, 3287, 3288, 3289, 3290, 3291, 3292, 3293, 3294, 3295, 3296, 3297, 3298, 3299, 3300, 330

Nachdruck sich gegen Karl und Philipp wandelte, je mehr diese von Gott und Rechts wegen sich für berufen ansahen, das neue Wesen um jeden Preis zu vernichten. Man hat daher ein Recht zu behaupten: „Der Aufstand der Niederlande gegen Philipp II. war die Folge des von seinem Vater diesem dringend aus Herz gelegten und von Rom auf das feurigste eingeschräkten Politik, die Reformation in den Niederlanden in keiner Weise aufkommen zu lassen und daher deren Anhänger aufs strengste zu be-

urtheil des Verfassers über die und die gegen diesen gerichtete H und Ehrgeiz schon längere's II. aus den Niederlanden: Wichtigkeit der Sache etwas thien nämlich 1858 in Brüssel Guillaume de Nassau, de proscription publique en vigne, avec les documents rne de 1668. Correspondances d'une introduction der deutschen Kritik ist sehr len und ganz besonders herhaftigkeit des Drapiers dem gerettet erscheine und daß abliche Untersuchung der wichrnst geleistet habe. Und Earede über die Apologie folgenlogie, monument littéraire dignité, de fierte et d'ausateur du tyran espagnol, se à d'odieuses calomnies,

et nous donne une leçon de patriotique dévouement et désintéressement, de loyauté.“ Unser Verfasser sucht sich in einem Anhang, in welchem übrigens noch zwei andere neue in die niederländische Sache einschlagende Werke besprochen werden, die von Wauters und Blans, gegen das dort Ausgesprochene sehr kurz zu vertheidigen, ohne indeß Tacroix zu wider-scheidung unparteiischen belgischen

den Verfasser seine heftige und ie herkömmliche Ansicht über den ent, so läßt er sich gegen das elchem freilich die Grundansichten nützlich genug hindurchleuchten, in „Vom Regierungsantritte Philips Herzogs von Alba, d. i. vom seiten Spaniens sein Grund zur en, sondern selbige war allein das Calvinisten, ihrer Bundesgenossen. dieses Verhältniß. Die Repression und zum Kriege herbei, sondern sie m. Man kann mit großer Wahr- f die Unternehmungen des Prinzen wenn Alba's Sendung unterblieben wäre oder zu seinem Stellvertreter bersehen hatte. Indessen ist es nicht er Revolution einen neuen Impuls, sondern der andere ebenso große, üßbrung in die vor der Revomomit die von den Ereignissen ver- Forderungen der öffentlichen Meis- aren ließen. Seitdem die Großen, hatte sie so tiefe Wurzel gefaßt, Alba neuerdings in Kraft gesetzten e Transaction mit den Selten hätte all in die Revolution zu vermeiden n. Da diese durch Alba's Straf- erversystem noch überdies heftig ge- e lebte der schnein bloß momentan

niedergebrückte Geist der Empörung selbst unter Alba's Schreckens- herrschaft wieder auf und Reformirte und Consoletirte erhoben fühner als vorher das Haupt. Wiglius, der die Zustände und den Vollegeist besser als Philipp und seine Rathgeber kannte“), versichert seinem Freund Gopper in einem Schreiben vom Jahre 1576: er sei fest überzeugt, daß der erneuerte Glaubensabfall von Alba's Proscriptionen und von seiner unmäßigen Strafe herrühre und daß es weiser gewesen wäre, sich den Umständen anzubehalten, da der Calvinismus tief in die Herzen gedrungen sei und nicht leicht mehr ausgerottet werden könne. Diese seit dem Jahre 1566 eingetretene Veränderung bemerkte Philipp nicht; sein Staatsrath aber, von Rigoristen beherrscht und er mit ihnen, hielt die gänzliche Ausrottung der Ketzerei für das wichtigste Geschäft, an deren Ebnlichkeit sie nicht zweifelten. Diesen aus politischer Kurzsichtigkeit begangenen Fehler häßte Philipp mit dem Verluste der Niederlande; doch ist bei dem Abfalle derselben von Spanien nicht an den Volkswillen zu denken, sondern er ist als Werk der reformirten Parteihäupter und des Prinzen von Oranien anzufassen.“

Wir brechen hier ab, um schließlich mit dem Verfasser noch über einen Punkt zu rechten, den man wol der katholischen aber unter keiner Bedingung der protestantischen Geschichtsschreibung ruhig nachsehen darf.“) Der Verfasser äußert nämlich gelegentlich offenbar zu seiner Selbstvertheidigung, daß er in der Reformation als historische Erscheinung aber nicht in ihrem Princip die Revolution habe. Denn eine welthistorische Erscheinung wie die Reformation, was ist diese anders als die Offenbarung und Verwirklichung eines Princip? Ist das Gelingen eines solchen Werks ohne die belebende und nachhaltige Kraft eines Princip denkbar? Kann in Folge dessen der Geist und das Leben des Princip von seiner Erscheinung in der Wirklichkeit getrennt werden? Wer demnach das Princip billigt, muß auch den in natürlicher und gesunder Weise hieraus sich entwickelnden Thatfachen seine Billigung ertheilen. Eine Fälschung aber ist es und Sophistik, wenn der Verfasser Thatfachen und Ereignisse mit dem ursprünglichen und reinen Princip in Verbindung setzt, die mit demselben nichts gemein haben. Und um noch zum Ueberflusse hinzuzufügen, wo verlaute in den Schriften oder Worten der deutschen Reformatoren nur eine Silbe, daß sie nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn ihr reformatorisches Princip in seiner Verwirklichung, in seinen thatsächlichen Offenbarungen zum Deckmantel der Revolution diene? Genug, die protestantische Geschichtsschreibung muß der Ansicht des Verfassers, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, wir er es gethan hat, Thür und Thor verschließen.

Wir bemerken noch zum Schluß: des Verfassers Schrift wird in dem sich entgegengesetzten Heerlagern der Geschichtswissenschaft Aufsehen erregen; sie wird dazu beitragen, daß die Syren von dem Weizen in der historischen Erscheinung, die sie behandelt, immer mehr gesondert werde; sie wird endlich ihrerseits ebenfalls dazu beitragen, daß künftighin die historische Wahrheit immer weniger an Unterdrückung leide, ein Wunsch, den wir aufrichtig mit dem Verfasser theilen.

Karl Zimmer.

*) Wiglius war Rathspräsident und in alle Verhältnisse tief eingeweiht, daher ein sehr gemäßigter Mann; er starb 1577. Der oben erwähnte Wauters hat 1858 in Brüssel die Memoiren des Wiglius und Goppers herausgegeben, unser Verfasser polemisiert gegen ihre Autorität.

**) Geschichtskundige Leser werden wissen, wie sehr Guter und Gonforten beflissen sind, Reformation und Revolution zu identifizieren.

Russische Dorfgeschichten.

Die Fischer. Ein Roman von N. Gregorowitsch. Aus dem Russischen. Nach Einleitung von W. Herzen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1889. 8. 2 Theile. 15 Mgr.

In Rußland ist seit kurzen eben alles anders geworden, als es war. Das öffentliche Geheimnis dieser Verwandlung ist, daß man sich nicht mehr fürchtet! Man hat angefangen zu denken, hat zu gehorchen, man fählt sich, man hat begriffen, daß man Rechte hat! Nun ist alles in Frage gestellt: Verwaltung, Justiz, Handel und Wandel, Heer, Presse, der ganze Zustand des Landes — jeder spricht, niemand hört, und nach der ungebildigen Art der Slawen soll alles sofort fertig sein! In diesem Drängen aller, das durch die große nationale Frage der Leibeigenschaft angeregt wurde, erkennen wir, daß wir von den russischen Volksmännern, trotz Garthausen, so gut wie nichts wissen, nicht ohne Ursache zu haben, uns dieser Unwissenheit ein wenig zu schämen. Dieser Schwäche eben kommt nun eine neue Wendung der russischen Literatur zu Hatten, wir meinen der russische Volksroman, die Dorfgeschichten: ein Gebiet, das nach dem Verfasser der „Fischer“ Targeniew, Gogol, Soltilow, Herzen, Grimm und andere seit kurzen mit Glück und großem Erfolge anbauen. Für die Haltung selbst schwärmen wir eben nicht, indessen hat sie an dieser Stelle ihre volle Berechtigung, weil sie neu, kraftreich und instructiv ist. „Der Kampf“, sagt Herzen in der Einleitung zum Buche, „hat begonnen, zwischen dem wirklichen russischen Volkthum und den Parakten der europäischen Civilisation, welche Rußland so lange beherrschten. In den „Fischern“ ist der Feind schon nicht mehr der Fremde, der Gutsheer, der Bauer, er geht schon aus der Familie selbst hervor: es ist der Bauer-Arbeiter gegen den Bauer-Fabrikarbeiter, den wir im Kampf erblicken; es ist die Familie selbst, die wir in Sein und Wesen erkennen, die Grundlage des russischen Volkthums, seinen instinctiven, agrarischen Communismus.“ Diese Idee Herzen's lassen wir als seinem System zugehörig dahingestellt; was wir in den „Fischern“ gefunden haben, ist ein volles und treues, eigenständiges und anziehendes Bild des Volkslebens, eine Dorfgeschichte im besten Sinne des Wortes. Der Typus von Gleb Samuilow, des Fischerbauern, ist ganz Neu und Rustel, er ist der Patriarch, der Herr, der unumschränkte Herrscher in seinem Hause, der Repräsentant des Alten in seinem Reich, im Streit gegen den Andrang des Neuen in dasselbe. Wir lernen seine guten und seine übeln Seiten, seine Müßiggangigkeit, sein Rechtsgesühl und mit einiger Ueberraschung auch die tiefe Religiosität der Familie kennen. So lange hat man uns stets gelehrt, daß die Religion in Rußland nichts als ein todttes Formenwesen sei, daß auch wir daran glaubten; hier sehen wir eine Familie vor uns, die nichts ohne Gott thut, die stets und überall sich ihrer Pflicht gegen ihn bewußt bleibt. Wir sehen ferner Gleb's wohlgeordnetes, fleißiges Hauswesen, seine Mächtigkeits, seine verhältnismäßige Wohlhabenheit vor uns: alles Dinge, die wir überall eher als auf dem russischen Bauernhofe suchten und alles dies mit kompetenter Feder gezeichnet, und vom Hauch werthätiger christlicher Liebe befeelt. Wir sehen den harten Gleb den alten verlesenen Onkel, wieviel er zu nichts nutz ist, da er immer das Gegentheil von dem thut, was er gerade thun soll und z. B. einen Kufus schnappt, wenn er eine Wagnachse repariren soll, doch müßiggangig in seine Familie aufzunehmen, ja sogar seinen Kindern in Sohnesrechte einsetzen und seinen eigenen Kindern nachstellen, obwohl dieser Gregor später der ganzen Familie zum Verderben gereicht. Denn eben durch ihn bringt die Sünde (des Neuen) in die alte und reine Familie ein, da Gregor sich von Jaschur, einem wilden Fabrikarbeiter aus dem Kirchdorf Komarowo, verführen läßt und zum Verbrecher wird. Dieser Jaschur, der Vordere des Dorfes, ist mit kräftigen Jägern als das Prinzip des Romans gezeichnet. Seine blauen Locken, fetzpläuzend, seine Adlernase, sein rosenrothes Hühnerbein, bunte Aehrenschnecken und Bantbaum sind die Bewunderung aller Mädchen,

der Reib aller jungen Burken; sein frech, seine Verschwendung, wie mit seinem letzten Heller bewirthet, setzt, um nur von sich sprechen zu nehmen: er ist der bewundernte Führer seines ganzen stillen Friedens Gastwirth in der Kasakawia redt beide geschieht es, daß die beiden al ihm trennen, Johann der jüngere, zum Soldaten ausheben läßt, b. h. Gleb's Liebling Gregor zum Dieb a dem er Duna, des alten Fischers R unglücklich gemacht hat. In diesem ganze Roman beschloffen, was jedoch sowol als anziehendes Charaktergem bild dauernd und lebhaft beschäftigt Partien für den deutschen Leser u gemalt, so liegt doch auch hierin ei Zustände des Volks werden uns un heher. So möchten wir die genau nie und ihres scharflichen Besitzers „Von ungewöhnlich hehem Buche, schlugen die breiten Falten seines Glieder wie am Stangen; an den i Dies abgekehrte Wesen war die pe sah aus, als wäre er im Kessel gef genalbern, straffem, gelbem Haar, geschwellenem Gesicht und weichen, schlaftrigen Jagen. Bei alledem war dieser dünne, schlaftrige Gerasim, der anscheinend nur mit Mühe die Last des Lebens trug, ein Taugenichts erster Art, der jeden betrog, ein Spitzbube erster Klasse, ein dummer Spitzbube, wie das Volk sagt. Unter dieser todtten Masse verbarg sich der gewandteste, verschmitzte tette, thätigste Mensch in dem ganzen betriebsamen Komarowo. Jeder brauchte und fürchtete ihn: er ließ auf Mehl, Käse, Pelze, Leinwand“ u. s. w.

Diesen Repräsentanten der Ent uns das gerade und edeliche Wesen tigtelt des alten Fischers Konrad, Frauen in Gleb's Hause, Duna's Johann's Opfermuth um so mehr: fens, die jedem Leser unerwartet u müssen, weil sie ihm die Hoffnung so gut geartetes Volk doch endlich i Verwirrung und sozialen Drangsal Zeit noch schwer geprüft duldet. Ge liche Kampf, der in Rußland beg Ausdehnung haben, die er in Frank wonnen hat. Die ackerbauende Bi wiegend, das Proletariat der Städte meindeverband sprengen zu können. treu bleibten und fortzuehen, Bauer die anderwärts einen Ausweg in der hier nicht aufkommen. Theorie u Platz, ja, indem wir dem russischen durch die Furchen folgen, die sein E eine Reihe von ökonomischen und a die sich auf den Grundbesitz und bi und ihn hierbei festhalten. Es ist aber Gefahren schließt sie nicht in h.

Diese Ansicht Herzen's verdient alle etwas „utopisch“ erscheinen, allein sie hat ei und macht seinem Verstande Ehre. Wenn i die Ueberzeugung ausgesprochen finden: m über die Zeit der Theorien, der Doctrinen möchten wir die Wahrheit dieses Satzes doch und das eigene Beispiel Herzen's — der doch Ideolog ist, als Mazzini und Louis Blanc a nen — bekräftigt uns in diesem Zweifel. Di welche, wie Herzen meint, in Rußland fehlt

wir, bei dem unvermeidlichen Widerstand des Alten gegen die neuen Lebensformen schon noch einfließen, drohender und gefährlicher vielleicht, als Herzen denkt.

Doch lehren wir zum Schluß noch mit einigen Worten zu unserer Dorfnovelle zurück, deren Schauplatz der Verfasser so reizend zu malen weiß. Es sind die hübschen wellenförmigen Ufer der stillen Oka, eine Scenerie voll tiefer Ruhe zwischen Wiesen, Seen und Wäldern, ein reiches Panorama, das, wie der Verfasser sagt, noch seinen Reizen erwartet. Gleich ist im Kummer über den Einbruch der neuen Zeit, die seine Söhne zu Fabrikarbeitern statt zu Fischgefißern, sein versäuerter Liebesgott, der gottvertraute Herr zurückgekehrt, ist vom 1. in einer Scene voll tiefer Ruhe und ruhevoll, wie die sanften Hügel, endet die treffliche Novelle, mancher Fremdartigkeit zum Trotz, unserer Trachtens doch ein Muster solcher Erzählungen und neben ihrem belehrenden Inhalt auch als Kunstwerk beachtenswert. Die schöne Literatur Rußlands aber wird dabei nichts verlieren, wenn sie sich mehr und mehr von dem jetzt darin allzu sehr vorherrschenden Elemente der Satire und der gallischen Ironie frei macht und dafür die deutsche Grundlage, „Gemäß und Unzerstörlichkeit“, wie sie hier vormalen, mehr in sich aufnimmt, wie dies denn in der That auch zu geschehen scheint.

4.

Notizen.

Gespräche eines Engländers mit dem Fürsten Metternich.

Man hat die interessanten Mittheilungen Varnhagen's in Fürsten Metternich, die im achten Heft enthalten sind. Jetzt theilt „Fraser's Magazine“ Interessantes, die er im Winter 1834 mit dem Fürsten hatte. Major Roel berichtet, der erst für Gall's System gehört und seiner (Roel's) Gattin den Wunsch in dem Palaste zu sehen. Die Unterredung der Fürst vernommen, daß Major geläufig, deutsch aber schon deshalb darin zu vervollkommen wünsche, den englischen Text der „Conver-

rennt man auch, daß Major Roel des Deutschen in einem bei einem Ausländer nicht gewöhnlichen Grade mächtig sein müsse. In dem Muth des Fürsten fiel ihm zunächst die außerordentliche Welt zwischen den Augenbrauen auf, was nach Gall's System eine besondere Entwicklung des „Cachanne“ (sensu choas, educabilis u. s. w.) anzeige. Das Gespräch drehte sich anfangs um das Gall'sche System, und der Fürst versicherte im Verlaufe desselben, daß er durch dasselbe in seinem Glauben an das Dasein Gottes nur bekräftigt worden sei, obgleich er allerdings zugeband, Gall selbst sei Materialist, dies aber auch der einzige Punkt gewesen, über den er sich mit Gall nicht habe verhandeln können. Ebenso laubhaft bewies sich, seiner Versicherung nach, der Fürst gegen Salamb, der ihn zum Atheismus zu bekehren eifrig bemüht gewesen. Der Fürst erzählte ferner, Gall habe ihn eines Abends zu sich eingeladen, um der Section des Kopfes von einem jungen Mädchen beizuwohnen, das wegen Todes am Vormittag hingerichtet worden sei. Als er gekommen, habe er den Kopf bereits mitten auf den Tisch aufgestellt und ringsherum eine große Zahl von Gelehrten, worunter der Leibarzt des Kaisers Napoleon, versammelt gefunden. Bevor Gall zur Section und Erklärung geschritten, habe er in auffallender Weise auf die Unähnlichkeit zwischen dem Gesichtszügen des Mädchens und denen des Kaisers aufmerksam gemacht. Natürlich hätten alle dazu still geschwiegen; Gall

aber wäre immer wieder auf diese Unähnlichkeit zurückgekommen, obgleich er, Metternich, ihn auf den Fuß getreten und alles gethan habe, um ihn von diesem Gegenstande abzulenken. Darauf wandte sich das Gespräch auf Irrthümer und Geisteskrankheiten, wobei der Fürst den interessanten Fall erzählte, daß der Irre eines ausgezeichneten Mathematikers darin bekanden habe, in allen seinen Berechnungen die Zahl 5 für eine 0 anzusehen; so dann auf die deutschen philosophischen Systeme, die er als bloße Schöpfungen der Einbildungskraft, als „glänzende Schöffer, die auf Sand gebaut seien“, nicht leiden mochte; weiterhin auch auf allgemeine politische Fragen, die Metternich in dem an ihm bekannten conservativen Sinne behandelte; auf Todesstrafen u. s. w. Das strenge österreichische Regiment entzündete er mit der Verderbtheit der Menschen; man stelle, sagte er, in den Schaufenstern eines Ladens der Kärntnerstraße die schönsten Kupferstücke nach religiösen Gemälden Rafael's und anderer großer Meister, gegenüber aber obskure Bilder, wie Paris täglich hervorbringt, aus, und die Masse des Volks werde sich auf dieser Seite sammeln, die andere aber leer lassen. Wenn er auf die Liberalen zu sprechen kam, so erhob sich der sonst äußerlich ruhige und gleichmäßige Ton seiner Rede sogar zu einer gewissen Bitterkeit und zum Spott. Dies alles, meint Roel, habe ihm gezeigt, wie gering der Fürst von seinen Nebenmenschen gedachte, und er habe eingesehen, daß es ganz nutzlos sein würde, dem Fürsten seine Ansichten ausreden zu wollen. „Ich muß hier jedoch erwähnen“, fährt Roel fort, „daß er mir bei dieser wie bei andern Gelegenheiten gestattete, eine gegenseitige Ansicht auszusprechen, und daß sein Benehmen fortwährend daselbst freundliche und von allen dogmatischen Prätorien frei blieb. Ich gelangte zu der Überzeugung, daß seine Eigenliebe und des Bewußtseins seiner Macht über seine Nebenmenschen einerseits und seine Erziehung andererseits einem bigoten und absolutistischen Régime zugleich mit den Erfahrungen, die er in Bezug auf die Kaiser und die Heiligkeit der Menschen gemacht hatte, andererseits ihn dazu gebracht hatten, die Fähigkeit der Menschen für den Fortschritt in Tugend und Bildung zu unterschätzen. Zugleich gewann ich die Überzeugung, daß Fürst Metternich nach Grundrissen handelte, die er für gesund hielt und daß in seinem Charakter nichts von jenen Eigenschaften war, wie man sie bei heuchlerischen oder grausamen Despoten zu finden pflegt. Sein Geist schien mir mehr hervorragend, was die Fähigkeit Details zu beherrschen und die Verhandelschärfe sie logisch zu ordnen, als was Originalität und Tiefe des Urtheils betrifft.“

Holtei's „Vierzig Jahre“ in einer Volksausgabe.

Holtei's Memoiren, die unter dem Titel „Vierzig Jahre“ und zwar die beiden ersten Bände bereits im Jahre 1843 erschienen, liegen jetzt in einer zweiten, „überaus wohlfeilen“ Auflage (6 Bände, Miniaturformat) vor uns, im Menschen ganz im Anschluß an die so beifällig aufgenommenen Volksausgaben von Holtei's Romanen. Holtei, „der Freiwillige aus dem Freiungskriege, der Schauspieler, Zeitungsredacteur, Theaterdirector, Schauspielschlichter, der berühmte Vorleser Deutschlands“, wie er in der Subscriptionsanmeldung genannt ist, hat dazu ein „Wort in Siedlermarkt, im December 1858“ datirtes Vorwort geschrieben, worin er bemerkt, daß sein jetziger Verleger, Landmann und „werththätiger Freund“, A. Arnemann in Breslau, den Besitz sämtlicher Bände der früheren achtbändigen Auflage, die in wechselndem Verlage erschienen, an sich gekauft und den Wunsch ausgesprochen habe, es möchten die acht Bände in deren sechs zusammengepackt werden, damit er auch von diesem Werke, wie von der Verfasser's Romanen, eine recht wohlfeile Ausgabe veranstalten könne. Von einer wirklichen Umarbeitung, die ihm zunächst vorgeschwebt, habe er, bemerkt Holtei weiter, absehen müssen, da dies sich leider sehr bald unausführbar gezeigt. „Solte ich“, sagt er, „in dieser schlichten Erzählung alle Irrthümer, Irrthümer, falschen Meinungen, Irrthümer oder althergebrachten Erinnerungen, deren sich der vierzigjährige Verfasser noch schuldig machte und welche der sechzigjährige Beurtheiler jetzt tabell, wirklich umarbeiten, so

wäre es nicht mehr das vorige Buch geblieben, denn ich hätte müssen ein anderes, neues schreiben. Mehr oder weniger gilt das von den meisten Autoren, die wieder lesen, was sie vor einer längern Reihe von Jahren geschrieben." Er habe sich schließlich damit begnügt; Langweiliges möglichst zu streichen, Verlangenes möglichst zu mildern, Anekdotelende Druckfehler, „von denen die erste Auflage wimmelt“, zu beseitigen, und endlich die jüngern Aufsätze und Gedichte, welche unterdessen in neuen Auflagen seiner andern Bücher ihren Platz fanden, wegzulassen. Charakteristisch für Holtei ist noch folgende Stelle. Man habe, sagt er, ihm vorgeworfen, daß er sich selbst in seinen Memoiren nicht genug Achtung erweisen, sich nicht gekümmert, sein Inneres so sehr enthüllt habe, und er fährt dann fort: „Lieber Himmel, so etwas liegt in den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der verschiedenartigen Menschen. Der eine nimmt zu geringe Rücksichten auf sich, der andere wieder stellt sein werthes Ich gar zu hoch. Auf mich muß ich anwenden, was ein weit über mich erhabener Schriftsteller, was Chateaubriand von sich sagt: „Die Mehrzahl der Menschen verfällt in den Fehler, zu viel auf sich zu halten; ich habe den Fehler, darin zu wenig zu thun“, eine Schwärmerheit, in der sich übrigens gerade genug Chateaubriand'sche Unmaßlichkeit verräth. A. M.

Bibliographie.

- Aus dem Leben eines meissenburgischen Landpfarrers. Verden, Steinhilfel. Gr. 8. 3 Ngr.
- Blumenlese aus Schiller's poetischen und prosaischen Schriften. Mit Portrait und Bignette, Kupferstich. Hamburg. 1860. 16. 15 Ngr.
- Briefe aus Helgoland, England und Süd-Afrika. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volkschriften-Bereins. 1859. 8. 6 Ngr.
- Clemen s, F. J., Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Ethologie. Ein Wort der Rechtfertigung gegen die Kritik des Herrn J. Kuhn. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Görge L., Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Märchen, Sagen, Volkseidme, Räthsel u. nebst einem Diction. Krefeld, Spreyer. Gr. 8. 2 Thlr.
- Daguerrotypen von einem ungarischen Edelmann. London, Williams u. Norgate. Lex.-8. 10 Ngr.
- Douglas, F., Sklaverei und Freiheit. Autobiographie. Aus dem Englischen übertragen von Ottilie Assing. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Erinnerung an J. Ulrich Denker, seiner Zeit Rektor der hiesigen Kantonschule. Stimmen aus seiner Gedankenwelt nach einer Skizze seines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von einem seiner Schüler. Frankfurt, Huber. 12. 24 Ngr.
- Flätze, F., Die Vorzeit des sächsischen Volkes in Schilderungen aus den Quellen-schriftstellern. Leipzig, B. Taubnitz. Gr. 8. 24 Ngr.
- Fraccastoro's, G., sämtliche poetische Werke. Aus dem lateinischen zum ersten Male, im Vermaße des Originals, ins Deutsche übertragen von A. Channeville und Andern. Mit topographischer Einleitung und dem Bildniß des Dichters. Hamburg. 1858. 8. 1 Thlr.
- Graut, J., Die Hochländer von Glen Dra. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.
- Hefferich, A., Der Westgothische Arianismus und die Spanische Ketzer-Geschichte. Berlin, Springer. Lex.-8. 1 Thlr. 2 Ngr.
- Jörg, J. G., Die neue Aera in Preußen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.
- Klein, J. L., Maria. Trauerspiel in fünf Akten. Verlin, Meyer u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.
- Leibing, F., Rinon de Penclos. Dramatisches Charakter- und Sittengemälde in fünf Aufzügen. Berlin, Laffar. Gr. 8. 15 Ngr.
- Longfellow's, H. W., kleinere Gedichte. Uebersetzt von A. Rieck. Donabrück, Nachhofs. Gr. 16. 20 Ngr.

- Mink, W., Reise durch die Pyrenäen im Jahre 1857. Crefeld. 1859. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Neumann, C., Das Testament des Onkels. Lustspiel in drei Akten. Nach dem Französischen. Berlin, Laffar. Gr. 8. 15 Ngr.
- Nelz, C., Die deutsche Ansiedlung Neu-Bremen im Staate New-Jersey. Reisebericht. Bamberg, Buchner. Lex.-8. 6 Ngr.
- Raumer, F. v., Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.
- Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 1ster Band. Mit 6 Abbildungen in Stein- und Holzdruck. Stuttgart, Kotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

- Bernays, M., Festspiel zur Säcularfeier von Schillers Geburtstag. Bonn, Henry u. Cohen. 8. 6 Ngr.
- Beseler, W., Zur österreichischen Frage. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 6 Ngr.
- Dube, K., Die Schiller-Feier in Gotha. Mit 12 Federzeichnungen von J. G. Schneider. Gotha. 1859. 4. 15 Ngr.
- Dupanloup, F., Schreiben an einen Katholiken über die Broschüre „Der Papst und der Congreß.“ Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 4 Ngr.
- Fischer, H., Rede bei der Vorfeier des 100jährigen Geburtstags von Friedrich Schiller im Gymnasium Bernshausen in Weimingen den 9. November 1859. Weimingen, Bräucher u. Renner. 1859. 8. 2 Ngr.
- Flugblätter des Deutschen Nationalvereins. 1. Gotha, Expedition. Gr. 8. 1 Ngr.
- Germania bei der Schillerfeier. Ein Festspiel. Amsterdam, Seyffardt. Lex.-8. 5 Ngr.
- Gott, Papst, Kaiser. Unpolitische Gedanken einer deutschen Vernunft über einen französischen Staatsphilosophen. Zum Verständniß der französischen Broschüre: Der Papst und der Congreß. Wien, Grund. Gr. 8. 6 Ngr.
- Hansen, K., Erinnerung an die Schiller-Feier in Harburg. Prolog. Harburg, Danckwerts. 1859. 4. 2½ Ngr.
- Knauth, F., Philipp Melancthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung. Zur Erinnerung an die 300jährige Säcularfeier von Melancthon's Todestage am 19. April 1860. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 6 Ngr.
- Kottmeier, A., Philipp Melancthon, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild, auf Veranlassung der 300jährigen Wiederkehr seines Todestages entworfen für Schule und Haus. Harburg, Danckwerts. 12. 3½ Ngr.
- Kretschmer, R., Drei Prologe zur Feier des 100jährigen Geburtstags Friedrichs von Schiller am 11. November 1859 gesprochen. Lössau, Dämmeler. 1859. Gr. 8. 8 Ngr.
- Rede am 100jährigen Geburtstage Friedrichs von Schiller den 10. November 1859 bei der in der Bürgerschule zu Lössau veranstalteten Schulfeierlichkeit gehalten. Lössau, Dämmeler. 1859. Gr. 8. 1½ Ngr.
- Meinungsäußerung eines Publicisten über die neueren Concordate. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.
- Metzner, J., Friedrich Schiller. Am 10. November 1859 im Gymnasium zu Lissa gesprochen. Lissa, Günther. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.
- Parisis, P. L., Was ist der Papst? Sendschreiben an den Verfasser der Broschüre „Der Papst und der Congreß.“ Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Ngr.
- Pland, A., Melancthon, praeceptor Germaniae. Eine Denkschrift zur 300jährigen Säcularfeier seines Todes. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 21 Ngr.
- Die Schiller-Feier. Gedenkblatt an die Säcularfeier von Schillers Geburtstag. 10. November 1859. Leipzig, Expedition der illustrierten Zeitung. Imp.-Hol. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr.

Der Zweck dieses neuen populär-encyklopädischen Unternehmens (redigirt von Dr. Rudolf Arendt) erhellet deutlich aus dessen Titel: es soll die Resultate der Wissenschaften für das praktische Leben darstellen, ein treuer Rathgeber für Haus und Familie sein. Es behandelt deshalb 1) das häusliche und Familienleben (Medicin, Nahrungsmittel, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht); 2) das geschäftliche und gesellschaftliche Leben (Handel und Verkehr, Gewerbe und Unterricht, Landwirtschaft, Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) die Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Durch zahlreiche Abbildungen (in Holzschnitt) wird das Verständniß der Artikel wesentlich gefördert.

Das Werk erscheint in 60—80 Heften von 5 Bogen Lexicon-Octav zu dem billigen Preise von 7½ Ngr. für das Heft oder 6—8 Bänden. Jeden Monat erscheinen zwei Hefte.

Das erste Heft ist soeben erschienen und nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense, aus den Jahren 1827 bis 1858.

Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern,
und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt.

8. Geh. 3 Thlr.

Seit langem ist wol kein Werk erschienen, geeignet solches Interesse und Aufsehen zu erregen wie das vorliegende, welches den intimen Verkehr zweier so hervorragender Männer wie Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense, die so rasch nacheinander dem deutschen Volke entriffen wurden, offenbart. Zugleich ist es der erste und wol von allen interessanteste Briefwechsel Humboldt's, der veröffentlicht wird. Er enthält die wahren Ansichten Humboldt's über Personen und Verhältnisse und es war sein eigener Wunsch und Wille, daß derselbe nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben würde.

„Die vorliegenden Briefe Humboldt's“ — so heißt es in dem Vorwort der Herausgeberin, Rudmilla Affing — „enthalten einen Beitrag von unvergleichlicher Wichtigkeit zu dem wahren, echten und unverschleierte Willen seines Geistes und Charakters.... Nirgends hat er sich freier und aufrichtiger ausgesprochen, als in den Mittheilungen an Varnhagen, seinen vielfährigen treuen Freund, den er vor allen schätzte und liebte. Ihm schenkte er das rückhaltlose Vertrauen, bei ihm legte er nieder, was er, der die meisten der an ihn gerichteten Briefe zu zerstreuen pflegte, als bedeutsam bewahrt und gerettet wünschte.“

Stellen aus Varnhagen's Tagebüchern fügen zu den schriftlichen auch die mündlichen Aeußerungen Humboldt's hinzu. Die übrigen Briefe vieler anderer berühmter und ausgezeichneten Per-

sonen zeigen Humboldt in seinem ausgebreiteten Weltverkehr, in seinen mannichfaltigen Beziehungen zu Gelehrten und Schriftstellern, zu Staatsmännern und Fürsten, die sich ihm huldigend naheten. Unter diesen nennen wir nur: Metternich, König Christian VIII. von Dänemark, Gutzot, Krato, Herschel, Sir Robert Peel, Prescott, Rückert, Manzoni, Thiers, Herzogin Helene von Orleans, Prinz Albert von England, Fürstin Lieven, Karl Alexander der Großherzog von Weimar.

Bei J. A. Koppe in Nürnberg ist folgendes für Käufer, Kunstfreunde und Sammler, Architekten, Bibliotheken und Akademien höchst interessante große Kunstwerk vollendet erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Bildwerke aus dem Mittelalter. Sammlung auserwählter Sculpturen in byzantinischem und deutschem Style. Gezeichnet und in Stahl gestochen von J. P. Walther, mit erläuterndem Text von Dr. G. W. K. Lochner. Geschlossen mit 8 Heften, à 3 Blatt in grösst Fol. 2 Fl. oder 1½ Thlr.

Indem beim Stiche auf strenge Wiedergabe der plastischen Formen und oft unnaheähnlichen Idee besonders Rücksicht genommen wurde, war doch der Künstler bemüht, alle jene Gegenstände, welche eine sorgfältige Ausführung forberten, mit größtmöglichstem Fleiße darzustellen und in der Art zu behandeln, welche durch das Original bebingt und vorgezeichnet war, so daß dieses Unternehmen ein echtes Nationalwerk wurde, das Künstlern und Kunstfreunden zum Studium ebenso interessant als nützlich sein wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Er scheint wöchentlich.

— Nr. 10. —

8. März 1860.

Inhalt: Zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Einheitsbestrebungen. — Aus dem Westen Amerikas. — Biographien und Charakteristiken protestantischer Theologen. Von Adolph Lau. — Ueber deutsche Sprache und deutschen Stil. — Ein Romanentwurf von Henry James. Von Adolf Heikung. — Napoleon in Dahlemburg. Zur Geschichte einer Erzählung in Teller's „Denkwürdigkeiten“. — Witzigen. (Mosenthal's „Dämonen“; Regnier's Uebersetzung der sämtlichen Werke Schiller's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Einheitsbestrebungen.

Die deutsche Nationaleinheit in ihrer volkswirtschaftlichen, geistigen und politischen Entwicklung an der Hand der Geschichte beleuchtet von Max Wirth. Frankfurt a. M., Carlshandlung. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Vorliegendes Werk wird sicherlich im Stande sein, jedem Patrioten über seine Stellung, seine Aufgabe, seine Vergangenheit und Zukunft Aufschluß und Rath zu ertheilen. Es erscheint doppelt willkommen in einer Zeit, wo die deutsche Frage mit solchem Ernste in den Vordergrund sich gedrängt hat, und jedem deutschen Manne die heilige Pflicht obliegt, mehr als je auf die vaterländischen Verhältnisse sein Auge zu richten, sich klar zu werden über ihre Vorzüge und Mängel, über ihre Eigenheiten und ihr Wesen, um dann das Seinige zu thun, auf dem vorhandenen Grunde weiter zu bauen, auszubilden, theilzuhaben an dem großen Werke, das sich im Schoße der Nation vorbereitet, das durch politische Befähigung zerrissene Vaterland zur Einheit zurückzuführen.

Max Wirth versteht vor allen andern mit seinen Arbeiten zur rechten Zeit zu kommen, sie da erscheinen zu lassen, wo irgendein Ereigniß, ein politischer Act ihnen vornehmlich ein allgemeineres Interesse zuwendet. So erschien die „Geschichte der Handelskrisen“ in der Zeit, wo jene große Krisis alle geschäftlichen Verhältnisse durchschüttelte, so erscheint „Die deutsche Nationaleinheit“, wo, nach den Erfahrungen des italienischen Feldzugs, der Nationalen Eroberungsgelüste, das Verlangen nach nationaler Kräftigung und Einigung erwachte, und noch jetzt die Gemüther erfüllt und belebt. Es wird dies den augenblicklichen Werth der Bücher gewiß nur erhöhen.

Das nun vorliegende Werk betrifft, so ist es sehr verständig angelegt, zum großen Theil auch ausgeführt. Wirth hat es sich zur Aufgabe gemacht, das nationale Bewußtsein in dem Laufe unserer Geschichte zu verfolgen, ihm nachzugehen von seinen primitiven Anlagen an, seine verschiedenen Entwicklungen durch, bald

versteckter, bald offener, doch immer erkennlich, bis zu unserer Zeit, wo es in dem Kriegsrufe gegen Napoleon, im Drängen nach einer starken Centralgewalt seinen Ausdruck findet. Zum Schlusse verläßt Wirth etwas den historischen Boden, um über die Lage der Dinge selbst zu reflectiren und Rathschläge, dem Uebel abzuwehren, Pläne über heilsame Reformen vorzulegen, die gewiß beachtenswerth sind im Munde eines Mannes, der vorher einen solchen Einblick in die Geschichte bewiesen hat. Der Stil ist glücklich getroffen, wenn auch diese Art der Geschichtsschreibung eine sehr leichte ist, er ist durchsichtig, klar und lebendig, einem jeden gewiß zugänglich und faßbar, in der Masse des Stoffes das richtige Maß mit wenig Ausnahmen beibehalten, nicht zu viel nicht zu wenig gesagt, um den Abriss zu geben, den er zu seinen Nachweisen braucht. Die Sprache, wenn ihr auch das Gewicht, die Dichtigkeit größerer historischer Werke, in deren Reihe sich die vorliegende Schrift nicht einmal stellen will, fehlt, ist correct und fließend. Doch wir wollen das einzelne etwas mehr ins Auge fassen.

Nach einer gedrängten Einleitung, gewissermaßen einem Programme der ganzen Arbeit, die die Gesetze der Völkervermehrung kurz aneinanderreißt, an ihrer Hand, in ihrem Fortschreiten das Vorwärtsgelien des Volkslebens in Europa überhaupt, insbesondere in Deutschland aufzeigt, und den Nachweis versucht, warum der politische Gedanke bald diese bald jene Form annehmen, bald stärker, bald schwächer sich zeigen mußte, um in der Weise sich zu gestalten, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, und wie er nach des Verfassers Meinung bereits sich darstellen soll, kommt er auf die Entwicklungsgesetze, aus denen der Staat entstehen, in denen er seinen Lebensproceß vollziehen soll, als da sind, rasche Stellung der Parteien, das richtige Maß in Größe und Umfang, gleiches Sichverhalten von Universitätsmächten wie Kleinstaaterei. Sodann geht er auf die eigentliche Geschichte ein. Ein kurzes Kapitel, über die ersten Ursprünge des germanischen Volks, ihr Verhalten in den Kämpfen mit den Römern, ihre Groupirung in die vier großen deutschen Hauptstämme, berichtet dann einiges von

den Eigenschaften, welche die Ausbreitung des Volks bedingten, wie die Geleitzzüge, in denen die jüngern Söhne des Grundbesitzes auf Länderbesitz auszogen, die Art und Weise, wie sie in den eroberten Districten die dort herrschende Nationalität spurlos verschwinden ließen. Von da geht der Verfasser zu den Franzosen, Engländern und Italienern über, um ihr Staatswesen zu charakterisiren, und ihnen dann das des deutschen Volks gegenüberzusetzen. Diese Kapitel sind kurz und geschickt zusammengefaßt, vielleicht etwas gar zu dürftig und man begreift eigentlich nicht, wie sie hierher gehören; der obengenannte Zweck, um sie mit den Deutschen zu vergleichen, rechtfertigt sie nicht hinlänglich. Das von den Römern den Galliern überkommene Centrallisationsystem, zum höchsten Grade bis auf die neueste Zeit in Frankreich ausgebildet, in Civil-, in Militär-, in Kirchenverfassung ersichtlich; das aus dem Ringen germanischer und romanischer Elemente, der Normannen und Sachsen sich erzeugende englische Staatswesen in den Gegensätzen der conservativen und fortschreitenden Richtung sich bewegend; die von des Papstes Politik getheilte, in einzelne Territorien zerspaltene Macht Italiens, seit dem Untergang der Longobarden den deutschen Königen anheimgefallen, die als Söhne der Kirche in ihrer Herrlichkeit auch dem römischen Stuhle Glanz verliehen: sie alle müssen als Folie dienen den Anfängen eines deutschen Staatswesens, das aus dem schroffen Particularismus, aus Stammesabsonderung, aus Zerspaltung in unzählige kleine Territorien unter der Hand mächtiger Herrscher vereint, allmählich mehr und mehr die Unterscheidungen der Stämme fallen läßt, sich zum Einheitsstaate emporarbeitet.

Die Geschichte wird von den ersten Zeiten an durchgenommen, die einzelnen Kaiser betrachtet, immer in Bezug darauf, was sie für die Reichseinheit gethan; manches Schlaglicht wird da von dem Verfasser auf bis jetzt Ungekanntes und Unverstandenes geworfen, manches neue günstige oder ungünstige Urtheil über den oder jenen Herrscher aufgestellt, je nachdem er dieses großen Gedankens sich mehr oder weniger bemußt war, mehr oder weniger an seiner Vollendung gearbeitet. Karl's des Großen Reich, dessen Schilderung manchen schätzenswerthen Beitrag über die von ihm getroffenen Einrichtungen, namentlich die Markgenossenschaften und die wirthschaftlichen und Handelsverhältnisse in denselben enthält, mit dem die königliche Centralgewalt in der ungeheuern, fränkischen Universalmonarchie gegründet worden, fiel unter Ludwig „dem Frommen“ (wie der Verfasser statt „der Fromme“ sagt) wieder auseinander. Die sächsischen Kaiser werden schneller durchgenommen, Heinrich I., machtvoll gegen die Territorialfürsten kämpfend, legte den ersten Grund zu den bürgerlichen Elementen der Städte. Die Otto-
nen, trotz manchen kräftigen und heilsamen Einschreitens in Deutschland, zu sehr mit Italien beschäftigt, ließen die territoriale Macht auf's neue emporwachsen. Der erste Kaiser aus dem Salischen Hause, Konrad II., unterdrückte die fürstlichen Souveränitätsbestrebungen wieder. Heinrich III. wird vom Verfasser mit großer Vorliebe behan-

delte, obschon nicht zu leugnen ist, daß durch seine Schuld die Verhältnisse in den Zustand bereits kamen, in dem wir sie unter Heinrich IV. finden. Sehr interessant ist in der Schilderung der Regierung dieses Fürsten die Stellung des Städtewesens gegenüber den geistlichen und weltlichen Herren und zwar durch den sonst so unpolitischen, erclauditen König.

Der fast schwächste Theil des ganzen Buchs ist die nun folgende Schilderung der Hohenstaufen. Wir hätten dem Verfasser diese Engherzigkeit des Urtheils, dieses principielle Opponiren gegen die längst allerorten anerkannte Herrlichkeit dieses Helbengeschlechts kaum zugetraut, und hier zeigt sich auch ein Fehler, der mehrmals in diesem Buche hervortritt; man sieht der ganzen Schreibweise, namentlich aber dem Maßstabe, den er an die einzelnen Erscheinungen legt, allzu sehr das Tendenzlose an. Nur wer für die deutsche Reichseinheit unmittelbar gearbeitet, wird vor Wirth's Richterstuhl anerkannt, alle andern Bestrebungen und Großthaten treten davor in den Hintergrund. So läßt er sich schon früher, ganz entschieden geleitet von gegenwärtigen politischen Reflexionen, namentlich von den Sympathien für Oesterreich im italienischen Kriege gegen Napoleon III., zu der Ungerechtigkeit gegen die Italiener verleiten, sie im höchsten Grade eifersüchtig auf ihre lokalen Traditionen, vom schroffen Particular- und Stammhaß erfüllt und zerspalten, zu gleicher Zeit an Bildung und Moral so verkommen zu nennen, daß sie weder der Volksfreiheit, noch der Nationaleinheit für jetzt würdig und fähig seien: „Dieser Mangel an Charakterbildung, Moral und Opferfähigkeit für gemeinsame Nationalinteressen, diese Uneinigkeit und leidenschaftliche Eifersucht unter den verschiedenen Theilen Italiens selbst... jene Entfittlichung und Feigheit, welche es nicht wagt, dem Feinde auf offenem Kampfplatz standzuhalten“ u. s. w.

Der Verfasser mag die Kämpfe betrachten, welche die lombardischen Städte gegen die deutschen Kaiser geführt, er mag die Art und Weise betrachten, wie jetzt die Italiener sich vereint, gekämpft und Opfer gebracht haben, und er wird dann kaum mehr von Feigheit, von Mangel an Opferfähigkeit, von Stammhaß und lokaler Eifersucht reden können. Ebenso wie mit den Italienern macht er es hier mit den hohenstauffischen Kaisern; weil sie allerdings viel Aufmerksamkeit auf Italien gelenkt, dort oft verweilten, lange sich aufhielten, für die innere Wohlfahrt des Reichs nicht so viel thaten als Karl der Große, deshalb ist ihnen noch nicht der Lorber vom Haupte zu reißn, sind sie noch nicht unter jenen Herrscher zu stellen. Die gewaltigen Gedanken, die sie nach Italien trieben, waren keine Grille, es waren die Ideen einer germanischen Weltmonarchie, die alle Herrlichkeit der römischen Welt in sich aufnehmen sollte; und meint der Verfasser, die glänzende Stellung, die jene Männer in Italien eingenommen und angestrebt, hätten Deutschland nicht genügt, hätten dem deutschen Namen nicht überall Ehre gemacht? Vergißt er, welche Blüte der deutschen Poesie an die Herrschaft der Hohenstaufen sich angeschlossen? Und das war doch gewiß ein Fac-

war und ein mächtigerer als Handelserschütterungen und einige Verbesserungen im Zollwesen, ein einheitliches Gesamtbewußtsein der Nation zu wecken! Sind jene großen Kämpfe gegen die römische Hierarchie etwa nichts? War es nicht ein großer Act Kaiserlicher Emancipation von päpstlicher Oberherrlichkeit, die Auslegung des Kaiserrechts auf den roncaltischen Feldern, die Friedrich Barbarossa veranstaltet? Und was wäre aus Deutschland geworden, wenn einem so gewaltigen Hierarchen, wie Innocenz III., kein Friedrich II. entgegengestanden hätte? Dies Geschlecht, das die Sektirer von Schwäbisch-Hall allein des Gebets für würdig hielten, Friedrich II., der im Volke, nachdem er gestorben, fortlebte, von dessen einziger Auferstehung, Deutschland vom Pfaffenjoch und von Rom zu befreien, die Sage erzählt; diese gewaltigen Männer will der Verfasser nicht fegensreich für Deutschland nennen und dafür einen herrschsüchtigen Mann, wie Heinrich den Löwen, für befähigt halten, an ihrer Stelle mehr Gutes für Deutschland gethan zu haben? Wir können darin nur den Einfluß einer bestimmten Tendenz sehen, die der Verfasser bei seiner Arbeit hat und die ihn gegen die, welche unmittelbar nicht darin zu passen scheinen, ungerecht macht.

Ein zweiter Abschnitt behandelt die Zeit von dem Untergange der Hohenstaufen bis zum Baseler Concil. Er schildert die Erhebung der Fürstenmacht dem Kaiser gegenüber, durch Erblichkeit der Lehen, durch Aufkommen der Kurwürde; eine Macht, die in der Zeit der Hohenstaufen besonders sich bildete, auf den Reichstagen sich betheiligte und den Kaiser nur zum Präsidenten der territorialen Fürsterversammlungen machte, unter deren Gerichtsbarkeit er stand. Auf der andern Seite entwickelt sich das Bürgerthum mächtig durch Hebung des Städtewesens, durch Freiheit der Arbeit. Heinrich I. hatte den Grund dazu gelegt, durch Errichtung fester Plätze, in die von den Landarbeitern je der zehnte Mann sich niederlassen und von den andern erhalten werden mußte; sie waren unter Heinrich IV. schon so mächtig, um ein Heer gegen seine Feinde zu Stande zu bringen, erhielten dafür wichtige Rechte; durch die Kostbarkeiten, die sie auf Handelswegen dem Adel verschafften, bekamen sie Kapital. Das Raubritterthum trat dem Verkehr oft störend in den Weg und der Anschluß an den Kaiser gegen die Fürsten von selten der Städte war diesen Grund, sie noch mehr zu hassen und zu beeinträchtigen. Konrad IV., der Sohn Friedrichs II., war nach Italien gezogen und dort 1254 gestorben. Mit Unrecht sagt der Verfasser, er hätte Deutschland im Stich gelassen und sich und seine Nachkommenschaft damit gewissermaßen von Deutschland losgesagt. Deutschland dachte nicht so, was die Leber, mit der es an Konradin hing, genugsam darthut. Das Interregnum gab den kleinen Souveränen Gelegenheit, ihr Wesen zu treiben. Die Städtebündnisse erheben sich dagegen: 1254 das rheinische, nach Muster des lombardischen, doch brach es sich selbst durch Aufnahme der Fürsten die Spitze ab und mußte ihnen die Gewalt überlassen. Der Bund zerriß bald, er hatte nie höhere nation-

nale Zwecke gehabt, als sich selbst den Fürsten gegenüber zu schützen. Rudolf von Habsburg stellte die gestörte Ordnung einigermaßen wieder her, doch vermehrte er durch Zugeständnisse die Stärke der Fürsten, und arbeitete, wie alle seine Nachfolger, für die Gründung seiner Hausmacht. Sein Hauptverdienst um die nationale Sache war der Gebrauch der deutschen Sprache auf Reichstagen, in Reichsabschieden. Auf ihn folgte Adolf von Nassau, dann Albrecht I., unter dem die Schweizer Eidgenossenschaft sich losriß: der erste Act selbständigen Handelns der Völker gegenüber den Fürsten. Es werden dann Blicke auf den Hansabund, die Eroberungen der Deutschherren in Preußen geworfen, und sehr richtig der Vorschub, der durch beide der Kräftigung des Nationalsinns und Nationalstolzes geleistet wurde, hervorgehoben. Neue Bewegungen beginnen in den Städten, die untern Klassen erhoben sich gegen die Patrioten. Die kleinen Fürsten schädigen die Städte auf alle Weise, so Eberhard der Greiner, wegen dessen Verherrlichung in seinem schönen Gedichte Uhlend vom Verfasser die Weisung erhält, besser die deutsche Geschichte zu studiren (!).

Kaiser Karl IV. ist so klug, den Städten zu helfen, wenigstens ansangs; denn gefährlich erhoben sich Ritterbündnisse, gleich den Städtebünden. Unkluge Politik schwächt die Macht der Städte. Doch erhalten sie im Kriege durch die Erfindung des Schießpulvers eine gewisse Ausgleichung gegenüber den besser bewaffneten Rittern. Mit einer bessern Vertretung derselben auf den Reichstagen hätte der Kaiser in ihnen sich eine Macht gegen die Fürsten erschaffen können; doch dazu war die Zeit noch nicht reif; der Stämmesparticularismus war noch mächtig und hinderte eine centrale Vereinigung. Die Städte fanden keine Verbündeten und waren noch zu schwach, sich selbst zur Geltung zu bringen. Der Schwäbische Städtebund wird in der Schlacht bei Döffingen geschwächt, das ständische Element siegte über das kaiserliche. Furchtbarste Zwistigkeiten zerrissen das Land. Kaiser Heinrich VII. war zu schwach, ihnen zu steuern, Ludwig der Bayer, der von dem Papste lange im Bann gehalten wurde, dem römischen Stuhle nicht energisch begegnete, dem Phantome der römischen Welt Herrschaft noch immer nachjagend, in Mailand sich krönen ließ, und den Papst, doch nur auf kurze Zeit, absetzte, ward durch die Städte wiederum gestützt. Er demüthigte sich später unwürdig Rom gegenüber, und ließ sich die entehrendsten Bedingungen gefallen, die die Kurfürsten durch den Verein von Rhense paralytirten.

Karl IV. wendet sich nur der Gründung seiner Hausmacht zu und bestätigt, unbekümmert um das Wohl des Reichs, in der Goldenen Bulle von 1356 die Sonderrechte der Fürsten, sowie das Wahlrecht der Kurfürsten; dadurch ward, wie der Verfasser richtig zeigt, das deutsche Reichsganze schon damals in seinen Fundamenten zerstückt. Der Sondergeist nahm überhand. Die Hansa, auf dem Gipfel ihrer Macht, sonderte sich vom Kaiser ab, sie mißtraute ihm und mit Recht, sie that durch ihren Verkehr, ihre Betriebsamkeit das Ihre, dem deutschen Namen Ansehen-

nung zu schaffen; doch ein Nationalgeist, ein Bewußtsein von der Bedeutung der vaterländischen Interessen fehlte auch ihr. Wenzel, Karl's Nachfolger, schädete durch sein Wesen dem Kaiserthume noch mehr, auch Ruprecht von der Pfalz veranlaßte nichts gegen die ständischen und städtischen Forderungen.

Unter Sigismund beginnen die religiösen Reformgedanken: die Kirche war verweltlicht, Haß und Hieronymus von Prag erhoben sich, entzündet durch Wilschitz; das Konstanzener Concil stellte den Grundsatz von der Autorität des Concils über den Papst auf; die Hoffnungen für Kirchenverbesserungen waren zwar nicht erfüllt, aber das Zusammentreten des Concils war schon bedeutungsvoll genug. Die Hussitenkriege brausen durch Deutschland, eine Conjunctur hätte 1437 die deutsche Krone fast an das Haus Hohenzollern gebracht, doch verblieb sie den Habsburgern und von nun an für immer. Ein neuer Factor, die Türkenkriege, das Reich im Osten bedrohend, nimmt des Kaisers Thätigkeit daselbst in Anspruch und die Fürsten arbeiten um so glücklicher an Verfestigung ihrer territorialen Macht; von ihnen war nichts für die allgemeine Sache zu hoffen, dem Volke war es allein vorbehalten.

Im folgenden Abschnitt, bis zum Westfälischen Frieden sich erstreckend, wird der Einfluß der humanistischen Studien auf die Bildung der Nation, in deren Gefolge aber auch das Römische Recht in Deutschland eindrang, das deutsche verdrängte, und so ein Stück der nationalen Eigenthümlichkeit hinwegriß, erwähnt. Mit Recht wählt der Verfasser zur Schilderung der Zeit Aeneas Sylvius' bedeutende Schrift „Ueber die Sitten der Deutschen“, kommt auf die Veränderung der Lehnsherrschaft in Soldheerre, die Errichtung des Reichskammergerichts und Reichshofraths zu sprechen, gegenüber denen die Reichsversammlungen, trotzdem sie häufiger wurden, ihre Stellung verloren; sodann geht er auf die deградirten Zustände der Kirche über, die ein Concil erheischten. Die ohnmächtige Stellung Friedrich's III. in den Bewegungen seiner Zeit wird dargelegt, und mit Recht Heimburg's Erwähnung gethan, der die Reformgedanken des kirchlichen Lebens mit dem Patriotismus, den bürgerlichen und nationalen Interessen so glücklich vereinte. Die Neutralität der deutschen Kirche, das Uebergewicht der Kurfürsten, die einen Verein gegen die neu hereindringenden päpstlichen Anmaßungen gebildet, welche der Kaiser seinerseits begünstigte; die List, die sie endlich sperrte, trotz des Concils dem Papste Obedienz verschaffte; die Unordnungen im Reich, die endlich Maximilian's I. Landfriede zu Ende brachte; die verschiedenen Corporationen, die sich bildeten vom Schwäbischen Bunde bis zum ritterschaftlichen Bundesbunde; die Einrichtung des Reichsregiments, von den Kurfürsten, Fürsten und Grafen gebildet, das, oft mit dem Kaiser in Zwiespalt, für die Centralgewalt höchst ungünstig war; der Verfall der Hanse, besonders durch den Sturz Wullenweber's: alles wird kurz und ineinandergreifend erzählt, das Negative und Positive in den nationalen Bestrebungen darin aufgegriffen. Die kurfürstliche Politik hatte im Verein mit

Rom den Sieg hauptgetragen. Doch da es seinen Sieg mißbraucht, anstatt an Reformen zu denken, die seinen Schäden weiter freffen läßt, so muß von da aus eine mächtige Gegenwirkung erfolgen. Luther's Reformation, zuerst zwar eine Bewegung auf religiösem Gebiete, tief innerlich aber eine Erhebung des nationalen und des eigentlichen Volkseigenthums gegen Rom, tritt ein. Eine außerordentliche Schädigung der Zustände folgt, ohne im wesentlichen Neues zu bieten. Aber richtig wird hervorgehoben, was Luther, so durch seine Schriften, besonders die Bibelübersetzung, die durch ein gemeinsames Nationalschriftentum ein gemeinsames Band um das ganze Land legte, für die deutsche Sache gethan, sowohl in der Opposition gegen Rom wie gegen das Schwärmergeistthum, was er ihr geschadet, in der Verachtung aller politischen Verhältnisse, im Fordern einer unbedingten Unterordnung unter die Obrigkeit u. s. w. Wie die Reformation auf dem Augsburger Religionsfrieden sanctionirt, durch die Inquisition, besonders in den Niederlanden, durch den Jesuitismus, der sich überall in Deutschland einschleicht und die Kaiser zur Bekämpfung der neuen Richtung zu bestimmen weiß, wieder angegriffen wird, bildet den Fortgang der Erzählung; der Dreißigjährige Krieg läßt beide Religionen einen Kampf voll höchster Erbitterung durchsetzen. Der Kaiser ruft spanische Truppen zur Hülfe, er gibt das Signal zur außerdeutschen Intervention; die Deutschen wenden sich an Gustav Adolf von Schweden, der hauptsächlich durch die französische Politik, die mit dem habsburgischen Hause von jeher rivalisirt hatte, getragen wurde. Er gab der Sache der Protestanten eine günstige Wendung. Doch steht der Verfasser mit Recht in dieser Intervention fremder Mächte ein Unglück, das durch viele Siege nicht aufgewogen werden konnte, das ein Beispiel war, welches in der Folgezeit nur allzu oft nachgeahmt worden ist, eine Quelle vieler Verluste, tiefer Erniedrigung für das Vaterland. Gustav Adolf stirbt. Der Verfasser deutet auf den geheimen Gedanken, denselben zum deutschen Kaiser zu machen, durch eine Verbindung mit dem Hause Brandenburg, die es bezweckt, eine protestantische Macht in Deutschland zur Herrschaft zu bringen. Nach seinem Tode macht sich die fürstliche Sonderpolitik wieder geltend; mit Unrecht und ohne Beweise werden auch Bernhard von Weimar, dem edeln Feldherrn Gustav Adolf's, solche Gedanken zugeschrieben. Der Krieg wird bis zum völligen Ruin Deutschlands geführt. Der Westfälische Frieden opfert vieles Land den Franzosen und Schweden; ausgemacht wurde die Parität der Confectionen; auf den Reichsversammlungen erhielten die Reichsstädte entscheidende Stimmen, die Fürsten in ihren Landen territoriale Oberhoheit; sie waren die einzigen, die bei diesem blutigen Kriege gewannen.

Der letzte Abschnitt bis auf unsere Zeit ist dem Verfasser am besten gelungen, sein Grundgedanke tritt hier am klarsten hervor, man sieht: in ihm ist er am meisten zu Hause. Er führt den Nachweis, daß das germanische Element unkräftig sein müsse, um trotz der Stürme des Dreißigjährigen Kriegs, trotz der ständigen Erschöpfung, die ihm

folgte und alles Leben fast brach, trotz des Eindringens französischer Bureaucratie, französischer Sitten und Depravation nicht untergegangen zu sein. Frankreich war mit Schwere dem Garant des Westfälischen Friedens, es benutzte dies, in Deutschland sich einzumischen, seinen Absolutismus, sein Präfectenwesen einzuführen; der Adel, anstatt Schützer der nationalen Interessen zu sein, war corruptirt und suchte nur französisches Wesen nachzuahmen, die Jesuiten suchten jedes Aufblühen geistigen Lebens sofort zu verkümmern und selbst die evangelische Kirche vermochte nicht vertheilhaft zu wirken. Die Unabhängigkeit der Bürger wurde mehr und mehr auf, der Adel hielt sich immer zu den Fürsten, an deren Höfen er lebte; jede Opposition wurde durch Gewalt unterdrückt. Frankreich wird unter Ludwig XIV. Deutschland über die maßen gefährlich: Kurfürst Leopold schließt ein Schutz- und Trugbündniß, den ersten Rheinbund mit ihm ab und verräth so gegenwärtig das Reich. Es folgen die schmachvollen Annationskammern, die Verwüstung der Pfalz, die Deutscher unthätig mit ansah. Aus der tiefsten Erniedrigung tritt — Preußen durch die Freiheit, die es der Presse gab. Ein Schriftthum entwickelt sich, in welchem der nationale Geist sich zusammenfand und begrüßte, und in der Sturm- und Drangperiode die Abschüttelung des Franzosenthums vorbereitete. Leibniz drang damals schon auf Reorganisation der Reichsverfassung. Das nationale Element, das Preußen vertrat, gewinnt Kraft in der Persönlichkeit Friedrich's II., der, obschon für französische Literatur begeistert, ein Volksheld wurde, um den sich die deutschen Sympathien scharten, der in großen Kriegthaten die deutsche Waffenehre wiederherstellte, in seinen Staaten Pressefreiheit, geordnete Justiz und Verwaltungswesen einführte. Ihm eifert Joseph II. mit gleichen Reformplänen in Oesterreich nach, doch wollte er erreichen, wozu die Zeit nicht reif war, und seine Pläne scheiterten. In beiden Fürsten treten die Großmächte Preußen und Oesterreich schach einander gegenüber und absorbiren in sich die ganzen deutschen Sympathien. Die französische Revolution fängt an zu wüthen: die idealen Gedanken derselben günden auch in Deutschland; die Intervention der Großmächte in Frankreich zu Gunsten der königlichen Familie ist sehr unglücklich, weil sie energielos betrieben wird. Preußen von Friedrich Wilhelm II. geleitet, trat sogar zurück. Napoleon's Siege folgen, der Lüneviller Friede opfert das linke Rheinufer und sucht sich durch Abtretungen schadlos zu halten. Napoleon erniedrigt Deutschlands Fürsten aufs äußerste, besonders durch die Circumstationen, wo dieselben ihn kühn um Erhaltung ihres Besizes baten. Oesterreich wird gänzlich gesiegt. Im Frieden von Pressburg erkannte es Napoleon als König von Italien an, und trat an Land an ihm ab, was er haben wollte. Preußen, durch Haugwitz vertreten, hatte bisher sich neutral gehalten, es sollte nach Verträgen mit Rußland ein energisches Ultimatum an Napoleon richten, statt dessen erdachte es gleich die Landesheile, die jener forderte. Der Rheinbund kam zu Stande, das Deutsche Reich war aufgelöst. Preußen,

das sich endlich zum und Auerstadt geschlagenen Cabinet verbarben, Das deutsche Volk, das selbständig sich zu rektion war seine Natu Besiegung Napoleon's Napoleon schließt d Rußland. Der Einsicht deutschen Mannes fasser recht glücklich richtig hervorhebt, haben versucht, einen Bauernstand von all reformiren gestrebt. tärlicher Hinsicht Beziehung der Tugenden an die deutsche Nation bei Stein's Einheitsst einheitslichen Monarch Deutschlands in einen Staatenbund ersten, was damals Napoleon muß Rußland ver russischen Heere, der sein Volk ruft die Freiheitkämpfer verfalland. Doch was von Die Diplomaten wulliche Centralgewalt w fahlen das Elsaß und Metternich's Politik fi das alle Bewegung dem Deutschland jetzt vative Politik darzustellen einandersehung über vative Politik zu neuen die historische Etigen betont wird. Wie die Macht der durch den Willen der sich habe bestimmen lassen müssen.

Die

stitut, r man lie centrale tive in Staaten' Deutschl. Stamme gehoben nicht mit war und ein solch ten. S territoriu zu, das

Stein wollte nur die deutschen Provinzen und preussischen Monarchie in sich wissen. Vor allem drang er, beim Bunde, dagegen Metternich steigt und er erringt dazu noch für seine Prästidum Oesterreichs. Doch die Rheinbundstaaten wollten selbst den Bund nicht anerkennen, er war ihnen Beschränkung ihrer Souveränitätsrechte. Selbst Rußland sprach damals der deutschen Freiheit das Wort. Das Interesse für Wiederherstellung der bourbonischen Dynastie, das besonders die von Talleyrand geleitete kaiserliche Politik an den Tag legte, vereitelte die Rückgabe von Pothringen und dem Elsaß.

Die Reaction schritt vorwärts; die Heilige Allianz ward eine Garantie des Absolutismus, die Versprechungen, die Oesterreich und Preußen betreffs der Landesvertretung gaben, wurden nicht gehalten. Die Tendenzen des Rheintraths Schmalz fanden bei den Regierungen Anklang, die Landesvertretung ward verlegt, auf dem Karlsbader Congress die Pressefreiheit abgeschafft, die Censur wieder eingeführt. Das Wartburgfest, die Burschenschaften, die unselige That Sand's wurde zur Unterdrückung aller geistigen Bestrebungen als Vorwand benutzt, die Regierung kam in die Hände der Diplomaten vom Metternich'schen Kaliber; tiefes Mißtrauen gegen dieselbe schlich sich ein im Volke. Die Hoffnungen im Politischen etwas zu erreichen, schwanden mehr und mehr. Man wandte sich auf die geistige Arbeit, auf Wissenschaft und Kunst, und hierin erstarkte der Nationalgeist auch für die politische Sphäre. Mit Wärme und Hingebung schildert dies der Verfasser. Erfindungen, Handel, Industrie drängen sich zusammen, mit neuem Aufschwunge der Wissenschaft und Kunst, während Telegraphen und Eisenbahnen die Stammestrennungen mehr und mehr vernichteten; historische Studien, Herausgabe alter deutscher Schriftdenkmale zur Hebung des Nationalgefühls, des nationalen Bewußtseins wirkten. Vereinigungen der deutschen Stämme fanden statt, und mit bisweilen zu großem Ungeflüm drängte man danach, dem deutschen Gedanken Ausdruck zu geben, der deutschen Sache ihre Stellung einzuräumen, unter dieser oder jener Form, sei es Kaiserthum, sei es Staatenbund; vor allem verlangte man Vertretung des Volks.

Der Einheitsstrebe regte sich weiter und weiter; religiöse Toleranz vernichtet die Grenzen confessioneller Spaltung; wissenschaftliche Congresse, so der Olen'sche, der den Zweck hatte, in der Wissenschaft einen nationalen Vereinigungspunkt zu bieten, fanden statt. Vielfach ward er nachgeahmt. Ebenso wird die Kunst Mittelpunkt mancher Gesellschaften und Vereine, wie das Turnen und anderes mehr. Wichtigster jedoch war der von Preußen ausgehende Gedanke des Zollvereins, der die Hemmung des Handels und des industriellen Verkehrs, den die Zerspaltungen der Zollgebiete erzeugten, wenigstens für einen Theil des Landes aufhob.

Der politische Sinn spannte sich kräftiger an, aber man glaubte in einer gewissen Unselbstständigkeit das fran-

zösische Wesen als Paradigma der deutschen Bestrebungen annehmen zu müssen, ohne zu bedenken, daß jedes Volk seine Art hat, und derselben gemäß auch sein staatliches Leben bilden muß; diese Richtung wurde bald von gesunden, nationalen Elementen verdrängt, doch fehlte noch die rechte Einheit. Die Constitutionellen thaten nicht dafür, die Republikaner, verworrene Fanatiker oder gewöhnliche Communisten nach französischen Mustern gebildet, hatten kein Zutrauen im Volke.

In Preußen ward mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. das Verlangen nach Volksvertretung, das schon 1815 versprochen worden, wieder mächtig und 1847 der Vereinigte Landtag berufen. Im Hinblick auf Preußen gewann man wieder ein einheitlich nationales Streben. Oesterreich wurde seit der Herrschaft des Metternich'schen Systems ganz aufgegeben. Die Schleswig-holsteinische Frage gab den vaterländischen Gedanken neuen Aufschwung. Sichtlich trat die französische Februarrevolution von 1848 ein. Metternich bewährte sich das Volk durch Ruhe und Ordnung, nachdem der erste Sturm, der auch in Deutschland durch die Märztagge erregt worden, vorüber war. Man verlangte Volksvertretung, Abschaffung dessen, was man der deutschen Nation aufgeschoben, das Verlangen war mächtig, durch keine Ungerechtigkeit getrübt.

Die Nationalversammlung kam zusammen, mit großen Hoffnungen begrüßt, die alle zu Wasser wurden, wegen Unfähigkeit ihrer Führer, braver gelehrter Männer, aber ohne politische Praxis. Lange arbeitete man an den Grundrechten und ließ das Feuer verlaufen, ehe man an die neue Reichsverfassung, deren man doch vor allem bedurfte, gedacht. Zugleich abgehaltene Landtage raubten der Versammlung jedes Ansehen, bewiesen, wie wenig sie von den territorialen Fürsten anerkannt wurde. Die Reaction wurde mächtig, die rothen Republikaner schüchtern die Gemäßigten ein mit communistischen Gedanken und dadurch aufgewiegelter Gefindel. Principienreiterei und Pedantismus war die Klippe, an der diese Arbeit scheiterte. Die Constitutionellen (Gothaer) benahmen sich so unpolitisch, so doctrinär als möglich und lähmten so ihre Wirksamkeit, von der allein noch etwas zu hoffen war, und da die republikanische Fraction nicht praktischer war, so gewann die österreichische Partei dabei am meisten.

Unter diesen traurigen politischen Zuständen, die sich weiterhin möglicherweise noch trostloser gestalteten, deren Entwicklung wir aber hier nicht weiter verfolgen wollen, thaten sich doch, nach des Verfassers Darstellung, neue Elemente des innern Lebens auf, namentlich in Industrie, in Volkswirtschaft, die die Regierungen gern sahen und sie für unschädlich hielten. Die arbeitenden Klassen hoben sich in Preußen wie in Oesterreich, welches letztere durch sein Concordat allen Aufschwung in geistiger und politischer Hinsicht wieder lähmte. Einzig in handelspolitischer Beziehung that es etwas Nützliches durch Aufgeben des Prohibitivsystems. Die nationalen Sympathien erstarkten wieder, Oesterreich hatte sie für sich im orientalischen Kriege, trotz aller Dazwischenlegenden. Ein neuer Beweis wie der politische Gedanke mächtig ist im Volke,

und wie es gar wohl die Gefahr kennt, die ihm im Westen und Osten droht. Ein gewisses geistiges Zusammenstehen mit dem germanischen England war der nationalen Entwicklung nicht minder günstig, das volkswirtschaftliche Interesse war beiden gemeinsam, Vereine dafür zu stiften, wie überhaupt ein Associations- und Gesellschaftswesen, um so größere Zwecke erreichen zu können, wie in dem regsamsten Insellande, in Deutschland mehr und mehr aufkommt, obschon der Verfasser damit nicht recht hat, daß er meint, der kleine Arbeiter gewänne dadurch; er wird vielmehr in seiner Selbstständigkeit ruhiger und unnütz gemacht. Dennoch sind diese Vereinigungen erfreuliche Zeichen, Vorbilder größerer politischer Vereinigungen, um so zu erreichen, was vereinzelt nicht gelingen wird: Deutschland wieder groß und einflußreich zu machen.

Eine Schlussbetrachtung: „Vergangenheit und Zukunft“ überschreiben, hat für und weniger Anerkennenswerthes gebracht. Eine Charakteristik Napoleon's III. hat zwar manches Interessante und zum Theil Richtige; die Bemerkung, daß er der Schlange gleiche, die ruhig dem Anschein nach, ihrem Opfer schmeichle, dann plötzlich auf dasselbe sich stürze, es zu vernichten, seine Feinde einlasse, ja täuschen suche, Lüge und Betrug zur Erreichung seiner Zwecke nicht scheue, ist gewiß bezeichnend genug, ebenso was über die Principlosigkeit, über den Fatalismus, über das Nachahmen seines Onkels gesagt ist. Aber wenn der Verfasser das Kriegsgeschrei der kleinen deutschen Staaten im letzten italienischen Kriege, das unbedingten Anschluß an Oesterreich, allgemeine Verfassung gegen den französischen Kaiser forderte, für ein Zeichen nationalen Brudersinns aufsaßt, so steht er sicherlich falsch.

Als Haupterforderniß steht für das Vaterland da ein einheitlicher Brennpunkt, Vertretung des Volks, die ein heiliges historisches Recht für sich hat, so alt als die deutsche Geschichte. Der Versammlung der Nation soll von den territorialen Souveränen Achtung erwiesen, kein Landtag zu gleicher Zeit gehalten werden, um ihr Ansehen nicht zu untergraben, ihre Arbeit nicht zu vernichten. In der ständigen Theilung der Gewalt zwischen König und Volk wird sich das Staatswesen am gesündesten entwickeln. Die Reichsversammlung theile sich in ein Oberhaus, von den mediatisirten Fürsten, der Ritterschaft, den ständischen Vertretern der Universitäten, des Handels, der Gewerbe gebildet; ein Volkshaus, aus der allgemeinen Wahl der Nation hervorgegangen; die Bundesversammlung kann dabei fortbestehen und selbst ein absolutes Veto braucht ihr nicht versagt zu werden. Oesterreich soll die Politik Deutschlands nach außen, Preußen die innern nationalen Angelegenheiten vertreten. Die Nationalversammlung hat in den Fragen über Krieg und Frieden, allgemeine Reichssteuer ihre Stimme, ebenso legislative Kraft, in Bezug auf Einführung eines Civil- und Criminalgesetzbuchs, eines Handels- und Seerechts, gemeinsamen Münz-, Maß- und Gewichtswesens. Ein Bundesgericht soll die Zwiste der einzelnen Staaten unter sich und mit ihren Unterthanen entscheiden. Bis zur Einführung dieser Ver-

fassung solle man eine aller deutschen Landtage

Zuletzt folgen noch „Resultate“. Aus den 9 Lebens entwickelt Wirth, kommen erfülle. Die Stämme und Einzelstaaten sollen sie dieselbe zum Theil opfern um einer höher berechtigten Einheit willen, die Volksvertretung hat darin ideale wie historische Rechte und die Reichseinheit wurde untergraben, als die Fürsten dem Kaiser die Executive mehr und mehr entzogen und die legislativen Befugnisse der Reichsversammlung sich anmaßten, was antinational, ungeschichtlich war; auf Wiederherstellung derselben durch nationale Volksvertretung muß deshalb vor allem hingearbeitet werden.

Damit schließt das Buch und entschleden mit einem richtigen, gewichtvollen Gedanken. In dem Betonen und Erfassen dieser nationalen Ideen liegt der Schwerpunkt des Werks, das, wenn es auch, wie gesagt, gerade nichts Neues bringt und nicht zu dem Tiefen und Bedeutungsvollen gehört, doch viel entschleden Beherzigendwerthes und Lehrreiches bietet, und und durch sein Erscheinen immer erfreuen muß und interessieren wird, besonders in der jetzigen, für die deutschen Angelegenheiten so gewichtigen und inhaltschweren Zeit. So wird das Gebotene jedem zu empfehlen, jedem willkommen sein, der für die obschwebenden Fragen das Interesse hat, das man bei jedem Deutschen voraussetzen sollte. 44.

Aus dem Westen Amerikas.

An der Indianergrenze. Von Armand. Vier Bände. Hannover, Hümpler. 1859. 8. 6 Thlr.

Es ist immer derselbe Stoff, welchen Armand in seinen verschiedenen Büchern bearbeitet, der Kampf und der Sieg der Cultur nämlich über das Besitzrecht der Uncultur, in welchem diese nach Schicksalspruch unterliegt; allein wie mannichfaltig, wie lebendvoll und wie gestaltenreich weiß er diesen Stoff und vorzuführen! Indem er die drei Hauptstadien dieses menschheitlichen Kampfes festhält, ist es einmal die rohe physische Kraft des Pionniers der Civilisation gegen Wäre und Wüffel des Urwaldes oder gegen die Wildheit des Lepens und des Comanches, des Besitzers dieser Wüste, gegen den Brand des Urwaldes und der Prairie, die er uns malt; dort ist es in zweiter Linie der Kampf, den er zur Gründung und zur Vertheidigung seiner neuen Ansiedelung gegen den geordneten Angriff verbündeter Feinde besteht, bei welchem ihm ein Menschenleben immer noch nicht mehr gilt, als das des Tigers und des Wären, und endlich ist es der Kampf, den er mit seinen eigenen Brüdern und Genossen um die ersten Anfänge von Recht und Gesetz zu bestehen hat, die sich aus der Verwilderung emporzurichten streben, um zu einem neuen Staatsbau den Grund zu legen. Diese dritte Periode, dieser schlimmste aller Kämpfe ist es, bei welcher der Verfasser hier, organisch fortschreitend, ange-

greffen

Titel
staats-
voll-
et der

doch

Stoff dieser neuen, in ihrer
so trefflichen Arbeit, welcher
Erhaltung widmet.

„Hilft sich dies Werk zund-
erst organisch seinem Vorgän-
gen, indem es aus dem zwei-
ten Ansiedlerlebens überführt.
Mit allem Nothwendigen,
von Comfort versehen, die
: Ansiedler genießt allgemach
and Arbeiten. In meilen-
ich Nachbarn angesehelt, die
von Städten sind gegründet,
die Countyverfassung, Ge-
mit welchen er trotz seiner
ortan wieder zu thun haben
endpunkt in seinem Dasein
die Gewalt, welche in den-
ich anfängt sich in die For-
wie sie der Frontiermann be-
schichte der gesammten mensch-
wie im Kleinen? Und für
zu lernen?

Wenn mit einem romantischen
des Ansiedlers, mit der Toch-
manchen, gleichsam der letzte
in das neue Stadium der
der Geliebten, die der Pfeil-
en Armen tödtet, tritt der

tiefgebeugte Farnwald in geordnetere Lebensverhältnisse ein.
Er sucht Trost bei seinen Nachbarn in tageweiten Ent-
fernungen: es ist ein natürlicher Zug des gebeugten Men-
schenherzens. Seine Begleiter, Rosi und Hund, kennen
wir schon. So lernt er die Familie Blanchard kennen,
aus der er ein reizendes Wesen, die Quadrona Willy,
in sein Haus nimmt. Nichts Reizvolleres ist zu finden,
als dies schöne, sanfte Naturkind, das Farnwald tief-
innig, aber mit völlig hoffnungsloser Liebe liebt — denn
sie ist ja eine Quadrona! Eine Reihe rührender Scenen
zeigt uns das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren,
doch in einem ganz andern Lichte, als man gewöhnlich
annimmt. Folgendes Bild wird manchen unserer Leser
überraschen:

Wer Tags zuvor diese Geschöpfe als Feldneger und Haus-
sklaven, halb nackt, in zerlumpter Kleidung bei der Arbeit ge-
sehen hatte, würde nimmermehr geglaubt haben, daß die von
allen Seiten heranziehenden schwarzen Herren und Damen die-
selben Personen sein könnten, welche nun auf den blank gepu-
ten Pferden und Maulthierren ihrer Herrschaften, sauber geklei-
det, die Frauen in auffallendem Putz, ringsher herbeistürzten.
Die jungen Männer trugen meist einen schwarzen Frack, blen-
dend weiße Beinkleider, Westen von dem buntesten Farben, hohe
Waternörcher, runden schwarzen Hut, und mancher hatte sogar
weiße Handschuhe über die ungeheuren schwarzen Hände gezogen.
Die fellig schwarzen Gesichter der Mädchen mit den platten
Nasen und kolossalen Lippen, weißen Zähnen und funkelnden
Augen glänzten höchst komisch an einem mit Federn, Blumen
und Bändern verzierten weißen Atlashut hervor, Kleider, Tücher
und Shawls aber zeigten die grellsten und geschmacklosesten Far-
ben. Eine solche Sonntagspare ist die größte Glückseligkeit

dieser Kinder Afrikas, welche sich die Mittel dazu durch mü-
he Arbeit und kleine Induſtrien zu erwerben wissen. Ein
junger Neger mit enormem Mund tritt neben Blanchard's Neger-
mädchen, Rosa, an Farnwald vorüber, und er hörte, wie er
zierlich und galant zu ihr sagte: „Ich habe mir am letzten
Sonntag die Freiheit genommen, bei Ihnen vorzusprechen, um
Ihnen meine Aufwartung zu machen. Fräulein Rosa, hatte
aber nicht das Glück, Sie zu sehen. Fräulein Sie sagte
mir, Sie wären noch mit dem Aufwaschen der Schüsseln be-
schäftigt, ich habe Ihnen aber meine Karte hinterlassen.“ —
„Die habe ich erhalten, Herr Gitero“, antwortete Rosa unter
ihrem Sonnenschirm hervor, „ich hoffe aber, Sie werden mich
recht bald mit Ihrem persönlichen Besuch erfreuen, eine Karte
nehme ich nicht von Ihnen an. Sollte ich noch beschäftigt sein,
so warten Sie ein wenig hinter dem Hause.“

So die Schöne, welche Farnwald noch vor kurzem in
der höchst anstößigen Situation des Gepeitschwerdens bei
Jerson gesehen hatte! Klingt das nicht wie eine Pa-
robie aller Civilisation? Doch an solchen Widersprüchen
ist Amerika ja überreich, wie wir bald weiter sehen sollen.

Der Ansiedler führt uns dann in die Familie seines
Nachbarn Swarton ein. Hier herrscht große Noth; denn
das Besitztum der Familie ist ohne Kaufpreis überlasse-
nes Staatsgut, das vier Jahre nach der Besignahme be-
zahlt werden sollte, im Fall der ausbleibenden Zahlung
aber anderweit meistbietend zu verkaufen war. Swarton
hatte nun aus Nachlässigkeit die Zahlung unterlassen und
den Termin versäumt, worauf der Nachbar Dorf die
nun reiche Besingung für einen Spottpreis hinter Swar-
ton's Rücken erkaufte und die Familie zu ermitteln
Anstalt machte. Dies bildet nun die Verwicklung der fol-
genden ungemein anziehenden Erzählung. Zunächst saß
Farnwald für die schwer bebrängte und lebenswürdige
Familie ein solches Interesse, daß er selbst zu dem schur-
kischen Dorf reitete, um ihn zu mildern Bedingungen zu
bewegen. Hier findet er einen Engel, Dovalice, Dorf's
Tochter, die ihn bezaubert, wie ihre Schilderung denn
allerdings bezaubernd ist, und ihre Mutter, eine höchst
leidenschaftliche Mexicanerin aus stolzem Blut. Dorf
selbst aber zeigt sich als ein selbstfüchtiger Schuft, der seinen
Vorteil durchaus nicht fahren lassen will. Die Noth
der Swartons reizt sich allmählich so, daß Robert,
der Sohn Swarton's, endlich den Entschluß faßt, den
schurkischen Dränger zu tödten und diesen Entschluß mit
seinem treuen Neger, Jarry, einem Urbild der Diensttreue
und Hingebung, auch ausführt. Die Folge hiervon ist
seine Verhaftung, sein Proceß, dessen merkwürdige Ein-
zelheiten und ein meisterhaftes Bild toller Rechtspflege dar-
stellen, und endlich seine Verurtheilung. Farnwald's re-
senhafte Anstrengungen, diese zu hintertreiben, sind ver-
eitelt; es bleibt ihm nichts als gewaltsame Befreiung
Robert's übrig. Zu diesem Ende organisiert er unter den
jungen Ansiedlern eine Verschwörung, der Hauptcomp-
muß aber doch von Rivallia, dem Comanchenhäuptling,
ausgeführt werden, dessen Bruder durch eine Reb-
Farnwald's vom Tode gerettet war und der diesem daher
eine Freundschaft auf Leben und Tod gewidmet hat. Das
Verlangen Rivallia's, seine Dankbarkeit zu betheiligen,
gibt zu den anziehendsten Episoden Anlaß. Einmal bringt

er ihm die erste Schönheit seines Stammes zum Geschenk, und als Farnwald auch diese Gabe verschmäht, führt er ihm seine eigene Frau Barika zu, sein Herz zu erfreuen. Es heißt hier:

Die Häfthaut, die bisher ihren Körper verhüllte, fiel von ihr ab und eine vollendete indianische Schönheit zeigte sich dem überraschten Blicke. Wie sie sich emporhob, fielen reiche Perlenschwüre auf ihren Busen herab, bligende Spangen umschloßen die vollen Arme und ein reich geflicktes Lederstückchen umlag ihren schlanken Leib, indem zierliche Moccasins die kleinen Füße schmückten. Seidenweiches schwarzes Haar fiel von der linken Seite des kleinen Kopfes mit Federn geziert bis an die Hüften herab. So stand sie, wie eine bronzene Statue, edel und anmuthig vor ihm, unbeweglich und wie stannend, als wollte sie den Gendarm errathen, den sie machte.

Robert Swarton ist nun durch den Ueberfall der Wilden den Händen seiner Feinde entzogen und befreit; er fällt später im Kriege gegen Mexico. Farnwald's Herz aber muß für diese That hüßen, denn die Mutter seiner geliebten Dovalice hat geschworen, den Mann zu verfolgen, der den Mörder ihres Gatten der Strafe entziehen würde. So bleibt ihm die Geliebte lange Zeit verloren, bis sein Freund Kimafla aus diesen neuren Jauern läßt. Denn durch ihn wird ein jüngerer Bruder Dovalice's, der als Kind von Wilden geraubt war, entdeckt und mitten aus einem fremden Stamme entführt und der Mutter zurückgegeben, welche, so versöhnt, Farnwald zum Sohne annimmt.

Das ist der gut verschlungene und wohl durchgeführte Boden dieser erfindungsreichen Erzählung, welche dem Verfasser Raum gibt, alle hervorragenden Züge des Grenzlebens, alle charakteristischen Formen der sich Bahn brechenden Cultur, alle Schwächen und alle starken Seiten der Anzichlerbevölkerung, Gewaltthat, Lüge, List, wunderliche Schwärmen, treue Freundschaft, Eingebung für andere, Selbstsucht und hohe Opferfähigkeit, religiöse Verirrung, Tugend und Laster, Naturgefühl und Ueberkünstelung, neu mißhandeltes und absterbendes Leben dieses Landes vollauf zu entwickeln und uns verständlich zu machen. Die längst anerkannte Kunst Armand's für Entwicklung von Gemälden dieser Art aber erreicht in der vorliegenden Erzählung ihren Höhepunkt; sie bewirkt, daß wir derselben ohne Unterbrechung mit Spannung und Befriedigung folgen und daß wir in diesen vier Bänden, mit Ausnahme etwa des ersten Kapfels, das in seinem hyperromantischen Charakter nicht recht zu dem Ganzen paßt, kaum eine Seite, kaum einen Zug gern vermissen möchten. Dabei ist alles so naturwahr, so greifbar und wirklich gehalten, daß wir uns den Personen und ihren Zuständen, wie denen befreundeter Menschen nahe gebracht fühlen und Sorge, Freude und Leid mit ihnen theilen. Die Anziehungskraft dieser Erzählung äußert sich daher auch auf groß und klein und Mann und Frau, auf den Belehrung suchenden und den Unterhaltung fordernden Geist der Leser. Er bietet allen das Gewünschte; denn folgt der eine mit höchster Spannung dem Umschwunge in dem wunderlichen Proceß Robert's mit seinen advocatischen Schlangenwindungen, oder den Scenen religiöser Ekstase und toller Schwärmerie, oder den mannichfachen Gestaltungen der Sklavenfrage

neben politischer und socialer Ungebundenheit, so steht der andere mit nicht geringerer Theilnahme der allmählichen Beflegung der Naturgewalt durch den Menscheng Geist, der Entstehung staatlicher Geseßung, dem Ableben der ursprünglichen Wildheit des Menschen, wie er aus den Händen der Natur hervorgeht, zu, und freut sich der Siege des Geistes über Roheit und Gewalt, Selbstsucht und Neid, Zerstörung und Haß. Die von Gott gewollte Verbrüderung der Menschen, als ein Endpunkt des schöpferischen Gedankens, wird ihm aus diesem Gemälde klar: er kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß in der fortschreitenden Cultur des Geschlechts das Geheimniß der Menschenbestimmung beschlossen ist!

Der Schluß der Erzählung zeigt uns die Tugend, die Treue, die Freundschaft belohnt, das Laster bestraft. Warner und Mottling, die schurkischen Genossen Dorf's, finden ein verbientes Ende; Farnwald, aus dem mexicanischen Kriege zurückgekehrt, empfängt seinen Lohn in Dovalice's treuer Liebe; die Swartons erhalten ihre Belohnung zurück und selbst die sanfte Mills wird durch den treuen Renard nach Verdienst beglückt. Gedenken wir dann noch der farbenreichen Naturgemälde aus Prairie und Urwald, welche die Feder des Verfassers uns so nahe zu bringen weiß, so kann der Werth dieses großen, farben- und kraftreichen Culturbildes dadurch nur erhöht werden, dergestalt, daß wir dem Leser kaum begreifen würden, der an der Beschauung eines so reichen und trefflichen Gemäldes nicht eine aufsehtige und innige Freude fände. Der Verfasser scheint uns nun wol alle Stadien des amerikanischen Grenzlebens durchlaufen zu sein und wir sind begierig zu sehen, welche neue Richtung er darin noch zu beschreiten vermag. Indes wir wissen, was wir an ihm besitzen, und was er daher auch bringen mag, er soll uns damit willkommen sein! Nur vor dem Krebsbuben des amerikanischen Lebens, der unseligen Sklavenfrage, möchten wir ihn hierbei warnen, weil diese Frage in der That so liegt, daß niemand daran Freude haben kann.

4.

Biographien und Charakteristiken protestantischer Theologen.

1. Schleiermacher. Ein Charakterbild von C. A. Norderlen. Basel, Bahnmeier. 1869. 8. 12 Mgr.
2. Eduard Johann Kymuth, Pastor zu Lorma-Lohbasi in Livland. Ein Lebensbild aus der liviländischen Kirche, insbesondere ihres Kampfes mit Herrnhut. Von einem Freunde Kymuth's. Gotha, F. A. Perthes. 1869. Gr. 12. 24 Mgr.

Die Zeit liegt glücklicherweise hinter uns, wo ein unnatürlich und krankhaft gesteigertes Interesse an den Vorgängen auf dem kirchlichen Gebiet unsere moderne Literatur wieder einmal in eine förmliche Barbarei zu stürzen in Epoche der ersten vierziger Jahre, wo die Leben der Dissenters, der Lichtfreunde, der Reformjuben u. s. w., wie es den Anschein Interesses der Nation abfordern sollten. Wichtigen Inhalts der damaligen Zeitungen wiederfindens von Jankarien und Etichung glösen Epheäre entnommen waren, wenn es schlag, den die Bewegung auf die Gesehtatur ausübte, der unvermeidlichen Dica

und Tugendsschwertern Maßstäbe und Vorurtheile, Irrthümer und Fehler aufzuweisen, daß durch die ausschließliche Vorherrschaft der orthodoxen und ultramontanen Richtung höchstens ein äußerliches Werthelligthum hier und dort begünstigt worden, daß man zwar Krankenhäuser der Barmherzigkeit einrichtete, Gelehrte anerkannte und für die Innere Mission Propaganda machte, daß hingegen das religiöse Bewußtsein im Volke nicht sowohl eine Förderung als einen Rückschlag erfuhr, daß insbesondere das Interesse des gebildeten und aufgeklärten Theils der Nation sich völlig und durchaus von der Entfaltung der Kirche abwandte und, sei es laut, sei es unter heiligem Schweigen, gegen die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse protestirte, die Dinge gehen ließ, wie sie eben gehen mochten oder auch nicht gehen mochten.

Auberlen's Monographie über Schleiermacher (Nr. 1) entstehend aus Vorträgen, welche von dem Verfasser in der Aula der baseler Universität vor einem gemischten Publikum gehalten wurden. Die Natur derartiger Vorträge bringt es mit sich, daß in ihnen inögemein mehr das Wie als das Was des Gesagten accentuirt wird; der Hörer hat bei dem Auditorium keine abzu großen Voraussetzungen zu machen, er will mehr anregen als unterhalten, als gründlich und erschöpfend belehren. Daß aber auch dann, wenn dieser Gesichtspunkt als der leitende festgehalten wird, wenn die sogenannten populären Vorträge sich zu Concessionen an das durchschnittliche Bildungsniveau der Masse verhalten, der Vortrag immer noch ein gehaltvoller sein kann, ist an überraschenden und tiefen Gedanken, die populären Vorträge von Männern wie Rosenkranz, Prug, Erdmann u. a. fallen es außer Zweifel. Auberlen gehört zu den bedeutendsten unserer heutigen Theologen, nicht bloß der Theologen der orthodoxen Partei; man mag mit seinen Erklärungen des Propheten Daniel und der Offenbarung Johannis nicht einverstanden sein, darum läßt sich doch nicht die Gelehrsamkeit und der Geist leugnen, welche das in wiederholter Auflage erschienene Werk documentirt. Aber die Erwartungen, welche der Name des Verfassers nach dieser Seite hin rege macht, finden in seinem Charakterbilde Schleiermacher's nicht ihre Erfüllung. Der materielle Inhalt der Schrift ist ein sehr gewöhnlicher. Dagegen gerührt es derselben zum Vortheil und Vorzug, daß sie nach einer zweiten Seite hin gleichfalls Erwartungen unbefriedigt läßt, die sich an den Namen des Verfassers knüpfen konnten. Die bestimmte Parteilichkeit Auberlen's hat in der Monographie nicht den scharfen und bestimmten Ausdruck, der möglicherweise zu befürchten war, wenigstens diese Parteilichkeit in der Beurtheilung Schleiermacher's durch den Verfasser sich wiederholt in einer Weise bemerkbar macht, von welcher wir glauben, daß sie zurückgewiesen werden muß. Mit andern Worten, Auberlen hält sich bei seiner Würdigung des großen Theologen mit ziemlicher Rücksichtung und Leidenschaftlosigkeit, er ist rechtlich bemüht, Schleiermacher soweit gerecht zu werden, als dies nur immer bei der gänglichen Vertheilung des Urtheilenden and Beurtheilten möglich ist. Auberlen geht von dem Briefwechsel Schleiermacher's aus, der vor einiger Zeit unter der Aufschrift: „Aus Schleiermacher's Leben“, veröffentlicht worden und den Referent in Nr. 12 d. Bl. f. 1859 ausführlich besprochen hat. Es wird indes in den Vorträgen nicht sowohl eine Kritik jenes Buchs geliefert, als vielmehr der gesamte Briefwechsel zu einer Charakteristik Schleiermacher's benutzt; Auberlen greift beliebige und vereinzelte Partien aus der Sammlung heraus, um sechs Abschnitte zusammenzustellen, welche „Schleiermacher's Bedeutung“, „Persönlichkeit“, „Familienleben“, „Der Patriot“, „Der Theologe“, „Schleiermacher's Tod“ überschrieben sind. Der Anfang macht uns einigermaßen ängstlich; Auberlen räumt Schleiermacher einen so hohen Rang ein, wie wir ihn selbst dem Manne nicht einräumen können. Auch die wärmsten Verehrer des todtten Theologen werden Anstand nehmen, ihn, wie es hier geschieht, als durchaus denkwürdiges Wort zu bezeichnen, das die Erde zu seihen, dem größten Geiste, den die Weltrepublik Europas im Jahrhunderte hervor-

Alle Möglichkeiten der Kirche, gegen ihre Leiter und Diener: ein Gefühl, welches insofern einer relativen Berechtigung nicht entbehrt, als die einstweilen extensiv Richtung, welche innerhalb der Kirche nach dem Siege der politischen Reaction die Oberhand erhalten hatte, mit der Summe der Gesamtbildung des Volks im schärfsten Widerspruch stand. Es ist sehr zu beklagen, aber darum nicht minder wahr, daß die unmittelbare Verantwortung für keine Wissenschaft so anfruchtbar und ergebnislos gewesen, als für die Theologie, daß die Experimente, welche auf dem Gebiete von denen angestellt worden sind, denen ein Ansehen zu den Experimenten beizulegen war, die traurigsten

*) Aus Wagner's Buch Karl Schwegler u. s.

gekannt. Der Menschheit des 18. und 19. Jahrhunderts, ausint.
 kerten, fand das deutsche Volk an geistigen Größen ungemein
 reich. Die beiden Thätigkeitsseiten, in denen sich das menschliche ideale
 Leben vorzüglich ausprägt, Poesie und Philosophie, standen damals
 in ihrem Blüthenpunkt. Im politischen Leben der Nation war, es
 ist Winter; aber in der Geschichte geht es anders als in der
 Natur: mitten in diesem Winter war ein Geistesfrühling, voll
 frischen Blütenausbruchs angebrochen. Noch lebten die Männer dieser
 neuen Epoche, Kant, Klopstock, Wieland, Herder; die Haupt-
 stützen derselben, Schiller, Goethe und Fichte standen auf
 ihrer Blüthenhöhe, Hegel und Schelling hatten ihren Lauf
 erst begonnen. Das Ideal, welches durch diese großen Gei-
 ster vertreten und der deutschen Nation auf das tiefste einge-
 prägt wurde, war die edle Menschlichkeit, die stilles - ernste,
 ästhetisch-schöne und intellektuell-umfassende Bildung, die Human-
 ität. Das Menschliche stand im Vordergrund, das Göttliche,
 die Religion, trat zurück. Wohl fand das Geistesleben auch in
 den poetischen und philosophischen Kreisen seine Freunde und Be-
 stärker; wir erinnern außer an Klopstock nur an G.
 vater, Hamann. Aber so mannichfach anregend:
 diese Männer wirkten, es waren doch nur Geister
 aus. Sollte das tiefbewegte Geistesleben die hi-
 st. sollte das deutsche Volk den ewigen Halt nicht ver-
 loren, es eines Mannes, welcher, an geistiger
 Grenzen ebenbürtig und auf der Höhe der Zeitbil-
 doch zugleich ein Priester im Heiligtum der
 Kirche war.

Die Bräutigamsfeier, welche Gott in den Zeiten der
 hereinbrechenden Aufklärung zu einem „stillen Soar“ für das
 deutsche Glaubensleben ersahen hatte, ist bestimmt gewesen, und
 diesen Mann in Schleiermacher zu erziehen. Wir wollten über
 den letzten Passus mit Anderen nicht weiter rechten; was den
 Beisatz gelesen, weiß, wie wenig Grund ist, von dem stillen
 Soar in Herrnhut zu declamiren, wenn von Schleiermacher
 die Rede ist; der Schleiermacher, den wir kennen, ist nicht in
 dem stillen Soar erzogen worden, sich und der Welt verdankt er,
 was er wurde. Aber man sieht, wenn schon Aubertin's Aner-
 kennung nicht so extravagant ist, wie die jenseitigen Theologen, der
 Schleiermacher neben Luther und Paulus den größten Theologen
 nannte, die Anerkennung ist doch weitgehend genug. Schade,
 daß die meisten Urtheile sich mit dieser Anerkennung schwer oder
 gar nicht vereinigen lassen. So lesen wir (S. 10): „Das
 Christenthum, erscheint bei Schleiermacher im Ganzen und im
 Einzelnen doch nicht als neues Leben im Vollsein des Wortes,
 als trübender Abschluß der Offenbarungen von oben her durch
 die Fleischwerdung des Wortes, als Antheil an den Himmeln,
 trüben des Aufstehens und Schöpfung einer neuen Welt der
 Herrlichkeit auf Grund der Sühnung der Sündenschuld, son-
 dern nur als höchste Entfaltung der zuvor gehemmten religiösen
 Anlage der Menschheit, als die Weihe und Verklärung des irdi-
 schen Lebens.“ Es kommt daher nicht zu gehöriger Unterschei-
 dung zwischen Belehrung und Bildung. Die Religion ist das
 Innere und Tiefste des Menschenlebens und als solches von ein-
 ander, durch nichts anderes zu ersetzender Bedeutung: das ist
 das Große, was Schleiermacher wieder zur Geltung gebracht
 hat; aber sie ist ihm doch nur das Tiefste des Erdenlebens, sie
 bringt den Menschen nicht in Wesensgemeinschaft mit einem per-
 sönlich lebendigen Gott und mit einer realen überirdischen Welt;
 der heilige Geist ist der Inbegriff der geschichtlichen Wirkungen
 Jesu, der Gemeingeist der christlichen Kirche und als solcher nur
 wie ein Volkgeist höherer Art. Nicht bloß das Denken, son-
 dern auch die Frömmigkeit ist bei Schleiermacher noch durch-
 drungen von dem Diesseitigkeitsgeiste (!) der Zeit; und S. 72
 heißt es: „Die Religion ist bei Schleiermacher wieder eine
 lebendige innere Welt, aber die ganze äußere Welt des Wissens
 und Geschehens steht selbständig daneben.“ Hier schließt sich auch
 sein Pantheismus aus am tiefsten an. Seine psychologische
 Grundanschauung steht im Zusammenhang mit seiner metaphy-
 sischen, wie sie in der Dialektik zu Tage tritt. Gott ist ebenso

ren befruchtenden sind; diese religiösen Revolutionsphilosophen vulgäre Maschinerien ideenleerer Fiktion und allerhöchsten Erfahrungspulationen ins Gesicht die starre Verdrückung jeder um festgehaltenen als die conditionen erröthen und uß haben, ein uß Herold der ußthum, welches übersprach, sonig und Ausfläuder Kern und nsten und ästher beruhie.

Der Akmuth, dessen Leben und die hrt, ist in jeder Hinsicht ein unsein Biograph gehört in die Klasse man sich bei Lebzeiten in eine anfen sollte. Der Mann hat wohlverschweigen. Sein Buch scheint eine anschauliche und ansprechende molauf des einstigen Pastors zu als um den Beweis zu führen, in eifriges, aber bis zur Bornirtheit orthodoxen Partei ist. Die Ges auf den ersten Seiten vorträgt, te documentiren eine so einseitige, dänkelhafte geistliche Ueberhebung, mangelt, daß eben nur die Re- e Sporn sein kann, das Buch zu man Lesern von Bildung und Ge- te sie gleich in dem ersten Abschnitt hren wir, daß nicht sowohl des Vatrohvaters Segen Akmuth den Weg ade finden lassen, denn der Segen, urt des Knaben niederschrieb, war Brundanschauung in die apostos-

Großvater bei der Geburt seischön", heißt es weiter, „ist der Laufe. Schon am dritten seine Kinder getauft. Der Vastrohvater geist, und noch bis vieles andere viel wichtiger als sei aller Achtung vor dem Saproch, daß es für das Seelenheil irrelevante Sache sei, ob drei inner Geburt dem Priester die it bezahlt werden. Es ist eine stige Frömmigkeit, um einen täuscht man sich wirklich vor, igt oder dadurch bei andern die hallofen Anschauungen auf dem Markt geworfen werden Darnung unsers Messias, ein der Laufe eines Bastards sich ist das Kind, welches in Sünde er solche Leute, die solches und m sie es thun, trotzdem als die iede anerkannt wissen wollen, Wehe über die, durch welche

Kergerniß in die Welt kommt!" Oder glaubt etwa unser Anonymus, er gebe sein Kergerniß, wenn er bei dem Bericht von dem mangelhaften Religionsunterricht, den Akmuth auf der Ritterschule zu Reval erhielt, in Schmähungen gegen den Geist der alten Glasfilter ausbricht, in Schmähungen, an welche sich nur die Stumpfheit des Urtheils, die crasse Ignoranz und die Dreistigkeit der Behauptungen verlieren kann, die in Folge ihrer Beschränkung selbst nie gewürdigt worden ist, aus dem lauteren Duell alles Edeln und Schönen zu trinken, der in und aus der Antike strömt? Man gibt ein Kergerniß, denn man schlägt damit einem gebildeten Bewußtsein in das Gesicht, wenn man Behauptungen wie die folgenden aufstellt: „Daß der Religionsunterricht in Reval damals von den Strahlen der Sonne Roms und Athens verbrannt war, läßt sich nicht anders erwarten. Wenn die Religion sich auf die Gedanken reducirt, die der Menschengestalt über sie hat, wenn sie zum Product herabstinkt (wir sollten den Passus mit einem Fragezeichen nach dem concreten Inhalt des Gemeinplatzes begleiten), so sind Plato und Lucian, Cicero und Horaz stets größere Autoritäten als die Fischer und Zöllner aus Galiläa sammt ihrem großen Meister." Der Anonymus gibt ein Kergerniß, denn sein eigener unwillkürlicher Dänkel schlägt damit abermals dem gebildeten Bewußtsein in das Gesicht, wenn er, wie etwa die Juden nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft auf den Trümmern des Tempels, in Klageklieber über die Thatsache ausbricht, daß Akmuth die Philosophie Kant's kennen gelernt, und wenn er sich in seinen elegischen Stosseufzern nur des Umstandes getröstet, daß „jene Philosophie doch keine Macht in seinem Leben geworden sei".

Die Bemerkungen, mit denen wir die Bemerkungen des Anonymus begleiten, mögen herbe und bitter erscheinen, mögen herbe und bitter sein. Aber auch der Borna hat sein Recht; trüb doch der Borna des Messias die Wechsel aus dem Heiligtum der Tempelhallen. Nicht etwa bloß eine unklare subjective Sympathie, sondern das auf einer conservativen Geschichts- und Weltanschauung beruhende Urtheil läßt uns die hohe Bedeutung der Kirche und der Religion in aller Achtung anerkennen; auch in diesem ganzen Artikel, auch bei den herben und bitteren Bemerkungen sind wir dieser schuldigen Achtung durchaus eingedenk gewesen. Indeß es muß wiederholt werden, was wir bereits in unserer Recension der Biographie Semler's ausgesprochen: eine gesunde conservative Weltanschauung läßt sich nicht mit der intimen Allianz vereinigen, welche die conservative Parteilichkeit an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mit der ungesunden Orthodoxie abgeschlossen hat; es wird mit Bewußtsein und Nachdruck auf die Lösung der Allianz hinarbeiten sein.

Wie gesagt, Akmuth ist keine so bedeutende Persönlichkeit, als daß wir Veranlassung haben könnten, uns eingehend mit ihr zu beschäftigen. Einer alten Predigersfamilie in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands entstammend, machte der Knabe eine sehr gewöhnliche Jugendgeschichte durch. Er studirte Theologie zu Dorpat und Jena, fungirte als Hauslehrer und ward, 27 Jahre alt, als Pastor angestellt. In dieser Stellung schlug er, obwohl in den Grundfäden des Rationalismus erzogen, allmählich um; er ist im Jahre 1853 als ein starrer Anhänger des positiven Kirchenglaubens gestorben. Man hat den Mann begraben und ein Anonymus hat ihm eine Biographie geschrieben — vollt tout! Thomas Carlyle schlägt einmal vor, für derartige Charaktere ein wohlaffortirtes Lager von Leichensteinen mit der Aufschrift: „Natus sum, esuriobam, nunc requiesco!" allezeit vorrätig zu halten.

Als einiges Interesse gewährend dürfte aus dem Buche höchstens der Abschnitt hervorzuheben sein, in welchem von dem Verhältniß der livländischen Kirche zu Herrnhut die Rede ist.

Edwardsen Kan.

Ueber deutsche Sprache und deutschen Stil.

Der Umstand, daß jahraus jahrein so viel über deutsche Sprache, deren Reinigung und Regulierung geschrieben wird, ist doch wol ein Beweis, daß wir mit unserer Muttersprache noch nicht ganz im Reinen sind, obgleich wir in ihr bereits „Alles“ erreicht haben. In Bezug auf die Poesie sind allerdings, wie es wenigstens scheint, Formen und Regeln, von denen ungekraft niemand abweicht, muthmaßlich für einige Jahrhunderte festgestellt, aber die Prosa liegt noch vielfach im Argen. Jeder, der viel deutsche Bücher liest oder lesen muß und sie besonders mit Berücksichtigung ihrer stilistischen Form liest, wird dies zugestehen. Denn er wird selten auf ein belletristisches Buch in deutscher Prosa stoßen, welches nicht entweder im Ganzen oder doch stellenweise salop oder affectirt oder schwülzig geschrieben wäre, und selten auf ein wissenschaftliches, welches nicht in Bezug auf weisheitsreichen Periodenbau und wüste Terminologie barbarisch oder frohig gefälscht oder doch in der Schreibweise höchst ungleich wäre. Besonders aber leidet die neuere deutsche Prosa an der widrigen, durch historische und politische Schriftsteller, namentlich aber durch Philosophen und Aesthetiker eingeschleppten Sprachmengerei, zumal die wissenschaftliche, die in dieser Hinsicht noch die belletristische übertrifft, zuweilen aber auch einem fast noch unerträglichen Purismus huldigt, der gangbare ausländische Worte, welche die deutsche Sprache und der deutsche Geist sich seit langem assimiliert haben, durch ungeheuerliche, den Begriff nicht einmal erschöpfende, vielmehr sogar verdrehende deutsche Worte von eigener Erfindung ersetzt. Dies ist auch die Klage aller Ausländer, die sich viel mit deutscher Literatur beschäftigen.

Diesen Punkt vorzugewisse berührt folgende Schrift:

1. Ueber den Mißbrauch der Sprache. Von L. Wiese. Berlin, Weigandt u. Orlehen. 1859. 8. 6 Mgr.

Es ist eigentlich die Veröffentlichung eines Vortrags, welchen der namentlich durch seine „Deutschen Briefe über englische Erziehung“ bekannte Verfasser im Februar vorigen Jahres im Saale des Evangelischen Vereins zu Berlin gehalten hat. Was L. Wiese schreibt, hat immer Kern und Gehalt; er, der preussische Schulmann, ist nicht umsonst bei den Engländern in die Schule gegangen; von diesen hat er den Sinn für das praktische Einfache gelernt. Wie treffend und wahr ist in seiner Schrift folgende Bemerkung: „Der weltförmigen Bildung ist es nicht um die Sache zu thun, sondern um geschickte Benutzung des Zei- chens der Sache; sie rechnet, wie die Sophisten, mit Worten statt mit Begriffen, und gibt den Schein der Theilnahme, der Liebe, der Begeisterung, statt des Wesens. Man lebt darin und hat Theil daran und mag es für ein Glück halten, daß man nur momentan den erschreckenden Eindruck empfindet, wie unwahr die Welt geworden. . . . Was soll die Sprache nicht alles ersetzen und ergänzen! Wo Begriffe fehlen, wo der Wille und die Kraft der Liebe fehlt, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein; es ist so leicht, das Gute zu loben, ohne es zu lieben und zu thun. So wird die Sprache innerlich leer und eitel, und wie natürliche Schönheit oft durch überladenen Putz entstellt wird, so sollen sich einfache Wahrheiten durch Redepunkt empfehlen; man traut der Einfachheit und Kürze der Rede keine Wirkung zu; Ausdrücke des Ursprungs und tiefer Empfindung werden bei gleichgültigen Dingen verbraucht; wo seinem Begriffe nach Ein Wort genügen würde, häuft man es dreis- und vierfach, und im Loben glaubt man zu sparsam zu sein und keinen Glauben zu finden oder keinen Eindruck zu machen, wenn man nicht überflüssig ist, sich nicht der Superlative bedient und ebenso, wenn man Freunde und Betrübnis nicht in hyperbolischen Ausdrücken kund gibt.“ Letzteres Unwesen herrscht vielleicht nirgends in solchem Grade, als bei deutschen Schriftstellern und Gelegenheitsrednern. Der Verfasser sagt ein andermal: „Ehemals wurde ihnen (den Deutschen) Unbereitschaft vorgeworfen; sie können sich jetzt einer Zungenfertigkeit rühmen, vor der kein Gebiet auch des geistigen Lebens sicher ist. Aber wenn wir den Stil sehr vieler neueren Schrift-

steller, ich will gar nicht sagen mit der reinen und kräftigen Sprache Luther's, sondern mit unsern besten Prosaisten einer nähern Zeit, mit Lessing, Windelmann, Goethe vergleichen, welcher ein Unterschied! Im vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde durchschnittlich ein besseres Deutsch als jetzt geschrieben. Der Respekt vor der Form, die dem Wesen der Sache entspricht, die Sorge um klare Bestimmtheit und Correctheit, ist geringer geworden, größer die Ungebundenheit und das Streben nach einem schönen, geschmeidigen Ausdruck, der sich mehr als der Sache vertraut. . . . Der Satzbau ist im allgemeinen phrasenhafter geworden, oberflächlicher und voll Spuren eintretender Verarmung. Gewiß, die Sprache ist jetzt weniger rau und aneben, hat aber um des Schiffs willen vom Kern eingebüßt, und mehr und mehr eine Glätte angenommen, die sich leicht jedermann aneignet, als sogenannten guten und fließenden Stil. Charakteristische Eigenart des Stils ist viel seltener geworden, als sie sonst war. Unsere schöne Sprache hat in ihrem Reebau so viel Gemüth und Tiefe, Licht und Schatten in freier Verflechtung der Sätze: wie oft begegnet man jetzt, und zwar nicht bloß in der Unterhaltung und dem nächsten Verkehr dienenden Literatur, Darstellungen und Reden, die durchweg ein loses Gefüge ohne alle Gliederung enthalten, lauter kurze, categorische, pointenartige Sätze, nirgends einen ruhigen Fortschritt der Rede.“

Nachdem der Verfasser in einer Note bemerkt, daß auch die Sprache der Erbauung von dieser Verirrung sich nicht frei erhalten, fährt er fort: „Mit der eben angedeuteten Richtung hängt das Wohlgefallen an einem wogelnden, leichten Feuilletonstil zusammen, in dem auch ernste Gegenstände behandelt werden, und ebenso das Ueberhandnehmen der Ironie in unserer Art zu reden, einer andern Ironie als die ist, welche in der Kunst und Kritik ihre volle Berechtigung hat. Der ruhige, gehaltene, ehrbare Charakter deutscher Art wird dabei von französischer Leichtigkeit und Leichtfertigkeit verdrängt, und vollends bei den Belustigungen des Volks durch die Bühne und die Unterhaltungsliteratur tritt die Sprache bereitwillig in den Dienst der Frivolität. Wie gern redet auch unsere Jugend schon die Sprache der Ironie, welche die Wärme des Gefühls erdödet und keine begeisterte Hingebung duldet: ein unersetzlicher Verlust in den empfindlichsten Jahren. In demselben Zusammenhange steht das vielfach bemerkbare Vorherrschen der Negation, die scheltende Sprache der Kritik und der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Nichts ist gewöhnlicher als der Mißbrauch der Sprache zum Tadel, wo es an Kraft und Liebe zu einem helfenden und bessernden Thun fehlt; als ob kräftige Irrthümer durch bloße Negation überwunden würden. Diese ironisirende und negirende Richtung der Sprache ist ein fremdes Element, nicht deutsch und nicht christlich. Durch die französische Sprache geht ein verneinender Zug, durch die deutsche ursprünglich ein positiver.“

Wir haben diese Stellen hier angeführt, weil sie sicherlich sehr viel Nichtiges und Beachtenswerthes enthalten. Mit Recht tadelt z. B. der Verfasser jenen den französischen Feuilletonisten und Romanschriftstellern nachgeahmten, aber der deutschen Sprache sehr wenig zusagenden manierirten Stil, der immer nur in coupirten, kurzen, gehackten Sätzen und Sätzen wie ein kraut- und wadenloser Stuger einhertrippelt und es niemals zu dem festen, weiten, männlichen Schritt und Aus Schritt einer eigentlichen wohlconstruirten Periode bringt. Einen kaum minder tadelnswerthen Gegensatz dazu bildet jener ungeschlachte, weit- schweifige und schwerfällige Periodenbau in vielen unserer gelehrten Werke, der dadurch oft unerträglich und unverständlich wird, daß sich Zwischensatz auf Zwischensatz in den Hauptsatz einkeilt und einschachtelt, bis man, zum Schluß des Satzes gelangt, den Faden durch dieses Labyrinth vollkommen verloren hat und nun wieder von vorn anfangen muß. Leider rührt diese stils- und formlose Anhäufung von Zwischensätzen nicht immer von jener Ueberfülle an fast allzureichlich sich stoßenden und drängenden Gedanken und Vorstellungen her, über welche Alexander von Humboldt klagt, wenn er einmal in einem Schreiben an Barn- hagen „ein zu großes Concentriren vielfacher Ansichten, Gefühle

sehen Sprache, ja, nylcher, er, in, der lateinischen als seiner Muttersprache laim. Mit Bezug auf das jetzige Schreiben, den Mundarten neben dem Hochdeutschen eine selbstständige literarische Stellung zu verschaffen, führt der Verfasser unter anderm folgende Bemerkung H. von Oye's an: „Denke man doch ja nicht, daß man in Mecklenburg oder Westfalen so sprechen hört, wie man in Klaus Groth es vernimmt. Man spricht wol ähnlich, aber denkt und empfindet nicht so, und das macht auch die Sprache anders.“

Der Verfasser selbst bemerkt über das Wesen der Mundart, wie uns dünkt, sehr schön: „Accent und Modulation, das ganze Colorit der Mundart kann nicht geschrieben werden, und doch ist es ihr so unentbehrlich, wie das Grün dem Grashalm. Ihrem innersten Leben und Wesen nach steht sie eben in vollem Einklang mit ihrem Namen: im Runde nur lebt sie wahrhaft, auf dem Papier gehört sie zu den todtten Sprachen, ja selbst derjenige, der sie spricht, mag die geschriebene nicht einmal gerne hören: sie fließt da eben schon nicht mehr warm und voll und rein aus dem Herzen durch den Mund; sie ist nicht mehr das frische baare Leben selbst, sie ist Reflexion, Kunst, sie ist Form geworden. Sie will durchaus wie das echte Volkslied nicht geschrieben sein; sie will nicht auf dem Papier, sie will auf den Lippen leben.“ Bei allem Eifer für Reinhaltung und Reinigung der deutschen Sprache erklärt sich der Verfasser doch gegen die Radicalreformvorschlge der jetzt wieder an allen Orten und Enden ausschließenden Ultrapuristen, und selbst Jahn, welchem er im übrigen zugestehet, sein gründlicher Sprachkennner und Sprachbildner gewesen zu sein, „den sonst meist ein wunderbarer richtiges Gefühl leitete“, muß sich mit Recht den Tadel gefallen lassen, daß er in dieser Hinsicht zu weit gegangen sei. Wer, der folgende von Jahn neugebildete, in seinen „Denkschriften“ enthaltene Worte: „Möglichmacher“, „Helling“, „Prachplatz“, „Bewegwir“, „Drehnis“, „Luschchen“, „Wage“, „Gochhol“, lieft, wird selbst nach lngerm Nachdenken darauf fallen, daß darunter „Agent“, „Liberaler“, „Paradeplatz“, „Desorientierung“, „Travestierung“, „Auesbote“, „Hafard“ und „Obor“ zu verstehen stnd? Wer zerbricht sich nicht ußer dem Kopf auch die Rinaladen über folgende Ungeheuerlichkeiten, denen man in dem mit einer deutschen Nomenclatur für die Krystallgestalten auftretenden Werke D. Wolger's über Krystallographie begegnet: „Ein vierfach links-halbpyramidenfrmig rechts-halbpyramidenfrmig wendelzahnusfhlig, halbfusfhlig-rundlig-dreifachkreislger, zwickeliger Quarzabergzwhling“, oder: „ein plttlig-vorn und hinten halbfusfhlig, hintereufstreblicher, zweifachschrflicher, kreuzfhliger Kupferlasurkreuzgiebling“. Man sollte meinen, der Gründler dieser unansprechbaren und undenklichen Worte und Begriffe habe damit nur einen Spß treiben und die Bestrebungen der Ultrapuristen lächerlich machen wollen; er hat es damit aber ganz ernstlich gemeint, und mit Recht wendet Untermeister auf vergleichenen Wunderlichkeiten das alte Wort des Freiherrn von Canitz an: „Ein Deutscher ist gelahrt, wenn er solch Deutsch versteht.“

Mit ähnlichen Sprachbesiderien beschäftigt sich nachstehende Schrift:

Drei deutsche Sprachen. Literarisch-pädagogische Skizzen von Otto Untermeister. Zürich, Drell, Hppli u. Comp. 1859. 8. 12 Ngr.

Kapitelüberschriften: „Die der Nation“ und „Auch diese Schrift ist und Bemerkungen, Voltsasat Schuppins ist bemerkt: „Wenn es und noch einmal t werden kunte, so in der Wohlredendheit denn in der Muttergebracht werden als lange reden müssen, sollen in der griechi-

Ein Romancyklus von Fanny Lewald.

Neue Romane von Fanny Lewald. Vier Bände. Berlin, Jantke. 1859. 8. 6 Thlr.

Die vier neuen Romane, mit denen die talentvolle Schriftstellerin die zahlreichen Freunde ihrer Muse beschenkt, sind von sehr ungleichem Werth. Zwei derselben: „Der Serhaf“ und „Graf Joachim“, dürfen unbedenklich den besseren Erzngnissen der Gegenwart zugezählt werden; von den beiden andern: „Schloß Lnnaraburg“ und „Emilie“, wagen wir dies nicht zu behaupten. Die beiden erstgenannten sind den beiden letztern sowohl durch substantielle wie durch formelle Vorzüge überlegen. Die Personen, um deren Schicksale sich dieselben bewegen, sind in ihrer natürlichen Anlage wie in ihrer ethischen Entwicklung einerseits gebieter und gelehner, andererseits eigenthümlicher und psychologisch interessanter; die äußern Verhältnisse, in denen

Die Spannung, die schließliche Gestaltung seiner Dargestandengegenheiten und Lebensverhältnisse zu erfahren während der ganzen Lectüre die vorherrschende bleibt und die ihn betreffenden Zustände und Ereignisse von der Verfasserin selbst durchweg am ausführlichsten und in erster Linie behandelt sind. In dieser Zusammenfassung kommt noch eine andere. Der Eingang des Romans ist entschieden so angelegt, als werde die Verwicklung und Entwicklung des mit glücklicher Ironie behandelten Verhältnisses zwischen dem Doctor und seiner noch im Backfischalter befindlichen schwärmerischen Gönnerin das Hauptthema der Geschichte bilden; der Fortgang der Erzählung entspricht aber dieser Erwartung keineswegs, vielmehr tritt dafür sehr bald eine ganz neue Verwicklung ein, die mit jener nur in einem sehr lockern Zusammenhang steht und es durchaus nicht rechtfertigt, daß die, welche um ihr willen abgebrochen wurde, so gewichtig in den Vordergrund gestellt wurde. Abgesehen hiervon und einigen Partien, in denen das sonst sehr frische Tempo der Erzählung unnötigerweise in ein Klirraudo übergeht, ist der Eindruck auch dieses Romans ein entschieden günstiger. Die darin gezeichneten Persönlichkeiten und geschilderten Situationen scheinen sämtlich nach dem Leben gezeichnet zu sein, so wahr und anschaulich treten sie vor unsere Augen. Unter jenen ist besonders Alfriede eine recht glücklich ersandene Figur und von ausnehmender Wirkung. Mehr noch romanartigem Zuschnitt ist Eugenie und ihre Mutter; doch enthalten auch sie manche eigenthümliche und interessante Züge, welche von der Feinheit, mit welcher die Verfasserin beobachtet, Zeugniß ablegen. Unter den Schilderungen der einzelnen Situationen sind uns die des Eingangs, sodann das erste Zusammentreffen des Doctors mit Graf Joachim, ferner die Scene, in welcher der Doctor Alfriede um ihre Hand bittet, besonders aber die Ausmalung der Art und Weise, wie sich der Doctor nach der ersten Begegnung mit Eugenie und nach seiner ablehnenden Antwort auf ihren Geschäftsbrief verhält, als die gelungensten erschienen.

Die beiden andern Romane bleiben, wie schon gesagt, in sehr fühlbarer Weise hinter den beiden besprochenen zurück. „Schloß Lannenburg“ leidet besonders an zwei Hauptfehlern. Einerseits weht uns aus ihm der Geist einer krankhaften Empfindsamkeit entgegen, andererseits fällt der Roman eigentlich in zwei besondere, nur lose miteinander verbundene Romane auseinander. Jener Geist der Empfindsamkeit waltet zwar nur in den dargelegten Personen, nicht in dem darüberstreichenden Geist der Verfasserin, die gerade die Uebelstände und Gefahren, welche aus solcher Art zu fühlen hervorgehen können, zu zeichnen sucht; aber nichtsdeshalb weniger muß man sich während der Lectüre mit ihm herumquälen, sofern uns doch zugemuthet wird, mit Personen zu sympathisiren, die sich selbst damit quälen. Einigermaßen gut gemacht wird der unangenehme Eindruck, den wir hiervon empfangen, durch die Anstrengung der jeder Sentimentalität abholden, bis zur Prosa nüchternen und berben „Gonkne“. Aber so interessant auch diese Figur an und für sich ist, so und bestimmend genug in das Ganze sehr das entgegengesetzte Extrem, als sei die gesunde Lebensanschauung Weise vertreten. Noch mehr als dies a Dualismus. Mit der Heirath des die Geschichte, ihrer ersten Anlage nach, wollte man sie fortführen, so möchte bliebe des Barons zu der ihm treulos Gonflikte für das eheliche Leben der lassen. Wenn die Verfasserin, statt es zu sterben und nur die Wuttlä und den auf Mißverständnissen beruhende, an und nicht sehr zu Herzen gehende Gonkno beginnt sie damit eigentlich eine ganz m durchaus besondern und selbständigen Personen theilweise dieselben bleiben, den Familienbunde mit denen der ersteningt die beiden Geschichten höchstens zu-

einander in das Verhältniß zweier Novellen in einem Romanenzyklus, wie Stoppel's „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ oder Steffens' „Familie Walfeth und Leub“.

Fast noch unwilliger steht es mit dem einheitlichen Charakter des vierten Romans an. Allerdings ist Emilie, nach welcher er den Namen führt, diejenige Person desselben, für welche man sich durchweg am lebhaftesten, ja man kann fast sagen allein interessiert; die Rolle, die sie in demselben spielt, ist aber doch eine sehr passive und zuwerfende. Sie that und erlitt eigentlich wenig, was unmittelbar sie selbst betrafte, sondern nimmt nur mitleidend an den Erlebnissen anderer theil, die in erster Linie dadurch betroffen werden; und diesen Erlebnissen der andern ist weitans der größere Raum des Romans gewidmet. Freilich ist Emilie's Schicksal durch das der Uebrigen mit be dingt; aber es macht doch keinen günstigen Eindruck, sich für sie größtentheils nur indirect interessieren zu dürfen, und, wenn man zu ihr gelangen will, Umwege durch die Erfahrungen von Personen machen zu müssen, die im ganzen recht wenig dazu angethan sind, unsere Theilnahme zu erwecken. Dies gilt ganz besonders von Herbert. Oder was für psychologische Eigenschaften, was für ethische Charakterzüge besaß derselbe, welche Anspruch darauf haben, uns eine so lange Beschäftigung mit ihm zugumuthen? Können wir uns für seine Wunschwerbungen um die Baronin interessieren? Oder für sein Kolettiren mit Emilie? Oder gar für sein Abhängigkeitsverhältniß zu einem abenteurernden polnischen Gräfin, die ihn zu einem untergeordneten Helfershelfer eines polnischen Revolutionsversuchs und zu einem Verräther an seinem Vaterlande macht? Allerdings können derartige Figuren, wenn nicht unsere volle Theilnahme, doch wenigstens ein pathologisches Interesse erwecken; aber dies ist eine tief eingehende psychologische Entwicklung voraus, und auch diese vermiffen wir hier. Eher noch vermuthet man am Schicksal des Finanzraths und der Finanzrätthin theilzunehmen, aber eigentlich nahe geführt sind uns auch sie nicht. Zwischen ihrem Wesen, wie es uns geschildert wird, und dem Schicksal, welches über sie kommt, besteht kein innerer Zusammenhang; weder in jenes, noch in dieses wird uns ein tieferer Einblick gestattet, und so ist es natürlich, daß sie uns doch ziemlich fremde und uns fast lassende Erscheinungen bleiben. Fast noch gleichgültiger bleibt uns Bergfeld, dessen ganze Thätigkeit sich darauf beschränkt, daß er sich dann und wann mit Emilie unterhält, ein Major erbt und zuletzt Emilie heirathet. So enthält der Roman auch nicht eine einzige Figur, die uns in wirklich packender und selbstender Weise zu interessieren vermag, weder durch ihre Persönlichkeit und Handlungsweise, noch durch ihre Schicksale und Erlebnisse; und unter solchen Umständen vermögen natürlich auch die mancherlei einzelnen Schönheiten der Darstellung zu keiner rechten Wirkung zu gelangen. Bei alledem läßt sich nicht verkennen, daß eine Natur, wie die Emilie's, eine recht wirksame Romanfigur hätte werden können, und wahrscheinlich würde es der Verfasserin auch gelungen sein, sie zu einer solchen zu machen, wenn sie, wie sie es bei den beiden zuerst besprochenen Romanen gethan, die Erzählung ihrer Schicksale ihr selbst in den Mund gelegt hätte. Freilich hätte da alles ganz anders angelegt, vieles auch dem Inhalte nach geändert werden müssen; aber sicherlich hätte sich das Angenehme ganz natürlich aus der Form selbst entwickelt, und selbst vieles von dem, was uns jetzt fast läßt, würde uns aus der Auffassung Emilie's heraus eine warmere Theilnahme abgewonnen haben. Es ist zwar keineswegs, wie jetzt einige rasche Formalisten behaupten wollen, einerlei, was uns in einer Dichtung geboten wird; aber so viel bleibt wahr, daß die Art und Weise, wie etwas geboten wird, doch noch ein entscheidendes Moment bei der Wirkung von Kunstwerken ist, und darum sollte ein Künstler nie eher an die Bearbeitung eines Stoffes gehen, ehe er sich nicht vollkommen darüber klar geworden ist, in was für einer Form dieser Stoff den größten Eindruck machen werde, oder welcher Form er selbst die bedeutendsten Wirkungen abzugewinnen im Stande ist. Adolf Brising.

Napoleon in Dogniana.

in Betreffung einer Erzählung in Tols „Deutschbüchlein“.

In dem Bericht über die „Deutschbüchlein“ des Grafen Tolstoj in Nr. 26 d. Bl. f. 1860 war eine fabelhafte Erzählung aus dem zweiten Bande des Werks mitgeteilt, die Schreiber dieser Zeilen als noch lebender Augenzeuge zu berichtigen sich gebrungen fühlte. Diese Erzählung betrifft eine angebliche Lebensgefahr, in welcher sich Napoleon, kurz nachdem er seine Hauptarmee in England verlassen, in Dogniana befunden haben soll. Gleich nach seiner Ankunft daselbst wären nämlich die sämtlichen Grenadiercompagnien der im Orte stehenden deutschen Truppen, welche mit sieben französischen und zwei neapolitanischen Bataillonen die Division Kolson ausmachten, zu einer Ehrenwache zusammengezogen und vor dem Hause, in welchem Napoleon absteigen war, aufgestellt worden. Da sei der Major Kapie vom 113. französischen Regiment zu den deutschen Offizieren getreten und habe gesagt: „Maintenant, Messieurs, ce serait le moment!“ Worauf der Augenblick gekommen sei, wäre allen sofort klar gewesen, obgleich früher nie davon die Rede gewesen sei. Es wäre dann im leisen Hin- und Herreden beschloffen worden, der älteste Hauptmann solle mit seiner Compagnie in das Haus einbringen, den Mamelucken vor der Thür aufsitzen, der sich zur Wehre setze, natürlich auch Napoleon, niederstoßen; — sollten die deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen — hingegen Spiel zu den Russen übergehen, und das 113. Regiment (Piemontesen) würde ihnen gern gefolgt sein. Der älteste Hauptmann wäre Herr von S. in weimarischen Diensten gewesen; da aber ein Nord sich mit der Ehre eines deutschen Offiziers und Edelmanns nicht vertragen habe, so habe er die Ausführung der That dem Urheber des Aufschlags, Kapie, geschoben. Ehe es dann zu einem Entschlus gekommen sei, wäre Goulaincourt in die Thür getreten, habe in die Hände geschlagen und ungeduldig gefragt: „Pourquoi ne partons-nous pas?“ Die Wagen und Schlitten seien nun vorgefahren, Napoleon habe sich eingesetzt und der Moment sei verloren gewesen.

Diese Geschichte klingt zwar fabelhaft, indessen, da alles so genau erzählt wird und da sogar Namen genannt werden, so muß sie doch Gläubige genug finden, und deshalb wollen wir sie näher beleuchten und den Versuch machen, ihre innere Unwahrscheinlichkeit an das Licht zu ziehen.

Ein Theil der Division Kolson, nämlich 4 Bataillone vom 23. französischen, 1 Bataillon vom 105. französischen und 2 vom 113. französischen Regiment, 2 Bataillone Frankfurter und 3 Bataillone des Regiments der Herzoge von Sachsen, rückte am 5. December 1812 nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr in Dogniana ein und erhielt Befehl, sich selbst Quartier zu suchen. Für das Regiment der Herzoge von Sachsen, das zuletzt eingedrückt war, war die Ausführung dieses Befehls schwierig, denn die Soldaten desselben fanden schon alle Häuser besetzt, und auch der Schreiber dieses mußte lange suchen, bis er mit noch einigen Offizieren genannten Regiments am äußersten Ende der Stadt ein dürftiges Unterkommen fand. Aber kaum hatten dieselben sich etwas häuslich eingerichtet, als einige Kanonenschüsse in unmittelbarer Nähe sich hören ließen und ihre Wursche hereinbrachten und die Ankunft der Kosaken verkündeten. Alles eilte nach dem Marktplatz, wo sich die Division rasch sammelte, und die Kosaken (es war Escadron's Corps), als sie bemerkten, daß sie hier auf eine beträchtliche Uebermacht gestoßen waren, zogen mit ihren Schlittenkanonen wieder ab und verschwanden so schnell, als sie erschienen waren. Einige Stunden darauf kam Napoleon in Dogniana an, und wenn diese Stadt nicht von der Division Kolson besetzt gewesen wäre, so würde er hier in Gefangenschaft gerathen sein, denn er hatte, als er Dogniana erreichte, durchaus keine Bedeckung mehr bei sich. Dieses war eine große Gefahr, welche ihn in dieser Stadt bedrohte, aber jedenfalls die einzige.

Denn wenn wir zur Betrachtung des Kerns der Geschichte übergehen, so ist es zuerst dem Schreiber dieses durchaus nicht

erinnerlich, daß die Grenadiere der deutschen Bataillone zu einer Ehrenwache zusammengezogen worden wären. Er hat den Abend in Dogniana nichts davon gehört, und auch später, so oft er auch mit Offizieren der damaligen Grenadiercompagnien zusammen gewesen und die Ereignisse jener Zeit besprochen hat, ja so genau er auch mit einem der damaligen Hauptleute später bekannt geworden ist, Ehrenwache, viel weniger auf einen so ein vorausberechnete nicht vor; die Mamelucks, ce serait le moment! allen verständlich in sämtlicher Grenadier machte im Umsehen und nur an dem Kapitän, des Herrn Aber schade, daß er von S. . . . bei den sich damals nur und von Tragen bei dem Oberleutnant Lonscommandant bei bekannt, der Oberst Ehrmann, der zu sein Regiment mit 1 Feinde überführen zu den deutschen Regimenten in den Sinn, dem überaus traurig hatten, wenn sie aus der Kosaken etwas

Kommen wir können wir uns nicht Anzahl ihm ganz ob auch mit vieldeutige aufzufordern; wir li über den Scharfsinn was er wollte, ob 1 französischen Stabso mehr über die Schnen, ihn durch die den zu lassen; am 1 ein so berühmter es nicht verschmähe, u wenigstens Aufnahme pilanter zu machen,

Notizen.

Hauptausgesprochenen Roman: „Wilhelm Sobers“, dem derselbe Stoff zu Grunde gelegt ist und dem ich, aufrichtig gestanden, für mein Trauerspiel einzelne Fingerzeige und Anregungen verdanke, gekannt habe; das Trauerspiel des ältern deutschen Dichters **Combe: „Dymer“,** und eine den gleichen Stoff behandelnde **Tromlitz'sche Novelle** haben uns beiden höchlich sehr viel Handhaben geboten; denn das erstere ist gänzlich werthlos und würde jetzt auf allen deutschen Bühnen durchfallen, die letztere vollkommen trivial und charakterlos, im Still seiner hyperfentimentalen **Lafschendachromanen**, die selbst den wilden Christiern in einen sogenannten „Schmachtschlappen“ verwandelt. Bei weitem werthvoller und anregender, um noch eine Bezeichnung zu nennen, ist die treffende Stizze in den „**Historisch-biographischen Studien**“ von **G. von Münch**, der dabei besonders des alten Swaningins Schrift über Christiern benutz hat.

Wenn ich nun auch meinem jüngern Concurrenten mit Vergnügen das Zeugniß ausstelle, daß er sich von dem Plane meines Trauerspiels — für den ich mir übrigens schon längst einen etwas abweichenden ausgesonnen hatte, falls mir einmal zu einer Umarbeitung genug Zeit übrig bliebe — vollkommen unabhängig gehalten hat, so muß ich doch auf meiner früheren Ansicht bestehen bleiben, daß dramatische Dichter, mögen sie auch noch so sehr um Stoff verlegen sein, wenn irgend möglich vermeiden sollten, ein Sujet zu dramatisiren, das ein noch lebender Dichter vor noch nicht allzu langer Zeit zu einem Drama benutzt hat, welches verdient oder unverschient zu einem gewissen Renommée gekommen und mehrfach selbst aufgeführt worden ist. Ungerechtfertigt daß der frühere Bearbeiter doch immer ein gewisses Anrecht auf sein Sujet erworben hat und daß ihm, wenn auch aus bloßen Anstandsgründen, für eine vielleicht beabsichtigte Umarbeitung immer die Vorhand gelassen werden sollte, so beweist auch die Erfahrung, daß solche spätere Bearbeitungen nur höchst selten Glück machen. Laube's „**Graf Oser**“, durch den der Verfasser, wie man sich erinnert, mit Werther in Berlin, der ebenfalls einem Oser dichtete, in Collision gerieth, ist vielleicht in neuerer Zeit die einzige Ausnahme; aber die Geschichte des Grafen Oser ist auch eine der seltenen Sujets, die sich dramatisch vollkommen gut abrunden und für dessen Erquickung auf der Bühne wirksame ältere Bearbeitungen vorlagen, die sich trefflich benutzen ließen. Weniger ist ersteres, wie ich jetzt einsehe, mit der Geschichte der Däwese der Fall; sie bietet zwar einzelne höchlich dramatisch wirksame Charaktere, Situationen und Intriguen, die namentlich für einen jüngern dramatischen Dichter ihr Verfahrereisches haben, aber es sind eben nur Einzelheiten; ein zufriedenstellender Abschluß ist kaum zu erzielen. Dieser liegt erst in den weiteren Handlungen und Schicksalen Christiern's, weshalb auch mein „**Ludchen von Amsterdem**“ nur der erste Theil einer dramatischen Dichtung „**Christiern II.**“ sein sollte, wie dies meines Wissens auch vor dem Abdruck in **Wilmann's dramaturgischen Jahrbüchern**, wenn auch allerdings nicht auf dem Separatdruck ausdrücklich angegeben ist. Als Herzensdrück hat übrigens das Sujet einen stillen Mangel, woran allzu präde Gemüther leicht Anstoß nehmen, und bringt man ein politisches Element hinein, so fñdet dieses die einheitliche Stimmung und könnte nur von der Art sein, daß dadurch

Bühnen erschwert wird. Dem Hofrathsal nicht gelungen; hzuwenden, stellt er Christiernsträger dar, was, wie es mir tafter von vornherein gestörrer denkschaftlich wild, sondern auch von daher nicht, daß Laube dem ndern Liebesdrück geleistet hat, les Stoffe, „in dessen vielfach rke Zeugniß für dessen große munterte, kalt ihm davon ab und „**Agnes Bernauer**“ sub zum Theil aufgeführt worden, in zu können; **G. von Jüng's**

„**Koboldspitze**“, das dem **Prinzenhof'schen „Koboldspitze“** in Braunschweig Konkurrenz machen sollte, ist nicht durchgebrungen, und über **G. Herich's Lustspiel: „Maria von Burgund“**, worin derselbe Stoff behandelt ist wie in **G. Herich's „Braunsfelde“**, hat sich die Kritik nach der Aufführung des Stücks in Berlin fast nur ungünstig ausgesprochen, ebenso über **Brachvogel's** in Berlin aufgeführtes Trauerspiel „**Der Usurpator**“, worin das nun ziemlich abgegebene **Gromweil's Thema** verarbeitet ist. Es herrscht so schon allzu harte Konkurrenz unter unsern Bühnendichtern, die mehr und mehr alle Erfolge Unmöglich macht; wie sehr wird aber dies Uebel gesteigert durch immer neue Bearbeitungen schon behandelter Sujets! Eine solche Stofffülle ist nicht auf Reichthum, sondern auf Mangel an Erfindung schließen.

Regnier's Uebersetzung der sämmtlichen Werke Schiller's.

Die „**Revue Européenne**“ bringt in ihrer Nummer von 1. Januar außer einem längern Artikel: „**La philosophie Hegelienne en France. Une théologie nouvelle**“, von **G. C. de Rancs**, welchem **Citienne Vacherot's** zweibändiges Werk: „**La métaphysique et la science, ou principes de métaphysique positive**“, zu Grunde gelegt ist, eine längere Anzeige der „**Oeuvres de Schiller, traduction nouvelle, par A. Regnier, membre de l'institut**“. Diese dem regierenden Großherzog von Sachsen-Weimar zugeeignete Uebersetzung sämmtlicher Werke Schiller's ist auf zehn Bände berechnet, wovon vier erschienen sind. Der Verfasser der Anzeige in genannter **Revue**, **Philibert Soupe**, bemerkt: „Ausgezeichnete Hellenik und Indianik bezeugt Regnier außerdem eine persönliche und gründliche Kenntniß der deutschen Sitten und Ideen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Unterstützt wurde er von mehreren Mitgliedern der Universität, deren Antheil er in seinem Vorwort gewissenhaft hervorhebt.“ Dann geht Soupe zu einer kurzen Charakteristik Schiller's über, in der er ihn unter andern einen „**professeur par occasion et historien par boutades**“ nennt, während er über ihn als dramatischen Dichter bemerkt: „Sicherlich, Schiller gehört zu den Meistern des romantischen Theaters; erstiger Schiller **Shakespeare's** und glänzender Rival **Goethe's** hat er trotz gewisser Uebertreibungen in Ansichten oder Empfindungen und trotz gewisser Schiefeiten und gewisser **«leintes forcées de son style»** in allen seinen Stücken mit mehr oder weniger Erfolg das menschliche Herz zu ergötzen, dem Ideal nachzujagen, in der Leidenschaft derbei oder in der Geschichte wahr zu sein verstanden.“ Die weiteren Bemerkungen des Berichterstatters beschränken sich vornehmlich auf den ersten Band der Uebersetzung und die beigegebene Biographie. In Bezug auf die „**Mélanges posthumes**“ versichert der Berichterstatter, daß die besten deutschen Ausgaben weniger vollständig seien als die neue Uebersetzung, und er fährt dann fort: „Nicht alles ist darin von gleichem Werth; Schwulst grenzt nahe an Subtilität; hier kößt man auf Schwäche und Abspannung, dort auf Gewaltthätigkeit und geschraubte Effecte. Aber lassen wir verschiedene Stücke mit politischen Ansprüchen, eine Menge Epigramme, Singsprüche und Bagatellen, welche bei der Verpflanzung aus einer Sprache in die andere und aus dem Vers in die Prosa zu viel verlieren, endlich verschiedene erotische Sachen, in denen der erhabene und ätherische Ton mit dem Gegenstände und den Heldinnen, wie sie in Wirklichkeit waren, einen ziemlich feltamen Contrast bilden mochte, besetzte: wie viel Stücke voll Lebhaftigkeit und Eleganz! welche reiche Schildernngen! welche frei- und edelherzige Aufwallungen einer stets erhabenen Begeisterung, einer schwanenhafte und empfindungsreichen Seele, die wol sehr gehen konnte, die sich selbst verschlang und verzehrte, die sich aber niemals auf lange Zeit verlieren, niemals sich entwürdigen konnte! Erwähnen wir den „**Ring des Polykrates**“, den „**Leontor**“, „**Damon** und **Pythias**“ (Pithead, wie man eigentlich lesen muß), den „**Kampf mit dem Drachen**“, das „**Lied von der Glocke**“, „**Kassandra**“, den „**Graf von Hohenburg**“, „**Werther der Dichter**“, die „**Geister Griechenlands**“, die „**Künstler**“, so viele Vollenen, in denen

sch Kunst und Malerei gegenseitig durchdringen, so viele Gesichter, in denen sich philosophische Abstraction mit kühnen Formen beileidet, so heißt dies eine der unbestreitbaren Verdienste Schiller's hervorheben, obgleich in diesen Eigenschaften nicht gerade einer seiner Hauptansprüche auf Popularität bei uns (den Franzosen) zu suchen ist. Was die beigegebene Biographie betrifft, so versichert der Berichterstatter, daß diese preiswürdig sei und daß ihr Verfasser alles, was Haller, Hoffmeister, Goethe, Schaeffer (Schaefer), Noas, Döring, Viehoff, Neumann u. s. w. über Schiller's Leben veröffentlicht, gewissermaßen benutzt habe. Der Berichterstatter nennt hierbei Schiller als „Euripide souabe“, womit dem Dichter des „Wallenstein“ und „Wilhelm Tell“ sicherlich nicht genug Ehre angethan ist, spricht von seinem „extérieur disgracieux“, von seinen „manières gauches“, von seinem „caractère un peu sauvage“ — was doch höchstens nur auf Schiller's Jugendperiode paßt —, hebt seinen dunkeln Ursprung, seine Armuth hervor und wie kinderlich ihm dies alles gewesen in einem Lande und in einer Zeit, „où la richesse et le rang n'étaient pas de vains mots“. Ueber alle diese ungünstigen Umstände habe Schiller vermöge seiner Ausdauer und Energie zu triumphiren gewußt. „Gewichtige Lehre“, ruft der Berichterstatter aus, „die zu denken gibt in dieser Zeit der sich überstürzenden Improvisationen und der leichten Gewissen, der geborgten Berühmtheiten und der thätigen Glorification, in dieser Zeit, wo der Ruhm zu so wohlthätiger Preise erschaffen wird und das Talent nichts weiter zu fürchten hat als die Trunkenheit der Genüsse und Ueberfüllung mit Erfolgen.“ J. M.

Bibliographie.

Die Aristokraten. Novellen vom Verfasser des „Schief-Linien“. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in Ungarn. 1tes Hft. Leipzig, D. Wigand. 8. 7½ Ngr.
Berling, Ludwig un Trurig, ad't jerrer hevon will. Eine Sammlung Plattdeutscher Gedichte in Neupommerscher Mundart. 1tes Hft. Anclam, Diege. 12. 10 Ngr.
Gedenkblätter an Johann Karl Passavant. Herausgegeben von seiner Wittwe. — A. u. d. T.: Briefe von Johann Michael Sailer, Melchior Diepenbrock und Joh. K. Passavant, nebst einigen Aufsätzen aus Passavants Nachlaß. Frankfurt a. M., Heyer u. Zimmer. Gr. 8. 20 Ngr.
Geschichte der deutschen Politik unter dem Einfluß des italienischen Kriegs. Eine Kritik. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.
Guerike, D. v., Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs. Aus der Handschrift zum ersten Male veröffentlicht von F. W. Hoffmann. Magdeburg, C. Bernsch. Gr. 8. 20 Ngr.
Michalowska, Angelika v., Schwarz und Weiß. Bilder aus dem Leben. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 1 Thlr.
Prati, G., Torquato Tasso's letzte Stunden. Aus dem Italienischen von J. C. Waldfreund mit Beifügung des Originaltextes. Zweibrück. Gr. 8. 6 Ngr.
Rittweger, F., König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., Hermann. 1859. 12. 15 Ngr.
Stein, L., Die Hasmonäer. Historisches Drama in fünf Acten. Frankfurt a. M., Auffarth. 1859. 8. 20 Ngr.
Taub, G., Ueber die Temperamente und ihren Einfluß auf die religiös-sittliche Entwicklung der Menschen. Eine Vorlesung. Barmen, Bertelsmann. Gr. 8. 5 Ngr.
Der Theater-Diener. Organ für Ernst und Scherz, Kunst und Theater-Interessen. Herausgeber und Redacteur: A. Heinrich. 1ter Jahrgang. 1860. 52 Nummern. Berlin, Cassar. Gr. Fol. Vierteljährlich 1 Thlr. 15 Ngr.
Toschi, Don L., Geschichte des Konziliums von Konstanz. Aus dem Italienischen übersetzt und bearbeitet von B. Arnold. Schaffhausen, Gurrer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Trentepohl, L., Das Buch Hiob, übersetzt und metrisch bearbeitet. Rastat. 8. 15 Ngr.
Vor fünfzig Jahren oder der Letzte seines Hauses. Historische Novelle von F. W. Leipzig, Kollmann. 8. 25 Ngr.
Walbau, W., Böhmisches Märchenbuch. 1ste bis 4te Lieferung. Prag. Gr. 16. 4 4 Ngr.
Wise man, R., Der verborgene Obelstein. Drama in zwei Aufzügen. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen überf. Rdn, Bachem. 12. 10 Ngr.
Ziehn, C., Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben an der Niederecke. 1ter Band. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1859. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Anti-Krabbe oder „das lutherische Bekenntniß“ des Dr. Otto Krabbe gerichtet durch einen Laien. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.
Deutsche Antwort auf Laguerrière's Brandschrift: Der Papst und der Congreg. Von einem aufrichtigen Protestanten. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 7½ Ngr.
Daur, G., Bestrebe zur Säkularfeier des Geburtsfestes Schiller's am 10. November 1859 im Namen der Ludwig-Universität gehalten. Gießen, Richter. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.
Die acht preussischen katholischen Bischöfe und der Staat in Folge von Laguerrière's „Papst und der Congreg.“ Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.
Dupanloup, F. v., Ueber die kaiserliche Vertheidigung der päpstlichen Staaten. Zweites Sendschreiben an einen Katholiken. Nebst der Encyclica des heiligen Vaters vom 19. Januar und dem Hirtenbriefe des Hochwürbigen Bischofs von Poitiers als Anhang. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 5 Ngr.
Erinnerung an die 100jährige Schiller-Feier der Buchhandlungsgehilfen in Wien am 18. November 1859. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7 Ngr.
Der Papst. Ein Wort an die Katholiken in der Schweiz. Herausgegeben von dem Piusverein in Altdorf. Lucern, Sebe. Räder. Gr. 8. 3 Ngr.
Pinto, G. Graf, Zur Situation. Berlin, Reinde. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.
Preußen und Oesterreich und was ihr Gegensatz für Deutschland bedeutet. Berlin, Reinde. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.
Die Protestantenfrage in Ungarn und die Politik Oesterreichs. Von einem ungarischen Protestanten. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12. 10 Ngr.
Die Schiller-Feier der alten und neuen Welt. Leipzig, Vord. Gr. Fol. 5 Ngr.
Schweizerische Rütli- und Schillerfeier am 10. November 1859. Fest-Album und patriotisches Neujahresblatt. Aarau, Christen. 4. 16 Ngr.
Segur, v., Der Papst. Eine Tagesfrage. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 4 Ngr.
Stallo, J. B., Alexander von Humboldt. Eine Gedächtnisrede. Cincinnati, Leopold u. Theurkauf. 1859. 12. 5 Ngr.
Stein, L., Die Glangekirne am Lichtstimm des Geistes. Festrede zur Schiller-Feier gehalten den 12. November 1859, in der Synagoge zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Auffarth. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.
Die Stellung der deutschen Nation zum Freiherrn von Stein. Ober: Jetzt ist es doch wohl Zeit, daß Deutschland auch dem Freiherrn von Stein ein Monument errichtet. Ein Aufruf an die deutsche Nation. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 5 Ngr.
Volck, F., Die Schillerfeste in Rdn. Rdn. Gr. 8. 10 Ngr.
Die Weltlage im Jahre 1860 mit Rücksicht auf die Rapoleonischen „Eindringen“ vom deutschen Standpunkte aus kritisch beleuchtet. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 4 Ngr.
Wiesmann, Am Grabe Graf Moriz Arndt's. Rede. Bonn, Henry u. Cohen. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Henry Lange's Atlas von Sachsen.

Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde
des Königreichs Sachsen.

Zwölf Karten nebst erläuterndem Texte.

In drei Lieferungen zu 4 Karten nebst Text. Folio.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Lieferung.

Mit diesem Kartenwerke von hoher wissenschaftlicher

sch seine ge-
bekannte Ver-
ls zum ersten
darstellung der
reichs Sachsen.
t erläuterndem
aphische Karte.
Karte. 5. Ver-
nomisch-geo-
8. Bevölke-
Gerichtskarte.
dem Vorwort
her angegeben.
t gewiss auch
den Entwürfen
nnung: „dass
wechsel gemäss

durch den grossen Schatz geologischer, physikalischer, statistischer, industrieller und ethnographischer Ergebnisse bereichert, für die praktische Erkenntnis wie Verwaltung des Staats, mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt, durch klare Auffassung, Anordnung und Darstellungsweise sich auszeichnet, und zu neuen lehrreichen Betrachtungen sehr förderlich erscheint“.

Die erste Lieferung (die Karten 3, 5, 8 und 9 nebst Text enthaltend) ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Die zweite und dritte (Schluss-) Lieferung werden noch in diesem Jahre ausgegeben werden.

Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist ein überaus billiger Subscriptionspreis festgesetzt worden, der nach Vollendung des Werks aufhören wird. Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen vorrätig:

Gedichte

von

Ernst Moritz Arndt.

Vollständige Sammlung.

(Geordnet von des Verfassers Hand.)

Mit einer Handschrift des Dichters aus seinem neunzigsten Jahr.

Vollständige Ausgabe. 42 Bogen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Responsible Redacteur: Dr. Ernst Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisch-politische Briefe

über die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen.

Von Friedrich von Hammer.

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses neueste Werk des berühmten Historikers erörtert nicht in trockener Compendienform, sondern in der für die populäre Darstellungsweise so geeigneten und in neuerer Zeit so beliebten Briefform alle auf Geschichte, Staatswissenschaft, überhaupt auf die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen sich beziehenden Gegenstände auf eine für jeden Gebildeten verständliche und interessante Weise. Uebrigens ist diese Form des Werks sehr angereicht, sondern die Briefe sind im Laufe mehrerer Jahre auf Grund sehr beachtungswerther Aufforderungen wirklich geschrieben worden.

Von dem Verfasser erschien ebenfalls:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. (Auch in 12 Halbbänden zu 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese dritte Auflage des berühmten Werks liegt jetzt vollständig vor. Der Preis desselben ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gebrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Ein dazu gehöriger Atlas von Kupfer und Karten kostet 2 Thlr.

Im Verlag von Belt & Comp. in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Redende Bilder.

Ein Traum.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten.

Elegant in allegorischem Umflog cartonnirt.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Darwin's und Huxford's Anleitung

zur physischen und moralischen

Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage herausgegeben von

Friedrich August von Ammon.

Wohlfeile Ausgabe. 8. Geh. 10 Ngr.

Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungschrift, das gemeinliche Werk zweier hochberühmter Ärzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer früheren Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Von dem Geheimen Medicinalrath Dr. von Ammon in Dresden in einer zeitgemässen Form umgearbeitet und jetzt in einer neuen überaus wohlfeilen Ausgabe vorliegend, ist sie allen Müttern und Erziehern angelegentlich zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 11. —

15. März 1860.

Inhalt: Alexander von Humboldt und Barnhagen von Ense. Von Hermann Marggraf. — Julie Surow, Das Glück eines Weibes. — Die Culturgeschichte und Humanitätsfrage. — Zur Lebensgeschichte Shakespeares. Von David Weber. — Notizen. (Die „Bibliothèque universelle“ über die „Poésies de Schiller“; Die Ballenreiner.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Alexander von Humboldt und Barnhagen von Ense.

Brief von Alexander von Humboldt an Barnhagen von Ense aus den Jahren 1827—58. Nebst Auszügen aus Barnhagen's Tagebüchern und Briefen von Barnhagen und Andern an Humboldt. Leipzig, Brodhause. 1860. 8. 3 Thlr.

Wenn in einen Haufen ruhig beiseite stehender Leute plötzlich ein aus Raketen, Kröschen, Schwärmern u. s. w. bestehendes Feuerwerk prasselnd und zischend fährt, so hundert die Bestürzung und das Entsetzen, das dadurch unter diesen Leuten angerichtet wird, nicht größer sein, als dies ohne Zweifel in gewissen Kreisen namentlich Berlins der Fall sein mag infolge des maliciösen Feuerwerks, welches Alexander von Humboldt und Barnhagen von Ense über deren Köpfen vermittelt des vorliegenden Buchs losgelassen haben.

Au tadelnden Stimmen, an Ausbrüchen bitterer Entrüstung wird es allerdings nicht fehlen und hat es bereits nicht gefehlt; die einen werden sagen, diese „Impietäten“, wie Barnhagen selbst sie nannte, hätten gar nicht, die andern, sie hätten erst nach Ablauf einer längeren Zeitfrist, jedenfalls aber mit Weglassung der pietätlossten Mittheilungen, erscheinen sollen; und daß letzteres auch die ursprüngliche Ansicht der Verlags-handlung gewesen, geht aus der Bemerkung der Herausgeberin, Ludmilla Assing, in der Vorrede hervor, daß sie „auf den wohlwollenden Wunsch der Verlags-handlung, solche Aenderungen zu machen“, nicht eingehen gekonnt habe, ebenso wenig als sie „eigenem Wunsche und eigenen Rücksichten irgendeinen Einfluß dabei gestatten durfte“; denn wie sie fortfährt: „Hier gilt nur die eine Rücksicht: die ewige Wahrheit, die ich Humboldt, der Geschichte und der Literatur, und dem mir heiligen Willen desjenigen, der mir diesen Auftrag hinterlassen hat, schuldig bin.“ Ueber die Berechtigung zur Herausgabe dieser „Impietäten“ kann, wie wir für ein und allemal hier bemerken, überhaupt kaum ein Zweifel bestehen, wie sich aus den der Vorrede auf einem besondern Blatte vorgedruckten Worten Alexander's von Humboldt ergibt, die er am 7. December 1841 an Barnhagen richtete:

Ihr letztes mir sehr ehrenvolles Schreiben enthielt Worte, die ich nicht widerstehen möchte. „Sie glauben sich kaum den

Befehl meiner Impietäten.“ Ueber solch Eigenthum mögen Sie nach meinem baldigen Hinscheiden schalten und walten. Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet, also Ihnen.

Humboldt kannte genau die Grundsätze in Betreff der Frage, ob es erlaubt sei, nachgelassene Briefschätze von jeher leiteten; kein späterer Brief, welcher so gedeutet werden könnte, späterhin jene zwar diplomatisch, g miszuverstehenden Worte herant oder; vielleicht haben sogar zwischen beiden Treff der Veröffentlichung dieser Briefe redungen stattgefunden. Allerdings h Verfügung A. von Humboldt's, gerl von Hedemann, Schwiegersohn Wilh und erst jüngst in der „Allgemeinen (nicht vollständig) abgedruckt, wonach er l Briefe von ihm zufällig, oder durch d schenkt gekommen seien, das Recht diese lichen bestreitet. Indes erstreckt sich die ihrem Wortlaut nach nicht auf die as teten, die ja nicht „zufällig“ oder durch „Kauf“ oder durch „Geschenk“ in Barnhagen's Hände geriethen.

Ehe wir auf den Inhalt des Buchs selbst etwas näher eingehen, wollen wir uns zuvörderst mit denjenigen ab- zufinden suchen, welche, wie schon bemerkt, der Meinung sein sollten, daß es für das Andenken Humboldt's wie auch für das Allgemeine besser gewesen, wenn diese Briefe für jezt, lieber aber für immer ungedruckt geblieben wären. Sie werden sagen: Der Nutzen, den solche Veröffentlichungen haben können, kommt wenig in Betracht gegen den Schaden, den sie anzurichten im Stande sind. Impietät, Indiscretion, Sclandalsucht und Frivolität — glücklicherweise haben wir im Deutschen kaum Worte, welche den Sinn, den wir mit diesen aus- ländischen zu verbinden gewohnt sind, genau ausdrücken — gehören zu den hervorsteckendsten Untugenden unserer Zeit; wenn sich nun sogar ein Humboldt dieser Untugenden schuldig macht, so heißt das, sie für ehrlich erklären und ihnen Thor und Thür zum Einbruch auch in das Aller-

nicht nur der Rittersaal, sondern das, als er den gewaltigen Spruch in die: „Die Vertretung des ganzen Volks, essen sei — das Ordensfest.“

dann aus: „O unsere evangelischen im Wege, sie versprechen den Katholik höchsten Waffensblüte waren, nichts nennt Gylert dafür — man lese und lerne“, der sich etwas unterstanden habe, id oder Zuchthaus stehen sollte“, und mal ein Vird, ein Gassenhauer, ein gebühr bestrafe. Damals hatte der sich so etwas nicht entgehen läßt, seine nicht angetreten. Mit Bezug auf wie die des Bischofs Gylert, wozu, nach welcher in Deutschland „auch Talente als solche keine Auszeichnung

verdienen“, bemerkt dann Humboldt selbst in einem Billet an Rahel vom 1. Februar 1833: „Es ist kein Wunder, daß so etwas ausgesagt wird, aber was niederschlagender ist, scheint mir die Schlechtigkeit der Gesellschaft, in der man hier lebt, und die von solchen unwürdigen Aeußerungen auch nicht einmal aufgeregt wird.“

Uebrigens ist es doch ein recht merkwürdiges ironisches Zufallsspiel, daß unmittelbar nach der oben erwähnten Bekehrungsepiistel August Graus und seiner Versicherung, ohne Christus seien wir doch „bei aller unserer hochgepriesenen Gelehrsamkeit höchst unglücklich“, ein Brief Humboldt's vom 13. März 1853 folgt, worin er über die „Verwirrnisse“ seines „oben Lebens“, über die „moralisch so schwachvolle Zeit“ schmerzliche Klage führt, kurz im Grunde doch gesteht, daß er sich wirklich „höchst unglücklich“ in dieser Welt fühle.

Da wir einmal bei dem Kapitel von der sancta simplicitas stehen, so wollen wir gleich hier noch ein Curiosum erwähnen, das Schreiben eines Mannes aus Obßigen bei Solingen, in welchem es unter anderem heißt:

Vor einiger Zeit habe in der Zeitung gelesen, daß einer aus Königsberg Ihnen über Naturgeheimnisse, nämlich Lichtbilder in der Finsterniß zu machen, sollte geschrieben haben, woraus ich vermuthete, daß Ew. Excellenz ein Naturforscher und mit Fremden bekannt, die auch Naturforscher sind. Da ich auch wichtige Entdeckungen in Naturgeheimnissen gemacht habe, meine jetzigen Geschäfte es mir aber nicht erlauben weitere Fortschritte darzu zu machen, so wünschte ich einmal mit Ihnen deshalb sprechen zu können, vielleicht kann einer dem andern noch wol nützlich sein, ich will mir gern gefallen lassen eine Reise zu Ihnen nach Berlin zu machen u. s. w.

Solche Briefe verstimmen zwar Humboldt begreiflicherweise nicht, im Gegentheil, sie erwecken seinen guten Humor, wie auch aus einer beigefügten Anmerkung Humboldt's hervorgeht; aber sie bestärken ihn doch in seiner Ansicht und Ueberzeugung, daß und wie viel Unwissenheit bei entsprechender Arroganz und Aufbrinnglichkeit trotz allem Anschein vom Gegentheil noch im deutschen Volke verbreitet sei. Hier war einer, der sogar „wichtige Entdeckungen in Naturgeheimnissen“ gemacht haben wollte, und doch erst zufällig aus einer politischen Zeitung erfuhr, daß der Kammerherr Alexander von Humboldt in

Berlin, diese erste europäische Autorität in naturwissenschaftlichen Sachen, zugleich auch ein wenig Naturforscher sei! Der menschliche Ruhm, steht man, hat doch seine sehr engen Grenzen.

In Berlin selbst vermühte Humboldt den großen Belensschlag des pariser Lebens, die Urbanität im Umgang, den freien menschlichen Verkehr, besonders aber jene Liberalität gegen Gelehrte und Autoren, auf die er immer drang, z. B. wenn er die Ansicht aussprach, daß man die beiden Grimm gewinnen müsse, obßon sie zu Bibliothekaren sehr unbrauchbar seien; auch sei es völlig gleichgültig, ob sie läsen oder nicht. Er war an größere Maßstäbe gewöhnt; hier wurde aber alles nach der kleinen Elle gemessen und oft in ungehörigster Weise geknauft. Das Jahrgeld, was er für Freiligrath auswirkte, nannte er selbst eine „elende Pension“, und in der That war sie so gering, daß Freiligrath kein sehr großes und anflauenwerthes Opfer brachte, als er ihr später entsagte. Humboldt nennt Berlin einmal im Jahre 1837 „eine kleine, unliterarische und dazu überhäufte Stadt“, und in einem Briefe von nur wenig späterem Datum bemerkt er: „Glücklicherweise ist man in der großen französischen Welt ganz von der kleinsten Querrie und Tadel sucht frei, die in Berlin und Potsdam herrscht, wo man monatelang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde matter Einbildungskraft nagt.“ Wernhagen erwähnt gelegentlich in seinen Tagebuchblättern einen hierher passenden Ausdruck der Rahel: „In Berlin hält sich nichts, alles kommt herunter, wird ruppig, ja wenn der Papst nach Berlin käme, so bliebe er nicht lange Papst, er würde etwas Ordinäres“, nämlich, wie Rahel allerdings ziemlich wiglos und unpassend hinzufügt, „ein Vereiter etwa“. Treffend ist freilich auch die Bemerkung, welche Wernhagen an dieses Wort der Rahel anknüpft: „Seine Eigenschaft Berlins aber wäre tiefer zu erforschen, sie deutet auf eine scharfe Macht unentwickelter Größe, und kann, zum Positiven entwickelt, Berlins höchsten Ruhm tragen; bleibt sie im Negativen stecken, so wird sie freilich zur Schmach! «Dort lebt ein so verwegener Menschenschlag», sagte Goethe einmal; das ist ungefähr die nämliche Bezeichnung.“ Der unbefangene Beobachter wird übrigens nicht leugnen können, daß, obßon gewisse alte Unarten geblieben, andere vielleicht sogar noch zu größerer Entwicklung gelangt sind, diese Vorausage Wernhagen's sich zum Theil erfüllt hat, daß seit 1840 die Pulse des berliner Lebens doch rascher und lebhafter zu schlagen angefangen haben, daß manche engherzige Schranken gefallen sind und daß die Offenlichkeit nicht mehr bloß auf militärische Schaustellungen und auf die Theater beschränkt ist.

Im Jahre 1847 war freilich der Zustand der Art, daß Humboldt einmal halb scherzend gegen Wernhagen äußerte: ein Herr von Rastow habe in den Ständen die liberale Denkart als eine Bescholtenheit angeführt, danach sei er, Humboldt also, eine bescholtene Person, doppelt sogar, denn der Minister Bodelschwingh sehe auch einem Literaten für eine solche an. Das ist jedoch noch nicht

so schlimm, als was nach Humboldt's Mittheilung der frühere König von Hannover im Jahre 1842 bei Tische, vor 40 Personen, über die Professoren geäußert: „Professoren haben gar kein Vaterland; Professoren, & . . . (der Deutlichkeit wegen setzte er hinzu des putains) und Längerinnen kann man überall für Geld haben, sie gehen dahin, wo man ihnen einige Groschen mehr bietet.“ Wir verzeihen den Professoren nicht, wenn sie über einen solchen Ausdruck gebührend entrüstet sind und in Humboldt's Ruf mit einstimmen: „Welch eine Schande, das einen deutschen Fürsten zu nennen!“ Selber müssen wir darin eine kleine Wiedervergeltung erblicken, denn es scheint in der That unter den deutschen Professoren manche zu geben, die ziemlich so von den sogenannten „Literaten“ denken und unter vier Augen sprechen, wie der verstorbene König von Hannover von den deutschen Professoren zu denken geahnte. Es ist nur ein Trost, daß sich Alexander von Humboldt selbst, weil er sich sonst in keine Kategorie unterzubringen wußte, zu den „Literaten“ zählte, wie dies einmal in den vorliegenden Briefen geschieht.

Für all dieses schloß oder Kleinliche und ärmliche Wesen, das ihm auf Schritt und Tritt begegnete, rächte sich Humboldt durch den Witz, und hierin war er doch wieder echter Berliner. Witzworte und witzelnde Ausdrücke fliegen in seinen Briefen wie Funken bei einer Feuerbrunst umher. Er spricht von „berliner Weltelefanten“, von den „überseeischen Besitzungen“ Preußens, worunter er Anstalt, Hohenzollern und den Jagdbeusen versteht, von „erblumen“ statt erschließen, von „Karthago“ (Gotha, im Gegensatz zu Rom = Betmar) u. s. w. Den vorigen König von Hannover nennt er nur den „Roi des Landes“, listet den „ungarischen Ehrenmönch“ (wegen dessen Aufnahme in den Franciscanerorden), die Fürstin Lieben die „Madame de Outgow“ (wegen ihres intimen Verhältnisses mit Guizot, dessen Name etwas härter ausgesprochen an den Namen derer von Outgow anklängt), Punsen den „Gott in der Geschichte“, oder er spricht von einem „Marquis Auguste de Schlegel“ oder „Tieck Accorombonus“. Sich selbst legt er zuweilen die Titel bei „Der Alte von den Bergen“ oder „Der Supergreis“ oder „Der edle Jugendgreis“, mit ironischer Anspielung auf eine ihn sehr anmühsame gleichlautende Anrede in manchen Briefen, deren Verfasser ihm mit dieser Bezeichnung eine besondere Ehre anzuthun glaubten. Andere Briefe, wie er einmal Barnhagen erzählte, fangen bloß an mit „Mein Greis“ oder auch so: „Karoline und ich sind glücklich, unser Schicksal liegt in Ihren Händen.“ Und da wollen gewisse morose Kritiker noch versichern, unsere Zeit böte keinen Stoff für Humoristik mehr! Treffend und witzig scheint uns auch die Bezeichnung „Verstandesgleitscher“ für die jetzigen Frommen im Vergleich zu Jenzendorf, Lavater und Stilling. Die betreffende Stelle findet sich in einem Briefe vom 25. Januar 1846 und erscheint uns deshalb merkwürdig, weil sie beweist, daß Humboldt zwischen wahrer Frömmigkeit und modernem Frommthum wohl zu unterscheiden wußte. Hierher gehört auch folgende Mittheilung Barnhagen's:

Er hatte in einem Kasten ein lebendes Chamäleon, das er mir zeigte und von dem er sagte, es sei das einzige Thier, welches das eine seiner Augen nach oben und zugleich das andere nach unten richten könne, nur unsere Pfaffen könnten das noch, mit dem einen Auge nach dem Himmel, mit dem andern auf die Güter und Vortheile der Welt gerichtet.

Nach dem bisher von uns bereits Mitgetheilten wird man es begreiflich finden, daß Humboldt's Sarkasmus auch die Höchstgestellten nicht verschonte, und mehrere noch lebende und selbst bei den Freisinnigen in Ansehen stehende regierende Personen erhalten von ihm ihr Theil, sollte es auch nur in anekdotenartigen Ausplaudereien bestehen. Von dem einen derselben, der nach Berlin auf Besuch gekommen, erzählte Humboldt seinem Freunde: einst habe er, nachdem ein Bürgerlicher die Gesellschaft verlassen, mit großer Befriedigung das Behagen ausgedrückt, „jetzt seien wir unter uns!“ Ein andermal, als man bemerkt hatte, man säße zu 13 an der Mittagstafel, erwiderte der Fürst tröstend, „es seien zwei Bürgerliche darunter, die zählten nicht!“ und das sagte er zu Humboldt französisch, weil, wie er bemerkte, jene beiden das gewiß nicht verstanden! Mochten diese Fürsten dem „Rector der Wissenschaft“ oder mochte ihnen die öffentliche Meinung geschmeichelt haben — das war für Humboldt kein Umstand, der ihn veranlassen konnte, sein Urtheil zu mildern oder seine „Impetitäten“ zurückzuhalten. Begreiflicherweise gedenkt Humboldt in seinen Briefen auch gelegentlich seines königlichen Freundes, dessen Tischgenosse er war. So schreibt er am 6. September 1844:

Ein Gefühl, und ein wehmüthiges dringt sich auf, daß ein so hochbegabter Fürst, von den wohlwollendsten Absichten geleitet, eine Frischeit des Gemüths bewahren, die ihn rastlos antreibt, in der Richtung der Staatsbewegung, gegen seinen besten Willen getäuscht wird.

Und Humboldt fügt den geistreichen und instructiven Vergleich hinzu:

Als Barry auf dem Eise mit vielen Samojeden-Hunden nach dem Pole wollte, wurden Schlitten und Hunde immer vorwärts getrieben. Wie aber die Sonne durch den Nebel brach und die Polhöhe bestimmt werden konnte, fand man, daß, ohne es zu wissen, man um mehrere Grade rückwärts gekommen war. Eine bewegliche, gegen Süden durch die Meeresströmung fortgerissene Eisbank war der Boden, auf dem man vorwärts eilte. Die Minister sind der bewegliche, eifrige Boden. Ist die Strömung die dogmatistische Missionsphilosophie?

Die pikantesten Mittheilungen befinden sich freilich in den Barnhagen'schen Tagebuchblättern, auf die wir um so mehr hier nur verweisen wollen, da der König, der sich nicht selten durch den „Rader von Staat“ genirt fühlte, darin zumeist doch nur in seinen augenblicklichen, vielfach wechselnden Stimmungen aufgefaßt ist. Nur folgende Stelle aus einer mündlichen Mittheilung, welche Humboldt im März 1843 Barnhagen machte, möge hier angeführt sein:

Er (der König) hegt Pläne, als sollte er 100 Jahre alt werden, denkt an ungeheure Bauten, Gartenanlagen, Kunstausführungen, auch an Reisen, ein Besuch in Athen ist schon zur Sprache gekommen, im Hintergrunde schlummert gewiß eine Wallfahrt nach Jerusalem! Napoleonische Friebeuszüge nach London, Petersburg, in den Orient, eroberte Gelehrte und Künstler anstatt Länder! Kunst und Phantasie auf dem Throne, fanatische Gaukelei umher, und heuchlerischer Mißbrauch in Spielerei! Und

Schiller werfen zu sollen scheint, als er denselben fähig erscheinen läßt, an einem Freunde, den er „mit Zärtlichkeit überhäufte“, Verrath zu üben und ihn hinterrücks zu verleumben oder doch zu verkleinern. Das ist ja nun aber gerade der Fall, in welchem sich Humboldt sicherlich so manchem gegenüber befand, der ihn mit „Zärtlichkeit“ überhäufte und dem er dafür in Briefen, welche zur Weiterverbreitung bestimmt waren, mit gehässigen Urtheilen dankte. Oder sollen wir diese auch nur für „augenblickliche Aufwallungen“ ansehen? Würde Humboldt selbst dieses eingeräumt haben? In einem Briefe von 16. August 1849 heißt es: „Sie wissen, oder wissen vielmehr nicht, daß die Prinzessin von Preußen in die Säle, welche Goethe'n, Schiller'n und den von Schiller in den Briefen an Körner gelästerten Herder und Wieland gewidmet sind“ u. s. w. Der Ausdruck „gelästert“ ist hier wol sehr absichtlich gewählt; Humboldt scheint damit sagen zu wollen: wenn Schiller befreundete und hochgeachtete Männer wie Herder und Wieland „gelästert“ hat, so ist es nicht zu verwundern, daß er auch mich, Humboldt, den damals noch wenig berühmten, zuweilen hart und unbillig beurtheilte.

Was Alexander von Humboldt Ehre macht, ist der Umstand, daß er die gegen seinen Bruder Wilhelm gerichteten Angriffe mit tieferm Schmerz empfunden zu haben scheint als diejenigen, die ihm selbst zu Theil wurden. Sein Unwille gegen Gneisenau rührte daher, daß Gneisenau in einem Briefe („in Stein's geistlos redigirtem Leben, V, 262“, wie Humboldt hinzufügt) seinem Bruder Mangel an Vertrauen, Achtung, Charakter und Muth vorgeworfen hatte, was Alexander als den Ausfluß eines „persönlichen Hasses“ des, wie schon bemerkt, „eiteln“ Gneisenau auslegt. Mit welcher Zärtlichkeit Alexander an seinem Bruder hing, das beweist auch sein Brief über Wilhelm's Tod, die Befriedigung, womit er aus dessen Jugenleben erzählt, daß dieser einst, dem Ertrinken nahe, mit „beispiellosem Stoicismus“ gerufen habe: „Ich sterbe, aber es thut nichts“; dann die schönen Worte über Wilhelm's „Briefe an eine Freundin“ (Charlotte Diebe):

Es ist viel Wunderschönes in Sprache und Ideen darin, ein Lebensbild von der seltensten Art, eine Betrachtung alles menschlichen Glücks und Unglücks, sobald es den Ideenkreis nicht verengt, viel Biblisches und dogmatisch Christliches, ein Gemisch von Stoa, Betrachtung der äußern Weltangelegenheiten und doch Zartheit und Weiche u. s. w.

Freilich kann er auch hier sein Wigeln nicht lassen, wenn er z. B. sagt, daß sich in dem Manuscript vieles von der „alten Dame“ ausgestrichen gefunden habe und dann hinzufügt: „Wielleicht hat des Pfarrers Tochter von Taubenheim (Charlotte Diebe) einige krankhafte Anfälle von Pruderie gehabt“; er selbst, bemerkt er, habe nur sehr wenig, nur etwa den Werth von 3—4 Seiten supprimirt: „Zwieback, häusliches Detail, ein paar Ausfälle der Diebe gegen Herzog Karl von Braunschweig, der sich gewiß durch Kalumnien auf ihre Jugend rächen würde.“

Noch möge hier eine ihm Ehre machende herrliche Stelle über die Eindrücke, die ihm der Tod Leopold von

Buch's verursacht, aus einem Schreiben vom 13. März 1853 mitgetheilt sein:

Der Tod Leopold von Buch's — ein geistreiches Gemisch des edelsten häßlichsten Gemüths, Augenblicklicher Leidenschaft, eines kleinen Despotismus der Meinungen; der wenigen Menschen einer, die eine Physiognomie haben — hat mich tief geschnitten. Er hat seiner Wissenschaft eine neue Gestalt gegeben, er war eine der größten Illustrationen der Zeit; unsere Freundschaft hat 63 Jahre gedauert — ohne Trübung, ob wir gleich oft denselben Boden beackerten —, da ich ihn 1791 in Freiberg fand, wo er schon vor mir (obgleich fünf Jahre jünger) auf der Bergakademie war. Sein Begräbniß war mir ein Vorspiel, c'est comme cela que je serai dimanche. Und in welchem Zustande verlasse ich die Welt, der ich 1789 erlebte und mißfiel, aber Jahrhunderte sind Secunden in dem großen Entwicklungsgange der fortschreitenden Menschheit. Die anstieigende Curve hat aber kleine Einbiegungen, und es ist gar unbequem, sich in solchem Theile des Niedergangs zu befinden.

Die Annalen der deutschen Literatur weisen von Gleim bis auf Herder, Goethe und Schiller viele, auf den Zweck gegenseitiger Belehrung und geistiger Förderung, weniger oft gemüthlicher Erbauung gerichtete Freundschaftsbündnisse auf, von denen interessante Briefwechsel als Urkunden und als literarische Denkmale zugleich vorliegen. In späterer Zeit sind sie selten geworden, unter Dichtern ganz selten. Diese scheinen sich durch Diplomaten und Staatsmänner (wir erinnern an Geng und Adam Müller) an Treue, Freundschaftsgefühl und Hingabe übertreffen lassen zu wollen. Hier haben wir wieder einen solchen Freundschaftsbund zwischen Männern, von denen der eine berühmter Naturforscher, Entdeckungsfreisender und diplomatischer Volontär, um ihn so zu nennen, der andere geistreicher Schriftsteller, zierlicher Prosaist und außer Function gesetzter Diplomat war. Die Bildung beider reichte in frühere, dem leichtem und geistreichen geselligen Verkehr günstigere Tage zurück, die Humboldt's sogar in die von der unsern so gänzlich verschiedene Zeit vor der Französischen Revolution; beide schätzten vor allem die elegante anmuthige Form, beide hatten eine besondere Neigung zu politischen Plaudereien, zu Mittheilungen persönlichen und anekdotenhaften Charakters, beide besaßen eine scharfe Beobachtungsgabe, während Discretion gerade nicht zu ihren Tugenden gehörte. Die Bildung beider beruhte vorzugsweise auf der Basis französischer Geselligkeit, sie waren Verstandesmenschen, Menschen von großer Weltflugsheit, ohne allen Anflug von Romantik und Ueberschwenglichkeit und Feinde jedes politischen und kirchlichen Zwangs. So mußten sich wol von dem Augenblicke an, wo Humboldt von Paris nach Berlin übersiedelte, beide in gewisser Hinsicht so nahe verwandte Männer zusammenfinden, in einer Stadt, wo ihre Art miteinander zu verkehren außer ihnen kaum noch einige Vertreter zählte. Beiden war in Berlin fast nichts und niemand recht. Hierzu kam die Verstimmlung Varnhagen's, der sich nach politischer Wirksamkeit sehnnte, die man ihm doch verweigerte. In einem Schreiben vom 13. April 1846 beklagt Humboldt, daß man ein Talent wie das Varnhagen's, „Talent des Berathens, des Darstellens, der erprobten Weltflugsheit“ feiern lasse, „um“, fügt er hinzu,

„bei Ihrem Tode einmal, wie bei meinem Bruder, verwundernd zu beklagen, daß man nicht früher daran gedacht Sie zu benutzen. *Così va il mondo.*“ Den Männern der Routine war, wie dies in Deutschland fast immer und überall der Fall, Varnhagen gerade wegen seines schriftstellerischen Talents unbequem; er brachte ihnen viel zu viel Geist und guten Stil in seine Depeschen; er überließ die meisten an tiefer und freier Bildung; außerdem fürchteten sie auch wol seine Indiscretion, die ihnen aber in seiner nichtamtlichen Stellung viel schädlicher geworden ist und viel mehr Aerger verursacht hat, als dies sonst wol der Fall gewesen sein würde. Die Frage zu stellen und zu untersuchen, ob Varnhagen, zu einer einflussreichen staatsmännischen Function berufen, bei seinem Geschmackseigensinn, seiner Reizbarkeit, Exklusivität und unüberwindlichen Voreingenommenheit gegen diese oder jene ihm aus bloßen Geschmackgründen nicht zusagende Person sehr segensreich gewirkt haben würde, gehört nicht hierher. Man kann sich aber denken, daß diese Anerkennung, diese Theilnahme von Seiten eines Mannes wie Humboldt ihm ein Labfal und mit diesem sich über andere lustig zu machen ein Vergnügen war. Humboldt dagegen bediente sich seiner in literarischen Angelegenheiten; er zog ihn bei der stilistischen Ausarbeitung des „*Kosmos*“, über dessen Entstehung man bei dieser Gelegenheit viel Interessantes erfährt, bei der Vorrede zu den Sonetten seines Bruders („in denen Stoff und Form nicht immer im glücklichen Einklang stehen“, wie er beiläufig hinzufügt) u. s. w. zu Rathe, bat ihn auch wol nicht selten, unerleidlige Stellen in empfangenen Briefen „bei seiner alten diplomatischen Entzifferungsübung nachzuschreiben“. Humboldt bedurfte eines solchen Rathgebers, denn ihm war, wie er einmal schreibt, „das Beherrschen großer, mit Sorgfalt und genauer Sachkenntniß zusammengetriebener Massen“ die Hauptsache, „die Benutzung unserer herrlichen, schmiegsamen, harmonischen, darstellenden Sprache ein secundäres Streben“. Humboldt's Ohr war sehr empfänglich für stilistische Feinheit. In Varnhagen verehrte er den „Meister der Wohlredenheit und des Wohlklangs“, er tadelte an Hegel, daß ihm fehle, was Varnhagen besitze, „die ewige Anmuth und Jugend der Sprache“, er nennt ihn im Jahre 1833 die „einzige glänzende Stütze unserer Literatur“, im Jahre 1837 den einzigen in der „intellectuell verödeten“ Stadt, „dem Sinn und zarte Sitte und Anmuth der Rede geblieben sind“, und bei der Kunde von Varnhagen's Tode schreibt er am 12. October 1858 an Ludmilla Assing:

Es ist nicht genug zu sagen, daß Deutschland einen großen Schriftsteller, den verlor, der die Sprache am edelsten zum Ausdruck der zartesten Empfindungen zu mobiln wußte — aber was ist die Form bei so viel Scharfblick, so viel prägnanter Geißigkeit, solchem Seelenabel, so viel Weltklugheit!

Zum Dank für seine freundschaftlichen Leistungen theilte ihm Humboldt allerlei heißenbe Ginfälle mit, von denen Varnhagen sagt: „Seine scharfen und witzigen Bemerkungen sind eine wahre Erfrischung in unserm geistesarmen Ge-“

selfschäftsleben“, und nutzbar zu machende Geschichten —; außerdem eine Reihe von Briefen hochgehaltener oder berühmter Personen, weil er wußte, daß sie Varnhagen, dem Liebhaber handschriftlicher Briefschaften, Freude machten und in seiner Hand besser aufbewahrt seien als bei ihm; denn Humboldt ging mit dergleichen sehr sorglos und lieberlich um. Diese Briefe sind hier mit abgedruckt und erhöhen das Interesse und den Werth des Buchs wesentlich. Es sind Briefe vom König von Preußen (vier Billets, theils französisch, theils deutsch, in meist scherzhaftem Tone), Christian VIII. von Dänemark, Leopold von Toscana (dessen Brief Humboldt selbst „recht menschlich“ nennt), dem Prinzen Albert, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, der Herzogin von Orleans, Prinz Napoleon (Sohn Jérôme's), dem Fürsten Metternich, den Fürstinnen von Canino und Lieven, Guizot, Thiers, Mignet, Victor-Hugo, Jules Janin, Arago, Balzac, Sir Robert Peel, John Herschel, Prescott, Manzoni u. a. Metternich beklagt sich in einem seiner Briefe, deren einige französisch, die spätern deutsch geschrieben sind, unterm 10. Mai 1846:

Le monde, mon cher Baron, est fort dangereusement placé. Le corps social est en fermentation; vous me rendriez un bien grand service, si vous pourriez m'apprendre de quelle espèce est cette fermentation, si elle est spiritueuse, acide ou putride? J'ai bien peur, que le verdict ne tourne vers la dernière de ces espèces u. s. w.

Guizot beklagt in einem Schreiben aus London vom 26. August 1840 den Weggang Bülow's:

J'envie au Baron de Bulow le plaisir de vous voir. Je regrette infiniment sa société à Londres. La conversation, la vraie conversation, nourrie et libre, est fort rare ici. La sienne me manquera beaucoup. Je voudrais bien aller quelque jour vous faire une visite chez vous, voir de près votre pays, celui de tous, où l'esprit humain joue le plus grand rôle, et son nouveau roi, digne, me dit-on, de tel pays.

Auch der Nordamerikaner Prescott rühmt die „liberal principles on which literary institutions are conducted in Prussia“ und die „facilities given to men of letters, together with the known courtesy of the German character“. Thiers nennt in einem Schreiben vom 14. Mai 1857 Humboldt den „savant illustre qui honore le plus notre siècle et que nous Français nous avons la vanité de considérer comme français et propre autant qu'il est allemand“; und der Prinz Napoleon beklagt in seinem Schreiben vom 13. October 1857 die Krankheit „de votre souverain et ami qui nous donne de vives inquiétudes, je dis nous, parceque les quelques jours que j'ai passés à Berlin m'ont fait apprécier les qualités éminentes du Roi et m'ont vivement attaché à lui“.

Bereits sind wir in Stand gesetzt, über die ersten Eindrücke, die das Buch inzwischen an verschiedenen Orten und namentlich in Berlin hervorgebracht hat, Näheres zu berichten. Daß diese sehr lebhaft waren und mit einer Unmittelbarkeit, wie sie vielleicht unerhört ist, dem Erscheinen des

Das Glück eines Weibes. Von Julie Burow.
Bromberg, Levst. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin führt uns auf ein Gebiet, wo die höhere Bildung und die allmähliche Thatsächlichkeit merkens hin- und herliegen. Die Verfasserin hat aber weiblichen Beruf und über das Glück des Weibes geschrieben. Resonanz darf sagen, daß Julie Burow die Anforderungen der praktischen wie die Anforderungen der theoretischen Vernunft in ihrer kleinen Schrift — Vorlesungen sind es, in Danzig und Bromberg gehalten — vollständig befriedigt; die Verfasserin schreibt herzlich, insofern Christenthum die Blüte der Humanität genannt werden darf; sie schreibt philosophisch, wenn diesen Fragen für Philosophie will praktisch, insofern ihre Theorien, ihre ge auf Erfahrung, eigene wie fremde, 4 ernst, insofern aus ihren Worten lebendes Leid und fremde Lust spricht; sie liegende Wahrheit das Dunkel ver-: die vorliegende, das Glück des Weibes verstandesmäßig besprechen; Gefühl zunächst geltend und nach und nach hineinbezogen. So hat die Ver-

fasserin ganz naturgemäß sich von ihrem Gegenstande hinarbeit lassen; es war ihr nicht möglich, sich in einem streng vorgezeichneten Gange zu erhalten; sie macht Abschweifungen, aber niemals verliert sie ihren hohen Gegenstand aus dem Auge; selbst Entfernungsdinge weiß sie mit demselben in lebendige Beziehung zu setzen: wenn ihr Vortrag bisweilen ins Breite sich zu verlieren droht, so droht er auch nur; der natürliche Takt schlägt gleich wieder vor, und die Verfasserin geht über das rechte Maß nicht hinaus. Es ist wahr, diese rechte Maß zeigt sich in allen Urtheilen und Ansichten der verständigen Verfasserin. Der Leser darf nicht erwarten, in diesem kleinen Buche schwere Probleme aufgestellt und gelöst zu finden; er darf nicht erwarten, ganz ungehörte Drafelprüche über Leben, Liebe, Ehe, Entfaltung und Genuss zu hören, oder ganz pikante Phrasen, wie sie über diese Gegenstände bisweilen von einer Frau à grands sentiments oder von einer semmae incompromise ausgesprochen werden: nein, es ist in dem genannten Büchlein von Julie Burow die Wahrheit mit jener liegenden Natürlichkeit ausgesprochen, daß man gar nicht begreifen kann, wie es möglich ist, daß irgendeine Frau auf der Welt den rechten Weg zum wahren Glück verfehlt. Das ist in der That etwas Seltenes, diese Ueberzeugungskraft, die aus dem kleinen Buche wirkt; und das Geheimniß darin ist, daß die Verfasserin von ihrem Gegenstande wahrhaft erfüllt, ich möchte sagen inspirirt ist.

Die unbeschreibbar groß mühte die Wirkung unserer Literatur sein, wenn es viele in diesem Sinne inspirierte Bücher gäbe! Wenn Julie Burow fortfährt, Vorlesungen wie die im obengenannten Buche gesammelten zu halten, so wird sie noch größere Erfolge erzielen, als der selbige Gellert sie mit seinen moralischen Vorlesungen hatte. Gellert war in seinen Fabeln und Erzählungen und in seinen kleinen dramatischen Spielen ein Echoll, in seinen Vorlesungen ist er es niemals. Julie Burow würzt auch ihre Vorlesungen mit mancher satirischen Zutat; und ihre Satire thut nicht weh, sie unterstützt nur ihre Beweisführung. In der demonstratio ad oculos ist unsere Verfasserin vorzüglich, so sagt sie z. B. einmal, wo über die Verschleidenheit der Versuchspersonen des Mannes und der Frau die Rede ist: „Sprechen wir von den großen Thaten der Männer, von der Seelenaufregung des Kriegers, der die Mannesbrust läßt dem Feinde entgegenstellen! Ei ja! aber ehe es zu einem solchen Moment der Erhebung kommt, hat der junge Diener um vielleicht 20 Jahre lang Rekruten exercirt, eins — zwei — eins — zwei — von 3 Uhr nachmittags bis 6 Uhr abends, im Regen und Sonnenschein, hat die Uniformen inspiciert, die Gewandenscheide geputzt — na, ist auch nicht viel interessanter und anscheinend wichtiger, als Suppe kochen, Staub wischen und Hemden nähen.“ Indes ist es durchaus nicht meine Ab-

sicht einzelnes aus dem vorzüglichen Werke hier zur Schau zu stellen und gleichsam zu verrathen; ich wünsche, daß dieses Buch in seiner Totalität gelesen werde von vielen; nicht bloß das Büchlein der vornehmen Familie, auch das Mädchen aus dem Volke ist berücksichtigt in dem Buche; die junge Frau, die Eiesmutter, die alte Jungfer, die Matrone, die Tante, die Hausfrau, die Künstlerin: alle finden in diesem Buch beherzigenswerthe Wahrheiten, und das Leben einer jeden ist nicht unter den ordnenden, sondern unter den höhern Gesichtspunkt gestellt; ich bin überzeugt, daß kein Frauenzimmer dies Buch ohne volle Befriedigung aus der Hand legen wird. Auch der Mann, der sich für mehr als seinen Berufsreis interessiert, wird manchen Gedanken darin finden, woran er weiter bauen kann, namentlich über Erziehung, Lebensberuf, Ehe und Lebensglück. Jetzt will Referent schließen, weil er in Gefahr kommen könnte, einen wahren Panegyrikus zu schreiben; aber das Gute in unserer Literatur kann auch nicht warm genug von den Unparteiischen empfohlen werden; die Parteilichen werden gar viele Mittel an guten Büchern den Weg zu verstreuen!

10

Zur Culturgeschichte und Humanitätsfrage.

Wir lesen mit Behagen, daß die so vieles Treffliche enthaltende, von Johannes Müller und Johannes Falke in Nürnberg herausgegebene „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“ mit Ende des vorigen Jahres aufgehört habe zu erscheinen, weil sie nicht die zu ihrer Erhaltung nöthige Theilnahme gefunden. Nun wissen wir wol, daß die Zeitschrift nicht für die große Menge war; aber wir glauben doch, daß culturgeschichtliche Forschungen, wie die hier gebotenen, unter den Gelehrten wie unter den Gebildeten überhaupt genug Freunde haben würden, von deren Theilnahme wenigstens Eine culturgeschichtliche Zeitschrift wie die ihr Dasein in Deutschland stiften könne. Auch enthielt sie interessante Beiträge genug, die auch das größere Publikum zu fesseln geeignet erschienen. Wir rechnen dahin noch aus ihrer letzten Zeit die vom verstorbenen Professor Bülow mitgetheilten „Studentenbriefe aus dem 17. Jahrhundert“, nämlich die Briefe, die Wolfgang Dietrich von Weichling, später sächsischer Kaysler und Millionär, derselbe, über dessen Sturz und Gefangenschaft Bülow im achten Band seines Werks: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen“, längere Mittheilungen veröffentlicht, während seiner Universitätszeit an seinen Vater schrieb. Ueber seine Lebensordnung in Wittenberg schreibt er einmal: „In den Wochentagen von 5—6 Gebet und religiöse Lectüre, von 7—8 Collegien bei Stryl, von 8—9 Repetition, von 9—10 an vier Tagen Collegien bei Stryl und Bedmann, an zwei Tagen Festübung, von 10—11 Keinschrift der Hefte, von 11—12 Repetition des politischen Collegiums und Vorbereitung auf Beantwortung der von Bedmann bei Tische gestellten Fragen, von 12—1 Mähzeit, von 1—2 Geschichte bei Bedmann, von 2—4 juristisches Studium, von 4—5 an drei Tagen Moral bei Bedmann, an zwei Tagen bei Sonnenmann über die Goldenen Bulle, von 5—7 Stilübungen und Lectüre, von 7—8 Abendessen, von 8—10 juristisches Studium.“ Trotz dieser überflüssigen Lebensordnung spielen doch Gelbduide in seinen Briefen eine häufige Rolle, außerdem „Eau de Hongrie“ zur Stärkung des Hauptes, „welches bisher am meisten mitgenommen worden“ (infolge des vielen Studirens oder der Commerce?), und Mittel gegen das „Malum hypochondriacum und die vielen Brustligkeiten“ u. s. w. Kurz, man möchte fast auf den Verdacht gerathen, daß Kortum die Originale oder Abschriften dieser Briefe irgendwo aufgefunden und dem berühmten Briefe des Stanislaus Hieronymus Jobs an seinen Vater zum Grunde gelegt habe. Die Studiosen der heutigen Zeit werden auch sehr erstaunen, wenn sie in Weichling's Briefen auf die Verschönerung hören, daß er Sonntags von 6—8 gebetet, von 6—7 in Balther's „juristisch-politisch-theologischer Postille“ gelesen, von 7—10 und nachmittags abends von 1—3 die Kirche besuch-

von 3–4 collegium pietatis bei Beckmann gehört, dann in den Glaubensartikeln der Augsburgerischen Confession oder in einem moralischen Schriftsteller gelesen, von 8–10 Uhr Juristik getrieben und dann nach einem Gebet als frommer Christ schlafen gegangen sei.

Zu den interessantesten Mittheilungen gehören auch die „Zur schwäbischen Sittenkunde“ von Anton Wirlinger. „Ich habe“, sagt der Verfasser in der Einleitung, „Nachfolgendes aus gar vielen authentischen mündlichen Berichten zusammengefaßt und gleichsam noch eine Reliquie gerettet, ein Stück Volksleben, das man nach Verfluß weniger Jahre vergebens mehr so gut bekommen wird. Die Sitten sind wirklich so kräftig und ansprechend, daß gewiß jeder Kenner des Volkslebens seine Auerbach'schen Schmierereien (!) und Schwarzwaldbäugen wegwerfen und sich vom schwäbischen Volksleben hier überzeugen wird.“ Dieser Ausfall gegen Auerbach ist freilich etwas „stark“, wenn auch weniger „ansprechend“. Andere Beiträge, wie die von Hufschmid: „Zur Criminalstatistik des Oberrheins im 16. und 17. Jahrhundert“; von J. Spel: „Zur Criminalstatistik der beiden Städte Zeig und Raumburg während der Jahre 1549–1664“, „Die peinliche Frage“ von Karl Seifart u. s. w. eröffnen einen Blick in die traurigsten Zeiten nicht deutscher Gemüthslosigkeit, sondern Gemüthslosigkeit, nicht der deutschen Kultur, sondern des deutschen Kannibalismus, und erwecken, so interessant sie sind, Schauer und Abscheu. Man könnte es kaum einem jetzt Lebenden verdenken, wenn er sich bei der Vorstellung bekümmert fühlt, daß einer seiner Vorfahren vielleicht auch ein solcher Kannibale und Peiniger gewesen sein könnte.

Wenn man übrigens solche schwarze Gemälde aus der Vergangenheit aufrollt, nur um zu beweisen, daß wir jetzt einen Zustand vollkommener Kultur und Humanität erreicht hätten und aus mit sonderbarer Verachtung auf jene trüben Zeiten herabsehen dürften, so könnten wir diese Schilderungen nicht gerade empfehlen; denn sie bilden im ganzen doch eine häßliche, widerliche, die Seele mit garstigen Vorstellungen und peinlichen Empfindungen füllende Lektüre. Wenn aber diese Nachseiten der Vergangenheit zu dem Zwecke aufgedeckt werden, um unsere Generation vor einem doch immer möglichen Rückfall — denn unsere gegenwärtigen politischen, confessionellen und socialen Streitigkeiten haben uns doch bereits von den Humanitätsbestrebungen der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwas weit entfernt — zu warnen und sie zu ermahnen, auf dem Wege der Humanisierung nur mit um so größerem Eifer fortzuschreiten, so werden wir sie nur willkommen heißen können. Die Inhumanität zeigt sich jetzt sicherlich nicht mehr in so rohen, aber vielleicht in um so schleichendern Formen. Man fürchte nicht, daß die Menschheit über dem Bestreben sich zu humanisieren zu sehr vertveichlicht werden könnte; der wirklich humane Mensch kann stets auch nur ein starker Mensch sein, während sich Inhumanität oft mit dem schwächlichsten und feigsten Charakter verbindet. Auch der humane wird sich, um nicht mit Haut und Haar verpestet zu werden, der ersten wehren müssen, solange nicht wenigstens ein gewisser Durchschnittszustand von Humanität erreicht ist; denn einen vollkommenen zu erreichen, dazu wird es der Staats-egoismus und der in der menschlichen Gesellschaft fortwährende geheime Krieg wol schwerlich jemals kommen lassen. Der Mensch ist von Natur nur zu sehr geneigt, den Nebenmenschen unbillig zu beurtheilen, und solange er dies ist, wird er auch geneigt sein, ihn unbillig zu behandeln. J. M.

Zur Lebensgeschichte Shakspeare's.

Bekanntlich sind in der letzten Zeit mehrfache Versuche gemacht worden, unsern Glauben an die Existenz Shakspeare's, der doch an seine Autorschaft der ihm zugeschriebenen Dramen zu erschüttern. Ich habe mich bereits in Nr. 12 der „Europa“ f. 1856 über das Nützliche dieser Versuche ausgesprochen und kann sie auch hier wieder nur als Spielereien erklären. Die über den Ge-

genstand erschienenen Schriften werden höchstens als literarische Curiositäten den Strom der Zeit hinabschwimmen. Indessen bleibt ihnen immerhin ein negatives Verdienst, insofern sie nämlich zu Bestrebungen in entgegengesetzter Richtung den Impuls gegeben zu haben scheinen. Es will mich nämlich bedünken, daß die jüngste Arbeit des englischen Oberrichters (jetzigen Lordkanzlers), der sich der Mühe unterzogen, alle Stellen in Shakspeare's Dramen zu sammeln, die dessen juristische Kenntnisse belegen, zugleich die Absicht gehabt habe, seine Autorschaft festzustellen und über jeden Zweifel zu erheben. Ob es ihm gelungen, den ursprünglichen Beruf des großen Dichters nachgewiesen zu haben, will ich dahingestellt sein lassen. Es kommt am Ende auch wenig darauf an, ob wir wissen, womit sich Shakspeare im Anfange seiner Laufbahn beschäftigt hat. Von größerer Wichtigkeit aber muß es bei den wenigen Thatsachen, die uns aus seinem Leben bekannt sind, für uns sein, zu erforschen, ob uns in seinen Werken selbst irgendein Beitrag zur Erweiterung unserer Bekanntschaft mit seinen Lebensverhältnissen geboten wird. Ein solches autobiographisches Fragment nun glaube ich im „Sturm“ entdeckt zu haben. Bekanntlich hat man viel über die vorzeitige Geburt seines ältesten Kindes gestritten. Daß es nach sechsmonatlicher Ehe seiner Aeltern das Licht der Welt erblickte, ist ausgemacht. Hiermit schien die Sittlichkeit des Dichters in Frage gestellt. Charles Knight und nach ihm Delius übernahmen seine Vertheidigung und zwar auf Grund einer Behauptung, dahin lautend, daß in jener Zeit die Verlobung (troth-plight), nicht erst die Trauung, für die Begründung der Ehe gegolten habe. Leider aber steht dieser Behauptung die andere ebenso ausgemachte Thatsache entgegen, daß das Ehepaar am 28. November 1582 einen bischöflichen Dispens zur Trauung nach einmaligem Aufgebote erhielt (vgl. F. Kreyffig's „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und Werke“, I, 99, Note 7). „Woher dann der bischöfliche Dispens?“ fragt Kreyffig mit Recht. Jene Angabe Knight's erscheint demnach wenigstens zweifelhaft. Der bischöfliche Dispens aber und die Beschleunigung der Trauung ist leicht erklärlich, wenn wir uns die Sitte des Zeitalters der Elisabeth der unsrer Zeit gleich denken und im Auge behalten, daß die junge Gattin ihren Mann schon im Mai 1583 mit einem Töchterchen beschenkte. Uebrigens wissen wir, daß seine Ehe seine glückliche gewesen und er sich wenige Jahre nach der Hochzeit von seiner Frau trennte und, Haus und Hof verlassen, sich nach der Hauptstadt begab. Ich glaube nun die Erklärung dieser immerhin auffallenden Thatsache im „Sturm“ gefunden zu haben. Im vierten Act, erste Scene nämlich läßt der große Dichter den Prospero folgende Warnung aussprechen:

Then, as my gift, and thine own acquisition
Worthily purchased, take my daughter. But
If thou dost break her virgin knot before
All sanctimonious ceremonies may
With full and holy rite be minister'd,
No sweet aspersion shall the heavens let fall
To make this contract grow; but barren hate,
Sour-eyed disdain and discord, shall bestrew
The union of your bed with weeds so loathly.
That you shall hate it both. Therefore take heed,
As Hymen's lamp shall light you.

Ich wage nun zu behaupten, daß, so groß auch Shakspeare's Kenntniss des menschlichen Herzens in allen Ständen und Lagen, so tief auch sein Einblick ins menschliche Gemüth und so allseitig seine Bekanntschaft mit allen Verhältnissen des Lebens unstreitig gewesen ist, er doch obige Zeilen nicht geschrieben haben könnte, ohne das darin Enthaltene selbst erfahren, selbst erlebt zu haben. So weit scheint also die Streiffrage erlebt und zwar aus eigenem Munde des Dichters, der hier das „Schuldig“ über sich selbst ausspricht und der Welt eine aus eigener Erfahrung geschöpfte Lehre in diesen merkwürdigen Zeilen hinterlassen hat. Die Stelle ist aber doppelt werthvoll, wenn

wir sie in diesem Lichte betrachten; denn wir hätten dann ein autobiographisches Bruchstück gewonnen, und der Fund dürfte Shakespeares Freunde veranlassen, die unsterblichen Werke des Dichters auch nach dieser Richtung hin zu durchforschen und manche ähnliche Schätze aus diesem ergiebigen Schacht zu Tage zu fördern. Glück auf! rufe ich ihnen zu.

David Asper.

Notizen.

Die „Bibliothèque universelle“ über die „Poésies de Schiller“

In der vorigen Nummer haben wir auf Regnier's Uebersetzung von Schiller's, wovon die vier ersten am gemacht; in der heutigen Nummer der Gedichte Schiller's ge- „Poésies de Schiller, traduites“ im Jahre 1858 zu Paris. H. Müller, Professor am Kaiser. Sie scheint in Deutschland den, und auch wir wurden erst etwas verspätet zugegangenen „Bibliothèque universelle“ vom 20. November aufmerksamer gemacht. Es ist übrigens nicht zu den unbestimmten, wie sich dies gleich aus dem Titel erkennen läßt: „Auf Anlaß der ganzen Sammlung der Gedichte Schiller's, die wir durchgelesen und wollen uns in empfangen, einige Worte erst in philosophische Gedichte, und Balladen eintheilen. Ist es eine unmittelbare, schöpferische Seelenregung? Nein, da als bei seinem Rivalen und seinem (son supérieur), Goethe. Schiller mehr durch Reflexion, Empfindungen und Inspirationen aus dem Geist ist ein erhabener Geist, der doch nicht in unvermittelter : Werke der Schöpfung in seinen

nein Gedichten nur eine secundäre Rolle spielen. Vortwiegend sind die Gedichte philosophischen Inhalts. Seine Seele ist vom Ideal beherrscht und trachtet nach ihm; als Denker lebt er mehr in der unsichtbaren und stillen als in der sinnlich erfassbaren Welt. Man erkennt in ihm einen Mann, der die Philosophie seiner Zeit rubirt hat und von ihnen wenig befriedigt worden ist, Kant ausgenommen, mit welchem er die Tiefe des stillen Gefühls gemein hat. Seine Hoffnung und seine Blide richten sich nach einer reinen Welt, als die ist, in welcher er zu leben vernünftigt ist; aber man kann nicht sagen, daß sein Glaube ein sehr fester sei, es gibt unter seinen Gedichten sogar solche, welche einen peinlichen Eindruck machen, das Gedicht „Resignation“ zum Beispiel. . . Die lehrreichen Gedichte enthalten oft schöne und kräftige Gedanken; die satirischen Gedichte haben wenig Werth, noch geringeren unsern Vorfürhaltens die Liebesgedichte.“ Dagegen rühmt der Bericht- erstatter diejenigen Gedichte, in denen der Adel und die Würde der Frauen gepriesen werden, die Gedichte, welche dem griechischen Götter- und Heroenkreis entnommen sind, wie das „Siegesfest“, das „Hellenische Fest“, dann die Balladen und erzählenden Gedichte, in denen sich der dramatische Dichter wiedererkennen lasse; die eigentlichen Meisterwerke für ihn, den Berichterstatter, seien aber „Das Mädchen aus der Fremde“ und „Das Lied von der Glocke“. Die Uebersetzung rühmt der Berichterstatter als „fidèle, correct, réellement consciencieux“, nur sei sie nicht ebenso poetisch als treu.

Die Wallenstein.

Ein dem Volumen wie dem Format nach in die Augen fallendes Werk: „Biographie und Autographen zu Schiller's Wallenstein. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet und mit Abtheilung der Unterschriften versehen von Johann Eduard Herz“ (Jena, Naue, 1859) führen wir abgesondert von der durch das Schiller-Jubiläum hervorgerufenen Literatur an, weil es zwar, nach ausdrücklicher Bemerkung auf dem Titel, zur Erinnerung an die hundertjährige Geburtstagsfeier Schiller's erschienen ist, sonst aber auf Schiller keinen weiteren Bezug nimmt, außer daß an der Spitze fast jeder Biographie die Szenen eittirt sind, in welchen im „Wallenstein“ die Helden der Biographien auftreten oder Erwähnung finden. Wir denken uns die Entstehung des mit dankenswerthem Fleiße ausgearbeiteten Werks so, daß der Verfasser über den Dreißigjährigen Krieg und die darin auftretenden Helden überhaupt eingehende Studien gemacht und das Schiller-Jubiläum nur benutzte, um für sein Werk einen angemessenen Ankündigungspunkt zu haben und es gangbarer zu machen. Es sind darin die Biographien von mehr als 70 im „Wallenstein“ handelnd auftretender oder darin erwähnter Personen enthalten, und wie der Verfasser versichert, sind sie aus den Geschichtsquellenwerken selbst zusammengetragen; daher nicht nur den Lesern und Verehrern der Schiller'schen Trilogie, sondern im allgemeinen allen Geschichtsfreunden zu empfehlen. Der Verfasser selbst bezeichnet in dem aus Leipzig datirten Vorwort sein Buch als einen Versuch, dem Wunsche derjenigen Leser entgegenzukommen, die das Verlangen danach trügen, „mit den früheren und späteren Lebensschicksalen der in Schiller's „Wallenstein“ auftretenden oder darin auch nur erwähnten (historischen) Personen bekannt zu werden und hierdurch ein abgeschlossenes Gemälde der Sturmbegebenheiten ihrer Daseins zu empfangen.“ Das Buch dürfte den Verehrern und Verehrerinnen der Schiller'schen Dichtung ohne Zweifel auch dadurch interessant sein, weil es ihnen Gelegenheit gibt, die Abweichungen kennen zu lernen, die Schiller sich von der Geschichte erlaubte; sie werden daraus z. B., und vielleicht zu ihrer Ueberraschung erfahren, daß Octavio Piccolomini erst lange Jahre nach Wallenstein's Ermordung, nämlich 1651 sich vermählte und zwar mit Maria Benigna Franziska, sechzehnjähriger Tochter des Herzogs Julius Heinrich von Sachsen-Küternburg, und daß er 1656 zu Wien starb ohne Kinder zu hinterlassen; ferner daß Gräfin Terzky, von welcher der Marschall bei Oranien in seinem Schreiben vom 3. März an den Kaiser berichtet: „Die Frau Grafen Terzky, so von Garach'schem Geblüt, ist gewiß theils vnd fromm“, sich nach Wallenstein's Tode mit dem Freiherrn Hans Wilhelm von Schwarzenberg verheirathete. Schiller hatte nicht den Respekt vor der Geschichte wie Shakespeare; er selbst bemerkt einmal angesetzt, daß ihm die Geschichte nur ein Vorrathshaus für seine Phantasie sei; schade nur, daß die modernen dramatischen Dichter seitdem auch den letzten Respekt vor der Geschichte verloren haben und mit ihr aufs unsäuberlichste verfahren, indem sie dieselbe nicht sowohl zu poetischen und geschichtsphilosophischen als zu rein theatralischen Zwecken mißbrauchen. Was den angeblichen Bericht Wallenstein's betrifft, so bezeichnet der Verfasser den bekannten Bericht Sefina's, dem die meisten Geschichtschreiber bisher folgten, als eine unlautere Quelle, und er bemerkt, es sei bis jetzt niemand gelungen, actenmäßig nachzuweisen, daß Wallenstein vor seiner Achtung durch Verhandlungen mit den Feinden des Kaisers zum Verräther desselben geworden sei. Interessante Beigaben sind die Facsimiles des Namenszugs der betreffenden Persönlichkeiten: meist harte, gewaltige, tumultuarische, an eine raube und chaotische, mehr degen- als federgeübte Zeit mahnende Schriftzüge. Der Verfasser dankt sie, laut dem Vorwort, außer seiner eigenen Autographensammlung der „bewährten Bereitwilligkeit“ seines Freundes T. D. Weigel in Leipzig.

A. M.

Bibliographie.

- Amard, G., Die Prairie-Räuber. Aus dem Französischen überf. von W. E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Album von Gedichten deutscher Handwerker. Gesammelt und herausgegeben von W. Loh. 1te Lieferung. Berlin, H. Grieben. Gr. 16. 4 Ngr.
- Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von D. Nozander. 3ter Band: Kleinasien. Hamburg, Perthes, Besser u. Kaufe. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
- Arndt, C. M., Gedichte. Vollständige Sammlung. Mit der Handschrift des Dichters aus seinem 90ten Jahr. Berlin, Widmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Redende Bilder. Ein Traum. Leipzig, Zeit u. Comp. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Brandis, G. Graf zu, Der Staat auf christlicher Grundlage. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Bräunlich, A., und W. Gottschalk, Mädchenlieder. Unter Mitwirkung von Hoffmann von Fallersleben und F. Liebt herausgegeben. Weimar, Böhlau. 8. 2 Ngr.
- Cassal, P., Ueber Johannes Stigel. Ein Sendschreiben. Berlin, Berendt. Lex.-8. 6 Ngr.
- Frankenberg-Ludwigsdorff, H. v., Erinnerungen an das Schwarze Corps, welches Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Verden im Jahre 1809 errichtete. Aus dem Tagebuche eines Veteranen. Braunschweig, Schweschte u. Sohn. 1869. 8. 9 Ngr.
- Gagern, Freih. A. v., Militärische Studien. I. Berlin, Springer. Lex.-8. 10 Ngr.
- Hasner, L. Ritter v., System der politischen Oekonomie. 1ster Band. Prag, Credner. Gr. 8. 2 Thlr.
- Unstetiges Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben. 1tes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 7½ Ngr.
- Hinge, F., Poetische Schriften. Mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von F. Meyer von Waldeck. 2ter Theil: Humoresken und Erzählungen, nebst einem Anhange: Dramatische Kritiken. Berlin, A. Dunder. 8. 1 Thlr.
- Humboldt, A. v., Briefe an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.
- Jonas, B. L., Erzählungen und Bilder aus dem Baselerbiet. Basel, Schweighäuser. 8. 1 Thlr.
- Koch's, G., Gedichte, aus dessen Nachlasse gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen. Luxemburg, Bid. 1859. 16. 18 Ngr.
- Der Krieg in Italien im Jahre 1859. Nach der Edinburgh Review. Mit 2 Karten. Berlin, Mittler. Gr. 8. 10 Ngr.
- Liebe mit Hindernissen. Lokal-Poße in „Dammshädda Rund-Akt“ und zwei Aufzügen. Allen Freunden harmlosen Scherzes gewidmet. Darmstadt, Dillweier. 1859. 12. 7½ Ngr.
- Michalet, J., Die Frau. Deutsche, autorisierte Ausgabe. Uebersetzt von F. Spielhagen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Rosenthal, S. H., Düwefe. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Zeit u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.
- Das Papstthum. Entstehung, Wachstum, Blüthe und Verfall desselben. Leipzig, Fanger. Gr. 8. 10 Ngr.
- Reip, A., Philosophie und innere Mission. Dresden, am Ende. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Pfeiffer, F., Ueber Walther von der Vogelweide. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
- Polko, Elise, Kaukina Gasse. Musikalischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Schilde. Gr. 8. 3 Thlr. 27½ Ngr.

- Religion und Liebe. Roman aus dem Tagebuche eines Anonymen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.
- Röpe, G. H., Johan Melchior Gorge. Eine Rettung. Mit Porträt und Facsimile. Hamburg, Rolke u. Köhler. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Schaubach, F., Das Leben Philipp Melancthon's. Meiningen, v. Cze. 8. 5 Ngr.
- Scherfgen, P., Gedichte. Zwei Theile. Trier, Braun. 16. 20 Ngr.
- Schiller-Album zur hundertjährigen Feier der Geburt des Dichters. Eine Festgabe der Freunde Schiller's in der neuen Welt. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Schrott, J., Dichtungen. Mit einem Vorwort von D. von Redwitz. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr.
- Schulz, G. S. F., Melancthon's Leben und Wirken. Mit Bezug auf den 19. April 1860, seinen 300jährigen Todestag, für Jedermann dargestellt. Berlin, Nicolai. 8. 12 Ngr.
- Sitter, C., Modernes Wien. Humoristische Federzeichnungen. Illustriert von F. Lausberger. 1te Lieferung. Wien, von Waldheim's xylographische Anstalt. 16. 5 Ngr.
- Stein, H., Der Frühling eines Buchhändlers. Skizzen aus meiner Lehrzeit in einem Leipziger Commissionsgeschäft. Leipzig, Stein. Gr. 8. 4 Ngr.
- Thünen, A. G. v., Poetisches Alpha und Beta. Bremen, Kühmann u. Comp. 1858, 60. 12. 8 Ngr.
- Friedrich von der Trenk. Historischer Roman von A. von L. 1ter Band. 1te Lieferung. Gelle, Schulze. 8. 10 Ngr.
- Vorreiter, H., Luther's Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution. Halle, Rühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

- Die Beschuldigung Webe's durch C. M. Arndt. Ein Wort der Vertheidigung von einem bayerischen Offizier. München, Franz. Gr. 8. 9 Ngr.
- Gzarski, J., Der Nachlaß des sterbenden Papstthums. Schneidemühl. Gr. 8. 5 Ngr.
- Gedanken eines Nicht-Theologen über einige wichtige Ehe-rechtsfragen mit Rücksicht auf das Königreich Sachsen. Leipzig u. Dresden, Naumann. Gr. 8. 6 Ngr.
- Handel, F. L., Bericht über die Schiller-Feier in der Freimaurerloge „Socrates zur Standhaftigkeit“ zu Frankfurt a. M. (13. November 1859.) Mit einem Vorwort von J. G. Fintel. Leipzig, Luppe. 12. 5 Ngr.
- Der Kampf der Revolution gegen die Souveränität des Papstes. Von L. R. Danzig, Weber. Lex.-8. 7½ Ngr.
- Kinkel, G., Festrede bei der Schillerfeier im Krystallpalast, 10. November 1859. London. Gr. 8. 10 Ngr.
- Koch, M., Der Verfassungsstreit in Oesterreich und seine Lösung. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 6 Ngr.
- Edgard Mortara. Den Israeliten des 19. Jahrhunderts, den Vätern und Müttern aller Nationen und aller Religionen gewidmet. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.
- Napoleon III. und die Legitimen. Schwerin, Derksen u. Comp. 8. 6 Ngr.
- Ein Neujahrsgruß zu 1860 an Louis Napoleon von einem Deutschen. Jena, Döbereiner. Gr. 8. 5 Ngr.
- Paulus, P., Woher und wohin? oder das Concordat. Ein Weider und Wegweiser in dieser Tagesfrage. Ludwigsburg, Richm. Gr. 8. 3 Ngr.
- Die Revolution unserer Tage. Ein freimüthiges Wort. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6 Ngr.
- Zur Aufklärung für Katholiken und Protestanten über die zwischen Papp Pius IX. und Großherzog Friedrich von Baden abgeschlossene Vereinbarung vom 28. Juni 1859. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg.

50 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von F. Pecht.

Neue Ausgabe in 10 Lieferungen zu je 5 Blatt nebst Text.

Auf feinstem Kupferdruckpapier. 4. Erste Lieferung.

Jede Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verlagshandlung veranstaltet gegenwärtig von der als ein literarisch-artistisches Denkmal zu Schiller's hundert-jähriger Jubelfeier ins Leben gerufenen und kurz vor derselben vollendeten «Schiller-Galerie» eine Neue Ausgabe in 10 monatlichen Lieferungen zur Erfüllung des vielfach ausgesprochenen Wunsches, Gelegenheit zur allmählichen Anschaffung des auf einmal für manche zu theuern Werks zu haben. Die «Schiller-Galerie» ist bekanntlich allgemein als ein in jeder Beziehung der deutschen Kunst zur Ehre gereichendes Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet worden und bildet die erste zusammenhängende Illustration der Werke Schiller's.

Die soeben erschienene erste Lieferung ist nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Das Werk kann übrigens fortwährend auch gleich vollständig bezogen werden und kostet geheftet (in 10 Lieferungen) 13 Thlr. 10 Ngr.; gebunden in Leinwand 15 Thlr. 10 Ngr., in Leder 16 Thlr. 20 Ngr.; in einer Prachtausgabe in Imperial-Folio 24 Thlr., gebunden 30 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Anthologie universelle.

Choix

des meilleures poésies lyriques

de diverses nations

dans

les langues originales

par

Joaquim Gomes de Souza.

In-8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 10 Ngr.

Die «Anthologie universelle» bietet eine Auswahl der vorzüglichsten lyrischen Poesien der verschiedenen europäischen Literaturen. Sie will die Idee einer Weltliteratur verkörpern, indem sie ohne Rücksichtnahme auf Sprache und Inhalt die schönsten und duftigsten Blüten, welche der Dichtergeist überall und zu den verschiedensten Zeiten auf der Erde getrieben hat, zu einem reichen Kranze zu vereinen strebt. Als ein lautredendes Zeugniß für das Streben der Völker nach geistiger Verbrüderung wird sich das Buch, unbekümmert um die Grenzen, welche die Länder trennen, überall da Eingang verschaffen, wo es Freunde der Dichtkunst und Pfleger sprachlicher Studien gibt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotted und Welder.

Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welder.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Hefen. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Das soeben erschienene zweiundvierzigste Heft (Bogen 21—24 des vierten Bandes) enthält Folgendes:

Danton (George). Von J. W. Zinkeisen. (Schluß.) — Dauphin. Von Welder. — Decret. Von Welder. — Decretalen. f. Kanonisches Recht; Kanonisches Rechtsbuch. — Deduction. Von Welder. — Defension, Defensor. Von L. Trief. — Dekt. Von R. G. Nau. — Defraudation. Von Rotted. — Deichwesen, Deichrecht, Deichverband. Von W. A. Lette. — Del gratia (von Gottes Gnaden). Von Welder. — Delegation, delegirte Gerichtsbarkeit. Von Welder. — Demagog, Demagogie, Demagogische Umtriebe. Von W. Schulz-Wodmer. — Demokratie, Demokratisches Princip. Von R. Biedermann. — Denkfähigkeit, f. Genus und Pressfreiheit. — Denunciant, Denunciationsproceß, f. Anklage und Anzeigen. — Deportation. Von L. Trief. — Descendenten, f. Verwandtschaft. — Despotie, Despotismus. Von H. Marquardsen. — Deutsche Stämme. Von R. Wippermann.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früher bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

In Hinblick auf die in neuester Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagshandlung entschlossen, ein neues Abonnement auf das Werk zu veranstalten. Monatlich erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis dritte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Evangelium des Reichs oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Reichs Gottes auf Erden. Nach den neuesten Forschungen zusammengestellt und frei bearbeitet von Christianus. 8. Gebunden 4 Thlr.

Von kompetenter Seite ist folgendes Urtheil gefällt worden: „Wenn auch dies Buch vielfachen Widerspruch finden wird, so wird es doch auch bei dem großen Umfang der ihm zu Grunde liegenden Forschungen, und bei der Sorgfalt, womit Christianus das so reiche Material in eine ansprechende Form zu bringen wußte, einerseits die größte Hochachtung gegen den Verfasser erwecken, und andererseits zu einem eingehenden Studium anlocken, und auf diese Weise zu einem in unserer todten und kalten Zeit höchst erwünschten Ferment werden: somit jedenfalls von reichem Segen begleitet sein.“

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 12. —

22. März 1860.

Inhalt: Das Wesen des christlichen Socialismus. Von Julius Frauenstädt. — Leopold Ranke's „Englische Geschichte“. Von Karl Stumm. — Zur Literatur über den Goethe'schen „Faust“. — Romane von George Hefel. Von J. Gegenbauer. — Zur Zoologie. Von Maximilian Perle. — Notizen. (Das „Literatendrama“ bei den Deutschen, Griechen und Italienern; Ein deutsch-belgisches Wochenblatt; Alexander von Humboldt's Briefe an Bornhagen von Enfe.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das Wesen des christlichen Socialismus.

Wo die Religion noch eine Macht ist, ein Sauertrig, der alles durchsäuert, da zeigt sie dies besonders durch die Gestalt, die sie den socialen Verhältnissen, dem Verhältniß zwischen Mann und Weib, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Herr und Knecht, zwischen Reichen und Armen u. s. w. gibt. Und wiederum kann man an dieser Gestalt das Wesen einer Religion kennen lernen.

Alle großen weltgeschichtlichen Religionen haben umgestaltend auf die socialen Verhältnisse eingewirkt. Als das Christenthum in die Welt trat, wie ganz anders wurden da die ehelichen und Familienverhältnisse, die Verhältnisse der Dienenden zu ihren Herren, die Verhältnisse der Besitzenden zu den Besitzlosen, als sie unter der Herrschaft des Heidenthums waren und noch jetzt da sind, wo das Christenthum mit seiner lebenumbildenden Macht nicht hingedrungen ist!

Ja, der Einfluß der Religion auf das sociale Leben geht so weit, daß selbst innerhalb einer und derselben Religion die verschiedenen Bekenntnisse Nuancen in den socialen Verhältnissen zur Folge haben. Wir brauchen i. B. nur daran zu erinnern, daß unter Katholiken, weil nach katholischem Dogma die Ehe ein Sakrament ist, die ehelichen Verhältnisse, namentlich in Bezug auf Scheidung, eine andere Gestalt gewinnen als unter Protestanten. Ja, selbst innerhalb einer und derselben Bekenntniskirche ließen sich je nach den dogmatischen Schattirungen Modifikationen in den socialen Verhältnissen nachweisen.

Eine comparative Darstellung des Einflusses, den verschiedene Religionen und innerhalb einer und derselben Religion verschiedene Bekenntnisse auf die socialen Verhältnisse gehabt, wäre von großem Interesse. Man würde daraus den Geist und das Wesen der verschiedenen Religionen und Bekenntnisse besser kennen lernen, als aus einer bloß dogmatischen Nebeneinanderstellung und Vergleichung. Denn „an den Früchten erkennt man den Baum“.

Eine solche vergleichende Darstellung der Religionen aus dem Gesichtspunkte ihres Einflusses auf die socialen Verhältnisse würde auch das Gute haben, daß man die Religionen gerechter beurtheilen lernte. Man würde nicht mehr eine Religion wegen ihrer Mythen und Wunder, durch die sie dem gebildeten Verstande anstößig wird und den Spott der „Freigeister“ auf sich zieht, verachten, wenn sie nur sonst in Bezug auf das Leben und die socialen Verhältnisse gute, gesunde Früchte aufzuweisen hätte. Hat doch auch das Christenthum viel mythische Bestandtheile, und doch, wie segensreich, wie läuternd und beregender hat es auf die socialen Verhältnisse gewirkt!

Der Verfasser der vor einigen Jahren in mehreren Auflagen erschienenen „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten“ (Mödlingen 1857) läßt es von entscheidendem Einflusse auf die sociale und politische Ordnung sein, ob das Dogma, zu dem man sich bekennt, ein theistisches oder pantheistisches sei. Er erklärt die Frage über das Verhältniß Gottes zur Welt als die „sociale Grundfrage“, als den „Knotenpunkt der europäischen Verhältnisse und die wichtigste praktische Frage der Gegenwart“; aber seltsamerweise, während sonst der Pantheismus für den geistigen Vater des Despotismus angesehen wird, weil ja das pantheistische All-Einswesen kein anderes außer und neben sich aufkommen läßt, sondern alles verschlingt, und weil thatsächlich im Orient mit dem pantheistischen Glauben der Despotismus Hand in Hand geht, so leitete der Verfasser der „Kritik“ aus dem Pantheismus die demokratische Gesinnung ab. Der Pantheismus ist ihm mit dem Fortschritt und mit der Autonomie der Menschheit verwachsen, der Theismus dagegen als Vertreter überlieferter Religion und Sitte mit der Erhaltung und mit der Autorität von oben. Der Pantheismus betrachte den Staat wie die Welt als ein in sich souveränes, aus den Einzeleristungen als seinen Theilen bestehendes Ganzes. In seinem Staate gebe es keine andere Autorität als die Selbstbestimmung der Individuen, kein anderes Gesetz als das der Majorität, kein anderes Recht als das mensch-

liche. Dagegen trage der Theismus seine Anschauung von Gott dem Herrn und der zu seinem Dienst geschaffenen Welt auf das Verhältniß von Obrigkeit und Unterthan über. Nach theistischem Begriff stehe somit die Obrigkeit im Staate dem Volke gegenüber als von oben verordnete, in sich selbst souveräne ~~Seelenvorstellung~~ ~~Seelenvorstellung~~ Gottes. Die Theisten seien Monarchisten, die Pantheisten hingegen Demokraten. Weil nun der Verfasser diesen Gegensatz zwischen göttlichem und menschlichem Rechte, zwischen der Obrigkeit von Gottes Gnaden und der aus menschlicher Wahl hervorgegangenen für verderblich hielt, so machte er das zukünftige sociale Heil abhängig von der Versöhnung des Theismus und Pantheismus und wollte eine neue Religion schaffen, die beide versöhnt. Der Staat sei zwischen dem theistischen und pantheistischen Grundgedanken getheilt. Er bediene sich des erstern zum Schutz der Ordnung gegen die Radicalen, und zugleich des letztern zur Aufrechterhaltung seiner Souveränität gegen die Heterarchen und Theokraten. Er gehe mit dem Glauben, wenn der Unglaube die menschliche Ordnung, mit dem Unglauben, wenn der Glaube die menschliche Freiheit bedroht. Siegt der pantheistische Radicalismus, so wird das Band mit der bisherigen Geschichte geschnitten und die Menschheit einer moralischen Zerrüttung und socialen Anarchie überliefert, aus der sie sich im günstigsten Falle nur durch einen unmenschlichen Despotismus retten könnte. Siegt der theistische Absolutismus, so sind alle jene Bestrebungen nach Freiheit und Würdigkeit, nach socialer und politischer Emanzipation, in denen die Menschheit seit der Reformation begriffen ist, vernichtet und ihre ganze Geschichte zurückgeworfen. Dauere dagegen der Kampf fort, als eine Reihe end- und erfolgloser Zukunftsgeister, so müsse uns die Schwankung als solche aufreißern.

Aber an diesem so blendenden Raisonnement ist doch nur eins wahr, der Gedanke nämlich, daß das wahre sociale Heil von der richtigen Verbindung des Autoritäts- mit dem Freiheitsprincip, von der richtigen Verbindung der Ordnung mit der Freiheit, des Gehorsams mit der Selbstbestimmung oder, wie man es auch nennen kann, des Universalismus mit dem Individualismus abhängt. Daß aber diese Verbindung und Versöhnung bedingt sei durch die Schöpfung einer neuen Religion, welche den Theismus mit dem Pantheismus versöhnt, den Irrthum dieser Behauptung habe ich schon in meinen „Briefen über natürliche Religion“ (Brief 21, Leipzig 1858) nachgewiesen. Es wäre schlimmer, wenn wir nicht eher zu einer ersprißlichen, von aufreißenden Kämpfen und Schwankungen freien Gestaltung der socialen Verhältnisse sollten kommen können, als bis wir mit der Kritik des Gottesbegriffs fertig sind. Nicht von dem dogmatischen, sondern von dem aus dem dogmatischen abgeleiteten moralischen Theile einer Religion hängt es ab, welche Gestalt die socialen und politischen Verhältnisse gewinnen. Die Moral kann aber im theistischen wie im pantheistischen Glauben dieselbe sein.

Es kommt nach meiner Ansicht — und ich habe diese

Ansicht in meinen „Briefen über natürliche Religion“ näher begründet — nicht sowohl darauf an, ob wir den Kosmos theistisch als Werk Gottes, oder pantheistisch als unmittelbare Erscheinung Gottes auffassen, sondern darauf, ob wir ihn als eine sittliche Weltordnung betrachten. Mögen wir Theisten oder Pantheisten sein, sobald nur diejenige Ordnung der Dinge, die wir als gottgesetzt oder als gottdurchdrungen ansehen, frei ist von den beiden Extremen, die der Verfasser der „Kritik des Gottesbegriffs“ mit Recht für verderblich erklärt, von den Extremen des die Freiheit aufhebenden Absolutismus und des die Ordnung aufhebenden Individualismus; sobald die Ordnung, die wir als göttlich anerkennen, eine organische ist, in welcher alle Glieder ebenso nach ihrer Eigenthümlichkeit frei, wie durch das Gesetz und den Zweck des Ganzen gebunden sind, so läßt sich nicht einsehen, warum wir nicht ebenso gut als Theisten wie als Pantheisten zur gedeihlichen Gestaltung der socialen und politischen Verhältnisse sollen beitragen können.

Ob wir Gott als Schöpfer oder als immanentes Urwesen der Welt auffassen, das ist ganz gleichgültig für die ersprißliche Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Aber nicht gleichgültig ist es, ob wir Gott als die Liebe, oder ob wir ihn für ein egoistisches Wesen ansehen.

Die Liebe und sonst nichts ist die Grundeigenschaft desjenigen Gottes, an den zu glauben für das sociale Heil erforderlich ist. Die Liebe wirkt nicht absolutistisch zwingend, die individuelle Freiheit aufhebend, noch auch anarchisch auflösend, die Ordnung zerstörend, sondern sie wirkt organisirend, sie macht das Individuum ebenso frei nach seiner Eigenthümlichkeit, als sie dasselbe in dem höhern Ganzen, dem es angehört, bindet. Sind nicht z. B. in der wahren, auf Liebe gegründeten Ehe Mann und Weib ebenso frei als gebunden? Sind nicht ebenso in dem wahren, von Liebe durchwehten Dienstverhältniß Herr und Knecht ebenso frei als gebunden? In der Liebe vereinigt sich Ordnung mit Freiheit, Gehorsam mit Selbstbestimmung, Universalismus mit Individualismus. Wenn wir also nur Liebe besitzen oder vielmehr von ihr befehen werden, so mögen wir im übrigen Theisten oder Pantheisten sein, das wird uns nicht hindern, einträchtig zum Aufbau des socialen Reiches Gottes auf Erden zusammenzuwirken.

Durch die Liebe auch allein ist das Christenthum die erlösende Macht von den socialen Uebeln geworden, unter denen in der vorchristlichen Zeit die Menschheit gelitten und unter denen sie noch heute da seufzt, wo die Religion der Liebe nicht hingedrungen ist. Was in unsern europäischen socialen Verhältnissen noch vom Uebel ist, ist es nicht durch das Christenthum, sondern trotz des Christenthums, weil der Geist der Liebe, wie ihn das Evangelium predigt, die Gesellschaft noch nicht genugsam durchdrungen hat. Nicht das theistische Dogma des Christenthums ist schuld an der Lieblosigkeit, die auch heute noch in so manchen socialen Verhältnissen der europäischen Welt herrscht, sondern die aus diesem Dogma abgeleitete unchristliche Moral.

Wer sich dies vollständig zum Bewußtsein bringen will, dem empfehlen wir folgendes Büchlein:

1. Socialistische Träume von J. S. Nietmann. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1868. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Aus diesem beherzten, kräftig redenden, die Socialen Zeitgelehrten sehr gut kennzeichnenden Büchlein kann man das Wesen des christlichen Socialismus, welches in der christlichen Cardinaltugend, der Liebe, wurzelt, im Gegensatz zu allen jenen socialistischen Gebäuden kennen lernen, deren Fundament der Egoismus ist, sei es nun der absolutistisch-despotische oder der anarchisch-individualistische Egoismus.

Träume nennt der Verfasser seine Betrachtungen im Sinne von erst noch zu realisierenden Idealen.

Sie sind das Ideal christlicher Begeisterung, die Jugendbegeisterung der erlösten Menschheit, wozu das alte und alttümliche Geschlecht von heute beherlich die Köpfe schüttelt, eben weil es alt geworden ist, und weil es die Gaben des Heiligen Geistes verloren und für diese sein bishieriges Hausverband substituirt hat.

Der Verfasser beansprucht für seinen Socialismus das Prädicat „christlich“, weil sich derselbe auf die Liebe gründet.

Glaube ohne Liebe und Wissen ohne Liebe, d. h. ohne Anerkennung und Geltenslassen des wenn auch untergeordneten Einzelnen im Ganzen einerseits, und ohne freie und liebevolle Hingabe des Einzelnen an das Ganze andererseits, werden nie ein lebendiges Ganzes, nie eine wahre Gesellschaft zu Stande bringen. Und da ist die Klippe, woran der unchristliche Socialismus in allen Zeiten Schiffbruch gelitten.

Von diesem Gesichtspunkte aus geht der Verfasser verschiedene ältere und neuere socialistische Systeme durch und findet sie alle unchristlich, weil statt der Liebe der despotische und individualistische Egoismus ihr Grundzug ist.

Zuerst beleuchtet der Verfasser Plato's „Republik“ und verwirft ihren Socialismus als unchristlich, weil in ihr das Individuum nicht zur Geltung komme, obwohl dies in der griechischen Weltanschauung natürlich sei. Dann kommen zwei philosophische Thomae an die Reihe: Thomas Morus und Tommaso Campanella. Die utopische Gesellschaft des erstern schwebt nach dem Verfasser so gut wie Plato's „Republik“ in der Luft, weil sie keine Menschen enthält und weil sie sich weder auf die wahre Begeisterung und Enthüllung, noch auf die freie liebevolle Beschränkung und Entäußerung des Individuums gründet. Auch vermißt der Verfasser am Utopien des Thomas Morus wie an allem communistischen Socialismus die christliche Erkenntnis, daß das Reich Gottes nicht von außen herein mit äußern Geberden und Organisationen kommt, sondern von innen heraus aus dem Glauben, der die Liebe erzeugt. Ähnliches hat der Verfasser an dem „Sonnenstaat“ (civitas solis) des Campanella, sowie an den Systemen der modernen englischen und französischen Socialisten, eines Owen, St.-Simon, Proudhon, Fourier u. a. auszusagen. Seine Hauptvorwürfe: „uniformirender Despotismus“, „Alleinseßigmachung des abstracten äußern Organismus“, „Ordnung des Glücks auf die „Theorie des Genusses“, wiederholen sich fast in

allen Kapiteln, in denen er den unchristlichen Socialismus älterer und neuerer Socialphilosophen beleuchtet.

Doch so richtig auch der Vorwurf ist, daß das Heil nicht von außen, durch äußere Organisationen, sondern von innen, aus den wiedergeborenen, durch die Liebe von allem Egoismus erlösten Individuen kommt, so scheint uns doch der Verfasser in Betrachtung der äußern Organisationen etwas zu weit zu gehen, wenn er sagt (S. 84):

Ein sonderbarer, aber nichts weniger als dem Menschen schmeichelhafter Irrthum ist es, daß derselbe nur so viel oder weniger werth sein soll, als seine äußere Lage. Die Rechnung ist indeß nicht nur moralisch, sondern auch mathematisch falsch. Denn offenbar existirt doch der Baumeister früher als das Haus, das er baut, und so war und ist der Mensch früher als seine Verhältnisse. Wenn nun diese gut oder schlecht geworden, so sind sie das und werden es immer wieder durch den Menschen, aber nicht aus sich selbst; und solange der Mensch nicht anders wird, solange werden auch sie es nicht werden. Dies ist so klar und von selbst verständlich, daß man, um es zu beweisen, trivial werden muß.

Dem gegenüber müssen wir (blos der Mensch die Verhältnisse) umgekehrt die Verhältnisse den ist es allerdings der Mensch, den neuen schafft, unter denen er lebt; den Institutionen wirken dann Innere, auf die Gesinnung der Einzelnen, der in einer Zeit und unter, dessen Institutionen unsittlichen Geist derselben frühzeitig ein und wird also durch sie corruptirt; während der, welcher so glücklich ist, in einer Zeit und unter einem Volke zu leben, wo die Institutionen sittlich, vom Geiste christlicher Liebe durchdrungen sind, eben diesen Geist einathmet und durch ihn zu einem christlich gesinnenden Individuum gebildet wird. Es scheint uns daher, von diesem Gesichtspunkte aus, keineswegs gerechtfertigt, die äußern Organisationen zu verachten. Es ist durchaus nicht gleichgültig, in welche Umgebung, in welche äußern Verhältnisse, welche sociale und politische Ordnung der einzelne eintritt. Denn der einzelne wird durch den Gesamtgeist des Ganzen getragen und gebildet. Jeder ist in diesem Sinne ein Kind seiner Zeit und der Verhältnisse. Denn nicht der einzelne ist der „Baumeister, der früher ist als das Haus“, sondern nur die Gattung und die Nationen.

So wahr es daher auch ist, daß von außen allein das Heil nicht kommt, so wahr ist es doch andererseits auch, daß es nicht ohne das Äußere kommt. Hätte das Christenthum sich nicht in ihm entsprechenden äußern Institutionen einen sichtbaren, greifbaren Leib gegeben, wäre es blos innerlich, sozusagen latent geblieben, so hätte es nicht diese umwandelnde Macht auf die Individuen geübt.

Nachdem der Verfasser die unchristlichen Socialsysteme abgethan hat, geht er zur Betrachtung des christlichen Socialismus und seiner geschichtlichen Entwicklung über. Zuerst beleuchtet er hier den Romanismus. Der theologische Socialismus des Papstthums schätzte nach ihm

an derselben Klippe wie der philosophische, „daß er keinen Individualismus mehr gelten ließ, daß die Liebe zum starren Gesetz wurde und die Freiheit in den grausamsten geistlichen Militarismus ausschlug“. Für die erste christliche Kirche oder das Urchristenthum seien die beiden Grundsätze des Christenthums normativ gewesen: der erste Grundsatz nämlich ist die individuelle, subjective Erhebung zur geistigen wahren Selbständigkeit — Individualismus; der zweite die Darstellung derselben durch die Gesellschaft, respective die Verklärung des Lebens der Welt durch den gottgewordenen Menschen — Socialismus. Von diesen beiden Grundsätzen sei der hierarchische Despotismus der einseitig auf das Jenseits gerichteten, weltfeindlichen Papstkirche abgewichen. Der christliche Socialismus sei unter der Hierarchie mit ihren dualistischen Entgegensetzungen von Gott und Welt, Kirche und Staat, Priester- und Laienthum entartet. Treffend sagt der Verfasser: „Wenn die Vergöttlichung der Menschheit der Hauptzweck des Christenthums ist, wie darf sich ein Stand darin constituiren, der sich gelübblich von der Menschheit lossagt und sie zerstört.“ Der Verfasser citirt neben Dante's Polemik gegen die Verderbtheit des Klerus auch Herber's Wort: „Da sollten Menschen den Himmel finden, die Bürger der Erde zu sein verschmähten und damit die schätzbarsten Gaben unsers Geschlechts, Vernunft, Sitten, Fähigkeiten, Aeltern-, Freundes-, Gatten- und Kinderliebe aufgaben.“ Der Verfasser citirt überhaupt gern und viel die Äußerungen anderer, die zur Bestätigung seiner Ansichten dienen können, darunter auch Frauen, wie Rahel, Bettina.

Nach dem Romanismus kommt der christliche Socialismus innerhalb der Reformation an die Reihe. Der Verfasser urtheilt hier von seinem reformirten Standpunkte sehr streng über Luther. Er wirft dem Lutherthum seine transcendente, mythische, romantische Richtung vor. Er sagt:

Wir sind der Meinung, das Fleisch im Gegensatz zum Geiste soll keine Freiheit haben. Allein das Fleisch im Dienste des Geistes und von ihm durchdrungen, soll die Freiheit haben und erobern nach oben wie nach unten, gegen egoistische Despotie wie egoistische Anarchie; sonst ist und bleibt die Freiheit ein leerer, metaphysischer Begriff und das Gottesreich ein nie zu verwirklichendes Ideal. Das ist die neue Romantik des Lutherthums, welche die reale Welt dem Teufel überläßt und sich, wenn auch nicht durch Vermittelung eines hierarchischen Klerus, sondern nur durch das gläubige Herz, die Rechtfertigung durch den Glauben, eine eigene ideale Welt in der Brust oder über den Sternen zimmert. Das ist einseitiger Individualismus.

Das sei eine erneute, unberechtigte Trennung von Materie und Geist, und gegen die christliche Vermittelung von Welt und Himmel, gegen die christliche Versöhnung von Erscheinung und Idee. Der Verfasser bekennt offen, Luther's Romantik ebenso wenig verdauen zu können als die römische; er hält es dagegen mit Zwingli, und es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die reformirte Kirche durch ihre republikanische Verfassung, durch ihr Presbyterialsystem, überhaupt durch ihre vorherrschend praktische Richtung die christlich-socialistische Grundlage bewahrte, während das Lutherthum in eine neue Hierarchie ausartete.

Nach der Reformation ist es der „Polizeistaat“, den der Verfasser vom Standpunkte des christlichen Socialismus aus beleuchtet, und er verurtheilt natürlich die „alleinseligmachende Bureaucratie“ ebenso streng wie die „alleinseligmachende Hierarchie“. Er sagt:

Fluch dem bureaukratischen Staatsmechanismus, der alle freie Lebensregung controlirt; der jeden freien Athemzug unter Paßwörter stellt und jede frei ziehende Wolke durch seine Polizeischergen einsperren will; der Gedanken und Gefühle bestreut, bevorgitigt oder verpönt; der nur Tabellen und Zahlen, aber keine Menschen und Herzen kennt; der seine Angehörigen zum jämmerlichsten moralischen und religiösen Cretinismus verdammt und zu leb- und willenlosen Drahtpuppen verflumpelt.

Der Katholicismus habe vor diesem Polizeistaate doch wenigstens das romantische Idealistiren und Träumen, die Liebesglut und Opfer der Begeisterung voraus. Geld, Geld hingegen sei die jetzige Weltachse, die Achse des Bureaucratismus, und von ihm gelte, was Dante der Hierarchie sagt:

Kein Thier erjagt sich Beute, gleich der Beinen;
Doch bleibt dein Bauch noch endlos, hohl und weit.

Der bureaukratische Staat hat den wahren Individualismus wie den wahren Socialismus zur Unmöglichkeit gemacht. Er ist, wie die römische Hierarchie, ein geschworener Feind beider.

Nicht besser kommt beim Verfasser der Materialismus fort oder der moderne Industrialismus. Ihm wirft der Verfasser vor:

Statt Organismus — Mechanismus und leblose Technik; statt der Menschen — Spindeln, Patronen und Schablonen, und Maschine überall! Maschine im Staat, Maschine im Handel, Maschine in Kunst, Maschine in Wissenschaft, doch nirgends Menschen, und Lametrie's höhnisches: L'homme machine ist zur traurigen Wahrheit geworden.

Der Verfasser wird in diesem Kapitel heißend, indem er sagt: das erste bleibe doch immer der Mensch. Der sei aber doch wol nicht nur jenes „arme, nackte, zweiglinkige Thier“, von dem König Lear spricht, „das dem Wurm keine Seide, dem Thiere kein Fell, dem Schaf keine Wolle, der Raube keinen Bissam schuldig ist“, und das sich zuletzt, wie die schlesischen und andere Weber, mit Kleie und Salztrasser sein elendes Dasein fristen kann. Der Mensch sei aber auch wol nicht „jenes vornehme Thier, das sich seinen Gaumen mit indischen Vogelneistern figelt, seine Cigarre mit Banknoten anbrennt, seinen kahlen Schädel mit Eau de mille fleurs wäscht und den Schweiß von Tausenden hingibt für den balsamischen Gifthauch, den es von den Lippen einer S... trinkt“.

Es ist leider nur zu wahr, daß hinter der gestickten Atlasweste des reichen Handelsheeren sowohl, als hinter der Bluse des Eisenbahnarbeiters in unserm materialistischen, den Mammon zu seinem Gott machenden Zeitalter sich die jämmerlichste sittliche Blöße, sich Armuth an den ewigen Gütern des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung verbirgt; es ist nur zu wahr, daß selbst das heilige Institut der Ehe von den Mammonanbetern nur zur Speculation und Krämerei erniedrigt, die Stimme des Herzens so früh als möglich zum Schweigen gebracht wird. Aber

weisen traurigen Bilde, daß der Verfasser von unserer Gesellschaft entwirft, möchten wir doch entgegenhalten, daß es nur einen Theil derselben, nicht sie ganz und gar trifft. Es wäre schlimm, wenn über dem Gelde wirklich schon alle Gemüthlichkeit aufgehört haben, wenn über dem Gekult die Stimme des Herzens schon allenthalben zum Schweigen gebracht sein sollte. So schlimm ist es, glauben wir, noch nicht. Es gibt noch Menschen, die weder wie der niedere Pöbel verthiert, noch wie der höhere Märrt sind. Der Verfasser scheint uns etwas zu pessimistisch zu sehen.

Die ganze Schrift des Verfassers ist überhaupt stark polemisch. Er findet eigentlich den wahren christlichen Socialismus noch nirgends realisiert. Der Neubau soll erst beginnen, und das erste, was der Verfasser für denselben verlangt, sind: Menschen, reelle Menschen, die weder materialistisch versunken sind, noch im romantischen Hummel schwärmen. Dem centralisirenden Staat und Kapital gegenüber fordert er Decentralisation, damit der einzelne zu seinem Werth und Rechte, zu seiner Arbeit und zu seinem Genuße komme. Er ruft den freien Verein, den freien Gewerksinnungen, den freien autonomen Gemeinden, ja auch der freien Kirche, der freien Armenpflege, der freien Liebesthätigkeit auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens. Das Band, das die aus selbständigen Individuen gebildeten freien Gesellschaften verbindet, soll nicht der eiserne Ring dieser oder jener Despotie sein, sondern der elektrische Strom der christlichen Liebe, der aus allen Gesellschaften zusammen die große göttliche Föderativrepublik auf Erden bildet. „Wir wollen Phalangen, christliche Phalangen, und unser „Omniarch“ ist der Geist des socialen Christenthums, ist Christus.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser das Wesen des christlichen Socialismus richtig erkannt hat, indem er dargethan, daß der christliche Socialismus ebenso dem centralisirenden, uniformisirenden Despotismus, sei es der Despotismus der Hierarchie oder der Bureaucratie, wie den die Gesellschaft zersetzenden, atomisirenden Individualismus verwirft. Das Christenthum will weder geachtete, unter dem Joch einer geistlichen oder weltlichen Sehung stehende, noch ungebundene, von aller Zucht und Sitte sich emancipirende, glaubens- und lebens- neben- aneinander hergehende Individuen. Den beiden Extremen des Despotismus und Individualismus gegenüber will das Christenthum organische Gliederung, in welcher die Glieder ebenso frei als gebunden, nämlich in der Freiheit gebunden und in der Gebundenheit frei sind.

Aber über die Darlegung dieses Wesens des christlichen Socialismus und über die Polemik gegen die diesem Wesen widersprechenden Socialsysteme und socialen Verhältnisse der Gegenwart kommt der Verfasser in seiner ganzen Schrift nicht hinaus. Eine positive Entwicklung des bezeichneten Wesens und Einführung desselben in die bestehenden Verhältnisse gibt er nicht. Und doch wäre dieses gerade das Wichtigere. Denn das Wesen des christlichen Socialismus ist längst anerkannt, ist vor dem Ver-

fasser auch schon von andern ausgesprochen worden. Jetzt handelt es sich aber nicht mehr darum, zu wissen, worin das Wesen des christlichen Socialismus besteht, sondern vielmehr darum, wie es anzufangen, um die Verwirklichung dieses Wesens gemäß zu machen. Daß die Gesellschaft weder zu unformuliren, noch zu atomisiren ist, sondern zu organisiren, das wissen wir längst; aber wie sie, ohne mit den bestehenden Verhältnissen tabula rasa zu machen, dem Geiste christlicher Liebe gemäß zu organisiren sei, das ist jetzt die Hauptfrage. Nicht auf das Princip, sondern auf die Anwendung desselben kommt es gegenwärtig an. Größeres Verdienst, als der Verfasser, würde sich daher jeder erwerben, der uns das vollständige Bild einer christlich organisirten Gesellschaft in allen ihren Lebensverhältnissen entwürfe. Es genügt ja nicht zu wissen, daß wir in socialer Beziehung krank sind, sondern wir wollen nun, nachdem man uns dies oft genug gesagt hat, erfahren, was wir zu thun haben, um social gesund zu werden.

Während Nietmann sich hauptsächlich mit den Principien des christlichen Socialismus beschäftigt und diese gegenüber ältern und neuern Socialsystemen sowie den socialen Zuständen der Gegenwart entwickelt, so geht dagegen eine andere Schrift mehr auf die gegenwärtigen socialen Zustände ein, entwirft ein vollständiges, detaillirtes Bild derselben und predigt gegen dieselben im Tone eines modernen Abraham a Sancta Clara:

2. Modernes Leben. Sociale Kapuzinerpredigten über Ehe, Familie, Hagestolzenhum, Gefelligkeit, Luxus, Mode. Von P. Domenico da St. Invention. Leipzig, Friedr. 1859. 8. 22 1/2 Bgr.

Der Verfasser hat nicht übel den Ton von Kapuzinerpredigten gewählt; denn das moderne Leben bietet in den genannten Beziehungen allerdings reichlichen Stoff zu Kapuzinaden. Aber die launige Form, mit der der Verfasser sein ernstes Thema behandelt, hindert nicht, daß der Ernst des letztern überall hindurchblickt. Wie eine Accommodation an den modernen, in Unterhaltung als anstrengende Studiren liebende, daß der Verfasser die witzige, drollige Form zu. Diese Form selbst kann also schon als ein Zeichen des modernen socialen Lebens, das der Verfasser trachtet werden.

Was den Inhalt betrifft, so ist es ebenfalls, wie bei Nietmann, das Ungchristliche, das Egoistische, Lieblose in den modernen socialen Verhältnissen, wogegen der Verfasser polemisiert. Er weist vornehmlich auf das atomisirende, zersetzende Element in dem modernen Leben hin. Seine immer wiederkehrende Klage ist, daß die Individuen der Jetztzeit in allen Ständen und Verhältnissen sich immer mehr von den Banden althergebrachter Zucht und Sitte lösen, sich egoistisch gegen einander absperrten, ein aller Innigkeit und Gemüthsruhe ermangelndes, nur das Goldene Kalb anbetendes Leben führen. Überall sei statt der Liebe und Treue die Berechnung und Speculation obenauf. Genußsucht, Eichtinn, Arbeitsfren, Unberständigkeit, Mangel an That- und Widerstandskraft,

Schein- und Brunsucht, das sind die Qualitäten des modernen Lebens, gegen die dieser verkappte Vater eifert. Er hält dabei überall die gute alte Zeit der verderbten neuen als Gegenbild und als Musterbild vor. Sich an Niehl anlehnd, den er einen Meister nennt, zu welchem wir in die Lehre gehen können, macht der Verfasser doch mit seiner Sehnsucht nach der verschwundenen guten alten Zeit und mit seiner Verwerfung der modernen Civilisation in Wausch und Wogen mitunter den Eindruck eines Kreuzzeitungsmannes. Seine Kapuzinaden erinnern häufig an die gegen das „skrofulöse Gefindel“ gerichteten des Leo'schen „Volkblatt für Stadt und Land“. Der Verfasser selbst charakterisirt sich wie folgt:

Als Kapuziner himmelweit von der eindugigen Anschauungsweise der Zionswächter der Kreuzzeitung abweichend, muß ich doch dem Leonischen Schildknappen und Sancho Panza des treubündlerischen hohen Rathes recht geben, daß er sich auf seine Kofnante schwingt und nach einem frischen fröhlichen Kriege lechzt, auf daß die Luft gesäubert werde, in welcher eine beginnende neue Cultur athmen muß.

Alsdann predigt er in folgender Weise die Umkehr:

Die Wissenschaft nicht, ihr sollt umkehren. Darum in die Flammen vorläufig den Wust alles theologischen Abklärungs, und in die Flammen jenen Aufklärungs, der den Herrgott vom Throne stoßen und die abgetafelte, auf allen Wegen schon verlegene Duhlbirne Vernunft, besittet und beschminkt mit Sophismen, darauffegen will! In die Flammen den Kram, der auf euern Tischen in Goldbedeln prangt, den Kram des poetischen Gebudels und Gewinsels von Liebe, Lust und Leiden! Denn euer Sinne müssen stumpf geworden sein von dem jahrhundertlangen gereimten und ungereimten Geträtsch — denn Leiden lehrt euch besser das Leben, Liebe und Lust sollt ihr nicht lesen, sondern empfinden und bereiten, und zu beidem braucht ihr nicht davon zu lesen. Je mehr davon gedruckt, desto weniger davon ausgeübt worden. Werde es einmal umgekehrt!

In die Flammen auch wünscht unser Vater die dilettantischen Naturstudien; denn Spleißbürger und Handwerker, Krämerseelen und Ellenreiter, Rechtsverdreher und Schulmeister, Rübenzuckerfabrikanten und Herrenhäusler, Hauskreuze und Grinolingestelle, Rückenbräuner und Backfische habe Gott nicht außerkoren, seine Schöpfung zu erprüsen, und zur Genüge hätten wir bewiesen, wie wenig oder nichts wir aus der Natur der Welt für die Natur der Gesellschaft gelernt.

Gegen die ganze poetische, naturwissenschaftliche und journalistische Tagesliteratur eifert der Verfasser in dieser Weise. Alles dies, heiße es nun die „Grenzboten“, die „Stimmen der Zeit“, die „Glocke“, oder „Was sich der Wald erzählt“, „Waldmeister's Brautfahrt“, die „Gartenlaube“, die „Jahreszeiten“, die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, der Weg „Von Babylon nach Jerusalem“, „Kladderadatsch“, „Schall“, „Charivari“, „Herzmann“ u. s. w.: alles dies rette uns nicht vom socialen Verderben. (Der Verfasser benutzt die genannten Titel der Tagesliteratur zu allerlei ergöglichen Wortspielen und Antithesen.)

Was die besondern Abschnitte der Schrift betrifft, welche nacheinander die Ehe, Familie, Hagefolgenthum, Geselligkeit, Luxus und Mode abhandeln oder vielmehr

abkanzeln, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß der Verfasser ein scharfer Beobachter der socialen Schwächen und Gebrechen der Gegenwart ist. Aber er schiebt un-kritisch der Civilisation in die Schuhe, was doch nur auf Rechnung der die Fortschritte der Civilisation mißbrauchenden moralischen Schlechtigkeit der Menschen zu setzen ist. Er ist in demselben Irrthume befangen wie der, welcher die Ueberladung des Magens an einer reichbesetzten Tafel dem Reichthume der aufgetragenen Speisen und Getränke schuld gab, nicht der Unmäßigkeit der Speisenden. Die moderne Civilisation ist eine reichbesetzte Tafel, sie bietet dem Leben Genüsse und Schätze, die unsere Vorfahren aus der „guten alten Zeit“ nicht kannten. Aber nicht die Tafel ist schuld, daß sich so viele an ihr übernehmen und zu Grunde richten, sondern ihre Gier und Sucht zu genießen. Nicht Rousseau'sche Rückkehr in den Naturzustand, nicht Flucht aus der Cultur und Civilisation kann die Aufgabe der Gesellschaft sein, sondern Mäßigung und Selbstbeherrschung mitten in dem Reichthume der Cultur, Anwendung ihrer Gaben und Güter zu moralischen Zwecken. Kann doch der moralische Mensch, der in einer reichen Culturwelt lebt, weit Größeres wirken, als derselbe Mensch, in die Wildniß verlegt. Das sociale Verderben entspringt nicht aus den Dingen, sondern aus den Subjecten, welche die Dinge, die bloß Mittel zu höhern moralischen Zwecken sind, zum Selbstzweck machen. Verkehrung des Mittels in Zweck, das ist es, was die Civilisation zur Giftpflanze macht. Alles ist dem Menschen erlaubt, Streben nach Reichthum, Streben nach Genuß, Streben nach Verschönerung und Verbequemlichung des Lebens, solange dieses Streben sich innerhalb der durch die Pflicht gezogenen Grenzen hält, solange es die erstrebten Güter nur als Mittel für den moralischen Lebenszweck betrachtet. Von dem Moment aber, wo das Verhältniß sich umkehrt, wo man das Mittel zum Zweck und den Zweck zum Mittel macht, wo man z. B., wie in der modernen Welt so häufig vorkommt und wie auch der Verfasser klagt, die Ehe zu einer Selbstspeculation, einem Verreicherungsmittel macht, statt nach Geld zu streben, um eine gutbegründete Ehe schließen und alle Pflichten des ehelichen Lebens in vollem Maße erfüllen zu können — von dem Momente dieser Verkehrung an ist das sociale Unheil da.

Stellen wir uns auf einen höhern geschichtlichen Standpunkt, so werden wir das moderne Culturleben zwar mit dem Verfasser als einen Abfall von den alten einfachen Sitten und Gewohnheiten, als eine Veräußerlichung, Verflüchtigung und Zersplitterung erkennen; wir werden mit dem Verfasser zugeben müssen, daß das Leben aus dem Centrum in die Peripherie getreten, daß die alte Lust und Gemüthsinnigkeit verschwunden, daß der hochfliegende Idealismus einem gemeinen, breiten Realismus gewichen ist. Aber wir werden auch diesen Abfall als einen notwendigen Durchgangspunkt zu einer höhern Stufe erkennen. Wir werden erkennen, daß die Menschheit der Faust ist, der, nachdem er nur allzu lange sich ins Ueber-sinnliche, Transcendente, Metaphysische verfliegen, sich mit

bestigt hier in den Realismus des sinnlichen Lebens fürzt, vom Genuß zur Begierde und von der Begierde zum Genuß eilend, nicht aber, um in dem sinnlichen Strudel unterzugehen und zum Teufel zu fahren, sondern um sich endlich aus den Extremen des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus in ein drittes höheres Leben zu retten, welches weder über das Jenseits grübelt, noch in das platte Diesseits versinkt, sondern das Diesseits mit dem Jenseits thatkräftig verbindet, indem es die reale Welt nach sittlichen, politischen und ästhetischen Ideen gestaltet, also die jenseitige Ideenwelt in die diesseitige Sinnenwelt hineinarbeitet.

Viele einzelne zwar werden in dem Durchgangspunkte, in dem wir uns dormalen befinden, in dem gemeinen Realismus des sinnlichen Genußlebens stecken bleiben, darin ersaufen und zum Teufel fahren. Aber daß auch die Menschheit im Großen und Ganzen dem Teufel verfallen sei, dies mag annehmen, wer den Faust lieber mit der Hölle — als mit der Himmelfahrt schließen läßt, weil jenes effectvoller sei. Wir können uns nicht dazu entschließen. Wir sehen in dem gegenwärtigen realistischen Drängen und Treiben die Vorstufe zu einem dritten höheren Menschheitsleben, welches mit dem Reichthum und der Fülle des äußern Daseins die Einfachheit und Tiefe des innern verbindet, welches in der Welt über der Welt stehen wird.

Mag sein, daß diese Ansicht nicht pessimistisch genug ist. Aber wer sie theilt, wird der modernen Civilisation noch etwas anderes abgewinnen als, wie der Verfasser, bloßen Stoff zu Kapuzinaden. Hätte sich unser moderner Abrahama Sancta Clara auf den höhern geschichtsphilosophischen Standpunkt gestellt, so hätte er minder günstig über die fromme alte Zeit und minder ungünstig über die gottlose neue Zeit geurtheilt. Er hätte in jener ebenso reichen Stoff zu Kapuzinaden finden können als in dieser; denn eben jedes Extrem bietet Stoff hierzu, und extrem war die fromme alte Zeit in ihrer Weise ebenso gut, wie die unglaubliche neue in der ihrigen es ist.

Der Verfasser sagt: „Ihr sollt nicht die Schürze Adams und Evas wieder einführen, sollt euch nicht mit Heuschrecken und wilhem Honig füttern, aber ihr sollt zu den einfachen Sitten eurer Vorältern zurückkehren und wie die Klephtenhäuptlinge eher das Leben hergeben denn die.“ Er verweist ferner auf das Wort Jesu: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“, und er fügt hinzu: „Ich sage euch, so ihr nicht mehr werden könnt wie die Kleinfädter und Bauern jenseit der Eisenbahnen, ist für euch keine Umkehr, und ohne Umkehr kein Heil möglich.“ Doch mit dem Werden „wie die Kinder“ und mit dem Werden „wie die Kleinfädter und Bauern jenseit der Eisenbahnen“ ist es eine eigene Sache. So dumm wie diese können wir doch trotz aller Anstrengung nicht mehr werden; was wir einmal gelernt haben und wissen, das können wir nicht wieder vergessen, sowenig als wir in den Mutterleib zurückfrühen können. Der wahre Sinn jener Ermahnung, zu werden wie die Kinder und Bauern, kann

also nur dieser sein: Verbindet mit eurer Klugheit und euerm Vielwissen die Arg- und Schuldblosigkeit der Kinder, die Einfachheit und Wiederkeit der Bauern, mit einem Worte: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Wer steht aber nicht ein, daß, um diese entgegengesetzten Eigenschaften verbinden zu können, wie die Schlangenklugheit der modernen Civilisation uns aneignen müssen, nicht aber sie verachten und wegwerfen dürfen. Hinter uns waren gute, aber dumme Leute; wir sind — nach des Verfassers Predigten — kluge, aber schlechte Leute; wir sollen kluge und gute Leute werden. Ergo können wir doch nicht umkehren, sondern müssen fortschreiten, müssen in uns Eigenschaften, die bisher getrennt waren, verbunden darstellen, müssen auf das gute Herz einen hellen Kopf setzen, mit der Wärme des Gemüths das Licht des Geistes paaren.

Nur in diesem Sinne, aber in keinem andern, wollen wir uns den Schluß des Verfassers gefallen lassen:

Eure civilisatorische Aufgabe ist, die gute alte Zeit modern zu machen, und alles hinauszuwerfen, was ihr Erdreich, Enst und Licht benimmt. Und umgekehrt versucht den jungdeutschen Fortschritt auf den zwar unter Schutt und Moder begrabenen, aber noch nicht völlig erkorbene Stamm des alten kerndeutschen Wesens zu pflöpfen, und euch wird ein Baum wachsen, der wie die tausendjährigen Cedern des Libanon allen Stürmen trotzt, unter dessen Schatten ihr, eure Kinder und Kindeskinde geheißen werden.

Julius Frauenstädt.

Leopold Ranke's „Englische Geschichte“.

Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, von Leopold Ranke. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das Zeitalter der Reformation ist außerordentlich reich an merkwürdigen Thatfachen und hervorragenden Persönlichkeiten; darum besitzt dieses Zeitalter auch eine so mächtige Anziehungskraft für den Historiker. Wir haben dies schon oft und so auch kürzlich wieder in Erfahrung gebracht. Denn kaum hatten wir die Feder aus der Hand gelegt, mit der wir unsere Ansichten über ein Werk niederschrieben, das deutsche Geschichte im Reformationszeitalter dargestellt hat, als uns das obengenannte Werk zur Besprechung vorgelegt ward. In ein anderes Reich zwar, in die Mitte eines andern Volks führt uns Ranke's „Englische Geschichte“, aber vermöge der weit sich erstreckenden mächtigen Zeitströmung in vergleichbare Verhältnisse und Ereignisse. Denn war nicht auch in diesem Inselstaate die Reformation gleichsam der Sauerteig, der, einen gewaltigen Gärungsproceß erzeugend, neue Gestaltungen in der christlichen Gesellschaftsverfassung ins Leben rief und eine neue Zeit schuf, die mit ihrer Spannkraft gar bald Wirkungen entwickelte, die weit über den ursprünglichen Sitz jener Kraft hinausreichte? Führte sie nicht auch dort wie in Deutschland eine Reihe mehr oder minder thatkräftiger, in den Gang der Dinge mächtig eingreifender Charaktere auf den Platz, wo der Kampf zwischen der alten und der neuen Zeit entschieden werden sollte? Es hat aber unbestreitbar gewisse Vortheile,

wenn ein Fremder, mit der erforderlichen Begabung und den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, die Geschichte einer andern Nation schreibt. Denn welcher Zwiespalt der Meinungen und welche Verschiedenheit des Urtheils über Thatfachen und Persönlichkeiten ist nicht in die englische Geschichtsschreibung dadurch gekommen, daß der eine der Historiker auf die Seite der Stuarts, und der andere auf die ihrer Gegner sich stellte, oder daß der eine ein Tory, der andere ein Whig war? Die Objectivität wird unstreitig dem Ausländer leichter werden oder eher gelingen als dem Nationalen. Doch hat der einheimische Autor, den allerdings nicht unbedeutenden Vorthail, wie auch Ranke bemerkt, daß er in gleicher Sprache mit den handelnden oder sprechenden Personen zu denken vermag. Wir glauben aber trotz der Richtigkeit der letztern Bemerkung dennoch, daß die Engländer Ursache haben, dankbar zu sein für ein treffliches Werk, für ein werthvolles Geschenk, das ihnen ein deutscher, anerkannt ausgezeichneter Historiker darbietet, der vollständig außerhalb des Kreises jeder nationalen Partei steht, zumal da jenes Werk auf dem Gebiete einer Zeit der englischen Geschichte sich bewegt, für welche die Sympathien und Antipathien in der Nation noch keineswegs spurlos erloschen sind.

Ein Werk von Ranke bietet nun dem Leser jedesmal theils neues historisches Material, theils neue Gesichtspunkte und infolge dessen auch neue Belehrung. Die Kunst ferner, die Einzelheiten zu einem Gesamtbilde, zu einer harmonischen Einheit zu verarbeiten, sowie durch philosophische Anschauung dieselben unter den richtigen Gesichtspunkt zu bringen, versteht Ranke meisterhaft. Die sprachliche Darstellung endlich, obgleich fast immer ohne rhetorischen Schwung, ist darum doch keineswegs trocken und leblos; alle diese rühmlichen Eigenschaften finden sich auch in dem vorliegenden Werke ausgeprägt; und ein solches Werk darf sich unbedingt mit den vorzüglichsten Leistungen der englischen Historiographie messen. Uebrigens zeigt Ranke wie sonst so auch hier die größte Selbstständigkeit der Forschung, der Auffassung und der Darstellung: daher fast nur urkundliche Quellen oder denselben gleichzustellende Schriftwerke benutzt und erwähnt sind.

Sehen wir jetzt in der Kürze, was der Verfasser in den vier Büchern, in welche er sein Werk eingetheilt, der wissenschaftlichen Welt vorgelegt hat: 1) „Welthistorische Momente der frühern Geschichte von England“; 2) „Versuche einer abgesonderten Consolidation des Königreichs in weltlicher und geistlicher Beziehung“; 3) „Königin Elisabeth. Verwicklung englischer und schottischer Ereignisse“; 4) „Begründung des großbritannischen Reichs. Erste Störungen unter den Stuarts. Ein Blick auf die Literatur dieser Epoche.“

Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser die Darstellung der Geschichte Englands bis auf Heinrich VII. und VIII. apophoristisch halten mußte und deshalb Leser voraussetzte, die z. B. mit Kemble's „Die Sachsen in England“, mit Weiß' oder Pauli's „Geschichte Alfred's des Großen“ oder auch nur mit Macaulay's Einleitung in sein bekanntes Geschichtswerk nähere Bekanntschaft ge-

macht haben. Der Angelpunkt, um den sich des Verfassers geschichtliche Darstellung bewegt, ist namentlich die Zeit vom Tode Heinrich's VIII. (1547) bis in die erste Hälfte der Regierungszeit Jakob's I. (1614). Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser der Maria Stuart und ihrer Stellung der Königin Elisabeth gegenüber eine historisch-kritische Aufmerksamkeit zugewendet hat: die Haltung der erstern gegen ihre königliche Nebenbuhlerin glaubt er mehr aus dynastischen als aus religiösen Interessen erklären zu müssen, und läßt sie überhaupt nicht ohne Verteidigung gegen das Parlament und die Königin; doch können wir nicht sagen, daß der Verfasser die Frage über die Schuld oder Unschuld Maria's wesentlich weiter gebracht habe. Indes ist die Sache vor dem Forum der Geschichte durch Quellenforschung namentlich seit 1839 so weit unser Wissen gebiehet, daß an eine Unschuld Maria's niemand mehr glauben kann trotz der Verteidigung, die ihr 1852 durch Mignet zu Theil geworden ist. Denn das, was man in der „Sammlung von Briefen aus Elisabeth's Zeit“ von Wright, in den biographischen Aufsätzen von Ste.-Beuve und namentlich in „Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart etc., par le Prince Labanoff“ (7 Bde., London und Paris 1845) liest, ist trotz der Ritterlichkeit, mit der sich der russische Fürst der Angeklagten annimmt, so schwer gravirend, daß kaum ein Schatten von Maria's Schuldlosigkeit übrig bleibt. Durch den Brief derselben an Babington z. B. stellt es sich klar heraus, daß Maria nicht nur um einen Mordplan gegen Elisabeth gewußt, sondern sogar an der Spitze desselben gestanden habe. Gewiß ist: tragisch war der Ausgang der schottischen Königin, aber der Ausspruch der unparteiischen Geschichte hat sie der sittlichen Würde eines tragischen Charakters vollständig entkleidet.

Indem wir nur im allgemeinen bemerken, daß Elisabeth's Regierungssystem und politischer Charakter eine höchst treffende Schilderung durch den Verfasser erhalten hat und dem Leser gleichsam sichtlich vor die Seele tritt, wie England durch diese Königin und ihre Rathgeber zu einer Machtposition nach außen gelangt, die es bis dahin noch niemals besessen, wollten wir etwas länger bei ihrem Nachfolger, dem Ahnherrn des englisch-stuartschen Hauses, bei Jakob I., verweilen, insbesondere aus dem Grunde, weil die deutsche Geschichtsschreibung diesen König bedeutend tiefer zu stellen gewöhnt ist — Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ hat unstreitig einigen Antheil daran —, als es von unserm Verfasser geschehen ist. Er war in der That weder so schwach und ängstlich, als das gewöhnliche historische Bild ihn darstellt; er zeigte nicht so wenig Bewußtsein von seiner hohen Würde als König von England und Schottland und von der bedeutenden, höchst einflußreich gewordenen Stellung seines Reichs nach außen hin, als in der Regel geschrieben wird; er war endlich nicht so im Unklaren über die Mittel, die ihm seinen neuen Thron in England gegen die verschiedenen feindlichen und politischen Parteien zu schützen und zu befestigen geeignet schienen, wie man nach der gewöhnlichen

Zielung seines Selbstes voraussetzen möchte. Zum Nachtheil geriet ihm: sein fremder Ursprung, seine Abneigung gegen jede Beschränkung des königlichen Willens, der ihm Mangel an Aufrichtigkeit und Festigkeit des Willens namentlich in der äußern Politik und endlich eine geheime Einneigung zur katholischen Kirche. An Konflikten und an Mißverständnissen mit dem Parlamente fehlte es zum Theil aus den soeben angegebenen Gründen nicht.

Die unmittelbare Folge war, daß er die in den auswärtigen Angelegenheiten ergriffene Haltung nicht mehr mit dem öffentlichen Nachdruck anseht zu erhalten vermochte. Unausweichlich drängten ihn seine Verbündeten, ihnen Hülfe zu leisten, und das, wenn er auch gewollt hätte, nicht mehr in seiner Macht. So war die Lage nicht, daß das Parlament, indem es mit keinem Subsidien zurückhielt, den Schwed gemüthlich hätte, es dem sie dienen sollten. Es beklagte sich vielmehr, daß dieser Zustand nicht ernstlich genug verfolgt werde, und wollte vor allem kein Bewilligungsgesetz über das ganze Gebiet der öffentlichen Administration — den Grundsätzen Jakob's über die königliche Gewalt völlig gegenüber — ausdehnen. Aber der König war eben nicht mächtig, aber die erforderlichen Selbstleistungen mit dem Parlamente zu verhandeln: er fürchtete in die Nothwendigkeit zu gerathen, dessen Bewilligungen mit Zugeständnissen zu erwidern, welche die alten Rechte seiner Krone beschränken würden. Zugewandt aber muß der Schwerpunkt der Geschäfte sein. Schon ehe sich in England die Frage, ob er ferner in dem König mit seinen Ministern oder in der parlamentarischen Macht liegen werde.

Hiermit schließt der politische Theil des vorliegenden Werks und wir müssen abwarten, ob in dem Endurtheil über Jakob I. etwas von dem Schreckbilde durchleuchtet wird, welches von diesem Stuart in dem Werke entworfen wird: „The trial of the Earl of Somerset for the poisoning of Sir Thomas Overbury in tower of London etc., by Andrew Amos“; die Rache des Schicksals, an der dieser Engländer, hat Jakob's Familie getroffen.

Kehren wir jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Blick auf die Literatur der Epoche. Nicht die Zeiten der großen politischen Kämpfe selbst sind für literarische und künstlerische Production die günstigsten; vielmehr sind es die, welche denselben vorangehen oder nachfolgen, in denen die Anregung fortdauert oder anfängt; denn eine solche Epoche bildeten die drei oder vier Decennien zwischen der Abwehr der Armada (1588) und dem Ausbruche parlamentarischer Unruhen, die spätern Jahre der Königin Elisabeth und die frühern Jakob's I. Es war die Epoche, in der sich die englische Nation zu allgemeiner Weltwirkung erhob und zugleich die weitläufigsten Irrungen über die wichtigsten Fragen des innern Lebens begannen. Anders konnte es gar nicht sein, als daß sich in der Literatur der Antagonismus der Ideen verkörperte, welcher die Geister überhaupt in Bewegung setzte. Aber auch andere großartige Hervorbringungen sehen wir erscheinen, welche weit über diesen Streit hinausreichen. Zuerst zieht Schottland unsere Aufmerksamkeit auf sich. In diesem Lande wurden die Studien des klassischen Alterthums mit so viel Eifer getrieben, wie irgendwo sonst in Europa; jedoch nicht um die Formen desselben in dem Idiom des Landes nachzuahmen — man

achtete ja auch in Deutschland damals nicht daran — sondern zum Gebrauche in den gelehrten theologischen Controversen der Zeit und zur Erhaltung des Zusammenhangs mit den Glaubensverwandten von andern Zungen. St. Andrews ist einmal ein Mittelpunkt für die protestantische Gelehrsamkeit gewesen: Polen und Dänen, Deutsche und Franzosen haben die Universitäts besucht, um unter Melville zu studiren. Mit einer gewissen Virtuosität schrieb man lateinisch auch in gebundener Rede; Melville und sein Zeitgenosse, der Historiker Buchanan, gehören zu den Vorkämpfern der populären Ideen über die Verfassung der Staaten, über das Verhältniß zwischen Königthum und Volk; man spürt in ihnen den Lebensathem des Presbyterianismus. Ihnen traten die Jesuiten, der Kirchenhistoriker Spottiswood und König Jakob selbst mit royalistischen Grundsätzen entgegen; der Kampf ward lebhaft und führte selbst die Theilnahme des Volks herbei, weshalb man sich auch der Landessprache zu bedienen anfang. Und die Behauptung dürfte nicht zu kühn sein, daß in Schottland die beiden Systeme entsprungen sind, die seitdem, wenn auch in mancherlei Abwandlungen, Britannien und Europa entzweit haben. In England fanden dergleichen Ideen allerdings Eingang, doch drangen sie damals nicht durch; Camden nannte sogar in seinen Jahrbüchern der Regierung Elisabeth's die Grundsätze der Schotten „ruchlos“. Ein freierer Blick und Unabhängigkeit von kirchlichen Traditten erst durch Franz Bacon in England er immerhin einer der letzten, in England in der Ausbildung der in oder wenigstens in dem Uebergehen des Fürsten innerhalb der Verfassung unter diesen gelehrten Kämpfen das Reichthum und geselliges Leben der Theaterwesen entwickelt, und das Emporstreben der städtischen Bildung hat sich das Genie Willkür gelbnet. Und es lohnt sich wohl Servinus zu hören, was unser Theil. Das Wesentliche ist Folgendes:

Shakespeare verschwand in seiner Zeit unter der Menge der Mitternachtsdichter, gelangte aber bei der Nachwelt von Epoche zu Epoche zu einem größern Ruhme. Was uns aber besonders nahe liegt, er brachte, wie das keineswegs ungewöhnlich war, eine Reihe von Ereignissen aus der englischen Geschichte selbst auf die Bühne. In das Lob, welches ihm freigebig gespendet worden, daß er sie mit historischer Treue wiedergegeben habe, kann man nicht so gerathen einstimmen. Oder wer wollte behaupten, daß sein König Johann und Heinrich VIII., sein Gloucester und Winchester oder gar seine Pöbel der Originalen gleichen?), deren Namen sie tragen. Der Autor ergreift die großen Fragen, um die es sich handelt, indem er der Chronik so nahe wie möglich folgt und ihre charakteristischen Züge auf-

*) Ueber diese Erscheinung muß man Macaulay's Geschichtswerk lesen, um sich einen richtigen Begriff von dem merkwürdig schnellen Emporstreben der englischen Dichter zu machen.

**) Der große englische Dichter gewährt unkräftig dem Culturhistoriker ein reicheres und beglaubigteres Material als dem politischen Geschichtsschreiber.

nimmt, theilt er doch den Personen eine seiner besondern Auffassung besondere Rolle zu: er belebt die Handlung mit Beweggründen, welche die Geschichte nicht finden würde oder annehmen dürfte: die Charaktere, die sich in der Uebersetzung nahe stehen und in der Wirklichkeit wahrscheinlich auch nahe standen, treten bei ihm jeder in seinem besonders ausgebildeten, in sich homogenen Dasein auseinander; natürlich menschliche Momente, die sonst nur in dem Privatleben erscheinen, durchbrechen die politische Handlung und gelangen dadurch zu verdoppelter poetischer Wirksamkeit. Aber wenn sich im einzelnen Abweichungen von dem Thatsächlichen herausstellen, so zeugt die Wahl der Ereignisse, welche auf die Bühne kommen, von hohem historischen Naturfönn. Shakespeare ist eine geistige Naturkraft, die den Schleier wegnimmt, durch welchen das Innere der Handlung und ihre Motive dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über die geheimnißvolle Natur der Dinge und der menschlichen Seele dar, durch die sie selbst zu einer großen historischen Erscheinung werden. . . . Die Vorzüge oder die Mängel der Art und Kunst Shakespeare's hängen ohne Zweifel mit den Bedürfnissen, Gewohnheiten und der Sinnesweise seines Publikums zusammen; denn wo gäbe es eine stärkere Wechselwirkung zwischen Autor und Publikum, als auf einer auf freier Theilnahme beruhenden jungen Bühne? Ihre Regellosigkeit aber erleichterte sogar die sinnliche Vergegenwärtigung, durch welche hier das Großartigste und Gewaltigste in der Verflechtung großer und kleiner Dinge, die dem menschlichen Wesen eigen ist, wie in unmittelbarer Erscheinung vor die Augen gebracht wird. Der Genius ist eine unabhängige Gabe Gottes; daß er aber zur Entfaltung kommt, dazu gehört die Empfänglichkeit und der Sinn der Zeitgenossen.

Wir knüpfen hieran, veranlaßt durch die neue Shakespeare-Literatur der Engländer, schließlich noch die Bemerkung: das Urtheil der Deutschen über den genialsten englischen Dichter ist sozusagen viel gesünder als das der Engländer selbst, die auch hier etwas von ihrem eigenthümlichen Spleen verrathen; bald soll er ein gelehrter Theolog, bald ein rechtskundiger Jurist, bald ein erfahrener Arzt, bald wol gar ein tüchtiger Botaniker gewesen sein: uns ist Shakespeare, namentlich seit Lessing und dessen Größe zum Verständniß gebracht hat, einer der genialsten Söhne der Menschheit; er tritt jedem verstandeshellen Menschen nahe und darum glaubt jeder sich als Mensch in ihm wiederzufinden und zollt ihm Bewunderung.

Karl Zimmer.

Zur Literatur über den Goethe'schen „Faust“.

1. Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie von David Asher. Leipzig, Arnob. 1859. Gr. 8. 12 Rgr.
2. Speculation und Glauben. Die Faustsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortbildung insbesondere durch Goethe von Karl Friedrich Rinne. Zeitg. Webel. 1859. 8. 20 Rgr.
3. Der zweite Theil des Goethe'schen Faust erläutert von Alexander Schmetger. Jena, Mauke. 1858. Gr. 8. 20 Rgr.
4. Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dreizehnter und vierzehnter Theil. — A. u. d. T.: Goethe's Faust. Zweiter Theil. Erläutert von Heinrich Dünger. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1859. 8. 16 Rgr.

Wieder vier Commentare zum Goethe'schen „Faust“, und zwar innerhalb zwei Jahren! Sicherlich sind aber in derselben

Zeitraum noch manche andere Schriften erschienen, die zwar auch nicht speciell und in ihrem ganzen Umfange, doch partiell und kapitelweise der Erklärung und Deutung des Goethe'schen „Faust“ gewidmet sind. Nehme man aber auch nur an, daß jährlich durchschnittlich nicht mehr als zwei Specialcommentare des „Faust“ erschienen, so würde daraus, die bereits früher erschienenen hinzugerechnet, im Laufe von nur 100 Jahren eine ansehnliche aus bloßer Faustliteratur bestehende Bibliothek gebildet werden können, bei deren bloßem Anblick einen dann lebenden Faustscholaren und Faustinterpreten ein Schauder, der „Menschheit ganzer Schauder“ anwandeln müßte. Schon wer auch nur die bisher theils als selbständige Schriften, theils in allgemeinen Literaturwerken, in Zeitschriften u. s. w. erschienenen Commentare zum ersten wie zum zweiten Theile der einzelnen Stellen oder Szenen beider Theile sämmtlich durchlesen und durchstudiren wollte, um sich daraus Aufklärung über alles einzelne und eine endgültige Anschauung der Totalidee zu verschaffen würde jenem Schüler im „Faust“ gleichen, welchem von „allehem“ so bumm wurde, als ging ihm „ein Mühlrad im Kopfe herum“ ja es würde ihm noch dümmmer zu Ruche sein, denn es herrscht in diesen Faustcommentaren nicht bloß die greulichste Verwirrung, sondern auch die ärgsten, einander vollkommen aufhebenden Widersprüche werden dadurch veranlaßt, daß jeder seine eigene Lebens- und Weltanschauung, seine sittlichen und ästhetischen Begriffe in die Dichtung hineinträgt und letztere von diesem subjectiven Standpunkt aus rekonstruirt und nicht selten gewissermaßen neu- und umbichtet. Glaubt man über die Tendenz dieser oder jener Scene, über die Substanz dieses oder jenes Charakters vollkommen im Klaren zu sein, so kommt plötzlich wieder ein Interpret, der diese gewonnene Ansicht zu erschüttern oder umzustößen sucht, indem er sich nachzuweisen bemüht, auf welcher falschen Fährte man gewesen, ja daß der Dichter sich hier eigentlich selbst nicht verstanden und nun erst durch den Interpreten die richtige Aufklärung erhalte. Schade nur, daß der Dichter diese Commentare nicht mehr lesen kann, wodurch er freilich auch der unangenehmen Lage entgangen ist, mitunter recht langweiliges und Absurdes lesen zu müssen. Indes die Beleuchtungen, mögen sie auch noch so schief sein, sind doch immer Beleuchtungen, bei denen doch in den meisten Fällen irgendein dunkler Punkt, wenn nicht der Dichtung, doch der Philosophie oder der Aesthetik oder der Psychologie aufgestellt wird, und wer selbst zu denken gewohnt ist, wird durch alle diese Widersprüche und einseitigen Standpunkte hindurch den Richtweg schon finden; Einseitigkeiten können ja ohnehin nur dadurch aufgehoben werden, daß ihnen Einseitigkeiten vom entgegengesetzten Standpunkt entgegengetreten. Jedenfalls wird man die Erfindungsgabe bewundern müssen, mit welcher sich der zum Auslegen, Deuten, Erläutern, zum Räthsel aufgeben wie Enräthseln so aufgelegte deutsche Scharfsinn sich an dieser Dichtung abarbeitet. Aber auch welche Dichtung, diese Faustdichtung, die gewissermaßen ein Spiegel des Weltganzen, soweit der menschliche Geist es beherrscht, ein lesbarer Auszug aus dem großen und oft so unleserlichen Buche des Lebens ist. Es gibt aus christlichen Zeiten eigentlich nur drei hervorragende Dichtungen, welche zugleich Räthselbücher sind, noch einzeln nur halbgelüftete Geheimnisse enthalten und daher ein Lieblingsgegenstand der Commentatoren sind: Dante's „Göttliche Comödie“, Shakespeare's „Hamlet“ und Goethe's „Faust“, dessen zweiter Theil sogar die problematischste und zwar abschließend problematischste von allen ist.

Wir beginnen mit David Asher's Fausterklärung (Nr. 1), weil sie, als ein Versuch, gewisse verriegelt scheinende Pforten der Goethe'schen Faustdichtung durch den Schlüssel der Schopenhauer'schen Philosophie zu öffnen, merkwürdig und originell und zugleich einer der anregendsten und um so zu sagen unterhaltendsten Faustcommentare ist, den jeermann, der sich überhaupt um solche Dinge kümmert, mit größtem Vergnügen und ohne eine Anwandlung von Langeweile durchlesen wird. Der Verfasser ist früher selbst ein abgefragter Feind aller Commentare gewesen,

Als er den Feindigen schrieb, und zwar veranlaßt durch Lowes, der in seinem Buche über Goethe in Betreff einer sehr wichtigen Stelle im „Faust“ geklagt, deren „Beziehung zum Ganzen“ sich nicht erklären zu können. David Nisner bemerkt im Vorwort sehr offenherzig und mit einer liebenswürdigen Naivität: „Niemand kann grundsätzlich mehr als ich selbst gegen Commentare zu Dichtern eingenommen sein, und doch bin ich fast unwillkürlich dazu gekommen, einen solchen zu schreiben. Sonderbares Verhängnis! sagte ich mir dabei oft selbst. Die Sache verhält sich also. Ich habe zwar keinen meiner Vorgänger auf diesem Felde — und es sind geachtete Namen unter ihnen — gelesen, wol aber auf der Universität zwei Publica über den Faust gehört, oder vielmehr zu hören angefangen; denn nach fünf oder sechs anstrengenden Vorlesungen verlor ich beidermal die Geduld. Die Herren Dozenten gingen mit einem so weit ansholenden und breit angelegten gelehrten Apparat daran, daß es mir schien, sie könnten über die Einleitungen gar nicht hinwegkommen; noch mehr aber war es das, was sie vortrachten, waren es ihre Anschauungen, die mich bedenklich machten, ob da was Ersprießliches herauskommen könne, und so, in meinem vielleicht dummen Dünkel, gab ich dem fernern Besuch der Vorlesungen auf, mich mit dem begnügend, was ich mit schlichtem Verstande aus der Dichtung würde herauslesen können.“

Ueber seinen Vermittlungsversuch zwischen Goethe und Schopenhauer bemerkt Nisner ferner in der Einleitung: „Nach ich will mich nicht etwa von subjectiver Unterlage bei meiner Forderung freisprechen, obgleich ich andererseits die Dichtung selbst habe angehört auf mich einwirken lassen und mir bewußt bin, dem Dichter meine subjectiven Ansichten nicht geistlich untergeschoben zu haben. Ich hatte nämlich ein Experiment vor, und zu diesem Behufe mußte ich nothwendigermassen von einer Hypothese ausgehen. Nach mehrjähriger Beschäftigung mit dem Systeme Schopenhauer's wollte ich nämlich die Wahrheit seiner Lehren einer neuen Prüfung unterwerfen. Dieser Philosophie will bekanntlich die Welt nicht aus seinem Systeme heraus (also a priori) konstruiren, sondern aus der Erfahrung (a posteriori) erklären. Ist es ihm nun gelungen, seine Aufgabe befriedigend gelöst, den Schlüssel gefunden zu haben, der uns das Innerste der Natur erschließt, das letzte Wort gesprochen zu haben, welches aus von dem Druße, den das große Geheimniß auf uns andrückt, befreit, so mußte diese Lösung nothwendig mit jener Dichtung übereinstimmen, die, wie fast keine andere, die Welt abbildet: kurz, die mit volstem Rechte ein Mikrokosmos genannt zu werden verdient. Am „Faust“ also glaubte ich einen Schlüssel zu haben, der sich zu meinen beabsichtigten Experimenten vorzüglich eignete.“

Nisner ist der allerdings zu bestreitenden Ansicht, daß es jedem unbenommen sein müsse, ein ihm beliebiges System in die Dichtung hinein- oder aus ihr herauszubringen. Der „Faust“, meint er, wäre das Kunstwerk nicht, welches er in Wahrheit sei, wäre diese Freiheit nicht gestattet; „Faust“ würde der Ausfluß eines nur beschränkten Geistes sein, wenn er nur eine Deutung zuließe oder wenn diese klar und offen auf der Oberfläche läge. Dem Geheimnisvollen, das der Dichtung anhafte, verdanke sie ja eben ihren ganzen Zauber. Andererseits aber dürfe sich auch keiner rühmen, daß er allein im Besitze des Schlüssels sei. „Die Freiheit also, die ich andern zugestehen“, fährt der Verfasser fort, „nehme ich nun auch für mich in Anspruch, und so will ich es versuchen, das große Drama mit dem Lichte der Schopenhauer'schen Philosophie zu beleuchten.“ Hierzu kommt, daß Schopenhauer selbst einmal Goethe's „Faust“ als Beweisführung benutzt hat. Die Stelle ist so interessant, daß wir sie hersetzen wollen. Schopenhauer spricht von der „Selbstverneinung“ des Willens, die meistens erst dann eintrete, wenn letzterer durch größtes eigenes Leiden gebrochen sei, und er fährt fort: „Dann sehen wir den Menschen, nachdem er durch alle Stufen der wachsenden Bedrängnis, unter dem heftigsten Widerstreben, zum Rande der Verzweiflung gebracht ist, plötzlich in sich gehen, sich und die Welt erkennen, sein ganzes Wesen ändern, sich über sich selbst

und alles Leiden erheben und, wie durch dasselbe gereinigt und geheiligt, in unanfechtbarer Ruhe, Selbsteit und Erhabenheit willig allem entsagen, was er vorhin mit der größten Festigkeit wollte und den Lob freudig empfangen. Es ist der aus der läuternden Flamme des Leidens plötzlich hervortretende Silberblick der Verneinung des Willens zum Leben, d. h. der Erlösung. Selbst die, welche sehr böse waren, sehen wir bisweilen durch die tiefsten Schmerzen bis zu diesem Grade geläutert: sie sind andere geworden und völlig umgewandelt. Die früheren Missethaten ängstigen daher auch ihr Gewissen nicht mehr: doch haben sie solche gern mit dem Tode und sehen willig die Erscheinung jenes Willens enden, der ihnen jetzt fremd und zum Abscheu ist. Von dieser durch großes Unglück und die Verzweiflung an aller Rettung herbeigeführten Verneinung des Willens hat uns eine deutliche und anschauliche Darstellung, wie wir sonst keine in der Poesie bekannt ist, der große Goethe, in seinem ansehnlichen Meisterwerke, dem „Faust“, gegeben, an der Leidensgeschichte des Gretchen. Diese ist ein vollkommenes Musterbild des zweiten Weges, der zur Verneinung des Willens führt. . . . Keine mir bekannte Darstellung bringt das Wesentliche jener Umwandlung so deutlich und rein von allem Nebenwerk vor die Augen, wie die erwähnte im „Faust“.“

Wie gesagt, man lese Nisner's Schrift; sie enthält viel, sehr viel Interessantes, und man lernt aus ihr gelegentlich auch mehrere Hauptsätze der Schopenhauer'schen Philosophie kennen, darunter den merkwürdigen Satz in Betreff der Geschlechtsliebe, die nach Schopenhauer deshalb in der wirklichen Welt wie in der Dichtung eine so wichtige Rolle spiele, weil es sich bei allen Liebeshandeln um nichts Geringeres handle, als um die „Zusammenfassung der nächsten Generation“, freilich ein Zweck, der wenigstens kein Kunstzweck ist und an den Romeo und Julia oder Faust und Gretchen zunächst wol nicht gedacht haben; die Verliebtheit sei nichts als ein „näher bestimmter, specialisirter, wol gar im strengsten Sinne individualisirter Geschlechtstrieb“, und Schopenhauer bleibt auch hier dem durch seine Philosophie hindurchgehenden pessimistischen Grundzuge getreu, wenn er weiter behauptet: „Nicht allein hat die unbefriedigte verliebte Leidenschaft bisweilen einen tragischen Ausgang, sondern auch die befriedigte führt öfter zum Unglück als zum Glück.“ Eine so merkwürdige und charakteristische Auszeichnung unserer Zeit wie die Schopenhauer'sche Philosophie mit ihrer düster resignirten Anschauung des menschlichen Lebens, das eigentlich als ein Dasein voll „endloser Mühe, Noth und Leiden“ gar nicht werth ist gelebt zu werden, sollte allerdings allgemeiner bekannt sein, als sie ist. So düster sie aussieht, so tritt sie dem einzelnen Menschen doch menschlich näher als alle übrigen Philosophien, in denen meist kein menschliches Herz schlägt; sie führt auf der einen Seite allerdings zur Verzweiflung am Leben, auf der andern aber wieder zum Mitleid mit dem Verzweiflenden, zu jenem Mitleid, das nach Schopenhauer die Quelle der reinen echten Menschenliebe und sogar die Basis der Gerechtigkeit ist. Eine solche Philosophie mußte gerade auf den Verfasser der vorliegenden Schrift ihre Anziehungskraft äußern, der einer ähnlichen Anschauung huldigt, wie z. B. aus folgenden Stellen hervorgeht: „In der nächsten Scene am Bräutigam muß Gretchen mit anhören, wie man eine Gefallene verurtheilt. Sie selbst kann nicht wie früher die arme Sünderin schmähen; sie empfindet jetzt nur Mitleid mit der Schuldigen. Das ist die gute Seite der eigenen Schuld. Sie mildert unser Urtheil über andere. Sie läßt uns erkennen, daß wir „Sünder sind allzumal“. Das Mitgefühl, oder richtiger das Mitleid hat Gretchen weich gestimmt und den Schmerz über ihren Fall nach gelassen und so ergießt sie ihn in frommem Gebet zur Muttergottes. Widmen wir ihrem Jammer eine stille Thräne.“ Und er fügt in einer Note hinzu: „Soll hiermit dem Verbrecher etwa das Wort geredet oder der Schuldige dem Unschuldigen vorgezogen werden? Müßten wir durch die Sünde hindurchgehen, um zur Reinheit zu gelangen? Ich weiß es nicht. So viel aber weiß ich, daß es schon bei den jüdischen Weisen heißt: „Die Reutigen (und zu diesen gehörte Gretchen in dem Augen-

blicke schon) nehmen eine höhere Stufe im Jenseits ein, als die völlig Frommen.“

Aber mit der vielleicht irrthümlichen Ansicht, daß Gretchen ihren ersten Fehltritt, der vor den Gesetzen der Natur im Grunde gar keiner ist, sondern nur von den Menschen übereinkommlich so angesehen wird, in tief sittlicher Erkenntnis wirklich bereut, hängt es auch zusammen, wenn Alfer im Verlaufe seiner Schrift es billigt, daß, wie er höre, Frau Seebach-Niemann die Worte des Bösen Geistes selbst spreche, und er fügt hinzu: „Ein glänzender Beweis für ihre echt künstlerische Auffassung und ihr tiefes Verständnis der Dichtung.“ Goethe, meint er, habe die Stimme des Bewußtseins, die in Gretchen laut wird, jenes „jüngste — das ewig junge und sich in jedem Menschen erneuernde — Gericht“, wie er hinzufügt, „nicht ganz passend“ den „Bösen Geist“ genannt. Goethe muß sich also hier einen leisen Tadel gefallen lassen, damit der Seebach das Lob zu Theil werde, daß sie den Dichter in diesem Falle corrigirt und rectificirt habe. Indes hat es immer sein Bedenkliches, insofern es überhaupt erlaubt ist, wenn Schauspielers sich herausnehmen, einen Dichter und Denker wie Goethe zu berichtigen und von seiner Vorchrift abzuweichen. Wir haben schon in Nr. 49 d. Bl. f. 1869 in der Notiz „Der Böse Geist in Goethe's „Faust“ zu deuten gesucht, was Goethe mit dem „Bösen Geist“ eigentlich gewollt habe; und wir glaubten in diesem „Bösen Geist“ eine Personification desjenigen bösen Elements im Gewissen zu erblicken, das keine eigentliche Reue bewirkt, sondern den sich eines bloßen Fehls Bewußten, um ihn zu verbeden, nun zu wirklicher Unthat treibt. Gretchen bereut auch ihren Fehltritt als solchen nicht, und hat ihn auch nicht zu bereuen; denn alles, was sie dazu trieb, „war ach so gut, war ach so lieb“; sie entsetzt sich nur vor den Folgen dieses Fehltritts, vor dem Urtheil der Welt, vor der Einbuße an Achtung, von welcher sie sich bedroht sieht. Nun erst, in ihrer Gemüthschwäche, wird sie zur Sünderin, zur Verbrecherin; dem Theil ihres Ichs, der sich von ihr losringt, dem Wesen, das sie in Liebe empfangen, dem sie zu Liebe verpflichtet war, versagt sie jedes Mitleid, und mit unmütterlicher Hand ertränkt sie das Kind; aus selbstsüchtigen Gründen begeht sie eine Missethat, vor welcher der Böse Geist sie nicht bewahrt, sondern zu der er sie getrieben hat. Was Frau Seebach und David Alfer „nicht ganz passend“ finden, scheint uns vielmehr einer jener feineren psychologischen Züge zu sein, an denen Goethe's Dichtung so ungemein reich ist.

Den Mephistopheles sagt Alfer in wie wir glauben ziemlich neuer Weise auf, nämlich „als die andere Seite des Faust, also den Reiz oder den Trieb, welcher dem Willen beigelegt ist, oder auch die üppige, geschäftige, und umgaukelnde oder umgarnende Phantasie; die alte Schlange, die zuerst Eva berückte und ihre Begierde aufstachelte, wie sie noch heute im Dienste des Willens steht und ihm in Ewigkeit treu bleiben wird“. Dies ist allerdings die eine Seite im Mephistopheles, die in einigen Scenen sogar stark hervortritt, und es ist zur Bezeichnung dieses wunderbaren Geschöpfes von „Dreck und Feuer“ gut, daß auch diese Seite hervorgehoben wird; aber erschöpft ist damit das Wesen dieses verneinenden Geistes keineswegs; nicht die umgaukelnde üppige Phantasie, sondern die vernichtende Ironie ist sein eigentliches Element, in dem er sich begnügt. Alfer's allerdings wunderlich erscheinende Ansicht, daß die Herenfische die „Allegorisation eines verrufenen Hauses mit seinem unfehlbaren alten Weibe, der Wirtin und den ebenso unvermeidlichen Ragen mit noch übrigem Gethier“ sei, hat bereits anderwärts Widerspruch erfahren. Der Verfasser meint wol damit nur, daß dem Dichter des „Faust“ bei der Ausmalung der Herenfische ein solches Haus vorgeschwebt habe, und daß dies wirklich der Fall gewesen sein könne, läßt sich mit Bestimmtheit nicht in Abrede stellen. Doch um nicht mit diesen allerdings fraglichen Ansichten zu schließen, fügen wir noch folgende Stelle bei, die an sich schön, wie für des Verfassers Lebensansicht bezeichnend ist: „Das eigentliche Schauspiel, in dem Sinne, wie man es gewöhnlich versteht, hat seine Stätte nicht sowohl auf den „Dre-

tern, welche die Welt bedeuten“, als vielmehr auf der Welt, auf dem großen Schauplatz des Lebens selbst. Hier ist alles Täuschung, hier sind alle Männer und Frauen nur Schauspieler; das Herz ist nicht bei dem, was der Mund spricht; wir sehen Handlungen, ohne die Motive zu kennen; Blendwerk umgaukelt uns; die Maske ist auf allen Gesichtern; ein dichter Schleier verhüllt die Brust; die innersten Gedanken verrathen sich nicht; ein lachendes Antlitz verbirgt nur zu oft ein blutendes Herz, und mit der Thräne im Auge frohlockt man im Innern. Seine geheimen Schmerzen verhehlt selbst der Gatte der Gattin, und nur selten erschuet sich der Busen ganz und rückhaltlos selbst dem Freunde. Die Wahrheit darfst du nicht laut werden lassen, aber äußerst du sie auf deine Gefahr hin, so studest du nur taube Ohren. Willst du deine Freude nicht getrübt haben, so theile sie nicht mit; beanspruchst du gar Mitleid für deinen Kummer, o, du Thor, dann kennst du die Welt nur schlecht. Ist dies ein treues Bild des Lebens, und im großen Ganzen ist es gewiß nicht zu schwarz gemalt, wie leicht erklärlich ist es dann, daß man gern dahin eilt, wo dies alles anders ist, wo die Wahrheit uns ungeschminkt geboten wird, wo jeder sich für das gibt, was er ist, wo die geheimsten Falten des Herzens uns zur Schau gestellt, wo die Motive jeder Handlung uns bloßgelegt werden, wo wir in deutlichen Zügen den Charakter jedes einzelnen lesen und sein Schicksal darin erkennen, wo das Tiefinnerste, das seine Brust bewegt, uns erschlossen und das Gefüge des Ganzen, das Zueinandergreifen des Aderwerks, welches die Ereignisse verkettet, das Aufeinanderwirken der Charaktere, welches die Geschicke aneinander knüpft und wodurch die endliche Lösung herbeigeführt wird, klar und offen vor uns entfaltet wird.“

Auf einem ganz andern Standpunkt dem Goethe'schen „Faust“ gegenüber steht Kinne in seiner Schrift „Speculation und Glauben“ (Nr. 2). Die Schrift enthält zuvörderst eine sehr dankbare kritische Uebersicht der Literatur der Faustsage, unter den Kapitelüberschriften: „Kritik des Faustbuchs von Spies vom Jahre 1587“; „Faust im Klinkor des Gedichts vom Wartburgkriege“; „Klinkor: Faust im Parcival und in der Virgilinsage“; „Entstehung, Blüte und Verwelken der Faustsage“; „Gleichzeitige Faustsagen im Auslande und fernere Bearbeitungen und Gestaltung der einheimischen“. Mit dem weiteren Kapitel „Wiederabblühen der Faustsage in den Kunstbüchern des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere durch Goethe“ (der Verfasser schreibt wie immer noch sehr viele consequent „Goethe“ statt Goethe) wendet sich Kinne speciell zu Goethe's „Faust“, mit dem er in seiner Totalität schon in der Vorrede und weiter in der Einleitung nicht zufrieden zu sein bekennt. Er behauptet, „daß die dichterischen Bearbeitungen des Faust im 18. und 19. Jahrhundert sämmtlich mislingen, weil die Dichter ihm willkürlich einen andern Sinn als den ihm eingeborenen unterlegen, und selbst das große Drama des großen Dichters Goethe, der jenem Sinne zwar im ersten Theile desselben noch am treuesten bleibt, dennoch (namentlich im zweiten) nicht befriedigt, weil er ihm allmählich einen andern unterschiebt“. Die Sage vom Faust ist dem Verfasser nämlich die „eigenthümliche Reformations-sage, die Sage, in der das Problem des richtigen Verhältnisses der Speculation zum dogmatischen Christenthum sich ausdrücken soll“; er erwartet daher von einem künftigen Genius einen „modernen“ Faust, und dieser „müßte dann entweder, in speculative und sittliche Irrthümer verfallend, von aller Welt verlassen untergehen, über seinem Grabe aber, weil er das Rechte geahnt, die Sonne der höchsten Wahrheit aufgehen. Der er müßte, über seine Feinde triumphirend, positiv diese Wahrheit an sich darstellen, in der sich Glaube und Speculation zu versöhnen vermögen.“ Ein solcher Faust würde aber schwerlich je populär, ein Nationalgedicht geworden sein, und wird es auch schwerlich je werden. Von dem soliden Standpunkt des Verfassers, dem manche versucht sein möchten als philistinus zu bezeichnen, zeugt neben andern auch folgende Stelle: „Servius

und mit ihm Hr. Fischer meinen, Faust hätte nach der Katastrophe sich dem Politischen zuwenden müssen. Ich sehe nicht ein, warum? Hätte er, wie andere Menschen auch, irgendetwas ihm sonst entsprechende organische Thätigkeit innerhalb des nationalen und staatlichen Verbandes, und also auch auf dem Katheder, wohin er doch von Haus aus gehörte (!), in dem rechten Sinne geübt, so wäre politischer und allgemein menschlicher Antheil genug darin enthalten gewesen." Soll dies etwa heißen, daß Goethe seinen Faust zuletzt irgendwo als Gymnasiallehrer oder Universitätsprofessor hätte unterbringen sollen? Aber wie schwer würde es einem Mann wie Faust, welcher einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, lieberliche Herrenkuchen besucht, in der Walpurgisnacht mitgeschwärmert, den Valentin erstochen, mit Gretchen ein Kind gezeugt und dessen Ermordung indirekt mit veranlaßt und noch andere polizeiwidrige Streiche ausgeübt hätte — wie schwer würde es einem solchen Abenteuerer in wohlorganisirten Staaten geworden sein, einen Platz auf einem Katheder zu erhalten. Die vielen Ränne, die es in Deutschland gibt und immer gegeben hat, würden ihm, falls er nicht etwa Gretchen noch rechtzeitig geheiratet und die nöthigen Examina abkanden hätte, sicher den Weg zum Katheder versperrt und ihn nicht unter sich gebuldet haben. Aber nicht bloß dem Faust der Dichtung, sondern auch den großen Dichtern des 18. Jahrhunderts wirft der Verfasser vor, daß sie schon von Klopstock an eine Schen vor bestimmten Reimern gehabt; „sie übersprangen also in abstracter Weise die von Gott in die Welt und die bestehenden Verhältnisse gelegten Vermittelungen“ u. s. w. Man sollte doch dem Himmel danken, daß sich seit Klopstock so viele Talente ehrlich von ihrer literarischen Arbeit ernährt haben, statt den zahllosen Predigt- und Schulamtskandidaten Concurrenz zu machen, die unterzubringen man Mühe genug hat. Im übrigen ist es doch sonderbar, daß niemand von einem Maler oder Bildhauer verlangt, sie sollten noch nebenbei ein Gewerbe betreiben oder ein öffentliches Amt bekleiden, während es doch vielleicht für ein dichterisches Talent, um zu einem großen Meister zu geheißen, ebenso nöthig ist, sich ausschließlich und ungetheilt seiner Kunst zu widmen. Oder dieses Talent müßte denn die vielseitige Begabung und die unermeßliche Arbeitskraft, natürlich aber auch die Einkünfte und behagliche Stellung Goethe's besitzen; der die großartigsten poetischen Werke schuf und darüber doch seine ministeriellen Geschäfte in seiner Weise versäumlte, vielmehr in vieler Hinsicht auch als Beamter mehr geleistet und für das weimarische Ländchen mehr gethan hat, als mancher bloß auf dem Verwaltungswege gebildeter und in das Gebiet der Poesie niemals absteigender Beamter geleistet und gethan haben würde. Der Verfasser bemerkt an einer andern Stelle: „Umgekehrt dagegen gewann sein (Goethe's) großer Freund und Nebenbuhler, Schiller, der nicht halb so viel geniale Schöpferkraft und nicht halb so viel künstlerische Bildung hatte, dennoch immer mehr seine Mitwelt und riß sie hin, weil er sie in jedem Worte, in jedem Gedanken zu sich heranzuziehen suchte und gleichsam in ihren Armen dichtete.“ Soll damit etwa gesagt sein, daß Goethe seine Mitwelt herabgezogen habe? Auch ist der Verfasser der Ansicht, daß es dem Goethe'schen „Faust“ gehen werde wie der Klopstock'schen „Messiade“, von der er sagt, es werde bald mehr Planeten am Himmel als Menschen auf Erden geben, die sie ganz gelesen haben. Das ist auch einer jener apodiktischen Aussprüche, in denen der Drastische, der in literarischen und überhaupt geistigen Angelegenheiten viel absprechender, umstürzlerischer und dem Wechsel geneigter ist als irgendein anderes Volk, sich so gern gefällt. Auch Schiller war mehrere Decennien lang ungerechterweise ebenso in den Hintergrund geschoben, wie jetzt ebenso ungerechterweise Goethe, und diesen Wechsel wird man im Laufe der Zeiten nach Umständen vielleicht noch öfter erleben. Wenn übrigens Ränne zu dem Faustgange auch den zweiten Theil des „Faust“ rechnet, so wollen wir zugeben, daß dieser seiner ganzen mehr symbolisch-allegorischen Natur nach, trotz glänzender Einzelheiten und allgemein gültiger Weisheitsprüche, als Ganzes nur für verhält-

nismäßig wenige genießbar ist und bleiben wird; aber der erste Theil, der eigentlich wieder in die Rhapsodie „Faust“ und in die Tragödie „Faust und Gretchen“ zerfällt und dessen tragischen Sinn und Abschluß Schopenhauer in den weiter oben angeführten Worten so treffend hervorgehoben hat, wird wol noch auf lange ein Lieblingsgedicht der Nation bleiben; denn es gibt keine, welches deutscher und trotzdem universeller wäre und auch vom Auslande so als echter Spiegel und Ausdruck des deutschen Geistes anerkannt würde.

Bei der Eigenthümlichkeit des zweiten Theils der Dichtung, bei diesen Massen von dunkeln Allegorien, geheimnißvollen Beziehungen und unverständlichen Mythen werden unsere Leser selbst nicht erwarten und wünschen, daß wir hier in Schnetger's und Dünger's Commentare zum zweiten Theil (Nr. 3 u. 4), namentlich in denjenigen Dünger's, da dieser schon früher den ersten sammt dem zweiten Theil vollständig erläutert hat, tiefer und ausführlicher eingehen sollten. Wenn sich auch stellenweise das poetische Naturkind Goethe in dieser räthselhaften Fortsetzung des „Faust“ nicht verleugnet, so ist das Ganze doch wesentlich eine gelehrte Dichtung, und es möchte wirklich fast so scheinen, als ob bei dem alternden Goethe doch einige Eitelkeit mitwirken gewesen wäre, der Nachwelt auch eine Dichtung zu hinterlassen, die wie ein heiliges Mythen vor dem verbläfften Publikum dankende und ein gesuchter Gegenstand für den Scharf sinn gelehrter Commentatoren sein möchte. Aber eines Studiums verlohnt sich der zweite monströse Theil jedenfalls; man lernt viel dabei, aus der Dichtung, wie aus den Commentaren, für deren Abfassung man beiden Männern dankbar sein muß, so verschieden auch beider Methode ist. Was den früheren Dünger'schen Commentar zu beiden Theilen betrifft, so erkennt selbst Schnetger gewisse Verdienste desselben an; aber er tabelt die zu große Breite, den großen Aufwand an Sachklärungen u. s. w. Daß aber Dünger gerade mit den letztern den Bedürfnissen zahlreicher Leser entgegengekommen, beweist doch wol der Umstand, daß sein Commentar zu beiden Theilen des „Faust“ bereits 1857 eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage erlebte, und es ist sehr die Frage, ob Schnetger's lebensvollere und genialere gedankenreichere Interpretationsweise dem größern Publikum dieselben Dienste leisten wird.

Schnetger bemerkt in der Vorrede, man habe, wenn man über das Gedicht nachdenke, meist nur den ersten Theil vor Augen, komme so zu Meinungen, die nur theilweise passen, und diese Meinungen setzten sich nicht selten so fest, „daß man ja sogar bei etwaiger Bemerkung ihrer Unzulänglichkeit lieber dem großen Dichter das Unrecht zufügt, zu behaupten, der zweite Theil des Gedichts gehöre gar nicht zum ersten, als daß man sein Urtheil änderte.“ Nun hat aber Schnetger selbst auf S. 46 und 47 den himmelweiten Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theil in sehr treffender geistreicher Weise angegeben: Goethe sei hier so ganz in die symbolische und allegorische Darstellungsweise hineingerathen, daß die Figuren fast alle Lebenswärme, fast alles Fleisch und Blut verloren hätten und uns kein herzliches Mitgefühl abzugewinnen vermöchten, da sie sich außerdem noch so oft absichtlich in den dichtesten Schleier des Geheimnisses hüllten; nichts bezeichne den Unterschied beider Theile besser, als daß Faust im ersten Theile das liebeswarme (lebenswarme?) Gretchen, im zweiten Theile den blutlosen Begriff Helena umarme. Bei so gewaltigem Unterschiede, der uns nöthigt zu vergessen, daß Faust Faust, Mephistopheles Mephistopheles ist u. s. w., hilft es dann freilich nichts, wenn Schnetger weiter versichert, daß diese „blutlosen“ Figuren ja nur die todtten Buchstaben, die Hieroglyphen seien, mit denen der Dichter hier schreibe, daß, was er mit ihrer Hülfe hier ausgedrückt habe, meist mit voller Hand aus dem wirklichen Leben gegriffen sei. Aber Schnetger habe Erbarmen mit dem Publikum und lege es ihm nicht allzu übel aus, wenn es ein für allemal der Ansicht ist, daß mit dem zweiten Theile eine ganz neue Dichtung anfängt, die mit der Dichtung des ersten Theils nur noch an einigen kaum wahrnehmbaren Fäden, dünn wie

transcendenten Idealismus der Fichte'schen Philosophie einen Ausdruck zu geben", so belehrt uns Schuetzger, und zwar mit Goethe's eigenen Worten, daß Goethe zunächst darin zeigen will, wie die liebe Jugend in allen Stufen „sich grenzenlos erdrenkt", wie hoch sie ihr liebes Ich stelle. Als nämlich Oettermann einmal an Goethe die Frage richtete, ob nicht in der Figur des Baccalaureus eine gewisse Klasse idealer Philosophen gemeint sei, erwiderte Goethe: „Rein, es ist die Unmaßlichkeit in ihm personifiziert, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unsern Befreiungskriegen so auffallende Beispiele hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß alles eigentlich um seinetwillen da sei." Dabei ist der Dieb auf die Philosophie des Absoluten gar nicht zu verkennen; auch fand sich jene Unmaßlichkeit, womit die Jugend selbst Grelse von solcher Autorität, solcher Lebenserfahrung und solchem Umfang des Wissens wie Goethe zu beschreien und zurecht zu weisen sich herausnahm, schwerlich so häufig als unter jener Philosophie studirenden Universitätsjugend, gegen die ihr Herr und Meister auf dem Katheder sich anzustellen weiß, als ob er allein von allen Menschen die absolute Wahrheit erkannt und erfaßt habe und als ob sie jungen Leuten, die meist wol sehr viel empfunden, aber noch sehr wenig erlebt und erfahren, nicht einmal soviel als der Professor von der Höhe seines Katheders, sich so fernerherwärt für geringes Honorar mittheilen und im Collegienheft skizziren lasse!

J. M.

Romane von George Gesekiel.

1. Ein nachgeborener Prinz. Historischer Roman von George Gesekiel. Drei Theile. Berlin, Heimke. 1858. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Alte Stadt. Erzählungen von George Gesekiel. Berlin, Heimke. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Lilienbanner und Tricolore. Kleine Geschichten aus Frankreich von George Gesekiel. Leipzig, Violet. 1855. 8. 22 1/2 Ngr.

Die Art und Weise, wie George Gesekiel seine Stoffe behandelt, ist zu einer vollständig ausgebildeten Methode geworden, die sich in den vorliegenden Büchern wiederum klar und deutlich offenbart: er stellt alles unter den Brennpunkt des legitimen Princips und webt allen alten Zuständen und Personen einen romantischen Heiligenschein um das Haupt, daß sie strahlend und verklärt einherzweilen und mitleidig in die öde, traurige Gegenwart herniederblicken. Das Alte im Königthum, im Adel im Bürgerstande, in Bauten, in Sitten und Trachten wird in verklärten Schimmer dargestellt, das Neue, die Gegenwart in trüben, dunkeln Umrissen gehalten; das ist flüster, das ist böß, da liegt die Welt im Argen, wo der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft in den verschiedenen Theilen des Geistes sich offenbart hat. Mit allen Fasern zieht diese Darstellung rückwärts nach den Zuständen des Mittelalters oder doch wenigstens hinter die Französische Revolution zurück. Gesekiel vertritt in der Dilettantistik in gewissem Sinne die Tendenzen der Kreuzzeitungspartei, er bringt Stimmungen zur Darstellung, die ja noch bis vor kurzem in berliner sogenannten exklusiven Kreisen höchst maßgebend waren. Gesekiel nennt zwar seine Romane historische, aber nach dem Vorausgeschickten muß man das so verstehen, daß die Geschichte gewissermaßen nur zu Partheizwecken herausgeputzt wird; was gerade paßt, nicht die Fälle der Ereignisse, nur die eine Seite wird sorgfältig hervorgehoben, geliebt und im Triumphe auf den Thron gesetzt; dabei ist der Ton ein so trauerherziger, so scheinbar argloser, die Stimmung eine oft so weichlich-schmerzliche, daß vielleicht manches unbefangene Gemüth sich mit solchen Darstellungen einlassen läßt und den Glauben empfängt, als sei die Welt und die Geschichte vollständig aus ihren Fugen gegangen, seitdem der alte feudale Staat in Trümmer gebrochen ist.

Der Verfasser hatte schon in seinen bereits früher in d. Bl. von uns besprochenen Romanen „Von Targot bis Bas

blicken, „in denen er frivol sein konnte, wo andere fromm waren, in denen er lachen konnte, wo andere weinten, in denen er da schneidend kalt war, wo andere entzückt standen". Goethe kannte eben die Lüge und Heuchelei der Welt und traute den zur Schau getragenen Empfindungen der Menschen nicht immer.

Wenn Klane in der Scene zwischen Mephistopheles und dem Baccalaureus (zweiter Theil, zweiter Act) nichts weiter erblicken will als die Absicht Goethe's, „seinem Spotte auf den

loren" und „Drei Jahre“ vorzugsweise die französische Geschichte zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht, auch in den vorliegenden Bänden kommt er wieder auf französische Zustände und vermehrt dieselbe mit großer Begeisterung; nur die „Alte Stadt“ macht davon eine Ausnahme. Der nachgeborene Prinz ist ein Fürst vom Ehrengeschloß, er hat einen Belang als Central des regierenden Herzogs mitgemacht und kehrt ruhmvoll in das Vaterland zurück. Als nächster Agnat des herzoglichen Hauses hat er die Einwilligung des Regenten zu seiner Verheirathung uthig; er sucht dieselbe auch nach, aber sie wird ihm abgelehnt. Prinz Karl Emil, so heißt der nachgeborene Prinz, ist aber bereits mit der Prinzessin Ludovike Ethyllie verprochen und beschließt, diese ohne Einwilligung seines Vaters zu heirathen; er vollzieht auch wirklich seinen Plan, geht aber, um vorerst die Sache noch geheim zu halten, mit einer jungen Gemahlin und seinem Hofschatz Walddam, einem Dichter, in das Ausland. Wir treffen das Paar gar bald in Paris; der König von Frankreich und Navarra hält zum ersten Male wieder offene Tafel seit seiner Rückkehr von Genf. Zehn hundert Tage der zweiten Verbannung, von denen Ludwig XVIII. jagte, sie seien ihm länger geworden als die 20 Jahre der ersten, sind vorüber, Napoleon schwimmt dem Felsengrabe im Becken zu, der weiße Pavillon vom königlichen Frankreich lallt wieder von der Plattform der Tuilleries, und mit Lilien an Hüften und Ärmeln im Haar drängen sich die schönen Frauen um das Königthum der Lilien, die Herren tragen weiße Bänder im Knosfloß, weiße Cocarden am Hüte, Vive le roi! Da sind wir nun auf einmal auf dem Felde, wohin uns der Verfasser mit so großer Vorliebe führt; mit großer Umständlichkeit erfahren wir nun alle die Einzelheiten eines großen Couverts, wir treten ein in die glänzenden Räume der Dianengalerie, vorüber an den Quaisiers mit ihren von Stiderei starrenden altmodischen Köden, vorbei an den Schweizergardisten und haben da die königliche Tafel vor uns, dahinter den Hofstaat und die zur Court amnestenden Personen zu beiden Seiten der Tafel. Der Verfasser führt uns dann Persönlichkeiten des Hofes und der Minister der Restauration vor, wir belauschen ihre Ansichten über die öffentlichen Zustände des Landes, und in Episoden schlingt der Verfasser mannichfache Scenen aus der Restaurationzeit in das Gewebe seiner Darstellung, nur daß dabei der nachgeborene Prinz nicht mehr zu thun hat und seinen größern Theil an der Handlung nimmt, als eben den, den der Leser auch hat, daß er der Geschichte zuschaut. Es werden da die Sehnsüchte des Volks zu dem Königthum, zu dem Kaiserreich in Scene gesetzt und oft auch, wie im achten Kapitel des ersten Bandes, der Schauplatz selbst nach Avignon verlegt. Der Held unserer Erzählung bleibt, wie man zu sagen pflegt, sehr oft und sehr viel links liegen und nur hier und da, wenn die Betrachtungen über die politischen Zustände einmal Raum geben, wenn die Deputationen aus der Vendée nicht mehr zu empfangen sind, wenn Legitime, Kaiserliche, Demokraten und Aristokraten im Kampfe vor unsern Augen ausgespielt haben, wenn Fouché, Talleyrand und so mancher andere Charakter jener Zeit geschildert worden ist, dann erst kommen wir wieder zu unserm Helden zurück, der allmählich anfängt, es in Paris ganz bequämlich zu finden. Seinem Secretär hatte er die Hand der Hofdame seiner Frau, des Fräuleins Antonie von Kaltensordheim gegeben, allein, obgleich sich beide verlobt hatten, paßten sie dennoch nicht zusammen und das Band lockerte sich immer mehr, bis sich dasselbe löste und Antonie einen alten Obersten aus der Kaiserzeit heirathete, um ihren Wünschen und Neigungen entsprechend ein großes Haus zu machen, Einfluß in der Gesellschaft zu haben. Diese Antonie begiebt nun geheime Fonds von dem Minister, um die Pläne der Parteien anzukundschaffen, hält mit ihrem Kammerdiener ein vertrauliches Liebesverhältnis, bis sie endlich in ihrer Gemeinheit entdeckt, verachtet und verlassen wird. Der Hofschatz heirathet, nachdem sein Herr nach Deutschland zurückgekehrt ist, die Braut seines Bruders, der gestorben war. Die Rückkehr war dem nachgeborenen Prinzen

nämlich dadurch ermöglicht worden, daß der regierende Herzog mit Tode abgegangen war und sein Sohn die Regierung nicht eher antreten wollte, als bis er sich mit seinem Vetter darüber verständigt hatte. Es waren nämlich am Todestage des Herzogs wunderbare Geschichten entdeckt worden, woraus sich ergab, daß der nachgeborene Prinz eigentlich der rechtmäßige Herzog sei und daß er durch Unterschlebung eines andern Knaben um sein Recht betrogen worden sei. Der nachgeborene Prinz sollte nun entscheiden, ehe der Thronfolger die Regierung wirklich antreten wolle; da er nun zu Gunsten seines Veters entsagte, so war die Sache geordnet.

Mit besonderer Vorliebe entwirft der Verfasser im zweiten Bande eine Schilderung der Regierung des travendahler Landesherrn, das dem nachgeborenen Prinzen zugefallen war; er kommt dabei auf die „gutmüthigen kleinen Tyrannen, die meist in Deutschland vorgefunden geblieben“, zu sprechen und meint, daß sie doch viel verleumdet worden seien und daß manches jetzt weit härter ausfähe, als es in der That gewesen wäre, obgleich er zugesagt, daß er damit die vielfältigen und traurigen Missethate durchaus nicht beschönigen wolle; etliche Zeilen weiter aber läßt der Verfasser über die Einwohner Travendahls, welche der Vater des Prinzen früher mit der Hegepreiße zum Glücke angetrieben hatte, die Bemerkung fallen, „daß sie vielleicht die Hegepreiße des Vaters in der Hand des Sohnes vermisst hätten“. Während der Abwesenheit des Prinzen in Paris hatte die alte Prinzessin Friederike einwilligen die Regierung geführt; sie war unverheirathet, später erfahren wir aber, daß sie einst eine Tochter gehabt, und daß ihr Geliebter mit dem Tode den Frevel begahnt habe, in das hochfürstliche Blut den Zweig bürgerlichen Stammes zu pflanzen; diese Tochter lernen wir endlich kennen als Haushälterin in dem alten Bauernhofs „Zum Brink“, von da wird sie dann durch verschiedene wunderbare Wege entdeckt und ihrer Mutter zugeführt. Neben dem Hauptpersonen sind noch mancherlei andere Personen in die Erzählung verweben, und bei dem Talente, das der Verfasser für Entwurf von Scenen und Schilderungen besitzt, kann es durchaus nicht fehlen, daß manche Kapitel das Interesse des Lesers anzuregen im Stande sind, wenn nur nicht überall zu sehr „die Absicht“ vorleuchtete, durch welche man verstimmt wird.

Das Erzählungstalent des Verfassers zeigt sich besonders im „Lilienbanner und Tricolore“, allein auch hier tritt, wie dies schon der Titel angibt, der Gegensatz zwischen Legitimität und Revolution wieder ganz entschieden in den Vordergrund. Diese Erzählungen, die hier und da skizzen- und genreartig gehalten sind und deren das Buch unter verschiedenen Titeln sieben enthält, von denen die sechste, das „Westfranzösische Stiegenbuch“, wieder in 15 kleinere zerfällt, sind sämmtlich den französischen Zuständen entlehnt. Da ist wieder alles zu niedlich, zu lieblich, diese Geschichte mit den kleinen Schuhen, diese kleinen Plaudereien und Gerede witzelnden! Wie glücklich war doch das alte Frankreich, daß es Leute hatte, wie den Edelmann Armand von Rivarolles, der sich als Schuhmachergeselle vermiethet, um nur den kleinen Füßen der Marquise einen Schuh anmessen zu dürfen! Dieser Herr von Rivarolles ist verliebt in die kleinen Füße, er strebt allen Pantoffeln nach, die solche kleinen Füße bedecken, diese kleinen Füße bestimmen ihn zur Liebe, zur Heirath; die Grille und Plirre tritt hier an die Stelle der Empfindung des Herzens, die Menschen sind reine Spielbälle; ja, so schön war es im alten Frankreich, bis „die Günstst der Revolution“ einbrach! Vorher hatte alles solche Bedeutung, der „schwarze oder schnupftabakfarbige Rod“ veranlaßte zu den tiefsten Gedanken und Betrachtungen, und wenn die Robe den Fuß bedeckte, so kam es dem Freiherrn von Rivarolles vor, „als ob die Sonne sich verschleierte“. Und nun gar, „der königstreue Sohn der alten Bretagne hätte sterben können, daß es keine Pagen mehr gab, keine Hofdamen mehr, keine Ehrenräufern mehr, keine Wohnungen im Versailleschloß, keine Levers und großen Präsentationen mehr!“ So sind diese Erzählungen fast alle aus einzelnen Schilderungen zurecht gemachte Kleinigkeiten, die auf Studien aus Goncourt's „Histoire de la

société française pendant la révolution" beruhen. Das „Deutsch-französische Stützenbuch“ geht in den Briefstil über und enthält Reflexionierungen, welche mit historischen Betrachtungen und Erzählungen durchflochten sind.

Die „Alte Stadt“ enthält zwei Erzählungen, die „Stadtjunfer“ und die „Zunftgenossen“, welche in der „Berliner Revue“ bereits früher abgedruckt waren. Die erste fällt in das Jahr 1290 und spielt in Ulm, die zweite in das Jahr 1868 und spielt in Augsburg. Diese Erzählungen führen wol am besten den Titel „Alte Stadt“, weil sie Episoden aus der Entwicklung des städtischen Lebens enthalten. Auch hier ist das Geschick des Verfassers im Erzählen nicht zu verkennen, obgleich auch da wieder seine große Vorliebe für Aeußeres, für Anzüge, für das detaillierte Aufzählen der Kleidungsstücke des „kostbaren gestickten Panzerhemdes, des scharlachenen Unterkleides, des breiten Saumes, des ledernen Weinkleides, des offenen Sammtrockes ohne Kermel“, ebenso wie sein Streben mit Seitenhieben auf die Gegenwart, mit Parallelen aus der Vergangenheit nach der Gegenwart, mit Ausfällen gegen die Demokraten entscheiden in den Vordergrund tritt. Die „Stadtjunfer“ spielen in der Zeit, in welcher Ulm durch das Bestreben einzelner vornehmer Geschlechter an das Haus Oesterreich gebracht werden sollte, während der Stadtschreiber Roth, welcher als die Hauptperson der Handlung anzusehen ist, mit seinem Anhang das zu hintertreiben sucht und vielmehr bestrebt ist, Ulm zu einer freien Reichsstadt zu machen; der Stadtschreiber will darum auch nichts von einer Versöhnung mit dem Landadel wissen, von dem er annimmt, daß er immer abhängiger von dem Fürsten werden würde; um seinen Zweck zu erreichen, muß er aber das Regiment der Stadt mit den Genossenschaften der Handwerker theilen. In dem Kampfe, welcher darüber in der Stadt entbrannte, waren viele der Geschlechter, welche es mit Oesterreich hielten, gefallen und viele nachher hingerichtet worden. Der Stadtschreiber Roth setzte nach dem Kampfe die Zunftmeister unter die edeln Geschlechter auf die Gemeindefbank. Ulm war so keine königliche Pfalzstadt mehr, und da Albrecht von Oesterreich sich um die Kaiserkrone bewarb, so suchte er ein friedliches Abkommen mit der Stadt. Da gerade an dem Tage, wo der Stadtschreiber seine Hochzeit feierte, der Kampf ausgebrochen war, so nannte man diesen die „rothe Hochzeit“.

Die zweite Erzählung schildert den Kampf der Zunftgenossen in Augsburg um die Herrschaft mit den alten adelichen Geschlechtern; er beginnt mit dem Ahnherrn der „Fugger“, dem Weberzunftgenossen. Anfanglich suchten die Adelichen den Forderungen der Zünfte auszuweichen, es wurden Gesandte ausgesandt, um sich zu erkundigen, wie es in andern Städten sei; als aber die Gesandten zurückkamen und meldeten, daß überall die Vertreter der Zünfte schon mit den Geschlechtern auf der Rathsbank saßen, mußten diese auch nachgeben. Der Verfasser hat hier und da seine Anschauungen über die Entwicklung des städtischen Lebens eingelegt, er thut dies aber nicht, ohne den Demokraten der Neuzeit einige Seitenhiebe zu versetzen, wobei es nicht an Wiederholungen desselben Gedankens fehlt. Darin thut er ihnen aber doch gewiß Unrecht, wenn er ihnen vorwirft, daß sie das Zunftregiment des Mittelalters als ein demokratisches preisen und sich nach demselben sehnten. An der Spitze der Adelpartei in Augsburg standen zur Zeit der Erzählung die Stadtpfleger Ritter Konrad Witschlin und Heinrich Herwarth, von denen der eine nach der Schilderung des Verfassers ausgesehen habe wie „ein blühender Strahl“, der andere wie „gehämmertes Eisen“. Da aber auch die Vasallen des Domkapitels sich weigerten, die Stadtjunfer gegen die Zunftgenossen zu unterstützen, so blieb jenen nichts übrig als nachzugeben. Der Stadtpfeger Witschlin verlobte seine Tochter Barbara an den Weber Lazarus Messkoppruner, das Haupt der Bewegung gegen das Zunftregiment. Allein Messkoppruner, so sehr er auch das Mädchen liebte, ging auf die gestellten Bedingungen nicht ein, dagegen mußten die Geschlechter zugestehen, daß ein Bürgermeister aus den Zünften gewählt wurde. Das

neue Regiment in Augsburg war nun hergestellt, aber es begann nicht glücklich, im Innern drohten Unzufriedenheit und Zwietracht in helle Flammen auszubringen und nach außen vermehrten sich die Schwierigkeiten von Tage zu Tage, namentlich war es Lazarus Messkoppruner, der Mißtrauen und Haß fortwährend säete, um die Geschlechter gänzlich von der Herrschaft zu verdrängen, weil er sich in seinem Hochmuthe von denselben tödlich gekränkt fühlte, indem Barbara an einen andern vermählt worden war. Die Geschlechter wandten sich endlich wegen der Gewalt, die ihnen der neue Bürgermeister anthat, fliegend an die Feme; Hans Fugger, ein Freischöppe derselben, vertrat die Klage; 1369 sprach der Freispruch zu Wobelschwingh über Messkoppruner die Acht aus; schon nach einigen Wochen erreichte diesen die Strafe, man fand auf seinem Leichname den Dolch der heiligen Feme. Es kam nun eine bessere Zeit für Augsburg, und die Stadt fand mit vereinten Kräften muthig gegen jede Anfechtung nach außen; die Leidenschaften hatten sich beruhigt; an der Spitze der Zünftigen stand Hans Fugger, mit dessen Hochzeitstag, wobei der Verfasser die alten Sitten und Gebräuche schildert, die Erzählung abschließt.

Wir ersuchen aus der kurzen Darlegung des Inhalts dieser beiden Erzählungen, daß auch hier mehr die Verhältnisse der Zeiten dargestellt werden, als die Entwicklungen der Personen; Anknüpfungen sind es vor allem, welche der Verfasser uns vorführen will, und daher kommt es, daß er mit der Behaglichkeit, mit welcher er bei denselben verweilt, in das Breite geräth und mit der Abgeschlossenheit, in welcher er dieselben darstellt, in die politische und sociale Doctrin hineinkommt, und daß darüber oft das Interesse für die handelnden Personen verloren geht, indem sie eigentlich nur Staffage sind für seine Zeitbilder.“ J. Gegenbauer.

Zur Zoologie.

Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild von H. G. Bronn. Mit auf Stein gezeichneten Abbildungen. Erster Band und zweiten Bandes erste bis dritte Lieferung. Leipzig, C. F. Winter. 1859—60. Ter. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir begrüßen in diesem schönen Werke eine höchst erfreuliche Erscheinung der neuen zoologischen Literatur, ausgezeichnet durch Vielseitigkeit der Auffassung, sowie durch Gründlichkeit und Klarheit der Behandlung in einem Grade, welcher nur von einem mit den neuesten Forschungen und Gestaltungen der Zoologie so vertrauten Verfasser zu erreichen ist. Schon öfter haben wir die Ansicht ausgesprochen, daß auch die Thiere nur vermöge einer allseitigen Berücksichtigung ihrer Verhältnisse wahrhaft zu erkennen sind, wie solche von Aristoteles zu einer Zeit, in welcher die empirischen Grundlagen so schmal und schwankend waren, schon meisterhaft angewendet worden ist. Die Mehrzahl der neuern Zoologen hat dieses classische Muster in Behandlung auch der Zoologie ganz aus den Augen verloren und die Thätigkeit vieler geht entweder in Beschreibung der Species oder systematischen Schematismus auf, von welcher Dürftigkeit der Anschauung jedoch unser Verfasser weit entfernt ist. Ein Blick auf das Programm genügt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß derselbe die Thierwelt in ihren verschiedensten Beziehungen: anatomisch, physiologisch, geographisch, paläontologisch aufzufassen die Absicht hat, und wenige Blicke in das Werk reichen hin, die gewissenhafte Ausführung des vorgesezten Plans wahrzunehmen. Nur die Thierphysiologie vermissen wir, hoffen jedoch, daß der geehrte Verfasser wenigstens bei den höhern Thieren, wo die Seelenerscheinungen besser untersucht sind, dieselbe nicht ganz übergehen werde. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Gegen-

*) Ueber drei weitere Romane, die der überaus productive Verfasser von „Allensbanner und Tricolore“ neuerdings erscheinen ließ, werden wir demnächst einen Bericht aus anderer Feder bringen. D. Red.

landes und bei der Kürze des Lebens ist freilich auch der Verfasser gezwungen, sich auf die umfassendern Kategorien der Thiere, Klassen und Ordnungen zu beschränken; manchmal werden auch die Stüben überflüssig angeführt, während von den Species nur typische Formen in Abbildungen gegeben werden. Von den untern Klassen beginnend, steigt er zu den höhern auf, was philosophisch betrachtet, der allein richtige Weg ist.

Nach einem Blick auf die Geschichte der Wissenschaft entwickelt der Verfasser sein bekanntes System des Thierreichs; welches er in die fünf Kreise der formlosen Thiere, Strahl-, Weich-, Korb- und Wirbelthiere theilt, worauf eine sehr reichhaltige Aufzählung der allgemeinen Literatur der Zoologie folgt, wie überhaupt im Charakter dieses Werks liegt, überall gewissenhaft und vollständig die Quellen, aus denen geschöpft wurde, anzugeben. Unter dem Namen Amorphozoa, formlose Thiere, d. h. solche, die keine feste typische Grundform einhalten, begreift der Verfasser die Schwämme, deren Thierheit jetzt unapweislich steht (statt Spongiae würden wir Spongaria oder Spongiacea gesagt haben), die Stachelthiere, Wurzelstier und Infusorien, welche alle mit der umsichtigsten Bezeichnung der neuesten Entdeckungen ebenso treu als kunstvoll geschildert werden. Zur bildlichen Erläuterung findet sich die neuere und ältere Methode zugleich angewendet, was vollkommen angemessen ist: Holzschnitte im Text und besondere Tafeln, letztere vorzüglich für Veranschaulichung einzelner Merkmale an bestimmten Stellen des Textes, letztere mehr für Darstellung der Gesamtform bestimmt. Und zwar sind die Abbildungen nach den besten Mustern sehr hübsch und in passender Größe ausgeführt. Was die Schwämme und die schwer zu untersuchenden, weil so vergänglichsten Stachelthiere betrifft, so sind sie nach den neuesten Forschungen so anschaulich und nach ihren allgemeinen Verhältnissen vollständig geschildert, wie in keinem der lehrreichen zoologischen Handbücher. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser bei den Infusorien keine Rücksicht auf unsere Meinung von Mittelwesen zwischen den beiden organischen Reichern genommen hat, die von uns unter dem Namen Phytozoen aufgestellt wurden, daher wieder wie anderwärts die Zerrung derselben und Vertheilung unter die Thiere und Pflanzen. So werden die Eugleniden zu den Thieren (Infusorien) gebracht, die Volvocinen zu den Pflanzen; aber alle Phytozoen sind so miteinander verbunden, daß sie für den vorurtheilfreien Beobachter keine Trennung in Thiere und Pflanzen gestatten. Wir hoffen zuversichtlich, daß diese in unserm Werke: „Der Kenntnis kleiner Lebensformen“ (Bern 1852) entwickelte Ansicht nach ihre Anerkennung erlangen werde und die ungerichtigsten Urtheile, die unsere Bemerkungen um die Kenntnis der kleinen Geschöpfe von Ehrenberg und Stein erfahren mußten, machen uns darin keineswegs irre. (Der letztere wirft uns, wie wir gelegentlich hier bemerken wollen, in seinem neuen Werke die Kürze der Charakteristik und den Mangel an unabhängiger Darstellung der verschiedenen Entwicklungsformen mancher Species vor, nicht bedenkend, daß es weder in unserer Macht lag, noch nach den Umständen vergütet war, eine ganze Reihe von Bänden über die Infusorien zu schreiben, wie Stein es thun zu wollen scheint, da deren Erforschung nur einen der unendlichsten Gegenstände unserer wissenschaftlichen Aufgaben bildet, sowie, daß uns manche Formen nur in einem oder ein paar Exemplaren zu Gesicht kamen und doch soweit möglich, vollständig werden mußten.) Unter die Strahlenthiere mit den Klassen der Polypen, Hydren (welche nach der Meinung des Verfassers nicht anderwärts untergebracht werden können, während wir sie zu den Koralen stellen und für eine auf einer früheren Entwicklungsstufe gleichsam gebliebene Gruppe derselben ansehen), Medusen, Stachelhäuter, findet sich auch eine Anzahl besonders merkwürdiger fossiler Formen aufgenommen, da der Verfasser das Thierreich von seinem ersten Aufstehen bis zur Gegenwart als ein ununterbrochenes Ganzes auffaßt.

In den vorzüglichsten Eigenschaften, welche vorliegendes Werk so empfehlenswert machen, seinem Reichthum, seiner streng

wissenschaftlichen und doch wieder jedem so verständlichen Behandlung, bei welcher nichts Ueberflüssiges vorkommt und nichts Wesentliches vergessen ist, seiner Schönheit in der Ausstattung ebenso sehr des Drucks als der Abbildungen kommt noch das so rasch geförderte Erscheinen desselben. In nicht einem Jahre wurde der erste Band und der größte Theil des zweiten von dem auf fünf Bände berechneten Werke beendet, sodaß in wenigen Jahren die deutsche naturwissenschaftliche Literatur um ein Werk vermehrt sein wird, welches als eine ihrer Stützen und schätzbarsten Bereicherungen angesehen werden darf.

Maximilian Peritz.

Notizen.

Das „Literatendrama“ bei den Deutschen, Griechen und Italienern.

Wiederholt hat man sich in letzter Zeit dahin ausgesprochen, daß es ein Abweg und eine Verirrung sei, Dichter und Schriftsteller auf die Bühne zu bringen, und alle Einwürfe, die sich gegen ein solches Experiment aufbringen lassen, hat erst jüngst Thaddäus Bau in Nr. 6 der „Recessionen“ unter der Ueberschrift „Literatur und Literaten auf der Bühne“ sehr geschickt zusammengefaßt, obgleich er selbst gesteht, daß manche Stücke dieser Art beim Publikum beliebt seien. Es hat etwas Plausibles, wenn Bau bemerkt, die Dichter seien Apostel und Herolde, aber keine Helden. Indes ist nicht abzusehen, warum nicht auch Dichter und Künstler (welche letztere ja ebenfalls nach dem Cabinetsbefehle der neuern Kritik von der Bühne ausgeschlossen werden sollen), Philosophen und Schriftsteller im Kampfe mit sich und der Welt, in ihrem ganzen Ringen und Trachten ein Heldenthum repräsentiren können? Carlyle erblickt sogar in dem wirklich großen Schriftsteller den höchsten Repräsentanten des Heldenthums. Freilich, wenn Bau ausschließlich Dichter, die in Coniunctura und Kneipeniederlichkeit untergingen, wie Günther und Grabbe, im Sinne hat oder wenn er an Rosenthal's Verarbeitung Bürger's denkt, dann mag er recht haben. Aber wer möchte Goethe's „Torquato Tasso“ in der deutschen Literatur missen wollen, oder wer möchte nicht zugeben, daß, um auch eine Literatensomödie zu nennen, Möllre in Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“ einen trefflichen Helden abgibt, und daß ohne ihn das ganze, an feinen satirischen Zügen und interessanten Situationen so reiche Stück gar nicht bestehen könnte? Sicherlich haben schon ganz andere Puppen als Helden die Bretter der Bühne betreten. Wir leben einmal in einer literarisch hoch entwickelten Zeit, ja wir können uns einen noch höhern Bildungszustand denken, der es möglich macht, wirklich literarische Fragen auf der Bühne zu verhandeln. Und ein solcher Bildungszustand ist sogar schon einmal dagewesen, sodaß auch in diesem Falle Den Archa recht behält, und zwar bei den alten Athenern, mit deren Bildung in ihrer besten Zeit sich die unsers Volks noch bei weitem nicht messen kann. In den „Frodschen“ des Aristophanes treten wie bekannt oder leider vielen nicht bekannt, Aeschylus und Euripides in Person auf, indem sie über ihre Eigenschaften, Absichten, Vorzüge und Mängel in echt literarischer Weise discutiren, wobei Euripides sich sehr arge Dinge sagen lassen muß. Der Chor aber entschuldigt und rechtfertigt diese dialogisirte Kritik und Antikritik mit folgenden den Athenern schmeichlichsten Worten (nach der Uebersetzung von F. G. Welcker):

Wenn ihr aber das befürchtet, daß vielleicht Unkenntniß sei

Unterm Publikum, sodaß es

Was ihr Feines sagt, nicht faßt,

Laßt euch das mit nichts dargen, es verhält sich nicht mehr so.

Denn sie sind wohl eingelernt nun,

Und ein jeder hat sein Büchlein und erlernt Geschicklichkeit.

Trefflich sind die Naturen vorweg,

Und durch Bildung nun geschärft auch.

Also fürchtet gar nicht, sondern

Haßt ihr wegen alles, da sie gute Kenner sind.

„Gute Kenner!“ Man sieht, daß es sich hier um ein atheniensches Publikum handelt. Ueberhaupt darf man wol überzeugt sein, daß wer sich nicht bemüht, das Griechenthum gründlich kennen zu lernen, in der Beurtheilung der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geistes immer eine empfindliche Lücke spüren lassen wird und ohne weiteres den hyperboräischen Barbaren zugehört werden muß.

Wenn Habbüs Lau, um auf diesen wieder zurückzukommen, weiter behauptet, daß die sogenannten „Literatendramen“ unserer Zeit der Mehrzahl nach nicht auf das edle Motiv der Pietät vor den Verdiensten großer Todten, sondern eher auf einen Mangel an Pietät, nämlich auf bloße Speculationsucht zurückzuführen seien, so geben wir ihm in diesem Punkte vollkommen recht. Die „Hegjagd nach Stoffen“, die er unsern Bühnendichtern vorwirft, haben wir selbst schon wiederholt in d. Bl. und noch jüngst in Nr. 10 beklagt. Wirkliche Dichter, die nur ihr Inneres geben, lassen die Stoffe an sich herankommen; unsere modernen Bühnendichter laufen und hegen sich ab, um brauchbare Stoffe aufzutreiben und wühlen zu diesem Zwecke jeden Kehrichtwinkel zwei- und dreimal um.

Schließlich verdient bemerkt zu werden, daß, wie wir aus demselben wiener Blatte erfahren, die Italiener an Paolo Ferrari in Modena einen dramatischen Dichter haben, dessen bekannteste Lustspiele: „Le sedici commedie di Goldoni“, „La satira e Parini“, „La poltrona storica“ (worin eine Anekdote aus dem Leben Alfieri's zum Vorwurf genommen ist) und „Prosa“, sämtlich literarische Stoffe behandeln und vom italienischen Publikum gern gesehen werden; ohne daß es sich durch die Bannsprüche, welche die deutsche Kritik gegen das sogenannte Literatendrama schleubert, in seinem Genuße stören läßt. Mit einem neuen, seit zwei Jahren fertigen Lustspiel, dessen Held kein anderer als Dante ist — allerdings ein kühner Versuch! — hat sich Ferrari noch nicht hervorgewagt.

Ein deutsch-belgisches Wochenblatt.

Von einer am hundertjährigen Geburtstag Schiller's in Brüssel gegründeten, zur Pflege des vlämischen Elements und zur Vermittelung zwischen Vlamen und Deutschen bestimmten Zeitschrift „Der Van-Germance. Deutsch-belgisches Wochenblatt“, sind einige Nummern (Brüssel, F. Claassen) zugegangen. In der ersten Jahresnummer begegnen wir unter anderem einem kleinen Aufsatz aus der Feder des Redacteurs F. Baader, in welchem gesagt wird, es sei der Redaction dieser Wochenschrift trotz ihres kurzen Bestehens eine solch warme Anerkennung sowohl in Bezug auf thätige Mitwirkung als auch in Bezug auf die noch nothwendigern Abonnenten zu Theil geworden, daß es schon jetzt klar sei, „daß unsere Idee keine vereinzelte, daß wir nicht auf dünnen Boden gesät und daß unser Blatt ein gesichertes ist. Das ist viel mehr, als ein so junges Unternehmen zu erwarten das Recht hatte.“ Fast alle deutschen Zeitungen und ebenso die bedeutendsten belgischen Blätter, französische wie vlämische, hätten dem Unternehmen wiederholte Worte des Beifalls gesendet. Nur ein pariser Journal, das sogar liberal sein wolle, könne sich nicht dareinfinden, „daß die Deutschen und Dietschen ihre angeborenen Rechte an Boden und Sprache zu beanspruchen wagten“. Was weniger erklärlich, sei die abwartende Zurückhaltung Hollands, und wie man versichere, hege man dort eine geheime Furcht vor gänzlicher Absorbirung, „Verschluckung“, wie man es in Holland nenne. Aber nicht von einer Verschluckung der niederdeutschen Staaten und ihrer Literatur von den Hochdeutschen könne die Rede sein, sondern nur von einer Verschluckung der ersten vom romanischen Element. Und da sei allerdings große Gefahr vorhanden. Denn bereits sei der französische Antheil von Burgund ganz verschluckt. In Lothringen gehe die Romanisirung ohne Hinderniß ihrer Vollenbung entgegen; im Elsaß und noch mehr im französischen Flandern werde der Widerstand jeden Tag schwächer und schwächer, die deutsche und vlämische Sprache verschwänden dort aus der Literatur und dem Volksleben mehr und mehr.

Dieser Gefahr gegenüber sei es Pflicht des hochdeutschen Elements, dem niederdeutschen ebenso wol wie dem hochdeutschen zu Hülfe zu kommen, denn beide seien Zwillinge derselben Mutter.

Von Interesse waren uns sodann in Nr. 5 die Mittheilungen über Kunst und Literatur in Belgien. Es wird darin versichert, daß im vlämischen Volke ein geistiges Leben und Leben herrsche, wie es keine andere Nation höher aufzuweisen habe; ja es wird sogar behauptet, in dieser Beziehung sei ihm nur das alte Griechenland zu vergleichen. Da sei fast kein Dorf ohne Sing-, ohne Rede-, ohne Sprach- oder dramatische Vereine, und besonders seien es letztere, in welchen das ureigene Leben der Vlamen sich am wesentlichsten bekunde. Unter andern hätten am 15. Januar neun Schauspielvereine, von Thourout, Opern, Brügge, Nieuport, Yperinghe, Yperne, Ostende einen dramatischen Wettkampf begonnen, der an verschiedenen Tagen des April und am 13. Mai fortgesetzt werden solle. Auch ein „wahrer Rairegen von Liebern“ stürze sich befruchtend auf das Land, und es sei kein Zweifel, daß die Redactoren der vlämischen Zeitungen, deren man bereits ungefähr nicht weniger als 80 zählt, ebenso stark damit überschüttet würden, wie ihre deutschen Kollegen. Dieser „Lieberfrühling“ möge zwar den jetzt in Deutschland gemachten Anforderungen noch nicht volle Genüge leisten; doch würden Van Beers, Franz de Gorte und Hendryckx, der erstere ein erster declamatorischer, der zweite ein lyrischer und der dritte ein politischer Dichter, auch in Deutschland einen ehrenvollen Platz einnehmen, Rolet de Brauwere's u. a. gar nicht zu gedenken. Die in Lieferungen erscheinende „Niederländische Dichterhalle“ von dem geistl. Professor Heremans enthalte bisher 150 Stücke von ungefähr 50 Dichtern. Der Roman und die Novelle dagegen seien, mit wenigen glänzenden Ausnahmen, noch sehr in der Kindheit begriffen und noch langsamer breche sich die wissenschaftliche Literatur Bahn. Auf letztem Gebiete seien zu nennen: Die „Niederländische Sprachlehre“, von dem Dichter J. van Beers, Lehrer am Seminar zu Lier, die beste in niederdeutscher Sprache existirende Grammatik; eine treffliche vlämische Uebersetzung der Benet'schen „Seelenlehre“ von J. Blochhuys; das lieferungsweise erscheinende Werk von Piron: „Allgemeine Lebensbeschreibung der vermaerdesten (berühmten) Mannen en Vrouwen van België“ u. s. w. Das Wichtigste für den Sprachforscher sei jedoch der soeben erschienene, methodische, beschreibende Katalog „der öffentlichen Bibliothek zu Brügge, von P. J. Laude.

Wüßten sich die in Deutschland existirenden patriotischen Lesevereine durch unsere Notiz aufgefordert fühlen, auf den „Van-Germance“ zu abonniren und dadurch seine segensreiche Wirksamkeit nach Kräften zu unterstützen.

Alexander von Humboldt's Briefe an Varnhagen von Ense.

Reute, welche sich über ihren Freunden zu Gunsten die Ansicht geltend machen, daß eine Reihe rasch nacheinander folgender Auflagen eines Buchs das vollgültigste Zeugniß für dessen Vortrefflichkeit und nationale Bedeutung seien, sollten zugleich auch so consequent sein einzuräumen, daß es kein vortrefflicheres Buch, keins von nationalerer Bedeutung geben müsse, als die „Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense“; denn kaum war die erste Auflage versandt, als auch bereits eine zweite nöthig wurde, und kaum ist die zweite erschienen, als uns schon wieder eine neue, die dritte, nebst einem neuen Vorwort der Herausgeberin vorliegt. Wie wir hören, ist auch diese sofort vergriffen worden und bereits eine vierte unter der Presse. Also vier Auflagen innerhalb vier Wochen. Man möchte sagen, die Auflagen drängten sich wie Meereswelle auf Meereswelle; kaum hat sich die erste am Ufer erschlagen, so rollt schon die zweite heran, der ebenso unmittelbar die dritte und vierte folgt. Wir nehmen hier Notiz von dem neuen Vorwort der Herausgeberin, das sie selbst als eine „thatsächliche Antwort“ auf die bekannte, von Seiten des Generals von Hedemann in den Zeitun-

gen erscheinende Veröffentlichung eines übrigens nur auszugeweihte mitgetheilten Protestes Alexander von Humboldt's gegen unbefugte Veröffentlichung seiner Briefe bezeichnet. In seinem Protokoll vermahnt sich Humboldt ausdrücklich nur gegen jeden Druck von Briefen, die er nicht selbst zur Veröffentlichung bestimmt habe. Admilla Wiffing weist nun nach, daß dieser Protest und die Veröffentlichung dieser Briefe, statt sich entgegenzusetzen, miteinander Hand in Hand gingen; sie sagt: „Aus dem Protest selbst ergibt sich also, daß irgendwo Briefe existiren können, ja existiren müssen, die er selbst zur Veröffentlichung bestimmt hatte. Jener Brief an Barnhagen vom 7. December 1841 zeigt nämlich, wo diese Briefe existiren.“ Sie verkehrt ferner — wodurch eine von uns in unserm Bericht ausgesprochene Vermuthung bestätigt wird —, daß die Absicht dieser Veröffentlichung nach Humboldt's Tode zwischen beiden Männern stets festgehalten worden sei, und sie fügt hinzu: „Beide kamen, wie ich von Barnhagen auf das bestimmteste weiß, im Lauf der Jahre in mündlichen Unterredungen gelegentlich auf dies Thema ausdrücklich zurück, und hin und wieder bin ich selbst bei hierauf bezüglichen Äußerungen gegenwärtig gewesen. Niemand hat das Recht eine solche Erklärung von mir zu bestreiten.“ Uebrigens enthält der Briefwechsel selbst für jeden, der sehen wollte und zu sehen fähig sei, „die klaren Beweise, daß jederzeit Humboldt von der Voraussetzung ausging, es würden diese Briefe nach seinem Tode publicirt werden, ja, daß er sich nicht nur erlaubend hierzu verhielt, sondern selbst ein reges Interesse daran nahm und selbst wünschte, daß der lehrreiche Inhalt derselben nach seinem Tode zur Kenntniß der Welt gelangen möge. Diese Intention zieht sich durch das ganze Buch hindurch.“ Admilla Wiffing führt nun eine Reihe von Stellen aus den abgedruckten Briefen selbst an, welche ebenso viele Beweise für diese Intention sind. Aus der weitern Darstellung führen wir schließlich noch folgende in mehr als einer Beziehung interessante Worte der Herausgeberin an: „Ein Geistesheros von so unvergleichlicher Verehrung und Anerkennung in seinem Volke, daß die bloße Thatsache seiner Ansicht über gewisse Fragen von der größten und unberechenbarsten Wirkung auf sein Volk und dessen Entwicklung sein kann, wollte er ebensowenig, daß allem Volke der Zutritt in sein innerstes Denken eröffnet werde. Und er wußte in wie treue Hände er diesen Wunsch niederlegte, als er das Mandat meinem Onkel übertrug! Die Tageblätter meines Onkels anlangend, so sind dieselben gleichfalls durchaus nicht von ihm als müßige Stilübungen abgefaßt worden. Ebenso bestimmt als wiederholt habe ich ihm das Versprechen ihrer Publication ablegen müssen — und in wie warmer, begeistertster, mit unvergleichlicher Rede germalte er dann so oft, sich in Gesprächen über diesen Gegenstand ergehend, die auf Kosten der Rücksicht gegen Volk und Geschichte geübte Rücksicht, die Einsicht voraussehend, die man jetzt gegen die Veröffentlichung eingenommen hat, aber auch ihre geistigen Duellen ebenso scharf als unerschrocken bezeichnend.“

J. M.

Bibliographie.

- Arthur, W., Der glückliche Kaufmann. Nach dem Englischen der 11ten Auflage. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.
 Buchholz, C., Dramatische Dichtungen. Clausthal, Großsch. Gr. 8. 24 Ngr.
 Das Buchlein von den Hottentotten und Georg Schmidt, dem ersten Apostel. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.
 Der Cardinal und Erzbischof von Mainz Conrad I., Pfalzgraf von Scheyern-Wittelsbach. Ein Lebens- und Charakterbild. München, Palm. Gr. 8. 1 Thlr.
 Giesemann, G., Die Märtyrer unter den Naturforschern. Ein Vortrag gehalten zu Stettin am 7. Februar 1860. Leipzig, Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.
 Herz, W., Lanzelot und Ginevra. Ein episches Gedicht in zehn Gesängen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr.

Hippokrates, Aphorismen. In das Deutsche übertragen von P. M. Merbach. Dresden, Burdach. Gr. 8. 10 Ngr.

Holtenborff-Bietmannsdorf, v., Gustav Adolph, vaterländisch-dramatisches Lebensbild mit einem lebenden Bilde. Berlin, Evangelische Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Mengel, W., Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte (1740—1860). 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. 8. 4/2 Ngr.

Meyer, G. H., Kirche und Sekten. Blicke in das sektirische Wesen, sowie in das kirchliche und geistliche Leben unserer Tage, mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände in Ostfriesland. Emden, Boortmann jun. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Mirecourt, E. de, Napoleon III. Nach dem Leben gezeichnet. Berlin, J. Abelsdorff. 8. 10 Ngr.

Rey, G., Fall und Rettung. Ein Bild aus dem Gesellenleben. Erfurt, Otto. Gr. 8. 6 Ngr.

Rigelnabel, F. A., Philipp Melancthon „der Lehrer Deutschlands“ und Martin Luthers treuester Freund und Gehülfe bei dem gesegneten Werke der Kirchenreformation. Ein Lebensbild aus dem Reformationszeitalter zur 3. Secularfeier seines Todestags (19. April 1560) dem deutschen evangelischen Volke gewidmet. Saalfeld, Riese. 8. 6 Ngr.

Philippson, L., Ueber die Resultate in der Weltgeschichte. Sechs Vorlesungen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Philosophie des Erlösungsplanes. Ein Buch für unsere Zeit von einem amerikanischen Bürger. Für das deutsche Publikum bearbeitet nach der neuesten englischen Ausgabe, und mit analysirenden Fragen über jedes Kapitel versehen von W. Kaff. Cincinnati. 1859. 8. 1 Thlr.

Schlitt, A., Die Männer der Finsterniß. Eine Enthüllung der Umtriebe geheimer Gesellschaften. Baltimore. 1859. 12. 15 Ngr.

Der verlorene Schlüssel. Aus dem Englischen übersetzt. Cincinnati. 1859. Gr. 16. 10 Ngr.

Sieg der Wahrheit über den Unglauben. Erläutert durch die merkwürdige Befehrung von zwei großen Naturalisten. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 10 Ngr.

Spohr's, L., Selbstbiographie. 1ter Band. 1stes Heft. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Stard, G. J., Die Schlacht bei Poltawa. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. St. Petersburg. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wager, A., Ueber Volkspoesie und Umbichtung. Nebst umgebichteten Liebern. — A. u. d. L.: Umbichtungen. Nebst Abhandlung über Volkspoesie und Umbichtung. Barmen, Langewiesche. 16. 22 1/2 Ngr.

Witzleben, A. v., Prinz Friedrich Josias von Coburg-Saalfeld, Herzog zu Sachsen, k. k. und des heiligen römischen Reiches Feldmarschall. Drei Theile. Mit dem Brustbilde des Prinzen, einer Ansicht von Chotin und 17 Karten und Plänen. Berlin, Decker. 1859. Lex.-8. 13 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Bedeutung und Feier des hundertjährigen Geburtstages von Friedrich Schiller. New-York. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.

Hoffmann, W., Die Erbkunde im Lichte des Reiches Gottes. Zur Erinnerung an Alexander von Humboldt und Carl Ritter. Ein Vortrag. Berlin, Wigand u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Jubel-Feier der Geburt Friedrichs von Schiller am 10. und 11. November 1859 in Hof. Hof. Gr. 8. 4 Ngr.

Kaffa, C., Der Papst und der Imperator. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Lechner, F., Friedrich von Schiller als Vorläufer der religiös-humanistischen Weltanschauung vom Standpunkte der Freien Gemeinde betrachtet. Philadelphia. 1859. Gr. 8. 16 Ngr.

Pittschaft, Festrede zur Feier des 100jährigen Geburtstages Friedrichs von Schiller am 2ten Festtage, 11. November 1859. Mainz, Faber. 12. 1859. 3 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird fortfahren, als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ, ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit“ als einzige Richtschnur ihres Wirkens zu betrachten. Die Wohlfahrt und Einheit des ganzen Deutschland erstrebend, wird sie nicht ermüden einestheils für Reform der Bundesverfassung, andernteils für Verbesserungen der Zustände in allen deutschen Einzelstaaten zu wirken und zwar ebensowol in Preußen als in Oesterreich und ganz Deutschland, namentlich aber auch in Sachsen, mit dessen Zuständen sie sich vorzugsweise eingehend beschäftigt.

Um den Anforderungen des fortwährend sich vergrößernden Leserkreises der Deutschen Allgemeinen Zeitung immer mehr zu entsprechen, ist dieselbe vom neuen Jahre an durch eine Sonntags erscheinende Beilage vermehrt worden, indem die eine „Ergänzung zu allen Zeitungen“ bildenden „Fliegenden Blätter der Gegenwart“, die in der kurzen Zeit seit ihrer Begründung bereits den allgemeinsten Beifall gefunden haben, ihr beigelegt werden. Die Abonnenten der Zeitung erhalten diese Beilage zu einem wesentlich ermäßigten Preise, ohne indeß zum Bezug derselben verpflichtet zu sein. Daß diese Beilage übrigens wirklich eine Ergänzung der Zeitung bildet, die jedem Leser derselben zu empfehlen ist, erhellt daraus, daß im letzten Vierteljahre darin unter anderem Folgendes mitgeteilt wurde:

der Wortlaut der berühmten Broschüre „Der Papst und der Congreß“ und des Hirtenbriefes des Cardinal Rauscher darüber; der Brief Heinrich von Gagern's über das Eisenacher Programm; die englischen Blaubücher über Italien und Savoyen; orientirende Artikel über das Meerrecht, die belgische Expedition nach China, die San-Suan-Streitigkeit, das badische Concordat, die deutsche Bundeskriegsverfassung, die italienischen Fragen; Darstellungen des Processes Lemoine und des Lindner'schen Processes; Nekrologe von W. Grimm, Washington Irving, Macaulay, Schulz-Wechsungen, Arndt &c.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt ohne Sonntagsbeilage wie bisher vierteljährlich 1½ Thlr., mit Beilage 2 Thlr., und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement, weshalb die bisherigen und die neu eintretenden Abonnenten gebeten werden, ihre Bestellungen sofort zu machen, damit keine Verzögerung in der Uebersendung der Zeitung stattfindet. Bei der Bestellung ist zur Vermeidung von Störungen ausdrücklich zu bemerken, ob die Zeitung mit oder ohne Beilage gewünscht wird.

Inserate (die Zeile 2 Agr.) finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

An die Besitzer von Briefen Felix Mendelssohn Bartholdy's.

Die Unterzeichneten glauben der Zustimmung Aller, denen die Erinnerung an Felix Mendelssohn Bartholdy werth ist, gewiß zu sein, wenn sie es unternehmen, aus der Fülle von Briefen, die er geschrieben, eine Reihenfolge der für ihn und seine Arbeiten bezeichnenden zu veröffentlichen. Schon befinden sich fast alle Briefe, an deren Empfänger sie sich deshalb direkt wenden konnten, in ihren Händen; aber von sehr vielen fehlt ihnen der Nachweis und die Spur ihres Verbleibens. — Sie erlauben sich daher die ihnen unbekannten Empfänger oder Besitzer solcher Briefe ergebenst zu bitten, dieselben entweder in Original, das nach gemachtem Gebrauche dankbar zurückgesendet werden wird, oder in zuverlässiger Abschrift, unfrankirt, einem von ihnen zuzuschicken zu wollen.

Berlin, im Februar 1860.

Joh. Gust. Droysen,
Professor an der Universität,
Victoria-Straße Nr. 9. E.

Paul Mendelssohn Bartholdy,
Jägerstraße Nr. 51.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt an Barnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858.

Nebst Auszügen aus Barnhagen's Tagebüchern,
und Briefen von Barnhagen und Andern an Humboldt.

Dritte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Soeben ist die dritte Auflage dieses Werks erschienen, nachdem die erste und zweite binnen vierzehn Tagen vergriffen waren. Seit langem hat in Deutschland kein Buch solches Aufsehen gemacht. Die dritte Auflage ist durch ein die Veröffentlichung rechtfertigendes neues Vorwort vermehrt, welches die Besitzer der ersten beiden Auflagen von den betreffenden Buchhandlungen gratis erhalten können.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Führer für Reisende auf der Eisenbahn

von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.

Mit einer Specialkarte der Umgegend von Frankfurt a. M.

Preis 5 Sgr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 13. —

29. März 1860.

Inhalt: Lyrische Dichtungen. — Zur Militärliteratur. Von Karl Gustav von Berner. — Der literarische Sammelotismus. — Rethy. (Kreuzholz) „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ in neuer Auflage. — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische Dichtungen.

Unter den Dichtern, deren Arbeiten uns heute zur Beurtheilung vorliegen, haben wir wieder mehrere gefunden, die hervorgehoben zu werden verdienen und deren Dichtungen wir der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen können. Blicken wir überhaupt auf die vielen und verschiedenen poetischen Erzeugnisse zurück, die uns während der zwei Jahre unserer Thätigkeit an d. Bl. zur Besprechung vorlagen, so können wir im Großen und Allgemeinen von den Leistungen nur befriedigt sein. Die lyrischen Dichtungen von Constant, Walbmüller, Apel, Schürer, Sigismund, Hamerling, Schults u. a. — abgesehen von den Dichtern, deren Gedichte andern Beurtheilern zufielen, wie Hammer, Brug, Gottschall, D. Band u. a. — verdienen wol beachtet zu werden und in der heutigen Besprechung finden sich Arbeiten von Meerheim, Ernst, Moritz Hartmann, Delbmann und Siebel, die auch ein besseres Schicksal verdienen, als gleich ungezählten Meereswellen zu kommen und zu verlaufen. Wäre die poetische Weltanschauung und die poetische Stimmung des Publikums nur annähernd denen dieser Dichter gleich, so würde man ihnen mit Freuden den Dank und die Anerkennung zollen, die ihnen gebührt; das aber wenigstens beweisen sie, daß wir recht hatten, als wir die Klagen über die Herbstzeit unserer poetischen Literatur, die Behauptung, unsere Zeit könne nichts Poetisches produciren, als Phrasen bezeichneten, hinter denen sich Plagiat und Mangel an Verständnis versteckten (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1858). In der mit Liebe und Interesse unternommenen Arbeit für d. Bl. ist es uns immer mehr klar geworden, wie auch die Erweiterung der Grenzen der Kunst und hier hauptsächlich der Poesie, trotz aller Ausgrenzungen auch ihre unberechenbaren Vorzüge gehabt hat; sie hat zu einer Poesie des Geistes geführt, die zu den innern Weiten des Volks beitragen wird, aus denen ihr Heil sicherer kommt als aus den Formen. In der Zerfahrenheit unserer materiellen Zeit hält sie das Ideal, das sie wesenvoller gemacht hat, hoch empor und sucht den einzelnen Menschen ruhig und reif, die Menschheit aber einig, stilllich und frei und dadurch glücklicher zu

1860. 13.

machen; in ihr lesen wir die Verkündigung, daß aus wirr verworrenen Klängen Versöhnung sich als Schlußaccord löst. Die ideale Richtung aber, die durch die Poesie des Geistes vertreten wird, ist die, welche zum Heil führt; sie ist es, welche die Wirklichkeit durch den Geist erklärt und erweitert. Das Streben nach dieser Poesie des Geistes zeigt sich in allen Stadien unserer nachlassigen Literaturperiode; es wird das vorwiegend Dialectische der deutschen Poesie dadurch gewissermaßen zum Lehrsatz, die Darstellung der Ideen, die wir übrigens schon gegen Goethe's Billigung („Briefwechsel zwischen Goethe und Körner“, IV, 74) in Schiller's Balladen und dramatischen Werken finden, ist in unserer Zeit auch Aufgabe für die lyrische Poesie geworden. Es ist bemerkenswert, daß, während die Romantik, die Periode des Welt Schmerzes, die geistige Speculation, die politische Dichtkunst und der Materialismus recht eigentlich mit den Stimmungen der Zeit Hand in Hand gingen, die Poesie des Geistes vielmehr den Versuch macht, die auseinandergehenden Bestrebungen zu versöhnen und bei den trüben Ausblicken für die Zukunft die harmonische Thätigkeit aller Kräfte auf ein hohes Ziel hinzulenken; es ist ein Versuch, gewissermaßen das Geistige zu popularisiren, den Begriff der Schönheit zum Gemeingut zu machen, die getrennten Parteien zu verbinden und zu versöhnen. Dies geschieht, indem die Poesie des Geistes die verschiedenen Richtungen des geistigen Lebens, die gerade in Deutschland so bedeutend sind, zur Anschauung bringt, indem sie nachweist, daß nur aus den Bestrebungen, die durch innere Reiben verstärkt sind, schöne Formen sich entwickeln können, die auch die Gewähr des Glücks geben.

1. Poetenwelt von Richard von Meerheim. Dresden, Meinholt und Söhne. 1859. Gr. 16. 1 Thlr.

Einen unverkennbaren Fortschritt des Dichters zeigt diese Sammlung seiner Gedichte. Eine männlich edle Gefinnung, eine Anerkennung des Wahren, Schönen und Edeln und dagegen Feindschaft gegen jede Lüge, Unnatur und Gemeinheit findet sich hier ausgesprochen mit größtentheils neuen, kräftigen und schönen Gedanken und in einer diesen Vorzügen entsprechenden Form. Ist der Grundzug dieser Gedichte eine tiefe Trauer, die sich namentlich in dem Cyclus „Eine verlorne Seele“ bis zur

unbegrenzten Schwermuth reizert, so haben wir doch hier weder ein Wähnen im Schmerze noch ein Schmerzbegehnen bemerkt: jene modernen Kofetterien, durch welche junge Dichter sich interessant zu schminken vermehren; es scheint, als ob der Dichter wirklich erlebte, was aus der Seele Tiefe gefungen wurde; jedenfalls ist es wahr empfunden, und so geben denn diese Gedichte ein reiches Zeugniß von der Begabung des Dichters und erscheinen uns werth, beachtet und gelesen zu werden. Sie zeigen auf neue, daß auch die lyrische Poesie noch in unserer Zeit neue und schöne Blüten treiben kann und daß wir nur durch die Gefühlstüchtigkeit übersättigt worden sind; es ist damit zugleich der Weg vorgezeichnet, den die Dichter wandeln sollen, um eine moderne Lyrik auch (und gerade) für ernste Männer genießbar zu machen. Bei all dem Vortrefflichen und Schönen, das wir in der „Poetenwelt“ zu rühmen haben, wünschten wir, um des Dichters willen, nicht ein leichtes Vergessen, wohl aber ein Ueberwinden und Verklären des Schmerzes, der in den Gedichten sich ausdrückt; hauptsächlich der Dichtungen selbst aber eine Beschränkung der oft zu reichen, wenn auch nie unschönen Bilder. Außerdem ist bei der Tüchtigkeit der Form, welche die „Poetenwelt“ auszeichnet, ein scheinbarer Formsfehler in dem Gedicht „Hand am Schwert“ zu erwähnen; es ist nämlich in der ersten Strophe die vierte Verszeile, und zwar, wie der Redaction mitgetheilt wurde, durch ein Versetzen des Segers, ausgelassen und ist an dieser Stelle zu ergänzen: „Dich ängstet's nachts am Hübnegrab zu beten.“ Dieser Irrthum erinnert uns an einen andern, dessen wir gegen Richard von Meerheim in der Beurtheilung seiner „Soldatenwelt“ uns schuldig gemacht haben (vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1858). Der Umstand, daß die mehrfachen poetischen Arbeiten Richard von Meerheim's uns fast zu gleicher Zeit bekannt wurden, verleitet uns, dem Dichter eine Gile des Producirens vorzuwerfen, die wenigstens aus dem Erscheinen seiner Dichtungen nicht gefolgert werden kann. Wir sind zu dieser Verichtigung um so lieber bereit, da wir ebenso, wie wol jeder Mitarbeiter d. Bl., von einem Eingekommensein a priori oder von einer persönlichen Kritik weit entfernt sind. Ein Gedicht der Sammlung, das uns selbst besonders ansprach, geben wir als Probe der Denk- und Ausdruckweise des Dichters:

Einer Niobe letztes Kind.

Daß ich verfolgt vom Mord dieser Erde,
Vom Gelfelschlag des Leids gepeinigt werde,
Nicht das, mein Gott, bekümmert mir das Herz;
Ich bin gewöhnt von meinen frühesten Tagen,
Daß Sturm und Stur mich um die Kante schlagen,
Mein andrer Schatten war von je der Schmerz.
O nein, es ist um ein geliebtes Leben,
Daß auf zu dir die heißen Bitten schweben:
Der Mutter wegen möcht' ich glücklich sein!
Die, eine Niobe, auf den Ruinen
Des Glückes steht, mit heil'gen Pulverminen,
Nur mich noch grüßt im letzten Abendsehn.
O Gott, wenn ihre rothgeweineten Augen
Sich kummervoll in meine Seele sangen,
Mich fragend: Geh's dir wohl, mein ein'ger Sohn?
Dann gib mir Kraft, mein Gott, beglückt zu scheinen,
Daß sich zu Lächeln kehrt ihr bitt'res Weinen:
Der Mutter wegen gib mir Freudelohn!
Nur ihr zu Lieb' verstaube die Gestalten
Der Todesahnung, die mit eifrig kalten
Umrarmungen mich hin zur Tiefe ziehn.
Ist ihrer Leiden Stäublein ausgeschlagen,
Dann schied, o Herr, mir keine schärferen Plagen:
Ich werde, duend, nimmer dir entlehn!

2. Gedichte von Oskar Freiherrn von Barfotsch. Berlin, Bachmann. 1858. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Gedichte zeichnen sich durch eine wohlthuende Leichtigkeit und Frische aus. Der Dichter singt, weil er es eben nicht lassen kann,

um Lohn nicht, nicht um Ehren; was die Recensenten dazu sagen, soll ihn eben nicht viel kümmern. Die Kritik ist freilich durch solchen Ausdruck in etwas entwandert, aber der Dichter verliert auch damit den Anspruch, von ihr besonders beachtet zu werden; dessenungeachtet lobt sie, was zu loben ist, die Richtigkeit der Lieder, die oft freilich in ihrer Einfachheit „guten“ Bonbonweisen gleichen; die zahlreichen guten Gedanken, die immer naturwüchsig, ohne jede Prätension ausgesprochen werden; die sehr gefällige Art der Behandlung der Ballade (z. B. „Roland“, S. 260). Unbedingt ist in diesen Gedichten eine immer anerkennungswürthige Originalität, durch welche selbst Unbedeutendes Werth erhält, ein ansprechender Humor (namentlich in den Singsgedichten), eine leichte Beherrschung der Form und eine jugendliche Frische. Gewiß hätten diese Gedichte vor 16 Jahren, ehe noch die Ueberfättigung in der Lyrik eingetreten war, wohl verdienten Beifall gefunden, den die Kritik, welche nie übersättigt werden darf, mit aufrichtiger Anerkennung auspricht. Für Compensiren dürfte sich in der Sammlung manches Brauchbare finden. Ansprechend, wenn auch klein, ist der Gedanke:

Das Glück.

Es wirft zu tausend malen sich
Das Glück in deine Arme.
Es ist ein Weib, drück's fest an dich,
Daß es bei dir erwarte.

Denn läßt du es nur einmal los,
Springt's einem andern in den Schoß,
Und dem Betrognen wird es klar,
Daß es ein Weib wie andre war.

3. Eine Welle im Meere. Gedichte von Philipp Henop. Berlin, Vogt. 1859. 16. 22½ Ngr.

Wo wir Ernst und gutem Willen begegnen, sind wir leicht befriedigt und auch das weniger Bedeutende scheint in solchem Falle uns der Beachtung werth. Die vorliegende Sammlung nennt sich selbst eine Welle im Meere; nicht jede kann die vom Meere angezogene sein, die durch ihre Bewegung Ebbe und Flut auf dem unermesslichen Ocean hervorjauchert; solche Bedeutung beansprucht auch die Welle nicht, mit der wir es hier zu thun haben.

Ungezählte Meereswellen werden und vergehen,
Deutsche Lieder, ungezählte, rauschen und verwehen,
Alle Wellen, die verfließen, bilden einen Ocean,
Und die Lieder, die verrauschen, reigen alle Himmelan.

Mit diesem Motto führt Henop seine Gedichte ein; ihm wird nun freilich daran gelegen sein, daß seine Welle nicht verrausche und himmelan steige, da das Verbunkeln doch eine gar zu wenig lockende Aussicht ist; aber nichtsdestoweniger wird man wol kaum diesen ersten Dichtungen ein günstigeres Prognostikon stellen können. Dagegen steht zu erwarten, daß bei weiterem ernstlichen Streben sich nach und nach etwas Bedeutenderes auch bei Henop von den Wassern absondern und eine dankenswerthe Schöpfung daraus entstehen werde. Dazu gibt Hoffnung der gute Geschmack, der unverkennbar aus diesen Dichtungen hervorsticht und den wir nur zu oft in neueren literarischen Erscheinungen vermissen. Dabei finden wir für einen jugendlichen Dichter, und einen solchen glauben wir vor uns zu haben, eine seltene Uebereinstimmung von Form und Gedanke: ein Umstand, der auf fleißiges Studium und tüchtiges Streben hindeutet. Einige Lieder sind sogar ziemlich kunstvoll, wie z. B.: „Deiner Augen Blau zu preisen“; auch der Cyklus „Erzählendes“ gibt Zeugniß von Talent und Verstandniß. Widerspruchsvoll dagegen ist der in der kunstvollen Form der Refrainen ausgesprochene Angriff gegen die Formenkunst, als wäre nicht Geist und Form, wie wir schon öfter wiederholt haben, eng verschwistert. Der Geist kann nur in schöner Form auf die Dauer das Herz bewegen.

4. Gedichte von Heinrich Pröhle. Leipzig, Gräbner. 1859. 16. 22 1/2 Bge.

Pröhle's Leistungen auf einem andern Gebiete haben von jeher unsere Aufmerksamkeit in solchem Grade erregt, daß wir auch diese poetischen Gaben mit besonderm Interesse zur Hand nahen; nur selten waren wir dem bekannten Schriftsteller auch als Dichter begegnet, und wo das geschah, trat er mit einzelnen Leistungen hervor, daß sich seine dichterische Befähigung daraus nicht feststellen ließ. Hier nun liegen Gedichte vor, die im Laufe von zehn Jahren entstanden; sie sind gesammelt und planmässig mit der Rücksicht „auf eine gewisse Gemeinbarkeit bei den Lesenden“; bei dem Gange des Dichters zum Mälerischen sollte jedes Gedicht der Sammlung „womöglich einige Farben vorführen“; endlich wurde bei der Zusammenstellung besonders „auf das Heimatlische und Vaterländische“ Bedacht genommen. So viel über die Entstehung dieser Gedichte, nach der eignen Angabe Pröhle's; denn was uns betrifft, wir hätten eine gewisse Gemeinbarkeit der Dichtungen nicht entdeckt, die Verschiedenheit der Farben wäre uns entgangen, und was dem Dichter, durch Erinnerungen, die er mit dem Schaffen der Gedichte verbindet, heimlich anweht, wäre von uns nicht so erfasst worden. Wir befürchten, daß der Wunsch des Dichters, seine Gedichte möchten eine Heimat finden in deutschen Herzen, unerfüllt bleiben wird; sie zeichnen sich weder durch Inhalt noch durch Form besonders aus, sondern an einer gewissen Monotonie der Behandlung, und erinnern nur zu oft an sogenannte Naturdichtungen, ohne die Reizität derselben zu haben. Dabei ist die Phantasie Pröhle's in dieser neuesten literarischen Arbeit merkwürdig klein, ein ansehnlicher, nur bemerkenswerther Gebraue findet sich fast nirgends. Im Gedicht wie die „Georgshöhe“:

O wie grün und heile
 Ist doch diese Stelle!
 Wanderer, entschlage
 Dich der Sorg' und sage:
 Möchtest du nicht bleiben hier
 In dem grünen Waldbesitz,
 Hier als Vögeln oben
 Gott den Herrn zu loben? —

ist höchstens für das Fremdenbuch auf der besungenen Höhe geeignet und würde auch dort kaum die Beachtung eines Touristen finden; in ein gut ausgestattetes, elegant gebundenes und mit dem Namen eines geachteten Schriftstellers versehenes Buch geht es aber ebenso wenig wie die nachfolgenden: „Auf dem Broden“, „Der Dom zu Halberstadt“ u. s. w. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann, der seit Jahren dem Geschmack des Publikums kennt, ihm so wenig zu bieten vermag wie hier, daß selbst Erfahrungen und Reisen (z. B. in Ungarn) ihm nur so dürftige poetische Früchte einbringen konnten und daß er trotz alledem an seine dichterische Befähigung glauben konnte. Es ist das wieder der alte Fehler und eins der Grundübel, woran unsere Literatur und unsere ganze Zeit fränkelt, dies sich nicht begnügen lassen mit der angewiesenen Sphäre, das Hinübergreifen auf andere Gebiete, die dem Beruf des Verfassers fern liegen. Wir aber wollen die anderweitigen Brivatsche Pröhle's um dieses weniger gelungenen poetischen Versuches willen nicht vergessen.

5. Poetische Studien. Gedichte von Karl Farkert. Berlin, Plahn. 1859. 16. 10 Bge.

Daß Farkert das freie Geschenk der Muse als „Poetische Studien“ bezeichnet, ist ein Zeichen von der Geschmacklosigkeit des Dichters, der von der Wahl des Titels bis zum letzten Worte sich consequent bleiben wollte. Wir erwarteten etwas von „verbrannten Bergen“, daß „die Frieden aus aufbauen, was die Kriege zerstören“, daß der Dichter an die Geliebte denkt, „in jedem Meer und Land“ u. s. w. Ja, Farkert behauptet sogar, daß eine Dame, die aber später zur Erkenntnis gekommen ist, sich an „seinem Spiel und Gang über alle Maßen

verfreut hat“, und somit darin mehr Glück gehabt hat als wir. Die philosophischen Fragmente und das Gedicht an Elisabeth erheben sich über die Mittelmaßigkeit. Eigentümlich ist das Gegenstück zu Goethe's „Ruhe in der Geliebten“:

Anruhe in der Geliebten.

Ich habe im Zimmer nicht Ruhe noch Raß,
 Mein Herz wird voll wider Bebrängnis erfaßt.

Ich mag nicht sitzen, nicht gehen, nicht sehn;
 Ich möchte als Sturm durch die Wälder wehn.

Ich möchte rasen als wilder Orkan
 Auf wasserhühnchen Ozean.

Ich möchte zerstellen die ganze Welt,
 Welt das Schicksal mein Bleiben fern von mir hält.

6. Gedichte von Karl Weise, Drechslermeister. Freimwalde a. D.

Ein echter Volksdichter schien mir in unserer gebildeten Zeit kaum möglich. Hat jemand etwas Reimtalent, so beschränkt er sich nicht auf die ihm angewiesene Sphäre, sondern er treibt seinen Begafus auf unbekannte Höhen und glaubt seinen an und für sich tüchtigen Reimwandtittel zu verbedürfnis, ihn mit seidenen Lappen ben gesammelt hat. Unverdautes Zeug in die Welt hinauszurufen, bei unverschied durch Klingklang Erkennen zu erregen, Leute aus dem Volke, die etwas von nicht so viel Erkenntnis haben, um zu ziehen. Da ist unser Drechslermeister schon das Wortwort als achtungswürdig und dem wir mit Freuden die Hand die Mächtigkeiten gegen die Seinen, gegen sich selbst in steter Redlichkeit, und gethan hat, bleibt er dahelst, statt zu versuchen und singt, „ohne Kunst“ ohne Geschick. Wo wir solchen Erstaunen wir sie freudig willkommen; wir zi vor den Arbeiten jener eingebildeten den Büchermarkt und die Lovelyplitternen Schmerzen und unwahren Empfindlich auf einen solchen Mann aus der seine Dichtungen hier einen Fuß zu wenig, dort zu viel haben. Ganz reizend ist das letzte Gedicht „Meister Rüdert und sein Lehrling“, reizender noch für uns durch die naive Auffassung des darüberstehenden Mottos von Goethe: „Wehe dem Hauslichen aus und verbreite dich so gut du kannst über alle Welt.“ Wehe dem Manne aus dem Volke, der Rüdert's Verdienst so zu würdigen versteht! Möchte das kleine Heft Abnehmer genug finden, um wenigstens dem Verfasser die auf den Druck verwendeten Kosten wieder einzubringen.

7. Gedichte von Wilhelm Herz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 16. 1 Bge.

In welche Gesellschaft führt der Zufall, welche wechselnde Bilder führt vor die Seele der Griff in die hoch aufgethürmten Bücher, die der Markt uns sendet! Welch kühner Sprung von den einfachen Weisen des bescheidenen Drechslermeisters aus Freilenswalde bis zu den analphabetischen, wulsthaften Ecken von Wilhelm Herz. Um uns mit dem letztern in etwas zu verständigen, müssen wir mit dem Epilog anfangen, der eine Widmung an die Jugend: „Die Priesterin der Schönheit“, enthält. Was wird man zu den Gesängen sagen?

Dem einen sind sie neue, wilde Klänge,
 Der andere schilt auch abgemessenen Laus,
 Und andere werden mein profanes Dichten
 Mit prudem Bild und frommen Augen richten.

Wild sind die neuen Klänge ohne jede Frage, oft erschallend wie ein Aufruf aus dem Venusberge. „Es gibt nur eins

Reiche der Dichtung Tugend und
 „ das ist mit kurzen Worten die
 ie Gedichte enthalten eine Verherr-
 eine oft bis zum Uebertreiben ge-
 es Herausagen der Geheimnisse,
 ür den, dem sie eben nicht gleich-
 Genuße ist. Man braucht wahr-
 m verlegt zu werden durch Kenne-

rungen wie

Und muß ich erst mit Händen fassen,
 Daß mir in lebender Gestalt,
 Der ew'ge Geist, den ich verlaßten,
 Aus diesem Leib entgegenwalle! —

oder wenn der Dichter, im Ruffe schmelzend, singt:

Es blicket mich der Unschätzbare
 Aus seinen Augen gräusend an,

oder wenn er parodierend seine Geliebte, die sich ihm eben im
 Bonnettaumel hingegeben hat, beten läßt:

Ach, Leib und Seele bis ans Ende
 Befehl' ich nur in deine Hände.

Die meisten Gedichte feiern die Schönheit, die der Dichter in
 der allermateriellsten Weise erfährt, auf die sinnlichste Art; wir
 sagen nicht zu viel, wenn wir den Gesang des Lankäufer bei dem
 Sängerkriege (nach Wagner's Text) hier weit in Blut und Aus-
 malung der Situationen übertroffen sehen. Sollen wir nicht be-
 dauern, daß das große Talent des Dichters eine so kleine Welt um-
 spannt und den Begriff der Schönheit in so enge Grenzen faßt,
 daß er nur schwelgt im Schoße der Frau Venus und die Zeit
 der Jugend verträumt und verbirbt im Laumel von Begierde
 zu Genuß? Wäre die Gabe des Dichters nicht an und für sich
 so bedeutend, zeigten sich nicht sowol im Lyrischen als im Epi-
 schen Anlagen, die zu weitern und größern Erwartungen berech-
 tigten, wäre nicht trotz all dem Gerügten ein Kern hoher Will-
 lung und geläuterten Geschmacks zu erkennen, wir würden
 wahrlich, dem Dichter gegenüber, nicht die sehr undankbare
 Rolle des Diterolf übernehmen. Wir nehmen das Buch hin
 als glänzendes Zeugniß gährender Jugendkraft, die sich noch
 abklären und dann gefälliger Blüten und Früchte treiben kann.
 Möchte bei dem Dichter sich der eigene Ausdruck bewahr-
 halten:

Das Streben, das du überschwenglich
 In lähner Sehnsucht nicht gefühlt,
 Bleibt deinem Leben unvergänglich,
 Es flart sich nur, wenn es erfüllt.

B. Gedichte von Ern. Leipzig, Engelmann. 1858. 16.
 1 Thlr. 25 Ngr.

In den unangenehmsten Pflichten des Beurtheilers gehört
 es jedenfalls, sich da dem Raume nach beschränken zu müssen,
 wo reiches vorliegendes Material eine Fülle von Anregungen
 gibt. In einem solchen Falle beküden wir uns diesen Dichtun-
 gen gegenüber, die sowol durch ihren Inhalt, als auch durch ihren
 Verfasser unser Interesse beanspruchen können. Nur eine weit
 getriebene Bescheidenheit konnte den Dichter fassen lassen:

Rechnet man gelehrte Namen
 Mich meiner zwar genannt,
 Doch bin in deutschen Gauen
 Ich wenig nur bekannt.

Schleiden — er ist es, der sich hier unter dem Namen
 Ernst verhält — hat als Naturforscher, durch seine Physiologie
 der Pflanzen einen weitverbreiteten Ruf; als Dichter freilich be-
 gegnet wir ihm hier zum ersten male und bewundern die Har-
 monie der ganzen Sammlung, die tief sittliche und erhabene
 Anschauung, die sich fast ohne Ausnahme in jedem Gedichte
 ausdrückt. Es liegt in ihnen ein Cultus der Schönheit, eine
 Verehrung für das Wahre, Gute und Schöne, das sich in

Genuß und That lebendig zeigt, es sind in ihnen Anschauungen,
 die nicht allein gewonnen sind durch das unklare Gefühl, son-
 dern als das Resultat wissenschaftlicher Studien erscheinen, die
 mit Kopf und Herz gemacht wurden. Einem Manne, dessen
 Leben eine Vergeistigung durch Wissenschaft und Kunst, der das
 Bewußtsein hat, es gestalte sich das Geistige nur im Frieden der
 Seele, der im Streben Maß zu halten versteht und auf ein
 großes Ziel seine Kräfte richtet, wird man gern lauschen, wenn
 er den Dichterberuf charakterisirt:

Denk' nicht, weil die am guten Tag des Gottes Ruf erklingen ist,
 Und dir berauscht von Lieb' und Wein ein kleines Lied gelungen ist,
 Daß du schon Dichter seist, der frei der Menschen Herz bewegen kann,
 Daß auf dem Heilsten der Sitz mühslos von dir errungen ist.
 Nicht alles heißt uns Poesie, wo Jelle sich auf Jelle reimt,
 Und das nicht macht den Dichter aus, was trunken Raths gesungen ist.
 Nur wenn dein ganzes Leben sich in süßem Rhythmus fortbewegt,
 Wenn all dein Sina vom lautern Geist der Poesie durchdrungen ist,
 Dann wird das rothe Element verflücht durch dich zur Himmlsglut,
 Von der dann jedes Menschen Herz beseligt und bezwungen ist.

Seit langer Zeit haben uns Gedichte nicht so den Eindruck
 des Ursprünglichen gemacht wie diese: keine fremde Stimmung,
 kein unwahrer Gedanke stört den Klang; ein Stein sagt sich
 zu dem andern und würde vernicht werden, wenn er in dem
 wohlgefälligen Bau fehlte. Es geben diese Dichtungen das Bild
 eines ganzen Menschen und unwillkürlich wird mit den einzi-
 gen Liedern die Persönlichkeit uns lieb und werth. Wie wir
 das poetische Talent, die wahre Empfindung und den Gedanken-
 reichthum des Dichters zu rühmen haben, ebenso müssen wir
 auch die kunstvolle Sprache und die oft vollendete Form lobend
 erwähnen; auch das scheinbar Unbedeutende, leicht Hingeworfene
 erhält dadurch einen bleibenden Werth. Wir können nur im
 allgemeinen auf den Reichthum des Gegebenen hinweisen und
 schließen mit der Versicherung, daß wir mit wachsendem In-
 teresse ein Gedicht nach dem andern lesen, daß wir selbst da,
 wo die kritische Aber sich regte und ein Label sich erheben wollte,
 immer wieder befriedigt und erfreut wurden durch das, was der
 Dichter im Geiste erschaut und zum Gedichte gestaltete. An-
 sprechend und durch den Vergleich mit einem andern Dichter,
 Eschschwitz (Nr. 15), der fast dasselbe Thema behandelte, inter-
 essant ist das nachstehende:

Am Strande.

Knaben haben
 Hier im Sande, hart am Strande,
 Ihre Spiele lang getrieben,
 Burg und Wall sind geblieben,
 Kind'scher Fuß in küh'ger Stunde
 Hat sie Kunde.

Wellen schwellen,
 Ueberschlagen und benagen
 Jener Wälle schwache Dämmung,
 Ueberstulen jede Hemmung.
 Kind'scher Bau von vielen Stunden
 Ist verschwunden.

Leben, streben,
 Kühne Werke, feiner Städte
 Zeugen, dann, ist Menschen Treiben.
 Werden seine Werke bleiben?
 Sind sie mehr als jenen Jungen
 Dort gelungen?

Zeiten gleiten
 Rasch von dannen, Wen'ge Spannen
 Reichen die Erinnerung.
 Raum gebaut und schon verflungen
 Ist des Menschen Werk im breiten
 Strom der Zeiten.

3. Meine Lieber. Von Jenny Dyckhoff. Donaustrad, Wein-
den. 1858. Gr. 16. 12 Ngr.

Der kleine Band Gedichte von Jenny Dyckhoff enthält eigene Gedanken und Uebersetzungen. Die erstern bewegen sich nur in einem sehr kleinen Kreise und enthalten jedenfalls nichts, was nicht vorher schon besser gesagt worden wäre; auch die sehr einfache Form, in die sie gekleidet sind — meist je vier Strophen, von denen die zweite und vierte sich reimen —, gibt Zeugnis, daß uns hier nur die Arbeit einer Dilettantin vorliegt. Ist es nicht überhaupt werth zu bemerken, daß es, trotz aller Versuche, bisher kaum einer deutschen Frau gelungen ist, ein poetisches Kunstwerk zu schaffen; daß sie selbst in der Kunst, in der sie noch das Vortreffliche leisteten, in der Malerei, nur in geringer Euphäre — Blumenmalerei und hier und da Portrait — von Bedeutung sind; daß sie plastische Kunstschöpfungen nur sehr veruchten und zu den unglücklichen so gut wie gar nichts beigetragen haben? Im Großen und Ganzen haben die Frauen durch ihre Theilnehmung an dem Schaffen in der Literatur vielleicht mehr geschadet als genutzt und auch die vorliegende Sammlung können wir unmöglich als einen Gewinn ansehen. Am gelungensten sind noch die Uebersetzungen, wenn auch vielfach willkürlich und abweichend von dem Geiste des Originals.

10. Dür- und Mollöne. Reuere Gedichte von Kathinka Zig. Mainz, Faber. 1859.

Unter allen Schriftstellerinnen Frauen sind uns die am unangenehmsten, die mit einem Hinzusatz von Fortschrittsgeanken sich befassen fühlen, im das Handwerk der Männer zu pfuschen und uns an einer leuchtenden Weißseefadel ein spärlich brennendes Nachtlicht geben. Mit dem guten Willen allein ist es nicht gethan, und wenn wir die Uebersetzungsgewinne ehren bei Mann und Weib, so kann uns das allein nicht veranlassen, aus dieser hervorgegangenen poetische Ergüsse anzunehmen und zu loben; im Gegentheil, wir beklagen die Frau, die in den Kampf der Männer sich mischt, doppelt aber, wenn ihr dazu jede Befähigung fehlt. Gewiß ist auch bei Kathinka Zig alles gut gemeint, aber ihre poetische Befähigung ist so gering, daß selbst da, wo sie möglicherweise sich klar war, alles gemacht ist, sie nicht einmal fähig, Form und Reim leicht darin wahrhaft Schauderregendes; ein Gefühl können wir nach ihrer maßlosen Dürschlagen. Ihr politisches und religiöses R durch das Uebertriebene und Abgeklundene Donquixoterie, obgleich wir, wie gesagt, gern an die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung glauben wollen. Ihr ist Gott die Liebe, aber so weit kann sie sich doch nicht erheben, um den Frechen zu verzeihen, die ihre ehelichen Verhältnisse verleumderisch schildern, sie schimpft sie durb aus: „Sodomäpfel, Frauen mit geschwankten Wangen“ u. s. w. Ebenso maßlos ist sie in ihrer Begeisterung; Eduard Duller lag „wie Lasso auf der Todtenbahr“, er erscheint ihr als „ein Lieblingssohn der Wissenschaft“. Nikolaus Lenau, den sie anflucht:

Du hast Natur, du hast auch Lieb' gesungen,
Und sangst noch fort, als dir das malle Haupt
Die Windstöße der Krankheit schon umschwebten
Und die den Stamm der Kräfte rasch entlaubt. —

vergleicht sie mit einer „Hyacinthe“, weil er noch „süß an Duft verhaucht wie jene, ehe er erlich“; Gallet ist ihr „der Moses der neuen Zeit“, der das Gebot der Wahrheit und verbräutet. Lafayette wird besungen:

Wieleicht das später Menschen, welche Holsch
Die Freiheit lieben, sich verriest heimlich
Zerstören von Europas Dornenstark.
Weil sie sich seiner lassen Trägheit schämen —
Und dann als heilige Daren mit sich nehmen
Was von Lafayette's Kusschen übrig ist.

Nicht weniger poetisch ist das Lied auf Kinkel:

Ihr Herrn es ist 'ne harte That,
Wenn ein Professor spalten muß,
Dem Kinkel aber war's zum Heil,
Denn er kann sich sein Freiheitseil.

Wir glauben dem Leser mit diesen Proben die Uebersetzung gegeben zu haben, daß wir nicht ungerecht gegen die Dichterin sind. Wenn wir danach die Urtheilskraft der Dichterin in Zweifel ziehen müssen, so dürfen wir auch ihren Mangel an Geschmack bei der Auswahl ihres Stoffes nicht unerwähnt lassen. Es genüge zu sagen, daß sie die Schwulstsucht besingt:

Du kommst nicht im Gewand der gelben Krankheitsgöttin,
Thust deine Opfer nicht in Todesfarbe tauchen u. s. w. —

daß sie die Ermordung der Herzogin von Brasilien in solcher Ausföhrlichkeit schildert, daß sie den Mörder sprechen läßt:

Nicht triebet mich her mehr süß Liebesgeirr,
Für dich ist in mir nichts mehr reg,
Du weckst in mir nicht der Sehnsucht Begier,
Du stehst mir hindern im Wege.
Und hötest du zehnfache Schandheit auch auf,
Nicht launst du mein Herz mehr erwerben,
Denn mache dich schnell jetzt zum Tode bereit,
Denn in dieser Stund' mußt du sterben.

Mangel an Urtheilskraft, Geschmacklosigkeit, Fehler der Sprache, der Form und des Reims — kann man es uns solchen Erscheinungen gegenüber verzeihen, wenn wir die Mollöne beiseite lassen und in der entschiedensten Dürart der Verfasserin rathen, fernere poetische Versuche zu unterlassen, oder wenigstens erst die Dissonanzen zu lösen, die von Anfang bis zu Ende schreiend durch diese Dichtungen gehen! Das längere epische Gedicht: „Drafer's Blut oder der Ursprung der Dichtkunst“, ist breit und unpoetisch erzählt, ohne jeden tiefen Gehalt, die Hauptanwendung wird schwerfällig gewonnen. Die Sage selbst dürfte bei geschickterer Behandlung Beifall erwerben.

11. Gedichte von Heinrich Reber. Remmigen, Besenfelder. 1859. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Gedichte von Heinrich Reber haben verschiedenen Werth; alle haben etwas Ausmalendes, aber die Darstellung des Empfundnen gelingt dem Dichter weniger als die des Erschauten. In seinen Naturschilderungen ist Reber besonders vorzüglich; mit kurzen Worten zeichnet er uns die Staffage lebendig und anschaulich und wirkt oft durch die einfachen Mittel, wie durch Wiederholung eines Gedankens, den er weiter erklärt und bestimmt. Die erzählenden Gedichte sind öfters ansprechend volksthümlich behandelt, einfach und natürlich, z. B. „Der Hühnrich“, „Im Stegreif“ u. s. w. Der Cyklus „Traumgestalten“ erzählt in gefälliger Weise meist bekannte Märchen. Der Dichter weiß auf sehr geschickte Weise stets den rechten Ton zu treffen, während im allgemeinen eine gewisse Kürze und Geschlossenheit der Form und des Gedankens diese Dichtungen auszeichnet. Die volksthümliche Weise des Gesanges Reber's zeigt unter andern auch das nachstehende Gedicht:

Der einsam in der stillen Nacht
Im freien Felde hält die Wacht,
Der mag wol dran gebensken,
Wie Gott im Himmel alles lenkt,
Wie wenig Stüblein er ihm schenkt,
Wie sie ins Grab ihn senken.

Was liegt daran, ob's heut schon ist,
Es kommt der Tod zu jeder Stiff
In Dorf und Stadt gegangen.
Die stehen elend hin und matt,
Doch wer da fällt auf freier Statt,
Der braucht nicht lang zu bangen.

Ein Stoß gerade durch das Herz,
Eine Angel macht noch weniger Schmerz,
So einer recht getroffen.

Er steht dahin, die Augen zu
Und darf im Erd in guter Ruh
Gedroß den Himmel hoffen.

[ar.

er in
und
istens
t der
durch
heit;
bild,
unste
dalt
Ar-

und winkten; „Schönheit und des Herzens Schicksal“ heben ihn über die Wirklichkeit hinweg. Freilich sind seine Klagen oft ideal genug und mit der Hoffnung ist weder der Wunsch des Dichters nicht in Einklang zu bringen, „im Rausche heißer Jugendluft früh abgeholt zu werden“. Möchten doch die Dichter nicht eine nur geträumte ideale Welt erfahren, die in Wahrheit doch niemand befriedigen würde; möchten sie doch Rast dessen die Ideale emporheben und feiern, welche die Menschheit verbinden und vereinen. Alles was ist, wir wiederholen es auf die Gefahr hin Unmögliches zu sagen, hat seine Berechtigung; die Aufgabe des Dichters aber ist es, die Wirklichkeit durch Poesie zu verklären und dem Gegebenen und Werden die ideale Seite abzugewinnen, statt aber das Schwärmen in die Ferne das Naheliegende zu vergessen. In dem Gesagten aber liegt auch zugleich die Kritik dieser Gedichte, nur muß der innerliegende Tadel beschränkt werden durch das Lob, welches wir der geistreichen und gelingenden Auffassung und dem dichterischen Talente Ludwig Foglar's aufrichtig zollen müssen.

13. Rosen und Trauerweiden. Von Franz Joseph Egenter (Benedict Dales). Ulm, Gebrüder Nabling. 1859. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Gedichte sollen einen Beitrag liefern zur Erlösung aus der schmerzlichen Sklaverei — „roheste Verhinderung und un-menschliche Verfeinerung“ —, in denen Geist und Gemüth der Menschheit gefesselt liegen. Sie feiern das stilles Familienleben, in dessen Erklärung der Verfasser das beste Heilmittel gegen jene Krebschäden sieht. Wir sind im Princip ganz mit dem Dichter einverstanden; in der Familie ist der Punkt gegeben, von dem aus jeder einzelne für die gesamte Menschheit wirken kann; in ihr müssen Liebe, Treue, Sittlichkeit, Würde, Wahrheit und Freiheit herrschen und von ihr aus sich alle jene Tugenden verbreiten über das bürgerliche Leben. „Ich gehöre zu denjenigen“, sagt der Verfasser, „die in der Verwüstung ehelicher Verhältnisse bei weitem mehr als ein bloßes Privatunglück sehen.“ Spiegelt sich doch nur zu deutlich in den ehelichen Verhältnissen und in der stilles oder unstillen Anschauung derselben das öffentliche Leben wieder. Da wir in der Tendenz also übereinstimmen mit dem Verfasser, hätten wir in der Behandlung eine etwas mehr begeisterte und begeisternde Stimmung gewünscht. Einem vollen, liebenden Herzen werden diese Gedichte zu kalt und zu praktisch erscheinen, während der dem Familienleben sich Abwendende sie pedantisch scheitern wird; sie können demnach weder stärken noch überzeugen. Namentlich sind die Beziehungen in der Ehe und zu den Kindern mehr äußerlich als innerlich aufgefaßt; es ist mehr das praktische Verhältniß als die ideale Anschauung in ihnen dargestellt; der Brant sind z. B. unter den 36 Lebensregeln nur zwei (10 und 36) gegeben, die eine höhere Bestimmung der Frau berühren, das Herz ist vergessen. Oder glaubt der Verfasser, daß eine Ehe schon dadurch eine glückliche wird, wenn die Frau weder Klette noch „Schlange“ ist, wenn sie weder blump noch roh erscheint, wenn sie ihre

Sung bewahrt (den feisenden und schmekenden Weibern wohnt der Dichter den sechsten Theil seiner Mathschläge) u. dgl. m.? Daß er es nicht meint, zeigt das „Lebenskapitel“ und das schone Gedicht: „Sei ein Weib im edeln Sinne“; in diesen beiden „hochzeitlichen Stammbliedern“ ist der Ton getroffen, der nicht verfehlen wird Eindruck zu machen; hier spricht sich das geläuterte Gefühl und der feine Geschmack des Dichters unverkennbar aus. Mit einem Worte, die geistige Auffassung des ehelichen Verhältnisses hätte überwiegen müssen, nicht die praktische; die letztere aber hätte poetischer behandelt werden können. Rästert, in seinem „Liebesfrühling“, ist hierin ein unübertroffenes Vorbild. Im allgemeinen spricht sich in allen Gedichten des Verfassers eine durchaus stilles, mehr gutmüthige als gemüthreiche Anschauung aus; es kommt uns vor, als habe der Dichter die letztere gewaltsam zurückgedrängt und sich mehr auf den Standpunkt eines väterlichen Freundes, als eines begeisterten Hofs des Herzens gestellt; hätte er seine poetische Stimmung etwas mehr gehoben, so würde das Büchlein gewiß in das „Herzleben der Familie bringen“, wie er es selbst wünscht. Besonders gelungen sind die Liebeslieder, von denen wir das zweite hier folgen lassen:

Ich hab' dich geboren mit Schmerz,
Nun bist du mein Bräutchen,
Ein goldenes Geschenk des Herrn,
Mein Morgen- und Abendstern.

Mein eigenes Kinderglück
Es lehrt mich in dir zu rath,
Und ruht da am Herzen mir,
So bin ich ein Kind mit dir.

So bleibe denn frohlich fort;
Und halte das schöne Wort,
So wie es dein Engelgeschicht
Zur hoffenden Mutter spricht.

14. Von der Gmme. Gedichte eines Ungenannten. Bern, Huber u. Comp. 1859. 24. 20 Ngr.

Der starke Band Gedichte (268 Seiten) enthält fast nichts, was der Beachtung werth erscheint. Der Ungenannte hat wenig erlebt, oder das Erlebte ist wenigstens spurlos an ihm vorübergegangen. Wir erfahren, daß er gefangen saß, aus mehreren seiner Gedichte, daß er keine Heimat hat und daß er Heimweh fühlt. Das allein hätte ein poetisches Gemüth schon vertieft, und daß es hier nicht der Fall ist, beweist eben, daß der Ungenannte keine Spur von Poesie hat. Wo ja ein Anklang davon sich zeigt, sind es nicht eigene Stimmungen, die der Dichter gibt, sondern Nachempfundenes und Reproduirtes. Das Biedergerben geschieht oft mit seltsamer Unbefangenheit, wie z. B. in „Männerthänen“, wo das bekannte Gedicht: „Mädchen schißt du jängst mich weinen“, oder in „Dahin“, wo Goethe's „Mignon“ lied copirt wird. Verwandtschaften mit andern Dichtern wären noch weiter leicht nachzuweisen, nur daß sie in den vorliegenden Gedichten immer degenerirt erscheinen.

15. Lieber eines Verbannten. Von Dennis Tschischwitz. Bremen, Heyse. 1859. 16. 10 Ngr.

Tschischwitz gehört zu den Hofsheimern, die der bedauerliche Ausgang des Kampfes in fremder Lande trieb. Er zeigt sich uns als eine begeisterte, tief empfindende Dichternatur, die und „Blumen bietet, die unter karem Lise gereift sind“. Es ist die schwungvolle Begabung, durch welche dieser Dichter sich auszeichnet und zu Hoffnungen berechtigt, die freilich nur erfüllt werden können, wenn, um mit Goethe zu reden, das poetische Hervorbringen in der Art sich erweitert, daß mit ihm alle An-geschafften thätig sind, ohne daß eine, das eigentliche Recht behauptend, hervortritt. Denn wenn uns in diesen poetischen Erscheinungen die Blut, die Begeisterung, die Ueberzeugungstreu und die Vaterlandsliebe fehlen, so dürfen wir doch durch ihre

Wenige uns nicht so blenden lassen, um den Mangel an Maß zu übersehen. Wenn wir unser Urtheil zusammen, so können wir diese Gedichte nur loben und empfehlen; es ist in ihnen so viel Leidenschaft und Bewegung, eine solche Menge glücklicher und vorzüglicher Bilder, daß wir sie denen unserer besten Lyriker von 1830 — 48 ohne jedes Bedenken an die Seite setzen. Aber wie jenen fehlt auch diesem nur zu häufig das Maß und die Harmonie, die erst mit den genannten Vorzügen vereinigt den „genialischen“ Geist der Poesie ausmachen. Möchte der Dichter, fortschreitend in der Entwicklung, wachsen mit seiner Zeit, möchte diese aber für ihn und sein Vaterland glücklicher und gerechter werden. In dem gelungensten Gedichten der Sammlung rechnen wir den „Weihnachtsabend“, die Beschreibung des Bräut, wie es der Dichter mit Kampfsgegnen im orientalischen Kriege freier; der Raum erlaubt nicht, es hierherzusetzen, wir wollen es uns aber nicht versagen, eine ansehnliche Probe der Dicht- und Anschauungsweise des Dichters hier folgen zu lassen:

Am Meere lag ich träumend ausgestreckt,
Der Westen war gehüllt in Abendglut,
Die Dämmerung die geschäft'gen Fluten,
Von Adonisschwärmen war das Land bedeckt.
Lang hab' ich hier dem Treiben zugehant
Der stets gekorben, stets lebend'gen Wellen,
Die ewig schäumen in sich selbst zerfallen
Mit jenem leisen, höhlen Strohelauf.
So liegend dacht' ich, wie die Menschenleben
In Millionen auf wie Wellen tauchen,
In Millionen wieder still verhauchen
Und andre Spuren nicht als Wellen geben.

16. Jädisen. Gedichte von Moriz Hartmann. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

In Moriz Hartmann begrüßen wir einen alten Bekannten; seine ersten Gedichte haben ihm einen Kreis von Freunden verschafft und mit warmem Interesse nehmen sie das neue Geschenk des Dichters in die Hand, neugierig, ob in der Zeit seines politischen Lebens sein poetisches Schaffen größer und weiter geworden ist. Als Hartmann im deutschen Parlamente saß, nannte man ihn den schönsten Mann der Versammlung; wir erwähnen das, weil sich etwas davon in seinen Gedichten widerspiegelt; es ist in ihnen eine Correctheit der Formen, eine Feinheit des Colorits, etwas Freies, Reines und dabei Elegantes, das unwillkürlich anzieht und gefällt. Auch hier finden wir ausgebildeten Geschmack; es ist in den Gedichten kein Wort, kein Gedanke, keine Sentenz, die unschön wäre, und man wird dadurch in ein ästhetisches Behagen versetzt, das noch vermehrt wird durch die ganze Stimmung, die in ihnen zur Erscheinung kommt. Noch rückt uns die weiche melodische Sprache, die zu dem Schwingen im vollständigen Einklange steht. Interessant besonders sind die „Symphonien“ — Pastoral-Symphonien zur Feier der Schönheit der Natur, voll Begeisterung und Schwung; auch in den „Stimmungsbildern“ finden sich gelungene Gedanken, freilich auch einige sehr gewagte und Widerspruch erregende, wie die Charakteristik der Dack'schen und „Chopin'schen“ Musik und der Urtheil über Rafael und Byron. Sehr bedeutend und bei dem kritischen Grundzuge in Hartmann's Gedichten besonders bemerkenswerth sind die erzählenden Gedichte und das mit Frische und Lebendigkeit verfaßte epische Gedicht „Der Camao“ von reichem poetischen Inhalt. Zugegeben sind freie Bearbeitungen vulgärer Volkslieder — doch und naturwüchsig, das Urtheil von Hartmann's eigenen Dichtungen — und mehrere Gedichte des Franz Louis Ponce de Leon (1527 — 91), die der Dichter im Verstande des Originals aus dem Spanischen übertrug; von den letztern heben wir die kurze Grabinschrift auf den Infanten Don Carlos hervor:

■ von Don Carlos blieb, ist hier begraben,
■ der bester Theil wie ich bei Gott verläßt.
■ ihm entloh der Ruh; was wir noch haben,
■ durch im Herzen und im Auge läßt.

Aus den erzählenden Gedichten lassen wir die letzten Strophen aus „Die Perle“ folgen; ein Bisher berichtet über die wunderbar Schöne noch nie aufgefundenen Perlen:

Mancher schon hat sie gesehen in dem unnahbaren Schimmer,
Doch gebannt vom Schönheitszauber, sie zu fassen wagt er nicht;
Mancher, der sie schaute, lehrte nicht mehr heim ins Sonnenlicht,
Mancher trug seitdem der Sehnsucht ewiges Leid im Angesicht.

Während wir ein Auserwählter kommen zu verfallener Stunde,
Der wird die gefallenen Perlen holen aus dem Meeresgrunde,
Über das gebenedete Land im ganzen Erdkreis
Kraßheit wird ihn jagen. — Also redete der Greis.

Und der Arzt des Perlenfisches, dem ich dieses nachzähle,
Sprach zu mir: Des Greises Worte regten selten meine Seele.
Perlen gibt es, die kein Lander noch am Tageslicht gebracht,
Seligkeiten der Erkenntnis blühen in nicht verfallener Nacht.

Mancher sah in ihre Augen und erblindete im Lichte,
Manchem ward in ew'ger Sehnsucht alle seine Kraft entzogen;
König eines Unerreichten ist's, was jedes Volk begehrt,
Und das Höchste zu ertingen glaubt sich jedes Auserwählte.

17. Flambouant. Demasation eines weltpolitischen Carnevals. Zeitgedichte von Müller von der Werra. Leipzig, Lehmann. 1859. 8. 1 Thlr.

Wir wollen getn zugeben, es schwer, durch Gedichte aufzuheben; wußte sein seiner Vollkommenheit und Macht quälen, sich so gar an der Selbstüberhebung entsteht das zu sein, das Gemüth wird verdrängt, zuletzt ist alles schlecht und man Tablern, die alles quand möme Ein solches verkanntes Genie si aus Unmerktheit zu sein, der Be „Amaranthos“ und eines Festgedichten Napoleon, das ihm von den gelohnt wurde. Der gute Man Erasmus, Luther und Malherbe weiß, daß diese Vergleiche wie di um in seiner gebildeten Sprache will er etwas Besonderes sein und ein matter Abklatsch Heine'scher F ruzung in Deutschland, die ihm die dichte zu verbieten, damit er kunge flache Zeitung“ sagen läßt:

Halt sei dem Tag der Consecration,
Er ist erschienen, Dibelumbum!

Kann denn keine Polizei ihn ausweisen und ihn zu einem „politischen Märtyrer“ machen? nimmt denn keiner Notiz von seinen Insulten und hängt ihm einen Proceß an den Hals? Es ist doch gar zu unangenehm, so vollständig ignoriert zu werden, es ist zu kränkend, wenn man singt so laut und so schlecht man kann und — der Mond geht seinen Gang. Müller hat seine zwar nicht sein poetisches Talent, aber seine Unarten abgelernt, und er trägt aus einen Humor zur Schau, daß uns, um mit seinen Worten zu reden, „übel und weh“ wurde. Ueber seinen Humor haben die Kritiker also wenig zu sagen, die Kritiker, die er überhaupt sehr gering achtet; spottet doch der Freiheitmann über „ihren schädigen Grad“ und damit über das Geistesproletariat überhaupt. Vielleicht hört es Müller von mir, dem das Schicksal glücklichere Lebensverhältnisse bietet, lieber als von meinen Kollegen im schädigen Grad, daß ich in seinen Gedichten Mangel an Tact, Anstand und Geschmack gefunden habe, dagegen einen Unwille, der mich angewidert hat. Müller hat zu Geracht über Heinrich von Gagern, „der das Vaterland zu Grunde gerichtet hat“, über die Kreuzzeitung „die

Schlange", über Bau
über Bruch wegen sein-
umher, läßt sich tractat
das, was im Besonderen
Weimar macht er bei
er kann es Dingelstedt
Orden tragen, und er
nicht schmückt — die
Gedert erwähnt er in I
über list, „der wie ein Humpelmann dirigiert“, über die In-
strumente u. dgl. m. In solchen Außerlichkeiten also begreift
Müller die Zeit, mit solchen Schuuren glaubt er und Genossen
Anspruch auf Anerkennung, auf Ruhm zu haben! Was haben
sie gethan für ihr Vaterland? Solchen Leuten sollte von der Kritik
mit aller Energie das Handwerk gelegt werden, sie sollte sich
nicht scheuen, den Schmutz anzufassen und die Unbedeutendheit
jener Menschen darzulegen, welche die Welt aus ihrem beschränkten
Gesichtskreise ansehen. Wir finden leider nicht den rechten groben
Keil, der auf solchen groben Klotz gehbt, wie auf das Urtheil
über die Junggermannen, deren Partei und übrigens ebenso
wenig etwas ungeht als Müller:

Halt ein, Marktschreiergestabel,
Daß du die Stimme dir dämpst!
Denn tödliche erst deine Wunde,
Ob du den Pharus bekämpst.

Wir finden auch kein Wort, das kräftig genug wäre, um unsere
Verachtung auszusprechen über die Dreifigkeit, mit der Müller
den schon durch das traurige über ihn verhängte Schicksal mit-
leidenswerthen König von Preußen zu höhnen wagt.)

Dichtungen von Hugo Delbmann.
1859. 16. 1 Thlr.

hienenen Gedichte von Hugo Delbmann
Originalität, durch die neuen Bahnen, die der
trat, wohlbegründete Aufmerksamkeit erregt;
er fand sogar in ihnen einen gelungenen
und Widerhall der Gefühle und Anschauun-
gkeiten jungen Welt. Das „Herzblutbuch“
ebliche gehalten, einen tüchtigen Fortschritt;
arer und der Ausdruck ist dem entsprechend
Es liegt in den Gedichten ein Streben nach
ingen, um aus der deutschen Sophistik her-
das frische Leben einzutreten, ein Fortschreiten
von dem aus in dem religiösen, politischen
e der Welt eine Einigung erstrebt werden
dämpft zunächst gegen die kalte Wirklichkeit,

er hat die Berechtigung des Ideals nachzuweisen in einer Zeit,
die nur zu sehr der Prosa verfallen ist; wer dazu mitwirkt, wird
von uns gewiß immer freudig begrüßt werden, doppelt freudig
aber der, welcher mit solchem Bewußtsein wie Delbmann in
die Welt rufen kann: „Unser ist der Sieg.“ Freilich

Ein grau Gewölbe hängt düstern ob der Zeiten
Und lähmt der Dichtung thatenfrohe Fuß,
Durch all den Lärm, den Gult der Wirklichkeiten
Ist es leid das Heimchen in des Volkes Braut.

Es hat das Heil gesucht auf hundert Pfaden,
In manchem Banne hoffungslos es fand —
Doch es verlor der Seele rothen Faden
In dem Gewirre der Arbeit mit der Hand.

*) Im gewöhnlichen Verkehr ist uns Müller, der Verfasser so
mancher sangbaren von den Componisten gesungen Liedern, nur als
eine gewöhnliche liebenswürdige Persönlichkeit bekannt; daß er auf
einen Abweg wie auf den im „Hambopant“ betretenen gerathen ist,
gehört zu den Räthseln der menschlichen, ja der deutschen Natur.
Wie oft haben wir in d. Bl. selbst vor dieser Art Literatur gewarnt,
und wie es scheint vorgebeut! Möge er fortan seine bessere Natur
walten lassen!

Freiheit“,
in der Welt
lustig über
de u. s. w.
Klassiker;
1, daß sie
vergleichen
kaiserlichen
er schimpft

Der Dichter aber ist verpflichtet zu suchen und zu forschen,
daß das Heimchen auf dem Herde des deutschen Volks fortzittere,
daß nicht der Gultus der Schönheit in ihm erstarbe. Das aber
ist nach Delbmann — und wir stimmen ihm gern bei — nicht
zu erreichen, wenn „das Heil nicht aus dem Herzen kommt“;
wenn die Menschen sich nicht erst wieder fühlen lernen im Herzen.
Danach strebt auch Delbmann, wenn er fragt:

Gefunden im Herzen.

Da steht dich geworfen ins trübende Leben,
Sinein in das wirre, zerfahrene Streben,
Sinein in die Wehen der kreisenden Zeit —
Und fühlst in der Seele ein mächtiges Drängen
Nach sturmthatgeprägten Titanengefängen,
Nach rettenden Thaten der Wirklichkeit.
Wo schimmern die Bahnen, die offen dir liegen?
Wo wallen die Banner zum Sterben, zum Siegen?
Wo laßt die Arbeit, die göttliche, ein?
Wo selmen der Zukunft verborgene Kerne?
Wo strahlen des Heiles hellflammende Sterne?
Wo mögen die Quellen, die ewigen, sein?

Und darauf gibt er als Antwort den Rath:

Es strebe der Gute, der Edle, der Weise,
Zu finden die Schranken der eigenen Kreise,
Zu grenzen die Felder vom Nachbar ab!
Zu säubern die Saaten des eigenen Aumes,
Zu sitzen im Schatten des eigenen Baumes —
Denn über uns selber, da liegt das Grab.

Dein Selbst zu bewahren im Kennen und Jagen,
In einsamer Nacht deine Seele zu fragen,
Was eigentlich diene zum Frieden ihr,
Und dann zu erfüllen dein innerstes Leben:
Das wird dir die Arbeit, die lohnende, geben!
Die ewigen Quellen, sie tauschen in dir!

Ja wohl, die ewigen Quellen tauschen in uns, es gehört
nur Erkenntniß dazu, sie zu heben, daß sie klar und lebendig
unser ganzes Leben befruchten. Einig und frei, ruhig und reis
in seinem Herzen muß der einzelne Mensch werden und jeder
Schritt vorwärts in seiner Veredlung trägt bei zum Fort-
schritt der Menschheit. Den Verkündiger solcher Gesinnungen
aber, der das Heil eines Volks aus seinem innern Wirken, nicht
aber allein aus den Formen erwartet, die ja doch naturgemäß
aus den erstern entstehen, solchen Verkündiger empfehlen wir
um so lieber dem lesenden Publikum, wenn wir zugleich seines
Dichtungen — wie hier denen Delbmann's — Tiefe, Kraft und
Originalität des Ausdrucks und geschickte Behandlung der Form
nachrühmen können.

19. Gedichte von Luise Lipka. Prag, Bellmann. 1859.
Gr. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Büchlein ist, wie die Verfasserin uns er-
zählt, das Ergebnis von vielen dornenvollen und wenig rosen-
Augenblicken ihres Lebens, die Gabe eines schwer geprüften
Mädchenherzens. Einer strengen Kritik glaubt sie ihre Gedichte
nicht gemacht, „ihr Wille sei das Beste“. Die Gedichte er-
halten denn aber auch manches, was die Kritik verpflichtet ist
hervorzuheben und zu loben; zunächst finden wir in ihnen eine
durchaus stilliche und würdige Anschauung, tiefes und wahres
Gefühl, eine edle Sprache und Geschick in Behandlung derselben.
Ihr Vorbild scheint Castelli zu sein, dessen Vorzüge und dessen
Schwächen — dies in Bezug auf seine lyrischen Gedichte gesagt —
wir in vielen ihrer Dichtungen wiederfinden. An einen andern
Dichter, an Seidl, erinnerte sie uns durch Gemüthlichkeit
und gewinnende Herzlichkeit, während im allgemeinen auch in
ihrer Lyrik die epische Breite bemerkbar ist, die öfters bei den
Dörfereichtern gefunden wird. Von den Gedichten haben uns
besonders angesprochen: „Sei still mein Herz“, „Wilde Rosen“,
von den kleinen Liedern das zweite, „Morgen“ und „Abend-
spruch“, „Das Blumenconcert“.

D. Rev.

21. Gedichte von Karl Siebel. Zweite vermehrte Auflage.
Hirsch, Bielefeld. 1859. 16. 1 Thlr.

Gedichte, die in unserer Zeit eine zweite Auflage erleben, sind an und für sich ein Ereignis, und es erscheint natürlich, im Grunde nachzuforschen, dem sie diese Auszeichnung verdanken. Siebel hat sich schnell beliebt gemacht, viele seiner Lieder sind durch Anthologien weiter verbreitet, einige, wie das kurze nachstehende, haben wir vielfach in Albums verzeichnet gefunden:

Begrabe deine Leiden
Lief in dein Herz hinein;
So werden sie dein Leben
Lebendige Lohnte sein.

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In anderer Herz hinein;
So wirst du, und bist du ein Todter
Ein ewig Lebender sein.

In der ersten Abtheilung gibt uns Siebel tief empfundene, lebendige Bilder mit einer Wärme des Ausdrucks und einer Gesinnungstiefe, in so melodischer Weise und von so objectiver Wahrheit, daß sie gewiß allgemein Freunde finden werden; er schildert in ihnen meist wirkliche Gestalten der Gegenwart, die er poetisch verkörpert und deren Gefühle und Anschauungen er feersinnvoll behandelt. Hierdurch, wie durch seine Verbindung nur innerlich im Zusammenhange stehender lyrischer Gedichte zu einer weisen Dichtung, hat er uns an Ghamisso erinnert. Seine Stoffe sind Siebel in dem rein Menschlichen; nicht den Jubel der ersten, noch den Schmerz verschmähter Liebe singt er hauptsächlich; vielmehr jene Liebe, die durch ein ganzes Leben sich zieht und — selbst noch als Erinnerung — über alle Täuschung und Trübsal des Lebens ihren rosigem Schimmer ergießt. Nimmt so der Stoff unser Interesse in Anspruch, so nicht minder die glückliche Gestaltung desselben, die vorzügliche Ausführung, der bestimmte und klare Ausdruck der Gedanken und die prächtigen Schilderungen, die dem Dichter mit Anwendung der einfachsten Mittel glücken. Er versteht es namentlich, kurz in die Situation zu versetzen und mit wenigen Worten das Aeußerliche zu schildern, welches durch das Seelenleben seiner Gestalten geweicht wird; dahin gehört in „Faß und Liebe“ die Schilderung des Hauses des Kaufherrn, des einsamen Kämmerleins in dem Gedichte gleichen Namens u. s. w. Einzelne Schilderungen, z. B. der Anfang in „Großmütterlein“, erscheinen uns wie poetische Erzählungen Richter'scher oder Meierheim'scher Bilder, die ganze Tiefe deutschen Gemüths zeigt sich in ihnen. Wir können uns nicht verlagern, aus dieser ersten Abtheilung ein Gedicht, das erste, hier folgen zu lassen, das besser als jede kritische Erklärung von dem Talent und dem Gemüthsreichtum des Dichters Zeugnis gibt:

Mutter und Sohn.

Als er ein Knabe war, müht' sie sich Nacht und Tag,
Daß ihrem einz'gen Sohn an keinem es gebrach.
Sie sandt zur Schule ihn; so neben andrer Noth
Besetzte sie die Noth, die um sein geistig Brot.

Wenn sie am Kübel stand, saß hinter Büchern er.
Sie sah ihm gläubig zu, verstand ihn nimmermehr.
Sie sah ihm gläubig zu, fast schien's ihr wunderbar,
Daß er bald anders wurd', als einst ihr Gatte war.

Doch als ein Mann er ward, sprach milde er zu ihr:
„Nun ruh', lieb Mütterlein, nun ist die Reiz' an mir!
Laß deinen Kübel stehn und hab' ein besser Los!
Es zittert deine Hand, sie ruhe sanft im Schoß!“

So sitzt die alte Frau nun stille am Kamin,
Sie denkt an eines nur, und denkt nur an ihn! —

Was an der Thüre steht der eine so allein?
Schaut eine Thran' im Aug' verheißt zu ihr herein?

„O glaubt ihr Buben nur, ich spottet euerem Hohn!
Nennst mich nur immerhin: «Der alten Waisfrau Sohn.»
Ich bin es doch! Mit-ruch tauschte ich ewig nicht!
O Gott erhalte mir dies liebe Angeht.“

Er tritt zu ihr herein: „O meine Mutter du!“
Er läßt den weilen Mund und lächelt still ihr zu.
Sie schaut zu ihm herauf; ein Bild — so liebeschwer!
Sie schaut zu ihm herauf; — doch er zu ihr noch mehr.

Die zweite Abtheilung: „Aus der Innenwelt“, ist vorwiegend didaktisch und auch in dem Erzählenden der dritten Abtheilung, haben wir es mehr mit einer Darstellung der Ideen, als mit einer Erzählung von Begebenheiten zu thun. Es enthält der Abschnitt „Aus der Innenwelt“ Lebensprüche von treffender Wahrheit, Poesien des Geistes, die anregend wirken, Rathschläge auch für trübe Stunden, Sprüche, die ihren Beitrag liefern wollen, um die Menschen sittlicher und freier und dadurch glücklicher zu machen, wie denn überhaupt der Dichter den Beruf des Menschen sieht in dem „Sich-selbst-vollenden“. Aus jedem einzelnen Gedichte hier, wie in jeder andern Abtheilung, lesen wir eine Bestätigung des Mottos:

Laß eine Hoffnung nichts verdrängen,
Halt einen Glauben fort und fort,
„Es löst aus wirrverworrenen Klängen
Versöhnung sich als Schlussaccort.“

Wir haben noch der vierten Abtheilung, des „Lieberbuch“, zu gedenken, in der Liebes Leid und Lust, Wein und Wamborn, Natur und Naturstimmung besungen und gefeiert werden. Diese vorzüglichsten individuellen Stimmungen schließen die Sammlung, obgleich sie wol passender zu Anfang gestanden hätten. In dem allem fügen wir noch den Wunsch: möchten noch viele gleiche Freude und gleichen Genuß aus den Gedichten von Siebel schöpfen, als wir ihnen zu danken haben.

21. Lieberquell. Dichtungen von Franz Eichström. Wien.
Högl. 1859. 16. 28 Ngr.

Wer es unternimmt, aus diesem Lieberquell zu schöpfen, der wird bald gewahr werden, daß er nur sehr unklares und unschmackhaftes Wasser enthält. Was Eichström seinen Refruten fangen läßt, er habe

Bei Sternennacht so ganz alleine
In Luft verändelt Jahr um Jahr —

könnte vielleicht, nach dem Inhalte des Buchs zu schließen, ein Selbstbekenntnis enthalten; jedenfalls zeigen die Gedichte Mangel an einigen zum Schriftsteller doch nöthigen Schulkenntnissen. Wir finden da orthographische Versuche wie Hayn statt Hain, Gebeth statt Gebet; Construktionen wie:

Denn es gie mein Vaterland,
Das die Banner ausgesandt.

Und wenn der Flinten Angel pfeift,

ferner:

Nimm hin des Lebens Traum,
Darum muß ich dich sehen,

und in demselben Gedichte:

Denn mich zerdrückt der Leiden Heer
Zerdrückt der Seele Kraft zum Wahren —

und weiter unten:

Es bringen aus gebrochnem Herz.

Und so kosen, tänseln, schmerzen
Blut' und Rebel immer sich.

Dabei finden wir Tropen wie „wirres Schmetterli der Drom-meten“, „Fort geht's im wilden Schwalle“; Provinzialismen

wie „der Blätter glanz blaues“. Kögen wir zu dem allen noch die Bemerkungen, daß in der ganzen Sammlung kein einziger neuer Gedanke ist, daß es dem Dichter auf einen falschen Reim, auf einen Reiter mehr oder weniger im Versmaße gar nicht ankommt, dann wird der Leser so wenig als wir zu beklagen haben, wenn der Lieberquell andrerwärts im Sande verläuft.

22. Gedichte von Georg Längin. Lehr, Weiger. 1858. 16. 8 Hgr.

: Gedichtsammlung, die wir heute bei 22 Seiten nur Mittelmaßes; die Verhältnisse zur Quantität. Sie hat „Lieberquell“ den Vorzug der Konstruierungen, wie das Gedicht ist:

o, du mein Vaterland,
ich dich kenne,
o, der schönste Baum

Ein Lob und Preis auch bringen,
Doch schon ich an die Schmerzgehalt,
Dein millos Ringen und Sehnen,
Befahren ist aller Gang als bald,
Die Lieber hat zu Tode!

23. Gedichte von Gempromina. Berlin, Casselberg. 1858. 16. 12 Hgr.

Der Dichter ist ein solcher Freund der Freiheit, daß er nicht einmal die Fesseln des Reims tragen will; nach dieser Erklärung in dem Vorworte glauben wir einen bis zu die Schöne bewaffneten Freiheitdichter vor uns zu haben, der bei Gelegenheiten alle Kräfte aus der Erde ziehen würde, um sie in Schwere zu verwandeln. Dem ist nun nicht so; allerdings singt er gegen die Jesuiten und feiert Pflanze, allerdings er fährt mit, daß er den Glauben an alles verloren hat, selbst die Hoffnung auf Unsterblichkeit; aber jenseit gibt er im besten Wechsel Proben von der antiken Auffassung der Liebe, von der Romantik und der Schicksalstheorie. Das alles ist zu einem russischen Salat verarbeitet, dessen einzelne Zutaten an und für sich gut, in der Verbindung doch aber etwas seltsam erscheinen. Das Bild eines ganzen Menschen gibt die Sammlung etwas weniger als sie den Eindruck eines Kunstwerks macht; sie zeigt vielmehr von Unklarheit und Verfahrtheit, was um so mehr zu bedauern ist, da der Dichter, entgegen seiner obigen Bemerkung, sehr wohl versteht, sich melodisch in dem sanften Gleise des Rhythmus zu bewegen und die Fesseln des Reims mit vielem Aufstande trägt. Das Büchlein gibt Zeugnis von dem Ringen des Dichters; aber vorläufig tappt er noch in der Irre umher und kämpft für schattenhafte Begriffe, statt sein Talent in dem Kampfe für gedankenreiche Wahrheit einzusetzen. 3.

Zur Militärliteratur.

Militärische Biographien. 1. David, Xenophon. Konstantin. Von W. Rüstow. Zürich, Meyer u. Zeller. 1860. Gr. 8. 2 Hfr. 12 Hgr.

Der Werth militärischer Biographien als Ergänzungen der Kriegsgeschichte ist anerkannt, wir begrüßen daher solche, wenn sie vom rechten Gesichtspunkte und wahrheitsgetreu geschrieben sind, mit Freuden. Die Zusammenstellung, welche hier geboten wird, muß allerdings bestreben, der Verfasser erklärt sie aber dadurch, daß es ihm gleichgültig erschienen, mit wem da begonnen wurde, und daß diese Zusammenstellung sich zufällig durch den Umstand gemacht, daß gerade diese drei Männer zu denen gehört hätten, welchen er bei seinen neuesten Studien ein besonderes Interesse abgewonnen. Wir wissen das: Xenophon bei dem vortrefflichen Werke über das Kriegswesen der Griechen und auch bei der neuen, leider nicht fortgeschrittenen Herausgabe der griechischen Kriegsgeschichte.

Besten, und Xenophon bei der „Geschichte der Infanterie“. Eine Anleitung zu den Biographien spricht unsicher über das Wesen der Kritik aus, logisch, consequent, scharf bestimmt, wie wir das von Rüstow gewohnt sind. In dem neu angeführten Werke über den italienischen Krieg von 1859 werden wir sehen, daß er die Kritik selbständig zu ädern weiß, und auch neben den russischen die „moralischen Größen“ berücksichtigt, die er — wir sind damit ganz einverstanden — das Gemüthleben nennt. In der Kriegswissenschaft, die ein System ist, kann dasselbe keinen Platz haben, alles was das Gemüthleben und dessen Einwirkung auf die Verhältnisse des Krieges betrifft, muß der Erfahrung anvertraut bleiben, der Erzählung des Vorgefallenen, also der Kriegsgeschichte. Aber auch hier ist es nur mit großer Sorgfalt und Mäßigung zu verwenden, sonst verfallt die Darstellung unvermeidlich in das Anekdotenhafte, der Ueberblick geht verloren, ein einzelner Augenblick, ein Zufall, ein Nichts erhält in der Erzählung eine entscheidende Kraft, die sie in Wirklichkeit nie gehabt haben. Die ganze Sache wird dramatisch, vielmehr somnambulisch arrangiert. Der Verfasser führt das aus, wie folgt:

„Eine alte Mähre, die vor Müdigkeit umfällt oder auch von einer Kugel umgeworfen wird, oder eine solche, die mit ihrem Reiter durchgeht und sonstige Capriolen macht, spielt bald die Rolle des Bösewichts im Trauerspiel, bald die Rolle des guten alten Daniels aus Amerika, der mit dem gespidten Besen den Feind bekämpft; es ist alles sehr plausibel, nur ist es nicht wahr. Sie kriegen sich in dieser Art Kriegsgeschichte ganz wie in der Komödie, und der eine kommt oben, die andere — Partei unten zu liegen, wie daß in der Komödie immer sein muß, wenn sie sich kriegen.“ Wir können diesem cynisch wiggelnden Einschlag, der selbst die Zweideutigkeit nicht verschmäht und zu der sonst so ernsten Sprache des Werks nicht paßt, keinen Geschmack abgewinnen, gestehen aber gern, daß über den Geschmack nicht zu streiten ist. Der Verfasser will ja auch das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und eine Lektüre gewähren, welche leicht zu verdauen ist von demjenigen, der nur lesen will, und zugleich Stoff zu eingehenden Studien bildet. Wir gehören zu der letzteren Klasse der Leser und halten uns daher lediglich an den gegebenen Kern des Werks.

Das Gebiet, auf welchem die Beziehungen des Gemüthlebens zum Kriege im weitesten Umfange zu ihrem Rechte gelangen, ist jenes der militärischen Biographie, der Geschichte der Krieger. Vortrefflich ist, was der Verfasser darüber sagt: Biographie und eigentliche Kriegsgeschichte ergänzen sich. Das erstere ist womöglich eine Autobiographie zum Grunde zu legen. Diese werden freilich mit der Zeit schwer erhältlich, weil der Verfasser Ereignisse und Einrichtungen, welche in seinen Tagen allgemein bekannt waren, nur flüchtig, oft gar nicht berührt, selbst Ausdrücke für manche Dinge gebraucht, welche verloren gegangen sind oder einen andern Sinn bekommen haben. Diesen Mängeln hat der spätere Biograph ergänzend nachzuhelfen und den relativen Werth der individuellen Thätigkeit und Einwirkung des Helden auf den absoluten zurückzuführen, ohne deshalb den Eindruck der Persönlichkeit zu verwischen oder ungerecht gegen diese zu werden. Diese Behandlung hat der Verfasser eingeschlagen. In den militärischen Biographien im weiteren Sinne rechnet er auch die Truppengeschichten, welche in richtiger Behandlung eine reich fließende Quelle des Kriegswesens der neuen Zeit werden. Gewiß! Nur die Behandlung steht oben den meisten. Dabei kommt er auch und zwar sehrabel auf die jetzt gangbaren Soldatengeschichten zu sprechen. Wir gestehen, daß wir uns mit ihnen auch nicht so weit befreunden konnten, selbst einmal an eine solche Arbeit zu gehen, obgleich wir mit mancher andern „Geschichte“ nicht unfreundlich aufgenommen worden sind. Zum Schluß gibt der Verfasser den Gesichtspunkt an, aus welchem er die drei vorliegenden Biographien geschrieben hat, er versucht auch deren Zusammenstellung durch Analogie der betreffenden Männer als weniger unnatürlich darzustellen. Wir finden nun allerdings diese Analogie etwas gesucht und meinen, daß sich auf diese Weise wol die heterogensten Elemente

andern Leben, aber das ist ja gütigst möglich, wie überhaupt jede Biographie als eine selbständige.

In David's Leben wird höchst passend eine kurze Darstellung der Vorgeschichte der Juden als Einleitung gegeben. Ueber die Ägyptenreisen der Hebräer haben wir noch nichts Officielles gehört; ist dessen Entwicklung auch höchstlich konstruiert, so wird doch hier gezeigt, daß es aus Thatsachen und dem naturgemäßen Gange des Dinge geschehen ist. Ebenso ist die Kriegsgeschichte David's und die militärische Organisation seines Heeres dargestellt. Dagegen ist die Lebensgeschichte des Königs, welche doch nichts als eine Paraphrase der betreffenden Kapitel der heiligen Schrift sein kann, mit einem Epitaphium versehen, wie wir — auch wenn wir David nicht als einen bloßen Mann ansehen wollen — unendlich gutheißen können. Der Verfasser fählt selbst, daß dieser Vorwurf ihm gemacht werden könnte. Er vermag sich dagegen, glaube, wenn auch er ist schlechter Theologe, doch ein sehr guter Christ zu sein und jenen Vorwurf mit sehr gutem Gewissen abwehren zu können. Er fordert dazu auf, seinen David kennen zu lernen, wie er ihn bei seiner Forschung erschienen ist, ohne ein Vergerniß ihm zu nehmen, wenn er den hebräischen Menschen von dem hebräischen Heiligen trennt. Das Vergerniß liegt aber nicht darin, seinen in der frischen, leichtglühenden Darstellung im neufranzösischen Geschmack, die sich mit Vorliebe ungeschätzter Schilderungen und Aufstellungen bedient. Man lese nur die Geschichte der Thronbesteigung des Salomo auf dem Dache des Königschlosses mit dem Weibern seines Vaters, die letzten Jahre David's! Ihre sehr schwierigen oder verwickelten soll der Biograph nicht, auch wenig beachtet er sich zu scheuen, Dinge beim rechten Namen zu nennen, aber einen stillen Traß muß er dabei haben. Wir sind der Meinung, daß der Hauptgehalt, mit welchem das Geschick und Charakterbild David's versehen ist, wohl eher zum Nachtheil als zur Würde gereicht.

Am so höher steht die Biographie Xenophon's. Schon die Umstände desselben, welche an seinen Umgang mit Sokrates anknüpfen, der ihn in der Schlacht von Delion das Leben gerettet haben soll, ist scharf und treffend. Sie führt zum Schluß hervor, daß Xenophon aus den Lehren und dem Beispiele seiner Lehrer, Sokrates und Platon mehr das Resultat herausgenommen, als ihnen ohne Frage nachzuleben, als sich um die Wege bekümmert habe, auf welchen sie zu demselben gekommen waren; daher seine Neigung, sich mit den Dingen zu beschäftigen, die zu thun, zu sehen, zu greifen sind. Xenophon's Verhältnisse vor dem Zuge, der ihn unsterblich gemacht hat, sind nicht mehr ganz zu ermitteln. Derselbe Zuge schloß er sich als Begleiter des Protagoras an, mit welchem er während seiner Kriegsgefangenschaft in Delion in freundschaftliche Beziehungen getreten war; derselbe hatte dem jüngeren Cyrus 1000 Mann zugesandt. Die Annahme dieses Prinzipen gegen seinen Bruder, den König Artabanus, wird von ihren Ansichten an geschilbert. Xenophon wird ausnahmslos bei Protagoras; der in dem Schutzherrn eine Unterstützung beehrte, als Freund und Rathgeber; es mag wunderlich ihn als „eine Art Stadtmajor“ bezeichnet zu sehen, inwiefern wir es bei dem Verfasser schon gewohnt, daß er überall auch bei antiken Verhältnissen die der Sache entsprechenden modernen Benennungen braucht, um sie dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen. Wir möchten nur lieber die deutsche Bezeichnung, wo diese die volle Bedeutung wiedergibt. Nach der Schlacht von Kuara und der treulosen Ermordung der griechischen Obersten trat Xenophon selbständig hervor; seine Rathschläge, die er in der Versammlung der Capitane entwickelte, wurden befolgt und er die Seele, wenn auch nicht der oberste Befehlshaber des Heeres, das nun seinen bewundernswürdigen Rückzug antrat. Die Zusammenfassung und Einrichtung der Zehntausend wird ausführlich geschildert; der Verfasser bemerkt, daß sie die vollkommenste Ähnlichkeit mit der der deutschen Landsturmtruppe zu Anfang des 16. Jahrhunderts habe. Wir können ihm darin vollkommen beistimmen, es war eine freie Soldatengemeinde, zusammengeführt auf dem Wunsch des Kriegsherrn, hier Cyrus, durch

einige Führer von Auf, welche Heroside des Kambydes durch alte Kriegsgenossen bewährten, die von ihnen als Hauptmann über die von ihnen aufgeführte Mannschaft befehligt wurden. Die Zahl waren sowohl die großen Kriegsheere der Obersten, als deren Unterabtheilungen der Capitane sehr verschieden. Erst nach der Ermordung der fünf Obersten wurde das Heertheilung ausgeglichen, und das Wohl der Führer durch die Untergetreuen trat ein. Für die Nachsicht und Loyalität des Soldatenheeres galt die lacedaemonische Ordnung. Welches wird sehr gewürdigt. Ausführlicheres haben die Briefe in der schon genannten „Geschichte des griechischen Heeres“ von Raskow und Raskow.

Xenophon's „Anabasis“ ist der folgenden Darstellung zum Grunde gelegt, diese läßt an Klarheit und anziehender Form nichts zu wünschen übrig. Besonders ist die militärische Seite derselben zu rühmend. Die Charakteristik der Werke Xenophon's wird für den Leser, auch wenn er diese Werke schon kennt, von großem Interesse sein. Als militärisch wichtig bezeichnet der Verfasser neben der rein erzählenden „Anabasis“ die „Cyropädie“, und die Tractate über die Reiterkunst und das Kunst des Reitervortrags, alle drei werthvolle Schriften. Die „Cyropädie“ ist ein Tractat über die Politik in Form eines Romans und damit zugleich ein Lehrbuch der Feldherrnkunst. „Den Lesern von heute wird es fast wie ein Widerspruch vorkommen, wenn sie verwundern sich fast nicht, wenn ein tüchtiger General zum Gefanten ernannt wird, haben es dagegen ganz in der Ordnung, wenn diese Stelle einem Menschen anvertraut wird, der eine sogenannte diplomatische Karriere gemacht, das heißt, als Gesandtschaftsmitglied oder Legationssecretär jahrelang Nachbarschaften getragen hat, in den verschiedenen Hauptstädten Europas auf den Strich gegangen ist (1), in den Salons auf Überheften gehört und über Überheften althergebrachte Berichte abgefaßt hat, oder auch einem Hofe präsidirt, der in legislativen Versammlungen den Verhältnissen Rechnung getragen, bei Schlichtungen selbstes Leben gehalten und sich derselben gerühmt hat, daß er von militärischen Verhältnissen gar nichts versteht.“ Der Verfasser, sehen wir, fragt der modernen Diplomatie kein Lob. Ganz einverstanden sind wir aber damit, daß der Krieg der Grundpfeiler der Politik sei, und haben uns darüber an andern Orten ausgesprochen. Den Epilog der „Cyropädie“ behandelt Raskow, abweichend von der Auffassung neuerer Forscher, welche ihn für eine Fiktion erklären, ebenfalls als eine Arbeit Xenophon's, weil sie ganz seinen Charakter entwerfe und er den Gedanken darin andeute, daß nichts leichter sei, als das wirkliche Verfehlen, das dem aufgestellten Ideale des Königs so wenig entspricht, zu erlangen: ein Gedanke, den sich ihm bei dem Zuge der Zehntausend aufgedrängt und wozu er was in seinem Lehrgedächtnis den militärischen Weg angebe. Für Reiter und Pferdebesitzer unserer Tage wird der Inhalt der beiden oben angeführten Tractate Xenophon's nicht leicht eine Anregung sein, dieselben — sie sind ja vielfach abgelesen — zu lesen, so werden darin eine sehr alte Erinnerung des Lesers finden.

Montluc's Biographie ist die dritte. Da wir kennen eine Menge hochgeachteter deutscher Montluc's (2) dem Namen nach unbekannt er steht, auch wir haben dieselbe Bemerkung so doch manchen deutschen alten militärischen Auf, der sehr vielen, welche aus ihm kennen fremd geblieben ist. Dieser militärische Charakter hat viel sagen! Wir haben die vorliegende Bearbeitung für die gelangte der Sammlung. Der Verfasser hat sich viel mit Montluc's „Commentarien“ beschäftigt, die ihm zu seiner „Geschichte der Infanterie“ für jene Zeit die wichtigsten Materialien geliefert und einigermassen den Mangel spanischer Quellen, den wir bei dem trefflichen Werke auffallend gefunden, ersetzen. Wir bedauern, daß letztere dem Verfasser nicht zu Gebote standen, er würde die spanische Infanterie, gerade zu jener Zeit die erste der Welt, eingehender geschildert haben. Dies war bedauerlich.

Blaise de Montluc, aus einer hervorragenden Familie der Gascogne, wurde im Jahre 1563 geboren und trat früh

i von Bo-
egen wel-
i verloren
rr Karl V.
i Italien,
i Joir eine
mancom-
nach gebo-
i jede aus
(hommo
Dogaern,
urmes be-
i, um dort
erie über,
nach lau-
vir sügen
Odelente
i Montluc
aber das
gt wurde,
müde und
wurde in der großen Niederlage bei Pavia, wie sein königlicher
Herr, gefangen. Ohne Lösegeld, weil er nichts besaß, nach dem
Frieden entlassen, warb er, dazu aufgefordert, für den folgenden
napolitaniſchen Feldzug eine Compagnie Fußvöll. Der Ver-
fasser schildert nach dem „Commentarien“ höchst lebendig die Kriegs-
begebenheiten im allgemeinen, wie Montluc's Kämpfe insbeson-
dere manche Gelegenheit findet, an sich selbst
zu schmeicheln. Montluc gelobte Unserer
einem Sturme, wenn er glückte, so viel
n, als ihm möglich wäre, vor der Stur-
retten. Der Verfasser setzt hinzu: „womit
glauben vielleicht nicht einmal ein Gefal-
n von dieser unwürdigen Meinung wäre es
eigenhämliche Lust, der Brutalität und
überwärtiger Kriegesnechte sich zu freuen!
: größte Theil des französischen Heer-
: blieb verschont. Franz I. suchte nun,
se sein Fußvöll meist auszumachen, eine
infanterie in sogenannten Regimenten nach
lontlus wurde dabei Lieutenant einer Com-
1000 Mann, und kämpfte bei dem Gra-
bsfrankreich, warb auch später mit eigener
ignien in seiner Heimat, die nach dem
atlassen wurden. Im vierten Kriege ka-
: die weitere Ausbildung der Infanterie,
rößten Wirkungskreise. Der Verfasser
von Grundoberg der Franzosen, womit er
ihre antut. Die allgemeine Bedeutung
Vater der Landeskunde in Deutschland
se sehr wir auch seine Verdienste um die
anerkennen. Er war es, der hier die
nerraffen förderte und damit das Schick-
ht von Gerselles, der nun ihrer Wichtig-
Abschnitt gewidmet ist, bietet schon ein
Raffabe. Montluc wurde noch in dem
Nordgrenze beordert, wo er das Patent
: französischen Infanterie der Belagerungs-
armer von Boulogne erhielt. Nach dem Frieden von Cressy
mit dem Kaiser bereitete Franz I. eine Landung in England vor,
welcher Montluc in gleicher Eigenschaft beizuwohnen sollte. Da-
mals war noch ziemlich allgemein die Ansicht verbreitet, daß ein
Engländer zwei Franzosen schlage; Montluc strebte um jeden
Preis, den Soldaten diese unglückliche Meinung von der Ueber-
legenheit der Engländer zu benehmen. Heute, wo England wie-
der eine Landung der Franzosen fürchtet, scheint sich eine umge-
kehrte Ansicht zu verbreiten. Der Frieden mit Heinrich VIII.
ließ das zweifelhafte Unternehmen nicht zur Ausführung kommen.
Unter Heinrich II. diente Montluc in Piemont unter Drifac

und dann als Gouverneur des festen Platzes Alba. Als Stern
die Spanier vertreiben und sich unter französischen Schutz gestellt
hatte, wurde Montluc hier zum Gouverneur ernannt und ver-
theidigte die Stadt auf das tapferste. Wir lesen dabei eine hu-
moristische Beschreibung, wie er sich, kraut und wass, in der
prachtvollsten Schminke geworfen, um der Katholikerversammlung, die
schon von Unterhandlung sprach, zu imponiren. Es ist zugleich
ein Beitrag zur Geschichte der Costüme. Montluc erschien in
carminfarbenen Hosen mit goldenem Besatz, einem eben solchen
Bruststap, einem mit rother Seide und Goldfaden gestickten Hemd,
einem Büffelfoller, darüber den vergoldeten Ringtragen seiner Ri-
dung; dazu setzte er einen deutschen Hut von grauer Seide mit
breiter silberner Schnur und mit Silber durchwirkten Reiter-
federn auf und zog einen Waffenrock von grauem Sammt mit sil-
bernen Treppen, gefältelt mit Silbertaffen über. Sein eingefallenes
Gesicht leuchtete er mit griechischem Wein, um ihm einige Farbe zu
geben, wusch sich auch die Hände damit und trat nun so vor
die Versammlung, die er durch seine Rede mit neuem Ruhm be-
festigte. Aber der Hunger zwang die Stadt endlich doch zur Ge-
pulation (eine Raze als Leckerbissen war mit 3-4 Taler
bezahlt worden), und Montluc zog mit allen Kriegesgehirn aus.
Von 1555 — 57 diente er wieder in Italien. Im Jahre
1558 wurde er zum Obersten der gesammten Infanterie unter
Kaiser an der Nordgrenze ernannt; nach dem Frieden von Cam-
bray-Landbreits kehrte er in seine Heimat zurück, wo er endlich
die ihm längst versprochene Ordnungscompagnie erhielt.

So weit sind wir seiner kriegerischen Ehrenlaufbahn mit Freu-
den gefolgt. Nun aber trübt sich das Bild. In den bald darauf
ausbrechenden Hugenottenkriegen war Montluc einer der grim-
migsten und grausamsten Verfolger der Protestanten. Hier steigt
sich nun in dem Werke der Vorzug derjenigen Behandlung,
welche der Verfasser gewählt hat. Er legt Montluc's ausführliche
Autobiographie stets zum Grunde, hat aber von einem selbstän-
digen Standpunkte das Leben seines Helden geschildert. Montluc
wurde der Erretter und Erhalter von Guyenne genannt, er
wollte seiner Wunden wegen nach dem (sogenannten letzten)
Frieden von St. Germain'sen Raze, die Entlassung von
seinen Functionen als Gouverneur fordern, aber der König
hatte ihm schon, ohne dies zu erwarten, einen Nachfolger
ernannt. Der Brief, welchen darauf der alte Soldat im Ge-
fühl seiner Kränkung an den König schrieb, ist höchst lehr-
werth. Damit schied Montluc aus dem militärischen und
politischen Leben. Ohne ein Commando zu führen, wohnt er
zwar noch, aufgefordert von Katharina von Medici, der Belage-
rung von Rochelle bei, wurde auch von Heinrich III. zum Mar-
schall von Frankreich ernannt und bereitete sich vor, den Krieg
noch einmal gegen die Protestanten in der Gascogne und Guyenne
zu führen, aber seine geschwächten Körper und Geisteskräfte
ließen ihn zu dem Entschlus kommen, sich auf sein Gut Millau
zurückzuziehen, wo er im Juli 1577 starb.

Dies ist die Lebensgeschichte des Mannes, dessen Denkwür-
digkeiten und Ansichten der Verfasser in einer besonders Abhan-
dlung zum Schlasse seines Werks charakterisirt. Auch hier bezieht
er alles mit Montluc's Worten aus den „Commentarien“. In
das Gegebene knüpft er dann seine eigenen Ansichten, die wir
aber alles, was rein militärische Verhältnisse betrifft, als ein
gebliebenes Resultat gründlicher Kenntnisse, eigenen Urtheils und
selbständiger Kritik anerkennen. Sowie er aber von dem Par-
teistandpunkt, den er nun einmal eingenommen hat, auf die Fürsten
und den Adel zu sprechen kommt, stimmt er einem Ton an, der
seinem Werke wahrlich nicht zum Schmuck gereicht. Was soll
man sagen, wenn er Bayard, den Ritter ohne Furcht und Za-
del, ein „ritterliches Hornevieh“, die Umgebung der Fürsten „Pol-
do-chambre-Träger“ nennt u. s. w.! Das ganze Kapitel:
„Montluc und die Ritterlichkeit“, ist nur eine Verhöhnung dieser
letzten Begriffe, den wir für ganz unabhängig von adelicher Ge-
burt und sehr hoch halten. Dagegen ist das letzte Stück: „Mont-
luc und die Wissenschaft“, seinem Kerne nach vortheilhaft. Wir
theilen ganz die Ansicht über die Klasse von „Erreieplapier“

lagen", welche gegen die sogenannte Theorie, d. h. das Wissen, kämpften und meistens ebenfalls ebenso wenig können, als sie wissen. Dieser vermeintliche Gegensatz von Wissen und Können, der keiner ist, hat leider eine Nichtachtung des Wissens erzeugt, die von der Inbolenz und Impotenz mit wahrer Behaglichkeit genährt und gepflegt wird. Wenn irgendwo Vertheilungen, wie Rüssow sie ungeschert überall ausreicht, an ihrem Plage sind, so ist das hier der Fall. Sie werden nur von denen, welche sie treffen sollen, nicht gelesen werden. Aber die Mittel militärischer Ausbildung zu Montluc's Zeit, wo es noch keine Militärschulen gab, deren wir von ihm selbst berichten: neben der Erfahrung, aus welcher er sich seine Theorie abstrahiren konnte, war es das lebendige Gespräch, das Lesen und die eigene Ueberlegung vor jeder Handlung. Die Kriegserfahrung in untern Gräben gesammelt war ihm wenig werth, wenn man erfährt dabei von den Erbitten des Sieges oder der Niederlage nichts. Wir sind damit vollkommen einverstanden. Dafür spielt das Gespräch in der Geschichte der Entwicklung der Kriegswissenschaft im 16. und 17. Jahrhundert eine wichtige Rolle. In der That ist es ja wirklich die mehrseitige Betrachtung (Theorie) der Thatfachen in ihrer natürlichen und ursprünglichen Gestalt.

Montluc wollte durch seine Denkwürdigkeiten, die er nach dem Vergange Julius Cäsar's, wie er selbst sagt, „Commentarien“ nennt, durch die Erzählung seiner eigenen Erlebnisse mit allen Nebenumständen, mit Angabe der Gründe, die ihn bestimmten, der Hindernisse, die ihm entgegenstuden, kriegerische Belehrung gewähren. Er hat diesen Zweck vollkommen erreicht. Die „Commentarien“ wurden schon, ehe sie im Druck waren, vielfach abgeschrieben und mit Eifer gelesen; 1592 wurden sie zum ersten Male gedruckt, seitdem noch siebenmal bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Seitdem sind sie in der militärischen Welt mehr und mehr, wie viele Schätze früherer Zeit, in Vergessenheit gerathen. König Heinrich IV. nannte sie die „Soldatenbibel“, um ihren Werth zu bezeichnen. Wir danken dem Bearbeiter derselben, daß er die Aufmerksamkeit wieder auf sie gelenkt und sie durch sein Werk deutschen Militärs, welche sich das Original auch aus Bibliotheken schwer verschaffen können, zugänglich gemacht hat! Möchten sie nur benutzt werden!

Karl Gustav von Bernsch.

Der literarische Sansculottismus.

Von einem Leser und Freunde d. Bl. in Bremen erhielten wir vor einigen Wochen ein Stück des „Genius der Zeit“ (Novemberheft oder erstes Stück 1800), ein Stück des „Genius des 19. Jahrhunderts“ (Octoberheft oder zehntes Stück 1801) und ein Heft des „Deutschen Magazin“ (Februarheft 1799) in Begleitung folgender Zeilen: „Beifolgende Hefte haben vielleicht einiges Interesse für Sie; die Klage über den literarischen Sansculottismus ist, wie Sie sehen, nicht neu. Vielleicht gibt Ihnen diese Sendung aufs neue Veranlassung, die deutsche Kritik zum Anstand zu ermahnen.“ Die Pöcken, die uns zu diesem Zwecke von dem Einsender bezeichnet wurden, sind im „Genius der Zeit“ die Aufsätze „Ueber den literarischen Sansculottismus“ (1800, S. 728) und „Ueber die Ruhmsucht der Gelehrten. Aus dem Lateinischen“ (1801, S. 140) und im „Deutschen Magazin“ das Gedicht: „Die gelehrten Streiter“ (1799, S. 219). Schlimm genug, wenn die Klage über Verletzung des literarischen Anstandes schon so alt ist, und daß alle Rügen, Mahnungen und Warnungen noch so wenig beigetragen haben, diesem Uebel ein Ende zu machen oder es auch nur wesentlich zu verringern! Es gehört ja doch zur Beobachtung des Anstandes so wenig! Die Schriftsteller brauchen sich ja nur vorzustellen, als ob sie, was sie sich schriftlich sagen wollen, mündlich in guter Gesellschaft zu sagen hätten; dann wird sich der richtige Ton schon finden, und man wird wenigstens wirklich beleidigende und persönlich fränkende Formen des Labels zu vermeiden suchen. Leider sind aber zuweilen gerade diejenigen, welche sich im Salon als die gelehrtesten, glaciertesten, in der Beobachtung

der Buchstaben des Complimentbuchs und des Tagejournals pedantischsten Menschen darstellen, in der Literatur die allerschlimmsten und ungezogensten. Und man vergesse nicht, daß die Beschwerden über den literarischen Sansculottismus meist nicht so wol aus den Kreisen der professionellen Schriftsteller selbst, sondern aus den Kreisen des beobachtenden Publikums hervorgingen und hervorgehen; denn wenn es auf den Zuschauerplätzen auch manche geben mag, denen die auf dem literarischen Theater vorgehenden Schimpf- und Rauffcenen Spaß und Vergnügen gewähren, so empfindet sicherlich die Mehrzahl daran nur Ekel und Widerwillen.

Auch August Hennings, der Redacteur des Journals „Der Genius der Zeit“, das wie die Fortsetzung „Genius des 19. Jahrhunderts“ und das „Deutsche Magazin“ im Hammerich'schen Verlage zu Altona erschien, war nicht eigentlich professioneller Schriftsteller, nicht Fachliterat, sondern mehr Beobachtender und Genießer, der sich aber gedrängt fühlte, seine Beobachtungen über die Literatur und seine freisinnigen Ansichten über die Politik in Schriften und Journalen andern mitzutheilen und zur Aufklärung, Befreiung und Humanisirung der Menschen und zur Verbesserung ihrer Lage nach Kräften mitzuwirken. Er wird auch unter denen genannt, welche sich antirentistisch gegen den Rentienstand erhoben; denn er sah ein, daß die beiden großen Dichter damit ein böses Beispiel gaben, das um so verderblicher wirken mußte, je gewichtiger der Name und die Autorität der beiden Rentienverfasser waren und je ausgelegter die Deutschen im allgemeinen zu literarischen Klopffechtereien und zu absprechenden Urtheilen sind. Dagegen waren diese Rentien, soweit sie persönlicher Art waren, nur bitter und sarkastisch; sie entbehrten meist jener Feinheit, Grazie und Schalkhaftigkeit des Wiges, wodurch allein solche gegen Personen gerichtete Stachelgedichte Reiz und an und für sich Werth erhalten können, und gerade weil sie eines wirklich erfinderischen Wiges entbehrten, waren sie leicht nachzuahmen und wurden auch bis in unsere Zeit unzählig oft nachgeahmt, zum Theil von Dichtern, die oft an Geist und Werth tief unter denen standen, welchen ihre giftigen Angriffe galten. Diese Dichter wollten und wollten nicht einsehen, daß ein Dichter in dem Augenblicke, wo er persönlich giftig wird, aufhört Dichter zu sein und sich zu dem Niveau eines bloßen Länkers und Sclandmalchers, eines journalistischen Kampfhahns herabwürdigt. Man hat gesagt, die Rentien hätten unter den Mittelmäßigkeiten gründlich ausgedummt; wie wenig dies aber der Fall war, beweist die seitdem nur fortwuchernde Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit. Die absolute literarische Schlechtigkeit und Corruption blieb ja auch ganz außerhalb der Schuplinie der Rentien; durch diese wurden vielmehr nur meist in einer oder der andern Weise um die Literatur verdiente, oft sogar hochverdiente, sehr wackere Männer getroffen. Auch in dem uns vorliegenden Hefte des „Genius der Zeit“ wird (S. 774) der Rentien wie Antirentien mehrfach, das eine mal mit den Worten gedacht: „Die Rentien veranlassen viele Antirentien, die als solche die Höhe der Muster nicht erreichen konnten, und da sie solches nie hätten erstreben sollen, nicht hätten unternommen werden müssen. Es ist eine nicht ungewöhnliche Verirrung von Angegriffenen, desto eifriger die Waffen des Angreifers zur Vertheidigung zu ergreifen, je schmutziger diese im Angriffe sind. Man hätte glauben sollen, Rentien würden wie Gift mit Ekel vermieden werden, und es gab witzige Köpfe, welche sie wie Würge gebrauchten. Ein Wiedervergeltungsrecht mag dem Naturkande eigen sein. Die sittsamen Mäusen fliehen diese Robeit.“ Man, wenn auch der und jener, z. B. Ricalai, in den „Rentien“ mit den Prädicaten „Nidel“, „grober Geßel“, „Reerkopf“ u. s. w.

*) Näheres über August Hennings, eigentlich August Adolf Friedrich von Hennings, ist in Theodor Wehl's Werke: „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert“, mitgetheilt. In unserm Bericht über dieses Werk (Nr. 17 d. Bl. f. 1836) haben wir auch einige der treffenden und wirklich berechtigen Worte mitgetheilt, welche Hennings im „Genius der Zeit“ gegen die „Rentien“ richtete.

nicht „schönzig“ mit jener Reclamsprache Redende zu dazu, um die h. jede Kränkung so insidischer, je Die Briefe und auch nicht so übel Eindruck gemacht literarischen Ganges: Ruhmsucht der mehr nach der Beitrag zur Ger. Es ist kein wenn es in dem r in der Literatur an, Angebereien, r größten Gelehrten Seele heißt: zu allen Zeiten worden, sind die wie sehr sich die n, und wie sehr s wird dabei auf als canem criticorum nominum und ihn nannten, igste, welche sich obheit übertroffen r in Madrid auf rad übrigens bei mählich urbanere bei den Deutschen ganzes Regiment gen und Philolog r Scippius noch schlau, Lippins, ätte der Verfasser

nicht den Franciscanermönch Johann Niasus in Ingolstadt, der eine abscheuliche Schrift: „Urtheil daß alle lutherischen Weiber S... sind“, verfaßte, und dem Magister Simon Lemnius vergessen sollen, der in seiner beispiellos schamlosen „Monopornomachia“ die wittenberger Reformatoren, einen Luther, Epistola, Senas und ihre Frauen, auf elendes studentisches Kneipergelächel hin und aus Rache, der unzüchtigsten Dinge beschuldigte. Später suchten Belletristen, Kritiker und Aesthetiker (also die Lehrer der Schönbild!) in Bezug auf Grobheit und Kumpels den Theologen und Philologen den Rang abzulaufen. Remantes (Günold) richtete gegen Bernide das plumpe Pasquill „Der übrichte Pritschenmeister oder der schwärmerische Poet“, Triller gegen Breilinger's Kritik eine freche Antikritik im Geßalt einer Wortrede zu seinen Fabeln, die in Leipzig nicht ganz gedruckt werden durfte, die Züricher einen „Gestäubten Diogenes“ gegen ein leipziger Wochenblatt, Grimm gegen die Schweizer eine Satire „Vitius Blautodellus vollingeschränktes Linsenfüß“, halb in tiroler, halb in plattdeutscher Mundart, von Schmalz gegen die Widerfacher der Gottsched'schen Schule eine ungeschlagene Satire: „Die ganze Aesthetik in einer Ruß oder Neologisches Wörterbuch von einigen Verehrern der schraffischen Dichtkunst.“ Ipea wurde von den Gottschedianern in einer so persönlichen Weise angegriffen, daß er sich darüber zu Tode ärgerte. Noch schlimmer trieben es Klop und seine Anhänger, z. B. Nibel, der Verfasser der „Bibliothek der elenden Scribenten“ (1770). Bei ihnen war es, wie der Verfasser des Aufsatzes bemerkt, Grundsatz geworden, „andern eine unangenehme Stunde zu bereiten“. Wie man einen solchen Grundsatz mit der gepriesenen deutschen Gemäßlichkeit zusammenreimen will, das zu versuchen, müssen wir andern überlassen. Weiter heißt es von

den Aesthetikern: „Es war eine schändliche That. Die gebrauchten Briefe von Klop zeigen, wie niedrig er schmückte, um sich einen Namen und Freunde zu machen, und wie hochhaft heuchelnd und verleumderisch er über alle herfiel, die sich nicht zu ihm schlagen wollten oder ihm merken ließen, daß sie ihn nicht achteten. Er spielte den Beschränker seiner Werkträger und wachte, sonderlich in Ostfart, eine Zeit lang manche derselben anzubringen. Es war kein einziger von Kopf darunter als eine Nibel, aber auch der war verbrocht. Er hielt ordentlich Epistole, sonderlich in Leipzig. Die Buchhändlerregel stieg aufs höchste. Man mußte wissen, wer des Autors Freunde waren, oder von wem eine anonyme Schrift herrührte, und dann entschied man, ob es zuträglich sei, sie zu loben oder herunterzureißen.“ Kurz, man sollte merken, es sei hier nicht von Klop, sondern von einem Elqueuchef der Gegenwart die Rede. Auch folgende Bemerkungen möchten so gut auf unsere Zeit passen als auf das Jahr 1800, in welcher der hier benutzte Aufsatz erschien: „Wie sollte man das liberaliter aus den Augen setzen, nicht bloß sollte man freimüthig alles sagen wollen, sondern auch mild und freundlich; so wie unsere heutigen literarischen Feinden müßten keine sein! So sehr sie von jeher in allen Facultäten die dem Gelehrten vorzüglich nöthige Ruhe unterbrechen, so waren sie doch nie so Hochheißig allgemein, nie so ein bellum omnium contra omnes, nie so ohne alle Schonung auf Leben und Tod als jetzt“, und schreiet: „So lange noch die Regel gilt:

Rien n'est beau que le vrai. Je vrai seul est aimable.
Il doit regner partout et même dans la table.

können wir es zugeben, daß Gelehrte sich untereinander beschömen. Aber wenn sie es bis zu öffentlichen Verleumdungen treiben, wenn diese Verleumdungen über den Kreis der gelehrten Republik hinaustraten, wenn sie in das bürgerliche Leben hinübergehen, wenn sie zu persönlichen Mißhandlungen führen und die traurigen Folgen haben, die uns nicht unbekannt sein können; dann muß man gestehen, daß die Invidie den höchsten Grad der Schenßlichkeit erreicht hat. Die jetzt verfloffenen 10 Jahre liefern hiervon ein trauriges Gemälde, das sich nicht in den Rahmen einiger Zeilen fassen läßt, und wozu hilft es auch, die Schmerzen zu erneuern, die billige Seelen dabei empfunden haben.“ Aber wir glauben, daß man im Jahre 1800 noch nicht das Aergste dieser Art erlebt hatte.

Der Verfasser des Gedichtes, „Die gelehrten Streiter“ (in „Deutschen Magazin“ ist eine Straßepistel, an einen „jungen Freund“ (S. S. S.) gerichtet, welcher wie so mancher auch im Publikum an literarischen Standalen seine Freude hatte. Da heißt es denn:

Kaum wird ein Hauf von Blättern mir gesandt,
Da man gelehrte Blätter hat genannt;
So greiffst du zu, ob sie nichts Neues melden
Von Kriegsthaten der gelehrten Heiden.

Du suchst nicht oft umsonst. Kaum ist ein Blatt,
Das nicht auch Fehden mit zum Inhalt hat.
Oft kommen Blätter, die Schlachtfeldern gleichen;
Verschlagnen Namen liegen da, wie Leichen.

Das macht die Freude, und du stannst den an,
Der so wie Feder mörderisch führen kann!
Du zählst die Streiche, merkst von welchen Stichen
Der ober jener auf dem Flay geblieben.

Mein junger Freund, was legt die Freude macht,
Wirt, wenn Verrauft einß ganz bei dir erwacht,
Dich schmerzen, und du wirft mit mir beklagen,
Daß sich Gelehrte pöbelhaft betragen u. s. w.

Auf einen vielleicht charakteristischen Umstand möchten wir noch aufmerksam machen. Wenn der Franzose einen Autor citirt oder über ihn im Guten oder Schlimmen spricht, so vergißt er fast nie, seinem Namen das „Monsieur“, in M. abgekürzt, vorzusetzen; der Deutsche bedient sich des „Herr“ vor dem Namen

des Autors saß immer nur dann, wenn er recht bitter sein will, verbindet also damit einen ironischen oder hässlichen Nebenbegriff; wenn dagegen der Deutsche recht artig und höflich sein will, so setzt er wol dem Namen des Autors dessen vollständigen Titel oder Amtstitel vor, was in Frankreich nur äußerst selten geschieht.

Der Verfasser des Aufsatzes über den literarischen Sittenstillschismus bemerkt einmal: „Eine allgemeine Geschichte literarischer Tugenden zu schreiben, ist kein angenehmes Geschäft, und das Unternehmen zu groß für einen Journalaussatz; ob sie gleich wie jede Geschichte menschlicher Thorheiten oder Anthaten einen großen pragmatischen Nutzen haben würde.“ Die Ansicht, daß eine Geschichte der deutschen Streitschriftenliteratur und Polemik von größtem literarisch-historischen Interesse, als Sittenbild lehrreich und als Barometer für den erheblichen Nutzen sein würde, haben wir in H. Bl. schon wiederholt ausgesprochen. Die Arbeit wäre eine sehr schwierige, weil sie ganz aus dem Neuen heraus vollbracht werden müßte, aber sie würde sich lohnen.

Notiz.

Kirchenholz' „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ in neuer Auflage.

Von J. W. von Kirchenholz' berühmter „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs in Deutschland“ ist soeben eine neue Auflage, die sechste seit dem ersten Erscheinen des Werks, verankert worden und, mit einem in Kupfer gestochenen Portrait Friedrich's des Großen nach einem geistvollen Bilde von Pesne und einer Karte des Kriegsschauplatzes ausgestattet zu Berlin in der Haude- und Spener'schen Buchhandlung (1860) erschienen. Der Herausgeber dieser von der Verlagshandlung dem Prinz-Regenten gewidmeten sechsten Auflage, August Potzbach, hat das Buch mit einem sehr brauchbaren Register sowohl als mit einem Lebensabrisse des Verfassers versehen, in welchem es unter anderem die Worte dieses Buchs heißt: „Das geistvollste Werk Kirchenholz' aber bleibt die „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“, welche noch im Berliner „Historischen Taschenbuche für das Jahr 1789“, dann sehr erweitert Berlin 1793 in zwei Bänden erschien. Wägenrad zeigt sich darin unser Geschichtsschreibers Talent zu spannen, geschmackvoller Darstellung, die den Kundigen wie den Laien in gleicher Weise fest und das Werk zu einem der ausgezeichnetsten unserer Literatur erhebt. Seine Classicität fand allgemeine Bewunderung und veranlaßte die Uebersetzung in mehrere lebende Sprachen (J. B. in die französische unter dem Titel: „Histoire de la guerre de sept ans traduite de l'allemand par le baron de Bock“, Metz und Paris 1780) der sich sogar eine treffliche lateinische anschloß; letztere, wie der Herausgeber in einer Note hinzufügt, von Heinrich G. Reichard unter dem Titel „Historia belli septennii in Germania ab a. 1756 ad a. 1763 gestu“ verfaßt. Diese, zuerst 1790 erschienen, erlebte sogar nur zwei Jahre später eine zweite Auflage und dürfte sicherlich aus mehrfachen Gründen der Latein treibenden Jugend zur Lectüre und zu Uebungen zu empfehlen sein. Im übrigen hat der mit der Revision betraute Herausgeber insofern die Nation des Buchs dem heutigen Geschmacke angepaßt, daß er veraltete Wendungen und Ausdrücke beseitigte. Sicherlich macht man jetzt an ein historisches oder kriegerisch-literarisches Werk erweiterte oder höhere Ansprüche, auch werden ohne Zweifel manche Ansichten des Verfassers einer näheren Kritik nicht Stand halten, manche seiner Angaben mögen seitdem eine factische Berichtigung erfahren haben, aber was Reinheit des Ausdrucks, was ungefühlte Einfachheit, Klarheit und Gesälligkeit des Stils und Anschaulichkeit der Darstellung betrifft, so kann der alte Kirchenholz den meisten unserer neuern Geschichtsschreiber zum Muster aufgestellt werden. Seine Beschreibungen der Schlachten Friedrieh's des Großen sind Schlachtgemälde, die sich vollkommen als kleine Kunstwerke abheben und dem Gedächtniß unvergänglich einprägen. In Bezug auf Stil und Darstellung ist überhaupt

so mancher unserer ältern Schriftsteller den neuern zur Lectüre und Nachahmung zu empfehlen. J. J. Engel J. B., der gewissermaßen als der Vorläufer des modernen Realismus und Utilitarismus in der Literatur zu betrachten ist, wird sicherlich von vielen heute Lebenden an Geist und Tiefe übertroffen, aber er schrieb ein kluges, schlichtes, correctes und unvermengtes Deutsch, und in dieser Hinsicht verdienen seine Schriften noch jetzt gelesen zu werden, unter andern auch „Lorenz Stork“, so wenig auch dieser damals berühmte Kaufmannsroman, was Ordnung und spannende Handlung betrifft, dem jetzigen vorwärtigen Geschmack Befriedigung gewähren mag.

Bibliographie.

Kolan der Abref. Ein Lebensbild aus den Kaufmanns-
büchern. Von einem Deutschen. Wien, Rappert. 1860. 8
20 Ngr.

Die 1. Kathi
Erzählungen für das
Elliot, G., 1
Bände. Berlin, 2
Fabri, G., 1
und anderen Länder
Hofer, G., 1
Stuttgart, Krabb.

Jarisch, G. H., Harmonium. Gedichte. Wien, Rappert.
u. Comp. 16. 21 Ngr.

Labs, G., Graf Moritz Arndt. Ein Bächlein für das
deutsche Volk. Nebst ungedruckten Briefen Arndts und einem
Gedichte „Des Alters vom Rhein Abschied und Heimkehr.“ Jena,
Dobbertiner. Gr. 16. 10 Ngr.

Leben und Wirken von Samuel Leitch, Missionar in Aus-
tralien und Neu-Seeland. Cincinnati. 1859. 16. 8 Ngr.

Mahler, G. W. S., Unser Schiller. Nachträge. Heraus-
gegeben und mit einem einleitenden Vorwort versehen von G.
Werggraff. Magdeburg, G. Baensch. 16. 20 Ngr.

Moelling, P. A., Reise-Skizzen in Poesie und Prosa.
Gesammelt auf einer siebenmonatlichen Tour durch die Vereinig-
ten Staaten von Nord-Amerika. Illustrierte Ausgabe. Göttingen.
Gr. 8. 2 Thlr.

Schuricht, R., Auszug aus dem Tagebuche eines Mate-
rialisten. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 20 Ngr.

Strack, K., Missionsgeschichte von Deutschland oder wie ist
Deutschland ein christliches Land geworden. Leipzig, Schilde.
Gr. 8. 20 Ngr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1860. In Verbindung
mit mehreren Freunden vaterländischer Geschichte herausgegeben
von F. Lauterburg. Der Jahrgang. Mit 4 Abbildungen.
Bern. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Meyer, M., Die Schiller-Feier in den Vereinigten
Staaten Nord-America's. Eine Beschreibung der in New-
York und anderen Städten der Union am 10. November
1859, dem 100jährigen Geburtstage Schiller's begangenen
Festlichkeiten, Vorfeier und Nachfeier. New-York. 1859.
Gr. 4. 12 Ngr.

Napoleon der Dritte und Europa. Leipzig, Kollmann.
Gr. 16. 8 Ngr.

Der entlarvte Palmation. Vom Verfasser der „Despoten
als Revolutionäre.“ Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Papst und der Kirchenstaat. Mit einem Anhange,
enthaltend das Verzeichniß der Schenkungsurkunden an den heiligen
Stuhl und die Gegenschrift des Bischofs von Orleans gegen die
Dresdener: „Der Papst und der Congress.“ Wien, Rappert u.
Comp. Gr. 8. 9 Ngr.

Stall, Beiträge zur Melanchthonsfeier in Kirche und
Schule. Stuttgart, Velsler. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das soeben erschienene achthunddreißigste Heft (Bogen 6—9 des vierten Bandes) enthält:

Die neuesten Geschichtswerke in Frankreich. — **Die Jade in ihrer handelspolitischen Bedeutung.** — **Die Falklands-Inseln.** — **Rudolf Eduard Schinz**, Ingenieur beim Bau der Weichselbrücken. — **Die Gebrüder Rüstow.**

Kleinere Mittheilungen: Alsolow (Sergei Timofejewitsch). — Beidler (Hermann, Ritter von). — Bromme (Karl Rudolf, genannt Brommy). — Gasser (Julius). — Emilia, d. i. Aemilia (terra ober regio). — Kaylor (Sir William Francis Patrick). — Deynhäusen (Sab). — Schlayer (Johannes von).

Dieses Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon“, sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten etc. und die Fragen des Tages behandelt. Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt 6 Ngr. Der erste bis dritte Band, die gewissermaßen den 16.—18. Band des Conversations-Lexikon, bilden werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Japan und seine Bewohner.

Geschichtliche Rückblicke

und

ethnographische Schilderungen

von

Land und Leuten.

Von

Wilhelm Meine.

Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Seiner Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten von Preußen gewidmet. Der Verfasser der „Reise nach Japan“ gibt in vorstehendem Werke einen interessanten historischen und ethnographischen Commentar zu seinen frühern Schriften über Japan und sein merkwürdiges Volk.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

Diese Wochenschrift hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits die allgemeinste Anerkennung erworben und wird fortfahren, interessante Mittheilungen zur Zeitgeschichte zu bringen, welche die Zeitungen selbst des beschränkten Raumes wegen meist nicht geben können (namentlich auch den Bortlaut wichtiger Actenstücke), und so als eine Ergänzung zu allen Zeitungen zu dienen. Die Zeitschrift bildet trotz ihres selbständigen Charakters zugleich eine Sonntagsbeilage der Deutschen Allgemeinen Zeitung und ist von den Abonnenten der letztern gleichzeitig mit dieser zu bestellen.

Abonnements auf das mit dem 1. April beginnende neue Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 26 Ngr. Die bisher erschienenen Nummern (die ihres nicht veraltenden Inhalts wegen ein bleibendes Interesse haben) sind in besondern Umschlag geheftet zu 26 Ngr. für das Vierteljahr durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Elbzölle.

Aktenstücke und Nachweise 1814—1859.

Nebst einer Einleitung über die Flussschiffahrts-Bestimmungen der Wiener Kongressakte und die Elbzollfrage.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

In dieser Schrift werden die vollständigen, bisher nur wenig oder gar nicht bekannten Materialien zur Beurtheilung der wichtigen nationalen Angelegenheit der Elbzollfrage mitgetheilt und die Gesichtspunkte erörtert, welche die baldigste Beseitigung der unerträglichen und mit dem Völkerrecht wie mit Staatsverträgen im Widerspruch stehenden Bedrückung der Schifffahrt durch die Elbzölle wünschen lassen. Die Schrift verdient deshalb in hohem Grade die Beachtung aller hierbei Betheiligten, der Regierungen wie des deutschen Kaufmannsstandes.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt

an Barnhagen Ense.

Vierte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Soeben ist die vierte Auflage dieses Werks erschienen, nachdem die ersten drei binnen drei Wochen vergriffen waren. Seit langem hat in Deutschland kein Buch solches Aufsehen gemacht. Die dritte und vierte Auflage sind durch ein die Veröffentlichung rechtfertigendes neues Vorwort vermehrt, welches die Besitzer der ersten beiden Auflagen von den betreffenden Buchhandlungen gratis erhalten können.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 14. —

1. April 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Robert Prutz als Literaturhistoriker der Gegenwart. Von Hermann Waggstaff. — Zeit- und Sittengeschichtliche Romane. Von Emil Müller-Sandweggen. — Helene, Herzogin von Orleans. — Notiz. (Humorist in Bild und Schrift.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Robert Prutz als Literaturhistoriker der Gegenwart.

Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848 — 58. Von Robert Prutz. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn irgendein Umstand beweist, wie sehr das literarische Fieber in Deutschland unter den Literaten selbst abgenommen hat, so ist es die geringe Theilnahme, welche das vorliegende Werk bisher in der Presse selbst gefunden zu haben scheint, während doch die soeben erschienene zweite Auflage desselben beweisen dürfte, daß es nicht immer das lärmhafte Geschrei journalistischer Ausrufer ist, welches einem Buche Leser und Käufer verschafft. Es gibt solche literarische Erscheinungen, welche ihren Weg am besten in der Stille machen, was man auch von manchen Autoren überhaupt sagen kann. Wäre aber vor nur 20 oder 15 Jahren ein ähnliches Buch erschienen, angefüllt mit Charakteristiken und zum Theil Abfertigungen noch lebender Autoren, hervorgegangen aus der Feder eines so namhaften Autors wie Robert Prutz, eines Autors, der zugleich Herausgeber eines einflußreichen Journals, so würde die gesammte belletristische und kritische Presse mit Inbegriff der Feuilletons oder literarischen Beilagen der politischen Zeitungen heißhungrig darüber hergefallen sein, um das Buch zu Auszügen zu benutzen, es zu kritisiren, literarische oder persönliche Erörterungen daranzuknüpfen, oder dagegen zu polemisiren und das Buch und seinen Verfasser zu Staub zu zermalmen. Heutzutage halten es selbst die von Prutz Getadelten für kaum der Mühe werth, da sie sich ohne Zweifel im stillen doch darüber ärgern, für klüger und taktvoller, zu diesem Tadel zu schweigen und das Buch möglichst zu ignoriren. Prutz selbst wird dieses durch die veränderte Richtung der Zeit aufgedrungene, halb verlegene und süßsaure Schweigen nur als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen, wie wir

auf folgender Stelle seines Buchs abnehmen zu dürfen glauben:

Die Literatur hat in den letzten zehn Jahren sehr an Werth und Ansehen verloren, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, brauchen es aber auch nicht zu thun, weil es, recht verstanden, eine Erscheinung ist, die wiederum zu den erfreulichen gehört. Denn in demselben Maße, wie die Literatur verloren, hat das Leben an Ansehen und Bedeutung gewonnen. Das einseitige Interesse, was wir in vorwärtlicher Zeit den literarischen Zuständen und Persönlichkeiten widmeten, war doch im Grunde nur ein kläglicher Nothbehelf für das mangelnde politische Interesse. Schauspieler und Schriftsteller theilten dazumal bei uns das nach den damaligen Begriffen wenig ehrenvolle Privilegium, öffentliche Personen zu sein und als solche auch dem öffentlichen Urtheil, sei es lobend, sei es tadelnd, zu unterliegen; an diejenigen, denen wir das Bud am liebsten gesegnet hätten, an die Minister und Staatsmänner durften wir nicht heran, und so ließen wir denn unsern ganzen Grimm und ganzen Durst nach Deffentlichkeit an den armen Schauspielern und Literaten aus. Jetzt ist auch das anders geworden.

Anders sicherlich! Ob auch, bei Lichte besehen, besser oder doch viel besser? Das ist denn doch wol noch die Frage. Wer selbst im Kreuzfeuer der frühern, oft durch ebenso viele Hinterlist und Bosheit als Impertinenz und Brutalität durchwirkten literarischen Scharmügel mitgestanden hat, kann wol am wenigsten wünschen, daß das Heine-Wörne'sche literarische Interregnum mit seinen zahllosen, fast immer in rohe Persönlichkeiten ausartenden Skandalen wiederkehre. Und das Schlimmste war, daß ein großer Theil des Publikums, und zwar gerade der, welcher die Schranken füllte, die handwerksmäßigen literarischen Boxer zwar verachtete, aber doch an ihren Klopfflechtereien sein Vergnügen hatte, ja die Literatur sich nur unter der Form eines fortgesetzten literarischen Skandals denken konnte und z. B. bei jedem neuen literarischen Erzeugniß Heine's nicht danach fragte, ob und wie viel poetische Schönheiten, sondern ob und wie viel Injurien und Gemeinheiten es enthalten möchte. Gab es doch damals Verlagsanstalten, welche keinen andern Ehrgeiz

zu kennen schienen als den, Niederlagen solcher Standalosa zu sein. Aber es wäre doch bedenklich, wenn die frühere nur auf Abwege gelenkte fieberische Theilnahme an der Literatur, die doch als Ausdruck des geistigen Vermögens einer Nation und als Spiegel ihres sittlichen Zustandes immer zu den höchsten Angelegenheiten eines gebildeten Volks gehören müßte, in Stumpfheit und Gleichgültigkeit gegen dieselbe übergegangen sein und die Lust am Skandal sich nur andere Kanäle gesucht haben sollte. Wir erkennen es im vollsten Maße an, wenn Bruß weiter bemerkt: „Wir haben jetzt, gleichviel unter welchen Beschränkungen, aber genug, wir haben ein öffentliches politisches Leben, wir haben nationale Interessen, die wir öffentlich erörtern“, aber es erregt uns schon Bedenken, wenn er dann weiter hinzufügt:

Wir haben auch Minister, Ministerialräthe und ähnliche Sündenböcke, auf die wir unsern Grimm ausschütten dürfen; man braucht nicht mehr, wenn man sich einen hübschen gesunden Aerger verschaffen will, die Sanktionen zweier sich bekämpfenden Schriftsteller zu lesen, sondern jede beliebige Zeitung, die wir zur Nachmittagslectüre in die Hand nehmen, bietet uns den reichlichsten und passendsten Stoff dazu.

Also wäre nur das Terrain gewechselt, aber die Neigung zu einem „hübschen gesunden Aerger“ dieselbe geblieben, und die Götter wissen es, daß die politischen Verhältnisse Deutschlands noch viel mehr dazu angethan sind, dieser Neigung zu einem „hübschen gesunden Aerger“ Vorschub zu leisten, als die literarischen. Die in diplomatischen Noten und officiösen Journalen sich fortspinnenden Streithändel zwischen den deutschen Staaten und den politischen Parteien innerhalb dieser Staaten sind ja im Grunde auch nur Klopffschtereien, wenn auch im größern Stile, aber mit denselben Chicanen geführt, wie die literarischen Kapsalereien. Und ähnlich wie es unter den Schriftstellern so manche gab und gibt, welche sich so anzustellen mußten und wissen, als wenn sie von einem wirklichen Literaturinteresse getrieben würden, während sie doch nur rein persönliche Interessen dabei im Auge hatten, so gibt es sicherlich auch so manche Politiker, die ein vaterländisches Interesse vorschützen, während sie doch nur der Selbstsucht fröhnen, das Staatsinteresse zu ihrem Vortheil ausbeuten und nur ihre werthe Person in den Vordergrund schieben möchten. Sie gleichen jenen Schauspielern, welche, unbekümmert um das Ensemble, nur bestrebt sind, ihre Rolle zur Geltung zu bringen und, während sie von einem begeisterten Raptus ergriffen zu sein scheinen, den Zuschauerraum überblicken, um ungefähr zu überschlagen, wie viel ihnen der heutige Abend wol an Applaus, Hervorrufen, Blumenkränzen und klingendem pecuniären Gewinn eintragen möchte.

Bruß wird und könnte doch aber sein Buch nicht geschrieben haben, wenn er nicht voraussetzte, daß doch noch ein hinlängliches literarisches Interesse vorhanden sei; denn sonst hätte die Veröffentlichung seines Werks gar keinen Sinn und Zweck. Wäre man wirklich der Ueberzeugung, daß die Schriftsteller und Dichter in unserer Zeit in der That so ganz unbedeutende, nützliche Personen seien als wofür man sie wol ausgibt, so wäre es ja der ärgste

Widerspruch und der offenbarste Unsinn, mit den Charakteristiken und Analysen ihrer Hervorbringungen ganze Bände zu füllen. Nun, unsere Literaturgeschichtsschreiber mögen von den Literaten und Dichtern der Gegenwart so mißachtend und abfällig denken wie sie wollen, so werden sie doch zugeben müssen, daß sie in ihren Darstellungen der Literatur früherer Jahrhunderte die Namen zahlloser Autoren verehigen, die auch nur Literaten und zum Theil selbst für ihre Zeit, nicht bedeutender, zum Theil sogar noch viel unbedeutender waren als so manche jetzt Lebende und Schaffende, denen, um bei unsern gelehrten Kathederhistorikern Credit zu haben, vielleicht nichts weiter fehlt als der historische Nimbus. Heute ist der Schriftsteller noch ein mißachteter „Literat“, und in 100 Jahren wird ihm auf dem Gottesacker der Literaturgeschichte vielleicht auch ein Grabstein gesetzt, auf dem sein Name unverlöschlich prangt. Dann heißt es vielleicht von ihm: „Besondere Beachtung verdient N. N., der von seinem Zeitgenossen nicht nach Gebühr geschätzt wurde“, während es vielleicht von einem andern heißt: „Dieser Dichter ist von seinen Zeitgenossen weit überschätzt worden, und der Beifall, den seine Werke fanden, beweist nur, auf welcher tiefer Stufe der damalige Zeitgeschmack stand.“ Der Geschmack ist wechselnd und nirgends so wechselnd als in Deutschland; er wechselt hier oft von zehn zu zehn, ja von fünf zu fünf Jahren, was freilich mit dem Vorwurf, den man den Deutschen macht, daß sie nämlich zu sehr am Alten hängen, und mit dem ihnen ertheilten Lob der Erue sich schwer zusammenreimen läßt. Davon nur ein paar Beispiele aus älterer und neuerer Zeit, die aber zehn- und hundertfältig vermehrt werden könnten. Seinerzeit waren Klopffschtein und Hoffmann von Hoffmannswaldau gefeierte Größen, beliebte und den Geschmack bestimmende Dichter, während Günther, obschon im gewissen Sinne populär, bei den tonangebenden Geistern als ein plebejischer Dichter verachtet war. Heutzutage schätzen wir Günther und machen uns lustig über Klopffschtein und Hoffmannswaldau, wie wir auch, im Widerspruch mit dem damaligen Geschmack, dem Lyriker Fleming vor Opitz den Vorzug geben. Die ehemals beliebtesten Dichtgattungen: die Fabel, das Epigramm, die Idylle, die Ode und Hymne sind jetzt so ziemlich beseitigt und antiquirt; der persönliche Gott, der für den Augenblick in der Dichtung von dem pantheistischen verdrängt ist, Christus, Unsterblichkeit, Jugend, Freundschaft und so manche Grundsätze der christlichen Moral sind nicht wie noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Hauptgegenstände der Dichtkunst mehr, man ignorirt sie oder ironisirt sie zum Theil sogar, und Klopffschtein's „Messias“, ehemals so populär, so gefeiert, so epochemachend, wird von den Modernen vielleicht nur deshalb unpoetisch und ungenießbar gefunden, weil sie für das erhabene Thema der Dichtung keine Sympathie, keinen Sinn mehr haben. Unsere Zeit macht sich einen andern Christus zurecht, etwa einen nach dem Christusmodell in Victor Hugo's „Châtiments“, worin Christus ganz ungeachtet als ein mit „Lumpenpack“ und mit „Dirnen“ verkehrender socia-

Wischer „Bagebund“ dargestellt wird. Mit den eigentlichen geistlichen Dichtern sind aber auch die mythologischen abgetreten, von der Aphrodite, vom Eros und den Kamo- niden will man nichts mehr wissen, und statt Homer und Pindar sind der Abwechslung wegen einmal die persischen und türkischen Dichter an die Reihe gekommen. Mit ihnen eine Zeit erlebt, in der es in „gebildeter“ Gesellschaft nicht wohlstandig war, ein lebhaftes Interesse für Schiller zu äußern, und wir leben jetzt in einer Zeit, wo man sich umgekehrt sehr in Acht nehmen muß, in denselben Kreisen keine Verehrung für Goethe an den Tag zu legen. Von Tieck, der den durch Goethe's Ableben stehenden Literaturthron einzunehmen andersehn war, ist jetzt kaum noch die Rede, vielleicht kommt man später wie- der einmal auf ihn zurück. An Shakespeare's Stelle ist — noch ein Tausch! — Scriver getreten! das „Wintermärchen“ fällt vor einem gebildeten deutschen Publikum durch, und das „Glas Wasser“ fährt fort, ein Lieblingsstück der deutschen Nation zu sein. Nach den Vertriebungskriegen schwärmen die gebildeten Comités für schmale Edelräulein und schlanke Ritter, für den Glanz der Turniere und die dunkeln Geheimnisse der Feme, für feierliche Begegnungen und für die Schrecken des Burgverliebes; heutzutage sehen diese Comités sich selbst als Romanhelden gefiehet, und wenn sie auch keine Turniere halten, so halten sie doch Rauch- und Punschgesellschaften und statt des romantischen Moderdusts eines unterirdischen Burgverliebes athmet der Leser die gemischten Dämpfe von Thran-, Sirup-, Tabak- und Herings- fässern. Und welch ein noch größerer, fast Schrecken erregender Riesenschritt ist der von Gellert's frommen Soubretten, Gellert's windstiller Daphnis- und Mithras- und Böhl's süßer Melancholie zu Byron's auch deutsche Köpfe zerrüttender weltchmerzlicher Verri- schenheit, zu Heine's frivolem Hohngeklächter und Grabbe's thauigen Cynismen — ein Schritt in 100 Jahren! Wo wird man in den nächsten 100 Jahren stehen!

Wenn man diese und andere Geschmacksumwälzungen betrachtet, da kann einem freilich angst und bange werden, da die Anweisungen auf Unsterblichkeit, welche mittelbende Literaturgeschichtsschreiber ihren Zeitgenossen etwa ausstellen wollten. Aber auch die Gegenwart hat ihr Recht, und da es Tausende gibt, welche ihren geistigen Nahrungs- stoff ausschließlich aus den Repositorien der Leihbibliotheken beziehen, so kann man es nur billigen, wenn ein verständiger und literaturerfahrener Mann wie Prug einmal eine kritische Musterung der zur Zeit vorhandenen litera- rischen Streikräfte vornimmt. Ja, in der That, die Sichtung von Literatur, welche Prug hier vorzugsweise im Auge hat, ist im hohen Grade wichtig; denn wol die Mehrzahl der Menschen behält heutzutage unter der Last der Arbeit und des Lebens nur noch zu leichter Lectüre Zeit und Stimmung übrig; es ist daher keineswegs gleich- gültig, ob diese Literatur, unter der wir namentlich die Roman- und Erzählungsliteratur, nach Prug die „eigen- liche Glanzseite unserer gegenwärtigen literarischen Pro- duction“ zu verstehen haben, gesunder oder ungesunder

Art, eine Quelle stiller und heftiger Verdrüssung oder eine Quelle stiller Gännis und heftiger Verwirrung ist. Robert Giese bemerkte jüngst in dem Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung“ ganz treffend:

Wir Deutschen bilden uns ein, die Geschichte unserer Lite- ratur recht gründlich bearbeitet zu haben; und dennoch, was unsere Literaturgeschichte bieten, es ist in Wahrheit nicht viel mehr, als was die ehemaligen Aufzählungen der Regenten, Schlachten und Staatsactionen von dem eigentlichen Völk- leben, dem wahren Werden der Geschichte berichteten. Wie man entdeckt hat, daß in Stoff, Muster, Farbe, Form des Kattun- roths, den die Bauerfrau trägt, oder in Art und Göße des Brotes, das sie bäckt, mehr Kulturgeschichte liegt, als in der wendungsreichen Note des staatslenkenden Diplomaten, so muß man auch noch die Erfahrung machen, daß der vielleicht allerwicht- igste Theil der Literaturgeschichte in einen Theil des geistigen Lebens fällt, von dem unsere literarisch hoffähigen, diploma- tisch machintrenden Historiker keine Ahnung haben wollen, in jene gewissermaßen unterirdischen Schichten des Volkslebens, die materiell ebenso am meisten Literatur konsumiren, als sie intellectu- ell am meisten der Leitung und Bildung durch dieselbe bedürfen.

Neklich bemerkt Prug an einer Stelle seines Buchs:

Es ist eine Erfahrung, die nicht von heute stammt, daß nicht selten diejenigen Autoren, mit denen unsere Literaturhistoriker sich am allermeisten zu thun machen, vom Publikum kaum den Namen nach gekannt werden, während andererseits auch unsere hocherleuchteten Literaturhistoriker zum Theil gar keine Ahnung davon haben, was die Menge eigentlich liest und welche Bücher, welche Schriftsteller also den meisten Einfluß auf ihre Zeit- genossen ausüben.

Und an einer andern Stelle:

Fragen wir die Verleger deutscher Romane oder noch besser, fragen wir die Bibliotheken (denn das sind ja doch bei uns in Deutschland die hauptsächlichsten und oft sogar die einzigen Ver- mittler der Unterhaltungslectüre), ja fragen wir hier und da im Publikum selbst nach, was ihm von all diesen gefeierten Namen bekannt ist; beschleichen wir die gnädige Frau in ihrem Boudoir, die Nähterin neben ihrer Arbeit, den Pientenant auf der Wache, den Studenten auf seinem Kanapee; schlagen wir die zerlesenen Bände auf, die der Schuljunge eilig unter den Tisch steckt, wenn der Lehrer die Reihe heruntergeschritten kommt; sehen wir zu, was für Bücher das sind, die von allen diesen und unzähligen andern am meisten, am liebsten und am auf- merksamsten gelesen werden, und wir werden sagen können, wir haben einen weißen Raben gesehen, wenn wir dabei unter je 50 Fällen auf einen Namen stoßen, den unsere Literaturhistoriker kennen und empfehlen.

Es könnte nach diesen Worten scheinen, als habe Prug sich mit seinem Werke die Aufgabe gestellt, diese in den Literaturgeschichten („sogenannten“ Literaturgeschich- ten, wie er hinzugefügt) gelassene Lücke auszufüllen; doch kehren auch bei Prug fast nur die Namen der in den Kreisen der exclusiven Kritik als courfähig anerkannten Autoren wieder, und der unbefangene Leser dürfte doch manchen Autor vermissen, welcher, wenn auch nicht durch sein Talent, doch vielleicht durch redlichen Willen, ehrliche Gesinnung und gewissenhaften Fleiß einigen Einfluß ge- wonnen hat und sich wol rühmen darf, um sich her eine vielleicht nicht unansehnliche Gemeinde von Gesin- nungs- und Herzensgenossen gebildet zu haben. Stellt Prug diesen oder jenen nicht für bebrütend genug, um ihm eine Specialcharakteristik zu widmen, so hätte er

seiner literarischen Thätigkeit doch in den allgemeinen Betrachtungen gedenken können, in denen sich hinreichende Gelegenheit zu solchen Erwähnungen bot. Aber es sind bis auf zwei oder drei doch immer nur die eigentlich glänzenden Namen, mit denen sich Prug abgibt, unter denen sich aber auch vielleicht manche befinden, die nur mit falschem Schimmer und erborgtem Lichte leuchten; es sind fast immer nur die Namen solcher, die es theils durch unzweifelhaftes, theils durch ziemlich zweifelhaftes Verdienst, theils durch Uequenverbindung oder geschickte Benutzung von gesellschaftlichen Connerxionen oder durch gewisse schlaue Manöver dahin gebracht haben, ein Partoutbillet für die ersten Ranglogen im literarischen Theater zu erhalten, von denen aus sie suffizant und geringschätzig auf ihre Collegen im Parterre hinabschauen. Er selbst zwar sagt einmal, er wisse sich insbesondere „sehr weit entfernt von dem naiven Irrthum gewisser Literarchistoriker und Kritiker vom jüngsten Datum, die einen Schriftsteller dadurch todt zu machen oder auch nur aus dem Gedächtniß des Publikums auslöschen zu können glauben, daß sie ihn in ihren Schriften mit Stillschweigen übergehen“. Der Verfasser möge sich aber selbst auf sein Gewissen fragen, ob er nicht in denselben Fehler verfallen ist; ja er scheint sich desselben auch in der That bewußt zu sein, denn er sagt an einer andern Stelle:

Wenn der Verfasser vorgezogen hat, statt einer trockenen und doch niemals vollständigen Nomenclatur eine Auswahl einzelner Charakteristiken und Skizzen zu geben, so weiß er im voraus, daß er es mit dieser Auswahl bei weitem nicht allen recht gemacht haben und daß dieser und jener sich beklagen wird, warum gerade sein Lieblingschriftsteller, oder wol gar warum er selbst übergangen ist, während doch so viele unbedeutendere Geister Zutritt gefunden haben.

Diesemigen aber — und es wird deren vielleicht nicht wenige geben —, welche sich einbilden, mit Unrecht von Prug gänzlich übergangen worden zu sein, während doch nicht bessere als sie im Prug'schen Buche einen ausgezeichneten Platz einnehmen, nun, diese Ausgestoßenen mögen sich mit des Verfassers eigenen Worten trösten, die gleich zwei Seiten darauf zu lesen sind. Nachdem er es nämlich gerügt, daß die Literaturgeschichte „ihr Auge geistlich gegen die Thatfachen verschließt und, von Parteilucht oder Eitelkeit verblendet, bald Größen schafft, die niemand kennt, bald Autoren todt zu schweigen sucht, die sich thatsächlich doch immer eines sehr respectablen Einflusses und einer sehr wohlthuenenden Anerkennung erfreuen“, fügt er hinzu, daß diese zum Todtgeschwiegenwerden verurtheilten Autoren „im Besiz dieser Anerkennung, jenes geistlichen Schweigen mit großem Gleichmuth ertragen können“. Si duo faciunt idem etc. Der Verfasser rechtfertigt die Fälle, in denen er andere „todtschweigt“, mit der Entschuldigung, „daß bei einem Unternehmen gleich dem vorliegenden dem subjectiven Urtheil nothwendig etwas überlassen bleiben muß, wobei er sich gern bescheidet, daß jedem subjectiven Urtheil ein anderes subjectives Urtheil mit demselben Rechte gegenübertritt“. Aber ganz denselben Entschuldigungsgrund können ja diejenigen Literaturgeschichtschreiber für sich geltend machen, denen Prug

vorwirft, daß sie sich an andern durch das Mandat der absichtlichen Ignoranz versündigten, mithin ist entweder dieser Vorwurf oder jene Entschuldigung nichtig.

Und leider zugegeben, daß es schwerlich einen Kritiker gibt, der sich von gewissen literarischen Sympathien und Antipathien und von bloß subjectiven Fürwahrhaltungen gänzlich freizuhalten wüßte, so muß doch aus das subjective Urtheil seine Grenzen haben, oder jede bloß persönliche Willkür, jede bloße Parteilichkeit könnte mit dem Deckmantel dieser Subjectivität ihre Blöße zudecken. Nein, dieses subjective Urtheil darf nicht so weit gehen, um, was Prug mit Recht rügt, Autoren todtschweigen, „die sich thatsächlich doch immer eines sehr respectablen Einflusses und einer sehr wohlthuenenden Anerkennung erfreuen“. Aber wol hat der Kritiker das Recht, ja die Befugniß, von seinem subjectiven Standpunkt aus zu untersuchen, welche Eigenschaften und Leistungen es sind, denen die betreffenden Autoren diesen „sehr respectablen Einfluß“ und diese „sehr wohlthuenende Anerkennung“ verdanken, und ob jene Eigenschaften und Leistungen den dadurch gewonnenen „respectablen Einfluß“ rechtfertigen. Mit dieser Untersuchung tritt die subjective Kritik wieder in ihr volles Recht; aber das Recht hat sie nimmermehr, von Literaturgeschichten, die auf irgendeine Vollständigkeit und Unparteilichkeit Anspruch machen, namhafte und einflußreiche Autoren bloß deshalb auszuschließen, weil es ihr so beliebt.

Allerdings erklärt sich der Wegfall von Namen anerkannter Autoren zum Theil aus dem Umstande, daß Prug ganze Gattungen und Richtungen von seinem Buche principell ausgeschlossen hat und vorzugsweise die Roman- und Erzählliteratur als jetzt gangbarste Gattung, außerdem noch die Lyrik, das lyrische Epos und das von ihm nur stizzenhaft behandelte Drama, ferner auch zunächst nur diejenigen Autoren berücksichtigt, die erst im Laufe des letzten Decenniums auf dem vielbestrittenen Kampffelde der Literatur erschienen sind, von den ältern aber zumiß nur solche, welche auch im Laufe dieser zehn Jahre noch thätig waren und durch Hervorbringungen auf den genannten Gebieten ihren Namen frisch erhielten oder ihm neuen Glanz verliehen; aber selbst in dieser Beschränkung läßt das Werk doch viele Autoren vermissen, welche mit demselben und zum Theil größerm Recht auf Berücksichtigung Anspruch zu machen hatten als manche der von Prug in den Vordergrund gestellten. Freilich scheint das Werk zunächst aus der Beschäftigung mit nur solchen Büchern und Schriften hervorgegangen zu sein, die ihm zur Berichterstattung im „Deutschen Museum“ zugehen und die er dann auch wirklich besprach. Wir wollen ihn auch keineswegs deshalb tabeln, daß er aus der Arbeit, die er als Herausgeber und Kritiker des „Deutschen Museum“ hatte, noch einen weitem Nutzen zog, indem er aus dem Chaos seiner Kritiken und Literaturbetrachtungen im „Deutschen Museum“ dieses Buch als eine neue organisirte Schöpfung gestaltete, und wir wollen ihn um so weniger tabeln, da er nicht die Anmaßung hatte, diese Kritiken und Literaturbetrachtungen an einem losen Faden

zusammenzureißen und nun das nur nothdürftig Verknüpfte unter der Stille einer wirklichen Literaturgeschichte auf den literarischen Markt zu bringen. Das Buch enthält eine Serie einzelner Charakteristiken mit vorausgeschickten allgemeinen Betrachtungen, welche letztern der Verfasser wol eigens für das von ihm projectirte und nun umstehende Werk berechnete und schrieb, aber auch zum größten Theil in seinem Blatte bereits veröffentlichte, dessen Leser mithin auch mit ihnen meist bereits bekannt ist. Wie gesagt, wir tabeln diese Art Verwerthung solcher Materialien nicht. Der innere wie äußere Lohn des Redacteurs und Kritikers ist ohnehin ein im ganzen gar geringer, steht wenigstens in seinem sehr günstigen Verhältniß zu seiner Arbeit und Mühe. Alle strecken noch ihm die Hände aus: Mein Buch (es ist ja meist ein Bruchstück!) muß zuerst kommen! Wichtigeres kann ja gar nicht vorliegen! Mein Buch verdient die Aufmerksamkeit und dabei allerhöchste Empfehlung! So drängen und rufen sie meist alle. Jeder will gelobt sein, wenn auch alle Uebrigen getabelt würden. Und wenn man ihn dann lobt, so ist dies Lob schon für manchen andern ein Herzergöß und wird von ihm einer besondern Protection und persönlichen Motiven auf Rechnung geschrieben. Tabet ein Mitarbeiter irgendein Buch, so muß natürlich der Redacteur dem betreffenden Recensenten die Hand dabei geführt haben oder man macht ihm zum Vorwurf, daß er aus Feindseligkeit das Buch nicht selbst besprochen — als ob er alles, Hunderte von Bänden, lesen und besprechen könnte, Bücher aller Gattungen, und zwar möglichst von heute auf morgen! Dann gibt es noch solche, welche im Heißhunger nach Lob wahrhaft unheimlich sind. Selbst wenn man eins ihrer Bücher fast über Gebühr gelobt zu haben glaubt, so hat man doch diesen oder jenen Punkt nicht nachdrücklich genug hervorgehoben, so hat man sich diesen oder jenen Ausdruck entzücken lassen, an dem man in seiner Reizbarkeit und Aversionswache Anstoß nimmt, so hat man doch manches andere Buch auf zwei oder drei Spalten mehr besprochen u. s. w. Am schlimmsten, wenn zufällig ein auswärtiger mit der Kritik eines Buchs betrauter Mitarbeiter trotz aller Mahnungen weder Buch noch Recension, sondern immer nur Vertröstungen einschickt, wonach die Besprechung bestimmt am nächsten 1. Juli, spätestens am 1. August, allerhöchstens aber am 1. September eintreffen würde, bis über diese Vertröstungen Jahre hingehen und die Redaction nun ganz auf den Verzicht verzichten muß: dann kann ja natürlich nur die Bosheit des Redacteurs oder ein gegen den Verfasser des unglücklichen Buchs auf dem Redactionszimmer geschwiebendes Complot schuld sein. Doch was ließe sich nicht alles von den Drangsalen eines so vielen Umständen abhängigen Redacteurs und Hauptkritikers eines Blattes erzählen. Nun hat es zwar allerdings sein Schönes, im Mittelpunkt so vieler literarischen Beziehungen zu stehen, die Literatur immer in ihrem neuesten Erscheinen zu genießen, zu beobachten und sich darüber öffentlich auszusprechen und sich sagen zu lassen, daß es unter den Schriftstellern doch auch manche,

unter dem Publikum sogar kritischen und redactionellen! Indes gehört das Amt eines jedenfalls nicht zu den Stellen vorzugsweise Befagen und Verbreiten; auch werden seine die ihm so viel Mühe machten gefien als sie gelesen sind. einem Redacteur sicherlich zu seine mancherlei Mühen und bigen sucht, daß er seine Arbeit zu einem Buche zusammenfaßt und ihnen dadurch eine längere Dauer verschafft, als sie in der Form von Journalaufsätzen haben können.

Der Verfasser spricht sich im Vorwort über die Absicht, die er bei seinem Buche gehabt, dahin aus, es wolle, solle und könne keine wirkliche Literaturgeschichte sein, es wolle nur Beiträge und Vorarbeiten zu einer künftigen Literaturgeschichte unserer Gegenwart liefern, und auch dabei habe es sich, aus später im Buche angeführten Gründen, ganz bestimmte Schranken gestellt, die es weder übertreten wollte noch durfte. Wruß fährt dann fort:

Wenn der Verfasser bei alledem hofft, nichts völlig Ueberflüssiges und Unnützes gethan zu haben, so begründet diese Hoffnung sich theils auf den äußerlichen Umstand, daß die sonst üblichen Lehr- und Handbücher unserer Literaturgeschichte gerade dieses letzte Jahrzehnd derselben entweder ganz mit Stillschweigen übergehen oder doch nur sehr beiläufig erwähnen, theils und hauptsächlich aber auf das Interesse, welches dem Gegenstande selbst innewohnt und das auch unter den augenblicklichen Verhältnissen noch immer nicht völlig erloschen sein wird.

Denn das verheißt sich Wruß selbst keineswegs, daß der Zeitpunkt, in welchem das vorliegende Werk, „nach jahrelanger Vorbereitung“, vor das Publikum träte, kein besonders glücklicher sei:

Die politische Lage des Augenblicks mit ihren vielfachen Sorgen und Beschränkungen hält die öffentliche Aufmerksamkeit dermaßen gefangen, das Gefühl unserer nationalen Versplitterung ist wieder einmal so lebendig, der Ruf nach endlicher Abhilfe dieses Elends so allgemein und so dringend geworden, daß alle andern Interessen, auch diejenigen der Literaturgeschichte, darüber in den Hintergrund treten.

Indes sei es ja auch für jetzt das Erste und Dringendste, die Nation zum Bewußtsein ihrer ohnmächtigen und unwürdigen Lage zu bringen, „damit an diesem Bewußtsein sich auch die Kraft und der Wille entzündet, diesem Zustande ein Ende zu machen“; und da der Grundgedanke des vorliegenden Buchs sei „zu zeigen, wie das historische und das literarische Dasein eines Volks in der innigsten Wechselbeziehung steht und wie auch die Rose der Schönheit immer nur einem Geschlecht aufbewahrt ist, welches den Muth und die Kraft hat, auch um die Palme der Freiheit zu ringen“, so möge das Werk denn „immerhin mit hingehen als ein Beitrag zu der großen praktischen Aufgabe unserer Zeit, wenn auch freilich nur als ein sehr geringfügiger“. In der Literatur der Gegenwart erblickt Wruß freilich mehr nur Reime und Ansätze zu zukünftigen Entwicklungen; doch rühmt er ihr nach, daß sie nicht mehr so wie früher eine Literatur exclusiver Kreise,

stöhnlichen Bestimmung bei welchem wir keine klassischen Dichter mehr hätten, doch auch nicht vergessen, daß wir auch Tramer, keine Schiller und Goethe mehr als jenen Schund, der neben Dichtern nicht bloß geschrieben, sondern verschlungen worden sei. Es ist wahr, es ist sich von vielen unläutern Elementen diese Läuterungsperiode ist noch zu kurz, viel darauf einzuwirken und uns vor einem die Barbarei, deren sich gerade die oft schuldig machte, vollkommen zu setzen; bleibt es doch jedenfalls ein höchst

bedenkliches Zeichen, daß diese alte Neigung zu wüster Geistes- und Gemüthsroheit gerade in der deutschen Journalistik jenseit des großen Wassers, also in einem Lande, dem die „Sonne der Freiheit“ leuchtet, so ungeschont und öffentlich ihre Organe feiert. Darum wachet und — arbeitet, damit ihr nicht in Ansehung fallet! Diese Selbstbewachung ist jetzt um so nöthiger, da sich die moderne Sucht zu glänzen auch der literarisch und künstlerisch schaffenden Talente bemächtigt hat. Die persönliche Eitelkeit und ein anspruchsvolles, ja anmaßendes Wesen ist ins Anorme gewachsen, und diese Eitelkeit und mit ihr der Neid wächst täglich mehr mit der täglich zunehmenden Concurrenz. Die wenigsten haben noch naive Freude an dem Schaffen anderer, kaum an dem eigenen, denn sie ist mit der Sucht zu glänzen und um jeden Preis eine Rolle zu spielen unverträglich. Keiner will sich nach der Decke seines materiellen oder geistigen Vermögens strecken, und mit den geringsten Talentmitteln will man im Literatursaat einen glänzenden Haushalt führen. Möge nur diese persönliche Eitelkeit, dieser individuelle Egoismus nicht auch unsere hochfliegenden politisch nationalen Combinationen zu Schanden machen!

Jenes Streben, nach Kräften zur nationalen Ausprägung und Vertiefung auch der Literatur beizutragen, ist ein Grundzug der Prug'schen Kritik, und sicher ist es dieser nationale Charakter, welcher bisher unserer Literatur noch gar sehr gefehlt und alle jene erstaunlichen Geschmacksdummwälgungen mit veranlaßt hat, von denen wir oben sprachen; denn bei einem vollkommen und rein entwickelten nationalen Charakter unserer Literatur wären sie ganz unmöglich gewesen. Streben wir also mit Prug nach dieser nationalen Vertiefung, ohne deshalb das aufzugeben, was den Deutschen vor allen übrigen Völkern so auszeichnet, daß man darin allerdings fast einen nationalen Zug erblicken könnte: den humanen universellen Sinn, oder wie Prug es in einem Kernspruch zusammenfaßt: „Wir wollen Menschen bleiben, aber zugleich auch Bürger werden.“ Auch bei Prug verbindet sich diese nationale Tendenz, die übrigens mit den Tendenzen irgend einer politischen Sekte nichts gemein hat, mit Billigkeit des Urtheils, mit humanen Gesichtspunkten und besonders mit schuldigem Respekt vor dem Schönen in Kunst und Poesie, der sonst bei Kritikern von überwiegend politischer Richtung nur zu leicht von der Tendenz absorbiert, ver-

dunkelt und verschoben wird. Robert Prug hat sich in seinem „Deutschen Museum“ auch immer als einen wahren Aufseher und Protector der jungen Dichter gezeigt. Dies schließt jedoch bei Prug in einzelnen Fällen und dieser oder jener Richtung oder Persönlichkeit gegenüber Einseitigkeit oder Befangenheit des Urtheils nicht aus; und wir selbst befinden uns mit ihm nicht immer, wenn auch meistens, in Uebereinstimmung, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß wir dann recht hätten und Prug unrecht. Aber das Streben nach allseitiger Abwägung eines Jhemad ist gerade bei ihm besonders hervortretend. Bei Fragen von allgemeinerer Bedeutung balancirt er mit großer Kunst die Pros gegen die Contras und umgekehrt, er verlausulirt seine eigene Meinung, er führt den Proceß um so zu sagen für beide Theile, und mit großem Vergnügen folgt man seinem processualischen Unterdickungen, in denen er die von ihm selbst in Anlagelstand versetzten Richtungen von gewissen Seiten und in ihren zeitgeschichtlichen Motiven zu entschuldigen und zu rechtfertigen sucht, um sie doch im Hauptpunkt schuldig zu finden. So bemüht er sich, an jenem Ultrarationalismus, der uns bald den Bauer zeigt, „wie er seinen Mist sieht, den Schuster, wie er seinen Nachbarn zieht, den Kaufmann, wie er seinen Kaffee und Zucker abwägt“, das Wahre und Richtige nachzuweisen, das ihm trotz seiner Uebertreibungen zum Grunde liegt; aber er rügt an den Stimmführern dieser Richtung

dies vornehme Kieseljuden, mit dem sie von der Vergangenheit unserer Literatur sprechen, diesen blutdürstigen Grimm, mit dem sie den schriftstellerischen Productionen der Gegenwart entgegen treten, diesen für den unbetheiligten Zuschauer fast somnischen Eifer, mit welchem sie, im Gegensatz zu dem allgemeinen Dammungsurtheil, das sie übrigens über die Literatur der Gegenwart fällen, gewisse einzelne Autoren und einzelne Bücher auf den Schild heben, von denen sie sich eine besondere praktische Unterstützung ihres Systems versprechen, oder richtiger zu sagen in denen sie, zum Theil sehr ohne Grund, eine Bekätigung und Ausführung ihrer Principien erblicken.

Prug weiß, was er der Kritik schuldig ist, und er, der Poet, ist in seinen Kritiken viel nüchternere als manche Kritiker, die nichts von einem Poeten in sich haben und sich nun dafür, daß sie es nicht sind, durch eingekochte Nebelblumen oder ironisch elegante Pointen schadlos halten. Seine Recensionen machen überall den Eindruck eines mit dem Triebwerk des gesunden Menschenverstandes arbeitenden, durch philosophische Studien geläuterten, aber nicht zu Grunde gerichteten und durch ästhetische Studien leicht durchwärmten energischen und nach Wahrheit strebenden Geistes, der gewissermaßen immer mit sich selbst disputirt und so, indem er sich selbst über diese oder jene Zeitfrage aufzuklären sucht, zuletzt auch bequemste auch seine Leser aufklärt. Er setzt sich nicht mit seinen Lesern von vorn herein gewaltsam auf einen ein und für allemal als unumstößlich angenommenen Standpunkt fest, sondern er macht mit ihnen allmählich einen Weg durch verschiedenen Standpunkte hindurch, um zuletzt bei dem nach und nach vorbereiteten richtigen Standpunkt anzulangen. Bei solchen Vorzügen mag man sich einzelne unliterarische Auswüchse,

berühmte Ueberbleibsel aus jener schönen Zeit, wo man auf das Durschenthum anstieß, den Hieber führte und sich in etwas rühen Gesprächsformen und überkräftigen Ausdrücken gefiel, gern gefallen lassen.

Im übrigen hat auch Prutz seine feststehenden Dogmen, an denen er sich in keiner Weise rütteln läßt; er ist mithin höchstens von seinem eigenen Eigensinn, aber nicht von dem einer Clique abhängig. Wie vor 1848, und trotz der von ihm selbst zugestandenen Enttäuschungen dieses Sturmjahres hält er noch immer an dem Dogma fest, daß eine neue politische Erschütterung mit Blitz und Donner oder auch ohne diese, jedenfalls aber eine durchgreifende Neugestaltung des politischen Lebens in Deutschland kommen müsse, ehe alles das, was er in Bezug auf eine Neugestaltung der Literatur im nationalen Sinne gesagt, erfüllt werde. Es ist dies aber doch immer nur eine, wenn auch plausible Hypothese, und mit Hypothesen sollte man eigentlich in der Geschichte und Literaturgeschichte nicht rechnen, zumal da dieser Hypothese die andere nahe liegt, daß dann das gemeine politische Bedürfnis den ganzen künstlich zusammengefügt Bau von deutscher Poesie und Kunst in Trümmer zerbrechen dürfte, denn die Deutschen sind, wie es uns fast scheinen möchte, zuweilen förmlich froh, unter irgendeinem Vorwand zu ihrer alten lieb gewordenen Barbarei zurückzukehren. Wir haben schon oben auf die in Nordamerika den Civilisationsstirn durchbrechende deutsche Barbarei aufmerksam gemacht und wir könnten weiter hervorheben, daß gerade den meisten eingeleiteten Vollkorn in Deutschland sehr wenig Empfänglichkeit für Poesie und Kunst innewohnt, und daß unsere Stände nie so sehr knausern und so schwer zur Bewilligung von Geldern zu bewegen sind, als wenn es sich um Auszugswende handelt. Allerdings spottet Prutz gelegentlich selbst über diejenigen, welche immer Wechsel „auf eine unbegrenzte, nebelhafte Zukunft“ ausstellen; das sei allerdings ein Trost, „o ja — aber doch nur für den, der daran glaubt“, aber wiederholentlich und noch am Schlusse des Werks weist er uns doch auch seinen andern Trost zu geben als den, daß es erst mit der Literatur besser werden wird, wenn endlich die „Sonne der Freiheit“ aufgeht. Zu diesen feststehenden Dogmen gehört auch bei Prutz der bei jedem Buche humoristischen Charakters wiederkehrende Satz, daß unsere Zeit keinen Stoff für Humoristik mehr biete und unfähig sei, etwas Erhebliches auf humoristischem Gebiete zu leisten, was, wenn es wirklich der Fall, vielleicht zuweilen gerade davon herrührt, daß die vornehme Kritik die Humoristik wie ein rechtes Stief- und Plebejerkind nur mit Verachtung behandelt. Wer an einem solchen Dogma festhält, wird natürlich von vornherein jedes Buch komischen Charakters mit ganz andern Augen lesen, als mit denen es gelesen werden muß. Wie in allen modernen Literaturgeschichten ist denn auch in diesen neuesten Beiträgen zu einer solchen das humoristische Literaturgenre ganz in den Winkel geschoben. So gut wie die von ihm angegriffenen Ultrarealistischen will Prutz von der Romantik nichts wissen; er

kennt eigentlich nur eine classische und eine moderne Poesie; was dazwischenliegt, ist alles wüst und leer. Nun sind auch die Versündigungen, die sich die Romantiker zu Schulden kommen ließen, sehr wohl bekannt; aber in ihrer Gesamtheit bilden sie doch eine glänzende Erscheinung, und was die Entfaltung naive poetischer Kraft betrifft, so weiß ich nicht, ob die moderne Poesie sich hierin mit der romantischen messen kann. Man darf auch wol behaupten, daß gerade die Romantiker an einem in den Tiefen des deutschen Volksgemüths selbst sprudelnden lebendigen Quell geschöpft haben, wenn sie auch viel trübes Wasser beizumischen. Will ich mich für meine Person in den Glauben und die Täuschung versetzen, daß noch poetischer Glanz und harmlose Fröhlichkeit über die Welt und die Menschen ausgegossen seien, so lese ich Eichendorff's köstliche Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ immer noch lieber, als einen unserer modernen Romane, die, so viel Geist sie auch enthalten mögen, den Leser meist doch in der reflectirten, nasskalten, unbehaglichen Stimmung lassen, in der wir uns auch sonst schon befinden.

Der erste Band des vorliegenden Werks enthält zuvörderst zwei allgemeine Betrachtungen: „Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart“ und „Das Jahr 1848 und die deutsche Literatur“, die zu den werthvollsten Kapiteln der Sammlung gehören. Dann betrachtet der Verfasser die politische Poesie vor und nach diesem Jahre, wobei wir nur die nöthigen historischen Rückblicke auf die ältere Vaterlandspoesie vermissen, und charakterisirt dann mit gewohnter Frische einige der Hauptrepräsentanten dieser zum Theil überpathetisch=phrasenhaften, zum Theil, und zwar gerade in ihren bessern Erzeugnissen ironischen und satirischen Zeitlyrik: Hoffmann von Fallersleben, Franz Dingeldey, Ferdinand Freiligrath, Moritz Hartmann, Alfred Meißner u. s. w. Es handelt sich auch hier nur um bekanntere Namen; die oft sehr charakteristischen politischen Lieder, die in den Jahren 1848 und 1849 in Blättern, Zeit- und Flugblättern erschienen, werden nicht in Betracht gezogen. Sodann charakterisirt der Verfasser das Epos und „Pseudo=Epos“ und einzelne seiner Vertreter: Rudolf Gottschall, Wolfgang Müller von Königswinter, Franz Adher, Adolf Schults; zuletzt den „poetischen An= und Nachwuchs“, darunter Bodenstedt, Paul Heyse, Otto Roquette, Julius Rodenberg, Julius Hammer, Sturm, Klingg, Gregorovius u. a. Er wendet sich sodann im zweiten Bande zu einer Betrachtung über das Junge Deutschland, von deren ältern Repräsentanten Gutzkow, Mundt und Kühne charakterisirt werden; dann betrachtet er den modernen Roman und diejenigen, die ihm als dessen hauptsächlichste Repräsentanten erscheinen; weiter verbreitet er sich über die Dorfgeschichte, über die dichtenden Frauen und über das Drama der Gegenwart. Angehängt ist eine Zeittafel der in den Jahren 1848—58 erschienenen hervorragenden belletristischen Werke, die dem Leser und Literaturfreund als eine orientirende und seinem Gedächtniß zu Hülfe kommende chronologische Uebersicht willkommen sein wird.

Auf eine detaillierte Kritik dieser Kritiken wollen wir

verzicht; wir beschränken uns nur auf einige mehr zufällige Bemerkungen oder Gegenbemerkungen. Gegen Jungdeutschland scheint der Verfasser noch von der Zeit der „Salleschen Jahrbücher“ von einiger Animosität besessen zu sein, wie sich dies unter anderm in seiner Charakteristik Gutzkow's und noch mehr Theodor Mundt's verräth. Den letztern namentlich behandelt er mit großer Härte; man muß abwarten, ob manche von dem „An- und Nachwuchs“, auf welche der Verfasser große Hoffnungen setzt, sich so viel literarische Verdienste erwerben werden, als man sie Mundt doch jedenfalls nachrühmen kann. Im übrigen geben wir dem Verfasser vollkommen recht, wenn er bemerkt, daß man sich ein eigentliches wirkliches „Junges Deutschland“ doch ganz anders hätte denken sollen. Die Mitglieder dieser Gruppe hingen ja auch sehr lose zusammen, und sie müssen nun den ihnen gewiß sehr unbequem gewordenen Namen oder Stigmenamen der Jungdeutschen ihr Leben lang mit sich schleppen, gerade wie die Anhänger der Wagner-Liszt'schen Richtung den ihnen angehängten Namen der „Zukunftsmusiker“, so sehr sie, und mit Recht, gegen diesen Namen protestiren. Auch Sternberg scheint uns der Verfasser zu unbillig zu behandeln. Wir wollen Sternberg's gelegentliche übermüthige Laideitäten, obschon sie im Grunde doch wol nicht schlimmer als die des Boecaccio sind, auch nicht seinen politischen Charakter und seine etwas leichtfertige Productionsweise hier vertheidigen; aber wenn es gilt, eine graziose Novelle und überhaupt einen eleganten und dabei doch ungekünstelten und natürlichen erzählenden Stil zu schreiben, so wüßten wir auch jetzt noch keinen, den man hierin Sternberg vollkommen gleichstellen könnte. In dem pikanten Artikel über Gustav Freytag ist namentlich der Nachweis interessant, daß Freytag ein geheimer Anverwandter des Jungen Deutschland sei. Ueber den Herrn von Fink in „Soll und Haben“ denkt Prutz ganz anders als diejenigen, die diesen Herrn als das eigentliche Vor- und Urbild der „Hevaleresken“ deutschen Jugend mit ganz besonderm Nachdruck zur Nachahmung empfohlen haben; er sagt:

Man hat auch in Herrn von Fink einen Apostel, ich weiß nicht welcher großartigen und humanen Ideen finden wollen. Uns geht das Verstandniß für diese Art von Aposteln ab; wir haben keine Sympathie für diese Wohltäter der Menschheit, die damit anfangen, ihre Umgebung auf die Hühnerangen zu treten und sie auszulachen, wenn sie aufschreien. Dieser Herr von Fink, wie wir ihn ansehen, ist eine kleine malitiose Personage, die sich ein Gewerbe daraus macht, alle Menschen zu necken und zu plagen und sich ungeheuer geistreich vorzukommen, wenn es ihr gelingt; er ist liebenswürdig, ja, wir räumen es ein, aber doch nur in dem Sinne liebenswürdig, wie man von einer liebenswürdigen Bosheit spricht.

Bei Gelegenheit der Dorfgeschichte macht Prutz die wie es uns scheint sehr richtige Bemerkung:

Da es für den gebildeten Verstand doch kaum möglich ist, ein wirkliches ernsthaftes Interesse an dieser kleinen dürftigen Welt zu nehmen — es müßte denn aus culturgeschichtlichem Interesse geschehen, womit wir uns dann aber sofort auf einen ganz andern Boden stellen, nämlich auf den Boden der Wissenschaft —, so wird die Auffassung in den meisten Fällen eine wesentlich humoristische sein müssen, und werden daher diejenigen

Dorfgeschichten der Forderung des Realisten am nächsten kommen und die Eigenthümlichkeit der Gattung am richtigsten erfüllen, die sich alles tragischen Pompes am meisten entziehen und sich mit einer einfach harmlosen, womöglich humoristisch gefärbten Schilderung der Wirklichkeit begnügen.

Man vergesse nicht, daß der deutsche Bauer eher alles andere ist als sentimental, und daß er kein Pathos der Leidenschaft besitzt; geräth er aber einmal in Leidenschaft, so wird diese sofort den Ausdruck von Rohheit und Brutalität annehmen.

In dem Kapitel über die dichtenden Frauen ist uns die Behauptung aufgefallen, daß „der glänzende poetische Lorber Europas in diesem Augenblick auf einem weiblichen Haupte ruht: George Sand, nicht bloß die größte Dichterin, sondern auch der größte Dichter unserer Tage“. Wird die künftige Generation, die vielleicht von George Sand'schen Emotionen nicht viel mehr wissen wird, da sie ja jetzt schon im Verschwinden sind, dieses Urtheil unterschreiben? Bleiben wir nur bei den Franzosen stehen, so wird Vörlanger, dieser nur vom französischen Standpunkte vollkommen gerecht zu beurtheilende echte Volksdichter, George Sand sicherlich überleben, wahrscheinlich auch Victor Hugo, vielleicht selbst Lamartine.

Von weniger bekannten Autoren, die bisher von den Literaturgeschichtschreibern noch nicht als Ebenbürtige anerkannt waren, hat Prutz etwa nur folgende drei zu Ritterschlagern: Franz Trautmann, Julius Groffe und Ernst Kosak. Von dem letztern behauptet er, daß er den „einigermassen leichtfertigen“ Beruf des Feuilletonisten mit einer stillen Würde umkleidet habe und unter der Maske des leichten spielenden Scherzes ernsthaft sociale Zwecke verfolge, und er sagt dann zum Schluß der betreffenden Charakteristik:

Unsere Literaturhistoriker, wie sie gewöhnlich sind, messen den literarischen Verdienst bald nach der Elle, bald nach dem Gewicht eines überlieferten und doch oft sehr wurmfressigen Ruhms. Auch an Ernst Kosak ist die Literaturgeschichte bisher theils vornehm vorübergegangen, theils hat sie ihn mit wenigen nicht-sagenden Zeilen mittheilig abgefertigt. Nun, wir unsererseits glauben, daß in diesem Autor, der bisher noch nicht viel mehr als Journalaufsätze und Tageskritiken geschrieben hat, mehr Poefte steckt und ein frischerer Keim der Zukunft, als in ganzen Bänden von Romanen und Gedichten.

Sicher, nicht bloß die Literaturgeschichte, auch das Publikum, in dessen Diensten sie doch arbeiten, sind gegen die Tagesreporter, die man Feuilletonisten nennt, vielfach undankbar, obschon doch jeder, der die Verhältnisse kennt oder nicht bloß an der Oberfläche aufpaßt, zugeben wird, daß diese Reporter bei der ganzen Gestaltung des modernen Lebens in großen Städten ganz unentbehrliche Geschöpfe sind. Und wie viele strecken nach ihren Dienstleistungen die Hände aus, wie vielen sind sie nützlich! Hat man freilich durch sie erreicht, was man will, so geht man ihnen aus dem Wege, macht sich wol auch über sie in nur zu bekannter geist- und gemüthloser Weise lustig. Und welche Arbeit! Fröh Supplikanten aller Art, die für eine Welle recht demüthig thun können, zu empfangen und abzufertigen, Briefe zu erbrechen und zu beantworten, Recensionsexemplare und Journale durchzublätern, nachmittags und abends Besuche von Kunst- und

ellungen, von öffentlichen Volksvergönügungen, Schauluden, Theatern, Concerten, Declamatorien, Privatgesellschaften, in denen eine junge Dilettantin, die sich aber zur Künstlerin ausbilden will, ein Klavier- oder Gesangstück oder ein angehender Bühnendichter ein Theaterstück vorträgt — und das alles verdauen, über das alles in der Nacht oder in den Frühstunden schreiben: wer eine solche Existenz, in der zuletzt auch der schönste Kunstgenuss Widerwillen erweckt, auf die Dauer mit Ehren und ohne frivolo zu werden durchführen kann, der hat in der That Anspruch nicht bloß auf Mitleid, sondern auch auf Bewunderung.

Hermann Marggraff.

Zeit- und sittengeschichtliche Romane.

1. Der echte Ring. Roman in sechs Büchern von F. Vinnewerth. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 4 Thlr.
2. Der Jena. Roman. Nach den Aufzeichnungen eines königlichen Offiziers vom Regimente Wendarmes. Von George Hefekiel. Zwei Bände. Berlin, F. Schneider. 1859. 8. 2 Thlr.
3. Von Jena nach Königsberg. Von George Hefekiel. Drei Theile. Berlin, Janke. 1860. 8. 4 Thlr.
4. Französische Hofgeschichten. Von George Hefekiel. Berlin, Wagner. 1859. 8. 20 Ngr.
5. Des Teufels Großmutter. Sittenbild aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart von Bernhard Heflein. Zwei Bände. Berlin, Verlags-Magazin. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Neue Romane! Wie vielversprechend klingen nicht die Worte, und doch wie wenig pflegt gemeiniglich dahinterzustehen. Neue Romane! Oft bedeutet der Ruf nichts weiter als ein frischgemaltes Aushängeschild vor einem alten Laden, in dem die ältesten Sachen Abgang finden sollen. Neue Romane! Wir fertigen ihrer gleich fast ein halb Duzend hintereinander ab und fragen kaum danach, ob sich die Verfasser von unserer Abfertigung befriedigt fühlen, ob nicht. Neue Romane! Wir könnten die beiden Worte noch zehnmal hintereinander halb im fragenden, halb im ausrufenden Tone wiederholen, und jedesmal würden wir eine andere Bemerkung dazufügen können, die scheinbar mit den übrigen in keiner Verbindung steht und doch mit allen in einem Grundgedanken zusammenfällt. Dieser Grundgedanke ist die Frage: was sind überhaupt heutzutage neue Bücher?

Run ja damals, als die literarische Menschheit noch bescheiden in ihren Hoffnungen und Wünschen, mäßig in ihrer Kost war, als sie noch nicht mit der Gier der Uebersättigung von einer literarischen Erscheinung zur andern fürzte, noch nicht an allem naschend auch nicht den Widerwillen gegen das ernstliche Studium literarischer Werke zur Schau trug, damals als sie sich nicht von dem dämonischen Gelüste treiben ließ, um des bloß erschnitten noch Bessern und Schöneren willen das vorhandene Gute und Schöne wegwerfend gar zu leicht beiseite zu schieben: in jener guten Zeit, da noch der Katalog der leipziger Buchermesse bei allen Literaturfreunden in hohen Ehren stand, mochte der Ruf „Neue Bücher“ wol etwas bedeuten, da mochte auch ein Packet neuer Romane am häuslichen Herde die wärmste Aufnahme finden.

1860. 14.

Heutzutage hat eigentlich nur noch das „Alles schon dagewesen“ Bedeutung. Das „Alles schon dagewesen“ ist denn auch fast der einzige Wahlspruch, mit dem wir an die obigen Erscheinungen der Literatur herantreten. Er soll eine Klage sein, dieser Wahlspruch, die Klage über das fehlende Neue und Große. Und doch ist es uns meist mit der Sehnsucht nach epochemachendem Neuen sehr wenig Ernst. Es wäre vielleicht eine schlimme Probe, die wir wol gar nur mit Widerwillen beständen, müßten wir eine literarische Erscheinung ohne Einschränkung als epochemachend anerkennen. Das Neue soll so urneu, so originell sein, daß die hervorstechende Bedeutung desselben auch dem blödesten Auge einleuchtet, auch den überreizten Gaumen reizt, das ungefähr verlangen wir. Was wir mit dieser Sehnsucht eigentlich verlangen, das scheint uns gemeinlich nicht recht klar zu sein. Und doch begünstigen wir mit diesem Verlangen im Grunde nichts als nur den Verfall der Literatur.

Das Neue, das Originelle — woher soll es in jedem Jahre kommen! woher soll es selbst der begabteste Dichter fortwährend schöpfen! Es ist das sehr bald gesagt: dem wirklichen Genie fällt das Gute und Neue zu, es weiß selbst nicht wie. Wir leben in einer Zeit, die sich zu schnell verlerbt, das ist das Schlimme. Wir können wol mit der Dampfgeschwindigkeit reisen, aber in unserm bürgerlichen Leben wissen wir uns noch nicht mit ihr abzufinden. Die Forderungen der Neuzeit liegen in unserm Thun und Treiben wie ein gärender Stoff. In uns und außer uns ist wenig Ruhe, wenig Stabilität. Vom Dichter aber verlangen wir sie. Woher soll er sie nehmen? Mag er als Material noch so gesunde und reine Stoffe wählen, die verbindenden Elemente, nämlich die Ideen, sind meist bis zur Zersetzung angesäuert. Wir machen ihn dafür verantwortlich, wenn sich der Zersetzungsproceß auch auf das Material erstreckt, und doch sollten wir ihn entschuldigen, dann gewiß entschuldigen, suchte er in der gärenden Masse nach den reinen und gesunden Elementen mit ernstem Streben. Neue Bücher! Kein Zweifel, daß wir ihnen am wenigsten auf den Gebieten der Dramatik und Lyrik begegnen. Die gärende Zeit ist beiden, was die Neuheit des innern Gehalts betrifft, nicht sehr günstig. Die Formen sowol des Dramas als der Lyrik sind ihr zu knapp; sie will sich eigene, bessere Kunstformen suchen und wählt zunächst diejenigen, welche nach allen Richtungen hin ihr Streben für das Incommensurable begünstigen. Sie wählt zunächst die Formen des Romans, weil diese am dehnbarsten, weit elastischer wenigstens als die des Dramas und der Lyrik sind. Freilich hat man um dieser Dehnbarkeit willen dem Romane den Anspruch auf eine eigene Kunstgattung häufig abgesprochen, überhaupt das Tendenzlose seiner Natur für unvereinbar mit dem Wesen einer wahren Kunstform erklärt. Wir wollen darum nicht rechten. Gewiß entspricht der Roman entschieden den Zeitbedürfnissen der Gegenwart, und ebenso gewiß finden wir in den „neuen Romanen“, ganz abgesehen vom frischen Manuscripte, vom frischen Papiere und Drucke, des Neuen

verhältnismäßig mehr als in den andern neuen Bächern der Dichtkunst.

Die am Eingange des Aufsatzes angeführten Romane sind sicherlich nicht mit Rücksicht auf einen bestimmten Gesichtspunkt zusammengestellt. Es sind Werke von verschiedenen Verfassern, von verschiedenem Werthe, von verschiedener dichterischer Bedeutung. In allen zeigt sich indes das gemeinsame Element: sie wollen dem Zeitbedürfnisse in seinen culturgeschichtlichen Beziehungen dienen. Sie alle greifen mehr oder weniger hinein in die socialen, religiösen und politischen Stürme der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit. Machen sie sich zu thun um Fragen, die eigentlich nur in einer theologischen Zeitschrift erörtert werden können, bieten sie politische und historische Discurse, die zweckmäßiger an der Spitze einer politischen Zeitung ständen, so werden auch wir es nicht ganz vermeiden dürfen, bei der Besprechung ab und zu einen Ton anzuschlagen, der sich besser für ein theologisches Journal oder ein politisches Flugblatt, denn für rein literarische Blätter schicken möchte.

Wenden wir unsere Blicke nunmehr dem ersten der angezeigten Romane zu. Winnewerck, der Verfasser von „Der echte Ring“, nennt sich auf dem Titel zugleich Verfasser von „Marrenalbum“, „Christine“ u. s. w. Sicherlich fanden die genannten Werke bei einem Theile des Publikums lebhaften Anklang. Wir kennen sie nicht, machen vielmehr erst mit diesem „Echten Ringe“ die nähere Bekanntschaft des Verfassers, obschon uns sein Name nicht ganz unbekannt war. Offen gestanden: die Bekanntschaft reut uns nicht. Ein Etwas in der Darstellungsweise Winnewerck's erweckt von vornherein für den Verfasser unser lebhaftes Interesse. Wie sollen wir diese Theilnahme kurz kennzeichnen? Am besten wol, indem wir den „Echten Ring“ als ein gesinnungsvoll geschriebenes Buch bezeichnen. Nicht, daß wir nicht manchen schärfen oder gelindern Tadel aussprechen könnten, nicht, daß wir nicht manches Thatsächliche anzweifeln möchten, anderes in modificirter Weise dargestellt wünschten; indes wir mögen und dürfen nicht mit dem kritischen Maßstabe allein messen, müssen uns wol hier und da sogar entschuldigend auf die Seite des Verfassers stellen, wo das strenge ästhetische Urtheil nur verwerfen möchte, eben weil das Werk, gestossen aus tüchtiger Ueberzeugung, zugleich Probe ablegt von einem ernstlichen Streben wie nicht minder von verhältnismäßig glücklicher Gestaltungskraft.

Lassen wir den Leser über die Natur des Romans nicht länger in Zweifel. Soll er nur nach dem Scheine des Titels urtheilen, gewiß, er wird sich ebenso leicht wie wir einer Täuschung hingeben. „Der echte Ring“: wer fürchtete nicht zunächst eine seltsame, höchst wunderliche Erzählung ohne andere Tendenz als die, den Leser um jeden Preis zu spannen und zu überraschen. Zu welchen hyperromantischen Verwickelungen kann nicht ein Ring beitragen, der vom Finger irgendeines guten Menschen gestohlen nach 20 oder 30 Jahren in die Hände des Eigenthümers zurückgeleitet. Ein Ring, der vielleicht von

einem Dugend Menschen als Amulet oder Talisman heilig gehalten wird, Gegenstand romanhafter Handlung: fühlt man sich nicht bei dem Gedanken daran schauerlich angezogen von Kerkerluft und Criminalactenstaub! Nun ja, in Winnewerck's Romane wandern wir nicht gerade mit leichten Füßen in das Land der romantischen Erfindung hinein; es bedeutet schon etwas, wenn wir die beiden Kinder eines reichen protestantischen Grafen sehen und gleich darauf auch seine katholische Gattin spurlos verschwinden sehen. Da ist zu gleicher Zeit noch ein drittes, vater- und mutterloses Kind, von dem kein Mensch weiß, von wem es kam. Es ist nichts Geringes, durch die politischen Wirren des Jahres 1848 hindurch trotz aller Kniffe und Ränke der Jesuiten von Deutschland nach Rom und zurückzuwandern, nur um dem gräßlichen Ehepaare zu seinen Kindern und dem ausgelegten Kinde zu seinen Aeltern zu verhelfen. Und doch spielt ein lebenshafter Ring nicht hinein in diese sehr romantischen Situationen. Gleichwol ist der echte Ring vorhanden als der Talisman, den wir alle suchen sollen, als das Amulet, an dessen Auffinden die gesammte Menschheit ihre Kraft des Forschens zu setzen verpflichtet ist. Der echte Ring Winnewerck's ist uns allen nicht fremd, wenn wir an die Fabel des Lessing'schen „Nathan“ denken. Bei Lessing wie bei Winnewerck handelt es sich um die Frage nach dem wahren Glauben; nur daß jener sich bescheidet, dem Judenthum, Christenthum und Mohammedanismus zu gleicher Zeit oder anders betrachtet keinem von ihnen den echten Glauben unbedingt zuzusprechen, dieser aber den echten Ring nothwendigerweise im Bereiche des Christenthums sucht; nur daß Lessing eine allgemeine, nenne man es eine christliche Toleranz predigt, Winnewerck dagegen diese Toleranz mit einem der jezt oder späterhin etwa maßgebenden christlichen Bekenntnisse in enge Verbindung setzen möchte. Gewiß, der Verfasser bekennt selbst: der echte Ring — eine schwere Frage. Die Lösung derselben, welche hohe und doch wol stets unmögliche Aufgabe. Denn der Gesichtspunkte für die etwaige Lösung des Problems sind übermäßig viele, das Fruchtlose aber aller Versuche zur Lösung liegt in dem Durchgange der verschiedenen Gesichtspunkte. Nehmen wir nur die beiden, jedem ersten Forscher zunächstliegenden. Einmal die Religion des Christenthums aufgefaßt als die Religion des Weltbürgerthums, und dann dieselbe christliche Religion in ihrer lebendigen Bethätigung nur erkennbar in einem bestimmten confessionellen Bekenntnisse: wie gesagt, diese beiden Gesichtspunkte schreiben sich wider Willen des Forschers in seinen Gedanken so dahineinander, daß Nathan's Resultat: „Wir müssen es dahingestellt sein lassen“, immer als das wahrste erscheint. Dem schließt sich auch Winnewerck's Resultat an, nur daß es für unsere realen Verhältnisse das praktische Bedürfnis, also die Nothwendigkeit der Kirche hauptsächlich betont. Religion und Kirche, Inhalt und Form des Christenthums werden sich nie ganz, vielleicht stets nur sehr stückweise decken, dürfen wir diesen, in manchen philosophischen Abhandlungen sehr gäng und geben Ausdruck hier anwenden.

Wir rechnen es dem Verfasser hoch an, daß er diese Erkenntnis festhält und aus ihr die Anerkennung der Kirche schöpft. Er gelangt mehr als einmal zu dem faßlichen Resultate: die Form des christlichen Bekenntnisses (wir fassen unter „die Form“ irgendeine der bestehenden Konfessionen auf) ist so lange in ihrem vollen Rechte, als sie dem Bedürfnisse einer Menschenmenge entspricht, umgekehrt wird mit dem Aufhören des Bedürfnisses die Form von selbst in sich zusammenfallen. Natürlich ist es thöricht, die Form irgendeines der christlichen Bekenntnisse durch Worte oder Wünsche aus der Welt gleichsam hinauszubereitern, solange sie sich noch einem wirklichen Bedürfnisse der Menge dienstbar erweist, da mit dem Verluste der bestimmten Form das Bedürfnis nicht etwa besser, sondern nur irrlichere Wege einschlagen könnte.

Wir sehen uns den Roman im Einzelnen an. Er zerfällt in sechs Bücher, deren erstes „Humoristische Vorschule“ betitelt ist. Nicht ohne Sozialität treten wir in das Haus eines alten Chemikers, der an dem Probleme arbeitet, den Menschen auf chemischem Wege zu erzeugen. Siehe da, eines Morgens werden die Herren der Wissenschaft zum Chemiker geladen, das Problem zeigt sich als gelöst, dem chemischen Kessel wird ein Knäblein entnommen. Dieser Fokuspolus ist mit vielem Humor geschildert; wir dürfen hinter den Schleier des Geheimnisses blicken und bemerken, daß der Knabe, nachmals Faustin genannt, der Sohn einer vornehmen Dame und vom Chemiker als Pflegekind angenommen ist. Zusehends wächst Faustin, ja so schnell, daß er bereits auf Seite 36 zur Universität gehen kann. Er will Theologie studieren; sein Rasenstübgen liegt natürlich im vierten Stock, wie sich das bei einem Theologen von selbst versteht.

Nicht neben seinen Fenstern waren wieder welche zu derselben Etage gehörige, aus denen am ersten Morgen, da Faustin sich nach der Umgebung umschaute, eine Pfeife herausfah. Neugierig knüpfte er mit seinem Blick an den langen Pfeifenstiel an, begegnete dann einem weißener Porzellankegel mit gemaltem Embenten, sprang von da herüber auf ein Paar lang herabhängende Quasten, kletterte daran auf und geriet zwischen Dampf und Nebel hindurch unmittelbar in einen Mund, der von einem Urwald von Haaren umwachsen war. „Guten Morgen“, brummte ein tiefer Bass und salutirte zugleich mit einer dicken Rauchwolke.

Der Brummende „im tiefsten Bass“, ein bemooftes Haupt Namens Marbeck, wird alsobald Faustin's Busenfreund: der Verfasser hat den Charakter desselben mit einer offenbaren Vorliebe entwickelt. Marbeck's unverwundliche humoristische Natur erheitert unwillkürlich. Höre man nur, wenn er spricht:

Du (nämlich Faustin) wirst entschuldigen, ich denke am liebsten im Bette. Wir kommt's darin vor, als hätte man keinen Körper, wenn nicht gerade das Bettstroh hineinsieht. . . . Da ist ein einziger Stuhl, ein Angstkind, von dem ich immer fürchte, daß er zusammenbricht, wenn ich mich gedankenschwer daraufsetze; ein Tisch von einer zukünftigen Form, die irgendwann in einem späteren Jahrtausend Mode werden wird. . . .

Harmoniren diese Gedanken nicht auffallend mit folgenden: „Der Mensch ist wie Kalbleber, das man darüber spannt“, ob über den Leisten oder über das Leben, wird uns nicht mitgeteilt; „Jeder ein Original mit schiefen

Abfäßen, ein Genie, das seine Kleider mit Bindfaden zusammenhält, als so ein unglücklicher Whülfler, der den lieben Gott in der Kirche nur im Sonntagsrock besucht.“

Was natürlicher, als daß Marbeck einer Gesellschaft der „Rothen“ angehört, als daß Faustin diesem geheimen Bunde gleichfalls beitrifft. Beabsichtigen doch die „Rothen“ nichts Größeres als die unfehlbare Weltverbesserung. Können sie sich doch der tiefen Ueberzeugung rühmen, daß „die Erde unvollkommen“, wissen sie doch ganz genau, daß, „weil sie sich drehe, ihr nicht beizukommen sei“, noch mehr, daß „bei der Geschwindigkeit der Drehung unsere besten reformatorischen Schützen, statt den Nagel auf den Kopf zu treffen, stets danebenschießen“. Dem „Meisterschuss“, nichts weiter beabsichtigen die Rothen. Deshalb sollte er ihnen nicht gelingen, handelt es sich doch nur um die Erbauung eines wissenschaftlichen Gebäudes, aus dessen „letzte Etage man unmittelbar in den Himmel sehen und durch die Orgnette beobachten kann, wie die Welt regiert wird“. Schade nur, jammerschade, daß die Polizei plötzlich über diese „letzte Etage“ etwas stuft und sämtlichen Rothen eines schönen Tags das consilium abeundi erwirkt. Denn inmitten der Rothen selbst lauerte der Verräther in Gestalt eines gewissen Langhennerich. Dieser eale protestantische Studiosus wird nämlich bei der Stiftung einer geheimen Gesellschaft der „Heiligen“ von Marbeck und Faustin ertappt, einer Gesellschaft, die einer ganz andern Tendenz huldigt als die der Rothen. Aus dem Zwiespalt zwischen den „Rothen“ und den „Heiligen“ weiß sich Langhennerich nicht anders als durch Verrath zu retten. Aber auch er muß nebst Marbeck und Faustin sein Bündel schnüren, da die Gemeinde der „Heiligen“ auf einen polizeiwidrigen mystischen Schwindel hinauslaufen möchte. Marbeck meint von Langhennerich, ihn treibe die Sehnsucht nach dem Jenseits von dannen. Wir finden denn auch den protestantischen Langhennerich sehr bald im „Jenseits“, das heißt im Lager der Jesuiten wieder. Es ist nicht leicht, dem Verfasser in der vielfach verschlungenen Handlung der folgenden Bücher so zu folgen, daß die Fäden klar zu Tage treten. Betitelt sind sie: „Wollen, meinen, bedürfen“, „Das Urtheil des Herzens“, „Führe uns nicht in Versuchung“, „Lebenswirren“, „Dein Reich komme“. So harmlos und natürlich der Verfasser das erste Buch, die „Humoristische Vorschule“, anlegte und durchführte in nicht gerade sehr tiefen aber höchst glücklichen Schilderungen aus dem studentischen Leben und Treiben, so wenig läßt er uns ahnen, daß er späterhin Marbeck zum Helben des Romans erheben will. Wir sehen in diesem Marbeck anfangs nur ein Original mit „schiefen Abfäßen“, nur ein Genie, „das die Kleider mit Bindfaden zusammenhält“; wie sehr werden wir daher überrascht, als unter diesen mit „Bindfaden zusammengehaltenen Kleidern“ eine große geistige Natur, ein durch und durch gediegener Charakter vom edelsten Willen hervortritt. Wir werden so sehr überrascht, daß wir die Zurücksetzung des anfänglichen Helben Faustin und seine vollständige Abhängigkeit von Marbeck kaum übel vermerken.

Marbeck findet sich in kurzer Zeit inmitten einer katholischen Stadt, die wir uns in Mitteldeutschland gelegen denken, von einer geheimen Gesellschaft zur Gründung einer Zeitschrift bestimmt, deren Tendenz die Erhebung des Christentums über die confessionellen Bekenntnisse hinaus zur Weltreligion anstrebt. Marbeck redigiert unter Faustins Mitwirkung das Blatt so lange, bis es die hohen geheimen Persönlichkeiten (es sind unter ihnen namentlich ein Graf Armtin und ein revolutionslüstiger italienischer Prinz Desantrino) höherer Rücksichten wegen eingehen lassen. Der Fall tritt natürlich nur zu bald ein. Denn der Drucken Jesu könnte das Blatt nur dann gut heißen, wenn die Tendenz desselben der einen alleinseligmachenden Kirche rückhaltlos zugute käme. Davon kann indes nicht die Rede sein, wenn die Weltreligion aufgefagt wird als „eine Kirche mit dem einen Glauben an Gott, mit dem andern an die ewige Fortentwicklung und höhere, die Unsterblichkeit bedingende Berufung seiner selbst: das wäre die Kirche vom Heiligen Geiste“.

Daß es übrigens mit dieser Kirche vom „Heiligen Geiste“ noch lange gute Wege hat, sieht Marbeck sehr bald selbst ein; er erkennt, wie schnell selbst die edelgemeinte „Fortentwicklung der Kirche“ scheitert, ja scheitern muß, einmal an dem gerade auf protestantischem Gebiete herrschenden „kirchlichen Indifferentismus“, dann am Standpunkte derer, die „das Entbehrenkönnen der Kirche, den Mangel religiösen Bedürfnisses unter Reform, unter Aufklärung fassen und meinen“.

Und mit einer solchen Reform, mit solcher Aufklärung, die dem kirchlichen Bedürfnisse nur die Negation des kirchlichen Bekenntnisses entgegensetzt, will Marbeck nichts gemein haben. Wir danken dem Verfasser für diesen trefflichen Charakterzug.

Wir versagen es uns, weiter in die religiösen und politischen Kämpfe einzugehen. Sie gruppieren sich katholischerseits hauptsächlich um den scharfgezeichneten Jesuiten, Vater Emmerich; um dessen Schüler, den uns schon bekannten Langhennerich (der Stifter der „Heiligen“ nennt sich jetzt Vater Sebalbus); um den idealen Priester Ephraim; dann um die vortrefflich geschilderte, sanfte Barmherzige Schwester Beatrice und um die gräßlichen Familien Armtin und Mansleben. Diesen gegenüber steht auf nichtkatholischer Seite außer Marbeck und Faustin des letztern Jugendgepielen Cordelia, eine edelsühlende junge Dame, die, im Begriff stehend sich aus Verehrung für den idealen Priester Ephraim der katholischen Kirche in die Arme zu werfen, von Marbeck für seine Gesinnung gewonnen und als Geliebte erobert wird. Können wir mit den Gedanken und Gefühlen aller dieser Personen sympathisieren, mit einer nur können wir es nicht, mit dem jungen Juden Robertsohn nämlich. Er spielt eine gar zu traurige Rolle, trotz oder gerade wegen seines unabsehbaren Dranges nach religiöser Erkenntnis. Der Verfasser gelangt mehrmals zu der Frage, ob sich nicht aus der Vereinigung des fortschreitenden Judenthums und des fortschreitenden Protestantismus die Gründung der wahren Kirche vom Heiligen Geiste bewerkstelligen lasse.

Er mußte uns natürlich dieses fortschreitende Judenthum an einer Person vor Augen führen. Seltsamerweise aber ist der ringende Jüngling Robertsohn nur seiner Beschreibung und Erziehung nach Jude, im übrigen der gestohlene Sohn des gräßlichen Ehepaars Mansleben. War es des Verfassers Absicht, aus dem Zwiespalte des als Christ geborenen und zum Juden erzogenen Robertsohn die Haltlosigkeit der Ansicht, es könne sich jemals fortschreitende protestantische Anschauung mit fortschreitender religiösjüdischer zu einem höhern Dritten vereinigen, indirect nachzuweisen, so ist ihm nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten diese Absicht glänzend gelungen, weit glänzender als viele seiner romantischen und weitverzweigten Erfindungen und Situationen. Das auf die Darstellung der psychologischen Momente verwandte Talent schlagen wir nicht gering an; besonders glücklich sind viele der Blide ins Menschenherz. Scenen wie die Vereinigung des protestantischen Grafen Armtin mit seiner katholischen Gattin, nachdem beide trotz der Liebe zueinander durch die Ränke des Vater Emmerich jahrelang wie getrennt lebten; dann das Gemüthsleben der Barmherzigen Schwester Beatrice; ferner die Wandlung in dem etwas emancipationslüstigen Charakter Cordelia's, ihre Neigung zur katholischen Kirche und ihre darauffolgende Liebe zu Marbeck: dies und vieles andere hat der Verfasser mit ebenso wahren als einfachen Farben und Pinselstrichen wiedergegeben. Nur im letzten Theile folgen wir ihm nicht ohne einigen Unmuth. Denken wir nur an das erste Kapitel des sechsten Buchs: wie bunt wird hier Vergangenes und Gegenwärtiges durcheinander geworfen. An andern Stellen spitzt er die Thatfachen zu einer Spannung zusammen; statt aber den Leser aus der Ungewißheit der Situation zu reißen, bringt er nur den Schlußstrich des Kapitels. Wie peinlich empfinden wir das nicht z. B. am Schlusse des vierten Kapitels im fünften Buche. Die wenigen Worte: Grai Mansleben hatte seine seit Jahren verschwundene Gattin wiedergefunden, genügen die Situation zu schließen. Aber nein, der Verfasser denkt anders von der Spannung des Lesers. Erst 100 Seiten weiter erlöst er uns aus der Situation mit einer ganz nutzlosen Recapitulation des früher Dargestellten. Auch wünschten wir, er vermiede Ausdrücke wie „gegenfragte“ und „hassendes Lächeln“. Ganz ergebenst müssen wir ihn aber ersuchen, unsere Kanzleien nicht mit „Rentanden“ zu bevölkern, sintemal das Geschlecht der „Rentanden“ noch lange nicht ausgestorben ist.

Schließlich nehmen wir die Frage nach dem echten Ringe wieder auf. Wie hat sie Binnerwerd gelöst? „Das Gold des Glaubens“, sagt er, „gewährt das Herz: die Vernunft mag es läutern, aber die Liebe muß es formen — das allein ist der echte Ring.“ Schön, sehr schön ausgesprochen, nur schade, daß es sich fürs reale Leben um die Vermittelung der geistigen Forschung mit dem praktischen Bedürfnisse handelt; nur schade, daß wir als Mitglieder einer Gemeinschaft dem religiösen Inhalte unserer Denkens und Empfindens stets eine bestimmte kirchliche Form bieten müssen. Der Verfasser urtheilt viel zu

unparteiisch, als daß er dies nicht selbst zugestehen sollte. Er stimmt selbstverständlich nicht ganz in das Verurtheilungsurtheil gegen die katholische Kirche ein, das man so oft aus protestantischem Munde hört. Aus einzelnen Andeutungen entnehmen wir, daß er seinem Bekenntnisse nach der protestantischen Confession angehört. Ist das der Fall, so gereicht ihm die Unparteilichkeit zu um so größerer Ehre. Er schmeißt dem Jesuitismus nicht, er erkennt aber freudig den tiefen großen Kern der katholischen Kirche an, indem er sie nicht mit protestantischen Augen, sondern mit denen eines überhaupt nur kirchlich gesinnten Mannes ansieht. Direct sagt er dem Protestantismus alles mögliche Gute nach, indirect um so weniger. Zart, sehr zart umgeht er die Beantwortung der Frage: wenn wir uns berufen fühlen gegen den Katholicismus anzukämpfen, nun, da müßen wir doch einmal sagen, was wir im kirchlichen Leben auf protestantischem Gebiete so Großes erreicht haben? In dreihundertjähriger Entwicklung — den protestantischen Orthodoxismus. Darf der auf die orthodoxe katholische Kirche verächtlich herabsehen? Doch nicht erinnern uns zu rechter Zeit, daß man uns einwenden kann: nicht was wir erreicht haben, sondern was wir erreichen wollen, nur das darf auf protestantischem Gebiete gelten. Ein beifler Punkt, dieses Erreichen wollen. Wüßten wir nur erst, daß selbst das freisinnigste religiöse Bekenntniß wieder und immer wieder zu einer die Toleranz gegen Andersdenkende ausschließenden kirchlichen Form nicht führen müßte! Sehen wir uns um und fragen einmal daraufhin den Helden des Romans. Marbeck gelangt glücklich ins Ministerium. Wir verlassen ihn in befähigter Stellung. Irren wir nicht, so können wir ihm später als Geheimrath begegnen. Wie einer, so kämpfte er im jugendlichen Feuer für die Idee der Weltreligion. Und nun? Der Verfasser schweigt über dieses „nun“. Erzählen wir denn die Geschichte weiter. Den Mantel nach dem Winde hängen und feig seine religiöse Ueberzeugung ändern, nein das kann ein Marbeck nicht. Aber er modificirt sie. Auf unser Wort: Marbeck gehört jetzt sicherlich einer orthodoxen Kirche an, noch mehr, er muß ihr aus innerster Ueberzeugung angehören. Nun? Der Verfasser wird lächelnd mit einem zweideutigen Achselzucken antworten. Nun ja, der Verfasser hört das Geständniß, daß die katholische Kirche als Kirche noch immer berechtigt sei sich die triumphirende zu nennen, mit einiger Befriedigung an. Sie ist jedenfalls dazu berechtigt, wenn die Wandelung in Marbeck's Gesinnungsweise naturgemäß ist. Und diese ist naturgemäß.*)

George Hefekiel's Name ist in gewissen Kreisen nicht unbekannt; er hat sogar einen festen, wohlbegründeten Klang. Doch glauben wir auf einen Augenblick

den begründeten Ruf beiseite setzen und fragen zu müssen: wer ist George Hefekiel? Es dürfte nicht ganz in der Ordnung, unter Umständen sogar unedel sein, bei der Besprechung künstlerischer Werke Bedacht zu nehmen auf den moralischen oder politischen Charakter des Autors. Wie George Hefekiel seiner Partei für gewisse Richtungen der erzählenden Literatur als ein beinahe mustergültiger Schriftsteller gilt, so wiederholt sich auch stets die Klage, daß er von seinen Gegnern aus ungerechtfertigtem Vorurtheile übersehen oder geringgeschätzt werde. Unser Eigensinn also nicht, sondern jene stets wiederholte Klage zwingt uns, den politischen Charakter des Verfassers ins Auge zu nehmen und aus seiner Praxis ein wenig gleichsam „zur Situation“ vor auszuschiden.

George Hefekiel war bei der Redaction der Kreuzzeitung theilhaftig, ist es wol auch noch. Mittelbar wenigstens hat er also theil an jener urwüchsigen Auffassungsweise und dem mehr als verben Stille, der den bekannten Zuschauer dieser Zeitung kennzeichnet. Wir trauen dem Zuschauer die Einsicht zu, daß die Uebertragung der eigenthümlichen Auffassungsweise in Verbindung mit dem verben Stille auf ein Kunstwerk, wie es doch ein Roman sein soll, diesem keineswegs zum Vortheile gereichen möchte. Soll nun der Leser nicht fürchten, die Eigenschaften des Zuschauers in den Werken George Hefekiel's wiederzufinden? Die Befürchtung ist gewiß gerechtfertigt, so gerechtfertigt, daß sich der Zuschauer nur bei sich selbst beklagen mag, wenn George Hefekiel's Romane von einem Theile des Publikums nur mit Mißtrauen in die Hand genommen, von einem andern aus Vorurtheil gar nicht gelesen werden.

Versuchen wir es, der Begabung des Verfassers nach den uns vorliegenden Werken gemäß unserer Einsicht gerecht zu werden. Es ist wahr, der Zuschauer hat nicht unrecht, George Hefekiel ist in seinen Romanen ein anderer, als er es in den Spalten der Kreuzzeitung sein darf. Wir erwarten durchaus tendenziöse Werke und sind überrascht, diese wenigstens in der von uns vermutheten Weise nicht zu finden. Es geht uns mit George Hefekiel, wie es uns und andern mit Persönlichkeiten geht, die wir nur vom Hörensagen oder flüchtig kannten, wir rufen ihnen ein „So hatte ich Sie mir nicht vorgestellt“ zu. Aus Hefekiel's Romanen sollte man nur schwer errathen, daß er der obengenannten politischen Partei zugehört. Freilich blickt man tiefer, so läßt dies doch eine gewisse Vorliebe für das ancien régime in etwas ahnen. Es sind fast immer die privilegierten Klassen der Gesellschaft, unter denen sich Hefekiel bewegt. Aber er weiß sich mit einer gewissen edelmännischen Gesinnung unter ihnen zu bewegen. Er hält durchaus den guten, nobelen Ton inne. Einem Edelmann darf man es nicht übel anrechnen, daß er dann, wenn er sich mit Niedrigstehenden abgibt, die Unbefangenheit seiner Gesinnung nur durch den Ton der Herablassung zu kennzeichnen weiß; so wollen wir es auch nicht zu sehr hervorheben, daß in Hefekiel's Werken fast überall die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande zwischen den Zeilen hervortritt.

*) Binnemerd starb im Laufe des Februar d. J. zu Dresden. Man schreibt seinen Tod der freudigen Erschütterung, welche ihm die so plötzlich nicht erwartete Aussicht auf eine endliche Besserung seines langweiligen Lebens verursacht hatte, wie seinem durch Kummer und Entbehrungen geschwächten Körperzustand zu. Binnemerd war Familienvater. D. Red.

verherrlicht im Grunde niemand, in Offizierrocke mit blanken Knöpfen für die Menschheit zuspricht, denn sich aus einem freisinnigen Kopfe und auch über dieses ancien régime einem unverkennbaren und glückstrenger Objectivität, wenn es im vollen, von allen politischen Aus-Tone dargelegt wird wie durch n vorliegenden Werken.

Der Roman „Vor Jena“ (Nr. 2) beabsichtigt eine Sitten- schilderung des berliner aristokratischen Lebens in der Zeit unglücklichen Katastrophe von Jena. Es verfaßt „nach den Aufzeichnungen“ eines vom Regimente Gensdarmes.

Verfassers liegen mithin viele That- de. Irrten wir nicht, so ward „Vor kapitelweise in einer Zeitschrift ver- in besondern Zwecke der Kapitelweisen aus dem Memoirenhaften der Auf- s das Skizzenhafte des Romans er- wagt nicht den Eindruck eines streng geschlossenen Ganzen. Der Roman und eigentlich ebenso viele einzelne menhang und Ineinandergreifen durch khte bedingt wird.

Einiglicher Gensdarmes spielt im Ro- . Sie waren ein Elitecorps, diese ied; nicht eigentlich der Garde an- och nicht selten in Berlin die Haupt- e waren, geziert durch schöne rothe nen Herren Offiziere vom Regimente s; und das berliner Volk hatte sich schmuken Herren vom Adel vielen, s zugute zu halten. Freilich nur so das Garnisonsleben der Herren vom

Regimente der Gensdarmes handelte. Denn als die schwere Zeit der Noth kam, da konnte das Volk wol er- warten, daß gerade sie, die Herren vom Regimente der Gensdarmes, von denen man allgemein behauptete, sie hätten den König zum Kriege gegen Napoleon gedrängt, den Glanz der preussischen Armee aufrecht erhalten wür- den. Aber das Volk wartete vergeblich. Die Herren Gensdarmes hatten geglaubt durch persönliche Bravour zu siegen. Das eigentlich tiefere militärische Wissen mochte wol ihre schwächste Seite sein, denn das „Denken war nicht gerade die liebste Beschäftigung dieser Herren“, gesteht selbst der Royalist Gesefiel ganz harmlos ein. Was wunder, daß sie auf dem Schlachtfelde von Jena eine unerwartete Lektion erhielten. Ihr Regiment wurde zer- splittert, es ist vom Schlachtfelde nicht heimgekehrt, noch jetzt liegt seine Geschichte um Jena begraben. Wie viel auch im preussischen Staate und in der Armee restaurirt ward, eine eigene Tragik: dies Regiment der stolzen Herren Gensdarmes ward nicht wiederhergestellt, es ist seit dem Unglückstage von Jena aus der preussischen Armee ver-

schwunden. Und selbst das letzte Andenken an das Elite- Cavalerieregiment wollte man im Jahre 1859 tilgen, indem man den berliner Gensdarmesplatz (denn dieser ward nach dem Regimente benannt) in einen Schillerplatz zu verwandeln beabsichtigte.

Ja, vor Jena fühlten sich die Herren vom Regimente noch nicht sonderlich bedrückt vom Ernste der schweren Zeit, die doch so nahe an der Thür des preussischen Staates stand. Sie saßen noch „am Zeughaufe Nr. 1“ im vornehmen Gasthose der Witwe Markgraf, genannt „Au Parlement d'Angleterre“, denken wenig, sehr wenig (Politik scheint für sie gar nicht zu existiren), desto mehr sprechen sie und trinken noch unendlich mehr, „wie sich für einen Offizier vom Regimente Gensdarmes von selbst versteht“, nur „Pontac“. Von militärischer Thätigkeit ist keine Rede, noch weniger von militärischen Kenntnissen. Selbst der Held des Romans, der Lieutenant Hans Vin- nies von Reist, Sprosse eines der ältesten Adelsgeschlechter der Monarchie und „so einer von den jungen Männern, deren Gesicht ein offener Empfehlungsbrief ist, den die ältern Damen freundlich anblicken und dabei sagen: wie glücklich ist die Mutter, die solch einen Sohn hat; vor dem die jungen Mädchen die Augen erröthend nieder- schlagen, weil er dem Wilde gar zu ähnlich sieht, von dem sie in stillen Stunden geträumt“. Dieser unbestrit- ten „beste Reiter des Regiments“, den die ältern Män- ner schätzen, „weil sie viel von ihm erwarten“, den ein Rittmeister seines Regiments etwas spöttisch anläßt: „Sie sind ja ein halber Schöngest, verkehren mit der schönen Hofrätthin Herz, von der Seine königliche Hoheit der Prinz Louis neulich gesagt hat, sie sei noch nie geliebt worden, wie sie geliebt zu werden verdiene“; selbst diesen liebendwürdigen Edelmann vom edelsten Blute und edelsten Charakter, der in den „letzten Wochen und Monaten viel von Schiller“ gelesen hat und deshalb seinen Bufen- freund, den Lieutenant von Rostig fragen darf: „Sind Sie ehrlieh, Rostig, Sie haben noch nichts von Schiller gelesen!“ worauf der Befragte erwidert: „Da haben Sie recht, jetzt verstehe ich, ich habe zwar die „Jungfrau von Orleans“ gesehen und „Maria Stuart“, aber ich begreife, das reicht nicht aus“ — wie gesagt, dieser junge Offizier selbst thut nichts, als daß er nebst seinem Freunde Rostig einem Duellantenpaare secundirt, als daß er seine Ge- liebte, Elisabeth, die reizende Tochter des Geheimen Ober- finanzraths von Reinbach, auf dem Eise meisterhaft Schlitten fährt, sie in ein Wachesfigurencabinet führt, als daß er trotz seiner merkwürdlich stillern Stimmung ab und zu die Pontacflasche „begünstigt“, als daß er sich endlich mit der Geliebten verlobt und seine Elisabeth als Gattin aufs Land zum Oheim, dem alten Oberlieutenant „mit dem Stelzfuß“ von Reist, heimführt.

Es muß wol damals „in der Zeit vor Jena“ in Berlin ein trostlos untätiges Leben geführt worden sein; wenigstens zeichnet sich der eigentlich geschichtliche Gehalt des Gesefiel'schen Romans „Vor Jena“ durch Stoffreich- thum nicht aus. Ob uns der Verfasser auf dem Rinken- ball bei „Rassow“ führt, ob er uns Au Parlement

d'Angleterre in die Gesellschaft der „Pontac begünstigten Herren“ versteht, ob er uns theilnehmen läßt an der Zeit des Finanzraths von Reinbach, des „Schleimmers“ und der Zeit Friedrich Wilhelm's II., ob er gar mit uns auf den Stammtisch derer von Leift nach Spankow reißt: immer knüpft sich das Interesse nur an episodische Thaten, immer an episodisch vorgeführte Personen. Aber er versteht sich darauf, gewisse Episoden trefflich zu zeichnen. Ohne die Züge seiner Bilder zu verzerren oder zu verunstalten, weiß er oft mit wenigen Strichen einen Charakterkopf humoristisch hinzuworfen. Es ist auch fast immer ein und dieselbe Art, mit der er die Zeichnung malt, und doch liegt immer die Gewähr einer gewissen Porträthähnlichkeit darin. Da ist der Herr von Jabelitz, ein „derber, stämmiger Landjunker mit rothen Backen und gesunden Zähnen“, der seine beiden Cousinen zugleich hätte heirathen mögen, damit „das bißchen Armuth zusammenbleibe ungetheilt“, ein Brachtstück von einem nicht gerade vielerfahrenen Landadelmann, der seine gnädigen Cousinen vom „Zuchtbullen“ unterhält: wahrlich wir möchten doch beinahe den Royalisten Hefekiel lachend zur Ordnung rufen wegen der demokratischen Malice, mit der er die Einseitigkeiten des Adels verpöhlert. Doch mit noch größerer Satire werden die Werkzeuge der Regierung Friedrich Wilhelm's II. charakterisirt. So namentlich der Geheime Oberfinanzrath von Reinbach und der General Bischofsverder. Kaum weiß man, was man sagen soll, wenn es fortwährend in heissem Tone von letztem heißt: „Dreifältig großer Baumeister, flüsterle der General und blickte nach der Decke des Zimmers“, und zur nähern Erklärung dieses Blicks nach der Decke: „Seine (Bischofsverder's) Augen nahmen jenen Ausdruck an, der so viele Leute verleitet hat, den Günstling Friedrich Wilhelm's II. für einen Schwärmer zu halten.“

Bedenkt denn der Royalist Hefekiel nicht: diese Männer waren doch nur treue Diener ihres königlichen Herrn! Darf die Zeit Friedrich Wilhelm's II. von ihm so gezeichnet werden, so wird er auch an die Gegenwart denselben kritischen Maßstab legen müssen. Gerade die Zeiten vor Jena und die nach Jena gehören zu unserer jüngsten Vergangenheit, sie liegen uns, vom politischen und socialen Gesichtspunkte aus betrachtet, weit näher als die zwanziger oder dreißiger Jahre. Was würde nun der Royalist Hefekiel sagen, wollte man zur Kennzeichnung der letzten zehn Jahre ein paar Criminalgeschichten anführen, in die hochstehende Persönlichkeiten verwickelt gewesen sind? Die verhängliche Amtsführung des Finanzraths von Reinbach, das elende Treiben und Thun der Finanzrätthin von Reinbach, dieser ränkessüchtigen Französin, die sich von der Gouvernante bis zur Stiefmutter der Elisabeth von Reinbach emporgeschwungen, ihre Beziehungen zu dem nicht gerade schlechten aber leichtfertigen Kammerherrn von Redow, die Spiondienste, welche sie durch ihren Bruder der französischen Regierung leistet und ihre Flucht mit dem Vermögen ihres Gatten, des Finanzraths; dann die skandalöse Duellgeschichte eben des Kammerherrn von Redow mit dem sächsischen Attache Grafen

Marcolini und vieles andere: das sind Dinge, die sich in ähnlicher oder gleich schlimmer Weise in jedem Jahrzehnt, unter jeder Regierung zutragen. Der Royalist Hefekiel hat am wenigsten Grund am Schluß des Romans zu rufen: „Das war vor Jena!“ Wir lassen seiner Darstellungsweise und seinem Stille volle Gerechtigkeit widerfahren; wie der „Pontac“, den die Herren vom Regimente der Gendarmes tranken, so flüssig ist die Erzählung, wie die Gläser, so um die „Pontacflasche“ herumzustehen pflegten, so reinlich und sauber der Stil. Daß er aber die Zeit vor Jena tief erfaßt hätte, das möchten wir nicht behaupten. Er sagt wol: nicht allein mit der Armee stand es schlecht, sondern das ganze Volk trug die Schuld an dem Falle Preußens. Wie gut, wenn Hefekiel nun auch etwas ernstlicher auf das „Warum“ dieser Schuld eingegangen wäre, selbst auf die Gefahr hin, bei dieser Untersuchung zu liberalen Ansichten geführt zu werden. Die Schuld, sie lag nur in der stummen Rolle, die das ganze Volk der Regierung gegenüber zu spielen gezwungen war und nicht etwa allein in den Skandalgeschichten aus der Zeit Friedrich Wilhelm's II., die ja eben doch nur eine Folge jenes stummen Rollenspiels waren.

Bedeutender als das „Vor Jena“ erscheint uns der nachfolgende Roman: „Von Jena nach Königsberg“ (Nr. 3). Es wirkt schon belebend auf unsere Phantasie, daß wir aus der Zeit der Stagnation herauskommen. Es ist blutiges Leben, aber es ist doch Leben in der Politik wie in den bürgerlichen Verhältnissen. Der Roman schließt sich dem „Vor Jena“ an und endet, nicht ohne eine abermalige Fortsetzung in Aussicht zu stellen. Wir suchten schon oben die Vorzüge wie Mängel der Hefekiel'schen Darstellungsweise kurz darzulegen, wir wollen sie nicht wiederholen; „Von Jena nach Königsberg“ ist gerade so geschrieben wie „Vor Jena“. Jenes Werk aber verdient vor diesem entschieden den Vorzug schon wegen des eigenthümlich elegischen Elements, das den ganzen Roman durchzieht, und ebenso sehr durch die etwas weniger stizzenhafte, dafür mehr epische Behandlung des Stoffes.

Die Schlacht bei Jena ist geschlagen; märkische Edelleute, Beamte und Privatpersonen verbinden sich, soweit es nur irgend thunlich, versprengte preussische Offiziere und Soldaten in Verstecken zu schützen und bei günstiger Zeit dem Hauptheere nach auf abgelegenen Wegen über die Oder zu befördern. Der Herr von Pleß zu Bessin am Bessiner See ist einer der thätigsten. Mitten im Bessiner See liegt eine Insel, auf ihr liegen die Ruinen des alten Schlosses. Herr von Pleß bestimmt die Räume der noch auf der Insel stehenden alten Warte zum Verstecke versprengter preussischer Offiziere; dort beherbergt er vier derselben, während er in seinem Wohnhause am Ufer des Sees ziemlich hart von französischer Einquartierung in Anspruch genommen ist. So außerordentlich seine eigenen Vorsichtsmaßregeln, so außerordentlich ist auch die Wachsamkeit der französischen Posten; es kann

nicht fehlen, daß sehr bald Verdacht auf die alte Warte gelenkt wird. Ein junger Chasseuroffizier, ein Sigfopf und glühender Preußenfeind, statemal er ein Elssasser, möchte den Herrn von Pleß durch die Entdeckung gern in Verlegenheit, womöglich vor ein französisches Kriegsgericht bringen; er schmeichelt sich nämlich entschieden Eindruck gemacht zu haben auf Frau von Pleß, eine Dame von musterhafter Tugend, eine „große, schöne Frau mit sanften Augen, die weiß und blond, böse Leute sagten: röthlich, in der schwarzen Kleidung noch weißer und klarer erschien“. Inbeß sein Oberst Belet, ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung, obschon auch Franzose genug, um bei der Kunde von der Schönheit der Wirthin „ein Chagrinskästchen“ zu nehmen, es zu öffnen und sich mit dem „Abzeichen eines Commandeurs der Ehrenlegion, sowie mit den Kreuzen der Militärorden von Baiern und Württemberg“ zu schmücken, dieser Oberst Belet, ein Chevalier de la Trinité duldet es nicht, er verschmähst es selbst auf ziemlich sichere Verdachtsgründe hin, etwas vom Verstecke der preußischen Offiziere wissen zu wollen. Nachdem die Einquartierung Besin verlassen, erlöst Herr von Pleß die preußischen Offiziere aus ihrem Schlupfwinkel. Unter ihnen finden wir den Helden des „Vor Jena“, den Lieutenant Hans Dinnies von Leist. Er verließ sein Weib Elisabeth und seinen alten Onkel mit dem Stelzfuß, den Oberstlieutenant von Leist, bei dem ersten Ruf zur Fahne. Wir wissen schon, daß die stolzen königlichen Gensdarmes vor Jena zersprengt wurden. Lieutenant von Leist ward schwer verwundet, eine tiefe Narbe überzieht sein Gesicht. Sobald es indessen seine Gesundheit gestattet, macht er sich auf, dem königlichen Heere nach. Herr von Pleß gibt ihm einen Führer Namens Lehnerdt Schaller bei, einen Menschen, dessen felsenfeste Treue vielleicht noch von der Pietät übertroffen wird, womit er seines Waters „alten Matin“ über die Schultern wirft. Es ist ein jähes märkisches Blut, dieser Schaller, nicht gerade fein angelegt, aber offen und ehrlich in allem seinem Thun, er ist „mit dem ganzen Ernste und der vollen Feierlichkeit des märkischen Landvolks, für welches das Essen noch ein Act von sozusagen religiöser Bedeutung ist, während die Städter die Ernährung des Leibes, der doch der Träger der unsterblichen Seele (?), schon längst mit frivoler Gleichgültigkeit behandeln“. So weit Schaller die Wege kennt, führt er den Lieutenant sicher; jenseit der Oder aber verliert der märkische Bursche allen Halt, es drückt ihn das Heimweh nach dem märkischen Sande, er muß umkehren und bringt seiner Mutter nicht nur sich, sondern auch seines Waters „alten Matin“ glücklich zurück.

Mit den Franzosen ist die vor Jena geflohenen Geheime Finanzrätin von Reinbach, die Stiefschwiegermutter des Lieutenants von Leist, nach Deutschland zurückgekehrt, nicht um ihren Gatten wiederzufinden, denn der starb infolge ihrer Flucht vor Schreck und Aufregung, sondern um sich an dem Kammerherrn von Redow zu rächen. Lieutenant von Leist hat nicht gerade Grund den Kammerherrn zu lieben, denn dieser trachtete mit ihm

zugleich nach der Hand der Elisabeth von Reinbach, aber er achtet den Herrn von Redow, da sich dieser mit seiner (Leist's) Jugendgespielin, einem Fräulein Marie von Mogge, verheirathet hat. Mit Entsetzen vernimmt daher Leist, daß Redow auf Betrieb der bösen Finanzrätin ohne rechtlichen Grund von versprengten preußischen Soldaten als Verräther erschossen ist. Späterhin finden wir Leist als Rittmeister im Regimente der Garde-du-Corps (in welches andere Regiment hätte auch wol ein Offizier vom Regimente königlicher Gensdarmes treten können!), er erwirbt sich das Kreuz pour le mérite, wird in mehreren Gefechten stark blessirt und muß schon 1807 als Invalid, indessen mit Majorsrang, den Abschied nehmen. Lange liegt er krank in Königsberg im Hause des Kaufmanns Menäcker. Seine Gattin Elisabeth hat ihm einen Sohn geboren. Es hält sie nicht länger auf dem alten Stammsitz Spantow; das Kind bleibt zurück unter der Hut des alten Oberstlieutenants von Leist, Elisabeth aber macht sich in Gesellschaft der Kammerherrin von Redow auf nach Königsberg. Der alte Oberstlieutenant gibt den Frauen den besten Schutz mit auf den Weg, den er ihnen geben kann, er gibt ihnen seinen alten treuen Diener, einen Erdragoner, mit, einen Menschen von altem Schrot und Korn, an dem vielleicht vieles wunderbar, indessen am wunderbarsten der Name ist. Er heißt nämlich Sternkicker. „Sternkicker“, rief der Oberstlieutenant noch einmal (als die Damen schon im Wagen saßen). „Herr Oberstlieutenant!“ entgegnete der Dragoner mit etwas weinerlicher Stimme. „Daß Er mir alles wieder ordentlich heimbringt, hört Er?“ befahl der alte Mann barsch. „Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant!“ replicirte Sternkicker dienstmäßig.

Als Königsberg bringt der alte Sternkicker die Damen denn auch glücklich, obschon der alten unverwundlichen Dragonerseele ob der vom Oberstlieutenant erhaltenen Ordre etwas wunderbar zu Muthe werden mußte, als der Wagen dicht vor Königsberg von Chasseurs gehalten und dem Sternkicker-Haupte der Hut mit dem Rufe: „Chapeau bas, respect pour le grand Napoléon“, abgeschlagen wurde. Indessen geht die Gefahr durch die Geistesgegenwart der Frau von Redow vorüber, der alte Sternkicker dagegen sitzt wie versteinert auf dem Boden und weiß sich in die neue Situation nicht zu finden. So geht's dem beschränkten Unterthanenverstande, er ruft „Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant“, und verliert die Fassung, geht es nur mit einem Schritte aus dem gewohnten Gleise heraus.

Frau von Leist hat das Unglück, in Königsberg dem Kaiser zu gefallen, der sie auf der Straße flüchtig gesehen. Sie wird ohne Wissen ihres Mannes zu Napoleon beschieden; nur durch die Hochherzigkeit des Obersten, jetzt Generals Belet de la Trinité, der seine Ehre und sein Leben zum Pfande eingesetzt hatte, die Frau von Leist unangestastet aus dem Schlosse heimzubringen, wird sie vor der Schmach gerettet. Ihr Gatte sollte nie darum wissen. Aber die Finanzrätin von Reinbach, die dem französischen Heere als Spionin überallhin folgte und

schon in den gewöhnlichsten Anleihen zu verkehren pflegte, verrät ihm, daß seine Elisabeth dem Kaiser gefallen. Von da ab bemächtigt sich des Mannes ein tiefer Kummer, er muß ja glauben, daß seine Frau entehrt sei. Endlich faßt er sich ein Herz und spricht darüber mit seiner Jugendgespielin, der Frau von Redow. Sie bestrahlt ihn die völlige Unschuld seiner Gattin und leißt glaubt ihr. Ein schöner männlicher Zug!

Der Schluß des Romans befriedigt nicht. Wir sehen die Finanzrätin in einem jammervollen Zustande in Berlin sterben, von den übrigen Personen scheiden wir wie von Bekannten, die uns ein „Es ist schon spät, gute Nacht, morgen weiter“ zurufen. Doch was wir im übrigen noch einwenden und hier und da mäkeln könnten, eins freut uns: das ist die mäßvolle Gefinnung, mit der Gesekel gerade die Zeit der Schmach schildert. Ja wir werden uns stets des ancien régime freuen, wenn es so gewissenhaft dargestellt wird. Ob es nun wahr, daß wie er behauptet, der preussische Staat nur am „Calculiren“ und „Plasmachen“, an der mangelnden „Honestität“ (!) des Offiziers vom Hauptmann aufwärts und der „Gottlosigkeit“ zu Grunde gegangen, oder wie andere Leute meinen, an dem Festhalten einer abgelebten und der Neuzeit widerstrebenden Regierungsweise, die sich zu jenen einzelnen von ihm angeführten Uebeln wie der Grund zu den Folgen verhält: jedenfalls greifen wir lieber zu einem Gesekel'schen Romane, als zu einem Buche, in dem eine fadensteinerne Allerveltswisheit wie etwa in Brahmogel's demnächst zu besprechenden „Benoni“ zur Schau getragen wird. Oben warfen wir schon hin, daß die Zeit zu Anfang des Jahrhunderts immer noch zu unserer jüngsten Vergangenheit zähle, trotzdem dürfen wir's nicht entschuldigen, wenn sie, wie von vielen Dramatikern neuesten Schlages, in sogenannten patriotischen Stücken ohne alles Streben nach objectiver in einer geradezu unflätigen Auffassung herangezogen wird. Der Royalist Gesekel gewiß wird keinen Grund haben, dem französischen Volke irgendeine Schmeichelei zu sagen, es ist ihm aber nicht in den Sinn gekommen, die Gegner dann à la Lumpengefindel und Schurken zu behandeln, wie es jetzt in den meisten dramatischen Producten zur Verherrlichung des großen deutschen Volks Mode ist. Wer es auch sei, der sich seiner beileigige, wir werden bei ihm stets das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit rühmend anerkennen, theilen wir auch in vielem seine Meinung nicht.

Obwohl es der Kategorie des Romans nicht zugehört, schließen wir an die soeben besprochenen Werke Gesekel's ein Bändchen Erzählungen unter dem Titel: „Französische Hofgeschichten“ (Nr. 4). Auch sie sprechen von der außerordentlichen Fruchtbarkeit George Gesekel's, auch sie tragen ganz das Gepräge seiner Schreibweise, wie wir es zuvor schon zu charakterisiren versuchten. Der Hofgeschichten sind ihrer zwei; die eine, „Der Rehbod des Königs“, spielt unter Ludwig XIV., die andere, „Ein Verehrer der Pompadour“, gibt ein abschreckendes Bild von der Allgewalt und Willkürherrschaft dieser gefährlichen Dame Pompadour. Beide in-

teressiren durch das geschichtliche Detail, denn der Verfasser versteht sich auf das Costüm der verschiedenen Zeiten wie selten ein anderer; wir müssen staunen über seine Kenntniß des Hofceremoniells unter Ludwig XIV. Beide Geschichten zeigen wie die Romane als Typus der Gesekel'schen Darstellungsweise das Biographisch-Memoirenhafte, beide dürfen weniger als kunstvoll geschlossene Erzählungen, denn als geschichtliche Bilder gelten, die im gefälligsten und lesbarsten Stile zu Papier gebracht, durch die geschichtlichen Thatfachen in einem Rahmen zusammengehalten werden. Nicht ganz befriedigt können wir uns durch die Schlüsse beider Geschichten erklären; es sind Schlüsse, aber eigentlich doch nur Abschlüsse, denen Beliebiges hinzugefügt, Beliebiges genommen werden könnte. Welchen von beiden Erzählungen der Vorzug zustehen möchte, wagen wir nicht zu entscheiden. Sind doch beide in einem durchaus gleichmäßigen Stile gehalten, beide in die an sprechendste Form gehüllt; und dabei versteht sich Gesekel so vortrefflich auf das Interessirende, daß sich erstere so gut als letztere lieft. Das freilich gehört mit dazu: wir müssen vollen Respekt haben vor dem Stammbaume eines adelichen Geschlechts und vor dem Costüm der verschiedenen Zeiten; sonst begegnet es uns wol ab und zu, ein wenig spöttisch zu lächeln oder etwas von „historischem Land“ zu murmeln, während der Verfasser vor uns sein geschichtliches Detail mit ernster Miene ausbreitet. Trefliche Feuilletonlectüre für eine Zeitung der nobeln Welt — als solche möchten wir die „Hofgeschichten“ in ihrer Eigenthümlichkeit wol am besten charakterisirt haben. Wer ein heiteres Bild liebt, der wird den „Rehbod des Königs“ vorziehen und mit uns eingestehen, daß das gekleidete und leichtfertige Maitressenthum ohne Anstößigkeit kaum mit anziehenden Farben geschildert werden kann. Wen dagegen die Leiden eines Gefangenen mehr ansprechen, der greife zur zweiten Geschichte: „Ein Verehrer der Pompadour.“ Freilich nicht ohne mit uns zu fragen, um welcher Tendenz willen uns die Leidensgeschichte des Heinrich Mazers von Latude mitgetheilt wird, eines Edelmanns, der seine jugendliche Verehrung für die Pompadour mit fast dreißigjährigem Kerker büßt und, obwohl schuldlos, immer aufs neue eingesteckt wird, so oft er auch entflieht. Bedenke der Royalist Gesekel wol, daß es dem Royalismus einen sehr schlechten Dienst erweisen heißt, wenn man die Ausbrüche der Willkürherrschaft erzählet! Die Kenntniß eines einzigen solchen Falls genügt, um zu begreifen, wie selbst die rechtlichsten Männer vorübergehend ihre Hände mit dem Blute der nachfolgenden Revolution besetzen konnten. Doch der Royalist Gesekel darf und wird das nicht begreifen. Er bringt uns auf der letzten Seite einen sophistischen Schluß, gegen den wir nur ankämpfen können. Der Held der Geschichte nämlich hatte durch seine Gefangenschaft die Bastille liebgewonnen; auf seine Art, setzt Gesekel hinzu. Als sie im Jahre 1789 zerstört ward, weinte er beim Anblicke der Trümmer, als sei ihm ein Theil seines Wesens genommen. Dieser Charakterzug ist psychologisch wahr und fein; ihn gefunden zu haben, würde jedem Dichter zur

Ehre gereichen. Um so weniger gerechtfertigt aber erweist sich die Schlussfolgerung; denn „Latude hatte unter dem Königthum und unter den Mißbräuchen der Königsgewalt gelitten, wie vielleicht selten einer; dennoch war er ein treuer Royalist, die alte Energie flammt wieder auf in ihm, als die Revolution ihren Kampf gegen das Königthum begann“; hieraus eine politische Maxime zu Gunsten des Royalismus zu ziehen, scheint uns nur auf sophistischem Wege möglich. Wir wissen das Leiden unter der Willkür und die Verteidigung eben dieser Willkürherrschaft nicht gut miteinander zu reimen, wenn wir nicht eben bedenken, daß hinter Latude im Grunde nur der Royalist Geselein steckt, der seiner politischen Richtung gemäß überall zwischen den Zeilen die Doctrin vom beschränkten Unterthanenverstande als höchste politische Weisheit anempfiehlt und selbst der poetischen Gerechtigkeit zuwider anempfehlen muß.

Vor uns liegt schließlich noch ein Werk der erzählenden Literatur. Wir messen es mit einem fast verzweiflungsvollen Blicke. Es nennt sich: „Des Teufels Großmutter. Originalsittenbild aus der Gegenwart von Bernhard Geselein.“ Nur zwei Bände sind es, aber diese je 500 Seiten starrten uns an wie die Undurchdringlichkeit eines Urwaldes. „Des Teufels Großmutter“ — als ob sie durchaus nichts gemein haben wollte mit dem beliebten Classikerformat, so geistvoll ließ sie sich in Großportav ausgeben; als ob sie die saubere Ausstattung und den eleganten Zuschnitt der Brachvogel'schen und Geselein'schen Bände geringschätze, so herausfordernd dringt sie auf uns ein mit ihren vollgedruckten Perikonformat-Blättern, an denen wir uns unfehlbar müde und todt lesen müssen. Was bedeutet das: hohe Octavseiten, kurze Kapitel, an die vierzig in jedem Bande, Kapitel mit den pädendsten Ueberschriften?! Kein Zweifel, das Originalsittenbild ward seinerzeit in gäng und geber berliner Manier heft-, wol gar bogenweise durch alle Straßen colportirt. Auf das literarische Decorum hält „Des Teufels Großmutter“ gar wenig. Was fragt sie danach, daß sie nicht in einer Verlagsbandlung zur Welt kam; ihr ist's sogar lieb, in einem Verlagsmagazin geboren zu sein. Sie darf sich drum eben freier und lechter geben, als so ein aristokratisches Kind einer rühmlichen Verlagsbandlung. Ihren Aeltern kann sie nichtsdestoweniger die ungemeinste Freude bereiten. „Ihren Aeltern?!“ Nun ja dem Vater, denn den kennt man: er ist sicherlich Bernhard Geselein. „Aber die Mutter?!“ Wer kennt die Mutter! Jedenfalls wir. Sie war ein Stück Papier, buchhändlerisch Prospect genannt, dazu bestimmt, von gewandten rehseligen Vorlesen bei hoch und niedrig durch die Thürspalten eingeschmuggelt zu werden. Die arme gute Mutter! Sie mußte sich auch die Ausstellung an allen berliner Anschlagtafeln gefallen lassen. Es griff aber dieser öffentliche Anschlag ihre löschpapiere Existenz dermaßen an, daß sie kurz darauf verschwand. Nun ist der Vater außer sich über die Ähnlichkeit des Kindes mit der Mutter. Er versichert, „seinem Prospective getreu, dem

Leser ein bis zur letzten Seite spannendes, tief ergreifendes Spiegelbild unserer Zeit vorgehalten zu haben“. Es ist die unbegrenzte Vaterliebe, die so spricht, müssen wir bemerken. Und diese Vaterliebe pflegt sich gern in Superlativen zu äußern. Warum soll Geselein seine Tochter nicht auch noch weiter herausstreichen, leistet doch hierin mehr denn ein Vater das Unglaubliche. „Des Teufels Großmutter“ trägt zwar einen bescheidenen blauen Umschlag; aber auf diesen hat der liebevolle Vater schon lassen: „Aus dem reichen Inhalte des Buchs geben wir der Uebersichtlichkeit wegen folgenden Auszug.“ Das klingt beinahe wie ein Steßbrief, wenn wir lesen: „Unter dem Siegel des Stillstweigens“, „Die unsichtbare Hand“, „Der Schacher um eine Seele“, „Geschriebene mit Blut“, „Der Jäger und das Wild“, „Der Fluch der bösen That“, „Das unheimliche Zimmer“, „Prinz von Armenien“. Wie das reizt! wie das packt! wie man sich um „Des Teufels Großmutter“ fast schlägt!

Es scheint wahrlich leichter als es ist, über ein solches Werk an dieser Stelle zu sprechen, das heißt vorurtheilsfrei zu sprechen. Man läßt sich gar zu leicht durch die Entstehungsart eines solchen Romans nicht nur zu einem Mißtrauen gegen die Tendenz desselben, sondern auch vorweg zu einem abschreckenden Urtheile bestimmen. Man fragt nicht nur: welchen Standpunkt man ihm gegenüber einnehmen solle, man möchte das Werk am liebsten gar nicht lesen, es höchstens durchblättern. Offen gesprochen: das Mißtrauen ist vollständig berechtigt, das Mißtrauen schleicht sich an uns auf den ersten 10 — 20 Seiten immer wieder heran. Und doch wie kommt es, daß man hinterdrein von dem Buche gefesselt, stark gefesselt werden kann; daß man liest und weiter, immer weiter bis ans Ende liest, sobald man die ersten 40 — 50 Seiten überwunden? Es steckt in „Des Teufels Großmutter“ doch wol mehr, als der flüchtige Blick auf dieselbe verspricht. Und wenigstens schien es so, als wir die ersten 100 Seiten hinter uns hatten; wir fühlten, daß wir ernstlich weiter lesen müßten, zumal als wir des Verfassers Absicht mit seinem schriftstellerischen Vermögen im Einklange fanden. Diese Absicht war zwar nur auf die spannende Ausführung eines getreuen Spiegelbildes gewisser hauptstädtischer Kreise gerichtet; aber wir sagten uns so mehr für dies Spiegelbild ein lebhaftes Interesse, da wir über das ordinäre Maß der Spannung hinaus einer Partie von tiefgreifender poetischer Erfindung und Durchführung begegneten; freilich nur um hinterdrein zu bedauern, daß sich der Verfasser im zweiten Bande mehr und mehr zu entsehligen Ungeheuerlichkeiten fortreißen ließ.

Ein Sittenbild nennt sich „Des Teufels Großmutter“. Sicherlich nur um damit der großen Masse des lesenden Publikums eine Concession zu machen. Denn diese wird stets lieber zu einer Sittenschilderung als zu einem Romane greifen; diese will mehr durch tatsächliche Realitäten denn durch erfundene gespannt und erschüttert sein. Der Zweck Geselein's, die Masse des Publikums zu fesseln, leuchtet auf jeder Seite hervor. Wer für unser Theil werden dieser seiner Rücksicht auf das Spannende

und Padeude jedenfalls Rechnung tragen müssen. Es war resultatlos, wollten wir diese „Großmutter“ nur aus wissenschaftlicher Perspektive beleuchten. Strecken wir deshalb unser kritisches Gewissen nach zwei Seiten hin. Fragen wir uns zunächst: was sucht und findet die Masse des Publikums in dem vorliegenden Sittenbilde. Dann, wenn wir uns mit diesem bescheidenen Standpunkte in aller Form Rechens abgefunden, mögen wir hinterdrein auch die ausschließlich kritische Brille zur Betrachtung aufsetzen. Selen wir zuerst also Referent, dann erst Rezensent.

Das eigenthümlich Fesselnde liegt unfehlbar stets in lokalen Bezügen, die wir aus irgendeiner Schilderung herausfinden. Je realer diese Bezüge, das heißt je mehr sie das rein Thatsächliche berücksichtigen, desto mehr wird sich von ihnen die große Masse hinreißen lassen. Nun denke man sich, daß in Gephlein's „Des Teufels Großmutter“ auf allbekannte Thatsachen und allbekannte Persönlichkeiten nicht etwa bloß angespielt, sondern das Detail dieser Thatsachen und das Mysterium dieser Persönlichkeiten haarklein dargelegt werden soll: man wird begreifen, mit welchem Hefißhunger die hohen Vögel des Romans von der Masse verschlungen werden. Zunächst natürlich von der Berliner, welche die lokalen Bezüge vollständig zu würdigen weiß. Aber nicht allein von dieser. Ein zweites Moment der Spannung liegt in der Allgemeinheit des Interesses, das man an eben diese Bezüge knüpfen kann. Obwol lokal sind sie doch allgemein genug durch den sozialen oder ethischen Hintergrund, um auch die Bewohner der kleinsten Stadt in eine Art von Lesewuth zu versetzen. Das fühlt der Berliner richtig heraus, das sagt er sich unverhohlen und das vermehrt sein Interesse noch für die spezifisch berliner Romanliteratur. Denn aus ihr schöpft er das süße Bewußtsein, Bürger einer Weltstadt zu sein. Er sagt sich mit vollem Rechte: so etwas wie es „Des Teufels Großmutter“ bietet, kann sich nur in einer durchaus großen Stadt ereignen; die Thatsachen verlieren fast alle Bedeutung, wären sie an die Straßen eines Stettin oder Danzig gebunden; nur die Hauptstadt, ja nur eine Weltstadt darf der abenteuerlichen Romantik willkommene Schlupfwinkel bieten. Nun und der Verfasser, Gephlein, versteht sich darauf, das süße Bewußtsein des Berliners zu fesseln. Die Handlung läßt er in ihren Hauptfachen nur in London, Paris, Petersburg — Berlin spielen; noch mehr, er verlegt die Knotenpunkte der Entwicklung fast ausschließlich nach Berlin. Was wunder, daß sich das märkische Selbstgefühl des Berliners hoch aufbläht; die Gewißheit, Berlin ebenbürtig im Bunde mit London, Paris, Petersburg, wirkt etwas beruhigend auf seine sonstige Nüchternheit.

Doch das sind erst die allgemeinen Eindrücke. Die besonders entspringen aus dem Detail der Thatsachen. Romane und Erzählungen, in denen Berlin eine Hauptrolle spielt, ihrer gibt es genug. Und doch nur die wenigen werden das Interesse des echten Berliners erregen. Das „Des Teufels Großmutter“ in seinen Augen auszeichnet, das ist das Criminalmäßige. Die Schilderung von

Personen, Straßen und Häusern thut es nicht allein; in dem Steckbriefartigen der Lokalzeichnung liegt der Zauber der Spannung; Straßen und Häuser, die der Verfasser zu zeichnen beliebt, gewinnen unter seiner Feder das Ansehen, daß es in ihnen nicht recht geheuer sei; seine Personen nun gar, sie tragen nur die Armesündermine und Delinquentenphysiognomie. Wie das Haus, in dem ein Mord geschehen, so suchen wir die vom Verfasser verblümt angegebenen Spelunken auf. Wir wollen uns durch Augenschein überzeugen, ob die Wirklichkeit der vom Verfasser angegebenen Realität entspricht und zürnen ihm ernstlich, wenn wir trotz unsers Suchens nicht finden, was er so sicher zeichnete. Weiter! Plötzlich gibt der Verfasser die Straßenanonymität auf. Er ruft dem Droschkentritsker ein vernehmliches „Wilhelmsstraße 89“ zu. Wilhelmsstraße 89 rufen wir verwundert! Wer hätte eine Ahnung gehabt, daß da so abenteuerliche Dinge vor sich gehen könnten. Es ist gewiß lächerlich an die Wilhelmsstraße 89 auch nur länger als eine Viertelstunde zu denken; aber eigenthümlich, am Abend sitzen wir mit vielen in einer Restauration, verlangen gleich den vielen den Wohnungsanzeiger und schlagen seltsamerweise und nur wie von ungefähr nebst all den vielen das Haus Wilhelmsstraße 89 auf. Doch auch bei diesem Grade der Spannung dürfen wir nicht verharren. Unerwartet spielt die Handlung in unsere Straße hinein. Mit Fieberhaft blättern wir weiter und immer weiter. Unfehlbar kommt jetzt auch unser Haus an die Reihe, wol gar unser hochgelegenes Stübchen. Unglaublich, in welche romantischen Situationen unser Tisch, Bett und Stuhl verwickelt gewesen sein sollen; unglaublich, was sich auf dem bedümmten Kanapee zugetragen, auf dem wir jetzt unsere müden Glieder ausstrecken. Und nun gar erst das Ansehen der historischen Persönlichkeiten, denen wir in „Des Teufels Großmutter“ unfehlbar begegnen. Vor allem die Gestalt des volksthümlichen Prinzen Leo von Armenien! Wenn wir ihn nicht gesehen, die Eleganz seiner Toilette nicht bewundert hätten, dann wäre er uns vielleicht so gleichgültig wie irgendeine andere der handelnden Personen. Aber wir haben ihn ja noch vor drei oder vier Jahren unter den Linden spazieren gehen sehen, diesen edeln Prinzen von Armenien, ehe er plötzlich von der berliner Volizei aufgegriffen und zu einem Vagabunden gestempelt wurde. Darin gerade liegt die aufreibende Spannung, daß uns bei der Lectüre all die kleinen realen Bezüge zu einem der Helden wieder vor die Seele treten. Wir denken daran, wie wir den edeln Prinzen Leo seiner Stellung als Adonis wegen grenzenlos beneideten, wie wir unsern Bart ausschließlich nach dem seinigen zu drehen, unsere Haartour nach der seinigen zu modelln, unsere Taille nach der seinigen auf ein Minimum zusammenzu-zwängen suchten. Hier-endlich, erst in „Des Teufels Großmutter“ wird der Schleier in etwas gelüftet vom Leben des räthselhaften Mannes, dessen Name noch jetzt in jedes Kindes Munde; soll uns da nicht das Blut köhlisch durch die Adern treiben! Ja unser Herz pocht zu seinem Gunsten wieder so vernehmlich wie damals, als die Kunde

seiner Verhaftung durch ganz Berlin lief: der arme Prinz Leo von Armenien! er hatte und ja wol noch kurz zuvor in einer Conditorei mit bezauberndster Liebenswürdigkeit um la gazette so und so gebeten! Doch glaube man ja nicht, daß wir, die Masse des Lesepublikums, und trotz unserer gerechten Aufregung dem Verfasser des Sittenbildes gegenüber ganz kritiklos verhalten. Da würde sich der Aesthetiker und wissenschaftliche Kritiker gewaltig irren, glaubte er das. Der Verfasser führte den Prinzen von Armenien nur ein, wie eine Akrobatenbande die Schönste aus ihrer Mitte an die Kasse setzt, das heißt als Reizmittel: dies empfinden wir schmerzlich; noch schmerzlicher indeß, daß er selbst den casus criticus, die Charakterentzifferung dieser räthselhaften Person umgeht; am schmerzlichsten aber berührt uns sicherlich seine Geringschätzung der allgemeinen Volksstimme, die den berühmten Mann der jüngsten Vergangenheit noch immer für das hält, wofür er sich ausgab, auch stets dafür halten wird, wie sehr man andererseits dagegen auftreten mag. Denn warum nicht? fragen wir. Wo ist er geblieben? fragt die Masse des Volks. Als Schwindler ward er entlarvt, sagt der Verfasser apodiktisch. Ein schöner Beweis, rufen wir dagegen, wir, die Masse des Volks. Sollen wir einmal offen sprechen: ganz in der Stille entließ man ihn nach der Untersuchung, weil — weil — ja was wissen wir weshalb! Aber wiederkommen wird er, dieser räthselhafte Mann seines Jahrzehnds als derselbe Prinz Leo von Armenien, das steht fest. Dann werden auch wir wieder nach seinem Warte den unserigen drehen und einen zweiten Roman, in dem er handelnd auftritt, mit derselben Gier verschlingen wie „Des Teufels Großmutter“.

Doch dies ist erst Nummer 1 der Ausstellungen. Wir haben noch eine zweite, wohl verstanden, wir, die Masse des Volks. Wir möchten den Anachronismus bemäkeln, dessen sich der Verfasser hinsichtlich der Haupthebin, der Großmutter des Teufels, zu Schulden kommen ließ. Er will uns einreden, diese Baronin von T., sie, die mit ihrer bildschönen Tochter Florentine jahrelang das abenteuerlichste Leben, ein Leben wie eine Fürstin führte, ohne auch nur im geringsten die Mittel dazu zu besitzen: er will uns einreden, sie habe in einem englischen Irrenhause geendet, während Florentine reuevoll ihrem ersten Gatten nach Amerika gefolgt sei. Meint der Verfasser, wir glauben das! Wir lassen uns nicht täuschen: diese Baronin von T., diese ränkevolle und aller Moralität bare Dame aus der vornehmen Welt lebt mit ihrer bildschönen Tochter noch mitten unter uns, diese bildschöne Tochter „Florentine“ verbroht noch jetzt allen Männern die Köpfe, und obwol vom reinsten, tiefsten, edelsten Charakter folgt sie doch in der Ausbeutung der Männerherzen dem schändlichen und verführerischen Beispiele ihrer Mutter noch jetzt. Ueberall, allüberall, in allen Straßen der feinen Welt suchen wir nach dieser Baronin von T. und ihrer bildschönen Florentine. Wenn wir nur ausdauernd suchen, wir werden sie schon finden. Es braucht uns nur ein Mutter- und Tochterpaar aus der exklusiven Welt zu begnügen, dem die Anrüchigkeit eigentlich nicht nachgesagt

werden kann, dem sie aber jeder gern ob der vielen und stets wechselnden männlichen Begleitung anhängen möchte, so erkennen wir Mutter und Tochter sofort an dem eigenthümlich leisen, fagenartig schleichenden Schritte, an dem echten Gange der beginnenden Anrüchigkeit, als die vom Verfasser geschilderte „Des Teufels Großmutter“ und deren Tochter „Florentine“.

Doch genug damit; am Ende gelangten wir mit der Masse des Publikums dahin, das Spannende und Packende für die besten und einzig guten Werthe eines Romans auszugeben. Versprochenermaßen wollen wir an das Sittenbild auch noch einen strengern kritischen Maßstab legen. Doch wir fänden vielleicht kein Ende, wollten wir zu kritisiren wirklich beginnen. Wir heben deshalb nur noch einiges wenige hervor. Erstlich die Phantasie des Verfassers, sie kann sich dreist mit der Sue'schen messen. Gewiß wir haben Respect vor der Erfindungskraft eines Dichters; nur wenn sie, wie im zweiten Bande des vorliegenden Werks, toller und immer toller ins Ungeheuerliche und Gräßliche hineinschweift, wenn sie Schandthaten auf Schandthaten häuft, wenn sie die Menschen untereinander wie das liebe Vieh wirthschaften läßt, da empört sich denn doch das kritische Gewissen selbst des gelassensten Lesers. Was für eine grenzenlos schauderhafte Geschichte ist nicht die Geschichte der Mutter Luck, einer Hyäne von Weib, gegen das ein Franz Moor wie ein Jugendspiegel erscheint. Wir wandern in eine russische Mörderhöhle hinein, wie sie Eugen Sue's Phantasie zu schaffen kaum im Stande sein würde. Und noch wird diese Mörderhöhle durch die Beschreibung eines Marterinstrumentes späterhin überboten, mit dessen Erfindung sich ein wahnwitziger Pariser brüftet. Den ästhetischen Werth dieser Erzählungen wird gewiß der Verfasser selbst auf Null anschlagend; aber wir fragen, das ist das zweite, welchen moralischen Werth mißt er ihnen bei? Glaubt er, man spreche die Menschen durch die Mittheilung des Gräßlichen vom Bösen ab und führe sie dem Guten zu? Da irrt er gewaltig, wie alle Criminalisten irren, wenn sie durch die Veröffentlichung der Bestrafungslisten vorthelhaft auf die Sittlichkeit einzuwirken meinen. Fast sämtliche Personen, kaum drei oder vier ausgenommen, tragen auf der Stirn und im Herzen die Kennzeichen der Nichtsnutzigkeit. Von Falschmünzern, Dieben, Gaunern, Mördern wimmelt es im Buche. Die Titelhebin selbst, die Baronin von T., die Großmutter des Teufels, hat nach preussischen Gesetzen mehr als einmal lebenslängliche Zuchthausstrafe, ja sogar das Schaffot verdient. Sie sind vom Verfasser ziemlich gut charakterisirt alle diese Schurken, der elende deutsche Reichsgraf, der noch erbärmlichere Baron Teufels, die Möhrings und Münsters. Aber selbst die Porträts der Hauptpersonen, vor allen die Großmutter des Teufels, leiden an dieß ausgetragenen Zügen. Weil so unendlich viel des Teufelischen in dem Sittenbilde, deshalb klammern wir uns mit um so größerm Interesse an das bische Menschliche, wo wir es finden mögen. Deshalb seffelt uns die Florentine, die bildschöne Tochter der Baronin, denn diese

Florentine besitzt doch noch einen Funken menschlichen Gefühls, obgleich auch ihr ein Word und nichts Geringeres als der Mord des Großvaters auf dem Gewissen lastet. Deshalb interessiert uns Florentine's erster Gatte Lord Lindsbury, er denkt wenigstens uneigennützig und zeigt überall den edeln Menschen. Deshalb endlich fesselt uns ganz besonders „der Blinde und seine Tochter“. Auf der Sittenreinheit dieses schlichten Mädchens ruht ein so eigenthümlicher Zauber, das Verhältniß des Blinden zu seiner (angeblichen) Tochter ist so vortrefflich geschildert, daß wir uns der Episode auch noch lange freuen können, nachdem wir sie gelesen.

Zu erzählen versteht der Verfasser, das sei das Letzte, was wir hervorheben. Er erzählt weist im würdevollen Tone, mit Vermeidung des Schlüpfrigen und Schmutzigen, das sei ihm gedankt. Der Humor erstreckt sich zwar nicht selten auf den Galgenhumor der Diebesprache, im ganzen aber zeigt er eine gesunde und ergötzliche komische Farbe. Nur Heflein's Zeitrechnung scheint die herkömmliche, die Adam Riese'sche ganz verleugnen zu müssen. Wir zählten die Jahre der Handlung von dem Augenblicke nach, als Florentine in London den blassen Prinzen (Ludwig Napoleon) erblickt und meint, sie würde ihm die Hand reichen, wenn er Kaiser von Frankreich würde (der Verfasser versteht mit nachfolgenden Thatfachen zu Gunsten früherer zu spielen!); danach fällt das Ende der Erzählung ins Jahr 1877 oder 1880! Einige Ueblichkeiten des Dialekts verzeihen wir der Großmutter des Lesers. Wir registriren pflichtschuldigst ihre Bekanntheit mit der edeln Diebesprache, verschlucken allen Horror vor diesem Rothwelsch und sind schon zufrieden, daß wir im übrigen mit der plebejischen berliner Grammatik verschont bleiben. Wir rechnen deshalb auch nicht weiter wegen der paar echten classischen berliner Imperative: „helfe“, „esse“, „nehme“; hat sich doch selbst der schauspielhausfähige Brachvogel an einer Stelle seines „Demi“ zu einer Concession an den berühmten berliner Dativ verstanden, die ihm von jedem Ordinarius der Quinta oder Quarta einen dreifachen Fehler und ein doppeltes Notabene eingetragen hätte.

Emil Müller-Samswegen.

Helene, Herzogin von Orleans.

1. Anhang zu G. H. von Schubert's Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1859. Gr. 8. 4 Rgr.

Das auch in d. Bl. mit Recht empfohlene Buch des ehrwürdigen Schubert über die Herzogin Helene von Orleans hat seit wenig mehr als Jahresfrist vier Auflagen erlebt, ein sprechender Beweis dafür, wie viele Leser es sich gewonnen, und wie viele Herzen sich an dem vorzüglichen Buche schon erfreut haben. Der Verfasser hat sich nun veranlaßt gesehen, aus später erlangtem Notizen noch einen den Besitzern der drei ersten Auflagen gemachten Nachtrag zu seinem Lebensbilde zu liefern, den er in diesem „Anhang“ uns vorlegt. In demselben Geiste der Pietät und der sittlichen Strenge zugleich, der in jenem Buche walte, werden uns noch einige Lebensmomente der Verewigten mit Zügen anziehender Art beleuchtet, die unter den Ueberschriften:

ten: „Erwachsen des guten Samens“ und „Reifen der Saat zur Ernte“, die Jugendgeschichte, den Brautstand, das häusliche Glück und die Prüfungen in schweren Geschicken, welche die Herzogin dann zu bestehen hatte, gesammelt sind. Schon in früherer Jugend war, wie wir wissen, in dem heitern Kinde ein so tiefer Ernst lebendig, wie er selten in diesem Alter angetroffen wird; ihr Streben, jedes Gebot zu übertreffen, zeigte sich überall, und die Vorschrift: „So dich jemand nöthigt, eine Meile mit ihm zu gehen, so gehe zwei Meilen mit ihm“, nahm sie so wirklich, daß sie statt der gebotenen drei Löffel einer ihr verhassten Suppe sechs aß und dann unwohl wurde; eine Vorübung zum Kampf, die ihr später Früchte trug, als ein unüberstehlicher Zug in ihr auf die Erfüllung ihrer inneren Bestimmung drang. Früh gab sich gleichfalls ihre Vorliebe für Frankreich kund, die sie in ihrer Familie allein mit ihrem Bruder Albrecht theilte: der junge Herzog von Bordeaux besaß ihr tiefstes Mitgefühl und sie freute sich an der Locke, die sie von ihm als Kind erbeten hatte. Die Werbung des Herzogs von Orleans erschien ihr daher auch im Lichte einer Erfüllung ihrer Bestimmung. Dennoch war diese Zeit überaus ernst und schmerzreich für sie, da die Familie dem Bunde entgegen und selbst die Mutter besorgt war und ihr sagte: „Es ist mir doch, als sollte ich dir mit den andern davon abrathen.“ Helene mußte diese Entscheidung daher ganz allein und unter unenlichen Schwierigkeiten hindurchführen. Denn die Trennung von ihrer Kirche schien ihr selbst unmöglich und der Eintritt in eine streng katholische Familie als eine treue Befürworterin des Evangeliums erregte auch ihr die schwersten Sorgen. Doch ihr Beichtvater segnete sie und sie war nun entschlossen. In ihrer neuen Familie ging wie ein geistiger Segen von ihr über alle Glieder derselben aus; in den Prinzessinen Luise, Königin der Belgier, und Marie, die sie früh verlor, gewann sie zwei schwesterliche Herzen, in der Königin Amalie die treueste und klügste Freundin, und in den Stimmungen, welche die politischen Ereignisse hervorbrachten und von denen sie sagte: „Sie sind nie so gut und nie so schlimm als man denkt“, betete sie mit ihnen nur, daß nichts geschehe, was den Segen Gottes von uns entferne. So war sie ruhig und glücklich, bis der schwere Schicksalsschlag sie traf, von dem ab nur noch die „Mutterfreude“ ab und zu einen Lichtblick über ihre Lage verbreitete, wie die Confirmation ihres Robert, die Fortschritte der Kinder, der Segen, den ihre Sorgen um sie stifteten. „Ich kämpfe, soviel ich kann“, schrieb sie noch 1858, am Ende ihrer Wanderung, „gegen den Leichtsinne des Lebens und wäre arm, wenn die Schläge, die uns getroffen haben, nicht einen bleibenden Eindruck bei mir zurückgelassen hätten. Aber meine Wünsche sterben mehr und mehr ab, so daß ich selbst für meine Söhne nichts mehr begehre, als daß sie fromme und edle Menschen bleiben. Das Glück der Erde ist kurz und ihr Glanz noch kürzer und trügerischer.“ Hiermit schließen wir. Möge dieser Nachtrag allen Lesern der trefflichen „Erinnerungen“ Schubert's so willkommen sein, als er es uns gewesen ist. Er schließt ein reines Leben nach Form und Inhalt rein ab und hinterläßt einen wohlthuenden, rührenden Nachklang bei dem Leser.

2. Helene Luise Elisabeth, Herzogin von Orleans, zu Eisenach, mit Erinnerungen aus ihrem Jugendleben. Von Alexander Wittich. Jena, Frommann. 1860. Gr. 8. 10 Rgr.

Auch diese Schrift kann nur als ein Nachtrag zu den ausführlichen Lebensbeschreibungen Schubert's und der Marquise von Harcourt in Betracht kommen, indem sie eine Epoche des Lebens der Herzogin, ihren Aufenthalt in Eisenach nämlich, näher beleuchtet, aus den übrigen Lebensabschnitten aber nur das schon Bekannte kurz resumirt. Jene Epoche aber ist verhältnißmäßig eine Zeit der Ruhe und entbehrt der aufregenden Begebnisse, an denen das kurze Dasein der Verewigten so reich war und die ihr die Theilnahme der Mitwelt in so hohem Grade gewonnen haben. Im ganzen genommen wiederholen diese Blätter in guter Darstellung, was wir von der Pflichttreue und dem trefflichen Gemüth der Herzogin bereits wissen: sie preisen ihre echte Frömmigkeit, ihre

ihre Pflege der Tagewerke, von in ihren Reisen, in Geschied, von n Aufenthalt in elagen ließ, das idelle, wie denn : gefühl hat; von ouste, von ihrer eigung u. f. w. — der der Herzogin der Herzogin er- isfangreichen Cor- zen gebent er der hollische Gemeinbe , daß schon alles i Eisenach vorbe- ae Seele befreite. r auch nur, ein iente Theilnahme 4.

Notiz.

Humoristik in Bild und Schrift.

Im Verlage von Breit und Comp. zu Leipzig (1860) erschien nachgenannte schalkhafte Schrift: „*Lebende Bilder. Ein Traum*“, folgenden Inhalts: Der Verfasser schläft ermüdet von Kunstgenüssen in einer Gemäldegalerie ein und belauscht ein Gespräch, welches die Gemälde der italienischen, deutschen und verschiedener anderer Schulen miteinander führen, wobei ein „Fisch- und Gemüsehändler von van Ossen“ das große Wort führt. Eine phantastische Erfindung von vortrefflicher Ausführung. Es geht ein Hauch des anmuthigsten Humors, ein reizendes Spiel des Witzes durch die Reden der Gemälde. Wirklichkeit und Bild verschwimmen in dem wunderbarsten Halbbunzel, hundert Saite werden angeschlagen und immer taucht eine neue Melodie auf. Was vielleicht in einem großen Werk verwirrend und betäubend, befängt uns in dem kurzen Traum gleich der

Wondbeglänzten Laubnacht.
Die den Sinn gefangen hält.

In der That erinnert die kleine Schrift an einige der besten Zeugnisse der romantischen Schule, an die *Kanne* und *Schalkhaftigkeit* Ludwig Tieck's. Und heitern Scherz, etwas harmlose Lustigkeit können wir brauchen in unserer ersten Zeit. Auch bangt und nicht vor dem Wiederaufleben der romantischen Schul- len: dazu ist die Zeit zu bewußt und verständlich geworden. Wenn aber in den Ernst unsers Lebens die heitere Muse einige Blüten aus ihrem Füllhorn schüttelte, wäre das so übel? Wenn der Verfasser in einem größern Werke denselben Humor bewahren und Ziel und Maß und Ordnung bewahren wird, dann dürfen wir hoffen, in ihm einen würdigen Nachfolger des großen Ro- mantikers zu begrüßen, einen Nachfolger, der nicht vergißt, was wir aus Leben und Wissenschaft und Kunst seit den Zeiten Tieck's zugerufen haben. Die in den Text gedruckten Illustrationen sind gleichfalls in Ernst und Scherz höchst erfreulich. 31.

Bibliographie.

- Kimard, G., *Der Fährtenfucher*. Deutsch von M. G. Drugulin. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
Doignon, W., *Gebichte*. Weissenburg i. R., Meyer. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
Dufenshön, H., *Hamborger Kammern-Mährchen*. Drallige Nymphen für drallige Lüde. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Ngr.

Dufenshön, H., *Die fidele Krantframer-Kamm. Hambor- ger Charakter-Gemälde*. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Ngr.
Grant, J., *Arthur Miane oder Die Hundert-Kräusen*. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Hammer, J., *Unter dem Halbmond. Ein romanischer Lieberdub*. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Heine, W., *Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten*. Leipzig, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Seyde, H., *Philipp Melancthon, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild dem deutschen Volke dargestellt*. Marburg, Koch. 8. 15 Ngr.

Hinter den Coulissen. Historisch-politische Bilder aus der Neuzeit. 1ster Theil. Vom October 1847—Mai 1848. Gief. 1859. 16. 12 Ngr.

Kammer, J. J., *Testament Friedrich's des Großen oder Epistel aus Erfurt 1757 an den Marquis d'Argens*. Einleitung, Vorchrift und Uebersetzung. Eine Vorlesung. Erfurt. 1854. 8. 10 Ngr.

Kavater, J. G., *Nachdenken über mich selbst*. Neu-Aus- pin, Bergemann. 12. 2 Ngr.

Mögling, L., *Ein Besuch bei Garibaldi im Sommer 1859*. Zürich, Schabelh. Gr. 8. 16 Ngr.

Mandt, L., *Italienische Zustände*. 4ter Theil. Rom und Neapel. 2te Abtheilung. Berlin, Sanse. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Nibelungen. In Prosa übersezt, eingeleitet und erläu- tert von J. Scherr. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.
Prochnow, J. D., *Etwas für's Haus und für's Herz*. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Raven, Mathilde, *Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman*. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schauenburg, C. H., *Zur Sittengeschichte deutscher Hochschulen*. Lehr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Schwarz, *Die Musik als Gefühlssprache im Verhält- niss zur Stimme- und Gesangsbildung*. Leipz. Kall. Gr. 8. 6 Ngr.

Türke, K., *Herzog Bernhard. Ein Gedicht*. Dessau, Wehr. Kap. 16. 16 Ngr.

Tyrol und der Protestantismus. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Waig, L., *Anthropologie der Naturvölker*. 2ter Theil. — K. u. v. L.: *Die Naturvölker und ihre Verwandten*. Ethno- graphisch und kulturhistorisch dargestellt. Mit 1 Karte und 7 Abbildungen. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der deutsche Wanderer. Eine Zeitschrift für Alle. Red- girt von L. Delener. 1ster Band. 15 Lieferungen. Breslau, Heymann. Gr. 4. à Lief. 5 Ngr.

Willenborg, F. A., *Ueber die Orphodie des Marcellus von Ancyra*. Münster, Theising. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Tageblitteratur.

Sieben vertrauliche Briefe an Napoleon den Dritten. Ge- schrieben im Februar 1860. München, Lentner. Gr. 8. 3 Ngr.

Ulard, L., und P. Bolmar, *Die Schillerfeier des bern- schen literarischen Vereins und ihre Bedeutung für die Schwiz*. Mit Illustrationen. Bern, Blom. Hoch 4. 7½ Ngr.

Gräber, F. J., *Ueber italienische Religiosität, oder der Kampf des Aberglaubens und Unglaubens zur Belichtung der gegenwärtigen Zustände in Italien*. Ein Vortrag, gehalten in Wormen den 26. Januar 1860. Ulberfeld, Wabeser. 8. 5 Ngr.

Philipp Melancthon, der Lehrer Deutschlands. Zum 300- jährigen Gedächtniß seines Todes dem deutschen Volke wieder vor die Augen gestellt. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Müller, M., *Offener Brief an den Papst Pius den Neun- ten*. Darmstadt. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Entgegnung.

Die im Verlage von L. D. Wegel in Leipzig erscheinende *Zeitschrift „Gersdorffs Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur“* bringt unter Nr. 271 eine Beurtheilung meiner, mit dem Titel „*Psychologische Aufschlüsse über Shakespeares Hamlet* von D. W. Storr, Bremen, J. Kuhnmann und Comp. 1850“ herausgegebene Schrift. Der Ref. sagt darin so unbedeutende Dinge, stellt so bunte Behauptungen auf, unterwirft seine Ausprüche mit solchen Redensarten, die ich nicht widerlegen kann; zumal diejenigen seiner Leser, denen ich noch unbekannt, an so jämmerliches Nachwort, wie ihnen hier geschildert wird, wol schwerlich zur Hand nehmen werden, um ihm ihnen noch obendrein im Voraus versichert wird, daß von den Dingen, von denen darin die Rede, bei Shakespeare auch nicht die entfernteste Spur zu finden sei.

Ich glaube nicht allein in meinem eignen Interesse, sondern auch in einem allgemeineren zu handeln, wenn ich den mir von meinem Gegner so verächtlich hingeworfenen Handschuh aufnehme; vielleicht gelingt es mir auch einmal praktisch jene Schauspielerei zu widerlegen, wo die bunte Imaginanz eben in dem unbedingtsten, richtungslosen Ausharren sich den Antrieben eines besonders tiefen Wahns zu geben sucht. Auf alle Fälle wird man einmal sehen, wie ein Blatt beküßt, das der Aufklärung des Verlegers zufolge durch einen Kreis namhafter Gelehrter der Universität Leipzig gegutgeheißt wird.

Die Behauptung meines Recensenten, die buchstäblich also lautet: „Daß nun bei Sh. an alle die Dinge, von denen in der vorliegenden Schrift gesprochen wird, nicht die entfernteste Spur zu finden, ist vollkommen selbstverständlich“ — stelle ich folgende Thesen entgegen: Ich gehe in meinem Buche das ganze Werk Scene für Scene durch, gebe in meinen Ausführungen stets die buchstäbliche Uebersetzung des englischen Textes, füge bei wichtigen Stellen diesen selbst hinzu, bemühe mich so viel wie möglich, dem Dichter selbst sprechen zu lassen; ja die Streiche, mit der ich verfahren, ist der Art, daß eine unserer anerkanntesten kritischen Autoritäten dem Urtheil, welches sie mir über meine Arbeit zugehen ließ, die Bemerkung hinzufügte, ob ein so scrupulöses Hinneigen in ein ähnliches Werk wie in eine praktische Aufgabe, nicht zu weit gehe.

Mein Gegner beginnt nun seinen Artikel mit dem Orakelwort, daß überhaupt die ästhetische Betrachtung der Deutschen über Sh. ein ganz seltsames Ding sei; er verrieth seinen Lesern also, daß die deutschen Kritiker H. W. Schlegel, Born, Ulrich, Grund und s. w. nur die Ausprüche, Meinungen, Urtheile der englischen Herausgeber, Rowe, Theobald, Warburton, Johnson, Steevens und anderer übergenommen, ja zum Theil buchstäblich abgeschrieben hätten, wobei diese Abschreiber aber so schlau gewesen wären, dies nicht merken zu lassen, indem sie stets versicherten, nur Arien hätten von Poëse überhaupt und von Sh.'s insbesondere nicht vorhanden. Das allgemeine Mißverständnis der dramatischen Poëse überhaupt und Sh.'s insbesondere, sagt er dann, sei so groß; er könne es an jener Stelle nur nicht nachweisen; er begnüge sich mit der bloßen Anführung, daß ein größeres Mißverständnis kaum denkbar sei. Und nun, nach dieser lehrreichen Einleitung, geht der Mann auf mein Buch los. Er beginnt damit, an meiner, im Titel der Schrift entsprechenden, Erklärung (der psychologischen Seite des Dramas meine Hauptaufmerksamkeit widmen zu wollen) seinen Polonius-Biß anzubringen; er sagt von mir: „Er will, deutlich gesprochen, hinter den Sinn der Tragödie dadurch kommen, daß er ihren Sinn ganz bei Seite legt.“ — Also von einer psychologischen Seite in Shap-

peare's Dramen weiß er — Nichts! Inse einigen Ausdrücken meines Buches, fälschlich Moriant, verjettet sie auf seine Weise zu dann, wie ein indischer alter Mann seine gebildeter Tapferkeit, mit wahrer Donner Schlag des Artikels kommt nun die Haupt muß er doch sagen; seine Leser könnten doch thun, was denn dieser heiße Kampf gegen Schindern solle; gegen Dinge, von denen in dem betreffenden Drama ja doch nicht die entfernteste Spur zu finden sei; es könnte einer so unverschämt sein, zu äußern: sage Du uns nun einmal, wie es sich denn eigentlich mit Hamlet verhält. Er legt also Regenturnale los: „Der Hamlet Shakespeares (höre es Welt und erkenne!) ist eine an Kraft, Berwegenheit und Kühnheit gigantische Menschennatur.“ — Für diesen Hamlet sind die Schreden der Natur, der Menschheit, des Grabes und der jenseitigen Welt gar nicht vorhanden.“

Damit ist also die Sache abgemacht! Einen ganz kleinen Beweis dafür, eine einzige Aufzählung vielleicht von Worten des Dramas gibt er (er sagt „aus leicht ersichtlichen Gründen“) nicht, und nun, meint er, solle man gegen diesen gigantischen Giganten, der freilich eine Menschennatur ist, für den aber doch die Natur, die Menschheit, das Grab, die jenseitige Welt mit ihren Schreden gar nicht vorhanden sind, den durch Dr. St. gehaltenen Hamlet stellen, der aber seine eigene Jämmerlichkeit verzeuifelt.

Was nun die Worte meiner Schrift betrifft, welche der Rec. im Auge hat, wenn er davon spricht, daß jener Hamlet über seine eigene Jämmerlichkeit in Wuth und Verzweiflung gerathe, so beschränke ich mich hier darauf, zur Belegung derselben einfach Ausrufe zu citiren, die sich in Shakespeares eigenem Munde vorfinden, die ihm im Monologe, also gegen sich selbst entfahren: „O, what a rogue and peasant slave am I!“ — „Yet I, a dull and muddy-metled rascal, peak, like John a-dream, unpregnant of my cause, and can say nothing.“ — „This is most brave; that I, the son of a dear father murder'd, prompted to my revenge by heaven and hell, must, like a whore, unpack my heart with words“ — „Why, what an ass am I!“ In diesen Worten, denen ich noch Hunderte hinzufügen würde, wenn es sich nicht um ein Werk handelte, das in Jedermanns Händen ist, liegt meiner bescheidenen Meinung nach, allerdings eine Verzeuifung Shakespeares über seine eigene Schwäche. Und nun, nachdem ich auf diese Weise, dasjenige einigermaßen zu belegen gesucht habe, was mein Gegner in meinem Buche an lächerlichsten fand, fordere ich ihn hiermit auf, seine Behauptung, die in meinen Augen ein colossaler Unsinn ist, mit einer Stelle aus Shakespeare, mit einer That Shakespeares, mit irgend etwas Ueberliebigem zu stützen, jene Behauptung: „daß Shakespeares Hamlet eine an Kraft, Berwegenheit und Kühnheit gigantische Menschennatur ist, daß für ihn die Schreden der Natur, der Menschheit, des Grabes und der jenseitigen Welt gar nicht vorhanden sind.“ Geschicht dies nicht, begnügt sich mein Gegner damit, jene Phrase, die nicht einmal in sich selbst zusammenhängt, bloß in die Welt hinauszublauen, so nehme ich und mit mir gewiß jeder denkende Mensch an, daß jene Recensition in Gersdorffs Repertorium das letzte Gellack eines, wenigstens von Shakespeare, gar nichts wissenden Mannes ist, dem voran die Einprägung jener Lehre anzuwaizen wäre, die Polonius, statt sich selbst, seinem Gohpe gibt: „Give thy thoughts no tongue, nor any unproportion'd thought his ear.“

Dresden, März 1850.

M. Bernsdorff.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Lieferungs-Ausgaben von Brockhaus' grossen und kleinerm Conversations-Lexikon.

Die Verlagshandlung hat von diesen beiden vollständig vorliegenden Werken, die allen ihren directen und indirecten Nachbildungen gegenüber anerkanntermassen den Vorrang behaupten, zur Erleichterung der Anschaffung **neue Ausgaben in 80 Heften**

veranstaltet, die vom October 1858 an in monatlich drei Heften erscheinen. Jedes Heft des grossen Conversations-Lexikon kostet $7\frac{1}{2}$ Ngr., des kleinern $2\frac{1}{2}$ Ngr. Uebrigens können beide Werke fortwährend auch in beliebigen andern Terminen oder vollständig (geheftet und gebunden) bezogen werden.

Das bisher Erschienene der neuen Ausgaben beider Werke ist nebst Prospecten darüber in allen Buchhandlungen vorrätzig, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon.

Neue wohlfeile Ausgabe

in 24 Halbbänden zu 15 Ngr.

„Die Gegenwart“ wurde von der Verlagshandlung in den Jahren 1848–56 in 152 Heften zu 5 Ngr., die zusammen 12 Bände bilden, herausgegeben und fand einen bedeutenden Absatz. Von der Kritik ward sie überaus anerkennd besprochen und stets als ein Werk bezeichnet, das nicht nur allen denen von großem Interesse sein muß, welche die hochbedeutsame Epoche von 1848 theilnehmend durchlebt haben, sondern das namentlich auch als eine getreue, meist von Augenzeugen, die in die Ereignisse mit eingegriffen, verfaßte Schilderung jener Periode für alle Zeiten von unschätzbarem Werthe ist und als solche geradezu einzig in seiner Art dasteht.

Die Verlagshandlung hat sich jetzt zu einer **Neuen wohlfeilen Ausgabe** in 24 Halbbänden zu einem mehr als um die Hälfte billigeren Preise entschlossen. Jeder Halbband wird nur 15 Ngr. kosten, das ganze Werk von 12 starken Bänden oder 610 Bogen also nur 12 Thlr. (statt wie bisher 25 $\frac{1}{2}$ Thlr.). Jeden Monat wird ein Halbband erscheinen, so daß die Subscribenten bis Ende nächsten Jahres im Besitze des vollständigen Werks sein werden.

Die Verlagshandlung hofft auf eine rege Bethelligung bei dieser neuen wohlfeilen Ausgabe der „Gegenwart“, da sich durch dieselbe die Gelegenheit bietet, ein überaus werthvolles, die interessanteste Belehrung und Unterhaltung bietendes Werk zu einem äußerst wohlfeilen Preise und durch allmähliche geringe Ausgaben zu erwerben.

Das bereits Erschienene ist nebst einem Prospect über das ganze Werk in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden. Uebrigens ist das Werk fortwährend auch gleich vollständig zu dem ermäßigten Preise von 12 Thlr. (gebunden 16 Thlr.) zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Physiologie des täglichen Lebens.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen übersetzt von

J. Victor Carus,

Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Leipzig.

Autbrisirte deutsche Ausgabe. In zwei Bänden oder acht Lieferungen. Erste Lieferung. 8. Geh. 12 Ngr.

Ein neues treffliches Werk des berühmten Biographen Goethe's, das als ein Seitenstück zu Johnson's „Chemie des täglichen Lebens“ die Vorgänge des menschlichen Lebens und Seins in populärer Weise darstellt. Die einzelnen Kapitel handeln über Hunger und Durst, Speise und Trank, Verdauung und Blutkreislauf, Athmung, Körperwärme, Seele und Sinne, Schlaf und Traum, Leben und Tod u. s. w. Abbildungen in Holzschnitt erläutern das Gesagte.

Das Werk, nicht für Mediciner sondern für das große Publikum bestimmt, reißt sich ähnlichen populären Darstellungen auf das würdigste an und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe lebhafteste Theilnahme finden wie in England.

Allen Bücherliebhabern, die sich auf billigem Wege in den Besitz von werthvollen Werken setzen wollen, wird zur Beachtung empfohlen:

Verzeichniß wohlfeiler Bücher

aus allen Fächern der Literatur,

von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig durch alle Buchhandlungen gegen Baarzahlung zu beziehen.

Nr. 1. Enthaltend: *Encyclopädie — Literaturwissenschaft — Bibliographie — Altdeutsche Literatur — Geschichte — Staats- und Rechtswissenschaft — Gewerbswissenschaft — Schöne Literatur — Zeitschriften etc.*

Dieses Verzeichniß ist in allen Buchhandlungen oder von F. A. Brockhaus selbst gratis zu erhalten.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 15. —

12. April 1860.

Inhalt: *Abé-Lallemant's Reise in Südbrasilien.* — Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte. Von Heinrich Kurz. — Die *Erzählungen Moritz Müller's.* — Aus der märkischen Geschichte. — *Notizen.* (Alexander von Humboldt; Zeitgenössische Urtheile über Schiller's früheste Dramen.) — *Bibliographie.* — *Anzeigen.*

Abé-Lallemant's Reise in Südbrasilien.

Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858. Von Robert Abé-Lallemant. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, welcher im Anfange des Jahres 1855 nach einer siebenjährigen, höchst angestrengten ärztlichen Thätigkeit in Rio de Janeiro in seine Vaterstadt Lübeck zurückgekehrt war, entschloß sich nach kurzem Aufenthalte daselbst, an der Weltumsegelungs-Expedition auf der Fregatte *Novara* theilzunehmen, wozu ihm Alexander von Humboldt die schwer zu erlangende Erlaubniß ausgewirkt hatte. Für den Verfasser sollte indeß die *Novara* nichts anderes sein, als das Schiff, mit dem er von Europa nach Rio de Janeiro fuhr. Denn schon im Mittelmeer ward ihm seine Stellung am Bord unmöglich gemacht und sein Recurs an den Erzherzog Maximilian nicht beachtet. Von Laune und Willkür abhängig, schickte er deshalb von Madeira sein Dimissionsgesuch ein und blieb in Rio de Janeiro, wo er seine definitive Entlassung von Triest erhielt, nachdem die *Novara* längst nach dem Cap der Guten Hoffnung abgesehrt war. Obgleich sich der Verfasser in seinen Urtheilen über die Verhältnisse auf dem Schiffe einer großen Zurückhaltung befleißigt, so ist doch aus seinen Andeutungen so viel mit Bestimmtheit zu ersehen, daß bei der ganzen Expedition manche Uebelstände vorkamen und daß die oberste Leitung nicht in Händen gelegen hat, welche die Anforderungen der Disciplin mit den Ansprüchen freier wissenschaftlicher Bewegung in Einklang zu bringen wußten.

Die *Novara* lichtete am 30. April 1857 in der Bucht von Ruggia bei San.-André am südöstlichen Ende von Triest die Anker und segelte, von der Corvette *Karoline* begleitet, in das Adriatische Meer hinaus, dessen Gestade der Verfasser mit lebendigen Farben schildert. Die Fregatte fuhr durch die Straße von Messina, an den Aeolischen Inseln vorüber und erreichte nach einer langweiligen Fahrt, die zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen hinlängliche Ruhe gewährte, am 20. Mai Gibraltar. Läge das eigentliche Interesse des vorliegenden Reisewerks nicht wo

anders, wir würden schwerlich der Versuchung widerstehen können, aus der farbenreichen und man kann wol sagen erschöpfenden Schilderung der berühmten Felsenfeste mit ihrem halb maurischen, halb spanischen, halb englischen Charakter einige Züge herauszugreifen. Doch wir müssen vorwärts eilen. Nicht als ob uns die *Novara* mit Sturmesile davonführte — ganz im Gegentheil. Sie trieb vor widrigem Winde in das Mittelmeer zurück und mußte südwestlich von Malaga Anker werfen. Mit Mühe gelang es ihr, die Meerenge zu passiren; der Ocean war ihr günstiger und am 8. Juni erreichte sie die Rheide von Funchal. Der neuntägige Aufenthalt auf dem vielbeschriebenen Madeira, welchen der Verfasser zu einem Ausfluge, auf den Curral das Freitas benutzte, bot vielfache Veranlassung zu interessanten Beobachtungen auf dem Gebiete der Natur- und Volkslebens und zu neuen wissenschaftlichen und statistischen Erörterungen. Das traurige Resultat derselben ist: „Die ganze Menschenrasse auf Madeira ist physisch und moralisch im Verfall.“

Von Madeira bis Rio de Janeiro brauchte die *Novara* nicht weniger als 51 Tage. Der Verfasser wurde sogleich nach seiner Entlassung vom Bord in seine alte Thätigkeit als Arzt der Fremdenstation an der Santa-Caza da Misericordia wieder eingesetzt. Die sich ihm aufdrängende Erinnerung an die Zeit, wo er zum ersten male in Rio de Janeiro den Boden Brasiliens betrat, veranlaßt ihn, die herrliche Bucht dieser Weltstadt in einem begeisterten Rundgemälde vor unsern Augen zu entrollen. Wir geben bloß seine Schlußworte:

Soll ich nun aber statt einzelner Situationsschilderungen aus der Gegend von Rio de Janeiro kurz das zusammenfassen, was der Landschaft den wundervollen Reiz verleiht, so ist es die frappante Reihe von Gegensätzen, die sich hier begegnen. Ein ewig bewegter Ocean und ein ewig starres Granitgestade; eine üppige Vegetation am unmittelbaren Rande der kahlen Abhänge; um die festen Gipsel höherer Berge leicht bewegte Wolken; der blaueste Himmel und im nächsten Augenblick ein dahersauesendes Gewitter; Meeresstille und glückliche Fahrt und nach wenig Stunden Schiffbruch draußen an drohender Klippe.

Eine Reise durch die vorzüglichsten Provinzen Brasiliens

war dem Verfasser längst wünschenswerth erschienen. Vielleicht konnte sie auch niemand mit so großer Leichtigkeit unternehmen, mit so unbefangener Sicherheit durchführen wie er. Volkstommen vertraut mit der Sprache und den Sitten des Landes, vollkommen acclimatisirt und trotz der nachtheiligsten Krankheitsinflüsse unangetastet von jeglichem Siechthum, indifferent gegen Genüsse eines weichlichen Lebens und abgehärtet in einer nicht zu häufig vorkommenden Weise, war er gewiß ganz besonders dazu geeignet und berufen. Es bedurfte kaum mehr als einer Darlegung seiner Wünsche und Absichten, um von der brasilianischen Regierung alle Hülfe, allen Schutz und alle Förderung bei seinem in der einfachsten Form angelegten Reiseunternehmen zugesagt zu erhalten. Er ging nach Petropolis, um sich von dem Kaiser zu verabschieden. Bei dieser Gelegenheit läßt er uns einen Blick in die wunderbar rasche Entwicklung dieses jetzt vielgenannten Ortes thun. Im Jahre 1844 hatte er als Arzt Veranlassung, dorthin zu reisen. Er erzählt:

Am 10 Uhr abends fuhrn wir in einer großen Saluah, einem zweimastigen Boot mit einem Halbbach, unter welchem ein höchst bequemes Lager gemacht war, in die Bucht hinaus, während der Mond aufging und uns eine herrliche Reisenacht brachte. Schlafend fuhrn wir den kleinen Fluß Inhumirim hinauf bis zum Dertchen Villa da Estrella, wo wir um 5 Uhr morgens anlangen und erwachten. Hier standen Reitthiere für uns; wir legten auf schlechten Wegen etwa drei Stunden zurück und hielten dann vor dem Hause der Mandioca, des ehemaligen Langobordischen Landguts. . . Beim Frühstück sprach der unermüdbliche Major Köhler (einer der wenigen deutschen Offiziere, die in langer Dienstzeit auf brasilianischem Boden immer ihre Pflicht gethan haben) von der Anlegung einer deutschen Colonie oben mitten in der Serra, die uns über den Köpfen hing.

Die Gesellschaft scherzte damals über den Köhlerglauben des guten Major Köhler. Sieben Jahre später wurde der Verfasser zu schnellerer Wiedergenesung vom Sonnenstich nach Petropolis geschickt.

Statt der Saluah fuhr ein gutes Dampfboot über die Bucht und den Fluß hinauf bis Porto da Estrella. Unter den Mitreisenden waren Damen und Kinder. An der Landungsbrücke hielten zahlreiche deutsche Kutscher mit vierspännigen Wagen und am Strand des brasilianischen Flusses war ein kleines germanisches Getümmel. Wenn auch der Weg in der Ebene noch vieles zu wünschen übrig ließ, so konnte man ihn doch bequem durchfahren. Am Fuß der Serra bekamen wir Vorspann; zu meinem Erstaunen sah ich einen ausgezeichneten Fahrweg, ein wahres Meisterstück der Wegbaukunst, in kühnen Bewegungen und mit der größten Sicherheit am Gebirg hinaufklettern in so gelinder Ansteigung, daß man den ganzen Weg ziemlich lebhaft traben konnte. Und als ich nun oben, in einer Höhe von 2500 Fuß, über den letzten Kamm fuhr und der Wagen gemächlich nach dem ehemaligen Corrego Secco hinabrollte, wo jetzt ein reizender Ort mit wohllichen Häusern, einem sauberen, noch im Bau begriffenen Kaiserpalast, mehreren Hotels, zwei Kirchen, Schulen u. s. w., von 2000 Einwohnern bewohnt ward, da mußte ich mit tiefer Wehmuth an den Ingenieurmajor Julius Friedrich Köhler denken. . . . Als ich im Februar 1858 nach Petropolis ging, also wieder sieben Jahre darauf, hatte der Ort schon ganz andere Beziehungen zu Rio und zum Binnenlande und ganz andere Proportionen in sich selbst angenommen. An der Prainha, einem Landungsplatz in der Stadt Rio, war eine große Halle zur Aufnahme und Expedition von Passagieren und Effecten errichtet worden. Ein stüchtiges Dampfboot nahm

alles auf, was sich an beiden vorfand, und durchschnitt in schnellerm Lauf, als das bisher gefahren war, die Bucht. Beim Ort, wenn man jenes Ufer so nennen kann, beim Ort Mauá, nordöstlich von Inhumirim, legt es an. Dort steht schon der Eisenbahnzug fertig; man steigt ein und befindet sich schon nach einer Fahrt von 20—23 Minuten im Bahnhof am Fuß der Serra. Dem Eisenbahnzuge schließt sich die Bahnstraße mittels Wagen und Maulthierern unmittelbar und ohne Zwischenverlust an. Die lange Wagenreihe zog hinauf in das Gebirge und zerstreute sich in Petropolis nach den verschiedenen Gasthöfen und Privatwohnungen. Wie lieblich war dieses Petropolis, das ehemalige waldeinsame Corrego Secco geworden! Kaum sollte man in einem Lande wie Brasilien, dessen Entwicklung, wenn sie sich auch in schönem Maßstab herausstellt, keine drastisch amerikanische ist, solche Metamorphose für möglich halten. Die Zahl sämmtlicher in Petropolis ansässigen Einwohner kann heutigen Tage auf 7000 angeschlagen werden. Auf die Deutschen kommen etwa 2700 Einwohner, etwa 3000 sind Portugiesen, der Rest vertheilt sich über Franzosen, Engländer u. s. w. Dadurch hat Petropolis freilich seinen germanischen Typus, den es früher hatte, ziemlich eingebüßt. Ja, man kann auch wol sagen, daß es seine Bestimmung als landbauernbrückende Colonie verfehlt hat. Der Boden ist steril, beschrankt, abschüssig; die Vegetation eher botanisch anziehend und prachtvoll, als lucrativ für Landbauer. Der Ort ist mehr industriell thätig. Allerlei kleine Geschicklichkeiten, Gewerbe und Unternehmungen der verschiedensten Art haben sich entwickelt. Am meisten und lucrativsten wirkt die Nähe der Hauptstadt auf Petropolis ein aus einem ganz einfachen Grunde. Petropolis liegt im Gebirge über 2000 Fuß hoch und genießt gesundheitlich alle Vorzüge eines Gebirgsklimas. Wenn dieses Klima auch etwas launisch und unbefändig ist, wenn auch häufige Regen dort in allen Jahreszeiten fallen, so ist doch die Luft oben in den Bergen köstlich rein und kühnend und das Trinkwasser wundervoll. Diese beiden schönsten Segnungen des Himmels inmitten einer herrlichen, großartigen Bergnatur haben der Colonie ihre eigentliche Bedeutung gegeben.

Am 16. Februar 1858 fuhr der Verfasser mit dem Dampfboot von Rio nach Süden ab und kam nach sechs Tagen an der Barre von Rio Grande an. Diese Barre ist eine der gefährlichsten Einfahrten, die es gibt, und an wenigen Hafenmündungen kommen verhältnismäßig so viel Schiffbrüche vor wie hier, obwohl die Rettung von Menschenleben meistens ohne Schwierigkeiten gelingt. Von hier brachte ein anderes Dampfboot die Reisenden nach Rio Grande, wo sich der Verfasser nur wenige Stunden aufhielt, um sofort die Lagoa dos Patos hinaufzufahren. Die von Scharen zahlloser Wasservögel — Myoterien, Reiher, Schwäne, Gänse, Enten, Möven, den großen weißen Capororocas und den gänseartigen Patos arminhos — belebte Lagoa dos Patos ist ein großer, höchst eigenthümlicher Binnensee von Salzwasser mit öden, glänzenden Fluganduferrn, anfangs schmal, allmählich sich erweiternd und wie unsere Gasse durch einen langen, nur an einzelnen Stellen zwei Meilen breiten Landstreifen mit einer nicht unbedeutenden Anzahl von Estancias vom Meer geschieden. An seiner Nordspitze mündet der Guaibafluß, an dessen reizenden Ufern dort, wo sich der Gravatahy, Rio dos Sinos, Gahy und Jacuhy vereinigen, das anmuthige Porto Alegre liegt. Unter den 20000 Einwohnern der Stadt sollen an 3000 Deutsche sein, die zwar keine Kirche, aber ein Liebhabertheater haben, das der Verfasser besuchte. „Es scheint den meisten gut, selbst sehr gut zu gehen.

frühige Leute kommen dort zu Wohlstand und Achtung unendlich viel mehr als in Deutschland unter gleichen Verhältnissen, ja einige, und nicht einmal Leute von gerader vorwiegender Bildung und Erziehung haben sich bedeutendes Vermögen verdient." Noch entscheidender ist das gewöhnliche Element in der deutschen Colonie San.-Leopoldo vertreten, wohin der Verfasser auf einem deutschen Dampfschiffe den hier ganz den Charakter eines stillen Waldstroms tragenden Rio dos Sinos hinauffuhr. Die Schilderung seiner Beobachtungen an diesem Orte gehört zu dem Lieblichsten, was das Buch bietet:

Es kommt mir vor, als ob sich bei unsern guten Landsleuten in dieser freien, südamerikanischen Natur, wo sie größern Raumverhältnissen und eigenartigen Kämpfen gegen Naturwiderstände ausgesetzt sind, auch eine viel größere Bestimmtheit im Entschluß und im Handeln entwickelte. Die Väter hatten den Urwald zu bekriegen, sie mußten blutige Fehden gegen die wilden Indianer, Bugres und selbst einzelne Rebellentrupps aushalten. Unter Schwierigkeiten fingen sie an, aber sie eroberten sich den Boden, und die in Deutschland Knechte waren, sind durch das Recht der Arbeit Herren geworden. Sie fühlen sich frei, weil sie sich kennen gelernt. Als grüne Burschen zeigen die Söhne aufs Pferd und durchschwärmen fest die Fläche. Sie fühlen sich frisch und frei, deswegen sind sie muthig und selbst trotzig, wenn man ihnen in den Weg kommt. Und dieses Element einer großen Bestimmtheit und Energie entwickelt sich auch bei den Mädchen schon in ihrer zarten Jugend. Ohne Mühe sind sie beritten, sie werfen ihren Sattel allein auf den Gaul und brauchen nicht einen Bruder oder Reitknecht abzuwarten, um ihr Stück Wege zu reiten. Sie lernen nie den demüthigenden Unterschied zwischen einem Bauernmädchen und einem Hoffräulein kennen. Das sieht ihnen im Gesicht geschrieben, in der schlanken, festen Haltung des Körpers, im trophigen blauen Auge.

Eine Tour zu den ferner wohnenden Colonisten zeigt uns das Bild dieses deutschen Pionnierlebens in seinen einzelnen charakteristischen Zügen. Wir durchwandern mit dem Verfasser die einzelnen „Vicaden“ und bewundern inmitten einer üppig reichen Waldnatur die großartige Cascade vom Rio de Cadea.

An diesen Bericht schließt der Verfasser eine Reihe der umfassendsten Notizen über die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des Districts von San-Leopoldo, die er aus den von dem langjährigen Director der Colonie, dem verdienten Dr. med. Hilbrandt, ebenso gründlich zusammengetragenen wie geistreich verarbeiteten Materialien entnommen hat. Das interessanteste Entwicklungsmoment ist unstreitig der Kampf gegen die Verlehrs- und Verdumpfungsbestrebungen des Jesuitismus, die größte Schwierigkeit für den Verkehr und die politische Geltung die Unbekanntheit mit der Landessprache und der dadurch bedingte Mangel an Unterricht. Die Colonie producirt alles, was ein unter einem milden Himmel liegendes und mit einem fruchtbaren Boden gesegnetes Land nur hervorbringen kann. Bei einer Bevölkerung von 11336 Menschen wurden exportirt: 30000 Saß Mais, 27000 Saß schwarze Bohnen, 18000 Saß Maniocmehl und 16000 Saß Kartoffeln. Dazu kommen: Fleisch, Felle, Hörner, Lederarbeiten, alle Arten Geflügel mit Zubehör, z. B. 35000 Dugend Eier, Honig in ungeheurer Masse, Früchte aller Art, Bier in recht guter

Qualität, Butter, Käse, Brennholz, Bauholz, Flußschiffe, eine Menge Del (aus *Arachis hypogaea*, Ricinus, Kürbiskernen und Leinsaat), große Massen von Handarbeiten, wozu die Natur das Material liefert: Matten, Körbe, Decken u. s. w. Der Ausfuhrwerth mochte 600 Contos (fast 500000 Thlr.) betragen, die Einfuhr 435 Contos.

Wir übergehen den Ausflug des Verfassers den Jacuhy hinauf nach Rio Paro trotz der herrlichen Naturschilderungen, wozu er ihm Veranlassung gibt und der neuen Seiten deutschen Coloniallebens, die der Besuch der Vicade von Santa-Cruz ihm erschloß, um mit ihm seine Reise in das Innere der Provinz den Jacuhy entlang anzutreten. Vor uns zieht sich ganz im Norden eine blaue Serra hin, auf der fast alle zum Guaiba zusammenströmenden Flüsse entspringen. Von ihr südlich ist alles Land eine mit langen Hügelwällen besetzte Ebene. Zwar trifft man von Rio Paro westlich und nordwestlich noch Waldungen von Ausdehnung, doch meistens nur solche, die mit der Serra zusammenhängen und dieselbe überziehen. Was sonst an Wäldern auf Hügeln und in manchen Gründen zwischen denselben erscheint, ist immer nur beschränktes Gehölz ohne Ausdehnung, nur ein einzelner Zug im Charakterbild des Landes. Der Hauptcharakter der ganzen, oft unabsehbaren Landschaft ist Campo, Grashügelwirthschaft, in welcher die zerstreuten Ansiedelungen verschwinden: eine zwar nicht todte, aber dennoch besorgende Eindrücke, die um so eigenthümlicher erscheint, je mehr man sich von der sogenannten großen Landstraße entfernt, die freilich im weitem Felde ganz unkenntlich wird. Auf diesem Wege steuern wir dem Gebirge zu über Cruzalto, Cachoeira, eine echte Campohauptstadt, die deutsche Colonie San-Angelo, wo wir alles noch in den ersten Anfängen finden, und begegnen Carretenzügen, in deren ungeheuern, fast haushohen, mit vier bis sechs Joch Ochsen bespannten Karren, deren Holzachsen sich knarrend mit den Rädern drehen, einzelne Familien mit ihrem ganzen Hausstande, Kessel und Kochgeschirr vorn am Stiel, durch die hügelige Landschaft ziehen, übernachten in einsamen Estancias, meist bei Landpleuten, treffen auch einmal auf eine einsam gelegene Venda.

Eben bei der Seltenheit solcher Krambuden für alles trifft man um Mittag allerlei Leute dort, theils fernwohnende Nachbarn (freilich eine *contradictio in adjecto*, aber doch für den Westen von Rio Grande ein richtiger Ausbruch), theils Reisende. Ein europäischer Reisender ist da immer für die ersten Augenblicke etwas Befremdendes; alles genirt sich vor ihm. Wenn er aber nur erst einige Worte der Landessprache geredet hat und sich unbefangen und anständig beträgt, so ist gleich alle Schwierigkeit gehoben.

Am Eingange des Gebirgs betritt man mächtige Ahn-hals, Araucarienwaldungen, deren riesigste Stämme bis zu 120 Fuß emporragen. Zwischen oder vielmehr unter ihnen erheben sich schlank Palmen und in ihren Aesten brüllen und kreischen zahllose Affen und Papageien. Bald ist die Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Jacuhy und des Uruguay erreicht. Wir befinden uns im Bezirk der

Sette Povos (Povoações), der Sieben Missionen, wie man die bedeutende, mit der Provinz Rio Grande an Brasilien gefallene Fraction des ehemaligen, von den Jesuiten am Uruguay und Perena inmitten der damals ungemein zahlreichen und eine ziemlich mannichfach gegliederte Sprache redenden Guarani und anderer Indianer gegründeten Reichs nennt. In San-Miguel, einer dieser ehemaligen Missionen, von wo an man alle nur denkbaren, aus Europa, Afrika und Amerika zusammengefügten Elemente einer dünnen Bevölkerung findet, in der das indianische Element — Reste der nach der Verjagung der Jesuiten in den Urzustand zurückgekehrten oder in einer Halbcultur fortvegetirenden Guarani und Charruas — stark hervortritt, besuchte der Verfasser die Ruinen der alten Kirche, deren Verhältnisse ebenso großartig wie edel sind.

Ueber zum großen Theil brennende und kohlschwarze Campos, an zerstreuten Guarani ranchos vorüber erreichend, wir endlich, nachdem wir mehrere beträchtliche Nebenflüsse überschritten, den Uruguay, eine halbe Meile von Santa-Borja, der südlichsten der riograndenser Missionen, wo Almé Bonpland bis zum Jahre 1853 gewohnt hatte.

Prachtvoll fließt der Hauptstrom des Uruguay zwischen Insel und Festland hindurch in einer Breite von 800—1000 Fuß. Die nächsten Ufer sind Gebüsch und Wald. Dazu ist der Rand des Stroms entweder grauschwarze Erde, oder große, graue, mit einer ganz dünnen schwarzen Glasur überzogene Felsmasse, sodas der ganze Strom ein dunkles, finsternes Colorit an sich trägt. Es herrscht völlige Todtenstille auf ihm. Eine so bedeutende Handelsentwicklung, daß sie mittels Flußschiffahrt gleich in die Augen fiele, hat sich bis nach Santa-Borja hinauf noch nicht herausstellen wollen, obwohl sie im Kleinen vorkommt. Aber man bemerkt sie nicht auffallend. Und so kam mir der zwischen dunkeln Raubwäldungen und schwarzem Ufergestein geräuschlos dahingleitende Uruguay das erste mal, als ich an seinen nächsten Rand trat, recht wie ein Todtenfluß vor. Kein Haus entdeckte ich an seinen nächsten Ufern, kein Thierleben an seinem Strande. Kein Fisch sprang aus der Tiefe auf, kein Vogel floh über das averner Wasser im Westen von Rio Grande. Diese Todtenstille in der Natur ist nun auch auf das Menschenleben übergegangen. Während die Anwohner jener Gegenden der besten Gesundheit genießen, hält eine ewige Faulenzerei sie von aller Arbeit, allem Ackerbau ab, und es ist wirklich schmachvoll, hier Gegenden unbearbeitet liegen zu sehen, die manchen Fürstenthümern an Größe gleichkommen möchten. Welche Menge von Entschuldigungen hört man nicht, mit denen die guten Leute sich unbewußt selbst anklagen! „Das Land bringt alles hervor, es ist aber niemand, der es anbaut; es fehlen uns die Arme“, das ist das ewige Cinerlei, womit sich die Faulheit am Uruguay entschuldigt.

Der Verfasser wohnte in Santa-Borja bei dem Vicar Gay und machte mit diesem Ausflüge in dessen ausgedehnte Parochie. Wir übergehen indes die mannichfachen interessanten Beobachtungen, wozu dieselben Veranlassung gaben, und begleiten den Verfasser auf seiner Fahrt den Uruguay hinab nach dem lebhaften Handelsstädchen Uruguayana, das, obwohl zu Brasilien gehörig, doch schon einen wesentlich spanischen Charakter an sich trägt. Gerade gegenüber liegt das corrientische Restauracion, von wo aus der Verfasser seinen Besuch beim alten „Don Amado“ machte, unter welchem Namen Almé Bonpland am ganzen Uruguay bekannt war. Allein

mit einem wildfremden, dunkelbraunen Kerl, einer echten Pampasfigur, und ohne alle weiteren Waffen als sein Taschmesser, ritt er über die unabsehbare, nur von einem herrlichen Palmenwalde unterbrochene Pampa, auf welcher gewaltige Heerden von Rindern und Pferden ihr Wesen trieben und einzelne Hirsche, Rehe und Lamas umherirrten. Endlich erblickte er vor einem grünen Baumgarten ein kleines Gehöft. Es war die Wohnung Almé Bonpland's, welche der Verfasser seinem Werke als Titelvignette beigegeben hat. Sie bestand aus zwei großen, in einem rechten Winkel an der Eingangsseite sich treffenden Hütten, deren Lehmwände durch Bambusstäbe und geringes Balkenwerk einigen Halt hatten. Das Dach war von Stroh, auf Bambusrohr festgebunden. Neben diesen beiden großen Hütten war eine Art von bedecktem Verschlag, auf dessen Boden einige Steine zusammengelegt waren: Küche und Kochherd des berühmten Mannes. Neben dem Ganzen stand eine alte Carrete und einiges Pfahlwerk zum Trocknen von Fleisch und Anbinden von Pferden. In die beiden Hüttenhäuser führten zwei Thüren. Fenster hatte die Wohnung nicht; Licht konnte von außen durch die offenen Thüren und die vielen Abbröckelungen und Risse in den Lehmwänden hinreichend eindringen. Die eine Hütte diente als Wohn-, Ess- und Besuchszimmer. Ein breites Bret auf zwei Säfern liegend stellte den Tisch vor; eine Bank und zwei Stühle waren zum Sitzen bestimmt; zwei Bettstellen ohne Betten dienten zum Empfang und zur Beherbergung von Gästen. Eine Menge von Sattelzeug, Häuten, Zwiebeln u. s. w. lag im dunkeln Hintergrund des Raums. Der Besuch wurde von einem jungen Mädchen empfangen, der einzigen Genosin des fünfundsachtzigjährigen Gelehrten in dieser Gegend. Endlich kam der alte ermüdete Botaniker, einfach gekleidet in Hemd und Weinleibern aus weißem Baumwollenzeug. Das Alter hatte tiefe Furchen in das liebe, freundliche Gesicht des Mannes gegraben, dessen Augen aber noch so rein und klar um sich schauten, wie nur immer möglich.

Herglich und freundlich empfing er mich und entschuldigte seinen ärmlichen Hausrath, den seine Gastfreundschaft nur noch mehr dadurch verrieth, daß er mir Fleisch rösten ließ und kaum ein Messer und eine Gabel auf zinnernem Teller mir vorsetzen konnte. Dann geriethen wir, nachdem ich mit Hülfе meines Taschmessers und meiner Finger meine Mahlzeit beendet hatte, in gar buntfarbige Gespräche über Botanik und Politik, Ecuador und Paris, Humboldt und Santa-Borja; gar zu arg schweiften des Alten Gedanken umher in den unermesslichen Räumen, die er durchmessen, und in der gewaltigen Zeit, die er durchlebt hatte. Aber immer noch mehr Raum wollte er, immer noch mehr Lebenszeit erwartete er mit einem gewissen Heißhunger. Wie sollte Santa-Anna, das einsame, reglos, leblose, nach einigen Jahren aussehende!

Die Regierung von Corrientes schenkte dem alten Botaniker für seine Bemühungen um ein patriotisches Museum der Republik einen großen Campo am Uruguay, dessen Werth man auf 10000 spanische Thaler anschlagen konnte. Doch hatte er für den alten Mann eigentlich gar keinen Werth, denn es fehlten ihm alle Mittel, denselben mit Vieh zu besetzen. Dennoch hatte der alte

Bonpland, in dessen Koyf es wimmelte von einer Menge von Planen, die ihre Idee, seine weite Estancia noch selbst zu bewirthschaften. Statt von der Pachtrente und seiner französischen Pension von 3000 Francs ruhig zu leben, ertrug er dieser fixen Idee zu Gefallen alle nur denkbaren Entbehrungen. Und darin ließ er sich nicht raten und nicht helfen. Jedermann achtete und ehrte ihn, aber er wollte von niemand etwas, besonders keinen Rath, keine Hülfe, ja er vermied es deshalb fast, mit Menschen zusammenzukommen. Er litt an chronischem Blasenkatarrh, nahm aber auch von seinem Besuche die ihm angebotene ärztliche Dienstleistung nicht an. Wehmüthig nahm der Verfasser von ihm Abschied.

Wir schien Bonpland selbst bewegt zu sein, als ich seine beiden welken Hände mit meinen Händen drückte zum Abschiede. Nicht viele von denen, welchen das Glück zu Theil ward, dem großen Alexander von Humboldt in Berlin die Hand drücken zu dürfen, sind bis hinter den fernen Uruguay gegangen, um den alten Bonpland zu besuchen. Wir war es eine innere Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht; die Estancia von Santa Anna auf dem rechten Ufer des Uruguay war der südwestlichste Punkt meiner ganzen Reise, mein eigentlicher Wallfahrtsort. Und wer weiß, ob ich nicht einer der letzten Sendboten europäischen Stammes, europäischer Wissenschaft gewesen bin, der viele Meilen weit hergekommen war, um für sich selbst und im Namen der Wissenschaft dem alten Bonpland Hochachtung, Liebe und herzlichste Freundschaft entgegenzubringen.

Er war der letzte; 17 Tage nach seinem Besuche, am 4. Mai 1858, verschied Bonpland. Seine Handschriften und Herbarien liegen in Corrientes, wo er Director des naturhistorischen Museums war. Aber er war seit seiner neunjährigen Gefangenschaft in Paraguay hinter der Wissenschaft zurückgeblieben.

Er war keine Gegenwart mehr; er gehörte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, nicht der zweiten: ein melancholisches Denkmal für alle diejenigen, welche im Leben etwas Großes, Nützliches in der Wissenschaft erjagen und nur das eine vergessen, daß jegliche Geistesblüte nur da ihren vollen Duft und Farbenschmuck hat, wo sie mit geschickter Hand kunstig in den vollen Kranz europäischer Gesittung hineingeflochten ist.

Von der an einzelnen charakteristischen Zügen ebenfalls sehr reichen Rückreise erwähnen wir nur, daß dieselbe, in mehr südlicher Richtung als die Herreise, über die deutsche Colonie San-Gabriel und den hohen marmor- und metallreichen Gebirgskamm von Caçapava zurück nach Cachoeira, Cruzalta und Rio Verdo führte. Die landschaftlichen Züge im Großen und Ganzen kennen wir bereits. Von Rio Verdo ritt der Verfasser nach Taquari, von wo er auf dem gleichnamigen Flusse am 5. Mai nach Porto Alegre zurückkehrte. An den Bericht über diesen ersten Theil seines Unternehmens schließt der Verfasser einen Rückblick auf seine Wanderung durch die Provinz San-Pedro do Rio Grande do Sul, welcher für eine ziemlich umfängliche Monographie des Gegenstandes gelten kann. Orographie, Hydrographie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Ethnographie, Statistik — alles ist hier, zum Theil bis ins einzelste, berücksichtigt, und namentlich findet die Auswanderungsfrage die eingehendste Erörterung. Wir unsererseits müssen uns begnügen, in

dieser Beziehung auf das Werk selbst zu verweisen, um dem zweiten Theile noch einige Worte widmen zu können.

Am 22. Mai fuhr der Verfasser von Rio Grande nach der Provinz Santa-Catharina ab und lief drei Tage darauf in die liebliche, breite Lagune von Desterro ein. Die Provinz Santa-Catharina ist wundervoll von der Natur ausgestattet; besonders erscheint sie so, wenn man vom Süden aus der Stadt Rio Grande kommt. Kaum hat man Abschied genommen von dem idyllischen Strande, auf dem Sand auf Sand sich aufhäuft, Brandung an Brandung sich bricht und eine schmutziggroße Meeressfarbe den Dahinsieglenden lange begleitet, so tauchen aus dem plögllich klar seegrün oder tiefblau gewordenen Element in reinen, scharfen Umrissen prächtige Höhenketten heraus, schroff, hoch und gewaltig und dennoch bedeckt mit dem dichtesten Laubdach schattigen Urwaldes. Ein wirkliches Gebirge scheint aus dem Meere aufgestiegen zu sein, ohne ein flaches Vorland von einiger Ausdehnung zwischen sich und dem flüssigen Elemente gelassen zu haben, ein Gebirge, dessen einzelne Stränge in den dichtesten Verflechtungen ineinander gewebt sind oder nebeneinander verlaufen. Eigentlich ist die Provinz Santa-Catharina nur ein Küstenstreif, der sich in ziemlich gerader nördlicher Richtung vom 26. bis über den 29. Breitengrad hinaus erstreckt und 6—15 geographische Meilen breit ist. Hieran ist aber noch fast genau zwischen dem 27. und 28. Breitengrade ein Stück Land in der Form eines Dreiecks gehängt worden, das an seiner Südgrenze die Quellen und den ersten Verlauf des Uruguay, in seiner Mitte aber einige bedeutende Zuflüsse desselben enthält. Die Hauptinsel der südlischen von den beiden dazu gehörigen Inselgruppen ist Santa-Catharina, die der ganzen Provinz den Namen gegeben hat. Der Verfasser unternahm von der Hauptstadt Desterro aus verschiedene Ausflüge in das Innere der Insel und schildert deren landschaftliche Reize und üppige Vegetation in den begeisterten Farben. Von hier setzt man auf einer höchst kümmerlichen Fähr auf das Ufer des Festlandes über. Nördlich von hier liegt die Handels- und Fischerstadt Laguna, die der Verfasser nach einem mühsamen Ritte längs der Sümpfe und Sanddünen des Meeresgestades erreichte. Ein Canot brachte den Reisenden von hier über die Lagune, welche der Stadt den Namen gegeben hat, an die Mündung des Tuberao, dessen Lauf er bis zu dem inmitten einer reizenden Landschaft gelegenen Dertzen Piedada verfolgte. Diese Gegend hat sowol wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit als auch wegen ihrer bedeutenden, noch unangegriffenen Steinkohlenlager eine glänzende Zukunft vor sich. Von da brachte den Reisenden und seinen Begleiter ein viertägiger Marsch längs oder parallel dem Flußthale auf steilen Pfaden, die oft das Reiten auf Maulthieren unmöglich machten, durch den idyllischen, menschenleeren Hochwald auf die Höhe der verrufenen Serra do Tuberao.

Nichts ist überraschender als der Anblick, wenn man nun oben hinaufkommt. Man befindet sich nicht mehr auf dem Rande einer schroffen Serra, sondern auf einer Hügelsebene vom voll-

Es reist sich an ein kleines Gebirge zu einem Bächlein: Wegs schon ganz Westen treten noch Uruguay, und ich ihren Reiseführern zu treffen.

Der Verfasser ist der erste Europäer, der diese Quellen aufgesucht hat. Die Gegend selbst heißt das Hochland von Tejmeas.

Auf dem Marsche durch abwechselnde Araucarienwäldungen und Campos machen wir die Bekanntschaft der Besitzer mehrerer ausgedehnter Hochlandestancias, einsamer, kräftiger und gastfreundlicher Männer, und gelangen endlich nach der „Hauptstadt“ Lages, einem Orte von kaum 500 Einwohnern, das ebenso wie die Umgegend die unverkennbarsten Spuren von der Trägheit und Indifferenz des Volkscharakters an sich trägt. Die wenigen Deutschen sind nicht im Stande, der kleinen Wille irgendwelchen Thätigkeitsimpuls zu geben. Auch treten hier noch die letzten Ausprägungen einer untergeordneten Brutalität den ersten Phasungen einer aufkeimenden Cultur nahe. Im Norden, gegen die Grenze der Provinz Paraná hin, bilden die Coroados noch heutigen Tags einzelne herumtreifende Wandlenscharen; während in den Waldwinkeln der Serren und Wälder, die das Oberland von Lages vom untern Theil der Provinz Santa-Catharina trennen, noch Botocuden leben. Vor etwa fünf Jahren überfielen die letztern ein Gehöft sieben Leguas von Lages und schlachteten Frauen und Kinder. Früher scheinen die Botocudenhorden in dieser Gegend besondere Zusammenkünfte gehalten zu haben.

Man findet im Felde, namentlich an höhern Stellen, runde Hügel mit einer ringsherum eckelrund laufenden Mauer, die wieder von einer niedriger freisichenden Erdschloßung umgeben ist, höchst regelmäßig eingeschlossen, so daß man aus dem ganzen Plate nach der Mitte des Hügel hinausblicken konnte. Wir schienen diese Erhöhungen die Dörfer gewesen zu sein, wo diese Wilden ihre Kriegsgefangenen schlachteten und auffraßen, eine Gewohnheit, die bei ihnen, ehe man ihnen warmblütige Schlachthiere ins Land brachte, ganz allgemein gewesen zu sein scheint. Noch heute gibt es Stellen in Brasilien, wo Menschen gestreift werden. Rotorisch ist es, daß z. B. am Amazonenstrom, gar nicht weit von der Provinzialhauptstadt am Rio Negro, noch im Jahre 1857 die Arraebianer einige benachbarte Indianer überfielen, fingen und auffraßen.

Nachdem der Verfasser noch den prächtigen, 50 Fuß hohen und 3—400 Fuß breiten Salto do Rio das Gaueiras besucht hatte, brach er wieder von dem rohen und stetenlosen Lages auf. Ein einbrechendes Regenwetter, das bei der dortigen Verwahrlosung der Wegepolizei das Hochland zur förmlichen Insel machte, nöthigte ihn, auf einer Estancia zu bleiben, und gab ihm Gelegenheit, alle Einzelheiten des wirtschaftlichen Treibens auf einer solchen zu beobachten. Da von der Estancia gerade eine Pachtthierkaravane abging, so hatte der Verfasser in den nächsten Tagen nicht minder Gelegenheit, mit dem Capataz der Tropa, einem Indianer aus den Missionen, einem Mulatten und einem Regenturbschen zusammen das Leben

eines echten Tropeiro zu führen, in welchem die Jagd auf die Ungen und die gefährlichen Flußpassagen hervorstechende Charakterzüge bilden. Kurz vor der Missioncolonie Santa-Thereza, die bereits im Gebiet des Atlantischen Oceans liegt, trennte er sich von der Karavane, um über den schauerhaften Paß von Morro Gato wieder dem Unterlande von Santa-Catharina zuzueilen. Im Thale des Rio dos Bugres besuchte er die ausblühende deutsche Colonie Santa-Jzabel, deren Bewohner er 12 Jahre vorher als elende Einwanderer in Rio de Janeiro kennen gelernt und unterstützt hatte. Auch in dem schönen Thale des Cubatão, welcher den Rio dos Bugres aufnimmt, traf er viele blühende deutsche Ansiedelungen. Der Sammelplatz der dortigen Deutschen ist das Gasthaus des „alten Adam“ in San-José, der sich vor vielen Jahren im Sande des Strandes ansiedelte und um dessen Hand sich seitdem ein ganzer Stadttheil, die Praya Comprida, angelegt hat.

Zum dritten und letzten mal verließ der Verfasser am 10. Juli die Insel Santa-Catharina und fuhr in Begleitung des Professor Wurtz, den katholische Intrigen aus seiner Stellung am Lyceum in Desterro vertrieben hatten, den Itajahy hinauf nach Blumenau.

Ein herrlicher, herrlicher Strom! Fast so breit wie der Uruguay bei Santa-Borja, fließt er ruhig in überreicher Wassfülle daher und trägt sicher die aus der See einlaufenden Handelschiffe bis weit hinauf, ja kleinere Schiffe können bis zur Colonie selbst gelangen, ein Vortheil, der für die Ansäuer von unberechenbarem Nutzen ist. Der künftige Blick steht ihm hinreichend, um allem Colonialstreben am Ufer des herrlichen Stroms das glücklichste Prognostikon zu stellen.

Dessenungeachtet ist das Urtheil, welches der Verfasser über Blumenau fällt, ein entschieden ungünstiges. Er findet den Grund des unbefriedigenden Zustandes dieser Colonie darin, daß dieselbe ein Privatunternehmen ist, und spricht dies offen aus, obwohl er mit dem Dr. Blumenau persönlich befreundet ist und vielleicht gerade deshalb, weil er persönlich mit ihm verkehrt und sich über seine Pläne besprochen hat.

Nur keine Privatperculanten wieder! Die oft, ja wie unterbrochen möchte ich das ausrufen, wenn vom Colonisten die Rede ist. Sie sind eben alle, auch die besten, wenn sie überhaupt gut sein können, Speculanten; ich kann ihnen den Ausdruck nimmermehr ersparen, Speculanten von verdächtiger Färbung und unklarem Charakter. Wenn sich noch ferne Unternehmer zu solchen Colonialunternehmen finden sollten, so laßt man sich nicht wieder darauf ein. Wenn ihre Sache auf nur einigermaßen guten Principien beruhen will, so kommen sie nicht zu Stande und fallen auf halbem Wege zusammen, wie am Itajahy schon zwei derartige Beispiele existiren. Und statt der Auswanderungserträge genügt zu haben, thun sie ihr den größten Schaden. In ihren eigenen Unzulänglichkeiten discreditiren sie das Land und finden die Schuld nie in sich, sondern in der Landesregierung, und saluiren sich durch eine gutgeschriebene Publication in Europa.

Von Blumenau setzten die Reisenden ihren Weg zu Pferde nach der Insel San-Francisco fort.

Die Lage von San-Francisco überraschte mich sehr. Man sieht das offene Meer nicht, aber ein prächtiger, breiter Meeresarm, einem mächtigen Strome ähnlich, trennt die Insel vom gebirgigen Festland, dessen grüne Höhenzüge rein und klar in

gen mit Wäldern und Morastniederungen abwechseln. Hier verabschiedete sich der Verfasser nach einer sechzehntägigen Reise am 1. September von seinen Begleitern und setzte seinen Marsch, theilweise zu Fuß, über San-Jozé, eine hübsche Freguesia, nach Coritiba fort. In dieser Hauptstadt der erst neuerdings von San-Paulo abgesonderten, etwa 80000 Einwohner zählenden Provinz Paraná hatte der Verfasser Gelegenheit, am 7. September den Jahrestag der brasilianischen Unabhängigkeit inmitten der Hautes-Volée der Provinz zu feiern: er hatte aber auch die Genugthuung, das deutsche Element hier mit dem besten Erfolge vertreten zu sehen. San-Leopoldo und Donna Francisca entsenden hierher theils zeitweilige Arbeitsgäste, theils feste Ansiedler, und gerade jetzt wird ein schöner, des besten Ackerbaues fähiger District im Nordwesten der Provinz, kaum eine Tagesreise vom Hafen Antonina und Paranaguá, nach einem sie durchströmenden Flusse die Araçungí oder noch kürzer die Açungí genannt, auf Veranlassung der Regierung unter Aufsicht des deutschen Ingenieurs Hauptmann von Ohz vermessen und zur Aufnahme deutscher Einwanderer vorbereitet. Es bedarf aber auch in der Provinz Paraná mehr noch als anderswo der Einwirkung deutschen Fleißes und deutscher Gesittung. Sämmtliche Thiere der hauptsächlich auf die Viehzucht angewiesenen Provinz sind mittelmäßig und schlecht. Die Rasse ist ausgeartet und dürrig, die Behandlung des Viehes höchst unvollkommen. Im Sommer laufen die Thiere auf dem Campo umher und erhalten sich mittels des groben Grases. Im Winter aber ist alles verdorrt und vom Nachtreiß zerstört und das Vieh fällt bis zu skeletartiger Magerkeit ab. Meistens vertriehen sich Rinder und Pferde in Wald und Gebüsch und leben dort von jungem Bambusrohr. Stall und Fütterung kennt man hier noch nirgends; man will sich keine Arbeit machen und läßt das Vieh lieber crepiren. Daher die sonderbare Erscheinung, daß man hier durchweg alte und selbst ranzige Butter bekommt, und zwar aus England. Milch ist zu Zeiten ein theurer Artikel; Eier sind manchmal gar nicht zu bekommen, selbst Fleisch ist theuer. Man hat von Glück zu sagen, wenn man ein Pferd miethen oder kaufen kann, und wird dann gemeiniglich schände über-vorthellt. Dabei soll viel falsches Geld circuliren und man muß sich an allen Ecken und Enden vor Betrug hüten.

Den Rückweg nahm der Verfasser über die Serra Geral, wo man eben einen Weg anzulegen im Begriff stand, nach der Hafenville Antonina. Hier bestieg er das Dampfschiff und kehrte über Paranaguá, Cananea, Iguaçu und Santos, die schmutzige und deshalb ungesunde Hafenville der Capitale San-Paulo, wohin der Verfasser einen Ausflug unternahm, nach Rio de Janeiro zurück, wo er am 2. October anlangte. Eins der interessantesten Erlebnisse auf dieser Fahrt war sein Zusammentreffen mit Joaquim Antonio de Moraes Dutra, der an den äußersten Grenzen der Provinz Paraná die wilden, nackten Coroados zu Hunderten gezähmt, angezähmt, zur Arbeit erzogen und so unter etwa 500 Wilden eine

in hohem Grade originelle Halbcultur herangebildet hatte und sich jetzt in Gesellschaft eines dieser Wilden nach Rio begab, um für sein seltenes Beginnen Schutz und Hilfe auszuwirken.

Der Coroado selbst ist ein Typus eines echten Indianers, eines echten China, Zug für Zug ein Vetter des großen Tribus im Himmelschen Reiche, nur mit vollerm, fetterm Gesicht, fettem weiblichen Körper, kurzen Beinen und Armen, ein echter Weibmann von oben bis unten. So hat namentlich seine Brust etwas widerlich Weibliches, der ganze Mensch war eine ebenso unangenehme als interessante Erscheinung.

Der Aufenthalt in der Provinz Paulo gibt dem Verfasser Veranlassung zu einer eingehenden Prüfung und Beurtheilung des sogenannten Parcerie- oder Halbpartsystems, welches die großen Grundbesitzer seit dem Aufhören der Negereinfuhr angenommen haben. Das ist auch die Ansicht der wahrhaft ehrlichen und aufgeklärten Brasilianer. Der Marinelleutnant Antonio Mariano de Azevedo, von der Regierung mit der Exploration des Fieté beauftragt, spricht es in seinem interessanten „Relatorio“ (Rio de Janeiro 1858) rücksichtslos aus, daß die allerdings vorhandenen Schwierigkeiten nur durch den Untergang des großen Grundbesitzes zu lösen seien und die Parceriecolonisation nicht Stich halten könne, weil der tüchtige Einwanderer freies Grundeigenthum erwerben wolle. Er sagt:

Ich beziehe mich hier vorzugsweise auf die Deutschen, das einzige Volk, welches nach meinem Dafürhalten uns von den allerschlechtesten Ideen und Gewohnheiten befreien kann, welche uns die Portugiesen hinterlassen haben, sie, die Hauptursache von allem, was uns als Nation und als Individuen nur immer Schlechtes begegnen konnte.

Vorstehendes Referat soll dem Leser nur einen allgemeinen Ueberblick über den Inhalt des Werks bieten; eine vollständige Charakteristik desselben kann und soll es nicht sein. Sein Hauptwerth liegt, wie bei jeder guten Reisebeschreibung, in den concreten Beobachtungen und Erlebnissen. Diese und insbesondere die herrlichen Naturschilderungen wiederzugeben verbot uns die Eigenthümlichkeit unserer Aufgabe. Wir bemerken daher nur noch im Allgemeinen, daß das Werk Abé-Lallemant's sich nach Form und Inhalt den ausgezeichnetsten seiner Gattung würdig zur Seite stellt, von ebenso hohem künstlerischem wie wissenschaftlichen Werthe ist und, abgesehen von den eigentlichen politischen Zuständen, auf welche tiefer einzugehen nicht geboten war, alle Seiten des Culturlebens berührt und theilweise erschöpfend behandelt. Das Buch hat auch insofern seine Specialität, als der Verfasser namentlich alles in die Medicinalstatistik Einschlagende mit großer Ausführlichkeit behandelt, und ist durch seine vorurtheilsfreie Erörterung der so wichtigen Einwanderungsfrage von unmittelbarer praktischer Wichtigkeit. Wir können daher die zu erwartende Schilderung der Reise des Verfassers in die nördlichen Provinzen Brasiliens sowie die von ihm in Aussicht gestellten Monographien über Rio de Janeiro und andere bereits in vorliegendem Werke berührte Details nur im voraus herzlich willkommen heißen.

Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

(A. d. I. 2. 3. 4.)

1. Die deutsche Heldensage und ihre Heimat von August Rasmann. Zweiter Band. — A. u. d. L.: Die Sagen von den Wölfsungen und Niflungen, den Wälsungen und Rönig Thidrek von Bern in der Thidreksaga. Hannover, Hämpker. 1868. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der vorliegende zweite Band beschließt die gründliche, und geschmackvolle Arbeit, mit deren Anfang wir die Leser schon in Nr. 11 d. Bl. f. 1868 bekannt gemacht haben. Obgleich sich an dem ersten Band anschließen, kann der zweite doch auch als durchaus selbständiges Werk betrachtet werden, wie ihm denn auch der Verfasser einen besondern Titel gegeben. Aus der sehr inhaltreichen Vorrede entnehmen wir folgende Punkte, welche die Arbeit und ihre Absicht charakterisiren. Die Thidreksaga, welche in die Mitte des 13. Jahrhunderts höchst wahrscheinlich von einem Isländer verfaßt wurde, ist, wie der ihr vorangeschickte Prologus besagt, nach der Erzählung deutscher Männer zusammengestellt, zum Theil aber auch nach deutschen Liedern, welche schon in früher Zeit, gleich nach den Begebenheiten, die in der Sage erzählt werden, gebichtet worden waren. Die Heimat dieser deutschen Männer war, wie sich ebenfalls aus dem Prologus ergibt, Sachsen, welches zugleich der Schauplatz der berichteten Begebenheiten war. Wie verbreitet, oder vielmehr wie allgemein diese Sagen im Sachsenland waren, geht aus folgender bemerkwürdigen Stelle des Prologus hervor: „Und wenn du einen Mann aus jeder Burg in ganz Sachsenland nimmst, so werden alle diese Sagen auf dieselbe Weise erzählen; das bewirken aber ihre alten Lieder.“ Obgleich aus den angeführten Worten des Prologus sich ergibt, daß die ganze Sage aus sächsischen Sagen und Liedern geschöpft worden sei, so kann doch aus ihrem Inhalt unabweislich nachgewiesen werden, daß der Verfasser der Thidreksaga neben jenen Quellen auch hochdeutsche Ueberlieferungen benutzte. Die geographischen Widersprüche und Irrthümer, die sich in der Sage vorfinden, lassen sich allein dadurch erklären.

Die Vereinigung sächsischer und hochdeutscher Quellen geht schon daraus hervor, daß der Verfasser die Thidreksaga, den hochdeutschen Gedichten folgend, Bern für das italienische Verona hält (die Fahrt dahin geht daher vom Hunnenlande oder einem nördlichen Ländern aus stets über Mundiball [die Alpen] über das Gebirge); während aus einigen Stellen sich auf das deutliche ergibt, daß unter Bern nicht Verona, sondern Bonn zu verstehen ist, welche Stadt, wie aus Urkunden, Münzen und Stadtrechnungen vom 10. bis 14. Jahrhundert mit Sicherheit hervorgeht, im Mittelalter die Namen Bern und Verona führte. Ebenso wenig ist die Wisere ein Strom Italiens, sondern die Weser; Bricten ist nicht Brizen, sondern Brezen an der Diemel.

Der Verfasser der Thidreksaga hat zwar unser Nibelungenlied scharf nicht gekannt, denn er würde sonst bedeutendere Züge aus demselben bewahrt haben; allein aus verschiedenen Umständen läßt sich annehmen, daß er ein älteres, dem Nibelungenlied zu Grunde liegendes hochdeutsches Lied benutzt habe, und es ist daher wahrscheinlich, daß fast alle die mit unserm Nibelungenlied verwandten und wirklich gleichlautenden Stellen aus jenen älteren Lied entlehnt sind. Daß das ältere Lied aber nicht einfach in das Nibelungenlied übergegangen ist, und dieses nicht bloß eine Erweiterung aller Lieder ist, wie Lachmann und seine Schule behaupten, geht schon daraus hervor, daß die Gestalten der Thidreksaga von denen in unserm Nibelungenlied wesentlich verschieden sind. In jener erscheint nämlich Attila nur als König des sächsischen Hunnenlandes, von welchem aus er seine

Kriege- und Eroberungszüge nach dem Osten unternimmt, und es findet sich nicht der geringste Zug, der an den historischen Hunnenkönig oder den Hgel unserer mittelhochdeutschen Epen erinnern könnte.

Die Haupthandschrift, in welcher die Sage überliefert worden ist, wurde im Jahre 1858 von Unger herausgegeben. Da sie aber einige Lücken darbietet, hat sie der Herausgeber aus zwei andern Manuscripten ergänzt, oder, wo diese ebenfalls lückenhaft waren, aus einer altschwabischen Bearbeitung, die er ins Altnordische zurückübersetzte. Diese Ausgabe Unger's hat Rasmann seiner Uebersetzung zum Grunde gelegt, da dieselbe aber einen gemischten Text gibt, so hat der deutsche Bearbeiter dieses genau angezeigt und zur Bezeichnung der verschiedenen Handschriften auch sämtliche Varianten aufgenommen; soweit es möglich war, dieselben in deutscher Sprache wiederzugeben. Wie bei dem ersten Band, so ging auch in diesem sein Hauptbestreben dahin, das Original mit all seinen Eigenthümlichkeiten möglich getreu wiederzugeben. Die einzelnen Abschnitte sind von Erläuterungen begleitet, die namentlich mit Rücksicht auf die Entwicklung der Sage nichts zu wünschen übrig lassen. Ueberall hat der Verfasser, der eine ausgebreitete Kenntniß der nordischen und ältern deutschen Literatur besitzt, auf verwandte Dichtungen hingewiesen oder dieselben auch mitgetheilt, wenn sie weniger oder gar nicht bekannt waren.

Und so können wir diese kurze Anzeige mit dem Wunsche schließen, daß das treffliche Werk, durch welches die alte deutsche Heldensage zum vollsten Verständniß gebracht wird, vielseitige Anerkennung finden möge.

2. Speculum ecclesiae. Altdeutsch herausgegeben von Johann Keller. München, Franz. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Unter diesem Titel hat der O durch seine vortreffliche Ausgabe bekannt ist, eine Sammlung von 11 Heften, die in einer münchener H aus der Mitte des 12. Jahrhunderts zeigen denselben Charakter, der sich vom 8. bis zum zweiten Drittel im westlichen Zeit namentlich durch den enner im deutschen Predigtwesen trat. Sie tragen nämlich von d lichen Färbung der Zeit, in der sie sind, von den Einflüssen der Abgeschiedenheit des Klosters entst, andere, zum Muster oder Rothbeigabter Prediger geschrieben zu sein nicht allzu großer Länge und bestehen in Erklärung oder Anwendung eines biblischen Textes. Von diesem ausgehend bildet sich der Prediger durch andere in Vereinschaft gehaltene Stellen der Heiligen Schrift die Brücke, mittels welcher er die verschiedenen Theile der Belehrung und Erbauung verbindend und erläuternd fortführt, woran sich denn gewöhnlich Ermahnungen schließen.

Als Muster dienen vorzugsweise die Predigten der Kirchenväter, welche meist mit anglikischer Gewissenhaftigkeit benutzt, stellenweise auch übersezt wurden. Mehrere Stücke scheinen aus dem „Speculum ecclesiae“ des Honorius von Autun entnommen zu sein, oder, was der Herausgeber für wahrscheinlicher findet, Honorius und der Verfasser der altdeutschen Predigten haben aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, und wahrscheinlich ist das ganze deutsche Werk nach lateinischen Mustern mehr oder minder frei, mit größern oder geringern Auslassungen und Aenderungen bearbeitet. Zwar ist die Sprache im allgemeinen nicht so klar, unbeweglich und an Wendungen arm, wie man es von einer Uebersetzungsprosa der damaligen Zeit wol erwarten könnte; ja manchmal wird der Prediger wirklich brecht und seine Sprache erscheint dann völlig frei von allem lateinischen Einflüsse; allein hierdurch ist nur bewiesen, daß der Mönch seine

7) Vgl. die Artikel unter obiger Ueberschrift in Nr. 10, 11, 20 d. Bl. f. 1866 und in Nr. 14 f. 1866. D. Red.

Muttersprache mit Geschick handhabte und im Capben Uebung und Gewandtheit besaß. Die Möglichkeit, daß alles nach lateinischen Quellen bearbeitet ist, wird hierdurch nicht ausgeschlossen, und wird sogar zur Wahrscheinlichkeit, wenn man sieht, wie die Latinität im einzelnen doch hier und da dringt, und wenn man nicht selten Construktionen begegnet, welche offenbar nur durch Nachahmung eines lateinischen Originals entstehen konnten. Freilich könnte man auch annehmen, daß der Verfasser zwar meist nach lateinischen Vorbildern arbeitete und dieselben sogar zum Theil slavisch übersezte, daß er aber auch hier und da seinen eigenen Geist walten ließ und dann auch in der Sprache freier und reiner erschien.

Der Verfasser dieser Predigten ist ebenso wenig bekannt, als der Ort, wo sie verfaßt wurden. Doch darf man wegen Leichmäßigkeit und Darstellungsweise wol annehmen, unmittelbar von einer Person herrühren. Jedenfalls ist die Sprache und die Schrift des Codex aus dem zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, vorher abgefaßt und wieder geschrieben, und so ganz ein älteres Denkmal der deutschen Prosa. Darin Rechtfertigung der Herausgabe derselben, und, was ganz richtig bemerkt, wenn schon Predigten des Verfassers, da sie einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Kenntniß der Glaubens- und Sittengeschichte liefern und für die Kenntniß der Sprache bedeutenden Nutzen gewähren, eine sorgfältige Beachtung verdienen, so ist es bei diesen Predigten, Aussprachen und Formeln um so mehr der Fall, da sie an der Grenze des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen stehen und mehr Ueberthümliches bewahrt haben, als viele der bisher bekannt gewordenen.

Der Text ist mit aller Sorgfalt und Genauigkeit wiedergegeben, wie es sich von Seite nicht anders erwarten ließ. So Abkürzungen der Handschrift nachgebildet, soweit der Druckerei erlaubten; wo dies nicht möglich in den Noten anmerkt. An der Schreibweise ist überhaupt nichts geändert, denn, wie der Verfasser richtig bemerkt, bei Denkmälern der klassischen Mittelhochdeutschen sei eine auf bestimmte Regeln gleichmäßige Orthographie allerdings nothwendig, in aber, die der Uebergangsperiode des Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen angehören, müsse die Schreibart der Handschrift genau beibehalten werden, zumal wenn nur eine einzige, mit der Abfassung gleichzeitige Handschrift vorhanden sei.

Die Schwankung und Biegehaltigkeit der Laute und Formen liegen im Wesen dieser Uebergangsperiode, und die regelmäßige Durchföhrung einer natürlichen Schreibart, die Anwendung gewisser, bestimmter Formen würde dem Denkmäl seinen originellen Charakter benehmen, es in eine Zeit rücken, in welche es nicht gehört, und eine Regelmäßigkeit da aufstellen, wo keine vorhanden war, also etwas Gemachtes und Leides an die Stelle des wirklich Gegebenen und Lebendigen setzen. Grammatik und Verben kann den urtaublich überlieferten Text für seine Zwecke brauchen, für manche aufgeschaltete Regel einen neuen Beleg aus diesem Denkmal entnehmen, oder auch neues Licht über die Laute und Formen der damaligen Zeit und über das allmähliche Fortschreiten des Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen verbreiten.

Sehr verdienstlich ist das beigelegte Glossar, das nicht nur äußerst vollständig (nur wenige Wörter mögen fehlen, wie *lavanston*, S. 7), sondern auch sehr vollständig und zweckgemäß angelegt. Es sind verschiedene und ungewöhnlich abweichende Formen des nämlichen Wortes nicht bloß bei der gewöhnlichen oder der Hauptform angegeben, sondern in die alphabetische Ordnung aufgenommen. Auch dadurch hat der Glossar an Werth gewonnen, daß jedem Worte, wo es möglich war, die althochdeutsche und mittelhochdeutsche Form beigelegt ist, wodurch das Verhältniß der Sprache in den vorliegenden Predigten zu der älteren und späteren Sprachform anschaulich gemacht wird.

2. Das Buch von den neun Helsen von dem Straßburger Bischof Rudolph Merwin. 1802. Nach des Verfassers Cataloge herausgegeben von Karl Schmidt. Mit neun Facsimile von Merwin's Handschrift. Leipzig, Birl. 1859. Gr. 8. 25 Rgr.

Das „Buch von den neun Helsen“ wurde lange dem bekannten „dichterisch anstößigen Rith“ Heinrich Esso zugeschrieben, da es sich schon in den älteren Ausgaben der Werke desselben vorfindet. Selbst der neueste Herausgeber von Esso's Schriften (Regensburg 1829), Melchior von Diepenbrock, nahm es in dieselben auf. Dagegen hatte zwar Ludwig Hosack, der es im Jahre 1841 nach der ausburger Ausgabe von 1512 abdrucken ließ, richtig geahnt, daß es dem Esso mit keinem zugeschrieben werde; allein er entfernte sich noch mehr von der Wahrheit, als er die seltsame Behauptung aufstellte, es sei von einem „schätternen und ängstlichen Frauengimmer“ geschrieben. Den wahren Verfasser hat erst der jetzige Herausgeber entdeckt. Zwar war ihm schon im Jahre 1839 gelungen, denselben nachzuweisen, aber doch wurde es erst zur unumstößlichen Gewißheit, als er vor kurzem das Glück hatte, das lang gesuchte und lang vermisste Original in einer Bücherantiquarion zu finden. Daß die Handschrift, die er erworben, wirklich das Original sei, wird nicht nur durch eine lateinische Notiz, sondern vorzüglich dadurch bestätigt, daß die Schriftzüge mit denen des Buchs „Von den vier Jahren“ vollkommen übereinstimmen, welches unzweifelhaft von Merwin verfaßt und geschrieben ist. Die Handschrift ist zwar nicht ganz vollständig erhalten; allein es war leicht zu ergänzen, da die Straßburger Bibliothek drei Abschriften des Buchs besitzt, von denen eine aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht viel jünger ist als das Original, und wahr scheinlich unmittelbar aus diesem entnommen ist.

So interessant das Buch an sich selbst ist, so erhält es doch erst dadurch seine wahre Bedeutung, daß es von einem Mann herrührt und unter dem Einfluß des geheimen Oberhauptes der Gottesfreunde „im Oberland“ entstanden ist, jener religiösen Gesellschaft, welche, ohne wie die Brüder des freien Geistes mit dem biblischen Christenthum ganz in Widerspruch zu treten, doch solche Ansichten entwickelten, welche sie von der Kirche entfernen mußten. Sie hielten nämlich die biblischen Geschichten für bloße Symbole, erwarteten die Gottähnlichkeit nicht von der Gnade Gottes, sondern von der inneren Kraft des Menschen selbst, und suchten in der Verleugnung der Persönlichkeit im Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, weshalb sie sich denn der dunkeln Ueberschwenglichkeit des Gefühls hingaben und manche derselben im Gebanten an die Möglichkeit einer ewigen Vereinigung mit Gott sich so sehr überreichten, daß sie sogar in Verküngen Hellen und Visionen zu haben wähnten. Doch war das offenbar eine Entartung, und die bedeutendsten Persönlichkeiten waren bei aller Hinneigung zum Mysticismus doch von solchen Verküngen weit entfernt. Die Gottesfreunde gehörten mit zu den Vorreitern der Reformation. Ihr offenkundiger Zweck war, die Kirche, von der sie sich keineswegs trennen wollten, auf ihre urtümliche Form zurückzuführen; auch waren nur Priester, Priester, Mönche, Frauen ihre Hüter.

Daß der Herausgeber sich über das Wesen und Leben der Gottesfreunde in der Vorrede nicht verbreitet, ist zu verzeihen; er durfte ganz richtig auf seine dieselben betreffenden Arbeiten verweisen, wobei er noch sein vortreffliches Werk über Lantler (Hamburg 1841) und auch Wadernagel's Aufsatz in den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte“ von der hiesigen Gesellschaft zu Basel (Bd. 2) hätte anführen können. Richtig ebenso ist zu billigen, daß er keine Biographie von Merwin gegeben, sondern nur auf die von ihm in der „Revue d'Alsace“ mitgetheilte verwiesen hat, die gewiß nur wenigen deutschen Lesern zugänglich ist.

*) In den „Beiträgen zu den theologischen Wissenschaften“ (Zürich 1844) und in „Basel im 14. Jahrhundert“ (Basel 1844).

Das „Buch von den neun Felsen“ ist von größter Wichtigkeit, weil es, abgesehen von seiner unerkennbaren Bedeutsamkeit für die Sprache, die Documente vervollständigt, die auf das noch so wenig bekannte Treiben des geheimen Bundes der Gottesfreunde einiges Licht fallen lassen. Es ist das Werk eines ungelehrten, aber frommen Laien, und trotz der etwas breiten, weltchweisigen Redeweise wird man sich durch den ernstlichen christlichen Sinn und die bilberreiche Phantasie angezogen fühlen, deren naiver Ausdruck es ist.

Das Ganze ist in der Form eines Gesprächs zwischen dem Menschen (dem Verfasser selbst) und der innern Stimme (das, was andere Mystiker die ewige Wahrheit nennen, d. h. Christus selbst). Es zerfällt in vier Theile (Bücher). In dem ersten wird berichtet, wie ihn seine innere Stimme oder Gott („sein Herze lieb“) zwang, das Buch zu schreiben. Elf Wochen lang suchte er aus Demuth dem Auftrage zu entgehen, und erst als ihm durch Krankheit und Leiden aller Art Gottes Willen kund geworden war, unterwarf er sich dem Gebote. Der zweite Theil berichtet von den wunderbaren Gesichten („Wäben“), die „der Mensch“ durch Gottes Fügung gesehen, und die sämmtlich die Zustände der Christenheit bezeichnen. Im dritten Theil werden die Gebrechen der Christenheit dargestellt, „und wie gar betrübt es in diesen Zeiten um die Christenheit steht, und wie ganz zergangen all Ordnung in der Christenheit, beides, geistliche Ordnung und weltliche Ordnung“. Dies wird an dem unheiligen und unchristlichen Leben der Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Äbte, Lehrer, Nonnen, Pfarren u. s. w., dann an den Weltlichen, den Kaisern und Königen, Herzogen, Edeln und Rittersn, an den Bürgern und Kaufleuten, Handwerkern, Bauern, an den Weibern nachgewiesen, denen allen die bittersten Wahrheiten gesagt werden. Der vierte Theil ist zugleich der bedeutungsvollste, wie denn das ganze Buch nach dessen Inhalt benannt ist. Der „Mensch“ wird nämlich zu einem „greulich großen, weiten, hohen Berg“ geführt, und es waren an dem Berg neun große greuliche, weite Felsen, und es lagen die Felsen je einer über dem andern bis oben auf dem Berg, und es wandelten Christenmenschen auf diesem Felsen. Das Thal aber, das sich am Fuß des Bergs ausbreitete, war mit einem Neß überzogen, unter dem die Menschen gefangen waren. Das Thal bezeichnet die Erde, das Neß die Sünden, in denen die Menschen befangen sind, daß sie sich nicht auf die Felsen schwingen können. Je näher die Felsen aber dem Himmel sind, desto reiner und gottfeligter sind die Menschen, die auf ihnen wandeln; aber es sind ihrer auch immer weniger; es bezeichnen also diese Felsen die verschiedenen Grade der Gottseligkeit. Vortrefflich sind namentlich die Frommen geschildert, die auf ihre Frommigkeit stolz sind und dadurch dem Neß in die Hände fallen; ebenso vortrefflich die Auserwählten auf dem obersten Felsen, unter welchen der Verfasser offenbar die Gottesfreunde meint.

„Du sollst wissen, sagt die innere Stimme, daß diese Menschen keine Begierde haben nach feinen Dingen, denn allein, wie die Ehre Gottes möge vollbracht werden. Ich will dir sagen, diese Menschen haben sich Gott also ganz gegeben und gelassen, was Gott mit ihnen selbst thut und mit allen Dingen, das gefällt ihnen alles wohl. Gibt Gott diesen Menschen, so lassen sie es gut sein; nimmt Gott diesen Menschen, so lassen sie es wiederum gut sein. . . Du sollst wissen, daß diese Menschen also ganz zum Grunde demüthig sind, und sie haben sich selbst und alle ihre Werke, die sie je gethan haben, also gar zumal verkleinert und vernichtet, daß es sie dünkt, daß sie billigerweise unter allen Creaturen sein sollten, und sie wagen es nicht, sich selbst mit keiner Creatur zu vergleichen, weder in Zeit noch in Ewigkeit.“

Wie sich in den Gottesfreunden hohes Selbstbewußtsein und die vollkommenste Demuth vereinigte, geht recht deutlich aus dem Folgenden hervor. Nachdem die innere Stimme gesagt, daß ein Mensch, der auf dem neunten Felsen wohne, Gott lieber und werthet und auch der Christenheit nützlicher sei, denn tausend andere Menschen auf den andern Felsen, sagt sie bald darauf

hinzun, daß nicht alle auf der Höhe bleiben, sondern daß manche jähren Falls ganz hinab unter das Gern der Sünde stürzen, so seien diejenigen, die sich von dem bösen Geist des Hochmuths verführen lassen.

Im allgemeinen ist das Buch, wenn auch von mystischer Haltung, im ganzen im kirchlichen Sinne gehalten. Doch kommen auch Stellen vor, welche der kirchlichen Anschauung widersprechen. In dem Abschnitt „Von der heiligen Ehe“ sagt die innere Stimme ohne Zweifel mit Bezug auf die Ehelosigkeit der Geistlichen: „Du sollst wissen, daß Gott nicht ein Zerkörer der Natur ist.“ Noch wichtiger ist eine andere Stelle in dem nämlichen Abschnitt, auf welche schon der Herausgeber in der Vorrede aufmerksam gemacht hat. Nachdem der Verfasser nämlich von dem lastervollen Leben der Christenheit gesprochen und gesagt, daß sie werth wäre ausgerottet zu werden, fährt „der Mensch“ fort: „Ach mein herzliches, liebliches Lieb, erbarme dich der armen Christenheit und denke (lieber) daran, daß das böse jüdische Volk und das böse heidnische Volk alle zusammen wider dich thun, und auch mit ganzer Kraft wider dich sind, und auch alle verloren werden. Die Antwort (d. h. die innere Stimme oder Christus) sprach: Ich will dir sagen, du hast recht, daß du sprichst, Gott solle sich erbarmen über die arme Christenheit; denn du sollst wissen, daß die Christenheit in viel hundert Jahren nie so arm, noch so böse war, als in diesen Zeiten. Aber ich will dir sagen, wenn du sprichst, daß das böse jüdische Volk und das böse heidnische Volk alles muß verloren gehen, das ist nicht wahr. Ich will dir sagen, Gott hat einen Theil Heiden und einen Theil Juden in diesen Zeiten viel lieber, als viele Menschen, die Christen heißen und doch wider alle christliche Ordnung leben. Der Mensch sprach: Ach Herze lieb mein, wie kommt dir diese Rede so seltsam vor! Sage mir, Herze lieb mein, was dies bedeutet. Die Antwort sprach: Das will ich dir sagen. Dies bedeutet: Wo ein Jude oder ein Heide ist, an welchen Enden der Welt er auch sein möchte, und hat der Jude oder der Heide einen guten gottesfürchtigen Grund in ihm, und ist dabei einfältig und bieder, und erkennt bei allem seinen vernünftigen Denken seinen bessern Glauben, als den Glauben, in welchem er geboren ist, und hat er auch das in seinem Grund und in seinem ganzen Willen, daß, sände er einen andern Glauben, von dem ihm zu erkennen gegeben würde, daß derselbe Gott lieber wäre, als sein Glaube, in welchem er geboren ist, er seinen Glauben aufgeben und Gott gehorsam sein wolle, sollte er auch darum Leid und Gut wagen: wo der Jude oder Heide einer ist, der da in einem solchen großen Ernst lebt, sage mir, sollte der Eine Gott nicht viel lieber sein, als viele böse falsche Christen, welche die Taufe empfangen haben, und wol wissen, daß sie wider Gott thun und es doch thun! Ich will dir sagen, das thut der gute Jude oder der gute Heide nicht; er kennt nichts Besseres; kannte er Besseres, er würde eher den Tod leiden um Gott, daß er zu dem Bessern komme. Der Mensch sprach: Ach Herze lieb mein, diese Rede dünkt mich gar eine wunderliche, seltsame Rede. Und ich will dir sagen, wovon man in der Heiligen Schrift geschrieben findet, und es ist auch unser Christenglaube, daß niemand in das Himmelreich kommen möge, er sei denn vorher mit der heiligen Taufe getauft. Die Antwort sprach: Das ist auch wahr, und ist auch rechter Christenglaube. Ich will dir aber sagen, wenn Gott einen so ganz gerechten guten Heiden findet, oder einen so ganz gerechten guten Juden, was thut dann Gott? Ich will dir sagen, Gott kann von seiner unbeschränkten Liebe und von seinem unergründlichen Erbarmen nicht lassen, er kommt ihnen zu Hülfe. Ich will dir sagen, Gott findet manchen verborgenen Weg, daß er die gutgewillten, gottliebenden Menschen nicht verloren gehen läßt, sie mögen auch sein an welchen Enden der weiten Welt sie auch wollen. Der Mensch sprach: Sage mir Herze lieb mein, wie thust du denn, daß diese angetauften Menschen gerettet werden? Die Antwort sprach: Das will ich dir sagen, das geschieht auf mancherlei verborgene Weise, die der Masse der Christenheit in diesen Zeiten unbekannt ist. Aber ich will dir von einer

Weise sagen, die die Christenheit wol glauben kann und die sie auch glaubt. Ich will dir sagen, wo dieser guten Heiden oder dieser guten Juden einer zu seinem Ende kommt, so kommt ihm Gott zu Hülfe und erleuchtet ihn mit Christenglauben, daß der Christenglaube ihm also bekannt wird, daß er von ganzem Herzen nach der Taufe begehrt. Mag ihm nun auch die Taufe nicht zu Theil werden, und ist doch seine Begierde vom Grund seines Herzens danach, so will ich dir sagen, was Gott dann thut. Gott geht und tauft ihn in seinem guten begehrenden Willen und in seinem verlassenen Lobe. Du sollst wissen, daß dieser guten Heiden und dieser guten Juden viele sind in dem ewigen Leben, die alle auf diese Weise in dasselbe gekommen sind. Du sollst wissen, daß es mit Sanct Paulus auch also geschah. Sanct Paulus war ein gar biderber gottesfürchtiger Mann und war doch ein Verfolger der Christenheit. Das that er in der Meinung, daß er Gott einen großen Dienst damit zu thun wählte. Du sollst wissen, daß gar schwerlich ein gottesfürchtiger, getreuer, gerechter, demüthiger Mensch verloren gehen mag; an welchen Enden der weiten Welt er auch wohne, Gott findet immer irgendeinen Weg, daß er gerettet werde. Denn du sollst wissen, daß der hoffärtigen ungerechten Menschen also gar viele in diesen trüben Zeiten in der Christenheit wandeln, von denen gar viele in die ewige Hölle fahren, die man doch bei ihrem Leben für ehrbare, biedere Menschen hielt."

Diese ganze Stelle, die wir vollständig mitgetheilt haben, weil sich darin die wahrhaft christliche Gesinnung des trefflichen strasburger Bürgers kundgibt, der freilich auch vor unsern Zeloten aller Confessionen nicht bestehen würde, fehlt in der alten Ausgabe bei Suso. Eine andere, die bald darauf folgt und die sich auf die grausamen Judenverfolgungen der damaligen Zeit bezieht, ist, wie der Herausgeber ebenfalls schon bemerkt hat, in der genannten Ausgabe verändert worden. Sie lautet nämlich im Original: „Der Mensch sprach: Ach Herzlieb mein, wie erbarmet mich doch so sehr, daß die bösen Geister in diesen Zeiten so viel Gewalt haben. Die Antwort sprach: Das will ich dir sagen, die Gewalt, die sie in diesen betrübten Zeiten haben, ist von der Sünden wegen gekommen, die man in diesen Zeiten treibt. Ich will dir sagen: willst du wissen, was die Juden getödtet hat? Der Mensch sprach: Sage mir, Herzlieb mein, that das nicht die Christenheit? Die Antwort sprach: Das will ich dir sagen. Du sollst wissen, daß es der Geiz der Christenheit that und der Juden heimliche Sünden. Diese zwei erschlugen die Juden."

Die gesperrt gedruckten Wörter fehlen in der alten Ausgabe, zum Zeugniß, daß man später die freiere und gerechte Anschauung des frommen strasburger Bürgers nicht mehr zu würdigen wußte.

4. Sanctgallische Handschriften. In Auszügen herausgegeben von C. F. v. Scherer. Sanctgallen, Huber u. Comp. 1869. Per. 8. 26 Mgr.

Die sanctgaller Stiftsbibliothek ist wegen ihrer großen Schätze im Gebiete der ältern, namentlich der ältesten deutschen Literatur allgemein bekannt und berühmt. Die meisten Germanisten sind nach der ehemaligen Wohnstätte des heiligen Gallus gewallfahrtet, um die für Sprache und Literatur so wichtigen Denkmäler zu studiren, die wir dem Fleiße oder dem verständigen Sammlungseifer der dortigen Benedictiner verdanken. Die Bedeutsamkeit der genannten Bibliothek für die älteste Sprache und Literatur ist durch die „Denkmale des Mittelalters" in drei Bänden, welche der überaus fleißige und genaue Hattemer herausgegeben hat, recht anschaulich geworden, und doch wird sich vielleicht mit der Zeit noch Werthvolles auffinden lassen. Auch die Handschriften von Werken aus dem 13. bis 16. Jahrhundert sind zahlreich und gehaltvoll. Viele derselben sind zwar schon mehrfach benutzt worden, doch manche nicht mit der nöthigen Genauigkeit, und andere sind beinahe oder ganz unbeachtet geblieben. Neben der Stiftsbibliothek, welche dem katholischen

Cantonstheil als Erben der ehemaligen gefürsteten Abtei gehört, ist in Sanctgallen eine zweite Büchersammlung, welche Eigenthum der Stadt ist und nach deren Begründer Joachim von Wack (lateinisch Wabianus) die Wabianische Bibliothek heißt. Auch diese besitzt manchen Schatz an Handschriften und Druckwerken, obgleich sie viel jüngern Ursprungs ist als die Stiftsbibliothek, durch welche sie übrigens so sehr verbunkelt wird, daß sie, scheint es, die Aufmerksamkeit der Gelehrten nur selten auf sich gezogen hat. Es ist daher sehr dankenswerth, daß Scherer es unternommen hat, über die weniger bekannten oder benutzten Handschriften und alten Drucke beider Sammlungen zu berichten. Er hat sich dabei auf die deutschen Manuscripte und Druckwerke beschränkt und die lateinischen ausgeschlossen, weil seine Absicht war, in seiner Schrift einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur zu liefern. Scherer hat nicht bloß über die Handschriften berichtet, sondern auch zahlreiche und sehr gut gewählte Druckstücke aus denselben mitgetheilt, wodurch er den Werth seiner Gabe wesentlich erhöht hat. Die Proben, die er seinen Berichten beifügt, sind zum größten Theil noch ungedruckt, wenigstens aus den beschriebenen Handschriften nicht herausgegeben. Daher hat sich der Verfasser auch mit vollkommenem Recht genau an die Vorlagen gehalten, und insbesondere die Orthographie derselben unverändert gelassen; ja er hat selbst, was nur zu billig ist, Schreibfehler abdrucken lassen. Daß er die Abtugungen aufgelöst hat, mag wol zunächst seinen Grund in dem Mangel an den nöthigen Typen haben. Zu billigen ist ebenfalls, daß er die Satzzeichen hinzugefügt hat, was nach unserer Ansicht jeder Herausgeber älterer Handschriften thun sollte, wenn nicht überwiegende Gründe davon abräthten, was jedoch wol nur selten der Fall sein wird.

Zu den Handschriften, auf welche Scherer, wenn wir nicht irren, zum ersten male aufmerksam macht, gehört ein Gedicht von Konrad von Helmsdorf. Merkwürdig ist, daß Freiherr Laßberg, der bekanntlich in Auffindung und Erwerbung von literarischen Schätzen äußerst glücklich war, nie erfuhr, daß diese Handschrift, auf welche er durch Goldast's bekanntes Werk aufmerksam gemacht worden war und die für ihn ein besonderes Interesse hatte, weil die Helmsdorf früher Besitzer seines Gutes Eppishausen gewesen waren, sich in seiner nächsten Nähe befand. Konrad von Helmsdorf war höchst wahrscheinlich ein Geistlicher; er lebte am Ende des 13. Jahrhunderts, wie aus einer Urkunde vom Jahre 1296 hervorgeht, in welcher er als Zeuge genannt wird (vorausgesetzt, daß es nicht noch einen andern dieser Namens gegeben habe). Sein Gedicht ist eine Bearbeitung eines der gelesesten Bücher des Mittelalters, nämlich des „Speculum humanae Salvationis", welche ein anderer Schwyzler, Heinrich von Lauffenberg, gegen ein Jahrhundert später, ebenfalls in Reime brachte. Hat aber Konrad wirklich um die angegebene Zeit gelebt, so wäre auch die Sitte, Gedichte über Bilder zu machen, älter, als man hier und da annimmt, weil sich sein „Spiegel" ausdrücklich auf die beigefügten Federzeichnungen bezieht. Das Gedicht selbst hat, soviel sich aus den mitgetheilten Proben ersehen läßt, keinen poetischen Werth, ist aber für die Sittengeschichte nicht ohne Interesse.

Merkwürdig ist ferner ein Druckstück von „Herr Syfrid", welches wahrscheinlich eine eigenthümliche Auffassung der alten Sage enthält, weshalb es sehr zu bebauern ist, daß sich nur 73 Verse von demselben erhalten haben. Aus diesen läßt sich nur soviel entnehmen, daß Syfrid einer Jungfrau nachsteht, die ein schwarzer Mann entführt hat. Als dieser bemerkt, daß Syfrid ihm immer näher kommt und er ihm nicht mehr zu entfliehen vermag, zaubert er um sich und die Jungfrau einen See. Syfrid kann nicht zu ihnen gelangen; da ruft er der Jungfrau zu, ihm zu berichten, wie es sich mit ihr und dem schwarzen Mann verhalte. Sie will es wol thun, wenn es der schwarze Mann gestattet. Dieser erlaubt es ihr: „Und wären seiner noch drei, Die fürchtete ich wenig. Es mag ihn wol gereuen, Und könnt er Eisen fauen. Die Jungfrau war über die Erlaubniß froh; Herr Syfrid hat sie da." Mit diesen Worten endigt das Druckstück.

Unter den in Saatzgallen aufbewahrten Handschriften des großen Egidius Tschudi sind besonders zwei Liederbücher merkwürdig, von denen das ältere mit Noten und vollständig ausgeschriebenem Text versehen ist. Es besteht dem deutschen Theil nach meist aus Minne- und Meistersängern. Der Vollsänger hat wenig und darunter sind einige sehr triviale. Eine Angliederung mit Götters Meistersängern, mit den Liederbüchern der Hölzer und von Ambras, sowie mit den Sammlungen von Wlad und andern ergab, daß die Handschrift viel Eigenes hat und daher einer eingehenden Benutzung werth ist.

Die kleine Schrift Scherer's bietet noch vieles Interessante dar; so sind seine Mittheilungen über Rudolf's von Ems „Weltchronik“, über Konrad's von Würzburg „Trojanischen Krieg“, über die in antihierarchischem Sinn verfaßte Belagerung von Nees von Ottobon von Steier, aber das älteste saatzgaller Stadtbuch, dann über die Auszüge aus dem Babianischen Briefwechsel u. s. w., in mannichfacher Beziehung sehr werthvoll, und wie schließen wirer Anzeige mit dem Wunsche, daß Scherer uns bald eine Fortsetzung seiner Forschungen geben möge. Heinrich Kurz.

Die Broschüren Moritz Müller's.

Eine ganz eigenenthümliche schriftstellerische Thätigkeit entwickelt seit einer Reihe von Jahren Moritz Müller, ein Pädagoge, in den literarischen Krieg auf eigene Faust führt und bereits in Menge von ferninteressanten Epistologien in Form von Streitschriften verfaßt hat, von denen wir die eine „Ein Wort über die Lebensläufe“ bereits in Nr. 3 d. Bl. erwähnt haben. Moritz Müller ist Fabrikant in Pforzheim, durch seinen Wohlstand in vollkommen unabhängiger Lage, ein Selbstmensch, um ihn so zu nennen, der aber sicherlich des Lebens böse Mächte auskennen gelernt, durch seine Energie und Umsicht sie jedoch aus dem Felde geschlagen hat. Er selbst rechnet sich in der genannten Broschüre über Goethe zu den „Männern aus dem Volke, die sich im Leben noch viel ärger als Schiller schinden und plagen mußten“. Manche seiner Broschüren haben bei dem allgemein gebildeten Publikum Anklang gefunden und einige derselben mehrere Auflagen erlebt; auch ist seine ganze literarische Thätigkeit nicht unangesehen und unbedeutend geblieben. Dagegen hat die vornehmste, gelehrte Litteratur ihn noch nicht merkt, weniger wohl deshalb, weil er keine eigentlich gelehrte Litteratur befaßt hat, obschon auch dieser Umstand ihm in der Meinung gebracht worden sein mag, als weil er es bisher verstanden oder seine Muse dazu gefunden hat, mit einem voluminösen Werke aufzutreten, welches schon durch sein Ambonpoint in die Augen falle. In der That scheint es Kritiker und Rezensenten zu geben, welche nach dem Umfang und Gewicht der Bücher bestimmen, ob und wie großen Anspruch sie auf Berücksichtigung, Beurtheilung und Empfehlung haben. Wir würden unser pforzheimer Kollegen rathen, seine sämmtlichen Schriften und Broschüren in einen Band zusammenzubinden zu lassen und in dieser imponirenden, auf der kritischen Pfundwaage schwer und Gewicht fallenden Gestalt an die Recensenten Deutschlands zu verschicken. Wenn dann ein Recensent diesen Band ergreift, so wird er fühlen, daß er etwas in der Hand hat, was über das bloße Duentengewicht hinausgeht, bis zu jenem Gewicht, wodurch sich ein Buch Anspruch auf Berücksichtigung und Rücksichtungen erwirbt.

Wir für unser Theil begrüßen in Moritz Müller von Pforzheim mit Vergnügen einen vollberechtigten Kollegen im Fache der Schriftstellerei und speziell einen journalistischen Meister und Organisationsverwandten, indem wir seine Flugblätter als ebenso viele Abhandlungen journalistischen Charakters betrachten. Als der Journalist, fühlte sich auch Moritz Müller heute veranlaßt und angeregt, über Erziehung, morgen aber die kirchliche Frage, übermorgen über die politische Weltlage und überdies morgen über das Schiller-Fest oder über Goethe's Bedeutung für die deutsche Nation oder sonst einen in der Luft liegenden Stoff zu schreiben. Daß nur das Bedürfnis, seine Gedanken über

wichtige Zeitfragen los zu werden, sich seinen Gedanken mittheilen und sie nach besten Kräften aufzuklären, unsern pforzheimer Mitstreiter zum Schriftsteller gemacht hat, steht man seinen Publicationen deutlich an. Er hat die geistigen wie materiellen Nothstände des Volkes kennen gelernt, es schlägt ihm ein warmes Herz in der Brust, er steht mit offenen Augen, mit dem Augen eines Mannes von praktischem Verstand um sich und er erkennt, wie vieles noch gethan werden könnte und wie vieles in der Welt nicht recht gethan wird: da will auch er das Seinige dazu beitragen, aber diese Uebelstände seines Nebenmenschen die Augen zu öffnen und sie zum rüstigen Fortschritt nach allen Seiten anzuleiten. Es wäre ja nur zu wünschen, wenn noch mehr angelehrte, aber durch eigenes Nachdenken wohlgebildete Männer aus praktischen Berufen

Schriftstellern von Fach mit ihren Einsichten zu secundiren. Al auch Kris der Besitz von Eigenschaft pforzheimer Broschüren zu Gebote er sich durch eine so gewählte Rec bei Männern von seinem Verstande nicht die auflösenden, vernünftigen, die concentrirenden, bejahenden, er sind seine Lieblinge und Lehrer: Schiller, die erhabenen Dichter vor allen „unser großer und lieber“ den diejenigen, welche sich des Humors um Wahrheiten unter dieser heitern zuführen, wie Lichtenberg, Jean P dient sich, wie auch die Titel manche herein zeigen, in seinen Broschüren ironischen Form, in der z. B. die So umkehren oder Rede wider den Fort macht bei Fadelstein am Marthia Versammlung von 100000 Menschen fast durchweg gehalten ist. Außer wenn auch nicht immer ganz gesch eine klare, natürliche, wenn auch nicht immer in streng logischer Entzwe und Darstellungsweise, viel gesunde Heitstheorie und Aufrichtigkeit; er so Fortschritt, für „Liebe, Gerechtigke die er als die „Grundlagen in der moralischen Welt“ betrachtet, und so auch wol in Conflict mit der Orthodoxie, wiederholentlich gegen ihn zu Felde gezogen ist.

So erschien in Karlsruhe gegen ihn ein anonymes „Offenes Sendschreiben“, gegen das er sich in seiner Broschüre „Vagtscherereien auf geistigem Gebiete“ (Dresden, Schöfer, 1858) zur Wehre setzt. Er bemerkt darin unter anderem: „Der vernünftige Leser wird einsehen, daß ich nur gegen das Christenthum eifere, welches die Welt so oft in Dummheit kürzte und ihr so viel Jammer bereitete bis auf unsere Zeiten. Sollte Christus, wenn er wieder erschiene, wirklich die Theologie so bewundern, wie sich der Verfasser des genannten Schreibens in ihr selber bewundert? Oder sollte er nicht vielmehr sehr Vieles und Wichtiges dagegen einzumenden haben? Der Kern des Christenthums ist meiner Ansicht nach hauptsächlich der: Alle Menschen sind Brüder, und wenn sie in Gottesfurcht und Liebe eifrig nach Wahrheit streben, so werden sie ihre wahre Bestimmung immer besser erreichen, gotteswürdiger und glücklicher werden. Einigen Dank dafür dem großen Reformator.“ Wegen eine andere Kritik bemerkt er in dem Vorwort zu der dritten verbesserten Auflage seiner „Beobachtungen und Gedanken über verschiedene wichtige Gegenstände vom religiös-politischen Standpunkt“ (Karlsruhe, Kreuzbauer, 1857): „Einen Angriff auf das Christenthum im wahren Sinne des Wortes beabsichtigte ich nicht. Einfachheit und Wahrheit liegen in der Religion Jesu Christi. Sie wurde herabgewürdigt zu sophistischen Fragen und Mythen vom Artikeln, Vorschriften, Träumereien und Erfindungen. Die

blos hindeuten.“
 1. Christi von der
 ruirten, mit ihren
 hrigen Studiums
 der Zeit die Theo-
 Moriz Müller
 r Weise ein Mäd-
 are drei Jahre in
 ände verboten sei.
 „Nun, so manche
 a Verfügen gegen
 rschrift hätten wir
 en in unserer Zeit
 genieszen vermei-
 , was auch Chri-
 badurch, daß die
 äcklich Erwähnung
 nicht habe lachen

ft „Eine Rose der
 nd zwar im pforz-
 seitens „mehrerer
 ngedeutet, daß ein
 ein „Laie“ (was
 „Laie“?), nur als
 eien könne; aber
 te und nichts die-
 Schnurren“, was
 habt habe, erfülle
 t man an einen
 abe; man sehe an
 ich das Bemühen,
 ich Ironie“ passe
 Sprache der Ironie
 dieses schreibt auch
 die Berufsreise,
 : fähig sind, auch
 u. f. w. zu lesen
 en, die aber nicht
 machen wie Mül-
 lers in einer nur
 dort über bezahlte

Federn und über rechte Bundesgenossen“ (Leipzig, Gubner, 1859),
 verteidigt, worin er unter andern bemerkt, er habe gegen sich
 erstens den wissenschaftlich-artistischen Hochmuth, zweitens
 den Chor der Pharisäer und Heuchler, drittens die Schreiber
 vom Fach, viertens den Troß des Böbels; und er fährt fort:
 „Nicht der echte Gelehrte ist dem Manne feind, der es wagt,
 die Wahrheit zu sagen, sondern nur der Gelehrtenbünkel, der
 die Wahrheit breit tritt, aber sie nie ins Volk bringt.“ Mehr-
 fach drückt sich übrigens in dieser Schrift eine gewisse Verdrieß-
 lichkeit gegen seine jetzigen Kollegen, die Schriftsteller, aus, viel-
 leicht weil ihn dieser oder jener Winkelschriftsteller, eine (von
 wem?) „bezahlte Feder“, in einem badischen Winkelsblättchen
 jeden sitzen gebliebenen verun-
 staubigten, jeden aus seiner
 asmann, gebildeten Handlungs-
 ber, der für eine Zeit lang an
 ch zum Festung der Drischast
 das Weichbild des Städtchens
 auch hier im Sande irgend-
 ig gerrinnt; wenn man solche
 er einer unter solchen Umstän-
 Jahr oder auch länger Win-
 u den Schriftsteller rechnen
 es enorme Heer von 40000
 nan in Deutschland nach einem
 ben will.

aber Müller zum Vorwurf

gemacht, daß er so viel aus seinen Lieblingschriftstellern citirte,
 ein Tadel, womit man andeuten zu wollen scheint, daß er nöthig
 habe, andern ihre schönsten Federn auszurupfen, um seine düm-
 lige Blöße damit zu beseitigen und auszufüllen. Zuletzt ver-
 denken es die Philister einem nach Bildung strebenden Manne
 noch gar, daß er überhaupt nur Goethe oder Lessing liest und
 sich durch ihren Geist beschränken läßt. Was kann man gegen
 Citate nur einzuwenden haben, wenn der Schriftsteller, der sich
 ihrer bedient, ehrlich und gewissenhaft genug ist, seine Gewähr-
 männer zu nennen? Müller versteht, Gott sei Dank, das litera-
 rische Handwerk noch nicht recht, und will es auch nicht verstehen.
 Uns sind Autoren bekannt, die sich niemals auf den Ausdruck
 eines andern Schriftstellers berufen, die zu stolz sind, den Na-
 men eines Autors zu nennen, aber doch nicht zu stolz, ihm seine
 Gedanken zu entleihen, die sie dann so zu appretiren und zup-
 richten verstehen, daß die ursprünglichen Eigenthümer selbst
 kaum im Stande sein würden, ihr Anrecht daran vor der
 Welt bis zur Unzweifelhaftigkeit nachzuweisen. Diese schlauen
 Leute machen es wie jene professionellen Diebe, welche in Kir-
 chen und bei reichen Leuten Goldsachen stibitzen und dann ein-
 schmelzen, um sie unkenntlich zu machen. Müller verteidigt sich
 gegen den ihm in dieser Hinsicht gemachten Vorwurf in seinen
 Schriften wiederholt, was zugleich beweist, daß ihn dieser Vor-
 wurf auch wiederholt gemacht worden ist. In dem Vorwort zu
 seinen „Betrachtungen und Gedanken“ sagt er z. B.: „Ich ge-
 brauche diese Citate deswegen, weil sie mir so gut aus der Seele
 gesprochen sind, für meinen Zweck so gut gesagt scheinen, daß
 ich alle Umschreibung für Plagiat halten würde. Ich selbst
 könnte mich nie so kurz und klar ausdrücken.“ Die guten pforz-
 heimer Philister fertigt er mit verbitterter Dürchheit ab: „Se-
 unlieb auch mehreren Bürgern Citate zu sein scheinen, und so
 sehr es den Anschein hat, daß sie schon alles vorher wissen, so
 schere ich mich doch um ihre scheinbare Allwissenheit nicht“
 und gleich citirt er wieder eine Herder'sche Parabel. Auf dieses
 Thema beziehen sich auch die einleitenden Worte zu seiner Schrift.
 „Erziehung und Erzieher. Eine Ansprache an Aeltern und Ju-
 gendfreunde“ (Dresden, Schäfer, 1859), die Worte: „Manche
 schon bekanntere Güte kann nicht oft genug gesagt werden, weil
 es immer noch nicht Eindruck genug gemacht hat. Ich bin mir
 meines Strebens ohne die mindeste Annäherung bewußt und setze
 blos nach meinen Kräften das heilige Feuer zu unterhalten, das
 größere Geister angezündet haben.“ Solche Worte zeugen aus
 unzweifelhaftester von Müller's Bescheidenheit; Autoritäten benutzt
 sich nur der Bescheidene, dem es einzig um die Sache, nicht um
 seine Person zu thun ist. Von den modernen Schriftstellern
 gilt ihm als solche Autorität namentlich Robert Prug; nur
 möchte wir bemerken, daß das von Müller einmal citirte, aus dem
 Schab'schen „Deutschen Rufenalmanach für 1859“ entlehnte an
 dem genannten Autor zugeschriebene Gedicht: „Wenn du, Bruder,
 Weisheit lehrst“, nicht Robert Prug, sondern Adelf Glasbrenner
 zum Verfasser hat.

Wollten nur so manche Schriftsteller, welche in ihren
 Büchern blos die eigene Weisheit, aber eine unschmackhafte Wei-
 heit, eine Weisheit ohne Salz und Schmalz ihren Gästen an-
 tischen, sich an ihrem pforzheimer Kollegen ein Beispiel nehmen
 und wie er nur immer recht viele gehaltvolle Stellen aus Dik-
 tern und Denkern, welche größer sind als sie, in ihre Schriften
 einleiten; dann würden ihre Schriften doch etwas bieten, was
 für den durch die Lectüre veranlaßten Aufwand an Zeit eine
 Entschädigung gewähre.

Für den ungemeinen Wissensdrang wie zugleich für die Be-
 scheidenheit Moriz Müller's zeugt auch eine Stelle in seiner
 ersten und bekannt gewordenen Schrift: „Bichtbilder, ent-
 nommen auf einer Sommerreise nach Venedig und zurück“,
 (zweite verbesserte Auflage, Stuttgart, Köhler, 1856). Der Besuch
 der Kunst- und Naturaliensammlungen in Wien — mehr jedoch der
 letztern als der erstern, denn die Interessen der Kunst liegen ihm
 aus Mangel an den nöthigen Kunststudien und Kunstbefahrung
 doch ferner — veranlaßt ihn nämlich zu folgendem Gesändniß:

„Mich befalls an diesen Dingen immer ein tiefes, niederdrückendes Gefühl. Ich schäme mich meiner Unwissenheit, und nur der Gedanke an die Menschheit, an die Größe des menschlichen Geistes, an den gewaltigen Umfang dessen, was der Forschungslust geboten ist, an das Ziel, welches der unermüdbliche Fleiß selbst auch in ertönten Jahren erreichen kann, erhebt mich wieder, und der Gedanke, daß wenigstens ein kleiner Haufe davon mit vom Himmel zu Theil wurde, tröstet mich einigermaßen.“

Woll es ihm nun das höchste Ziel der Menschheit dünkt, die Segnungen einer auf solider Basis beruhenden Bildung auf die möglichste größte Zahl von Individuen zu verbreiten, führt er auch mit größtem und unablässigstem Eifer das Wort für die Schullehrer und die Besserung ihrer Lage. „Wer Pferde dressirt oder dressiren läßt“, sagt er in seiner Schrift über Erziehung, „gilt mehr, als wer Kinder lehrt“; wer Rekruten erzieht oder auch erzieht, ist gegen einen Lehrer ein angesehenerer Mann; wer eine gute Kehle hat und den Leuten durch Singsänge die Zeit zu vertreiben und sie zu amüsiren weiß, ist eine Seele jeder Gesellschaft“, und er fährt fort: „Wenn und wo der Mann, der eine ägyptische Inschrift entziffert, oder eine veraltete Auffpielung in einer Ode des Horaz herauspintzirt, mit dreißig Tausenden bezahlt wird, als der Mann, der den Kindern des Volks die wichtigsten und wunderbarsten aller Künste (Lesen und Schreiben) mit unsäglichlicher Mühe beibringt, Hunderte hat; wenn der Professor und der gelehrte Schulmann mit Respekt an dem „H. B. G. Davier“ vorübergeht; wenn ein Schreiber es kein Fehl hat, „daß er sich je zuweilen zur Berührung mit den Elementargeistern herabläßt“; wenn der Pfarrer es sich anrechnet, falls er seinem Lehrer einen Stuhl setzt. . . . ich sage, wenn und wo solche Ansichten grassiren, solche Dinge passieren und für zweckmäßig, gut, recht und billig, vernünftig und human erachtet werden; wenn, muß ich sagen, ein Stand so geachtet, d. h. so gering geachtet und hintangestellt wird, wie der Stand, welcher unter der gesamten Jugend des Volks Religion, Sitte und Erkenntnis verbreitet und ohne dessen Wirken weder die Familie, noch die Kirche, noch der Staat bestehen kann, weil ohne seine Wirksamkeit sofort die Noth und Barbarei hereinbrechen würden; wenn man das alles mit einem Male bedenkt und überdenkt, so dürfte es doch niemand wunder nehmen, wenn man bei diesem Denken vor lauter Ekel vor dem vornehmen Adél auselander und zusammenbräche.“ Unser stürmischer Freund weiß es, daß in unserer hochentwickelten Zeit Noth und Nahrungsorgen das Drückendste, Demüthigendste, Demoralisirendste, das eigentlich geistig und leiblich Kuchende sind; daß wenigstens eine gewisse Bemitteltheit dazu gehört, den Geist frei und aufrecht zu erhalten, den Körper zu pflegen, die Welt zu sehen, Eintritt in die Gesellschaft zu erhalten, sich die nöthigen Mittel zur Bildung und selbst nur die bescheidensten, zur Verschönerung des Daseins aber fast unentbehrlichen Genüsse zu verschaffen — und bürgerliche Achtung zu genießen. Kein Geld, keine Schweiger! aber auch leider: kein Geld, kein Respekt! Das ist ebenso trivial, als es wahr ist.

Von der deutschen Gesinnung des Verfassers legt vieles in manchen Schriften Zeugnis ab. So tabelt er in der genannten Schrift, daß nicht genug darauf hingearbeitet werde, in der Jugend Liebe zum Vaterlande und Stolz auf deutsche Sprache, Geschichte und Gesinnung zu erwecken. Dies werde nur allzu wenig vernachlässigt oder ganz hintangesezt, „theils weil die Lehrer durch zu viele Gegenstände in Betreff ihrer Zeit im Ansehen genommen sind, theils weil man dies nicht von obenher befehlt; und was nicht befohlen wird, das thut der Deutsche im allgemeinen nicht leicht aus eigenem Antrieb. Ja man könnte hier und da fürchten, es möchte schon nach obenhin mißliebig

*) Schopenhauer sagte schon Richterberg: „Es ist doch seltsam genug, daß der Mann, der die Pferde zureitet, Tausende von Thälern zur Besoldung hat, und die, die die Unterthanen zureiten, die Schulmeister, hungern müssen“, was freilich zu Richterberg's Zeit noch häufiger der Fall war als jetzt.

bis zur Wur.

Wenn sich die Völker selbst bessern, So kann die Wohlfahrt nicht gedeihen — weggelassen habe; in Stuttgart dagegen habe er jene Stelle im Meisterwerke Schiller's wie folgt verbessert:

Wenn sich die Völker so bessern u. s. m.

Aus einem anerkennenden Manne und gebiengenen und Schiller-Literatur theilen i „Merkwürdig bleibt die Stelle welche Sie wol im Bruch'sche vom 1. December 1859) gelesen kleines Wien beim Schiller-Schiller begriffen ist, hingegen so gibt sich die Schwierigkeit di

Die Schrift „Ueber den Begriff „Charakter“, legung der Ansicht, wonach die Gelehrten mehr wahrhaft als „auf dem Markt des Charakters „ruiniren“ aber merklungen zur Abwehr der Verdächtigungen. Schreiben in einem reichen Leben, an blieb ein Talent; Schiller engen Studirbüchgen entwickelte rakter.“ Eine solche Zurück „großen und lieben“ Goethe „großen“ Schiller anerkennt, ähnliche bei Gelegenheit des

zur Abschaffung der in Rede stehenden nur folgende Stellen hier anführen), aber auch das Meer der Phrasen al am hundertjährigen Geburtstags versucht. Die Anregung und Bethätigung, möchte das Gute und Wahre bringen. Ueber einen Punkt freilich, das sich darum bekümmert, noch aber diesen Punkt hat zwar Goethe & dies sein Grund, daß er von Antonio mal recht klar dargelegt würde, in 11. laufen kann. Am hundertjährigen, seitdem oft konnte das Volk hören, der Nation sei; jetzt hört es wieder Hören der Menschheit, wie ihm. Es ist dies nicht so gleich, man von beliebigen Schriftstellern & den Menschen ein geliebter Freund stüßte Erschlag viele aus und das & nicht wie es soll. Goethe ist offen- heil gegen Schiller. Tausende pa- ren Schiller kein Mann des Volks, l. Dies ist unwürdig. . . . Oben bet der Charakter sagt: „Strenge- heit gegen andere verbunden, macht Charakter aus. Aber meistens wird es auch gegen andere, und der ach gegen andere sein; weich gegen ist der verächtlichste Charakter.“ Daß der Charakter in einzelne Schwächen

verfallen kann, diesen Beweis liefert auch Schiller. Die herzlose Bitterkeit, mit der er politische Begriffe geistete, z. B. bei dem unglücklichen Focke, mußte einseitig aufgefaßt einen großen Schatten auf Schiller's Charakter werfen. . . . Man wies nun Goethe vor, er sei gegen die Großen der Erde zu unterthänig ge- wesen. Dies war eine Schwäche, welche aber seinen Charakter nicht tiefer angreift. Das was wir als wahrhaft vortrefflichen und großen Charakter hinstellen, kann Goethe nicht abgetritten werden. Goethe's Schwächen können alle mit Schwächen Schil- ler's aufgewogen werden, und könnten es vielleicht noch mehr, wenn Schiller gleich in Goethe's Verhältnis gekommen wäre.“

Der Verfasser führt in seiner Schrift eines jener zuweilen vorkommenden Beispiele an, wo allzu blinde Verehrer Schiller's in der Annahme, daß Goethe dies oder jenes gethan und gesagt, was doch Schiller gethan und gesagt hat, Folgerungen ziehen, welche Goethe zum Nachtheil gereichen sollen und, wenn sie überhaupt richtig sind, der Sache nach nur Schiller zum Nach- theil gereichen würden. Einer derselben hatte die bekannte Aenide:

Auch in der irdischen Welt ist ein Adel. Gemaine Naturen

sehen mit dem, was sie thun, schäme mit dem was sie sind — in der Annahme, daß sie von Goethe herabzöge, zu fol- gendem Ausfall gegen Goethe benutzte: „Der Geist, der sich durch Stand, Genie oder Vermögen über andere erhaben glaubt, erzeugt jene vollkommene Nahe über fremdes Gland und jene Zufriedenheit mit allem Bekannten, welche auch Goethe herabzöge bewies, und wie er in obigen Versen die Genies vom Handeln freispricht.“ Diese Aenide, deren exclusive Moral allerdings etwas sehr Bedenkliches hat, zumal da nicht bloß die Genies etwas zu sein glauben, ist aber, wie Deas erforscht und nach- gewiesen, nicht von Goethe, sondern von Schiller. Man muß übrigens wissen, wie viel Mäler den Goethe'schen Werken, die in der That alle um Rath Verlegenen bei fast keinem Herzensleidens oder ähnerm Vorfall im Stich lassen, für seine ästhetische und geistige Bildung, seine Gemüthsruhe, seine ver- ständige Auffassung des Lebens verbannt, um in der Wärme, womit er gegen jede absichtliche und unbillige Zurücksetzung sei- nes Lieblingsautors protestirt, einfach den natur- und plicht- gemäßen Ausdruck seiner Dankbarkeit zu erblicken. A. M.

Aus der märkischen Geschichte.

Hohenzollern. Historische Bilder von Adolf Streckfuss. — A. u. b. L.: Friedrich der Erste und die Duißons. Zwe- Bände. Berlin, Springer. 1859. 8. 1 Bdr. 20 Rgr.

Es läßt sich dem Hohenzollern'schen Fürstenthum wol kaum ein glänzenderes Verdienstzeugniß ausstellen, als in dieser Schrift eines bekannten Vortrags der Demokratie niedergelegt ist, ein Zeugniß, aus dem offenkundig hervorgeht, daß alles Verdienst um die Erhebung der brandenburgischen Lande zu einem Staat und um die Bildung einer geschlossenen Masse zu einem Volk diesen Fürsten allein und ausschließlich zuzuschreiben und gebührt. Die Hohenzollern hatten dies vermehrte Land, in das sie mit ziem- lich zweifelhaftem Recht als Herren und Gesetzgeber einzutreten, thatächlich, geistig und sittlich erst zu erobern: ein Land, das nicht ihrer Person, sondern streng genommen nur ihrem Fied- recht an dasselbe, ihrem Gelde geschuldet hatte und das mittels einer fast hundertjährigen Verjährung dem Gewaltregiment sei- nes Adels gewonnen war. Dieser Besitzstand, welcher in dem unzweifelhaften Hebrrecht des Adels seine rechtliche Grundlage fand, verteidigten an der Spitze des Adels die Duißons mit ihren Verwandten, ihrem Ansehen und wie es scheinen kann, nicht so ohne allen Rechtsgrund, wie man häufig dargestellt hat. Was war ihnen Friedrich der Hohenzollern? Ein Fremder, ein Eindringling, dem, weil der Kaiser sein Schwager war, die Mark Brandenburg als Binegenau übertragen war, der ihnen Schen fremd, willkürlich zum Herrn geriet, auf die Zuneigung des Adels nicht den mindesten Anspruch hatte und dessen persönliches Recht von dem kaiserlichen Recht des Reichthums ausgeschlossen, mindestens sehr beschränkt erscheinen mußte, da die empfangen Substanz sich doch nur auf die Rechte des Kaisers und auf sein eigenes Vindrecht beziehen ließ. An sich war der Widerstand des Adels gegen Friedrich's Regiment daher, mindestens anfangs, ge- nicht so unberechtigt und erst die Vorgänge nach der Unterwer- fung, welche die Frucht eines langen Kampfes war, und nach der kaiserlichen Verleihung stellten ein Herres und unzweifelhaftes Rechtsverhältnis her. Lassen wir die Sache so auf und be- trachten wir die Irrthümer in der Auffassung Adels' und anders, so gewinnt der Kampf der Duißons gegen Friedrich an mora- lischem Interesse für den Geschichtsfreund; er nimmt etwas von der Bedeutung des Kampfes der Germanen wider die Römer, der Urbewohner Amerikas gegen die Civilisation an, aber er endet auch wie jene Kämpfe in dem Geschichts- und Schicksals- spruch, nach welchem die Uncultur, welches auch ihr Recht ist, dem vordringenden Schritte der Cultur zu weichen habe, und dies so der Wille der Weltregierung ist!

Die Aufgabe, die dem Verfasser gestellt ist, bewegt sich we- her in den hiermit bestimmt gegebenen Schranken. Den Kämp- fenden muß er nach beiden Seiten hin unsere Theilnahme er- halten, dadurch daß er ihre Anstrengungen nicht ohne weiteres als verwerflich oder rechtswidrig darstellte, dem endlichen Siege aber dadurch, daß er den weisen Willen der Vorsehung sing und gemähtigt zu vollziehen weiß. Und diese Aufgabe hält der Ver- fasser denn auch mit großem Geschick inne, gibt uns innerlich derselben ein örtliches Geschichts- und Sittenbild von ungemein Anziehungskraft, macht uns zum Richter in dem Streite selbst und fesselt und durch die heile Belichtung, in der er Sitten und Anklagen der Zeit, die er schilbert, verklärt. Der Adels liegt ein volles Wissen vom Stoff und viel gute Form zum Grunde; sie ist nirgends unwahr, trocken oder geschraubt.

Die Scene eröffnet mit der Schilderung eines jener Duißons, die ohne dem Adel anzugehören, auf Abenteuern im Lande umherzogen, Kämpfe suchten und das gefährdete Recht verteidigten. Wichte Seeteman (Gülich) ist ein namhafter Repräsentant dieser Klasse, die sich dem „Vurggrafen“ gegen den Adel angeschlossen, ein Mann, der im Rathe von Berlin gut und der dem neuen Regiment die größten Dienste leistete. Die papistische Gabel des heiligen Blutes von Wilton führt und den in die Kulturverhältnisse der Mark ein und eine groß

Adelsversammlung, zu der jenes Bunder von Bilsnack den Anlaß gibt, stellt uns die Kämpfer und den Gegenstand des Kampfes vor Augen. Die Mark, von den Herzogen von Sachsen, von Pommern und dem Erzbischof von Magdeburg abwechselnd verwaltet, von den Gebrüdern Duißow, Johann und Dietrich, welche nach und nach in den Besitz von 24 festen Schlössern und Städten gelangt waren, überwältigt, stellte ein Bild ärgster Verwüstung und fortwährender Verwüstung dar. Dem Namen nach war Kaiser Sigismund ihr Herr: bei ihm klagten die Städte ihre Leiden, und der Kaiser that, was er konnte, er versprach ihnen, seinen Freund Friedrich als Statthalter zu senden. Zum rechten Obersten, gemeinen Verweser und Hauptmann der Mark gesetzt, gelobten die Abgeordneten der Mark Friedrich von Nürnberg Treue, indem sie sprachen: „Wir huldigen und schwören Herrn Sigismund und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg eine rechte Erbhuldigung und huldigen und schwören Herrn Friedrich und seinen Erben, Burggrafen zu Nürnberg, eine rechte Huldigung zu seinem Gelde, nach Ausweisung seiner Briefe, getreu, gewärtig, gehorsam zu sein.“ Von einem Verkauf der Mark war hierbei nicht die Rede, vielmehr blieb Kaiser Sigismund ihr Herr und Kurfürst.

In jener Adelsversammlung sondern sich nun die Parteien; als Feinde des neuen Regiments sammeln sich um die Duißow die Wredow, Kochow, Holzendorf, Uchtenhagen, Arnim, Alsenleben, Duba und andere; nur der junge Henning von Storchow steht für den Burggrafen und sein Recht ein. Bald darauf vermählt er sich mit der geretteten Tochter Wredow's, was dem Verfasser Gelegenheit zur Schilderung einer Hochzeitfeier von 1412 gibt, deren kostbaren Verlauf der Leser mit Vergnügen verfolgen wird. Inzwischen ist der Burggraf in Berlin eingezogen, dessen damaligen Zustand der Verfasser trefflich darstellt, und hat mit des Abtes von Rhin, Henning's und Seetemin's Beistand gute Aufnahme gefunden, wie sich denn die geängstigten Städte überhaupt ihm gern angeschlossen. Dennoch wird kürzlich darüber berathen, ob dem Burggrafen das Offenbarrecht für seine Reifigen zu bewilligen sei oder nicht. Das Bild dieser Rathsverammlung zeigt Kunst und Wissen des Autors: „Da, wo jetzt die Kurfürstenbrücke steht, verband 1412 die lange Brücke die Schwesterstädte Berlin und Cölln; sie führte den Namen mit Recht, denn sie war in der That lang genug. Damals war die Spree in zwei Arme getheilt, in deren Mitte eine sumpfige, als Viehweide benutzte Insel lag; auf dieser Insel war das gemeinschaftliche Rathshaus der Städte Berlin und Cölln erbaut. Der sumpfige Boden hatte nicht gestattet, ein massives Gebäude zu errichten, dasselbe war daher auf Pfahlwerk gestellt worden und nur das untere Stockwerk gemauert; die obern Etagen bestanden aus Holz und Sparrwerk, nichtsehrweniger aber mit einer gewissen rohen Pracht gearbeitet. Die Wälfen waren kunstreich geschnitten und verziert, wo eine freie Wand sich darbot, waren Malereien und die Wappen der Städte, wie Brandenburg, Bernau, Frankfurt, besonders hoch aber die prächtige Fahne des Hansabundes. Der Giebel ging nach der Spree hinaus, man hatte ihn weder nach Berlin noch nach Cölln richten wollen, denn obgleich innig verbunden, begien die Städte doch eine große Eifersucht gegeneinander und keine durfte bevorzugt werden und deshalb hatte man die unparteiische Spree gewählt.“ Inzwischen beräth Friedrich mit seinen wenigen fränkischen Rkittern, die seine ganze Macht bilden und seinen Getreuen, Henning und Seetemin, im Hohen Hause (Ragerhaus) seiner Residenz. Der Ruf zum Kampfe gegen den feindseligen Abel erschallt; das Heer, bei Brandenburg gesammelt, von den Städten unter Anführung von Paul Blauenfelde und Johannes von Rathenow verstärkt, zieht an den fremmer Damm; der Adel, von den Pommern unterstützt, kämpft tapfer und siegt, trotz Seetemin's Heldenthaten und Hohenlohe's, Leidersheim's und Utenhofer's mannhafter Gegenwehr, welche als Opfer ihrer Treue fallen. Der Tag war verloren und das Raubritterthum triumphirte.

Dies Ritterthum schildert der Verfasser in den folgenden 1860. 15.

Abschnitten in seinen Erscheinungen treffend und anschaulich. Es gab nämlich zwei Klassen von Raubrittern, von welchen die erste insoweit noch einen Schein des Rechts wahrte; als sie den erwählten Opfern vorher durch Fehdebriefe den Frieden aussandigte, bevor sie den Raubzug begann, die zweite aber ohne weiteres das Geschäft des Wegelagerers und Räubers übernahm. In den Gebrüdern Gorenz auf Finsterwalde und in dem entseßlichen Bussio von Damitz stellen beide Klassen hier ihre Repräsentanten, wobei sich von selbst versteht, daß diese sich oft zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbanden, wenn es sich darum handelte, eine wehrlose Stadt oder ein Dorf „auszupochen“, d. h. mit Feuer und Schwert zu zerstören. Die Eigenthümlichkeit aller dieser Fehden ist es nämlich, daß man nicht wie heute im Kriege den Feind zu finden und an ihn zu kommen sucht, sondern daß man ihn vielmehr möglichst vermeidet, dagegen aber seine Vasallen, Städte oder Dörfer überfällt, plündert und zerstört. So verfahren selbst die stolzen Duißows mit Hirschland und Rauen, die Gorenz mit Behlesanz u. s. w., während den wilden Bussio ein Urtheil der Geme trifft, das den Leser mit Schrecken erfüllt.

Der Scheinfriede, welcher der Schlacht von Kremen folgte, war von kurzer Dauer. Der Kaiser erklärte die Duißows in die Oberacht und Friedrich rüstete sich, diese zu vollstrecken. Mit allen benachbarten Fürsten und dem Erzbischof von Magdeburg wurden Bündnisse geschlossen und von diesen Hülfsvollen zugesagt, fast alle Städte schlossen sich der Verbindung an, Friedrich borgte sich von dem Landgrafen von Thüringen seine große Donnerbüchse, die „Faule Grete“ genannt, und so begann der Kampf, zu dem der Burggraf ein mächtiges Heer zusammenbrachte, mit der gleichzeitigen Einschließung aller festen Schlösser der Feinde. Vor allem galt es die Eroberung von Friesack, der durch eine tiefe Sumpflage für uneinnehmbar gehaltenen Hauptfeste der Duißow. Die Belagerung begann am 7. Februar 1414, durch die fränkischen und märkischen Ritter und die Scharen der Städte; Hans von Dieberstein und Ritter Otto Pflug nebst Ulrich von Lindow, führten unter dem Burggrafen die einzelnen Abtheilungen; die Duißows verfügten über eine starke Besatzung und vier Donnerbüchsen. Allein die „Faule Grete“ riß Stein für Stein der gewaltigen Mauer nieder und schleuderte Fässer mit Theer und Feldsteinen in den Burghof; ein Ausfall misglückte und Dietrich von Duißow mußte sich entschließen zu fliehen, und während die andern Schlösser, Goltzow, Beuthen, das gewaltige Plaue u. s. w. fielen, entkam er zum Herzog von Pommern. Seinen Bruder Johann aber erreichte die Kemeß, als er, von Plaue entflohen, im Adrich von Balzer Köpfen, dem Schulzen von Hirschland, das er verwundet hatte, entdeckt und gefangen genommen wurde. In der Kirche zu Plaue lag der gewaltige Mann nun im Stode gefesselt eine ganze Nacht, dann nahm ihn ein tiefer Kerker zu Halbe auf. Auch Putzig war gefangen, die Güter der Duißows wurden für verfallen erklärt, vertheilt und damit jeder Widerstand gebrochen, so daß Friedrich zu Ende 1414 dem Ruf des Kaisers nach Konstanz folgen konnte. Hier schließt der Verfasser nun die Erzählung der seltsamen Vorgänge zu Konstanz bis zu Johann Huf's Hinrichtung an, eine Episode voll Interesse, aber doch nur durch die Erscheinung unseres Freundes Seetemin mit dem Vorhergehenden schwach und lose verknüpft. Inzwischen hat Dietrich, noch heute der böse Duiß im Lande umher genannt, die pommerschen Herzoge gegen Friedrich wieder in Waffen gebracht, überfällt mit ihnen Rauen, das er zerstört, nimmt Henning gefangen, verwüstet die Mark, muß aber vor dem heimgekehrten Friedrich nach Pommern entfliehen. Am 18. October 1415 zog Friedrich als Sieger in Berlin ein, inmitten der Bischöfe von Lebus und Brandenburg, empfing im Hohen Hause die Huldigung der Stände, als nanntebriger Markgraf und Erbherr des Landes vom Kaiser feierlich belehnt, indem auch die fürstlichen Herren von Werle sich unterwarfen, und begann nun seine gesegnete Arbeit für die Herstellung des wüsten Landes, strafe wild und gewährte Gnade. Dietrich von Duißow starb

schon 1417 geschiet, da er Gnade verschmähte, saß als Einsiedler bei Marienberg; Johann aber lebte als geachteter Ritter auf seinen Gütern bis 1487. Secretarius wird als Rath des Markgrafen Johann noch spät genannt und Henning genießt wohlverdienter Ehren.

Die Darstellung des Verfassers weicht in wesentlichen Punkten von der seiner Vorgänger ab. Die Erzählung jener alten Kaufgeschichte der Mark Brandenburg, auf welcher Kloben fußt, verwirft er gänzlich und schließt sich der Darstellung Kiebel's an, die das Verdienst hat, die hergebrachte Auffassung des Herganges der Sache gründlich berichtigt zu haben. Wenn ihm dies als Historiker zur völligen Rechtfertigung gereicht, so bleibt ihm als Romantiker das unbestreitbare Verdienst, die Vorgänge, die er berichtet, in einem lebendigen, farbenreichen und gut componirten Gemälde uns vor Augen gestellt, durch naturwahre, warme und sprechende Bilder der Sitte und der Zeit unser Interesse an den Stoff gefesselt und durch ansprechenden Vortrag von reiner Form aus würdig unterhalten und erfreut zu haben. Hätte der Autor ein gewisses störendes Vor- und Zurückspringen der Erzählung vermieden und die nicht hierhergehörige Episode der Konrads in engere Grenzen eingeschlossen, so würden wir ihm zugestehen müssen, daß er dem Vorbilde aller Darstellungen dieser Art, dem unerreichten Walter Scott, in seiner Arbeit ziemlich nahe gekommen wäre. Immerhin aber ist er der Mann dafür, „historische Bilder“, wie er sie ferner versteht, in die rechten Farben zu kleiden und zur Belehrung und Unterhaltung des Lesers ans Licht zu stellen; und wenn er, der uns den Staat Friedrich's des Großen hier in seinen ersten Keimen, gleichsam im Embryo gezeigt hat, zunächst ein ähnliches Bild der Zeit Joachim's und der Reformation verspricht und damit in gleicher Weise bis in die letzten großen Entwicklungsstadien des Reichs fortführt, so soll er uns wahrhaft willkommen sein. 4.

Notizen.

Alexander von Humboldt.

Die in Riga erscheinende „Baltische Monatschrift“ enthält in ihrem Januarnummer interessante Aufzeichnungen von Segör von Sivers über öfter wiederholte, wenn auch immer nur kurz dauernde Besuche, welche er vor beiläufig Neben Jahren bei Alexander von Humboldt in Berlin abstattete. Man kann seine Bewunderung für einen berühmten Gelehrten nicht lebhafter ausdrücken, als dies hier von Sivers geschieht; nichtsdestoweniger fühlt er sich gedrungen zu bemerken: „Als ich mit dem Gefühl tiefer Demuth, aber erfüllt und erhoben von dem für mich so denkwürdigen Begegnen mit dem berühmtesten lebenden Manne mich verabschiedete, wurde ich von einem Schwall höflicher Versicherungen, die er mit Eifer und Wärme über mich ausschüttete, noch tiefer gedemüthigt. Nur die Uebung des Hoflebens, das tägliche Begegnen mit Personen, denen die geschmeichelte Form der Höflichkeit zum Bedürfnis, ja zum Lebenselement geworden ist, erklärt und entschuldigt Humboldt's Gewohnheit, alle Fremden, denen er Zutritt gestattet, nach demselben frivolen Zuschnitt zu behandeln. Wie so mancher Besuch nahm jene Lebensart, durch welche seiner Gütlichkeit geschmeichelt wurde, für den aufrichtigen Ausdruck innerster Uebergengung und fühlte sich glücklich, von dem berühmten Gelehrten so unbegrenzte Äußerungen anerkennenden Lobes entgegenzunehmen zu dürfen, agierte aber nicht, mit welcher Geringschätzung der erfahrene Hofmann die kurzfristige Gütlichkeit, den kindischen Hochmuth bespöttelte. Jene höfliche Gewohnheit, eines so großen Mannes wie Alexander von Humboldt kaum würdig, wäre geeignet gewesen, den wohlthuenden Eindruck abzuschwächen, den sein immenses Wissen, sein scharfer schöpferischer Geist machen mußte, wenn nicht bei spätern Begegnungen und Besuchen, deren ich mich erfreute, die schmeichelnde Phrasenhaftigkeit der Begrüßung und des Abschiedes, die maßlosen Lobeserhebungen einem einfachen wohlthuenden Wesen Raum gegeben hätten.“ Folgende

Stelle, auf die wir im weiteren Verlaufe des Aufsatzes schon, ist unter den jetzigen Umständen von besonderm Interesse: „Mit ihm lebte Varnhagen von Ense in steter Wechselbeziehung, und eine Sammlung von einigen 70 Briefen, die dieser mir in der ersten Zeit unsers Verkehrs wies, wurde wegen der Unbefangenheit, mit welcher jener große Naturforscher und Hofmann in jovialer Laune über verschiedene Dinge und Personen sich äusserte, sorgfältig verborgen gehalten und dürfte auch nach dem Ableben des Königs weitem Kreisen vorenthalten bleiben, da Humboldt in einem letzten Wunsche sich dahin ausgesprochen hat, daß Zeitgenossen das Geheimniß seiner vertrauten Briefe ehren möchten. Die Unbefangenheit seines Urtheils, welche sich Humboldt in der Nähe seines königlichen Freundes bewahrt hatte, verleiht jenen Briefen erhöhten Werth, und eine spätere Generation, welcher dieses Beto freundschaftlicher Biederkeit nicht mehr gilt, wird seinen großen Gelehrten auch als heilsamen Politiker, freisinnigen Volksfreund und humanen Rathgeber kennen lernen.“ Aber der Nachweis, daß jene unserm holländischen Freunde bekannt gewordene und von ihm erwähnte letztwillige Bestimmung sich nicht auf Humboldt's an Varnhagen gerichtete Briefe beziehe, bildet eben den Hauptinhalt der Vorrede der Herausgeberin zur dritten Auflage. Selbst die Hengstenberg'sche „Kirchenzeitung“ bezweifelt nicht die Rechtmäßigkeit der Veröffentlichung. Sie gedenkt einer Notiz der „Neuen Preussischen Zeitung“, derzufolge Humboldt in einem andern Falle von der Frau eines verstorbenen Naturforschers die Vernichtung vertraulicher Briefe verlangt hätte, welchem Verlangen sie auch nachgekommen sei, bemerkt aber dann: „Der Fall liegt hier nicht vor. Varnhagen hatte die Befugniß zu schalten und zu walten. Varnhagen starb vor Humboldt und dieser forderte sie nicht zurück.“ Von seinem Standpunkt hält das Hengstenberg'sche Organ diese Publication sogar für „nützlich“. Sehr begreiflich, da die Briefe Humboldt's Stellen enthalten, welche allerdings kaum einen Zweifel daran lassen, daß Humboldt im Herzen einer entschieden materialistisch-atheistischen Ansicht gehuldet habe, und hiervon nimmt das genannte Blatt die ihm willkommene Veranlassung, seine Freude darüber auszudrücken, daß nun wieder ein „Gefäß der Literatur“ und mit ihm die Wissenschaft in ihrer Gottlosigkeit enthüllt seien. Sie behient sich dabei der Worte: „Der Wissenschaft kann es nur förderlich sein, wenn die unedelmüthige Larve der Vergötterung einzelner Personen fällt, die durch Geburt und glückliche Familienstellung auf eine Staffel erhoben sind, die das mühselige und nicht geringere Verdienst andern niemals erreicht.“

Uebrigens scheint das Buch auch im Auslande ein ebenso rasches als bedeutendes Aufsehen zu machen. Das londoner „Athenaeum“ erkennt das „intense interest“ desselben an, es sei ein Buch „full of anecdote, gossip and scandal“, und „aufrichtig, rückhaltlos, nach jeder Seite selbst nach der höchsten hin Schläge austheilend“, bilde es „einen schonungslosen Commentar zu dem Gebaren der reactionären Partei in Preußen, einen um so schonungslosere, da er von den schmutzigen Lippen des Weisen kommt, der ein Vierteljahrhundert lang sich davor hergab, mit dem Kammerherrnschlüssel einherzuzuschlendern“. Der Buchhändler Erbkner in London kündigt bereits an, daß die rechtmäßige Ausgabe einer englischen Uebersetzung der „Letters of Alexander von Humboldt to Varnhagen von Ense“ unverzüglich erscheinen werde.

Zeitgenössische Urtheile über Schiller's frühesten Dramen.

In einigen der letzten Hefte der „Hausblätter“ theilt Arnold Schloenbach zeitgenössische Urtheile über Schiller's Anfängwerke mit, welche durch deren erste Aufführung in Rastatt veranlaßt waren. Darunter schien uns namentlich eine längere, ziemlich gründlich in die Dichtung eingehende Kritik der „Räuber“ von Professor A. Klein, im dritten Hefte des „Bäcker'schen Museum“ für 1788 enthalten, charakteristisch zu sein. Klein, der in der ersten Zeit unsers Jahrhunderts als Geheimrath in Bai-

derberg hart, scheint, hiernach zu urtheilen, ein in seiner Art ganz geistreicher Mann gewesen zu sein, und wünschenswerth er dem Genius des Dichters der „Räuber“ nicht vollkommen gerecht wird, so ist doch über die Schwächen der Dichtung später schwerlich etwas Besseres gesagt worden, als was Klein schon gesagt hat. Ueber den Charakter des Franz bemerkte er z. B.: „Wie kann ein Mensch, der mit Kälte seinen Vater zum Tode des Hungers verdammt, der alles Gefühl der Natur verloren hat, der Greuel auf Greuel häuft, ohne eine einzige Seite zu haben, die anziehen könnte, ein vollkommener Bismarck ohne Größe, ein Freier ohne Leidenschaft und Absicht, ein Raisonneur, der wie ein Nero mordet, und ein Attheist, den Träume wie Kinder einen Ball von der Höhe schleudern, wie kann so ein abgeschmacktes Ungeheuer eine theatrale Person sein?“ Weiter heißt es über das scheinlich mehr curiose als „gräßliche“ Räuberwölfe: „Was soll ich nun erst von der gräßlichen Räuberrotte sagen, die sich hier aufs Theater lagert, dem Greuel und Ausate der Menschheit? Ist es möglich, daß dies bei einer gesitteten Nation geduldet wird? ... Die kranken Nerven wandten in diesen Augenblicken ihr Angesicht von unserer Schaubühne weg. Es ist zu sehr, es ist über alle Maßen verabscheuenswürdig, als daß ich die Beispiele anführen mag.“ Ueber Karl Moor bemerkt Klein: „Der Räuber Moor ist ein Dramarbas, dem der Dichter Ansehen zu verschaffen sich bemüht; ein schwankender Kopf, der nicht weiß, was er thun soll, der bei jedem Schritte, den er thut, Neue hat, bei jeder Noththat moralisirt; ein Prediger im Greuel der Schandthaten, ein gutherziger Mordbrenner, ein betender Attheist, ein sogenannter höherer Mensch, ein Engelteufel, ein Unding.“ In Bezug auf den Stil bemerkt Klein: „Die „Räuber“ sind so sehr als irgendein Stück mit Metaphern und Bildern überladen. Es kommt so viel schwülziges Zeug, einigemal wahrer Unfug vor, daß man in den eindrucksvollen Scenen sich kaum des Lachens enthalten kann.“ Aber auch Klein muß anerkennen, daß das Stück immer ein außerordentliches Talent, viel Menschenkenntnis, das glühendste Gefühl verrathe und interessante Züge, große Züge, erhabene Schönheiten habe. „Es sind“, fügt er hinzu, „Verlen im Gassenraube.“ Außer diesen Vorzügen verdanke das Stück dem „hohen“ Spiel Jffland's und Böck's, den Decorationen, der Liebe zum Glittergold der gehäuftesten Metapher, dem Mangel an Bildung im Publikum, dem falschen Geschmacke den Beifall, den es gefunden. Die großen Scenen des fünften Actes, in denen das Genie Schiller's, des damals noch so jungen Mannes, am gewaltigsten und hinreißendsten zur Erscheinung kommt, erregten auch Klein's volle Bewunderung; er sagt: „Man möchte wegen der einzigen ersten Scene des fünften Aufzuges dem Verfasser den Gedanken vergeihen, ein so scheußliches Ungeheuer, als Franz ist, auf die Bühne zu bringen. ... Schauer durchlief die Adern der Zuschauer bei diesem Aufzuge. Die Stärke der dichterischen Darstellung und das Spiel Jffland's wirkten gleich mächtig.“ Wer kann wissen, ob nicht Recensionen wie diese sehr nützlich waren, um den Dichter zu vermögen, ernstlicher mit seinem Talente zu Rathe zu gehen?

Ein bisher noch ungedrucktes Gutachten Jffland's über den „Fiesco“ veröffentlicht das „Deutsche Theaterarchiv“. Es heißt darin: „Der Verfasser der „Räuber“ hat in seinem „Fiesco“ mehr als einmal Shakespeare's Fehler nachgeahmt. Das Stück hat indeß auch Schönheiten, die allerdings des Verfassers würdig sind. Allein das Stück selbst ist nicht theatrale, und die Charaktere auch auf zu viele Schrauben gesetzt.“ Jffland tadelt jedoch den Charakter der Gräfin Julia Imperiali als zu „gemein“, indem sie sogar die Gräfin Lavagna einmal ein „armes Thier“ nenne, und den Charakter Fiesco's als zu schleichen; dagegen rühmt er die Scene, wo Ferrina seine Tochter entehrt, — eine Scene übrigens, die unserm heutigen sittlichen und ästhetischen Geschmack sehr wenig zusagt — und mit größtem Recht den Charakter des Mohren u. s. w.; er erkennt es als eine „ehrenvolle Verbindlichkeit, durch jede mögliche Unterstützung den Erwartungen eines solchen Mannes zu entsprechen, der,

ungeachtet seiner eigenen Verdienste, die angegebenen Fehler zu verändern sich willig erbieten hat“, und er schließt dann: „Die nicht glücklichen häuslichen Umstände des Verfassers verdienen von jeder Bühne für sein Werk wenigstens den Preis, welchen man mittelmäßigen Originalen oder gewöhnlichen Umarbeitungen alltäglicher Stücke aus Mangel der brauchbaren zuerkennen sich oft genötigt sieht.“

Bei dieser Gelegenheit möchten wir fragen, ob die von dem Verfasser des „Ardinghello“ hinterlassenen Beurtheilungen der Hauptwerke Schiller's und Goethe's schon irgendwo gedruckt sind? Sommering gedenkt ihrer in einem seiner Briefe (vgl. „Sommering's Leben“ von A. Wagner, Bd. 2) und nennt sie „sehr treffend, aber strenge, so scharf, wo nicht schärfer als Schiller's angeklagte Recension von Bürger“. H. H.

Bibliographie.

Albrecht, F., Lesefrüchte aus den hinterlassenen Werken Friedrichs des Großen, Königs von Preußen. Ulm, Gebr. Neubling. Gr. 16. 9 Ngr.

Ascher, D., Der religiöse Glaube. Eine psychologische Studie. Als Beitrag zur Psychologie und Religionsphilosophie. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 18 Ngr.

Beckstein, L., Geschichte der Astrologie. Sondershausen, Neufe. Lex. 8. 7½ Ngr.

Brühl, J. A. M., Die Geheimbünde gegen Rom. Zur Genese der italienischen Revolution. Prag, Rober u. Karlgart. 8. 14 Ngr.

Caspar, C., Begegnungen. Eine Dabdyll. Canupat, Döschner. 8. 7½ Ngr.

Egerwienka, B., Philipp Melancthon nach seinem Leben und Wirken. Zur Feier der 300jährigen Wiederkehr seines Todestages herausgegeben. Mit Melancthon's Bildnis, nebst anderen Abbildungen und 1 Stammtafel. Erlangen, Pfäffing. Gr. 8. 28 Ngr.

Feydeau, C., Chatharina von Overmeire. Roman. Aus dem Französischen von Frau von ... Zwei Bände. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 1 Thlr.

— Katharina. Roman in vier Büchern. Aus dem Französischen. Berlin, Gasselberg. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Herbert, L., Louis Napoleon. Roman und Geschichte. 1ster Band. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Johansen, C., Die Seemannswittwe auf der Dünensinsel. Ein Bild nordfriesischen Landes und Lebens. Eine Erzählung für das Volk. Kiel, Schwes. 8. 12 Ngr.

Kerker, M., John Fisher, der Bischof von Rochester und Märtyrer für den katholischen Glauben. Sein Leben und Wirken. Mit einem Anhang über die englischen Karthäuser. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kuhn, J. v., Philosophie und Theologie. Eine Streitschrift. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 12 Ngr.

Lohmann, P., Ueber Robert Schumann's Faustmusik. Leipzig, Kahnt. 8. 6 Ngr.

Wiener Romane. I. H. Wien. 1858. 8. 20 Ngr.

Tageliteratur.

IX Cardinalpunkte zur Regulirung der europäischen Staatenlage nach höheren Ordnungen auf nationalen Grundlinien. Ein Friedens-Programm beim Herannahen des Congresses nach hoher Aufforderung zusammengestellt von Athanasius. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Christenthum und das Staatsleben. Hirtenschriften Sr. Eminenz des Hochwürdigsten Hrn. Cardinal Fürst-Erzbischofs von Wien vom 9. Februar 1860. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Ngr.

Roote, B., Festgabe zur Schiller-Feier. Norddeutsche poetische Blätter. 1tes Heft. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Indwig Kellstab's Gesammelte Schriften.

Neue wohlfeile Ausgabe in 24 Bänden zu 15 Mgr.

Diese Ausgabe erscheint zu einem gegen früher um die Hälfte ermäßigten Preise (der Band 15 Mgr. statt 1 Thlr.), um die beliebten und zum Theil bereits weit verbreiteten Werke dieses Schriftstellers dem Privatbesitz immer zugänglicher zu machen. Sie beginnt mit dem bekanntesten Werke Kellstab's, dem Roman „1812“, der gleich bei seinem Erscheinen vornehmlich fast dreißig Jahren eine ungewöhnliche Theilnahme erregte, in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde und jetzt bereits in fünfter Auflage erscheint. Dieser Roman füllt vier Bände und wird in dieser Ausgabe also nur 2 Thlr. kosten (statt wie bisher 4 Thlr.). Daran schließen sich die übrigen Schriften des Verfassers: der ebenfalls sehr beliebte Roman „Algier und Paris“, Novellen, Reisebilder, Dramatische Werke, Gedichte etc.

Die Ausgabe erscheint in 24 Bänden zu 15 Mgr., wovon alle drei Wochen ein Band ausgegeben wird, so daß die ganze Ausgabe ungefähr im Laufe von anderthalb Jahren in den Händen der Subscribenten sein wird.

Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen angenommen, wo auch das bereits Erschienene und ein Prospekt über die neue Ausgabe zu haben ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unter dem Halbmond.

Ein osmanisches Liederbuch

von

Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Mgr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Gedichtsammlung Julius Hammer's, dessen erste: „Schau um dich und schau in dich“, bereits in neuer Auflage vorliegt. Sie wird seinen zahlreichen Verehrern und besonders auch den Freunden orientalischer Poesie hohen Genuß gewähren. Eine interessante Einleitung über die „Geschichte der osmanischen Poesie“ geht den Gedichten voraus.

Die früheren Gedichtsammlungen Julius Hammer's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln in gleicher Ausstattung:

Schau um dich und schau in dich. Neunte Auflage. Geh. 24 Mgr. Geb. 1 Thlr.

In allen guten Stunden. Dritte Auflage. Geh. 24 Mgr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Geh. 24 Mgr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Geh. 24 Mgr. Geb. 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kurmark Brandenburg

im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesamtstaats Preußen während der Jahre 1809 und 1810.

Aus dem Nachlasse des Wirklichen Geheimraths

Magnus Friedrich von Bassewitz

herausgegeben von Karl von Reinhard.

Nebst einer Biographie und dem Porträt des Verfassers sowie einem Register aller in diesem wie in den frühern beiden Werken vorkommenden Personennamen.

8. Geh. 4 Thlr.

Ein Specie für die preussische, aber auch für die deutsche und allgemeine Zeitgeschichte höchst werthvolles und für Geschichtsforscher wie für Geschichtsfreunde gleich interessantes Werk des unlängst verstorbenen ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, von Bassewitz.

Dieses Werk schließt sich unmittelbar an folgende zwei in demselben Verlage erschienene Schriften desselben Verfassers an und bildet mit ihnen ein zusammenhängendes Ganze:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des französischen Kriegs im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.

Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesamtstaats Preußen während der Zeit von 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten etc. Von Dr. Jakob Auerbach.

Zwei Abtheilungen. 8. Geh. Jede Abtheilung 20 Mgr.

I. Biblische Geschichte. II. Lesestücke aus den Propheten etc.

Ueber dieses zeitgemäße und höchst gebiegene Werk, welches sich besonders durch die tactvolle Auswahl und methodische Anordnung, sowie durch seinen reichen Inhalt und durch die correcte und höchst gelungene Uebersetzung auszeichnet, haben sich competente Beurtheiler in anerkennender Weise ausgesprochen. In schöner und faßlicher, den Geist der biblischen Uebersetzung athmender Sprache wird ein abgerundetes, lebensvolles Bild des ausgewählten biblischen Inhalts dargeboten. Da das Werk in Plan und Ausführung von allen ähnlichen Bearbeitungen abweicht, so darf dasselbe nicht nur allen israelitischen Schulen und Familien, sondern auch der Beachtung nichtisraelitischer Schulmänner und Bibelfreunde empfohlen werden. Israelitische Volksschulen werden besonders auch auf die reichhaltige „Biblische Geschichte“, welche für mittlere und obere Klassen bestimmt ist, aufmerksam gemacht. Ein ausführlicher Prospekt ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Durch den überaus billigen Preis ist zugleich die weiteste Verbreitung ermöglicht. Bei Abnahme größerer Partien werden besondere Vortheile gewährt.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 16. —

19. April 1860.

Inhalt: Das deutsche Volk in seinen Feste und Gebräuchen. — Bastian's Reise in das Königreich Congo. — Fernan Caballero. — Zur musikalischen Literatur. — Notizen. (Goethe; Matthias Claudius in England; Indische Thiernovellen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Volk in seinen Feste und Gebräuchen.

Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Ein Beitrag zur vaterländischen Sittengeschichte von Montanus. Erstes und zweites Bändchen. Iserlohn, Bader. 1855—58. 4. 1 Thlr. 1/2 Rgr.

Es ist eine oft wiederholte Klage, daß die alten Sitten und Gebräuche immer mehr vor der alles ebnenden Civilisation zurückweichen, daß mit der sich auch über die größern Kreise des Volks verbreitenden Bildung selbst die schöne Sagen- und Märchenwelt, die das Volk so viele Jahrhunderte hindurch beglückte und zur Tüchtigkeit heranzog, immer mehr aus dem Bewußtsein verschwindet, so daß man einer nicht mehr fernen Zukunft entgegen sehe, in welcher das Andenken an jene Sitten und Gebräuche, an jene Sagen und Märchen bald vollständig vernichtet sein werde. Eine Folge dieser Befürchtung, sowie freilich auch des immer kräftiger sich entfaltenden Studiums des deutschen Alterthums ist, daß man nunmehr soviel als möglich von den alten Ueberlieferungen zu retten sucht; daher seit einigen Jahren Sammlungen von Sagen, Märchen, Gebräuchen u. s. w. einander drängen und kaum ein Monat vergeht, ohne daß in irgendeinem Theile des Gesamtvaterlandes eine ähnliche Schrift erscheint. Aber dieser ungeahnte Reichtum der immer noch frisch sprudelnden Quellen beweist auch, daß jene Furcht wenigstens zum großen Theil unbegründet ist, und daß das Volk die alten Ueberlieferungen fester bewahrt als man wol glaubt. Wir freuen uns aber dieser Thätigkeit vorzüglich deshalb, weil durch dieselbe die Gebildeten dem Volke wieder näher gebracht werden und es zu hoffen steht, daß aus dieser Annäherung ein neues kräftiges Leben sich entwickeln werde. Denn so viel steht fest und wird auch selbst von denen nicht geleugnet werden, welche auf das Volk mit Hochmuth zu blicken gewöhnt sind, daß jede neue, das Ganze ergreifende Lebensregung aus ihm hervorgeht und von ihm hervorgegangen ist.

Unter den neuern Erscheinungen, welche sich mit dem Leben des Volks beschäftigen, verdient vorliegende Schrift eine ehrenvolle Erwähnung, und wir bedauern nur, daß sie noch

nicht vollständig erschienen ist; es fehlt nämlich noch das dritte Bändchen, welches die Sagen, Märlein und Volkslieder enthalten soll. Der Geist, der sich in ihr beurfundet, ist beinahe durchaus erfreulich. Der Verfasser kennt und liebt das Volk, er weiß seine den Gebildeten und Gelehrten oft verborgenen trefflichen Eigenschaften zu würdigen, auch ist er von begeisterter Vaterlandsliebe erfüllt. Allein seine Begeisterung geht leider nur zu oft in Schwärmerei über; d. h. er verliert den festen Boden und baut sich Lustgespinste, weil es ihm an praktischem Sinne fehlt, sobald es sich um die höchsten Angelegenheiten des Vaterlandes handelt: eine Erscheinung, die leider nicht selten ist, vielmehr tagtäglich beobachtet werden kann, und der wir es verdanken, daß wir noch auf demselben Punkte stehen wie vor 30 Jahren. Es reicht ein Satz wie der nachfolgende hin, um uns die Verwirrung zu zeigen, in welcher der Verfasser mit so vielen Tausenden befangen ist: „Alles Streben nach der deutschen Einheit, die jetzt vom Munde zu Munde geht, ist eitel, sobald die Deutscherheit verloren, oder ehe die verlorene wiedergewonnen ist.“ Heißt das nicht mit andern Worten: Erst müßt ihr schwimmen lernen, ehe ihr ins Wasser geht? Denn die „Deutscherheit“ ist mit der Einheit verloren gegangen und kann auch nur mit ihr wiedergewonnen werden; die Einheit ist allein der Boden, aus dem die „Deutscherheit“ mit aller Kraft und Lebensfähigkeit wieder erwachsen kann. Solche prophetisch klingende Sätze sind nicht weniger unsinnig, als wenn man z. B. sagt und zum Uel wiederholt, die Juden müssen zuerst aufhören Juden zu sein, ehe man sie ins deutsche Bürgerrecht aufnimmt, als wenn dies nicht eben gerade das einzige Mittel wäre, sie mit der Zeit zu Deutschen zu machen. So hält der Verfasser das Franzosenthum allein für das Verderben der deutschen Nationalität; während das Einbringen des Franzosenthums eben bloß deswegen möglich ist, weil es keine deutsche Nationalität gibt.

Wenn sich der Verfasser in diese abenteuerlichen und schwärmerischen Ideen nicht verliert, ist er dagegen durchaus verständig, und er faßt die Verhältnisse wahr und sicher auf. So entwickelt er die hohe Bedeutsamkeit der Volksfeste in kurzen, aber scharfen und inhaltreichen

Zügen. Mit vollem Recht erkennt er in den gemeinsamen Festen des Volks ein treffliches und sicheres Bildungsmittel, und wir stimmen durchaus mit ihm überein, wenn er sagt, daß, wo das Volk durch gemeinsame Freuden-genüsse für gemeinsame Lasten entschädigt wird, die Vaterlandsliebe tief wurzeln und in allbegeisternder Kraft für Herd und Heimat flammen müsse. Nicht weniger wahr ist es, daß ihre Feier sich auch als der mächtigste Hebel des Gemeinnsinns bewährt. „Schrieb selbst der mit deutscher Sitte vertraute Papst Sixtus V. (Aeneas Sylvius) dem Einflusse der Volksfeste zu, daß die deutschen Volkstugenden: Treue, Wort, Ehrenhaftigkeit, Keuschheit und ~~Schicklichkeit~~ ^{Unterdrücktheit} für Unterdrückte gewahrt und erhalten würden.“ *) Unsere alten deutschen Volksfeste (Hochzeiten nannte man sie) haben freilich ihre würdevolle, erhebende und bildende Bedeutsamkeit verloren, und manche sind sogar ganz untergegangen. Das haben wir den früheren Regierungen zu verdanken, die, statt sich für ihre Säuberung und zeitgemäße Fortbildung zu bemühen, sie „in dumpfer, hochmüthiger Gedankenlosigkeit beschränkt, unterdrückt und abgestellt haben“. Der Verfasser glaubt, daß die Unterdrückung der Volksfeste durch die Regierungen und ihre Polizei ihren Grund in einer falschen Aufklärerei hatte. Einiges mag diese dazu beigetragen haben; aber der Hauptgrund war doch jedenfalls die Furcht, welche man vor der Volkskraft und ihrer Aeußerung hatte. Oder geschah es vielleicht auch im Interesse der Aufklärung, daß der frühere König von Hannover die Schützenfeste untersagte? nein nicht untersagte, denn dies wäre am Ende noch menschlich gewesen, sondern daß er mit einem nicht näher zu bezeichnenden Hohn den Schützengilden den Befehl zugehen ließ, künftighin um den besten Schuß nicht zu schießen, sondern — zu losen? Der Verfasser läßt keine Gelegenheit vorübergehen, den hohen sittlichen Einfluß der gemeinsamen Feste auf das Volk darzustellen; wir wollen nur eine Stelle mittheilen.

Was bei den Maifesten besonders an die Volksversammlungen und die Gerichtstage erinnert, ist die Wahl des Maikönigs, der Maikönigin und der Maigrafen. Die jungen Burschen der Landgemeinde, die jetzt die Barden und Priester, die Freien des Volks in der Mainacht vertreten, versammeln sich am Maabend unter der Linde und heben den Maifang an, der von den Mädchen fern vom Dorf her erwidert wird. Dann werden der Maikönig gewählt und die Maigrafen, die ihm als Richter zur Seite stehen. Der König wählt darauf die Königin und ruft sie aus, worauf Jubel und Lieder. Sodann wird die Liste der Jünglinge der Gemeinde und der Jungfrauen aufs neue aufgestellt. Die im verwichenen Jahre geheirathet haben oder gestorben sind, werden gestrichen, neue aufgestellt. Dann werden die Jünglinge nach der Reihe von dem einen Maigrafen aufgerufen und die Versammlung ruft fragend: „Wer soll seine Liebe sein?“ Dann ruft der andere Maigraf den Namen der Jungfrau, die ihm zugetheilt wird, und so die ganze Reihe hindurch. Burschen unlaubern Wanbels fürchten dabei zu erscheinen. Ihre Schande wird ausgerufen. Mädchen unlaubern Rufes werden niemand zugetheilt, sondern darüber wird der Spruch gefällt, daß man ihnen Häufel vor die Thür streue oder einen

Kirschbaumzweig stecke, oder aber einen Strohmann vor dem Hause errichte. Auch wird bestimmt, welchen Mädchen der ehrende Maibaum vor die Thür gestellt werden soll. Damit wird dann sofort begonnen und eine schöne Linde oder ein Maibusch, der in Bereitschaft gehalten, dazu verwendet. Vergoldete, weiße und bunte Eier, Blumen und Lind (Bänder) sind noch besondere Zierde des Maibaums. Je größer der Baum, desto größer Ehre. Unter Liebern wird er gepflanzt. Am Maimorgen geht der Bursche zu dem ihm in der sogenannten Maiprache zugetheilten Mädchen, bringt Spruch und Gruß und empfängt Dank und einen frischen Maiblumenstrauß. Zur Maikönigin gehen alle miteinander mit Gesang und krönen und schmücken sie mit Blumen, bezeugend Achtung und Unterthänigkeit. Unbeschreiblich war die harmlose Freude. Alle waren Könige. Der Tag war ein Festtag, ein wahrer Volksfeiertag. Auch kirchlich wurde er früher gefeiert und die Kirche mit Blumen geschmückt. Der Küster ahmte den Rufus mit Orgeltönen nach und passende Lieder wurden ausgewählt. Vor 60 Jahren sang man aus dem Buche „Die Tochter Zion“ eine Stelle aus dem Hohelied: „Komm, meine Freundin, meine Taube“ u. s. w. Nachmittags begann der Tanz unter der Linde. Dahin gingen die Burschen, die Mädchen nicht aufs Gerathewohl, nicht stellten sie dem Zufall anheim, welche Tänzerin ein jeder finden sollte. Jeder Bursche holte sich seine Tänzerin in deren Hause ab, und die ihm zugetheilte Jungfrau an der Hand trat der Jüngling zum Maireigen, der aber nach züchtiger Sitte unserer Väter nur bis zur Abenddämmerung währte. Vor Dunkelheit mußte jeder Jüngling sein Mädchen heimgebracht haben. Das war Mairecht, und die Maigrafen sahen streng darauf. Das Mädchen aber, das dem Burschen zugetheilt war, das behielt er auch bis zum andern Maabend und hatte es zu Kirnres- und Johanniäreigen, zum Vogelschießfeste und zum Schwingtage zu führen und davon heimzuleiten. Das Maiknigspaar hatte überall den Vortanz, und der König mit seinen Grafen entschied über alle Zwiste in Liebeshandeln, sie richteten über die Sittlichkeit und Just, sie leiteten auch die übrigen Volksfeste. Schon in diesem einen Brauche war dem Volke ein unschätzbare Kleinod deutscher Vortzeit überliefert, ein Hebel lauterer Freude. Aber es wurde verkannt, von oben herab als Bauernrausch verachtet, und eben dieser Verachtung der Vornehmen wegen gewöhnten sich die Landleute auch daran, es zu verachten. Dazu kamen noch tolle Verbote der landesväterlichen Durchlauchten. Am 30. Juli 1717 erschien im Herzogthum Berg ein kurfürstliches Edictum gegen die Maiknigswahl, weil der Landes Herr solche grüne Potentaten aus Eifersucht nicht neben sich leiden mochte. Vor dem Dreißigjährigen Kriege wäre wol ein solches Verbot ohne Erfolg gewesen, aber der Krieg hatte das arme Volk zertreten, und es ließ sich immer mehr um seine schönsten Schätze berauben. Man braucht darum nicht weiter zu fragen wie es kam, daß das deutsche Volk von seinen Sitten, die es so groß und herrlich, die es so glücklich machten, abwich. Toller Unverstand seiner Landesväter und Akerweisheit seiner Stubengelehrten, die alles verachteten, was nicht griechisch und römisch war, brachten uns um die volkreigenen Feste, die bei einiger zeitgemäßen Umwandlung oder Fortbildung die schönsten Kleinodien unsers Volkthums hätten bleiben müssen.

Der Verfasser beschränkt sich auf die Darstellung der Volksfeste am Niederrhein, seiner Heimat, und mit Recht, da das Volk seine hauptsächlichste Quelle war, die er seit 30 Jahren immer wieder befragte, ohne daß er jedoch die schriftlichen Urkunden und Ueberlieferungen vernachlässigt hätte. Allein da viele dieser niederrheinischen Feste, und zwar gerade die wichtigsten, auch bei andern Stämmen des deutschen Volks vorkommen, so konnte er sie doch mit vollem Recht als allgemeine deutsche Volksfeste bezeichnen. Wir können dem Verfasser in seiner Darstellung

*) Aeneas Sylvius ist nicht Sixtus V., wie der Verfasser öfters wiederholt, sondern Pius II.

nicht überall folgen: des Stoffes ist zu viel, als daß er sich in kurzen Zügen zusammenfassen ließe. Wir müssen es daher unsern Lesern überlassen, sich im Buche selbst über die verschiedenen Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterfeste, über die Todtenfeste, die Waffenspiele, Bogenschießen, Wadefahrten und die Familienfeste zu belehren, von denen der Verfasser anschauliche, oft bereichende Darstellungen gibt. Dagegen müssen wir noch eine Bemerkung über die Erklärung machen, welche von dem Ursprung der verschiedenen Feste gegeben wird. Der Verfasser glaubt nämlich, daß die meisten, wenn nicht alle, aus dem Heidenthum stammen, ja er ist sogar der Meinung, daß man den Ursprung aller kirchlichen Bräuche, für die man im Judenthum und im Neuen Testamente keine Belege habe, im deutschen Heidenthum suchen müsse. Dieses hat, sagt er, seine Verzweigungen bis in die neuesten Zeiten getrieben, und es mag so lange nicht her sein, daß sich noch einzelne altgläubige Leute in den früher heiligen Gainen zum Dienste ihrer Götter versammelt haben. Bedenklich ist in dieser Beziehung die Neuerung eines alten Bauern, die ihm schon als Knabe aufgefallen war.

Als nämlich über den Unfinn des Glaubens an Hexen und Zauberei gespottet wurde, erklärte jener Greis, daß er zwar auch an eine Zauberkraft der Hexen im entferntesten nicht glaube, daß es aber in den Familien, welche der Hexerei begünstigt seien und die unter den Landleuten noch „von Hexenart“ genannt würden, eine Menge Ueberlieferungen und ihm unerklärlicher, gar nicht christlicher Bräuche gebe, die eben, weil unverstanden, leicht zu dem Rufe von Hexerei und dergleichen hätten bringen können.

Es ist nun gewiß nicht zu bestreiten, daß viele Gebräuche, abergläubische Meinungen u. s. w. aus dem deutschen Heidenthum stammen und ihre richtige Erklärung nur in der germanischen Mythologie finden. Allein viele neuere Forscher, und so auch der Verfasser der vorliegenden Schrift, wollen unbedingt und ohne Ausnahme alles aus derselben erklären, wodurch sie freilich oft zu den seltsamsten Behauptungen und Zusammenstellungen gezwungen werden. Man sollte doch nicht außer Acht lassen, daß in den tausend und mehr Jahren seit Einführung des Christenthums in Gebräuchen, Sitten und Meinungen manches Neue sich hat entwickeln können, das mit dem Heidenthum schlechterdings in keinem Zusammenhang steht. Was der Verfasser insbesondere von dem Ursprunge kirchlicher Gebräuche sagt, beruht durchaus auf Irrthum: viele von diesen Gebräuchen lassen sich weder aus dem Judenthum noch dem Neuen Testament, noch viel weniger aus dem deutschen Heidenthum erklären, sondern finden ihre Erklärung entweder in den religiösen Gebräuchen des heidnischen Rom oder sind aus dem Buddhismus entlehnt. Auch in seinen etymologischen Untersuchungen ist der Verfasser nichts weniger als glücklich, indem er hierin ebenfalls zu ausschließlich verfährt, und Wörter, die, wie Carneval u. a. m., offenbar aus der Fremde entlehnt sind, gegen alle Gesetze der Sprache und ihrer Bildung zu deutschen machen will. Doch rauben diese Mängel dem Buche seinen Werth keineswegs, der

in der Sammlung eines durch glückliche jahrelange Beobachtung gewonnenen reichen Stoffes besteht.

Diesen Reichthum gewährt das zweite Bändchen ebenfalls in hohem Maße. Es handelt dasselbe in seiner ersten Abtheilung von den Volksbräuchen und dem Volksglauben und gibt in seiner zweiten eine mythologische Naturgeschichte. Um unsern Lesern wenigstens einen Begriff von dem reichen Stoff zu geben, den der Verfasser in meist lebendiger Darstellung vorführt, wollen wir eine kurze Uebersicht des Inhalts der ersten Abtheilung geben. Zuerst werden wir mit der „Tyryagd“ bekannt gemacht, einer Art von Volksjustiz (Rynch), welche gegen Ehebrecher und Ehebrecherinnen oder solche Männer gerichtet war, die ihre Frauen mißhandelten; hierauf spricht der Verfasser von dem „Samenel“ oder dem „Schlevertag“, d. h. jener alten Sitte, die sich in den amerikanischen Wäldern erneuert hat, nach welcher die Nachbarn oder Genossen des Dorfs dem Wittbärger beim Aufbau eines Hauses behülflich waren. Der „Helhafen“, der eiserne Hafen, der über dem Herdfeuer zum Aufhängen der Kochtöpfe angebracht war, bezeichnete das Haus, die Familie, daher man denselben dreimal um das Hochzeitspaar schwang. Der niederrheinische „Schnuhtgang“ ist dasselbe, was in den Alpen das Altgehen, in Tirol das Fensterlen heißt. Interessant sind die Abschnitte von den „Teufeln“, welche offenbar nichts anderes waren als die alten Götter, die von den Christenbegründern als böse Geister dargestellt wurden, von den „Hexen“, der „Zauberei“, den „Wendwölfen“ (aus dem alten vair, Mann und Wolf, also eigentlich Mannwolf), dem „Liebeszauber“, den „Niesen und Zwerger“, dem „Feuer und Wasser“ und den abergläubischen Meinungen hinsichtlich des Mondes*), der Diebe und der Juden, sowie der Begegnung und der Vorbedeutniß, die alle durch mehr oder weniger bedeutsame Geschichten und Erzählungen belebt werden. Im Abschnitte von den Vorbedeutungen ist uns die Bemerkung aufgefallen, daß der Mittwoch am Rheinhessen für den glückbringendsten Tag gehalten werde; es ist dies auffallend, da er wol sonst überall für unglückbringend gilt, was sich leichter erklären läßt. Er war nämlich im Heidenthum dem Wodan geheiligt, daher er Wodanstag (in Westfalen noch Soderstag, englisch wednesday) hieß. Wie alle Götter der deutschen Mythologie wurde auch Wodan zum Teufel, der nur Böses schuf und an dem ihm geheiligten Tage daher am mächtigsten war. So kam es denn, daß man sogar den Namen zu nennen vermied und statt des alten den neuen, von den übrigen Wochentagen so sehr abweichenden Namen Mittwoch einführte. Dieser Grund ist natürlich allmählich aus dem Bewußtsein verschwunden, und weil man sich doch von der Meinung, daß der Mittwoch ein Unglückstag sei,

*) Der Einfluß des Mondes auf die Erde bis auf die kleinsten Verhältnisse herab läßt sich nicht bestreiten und wird vom Verfasser mit Unrecht in Abrede gestellt. Man könnte eine Unzahl merkwürdiger Erscheinungen zusammenstellen; wir wollen nur die erwähnen, daß das Sauerkraut im zunehmenden Monde Wasser zieht, während es im abnehmenden trocken liegt.

Reichenschaft geben wollte, so sagt man z. B. in der Lausitz, daß es daher komme, weil er ohne eigentlichen Namen und kein rechter Tag sei.

Noch größeres Interesse bietet die zweite Abtheilung, welche die „Mythologische Naturgeschichte“ behandelt und sich in fünf Abschnitten über die Kräuter, die heiligen Sträucher und Bäume, die Thiere, die Vögel und die übrigen Thiere verbreitet. Unsere Vorfahren kannten die Natur und ihre Erzeugnisse besser als wir. Um zuerst von den Kräutern zu reden, so waren ihnen viele als essbar oder als heilsam bekannt, die jetzt kaum mehr beachtet werden. Das beweisen uns die vielen Geheimmittel, die noch jetzt, namentlich auf dem Lande, bei bestimmten Familien sich vererben und deren Wirksamkeit, die nicht bestritten werden kann, oft sogar merkwürdige Heilungen hervorbringt. Der Verfasser hat daher vollkommen recht, wenn er sagt, daß die Wissenschaft auf die dem Aberglauben bekannten Pflanzen größere Aufmerksamkeit wenden sollte, weil zu vermuthen sei, daß in ihnen irgendeine Heilkraft verborgen liege. Vielen legt der Aberglaube nicht sowohl eine heilende als eine Zauberkraft bei, wie z. B. der allbekannte Alraunwurz (Alropa mandagora) oder der Jaunrübe (Königswurz, platt: Körscheswurz, Bryonia alba), von der die Mädchen, die zum Tanze gingen, ein Schnittchen in die Schuhe steckten, wobei sie sprachen: „Körscheswurz in meinem Schuh, ihr Junggesellen lauft mir zu!“ Unter den Bäumen wird der Linde mit Recht die größte Aufmerksamkeit gewidmet, denn sie, und nicht die Eiche, ist der eigentliche deutsche Baum. Sie kommt fast in jedem deutschen Volksliede vor. Sie war der Baum der Liebe; in den Dörfern standen Linden, um welche das Volk zur Berathung zusammenkam, wo Gericht gehalten und Volksfeste gefeiert wurden, daher sich in Städten und Dörfern noch Plätze vorfinden, die von diesem Baum ihren Namen haben. An Linden sind eine Menge von Sagen und Legenden angeknüpft, besonders von der Muttergottes, die aber, wie die meisten Sagen, die sich auf dieselbe beziehen, von den Göttinnen des Heidenthums einfach auf sie übertragen worden waren. In Lindenhäusern schnitzte man jetzt noch Nischen oder steckte solche aus ihrem Gezweig und setzte Marienbilder hinein. Kirchen, Klöster, Gemeinden, ja sogar Städte sind erweislich aus solchen, in hohem Heiligenruf stehenden Linden entstanden und erinnern noch mit ihren heutigen Namen daran, so Marienlinden, Limburg, Lindenberg, Zurlinde, Dreilinden, Linz, Lindloß u. s. w. Merkwürdig für die Heiligkeit der Linde ist ein jetzt noch herrschender Aberglaube vieler Landleute. Wer nämlich einen Lindensamm verunreinigt, der erhält zur Strafe eine „Warre“ ans Auge, d. i. ein entzündliches, schmerzhaftes Knötchen (Gerstenkorn), wofür es kein anderes Heilmittel gibt als drei Lindenblätter, mit denen man die Geschwulst bestreicht, die dann alsogleich ihre Entzündlichkeit verliert und verschwindet. Unter den Ulmen ist die zu Pfafflingheim bei Worms die berühmteste. Die Sage erzählt, daß ein altes Weib, die Luther in Worms gehört hatte, ihren dünnen Wanderstab in die Erde mit dem Wortsatz

steckte, die Wahrheit der neuen Lehre so lange zu bezweifeln, bis er grünen würde. Daraus soll jene Ulme entsprossen sein, die noch die Luthersulme genannt wird.

Nicht weniger merkwürdige Mittheilungen enthält der Abschnitt von den (vierfüßigen) Thieren. Wir erwähnen jedoch nur eine Bemerkung, die der Verfasser über die Ragen macht, um ein Beispiel seiner nicht wenig gewagten, jedenfalls sehr eigenthümlichen Etymologie zu geben.

Die ältesten Rager im Mittelalter wären als Teufelsdiener verschrien. Die Waldbenser, Albigenser, und sogar die Tempelherren sollen eine große schwarze Raga angebetet und zur Huldigung ihr den Hintern geküßt haben. Von dieser Raga haben die Glaubensabtrünnigen bis auf den heutigen Tag den Namen Rager, Reger.

Nun ist es aber sicher, daß das Wort Rager von dem griechischen Worte „katharos“, rein, abstammt. Es nannten sich nämlich seit dem 11. Jahrhundert mehrere religiöse Sekten, welche der römischen Kirche entgegengetreten, Katharer, weil sie die reine Lehre zu verkünden behaupteten. Wie nun Spottnamen mit der Zeit von den Partelen, welche mit denselben bezeichnet wurden, von diesen selbst angenommen und gleichsam zu Ehrennamen erhoben wurden (wie z. B. Guesen, von gueux, Bettler), so wurden hinwiederum auch Ehrennamen, die sich Parteien selbst gaben, bei ihren Gegnern zu Spott- und Schimpfnamen. So brauchte man das Wort Katharer, um alle von der Kirche Abtrünnigen zu bezeichnen; es setzte sich namentlich im Norden fest und erhielt bei uns die Form „Reger“; im Schwedischen, wo es „Kättare“ lautet, hat es die ursprüngliche Form reiner bewahrt. Die Ableitung von Raga erscheint daher wenigstens als sehr abenteuerlich und willkürlich.

Merkwürdig ist ferner ein Zug der altgermanischen Mythologie, weil er sich in China seit unendlichen Zeiten wiederfindet. Wie nämlich unsere Vorfahren durch Mondfinsternisse in Trauer versetzt wurden, weil sie glaubten, daß der Wolf Fenris den Mond zu verschlingen suche, so glaubten die Chinesen, daß die Sonnenfinsternisse daher kämen, daß der große Drache der Sonne nachstelle und sie zu verschlingen trachte, weshalb man, um das Unglück abzuwenden, einen entsetzlichen Lärm mit allen möglichen Musikinstrumenten erhob in der festen Hoffnung, daß der Drache davor Furcht bekommen und von seinem Raub ablassen würde.

Nicht weniger Interesse bieten endlich die Abschnitte über die Vögel und die übrigen Thiere; doch müssen wir unsern Lesern überlassen, sich aus dem Buche selbst mit dem merkwürdigen Detail bekannt zu machen. Wir hoffen, daß es uns gelungen sein wird, die Aufmerksamkeit auf das inhaltreiche Werk zu ziehen, das zwar vorzugsweise für das größere Publikum geschrieben ist, aber auch viele Einzelheiten enthält, die selbst dem Fachgelehrten von Nutzen sein können.

Bastian's Reise in das Königreich Congo.

Afrikanische Reisen. — H. n. b. I.: Ein Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo, von M. Bastian. Ein Beitrag zur Mythologie und Ethnologie. Brauer, Straß. 1859. Gr. 8. 2 Tlre

Am Ende einer mehrjährigen Reise, die den Verfasser durch verschiedene Theile der fünf Continente geführt hatte, bot sich ihm erwartet im Juni 1857 am Ufer des Ozeans die Hoffnung einer Geringfügigkeit, durch den Besuch der portugiesischen Besitzungen an der Westküste Afrikas einen lange gehegten Wunsch zu befriedigen. Seine beschränkte Zeit und der Mangel an den nöthigen Vorbereitungen erlaubten ihm nicht, an eine größere Unternehmung zu denken, aber er wünschte selbst das einzige Feld durchzusehen zu haben, wozin der Haß des furchtlosen Reiseführers noch nicht vorgegangen ist (obgleich gerade hier die letzten Räthsel der afrikanischen Geographie gelöst und mit den Quellen des Baie ober Congo zugleich die des Nil aufgefunden werden dürften), um je nach den Ergebnissen dieses Versuches sich vielleicht später für eine weitere Bearbeitung desselben zu entscheiden. Seine eigenen früheren Erfahrungen hatten die an sich mächtigste Überzeugung in ihm befestigt, daß der Erfolg jeder größeren Unternehmung auf dem eigenthümlichen Boden Afrikas von der weisen Benutzung einer vorläufigen Bekanntschaft mit demselben bedingt ist. Zur Verwirklichung dieses Zweckes ihm dem Verfasser eine Reise nach dem einstmalig hochberühmten Ambasse oder San-Salvador, wie es von den Portugiesen genannt wird, der geringste Weg. Die historische Kritik des Verfassers war bei dieser Wahl maßgebend, d. h. nicht etwa ein antiquarisches Interesse an den verfallenen Denkmälern früherer Größe, sondern eine in seiner ganzen Weltanschauung fest verwurzelte Überzeugung, daß die gegenwärtigen Zustände auch bei der tiefen Vergriffenheit verurtheilten Länder und Völker nur durch die gewissenhafte Verfolgung ihrer geschichtlichen Entwicklung verständlich gemacht werden können. Er schickt aus dieser Grunde eine historische Uebersicht voraus, deren Inhalt er im Verlaufe des Werks noch mannichfach vervollständigt.

Der Entdecker des Baie, den die Portugiesen aus Misverhältnis nach dem Königreich Congo benannten, war (1484) D. Cam, in dessen Begleitung sich auch der rübergegangene Geograph Behaim befand. Da der Fürst der Hauptstadt, der Nani Sonho, nur ein Vasall des Königs von Congo war, so ließ Cam einige Offiziere nach der Rückkehr des letzteren und gab dadurch Veranlassung zu der vier Jahre später durch Rui de Seque in das Innere veranfaßten Expedition. Nach einer vorläufigen Reise erreichte dieser die Hauptstadt und imponirte hier dem Volke wie dem Könige so mächtig, daß dieser sich, wie bereits vorher der Nani Sonho, unter dem Namen Dom João I. nennen ließ und den Bau eines Gotteshauses befahl. Noch war dasselbe nicht vollendet, als die Nachricht von dem verheerenden Einfalle der wilden Jaga, die damals ganz Afrika in Schrecken setzten, zu raschem Handeln aufrief. Um jene Zeit gingen im Innern des Continents mächtige Umdäunungen vor sich, deren nächste Ursachen in den Eroberungen des Conquistador Vasco da Gama (1498—1500), über die wir bei der Beschreibung der beiden letzten Bände des Barth'schen Reisewerks in Nr. 15 u. 16. f. 1859 berichtet haben, zu suchen sein dürften; wenigstens wird berichtet, daß die Jaga von Sierra Leone aufgeworfen seien und sich auf ihrem Zuge nach Ebnra zunächst im Gebiete der Nijila festgesetzt hätten, von wo aus sie ebenfalls nach Congo einfielen. Durch den Widerstand, den sie hier fanden, in ihrer Wüthen zurückgeworfen, wurden sie nach der Südküste getrieben, deren widerstandsunfähige Stämme sich der Herrschaft ihrer grausamen Gesetze fügen mußten, bis sie später nach dem Innern abzogen und den friedlichen Hotentotten Platz machten. Im Laufe des 16. Jahrhunderts erneuerten sie vielfach ihre Verheerungen nach der südlichen und westlichen Küste vorzudringen; im Westen war noch zu Ende dieses Jahrhunderts Benguela in ihren Händen, und außerdem gründeten sie

in den Küstendistrikten des Congo'sche Stenthäuser, die durch Raubfahrten Alarm hielten. Von Benguela's Eroberung Dongo oder Angolad, Königreich Congo, und setzte 154 als Herrscher ein. Durch den Congo bildete sich hier bald ein eig. Innern bis Matambo verbreitete, des Jagarreichs betrachtet werden kann.

Die Begründung für die nach Sonho's Abzug in San-Salvador zurückgebliebenen Missionare fühlte sich bald ab und das Verbot der Polygamie erregte einen allgemeinen Sturm. Doch gelang es den Portugiesen durch bewachte Unterdrückung des in seinen Thronansprüchen durch einen jüngeren Bruder bedrohten Kronprinzen Dom Afonso eine Art Concordat und einen Bischofsstuhl in San-Salvador zu bald den Charakter einer europäischen Stadt an den Küsten derselben beanspruchte Monopol beherrschte zu einem Kriege mit Gola Band an den Ufern des Dande geschlagen ward und Provinzen seines Reichs säuberte mußte. Von gewiesen, rief er die Stammverwandten Jaga wider Tapferkeit die congo'schen Herr und Besitzungen erlagen. Erst 1570 konnte der König Dom Alvaro mit Hilfe eines portugiesischen Söldnercorps in sein Reich zurückkehren und San-Salvador wieder in Besitz nehmen. Aber die einst blühende Stadt lag jetzt in Trümmern und der Handel hatte sich unterdessen nach Loanda (d. i. Lobatinsfel) gezogen, von wo aus 1575 die Stadt San-Paul de Loanda auf dem Festlande gegründet ward, welche den Beginn der portugiesischen Provinz Angola bildete. Nach langjährigen schweren Kriegen vollendete Ciqueira die Eroberung von Dongo durch die Einnahme der Feste de Bungo, von deren steiler Höhe sich der letzte Jagakönig Gary 1671 herabschürzte. Die Goanjoinseln wurden 1740 von Matambo erobert und die Revolution des bis auf wenige Meilen von Loanda vorgezogenen Herrn von Quilongo oder Andrij durch den Sieg Lacerda's am Bengo 1790 gebämpft. Drei Jahre später schlug derselbe Gouverneur die Koonikis von Zello, Lundo, Dande und Quina unter dem Dembo Rambuanango am Dande und erbaute eine Festung an den Ufern des Laga. Die Eroberung des Sovado Dullongo beschränkte 1838 das nicht so mächtige Reich von Matambo auf engerer Grenzen und 1851 wurde Cassange, um Veranlassung für die auf dem Jahrmärkte niedergelegten Kaufleute zu erhalten, darauf in Besitz genommen. Dagegen hatten sich während dieser Zeit die Beziehungen mit San-Salvador so gut wie gänzlich verloren.

Um die beschriebene Reise anzuführen, fuhr der Verfasser zunächst von Loanda längs der Küste gegen Norden nach dem einen passenderen Ausgangspunkt darbietenden Umbria, und machte von da über den Laga, welcher sich in der Nähe seiner durch Sanddünen verhöpften Mündung durch einen ausgedehnten, mit wuchernden Mangrovebäumen überdeckten Morast hindurchwindet, einen Abstecher nach Quinsimbo, einem ausblühenden Handelsorte, dessen „König“ der Verfasser seinen Besuch abstatte. Nach seiner Rückkehr traf er die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Reise ins Innere. Da die hier fehlenden Kaskiere zu diesem Zwecke nicht zu gebrauchen sind, so reißt man in Congo in einer Tipova oder Hängematte, die mit ihren Enden um einen Pfahl geschlungen ist, der von zwei Negern auf der Achsel getragen wird. Der Reisende bedurfte acht Träger für die Hängematte, zwölf für das Gepäck und die Gesellen, einen Koch, einen Aufwärter und außerdem einen Cabo oder Aufseher, der zugleich als Dolmetscher dienen mußte. Der Aufbruch erfolgte kurz vor Beginn der kleinen Regenzeit zu Anfang des November. Der Weg führte hinsten Andrij durch einen weiten Morast über den Laga und an diesem hinaus durch rauhe, von schroffen, noch in der trockenen Jahreszeit mit Wasser versehenen Schluchten durchschnittenen Felsgruppen, die nach dem Verschwinden der Aesowaldungen nur hier und da noch mit einzelnen riefen

men diese Berg-
man endlich nach
umzogene Fläche
ist der nach Pembo-
risette und Ambri-
alerisch in Palm-
ten Königen um-
10, Kafengo und
säsig wechselnden
ich San-Salvador
durch die Feind-
nahme der reichen
n zwischen diesen
n; er mußte nach
heranfall mehrere
hatte, von dem
gesungen zu wer-
Racht der Fetsche
nes Bades, ver-
zurück. Der Bers-
schmanns (wie an-
tämme, die man
embo den andern
Im nächsten Tage
angeborenen, beim
rigen, entschieden
sette und erreichte
an-Salvador ent-
1. „Die Straße
sich plötzlich eine
Bergketten öffnete
Kuppe, die über
als dem Berge
das Hügelplateau,
ein weites grünes
Fgeland aufstieg.“
e und bevölkerte
darauf, trotz der
tenden Regenzeit
Salvador an, wo
höft der Königin
nämlich damals
storbenen Königs,
ein Interregnum
Zeit seine Leiche

über der Erde bleiben muß. Erst nach Ablauf dieser Frist be-
steht sein Nachfolger, hier wie bei vielen afrikanischen Völke-
schaften der Sohn seiner ältesten Schwester, den Thron. Der
Verfasser erhielt alsbald einen Besuch von zwei Söhnen des
verstorbenen Königs, Don Antonio und Don Domingo, die ein
sehr gebrochenes Portugiesisch sprachen und sich durch eine ge-
wisse Politur von ihrer Umgebung vorthellhaft unterscheiden.
In ihrer Begleitung besuchte er die alten Kirchenruinen der
Stadt, deren Lage ihn beim ersten Anblick unwillkürlich an Je-
rusalem erinnerte. Die ganze Fläche ist mit mannshohem, nur
hier und da von reichfarbigen Blumenbeeten unterbrochenem
Gras bedeckt, in dem die zerstreuten Gehöfte mit niedrigen Hüls-
s lebendigen Ricinushecken eingefaßt und
Laubbäume beschattet, aus denen grup-
pe der Palmenbäume herüberragen, ver-
in der Nähe des königlichen Gehöftes
i von Reihen regelmäßigter Straßen ver-
stadtbezirke sind in Mais- und Kornfelder
er durch die Production verschiedener Ge-
e. Am folgenden Tage hattete ihm auch
zte Frau mit grauen Haaren (seine Sel-
n Besuch ab und nahm die ihr zugebach-
nsheln; die Uebergabe derselben erfolgte
später nach der Ankunft ihres Sohnes

Dom Pedro, und zwar auf dessen ausdrücklichen Wunsch, „afri-
kanisch“, damit ihm später keine Vorwürfe ungerechter Theilung ge-
macht werden könnten. Auch sonst hatte der Reisende ununter-
brochen Besuche zu empfangen, ohne daß er dadurch die erhoffte
Gelegenheit gefunden hätte, etwas über den Kauf des Lanes und
die Handelswege des Innern zu erfahren, da bei dem streng
monopolisirten Handelsverkehr selten ein Eingeborener über die
Grenzen seines eigenen Staats hinauskommt und von den Kara-
vanenhändlern, denen der Durchzug ausnahmsweise gestattet ist,
wie namentlich den Gabendaluten, in deren Händen der künf-
tliche organisirte Sklavenhandel ruht, nur alberne Fabeln zu
hören sind. Wenn die Hütte für einen Augenblick von Besuchern
leer war, füllte sich der Hof mit den Töchtern des Landes, da
der Neger dem Weißen gegenüber seine Uferfucht kennt. Der
Verfasser besuchte auch den Kronprinzen, den die Kamille der
gegenwärtigen Regentin durch Intriguen um die Thronfolge zu
bringen suchte, der aber sehr beliebt war und treue Anhänger
für seine Sicherheit wachen ließ, und nahm die bereits acht Mo-
nate alte Mumie des verstorbenen Königs in dessen unverändert
gebliebenem Wohnhause in Augenschein.

Der Rückweg ward auf jede Gefahr hin über Pembo ein-
geschlagen; er führte anfangs durch dichte Waldungen und zeigt
häufige Spuren der verheerenden Bürgerkriege, die im Lande
gewüthet hatten. Der Reisende hatte es lediglich der kriegerischen
Haltung seines von ihm mit Flinten bewaffneten Gefolgs zu
verdanken, daß er das von den Congosen förmlich blockirte Thor
von Pembo glücklich erreichte. Auch die aus 80 Soldaten und
350 Coolies bestehende Karavane, in deren Begleitung er wieder
aufbrach, hatte auf ihrem Marsche wiederholte Angriffe aus-
zuhalten. Von Shemba Shemba aus eilte der Reisende wieder
nach Quinsambo und kehrte sodann mit einem Schooner nach
Loanda zurück. Ein englisches Kriegsschiff nahm ihn mit nach
Fernando Po, wo er im Hafen von Clarence Cove landete,
nachdem er unterwegs am Cap Lopez-Goncalves, der Nordspitze
von Niederguinea, wo sich bis vor kurzem eine vielbesuchte
Station der Sklavenschiffe befand, eingelaufen war. „Eine
prächtigere kleine Grottenbucht läßt sich kaum denken, besonders
wenn man an einem klaren Tage von Williamspoint auf seine
mit Palmen umsäumten Klippen blickt, die ringsumher durch
grüne Landzungen eingezackt und vor dem Ocean geschützt wer-
den, während sich im Hintergrunde das gewaltige Waldgebirge
aufthürmt. Spaziergänge sind wegen des dicht verschlungenen
Unterwuchses nicht sehr bequem und nur möglich, wenn man
die engen Fußpfade der Boobies verfolgt. Oft aber gelangt
man unerwartet an die Ufer eines klar und frisch zwischen dem
ewigen Grün dahinmurmelnden Balthstroms, und dort unter den
hochgewölbten Baumdomen die Hige eines tropischen Mittags
zu verträumen, gehört zu den Genüssen, zu denen die Ent-
rennung gern zurückkehrt. Außer den wenigen Weißen bestand die
Anfiedelung, der der Gouverneur den Namen Isabella zu geben
gedachte, aus einer Colonie von Sierra Leone eingeführter Neger
und einer Anfiedelung von Krammännern, die nach einer Reihe
von Jahren in ihre Heimat zurückzukehren pflegen, um neuen
Anfömmilungen Platz zu machen. Früher lebten sie in vielfachen
Zwistigkeiten mit den Eingeborenen der Insel, die auch unter
sich häufige Kriege führten, doch wird jetzt die Ordnung kräftig
durch den Gouverneur erhalten, der oft seinen groß-
köpfigen Stod, ein unerleuglicher Heroldsstab, durch die Insel
sendet, um den Frieden zwischen feindlichen Stämmen zu ver-
mitteln. Mitunter wenden sich die Boobies an ihn aus eigenem
Antriebe, um Prozesse zu entscheiden, für die der Verstand ihrer
Kletterer nicht zureicht, oder kommen um Einkäufe zu machen,
in kleinen Trupps nach Clarence Cove. Sie durchschreiten in
Jadlanfle (oder Gausimark) die verschiedenen Straßen, lassen
sich in den ihnen bekannten Häusern bewirthen und sehen dann
in ihre unerforschten Däldichte zurück. Kapitän Percroft war
der einzige, der bis zum Gipfel des Bergs gelangt ist, und
war nur nach mehrwöchigen Anstrengungen und mit Verlust von
Menschenleben. Die Boobies, die den hervorstechenden Krain

als häufig und die Heimat ihrer Vorfahren betrachten, sehen es an, wenn sich jemand ihm allzu fernweg nähert und erwidert den Herrschenden verheerender Krankheiten als die Strafe solchen Frevels.“ In den Wäldern kommen Kafferbäume vor, deren Frucht ein eigenthümlich kostbares Aroma besitzt; doch beschränkt sich die Ausfuhr der Insel auf Vams. Ein Ausflug in die Insel gab dem Verfasser Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten und Sitten der Moobies näher zu beobachten; die angegebene Beschreibung derselben müssen wir dem Leser in dem Buche selbst zu suchen überlassen. Das Werk schließt mit der angenehmen Schilderung eines Besuchs bei einer Geschäftsdame, in deren Hause sie den „König“ Dufe von Nimbia als Staatsgast empfangen vorfindet. König Dufe war nämlich bei besagter Dame tief in Schuldens Gerathen und hatte sich durch einige Rufen superfinen Kam auf ihren Schooner verladen lassen seine einzige Hoffnung auf Freiheit ruhte jetzt auf dem Palmöl, das leider kaum auf den Bäumen zu finden begonnen hatte.

Es viel hielten wir nöthig anzuführen, um den räthselhaften Bericht abzugrenzen, den die im vorliegenden Buche beschriebene Dame umspannt. Hiermit würde aber das Werk noch bei weitem nicht ausreichend charakterisirt sein. Wir müssen zunächst hinzufügen, daß dem Verfasser eine wahrhaft herausragende Verantwortlichkeit mit allen Gebieten der Ethnographie und Culturgeschichte zu Gebote steht, daß er diesen Wissenschaft durch längere Reisen in sämtlichen fünf Welttheilen vermehrt und reichhaltigt, daß dieser seltene Verein von theoretischen und praktischen Studien sein Verständnis für alles Eigenthümliche und Bedeutende in Natur- und namentlich im Völkerverleben, sowie seine Auffassungs- und Beobachtungsgabe bis zu einer außerordentlichen Sicherheit und Geläufigkeit geschärft hat, daß sein Urtheil ebenso unbefangene wie seine Weltanschauung freikannig ist, und daß alle diese Vorzüge, deren Zusammenwirken erst die wahre Begabung zum Forschungsreisenden ausmacht, sich in einer klaren, frischen und edeln Ausdrucksweise und Darstellungsform widerspiegeln. Um diesen Ausdruck, soviel er auch sagt, zu begründen, würde es genügen, die erste beste Partie des Buchs, die eine Reihe von gelegentlichen Bemerkungen abtheilt, einander reist, wörtlich anzuführen. Aber der Verfasser hat mehr: obgleich seine Reisebeschreibung als solche unter den vollständigen Eigenschaften dieser Literaturgattung eine hervorragende Stellung einnimmt, so überschreitet sie dieselbe doch bei weitem weitläufig und greift in das Gebiet systematischer Darstellung über, theils vorbereitend durch die Heranziehung analoger Erscheinungsformen, theils durch eine Reihe dem Geiste der Erzählung selbst einverleibter Abhandlungen über verschiedene Fragen und Erscheinungen des Culturlebens. Wir erwähnen nur die wichtigsten: über den Regensjargon und die cosmopolitische Bedeutung des Englischen; über Wort- und Schriftsprachen; über die Entwicklungsformen der politischen und kulturellen Zustände der Völker; über das Reisen im innern Afrika; über die älteste Geschichte Angolas; über die Auswanderungsfrage; über die Kanariern; über den Sklavenhandel, und vor allem die perkretenen Aufsätze über den Fetischismus, welche jedoch erst im folgenden Bande zu ihrem Abschluß gelangen sollen. Einige dieser Grenzfragen scheinen dem Gegenstande der Darstellung ziemlich fern zu liegen; aber man darf nicht vergessen, daß der Verfasser hauptsächlich anregen und überall auf tiefere wissenschaftliche Verhältnisse hinweisen will; wenigstens macht das ständige Hervorheben die den Eindruck des Fremdartigen. Zielsetzungen bringen wir die Darstellungsweise des Verfassers nach den oben erwähnten Mängeln hin dem Verständnis des Lesers am besten nahe, indem wir eine seiner interessantesten Abhandlungen vollständig mittheilen, wobei wir leider die überreichliche Fülle der Rücksicht auf den Raum weglassen müssen. Der Verfasser spricht von der früher in Congo herrschenden Sitte, nach welcher die Prinzessinnen ihren Gemann beliebig aus den Provinzen des Reichs wählen konnten. Ein solcher, der sich durch mehrmonatliche Einsamkeit auf seine Erhöhung vorbereiten mußte, wurde ihr willkürlicher Sklave. Eine andere Frau zu sehen,

würde der Lob für diese und für ihn gewesen sein, und wegte er das Haus verließ, wurde ihm deswegen stets ein Lament vorgetragen, damit die Frauen Zeit zum Weinen hätten. Nach dem Tode seiner Herrin konnte er erlöst werden, trat aber dann auch in alle Rechte eines königlichen Prinzen. Congo ist nicht das einzige Land, wo solche Paradoxen existirten, und in Afrika war sogar der Wette der Schwester des Königs gezwungen, ihr als Sklave in das jenseitige Leben zu folgen, sagt der Verfasser und fährt sodann nach der erwähnten Unterzählung fort:

„Wenn die Kritik alle die lieferten Erzählungen von den in slavischen, amerikanischen glaubt hat in das Gebiet der Küste sie sich hauptsächlich auf die, auf das Widerwärtige eingeleitet die Männer kämpfenden von dem europäischen Welttheil Nähe geben will, sich in die roh Völker hineinzuführen, wird daß die Knechtschaft, in der die halten wird, zu Zeiten in ihr die mögliche Erleichterung eines beständigen. Im allgemeinen wird Staatsverhältnissen, die eine Tätigkeit verlangen, schon seiner gegen den Mann zurücktreten, wenn nur die unterste Stufe der überschritten ist, stehen beide auf Frauen der Sklaven waren nach geistlichem Ruche gleich und gabe sicher. In Sansabrien erbten die Strabo mannichfache Ansprüche in späteren Zeiten spricht man Fuente Rabia in Biscaya. Dem, wie Ammianus Marcellinus im Quartier liegenden Soldaten nöthigenfalls auszufragen, und waren mehr gefürchtet als die Männer. Die wilden Einbern, vor denen Rom erzitterte, seien widerstandlos unter dem Schwerte ihrer Frauen, und Aurelian pflanzte seinen Triumph mit gothischen Kriegerinnen, die als Abkömmlinge der Thalestria figurirten. Der Einfluß der zu gegenseitigem Schutze verbundenen Weiber im Sudan ist so mächtig, daß der in die Welt erklärte Mann oft zum Auswandern gezwungen wird. In den Dörfern der Bechuanas, von denen, sowie von dem Weiberregimente der Bantus, Dr. Livingstone spricht, haben die armen Männer sich täglich über die schlechte Behandlung, die sie erfahren, zu beklagen, und können selbst den Triumph Gudeped zu reiten nicht genießen, ohne von ihren herzlosen Tyranninnen ausgelacht zu werden. Solche Verhältnisse mögen öfter in Afrika existirt haben und schon im heroischen Zeitalter bedurfte es eines Hercules, um unter den Kämpfen der Amazonen und Gorgonen die Würde der Männer herzustellen. Hatten sie dann einmal wieder die Oberhand erhalten, so suchten sie sicherlich dieselbe durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu bewahren; denn die Idee der Gleichberechtigung hat sich nirgends dort entwickelt. Aus diesem Diktiren bildeten sich jene geheimen Associationen, die besonders als Burro, Gomo, und andere Ggbo-Arten an der ganzen Westküste bekannt sind und deren Zweck, abgesehen von der religiösen Bedeutung ihrer cadmilleischen Wiedergeburt, besonders dahin geht, die ausgeschlossenen Frauen um so gewisser in Unterwerfung zu halten. Der Ruf Dru dient in Yoruba ebenso um Zucht und Ordnung unter ihnen zu bewahren, als der Besuch des unheilvollen Rumbi-Jumbo unter den Mandingoes. Die Frau steht nicht zu dem Manne in dem Verhältnisse eines Ehegatten, sondern eines Sklaven, und wie bei der Vermählung der freien im Alterthume die Sklavenaufstände gefürchtet waren, so müssen es an der afrikanischen Küste, wo die freie Bevölkerung in manchen Dörfern oft auf wenige

Personen zusammenzuschmelzen ist, zugleich die Kustände der Frauen sein. Dieselben sind um so leichter da, wo jeder Stand, jedes Geschlecht, jede Altersklasse sich associirt, auch die Frauen gemeinsame Berathungen und Zusammenkünfte halten, in denen Klagen über geschehenes Unrecht leicht zum Entschlusse der Rache führen können. Jene Erzählungen des Alterthums, wo die zum Kriege ausgezogenen Männer bei ihrer Rückkehr von den Frauen zurückgewiesen wurden, würden sich gewiß in Afrika jedesmal wiederholen, wenn dort mehrjährige Expeditionen gemacht werden sollten. Ein umherziehender Frauenstaat könnte ebenso gut ohne Männer bestehen wie die ältern Jagas ohne Frauen, sich stets frisch rekrutirend und die mit Sklaven erzeugten Kinder auslegend. Sie würden immer bergbewohnende Gargareer für Besuche im Frühjahr finden oder sautomatische Jünglinge in der Mittagshitze. Als sich später unter den Jagas die Anforderungen des Familienlebens geltend machten, hatten die Frauen unter ihren Königinnen auch oft das Uebergewicht. Die alten portugiesischen Geographen sprechen von den erbitterten Kämpfen welche die Amazonen in Mataman mit den Kannibalen führten, und in den einheimischen Sagen finden sich vielfach ähnlich zu deutende Anklänge. Die Königin der Zentees, die mit ihrem Gemahl um den Besitz des goldenen Stuhls streitend auswanderte, repräsentirt die Spindelhälfte der Bevölkerung. Auch an den Grenzen der Guay wird ein Reich der Weiber erwähnt. Als die Königin Gingha, die ihren Harem befähigend gefüllt hielt, in Matiambe herrschte, wurden in der That die Männer in einer Art Knechtschaft gehalten, und die Missionare erzählten manche Beispiele von den Erniedrigungen, denen ihre männlichen Begleiter ausgesetzt waren. Solche Semiramisse fehen vielfach in der Geschichte wieder, besonders in Afrika, wo die meisten Stämme ihre Myrene oder Orithya haben. In Dahomei, wo die weiblichen Regimenter stärker und waffenkundiger als die männlichen sind und alle Berathungen nach ihren Launen entscheiden, können sie jeden Augenblick die Herrschaft an sich reißen und dann würde die langdauernde Sklaverei in vollem Maße entgolten werden. Auch bei den Achantees ähnelt die Autorität, die die Schwester des Königs über seine weiblichen Unterthanen ausübt, in einigen Punkten einer unabhängigen Stellung. Despoten haben vielfach, wie noch jetzt der König von Siam, ihrer Leibgarde aus Frauen gebildet, da sie der Treue weiblicher Sklaven sicherer zu sein glaubten, aber das an die Führung der Waffen gewöhnte Weib wird sich später nicht mehr geduldig misshandeln lassen. Der Dienst der Regis tragenden Pallas kammt vom Tritonischen See. An der ganzen Küste Afrikas ist die Zahl der weiblichen Bevölkerung schon wegen ihrer geringern Ausfuhr nach Amerika überwiegend; sie hat längst über ihre Erniedrigung geweint, aber allmählich, besonders seit dem vermehrten Verkehr mit Europäern, beginnt sie ihre Stärke zu fühlen. Die Männer haben die Zeichen des in der Ferne torenden Sturms erkannt. Auf alle Weise bemühen sie sich, das Grausige ihrer Ceremonien zu erhöhen, auf das anglichste das Dunkel der Mythen zu wahren. Aber unsere Zeit ist skeptisch, auch in Afrika haben die Frauen begonnen, die Gespenster zu betasten; man sagt, daß sie schon gelacht, daß sie gezwweifelt, ob der Ogogun kein Mensch sei. Schon hat sich der weibliche Freimaurerorden Njemba dem Nda gegenüber erhoben. Wehe euch, ihr afrikanischen Tyrannen, die Rache der Mänaden wird eine schreckliche sein! In Ollome führte mich mein Wirth, der in der Vereitung eines trefflichen Palmölsteaks excellirte, trüben Sinnes durch die verschlungenen und gekreuzten Gänge seiner Wohnung, in deren innerstem Gemache er schlief. Er hatte Grund, sich sorgsam zu verschansen, denn 20 erbitterte Feindinnen bewohnten seinen Hof, und mit Recht mochte er die Stunde verwünschen, wo sein Reichthum ihn verführt hatte, sich damit zu umgeben.

Mit allem dem bisher Gesagten würde indeß das vorliegende Werk noch immer nicht nach seiner Eigenthümlichkeit charakterisirt sein. Was dasselbe von andern vorzüglichen Leistungen auf gleichem Gebiete unterscheidet, ist das entschiedene Bewußtsein des Verfassers über die gegenwärtige Stellung der Reiseliteratur im

Gesammtorganismus der Wissenschaften und die dadurch bedingte Aufgabe derselben. Dieses Bewußtsein spricht sich eigentlich überall in dem ganzen Werke aus; seinen concentrirtesten und systematischsten Ausdruck findet es aber gegen das Ende hin, wo der Verfasser seine eigenthümliche Stellung zur Wissenschaft der Gegenwart und damit ein gutes Theil seiner Weltanschauung auseinandersetzt. Er bittet dort um Entschuldigung, daß er nicht näher auf die culturhistorische Bedeutung der Negerinsurrectionen eingehen könne, sondern sich vorläufig nur mit Aufhellung der Facta begnügen müsse. Die in unserer Philosophie herrschende Begriffsverwirrung mache dies unmöglich, denn jede Philosophie, die sich nicht auf Psychologie begründe, sei ein Unbiling. Das Wesen der Seele aber könne nur auf historischem Wege vollständig erkannt werden, und vor allem sei es die Geschichte der Mythologien, d. h. der Erscheinungsweisen, wie sich die religiösen Bedürfnisse in den Anfängen des Bewußtseins zu verwirklichen streben, deren Inhalt die zu einem Aufbau der psychologischen Wissenschaft unentbehrlichen Thatfachen beizubringen habe, vorausgesetzt daß man darunter nicht die abgegangenen Systeme der Schulen oder die Ausschmückungen der Poeten, sondern die eigentlichen Volksreligionen verstehe, die überall aus der tiefen Sehnsucht der Menschennatur hervorgewachsen seien. Die letztern zu erforschen sei gegenwärtig dem Reisenden auch in den entferntesten Gegenden die Möglichkeit gegeben; es sei aber hohe Zeit den günstigen Augenblick zu benutzen, da mit dem Einbringen höherer Lehren und dem Austausch der Ideen sich die Originalitäten bald verwischen müßten. Habe man auf diese Weise eine Embryologie des menschlichen Geistes hergestellt, so werde mit Hilfe unserer großen formalen philosophischen Ausbildung leicht die geistige Einheit in der Mannichfaltigkeit des Stoffes zu erkennen und die Schranken kleinlichen Schematismus niederzuwerfen sein, das nur zu irrigen Systemen führen könne. Ganz besonders Vorsicht sei in der Mythologie anzuwenden, wo die Aehnlichkeiten gerade wegen ihrer Allgemeinheit zur Erklärung specieller Fälle durchaus werthlos seien. Hier vor allem komme es darauf an, die genetische Fortentwicklung der Idee in der Weltgeschichte zu verfolgen, eine Methode, die zwar langsam, aber sicher zum Ziele führe. „Solange eine reizbare Empfindsamkeit zurückschreit, den Menschengestalt in den wirrigen Verirrungen seiner frühesten Lebensperiode anzuschauen, solange sie die von der Natur selbst gewebten Fäden, die sie mit dem rohen Fettschambeter verknüpfen, nicht sehen will, solange sie sich nicht entschließen kann, diesen letzten zum Gegenstande ihrer Untersuchung zu wählen, werden wir des wichtigsten Mittels verlustig bleiben, eine objective Weltanschauung zu gewinnen. Nur die naturwissenschaftliche Forschungsmethode verbürgt einen sichern, jeder Anfeindung spottenden Fortschritt, nur sie kann uns über unsere höchsten Interessen aufklären, die immer Glauben bleiben müssen, solange sie noch nicht Wissen geworden sind.“

Käme es nun darauf an, diesen Gedankengang einer eingehenden Kritik zu unterziehen, so würden wir nicht nur einzelne Sätze zu widerlegen, sondern auch die ganze ihm zu Grunde liegende Weltanschauung wesentlich zu modifiziren haben. Wir hätten vor allem die Ehrenrettung der bisherigen Philosophie zu unternehmen, der wahrlich ein größeres Verdienst zukommt, als das, in müßigen Gedankenspielen unsere formale Denkfertigkeit ausgebildet zu haben; wir hätten dem Verfasser einzuhalten, daß der aposterioristische Fortschritt in der Wissenschaft allemal, ausdrücklich oder stillschweigend, auf Voraussetzungen beruht, die nur a priori entwickelt werden können; daß neben der genetischen Methode auch die analytische und synthetische ihre volle Berechtigung haben, und daß die von ihm empfohlene genetische Methode von der naturwissenschaftlichen, mit der er sie zu identificiren scheint, grundwesentlich verschieden ist. Erwägen wir aber, daß der Verfasser bei dieser ganzen Erörterung fortwährend seinen besondern Zweck vor Augen gehabt und seine Aufgabe als Reisender und Forscher auf dem Gebiete der Ethnographie wissenschaftlich festzustellen gesucht hat, so können wir nicht umhin, seinen Ansichten unumwunden beizupflichten. Wenn der Inhalt

der Aufschreibung mehr als ein bloßer Curiositätenkram sein soll, so darf der Verfasser den historisch-genetischen Standpunkt nicht aus dem Auge verlieren. Es ist das große Verdienst des Verfassers, die Wichtigkeit ethnographischer Forschungen für den Ausbau der Philosophie von diesem Standpunkte mit Entschiedenheit dargelegt zu haben. Wir selbst haben schon früher in d. Bl. nachgewiesen, wie auch die vorwiegend analytischen und die vorwiegend synthetischen Wissenschaften zur Begründung ihrer Principien der genetischen Methode nicht entbehren können und die Logik so gut wie die Physik sich dazu verstehen muß, eine innere Entwicklungsgeometrie aufzuweisen. Wir haben dabei auf die Wichtigkeit der Mythologie für die psychologische Grund- und Elementarwissenschaft des Geistes aufmerksam gemacht und freuen uns der entschiedenen Zustimmung des Verfassers; nur sind wir geneigt der Erforschung der Sprache eine noch größere Wichtigkeit dabei einzuräumen als im Verfasser, der indess dieser unmittelbaren und lauteeren Erscheinungsform des Geistes ebenfalls eine mit stetem Verstand gepaarte Aufmerksamkeit zuwendet. Nur möchten wir und hätten, diese ganze Weltanschauung mit dem Verfasser als die psychologische zu bezeichnen. Wie er diesen Ausdruck auffaßt, würde eigentlich die ganze Philosophie darin aufgehen. Handelte es sich dabei um weiter nichts, als um einen Wechsel der Terminologie oder um einen Hinweis auf die Nothwendigkeit einer tiefen Begründung der Wissenschaft vom subjectiven oder individuellen Geiste, so ließe sich am Ende nicht viel dagegen einwenden; da aber, wie das Beispiel der neuesten auf die Psychologie begründeten philosophischen Systeme in England und Frankreich, theilweise auch in Deutschland lehrt, bei einer solchen Aufassungswiese des philosophischen Problems die Philosophie so ziemlich zur Psychologie im bisher gebräuchlichen Sinne des Wortes zusammenschrumpft, so erscheint uns die Art und Weise, wie der Verfasser die Zukunftsaufgabe der Philosophie formuliert, keineswegs als unbedenklich.

Setzt es mit dem, was der Verfasser über die Wichtigkeit ethnographischer Forschungen für den Ausbau der Philosophie sagt, seine vollkommene Wichtigkeit, so wird man ihm auch darin unabweislich beistimmen, daß gerade der Boden Afrika in dieser Hinsicht die reichste Ausbeute für die Wissenschaft verspricht. „In Afrika noch unerforschten Innern, an seinen wenig betretenen Küsten wird uns die beste Gelegenheit gegeben sein, den Menschen in den ungehörten Verhältnissen seiner nothwendigen Entwicklung aufzufassen. Dem Naturzustande hat er auch hier sich lange entzogen; auch hier sind seit der Vorzeit Staaten entstanden und gefallen, haben Völker geblüht und gekämpft, aber ihre ganze Geschichte ist in fest umschriebenen Grenzen abgeklungen und endet, mit dem Stempel selbständiger Entwicklung geprägt, dem Forscher ein abgeschlossenes Bild, aus dem sich interessante Vergleichen entnehmen, wichtige Folgerungen heraus ziehen lassen. Bisher war Afrika für die Weltgeschichte kaum vorhanden, aber indem sich jetzt jährlich die Kenntniß seiner Länder erweitert, wird es mehr und mehr in die ihm gebührende Stellung eintreten und eine höhere Bedeutung gewinnen.“

Der Verfasser ist verhältnismäßig nur eine kleine Strecke in das Innere eingebrungen. Er hält eine Beschiffung des Congo für möglich, würde aber für seinen Theil eine Landreise vorziehen. In Lande wird nach seiner Meinung ein entschlossener Reisender, der auf genügende Weise ausgerüstet ist, in Südafrika, wo keine großen Staatenverbände existiren, kaum Hindernisse finden. In Begleitung von 50 — 60 mit Gewehren bewaffneten Kriechlingen der Küste, die sich für eine Kleinigkeit austräßen und monatelang unterhalten lassen, wird ein Europäer in die weithin Gegenden nach seinem Belieben die für seine Zwecke vortheilhafteste Route sich auswählen können, da kein Potential der Innern die Macht oder auch nur den Rath besitzen würde, den Durchzug zu verweigern und die gegenseitige Rechtlosigkeit der einzelnen Stämme gerade für die Treue und Tapferkeit des eigenen Erfolgs bürgt. Je weiter im Innern, desto bedeutender der moralische Eindruck eines solchen Zugs und desto geringer

brauchen.

Der folgende Band soll die Reisen an der Küste Guineas und auf dem Gambiaflusse begreifen und zugleich manche der begonnenen Erörterungen, besonders über die kassischen und religiösen Verhältnisse der Neger, zum Abschlusse bringen. 7.

Fernan Caballero.

1. Ausgewählte Werke von F. und eingeleitet von L. G. Paderborn, Schöningh. 181
2. Fernan Caballero's spanischen übersezt von Hugo Theil. Breslau, Max u. G.

Das Vaterland des „Don Schelmensromane“ hat, nach einer auf dem Gebiete des Romans, Kellner hervorgebracht, welcher n wenig lesenden Spanien große ungewöhnlich schnell europäische Grund theils in der Neuheit der tereffe, welches Erzählung und theils in der lehrreichen Tendenz ihres jedenfalls talentvollen Wer Fernan Caballero. Die Franzosen segenungen angeeignet, und in De zu verwundern ist, haben sich Bearbeiter gefunden. Die Kritiker: Juan Eugenio Hart jarro, Antonio Gavantes, Espino, der Marquis von No Herzog von Rivas u. a. hab-

allergünstigste ausgesprochen und damit nur die Ansicht der gebildeten Gesellschaft Spaniens überhaupt ausgedrückt. Unter den deutschen Kennern der spanischen Literatur war es namentlich Ferdinand Wolf, der in einer Abhandlung „Ueber den realistischen Roman bei den Spaniern, mit besonderer Rücksicht auf die Werke von Fernan Caballero“ in Adolf Eberts „Jahrbuch für romanische und englische Literatur“ (Bd. 1) die Aufmerksamkeit auf Fernan Caballero leitete, und die unter diesem Namen erschienenen Romane und Sittenschilderungen als solche bezeichnete, welche in der Geschichte der spanischen Prosaabichtung Epoche machten.

Aber wer ist er, der „große Unbekannte“ Spaniens? Mann oder Weib? jung oder alt? von vornehmer oder geringer Familie? Autodidakt oder von gelehrter Bildung? Gelegenheits-schriftsteller oder Schriftsteller von Profession? Wenn wir der verbreiteten und von den meisten als wahr angenommenen Hypothese folgen, so würden wir Deutsche an den Verfasser, der aber nach dieser Hypothese eine Verfasserin wäre, ein besonderes Anrecht haben. Lemke bemerkt in dem Vorwort zu seiner Uebersetzung, es sei schon im Jahre 1849, wo Fernan Caballero zuerst im Heftlein des „Clamor publico“ mit dem Roman „Die Röde“ auftrat, gemuthmaßt, daß sich unter diesem Namen, welcher ursprünglich der eines Kledens in der Mancha ist, ein Mitglied des schönen Geschlechts verberge. „Nicht nur die Vorliebe für die Schilderung weiblicher Charaktere (fährt Lemke fort) und die besondere Kunst darin, sondern auch Stil, Darstellung und alle sonstigen Merkmale, an welchen weibliche Beden zu erkennen sind, lassen kaum einen Zweifel übrig, Fernan

Korrekturen und Schriften einen neuen und bessern literarischen Geist in Spanien heraufzuführen half.

Wenn nun aber die Annahme, daß Fernan Caballero die Tochter Böhl's von Faber sei, doch eine irrthümliche wäre! Fernan Caballero hat nämlich die angenommene Identität mit Cecilia de Arrom bisher noch keineswegs eingeräumt. Als die Buchhandlung Joseph Marx und Comp. ihm das Unternehmen einer Uebersetzung seiner Romane anregte, erwiderte Don Caballero unter anderm: „Sie haben unrecht gethan, indem Sie den mancherlei über mich verbreiteten Nachrichten Glauben schenken. Ich bin nicht die Person, für die Sie mich zu halten scheinen, ich bin Don Fernan Caballero — dies ist mein Name.“ Ferner führt August Seyder am Schluß des Vorworts zu seiner Uebersetzung folgende Stelle aus einem Briefe Don Caballero's vom 9. September an den Verleger an: „Je ne désire nullement, que chaque traducteur dise sur ma personne des absurdités sans fondement, ni s'occupe de ma personne, qui fait toute publicité; je vous prie donc, si vous faites traduire quelque chose écrite par moi, de ne pas répéter les faussetés, qu'ont dit les traducteurs, dont je n'ai l'honneur de connaître aucun.“ Indes weiß man, was solche Verwahnungen in Fällen dieser Art bedeuten. Fernan Caballero sagt nirgends ausdrücklich, daß er nicht Cecilia de Arrom sei, er sagt nur, daß er irgendeine Person nicht sei, für die man ihn halte; er will in seiner Eigenschaft als Schriftsteller ein und für allemal seinen nom de plume respectirt wissen.

Jedenfalls hat die Einflüsse deutscher Bildung und die Kenntnis deutscher Sprache und Literatur, deutschen Volks und Landes in Fernan Caballero's Romanen unverkennbar. Zwar die ohnehin seltene Anführung einzelner deutscher Wörter und selbst ganzer Phrasen (z. B. in der „Röve“), ein Citat aus dem „aristokratischen“ Schriftsteller Pädler-Rustau, eine Bemerkung über den Ritter Götz von Berlichingen, die Mittheilung eines ganzen, wie Fernan Caballero versichert, „erhabenen“ Stills aus Müllner's „berühmtem“ Trauerspiel „Die Schul“ und andere gelegentliche Citate kommen um so weniger in Betracht, da Don Caballero gerade unsere größten Dichter und Denker fast nirgends erwähnt, nirgends in einer Weise, die von einem tiefen Studium derselben und von einer innigern Zuneigung zu ihnen zeugte. Möglicherweise ist hieran der Umstand mitschuldig, daß gerade die größten epochenmachenden Geister unsers Volks einer Richtung angehörten, welche mit der katholischen Weltanschauung Fernan Caballero's sehr wenig im Einklang steht; aber auch selbst solcher deutschen Schriftsteller, welche, wie Friedrich Schlegel, Herder u. s. w. zuerst wieder eine tiefere Auffassung der katholischen Kirche und des Katholicismus in ihrem Princip vor in ihrer geschichtlichen Entwicklung begründeten, haben wir nirgends gedacht. Dieser Einfluß deutscher Bildung zeigt sich vielmehr am deutlichsten und unverkennbarsten in gewissen Eigenschaften dieser Romane, in einer Naturanschauungsweise, wie sie bei romanischen Völkern nur selten getroffen wird, und in der Neigung zu häufigen, nur locker mit der Handlung verflochtenen Reflexionen und väterlichen oder in diesem Falle mütterlichen Belehrungen, wie sie in dieser Weise nur in deutschen Schriften gefunden werden. Zuweisen wird sogar ganz in deutscher Weise über ästhetische Gegenstände z. B. über den Stil (in dem Roman „Elementa“, S. 354 fg.) discutirt. Die verständig kritische, reflectirende Natur des trotzdem später zum Katholicismus übergetretenen Vaters scheint hierauf von größtem Einfluß gewesen zu sein. Dabei aber scheint doch Fernan Caballero — immer vorausgesetzt, daß er mit Cécilie Böhl identisch ist — eine sehr günstigen Jugendeindrücke aus Deutschland nach Spanien mit hinübergenommen zu haben, oder Mutter und Schwiegermutter, deren Naturell sich begreiflicherweise von dem norddeutschen Klima und noch mehr von dem norddeutschen, im ganzen so ungemüthlichen Umgangsston angewöhnt fühlte, haben eine Verkümmung gegen die Landstriche ihres Vaters in ihr wach gerufen. Und es war in der That für ein aus dem südlischen Spanien nach Norddeutschland verpflanztes, in ultra-

wie in ihr das Blut und die Bildung dreier Nationen gemischt, und wenn man mit recht feiner Sonde in das Fleisch ihrer Romane eindringen wollte, so würde man zu dem spanischen und deutschen Element auch das dritte, das deutsch-englische, wohl aufzählen können. Ihr erstes Lebensjahr brachte sie mit ihren Aeltern, erzählt Lemcke, theils in Hamburg, theils in Braunschweig zu, an welchem letztern Orte ihr Vater, um seinem geliebten Lehrer Campe nahe zu sein, sich ganz niedergelassen gedachte, ein Plan, der nur durch die entschiedene Abneigung seiner Frau und Schwiegermutter gegen norddeutsches Leben und norddeutsche Sitte vereitelt wurde. Nach einem abermaligen, mehr als siebenjährigen Aufenthalt in Spanien, lebte Cecilia, deren Erziehung in Hamburg vollendet wurde, mit ihrem Vater wiederum in Deutschland,ehrte aber, nach Lemcke's Angabe 1813 (1815?) für immer nach Spanien zurück, wo sie noch jetzt in Sevilla in dritter (zweiter?) Ehe und in den angenehmsten Verhältnissen.

Verfasserin verschiedener geistvoller in Deutschland unsers Wissens, als eine deutsch geschriebene Romanburger literarischen und kritischen am Jahre 1840 (Nr. 1864 vom Ob und wiefern diese oder andere haben, Cécilie Böhl mit Fernan dgen wir nicht zu entscheiden. Die uns Deutsche fast immer noch mit er die Achseln an, und Fernan mal, wenn er bemerkt, daß man os (wie die spanischen Bierengel sagen) und mit der des „Moskobenutzung verbande; aber trop n sich (wie Lemcke in seinem Vorurtheilen und ausländischem

Hochmuth zum Troß, deutsche Bildungselemente und deutsche Anschauungsweise gleich einem unsichtbaren Fluidum über die Grenzen des „geographischen Begriffs, den man Deutschland“ nennt, hinaus über Rhein, Alpen, Nordsee und Pyrenäen, um dort, gleich dem Blütenstaube, den der Wind fern herweht, ihre befruchtende Kraft zu üben und demnächst in der geistigen Production der einzelnen Nationen erkennbar hervorzutreten“. Der bedeutendste dramatische Dichter des neuern Spanien und vielleicht sein bedeutendster Kritiker, Juan Eugenio Garçonbusch, ist deutscher Abkunft, und sein bedeutendster Romandichter ist das Kind eines deutschen Vaters, der selbst durch seine kritischen

scholischen Aufzeichnungen erzogenes junges Mädchen stierlich die harte Aufgabe, in einem protestantischen Lande und zum Theil auf einem mittelbäurlichen Dorfe, Schwelow, dem Landgut ihres Vaters, den schönsten Theil ihrer Jugendzeit zubringen zu müssen. Zwar die Deutschen erscheinen Fernan Caballero keineswegs als grimmige unwissende Kannibalen in Wölfe- und Menschenfresser, vielmehr schildert sie in der „Rosa“ einen Deutschen, Ramon Fritz Stein, einen in spanische Dienste übergesetzten Feldchirurgus, als einen ebenso gutmüthigen und kenntnisreicheren, als schwächlichen, blöden, körperlich unscheinbaren und an Charakter und Willenskraft unbedeutenden Menschen, womit doch schon in einzigem Widerspruch steht, daß Fritz Stein überhaupt nur Muth genug besaß, spanische Felddienste zu nehmen und sich den Augen der Gegenpartei und Strapazen und Gefahren allerlei Art auszusetzen. Solche unternehmende Menschen, selbst wenn sie Deutsche sind, pflegen doch von Haus aus nicht gerade schwächlichen zu sein oder ihre Willigkeit sehr bald abzumelden. Der Gegensatz zwischen der ritterlichen und edeln Erziehung des spanischen Herzogs und dem gedrückten eingebornen Wesen des jungen Deutschen, dessen sich jener auf dem Dampfschiffe wie eines schwachkönnigen Kindes annimmt, ist dem Deutschen doch zu wenig schmeichelhaft. Freilich, Fritz Stein war „der sechste Sohn eines Lehrers in einer kleinen sächsischen Stadt, der sein ganzes Vermögen auf die Erziehung seiner Kinder verwandt hatte. Der, welchen wir fordern kennen lernen, bestand nach Vollendung der seinigen ohne Beschäftigung und ohne Anstellung, wie es so vielen armen jungen Leuten in Deutschland geht, nachdem sie ihre Jugend trefflichen und gründlichen Studien gewidmet oder ihre Kunst bei den besten Meistern getrieben hatten.“ Diese Bemerkung ist nur zu richtig; der Druck der kleinen Kleintheile der Verhältnisse ist es, welcher so viele Tausende jährlich vom deutschen Boden hinwegjagt, und diese Tausende, was das Schlimmere ist, vielfach in gekünstelter, gebrochener, gedemüthigter Gestalt, wodurch dem deutschen Namen nur bei andern Völkern Unrecht erwächst. Ueber diese im Auslande auf den Deutschen lassende Misachtung trösten sich die Angehörigen mit der „Höhe der deutschen Wissenschaft“, mit der bedeutenden Renommée gegen die „Philister“, mit den vielen Gelegenheiten zu hochklingenden Trinksprüchen, mit dem „schönen“ und „tapferen“ regulären Militär und seinen Paraden und Manövern, mit dem großen Vorrath von Orden und Titeln, womit das „Verdienst“ bei uns bedroht ist, mit Pinakotheken, Glyptotheken, Museen, Standbildern, Theatern u. s. w. Wenn der ins Ausland Verschlagene nur all diese Pracht in seinem Arkosol mit sich nehmen könnte! Zum Theil hängt diese den Deutschen im Auslande so oft gezeigte Misachtung mit der Zersplitterung Deutschlands, mit seiner Ohnmacht als eines politischen Ganzen und mit andern oft und viel besagten Uebelständen allgemeinerer Art zusammen; aber davon abgesehen, können die Individuen selbst durch gegenseitige billigere und humanere Behandlung und durch rücksichtsvollere und großherzigere Begegnung mehr als bisher dahin wirken, in jedem einzelnen jener männliche Selbstachtung zu erwecken und zu nähren, die wir von hoffärtiger Großthuerie und Renommisterei wohl zu unterscheiden bitten; denn die letztere fliehet direct auf die Demüthigung und Misachtung der Nebenmenschen los. Die Bemerkung, daß im deutschen Volke die auffallendsten Gegensätze hart aneinander liegen, ist keine vom neuesten Datum. Auch der unerfreuliche Gegensatz von aufgeblasenem Dünkel und demüthiger Willigkeit findet sich bei uns vielleicht häufiger als bei den andern Nationen.

Den Deutschen im Menschen und alles, was an ihm menschlich ist, zu achten und sich um sein privates Leben sonst so wenig als möglich zu kümmern, bleibt die Hauptsache, und diese blasse Eigenschaft besitzen die von des „Gedankens Blässe“ noch nicht angefrachteten, noch nicht übermäßig „von der Cultur beledeten“ Spanier immer noch in einem hohen Grade. Man lernt diese Eigenschaft auch aus Fernan Caballero's Romanen, selbst noch als aus den Reiseberichten der Touristen, erkennen

und schätzen. 1 ethnographische auf nationaler Antike, er er wird schwachmüthigste spanisch Landaleuten h sagt Caballero wo Menschen Frauen, und offenerzig An allen diesen Si aufstehen, eine dabei allgemein der man auch und solche. Di aber in Span falsche Wesen, um als man i bösen Weiber erzogenen oder Kniffe, Ränke eigenes Ich z äußerst selten i Spanier kann gegen seine A gebunden, die es, was dem seine Natürlich die seinen Num aus, bei Fern daß sie „mit Völkern, daß wird und sich ja wol bisher gestüm, die v merkung Fern die Verfasserin zu dem brutal auch, wenigste dang von E körperlicher E ganz ehrenwei an dieser Reig Die Rom Worte Lente' ihren Landaleu

sitte, wo sie noch besteht, und die Rückkehr zu derselben, wo sie verloren gegangen, dringend aus Herz zu legen“. Denn allerdings erblickt die Verfasserin auch in Spanien bereits Erscheinungen, welche, wenn sie allgemeiner werden sollten, den alten Kern des spanischen Volkscharakters mit Auflösung bedrohen, und mit scharfer Satire greift sie namentlich die männlichen und weiblichen Sterbengel, wie sie sich in Madrid und einzelnen großen Städten und Handelsstädten finden, die auf alles Nationale mit Verwundung herabschauen und alles Englische und mehr noch Französische bewundern und nachahmen; sie rügt die Manier der Modernen, die Sprache der Ironie zu reden, und die unter den Frauen sich hier und da zeigende frivole und herzlose Koketterie nach pariser Muster, namentlich aber auch die zunehmende Devotion vor dem Reichthum als solchem, der, mag er auch durch den schändlichsten Wucher (und nicht etwa durch fähne Thaten und Abenteuer, wie zur Zeit der amerikanischen Eroberer) erworben sein, heutzutage auch den gemeinsten Charakter in den Augen der Welt zu adeln pflegt. Einen solchen durch Geldgier und Geldbesitz durchschmutzten Charakter hat sie unter andern in dem gemeinen Importhändler Don Roque in „Lagrimas“ geschildert. Dabei schont die Verfasserin nicht, wie andere Schrift-

genannt, und das sind sie auch; der Realismus tritt in ihnen sogar in reinerer Gestalt auf als in den modernen deutschen realistischen Romanen, bei denen es selten ohne eine idealistische Ueberspitzung und Ueberspitzung des Wirklichen abgeht. In wie erkennen sogar einen sehr materialistischen Zug in der Reizung der Verfasserin, die äußerliche Erschelung der in ihren Romanen auftretenden Personen aufs genaueste zu beschreiben und die seelischen Eigenschaften des Menschen im Grunde doch als ein Product ihrer körperlichen Organisation und ihrer Physiognomie erscheinen zu lassen. Aber von den deutschen realistischen Romanen unterscheiden sich die Fernan Caballero's sehr wesentlich. Die ersten dienen vorzugsweise der Tendenz, die Glanzseiten des modernen Lebens, z. B. den kaufmännischen Erwerb und Licht zu stellen und die theils wirklichen, theils angeblichen Fortschritte, die wir gemacht, zu verherrlichen; Fernan Caballero warnt dagegen vor den Auswüchsen der modernen Bildung, des modernen Handels und Wandels, und erblickt die Möglichkeit einer Rettung vor Zerfall und Untergang nur in der Rückkehr zur alten Sitte. Die Philosophie und die Resultate der Aufklärung erscheinen ihr, wie sehr sie auch einem bedächtigen Fortschritt innerhalb der Schranken der nationalen Sitte zusetzen ist, nur wie Ballast, den man über Bord werfen muß, um das Schiff der Religion und der damit zusammenhängenden nationalen Bildung flott zu halten; oder vielmehr, die Religion gilt ihr nur als Rettungsboot, welches an das Schiff der nationalen Sitte angehängt ist.

Fernan Caballero versteht die Sitten des Landvolks ebenso plastisch und lebendig zu schildern, als das Treiben in den vornehmen Kreisen. Das erstere beweist sie namentlich in dem Roman „Die Familie Alvareda“ und zum Theil in dem Roman „Die Rode“ („Gaviota“), das zweite in den Romanen „Clementia“, „Lagrimas“ und zum Theil auch in der „Rode“. Die Erzählung „Die Familie Alvareda“ ist eine ganz ausgezeichnete andalusische Vorgeschichte, in welcher die alte Wahrheit, daß der erste Schritt zum Bösen auf der Bahn der Schande und des Verbrechens immer weiter führt, an ergreifenden Thatfachen und Ereignissen dargestellt wird. Fernan Caballero selbst nimmt für sich in Bezug auf diesen Roman die vollste Wahrheit in Anspruch; er sagt: „Das Oschen nach Affecten liegt uns fern, wir wollen die Eigenthümlichkeiten des Volks so, wie sie sind, schildern, wir haben uns daher auch nicht in den kleinsten Zügen von der Natur und von der Wahrheit entfernt. Die Sprache, die Ideen, die Gefühle und Gebräuche sind die des andalusischen Landvolks. Da wir uns viele Jahre ausdauernd und mit Liebe dem Studium dieser Gegenstände zugewendet haben, so können wir mit gutem Gewissen die Versicherung geben, daß niemand eine genauere Kenntniß derselben besitzt als wir.“

In der Erzählung „Die Rode“ führt Fernan Caballero, wenn wir ihn recht verstehen, die Lehre durch, daß jeder in der Stelle, die ihm von Geburt angewiesen ist, auch für immer verharren solle; aber die Verfasserin geht hierin zu weit. Die Rode ist eine Tochter aus dem Volke, die, mit einer vorzüglichen Stimme begabt, auf Veranlassung eines künftlichen Herzogs zur Sängerin ausgebildet wird und sich nun in den vornehmen Kreisen Sevillas zum Entzücken aller hören läßt. Gattin des schon oben genannten Brig Steta, verliebt sie sich in einen schönen, aber wie sie innerlich rohen Stiersechter, der später vor ihren Augen von einem wüthenden Stier ausgetrieben wird: eine Katastrophe, die, weil sie auf einer zu wohlfeilen Einladung beruht und sich voraussehen läßt, sehr wenig Eindruck macht. Später sehen wir die Gaviota, in moralischem und leiblichem Schmutz verkommen, als die Gattin eines Barbiers in ihrem Heimatsort. In ihrem ganzen Auftreten zeigt sie sich so roh und gemein wie möglich. Man hat solche Fälle, daß in der Kunst hochstehende und dadurch auch mit der vornehmen Gesellschaft in Berührung gebrachte Frauen zuletzt in tiefes materielles und stielliches Qlend versunken sind; aber doch Fälle kommen vielleicht gerade am seltensten vor bei Künstlerinnen, die aus niedrigem Stande hervorgegangen sind. Und gerade diese sind gewohnt, ihre Schritte aufs vorzüglichste zu überwachen und zeigen fast ausnahmslos den brennenden Eigiz, sich von ihren alten Standesgenossen ebenso fern zu halten, als sich in die vornehme Welt einzuleben, was den Frauen im allgemeinen besser gelingt als den Männern. Außerdem war die Rode (wie sie als unabhängige Fischerstochter genannt wurde) eine Spanierin, und den Spanierinnen selbst aus den unteren Ständen ist von Natur ein gewisses vornehmeres Wesen eigen. Wer wie die Rode spanische Granden und Herzoge zu umhüpfen sehen kann, wird sich schon äußern Vortheile wegen (und ihren Vortheil verstehen solche Personen weiß meisterhaft) nicht in einen Stiersechter verliehen und sich dadurch zu Schanden verkleiden lassen, die sie aus ihrer mit Anstrengung eroberten Stellung in der vornehmen Welt in eine schmutzige Barbierstube zurückwerfen. Wir glauben, daß sich Fernan Caballero hat durch eine zu einseitig verfolgte Tendenz hat verleiten lassen, einen Vorstoß ebenso sehr gegen die Wahrscheinlichkeit als gegen den christlichen Einbruch des Ganzen zu begehen. Die Gattung dürfte höchstens tragisch, aber nicht gemein untergehen, schon aus Gründen der Nothwendigkeit.

Nur noch ein paar Worte über die vorliegenden deutschen Uebersetzungen. Von dem Schöningh'schen Unternehmen der Remd'schen Uebersetzung liegen und bisher „Die Rode“ (zwei Bände) und „Die Familie Alvareda“, von dem Joseph Reiser'schen Unternehmen außer diesen noch „Clementia“ (in drei Theilen, aber einem Band) und „Lagrimas“ (zwei Bände) vor. Remd hat manches specifisch Spanische, wofür das größere Publikum in Deutschland sich gar nicht interessieren kann und das auch, als durchaus nicht zur Sache gehörig, sehr wohl weglassen konnte, ferner aber auch ganz besonders die in Caballero's Werken nur zu hervortretende religiöse Polemik, mochte derselbe offen oder verdeckt sein, unterdrückt, sehr wahrscheinlich, weil es ihm vorkam, als sollten die Romane Fernan Caballero's von anderer Seite halb und halb als Mittel confessioneller Parteistrebungen gebraucht werden. Nach einem ähnlichen Grundsatz haben die französischen Uebersetzer verfahren zu sein, und es ist auch nicht zu leugnen, daß Fernan Caballero zuweilen ganz entseflich breit ist, wie denn z. B. in dem Roman „Clementia“ die eigentliche Handlung und das eigentliche Interesse erst mit dem zweiten Theil, d. h. auf S. 150 der Geyder'schen Uebersetzung beginnt. Fernan Caballero selbst hat über die Verharmelungen, welche sich die französischen Bearbeiter gestattet, in einem Briefe an die Breslauer Verlagsbuchhandlung Beschwernisse geführt, und August Geyder hat diesen Wink respectirt und den Caballero's Romanz wörtlich übersetzt, ohne etwas wegzulassen. Wer also den vollständigen und unverstümmelten Fernan Caballero lesen will, der greife zu der Geyder'schen Uebersetzung, wenn es

aber darum zu thun ist, die Romane Fernan Caballero's in einer gedrängteren, von allen nicht genau zur Sache gehörigen Umschreibungen befreiten, und dabei wol uns dankt in einem besten und liebhabern Deutsch geschriebenen Ausgabe zu lesen, wir greife zu der Deutsche'schen Bearbeitung.

Wer des Spanischen kundig ist, wird es freilich immer vorziehen, das Original selbst zu lesen; für die Caballero'schen Romane ist dies auch insofern wesentlich erleichtert, als eine spanische Ausgabe derselben in Deutschland selbst erscheint. Die Buchhandlung F. W. Brockhaus hat nämlich eine neue Sammlung spanischer Autoren mit den Romanen „Clemencia“ und „La Gaviola“ erdrukt, und wird auch die übrigen bedeutendern Werke des Verfassers nach und nach in derselben erscheinen lassen. H. M.

Zur musikalischen Literatur.

Es liegt uns eine Partie jener kleinen musikalischen Schriften vor, die in unsern Tagen in einer fast bedenklichen Menge ans Licht kommen; bedenklich sagen wir, da es Thatsache ist, daß unter uns ein guter Componist und zugleich ein guter Schriftsteller nur höchst ausnahmsweise in einer und derselben Person vereint waren. Da nun die Verfasser der meisten dieser kleinen Broschüren zugleich Musiker von Fach sind, so darf man sich von dem Werthe dieser Schriften nicht allzu viel versprechen. Wir thun unsere Pflicht, wenn wir ihnen in diesen Zeilen zu erkennen geben, daß sie nicht unbekannt an uns vorübergegangen sind, und wenn wir das Gute von wenigstens das Eigenthümliche, das sich hier und da fand, hervorheben, Nichtiges oder Verwerfliches aber gebührend zurückweisen.

1. Das Geheimniß der neuesten Schule der Musik. Von A. C. Solowoff. Leipzig, Widemann. 1859. 8. 7½ Mgr.

Ein Schriftchen Sr. Königl. Hoheit dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha gewidmet. Wir sollen darin „das Geheimniß der neuesten Schule der Musik“ erfahren. Ingeheim, daß in dieser neuesten Schule nicht mehr bloß Schüler, sondern auch schon Meister sitzen, so muß man in der That den Muth nicht schlecht finden, wenn in der Broschüre nach gewaltigen Aufsatzen, denn es wird weit ausgeholt und nicht mehr und nicht weniger als des Aristoteles: „τὴ φύσις ἀναλογικὴ καὶ ἴση“ als Basis untergebaut, zuletzt folgende Auflösung des Räthfels zu Tage kommt: „Diese neueste Schule muß mehr wissen, als diejenige, welche sich heute die ältere nennt.“ Dieser Satz soll doch wol nicht heißen, was er auch heißen könnte: die neueste Schule besitzt in diesem „Mehr“ eben das nicht zu ertastende Geheimniß, denn die Explication folgt sogleich in den bärren Worten: „Wir verlangen von ihr die weiteste Kenntniß der Harmonik, Modulation, des Rhythmus, die größte Gewandtheit in allen contrapunktischen Arbeiten, größte Kenntniß der Instrumente, der Stimmen und der Sprachen, die sie in ihrer Vocalmusik verwendet.“ Man beachte den obligaten Superlativ. Somit liegt der Unterschied zwischen der ältern und der neuesten Schule nur in einem geschicktern Gebrauch aller der bisher auch schon von der Musik verwendeten Mittel. Wir geben gern zu, daß der neuesten Schule dieser Voratz, geschickter sein zu wollen wie die alte, zur Ehre gereicht, aber ein Geheimniß sehr dir in diesem Streben nicht aufgedeckt, ebenso wenig als wir das Räthsel eines tüchtigen gemeinen Soldaten darin würden gelöst finden, daß er danach ränge General zu werden. Wenn das des Pudels Kern ist, so macht der Casus lachen. Ubrigens scheint das Bistwort eines unter uns bekannten, der dem Schule angehörnden Meisters über die neueste Schule, der ihre Leistungen „afrikanische Uebungen“ genannt hat, unbedeutend diese Broschüre hervorgerufen zu haben.

2. Das Paradies und die Peri. Dichtung aus „Kalla Rooff“ von Th. Moore. In Musik gesetzt von Robert Schumann. Erklärt von F. P. Graf Laurencin. Leipzig, Matthes. 1859. 4. 12 Mgr.

Eine bezeugt, um nicht zu sagen bezaubert geschriebene Guldigung an Schumann's „Peri“. Diese geistvolle Composi-

tion und Kritik Stimmt das 1 am 2 die 3 der 4 thüm die 5 aus 6 daß 7 ei gibt, diese 8 solche 9 mit 10 woh 11 einbri 12 der 13 Kauf 14 Schu und 1

3. Musikalische Pflichten von Hans von Bronsart. Leipzig, Matthes. 1858. 8. 7½ Mgr.

Wir empfehlen diese scharf und bitter, aber mit Geschick geschriebene Antwort eines Schülers von List. Wegen einen großen Klop, dem die augsbürger „Allgemeine Zeitung“ (1857, Nr. 353, 354 und 355) bei sich Raum gegeben hatte, ohne vorliegende Antwort dagegen auch zu bringen, werden hier ebenso grobe aber vortreffliche Reile getrieben. Wer sich für die Anhänger des „Classicismus-Schwinds“ und manik, „der sogenannten“ Zukunftsmusik die Entgegnung des Herrn von Bronsart lesen. Wir kennen den Angriff eines augsbürger „Allgemeinen Zeitung“ und afrikanische Leiden“ nicht, doch gilt es, die Nützlichkeit und Hoheit des angefochtenen Ausdruck des Herrn von W. Berlioz, Eiß Unwilligkeit, Unredlichkeit und Verleumdung. Die ganze Broschüre im Dienste der Dissonanz ohne Auflösung.

4. Ideen und Betrachtungen über die Eigenschaften der Musik. Hannover, Helwing. 1858. 12. 10 Mgr.

Der Verfasser hat sich nicht genannt, der volle Erlos des Büchleins ist aber für das Graf-August-Denkmal bestimmt. Diese Zeilen sind uns als Dankeser einer Seele erschienen, auf welche die Musik „ihren klügenden, heilenden Balsam geträufelt hat“. Es heißt darin: „Oft habe ich Menschen bemerkt, denen der Kummer und die Sorgen den Boden niederbrachten, der Schmerz das Herz zerriß. Murrend gegen das Geschick, in tiefes Nachsinnen versunken, an einer Hoffnung vergebend forschend, wanderten das Uebermaß ihrer innern Leiden bedurft e das Herz bahnte sich einen Ausweg, die in der beklommenen Brust verwandelten sich in jene Töne der Trauer und diese unbewußt ihren Veruhigung, Erleichterung und muthig Dieser Stimmung verdankt das Büchlein seine Kritik enthalten wir uns.

14.

Notizen.

Goethe.

Die genfer „Bibliothèque universelle“ bringt in Nr. 26 einen ersten Artikel über Lewes' „Leben Goethe's“ aus der Feder des Auguste Stranget's, der den Erfolg des Werks als einen ebenso großen als außergewöhnlichen bezeichnet, und dann fort-

geschrieben hat, und das ist auch etwas werth. Namentlich verdanken wir dem Briten die gründliche und für uns Deutsche einigermaßen beschämende Zurückweisung der Angriffe, die gegen Goethe als Menschen von seinen Randskizzen selbst gerichtet worden sind, und den Nachweis, daß ein Dichter, der so viele von höchstem Gemüthsadel zeugende Werke schuf, unmöglich ein Mensch von inhumanem und frivolem Charakter gewesen sein kann. H. Beranger meint, Lewes würde sein Werk nicht so zu Grunde gebracht haben, wenn er sich nicht selbst ein wenig zu einem Deutschen gemacht hätte; er kenne das Vaterland Goethe's sehr gut; er habe während eines langen Aufenthaltes in Weimar alle Erinnerungen an den Dichter, deren er habhaft werden konnte, gesammelt, und seine Schilderungen vertriehen die Angrenzungschaft. Außerdem sei er ein Schüler Carlyle's, dieses „*éminent penseur*“, und wie dieser von deutschen Ideen befrachtet. In diesen Wechselwirkungen zwischen Deutschland und England bilde das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich zur Zeit noch einen Contrast. Wenn diese voneinander sprächen, so geschähe es in einem ziemlich gereizten Tone. Schlegel verkündet, daß Möllere zwar ein ziemlich erfindungsgerechter Schriftsteller sei, daß man aber sein Wort bei ihm fände, über das man lachen könne, während die Franzosen den „*Bauk*“ ein extravagantes und unverständliches Werk nannten, höchstens gut genug, um daraus einen Operatext zu machen. Diese gegenseitige Antipathie habe den Versuch der Stadt, beide Völker einander näher zu rücken, überdauert. Doch sei zu hoffen, daß dies nicht immer so sein werde; hoffen dürfe man, und mehr als hoffen. Der Verfasser weist dabei auf die „*Revue germanique*“ hin, die bereits nach kurzem Versehen dazu gelangt sei, unter den periodischen Publicationen der pariser Presse einen ausgezeichneten Platz einzunehmen. Sicher ist, daß neben der imperialistischen literarischen Depravation in Frankreich auch eine erstere Literatur nebenhergeht, die hauptsächlich aus dem Borne deutschen Wissens und Denkens schöpft. Aus dem weiteren Verlaufe des Aufsatzes möchten wir nur noch die Hinweisung auf die Verdienste erwähnen, die sich Herder dadurch um die Poesie erworben, daß er die „*poésie populaire et spontanée*“ als die einzig wahre der entarteten Hof- und Salonpoesie gegenüberstellte. Diesem Verdienste Herder's wird die Nachwelt hoffentlich größere Gerechtigkeit widerfahren lassen als die Gegenwart, die sich darin gefällt, ihn zu Wenken Schiller's oder Goethe's oder beider zurückzuführen. Daß Beranger die nationale Bedeutung Schiller's neben derjenigen Goethe's nicht unterschätzt, beweist ein in derselben Festschrift enthaltener Rückblick auf den Schiller-Fest, worin es unter anderm heißt: Schiller sei nicht bloß der Dichter der Menschheit, sondern auch ein wesentlich nationaler Dichter gewesen; er habe die Begeisterung seines

Volks in so hohem Grade hervorgerufen, weil sich in seinem Wesen die Tugenden des deutschen Volkes so fern widerspiegeln: „Daher seine große Popularität, die viel größer ist als diejenige Goethe's, obgleich ihm dieser, was das Genie betrifft, gewachsen, wenn nicht überlegen war.“

Matthias Claudius in England.

Ein Anonymus hat die 1867 zu Gotha erschienene Schrift von B. Herß „*Matthias Claudius, der Wandbedrucker von*“ unter dem Titel: „*Life of Matthias Claudius; or the messenger of Wandbeck, and his message*“, ins Englische überetzt und zu London bei Barth and Comp. erscheinen lassen. Die „*Literary gazette*“ bringt über diese Uebersetzung einen längern Bericht mit vielen Bemerkungen, in welchem es unter anderm heißt: „Daß Matthias Claudius ein origineller Mann war, kann nicht in Abrede gestellt werden, und wir bedauern mit dem anonymen Uebersetzer des Herß'schen Werks, daß sein deutscher Biograph sich nicht in dem Stand gesetzt sah, einen detaillirten und mehr fragmentarischen Einblick in sein Leben zu gewähren. Groß, Wahrheit und Fleiß sind drei der schönsten Eigenschaften der menschlichen Natur, und daß diese die hervorstechendsten Eigenschaften bei dem Wandbedrucker Baten waren, wird jeder Leser des vorliegenden Werks zugestehen. Die wenigen Ausführungen, die wir, abgesehen von dem Theologen, Journalisten und Dichter, über ihn als Menschen erhalten, sind so rührend in ihrer Einfachheit; aber ach! sie werden verbüßert und unvollendet durch die alte, alte Geschichte von den Leiden und Kämpfen eines Schriftstellerlebens: das Herz so voll und die Hand so leer; das Streben so hoch und die Hoffnungen so zerstückelt; so viel guter Wille zu handeln und zu tragen, während die magere Hand der Armuth der eiserne Anstrengung und dem handlichen Entschluß immer feindselig sich entgegenstellt. Matthias Claudius macht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme, aber er kämpfte den guten Kampf bis zuletzt, stark in einer Kraft, die von oben kam, und stark tapfer in der Bekämpfung seines Elends, wie es einem Christenmenschen ziemt.“ Weiter heißt es noch: „Als ein gesellschaftlicher Märtyrer für seine religiösen Grundsätze hat er auf unsere Achtung Anspruch, während sich durch sein ganzes Leben eine kindliche Einsicht, ein nie wanderndes Gläubig und eine liebliche Innigkeit hindurchziehen, welche uns zur Sympathie nöthigen.“ Wir zweifeln nicht, daß der gute Mann, dessen Gedächtniß durch diese Biographie erneuert ist, sich in England einer größern Sympathie erfreuen wird, als dies gegenwärtig in Deutschland geschehen kann; denn in der That haben die Engländer noch viel von jener alten germanischen Einfachheit, Natürlichkeit, Glaubenskraft und Treuehaftigkeit bewahrt, von der die Deutschen selbst leider in weiten Kreisen, und namentlich auch in gelehrten und schriftstellerischen, mehr und mehr abgefallen sind.

Indische Thiernovellen.

Die Sammlung von Märchen, deren Text Silvestre de Sacy im Jahre 1816 unter dem Titel „*Calila et Dimna ou Fables du Bidpai*“ herausgab, ist bekanntlich die arabische von Abdallah Ibn al-Rufassa herrührende Uebersetzung der unter Rhoden Aufschirvan von einem persischen Krtz, Namens Berys, unternommenen Schlußbearbeitung einer ältern indischen Märchenammlung, deren Samakrittext aus bereits seit einiger Zeit gedruckt vorliegt. Was sich für die Geschichte dieses interessanten Buchs beibringen läßt, hat Deussen in seiner Bearbeitung des „*Panschatantra*“ in so vollständiger und erschöpfender Weise gesammelt und kritisch gesichtet, daß wir diejenigen, welche sich darüber noch näher unterrichten wollen, nur auf dieses gelehrte Werk Deussen's und auf die Besprechung desselben in Nr. 52 d. Bl. f. 1859 zu verweisen nöthig haben.

Ohne auf eine besondere wissenschaftliche Bedeutung Anspruch zu machen, tritt in der unter dem Titel „*Aus dem Ravanlande. Thiernovellen nach Bidpai. Von Heinrich Jacobi*“

bei Boigt und Günther in Leipzig (1860) erschienenen Schrift eine abgesehene deutsche, für ein jüngeres Lesepublikum berechnet und dem Geschmack desselben angepasste Bearbeitung desselben Menschensohns auf, welche, wenn man nun einmal Menschen als eine für jüngere und jüngste Leser passende Lectüre empfehlen will, sicher wohl gut ihren pädagogischen Zweck erfüllen und zu einigermaßen treuem Bild von der Art gewähren wird, in welcher vorgerathene Schriftsteller demartige Stoffe bearbeiteten. Auf das nähere Verhältniß zwischen dieser abgekürzten Bearbeitung und dem arabischen Original hier näher einzugehen, thue ich mir deshalb um so füglichere Unterlassen, als dieselbe sich doch kaum Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit macht und allem Anschein nach aus der Wolff'schen Uebersetzung der Fabeln des Dipsal erst geklossen ist. Das Werkchen zerfällt in fünf größere Abschnitte: 1) „Kalilah und Dimnah“, 2) „Das Farnschafstheben“, 3) „Der Rachekrieg“, 4) „Der junge Leopart“ und 5) „Zum guten Ende, oder: Laub und Wasserdübel“, deren letzter auch der Müller'schen Uebersetzung des Sitapadesa entlehnte Erzählungen enthält. Sill und Knudsen'sche Anstalt und gedruckt. 41.

Bibliographie.

- Dersch, G. M., Der symbolische Charakter der christlichen Religion und Kunst. Eine Untersuchung in die specielle Symbolik der christlichen Kunst, und einem Beitrag zur Begründung einer christlichen Aesthetik. Schaffhausen, Hartner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Edert, C. G., Die geheimen oder Mythen-Geschichten der alten Heidenkirche bis zu der, im Bunde der Wandbilder oder der alten Kinder der Witter, zum Zweck der geheimen Erhaltung und einseitigen Wiederherstellung der alten Heidenkirche, geschehen Umgestaltung; trenn dargestellt und erklärt in ihren Weisen, Organisationen, Statuten etc., zum Behuf: einerseits sie in ihrer Wahrheit zu zeigen, andererseits zur endlichen vollständigen Herabsetzung des heiligen Bundes der Kinder der Witterne oder des sogenannten Freimaurer-Ordens mit seiner Schwefelhaft. Schaffhausen, Hartner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Einfleddel, J., Spargelklinge durch Christen, Tüthen und Heidenwelt, vornehmlich in Sachen der Religion und Mission, Civilisation, Aufklärung und mannichfaltiger Seligkeitserei. Mittheilung für's Volk. Schaffhausen, Hartner. 8. 27 Ngr.
- Feydeau, G., Catharina von Dornmire. Studie. Zwei Theile. Berlin, Dieter u. Comp. 16. 15 Ngr.
- Gaube und Unglaube in Betreff der Bibel und ihres Inhalts. In Briefform. Bern. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.
- Gastmann, R., Erzählungen meiner Freunde und Novellen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.
- Grüne, B., Eine Sommerreise nach Tripolis. Berlin, Sch. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Grosler, G., Jugendbilder. Novellen, Erzählungen und Sagen. Leipzig, Schilde. 8. 24 Ngr.
- Hertz, M., Helius Eoban Hesse. Ein Lehrer- und Dichterleben aus der Reformationszeit. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Justi, K., Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie. Ein historisch-philosophischer Versuch. Harbach, Elwert. Gr. 12. 16 Ngr.
- Kreiser, G., Phantasien im Lächerlichen Katholik. Eine Epochen-Bislon. Mit einer Widmung an den verstorbenen Dr. Willh. Hauff. Paderb., Dittmer. 8. 9 Ngr.
- Lessaulz, E. v., Philosophie der schönen Künste, Architektur, Sculptur, Malerei, Musik, Poesie, Prosa. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 1 Thlr. 12 Ngr.
- Liebisch, G., Sagen und Bilder aus Aueson und dem Parke. München. 8. 20 Ngr.
- Melena, Cypis, Hundert und ein Tag auf meinem Pferde und ein Ausflug nach der Insel Rabdala. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pauls, L., Die Mündlichkeiten oder die Freidenker als bezeugt vormalig des gesunden Menschenverstandes. Aus dem Französischen überf. von J. Fischer. Herausgegeben von der Marianischen-Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften. Innsbruck. 1869. 12. 12 Ngr.

Re, Bergangene und vergessene Tage. Ein in aus dem französischen Raubdrucken des Leipzig Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Richt, der materielle Grund aller Dinge, in Dittels, Ein Vortrag, Dittels, Glar.

Grundzüge der Einleitung in die Philosophie. Beleuchtung der durch K. Ph. Fischer, Sengler und Fortlage ermöglichten Philosophie der Thak. Giessen, Forber. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Boigt, J., Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staats. 1ste Lieferung. Berlin, Dammier. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bagge, D., Ein Abergang an die Gewinne in neuen fünf und neunzig Ecken wider die großen und kleinen Schwärmer. Gotha, 8. A. Perthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Bente, C. L., Papst Pius VIII. Eine Darstellung. Harbach, Elwert. Gr. 12. 4 Ngr.

Boog, L., Oeffentlicher Absagebrief an den Herrn Consul-Koralarth Prof. Dr. Krabbe in Rostock. Friedland. Gr. 8. 4 Ngr.

Bräuer, A., Vertheidigungsschrift für E. Umkehrung des Herrn Erzbischof zu Freiburg. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 3 Ngr.

Bähler, S., Schwärme bei der Schiller-Feier im Hofe des Friedrich-Gymnasiums zu Paderborn am 10. November 1860 gesprochen. Paderborn. 1860. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Petermann, R. G., Philipp Melancthon. Eine Denkschrift zur Erinnerung an seinen 300jährigen Geburtstag, den 19. April 1860, für Schule und Haus. Dresden, Adler u. Diege. 8. 2 Ngr.

Der Prozeß gegen Dr. Wilhelm Bruno Lindner vormaligem außerordentlichen Professor der Theologie an der Universität Leipzig wegen Diebstahls. Nach den Ergebnissen der vor dem königlichen Bezirksgerichte zu Leipzig vom 27. bis 29. Februar 1860 stattgefundenen öffentlichen Hauptverhandlung zusammengefaßt. Nach den vollständigen Akten der königlichen Staatsanwaltschaft und der Vertheidigung nach stenographischer Aufzeichnung. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Rebenennung, C. K., Wissen und Glauben, ihr Zwiegespräch zu unserer Zeit und der Weg ihrer Ausöhnung. Ein Vortrag, im wissenschaftlichen Verein zu Nordhausen gehalten am 8. Februar 1860. Nordhausen, Hübnermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Rauschreiben des Papstes Pius IX. vom 19. Januar 1860 und zwei Hirtenbriefe des Bischofs Ignatius von Regensburg über den Primat und den weltlichen Landesbesitz des heiligen Stuhles. Regensburg. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Savoyen, Rizza und der Rhein. Vom Verfasser von „Po und Rhein.“ Berlin, Goldenberg. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Schröder, H. W. J., Aus vierzehn Tagen in Rom. II. Sap-tioollis. (Rom und Jerusalem in Parallelen.) Vortrags, dem Barmer Guts-Adolphs Verein gehalten. Altfeld, Bader. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Staat. Eine Kritik der jetzigen Zeitverhältnisse. Altfeld, Bader. 12. 6 Ngr.

Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich von Schiller's erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmäler etc. mit Angabe des Formates und Ver-lagortes, der Verleger und Preise derselben. Ein Beitrag zur Schiller-Litteratur. Herausgegeben von A. Bächling. Nach einem Sach-Register über die Bücher. Nordhausen, Bächling. 16. 7 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht von Ernst Schulze.

1. 8. Cartonnet 12 Ngr.

Ernst Schulze's, des zu früh
st längst zu einem Lieblinge ge-
en und wird in der auf häufig
enen wohlfeilen Ausgabe
langen.

Es außerdem noch in folgenden
en:

nte Auflage. Geb. 1 Thlr.

Octav-Ausgabe. Achte Auflage.

Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.

Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

Von Ernst Schulze erschien ferner in demselben Verlage:

Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Zwei Theile.

Geb. 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geb.

1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sämmtliche poetische Werke. Dritte Auflage. Mit

dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geb. 6 Thlr.

Geb. 7 Thlr. 20 Ngr.

Der fünfte Theil auch einzeln unter dem Titel:

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie
nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann
Marggraf. 8. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr.
20 Ngr.

Ernst Schulze ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes
Lieblingsdichter geworden. Dies beweisen die zahlreichen Auf-
lagen, welche namentlich seine „Bezauberte Rose“, aber auch
seine „Cäcilie“, die als phantastische, in sich geschlossene
romantische Epopee unter den Deutschen bis auf den heutigen
Tag noch unübertroffen geblieben ist, wie seine zarten, an-
muthigen und melodischen „Gedichte“ erlebt haben. Die fort-
dauernd lebhafteste Theilnahme für Ernst Schulze hat jetzt auch
eine dritte Auflage seiner „Sämmtlichen poetischen Werke“
nöthig gemacht. Diese tritt vor das Publikum in Begleitung
einer erscheinenden Biographie des Dichters, von Hermann
Marggraf verfaßt, welchem zu diesem Zwecke eine sehr reichhal-
tiges Material: das eigene ausführliche Tagebuch des Dichters,
seine nachgelassenen Briefschaften und höchst dankenswerthe Mit-
theilungen seiner nächsten Verwandten und Freunde, zur Ver-
fügung gestellt waren. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hier
über des Dichters Bildungsengang und innere Entwicklung,
über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid,
über seine kurze aber interessante Kriegsperiode und über seine
letzten Lebenstage ausführliche und meist ganz neue Aufschlüsse,
die auch zum Theil als interessante Beiträge zur Kenntniß des
damals unter dem deutschen Volke so energisch auslebenden na-
tionalen Geistes, der Kriegereignisse und namentlich auch des
göttinger Gelehrtenkreises (Bunsen, Lachmann, Brandis, Lücke
u. s. w.) zu betrachten sind. Die Freunde des Dichters werden
dieses aus seinem Tagebuche und seinen Briefen von mancher
ganz neuen Seite und vornehmlich auch als glänzenden Pro-
fisten kennen lernen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Geometrie für Handwerker-Fort- bildungsschulen, sowie zum Selbstunterrichte für Bau- besessene, Mechaniker und Techniker. Von F. Müller.

Recht einem Anhang über das spezifische Gewicht und
die Festigkeit der Materialien. Mit 98 Figuren in Holz-
schnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Se unentbehrlicher bei den großen Fortschritten in der
Technik der Industrie und der Gewerbe dem Handwerker,
insbesondere dem Bauhandwerker, die Aneignung genügender
Kenntnisse in der Mathematik geworden ist, desto fühlbarer
war bisher der gänzliche Mangel eines Lehrbuchs der Geometrie
für Handwerker. Diesem wird durch das vorliegende Werk
abgeholfen, welches sich durch systematische, außer praktische
und vielseitige Behandlung des Stoffes, sowie durch Klarheit
und Faßlichkeit der Darstellung auszeichnet.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

**Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die
Bau-Praxis** nebst einer Tabelle über Festigkeit der
Materialien mit praktischen Beispielen versehen. Reicht
einem Anhang: Verhältnisse, nach welchen die Mate-
rialien bei Landbauten berechnet werden. Mit 87 Holz-
schnitten. 8. 12 Ngr.

Dieses Werk entspricht einem entschiedenen Bedürfnisse der
Techniker und insbesondere der Bauhandwerker, indem es ein
Mittel bietet, die in der Bau Praxis vorkommenden Berech-
nungen auf einfache, schnelle und sichere Weise zu ermitteln.
Dasselbe hat auch bereits eine weite Verbreitung gefunden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Russland unter Alexander II. Nikolajewitsch.

Zur innern Geschichte und äußern Politik vom Thron-
wechsel bis auf die Gegenwart. 1855—1860.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Diese erste vielfach anfassende und gründliche Darstellung
der Entwicklungen und Reformen Russlands seit dem Regie-
rungsantritte des jetzigen Kaisers bis auf die unmittelbar
Gegenwart erhöht ihr Interesse noch durch den gleichzeitigen
Rachweis der darin bedingten Stellungen der Petersburger Poli-
tik zu den brennenden Fragen Europas. Sie zerfällt in folgende
Hauptabschnitte: das Kriegsjahr, das Ordnungsjahr, das Jahr
der Andäunungen, das Emancipationsjahr, die Gegenwart.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Alexander von Humboldt an Barnhagen von Euse

aus den Jahren 1827 bis 1858.

Nebst Auszügen aus Barnhagen's Tagebüchern,
und Briefen von Barnhagen und Andern an Humboldt.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Wieder eine neue Auflage des vielgenannten Werks, die
früher, nachdem die ersten vier binnen wenigen Wochen ver-
griffen waren.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 17. —

26. April 1860.

Inhalt: *Revue der Festreden und Festschriften zu Schiller's Säcularfeier.* Von Hermann Marggraff. Zweiter Artikel. — *Zur Streitfrage zwischen den Materialisten und Spiritualisten.* Von Heinrich Dirksen. — *Friedrich; Die Symbolik und Mythologie der Natur.* — *Kottg.* (Englische Literatur in Deutschland.) — *Bibliographie.* — *Anzeigen.*

Revue der Festreden und Festschriften zu Schiller's Säcularfeier.

Zweiter Artikel.*)

Wir haben unsere Leser mit dem zweiten Bericht über die durch Schiller's Säcularfeier veranlaßten Festreden und Festschriften etwas lange, vom 2. Februar (Nr. 5) bis heute warten lassen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil uns bis jetzt noch jede Woche Säcularschriften, meist Festreden, Festgedichte und Festbeschreibungen, in fast ununterbrochenem Strome zugeflossen sind. Die weltberühmte deutsche Rede-, Schreib- und Druckseligkeit hat sich, wer wollte es leugnen? auch bei dieser Gelegenheit wie immer gar herrlich offenbart, und wir wollen nur wünschen, daß ihr eine gleiche Kauf- und Leseslust entgegenkomme, was jedoch sehr bezweifelt werden muß, da sich wol der Absatz der bei weitem überwiegenden Mehrzahl dieser Publicationen zunächst nur auf den kleinen Kreis persönlicher Freunde des betreffenden Festredners und einzelner Hörer seines Vortrags beschränken dürfte. Indes man hat gedichtet und gesprochen, gut oder schlecht, man steht sich gedruckt, auf feinem oder grobem Papier: damit ist der Deutsche schon zufrieden. Ob freilich die Festredner und Festdichter mit uns als ihrem Reporter zufrieden sein werden, wissen wir nicht; denn wir erklären uns ganz außer Stande, alle einzelnen Schriften in so ausführlicher Weise wie bisher zu besprechen, aus Rücksicht auf den keineswegs unendlichen Raum d. Bl. und auf die Geduld unserer Leser, denen es allmählich doch zu viel werden könnte, so viel über Schiller und die ihn betreffenden Schriften lesen zu müssen, selbst wenn diese, wie doch oft, von geistreichen Männern herrühren sollten. Möchten nur die Herren Festschriftenverfasser so billig sein, sich an unsere Stelle zu versetzen, um die Schwierigkeit, in der wir uns ihnen allen gegenüber befinden, zu begreifen, und dieselbe Toleranz gegen uns walten lassen, die sie bei uns voraussetzten, indem sie die Lectüre und Prüfung einer solchen

Masse von Schriften von uns erwarteten. Der vergleichende Kritiker ist in einer ganz andern Lage, als die Autoren, von denen jeder in bester Meinung sich einbilden mag, das Treffendste und Beste, was überhaupt bei dieser Gelegenheit gesprochen und geschrieben worden ist, gesprochen und geschrieben und daher den Anspruch auf ganz besondere Beachtung und Berücksichtigung sich errungen zu haben. Es ist wirklich ein hochnothweiliges Halsgericht, mit dem wir uns belastet sehen. Ohnehin ist es nicht einmal möglich, alle hierhergehörigen Erscheinungen in einem einzigen Artikel zu erledigen; die poetischen Arbeiten, die Dramen von Theodor Apel und Ludwig Gerdert, in denen Schiller selbst als dramatischer Held auftritt, die in Romanform gefaßte Biographie Schiller's von G. Schwerdt: „Schiller's Geburtstag“, die lyrisch-epischen Dichtungen, die Heinrich Mahler unter dem Titel „Unser Schiller“ erscheinen ließ und mehrere der hervorragenden Festspiele, zum Theil allegorischer Art, Festgedichte u. s. w. müssen wir einem besondern Artikel vorbehalten, in welchem wir Schiller als Held der Dichtung und — der Mythe betrachten werden. Und selbst auf dem Gebiete der Festreden und Festbeschreibungen werden wir wahrscheinlich noch eine Nachlese zu halten genöthigt sein, da manche Publication dieser Art, die an sich oder vielleicht infolge irgendeines äußern charakteristischen Umstandes einen besondern Anspruch auf Erwähnung hat, uns noch nicht zugegangen ist.

Wenn wir eine nur kleine und unscheinbare Schrift hier voranstellen und ihr ein paar Worte mehr widmen, als wir mit Rücksicht auf das viele noch zu Erledigende eigentlich thun sollten, so geschieht dies, weil das Thema der Schrift sinnreich gewählt und mit einer für die Menschheit wichtigsten Frage, der Erziehungsfrage, in Zusammenhang gebracht ist. Goethe's Erziehung war bekanntlich eine fast ausschließlich häusliche, da er nur während der kurzen Zeit eines im väterlichen Hause stattfindenden Umbaus eine öffentliche Schule besuchte; Schiller dagegen wurde

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 5 d. Bl. 1860. 17.

D. Red.

in der That einer streng disciplinirten militärischen Akademie gebildet. Hier von hat der Director der höhern Bürgerschule zu St.-Johann in Danzig, Gottlieb Böschin, Veranlassung genommen, in einer Schrift: „Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's zur Beantwortung der Frage: Haus oder Schule? oder Haus und Schule“ (Danzig, Weilling, 1859), in verschiedener Weise zu beleuchten, welche eigentlichen Einflüsse diese verschiedene Erziehungsmethode auf den Charakter beider Dichter und welche Nachteile oder doch Erschwerungen sie für ihren geistigen Entwicklungsengang zur Folge gehabt. Was Goethe betrifft, so ist dieser allerdings weicherer, oder wie manche versichern, weichlicherer Gemüthsart geblieben als Schiller; da wir jedoch selbst schon und zwar auf Veranlassung der Oldenburg'schen Schrift: „Goethe's Pädagogik“, das, was wir in Bezug auf den Einfluß dieser mehr häuslichen Erziehung auf Goethe's Charakter und Bildung zu bemerken hatten, in Nr. 32 d. Bl. f. 1858 mitgetheilt haben, verzichten wir darauf, auf diesen Punkt ausführlicher zurückzukommen. Ohne Zweifel ist auch die größere Reizbarkeit und Unmittelbarkeit, die unbefangene Schaffenslust, die sich in Goethe's Dichtungen ausdrückt, zum Theil auf diese Erziehungsmethode im Schoße der Familie zurückzuführen. So viel die Schule auch gibt, so greift sie doch auch vielfach störend in das Gemüthsleben solcher Zöglinge ein, die, selbst weich und reizbar geschaffen, sich von den mancherlei Ungeheuerlichkeiten, welche sich die härteren Schüler gegen die schwächeren zu erlauben pflegen, empfindlich berührt finden, ja selbst oft der Gegenstand dieser Ungeheuerlichkeiten sind, auch nur zu häufig Gelegenheit haben, schon allzu früh die Beobachtung zu machen, daß Protection und Bevorzugung nicht immer durch die höhern stillen und geistigen Vorzüge eines Zöglings bedingt sind. Auch Schiller hat auf der Militärakademie diese Erfahrung schon früh machen müssen, und aus dieser Erfahrung schreibt sich ohne Zweifel zum großen Theil der Titanentrog her, dem wir in seinen Jugenddichtungen begegnen. Er sah, wie Lehrer, die nach oben schmeichelten, gerade diejenigen Zöglinge begünstigten, die, mit Anwendung verwerflicher Heuchlerkünste und Liebedienereien, wieder ihnen schmeichelten; er sah, wie pedantische Lehrer nicht die vorzugsweise mit genialen Anlagen ausgestatteten Zöglinge förderten, sondern diejenigen, welche sich der eigenstümlichen Schuldisciplin und dem vorgeschriebenen Formalismus und Mechanismus im Denken und Lernen, ja selbst im Beten am pedantischen zu fügen wußten. Mit Recht hebt Böschin das Verderbliche hervor, welches in jenem auf der Militärakademie eingeführten System des Spähsens und Ausforschens gar so weit,

über den andern Charakterisiken und mußte, bei denen dann wol nicht selten aus Vorliebe und andererseits Rachsucht er geführt haben werden. Ja sogar über der vor dem alles wissen wollenden christlichen Bericht ablegen.

erscheint aber unserm Verfasser eine feinere Art der Lüge und des Trugs, zu welcher die

Akademie ihren Zöglingen Aufforderung und Anleitung gab. Es war dieses das Heucheln und Schmeicheln, womit man den despotischen Gelehrten bei jeder feierlichen Gelegenheit lobpreisen, bewundern und in den Himmel erheben mußte. Der Verfasser bemerkt:

Und nicht nur ihm, sondern auch seiner (nachmal von ihm zur rechtmäßigen Stelle erhobenen) Favoritin, der Gräfin Franziska von Hohenheim, hatte man diesen Tribut der Verehrung in pompastischen Lobreden darzubringen. Auch Schiller mußte sich dazu hergeben, und wer kann ohne Indignation in vorhandenen Proben seiner derartigen Reden lesen, bis zur Kriecherei herabsinkenden Schmeichelwerke Karl feiert das Fest von Franziska! Wer ist geduldet, wer ist belohnt, oder der sie belohnt? Beides Gott nach! Ich schweige, zu klein, Karl zu loben! Ich verhehle nichts! Aber ich sehe schon die Schmeichelei der kommenden Sie weinen, weinen um Karl! Württemberg's treusinnige Und diesen trefflichen Karl nennt der Dichter selbst, als er 14 Jahre später (1793) seinem Freunde Körner den Tod des Gewaltthäters anzeigt, den „alten Herodes“.

Böschin hebt dann hervor, in welchem grellen Widerspruch mit dieser Kriecherei die spätere Aufforderung des Dichters stehe: „Männerstolz vor Königsthronen!“ Jene erzwungene Schmeichelei rächte sich, wie die ganze militärische Disciplin, für deren Zwang sich Schiller bekanntlich später in Stuttgart und Mannheim durch mancherlei bei einem feurigen Temperament wie das seine übrigens sehr entschuldigbare Extravaganzen zu entschuldigen suchte. Auf diesen Druck in der Militärakademie führt Böschin auch den Glauben Schiller's an ein ihn verfolgendes Schicksal zurück, wenn dieser z. B. 1783 schreibt: „Ein kindstößiges Teufel wirft mich, wie seinen Ball, in dieser sublimarischen Welt herum. Ich bin nicht, was ich hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh gegen mich.“ Und noch viel später schreibt er einmal, sein Geschick erscheine ihm in einem Dichte, „als wäre dasselbe von der Vorsehung schon längst zu bestimmter Absicht berechnet worden“. Dieser fatalistische Element tritt auch, wie Böschin weiter bemerkt, in Schiller's dramatischen Schöpfungen mehr oder minder deutlich gestaltet hervor, so im „Wallenstein“, in der „Jungfrau“, in der „Braut von Messina“. Ganz frei von diesem Fatalismus hat sich der Dichter vielleicht erst im „Wilhelm Tell“ gemacht, wo wir die Menschen, ja ein ganzes Volk ihr Schicksal in die Hand nehmen und nach eigener Selbstbestimmung regeln sehen. Andererseits kann man nicht leugnen, daß die Militärakademie auch gewisse Vorzüge hatte, wie die ungewöhnlich große Zahl von tüchtigen und bedeutenden Männern beweist, die aus ihr hervorgingen. Aber die Ansprüche des Herzens und Gemüths und die milden Sätze einer christlich-humanen Ethik, die überhaupt wol auf Schulen so lange werden vernachlässigt werden, als sich der Staatszweck mit einer wirklich humanen Durchbildung der Unterthanen nicht verträgt, wurden nirgends so wenig berücksichtigt als auf der württembergischen Militärakademie. Wie konnte es auch einem Herzog Karl darum zu thun sein, seine Unterthanen in den Grundgesetzen echter Humanität erziehen zu lassen?

Edschin's Schrift liefert den Nachweis, daß die Methode des Unterrichts und der Erziehung, die man in der Jugend genießt, wie überhaupt alle Verhältnisse, von denen der jugendliche Mensch umgeben ist und unter denen er aufwächst, selbst auf genial begabte Menschen wie Schiller und Goethe nicht ohne die tiefgreifendsten Einflüsse bleiben, und sicherlich würden sowohl Schiller als Goethe große Modifikationen erlitten und, soweit es die Individualität eines jeden gestattet, ihre Naturen vielleicht bis zu einem gewissen Grade ausgetauscht haben, wenn Schiller im Goethe'schen Hause und Goethe umgekehrt auf der Militärakademie unterrichtet und gebildet worden wäre; zugleich liefert aber seine Schrift indirekt den ebenso unausführlichen Beweis, daß das Genie von jeder Lage des Lebens, in die es sich versetzt sieht, seinen Vortheil zu ziehen weiß. Und doch, wer kann genau wissen und sagen, ob Schiller als Sohn des kaiserlichen Raths Johann Kaspar Goethe seinen Ehrgeiz, der seinem Temperament einmal im ungewöhnlichen Grade eigen war, nicht auf ganz andern Wege als auf dem der dichterischen Produktion zu befriedigen gesucht haben würde? Ob sich Goethe, wenn er unter dem Druck der Militärakademie aufgewachsen wäre, bei seinem weichern, geringern Widerstandes fähigen Bemühen nicht vielleicht zuletzt, aufgerieben und gebrochen, einer Staatscarrière in die Arme geworfen und zu einem Kunst und Poesie bloß genießendem oder darin nur gelegentlich dilettirendem, kalten und illusorischen Weltmanne, oder wie ein anderer Karlschüler, Guntler, zu einem bedeutenden Naturforscher ausgebildet haben würde? Doch das sind, wie wir wissen, müßige Hypothesen, über die man sich aber wie über alle Möglichkeiten der Men und Aber gern einmal seine Gedanken macht. Gewiß dagegen ist, daß Schiller im Innern gegen den militärisch-pädagogischen Zwang der Karlschule empört war und daß selbst für Goethe die nur kurze Zeit, in welcher er an dem Unterricht in einer öffentlichen Schule theilnahm, hinreichte, ihm die Schule zu verabscheuen, weil er und seine Schwester unter dieser Masse von jungen Geschöpfen „vom Gemeinen, Schlechten, ja Nichterträglichem ganz unerwartet alles zu leiden“ gehabt, ohne sich dagegen schützen zu können.

Dem Verfasser vorliegender Schrift kommt es übrigens weniger darauf an, Goethe und Schiller in ihrer Jugendercheinung zu charakterisiren, als an dem Beispiele beider großen Dichter nachzuweisen, daß nicht Haus und Schule allein, sondern Haus und Schule vereint das Werk der Jugendberziehung betreiben und einander in die Hände arbeiten sollen. Bekanntlich stehen, wie in unserer Zeit fast alle ursprünglich auf Gegenseitigkeit angewiesenen Mächte, auch Schule und Familie einander fremd, isolirt, ja feindselig gegenüber; diese macht es jeuer, und jene dieser nicht recht; die Schule klagt, daß die Familie verderbe, was sie, die Schule, gut mache, und umgekehrt; aber die eigentlichen Kenner und die wahrhaftesten Menschenfreunde scheinen geneigt zu sein, für die Uebel, an denen das Erziehungsweesen leidet, zumest die nach ihrer Ansicht in Auflösung und Zerrüttung begrif-

fene Familie verantwortlich zu machen. Sie verkennen jedoch, daß sich zwischen Schule und Familie ein großes Drittes befindet: die Gesellschaft, die Welt, oder wie man sonst diese gewaltige Zwischenmacht nennen will; diese ist es, welche heutzutage die Jugend, ja selbst die ältern Menschen noch weit mehr erzieht, als die Haus, die sich ihrerseits den Einflüssen die Macht nicht entziehen können. Was würde es, einer Familie helfen, in seinem Hause ein Grundfähen altchristlicher Moral bafirtes Reglement einführen zu wollen, wenn der Geist der Zeit, ja der in den Schulen sel Geist im Widerspruch steht? Im übrigen zu untersuchen, ob die Schule der Erziehung in so ausschließlichem Grade zu bemächtigt, weil die Familie in Auflösung gerathen ist, Familie sich ihrer erziehenden Kraft zu begeben genöthigt ist, weil die Schule das Erziehungsmonopol an sich gerissen hat. Man wird nicht leugnen können, daß das jugendliche Individuum, besonders das männliche, heutzutage in seinen für die Bildung wichtigsten Jahren mehr der Schule, den sogenannten Instituten, und nebenbei den Schwimm-, Turn-, Fecht- und Privatlehrern aller Art angehört als der Familie; daß der Knabe und der Jüngling im eigenen Hause eigentlich nur ein Fremdling, zuletzt vielleicht sogar ein auf der äußersten Linken stehendes Oppositionsmitglied ist, welches im Gefühle seiner Unfehlbarkeit und seines Allesbesserwissens gegen alle älteren Ansichten und Beschlüsse von vornherein sein unbedingtes Veto einlegt. Dabei verkennen wir nicht, daß das Verhältniß zwischen einem gutgearteten Schüler und einem ihm durch Vernunft und Kenntnisse imponirenden Lehrer im Grunde das einzige reine, auf freiwillige Unterwerfung gegründete Autoritätsverhältniß ist, welches aus den Trümmern der Vergangenheit noch als stützende Säule übrig geblieben.

Edschin hat den glücklichen Einfall gehabt, die oft zwischen Schiller und Goethe gezogene Parallele auch an ihre Jugendberziehung anzuknüpfen. Das nähere persönliche Verhältniß zwischen Goethe und Schiller behandelt J. S. Rönnefahrt in einer besondern Schrift: „Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation“ (Leipzig, Dyk, 1859). Der Verfasser, der schon früher die Schriften „Goethe's Faust und Schiller's Wilhelm Tell nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und wechselseitigen Ergänzung“ und „Schiller's dramatisches Gedicht „Wallenstein“ aus seinem Inhalt erklärt“ in demselben Verlage herausgab, brückt im Vorwort den Wunsch aus:

Möge überhaupt das Bestreben, die Werke unserer großen Dichter immer mehr in thatsächliche Beziehung zum lebendigen Leben zu rücken und den Kreis ihres Einwirkens auf Menschenbildung zu erweitern, nicht fruchtlos sein, damit die Poesie als ein vollberechtigtes Mitglied der Gewalten, welche, aus dem Lebensganzen entspringen, für die Gestaltung und Weiterbildung desselben von Gott uranfänglich bestimmt sind, nicht bloß mehr und mehr anerkannt, sondern auch in praktische Anwendung

jenwärtige Versuch, unsere
hiller, einer größeren Summe
der reifen deutschen Jugend
Erfolg bleiben!

der Verfasser zuvörderst
merkwürdige Gespräch,
schönen Junabend des
einer naturwissenschaft-
Batsch beigemohnt, im
anknüpften und dann in
An diesem Abend end-
n bleiben, an denen sie
aber entfremdet, ja fast

von Haß oder doch Abneigung erfüllt, einander gegen-
übergestanden hatten. Wenige Tage darauf ersuchte
Schiller in einem Briefe, der mit aller jener weltlugen
Beobachtung der conventionellen Höflichkeitformen geschrie-
ben war, wie sie Schiller nie aus den Augen ließ, sei-
nen Rivalen und neu erworbenen Freund um seinen Bei-
tritt zu den von ihm beabsichtigten „Goren“, und noch
an demselben Tage — ein Beweis, wie sehr es Goethe
darauf ankam, sich Schiller gefällig zu beweisen und sein
Wohlwollen sich zu erhalten — antwortete Goethe, daß
er „mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Ge-
sellschaft“ sein werde. Diese Briefe wurden am 13. Juni
gewechselt, an dem Tage, welcher auf dem Titel der vor-
liegenden Schrift als ein „Segenstag der deutschen Na-
tion“ bezeichnet ist. In dem nun folgenden ersten Ab-
schnitt gibt der Verfasser die „Ursachen der vorherigen
Uneinigkeit zwischen Goethe und Schiller“ an, die sehr
mannichfaltiger Art waren. Es gibt vielleicht kein zweites
Beispiel, daß sich zwei Dichter, die einander später so
nahe treten sollten, vorher so glühend haßten, und ein-
ander so vorsichtig zu vermeiden suchten wie diese beiden.
Selbst nachdem Goethe Schiller's Freund geworden, konnte
er der Abneigung, die ihn früher gegen Schiller be-
herrschte, nicht unrecht geben, fand sie vielmehr sehr wohl
motive; er schreibt z. B. in den „Annalen“:

Ich vermied Schiller, der, in Weimar sich aufhaltend,
in meiner Nachbarschaft wohnte. Alle Anknüpfungspunkte von
Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab,
und so lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort. An seine
Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines
Dalberg, der Schillern nach Verdienst zu ehren verstand, blieb
fruchtlos. Ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung ent-
gegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte
leugnen, daß zwischen zwei solchen Geistesantipoden mehr als
ein Erdmesser die Scheidung mache u. s. w.

Noch scharfer sprach sich bekanntlich Schiller, seinem
Temperament gemäß, über Goethe aus, so namentlich in
einem Briefe an Körner vom Februar 1789:

Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen....
Er erinnert mich so
das Schicksal mich hart behandelt hat. (Aber-
ha!) Wie leicht wurde sein Genie von seinem
en, und wie muß ich bis auf diese Minute

von Wolzogen selbst berichtet, Schiller sei
zu der Zeit, als er die Professur in Jena erhielt, „bis
zum Haß“ gegen Goethe verstimmt gewesen. Schiller

war nämlich an einer Professur, die, wie er wußte, sich
sehr schlecht mit der Dichterei verträgt, sehr wenig ge-
legen; er nahm sie nur auf Abschlag an, um es mit den
Mächtigen in Weimar nicht zu verderben, um sich über-
haupt nur festzusetzen und sich eine solide, auch für seine
Verheirathung nöthige Stellung in der bürgerlichen Welt
zu verschaffen. Was der Verfasser unserer Schrift einmal
bemerkt, der geprüfeste Dichter sei und bleibe dem Deut-
schen ein armer Literat, wenn er eben weiter nichts sei
als ein Dichter, die Poesie ohne weiteres sei dem Deut-
schen in Betreff des Poeten die brodbroie Kunst u. s. w.,
das sagte sich auch schon Schiller, und darum nahm er,
trotz seines Freundes Körner bereiteter Einwürfe, die ihm
sonst wenig zusagende jenen Professur an. Gegen
Goethe aber nährte er, reizbar wie er war, den sicher-
lich unbegründeten Verdacht, daß er ihn nur von Weimar
habe entfernen, vielleicht gar der Poesie habe unter-
machen wollen. Doch wir können nicht fortfahren, und
so in die Details zu verfallen; wir bemerken nur noch,
daß der Verfasser in einem zweiten Abschnitt: „Die Ver-
einigung Goethe's mit Schiller“, und in einem dritten
die „Ergebnisse“ dieser Vereinigung behandelt. Der Ver-
fasser entwickelt in seiner mit warmer Empfindung ge-
schriebenen Schrift viele treffende, manches Dunkel auf-
hellende Ansichten. Auch die Betrachtungen über Schiller's
Dramen im dritten Abschnitt enthalten viele geistreiche
Hinse; zuweilen aber hat er in diesen Dramen auch
Zeltbeziehungen gesucht, die uns sehr gezwungen erschei-
nen und an die Schiller sicherlich nicht gedacht hat. Ge-
gen seinen Intimus Körner, gegen welchen Schiller noch
mehr als gegen Goethe sein Inneres erschloß, hat er
solcher Geheimtendenzen, die seinen Dramen zu Grunde
lagen, nie gedacht, und auch Körner hat sie nicht heraus-
gefunden. Der Kritiker wenigstens darf sich auf solche
Deutungen nur mit äußerster Vorsicht einlassen. Eine
Analyse des Goethe'schen „Faust“ ist eigenthümlich geistreich,
gehört aber in diesem Umfang doch nicht eigentlich zu
dieser Schrift und enthält, wie uns scheint, doch auch
manche mehr gewagte als haltbare Deutungen. In Be-
treff der „Zenien“ gedenkt der Verfasser eines Geständ-
nisses von Franz Horn, der davon sagte: „Ich erinnere
mich jener Zeit noch sehr genau und darf der völligen
Wahrheit gemäß erzählen, daß von November 1796 bis
etwa Ostern 1797 das Interesse für die „Zenien“ auf eine
Weise herrschte, die alles andere literarische überwältigte
und verschlang.“ Eine sonderbare Erscheinung, von der
wir kaum wissen, ob wir sie eine erfreuliche nennen dürfen!
Wenn übrigens Königsfaher versichert, die Zenien-
verfasser hätten über alles „Schlechte, Mittelmäßige, Ver-
schrobene, Engherzige, Einseltige und Gemeine“ in der
Tagesliteratur ein unerbittliches Gericht geübt, so möchten
wir dagegen doch wiederholt bemerken, daß in diesem
Blutbade nicht die eigentlichen geschmack- und sittenver-
derblichen, die wirklich schmutzigen Autoren Fußtritte und
Aobersätze empfangen, sondern zumieft Männer von wirk-
lich literarisch-historischem Werben, das man einem Mattheus
Claudius, Gleim, dem Sänger der preussischen Kriege-

über, dem wackern Patrioten, dem Schützer und Wohltäter so vieler jüngerer Talente, ferner einem Campe, Baggesen, der außerdem die Schiller zu Theil gewordene hollsteinische Unterstützung hauptsächlich betrieben hatte, Jacobs, Gortfer, Ranse, Nicolai u. s. w. nicht wird in Abrede stellen können. Die unangenehme Manier, womit man in Deutschland so oft das Gesammtwirken von Männern, die neben ihren Schwächen auch ihre Verdienste haben, mit einer Hand voll suffisanter Worte abzufertigen liebt, datirt besonders seit dem Erscheinen der „Zenien“. Und dabei verdauchte man es den Angegriffenen noch, daß sie sich, wenn auch mit schwachen Kräften, gegen die Attaken so mächtiger Gegner ihrer Haut wehrten.

Theodor Perschmann macht in einer Schrift: „Der Entwicklungsengang Schiller's in den Jahren 1785—95“ (Nordhausen, Haacke, 1859), den nicht übel gerathenen Versuch, den Bildungsengang Schiller's in seiner zweiten Periode zu verfolgen und dabei darzulegen, daß seine in diese Zeit fallenden philosophischen Studien im innigsten Zusammenhange mit der poetischen Ausbildung des Dichters standen, daß aus ihnen erst seine classische Meisterschaft hervorging. Merkwürdig erscheint es, daß Schiller nach dem „Don Carlos“ plötzlich in der dramatischen Production innehielt und daß mehr als zehn Jahre vergingen, ehe er wieder mit einer großen dramatischen Schöpfung auftrat. Der halbe Erfolg, den „Don Carlos“ bei den ersten Aufführungen gehabt, scheint hieran einen besondern Antheil gehabt zu haben. Das Publikum war für die Ideen, welche Schiller im „Don Carlos“ niedergelegt hatte, zur Zeit seines Erscheinens noch nicht reif; das Ohr war an die iambische Sprache noch nicht gewöhnt; man fand die Handlung zu verworren und nicht interessant genug; das Stück ermüdete durch seine Länge. Wie aus einer von Schloenbach mitgetheilten Recension im „Tagebuch der manheimer Schaubühne“ vom 6. April 1788 über die erste Aufführung in Manheim hervorgeht, wurde das Gedicht unter den Zuschauern zuletzt so stark und sogar durch „unzeitiges Gelächter“ so verstärkt, daß viele der schönsten Stellen gar nicht gehört wurden. Man hatte von dem Verfasser der „Räuber“ und von „Kabale und Liebe“ etwas Drahtischeres und Effectvolleres erwartet. Auch an andern Orten fand „Don Carlos“ eine nur kalte Bewunderung, die an Befremdung grenzte. Diese Erfahrung mußte den Dichter wol stutzig machen. Aber es zeigte sich auch Schiller's nach immer höherer Vollendung ringende Natur in einer Größe, die wahrhaft Bewunderung verdient. Ihm war dieser zweifelhafte Erfolg, den sein „Don Carlos“ wenigstens auf der Bühne hatte, nicht eine Aufforderung zu seiner frühern populären Manier zurückzukehren, sondern die Aufforderung, es mit dem „Don Carlos“ wenn auch noch unsicher berechneten Weg, der ihn allein zu dem ihm vorstehenden Ziele führen konnte, nur um so beharrlicher zu verfolgen. Sich und das Publikum durch fortgesetzte historische und ästhetisch-philosophische Studien zu läutern, war nun sein

eifrigstes Trachten, und so hatte er nach Ablauf von mehr als zehn Jahren die Genugthuung, in seinem „Waltenstein“ dem Publikum ein vollkommen reifes Product entgegenzubringen, dem seinerseits das durch Schiller's, Goethe's, A. W. Schlegel's und anderer Bemühungen inzwischen ästhetisch geschulte Publikum ein feineres Verständniß entgegenbrachte.

Eine sehr dankenswerthe, auf tüchtigen Studien beruhende Arbeit über Schiller oder vielmehr sein Wirken in Jena lieferte R. G. Scheibler im vierten Heft seiner „Jenaischen Blätter für Geschichte und Reform des deutschen Universitätswesens“ (Jena, Mauke), das auch den Specialtitel trägt: „Akademisches Schiller- und Fichte-Buch. Erste und zweite Abtheilung. Schiller und Jena. Nebst Analekten und Miscellen.“ Wir verweisen hier nur darauf, indem wir uns vorbehalten, auf die anderweitige, das deutsche Universitätswesen betreffende Tendenz der „Jenaischen Blätter“ später zurückzukommen. Einen populären Zweck verfolgten die kleinen Schriften „Friedrich von Schiller. Gedenkbuch zur hundertjährigen Geburtsfeier des Dichters“ (Leipzig, Wengler, 1859) und „Das Büchlein von Schiller und Goethe“ (Stuttgart, Fischhaber), welches letztere Nachrichten von den Lebensumständen, dem Bildungswege und den Werken der beiden Dichter enthält. Diese Schrift scheint von E. Ortlepp verfaßt zu sein, der unter anderm auch eines Besuchs gedenkt, welchen er dem bereits in den achtziger Jahren stehenden Goethe abzustatten das Glück hatte. Veranlassung hierzu war ein das erfolgte Ableben Karl August's betreffendes Gedicht des Verfassers. Goethe befand sich damals in einem leidenden Zustande und man machte dem Verfasser wenig Hoffnung ihn zu sehen. Doch erhielt er sogleich Audienz; eine Seitenthür öffnete sich, und es trat mir (erzählt der Verfasser) in feierlich schwarzem Anzuge mit energischem Schritt und stracker, fester Haltung ernst, doch zugleich freundlich ein Mann entgegen, dessen bloßer Anblick mir schon überwältigend zur Seele drang. Aus seinen Augen leuchtete das Feuer eines Jünglings; sein Haupt war das eines olympischen Jupiter. Die Rede kam auf das lyrische Gedicht, auf das er wenig Werth zu legen schien, ja er ging sogar so weit, zu behaupten, daß ein Gedicht eigentlich ein Nichts sei u. s. w.

Man vergeße hierbei nicht, daß Goethe von jungen Dichtern, die, ohne eine Vergangenheit, wegen einiges lyrischen Geizes sich schon einbilden, eine vollständige Frühlingserlebe zu sein, überlaufen wurde, und daß er sich, um sie in ihre Schranken zurückzuweisen und sie ihre Unbedeutendheit im Verhältniß zu ihren Ansprüchen fühlen zu lassen, sich des ironischen Mittels bedienen mochte, alle Dichterei als etwas Nichtiges darzustellen. Und wer so viel geleistet hatte wie Goethe, dem mochte am Rande des Grabes bei dem Rückblick auf ein so reichhaltiges Leben ein einzelnes lyrisches Gedicht in der That als etwas kaum Nennenswerthes erscheinen. Von beiden, die bekannten Thatfachen und zwar die interessantesten geschichtlichen gruppirenden Biographien ist übrigens die von Goethe, welcher der Verfasser das schöne, mit Unrecht vergessene

Gedicht Tieck's auf Goethe's Tod angehängt hat, die gehaltreichere. In Bezug auf die Biographie Schiller's möchten wir nur bemerken, daß die über das Fräulein von Arnim in Umlauf gesetzten Gerüchte durch Pallestke Berichtigungen erfahren haben, welche diese Dame in weniger ungünstigem Lichte erscheinen lassen, mindestens doch ihrem Porträt einige lichte Züge beimischen.

Die Berufung Schiller's nach Berlin betreffend, erwähnt der Verfasser ganz richtig, daß dem Dichter im Fall der Annahme ein Jahresgehalt von 3000 Thalern zugesichert worden sei. Pallestke versichert in seiner Biographie Schiller's, daß Schiller vergeblich bis zu seinem Tode auf eine Lösung der angeknüpften Unterhandlungen gerechnet habe, wogegen der Verfasser eines Aufsatzes „Ueber Schiller's Aufenthalt in Berlin“ in Nr. 44 des „Deutschen Theaterarchiv“ für 1859 bemerkte: „Dies dürfte nicht ganz richtig sein, da Beyme selbst in der Staatszeitung, ein Vierteljahrhundert nach Schiller's Tode, das Gegentheil veröffentlicht hat. Auch Ifland's Verhältnis zu Schiller wird bei Pallestke eigenthümlich dargestellt.“ Die erwähnte Berichtigung des Geheimraths von Beyme, welche ursprünglich im Intelligenzblatt Nr. 29, S. 233 der „Halle'schen Allgemeinen Literaturzeitung“ vom April 1830 erschienen war, bezieht sich in der Hauptsache darauf, daß Friedrich Wilhelm III. dem Dichter, als dieser den Wunsch geäußert hatte, sich in Berlin niederzulassen und deshalb nach Potsdam gekommen war, aus Allerhöchsteigener Bewegung ein Gnabengehalt von jährlich 3000 Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipe zugesichert hatte. Nur dessen nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod (fährt Beyme fort) haben den großmüthigen Monarchen und unser eigenes Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen.

Friedrich Wilhelm III. befahl, dem Geheimrath von Beyme für diese Veröffentlichung ausdrücklich seinen Dank auszusprechen. Auch sonst enthält der genannte Aufsatz im Theaterarchiv interessante Mittheilungen über Schiller's Aufenthalt in Berlin. Bei der Aufführung der „Braut von Messina“ (4. Mai 1804), welcher der Dichter in Person bewohnte, wiederholten sich fast die Scenen, welche in Leipzig nach der Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ stattfanden:

Als Schiller in einer der Bühne zunächst gelegenen Loge des ersten Ranges erschien, brach ein tosender Beifallsturm der dichtgebrängten Zuhörerschaft los, und der Jubel- und Freudenruf wollte gar kein Ende nehmen; nur die beginnende Musik konnte dem Beifallsturm ein Ziel setzen. Der Dichter verneigte sich wiederholt und zog sich tiefbewegt in seine Loge zurück.... Nach beendeter Vorstellung wurden dem Dichter auf dem Heimwege noch jauchzende Zurufe der begeisterten Menge zu Theil.

Es hat überhaupt sicherlich keinen deutschen Dichter gegeben, dem schon bei Lebzeiten so viele freiwillige öffentliche Ovationen dargebracht wurden als Schiller. Uebrigens wurde der Dichter („merkwürdigerweise“, fügt der Verfasser des Aufsatzes hinzu) dem Königspaare nicht vorgestellt, obwol der König ihn hoch schätzte und die Königin Luise für seine Dichtungen und idealen Tendenzen schwärmte. Dagegen lud ihn der geniale Prinz Louis Ferdinand zur Tafel, wobei er die Aufmerksamkeit hatte,

dem Dichter dessen Lieblingswein (Montrachet, weißen Burgunder) vorzusetzen. Ifland gab dem Dichter in seinem Hause, dem jetzigen Gerson'schen, in der Thiergartenstraße Nr. 29, ein glänzendes Fest, dem sich andere ähnliche Festlichkeiten anreihen. Nein, Schiller, durch seine Verheirathung mit einem Edelräulein und sein Adelsdiplom ohnehin der Aristokratie einverleibt, hat wenigstens während seiner letzten Lebensjahre nicht das Dasein eines verlassen und verachteten armen deutschen Dichters geführt, wie etwa der „Volksdichter“ Bürger, über den auch Schiller selbst den Stab Wehe geschwungen hatte. Nun, die vornehme Kritik hat es in Deutschland immer geliebt, Unglücklichen in ihren Trunk Wasser statt süßen Weins Vermuth zu mischen. Schiller im berliner Theater, in der glänzenden Gesellschaft bei Ifland, an der Tafel eines königlichen Prinzen, und der Dichter der „Lenore“ unter seiner rohen Umgebung zu Altenglischen und dann in seiner Klencksammer zu Öbtingen, verlassen und einsam hinsiehend, den Stachel der Schiller'schen Kritik immer noch im Herzen — welch ein Gegensatz!

Einer von Karl Badewig verfaßten Schrift: „Die drei Friedrichs. Deutsche Größe in Land und Mannen. Zwei Sendschreiben an das deutsche Volk. Zugleich eine Erinnerung im Jubeljahre Friedrich's von Schiller“ (Berlin, Ghle, 1859) wollen wir hier nur gedenken. Sie enthält, außer einer Betrachtung „Deutsches Land. Ueber die Grenzen des deutschen Einflusses“, die Charakteristiken der „Drei Friedrichs des deutschen Volks“, nämlich Friedrich Barbarossa's, Friedrich's II. von Preußen und Friedrich Schiller's. Der Verfasser ist Turnlehrer, und versteht sich die patriotische Tendenz und die enthusiastische Schreibart der Schrift im Grunde von selbst.

Gehen wir nun zu den Festbeschreibungen und Festreden über, so begegnen wir zuvörderst einem interessanten Sammelwerke, welches dazu bestimmt ist, die Festreden fast aller deutschen Hochschulen, Akademien u. s. w. wie vor allem solche, welche öffentlich zu dem versammelten Volke gesprochen wurden, Festspiele, Prologe, Gedichte, Urkunden, kurz, den „gesamten reichen geistigen Inhalt des Schiller-Jubelfestes“ dem deutschen Volke als ein Nationaldenkmal aufzubewahren. Es ist das von Karl Tropsch mit Fleiß und Umsicht redigirte „Schiller-Denkmal“ (Berlin, Riegel, 1860), dessen erste Lieferung wir bereits in Nr. 5 besprochen haben, und von welcher uns jetzt die zweite und dritte Lieferung vorliegen. In etwa zwölf Lieferungen hoffen Herausgeber und Verlags-handlung den reichen Stoff so zu erschöpfen, daß Käufer des Werks das Beste beisammen haben wird, überhaupt in den Tagen des Jubelfestes gesprochen worden ist. Den berliner Festreden und Gedichten in der ersten Lieferung schließen sich in der zweiten Lieferung noch weitere berliner Festlieder an, von Förster, Scherenberg, Fontane, Märcker, Karl Frei E. F. August u. s. w. Der Herausgeber selbst führt einem „Weihelied“ den Gedanken aus, daß es mit Freiheit allein nicht gethan sei, wenn die Wahrheit f

und daß verbannt sein solle, wer dem Scherine huldige. Das Gedicht schließt mit folgenden Strophen, die wir als Sentenzprobe des Herausgebers mittheilen:

Dem Gott in uns allen,
Dem geistigen Sein,
Soll dieses Lied erschallen,
Vollständig, wahr und rein.
So reicht euch andächtig
Zum Bunde die Hand,
Der Geist sei in uns mächtig,
Durch Gott fürs Vaterland! *)

Hieran reißen sich Festreden, Festreden und Festlieder aus andern märkischen Städten, aus Potsdam, Brandenburg, Neustadt-Eberswalde, Angermünde, Seehausen in der Altmark (Festrede des Rathsmanns Stoppe), Königsberg in der Neumark, Frankfurt a. d. Oder (Festgedicht von Heinrich Mahler, im Stadttheater gesprochen). Sodann folgen Sachsen und Anhalt, zuvörderst Leipzig: Buntke's Reden in der Aula und der Centralhalle, v. Wächter's Trinkspruch im Hôtel de Pologne, Jille's Freimaurerrede in der Loge Apollo, worin der Gedanke ausgeführt ist, daß, wenn Schiller auch kein Freimaurer gewesen, doch seine Lieder echte Freimaurerlieder, seine Dichtungen freimaurerische Dichtwerke seien; Gottschall's schon früher charakterisirte Festrede im Gewandhause, ferner die verschiedenen Prologe, Jubelgesänge, Tafellieder. **) Dann kommen Pommern und Posen, Danzig, Magdeburg mit Festreden und Festgedichten; hierauf Dresden mit den Ansprachen des Bürgermeisters Neubert und Berthold Auerbach's bei der Einweihung der Schiller-Straße, der Rede des Rectors Klee auf dem Altmarkt, den bedeutsamen Festreden von Auerbach, Sukow, v. Beust beim Festbanket am 9. November, dem Welkegruß Siegel's beim Festmahl am 10. November, dem schönen Prolog von Julius Pabst, gesprochen von Frau Bayer-Büchel am 10. November im Hoftheater, den Festgedichten von Julius Hübner, Pfeilschmidt, Weller u. s. w. Pöschwitz, Meißen, Frankenberg, Chemnitz, Radeberg, Halle, Dessau und Köthen bilden den Schluß dieser Lieferung. Die beiden letztgenannten Städte sind durch Festreden von Karl Eise und Karl Schmidt vertreten.

Wir würden hier am natürlichsten eine bei Fleischmann in München lieferungsweise erscheinende Sammlung der vorzüglichsten Festdichtungen anschließen können, wenn wir nicht wegen allzu reichlicher Stofffülle genöthigt wären, die hervorragenden poetischen Festgaben einem besondern Artikel vorzubehalten.

*) Karl Trosius hat gegen unsere in Nr. 5 d. Bl. enthaltene, übrigens im wohlwollenden Sinne gemachte Angabe, daß er nach Constatirung des von ihm zuerst angeregten Leipziger Schiller-Festes bald „beiseite geschoben worden sei“, schriftliche Verwahrung eingelegt. Dies sei schon aus dem Grunde nicht richtig, weil er (mit Karl Beck, Lemmann u. s. w.) die in der ersten Versammlung erfolgte Wahl zum Comitémitglied sofort und nochmals in der zweiten Versammlung abgelehnt habe, eine Verzichtleistung aber von einer „Beiseiteschiebung“ doch erheblich verschieden sei.

**) Wir verweisen hierbei auf die Schrift: „Das Schiller-Jubiläum in Leipzig. Ein Gedächtnisbuch, herausgegeben im Auftrage des Festcomité“ (Leipzig, Gierisch, 1859).

Eine fleißig zusammengestellte, knapp aber überaus reichhaltige Ueberschau der Festlichkeiten, womit die Circularfeier in Deutschland und außerhalb gefeiert wurde, bot eine am 7. Januar ausgegebene Extranummer der „Europa“, die unter dem Specialtitel „Die Schiller-Feier in der Alten und Neuen Welt“ erschien. Von außerdeutschen Ländern haben wir darin vertreten: die Schweiz, die skandinavischen Länder (in Kopenhagen sahen die sich gedrückt fühlenden Deutschen von einer öffentlichen Feier ab), Holland und Belgien (Amsterdam, Rotterdam, Brüssel, Lüttich, Antwerpen); England (London, Liverpool, Manchester, Bradford, Edinburgh); Frankreich (Paris, Lyon, Marseille, Havre, selbst Algier, während merkwürdig und charakteristisch genug von den elsassischen Städten nur Mülhausen das „Allerdeutschenfest“ mitfeierte); Portugal (Lissabon, Oporto); Spanien (Malaga); Italien (Turin, wo sich unter andern auch Mamiani und Lorenzo Valerio, der Uebersetzer Uhländ's, am Fest theilnahmen und im Theater Alfieri ein Schiller'sches Stück aufgeführt wurde, Mailand, wo zugleich die Subscriptionen für die Schiller-Stiftung sehr reichlich ausfielen, Rom, Neapel, Malta, wo sich sämtliche Mitglieder der dortigen deutschen Colonie, freilich nur 16, versammelten); Rußland und Polen (Petersburg, Moskau, Odessa, Riga, wo für den Schiller-Tag ausnahmsweise eine Aufführung des „Wilhelm Tell“, aber unter dem Titel „Geßler's Tod“ gestattet wurde, Reval, Libau, Helsingfors, Astrachan, wo unter andern auch Schukowskij's treffliche Uebersetzungen Schiller'scher Balladen theils declamirt, theils gesungen wurden, Warschau, wo Kraskowski polnisch über die Bedeutung Schiller's für die Literatur aller Nationen sprach); Griechenland und der Orient (Athen, Konstantinopel, Bukarest, Belgrad, Smyrna, während in Jassy nur ein Mann und zwar ein Rumäne, der greise Assaki, dem Schiller-Tag seine Ehre angedeihen ließ, und zwar durch ein von ihm in einer Prachtedition herausgegebenes Festgedicht mit dem Titel: „Zum Andenken an den 10. November 1859, den ersten hundertjährigen Geburtstag Friedrich Schiller's, des ehrbaren Sängers der Tugend und Vaterlandsliebe, als Tribut der Bewunderung dargebracht im Namen der rumänischen Jugend von einem Veteranen“; endlich Nordamerika und Oceanien; denn selbst Honolulu und die andern Städte Australiens, wo sich deutsche Colonien befinden, hatten ihre Schiller-Feier. In mehreren Städten Nordamerikas traten auch englische Redner auf, so in Newyork der treffliche Dichter Bryant und der Richter Daly, in Saint-Louis Reynolds, in Wells-Bille der Richter Riley und außerdem als Festdichter der Franzose Lefebvre, der in seiner Muttersprache des deutschen Dichters Verdienste pries; in Philadelphia Furness. Es ist nicht zu übersehen, daß sich jede Nation Schiller als Vaterlandsdichter aneignet, weil er, ganz abgesehen von seinen übrigen idealistischen und allgemein menschlichen Anschauungen, den Patriotismus durchaus nicht und nirgends vom specifisch deutschen, sondern vom kosmopolitischen Standpunkt und als eine jedem Volk angemessene Tugend verherrlichte und damit den Begriff

einer ebenfalls mehr abstracten als concreten Freiheit verband.

Die Säkularfestlichkeiten im Lande Württemberg schildert ausführlich die von Otto Elben herausgegebene Schrift: „Das Schiller-Fest in Schiller's Heimat in Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach den 9., 10. und 11. November 1859“ (Stuttgart, Schaber, 1859), deren Ertrag für die deutsche Schiller-Stiftung bestimmt ist. Im Eingange der Schrift wird hervorgehoben, daß in Stuttgart, auf Anregung Albert Schott's, das erste Schiller-Fest gefeiert wurde und zwar am Todestage des Dichters, 9. Mai 1825 im Garten des Königsbades daselbst. Gustav Schwab sprach damals einen Prolog, Albert Schott die erste Festrede. Seitdem wurde das Fest alljährlich wiederholt. Die Schrift Elben's enthält viele interessante Mittheilungen, z. B. über die verschiedenen Schillerbilder, über die Reliquien im Schiller-Hause zu Marbach, über die Zuschriften berühmter Männer, die zur Säkularfeier geladen waren, aber nicht erscheinen konnten, z. B. Gerwinus, Rückert, Anastasius Grün, Dingeldey, Berthold Auerbach, Klaus Groth, Adolf und August Stöber, über die auch an andern Orten stattgehabten Festlichkeiten, ferner die verschiedenen Festreden von J. G. Fischer, Uhlend, v. Köstlin, Elben, Scholl, Graf Taubenheim, Brunert, Feodor Löwe, Seeger u. a. Doch können wir unmöglich hier auf diese auch durch die Blätter meist genugsam bekannt gewordenen Ansprachen, Festreden, Trinksprüche ausführlicher eingehen; wir beschränken uns nur auf die anerkennende Bemerkung, daß sie meist knapp und gediegen sind, was wir für solche Gelegenheiten überaus zweckmäßig und höchst nachahmungswürdig finden. Der Schwabe liebt nicht viele Worte zu machen oder von andern zu hören, und von bloßen Phrasen und Floskeln ist er kein Freund. Angehängt sind mehrere Festgedichte: „Festgruß“ von Julius Rosen (aus Ulmburg eingekauft), „Nachruf an Schiller“ von G. Pfizer, Prolog von Feodor Löwe, Cantate von J. G. Fischer (mit Musik von Rüden), und „Sein Bild“ von demselben, „Gruß zum Schiller-Feste aus der Schweiz“ von J. Sprüngli, „An Schiller“ von R. Brunert, „Friedrich Schiller und die deutsche Einheit“ von Albert Schott u. a., und ein Gedicht in vlämischer Sprache von Prubens van Duyse, Stifter und Vorsteher des vlämisch-deutschen Sängerbundes, zweiter Vorsteher der königlichen Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften zu Gent. Das Gedicht trägt die Ueberschrift: „By het vieren des 100jarigen Geboortedags Fredrik Schiller's“ und beginnt mit den Worten:

Een schone Siel in schoonen Vormen,
Dit, Schiller, is dyne Poesie.

Die drei letzten Strophen lauten in der beigelegten Uebersetzung von E. Zoller:

Soll da allein der Niederländer schweigen,
Wenn heut' an deinem Jubelfest,
Beseelt von dichterischem Geiste
Deutschland sein Lied erklingen läßt?

Nein, Dat und Belg (Bataver und Belgier) heb sine
Brüder,
Deß zeugt das Herz, das nimmer lügt;
Einst hat Germania, die Mutter,
Die drei auf ihrem Schilde gewiegt.

In Schiller grüßen wir mit Jubel
Den Dichter und den deutschen Mann,
Deß Name nur mit unsrer Liebe
Zur Freiheit untergehen kann.

Ueber die großartige Feier in Hamburg berichtet die Schrift: „Die hamburger Schiller-Feier, ein deutsches Volksfest. Zur Erinnerung an den 11., 12. und 13. November 1859“ (Hamburg, Richter, 1860). Den Ton in der Einleitung finden wir, offen gestanden, etwas zu überschwänglich; z. B. wenn es darin heißt:

Ja wir haben allen Grund, stolzer als je das Haupt zu heben, denn nie hat der gesunde, allem in Wahrheit Guten und Schönen zugewandte Sinn unserer Bevölkerung sich glänzender offenbart, nie sind die althergebrachten Vorwürfe, als ob bei uns jedes edlere Gefühl im crassen Materialismus erstickt sei, schlagender widerlegt worden als jetzt. Hamburg hat manches große Fest in seinen Mauern gesehen, es hat illuminirt zur fünfundsiebenzigjährigen Feier der Befreiung vom Feinde, zur Huldbigung des Reichsverwesers, beim dreihundertjährigen Bestehen der Oberalten und bei andern Gelegenheiten, aber eine ähnliche Einmüthigkeit, ein ähnliches Anspannen aller Kräfte, um der Bedeutung des Tags die möglichste äußere Würde zu geben, war bis dahin nicht erhört.

Weiter wird das hamburger Schiller-Fest eine „jede Huldbigung des In- und Auslandes in ihrer Großartigkeit überragende Feier“, eine „Hamburgs Novembertage ewig verherrlichende geschichtliche That“ genannt. Allerdings verdienen die meist den Kreisen der Gelehrten, Künstler und Handwerker angehörenden Männer, welche, um eine so großartige Feier zu Stande zu bringen, „Tage und Nächte gearbeitet“, um so mehr Anerkennung, da, wie es weiter heißt, „der Kaufmannsstand, als der in Hamburg am zahlreichsten vertretene und seiner Stellung nach der einflußreichste, sich trotz vielfacher Aufforderungen während der Vorbereitungen zum Feste gänzlich passiv verhielt“. Während dieser Feier fand bekanntlich im Bildungsverein für Arbeiter jene erhebende Scene statt, wo die Mitglieder desselben, auf die Aufforderung des Präses G. A. Ulex, die rechte Hand erhoben und schwuren: im Geiste Schiller's zu leben, sich sittlich zu vervollkommen, alles Gute und Schöne zu pflegen, für Recht, Wahrheit und Freiheit zu kämpfen. Wegen der zahllosen in dieser Schrift vorkommenden Namen derjenigen, die bei den verschiedenen Feierlichkeiten und namentlich an den Festtagen sich betheiligten, hat die Schrift übrigens eine mehr nur lokale Bedeutung. Statt dieser Hunderte von Namen, die für Nicht-Hamburger nicht das geringste Interesse haben, und statt der Anführung der oft merkwürdig vulgären und geschmacklosen Inschriften, die bei der Illumination vorkamen, würde aufrichtigen auswärtigen Verehrern Schiller's die vollständige Mittheilung der Reden Meier's (auf die wir noch unten zurückkommen, da sie uns als Einzelschrift gedruckt vorliegt), Eduard Meyer's, Lehrers der Literaturgeschichte am Johanneum, Buef's, Schleiden's, Endrulat's, wie der

als sehr schön gekürzten Prologe des letztern u. s. w. willkommen gewesen sein. Freilich wird im Vorwort bemerkt, daß nur der wahrhaft vollständige Theil der hamburger Schiller-Feier in Betracht gezogen werden solle, „also mit Ausschluß aller derjenigen Solennitäten, wie z. B. der dramatischen, der Festmahle und literarischen Vorträge, die, so zweckentsprechend und gelungen sie auch, von ihrem Standpunkt genommen, ausgefallen sind, ihrem Wesen nach nur den höher gebildeten und besitzenden Klassen der Gesellschaft zugute kommen konnten“. In- und Festzüge wollen gesehen, nicht beschrieben sein, um einen zugleich feierlichen und lebendigen Eindruck zu machen; auch möchten wir besorgen, daß bei der Ausführung so vieler Namen doch auch etwas auf die Uebe menschliche Güterkritik gerechnet ist.

Ueber die Festlichkeiten in andern deutschen Städten liegen uns keine Specialschriften vor. Im Zusammenhang berichten jedoch einzelne Journale, z. B. über die Schiller-Feier in Wien, bei der unter andern Fürst Konstantin und Fürst Georg Czartoryski, Heinrich Laube, von Schmerling u. a. zum Theil bedeutsame Worte sprachen, das Wiener dramaturgische Blatt „Recensionen“ u. Nr. 46 für 1858. Schufelska's Rede, die derselbe bei der von dem Journalistenverein Concordia in dem Theater an der Wien am 7. November veranstalteten „Akademie“ hielt, wird übrigens von dem Berichterstatter eine „berühligte“ genannt und gegen die Tendenz des am 10. November im Hofburgtheater aufgeführten Festspiels von Friedrich Halan „Vor hundert Jahren“ der Einwand geltend gemacht: „Man vergißt, daß Schiller kein Tendenzpoet gewesen, daß er, wie es dem echten Künstler, namentlich dem Dramatiker, geziemt, in der „Jungfrau“ französisch dachte, in der „Stuart“ englisch, im „Demetrius“ polnisch und russisch, im „Tell“ schwedisch und entschieden antihierarchisch“ u. s. w. Es wird ferner hervorgehoben, daß man im Hofburgtheater nicht ein deutsches, sondern ein östereichsches, d. h. ein gemischtes Publikum vor sich habe, „welches wol dem Dichter, nicht aber der Germania seine unbedingte Sympathie entgegenbringt.“ Ueber die münchener Schiller-Feier berichtete das „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung“ in Nr. 271 und 272. Die Festreden hielten R. Carriere und von Sybel, eine humoristische M. Schleich. Die Rede eines im Bericht nicht Genannten, welche halb satirischen Charakters und mit Anekdoten reich gewürzt war und in der man versuchte, „Schiller's Verdienste namentlich als Politiker und zwar auf Kosten Goethe's emporzuheben“, rief entschiedene Entrüstungen hervor. Kertbeny brachte als Ungar gleichsam im Namen aller übrigen Nationen dem Dichter wie dem deutschen Geiste ein Lebehoch. Besonders lebhaft theilnahmte sich der münchener Außenhof an der münchener Feier, doch müssen wir die hiesigen Festgaben vom G. Weibel, W. Gryse, F. Bodenkötter, J. Grosse u. a. einer spätern Inbetrachtung vorbehalten. Der Bremer Schiller-Feier ist fast die ganze Nr. 46 des „Bremer Sonntagsblattes“ (vom 13. November 1859) gewidmet und die von W. Herzberg im Künstler-

verein gehaltene Rede vollständig darin mitgetheilt. Der Redner nennt Schiller den „größten Mann, den jemals unsere Nation aus sich geboren“. Wenn dies auch die Ueberzeugung des Festredners ist, so scheint es uns doch nicht zweckmäßig, mit solchen Behauptungen in so unbedingter Form hervorzutreten. Gibt es denn überhaupt in dem so mannichfaltigen Reich der Geister ein absolut Größtes?

Auch von der werthvollen illustrierten Monatschrift des bernischen literarischen Vereins „Die Schweiz“ ist eine ganze Nummer, die deshalb auch den Specialtitel „Schiller-Nummer“ trägt, mit der Beschreibung der von dem genannten Verein veranstalteten Feier gewidmet. Die Hauptbestrebung hielt Ludwig Gärdt, der die Deutschen unter andern die „unglücklichen Brüder“ der Schweizer nennt und kurzweg behauptet:

Das deutsche Schiller-Fest trägt — und wir begreifen, ja wir loben es — einen wesentlich politischen Charakter. Es ist eine großartige Demonstration zu Gunsten der nationalen Einheit, die Deutschland blüht in seiner Kunst, in seiner Wissenschaft, in seinem Goethe und Schiller bezieht. . . . Der jähmste Redner, der heute auf deutscher Erde spricht, spricht — wider Willen — revolutionär, spricht schwarzrothgoldene.

Zwar verkennt Gärdt nicht, daß es allerdings nicht an politischer Freiheit, aber stiger innerer Freiheit gebräche, daß es ausgen Despotismus und im Gegensatz dazu und daß, während Deutschland alle Ursachen das Fest als ein politisches Fest zu feiern, dagegen sich veranlaßt fühlen müßte, es in Kunst zu verwandeln. Jene Staatsmänner, infolge ihrer eigenen rohen Bildung die bloßen Luxus betrachten“, erinnert er in bei daran, daß Schiller unter derselben Anstalt derselbe Mann, den heute die Welt preise nichts als ein Dichter gewesen. „Staatsmänner und ihre papierernen Werke vergingen (ruft der Festredner aus), Feldherren sanken unter Kanonen Donner in das Grab, und über ihre Schlachtfelder geht seither längst der fruchtbare Pflug . . . nur der Denker, der Dichter, der Künstler lebt fort und reicht mit seinem Streben weit über seine Zeit hinaus.“ Im übrigen können wir es doch nicht guthießen, wenn Gärdt, um seinem Schiller recht hoch zu stellen, eine andere Größe erniedrigt; er sagt: „Mit ihm verglichen ist Shakespeare nur ein Chronikschreiber.“ Der Dichter des „Hamlet“ nur ein „Chronikschreiber“? Pfarrer Howald aus Sigetwil machte in einer Rede über die Bedeutung des „Wilhelm Tell“ die interessante Mittheilung, daß Schiller's „Wilhelm Tell“ anfangs in der Schweiz sehr kalt aufgenommen worden sei. Der Redner fuhr fort:

Schiller's „Wilhelm Tell“ wurde sogar in demjenigen Canton, der sich's am ersten hätte zur Ehre rechnen sollen, denselben in der Mitwelt wieder in so edler Gestalt erstanden zu sehen, parodirt, parodirt und travestirt. Ein erbärmliches Nachwerk „Der travestirte Tell“, Schauspiel in drei Acten, erschien zu Altorf, gedruckt 1806.

In einer Note wird ferner erwähnt, daß er, der Festredner, einen von Herrn datirten anonymen Brief

erhalten, um ihn abwendig zu machen, der vom literarischen Verein in Bern an ihn ergangenen Einladung Folge zu leisten. Es war in diesem anonymen Briefe unter anderem folgende Stelle aus einem Briefe Schiller's an Abtner citirt: „Eine Wichtigkeit ist für den gewöhnlichen Mann. Der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist entweder ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Schmeichler.“ Unser schweizer Pfarrer meint, Schiller müsse diese „oberflächliche Bemerkung“ doch in einem gereizten Zustand hingeworfen haben, was deutlich in seinen eigenen Worten liegt; denn wie könne der „Mann von Geist“ zugleich ein „beschränkter Kopf“ sein?

Die Beschreibung der in den verschiedenen nordamerikanischen Städten stattgehabten Schiller-Festlichkeiten und die wörtliche oder auszugsweise Mittheilung der dabei gehaltenen Reden und andern Notizen nehmen fast eine ganze Nummer der im größten Format erscheinenden „Newyorker Staatszeitung“, ein, die Nummer vom 11. November (oder Nr. 289). In Newyork selbst wurde das Fest in ziemlich großartiger Weise begangen, obschon der radicale Redacteur des „Monitor“, Karl Heinzen, gegen die Feier des Schiller-Festes geltend gemacht hatte, daß Goethe als der unverbesserliche, freiere Geist viel mehr als Schiller verdiene, solche nationale Fuldigungen zu empfangen. Ja, wenn man den in einem unerträglich schwülstigen Stile geschriebenen einleitenden Worten der Zeitung Glauben belassen dürfte, so müßte ganz Newyork im förmlichen Aufruhr gewesen sein; denn es heißt darin unter anderem: „Alles, was sich da gern herumtummelt in den sieben Farben des Lichts, welches das Ideale ausstrahlt (!), war gestern und heute gestern geschäftig; jeder und brachte seinen Opfersegen, habe der- in solchen Kunstwerke oder in der stillen reudig bewegten Gemüths bekranden.“ Doch schon von Hofenstein her diese Manier unte, in aufgebunsenen Worten zu sprechen, der wahrhaft Gypsflabende niemals bedient n daher, was wir davon zu halten haben.

Ein newyorker Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“ versichert denn auch:

Die herbe Thatsache steht fest, daß der Saal kaum zur Hälfte gefüllt war, zu nicht geringer Befremdung des Hrn. Bryant, der in Gemeinschaft mit vielen an der deutschen Literatur Antheil nehmenden Ausländern (welche auch in Gemeinschaft mit vielen gebildeten Deutschen) sich gern der Läsung hingibt, daß das Niveau der deutschen Literatur mit dem durchschnittlichen Bildungsniveau der Masse des Volks — einschließlich des profanen vulgus — gleichbedeutend sei. Selbstäußerungen dieser Art mögen sehr unangenehm sein, aber Läsungen sind sie immerhin.

In Deutschland ist eben die Zahl der ästhetisch gebildeten Leute viel größer, und dann wirkten noch ganz andere in den innern Verhältnissen Deutschlands liegende Factoren zu der allgemeinen dem Feste gezeigten Theilnahme mit. Klagt doch das newyorker Blatt in derselben Nummer: „Hier (in Nordamerika) ist der wirkliche Maßstab allein der Dollar und nicht das Ideal. Den Dollar kennen alle, das Ideal aber haben alle vergessen,

sobald sie diesen Boden betrreten.“ Und bei dieser Ausrufung doch jene schwülstigen Phrasen! Die deutschen Festredner hielten Löwe, Schramm und Wiesner, die englischen der schon genannte Lyriker W. C. Bryant und der Richter Daly. Die Rede Bryant's ist aus deutschen Blättern schon hinlänglich bekannt; er hielt es für angemessen, den wahren Freiheitsbegriffen und schwülstigen Redomontaden der deutschen Redner eine andere Freiheit entgegenzuhalten, weshalb er namentlich die Stelle aus den „Piccolomini“ von den „alten ewigen Ordnungen“ betonte, also jene Aufsicht Schiller's, welche genau besahen auch den ganzen „Wilhelm Tell“ durchzieht; denn was diese schweizer Bauern und Hirten vertheidigen, das sind nur ihre alten Rechte und Gerechtsame, und weiter nichts. Ebenso hob, wol nicht ohne Absicht, der Redner Daly an Schiller besonders lobend hervor: seine Dichtungen seien englisch, weil sie keine schwülstige Sentimentalität atmen, und englisch in Klarheit des Verständnisses. Was mögen diese beiden Nordamerikaner bei den groß- und strophblumigen Phrasen der deutschen Festredner empfunden und gedacht haben? Es folgen dann die Beschreibungen der Schiller-Feste in Hoboken, Brooklyn und Williamsburg, Philadelphia, Washington, Baltimore, Cincinnati, Boston, Milwaukee, Buffalo, Albany, Richmond, Charleston, St. Louis, Detroit u. s. w. Die vernünftigste unter den deutschen Festrednern scheint uns die eines Herrn Feldner in Hoboken gewesen zu sein, nur ist sie unverantwortlich lang. Er sagt darin unter anderem: „Man hat Schiller nicht selten einen Dichter der Freiheit genannt, und diese Bezeichnung ist gewiß nicht unwichtig, wenn wir weniger an die politische Freiheit denken, als an die Freiheit des Geistes von den Mächten der Natur und Umgebung.“ Unter den in englischer Sprache gehaltenen Reden möchte die des Rev. F. W. Furness in Philadelphia besondere Beachtung verdienen. Er machte den Deutschen das Zugeständniß, daß sie jeden Gegenstand mit mehr Tiefe auffaßten als die Nordamerikaner, während diese rastlos vorwärts streben; er schloßerte den Einfluß Schiller's auf die öffentliche Meinung, wies auf des Dichters Charakteristik von Everett hin, stellte einen trefflichen Vergleich zwischen Schiller und Luther an, bemerkte, daß ein Genius gleich dem unsers Dichters jede specielle Nationalität ausschließe und daß wir alle Bürger einer Welt der Intelligenz seien, und daß, wenn Shakespeare auch der erste aller Dichter sei, Schiller doch sonst keinem nachstehe. Auch die in englischer Sprache geschriebenen Blätter brachten an diesem Tage „Schiller-Artikel“; die „Tribune“ sagte bei dieser Gelegenheit unter anderem:

Wo immer Deutsche, dieses mancherliche Volk, sich niedergelassen haben, haben sie die Werke Luther's und Schiller's mit sich genommen. Es ist sehr möglich, daß der amerikanische Leser, insbesondere der literarisch gebildete, mehr von Goethe gehört und es für eine ausgemachte Sache gehalten hat, daß dieser der größte deutsche Dichter sei; aber, wer je einen Blick in das Herz des Volks gethan, hat gefunden, daß Schiller der Lieblingsdichter des letztern ist.

Wir gehen nun zu einer Anzahl von uns vorliegenden den Festreden über, welche als Specialschriften gedruckt

erschienen sind. L. Döderlein's „Festrede, gehalten am 10. November 1859 im Auftrag des königlichen akademischen Senats“ (Erlangen, Bäßing, 1859) hat sogar die königliche Approbation erhalten, indem König Ludwig von Baiern sie öffentlich als die beste aller Schiller-Neben bezeichnet hat. Jedenfalls verleiht ihr der Umstand einen besondern Werth, daß Döderlein sich rühmen kann, als zehnjähriger Knabe den Dichter, den „leutselligen Freund seines väterlichen Hauses“ noch von Angesicht geschaut und seine Günst genossen zu haben. Er erinnert sich noch an den hochgewachsenen, etwas hagern Mann, wie er, mit Döderleins sprechend, an der Fensterbrüstung lehnte, immer mit auffallend gesenktem Haupte, sowie ihn die Mehrzahl seiner berühmtesten Bildnisse darstellt und wie, fügt wir hinzu, auch Thormalsden in seiner mit größtem Unverstande deshalb getadelten Schiller-Statue ihn zur Erscheinung gebracht hat; denn der Künstler hat doch wol die Aufgabe, an der dargestellten Persönlichkeit gerade das hervorzuheben, was für sie besonders charakteristisch war. In jener Neigung des Hauptes kündigt sich das Sinnende und Denkende, das Inständigsein an, die Bucht der Gedanken, die das Haupt niederzieht. Döderlein bemerkt dann weiter, daß in Schiller's Wesen eine „ehle Schüchternheit“ gelegen und daß er nach schwäbischer Art trotz seiner Mittheilungsgabe in Gesellschaft doch mehr schweigsam als redselig gewesen.

Besondere Beachtung als der rhetorische Erguß eines so bedeutenden Aesthetikers verdient auch die „Rede, in der St.-Petterskirche zu Zürich gehalten“ von Fr. Vischer (Zürich, Orell, Büßli und Comp., 1859). Vischer ist der Ueberzeugung, Schiller werde von Jahrhundert zu Jahrhundert gefeiert werden, endlich aber würde eine Feier kommen, „wo die Menschen rufen: Seht hin, er hat recht gehabt mit seinem hohen Wille der Freiheit und schönen Menschlichkeit!“ Nicht als ob Schiller der Thor gewesen, zu meinen, es sei eine Welt ohne Gebrechen möglich; als Mensch habe er nüchtern in die Welt gesehen; er habe sie besser gekannt als mancher, der ihn Schwärmer schelte. Aber er senke uns ein strahlendes Bild in den Busen und überlasse uns zu urtheilen, wie viel wir dann Schritt um Schritt in die Wirklichkeit übertragen können; nur immer warm und unbeirrt sollen wir im Innern den heiligen Schatz bewahren. Indes verschweigt sich Vischer nicht, daß der Schicksalsbegriff in der „Braut von Messina“ und der Weltbürgersinn Schiller's dem eigentlichen nationalen Bewußtsein zu wenig Raum lasse; doch komme im „Tell“ endlich auch das Volksbewußtsein zu seinen Rechten.

In seiner durch gehobenen Ton und begeisterte Stimmung sich auszeichnenden, zu Leipzig gehaltenen und unter dem Titel: „Schiller als deutscher Nationaldichter“ (Leipzig, Weber, 1859), weist Paul Möbius auf Grund der Charakteristik unsers deutschen Volks nach, daß Schiller in jeder Beziehung den geistigen Bedürfnissen der Nation Genüge gethan habe und ebendeshalb zum Nationaldichter geworden sei; er sei es geworden, weil dieser Dichter, wenn ihm auch der Name des größten streitig gemacht wird, wenn er auch weniger als mancher andere von deutschem Ruhm

und deutscher Herrlichkeit gesungen hat; weil dieser Dichter, wie kein anderer vor ihm und nach ihm, es verstand, mit klaren begeisterten Worten auszusprechen, was die tiefinnersten Lebensregungen des deutschen Volks waren, seine erhabenen Gedanken und Gefühle, sein tiefster Schmerz und seine höchste Lust, sein süßestes Sehnen und seine freudigste Hoffnung!

Der ähnliche Gedanke, wenn auch nicht in derselben systematischen Durchführung der Parallele zwischen dem deutschen Volke und seinem Lieblingsdichter, aber doch der Gedanke, daß Schiller der eigentliche Nationaldichter sei, kehrt begreiflicherweise auch in andern Neben wieder, so wie schon der Titel erkennen läßt, in des Gymnasialdirectors W. B. Mönnich im Gymnasium zu Heilbronn gehaltenen Rede: „Schiller als Dichter nach dem Herzen der Nation“ (Heilbronn, Scheurlen, 1859); in der von dem Professor W. Affmann zu Braunschweig gehaltenen Rede, die unter dem Titel: „Schiller's nationale Bedeutung“ (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1859) erschienen und zugleich mit einer sehr brauchbaren Zeittafel zu Friedrich von Schiller's Leben versehen ist; in der durch zweckmäßige Kürze sich empfehlenden, auf dem Markt zu Bremen gehaltenen und zum Besten der deutschen Schiller-Stiftung in Druck gegebenen „Festrede“ von J. W. Schaefer (Bremen, Schünemann, 1859), in der nachdrücklich darauf hingewiesen wird, daß Schiller durch sein deutsches Gemüth wie durch seine deutsche Gesinnung der Dichter des Vaterlandes geworden sei. So sagt auch Rudolf Gottschall (dessen im leipziger Gernandhaus gehaltene Festrede durch die mahnende und strafende Gegenüberstellung der idealen Begeisterung für Schiller und des unsere Zeit doch sonst verunstaltenden Materialismus übrigens bedeutender war) in seiner im Schießwerber zu Breslau gehaltenen „Festrede“ (Breslau, Trevendt) unter anderem:

Doch nicht nur, weil sein Sinn offen war für jedes Wirken, ist er ein Dichter des Volks; er ist's, weil er sein höchstes Streben erfaßt und widergespiegelt, das Streben und Ringen des deutschen Volks, welches ein englischer Dichter ein Volk von „Denkern und Dichtern“ genannt hat.

Adolf Helfferrich in seiner „Schiller-Rede“ (Berlin, Springer, 1859) sagt: „Wer das deutsche Vaterland lieb hat, der kann es getrost in Schiller und um Schiller's willen lieben“, und weiter: „So lange Schiller unser Trost, die Leuchte unserer Augen ist, bleibt die Zukunft für uns unverloren“; er drückt die Hoffnung aus, „daß früher oder später ein Deutschland entstehen werde, das vor dem Schatten Schiller's weder zu erröthen noch zu erzittern braucht“. Wenn übrigens Helfferrich behauptet, Schiller sei der erste Dichter gewesen, „der in die unergründliche Meerestiefe des Frauenherzens niederstieg und die ewige Perle echter Weiblichkeit herausholte“, so werden zu einer solchen Behauptung gewiß manche den Kopf schütteln. An echter psychologischer Kenntniß und Naturwahrheit übertrifft sicher die weiblichen Schöpfungen Shakspeare's und Goethe's doch weit die Frauengestalten Schiller's. Unbefangene und geistvolle Frauen selbst, scharfe Beobachterinnen ihres Geschlechts, wie Raphael, haben dies offen eingestanden.

Alexander Jung bemerkt in seiner in der Königsgesellschaft zu Königsberg gehaltenen Festrede: „Friedrich Schiller, der Dichter in“ (Königsberg, Gebr. Bornträger, eichsfaltig):

centriren sich vorzugsweise alle Blüten der le Früchte der Zukunft, die solcher Bräutigam (fügt er sehr treffend hinzu), das emwart das profane Volk der Pfahlbürger, Deutschland ebenfalls wuchert, ein für alle ird.

hierbei an Schiller's „Gewaltiger Schneidmesser“ und an des „Philisters Saul“? it übrigens viel Geistreiches, so nament: etralen Orgensatz zwischen Seine, der travestirt, die Literatur mehrfach mit t“, und dem hochfliegenden, die jugend: mer mehr bis zur Goldreinheit abstrei: Die in der Rede des Tübinger G. Meier (vgl. Nr. 5 d. Bl.) finden wir auch in der von Jung der Anlage Schiller's zum Komischen gedacht, welche Gelium bekanntlich in der seinen dem Dichter völlig abs: sprach. Jung bemerkt: „Schiller lebte und webte im Erhabenen, sodas er ebeneshalb auch das Schöne be: herrschte und eine sehr tiefe Anempfindung für das Ko: mische hatte“, denn das komische Erhabene ist nur die an: dere Seite des tragisch Erhabenen. Dann und wann ist Jung zu rhetorisch und hyperbolisch; mit Ausdrücken z. B. wie: „Schärfer, weitreichender, klarer in seinem Blick als Columbus — bei dem es sich nur um einen äußern Continent handelte — erkannte Schiller“ u. s. w., ist dem Dichter kein Gefallen erzeugt.

Der Institutsvorsteher Friedrich Dörr auf St.-Pauli hebt in seiner „Festrede“ (Hamburg, Meißner, 1859), in der er zuletzt in recht eindringlichen Worten daran mahnt, über Schiller auch die übrigen Heroen des deutschen Geistes nicht zu vergessen, besonders Schiller's Bedeutung für die Jugend hervor. Auch J. Metchner verherrlicht in seiner im Gymnasium zu Lissa gehaltenen Rede „Friedrich Schiller“ (Lissa, Günther, 1859), die übrigens auch Goethe in gerechter Anerkennung als denjenigen feiert, der mit Schiller in den Herzen der Deutschen das Gefühl geistiger Zusammengehörigkeit wieder hervorgerufen, Schiller als den Liebling der Jugend, und der Studiendirector S. C. Mezger ließ eine Schulrede unter dem Titel „Schiller als Dichter der Jugend“ erscheinen. Moriz Carriere bezeichnet in seiner überall den philosophisch durchgebil: deten Festredner bekundeten „Festrede“ (München 1859) die selbstberufte Arbeit, die geschichtliche That, den Man: nescharakter als Schiller's eigentliches Gebiet und weist schließlich ebenfalls darauf hin, das uns in Schiller und seiner Kunst bei aller Verschiedenheit ein allgemeiner deutscher, vaterländischer Einheitspunkt gewonnen sei. S. Kieffer hebt in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen „Festrede“ (Hamburg, Meißner, 1859) un: ter anderem hervor, das Schiller mit seinen Schöpfungen viel tiefer in die Nation eingebrungen als viele, die ge: glaubt haben, sich zum Verständnis der Menge herab:

lassen zu müssen; denn wie das Auge des Volks das festliche Gepränge liebt, mit dem mächtige Herrscher sich umgeben, so liebe seine Seele den Glanz und die Pracht der Schiller'schen Sprache; er habe in uns allen die Liebe zu unserm Volke erhdht, dessen Organe der Einheit, des: sen lebendig verknüpfendes Band die Sprache sei. Her: mann Passus stellt in seiner „Rede zur Schiller-Feier in Halberstadt“ (Ologau, Flemming, 1859) den Satz in den Vordergrund, das keiner unter allen unsern Dich: tern so wie Schiller ein Führer und Erzieher der Nation geworden, und er beantwortet die Frage, woher denn solche Macht dem Dichter gekommen, damit, „das sich Dichter und Mensch in ihm zu großartig-schöner Ein: heit zusammengeschlossen“. W. A. Passow bemerkt in seiner im Rathhause zu Thorn gehaltenen „Festrede“ (Thorn 1859), wie Schiller auch darin ein ganzes und volles Menschenbafeln durchlebt habe, das er unserm an: fänglichen Erbe von Schwäche und Irrthum seinen Zoll abgetragen. Nur Schritt für Schritt, aber aus sich selbst habe er gelernt, der Kraft ihr Maß, der Größe die Anmuth hinzuzufügen; und wo er irre, da sei dieser Irrthum selbst die Quelle und der Würge ihres künftigen Gelingens. An Mannichfaltigkeit und Würde der Form, an Wohlklang und Pracht der Sprache, an Reichtum und Tiefe der Gedanken könnten sich nur wenige, aber — es könnten sich andere Dichter mit Schiller messen. Was den Dichter auszeichne, sei jener wunderbare Zauber, der auf allem ruhe, was Schiller der Dichter und hinter: lassen und den er, der Festredner, „Verklärung“ nennen möchte. Ludwig Walekrode versichert in seiner Feste: rede, die er im großen Saale des Bürgervereins zu Altona hielt und unter dem Titel „Friedrich Schiller und sein Volk“ (Altona, Wendeborn, 1859) erscheinen ließ, es sei nicht das Genie Schiller's und nur dies, dem das deutsche Volk zuzubele; „denn zu hoch in kalter, lustiger Höhe, von wenigen Bevorzugten verstanden und bewundert, thront das Genie über dem Alltagsstreben der Mensch: heit“; auch wäre es Uebertreibung, in Friedrich Schiller das größte Dichtergenie erblicken zu wollen; neben ihm ständen Homer, Dante, Shakespeare, Goethe, „dessen Faustbildung in ihrer kühnen Gedankenliefe unvergleich: lich bleiben wird in der Geschichte unserer deutschen Lite: ratur, ja, wir dürfen sagen, der Weltliteratur“. Nein, nicht das Genie des Grifles sei es gewesen, wodurch Friedrich Schiller der unsterbliche Lieblingdichter seines Volks geworden, sondern das Genie seines Herzens; da: gegen lebe Goethe nicht im Herzen seines Volks, „weil er nicht des Volks gewesen“, vielleicht aber sagt man treffender: weil das Volk nicht Goethe's gewesen! Friedrich Zimmermann gibt in seinem „Vortrag über Schiller“ (Darmstadt 1859), den er in der Aula des darmstädter Gymnasiums hielt, eine vollständig biographisch-literarische Abhandlung über die Entwicklung und die Leistungen Schiller's, von dem er bemerkt, die Studien des Denkens verriethen uns, wo der Dichter am stärksten sei; was z. B. die Lyrik betreffe, so habe Schiller nur bisweilen den Ton des Liebes und dann glücklich genug angeschlagen:

denfalls komme aber sein Lieb gegen das Goethe'sche „gar nicht in Betracht“. Sonst läßt es der Redner an den enthusiastischen Ausdrücken der Bewunderung für Schiller nicht fehlen; wenn er aber neben den mancherlei großen Charaktereigenschaften, welche den Dichter in der That auszeichneten, vorzugsweise auch seine Reiblosigkeit, seine „ungetrübte Freude an fremder Größe, die sich selbst über Gebühr demüthigen konnte“, hervorhebt, so läßt sich doch fragen: wo hat sich der ehrgeizige Schiller je „über Gebühr“ gedemüthigt? Er hörte Goethe erst zu hassen auf, als er sich sagen konnte, daß ihm die Nation nicht nütze, sondern neben und zum Theil über Goethe seinen Platz anweise, und Wieland und Herder „lästerte“ er, nach Alexander von Humboldt's Ausdruck.

Wie Zimmermann's und so manche andere der oben-erwähnten Reden aus den Grenzen eines bloßen Festvortrags hinausgeht und sich zu einer Abhandlung ausbreitet, so thut dies auch die Festrede, welche Karl Nagel im Spiegelsaale des Schlosses Friedenstein zu Gotha hielt und die er mit einer am Säkularfeste Goethe's 1849 im großen Hörsaal des gothaischen Gymnasiums gehaltenen Festrede zu einer Schrift: „Goethe und Schiller. Zwei Festreden“ (Gotha, Müller, 1859), zusammengestellt hat. Von beiden Reden möchten wir übrigens der über Goethe den Vorzug geben, weil sie einfacher geschrieben ist. Gesehnt hat uns in der über Schiller die warme, herzliche und gerechte Anerkennung, die er den nicht hoch genug zu schätzenden Verdiensten des wackern Christian Gottfried Körner um Schiller zollt. Eine Schrift: „Erinnerung an die Schiller-Feier in der höhern Handelslehranstalt in Prag“ (Prag 1859), enthält einen von J. W. Grohmann, Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Anstalt, bei dieser Gelegenheit gehaltenen Vortrag, worin die Feier als ein „Fest deutscher Größe, ein Fest der Freiheit und der Humanität“ charakterisirt wird. Durch etwas zeichnet sich diese Rede übrigens vor allen andern aus, nämlich durch die Hervorhebung des Einflusses, den Schiller auf das Ausland geübt hat, wie durch die Anführung der Reproduktionen Schiller'scher Werke namentlich bei den Italienern und Slawen. Vernünftig und instructiv erörtert P. W. Forchhammer in seiner „Schiller-Feier. Festrede gehalten am 10. November 1859 in der akademischen Aula zu Kiel“ (Kiel, Schwes, 1860) den so vielfach mißverstandenen Schiller'schen Freiheitsbegriff, geht dann zu den Erscheinungen unserer Zeit über, welche jenem Freiheitsbegriff theils widersprechen, theils sich ihm mehr als zu Schiller's Zeit annähern, sagt unter anderm über Zunahme des Brodstudiums auf Kosten der universellen Bildung unter den Studierenden und über Abnahme des Studiums innerhalb einzelner Brodstudien, freut sich dagegen im Hinblick auf andere Stände darüber, daß Schiller's Worbwurf, der moderne Mensch sei nur ein Ausdruck seines Geschäfts, jetzt nicht mehr dieselbe Anwendung zulasse, und benutzte das in Heftelbeck 1791 gefeierte Schiller-Fest und die Schimmelmänn-Augustenburg'sche Schenkung dazu, zur Versöhnung zwischen Deutschen und Dänen zu reden, die bei der jetzigen

Weltlage vielleicht zu wünschen ist; denn, sagt er, Baggegen habe zuerst zu jener Schenkung angeregt und Baggegen sei ein Däne gewesen. Schließlich spricht er die Hoffnung aus, der Tag sei nahe, „da ohne Gefährde für irgendwen gesprochen und geschrieben wird mit derselben Freiheit dießseit der Belte und der Rönigssau, wie jenseit, mit derselben Freiheit und mit mehr Wahrheit. Das walle Gott!“ Eine der bemerkenswerthesten Reden scheint uns die zu sein, welche J. W. Koebell zu Bonn gehalten hat. Sie ist unter der Ueberschrift: „War Schiller ein politischer Dichter?“ in Nr. 318 f. 1859 der „Rönischen Zeitung“ abgedruckt, und an dieser Stelle vielleicht mehr gelesen worden, als wenn sie nur in Form einer Specialschrift erschienen wäre. Hier können wir auf sie nur verweisen.

In eine ganz andere Sphäre versetzen uns die „Zwei Predigten mit Beziehungen auf Schiller. Zur Berichtigung falscher Auffassungen auf Verlangen dem Druck überlassen vom Prälat Dr. Kapff in Stuttgart“ (Stuttgart, Steinkopf, 1859). Der Prälat Kapff hatte in zwei zu Stuttgart gehaltenen Predigten Schiller und den ihm gewidmeten Cultus in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Er hatte unter anderm gesagt, man müsse der Jugend sagen,

daß sie zwar viel von Schiller lernen könne, aber die eine große Hauptsache, das Christenthum, nicht bei ihm lerne, weil er das Christenthum nicht kannte, das er in der damaligen Kirche bei seinen Verhältnissen in allzu dürftiger Gestalt sah, während er, wenn er jetzt lebte, gewiß anders dächte, ja wir hoffen dürften, daß er ein lebendiger Christ wäre und uns noch viel köstlichere Erzeugnisse seiner Dichtkunst gäbe, als wir sie von ihm haben.

Er hatte ein andermal gesagt: „Die Tugend faßt er als etwas so Edliches, als ob der Mensch zu ihr keine höhere Hülfe und außer ihr nichts weiter bedürfe“ u. s. w. Es ist eben der Standpunkt eines Weltlichen. Ein öffentliches Blatt hatte nun seine Worte dahin entstellt, Kapff habe Schiller den „Antichrist“ genannt und die Jugend vor ihm gewarnt. Dieser Entstellung zu begegnen, hat Kapff seine Predigten nun veröffentlicht. Bitter beklagt er sich im Vorwort, es sei doch merkwürdig, wie gerade die am meisten von Freiheit Redenden eine Tyrannei üben gegen Prediger, die ihnen nun einmal zuwider sind und denen sie jedes Wort verübeln und verdrehen, das gegen den Strom ihrer Ansichten und Absichten geht. Er sucht sein gutes Recht nachzuweisen, das er gehabt, vor der Ansicht zu warnen, als sei Schiller so hoch zu achten als Christus und als seien seine Werke sogar der Bibel vorzuziehen. Selbst sehr eifrige Verehrer des Dichters könnten ihre Mißbilligung dieser zu weit gehenden Schiller-Vergötterung nicht zurückhalten; dagegen habe ein Katholik jüngst seine Freude darüber ausgedrückt, daß ja die Protestanten nun auch einen „Heiligen“ hätten. Hierbei möchten wir als eine Art Curiosum erwähnen, daß „nach einer erst neuerdings aufgefundenen Ueberlieferung“ (was ist nicht von dem mythischen Schiller alles überliefert worden?) Schiller während seines Aufenthalts in Bauerbach den Gedanken gehabt habe, dort ein Drama zu schreiben und von dem

Ertrage den Bauerbachern eine Kirche zu bauen. Hat Schiller wirklich einmal so etwas geäußert, so hat er es sicherlich nur scherzhaft gemeint. Schiller brauchte gerade damals Geld nöthiger als je; seine Finanzen waren gänzlich zerrüttet, und als rechtlicher Mann mußte er zudröckst an die Tilgung seiner Schulden Ratt an die Erbauung einer Kirche denken, selbst kirchliche Gedanken damals bei ihm vorausgesetzt. Und welch ein chimärischer Plan, von dem Ertrage eines Dramas eine Kirche erbauen zu wollen! Weiß man denn, was ein Drama im besten Falle einbringt, auch heutzutage? Weiß man nicht, wie erbärmlich die Honorare waren, welche Schiller von den Aufführungen seiner ersten Dramen bezog? Schiller selbst wußte es leider am besten!

Unser obiger Bericht ist bei weitem kein vollständiger und kann es auch nicht sein; man bedenke nur, daß das von dem Buchhändler Adolf Büchting mit sorgfältigstem Fleiß zusammengestellte, alles Dankes werthe Verzeichniß der Jubiläumsliteratur, das freilich auch die Kunstblätter, Musikalien, Denkmünzen u. s. w. umfaßt, nebst dem Sachregister mehr als 84 Seiten einnimmt. *) Es ist, wie man sieht, unendlich viel auf Anlaß der Säcularfeier gesprochen und gedruckt worden, viel Ueberschwengliches, viel Schiefes, viel Leichtes, aber auch viel Gutes, Treffliches und Geistreiches. Man hat Schiller hauptsächlich als Freiheitsdichter, als Vaterlandsdichter, als Dichter der Jugend und der Frauen gepriesen. Schiller selbst würde gegen alle solche einseitige Auffassungen protestiren; er würde seine Lebensaufgabe verfehlt gehalten haben, wenn man ihm bei seinen Lebzeiten unter den Volks- und Jugenddichtern, etwa neben Bürger und Gellert, seinen Platz angewiesen hätte. Nein, Schiller ist kein Dichter für das Volk, wenn auch einzelne seiner frühesten Dramen, wie die „Räuber“ und „Kabale und Liebe“, von großer volkstümlicher Wirkung sind und in die Herzen des Volks einschlagen würden, selbst wenn sie in einer Scheune von den mittelmäßigsten Schauspielern dargestellt würden; aber Schiller selbst hat später diesen volkstümlichen Elementen den Abschied gegeben, und er würde auf seinem spätern Standpunkt vielleicht gern die „Räuber“ vertilgt und im Gedächtniß der Menschen ausgelöscht haben, wenn dies möglich gewesen wäre. Im allgemeinen ist er aber nur ein Dichter für die Gebildeten; viele seiner philosophischen Dichtungen sind sogar nur den Hochgebildeten verständlich und auch diesen nur mit Mühe, und daß er auch von den literarisch Gebildeten nicht immer verstanden wird, das beweisen die mancherlei schiefen und falschen Auffassungen, durch die man sein Wesen und Streben entstellt. Er war den Deutschen nicht, was Vörlanger, dem er doch als Culturdichter unendlich überlegen, als Volks-

dichter den Franzosen war; auch können wir Deutsche bei der großen Klust, die sich zwischen den Massen und den gebildeten Klassen aufthut, einen Volksdichter von der Art Vörlanger's gar nicht besitzen. Kein Zweifel, daß Schiller's reinste und reifste Dichtungen — wir wissen das ja aus eigener Erfahrung — ebenso erhebbend als befeuernd auf die Herzen und vielleicht noch mehr auf die Köpfe der Jugend wirken, und der Prälat Kayß selbst versichert, daß er seinen Confirmanden zu sagen pflege, sie möchten vom funfzehnten bis sechzehnten Jahre an Schiller lesen,

aber mit Verstand und im Licht der christlichen Wahrheit; ja (fügt er hinzu) ich wäre froh, wenn die vielen Geschäfts- und Genußmenschen, die gegen alles Höhere und Edlere Kumpf, nur für Bacchus- und Venus- und Rammonsfreuden Sinn haben, statt ihrer schlechten Bücher die von Schiller läsen und so eine mehr ideale und moralische Richtung, die freilich die Bibel ihnen viel wahrer und besser gäbe, bekämen.

Es geht aber mit Schiller wie mit der Bibel; letztere enthält in den historischen Schriften des Alten Testaments so manches, was vor den Blicken und den Ohren der Jugend unentschiekert und ungenannt bleiben sollte. Rabel, unter andern eine Dame, Ernestine Vater, in einem Aufsatze „Erinnerung an Schiller“, thun in der That so, als ob Schiller nie eine Zeile geschrieben, bei der ein junges Mädchen roth werden müßte; wir verweisen aber auf die vielen geschmackswidrigen Roheiten und Cynismen in Schiller's Jugendgedichten, namentlich in den Gedichten der Anthologie, in den „Räubern“ und in „Kabale und Liebe“, in deren ersten Scenen, namentlich in den frühesten Ausgaben, der Musikus Müller wahrhafte Unflätereien von den Lippen sprudelt. Kein Vater wird sehr davon erbaut sein, wenn sein funfzehnjähriger Sohn sich Karl Moor zum Muster nimmt, oder wenn sich seine vierzehnjährige Tochter die Exaltationen Luise's in den Kopf setzt, und mancher Lehrer und Erzieher mag es schon bitter empfunden haben, daß seine Zöglinge von der Lektüre der „Räuber“ in die Lektionsstunden kamen. Und was soll man erst dazu sagen, wenn einer der Redner sogar behauptete, keiner sei so geeignet als Schiller, das Kindesherz zu fesseln? Sicherlich soll die Kritik Schiller gegenüber sich nicht auf den Jungfern- und Gouvernantenstandpunkt setzen; wir sagen dies alles nur zur Feststellung der Wahrheit und weil diejenigen, die in diesem Tone von Schiller sprechen, in der Regel die Absicht damit verbinden, Goethe im Gegensatz zu Schiller als einen Pfuhl von Unsitlichkeit darzustellen.

Die wie ein elektrischer Schlag sich über alle fünf Welttheile erstreckende Schiller-Feyer war sicherlich eine erhebende, in ihrer Art einzige, so noch nie dagewesene Erscheinung, und als solche imponirte sie auch dem Ausland. Doch fanden sich auch gereizte Gegenstimmen, und zwar besonders in dem „stammverwandten“ England. Freilich, wenn der „Punch“ sich über diesen Enthusiasmus der Deutschen für Schiller verwunderte, da die Deutschen doch sonst nur das Bier in Entzücken zu versetzen pflegte, so ist dies eben Freund „Punch“; aber auch ernsthaftere Blätter erlaubten sich die schändlichsten Aus-

*) Der vollständige Titel desselben ist: „Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich von Schiller's erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerte, Musikalien, Denkmünzen u. s. w. mit Angabe des Formats und Verlagsortes, der Verleger und Preise derselben. Ein Beitrag zur Schiller-Literatur. Herausgegeben von Adolf Büchting. Nebst einem Sachregister über die Bücher.“ Nordhausen, Büchting. 1860. 16. 7 1/2 Rgr.

filz; so beschränkte den „Grille“ in einem lächerlichen Winkel, Schiller und Goethe ständen als Menschen tief unter der Mittelmäßigkeit, als Schriftsteller nur wenig darüber, und Schiller sei „weder ein guter Gesichtsschreiber, noch ein guter Philosoph, noch ein guter Dramatiker, noch ein guter Kritiker“ gewesen. Solche Absurditäten, die eigentlich zu komisch sind, um sich darüber zu ärgern, gestattete sich kein Franzose. Das Urtheil Albert Lafontaine's in der „Revue contemporaine“ hat man in Deutschland wol zu gereizt aufgenommen. Lafontaine sagte ausdrücklich, daß das Schiller-Fest den Deutschen zur Ehre gereiche, es sei eine der Poesie, den herrlichsten Fähigkeiten des menschlichen Geistes darzubietende Huldigung gewesen, man glaube sich in eine höhere Region, unter eine ideale Gesellschaft versetzt, und wenn dies auch ein Traum sei, so verdiene das Volk, welches ihn auch nur für einen Augenblick realisiert habe, im Dank des ganzen Universums. Aber freilich sprach Lafontaine die Ansicht aus, daß, wie es ihm scheine, Schiller von dieser „Idolatrie“ keinen großen Nutzen haben werde; und wenn man von gewisser Seite dem Fest einen politischen Charakter habe ausdrücken wollen, so stehe dies im Widerspruch mit den Tendenzen Schiller's, denn dieser sei kein Volksthrone gewesen; er habe einen ausländischen König, Gustav Adolf, als Retter des Protestantismus gefeiert; nichts sei ihm der deutsche Kaiser, nichts die deutsche Einheit gewesen u. s. w. Das sind eben Ansichten, über die sich streiten läßt, die sich aber nicht durch einen Nachspruch als gänzlich unwahr bezeichnen lassen. Wir verweisen hierbei übrigens auch auf die Artikel „Die Schiller-Feier in Wien“ in Nr. 49 und „Wir sind sie“ in Nr. 51 des „Deutschen Museums“. In dem ersten waren die mancherlei Mißgriffe aufgeführt, welche man sich bei der wiener Schiller-Feier zu Schulden kommen ließ, und es verdient beachtet zu werden, daß der Berichtsteller die Toaste zweier Nichtdeutschen, die der beiden Fürsten Czartorjiski als die einzig vernünftigen und klügsten hervorhob. Der andere, aus Schlesiens Hauptstadt datirt, geistelt mit beiführender Schärfe jenes bornirte Philistertum, welches immer den Namen Schiller's mißbräuchlich im Munde führt, ohne von ihm etwas zu wissen und sich auch nur annähernd zu seinem hohen Standpunkte zu erheben.

Wir wünschen nur, daß der dem Schiller-Jubiläum mitgebrachte Enthusiasmus keine bloße augenblickliche Zirkulation gewesen sein möge. Wahrscheinlich stehen Deutschland Jahre schwerer, vielleicht blutiger Prüfung bevor. Dann wird sich zeigen, ob der Geist der Einheit, mit dem man Parade machte, wirklich in alle Schichten des Volks, in alle deutschen Gauen gedrungen ist, ob wir vor Europa mit Ehren bestehen werden, wenn es sich um wirkliche Thaten handelt. Schließlich rufen wir allen Schiller-Berehrern des Dichters herrliche Worte zu:

Der freiesten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit freiem Angesicht
Zum Strahlen der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!

Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Ihr dämmere schon in euerem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!

Man frage sich auf sein Gewissen, ob unsere in dem eignen materialistischen Schleim sich fortbewegende, am Boden des Egoismus stehende Schnurdegeneration sich auch wirklich rühmen darf, dieser erhabenen Aufforderung des Dichters durch die That statt durch den bloßen Munddienst zu entsprechen.

Hermann Kierkegaard.

Zur Streitfrage zwischen den Materialisten und Spiritualisten.

Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen, mit Versuch einer naturwissenschaftlichen Erklärung. Von Karl Reclam. Leipzig, G. F. Winter. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Dem Leben selber wissen wir nichts; wir erkennen nur die Erscheinungen des animalischen Lebens.“

Wolff, „Ideen über Lebenskraft“ 1794

Vorliegendes sehr gebiegenes, durchweg können wir unsern Lesern als eine ganz vortreffliche Frucht empfehlen. In ihm steht eine Meinung für jeden unbefangenen Denker, und heit kranken Gemüthern gewährt dasselbe ein zur Wiedergenesung. Denn die neuesten Fortschritte der Physiologie, welche so viel gerufen ins Leben gerufen haben, werden hier vollen Ruhe zur klaren Anschauung gebracht. Und leichtsinnig behandelt. Niemand wird dem Leser ein vorgefaßtes Urtheil aufgezwungen, sondern er behält überall seine geistige Freiheit, kann selbst prüfen und entscheiden. Ueberall bilden epochemachende Thatfachen die sichere Grundlage des Denkens. Wir besitzen sehr viele populäre Schriften, in denen ein ganz ähnliches Thema bearbeitet ist, aber es befindet sich darunter kein einziges, welches in einem so engen Rahmen alle Hauptmomente der Wissenschaft so entschieden und so scharf ausgedrückt, so bedeutungsvoll anregend zur Darstellung gebracht hätte. Der Verfasser ist durch mehrere andere literarische Arbeiten schon allgemein als ein gründlich durchgebildeter Mann von Fach bekannt und geschätzt; mit dieser Frucht seiner Feder wird sich der Kreis seiner Freunde noch um ein Bedeutendes erweitern.

Das Buch nimmt in dem schon lange mit sehr einseitiger Auffassung geführten leidenschaftlichen Kampfe zwischen den Physiologen, Psychologen und Theologen einen vorurtheilsfrei erweisenden Standpunkt wissenschaftlicher Gründlichkeit ein. Autoritäten gelten dem Verfasser gar nichts, wenn sie in dem soliden Aufbau der Wissenschaft keine Bedeutung haben; überhaupt hält er sich frei von jedem persönlichen Einflusse. So macht er sich frei und unabhängig von jeder nicht zur Sache selbst gehörenden Rücksicht. Dabei nimmt er allerdings ganz entschieden Partei für den verständigen Materialismus unserer heutigen Naturwissenschaften, ist aber doch nicht parteilich blind nur für diese Richtung und so eingenommen, als führe sie zu dem alleinseigmachenden Ziele, als hinge davon allein das ganze Lebensglück, die ganze Lebensbestimmung des Menschen ab. Alles hängt sich bei ihm auf Erfahrung, auf Beobachtung und Versuche. Diese Empirie wurzelt aber edel in der Freiheit und Freimüthigkeit eines wissenschaftlich gründlich gebildeten Geistes. Die reine Wahrheit und Wirklichkeit der Natur steht dem Verfasser als Mann der Wissenschaft am höchsten: alles Poetisieren, Speculieren, Philosophieren, Moralisieren über die empirisch gefundenen Naturgesetze liegt außerhalb der Sphäre seines Standpunktes. Er unterschätzt diese spirituelle Geistesthätigkeit nicht; im Gegentheil blickt er darauf mit Hochachtung und Anerkennung, so oft dieselbe nur innerhalb

ihres berechtigten Kreises bleibt; aber er kann sie nur nicht mit in den Bereich einer streng wissenschaftlichen Erfahrungsnaturlehre ziehen. Und umgekehrt gibt er auch den Materialisten gar kein Recht, welche unberechtigt ihre Schranken überschreiten und da

so man dafür weder Sinn diese Weise sieht er ebenso aliken wie den empfindlichen Verfasser mit klaren Worten, verleiten lassen, wozu sie nun, und welche daher die und den andern macht er zu und Empfinden, Glauben

der Natur etwas sehr Erhabenes, Schönes, ja Nothwendiges sei; daß es aber auch wieder gar nicht recht sei, wenn sie dies für eine Naturwissenschaft ausgeben wollten. Darin steht nun der Kern zur Polemik des Ganzen. Das Buch enthält ganz vorzügliche Beobachtungen, indem sie beruhen bei Licht bescheit doch immer wieder auf Ansichten, und über Ansichten läßt sich ewig streiten. Es scheint aber auch den Kampf nicht, obgleich es dem mieden hätte. In einigen Punkten hat es sogar zu kämpfen, wobei sich aber sogleich erkennen zu frei erhalten will von jeder leidenschaftlichen an jeder Persönlichkeit. Dies Beispiel ist vorer zu wünschen, daß der noch lange nicht angesetzt auf eine so würdige Weise fortgesetzt würde.

Einführung, welche sich über die Veranlassung und den Zweck des Buchs ausdrückt, enthält dasselbe noch sieben Aufsätze. In dem ersten wird hingewiesen auf die Herrschaft der Nerven über den Stoff und auf ihre Abhängigkeit davon; der zweite zeigt die Abhängigkeit des Geistes vom Körper und seine Macht über denselben; der dritte ist eine Abwehr eines Angriffs gegen die physiologische Wissenschaft; der vierte beantwortet die Frage, welcher Unterschied zwischen der Summe und dem Ganzen besteht, sobald es sich um das Erforschen und Begreifen der Naturgesetze handelt; der fünfte sucht deutlich zu machen, was dabei wesentlich verschieden ist; der sechste bezeichnet den Standpunkt der Naturwissenschaft und die gegen denselben erhobenen Vorwürfe; der siebente bestimmt die Grenzen des Instinctes und der Intelligenz bei Thieren. Der erste Ueberblick dieses Inhalts läßt vermuthen, daß man es hier mit wichtigen Einzelheiten zu thun habe, die aber in keinem systematischen Zusammenhange ständen; sobald man indes tiefer in die Sache eingeht, stellt sich sogleich heraus, daß alles ein launig zusammengehöriges Ganzes ausmache.

Die beschränkten und dicsmal vorzugswcise nur auf die Besprechung des letzten Abschnitts, weil derselbe sich gerade auf das bezieht, was ganz allgemein interessiert und vom Verfasser mit besonderer Vorliebe und Ausführllichkeit behandelt worden ist.

Ueber den Instinct der Thiere ist schon seit Jahrtausenden viel gedacht und geschrieben. Aristoteles legte den Thieren eine sinnliche Seele bei, deren Vermögen sich auf Empfinden und auf Schädlich beschränkte. Descartes und Buffon sahen alles auf einen angeborenen mechanischen Trieb zurückzuführen. Reimarus und Bonnet schlossen sich dem Aristoteles wieder an und waren sogar der Ansicht, daß in dem Instinct der Thiere auch noch die Einbildungskraft, ja sogar Urtheil und Wille enthalten sei. Jetzt versteht man ziemlich allgemein darunter eine aus unbekannten Ursachen entstandene Nothigung eines Thiers zu zweckmäßigem Handeln, wobei aber die Erkenntnis des Zwecks fehle. Der Verfasser ist dieser Ansicht nicht gerade entgegen, macht aber zu nächst darauf aufmerksam, daß ein Sichten nothwendig sei, da man gar vieles noch zum Instincte zähle, was gar nicht dazu gehöre. So bewunderte man früher den Instinct des Kuckucks, daß dasselbe gerade am einundzwanzigsten Tage der Brütung das Ei durchbräche; eigentlich ist dabei aber nur zu bemerken, daß das Thierchen zu dieser Arbeit ein scharfes gezahntes Knochenstück auf dem Schnabel habe, womit es die Eischale durch-

dringen kann. „Nun wiederholt von mir angeführten Beobachtungen“, sagt der Verfasser, „ist der Vornagel auf folgende Weise zu erklären. Das Hühnchen wird im Ei mit geträumtem Hohl, den Kopf gewöhnlich unter einem der Flügel verborgen, gebildet und beginnt schon 24 — 36 Stunden vor dem Auskriechen im Ei zu athmen. Während dieser Zeit hat es mehr schmerzhaften Luft verdrängt, als durch die poröse Eischale des Eies hindurch sich wieder ersetzen konnte und geräth dadurch in Erstickungsgefahr. Diese Noth ruf durch den vorher erwähnten Mechanismus des Nervencentrums heftige Bewegungen des Einathmens hervor, bei welchen der Körper des Thierchens sich streckt und der Schnabel mit seiner nachspornartigen, nach oben gerichteten Spitze an die innere Fläche der Eischale des Eies angedrückt wird. Durch diese convulsivischen Athembewegungen also wird jenes Zerbrechen der Eischale hervorgebracht, in welchem man bis jetzt einen Instinct erblicken zu müssen glaubte.“ Schwieriger sei es, meint der Verfasser, das Stochen der jungen Hühnchen, bevor ihnen die Nahrung gewachsen sind, das Weibeln der Hühner mit dem Schwanz, das Erbrechen der Menschen von dem Instinct zu trennen, weil man dafür noch jede befriedigende Erklärung fehle. Die Auswahl der zweckmäßigen Nahrung erhebt der Verfasser ebenfalls nicht ganz in das Bereich des Instincts, weil sich das meiste auf ein Handeln durch Erfahrung bürde und erklären lasse. Auch müßten alle Handlungen der Thiere von dem Instincte ausgeschlossen werden, wobei sich eine bewusste Empfindung des Thieres oder Schädlich, Wille und Urtheil derselben nachweisen lasse. Dies gibt Gelegenheit zu den interessantesten Mittheilungen aus dem Leben der Thiere. In dem Instinct der Thiere werden dann alle Handlungen derselben gerechnet, welche ohne Erkenntnis des Zwecks ausgeführt werden. Der Biber baut sein Haus, der Vogel sein Nest auch in verwerflicher Gefangenschaft, wo sie weder für sich noch für ihre Nachkommenschaft dazu gerichtet werden; der Hamster hamstert auch dann, wenn seine Nahrung ihm Tag für Tag mit grobster Regelmäßigkeit gegeben wird. In der Auswahl der Nahrung mittel komme vieles vor, was dem Instincte zugeschrieben ist, indes sei dies doch nicht so bestimmt, daß nicht auch Irrthum und Ausnahmen möglich wären. „Kuninchen, welche ich mir in Frankreich zu physiologischen Versuchen in größerer Anzahl hielt, nagten einen vorgeworfenen Knochen gleich den Hunden ab, obwohl sie an Kohl und angefeuchteter Kleie niemals Mangel litten.“ Das Wandern der Thiere bringt der Verfasser mit den Ausfällen der Nahrung in einen naturgemäßen Zusammenhang, obgleich auch hierbei manches vorkomme, was dem Instincte zu zuschreiben sei; wie sollte es sonst kommen, daß die von einem Hühner angebrachte kleine Ente nach dem Wasser eile. „So wandert das einzeln lebende träge Faulthier und die große Schar der wandernden Affen in den südlichen Wäldern von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, um neue Nahrung zu suchen, nachdem sie alles Aßbare aufgefressen haben. Von den Vögeln ist es bekannt, daß sie der Cultur und dem Anbau der Erde die nöthige Nahrung folgen. So ist der Kreuzschnabel im Apfelbaum nach England gefolgt, vor dessen Anbau er nie in jenen Gegenden zu treffen war. So konnte Gmelin in den schottischen Hochlanden keine Rebhühner, bis man den Korallen dasselbe eingefangen hatte. Nach Sibirien kamen erst Sperlinge, als die Russen diese Vögel erbeutet hatten, und sie wurden der Reisepflanzen in den Carolinen wandert der Reisvögel von Cuba jährlich dahin aus und zieht seiner Nahrung nach, während er früher solche Wanderungen nicht unternahm. Die Wanderungen, welche Striige, Lachse, Krabben, Fischweiden und in Kamtschatka die Erdmäuse unternahmen, mögen wohl ähnlichen Zweck haben, wenn auch bei einigen dieser Thiere die Gattung für die Nachkommenschaft als gewisses Resultat der Wanderung ersichtbar ist. Für die Störche hatte sich wenigstens im Jahr 1845 beweisen lassen, daß ihr Wegzug nicht allein vom Mangel der kälteren Jahreszeit herrührt, sondern auch vom Nahrungsmangel, welchem sie in südlicheren Gegenden weniger ausgesetzt sind als im Norden; denn im genannten Jahre wanderten sie

auf der Beseitigung schon am 2. August, also vier Wochen früher als gewöhnlich aus, weil eine frühe Ernte und Austrocknung aller Gräben, Pfägen und Sümpfe infolge des heißen Sommers ihre Ernährung erschwerte und ihnen einen fühlbaren Mangel an Nahrungsmaterial auferlegte hatte."

Der Verfasser unterläßt aber nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß dabei auch noch andere und blödeste noch gänzlich unbekannte Ursachen mitwirken müssen; wie sollten sonst die Brieftauben ihren oft mehr als Meilen entfernten Wohnort wiederfinden können, oder die Zugvögel nicht bloß die Jahreszeit sondern auch die Richtung so bestimmt können, in denen sie ihre Wanderung anzutreten haben. Sehr oft sei es schwer, bemerkt der Verfasser, zu bestimmen, wie weit die Grenze der sogenannten Intelligenz der Thiere gehe und wo der Instinct seinen Anfang nehme. „Ich besaß einst zu physiologischen Zwecken mehrere Tauben. Die Thiere waren ziemlich zahm und eine nach der andern wurde geblödet, ohne daß die überlebenden dadurch bange geworden wären. Die letzte der Tauben, das älteste Thier, war von mir zu einem Beweismittel für den Bau der Athmungsorgane ausgetrieben worden, welche sich bekanntlich bei allen Vögeln bis in die Knochen mit ihren Anhängen erstrecken. Um das Thier hierzu für meine Vorlesungen benutzen zu können, war ich genöthigt, ihm einen Flügel zu amputiren. Ich that dies, nachdem ich vorher der Taube mit doppeltem seidenen Bande die Augen verbunden und durch Gipspflaster das Band an ihren Körper befestigt hatte, und ließ sie in dieser vorübergehenden Blindheit mehrere Tage hindurch, um größere Ruhe des Thiers und hierdurch schnelleres Heilen der Wunde zu bewirken. Während dieser Zeit saß der Vogel frei auf einer Stange und wurde von mir regelmäßig und reichlich gefüttert. Als ich ihm nun die Binde abnahm, war er infolge dieser Fütterung sehr zutraulich geworden, hatte sich an meine Stimme gewöhnt und nahm auch jetzt das Futter gern aus meiner Hand. So vergingen mehrere Wochen, bis ich eines Tags zufällig den amputirten Flügel der Taube zur Hand bekam, welcher bis dahin in einem Kasten mit feinerem gebrauchtem Gerath gelegen hatte und vertrocknet war. Ich nahm den Flügel und hielt ihn der Taube vor, begierig, ob sie ihn wiedererkennen würde. Dies war augenscheinlich der Fall. Ihr Gefieder sträubte sich, ihre Augen nahmen einen bösen Ausdruck an und sie hatte nach meiner Hand, was sie sonst nie that. Von nun an hatte sich das Benehmen des Thiers vollständig geändert. Die Taube war böse geworden und biß zornig an sich, sobald man ihr nahe kam, verschmähte das Futter, welches man ihr aus der Hand reichte, wenn sie nicht sehr hungrig war. Bemerkenswerth war aber hierbei, daß sie ihren Zorn nicht allein auf mich übertragen hatte, der ich ihr den abgeschnittenen Flügel zeigte, sondern überhaupt auf jeden zornig war, welcher ihr nahe kam."

Der Verfasser kommt in seinem Forschen zu der Ueberzeugung, daß der Begriff des Instincts ein sehr unbestimmter sei und daß man eigentlich am besten thue, ihn ganz fallen zu lassen. Die geistige Thätigkeit der Thiere könne in den meisten Fällen mit denen der Menschen verglichen werden, weil es dabei nicht an einer übereinstimmenden Basis fehle, und daß der alleinige Unterschied nur in der verschiedenen Größe und Höhe bestehe. „Man muß entweder die geistige Thätigkeit des Thiers für ähnlich und vergleichbar mit der der Menschen annehmen, oder man muß umgekehrt auch dem Menschen Instinct zuerkennen, da auch er in vielen Fällen unbewußt, das heißt ohne bewusste Ueberlegung und bewusste Absicht zweckmäßig handelt, welche Eigenschaften man im gewöhnlichen Leben mit dem Ausdruck Instinct zu bezeichnen pflegt, während sie ein Gelehrter nicht unpassend als „physiologische Reflex-Action" bezeichnet hat."

So liefert das ganze Buch einen Beweis für das ehrliche Streben des Verfassers, den objectiven Standpunkt bei dem Erforschen der Wahrheit in der Natur festzuhalten. Wir können nur wünschen, daß dasselbe recht viel gelesen und aufrichtig beherzigt werden möge.

Heinrich Birnbaum.

Die Symbolik und Mythologie der Natur. Von J. B. Friedreich. Würzburg, Stachel. 1859. Lex. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn in unserm modernen Culturleben vorzugeweise die realistische Naturanschauung das Uebergewicht erlangt hat und diese auf das materielle Wohl und Wehe des Menschen den unbedingtsten Einfluß übt, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß neben dieser sich noch eine zweite bemerklich macht, welche, vom sogenannten „idealen" Standpunkt her, andern Ursprungs ist, andere Tendenzen verfolgt als jene. Während jene reale Anschauung ihre Wurzeln theils in den Naturwissenschaften, theils aber auch im praktischen Leben des Menschen selbst hat und diesem Leben seine Richtung und ganze Zukunft vorschreibt, entspringt die ideale Naturbetrachtung denjenigen Kreisen, welche ihre geistige Bildung größtentheils dem classischen Alterthum verdanken, dadurch aber auch von der Betrachtung des modernen Geisteslebens abgezogen wurden und nun das Bedürfnis fühlen, sich auch von ihrem Standpunkt aus der modernen Richtung anzuschließen. Mit einem Worte: unsere belletristische sowohl, wie unsere philosophische Literatur, welche lange Zeit nur der idealistischen Richtung ergeben waren, suchen gegenwärtig einem realen Inhalt, der ihrem Forschen und ihrer Thätigkeit einen größern Halt, eine mächtigere Stütze geben soll, als der Idealismus sie zu geben vermag. Da nun der Realismus seine unverfügbaren Quellen in der unmittelbaren Naturbetrachtung hat, von dieser überall ausgeht, diese nie aus den Augen verliert und nicht verlieren darf, wenn er nicht auf Abwege geraten will, so ist klar, daß die ideale Naturbetrachtung, welche sich zugleich ihre ideale Seite bewahren will, mit sich selbst und mit dem Realismus zugleich in vielfache Collisionen kommt, weil der moderne reale Inhalt seiner Natur nach der idealistischen Behandlung, wie sie das classische Alterthum gibt und lehrt, widerstrebt. Dennoch erscheinen jährlich eine Menge von Schriften, welche die Behandlung von Naturgegenständen zum Zweck haben und sich zugleich das Ansehen geben, die Naturwissenschaften durch Anbahnung verschönerter Wege und bequemerer Förderungsmittel ohne große Mühe und Anstrengung jedermann zugänglich zu machen. Diese Schriften gehen meist von Lehrern und solchen Männern aus, deren wissenschaftliche Bildung vorzugeweise antike-philologisch ist, welche dabei aber doch das Bedürfnis fühlen, ihr Geistesleben mit dem der Neuzeit in Einklang zu bringen. Dies Bedürfnis zeigt sich bei vielen jedoch meist erst nach der Unversitätszeit und nach Ablegung der vorgeschriebenen Staatsprüfungen. Der Betheiligte ist auch schon in ein gewisses Alter gerückt, welches ein specielles Eingehen in die Elemente des Realismus, namentlich desjenigen, der in den Naturwissenschaften wurzelt, glaubt vermeiden zu können und sucht für sich hauptsächlich das heraus, wovon er für seinen geistigen Standpunkt Gewinn zu hoffen vermeint, ohne gerade so viel Zeit darauf verwenden zu müssen, wie die streng naturwissenschaftliche Methode verlangt. So tritt er nun an die Natur nicht mit objectiven — wie die Naturforschung — sondern mit subjectiven Beweggründen heran, wie auch andere Menschen im Alltagsleben, nur mit dem Unterschiede, daß er seinen Betrachtungen mehr geistige Würze zu geben vermag und so leicht die nach geistiger Würze mehr als nach objectiver Wahrheit strebenden Massen, wie sie das belletristische Publikum zum Ueberfluß darbietet, anzieht. Es ist das die leichte Art und Weise, wie man selbst dazu gekommen, auch das Publikum ohne große Anstrengung geistig in die leidliche Natur einzuführen und so auch für dieses Anschauungen und Genüsse zu schaffen, mit denen es bekannt zu werden verdient und wonach es sich sogar selbst häufig in gewissen Musekunen sehnt. Die Frage, ob diese Betrachtungsweise ihre Berechtigung hat, möchte ziemlich überflüssig sein; genug, daß sie da ist und daß sie hat da sein können. Nur das könnte man bedenklich finden, daß unsere Lehranstalten theilweise Gefahr laufen, von solchen Anschauungen inficirt und so die Volksbildung gehemmt, anstatt in objectiver Weise gefördert zu werden.

Aber der Geistesrichtungen sind viele, und während die einen in der Naturbetrachtung sich abmühen, genau die wissenschaftliche Methode innezuhalten, und nach gründlicher Erforschung objectiver Wahrheit streben, begnügen sich die andern damit, dieser objectiven Betrachtung nur die oberflächlichste Theilnahme zu widmen, dagegen ihr ganzes inneres Seelenleben mit seinem Wohl und Wehe in die Naturanschauung hineinzutragen und so die Natur mit ihrem ganzen sittlichen und physischen Leben zu verknüpfen. Diese Anschauungen sind die ältesten und allgemeinsten im Menschengeschlechte, und sie werden es sein und bleiben, solange dasselbe noch menschlich fühlt und menschlich irrt. Welchen Umfang daher auch die naturwissenschaftliche Naturbetrachtung in neuer Zeit gewonnen und wie verbreitet auch objective Naturwahrheiten in allen Schichten der Gesellschaft sein mögen, es bleibt immer noch ein großer Rest solcher übrig, deren eigenthümliche Geistesrichtung sich nicht mit der jetzt herrschenden, objectiven Naturanschauung in Einklang bringen läßt. Der Gefühlsmensch wird sich nicht von objectiven Wahrheiten bestimmen lassen, wol aber durch Sympathien und Antipathien. Er steht daher auch in der Natur nur Angenehmes und Unangenehmes, Freundschaft und Feindschaft; und so sucht er die Naturdinge seinen Erlebnissen anzupassen, indem er ihnen eine zum Theil ganz willkürliche Deutung gibt und dadurch zwar eigenthümliche, aber auch abergläubische Vorstellungen schafft und verbreitet. Daß die Cultur des Menschengeschlechts auf diese Weise nicht gefördert wird, liegt auf der Hand; aber so sehr die Kinderstube die Märchenwelt liebt und kein Vater und keine Mutter der Kindesseele die angenehmen Täuschungen entziehen wird, so sehr liebt auch ein gewisses Publikum, das vorzugsweise Kurzweil und Unterhaltung sucht, die symbolischen Betrachtungen der Natur und ist so in diese versunken, daß keine andern für dasselbe existiren, auch die Existenz anderer nicht für möglich gehalten wird. Dieses Publikum kann daher auch in der Literatur der neuern Naturwissenschaften keine Befriedigung finden und fühlt das Bedürfnis sich seine eigene Literatur zu schaffen. So sind eine Menge populärer naturwissenschaftlicher Schriften entstanden, die sämmtlich die Tendenz haben die strenge wissenschaftliche Form sowol, wie auch die oft mühsame objective Anschauungsweise bei der Naturbetrachtung zu umgehen und dafür eine leichte, gefällige und anmuthige Form der Darstellung zu bieten. Es ist nicht zu leugnen, daß mancher Leser dadurch gefesselt wird, aber es wird auch auf diese leichte Manier entsetzlich viel Unfinn und moderner abergläubischer oder symbolischer Wust verbreitet, der durch seinen werthlosen Inhalt das Publikum garabegu betrügt, deshalb betrügt, weil derselbe oft als Naturwissenschaft angeboten und ausgegeben wird.

Von solchen Büchern sind diejenigen verschieden, deren Verfasser sich ihres symbolischen und mythologischen Standpunktes bewußt sind und bei der Bearbeitung derselben nicht die Absicht haben, naturwissenschaftliche Wahrheiten, sondern vielmehr Naturanschauungen zu geben, wie sie bei diesem und jenem Volke zum Vorschein kommen. Und solche Arbeiten lassen sich dadurch rechtfertigen, als die Kunst häufig bei ihnen anknüpft und ihren Anschauungen oft eine bestimmtere Gestalt zu geben vermag.

Wenn wir nun die vorstehende „Symbolik und Mythologie der Natur“ zur Anzeige bringen, so sehen wir sogleich aus dem Titel, daß wir es mit einem Buche der letzten Art zu thun haben. Mag hierdurch auch nicht gerade einem wissenschaftlichen Bedürfnisse — soweit dasselbe auf Fortbildung unserer Culturzustände Bezug hat — abgeholfen werden, so ist dasselbe doch gewiß eine der reichhaltigsten Sammlungen symbolischer und mythologischer Naturanschauungen, sowol in Rücksicht auf alle nur möglichen bekannten Völkerschaften der verschiedensten Zeiten, als auch einer großen Anzahl von Naturgegenständen. Kurz der Verfasser hat mit großem Fleiß und einer seltenen Ausdauer aus einer sehr ausgedehnten und sehr verschiedenartigen Literatur das Hierhergehörige zusammengetragen, seine Quellen gewissenhaft genau, den ungemein reichen Stoff systematisch geordnet und in einfacher Rede dargestellt. Das Buch

hat aber noch einen besondern künstlerischen Werth insofern, als es bei der mythologischen Behandlung der Gegenstände ganz besonders Rücksicht auf vorhandene, sowol antike als moderne, Kunstgegenstände nimmt.

Um dem Leser nur einigermaßen den reichen Inhalt anschaulich zu machen, wollen wir einiges aus dem §. 1 „Wasser“ mittheilen. Nachdem der Verfasser das Wasser zuerst als Urstoff und Grundbedingung bei der Schöpfung, dann als Sinnbild des Lebens, ferner als Sinnbild der Erhaltung, der Begeisterung und Weissagung behandelt hat, geht er zu dem Cultus über, der mit demselben in Verbindung steht. Hier behandelt er nun die Wassergottheiten bei den alten Römern, Griechen, Phöniziern, Indiern, Aegyptern und kommt endlich zu den heutigen Völkern. Da diese mannichfaches Interesse bieten und unsern Lesern auch am wenigsten bekannt sein dürften, so möge hier einiges aus dem Buche Platz finden: „Bei den Slawen werden auch dem Wasser Gottheiten zugeschrieben: ihr Wassergott Mafos, Mofos, Raflosla, ist von Fischmenschen-Gestalt und deutet die Entstehung des Alles aus dem Wasser an; er wird zur Zeit der Dürre um Regen angefleht. Bei den Letten finden wir den Namen Jurasmalte, d. h. Meermutter, Meergöttin, und die karpatischen Sclawen verehren Flußgöttinnen unter dem Namen Rusalka. Die Russen, bei denen vorzüglich der Dnjepr und der Wolchow heilige Landesströme waren, sahen die Gewässer als von wohlthätigen Wesen bewohnt an, und warfen dankend Geldstücke hinein, und auch die heidnischen Böhmen und Polen opferten den Seen und Brunnen. Die Neugriechen grüßen dreimal, bevor sie Wasser schöpfen, um den Brunnengeist zu ehren. Die lettische Braut mußte, wenn sie zur Trauung fuhr, in jeden Teich, Bach oder Fluß, den sie sah, eine Münze als Opfer für den Wassergeist werfen. Bei den Esten, welche bei Wessenberg und auf der Insel Osel heilige Bäche hatten, wirft die neue Ehefrau ein Geschenk in den Brunnen des Hauses. Kelpie ist ein Wassergeist im schwebischen Volksglauben, von dem gesagt wird, daß er den Untergang der Menschen, die in seinem Gebiet ihr Leben verlieren, durch ein auffallendes Geräusch und Licht zu erkennen gebe, daß er auch zuweilen Menschen zu sich hinabziehe und öfters in vielerlei Gestalten, besonders als Pferd, erscheine. Die Schweden haben auch zwei große Seen, den Wänersee und den Wettersee, von deren Verehrung noch Spuren vorhanden sind. In Norwegen erhält noch jetzt am Christage der Flußgeist Guldra einen Kuchen von den Uferbewohnern zum Opfer. In den Liebern der Finnen finden wir einen König und eine Herrscherin des Wassers; die Fischer riesen den Wassergott Weidenungas und die Wassermutter Meergöttin Aitha (Alfa) an, welche gewöhnlich die Meerenge bewohnt und häufig auf einem Felsen sitzend erblickt wird, wie sie ihr Haar kämmt, und fällt eins davon ins Wasser, so wird eine Seeschlange daraus. Die Göttin Holle der alten Germanen liebt den Aufenthalt in See und Brunnen, und zur Mittagsstunde sieht man sie oft in der Flut sich baden. Besonders wurde von den Deutschen der Ort verehrt, wo das Wasser aus dem Schoße der Erde hervor kommt, also die Quelle: oft wird das erste Hervortreten der Quelle einer göttlichen Einwirkung oder einem Wunder beige messen, und weit ist der Glaube verbreitet, daß das Wasser heiliger Bäche und Ströme von Göttern oder höhern Wesen aus Schalen oder Urnen ausgegossen werde.

„Die in alter und neuerer Zeit vorkommenden Wassergeister, wo man Brunnen, Flüsse mit Kränzen und dergleichen zierte, sich mit Wasser begoß u. s. w., stehen ohne Zweifel mit dem Wassercultus in Verbindung, oder sind noch Ueberbleibsel desselben. In Indien und Persien wird zu Ostern das allgemeine Wasserfest theils durch Bespritzung theils durch Baden gefeiert; ähnliche Weise ist dieses Sitte bei den slawischen Nationen, worauf folgende Stelle in einem slawischen Liede deutet: „Wann kommt endlich Ostern, und welcher meiner Lieben kommt, um mich zu begießen.“ In Böhmen wurde das Wasserfest als das Fest der Quellen gefeiert. Woher der am Faschingstage in München stattfindende sogenannte Regersprung, wo die Regger

in einen Brunnen springen und alles mit Wasser besprengen, seinen Ursprung hat, und welches die Bedeutung desselben ist, ist mir zwar nicht hinreichend bekannt, doch möchte ich ihn als Ueberrest eines Wassercultus betrachten."

Aus diesem Wenigen, was wir hier mittheilten, möge der Leser auf das Ganze schließen, in welchem das Wasser allein 38 große Capitel einnimmt. Es sind überhaupt 336 Gegenstände — Meer, Schnee, Regen, Feuer, Luft, Meteore, Erdbeben, Vulkane, Berge, Steine, Metalle, 163 Pflanzen, 119 Thiere, und noch anhangsweise verschiedene Producte des Pflanzen- und Thierreichs — auf 704 Seiten abgehandelt. Ein vollständiges Register erleichtert des Auffuchens und Nachschlagen sehr. 46.

Notiz.

Englische Literatur in Deutschland.

Von der über die ganze Welt, so weit englisch gesprochen oder gelesen wird, verbreiteten „Collection of British authors“ erschien vor kurzem der fünfzehntste Band, mit einer englisch geschriebenen Einleitung des Herausgebers und Verlegers, Bernhard Tauchnitz, datirt Leipzig, 1. Februar 1860. Derselbe bemerkt darin, er habe, als er vor 18 Jahren am 1. September 1841 das Unternehmen mit Bulwer's „Pelham“ eröffnet, sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln können, daß es einen so großen Erfolg haben werde. Die begeisterte Liebe, die er immer für die englische Literatur gehegt, habe ihn bewogen, das Werk ins Leben zu rufen zu dem Zwecke, die Kenntniß der englischen Literatur so weit als möglich über die Grenzen des britischen Reichs zu verbreiten. Er freue sich sagen zu dürfen, daß diese die Werke der „classical aristocracy of English literature“ in wohlfeilen, correcten und eleganten Ausgaben enthaltende Sammlung sich nicht bloß über Deutschland, nicht bloß über Europa, sondern über die ganze civilisirte Welt verbreitet habe. Dabei sei ihm das Glück zu Theil geworden, daß die hervorragenden unter den lebenden britischen Autoren ihm in den freundlichsten Worten ihre Zustimmung ausgesprochen und ihn autorisirt hätten, ihre Werke dieser Sammlung einzuverleiben. Der eine derselben, „celebrated alike as novelist and statesman“, bemerkte in seiner Zuschrift, worin er den Herausgeber zur Mitnahme seiner Werke ermächtigte, unter anderm sehr richtig: „Die Sympathie eines großen Volks ist der köstlichste Lohn der Autoren, und eine uns durch ein fremdes Volk gewordene Anerkennung hat etwas von dem Charakter und Werth, welchen wir dem hat der Nachwelt beimesen.“ Ja, in der That, eine einzige freiwillig anerkennende Stimme des Auslandes scheint uns 10 und 20 mißgünstige oder verleumende Stimmen aus den Kreisen der eigenen Landleute mehr als aufzuwiegen. In einer Note wird dann noch bemerkt, daß auch die nordamerikanischen Autoren in einem beträchtlichen Grade in dieser Sammlung vertreten seien. Was den vorliegenden Jubilarband oder den fünfzehnten der Sammlung betrifft, so trägt derselbe den Specialtitel: „Five centuries of the English language and literature“, und enthält solche Proben und Musterstücke von John Wycliffe bis Thomas Gray, welche geeignet sind, den Entwicklungsengang der englischen Sprache während der letzten fünf Jahrhunderte zur Anschauung zu bringen. Enthalten sind darin: von John Wycliffe (1324–84): „St. John's Gospel“; von Geoffrey Chaucer (1328–1400): „The story of patient Grisilde“ (aus den „Canterbury tales“); von Stephen Hawes (15. Jahrhundert): „The pastime of plesure“, Kapitel 1 und 2; von Sir Thomas More (1480–1535): „The description of Richard III“; von Edmund Spenser (1553–99) mehrere Gefänge aus der berühmten Dichtung „The faieres Queene“; von Ben Jonson (1554–1637) die Komödie „The alchemist“; von John Locke (1632–1704): „Some thoughts concerning education“, und von Thomas Gray (1716–71) Oden und vermischte Gedichte, darunter natürlich auch die berühmte Kirchengesänge, aus der Matthiäson, Salis und andere deutsche Dichter vorzugsweise ihre melancholischen Anregungen schöpfen.

Fast gleichzeitig mit dem fünfzehnten Bande der Tauchnitz'schen „Collection of British authors“ ist von der Buchhandlung F. A. Brockhaus der erste Theil eines verwandten Unternehmens ausgegeben worden, welches ebenfalls die Verbreitung der englischen Literatur zum Zwecke hat, sich im Gegensatz zur Tauchnitz'schen Sammlung aber zunächst auf die poetische Literatur beschränken soll. Dem Prospecte zufolge wird diese unter dem Gesamttitel „Library of British poets“ erscheinende Collection vorerst eine abgeschlossene Reihe englischer Dichter umfassen, und zwar die vollständigen poetischen Werke von Shakspeare, Wordsworth, Coleridge, Campbell, Milton, Southey, Schellen, Byron, Burns, Scott, und eine von dem bekannten Goethe-Biographen G. F. Lewes veranstaltete Auswahl aus den neuern Dramatikern: Bulwer, Sheridan Knowles, Douglas Jerrold u. a. Die poetische Literatur der Engländer ist notorisch außerhalb Englands noch zum großen Theil bei weitem nicht so gekannt und gewürdigt, als die Prosaliteratur, was gewiß dem Umstande mit zuschreiben sein mag, daß sie bisher nicht so leicht und zu wohlfeilem Preise zugänglich war als diese, und das neue Unternehmen, das nach dieser Seite hin gewissermaßen eine Ergänzung der ältern Sammlung bilden will, darf deshalb wol bei den Freunden der englischen Literatur auf eine ähnliche Theilnahme rechnen, wie sie die „Collection of British authors“ schon lange gefunden hat. J. M.

Bibliographie.

Almanach der deutschen Bühnen in Amerika. Herausgegeben von H. Schmidt. 1ter Jahrgang 1860. Mit dem Bildniß der Frau Elise Geym-Gehl. New-York. 16. 22½ Ngr. Betrachtungen über die jüngsten Ereignisse in Italien mit Bezug auf Oesterreichs Zukunft! Vom Verfasser der „Skizze der Ereignisse an der unteren Donau in den Jahren 1848/49 u.“ Leipzig, Schrag. Gr. 8. 10 Ngr.

Biffart, M., Die Kämpfe in Europa in den letzten zwölf Jahren (1848–1859), ein Cyclus von Gesechsbildern und biographischen Skizzen. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Büttner, H., Erinnerung an Kahle, Superintendent und Pfarrer am Altroßgarten zu Königsberg. Charakterbild aus dem Leben eines Evangelischen Geistlichen. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Acht Capitel über das Pfaffenthum. Ein Wort an das deutsche Volk aus den Papieren eines Verstorbenen. Herausgegeben von A. Klinge. Rudolstadt, Scheit. Gr. 8. 5 Ngr.

Dapples, G., Die Schweiz und Savoyen. Aus dem Französischen übersetzt von A. Roth. Solothurn, Jent u. Saffmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krüger, J., Neue Solo-Lustspiele. Altona, Verlagsbureau. 16. 12 Ngr.

Lübke, W., Grundriss der Kunstgeschichte. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 28 Ngr.

Holsteinisches Portfolio. I. Harburg, Altan. Gr. 8. 20 Ngr.

Rasch, G., Frei bis zur Adria. Oesterreichische Regierungsgeschichte in Italien. Berlin, Hoffmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch zur innern Geschichte und äußern Politik vom Thronwechsel bis auf die Gegenwart. 1855–1860. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schwartz, F. L. W., Der Ursprung der Mythologie dargelegt an griechischer und deutscher Sage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Schweiger, E. W., Aus dem Orient. Basel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Sejour, die Kartenschlägerin. Drama in fünf Aufzügen. Nebst einem Vorspiel: Der Kindesraub. Von G. Gomburg. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, D. Wigand. 8. 24 Ngr.

Streubel, Ueber den Mangel an genialen Feldherren in der Gegenwart. Dresden, Künke. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der «Neue Pitaval» in zweiter wohlfeiler Auflage.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Zweite Folge. Zweite Auflage.

Erster und zweiter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr.

Die Verlagshandlung veranstaltet gegenwärtig eine zweite wohlfeile Auflage der Zweiten Folge des „Neuen Pitaval“ im Anschluß an die der Ersten Folge und hat deren Preis gleichfalls gegen früher um die Hälfte ermäßigt, damit diese Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut, in immer weitere Kreise eindringen und namentlich mehr in den Privatbesitz übergehen kann.

Von den 12 Theilen, aus welchen die Zweite Folge besteht, wird alle zwei Monate einer erscheinen. Die beiden ersten Theile sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Die gleichfalls aus 12 Theilen bestehende Erste Folge des „Neuen Pitaval“ ist in der zweiten wohlfeilen Auflage zu 1 Thlr. für den Theil fortwährend vollständig auf einmal oder allmählich durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Sobald erschienen:

Die zweite Auflage
von
Die Deutsche
Literatur der Gegenwart.
1848 — 1858.

Von
Robert Prutz.

2 Bände. 8. Elegant geh. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.
und ist in allen Buchhandlungen vorräthig.
Leipzig. **Boigt & Günther.**

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Galileo Galilei.

Ein geschichtlicher Roman von Mathilde Raven.
Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ein neuer Roman der beliebten Schriftstellerin, der sowohl wegen seines Gegenstandes als wegen der spannenden Behandlung desselben die allgemeinste Beachtung verdient. In dem Rahmen eines Romans wird dem größern Publikum zum ersten Male das wahre Bild des großen Naturforschers und Märtyrers seiner Ueberzeugung vorgeführt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Werthvolle Bücher zu wohlfeilen Preisen.

Von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig, sowie durch jede andere Buchhandlung sind folgende wichtige Werke aus dem Gebiete deutscher Sprachkunde und Literatur gegen Baarzahlung zu beziehen:

Benecke, G. F., Beyträge zur Kenntniss der altdutschen Sprache u. Literatur. — A. u. d. T.: Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnesingern. 2 Hälften. 8. Götting., 1810—32. (2½ Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

— Wörterbuch zu Hartmannes Iwein. 8. Ebd., 1833. (2½ Thlr.) 1 Thlr.

Gedichte, Lateinische, des X. u. XI. Jahrh. Herausgeg. von J. Grimm u. A. Schmeller. 8. Götting., 1838. (2 Thlr.) 1 Thlr.

Grimm, J., Ueber den altdutschen Meistergesang. 8. Götting., 1811. Schreibp. (26 Ngr.) 15 Ngr.

— W., Konrads von Würzburg Silvester. (1 Thlr.) 15 Ngr.

Der Rosengarten. (1 Thlr.) 15 Ngr. — Graf Rudolf. 2. Ausg. (1 Thlr.) 15 Ngr. — Ueber deutsche Runen. Mit 11 Kpfrn. (1 Thlr. 29 Ngr.) 1 Thlr. — Ruolandes Liet. Mit Facs. u. Bildern. (2½ Thlr.) 1 Thlr. — Vridankes Bescheidenheit. (2½ Thlr.) 20 Ngr. — Wernher vom Niederrhein. (20 Ngr.) 12 Ngr.

Kohrein, J., Grammatik d. deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh. 3 Theile. 8. Leipz., 1854—56. (5 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Richthofen, K. Freih. v., Altfriesisches Wörterbuch. 4. Götting., 1840. (4½ Thlr.) 2 Thlr.

Talvj. Versuch einer geschichtl. Charakteristik der Volkslieder german. Nationen. 8. Leipz., 1840. (3½ Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens
von der Gründung der Universität bis zur
Gegenwart (1548—1858).

Eine Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena.

Von Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk ist allgemein für ein treffliches erklärt worden und wird namentlich allen jetzigen und ehemaligen Studenten den mannichfachen Genuß gewähren.

Sobald erschienen bei A. J. Sch in Dresden:

Satyros.

1. Satyros als Prolog. 2. Gestern und heute.
Elysische Scenen.

Zwei Bogen. Brosch. 5 Ngr.

Der Verfasser hofft, daß die, welche an seine kleine Dichtung ein halbes Stündchen wagen wollen, darin manches Feine und manches Beherzigenswerthe finden werden.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Braunschweig.

Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

— (Mit 4 Abbildungen.) Preis 5 Sgr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 18. —

1. Mai 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Karl Guxlow's „Zauberer von Rom“. Von Rudolf Gottschalk. Dritter Artikel. — Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Karl Hammer. — Zur Charakteristik des deutschen Stammes. — Das Wiener „Schiller-Buch“. — Die Wagnerepoche des Mittelalters. — Notizen. (Heinrich Heine und die deutsche Literatur; Bettina von Arnim.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl Guxlow's „Zauberer von Rom“.

Dritter Artikel.¹⁾

Fünfter und sechster Band.

Je weiter und Karl Guxlow in den Fortgang seiner großen Romandichtung einführt, je mehr wir den architektonischen Grundriß der umfassenden Schöpfung zu durchschauen anfangen: mit desto größerem Behagen verweilen wir bei den glänzenden Detailschilderungen, mit desto mehr Spannung sehen wir der Lösung der zahlreichen Räthsel entgegen. Mit jedem Bande treten neue Charaktere auf und greifen in die Handlung ein; Namen, die bisher nur hier und dort bei dieser oder jener Verwicklung auftauchten, verwandeln sich in Gestalten von Fleisch und Blut; Gestalten, die nur in dämmernden Umrissen, nur von fern her in unsern Roman hineinsahen, und eine künftige Bedeutsamkeit ahnen ließen, entrollen vor uns ein Bild ihres ganzen reichen Lebens. Nach Art der dissolving-views, welche erst allmählich aus einem traumhaften Nebel und ahnungsvollen Farbenspielen hervortretend feste Umrisse und klare Gestaltung gewinnen, entfaltet sich ein Bild der großen Dichtung nach dem andern, und keins derselben ist gleichgültig in Beziehung auf ihren Grundgedanken, die Darstellung der katholischen Welt aus ihrem geistigen Mittelpunkt heraus. Ja es scheint, als ob der Dichter selbst von Band zu Band sich mit wachsender Liebe in seine eigene Schöpfung versenkte und mit größerer Wärme und Leichtigkeit eine Gestaltenwelt beherrschte, die immerfort an Zahl zunimmt und sich in immer weiter reichenden Zusammenhängen verzweigt. Die anfangs drohende Klippe, daß diese Gestaltenwelt sich in eine Schattenvelt verwandle, welche vom Leser fortwährend neues Befinnen und ein mittheilbares Gedächtniß verlangt, scheint der Verfasser von Band zu Band glücklicher zu umschiffen. Denn je lebendvoller die

Charakterbilder vor uns hintreten, desto mehr können wir der Regeln der Mnemotechnik entbehren, um sie uns einzuprägen.

Mit Vergnügen bemerken wir auch, daß das novellistische Element, eine bunte Fülle von spannenden Abenteuern und Ereignissen, welche die Phantasie beschäftigt, mehr als früher in den Vordergrund tritt. Die Lebensgeschichte der neu auftretenden Persönlichkeiten gibt die willkommenen Veranlassung zu diesen novellistischen Ausläufern, sowie bei dem Wälsch Hubertus, Terschka u. a. Alle diese bunten Bilder sind auf den Goldgrund des katholischen Lebens gezeichnet. Es sind moderne Legenden, denn wenn auch das Wunder fehlt, so wiederholen sich doch, in den verschiedensten Jahrhunderten, auf dem unwandelbaren Boden der Kirche ähnliche Erscheinungen, und mancher berühmte Heilige und Kirchenvater hat dieselbe Entwicklung durchgemacht, wie der modernste Sohn der Kirche.

Doch dafür, daß sich das Werk nicht in einen Ratentanz von Biographien und Skizzen verwandle, die nur mit den Schwänzen zusammenhängen, dafür, daß wir nicht einen katholischen „Phantasiaus“ erhalten, in welchem an den Faden eines geistvollen Dialogs mannichfache Geschichten sich anreihen, nur zufällig durch einen gemeinsamen Hintergrund verbunden: dafür bürgt und sorgt der Kunstverstand des Autors, der in der Mitte des Ganzen sitzend seine Fäden webt. Wir wollen nicht in die Symbolik unsers Philosophen Büttmeyer von Göttinge verfallen, wenn wir das echte Kunstwerk für einen Kreis erklären, dessen Peripherie in einem notwendigen Verhältniß zum Mittelpunkt steht, dessen Gedankendurchmesser sich stets gleichbleiben muß, so verschieden auch die Sektoren sein mögen, welche von den Radien gebildet werden, so mannichfach das freie Spiel der Sehnen und der streifenden und fliehenden Tangenten sein mag.

Guxlow aber versteht, geistig zu concentriren und wird den harmonischen Kreis seines Kunstwerks zu keiner Ellipse verschreiben. Und doch verlangt ein Werk von

¹⁾ Vgl. die Besprechung über den ersten und zweiten Band in Nr. 51 d. Bl. f. 1858; über den dritten und vierten Band in Nr. 37 f. 1859. D. Red.

solcher Tiefe eine doppelte Einheit. Nicht bloß die Charaktere und ihre Schicksale müssen im innigsten Zusammenhange stehen und alle diese herüber- und hinüberschließenden Fäden am Weberschifflein des Romans ein klares und schönes Gewebe bilden, sondern alles, was den Helden begegnet, muß wieder eine tiefere Beziehung haben zur Grundidee; ihr Leben muß aufgehen im Leben der Kirche, ihr persönliches Interesse im allgemeinen; in jedem muß eine andere Strahlenbrechung des geistigen Lichts stattfinden, in jedem eine andere Verklärung, ein anderer Kampf, ein anderer Schmerz, ein anderer Sieg oder Untergang! Wie die menschlichen Leidenschaften hineinspielen in diesen Zauberkreis der Jahrtausende alten Kirche, wie das Register ihrer Cardinaltugenden durch sie durchlöchert wird, wie sie selbst sich ihrer bedient und durch sie herrscht; wie ihr Ekel, ihr Wroth gegen Ehescheidung und Mischehen mit dem menschlichen Empfinden in Kampf geräth; wie gegen den Bann ihrer Macht, welche die Geister zu beherrschen strebt, die vielgestaltige Reberrei des freien geistigen Strebens auftritt, wie immer ein Eifer nach dem andern, dämonisch die wilden, rebellisch selbst die sanften Geister, von ihr abfällt und ihrem Banne preisgegeben wird, wie ihr Heiligenschein bald um das Haupt der Madonna, bald um das der Magdalene fließt, wie sie im Welt- und Weltkampf ringt mit der nebensüßlerischen Gewalt des Staats und seinem weltlichen Schwert; wer erschrickt nicht vor der Größe dieser Aufgabe, das alles und noch mehr in innerm Zusammenhang, in lebendigen Bildern und vor Augen zu führen, die uns nicht nur ein großes geschichtliches Räthsel lösen, die Vergangenheit in der Gegenwart spiegeln, einen vielgliedrigen Organismus in allen seinen Theilen klar vor uns ausbreiten und die tiefsten geistigen Aufgaben, mit denen die Menschheit sich 2000 Jahre lang abgequält, zur Anschauung bringen, nein, die uns gleichzeitig auch angenehm beschäftigen, fesseln, spannen, in menschlicher Weise ergreifen und rühren sollen!

Da ist es leicht, ein Steiniget ihn! zu rufen, wenn den Dichter die Last seiner Aufgabe hier und dort fast überwältigt, sein Gesicht hin und wieder eine etwas saure Miene annimmt, seine Stirn sich ernst in Falten legt und er nicht immer im leichten graziosen Tänzerschritt an uns vorüberwandelt. Das „Soll und Haben“ der Kirche ist nicht so leicht vergehnet, wie das Soll und Haben irgendeiner alten soliden Firma! Anmutige Kalberdamp kann ein Werk durchbringen, welches sich zwischen den Lehnstühlen eines Comptoirs, den Wulsten der Schwelger, den Kesseln einer Zuckerfabrik, den Klauen der Schafkälte hin- und herbewegt, und höchstens drohende Wiken und Krawalle schildert; mit köstlichem Humor läßt sich ein Backschußball darstellen: aber diese Tonart reicht nicht aus, wo es innere geistige Bewegungen und Erschütterungen, tiefgreifende Kämpfe des Gedankens und der Leidenschaft zu schildern gilt! Da muß sich der Verfasser oft an das ernste Nachdenken des Lesers wenden, an seine nachhaltige und ausdauernde Theilnahme, die ihm nur nach dem Abschlusse des Ganzen den Kranz reicht.

Daß man hin und wieder einem so umfangreichen Werke den Dunst der Nachtlampe anmerkt, daß hier und dort eine Sprödigkeit der Darstellung stört, die nicht ganz in freien Fuß gekommen, daß bei der Menge und Mannichfaltigkeit der Seiten, welche der Stoff darbietet, die eine dem Dichter und seiner Begabung näher oder ferner liegt als die andere: das ist wol natürlich und darf kein kritisches Raserümpfen verursachen; denn quandoque dormitat Homerus! Doch zeichnen sich gerade der fünfte und sechste Band durch eine größere Leichtigkeit der Darstellung aus; die Novellen, die Lebensläufe einzelner Helden sind spannend erzählt; die humoristischen Charakter- und Genrebilder von großer Frische; die Hauptscenen reich an dramatischem Leben, wie einzelne Schilderungen an poetischem Reiz.

Gleich der Anfang des fünften Bandes zeichnet uns, in der Beleuchtung einer Winterlandschaft, die ganze Bühne, auf welcher sich die Handlung der zwei vorliegenden Bände abspielt; die rothe westfälische Erde mit ihren „Kampfs“ und gefonderten Wohnungen der Menschen:

Gegen Osten hin ragen einige alte Thürme auf, wie wenn sich eine Citadelle dort erhöhe. Das ist Schloß Westerhof. Gegen Süden zu zeigt ein ganz buckelig geschnörkelter, mit Schiefer belegter Thurm (was man heraussehen kann, da der Schnee nicht von allen Seiten an den Rundungen festhielt) das Eiserne Heiligentheil. Und inmitten dieser großen Rundschicht, welche Berge, Wälder, Seen, die Witobach, an der das thurmreiche Witoborn liegt, mehr ahnen als deutlich unterscheiden läßt, liegt dann am Fuße einer kleinen Anhöhe die alte, einst byzantinisch angelegte, jetzt höchst zopfig überbaute Kirche von grünlichem Sandstein Sanct Libori.

Hier, wo Donaventura das Hochamt hält, macht uns der Verfasser zunächst mit einem Geistlichen bekannt, der noch zelotischer und berber ist, als Beda Hunnius. Dieser Norbert Müllenhoff mit der gewölbten Brust und der Eichenstämme wird uns als ein echtes Kraftgenie des eifrigsten Katholicismus geschildert, der gegen die Niedertracht der Sentimentalität, gegen das Weibsvolk, den vornehmen Kirchenpöbel, die „Kniestreifen Heiden“ gewaltig losdonnert, einen Jünglings- und Jungfrauenbund stiftet und mit den vornehmen Frauen, hinter deren Rücken er freilich auf ihre breiweiße Sentimentalität, „Andachtspinsel“ und „Lawendelschristenthum“ schimpft, fromme „Exercitien“ ausführt. Die Bauern aber müssen sich alle verpflichten, nicht zu fluchen, nicht zu trinken, nicht zu tanzen und besonders das Hauptwirthshaus, den Finkenhof, nicht mehr zu besuchen. Dieser fanatische Sitzenbesserer, der Mann des Kirchenconvents und Küchengerts, wird uns in einer köstlichen Unterredung mit den Mitgliebern dieser beiden Institutionen vorgeführt, wie er sie anfangs mit göttlicher Grobheit anführt und später gemüthlich ihnen die nöthigen Zugeständnisse unter „mildernden Umständen“ abhandelt. Gegen unsern Eifer hat sich indes eine Verschwörung der „Lebenslustigen“ gebildet, an ihrer Spitze die fromme Landhebamme, Frau Schmeling, und er findet einen verdächtigen Korb mit rothem Schirmdach auf dem Hausflur stehen, und darin ein Kind von Wachs, ein allerliebster, niedliches Püppchen.

Mit nicht minderer Wichtigkeit tritt uns alsbald der Philosoph Wütmeyer entgegen, mit dem Wesen eines großen alten Katers, er, den die heitere Artgattung wie eine verschüttete pompejanische Ruine entdeckt hatte, der Mann der mystischen Dreiecke, Kubusse und Konoiden, der sein philosophisch-mathematisches System durch Ombras chinoises, d. h. Transparenzfiguren, in einem dunkeln, weihrauchgefüllten Zimmer erklärt. Seine Auseinandersetzungen über die Kugel, den Kreis und das Kreuz sind eine treffliche Satire auf die mystische Philosophie und auf die Beibehaltungen, wie sie selbst der geistreichste Mystiker der Neuzeit, Franz Xaver von Baader, liebte. Später sehen wir den Denker mit den Katergrauen, etwas gespreizten Augen, dem vornehm spitzen Kinn, das sich in einer ungeheuren weißen Halsbinde versteckt, in vollster Thätigkeit vor dem eleganten Damenpublikum seine mystischen Zeichen „transparent“ zum Harmonicaklang erläutern, bis sie einen flammenden Triangel für die Dreieinigkeit, ein dunkelglühendes Kreuz für die Offenbarung der Liebe nehmen und die Offenbarung des Alls im Atom erblicken.

Ein drittes treffliches Charakterbild ist das des Onkels Erwinus im Jagdcostüm, im Bär und Jodel, mit seinen zwei Brillengläsern, die er mit auf die Jagd nimmt, während er bei seinen Fabrikationen von Berliner Blau, Stärkemehl, Pottasche und künstlichen Düngereerden nie die Brille nötig hat. Ein menschlich gemodelter Thierkopf mit massiver Stirn, Backenknochen, Nase und scheuen, guten, treuherzigen Augen, wie die der großen Bullbaggern im Hof! Dieser Mann der wohlwollenden Intelligenz, ein Stück Chemiker, ein Stück Philosoph, ist im Getümmel der verschiedenen Interessen und Meinungsdivergenzen eine wohlthuende Erscheinung.

Am meisten treten im fünften Bande zwei Erscheinungen hervor: die somnambule Paula und der Jesuit Wenzel von Terschlä. Die erste schildert uns der Dichter bei einer winterlichen Fahrt:

Aus ihrem weiten schweren Samtpelzmantel und dem schwarzen Sammtbute heraus ist jetzt nur das längliche oedle Gesicht Paula's ersichtlich. Es besitzt den schärfsten Ausdruck aller Schönheitelinien. Die Nase ist geschwungen, die Augen sind dunkelblau, hochgewölbt, beschattet von vollen Brauen und Wimpern, die im Gegensatz zum goldgelben Haar des Hauptes schwarz wie mit Kohle gezeichnet sind. Die Stirn ist klar und frei, das Kinn ist oval, der Mund lächelnd und die Lippe sonderst, heute nur von der Kälte der Kirche etwas erbläst und auch das Antlitz bleich. In Paula's Art, das sehen wir auch jetzt aus den eigenthümlich langgesponnenen Fäden ihres Blicks, lag etwas von den Geisterjungfrauen, die zwischen Tag und Nacht im Nebel über die Erde schreiten. Sie würde nicht selbst gesucht haben, eine Wellada zu sein und im heiligen Gahn des Jeminal zu opfern; aber die Völker ringsum hatten sie an den Altar geführt und ihr Iphigeniens Opfermesser in die Hand gedrückt. Wenn sie ihr Auge mit dem seltsam schwarzen langen Wimpern aufschlug, da zog es jede Weltlichkeit empor, und wiederum blieb das Geistigste, das sie anregte, doch nicht ohne einen Reiz für die Sinne. Daum gibt es Befriedigenderes, als allein schon der Blick, auf dies Naturspiel: goldblondes Haar und auf den Augenbrauen und Wimpern ein dunkelstes Schwarz.

Paula's Sinn war so mild, so gütig. Und immer nahe

stand der Armen jener Trauungsort mit dem Hochzeitsmehlkraut, der nur sanft, sanft die Hand über ihre Wangen zu streifen brauchte und sie entschlief mit räthselhaften Organen, mit denen wir andern nicht schlafen. Dann sprach sie in verworrenen Worten, sah Enserates mit geschlossenem Auge, hörte selbst das Ticken einer Uhr in entlegenen Räumen.

Und so poetisch düstlich, wie das Porträt, das der Dichter von dieser Heldin entwirft, ist auch die Schilderung der Scenen, in denen sie die Hauptrolle spielt. Paula ist eine jener hohen Frauengestalten, wie Jean Paul sie liebt, wie seine Clotilde im „Hesperus“, wie seine Diane im „Titan“, nur nicht von so verzehrender Krankheit befallen wie die letztere, sondern nur mit krankhaft schwärmerischem Anflug. In ihrem Anfälle verkündet sie, was sich gleichzeitig bei dem Begräbnis des Kronsyndicus begibt: eine Scene, die recht lebendig erzählt ist, indem besonders der Eindruck, den diese Erzählung je nach ihren verschiedenen Charakteren auf die Umstehenden macht, anschaulich gezeichnet ist.

Noch bedeutsamer ist die Scene zwischen dem Priester Bonaventura und der ihn liebenden Paula. Ein Hell-dunkel der Empfindung schwebt über ihr, wie von Correggio's Pinsel! Und sie ist deshalb so meisterhaft, weil sich ohne alle Absichtlichkeit in dem Gefühl dieser edeln Naturen der Protest der Menschheit gegen die starre Sägung Roms ausprägt. Wie schön ist der Gegensatz zwischen dem Gleichgültigen, was Bonaventura zu sprechen wagt und zwischen dem Leidenschaftlichen, was ihm die unsichtbaren Stimmen zuflüstern! Man kommt in Versuchung, diese Scene als Gegenbild gegen die Scene zwischen Klingsohr und Lucinde mitzutheilen, mit deren Ausdruck eine feindliche Kritik ihr Verdammungsurtheil des ganzen Werks motivirte, um so mehr, als die Darstellung hier durchaus von tadelloser Vortrefflichkeit, seelisch bewegt und anschaulich zugleich ist.

Armer Priester!... diese Stunde schenkte dir wirklich der Himmel! Er gab sie in ganzer, seligster Fülle. Er rief auch an diesem Nachmittage Paula nicht in die Sterne zurück, ließ sie nicht wachend träumen, nicht mit geschlossenen Augen sehen... Sie blieb auf der Erde, in deiner Nähe, im lebendigsten, wärmsten Anhauch deines Athems, und du erkanntest sogar, daß Paula nicht entschummerte, obgleich deine Hand an ihrem seidenen Kleide hinfuhr, oft auch — zufällig? — wirklich sie selbst berührte — du darfst dir sagen: dir, dir ist sie beschieden! Du würdest sie durch die Liebe erlösen können von den magischen Banden, die sie gefesselt halten! Gott wollte die Ehe und gerade die deine mit ihr! Alles, alles traf zu... Auch bis zur Abenddämmerung, bis in die erste Stunde nächtigen Dämmerels hinein hattet ihr das volle selige Glück des Alleinseins!... Und dennoch, du armer Levit! Was darfst du wagen, was zu gewinnen hoffen?... Gingst du am Fingel vorüber und lehntest die Epheuranke zurück, die den goldberahmten Spiegel beschatteten, so sahst du deinen langen Priesterrock!... Sahst du in die geöffnete Kupferstichmappe und prüftest das Zeichen des alten Meisters, das unter dieser Kabirung, unter jenem Holzschnitt verdeckt und unleserlich stand, so mußte dir innerlich werden, daß Paula an deinem vorgebeugten Haupte bemerkte, wie die Ehre dir die Mitte deines schönen Haars geraubt! Dein Schicksal konntest du sprechen: Des reinen Herzens Natur ist es, nicht alles zu wollen und entbehren zu können; aber auch zu grausam nimmt du, o Verhängniß, und beim Wort und gewarst uns wirklich nichts!... Paula's Wesen mußte Bona-

ventura ohnehin zu entweichen glauben durch eine zu kühnliche Werbung. So unterblieb alles... Situation und Wille, Charakter und — die Liebe selbst schmiegte sich unter die Tyrannei des Gelübdes.

Und doch allein, allein — zwei Seelen, die sich lieben!... Wie bestrickend schon, wenn sich Paula selbst beurtheilte über das, was die Welt an ihr so voll Andacht bewunderte! Sie hätte eine Heuchlerin sein können und sie war es nicht. Sie hätte eine Despotin sein können, und sie war es nicht! Sie war willenlos, eine durch sich selbst und andere Gefangene! Und so galt ihre Liebe Donaventura auch nur, wie ein Priester sich lieben lassen darf — in Andacht, in geistiger Schwärmerei!... Sie hatte — wie diese Erziehung ist, die von Schiller und Goethe nichts weiß — nicht viel gelesen, nicht viel gesehen. Sie konnte über ihren Kreis hinaus an schwierigen geistigen Dingen nicht lange theilnehmen; sie stand bescheiden zurück, allem Höhern im Zustand jungfräulicher Ueberraschung zugewandt. Aber diese Weise stand ihr hoheitsvoll. Zu ihren Füßen sproßten Lilien, in ihrer Haupt trug eine Himmelskrone, ihre Schultern bedeckte ein langer himmelblauer Mantel mit goldenen Sternen. Sie wußte nur das alles nicht von sich selbst. Sie konnte lachen und weinen mit Armgart, sie konnte furchtsam sein wie Xante Benigna, sie konnte mit dem Dunkel Levinus an die Möglichkeit Geld zu machen glauben. So lebte sie hin... Nun aber mit Donaventura's Nähe wuchs ihre Kraft. Sie fing an, sich über sich selbst Rede zu setzen. Seit seiner Ankunft trat sie in allem und jedem mit festerem Willen auf. Das zu wissen beglückte ein jagendes Herz ohnehin und gibt ihm den Muth, sich über das Geheime wahr zu sein... O wie die Liebe so stark macht! Paula fühlte es mächtig... Sie hätte heute vielleicht zu ihrer Absicht, ins Kloster zu gehen, gedankenlos nein! und sogar — ja! sagen können. Sie konnte alles, konnte selbst ein Gelübde ablegen und vielleicht es — betrügen, wenn nur Donaventura sie an sich gezogen und mit einem Kuß ihr den Muth — seines, seines Lebens gegeben hätte. In diesem stillen Zimmer, durch dessen Scheiben eben das Abendgold floß, unter diesen Epheuranen, deren grüne und weiße Blätter den Priester an einen andern Abschied, von Lucinden, erinnern mußten, über die Saiten eines geöffneten Flügels hin, dessen Resonanz von jedem, durch die Zimmerwärme noch am Leben erhaltenen Insekt leise erbebt, standen sich zwei Menschen gegenüber, die die Natur zum gegenseitigen Besitz bestimmt hatte. Gregor VII. hielt den Arm dazwischen.

Wie zart ist der Fortgang des Gesprächs! Beide sehen in der Mappe einen Holzschnitt der alten Schule... Beim Umschlagen der Blätter ruht ihre Hand dicht an der feinen... Er fühlte die elektrischen Tropfen, von denen Paula im Schlafe behauptete, sie glitten ihr aus den Fingern und verlöschten auf dem Boden. Ihm verlöschten sie im Blut seines Herzens. Und als das Gespräch auf jene Urkunde kommt, welche in unserm Roman eine ähnliche bedeutende Rolle spielt, wie der Schrein Dankmar's in den „Rittern vom Geiste“ und um welche sich die Hauptintriguen des Romans drehen, eine Urkunde, die Paula in ihrem Hochschlaf entdecken und die auch für ihr eigenes Schicksal Entscheidung bringen soll, da fragt Donaventura: „Ihr Schicksal? Paula! Welche Zukunft fürchten — fürchten, hoffen Sie?“ Und der Dichter fährt in der Schilderung der bewegtern Scene fort:

Nichts, nichts mehr hielt er zurück von der Saat seiner Thränen, die aufgegangen war seit Jahren in den einsamen Stunden der Nacht und Verzeiwung... Seine Augen leuchteten... seine Arme hoben sich... Ein Frärling des reinsten

göttlichen Menschenthums schien um ihn her zu blähen und zu spritzen... Er bebt... schwankte...

Und auch Paula zitterte... Eben noch waren ihre tiefblauen Augen aufgeschlagen und blickten gen Himmel, den Augen einer Seherin gleich... Jetzt senkten sich die langen schwarzen Wimpern...

Aber ach! und Katharina von Siena war es, die Heilige, die vor Donaventura stand... Sein zages nazarenisches Herz erinnerte sich schon wieder: dieser Blick gilt dem Himmel, dem Kloster! Er gilt deinem Stande!...

Doch nur einen Augenblick beherrschte er sich so... Bald fühlte er neubelebende Wärme... eine Wärme seltsamer Sinn, seltsamer Gedanken, seltsamer — Verirrungen sogar! Franz von Sales, der Heilige, stand vor ihm, vor dem ja auch einst eine Frau von Chantal kniete... Eine Gattin, eine Mutter verließ ihre weltlichen Lebensbeziehungen, um dem Heiland zu dienen, dessen einziger Apostel ihr dieser Bischof von Gent erschein! Und auch dieser nannte sie seine Philothea! Wo ist die Grenze der göttlichen Andacht und der Anfang menschlicher Liebe in den Briefen, die sie sich geschrieben haben? Ihr Gebet ging vielleicht wirklich empor zu Gott, doch sie beteten zusammen! Sie stiftete ein Kloster, er hütete es... Sie starb, Franz von Sales segnete den Sarg... sein Inhalt verweste nicht... nach 100 Jahren öffnete man ihn... da war alles Asche... nur das Herz war unverfehrt geblieben... Dies Herz... kann es geirrt haben in jenem Irrthum?... Gelogen in jener Lüge? Paula, Paula — meine Sinne schwinden — solltest du mir wirklich vielleicht gehören können, gerade — durch den geistlichen Stand? Das war ein furchtbarer, frevelnder, romgeborener Gedanke... ein Gedanke der Sünde, der Lüge gegen Natur und Gelübde... Aber dieser Gedanke — und sollten die Donner um ihn herrollen und Blitze zucken — durchzitterte ihn doch... Seine Pulse flogen, seine Lippen bebten... schon wagte er das Bedenkliche aller Worte, das er in solcher Stimmung nur sprechen konnte:

Paula — wenn sich — die Urkunde — fände — wenn Sie dann, wie man allgemein glaubt — sich entschließen müßten — wirklich ihre Hand — einem Manne zu geben — der doch nur — aus Standesrücksichten —

Paula hatte diese Worte eben abwehren wollen... Sie wollte sie abwehren fast wie verführte Wesen, die schon eine Handbewegung zurückstoßen konnten... Sie hielt, am geöffneten Flügel sich mit der Rechten haltend, die Linke dem Sprecher, dessen Athem schon ihren Mund berührte, bebend entgegen... ein Moment noch und der Bund der Herzen war geschlossen... ein Abgrund geöffnet, der Vorhang seines Allerheiligsten gerissen, der Bau der Kirche zertrümmert... Da trat eine Störung ein... Draußen gingen lebhaft aufgerissene Thüren...

Wir haben diese Schilderung so ausführlich mitgetheilt, weil sie als Probe der Gukow'schen Darstellungsweise in den gleichsam im italienischen Stil gehaltenen Partien des Romans dienen kann. Die realistische Schule, die sich jetzt auf unserm Barnas so breit macht, vermag wol ansprechende Niederländererei zu Tage zu fördern, niemals aber Bilder von solcher Beleuchtung und Stimmung, Bilder, in denen sich zarter Hauch der Empfindung und heißglühende Leidenschaft mit einem so pikanten geistigen Arom, wir möchten sagen, mit einer so tiefen historischen Bedeutung vereinigen, denn der einseitige Realismus copirt nur die Wirklichkeit, die Dinge, wie wir über sie stolpern, wie sie gerade zufällig find, nicht aber, wie sie mit Nothwendigkeit geworden sind. Der Realismus ist seinem ganzen Wesen nach unhistorisch und geistlos; denn er schildert die Dinge ohne die Signatur, welche das Leben der Menschheit ihnen aufgedrückt. Was

er unter dem Gegenfatz verstehen, das wird die Scene zwischen Bonaventura und Paula, in der sich von selbst, ohne alle Gewaltthätigkeit, ein großes Stück Weltgeschichte spiegelt, jedem Billigdenkenden klar machen!

Wichtig vermischen wir in dem großen Gemälde des Katholicismus noch eine der bedeutendsten und für den Romanbildner am meisten verlockende Gestalt: den Jesuiten! Im fünften Band wird uns nun Benzyl von Terscha, der päpstliche Rittmeister, der glatte, immer lächelnde, verweltlichte Diener der Kirche, als solch ein Schüler des Ignaz von Loyola vorgelührt. Wir wollen nicht alle Geheimnisse seiner abenteuerlichen Kindheit und Jugendgeschichte ausplaudern, die in spannender Weise erzählt wird und das Interesse einer selbstständigen Novelle für sich in Anspruch nehmen würde, wenn sie nicht mit der Haupthandlung und mit dem Geschick der andern Charaktere durch mannichfache Fäden zusammenhinge. Wir erwähnen besonders die Beziehungen Terscha's zum Riesenbisch Hüberrus, dem Rindsch mit dem Totenkopf, und zur Herzogin von Amarillas, welche sich als die frühere Gattin des Kronsyndikus, als die Mutter Benno's und zur Kunststatterin Angiolina erweist, welche den jungen Grafen Hugo von Salem-Camphausen fesselt. Es handelt sich bei diesen Enthüllungen des sechsten Bandes, welche Loeb Seligmann belauscht, nicht bloß um die besten Entwicklungen der Kindschafft und ihren romanhaftesten Reiz, sondern es kommt dem Dichter darauf an, die Ehe wieder von einer andern Seite der katholischen Auffassung her zu beleuchten. Es war nur die Farce einer Frauung, die Freiherr von Wittekind mit der spätern Herzogin, damaligen Sängerin Fulvia Moldachini durch einen in Messgewänder gesteckten jüdischen Gelehrten, Leo Perl, vollziehen ließ. Hierbei kamen nun die Subtilitäten ins Spiel, mit denen die kirchliche Lehre das Sacrament der Ehe auffaßt, welches sich durch die Verbundenen selbst vollzieht und nicht im mindesten durch den bei allen andern Sacramenten als die Hauptsache vorwaltenden Priester, so daß auch die von einem Juden im Priesterkleide gesprochen einfache Segnung sich als wirksam erweist. Daran knüpft sich dann das Verbrechen der Bigamie, dessen sich die so gesegnete Freifrau von Wittekind durch ihre spätere Verheirathung mit dem Herzog von Amarillas schuldig gemacht hätte!

Wir sehen, unser Autor hat seinen Sanchez nicht umsonst studirt und selbst ein werdender Doctor des kanonischen Rechts könnte aus unserm Roman diese oder jene These für seine Promotion schöpfen! Dies ist kein Tadel, sondern ein Lob, sobald es nur dem Dichter gelingt, die todte Formel mit Fleisch und Blut zu bekleiden und aus einer Frage der scholastischen Gelehrsamkeit, welche einmal mit zum Wesen des Katholicismus gehört und gleichsam auf seinem Gemälde erst die feinsten geistigen Schattirungen und Farbennuancen anbringt, zu einer Frage des Lebens zu machen, welche unsere warme Theilnahme erweckt. Gerade darin besteht die Originalität unsers Romans, daß er an die Stelle verbrauchter Motive und Verwickelungen wesentlich neue setzt, die sich noch

dazu durch ihre gemeinsame Beziehung zum Grundgedanken vollständig legitimiren können.

Der Welt- und Lebemann Terscha hat sich nach einem bunten Leben dem Orden der Jesuiten geweiht. Die Vorbereitungen und Prüfungen, denen er sich unterwerfen muß, werden uns anschaulich geschildert. Die große, seinen weltlichen Neigungen entsprechende Aufgabe, die ihm der Orden aufträgt, ist die Bekehrung des Grafen Hugo von Salem-Camphausen aus der jüngern, zum Protestantismus übergegangenen Linie. Zum Zweck dieser Bekehrung wird er des Grafen Freund und Genosse all seiner weltlichen Freuden, und darf sorglos auf alles eingehen, was zu dessen Lebensverhältnissen gehörte. Er war sein Vertrauter in Bezug auf seine Liebe zur schönen Angiolina. Selbst aber empfindet er Neigung für jene silberlockige Monika, und diese Neigung treibt ihn nach Westfalen, zu einer Zeit, wo das Auffinden der Urkunde bei dem Brand in Westerhof auch für die Hauptaufgabe seines Lebens von Bedeutung ist.

Wie das Leichenbegängniß des Kronsyndikus mit der Störung durch den blinden Geiger und den Stephan Langenich, der dort im dunkeln schneeverschütteten Grunde an dem hohlen blitzerschlagenen Eichbaume, wo einst der Reichgraf Klingsohr gefallen, den grünen Tuschfegen in die Höhe haltend, dem Todten eine unerwartete Leichenrede hält, im fünften Bande lebendig geschildert wird und gleichsam einen Knotenpunkt in der Entwicklung jener Intriguen bildet, in deren Mitte Klingsohr, Lucinde und der alte Kronsyndikus standen; so ist der Brand in Westerhof, den der Dichter im sechsten Bande mit größter Anschaulichkeit darstellt, ein solcher Knotenpunkt für die Beziehungen von Paula, Bonaventura und dem noch in der Ferne stehenden Grafen Hugo und für die mannichfachen, zum Theil verbrecherischen Intriguen, die sich an dieselben knüpfen. Bei dem Brande kommt die Urkunde zum Vorschein, nach welcher die jüngere Linie nicht erben soll, wenn sie nicht in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgetreten. Dadurch wird nun Paula, freilich bis zu Hugo's Bekehrung, uneingeschränkte Herrin, wenn auch von allen Seiten bedrängt, durch Familienconvenienz, dem Grafen Hugo ihre Hand zu geben, um die jüngere Linie von ihrem tiefen Verfall emporzubringen.

Noch wir sind mit im Reichsgeheimniß und ahnen, daß die Urkunde, die sich nach dem Brande bei dem Räumen des Archivs fand, falsch ist und das Feuer angelegt worden, um sie dorthin zu bringen. Wir kennen die subalternen Charaktere, wie den scharf und fest gezeichneten Dionysius Schneid und die andern Kenter dieser von Köln her spielenden Maschinerie. Eine dritte Gruppe, die im Verlaufe des Romans unser Interesse festhält, wird von der muntern Armgart, ihren Verehrern Benno und Theobold und ihren Aeltern gebildet. In diese Gruppe tritt der Jesuit Terscha, dessen Beziehungen zu Mutter und Tochter, sowie Armgart's „Liebesopfer“, das sie der Versöhnung der Aeltern bringen will, und diese Versöhnung selbst in der zweiten Hälfte des sechsten Bandes in den Vordergrund der Handlung treten. Armgart mit

ihrem munteren und doch so entschlossenen Troglöpschen, mit ihrem so liebe- und opferfähigen Herzen, mit ihren abenteuerlichen Fahrten und Wanderungen und ihrer unfreiwilligen Haft im Röhlethurm von Witoborn, bildet einen sehr anmuthigen Contrast mit der hohen Paula, und man begreift, daß sie Terscha eine Liebe einflößt, welche alle Grundlagen seines Lebens zu erschüttern vermag. Und als die Gefangene in der Mühle ihre verführten Aeltern eintreten sieht, die sich wiedergefunden für immer — es ist ein Schauer echt menschlicher Rührung, der uns da zugleich mit der Tochter erfasst, und der Dichter hat in der Schilderung dieser Scene jene Accorde der Empfindung getroffen, die uns wie Harmonieklänge der Jean Paul'schen Muse anmuthen.

Die Heldin des ersten Bandes, die Luciferstochter Lucinde, vor welcher sich die „Grenzboten“ mit so großem moralischen Eifer bekreuzigt, tritt ebenso wie ihr wüsthumbegierter Liebhaber Klingsohr in diesen Bänden ganz in den Hintergrund und räumt den Platz den edlern weiblichen Gestalten. Als Gesellschafterin einer Frau von Sicking, der Meisterin der kirchlichen „Exercitien“, erscheint sie nur den Helden und Heldinnen wie ein Gespenst der Vergangenheit und erschreckt die liebliche Armgard durch ihre skeptischen Lebens- und Liebesansichten. Klingsohr aber, den Mönch Sebastian, hören wir nur von fern mit gellendem Schrei in der Strafzelle des Klosters Himmelpfort wie ein wildes Thier toben: eine sehr geschickte Darstellungsweise, indem das Grauen, welches diese Erscheinung verbreitet, dadurch vermehrt wird, daß der Dichter sie unsichtbar für uns, wie für den theilnehmenden Bonaventura bleiben läßt.

Es ist unmöglich, auch nur auszugeweiht den Reichtum an Gestalten und Begebenheiten wiederzugeben, welche die beiden vorliegenden Bände enthalten. Wir haben uns bis jetzt gleichsam nur auf den Höhen des Romans umgesehen und seine vom Licht der Ideen erhellen Gruppen ins Auge gefaßt, wie lebendig sind aber auch die dei minorum gentium, die blendenben Geister, die untergeordneten Maschinisten der Handlung geschildert!

Da finden wir manche feste, bizarre Skizzen! Scenen, wie die im Finkenhof, wo der buckelige Geiger und Dionysius Schneid die Hauptrolle spielen, erinnern mehr an Rembrandt als an Teniers und Ostade. Ebenso fest skizziert ist die Jagdscene, wo der verrückt gewordene Landrath von Endesuf um sich schießt, bis ihn zuletzt der Mönch Hubertus mit der Riesengestalt und dem Todtenkopfe bändigt. Die Geschichte dieses Mönchs Hubertus, die uns wieder mit einem Schläge ungeahnte Zusammenhänge aufweist oder neue ahnen läßt, die Geschichte der Verführung der Tochter des Geigers durch den Kronsyndikus, bei welcher die lebenswürbige Frau von Gölpen eine so schändliche Rolle spielt: das sind jene kleinen novellistischen Kreise voll pikanter Spannung, welche der Dichter in den großen Kreis seines Romans eingelegt hat. Lebendig ist auch die Darstellung der Scenen zwischen dem Pfleger Hubertus und dem verletzten Schneid bei der Landhebamme; überall die Anschaulichkeit, wie sie unsern besten realistischen

Schriftstellern eigen, und doch überall ein feines geistiges Arom und über das Nächste hinausreichende Beziehungen!

Wel möchten wir wünschen, daß der Dichter in die Composition eines Werks von so bewundernwerthem Reichtum an Gruppen, Charakteren, Verwicklungen und Ideen hin und wieder mehr Ruhe und Behagen gebracht hätte, indem das Durchkreuzen all dieser Gestalten und Intriguen, wenn auch keine Verwirrung, doch eine allzu oft abspringende Unruhe hervorruft und ehe eine Saite voll und rein ausgetönt ist, wieder eine andere angeschlagen wird. Das sind die Seiten eines aus der Vogelperspective angelegten „Nebeneinander“, bei welchem die schärfste Sonderung nöthig ist, damit es sich nicht in ein „Durcheinander“ verwandelt! Doch für den, das Ganze überschauenden und gliedern sich die einzelnen Theile des Romans mit vollständiger Klarheit; man sieht ihre Verzweigungen bis in das feinste Gesträuch, man sieht ihre Schlag- und Hauptadern und wie sie zum Herzen strömen! Ist auch eine eingehende Würdigung des Romans erst nach seiner Vollendung möglich, so genügen doch die erschienenen sechs Bände, die Behauptung zu rechtfertigen, daß wir eins der bedeutendsten und gehaltvollsten Werke unserer neuen Literatur vor uns haben.

Rudolf Gottschalk.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen von Oskar Reisch. Stuttgart, Cotta, 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Vorliegendes Werk ist unserm Wissens das bedeutendste, welches seit Alexander von Humboldt's „Kritischen Untersuchungen“ u. s. w. auf diesem Felde der deutschen Literatur erschienen ist: auf Alexander von Humboldt's Schultern stehend, hat der Verfasser die neuesten literarischen Erscheinungen und Forschungen und besonders das auf dem Gebiete der portugiesischen, spanischen, italienischen und deutschen Literatur vorfindliche Material in einem Umfange und mit einer Sachkenntniß benützt, daß er dadurch sein Werk auf den gegenwärtigen Höhepunkt der Wissenschaft gehoben hat; die Darstellung ist lichtvoll und die Anwendung des Stoffs als gelungen zu betrachten. Der Verfasser hat denselben in vier Bücher mit folgenden Ueberschriften, die auf die Chronologie der Hauptentdeckungen gegründet sind, vertheilt: 1) „Das Reisen der großen Entdeckungen“; 2) „Die Entschleierung der atlantischen Küsten Amerikas“; 3) „Das Vordringen zum Stillen Meere“; 4) „Die beiden Seewege nach dem Morgenlande.“

Das Zeitalter, auf dessen Gebiete das Werk des Verfassers sich bewegt und so trefflich zur richtigen Würdigung desselben beizutragen geeignet ist, gehört unbestreitbar zu den inhaltsreichsten und bewegtesten Epochen, welche der Menschheit durchlebt hat. Das 15. und 16. Jahrhundert verwirklicht den Bruch mit dem Mittelalter: es herrscht ein Gären und Ringen der Geister, die ungezügelt von der Vergangenheit sich losreißen und einer

bekannten Zukunft entgegenstürzen, Abenteurer, Propheten, Märtyrer des neuen Lebens; während aber der germanische Geist sich in die religiöse Frage vertiefte und um ihre Freiheit mit dem herrschenden Despotismus rang, türmten die pyrenäischen Romanen, denen sich bald das dunkelmäßig gekümmte normannisch-englische Geschlecht angeschlossen, von unübersehblicher und längst schon gewedelter Sehnsucht getrieben in die weite oceanische Welt hinaus. Doch man höre hierüber Alexander von Humboldt *):

Das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts bezeichnen ein wunderbares Zusammentreffen großer Ereignisse in dem politischen und sittlichen Leben der Völker Europas. In demselben Monat, in welchem Hernan Cortez nach der Schlacht von Otumba gegen Mexico auszog, um es zu belagern, verbannte Martin Luther die päpstliche Bulle zu Wittenberg und begründete die Reform, welche dem Geiste Freiheit und Fortschritt auf fast unverfälschten Bahnen verschaffte. Früher noch trauerte man wie aus ihren Gräbern die herrlichen Gebilde der alten klassischen Kunst hervor: der Laocoön, der Torso, der Apoll von Belvedere und die Medicische Venus. Es blühten Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Titian und Rafael, in unsern nördlichen Vaterlande Holbein und Albrecht Dürer. Die Weltanschauung war von Copernicus aufgefunden, wenn auch nicht öffentlich verhängt, in dem Todesjahre von Christoph Columbus, 14 Jahre nach der Entdeckung des neuen Continents. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung und der ersten Ansiedelung der Europäer gehört jenen intellectuellen und moralischen Wirkungen an, welche die plötzliche Vergrößerung der Gesamtmasse der Völker auf die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes ausgeübt hat. Wir erinnern daran, wie seit jenem großen Zeitpunkt ein neues, regsameres Leben des Geistes und der Gefühle, wie muthige Wünsche und schwer enttäuschte Hoffnungen allmählich sämtliche Klassen der bürgerlichen Gesellschaft durchdrungen haben; wie die geringe Bevölkerung einer Hälfte der Erdkugel, besonders an den Europa gegenüberliegenden Küsten, die Niederlassung von Colonien begünstigen konnte, welche ihre Ausbeutung und ihre Lage zu unabhängigen, in der Wahl ihrer freien Religionsform unbeschränkten Staaten umwandelte; wie endlich die religiöse Reform, ein Vorspiel großer politischer Umwälzungen, die verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung unter dem Himmelsstrich durchlaufen mußte, welche der Zukunftsvorstellung aller Glaubensmeinungen und der verschiedenartigsten Ansichten von göttlichen Dingen geworden war. Die Kühnheit des gewöhnlichen Seefahrers ist das erste Glied in der unermesslichen Kette dieser verhängnisvollen Begebenheiten. Durch Handelsverkehr und Vervollkommenung der Schifffahrt seit einem halben Jahrhunderte näher gebracht, hat der neue Welttheil einen wichtigen Einfluß auf die politischen Institutionen, auf die Ideen und Neigungen der Völker ausgeübt, welche im Osten das scheint immer enger werdende Thal des Atlantischen Oceans begrenzen.

Diese trefflichen, wir möchten sagen plastisch zeichnenden Worte Humboldts, die jedem Historiker des in Rede stehenden Zeitgebiets immer lebendig vor der Seele stehen sollten, scheinen uns ganz besonders geeignet, den Werth und die Bedeutung von so gründlichen und umfassenden Studien zu kennzeichnen, wie sie in dem vorliegenden Werke zu Tage treten. Geben wir jetzt aus dem reichen Inhalte desselben im Interesse unserer Leser einige Stellen hervor.

Wer hat den Kompaß erfunden und seit welcher Zeit war er notorisch in Gebrauch bei der Schifffahrt? Diese

Frage hat bis auf die neueste Zeit bekanntlich die verschiedenste Beantwortung erfahren. Unser Verfasser sagt darüber Folgendes:

Ihren Verkehr mit dem Morgenlande verdankte die europäische Schifffahrt wahrscheinlich die Kenntniß von der Polverwendung der Magnetnadel. Der Erfindung dieses Instruments rühmen sich die Chinesen schon im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Anfangs bediente man sich der Nadel nur bei Landreisen, aber unter der Tsin-Dynastie (265—416 n. Chr.) war sie auch bei der Schifffahrt eingeführt worden. Die älteste Urkunde, welche eine Kenntniß des Abendlandes mit der Boussole verräth, findet sich in einem satirischen Gedicht des Guyot von Provins vom Jahre 1190, wo dem apostolischen Vater zugeredet wird, er möge dem Polarstern gleichen, nach welchem die Magnetnadel zeige. Der Cardinal Jacques de Bury, der 1218 schrieb, fand in der Levante die Magnetnadel bei der Schifffahrt schon im Gebrauch. Die älteste Stelle über die Kenntniß der Araber von der Boussole, die man hat auffinden können, gedenkt des Instruments erst im Jahre 1242. Man darf daher zweifeln, ob die Araber und mit der wichtigen Erfindung besaßen gemacht haben. Im 9. Jahrhundert war die Magnetnadel in den indischen Gewässern wahrscheinlich nicht im Gebrauch, und daß sie es vom 13. Jahrhundert bis zum Erscheinen der Portugiesen nicht gewesen, versichert uns die Mehrzahl der Zeitgenossen. Wenn man es demnach für wahrscheinlich halten darf, daß durch die Araber die Boussole aus China nach dem Abendlande gebracht worden sei, so gründet sich diese Vermuthung auf den arabischen Ursprung der Benennungen zohron und aphron *) für den Süd- und Nordpunkt der Boussole. Das Instrument war übrigens noch großer Vervollkommenung bedürftig; denn im Anfang ließ man die Nadel, die man in Kreuzesform durch ein Stückchen Rohr gesteckt oder die sich in einem hohlen Metallfischchen befand, in einem Gefäß mit Wasser schwimmen, woher der ältere Name calamita stammt; während erst später, nachdem man die Nadel in einer Kapsel zum Schweben brachte, von diesem Gefäß ihr der Name Boussole geblieben ist. So nützlich nun dieses Instrument für die Schifffahrt und die damalige darstellende Erdkunde wurde, so hat man doch den Einfluß der Magnetnadel auf die Entdeckungen weit überschätzt, indem man behauptete, daß seitdem erst die Schiffe die Küste aus den Augen zu verlieren wagten. Die Normänner segelten drei Jahrhunderte vor Guyot de Provins nach Island ohne Boussole, während die portugiesischen Schiffe bis zum Jahre 1424 sich nicht so weit von der Küste hinwegwagten, um die Untiefen vor Cap Bojador zu umsegeln.

Wir fügen diesen Bemerkungen des Verfassers Folgendes bei. In Eduard's III. Zeit (1327—77) wird in der englischen Marine bereits der Kompaß erwähnt, jedoch nicht unter dem Namen coadstone, sondern sailstone oder adamant, worunter man aber nur die Magnetnadel verstand, während der ganze Kompaß sailing needles and dial hieß, auch sailing piers wird er 1345 genannt. Bei dem Dichter Chaucer kommt übrigens der Name compass wirklich vor.

Eine gewöhnliche, in unsern Geschichtsbüchern vielfach zu lesende Erzählung ist es, daß Columbus auf seiner Entdeckungsfahrt von einer Meuterei seiner Schiffskleute tödlich bedroht worden sei. Diese Erzählung ist nach den Untersuchungen des Verfassers unhistorisch. Am 22. September 1492 sprang der Wind nach Südwesten um und man kreuzte Westnordwest.

Einen solchen Gegenwind, schreibt Columbus in sein Tagebuch, entbehrte ich bisher sehr ungern; denn mein Schiff-

*) „Kosmos“, II, 339 fg.

*) Die Araber haben diese Ausdrücke dem Hebräischen entlehnt.

sten, so wehten auf jenen Spanien. Am 28. September ist Schiffsvoll furchtsam sich an Bogen erblicke, so werde man sich einstellen. Bald er, ohne daß ein Wind wehte,

erfunden sind die einzigen Stellen des Schiffsbuchs, wo sich Columbus über den Kleinmuth der Mannschaft beklagt. Der Sohn des Entdeckers, der zu einer Zeit schrieb, wo es galt, an die halb vergessenen, halb verdunkelten Verdienste seines Vaters zu erinnern, hat die Uebersahrt mit einer Verschönerung der Schiffsmannschaft gefärbt. Einige Meuterer, sagt derselbe, wollten Columbus über Bord werfen und dann angeben, er sei bei seinen astronomischen Beobachtungen zufällig ins Meer gestürzt. In allen Schriften aber, welche der Entdecker hinterlassen und wo er keine Gelegenheit versäumt, an seine wirklichen und eingebildeten Verdienste zu mahnen, findet sich nicht eine einzige Anspielung auf jene angeblichen Gefahren. Alles beschränkt sich daher auf die bescheidene Bemerkung des Pfarrers von los Pasados, Vernaldez, eines Gastfreundes des Entdeckers: „Las opiniones de los Marineros eran muchas que de ellos decian que ya no era razon de andar mas que iban sin remedio perdidos e que seria maravilla acertar a volver, e de esta opinion eran los mas, e Colon e los otros Capitanes con dulces palabras los convencieron que anduviesen mas.“ Eine Ermordung des Columbus hätte schwerlich zum Ziele geführt; denn die Pinzonen waren entschlossen genug, um allein die Reise fortzusetzen. In der ältesten gedruckten Urkunde der „Epistola Colom cui actas nostra etc.“ (Rom 1494), ebenso in Peter Martyr's Briefen und Decaden sucht man vergebens nach Beglaubigung der angeblichen Meuterei, von der zuerst Antonio Gallo („De navigatione Columbii“, bei Muratori, „Scriptores“, XXIII, 302) und Senarega („De Rebus Genuensibus“, ebenda selbst, XXIV, 535) gesprochen haben. Erst der Mailänder Benzoni, der im Jahre 1541 die Neue Welt besuchte, hörte dort unter andern Entstellungen, welche die Geschichte gewöhnlich vom zweiten Geschlechte zu erdulden hat, auch die armselige Fabel von dem Uebereinkommen zwischen dem Entdecker und der meuterischen Mannschaft, daß man umkehren wolle, wenn sich binnen drei Tagen nicht Land zeige. Diese Sage hat er vielleicht dem unkritischen Gonzales de Oviedo in seiner „Historia general“, lib. II, c. 5, nachgeschrieben, der sie jedoch auch als eine Tradition bezeichnet. Denn, setzt er hinzu, nach einer andern Version hätte Columbus zuerst den Ruch verloren und wäre sicher umgekehrt, wenn ihn die Pinzonen nicht durch größere Ausdauer beschämt hätten. Ueberhaupt aber ist es eine nur zu gewöhnliche Erscheinung in der Geschichte, daß sich um hervorragende oder kühnenerregende Persönlichkeiten und Thaten fabelhafte Erzählungen zur Verherrlichung entwerfen, oder auch zum Zweck phantastischer Ausschmückung gruppieren, welche die Wurfgeschäfte der historischen Kritik theils spät erst entdeckt, theils nach

langer Zeit erst zu entfernen vermag. Und es ist ein geringes Verdienst unsern Verfasser, daß es ihm durch gründliche Forschung in den Quellen und durch Vergleichung derselben untereinander gelungen ist, an mehr als einer Stelle einen Reinigungsprozess durchzuführen.

Eine interessante, aber historisch vielfach verkwammende, halb als Betrüger, halb als verdienstvolle Persönlichkeit bezeichnete Erscheinung ist der Florentiner Amerigo Vespucci. Der Verfasser ist ihr fast Schritt vor Schritt nachgegangen theils in dem vorliegenden Werke, theils in einem Aufsatze des „Auslandes“, überschrieben: „Neue Schriften über Amerigo Vespucci“ (in Nr. 32 f. 1858). Amerigo Vespucci, von dem bekanntlich der neuentdeckte Continent unerwarteterweise seinen Namen erhalten sollte, gehörte einer Familie an, die, von Peretola im 13. Jahrhundert nach Florenz eingewandert, bald zu bürgerlichen Ehren in der Republik gelangte und um die Mitte des 15. Jahrhunderts schon zu den 35 Ritters mit goldenen Sporen zählte. Ihr Palast gehörte zu den Bauwerken, auf welche Florenz stolz war. Die höchsten politischen Aemter der Republik gelangten wiederholt an diese Familie, und am Ende des 15. Jahrhunderts fanden wir nicht bloß in Florenz, sondern auch in Neapel Vespucci, die sich als Diplomaten, Juristen, Admirale, Gelehrte und Künstler auszeichneten. Der Seefahrer Amerigo Vespucci war der dritte Sohn des Anselmo Vespucci, 9. März 1451 in Florenz geboren. Seinem Jugendunterricht empfing er zugleich mit Pietro Soderini, dem spätern demokratischen Oberhaupte der Republik, von seinem Vaters Bruder Antonio, einem Geislichen von untadeliger Frömmigkeit. Handelsbeziehungen führten Amerigo Vespucci 1493 nach Cadix. Er war in der That kein gewöhnlicher Mann. Obgleich er nie ein Schiff commando unter castilischer Flagge führte und nur ein einziges, seine letzte Fahrt als Kapitän eines kleinen Boots (Garavele) unter einem portugiesischen Befehlshaber unternahm, also streng genommen nicht zu den Entdeckern gezählt werden darf, so besaß er doch sehr brauchbare Kenntnisse in der mathematischen Geographie und war mit den damaligen astronomischen Instrumenten, wie nur aus seinen Beobachtungen ergibt, weit sicherer umzugehen als der Admiral und Entdecker Columbus. In Amerigo's seinen Schriften nicht immer wahrheitsliebend und zu häufig mit Ueberschätzungen des eigenen Werthes, entschädigt er uns dafür durch die Empfindungen der Entdeckungsfreude und durch seine Empfänglichkeit für Naturschönheiten. Ein Jahr nachdem der Entdecker den neuen Continent die Augen geschlossen hatte, wurde einer Flugschrift vorgeschlagen, die Neue Welt Amerigo zu nennen. Es erschien nämlich in St. Die in Lothringen die berühmte Sammlung von Vespucci's Briefen an den schon oben erwähnten Florentiner Pietro Soderini angeblich aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt unter dem Titel der „Vier Schifffahrten des Vespucci“. Aus diesem Texte erfahrene wir zum ersten male, daß Amerigo auf spanischen Schiffen zwei Fahrten unternommen und auf seiner sogenannten ersten Reise das Festland

von Amerika ein Jahr vor des Columbus dritter Fahrt entdeckt haben will. Was nun in dem Briefe an Lorenzo Medici vom 18. Juli 1500 als Erlebnisse einer einzigen und zwar der ersten Reise Vespucci's nach Amerika erzählt wird, das vertheilen die „Vier Schiffahrten“ auf eine frühere und eine spätere Unternehmung. Eine literarische Fälschung ist also jedenfalls begangen worden, aber noch ist es fraglich, ob sie von Vespucci beabsichtigt wurde oder nur den nachlässigen Herausgebern der Briefe zur Last fällt. Es ist nämlich nicht möglich, daß Vespucci eine Reise nach der Neuen Welt in der Zeit vom 10. oder 20. Mai 1497 bis Mitte October 1498 oder 1499 unternommen habe, weil er vom 12. Jan. 1496 bis zum November 1498 sich in Sevilla aufhielt. Eine absichtliche chronologische Fälschung von Seiten Vespucci's wird deshalb sehr unwahrscheinlich, weil ein Betrüger gewiß für Reinigung der Texte von den groben Widersprüchen gesorgt hätte, auf die man überall stößt, und Amerigo auch keinen Entdeckungerruhm sich erscheiden konnte, da er selbst offen gesteht, auf den Fahrten unter spanischer Flagge nie ein Schiff befehligt zu haben. Ueberdies sprechen Zeitgenossen nur Vortheilhaftes und der Sohn des Entdeckers nichts Nachtheiliges über Amerigo aus. Der älteste Herausgeber der „Vier Schiffahrten des Vespucci“, Hylacomilus (Waldseemüller), Professor zu St. Die in Lothringen, wagte es nun, in einer kleinen lateinischen Abhandlung über mathematische Geographie, die er seiner lateinischen Ausgabe des genannten Werks vorangehen ließ, beiläufig vorzuschlagen, die von dem Florentiner geschickten Länder Amerigo zu nennen, während Vespucci selbst in seinen Schriften wiederholt bemerkt, jenen Entdeckungen gebühre der Name der Neuen Welt. „Den vierten Erdtheil“, meint Hylacomilus, „darf man wol süg-lich Amerigo oder Amerika, gleichsam das Land des Amerigo heißen, weil es von ihm entdeckt worden ist.“ Aber erst nach Vespucci's Tode wird der Ausdruck Amerika in Deutschland namentlich von Schweizerischen und österreichischen Gelehrten anerkannt, wie es z. B. in den Briefen des Vadianus (1514—18) geschieht, die mit einer Ausgabe des Pomponius Mela in Wien gedruckt wurden. Doch hat erst der große Atlas des Ortelius, des namhaftesten und verdienstvollsten Geographen seines Zeitalters, des ausgehenden 16. Jahrhunderts, also mehr als 60 Jahre nach Vespucci's Tode, den geographischen Sprachgebrauch unauslöschlich befestigt. Es waren also deutsche Gelehrte in den Vogesen, die aus übertriebener Liebhaberei für den Verfasser der „Vier Schiffahrten“ den Weltnamen erdachten, und diese frühe Sünde der Presse verbreitete sich bei der Popularität der Schilderungen Amerigo's — selbst die vielen schlüpfrigen Stellen über die Lebensweise der Eingeborenen der Neuen Welt trugen zu ihrer weiten Verbreitung bei — mit dem Erfolge eines ansteckenden Uebels. Nie aber hätte der Name so unverwundlich der bessern Einsicht widerstehen können, wenn er nicht zugleich dem Gehör gefällig gewesen wäre und eine geheime oder verführerische Lautsymmetrie zu den Namen der andern Welttheile besessen hätte.

Die forschungstreichen „Antiquitates Americanae“ von Raza, zu deren Verabfassung Alexander von Humboldt den Impuls gab, haben es bekanntlich zuerst außer Zweifel gestellt, daß Columbus 1477 auf Island war. Dort, vermutet man nun, habe der große Seefahrer durch lateinisch redende Geistliche über die frühern normannischen Entdeckungen des Festlandes von Nordamerika Kunde erhalten. Unser Verfasser äußert sich über diesen Punkt in folgender Weise:

Konnte Columbus im Jahre 1477, wenn er damals schon über seine westliche Fahrt nachsann, auf Island sehr genau über die Weinlandsfahrten der Normänner sich unterrichten, so läßt sich davon nicht nur in seinen Schriften keine Spur entdecken, sondern es geht auch aus seinem spätern Betragen klar hervor, daß er nichts von einem Continente im Südwesten Islands wußte. Die Kunde von jenen Entdeckungen hätte ihn vielmehr bei seinen spätern Anschlägen beunruhigen müssen: denn nicht nach dem guten aber öden Weinland, sondern nach den regsamen Culturländern Ostasiens, nach den bewimpelten indischen Meeren, nach südlichen Breiten trug ihn sein sehnsüchtiges Schauen.

Und gewiß ist auch: Columbus ist mit der Ueberzeugung gestorben, daß er in Asien, nicht in den Regionen eines neuen Continents gelandet sei.

Möge des Verfassers Werk, das ein so treffliches Zeugniß von deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit ablegt, die verdiente Anerkennung und Benutzung finden!

Karl Zimmer.

Zur Charakteristik des deutschen Stammes.

Die sittlichen Begriffe oder das Wesen des deutschen Stammes. Ein Beitrag zur Bildungs-geschichte von Nagler. Speier, Lang. 1859. Gr. 8. 24 Mgr.

Es ist gewiß recht gut und anerkennendwerth, wenn man sich bemüht, die Erfahrungen, die man macht, die Thatfachen, die in bunter Fülle uns umgeben, auf wenige große Principien zurückzuführen. Der Zusammenhang, den wir in unserm Wissen herstellen, gibt diesem erst seinen wahren Werth, und wie alles schließlich einem großen Systeme sich einordnet, so soll alles was wir erlebt, was wir in uns aufgenommen, sich zum System gestalten. Das hat denn auch der Verfasser des vorliegenden Buchs redlich versucht, und dies wird kein Billigdenkende verkennen. Der reiche Kreis von einzelnen Zweigen geistigen Lebens, den er umfaßt, zeugt von Alsfertigkeit und Strebsamkeit, und der Versuch, in kurzer, präciser Form seine Betrachtungen niederzulegen, verdient entschiedenes Lob. Doch gegen die Art, wie er dabei zu Werke gegangen, gegen die Resultate, auf die er gekommen, lassen sich sehr begründete Einwände erheben. Nagler ist an der Klippe gescheitert, an der jenes sonst so gerechtfertigte Streben nach Systematik sehr leicht Schiffbruch leidet, weil er mit entschiedener Tendenz seine Arbeit unternommen hat. Ein warmer Patriotismus, der sehr wohlthätig das Ganze durchdringt, macht ihn zum eifrigen Vertheiliger der Vorzüge des Vaterländischen; er möchte seine Nation an den Platz unter den andern stellen, der ihr gebührt; er möchte die tief innerliche Vortrefflichkeit, die sie vor andern so bedeutungsvoll hervorhebt und ihr einen so hohen Vorrang gibt, ans Tageslicht bringen und vor aller Augen darthun.

So hat er sich bemüht, eine Formel zu finden, die ihm Basis wird, diese seine Absicht zu realisiren, aus der er das, was er zeigen will, recht evident bewiese, als aus ewigen Principien von selbst sich ergebend. Aber man sieht, daß das Ziel schon da war, ehe der Ausgangspunkt gefunden. Ein solches Systematisiren ist grundfalsch und macht die Logik zum bloßen

en Zwecks, läßt das Denken sondern zwingt es in die Pfade, gezeichnet. Diesen Fehler der Eine Art von Trias ist es, der Erscheinung der wirklichen ist, damit beginnt das Werk: in der Wechselwirkung zweier: mehr gegensätzlich verhält. Letzter Satz ist Grundlage seiner Wirkung, die darin allem Sein ein einzelnes Erscheinungen ein Schema hineingeprägt. In der Natur tritt diese Trias auf in Thier, Pflanzen und Steinreich; in der Familie, in Mann, Frau, Kind; am Himmel, in Sonne, Mond und Sterne; in den die Erde umgebenden Stoffen, Licht, Luft, Wasser; in der geistigen Welt, Vernunft, Verstand und Sinnenvermögen, wovon dieses letztere wieder in drei Bestandtheile, Gedächtniß, Umbildungskraft und Sinnlichkeit zerfällt. Vernunft ist ihm das kritische Bewußtsein im Menschen; Verstand die Fähigkeit zu unterscheiden, auf Grund des Sinnenvermögens; die Vernunft als Obdach schließt das andere in sich ein.

Diese drei Wirkungskräfte werden in der Geschichte durch drei Volkstämme repräsentiert, die Eöthe Rasse. Japhet, als Repräsentant der Vernunft, nach Wahrheit und Sinnlichkeit, Sem als Repräsentant des Verstandes, mehr nach Einfluß, Macht, Reichthum, Genuß strebend, Ham als Repräsentant des Sinnenvermögens. Die „Rassen“ theilt er so ein, wie es allgemein hergebracht; in den Familien jedoch rechnet er nur den schwarzen Stamm, der, wie er bemerkt, fast nur wie eine Abart erscheint, die durch einen erhöhten Wärmeegrad der Erdrinde erzeugt, gleichsam verbrannt aus der Pflanze der Schöpfung gekommen sei. Dies ungefähr das allgemeine Schema; es wird in den einzelnen Abschnitten der Geschichte des Nördens ausgeführt. Grausam wird hier der historischen Entwicklung zu Gunsten jenes Principes Gewalt angethan.

Nach kommt der Verfasser zu den Griechen, unter denen die Athener, von den alten Pelasgern, die Lacrämoneer, von den alten Eöthenen herkommend, zwei ganz verschiedene Volkstämme vertreten. Gewaltige Umwandlungen geschaffen durch Eingtritt von Barbaren. Wer sind diese? Der Zusammenhang von barbar mit Wirt bringt Nagler auf germanische Ursprünge, da die Germanen Wirt und Haar lang haben; darauf führen die Darstellung der Götter als blond, die griechische Gesichtsbildung, die Religion, als Religion der Vernunft, im Gegensatz zu der semitischen, die mehr den Verstandescharakter trägt. Die Lacrämoneer, die aber einen von den Athenern grundverschiedenen Charakter und, wie der Verfasser scharfsinnig nachweist, gewisse staatliche Ähnlichkeit mit den Juden haben, müssen deshalb semitischen Ursprungs sein. Diesen Grundtypus will der Verfasser bis ins Kleinste wiedererkennen; so in der angeführten Vergleichung der Juden mit den Spartanern weiß er auf die Erlaubnis des Diebstahls unter beiden Völkern hin; doch sehr falsch glaubt er, er sei aus denselben Motiven bei beiden Völkern entsprungen. Die Spartaner ließen ihre Knaben hängen, ihre Geschicklichkeit zu üben, die Juden hängen um des Vortheils willen; und dann betrachtet man nur die große Uebereinstimmung, die trotz aller Verschiedenheiten in den griechischen Völkern herrscht, die große Verschiedenheit von den Juden, die in die Augen springt, wenn man die Lacrämoneer in ihrem geschichtlichen Leben betrachtet, um Nagler's Ansicht als unbegründet abzuweisen. Wie natürlich haben nun beide Völkertämme die Grundtypen Japhet's und Sem's aufgetragen, bei dem einen die Vernunft, bei dem andern der Verstand. Denn, die Athener in ihrer germanischen Natur, sind die Schöpfer großer Geisteswerke, die Vertreter kritischer Auffassung, diese, ihrem semitischen Charakter getreu, durch Staatsverfassung und Sittenmuth dreckt und bedeutungslos, als wenn nicht die Athener in staatlichen Einrichtungen ebenso bedeutend dagesstanden hätten

als die Spartaner, und auch in Sittenmuth und herrlichen Leistungen desselben niemand zu weichen brauchen!

In der römischen Welt wird in derselben Weise ein Verstandes- und ein Vernunftelement unterschieden, was natürlich auch seinen Grund in verschiedenen Abstammungen findet. Durch einige entferntere Analogie, die der Mund der Götterreden zu dem der Jo durch die Uebung hat, wird ein semitischer Ursprung des Volks hergestellt, wenigstens der eigentlichen Dämon, der Patrier, denen in den Eöthen ein germanisch-griechisches Element entgegentritt, die letztern die kritischen Aufstellungen, die erstern die kalte Verstandes- und Begriffsabstraction vertritt; so sind es, die Rom beherrschen, während jene ersten u. Hellas die Oberhand behalten.

Es folgt ein Abschnitt „Das Christenthum“ überschrieben, der aber nur eine Rechtfertigung des Zenophon enthält, den es spricht, die Ideen des Sokrates und Plato, dessen Staat um Anwendung des aristokratischen Staatsbegriffs auf die Verfassung von Athen sei, praktisch gemacht zu haben, sodann ein Hinweis auf das Vordringen kritischer und religiöser Ideen, die durch Alexander, der wieder ein Semit sein soll, zur Welt Herrschaft erhoben worden seien; er sei der Vorläufer des Christenthums gewesen. Dies ist wieder ein gänzlich falsches Erkennen der Verhältnisse. Das Christenthum hat eine ganz andere Basis als die griechische Sinnlichkeit; die Aufhebung, die dasselbe von Personlichkeit hat, ähnelt der griechischen gar nicht, sie ist unendlich freier und größer; bei großer Verwandtschaft hat es hier in orientalischen Religionsanschauungen die Wurzeln des Christenthums ebenso zu suchen als in griechischen; das ist Nagler gänzlich verabsäumt. Er kommt nun zur germanischen Welt selbst. Dasselbe gezwungene Schematisiren herrscht auch hier; der Gegensatz von Vernunft und Verstand, des Japhetismus und Semitismus tritt als Germanismus und Romanismus auf, der erste auf die Völkerverwanderung basiert, der zweite im deutsch-römischen Kaiserthum, das durch eine Vermischung von Sitten und in seiner Stärke gebrochen wird, dem Romanismus, welcher die Macht hat, alle germanischen Elemente zu unterdrücken und an ihre Stelle ein romanisches Weltreich zu erheben; sein Glaubensbekenntniß sind Macchiavelli's Elemente. Der Romanismus hat auch in Italien seinen Ursprung in germanischen Anschauungen, die mehr aus griechischen Vorbildern als aus dem Geiste des alten Rom hervorgegangen sind.

In seinen einzelnen Momenten wird dies germanische Element charakterisirt; Kunst, Wissenschaft, Staatsverfassung, Sitten, kritische Eigenthümlichkeiten werden betrachtet. Doch ist vom Plan noch Ordnung im Ganzen; abentheuerliche Gedankencombinations, abgehackelt nach dem vorgefaßten Schema, Verstand und Verstand, große Einseitigkeit und Oberflächlichkeit hat zu tabeln. Ein Abschnitt über Rußland stellt als Repräsentanten der deutschen Kontinuität Nagler's „Don Juan“ hin, der die Liebe in freier Weise, nicht gebunden in der pflichtmäßigen Form der Ehe, feiert, die deshalb in den lockern Abentheuern des Helden sich so vortreflich darstellen laßt. Es ist höchst unglücklich, in Nagler's Rußland, die gerade an italienischen Mäthern sich herausgebildet, im „Don Juan“, der italienisch gedichtet, auch italienisch vom Componisten empfunden wurde und durch und durch das leichte, lebenswährende, südländische Weib athmet, den romanischen Ausdruck deutscher Kunst zu sehen; Männer wie Bach, der Schöpfer der protestantischen Kirchenmusik, wie Beethoven u. vergessen, der zudem die Liebe in der pflichtmäßigen Form der Ehe in seinem „Fidelio“ ebenso unsterblich gemacht hat, als Moysen die freie ungebundene Liebe in seinem „Don Juan“. Wenn man über Rußland schreibt, muß man mehr davon wissen, als Nagler zu wissen scheint.

Die Dichtung wird sehr mager behandelt. Goethe als Schiller, als Vertreter der innerlichen germanisch-kritischen Richtung auf das Gemüth der Menschen, überragen den realistischen Schaffensreize, dem man doch wahrhaftig nicht Einbringen in das menschliche Gemüth absprechen kann, sowie die französische Tragödie.

In der Malerei ist es denn auch wieder Vernunft und Verstand, nach denen Nagler die verschiedenen Richtungen charakterisiert, die von der Kunstlehre aufgefaßt werden als Individualisierung, Charakterisierung und Idealisierung. Das Höchste, was der Maler erreichen soll, ist der Vernunftausdruck; keineswegs die höchste Schönheit; eine doch etwas originale Tendenz. Die Individualisierung, als Darstellung des Seelenausdrucks in der sittlichen Persönlichkeit, vertritt Rafael; die Charakterisierung, als Herrschen des Verstandesausdrucks, Murillo; die Idealisierung, Erhebung des Sinnenausdrucks zum höchsten Glanze äußerer Erscheinung, Albrecht Dürer; deshalb steht letzterer am höchsten. Eine Charakteristik eines Christus am Kreuze in Nürnberg soll seine Ansicht veranschaulichen. Er hebt das gänzliche Vernachlässigen körperlicher Schönheit und körperlichen Übermaßes, um nur die sinnliche Vernunftsidee zum reinen Ausdruck kommen zu lassen, hervor. Niemand wird ihm wol bestimmen, wenn er das Gemälde über Rafael's Sirtina setzt. Nicht bloß was wir anstreben, sondern wie wir es erreichen, gilt in der Kunst. Einige zum Theil nicht unrichtige Bemerkungen über den Realismus Rubens' sind ziemlich unmotiviert eingestreut, ebenso eine Auslassung über äußerliche Verstandesrichtung in Malerei überhaupt, wo aber die angeführten Beispiele (S. 53) gar nichts beweisen, da diese nicht aus einer Verstandesrichtung, sondern aus der Symbolik in der Kunst genommen sind, z. B. daß die nackten Hüfte eines Kindes die Unschuld bedeuten sollen u. s. w.

In der Baukunst fehlt das Schematisiren ebenfalls nicht: von den drei Stilen, dem gothischen, dem byzantinischen und dem romanischen, steht letzterer am höchsten, der die Erhebung zum Unendlichen, die Abwendung von außen, die Versenkung in Gott am vollkommensten ausdrückt und ein Product des germanischen Geistes in Italien ist. Bei einzelner Beschreibung des Stils werden nun diese Eigentümlichkeiten näher nachgewiesen, besonders in der Rundform, der Form der Unendlichkeit, in welcher Nagler die germanische Religiosität wiedererkennt. Das Thema des Rundbogens nennt er hier in Melobien aufgelöst und die Galerien mit Säulen und Rundbogenfenstern das Recitativ des Einbruchs. Diese der Musik entlehnten Ausdrücke sind hier schwerlich passend und machen des Verfassers Ansicht nicht im mindesten klar.

Die nun folgenden Abschnitte über Gesetzgebung, wo ein Vergleich zwischen französischer und deutscher Gesetzgebung vorgeführt, jene praktischer und zweckmäßiger, diese auf sittlicher Grundlage basiert, schwerfälliger und unbefahrener, aber weil sie dem sittlichen Gefühl mehr Spielraum läßt, besser genannt, die deutsche Processucht als Hang zum Gräßeln entschuldigt wird; über Verwaltung und Rechtspflege, wo Feuerbach's lobend gedacht wird; über Volkswirtschaft, wo Adam Smith als der einzige, der dieselbe philosophisch behandelt, gepriesen wird; über Staatswirtschaft, wo einige Grundsätze sammt den Maximen französischer und deutscher Staatsökonomie erwähnt werden; über Gallikanische Kirche, die gar nicht hierher zu gehören scheint und nur bezweckt, die klaffende Scheidung des religiösen und staatlichen Lebens in Frankreich darzutun, sind sehr wenig erschöpfend und berühren den Kern der Sache fast gar nicht. Der Verfasser scheint einzelne Beobachtungen zusammengestellt zu haben, ohne seinen Grundgedanken dabei im Auge zu behalten. Er kommt dann auf Erziehung, auf Unterricht in höhern Bildungsanstalten, wo er uns entschieden nicht im Unrecht auf ein tieferes Stadium des Deutschen aufmerksam macht und dasselbe der überwiegenden Beschäftigung mit dem klassischen Alterthume gegenüber zur Nothwendigkeit macht, da sonst der Romanismus allzu sehr den Germanismus überfluten würde. Zugleich rath er Vereinfachung aller Studien, den Geist nicht allzu sehr angustrenge. Ein folgender Abschnitt über die deutsche Denkwürdigkeit, der oberflächlichste und unverständlichste von allen, verwirft Hegel und Schelling, deren ersterer als Philosoph des französischen Verstandesbegriffs, letzterer als Philosoph der Einbildungskraft bezeichnet wird, und welche als solche die deutsche Vernunft unter dem Spiegel französischen Geistes ansehen; er weist auf

Kant hin, als den Vater der Philosophie, der innerhalb der Vernunft selbst stehend die Denkfähigkeit wieder zur Denkkunst umgestalten werde.

Die deutsche Sprache, die im folgenden Abschnitt besprochen wird, ist den romanischen gegenüber, als den abgeleiteten, diejenige, die den reinen Gefühlsausdruck darzustellen vermag, während die romanische, wie jetzt die französische, mehr zum Ausdruck des Verstandes taugt, die italienische wol Empfindungen, aber nicht das höhere Gefühl auszudrücken vermöge. Zugleich richtet sich Nagler gegen die Misachtung, welche die Vernunftvölker, die Deutschen, vor ihnen schon die Griechen, gegen ihre Sprache darthun und dieselbe mit Fremdwörtern untermischen, während die Verstandesvölker, Römer und später Franzosen, ihre Sprache sehr in Ehren hielten und sie ihren Feinden aufräumen, als sicherste Waffe ihrer Eroberungen. Beispiele sollen es beweisen, die zum Theil nicht beweisend sind.

Ein Abschnitt über Civilisation, mehr den romanischen, und Gessittung, mehr den germanischen Völkern angehörig, begnügt sich, einen Artikel aus der „Revue des deux mondes“ anzuführen, wo die Unwahrheit der Franzosen der Wahrhaftigkeit der Engländer gegenüber als höhere geistige Begabung angesehen wird, die diesen zugestandene Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit als Reste barbarischer Herkunft bezeichnet werden, während die Lüge der Franzosen und neben ihnen der slawischen Völker eine größere poetische Begabung verräthe. Mit Recht tadelt Nagler, daß dabei alle Begriffe zum bloßen Schein umgewandelt würden und hierin die romanische Civilisation ihren grellsten Widerspruch zur germanischen Gessittung fände.

Ueber den deutschen Muth meint der Verfasser gegen Frau von Staël, daß derselbe mehr in Ausdauer und Standhaftigkeit bestände, als in Aufwallung und Ungestüm, die leicht verfliegen, wie sie leicht erregbar sind. Ueber den deutschen Charakter äußert er sich, derselbe habe nicht das Princip, seine Würde nur in der Anständigkeit, in dem festen Auftreten andern gegenüber zu suchen. Cicero, der sittlichste Charakter Roms, dem man fälschlich Charakterlosigkeit vorgeworfen, wird als Muster citirt, indem er, nach demselben sittlichen Ziele strebend, die Wege änderte, wenn der Lauf der Dinge ein anderer wurde, und nicht eigensinnig auf seinen Gedanken verharrete. Charakter in dem Sinne, den sonst die Menschheit diesem Worte unterlege, existire bei den Deutschen nicht, dieselben hätten dafür annähernde Begriffe in Beständigkeit, Zuverlässigkeit u. s. w.

Ein neuer Abschnitt behandelt die deutsche Geschichtschreibung. Drei Arten der Geschichtschreibung werden angeführt: die politische, im Alterthum durch Livius vertreten, mit der Aufgabe, das Recht des Stärkern zu verherrlichen, so baßte auch Machiavelli seine Ansichten auf Livius; die moralische, schon höher stehend, auf einen höhern Verstandeszweck bezogen, auf ernste Auffassung des Staatslebens begründet und in Tacitus repräsentirt; endlich die sittliche, durch Herodot und Thucydides angebahnt, dem deutschen Geiste vor allem verwandt und von ihm deshalb vor allen zu behandeln; eine Idee, die Goethe schon mit dem Namen Weltchristenthum bezeichnet hat und damit nicht todte Gelehrsamkeit, sondern die höchste sittliche Darstellung des Geistes der Geschichte in seiner Vollkommenheit gemeint habe. Der deutsche Geist werde vereint, als Geist der Vernunft, höher als der des Verstandes, wenn er zum Bewußtsein seiner Bedeutung gekommen, die wahre Geschichte des menschlichen Geistes in die ewigen Bücher der Weltgeschichte schreiben. Mit dieser Phrase endet dies Werkchen. Eine kurze politische Betrachtung belehrt die Deutschen noch in den Gegensätzen des Katholicismus und Protestantismus nur heilsame Fortschritte und Bedingungen ihrer Entwicklung zu sehen und in inniger Verbrüderung, im Bewußtsein der weltgeschichtlichen Zukunft des Germanismus die Fahne der deutschen Gessittung hoch zu tragen. Das deutsche Volk sei das Volk der Vernunft, die aller Dinge Anfang und Ende sei.

Dies die Arbeit Nagler's kurz dargestellt. Wol in manchem Einzelnen hat er Wichtiges bemerkt, doch fehlt dem Buche zu

sehr alles das, was es zum Buche machen sollte, Anordnung, Studium im Einzelnen und fleißige Zusammenarbeitung. Ein Aneinanderheften von aphoristischen Betrachtungen ist noch kein Buch, und besonders wenn alles so wild durcheinander geworfen wird wie hier. Zudem sind die philosophischen Begriffe durchgängig nicht klar und fest bestimmt, und trotz des gezwungenen, kalten Schematismus fehlt das eigentliche System, das zu solchen Arbeiten, sollen sie Werth haben, vor allem nöthig ist. Wir verkennen Nagler's Streben nicht, aber er hat es sich zu leicht gemacht; solche schwache Vertheidigungen nützen dem Vaterlande nichts, eher schaden sie.

44.

Das wiener „Schiller-Buch“.

So viel Material in einem einzigen Bande und zugleich so viel typographische Pracht ist wol noch keinem Dichter gewidmet worden als Schiller in folgendem Werke:

Das Schiller-Buch. Von Constant Wurzbach von Tannenberg. Festgabe zur ersten Säcularfeier von Schiller's Geburt 1859. Mit 40 Tafeln Abbildungen und Photographen. Wien. 1859. Imp. 4. 13 Thlr. 10 Ngr.

Bei aller unserer Bewunderung der Pracht, die sich hier vor uns entfaltet, möchten wir fast nur das eine bedauern, daß dieses Werk infolge seiner ganzen aristokratischen Erscheinung und seines Preises gerade in die Hände derjenigen, denen es um Kenntniß des hier aufgeschickerten so reichhaltigen Materials am meisten zu thun sein dürfte, am wenigsten gelangen wird; es ist ein Buch nicht für das Bücherbrett in der bescheidenen Klausel eines Literators, sondern für den Auslegerischen in einem vornehmen Salon, ein Buch, das man nur mit glacierten Handschuhen berühren und am liebsten mit andern Luxusgegenständen in einem Glaschrank verwahren möchte, um es vor jedem Fleckchen und jedem Staubchen zu hüten. Wenn man bei der Vollausgabe der Scherr'schen Biographie Schiller's etwa an den Schiller erinnert wird, welcher froh war, in den ärmlichen Stübchen zu Dggersheim oder Gohlis eine Unterkunft zu finden, und in dessen Wohnzimmer zu Stuttgart oder Mannheim es etwas pauvre und sogar schmutzig und liederlich aus sah, so wird man bei dem Erblicken des vorliegenden Prachtwerks an den Schiller erinnert, der inzwischen ein adeliches Fräulein geheiratet hat, selbst in den Adelsstand erhoben worden ist, bei einem preussischen Prinzen zur Tafel sitzt und sich in der Lage befindet, gar sehr zu überlegen, ob er in Weimar bleiben oder die Stellung in Berlin mit 3000 Thälern Gehalt nebst Benutzung einer königlichen Hofequipe annehmen solle.

Wenden wir uns zuvörderst zur typographischen Ausstattung des Werks, so ist zu bemerken, daß der Leiter der unter dem Namen k. k. Hof- und Staatsdruckerei berühmten typographischen Anstalt in Wien, Regierungsrath Auer, dem Werke die besten Kräfte derselben zur Verfügung stellte und die Ausführung des Ganzen selbst überwachte. Auf die äußere Ausstattung des Werks, welche begreiflicherweise der genannten Anstalt alle Ehre macht, können wir uns, als der Tendenz d. Bl. fern liegend, nicht weiter einlassen; wir bemerken nur, daß die 40 Tafeln Abbildungen theils Kupferstiche, theils Holzschnitte, theils Lithographien, theils Photographien, und was die Gegenstände betrifft theils Porträts, theils Abbildungen der verschiedenen Schiller-Stätten von Weimar bis zur Hüfengruft oder der von den berühmtesten Bildhauern gelieferten Darstellungen Schiller's sind, welcher ausserdem hier in acht verschiedenen Abbildungen aus seiner Lebenszeit vor den Beschauer tritt. Außer diesen enthält das Werk noch die Porträts der Aeltern, der Geschwister, der Kinder, der Enkel und der Gattin Schiller's, der Herzogin Amalie und des Großherzogs Karl August wie des jetzt regierenden großherzoglichen Paares. Von besonderm Interesse sind die beiden Bildnisse Christian Gottfried Körner's (nach einem im Besitze von Schiller's Enkel sich befindenden Pastellgemälde von Dora Stock)

und Streicher's, des vielgenannten Jugendfreundes unser Dichters, von dem bisher noch kein Bildniß in die Öffentlichkeit gelangt war. Von den Kunstbeilagen sagt der Verfasser in der Vorrede: „Die Kunstbeilagen ergänzen den Organismus des Werks, denn es sind neben zahlreichen Originalien auch Reproduktionen schon selten gewordener Ansichten der verschiedensten Art; sie bilden eine möglichst vollständige Sammlung von Darstellungen, welche das Andenken des großen Dichters verherrlichen.“

Was den Text anlangt, so sieht man es seiner ungemeinen Reichhaltigkeit an, daß des Verfassers gelegentliche Versicherung, seit 20 Jahren alles, was Schiller betrifft, gesammelt zu haben, auf Wahrheit beruhen muß. Einen solchen Fleiß hätten wol die wenigsten gerade von einem Dichter erwartet; indeß ist der Verfasser nicht bloß Dichter, sondern, wie er sich auf dem Titelblatt bezeichnet, auch „f. k. Ministerialsecretär, Bibliothekar und Vorstand der administrativen Bibliothek im kaiserlichen Ministerium des Innern“, übrigens ein neuer Beweis, daß die weit verbreitete Ansicht, ein Dichter sei schlechterdings zu jeglicher Geschäft- und Amtsthätigkeit unbrauchbar und ihm allein komme nicht mit dem Amte der Versand, auf einem bloßen Vorurtheil beruht, das einer dem andern gedankenlos nachzujubeln pflegt. Gibt es doch ganz andere Leidenschaften und Nebenbeschäftigungen, die viel fördernd und nachtheiliger in eine geordnete amtliche Thätigkeit eingzugreifen drohen, als diese harmlose Neigung zur Poesie, die als das Barmherzige viel öfter vom Amt als diese von jener mit Zerstörung bedroht ist. Ueberhaupt scheint uns das weitverzweigte vertrackte Geschlecht der Vorurtheile ein so interessanter Gegenstand der Beobachtung und Untersuchung zu sein, daß es uns fast wundern möchte, daß, soviel wir wissen, noch kein geistreicher Kopf es unternommen hat, diese Species menschlicher Thorheit nebst ihren Seitenfamilien und Unterarten in einem besondern Buche darzustellen und dieses in seiner Form oft ebenso lächerliche als in seinen Folgen schädliche Uebel bis in seine geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen und seine Wirksamkeit auf das Leben selbst zu enthüllen und zu kennzeichnen. Leider scheint gerade das Hängen an Vorurtheilen das am allerschwersten zu bekämpfende und auszurottende Uebel zu sein und oft in eine fixe Idee und in Wahnsinn auszuarten, und wenn man gegen alles in der Welt ein Vorurtheil haben darf, so darf man doch gegen das gerade grassirende Vorurtheil keine haben.

Doch kehren wir von dieser nicht nothwendigen, aber auch keineswegs unnöthigen Abschweifung zu unserm Werke zurück. Sein Inhalt besteht aus nicht weniger als 2979 verschiedenen Angaben und Anführungen über Schiller, welche (außer dem sehr ausführlichen Register) 304 Seiten in Großquart oder 608 Spalten füllen. Zur bessern Orientirung befinden sich an den Seiten der Spalten des Textes die Marginalien und deren Nummern; die Seitenzahlen sind dagegen am Fuße jeder Columne zu finden. Bei einem Werke wie diesem ist dergleichen nicht überflüssig zu bemerken. Das „Schiller-Buch“ theilt sich in drei Abtheilungen, von denen die erste „Schiller's Werke“ behandelt. Sie beginnt mit den Gesamtausgaben, denen dann die einzelnen Werke und Schriften folgen, und zwar 1) die lyrischen, 2) die dramatischen Dichtungen, 3) die prosaischen Schriften, 4) was unter Schiller's Redactionen erschie, 5) was Beiträge von ihm enthält, 6) Schiller's Briefe, sowol die in selbständigen Sammlungen enthaltenen als die in Werken hier und da zerstreuten, 7) die Reliquien, d. i. alles ihm zugeschriebene, in die Ausgaben seiner Werke nicht aufgenommen, in den von ihm redigirten Journalen oder in andern Werken Gedruckte. Was die Werke betrifft, so werden die Ausgaben erst chronologisch angeführt; dann folgt alles, was zur Kritik und Geschichte eines dieser Werke gehört; hierauf folgen die Uebersetzungen in fremde Sprachen, die Bearbeitungen und Fortsetzungen von anderer Hand, die Illustrationen und musikalischen Compositionen zu jedem Werke u. s. w. Das der Verfasser auch die verschiedenen Parodien und Travestien ange-

führt hat, wofür er sich in der Vorrede entschuldigen zu müssen glaubt, können wir nur gutheißen.

Die zweite Abtheilung mit der Ueberschrift „Zu Schiller's Leben und geistigem Schaffen“ behandelt die Literatur zu Schiller's Leben, alles ihn und seine Persönlichkeit Betreffende, Schiller in Beziehung zur Welt im allgemeinen und zum Einzelnen insbesondere. Eröffnet wird diese Abtheilung durch die selbständigen Biographien, welche sein ganzes Leben umfassen, denen sich die kleineren, welche in Sammelwerken, Encyclopädien, Literaturgeschichten u. s. w. zerstreut sind, insofern sie durch den Verfasser oder seinen Standpunkt beachtenswerth geworden, anschließen. Daran reiht sich die reiche Literatur über Schiller's einzelne Lebensperioden, chronologisch geordnet, und an diese eine sehr interessante Auswahl charakteristischer Urtheile und Ansprüche namhafter sowohl deutscher als auswärtiger Autoren über Schiller den Dichter und Menschen. Hieran folgen die Kapitel Schiller und Goethe, Schiller und Karl August, Schiller und Bürger, Schiller und Hölderlin, Schiller und die Frauen, und zwar: Schiller und Lotte, Luise Wischer, Margarethe Schwan, Gertrude von Arnim (welche, einer hier erwähnten Beurteilung zufolge, später bei ihren Untergebenen und bei allen, die sie näher kannten, in hoher Achtung stand), Charlotte von Reb, Karoline von Wolzogen. Dieser Abschnitt schließt mit der Literatur über Schiller und seine Familie, über Schiller's Aelterliche, über seinen Tod und sein Begräbniß.

Der dritte Abschnitt betitelt sich „Schiller's Apotheose“ und betrifft die ihn darstellenden oder seinem Andenken geweihten Denkmäler (Standbilder, Statuetten, Büsten, Denkmünzen, Porträts); die Schiller-Statuen; die Schiller-Feste; die Schiller-Denkmale und Schiller-Stiftungen; die Verarbeitungen des Lebens oder einzelner Lebensepisoden Schiller's in Romanen, Novellen, Dramen; die „Literatur der Schiller-Literatur“; worauf Vermischtes, Anekdotenartiges, Uebersetztes u. s. w. unter dem bezeichnenden Titel „Schilleriana“ das Ganze schließt. Nur ein Blumenkranz von Gedichten auf Schiller hätte ohne Schaden für den Werth des Werks weglassen können, da auf diesem Gebiete eine auch nur annähernde Vollständigkeit doch nicht zu erreichen war, der Zusammensteller des Buchs auch vorzugsweise nur österreichische Dichter dabei berücksichtigt hat.

Es bietet sich hier vielleicht Gelegenheit zu der vorläufigen Bemerkung, daß von der bereits mehrfach erwähnten neuen Schiller-Ausgabe, welche von dem um die Reinigung des Schiller-Textes so hochverdienten nürnbergischen Professor Joseph M. Meyer revidirt wurde, bereits zwei Bände erschienen sind. Diese Edition ist jedoch nicht die große mit Anmerkungen versehene Ausgabe; denn diese kann erst nach einiger Zeit erscheinen, weil, wie man uns schreibt, „sehr umfangreiche, wiederholte Verbesserungen für dieselbe durch neue Funde nöthig wurden“. Ferner hoffen wir, je wir glauben vielmehr als gewiß anzugeben zu dürfen, daß wir demnach, vermutlich noch im Laufe dieses Jahres, abermaligen interessanten Veröffentlichungen aus der reichen Hinterlassenschaft Schiller'scher Briefe, sowie Nachträgen zu frühern Publicationen dieser Art entgegenzusehen haben. Wir selbst haben Gelegenheit gehabt, in die betreffenden Briefe Einsicht zu erhalten und dabei von neuem die Ueberzeugung gewonnen, daß Energie des Willens, Selbstbeherrschung, Klarheit und Raschheit in der Auffassung aller Verhältnisse, auch der kleinlichsten pecuniären, überlegener Verstand, selbst Weltverstand und logische Bestimmtheit des Denkens zu den hervorstechendsten Eigenschaften Schiller's gehörten. Alles rein Geschäftliche kurz und bündig gefaßt, nirgends eine Phrasen, nirgends eine weiche Bruchung an das bloße Gefühl, nirgends eine Unbestimmtheit im Ausdruck oder auch nur eine Unsicherheit in den immer klaren und mächtigen Schriftzügen und fast nie oder doch im höchsten Grade selten ein ausgeprägtes Wort, selbst in solchen Briefen, die erstlich unter den dringendsten Lebenssorgen oder Arbeiten nur im Fluge hingeworfen wurden.

Wir sind der Meinung, daß erst durch das auf Anlaß des Schiller-Jubiläums angeschaffte Material die Grundlage für

eine künftige erschöpfende und unparteiische Biographie und Charakteristik Schiller's gewonnen ist; nur wäre aus verschiedenen Gründen zu wünschen, daß eine solche nicht vor dem Ablauf einiger Jahre geschrieben würde. J. M.

Die Vagantenpoesie des Mittelalters.

Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich, von Max Bidingger. Wien. 1864. 2er. 8. 5 Rgr.

Die fahrenden Schüler merkwürdige Erscheinung! gebührend genug gewürdigt tüchtige Arbeit über dieselbe Gesellschaft oder wie man war, erfahren wir aus der sich von ihnen sprechen; es scheint, wissen wir aus der Platte. Das Beste, was den ist, findet sich in dem Geliebten und ihre Lieder meinen Monatschrift“ (1) darin nach, wie die rein Schulen in Frankreich enthi hierauf die französischen Gelehrten ergriff und zum Betreuer in ihrem, dem lateinischen Idiom entkamme. Infolge dessen hat sich, heißt es weiter, die Schulpoesie zu hohem Schwung erhoben und es haben sich sogar einige der ausgezeichnetsten Männer an ihr betheiligt. Die Gärung und Unruhe der Gemüther zu Ende des 11. und im ganzen Verlaufe des 12. Jahrhunderts, die in den Kreuzzügen, in den wichtigsten Eroberungen, in der Blüte mittelalterlicher Dichtkunst und Philosophie bei allen germanischen und romanischen Völkern ihren Ausdruck gefunden, hat sich auch der im Frankreich eben entstehenden Universitäten bemächtigt, und es haben sich Scharen von fahrenden Schülern gebildet, die ihre Lieder weithin, vor allem nach England und Deutschland verbreiteten. Sie haben vornehmlich an den Höfen der geistlichen Fürsten gesungen, denn ihre Poesie blieb wegen der lateinischen Sprache den Laien unverständlich. Kein Gebrechen der Zeit, vor allem kein Gebrechen ihres eigenen, des geistlichen Standes ist ihrer Satire entgangen, keine der mächtigen Ideen ihrer Zeit ließen sie unbesungen, aber vor allem pflanzten sie die heitere Gattung und in ihrem Wein- und Liedesliedern lebt eine unvergängliche Kraft und Frische, die sich oft mit dem heftigen jugendlichen Uebermuth verbinde. Aber auch im Laufe des 13. Jahrhunderts sah man sich genöthigt, gegen ihr wildes Treiben einzuschreiten; Synoden und Concilienentschlüsse machten demselben in Frankreich schon um die Mitte, dann in Deutschland gegen den Schluß desselben ein Ende; in England begegnet man ihnen in alter Weise noch am längsten, bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Völlig entartet, dem lateinischen Gesang entsagend, trifft man sie endlich, wie schon oben angedeutet wurde, in Deutschland in noch viel späterer Zeit. Ueber ihr wüthes Treiben gibt ein Salzburger Decret vom Jahre 1291 hinlängliche Auskunft, welches der Verfasser der vorliegenden Schrift anführt. „Alle bisherigen Verfügungen gegen die fahrenden Schüler“, heißt es da, „die sich zur Schande des geistlichen Standes geistliche nennen, sind von keinem oder geringem Erfolg gewesen; sie gehen öffentlich nackt umher, liegen auf dem Degen, gehen dem Spiel und den Dirnen nach, erwerben sich ihren Unterhalt mit ihren Sünden, verlassen verachtet ihre Werke nicht, so daß für ihre Besserung keine Hoffnung bleibt.“

Ein Hauptdichter dieser Richtung war Walther von Kille, der sich auch in England aufhielt und wahrscheinlich auch in Deutschland war. Die lateinischen Gedichte von Vaganten, welche sich, freilich bloß fragmentarisch, in Handschriften österreichischer Bibliotheken verkünden, weisen meist auf französische Verfasser hin, doch sind einige ohne Zweifel von deutschen

Vaganten geblüht. Ueber diese Fragmente verbreitet sich der Verfasser in ebenso gründlicher als ausführlicher Weise; weil es aber eben nur Fragmente sind, über die er berichtet, und das eine durch das andere erklärt wird, ist es nicht möglich, in die Sache näher einzugehen. Doch dürfen wir den Schluß seiner Schrift nicht unerwähnt lassen. Er weist nämlich aus den lateinischen Gedichten eines gewissen Adolfus, der im Jahre 1315 dichtete, nach, daß um diese Zeit eine sehr bedeutende Schule in Wien (bei Sanct-Stephan) war, in der die Alten fleißig gelesen wurden, zu der man von weit her kam und an deren Spitze ein Gelehrter Namens Ulrich stand, den ein zahlreicher Klerus, der von den verschiedenen Weltgegenden zusammengekommen sei, aufgesucht habe, wie ein Hirsch die Wasserquelle. „So hätten wir“, schließt der Verfasser, „eine jener ohne Zweifel zahlreichen Anstalten Oesterreichs kennen gelernt, auf welchen im 13. Jahrhundert gelehrte Studien gepflegt wurden und auf denen eine unruhige, fröhliche, feste Jugend das von Frankreich überkommene Treiben der Vaganten ausbildete. Wie kümmerlich die Reste auch sind, welche wir von ihrer dichterischen Thätigkeit besitzen, sie genügen, um sich eine Vorstellung von den ungezügelter Kräfte und der frischen Lust zu machen, welche die Jünger der Wissenschaft auch in diesen Gegenden in jenen frühen Zeiten kennzeichneten.“ 2.

Notizen.

Heinrich Heine und die deutsche Literatur.

Die in Basel erscheinende „Schweizerische Illustrierte Zeitung“ enthält durch eine Reihe von Nummern ein buntes Durcheinander von literarischen Beobachtungen, Erinnerungen und Abfertigungen unter der Ueberschrift: „Requiescat in pace. Ein Roman in Briefen. Von einem Verstorbenen“, und aus Paris 183... datirt, woraus wir hier einige der interessanteren Bemerkungen mittheilen wollen, da das genannte Schweizer Blatt in Deutschland schwerlich viel gelesen wird. Der Verfasser schildert unter anderem einen Besuch bei Heinrich Heine, von dem er bemerkt, daß er unter vier Augen in traulichem Zwiegespräch nicht unangenehm, ja sogar nicht ohne Gemüthlichkeit gewesen, nur habe sich kein dritter hinzugesellen dürfen, denn dann habe ihn die Eitelkeit getrieben, „Dinge von sich zu geben, die nicht gerade geeignet gewesen, sehr für ihn einzunehmen“. Heine's Unterhaltung schildert der Verfasser als „nicht sehr lebendig, auch nicht übersprudelnd von Geist und Witz“, vielmehr habe sie etwas von einer „angejahrten Tante, die sitzen geblieben ist“, gehabt. Besonders gern habe er geklagt über „jüng-deutsches Elitenwesen“ und über die „kleinen Journalhunde, die ihn von allen Seiten mit frecher Insolenz anbellten“. So bewies sich auch an Heine, daß gerade diejenigen, die sich gegen andere alles herauszunehmen gewohnt sind, doch am wenigsten von andern vertragen können. Später kam Alfred de Musset dazu, der sich unter anderem über den Ungeschmack seiner Landesleute beklagte und an Heine die Frage richtete, ob es jenseit des Rhein mehr Leute von gutem Geschmack gäbe, worauf dieser über das junge Deutschland zu spötteln anfang und bemerkte, sie hätten ihn zu ihrem Chef erkoren; er aber habe sich diese hohe Ehre verboten und sie seinen Freunden Gukow, Laube, Kühne und einigen andern Buschmännern überlassen, die der deutschen Wälder kundiger seien als er und auch besser zu brummen wüßten. Im übrigen beschäftigte er sich nur noch mit seinem eigenen Geschmack, und er könne versichern, daß er nie ein Verächter von Trüffelpasteten und guten Bordeauxweinen gewesen, auch der Johannisberger mit geräucherten pommerischen Gänsebräuten habe ihm am Rhein nicht übel gemundet. In Betreff dieser Dinge wisse er, was Geschmack sei; aber in Betreff des Schönen hätten ihn alle deutschen Kunstrichter von Gottschied an bis auf den heiligen Gervinus herab nicht aufzuklären vermocht. Der deutsche Freund hielt es nun für angemessen, mit Plato's Begriff vom Schönen ins Feld zu rücken, worauf Heine erklärte, damit löste man keinen Hund vom Ofen, der

Instinct sei alles. Dann gerieth man auf den Unterschied zwischen classischer und romantischer Dichtung; Musset behauptete: „Die Romantik ist die neue Kunst, der Classicismus die alte“, und Heine entwickelte Ansichten, aus denen hervorging, daß er alle andern deutschen Romantiker verwarf und nur seine Romantik für die wahre hielt. Eine Bemerkung unseres Gewährsmanns veranlaßte ihn weiter zu den Worten: „Sie sind sehr naiv, daß Sie noch an Freunde und an Freundschaft glauben, ich denke darüber wie Aristipp, der die Freundschaft verwarf“ u. s. w., worauf jener beiführend bemerkte: „Sie haben also auch an sich genug? Es freut mich, daß es noch Leute gibt, die bescheiden genug sind, sich mit recht wenigem zu begnügen“, was Heine etwas lügen machte, Musset aber zum Lachen brachte.

Aus dem weiteren Verlaufe dieses „Romans in Briefen“ führen wir nur noch folgende durch ihren abspredhenden Ton auffallende Parallele zwischen den modernen französischen und den modernen deutschen Schriftstellern an: „Vranger, Victor Hugo, A. Lamartine, Balzac, Eugène Sue, George Sand, J. Sandeau, A. Musset, A. Dumas, de Vigny und die Historiker A. Thierry, Mignet, A. Thiers, Barante, Michelet und der fleißige aller Schullehrer, F. Guizot, sind doch trotz ihrer Ränge und ihres ausschließlich nationalen Charakters ganz andere Leute als unsere Gukow, G. Kühne, H. Laube, Rante, Kauer, Kurter und selbst Schloffer, obgleich ich dem letztern kein geringes Verdienst einräume. Unsere Romanschriftsteller haben allerdings weniger Fieberhitze als die französischen, aber auch nur schwache Begriffe vom wirklichen Leben, und erinnern mich in ihren Charakterzeichnungen unwillkürlich an eine Stelle im zweiten Theile des Goethe'schen „Faust“, die da heißt: „Hier wird ein Mensch gemacht“; es ist keine Natur, keine Wahrheit in diesem Zeuge — die Menschen sind aus Lehm geknetet, aus Pappendeckel zusammengestoppelt und entbehren des promethischen Lichtfunken.“ Die genannten Mitglieder des alten Jungdeutschland mögen die Artigkeiten, die der Deutschpariser ihren persönlichen oder literarischen Charakter weiter sagt, in Nr. 12 des Schweizer Blattes selbst nachlesen, wobei übrigens nicht zu vergessen ist, daß diese Mittheilungen noch aus den dreißiger Jahren stammen. Was die deutschen Historiker betrifft, so wirft er ihnen vor, daß sie es bei all ihrer Gelahrtheit nicht zu folgerichtigen Schlüssen und zu praktischer Lebensauffassung zu bringen wüßten; dabei sei ihre Darstellung breit, trocken und ohne allen höhern Kunstinn. Die Schuld daran liege freilich zum Theil am Publikum; auch behauptet der Verstorbene von den Deutschen insgesammt: „Wir sind das schreibsüchtigste Volk auf der Erde, und dennoch hat keins, außer den Hottentotten etwas, weniger Talent und Verus zum Schreiben als wir.“ Da muß man freilich fragen, warum der Verstorbene, der aber ohne Zweifel noch am Leben ist, bei einer solchen hottentottenmäßigen Ueberzeugung es doch über sich gewinnen kann, auch nur einen Buchstaben in deutscher Sprache niederschreiben.

Bettina von Arnim.

Wir haben jüngst der Erinnerungen Jegor von Sivert's an einen Besuch bei Alexander von Humboldt gedacht. Derselbe Aufsatz enthält auch eine kurze pikante Mittheilung über Bettina von Arnim, und da die „Baltischen Blätter“ wol nicht in vielen Exemplaren nach Deutschland gelangen, so wollen wir auch diese herlegen; sie lautet: „Als ich vor etwa sieben Jahren eines Tags bei Barnhagen von Ense eintrat, stellte er mir Frau von Arnim vor, eine kleine, wohlgeputzte, ältliche Frau von pedantischer Haltung und doch vernachlässigtem Aeußern, in der Goethe wol kaum das Kind wiedererkannt hätte, das ihn einst mit muntern Ländeleien ergötzte. Bettina fand es auffallend, daß ich aus dem Lande der Freiheit par excellence ins geknechtete fabe Europe zurückgekehrt sei. Mit der Vorbemerkung, daß die vielbelobte amerikanische Freiheit nur eine Zusammenwürfelung von „Freiheiten“ sei, die sich jeder herausnahme, um die persönliche Freiheit des Nächsten zu fesseln, die geistigen Kämpfe Europas aber

eine Thatsache und kein leeres Wort seien, dachte ich darauf hin, daß in Amerika, nach den Genüssen einer herrlichen Natur und neben den Versuchen wissenschaftlicher Forschungen mich gelüßt hätte, an dem räumlich allzu fernem europäischen Geistesleben wieder theilzunehmen. Ich hätte mich jenseit der „großen Flüsse“ vergeblich nach geistigen Potenzen umgesehen. Bettina gefiel es gar wohl, als ich bemerkte, wie Europa deren noch mehrere aufweisen könne und rief zu Barnhagen gewendet mit der ihr innewohnenden kindlichen Naivität: „Wahr ist es, ganz verlassen findet sich Deutschland noch nicht, aber wir sind insofern nur noch wenige: Humboldt, Schelling, Tieck, Sie und ich. Der Kreis verengt sich von Jahr zu Jahr.“ Barnhagen sog seinen Kopf mit halb diplomatischem, halb moquantem Lachen aus der Schlinge. Ich dachte mein Theil; denn in der That gehört eine nicht geringe Dosis Naivität dazu, wenn auch im Scherz, die Verfasserin der „Briefe eines Kindes“ und der „Ambrosia“ so ohne weiteres auf eine Staffei mit Humboldt, Schelling und Tieck zu stellen. Was wir vollen Graßes nicht zu besorgen wagen, figelt uns durch die Blume des Scherzes anzuhaften.“ Wenn Bettina von Arnim eine so große Vorliebe für das „freie“ Amerika hatte, so konnte sie, der es dazu körperlich nicht an Mitteln fehlte, ja selbst dahin auswandern, um Amerika mit einer europäischen Größe zu beschenken; aber freilich wußte sie, daß die deutsche Sofaromantik in Amerika sehr niedrig im Preise steht. Warum hat sie nicht Alexander von Humboldt denselben Vorwurf gemacht, den sie gegen Jégor von Sivers richtete, welcher in seine doch auch ziemlich urgenussliche deutsch-russische Heimat zurückging? Denn allerdings hat es etwas Auffallendes, daß Humboldt, der so lange mit der wilden ungezügelter Natur verkehrte, den Rest seines Daseins als Kammerherr unter den wenigstens äußerlich gezähmten Hofgeschöpfen zubrachte, ganz unähnlich seinem Reisegefährten Bonpland, der freilich in seiner Wildniß seinen „Kosmos“ zu Stande brachte, andererseits aber auch nicht den Kerger hatte, welchem Humboldt im „gossip“ und in spitzigen Billetten Lust machte.

H. M.

Bibliographie.

Alpina. Maurerisches Taschenbuch auf das Jahr 1860. Herausgegeben von J. Schauberg. Zürich, Drell, Hügli u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baader's, F. v., Sämmtliche Werke. Systematisch geordnete, durch reiche Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften sammt dem Nachlasse, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: F. Hoffmann, J. Hamburger, A. Lutterbeck, Baron F. v. Osten und C. Schlüter. 12ter Band: Nachgelassene Werke. 2ter Band. — A. u. d. T.: Erläuterungen zu sämmtlichen Schriften Louis Claude de Saint Martin's. Herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Baron F. von Osten-Sacken. Leipzig, Literarisches Institut. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Biedermann, R., Der Geschichtsunterricht in der Schule, seine Mängel und ein Vorschlag zu seiner Reform. Braunschweig, Biedermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Ehrwürdige Vater Chable und die deutsche Mission in Paris. Mit dem Bildniß des P. Chable. Paris, Gaar u. Steinert. 8. 8 Ngr.

Classen, J., Ueber die Beziehungen Melanchthons zu Frankfurt a. M. Nebst einem Nachtrag von G. E. Steitz. Zur Erinnerung an den 300jährigen Todestag Melanchthons den 19. April 1860. Frankfurt a. M., Brönnert. 4. 10 Ngr.

Colbe, C. v., Gedichte. Berlin, Haude u. Spener. 16. 15 Ngr.

Guischard, Wilhelmine, Blad Douglas. Ein australischer Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pfeiffer, F., Altnordisches Lesebuch. Text. Grammatik. Wörterbuch. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Pindar's Siegesgesänge. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. E. Donner. Leipzig, C. F. Winter. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Herbinand von Schill. Ein militärisch-politisches Charakterbild. Nebst Beilagen, enthaltend die wichtigsten officiellen Actenstücke aus dem Jahre 1809. Potsdam, Riegel. 16. 15 Ngr.

Schulze, C., Die biblischen sprichwörter der deutschen sprache. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Tibull's Elegien und Lieder in's Deutsche übertragen von F. Frölich. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr. Uhmann, C. A., Luther. Geschichte im Gedichte. Berlin, B. Schulze. 16. 1 Thlr.

Volbebing J. C., Philipp Melancthon, wie er lebte und lebte. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation für Leser aus allen Ständen. Nebst zwei Anhängen: Erläuterungen und Zusätzen zu dem Charakterbilde und einem ausführlichen Berichte über die letzten Lebensstage, den Tod und das Begräbnis Melancthon's. Leipzig, Dyl. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wintersfeld, A. v., Humoristische Soldaten-Novellen für Sopha und Nachtruhe. 1. Berlin, Behr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Berling, Vier Ofterlieder. Allen deutschen Männern gewidmet. Anclam, Diege. 8. 2½ Ngr.

Bernhardi, L. v., Die Reform der Heeresverfassung. Eine Denkschrift. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 10 Ngr.

Deutschland und die Annerion Savoyens. Leipzig, Sturm u. Koppe. Br. 8. 5 Ngr.

Das wilde Heer in Deutschland. Die Kaiser Napoleon III. die unvereinigten Staaten von Deutschland mit Fuchsfallen, Fischangeln, Jagdgarnen u. fangen, schlachten, abhauen u. wollte und was der deutsche Michel trieb, daß ihm der Schnabel sauer blieb. Ein humoristisch-satirischer Bezirkspiegel in Blumauer's Manier, für Alle, die hineinschauen. Von Dr. Nephisto. Freysing, Datterer. 8. 5 Ngr.

Hettinger, F., Das Recht und die Freiheit der Kirche. Ein Vortrag zur Beleuchtung der Römischen Frage. Würzburg, Stahl. Lex.-8. 7 Ngr.

Kellgren, J. S., Die Feinde des Lichtes, ein Weihnachtsmärchen uralt und ewig neu. Aus dem Schwedischen. Allen Licht-Freunden und Feinden gewidmet zu Weihnacht 1859. Danzig, Devrient Nachfolger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der dritte März des Jahres 1460. Die Feststellung des Schleswig-Holsteinischen Staatsrechts bei der Wahl Christians I. vor vierhundert Jahren und der Zustand rechtloser Willkür im Jahre 1860. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Merle d'Aubigné, Die Erweckung der Kirche unserer Zeit und die Einwürfe dagegen. Rede gehalten bei der Eröffnungsfestlichkeit der theologischen Schule zu Genf den 8. Oktober 1859. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 4 Ngr.

Schiller-Album vom 10. November 1859. Geordnete Zusammenstellung aller mir zugesendeten Programms vieler Bühnen und Vereine. Herausgegeben von D. A. Seyffert. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Hamburger Schillerfeier, ein deutsches Volksfest. Zur Erinnerung an den 11., 12. und 13. November 1859. Hamburg, Richter. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Vereinbarung zwischen der Krone Baden und dem heiligen Stuhle, vom rechtlichen Standpunkte beurtheilt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 4 Ngr.

Völter, L., Was geht uns das Concordat an? Zur Belehrung des evangelischen Volks im Auftrag eines Vereins von Geistlichen verfaßt. Stuttgart. Br. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.
Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Mgr.

Der Zweck dieses neuen populär-encyklopädischen Unternehmens (redigirt von Dr. Rudolf Arendt) erhellet deutlich aus dessen Titel: es soll die Resultate der Wissenschaften für das praktische Leben darstellen, ein treuer Rathgeber für Haus und Familie sein. Es behandelt deshalb 1) das häusliche und Familienleben (Medicin, Nahrungsmittel, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht); 2) das geschäftliche und gesellschaftliche Leben (Handel und Verkehr, Gewerbe und Unterricht, Landwirtschaft, Volkswirthschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) die Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Durch zahlreiche Abbildungen (in Holzschnitt) wird das Verständniß der Artikel wesentlich gefördert.

Das Werk erscheint in 60—80 Heften von 5 Bogen Lexikon-Octav zu dem billigen Preise von 7½ Mgr. für das Heft oder 6—8 Bänden. Jeden Monat werden zwei Hefte ausgegeben.

Soeben ist das zweite Heft erschienen und gleich dem ersten sowie einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Evangelium des Reichs oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Reichs Gottes auf Erden.

Nach den neuesten Forschungen zusammengestellt und frei
bearbeitet von
Christianus.
8. Gebunden 4 Thlr.

Die Resultate neuester Forschungen, insofern der Verfasser mit ihnen einverstanden oder für sie verantwortlich ist, sind hier zu einem einheitlichen Bilde vereinigt, welches als eine neue Darstellung der Heilsgeschichte bezeichnet werden darf. Das neue Resultat, welches die ganze Darstellung beherrscht, ist der aus der Schrift geschöpfte Beweis, daß der irdische Messias als eine von dem erhöhten Menschen- und Gottes-Sohne Jesus Christus, dem himmlischen Messias, verschiedene und noch zukünftige Person von den Propheten geschaut worden, und identisch sei mit dem von Christus verheissenen Paraklet, dem andern Tröster. Der Anhang enthält die Begründung einer neuen Hypothese, wonach Christus erst in seinem fünfzigsten Lebensjahre gestorben und funfzehn Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren ist. Dieses Resultat ist auf die als Jubeljahre erklärten siebzig Jahrwochen Daniel's angewandt, und es wird aus den Parallelen der Heilsgeschichte und dem prophetischen Worte dargethan, daß die Rückkehr Israels und die Aufrichtung des Reiches in Zion in der fünfzigsten Jubelperiode, also in der Jubelwoche stattfinden müsse: ein fünfzigjähriger Zeitraum, in dessen Mitte wir uns gegenwärtig befinden, und nach dessen Verlauf die noch übrigen zwanzig Jubelperioden Daniel's beginnen, welche identisch sind mit dem tausendjährigen Reich der Apokalypse.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Philipp Melanchthon's Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von Dr. Friedrich August Roethe. Sechs Theile. 8. 2 Thlr. 10 Mgr.

Eine schon vor längerer Zeit erschienene Auswahl des Besten aus Melanchthon's Schriften für das größere Publikum, dem die vollständigen Sammlungen seiner Werke nicht zugänglich sind, begleitet von einer Biographie des großen Reformators. Bei der Feier seines dreihundertjährigen Todestages (19. April 1560) ist es gewiß vielen erwünscht, auf diese (außerdem sehr wohlfeile) Ausgabe seiner Werke aufmerksam gemacht zu werden.

Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.

Zwei Lebensbilder, für das Volk und die reifere Jugend
aufgestellt von M. J. C. Dolbeding.
8. 12 Mgr.

Zwei Erzählungen aus dem Leben der beiden Reformatoren,
als treffliche Volks- und Jugendschriften zu empfehlen.

Verlag von Julius Springer in Berlin.
Soeben erscheint:

Gustav Freytag und die deutsche Dichtkunst der Gegenwart von Dr. Constantin Köpfer, außerordentlicher Professor an der Universität zu Jena. Brosch. Preis 15 Sgr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 19. —

10. Mai 1860.

Inhalt: General von Steuben. — Brachvogel als Romandichter. Von Emil Müller-Samowegen. — Der Feydeauismus in Frankreich und Deutschland. — Notizen. (Literarisches aus der „guten alten Zeit“; Wittenberg zur Zeit der Franzosennoth.) — Bibliographie. — Anzeigen.

General von Steuben.

Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben von Friedrich Rapp. Mit Steuben's Porträt. Berlin, Dunder und Humblot. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Unter den mannichfachen Vorwürfen, welche man gegen Republiken zu erheben pflegt, ist wol der Vorwurf der Undankbarkeit einer der häufigsten. Mehr als irgendjemand war es gerade dem Verfasser des soeben angezeigten Werks nahe gelegt, sich über die allgemeine oder nur ausnahmsweise Vererbung desselben auszusprechen. Es würde ihm wol zu verzeihen gewesen sein, wenn er, das Beispiel seines eigenen Helden vor Augen, sich im ersten Sinne entschieden und in das allgemeine Verdammungsurtheil mit eingestimmt hätte; allein er bleibt hier unbefangen genug, um den Grund dieser Erscheinung zu begreifen und jenes Urtheil auf sein richtiges Maß zurückzuführen. „Die in Einer Person concentrirte souveräne Macht“, bemerkt er ganz richtig, „hat mehr persönliches Interesse, den Vollstreckern ihres Willens ihre Dankbarkeit zu beweisen, als eine Regierung, die in der Regel aus mehreren besteht und bloß zeitweise das Volk repräsentirt.“ Je entschiedener sich innerhalb einer sittlichen Sphäre die Individualität zur Geltung zu bringen vermag, desto mehr Spielraum ist für die Tugend der Dankbarkeit, desto verlegender erscheint aber auch das Laster der Undankbarkeit. Diese beiden Kategorien sind von so wesentlich subjectiver Natur, daß sie dem speculativen Ethiker nicht geringe Schwierigkeit verursachen und in einem abstracten Moralsystem eigentlich gar nicht unterzubringen sind. In denselben Verhältnisse, wie die objective Macht der Dinge bestimmend hervortritt, entschwindet auch der Boden für die Bethätigung jener Tugend und jenes Lasters, deren Stelle nunmehr die objectiven Kategorien der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit einnehmen. Auch der absolute Herrscher ist als der Repräsentant der objectiven Interessen seines Staats oft genug von diesen so vollständig beherrscht und bestimmt, daß er seine individuellen Neigungen unterdrücken und den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich laden muß. Die Dankbarkeit ist mit einem Worte überhaupt keine

politische Tugend. Und wenn sie gleichwol auf dem Boden der Monarchie immer noch mehr und schönere Blüten treibt als auf dem der Republik, so ist der Hauptgrund dieser Erscheinung wol in der größern Stetigkeit des monarchischen Staatslebens zu suchen, welches den Wechsel der herrschenden Parteien ausschließt und weniger mannichfaltige Formen der Wirksamkeit für das öffentliche Wohl zu gestatten scheint als das republikanische, wo auch der beste und verdienstvollste Bürger, wenigstens eine Zeit lang, nur im Lichte eines Parteimannes erscheint und seine Anerkennung von dem schwankenden Schicksale seiner Partei abhängig bleibt.

Wie dem aber auch sei, jeden falls handelt es sich bei diesem Vergleiche nur um ein Mehr oder Weniger, und auch einem republikanischen Volke bietet seine Geschichte hinlängliche Veranlassung dar, die Tugend der Dankbarkeit auszuüben. Solche Gelegenheiten pflegen alsdann, je seltener sie sich verhältnißmäßig zeigen, um so gebieterischer die Erfüllung dieser Pflicht zu fordern und deren Vernachlässigung im Lichte des schwärzesten Undanks erscheinen zu lassen. Und da läßt es sich denn kaum in Abrede stellen, daß die Geschichte der Vereinigten Staaten, wie in vielen andern Beziehungen, so auch in dieser, wesentlich dazu beigetragen hat, die republikanische Staatsform überhaupt in Mißcredit zu bringen. Es gibt nicht leicht ein schwächeres Beispiel von Undank, als das von den Vereinigten Staaten bei Gelegenheit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit gegebene. Obwohl sie ohne die bewunderungswürdige Ausdauer ihres Heeres und die zum Theil wirklich uneigennützigte Hülfe Frankreichs diese Anerkennung nimmer errungen haben würden, so lohnten sie doch beiden durch eine Handlungsweise, die sich nicht bloß als Vergeßlichkeit empfangener Wohltaten, sondern geradezu als offenbaren Treubruch charakterisirt. Es ist schwer zu entscheiden, welches von beiden der größere Schandfleck in der Geschichte der Vereinigten Staaten ist, ob das vertragswidrige Benehmen ihrer Bevollmächtigten bei den versäulter Friedensunterhandlungen oder das jämmerliche Feilschen des Congresses um die den Offizieren des Revolutionsheeres schuldige Abfindungssumme. Und man wähne nicht etwa, daß

die Söhne und Enkel wieder gut gemacht hätten, was die Väter verschuldeten. Wir wissen zwar nicht, ob, wie der Verfasser uns versichert, selbst das Grab des edeln Nathanael Greene unbekannt ist; aber wir glauben es gern, nachdem wir in verschiedenen Reisebeschreibungen gelesen haben, welchem traurigen Zustande des Verfalls und der Verödung sogar das Nationalheiligtum Mount-Vernon, die Stätte und Grabstätte des unsterblichen Washington, entgegengeht!

Unter diesen Umständen darf es nicht wunder nehmen, wenn der Name Steuben's in letzter Zeit jenseit des Oceans so gut wie verschollen war. Wir meinen verschollen im Munde der großen Masse des Volks, ohne so weit wie der Verfasser gehen und behaupten zu wollen, daß er absichtlich vergraben worden sei. Steuben war allerdings ein Fremder, und was noch schlimmer ist, ein Deutscher; das, was er für Amerika geleistet und geschaffen hat, war trotz seiner unzweifelhaften Wichtigkeit und seiner nachhaltigen Wirkungen am allerwenigsten geeignet, das Auge des oberflächlichen Betrachters auf sich zu ziehen; endlich waren die Ergebnisse dieses Mannes auf amerikanischem Boden in mehrfacher Hinsicht keineswegs dazu angethan, dem amerikanischen Selbstgefühl zu schmeicheln. Alle diese Umstände mögen dazu beigetragen haben, daß Steuben bisher noch nicht unter den Amerikanern einen seiner würdigen Biographen gefunden hat; aber den Grund davon einzig und allein in nationaler Bornirtheit zu suchen, das erscheint uns denn doch vorzeitig und ungerecht. Einem Volke, das Geschichtschreiber wie Prescott, Bancroft und Motley hervorgebracht hat, sollte man sicherlich derartige Vorwürfe nicht unterschiedslos machen und das um so weniger, je entschiedener der einzige wahrhaft volksthümliche Historiker der Revolution, W. Irving in seiner Biographie Washington's, durch Geist und Inhalt seiner Darstellung dieselben thatsächlich widerlegt hat. W. Irving hat freilich vom specifischen Amerikanismus so wenig als nur möglich an sich; aber er ist und bleibt doch in der Literatur einer der Hauptrepräsentanten seines Volks und sein Werk ist in Hunderttausenden von Bänden über die ganze Union verbreitet. Dieses überhaupt mit einer seltenen Vorurtheilslosigkeit und Unparteilichkeit geschriebene Buch läßt nun auch namentlich den Verdiensten Steuben's überall die unumwundenste Anerkennung zu Theil werden, wenn es auch selbstverständlich nicht in das Detail seiner Thätigkeit eingehen kann; ja wir thun dem Verfasser der vorliegenden Biographie nicht unrecht, wenn wir behaupten, daß es ihm in einzelnen Punkten noch immer als Muster von Gerechtigkeit und Leidenschaftslosigkeit hätte dienen können. Man kann also keineswegs sagen, daß der Name Steuben's dem amerikanischen Volke von competentester Stelle bisher vorenthalten worden sei. Daß aber der deutsche General bis dahin noch keinen seiner würdigen Biographen gefunden hatte, davon liegt der eigentliche Grund wol in den eigenthümlichen Lebensumständen desselben. Es fehlt der amerikanischen Literatur keineswegs, wie der Verfasser anzudeuten scheint, an reich-

haltigen Memoiren und Biographien der im Revolutionskriege hervorragenden Männer. Diese sind aber meistens von Söhnen oder Enkeln, überhaupt von jüngern Verwandten und Freunden derselben herausgegeben oder verfaßt worden. Daß Steuben keine Denkwürdigkeiten hinterlassen hat, das ist wol seine eigene Schuld, da es ihm weder an Zeit noch an Geschick hierzu fehlte. Er wandte hatte er nicht in Amerika, und von den beiden einzigen jüngern Freunden, welche ihm hinreichend nahe standen, seinen ehemaligen Adjutanten Benjamin Waller und William North, hat der letztere wirklich eine für die damalige Zeit genügende „Biographical sketch of Baron Steuben by General William North“ verfaßt. Genauere Nachforschungen über seine früheren Lebensschicksale anzustellen, war wol ohnehin ein Deutscher weit eher befähigt und daher auch verpflichtet, als ein Amerikaner. Daß Steuben's Verdienste aber von der großen Masse des amerikanischen Volks nicht gekannt und gewürdigt werden, darf kaum überraschen: diese veranschaulicht und verlebendigt sich die den großen geschichtlichen Ereignissen zu Grunde liegende Idee überall nur an einer oder einigen wenigen Persönlichkeiten, und da ist es denn durchaus nicht zu verwundern, wenn das amerikanische Volk seine Verehrung fast ausschließlich auf Washington und Lafayette als die nationalen und kosmopolitischen Vertreter der im Revolutionskriege verfolgten Grundsätze concentrirt. Auch die große Masse des deutschen Volks denkt, wenn von dessen Befreiungskriege die Rede ist, hauptsächlich nur an die plastische Gestalt Blücher's, und es ist noch gar nicht so lange her, daß die Namen Scharnhorst und Gneisenau, York und Bülow, ja selbst der Name Stein den Gebildeten unsers Volks vollkommen nahe getreten sind. Ganz unbillig scheint uns aber der Verfasser da zu urtheilen, wo er verlangt, daß das Volk bei der Feier irgendeiner einzelnen Großthat nicht bloß der eigentlichen Helden, der sie vollbracht, sondern auch ihrer mittelbaren Urheber zu gedenken habe. Es ist allerdings ebenso wahrscheinlich, daß General Wayne Stony-Point nicht erobert haben würde, wenn Steuben nicht vorher das amerikanische Heer disciplinirt, die leichte Infanterie desselben geschaffen und ihr den Gebrauch des Bajonnetts gelehrt hätte; wie es gewiß ist, daß Blücher seine weltgeschichtlichen Siege nicht erkämpft haben würde, wenn nicht Scharnhorst vorher die preussische Armee reorganisiert hätte. Aber wir finden es gleichwol in der Ordnung, wenn das deutsche Volk bei der Schlacht an der Katzbach zunächst nur an den alten Marschall denkt, und wir finden es nicht minder in der Ordnung, wenn das amerikanische Volk bei der Eriker nächstlichen Erstürmung von Stony-Point dem „tollen Anthony“ seine Gratulation bringt und die Verdienste des Generalinspectors Steuben darüber vergißt.

Das vorliegende Buch ist offenbar aus einer gewissen Verstimmlung des Verfassers hervorgegangen. Wir sind weit entfernt die Berechtigung derselben zu verkennen. Der Verfasser, dessen Name vielleicht manchem unsern Leser nicht ganz unbekannt ist, hat vor 10 Jahren seine

unfreiwilligen Aufenthalt in Amerika genommen und während dieser Zeit „mit besonderer Vorliebe in der Geschichte dieses Landes die directen und indirecten Einwirkungen Europas auf die Gestaltung der Republik studirt“. Er sagt:

Die nativistische Bewegung, die vor einigen Jahren mit ungezügelter Heftigkeit als früher sich wieder an die Oberfläche des öffentlichen Lebens drängte, führte mich unwillkürlich zu jenen Fremden, welche die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten begründen halfen und durch ihre uneigennütigen Thaten den Nachkommen jener Unabhängig gewordenen einen beschämenden Spiegel vorhalten.

Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, eine Biographie Steuben's zu schreiben und er hofft dadurch, daß er seinen Landsleuten das tüchtige und erfolgreiche Streben seines Helden unter den schwierigsten Verhältnissen als aufmunterndes Beispiel vorhält, zur Hebung des deutschen Nationalgefühls beizutragen, dessen kosmopolitische Verschommenheit er beklagt und dem er einen kräftigen Zusatz von gesundem Egoismus wünscht. Der Verfasser iagt am Schlusse dieser Herzenzergießung (und wir nehmen bereitwillig von dieser Versicherung Act):

Ich weiß, daß, was ich hier sage, keineswegs neu ist, allein es ist vielleicht für die deutschen Leser von Interesse, daß diese durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande täglich mehr befestigte Ansicht zugleich die Ueberzeugung eines großen Theils der gebildeten Deutschen in Amerika ist.

Wir zweifeln auch nicht im mindesten, daß gerade dieser entscheidende nationale Standpunkt dem Buche diekraft des Oceans eine günstige Aufnahme sichern wird. Auch in Deutschland herrscht jetzt allgemein die Ansicht, daß unser Nationalgefühl füglich eine recht starke Dosis von Egoismus vertragen könne, daß eine gewaltsame Anspannung unsers Selbstbewußtseins, wenn überhaupt ein Fehler, jedenfalls ein Fehler nach der rechten Seite hin sei, und daß man nationale Achtung und Geltung im Nothfalle selbst durch ein Unrecht gegen andere nicht zu theuer erkaufe. Sich jetzt nicht rundweg für diese Ansicht erklären heißt gegen den Strom schwimmen; wir wollen jedoch um deswillen unsere Bedenken nicht zurückhalten. Wir geben gern zu, daß ein gewisser bornirter, rückwärtslos egoistischer Patriotismus für die äußere Machtstellung eines Volks eine heilsame Entwicklungsphase bezeichnen könne; allein dann muß dieser Egoismus ein unmittelbarer, naiver sein, wie bei den Franzosen und Engländern. Nachdem dieser naive Egoismus den Deutschen einmal, wenn auch viel zu frühzeitig abhanden gekommen ist, wäre es nicht nur ein vergebliches, sondern sogar ein verderbliches Unterfangen, an seine Stelle einen bewußten oder reflectirten Egoismus setzen zu wollen. Der Verfasser tabelt es mit Recht, daß wir Engländer und Franzosen copirt, d. h. wol, daß wir ihnen einzelne Formen und Einrichtungen abgesehen und diese nicht aus uns selbst heraus entwickelt haben; aber die allerärgste Copie wäre es doch, wenn wir den französischen und englischen Patriotismus gleich fix und fertig unserm deutschen Nationalcharakter einimpfen wollten. Dieser unbefangene, rückwärtslose Egoismus ist für uns unwiderbringlich verloren; der wohlverstandene nationale Egoismus aber fällt

zusammen mit der Gerechtigkeit, d. h. in diesem Falle mit der Achtung vor den Gesetzen des Völkerrechts. Das deutsche Nationalbewußtsein wird sich nie mit Erfolg über die beiden einfachen Grundsätze erheben, nie das geringste Unrecht zu leiden, aber auch nie das geringste Unrecht zu thun. Ehe dieses einfache Ziel erreicht wird, ist es an den vereinten Anstrengungen aller deutschen Patrioten von jeder Schattirung nicht zu viel, und es könnte daher den Anschein gewinnen, als ob jeder Kampf gegen eine etwaige spätere Ueberhebung unsers Nationalstolzes jetzt noch lange nicht an der Zeit sei. Wenn man aber die Wahrnehmung machen muß, daß unter Umständen das deutsche Volk zu gleicher Zeit auf der einen Seite Unrecht thut und auf der andern Seite Unrecht leidet, und wenn man bei einiger Ueberlegung die Einsicht gewinnt, daß diese beiden widersprechenden Erscheinungen sich wechselseitig bedingen, so erscheint es weder voreilig noch unnütz, jede im Namen des Patriotismus begangene Ungerechtigkeit zurückzuweisen.

Die Ungerechtigkeiten, welche sich der Verfasser hier und da zu Schulden kommen läßt, haben indeß ihren Grund nicht sowol in einem zu schroffen Nationalbewußtsein, als vielmehr in dem bekannten Biographenfehler (tabes Boswelliana). Es ist reinweg unbegreiflich, inwiefern die Schilderung des von Steuben Erstrebten und Geleisteten zur Hebung des deutschen Nationalgefühls beitragen soll. Steuben war ein Ehrenmann und mancher Deutsche wird aus der Beschreibung seines Lebens sich nützliche Lehren und wirksame Anregungen holen können. Aber solche Ehrenmänner hat jede Nation, und die deutsche besitzt deren Gott sei Dank eine gute Zahl. Allerorten preist man namentlich die Tüchtigkeit der deutschen Einwanderer, in Rußland wie in Brasilien, in den Vereinigten Staaten wie in Chile. Allein liegt hierin ein Grund zur Hebung des deutschen Nationalgefühls? Gerade das Gegentheil. Leute von Steuben's Geistes- und Charakterkraft sollen im Vaterlande bleiben, um dem Vaterlande zu dienen, aber sie sollen ihm nicht den Rücken zugehen und auf Abenteuer ausgehen. Das ist ein hartes Wort, aber wir haben ein Recht es auszusprechen. Die vollgültige Entschuldigun, welche so viele seiner Mitstreiter auf amerikanischem Boden für sich anführen können, jener kosmopolitische Drang, jene jugendlich feurige Begeisterung für die in Amerika zuerst verkündigten Grundsätze der Freiheit, die Menschenrechte, kommt ihm nicht zugute. Wenn wir uns des schonendsten Ausdrucks bedienen wollen, so war es militärischer Thatendrang, der ihn nach Amerika trieb. Es würde höchst unbillig sein, an Steuben's Verfahren den heutigen Maßstab anlegen zu wollen; aber man mußte uns nur nicht zu, daß wir dasselbe für mustergültig ansehen oder gar unsern Patriotismus daran erbauen sollen. Am allerwenigsten suche man den unerquicklichen Eindruck jenes Verfahrens, dem man sich nicht verschließen kann, dadurch zu schwächen, daß man die reinern und edlern Beweggründe anderer herabzieht. Daß die Reaction gegen den rohen Knownothingismus unsere Landsleute in Amerika

zu heftigern Patrioten gemacht hat, daran ist wenig oder nichts auszufehen; wenn sie aber in ihren fortwährenden Reibungen mit dem dort grassirenden Materialismus nicht bloß, was ganz vortheilhaft wäre, eine größere praktische Tüchtigkeit erlangt, sondern auch, wie es scheint, ein gutes Theil ihres frischen, vollberechtigten Idealismus eingebüßt haben, so können wir weder ihnen noch uns zu dieser Veränderung Glück wünschen. Es ist ein sehr wohlfeiles Mittel, die damalige Begeisterung der jungen französischen Velleute für Amerika lächerlich zu machen, daß man sie als einen unbestimmten Drang nach neuern Emotionen oder als ein Gemisch von nebelhaftem Idealismus und militärischem Ehrgeiz charakterisirt. So naiv und unreif uns heute nach fast einem Jahrhundert ihre Ideen und Bestrebungen auch erscheinen mögen, jedenfalls war diese Begeisterung nach ihren Gründen wie nach ihren Kundgebungen eine echte und erhebende, und wenn Steuben der Gefahr jener Lächerlichkeit weniger ausgesetzt sein sollte, so kommt dies wahrhaftig nicht daher, daß er eine richtigere Ansicht vom Stande der Dinge gehabt hätte, sondern ganz einfach daher, daß ihn überhaupt keine Begeisterung für ein ideales Ziel nach Amerika trieb. Vielleicht hätte indeß wenigstens der edelste und aufopferndste Repräsentant jener begeisterten Jugend, Lafayette, vor den Augen des Verfassers einige Gnade gefunden, wenn nicht das Schicksal es unglücklicherweise so gefügt hätte, daß er bei Gelegenheit des Feldzugs in Virginien mit seinem Helden in einen, obwohl geringfügigen, persönlichen Conflict kam. Lafayette's Beschwerden über Steuben mochten ungerechtfertigt sein; aber über die größere Feldherrnkunst des einen oder andern, ja über die strategische Begabung der amerikanischen Generale überhaupt zu urtheilen, dazu gehört mehr militärische Einsicht, als der Biograph Steuben's und wir selbst besitzen. Der von der frühern militärischen Erfahrung Steuben's hergenommene Grund ist im vorliegenden Falle nicht stichhaltig; diese befähigte ihn zu einem tüchtigen Organisator, und seine Verdienste als solcher um das amerikanische Heer sind ebenso unbestreitbar wie unbestritten, aber über seine strategische Tüchtigkeit ist damit nichts entschieden. Die lokalen und vor allen die politischen Bedingungen, unter denen die amerikanischen Heerführer ihr Talent zu entwickeln hatten, waren von den gewohnten europäischen Himmelweit verschieden. Ob Washington an der Spitze der preussischen Armee die schlesischen Kriege glücklich hinausgeführt hätte, mag zweifelhaft sein; daß Friedrichs des Großen Feldherrngenie an der Spitze des amerikanischen Heeres zu Schanden geworden wäre, ist gewiß. Lee und Gates waren auch geschulte und gebiente Offiziere; und doch wurde Lee wegen seines Benehmens in der Schlacht bei Monmouth Courtmartial kriegsgerichtlich verurtheilt und nicht viel besser als cum infamia entlassen, und Gates hätte später als Commandant der Südarmee beinahe sein Schicksal getheilt. Dagegen waren gerade die tüchtigsten und glücklichsten amerikanischen Generale, wie Greene, Arnold, Knox, ja wie eigentlich Washington selbst, unmittelbar vom Pfluge oder aus

der Werkstatt hinweggenommen — echte Cincinnati. Ihre Schule war das Lager und das Schlachtfeld. Und diese Schule hatte Lafayette, den Washington sehr häufig mit selbständigen Commandos betraute, lange genug durchgemacht, um als General auf amerikanischem Boden nicht ganz ohne Glück zu operiren. Damit soll weder über seine, noch über Steuben's strategische Befähigung etwas entschieden sein, und auch der Biograph des letztern scheint die Unzulänglichkeit eines auf so ungenügende Prämissen gegründeten Schlusses zu ahnen, indem er es für nöthig hält, Lafayette's politische und militärische Unfähigkeit aus dessen ganzer Lebensgeschichte nachzuweisen. Wir gestehen, daß wir nichts weniger als für Lafayette enthusiastisch sind: seine Eitelkeit, sein Haschen nach Popularität, seine Unentschlossenheit und Charakterchwäche lassen ihn im ganzen genommen eine ziemlich klägliche Rolle in der Geschichte spielen; allein es würde höchst ungerecht sein zu verkennen, daß sich durch sein ganzes Leben ein Strom echter Begeisterung hindurchzieht und daß seine unwandelbare Treue besserer Erfolge werth gewesen wäre. Am allerwenigsten können wir uns in der Charakteristik Lafayette's dem Verfasser anschließen, rüchsiglich deren wir uns zu beweisen getrauen, daß sie fast in jedem Satze eine Verdrehung der geschichtlichen Thatfachen enthält. Seinem Helden hat der Biograph damit sicherlich nicht gebient; solch absichtliches Carikiren eines überdies im Grunde genommen gewaltsam herbeigezogenen Gegenbildes erregt gegen seine eigene Schilderung Verdacht. Dazu kommt noch, daß Steuben einer solchen Folie nicht einmal bedarf. Er war ein Mann von wesentlich anderer Charakteranlage als Lafayette, aber in seiner Art nicht minder tüchtig. Obgleich er in den Hauptperipetien seines Lebensdramas nicht eben beneidenswerth oder nachahmungswürdig erscheint, so hat er doch jede der von ihm eingenommenen Lebensstellungen mit Ehren ausgefüllt und sich namentlich durch seine Wirksamkeit im nordamerikanischen Revolutionskriege einen dauernden und ruhmvollen Platz in der Geschichte seines neuen Vaterlandes, wie in der Weltgeschichte überhaupt gesichert. Welches Motiv ihn auch nach Amerika geführt haben und wie wenig er auch den dortigen Zuständen sich innerlich verwandt gefühlt haben mag, er beurkundete in der von ihm eingeschlagenen Laufbahn eine Ehrenhaftigkeit, Rechtfchaffenheit, Berufstreue und Ausdauer, an der es ihm wenige von den eingeborenen Amerikanern und wenige von den begeisterten Anhängern der amerikanischen Sache gleichgethan haben. Das ist kein gewöhnlicher Ruhm, und ein Mann von Steuben's Werthe und Bedeutung verdient recht wohl ein mit so liebevoller Feder gezeichnetes Charakterbild, wie die vorliegende Biographie Kapp's.

Der erste und hauptsächlichste Vorzug dieser Biographie liegt in der fleißigen Sammlung und gewissenhaften Anordnung eines überaus reichen, bisher zum größten Theile unbekannten oder doch unbenutzten Materials. Für die Lebensgeschichte Steuben's vor seiner Abreise nach Amerika war trotz der eifrigsten, von dem Verfasser veranlaßten Nachforschungen in den hessinger, figmaringer

und kaisersruher Archiven außer einem interessanten, aber jedenfalls ein wenig zu stark ins Rosenrothe malenden Briefe Steuben's an den hehender Kanzler von Frank und einer Notiz in einem alten badischen Hoffkalender nicht die geringste Ausbeute zu gewinnen. Das Uebrige mußte aus bereits vorhandenen, aber theilweise erst aus Europa zu beschaffenden Quellen und Documenten zusammengestellt werden. Desto werthvollere Schätze barg die Bibliothek der Historischen Gesellschaft zu New-York: 16 Bände Manuscripte Steuben's verbreiten sich, obgleich hier und da mit erheblichen Lücken, über dessen ganzes Leben, insbesondere aber über das Jahr 1778 und den Feldzug in Virginien; andere Manuscripte von Gates enthalten einen großen Theil der Correspondenz Steuben's mit Lafayette im Jahre 1781 und einige andere werthvolle Briefe von Gates, Armstrong u. a. Prof. George Wash. Greene, der Enkel des berühmten Generals, besaß in seiner Handschriftensammlung 62 Briefe, die Greene und Steuben zur Zeit des Kriegs im Süden gewechselt hatten. John W. Mulligan, Steuben's letzter Secretär und Gesellschafter, jetzt 85 Jahre alt, theilte dem Verfasser mit bewundernswürdiger Frische alle jene kleinen Züge und Anekdoten aus Steuben's Leben mit, welche dem Bilde seines Helden mehr Abrundung, Wärme und individuelle Färbung verliehen haben. Durch die Güte von Jared Sparks, dem berühmten amerikanischen Geschichtsschreiber, und die Vermittelung des Dr. Langdon Elwyn in Philadelphia wurde ihm die Benutzung sämtlicher Papiere Duponceau's, des ersten Secretärs von Steuben, gestattet. Auch dem Dr. Sprague in Albany verdankte er einige der werthvollsten Documente. Die reichste Ausbeute fand er jedoch in Utica bei Chaas A. Mann, wo er unter den Geschäftspapieren des verstorbenen Oberst Walker einen wahren Schatz von handschriftlichen Quellen, Gutachten, Musterrollen, Armeelisten, vollständige Berichte, Armeee- und Parolebefehle, Briefe u. s. w. entdeckte. Indem der Verfasser das volle Vertrauen rühmt, womit ihm die genannten und andere Männer freundlich entgegenkamen, fügt er hinzu:

Der einzige Ort, wo ich schände abgewiesen wurde, war Washington. Ich wollte dort die im Staatsarchive aufbewahrten und vortreflich geordneten Revolutionspapiere für meinen Zweck benutzen, wurde aber, angeblich weil ich für meine Absichten die Erlaubniß des Congresses nicht vorzeigen konnte, in Wahrheit aber, trotzdem daß ich die besten Empfehlungsschreiben hatte, nicht zugelassen, weil ich kein Amerikaner, sondern ein „Fremder“ war. Ich weiß aus eigener Anschauung, daß jedem unabhängig empfohlenen Amerikaner die Staatsarchive stets aufs bereitwilligste geöffnet werden. Amerikanische Geschichtsschreiber rühmen mit Recht die Gefälligkeit und Aufmerksamkeit, mit der sie in europäischen Bibliotheken aufgenommen, zu europäischen Archiven zugelassen sind. Man ist in keiner europäischen Hauptstadt so engherzig, an die wissenschaftlichen Bestrebungen den bornirten Nationalitätsmaßstab zu legen; dazu sind die Bibliothekare, Minister und ihre Unterbeamten in ganz Europa von Petersburg bis Madrid zu gebildet; sie betrachten darum auch die Benutzung der ihnen anvertrauten Schätze nicht als eine Ehre, sondern als ein jedem vorthellhaft eingeführten und gebildeten Manne zustehendes Recht.

Uebrigens konnte sich der Verfasser durch Vermitte-

lung eines andern überzeugen, daß die Washingtoner Sammlungen nichts Neues für seinen Zweck enthielten.

Der Verfasser hatte anfangs nur die Absicht, eine kritisch und chronologisch geordnete und gesicherte Auswahl der Steuben'schen Papiere zu geben; allein die Lückenhaftigkeit des Materials veranlaßte ihn, mit Zuhilfenahme der allgemeinen Quellen die abgerundete Form fortlaufender Darstellung zu wählen. Die Art, wie ihm dies gelungen, befriedigt alle billigen Ansprüche, und die von Washington Irving so glücklich angewandte Methode, die Erzählung wesentlich an dem Kaden authentischer Documente verlaufen zu lassen, ist hier um so sachgemäßer, je mehr Steuben infolge seiner eigenthümlichen militärischen Stellung auch im Felblager vorzugsweise als Mann von der Feder erscheint. Die Darstellung wirkt daher auch im allgemeinen weder lebhaft erregend noch spannend, und da auch das Anekdotische nur einen verhältnißmäßig geringen Raum einnimmt, so gehört schon eine ziemlich genaue Kenntniß der amerikanischen Revolutionsgeschichte dazu, wenn das Interesse des Lesers an diesem Detail nicht hier und da erlahmen soll. Alles in allem genommen kann aber, abgesehen von dem unbestreitbaren wissenschaftlichen Werthe des Buchs als historische Monographie, die Lectüre desselben auch dem weiteren Leserkreise als eine zugleich belehrende und anziehende Unterhaltung empfohlen werden. Wie viel die Darstellung unter den Händen eines militärischen Fachmannes gewonnen haben würde, müssen wir wegen unserer eigenen Incompetenz auf diesem Gebiete dahingestellt sein lassen; ein solcher hätte vermuthlich z. B. porter les armes nicht mit „das Gewehr tragen“ und Field-officer nicht mit „Feldoffizier“, sondern mit „Stabsoffizier“ wiedergegeben; im allgemeinen hat aber sowohl der Historiker als auch das größere Publikum hinreichenden Grund zur Zufriedenheit mit den Leistungen des Verfassers. Dieselben enthalten eine wesentliche Bereicherung unserer historischen Erkenntniß, und wir würden unserer Aufgabe als Berichterstatter nicht gerecht werden, wenn wir nicht den Versuch machen wollten, den Inhalt der vorliegenden Biographie wenigstens in kurzen Umrissen zu skizziren.

Friedrich Wilhelm von Steuben wurde geboren am 15. November 1730 in der Festung Magdeburg, wo sein Vater damals als Ingenieurhauptmann garnisonirte. Die Familie war von altem Adel, aber frühzeitig verarmt; den Freiherrntitel hat dieselbe nie geführt, obwohl Steuben selbst in Amerika davon Gebrauch machte und Hunderte von kleinen Plantagen und Hinterwäldlern ihm zu Ehren auf den Namen „Baron Steuben“ getauft worden sind. Der Vater nahm das Kind bald nach seiner Geburt mit nach Polen, in die Krım und nach Kronstadt, wo er in russischem Militärdienste thätig war. Nach seiner Rückkehr (1740) genoß der junge Steuben in den verschiedenen Garnisonstädten seines Vaters Schulunterricht; namentlich wurde er in Reize und Breslau von den Jesuiten erzogen und, besonders in der Mathematik, vortreflich unterrichtet. Raum 14 Jahre alt, machte er als Freiwilliger unter seinem Vater den

Feldzug von 1744 mit und wohnte der langwierigen Belagerung von Prag bei. Von ungewöhnlichem Wissensdurste und Thatendrange beseelt, trat er 1747 als Fähnrich in ein preussisches Infanterieregiment und wurde 1749 zum Fähnrich, 1753 zum Lieutenant und 1755 zum Premierlieutenant befördert. Erst der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs bot ihm die ersehnte Gelegenheit zur Auszeichnung. Sein Regiment, das 31., gehörte anfangs zur Armee des Feldmarschalls Schwerin und that sich bei jeder Gelegenheit rühmlichst hervor. Steuben ward in der blutigen Schlacht bei Prag verwundet. Während der Schlacht bei Rossbach stand das Regiment in der Avantgarde des preussischen Heeres und hatte einen wesentlichen Antheil an dem Ruhme dieses Siegs. Zu Anfang des Jahres 1758 trat Steuben unter Vorbehalt seines Avancements ins Regiment als Freiwilliger in das Freibataillon des als Parteigänger berühmten Generals von Mayr ein, der ihn zu seinem Generaladjutanten erhob. Hier lernte er nicht nur durch tägliche Praxis die Führung und Verwendung der leichten Infanterie und der Plänkler kennen, sondern fand auch Gelegenheit, sich Geistesgegenwart, Entschlossenheit, Selbstvertrauen und Scharfblick anzueignen. Nach Mayr's Tode (1759) trat Steuben wieder in das reguläre Heer ein und wurde zum Generaladjutanten des Generals von Hülsen ernannt, welcher damals zum Corps des Prinzen Heinrich in Sachsen gehörte, aber bald darauf mit einer Abtheilung dieses Corps zum General von Dohna bei Frankfurt stieß. Der Verlust des Treffens bei Kay hatte die noch blutigere Niederlage bei Kunersdorf zur Folge, wo auch Steuben verwundet ward. Von da wird Steuben nicht eher wieder erwähnt als im September 1761, wo er als Adjutant des Generals von Knobloch mit dem Platen'schen Corps an einem erfolgreichen Streifzuge im Rücken der Russen theilnahm. Minder glücklich waren die Operationen seiner Brigade in Pommern, wohin dieselbe zur Deckung des bedrohten Kolberg befehligt war. General Knobloch ward in dem offenen Treptow an der Rega eingeschlossen und mußte sich nach tapferm Widerstande endlich auf ehrenvolle Bedingungen den Russen ergeben. Infolge dieser Capitulation wurde Steuben als Kriegsgefangener nach Petersburg gebracht, jedoch nach der Thronbesteigung Peter's III., der ihn vergeblich für den russischen Dienst zu gewinnen suchte, im April 1762 wieder entlassen. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Stabskapitän und Flügeladjutanten ernannt und machte im Gefolge des Königs die berühmte Belagerung von Schweidnitz bis zu dessen Uebergabe mit. Er hatte im Winter das Commando des Regiments von Salmuth und zog die Aufmerksamkeit des Königs in so hohem Grade auf sich, daß ihm derselbe beim Ende des Kriegs ein Kanonikat mit ein paarhundert Thalern jährlicher Einkünfte beim Domkapitel in Havelberg verlieh.

Nichtskdestoweniger verließ er schon im Jahre 1764, es ist nicht recht klar aus welchem Grunde, die preussische Armee und trat auf Empfehlung des Prinzen Heinrich als Hofmarschall in die Dienste des Fürsten von

Hohenzollern-Hechingen. In dieser Stellung blieb er etwa 10 Jahre und erwarb sich die Liebe und Hochachtung aller, die mit ihm in Berührung kamen. Für sein späteres Leben von größter Wichtigkeit wurde für ihn eine mehrjährige Reise mit seinem Fürsten in Frankreich, wo er die Bekanntschaft einer Reihe ausgezeichneten Minister und Generale machte. Eine ehrenvolle Aufforderung zum Eintritt in das kaiserliche Heer lehnte er ab, und er würde wahrscheinlich den Rest seines Lebens in anspruchloser Zurückgezogenheit verbracht haben, wenn ihn nicht die Rabalen einiger katholischen Geistlichen und Hofleute zur Niederlegung seines Amtes bestimmt hätten. Er wandte sich nach Karlsruhe zum Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der ihm bereits 1769 seinen Hausorden de la fidélité verliehen hatte. Daß ihn dieser Fürst auch zum General mit einem Gehalt von 2000 fl. ernannt habe, wie Steuben in einer an den Congreß gerichteten Eingabe bemerkt, ist nicht recht wahrscheinlich; wohl aber steht fest, daß er Oberst der Reichstruppen des Schwäbischen Kreises war. Der ihm aufgezwungenen Unthätigkeit müde, sehnte er sich nach dem Wiedereintritt in den activen Dienst; allein seine Unterhandlungen mit Oesterreich scheiterten an der Höhe seiner Ansprüche. Er war eben auf einer Reise zum Besuch mehrerer befreundeter Engländer von hohem Adel begriffen, als ihm während seines Aufenthalts in Paris der Kriegsminister St.-Germain (Mai 1777) den Vorschlag machte, den Vereinigten Staaten seine Dienste anzubieten. Beaumarchais führte ihn bei Deane und Franklin ein; aber die beiden amerikanischen Agenten wollten von einem Ersatze der Reisekosten nichts wissen, und Steuben wurde, durch Franklin's Benehmen verletzt, den ganzen ihm gleich von Anfang liebgewordenen Plan sofort völlig aufgeben haben, wenn ihn nicht die dringenden Vorstellungen, welche ihm St.-Germain und der Prinz Montbary in Gegenwart des Grafen Aranda machten, bewogen hätten, die Sache nach seiner Rückkehr ins Wabische nochmals zu überlegen. Beaumarchais' schriftliche Anerbietungen und die Zustimmung des Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, der als Generallieutenant in holländischen Diensten stand, wirkten entscheidend auf Steuben's Entschluß. Er ordnete rasch seine Angelegenheiten, reiste nach Paris, besprach sich hier mit St.-Germain, Montbary und Vergennes über das einzuschlagende Verfahren, nahm von Beaumarchais die Reisekosten als persönliches Darlehn in Empfang und schiffte sich, mit Empfehlungsschreiben von dem-letztern und von Franklin an den Congreß und mehrere hervorragende Männer versehen, in Begleitung seines Secretärs Duponceau, dreier Adjutanten und des Neffen Beaumarchais', de Francy, am 26. September 1777 auf dem bewaffneten und mit Kriegsmaterial beladenen Schiffe „Le Flamand“ nach Amerika ein.

Nach einer stürmischen Reise von 66 Tagen, während welcher das Schiff dreimal in Feuergefähr schwebte und einmal die 14 Offiziere und Passagiere eine Meuterei unter dem sechsmal so starken Schiffsvolke mit bewaffneter Hand unterdrücken mußten, kam der Flamand

(1. December 1777) im Hafen von Portsmouth an, wo Struben auf das ehrenvollste empfangen ward. Von hier aus richtete er ein Schreiben an den Congress, worin er sich den in Paris getroffenen Verabredungen gemäß als Freiwilliger ohne allen Anspruch auf Titel oder Gehalt anbot, sowie einen Brief an Washington — den einzigen Feldherrn, wie er sich darin ausdrückt, unter dem er seinen Beruf als Krieger weiter zu verfolgen wünsche, nachdem er unter Friedrich dem Großen die Kriegeskunst erlernt habe —, und reiste sodann weiter nach Boston, wo er fünf Wochen zu verweilen hatte und die Bekanntschaft der dortigen Berühmtheiten machte. Die Weiterreise durch Massachusetts, Connecticut, Newport und Pennsylvanien nach York, wo der Congress damals tagte, nahm nicht weniger als drei Wochen in Anspruch. Nach seiner Ankunft (am 5. Februar) wiederholte er vor einem Ausschusse des Congresses sein früheres Anerbieten, indem er dasselbe näher dahin bestimmte, daß er fürs erste nur die Erstattung seiner nothwendigen Ausgaben und Patente für die seiner Person attachirten Offiziere beanpruche, bei einem glücklichen Ausgange des Kriegs aber nicht bloß eine volle Entschädigung für die von ihm durch Aufgabe seiner Aemter und Einnahmen in Europa gebrachten Opfer, sondern auch solche Beweise von Liberalität erwarte, wie sie den Vereinigten Staaten ihr eigener Gerechtigkeitsinn vorschreiben werde. Der Congress ging bereitwillig auf diese leider bloß mündlichen Vorschläge ein und ersuchte ihn, baldmöglichst ins Hauptquartier nach Valley Forge abzureisen. Steuben schreibt:

Bei meiner Ankunft im Lager wurde ich ebenfalls mit mehr Ehrenbezeugungen empfangen, als ich erwartete. General Washington kam mir auf etliche Meilen weit entgegen und begleitete mich nach meinem Quartier, woselbst ich einen Offizier und 25 Mann zur Wache fand; und als ich mir solche verbat, mit dem Besatze, daß ich bloß als Volontär anzusehen wäre, erwiderte er auf die höflichste Art, daß die ganze Armee mit Vergnügen solche Volontäre bewachen wollte. . . Denselben Tag wurde mein Name der Armee zum Losungswort gegeben und dem folgenden Tag rückte dieselbe aus, und General Washington begleitete mich, um die Truppen zu sehen.

Der Zustand, in welchem Steuben das Continentalheer antraf, war der traurigste während des ganzen Kriegs. Kälte, Entblößung, Krankheit, selbst Hunger brachten die zweimal geschlagene Armee an den Rand völliger Zerrüttung und Auflösung. Das Commissariat war schlecht eingerichtet und trotz der ungeheuren Summen, die es verschleuderte, wirkungslos; die Mannszucht konnte nur mit größter Mühe aufrecht erhalten werden. Es spricht in der That für die Festigkeit von Steuben's Entschlüsse, „daß er nicht gleich beim ersten Anblicke der Truppen seinen Plan aufgab“. Aber er ging muthig ans Werk. Er entwarf ein Memorandum, worin er auf die Zweckmäßigkeit des Contractsystems in der militärischen Verwaltung hinwies. Sodann übernahm er auf Washington's Auftrag die Geschäfte des Generalinspectors und begann Anfang März mit dem Discipliniren und Einexerciren der Truppen. Vom General Greene und den Obersten Laurens und Hamilton unterstützt, entwarf er einen den Umständen

angepaßten Plan für die Errichtung einer Inspection, der von Washington genehmigt und dem Congress übersandt ward. Zugleich begann er seine praktische Thätigkeit damit, daß er 120 Mann auswählte und zur militärischen Schule der ganzen Armee machte. Er exercirte sie selbst zweimal des Tags in Gegenwart der Unterinspectoren und richtete sein Augenmerk dabei weit weniger auf die Gewehrübungen als auf das Manövriren. Bald war er im Stande den Maßstab seiner Operationen zu vergrößern und in weniger als drei Wochen schon mit einer ganzen Division einzelne Manöver vor dem Obergeneral auszuführen. Die Disciplin der Truppen machte täglich größere Fortschritte. Steuben genoß das Vertrauen der Offiziere und Soldaten im höchsten Grade und der Oberbefehlshaber bot in freudiger Anerkennung seiner Verdienste alles auf, um das von ihm erstrebte Ziel zu fördern. Auf seinen Vorschlag ernannte der Congress Steuben zum Generalinspector mit dem Range und Gehalte eines Generalmajors, indem er zugleich den ihm vorgelegten Plan gutheiß.

Allein diese Beförderung ward das Signal zu einer Intrigue, an deren Spitze beinahe alle übersprungenen Brigadiers und sogar drei Generalmajore, Lee, Lafayette und Mifflin, standen. Washington mußte dieser allgemeinen, selbst von persönlichen Freunden Steuben's, wie Hamilton, getheilten Eifersucht Rechnung tragen und die Befugnisse des Generalinspectors wesentlich einschränken, was dem Fortschritt der Disciplin im höchsten Grade verderblich war. Steuben ermüdete aber deshalb in seinem Eifer nicht und die heilsamen Resultate seiner rastlosen Thätigkeit traten bald unverkennbar zu Tage. Als der Feind Philadelphia räumte, um sich durch Newjersey nach Newport zurückzuziehen, besaß er hinlängliches Vertrauen in die erhöhte Kriegstüchtigkeit der Truppen, um die Offensive zu empfehlen. Washington beauftragte ihn mit der Recognoscirung der feindlichen Bewegungen und traf auf seinen Bericht hin die Disposition zu dem denkwürdigen Treffen bei Monmouth Courthouse, welches durch Lee's vorrelligen Rückzug zum Verderben der Amerikaner auszuschlagen drohte, aber durch Steuben's Entschlossenheit und Kälte, sowie durch die musterhafte Präcision und Sicherheit der von ihm herangebildeten Truppen zu ihrem Vortheil wiederhergestellt ward. Nach der Schlacht übertrug ihm Washington auch die Führung der Lee'schen Division nach dem Hudson, mußte dieselbe aber nach der Ankunft in Whiteplains unter sein eigenes Commando stellen, weil sämtliche Brigadiers in ihrer Erbitterung darüber, daß sie auf dem ganzen Marsche in Jersey nur von fremden Generalen befehligt worden seien, andernfalls ihre Entlassung zu nehmen drohten. Washington scheint damals ebenfalls die herrschende Verstimmung gegen die „Fremden“ getheilt zu haben, wenn er auch jedenfalls seine guten Gründe hatte, die Bewerbung Steuben's um ein actives Commando beim Congress zu hintertreiben. Dagegen setzte er es durch, daß Oberst Newville, der als Inspector der Südararmee sich der Autorität Steuben's als Generalinspector nicht unterordnen

wollte, seinen Posten aufgab, und unterstützte überhaupt die Bemühungen Steuben's, den Congress zu einer definitiven gesetzlichen Einrichtung des Inspectionswesens nach dem von ihm entworfenen Plane zu bewegen. Vielleicht war es thatsächlich der Wunsch, sich der dringlich betriebenen Entscheidung über diesen Gegenstand zu entziehen, welcher den Congress bei der Nachricht von der bedenklichen Lage Sullivan's auf Rhode-Island bestimmte, Steuben zu dessen Unterstützung mit Rath und That dorthin zu beordern. Da aber inzwischen die Nachricht von Sullivan's glücklichem Rückzuge eingetroffen war, so blieb Steuben in Whittaplains und nahm hier wie später in den Winterquartieren in den Hochlanden seine frühere organisatorische und disciplinatorische Thätigkeit wieder auf. Zuletzt trieb ihn die Ungebuld wieder nach Philadelphia und nach monatelangen Bemühungen hatte er die Genugthuung, daß der Congress den von ihm entworfenen Plan am 18. Februar 1779 adoptirte. Gleich entschiedene Billigung fanden die von ihm während dieser Zeit nach den Grundzügen des preussischen Reglements, aber mit Weglassung alles Ueberflüssigen und Bedantischen ausgearbeiteten „Regulative für die Ordnung und Disciplin der Truppen der Vereinigten Staaten“, die in 25 Kapiteln zunächst den Dienst der Infanterie im Felde behandelten. Nach Ueberwindung unsaglicher Schwierigkeiten wurden 3000 Exemplare davon gedruckt und unter die Offiziere vertheilt. Das „Blaue Buch“, wie man es nannte, ward eifrig studirt und „zunächst der Bibel in der höchsten Achtung gehalten“.

Steuben zögerte nicht, seine Theorie in die Praxis einzuführen. Sehr genau nahm er es insbesondere mit der Bildung der Bataillone aus den an Zahl sehr verschiedenen Regimentern. Neben diesen schuf er acht leichte Infanteriecompagnien, deren Tüchtigkeit sich bald darauf bei der Erstürmung von Stony-Point (16. Juli 1779) glänzend bewährte.

Am folgenden Tage begleitete Steuben den Obergeneral nach Stony-Point. Als sie ankamen, wurde Steuben sogleich von allen seinen jungen Soldaten umringt und empfing die hellste Versicherung, daß sie in Zukunft ihre Bajonnette besser in Acht nehmen und keine Weefsteaks mehr an denselben braten wollten, wie sie dies bisher gethan hätten. Steuben benutzte diesen Moment des Enthusiasmus für das Bajonnet und erwirkte vom Obergeneral eine Ordre, wonach hinfür die Bajonnette stets aufgezplant sein sollten. Dadurch erzielte er nicht allein eine an sich beträchtliche Ersparung für Koppelz und Scheiden, sondern rettete auch jährlich 4000 Bajonnette für eine Armee von 12000 Mann.

Einige Monate später fand er Gelegenheit, bei der Ankunft des französischen Gesandten de la Luzerne im Hauptquartier seine alten Erfahrungen als Hofmarschall zu verwerthen. Er entledigte sich seiner Aufgabe so befriedigend, daß er später bei allen Gelegenheiten den Ceremonienmeister zu spielen berufen ward. Je unblutiger übrigens dieser Feldzug verlief, desto nachhaltiger war die Wirkung von Steuben's organisatorischer Thätigkeit, deren Ergebnisse jedoch leider durch den ewigen Wechsel im Bestande des Heeres theilweise vereitelt wurden.

Um diesen Uebelstand für den neuen Feldzug zu be-

seitigen, ging Steuben gegen Ende Januar 1780 auf Washington's Befehl nach Philadelphia und erwirkte beim Congress nach langen Unterhandlungen die Erwählung eines Ausschusses, der sich ins Hauptquartier begeben und nach vorgängiger Berathung mit dem Kriegsrath und Steuben in Gemeinschaft mit dem Oberbefehlshaber alle erforderlichen Reformen in der Armee vornehmen sollte. Die bisher auf die Infanterie beschränkt gewesene Inspection wurde durch Ausdehnung auf die übrigen Truppengattungen und Einverleibung des Musterungsdepartements erweitert und gekräftigt, und schließlich auch der von Steuben vorgeschlagene Plan zur Reorganisation des Heeres vom Congress in seinen wesentlichen Zügen angenommen. Steuben's Thätigkeit beschränkte sich übrigens auch in diesem Jahre keineswegs auf seinen speciellen Berufskreis. Er nahm, wie es scheint, als Generalstabschef, an der Affaire bei Connecticut-Farms und Springfield theil, wurde sodann, als Clinton einen Angriff auf das wichtige Westpoint beabsichtigte, dem Commandanten Howe zur Unterstützung beigegeben, saß später mit in dem über Major André abgehaltenen Kriegsgerichte und entwickelte in Washington's Generalstabe, namentlich bei der Entwurfung und Beurtheilung von Feldzugsplänen, eine entscheidende, wo nicht die entscheidendste Thätigkeit.

Allein gerade in dem Augenblicke, als sein System in der ganzen Armee festen Fuß zu fassen anfang und als seine Gegenwart in Folge der Umgestaltung derselben doppelt nöthig war, bestimmte den Obergeneral eine dringendere Nothwendigkeit, ihm eine noch schwierigere Aufgabe zuzutheilen. Steuben ward zur Südarkmee beordert, deren Oberbefehl sein Freund Greene nach Gates' Niederlage bei Camden (16. August) übernahm. Da aber der Erfolg im Süden vom Stande der Dinge in Virginien abhing, so ließ Greene Steuben als Commandirenden in Virginien mit der Weisung zurück, ihm Verstärkungen und Zufuhren jeder Art nachzusenden. Steuben that alles, was er nur konnte, um Greene's Wünsche zu erfüllen; aber die öffentlichen Zustände Virginien waren so traurig und der Geist eines großen Theils der Bevölkerung so schlecht, daß er nur wenig erreichen konnte, und über dieses wenige mit der Regierung und Legislative des Staats bei seinem heftigen Charakter in offene Zerwürfnisse gerieth. Wir müssen uns bescheiden, auf die interessanten aber unerquicklichen Details seiner Verhandlungen und Maßregeln näher einzugehen. Als Arnold im Jahre 1781 seinen berühmten Plünderungszug den James River hinauf unternahm, konnte ihm Steuben mit seiner geringen Streitmacht und bei gänzlichem Mangel an Cavalerie wenig Widerstand leisten; aber der Gouverneur Jefferson stellt seiner Wachsamkeit und Geschicklichkeit das glänzendste Zeugniß aus. Nachdem sich Arnold nach Portsmouth zurückgezogen hatte, ließ er denselben durch den General Mühlenberg von der Landseite einschließen und bot seine ganze Energie zur Unterstützung des Generals Greene auf, konnte aber trotz aller Bemühungen unter den steigenden Schwierigkeiten nur zwei

kleine Corps unter den Obersten Greene und Campbell zur Südmee absenden. Steuben's Plan, dem von ihm grimmig gehaßten Verräther Arnold mit Hülfe zweier an der Mündung des James River angekommenen französischen Kriegsschiffe den Rückzug abzuschneiden und ihn zur Uebergabe zu zwingen, scheiterte an der Unentschlossenheit des französischen Befehlshabers. Inzwischen hatte sich Washington zu demselben Zwecke mit dem französischen Admiral Destouches und dem General Rochambeau vereinigt und den Marquis de La Fayette mit 1200 Mann nach Virginien entsandt. So unangenehm es für Steuben nun auch war, diesem als dem nunmehrigen Oberbefehlshaber in Virginien den Ruhm des von ihm angebahnten Erfolgs zu überlassen, so traf er doch eifrig alle Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Schlage, dessen Erfolg jedoch, wie bekannt, eine für die Franzosen nachtheilige Schlacht zwischen Destouches und Arbuthnot vermittelte. La Fayette kehrte wieder um, während Arnold durch General Phillips mit 2000 Mann verstärkt wurde. Ein kühner Plan Steuben's, durch eine Vereinigung seiner ganzen Streitmacht mit Greene's Armee Lord Cornwallis zu erdrücken und die Engländer aus Virginien hinwegzuführen, fand nicht die Zustimmung und Unterstützung der engstirnigen Regierung des Staats.

Die drohende Vereinigung des Generals Phillips mit Cornwallis veranlaßte Washington, La Fayette nach dem Süden zurückzubeeindern. Greene ernannte ihn zum Befehlshaber in Virginien. Noch vor seiner Ankunft (29. April) hatte Steuben die nöthigen Anordnungen getroffen, um dem (am 16. April) von Portsmouth aus den James River hinaufbringenden Feinde möglichen Widerstand zu leisten und namentlich die vorhandenen Vorräthe sicher zu stellen. Es gelang ihm auch bis zur Ankunft La Fayette's Richmond zu decken; als sich aber Lord Cornwallis durch einen kühnen Marsch mit der Armee des Generals Phillips vereinigt hatte, mußte sich der Marquis ins Innere des Landes zurückziehen. Steuben, der bisher unter La Fayette die Miliz commandirt und die amerikanische Nachhut formirt hatte, verwandte nunmehr seine Zeit ausschließlich darauf, die Aushebung der Rekruten für die Südmee zu beschleunigen, die Vorräthe zu schützen und die Vertheilung derselben zu regeln. Nach Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten mit Steuben im Begriff, dem Rufe Greene's nach Süden Folge zu leisten, erfuhr er den unerwarteten Anmarsch des von Cornwallis gegen ihn detachirten Obersten Simcoe mit 500 Mann, der es auf die am Fort des James River angesammelten Kriegsvorräthe abgesehen hatte. Steuben gab sofort Befehl zur Wegschaffung der Bagage auf die andere Seite des Flusses und leistete den Staats-offizieren bei Fortschaffung der Vorräthe allen möglichen Beistand. Dieses Geschäft wurde aber schlecht ausgeführt, und da er Grund zu haben glaubte, Simcoe's Truppen nur für die Avantgarde von Cornwallis zu halten, da er ferner bereits vorher direct nach Nordcarolina zu marschiren beschloß und sich auf seine schwache Streitmacht nicht verlassen konnte, so beschleunigte er seinen

Rückzug und mußte einen Theil der nicht transportablen Magazine in die Hände des Feindes fallen lassen. Wegen dieses Rückzugs wurde er ganz ungerechtfertigt auf das maßloseste angegriffen und namentlich von der virginischen Regierung verleumdete; als er aber später auf eine Untersuchung seines Benehmens drang, wagte dieselbe wohlwollend nicht mit ihrer Anklage hervorzutreten. Während Steuben auf seinem Zuge nach Süden einige Tage halt machte, um die nöthigen Anordnungen zum Schutze jenes Landestheils zu treffen und Nachricht von Greene abzuwarten, theilte ihm General Sumner mit, daß er von letztem Befehl habe, mit der Linie von Nordcarolina nach Virginien zu rücken und zu ihm zu stoßen. Er beschloß daher, in richtigem Verständniß der Absichten Greene's und La Fayette's, nach dem James River zurückzukehren und zu dem letztern zu stoßen, der, von Cornwallis bis an die Nordgrenze Virginien's verfolgt, den General Wayne an sich gezogen hatte und wieder vorgezogen war. Steuben bewerkstelligte nach mehreren anstrengenden Eilmärschen seine Vereinigung mit La Fayette 25 Meilen nordwestlich von Richmond und nöthigte dadurch Cornwallis, diese Stadt zu räumen und sich nach dem Küstenlande zurückzuziehen, wo er sich zu Yorktown besetzte. Wenige Tage nach der Vereinigung wurde Steuben, durch Klima, Anstrengungen und Aerger angegriffen, von einem heftigen Gichtanfall niedergeworfen, der ihn verhinderte, Greene's Wünsche nachzukommen, daß er sobald wie möglich, „selbst ohne einen einzigen Mann mitzubringen“, zu ihm eilen möge. Als er endlich sich kräftig genug fühlte, dieser Aufforderung nachzukommen, erhielt er die Nachricht von der Ankunft der französischen Flotte und verfügte sich auf La Fayette's Bitte zu diesem ins Hauptquartier. Wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst begann (25. September) die berühmte Belagerung von Yorktown, bei der er durch seine Erfahrung unschätzbare Dienste leistete. Speciell wird von ihm berichtet, daß er mit seiner Division am 11. October die zweite Parallele eröffnete und am andern Morgen vollendete, wobei ihm, wie bei allen andern Angelegenheiten, Wayne energisch zur Seite stand. Auch hatte er gerade in den Laufgräben das Commando, als Cornwallis die ersten Capitulationseröffnungen machte.

Zur Ablösungszeit am nächsten Morgen erschien, wie North berichtet, der Marquis de La Fayette mit seiner Division; Steuben wies aber die Ablösung zurück und gab als Grund für seine Weigerung die in Europa herrschende Etikette an, wonach der Offizier, während dessen Commandos die Capitulation angeboten werde, die Ehre habe, mit seinen Truppen so lange in den Laufgräben zu bleiben, bis entweder die Bedingungen der Uebergabe festgesetzt oder die Feindseligkeiten wieder erneuert seien. Steuben betrachtete es deshalb als einen Ehrenpunkt, nicht von der Stelle zu weichen. La Fayette dagegen hätte gern den Ruhm für sich gewonnen und ausgebeutet, daß der stolze Cornwallis gerade ihm sich übergab. Er brachte daher den Streit vor Washington, welcher indeß Steuben recht gab. Dieser hatte somit die Genugthuung, daß er auf seinem Posten bleiben konnte, bis die englische Flagge gestrichen und damit für die amerikanisch-französischen Waffen der stolzeste und entscheidendste Act des ganzen Kriegs geschlossen war.

Steuben kehrte mit der Hauptarmee nach dem Norden

zurück und war fortan ausschließlich mit der Vervollkommnung ihrer Disciplin beschäftigt, wobei er zunächst eine Vereinfachung seines Systems für nothwendig hielt. Er setzte seinen Stolz darin, den jetzt im Hauptquartier anwesenden französischen Offizieren die große militärische Disciplin und Gewandtheit zu zeigen, welche die amerikanischen Truppen unter seiner Leitung erlangt hatten. Bekanntlich verlief der Krieg ohne weitere erhebliche militärische Operationen, was bei der grenzenlosen Vernachlässigung der Armee, die sich der Congress in der sichern Erwartung des Friedens zu Schulden kommen ließ, nur als ein Glücksumstand angesehen werden konnte. Auch Steuben gerieth nachgerade in solche Bedrängniß, daß er am Ende des Jahres 1782 nach Erschöpfung aller seiner Privatmittel sich zum ersten male genöthigt sah, den Congress um Berücksichtigung seiner Ansprüche zu ersuchen, worauf eine unbedeutende Abschlagszahlung erfolgte. Bis zur Entlassung des Heeres, die dem Bunsche Steuben's zuwider ohne Controle, ohne Würde und ohne jede Feierlichkeit stattfand, beschäftigte er sich hauptsächlich mit Plänen für die Einrichtung des Heeres im Frieden und für die Errichtung einer Militärakademie und Militärwerkstatt. Eine besonders hervorragende Rolle spielte er bei der Stiftung des Cincinnatiordens (über dessen Geschichte bis auf die neueste Zeit herab der Verfasser dankenswerthe Notizen mittheilt) und hing bis an sein Lebensende mit inniger Liebe an diesem Bunde, dessen Präsidentschaft in der Provinz Newyork er von 1786 — 90 bekleidete. Der letzte Dienst, welchen er den Vereinigten Staaten leistete, war eine Reise nach Canada behufs der Uebernahme der noch vom Feinde besetzten Grenzposten, die jedoch vor erfolgter Ratification des Friedens erfolglos bleiben mußte. Sein unermüdeter Eifer fand die schönste Belohnung in einem Briefe, „dem letzten im Dienste seines Vaterlandes geschriebenen“, welchen der große Washington in der letzten Stunde vor jenem ergreifenden Acte der Niederlegung des Oberbefehls in dankbarer Anerkennung seiner Fähigkeiten und Verdienste an ihn richtete. Dagegen kränkte es ihn tief, daß der Congress ihn nicht zum Kriegsminister wählte, „weil er ein Ausländer sei“. Er reichte im März 1784 seine Resignation ein, die angenommen ward. Um seine Erbitterung zu besänftigen, versprach der Congress seinen Ansprüchen an die Vereinigten Staaten baldigst gerecht zu werden und beschloß, ihm zum Zeichen des Dankes und der Anerkennung für seinen Charakter und seine Dienste einen goldenen Ehrenbogen zu schenken. Es vergingen aber volle sechs Jahre, zum Theil Jahre bitterer Noth für Steuben, ehe der Congress jenes Versprechen erfüllte. Nach langen peinlichen Unterhandlungen, während welcher eine Partei des Congresses durch rohe Rücksichtslosigkeit und schmutzige Knauferei Steuben's empfindliches Ehrgefühl tief kränkte, setzte es endlich im Jahre 1790 Alexander Hamilton, damals Finanzminister, durch, daß seine gerechten Ansprüche theilweise anerkannt wurden, indem man ihm eine lebenslängliche Rente von jährlich 2500 Dollars bewilligte. Ganz im Gegensatz zu dieser

Langsamkeit, womit die Vereinigten Staaten seinen Forderungen Gerechtigkeit widerfahren ließen, steht die Liberalität der Einzelstaaten, welche seine Verdienste zu belohnen eilten. So hatte ihn Pennsylvanien noch vor dem Friedensschlusse zum Ehrenbürger des Staats gemacht und mit dieser Auszeichnung eine Landsgemeinde von 2000 Acker im Bezirke Westmoreland verbunden. Virginien hatte ihm als Zeichen der hohen Anerkennung für seine großen Verdienste und Anstrengungen 15000 Acker zwischen dem Muskingum und Großen Miami im heutigen Ohio geschenkt. Newjersey hatte ihm die lebenslängliche Nutzung der confiscirten Besitzung eines Lox übertragen, welche aber auf Steuben's edelmüthige Verwendung ihrem frühern Herrn zurückerstattet wurde. Die Städte Albany und Newyork verliehen ihm ihr Ehrenbürgerrecht und der Staat Newyork schenkte ihm ungefähr 16000 Acker in den kurz zuvor den Indianern abgekauften Ländereien. Als Steuben sich dort niederließ, wurden sie zu einer besondern Section erhoben und nach ihm benannt.

Nachdem Steuben seinen Abschied genommen, bezog er ein in der Mitte der Insel Newyork gelegenes Landhaus, das er den „Louvre“ nannte. Er stand mit seinen alten Freunden in regelmäßigem Briefwechsel, theilte sich an der Tagespolitik und schrieb Abhandlungen über Militärangelegenheiten und über die Milizen der Vereinigten Staaten. Noth und Armuth zwangen ihn bald, der Einladung seines alten Freundes und Adjutanten Walker zu folgen und dessen Haus zu beziehen; als dieser sich veränderte, mußte er sich mit einem gemietheten Zimmer begnügen. Dessenungeachtet bewogte er sich fortwährend in geselligen Kreisen und war, obschon aus Grundfaß ein hartnäckiger Hagestolz, ein großer Günstling der Damen. Wie er früher trotz seiner Strenge neben Lafayette unter den Soldaten am beliebtesten gewesen war, so genoß er auch jetzt unter allen Volksklassen eine große Popularität und wurde allgemein nur „der Baron“ genannt. Eine besonders hervorragende Stellung nahm er unter den Deutschen ein und bekleidete während seiner neun letzten Lebensjahre den Posten eines Präsidenten der deutschen Gesellschaft, welche den wohlthätigen Zweck hatte, arme Deutsche und deren Nachkommen zu unterstützen. In seinen politischen Ansichten war er entschiedener Föderalist und Anhänger der politischen Schule Alexander Hamilton's und wurde als solcher bei Gelegenheit von den Tageblättern der Gegenpartei heftig angefeindet. Die Legislatur von Newyork ernannte ihn zu dem Ehrenposten eines Regenten der Staatsuniversität. Als sich im Jahre 1788 seine persönlichen Verhältnisse sehr trübe gestalteten, beschäftigte er sich mit dem Plane, innerhalb der Besitzungen des Königs von Spanien eine militärisch organisirte Ackercolonie mit freien amerikanischen Institutionen zu gründen, und überreichte denselben dem spanischen Minister in Philadelphia. Dieser Entwurf ist in mehrfacher Beziehung höchst interessant, hatte aber natürlich keinen Erfolg. Als sich seine Ansichten besserten, widmete er seine ganz

Aufmerksamkeit der Urbarmachung und dem Ackerbau seiner eigenen Ländereien in Oneida County, wo er von nun an alljährlich mehrere Sommermonate unter ländlicher Beschäftigung und Plänen für die Zukunft im Kreise seiner Nachbarn und Pächter und in Gesellschaft seines Secretärs Mulligan verbrachte. Als im Jahre 1793 der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit England drohte, stellte er eine genaue Vermessung des der Stadt Newyork benachbarten Gebiets an und entwarf einen Fortificationsplan, der 14 Jahre später zu seinem ursprünglichen Zwecke benutzt ward. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde er an die Spitze eines neugewählten Verteidigungsausschusses berufen, in welcher Eigenschaft er das ganze westliche Staatsgebiet bis Fort Oswego und Stanwix untersuchte. Diese Inspectionstreife war der letzte Dienst, welchen Steuben seinem Adoptivvaterlande leistete. Am 26. November desselben Jahres traf ihn plötzlich am frühen Morgen der Schlag, obwohl er noch am Abend vorher sich vollkommen wohl gefühlt hatte und in der besten Laune gewesen war. Er erholte sich nicht wieder, sondern verschied ruhig am Mittag des 28. November. Zwei Tage darauf wurde er ohne allen Pomp, nur in seinen Soldatenmantel gehüllt, von North und Mulligan an einem von ihm angegebenen Orte in der Nähe seiner Wohnung beerdigt. Als später die Bewohner der Umgegend rückwärtslos eine Landstraße über seine Grabstätte hinwegführten, ließ Walker die Gebeine seines alten Freundes an einen passenden Ruheplatz bringen, dessen Unverletzlichkeit in mitten eines Stücks schönen Urwaldes bis heute durch eine bedingte Schenkung an eine benachbarte Baptistenkirche gesichert ist. Vor zwei Jahren erschien in einer deutschen Zeitung in Missouri ein Aufruf an die Deutschen in den Vereinigten Staaten zur Errichtung eines Denkmals für Steuben. Die Sache fand allgemeinen Anklang und es steht zu erwarten, daß diese Pflicht der Pietät gegen einen der würdigsten Mitbegründer der nordamerikanischen Unabhängigkeit nicht lange mehr unerfüllt bleiben wird.

Vorstehende Skizze enthält nur diejenigen Thatfachen, welche mit der Person Steuben's in unmittelbarem Zusammenhang stehen; ja selbst unter diesen hat des reichen Inhalts seiner organisatorischen Thätigkeit kaum mit einigen andeutenden Worten gedacht werden können. Die der allgemeinen Geschichte des amerikanischen Revolutionskriegs entlehnten Verbindungsglieder jener Thatfachen, welche der Biographie ihre künstlerische Einheit verleihen, mußten ebenso mit Stillischweigen übergangen werden, wie die mannichfaltigen anekdotischen Züge, welche dem ganzen Lebensbilde sein lebendiges Colorit geben. Müßten wir nicht zum Schlusse eilen, so würden wir mindestens die am Ende des Buchs enthaltene Charakterschilderung in ihren Hauptzügen wiederzugeben versuchen. Da der Raum dies nicht gestattet, so begnügen wir uns damit, diese sowie den ganzen übrigen Inhalt des vortrefflichen und höchst verdienstvollen Buchs dem Leser auf das angelegentlichste zu empfehlen und nur noch zwei unserer Ansicht nach vom Biographen nicht satifam hervorgehobene

Beobachtungen hinzuzufügen. Die erste ist die, daß Steuben sich auch durch seine freisinnige religiöse Anschauungsweise als ein echtes Kind der Aufklärungsperiode documentirt und hierin jedenfalls eine größere Wohlverwandtschaft mit seinem frühern Kriegsherrn als seinem spätern Oberbefehlshaber zeigt. Was die andere betrifft, so können wir nach dem lebhaften Genusse, welchen wir aus der Lectüre einiger der im Anhang mitgetheilten Briefe Steuben's geschöpft haben, nicht umhin zu bedauern, daß Steuben nicht selbst zur Feder gegriffen hat, um die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzuzeichnen. Abgesehen von dem historischen Werthe eines solchen Werks als Quellenchrift würde dasselbe, soweit Lebenswürdigkeit, Wiß und die Gabe leichter Gauserle in Frage kommen, eine wirkliche Bereicherung der schönen Literatur gewesen sein.

7.

Brachvogel als Romandichter.

Benoni. Ein Roman von A. G. Brachvogel. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1860. 8. 4 Thlr. 27 Ngr.

Wir zählen keineswegs zu den unbedingten Gegnern der Brachvogel'schen Muse; im Gegentheil, wir stoßen in allen Werken Brachvogel's nicht selten auf Stellen, die sympathisch in unser Herz greifen; und doch werden wir auch bei jeder seiner Dichtungen zur schärfsten Kritik herausgefordert. Das macht: Brachvogel's Dichtweise tritt nicht ganz anspruchslos auf. Was sagen wir nicht ganz anspruchslos, wir müssen sagen: seine dichterische Natur ist durch und durch anspruchsvoll, in einem Grade anspruchsvoll, daß sich der Widerspruch gegen die Tendenz der Werke wie gegen die Art der Ausführung eigentlich von selbst ergibt.

Da stehen wir vor diesem „Benoni“, schlagen den Anfang auf und sehen uns nach dem Ende um. Dort finden wir einen Prolog, hier einen Epilog, den einen in Versen, den andern in Prosa. Wer ist's, der an so ungeeigneten Stellen zu reden sich gedrungen fühlt? Ist's der Held des Romans? Ist's eine ehrenwerthe Person, wie sie weiland in Dramen aufzutreten pflegte, eine Person, die kommt und geht, das hochgeehrte Publikum auf das Folgende vorzubereiten und ihm für die bewiesene Theilnahme zu danken? Will uns eine der Musen selbst in gehobene Stimmung versetzen? Nichts von alledem. Der da kommt, das ist der Dichter selbst; er tritt vor mit schmerzlich erregtem Gesicht, macht eine tiefe Verbeugung und schreitet wieder ab. Da müssen wir denn zunächst fragen: warum diese Prologe, diese Epiloge? Findet nicht das in ihnen Gesagte vollständigen Platz in der Dichtung selbst? Das wohl. Aber über der Dichtung könnten wir den Dichter vergessen. Und das wäre traurig. Wir werden uns schon gedulden müssen; dieser Benoni ist ein Wesen, das wir nicht verstehen möchten, führte es uns der Dichter nicht zuerst an der Hand vor. Er nennt ihn, den Benoni, „Abglanz unserer Zeiten“, „Sohn der Schmerzen, Träume und Ibern“, bestimmt zum „Wallfahrtsgange empor zur Wahrheit“.

Was er ist, das wissen wir jetzt: Benoni — ein Sohn der Schmerzen. Aber wie, sind wir denn nicht alle Söhne der Schmerzen; alle, wir die wir jetzt leben, alle die vor uns lebten, alle die nach uns leben werden! Ein „neu Jerusalem“ verheißt uns der Dichter! Werden in dem neuen Jerusalem die Menschen nicht auch wieder Söhne der Schmerzen sein! Und wenn dem so, ist's nicht verwegen, sich vorzugsweise in die Stellung eines Sohnes der Schmerzen hineinzukokettiren? Der Dichter fordert uns auf, seinem Robinson vom „heutigen Schlage“ zu folgen, vielleicht sähen wir von „allerletzten Söhnen“ das „neue Jerusalem“, „wo alle Kämpfer finden ihre Kronen, und alle Kinder eines Vaters wohnen“. Wir thäten es mit dem freudigsten Willen, auch mit der Hoffnung auf Erfolg, spielte der Dichter die im Prologe eingenommene Rolle nicht auch in der Dichtung fort. Da ist fast kein Kapitel, an dessen Anfang er sich nicht mit uns ein Weilchen zu schaffen machte. Immer er, Herr Brachvogel, er als Benoni: der Dichter des „Narciss“ als Abglanz unserer Zeiten, der Dichter des „Benoni“ als Sohn der Schmerzen. Nun wissen wir zwar, daß jedweder Dichter von tiefer, unwandelbarer Ueberzeugung getragen sein muß. Er soll seiner Zeit den Spiegel vorhalten: so soll er auch seine Meinung unumwunden laut werden lassen. Und wir wissen noch mehr: es gehört Muth dazu, einen Stoff frisch aus der Gegenwart herauszugreifen, nichts Leichtes ist es, einen selbstgeschaffenen Stoff würdig zu gestalten, ohne daß nicht hundertfache und aberhundertfache Einwendungen erhoben werden könnten; wir wissen, daß viele nur deshalb auf den Dichter eines selbstgeschaffenen Stoffs herabsehen, weil sie die Schwierigkeit der Gestaltung an sich nie empfunden haben; wir wissen, daß die wirklich künstlerische Gestaltung eines der Gegenwart entnommenen Materials durch die Zersahrenheit unser socialen Lebens mehr und mehr leidet; wir wissen endlich, wie schwer die psychologische Entwicklung der Charaktere, wie aufreibend die dialektische Bewältigung des Stoffs und wie leicht sich der Dichter bei dem dialektischen Streben zu Uebertreibungen und Absonderlichkeiten fortreißen lassen kann. Dies alles wissen wir, dies alles machen wir entschuldigend für den Verfasser geltend. Noch mehr: wir freuen uns vieler glänzender Stellen seiner Dichtung, wir lassen seiner Phantasie Gerechtigkeit widerfahren, wir wollen öfter als einmal gerührt, erschüttert, hingerissen sein: und doch werden wir gegen die Dichtung im ganzen wie einzelnen unser großes Bedenken erheben. Das erste betrifft die Form. Der Verfasser hielt es nicht angemessen, seinem Stoffe in strenger objectiver Weise gerecht zu werden. Sehr oft macht er mitten in der Erzählung halt, beginnt ein neues Kapitel und haranguirt uns mit einem Vortrage über die politischen Verhältnisse. Die Handlung seines Romans spielt freilich unmittelbar hinein in die jüngste Vergangenheit; allein wir wollen die historischen Thatfachen sich entwickeln sehen und sie nicht im Feuilletonstile vorgetragen hören. Die Form der Dichtung leidet offenbar von des Dichters Docentenmiene so, daß wir durch die Zwiespältigkeit der Form höchst unangenehm

berührt werden. Aber ein weit größeres Bedenken erheben wir gegen den Standpunkt, welchen der Verfasser allem Thatfächlichen gegenüber einnimmt. Vom Dichter des „Narciss“ wird man nicht gerade Respekt vor dem Thatfächlichen erwarten; wir glaubten denn aber doch, daß Brachvogel das gesammte politische und sociale Ringen der Gegenwart nicht mit dem souveränen Selbstbewußtsein eines Narciss würde betrachten können. Wir haben uns darin sehr geirrt. Orleanisten und Bourbonisten, Republikaner und Bonapartisten, die Schwärmer für mittelalterliches deutsches Kaiserthum und die achtundvierziger Radicale, Demagogen und Jungdeutsche, Orthodoxe und Lichtfreunde: sie alle werden je nachdem abgefanzelt. Die Europamüden sind vornehmlich ein Dorn im Auge des Dichters. Er hätte nur pflichtmäßig weiter gehen und vom 7. März des Jahres 1856 erzählen sollen, von jenem Tage, an dem ein gewisses Drama „Narciss“ die Berliner zum ersten male in Ekstase versetzte. Wenn er seine Betrachtung vor einem Publikum ausspräche, daß einer durch aus krankhaften Dichtung zujubelte, wenn er das thäte, dann würde er auch darlegen können, wie seit dem 7. März 1856 an Stelle des jungdeutschen Welt Schmerzes und der Europamüdigkeit die weit gefährlichere der Planetenmüdigkeit getreten ist. Statt diesen Standpunkt des Nihilismus, diesen Standpunkt der geistigen Ohnmacht anzugreifen, betrachtet er unsere politischen Verhältnisse recht absichtlich von der hohen Warte der Planetenmüdigkeit.

Planetenmüde, was heißt das? Das heißt: ein Sohn der Schmerzen sein wie Narciss; das heißt: sich dieser selbstverschuldeten Schmerzen rühmen oder sich in das Schmerzbewußtsein hineinlügen; das heißt: nichts thun, damit es besser werde auf unserm Planeten, sondern nur die Thätigkeit der andern bekritteln; das heißt: nicht werth sein einer bessern thatkräftigen Zeit und trotzdem gleichnerisch von ewiger Sehnsucht nach dem Bessern reden. Planetenmüde sind sie alle, die als Narcisse mit unsern realen Verhältnissen, mit dem Thatfächlichen wie mit einer Pagode spielen und dann in ihrer Ohnmacht aus Fenster treten, um ihr namenloses Weh an die ewigen Sterne zu adressiren. Die ewigen Sterne! Wären es noch Planeten. Aber o nein, das Weh ist so unergründlich, die Sehnsucht so ewig, daß sie sich nur auf dem Sirius oder einem noch einige Meilen weitem Weltkörper erfüllen läßt. Da, inmitten einer Centralsonne möchten wir sitzen, unser Licht an Stelle des der Centralsonne setzen und so herableuchten auf den gebrechlichen Planeten, der sich Erde nennt.

Es klingt das vielleicht scherzhaft, und doch meinen wir es im vollen Ernste. Der Verfasser kann einmal nicht anders, als die politischen Verhältnisse vom Standpunkte des Nihilismus anzusehen. Die Kreuz und die Quer fallen Hiebe auf historische Persönlichkeiten. An einer Stelle freilich sagt er von seinem Helden: „Wie hoch herab hatte er oft über die Fragen der Menschheit, über den gewaltigen Ringkampf der Völker und Parteien, über die Wehen der Zeit geurtheilt und wie lüdenhaft, wie thöricht war sein eigenes menschliches Wesen.“ Nun, der

Dichter hätte sich die Erkenntniß des Venoni in etwas zu Ruhe machen sollen. Wir würden dann gewiß nicht Aphasen begegnen wie folgenden: „Die französische Republik pathetisch sterbend zu den Füßen eines Charlatans.“ „Seht“, ruft er anderswo aus, „jenes arroganteſte der Völker, das sich allein als die Menschheit nehmen möchte“ (Brachvogel spricht von den Franzosen), und an einer andern Stelle will er unser „geliebtes deutsches Volk“ mit ganz derselben arroganten Stellung beglücken. Wir enthalten uns jeder Randbemerkung darüber, daß Thiers schlichtweg „der Jämmerliche“, Napoleon III. „Archimimus des ersten Napoleon“, Girardin „der Stänker“ heißt; der Standpunkt des Nihilismus erfordert nun einmal ein berattigtes tabula-rasa-machen. Umsehen nur wollen wir uns in den politischen Ansichten Brachvogel's für unser „geliebtes deutsches Volk“ nach dem „neuen Jerusalem“, das im Prologe verheißen ist. Wir glauben ein Licht schimmern zu sehen, das nur aus dem neuen Jerusalem stammen kann. Das sechste Kapitel des ersten Bandes beginnt mit dem bekannten Briefe der Königin Luise, in dem das Eingeschlafen sein auf den Vorhern Friedrich's des Großen hervorgehoben wird; darauf heißt es:

Was den ahnungsvollen Geist dieser erhabenen Frau durchgitterte, war der Flügelschlag des Zeitgeistes. . . . Unter den Ibschleiern ihrer düstern Gegenwart entdeckte Luise's Mutterangst mit scharfem Auge die lange Kette von Kämpfen, das Gewirr wilder, reißender, zersehender und bauender Ideen, deren erste versöhnende Lösung sich 48 Jahre nach ihrem Tode erst langsam in jugendlicher Herrlichkeit verwirklichen sollte.

Jugendliche Herrlichkeit, rufen wir verwundert! Was denn für 48 Jahre? Wir müssen einmal rechnen. Königin Luise starb im Jahre 18 . . ! Dazu 48 Jahre. Wir kommen wol beim Jahre 1858 an, wol gar beim November 1858, wol gar bei einem bekannten Ministerwechsel im November des Jahres 1858?! Es ist nur gut, daß Brachvogel diese „jugendliche Herrlichkeit“ so genau kennt, sonst könnte jemand auf den Einfall kommen, ihm zu beweisen, daß die „jugendliche Herrlichkeit“, wenn man sich über sie nicht heillosen Täuschungen hingibt, nicht als das Einschlagen eines bestimmten Princips, sondern nur als die vorübergehende Aeußerung eines souveränen Willensactes zu deuten ist.

Doch vergessen wir nicht: wir suchten das „neue Jerusalem“ bisher nur aus den politischen Fanfaren des Verfassers zu gewinnen. Es fragt sich, ob die Idee der Dichtung nicht besser aus dem Lebensgange und den Handlungen des Helden hervorleuchte. Ja, handelte der Held nur wirklich, wäre Venoni nur nicht einer der eifrigsten Menschen, wäre seine Einseitigkeit nur nicht gleichbedeutend mit entseglückter Eigenliebe. Unklar über die Bedeutung unsers Lebens sein, vorbringen wollen bis zu den äußersten Grenzen der Erkenntniß und doch wie feige Materialisten vor den letzten Konsequenzen zurückbeben: das ist das Wesen Venoni's. In die Selbstgerechtigkeit, in die namenloseste Selbstüberschätzung hüllt sich der „Sohn der Schmerzen“ ein. Das ist denn auch ein schöner „Abglanz unserer Zeiten“, daß einer der Unserigen erst wie Robinson auf eine menschenleere Insel

verschlagen werden muß, damit er ein wenig Demuth lerne. Unendlich weise dünkt sich Venoni, sein Ringen und Streben scheint ihm Titanenarbeit, seine Individualität gilt ihm als so festgefügtes Ganzes, daß er davon auch nicht ein Aeltchen glaubt opfern zu dürfen. Und dieser selbe Venoni sinkt haltlos in sich zusammen, oder wie Brachvogel den Zustand mit einem neumodigen Ausdruck mehr als einmal bezeichnet, er „erschauert in sich“, als er auf der Insel Zeuge eines Erdbebens und vulkanischen Ausbruchs sein muß. Nicht früher, hier erst begreift unser Robinson vom neuesten Schlage, daß der Mensch mit all seiner Herrlichkeit doch nur einen geringen Bruchtheil des Weltalls ausmacht. Ein schönes Lob für uns, die edeln Kinder der Gegenwart: nur durch das unsichtbarste Naturereigniß können wir in etwas zur Aufgabe unsers Eigendünkels bestimmt werden. Da es noch bescheidenere Zeiten und bescheidenere Erdenkinder gab, da genügte das geheimnißvolle Rauschen des Waldes, die hehre Stille der Nacht, der feierliche Klang der Glocken, den Menschen über sich selbst zu erheben und mit heiligem Schauer vor dem Ewigen und Unendlichen zu erfüllen. Uns Söhnen der Schmerzen müssen erst Lavaströme hart an die Knochen rücken, auf uns muß ein vulkanischer Aschenregen herabfallen: erst dann werden wir allenfalls unserer menschlichen Schwäche inne. Die gewaltige Sprache der Natur, die aus dem Krater hervorbringt in Donnerstönen — und daneben der bekommene Ruf des „in sich erschauenden“ Abglanzes unserer Zeiten: fürwahr ein Gegensatz so grundlos, wie grundlos sind die Hausen von Gedankenstrichen, die wir fast in jedem Kapitel des Buchs mehrmals als Lückenbüßer hinnehmen müssen.

Sowenig sich die zerflossene Darstellungsweise in dieser Dichtung überhaupt rechtfertigen läßt, sowenig sich auch die drei Hauptpersonen zu concreten Figuren gestalten wollen, so vortrefflich springen einzelne der Nebenfiguren hervor, so reizend und glänzend sind einzelne Situationen ausgemalt. Was das Lebendige und Frische der Farben betrifft, stehen die Scenen voran, in denen der Maler Dagobert sein heiteres Blut und die Französin Mini ihr noch heitereres pulstren läßt. In einigen andern Scenen, namentlich den in Breslau spielenden, streift der Ton zu sehr an den der Klatschgeschichte. Auch der Eingang des Romans könnte etwas von der Welterschweifigkeit entbehren. Doch freuen wir uns des wackern Herrn von Wiebersdorf, der den Schäferknaben Gottlieb Trautmann neben seiner einzigen Tochter Dorothea erziehen läßt. Dorothea freilich, das Kind des Edelmanns, spottet anfangs und spottet nur des armen Knaben. Aber mit der aufblühenden Jungfrau bricht auch die Liebe zum jungen Theologen Gottlieb Trautmann hervor. Der alte Wiebersdorf redet kein unnützes Wort, als er von der Krankheit seiner Tochter und als Ursache die Liebe zu Trautmann nennen hört, ruhig geht er hin und legt die Hand seiner Tochter in die des ehemaligen Schäferknaben. Die Ehe indessen währt nicht lange. Dorothea stirbt im Wochenbette; „der Sohn der Schmerzen“, Venoni, hat ihr's angethan; ebenso sehr aber auch der Schred über

die Kugel, welche ihr Gatte im Duell von einem übermüthigen Studenten in den Leib erhalten. Ergreifend, tief und wahr, wie im Roman wol keine andere, gestaltet sich die Scene, als Trautmann heimkommt: sein Weib ist nicht mehr am Leben; es ist eine Scene, die besser als ein ganzer Roman beweist, daß Brachvogel trotz alledem und alledem ein reichbegabtes Talent genannt werden darf.

Begreifen läßt sich Trautmann's Haß gegen den Studenten und nachherigen Dr. Turner, er kann sich's ja nicht anders denken, als daß dieser schuld ist am Tode seiner Dorothea; ebenso begreifen läßt sich die Liebe Benoni's zu Turner's Tochter Magda, weniger dagegen das dämonische Element ihres Bruders Franz, und noch weniger begreiflich erscheint die Aitflugheit der drei Hauptpersonen Benoni, Magda und Franz. Magda spielt die Emancipirte, nach der Versicherung des Verfassers indessen nur in Gedanken, in der That soll sie nicht abirren vom Wege der echten Weiblichkeit. Sie könnte Benoni vielleicht wiederlieben, allein sie will, er soll denken wie er denkt; Benoni dagegen will, sie soll denken wie er denkt: kurz und gut, die beiden streiten hin und her ohne einander zu verstehen, legen sich selbst Hindernisse für ihre Liebe in den Weg (natürlich nur in Gedanken und mit Worten) und verbergen ihren Unverstand unter der Maske philosophischen Raisonnements. „Lerne warten“, ruft Trautmann seinem Sohne Benoni zu, nachdem er sich in die unvermeidliche Liebe seines Sohnes zur Tochter seines Gegners gefunden hat. Den beiden Liebenden bleibt nichts übrig als „warten zu lernen“, bis sie einander verstehen. Darüber freilich vergeht manches Jahr, darüber müssen die Hauptpersonen die Schauder der pariser Februarrevolution durchmachen; Magda muß die letzte Stütze in ihrer Mutter verlieren, sich als Erzieherin durchs Leben helfen und erst dann als reuige Sünderin zu Benoni's Vater zurückkehren, als Benoni, an einer wissenschaftlichen Seefahrt theilnehmend, auf eine menschenleeren Insel verschlagen worden. Die Wunder auf dieser menschenleeren Insel setzen nicht nur unsern Robinson vom neuesten Schlage in gerechtes Erstaunen, nein, sie würden selbst den echten Robinson vom alten Schlage, den Crusoe des Vater Campe sowol mit Wonne wie Grausen erfüllt haben. Denn Brachvogel entwirft von der menschenleeren Insel ein bezauberndes Bild, doch wahrscheinlich nur deshalb so großartig, weil er selbst nie eine sah, weil er selbst ein Erdbeben in nächster Nähe nicht erlebte. Die Phantasie des Dichters überfliegt Jahrtausende, das ist sicher. Kein Wunder also, daß auf der menschenleeren Insel ein vorsündfluthliches Thier, ein Riesenvogel von wenigstens 20 Fuß Höhe haust. Man denke sich die Angst des Sohnes der Schmerzen, als er dieses Ungethüm erblickt, und begreife hinterdrein seine namenlose Freude, da er es mit Hilfe seines Leidensgefährten Jorach erlegt. Die Haut soll mit nächster Gelegenheit nach Europa wandern. Welches Aufsehen wird die Entdeckung machen, welche Orden und Titel werden ihr folgen!

Wir erwähnten eben den Leidensgefährten Benoni's. Der Robinson vom alten Schlage wird es etwas unbillig finden, daß der Dichter seinen Sohn der Schmerzen in Gesellschaft eines andern auf die Insel verschlagen werden läßt; er wird sauer dreinschauen und meinen, ob das noch ein Robinson sei, der einen zweiten Robinson neben sich habe. Nun der Dichter glaubte es mit dem namenlos leidenden Benoni milde machen zu müssen; was wäre denn auch der Sohn der Schmerzen, hätte er nicht eine Seele neben sich, der er sein Leid anheingeben könnte.

Nach drei langen Jahren schlägt für Benoni die Erlösungstunde. Er kehrt als berühmter Naturforscher heim, findet seinen Vater, findet seine Magda noch am Leben; seinen Todfeind aber, den Bruder der Magda, findet er nicht wieder, der fiel in Paris auf der Barrikade. Dieser Franz Turner stand seiner Schwester fast wie ein Cäsar Vorgia zur Seite. Er liebte sie und haßte deshalb den Benoni als Nebenbuhler. Und widerst der dämonische Zug der widernatürlichen Liebe an, bis wir hinter das Geheimniß kommen: Franz ward als Sohn von Frau Turner untergeschoben (welch eine edle Frau diese Frau Turner!), er steht zu Magda in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse.

Jetzt, da den Liebenden kein Hinderniß mehr entgegensteht, da sie sich selbst keine Hindernisse mehr in den Weg legen wollen, bittet Benoni: „Schenk mir das letzte, was du hast — dich selbst. — Magda sah ihn mit großen Augen an und wurde leichenblau . . . und sank laut weinend vor übergroßer Seligkeit ihm an die pochende Brust.“

So schließt der Roman. Wir denken natürlich nicht anders, als daß die Vereinigung der beiden Folge des „Klugerwerdens mit den Jahren“ ist. Das dünkt uns eine leidlich praktische Moral. Der Dichter meint es anders. Gehe wir uns dessen versehen, stürzt er uns im Epilog kopfüber in ein Labyrinth von Widersprüchen. Ein Folioband ließe sich über die vier Seiten langen Phantasien des Epilogs schreiben. Möglich, daß sich auf dem Sirius die Widersprüche dieser Phantasien lösen lassen; auf unserm beschriebenen Planeten schwerlich.

Magda und Benoni sind nicht klarer in ihren Ideen geworden, sondern „an ihnen hat sich der Ringkampf zwischen Subjectivem und Objectivem, zwischen Allsein (Allsein?) und Sondergeist, Abhängigkeit und Freiheit, Herz und Hirn zu einem reinen Glücke versöhnt“. So soll sich auch die jetzige Zeit, unser Jahrhundert, seine Geschlechter und Völker, so unser „holdes liebes deutsches Vaterland“ zum irdischen Begriffe wahrer Freiheit erheben.

Es ist uns, als hätten wir diese und andere Expectationen schon irgendwo aus anderm Munde vernommen. Gewiß, wir irren nicht. Wir hörten sie von einem Manne, der in der Absicht, die Menschheit besser zu machen, par force besser zu machen, in Deutschland herumzog, die Hand auf die Häupter seiner Zuhörer legte und ihnen die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf der Schädelform und den Gesichtszügen erschloß. Aber

so maßlos und so widerspruchsvoll als Brachvogel griff er denn doch nicht in die Luft hinein. Er blieb seinem Wahlspruche: „Die Menschheit größer und besser durch die Liebe“, in jedem Momente getreu. Er trat nicht auf und verkündete: „Das Morgenroth der neuen Zeit ist da“ (bisher witterte man nur beschelden das Morgenroth); „schau nieder, lichter Geist der königlichen Pulverin (Luise), jetzt macht dein Volk dem alten Friedrich Ehre.“ (Mit Erstaunen zu bemerken: das ward geschrieben zur Zeit, da die Kanonen von Magenta und Solferino brüllten.) Welches ist denn das Ziel unserer Ehre? „Eine Wunderpalme des freien Volksglücks, ein Tempel der Zukunft, in dem alle friedlich beieinander wohnen.“ Friedlich beieinander wohnen kann man auch in einer polnischen Wirthschaft, wenn man sich nur genügen läßt. Läßt man sich aber nicht genügen, so hört man aus des Dichters Worten nur ein „tabula rasa“ heraus, während seine Lippen von Friede, Freude, Einigkeit überströmen.

Was heißt das: „Die Raben schreien! Die tausend Frintjahre sind bald vorbei, schon knirscht's und rollt's im Schoße des Kyffhäuser?“ Es heißt nichts, wenn man nichts dabei denkt; es heißt „tabula rasa“, wenn man wie ein Radicaler denkt. Das ist ja der Wahn des „lieben holden deutschen Volks“, und muß als solcher überall, wo es auch sei, als ein ceterum censeo ausgesprochen werden: es wähnt, ein großes einiges deutsches Vaterland sei auf friedlichem Wege möglich, wir könnten alle von der Eider bis zum Adriatischen Meere auf geschmackigem Wege unter einen Hut gebracht werden. „Lerne warten“, ruft Trautmann seinem Benoni zu. Statt der Epilogphantasien hätte Brachvogel seinem Volke auch ein „Lerne warten“ zurufen sollen. „Lerne warten“, das heißt: entslag dich vorläufig aller übertriebenen Gedanken von der zukünftigen Größe des deutschen Volks.

Mit der letzten Seite des Epilogs erklimmen wir die „allerlegten Höhen“, von denen uns versprochenemmaßen das „neue Jerusalem entgegenglänzt“.

Der alte, halbverlassene, halbvergessene Jugendtraum Germaniens wird wahr, der Traum von jenem großen einigen Lande — so lautet der letzte Abschnitt —, dem Paradies der Eichenhaine, in dessen Schoß nur eine Liebe zum Vaterlande, ein Haß, der alte deutsche Hermannshaß gemeinsam loht und dessen Söhne fortan im Denken und Empfinden ein starkes Volk von Brüdern!

Das also die Aussicht auf das „neue Jerusalem“! Der Hermannshaß in Verbindung mit der einen Liebe zum Vaterlande! Er gilt uns als der Rassenkampf, in dem das deutsche Volk jedenfalls unterliegt. Und nun dieser Rassenkampf ausgehend von einem im Denken und Empfinden starken Volke von Brüdern?! Es ist kaum glaublich, daß so widerspruchsvolle Worte niedergeschrieben werden können. Aber freilich wir Deutsche wollen ein großes und zugleich ein gutes Volk sein. Bis jetzt hat kein Volk diesen Widerspruch gelöst. Bis jetzt waren alle großen Völker eigenmächtig nach außen wie nach innen. Möglic, daß wir Deutsche das Problem lösen, daß wir vereint groß und zugleich gut sein werden. Aber glaube man die Lösung nur nicht schon in der Hand

zu halten. Vielleicht kann darüber der alte Barbarossa noch ein Jahrtausend ruhig schlafen. Vergessen wir nicht, daß wir bis jetzt aus dem Widerspruche des menschlich Großen und Guten nur ein justes milieu in der thatlosen Thätigkeit oder thätigen Thatlosigkeit während des Jahres 1859 gefunden haben. Wenn wir das bedenken, dann werden wir auch wol Brachvogel's „neues Jerusalem“ für das halten, was es ist: ein Trugbild.

Emil Müller-Samswegen.

Der Feydeauismus in Frankreich und Deutschland.

1. Katharina. Roman in vier Bänden von Ernst Feydeau. Aus dem Französischen. Berlin, Haffelberg. 1860. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Katharina von Overmeire. Studie von Ernst Feydeau. Zwei Theile. Berlin, Dieler u. Comp. 1860. 16. 15 Ngr.
3. Helene. Eine Warnungstafel vor der modernen Welt. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Berlin, Plahn. 1859. 8. 22½ Ngr.

Wir haben es hier mit einer nicht wenig traurigen Erscheinung in der Literatur zu thun, einer um so traurigern für Deutschland, da sie für dieses nicht eigentlich original, sondern aus jener Nachahmungswuth hervorgegangen ist, welche auch die verderblichsten pariser Giftpilzungen sofort auf deutschen Boden verpflanzt, in der, wie es leider scheint, richtigen Speculation, daß diese Auswüchse auch auf deutschem Boden und zunächst dem berliner Wurzel fassen werden. Wir nennen diese Krankheitserscheinung der Kürze wegen den „Feydeauismus“. Es handelt sich hierbei um Ernst Feydeau's Romane, ihre Uebersetzungen und Nachahmungen. Wir haben Feydeau's frühere Producte „Fanny“ und „Daniel“ schon in Nr. 27 d. Bl. f. 1859 zu charakterisiren versucht. Das Original der ersten hat in Paris nicht weniger als vierzehn, die im Haffelberg'schen Verlage erschienene deutsche Uebersetzung vier, die Uebersetzung des „Daniel“ zwei Auflagen erlebt, ungerchnet die andern Uebersetzungen, die von beiden erschienen sind. Die Haffelberg'sche Verlagsanbahnung fährt fort, beide Romane namentlich wegen ihres simulirenden Inhalts zu empfehlen. Von der „Fanny“ heißt es in der Buchhändleranzeige: „Selten ist die romantische Anschauungsweise der Liebe mit all ihrer Sinnlichkeit so wahr in einem Roman aufgetreten“, und vom „Daniel“ heißt es: „Gleichwie die übrigen Romane des so rasch zu Ruhm gelangten Autors ist auch dieser reich an pikanten, sinulich aufregenden, effectvollen Scenen, und erfüllt in hohem Grade die Erwartung, die der Leser an den Namen des Autors der „Fanny“ knüpft“ — nämlich die Erwartung, daß es darin an Escivitäten und Ruditäten oder doch schlüpfrigen, die sinnliche Begier auffachselnden Scenen nicht fehlen werde. Ist nicht eine öffentliche Bücheranzeige, die sich ungeschert auf ein solches Motiv stützt und es in den Vordergrund stellt, für unsere Sittenzustände höchst charakteristisch? Unter einem recht patriarchalischen Regiment, in Neapel etwa, wo z. B. solche Bilder, welche unbescheidete Götinnen u. dgl. darstellen, aus den dem allgemeinen Besuche geöffneten Räumen des Museums in ein Geheimcabinet verwiesen sind, würde eine solche Annonce freilich nicht geduldet werden; anders in Preußen, in dessen Metropole und zwar am besuchtesten Punkte der Stadt die Standbilder unbescheideter Männer aufgestellt wurden, gewissermaßen als Musterbilder, nach denen sich die berliner Mütter bei der Hervorbringung ihrer Knaben künftig zu richten haben. Auch ist ja ohnehin den Kleinen alles rein und den Nackten alles nackt, auch wenn es Kleider trägt. Als Freund der Oeffentlichkeit, dieses wenn auch allmählich, zuletzt aber doch gründlich wirkenden Universalmittels haben wir übrigens für unsere Person nichts dagegen, daß solche Anzeigen veröffentlicht

werden, wir bedauern nur, daß sie veröffentlicht werden können, daß sie sich nicht von selbst verbieten. Wir glauben nicht, daß bei dem gegenwärtigen Sittenzustande in England jemand ein Buch öffentlich in dieser Weise zu empfehlen wagen oder es dadurch besonders empfohlen zu haben glauben würde. Im übrigen ist jene Offenheit doch immer noch der verblühten Redensart vorzuziehen, womit früher französische Verleger irgendetwas ihrer zweideutigen Verlagswerke zu empfehlen wußten, nämlich der Redensart: „Züchtige Frauen werden vor diesem Buche gewarnt!“

Es hat, man weiß es, bei allen Völkern und zwar gerade zur Zeit ihrer höchsten geistigen Entwicklung und Kunstbildung, eine frivole, lüsterne und lascive Literatur gegeben; aber sie war in früheren Zeiten mehr ein Separatvergnügen der exclusiv vornehmen Klassen und drang weniger ins Volk, wie dies auch in dem hauptsächlich auf Feydeau bezüglichen Aufsatz „Unzüchtige Literatur der Franzosen“ in Nr. 17 des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bereits treffend hervorgehoben ist. Die Bücher waren theurer; es bestanden noch keine Leihbibliotheken; man las überhaupt weniger. Heutzutage verschlingt das Nähmädchen ihren Feydeau ebenso gut wie die Gräfin, was übrigens wieder zur demokratischen Nivellirung der Stände bei den modern civilisirten Völkern wesentlich beiträgt; denn zuletzt besteht der Unterschied doch in nicht viel mehr als in gewissen Keuschlichkeiten, im Grade, nicht im Wesen der Bildung, da durch die Lectüre dieselbe Empfindungs- und Anschauungsweise unter den verschiedenen Ständen verbreitet wird. Eine Baroness kann sich jetzt kaum noch rühmen, in der Liebe exclusiver und aristokratischer zu fühlen, als irgendein Bürgermädchen, eine Tochter aus dem Volke, bis zum „Nästküchen“ und zur Stubenmamme herab. Wer jetzt Jürge oder Löffel statt Bruno oder César heißt, wird schon deshalb allein heutzutage Mühe genug haben, unter den bürgerlichen Minonas oder Theodoras eine zu finden, welche sich so weit herabläßt, einem jungen Manne mit so plebejischem Namen die Hand zu reichen. Das feine und sublimirte Gift in den Romanen, wie diejenigen Feydeau's, dringt sogar tiefer und verderblicher in das Herz eines weiblichen Geschöpfes aus niederm Stande, weil dieses Herz unbewachter ist und sich den Eindrücken leichter gefangen gibt. Dafür aber, daß dieses Gift recht allgemein verbreitet werde, ist schon durch die wohlfeilen Uebersetzungen dieser ohnehin wenig umfangreichen Bücher mit lieberlichem Druck auf grauem Papier hinreichend gesorgt, und bekanntlich schämen sich auch unsere Aristokratinnen nicht, so ärmlich ausgestattete Bücher in die Hand zu nehmen. Alles was sie am Körper tragen, alle noch so unnützen Tandeleien mögen so theuer sein als sie wollen; nur die Bücher müssen sie so wohlfeil als möglich haben. Am liebsten aber schicken sie bekanntlich zum Leihbibliothekar statt zum Buchhändler, selbst auf die Gefahr, an einem Einbände, den kurz vorher eine Krämerfrau betastet, sich die feinen aristokratischen Händchen zu beschmutzen. Andere Damen vornehmen Standes beschränken sich sogar nur auf die Lectüre derjenigen Bücher, die ihnen von Zeit zu Zeit von ihren Anbetern als Geschenke verehrt werden, und der größere oder geringere Umfang ihrer Lectüre wird sich dann nach der größern oder geringern Zahl ihrer Anbeter und Verehrer richten. Nun diese Damen werden, wenn sie überhaupt den Feydeau lesen wollen, doch in die Leihbibliothek schicken müssen; denn es läßt sich doch kaum denken, daß ein Gourmacher so dreist sein sollte, seiner Angebeteten einen Feydeau'schen Roman zu schenken, es sei denn im französischen Original; denn in französischer Sprache liest sich vergleichen ganz anders, was man auch in der That bei der Beurtheilung der Feydeau'schen Romane in Anschlag bringen muß. Jede Nation und jede Sprache hat eben ihren eigenen Sittencoder, gegen den man selbst in seinen eigenartigsten Bestimmungen doch immer etwas Respekt und Rücksicht üben muß. Daß über einen seit Jahrhunderten schlüpfrigen Boden wie Paris von Zeit zu Zeit auch ein schlüpfriger Roman hinweggleitet, kann nicht wunder nehmen. Wirklich würden wir auch über die Feydeau'schen Romane minder rigoris-

fisch urtheilen, wenn sie blos in französischen Ausgaben ausschließlich für die französisch Gebildeten beständen, wenn man sie nicht in unser ehrliches und größeres Deutsch übertragen und dem großen deutschen Publikum zugänglich gemacht hätte. Ueber einen schlüpfrigen chinesischen Roman würden wir uns nicht zu erzürnen brauchen, solange er im Kreise der Chinesisten bliebe, ja er würde uns sogar von sittengeschichtlichem und ethnographischem Interesse sein; wollte man ihn aber in deutschen Volksausgaben verbreiten und dabei so dreist sein, ihn gerade wegen seines schlüpfrigen Inhalts dem deutschen Publikum zu empfehlen, so würde man gegen eine solche Speculation mit Recht Verwahrung einlegen, auch wenn sie zu nichts half.

Gefehen müssen wir übrigens, daß der neueste Roman Feydeau's: „Katharina“, dessen bei Haffelberg erschienene deutsche Uebersetzung sehr bald die zweite Auflage erlebt hat, nicht so stark in das eigentlich schlüpfrige hinüberspielt wie namentlich „Fanny“. Leserinnen dürfte er jedoch gefährlicher sein als Lesern, da darin mehr die sinnliche Begier des Mannes als die des Weibes zur Darstellung kommt; denn schon aus Neugier läßt sich jedes der beiden Geschlechter lieber in die sinnlichen Triebe und die Verführungskünste des andern einweihen, als in die des eigenen. Auch „Katharina“ behandelt eine Verführung; und noch dazu Ehebruchsgeschichte, ja; aber der Verführer des Mädchens erscheint wenigstens dem Manne in der abschreckenden Gestalt eines so durchaus gemeinen, herzlosen und schurkischen Knecht, daß der Leser, der ihm trotzdem zu seinem Erfolge bei Katharina Glück wünschen und namentlich seine spätere Handlungsweise sehr in der Ordnung finden sollte, gerade ein ebenso grundverderbtes Subject sein müßte, wie dieser Graf Goyl. Es ist kein Zweifel, daß in Feydeau auch etwas Ebleres lebt, und es ist sogar sehr möglich, daß er sich wirklich nach französischem Moralbegriff einbildet, zugleich auch einen sittlichen Zweck zu verfolgen. Jetzt möchte er vielleicht auch gern seine allzu schlüpfrige Manier mit einer minder lasciven vertauschen; denn seine beiden neuesten Romane, die außerdem auch andere als das bloße Geschlechtsverhältniß behandeln, sind an verführerischen, mit raffinirtem lüsterne Pinsel gemalten Szenen und an verderblicher zweideutiger Sophistik der Leidenschaft keineswegs so reich als „Fanny“. Die Leidenschaft ist in der „Katharina“ viel mehr ins Grobe gemalt, und wenn mancher junge Mann von lebhafter Phantasie bei der Lectüre des Feydeau'schen Erfindungsprodukt sich es als ein reizendes Glück ausmalen könnte, von einem Weibe wie Fanny umstrickt und umspinnen zu werden, so wird doch kein junger Mann von Herz und Gemüth Gefallen an der Lage und dem Glück dieses belgischen Grafen finden, welcher sich seines jungen unerfahrenen Opfers halb durch Beschwörung halb durch Gewalt bemächtigt, welcher Katharina ver schwört, daß er verheirathet und Familienvater sei, welcher ihr die Ehe verspricht, welcher sie fast mit Gewalt in einem seiner Schloßer festhält und ihre Sinne durch ein elendes Mittel aufzuregen weiß, welcher, nachdem er seinen Zweck erreicht, unter den infamsten Lügen seinen Umgang mit ihr verleugnet, sein Kind verleugnet, ja sich vor Gericht weigert, etwas für sein Kind zu thun, weil, wie ihm sein Advocat zuflüstert, „dies einen Präcedenzfall gegen ihn bilden würde“.

Die Art, wie der Graf Goyl sein armes Opfer nach Prophyphete's Worten „zurichtet“, d. h. verführt, ist merkwürdig genug und echt Feydeauisch, weshalb wir die betreffende Stelle, übrigens die einzige der Art im Buche, das daher die Erwartungen mancher Unerfättlichen sehr täuschen dürfte, zur Kennzeichnung seiner Manier hierher setzen. Katharina, aus einem langweiligen Mädcheninstitut bei Brüssel von dem Grafen während einer längern Reise seiner Gattin entführt, zeigt sich gegen ihn aufs äußerste kalt und spröde; sie fühlt sich von seinem ganzen Wesen abgestoßen, und der Graf sieht nun kein anderes Mittel, als — man höre! — „zur Literatur seine Zuflucht zu nehmen“. Der Verfasser fährt fort: „Katharina war überzeugt, daß alles Gedruckte wahr ist, und der Graf, der in den Classikern wohl erfahren war, überlegte erst lange Zeit, welches Buch

er zweifelsprechend wählen solle. Endlich fand er ein kleines, ganz kleines, ein Meisterwerk von Anmuth, süßlich von wollüstiger Glut durchtränkt und von den vergiftenden Blüten ganz griechischen Geistes durchduftet. Es war das Schäfergebieth des guten Longus vom braven Amyot übersetzt. Bei fast jeder Stelle hielt Katharina inne, um Erklärungen zu verlangen, denn ihre Kenntniß von der Mythologie waren äußerst nonnenhaft. Dieser Amyot — sagte der Graf arglistig — war ein Bischof, und was er geschrieben hat, dem muß man Glauben schenken. Aber Katharina hörte das kaum. Sie saß am Fenster, sodaß die Sonne ihr den Rücken beschien, sie mit einem Gewölk von Licht umgab und ihr Gesicht in Halbschatten setzte, der ihr Geröthen barg. In der weißen Hand hielt sie zitternd vor Aufregung ein in gelbem Maroquin gebundenes Buch mit Goldschnitt und Verzierungen, und wenn sie mit dem Finger eine Seite umdrehte, schaute sie nach allen Seiten hin, als ob sie sich ängste. Endlich wurde sie unwillig und schickte den Grafen auf sein Zimmer. Aber am Abende... hatte der Graf nichts mehr zu wünschen."

Es war sehr unverschämmt vom Grafen, zu diesem Mittel seine Zucht zu nehmen, aber noch unverschämter ist es gerade von Feydeau, die Literatur als eins der unter dem Namen Apophorica bekannten erotischen Mittel figuriren zu lassen, da er doch selbst auf diesem Gebiete so Erlebkliches geleistet und den „guten“ Longus und den „braven“ Amyot darin wahrscheinlich übertroffen hat. Darum sagte Feydeau nicht: „Endlich fand er ein kleines, ganz kleines Buch, ein Meisterstück von Anmuth, süßlich von wollüstiger Glut durchtränkt und von den vergiftenden Blüten ganz parisischen Geistes durchduftet. Es war die „Fanny“ des guten Feydeau von einem braven Anonymus ins Deutsche übersetzt."

Es heißt nun im Roman weiter: „Am andern Morgen beging er die Abscheulichkeit, schmerzhaft zu ihr zu sagen: Jetzt können Sie sich als verheirathet betrachten. Aber Katharina verstand nicht den hinter diesen Worten versteckten Spott, sondern schämte sich und war betrübt. Nun, mein Gott, sagte der Graf wie kann man sich um solche Kleinigkeiten Kummer machen? Bist du etwa von den andern Frauen verschieden? Alle haben das durchmachen müssen, meine Liebe. Es muß dich trösten, daß du jemand glücklich gemacht hast." Nicht wahr? ein Ausbund von Gemeinheit, dieser Graf Goyf! Doch dies will noch alles nichts gegen die Nichtwürdigkeiten sagen, deren er sich später schuldig macht und deren wir andeutend schon oben gedacht haben.

Katharina, von ihrem Verführer, dem ehebrecherischen Grafen im Stich gelassen, von ihrer Mutter als illegitimes Kind und wegen anderer Umstände von Geburt an geübt, für ihren Vater, der plötzlich wieder in Brüssel erschienen ist und als Dominicaner und Bußprediger eine große Rolle spielt, ein Gegenstand ewigen Wortwurfs, ist doch zu gesund und natürlich, um sich der Verzweiflung zu überlassen. Sie ernährt ihr Kind und zulezt eine alte, sie zärtlich liebende Großmutter, freilich unter den härtesten Entbehrungen, durch ihrer Hände Arbeit. Aber Feydeau hat bei allen Fehlern doch das Herz eines Franzosen, das unter Umständen weicher und generöser sein kann als das eines Deutschen; er läßt seine Katharina nicht untergehen. Neben ihr weicht ein Maler aus Paris, Marcel, dessen Bilder in Frankreich sehr gesucht sind und der Brügge zu seinem Aufenthaltsort gewählt hat, weil er die Flämänder für das einzige künstlerische Volk hält, das jetzt noch existirt. Er sagt hierüber: „In dem ganzen Lande, das Meer und die Schelde entlang, vom Eiden bis zum äußersten Norden Hollands, vom Hennegau nach Brabant bis an die Grenzen des Deutschen Bundes versteht sich jeder Mann auf Malerei, hat Achtung vor ihr und das ist es, was mich erquickt. In Antwerpen stehen nur zwei Statuen auf den öffentlichen Plätzen, dies sind aber nicht, wie überall anderwärts, Bildsäulen von Grobherren, sondern von Malern. Antwerpen, diese Stadt von Kaufleuten, hat Rubens und van Dyck fürstliche Ehren angebreiten lassen. Während der übrige Theil von Europa kauft, verkauft, fabricirt, Landbau treibt, spe-

cultet, Geld anhäuft, Lollheiten macht, revolutionirt und sich gegenseitig todt schießt, bewahrt man hier die Gemälde großer Meister, kauft sie in Familien auf, empfunden sie, weidet sich an ihnen, liebt sie. Und welche Bilder! Jedermann, sogar die Weiber, weiß ihren Werth zu schätzen, der kleinste Fischhändler weiß, wer Leniers und Quintin Messis war. Die unwissendste Nonne hebt die Nase empor, sobald man in ihrer Gegenwart den Namen von Hans Memling ausspricht. Und dann findet man hier zu Lande noch ehrwürdige Denkmäler, ja sogar ganze Städte, die eine Welt von Kunst enthalten. Sehen Sie nur Brügge an, die letzte wirkliche gothische Stadt, es ist ein wahrer Diamant, und ich wünsche nur, daß man an ihr nicht frevelhafte Neuerungen versuche."

Marcel, der von ihren Schicksalen unterrichtet ist, beobachtet die fleißige Katharina, die nur für ihr Kind lebt; er bietet ihr an, ihm täglich vier Stunden Modell zu stehen, wofür sie monatlich 200 Francs beziehen soll. „Sie sollen!“, fügte Marcel hinzu, „Ihre Schultern kaum so entblößen als die Herzoginnen in meinem Vaterlande, wenn sie zu Ballen gehen. Auch soll Ihre Großmutter stets zugegen sein." Als später der Advocat des durch traurige Familienerenignisse schwer gezeugten Grafen bei Katharina erscheint und ihr erklärt, die Frau Gräfin, durch den Dominicaner, ihren Beichtvater, von allem unterrichtet, wolle das Unrecht ihres Gemahls wieder gut machen, Katharina solle ihrem Kinde auf ewig und Nimmerwiedersehen entsagen, dafür werde das Knäbchen des Grafen Namen und Titel tragen und sein ganzes Vermögen erben; und als sich Katharina dessen aufs entschlossenste weigert, und als nun der Advocat impertinent wird und droht, der Herr Graf werde seine Rechte an dieses Kind, dessen Vater er sei, geltend machen: da tritt Marcel aus dem Hintergrunde hervor und erklärt: „Dieses Kind, welches der Graf Goyf faulen will, ist nicht von ihm, das hat er selber vor der Behörde erklärt und Ihnen kann das nicht unbekannt sein, denn Sie waren sein Zeuge und Rathgeber. Dieses Kind ist mein und ist kein Bastard, wie Sie frecherweise zu sagen belieben, oder vielmehr, es wird aufhören es zu sein, denn in vierzehn Tagen heirathe ich Fräulein Obermeier und legitimire so unser Kind." Es wurde Katharinen sonnig im Herzen, bürmisch warf sie sich in Marcel's Arme und während sie weinte, kam die Gräfin Meesterse, auf ihren Stod gestützt, trippelnd hinzu" u. s. w. Der Advocat ist anfangs sehr verdußt, aber ein Mann wie er weiß sich stets sehr bald zu fassen; er hilft sich mit einer Bosheit und sagt höhnisch zu Marcel: „Sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie anderer Leute Kinder mit Ihrer Namensunterschrift versehen." „Es ist immer noch besser, als die seinigen verleugnen", antwortete der Maler, ehrenwerther jedenfalls! Aber jetzt fort mit Ihnen, denn der Anblick einer solchen Brut, wie Sie sind, beleidigt das Auge eines Mannes."

Man hat diesen Schluß in Deutschland unzulässig gefunden; man hat gesagt, Katharina komme so um die ihr nöthige Buße. Ist sie aber für ihren leichtsinnigen Jugendfehler nicht genug gestraft worden durch die brutale Behandlung selbst ihres Verführers, durch die Folterqualen, die ihr die peinlichen Verhandlungen vor Gericht bereiteten, durch Noth und Entbehrung, Arbeit und Mühsal, durch Selbstvorwürfe und die Misachtung der Welt, die so leicht verdammt und so schwer verzeiht? Welche weitere Buße will man noch von Katharina? Untergang im moralischen und materiellen Elend? Zuchthaus? Ausstellung am Pranger? Selbstmord? Man hat sich hierbei auf die Schwere des christlichen Sittengesetzes berufen; aber Christus war nicht nur das Urbild der Sittenstrenge, sondern auch der Sittenmilde; er kannte die Gebrechlichkeit und Hilfsbedürftigkeit der menschlichen Creatur; er verzieh sogar der Ehebrecherin, über welche die heuchlerischen Pharisäer ihr Peter riefen; er wußte, daß wir, der eine in dieser, der andere in jener Art, allzumal Sünder sind und daß im Himmel über einen Sünder, der Buße gethan, mehr Freude sein werde als über hundert Gerechte. Wahrlich, Vorgänge auf Vorgänge beweisen, daß die Gesellschaft bis in die höchsten Kreise hinauf und bis in die tiefsten Schichten hinab

voll von Sünden steckt, von denen vielleicht die schlimmsten, von mächtiger Hand geschützt, gar nicht zu Tage kommen, bis sie sich etwa an nicht mehr zu verwischenden Blutspuren mehr ahnen als erkennen lassen, und man will, daß gerade an einem so armen, betrogenen, mehr bemitleidenswerthen als sündhaften Geschöpf wie Katharina ein recht in die Augen fallender Strafact, wenn auch nur in effigie eines Romans vollzogen werde, damit, nachdem dies geschehen, tausend andere um so gemächlicher fortzünbigen und namentlich alle Grafen Goyf ungestraft aus-gehen.

So viel wird man Feydeau zugestehen, daß er Talent besitzt, welches er uns in diesem Roman zum Theil besser angewandt zu haben scheint als in dem durchweg wüsten „Daniel“ und in der durchweg fein lästernen „Fanny“. Zwar enthält „Katharina“ manche durch ihre Roheit empfindenden Scenen, die aber stets mit großer Kraft und Plastik geschildert sind und unwiderstehlich fesseln, wie gern man sich auch von ihnen abwenden möchte. Reizend und gemüthlich dagegen ist die ganze Atelieridylle zum Schluß; der Dominicaner, der zur Buße mahnt und selbst der Buße am meisten bedarf, ist ein eigenthümlich gezeichneter, umwollter Charakter von bedeutender Wirkung und manche Schilderungen aus der alten Stadt Brügge und dem Interieur ihrer Häuser und Kirchen erinnern durch die sorgfältige malerische Ausführung der Details an die Architekturstücke und Interieurs der altniederländischen Maler. Das Ganze hat Fluß, Leben und leichte Bewegung und was das natürliche Feuer der Conception betrifft, so könnte Feydeau damit ein Duzend namhafter deutscher Romanschriftsteller versorgen. Schade um die Richtung, die sein Talent eingeschlagen! Denn ewig nur Verführungsgeschichten schreiben ist doch ein trauriges Geschäft; leider ist dies aber seine „Specialität“, welche sein Publikum immer wieder von ihm verlangen wird, ebenso wie das römische von Ovid immer einige lascive Liebesgeschichten und das deutsche von Wieland einige lusterne Situationen und von Feine cynische Skandalosa erwartete und verlangte.

Wie in Deutschland alles, was im Auslande einiges Aufsehen erregt, seine Nachahmung findet, so hat auch Feydeau's „Fanny“ in Berlin eine Copie erlebt, die obengenannte Erzählung „Selene“. Manier, Composition und Handlung sind fast ganz dieselben, soweit sich eben ein Copist die Eigenschaften seines Originals anzuweignen vermag. Es fehlt fast nur die lusterne Scene, welche dem Helden in dem französischen Roman Anlaß gibt, sich in den Kopf zu setzen, daß er auf den Ehemann seiner Geliebten eifersüchtig zu sein und seine Geliebte eines Treubruchs zu zeihen Grund habe. Die deutsche Fanny ist übrigens mehr bloße Kokette und Buhlerin, die mit dem schwach sinnigen Oskar nur ihr vorübergehendes Spiel treibt; er muß ihre Günst nicht bloß mit ihrem Gatten, sondern noch mit andern Liebhabern theilen. Dadurch wird das Ganze roher, vielleicht auch ehrlicher. Der anonyme Verfasser nimmt für sich eine moralische Tendenz in Anspruch; er versichert im Vorwort, das Buch beruhe auf Wahrheit, und er fährt dann fort: „Es ist kein Roman, es ist die Aufdeckung eines socialen Schadens. Es ist ein Spiegel gewisser Kreise der modernen Gesellschaft. Die Frauen höherer Stände, die durch die Günst der Verhältnisse der häuslichen Arbeit überhoben sind, machen von der Gelegenheit und dem schönen Vorrecht, welches ihnen die fortgeschrittene Cultur und Humanität eingeräumt, von dem Vorrecht, dem Manne immer ähnlicher zu werden und ihren Geist desto reicher auszubilden, je weniger körperlichen Anstrengungen sie unterworfen sind, einen schlechten Gebrauch. Freilich thun Geld- und Convenienzheirathen das Ihre, Mißbehagen, Langeweile und Gleichgültigkeit gegen Verebelung echt menschlicher Triebe zu erzeugen. Welch herrliches Mittel ist „das Wohltun“ gegen Müßiggang! Da wird das Herz in Anspruch genommen und der Geist dazu. Beide lehren durch den Anblick fremder Noth in sich, lernen fühlen und denken und sich erheben zu dem einzigen Adel, dessen Wappen ewiger als die Sonne

glänzt. Wem fehlt, zumal in einer volkreichen Stadt, die Gelegenheit, wohlzutun? Er braucht sie gar nicht mit Strapazen aufzusuchen, wenn er nur die Spur des Elends weiter verfolgt, welches auf Straßen und Gassen zu ihm emporsteht oder demüthig an seine Thür klopf! Aber reiche Häuser halten Portiers, die der Armuth das Schloß am Portal zeigen: Bettlern, Hausknechten u. s. w. ist der Eintritt verboten, und reiche Leute gehen sehr selten aus, sie fahren meist, und die sehnstüchtigen Blinde Hülfsbedürftiger halten rollende Räder nicht auf.“

Schon nach dieser Stelle zu urtheilen, gehört der Verfasser schwermüthig zu den ungeübten Neulingen, wie auch aus mancher andern Stelle des Buchs hervorzugehen scheint. Der Held oder Nichtheld des Romans, Oskar, ist nämlich auch ein angehender, überspannter Dichter ins Blaue hinein, bietet seine Gedichte einem Verleger an, erhält sie aber mit einem Begleitschreiben des Buchhändlers zurück, worin die Schwächen und Gebrechen seines Manuscripts so verständlich, klar und eingehend aufgezählt waren, „daß (gesteht Oskar) alle Eitelkeit zurücktreten und ich dem Mann beipflichten mußte: er hat Recht. So bornirt war ich denn doch noch nicht, zu glauben: man fürchtet mich und will mich nicht aufkommen lassen — ein Gedanke, den viel Gedenden der Literatur sich und andern gern in den Kopf setzen.“ In einem solchen Tone spricht in der Regel nur ein Autor, dem ein längeres schriftstellerisches Wirken Gelegenheit gab, an solchen „Gedenden der Literatur“ eigenthümliche Erfahrungen zu machen.

A. M.

Notizen.

Literarisches aus der „guten alten Zeit“.

In Nr. 4 d. Bl. war in der Notiz „Leipzig und die deutschen Dichter“ darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Bevölkerung von Leipzig wol für die Ruft und die Ruftmeister besten, aber für die Dichter, die in seine Mauern verschlagen wurden, von jeher um so schlechter geforgt habe. Es gibt ja doch eine merkwürdige Ausnahme; von einem Dichter wird nämlich erzählt, daß er das Glück, das er in Leipzig gemacht, gerade seiner Dichterei verdankt habe. Dieser Dichter war Christian Friedrich Heintze, pseudonym Picander (geb. 1700 zu Stolpen, gest. 1764 zu Leipzig), der in Leipzig Oberpostcommissarius war und 1740 noch die Kreis-Landsteuer- und die Transporth-einnahme zu Leipzig nebst der Weininspection erhielt. Jördens bemerkt: „Zu allen diesen Aemtern war ihm die Dichtkunst behülflich.“ Dieser Umstand beweist, wie erbärmlich es mit dem Geschmade der Leipziger in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, ja bis 1750 gestanden haben muß; denn Heintze's aus fünf Bänden bestehende Sammlung von Gedichten („Picanders bis anhero herausgegebene ernst-scherzhaft und satirische Gedichte“ u. s. w.) erlebten noch in den Jahren 1748—51 eine vierte Auflage. Man braucht bloß einige Gedichtüberschriften zu nennen, um Jördens' Behauptung: „Durch geschmacklosen Witz und grobe unfittliche Scherze suchte er die rohern Seelen zu vergnügen, und dies gelang ihm trefflich“, für nicht zu übertrieben zu halten. Da finden sich die Ueberschriften: „Die neue Tarordnung der Liebe“; „Neuverfaßte Postordnung der Liebe“; „Die Kunst ein Frauenzimmer verliebt zu machen“; „Das E'hom-drespiel der Liebe“; „Die Kunst zu küssen nebst einem Unterricht von allen dabei vorfallenden Umständen“ u. s. w. Sein „Der Frauenzimmer Taschentaler auf das Jahr 1731“ enthält unter andern folgende in Kupfer gestochene unsaubere Allegorien nebst Unterschriften: „Augustus. Ein Frauenzimmer im Hemd sucht Flüße, die ein Satir auf dem Ambos todtschlägt: Amare lues inimica puellis“; „October. Drei Jungfer schlagen sich um ein paar Junggesellenhofen: Tanquam pro aris et focis“; „November. Ein Frauenzimmer sniet nackt vor dem Bette und verrichtet das Andreasgebet: Nil nostri miserere“ u. s. w. Dieser wahrhaft schenßliche, eine tiefe Sittenverderbnis bekundende Geschmack war besonders in den Hof- und Adelskreisen herrschend und verbreitete sich von hier aus weiter auf

die reiche genussüchtige Bourgeoisie in den Residenz- und Handelsstädten. Der wahrste sächsische Patriot wird nicht leugnen können, daß zur Zeit der drei August Dresden und Leipzig die Hauptkräfte dieser Trivoltät und Geschmacklosigkeit waren; auch scheint hier der stillliche Kern selbst der untern Volksschichten von dieser Trivoltät viel mehr ergriffen worden zu sein, als an andern Orten Deutschlands, wo die alte Sitte und der alte, wenn auch immerhin etwas beschränkte christliche Sinn diesem Einfluß der verderbten Hofsitte größern Widerstand leisteten als in dem wohlhabenden und daher dem Genußleben zugänglichen „galanten“ Kursachsen. An den Höfen war aber sehr bald nach dem unglückseligen Dreißigjährigen Kriege und nach dem Vorgange des unglückseligen verfallenen Hofes diese Sitten- und Zuchtlosigkeit fast allgemein, und wo dies nicht der Fall war, wie z. B. am berliner unter Friedrich Wilhelm I., da stieß wieder der rohe und plumpe Unteroffiziersgeschmack ab, der mehr an die Kaserne als an einen königlichen Hof erinnerte. Der „Hofelbtrumpeter und Rufus des Prinzen von Dänemark“, Gabriel Volgeländer, durfte seine 1664 zu Ragnick gedruckten und von M. Volden in Lübeck verlegten „Oden und Lieder“, die mit wenigen Ausnahmen die abgeschmacktesten Joten und Gynismen enthalten, dem Könige von Dänemark Christian IV. zu widmen wagen, ein Beweis, daß man an dergleichen Easivitäten und Auditäten auch am dänischen Hofe Geschmack fand. Man nannte das damals „galante Dichtwerk“. Servilität und widrige Schmeichelei gingen mit dieser abscheulichen Richtung Hand in Hand, wie dies auch die Gedichte beweisen, welche der genannte Henrici auf die Krönung Friedrich Augusts III. verfertigte und 1734 zu Leipzig erscheinen ließ.

Wittenberg zur Zeit der Franzosennoth.

Es liegen uns zwei die Zustände der Stadt Wittenberg zur Zeit der Kriegsnoth im Jahre 1813—14 betreffenden Broschüren vor. Die eine derselben ist ein von dem jetzigen Pfarrer C. J. Nisch zu Berlin im Evangelischen Verein gehaltenen Vortrag „Ein Stück wittenberger Geschichte aus den Jahren 1813 (Mai) bis 1814 (Januar)“ (Berlin, Wiegandt und Grieben, 1859). Nisch war zu jener Zeit evangelischer Geistlicher in Wittenberg, wo damals Noth und Trübsal groß waren. Bei der wiederholten Beschießung der Stadt zeigte sich auch Nisch, der oft bewährte Erscheinung, daß die Genöthigung an einen solchen Zustand im ganzen nicht furchtsamer, sondern muthiger mache, was man damals in vielen Beispielen erfahren habe. Auch die alte Erfahrung, daß Noth beten lehre, bekräftigte sich hier. Die gottesdienstlichen Versammlungen füllten sich mehr als sonst, die Communionen waren zahlreicher als je und die Trübsal wirkte „bei den kirchlich Gesinnten eine ganz eigenhümliche Erleuchtung der Seele“. Nisch versichert, daß er nie andächtiger Versammlungen gesehen habe, und der Küster bemerkte einmal: „Jetzt kommen auch die Atheisten zum Gottesdienste.“ Dieser Gottesdienst fand in einigen akademischen Hörsälen bei der Superintendentur statt, da alle öffentlichen Gebäude, und natürlich auch die Kirchen, von den Franzosen zu militärischen Zwecken in Beschlag genommen waren. Von den Franzosen bemerkt Nisch: „Ausgenommen zwei bourbonnisch gefinnten Franzosen (es gab solche und sie verhehlten ihre Gesinnung gegen Deutsche eben nicht ängstlich) habe ich keinen gefannt, der auf christlichen Glauben und religiöse Uebung etwas gegeben hätte.“ Unter den Gesangenen wurden von den Franzosen die preussischen am übelsten behandelt, namentlich 40 und einige preussische Offiziere, die sich geweigert, auf den Kriegsdienst gegen Frankreich zu verzichten. Ihre Mitgesangenen, Schweden und besonders Russen, wurden dagegen französischerseits mit Freundlichkeit überhäuft. „Was thut's mit diesem ganzen Kriege?“ äußerte ein Franzose zu Nisch, „künftig werden beide, der Kaiser der Franzosen und der Kaiser aller Reußen von Paris und Petersburg bis an den Rhein herrschen.“

Eine Bemerkung von Nisch, „daß jeder, der noch aus eigener Anschauung von jenen denkwürdigen Zeiten zu reden

weiße, dies zu thun habe und zwar bald, bevor sein Mund sich schließe“, scheint besonders Veranlassung zur Herausgabe folgenden Schriftchens gewesen zu sein: „Die Rettung der wittenberger Universitätsbibliothek durch deren ersten Custos Gottlob Wilhelm Gerlach. Zur Geschichte des Jahres 1813“ (Halle, Friede, 1860). Gerlach, gegenwärtig bekanntlich ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Halle, darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die wittenberger Universitätsbibliothek und die mit ihr verbundene von Bonisau'sche Bibliothek, „die namentlich für die Geschichte Sachsens von unberechenbarem Werthe ist“, unter mancherlei Fährlichkeiten und Abenteuern, mitten zwischen den kriegführenden Parteien hindurch, in den letzten Tagen des August 1813 auf zwei Elbfähren gen Dresden aufwärts gerettet zu haben. Denn der französische Gouverneur der Festung, Oberst de la Boyne, hatte den Befehl erteilt, daß die Säle der Bibliothek binnen 24 Stunden geräumt werden müßten, und daß, wenn mit der Räumung gezögert würde man die Bücher werde auf die Straße werfen lassen. Das Nähere mag man in der kleinen Schrift selbst nachlesen. Im übrigen versichert der Verfasser im Vorwort, daß die Details hier nur so aufgezeichnet seien, wie Gerlach sie im Freundeskreise erzählt habe, daß sie mithin „fast verbotenerweise aus Tageslicht treten“. Hiernach zu urtheilen hat es Gerlach in seinen mündlichen Mittheilungen wenigstens an Umständlichkeit und Genauigkeit nicht fehlen lassen. J. M.

Bibliographie.

Fahne von Roland, A., Die Herren und Freiherren von Hölzel, nebst Genealogie der Familien, aus denen sie ihre Frauen genommen. 1ster Band. Zwei Abtheilungen: Geschichte der verschiedenen Herren von Hölzel und von 100 Rheinischen, Westphälischen, Niederländischen und andern hervorragenden Geschlechtern. Köln, Heberle. Fol. 12 Thlr.

Ferry, G., Die Squatter oder Erlebnisse eines jungen Auswanderers in Virginien und Californien. Zwei Theile. Sondershausen, Reuse. 16. 20 Agr.

Gieseke, R., Moritz von Sachsen. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Reil. 16. 18 Agr.

Helvetia. Rufen-Almanach auf das Jahr 1860. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Vereine. Olarus. Gr. 16. 20 Agr.

Kriegsmar, A., Geschichte Ludwig Napoleon's des Dritten, Kaisers der Franzosen. Dem deutschen Volke erzählt. 1ster Band. Von der Geburt bis zur Flucht von Ham. (1808—1846). Salzkotten, von Sobbe. Gr. 16. 25 Agr.

Kulke, M., Gnadenführungen Gottes in dem Leben des Schulvorstehers Friedrich Samuel Dreger. Zugleich ein Blick in das kirchliche Leben und die kirchlichen Verhältnisse Berlins am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts. Berlin, Berendt. Gr. 8. 20 Agr.

Lenburg, A., Faust. Ein dramatisches Gedicht. Berlin, Haude u. Spener. Br. 8. 20 Agr.

Eines Dichters Liebe. Roman in Versen. (Von F. Wendeborn.) Göttingen. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Majláth, G. Graf, fünf Bücher vom Staate. Ein Beitrag zur Organisation der österreichischen Monarchie. Mit besonderem Rückblick auf Ungarn. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 21 Agr.

Mohl, L., M. A. Mozart. Ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 12 Agr.

Rößler, G., Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart. Berlin, Springer. 8. 15 Agr.

Schaller, J., Psychologie. 1ster Theil. — A. u. d. L.: Das Seelenleben des Menschen. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.

Scherr, J., Die Gekreuzigte oder das Passionspiel von Wilibrod. St. Gallen, Scherlin u. Zollikofer. 8. 1 Thlr. 15 Agr.

Anzeigen.

Von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig, sowie durch jede andere Buchhandlung sind die ältern Auflagen des

Conversations-Lexikon

(Leipzig, F. A. Brockhaus)

zu äusserst billigen Preisen gegen Baarzahlung zu beziehen. Obgleich dieselben in ihrem Erscheinen in die Jahre 1809—47 fallen, so enthalten sie doch so viel nie veraltendes Wissenswürdiges, dass sie auch heute noch von Werth sind.

- Erste Auflage. 6 Bände. 1809. (10 Thlr.) 1 Thlr.
 Zweite Auflage. 10 Bände. 1812—19. (10 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.
 Dritte Auflage. 10 Bände. 1814—19. (12½ Thlr.) 1 Thlr. 15 Ngr.
 Vierte Auflage. 10 Bände. 1817—19. (12½ Thlr.) 1 Thlr. 20 Ngr.
 Fünfte Auflage. 10 Bände. 1819—20 oder 1822. (Gleichlautende Abdrücke.) (12½ Thlr.) 2 Thlr.
 Sechste Auflage. 10 Bände. 1824. (12½ Thlr.) 2 Thlr. 15 Ngr.
 Siebente Auflage. 12 Bände. 1827—29. (15 Thlr.) 3 Thlr.
 Achte Auflage. 12 Bände. 1833—36. (16 Thlr.) 4 Thlr.
 Neunte Auflage. 15 Bände. 1843—47. (20 Thlr.) 6 Thlr.

Die Exemplare der ersten bis achten Auflage sind gebunden, zwar schon gebraucht, aber durchaus noch in gutem Zustande; von der neunten Auflage sind nur rohe Exemplare vorhanden.

Als Ergänzung zu den ersten acht Auflagen ist zu betrachten: **Conversations-Lexikon** der neuesten Zeit und Literatur.

4 Bände. 8. Leipz., 1832—34. (8 Thlr.) 1 Thlr. 20 Ngr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. 4 Bände in 5 Abtheilungen. 8. Leipz., 1838—41. (12 Thlr.) 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen
 von

Heinrich Gustav Reichenbach fl.

Erster Band.

Enthaltend 100 Tafeln (50 colorirte und 50 schwarze) nebst 31 Bogen Text.

4. Gebunden 30 Thlr.

(In zehn Hefen mit 50 halbcolorirten und 50 schwarzen Tafeln nebst Text 26 Thlr. 20 Ngr.)

Der erste Band dieses für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werks liegt nunmehr vollständig vor. In den gebundenen Exemplaren sind die früher nur halbcolorirten 50 Tafeln in vollem Colorit ausgeführt.

Ein Prospect, der unter anderm sehr günstige Besprechungen des Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten englischen Botanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LIBRARY OF BRITISH POETS.

Published by F. A. Brockhaus, Leipzig.

William Shakspeare,

With introductory Notices and the Notes of the most eminent Commentators;

Wordsworth — Coleridge — Campbell
 Milton — Southey — Shelley — Byron
 Burns — Scott;

Selections from the
Modern British Dramatists,
 Edited by

G. H. Lewes, Esq.,
 Author of "The Life and Works of Goethe", etc. etc.

8. In 60 Parts. Each part 10 Sgr.

Eine neue Sammlung englischer Classiker, welche namentlich den Zweck hat, die neuere poetische Literatur der Engländer durch correcte, schön ausgestattete und wohlfeile Ausgaben allgemeiner zugänglich zu machen. Ausführliche Prospekte, sowie die bereits erschienenen Lieferungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts' Naturhistorischer Schulatlas.

33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt.

Nebst einem erläuternden Texte.

8. Gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Atlas wird für den methodischen Unterricht in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches Hilfsmittel geboten, wie solches bei dem Unterricht in der Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt. Der Preis für das Werk in zweckmässigem Einbände ist sehr niedrig, sodass dadurch die Verwendung für Schulzwecke ermöglicht und die Einführung wesentlich erleichtert wird.

Vielen Unterrichtsanstalten ist dieser Naturhistorische Schulatlas von den vorgesetzten Behörden empfohlen und daselbst bereits eingeführt worden. Namentlich ist derselbe neuerdings durch eine Verordnung des k. k. Ministerium des Cultus und Unterrichts «als ein nützliches Hilfsmittel für den elementaren Unterricht den Directionen sämtlicher Realschulen in Oesterreich bezeichnet und empfohlen» und dessen Einführung in den betreffenden Lehranstalten der österreichischen Staaten hierdurch veranlasst worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein an das „Lehrbuch der Volkswirtschaft“ sich anschließendes neues Werk des berühmten, gegenwärtig als Professor an der Universität zu Wien wirkenden Nationalökonom.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 20. —

17. Mai 1860.

Inhalt: Franz Arago. Von Heinrich Birnbaum. — Zur christlichen Kunst und Poesie. — Italienische Touristenliteratur. — Rottz. (Friedrich Geng.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Franz Arago.

Franz Arago's sämtliche Werke. Mit einer Einleitung von Alexander von Humboldt. Deutsche Originalausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. Erster bis vierzehnter Band. Leipzig, D. Wigand. 1864—60. Gr. 8. 26 Bde. 5 Mgr.

Dieses bis auf die beiden Schlussbände, deren Erscheinen wol nicht lange auf sich warten lassen wird, und vollständig vorliegende Werk macht eine imponierende Wirkung, und dies nicht sowohl durch seinen Umfang, als durch seinen gebiegten Inhalt und durch die elegante Behandlung des Stoffs. Man kann nicht anders als den großen Mann bewundern, der sich zum Herrn einer solchen Fülle von gründlichem Wissen machen konnte, der nicht bloß zu den höchsten Spitzen der Wissenschaften emporgestiegen ist, sondern dieselben auch schöpferisch weiter gefördert hat, der in der schweren Kunst, das gebildete große Publikum zu den höchsten Sphären der Gelehrsamkeit emporzuziehen, um ihm hier eine an begeisternden Anregungen reiche Heimat des Denkens und Begreifens zu gewähren, als ein einzig dastehender vollendeter Meister erscheint.

Gleich bei dem Erscheinen des ersten Bandes der deutschen Originalausgabe machten wir auf die hohe Bedeutung des begonnenen Werks aufmerksam und versprachen zugleich, später noch einmal auf dasselbe zu zurückzukommen (vgl. Nr. 51 d. Bl. f. 1854). Dieser Zeitpunkt scheint uns nun, wo sich das Werk ziemlich ganz übersehen läßt, gekommen und wir erfüllen unser Versprechen mit großer Freude.

Jeder neue Band dieser deutschen Ausgabe hat unser Interesse höher gesteigert und uns zu der Ueberzeugung geführt, daß dieselbe dem Original nicht bloß nicht nachstehe, sondern in einzelnen Punkten dasselbe sogar noch übertriffe. Hankel und die von ihm erwählten Mitarbeiter waren ihrer Aufgabe ganz gewachsen und sie haben dieselbe wie echt deutsche Männer der Wissenschaft mit treuem Fleiße und einsichtsvoller Gründlichkeit zur Zufriedenheit aller Sachverständigen gelöst. Ueberall sind Anmerkungen, Berichtigungen und Aufklärungen beigelegt, welche ausgezeichnet sind und ungemein viel dazu beitragen, das Ganze richtig aufzufassen und zu würdigen. Ueberall sind Hinweisungen auf ver-

wandte und zusammengehörige Materialien angebracht, wodurch das Werk eine Abrundung erhalten hat, welche ihm in seiner ursprünglichen Anlage fast gänzlich fehlte. Auf dies Lob legen wir heute um so mehr Gewicht, als ganz zu Anfang nicht gerade viel Hoffnung dazu vorhanden war. Unsere Ansicht über diese deutsche Originalausgabe ist also eine durchweg günstige, und wir haben die Absicht, unsere Leser für sie zu gewinnen, welches nicht schwer zu erreichen sein dürfte, da das Werk an sich vortrefflich ist und in seiner Verpflanzung nach Deutschland jetzt Eigenschaften angenommen hat, welche sowohl von den Fachgelehrten als von allen Gebildeten und Denkfähigen unter dem großen Publikum mit Freude und Dank begrüßt werden können.

Der Inhalt schließt nun in drei Bänden die Gedächtnisreden und Biographien berühmter Männer in sich, enthält fünf Bände wissenschaftlicher Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, vier Bände einer in sich abgeschlossenen populären Astronomie, einen Band Instructionen, Berichte und Aufsätze über die auf wissenschaftlichen Reisen zu lösenden Fragen, zwei Bände wissenschaftlicher Memoiren und einen Band gemischten Stoffs, von welchen letztern drei Bänden noch zwei zu erwarten sind.

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser zunächst wieder auf die Gedächtnisreden und Biographien. Da fesselt uns zuvörderst die Rede über Ampère. Sie war bisher noch nicht veröffentlicht und nur im Auszuge am 21. August 1839 in der Akademie der Wissenschaften vorgetragen. Arago macht darauf aufmerksam, daß die statuarisch festgestellte Sitte, den dahingeschiedenen Akademikern einen öffentlichen biographischen Rückblick zu gewähren, in ihrem fast zweihundertjährigen Bestehen nicht bloß großem Wechsel, sondern auch großer Willkür unterworfen gewesen sei. Ursprünglich habe der betreffende Secretär nur ein kurzes Charakterbild von dem Leben und Wirken des Verstorbenen gegeben und auch nur geben können, weil dasselbe für alle Mitglieder der versammelten Akademie habe faßlich und interessant eingerichtet werden müssen und weil die Wissenschaften selbst damals noch sehr voneinander gesondert aufgetreten wären. Dadurch hätten die Gedächtnisreden oft einen gar gedrängten Zuschnitt bekommen.

So habe der geistreiche Fontenelle im vorigen Jahrhundert bei der Gedächtnißrede auf den großen Newton nur so wenig in die eigentliche Entwicklung der wissenschaftlichen Verdienste dieses genialen Geistes einzugehen gewagt, daß die ganze Rede noch nicht einen Bogen Umfang erhalten hätte. Später sei dieser Nachzug der biographischen Gedächtnißrede immer mehr und mehr erweitert und in immer würdigerer Weise den gerechten Anforderungen einer geschichtlichen Begründung der Wissenschaften angepaßt worden. Er mache hiervon Gebrauch. Sollte er aber dadurch in den entgegen gesetzten Fehler der zu großen Ausführlichkeit gerathen sein, so möchte man den Entschuldigungsgrund in seiner persönlichen innigen Freundschaft suchen, welche nicht weniger denn 30 Jahre ohne die leiseste Trübung auf das herzlichste bestanden habe, und er wolle sich mit dem Ausspruch eines großen Dichters trösten, welcher von der wahren Freundschaft sage, sie sei das „Soul mouvement de l'âme, où l'exode soit permis!“

Darauf wird ein anmuthiges Lebensbild von Ampère entwickelt, welches ebenso reich ist an denkwürdigen Großthaten der Wissenschaft, als interessant an psychologischen Eigenthümlichkeiten. André Marie Ampère war am 22. Januar 1775 zu Lyon geboren und starb den 10. August 1836 zu Marseille, wohin er von Paris aus in Geschäften der Regierung gereist war. Das geräuschlose Stilleben dieses berühmten Gelehrten wurde nur einmal, nämlich zur Zeit der ersten französischen Revolution gekört. Im Jahre 1793 wurde Ampère's Vater, der sich mit seiner Familie nach Lyon geflüchtet hatte, weil derselbe in Polémieux, seinem damaligen Wohnsitz, als warmer Anhänger des unglücklichen Königs Hauses einer lebensgefährlichen Verfolgung ausgesetzt gewesen war, ein Opfer der unmenslichen Repressalien, welche Collot d'Herbois und Fouquier nach der Eroberung dieser Stadt nahmen. Der Unglückliche wurde zum Tode verurtheilt. Am Tage der Hinrichtung schrieb er seiner trostlosen Gattin einen letzten Brief, der uns einen Blick thun läßt in das große Vertrauen des Vaters zum Sohne und in die rückhaltvolle Schonung seiner viel jüngern Tochter. „Verschwelge Josephinen“, schrieb er, „das Unglück ihres Vaters; sorge, daß sie es nicht erfährt. Was meinen Sohn anbelangt, so darf ich von ihm alles erwarten.“ Der Sohn besaß aber nicht die Seelenstärke, welche der Vater ihm zugetraut hatte. Der schmachvolle Tod des Vaters wirkte so erschütternd auf das Gemüth des achtzehnjährigen Jünglings, daß derselbe schwermüthig ward und nahe daran war, den Verstand zu verlieren. Später richtete ihn das begeisterte Andenken an seinen geliebten Vater wieder empor und er schrieb alle seine Leistungen für die Wissenschaft gerade dieser Begeisterung zu, welche ihm immer zur Seite gestanden habe, so oft er im Begriff gewesen wäre, Großes zu erringen. Er lehrte zu Lyon, zu Bourg mit Erfolg Mathematik, Physik, Chemie und Naturgeschichte und zeichnete sich dabei so rühmlich aus, daß er nach Paris an die Polytechnische Schule gerufen ward, wo er bis ans Ende seines Lebens ehrenvoll wirkte. Er hat große Verdienste um die wissenschaftliche Begrün-

dung der Wahrscheinlichkeitsrechnung und um die Fortschritte unserer gegenwärtigen Analysis; aber unsterblich ist sein Ruhm in der Elektrodynamik. Da ist er ein wichtiges Glied zum Schaffen, Begründen und Fördern des Ganzen.

Das Leben Condorcet's ist ein sehr bewegtes und hat sogar Theil an der Weltgeschichte Frankreichs. Trago liefert davon ein anziehendes, farbenreiches Gemälde. Johann Anton Nicolas Caritat Marquis von Condorcet, ehemaliger beständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften, wurde am 17. September 1743 zu Ribemont in der Picardie geboren. Sein Vater war der Rättsrath Caritat, ein geringerer Bruder des vielgenannten Prälaten, der seit 1741 als Bischof in Gap, Auvette, Bisthum lebte; auch war er ein naher Verwandter des Cardinals Bernis, des berühmten Erzbischofs d'Orléans de Saléon, der vielgenannte Freund der Jesuiten auf dem Concil zu Embrun. Unser Condorcet verlor seinen Vater schon früh. Die Mutter, eine an sich fromme Frau, ließ dem Rathschlägen ihrer hochwürdigen Verwandten ein gar geneigtes Ohr und war daher bald entschlossen, ihren Sohn für die heilige Mutter Kirche zu erziehen. Um ihn recht lange und innig an sich zu fesseln und ihn fern zu halten von den bösen Einflüsterungen der gottvergessenen Welt, gerieth sie auf den sonderbaren Gedanken, ihren Sohn in Mädchenkleider zu stecken und vor den Augen anderer als eine Tochter zu erziehen und zu behandeln. Diese Verkleidung dauerte bis zum zehnten Lebensjahre. Darauf ward Condorcet den eifrigen Händen der frommen Mütter der Gesellschaft Jesu zu Heims übergeben. Hier zeigte sich in dem begabten Knaben gar bald eine sehr entschiedene Vorliebe für Mathematik. Er errigte Aufsehen und ward in seinem funfzehnten Jahre nach Paris in das Collège de Navarre geschickt, wo er so rasche und so glänzende Fortschritte machte, daß seine Examinatoren Clairaut, d'Alembert und Fontaine ihn schon nach zehn Monaten als ihren künftigen Kollegen begrüßten. Die Liebe zur Mathematik beherrschte zuletzt den ganzen Menschen, die Laufbahn zur Kirche ward aufgegeben, allerdings nicht ohne heftigen Kampf mit den hohen Würdenträgern der Familie. Sein einflussreichster Lehrer war Giraud von Keroubou, zu dem er eine große Liebe hatte und wie ein Sohn zum Vater in innigster Beziehung stand. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre versuchte er sich zuerst auf dem Felde der Literatur. Er lieferte über Integralrechnung ein so ausgezeichnetes Werk, daß dasselbe sogar von der Akademie der Wissenschaften ehrenvoll veröffentlicht ward. Lagrange und d'Alembert widmeten diesem aufblühenden Talent besondere Aufmerksamkeit, so daß der junge Condorcet schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre zum Mitgliede der Akademie gemacht wurde. Im Jahre 1778 gewann Condorcet mit Tempelhof gemeinschaftlich einen von der Akademie zu Berlin ausgeschriebenen Preis über eine analytische Theorie der Cometen. Später erweiterte sich die Bildungssphäre Condorcet's nach allen Seiten hin, so daß er zuletzt fast in allen Wissenschaften zu Hause war und

nicht gelingen, die thätige Wachsamkeit der Spione zu überlisten, welche die Commune an allen Thoren von Paris unterhält. Ich bin deshalb entschlossen, Sie nicht zu verlassen." Es war 10 Uhr morgens bei vollem Sonnenschein in einer sehr belebten Straße, vor der Thür sogar jener fürchterlichen Gefängnisse des luxemburger Palastes und des Karmeliterklosters, jener Thür, aus welcher man nur heraustrat, um das Schaffot zu besteigen. Vor sich erblickten die beiden Männer jene düstern Anschläge, die in großen Buchstaben jeden mit Tode bedrohten, der einem Gedächten Weisand leisten würde.

So zeigte sich den beiden Fliehenden überall Lebensgefahr. Aber dennoch erreichten sie glücklich das Freie. Um 3 Uhr langten sie vor der Thür eines Landhauses an, dessen Besitzer mit Condorcet genau befreundet war. Sarret kehrte zurück und Condorcet trat ein. Hier fand er aber nicht den Weisand, welchen er erwartet hatte. Verstoßen und verfolgt suchte er sich eine von Menschen ganz ferne Ruhestätte in den schauerlichen Steinbrüchen von Glamart. Er war seines Lebens satt. Arago sagt:

Niemals wird man die Pein und die Leiden erfahren, die er am Tage des 6. April erlitten hat. Am 7. gegen Abend sehen wir unsern Kollegen am Beine verletzt und vom Hunger getrieben in eine Schenke von Glamart eintreten und einen Cieruchen fordern. Aber dem Mann, dem fast alles bekannt war, wußte nicht, nicht einmal ungefähr die Anzahl Cier, die ein Arbeiter zur Mahlzeit genießt. Auf die Frage des Wirthes antwortete er: ein Duzend.

Das erweckte Verdacht. Man fordert die Papiere, und als er diese nicht aufweisen kann, so soll er über seinen Namen und sein Geschäft Aufschluß geben. Er gibt sich für einen Zimmermann aus, aber ein Blick der Verfolger auf seine feinen Hände zeigt die Unwahrheit der Angabe. Er wird verhaftet und nach Bourg la Reine geführt. Ein braver Winzer begegnet unterwegs der Gruppe; er sieht den bedauernswürdigen Zustand des unglücklichen Condorcet, der mit seinem schwer verletzten Fuße und seinem kraftlosen Körper kaum folgen kann, hat Erbarmen und bietet dem Hülfbedürftigen sein Pferd an. Arago ruft voll Theilnahme aus:

Ich durfte das letzte Zeichen von Mitgefühl nicht übergehen, das unserm unglücklichen Kollegen zu Theil wurde. Als am 8. April morgens der Gefangenwärter zu Bourg la Reine die Thür des Gefängnisses öffnete, um den noch unbekannten Gefangenen den Gensdarmen zu übergeben, die ihn nach Paris führen sollten, so fand er nur noch einen Leichnam!

Condorcet hatte den Tod durch Gift dem durch Gensdarmhand vorgezogen. Er trug das Gift schon jahrelang in einem Ringe bei sich. Es war von Cabanis bereitet und soll von derselben Art gewesen sein, womit Napoleon I. sich zu Fontainebleau zu tödten versucht hat, man kennt aber den Namen und die Natur desselben noch nicht.

Baillys's Leben fällt auch in die Zeit der Revolutionsstürme Frankreichs, und er findet darin ein noch schrecklicheres Ende. Er wurde 1736 zu Paris geboren und starb daselbst 1793 unter Gensdarmhand den politischen Märtyrertod. Als Astronom und als Secretär der Akademie hat er Großes geleistet, aber ganz besonders hat er sich durch seine Geschichte der Astronomie einen unsterblichen Namen erworben. Zur Zeit der Versammlung der

Notabeln wählte man Bailly zum ersten Deputirten von Paris. Seine allgemein gekannte und bewunderte geistige Ueberlegenheit, sowie seine moralische Zuverlässigkeit erhoben ihn im Volkstriumphe zum ersten Präsidenten der Nationalversammlung und zum ersten Maire von Paris. Unter allen Helden der Französischen Revolution ist wol keiner so rasch und so hoch geflogen und so gewaltig gefeiert als Bailly. Aber jedes Glück der pariser Volksgunst hat immer den Keim zu einem noch größeren Unglücke in sich getragen. Marat hatte auf Bailly einen blutdürstigen Haß geworfen und dieser Tiger ruhte nicht eher, als bis er sein Opfer enthauptet vom Blutgerüste schleppen sah. Marat war ein ärztlicher Charlatan, kam zur Zeit des Umsturzes von Neuchâtel nach Paris, machte viel von sich reden und wollte als Mann der Wissenschaft eine Rolle spielen. Er schrieb eine „Philosophie der Arzneikunde“ in drei Bänden. Diese sollte über das Wesen und die Beziehung der Seele zum Körper Aufschluß geben, enthielt aber nur schmutzigen Materialismus und platten Atheismus mit allerlei hohlen Lebensarten varnziert. Die Hoffnung, daß diese Schrift auf Voltaire einen günstigen Einfluß ausüben sollte, schlug gänzlich fehl. Voltaire war auch Freigeist, aber still innerlich und mit einer Fülle von feinem Geist. Er behandelte das Marat'sche Nachwerk sehr verächtlich und schrieb öffentlich darüber: „Man darf nicht verschwenderisch alle andern mit Verachtung behandeln und sich selbst in einer jedem Leser aufbringenden Weise Hochachtung zollen. Ueberall erkennt man den Arlequin, der zur Belustigung des Parterre seine Sprünge macht.“ Da wagte Marat sogar einen Angriff auf Newton's große Hypothese der allgemeinen Gravitation, wofür er natürlich noch gründlicher zu Hause gelehrt wurde. Alle diese Vorgänge waren die Veranlassung, daß Marat's Bewerbung um die Mitgliedschaft der Akademie gänzlich scheiterte. Das war eine der Urtüme Marat's geschlagene Wunde, die nie vernarbte. So ward er der bitterste Feind aller Akademiker. Er lag mit tückischer Werdgier heimlich auf der Lauer. Da kam die Revolution, welche ihm überall Gelegenheit und gleichgemahte Helfershelfer brachte, seinen furchtbaren Haß zur That reifen zu lassen. Es ist bekannt genug, wie viele Opfer auf Betrieb dieses Bösewichts gefallen sind. Auch unser Bailly sollte dazu gehören. Dieser war Akademiker, also sein Feind. Er fing damit an, den Maire von Paris zu belästeln, dann zu verbächtigen und zuletzt öffentlich anzuklagen. Als das empörte Weibervolk zu Paris die königliche Familie von Versailles einholen wollte, so war Bailly in Verbindung mit Lafayette diesem verhängnisvollen Weiberzuge energisch entgegengetreten. Das benutzte Marat, um Bailly's Volksgunst zu untergraben. Und als der unglückliche König eingebracht wurde, war es wieder Bailly gewesen, der als Oberbürgermeister von Paris mit ihm geredet hatte. Marat verfälschte und verdrehte diese Worte und schleuberte sie höhnisch unter den wüthenden Haufen. Bailly hatte damals im Namen und im Auftrage des Municipalraths die Königin in den Tuilleries zu bewillkommen und zu beruhigen. Auch

hieraus sog Marat und seine Stuppschaft Gift fürs Volk. So war das Maß der Anschuldigungen bald gefüllt. Bailly legte sein Maitreamt nieder und zog sich nach Chaillot zurück. Hier wollte er wieder ganz der Wissenschaft leben. Dies war am Ende des Jahres 1791. In Paris trat nun eine sehr unheimliche Schreckenszeit ein. Bailly fühlte sich in der Nähe dieser Stadt nicht mehr sicher; er reiste daher zu mehreren seiner Freunde in den Departements, fand hier aber die Ruhe nicht, welche er suchte. Der Gemeinderath von Paris hatte zum Beschluß erhoben, daß Bailly für die als Maire bewohnten Gebäude 6000 Livres nachträglich noch bezahlen sollte. Bailly fügte sich dem Beschlusse und konnte nur durch den Verkauf seiner geliebten Bibliothek Rath schaffen. Aber auch hiermit waren seine Feinde noch nicht zufrieden. Ein Schreiben von Roland, dem Minister des Innern, verkündete Bailly kurz und kalt, daß ihm die Wohnung im Louvre, welche er seit einem Vierteljahrhundert bewohnt und zur Sternwarte eingerichtet hatte, entzogen sei. Jetzt stellte man ihn auch unter polizeiliche Aufsicht. Bailly fügte sich in alles, um nur mit dem Leben aus dieser Zeit des Schreckens zu kommen. Er reiste nach Melun, um bei seinem alten Freunde Laplace Erholung und Trost zu finden. Er fand aber auch hier keine willkommene Aufnahme. Die Revolutionsarmee rückte zu Melun ein, nahm Bailly gefangen und schleppte ihn zurück nach Paris. Er sollte in dem Proceß gegen die Königin als Zeuge auftreten. Die Acten dieses Proceßes bilden einen Schandfleck in der Geschichte der Civilisation. Bailly sollte gegen die Königin zeugen oder zugleich mit ihr untergehen, das wollte das Blutgericht. Der Präsident fragte Bailly, ob er die Angeklagte kenne. „Gewiß kenne ich sie!“ rief er aus und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Marie Antoinette. Dann sprach er seine Entrüstung gegen die erlogenen Beschuldigungen aus, welche die Anklageacte dem jugendlichen Sohne des Königs in den Mund legte. Das nahm der Gerichtshof übel. Bailly war jetzt nicht mehr Zeuge, sondern Mitschuldiger der Angeklagten. Ein schauerlicher Proceß, aus dem aber klar hervorgeht, daß Bailly sich nie biederer, mutziger gezeigt hat, als in dieser peinlichen Lage. Bailly ward beschuldigt, um die beabsichtigte Flucht des Königs gewußt zu haben; er habe das Blut des Volks auf dem Marsfelde mit Uebermuth vergossen. Der Proceß war kurz und lautete auf den Tod Bailly's; er starb den 12. November 1793 unter dem Beil der Guillotine. Wir geben hier Arago das Wort:

Bailly war zeitig aufgestanden; nachdem er wie gewöhnlich den Schlaf des Gerechten genossen, trank er Chocolate und unterhielt sich längere Zeit mit seinem Kessen. Dieser junge Mann war in Verzweiflung, aber der ehle Gefangene bewahrte die ganze Heiterkeit seiner Seele. Als der Verurtheilte am vorhergehenden Tage aus dem Gericht zurückkehrte, bemerkte er mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit, aber mit einer gewissen Narbe, „man hat die Zuschauer bei der Proceßverhandlung sehr freundlich gegen mich gestimmt. Ich fürchte, daß ihnen die bloße Vollstreckung des Urtheils nicht mehr genügen wird, und das würde durch seine Folgen gefährlich sein. Aber vielleicht wird es die Polizei behindern.“ Am 12. schien dieser Gedanke

ihn noch einmal zu durchzucken. Er forderte und trank schnell hintereinander zwei Tassen schwarzen Kaffee. Diese Vorsicht deutete Schlimmes. „Beruhigt euch“, sprach unser tugendhafter Amtsgenosse zu denjenigen, welche ihn in diesem Augenblicke schluchzend umgaben, „ich muß eine recht schwere Reise antreten und mißtrane meiner Gemüthsstimmung. Aber Kaffee erregt und belebt, und ich hoffe nun, wie sich's gehört mein Ziel zu erreichen.“ Es war Mittag. Bailly sagte seinen Mitgefangenen ein letztes zärtliches Lebewohl, wünschte ihnen ein besseres Los, folgte dem Henker ohne Schwäche und ohne Prahlerei und bestieg, die Hände auf den Rücken gebunden, den verhängnißvollen Karren. Unser College pflegte zu äußern: „Wer in der Todesstunde nicht einen Blick rückwärts thun kann, der gibt eine geringe Meinung von sich.“ Bailly's letzter Blick war auf seine Gattin gerichtet. Einer von den begleitenden Gensdarmen vernahm gerührt die letzten Worte des Schlachtopfers und überbrachte sie treu seiner Witwe. Der Zug erreichte den Eingang in das Marsfeld von der Flußseite her; ein Viertel nach eins hatte man nach dem Wortlaut des Urtheilspruchs das Schaffot errichtet. Die verblendete Menge, die dort versammelt stand, rief wüthend, der geheiligte Boden dürfe nicht entheiligt werden durch das Blut eines Mannes, den sie einen großen Verbrecher nannte. Auf ihr Verlangen — fast hätte ich gesagt, auf ihren Befehl — wurde die Hinrichtungsmaschine auseinander genommen, Stück für Stück in einen der Gräben getragen und wieder aufgebaut. Unerchüttert betrachtete Bailly die schrecklichen Zurüstungen und vernahm das teuflische Geschrei. Er ließ nicht eine einzige Klage hören. Ein kalter Regen fiel seit dem Morgen und überfludete den Körper, besonders das entblößte Haupt des Greises. Als ein Glender bemerkte, daß Bailly schauerte, so rief er: „Bailly, du zitterst!“ — „Lieber, mich friert“, erwiderte das Schlachtopfer sanftmüthig. Dies waren seine letzten Worte. Bailly liegt den Graben hinab, wo der Henker vor ihm die rothe Fahne vom 17. Juli verbrannte. Feste Schritte bestieg er hierauf das Schaffot. Man muß sich überwinden, es offen zu gestehen, daß im Augenblick, wo der Kopf unseres ehrwürdigen Collegen fiel, die ertauchten Zuschauer, welche die schauerliche Hinrichtung auf das Marsfeld gezogen hatte, schändliche Weisfallrufe ertönen ließen.

Arago erwähnt dann noch, daß der Akademiker Cousin alles aufgeboten habe, um der unglücklichen Witwe Bailly's Obdach und Mittel zum Leben zu verschaffen. Sie lebte bis 1799 in sehr kümmerlichen Verhältnissen. Da verkündete eines Tags der öffentliche Ausrufer, daß General Bonaparte Consul geworden sei und Laplace Minister des Innern. Der neue Minister begann sein Amt mit der edeln That, daß er für die Witwe Bailly's einen Jahresgehalt von 2000 Francs auswirkte. Madame Laplace überbrachte die schöne Botschaft persönlich ihrer unglücklichen vielgeprüften Freundin. Frau Bailly dankte voll Anerkennung, fügte aber zugleich hinzu: „Ich hörte gestern den öffentlichen Ausrufer und mußte Sie erwarten.“

Diese Biographien haben ungemein viel Anziehendes, wir können uns gar nicht gut davon trennen und glauben gewiß im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir noch etwas aus dieser Partie des Werks mittheilen und zwar aus der Biographie von Gaspar Monge. Das Leben dieses großen Gelehrten ist auch sehr reich an welthistorischen Momenten, wie das der vorhergehenden Akademiker, nur ist das Ende — Gott sei Dank — weniger tragisch. Monge, der Erfinder der beschreibenden Geometrie, war der erste Begründer der weltberühmten Polytechnischen Schule zu Paris; er war der vertrauteste Freund und Lebensgefährte.

des großen Napoleon bei seinem Zuge nach Aegypten, bei seiner kaiserlichen Thronbesteigung und bei seiner Rückkehr von Elba. Monge wurde durch sich selbst so bedeutend. Von Geburt war er einer sehr bescheidenen Sphäre der menschlichen Gesellschaft zugewiesen; sein Vater war ein umherziehender Krämer. Er wurde 1746 zu Beaune geboren. Seine Neigung war ursprünglich irgendeinem Bauhandwerk zugewandt, daher schickten die Aeltern den heranwachsenden Knaben nach Mülhausen in die mit dem berühmten adelichen Ingenieur-Institute verbundene sogenannte Gipschule, welche eine niedere Gewerbeschule gewesen zu sein scheint. Hier brach sich das hervorragende Talent des jungen Monge sogleich Bahn, er zeichnete sich vor allen seinen Mitschülern so entschieden aus, daß man ihn zum Hülflehrer der hohen Ingenieurschule erhob. Die Hauptlehrer machten sich ein Vergnügen daraus, dem Wissensdrang des genialen Jünglings immer mehr Nahrung und Befriedigung zu geben, und in demselben Maße erweiterte sich auch sein Wirkungskreis. Hier war es denn auch, wo er den ersten Grund zur Erfindung seiner weltberühmten descriptiven Geometrie legte, wovon die später reif gewordenen Früchte in den Jahren 1770—73 von der turiner Akademie veröffentlicht wurden. Bei allen Sachverständigen erregten diese Mittheilungen ungemeines Aufsehen. Schon vorher in seinem zweiundzwanzigsten Jahre hatte man ihm an Bossut's Stelle die Professur des Geniewesens anvertraut und drei Jahre später überwies man ihm die durch den Tod des Abtes Nollet erledigte Stelle eines Hauptlehrers der Mathematik und Physik zu Mülhausen. In diese Zeit fällt ein Lebensereigniß des jungen Gelehrten, welches und zugleich einen Wuch in seinen Charakter thun läßt und daher nicht wol übergangen werden darf:

In einer Gesellschaft zu Mülhausen erzählte ein gewisser Jemand, voll von lächerlichem Dünkel über seine Verdienste und seine Glücksumstände, als eine kaum glaubhafte Sache, daß die schöne Madame Gordon aus Moskau ihn nicht zum Gemahl habe nehmen mögen. „Uebrigens“, setzte er hinzu, indem er zur Arbeit seiner Zuhörer zu lachen sich beehrte, „habe ich meine Sache genommen: Geschichten von meiner Erfindung sind in der Stadt und der ganzen Gegend im Umlauf und haben die spröde Witwe bereits verhinbert, eine andere Ehe einzugehen.“ Monge kannte Madame Gordon nicht. Nichtsdestoweniger that er sich mit Händen und Armen umgestalt einen Weg durch die Menge, die jederzeit mit bereitwilligem Ohr die Erzählungen umfließt, glug gerade auf den abgewiesenen Freier zu und richtete in gebietendem Tone, der seinen Verzug in der Antwort zuließ, die Frage an ihn: „Ist es wahr, mein Herr, — ich wünsche, daß Sie es noch einmal aussprechen, — ist es wahr, daß, um einer schwachen Frau zu schaden, Sie Nachboten in Umlauf, deren Falschheit Ihnen bekannt war? — „Das er was geht das Sie an!“ — „Ich erkläre Sie einem ehrlosen Menschen!“ rief Monge mit weit Stimmte. Und rasch wie der Blitz begleitete die Ausruf, so daß die Zuschauer den Verlauf eines, wie in der schönen Tragödie Cornille's die Scene zwischen Diego und dem Vater der Alimene...

Dieselbe Madame Gordon, eine liebenswürdige, unbescholtene junge Witwe von 20 Jahren wurde bald nach jenem Ereigniß (1777) Monge's Gemahlin, die

ihr ganzes Leben hindurch alles anbot, um ihren Ehrentitel vollkommen glücklich zu machen. Im Jahre 1789 wurde Monge Mitglied der Akademie zu Paris durch die ehrenvollste Fürsprache von d'Alembert und Condorcet; man rief ihn nach Paris, um hier als Professor der Hydraulik thätig zu sein. Auch diesen Platz suchte er mit Ehren aus. Man rühmte Monge's Beharrlichkeit; seine Zuhörer waren begeistert von der ungemeinen Festlichkeit und Klarheit des Vortrags; die Akademie bewunderte die Fülle von praktisch wichtigsten Ideen, womit der geistreiche Monge fortwährend die Wissenschaft bereicherte. Da kam die Revolution. Sie machte einen sehr tiefen Eindruck auf Monge. Vor allem waren es die sechs Grundprincipien der Humanität, wofür sein Herz entbrannte und sein Geist schwärmte. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unter allen Menschen auf Erden! O, wie begeisterte ihn der Ausruf dieser drei Grundpfeiler der Menschentugend! Die unnatürliche Auk der Stände war ihm tief innerlich zuwider, er hielt sie für eine Verflüchtigung an dem Menschen selbst, für einen unchristlichen Hordel an Gottes erhabenster Schöpfung. Mit einem Worte, er war ein Schwärmer, aber einer von hoher Bedeutung, wie unser Klopstock, der in den Volkstheben den Anfang der Verwirklichung seiner Messiaside begrüßte, wie unser Herder, dessen große Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit dadurch Nahrung und Aufschwung erhielten. Monge hatte das adeliche Ingenieurinstitut zu Mülhausen in Gedanken, welches ihm in seiner nach Ansbildung schwanfenden Jugend die Lehrsäule versperrte, weil er keine Geburt hatte. Aus dem ersten Ausbruch dieser Schwärmerie ward später eine begeisterte patriotische Wärme, von dem ruhigen besonnenen Verstande gezeugt und geleitet. Monge's Name erhielt rasch auch eine politische Berühmtheit. Er ward in der Akademie zu der Commission gewählt, welche die Vorurtheile im Volk gegen Einführung des Decimal-systems besiegen sollte. Als die gesetzgebende Versammlung die königliche Autorität suspendirt und einen selbständigen executiven Rath dafür an den Platz gesetzt hatte, so übertrug man unserm Monge das Ministerium der Marine. Da brach über Frankreich eine schwere Zeit der Prüfung ein. Das ganze Land war von Feinden umringt. Das Vaterland war in Gefahr. Es schloß es Mitteln zur Rettung. Man hatte nicht einmal Salpeter zur Fabrication des Schießpulvers. Da rief Monge mit patriotischer Begeisterung: „Man gebe uns salpeterhaltige Erde und drei Tage später werden wir die Kanonen damit laden!“ Das war ein Wort zu seiner Zeit. Man bereitete Salpeter, verfertigte Schießpulver nach Monge's Vorschlag. Aus den Klösten der Kirchen goß man auf Monge's Rath Kanonen. So wurden auch Säbel, Degen, Bajonnette, Lanzenspitzen und Flintenschlösser aus französischem Stahl gearbeitet, den man bis dahin kaum dem Rame nach kannte. Das war eine Zeit der gewaltigsten Rührigkeit, ein Wachwerden des Patriotismus, ein Wackelwerden der ganzen Nation, und Monge war dabei das lebende Princip. Doch alle

die Verdienste und Thaten waren vergessen, als der „9 Thermidor“ ins Land rückte. Monge wurde in Anklagestand versetzt. Das Revolutionstribunal würde ihn gewürfelt haben, wie es mehrere seiner Kollegen und Zeitgenossen gewürfelt hat, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Monge's edle Natur konnte neben dem höchsten Genie eines Robespierre nicht leben. Arago sucht diese Flucht zu rechtfertigen und zugleich Monge von der Beschuldigung zu reinigen, als habe er den Tod Ludwig's XVI. wirt. Arago sagt:

Zwei Worte reichen hin, und es bleibt keine Spur übrig. Monge hat nie in einer unserer politischen Versammlungen gesessen. Kurze Zeit vor dem ägyptischen Feldzuge hatte ihn die Stadt Marseille zu ihrem Vertreter im Rathe der fünfhundert gewählt, aber die Abreise der Expedition hinderte ihn, seinen Sitz einzunehmen.

Als die Schreckensherrschaft Robespierre's vorüber war, kehrte auch Monge zurück und ward der Begründer der Polytechnischen Schule, wozu er von der Republik beauftragt war. Auch sandte ihn das Directorium zweimal nach Italien, um in Verbindung mit sachverständigen Künstlern die Gemälde und Statuen auszuwählen und in Empfang zu nehmen, welche die siegreiche französische Armee als erobertes Eigenthum ansah. Bei dieser Gelegenheit trat Monge zum ersten male mit Napoleon in genauern persönlichen Verkehr. Der Oberbefehlshaber der italienischen Armee sprach zu Monge:

Glauben Sie mir, Ihnen meinen Dank für den wohlwollenden Empfang auszudrücken, den ein junger unbekannter und nicht gerade günstig angeschriebener Artillerieoffizier im Jahre 1792 beim Maximilienfest empfing. Er hat die Erinnerung daran sorgfältig aufbewahrt. Sie sehen in diesem Offizier den gegenwärtigen Anführer der italienischen Armee. Derselbe ist glücklich, Ihnen die Hand eines dankbaren Freundes zu reichen.

Das Schicksal dieser beiden großen Geister blieb nun von diesem Augenblicke an mehrere Jahre innig aneinander gekettet. Napoleon nahm Monge mit nach Aegypten und kehrte auch mit ihm nach Frankreich zurück. Diese Rückkehr war ein sehr gefährvolles Unternehmen; hören wir einiges davon. Eines Tags sagte der General Bonaparte:

Wißt, daß ich mich zwischen zwei einander sehr unähnlichen Situationen befinde. Angenommen, ich lande unverfehrt und wohlbehalten in Frankreich, so werde ich die Parteien beäugen, das Commando der Armeen übernehmen, die Fremden schlagen und die Segenswünsche unserer Mitbürger ernten. Setzen wir im Gegentheil den Fall, ich werde von den Engländern gefangen genommen, so sperrt man mich in einen Ponton und für Frankreich bin ich ein gemeiner Deserteur, ein General, der seine Armeen ohne Autorisation verlassen hat. Deshalb gilt es, bald meinen Entschluß zu fassen. Ich werde nie einwilligen, mich einem englischen Schiffe zu ergeben. Wenn wir von der Uebermacht angegriffen werden, so schlagen wir uns bis auf's äußerste. Meine Flagge werde ich niemals senken. Im Augenblick, wo die feindlichen Matrosen das Schiff erttern, muß die Flagge in die Luft fliegen.

Die Umstehenden hörten diese Rede mit sichtbarster Ueberraschung. Monge begriff das Ganze sehr klar und war mit dem Schluß ganz einverstanden. Zwei Tage später zeigte sich am Horizont ein Segel, welches man anfänglich für ein englisches Fahrzeug hielt. Alles war

sofort in Kampfbereitschaft. Doch bald ergab sich, daß das Fahrzeug kein feindliches sei. „Wo ist Monge?“ fragte der General. Man suchte nach ihm und fand ihn mit der angezündeten Laterne vor der Pulverkammer. Er war also nach Napoleon's Wunsch auf seinem Posten. Nach der glücklichen Rückkehr und Napoleon's Wahl zum Ersten Consul ward Monge mit zum Senator der Republik ernannt.

Napoleon's Sturz wirkte sehr niederschmetternd auf Monge's Gemüth. Als nun aber bald nachher sein zäherlicher Freund wieder heimkehrte von Elba, so war niemand glücklicher als er. Die nun folgenden Hundert Tage erwarteten wieder den ganzen Feuerreifer; der alte Mann war wie verjüngt. Er zeigte eine patriotische Begeisterung, wie in den ersten Tagen der gerechten Erhebung der Nation. Er stand auch nicht allein in dieser Regsamkeit, man hat das Ganze nur vergessen, weil es zu seinem glücklichen Ausgang geführt hat. Das Schicksal haben alle Großthaten der Männer und Nationen: ohne glücklichen Ausgang sind sie Zeichen der Schwermerei, Ueberspamtheit, welche am liebsten vergessen werden. Hören wir Arago:

Der Besiegte von Waterloo bewohnte das Ellysée. In einer seiner vertrauten Unterhaltungen mit Monge entwickelte Napoleon die Pläne, welche er im Auge hatte. Amerika war damals der Punkt, auf den er seine Aufmerksamkeit richtete. Er glaubte sich ohne Schwierigkeit, ohne Hindernisse dahin begeben und ungestört leben zu können. „Der Mangel an Beschäftigung“, sagte er, „würde für mich die größte aller Folterqualen sein. Wenn ich verbannt bin, nicht mehr Armeen zu commandiren, so sehe ich nur noch die Wissenschaften, welche sich meiner Seele und meines Geistes kräftig bemächtigen können. Zu lernen, was die andern gemacht haben, kann mir nicht genügen. Ich will auf dieser neuen Bahn arbeiten und Entdeckungen hinterlassen, die meiner würdig sind. Ich bedarf dabei eines Gefährten, der mich zunächst so rasch als möglich mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften bekannt macht. Hierauf wollen wir von Canada bis Cap Horn den neuen Continent durchstreifen und auf dieser ungeheuren Reise alle die großen Phänomene der Physik unseres Erdballs studiren, über welche die gelehrte Welt noch keinen Aufschluß gefunden hat. Von Entbusiasmus hingerissen rief Monge aus: „Sire, Ihr Mitarbeiter ist gefunden. Ich begleite Sie!“ Napoleon dankte seinem Freunde mit Innigkeit und machte ihm nicht ohne Mähe begreiflich, daß ein Mann von 70 Jahren sich nicht wol in ein so mühevoll und anstrengendes Unternehmen fügen könne.

Man erkennt hieraus die rückhaltlose unbedingte Ergebenheit Monge's an seinen Kaiser, aber auch zugleich die gefährvolle Lage des großen Gelehrten bei der zweiten Restauration, die ihn um Amt und Würde brachte. Er suchte und fand eine Zufluchtsstätte bei Madame Wbert in der Rue St.-Jacques. Man sah über ihn zu Gericht, aber nicht mit dem Schwert der Gerechtigkeit, sondern mit dem moralischen Dolche der Entehrung und Entsehung. Man strich ihn aus der Liste der Akademiker, man hob die von ihm geschaffene Polytechnische Schule auf, wofür der große Napoleon so hoch begreift war. Das war zu viel für den Greis. Er versiel in Schwermuth, die bald in eine geistige Theilnahmslosigkeit ausartete, aus der er durch nichts zu erwecken war. Die am Krankenbette weisenden betrübten Freunde konnten die

gewaltige Wirkung, welche die patriotischen Jubelklänge der Marseillaise immer auf Monge's Gemüth gemacht hatten. Sie ließen diese Kriegshymne spielen, aber Monge's schlummernder Geist ward nicht davon aufgeweckt. Das war ein schlimmes Zeichen. Die Krankheit machte auch rasche Fortschritte, und am 18. Juli 1818 starb der große Monge.

Sobald dies traurige Ereigniß bekannt wurde, suchten die Jüglinge der Polytechnischen Schule mit Einstimmigkeit und wie um eine ganz vorzügliche Günst um die Erlaubniß nach, die leblosen Ueberreste des großen Mannes, welchen Frankreich verloren hatte, zu ihrer Ruhestätte geleiten zu dürfen. Die Behörde wies diese Bitte auf verletzende Art zurück und beharrte dabei, in einem Schritte, der für eine vorurtheilsfreie Betrachtung in Wirklichkeit nichts anderes bot, als die ehrenwerthe Randgebung eines Gefühls der Pietät, eine politische Demonstration zu erblicken.

Ganz kurz machen wir nur noch auf die Biographie Poisson's aufmerksam. Sie ist 1850 gehalten und gehört mit zu den letzten Arbeiten Arago's. Poisson ist der Sohn eines armen Soldaten; was er also in der Gelehrtenwelt Großes geworden ist, verdankt er einzig nur dem ihm angeborenen Reichthum seines Geistes und den glücklichen Fügungen, womit sein Lebenslauf vom gütigen Himmel gesegnet war. Die Polytechnische Schule hatte ihn gebildet und er wurde später einer ihrer ausgezeichnetsten Lehrer. Seine höhere reine Mechanik, seine Wahrscheinlichkeitsrechnung, seine Forschungen über Physik der Erde und des Himmels sind Geistesfrüchte, welche seinen Namen unsterblich gemacht haben. Ihm waren Laplace, Lagrange, Legendre und Monge Lehrer, welche mit ehrenvollem Stolz auf einen solchen Schüler blickten. Besonders aber war es der geniale Laplace, der unsterbliche Verfasser der „Mechanik des Himmels“, welcher früh das eminente mathematische Talent des jungen Poisson erpähte und rasch zu entwickeln mußte. Von ihm rührt die später so sprichwörtlich gewordene Lebensart her:

Petit Poisson deviendra grand,
Pourvu que Dieu lui prête la vie.

Es sind die Anfangsverse einer Fabel LaFontaine's. Laplace rief sie mit Entzücken aus, als er den jungen Poisson zuerst geprüft und gefunden hatte, wie hoch derselbe gerade für Mathematik begabt sei. Poisson lebte nur für seine Wissenschaft. Er meinte, das Leben sei ihm nur zu zwei Dingen nütze, nämlich zum Treiben der Mathematik und zum Lehren derselben. Damit waren ihm die großen nationalen Umwälzungen seines Vaterlandes todt Buchstaben, zu denen er in gar keiner Beziehung stände. Nur zweimal in seinem Leben machte er von dieser Indifferenz eine entschiedene Ausnahme. Im Jahre 1789 war seine ganze Kindesseele in begeisterte Schwärmerei aufgelöst durch das Wiedererwachen und Freiwerden seines geknechteten Vaterlandes. Dann war er aber auch mit unverdönllichem Haß gegen Napoleon erfüllt, als dieser aus der französischen Republik einen Kaiserstaat machte. Es ist aber weder jene Begeisterung noch dieser Haß irgendwie an die Oeffentlichkeit getreten. Er war 1781 geboren und starb 1840.

Damit müssen wir nun aber unsere Mittheilung aus den biographischen Bänden des Werks schließen. Wir gestehen, daß uns dies keine kleine Ueberwindung kostete, denn es steckt gerade hierin ungemein viel Anziehendes. Aus der Hand eines so begabten Meisters haben die Lebensbilder der großen Geister wie Laplace, Gay-Lussac, Watt, Malus, Fermat, Mollère, Cuvier u. a. einen gewaltigen Reiz und eine hohe bildende Kraft. Dies ist aber auch in unserm Vaterlande nicht unbeachtet geblieben. Es hat Eduard Köhler unter dem Titel: „Choix d'esquisses biographiques de François Arago“, eine Auswahl für die obere Klassen der deutschen höheren Bürgerschulen herauszugeben begonnen, welche ganz dazu geeignet ist, das Studium der französischen Sprache sowohl in formeller als sachlicher Hinsicht zu beleben und fruchtbar zu machen. Das war ein glücklicher Gedanke, der sicher seine guten Früchte tragen wird. Durch Arago lernt unsere Jugend die Männer kennen, welche unser Jahrhundert so hoch, so bewundernswürdig hoch emporgehoben haben, daß es glänzen wird wie eine Geistessonne über alle kommenden Jahrhunderte. Durch Arago lernt unsere Jugend erst eigentlich, worin der Franzose wirklich groß gewesen ist, durch seinen besonnenen aber feurigen Patriotismus wird auch ihr Nationalgefühl erwärmt und richtig geleitet. Durch seine scharf und klar ins Licht gestellten Charakterzüge wird auch ihre Charakterbildung an Kraft und Festigkeit gewinnen. Durch seine Freiheitsliebe, durch seine Begeisterung für alles wahrhaft Edle, Schöne und Große im Menschen wird unsere Jugend frohlockend aufathmen und fühlen lernen, daß sie auch ein warm und feurig schlagendes Herz habe für das Freie, Edle, Schöne und Große in der Menschenbrust. Diese Gefühle müssen in unserer deutschen Jugend wach werden und wach erhalten werden, aber es muß auch mit der männlichen, durch Erfahrung und Wissen gereiften Ruhe geschehen, wie es Arago gethan hat. Uebrigens ist das Ganze nur von dem Standpunkte aus zu nehmen, daß die Schule praktisch eingeführt werde in die wissenschaftliche französische Rhetorik, in das, was Buffon „la vérité du style“ genannt hat.

Die vier Bände, welche die populäre Astronomie enthalten, zeichnen sich ganz vorzugsweise durch eine leicht faßliche Entwicklung selbst der schwierigsten Lehren der Sternkunde aus. Sie sind die gereiftesten Früchte der berühmten Vorlesungen, welche der große Mann 18 Jahre lang auf der pariser Sternwarte vor einem allgemein gebildeten Publikum mit großem Beifall gehalten hat. Wir besitzen schon eine ähnliche Schrift von ihm, welche aber nur Auszüge aus dem „Annuaire du bureau des longitudes“ in sich faßt, also nur Unvollständiges, das ohnehin dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr ganz entspricht. Was die deutsche Bearbeitung betrifft, so ist an ihr noch ganz besonders rühmend zu erwähnen, daß sie mit Zusätzen und Vervollständigungen versehen ward, welche selbst für die Männer von Fach eine

*) Bisher ist Eduard Köhler, der noch bis zuletzt, namentlich auch als Mitarbeiter des „Magazin für die Literatur des Auslands“ literarisch thätig war, inzwischen zu Leipzig verstorben. D. Red.

hohe Bedeutung haben. Ueberhaupt muß man es für ein Glück achten, daß die Bearbeitung dieser Partie der Hand d'Arrest's anvertraut worden ist, von dem man weiß, wie gründlich er das Gesamtgebiet der Astronomie beherrscht und mit welcher Sorgfalt und Eingeht er in seinem Fache arbeitet. Wir haben sehr viele und sehr ausgezeichnete ähnliche Originalwerke, aber dies Werk Arago's in der Bearbeitung von d'Arrest überflügelt alle. Es ist bekannt, wie Arago selbst seine populäre Astronomie zum hervorragendsten Liebling aller seiner Gelehrtenwerke erhoben hat, daß er daran verbessert hat bis zum letzten Augenblick seines Lebens. In Rührung erweiternder Weise bemerkt er in der Vorrede:

Was mich betrifft bei dem Zustande der Gesundheit, in welchem ich mich gegenwärtig befinde, wo ich des Augenlichts beraubt diese Zeilen dictire und nur noch wenige Tage zu leben habe, bleibt mir nur übrig, den Händen thätiger und ergebener Freunde ein Werk anzuvertrauen, dessen Herausgabe zu überlassen mir nicht vergönnt sein wird.

Das Vertrauen, welches Arago in dieser Hinsicht J. A. Barret geschenkt hat, ist jetzt durch die That glänzend gerechtfertigt.

Alle übrigen Bände enthalten bald größere bald kleinere wissenschaftliche Aufsätze von sehr mannichfaltigem Inhalt. Aber alles ist durchweg interessant gehalten und deutet auf ein sehr umfassendes Wissen und einen eminenten Geist des großen Verstorbenen. Ueberall bewundert man die ungemeine Fülle von Gelehrsamkeit, die Lebendigkeit in der Darstellung und das Ueberzeugende in der Begründung. Und bei aller Gelehrsamkeit fehlt doch nirgends die praktische Grundlage und Anwendung. Arago war ebenso zu Hause in den höchsten Sphären der Wissenschaften, wie in den rein praktischen Kreisen des Geschäftslebens, und er hat es meisterhaft verstanden beide miteinander zu verbinden. So untersucht er die allerfeinsten Phänomene des Lichts und führt damit das ganze Gebiet der Optik zu neuen und höhern Stufen empor. Dann vertieft er sich in das Wesen und die praktische Bedeutung der Dampfmaschinen, der Eisenbahnen, der elektrischen Telegraphen, der Schifffahrt, der Leuchttürme, der Festungen, der artesischen Brunnen, der Daguerreotypen, der Gewitter, rehet über die Systeme des Schutzes und der Handelsfreiheit, über die Patente auf Erfindungen, über das Wasserheben aus Bergwerken, gibt eine Beschreibung von sehr vielen öffentlichen Lehranstalten und Instituten in Paris, weiß selbst ein klares Licht zu verbreiten über die Finanzen und Steuern der Stadt Paris u. s. w. Das ist eine große Mannichfaltigkeit! Aber wohin der Verfasser seine Leser auch führen mag, immer weiß er sie belehrend zu fesseln, immer trifft er gerade die Punkte, wofür sich alle am lebhaftesten interessieren. Um in dieser Beziehung unsern Lesern eine kleine Probe von der geistreichen Art der Behandlung zu geben, wählen wir den achten Band, der vorzugsweise der Meteorologie gewidmet ist. Hier weiß er zunächst das Unhaltbare aller Wetterpropheteiung und besonders den Einfluß des Mondes auf die Vorgänge des Wetters als in nichts begründet darzustellen. Dann wendet er sich an die Wider-

legung tausendfachen Aberglaubens. So heißt es schon in der ältesten Zeit, daß Krefse, Auster und andere Schalthiere während des zunehmenden Mondes größer sind als während des abnehmenden. Arago sagt:

Die Bemerkung ist sehr alt, man findet sie schon im Dichter Lucilius, im Aulus Gellius u. s. w. Ich weiß nicht, ob die Mitglieder der Akademie del cimento sich experimentell damit beschäftigt hatten. Mindestens scheinen sie geneigt, die Thatsache bezüglich der Krefse und Krabben anzunehmen, da sie eine Erklärung davon geben. Der Mond soll nach ihnen keine andere Rolle hierbei spielen, als diesen Thieren bei ihrer nächtlichen Jagd mehr oder weniger zu leuchten. Diese Erklärung beruht auf einem falschen Princip, würde aber leicht Anwendung auf die Volksregel finden können, wenn unsere Fischer sich folgende abgerundete Fassung derselben gefallen ließen: „Die Krefse sind während des Vollmondes größer als während des Neumondes“. Denn sonst sieht jeder leicht ein, daß unser Sastellit von der Conjunction bis zur Opposition, und von der Opposition bis zur Conjunction auf der Erde gleich viel Licht verbreiten muß. Im übrigen verklärte Kohaut, daß die Thatsache nicht richtig ist, und daß er bei aufmerksamer Untersuchung der in den verschiedensten Epochen des Mondmonats gefangenen Krefse niemals eine constante Verschiedenheit zu Gunsten irgendeiner Phase gefunden habe.

Jetzt, nachdem das Werk bis auf zwei noch zu erwartende Bände und fast vollständig in deutscher Uebersetzung vorliegt, erkennt man auch die ganze und hohe Bedeutung der Einleitung unsers nun auch schon verewigten großen Alexander von Humboldt. Man erkennt es klar, daß der Hauptcharakterzug Arago's nicht bloß in der genialen schöpferischen und befruchtenden Geisteskraft, nicht bloß in der seltenen Klarheit seines Vortrags liege, sondern hauptsächlich auch noch in der Begeisterung, welche er in seinen Lesern zu erwecken weiß, so oft es sich um etwas Großes, Schönes und Wahres in der Wissenschaft und ihrer Anwendung handelt. Arago und Humboldt werden noch recht oft mit hoher Bewunderung zusammengenannt werden. Sie sind beide gleich groß, nur auf verschiedene Weise. Jeder erinnert an den andern und spiegelt den Geist des Jahrhunderts zurück, in dem sie lebten, wirkten und groß geworden sind.

Heinrich Girnbaum.

Zur christlichen Kunst und Poesie.

Von einer von Ludwig Giesebrecht ins Leben gerufenen Zeitschrift „Damaris“ liegt uns das erste Heft (Stettin, Rahmer, 1860) vor, in Begleitung eines Vorworts, worin der Herausgeber bemerkt, daß er damit „über das Wesen der christlichen Kunst und Wissenschaft hier und da Licht zu verbreiten hoffe, wäre es auch nur das Streiflicht eines flüchtigen Morgenroths“. Dieses erste Heft enthält nachstehende Aufsätze: „Vom Schweigen“, „Philipp Champagne und Stephan Murillo“, „Die Poesie und die Sprache“, „Ueber die Gitanilla des Cervantes“, „Rasael's Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn“, sämmtlich von geistreicher Auffassung und vieles Instructive enthaltend.

In dem erstgenannten Aufsatz kommt der Verfasser auch auf den Traum zu sprechen, und erwähnt dabei, der berühmte Philologe F. A. Wolf habe einmal seiner Tochter, die ihm einen ihrer Träume erzählt, kurzweg befohlen: „Du sollst nicht träumen! Von heute an wird nie wieder geträumt!“ Man habe versichert, das Kind habe seitdem wirklich nicht mehr geträumt, was Giesebrecht wol mit Recht für eine Fabel hält. Rosenfranz legt, wie der Verfasser anführt, den Träumen keinen Werth bei;

„daß man sich
keine eigene
Traum ist der
eigentlichste
Schönheiten sich
wohl auch nicht
ternde Wirkung
schaffen, daß sie
sich auch haben.

Essig will nie geträumt, wenigstens sich wie eines Traums
verwahrt haben; damit aber sollte ihm doch überaus etwas zur
vollständigen Erkenntnis der menschlichen Natur. Wer viel
träumt lebt doppelt und bildet in Taten, von denen der Nicht-
träumende oder der sich seiner Träume nicht bewußt ist keine
Wahrung hat. Im Traume besitzt und entwickelt der Mensch eine
Einbildungs- und Vorstellungskraft von ganz wunderbarer Art:
er sieht die prächtigsten Gegenstände und zwar in den reizendsten
übernatürlichen Farbenpielen, ganz anders und schöner als er sie
in der Wirklichkeit sah, er wandert durch die Straßen phan-
tasievol gebauter Städte, nie gekannte Menschen mit den besten
Bildung treten vor sein inneres Auge, darunter freilich auch nicht
selten die abscheulichsten und furchtbarsten Fratzen und Gestalten,
die Verfallenen und Verwundeten längst verlorener Personen, an
deren Angesicht er sich im Wachen gänzlich nicht mehr erinnern
kann, erscheinen vor ihm ganz wie sie lebten und lebten, mit
allen den Schreien und Bewegungen, die für sie besonders charak-
teristisch waren, ja selbst ihre Stimme klingt mit den alten Tönen
in das innere Ohr des Schlafenden; öfters ist zwar der Traum
ein zusammenhangloses, herodes, kaltes, bedrückendes
und namentlich das Bewußtsein erregendes und festeres Durch-
dringung; jenseits aber spinnen sich auch vollkommen dramatische
Handlungen ab mit ganz richtiger Kaskadenfolge der Szenen,
man macht weite, in ihren Ereignissen zusammenhängende Reisen,
über die man ein Reisejournal schreiben könnte, und obschon die
Traumwelt meist bizarr, ungeschmackhaft und mehr bedrückend
als erhellend ist, so finden sich mitunter doch auch Situationen
und Einsätze, die wirklich weiser und belehrender Art sind.
Namentlich scheinen gesunde Kinder von heiterem Temperamente
im Traum oft die heitersten Bilder vorzuschweben, denn man
findet sie im Schlaf nicht selten aufs herzlichste lachen. Peinigende
Träume dagegen erzeugen, wie man weiß, ängstliches Erwachen
und Grausen, und so ist auch der Traum ein wenn auch vorer-
tes Bild des Lebens in seinen verschiedenen Gegensätzen. Wer
wag ergründen, ob nicht doch im Traum vermittels der „Traum-
geschichte“ eine Art Schauen, Voraussehen oder Vorausnehmen
hastigsten kann? Diesenigen wenigstens, welchen die Gabe leb-
haft zu träumen überaus versagt ist, haben hierüber kein Ur-
theil, obschon es richtig ist, daß die Träume sich meist auf Er-
lebtes zurückführen.

Die Fürstin Galypia behauptete, sie habe in der Erkenntnis
ihres Ich weit größere Fortschritte während des Schlafes als im
Wachen gemacht, und Genslerhays ging sogar so weit, zu be-
haupten: träumend ist der Mensch, was er wirklich ist. Das
ist jedenfalls zu viel behauptet; aber richtig mag sein, daß der
Traum ein Supplement des Lebens ist, und daß er dadurch, daß
er so oft an Vorfälle erinnert, denen sich der Mensch zu schämen,
die er zu bereuen hat, auch ein Mittel zur engeren Selbstbe-
achtung und somit zur Verbesserung sein kann. Auch der Traum
ist Arbeit, und wer ohne Träume schläft, ist während der Schlaf-
zeit ein bloßer Faulenzer und Nichtstuer, der vom Schlafen
eben weiter keinen Gewinn hat als die bloße körperliche Erholung.
Die eigentlichen Phantasisten, die Dichter, haben auch meist
einen großen Reiz auf Träume gelegt, Shakespeare läßt seinen
Hamlet sich namentlich vor den Träumen fürchten, die im Schlaf
(Todesschlaf) kommen mögen, Calderon schrieb sein „Das Leben
ein Traum“, Grillparzer das Gegenstück: „Der Traum ein Le-
ben“, selbst Lessing spielt in einer Stelle der „Emilie Galotti“
auf die Traumwelt wenigstens an, und der philosophische
Schiller läßt in den „Räubern“ und im „Wallenstein“ den Traum

eine große Macht über seine dramatischen Helden ausüben. Das
verführte Bewußtsein Franz Noor's erwacht erst nach, wie das bei
Shakespeare'schen Helden ist, mitten in einem furchtbaren Traum.
Die Annalen der Menschheit sprechen nicht selten von Jäh-
wachen, wo die schlummernden Gedanken durch einen bösen Traum zu
Schanden werden. Shakespeare, der gründliche An-
schauer, wußte auch dies.

Die Grundwahrheit aller in diesem Heft vertretenen Ansätze
richtet sich auf Verinnerlichung und Verchristlichung aller Ten-
denz und Geistes; der Verfasser will, daß der religiöse Inhalt
sich zur Kunst und die Kunst zur religiösen Wahrheit erhebe. Er
bedauert, daß unsere dramatische Poesie, bei allem hohen huma-
nitären Werth und gedankenschweren Inhalt, doch hässlich ge-
nannt werden müsse; es sei die Aufgabe, „Tragödien zu schaffen
und darzustellen so aus den Tiefen des Christenthums heraus,
wie vor alters aus dem griechischen Heidenthum das lebendige
Bewußtsein des Sophokles aufstieg“; er heiße es gut, daß ihm
jetzt Stimmen laute würden „für die Nothwendigkeit, für die Not-
wendigkeit einer evangelischen Poesie“ und er meinte, daß unser
Kunst und Wissenschaft, unsere Philosophie und Poesie abdröhen
würden und müßten, wenn sie außerhalb der christlichen Bewe-
gung stehen blieben.

Aber noch Schlimmeres befürchtet Westphal von dem Auf-
kommen eines trawigen, alle höhere Bildung als unchristlich
abspühenden Puritanismus. Er findet die unermessliche, heute, die
„unruhige“ Geschäftigkeit, womit die Innere Mission an allen
Enden Rettungshäuser, Gefallenhäuser, Mägdeherbergen, Antihel-
samleitsvereine klist, Tractate ausbreitet u. s. w. an sich selbst
aber bedenklich erscheint es ihm, daß dieselben Männer nicht zu
Kunst und Poesie wissen wollen und denjenigen für unchristlich
halten, welcher der Meinung sei, es gebe außerdem auch noch
andere zu schaffen, was gleichen Werth und gleiche Berechtigung
habe. Nun, sie sind eben auch Barbaren, besangen in den Tagen
des Realismus und Materialismus unserer Zeit, als sich
Verstandesmenschen und Statistiker nur der Nothwendigkeit halber
und ohne Empfänglichkeit für das höhere geistliche Licht, das
auch in der Kunst waldet. Sie scheinen nicht zu wissen, daß es
noch nie eine Religion von einiger Zubringlichkeit und symboli-
scher Tiefe gegeben hat, die sich nicht zugleich auch in einer an
ihrem Schoße hervorgegangenen Kunst und Poesie offenbart und
dadurch wirklich schöpferisch und bildnerisch gezeugt hätte.

Besonders Durl verdienen im vorliegenden Heft die Auf-
richten über die Walter Champaigne und Mantillo. Da über den
dem größten Publikum nicht viel bekannt ist. Westphal hat
davor, wie beide Künstler in den Organentagen der Rhein-
leben und macht dabei auf die eigenthümlichen Schwermüthen
aufmerksam, welche in solchen meist sehr weislich gekannten Ju-
ten den schaffensfähigen und schaffenswütigen Talenten entgegen-
zutreten pflegen. Champaigne sowohl als Mantillo waren erst Maler
und in der Wahl der Gegenstände ohne festen Plan, und es
bedauert wohl man an ihrem weiteren Unterwiesungsgegang den
Kunstdogma nach: „Nicht durch äußerliches Heranziehen aus
Erfahrung, verjüngt sich die Kunst, welche von ihnen es in
sondern durch Vertiefung des Denkens in sich und vor allem
in Gott. Der Glaube ist es, der in der Seele des Malers
einen Reichthum fruchtbarer Gedanken und, ist ihm die Kom-
gabe der Phantasie verliehen, eine Fülle neuer Gestalten und
Gestaltungen weckt, vergleichen auch die größte Mannichfaltig-
keit äußerer Anschauungen dem Künstler nicht zuführen kann.“
Champaigne's Meisterwerk ist das unter dem Namen „Die
Königin“ bekannte Bild im Louvre. Das Gemälde ist ein
doch Eigenartiges, was ein Künstler oder Dichter kreiert, was
immer das sein, was er nicht äußerlich angeregt, sondern innerlich
gedrängt war, was er, um so zu sagen, wie einen tiefen Schmerz
und seiner Brust zog. So verhält es sich auch mit Champaigne's
Bild „Die Königin“. Nach dem Tode seiner Gattin und zum
Kinde war ihm noch eine Tochter Casanova übrig geblieben,
die er sein durch den Pöbel erworbenes Vermögen zu hüten

lesen dachte. Esunne aber, einer frommen Nüchternung ergeben, sprach den Wunsch aus, den Schleier zu nehmen, und der Vater gab, nachdem ihm der innere Wunsch seiner Tochter zum Abbruch des Lebens gewiß geworden, wenn auch jähend nach. Aber Esunne erkrankte, 14 Monate litt sie an einem schleichenden Fieber, das ihre Kräfte verzehrte; die Ärzte gaben sie auf: da wandte sie sich zum Gebet, Mutter Ignas, die Heilste, mit ihr, und die Kranke genas. „Der Ausgang traf Champagne's künftiges Gemüth so tief als sein Vaterberg“, erzählt Giesebrecht weiter, „er trug ihn auch, nach der Aussage kundiger Jünger, auf die Höhe seiner Kunst. Denn nun, in seinem schicksalreichen Lebensjahre, malte er jenes Bild, das im Duvre unter dem Namen „Die Nonnen“ bekannt ist und als sein Meisterwerk angesehen wird.“ Champagne starb im Jahre 1824, lebte also nach Vollendung jenes Bildes noch 12 Jahre; doch hat Giesebrecht nirgends eine Angabe darüber gefunden, ob und was er in dieser Zeit gemalt oder ob er vielleicht dem Pinsel ganz wiedergelegt hat. Sein Vermögen verwannte er sofort zu Klöster und frommen Stiftungen; unter anderem schenkte er dem Kloster im Port-Royal, in welchem sich seine Tochter als Nonne befand, verschiedene Gemälde frommen Inhalts und vermachte ihm 6000 Livres Rufen. Damals begann bereits das Zeitalter der gottentfremdeten Weltlichkeit, aber Beispiele eines aufopfernden, aскетischen Lebens waren darum noch keineswegs selten.

Auch die spätern Lebensstage des berühmten und höher begabten Murillo beweisen dies. Giesebrecht erzählt: „So vergingen 36 Jahre, seit er aus Madrid (nach Sevilla) zurückgekehrt war. Er hatte für den Hochalter der Kapuzinerkirche in Cadix ein Gemälde übernommen, das Verlobnis der heiligen Katharina. Das Werk auszuführen begab er sich selbst an Ort und Stelle. Er hatte das Unglück, von einem Gerüst herabzufallen, durch den Fall zog er sich einen Bruch zu. Uebermäßiges Schamgefühl hinderte ihn, sein Uebel irgendjemand zu entdecken. Unter den heftigsten Schmerzen reiste er nach Sevilla zurück, theilte sich aber auch hier seinem mit, sondern verlebte seine übrigen Tage in verschwiegendem Leiden und im Gebet. Als er mit ihm allmählich zu Ende ging, ließ er sich täglich in die Kirche zum heiligen Kreuz führen; da pflegte er vor der berühmten Abnahme vom Kreuz des Pedro Campaña seine Anbacht zu haben“ u. s. w. In unsern Tagen der vorgeschrittenen philosophischen, übrigens mehr weltweisen als weltweisen Bildung würde selbst ein Heiligmaler kaum wagen, in dieser Weise Trost für seine Leiden zu suchen; die Verdächtigungsneugier und Spottsucht der Welt würde ihm den Trost, der in solchen Andachtsübungen für ihn etwa liegen könnte, möglichst verflümmern und verbittern. Trotz dieser Tyrannei, welche die öffentliche Meinung über das Thun und Lassen des einzelnen ausübt, hat wir aber doch sehr human und liberal, wenigstens jeder gegen sich selbst. Ueber das Zeitalter Philipp's III. und Philipp's IV. denkt Giesebrecht übrigens nicht so ungünstig, als dies sonst wol der Fall ist. Nachdem er bemerkt, daß Murillo's lächerliche Fruchtbarkeit nicht hinter der seiner Zeitgenossen, der unerschöpflichen Dichter Lope de Vega und Calderon zurückgeblieben, fährt er fort: „Eine so wunderbar reiche, fastige Biographie zu revidieren und der bildenden Kunst, dazu ihr wesentlichen christlicher, katholischer Charakter geben, meine ich, ein gewichtiges Zeugnis, daß die spanische Nation unter der Regierung der Könige Philipp III. und Philipp IV. doch wol nicht so verkommen und geistig gebunden war, wie neuere Geschichtsschreiber berichten.“

Man vergesse nicht, daß auch Cervantes nur zwei Jahre früher (1616) starb, als Murillo geboren wurde; und auch Cervantes war, bei aller Spassigkeit seines „Don Quixote“, nach Giesebrecht's Versicherung ein „erster katholischer Christ“. Aber es waltet in den Spaniern überhaupt ein realistisch-humanistischer Grundzug, der sich ebenso gut in Murillo, welcher prinzipielle Betheilnahme mit derselben Fortschrittlichkeit bezeugen wußte wie überirdische Madonnen, als in den neuesten Romanen

von Fernan Caballero of Spanier durchaus fremd; irgendwem andern Nation wolle noch die englische Inquisition (was dem „Pater Antonio de Arce“ in des „Libro de los cantos Jernisheit“; darum, glänkerischen Gedichte noch Vorrede zu seinen Novellen ich mir heraus, der zu se daß durch das Lesen dief wird, zu einem bösen Geworden, so würde ich mir schule, als sie veröffentlicht Spanien mit dem andern i aus habe ich schon neun an ein anderer, der auf seinen lesen hat, oder, wenn er si Indes zum Schamrothmeri solche Leute nicht befigen. lanchos nannte, dessen wahre den ist, den Dichter des „angriff, trübete er sich mit undzwanziger, mein Herr, große Graf von Lemus, deß Freigebigkeit mich) aufrecht geschick, und es lebe mir Bischofs von Toledo Don Cervantes gehört übrigens man unter den Schaffenden breitete Ansicht widerlegen Großes hervorzubringen: d veröffentlichte er, als er be vor seinem Tode, zehn Jahre später, beendete er ihn.

Man mag den Bestrebungen Giesebrecht's den besten Erfolg wünschen, aber man darf kaum sich der Hoffnung hingeben, daß sie ihn auch haben werden. Indes schreibt man ja so manches ohne Hoffnung auf Erfolg, bloß weil man es für recht und gut hält und in dem Wahne, daß ein günstiger Wind doch einmal das Comintern von dem Feindlichen über hinweg auf einen furchtbaren trage. Durch gewisse Symptome läßt sich der Verfasser über den Grad der Vertiefung, den das religiöse Leben in unserer Zeit gewonnen haben soll, vielleicht irre führen. Die von ihm gerühmte religiöse Bewegung scheint bisher eine mehr künstlich geleitete als natürlich frömmernde zu sein. Selbst Alexander von Humboldt wußte die Frömmigkeit eines Bingenort oder Jung-Stilling zu schätzen, aber von den modernen Frommen behauptete er, daß sie nach oben mit dem Himmel und nach unten auf der Welt festhielten, daß sie mit einem Worte vereiste „Verstandesgelehrter“ seien; daher auch ihr Widerwille gegen Kunst und Poesie, dem sie vollkommen mit den zahllosen realistisch und materialistisch Bestimmten und namentlich den politischen Rechnern unserer Zeit theilen. Es fehlt ihnen die nöthige Wärme des Herzens und der erforderliche Schwung der Phantasie, um sich für Kunst und Poesie unmittelbar zu begeistern. Sie wenden sich auch von Giesebrecht's wohlgemeinten Wätern, deren christliche Urgasse manche von ihnen zum Theil sogar für Einflüsterungen des Satans halten werden, abwenken, obgleich es gerade ihnen sehr nützlich sein würde, sie zu lesen und ihren dürren berechnenden Verstand von den darin entwickelten Ideen befruchten zu lassen. Wir fürchten namentlich, daß es um so schlimmer fallen möchte, in weltern Kreisen Sympathie für die christliche Kunst zu erwecken, da selbst für die höhern Gebilde der weltlichen Kunst in Deutschland, bei uns verhältnismäßig wenig richtigen Verstand und wahre Empfindlichkeit angetroffen wird. Leider werden auf unsern Schulen Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte über den trocknen Daten der bloß politischen Geschichte zu sehr zurückgesetzt und die Dichtere der Epik und Dramatik

der Alten meist in einer Weise getrieben, daß davon leider wenig Ertrag in dieser Richtung für die Jüglinge abfällt.

Indes haben wir nicht eine christliche Poesie? Haben wir nicht einen spezifisch christlichen Roman? Hat nicht der 1853 anonym erschienene dreibändige Roman „Eritis sicut Deus“ sogar eine zweite Auflage erlebt? Wir werden an diesen Roman soeben durch eine Schrift aus der Feder des Verfassers oder vielmehr, wie sich aus der in dieser Hinsicht nur andeutenden Schrift zu ergeben scheint, der Verfasserin erinnert, worin über die Genese des Buchs Rechenschaft abgelegt wird. *) Die Verfasserin selbst gesteht in dieser Schrift, daß ja der Roman verschollen und solche Nachweisungen nur noch für den „Forscher“ (!) von Interesse seien, — von eigentlichem Interesse zunächst aber wol nur für die anonyme Verfasserin, die es an der Zeit halten mochte, die Aufmerksamkeit des Publikums wieder einmal auf diesen verschollenen Roman zu lenken. Sie gibt unter anderm einige der Ursachen an, die sie dazu getrieben haben, den Roman zu verfassen, z. B. das Erscheinen des berühmten Buchs von Strauß: „Das Leben Jesu“, obgleich sie, wie sie aufrichtig und ehrlich genug ist zu gestehen, es niemals gelesen hat; aber sein Resultat sei ihr nicht verborgen geblieben, sie habe in eine Kluft geschaut, vor der sie zurückgebebt sei; sodann die allerdings ebenso unziemliche als possirliche Art eines Professors, sich über die alten Gottesvorstellungen lustig zu machen, indem er in einer für Damen bestimmten Vorlesung sich öfters des Ausdrucks bedient habe: „Der Mann, den man Gott nennt“. Die Verfasserin erzählt nun weiter: „Als ich dieses las — mir ist unvergänglich, wie alles längstgefühlte Entfagen sich in mir zusammenbrängte; es wurde zu einer Art Ingrim und im Kämmerlein (ich weiß die Stelle noch, wo ich stand) rief ich: „O daß euch doch einmal jemand einen ganz klaren Spiegel vorhielte, wohin das führen kann.“ Da — wie ein Blitz schoß es in mich hinein: „Das sollst du thun.“ Kein Mensch war um mich, und das Wort kam nicht aus mir, ich empfand es als gehört, obgleich, wie ich glaube, nicht mit dem äußern Ohr. Ich war in der Seele ganz durchschauert, wie einem leidlich sein muß, dem ein leuchtender Blitz und Donner Schlag auf den Leib gekommen. Wenn irgendwie es Wahrheit hat, daß der Herr gesprochen hat und sprechen kann, so war es hier der Fall. Ich bin von diesem Augenblick an ein Zeuge von der Wahrhaftigkeit des Schriftworts, wenn es heißt: „Und der Herr sprach zu mir.“

Der Roman „Eritis sicut Deus“ ist also einfach eine Offenbarung Gottes, so gut wie dies von den geheiligten Büchern der Bibel angenommen wird; alle Caricaturen darin, auch die boshaftesten, sind der Verfasserin von oben eingegeben worden, und diese Schrift soll nun dazu dienen, das an vielen wunderbaren Umständen nachzuweisen. Aber leider: „Der Meister von oben, der so streng befohlen hatte“, ließ die Verfasserin bei der Ausführung oft auf längere oder kürzere Zeit „stecken“. Aber sie hat einen Bruder, der ihr dann ermunternd zurief: „Es ist vom Herrn, da darfst du nicht widerstreben!“ und der ihr dann weiter half, wenn Gott sie „stecken“ ließ. Ob auch dieser Bruder bei seiner Nachhülfe von oben inspiriert gewesen, wird nicht gesagt; vielleicht war er der Mephistopheles, der die vielen boshaften Bezüge in dieses Werk göttlicher Offenbarung hineintrug. Uebrigens läßt uns die Verfasserin doch nicht ganz ohne Hoffnung, daß wir einmal ihren Namen erfahren; denn sie sagt auf S. 87: „Sollte von einer richterlichen Behörde, bei der eine Klage eingegangen wäre, Auskunft verlangt werden, so ermächtigte ich hiermit das Raube Haus in Hamburg, meinen Namen derselben zu nennen, und die weltlichen Gerichte mögen dann den Maßstab ihrer Gesetze an das Buch und diesen Aufschluß halten. Ich bin mit diesen weltlichen Gesetzen ganz unbekannt und kammere mich auch nicht um dieselben, das ewige Gesetz in der tiefsten Brust und mein Befehl hat mir allein

befohlen und diesem habe ich genügt. Dennoch werde ich — zwar nicht vor öffentliche Schwurgerichte mich stellen, aber doch, wenn die menschlichen Gesetze diesem ewigen Gesetz widersprechen sollten, die Strafen, die sie etwa über mich verhängen könnten, tragen. Sie werden's aber wol bleiben lassen, gegen den Lebendigen anzutreten, das Schicksal, in Jesajas 56, V. 16 angekündigt, war ihnen gewiß.“

Kurz, das Ganze macht in seiner salbungsvollen, demüthigen hochmüthigen Haltung einen recht widrigen Eindruck und kann uns nur als ein neues Zeugniß für die Uneinheit oder Ungesundheit einer gewissen frommen Richtung unserer Lage dienen. Statt die Gebrechen und Bosheiten des Buchs damit zu entschuldigen, daß das Buch ein bloßes Menschenwerk sei, will uns die Verfasserin gar noch nöthigen, an sie als göttliche Offenbarungen zu glauben! Wir würden in der That geneigt sein, diese Schrift nur für eine gegen das Buch gerichtete, die Manier einer gewissen Gattung unserer „Frommen“ verspottende boshafte Satire zu halten, wenn wir im Ernste glauben könnten, daß noch jemand außer dem Verfasser (oder der Verfasserin) Zeit und Lust haben würde, sich so gründlich und eingehend mit einem Buche zu beschäftigen, das nach der Verfasserin eigenem Geständniß verschollen ist bis etwa auf den ominösen Titel.

Mit einem andern „christlichen“ Dichter, Emanuel Geibel, beschäftigt sich eine Schrift von Seibert. *) Im allgemeinen fragt sich bei Schriften, die einem noch mitlebenden Dichter, dessen Genickelung noch nicht abgeschlossen, gewidmet und in einem zu panegyrischen Tone gehalten sind, das Publikum unwillkürlich: ob die Motive, aus der eine solche Schrift hervorgegangen, vollkommen rein seien? ob der Verfasser sich in gänzlicher Unabhängigkeit von dem persönlichen Einfluß des gefeierten Dichters befinde? u. s. w. Indes wollen wir uns gern der Hoffnung hingeben, daß mit dieser Schrift, in der ein vom Verfasser im März 1855 zum Besten des barmherzigen Gustav-Adolf-Vereins in der Concordia zu Barmen gehaltenen Vortrag veröffentlicht ist, nicht bloß dem Dichter, sondern auch der Sache der christlichen Poesie eine Wohlthat erzeigt sein soll, obgleich wir auch dann den allzu panegyrischen Ton nicht sehr billigen möchten. Wie es in solchen ausschließlich der Verherrlichung eines einzelnen gewidmeten Schriften zu geschehen pflegt, so werden auch hier zuvörderst alle Dichter, welche mit Geibel etwas concurriren könnten, abgeschlachtet: Rückert und Uhland leben, „aber im Angesicht des nahenden Lobes (?) vermag sich ihr Herz nicht mehr zu Gesang und Lieb zu begeistern“ (weil dies der Verfasser so genau?); Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Hoffmann von Fallersleben, Gottfried Kinkel, Ferdinand Freiligrath und andere müssen aber insofern bedauert werden, als „die jüngste, nicht sehr ruhmvolle Geschichte unsers Volks das Blut dieser Dichter also in Galle verwandelt, ihre poetische Kraft also auf verkehrte Bahnen getrieben und endlich ihren Dichtermund ganz (?) geschlossen hat“. Ganz anders Geibel, der nun natürlich als der einzige „große Dichter“, wie ihn der Verfasser selbst nennt, übrig bleibt: „Ein Goethe ging am Christenthum kalt und vornehm vorüber; für alles Hohe und Schöne hatte er Sinn, für die Gottheit und Schöne Christi hatte er keinen. Daher klingt bald leiser, bald lauter ein Mädon durch seine Dichtungen. . . . Ist dieses nun so, so müssen wir uns doppelt und dreifach eines Dichters freuen, der mit den höchsten Gaben ausgerüstet, mit inniger Verehrung zu dem Herrn emporsieht und ihm seine Gaben zu weihen anfängt“ u. s. w. Auch ausschließlich den bloß christlichen Standpunkt festhaltend und auf die Tendenzen des Verfassers vorliegender Schrift eingehend, werden wir doch sagen müssen, daß Geibel sich zur Zeit nur noch im Vorhofe statt in dem Allerheiligsten des Christenthums befindet, daß ihn die Sehnsucht, aber noch nicht die Erfüllung durchdringt, ähnlich wie er es selbst in dem allerdings

*) Aufschlüsse über „Eritis sicut Deus“. (Anonymer Roman, Hamburg 1853.) Bremen, Müller. 1860. 8. 15 Bgr.

*) Ueber ein charakteristisches Element in der Lyrik Emanuel Geibels. Ein Vortrag von E. O. Seibert. Warburg, Elwert. 1860. 5 Bgr.

ihren Bericht „Die Sehnsucht des Weltweisen“ (Schilbert), worin unter anderem die köstlich inbrünstigen Strophen vorfinden:

O du, den ich zu armen sage,
Du ew'ger Geist, der nicht vergeht
Noch durch den Hauch der Sterblichen
In tausend Herzen spielen deinet;
Du se in tausend Bildern stehn,
Und dem doch nie ein Bildniß gleich,
Du, den ich nimmer kann entsieh'n,
Du Stäppler, wie fest ich dich!

Im Weltall suchst' ich ohn' Ermatten
Dich zu ergreifen voll und ganz,
Doch nichts verhältst du dich im Schatten
Und birgst am Tage dich in Nacht.
Und wenn das Morgenroth mich weckt,
Und überläßt aus meinem Traum
Die Hand ich tastend danach streckt:
Es war nur helmes Lichtes Traum.

Doch hat sich Weibel zu einem so inbrünstigen Tone auch in seinen christlichen Gedichten nur selten erhoben; er haftet noch in der Reflexion, in der bloßen Abweisung des Unchristlichen und Antichristlichen; er legt die Bibel aus und den neutestamentlichen Erzählungen, wie z. B. in dem Gedichte „Judas Ischarioth“, andre Motive unter, die rein moderner Art sind; es fehlt die sublimste Hingabe an das göttliche Wort, der volle Ton der ganz in Gott versunkenen Andacht, der naive Ton der Demuth und der auf alle Selbstgerechtigkeit verzichtenden Selbsterniedrigung und Hinfertigkeit, dann auch wieder der Ton der protestantischen Kriegsbereitschaft und des Siegesbewußtseins, wodurch sich die besten unter unsern ältern Kirchengesängen auszeichnen. Die Fähigkeit, daß Weibel diese Stufe christlicher Gottinnigkeit im Laufe der Zeit erreichen könne, wollen und können wir ihm keineswegs absprechen; aber zur Zeit hat er sie noch nicht inne. Bei seiner christlichen Bekenntnis, die immer auch die davon bedingte und dazu nöthige Demuth voraussetzen läßt, kann ein solcher Panegyrikus dem Dichter schwerlich ganz angenehm sein.

Italienische Touristenliteratur.

1. Am Winterfrühling in Nizza. Von H. G. Wiesner. Leipzig, Ferd. 1859. 8. 10 Mgr.
2. Zwei Monate in Italien. Reiseerinnerungen eines Kunstfreundes. Von F. Esser. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1859. 8. 1 Thlr. 6 Mgr.

Als wir vor einiger Zeit in diesen Blättern eine Reihe von Berichten über Italien in einem längern Artikel besprachen, mußten wir vorerst mit diesen Urtheilen abgefunden zu sein. Diese Erwartung hat uns getäuscht; denn schon wieder werden wir aufgerufen, nachtragweise über die eben angezogenen Arbeiten zu referiren, die, wenn auch nicht gerade charaktervoll und abschließend, doch einer lückigen Erwähnung immerhin nicht unwürdig sein werden. Zwar hat sich der Verfasser von „Am Winterfrühling in Nizza“, H. G. Wiesner (Nr. 1) kaum eine höhere Aufgabe gestellt, als die eines gewöhnlichen Fremdenführers ist, allein er kennt mindestens seinen Gegenstand gut und zeigt sich voll offenen Sinnes für den hohen Reiz jenes unvergleichlichen Thaltandes zwischen den Apenninen und dem Meer, das man die Küste oder die Riviera di Ponente nennt, welche von Savona bis Antibes eine der zauberlichsten Landschaften Gesperiens bildet, ja, die in ganz Italien an Großartigkeit der Naturscenen kaum ihresgleichen und in den Küstenstrichen von Neapel und Salerno, und von Taormina bis Syrakus allein ihre Nebenbühler hat. Referent selbst gesteht, hier unter diesen herrlichen Scenen, in diesem zauberischen Durchsicheln von Berg, Meer und Vegetation die tiefsten Eindrücke der Schönheit empfangen zu haben, welche die Natur ihm jemals gewährt hat, unvergessliche, das Leben überdauernde Eindrücke,

die ihm unerklärlich machen, warum nicht jeder, der Italien zu sehen das Glück hat, sie aufsucht, um sich an ihnen zu erheben und zu verzücken.

Was man am Landschaftsbilde hier kann es der Reisende erfahren, Mentone aus über Ventimiglia, Bordighera, San Remo und Porto Stefano, durch Dnaglia und Nafflo, lauter Edelsteine der Natur im Grün neben dem Wogenspiele des Meeres möchten wir behaupten, daß der Wälder auch ist, nur die Hälfte der Loth habe und daß eben diese Reise bräde gewährt, wenn sie, nicht im Ring, nicht zu Wagen, sondern zu nicht in dieser, sondern in der umgekehrten nach Nizza, d. h. von dem Etna zurückgelegt wird. Denn zu ein anderes, als von den Palmen abwärts zu Olivenhainen und Karubenhainen. Ueber Nizza selbst, Klima, Umgebung und Lebensverhältnisse, ist der Verfasser völlig ausführlich, ebenso beschreibt er auch einen Ausflug nach Antibes und die Insel Marguerite, dem Capenne der Beduinen, wo er die arabischen Staatsgefangenen, Scheitche und Kollahs in ihrer Verskommenheit besucht, gut und anziehend und bringt ihnen würdige Gaben. Nizza selbst ist seit unserer Zeit aus einem Städtchen eine große Stadt geworden, die über 40000 Einwohner zählt, welche, auf den Fremdenbesuch angewiesen, viel von ihrem alten heitern Naturell verloren haben und fast zu Franzosen geworden sind, wenn sie sich auch jetzt dagegen sträuben möchten. Der nationale Zug der Indolenz und des Haschens nach kleinem Gewinn herrscht auch hier vor, und die moralischen Zustände sind nicht besser und nicht schlechter, als in andern Theilen Italiens. Was uns der Verfasser von der Geschichte Nizzas und den Alterthümern von Cimiez sagt, nehmen wir gern hin; auch über Sprache, Theater und Volkspoesie bringt er Gefälliges bei; vorzügliches Werth aber haben seine praktischen Notizen über Wohnung, Kost und Klima, von dem er das Beste sagt. Als steht das Thermometer hier im Winter unter — 2 Grad und dies nur auf einige Stunden, während die Mittagstemperatur in der Regel + 12 Grad ist und das absolute Maximum im Sommer 26 1/2 Grad nicht übersteigt. Den Schluß des Berichts macht ein Besuch Genuas, das dem Verfasser minder gefällt und eine ausführliche Schilderung der Villa Pallavicini in Pegli, die allerdings vielleicht die reichste und schönste Gartenanlage in Europa darbietet und in ihren kostbaren Treibhäusern Pflanzen enthält, welche das Stück mit 10000 Francs bezahlt sein sollen!

Die „Zwei Monate in Italien“ von F. Esser (Nr. 2) können gleichfalls einen höhern Werth nicht beanspruchen, als den ein guter und das Neueste darbringender Fremdenführer haben mag. Der Verfasser, ein Schwabe, verhält sich durchaus realistisch; ein tieferes Eindringen in die geistigen und sittlichen Zustände des Landes ist so wenig seine Sache, als Vertiefung in die Mythen des italienischen Volksglaubens. Ein eigenes Urtheil über die Kunstobjecte, die er gewissenhaft aufzählt, haben wir nur selten angetroffen und dem Charakter des Landes und der Leute widmet er nur gewöhnliche und meist herkömmliche Betrachtungen. Ein und wieder nur macht er auf eine besonders schöne Naturscene, ein vorzügliches, aber vernachlässigtes Kunstwerk aufmerksam, oder berichtet über ein anziehendes persönliches Begegniß. So erzählt er in der Reihenfolge von Briefdaten ohne andere Abschnitte, was er in Italien von Chiavenna bis Pompeji gesehen, genossen und erlebt hat, ohne daß wir eine namhafte und besondere Förderung unsers Wissens von Italien aus den 400 Seiten seines Berichts mit hinwegnehmen. Am 6. September ist er in Chiavenna, am 14. in Neapel, am 26. in Rom, von wo er am 11. October nach

Florenz abreißt. Es ist fast unmöglich, daß der Tourist in dieser kurzen Zeit alles das selbst gesehen habe, was in seiner Beschreibung Roms zu lesen ist und Wast wird dann wol die Lücken ausgefüllt haben; indeß berichtet er doch über die Thätigkeit der deutschen Künstler in Rom ziemlich ausführlich und gibt hierin vielleicht die besten Seiten seines Buchs, nächst den geologischen Nachrichten über die Umgebung von Rom, welche in dieser Beziehung noch immer nur sehr dürftig bekannt ist. Auf dem Wege von Rom nach Florenz gibt ihm Perugia zu einer belebten Schilderung Anlaß. Hier sagt er, daß man, wenn man die Straßen dieser ehrwürdigen Bergstadt durchwandert oder die beherrschende Lage derselben über großartigen und herrlichen Naturbildern überschaut, ihre stärke Vergnügen einathmet und die Liebe zur Kunst betrachtet, die aus ihren Kirchen und öffentlichen Denkmälern zu uns spricht, man begreift, wie der Jüngling von Urbino hier an Leib und Seele gebethen, wie er ein Rafael werden konnte! In Arezzo besucht er das Wohnhaus Vasari's (Casa Montanti), noch von Fresken seiner Hand geziert. Mit gleicher Pietät schildert er in Florenz die Wohnung Michel Angelo's, noch heute im Besitz des letzten männlichen Sprosses der Familie, des Cavaliere Buonarroti, der in einem großen Saale die Reliquien des großen Vorfahren, seine Farbendöpfe und Pinsel, die schönen Majoliken, die er in Gebrauch hatte, seine Krücken, seinen Rosenkranz und sein mächtiges Schwert, außer diesen aber auch Bildnisse und Kunstwerke seiner Hand bewahrt. Im übrigen behandelt der Verfasser Florenz, dem er einen zwölfstägigen Aufenthalt widmet, während dessen noch Pisa und Livorno besucht werden, ebenso ausführlich, wie Rom, natürlich nicht ohne vielfach aus fremden Anschauungen zu schöpfen, wenngleich er allerdings ein Muster von Rührigkeit und hierin das Vorbild eines Touristen zu sein scheint. Bologna wird dann in drei Tagen kunsthistorisch durchwandert, Padua und am 28. October Venedig erreicht, wo wir wiederum eine Fülle von Kunstnachrichten über Kirchen, Paläste und Museen erhalten, die allerdings auf einen früheren Besuch des Verfassers zurückzuführen sein werden. Die alterthümliche Pracht venetianischer Paläste zergliedert er sorgfältig und zeigt hier die Kenntnisse eines Mannes von Fach und eines kunstgebildeten Geistes, sodaß wir ihm bei solchen Darstellungen sehr gern folgen; indeß ist gerade Venedig in jüngerer Zeit so vorzugsweise der Gegenstand tief eingehender Kunstberichte gewesen, daß es in der That schwer fällt, hier noch zu wirklich neuen Entdeckungen zu gelangen. San Marco und der Dogenpalast sind jedoch nicht ohne einzelne neue Notizen gezeichnet, das Verhältniß der venetianischen Malerschule zu den Römern und zu sich selbst indeß nur oberflächlich gewürdigt. So verständlich und scharfgezeichnete Charaktere, wie Michel Angelo, Rafael und Tizian sind, durchdringt und zeichnet der Verfasser gut und befriedigend; allein für die Palma und Paul Veronese, die Tintoretto, Bellini, Sansovino und Palladio fehlt ihm doch der tiefere Blick und die specielle Wissenschaft Schlüter's und anderer Berichterstatter über das große Kunstmuseum, das Venedig noch immer darstellt, und das in der That, ginge auch ganz Italien zu Grunde, für die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts bei der Nachwelt immer noch gerechtes Staunen und Bewunderung erregen würde. Am 1. November verläßt der Verfasser Venedig, um dann durch Tirol in die Heimat zurückzukehren, in der That und wie schon erwähnt das Vorbild eines unermüdblichen Touristen, der zugleich genügend gebildet, bescheiden in seinen Urtheilen, immer zufrieden und gut aufgeleitet, wie im Fluge alle die Genüsse erhascht, die eine flüchtige Reise durch Italien nur immer gewähren kann. Auf Natur- und Sittengemälde läßt der Verfasser sich, wie gesagt, wenig oder gar nicht ein und erreichte daher sein Ziel, für die Sehenswürdigkeiten der größten Städte ein allernachster Führer zu sein, um so besser. Wir entlassen ihn daher auch mit dem Dank, der einem solchen gebührt, und empfehlen ihn in der achtbaren Eigenschaft eines wohlunterrichteten Clerone. 4.

Notiz.

Friedrich Geng.

Eduard Schmidt-Weissenfels, dessen biographische Schriften wegen ihrer Allgemeinheit und frischen Darstellung in neuester Zeit Oskur zu machen scheinen, hat das Leben von Geng in einem zweibändigen Werke unter dem Titel „Friedrich Geng. Eine Biographie“ (Prag, Rober und Markgraf, 1859) beschrieben, welches mit zwei interessanten Bildnissen des Geschilderten, das eine nach einer Originalzeichnung vom Jahre 1786, das andere nach einem Originalgemälde vom Jahre 1824 und einem autographirten Briefe Geng's ausgestattet ist. Der Verfasser bemerkt im Vorwort, daß es ihm besonders darauf angekommen sei, durch die „einfache und unverfälschte Sprache der Thatfachen“ das „vielsach vom Schlamme der Parteileidenenschaft getrübt“ Bild von Geng wieder treu und wahr zurückzugeben. Er hebt ferner hervor, daß ihm zu diesem Zwecke vielfache mündliche und schriftliche Mittheilungen aus den besten Quellen zugefloßen seien, durch deren Benützung er sich in Stand gesetzt sah, manche wesentliche Lücke befriedigend auszufüllen. Seit dem Werke von Gustav Schleier sind überdies manche wichtige Materialien, unter denen wir besonders die Geng'schen Briefe an Garve und den noch wichtigeren Briefwechsel zwischen Geng und Adam Müller nennen, ans Licht gezogen worden, die dem neuesten Biographen gute Dienste leisteten. Wir haben uns bei Gelegenheit der genannten Briefwechsel in einem in Nr. 51 d. Bl. f. 1857 enthaltenen und auch von Schmidt-Weissenfels citirten Aufsatz von unserm Standpunkt so ausführlich über Geng ausgesprochen, daß wir, um uns nicht zu wiederholen, auf eine detaillierte Besprechung des vorliegenden, in mehr als einer Beziehung lesenswerthen Buchs verzichten wollen. Es macht dem Verfasser selbst Ehre, zur Ehrenrettung eines vielfach verleumdeten Mannes wie Geng das Seinige beizutragen und namentlich die maßlosen Verunglimpfungen zurückzuweisen, welche sich bei aller theoretischen Schrankenlosigkeit doch in concreten Fällen oft einen sehr engherzigen und einseitigen Standpunkt einnehmenden weiland „Halle'schen Jahrbücher“ gegen Geng geklatteten, indem sie ihn in einigen sehr namhaft gewordenen Aufsätzen gerabegut mit dem „Princip der Genussucht“ identifisirten und ihn von diesem einseitigen Standpunkt ausfiigten und behandelten. Nein, es lebte ursprünglich auch etwas Edleres in Geng; das beweist seine wahrhaft kindliche Pietät gegen Garve, seine durch nichts zu erschütternde Freundschaft mit Adam Müller, die unbegrenzte Konsequenz, womit er den Bonapartismus bekämpfte. Nicht die ihm gebotenen äußern Vortheile allein waren es, welche ihn zum Dienstmann Oesterreichs machten, ihn, den von Hans aus eine ungeheuerliche Bewunderung für die politischen Institutionen Englands befeelte. Im Horazischen Sinne „integer vitae“ zu sein, ist für einen deutschen Staatsmann bei den ganz eigenthümlichen Verhältnissen Deutschlands ohnehin schwieriger als etwa für einen englischen. Und man gab die damalige, fast nur in der Lieberlichkeit grundsätzliche, vornehm Gesellschaft in Wien, Dresden, Berlin! Wenn man aus dieser Gesellschaft den einen Geng herausgreift, um an ihm ein Gewerbe zu vollziehen, so ist das doch nur die bekannte schmutzige Methode, womit man aus einer Rotte wilder Dämonen den ersten besten, vielleicht gerade den unschuldigsten herausgreift, um ihn zum Schrecken der andern abzustrafen. Indes geht Schmidt-Weissenfels doch wol in dem Bestreben, Geng von dem Vorwurfe der Rauschsucht zu reinigen und seine Genussucht, wie seine in diesem Grade in Deutschland höchst selten zu findende Verschwendungssucht zu rechtfertigen, viel zu weit; er geht zu weit, wenn er versichert, daß Geng in den von ihm (als Chemann!) mit berliner Rone und Favortinnen gefeierten Orgien „nichts von der Höhe seines Geistes ertränkt“ habe. Es ist wahr, die Verschwendungssucht verhält sich zum Geiz wie eine bloße Leidenschaft zum Dämon, wie dissolute Poésie zu schmutziger Prosa; aber an wen verschwendete Geng, dessen Einkünfte zu Wien in manchen seiner spätern Jahre auf 20000 Dukaten angeschlagen

wurde? An die Genossen seiner Lüste, an Favoritinnen, an seine Schmeichler! Wäre aber ein fleißiger, reiblicher Familienvater, ein junger Gelehrter, ein unterstützungsbedürftiges Talent zu ihm gekommen, so würden sie sein Herz und seine Hand wahrscheinlich verschlossen gefunden haben. Wenigstens ist nicht bekannt geworden, daß sich Wissenschaft und Kunst seiner besondern Protection erfreut hätten; er genoß und verschwendete wie etwa ein polnischer Edelmann oder ein malachitischer Großer. Ueberhaupt jahe man bei dieser ganzen Diplomatenchule keine tiefere Sympathie für Poesie, Kunst und Wissenschaft. Lebhafter interessiren sie sich meist nur für irgendeine Wissenschaft, die mehr eine bloße Curiosität und Spielart ist, für die frivole Kunst und Literatur und für die Poesie der Demoralisation. Metternich z. B. interessirte sich namentlich für Gall's Schädeltheorie und Goetz's Lieblingsschüler war in seinen späteren Jahren Heinrich Heine. Was Goethe betrifft, so äuferte Goetz einmal in einem Briefe an Rahel, er habe Goethe „zu hoch“ genommen, indem er ihn früher „mit Widerwillen“ betrachtet. Goethe durchschaute diese Diplomaten, deren edelste Eigenschaften selbst den Anblick prechtlicher Verwüstung darboten; er trat ihnen als kalter Mes-sias gegenüber; und weil sie sich von ihm durchschaute und in alten höchsten menschlichen Eigenschaften übertrug wußten, haßten sie ihn.

Dem Buche von Schmidt-Weissenfels mag übrigens auch zur Empfehlung gereichen, was Barnhagen in seinen jüngst erschienenen „Briefen an eine Freundin“ im allgemeinen über Goetz bemerkt: Goetz sei doch stets ein Gegenstand aufmerksamer Beachtung und oft großer Bewunderung gewesen, man kenne ihn noch nicht genugsam. H. M.

Bibliographie.

Abba, C., Der Carbonari- oder Köhler-Glaube des Dr. J. A. M. Brühl, nebst einer Probe Durey'scher Logik. Münster. Gr. 8. 6 Ngr.

Altmann plattdeutscher Gedichte. Herausgegeben von G. Schönerhagen. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arnold, A., Das Leben des Horaz und sein philosophischer, sittlicher und dichterischer Charakter. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 24 Ngr.

Berghaus, G., Deutschland und seine Bewohner. Ein Handbuch zur Selbstbelehrung für die Gebildeten aller Stände. Zwei Theile. Berlin, Haffelberg. Lex. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt. Sammelband von ... Berlin, Haffelberg. 16. 24 Ngr.

Bodenstedt, F., König Arthurs Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Berlin, Decker. Gr. 16. 18 Ngr.

Boland, G. v., Königin Bertha. Historischer Roman aus dem 11. Jahrhundert. Regensburg, Pustet. 8. 21 Ngr. Buser, J. J., Der Fels meines Heils. Basel, Fischer u. Comp. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Courbiere, R. de l'Homme de, Die Armee und die Zeit. Ein militärisches Blatt. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben. Berlin, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Daumer, G. F., Aus der Manfarte. Streichschriften, Kritiken, Studien und Gedichte. Eine Zeitschrift in zwanglosen Hefen. 1stes Heft. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Diavoletto. Prag und Böhmen in humoristischen Federzeichnungen. 1stes Bandchen. Prag, Schabitz. 16. 6 Ngr.

Erneft, Louise, Geld und Talent. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Falloux, Graf, Sophie Swetschin. Geschichte ihres Lebens. Aus dem Französischen von F. K. Gahn. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Gerstäcker, F., Inselwelt. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr.

Graus, Agnese, Aus der kleinen Welt des Herzens. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 25 Ngr.

Geseckel, G., Ein Graf von Königsmarck. Drei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Jordan, C., Gedichte. Karlsbad. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klenke, G., Sinnerkennung oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Köblin, R., Goethe's Haas, seine Kritiker und Ausleger. Tübingen, Baupp. Gr. 8. 27 Ngr.

Kurz, Auguste, Ein Ausflug nach Thüringen. Berlin, Hahn. 16. 5 Ngr.

Margarethe. Ein christlicher Roman von Frauenhand. Herausgegeben von F. Grote. Halle, Friede. 8. 24 Ngr.

Meier, E., Uebersetzung und Erklärung des Deborah-Liedes. Tübingen. 1859. Gr. 4. 17 Ngr.

Marx, Alfred, Die Rose von Moharr. Ein Roman. Deutsch von C. Eusemühl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Monod's, A., ausgewählte Schriften. Aus dem Französischen. 1ster bis 3ter Theil. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. à 8 Ngr.

Morell, G., Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 24 Ngr.

Narrhalla. Illustriertes Witzblatt der „Saxonia.“ Redacteur: T. Schanz. 1ster Jahrgang. März 1860 — Februar 1861. 52 Nummern. Dresden. Fol. Vierteljährlich 10 Ngr.

Perz, G., Verwandte Klänge. Eine Auswahl englischer und amerikanischer Gedichte. Mit dem Porträt von Felicia Hemans. Leipzig, C. F. Winter. 16. 1 Thlr.

Schärer, C., John Locke. Seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion, Staat und Erziehung. Psychologisch-historisch dargestellt. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Uhlemann, M., Der Letzte der Namekiden oder vor drei Jahrtausenden. Ein kulturhistorischer Roman. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willens, C. A., Tilemann Heßhusius, ein Streittheolog der Lutherischen Kirche. Vornehmlich nach handschriftlichen Quellen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Wolff, P. G., Dramatische Werke. Zwei Theile. Berlin, Lassar. Gr. 8. à 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Militärische Aphorismen aus Oesterreich. Von einem österreichischen Soldaten. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Der 19. April 1560. Ein Gedächtnisblatt an den an jenem Tage vor 300 Jahren erfolgten Tod Phil. Melancthon's. Für die Kirchen und Schulen des protestantischen Deutschlands. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1½ Ngr.

Deutsche Federn in Oesterreich's Doppeladler. Vom Verfasser der „Despoten als Revolutionäre.“ Berlin, Haube u. Spener. Gr. 8. 5 Ngr.

Fischer, F., Preußens und Bayerns Union. Breslau, C. Treves. Gr. 8. 10 Ngr.

Frege, L., Philipp Melancthon. Zu seinem Wirken dargestellt nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen. Ein Vortrag. Berlin, Hahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Herrndörfer, C., Die religiöse Reform. Eine Gaspredigt. Königsberg, Theile. Gr. 8. 4 Ngr.

Müller, M., Der liebe Gott und Napoleon III. Eine Betrachtung über Gottes unmittelbare Einwirkung auf die Menschheit. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Wächter, D., Württemberg und Rom vor 300 Jahren. Ein Zeugniß gegen das Konkordat. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 9 Ngr.

Das Zustimmungsgesetz der Landstände zu staatsrechtlichen Verträgen. Nach der einstimmigen Lehre der deutschen Publicisten dargestellt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht von Ernst Schulze.

Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Cartonirt 12 Ngr.

Diese sinnig-zarte Dichtung Ernst Schulze's, des zu früh verstorbenen begabten Dichters, ist längst zu einem Lieblingsgedicht der deutschen Nation geworden und wird in der auf häufig geäußerte Wünsche veranlasseten neuen wohlfeilen Ausgabe gewiß die weiteste Verbreitung erlangen.

Die „Bezauberte Rose“ ist außerdem noch in folgenden eleganten Ausgaben erschienen:

Miniatur-Ausgabe. Siebente Auflage. Geb. 1 Thlr.

Octav-Ausgabe. Achte Auflage.

Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.

Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

Von Ernst Schulze erschien ferner in demselben Verlage:

Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sämmtliche poetische Werke. Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geb. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr. 20 Ngr.

Der fünfte Theil auch einzeln unter dem Titel:

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraff. 8. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ernst Schulze ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes Lieblingsdichter geworden. Dies beweisen die zahlreichen Auflagen, welche namentlich seine „Bezauberte Rose“, aber auch seine „Cäcilie“, die als phantasiebelebte, in sich geschlossene romantische Epopöe unter den Deutschen bis auf den heutigen Tag noch unübertroffen geblieben ist, wie seine zarten, anmuthigen und melodischen „Gedichte“ erlebt haben. Die fortbauend lebhafteste Theilnahme für Ernst Schulze hat jetzt auch eine dritte Auflage seiner „Sämmtlichen poetischen Werke“ nöthig gemacht. Diese tritt vor das Publikum in Begleitung einer erschöpfenden Biographie des Dichters, von Hermann Marggraff verfaßt, welchem zu diesem Zwecke eine sehr reichhaltiges Material: das eigene ausführliche Tagebuch des Dichters, seine nachgelassenen Briefschaften und höchst dankenswerthe Mittheilungen seiner nächsten Verwandten und Freunde, zur Verfügung gestellt waren. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hier über des Dichters Bildungsgang und innere Entwicklung, über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid, über seine kurze aber interessante Kriegsperiode und über seine letzten Lebenstage ausführliche und meist ganz neue Aufschlüsse, die auch zum Theil als interessante Beiträge zur Kenntniß des damals unter dem deutschen Volke so energisch auflebenden nationalen Geistes, der Kriegereignisse und namentlich auch des göttinger Gelehrtenkreises (Bunsen, Bachmann, Brandis, Rücke u. s. w.) zu betrachten sind. Die Freunde des Dichters werden diesen aus seinem Tagebuche und seinen Briefen von mancher ganz neuen Seite und vornehmlich auch als glänzenden Prosaischen kennen lernen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Palästina.

Von Karl von Raumer.

Mit einer Karte von Palästina.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geb. 2 Thlr.

Bereits die vierte Auflage dieses berühmten Werkes, das mit Benutzung der neuesten Forschungen vielfach umgearbeitet und vermehrt worden ist.

Von dem Verfasser erschien ebendasselbe:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorstufe der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. 6 Ngr.

Hogarth's Werke zu wohlfeilen Preisen.

Von F. A. Brockhaus's Sortiment und Antiquarium in Leipzig, sowie durch jede andere Buchhandlung ist zu dem beigezeichneten ermäßigten Preise gegen Baarzahlung zu beziehen:

Hogarth's Werke in verkleinerten aber vollständigen Copien von E. Riepenhausen. Neue Ausgabe von H. Loedel. 12 Lieferungen (75 Tafeln). Fol. Mit dem Text von Lichtenberg. Götting., 1850. (10 Thlr.) 6 Thlr. 20 Ngr.

13. 14. Lieferung (13 Tafeln) mit Text von Lyser, Le Petit u. Gutzkow. Fol. Ebd., 1854. (1 1/2 Thlr.) 1 Thlr. 4 Ngr.

Es ist dies bekanntlich die schönste und vollständigste deutsche Ausgabe der Werke Hogarth's.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

El Cancionero de Juan Alfonso de Baena.

Publicado por Francisque Michel.

Con las notas y los indices de la edición de Madrid del año 1851. 2 tomos. 8. 3 Thlr.

Die Freunde der spanischen Sprache und Literatur erhalten in diesem Werke einen neuen Abdruck des ältesten bekannten castilischen Liederbuchs, bereichert mit den Noten und Indices der ältern Ochoa'schen Ausgabe. Der Name des Herausgebers ist Bürge für den innern Werth dieses Neudrucks, und sein billigerer Preis sichert ihm auch sonst den Vorzug vor der ältern madridrer Ausgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das dritte Heft erschienen. Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Die ersten drei Hefte und ein Prospect sind überall vorrätbig. Umfang: 60 — 80 Hefte à 7 1/2 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Er scheint wöchentlich.

— Nr. 21. —

24. Mai 1860.

Inhalt: Schiller als Held der Dichtung und Mythe. Von Hermann Warggast. — Religiöse Belletristik. — Carlyle über Friedrich den Großen. Von Karl Warkav von Berned. — Kritik. (Deutsche Literatur in England.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schiller als Held der Dichtung und Mythe.

Von der reichen und überreichen, durch das Schiller-Jubiläum hervorgerufenen Literatur ist uns noch eine Partie poetischer Arbeiten über Schiller, Festgedichte, Prologe u. s. w. übrig, die wir unsern in Nr. 17 b. Bl. gegebenen Versprechen gemäß in einer besondern Betrachtung ertheilen wollen. Es handelt sich hierbei um Schiller, wie er sich als Held im Drama, als der in Sang und Lieb gefeierte Lieblingsdichter der Nation, ja selbst als Gegenstand mythischer Verklärung darstellt. Denn in der That hat sich um Schiller ein Kreis mythischer Mittheilungen und Auffassungen gebildet, den zu durchbrechen und so zu des Dichters wahrem Kern und Wesen zu gelangen, um so weniger leicht ist, da man bei einer solchen kritischen Sichtung von selbst in die Lage kommt, manche liebgewordenen Vorstellungen und Fiktionen zu beseitigen, in denen sich niemand gern gekränkt sieht. Es bekümmert sich hierbei der von einem unserer Mitarbeiter, Karl Zimmer, jüngst aufgestellte, auf richtiger Wahrnehmung beruhende Satz:

Ueberhaupt ist es eine nur zu gewöhnliche Erscheinung in der Geschichte, daß sich um hervorragende oder staunenerregende Persönlichkeiten und Thatfachen fabelhafte Erzählungen zur Verherrlichung entweder, oder auch zum Zwecke phantastischer Aus schmückung gruppieren, welche die Wirklichkeit der historischen That theils spät erst entdeckt, theils nach langer Zeit erst zu erkennen vermag.

Aber der alte bekannte Spruch: „Amicus Plalo, magis amica veritas“, besteht für den Kritiker, dem sein hohes Amt strenge Gerechtkeitspflege und Erforschung und Feststellung des wahren Thatbestandes auferlegt, noch heututage zu Recht, wie in den Zeiten des Galenus.

Und sicherlich war Schiller von so überragender Größe, daß es wenige gibt, die eine unbefangene und unparteiische Beurtheilung so wenig zu scheuen haben, und dabei von so scharf kritischer Strenge gegen sich und andere, daß man nur in seinem Geiste handelt und gewissermaßen ein von ihm hinterlassenes Mandat erfüllt, wenn man, statt in einem bloß encomiastischen Stile von ihm zu sprechen, den er selbst verwarf, dieselbe Strenge der Kritik gegen ihn in Anwendung bringt, die er gegen

sich und andere walten ließ. Aber eben, durch die er sich vor andern strenge unerbittliche Selbstprüfung, ihren Fleiß, den er dem Genie gleich, womit er seinem steten Kl Anstrengungen abnötigte, ja möcht seine Deute jahrelang streitig machen mit er sich durch alle Hindernisse ungemeiner Weltverstand, seine kluge Beurtheilung und, wo es n. der Menschen, seine Bescheidenheit wie seine Selbstbemüßtheit und sein entschlossenes Auftreten, brüder immer zu rechter Zeit — diese Eigenschaften, die keine Mythe sind, hat man an Schiller immer noch zu wenig hervorgehoben, während man im Uebermaß seine gemüthlichen Seiten, seine bürgerliche Sittlichkeit und seine idealistischen Tendenzen gefeiert hat. Man fährt fort, ihn als Inbegriff aller menschlichen Vortrefflichkeiten und, sehr oft auf Kosten anderer, als einen Menschen, der von jeder Schwäche frei war, kurz als einen Uebermenschen und Ueberirdischen darzustellen. Selbst der gute Holtei thut dies in einem gemüthlichen Gedicht, welches bei der grayer Schiller-Feier nach der Melodie „Ein freies Leben führen wir“ gesungen wurde. Es heißt darin:

Was hat der große Goethe nicht
Für Ansehung erduldet!
Bald waren's Weiber, bald der Wein,
Er konnte nie sich ganz befreien,
Er trug, was er verschuldet.

Der geist'ge Riese Lessing ist
Dem Kobold „Spiel“ erlegen:
Man sah die allgewalt'ge Hand,
Wenn sie der Feder sich entwand,
Oft schandte Karten regen.

Dagegen Schiller:

Ja, Schiller war ein freier Mann,
Er blieb es bis zum Tode.
Dem Höchsten zugewandt allein,
Vom Staube ird'schen Makels rein,
Und nie ein Sklav der Mode.

Drum steht er da, ein Ideal,
Ein Vorbild zum Belehren.
Wir wissen's wohl, Reich unerreicht
Bleibt Er, dem wie ein zweiter gleicht u. s. w.

Nun, Schiller war gegen die Reize der Frauen keineswegs gleichgültig, und was den Wein betrifft, so hat er ihn in gesunden Tagen sicherlich in nicht geringern Quantitäten getrunken als Goethe, der auch kein Säufer war. Den frühern Liebsleiden Goethe's lassen sich die frühern Liebsleiden Schiller's, wenn man einmal auf dergleichen vorübergehende Liebeshändel mehr Werth

lenen, vollkommen zur Seite h von Goethe's frühern Veran mag, so ist doch so viel gewahrt und ein sehr geordnetes hat. Vollkommen absurd ist richtete Vorwurf, daß er ein unsers Wissens nur in seiner Lizenzen aus gesellschaftlichen dem Kartenspiel gebulldigt hat. Ist es mit diesem Vorwurf hat, aber in einem dem An- n Gesellschaftsleben sind solche Parallelen immer ein Miß- ja Schiller bekanntlich ein sehr yrer des Pombierspiels, wes- wunderte Wink sowohl von men mußte, die beide nicht ein- r und grübelnder, dabei kränk- , dieser Zerstreung und Ab- g bedurfte. Der Dekan Gorig, i Tischgenosse, erzählt einmal nen, nicht sehr discreten Mit-

ein zu strenger, unbilliger Richter zu sein. Sie tangte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Saale in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sich etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesetzt und spielten fort, bis sie kam. Es war morgens um 8 Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?“ Sie nahm den Vorweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz.

Wir für unsere Person lieben dergleichen Hausklatsch über kleine Zwiste, wie sie vorübergehend in jedem Hauswesen unter Ehegatten oder Geschwistern vorkommen, durchaus nicht; da er indeß gedruckt ist, so darf man ihn wol berücksichtigen. Ja wir sind sogar sehr geneigt, Schiller in diesem Falle zu entschuldigen; er wird ganz gewiß nicht oft so tief in die Nacht hineingespielt haben; er that es diesmal nur, um seine Frau wachend zu erwarten, und jeder weiß, wie peinlich bei ermüdetem Körper ein solches Warten von Viertelstunde zu Viertelstunde ist, namentlich für einen kränzlich reizbaren Mann wie Schiller. Aber was aus dieser Mitteilung aufs unüberleglichste hervorgeht, ist,

daß Schiller so gut wie Lessing das Kartenspiel gekannt und eifrig getrieben hat. Auch seine Besucher trafen ihn nicht selten mitten in dieser Beschäftigung. Der erste Band der Schrift: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen“ (Berlin, 1853) enthält unter andern Mittheilungen „aus dem Tagebuche eines jungen Theologen (1792)“, deren Verfasser (wie wir vermuthen, Littenmüller, welcher später fast zehn Jahre lang in Weimar als literarischer Kamulus Wieland's lebte) unter andern auch Schiller besuchte, für den ihn „Don Carlos“ mit „hoher Verehrung“ erfüllt hatte. „In meiner Seele schwebte“, erzählt der Verfasser, „eine Vorstellung seiner äußerlichen Gestalt, nach dem Geiste seiner Poesie gebildet. Hohe Würde in einer edel-schönen Manngestalt, das war der Inhalt meiner Vorstellung. Nicht Freundlichkeit erwartete ich von Schiller, aber doch Herablassung voll Güte.“ Diesem Phantasiebilde entsprach der wirkliche Schiller nun freilich nicht, wie überhaupt die äußere Erscheinung eines Dichters, Schriftstellers oder Künstlers der Vorstellung, die wir uns von ihm nach seinen Werken gebildet haben, wol nur in äußerst seltenen Fällen entspricht. Der junge Theolog gelangte über einen „gemeinen“ Wirthschaftshof und einen „alten schlechten“ Corridor nach Schiller's Wohnung, die sich damals in einem Hinterhause befand. Die Thüre, nachdem er angeklopft, öffnend, erblickte er drei Herren an einem Tische, „die Hand voll Karten“. Auf seine höfliche Anfrage, ob „Herr Hofrath“ Schiller hier wohne, wies einer der Herren auf seinen Mitspieler ihm gegenüber, und ging mit dem andern Herrn hinweg in ein Seitenzimmer. Schiller's Anblick brachte unsern Theologen fast in Verwirrung: „Alles an Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte.“ Nun folgt eine keineswegs sehr reizende Beschreibung der Aeußerlichkeit Schiller's, mit der wir unsere Leser verschonen wollen. Schiller dachte immer nur, wie zerstreut, an einem Schnupstuch, und brachte dann mit leiser Stimme die unbedeutende Frage hervor: „Sie machen also eine Reise?“ worauf der Theolog, -um Verzeihung bittend, daß er zur Ungelt gekommen, sich schleunigst empfahl. Vielleicht ist übrigens diese Manier, möglichst unbedeutend zu erscheinen, das beste Mittel, solche jubringliche Besuche möglichst bald loszuwerden.

Zu diesen mythischen Traditionen gehören denn auch namentlich die bei vielen noch fortbestehenden übertriebenen Ansichten von der dürftigen Lage Schiller's, die zwar nur zu sehr auf eine frühere Lebensperiode des Dichters ihre Anwendung finden mögen, aber nicht auf seine letzten, vielleicht zehn letzten Lebensjahre, indem während derselben seine Existenz sich immer freundlicher und sicherer gestaltete; zu den mythischen Auffassungen die, daß Schiller ein Demokrat, ein echter „Vollsmann“ gewesen. Wir sind überzeugt, daß Schiller, wenn es ihm dazu ankam, ein vollständiger Hofmann sein konnte, wenn auch nicht immer in seinen Manieren, doch in der Wahl seiner Worte, in vorsichtiger Ausdrucksweise. Ohne diesen Gesichtspunkt, eine seine Lebensart und eine aristokratische

haltung zu beobachten, würde er auch schwerlich so vielen solchen Kritiken, den Bolzogen, Kengelb, Kall, Wulwig u. s. w. nahe getreten sein, obgleich damals, in der Humanitäts- und Genialitätsperiode, unter den wirklich gebildeten Adelskreisen und den wirklich gebildeten Bürgerschaften überhaupt ein freierer und leichter Verkehr stattfand als später. Goethe wußte das eigentlich Volkstümliche viel mehr zu schätzen. Als Goethe eine anerkennende Recension über den nürnbergischen Volksdichter Gräbel an Gotta's neue politische Zeitung eingeschickt hatte, wählte Schiller es als eine Unschicklichkeit, „auf einen Mann wie Gräbel an so öffentlicher Stelle die Aufmerksamkeit zu ziehen“. Daher auch Goethe's Versicherung, daß Schiller ein viel aristokratischerer Geist gewesen als er.“) Überhaupt finden sich so manche auffallende Widersprüche in Schiller's Charakter: Prediger der Humanität, wo es um weiter nichts als auf die Kleinigkeit ankommt, gleich „Millionen“ zu umschlingen, erlaubt er sich doch in seinen Briefen an Körner, Lott von Kengelb, Goethe u. s. w. die abspewendsten, herbsten, selbst inhumansten Urtheile über viele der ehrenwerthesten, verdienstlichsten, ihm selbst befreundeten Männer, auf welche „Erfahrungen“ (nach A. von Humboldt's Ausdruck) wir übrigens hier nicht weiter zurückkommen wollen, und Verherrlicher großer Thaten in seinen Dramen drückt er doch in einem seiner Briefe an Gottchen sein Mißfallen an Arnolt von Winkelried's Opfertod aus, indem er hinzusetzt: „Ich danke dem Himmel, daß ich unter Menschen lebe, die einer so großen That, wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind.“ Denn, meint er, solche Thaten seien doch nur im Zustande der Uncultur und der Barbarei möglich: eine Behauptung, die ihm von seinen Lesern eine verdiente Rechtfertigung zuzieht. Allerdings haben sich die Ansichten Schiller's im Laufe der Zeit wesentlich geändert und geläutert, aber es ist eben Sache einer echten und wahrhaften Kritik, diese von Schiller selbst später überwundenen Standpunkte und ausgleichenden Widersprüche nachzuweisen, statt sie, wie dies meistens geschieht, zu ignoriren oder sich über sie durch irgendeine Phrase hinwegzusetzen. Aber nicht bloß in mythischen Auffassungen, sondern auch in mythischen Erzählungen hat man Schiller's Leben gehüllt, wie schon Dähme in seinem bekannten Lagenbuch, und auch in vielen der poetischen Arbeiten, die wir hier zu betrachten haben, fanden wir mehrere dieser Fiktionen benutzt,

*) Es ist sehr zu beklagen, daß, während man Schiller in jeder Weise lobt und verherrlicht, gegenwärtig jede Gelegenheit benutzt wird, Goethe zu verkleinern und zu verächtigen. Ein berühmter deutscher Landtagshistoriker der Gegenwart behauptet einmal in Bezug auf die „Wilhelmine“ Dähme's: Thümmel fasse die Sache, welche Schiller empöre, als Mann und als Edelmann, wie sie Goethe auch fassen würde. Ihn, Thümmel, welche Goethe sie so fassen wie Thümmel; der Schiller von „Germann und Dorothea“ hätte sich niemals dazu herabwürdigen können, die „Sache“, d. h. den in der „Wilhelmine“ behandelten Stoff mit der Frivolität aufzufassen, wie dies von Thümmel geschehen ist. Goethe überhaupt nur mit Thümmel in eine Parallele bringen, zeigt entweder von Verblendung oder Leichtfertigkeit oder beider Mischungsverhältnis in überausigen Dingen.

obgleich die historische Kritik längst ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen hat. Noch bei Gelegenheit der Gedächtnisfeier sind über das, was Schiller gethan oder auch nur gewollt oder beabsichtigt haben soll, Angaben aufgebracht, die sicherlich in das Gebiet der mythischen Ueberlieferungen gehören.

Ja, man denke sich, daß alle wirklich kritischen Arbeiten über Schiller und alle seine Briefe durch einen Zufall verloren gingen und nur diese dichterischen Wertheilungen des Gesekerten übrig blieben, und es wolle sie ein späterer Literaturgeschichtschreiber zu einer biographisch-kritischen Darstellung Schiller's benutzen — in welcher einem idealistisch verzerrten Bilde würde Schiller dann vor der Nachwelt stehen! Ein Schillerbild, dessen Umrisse in den höchsten Weichrauhheiten sich seinen Gläubigen im unwillkürlichen Vergrößerung und Verfeinerung darstellen würden! Denn in den Dichtungen, deren Verfasser ihn als handelnde Person auftreten lassen, spricht Schiller meist in den fieberhaft exaltirten Lebensarten eines Rari-Moor oder Ferdinand, nicht wie jener besonnene Schiller, in dessen Briefen, namentlich in denen an Körner, der ruhige Verstand, die kritische Schärfe und die vernünftige Abwägung in der Beobachtung und Beurtheilung der Verhältnisse und Personen zunächst in die Augen fällt. Es ist da schwer auch nur eine extravagante Lebensart, eine hyperenthusiastische Phrase zu finden, und wir glauben, daß Schiller's Ausdrucksweise in seinen Briefen an Körner seiner Sprechweise noch am nächsten kommen möchte. Noch willkürlicher werden natürlich die verschiedensten Lebensereignisse und die mit Schiller in Conflict gerathenden Personen behandelt. Das Meiste davon ist nicht sowohl gedichtet als erdichtet, wie wir dies bei der Beschreibung der einzelnen Schriften mehrfach nachzuweisen Gelegenheit haben werden.

Zu dieser Detailbesprechung übergehend, wenden wir uns zunächst zu zwei Dramen, in denen entscheidende Momente aus dem Leben Schiller's behandelt sind:

1. Friedrich Schiller. Drama in fünf Aufzügen von Ludwig Eckardt. Weingen-Draa, Hochhausen. 1859. 8. 24 Mgr.
2. Dichters Liebe und Heimat. Festspiel in fünf Aufzügen zur Jubelfeier 1859. Von Theodor Apel. Leipzig. 1859. 8.

Schiller ist schon früher zu dramatischen Dichtungen als Held benutzt worden, sogar von einem Franzosen, J. H. Fontaine, der vor einigen Jahren ein dreiactiges Drama „Schiller“ in Paris erscheinen ließ. Laube's „Karlsschiller“ haben auf deutschen Bühnen Glück gemacht, theils wegen des verehrten Dichters, der darin die Hauptrolle spielt, theils wegen der geschickten theatralisch-wirkenden Behandlung, theils wegen mancher einschlagenden tendenziösen und „zeitgemäßen“ Nebenarten. Wir haben das Stück seinerzeit gelesen, aufgeführt sehen und sogar im „Morgenblatt“ im empfehlenden Sinne ausführlicher besprochen; doch müssen wir offen gestehen, daß uns, außer der bedeutenden Unternehmung zwischen Schiller und dem Herzog von Württemberg, nicht viel davon im Gedächtniß zurückgeblieben ist. Den neueren dramatischen Dichtern

gelingt es eben im hohen Grade selten, typische Gestalten zu schaffen, die durch die Plastik oder die Originalität ihrer Umrisse sich dem Gedächtnisse unauslöschlich einprägen. Jedenfalls war der Einfall Laube's, Schiller auf die Bühne zu bringen, ein lecker und glücklicher und um so mehr von Erfolg gekrönt, da der Verfasser aus den Lebensereignissen Schiller's dasjenige herausgriff, welches sich dramatischer Bearbeitung am besten fügen und am meisten geeignet ist, die Theilnahme deutscher Zuschauer zu erregen. Die Bedenken freilich, die man überhaupt gegen die Vorführung solcher historischen Persönlichkeiten und namentlich auch Dichter geltend machen kann, deren Leben und Wirken unserer Zeit so nahe liegen, wie das Leben und Wirken Schiller's, lassen sich auch den „Karlschülern“ gegenüber nicht zum Schweigen bringen. Es ist schon ein bedenkliches Zeichen, daß die ältern Meister, welche in allem einen so gesunden Takt bewiesen, es verschmähten, neuere noch mit einem Fuße in der Gegenwart wurzelnde Notabilitäten der Kunst und Poesie zu dramatischen Helden zu wählen; „Clavigo“ ist eine Ausnahme, gehört aber auch keineswegs zu den glücklichsten Hervorbringungen der Goethe'schen Muse; auch ist „Clavigo“ mehr nur eine dramatisirte Anekdote, in welcher der literarische Charakter der dramatischen Helden nicht sehr in den Vordergrund tritt. Eins muß man überhaupt bei allen Dramen dieser Art vergessen, den Umstand nämlich, daß Dichter und Künstler nie und nirgendwo in der Weise, wie es in solchen Stücken geschieht, der ausschließliche Mittelpunkt und Hauptgegenstand der Intrigue oder Aufmerksamkeit eines weiten Kreises von Individuen gewesen sind. Man hat sie neben sich gebuhlet, obgleich man sie zuweilen wahrscheinlich auch sehr unbequem fand, man hat ihnen, wenn man direct dazu aufgefordert wurde, gelegentlich auch wol durch Rath und That beigestanden, aber daß man sich für sie und ihr Schicksal in eine wirkliche Mitleidenschaft, die kein anderes Interesse daneben aufkommen ließ, versetzt hätte, das, glauben wir, ist noch nicht und an keinem Orte vorgekommen. Die Menschen interessieren sich mit wirklicher Leidenschaft zuweilen nur für diejenigen, von denen sie für ihr eigenes Schicksal etwas zu hoffen oder zu befürchten haben, nicht für diejenigen, die ihnen für ihr Schicksal nichts gewähren können, vielleicht Herrscher im Reiche der Geister, aber Nullen im wirklichen Leben sind. Schon deshalb gehört der Schiller, wie er in unsern Schiller-Dramen auftritt, mehr der Mythe als der Geschichte an.

Während der Verfasser des zweitgenannten Festspiels, Theodor Apel, gerade die dresdener Episode im Leben Schiller's hervorgehoben und dramatisirt hat, hat Ludwig Eckardt in seinem Drama, das wir deshalb auch vorwegnehmen, gleich acht Jahre aus dem Leben Schiller's, nämlich die Jahre 1782—90 dramatisch zugerichtet, aber gerade mit Ausschluß der dresdener Episode, so daß sich Apel's Festspiel gewissermaßen von selbst in eine von Eckardt gelassene fühlbare Lücke als Supplement einpaßt. Der erste Aufzug des Dramas „Friedrich Schiller“ spielt in Mannheim, der zweite in Bauerbach, der dritte wieder

in Mannheim, der vierte in Rudolstadt, der fünfte in Weimar. Schon aus dieser Anlage geht hervor, daß der Verfasser beabsichtigte, den gesammten Entwicklungsgang Schiller's bis zu seinem Gipfel- und Endpunkte in Weimar zur Anschauung zu bringen; aber außer der Kunst Schiller's, dieser, wie schon bemerkt, dramatischsten Peripetie in des Dichters Leben, gibt es gar kein bedeutenderes, für Schiller's Entwicklung als Dichter und Mensch wichtigeres Ereigniß als seinen Eintritt in den Körner'schen Freundeskreis. Zwischen dem dritten und vierten Act des Eckardt'schen Dramas ist daher auch eine Kluft, welche der Verfasser zu überbrücken verabsäumt hat, auch wol verabsäumen mußte, wenn er nicht noch mindestens einen ganzen Act einfügen wollte. Die Anlage des Dramas ist somit theils zu weit, theils zu eng, letzteres, indem wir aus Eckardt's Drama nicht in Erfahrung bringen, wie sich Schiller im Verkehr mit dem edeln Körner und seiner Familie allmählich abklärte und seiner Wallensteinperiode entgegenreiste, ersteres, weil sich acht Jahre aus dem so innerlich wie äußerlich bewegten Leben Schiller's wol literarhistorisch und kritisch-biographisch, aber nicht im Rahmen eines Dramas ohne die fühlbarsten Lücken und Brüche abhandeln lassen. Eckardt hat nicht weniger als vier Liebesgeschichten Schiller's hineingesflochten, sein Verhältniß zu Margaretha Schwan, oder, wie es hier dargestellt ist, vielmehr das Margarethen's zu Schiller, das zu Charlotte von Wolzogen, das zu Charlotte von Kalb, endlich das zu Charlotte von Lengefeld, seiner spätern Frau. Ein wiegelnder Sounallst zur Zeit der Blüte Jungdeutschlands würde vielleicht das Wortspiel gemacht haben, es sei durch diese vielen Lotten etwas zu Lottriges in das Drama gekommen. Aber so geschmacklos und läppisch dieses Wortspiel auch erscheint, so trifft es doch das Richtige: das Drama erhält durch diese vielen Liebesgeschichten etwas Unfestes, Zerfallenes, um nicht zu sagen Zerliebtes, nicht in moralischer, sondern in compositioneller Beziehung. Die Personen können nicht hinlänglich charakterisirt, die Situationen nicht genugsam motivirt und ausgeführt werden, und es macht in der That einen höchst überraschenden und wenig wohlthätigen Eindruck, wenn zum Schluß derselben Scene, in welcher sich Friedrich Schiller und Lotte von Lengefeld zum ersten mal und noch dazu nur zufällig sehen, Lotte ohne weiteres dem Dichter ihre Hand anbietet, worauf Kuß und Verlobniß alsbald folgen. Allerdings kann der Dichter für sich geltend machen, daß sich durch diese Zersplitterung der Leidenschaft Schiller's an drei weibliche Personen doch eine gewisse geistige Einheit hindurchzieht, daß Schiller, nach der Verfasser's Anlage Lotte von Lengefeld lieben muß, weil sie das concentrirte Ideal seiner Seele ist, dessen Eigenschaften ihn an der Majorin von Kalb und Lotte von Wolzogen zerstreut anzogen. Aber die an sich richtige Idee nimmt sich in dramatischer Verkörperung nicht sehr höchst unpassend und unmöglichkeit aus, und nur ungern erblicken wir einen verehrten Dichter immerfort in solchen Situationen; die begeisterten Lebensarten von Dichtern

Dichterberuf und Dichterweihe können uns über das Unpassende derselben nicht hinweghelfen.

Es thut uns leid, gegen einen Aesthetiker und Dichter, den wir sonst wegen seines tüchtigen und begeisterten Strebens und seiner mancherlei vorzüglichen Gaben aufrichtig schätzen, diesen Tadel erheben zu müssen; aber wir können nicht leugnen — und gerade durch die Achtung, die wir dem Verfasser zollen, fühlen wir uns zu diesem offenen Geständniß verpflichtet —, daß uns manche in diesem Drama aufstoßenden Mißgriffe nicht wenig überrascht haben. Es thut uns dies um so mehr leid, da dem Leser dadurch der Genuß des vielen Schönen und Geistreichen, was das Stück andererseits bietet, wesentlich geschmälert wird. Zum Troste können wir dem Verfasser allerdings sagen, daß so manche dieser Verstöße gegen Wahrheit und Geschmack, gegen psychologische oder conventionelle Möglichkeit nicht in der Ohnmacht oder Armuth seines dramatischen Talents zu suchen sind, denn dieses zeigt sich in Einzelheiten wirklich hervorragend, und zwar ebenso wol hier und da in den pathetischen, als namentlich auch in den komischen Partien, wennschon sich dort nicht selten ein Hyperrealismus, wie in diesen ein an Caricatur streifender Hyperrealismus offenbart. Die Fehler des Stücks rühren zum Theil aus der schon oben gerügten allzu breiten Anlage her, theils sind sie der so gewöhnlichen Annahme oder Fiction, als habe Schiller immer nur im übertriebensten Pathos gesprochen, theils der jetzt weit verbreiteten falschen Theorie auf Rechnung zu schreiben, wonach zu Gunsten bald des theatralischen Effects bald einer durchzuführenden interessanten Idee der geschichtlichen Wahrheit Arme und Beine gebrochen werden dürfen. Die in Eckardt's Dramen auftretenden Personen tragen von den gleichnamigen geschichtlichen meist eben nur den Namen, sie sind reine Fictionen und Phantasieschöpfungen des Verfassers, bei denen man von aller geschichtlichen Wahrheit absehen muß. Wir haben uns gegen diese Manier, welche die Geschichte herabwürdigt, verunstaltet und zu einem Spielzeug subjectiver Willkür macht, in d. Bl. schon oft genug ausgesprochen und Eckardt wird nicht verlangen, daß wir an ihm gut heißen, was wir an andern gerügt haben. Eine gewisse Freiheit wird sich der Dichter, der historische Stoffe dramatisch behandelt, immer gestatten dürfen und müssen; aber diese Lizenz darf nicht in Willkür ausarten; es dürfen allerdings Personen, die nie gelebt haben, Facta, die nie geschehen sind, zur Rundung der Composition und zur Verbindung und Motivirung der Situationen wol hineingebracht, aber geschichtliche Personen und Facta dürfen nicht in ihr Oegentheil verwandelt oder auch nur so dargestellt werden, daß sie mit der geschichtlichen Wahrheit auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mehr haben. Man hat in Deutschland mit Recht geirrt gegen die frivole Art, womit sich Scribe in seinen politischen Intrigenbüchsen an der geschichtlichen Wahrheit vergriß; aber die modernen deutschen Dramatiker haben sich in dieser Hinsicht noch viel ärgere Ungebührligkeiten erlaubt, die darum nicht lobenswerther, vielmehr nur tadelns-

werther erscheinen, daß man sie mit dem Ueberguß eines oft falschen Pathos versch, und wir haben die Schmach erleben müssen, daß französische Kritiker, z. B. auf Anlaß des Brachvogel'schen „Marrisch“, über diesen frivolen Mißbrauch der Geschichte ihre Verwunderung und ihre Entrüstung aussprachen. Es muß in der That weht gekommen sein in Deutschland, wenn wir uns sogar von den Franzosen der Frivolität und Gewissenlosigkeit bezichtigen lassen müssen, und in der That darf man behaupten, daß in das deutsche Theater und die deutsche Theaterpoesie ein Geist der Leichtfertigkeit und Grundlosigkeit eingejogen ist, wie er sich in diesem Grade bei keinem andern Volke findet. Die frivolen pariser Stücke aus der Sphäre der Zwitterwelt haben es doch nur mit zweideutigen socialen Positionen zu thun, aber sie verständigen sich wenigstens nicht an dem Ernst und der Heiligkeit der Geschichte. Das pariser Parterre würde einen Theaterdichter auslachen, der, wie Brachvogel, eine Pompadour zu einer tragischen Heroine erheben wollte.

Eckardt's Stück beginnt mit einer Theaterprobe der „Räuber“ zu Mannheim, bei der wir nach und nach Schiller, Jffland, Beck, Margaretha Schwan, die Schauspielerin Karoline Ziegler, Streicher, Dalberg u. s. w. versammelt sehen. Margaretha Schwan, die doch unserß Wissens nie Schauspielerin war, soll die Amalia darstellen; sie liebt Schiller, wird aber von diesem nicht wiedergeliebt, aber wol von Streicher. Jffland, der allen Berichten nach immer auf ein gravitätisches Wesen hielt, ist als ein ziemlich spaßiger und lustiger Bursche dargestellt. Als Schiller erscheint, streckt ihm der Souffleur aus seinem Kasten die Hände entgegen und ruft: „Hurrah, der göttliche Schwabe ist da!“ Ueberhaupt ist alles, was hier vorgeht, ein einziger Verstoß gegen die strengen Theatergesetze, was wir jedoch nur nebenbei bemerken, ohne großen Werth darauf zu legen. Schiller, oder vielmehr Eckardt, sagt einmal in einem Zwiegespräch mit Streicher:

Deutschland ist zu lange schon in die Schule Frankreichs gegangen, als daß wir nicht Lessing und Goethe nachhellen und eine deutsche Poesie erkämpfen sollten. Möge ein Friedrich der Große uns immerhin seinen Schutz versagen, das Volk trägt uns empor. Deutscher Geist, ich rolle deine Fahne auf; Vaterland und Freiheit, Deutschlands Größe und eine deutsche nationale Bühne stehen auf dem flatternden Luche. Nie wird Frieden sein zwischen germanischem und romanischem Geiste, zwischen Licht und Finsterniß. Hamlet erwache! Deutscher Geist, erwache und erfülle deine weltgeschichtliche Sendung, deine Väter zu rächen und frei, selbstherrlich dazustehen. Nichts von Frankreich; Frankreich ist Deutschlands Fluch, England ist unser Bruder! Fort mit Racine, hoch Shakespeare und Goethe!

Streicher. Um! So steht's? Er polittisirt? Phantastirt da von Deutschlands Größe? Er ist ein Würtemberger. Für das Deutsche Reich lasse Er den Kaiser sorgen.

Schiller. Ja ich bin ein Schwabe; aber noch höher gilt mir der Gedanke: Ich bin ein Deutscher. Wozu zehn deutsche Kreise? Laßt uns Ein Kreis sein, ein Kreis von Brüdern, Fürsten und Völkern, von den Alpen bis zur Nordspitze des Dänen, von der Weichsel bis zum Strasburger Dom — und außer ist die Weltgeschichte.

Das sind die sicherlich sehr gut und ehrlich gemeinten Gedanken Eckardt's; aber Schiller hat nimmermehr so

gesprochen; es stand ihm hier deutschklingende Worte in den Mund gelegt, zu denen sich in seinen Dichtungen, prosaischen Schriften und Briefen nirgends eine analoge Stelle finden läßt; wenigstens erinnern wir uns einer solchen nicht und es sollte uns lieb sein, wenn uns der Verfasser bei Schiller eine derartige nachweisen könnte. Politikern und zwar ins Blaue einer weiten Zukunft hinein, war überhaupt Schiller's Sache nicht. England scheint bei Schiller in keiner sehr großen Gunst gestanden zu haben; in der „Zungfrau von Orleans“ und im Grunde auch in der „Maria Stuart“ stand er gegen England. Wir erinnern uns keiner Stelle in Schiller's Schriften oder Briefen, in der er sich für England und namentlich für seine Verfassung sehr begeistert ausgesprochen hätte. Shakespeare hat wol großen Einfluß auf ihn gehabt, und doch waren beide in sehr wesentlichen Beziehungen voneinander durch eine unermessliche Kluft getrennt. „Fort mit Racine!“ Hat nicht aber Schiller Racine's „Phädra“ übersetzt? nicht sogar zwei französische Lustspiele, von denen das eine ziemlich leichte pariser Waare ist? Auch wird damals Schiller nicht sehr in der Stimmung gewesen sein, Goethe hochleben zu lassen und zwar neben Shakespeare; oder wäre es nötig, an gewisse Urtheile Schiller's über Goethe in den Briefen an seine Braut und an seinen Freund Körner zu erinnern? Man sieht, Eckardt macht sich einen populären Schiller zurecht, wie man ihn im Jahre 1860 haben möchte, oder mit andern Worten: auch Eckardt trägt in der besten Absicht, seinen Dichter in Licht und Glanz zu hüllen, dazu bei, die vielen über Schiller in Umlauf gesetzten falschen Vorstellungen zu nähren und zu verstärken.

Dieser erste Act schließt mit einem Zwiegespräch zwischen Schiller und dem Theaterintendanten Dalberg, das über die schändliche Behandlung, wie sie so häufig der deutsche Bühnendichter von Theaterdirectionen und Intendanten erfährt, sehr viel Treffendes enthält. Wir führen daraus folgende Stelle an:

Schiller. Hier ist mein „Fiesco“. Ich will keine Wohlthat. Ich biete dem Director der manheimer Bühne ein neues Kassenstück. Lassen Sie das Herz aus dem Spiele. Verzeihen Sie, daß ich einen Augenblick an dasselbe appellirte. Behandeln wir die Sache rein als Geschäft.

Dalberg. Als Geschäft? Mit kurzen Worten, Sie wünschen einen Vorschuß auf... wie heißt Ihr Stück?

Schiller. Wie es heißt? (Erkennt.) Haben Sie es nicht gelesen?

Dalberg. Himmel, in meiner Stellung... Jeder Lump von Versemacher glaubt ja ein Recht auf die Geduld und die Borse der Directoren zu haben. Es ist wahr, Ihr erster Versuch machte ein paar volle Häuser; die Neugierde zog die Leute herbei. Leider nahm die Auskattung das Beste der Einnahme wieder hinweg, dazu das Reisegeld für Sie... Ich dachte: Je nun, man muß etnen Anfänger ermuntern. Das Stück war freilich sehr, sehr regelwidrig, oft sogar geschmacklos.

Schiller. Die Dymnast hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Dalberg. Was nun Ihren zweiten Versuch betrifft... Jetzt bei Ihrer Flucht ist erkenn an gar keine Aufführung zu denken — es sähe wie eine Demonstration aus... Aber auch abgesehen davon, Ihr „Fiesco“ —

Schiller. Sie wissen doch den Namen?

Dalberg. — ist ein offenkundiger Rückschritt.

Schiller. Sie urtheilen, ohne ihn ganz gelesen zu haben?

Dalberg. Nicht nötig. Unserer braucht nur Titel, Personenverzeichnis und ein paar Blätter einzusehen. Das Stück ist nicht aufführbar. Theils ist es zu lang, — das Publikum will vor dem Thorfschlus heimkommen; theils ist es politisch und sogar re — republikanisch, überhaupt phrasenhaft, überspannt, unwahr — mit einem Worte nicht aufführbar. Sie können die Handschrift in der Theaterkanzlei abholen.

Schiller. Nicht aufführbar! Das wollen Sie besser wissen als der Dichter selbst, der die Gestalten so lebendig vor sich sieht? Und politisch? Irre ich nicht, so hat Herr von Dalberg stets nach dem Rufe eines aufgeklärten Staatsmannes getrachtet...

Dalberg. Ja... ja wohl... Ich bin für die Aufklärung... aber —

Schiller. — Sie darf nirgends anstoßen, und der Kaiser zu befördern, muß wohlfeil zu erlangen sein?

Dalberg (ablenkend). Der Sinn des hiesigen Publikums ist nun einmal nicht für historische Stücke. Oder sollen wir vor leeren Bänken spielen? Wissen Sie, welches das wichtigste Stück für die Bühne ist?

Schiller. Shakespeare — ? —

Dalberg. Das Kassenbuch, mein Freund. Wenn es nach dem Kopfe von euch jungen Dichtern ginge, wir könnten in einem Monat unsere Bude schließen.

Freilich werden wir, um die Scene vollkommen wahr zu finden, für die Person Dalberg's wol irgendeinen andern Theaterdirector substituiren müssen, der mit niedriger Denkart auch das plumpe Benehmen eines gewöhnlichen Handelsjuden verbindet. Wir können uns nicht denken, daß Dalberg, der bei alledem doch auch Edelmann war und sicherlich unter allen Umständen die äußern Dehors beobachtete, sich so taktlos benommen haben sollte, wie er hier zuweilen gegen Schiller auftritt. Und wenn es schon wahr ist, daß Dalberg sich bei weitem genehmer und edelmännlicher gegen Schiller hätte benehmen sollen, als dies wirklich der Fall war, und daß die Weigerung, dem in der größten Noth sich befindenden Dichter auf das Manuscript des „Fiesco“ einen Vorschuß von 200 Gulden zu leisten, ein trauriges Denkmal für ihn ist, so hat er sich doch auch unbestreitbare Verdienste um Schiller erworben; man würde gegenwärtig unter allen Theaterdirectoren vergebens nach einem suchen, der es wagen würde, ein Stück wie die „Räuber“ zur Aufführung zu bringen.

Der zweite Act spielt in Bauerbach, und hier beggenn wir gleich anfangs der wie uns scheint sehr glücklich angelegten Figur des Bauerburschen Peter, der sich dem Karl Moor in den Kopf gesetzt hat und unter andern ausruft:

O Karl Moor, du großer verkaunter Mensch! Wer ein Karl Moor sein dürfte! Ha, ich fühle eine Aarnee in meiner Brust!... Ha ha! Keine Gelden, keine Ritter, keine Räuber mehr! Keine Räuber mehr? Peter, wenn dies eine höhere Stimme wäre? Ja, wenn mich nicht die Liebe fesselte, dieses Hemmnis aller großen Geister! —

und dann parodierend und declamierend hinzusetzt:

Lebt wohl, ihr Vaterlandsthaler! Einst saßt ihr den Knaben Peter, und der Knabe Peter war ein glücklicher Knabe. Jetzt saßt ihr den Mann, und er ist in Verzweiflung. Die Gestalten deser, die ich erdroffelte“ u. s. w.

Schiller fühlt sich mit Recht von dem Anblick und der Ausdrucksweise des durch seine „Räuber“ halb um

seinen Verstand gebrachten Menschen erschüttert, und wehmüthig ruft er aus: „Da geht mein Spiegelbild — ein Thor! Friedrich, ist es so weit mit dir gekommen, daß ein Bauernlaß dich durchschaut. Bald wird man ein Spottlied auf dich machen und auf den Jahrmärkten ausbieten!“ Später macht Schiller der Tochter des Hauses, Charlotte von Wolzogen, von der er sich geliebt wähnt, das Geständniß seiner Liebe, er fragt sie: „Willst du meine Gattin werden?“ und Lotte, die sich selbst ein „einfältiges ungezogenes Kind“ nennt, erwidert: „Ich? Gaha! Ich, das ist hübsch. Noch nicht 18 Jahre alt und schon der zweite Antrag. Sie wollen mich heirathen? Sind Sie denn adelich? Mich heirathen? Also müßte auch ich Sie heirathen? Folglich auch lieben?“ u. s. w. Später ruft sie jedoch: „Friedrich, bleibe mir Bruder!“ und liegt in seinen Armen; da erscheint ihr wirklicher Verlobter, Hugo von Lilienstern, und reißt sie aus Schiller's Armen mit dem Rufe: „Zurück von diesem Bettelpoeten! Ist das der Dank, daß ich Ihn Töthhändler in Ranzheim laufen ließ, anstatt ihn aufzugreifen!“ Und dann weiter: „Wäre Er Verschmacher ein Edelmann, so schüge ich mich mit Ihm. So aber drehe ich Ihm den Rücken und lasse Ihn mit dem Bösel laufen!“ Trotzdem bemerkt Schiller wenige Seiten nachher: „Lilienstern ist mein Gegner; aber er ist ein braver Mann. Und wenn sein geringes Vermögen ein Hinderniß ist, dann will ich an der Aussteuer meiner — Schwester mitarbeiten dürfen und dichte jedes Jahr ein Trauerspiel mehr und schreibe darauf: „Trauerspiel für Lotte.““ Streicher, der sich auch einfindet, fordert den in sich gebrochenen Dichter, der sich die Wehmüthigung, die er selber erduldet, doch einzig und allein durch seinen unglücklichen Heirathsantrag selbst zugezogen hat, dazu auf, zur Kunst zurückzukehren und seine neue Dichtung „Kabale und Liebe“ dem deutschen Adel ins Gesicht zu schleudern. Schiller meint selbst, Streicher werde ungerecht, Lotte's Mutter sei eine Ausnahme. Aber zu diesen Ausnahmen gehörten auch die Familie Lenzefeld, gehörten der Herzog von Württemberg und der Graf Schimmelpenninck, welche dem Dichter eine so ansehnliche Schenkung in Begleitung eines Briefs voll der edelsten und humansten Grundsätze zuwandten, gehörten überhaupt sehr viele deutsche Adelige der damaligen Zeit, welche am Aufbau der Humanität und Menschenverbesserung mitwirkten, ernstlich um die Beseitigung zu übertriebener Standesvorurtheile bemüht waren, und von deren Verdiensten zum Theil die Jahrbücher der Literaturgeschichte berichten. Daß es auch damals wie heute genug Mitglieder des adelichen Standes, denen man wenig Gutes nachsagen kann, so verdienen im Gegensatz dazu die vermögensmäßig nicht wenigen, welche die Mission des Adels im höhern Sinne auffaßten, um so größere Anerkennung.

Im dritten Act erblicken wir zuvörderst Margaretha Schwan wahnsinnig, und zwar wahnsinnig um Schiller's willen. Sodann sehen und hören wir den Dichter, wie er in einer Gesellschaft bei Frau von Kalb vor dem Herzog Karl August von Weimar den „Don Carlos“ vorliest. Charlotte von Kalb will ihm einen Vorbertrag

auffehen; Schiller aber weist ihn zurück, er will ihm Goethe, dem „größten deutschen Dichter“, übergeben, und ruft: „Der Dichter des „Otho von Verlichingen“ — hoch!“ worauf Karl August bemerkt: „Schiller, Sie sind mehr als ein großer Dichter. Ich habe es heute empfunden, Sie sind ein großer Mensch!“ Und Charlotte von Kalb, diesen Gedanken auffassend, ruft: „O, wie beglückt mich dieser Ausdruck. Es ist wahr, wie der Himmel selbst. Ein großer Geist wandelt unter uns!“ Am besten gefiel uns in dieser Scene die Art und Weise, wie der Verfasser die Hofdamen sprechen läßt; die eine derselben richtet z. B. ihre Hauptaufmerksamkeit auf die Schweißtropfen, die während des Vorlesens von des Dichters Stirn fielen, eine andere auf die schöne Brieftasche, aus welcher der Dichter das Manuscript zog und von welcher sie sich ein Muster ausblittet; es ist dies nämlich die berühmte Brieftasche, welche ihm Körner und seine Braut verehrten. Sodann folgt ein Zwiegespräch zwischen Karl August und dem Dichter, in welchem der erstere sehr noble und treffliche Gedanken über die Stellung und Aufgabe der Fürsten ausspricht; nur muß man dabei nicht vergessen, daß sich in der Weise, wie hier Schiller mit Karl August spricht, schwerlich je mit regierenden Fürsten sprechen läßt. In dieser Scene erkennt der Herzog den Dichter auch zu seinem Rathe, und als dieser die Titelverleihung ohne alle Umstände annimmt, bemerkt er: „Ich danke Ihnen, daß Sie meine Gabe nicht verschmäht. (Lächelnd.) Ich fürchtete, es fast von Ihrem Freiheitsfinne.“ Dann ist Schiller allein, gesteht sich seine schwärmerische Liebe zur Frau von Kalb — denn Lotte's von Wolzogen hat er bereits gänzlich vergessen — und declamirt eine lange Stelle aus dem merkwürdigen Gedicht: „Freigeisterei der Leidenschaft“, jene Stelle, worin er, den Emanelpationsideen der neuern Zeit vorgehend, das Recht der Leidenschaft als das alleingültige proclamiert und die Ehe, insofern sie nur auf dem kalten Pflichtgefühl beruht, als einen „Reineld“ bezeichnet, als einen „Bund, den die erröthende Natur herant“. Also auch in dieser Beziehung ist Schiller ein Dichter unserer Zeit. Es folgt sodann eine Scene vor dem Theater, worin der Verfasser die hasensüßige Renommisterei von „Gevatter und Schneider“ verflucht, und wie es uns scheint recht glücklich. Der eine Bürger bemerkt: „Ja, wenn nur die Polizei nicht wäre, wir hätten schon Muth!“ dann des Gedächtnisses gedenkt, daß Dalberg den Dichter, wenn er schreiben solle, immer auf acht Tage bei Wasser und Brod einsperren lasse, und hierauf, sein Wäuschlein mit Behagen streichend, ausruft: „Der Hunger soll so gute Gedanken geben!“ Ein anderer Bürger gesteht, daß er nun begreife, warum Schiller immer so auf die hohen Herren schimpfe: „Aus dem leeren Magen kommen alle Revolutionen!“ Wir treffen auch hier wieder unseren alten Freund Peter aus Bauerbach, der sich den Reuten als Schiller's Freund zu erkennen gibt und renommirt:

Wir haben in Bauerbach zusammen Rudirt, haben Eine Hantshaltung gehabt, ich habe nämlich für seine Nahrung und Kleidung gesorgt, sind zusammen hiehergekommen und schreiben

jetzt zusammen Stücke, das heißt, er steckt sie so hin, und ich schreibe sie ins Reine. Versteht ihr, ich gebe den Stücken erst die Form, in der sie sich sehen lassen dürfen.

Später treffen, immer vor dem manheimer Theatergebäude, Schiller und Dalberg wieder zusammen. Der letztere ist hier noch viel mehr carikiert als in der früheren Scene und muß sich von Schiller, der sich gegen Höhere immer sehr klug und vorsichtig benahm, weidlich abkanzeln lassen. Schiller zerreißt den mit Dalberg abgeschlossenen Vertrag und wirft — auf der Straße! — das Papier mit den Worten: „Hier liegt Ihr Theaterdichter. Leben Sie wohl!“ Dalberg vor die Füße. Dalberg möchte gern böse werden, da aber Streicher hinzutritt und der weimarischen Titelverleihung gedenkt, ruft Dalberg aus: „Rath? — O ich Dummk! — Herr Schiller, meinen aufrichtigsten Glückwunsch! Einer Ihrer frühesten Freunde darf sich wol mit Ihnen freuen. Sie zürnen doch nicht wegen... und der Vertrag... (hebt die Papierstücke auf). Wann wollen wir wegen der Erneuerung sprechen, morgen?“ So taktlos wird sich sicherlich kein Theaterdirector benehmen, selbst wenn er nicht die weltmännische Bildung eines Dalberg genossen hätte. Die letzten Scenen dieses Acts spielen in einer Theaterloge während der ersten Auführung von „Kabale und Liebe“. Frau von Kalb nennt Dalberg einen „Mann des Erbarmens“, was sich dieser ruhig gefallen läßt, und beschießt dann Schiller's Herz mit den Granaten und Kartätschen ihrer stürmischen Liebe, bis dieser ausruft: „So nehm' uns denn der Abgrund auf. Ich will mit dir sinken!“ Charlotte, ihn umfassend, ruft: „Mit mir! O welche Seligkeit! Und müßte ich diesen Augenblick mit einer ganzen Ewigkeit der Bewußtseinsqual erkaufen!“ Da stürzt die wahnsinnige Margaretha, mit „flatternden Haaren“, in die Theaterloge und ruft: „Fiesco, tödte mich... mit diesem Dolche... aber bleibe groß als Mensch, groß wie der Dichter!“ Während sie zusammenstinkt, äußert Schiller: „Streicher, du sandtest deinen Engel!“ und Frau von Kalb: „Jetzt ist er mir verloren... o ich Glende!“ Schiller aber tritt an die Oeffnung der Loge und ruft: „Deutschland, nimm deinen Dichter hin!“ Das Volk antwortet: „Hoch, hoch!“ und auch die wahnsinnige Margaretha und die soeben von Schiller verworfene Frau von Kalb stimmen, mit ihren Lüchern wehend, ein.

Der vierte Act beginnt mit einer jener satirischen Scenen, in denen uns Gdardt besonderes Glück zu haben scheint. Schiller trifft zufällig mit dem Buchhändler Weygand aus Leipzig zusammen, der Reitzgerle und Sporen trägt und die Pferde mehr liebt als die Dichter, der seine Pferde besser verpflegt und weniger strapazirt als die Autoren. Weygand nennt zwar die „Räuber“ ein „Spectakelstück“, drückt auch seine Erbitterung über das Räuberlied aus, welches jetzt auf allen Hochschulen bis in die Nacht hinein gebrüllt werde, „daß ein ehrlicher Bürger ein Sklavenleben führt“, hat aber vor dieser Tragödie doch einigen Respect, weil sie gut gegangen und nachgedruckt worden. Schiller bietet ihm „Don Carlos“ zum Verlage an und nun entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

Weygand. In Commission, meinen Sie? Gegen fünfzig Procente? Vielleicht aus Gefälligkeit für Sie; billiger geht es nicht. Sonst müßte ich zu Fuße gehen. Denken Sie eine so große Familie, wie ich habe: drei Weiber, von denen die dritte noch lebt, fünf Kinder und sechs unerzogene Pferde...

Schiller. Ich sprach auch nur vom Verlage.

Weygand. Verlag? Ich? Das ist köstlich, hören Sie, das ist köstlich! Theater in Verlag nehmen? Na, Sie haben wenig Praxis.

Schiller. Sie scheinen nach Ihren Begriffen sehr praltisch zu sein.

Weygand. Praxis, mein Freund, das ist die Blüte des Lebens. Das habe ich im Stalle gelernt.

Schiller. Warum sind Sie nicht Stallmeister geworden?

Weygand. Schicksal, junger Mann, Verlehnung, die Tragik des Lebens. An einem kalten Morgen erwache ich und — bin Buchhändler. Das haben mir die Götter auch nicht an meiner Wiege gesungen.

Schiller. Hatten Sie denn die nöthigen Studien?

Weygand. Was Studien? „Der Buchhändler braucht nur Praxis“, sagte mein Großvater, der mir das Geschäft vererbte, „den geheimen Instinct dessen, was gehen kann, und eine gewisse Anlage, jungen Poeten das Versprechen zu verleiden.“

Schiller. Ein schöner Beruf!

Weygand. Mag sein, aber doch kein Stallmeisteramt.

Schiller. Herr Weygand, wir wollen kurz sein. Mein Trauerspiel, ich darf es sagen, ist gut und wird einiges Aufsehen machen.

Weygand. Vielleicht unter den Literaten, unter dem Publikum der Freieremplare.

Schiller. Ich stelle bescheidene Bedingungen.

Weygand. Beschreiben? Was nennen Sie beschreiben?

Schiller. Einen Louisdor für den Bogen...

Weygand. Einen... Sind Sie von Sinnen?

Schiller. Leben Sie wohl! (Will ab.)

Weygand. Gemach. Wollen Sie nicht lieber eine runde Summe? Fünf...

Schiller. Nein, bogenweise.

Weygand. Was nützt es Ihnen. Wenn ich es auch an-gehe, ich brauche ja den Bogen nur enger zu drucken. Doch will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich zahle Ihnen das Doppelte; aber Sie schreiben auf den Titel: „Aus dem Französischen übersezt.“ Wollen Sie? Das zieht, das macht die deutschen Mäuler wässerig.

Schiller. O Sie Mann der Praxis! Behe der deutschen Poesie, solange der deutsche Buchhandel noch solche Exemplare in seinen Reihen duldet.

Weygand. Sie wollen nicht? Gut. Glückliche Reise! (Kommt nochmals zurück.) Sie brauchen Geld, wie ich sehe. Ich weiß noch einen Ausweg. Schreiben Sie mir drei Duzend Räuberstücke, das halbe Duzend zu...

Schiller. Sie sind ein Narr!

Dann setzt sich Schiller in eine Laube und Lottchen von Lengersfeld, ein Buch in der Hand, erscheint und erblickt den ihr unbekannten jungen Mann. Sie unterhält sich mit ihm über literarische Gegenstände, kommt auch auf „Don Carlos“ und „Das Lied an die Freude“ u. s. w. zu sprechen, und Schiller, der bereits auch wieder die Frau von Kalb vergaß, wie er Lotte von Wolzogen und die feinetwegen wahnsinnig gewordene Margaretha vergessen hatte, ruft begeistert aus: „Eine große Seele lebt in Ihnen, Fräulein!“ Sie aber sagt im weitem Verlauf des Gesprächs:

Lotte. Der Herr verzeihe mir, ich kann nicht anders. Ich bin ein unbedeutend Mädchen nur; aber ich würde, wenn ich den Dichter trübe, zu ihm treten und sprechen: (Ihre Hand entgegenhaltend) Friedrich Schiller, hier ist meine Hand!

Schiller. Mädchen, sprichst du wahr? Nein, ich träume... Es kann nicht sein... Es darf nicht sein... Auf meinem Haupte ruht ein Fluch... Wer mich liebt, wird unglücklich.

Lotte. Friedrich Schiller, du selbst bist es; das Herz verrieth mir längstens deinen Namen. Friedrich, ich wage es mit diesem Fluche. Absende meine Bitte nicht! Dein ist meine Seele, wenn du sie nicht verschmäht. Deinen Geist begleiten auf seinem Fluge zum Höchsten, welche Seligkeit! Dich trösten, mit dir leiden, mit dir darben dürfen, welch Verdienst um die Zukunft meines Vaterlandes!

Schiller zieht Lotte an sich, das Verlöbniß ist mit einer beispiellosen Geschwindigkeit geschlossen, und Schiller nach einer abermaligen Umarmung „eilt ab“. Nun kommt aber die Mutter, die über dies Verlöbniß natürlich höchst verwundert ist und absolut will, daß Lottchen den Freiherrn von Lengefeld heirathe:

Frau von Lengefeld. O Freiherr von Lengefeld ist von höchst legitimer Abkunft. Uraltes Haus! Schon im Teutoburger Walde gab es Würmer! Du hast nun die Wahl. Une dame de la cour ou une Baronesse de Ver?

Lotte. Eine Würmin? O psui!

Frau von Lengefeld. Tu es la contreboutique de son amour.

Lotte. Ich? boutique? Eine Boutique seiner Liebe?

Frau von Lengefeld. Comment boutique; je disais contreboutique.

Lotte. Ich verstehe Sie nicht.

Frau von Lengefeld. Je voulais dire Gegen — stand de son amour. Wozu warst du in der Pension, wenn du nie französisch lernst? Willst du, daß ich die Verlobung aufkäre und arrangire?

Lottchen aber gesteht, daß sie sich mit Schiller verlobt habe und sagt: „Nicht wahr, Mütterchen, Sie wollen meinen Tod nicht? und Ihre kleine Lotte würde sterben, wenn sie die neue Puppe nicht bekäme, ganz sterben.“ Frau von Lengefeld bedauert, daß Schiller nicht von Geburt sei, nicht einmal linker Hand, daß er ein Mann sei „sans aucune position, sans titre“, und Lottchen, ganz im gewöhnlichen Soubrettenstile, schäkert: „D wir haben Titel! Wir sind weimarischer Rath und wir werden noch Professor der Geschichte!“ Zuletzt aber, nach dem noch mit möglichster Schnelligkeit ein Brief Schiller's an seine theure „Brau“ eingelaufen, steht sie doch ein, daß sie ihren Schiller erst erkämpfen müsse: „Ihn erkämpfen, heißt ihn verdienen!“ womit der Act schließt.

Der fünfte Act führt uns Goethe vor, monologisirend und manche gute Gedanken ausprechend. Er gedenkt seiner italienischen Reise und sagt:

O Rom! Ein neuer Mensch ward ich, da ich Durch deine Thore schritt. Die schöne Ruhe, Die aus der griech'schen Dichtung uns zuweht. Die um die Statuen des Alterthumes Gleichwie ein duft'ger Schleier sich verbreitet, Die schöne Ruhe senkte sich auf mich Auch nieder, den von Leidenschaft bewegten, Den Raubgebornen Dichter aus dem Norden. Was mich gequält, als Trug der Erde sank Es in die Tiefe der Vergessenheit, Und jene heitere Soubrettenstille, Die auf der Stirne thront des Zeus, schloß sich Mir auf als das Geheimniß wahren Lebens.

1860. 21.

Eins mit mir selbst, eins, wie die Griechen waren, Stieg ich vom Capitol herab und kehrte heim.

Und diesem Admerzug dankt der Barbar —

Barbaren sind wir alle hoch im Norden —

Die heilige Entdeckung, daß das Schöne

Des Lebens einzig wahrer Inhalt ist,

Und daß es werth sei, alles wegzuerwerfen,

Womit man sich auf langer Fahrt belastet,

Um nichts zu sein als Künstler und als Dichter.

Goethe klagt dann, daß ihm die Muse nicht mehr so hold sei, wie in der Jugend, tritt zum Büchertisch, ergreift einen Band und fährt dann weiter fort:

Da braust es noch... In diesem Buche tummeln

Sich Geister, die ich auch gekannt, doch bald

Mit starker Hand gebändigt... Schiller's „Räuber“!

Hier sein „Don Carlos“. 's ist der gleiche Geist,

Wenn er sich auch mit Jamben hat drapirt.

Und diesem Geist, der hinter mir jetzt liegt,

Dem „Sturm und Drang“, den ich mit heißer Stirne

Zu überwinden mich bemäht, den ich

Bestieg schon glaubte auf ital'scher Flur,

Dem jubelt zu das deutsche Volk noch heute.

Erstaunt sah ichs, von den Alpen steigend.

(Setzt sich mit dem „Don Carlos“-Buche.)

Ich soll dem Geiste heute noch begegnen...

Ein eigner Mann! Er stößt mich ab... Es legt

Sich mehr als eine Kluft hin zwischen uns...

Und doch will ich ihm wieder wohl. Dem Ernste

Des Strebens, der den jungen Mann besetzt,

Dem Ernste sollte ich noch immer Achtung.

Ich dulde zuletzt alles, wenn es nur

Aus eigner Kraft sich tummelt.

Sein Diener Stadelmann tritt ein und meldet mehrere Besuche an, einen Engländer, eine Schauspielerin aus Berlin, den „berühmten Touristen Kieselack“ u. s. w. Goethe will sie alle nicht sehen, diese „demüthigen beschneidenen Gesichter“, wogegen zu bemerken wäre, daß solche Leute, die sich berühmten Männern aufzubringen pflegen, sich meist eben nicht durch Demuth und Bescheidenheit auszeichnen, und er fügt dann seine bekannten Worte hinzu: „Nur die Lumpen sind bescheiden“, also jenen vielfach mißdeuteten Ausdruck, den so manche dahin verstehen und anwenden, daß man, um kein Lump zu sein, nichts weiter nöthig habe, als nur recht unbescheiden zu sein. Goethe geräth nun auf den possirlichen Einfall, seine Besucher durch Stadelmann als untergeschobenen Goethe empfangen zu lassen, worauf Stadelmann entzückt ausruft: „Ich und Goethe? Geheimrath? Achtbändiger Dichter? O welche Seligkeit! Doch auf eine Viertelstunde ein großer Mann! O ein solcher Augenblick ist eines Lebens werth!“ Es entwickelt sich nun eine Reihe von Szenen, die zwar an sich möglichst unglauublich sind und mehr in eine burleske Posse gehören, denen aber im ganzen bei aller Carikatur doch echte derb komische Wirkung nicht in Abrede gestellt werden kann. Als Probe setzen wir Stadelmann's Unterredung mit dem Engländer hierher:

Engländer. Excellence!

Stadelmann. Lord!

(Stadelmann ladet ihn zum Sitzen ein. Der Engländer sieht den vermeintlichen Goethe scharf an; Stadelmann rutscht verlegen auf seinem Stuhle.)

Engländer. Goethe?

Stadelmann. Yes yes, Mylady! (Paus.)

Engländer (eine Lithographie Goethe's hervorziehend und sie mit Stadelmann vergleichend). Hm! Hm! Gutes Porträt! Hm! Stadelmann. Hm! Hm! (Pause.) Engländer (auf die Büste zeigend). Shakspeare! Ah! Stadelmann. Shakspeare! Oh! Engländer (schmerzhaft). Todi! U! Stadelmann (heulend). Maudob! U! U! Engländer. Gespräch, sehr interessant! Stadelmann. O bitte! Berne geschehen! Engländer (sich erhehend). Muß... gehen... aller... Stadelmann (beiseite). Donnerwetter, jetzt weiß ich das Rechte. (Laut.) Good save the Queen! Engländer (entzückt). Oh! Stadelmann (beiseite). Er geht. Jetzt — zu! (Laut.) Goddam!

Engländer. Oh! Sie sprechen Englisch Sprat? Stadelmann. Vou! Engländer. Ein groß Mann! Fare well! Stadelmann. Na, ja. Fahren Sie nur! Engländer (bricht rasch den Fuß eines Stahls aus). Un petit souvenir... Pardon! (Wickelt ihn sorgfältig in Papier und geht feierlich ab. Stadelmann ist ganz bekümmert.)

Darauf kommen die Berliner Schauspielerinnen und der Tourist, letzterer mit einem Notizenbuche. Die Berlinerin fragt: „Thun Sie der Herr Zethe sind?“ und Stadelmann antwortet: „Sie wünschen die größte deutsche Feder zu sehen? die bin ich!“ worauf der Tourist notirt: „Sehr eitel und etwas bornirt. Die berühmte hohe Stirn ist im Abnehmen.“ Die Berlinerin gesteht: „Als ich Scene Versche gelesen habe, Herr Geheimrath, da habe ich Sie mich ganz anders vorgestellt“, und als Stadelmann fragt, ob sie seine Meisterwerke denn wirklich gelesen, stellt sie sich in die Mitte des Saals und declamirt pathetisch: „Festgemauert in der Erden, steht die Form, als Scham jehrannt.“ Da Stadelmann dies ruhig hinnimmt, ruft der Tourist: „Soll ich meinen Ohren trauen? Goethe schreibt sich ein Gedicht von Schiller zu!“ und notirt: „Plagiator“ u. s. w. Zuletzt vergleicht der Tourist seine Notizen mit Stadelmann: „Titel — grob — Plagiator — anmaßend —! Das Porträt ist fertig. „Goethe als Mensch.“ Das Buch muß zehn Auflagen erleben. Ich empfehle mich.“ An diese burlesken Scenen reiht sich ein Auftritt ganz anderer Art, eine Unterredung zwischen Goethe und Schiller, welche wol die glänzendste Partie des Dramas ist, obgleich sie allerdings dem so bedeutungsvoll gewordenen Zwiegespräch zwischen Schiller und Goethe nach der Vorlesung des Professors Baisch sehr wenig entsprechen mag. Aber schon der Gedanke, Goethe und Schiller auf der Bühne einander gegenüberzustellen — freilich in etwas anderer Weise und zu anderen Zwecken als sich dies Aristophanes mit Aeschylus und Euripides gestattete — verdient Anerkennung wegen der Kühnheit, die dazu gehörte. Beiden Dichtern sind oft schöne und treffende Worte in den Mund gelegt, z. B.:

Goethe. Ich bin auch stolz — der Masse gegenüber, die mir durch ihre Mehrheit imponiren will, während ich doch jeden einzelnen als einen Einfaltspinsel kenne. Allem Großen hulldige ich hingegen mit offener Seele und liebe es, mag die Welt darüber denken, wie sie will. Wie kann man mit seiner Liebe zurückhalten und knirschen aus Furcht, man gebe mehr, als der andere verlangt? Wenn ich dich liebe, was geht es dich an? Mein Herz hat nie gerechnet.

Schiller. Ich beneide Sie um diese schönen Gefühle wie um vieles. Was uns die strenge Pflicht, ein kaltes Soll gebietet, erscheint bei Ihnen als angeborene Neigung, als das Wiegenangebinde einer schönen Seele. Ich muß mich tapfer mühen und drehen, um die Welt, so gut es gehen mag, zu begreifen. Ihrer ist die Welt; von früh an haben Sie sie ergriffen, mit starker Hand und offenem Auge zu Ihrem Eigenthume gemacht. Wer auch der Tiefere sei, Sie sind der Reichere. Die ganze Welt zerfällt mir in tausend Antithesen, in Mißklänge zwischen Recht und Gewalt, Verdienst und Lohn, Tugend und Glück. Ein Zwiespalt zerreißt mir wie ein greller Blitz ewig das Universum; das Dort ist niemals hier. Und Sie? Für Sie, den Freund der Götter, ist die Welt nur Harmonie, nur der Zusammenklang ewig verwandter Accorde! — Meine Seele sucht Kampf und ist Kampf; die Ihre ist Friede und daher überall von Friede umrauscht; denn die Welt antwortet uns in der Sprache, die wir reden. — Ihr Auge wendet sich dem Erben zu und haftet freudig an den tausend Einzeldingen; was hab ich mir? Nichts als Träger der Begriffe. Sie fassen mich, bis ich sie zusammengefaßt, in ein todes Wort gebannt. Todi ist es; doch ich kann nicht anders. — Todi? Nein! Sterblich ist nur das Einzelding; die Idee lebt ewig. Selbst mit der Welt geht ihr Begriff nicht unter.

Goethe. Was soll mir der Begriff der Welt, wenn sie dahin? Was ist das Ganze ohne das Einzelne? Nichts! Ein leeres Gedankending. Erst im Einzelnen liegt das Ganze.

Einzelne Anachronismen oder allzu willkürliche oder zu äußerliche Züge führen uns freilich auch in diesem sonst mit Geist durchgeführten Gespräch. Goethe überreicht z. B. seinem neuen Freunde das Diplom eines Professors der Geschichte, worauf Schiller erwidert: „Herr Geheimrath, welche Ausichten öffnen Sie mir, welchen Wirkungskreis!“ während es doch bekannt ist, daß Schiller von diesen „Ausichten“, diesem „Wirkungskreis“ keineswegs sehr erbaunt war, und diese Verpflanzung von Wimar nach Jena sehr mit Unrecht als eine Intrigue Goethe's und als eine „Uebertölpelung“ betrachtete. Das ferner gerade Goethe dem Dichter des „Don Carlos“ im Verlaufe des Gesprächs mit einiger Feierlichkeit noch ein anderes Diplom, den Bürgerbrief der französischen Republik überreicht, scheint uns nicht gut angebracht. Wenn in spätern Tagen einmal irgendein literarischer Fabrikant die Biographie Schiller's mit Zugrundelegung des Eckardt'schen Dramas schreiben sollte, so wird er vielleicht berichten: Goethe habe in derselben Unterredung, in welcher er Schiller die Ernennung zum Professor mitgetheilt, ihm auch den Bürgerbrief der französischen Republik überreicht, der „an den Großherzog“ (!) adressirt gewesen; zum Schlusse habe Goethe eine Deputation der jenen Studenten mit schwarzrothgoldener Fahne (im Jahre 1790!) ins Zimmer gelassen, habe dann von Shakspeare's Büste einen Kranz, welchen Schiller früher dem Dichter des „Faust“ zugesandt, hinweggenommen und ihn Schiller überreicht mit den Worten: „Im Namen deutschen Volks, deutscher Jugend!“ und zuletzt habe Karl August das Wort ergriffen, um mit Hinweisung auf den eben geschlossenen Dichterbund an die Anwesenden eine feurige Ansprache zur Beförderung deutscher Einheit zu richten. Denn also geschieht es zum Schlusse des Stückes. Wie gesagt, Geist, Gedankenfülle und Originalität kann man dem deutschgefinnten Verfasser nicht

in Werke stellen, auch nicht dramatisches Talent, namentlich auch für das Romische; aber den mancherlei Vorzügen gefellen sich auch manche Fehler und Mängel, die eine besonnene Kritik dem Verfasser wie dem Publikum nicht verschweigen durfte. Hier und da sind eigene Aussprüche Schiller's wohl aus seinen Jugendwerken eingestrichen, und meist wenn auch nicht immer mit Glück.

Edardt's Drama ist in mehreren Stücken, mit dem verhältnismäßig größten Beifall wie es scheint in Hamburg aufgeführt worden, und zwar so viel wir wissen, im Laufe von acht Tagen gleich viermal. Wir begreifen, daß einzelne Scenen überall durchgeschlagen müssen; über die Mängel der Composition hilft dann die Begeisterung für Schiller hinweg. Edardt hatte schon vor einer Reihe von Jahren die Absicht, in einer Trilogie die Hauptmomente aus Schiller's Leben zu behandeln: die Flucht, die Wanderschaft, ein Bild aus seiner Meisterzeit. Die beiden ersten Stücke sind sogar schon vor 1848 vollendet worden. Inzwischen war plötzlich Raube mit seinen „Karlschülern“ aufgetreten. Um mit diesen nicht zu concurriren hat Edardt bei der Wiederaufnahme des Themas im Jahre 1859 sich nur auf Schiller's Wanderjahre bis zu seinem Eintritt in Weimar beschränkt. Von der ersten Anlage blieb wenig. *)

Theodor Apel's Lustspiel „Dichters Liebe und Heim“, in Leipzig, Königsberg u. s. w. an einem der drei Jubeltage aufgeführt, ist zwar an originellen Einzelheiten weniger reich als das Edardt'sche, aber es macht im ganzen einen harmonischen, wohlthuenden Eindruck; es zersplittert sich nicht in einzelne Tableaux; es basiert auf einer in sich geschlossenen, planvoll angelegten, wenn auch nicht sehr effectreichen oder die Neugier sehr spannenden und dabei etwas künstlich motivirten Handlung; die Sprache ist einfach und wenn schon die Ausdrucksweise des Apel'schen Schiller selbst im ganzen eine gehobenere ist, als die der übrigen Personen des Stücks, so sind ihm doch nirgends extravagante, überpathetische Phrasen in den Mund gelegt.

Wir haben schon oben erwähnt, daß Theodor Apel in seinem Stück die dresdener Lebensepisode unsers Dichters zu Grunde gelegt. Wir wissen gerade über diese verhältnismäßig weniger als über jede andere; der Dichter scheint in Dresden, solange Körner's Abwesenheit in Leipzig dauerte, und dann auf einem Absteher in Tharandt sich gerade nicht sehr behaglich und produktionslustig gefühlt zu haben, und mag in dieser Stimmung wohl auch manche nutzlose Zerstreuungen aufgesucht haben. Am 20. December 1786 schreibt er z. B. an Körner in Leipzig, bis jetzt sei seine Existenz höchst prosaisch gewesen, und fährt dann fort: „Die Abende sind mir erbaulich zur Last, denken mag ich nicht, auch schäme ich

mich zu schlafen.“ An einem solchen Abend, der ihm zur Last war, wo er nicht denken mochte, und sich zu schlafen schämte, machte er die Bekanntschaft des Fräuleins von Arnim: „Ein treffend Bild von diesem Leben, ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben.“ Je weniger man also über diese dresdener Episode etwas Vollständiges weiß, um so mehr hatte Theodor Apel die Erlaubniß und die Befugniß, das Dunkle zu deuten, die Lücken auszufüllen, das unmotivirt Scheinende zu motiviren.

Theodor Apel hat sich nun in seinem Festspiel zur Aufgabe gemacht, an einer dramatisch verlaufenden Handlung nachzuweisen, wie es kam, daß Schiller so plötzlich Dresden verließ und nach Weimar ging. Geistige Verstimmlung und das nagende Gefühl einer ungesicherten äußern Lage rücken, wie der Verfasser des Stücks es darstellt, dem Dichter des „Don Carlos“ den Entschluß immer näher, sich wieder der Arzneiwissenschaft zu widmen, oder wie eine der Hauptpersonen des Dramas, Graf Ruhnheim, bemerkt:

Seine Gedichte, seine Dramen lassen einen in Begeisterung übersprudelnden Feuerkopf in ihm erwarten, sein unermüßliches Anstrengen gegen die vorhandenen Schranken bekunden die ungewöhnliche Kraft, aber ein unseliges Geschick verlockt ihn in ein Gewirr philosophischer Zweifel. Der Aerger über Theatersintrigen hat ihn verbittert und die schwer lastenden Dankereien der tausend Kleinigkeiten, die nun einmal den deutschen Dichter wespenartig verfolgen, haben seine Heiterkeit vergällt, die Furcht vor Mangel läßt ihn seine Kunst verlassen und treibt ihn der Brotwissenschaft in die Arme.

Henriette Elisabeth von Arnim, wie sie in Wirklichkeit hieß, oder Julie von Arnim, wie sie im Apel'schen Drama heißt, ist dem Grafen Ruhnheim erst halb, später ganz verlobt, hat aber, wie Ruhnheim wahrnimmt, durch ihre ganze imponirende und liebenswürdige Erscheinung einen mächtigen Eindruck auf des Dichters Herz gemacht. Hierauf gründet Graf Ruhnheim seinen Plan. Schiller soll Julien näher treten, Julie soll seine Muse sein, soll in ihm die Gefühle und Leidenschaften wecken, die getrigget sind, ihn der Poesie wieder in die Arme zu führen. Der Plan gelingt auch insofern, als wieder poetische Gestalten vor des Dichters Blick, Entwürfe zu neuen dichterischen Schöpfungen in seinem Geiste auftauchen. Der durch diese Intrigen nothwendig bedingte Augenblick der Enttäuschung und Verzweiflung Schiller's wird zwar von Ruhnheim selbst vorausgesehen, aber den Entwürfen, welche die Schauspielerin Sophie Albrecht gegen seinen allerdings gewagten Plan erhebt, indem sie ihn in echt weiblicher Weise fragt: „Was hat Friedrich gethan, daß Sie sich vorsetzen, ihm das Herz zu brechen?“ begegnet er mit den Worten:

Ist das gebrochen, als er seine Laura verließ? Oder in Baurbach um Charlotten? Hat ihn in Leipzig der Korb vernichtet, den ihm Margaretha's Schweigen in Mannheim geklochten? Nein, nein, theure Freundin, wäre hier von einer ersten Liebe die Rede, würde ich mich vielleicht bedenken!... Der Krieger wagt sein Leben, wenn es gilt, den blutigen Lorbeer zu erkämpfen — auch der Dichter krönt sein Volk mit dem Lorbeerfranze —, darf er ein von unglücklicher Liebe blutendes Herz fürchten, wenn es gilt, eine Gestaltung für seine Kunst zu erobern?

Aber nicht nur in dieser um so sagen theoretischen Weise zeigt sich Graf Ruhnheim um Schiller bemüht,

*) Wir bedauern aus mehrfachen Gründen, daß uns Edardt's bereits am 18. März 1859 in Bern gehaltene und später in Benigsen-Jena aus Licht getretene Rede auf Schiller infolge eines unglücklichen Zufalls und erst, nachdem wir das Obige geschrieben, zugegangen ist. Doch trauen wir auf diese jedenfalls bedeutungsvolle Rede, die gewissmaßen einen literarhistorischen Commentar, eine ästhetische Einleitung zu seinem Drama bildet, später in einem Nachtrage zurückzukommen.

er war, auf Einladung des Herzogs selbst, in Weimar, und erscheint gegen den Schluß des Stücks wieder in Dresden mit dem Auftrage des Herzogs oder vielmehr der Anfrage, ob Schiller nicht geneigt sei, „die Zahl der deutschen Dichter am Hofe Weimars durch seinen Eintritt in diesen schönen Kreis zu vermehren“? Die Freude über die sich dem Dichter so unerwartet eröffnende Aussicht auf eine Heimat, die er bisher vergebens suchte, drängt die schmerzlichen Gefühle über den Ausgang seines Liebesverhältnisses in den Hintergrund und fröhlich ruft er aus: „Seht, Freunde, steht mir bei! Die Vorbereitungen zur Uebersiedelung eines deutschen Dichters sind bald getroffen. Wenig Gepäc und ein fröhliches Herz, so ziehe ich hinaus in die Heimat, in die Heimat!“ In der letzten Scene sehen wir dann noch Schiller's Freunde in einer Gegend, welche die Aussicht auf Körner's Weinberg in Loschwitz bietet, versammelt, um von dem scheidenden Dichter Abschied zu nehmen. Julie, die ihn vereinst mit dem Lorber gekrönt, rühmt sich des Glücks, dem deutschen Vaterlande seinen edelsten Dichter erhalten zu haben; Schiller ruft: „Julie, ich scheide — ein Ideal in der Brust“ . . . „Und eine Heimat im Herzen deines Volks!“ fällt Julie ein.

Wenn man sich über das Unwahrscheinliche oder doch zu Nahe der Intrigue, das übrigens der Verfasser selbst herausgeführt und, wie wir gesehen haben, im Stücke selbst zu rechtfertigen gesucht hat, hinwegzusetzen weiß, so wird man zugestehen müssen, daß sie mit dramatischem Verstande angelegt und durchgeführt ist. Ein anderer Vorwurf, den man dem Verfasser machen könnte, daß er nämlich den Charakter des Fräuleins von Arnim zu sehr idealisirt habe, läßt sich leichter hinwegräumen. Man weiß, welche schlimmen Gerüchte über das Fräulein von Arnim in Umlauf gesetzt worden sind; aber, um bloße Gerüchte hat sich der dramatische Dichter nicht zu kümmern, und um so weniger, da die Welt mit einem sittlichen Rigorismus, dem aber nur zu oft bloße Leichtfertigkeit des Urtheils zu Grunde liegt, nur zu geneigt ist, auf oberflächliche Indicien hin zu verdammen. Das Hauptverbrechen des Fräuleins war vielleicht nur, daß sie arm war und sich, wie man wenigstens versichert, von ihrer Mutter dazu verleiten ließ, die Generosität ihrer Verehrer zu benutzen. Daß sie sich nicht entblödete, auch von einem genialen und dabei mittellosen Dichter Geschenke anzunehmen und ihn um die Früchte seines Fleißes und Talents zu bringen, ist freilich schlimm; aber es gibt auch sonst Leute genug, für die der Dichter und Schriftsteller im Grunde mehr arbeitet als für sich selbst. Im übrigen meint Valleske, daß die Trennung von Schiller dem Fräulein viele Thränen gekostet, und daß sie wahrscheinlich gegen andere ihrer Verehrer geheuchelt habe, um gegen Schiller wahr sein zu können; auch sei sie, die als spätere Gräfin Kuhnheim die Liebe und Achtung aller Untergebenen genossen, dem Dichter immer in ihrer Weise treu und anhänglich geblieben, und bis zu ihrem Tode habe sie Schiller's Bildniß über ihrem Bette hängen gehabt. Es liegt hier einer jener Fälle vor,

wo man die frivole Begier nach Aufdeckung aller Privatverhältnisse und jene sträfliche Neugier, welche Wißbegier zu sein heuchelt, fast bedauern möchte; denn was hat das Fräulein der Welt Böses gethan, daß man sie an den Pranger stellt und daß ihre Bekanntschaft mit einem beliebten Dichter ihrem Andenken zu ewigem Gluck gereichen soll? Ohnehin verdankte Schiller diesem flüchtigen Verhältnisse sicherlich manche Augenblicke der Befeligung und manche poetische Anregungen, die ihm während seiner wie es scheint sonst ziemlich verdödeten Existenz in Dresden doppelt wohlthun mußten; denn Naturschönheiten füllten seine Seele nicht aus und die Gebilde der Kunst ließen ihn gleichgültig; der Meisterwerke der dresdener Gemäldegalerie gedenkt er in seinen Briefen nirgends, er nannte sie vielmehr gegen den damaligen Galerieinspector „Plunder“; er hielt sich dafür an die Menschen, und da diese ihm wenig Ausbeute und geistige Nahrung gewährten, so gab er sich, um doch eine poetische Anregung zu haben, dem Gaukelbild der Schönheit und dem Phantom einer eingebildeten Liebe gefangen und bezahlte dafür wie billig die nöthigen Schmerzensgelde.“ Wir also können es nur gutheißen, wenn der Verfasser des Dramas sich an die üble Nachrede, mit der man des Fräuleins Andenken infamirt hat, gar nicht kehrte, sondern ein ideales Wesen aus ihr gestaltete, das dem wirklichen Fräulein von Arnim allerdings nur in sehr unwesentlichen Punkten ähnlich sein mag. Sie als eine Courtisane oder als eine Gauklerin, welche ihren Verehrern die Taschen leert, zuzustellen, würde in die Anlage des Stücks nicht gepaßt und in ein Festspiel wie dieses einen störenden Mißklang gebracht haben; auch läge eine solche Auffassung ganz außer der zartfühlenden Denkwelt des Verfassers.

Dagegen hätten wir gewünscht, daß es dem Verfasser gefallen haben möchte, dem Appellationsrath Körner, seiner Gattin und Schwägerin hervortretendere Rollen im Stück anzuweisen; denn Körner läuft neben dem Grafen Kuhnheim, neben Hugler und dem Recensenten Dr. Kapler eigentlich nur so nebenher. Und doch würde namentlich Körner's Schwägerin, die mit keinem, factischem Wiß begabte Dora Stod sich zu einer originellen Charakterzeichnung sehr wohl geeignet haben. Vielleicht hätte der Verfasser am besten gethan, den Plan, zu dessen Träger er den Grafen Kuhnheim macht, geradezu dem Appellationsrath Körner unterzuschieben. Dies widerspräche zwar der Stellung, welche Körner in Wirklichkeit zu dem Schiller'schen Liebeshandel einnahm, wie auch vielleicht seiner immer vorsichtigen, besonnenen Art und Weise; aber natürlicher erschiene es doch immer, daß ein dem Fräulein gänzlich Fernstehender, als daß ihr eigener Liebhaber und Verlobter auf einen so gewagten Plan verfällt; denn wenn das Fräulein auch einmal bemerkt, Schiller's Werte gefielen ihr besser als seine Person, so ist es doch sicher mehr als einmal vorgekommen, daß sich

*) Seine Liebe zu dem Fräulein läßt Apel den Dichter einmal mit den schönen Worten bezeichnen, sie sei „ein neues Gefühl, neu empfundenes mit diesem einzigen Wesen und für dieses einzige Wesen am möglich“.

die Liebe zu den Schöpfungen eines Dichters zuletzt auf seine Person übertragen hat. Die Satire gegen das Recensentenhum in der Figur des Dr. Fapler hat man mehrfach übel genommen und übel gedeutet, und dann mit Recht, wenn der Verfasser die Absicht gehabt hätte, die Kritik überhaupt ins Lächerliche zu ziehen. Schiller selbst hielt bekanntlich große Stücke auf die Kritik, und er verdankt den mancherlei scharfen Recensionen, die über seine Erstlingswerke erschienen, für seine Weiterentwicklung vielleicht mehr, als man gemeinhin zu glauben scheint, indem sie ihn nöthigten, vor seinem eigenen Genie still zu stehen und, wenn man so sagen darf, zu erschrecken. Apel hat jedoch in seinem Dr. Fapler, der ohnehin auch seine guten Seiten hat, nur diejenige Sorte von Recensenten verstanden, welche Schiller selbst in seiner verben Weise „Schmierer“ nannte, sogar wenn sie ihn lobten, dies aber in taktloser übertriebener Weise thaten. Außerdem schwebte, soviel wir wissen, dem Verfasser bei seinem Dr. Fapler der Kritiker F. A. Wöttinger vor, der zwar ein sehr kenntnißreicher Mann, dabei aber auch ein boshafter Schwäger, Klatfcher, Herumträger und Schmarotzer war.

Manche haben in Apel's Drama patriotische und liberale Phrasen vermischt; aber wir können den Verfasser nicht tadeln, daß er dieses so wohlfeile Mittel, Applaus zu erzielen, mit anerkennenswerther Selbstentfagung verzichtet hat, denn Schiller hielt sich gerade in jener Zeit von aller politischen Beschäftigung und Lectüre gänzlich fern, so sehr, daß ihm Körner einmal am 2. Mai 1787 schreibt: „Noch ein paar politische Neuigkeiten, da du keine Zeitungen liest.“ Dagegen beschäftigte ihn damals die Sorge um seine eigene Existenz um so ernstlicher, und wir werden die Worte, die ihm Apel über die Lage der deutschen Dichter im allgemeinen in den Mund legt, sehr berechtigt und durch die Stimmung, in der sich Schiller damals befand, sehr motivirt finden. So äußert einmal Schiller zu dem kühnen Dr. Fapler:

Ruh denn, so ruft es hinaus in alle Welt, gönnt in euren Blättern ein paar Spalten dem Fluche eurer Dichter! Sagt es dem deutschen Volke: jeder Handwerker treibt mit Ehren sein Fach und erhält sein Brot von ihm. Der Kaufmann, der Gelehrte, Maler und Bildhauer, Baumeister und Tonkünstler üben ihr Gewerbe, ihre Kunst, und man gönnt ihnen den Gewinn, der sie und die Ihrigen ernährt, und man ehrt und schätzt ihre Stellung im Staate. Nur der Dichter allein ist verurtheilt, neben seiner Kunst noch einen Broterwerb zu suchen, damit er nicht verhungere, und er muß noch Gott danken, wenn ihm nicht ein boshafter Kritiker entgegentritt und ihm hämisch den Beweis in das Gesicht schleudert, daß derselbe Mann, dem sein Volk in jubelnder Begeisterung seinen Dank jureit, durch die Kunst unfähig wird, sich und den Seinen die Heimat und das liebe tägliche Brot zu erwerben!

Eine Schrift:

3. Schiller's Geburtstag oder: „Ich habe gelebt und geliebt.“ Biographische Erzählung von H. Schwertb. Leipzig, Mendelssohn. 1859. 8. 22½ Ngr.
- ist kein eigentlicher Roman, wie Hermann Kurz' „Schiller's Heimatjahre“ und Scherr's dreibändiger culturhistorischer Roman „Schiller“, aber in der ganzen Darstellungsart nähert sie sich der Romanform, indem die ganze Dra-

perle, das Arrangement etwas Romantisches hat, die Kapitel sehr oft mit landschaftlichen Schilderungen beginnen, dem Dichter selbst Monologe in den Mund gelegt, Briefstellen zu Dialogen, auch manche halbmythische Ueberlieferungen vielfach benutzt sind. Das Genrehafte, Idyllische in Schiller's Leben, seine gemüthlichen Bezüge zu seinen Aeltern und Geschwistern, zu seinen Freunden, zu den weiblichen Personen, denen er seine Gunst zuwendete, sein Charakter als Haus- und Familienvater sind darin besonders hervorgehoben. In dieser freilich sehr engen Grenze ist die Schrift, zu der die als Vignetten eingebrachten Abbildungen der „Schillerhäuser“ eine willkommene Zuthat bilden, ganz zweckmäßig geschrieben und angenehm zu lesen, am angenehmsten vielleicht für jüngere Personen und Frauenzimmer. Literarhistorische Gesichtspunkte, irgend eine neue Auffassung, eine kritische Sichtung des Materials und eine von der Kritik beherrschte Schreib- und Darstellungsweise wird man in dieser anspruchslosen Schrift vergebens suchen und auch nicht suchen wollen.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Religiöse Belletristik.

1. Der Fürst aus David's Hause oder drei Jahre in der heiligen Stadt. Eine Sammlung von Briefen, welche Adina, eine Jüdin aus Alexandrien, während ihres Aufenthalts in Jerusalem zur Zeit des Herodes an ihren Vater, einen reichen Juden in Aegypten, schrieb, und in denen sie als Augenzeugin alle Begebenheiten und wunderbaren Vorfälle aus dem Leben Jesus von Nazareth von seiner Taufe im Jordan bis zu seiner Kreuzigung auf Golgatha berichtet. Herausgegeben von J. S. Ingraham. Aus dem Englischen übersetzt von A. Henze. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1858. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Ankunft zu Hause. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen“. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulze. 1859. 16. 10 Ngr.
3. Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur für gebildete katholische Leser. Sechster Band: Margaret Danvers oder die Basabere. Novelle von M. Thompson. Köln, Bachem. 1859. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Bilder aus dem Volksleben für Jung und Alt. Erstes Bändchen: Die Lampe des Heiligtums. Von seiner Eminenz R. Cardinal Wisemann. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Köln, Bachem. 1859. 18. 5 Ngr.

Das erste der uns hier zur Besprechung vorliegenden Werke: „Der Fürst aus David's Hause u. s. w.“, von J. S. Ingraham, führt uns in die ersten Anfänge des Christenthums zurück. Es erscheint in novellistischer Einleitung und zeugt von einer gründlichen Kenntniß der Zustände der Zeit, von der es ein lebendiges Gemälde aufrollt. Eine novellistische Einleitung der heiligen Geschichte indes hat an sich schon mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Man kann ihr leicht eine Profanation zur Last legen, und wenn dies nicht, so hat sie zwischen den beiden Klippen einer nüchternen Zerstörung des heiligen Nimbus, der die dargebotenen Thatfachen umfleidet, und einer gleich gefährlichen Verhüllung desselben durch übertriebene Häufung des Wunderbaren hindurchzuschiffen. Ingraham's Schrift streift an die letztere Klippe an, indem sie von den Urkunden der heiligen Schrift hier und da abweicht, nicht um das Wesen festzuhalten und nur rein Aeußerlichem eine erweiterte Form zu geben, sondern um sie mit traditionellen oder fingirten Zusätzen, die sich zumeist als Wunderbare halten und den Schein von Thatfachen annehmen, auszuschnüden.

Der ausführliche Titel des Ingraham'schen Werks erspart uns die Inhaltsangabe. Uebrigens enthält derselbe in Verbindung mit der Schlussbemerkung, welche wörtlich so lautet: „Vorstehende Abschrift der Originalbriefe der Abina wird beglaubigt durch den römisch-jüdischen Schriftgelehrten Elias Ben Ezra“, eine Mythification, deren Motive wir uns so weniger erklären können, als der Verfasser in seinem Vorwort unumwunden ausspricht, daß die Briefe in der Absicht geschrieben worden seien, das Erscheinen Christi von einer vielleicht neuen Seite und von einem neuen Gesichtspunkte darzustellen. Die Briefe sind also Fiction und einleitende Form. Wozu dann der eigenthümliche Titel und Schluß, Inhalts deren sie uns als wirkliche von einer Zeitgenossin Jesu herrührende Urkunden über sein Leben und seinen Tod vorgeführt werden? Lassen wir indeß diese sonderbare Introduction des Werks, ohne uns über die dabei zu Grunde liegenden Absichten in Vermuthungen zu verlieren, dahingestellt, und gehen wir auf den Inhalt selbst über. Er soll nach dem Vorwort „sämmliche Begebenheiten in Jesus' Leben während der letzten vier Jahre seines Verweilens auf Erden, wie sie uns die Evangelien berichten“, darstellen. Allein wir finden für eine Lebensgeschichte Jesu in den Briefen der Abina auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig. Während wir nämlich von einzelnen, selbst den wichtigsten Momenten im Leben Jesu, z. B. von der Unterredung mit dem samaritanischen Weibe am Jakobsbrunnen, von der Einsegnung des heiligen Abendmahls, der Fußwaschung, den Gleichnisreden und der Bergpredigt nichts zu hören bekommen, begegnen wir auf der andern Seite einer großen Menge zusätzlicher Thatsachen, die dem Gebiete der Fiction und Tradition angehören. Hierhin sind außer manchen neu eingeführten Charakteren zu rechnen: die Erzählungen von einem dreiwöchentlichen Aufenthalte Jesu in Bethanien vor seiner Taufe durch Johannes; von Barnabas, als einem berühmten Räuberhauptling; von Maria Magdalena, als der Gattin des römischen Präfecten Aemilius Lepidus, die, obgleich legitim vermählt, doch durch die Flucht mit einem heidnischen Gatten der öffentlichen Achtung bei ihren jüdischen Stammesgenossen verlustig geworden; von des Apostel Johannes Bekanntschaft mit Jesu vor dessen öffentlichem Auftreten und einem Besuche, den ersterer bei letztem in der Wüste gemacht; vom Zeugnis des Pinehas über die drei Könige und des Hauptmanns Jeremias über die auferstandene und ausgeführte Ermordung der Kinder zu Bethlehem; von der Rettung Jesu aus den Händen des anführerischen Volks durch Aemilius und vom Meuchelmörder Gazeel, der, von den Priekern gebunden, mit blutriesendem Opfermesser hinter einer Säule des Tempels hervor auf Jesum einbringt, aber durch einen Blick Jesu gleich einer steinernen Bildsäule mit erhobener Hand festgebannt wird; von einem ähnlichen Banne bei der Gefangennahme in Gethsemane, der die ganze Schar der Angreifer minutenlang bewegungslos niederwirft, sowie von dem darauf folgenden Kampfe der Apostel mit den Häkern. Haben schon derartige Zusätze zu den wesentlichen Momenten der Lebensgeschichte Jesu ihr großes Bedenken, so wird der Werth des Unternehmens noch problematischer, wenn Erweiterungen und Paraphrasen in die Leben Jesu selbst, wie solche in den Evangelien enthalten sind, hineingeschoben, und wenn namentlich die auf die Wunderwerke Jesu bezüglichen evangelischen Darstellungen in einer fast sinnlichen, auf recht kräftige Hervorhebung des Wunders berechneten Weise ausgeschmückt werden. Diese Weise zieht sich durch das ganze Werk hindurch, von der Taufe Jesu im Jordan bis zur Himmelfahrt. So berichtet, um einige Beispiele, die sich in der Kürze wiedergeben lassen, anzuführen, der Apostel Johannes von der Speisung: „So oft wir zurückkehrten, um mehr zu holen, fanden wir die Brote unverringert, und mit Verwunderung sah ich, daß, so oft er ein Stück von einem Fisch oder Brot abbrach, dieser Theil sogleich wieder daran erneut wurde, als wäre er nie davon getrennt gewesen.“ Eli, der Gichtbrächige, dessen „bis auf den Knochen abgezehrt“ Arm Jesus heilt, „streckte denselben seiner ganzen Länge nach aus; sogleich

rundete sich der Arm mit Fleisch und Muskeln, der Puls füllte sich und schlug von warmem Lebensblute und der Arm wurde so gesund als der andere war. Beim Lobe Jesu wird ein flammendes Schwert über dem Tempel sichtbar, das sich später in die Gestalt eines feurigen Kreuzes verwandelt; bei der Gefangennahme in Gethsemane hörte man, als die Priester Jesum banden, „in der Luft das Rauschen von Tausenden und Abertausenden von Flügeln und den Ton einer Posaune, der am Himmel hinrollte, wie wenn eine zahllose Masse unsichtbarer Wesen, Heer auf Heer, in der Mitte des Himmels sich fortbewegte“; kurz, kein Wunder bleibt ohne Amplification, und hier und da wird auch, wie in dem letztgedachten Beispiele, eine neue wunderbare Erscheinung hinzugefügt. Mögen nun diese Erweiterungen und Ausschmückungen auf einem Motiv beruhen, auf welchem sie wollen, so können sie doch in unsern Augen um so weniger einen fördernden Gesamteindruck machen, je weniger der Ton, in welchem das Ganze gehalten ist, eine andere Anschauung als die, daß der Verfasser seine Angaben gleichsam als einen historisch wahrheitsgetreuen Bericht über die Ereignisse habe hinstellen wollen, zuläßt. Wie nun dies einseitig alle poetischen Illusionen ausschließt, so tritt auf der andern durch den Gegensatz zwischen dem mit dem Schein der Wahrheit hingestellten fingierten und den wirklich evangelischen Thatsachen eine Verstimmung ein, die sich besonders bei allen denjenigen geltend machen wird, welchen es ein Anstoß ist, wenn die evangelischen Wahrheiten in ihrer völligen Reinheit irgendwie beeinträchtigt werden. Uebrigens ließe sich, auch wenn man die betreffenden Passagen, trotz jenes Chronistenstils, nur vom ästhetischen Standpunkte aus, als Werk der Fiction betrachten wollte, selbst in dieser Beziehung manches dagegen einwenden.

Daß die Schrift neben den von uns hervorgehobenen und noch zu berührenden Mängeln bedeutende Vorzüge besitzt, verkennen wir nicht und bezeichnen als solche insbesondere die trefflichen Schilderungen der landschaftlichen Scenerie, sowie der Sitten und Gebräuche der Zeit, und die treue und lebendige Zeichnung der morgenländischen Charaktere. Sehr anziehend ist die Erwähnung des Jünglings zu Raim in die Erzählung verwebt; man liest sie mit erhöhtem Interesse, weil Mutter und Sohn und ihre nächsten Umgebungen schon vorher durch einfache, aber ansehnliche Situationen und Charakteristiken uns näher gebracht worden waren und eine individuelle Gestaltung in unsere Augen gewonnen hatten. Hauptsächlich aber gilt dieses Lob dem ersten Abschnitte der Episode, in welchem die Thatsache der Wiederbelebung einigen fern vom Schauplatz zurückgebliebenen Gliedern der Familie in dramatisch belebter Weise zur Kenntniß gebracht, und der Eindruck, den das Wunder gemacht hat, geschildert wird. Der zweite Abschnitt, der den nähern Bericht über das Wunder selbst am Orte der Handlung enthält, verliert, so sehr sich auch hier der Verfasser vor weitläufigen Umschreibungen gehütet hat, doch immer wieder gegen die großartige Einfachheit der biblischen Darstellung. Er würde viel besser gethan und das Ganze würde einen weit erhabenern Eindruck gemacht haben, wenn er sich bei der Darstellung der Momente, wo Jesus selbst sprechend und handelnd auftritt, wörtlich an das Evangelium gehalten und auch von den wenigen Zusätzen und Abänderungen, die er sich erlaubt hat, abgesehen hätte. Völlig verfehlt aber scheinen uns die zuletzt sich anknüpfenden, mit thatsächlichen Motiven unterstügten Reflexionen über das Wunder, wo wir lesen, daß der Jüngling an der Pest gestorben sei, daß sein Körper einen abschauerweden Anblick dargeboten, daß er nach seinem Wiedereingange in das Leben ohne äußere Zeichen der alles in Häufnis zerlegenden Krankheit dagelegen u. s. w. Es gilt hiervon das, was wir bereits im allgemeinen angedeutet haben. Der Ungläubige wird durch diese realistischen Expositionen nimmermehr zum Glauben gebracht werden, wie der Verfasser nach der Einleitung zu hoffen scheint; für den strengen Bibelgläubigen sind sie unnötig, ja als Zusätze zu dem Wort Gottes vielleicht wol gar ein Abscheu; und für denjenigen, der die hinter der realen Thatsache verborgene Idee mehr festhält als

in mitleidenschaft selbst, sind die biblischen Darstellungen als bürgerliche Formen, in denen die Ideen auf die einfachste und anschaulichste Weise einen realen Ausdruck gewonnen haben, ebenfalls wieder Gemälde, die er nur in ihrer ersten und ursprünglichen Einfachheit anerkennt; und die er ebenso wenig mit neuen Ideen übermalt zu sehen wünschen kann, so wenig er einen Gemeinplatz zur Madonna Sistina auf das Meisterstück des Künstlers mit Farben auftragen sehen möchte, selbst wenn der trefflichste Künstler den Pinsel führte, geschweige denn, wenn sich großmüthige Jüde dem irdischen Gemüth zugesellen wollten.

Einen andern Mangel haben wir in den zu häufigen Wiederholungen, die sich insbesondere in Beziehung auf die Frage, wieweit Christus den alttestamentlichen Messiasprophetisierungen entspricht oder nicht, bemerkbar machen. Diese Frage ist an sich schon mit einer für den Zweck der Schrift zu umfassenden Breite behandelt; die Wiederholungen ermüden daher doppelt, und ganz insbesondere dürfen dieselben bei Darstellung der Zweifel, die der Tod Jesu in den Herzen der Seinen hervorrief, am Ende zum Ueberdruß peinliche Wirkung. In allen Briefen im betreffenden Periode lesen wir, daß Jesus ein Betrüger gewesen, wie z. B. S. 369, 370, 371, 389, 434, 439, 456, 466, 468, 469 und noch an mehreren andern Stellen. Die Freunde Jesu, die Jünger, selbst Johannes, bedienen sich ohne jener Bezeichnung, und auch Maria, die Mutter Jesu, ohnens: „D, daß er mich so hat betrogen können!“ Das ist ihm doch des Guten oder vielmehr des Richtigen zu viel; und wenn durch die vorangegangenen Zweifel der Infolge der Verführung von aufflammende Messiasglaube nur um so glänzender hervorgehoben werden sollte, so konnte der Zweck ohne jegliche Uebertreibung besser, weil innerlich wahrer und mit den evangelischen Berichten übereinstimmender, erreicht werden. Der Verfasser beschränkt das Talent, sich auf dem erhabenen Gebiete, das er sich zur Bearbeitung erwählte, theilweise mit bestem Erfolge zu bewegen; nur hätte er sich bei allen wesentlichen Momenten streng an die evangelischen Gemälde halten und eigene Zusätze auf die Nebencharaktere, die Scenerie und die sonstige Ausstattung beschränken sollen.

Von jenem großen Schauplatz, auf welchem eine Weltmision begründet wurde, treten wir in dem folgenden Werke ein: „Die Zukunft zu Hause“ (Nr. 2), in die enge Sphäre des Familienlebens ein. Die Novelle schildert ein junges Ehepaar im angenehmen Hausstande, der äußerlich alle Grundlagen zu einem glücklichen, häuslichen Leben ebenso darbietet, wie das der selbst den inneren Kern dazu in vollem Maße besitzt; nur daß der Hausstand ein kleinerer und einfacherer ist, als der, den die junge Frau im väterlichen Hause kennen gelernt hatte. Ein reiches Weltkind, das zum Besuche kommt, und die Unterschiede zwischen sonst und jetzt in gehässiger Weise hervorzuheben zu lassen und listet, halb ohne es zu wollen, Unfrieden an, der sich aber bald wieder auf dem rechten Grunde der wahren Liebe in Frieden auflöst. Die Erzählung erfaßt das mühsame Leben einfach und wahr und legt manche Klippen, die ihrer aufscheinenden Geringfügigkeit doch mächtig genug sind, um ein beglückendes christliches Glück scheitern zu lassen, in klarem Lichte vor den Blicken dar. Es kann daher jungen Ehepaaren, auf die das Buch ganz besonders berechnet ist, ebenso wie manchem eiteln schönen Kinde, das mit hoffärtiger Junge Scham ansetzt, zur Lehre dienen. Nur hätten wir hier und da ein paar Jüge, in denen englische vorgefaßte Begriffe von dem, was zum wahren Lebensglück gehöre, noch zu stark hervortreten, und die mit der trefflichen Grundidee des Ganzen nicht völlig im Einklange stehen, aus dem Gemälde hinweggemischt.

Die beiden letzten zu besprechenden Werke gehören einem Verlage an, der sich die Verbreitung guter katholischer Werke der englischen Literatur in deutscher Bearbeitung in einer sehr hochzuverachtenden Weise angelegen sein läßt. Die Tendenz von „Margaret Danvers“ (Nr. 8) von Thompson geht dahin,

schwankende Gemüther zu Gott zu führen, in einer ermüdenden, ihrem Zweck nachtheiligen Breite bemerkbar, praktisch christlichen Geist der Charaktere und Situationen ist nicht, der Stil gewandt und geschliffen, das die Handlungsmotive betriebe; indes! Spannende der übrigen Fabel u. Knotens ausgeglichen. Der Katholik geht weniger aus den im Werke als aus der Gruppierung der Charaktere fast alles Licht auf die lutherische auf die protestantische Seite fällt. Vorwurf, den man dem Werke in einer einzigen Stelle, wo von dem gottes die Rede ist, macht sich in der katholischen Lehre dem der Heiden bei ihrer Bekehrung — zum Katholicismus, als zum Götzen abgelehnt: „Halte dich nicht für dessen Gott vielleicht sich erbarmt u. der Verdienste, die es sich erwerben bringt allein aus seiner liebevollen daß wir würdig wären, geliebt zu werden eine antikatolische als eine gewinnt daher, da im wesentlichen Charaktere als zu verschiedenen Genen, nicht vorlag, den Anschein, a. lichen, das die uns durch ihren Charaktere der Erzählung an sich beigelegt sei, um durch sie, gegen die dem Protestantismus zugehört katholische Kirche zu werfen; auch

lisen unser Roman jenes echte Christenthum, welches, wo immer es vorkommen möge, ein Gemeingut aller Consequenzen ist, an den Tag, und nehmen somit das, was aller Urtheil ist, für sich allein in Anspruch. Diese Art verschleierte Polemik ist ebenso wenig zu billigen, wie die offene. Indes! ist der Verfasser dabei mit ziemlicher Feinheit zu Werke gegangen, indem er in das allgemeine Dunkel auf der protestantischen Seite wenigstens einen Lichtstrahl in dem ehrenwerthen Charakter der alten Dame Rumford hat hineinfallen lassen. Diese ist Protestantin. Sie begründet schließlich des katholischen Heidenpaars äußeres Glück und erwidert auf Margaret's Einwendung, daß sie und ihr Verlobter der katholischen Kirche angehörten, in toleranter Weise: „Nun, liebes Kind, ich denke zwar, daß Sie beide im Irrthum sind, aber ich glaube auch, daß, gleichviel zu welcher Kirche Sie sich bekennen würden, Sie es aus vollem und aufrichtigem Herzen thun. Ich habe zu viele Menschen gesehen, deren Religion nur Schein war und die keine andere Richtung kannten, als ihre Selbstsucht, als daß ich nicht jeden achten sollte, der seine Pflichten gegen Gott und die Menschen nach bestem Wissen zu erfüllen strebt.“ Abgesehen von dem unangenehmen Seitenblick, der hier auf die protestantische Welt insofern wird, ist es charakteristisch und anerkennenswerth, daß die Toleranz eben durch eine Protestantin vertreten wird, und wir möchten darin fast einen Vorwurf erblicken, mit dem sich der Verfasser gegen das eigene Lager wendet. Die Bestrebungen, den Katholicismus mit dem Urchristenthume zu identifizieren, die scharfen unterscheidenden Dogmen in den Hintergrund treten zu lassen oder anderes, wie wir in der Wissenschaftlichen Schrift sehen werden, durch Symbolik zu verklären, würden in gleicher Weise wie das Aufheben des Paniers der Toleranz zu den erschütternden Zeichen der Zeit auf dem Gebiete des Katholicismus gehören, wenn sie auf Reformen im Innern hindeuteten; aber freilich ist mit einer bloßen Verschleierung ohne Umgestaltung nichts gebessert, und das Princip der Toleranz und einer allseitig machenden

isch nicht vereinbar. Unser Verfasser hat sich gegenwärtig nicht zur Beantwortung gestellt. Wer nicht thun als wiederholen, daß wir der sie wie hier klar und unumwunden verkündigt confessionellen Standpunkt aus gern das Wort

Während in „Margareth Danvers“ das katholische Prinzip fast nur in der äußern Anordnung und Vertheilung der Rollen hervortrat, finden wir in der „Lampe des Heiligthums“ (Nr. 4), von Wifemen, zwei charakteristische Züge und dem katholischen kirchlichen Leben, und zwar aus dem äußern den Cultus des Lichts, aus dem innern das Gelübde, gelbstvoll verheißt. Der Gedanke, die Lampe des Heiligthums zugleich zur Leuchte für den nächsten Wanderer durch die gefährlichen Abgründe der Pyrenäen zu machen, ist schön; und wenn der Cultus des Lichts nach seinen ganzen, vollen Konsequenzen hin, geistig wie irdisch, für die Gemeinde fruchtbar gemacht würde, so möchten wir die katholische Kirche darum bereichern und ihn bei allen Consequenzen eingeführt wünschen. Inbezug wir wissen, daß der Begriff Licht sehr verschieden aufgefaßt wird. Hören wir eine Schilderung der Lampe. „Mitte in der Luft schwebend, erschien sie wie eine silberne Quelle milden Lichts, welches nicht in Strahlen hervortrat, nicht in feurigen Funken umherprallte, nicht in wüthendem, wechselndem Glanze flackerte, sondern sanft und gleichmäßig sich nach allen Seiten ergoß, den Mittelpunkt des heiligen Orts mit einem hellen, reinen Lichtkreise erleuchtete und von da in einem gedämpften und milden Strome in die entfernteren Theile bis zum Gewölbe und bis zu den Wänden drang. Es war ein Licht, welches einen beruhigenden, stillenden Einfluß auf die Natur auszuüben schien; Lärm und Geräusch schienen mit ihm unvereinbar zu sein; ein Lachen, ein lautes Wort, ein heftiges Murren hätte wie Gotteslästerung gellungen unter seinem Schilde. Es schien der Luft eine eigene Temperatur mitzutheilen, durch seinen stillen Gang ihr eine angenehme Wärme zu geben, so daß es niemand frösteln konnte in dieser lieblichen Atmosphäre. Es verließ den gewöhnlichsten Gegenständen eine eigenthümlich milde Schönheit; an den kunstlosen Erinnerungszeichen empfangener Gnaden, welche ringsum hingen, an den einfachen Malereien, welche die oberen Theile der Wände schmückten, treten die Unvollkommenheiten zurück, während die hervorstechenden Züge in einem gedämpften Tone so hervortraten, daß sie wie Meisterwerke der Kunst ansahen, und die Geschloßzüge, die bei Tage hart und herbe erschienen, erhielten in dieser matten Beleuchtung einen matten und gewinnenden Ausdruck. Den wohlthätigsten Einfluß aber übte dieses Licht auf die innere Stimmung. Es war, als ob es in der Brust ein ihm selbst entsprechendes heiliges Licht entzündete, welches heiter und ruhig die aufgeregten Gefühle überstrahlte, Stolz und Hochmuth dämpfte, den Zorn beschwichtigte, die Härte des Herzens erweichte und die kalten bitter Gedanken glättete. Die Seele wurde unter seinem Einflusse milde und weich und für jarte und sanfte Regungen empfänglich gemacht.“

Einige Seiten später sehen wir Marie, die Veuve au blanc, in der Abenddämmerung unter dem Einfluß der heiligen Lampe. „Die Glut der Abendsonne, der helle Glanz eines Sommertags war in ihren Augen minder schön als das bescheidene Strahlen der Lampe. Es schien ihr ein so reines und keusches Licht rings um sich zu verbreiten, daß darin nur heilige und engelgleiche Gedanken austauschen und nur die innigsten und zartesten Worte gesprochen werden könnten; himmlische Geister schienen sich darin zu sonnen und Cherubim auf den lichten Wolken zu schweben, welche die Flamme umgüllten. Und nicht ihren Augen, bloß erschien dieses geheimnißvolle und bedeutungsvolle Licht so schön: bei seinem Strahle glaubte ihr Ohr liebliche Klänge zu vernehmen, Stimmen, die Gebete flüsternd gleich den irdigen, gedämpften und jarte Töne, als ob Geister sanft in goldene Harfen griffen. Ja, es war, als ob dieses Licht auch einen lieblichen Duft verbreitete, wie ein Balsam und Wohlgeruch von geistiger und überirdischer Art. Kurz,

kein Klang schien ihr dem Himmel so nahe zu sein, und an keinem Orte fühlte sie sich so sanft auf den Schwingen heiligen Sehnsucht von der Erde emporgetragen, als in diesem reinen Heiligthume, wenn es nur von seinem Eterne erhellte wurde.“

Auch an andern Stellen ist die spirituelle Distanz der heiligen Lampe theils unter Festhaltung derselben, theils unter Heranziehung neuer Gesichtspunkte mit lebendigen Farben gezeichnet, und der Einbildungskraft ist dabei ein großer, wie wir schon sagen — wie sich auch aus unsern Citaten ergibt — ein sehr zu großer Spielraum eingeräumt. Wir betrachten es für einen beachtenswerthen Fortschritt, wenn sich, wie in dem vorliegenden Werkchen, die Tendenz geltend macht, aus dem rein Sinnlichen auf das Sinnbildliche durch dasselbe dargestellte Dinge hinduzuleiten, nur darf dem Sinnlichen kein zu großer Werth beigelegt, und es darf in formeller Hinsicht dem Sinnbildlichen keine Beziehung entzogen werden, die seinen Eigenschaften nach an sich nicht darin liegt, wie z. B. in obiger Stelle, wo der Strahl der Lampe zugleich die Vorstellung lieblicher Klänge, flüsternder Stimmen, gedämpfter jarter Töne, als ob Geister sanft in goldene Harfen griffen, hervorruft. Auch scheint es uns, wenn wir vom Symbol auf das, was dahinterliegt, eingehen, bedenklich, daß der helle Glanz eines Sommertags minder schön erscheint als das bescheidene Strahlen der Lampe, und wir können uns mit dem allzu sehr „gedämpften“ Licht nicht befriedigen.

Bemerkenswerth ist die Art und Weise, wie der Verfasser sein zweites Thema, das Gelübde, behandelt. Marie, die Frau der Erzählung, gelobt zuerst, die weissen Kleider, die sie als Kind nach dem Gelübde der Mätern „zum Zeichen, daß sie die reinsten der Jungfrauen in Andacht und Liebe geweiht ist“, sieben Jahre tragen sollte, nie abzulegen, um sich weniger den Gefahren und Versuchungen der Welt auszusetzen; und sie thut ferner, nachdem ihr Vater auf Irrwege gerathen, ihr Leben Gott als Opfer an, um des Vaters Rächer zur Gnade und Tugend zu erwecken. Die Mutter erwartet die Tochter, als diese ihr von dem Gelübde Mittheilung macht, mit den Worten: „Hüte dich, mein Kind, den Himmel zu verlassen! Würde Gott die Gebete für deinen unglücklichen Vater erhören, aber nicht unter jener Bedingung!“ Der Vater beschließt kurz darauf die Kapelle zu berauben und löst die heilige Lampe aus der Kapelle, die zu derselben Zeit auf gefährlichem Helsen der Kapelle naht, kürzt, durch das Verschwinden der Lampe kündigt, in den Abgrund. Der Klagschrei wird in der Kapelle gehört. Der Vater läßt, durch denselben erschüttert, von den begonnenen Verbrechen ab und wird durch den ungeschickten Tod der Tochter der Tugend zurückgegeben. Die Idee, zwischen der Aufopferung der Tochter und der Rettung des Vaters ein directer Causalerzusammenhang herzustellen, hat etwas Unpassendes, und wenn durch die Auffassung, welche in der vorliegenden Erzählung dem Gelübde zu Theil geworden, etwas auf die unfruchtbaren ascetischen Gelübde, welche mit dem Gegenstande, um dessen willen sie gethan werden, auf keinerlei Weise in Wechselwirkung stehen, ein leiser Schatten geworfen werden soll, so würden wir auch hierin einen Fortschritt zu sehen haben, der um so größer Bedeutung gewinnen würde, je höher der Standpunkt ist, den der Verfasser in seiner Kirche einnimmt.

18.

Carlyle über Friedrich den Großen.

Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große von Thomas Carlyle. Deutsch von J. Neuberg. Erst und zweiter Band. Berlin, Deder. 1858 — 60. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Wenn Deutschland noch immer keine Geschichte Friedrich des Großen, würdig ihres Gegenstandes, besitzt und vor der das auch gar keine Aussicht vorhanden ist, daß ein deutscher Geschichtsschreiber den massenhaft angehäuften Stoff zu einem historischen Kunstwerk gefalle, so muß es Aufsehen erregen, daß ein fremder Schriftsteller sich an diese Arbeit wagt. Carlyle ist ein ausgezeichnete Kenner deutscher Literatur und Zustände, er ist

sch als Historiker einen berühmten Namen erworben, und was vor allem zu schätzen ist, er strebt redlich und vorurtheilsfrei nach der Wahrheit. Aber seine Behandlung der Geschichte, mag sie noch so viel Geist, Witz und Humor befehlen, wird deutsche Leser, die nicht bloß unterhalten und ergötzt sein wollen, niemals ganz befriedigen; diese ironisirende Darstellung, diese capricios, diese grotesken Schilderungen mögen englische Leser an ihre „Standard-Humoristen“ erinnern und sie ansprechen, wo ist diese zur Manier gewordene Eigenthümlichkeit Carlyle's so fremdartig und an das Barocke streifend, um sich mit unserm Ideal der Geschichtsschreibung vereinigen zu lassen. Wir geben den Eindruck, den uns das Werk, soweit es vorliegt, gemacht hat, hier gleich im allgemeinen an, um uns mit den großen Vorzügen, welche es sonst bietet, ungestört beschäftigen zu können. Ein sicheres Urtheil wird freilich erst abzugeben sein, wenn das Ganze vollendet ist, da es aber auf einen sehr bedeutenden Umfang berechnet scheint — die beiden vorliegenden Bände der Uebersetzung enthalten nur die Zeit bis zum Regierungsantritt Friedrich's II. —, so wird es unsern Lesern vielleicht erwünscht sein, den Anfang, der als Vorgeschichte einen Abschluß hat, vorläufig zu betrachten.

Das Werk beginnt mit folgender Schilderung: „Vor etwa 80 Jahren pflegte man auf den Terrassen von Sanssouci gewöhnlich am Nachmittag einen alten Mann eine kurze Weile umherspazieren zu sehen oder man mochte ihn zu einer frühern Stunde auch anderswo treffen, zu Pferde oder zu Wagen in rascher Geschäftsweise auf der Landstraße oder in den lichten Gehöfen und den Alleen jener verflochtenen amphibischen Umgegend von Potsdam: einen höchst anziehenden, mageren, kleinen alten Mann von behender, wenn auch ein wenig gebückter Gestalt, dessen Name unter Fremden König Friedrich II. oder Friedrich der Große von Preußen war und daheim unter dem Volke, das ihn innig liebte und verehrte, Vater Friß. Er ist jeder Zoll ein König, wenn auch ohne Königsgewand, zeigt sich in einer spartanischen Schlichtheit der Tracht: keine Krone außer einem alten dreieckigen Militärhut — gewöhnlich einem alten oder zu absoluter Weichheit getrampten und gekneteten, wenn neu —; kein Scepter außer einem gleich Agamemnon's, ein im Walde geschnittener Spazierstock, der zugleich zum Reitstock dient (womit er seinen Gaul zwischen die Ohren haut, wird gemeldet) und zum Königsmantel ein gewöhnlicher Soldatenrock, blau mit rothen Aufschlägen, welcher Rock wahrscheinlich alt und sicher vorn mit Spaniol gebündelt ist; übriger Anzug matt, unauffallend in Farbe oder Schnitt, endigend in hohen über die Knie gehenden Militärstiefeln, die gebürstet (und hoffentlich mit einem verflochtenen Tropfen Del weich gehalten) aber nicht geschwärzt oder gewischt werden dürfen; der Rüstopf ist aufs strengste verboten.“

Nachdem der Verfasser weiter noch die Physiognomie des Königs geschildert, spricht er von der Bedeutung desselben für seine Zeit und für die Zukunft Preußens. Für die jetzige politische Weltlage ist es interessant, was er von dem „langen Wege“ sagt, den Preußen gethan und noch ferner thun werde in einem Grade, „wovon sich britische Redacteure in unserer Zeit wenig träumen lassen, deren Prophezeiungen über Preußen und Einsicht über preussische Dinge wahrlich wenig sagen wollen, im Verhältniß zu dem Lärm, den sie damit machen.“ Hören wir weiter: „Friedrich hinterließ die Welt, man darf sagen, gänzlich bankrott, in bodenlose Abgründe der Zerrörung gefallen; er selbst noch in zahlungsfähigem Stande und mit festem Boden unter sich, ihn und das Seinige zu tragen. Selbstsam genug, einer von Friedrich's letzten Besuchern war Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau. Der letzte der alten Störren und der erste der neuen Titanen! Auch das ist eine der Eigenthümlichkeiten Friedrich's, daß er bloßer der letzte der Könige ist, daß er die französische Revolution einführt und eine Epoche der Weltgeschichte abschließt, das Königshandwerk auf immer endigend, glauben manche, die in tiefer Finsterniß befangen sind über Königthum und über ihn.“ In diesen letzten

1860. 21.

Worten liegen des Verfassers Anschauungen für den aufmerksamen Leser ausgesprochen; wir haben diese Stelle gegeben, um zu zeigen, wie vortrefflich Carlyle auch in ernster Behandlung zu charakterisiren weiß. Und die Parallele mit Napoleon als Feldherr! „Außerlich und Bagram verschossen mehr Pulver — Pulver wahrscheinlich im Verhältniß von 10 oder 100:1 —, brachten aber alle beide dem Feinde nicht das Schmettern von der Niederlage bei, wie jene von Rossbach, bewerkstelligt durch strategische Kunst, menschliche Genialität und Herzhaftigkeit und die Einbuße von 478 Mann. Ebenso Leuthen, die Schlacht von Leuthen (wie wenige englische Leser davon gehört haben) darf sich ganz gut sehen lassen neben jedem Napoleonischen Siege. Denn die feindliche Ueberlegenheit war wenig unter drei gegen eins, die Güte der Truppen war nicht sehr ungleich und nur der General war von vollendeter Ueberlegenheit und die Niederlage eine Vernichtung. Napoleon freilich mit einem unerhörten Aufwand von Menschen und Schießpulver überzog Europa auf eine Weile; aber niemals vertheidigte Napoleon, vermöge wirtschaftlicher Handhabung und weisen Verwendens seiner Leute und seines Pulvers, ein kleines Preußen gegen das gesammte Europa, jahraus jahrein, sieben Jahre lang, bis Europa es satt war und das Unternehmen aufgab, als ein unaussführbares.“ Vergleiche man mit dieser gerechten Anerkennung das unwürdige Nachwerk, zu welchem Macaulay seinen großen Namen gemisbraucht hat!

Was Carlyle über das 18. Jahrhundert in sittlichem Ernst, der seinen Humor durchleuchtet, was er über englische Voreingenommenheiten äußert, ist treffend und scharf. Dann schildert er König Friedrich Wilhelm I. in seiner Jugend als Kronprinz, weiter zurückgehend seine Mutter Sophie Charlotte und König Friedrich I. — „der hohe Geist eines Hohenzollern, wirkend in schwachen Nerven und einem verdrehten Rückgrat!“ Die Erwerbung der Krone wird hier freilich wiederum wie eine Farce dargestellt. Im zweiten Buche ist hierauf die ältere Geschichte Brandenburgs und der Hohenzollern von 928 — 1417, im dritten die der Hohenzollern in Brandenburg von 1412 — 1713 vorgetragen. Die deutsche Geschichtsforschung hat darin so viel geleistet, daß wir uns mit dieser Angabe begnügen können; die Darstellung ist immer dieselbe, sie hat aber das Doppelgestalt des Humors und weiß zuweilen auch tiefe und ernste Töne anzuschlagen. Die Charakteristik des Hohenzollern'schen Geschlechts ist ganz vorzüglich gelungen. Dagegen verfährt der Verfasser mit andern Persönlichkeiten übel genug. Hören wir den Tod Friedrich's I., womit das dritte Buch schließt: „Diese dritte Ehe, die ihm so vielen Kummer gebracht, gab zuletzt dem alten Mann seinen Tod. Denn eines Morgens in den frostigen Februartagen des Jahres 1713 saß er, schwach von Nerven, wie gewöhnlich, aber nichts besonders Schlimmes ahnend, in seinem Gemach, als plötzlich mit schrecklichem Geräusch (!) die Glasthür seines Zimmers zu Stücken splitterte und hereinstürzte — blutig und mit aufgedockten Haaren, die schicksalsvolle Weiße Frau, die nach uralter Sage im Schloß zu Berlin umgeht und den königlichen Bewohnern ihren Tod anzeigt. Die Majestät wird ohnmächtig: „Weiße Frau? Nicht doch, Ew. Majestät!“ Nicht die, aber etwas Schlimmeres beinahe. Die wahnsinnige Königin, in ihren Gemächern, halb oder viertel angekleidet, war jenen Tag von ungewöhnlicher Orthodoxie oder ungewöhnlicher Eifersucht befallen worden. Ihre Gelegenheit ablauernd, war sie im äußersten Nüchtern auf den Gang geschlüpft und wie ein wildes Reh nach Seiner Majestät Gemächern, wie eine Katapulte durch Seiner Majestät Glasthür geschossen und erschien da, wie wir sie sahen — im Unterrock und Hemd, mit strömenden Haaren, funkelnden Augen, blutigen Armen und was sonst noch dazu gehört. O Himmel, wer könnte lachen? Königen wie allen Menschen sind wir Thränen schuldig. Der arme alte König ward zu Bett gebracht und er ist niemals wieder aufgestanden, er starb wenige Tage darauf.“

Das vierte Buch ist betitelt: „Friedrich's Lehrjahre, erste Stufe. 1713—23.“ Unter den Quellen für diese Zeit werden die Mes-

weisen der Markgräfin Wilhelmine von Baiern als die einzig drastische hervorgehoben: es sei ein wahrhaftiges Buch, mit Herz, Auge und Verstand geschrieben, voller Irrthümer freilich auch und entseßlich übertrieben, auf gellende (!) weibliche Weise, aber es sei erhaben über die Absicht, hinter das Licht zu führen, und wenn man den nöthigen Subtrahend — 25 oder in äussersten Fällen 75 Procent — abziehe, so erhalte man ein Bild glaubhafter Wirklichkeiten.

In dieser Hand schildert der Verfasser Friedrich's Kindheit und sein zweifaches Erziehungselement, zuerst das französische, die „Édité von Mantes-Umgebung“, welche ihn auch im französischen Dialekt denken lehrte; dann das deutsche, dessen Mittelpunkt der Vater ist: „ein kurz angebundener, peremptorischer junger König, deutlich bis auf die Knochen“. Die Charakteristik des Dessauers ist höchst originell, ganz besonders empfehlen wir die des Königs Friedrich Wilhelm. „Er war ein sehr willkürlicher König. Dagegen war aber viel von seiner Willkür aber seinem souveränen Willen zugleich auch der des ewigen Himmels, und es gegiente sich höchlich, daß er geschehe, wenn die Erde gedeihen sollte. Was ein ganz unermesslicher Erwägungspunkt in Betreff seines souveränen Willens und seiner ist.“ Dieser Ernst stiller Aufschauung thut in unserer Zeit, wo selbst die Souveränität des Allerhöchsten in Frage gestellt wird, sehr wohl. Wie sehr contrastirt aber dagegen gleich darauf die cynische Darstellung des Gebarens Peter's des Großen bei seinem Besuch in Preußen: diese Ansdiglichkeiten hätte der Verfasser seinen Lesern ersparen können. Wie folgen dann weiter durch die Regierungsverhältnisse Friedrich Wilhelm's und die ersten Ansätze der geistigen Entwicklung Friedrich's, welche mit psychologischem Scharfblick aufgefaßt sind.

Im fünften Buche lesen wir von dem Doppelheirathsproject und in welches Element es gerathen. Die Titel der Abschnitte gemahnen nun freilich mehr an einen sogenannten komischen Roman als an ein Geschichtswerk, z. B.: „II. Ein Kaiser, der nach Schatten jagt“; „III. Die sieben Krisen oder europaischen Geburtswehen“; „VI. Feldzeugmeister Seckendorf geht über den Schwabspag“. Diese Abschnitte mit Arnet's patriotischem Werke (f. Nr. 1 b. Bl. f. 1854) zu vergleichen, lohnt der Mühe!

Der zweite Band umfaßt die Geschichte der letzten 14 Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's in fünf Büchern; für den Kronprinzen die verhängnisvollste Zeit. Der Tod Georg's I. von England wird mit einem schauerlichen Humor erzählt, wie er, gefolgt von seiner „Hoffenstange von Maitresse“, auf der Fahrt nach Denabrad vom Schlaganfall getroffen worden. Dann heist es: „Die andere oder letzte Maitresse, Katarakt flüssigen Salzes, Gräfin Darlington, saß kummervoll zu Isleworth und pflegte viele Jahre lang einen schwarzen Raben, der ihr zugesogen war und welchen sie irgendwie für die Seele oder verwandt mit der Seele Seiner hochseligen Majestät hielt. Du Himmel, welche fette flüssig-talgige Dummheit und schmutzige Unwissenheit wohnt unter Menschen und befindet sich gelegentlich auf die höchsten Höhen erhoben wie zum Muster!“ Der Versuch in Dresden mit seinen erotischen Mythen ist anschaulich genug dargestellt, obgleich der Verfasser sagt, daß die menschliche Sprache der Geschichte solcher Dinge nicht gewachsen sei. Wir verweisen ferner auf das, was er über König August, Antonow, Moriz von Sachsen und die Kaiserin Anna sagt — echt britische Freimuth, um es nicht ärger zu nennen, wird der Leser nicht vermissen. Daß nach alledem die Scenen, welche zu Berlin in der königlichen Familie vorgefallen sind (zum Theil mit den Worten der Markgräfin Wilhelmine), erzählt werden, ist nicht anders zu erwarten. Ansprechender ist der Abschnitt: „Drohende Fehde oder Zweikampf zwischen den britannischen und preussischen Majestäten“, obgleich wir den Geschmack unserer Leser richten lassen über Stellen wie: „Ich vermute, der kleine Georg muß einige prismatische Gesichtsfarben gezeigt haben. Der insultirte Bär schwingt einen gewaltigen Prügel über das kleine sträppte, behäuberte hohe Herrchen, das in seinen Jagdgehen dort herumspaziert!“ Für die Geschichte des Doppelheiraths-

projects mit England hat der Verfasser das Staatsarchiv, die Berichte des britischen Gesandten und die Chiffrecorrespondenz zwischen Grumbow und Reichenbach, die er ein paar verrätherische Nebentönen, das Ganze aber einen Rehrichthafen, ein Krähengemisch nennt, mit scharfer Kritik benutzt. Das verhängnisvolle Jahr 1730 mit dem sächsischen Lauslager von Mülberg und der tragischen Katastrophe für Friedrich ist in ausführlicher Darstellung behandelt, reich an jenen einzelnen Charakterzügen, in denen Carlyle meisterhaft ist, die aber das Gefühl, wir wiederholen es, bei solchem Gegenstande vielfach verlegen. Die entseßliche Scene bei der Rückkehr des Königs läßt er die Prinzessin Wilhelmine selbst erzählen; auch Dickens, des englischen Abgeordneten, Depeschen führt er an; wo er aber das Wort wieder nimmt, da geschieht es auch über diese erschütternden Begebenheiten in der alten ironischen Manier, und doch sagt er selbst: es sei nicht sowohl lächerlich als tragisch! Nur Katie's Tod wird ergreifend und würdig vorgetragen.

Im achten Buch ist die Sühne und Friedrich's Leben in Küstrin geschildert, auch die Werbung, welche Wilhelmine's Geschick genommen, indem sie dem Erbprinzen von Baiern verlobt wurde. Bei einer Revue geschah die erste Vorstellung, bei der Vermählung gab der König bekanntlich seinen Sohn der Familie zurück.

Das folgende Buch ist benannt: „Letzte Stufe der Lehrsätze Friedrich's“, und enthält die Zeit von 1732—36, besonders sein Leben in Ruppin, wo er die Stelle eines Obersten und Commandeurs im Regiment Solz bekleidete und seine Pflicht als solcher zu des Vaters voller Zufriedenheit that, freilich auch mancher unmüthigen Unbesonnenheit sich überließ, wie uns hier erzählt wird und in neuester Zeit auch anderweit aus dem alten Bischen wieder aufgewärmt worden ist. In dies Buch ist fern die Geschichte der Salzburger eingereiht, die, um ihres Glaubens willen verfolgt, von Friedrich Wilhelm aufgenommen wurden; der Verfasser als treuer Protektant verweilt mit Vorliebe dabei und schildert trefflich. Wir entsinnen uns in unserer Kindheit ein Kunstwerk von Miniaturbildern, welche diese Geschichte in ihrem ganzen Verlaufe darstellten, bei einem Verwandten gesehen zu haben, alle in Medaillonform von der Größe eines Guldens etwa, durch Streifen verbunden, so daß sie zusammengelegt in einer silbernen Kapel von gleicher Form Platz hatten, entfaltet aber ein Stammbaumartiges Tableau bildeten, sehr fein und gut gemalt. Dann lesen wir des Königs Reise nach Böhmen zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser, welche, wie Friedrich der Große später in seinen Memoiren sagt, die Freundschaft auslöschte, die zwischen den beiden Höfen bestanden hatte. Der Wind, sagt der Verfasser, hatte sich nach dem Wiener Vertrage gedreht, und es galt, die Doppelheirath mit England, welche Seckendorf erst verhindert, nun doch wieder aufzunehmen. Das neue Project, das nur Oesterreichs Interesse für die Pragmatische Sanction geboren hatte, scheiterte aber an der Festigkeit des Königs und der Kronprinz vermählte sich mit der Prinzessin von Braunschweig-Verden, die ihm schon längst verlobt war. Noch in der letzten Stunde, am Morgen der Vermählung, wagte Seckendorf dem Könige ein abmahndes Schreiben des Prinzen Eugen vorzulegen; wir verweisen unsere Leser zu einem Vergleiche wiederum auf Arnet's Werk. Die Schöderung der jungen Kronprinzessin ist aus Wilhelmine's Feder nicht eben schmeichelhaft. Nicht lange nachher brach der polnische Successionskrieg aus, den der Verfasser in kurzer Uebersicht darstellt, um zu berichten, was Friedrich in dem Feldzuge an Rhein unter dem Prinzen Eugen, „mit 80 Reichsfürsten“, gesehen und erfahren hat. Die Summa des Feldzugs war die Belagerung von Philippsburg, Arnet hat sich freimüthig darüber ausgesprochen. Wie wichtig aber die Eindrücke, welche Friedrich dort gewonnen, für spätere Zeiten geworden sind, ist bekannt. Am zweiten Feldzuge — weil eben nichts dort zu hoffen — durfte er nicht theilnehmen, sondern wurde zu einer Inspectionsreise nach Preußen geschickt, wo er sich die Zufriedenheit des Königs im hohen Grade erwarb. Die Verhältnisse mit dem

unter Hofe klärten sich mehr und mehr auf, sie sind auch in unsern Tagen wieder zu Argumenten gebraucht worden. Möchte es nur endlich anders werden!

Das zehnte Buch ist: „Rheinsberg 1736—40.“ Schloß und Verhältnisse sind ziemlich treu geschildert, die Persönlichkeiten, welche des Kronprinzen Umgebung bildeten, in Umrissen und Zügen. „Käuflich sowohl als innerlich sei seine Geschichte, oder fast keine, von dieser rheinsbergischen Periode zu haben.“ Nur Voltaire, mit welchem der Kronprinz schon in briefliche Verbindung getreten, wird schärfer betrachtet. Der Tod Friedrich Wilhelm's beschließt den zweiten Band.

Wir wiederholen es, das Werk wird durch die Art seiner Behandlung in Deutschland manchen Anstoß erregen, aber es nimmt ein hohes Interesse in Anspruch und hat auch als Sittengeschichte Werth. Einzelne Irrthümer finden sich wol, aber sie sind nicht so erheblich, als hier und da gerügt worden. In Betreff der Uebersetzung bemerken wir, daß sie treu, oft nur zu wörtlich treu ist. **Karl Gustav von Bernsch.**

Notiz.

Deutsche Literatur in England.

Von Friedrich Schlegel's literarhistorischen Vorlesungen erschien eine englische Uebersetzung unter dem Titel: „Lectures on the history of literature“, von der die „Literary gazette“ vor einiger Zeit bemerkte: „Das ist die erste vollständige Uebersetzung der 16 Vorlesungen Friedrich Schlegel's über die Geschichte der Literatur, die bisher in England erschien. Besondere Umstände, die wir weiter nicht zu nennen brauchen, haben veranlaßt, daß gegenwärtige Uebersetzung erst nach einer ganz ungewöhnlich sorgfältigen Durchsicht aus Licht getreten ist. Mit diesem Bewußtsein können wir das Buch als einen sehr unverfälschten Werth: mehr der reichen und schönen Sprache Friedrich Schlegel's dem englischen Leser empfehlen. Treue ist ja eine unerlässliche Bedingung für ein Werk wie dieses, in welchem die innere Empfindungen und tiefsten Anschauungen des Verfassers den Hauptreiz seines Werks bilden.“ Früher bestand schon ein Auszug aus dem Schlegel'schen Werke, welchen man allgemein als eine Arbeit des verstorbenen Volkhard betrachtete. Ferner fanden wir angezeigt: eine Uebersetzung der W. von Humboldt'schen Briefe: „William von Humboldt's letters to a female friend. A complete edition. By Catherine M. A. Cooper“; eine Uebersetzung Heine'scher Gedichte von John S. Smith unter dem Titel: „Poems by Heinrich Heine“ (nicht zu verwechseln mit der vollständigen Uebersetzung sämtlicher Dichtungen Heine's von Ugar Bowring); eine Uebersetzung der auserberg'schen Kunstaufzügen von August Hagen unter dem Titel: „Norica; or, tales of Nürnberg from the olden time“; eine Uebersetzung einer Kunstinovelle von E. Schaefer unter dem Titel: „The artists married life; being that of Albert Dürer. Translated from the German of L. Scheffer by Mrs. Stodart“; eine Uebersetzung der Auerbach'schen Gellert-Novelle und anderer Auerbach'schen Erzählungen unter dem Titel: „Christian Gellert, and other sketches, by B. Auerbach, author of „The barefooted maiden“. Translated from the German by arrangement with the author“; und die Uebersetzungen mehrerer theologischen Werke von Bengtzenberg, Allmann, Baumgarten u. s. w. Die Uebersetzung der Gedichte Goethe's („Poems and ballads of Goethe“) von W. Edmondstone Aytoun und Theodor Martin hat, wie die Vultwer'sche Uebersetzung der Gedichte Schiller's, eine zweite Auflage erlebt, ebenso die englische Uebersetzung deutscher Kirchenlieder, die unter dem Titel „Lyra germanica“ in zwei Bänden erschien und deren Verfasserin, Katherine Windworth, noch einen Auszug daraus unter dem Titel: „Hymns from Lyra Germanica“, veranstaltet hat. Dieselbe Uebersetzerin hat soeben auch das „Leben der Amalie Eibelfing“ ins Englische übertragen und scheint durch den Erfolg ihrer „Lyra germanica“ Richard Wagner's ermuthigt zu haben, eine

„Lyra domestica“. From the „Psaltery and harp“ of C. J. P. Spitta (uniform with „Lyra germanica“) herauszugeben. Gustav Colling gab heraus: „A review of the literary history of Germany from the earliest period to the beginning of the nineteenth century.“ Die „Literary gazette“ rühmt das kleine Buch sehr als „highly interesting and instructive“ und kommt dabei auch auf das Lied von den Nibelungen zu sprechen, in Betreff dessen das Blatt bemerkt: „Es ist seltsam, wie so wenig diese wunderbare Dichtung in England bekannt ist.“ In einem zweiten demnächst zu erwartenden Bande gedenkt Colling unter anderem auch ausführlicher auf Goethe's und Schiller's Werke einzugehen. Als besonders interessant führen wir an, daß H. Noel Humphreys Goethe's Aufenthalt in Strassburg dramatisch-novellistisch unter dem Titel: „Goethe in Strassburg: a dramatic novellette“ behandelt hat. Etwas Politisches, wo nicht gar Schwarzrothgoldenes verspricht der Titel folgender Gedichtsammlung: „A vision of Barbarossa in the mountains of Saltzburg, and other poems. By William Sugan“; schredenregend ist dagegen die Ueberschrift eines Artikels in der von W. G. Allan herausgegebenen „Universal review“, welcher lautet: „German rogues and vagabonds.“ Der betreffenden Nummer selbst konnten wir bisher nicht habhaft werden. Welche liebenswürdige Sorte von Landseuten mag wol unter diesen „deutschen Gaubieben und Landstreichern“ gemeint sein? **A. M.**

Bibliographie.

Bloemer, F., Zur Geschichte der Bestrebungen der Preussischen Regierung für eine politische Reform Deutschlands, vom Mai 1849 bis Anfang November 1850. Mit beigelegten Anlagen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 28 Ngr.

Brachvogel, A. C., Der Usurpator. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Leipzig, Costenoble. 16. 27 Ngr.

Buch der Zeit. Vaterländische Gedichte, Lieder und Gesänge aus den letzten dreißig Jahren vom Verfasser der Wellen Ozeanalis. Heidelberg, J. G. B. Mohr. 8. 15 Ngr.

Weimarische Divasfallen. 1stes Heft. (Von D. Schade.) Jena. Gr. 8. 12½ Ngr.

Alfag und Lothringen deutsch. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Erstenberg, E. Baron, Leonidas. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Freund, J., Biblische Gedichte. Breslau, Schletter. 12. 10 Ngr.

Piper, F., Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 12 Ngr.

Prinzhausen, F., Françoise von Foix. Historische Tragödie in fünf Akten. Berlin, Reymann. 16. 15 Ngr.

Des Edlen Rache, oder ein katholischer Pfarrer. Erzählung. Aachen, Cremer. Gr. 12. 12½ Ngr.

Sathyros. Sathyros als Prolog. Gestern und Heute. Elysische Scenen. Dresden, Zeh. Gr. 8. 5 Ngr.

Stein, L., Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage zu Vorlesungen und zum Selbststudium. Leipzig, Brodhause. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Coalition. Uebersetzung des französischen Originals: La coalition. Berlin, J. Abelodorf. Gr. 8. 5 Ngr.

Jacoby, J., Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede zu Kant's Geburtstags-Feier. Königsberg, Theile. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Römische Rache. Die Excommunication. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Rückow, W., Die Wahrheit über den Preussischen Wehr- gesepentwurf. Nordlingen, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von Henry Lange.

Dieses Unternehmen besteht aus einer Reihe von Eisenbahnkarten, Flusskarten und Städteplänen, wie sie bisher noch nicht existirten und die zusammen einen Reise-Atlas für ganz Deutschland bilden werden, obwohl jedes Blatt für sich ganz selbständig ist. Es bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu „Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe“. Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der „Reise-Atlas“ ihn über alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der „Reise-Bibliothek“ ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer Karte oder einem Plan (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer Beschreibung der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Ausserdem sind auf den Karten oder Plänen meist Abbildungen der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze wird in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagshandlung hergestellt.

Bereits erschienen:

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Vierte Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Dritte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Baireuth (mit 6 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn zwischen Nürnberg und Augsburg (mit 2 Abbild.). Zweite Aufl.
Eisenbahn zwischen München, Augsburg u. Ulm (mit 3 Abb.). Zweite Aufl.
Plan von München und Eisenbahn von München nach Starnberg.
Die Donau von Donauwörth nach Ingolstadt, Regensburg und Passau (mit 4 Abbildungen).
Die Donau von Passau nach Linz und Wien (mit 6 Abbild.). Doppelblatt.
Eisenbahn von Karlsruhe nach Baden-Baden und Strassburg (mit Plan von Karlsruhe).
Eisenbahnen zwischen Strassburg, Basel, Zürich und Schaffhausen (mit 1 Abbildung).
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbildungen).
Der Rhein zwischen Mainz und Koblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein zwischen Koblenz und Köln (mit 1 Abbildung und Karte des Siebengebirgs).
Die Thüringer Eisenbahn und der Thüringer Wald (mit Plan von Eisenach und Umgegend und einem Höhenprofil des Thüringer Waldes).
Eisenbahn von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. (mit Specialkarte der Umgegend von Frankfurt a. M.).
Plan von Kassel.
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.
Plan von Braunschweig (mit 4 Abbildungen).
Plan von Magdeburg.
Eisenbahnen zwischen Magdeburg, Hannover und Göttingen und der Harz.
Plan von Berlin und seinen Umgebungen.
Eisenbahnen zwischen Berlin, Potsdam, Magdeburg, Wittenberge und Leipzig (mit Plan von Potsdam und Umgegend).
Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. O., Berlin und Stettin.
Übersichtskarte der Eisenbahnen von Mitteleuropa.

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman von Ludwig Kellstab.

Zweite Auflage.

In fünf Bänden. 12. Geh. Jeder Band 2 Thlr.

Dieser neueste Roman Kellstabs scheint denselben Beifall zu finden wie sein allbekannter Roman „1812“, der zu den gelesesten deutschen Romanen gehört, schon in fünfter Auflage vorliegt und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde. Von der Kritik auf das freudlichste begrüßt, weil er dieselben Vorzüge wie „1812“ besitzt: glückliche Verschmelzung des Historischen — der Roman schildert die ersten Jahre des Dreissigjährigen Kriegs — mit dichterischer Erfindung, ergreifende und spannende Erzählung, ist von demselben bereits eine zweite Auflage nöthig geworden und außer einer Uebersetzung ins Holländische ist auch ein Nachdruck desselben in Nordamerika veranlaßt worden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jena'schen Studentenlebens

von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548 — 1858).

Eine Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena.

Von Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk ist allgemein für ein treffliches erklärt worden und wird namentlich allen jetzigen und ehemaligen Studenten den mannichfachen Genuß gewähren.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein an das „Lehrbuch der Volkswirtschaft“ sich anschließendes neues Werk des berühmten, gegenwärtig als Professor an der Universität zu Wien wirkenden Nationalökonom.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen ein Verzeichniss von

Lehrbüchern

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, zum Gebrauch in Gymnasien, Lyceen, Gewerbe-, Handels-, Real- und Bürgerschulen, sowie zum Privatunterricht empfohlen.

Lehrern, welche nähere Kenntniss von dem einen oder andern Buche behufs der Einführung nehmen wollen, ist die Verlagshandlung gern erbötig auf directe Meldung bei ihr ein Freiemplar abzugeben.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 22. —

31. Mai 1860.

Inhalt: Schiller als Held der Dichtung und Mythe. Von Hermann Marggraff. (Beschluß.) — Ein Roman aus dem Leben Mohammed's — Die Legende von den zehn Märtyrern. — Kottj. (Eine Kritik Karl Heinen's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schiller als Held der Dichtung und Mythe.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Den Geist, der Tausende durch sich erregt,
Erkennt nachhinkend langsam das Jahrhundert:
Was du gewesen, faßt die Erd' erst jetzt,
Sie fürchtet, wenn sie Lebende bewundert.

So heißt eine Strophe in einem schönen Gedicht, womit Adolf Böttger seinen Tribut der Huldigung zu Schiller's Säcularfeier darbrachte und das in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung“ am 10. November veröffentlicht wurde. Nun, an Bewunderung für Schiller hat es auch seine Mitwelt nicht fehlen lassen; aber es war doch nur eine Elite Höchstgebildeter, welche ihn richtiger zu würdigen wußte, während die Uebrigen und namentlich das Theaterpublikum, sich hauptsächlich durch das Sentenzenreiche, Sentimentale und Rhetorische in seinen Dichtungen bestechen ließen. Für seine Größe auch als Denker und Aesthetiker, für die Totalität seiner Erscheinung, für seine in die Zukunft reichende Bedeutung als Schöpfer der Ideale, für die großartige Consequenz und die hohen Zielpunkte seines Strebens, für die innern Motive, die ihn leiteten, für seine bewundernswürthe Willenskraft, mit der er sich durch alle erst später ganz bekannt gewordenen Hemmnisse Bahn brach und seinen fränklichen Körper den Befehlen seines Geistes unterwarf, für die Macht seines Geistes, die er auf alle ausübte, welche ihm näher traten; für alles dies hatte man damals noch nicht die richtige Erkenntniß und konnte sie nicht haben. Vor allem stand der ihm zu Theil gewordene äußerliche Lohn, wenn er sich auch im Lauf der Jahre nicht ein wenig mehrte, doch immer in gar keinem Verhältniß zu der Größe seiner Leistungen und zu seiner riesenmäßigen Arbeit, bei der sein Geist wuchs, die aber seinen Körper vor der Zeit zerstörte. Ihm, wenn irgendeinem Dichter, hätte eine Nationalbelohnung gebührt, eine Nationalbelohnung im großen Stille, die ihn vor jeder der gewöhnlichen peinigenden Lebensschikanen sicher stellte, oder noch ein Nationalstipendium zu einer Erholungsreise nach dem Süden, nach der Schweiz, nach Italien, wiewol Schiller zu weitem Ausflügen schwer zu bewegen war; denn

das Reisen, wie er gegen Körner gesteht, zerstreue ihn, nur in seiner Häuslichkeit befände sich sein Geist in der Ruhe, die ihm nöthig sei. Jedenfalls wird man aber zugeben, daß eine Nation, für welche ein Dichter so viel gethan wie Schiller, für diesen Dichter sehr wenig that, wenn die Verehrer des Dichters sich darauf beschränkten, ihre paar Kreuzer für ein Exemplar seiner Schriften, womöglich für wohlfeile Nachdrücke, oder an der Theaterkasse für die Aufführung eines seiner Stücke zu opfern, sonst aber den Dichter dem Zufall oder den Gnadenacten „hoher Herrschaften“ überließen. Goethe sowol als Schiller verachteten daher auch das Publikum, dieses als Masse genommen, so gründlich als möglich, wovon die unzweideutigsten Beweise in ihren Briefen vorliegen; sie würden es heutzutage, wo man den Vertretern des Idealismus Statuen errichtet und Säcularfeste feiert, in Wahrheit aber sich dem Materialismus immer schamloser zuwendet, wahrscheinlich noch gründlicher verachten als damals, wo es wenigstens eine kleine Gemeinde von Auserwählten gab, die es mit diesem Idealismus wirklich ehrlich meinte, wie etwa die ersten kleinen Christengemeinden mit einer Religion, welche später so sehr als bloßer Deckmantel roher und egoistischer Triebe gemisbraucht werden sollte. Indes man hat doch wenigstens den guten Willen gezeigt, sich mit Schiller abzufinden und der Aufforderung Goethe's zu entsprechen, daß, was die Mitwelt dem gefeierten Dichter nur halb ertheilt, ganz die Nachwelt geben solle; und es ist immer schon etwas werth, wenn eine Nation fähig ist, sich im Laufe eines Jahrhunderts auch nur drei Tage lang aus ihrem Alltagsphlegma aufzuraffen, dem Idealismus und der Poesie zu huldigen und mit dieser Huldigungsfeier zugleich den Ausschrei des gepreßten Volksherzens zu verbinden.

Auch unsere Dichter und namentlich unsere Lyriker haben sich beeilt, das, was sie selbst einem Schiller, wenn er noch lebte, nur halb ertheilen würden, jetzt, nachdem er todt ist, ganz zu geben. Da für den einzelnen, wo Sunderte mitsingen und mitsprechen, durch ein Festgedicht, ein Festspiel, einen Prolog, einen Epilog, ein Tafellied u. s. w. nicht eben viel Ruhm zu erwerben ist, so kann

man im allgemeinen doch nur annehmen, daß sie gerade als Dichter es für ihre Pflicht hielten, auch ihr Scherflein beizutragen, ähnlich wie bei Subscriptionen zu gemeinnützigen Zwecken jeder nach Kräften beisteuert, um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. Im Grunde haben gerade die Festdichter, besonders die namhaftern, dadurch, daß sie Schiller verherrlichen halfen, eine Probe ihrer Uneigennützigkeit und Selbstentsagung gegeben; denn wenn auch das Fest im ganzen als eine der Poesie dargebrachte Guldigungsfeier zu betrachten ist, so galt diese Guldigung doch der Poesie einer hinter uns liegenden Periode; ja sie hatte zum Theil eine gegen die Poesie der Gegenwart gerichtete polemische Tendenz, denn hundertmal konnte man während der Novembertage hören und lesen, daß mit Schiller die deutsche Poesie ebenso wol ihre Vollendung als ihr Ende erreicht habe, und selbst directe Ausfälle auf den Unwerth der Poesie der Gegenwart waren gar nicht selten. Viele Mitfeiernden schwelgten förmlich in dem für beseligenden Gedanken, daß es sich bei dieser Säcularfeier Schiller's gewissermaßen zugleich um eine Todtenfeier der deutschen Poesie handle (wie freilich vielleicht auch leider um die Geburtsfeier mancher dadurch zum Dichten angeregten künftigen Schillerchen), daß die deutsche Nation fortan unfähig sei, einen Dichter wie Schiller hervorzubringen, und wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, daß diese trübe Vorstellung und die Befriedigung des Gelüstes, die mitlebenden Dichter ihre Ohnmacht und Nichtigkeit fühlen zu lassen, hier und da zu dem Glanze der Feier auch einiges mit beigetragen haben. Und die armen Festdichter stimmten jubelnd in den Leichenfermon mit ein und halfen für Schiller Kränze mitflechten, die für sie die Bedeutung von Todtenkränzen hatten!

Es ist aber eine Beleidigung nicht für den einzelnen, sondern für die Nation selbst, zu behaupten, daß die deutsche Poesie mit Schiller zu Grabe getragen sei; man erklärte damit daß das deutsche Volk selbst bildungsunfähig und aufs tiefste herabgekommen sei und seinen Dichtern keinen Stoff, keine Befruchtung mehr gewähre; daß das deutsche Phantasie-, Gedanken- und Gemüthsleben sein Ende erreicht und die deutsche Sprache all ihre Entwicklungsfähigkeit verloren habe. Man opponirt dadurch Schiller selbst, der einmal in einem Briefe an Körner den Gedanken ausspricht, daß es gerade in der modernen Poesie keinen Stillstand geben könne, daß sie nur in einem ewigen Velterschreiten ihr Heil finde, und daß die Deutschen nur zu leicht darin fehl gingen, diesen oder jenen Dichter eine Zeit lang als alleiniges Muster aufzustellen, neben dem man kein anderes gelten lassen dürfe.*)

*) Zu welchen halbtollen Behauptungen im Gegensatz zu den obigen Schiller's es einzelne Deutsche in ihrer grillenhaften Verblendung und Absprechungswuth bringen, davon lieferte neuerdings wieder W. Menzel einen Beweis, indem er in einer Anzeige des Goltz'schen Buchs „Die Deutschen“ jüngst versicherte: „Unsere classischen Dichter vertreten nicht die deutsche Volkennatur, sondern höchstens Auswüchse und Entstellungen, Verkümmelungen und Vermengungen derselben, obgleich ohne ihre Schuld als Kinder des vorigen Jahrhunderts, jener fluchbeladenen (!) Zeit, die man lügnerrisch für ein goldenes Zeitalter classischer Dichter

Nun ist es allerdings richtig, daß von den Festpoesien wie von der Schiller-Festliteratur im allgemeinen gilt, was wir einmal in einem deutschen Blatte, irren wir nicht in Gackländer's Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ lasen:

Die Schiller-Festliteratur wächst in ganz unheimlicher Menge an; wir werden eine Masse Manuscripte drucken sehen. Würde sich jeder, der etwas über Schiller zu Tage fördert, fragen: ist es auch etwas Neues, was dem Publikum geboten wird, ist es eine Ehre für Schiller und die Literatur, so bliebe eine große, vielleicht die größere Masse der Schiller-Literatur ungedruckt; so aber, wie die Dinge jetzt stehen, müssen wir unsere Last tragen und lesen; —

d. h. wir Recensenten müssen sie lesen, das Publikum kann sich's damit bequem machen, und das thut es auch. Indes befinden sich unter den Festgedichten neben manchen schwachen und gewöhnlichen doch auch viele wirklich recht treffliche und beachtenswerthe. Man erkennt daran, daß heutzutage die Gabe, gute, noble und treffende wenn auch nicht immer neue Gedanken in schöner Sprache und wohlgebauten klangvollen Versen auszudrücken viel allgemeiner geworden ist, als sie es in den Tagen Schiller's selbst war. Hätte man um 1790 Gelegenheit gehabt, ein ähnliches Säcularfest zu begehen, so würden unter den dazu gespendeten Festgedichten sich schwerlich mehr als ein Halbdutzend, etwa gerade die von den größten Meistern, befunden haben, welche die heutige Kritik bestehen würden, während man unter den uns gedruckt vorliegenden Festgedichten zu Schiller's Säcularfeier die wirklich lesbaren, ansprechenden und kunstgerechten Gedichte zu ganzen Duzenden zählen kann.

Wir wenden uns zunächst zu folgender Sammlung von Poesien, die erst nach dem Säcularfest ins Leben getreten ist:

Unser Schiller. Nachklänge von Heinrich G. F. Mahler. Herausgegeben und mit einem einleitenden Vorwort versehen von Hermann Marggraff. Magdeburg, E. Baensch. 1860. 16. 20 Mgr.

Der Verfasser ist ein jüngerer „specieller“ Landmann von uns (denn bekanntlich sind die Deutschen einmal allgemeine, sodann aber noch specielle Landleute, was in gewissen Fällen einen nicht unwesentlichen Unterschied macht); er ist ein Neumärker oder um noch specieller zu reden, ein Züllichauer, aus jener schönen Gegend, wo man, unter dem so und so vielen Grade nördlicher Breite, nicht nur Schiller, sondern sogar noch Wein liebt, der gekeltert wie jeder Wein seine Einbrücke macht und bacchische Begeisterung hervorruft. Man wundert sich daher nicht, wenn auch von dorthier dann und wann Dithyramben ins deutsche Vaterland hinausfliegen. Unser „specieller“ Landmann hat uns nun der Ehre gewürdigt, sein poetisches Werkchen, welches dem Herzoge Ernst von

und Denker ausgibt, während sie in Wahrheit die Zeit unseres ärgsten Verfalls, unserer tiefsten Schande war. Die Literatur des vorigen Jahrhunderts verdient wegen der formellen Classicität bei ihrem größentheils irreligiösen, unästhetischen und völlig undeutschen Charakter keine bessere Anerkennung als die gegenwärtige“; denn diese ist natürlich nach Menzel und Goltz, „sehr schlecht“, und das Publikum, das sie so gefallen läßt, verdient keine Achtung.

Sachsen-Roburg-Gotha, „dem Förderer und Schützer deutscher Kunst und Wissenschaft“ gewidmet ist, herauszugeben und mit einem einleitenden Vorwort zu versehen. Da wir nun augenblicklich nichts Besseres über die Sammlung zu sagen wissen, als was wir schon in unserm Vorwort gesagt haben, so erlauben wir uns, daraus folgende Stelle hierherzusetzen:

Gern entspreche ich hiermit dem an mich gerichteten Wunsche, den Gedichten meines jüngern Landmannes, durch die er sich zuerst bei dem größern deutschen Publikum einführt, einige Worte auf den Weg mitzugeben und als Herausgeber gewissermaßen Patenschaft bei ihnen zu vertreten. Es würde nicht sehr gestimmt sein, wenn ich in diesem Vorwort an den Gedichten meines Landmannes und jüngern Freundes diejenigen Eigenschaften, die mir zugleich ihre Vorzüge zu sein scheinen, hervorheben wollte: die Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, die Correctheit und Wärme der Empfindung, die Einfachheit des Ausdrucks und die Reinheit der Sprache. . . . Es ist ja Schiller, unser Schiller, um den es sich in diesen Gedichten handelt, und wie der Mensch mit seinen größern Zwecken wächst, so wächst der Dichter mit seinem größern Gegenstande. Sicherlich ist es für einen debutirenden Dichter ein gutes Zeichen und Vorzeichen, wenn er Schwung und uneigennützigste Begeisterung genug besitzt, mit den Blüten seines Talents einen Genius wie Schiller, statt sein Ich zu bekränzen oder dieses Talent im Dienste der frivolen Neigungen unserer Zeit und zur Verherrlichung falscher Sitten zu verwenden. Wie der Dichter ringen, nachtrauen, streben, arbeiten und sich sittlich vervollkommen soll, dafür gibt es ja gar kein erhabeneres Vorbild als unsern Schiller. Von den Schlägen, die auch seinem edeln Metallgehalt anhafteten, hat sich Schiller in wahrhaft riefiger Arbeit und Selbstklärerung zu reinigen gewußt. Diesen Proceß darzustellen erscheint als eine große, würdige Aufgabe der Poesie, und diese Aufgabe hat Heinrich Mahler zu lösen redlich gestrebt. Er hat die Leidensstationen Schiller's von der Wiege bis zum Grabe, alle der Reihe nach geschildert, die stürmischen Kämpfe, die er mit sich und mit der Außenwelt bestanden, seine Heimathlosigkeit hienieden, die ihn auf ein Jenseits verwies, aber auch den endlichen Triumph, den Sieg seines guten Wesens, der ihm, dem „Dichter des Gewissens“, wie ihn Frau von Staël nannte, namentlich durch seine innigen Verhältnisse mit Körner und Spethe und durch seine strenge gewissenhafte Selbstkritik möglich wurde. Mit lebhaftem Interesse und nicht ohne Nutzen für das eigene Leben wird man den Lebenslauf des großen Dichters an der Hand eines nachgeborenen Dichters verfolgen, und zwar mit um so größerm Interesse, da der Epigone, wie wir wissen, auch seine innern Kämpfe und Gärungsprocesse bestanden hat. Schildern kann im Grunde nur der Dichter des Dichters Leiden und Kämpfe, aber mitempfinden kann sie jeder.

Der Gedanke, die Hauptmomente in dem Leben und Entwicklungsgänge Schiller's in einem lyrisch-epischen Nebeneinander zu bearbeiten, scheint so nahe zu liegen, daß es fast wunder nehmen möchte, daß unsers Wissens Heinrich Mahler der erste und einzige war, welcher zur Zeit der Säcularfeier ihn zur Ausführung brachte. Der Verfasser nimmt von Schiller's Geburtshaus seinen Ausgang, begleitet den Dichter sodann durch die Jahre seiner Jugend, durch „Sturm und Drang“, auf seiner Flucht, weiter nach Oggersheim, Bauerbach, nach Gohlis und Roßwitz zu seinem Körner, schildert dann des Dichters Aufenthalt in Volkstadt und Rudolstadt, in Jena und Weimar, seinen Freundschaftsbund mit Goethe, seinen Tod und begleitet ihn endlich zur „Letzten Ruhe“. Als Probe der Dichtweise Mahler's theilen wir zunächst folgende Probe

aus dem Gedicht „Auf der Flucht“ mit. Mahler schildert den bekannten Moment, wo Schiller mitten in einem Walde zur Seite seines Freundes Streicher ermattet hinsinkt und entschlummert:

Geheimnißvolles Bäumerauschen
Empfängt die Wanderer süß und traut;
Sie bleiben leise stehn und lauschen,
Viel Geisterstimmen singen laut:
„Hüllos und krank
Kommt er gezogen
Des Apollo würdiger Sohn.
Rüttelten schwank
Des Schicksals Wogen
Ihn in blühender Jugend schon,
Mag er sich retten,
Mag er sich betten
In unsrer Wälder schwellendes Moos.
Liebliche Träume
Kauscht ihm, ihr Bäume,
Führt ihn in gastliche Geisterräume
Aus der Erde wirrem Gemos.“

„Der Schleier zerliebe,
Zeigt seinen Namen
In der Unsterblichkeit grünem Kranz,
Des Volkes Liebe
Bilde den Rahmen,
Gebe dem Bilde schöneren Glanz.
Zephyr, o säule ihm,
Heiterkeit, lächle ihm
In unsrer Wälder schwellendem Moos.
Liebliche Träume
Kauscht ihm, ihr Bäume,
Führt ihn in gastliche Geisterräume
Aus der Erde wirrem Gemos!“

Aus dem Gedichte „Schiller und Körner“ theilen wir die drei Schlusstrophen mit:

Oft, wenn der müde Tag zur Ruh gegangen,
Indes der Mond begonnen seine Bahn,
Mit ihm vereint der Sterne goldig Brangen,
Trug dich und ihn der Erde leichter Kahn.
Das waren sel'ge Stunden, und es schwangen
Sich eure Seelen freudig himmelan
Ins Götterreich der himmlischen Gamönen,
Das stets geöfnet seinen treuen Söhnen.

Und kundig in Euterpes Wunderreichen
Gabst du des Freundes Liebern Melobien
Und ließe diese wunderfüßen, weichen,
Auf zu dem Licht der trauten Sterne ziehn.
Dem Freunde war das Wort als Himmelszeichen
Und dir der seelenvolle Klang verliehn,
Daß mit dem Worte sich der Klang vermähle
Als schönste Schöpfung aus der Menschenseele.

Die Nachwelt weiß, was du dem Mann gewesen,
Auf den wir stolz und mit Verehrung sehn.
Dir dankt sie, daß sein großes Herz genesen
Und lauter aus der Prüfung durste gehn.
Nimm hin als Dank das Lied, das ich erlesen,
Und sollte es im Sturm der Zeit verwehn,
So strahlt, wenn längst vergessen meine Lieder,
Dein Name doch in hellem Glanzgeflüder.

Der Verfasser kann sich nicht enthalten, die neuern Dichter in Anklagestand zu versetzen und sie des Abfalls vom Ideal zu bezichtigen; er sagt in dem Gedichte „Des Mannes Wirken“:

Wir sehn dich hoch ob unsern Häupten stehn,
Sehn dich in wunderbarer Klarheit schweben
Und können, die wir tief im Thale gehn,
Verlangend nur den Blick zu dir erheben.
Der Wille fehlt uns nicht, uns fehlt die Kraft
Die aufgeschlossene Bahn dir nachzustreben.

Bohl drückt uns schwer des Geistes enge Hast, —
Doch was die Mitwelt nimmer kann erklimmen,
Das ferne Ziel, es wird vielleicht errafft,

Wenn unsre Lebenslichter schon verglimmen,
Von einem spätern würdigeren Geschlecht
Mit Feuerherzen und gewalt'gen Stimmen.

Was ist es aber, ihr Poeten, sprecht,
Das euch das schöne Ziel nicht läßt erreichen?
Der Cidbruch ist es, der sich selber rächt,

Indem er euch der Dymmacht Rainszeichen,
Wie ihr auch knirschet, auf die Stirne drückt;
Der Cidbruch, da ihr treulos konntet weichen

Von jenem, was das Leben hold erst schmückt:
Vom edeln Streben nach dem Ideale,
Das nun in unsichtbare Höhn entrückt.

So wartet ihr im Sumpf, im tiefen Thale,
Und tragt der Zeit erbärmlich Narrenbild,
Die für den Kern stets nimmt die bunte Schale.

Sehr richtig, nur hätten wir gewünscht, daß der Dichter seine berebete Klage an dieser Stelle mehr gegen den Geist der Zeit überhaupt als gegen die Poeten gerichtet hätte. Der Dichter kann sich zwar bis zu einem gewissen, nicht unbeträchtlichen Grade über das Niveau seiner Zeit erheben; aber doch bleibt er im wesentlichen immer ein Kind, wenn freilich leider auch öfters ein Unglücks- als ein Glückskind seiner Zeit; es werden sich in ihm wie in einem Spiegel die Vorzüge wie die Gebrechen seiner Zeit reflectiren, obgleich es schlimm ist, wenn dieser Spiegel, was freilich häufig genug der Fall, von sich selbst zu viel Risse und Brüche hat oder mit Staub und Schmutz bedeckt ist, so daß er die Zeitfragen noch verzerrter oder unreiner wiedergibt, als sie in Wirklichkeit sind.

Der Verfasser, der einen so anmuthigen Kranz von lyrisch-epischen Dichtungen zu Schiller's Füßen niedergelegt hat, ist, wie wir wissen, gegenwärtig im Auftrage einer berliner Buchhandlung mit einer Festgabe und Dichtung „Universitas“ zur bevorstehenden goldenen Jubelfeier der berliner Hochschule beschäftigt; auch befindet sich von ihm ein „Militärisches Bilderbuch“, eine Sammlung von Genrebildern aus der Soldatenwelt, wie er sie „schaubereit selbst erlebt“, unter der Presse.

Eine Anzahl jüngerer österreichischer Dichter hat das von so vielen Seiten zu verschiedenen Zwecken ausgebeutete Schiller-Jubiläum als Anlaß benutzt, eine Auswahl ihrer Gedichte unter dem Titel herauszugeben:

Album zur Schiller-Feier. Von Studirenden der wiener Universität. Zum Besten der Schiller-Stiftung. Wien, Manz und Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel könnte leicht zu der Annahme verleiten, die hier vereinigten Gedichte seien der Verherrlichung Schiller's gewidmet; dies ist aber keineswegs der Fall;

es befindet sich in der ganzen Sammlung nur ein einziges speciell an Schiller gerichtetes Gedicht, das von einem siebenbürger Sachsen verfaßt ist und nur aus zwei Strophen besteht, deren zweite lautet:

Auch fern in Oesterreichs Osten.
Im Siebenbürgerland,
Da wird sein hoher Name
Mit Ehrfurcht viel genannt.
Und wenn auch der Karpaten
Gebirgskranz uns umzieht,
Wir sind voll deutschen Geistes
Und singen das deutsche Lied.

Man darf die Angabe auf dem Titel „Von Studirenden der wiener Universität“ sicherlich nicht so verstehen, als ob die Verfasser noch gegenwärtig bei der wiener Universität inscribirt seien; A. Bernhoffer z. B., ein Lieblingschüler der Professoren Hahn und Pfeiffer, hatte bereits den philosophischen Doctorgrad erworben und wollte sich eben zu Grimm nach Berlin begeben, als er (am 4. März 1859) starb, ein anderer, Karl Stöckmann, der, mit den Vorarbeiten zu einem größern historischen Werke beschäftigt, am 16. November 1857 starb, war bereits zum „Conceptsofficial“ am Hof- und Staatsarchiv ernannt. Von dem letztern ist ein ganzes einactiges dramatisches Stück: „Gustav Adolph's erste Liebe“, mitgetheilt, welches im Jahre 1855, mit Marie Seebach als Christine, im Theater an der Wien zur Aufführung gekommen ist. Jedenfalls sind aber sämtliche Dichter, unter denen wir auch einigen ursprünglich nicht deutschen Namen wie Gustav Spavic und Jdenko Graf Kolowrat begegnen, noch jüngere Männer, und da wir weder den einen durch vorzeitigen Tadel einschüchtern, noch den andern durch vorzeitiges Lob zu übertriebenen, sich oft durch bittere Enttäuschungen strafenden Erwartungen von der Kraft und Zukunft seines poetischen Talents veranlassen möchten, verzichten wir am besten auf eine in die Details der Sammlung eingehende Kritik und beschränken uns auf die Bemerkung, daß diese Gedichte im allgemeinen den Eindruck einer edeln Gesinnung und eines ehrenwerthen Strebens machen. Wenn wir nur einen dieser neuer österreichischen Dichter hier hervorheben, so geschieht dies, weil sein Talent bereits auch außerhalb Oesterreichs Anerkennung gefunden hat, und zugleich, weil er ein erklärter Anhänger jenes Evangeliums der Schönheit ist, das auch Schiller verkündete. Es ist dies Robert Hamerling, bereits durch seine Dichtung „Venus im Gril“ in weiten Kreisen bekannt, der sich zum Jünger der Schönheit in dem schwungvollen Dithyrambus „Hymnus im Süden“ bekennt, von welchem der Anfang lautet:

Träume, mein Herz, den Traum der Schönheit!
Den fast verschollnen im wüsten Tagwerk,
Hier träum' ihn,
Selig einsam,
Unter Cyressen und Lorbern,
Wo am sonnigen Strand
Die Rebe grünt, vom Perlenschäum
Des Südmeeers golden befhaut.

Im Norden hört' ich
Verklingen das Lied

Im Tagelärm.

Audere Melodien will dort die Zeit

Als die der Schönheit.

Der Tagessehne Heroldsruf begehrt sie,
Nicht reiner Schönheit Sabbatglockenklang!

Hier aber klingen

Die Rüste von Rhythmen,

Hier tönt noch,

Weltunbekümmert,

Amüthiger Herzempfindung

Klangfrohe Rüst!

Stimm' ein, o Lieb, und wälze

Schönheitstrunken

Aus Seelentiefen

Die süße Tonwoge des Rhythmenstroms!

Blüht herrlicheres auf irdischen Aun,

Erhabneres in himmlischen Höhen

Als Schönheit?

Der Schluß des Gedichts lautet:

Mir hat sie die Seele berauscht,

Das Herz mir umstrickt mit goldblichem Netz!

Ihr Sklave bin ich.

Zukunftspredigten,

Weltheilspredigten,

Scheltet mich nicht!

Reißet mich nicht der Thatlosigkeit!

Der Schönheit Evangelium ist eins

Mit dem der Zukunft.

Nur freilich ist die Schönheit eine verführerische Frau
Venus, die ihre Anbeter auch zu vielem Uebeln ver-
locken oder wenigstens von manchem Guten weglocken
kann, weshalb man sich hüten muß, sich wie Hamletling
zu ihrem Sklaven zu erklären; man muß vielmehr, wie
Schiller selbst, ihr Meister und Herr zu sein und ihre
oft übermüthigen Launen und Ansprüche zu zügeln wissen.
Hamletling ist, wie dies Schiller in unsern Tagen sicher-
lich auch sein würde, ein entschiedener Opponent gegen
den Maschinencharakter unserer Zeit, wie dies das eigen-
thümliche Gedicht „Eine Todtenstadt“ beweist. Es handelt
sich darin nicht um das versunkene Vineta des Mittelalters,
sondern um irgendein Vineta der Gegenwart, das von
den Wellen des Meeres hebedt worden. Der Dichter
sieht die Stadt wenigstens so in seiner Phantasie und
schildert ihren Anblick in folgenden schönen Strophen:

Eine Stadt erblickt' ich, düster, wie ein todes Steingefild:
Nirgends sah ich Herd noch Altar, nirgendwo ein Götterbild;
Nirgends meinem Blick erschienen Thurm und Saal' und
Tempelthor,

Rauchgeschwärtzt, einformig ragten Gieße nur und Schlot empor.

Und zu Haus, wohin ich blickte, sah ich liegen, wirr und wüß,
Werkgeräthe, winzig, riesig, tausendnamiges Geräst;
Sah, was in Bedarfe Dienste förderte der Geist ans Licht,
Aber seine Gattgeschenke, Lyra, Griffel, sah ich nicht.

Ueber nacktem Steingerölle sah ich trüb' die Sonne glühn,
Und so weit ich sehnd blickte, sah ich keine Rose blühn;
Die Natur, die gottgeborne, einst des Lenzes freie Braut,
Dem Despoten des Erwerbes schien sie alternd angetraut.

Wie mit frost'gem Hauche weht' es bis ans tiefste Herz mich an,
Und gespenstig schien der Ort mir wie ein dder Kirchhofplan;
Fahl und trüb' sah ich das Leben, fahl und trübe wie noch nie,
Als ein welker Kranz erschien es auf dem Sarg der Poesie.

Indem wir nun zu den poetischen Festgaben übergehen,
welche in der Form von Prologen, Tafelliedern, Festgesän-
gen u. s. w. direct zur Verherrlichung der Säcularfeier be-
stimmt und nur durch sie hervorgerufen waren, müssen wir
von vornherein bekennen, daß wir durch die Masse des Ge-
botenen nicht wenig in Verlegenheit gesetzt sind. Es tritt
auch hier wie bei den Festreden der Fall ein, daß sicher-
lich ziemlich ohne Ausnahme, jeder einzelne etwas beson-
ders Gutes geleistet und dadurch den Anspruch auf spe-
cielle Berücksichtigung erworben zu haben glaubt; wie
soll sich nun ein Berichterstatler diesen Ansprüchen ge-
genüber verhalten, wie ihnen allen Genüge thun? Wenn
in einer Schlacht ein ganzes Bataillon, mit Ausnahme
einzeln seine Pflicht thut, die Hälfte vielleicht in aus-
gezeichnete Weise, kann da jeder einzelne verlangen, daß
ihn der Bataillonscommandeur besonders belobe? Das
Bataillon wird zufrieden sein, wenn der Commandeur zu
ihm sagt: „Bursche, ihr habt euch brav gehalten!“ und
dann vielleicht diesem oder jenem, der hinter seinen Er-
wartungen zurückblieb, das ertheilt, was man auf gut
solbatisch einen „Rüffel“ nennt.

Wir wenden uns zuvörderst zu dem Anhang von
Gedichten, welcher der schon in Nr. 17 d. Bl. besprochenen
Schrift Otto Elben's über die Schillerfeier in Würtem-
berg beigegeben ist, und zwar darum, weil sich darunter
poetische Festgaben von zwei Dichtern befinden, die
vielleicht vor allen andern berufen waren, Schiller bei
diesem Anlaß zu besingen: Julius Rosen und Gustav
Pfizer, die beide vielleicht unter den neuern Dichtern sich
als die treuesten Großflegelbewahrer der Schiller'schen
Idealistik bewährt haben, der erstere namentlich in seinen im
Schiller'schen Prachtstile geschriebenen Dramen, der letztere in
seinen Gedichten hymnischen und allegorisch-philosophischen
Charakters. Julius Rosen hatte von seinem Krankenstuhle,
an den er leider fortbauernnd gefesselt ist, nach Stuttgart
einen „Festgruß“ eingesendet, dessen erste Hälfte lautet:

Wir begrüßen dich, König der Geister,
Dich, den Schirmherrn deutscher Nation,
Dich, des Gesanges gewaltigen Meister,
Dich, des Volkes geliebtesten Sohn!

Wir begrüßen dich an dem Tage,
Wo das Herz voll Jubel schlägt,
Wo empor im Flügelschlage
Dich ein neu Jahrhundert trägt!

Auseinander theil' die Wolke
Und erscheine deinem Volke:

Wie ein Gott mit Speer und Schild
Steht vor uns dein Flammenbild,
Wie ein Gott in seiner Kraft
Stehst du vor uns riesenhaft!

Ende deines Volkes Irrung,
Der Gemüther Angst und Noth,
In den Kengsten der Verwirrung
Laß' uns hören dein Gebot!

Gustav Pfizer vergleicht in einem längern „Nachruf
an Schiller“ den Gefeierten mit Herakles:

Arbeiten zwölf hat ihm gesendet
Der hatten Schicksalsmächte Groll;
Ob du der Mannheit Bahn vollendet,
War dir die gleiche Zahl schon voll;

Zwar hast du nicht den Speer geschwungen
Und nicht geführt den Keulenschlag;
Doch Mächte durch hast du gerungen,
Und kämpfend fand dich jeder Tag.

In dieser Weise wird die Parallele zwischen Schiller und dem Sohne der Alkmene geistreich und tiefinnig weitergeführt. Die übrigen Gedichte haben wir bereits mit diesem in Nr. 17 kurz erwähnt, auch einige Strophen aus dem in plämischer Mundart verfassten Gedicht des Genter Brudens van Dunsje auf Schiller angeführt.

Von einer soviel wir wissen von Kert beny veranstalteten „Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen, Prologe, Vorträge und Sprüche zur Schiller-Feier“ (München, Fleischmann) liegen uns bis jetzt nur die beiden ersten Hefte vor, welche Prologe und Festgedichte von Georg Herwegh, Freiligrath, Geibel, Bodensiedt, Ringg, Hermann Schmid, Melchior Meyr, Paul Henze, Christian Schad, dem Herausgeber des „Deutschen Musenalmanach“, Friedrich Palm, Brachvogel, Dingelstedt, Ludwig Pfau, Julius Große, A. Becker, Holtei, R. E. Ebert u. a. enthalten. Das von Ludwig Pfau für die Arbeiter in Paris gedichtete und von Meyerbeer in Musik gesetzte „Schiller-Lied“ hat der Sammler als ein „wundervolles“ vorangestellt. Es ist schön, sicherlich eins der schönsten, einfach beredtesten unter den zur Schiller-Feier gedichteten, ob aber gerade das allerschönste, das werden wenigstens diejenigen bezweifeln, welche auch Festgedichte verfaßt haben. Wir führen daraus die drei letzten Strophen an:

Nie hat der Dichtung Flamme
Ein edler Haupt geschmückt;
Du hast dem ganzen Stamme
Dein Siegel aufgedrückt.
Wie weite Lande lichter
Im Abendfeuer stehn —
So darf dein Volk, o Dichter,
In deinem Purpur gehn.

Wir stehen, deine Erben,
Getrennt, doch ungebengt:
Das Volk kann nicht verderben,
Das solche Männer zeugt.
Den du getreut, der Same,
Er schießt in Aehren schon —
Gefegnet sei dein Name,
O Deutschlands liebster Sohn!

Ihr Völker, nah und ferne,
Jauchzt unterm Himmelszelt:
Die Denker und die Sterne,
Sie leuchten aller Welt.
Sprich, Genius, dein Verbe!
Bis jede Schranke fiel —
Die Menschheit und die Erde:
Ein Volk, ein Land, ein Ziel!

Brachvogel echauffirt sich in seinem bei der Festvorstellung auf dem Kroll'schen Theater, auf dem sonst Schiller'scher Geist gerade nicht sehr einheimisch zu sein scheint, gesprochenen Prologe für Schiller fast zu sehr:

Hat größtem Genius die Welt gesehen?

Und weiter:

Wer will dir folgen, strahlender Prophet!

Wer mag nach dir sich aus dem Staub erheben?

Oder:

Wie Schiller kam, wird doch kein andrer kommen!

Nun, der Dichter des „Narciß“ scheint seinen Abstand vom Dichter des „Wallenstein“ wol zu fühlen, und daß er dies fühlt, mag immerhin ehrenwerth sein; aber wenn er künftigen Generationen sogar die Möglichkeit abspricht, daß sich jemand nach Schiller noch „aus dem Staube“ erheben könne, so ist dies doch etwas hart und scheint auf der Annahme zu beruhen, daß das deutsche Volk oder die Menschheit überhaupt künftig nur noch aus lauter Narciß Kameaus bestehen werde. Dabei ist aber später doch davon die Rede, daß jene „erhabenen Gefühle“, deren Schatz Schiller uns hinterlassen, uns mahnen:

Daß sich unsre Seele wende
Zum Ewigschönen auch im schweren Leide.

Das Gedicht verliert sich überhaupt zuletzt in Phrasen, bei denen einem gewöhnlichen Menschenverstande vollkommen wirbelig werden muß:

Ja, Freude leuchte um den Rosentag,
Wo wir zurück auf Schiller's Wiege schauen,
Und ein Bewußtsein, wie ein Wettertschlag,
Elektrisch zuckt durch alle Heimatauen!
O Volk, mein Volk! Laß dieser Freude Flammen
In einer Riesenlosh' zusammenschlagen,
Die Geister, so von Schiller's Geiste stammen,
Zum Himmel auf als heil'gen Dank uns tragen!

Wir sollen also, wenn wir die wirre Phrase recht zu construiren wissen, die Geister, „so von Schiller's Geiste stammen“, als heiligen Dank auf zum Himmel tragen! Welche Geister? Die Geister des Kroll'schen Theaters in Berlin etwa?

Ueberhaupt müssen wir sagen, daß die Gaben einiger Festdichter berühmtesten Namens, wie Herwegh, Freiligrath, Friedrich Palm und Ringg uns hinter denen bisher weniger genannter Dichter wie Julius Baßfi (dessen im bresdener Theater am 9. November von Frau Bayers-Büch gesprochenen schöner Prolog auch einzeln gedruckt ist), Pfau, A. Becker, J. Große u. s. w. weit zurückzustehen scheinen. Soviel wir uns erinnern, rief Herwegh einmal in seinen Gedichten aus: „Was sollen uns noch Goethe und was Schiller?“ oder wie die Phrase lautete; denn es sind etwa 20 Jahre her, daß wir sie, und seitdem nicht wieder gelesen haben. Jetzt aber wirft er in Bezug auf Schiller die Frage auf:

O spricht von allen, welche Schatz' um Schätze
Thurmhoch auf dieser Erde aufgespeichert —
Hat einer so wie Er die Welt bereichert?

Schiller sei „zu groß für unser Lob“, bemerkt der Dichter an einer andern Stelle; nun ja, in der Wirklichkeit wie man ihn lobt, mag allerdings Schiller oft unermesslich größer sein als dieses Lob.

Freilich hat Herwegh bei dem allen wol mehr an die demokratischen Gedanken, die man Schiller unterlegt, als an Schiller selbst gedacht; er sagt:

Ihr habt an Ihm auch Euren Wiß geübt,
Auch Seines Wortes klarsten Sinn getrübt,
Des Volkes Augen aber werden hell;
Es ruft: Ich bin Johanna, ich bin Tell!

Hätte Schiller alle Phrasen, zu denen er die unschuldige Ursache war, voraussehen können, so würden manche seiner schlaflosen Nächte wol noch schlafloser gewesen sein. Herwegh's Festgedicht — ein Prolog, den er selbst im Zürcher Theater am 10. November gesprochen hat und der auch einzeln unter dem Titel: „Die Schiller-Feier in Zürich“ (Zürich, Meyer und Zeller, 1859) erschienen ist — enthält einzelne glänzende, virtuos versifizierte und des Verfassers der „Gedichte eines Lebendigen“ würdige Partien, wie z. B. die Stelle:

Erhebt euch nicht vor einem Meister,
Der vor sein Volk in Purpur tritt:
Erhebt vor einem Fürsten euch der Geister,
Der nur für Menschenwürde stritt u. s. w. —

aber im ganzen erscheint er uns gezwungen und gemacht, pomphaft hohl, allzu breit reflectirend und zu wortreich: ein großer phosphorescirender Dunstkreis um einen sehr kleinen Gedankenkern. Auch Freiligrath's von manchen gepriesenes „Festlied der Deutschen in Amerika“, scheint uns auf eine gewisse geistige Ermattung (die übrigens in seinem schönen Nachruf an Johanna Winkel nicht zu verspüren war) und damit zusammenhängende forcierte Anstrengung hinzudeuten und nicht einfach genug zu sein. Doch um Schiller zu feiern, dazu gehören eben Ideen, und in diesen war Freiligrath nie besonders stark; seine Kraft beruht im Schilbernden und Malenden, im brennenden Colorit. Jedenfalls hat sein Festgedicht vor dem Herwegh'schen den Vorzug größerer Kürze voraus. Auch Hermann Lingg, der ebenfalls mehr im Ausmalen groß ist, scheint uns hier nicht in seinem Fahrwasser gewesen zu sein; sein „Festgruß“, der außerdem auch an manchen sprachlichen Härten leidet, besteht fast durchweg in ziemlich matter Reimerei, wie in folgenden Strophen:

Was rief ihn von den Himmeln ab
Zur Stätte von Geburt und Grab?
Warum verließ er dich, Virgil?
Zog ihn zur dunklen Erde wieder
Zum Los der Sterblichen hernieder
Von jenseits noch ein Mitgefühl?

Sah zürnend ein zu brechend Joch
Sein Genius? Erglöh't nicht noch
Der Schmerz in tausend Herzen bang,
Und bluten nicht noch tausend Wunden;
Für die der Trost in schweren Stunden
Allein sein göttlicher Gesang?

Ein Leitstern seinem Volk zu sein
Glänz' Schiller's Ruhm stets sonnenrein!
So hoher Kraft und Würde voll
Hat keine Muse noch gesungen:
Hat reichrer Wohlklang je gesungen
Als seinem Saitengold entquoll?

Wenigstens von einem Hermann Lingg hat man Dringlicheres und sprachlich und rhythmisch Vollenbeteres zu fordern. Schön dagegen und durchweg von künstlerischer Hand gestaltet ist Emanuel Geibel's Gedicht: „Am Schiller-Tage“, welches beim Festessen am 12. November im Hotel zu den vier Jahreszeiten in München vorgetragen wurde. Von Holtei finden wir gleich vier Beiträge, eine zu Graz

gesprochene Festrede, kurz, einfach und zweckgemäß, das schon früher erwähnte Festlied auf Schiller, nach der Melodie „Ein freies Leben führen wir“ und in einem etwas burlesken Tone gehalten, ein an Friedrich den Großen anknüpfendes gutes Gedicht „1759“ und „Prolog für die vom wiener Verein Concordia veranstaltete Schiller-Feier“, der auch einige treffende polemische Worte gegen diejenigen enthält, welche im „Wortgepräng allein die Größe sehen“. Unwillkürlich drängt sich uns hier der Gedanke an den himmelweiten Gegensatz zwischen Schiller's Idealismus und Holtei's Realismus auf; Schiller würde Holtei's „Wagabunden“, wäre dieser Roman zu seiner Zeit geschrieben worden, als zu ordinär sicherlich weit von sich geschleudert haben; war ihm doch selbst Jean Paul nicht viel mehr als ein wunderlicher Spasmodiker, höchstens gut genug, um sich damit ein paar schlaflose Nachtstunden zu vertreiben; und auch über Holtei's „Schleifische Gedichte“ würde Schiller schwerlich ein günstigeres Urtheil gehabt haben als über diejenigen Grubel's. François Sabatier-Unger mahnt in einem Sonett an Schiller, welches ursprünglich seiner französischen Uebersetzung des „Wilhelm Tell“ *) als Dedication vorangestellt war, die beiden Nachbarvölker daran, daß Schiller's Ideen das Band der Verbrüderung für beide Nachbarvölker abgeben sollen, und er schließt:

Le monde est assez grand pour tous, peuples ou fleurs.
Chacune a son parfum, ses fruits et ses couleurs,
Chacune a sa beauté. — Se font-elles la guerre?

Elles vivent en paix. Faisons mieux: aimons-nous.
Et quand l'ambition nous crie: égorgez-vous!
Répondons: du Germain le Franc est toujours frere.

Im ersten Heft befindet sich ferner eine treffliche Uebersetzung des schönen Sonetts von G. Maffei auf Schiller, von Robert Hamerling, und im zweiten eine Uebersetzung der von dem prager Professor Wenzel Tomek am 10. November auf dem Waldsteinplatz zu Prag in böhmischer Sprache gehaltenen Festrede, worin namentlich, wie dies überhaupt von den meisten ausländischen Festrednern geschah, die kosmopolitische Gesinnung Schiller's hervorgehoben ist, die ihm die Herzen aller Nationen erobert habe. Die ausländischen Verehrer Schiller's begreifen es überhaupt sammt und sonders nicht, wie wir Deutschen dazu kommen, gerade in Schiller den Hauptrepräsentanten der deutschen Einheitsidee zu erblicken, da diese vielmehr mit seinen universellen, kosmopolitischen Tendenzen im geraden Widerspruch stände. Tomek bemerkt weiterhin: „Solange wahrhaftig die unschätzbaren Pergamentblätter von Kóniginhof nicht entdeckt waren, war kaum jemand mehr als Schiller das Muster und die Richtschnur für die junge böhmische Dichtervelt.“

Daß auch die von Karl Tropsch veranstaltete Sammlung von Festgaben „Schiller-Denkmal“ außer den Festreden auch die besten und charakteristischsten Festgedichte

*) Wilhelm Tell. Poème dramatique de Schiller. traduit dans le mètre de l'original par François Sabatier-Unger (Königsberg 1859).

bringt, haben wir schon bei der Besprechung dieser Sammlung erwähnt, auch die Namen der im „Schiller-Denkmal“ vertretenen namhaften Festdichter genannt. Folgenden plastisch geformten und schon wegen seiner zweckmäßigen Kürze sich vorzugsweise zum Abdruck eignenden Trinkspruch, von Th. Fontane im Literarischen Verein zu Berlin am 8. November gesprochen, theilen wir hier vollständig mit:

Es sprach Apoll: „Ich bin der Lieder müde,
Zu Ehren all der Damons und Dämonen,
Ich mag nicht mehr, was unwahr und was prüde.“

Und siehe da, anbrach die Morgenröthe
Der deutschen Kunst, vom Berge stieg zu Thale
Die hehre Doppelsonne Klopstock-Goethe.

Geboren war die Welt der Ideale;
Hell schien das Licht; nur für die nächst'gen Zeiten
Gebrach uns noch das Feuer der Fanale;

Gebrach uns noch das Feuer, das von Weiten
Zu Waffen ruft, von hohem Bergeskamme,
Wenn's gilt für Sitte, Land und Thron zu streiten;

Gebrach uns noch die hohe, heil'ge Flamme,
Die unsern Sinn von Kleinheit, Sehnsucht reinigt
Und uns zusammenschweift zu einem Stamme;

Und Schiller kam — und Deutschland war geeinigt.

In Scherenberg's in demselben Verein gesprochenen Festgedicht gefiel uns am besten, was der Verfasser — es sind nur zwei Zeilen, aber sie sind bedeutsam — den Dichter zum deutschen Volke sprechen läßt:

Ich bracht' zusammen dich, das war das Meine,
Nun bleib' zusammen auch, das ist das Deine!

Moritz Jille hatte den glücklichen Einfall, für den literarischen Monotheismus, der bei der Festfeier das Andenken der andern großen deutschen Dichter zu sehr beeinträchtigte, den literarischen Polytheismus zur Geltung zu bringen, und zwar in einem Taselliede, welches am 10. November in der Centralhalle zu Leipzig gesungen wurde. Er ließ Schiller leben:

Wein des Geistes schenkt er, so feurig und rein;
Wirth soll er beim Festmahl der Geister sein.

Goethe:
Tief und klar ist ein See er auf deutscher Flur,
Drin spiegelt sich Menschheit und Welt und Natur.

Klopstock:
Der mit mächtig tönender Sprache Klang
Das Heiligste, Höchste so herrlich besang.

Lessing:
Wer nicht thut, was Nathan der Weise lehrt,
Der ist nicht des Lichtes der Neuzeit werth.

Herder:
Unter Palmen er wandelt, der Menschheit Prophet,
Vom Lebenshauche der Gottheit umweht.

In ähnlicher Weise, immer in zwei Reimzeilen, charakterisirte der Festdichter weiter Wieland, Jean Paul, Körner, Seume, und zuletzt wurde auch noch der hervorragendsten mitlebenden Dichter gedacht. Mit tiefem Antheil lesen wir in einem Gedicht A. Traeger's die an Deutschland gerichtete Mahnung:

Genug der Boten sind entsendet,
Genug der Zeichen sind gesehen,
Zu viel der Worte schon verschwendet,
Nun müssen Thaten auch gesehen;

Läßt zürnend du von dir ihn weichen
Den Gott der Zukunft und des Lichts,
Wird er aus seinem Buch dich streichen,
Und du verfinst in ew'ges Nichts!

In der Form von Einzelschriften oder bloßen Flugblättern liegen uns nachstehende Saculardichtungen vor: „Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Friedrich Schiller's von Moritz Rappaport. Gesprochen bei der Festvorstellung im gräflich Scharbelschen Theater in Remberg, vom Director Wilhelm Schmidt“ (Remberg 1859); „Prolog zur Schiller-Feier in der Aula der Universität Berlin gehalten von W. Wegener“ (Brandenburg 1859); „Schiller-Feier des Künstlervereins zu Hannover. Poesie und Kunst. Festgedicht zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Friedrich von Schiller's. Gedicht von E. Rommel. Am 11. November 1859 im königlichen Hoftheater gesprochen vom Verfasser (Hannover 1860); „Vorseier. Von Emil Edel“ (Hannover, am 18. October 1859), achtheilige Stangen, wie mit den Goethe'schen Worten: „Denn er war unser! mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig über-tönen!“ als Refrain schließend, bittere Klagen über das jetzige kleine Geschlecht, und über das entzweite Vaterland; „Freie Glossen bei Schiller's Jubelfeier in Königsberg, gesprochen von G. H. F. Resselmann (Königsberg 1859); „Aus der Schweiz. Zur Schiller-Feier am den 10. November 1859. Von Edward Dorer: Egloff“ (Baden), Sinngebichte, Parabeln, Distichen enthaltend; „Schiller-Blüten. Eine Gabe zur Erinnerung an das heidelberger Schiller-Fest am 10. November 1859. Den Bewohnern Heidelbergs dargebracht von Emil Otto“ (Heidelberg, Groos, 1859); „Nacht und Morgen der Deutschen. Ein Morgenlied am Schiller-Tag“ (Leipzig 1859), eine poetische Rhapsodie, zum Theil wunderbar, namentlich in der Rechtschreibung, aber in der That ganz geistvolle Charakteristiken der Koryphäen unserer classischen Literatur und Betrachtungen über die allmähliche Erhebung und Reinigung unserer Literatur zu nationaler Bedeutung enthaltend. Leider können wir bei dem, wir möchten sagen im Verlaufe unserer Betrachtung sich immer mehr um uns verengenden Raum gegenwärtiger Journalnummer auf alle diese poetischen Flugblätter nicht tiefer mehr eingehen. Eine von Julin-Fabrieus zum Vortheil der hamburg'schen Lehrervereinigung herausgegebene Schrift: „Erinnerung an die Sacularfeier des Schiller-Festes“, enthält außer andern poetischen Festgaben eine preiswürdige Dichtung unter der Ueberschrift: „Declamatorische Begleitung zu Louis Lee's Musik zur „Jungfrau von Orleans“, von Heinrich Zeise, der auch das altonaer Schiller-Fest mit einer in der dortigen allgemeinen Liedertafel am 10. November vorgetragenen und in Nr. 91 des „Altonaer Wochenblatt“ abgedruckten Dichtung verherrlichte. In derselben Schrift begegnen wir auch einigen Mittheilungen in Prosa, darunter eine „Erinnerung an Schiller“ von Ernestine Mater, die unter andern bemerkt:

Selten, sehr selten ist es mir vorgekommen, daß Schiller nicht passend zum Lesen für die Jugend erklärt wurde, und wenn es geschah, war ich stets geneigt, ein solches, Schiller

heruntergeschossenes Urtheil mehr der Vorliebe für den Färsen unserer Literatur, den großen Goethe zuzuschreiben — den man durch eine Herabsetzung seines idealen Zeitgenossen noch höher zu stellen wählte, als er schon steht —, als der Uebergangung, daß Schiller wirklich Werke geschrieben, die der Jugend gefährlich werden könnten.

Nun es hieße doch in der That der Wahrheit absichtlich ins Gesicht schlagen und das Verhältniß geradezu umkehren, wenn man jetzt noch so dreist wäre zu behaupten, Schiller müßte um Goethe's willen sich „Herabsetzung“ gefallen lassen. Shakespeare und Goethe werden zu Staub gemalmt, um Schiller — dem man allerdings unendlich viel verdankt, nur nicht die Fähigkeit, seine Ideale, wenn auch nur in den kleinsten Lebenskreisen zu verwirklichen — als den ersten und einzigen Dichter zu proclamiren; Homer und Dante läßt man neben ihm gewissermaßen nur als Karikaturen bestehen; und selbst die Entdeckung der Neuen Welt durch Columbus hat man in allem Ernste behauptet, komme gar nicht in Betracht gegen das, was Schiller alles entdeckt hat. Der Versicherung gegenüber, daß Schiller nie eine Zeile geschrieben, die das Jartgefühl der Jugend und besonders der weiblichen verletzen könne, haben wir schon früher auf so manche unzweideutige Zweideutigkeiten, Rohheiten und Cynismen in Schiller's poetischen Jugendarbeiten hingewiesen. Eins der in der That gar nicht so zahlreichen Gedichte Schiller's, welche auch unter den niedern Volksschichten außer dem Räuberliebe wirklich populär geworden, ist die „Kindestmörderin“, aber gerade dieses Gedicht hat, wie wir überzeugt sind, in den Köpfen und Herzen des weiblichen Geschlechts arges Unheil angestiftet, ungerechnet, daß, wie Criminalisten wissen, unter hundert Kindestmörderinnen kaum eine dem Ideal entspricht, welches hier Schiller von einer solchen aufgestellt hat. In derselben Sammelchrift ist auch die bekannte, an die Entstehung des „Liedes an die Freude“ sich anknüpfende Sage noch einmal abgedruckt, obgleich sie durch nichts beglaubigt ist und gänzlich dem Krise der Schiller-Mythe angehört. Auch Schwerdt in seiner biographischen Erzählung: „Ich habe gelebt und geliebt“, gedenkt ihrer wie einer verbürgten Thatsache.“)

Es bleibt uns noch eine Anzahl allegorischer Festspiele übrig, darunter: „Erdenwallen und Apotheose.

*) Der Prorector des Gymnasiums zu Guben, Sause, bemerkt in seiner aus dem „Neuen Lausitzischen Magazin“ separat abgedruckten, für verdächtigten Schiller-Rede in Betreff solcher Mittheilungen: „Mehrere dergleichen Erzählungen, denen Thatsachen zu Grunde liegen können, erwecken die Vermuthung, mancher Verehrer Schiller's habe sich denselben so gedacht, wie er ihn zu haben wünschte. Sie sind also weniger Schiller's, als hinsichtlich der Verehrer desselben bildungsgeichtlich merkwürdig, gerade so wie das, was in „Wallenstein's Lager“ die Soldaten über den von ihnen bewunderten Feldherren aussagen.“ Hat man doch sogar einigen Werth auf die Trablition gelegt, wonach Schiller einmal an einer einsamen Waldstelle von dem Gefühl ergriffen worden sei, daß hier ein Todter begraben liege. Wenige Augenblicke nachher habe jemand erzählt, daß wirklich vor Jahren an dieser Stelle ein reisender Fuhrmann ermordet worden und daß dessen Leichnam hier eingegraben sei. Bei Schiller, dem man gern übermenschliche Eigenschaften beilegen möchte, hält man eben alles für möglich, was man sonst in das Gebiet des Aberglaubens verweisen würde.

Allegorisches Festspiel zur Säcularfeier Schiller's von Rudolph Gottschall“ (Dreslau, Trevenndt, 1859). Man erblickt zuvörderst Schiller, in seinem Studierzimmer blickend und denkend, heimgesucht von den drei „grauen Schwestern“ Sorge, Mangel und Noth, die sich im zweiten Auftritt in nachstehender liebevoller Weise aussprechen:

Sorge.

Von der Wiege bis zum Grabe solg' ich dir, ein Kind der Nacht —
Und von jedem Freudentage pflück' ich schönster Blüten Pracht.
Vor dem Morgen sollst du zittern, wenn das Heute! dich entzückt —

Hinter jedem Glücke laur' ich — und du bist nur halb beglückt.
Keine Schicksalswetter schleudr' ich, doch mein Tropfen höhlt den Stein —

Auf die bleiche Wange zaubr' ich einen sieberrothen Schein.
In des Dichters holden Wahnsinn flüstr' ich mein geheimes Wort,
Und des Geistes Blütenfülle ist entblättert und verdoert.
Monumente mag die Zukunft deinem Andenken weihn,
Doch die Gegenwart verwandelt mein Medusenhaupt in Stein.
Ob mich einst dein Namen bannet, der ein großes Werk beschützt —
Heut' noch steh' ich vor dem Dichter, auf mein altes Recht gestützt.

Mit dem Geist der Mitternächte wachsen meine Geister groß —
Was er schafft, gehört dem Volke — mir gehört sein Erdenloos!

Mangel.

Wie die Schlange durchs Gestrüppe kriech' ich durch dein Leben hin —

Eine ewig ungewünschte, häßliche Begleiterin!
Hat er doch genug des Goldes in des Geistes tiefem Schacht —
Daß kein irdisch Gold ihn lohne, steh' ich sorgsam auf der Wacht!
Meine fargen Sellen zähl' ich ihm verdrüsslich in die Hand —
Wie von seiner Schwelle weich' ich — und so will's sein Vaterland.

Noth.

Ein geschmähter Schatten bin ich, doch veränd'gen Dankes werth.

Ja, ich bin des Dichters Muse; er befringt, was er entbehrt.

Dann kommen die Kritik, der Zelot, der Hofmann, der Philister und der Schauspieler, um jeder in seiner Weise etwas an Schiller auszusagen. Dame Kritik spricht nicht etwa in heulenschlagenden Knittelversen, sondern in sehr zierlichen wohlgebauten Anapästten:

Dich begrüßt die Kritik, mein wackrer Poet, die älteste aller Sibyllen —

Sie beäugt dein Werk mit prüfendem Blick sorgsam durch die saubersten Brillen.

Sie zergliedert es scharf mit chemischer Kunst und verdampft es in ihren Retorten

Und findet zuletzt nur ein hohles Gebräu von schwülstig pathetischen Worten.

Kein wahres Gefühl, das zum Herzen uns bringt und nichts natürlich und innig,

Wortschwall, der berauscht und selten ein Vers, der einfach, lieblich und sinnig.

Nachdem sie alle Stücke Schiller's durchgesehen, schließt sie:

So hab' ich dich jetzt ganz aufgeldaßt und des Volkes Irrthümer berichtigt,

Und was du erschuffst, den schillernden Glanz, in Dunst und Nebel verflüchtigt,

Verschwinde denn rasch! Du bist und bleibst ein Nichts, das die Richtigen preisen,

Ein Dichterphantom, das die Menge besticht — dixi! das war zu beweisen!

Die Strafpredigt des Philisters lautet:

Was die Glocke betrifft, die gefällt mir wohl — da hab' ich das eigene Erlebnis!

Geburt, Hochzeit und Feuersgefahr und auch ein ehrlich Begräbniß.

Doch ich und mein Weib, wir können nicht für deine Tragödien schwärmen —

Salb schläft man ein, dann wacht man auf von ihrem betäubenden Lärmen.

Mütern läßt mein schwachnerviges Weib vom tragischen Fieber sich schütteln;

Den Pfand lobt sie, den Kogebue — die wirken mit sanfteren Mitteln.

Hyperisch ist sie, mein Freund, allein historisch nicht im geringsten.

Historie bleibt langweilig stets schon in der Schule dem Jüngsten.

Was Ideal: Wir wollen uns sehn, wie wir natürlich gewachsen.

Drum laß, mein Freund, in künftiger Zeit all deine romantischen Faren

Und setze nur mich, wie du mich siehst, mit Weib und Kindern in Scene —

Einträglicher ist ein solches Stück und viel solider als jene.

Schiller wird alsdann ins Elysium hinübergeführt, und es erfolgt nun die Apotheose, indem Germania, Frauen, Krieger, Bürger und Künstler ihm ihre Guldigung darbringen. Das Ganze hat, wie sich von Gottschall im Grunde von selbst versteht, Geist und Schwung und in der Verherrlichung Schiller's waltet das richtige Maß. Eigenthümlich erscheint es, daß, was Versbau und Sprache betrifft, die meiste Sorgfalt auf die Reden der Weiniger und Tadel Schiller's verwandt ist.

Ein im Auftrage der darmstädter Hofbühne verfaßtes und für die Aufführung am 10. November bestimmtes Festspiel erschien unter dem Titel: „Ein Dichtertraum. Phantastisches Festspiel zur ersten Jahrhundertfeier von Schiller's Geburt. Mit freier Benutzung Schiller'scher Dichtungen von Emil Pirazzi“ (Offenbach 1859). Mit einer heutzutage selten gewordenen Bescheidenheit spricht sich der Verfasser im Vorwort über die Idee aus, die ihn bei Abfassung seines Festspiels leitete:

Nach meiner tief begründeten Ueberzeugung dürften nur wenige unter den Poeten des jetzigen Deutschland berufen sein, den Schiller'schen Genius würdig zu feiern; und mich selbst zu diesen wenigen zu rechnen, der ich gar nicht einmal auf den Namen eines Dichters Anspruch machen darf, konnte mir natürlich nicht im Traume einfallen. Und doch wagte ich den Versuch? Ja — ich hab's gewagt! Aber Schiller's eigene Muse hat zur Verherrlichung ihres Dichters das Meiste dabei selbst gethan!

Mir kam nämlich eine eigenthümliche Idee. Der Versuch, den hohen didaktischen, ethisch-philosophischen Gehalt von Schiller's Gedichten zu einer Perlenschnur in Gesprächsform aneinander zu reihen, zu einer vielleicht nicht ganz kunstlosen Mosaik dialogisch zusammenzusetzen, und damit für die Bühne nutzbar zu machen — schien mir neu und unternehmenswerth.

Es ist hundertmal gesagt worden, Schiller sei der Dichter der Idealität wie kein anderer, gleichsam „par excellence“ gewesen. Das ideale Moment muß also bei jeder Schiller-Feier entschieden in den Vordergrund treten. Wie klein, wie armelig, ja wie gefährlich muß aber jeder ideale Flug im Stile Schiller's sich bei dem Sohne der Epigonzeit ausnehmen, wie sehr an den unglücklichen des Dädalus erinnern, wie ähnlich — mit einem Sturz in das Wasser des leeren Bombastes — wird er voraussichtlich enden! Die eigenen Fittiche tragen uns Kinder einer realistischen Zeit nur noch in seltenen Augenblicken ins alte poetische Land — und es ist vielleicht auch so ganz gut!

Da gedachte ich der Fabel vom Adler und Zauwatz, und

befchloß, mich vom Dichterraum unter die starken Schwingen zu nehmen und mich von ihm selbst auf die Sonnenhöhe seiner Tage tragen zu lassen, in deren lichtem, reinem Aether unsere heutigen schwerfälligen Lungen auf die Dauer kaum noch zu atmen vermögen.

Uebrigens findet auch die romantische Poesie in diesem Festspiel ihren Vertreter an Ludwig Tieck, dessen „Der Aufzug der Romane“ betitelter Prolog zum „Kaiser Octavianus“ mehrere Stellen entlehnt sind. Der Verfasser hält es für gerathen zu bemerken, er sei der romantischen Poesie „lange nicht so abhold, als es wol scheinen möchte“.

Zum Besten der Schiller-Stiftung erschien: „Die Weiße des Genius. Ein Festspiel den Manen Schiller's dargebracht zum 10. November 1859 von Philipp Heinrich Wolff“ (Berlin, Haffenberg, 1859). Das Festspiel spielt auf dem Marktplatz in Warbach, mit dem Schiller-Haus im Hintergrunde. Es ist Sonnenaufgang. Hellas und Germania plaudern miteinander, Hellas in Distichen, Germania in gereimten Versen. Letztere fordert die erstere zu dem gemeinsamen Werke auf, die Idee des Germanenthums mit hellenischem Geiste zu ergänzen und die Kinder der Germania einig und frei zu machen und dadurch auch die Welt zu befreien. Da verschwindet die Decke am Schiller-Hause, und man erblickt „ein reiches Zimmer, in welchem eine Wiege mit einem Kinde; über demselben zwei schwebende Genien, die einen Lorbeerfranz halten“. Das ist der kleine Friedrich Schiller! Und Hellas ruft aus:

Genie, was erblick' ich! Fürwahr seit Homeros, Sophokles, Plauto

Sah ich kein sterbliches Haupt, das so die Götter gewick! Wahrlich dieser vollbringt es! u. s. w.

Ein für das Stadttheater in Magdeburg gedichtet, doch so viel wir wissen nicht zur Aufführung gelangtes Festspiel, dessen Ertrag für das berliner Schiller-Denkmal bestimmt ist, erschien unter dem Titel: „Rückblick auf die hundertjährige Schiller-Feier. Gelferstimmen. Festspiel in einem Aufzuge von Ernst Roth“ (Berlin 1859). Dieses Festdrama spielt in einer „großen Stadt“ und zwar am 10. November 1859 abends. Die unglückliche Hauptfigur des Festspiels ist ein Literat Schropp, der sich herausgenommen, an Schiller zu mäkeln; dafür erschein ihm nach und nach die Hauptgestalten aus den Dramen Schiller's und fangeln ihn weiblich ab, selbst der eck und sentimentale Wütherich, Mörder, Räuber und Mordbrenner Karl Moor, der sich „ewig würdig“ nennt, „und Modernen aufzurütteln“. Der Literat Schropp ist nicht so schlimm, als er sich gerberdet; er wird weicher und weicher und gibt sich endlich dem Schiller'schen Genius ergeben. Nachdem Schropp so zum Schillerianer bekehrt worden, erscheint sein Freund, der Literat Innig, und es folgt ein nachstehendes fideles Zwiegespräch:

Innig.

Bravo, Menschenfeind!

Wir wollen uns sogleich verirrt
Zu lust'gen Leuten hinbegeben,
Und lassen Schiller heut' noch leben.
So komm —

Schroff (Wie unter den Wurzeln wachend).

Ich geh' stolz mit dir —
Dionysos spricht aus der Sonne!

Beide (im Abgehen singend):

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne! u. s. w.

Angehängt sind mehrere Gedichte auf Schiller, darunter ein „Trinlied“, worin Schiller's Poesie als „vergeistigtes Burghentum“ gefeiert wird, weil er mit schwarzer Tinte, mit des „Herzbluts tiefstem Roth“ und mit des Herzens „reinstem Gold“ geschrieben habe.

Von demselben Verfasser erschien eine lyrische Dichtung: „Erinnerungstage an Schiller und Goethe“ (Berlin 1859). Der Verfasser schildert darin die literarische Entwicklung eines „Bürgerschulgenossen“, der in seiner Jugend, wie dies ganz natürlich ist, ausschließlich für Schiller schwärmte, später aber, als er mehr das Leben und den „Abstand zwischen holdem Trug und Sein“ kennen lernte, sich Goethe in einer Weise zuwandte, daß er „das Glühn für Schiller beinahe — Schaugepräng“ nannte, und erst zum Schluß die großen Eigenschaften beider Dichter gerecht gegeneinander abwägen lernt. Insofern ist die Tendenz der Dichtung eine löbliche zu nennen. Das poetische Bedürfnis ist mit einigen gefühlvollen Strophen dem „geliebten Kranken“ Dichter Julius Rosen gewidmet.

Die Säcularfeier Schiller's war unleugbar, im ganzen eine großartige Erscheinung, die freilich sehr an Werth und Bedeutung verlieren würde, wenn sie eine nur flüchtige, vorübergehende geblieben sein sollte, ohne dauernde Nachwirkung auf die stiltliche Erhebung und die nationale Willenskraft des deutschen Volks. Doch sind davon auch einige üble Nachklänge zurückgeblieben, deren einen jüngst Robert Heller im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten“ unter der Ueberschrift „Ein übler Nachklang des Schiller-Festes“ beleuchtet hat. Heller's Aufsatz bezieht sich auf eine Fabel von Bernhard Gndrulat herausgegebene, mit Illustrationen nach Zeichnungen von Otto Spedter ausgestattete Schrift: „Die Schiller-Feier in Hamburg“, in der er vorwirft, daß sie zu polemisch, zu kleinlich klatschhaft, zu stark von dem Selbstbewußtsein ihres Verfassers durchdrungen sei, und daß durch die ganze unhistorische Schilderung, durch den ganzen „Wust höchstens ein paar politische Phrasen mit Gepolter durchbrechen“. Nun an solchen politischen „Gepolter“ haben es auch unsere Festdichter nicht fehlen lassen, wennschon wir keineswegs in Abrede stellen wollen, daß in einem Festhymnus oder einem Prologe das politische Pathos viel mehr an der Stelle ist, als in einer bloßen Festbeschreibung. Gewiß ist es aber, daß überhaupt sehr vieles gethan, gedichtet und gesprochen worden ist, was den Spottgeist herausforderte und sicherlich ist sehr viele Satire im stillen im Gange gewesen, aber verbissen und verschluckt worden. Angesichts solcher Erscheinungen und Erfahrungen will es uns überhaupt in manchen Augenblicken bedünken, als ob nicht das ideale Pathos, sondern die ärgerliche, bissige, witzige, nihilistisch-pessimistische Satire und Raustel ohne humoristische

Verklärung dasjenige Lebenselement sei, in welchem sich unsere Generation am wohlsten befinnt. Der Witz findet wenigstens mehr Nahrung als das Pathos, das in der That nicht in unsern Zuständen begründet zu sein und der Durchschnittsbildung unserer Zeit wirklich zu hoch zu liegen scheint; daher auch das Uebergewicht der Poesie, und zwar gerade wegen der nach allen Seiten hin Zersplitterung austheilenden Couplets, über die Tragödie und das ernste Drama. Doch hat unser Wissen unter allen unsern Dichtern nur Eduard Bauernfeld, ein wesentlich moderner Geist, den Muth gehabt, offen mit einem Spottgedicht gegen die an das Schiller-Jubiläum sich anhängenden komischen Momente aufzutreten, und zwar in dem in Nr. 4 des „Deutschen Museum“ veröffentlichten Gedicht: „Schiller-Feier. Ein nachträgliches Festgedicht.“ Da wir es in unserer vorstehenden Betrachtung so viel mit dem hohen Pathos zu thun hatten, so wollen wir nun zum Schluß auch dem heitern Gott Komus sein Recht widerfahren lassen. Bauernfeld singt und schäkert:

Die Männer, die Greise waren wie toll,
Die Mädchen und die Frauen;
Es regte sich ein eigener Geist
In „allen deutschen Gauen“.

Am Rhein ist's herrlich wie am Main,
Am Neckar und an der Wesel,
Doch wer von „deutschen Gauen“ spricht,
Der ist gewiß ein Esel.

Einst tagte die Gemeind' im Gau
Frei unter Buchen und Birken;
Die Gauen sind umgewandelt längst
Zu Polizeibezirken.

Es wird nun geschildert, wie die Polizei über diese Bewegung in Schrecken gerathen sei, wie dagegen es die Regierungen für angemessen gehalten hätten, dem Feste keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen, wie sie vielmehr gesagt hätten:

Wir wollen, daß man das Comité
Nach Kräften unterstütze,
Wir selber stellen uns dabei
An der Bewegung Spitze.

Und tausend Thaler wollten wir
Zur „Stiftung“ subscribiren,
Im Hoftheater soll man heut'
Den „Wilhelm Tell“ agiren.

Als man dies im Regierungsblatt gelesen:

Da pries man die Regierung laut
In Preußen wie in Sachsen,
Und jedes Comitémitglied
War um einen Zoll gewachsen.

Nun habe man „Was ist des Deutschen Vaterland?“ gesungen, schwarzrothgoldene Fahnen aufgesteckt und viel Tausende von Thalern in Del und Lampen verthan:

Das liebe Geld! Das schöne Geld!
Das muß nun verduften, verdrauchen!
Der arme Schiller! als er noch lebt,
In Weimar konnt' er es brauchen.

Und auf die Ehren hätte er gern
In seinem Leben verzichtet,
Ließ frei man walten und ungehört,
Was er gedacht und gedichtet.

Doch lebt' er jetzt und schrieb' er heut',
Es ging' ihm wie's gegangen,
Ja schlimmer noch! Denn wir sind nicht mehr
So naiv und unbefangen.

Schrieb' einer nur den „Fiesco“, den „Tell“,
„Kabale und Lieb“ und so weiter —
Wie bräczt' es auf die Bretter je
Ein jegiger Bühnenleiter!

Der Dichter aber, der solches heut'
Sich unterkünde zu schreiben,
Den würde man bald einmüthiglich
Aus deutschen Gauen vertreiben.

Der Spötter schließt:

So ward mit Fackelzug und Banket
Der todte Schiller gefeiert,
Auch hat dabei eine ganze Schar
Von schlechten Poeten geleitert.

Ein großes Album liegt bereit,
Um nächstens herauszukommen;
Ich feuerte bei dies Festgedicht —
Sie haben's nicht angenommen.

Nun, unsere Lyriker haben ihre Pflicht redlich gethan; war das Jubelfest Schiller's doch auch ein Jubelfest der Poesie; wie hätten sie und gerade sie fehlen dürfen? Nur leider ist dem Respekt für die Poesie dadurch kein Zuwachs zu Theil geworden; das Publikum hat sich vielmehr davon überzeugt, wie wohlfeil man heutzutage Gedichte und selbst oft gute haben kann, und daß es nicht gerade immer die berühmtesten Dichter waren, welche das Beste lieferten. Wenn in einem Jahre viel Korn und Wein wächst, so ist dies zwar sehr schön, aber Korn und Wein sinken im Preise und in der Werthschätzung des Publikums, und die Gutsbesitzer fangen an über „schlechte Zeiten“ zu klagen. So geht es auch mit der Poesie, wenn sie sich allzu fruchtbar zeigt; man fängt an, sie für eine ziemlich gewöhnliche leichtthandliche Kunst zu halten, zu deren Ausübung es gerade keiner besondern Mühe und keiner besondern Geschicklichkeit bedarf.

Hermann Marggraff.

Ein Roman aus dem Leben Mohammed's.

Die Mädchen von Chaiabar. Roman aus dem Leben Mohammed's von Orientalis. Stuttgart, Nepler. 1859. Gr. 16. 2 Thlr.

Ein Roman aus dem Leben Mohammed's! Dieser Gegenstand kann locken, das Thema ist wenn auch nicht ganz neu, so doch wenigstens nicht ganz so verbraucht, wie andere Themen geschichtlicher Natur. Was für interessante Episoden bietet das thatenreiche Leben dieses Propheten von Mekka, dessen Wirken für die ganze Entwicklung des geistigen Lebens der Völker im vorderasiatischen und afrikanischen Orient von so tiefgreifendem und nachhaltigem Einfluß gewesen, was für verschiedenartige Situationen, die zum großen Theil bis jetzt nur in stizzenhaften Umrissen gezeichnet worden sind. Ein Mann von so seltener Thatkraft, von so origineller geistiger Begabung, wie Mohammed es war, wäre allerdings ein würdiger Gegenstand für einen historischen Roman, vorausgesetzt, daß der Dichter sich nicht blos an die Schwächen, welche in seinem Leben unteugbar hervortreten, sondern mehr und lieber an die geistige Bedeutung desselben halten wollte. Allem Anschein nach beabsichtigte aber unser pseudonymer Verfasser in keiner Weise eine Charakteristik Mohammed's, wenigstens wollen wir dies nicht voraussetzen. Sollte

dies aber doch der Fall sein, so müßten wir den eigentlichen Zweck des Romans für verfehlt halten, da der Kern desselben eine nichts weniger als platonische Reizung des Propheten zu Sawda bildet, die mit den religiösen Ideen, als deren Träger Mohammed nun einmal angesehen werden muß, in seiner Weise etwas gemein hat. Uebrigens ist diese sinnliche und, wir dürfen wol mit Recht sagen, Schattenseite im Leben desselben diejenige, welche der Verfasser in dem Charakter Mohammed's besonders hervorhebt, während der in einer edeln, stillen Weislichkeit gehaltene Charakter Sawda's alle Sympathien erregt.

Doch vergegenwärtigen wir uns zunächst den historischen Boden, auf dem der Roman sich bewegt. Die wiederholt vorgefallenen Streitigkeiten der Moslim mit den jüdischen Stämmen Arabiens hatten schon seit geraumer Zeit in Mohammed den Entschluß zur Reise gebracht, gegen die bedeutendsten derselben einen Vernichtungskrieg zu unternehmen. Seine Predigt von Allah und der Prophetenschaft Mohammed's konnte keine zünftigen und hartnäckigeren Gegner finden, als die Juden es waren, welche stolz auf den Glauben ihrer Väter und sich als das auserwählte Volk Jehova's ansehend, diesen Neuling des Monotheismus verachteten und mit allen Waffen ihn und seine Anhänger bekämpften.

In dem ersten Monat des siebenten Jahres der Hedschra (Mai 628 n. Chr.) unternahm es endlich Mohammed, seinen längst gefaßten Entschluß auszuführen. Mit 1400 Mann, unter denen 200 Reiter, zog er gegen die Juden von Chaiabar, welche in diesem Gebiete mehrere besetzte Schlösser, Raim, Kulla, Wess, Sab, Bara und Ramus, inne hatten. Mit kühner Hand durchstürmten die Moslim diese Schlösser, machten reiche Beute und zogen nach kurzer Rast ab. Noch während seines Aufenthaltes in den eroberten Schlössern als Ramus wählte Mohammed die in demselben mit erbeutete Jüdin Sakia für sich als Beuteanteil und heirathete sie während der Rückkehr, nachdem sie sich zum Islam bekennt. Eine andere Jüdin aber, Namens Zeinab, die nicht des jüdischen, Anführers Marhab, der im Zweikampfe mit Ali oder Mohammed ben Maslama fiel, reichte, um den Tod der Jüdigen zu rächen, Mohammed, der sich von ihr bewirthet ließ, einen vergifteten Lammbraten. Ein Zufall rettete den Propheten, welcher den ersten Bissen davon wieder ausspie. Ob er Zeinab begnadigte oder nicht, darüber sind die Geschichtsschreiber selbst nicht einig.

Vergleichen wir damit den wesentlichen Inhalt der hier gebotenen Erzählung. In den spärlich erleuchteten Hallen des dem Fürsten der Juden von Chaiabar gehörenden Schlosses al-Ramus treffen wir die Tapsen dieses Geblüts zu erster Rathung versammelt. Unter Vorsitz ihres Rast, Harith Ibn-rabi verhandeln sie über die Frage, ob sie dem mit seinem Heer ihren Grenzen sich nähernden Propheten Frieden antragen oder ob sie sich zu muthiger Vertheidigung und Abwehr rufen sollen. Kenana Ibn Hafif, der geizige Schwiegersohn des reichen, an dem Rande des Grabes stehenden Rast fürchtet den Verlust aller Schätze, wenn der Prophet triumphirend in al-Ramus einziehen sollte und rath deshalb zum frieblichen Vergleich; ihm gegenüber steht eine andere nach dem Krieg sich sehneude Partei und an ihrer Spitze der muthige Marhab, welcher in von Kampf begier glühenden Worten darthut, wie nothwendig es sei auf Abwehr und Vertheidigung zu denken, wie bringend dies die Pflicht gegen den alten Glauben der Väter erheische und wie wenig würdig es zugleich sei, durch die drohende Gefahr zu einschüchtern zu lassen. Sein Rath bringt durch: an der Spitze seiner Truppen zieht er den Moslim entgegen, muß aber nach lange zweifelhaftem Kampfe der Uebermacht weichen und Mohammed zieht als Sieger in das Schloß al-Ramus ein. Im greife Rast ist während des Kampfes gestorben und sein Schwiegersohn Kenana ihm gefolgt, welcher vor allem darauf bedacht ist, dem stolzen Sieger sich geneigt zu machen. Ein böser Genius rath ihm, seine schöne Stieftochter Sawda dem Propheten als Sklavin anzubieten: sie wird diesem vorgeführt und erregt so sehr des Propheten sinnliche Reizung, daß er sich entschließt

ihre seine Hand anzuzeigen. Die Folge Sawda aber liebt Ali, mit dem sie ein Zufall zusammengeführt hat, und widersteht den Anträgen des ihr verhassten Propheten. Endlich aber ergibt sie sich schreibend in den Gedanken, Mohammed's Gattin zu werden, fordert ihn auf, für den nächsten Abend alles zur Hochzeit vorzubereiten und entläßt nun den von sinnlicher Begierde glühenden Propheten mit dieser frohen Aussicht. Am bestimmten Abend schickt Sawda diesem das von ihr zubereitete Hochzeitsmahl in sein Zelt, wo er mit seinem Freunde Khaleb Ibn Wail sehnsüchtig die Braut und die Zeugen erwartet. Hunger überwältigt beide und sie beginnen von dem vor ihnen stehenden Lammesbraten zu essen — da plötzlich stürzt Sawda todtentbleich in das Zelt. Sie hat mittlerweile erfahren, daß sie Zeinab, die für ihre gehaltene Tochter des Propheten sei, dem sie vergiftete Speisen vorgesetzt. Die Hoffnung, einem Vätermorde vorbeugen zu können, beflügelt ihre Schritte. Noch wird Mohammed gerettet und — verheirathet seine Tochter Sawda mit Ali.

Dies ist die rasch hingeworfene Skizze des unlesbar viel Interessantes enthaltenden Romans, der aber doch von der beglaubigten Geschichte zu sehr abweicht, als daß man ihn einen historischen nennen könnte. Ist schon das Verhältnis zwischen Sawda oder Zeinab und Mohammed historisch in keiner Weise begründet, denn Sawda, eine Witwe, wurde von Mohammed lange vor dem Trefen von Chaidar geheirathet, so ist es ebenso wenig das von Sawda zu Ali, welcher die Fatime, Mohammed's Tochter heirathete. Eine so starke Verfehlung aller historischen Verhältnisse, namentlich wenn sie dazu beiträgt, einen in der Weltgeschichte immerhin bedeutend dastehenden Mann, wie Mohammed, zu verkleinern und ihm Thaten unterzuschreiben, welche auf seinen Charakter ein entschieden falsches und gehässiges Licht werfen, verstoßt denn doch zu arg gegen das Gerechtigkeitsgefühl, das auch dem Romanschreiber nicht abgehen darf. Will Orientalis seine Leser nur unterhalten, nun so hat er seinen Zweck so ziemlich erreicht, denn sein Roman ist nicht langweilig; verfolgt er aber höhere Zwecke, beabsichtigt er eine treue Charakter- und historischer Persönlichkeiten, so rathen wir ihm für die Zukunft, sich mit den Quellen etwas nachhaltiger zu beschäftigen. Daß er Talent hat, einen Charakter richtig aufzufassen und darzustellen, das beweist seine Schilderung Ali's. Sollte dieser pseudonyme Orientalis etwa ein verkappter Schiit sein?

41.

Die Legende von den zehn Märtyrern.

Midrasch elo Eskora; die Sage von den zehn Märtyrern, metrisch übersezt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Paul Möbius. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Die Verfolgungen, welche die Juden unter den römischen Kaisern zu erdulden hatten, waren nicht weniger schrecklich als die Christenverfolgungen; ja sie waren dem Umfang nach noch bedeutender, weil die Tyrannen bei den Juden ein ganzes Volk, also eine compacte Masse vor sich hatten, während es sich bei den Christen nur um eine Sekte handelte, deren Mitglieder an den verschiedensten Orten zerstreut lebten. Am schrecklichsten wüthete der Kaiser Publius Aelius Hadrianus (117—138 n. Chr.), der durch seinen Feldherrn Julius Severus Palästina gänzlich verwüsten (135 n. Chr.) und an der Stelle des zerstörten Jerusalems eine neue Stadt, Aelia Capitolina, erbauen ließ. Die wilde Grausamkeit, mit der er gegen das unglückliche Volk wüthete, ist haarsträubend und kann in der Weltgeschichte, die doch an solchen Scenen keineswegs arm ist, höchstens mit der des blutdürstigen Amerlan verglichen werden. *) Funfzig stark be-

festigte Städte und 985 offene Ortschaften wurden auf seinen Befehl zerstört und die Zahl derer, die binnen drei Jahren ermordet wurden, soll 580,000 betragen haben. Eine fast ebenso große Menge wurde durch Krankheit und besonders durch Hunger vernichtet; denn um dem drohenden, oft qualvollen Tode zu entgehen, mußten sich die unglücklichen Juden in die unzugänglichen Gebirge flüchten, wo sie an allen Lebensmitteln Mangel hatten, sobald sie sich endlich von den Leichnamen ihrer Todten ernähren mußten. Die Sicherheit, die sie in ihren Verstecken gefunden hatten, reizte die Wuth der Verfolger nur noch mehr; man suchte sie aus denselben zu locken. Es wurde bekannt gemacht, daß man denen, die sich freiwillig stellen würden, Gnade würde widerfahren lassen. Viele ließen sich dadurch bethören, aber man schleppte sie auf einen großen Platz, und mit einem die Grausamkeit noch steigenden Hohn ertheilte der römische Feldherr den Befehl, sämtliche Gefangene niederzujagen, ehe er noch seinen Hühnerschenkel verzehrt haben würde. Andere Gefangene wurden zu Tausenden auf den Märkten unter den Preisen der Lastthiere verkauft.

„Unter den Erzählungen, die die Grausamkeit Hadrian's schildern, ist folgende vorzugsweise bezeichnend. Ein armer Israelit grüßte einst den Kaiser voll Demuth und Ehrfurcht. Wer bist du? fragte der Kaiser. — Ein armer Jude. — Wie kannst du, elender Jude, so unverschämmt sein, den Kaiser zu grüßen? verzeigte der Kaiser, und ließ den Juden entführen.

„Ein anderer Jude, der dies gehört, hielt es für das Beste, den Kaiser bei der Begegnung gar nicht zu beachten. Doch Hadrian fragte: Wer bist du? — Ein unglücklicher Jude. — Und ein verächtlicher Jude hat die Frechheit, bei dem Kaiser vorüberzugehen, ohne ihn zu grüßen? — Und sogleich befahl er, ihm das Haupt abzuschlagen.

„Als einer der Hofsleute sich eine Vorstellung dagegen erlaubte, rief ihm der Tyrann zu: Schweig! Hadrian hat nicht erst zu lernen nöthig, wie er seine Feinde verderben soll!“

Hadrian wußte wol, daß er die Juden nur dann wirklich unterwerfen könne, wenn er ihre Religion vernichte, in welcher sie stets neue Kraft fanden, den Kampf gegen die Römer wieder zu beginnen. Daher ließ er an die Stelle des Tempels einen dem capitolinischen Jupiter gewidmeten Tempel errichten; er ließ an einem Thore der neuerbauten Stadt einen Schweinskopf anbringen; er ließ an allen den Juden heiligen Stätten Götzenbilder anbringen, er ließ endlich sogar das Studium des Gesetzes, die Beschneidung und den Sabbat und außerdem fast alle übrigen Gesetzeshandlungen unter den furchtbarsten Strafen verbieten, sowie er auch den Lehrern auf das strengste verbot, Schüler um sich zu versammeln.

An das letzte Verbot schließt sich die Legende an, von welcher uns eine Uebersetzung vorliegt. Sie ist in metrischer Form (in fünffüßigen reimlosen Jamben) abgefaßt, obgleich das Original in Prosa geschrieben ist; wir glauben mit dem Uebersetzer, daß er hierdurch trotz des scheinbaren Widerspruchs das Original in der That mit größerer Treue wiedergegeben hat, als es durch eine Uebersetzung in ungebundener Rede hätte geschehen können. Daß der einfach und doch orientalisches gefärbte Geist des Textes mit seiner religiösen Kraft und Ueberzeugungstreue bewahrt worden ist, läßt sich aus der Haltung der Uebersetzung annehmen, auch ohne daß man sie mit dem Original vergleicht.

Dies beginnt in echt morgenländischer Weise mit einem Gleichniß:

Als einst die Bäume Gott erschaffen hatte,
Sah'n sie mit Stolz auf ihrer Wipfel Höhe,
Und blühten stolz sich, eitles Hoffart voll;
Doch als von ihm erschaffen war das Eisen,
Da beugte sich ihr stolzer Sinn, und: „Wehe,
Ach wehe!“ riefen sie, „daß Gott erschuf,
Was uns Verderben bringen wird und Tod!“ *)

*) Zu dieser Stelle macht der Uebersetzer die Bemerkung, daß der Hochmuth der Bäume und ihre Furcht vor der Ueberlegenheit auch

*) Der deutsche Reitermann Schiltberger aus München, der längere Zeit als Gefangener den Jügen Amerlan's folgte, erzählt in der neuerlich von Neumann herausgegebenen Beschreibung seiner dreißigjährigen Gefangenschaft manche entsetzliche Einzelheit von den Grausamkeiten dieses entmenschten Wüthrichs.

So auch, nachdem der Tempel war zerstört,
Erhöben übermütig ihre Stimme
Die frechen Spötter jener Zeit zu sprechen:
„Was schaden uns des Tempels Ibre Trümmer?
Seht doch, noch leben uns der Weisen Schütter,
Sie, die nach dem Gesetz und den Geboten
Die Welt hinweisen auf den rechten Weg.“

Da gab Gott dem Kaiser (Hadrian) ein, das Gesetz des Moses zu lesen, und als dieser zu der Stelle kam: „Wer einen Menschen stiehlt und verkauft, daß man ihn bei ihm findet, der soll des Todes sterben“ (2 Moses 21, 16), ließ er zehn der Weisen Israels rufen und fragte sie, welches Urtheil der von den Söhnen Israels zu gewärtigen habe, der seinen Bruder stiehlt und ihn als Sklaven verkaufe. Und da sie ihm antworteten, er solle des Todes sein, versetzte der Kaiser:

„Wenn dem so ist, seid ihr des Todes schuldig!“ —
„Sag' an, warum?“ — „Um Joseph's willen ist's,
Der einst von seinen Brüdern ward verkauft!
Traun! wären sie noch lebend unter uns,
Sie trübe dann mein Urtheil und Gericht.
Doch da sie längst des Todes Beute sind,
Sollt ihr die Sünde eurer Väter tragen!“

Die Weisen erhalten vom Kaiser auf ihre Bitten drei Tage Frist, um nachzuforschen, ob etwas sie der Schuld entheben könnte. Der Hohepriester Jismael sprach, nachdem er sich durch Bad und fromme Weihen gereinigt hatte, den Namen Gottes aus, und alsobald ergriß ihn der Sturm und trug ihn bis zum sechsten Himmel, wo ihm der Engel Gabriel verkündigte, es sei Gottes Beschluß, daß die zehn für die Sünde der Brüder Joseph's büßen müßten. Seit die Stammväter ihren Bruder verkauft, habe der Herr auch nicht in einem einzigen Geschlechte zehn Gerechte gefunden, deshalb er von den Weisen die Sühnung jener That fordere. Mit diesem Bericht kam Jismael wieder auf die Erde herab; er verfügte sich mit den neun andern zu dem Kaiser, der sie alle nacheinander tödten ließ. Die Legende erzählt die Dualen ausführlich, welche sie zu erdulden hatten, und hebt die Freudigkeit hervor, mit welcher sie zum Tode gingen, und wie sie selbst unter den fürchterlichsten Martern Gottes Güte und Allmacht priesen und ihre Freudigkeit bezeugten, daß er sie auserwählt habe, für die Sünde ihrer Stammväter zu büßen. Es ist ihr Lob, wie der Uebersetzer ganz richtig bemerkt, nicht ein gewöhnliches Märtyrertum, denn obgleich sie allerdings auch für ihren Glauben sterben, so ist derselbe doch nicht der unmittelbare Grund; vielmehr müssen sie sterben, obgleich unschuldig, fromm, gerecht, vor Gott und Menschen beliebt, weil Gott seit Jahrhunderten beschloßen hatte, daß die Sünde der Stammväter durch zehn Gerechte gebüßt werden solle. Diese Unterwerfung unter den nach menschlichen Begriffen ungerechten Beschluß Gottes zeichnet den Charakter des jüdischen Volks auf das trefflichste; sie erklärt die Zähigkeit, mit welcher es seit Jahrtausenden die fürchterlichsten Verfolgungen, die ein Volk treffen kann, erdulden konnte, ohne sich selbst zu verlieren, ohne die Lebenskraft zu verlieren, die immer wieder neu hervorsprudelt, wenn er sich freier bewegen kann. Dies war der Fall namentlich während der Herrschaft der Araber in

in andern ältern hebräischen Schriften erwähnt werde, und führt eine von Engel in den „Proben rabbinischer Weisheit“ mitgetheilte Erzählung oder vielmehr Parabel an, die wir wegen ihres trefflichen Sinnes hier wiedergeben: „Mit neuen Ketten beladen fuhr ein Wagen aus der Schenke durch den neuen Wald. In dem die Sonne auf das Eisen ihre Strahlen warf, fürchteten sich die Bäume vor dem, was sie sahen, und sprachen: „Weh uns! wer wird ihnen widerstehen? sie bringen uns allen Verderben.“ Nur eine alte Eiche rief ihnen zu:

„Seid ohne Furcht!
Solang ihr nicht zum Eisen gebt den Schaft,
Trifft euch kein Leid, bezwingt euch keine Kraft!“

Spanien, dann auch später in andern europäischen Ländern, wo neben den in Zwischenträumen eintretenden Befreiungen jüdische Gelehrte in den Kisten (Kaiser Friedrich II., Alfons der Weise, Robert von Anjou u. a.) Beschützer und Förderer fanden. Die jüdische Poesie ging damals überall der Landespoesie voraus, nahm aber auch an derselben Theil, z. B. in Deutschland durch den Minnesänger Süsskind von Trimberg. Von der neuesten Zeit haben wir nicht nöthig zu sprechen; da die Teilnahme der Juden an Wissenschaft und Poesie, namentlich in Deutschland, jedermann bekannt ist.

Notiz.

Eine Antikritik Karl Heizingen's.

Unser vielgeliebter Kollege jenseit der „großen Pfäfe“, Karl Heizingen, hat sich in Nr. 15 seines „Pionier“ in eben und anmaßlichen Worten, wie von ihm nicht anders zu erwarten war, gegen unsern Bericht über seine „Lustspiele“ in Nr. 6 d. Bl. erhoben, wozu er sich um so mehr berechtigt halten mochte, da sein Freund H. Douai in einem im „Neuyorker Demokrat“ veröffentlichten Aufsatz „Die deutsche Bühne in der Union“ den Heizingen'schen Lustspielen eine edle Sprache und einen ungekünstelten und natürlichen Witz, „Vorzüge, die dem Heizingen'schen Stil eigen sind“ (was man fast für Ironie zu halten geneigt sein könnte), nachgerühmt hat, Heizingen selbst aber, wie er mit liebenswürdiger Naivität verkündet, vollkommen überzeugt ist, sein „Professor Irrewisch“ sei „eins der besten Lustspiele, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat“. Obgleich er auch von unserer früheren Anzeige seiner „Gebichte“ Kenntniß erhalten hat, da er bemerkt, daß wir schon früher „bedenkliche Symptome“ gezeigt, indem wir an seinen Gebichten neben den „schwerflichen poetischen und sittlichen Uebelthaten“ doch eine „gewisse Originalität“ entdeckt hätten, so will er von unserm Bericht über die Lustspiele doch erst durch einen Auszug Kunde erhalten haben, welchen ein Herr Ruppins im „Anzeiger des Westens“ daraus mitgetheilt hatte. Die einleitenden Worte, womit Ruppins seinen Auszug beim Publikum einführt, sind charakteristisch genug; sie lauten: „Der Pionier-Heizingen, welcher, um in Heizingen'scher Sprache zu reden, „hatt der Feder einen in Rißjande getauchten Mittel“ zum Ausdruck seiner Gedanken gebraucht, hat bekanntlich auch Lustspiele geschrieben. In Deutschland weiß man nun nicht, daß der Mann mit seinen Unflätereien hier nur als geduldeter Pöbelhering unter der deutsch-amerikanischen Presse existirt und es ist belustigend zu sehen, wie die dortige Kritik die Hände über die Schreibweise des Menschen zusammenschlägt; — eine ernste Seite erhält die Sache aber dadurch, daß von ihm auf die ganze hiesige deutsche Presse und von seinen Lustspielen auf die hiesigen Theaterzustände geschlossen wird. Wir lassen hier einen Auszug aus den „Blättern für literarische Unterhaltung“ folgen, der vollkommen charakteristisch für die Weise ist, in welcher das Heizingen'sche Knotenthum in Deutschland wirkt.“ Nun folgen die Gegenbemerkungen Karl Heizingen's, die begreiflicherweise von dem Thau deutsch-amerikanischen Gemüths und Anstandsgefühls förmlich triefen. „Wer schreibt“, sagt er, „diese geistreiche „literarische Streiferei“? werden die Leser fragen. Auf alle Fälle ein großer Mann. Er heißt Ruppins, blente früher für ein unerträglich bescheidenes Trinkgeld als Handlanger im Engros-Geschäft der Menschenhändler und fungirt jetzt, nachdem sogar die „Neuyorker Staatszeitung“ und der „demokratische“ Pöbel von Milwaukee ihn satt bekommen, mit einer Gehaltszulage von einem Seid Bier täglich als belletristischer Hausknecht in der journalistischen Prostitutionsanstalt, die sich „Anzeiger des Westens“ nennt“ u. s. w.

In diesem Tone bekämpfen sich die Vertreter der deutsch-amerikanischen Presse; die Kannibalen der Süddeutschen wüthen, wenn sie überhaupt schreiben konnten, anständiger schreiben. Und doch sind es Leute, die ihren Soehne und Schiller gelesen haben, vom Gymnasium, wo sie es bis zum grammatikalischen Studium des Horaz und Sophocles, nur nicht zu einem eleganten deut-

ihm still oder zu einer humanen und ethischen Durchbildung
kochen, vielleicht mit einem glänzenden Zeugnis entlassen und
dann an dem weitestgeschwollten Busen irgendeiner deutschen
als mater mit den erhabenen Resultaten deutscher Wissenschaft
und Philosophie aufgefüttert worden sind. Zu größerer persön-
licher Gemüthsregung gereichte uns folgende Stelle: „Wir
sahen uns mühsamer den Spas, die anstößigen Producte un-
ser anstößigen Heber derjenigen literarischen Größen in Deutsch-
land zu übersehen, die sich vorwiegend am meisten daran
abmühen. Ob sie sie erhalten und was sie damit machen, erschah-
en wir selten, da uns ihre Blätter nicht zu Gesicht kommen.
Wir können nur immer auf die Nachricht, dieser oder jener
große Mann der deutschen Kunstdrucke habe beim Lesen eines
heutigen Produkts einen Schlaganfall bekommen, oder sei
durch Convulsionen in den Verfall revolutionärer Awan-
taden gerathen. So erwarteten wir auch mit jedem Dampf-
schiff die Kunde, der Gensor Markgraf, der in Leipzig die „Blät-
ter für literarische Unterhaltung“ redigirt, habe beim Lesen der
„Beispiele von R. Feigen“ einen epileptischen Anfall über das
Brodhaus'sche Establishement gemacht.“ Das uns hierdurch ver-
mittelte Vergnügen steigerte sich womöglich auch bei uns, als wir
der gleichfalls sehr humoristischer Seite: „Man betrachte sich
dies erste, diesen Markgraf, diesen Prug, diesen Jul. Schmidt
u. s. w. Jeder soll ein Kasper, jeder Schenke eine Legiti-
mation bei der Polizei, jeder Ausbruch eine Kapitalisierungs-
maßnahme, jeder Wuchler, jede Werbung eine Beigebirg, jedes
Mittel eine Kugel.“

Man, so wäre es ja auch eine Lüge, wenn wir dem Re-
dacteur des „Pionier“ wenigstens eine gewisse Originalität, einen
gewissen Mutterwitz und eine gewisse richtige Beobachtungsgabe
zugestehen; und wenn wir deutschen Kritiker, wir „fusslanten
Kunsthändler“, einmal verblüdet genug sein sollten, Selbsten ein-
zuzahlen, daß er, wie er selbstbewußt von sich sagt, in
den Reihen des Geistes für deutsche Bildung schaffe und „in
einer geistigen Welt der Kultur der Zukunft vorarbeite“,
wenn wir uns je gewagt finden sollten, einem Feigen'schen
Product unbedingtes Lob zu zollen, so wäre dieses unbedingte
Lob auch eine unbedingte Lüge. A. M.

Bibliographie.

- Aussätze über „Eritis sicut Deus.“ (Anonimer Roman:
Hamburg 1855.) Bremen, Müller 8. 15 Ngr.
Berg, G. Fröh, v., Aus dem Leben der österreichischen
Kaiserin. Ein Schicksalsroman von Land und Leuten. Dresden,
Schönbach. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Cargesi, B., Das moderne Bauprecht Ein Aufsat.
Breslauer, u. Komp. Gr. 8. 8 Ngr.
Denhard, B., Die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm,
ihre Leben und Wirken. Ein Vortrag. Göttingen, Adelg. Gr. 8.
8 Ngr.
Erlebnisse eines Veteranen der großen Kämpfe während des
Krieges in Rußland 1812, herausgegeben von dessen Sohn
A. von Meerheim. Dresden, Reinhold u. Söhne. Gr. 8.
1 Thlr. 10 Ngr.
Geschichte der christlichen Missionen auf den Fidschi-Inseln.
Bremen. Gr. 8. 1 Thlr.
Gedländer, F. W., Der Lannhäuser. Eine Künstler-
geschichte. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.
18 Ngr.
Jean Charles (Braun, von Braunthal), Napoleon II.
historischer Roman. Zwei Theile. Prag, Kober u. Markgraf.
8. 1 Thlr. 2 Ngr.
Julius, Spaziergänge auf dem Gebiete der Kirchenlehre.
Popular-philosophische Betrachtungen. Leipzig, Kollmann.
Gr. 16. 10 Ngr.
Lau, E., Das Leben des Sophisten Dion. Gedruckt
Breslauer, u. Markgraf. 8. 10 Ngr.

- Endemann, G., Dichtungen. 1ster Band. Enthaltend
Gedichte. Gelle, Sapaun-Karloma. Gr. 8. 1 Thlr.
Mügelburg, A., Der Engel des Friedens oder das
Schwert Deutschlands. Historischer Roman. 18es bis 10tes Heft
Berlin, Köhling. Gr. 8. 4 Ngr.
— — — — — Mayappa. Ein historischer Roman. Zwei Bände.
Berlin, Köhling. Gr. 16. 1 Thlr.
— — — — — Graf Werner oder die Kinder des Hens. Ein Sat-
tengemälde der Gegenwart. Vier Bände. Berlin, Köhling.
Gr. 16. 2 Thlr.
Reubert, G. M., Melanchthon und die Stadt Dresden.
Localgeschichtliche Skizze. Leipzig, Bock. Gr. 8. 12 Ngr.
Reide, M., Kantiana. Beiträge zu Imman. Kants Leben
und Schriften. Königsberg, Thelle. Gr. 8. 12 Ngr.
Roquette, D., Leben und Dichten Joh. Christ. Günther's.
Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
Semprounus, Rena Sahib. Eine indische Geschichte und
vermischte Poesien. Berlin, Gasselsberg. Gr. 16. 12 Ngr.
Springer, A., Rafas's Disputa. Bonn, Marqu. 12.
10 Ngr.
Stern, S., Habsburg und Hohenzollern. Oesterreich und
Preußen in ihrem Verhältnis zu Deutschland und zu den Inter-
essen der deutschen Nation. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.
Sybel, H. v., Die Erhebung Europas gegen Napoleon I.
Drei Vorlesungen, gehalten zu München am 24., 27. und 30.
März 1860. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8.
15 Ngr.
Varnhagen von Ense, Briefe an eine Freundin. Aus
den Jahren 1844—1853. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8.
1 Thlr. 15 Ngr.
Villermont, Graf v., Tilly oder der 30jährige Krieg
von 1618—1632. Aus dem Französischen überf. Schaffhaus-
sen, Hurter. Gr. 8. 3 Thlr.
Waldmüller, M., Dorf-Idyllen. Stuttgart, Gotta. 16.
1 Thlr.

Tagesliteratur.

- Duarchie oder Erias? Deutschland und Oesterreich oder
Norddeutschland, Südwestdeutschland und Oesterreich? Ein Bei-
trag zur Lösung der deutschen Frage. Leipzig, Kollmann. Gr. 16.
6 Ngr.
Geßlen, J., Die Gnade Gottes an seinem treuen Diener
Melanchthon. Predigt über Hebräer 13, 7—8, bei der in Ham-
burg am 19. April 1860 begangenen Gedächtnisfeier gehalten.
Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.
Kahn, K. F. A., Rede zum Gedächtnis Melanchthon's
gehalten am 19. April 1860 in der Aula der Universität Leipzig.
Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 5 Ngr.
Leisner, F., Gedicht zu Schiller's 100jähriger Gedäch-
tnisfeier am 11. November 1859. Rebst einem Anhang: Des
Schwabenlandes Ehre. Nordhausen. 16. 2 Ngr.
Nordlicht und Wahrheit
an seine Landsleute worin
Leon Herab bis zum unbekannt
(sammt seinem „Sybel“) a
wird. Mit vielen zum T
unterhaltlich. München, F.
Kaspe, G. G. S., 3.
hens. Rede, gehalten im
am 19. April 1860. Göttingen
Thomas, G. M., Ueber einen Staatsbrief des Dogen
Leonardo Loredano von Venedig an den Bürgermeister
und Rath von Ulm vom 16. Juli 1509. Ein Beitrag zur
Geschichte des deutschen Bürgerthums jener Zeit. Mün-
chen, Giel. Gr. 8. 6 Ngr.
Venedey, J., Pro domo und pro patria gegen Carl Vogt.
Hannover, Brede. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig.

Erster bis dreizehnter Band. 8. Geh. 17 Thlr.

- I. Regina. Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.
- II. — IV. König Jérôme's Carnaval. Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.
- V. VI. Hedwig, die Waldenferin. Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenfer“. Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
- VII. — IX. Die Glubisten in Mainz. Ein Roman. Zweite, Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
- X. XI. Georg Forster's Leben in Haus und Welt. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.
- XII. XIII. William Shakspeare. Ein Roman. Dritte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichneten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina“ beginnen lassen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifenden Darstellung ausgezeichneten Herzengeschichte, die unter anderem Barmhagen von Ense (wie im „Vorwort“ mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte.

Dieser folgte zunächst ein neuer Roman: „König Jérôme's Carnaval“, der im Rahmen der schwachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jérôme in Kassel bietet: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Hierauf erschien die Novelle „Hedwig, die Waldenferin“, als zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenfer“. Ohne Nebenabsichten geschrieben, bietet sie in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbestrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverwirrung dar, und die Leser erhalten in spannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung.

Der in zweiter Auflage erschienene Roman: „Die Glubisten in Mainz“, ist wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane: ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gärung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

„Georg Forster's Leben in Haus und Welt“, in zweiter Auflage vorliegend, führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als bedeutsamen Lebensroman.

Der soeben in dritter Auflage erschienene Roman: „William Shakspeare“, hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. Diese dritte Auflage ist durch einen Brief von Servinus an den Verfasser bereichert.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage. „Regina. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe“ (1 Thlr. 18 Ngr.). Sein erster Roman „Die hohe Braut“ (zweite Auflage, 3 Theile, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrund. Koenig's Werk: „Auch eine Jugend“ (1 Thlr. 23 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eignen Jugend und der damaligen Zeit.

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'

REISE-BIBLIOTHEK

für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur Reiselectüre besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen.

Bereits erschienen:

- Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach.) Von Adolf Bach.
 Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.). V. E. Müller.
 Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelie Buddens.
 Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hecker.
 Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Hecker.
 Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
 Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Von Nikolaus Hecker.
 Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
 Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
 Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kersch.
 Das Schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
 Prag. Böhmisches, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Köber.
 Die Böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper.
 Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Köber.
 Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidt.
 Die Donau von Wien bis zur Mündung. Von Adolf Schmidt.
 Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königsdorff.
 Brüssel. Von J. E. Horn.
 Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berneck.
 Schweizerfahrten. Von Ernst Kessak.
 Harzbilder. Von Heinrich Fröhle.
 Schillerhäuser. Von Josef Rank.
 Briefe aus Südrussland. Von Marie Förster.
 Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Rank.
 Reise - Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis.
 Herrn Mählhuber's Reiseabenteuer. V. F. Gerstäcker. Zweite Auflage.
 Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Preis des Bändchens 10 Ngr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 23. —

7. Juni 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Südtalienische Zustände. — General Kiser's Zeitbetrachtungen. — In Sachen der Schiller-Stiftung. — Die französische Literatur während der Revolution. Von Théodore Hau. — Notizen. (Ein literarischer Verleumdungsfall; Aus dem Gleim-Herder'schen Briefwechsel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Südtalienische Zustände.

Italienische Zustände. Dritter und vierter Theil. — H. u. d. L.: Rom und Neapel. Von Theodor Mundt. Berlin, Janké. 1859—60. 8. 3 Thlr.

Wie vorausgesehen war, hat Mundt seinen Mittheilungen über Piemont, Rom und Vind IX. noch zwei Theile von Skizzen aus Rom und Neapel folgen lassen, um hiermit seine social-politischen Beobachtungen über Italien zum Abschluß zu bringen. Diese neuen Mittheilungen bewahren denselben Reiz leichter und gefälliger Darstellung, denselben eigenthümlichen Charakter innerlicher Durchdringung des Modernen mit dem Antiken, dieselbe Sättigung mit dem Historischen der Halbinsel, welche den früheren Gaben Mundt's einen so großen Leserkreis verschafft haben. Und in der That, man muß zugeben, daß trotz mancher leicht hingeworfenen Bemerkung, mancher Einseitigkeit und Ungenauigkeit, ja trotz manchen scheinbaren Irrthums, ein scharfes Auge für politische Charaktere, Zustände und Gebrechen, ein im ganzen gerechtes Urtheil und eine fesselnde Darstellung des Beobachteten, von vielem geschichtlichen Wissen unterstützt und von einer stehenden Schreibweise getragen, dem Verfasser zu Gebote steht. Seine Feder läßt nicht mit sich scherzen, und wo er Laster, Unrecht und Verderben wittert, ist sie schonungslos und in ihrer Kaustik fürchtbar und vernichtend. Mundt's eigenthümliche Kunst besteht in der glücklichsten Synthese dessen, was sich gegenseitig beleuchtet und ergänzt und hierbei kommen ihm große Belesenheit und reiche Weltersahrung zu statten; er erinnert damit an Voltaire oder an die „Briefe des Verstorbenen“ und er erlangt damit, daß seine Mittheilungen den Reiz geistvoller Salongespräche, im besten französischen Sinne, enthalten, während er seine Vorbilder an gutem deutschen Wissen und an encyclopädischer Bildung weit übertrifft. Was ihm dagegen ganz abzugehen scheint, ist die Kunst der Analyse, und hierin hat es seinen Grund, daß er die Erscheinungen oft sehr ungenügend, und nicht selten ganz

falsch erklärt oder über ihre Ursachen und Motive in Irrthum verfällt, wie wir weiterhin wol zu zeigen Gelegenheit finden werden. Bei alledem bleibt auch den vorliegenden beiden Theilen ihr sprachlicher Reiz und die Befriedigung ihrer Leser gesichert, wenn es auch hin und wieder an guter Begründung fehlen möchte.

„Rom und Neapel“ beginnt nun mit einer Darstellung des Capitols und des Colosseums im Lichte der modernen Zeit. Der Hintergrund ist antik, die Erscheinungen darauf sind die des heutigen Tags: das gibt ein vortreffliches, belebtes, farbenreiches Bild. Wir sehen die ehrwürdige Reiterstatue Marc Aurel's, die unter Cola Rienzi dem Volke Wein aus den Rüßern des Pferdes spenden mußte, jetzt als Fahnenträger der rothen Demokratie, die Götterburg Jupiter's als Banketsaal Mazzini's, das Colosseum als Exercirplatz Garibaldi'scher Freicorps und Hörsaal des fanatischen Polen Mickiewicz u. s. w. in einem Bilde, das uns durch die wunderbarsten Zusammenstellungen fortwährend überrascht. Wir betreten das Haus der Napoleoniden am Venetianischen Platz und hören die alte Sibylle, „Madame Mare“, sterbend die merkwürdige Weissagung verkünden, daß das Ende ihres Hauses noch nicht gekommen sei, und daß ein Sproß desselben alle seine Schicksale ruhmvoll rächen werde: ein Spruch, der das eigentliche Vermächtniß Napoleon's III. geworden ist, und erfahren von dem jungen, schönen und frommen Prinzen Canino, dem künftigen Papst und Liebling Napoleon's, gar merkwürdige Dinge.

Im folgenden Kapitel: „Mazzini und Garibaldi“, werden uns zwei vorzügliche Charakterbilder gegeben, welche zusammen mit den freischnaubenden Phrasen des Präsidenten Ludwig Napoleon die heutige Situation Italiens hell beleuchten und vollkommen erklären. Es ist schwer aus diesem charaktervollen Doppelbilde etwas aus seinem Zusammenhange loszulösen oder den schlangenhäutigen Dämon der Revolution, Mazzini, von seinem Werkzeuge, dem verwegenen Freischarführer Garibaldi zu trennen, die

wie Gedanke und That aneinander gewachsen schienen, bis der letzte Kampf sie trennte. Es heißt hier:

Wer ist dies seltsame gefeite Individuum, der geheimnisvolle Ueberall und Nirgendes der Revolution, der in jeder Schlucht, in jeder Herberge, auf jedem Bauerhofs zu Hause ist und der, Philosoph, Rächer, Bandit und Schauspieler zugleich, gegen jede Polizei geht, von keinem Fächer ergriffen werden kann, der in der Volkshölle und unter den Hasenfuchsen ebenso gewandt und mit derselben Anziehung alle Gemüther bewegt, als in dem Salon und in den Schlössern der englischen Aristokratie? Wer ist Mazzini, der seit 30 Jahren bald als Abbé, bald als Rächer, bald als englischer Kaufmann Europa durchwandert, überall elektrische Spuren, aufsteigende Flammen zurückläßt und wohin er kommt, Volksaufstände aus dem Aesma schüttelt, die Regierungen altern macht, alle täuscht, und indem er mit einem andern Rock, einer andern Perrücke zugleich sein ganzes Wesen zu wechseln scheint, unkenntlich und unangreifbar durch alle Hindurchschreitet? Dieser providentielle Mensch, Sohn eines Arztes und einer schönen, republikanisch denkenden Mutter zu Genua 1805 geboren, Schwärmer und Liebesfänger als Jüngling, dann Jurist und Philosoph, hält sich überzeugt, daß wir in einer Zeit leben, die jeden Augenblick eine Revolution gebären kann: sie ist ihm eine Frau, die jeder Ueberumpelung erliegt und die sich am meisten über das freut, was ihr gegen ihren Willen geschieht. In diesem Sinne stiftete er seine meisterhafte Organisation des Jungen Italien, und in diesem Geiste hält er Italien gefangen. Nun, da Napoleon sie als den Vorspann für seinen neuen Triumphzug benutzt, hält er sich im Hintergrund, sicher jedoch rächend und organisirend hervorzutreten, wenn es sich darum handeln wird, den Ewigenantheil der Revolution im nationalen Interesse Italiens zu reclamiren.

Mit dieser Ansicht schreibt der Verfasser seinem Mazzini eine gewisse Berechtigung zu, wie dagegen möchten ihn eher für einen Geschäftsmacher in Revolution halten, der gegen jeden ist, der ihm darin Concurrenz oder seinem Traß ein Ende zu machen droht. Als viele ihn verließen, während er in England nur mit Goethe und Werner beschäftigt schien, hielt Orsini bei ihm aus, der hierauf mit der interessanten Gattin Bernocchi's und auf dessen Paß im Jahre 1857 Mexiko durchkreuzte. Die neue Religion und das neue Papstthum, mit dem er sich jetzt beschäftigt, ist ein Gemisch neuerstandener deutscher Speculation mit den Ideen Napoleoniennes, das er als Gott und Volk, Concilio und Constitution bei seinen Lesern an den Mann zu bringen sucht.

Das dritte Kapitel: „Priester und Räuber im heutigen Rom“, ist voll des eigenhümlichsten Inhalts. Die unnötigen Reformen des gläubigsten und frommsten Papstes, der den Stuhl Petri niemals besessen, nehmen den Vorgang ein; der Widerspruch; der darin glipfelt, die päpstliche Unfehlbarkeit mit der Abkündigung nach Majoritäten und Kammerwahlen zu verschmelzen, liegt zu Tage; Napoleon durchschaut diesen Widerspruch und darum eben fordert er die Reform von dem Papst, der vor seinen zerbrochenen Idealen auf den Knien liegt. Dies ist es, was die Priester tyrannie unverbesserlich und straflos, was den Priester verewlicht und ihn zum Genossen und Pfleger aller Sünden der Gesellschaft, zum Beschützer der Räuber und der Prostitution macht. In der Erklärung dessen, was der Priesterstand an Entfittigung in der Familie verliert, geht der Verfasser skurril zu weit; erschütternd aber sind seine Worte über geistliche Bettelorden, und das, was er

von einem Vorgange in Velletri erzählt, hält uns ein Bild von Entfittigung vor, das fast an das Unglaubliche streift. Hier hatten Räuber das kostbare Bild der Madonna aus der Kathedrale gestohlen, zum Schrecken und Entsetzen der ganzen Bevölkerung. Man beschuldigte die Jesuiten des Raubes und der Bisthof selbst will die Kanzel besteigen, um das tobende Volk zu beruhigen, aber ein Mensch verdrängt ihn, besteigt die Kanzel, schwingt den Dolch über seinem Haupt und erklärt sich vor versammelter Menge für den Räuber der Madonna. Dann stellt er ruhig seine Bedingungen für die Herausgabe des Raubes, ruft „*Abbiato pazienza*“ und steigt ruhig und unangefochten unter die Menge herab, die in ihm den großen Räuber bewundert und verehrt. Das Bild erschien wieder und der Räuber ist nun „Staatspensionär“! Ueberhaupt ist der Räuber, je kühner er ist, desto mehr, da er gewöhnlich auch fromm ist, ein Mann des Volkes; er ist der Opponent gegen die Regierung, man thut nicht, wie das Beispiel des gefeierten Galafredo in Civita-Vecchia zeigt, und er steht sich gut mit dem Priester, der ihn als Wortführer für unbekannte Heilige empfiehlt, wie der Fall des jüngst heilig gesprochenen Saverio beweist, für dessen Rängenhöhung der Bisthof von Nizza 200000 Thaler erlegte.

Das Einbringen des Geistlichen in das Weltliche und das Zusammenfallen beider Sphären zu einer einzigen ungetheilten Macht, dieser Grundcharakter des päpstlichen Regiments, hat das Verbrechen erzeugt und den Staat gleich anfällig gemacht, das Verbrechen wieder auszuüben, es zu rächen und zu heilen. Ein solcher Staatstörper kann sich nicht mehr reformiren, ohne zuvor zu Grunde zu gehen. Dies weiß der Verfasser im vierten Kapitel: „Die römischen Reformen“, überzeugend nach; er zeigt es uns an dem Mann, in dem dies Regime zugleich wurzelt und glipfelt, in dem Cardinal Antonelli, den er als den bösen Geist des frommen, schwachen und überaus inconsequenten Pius IX. zeichnet. Dieser Mann, aus einer Räuberfamilie von Somme hervorgegangen, durch Arglist zum Herrn des Papstes, der ihn nicht liebt, und des Landes, das ihn verabscheut, emporgewachsen, ist für den Verfasser der Schandenspiegel aller Frevel, die er von Rom zu berichten hat. Es giebt kaum ein Laster, das er diesem schwarzen Giacomini Antonelli, dem Holzhauer Sohn und Neffen eines Gefängnißwärters, der immer noch seine Verbindungen mit seinen alten Verurtheilten pflegen soll und der die Praxis seiner Verführung in die Hierarchie verpflanzt, beimessen möchte. Der hohe, schlankgewachsene Mensch mit dem Mohrenkint, der klugen Adlernase und den Feuerzungen, ist durch seinen Genossen, den Barbier Moroni, bei Gregor XVI., dem es bekanntlich an aller Bildung fehlte, zu der Zeit in Gnade, als dieser selbst mit Reformen ankam. Er bewies ihm ihre Unmöglichkeit. Nun bestieg Pius den Thron und Antonelli sah, daß es Zeit war, die Fahne zu wechseln. Er legte den schwachen Mann in die liberalen Ideen hinein und trieb ihn weit und weit, bis er ihn endlich und gründlich zu ver-
 10

we; ja noch er sein Dämon und sein Herzensknecht mit sich, als die vorausgesagte Umkehr eintrat, sein Herr und sein Meister. Der Papst, im Grunde seines Herzes französisch gekannt, gehörte seiner reactionären und sklavisch gekannten Tyrannis widerwillig aber willig gehorchen, und muß das diabolische Gebrüll von Recht und Unrecht, das Antonelli in seiner geistlich-weltlichen Organisation des Kirchenstaats zur Herrschaft gebracht hat, mit seiner Unsichtbarkeit befestigen. Dies umgibt ist das Bild, das der Verfasser und von dem Regiments Antonelli's entwirft, und dessen Schreulichkeit im einzelnen, in Schule, Erziehung, Rechtspflege und Verwaltung wir dem Leser zu studieren überlassen können. Da Antonelli zugleich Generalschatzmeister des Staats war, so kann man leicht denken, auf welche Höhe er die „Weltmacht in rothem Strumpf“ gebracht haben wird, und in der That sind alle seine Verwandten und die Angehörigen des alten Häußerbills von Sonnino feierliche dazu geworden. Und so schließt Mundt dies entsetzliche Kapitel mit dem Satz: „Das einzige Heilmittel für die schmutzigen Zustände heiße: Säkularisation!“

Dass in dieser Darstellung manche Übertreibung mit unterläuft, ist uns keinen Augenblick zweifelhaft geblieben; im ganzen aber ist das Bild, wenn auch mit bewusster Kunst gezeichnet, doch von unabweisbarer Wahrheit, die Schmach und die Unhaltbarkeit der geschübten Zustände erweisen und die völlige Nichtigkeit des päpstlichen Willens dargehen.

Wir wenden uns nach Neapel, etwa mit demselben Gefühl, wie wir aus einem der Verbanntenkreise Dante's und zu dem andern, noch tiefer und schlimmer wenden! Dieser wundervolle Golf von Neapel, diese neue Welt, in menschlichem Glanze der Farben und Lichter, dieses wunderliche Halbbrunn, in dem ein ewiger Festtag begangen zu werden scheint, unter Pracht, Duft und Gesang: welche entgegenwärtige Greuel birgt er nicht, wie tödtlich ist sein Grund, wie diabolisch die Sitten, die Stoffe, die ihn belebt! Der Verfasser wenigstens übt die Kunst seiner Feind daran, diese Gegensätze auf die grellste Nebeneinander zu stellen, wobei es denn an einiger Uebertreibung und einiger Willkür freilich nicht zu fehlen scheint. Allerdings bietet der Charakter des Volks ein seltsames Gemisch von Kindlichkeit und Tausel dar, und ein verführerischer und fragenhafter Geist, im hohen Grade unzuverlässig, ist der Neapolitaner allerdings; indessen halten wir doch das dämonische Bild, das Mundt von ihm entwirft, für nicht ganz wahrheitsgetreu. Die niedrige Dummheit und die überwiegende Fragenhaftigkeit in allem, was er thut, lassen wir gelten; allein die bewußte Schelmei und der Grimm und Hohn gegen alle, was ihm in den Weg tritt, bestreiten wir. Der Neapolitaner ist ein Lächer und ein Hohnschrei, allein für einen Lächer ist doch zu kindlich! Wenn der Verfasser ihn dazu stempelt, so geschieht dies auch nur, um einen Gegensatz gegen den großartigen, „hoch in sich selbst ruhenden Römer“ zu haben, notabene den Römer, welchen er soeben erst in Grund und Boden verdrängen dargestellt hat! Aber so

ergeht es uns mit den gesagten Neapolitanen. Handreich malt er uns das Reich des Papparoni und die Vergewaltigung in den allerwiderwärtigsten Farben, und es ist Wahrheit in dem Bild, wenn auch mit Absicht geill zusammengestellte Wahrheit. Daß eine Tyrannei, wie die Ferdinand's II. war und wie nach einer kurzen Wende zum Besten die Franz II. heute leider wieder geworden zu sein scheint, sich eigentlich nur auf den Hals stützen kann, wollen wir ihm glauben; wir wollen mit ihm befehlen, daß die Königin, nachdem sie ihren in völliger Unkenntnis der Welt erzeugten Sohn abermals durch die Heeren Trpis, Messingore Gallo, General Bianchi und Labore unter ihre Herrschaft gebracht, das schöne Land der wilden Revolution entgegenführt; allein wir wollen doch auch nicht vergessen, daß die neapolitanische Aristokratie nicht bloß die materiell-mächtigste, sondern auch die wissenschaftlich gebildetste von ganz Italien, freisinnig, wenn auch eingeengt, und culturfähig im politischen Sinne weit mehr als die übrigen Stellen ist, und endlich, daß das Volk, verborren und schlecht, aber auch unthätig, toll und monarchisch gesinnt ist, wie kein anderer Stamm in Italien. Mit einem Wort: uns ist um Neapel nicht bange; eine kurze Explosion ist möglich; aber der Volksgeist wird sich schnell davon erholen und zurecht finden. Was uns zu dieser Fassung bewegt, ist der Umstand, daß man bei dem neapolitanischen Volke überhaupt doch noch von einer Erwinnung sprechen kann, während diese im übrigen Italien unter dem Einfluß des französischen Constitutionalismus und seiner Waffen längst zu Grunde gegangen zu sein scheint. Weicht aus auch unsere Ansicht von den Zuständen des Landes sehr wesentlich von der des Autors ab, der in diesen Zuständen allerdings nur einen wahren Schicksal erblickt, so lassen wir doch seine Schilderung unter ästhetischen Gesichtspunkt alle Gerechtigkeit widerfahren; sie ist mindestens äußerst wichtig. Dabei versteht es der Verfasser vortrefflich, auch nichts etwas zu machen, wie sich in dem Kapitel über den Popst zeigt, wo die Mienen der Mestieri in den Gesandtschaftshotels der Abbeys und ihre wechselnden Griffe zu politischen Combinationen ausgedeutet und die Capricen in der Willkür des Duce Morca Romana zu einer fesslenden Lektüre umgearbeitet werden, der Hauber von Miriba und Prodriva aber mit dem Schauspieler der Bertinambinischen Kerkel, in welchen die Kunst der Grausamkeit flucht werden zu

unter einem besessenen, das hier die mächtigste leuchtend Pracht und unschuldig, als ob Menschen in sich aufgenommen hätte Gut! Aber führt der Leser nicht etwas Phantasie und ein langes Kapitel — was etwa zu hierauf mit dem Wunder des unsinnigen und mit neuen Anemonie ist schon oft beschrieben haben ihre Darstellung, wie viel

wird. Hier heißt es: „nur kein Bild Erde, aber dennoch übermächtig gefüllte Heim mit Strahlend gänzlich so sind und glücklich und froher

zweiterlei dagegen scheint und hierbei doch bemerkenswerth, einmal der große Unterschied in dem Verhalten des Römers und Neapolitaners zu seinen Heiligen und den Priestern, die der letztere misshandelt und die er verflucht, wenn sie ihm nicht zu Willen sind, insofern der Römer immer der gehorsame Sohn der Kirche bleibt, und zweitens der Umstand, daß dies hundertmal erklärte Wunder des heiligen Januarius doch eigentlich immer noch unerklärt geblieben ist. Eine chemische Untersuchung der bekannten Masse ist natürlich nicht gestattet; allein mag dieselbe, wie Dr. von Rehfues behauptet, gemeines neapolitanisches rothes Fruchteis sein, oder mag sie gefärbtes Walrath, Spermaceti oder eine Salbe sein, oder endlich, wie Ehrenberg weitläufigst dargethan hat, von dem Infusorium der Purpurmonade dargestellt werden, wie die sonst oft in der Legenden Geschichte vorkommenden Blutsteden — Gewisses ist darüber nicht vorhanden; das Wunder nachzumachen, gelingt auch nicht, und das viel bespöttelte Wunder bleibt daher immer noch zu lösen.

In dem nächsten Kapitel „Kirche und Priester“ behauptet der Verfasser, daß man in Neapel viel katholischer sei als in Rom. Dies ist ein offener Irrthum, bei dem Mundt die äußere Erscheinung für die That nimmt. Der Neapolitaner ist seiner Natur nach ein lebhaftes Kind mit stark hervortretendem Spieltrieb, der Römer ist ruhiger und ernster. Als spielendes Kind faßt er die religiösen Gebräuche lebhaft auf, läßt dabei etwas daraushängen und unterhält sich damit vortreflich. Seinen Geist aber erhält er dabei frei, verkehrt mit den Heiligen wie mit seinesgleichen und stellt dem Priester und seinem Worte die gebiegenste Gleichgültigkeit entgegen da, wo der Römer jernüchtern ist. Kann man nun von einem solchen Spasmmacher sagen, daß er katholischer ist als der andere? Der Neapolitaner schließt mit seinen Heiligen förmliche Verträge ab, ernennt die Jungfrau zur „Generalissima“ seines Heeres, oder nimmt sie als Kaufmann mit in seine Firma auf, wie jener Marchetti, der seinen Handelsfreunden anzeigte: „Ich habe mich mit der heiligen Jungfrau unter der Firma Maria Marchetti associirt, zeichne jedoch allein“, und treibt andere Vöfen dieser Art; allein den verdammenden Einflüssen des Priesterthums ist er unserer Ueberzeugung nach weniger unterlegen als andere italienische Stämme. Im Gegentheil, die Allertweltsfigur des Prete, die in Rom so stolz und sich die Hand küssen läßt, hat in Neapel selbst zur niedrigsten Volksschicht herabsteigen müssen, guter Brudet und Kamerad des Lazzaroni, um nur überhaupt existiren zu können. Dies letztere muß der Verfasser selbst zugeben und wir glauben daher zur Widerlegung seines Irrthums genug gesagt zu haben. Aber freilich ist es wahr, daß diesem so verwilderten Klerus, der fast in nichts über dem „Fascino“ steht, vier Fünftel dieses herrlichen Reichs als Eigenthum gehören, auf welchem er seine Schafe schert, und fast noch mehr, seitdem die neapolitanische Kirche von Rom unabhängig geworden und der König den Lehnsherrn mit einem Gratial an Fasanen für die Cardinäle abgelöst hat. In diesem Punkte war der geistesfinstere König Ferdinand II., der so viel

auf den Knien rutschte, daß er beständig ein Pfaster an diesem Körpertheile tragen mußte, unberechenbar: er verbannte die Jesuiten aus dem Reiche, ehe jemand eine Abnung davon hatte, und unterdrückte und verbot ihr bekanntes Organ, die „Civiltà cattolica“, im ganzen Lande. Die Mönche selbst, die Porci del Signor Iddio, wie der Neapolitaner sie nennt, gelten überall wenig und selbst ihr Costüm wird oft als Schalksnarrenkleid benutzt: alles Dinge, die da beweisen, daß der Geist des Volks sich ihnen gegenüber viel mehr Freiheit erhalten hat, als in Rom der Fall ist. Und so sind z. B. die Benedictiner entschieden freisinnige und geschulte Leute und die verschiedenen Bruderschaften höchst achtbare Institute, während wir für den hohen Adel in Neapel bereits den Vorzug der Bildung und Weltkenntnis vindicirt haben. Das düstere Schauernemalbe, das unser Autor von den Dingen in Neapel entwirft, wird nach diesem allen doch von manchem Lichtstrahl durchbrochen, und rechnet man hier das Vorhandensein einer tüchtigen und gutgeschulten Armee und dasjenige hinzu, was wir oben von der Gesinnung sagten, einem Volksschatze, an dem in Italien Neapel allein noch Antheil hat, so dürfen uns die Zustände in Neapel doch nicht ganz so hoffnungslos erscheinen, als sie der Verfasser darzustellen sich bewegen gefunden hat. Da er scheint dies auch selbst einzuräumen, indem er das folgende Kapitel mit dem Satz eröffnet, daß Neapel den andern Staaten Italiens in der höhern gesellschaftlichen Entwicklung, in den Staatseinrichtungen und in einer gewissen Pflege der Geistescultur stets vorausgegangen sei, und daß hier gerade alle fruchtbaren Keime zu einem großen und mächtigen Italien im Boden ruhen, die nur eine blöde Tyrannei zerstören konnte. Das ist richtig und das Jahr 1820 hat es bewiesen: die Cortes von Neapel wurden der wahre Typus eines würdigen Nationalconvents. Seitdem haben Leichtsinns und maßlose Genußsucht einerseits, Dummheit und Tyrannei andererseits mit den Volkselementen arg und bis zu völliger Verwilderung gewirthschaftet, ja selbst in Geistern, wie dem des edeln Porzio, jede Spur von Adel und Würde ausgerottet. Aber dennoch gewährt Neapel immer noch den Beweis, daß Cultur und Geistesfreiheit sich immer noch viel eher in einem tyrannisch regierten als in einem von Priester-gewalt beherrschten Staate zu entwickeln vermögen, und daß Begeisterung, Charakter und Sinn für Schönheit und Bildung nirgends mehr gefährdet sind, als wo der Priester das Feste in den Händen hat. Jeder Familienkreis, jedes Kaffeehaus, jede Bibliothek, ja jeder Bürgertrunk beweisen, daß in Neapel viel mehr ernste Studien betrieben werden als in Rom; alle Unterrichtsanstalten bieten einen ungleich weiter greifenden Plan dar als im Kirchenstaate; man erkennt ein geistiges Bedürfnis und das Streben, ihm gerecht zu werden, insofern in Rom alles, was Idee heißt, systematisch beseitigt wird. Allerdings stellt sich den trefflichen Geistesanlagen dieses Volks bei dem diabolischen und ibyllischen, stürmischen und zart poetischen und thierisch rohe Elemente bunt durcheinander lagern, ein maßloser Aberglaube; aber selbst dieser, z. B.

die so gefürchtete Letztatura und das Malocchio, der Zauberkraft, verleugnen doch den unverwundlichen Humor des Volksgeistes nicht, der seine bekannten Teufelsbömer heranzieht und dann vor jedem bösen Zauber gesichert ist.

Das nächste Kapitel ist der Königsfamilie und ihrer Politik gewidmet, und hier fehlt es denn freilich an schönen Einzelheiten nicht. Wir meinen jedoch, daß der Verfasser auch hier zu weit geht: Daß Ferdinand II., unwissend und bigot wie er war, sein Volk gehaßt habe, wie er behauptet, glauben wir ihm nicht; er wurde nur an der „Furcht“ vor ihm gegängelt und von Fehler zu Fehler geführt. Schlimmer noch ist die Vernachlässigung, in die er unter dem Einflusse der Königin und ihres Trisollums seinen Sohn und Nachfolger verfallen ließ. Franz II., jetzt 23 Jahre alt und König, ist in einer Vereinsamung ohne gleichen erwachsen, jeder andere Umgang als der mit seinem achtzigjährigen Lehrer war ihm versagt; der Stiefsohn der Königin erfuhr nichts von der Welt, aber er liebte seinen alten Lehrer leidenschaftlich. Sein Herz soll gut und seine Tugenden nicht gering sein. Als sein Lehrer plötzlich starb und der Thron ihm denn doch zufiel, war er für Reformen gestimmt und neigte sich den französischen Einflüssen zu. Dies endete plötzlich nach dem Frieden von Villafranca, und Franz steht, wie sein Vater, nun ganz unter dem Regiment seiner Stiefmutter und deren österreichischer Camarilla. Oberst Castour bramarbasirt gegen Frankreich fort, Monsignor Sallo dictirt Bußübungen und Hr. Troja regiert das Land mit Spionen und volkreichen Razzias. So ist es wieder dahin gekommen, daß nach Mundt die Sicherheit des Lebens, der Freiheit, des Eigenthums in Neapel nie geringer war als heute, daß keine namhafte Familie vorhanden ist, die nicht ihren Spion in ihrem Schoße hätte, daß die Regierung systematisch darauf ausgeht, den Fremden den Aufenthalt in Neapel unangenehm zu machen, daß niemand davor sicher ist, über Nacht zu verschwinden und in einem unterirdischen oder unterseeischen Kerker zu vermodern; daß keiner dem andern traut und daß der „Schrecken“ herrscht. Dabei ist die Königin jedenfalls eine bedeutende Persönlichkeit, deren Zauber trotz ihrer 41 Jahre ihre Umgebung mit ritterlicher Fuldigung zu erfüllen weiß und die einen gewollten Eindruck nie verfehlt. Besonders ist ihr die Armee ergeben, welche freilich nach allerhand Gehirnstößen dahin gebracht ist, sich in ihren verschiedenen Bestandtheilen: Schweizer, Garde und Sicillier, gegenseitig gründlich zu hassen, so tüchtig sie sonst auch ist. Obwohl nun Mundt dafür hält, daß das Reich der Razzaroni in einer Art von Auflösung begriffen sei, so achtet er doch die unter ihnen noch fortlebenden murattistischen Erinnerungen für ein nicht unwichtiges Moment. Joachim Murat war zu seiner Zeit der Liebling der Razzaroni; er war der echte Raccaronikönig, von Napoleon mit großem Takt für des Volk von Bajazzo und Palcinellen erwählt, ein schöner Mann, dabei tapfer und wie sein Volk stets lachend, wenn er nicht weinte, wos ihm bei jedem ärgerlichen Anlaß sogleich geschah. Unter ihm verdiente der Neapolitaner einen Pfaster, wo er jetzt 26 Gran

verdiene — und dies ist unvergessen geblieben. Nun, den Enkel dieses halbtollen Königs, den häßlichen Prinzen Joachim Murat, hält der Neffe des Onkels völlig bereit, gelegentlich als Brandfackel zwischen die gärenden Volksmassen geworfen zu werden, obwohl der junge Diplomat wenig Lust (?) zu dieser Rolle bezeugen soll. Wie dem nun auch sei, das künftige Schicksal dieses Landes ist dunkel, und wie eine echt nationale Bewegung schon einmal von ihm ausging, kann es leicht geschehen, daß auch in der jetzt herrschenden Vermirrung Italiens das letzte Wort von Neapel gesprochen wird, wozu denn Kraft, Gesinnung und wahre Vaterlandsliebe es auch vor allen befähigen!

Als die Hüter dieses echten Patriotismus bezeichnet der Verfasser in einem trefflichen Schlußkapitel die Frauen, die Neapolitanerinnen, welche minder stolz und schön als die römischen Schwestern, aber fein, intelligent und gesellschaftlich gebildeter als jene, Haus und Welt regieren, das Bestreben der Vaterlandsliebe nähren und den Priestern gewachsen sind im Eifer, in Muth und in Thätigkeit gegen ein barbarisches Regiment. Der Verfasser sagt:

Es wird eine Zeit herrlichem Naturell die erhält, auch an der Mätern wird. Die sie dition in ihren Händen gneuen Zeit, die auf der ist, bei weitem glänzertgaben entwickeln. I werden die höchsten I sein, und von ihren Reine neue unverfälschte wie in alter schöner Zeit geben.

Ein Satz, den wir nicht gerade mit dem Prädicat einer „sanguinischen Hoffnung“ abfertigen möchten.

Dies ungefähr bildet nun den Inhalt der Darstellung, welche Mundt in den vorliegenden zwei Theilen von den süditalienischen Zuständen entwirft. Unstreitig ist es ein ansehnlicher, instructiver und mit aller Virtuosität seines Stils geschriebener Bericht, wie denn aber andererseits auch nicht zu leugnen ist, daß es an starker Färbung, Uebertreibung und Leichtgläubigkeit für Parteiberichte, an Voreingenommenheit und tendenziöser Zu- und Abneigung darin nicht fehlt. Wie dem jedoch sei, so viel ist gewiß, daß in allen Dingen Licht und Schatten in Italien greller als irgendwo sonst nebeneinander stehen, und daß der politische Parteilhas hier wilder und grausamer auftritt als in andern Regionen. Dem Verfasser ist aber nach dem, was er von dem päpstlichen und dem neapolitanischen Regimente Schauerliches und Entsetzliches berichtet hat, nicht mehr zuzumuthen, sich demnach selbst an Ort und Stelle zu begeben, um einigermaßen verkaunte Verhältnisse genauer zu studiren, sanguinische Erwartungen zu mäßigen und Irrthümer zu berichtigen; er würde dabei wol etwas mehr riskiren, als mit seinem Paß höflich zurückgewiesen zu werden! Wir nehmen daher auch an, daß mit diesen Bänden seine Mittheilungen aus Italien „nach eigener Anschauung“ wenn nicht für immer,

doch für lange Zeit ihre Nützlichkeit erreicht haben werden, was wir schließlich aufrichtig bejahen, aber in seinem Interesse doch nur gerathen finden können. 4.

General Alfer's Zeitbetrachtungen.

Urtheile des Generals der Infanterie G. v. Alfer politischen, kirchlichen und pädagogischen unseres Jahrhunderts. Mitgetheilt von i Theils. Saarbrücken, Neumann. 1858—4 Mgr.

Unter zusehenden Umständen das schöne Rheinland sah, dem wird die Lage von Koblenz und Ehrenbreitstein unvergeßlich sein. Kaum gibt es in deutschen Landen einen Punkt, welcher in geschichtlicher sowie in materieller Bedeutung es mit dem tiefen Felsen aufnimmt, der gegenüber der Mündung der Mosel, „der lotharingischen Jungfrau“, weithin die reiche Thalwindung beherrschend, von den königlichen Zinnen des Stolzenfels bis zu den grauen Thürmen des uralten Andernach fest und sicher besteht als Wächter des heiligen Stroms und Hüter deutscher Ehren. Von Romertagen an bis zu den Stürmen der letzten Kriege unerobert, von Napoleon I. gesprengt (1801), nach den Freiheitskriegen (1816—26) größer und stürker hergestellt, gehört diese Festung zu den ersten der Welt. Sie wird ihren Wahlspruch: „Fest wie des Nordens Stern steht Preußens Ehre“, auch fernsicheln behaupten, was immer in der Zeiten Schosse schlummern möge. Und solange diese Burg der Ehren dauert, wird auch der Name des Erbauers derselben, des Generals Alfer, fortleben. Wer in den zwanziger oder dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in Koblenz verweilte, dem wird, wenn er in jene herrliche Umgebung sich zurückwende, das gelbliche lange Gebäude hart am Fuße des süßlichen Abhanges des Ehrenbreitstein's erinnerlich sein, hinter welchem terrassirte Gartenanlagen mit reichem Grün sich hinaufziehen bis zu den unteren der vorspringenden Thürme der Festung. Hier wohnte eine lange Reihe von Jahren hindurch, umgeben von seiner blühenden Familie, in edelster patriarchalischer Häuslichkeit der Mann, aus dessen tiefem, reichem Geiste der Plan und die Ausführung der von allen bewunderten Feste entsprungen war; er hütete mit Ernst und Treue sein Werk als Oberbefehlshaber; es war sein innigster Wunsch, da die Ausfälle zu Anfang der dreißiger Jahre sich trübten, es mannhaft und kühn zu verteidigen gegen den Erbfeind Deutschlands. Hierzu bot sich nun damals keine Gelegenheit. Aber ein Kämpfer und zwar ein ritterlicher, rastloser Kämpfer blieb der alte Feldherr doch sein Leben lang. Er warf unermüdlich das heile, muntere Auge umher. Auf allen Eiten, in jeder Art des geistigen und stülichen Strebens der Zeit gewahrte er Mängel und Mängel, welche Widerstand und schürmige Abhilfe forderten. Gleichgültig oder unbedeutend war ihm, dem Manne des Schwerts, nichts unter demjenigen, was die Zeit bewegte, und wer je ihm unter die Augen trat, dem wird sein erster Blick, sein hoher Unwille bei so mancher Frage der Wissenschaft, der Politik, der Religion

und Pädagogik, die ihm unmittelbar am Herzen lagen, unvergeßlich sein. Und er besaß Kenntnisse, gelingende, reiches Wissen, in jeder Hinsicht auch in solchen Fächern, die mit dem Heiligen nur in entferntester oder in gar keiner Beziehung standen, und war bei seiner zurückgezogenen Lebensweise rastlos bemüht, diesen Schatz zu vermehren und seine Ideen zusammenzustellen. So rüstete im Laufe der Jahre eine Anzahl von philosophischen, pädagogischen und theologischen Abhandlungen, welche durchweg den Stempel frischer Ursprünglichkeit trugen, weil deren Verfasser sich keinerlei Zwang ansetzte. Für das Publikum waren sie nicht bestimmt. Er selbst sprach dies gelegentlich wol aus. In den Händen des Referenten befindet sich ein Brief Alfer's an einen Freund, der eine solche pädagogische Expectoration begleitete. Darin heißt es:

Hier, mein verehrter Freund, sende ich Ihnen das längst besprochene und versprochene Manuscript. Es ist ein erster Versuch der Art, und ich hoffe, daß die Mängel Gnade vor Ihren Augen finden sollen. Wollen Sie N. N. mitlesen lassen, so habe ich nichts dagegen. Ich verhehle auf keine Discretion auf die Idee; denn da es nur für mich selbst bestimmt war, so habe ich meinen Gedanken keinen Fessel angelegt. Es ist übrigens nur der erste oder historische Theil; der zweite oder biblische ist die Aufgabe des heranwachsenden Winters; der dritte oder politische wird wol niemals geschrieben werden, ich würde dem zu einem Großreformer vom Schicksal bestimmt sein, was ich mir selbst nicht wünsche.

Das Manuscript war überschrieben: „Gedanken über Erziehung und Unterricht, mit besonderer Rücksicht auf Militärunterricht (1836).“ Noch jetzt erinnert sich Referent der stillen Bewunderung, mit welcher die Geisteskräfte der damaligen Schöpfung damals ihn erfüllten. Ob der zweite und dritte Theil jener Abhandlung zu Stande kamen, vermögen wir nicht zu sagen, obgleich bekannt ist, daß der 1838 als Chef des gesammten Ingenieurwesens nach Berlin berufene General auch dort bis zu seinem Tode (1855) seine erfolgreiche Thätigkeit auf den ihm liebgewordenen geistigen Gebieten freudlich fortsetzte. So hat er dem Vornehmen nach denn auch mancher Handschriftliche dieser Art hinterlassen. Nach der obigen Briefstelle jedoch, sowie nach vielerlei mündlichen Aeußerungen des verehrten Mannes sowohl in Koblenz als in Berlin hegt Referent keinen Zweifel, daß er eine Veröffentlichung dieser Ergüsse genehmigen würde. Ist somit Ernst Ludwig von Alfer nicht gleich seinem vielgenannten Bruder, dem königlich sächsischen Obersten Karl Heinrich Alfer, dem historischen Schriftstellers beizuzählen, so gehört doch sein Leben der Geschichte an, und wir dürfen die Erwartung aussprechen, daß eine des Mannes würdige Biographie in nicht zu langer Frist aufgestellt werde. Eine solche wird dann auch seiner geistigen Mührigkeit und Thätigkeit bei uns hohe Alter zu gedenken haben, und dabei von dem schriftlichen Nachlaß „mit Discretion“, um und frucht Ausdruck zu bekennen, Gebrauch machen. Vor der Hand jedoch ist mit Dank anzunehmen, was von anderer Seite zur Kenntnis dieses ausgezeichneten Feldherrn und Kriegsbauweisers und geboten wird.

In diesen Beiträgen gehören ohne Frage vorliegende „Betrachtungen und Urtheile“, mit welchem Werk Alfer zu

Mittheilungen des dritten und vierten Theils von „Meine Wanderung durchs Leben“ (vgl. die Besprechung des dritten Theils in Nr. 41 v. Bl. f. 1858) vortrefflich verwirklicht. Insofern ist richtig, was der Verfasser in der dem zweiten Theil der „Betrachtungen“ vorausgeschickten Vorrede zu beiden Theilen sagt, daß nämlich in diesen scheinbar bloß Aker's Ansichten enthaltenden Mittheilungen sehr vieles andere, das meistens theils ober ganz und gar Aker's angehört, vorkommt. Wie sind jedoch weit entfernt, beim fleißigen und gewissenhaften Manne daraus einen Vorwurf zu machen, daß er eifrig bemüht ist, den Leser über- all erst in den Zeiterscheinungen und Seitenansichten der Vergangenheit zu orientiren, bevor er Aker reden läßt. Allerdings ist dadurch das Buch gelegentlich zu einem Abriss der kirchlichen und politischen Zustände von 1830—48 geworden, und bringt den ältern Zeitgenossen nur zu vieles, „was sie schauernd selbst erlebt“, was unendlich lieber vergessen wird als behalten. Aber die Geschichte, die Lection des Lebens, gewinnt dabei unverkennbar, und da, wie der alte Thurnvaldes schon bemerkt, was da gewesen ist, immer in irgendeiner Weise wiederkehren kann, so ist ein solcher Rückblick auch niemals ohne Frucht. Augen wir denn nach Kräften die hier aufgeschütteten Gersten. Wenn irgend, ist gewiß, daß kein leeres Stroh gehoeht wird, wo mit Ernst, mit Besonnenheit, mit Wissen und Erfahrung die Rede ist von Staat und Kirche in Preußen und im ganzen Deutschland. Wer solche Ansprache überhört, mag sich selbst die Schuld geben, wenn ihm später Urtheil und Erfolg im eigenen Thun versagen. Behalten denn diese Mittheilungen über Aker, jedenfalls einen anerkannten Werth, wenn auch des Biographischen, nach Aker's eigenem Bekenntniß, darin nur wenig ist, ja wenn auch sein persönliches Verhältniß zu Aker bei der großen Verschiedenheit ihres Lebenswegs, Bildungsgangs und Alters, auch der Grundansichten Aker's, welche Gletsch (II, 12) selbst als wesentlich mathematisch-anthropologische bezeichnet, von den seinigen, gerade kein sehr genaues gewesen sein sollte. Es genügt, daß ihm vergönnt war, über höchst belangreiche Gegenstände den General Aker's Nachsicht reden zu hören und mit ihm Ansichten austauschen. Aus diesem Grunde möchten wir wünschen, daß Aker's auch die II, xv erwähnten politischen Beiträge über wichtige Erscheinungen der Jahre 1848—49 der Zeitgeschichte nicht entzöge. Das Bild dieser verworrenen Epoche, unter deren Einfluß unsere Gegenwart bekanntlich fortwährend steht, läßt sich nur dann mit einigermaßen Erfolg aufstellen, wenn das Gute und Böse der Zeit richtig erwogen wird. Denn aus dem Auseinanderfallen des nicht Erwogenen, nicht Vermittelten erwacht der ganze Irrsinn neuer Zeit.

Die ersten Abschnitte des ersten Theils enthalten Umrisse zu einem Gemälde der Zeit, insofern sie von dem Geschichtsschreiber zu erfassen ist, was nach des Verfassers richtiger Ansicht durch wahrhaftige Darstellung des Persönlichen vorzugsweise geschehen. In dem leider allzu sehr sich hingebenden Gänger nach romantischen Schönerungen großer Männer, wie Gieseler's II. u. a., liegt für die erste

Geschichte ein Bild, was sie zu leisten habe, um wieder für die Welt ein wirklicher „Befehl für immer“, mit dem großen Darsteller des Napoleonischen Kriegs zu reden, zu werden. Eilers hat recht, Ludwig Häusser's „Deutsche Geschichte“ zu diesen Büchern zu zählen. Wir möchten den Wunsch hinzufügen, daß doch alle, deren Pflicht und Beruf es ist, die Geschichte Deutschlands in dieser bedeutlichen Lage der Welt, zwischen diesen Stürmen und Wirbeln diesseits und jenseits der Alpen, zu kräften, sei es im Cabinet, sei es von der Tribüne herab, niemals an ihre Werk gingen, ohne mindestens ein Duzend Seiten in Häusser's Werke gelesen zu haben. Vielleicht würden und alsdann trauervolle Anklänge und Parallelen noch erspart, die jetzt drohend am Horizonte schweben. Doch wir lehren zu Eilers zurück! Er berichtet zunächst über Aker's Verhältnisse zu Schleiermacher, welchem er Verehrung, jedoch keine blinde, zollte, wie ein Auszug aus dessen „Entwurf zu einem System der Rechtslehre“ zeigt, und kommt dann auf seine eigenen persönlichen Verhältnisse zu Aker, welche durch einen Schüler Schleiermacher's und Schwager Aker's, den Conscriptoralarath Gross in Koblenz, vermittelt wurden. Gleich hier offenbarte Aker bei lebensfähigsten Ausprägungen preussischer Officiere über die geringen oder schädlichen Erfolge des Wiener Congresses, über die verfehlte Constitution Deutschlands und die gefahrvolle Stellung Preußens jene ruhige Berechnung, die bei Urtheil, die ist:

Bei alledem sind wir men, was da will. Die Welt nicht sehr irre, auch die Stimmung ist für uns und wir thiger und kampflustiger bei überwindlichen Festungen. Ob unsere Epigonen Mäns der Nation, die nicht in der ganzen Vergangenheit liegt, zu rächen, d. h. die Trennungen zur Einheit zu führen, im Stande sein werden, wird zunächst von der Aufrechterhaltung unserer strengen militärischen Haltung abhängen, und da diese durch Volkskraft und Volksgelbst bedingt ist, von einer kräftigen Volkserziehung und Übung.

Hieran schließt sich der vierte und fünfte Abschnitt, Gedanken Aker's über Erziehung und Unterricht im allgemeinen und über die preussischen Abiturientenreglemente enthaltend. Hierbei haben die Abhandlungen, deren oben gedacht ist, und Aehnliches vorgelegen, das jedoch von Aker's nicht immer wörtlich ausgezogen wurde. Von Aker's Grundansicht, die auf Erkenntniß der Sedenvermögen ruht, hinsichtlich seiner „Erziehung zur Liebe, zum Wissen und zur Thätigkeit“, kann man nur anerkennend mit Eilers sagen:

Es ist in der That zum Erstaunen, mit welchem Scharfblick dieser „alte Soldat“, wie er sich selbst nannte, nicht nur die gegenwärtigen Zustände des Schul- und Erziehungswesens durchschaute, sondern auch die Geschichte der Erziehungsgesank von den ältesten Zeiten an zu erforschen gesucht hatte, nicht mit einer äußeren Geschichte der Schulmänner und Schulpläne sich begnügend, sondern in das Wesen eindringend. Wir schenken die Ergebnisse seiner Studien und Betrachtungen für die pädagogische Wissenschaft höchst bedeutend, bedeutender als die der meisten Männer vom Fach. Ich möchte selbst Schleiermacher nicht ausnehmen.

Hoffen wir denn, daß recht viele der Fachmänner, die auch noch heutzutage so oft zwischen Theorie und Wirklichkeit nicht den rechten Pfad mehr kennen, den Worten Aſter's, die aus dem Urborn der Natur und Vernunft ſtammen, lauschen. Wir enthalten uns ungern weiterer Auszüge, ſo groß auch die Verſuchung dazu iſt, in der Erwartung, diejenigen, die es betrifft, werden ſich dieſe Auseinanderſetzungen des Feldherrn mit dem praktiſchen Schulmanne auf keinen Fall entgehen laſſen.

Der ſechſte Abſchnitt: „Aſter's Urtheile über Preſſe und Preſſegeſetzgebung“, gibt Veranlaſſung, jenes bedenkliche Treiben der preuſſenfeindlichen politiſch-religiöſen Parteien am Rhein vor 30 und mehr Jahren näher zu beleuchten, von welchen ſchon in Eilers' „Meine Wanderung durchs Leben“ die Rede war. Das Kölner Ereigniß gab dieſem gefährlichen Elemente neue Nahrung; in Berlin verkannte man die Gefahr. Vobelschwingh, damals Oberpräſident zu Koblenz, und Aſter ſahen, daß alles auf dem Spiel ſtand, und veranlaſſten Eilers, hiſtoriſche Thatſachen dagegen in den „Deutſchen Blättern für Proteſtanten und Katholiken“ bekannt zu machen, die freilich nur theilweiſe Gehör fanden. Das Hauptübel lag in der Preſſe. Aber wie demſelben abhelfen? Selbſt Friedrich II. ging von der anfangs gewährten Cenſurfreiheit der berliner Zeitungsſchreiber ſchon nach zwei Jahren zu ſtrengen Maßregeln gegen „gottloſe und ärgerliche Bücher“ über und empfahl nur, vernünftige Leute, „die nicht alle Kleinigkeiten und bagatelles relevirten und aufmunzten“, zu Cenſoren zu machen. Doch auch damit kam der König nicht zum Ziele, und ſo hat es ſeit 1740 bis auf den heutigen Tag nicht gelingen wollen, die rechte Mitte zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig aufzufinden, und auch Aſter wußte hierzu keinen andern Weg, als „die zartefte Schonung des allgemeinen Rechtsgefühls und freie und unabhängige Cenſurbehörden“: eine Idee, deren Unmöglichkeit Eilers in Berlin bald genug einſehen lernte.

Besonders umfangreich und wichtig iſt der ſiebente Abſchnitt: „Der Kampf des Grafen Karl von Giech gegen den Kniebeugungszwang in Baiern und das Urtheil des Generals von Aſter über die militäriſche und politiſche Bedeutung dieſes Angriffs auf die evangeliſche Kirche.“ Dieſe Sache ſpielt im Jahre 1838, da der bairiſche Kriegsminiſter an alle Militärbehörden, inſondere auch an die Landwehr den gemeſſenen Befehl erließ: „Se. Majeſtät der König haben allergnädigſt zu beſchließen geruht, daß bei katholiſchen Militärgottesdiensten während der Wandelung und beim Segen niedergekniet werden ſolle.“ Da nun etwa der dritte Theil der bairiſchen Militärmacht aus Proteſtanten beſteht, ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſe vielleicht von Wien aus eingeleitete Erneuerung einer alten Verordnung von 1698 ſehr lebhaften Anstoß erregte. Eilers' Darſtellung des ärgerlichen Handels, welcher damals den größten Widerſpruch hervorrief, zu derſelben Zeit, da Preußen in den Kölner Wirren leidvoll befangen lag, iſt geſchichtlich genau aus berliner, münchener und nürnbergſcher Acten gemacht und darum von Werth für die Geſchichte jener Zeiten, um ſo mehr, da außer-

dem die Quellen gerade hierüber außerſt ſpärlich ſind. Wir verweiſen denn hiermit die Forſcher auf Eilers, welcher jezt zum erſten male weiter ausholt, um Aſter's Urtheil am Schluſſe folgen zu laſſen. Von größter Wichtigkeit iſt der hier zum erſten mal (ſoviel bekannt) gedruckte Aufſatz des Präſidenten der königlich bairiſchen Regierung von Mittelfranken, des lutheriſchen Grafen Karl von Giech: „Darlegung der Motive meines Austritts aus dem Staatsdienſte, Sr. Majeſtät dem Könige am 12. September 1840 zu Nürnberg in tieffter Ehrerbietung übergeben.“ Sie wirft auf das geſammte Verwaltungs- und Schulweſen und beſonders auf die Handhabung der religiöſen Freiheit in Baiern, nicht eben erfreuliche Streiflichter, und verdient auch mit Rückſicht auf Ereigniſſe der letzten Jahre dort und in Oeſterreich gar ſehr geleſen zu werden.

Was nun Aſter's Anſicht betrifft, ſo iſt dieſer vermöge ſeines chriſtlichen und menſchlichen Standpunktes durchaus für die paritätiſche Stellung der drei chriſtlichen Bekenntniſſe in allen deutſchen Bundesſtaaten und hält ſie für „die koſtbarſte aller Errungenſchaften der fortgeſchrittenen philoſophiſchen, religiöſen und politiſchen Bildung der neuern Zeit“. Er ſagt:

Wenn die Politik durch ſolche Erfahrungen des Unheils nicht klug geworden ſei, dann werde ſie nimmer klug werden und ſich abermals Verderben bereiten.

Nach beiden Seiten empfahl Aſter Gerechtigkeit und Duldung. Er ſagt:

Ich bin der Meinung, man müſſe der katholiſchen Kirche und ihren Lehrern die Reinigung von falſchen Einſchiebungen ſelbſt überlaſſen, und die evangeliſchen Chriſten hätten ſich, nachdem ihnen gleiche kirchliche und politiſche Rechte mit den katholiſchen in allen Staaten zugeſtanden worden, weiter nicht hineinzuſchieben, ja ſie könnten ſehr wohl und müßten ſogar den religiöſen Empfindungen ihrer katholiſchen Mitbürger alle Achtung erweiſen, ſtatt dieſelben in gehäſſigem Sinne zu bekräftigen.

Goldene Worte, an die man auch zu unſerer Zeit bei den Fragen, ob für oder wider die Concordate u. ſ. w., immer von neuem denken muß. Es iſt eben wie der alte Dichter ſingt: innerhalb und außerhalb der Mauern Troja's wird geſündigt. In Deutſchland aber ſollte die ſurchtbare Noth des Dreißigjährigen Kriegs für ewige Zeiten zur Warnung dienen gegen alle religiöſe Erbitterung, welche unſere alte Hoheit zum Geſpötte gemacht hat vor den Augen unſerer Feinde und Nachbarn, und rettungslos uns ins Verderben ſtürzen würde, wenn ſie jemals wieder die Oberhand erlangte.

Wir übergehen, was im achten Abſchnitt über die Schweiz und ihre religiöſen Zuſtände geſagt wird, auf welche Aſter fortwährend blickte und zu deren genauerer Erkenntniß Eilers ſich in jenem Lande ſelbſt unſah, obgleich auch darunter manches beherzigenswerthe Wort ſich findet, z. B. daß der Miniſter Eichhorn Preußen nach ſeiner gegenwärtigen Zuſammensetzung der Bekenntniſſe nicht für berechtigt hielt, mit dem Schwerte in der Hand in Deutſchland die Stellung einer proteſtantiſchen Schutzmacht einzunehmen, als welche es ſogar nicht einmal von den übrigen proteſtantiſchen

sich anerkannt werden würde: eine Wahrheit, die, sollte man glauben, jeder Tag deutlicher lehrt.

Der zweite Theil bringt zunächst Aker's Ansichten über die Stellung und Aufgabe des preussischen Königthums und eine nähere Entwicklung der Zustände beim Regierungsantritte König Friedrich Wilhelm's IV., welches von bedeutender Anziehungskraft, ja meistens auch von geschichtlichem Belange. So ist das schöne Wort über das Bleibende in Justus Möser's Schriften nicht zu übersehen, daß ihm Gottesfurcht und Vaterlandsliebe als die Basis aller Tugenden klar geworden, gegenüber der von Tag zu Tag bedenklicher Raum gewinnenden Herrschaft des Geldes, dem Parteiwesen, der traurigen Zersplitterung Deutschlands, als dessen geheime und gefährlichste Stützmacht aufzutreten Preußen berufen ist. Alle diese Fragen wurden brennend mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., von welchem man eine Constitution erwartete, während andere, auch Aker, die Schwächung der Regierungskraft, ja die Gefährdung der Stellung Preußens in Europa dadurch befürchteten. Aber freilich lautete Aker's Ausspruch zuletzt:

Ja, es wird sich durchbohren, wenn unsere Staatsmänner nicht auf eine Verfassung Bedacht nehmen, die ohne wesentliche Schwächung der königlichen Machtvollkommenheit allen Partein und Interessen gleiche Gerechtigkeit sichert; denn die materiellen Interessen stehen im Bunde mit den politischen Ideen der Einheit deutscher Einheit.

Sehr wichtig ist der hier S. 54—65 mitgetheilte Zeitungsartikel vom 21. October 1841, der allem Anschein nach von König Friedrich Wilhelm IV. selbst herrührt, da derselbe, indem er innigen Anschluß an Deutschland empfiehlt, doch die Constitution entschieden ablehnt. Der dritte Abschnitt hebt die Hauptmomente des heftigen Kampfs hervor, den das Bismarck'sche Ministerium mit der bis dahin herrschenden Schule Hegel's zu bestehen hatte. Hingugefügt ist eine 1841 in Königsberg hervorgerufene „Stimme aus den Königsgräbern“, in welcher die preussische monarchisch-conservative Politik im Gegensatz zu der neupreussischen philosophischen und liberalen Partei sich auf das entschiedenste kund gibt. Daß ihr nur der Verfassung vom 31. Januar 1850 nicht gebient hin konnte, liegt am Tage. Doch auch ruhig erwägende Beobachter, wie Aker, hegten über die unverkennbare Schwächung des monarchischen Princips durch dieselbe gegründete Bedenken. Von vorzüglicher Wichtigkeit ist die zeitensichere Geschichte der Proteste und Erklärungen des Jahres 1845 in dem vierten Abschnitte, deren Gesamteindruck wirklich ein überaus demüthigender und betrübender ist. Man erkennt den gefährlichen Wand der rationalistischen und freigemeindlichen Thätigkeit mit dem alles zersetzenden Hegelthum und die in immer stärkeren Wogen tobenden Brandungen, in welchen das Schiffelein der Kirche in- und hergeschleudert wurde. Aker rieth dagegen zu Ruhe und Festigkeit. Er sagt:

Verbieten, was alle wollen, und zugleich gebieten, was sie nicht wollen, läßt sich kaum bei Völkern durchführen, die an Elend gewöhnt sind, geschweige denn in Preußen, wo der Freiheitsgeist durch die Ereignisse der letzten 40 Jahre und 1860. 22.

durch das Bewußtsein, die Freiheit mit eigenem Blute errungen zu haben, aufs höchste gesteigert ist. Mit dem politischen Freiheitsfinke geht aber der religiöse stets Hand in Hand. Man kann das in unserer Geschichte genau verfolgen. Ein festes Ziel ins Auge fassen und schweigen bei gutem Gewissen, das ist echte Staatsweisheit.

Aker empfiehlt auch, sich

Wer's Recht hat

Für den kommt an

Auch der fünfte Abschnitt kirchlichen Gesinnungen in der sechste: „Ueber die politische Richtung und der evangelisch-Beachtenswerthe, namentlich in Oesterreich, als Schutzmacht Preußen als der früherenismus, welche Stellung jetzt anheißt (S. 176):

Was würde wol aus Deutschland werden, wenn österreichischer Haß und österreichische Liebe, und wie man gegensätzlich wol sagen kann, preussischer Haß und preussische Liebe, der plagen? Solange Oesterreich und Deutschland nicht zu fürchten, daß es an der Völker werde. Diese im höchsten Volke so sehr zu wünschende Einigkeit sei Seiten das Opfer von Parteivorurtheilen mit denen gleiche Wohlfahrt und gleich bestehen können.

Wer möchte diesem ernstern Worte nicht beistimmen, namentlich im Angesichte der allerneuesten Weltlage vor und nach dem Frieden von Villafranca und den Annerkennung in Italien! Ruft doch selbst die sonst so wenig deutschgesinnte Rahstimm der englischen Presse („Times“) neuerdings und dasselbe zu: Frieden und Verständniß zwischen Oesterreich und Preußen, oder ihr seid verloren! Soll denn das Heiligste, die Religion, noch einmal zum Verberben der Welt mißbraucht werden? Das verhöre der Leser unserer Geschichte!

Sehr belangreich ist der Inhalt des siebenten und achten Abschnitts, welche über Bunsen's „Verfassung der Kirche der Zukunft“ und über den Gustav-Adolf-Verein und die damit in Verbindung stehenden Parteikämpfe eine Fülle von Belehrung bieten, deren Summe freilich selten erfreulich ist. Aker's Urtheile schließen sich hier bloß gelegentlich an, da er von Bunsen's Idealismus durch eine durchaus auf das Wirkliche gewandte Denkungsdart sich unterschied, und namentlich das Papstthum und die Hierarchie noch lange nicht für entbehrlich hielt. Ueber das Gemeinsame der bloß aus dem Gegensatz gegen das Papstthum entsprungenen neuen evangelischen Vereine, ohne symbolische Ausgleichung, und die damit zusammenhängenden Kämpfe gegen die freien Gemeinden und Nichtfreunde findet sich hier reiche und actenmäßige Auskunft. Es war dahin gekommen, daß eigentlich niemand mehr wußte, wer zur evangelischen Kirche noch gehöre und wer nicht, sofern der Widerspruch gegen die katholische Kirche außer Betrachtung blieb, bis im September 1847 zu Darmstadt eine Art Concordienformel aufgestellt wurde, welche dann wieder unter preussischen Schutz trat. Diesen Stürmen gegenüber hielt Aker immerfort die politische

Einheit Deutschlands und deren Nothwendigkeit empor und hoffte viel, ja alles von dem immer steigenden Nationalbewusstsein, dem auch der täglich zunehmende Eisenbahnverkehr in die Hände arbeite. In diesem Verlaufe treten namentlich über Stahl und seine Ansichten vom christlichen Staate folgenschwere Betrachtungen und entgegen, an welche die allernachsten Parteiregungen in Berlin wiederum erinnern.

Besonders Antheil widmete Aker auch den im neunten Abschnitt besprochenen Bewegungen in der englischen Kirche, namentlich der großen Versammlung der verschiedensten protestantischen Bekenntnisse zu Liverpool im October 1845 und deren Zusammenhang mit jenen in Deutschland. Gewiß ist dies ein höchst merkwürdiges Stück neuerer Kirchengeschichte, auch nach Aker's Ansicht, obgleich er der Meinung war, es sei uns heutzutage weniger durch Symbole geholfen, als durch vernunftgemäße Uebereinstimmung zwischen dem, was man weiß und dem, was man glaubt. Damit ist denn auch Aker's theologischer Standpunkt einigermaßen angedeutet, welchen der zehnte Abschnitt nach schriftlichen Ausarbeitungen des Generals näher beleuchtet. In dem elften folgt alsdann die Idee König Friedrich Wilhelm's IV. bei der Errichtung des Bisthums zu Jerusalem in ihrer Ursprünglichkeit, nach mündlichen Besprechungen des Ministers Eichhorn mit dem Könige. Der zwölfte Abschnitt endlich: „Aker's sächsishe Sympathie“, bringt mehrere Hauptgesamtheiten deutscher Nation und Einheit, gegenüber dem Auslande, in eindringlicher Weise zur Sprache. Bei der tiefsten Anhänglichkeit an sein sächsisches Heimatland und dessen Herrscher trug der durch das Leben und die Geschichte belehrte Mann doch die Ueberzeugung in sich, daß Preußen fortan der Hort aller theuersten Interessen des gesammten Deutschland, also auch Sachse sei. Er sprach:

Preußen ist nun einmal durch ein wunderbares Zusammenreffen großer geschichtlicher Ereignisse als die Schutzwehr Deutschlands gegen äußere Feinde sowol als gegen innere thatsächlich hingestellt, und darum müssen alle echten Vaterlandsfreunde auf seiner Seite stehen, wenn es sich um Abwehr solcher Feinde handelt.

Bei Gelegenheit eines Gesprächs über das Verhältnis Preußens zu Oesterreich sagte er einmal:

Wenn Sie genau zusehen, so werden Sie finden, daß die Regenten unserer kleinen und großen Staaten, denen das Wort „Deutsches Volk“ ein Dornel ist, eine Abneigung gegen Preußen und eine Hinneigung zu Oesterreich haben.

Auch dieser Ausspruch, obgleich schon über 20 Jahre alt, bestätigt sich noch heute alle Tage vor unsern Augen in der vorzüglichsten Weise. „Die Welf, die Walpurgis!“ erschallt unaufhörlich der Ruf der Parteien in der Presse und überall, und an den Grenzen im Osten und Westen, im Norden und Süden schwillt höher und höher die Sturmflut heran, Abwehr, und zwar schnelle, gemeinsame, einträchtige Abwehr fordernd. Wer wird, wer kann da helfen? Verstand und Noth: das sind die letzten Hülfen und Entschelder im Rathe der Völker. Wer von Völkern nicht gehorchen will, verfallt rettungslos dem

andern. Hoffen wir denn, daß der letzte Rath noch erscheine, bevor es zu spät ist!

Mit diesem ersten Gedanken scheiden wir von dem inhaltreichen Buche, welches zu den bis jetzt erschienenen Theilen von des Verfassers „Meine Wanderung durchs Leben“ im engsten Verhältnisse steht und zugleich als eine namhafte Bereicherung der Geschichte der letzten 20 Jahre anzusehen ist.

27.

In Sachen der Schiller-Stiftung.

Die „Grenzboten“ enthalten in Nr. 24 einige Bemerkungen über die Schiller-Stiftung, die, wir freuen uns es aussprechen zu können, zur Genüge beweisen, daß die Redaction allmählich eine vorthellhaftere Meinung von dieser Stiftung gewonnen hat. Allerdings wird der Stiftung auch jetzt von den „Grenzboten“ vorgeworfen, daß sie aus einem dunkeln Dunge hervorgegangen, nicht frei von unreinen Elementen und in ihren Zwecken schwer zu übersehen sei; aber es wird dann weiter gegeben, daß sich das Unternehmen doch „an eine gute und sehr berechnete Seite des deutschen Gemüths“ gewendet habe; „ja“, wird weiter versichert, „es bezog sich auf ein Bedürfnis, das, wenn auch nicht in dem angegebenen Maße, doch wirklich vorhanden war. Es hat gegenwärtig einen Umfang gewonnen, der die ersten Anreger wol selbst nicht geahnt haben.“ Nur die Bezugnahme auf das deutsche „Gemüth“ müssen wir beanstanden. Es handelt sich unserer Ansicht nach bei der Schiller-Stiftung nicht im entferntesten um eine bloße Gemüthsfrage, obgar um eine specifisch deutsche Gemüthsfrage, so zwar, als wir Deutsche das Gemüth ausschließlich gepachtet hätten; es handelt sich dabei einfach um eine praktische, durch die Verhältnisse nothwendig gebotene Einrichtung, höchstens noch um eine nationale Ehrensache. Man vergesse nicht, daß die vorzugswürdigsten praktischen Nationen, die Engländer, Franzosen und Holländer schon längst, am längsten aber die Engländer Institute dieses Art besitzen. Nachdem die „Grenzboten“ den bekannten, sächsischen und ein wenig professorischen Ausfall Jakob Grimm gegen die Schiller-Stiftung angeführt, bemerken sie treffend: „In der Hauptsache ist das richtig, aber eine Scheitern übersehen zu haben. Es handelt sich nicht sowol um die Unterstützung „aufstrebender Talente“, sondern um die Unterstützung von Dichtern, die bereits etwas gelöst haben und arbeiten fähig geworden sind, sei es durch Krankheit, durch Alter oder auch — durch den Tod. Wol werden fühlende Herzen immer bereit sein, hier einzugreifen; aber es gibt noch etwas anderes diesen Dichtern gegenüber hat die Nation eine Ehrenpflicht. Der bloße und Bedürfnis gehörig zu konstatiren, wird immer noch schwierig sein; hier und dort ein Mißbrauch kaum zu vermeiden; aber damit ist die Idee selbst noch nicht widerlegt. Was schadet am Ende ein gelegentlicher Mißbrauch, wenn er den richtigen Gebrauch nicht ausschließt?“

Mit Recht erheben die „Grenzboten“ schließlich ihre Stimme gegen das bei der Schiller-Stiftung trotz aller Einreden eingeführte Geheimnißsystem, wonach die Namen der von der Stiftung bedachten Dichter und Schriftsteller vor dem Publikum verschwiegen bleiben sollen; sie rufen: „Dessentlichkeit, volle, unbedingte Dessentlichkeit! Die Dessentlichkeit schließt nicht jeden Mißbrauch aus, sie hindert aber den periodischen Standal und die Corruption. Als Almosen zu empfangen, auch wenn man in bedrängter arbeitsloser Lage sich befindet, ist dem Ebeln immer peinlich, es einen Ehrensold anzunehmen, im Namen der Nation etwas von der allgemeinen Stimme der Nation gebilligt, wir doch das könnte man sich wenigstens ebenso gut gefallen lassen, das Jahrgehalt eines Fürsten. Wer sorge man dafür, daß wirklich eine Nationalangelegenheit werde, nicht eine lächerliche Einwirkung von Coraxen: das erste — freilich noch nicht letzte — was dazu gehört, ist unbedingte Dessentlichkeit.“

Nur hat sich auf England beschränkt, wo auch die Namen der Empfänger nicht genannt werden; aber in England bestehen auch nicht so viele literarische Elikten und Gevatterschaften, so viele literarischer Depotismus, dieses deutsche Gräuel, worüber sich englische Blätter schon wiederholt lustig gemacht haben; in England verschwinden vor dem wirklichen Verdienst und der wirklichen Bedürftigkeit alle persönlichen und gevatterlichen Rücksichten, alle Vorurtheile, alle Animositäten; auch haben wir in mehreren Fällen die Namen der Empfänger, welche aus englischen Wohlthätigkeitsfonds Dotationen empfangen, allerdings genannt gefunden, besonders bei der Unterstützung von Witwen und Waisen verdienter Schriftsteller. Was scheint man mit dieser phrasenhaften Geheimthuerei anders sagen zu wollen, als daß es zu Grunde doch mehr zur Uebersicht als zur Ehre gereiche, aus dem Fonds der Schiller-Stiftung Jahrgelder zu empfangen? Gerade vor einer noch so jungen Stiftung hat das deutsche Publikum, haben die, welche bisher beitrugen oder noch beitrugen, das Recht zu verlangen, daß die Namen der Unterstützten genannt werden, damit sie wissen, daß nur das wirkliche Verdienst Berücksichtigung findet. Wer es sich zur Uebersicht anrechnen, genannt zu werden, um, der sollte es sich noch mehr zur Uebersicht anrechnen, um Unterstützung nachzusuchen oder solche zu empfangen. Dabei lagern wir nicht, daß ganz besondere Fälle vorkommen können, wo es gerathen ist, den Namen zu verschweigen; zu diesen Ausnahmen, die dann vor dem Publikum als Ausnahmen zu motiviren sind, können aber wirkliche Ehrendotationen, Jahrgelder, Alterspensionen, Stipendien für Erholungs- und Badereisen, Entschädigungen für Verluste bei buchhändlerischen Bankrotten und ähnlichen Unglücksfällen, Unterstützungen bei längern Krankheiten, bei plötzlichen, durch kein bürgerliches Vergehen motivirten Ausweisungen, für Witwen und Waisen u. s. w. unmöglich gehören.

Wir freuen uns, zu gleicher Zeit berichten zu können, daß am 6. Mai d. J. abgehaltene Versammlung beschlossen hat, der Stiftung eine Schenkung zuzuwenden, und zwar für das laufende Jahr im Betrage von 300 Thalern, nicht als ein einmaliges Geschenk, aber auch nicht mit der Verpflichtung, jedes Jahr diesen Beitrag zu wiederholen, da keine Generalversammlung die folgende in dieser Beziehung zu binden befugt ist. Bei dieser Gelegenheit, also eben nur so gelegentlich, erfährt man auch etwas Näheres und Interessantes über den gegenwärtigen Stand der Schiller-Stiftung und zwar aus einem in der Versammlung vorgelesenen Schreiben Dingeldey's als Vorstehenden des Verwaltungsraths der Stiftung an den Vorstehenden des Vereins, datirt Weimar 16. April. Wir theilen daraus das Wichtigste, dieses aber wörtlich mit, weil darin bloß That-sächlichkeiten knapp zusammengefaßt ist.

„Konstituirt in der beschriebenen Generalversammlung, steht sich die Deutsche Schiller-Stiftung gegenwärtig im Besitze eines Vermögens von ungefähr 70000 Thalern preuss. Courant und zahlt dieselbe 19 Zweigstiftungen, die sich zu vermehren versprechen (Berlin, Breslau, Danzig, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Göttingen, Hamburg, Koblenz, Köln, Laibach, Leipzig, München, Nürnberg, Osnabrück, Offenbach, Stuttgart, Weimar, Wien). Durch die großherzoglich sächsische Regierung ist die Anerkennung der Stiftung als einer moralischen Person antwortend 30. November vorigen Jahres, durch die königlich bairische antwortend 3. Januar dieses Jahres schon erfolgt; aller übrigen Orten suchen die Zweigstiftungsvorstände um diese Anerkennung sachegemäß und zweifelsohne nicht erfolglos nach. Auch die Wirkungen der Stiftung haben begonnen; es sind in dem abgelaufenen Halbjahr (October 1859 bis März 1860) an Unterstützungen verwilligt und größtentheils ausgezahlt worden: eine Jahrespension von 400 Thalern, eine desgleichen von 250 Thalern, eine desgleichen von 400 Gulden österr. W., vom Verwaltungsrath; die Unterstützung von 150 Thalern, eine desgleichen von 50 Thalern, eine desgleichen von 30 Thalern, eine desgleichen von 100 Gulden österr. W., eine desgleichen von 30 Gulden österr.

W., eine auf Pulmonen, Schilddrüse, Bitt, von um zu 1 Best, betr. Aus Frei Hoch, risch von als diese auch da 1 Sid da Con listri solch Ber-

einen öffen

berthens hat die Stiftung für den Schriftstellerstand die unabwendbare Nothwendigkeit und Ehrenpflicht erwachsen, nun auch seinerseits, soweit solches noch nicht geschehen, sich für das Wohl seiner nachbleibenden Mitglieder ausgiebig und nachhaltig zu bekümmern.

Nur wollen wir wünschen und rathe, daß bei dieser Selbstbestimmung der Schriftsteller keinerlei moralischer Zwang in Anwendung zu bringen versucht und so nicht etwa unter den Mitglieder ihres Standes Animosität gegen die Stiftung hervorgerufen werde. Wer in der Lage ist, beizusteuern, der möge es thun; es wird ihm Lob und Dank einbringen; aber die Verpflichtung zu fortlaufenden Beiträgen, so gering sie auch scheinen mögen, ist für denjenigen, der in prekären Verhältnissen und aus der Hand in den Mund, von heute zu morgen lebt, stets eine drückende. Man erinnere sich, daß Schiller, nach eigenem Bekundnis, einmal in seinen schwermsten Zeit kaum so viel aufzutreiben konnte, um das Porto für einen Brief zu bezahlen, und uns selbst war ein vor mehreren Jahren verlebter Dichter bekannt, der seine traurige Existenz davon ableitete, daß er mehrmals wichtige Briefe, von deren schneller Beförderung eine günstige Wendung seines Schicksals abgehängt habe, wegen Unfähigkeit, das Porto zu bezahlen, nicht rechtzeitig habe abschicken können. Dagegen wird man die Schriftsteller, welche sich nicht „poetischer Formen“ bedienen, nicht wol in Contention setzen können, da, wie es scheint (denn bei dem eingeführten Schweigethum erfährt man eben nichts Sicheres), für jetzt nur Autoren, welche sich „poetischer Formen“ bedienen, berücksichtigt werden. Und mer bürgt dem beizugewandten Schriftsteller dafür, daß seine Beiträge nicht gerade einem Dichter zugute kommen, der faulenzet, trümmet und spazieren geht und nur in Feststunden, wenn ihn der „Genius“ besucht, einmal aus Feder greift, während er, der Beitragende, nicht nur in täglicher, sondern auch nachlässigen Arbeiten wahrwacht seine geistigen wie körperlichen Kräfte anstrengt und vielleicht vor der Zeit zu Grunde richtet? Mit moralischer Unterstützung, mit Anreizleistung auf brotneidische Intrigue, auf buchhändlerischen

auf Geheer und Zwischenträger u. s. w. wäre viel mehr ausgerichtet, als mit dieser angebrohten Besteuerung des Schriftstellerstandes, die ohnehin nur Tropfen ins Meer liefern kann. Jedenfalls erwarten wir, daß man den besteuerten Schriftsteller das Recht zugestehen wird, die von ihnen eingeschossenen Beiträge sammt Zinsen zurückzufordern, falls sie selbst ins Gedränge kommen sollten, kurz daß in Bezug auf die beitragenden Schriftsteller eine Art Sparcassen-System in Anwendung komme.

Nr. 114 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ enthält im Heilkleinen einen Bericht über eine Conferenz, welche in der „der Erinnerung an Schiller's fünfundfünfzigjährigen Todestag“ gewidmeten Raiwoche der Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung zu Weimar als dem gegenwärtigen Vorort gehalten hat. Auf die Details der Verathung, soweit sie bisher zur Kenntniß des Publikums gelangt sind, wollen wir hier nicht weiter eingehen; wir bemerken nur, daß in vollkommener Einigkeit die „Geschäftsordnung“ der Stiftung auf dieser Conferenz festgestellt wurde, daß unter anderm auch die Bestimmung getroffen wurde, bei etwaigen unmittelbaren an den Vorort abgehenden Spenden könne ausdrücklich auch der Wunsch ausgesprochen werden, daß die Gabe nicht für das am Vorort befindliche Lokalfilial, sondern für die Generalkasse der allgemeinen Deutschen Schiller-Stiftung bestimmt sei, und mit Genugthuung erfuhren wir ferner aus dieser Mittheilung von dem warmen Antheil, den der regierende Großherzog an dem Gedeihen der Stiftung nimmt. An Schiller's Todestage jog derselbe die Mitglieder der Conferenz zur großherzoglichen Tafel, wobei der Fürst selbst sich erhob und dem glücklichen Fortgange der Stiftung ein warmes und berebtes Hoch ausbrachte. Etwas Mysteriöses und Peinliches hatte für uns nachstehende, in dieser Correspondenz enthaltene Notiz: „Leider droht der Schiller-Stiftung eine aus vorwärtlichem Geist entsprungene Gefahr. Die einzelnen Filiale sind bei ihren Behörden für ihren Privatbesitz um das Recht der „moralischen Körperschaft“ einkommen, und erst die großherzoglich weimarische und die königlich bairische Regierung haben ihren Lokalfilialen diese Eigenschaft bereitwillig erteilt. Auch die kaiserlich österreichische Regierung war bereits im Begriff, dem reichsten aller Filiale, dem mit beinahe 20000 Thalern dotirten wiener, diese Anerkennung zu verleihen, als plötzlich eine „Intervention“ dazwischentrat, die von einer andern Regierung ausging, die doch auf ihrem Gebiet die Schiller-Stiftung in den Händen der geachteten und besonnensten Männer steht. Statt eine Organisation unserer zerfahrenen Literatur, die durch das von den Satzungen so scharf betonte Kennzeichen der „Würdigkeit“ eine Art moralischer Selbstaufsicht und Selbst-erziehung in ästhetischer und sittlicher Hinsicht innerhalb der Literatur anbahnt, freudigst zu begrüßen, soll sich eine Besorgniß vor Erstarkung des Schriftstellerstandes, möglicher Begünstigung destruktiver Richtungen u. s. w. geltend machen wollen in Art und Weise jener Bundestagsprotokolle, die über Presse und Literatur einst aus der Feder der Metternich, Ragler und Blittersdorf flossen! In einem Augenblick, wo Deutschland für äußere und innere Gefahr die Macht der Presse, die Beihülfe eines gesinnungsvollen öffentlichen Geistes mehr denn je bedarf, hemmt ein unbegründetes Mißtrauen die Entwicklung einer Rational-Stiftung, die in ihren, aller Welt offen liegenden Satzungen nur das Talent als solches unterstützen will, fern von jeder tendenziösen Kundgebung befehlen.“

Welche Regierung sollte es sein, die der Schiller-Stiftung diese Schwierigkeiten bereitet? Etwa die Regierung des Landes, welches der buchhändlerischen Production und mithin der schriftstellerischen Arbeit nicht bloß einen großen Theil seines Welt-rufs, sondern selbst seiner materiellen Wohlfahrt verdankt? Und gibt sie darin nur jener moralisch verwerflichen und zugleich unpraktischen, beiden dabei interessirten Theilen nur zum Schaden gereichenden Ansicht gewisser Privatpersonen nach, zu deren Geschäftsgrundsätzen — der Himmel vergeiß' ihnen! — es zu gehören scheint, den Autor möglichst knapp und leibeigen zu erhal-

ten und ihn womöglich nicht einmal zu dem Gefühl jenes Wohlseins gelangen zu lassen, dessen sich in reichen Häusern selbst das Gesinde erfreut? Nun, auch diese Regierung — welche es auch sein möge — wird früher oder später zu sowol praktisch wie moralisch correcteren Ansichten auch in dieser Beziehung kommen; aber es gehört einmal zu den Kennzeichen deutschen Geistes und deutscher Verhältnisse, daß Schwierigkeiten, wo keine sind, künstlich hervorgerufen, und Umwege, wo der geradeste Weg vor Augen liegt, künstlich eingeschlagen werden.

Auf dieser Conferenz wurden, wie es in einer Correspondenz der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ aus Weimar hieß, von den Einnahmen sechs nicht unansehnliche Ehrengaben nach den Vorschriften des §. 1 der Satzungen ausgesprochen. Der Correspondent meint, „die Namen der Empfänger würden, wenn die Satzungen sie zu nennen gestatteten, dem Verwaltungsrath Lob, der Stiftung vermehrtes Vertrauen eintragen und die immer im stillen fortwuchernde Besorgniß beseitigen helfen, es handle sich bei der Schiller-Stiftung um Unterstützung des literarischen Proletariats“. Hiermit ist ja aber so deutlich als möglich eingestanden, daß das Princip größter Oeffentlichkeit und der Namensnennung der Stiftung selbst von größtem Vortheil sein würde, ja für das moralische Ansehen derselben fast unbedingt nöthig erscheint.

Wir schließen mit einer kurzen historischen Bemerkung. In frühern Zeiten erstete das Récenatenthum theils solcher, welche an der Literatur nur als Geniegebende theilnahmen, theils solcher, welche wie Gleim, selbst literarisch thätig und poetisch productiv waren, bis zu einem gewissen Grade die Zwecke der Schiller-Stiftung. Aber seit Schiller kam dieses Récenatenthum immer mehr in Abnahme; denn Schiller war eigentlich der letzte, der sich seiner Segnungen im ausgebreitetsten Maße zu erfreuen hatte; wir dürfen nur an Frau von Wolzogen, an die Herzogin von Weimar und Augustenburg, an den Grafen von Schimmelfenn, an den Appellationsrath Körner erinnern. In der nachlassigen Zeit kam der moderne Lebensgrundsatz: „Hilf dir selbst und Gott (oder vielleicht besser: der Teufel!) wird dir helfen!“ immer mehr auch auf das Schriftstellertum in Anwendung. Aber die Schriftsteller hatten sich im Grunde nicht über das Publikum zu beklagen; sie selbst waren an diesem heillosen Zustande zunächst und zumeist schuld. Jeder glaubte seinen Vortheil am besten zu erreichen, wenn dies auf Kosten und zur Vernachtheiligung seines Nebenmanns geschähe; aber indem er eine den andern zu discreditiren suchte, discreditirte er auch den ganzen Stand, und unter dem Princip der Vereinzelnung litt am Ende auch jeder einzelne; namentlich im höhern Alter war wol kaum je ein neuerer deutscher Dichter oder Schriftsteller von dem drückenden Gefühl der Isolirung und des Verlassenseins gänzlich frei. Gerade Schriftsteller, welche sich selbst für Genies hielten und sich für ein freudenloses gequältes Dasein mit der höchst zweifelhaften Aussicht auf die Unsterblichkeit ihres Namens und auf Verherrlichung nach dem Tode zu trösten suchten, brachten das kindische Dogma auf, daß Druck, Armuth, Verfolgung, Heimathlosigkeit und bürgerliche Misachtung ein Kennzeichen und Ehrenzeichen des Genie seien, daß diese Noth und Misachtung ihm sehr nützlich und nöthig sei, und daß es für die Misachtungungen und Fußstapfen, die es im Leben zu erdulden gehabt, durch die himmlische Glorie, in die sein Name nach seinem Tode gehüllt werde, hundertfache Entschädigung erhalte. Man glaubt

*) Einen weniger bekannt gewordenen Beweis collegialischer Erkennung gab unter anderm der Schriftsteller Johann Konrad von Einem, der im Jahre 1799 (gerade seinem Todesjahr) zu Göttingen eine Schrift: „Wig und Gutmüthigkeit Friedrich's des Einzigen in poetischem Gewande“, erschienen ließ, deren Ertrag er „zur Unterstützung des unglücklichen Weger in Sonnershausen, und vorzüglich zu einer mit ihm anzustellenden Cur“ bestimmte. Der Dichter und Romanschriftsteller Weger war bekanntlich um jene Zeit in eine Geisteskrankheit verfallen, die ihn zuletzt dahin brachte, sich für Gott zu halten und auf seine Manuscripte zu schreiben: „Opera Dei Werzelli.“

gar nicht, wie weltverbreitet und festgewurzelt auch im Publikum dieses Dogma lange Jahre vor. Erst in der neuesten Zeit ist dieses Dogma, durch die unermüdblichen Bestrebungen einzelner, welche die Lächerlichkeit desselben nachwiesen, zum Wanken gebracht worden. Das deutsche Publikum läßt sich durch declamatorische Phrasen zwar für eine Zeit lang leicht auf eine falsche Fährte bringen, aber ebenso rasch auch durch den gesunden Menschenverstand auf den richtigen Weg zurückweisen. Das Zustandekommen der Schiller-Stiftung beweist dies am besten, und wahrscheinlich würde sie schon früher ins Leben getreten und anfangs nicht auf so viele Schwierigkeiten und Vorurtheile gestoßen sein, wenn nicht ein sehr ansehnlicher Theil der Schriftsteller selbst verblendet genug gewesen wäre, aus Hochmuth oder Eigennutz oder Eitelkeit und Unkenntnis gegen den Plan zu sprechen und zu schreiben und ihn, was freilich kaum glaublich erscheint, als der Ehre oder den Interessen des Standes nachtheilig darzustellen. Erst der Vorrang einiger angesehenen Privatpersonen, Geschäftsmänner und Literatenfreunde und Literaturfreundinnen und der Rausch des Schiller-Festes mußten hinzukommen, um die bei vielen Schriftstellern selbst bestehenden Vorurtheile zum Schweigen zu bringen und der Stiftung beim Publikum eine Theilnahme zu erwecken, gegen welche selbst die Gegenstimme einer Autorität wie Jakob Grimm nicht mehr aufkommen vermag. **A. M.**

Die französische Literatur während der Revolution.

Geschichte der französischen Revolutionsliteratur 1789—95. Von G. Schmidt-Weissenfels. Prag, Kober und Markgraf. 1859. Gr. 8. 3 Thle.

Wie man als den wesentlichsten Ausdruck und hauptsächlichsten Repräsentanten des geistigen Lebens einer größern Stadt die Lokalpresse derselben ansehen pflegt, so findet weiter das geistige Leben einer ganzen Zeitperiode seinen Ausdruck in der Literatur überhaupt. Die politischen und die literarischen Erscheinungen einer Epoche stehen in dem intimsten Conner; die Wahlverwandtschaft auf beiden Gebieten ist eine entschiedene. Die politische Situation übt mit zwingender Gewalt ihren Rückschlag auf den literarischen Tact. Gilt dieses Verhältniß schon in gewöhnlichen, friedlichen Zeitaltern, so läßt sich seine Existenz und Einwirkung noch deutlicher und schlagender in Perioden einer außergewöhnlichen Bewegung nachweisen. Man blide auf die unmittelbar hinter uns liegende Vergangenheit. Der Kriegslärm jenseit der Alpen spiegelte sich nicht etwa bloß in der Tagespresse, in Zeitungen und Journalen wider; die italienische Frage und was mit ihr zusammenhängt bestimmte mehr oder weniger den Charakter und die Physiognomie der gesamten Literatur. Wie überschäumte die Sündflut der Broschüren den Büchermarkt; wie regneten die Karten und Illustrationen zur Erklärung des Kriegstheaters! Mußte nicht so manches Fahrzeug wegen des Sturms der politischen Constellationen seine Flagge streichen, und zögerte nicht so mancher Rheeder, bei diesem Sturm sein Gut den Wellen anzuvertrauen, d. h. ohne Bild, ist nicht manches Unternehmen eingegangen, das sich bei größerer Gunst der Verhältnisse wol gehalten hätte, und ist nicht die Geburt von manchem andern unterblieben, weil die Verleger wegen des Abfalles der nicht zeitgemäßen Production in Verlegenheit waren? Haben andere Verleger sich nicht genöthigt oder bemüht gesehen, auf den bezeichneten Anlaß hin ihre üblichen Honorarsätze beträchtlich herunterzusetzen? Oder man greife etwas weiter zurück. Man erinnere sich an die Zustände und Verhältnisse unserer Literatur in dem turbulenten Bewegungsjahre 1848, an die Zustände und Verhältnisse der literarischen Welt in der Zeit, die jenem Ausbruche kurz voranging. Wie häuften sich damals in massigen Ballen die Schriften theologischen Inhalts, wie folgten dann die politischen und sozialen Flugschriften und Broschüren, Placate, Satiren, Caricaturen, Clubbeschlüsse, Manifeste, Aufrufe, Ansprachen, Erklärungen, Sturmpetitionen! Daß

fernan den unbezahlbaren Einfall gehabt hätte, jene Druck-erzeugnisse möglichst vollständig zu sammeln! Welch ein hochwillkommener Stoff wäre das heute!

Doch wozu Worte über eine an sich klare Sache? Die Thatfache trägt in sich ihre natürliche Begründung und springt mit Evidenz in das Auge, daß die Politik und die Literatur in engster Wechselwirkung mitammen stehen. Die Arbeit, über welche wir heute zu berichten gedenken, hat diese Bemerkungen veranlaßt. Schmidt-Weissenfels bietet uns eine Geschichte der französischen Revolutionsliteratur in den Jahren 1789—95, ein glänzend und geistvoll geschriebenes Buch, für welches wir trotz einzelner Ausstellungen, die zu erheben sein werden, dem Verfasser in dankbarer Anerkennung verbunden sind.

Der Werth der Anerkennung wird steigen und das Gerücht des Labels, den wir hier und dort auszusprechen haben, sich abschwächen, wenn wir uns über Inhalt und Umfang der Aufgabe, welche sich Schmidt-Weissenfels gestellt, über die mannichfachen Hindernisse und eigenthümlichen Schwierigkeiten orientiren, welche sich aus der Natur der Aufgabe ihrer Lösung entgegenstimmten. Die Aufgabe selbst ist ein Fragment, ein Torso, und dem entsprechend mußte nothwendig auch die Lösung ausfallen. Die Chronologie läßt sich zwar durch Jahre begrenzen, nicht aber die Geschichte der geistigen Entwicklung, nicht ein geistiger Inhalt. Schmidt hatte für seine Aufgabe weder einen festen und bestimmten Ausgangspunkt, noch einen rechten Abschluß. Daß dieses gegebene Verhältniß auf die Composition einwirken mußte, liegt auf der Hand. Die einheitliche Rundung des Stoffs zu einem wohlorganisirten, in sich vollendeten Ganzen war schwer zu erlangen. Dazu kommt zweitens der Umstand, daß bei einer so engen und vielfachen Vermischung der specifisch literarischen mit den socialen und politischen Momenten, wie sie das Zeitalter der französischen Revolution aufweist, auch Schmidt-Weissenfels genöthigt war, Elemente aus der politischen Geschichte in seine literarhistorische Darstellung aufzunehmen, und zwar so oft und wiederholt, daß trotz aller Bemühung und Anstrengung nach dieser Seite hin, welche der Verfasser unleugbar eingesetzt hat, der eigentlich literarische Charakter des Werks nicht immer hat festgehalten werden können. Drittens ferner war bei aller Kunst, bei allem Erzählungstalent eine gewisse ermüdende Eintönigkeit unvermeidlich, indem der Vorwurf für die einzelnen Kapitel mit wenigen Ausnahmen stets der nämliche bleibt; die Tagespresse, die Club- und Placatenliteratur und die dramatische Poesie sind die stets wiederkehrenden Gegenstände der Behandlung. Die Monographie zeigt, wie die Haltung dieser Literatur beim Ausbruch der Revolution noch ein gewisses Maß bewahrte, wie sie dann im weiteren Verlauf der Ereignisse immer wilder und schrankenloser ausartete; wir wiederholen, es war für eine Erörterung, welche auf die speciellen Details des Themas eingeht, unmöglich, hier über eine theilweise Monotonie hinauszukommen. Viertens will es beachtet sein, daß die Literatur dieser Epoche nicht sowohl große und gebiegene Werke von bleibendem Werth erzeugt hat; die heftigen Leidenschaften des Tags sprachen sich in heftigen und leidenschaftlichen Erzeugnissen aus, die eben nur der Tag für den Tag gebar; die Presse und die politische Parteiliteratur der Revolutionsperiode, welche einen so großen Abschnitt der Darstellung beanspruchte; erlaubte es nicht wegen ihres Charakters, mit der Aesthetik oder dem Kunstgefühl den kritischen Maßstab an sie zu legen. Man sieht, der Stoff selbst brachte es mit sich, daß wir oft nicht die streng wissenschaftliche Kritik erhalten, an die wir nun einmal gewöhnt sind, und mit dieser Weschaffenheit des Stoffs harmonirt allerdings die Darstellungsweise und die stilistische Manier, welche Schmidt-Weissenfels eigenthümlich ist. Sein Aufenthalt in Frankreich scheint diesem Schriftsteller viel von dem gegeben zu haben, was wir als das Charakteristische der pariser gens de lettres bezeichnen; seine Darstellung liebt durchaus das Venilletonische, das rhetorische Pathos und die Declamation. Er schildert mit Verve und Gepritz, das Colorit in seinen Bildern schillert und schimmert auf das glänzendste, er hat nicht selten die sinnigsten, geistvollsten Aperçus und stige

hat oft in überaus großer Mannheit und knallender Darstellung ist durchgehen. Infolgedessen und mit allem Ueberflusse war zwar von ihm keine große gute Dichtung in der besten Periode der französischen Literatur, aber auch nicht in der besten Periode der französischen Literatur. Die meisten unserer Sympathien, welche auch in der englischen Literatur zu finden sind, wie sie Macaulay oder Carlyle schreiben, und deutschen Abhandlungen, wie wir sie etwa von Rosenkranz oder Prug besitzen, als den französischen Feuilletons.

Wir werden uns zu dem reichen Inhalte des Buchs.

Von den 15 Kapiteln, aus dem das ganze Werk besteht, fallen sieben auf die erste Abtheilung. In dem ersten Kapitel, welches sich als „Einleitung“ gibt, sucht Schmidt-Weissenfeld einen Ausgangspunkt zu gewinnen. Wir sind mit dieser Einleitung ganz unzufrieden, zugleich aber auch der Ansicht, daß der Verfasser sich eines Bewusstseins nicht hätte enthalten sollen, in welchem er sich insbesondere über die benutzten Quellen und über sein Verhältnis zu den einschlagenden Vorarbeiten auslassen mußte. Die französische Revolution sorgte nach Schmidt-Weissenfeld den Staatsbegriff ein, um an seine Stelle den Gesellschaftsbegriff zu setzen; durch sie trat das Prinzip der Idee gegen das der Tradition in das Leben. Der erste Kampf der neuen Idee mit dem alten Geiste spiegelt sich in der betreffenden Literatur wider. Die letztere war damals ein durch den Geist gebrochener, wildschäumender, rothender Strom, der keinen Zügel kannte, als den euklidischen Erwägung. Dabei bietet ihr Charakter nichts von Kunst dar, alles ist Improvisation gewesen, Entzückung ein und derselben Idee zu hundert Schmetterlingsarten. Weder plötzlich noch zufällig brach die Revolution über Frankreich herein; bereits lange vorher thematischlicher Ausdruck war die französische Literatur durch und durch revolutionär. Deutliche Spuren davon finden sich schon in Fénelon's „Telemaque“, der 1717 erschien. Vornehmlich aber dienten die Philosophen unter Ludwig XV. als Beförderer der Revolutionen, zunächst Montesquieu mit dem „Esprit des lois“, dann Diderot, d'Alembert, Condillac, Holbach, Condorcet und die übrigen Encyclopädisten. Es hätte sich vielleicht mehr empfehlen, wenn Schmidt-Weissenfeld lieber eine gebräugelte Charakteristik der gesammelten Encyclopädie gegeben, statt daß er bei den einzelnen Mitgliedern verweilt. Für seine Beurteilung Diderot's werden ihm die Studien von Rosenkranz über diesen eminenten Geist von Vortheil gewesen. Auf Voltaire und Rousseau übergehend, liefert der Verfasser glänzende Gattungsbeispiele beider Männer. In dem letzten giebt ihm individuelle Sympathien; gegen Voltaire scheint er nicht immer gerecht: „Was war sein eigentliches Talent, aber Oberbegrifflichkeit in allem sein Charakter. Sieht hatte er die Ironie an seiner Seite, wie die Marquis der damaligen Zeit ihren Degen. Diese Ironie war fein und brillant; sie glänzte und glitzte, aber sie tödtete auch. Der Wig machte ihn zum Beherrscher der literarischen, politischen Zeit Ludwig's XV., aber er rechtfertigt es niemals, daß man Voltaire für einen Geist gehalten hat, der durch außerordentliche Fähigkeiten über alle andern Schriftsteller seiner Zeit emporgetragen habe. So vielseitiges Voltaire auch leistete, der Literatur hat er überwiegend nur verderbliche Solara gebracht. Man sagt, wenn man ihn liest, daß er der Schriftsteller eines erneuerten und blühenden Zeitalters ist. Er bezaubert zuweilen, aber er erwarmt nie; er blendet, aber er überzeugt nicht; er schmeichelt wol seinen Zeitgenossen, aber niemals hat er sie geleitet.“ Das letztere Urtheil zumal ist entschieden unrichtig; nie wieder hat ein Schriftsteller seine Zeitgenossen in dem Grade bezaubert und geleitet, als gerade Voltaire, selbst nicht Goethe. Auch wiederholt sich Schmidt-Weissenfeld selbst, denn er muß sehr bald eingestehen, daß der Philosoph von Bernay, als „der vielseitigste von allen Weisern seiner Zeit“, den vielseitigsten Einfluß auf die Zeitgenossen ausübte, daß seine Thätigkeit von

leitendem und bestimmendem Einfluß auf diese gewesen. Auf der zweiten Seite 13, auf welcher sich das Urtheil von Voltaire habe „die Zeitgenossen niemals geleitet“, heißt es: „Voltaire hat die Weiser nicht wenig erwarmt, indem er die systematische Wirkung der Revolution zu brechen“, und „auch einen positiven Einfluß hat er geübt, und zwar auf diejenigen Schriftsteller, welche der Revolution wie Sturmwind voranschritten.“ Auf S. 14 lesen wir, daß „Voltaire mit der „Pucelle d'Orléans“ die Jote zur schriftstellerischen Wirtin erhoben“, daß er „der Vater der Pamphilliteratur“, und selbst auf S. 15 läßt ihn der Verfasser „als einen Welt der Schriftsteller und des Volks“ am 30. Mai 1778 verschwinden. Wie kann fragen wir, ein Autor, der niemals einen leitenden Einfluß auf die Zeitgenossen angeblich geübt hat, wie kann ein solcher Autor als Welt der Schriftsteller und des Volks streben? Der Widerspruch steht nicht etwa als ein vereinzelter da, in dem Falle bitten wir nicht so lange bei ihm verweilen; vielmehr wiederholt sich mehrfach in dem Buche, weil Schmidt-Weissenfeld sich leicht der Macht der Phrase gefangen gibt und sich nicht zu weit von ihr fortziehen läßt.

Außer den philosophischen Schriften fanden damals politische und nationalökonomische Schriften an der Tagesordnung. Bei heftigen Personen mit krauthaftem Eifer medicinische Berathungen, so griff das seine Berührung abende Frankreich nach politischer Lektüre. Der wissenschaftlichen Literatur, die von Buffon, Br. Pierre, Lavoisier, Laplace vertreten wurde, fehlte es nicht an hervorragenden Elementen. Die fähigste und vielleicht wichtigste Herausforderung der alten Zeit und des alten Regimentsystems war Beaumarchais' „Figaro“. In dem Stücke war man zum ersten Male eine bestimmte und kluge politische Persönlichkeit darzustellen; der Dichter Marmontel's war der beste Stand; der so zuerst hinter den Vorhang und auf den Boden, welche die Welt bedeuten, die Kriegertheorie veränderte und in der Spur der Ehrfurcht, welche die alten Institutionen noch besaßen, unter allgemeinem Gelächter zu Grabe trug. Ein Bild auf das Pamphlet- und Broschürengeschäft, welches am 1788 Frankreich zu überfluthen anfing, und auf den Club Dupont, dem ersten, in dem sich die Vorläufer des nach Anerkennung ringenden dritten Standes zusammensanden, schließt das Kapitel.

Das zweite, unter der Aufschrift „Der dritte Stand“, enthält ein Portrait des Abbe Sieyès, das manchen wohlgelesenen Zug enthält: „Er liebte, wie ein echter, nicht genügend honoriert Bourgeois, eine kleine Revolution, um seine Macht noch weiter als bisher ausdehnen zu können, zweifelte auch gar nicht daran, daß ein Mann wie er als der einzige für alles von allen angesehen werden müßte.“ Seine oft überschätzte Broschüre: „Qu'est-ce que le tiers état?“ von der man gesagt, daß sie die Revolution gemacht, wird wie die übrigen Arbeiten von Mannes auf das gebührende Maß der Bedeutung zurückgeführt. „Sieyès glied einem tüchtigen Offizier, der auf dem Pulk, auf dem er sich einmal befand, eine gute und feste Stellung anzunehmen verstand, ohne jedoch die höhere Befähigung zum Feldherrn zu besitzen, welcher im Bewußtsein des Jutes, das er anzustreben hat, jede Bewegung in diesem Sinne nicht zuließe.“ Weiter beschäftigt sich das Kapitel mit Roder und des Salon, mit dem Herzog von Orleans und dem Palais-Royal, mit dem Bretonischen Club und dem Club der Cordeliers, mit Mirabeau, Camille Desmoulins und Danton. Die gewaltige Rolle des ersten impenitient Schmidt-Weissenfeld, aber seine Schilderung reicht doch nicht an den genialen Chaix, den Carlyle über Fourier, Gabriel Miquet geschrieben hat. Die dämonischen Leidenschaft, welche diese ungebändigte, wilde Natur durchkürzte, erscheinen bei unserm Autor zu abgebläht; er will die psychologischen Räthsel dieses seltsamen Charakters auf eine so natürliche, in rationalistischer-achtener Weise erklären. „Mirabeau“, heißt es S. 6. (S. 58), „hat auf seinem Lebenswege nur zwei Verirrungen gefunden, die ihn gut behandelten und liebten, zwei unangenehme und gegen die bestehende Ordnung empörte Dinge, nämlich eine Maitresse und eine Revolution, und Mirabeau erwidert

schreiben konnten dafür. Für die Maitresse genügt es alle ständischen Bande, für die Revolution alle staatsgesellschaftlichen Fesseln. Eine besondere Beachtung verdient noch in dem Kapitel die eingehende Darstellung von der völlig veränderten Macht der Presse vor und nach dem Basilliskum; förmlich wäre auch hier manches auszuscheiden, was wir ein Geringeres von historischen und rhetorischen Elementen genannt haben. Man nehme z. B. die folgende Stelle (S. 67): „Das erste Blut ließ. Man sagte dem König: Stir, das ist eine Revolution! Und die Revolution hatte doch ihren ersten Akt schon geschlossen. Vernichtet wurde das ganze stolze Gebäude der königlichen Macht von Frankreich, als die Quadersteine der Basilika unter den Fesseln des Volles zusammenstürzten; der königliche Purpur erbleichte vor dem Purpur, mit dem das Volk sich durch das Blut seiner ersten Opfer bekleidet hatte; die weißen Lilien von Bourbon klinkten entzwei vor den drei strahlenden Farben der Tricolore, und das alte göttliche Königthum sank herab zu einem bloßen Menschenthum, dessen Haube dahin war, als man ihm das Schwert und den Hiltler, die Diamanten und Rabinen, die Krone und den Hermelin herabgerissen. Da stand es nun wie ein ungeheurer Schatten, wie ein Gespenst, das seine Furcht mehr einflüßte, wol aber schon erbebt vor dem Klirren seiner eigenen Beine, dem Klappern seiner eigenen Knochen. . . . Auf dem Schutthaufen der Basilika stand das Königthum wie auf einem Krater, dessen Schlund sich unwillkürlich öffnen mußte, und sichtbar traurig war es, daß an seinem offenen Grabe ein König wie Ludwig XVI. von Frankreich, mit zer Schlagenerm Scepter, mit entweihter Krone, mit gebrochenen Lilien, Diadem und Herrlichkeiten, weinen und beten mußte, weinen um die Sünden seiner Ahnen, beten für sein mitleidloses Volk!“

Wie können in einer Rezension nicht den Raum beanspruchen, öffentliche Untersuchungen anzuführen; so beschreiben wir uns, Schmidt-Weissenfels' Behauptung auf S. 70, „Vollständiger entsetzen über Nacht“ (er bezieht sich dabei auf die Garmagnole) als nicht begründet zurückzuweisen. Das dritte Kapitel: „Der erste Kampf der revolutionären Idee“, zeigt das weitere Vorbringen der Demagogie nach dem Basilliskum, verweist bei den Octobertagen von 1789 und fast vornehmlich das Treiben der anarchischen Presse in das Auge. Wer das Treiben der ultraradicalen wie der ultrareactionären Presse im den Jahren 1848–49 beobachtet oder mittheilte zwischen den Kämpfenden gestanden hat, der wird sich lebhaft die Festigkeit der Polemik um die Freiheit des Tons entgegenwärtigen können, in denen sich Hiltler wie die „Discours de la lanterne“, „Les révolutions de France et de Brabant“, „Les révolutions de Paris“ und Marat's „Ami du peuple“ gefielen. Insbesondere richtete sich die Zügellosigkeit der Presse gegen den Klerus. Außerdem werden in dem Abschnitt einige hervorragende Flug- und Gelegenheitsgeschichten nach ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung erwähnt, wie Sieyès' „Observations sur les biens du clergé“, „Le triomphe des Parisiens“, „Sauvez-vous ou sauvez-vous!“, „Caléschisme du genre humain“ und andere; Marat's Stellung in der Epoche und das Pressespiel von Girges werden besprochen, endlich die Einwirkung der Revolution auf die Bühne erörtert. Das erste Hallali der Revolution auf dramatischem Gebiet, das Ueberlaufen der Poesie mit klagendem Spiel ins Feldlager der revolutionären Leidenschaften war das Trauerspiel „Karl IX.“ von Chénier. Schmidt-Weissenfels analysirt das bedeutungsvolle Stück, indem er gleichzeitig die übrigen Poesien des Dichters in den Bereich seiner Kritik zieht. Dieses Drama, welches eine Poesie der Revolution schuf, machte übrigens zuerst auf Latma aufmerksam. Bis dahin hatte man des letzten Namens kaum gekannt; als keiner der gut königlich gekleideten Schauspieler des „Théâtre français“ eine so empfindliche Niederwerfung des Throns darstellen wollte, wie den Jüngling der Katharina von Medici, forderte Talma die Rolle, ahnend, daß sie von ihm mit einer künstlerischen Entschiedenheit dargestellt werden würde, die seinen inneren Gohnungen entsprach. „Sein blaßes Gesicht hatte eine großartige Mehrdeutigkeit mit dem be-

kannten Portrait Karl's IX., und die milde Menschlichkeit, die ihm sein republikanischer Geist, sein Haß gegen das Königthum einflüßte, die Kraft seiner Sprache und die grenzenvolle Poesie der Tyrannei, welche er darstellte, machten, besonders in der Schlussscene, wo Karl vor dem ihm fliehenden Hospital-juristenschloß, einen tiefen und furchtbaren Eindruck. Mit dieser Rolle war er der große Talma geworden, der von seinen Kollegen beneidet und gehaßte Schauspieler, der Freund Joseph Chénier's, der ergängende revolutionäre Kauderwas von dessen wilblüthiger Poesie.“

Das vierte Kapitel überschreibt sich „Die Parteikämpfe“ und beschäftigt sich mit den leidenschaftlichen Acten der Parteiverbitterung bis zum Tode Mirabeau's am 2. April 1792. Die Entwicklung der Clubs und ihrer Presse kommt hier vor allem in Betracht. Die royalistischen Journale hätten vielleicht mehr berücksichtigt werden können; sie waren, meint der Verfasser, ohnmächtig wie das Königthum selbst und ihre Zügellosigkeit ebenso verhemmungswerth, als die der revolutionären Presse. Die bedeutendsten sind Popon's „Ami du roi“ und die „Actes des apôtres“.

Das fünfte Kapitel: „Die Philosophen während der Revolution und die Bühne um 1790“, wärfelt zwei sehr heterogene Gegenstände zusammen. Marmontel, Morellet, Volney, Condorcet, Haughey, Raynal, Bilette erfahren in ihrer schriftstellerischen Wirksamkeit und in ihrem Verhältnis zu der Revolution eine Würdigung; der „Cercle social“, das Journal „La bousche de fer“, Raynal's Brief an die Nationalversammlung und andere philosophische Demonstrationen werden beleuchtet. In dem Exkurs über die Bühne wird die letztere noch einmal als Reflex der öffentlichen Meinung hervorgehoben, und sodann gezeigt, wie dieselbe immer mehr von einem Kunst- in ein politisches Werkzeug sich umwandelte. Collet d'Herbois und seine Stücke bewirkten den Uebergang. Auch die innere Verfassung der Theater erfuhr eine Umwandlung. Die Nationalversammlung beschloß, daß jeder Bürger ohne irgend eine andere Formalität als eine vorhergehende Anzeige beim Stadtrath ein Theater errichten dürfe, ein Gesetz, welches zwar die Privilegien vernichtete, aber auch viele schlechte Nachwirkungen zur Folge hatte; indem sofort eine Menge kleinerer Bühnen entstanden, auf denen zuweilen die politische Leidenschaft, oft auch die fanatische Raubeit der Regierenden ihre lärmenden Triumphe feierte.

Mit erhöhtem Interesse liest man das sechste Kapitel, das an den immer heftiger entbrennenden Kampf der Parteien sowohl in als außerhalb der Nationalversammlung anknüpft. Vielleicht ist der Ausdruck Kampf nicht gerecht, denn die Revolution fand fast durchgehend nur einen passiven Widerstand, der weder Achtung noch Ehre einzubringen vermog. Alles, was von der Revolution angegriffen wurde, schien sich mit dem Rücken gegen den Rest der Mauer des alten Staats zu lehnen und ergab sich darein, mit dieser Mauer begraben zu werden. Einen solchen Charakter boten der Adel und die privilegierten Stände überhaupt dar, als die Revolution den vernichtenden Schlag nach ihnen führte; die Geistlichkeit war die letzte, noch wirklich mächtige Kaste, gegen welche die Flut der Revolution andrang. Dieser Kampf der Revolution mit der Kirche bildet eine der heftigsten Epochen der revolutionären Literatur. Fast die ganze Literatur von 1791 dreht sich um den Klerus, um seine Eidweigerung und Widersprüche. In dem Hilde, das Schmidt-Weissenfels entwirft, vermischen wir eine Thatsache, die der Verfasser mit Unrecht überseht: bis zu dem Zusammenstoß der Revolution mit der Kirche beschränkte sich die erste im großen und ganzen doch nur auf Paris, erst durch diesen Conflict ward die Revolution in die Provinzen getragen. Für die Ausbreitung der Revolution und für ihren siegreichen Verlauf ist der Bruch der Nationalversammlung mit dem Klerus von der entscheidenden Wichtigkeit gewesen. Mit dem größten Eifer wurden Druckchriften in den Provinzen verbreitet, um das Landvolk gegen die eidweigernden Priester aufzufachen. Vor allen Dingen verbot man den Bauern, Resse bei solchen Geistlichen

Theorien begünstigte die royalistischen Presseorgane, das royalistische Element überhaupt. Dasselbe fing an, sich wieder auch in dem sozialen Leben von Paris geltend zu machen, welches letztere während der Schreckensherrschaft gänzlich in Verfall gekommen war. Tallien und Fréron bildeten die Gesellschaft der Muscadins, auch jeunesse dorée genannt, welche zum großen Theil aus jungen Leuten bestand, die niemals Sympathien für die Revolution gehegt, sondern nichts gelernt und nichts vergessen hatten, die das ancien régime und die talons rouges über alles stellten, die trivialen Vergnügungen, die Epigramme, die Damen und Bonmots, die Spielhäuser und Galanteriebegegnungen für das Erhabenste ihres Daseins erklärten, und die gute Miene dazu machten, daß ihre Macht sich durch alte Militärs, abtrünnige Republikaner, Commis, Advocaten und Literaten vergrößerte. Die griechische Kleidertracht der Damen kam als contrerevolutionäre Demonstration gegen die von den Republikanern gefeierten römischen Helden auf; Fréron arrangirte die sogenannten Opferbälle, wo die Muscadins zu Ehren der Hingerichteten tanzten; Madame Tallien und Madame Fréron eröffneten wiederum die Salons, die seit Madame Roland verödet gewesen waren: „So nahm Paris seine Herrschaft über die Mode und den Geschmack wieder auf und der wilde Taumel der Revolution fand unter schönen geistvollen Frauen seinen versöhnenden Abschluß. Auch die sogenannten salons dorées des alten Adels öffneten sich wieder nach vierjährigem Schluß; der Galemour hing hinten wieder herbei, der Wig nahm seinen Platz wieder ein, die alte Frivolität und Liebeshübschheit kamen wieder in Aufnahme, und die Galanterie, noch halb mit republikanischem Charakter begabt, heiligte wieder die Damen, die zu ihrem Puder und zu ihren Ohnmachten, zu ihren Flacons und Fächern griffen: Attribute einer Frau von Stande, welche während der nervenstarken Revolution und auf die groben Schreckensmänner leider keine Reize geübt hatten.“

Das Schlußkapitel endlich, das funfzehnte, handelt, indem es Babeuf und dessen System zum Mittelpunkt der Darstellung macht, über den Communismus als Nachwirkung des revolutionären Geistes. Während sich mit dem Auftreten Bonaparte's und mit dem 18. Brumaire das eigentliche Drama der Revolution abschließt, ist als Ausfluß jener allerdings noch in dem Gemälde zu dessen Vervollständigung der Communismus Babeuf's zu betrachten. Schmidt-Weissenfels sieht sehr richtig, wenn er in Babeuf nur den Repräsentanten einer geistigen Richtung erkennt, die erst 30 Jahre später ihre wirkliche Bedeutung erhielt. Auf die Mittheilungen aus der Biographie des Mannes werde hier Verzicht geleistet, und ebenso auf ein Eingehen in die Kritik, welche der Verfasser über sein System fällt. Die Gesichtspunkte, welche der Verfasser hervorhebt, treffen durchweg den Kern der Sache: „Man muß den Babeufismus ohne Zweifel als ein Resultat der Revolution betrachten, welches ohne bedeutenden Einfluß blieb, da der Gesellschaftsbegriff erst im Werden war, welches aber eine neue und heftige Schwingung hervorrief, als die Gesellschaft so groß geworden, daß sie schon Laster und Mißbräuche wie einst das Staatenleben an sich trug. Die Frage der Gesellschaft ist heute bei weitem größer als die des Staats; auch sie wird deshalb ihre Lösung finden, wie die des Staats sie durch die Revolution erhalten hat. Es gibt für die Menschheit ewige Epiphane, die in den Abgrund gekürzt werden müssen, sollen sie nicht ihre unheilvolle Existenz weiter führen. Die Französische Revolution brachte Resultate von größtentheils negativer Bedeutung hervor: doch entbehren sie alle nicht ganz des Positiven. Wie einst Pöliskrates die Solonische Gesetzgebung, so sollte Napoleon dieses Positive dem Charakter der Nation einbilden; weder konnte Solon seine Gesetze, noch die Republik die ihrigen geltend machen; damit dieses geschehe, war in Athen ein Tyrann, in Frankreich ein Dictator nothwendig. Bonaparte bildete den neuen Staat, damit zugleich aber formte sich auch die Gesellschaft. Was jedoch, wie die Lehre Babeuf's, der Aufgabe einer andern Zeit vorgriff, das nahm seinen Weg durch die unterirdischen Gänge der Geschichte, um auf das Signal der es erwartenden

neuen Epoche aus dem Nicht zu treten, gewachsen und gerüstet, während man es doch längst für todt gehalten hatte.“

Es wird nicht nöthig sein, nach dieser Analyse des Schmidt-Weissenfels'schen Werks, an welche sich die Kritik geschlossen, die Vorzüge und Mängel der Arbeit wie einzelne Blüten einer Blüthenkette zu summiren. Die Vorzüge liegen hauptsächlich in der anregenden und lebensfrischen, in der geschmackvollen und pointirten Darstellung, die Mängel dagegen hauptsächlich in dem Umstande, daß eine Materie sich in einer Reihe von Feuilletons vorträgt, welche eigentlich eine streng wissenschaftliche und systematische Behandlung erheischte.

Thaddäus Kan.

Notizen.

Ein literarischer Verleumdungsfall.

Die von einer Exdirectrice eines Sommertheaters, die aber als eine „Baronin von Gravenreuth, geborene Gräfin Hirschberg“ mit dem ganzen Vollbewußtsein ihrer adelichen Abstammung allen nicht Hochwohlgeborenen gegenübertritt, gegen Guckow erhobene Beschuldigung einer an ihren Memoiren angeblich begangenen Veruntreuung beabsichtigten wir anfangs in d. Bl. gar nicht zu erwähnen. Denn es handelt sich hier um kein eigentlich literarisches Ereigniß, sondern um einen bloßen Skandal, der durch die gräßliche Geburt und die freiherrliche Verheirathung der Baronin um nichts geädelt, vielmehr nur in ein um so traurigeres Licht gerückt wird. Denn auch angenommen, daß Guckow ein und das andere Factum — zu dessen Kenntniß er übrigens auch auf andern Wege gelangt sein kann — aus ihrem Manuscript benützt habe (und um weiter handelt es sich ja nicht), so hat Guckow dadurch, daß die Exdirectrice ihm ihr Manuscript gewissermaßen zur freien Verfügung stellte und sogar sich herbeilegte, ein Geldgeschenk von ihm anzunehmen, wir durch den Zeitverlust, den ihm die Durchsicht ihres sicherlich sehr massenhaften und im ganzen unbrauchbaren Manuscripts verursachte, ein vollkommenes Anrecht an eine solche Benutzung eines bloßen Factums erworben. Daß ein Guckow nicht nöthig hat, geistige oder sprachliche Anleihen bei einer Gravenreuth zu machen, muß man nur denen gegenüber ausdrücklich bemerken, welche als Schildeknappen der geistigen Barbarei und nicht als Ritter des Geistes vor geistiger Arbeit und geistigen Arbeiten überhaupt keinen Respect haben und die daher kein Bedenken tragen, ein herumziehendes standalsüchtiges Individuum mit einem Autor von dem Range eines Guckow auf gleiche Linie zu stellen. Wenn man aber gesagt hat, Guckow hätte die eifrigste Beschuldigung der Gravenreuth ganz ohne Antwort lassen sollen, so können wir hiermit nicht übereinstimmen. Auch Laube und Münch-Bellinghaußen, auf deren Streitsache mit Bachert man sich bei dieser Gelegenheit zurückbezogen hat, konnten sie für Bachert, aber wohl bemerkt nicht von ihm, sondern von ehrenwerthen Männern geltend gemachten Ansprüche nicht ohne Antwort lassen; nur hätten sie, statt sich mit Bachert's literarischem Anwalt in lange Auseinandersetzungen, Berichtigungen und sogar gelehrte Untersuchungen einzulassen, einfach und in den kürzesten Worten erklären sollen: an der ganzen Geschichte ist nichts; Friedrich Galm hat niemals von dem Manuscript Bachert's Kenntniß und Einsicht gehabt; gerade aber dieser Hauptpunkt, auf den es einzig und allein ankam, ist umgangen worden. Guckow dagegen konnte der ganzen Sachlage nach mit seiner Anklägerin nicht so kurz und bündig fertig werden, wenn er seinen vielen Reibern und Widersachern nicht einen Anhalt für Verdachtsgründe übrig lassen wollte. Zugleich galt es, im Dienste öffentlicher Moral ein Verfahren zu enthüllen und zu brandmarken, das mit Drohungen verbunden zugleich eine Handlung persönlicher Rachsucht, wie der beabsichtigten Ueppigkeit und sogar der literarischen Speculation und der Eitelkeit gewesen zu sein scheint. Von sich und ihren Memoiren um jeden Preis sprechen zu machen, war vielleicht die Hauptabsicht der Gravenreuth. Danken wir Guckow für seine allerdings etwas

ausführliche Darlegung. Das Publikum mußte wissen, wie weit die Unverschämtheit in Deutschland geht, wenn sich selbst die Dactyle einer verlorenen Sommerbühne erdreissen konnte, an die Schiller-Stiftung Ansprüche zu erheben! Ihre Lage mag zwar sehr bemitleidenswerth sein, dann mag sie aber bei den hohen Damen, deren Milchschwester sie zu sein sich rühmt, Hülfe suchen, nicht bei Schriftstellern und Schriftstellerassen. Im „Deutschen Museum“ wurde auf Anlaß dieser literarischen Lärmsache neuerdings über die frivole Lust des Publikums an Klatsch und Skandal Beschwerde geführt. Woher aber entspringt diese nicht abzuleugnende Staudalsucht? Zum Theil wenigstens doch daher, daß man es heutzutage allerdings in allen Kreisen, und auch in literarischen, mit der Gewissenhaftigkeit nicht allzu ängstlich nimmt, daß das öffentliche Vertrauen erschüttert ist und daß infolge so zahlreicher Corruptionsfälle jeder, der seinen Rechenmenschen der Unlauterkeit beschuldigt, im ersten Augenblicke auf Zustimmung zu rechnen hat. Bei einem solchen Zustande steht sich leider auch der Redliche nicht selten der Gefahr ausgesetzt, daß eine geschickt oder auch ungeschickt gegen ihn zusammengestellte Verleumdung bei den Leichtgläubigen oder Böswilligen für einen Augenblick Glauben findet.

Aus dem Gleim-Herder'schen Briefwechsel.

In den ältern Dichtern, denen sich die literarhistorische Forschung gegenwärtig mit großem Eifer zugewandt hat, gehört unter andern auch Gleim, der in der That als der Mittelpunkt einer Menge der bedeutendsten literarischen und persönlichen Beziehungen, wie besonders durch die uneigennützigte Unterstützung und Förderung, welche er strebsamen Talenten angedeihen ließ, diese Aufmerksamkeit auch in hohem Maße verdient. Haben sich doch Dichter und Schriftsteller wie Bürger, Ramler, der Frühlingssänger Kleist, die Karsschin, Michaelis, J. G. Jacobi, Heine, Hoff, Seume, Jean Paul u. s. w. der Unterstützung und zum Theil sehr ansehnlicher pecuniärer Geschenke Gleim's zu erfreuen gehabt, durch die einige derselben aus größter Bedrängnis und vielleicht vom Verderben gerettet wurden. Zur Wiederannäherung eingehender Studien über Gleim hat namentlich Heinrich Bröhle, wenn auch nicht den Anstoß gegeben, doch wesentlich beigetragen. Wie wir hören, ist Heinrich Dünker, dieser unermüdliche Forscher in den Archiven brieflicher Nachlassenschaften, soeben mit der auszüglichen Bearbeitung des Briefwechsels zwischen Gleim und Herder beschäftigt, der ein höchst anziehendes Bild der betreffenden Literaturperiode gewähren soll. Besonders soll darin Herder's Stellung in Weimar namentlich seit seinem Zerfall mit Goethe lebhaft hervortreten, aber zugleich auch die Thatsache, daß Gleim allein es war, der den von Geschäften abdrückten, mit den Verhältnissen kämpfenden Mann aufrecht hielt. Als einen Ertrag dieser Beschäftigung mit dem Herder-Gleim'schen Briefwechsel kann man wol Dünker's soeben im „Morgenblatt“ veröffentlichten Aufsatz „Gleim und Goethe“ ansehen. Eine Anführung war uns darin von besonderm Interesse. Im April 1793 meldete Herder seinem halberkälteten Freunde, Goethe habe die „erste und größte Epopöe aller Nationen seit dem Homer“ sehr glücklich versificirt. Als Gleim, begierig darauf, welche Epopöe dies sein könne, von Herder erfahren, es sei dies der „Meineste Fuchs“, nennt auch er ihn das „alte herrliche Gedicht“. Während Herder, dadurch zugleich die Freiheit seines durch theologische und gelehrte Rücksichten unbeeinträchtigt und unbeeinträchtigt befandend, dem an treffendster schalkhafter Satire so reichen echt typischen Thierpos eine so hohe Stelle anwies, während Goethe es seiner Bearbeitung für würdig hielt, während noch in jüngerer Zeit Raubach die ganze Fülle seines Humors an die Illustrirung des Epos verwandte und ein Engländer, Th. J. Arnold es erst jüngst wieder in eine Mutter Sprache übertrug, fahren doch unsere gravitätischen Literaturgeschichtschreiber mit einem gewissen Behagen fort, kurzweg zu versichern, daß wir Deutsche den Leistungen der andern

Völker im Gebiete der klassischen Literatur keine irgend ebenbürtige zur Seite zu stellen hätten! Höchstens betrachtet und benutzt es der eine und der andere als Gegenstand gelehrter trockener, kritisch-historischer Untersuchungen, um dabei seinen Scharfsinn an den Tag zu legen. J. M.

Bibliographie.

Bamme, J., Marie Stuart oder die Reformation in Schottland. Drama in fünf Acten. Halle, Anton. 8. 1 Thlr. Begleiter auf dem schmalen Wege. Herzensklänge in Lob und Dank, in Schmerz und Leid. Darmen, Bertelsmann. 12. 5 Ngr.

Brachvogel, U., Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brandes, S., Gajus Gracchus. Trauerspiel in fünf Acten. Braunschweig, G. C. C. Meier sen. Gr. 8. 20 Ngr. Tibuffa. Jahrbuch für 1860. Herausgegeben von P. A. Klar. 19ter Jahrgang. Mit 2 gezeichneten Porträts und 1 gezeichneten Kunstblatt. Prag, Ehrlich. Gr. 16. 2 Thlr.

Lorenz, O., Leopold III. und die Schweizer Bünde. Ein Vortrag gehalten im Ständehause am 21. März 1860. Beigelegt sind Excurse und eine Beilage mit Acten. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Ost- und westpreussischer Nusen-Almanach für 1858. Im Namen des Ostpreussischen Dichtervereins herausgegeben von A. Lehmann. 8ter Jahrgang. Königsberg, Rürmberger. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Derselbe für 1859. 4ter Jahrgang. Marienwerder, Jacoby. 1859. Gr. 16. 1 Thlr.

Rid, A. F., Biographische Skizzen, Anekdoten und Schwänke aus dem Leben des Barons F. W. von Ryan, königl. Poin. und kurfürstl. sächs. General-Lieutenants der Infanterie und Commandanten der Festung Königsstein. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Reutlingen, Englin u. Laiblin. 12. 15 Ngr.

Schreiber, F. A. W., Geschichte des bayerischen Herzogs Wilhelm V. des Frommen nach Quellen und Urkunden dargestellt. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubert, G. v., Christian Friedrich Schwarz der Sendbote des Evangeliums in Indien. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 12 Ngr.

Wachenhufen, S., Halbmond und Doppeladler. Solbatenbilder aus zwei Feldlagern. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wieduwilt, G., Da ward aus einem Saulus ein Paulus. Lebensgang eines Theologen in den letzten Jahren seit 1848. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Pirazzi, C., Gedenk-Rede auf Friedrich Schiller zur ersten Jahrhundert-Feier seiner Geburt. Mit einer Einleitung: Offenbach's Schillerfeier und 1 lithographirten Abbildung des bairischen Festlokals. Frankfurt a. M., Reibinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Bröhle, S., Philipp Melanchthon. Rede, zu Melanchthons 300jähriger Todtenfeier am 19. April 1860 in der Louisenstädtischen Realschule zu Berlin gehalten. Berlin, Vogel u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Enthüllungsfest des Erzherzog-Carl-Monumentes am 22. Mai 1860. Von einem Veteranen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Zur ungarischen Frage. Eine Denkschrift. Von einem ungarischen Patrioten. Leipzig, Steinacker. 1859. Lex.-8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltende Belehrungen

zu r

Förderung allgemeiner Bildung.

Neue Ausgabe in neun Theilen.

8. Geh.

Dieses Unternehmen, für die weitesten Schichten des deutschen Volks bestimmt, hat den Zweck: in einer Reihe trefflicher Volkschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands verfaßt, in unterhaltender Form Belehrungen aus dem Gesamtgebiete des Wissens auf seiner jetzigen Entwicklungsstufe und den Bedürfnissen der Gegenwart gemäß zu gewähren. Von der Kritik wurde es auf das günstigste aufgenommen und allgemein als ein Werk bezeichnet, das sich den besten populären Sammelwerken ähnlicher Art in England würdig an die Seite setzen dürfe, weshalb es besonders Schulen, Volkschriftenvereinen, Dorf- und Stadtbibliotheken sowie allen, die ernste Lectüre in allgemein verständlicher Form lieben, angelegentlich empfohlen wurde.

Die Verlagshandlung hat sich jetzt entschlossen, von diesem Werke eine Neue Ausgabe in neun Theilen zu veranstalten, wovon aller zwei bis drei Monate ein Theil erscheinen wird. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist der Preis noch billiger gestellt worden als bisher, nämlich auf nur 12 Mgr. für jeden Theil. Es ist dadurch den weitesten Kreisen die Gelegenheit zur allmählichen Anschaffung trefflicher Schriften zu sehr billigen Preisen gegeben.

Uebrigens ist jede der in den 9 Theilen enthaltenen 27 Schriften fortwährend auch als einzelnes Bändchen zu dem bisherigen Preise von 5 Mgr. zu haben.

Das bereits Erschienene ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Inhalt: 1. Theil: 1. Der gestirnte Himmel, von J. G. Mädler. 2. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Söhl. 3. Freilicht vom und zum Stein, von Franz Mauritianus. — 2. Theil: 4. Das Mikroskop, von D. Schmidt. 5. Die Welt, von A. Tholud. 6. Goethe, von R. Prug. — 3. Theil: 7. Die Telegraphie, von E. Bergmann. 8. Kaiser Karl der Große, von J. Rant. 9. Sonne und Mond, von J. G. Mädler. — 4. Theil: 10. Unsterblichkeit, von G. Ritter. 11. Nahrungsmittel und Speisewahl, von R. Reclam. 12. Die Geschworenengerichte, von R. Köpflin. — 5. Theil: 13. Schiller, von J. W. Schaefer. 14. Das Reichthum, von W. A. Wollen. 15. Deutschland, von G. A. Daniel. — 6. Theil: 16. Der Haushalt der Pflanze, von F. Cohn. 17. Benjamin Franklin, von G. Bettzsch-Beta. 18. Die Lebensversicherungen, von G. S. Unger. — 7. Theil: 19. Schutz Zoll und Handelsfreiheit, von D. Hüner. 20. Das Planetensystem der Sonne, von J. G. Mädler. 21. Die deutsche Hanse, von F. W. Barthold. — 8. Theil: 22. Die Blumen im Zimmer, von F. v. Wiedenfeld. 23. Das Elanenthum, von M. W. Geffter. 24. Das Glas, von J. R. Wagner. — 9. Theil: 25. Das Gold, von A. F. Marchand. 26. Gustav Adolf, von Franz Mauritianus. 27. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's. Von Washington Irving.

Aus dem Englischen. Fünf Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Diese Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das letzte Werk des kürzlich gestorbenen berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse erregt hat, ist mit dem fünften Bande vollständig geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreichere Leser finden. Der fünfte Band war von dem Verfasser nicht bestimmt versprochen worden und sein Erscheinen wird deshalb um so freudiger begrüßt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 24. —

14. Juni 1860.

Inhalt: Biographien und Charakteristiken berühmter Tonkünstler. — Wiebmann's Wissenschaftslehre. — Aus Wernhagen's Briefnachlaß. — Zur Romanliteratur. Von August Penneberger. — Notiz. (Die englische Uebersetzung der Briefe Alexander von Humboldt's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Biographien und Charakteristiken berühmter Tonkünstler.

Die Biographie hat sich in unsern Tagen mit besonderer Vorliebe den Lebensläufen bedeutender Musiker zugewendet; es haben Gluck, Haydn, Beethoven, Mozart, Händel, Bach u. a. ihre Lebensbeschreiber gefunden. Freilich muß man eingestehen, daß mit wenigen Ausnahmen die Biographen nicht die Leute waren, die eine solche Aufgabe hätten unternehmen sollen, da es schon von der ältesten Zeit her eine ausgemachte Sache ist, daß dieser Zweig specieller Geschichtschreibung einen Meister verlangt und zwar einen Meister in mehr als einer Beziehung. Wir haben allerdings unter den Biographen unserer Tage ausgezeichnete Forscher, und es ist nicht nöthig ihre Namen hier besonders aufzuführen; andererseits möchten wir aber den schönen Geistern, Männern wie Frauen, die sich in ihren historischen Romanen, denen sie heutzutage öfter auch Musikerleben unterzubereiten pflegen, alles Ernstes zurufen, sich durch eine so willkürliche Verwundung eines Lebensganges, als den sie sich gestatten, nicht mehr so unverantwortlich an ihren Lesern und an den Opfern ihrer unhistorischen Federn zu versündigen, die, je bedeutender sie sind, eine um so strengere und gewissenhaftere Darstellung erfahren müßten. Uns erscheint die Wirtung solcher biographischen Belustigungen mindestens zweifelhaft, wenn sie nicht unmoralisch genannt werden soll. Wir haben soeben Extreme berührt und können versichern, daß von den vier folgenden Arbeiten keine eine derselben erreicht; ihre Besprechung wird leicht gewahrt werden lassen, auf welcher Stufe des Werthes sie stehen.

1. Friedrich Schneider als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild nach Originalmittheilungen, Originalbriefen und Urtheilen namhafter Kunsttrichter bearbeitet von Friedrich Kempe. Mit Schneider's Porträt in Stahlstich, zwei Lithographien, Facsimile, Autographie und vielen Musikbeisagen. Dessau, Neubürger. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Biograph eines Genie hat eine schwierige Aufgabe, allein die Größe seines Gegenstandes, verbunden mit der allgemeinen Theilnahme, die demselben zukommt, machen seine Arbeit ebenso lohnend als mühevoll.

Schwieriger wird die Aufgabe, wenn es sich um die getreue Darstellung eines bloßen Talents handelt, das aber immer noch Ueberraschendes genug darbieten kann, um dem Biographen auch in diesem Falle einen guten Erfolg zu sichern; bedenklicher ist die Aufgabe aber, weil sie von seiten des Darstellenden die Kunst der Enthaltbarkeit verlangt, seinen Gegenstand in keinem höhern Lichte erscheinen zu lassen, als es der Glanz seiner Gaben erlaubt. Staunende Bewunderung mag wol auf Augenblicke den überkommen, der von der klar erfaßten Größe einer genialen Natur übermannt wird, dem Biographen einer solchen dürften wir es nicht verargen, wenn er mitunter die Sprache des Enthusiasmus führte. Es gibt aber neben einer solchen berechtigten Bewunderung, die auf Erkenntniß ihres Gegenstandes beruht, auch noch einen andern Enthusiasmus, der sich allzu leicht da einstellt, wo klares Auffassen mangelt und der gefärbt durch blinkendes schönggeistiges Wortgepränge, dem nüchternen Betrachter gegenüber, lächerlich, wenn nicht widerlich werden muß. Die schwierigste biographische Aufgabe scheint uns aber unstreitig die zu sein, welche das Lebensbild einer Natur entwerfen will, der die Tugenden beharrlichen Fleißes und eines auf das Edle gerichteten Strebens nicht abzusprechen sind, der es aber trotz einer großen Reihe gründlicher Arbeiten nicht gelungen ist, sich irgendwo auf eine bleibende Höhe zu schwingen. Wenn sich der Biograph bei der Wiedergabe einer solchen, tüchtig gebildeten, gut geschulten, höchst ehrenwerthen Natur zu jenem oben berührten Enthusiasmus hinreißen läßt, weil ihm sein Gegenstand, an den ihn Freundschaft und Pietät fesseln mögen, in einer Glorie erscheint, die er thatsächlich nicht nur nicht mehr besitzt, sondern nie besessen hat, so fühlt jedermann das Unangemessene eines solchen Verfahrens. Dieser Vorwurf trifft den Lebensbeschreiber Friedrich Schneider's, dessen Arbeit wir vor uns haben. Der als dessauischer Kapellmeister und trefflicher Lehrer seiner Kunst rühmlich bekannte Friedrich Schneider ist 67 Jahre alt geworden; der von ihm selbst geführte Katalog seiner Compositionen vom Jahre 1799—1852, sowie ein Verzeichniß aller seiner Werke vom Verfasser dieses Lebens-

bildes dem Buche beigegeben, legt Zeugniß ab, wie thätig Schneider in seiner Kunst gewesen ist; noch aus dem Jahre 1851 steht sein dreizehnter Psalm, der hunderteinundzwanzigste, verzeichnet, also componirt in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre; aus dem Jahre 1848 finden wir eine Festouvertüre, einen Hymnus und drei Psalmen notirt; aus dem Jahre 1847 unter andern zwei Symphonien im Juli und August, die zweiundzwanzigste und dreiundzwanzigste, auch das Lied, mit dem der greise Componist dem früh geschiedenen Mendelssohn-Bartholdy bei seinem Conduct nach Berlin die letzte Ehre erwies. Im ganzen nimmt freilich die schöpferische Kraft gegen Ende seines Lebens ab, was ganz naturgemäß ist, immer bleibt aber eine Thätigkeit übrig, die alle Anerkennung verdient. Am gleich hier ethert ungefähren Ueberblick über die Schneider'schen Compositionen zu geben, die aber bei weitem nicht alle im Druck erschienen sind, möge die Noth genügen, daß von 246 Arbeiten (unter denen Oratorien und dahin Einklagenbes 16, aber nur 8 gedruckt; 14 Messen; 26 Cantaten; 13 Psalmen; 8 Motetten; 7 Opern; 23 Symphonien; 22 Ouvertüren; 60 Sonaten u. s. w.), ungerechnet „eine Anzahl Kleinigkeiten“, Concerte für Clarinette, Fagott und für beide zugleich; Variationen für verschiedene Instrumente; 400 mehrstimmige Männerlieder; gegen 200 Lieder für eine Stimme und Klavier — daß von allen diesen so zahlreichen größern Arbeiten nur 122 gedruckt worden sind; davon gegen 100 mit Opuszahlen. Wer wollte einem solchen Fleiße seine Anerkennung versagen, noch dazu wenn er mit so gründlichem musikalischen Wissen gepaart war wie bei Friedrich Schneider? Diese Anerkennung ist aber auch nicht ausgedehnt. Des Componisten Ruhm hat jedoch seinen Höhepunkt erreicht mit dem Erscheinen seines „Weltgericht“. Es wurde im März 1820 im Gemandhause zu Leipzig zum ersten male aufgeführt. Noch in demselben Jahre erhielt Schneider seine Berufung nach Dessau, wohin er 1821 zog, um diese Stadt nie wieder mit einem andern Wohnorte zu vertauschen, also schon in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre.

Da der Verfasser die Kritiken von F. Rochlig den Arbeiten beigegeben hat, so entlehnen wir einiges aus denselben, um des Verfassers übertriebenen Enthusiasmus gegen Rochlig' gemäßigtes Lob contrastiren zu lassen. Wir bleiben beim „Weltgericht“, der berühmtesten Arbeit Schneider's. Rochlig nennt den Componisten in dem Bericht über die erste Aufführung (die Solopartien waren in den Händen der Fräulein Neumann-Essli, Fräulein Böbler, der Herren Kengel, Kitzan und Abb. Schmidt) „einen werthen verdienten Mann und trefflichen Künstler! Der Beifall war einstimmig und eben von der Art, die bei Werken dieser Gattung am meisten ehrt.“ Rochlig rühmt „das bescheidenste und gelassenste Benehmen des Urhebers“. Er wünscht, „daß ein langes Leben dem Componisten gestatten möge, soviel die angeborenen als die erworbenen ausgezeichneten Gaben und Fähigkeiten für den edeln Kunstzweck zu verwenden, für den der Componist am meisten geeignet scheint.“ Rochlig meinte damit die geistliche Musik.

Wir geben hier für dieses und das folgende Jahr die Städte an, in denen und zwar in einigen gleich hintereinander das „Weltgericht“ zur Aufführung kam: Berlin, Dueslinburg (auf der Reise zu dieser Aufführung verunglückte der bairische Musikdirector L. Reindke, dessen Nachfolger sogleich Schneider wurde und geblieben ist), Prag, Dessau, Altdamm, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt a. M., Wien, Gdrlitz, Stuttgart, Köln, Dresden, Braunschweig, Bremen, Elbing, Nürnberg. Man darf somit nicht behaupten, daß Schneider's Verdienste nicht anerkannt worden wären. Bei allem Lobe, das Rochlig der Schneider'schen Muse zollt, trifft man doch öfter auf Stellen, in denen Rochlig schon damals durchsieht, daß das Geschick zu formen größer als der geistige Gehalt gewesen sei. Bei Gelegenheit einer Reise aus derselben Zeit, mit welcher Schneider in Wien debutiren wollte, heißt es: „Ich rather Ihnen nicht dazu, man würde sagen: Wenig zu tabeln; mehr zu loben, aber im ganzen etwas gewöhnlich.“ Die Zeit hat dieses Urtheil hinlänglich bestätigt. Schneider hält sich in den durch Mozart und Haydn vorgeschriebenen Formen, auch was das Opernhafter in der geistlichen Musik anlangt. Er hat während seines Lebens Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Mendelssohn-Bartholdy und Schumann aus dem Leben scheiden sehen und dennoch hat er nicht vermocht, die durch Beethoven angebahnten Wege zu verfolgen.

Nun einige Proben von des Verfassers Uebertreibung. Er parallelisirt ohne weiteres seinen Liebling mit den größten Genien. Nach Anführung von Bach's „Passion“, Händel's „Messias“, Haydn's „Schöpfung“, heißt es (S. 92): „Das Höchste auf diesem Gebiete hat uns Schneider im „Weltgericht“ dargebracht.“ Romisch genug fügt der Verfasser sein Lob verringern hinzu: „und zwar deshalb, weil der Stoff das menschlich-denkbare Größte behandelt.“ Also hat der Stoff den Componisten mitgenommen! Beim Hall der Todesposaune im ersten Theil des Oratoriums bemerkt Rochlig, das Laiensong von vier Posaunen sei ein Zug wahrhaft Händel's würdig; der Verfasser aber corrigirt: „Wir nennen es einen Zug, wahrhaft Schneider's werth! Der denkende Leser versteht mich.“ Als Schneider nach Dessau berufen wurde, schreibt der Verfasser: „Er war für Dessau und Dessau für ihn gewonnen. Die Folge wird zeigen, daß der Gewinn für beide von weitreichendsten Erfolgen gekrönt sich herausstellte.“ Wir zweifeln nicht an der Wahrheit dieses Satzes, aber auch nicht an dem geringen Antheil, den die kleine Residenz auf unsere musikalischen Zustände ausgeübt hat. Der Verfasser zergliedert nun unter obligater Begleitung des Enthusiasmus diese bedeutendste Arbeit Schneider's, sowie andere mehr oder weniger ausführlich, weder der Sache noch dem Mann, dessen Lebensbild er zeichnen wollte, einen Dienst erweisend. Uebrigens sei hier noch bemerkt, wie rasch Schneider arbeitete, da das große dreitheilige Oratorium in seinem Katalog, als vom 6. Januar bis 21. Februar geschrieben, eingezeichnet steht. Wir glauben gern, daß für so blinde Verehrer der Schmerz nicht gering gewesen

sein muß, durch ein so eminentes Talent, wie das Mendelssohn-Bartholdy's war, ihren Reiz in den Hintergrund gedrückt zu sehen, wir erklären uns aus diesem Umstande das übertriebene Lob; für kleinlich und der Maximen Schniders unwürdig, müssen wir aber Anachronen halten, wie die ist, die zu ungünstigen Mendelssohn-Bartholdy's und zu Gunsten Schniders von der Leipziger Liedertafel, deren Cister im Berlin mit Rimbürger bekanntlich Schneider war, spricht wird. Vergleichene Stüchlein schlechterer biographischer Kunst, sowie die nievergeessene Aufzählung von Schnupftabackshöfen, Brillantnadeln, kostbaren Ringen und dergleichen gewichtslosen Momenten eines Künstlerlebens hätten wir lieber nie gelesen. Wir verzichten darauf ferner nachzuweisen, wie wenig der Verfasser auch zum Biographen sich eignet und geben dafür lieber Schneiders Leben im Umriss an.

Friedrich Schneiders Väter stammten aus Bittau, wo wenigstens der Vater, obgleich zum Schullehrer ausgebildet, anfänglich noch das Handwerk des Großvaters, die Weberei, trieb. Später wurde er Schullehrer in Rugardsdorf und hier ward Friedrich Schneider 1786 geboren. Der Vater bemerkte und pflegte früh schon die Talente seines Sohnes; zwei jüngere Brüder haben sich später auch den Ruf tüchtiger Musiker und ferner Orchesterspieler erworben. Seltig schon vertrat der Knabe seinen Vater an der Orgel, und seine helle Discantstimme bewog den Vater, ihn bei seiner Konfirmation am Altar ein Gebet abfingen zu lassen. Zu gründlicherer Ausbildung neben der unverkennbaren Befähigung zur Musik bezog Schneider von 1798—1805 das zittauer Gymnasium; die musikalische Bildung, die er dahin mitbrachte, veranlaßte er allein seinem Vater, der selbst früher, ebenfalls zu schwach zur Weberei, Musik lernte und bei einem Organisten Zittaus, einem Schüler Sebastian Bach's, Namens Frier, Unterricht hatte. Seine ersten Sonaten gab Schneider noch als Primaner 1804 heraus. Von 1805—19 wurde Leipzig seine Wohnstätte, er studierte Humaniora, war aber mit ganzer Seele Musiker, lehrte schon damals seine Kunst, wurde Organist an St. Pauli, sowie er als ausübender, wie schaffender Künstler damals oft auf den Programmen der Leipziger Gewandhausconcerte erscheint. Nach kurzer Musikdirectoratschaft bei der Secunda'schen Operngesellschaft, die halbjährig in Leipzig und Dresden spielte, wurde er Organist an St. Thomas, aus welcher Stelle ihn sein „Weltgericht“ nach kurzer Zeit schon abrief; Pohlens wurde sein Nachfolger. Von 1821 an lebte Schneider, wie schon bemerkt, in Dessau, als Bühnen vieler geschickter Musiker, allein im Verborgenen, außerhalb der gewaltigen Strömung, die seit der genannten Zeit die Musik bei uns eingeschlagen hat.

2. Der Chevalier Sarti oder musikalische Zustände Venedigs im 18. Jahrhundert. Ein Roman von B. Scudo. Aus dem Französischen überseht und mit musikalischen Anmerkungen begleitet von Otto Kade. Dresden, Kuntze. 1858. Gr. 8. 2. Theil.

Der Name des Übersetzers gereicht diesem französischen Kunstromane zur Empfehlung. Gewidmet ist der-

selbe, zum Folschen, großer Liebe, und Bewunderung, „dem verehrtesten Meister, G. Meyerbeer“, dessen „tiefe und originelle Schöpfungen“, die Früchte eines außerordentlichen Genies, vielleicht später von derselben geschickten Hand des Verfassers eine Schilderung erfahren werden. Es ist dieser Roman ein Stück Kunstgeschichte aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wie der Titel sagt eine Schilderung musikalischer Zustände in Venedig um die genannte Zeit. Wenn auch dem Gange des Romans kein besonderer Interesse abgewonnen werden kann, vielleicht nicht ohne Grund überhaupt gegen diese Verkörperung der Kunstgeschichte durch das Gespinnst eines Romans Protest erhoben werden müßte, so hat das vorliegende Buch doch seine Vorzüge in den Schilderungen oberitalienischer Sitten und Zustände, namentlich Venedigs, die treu und wahr genannt werden müssen; ebenso wie in der Charakterzeichnung des Abbe Samaria, eines Magnates, der in der musikalischen Hinsicht der Uebersetzstellen werden nun Stoffbegierigen Leser n

So zieht die Cis-moll zu Anfang besprochen werden's nach sich; S. 38. Man erinnert sich bei wißbegierigen Kinder von ihnen, zur Betri Abschwärze von Robin den aber im vorliegen musikalischen Literatur den Zeugniß, daß die biete den Franzosen einzelnen Ueberschriften lassen schon errathen, z. B. trägt den Name das siebente: „Die Mherm ein Stück der al o la Principessa inamers von Gozzi, gesi wird in der Fahrt nach Murano das bekannte Lagunenfest mit dem Bucentauro bestritten. Der Verfasser selbst meint, daß Liebe, Kunst und Poesie sich in seinen Schilderungen unaufhörlich durchkreuzen und sich miteinander vermengen sollten. Das führt uns zu einer kurzen Angabe des Ganges, welchen der Roman nimmt. Bei einem Weibnachtsfest, das die Bewohner des kleinen Ortes La Rosa im venetianischen Gebiete feierten, zog der junge Sarti, der Sohn einer Witwe, beim Vortrag eines zur Ceremonie gehörenden Weibnachtsliedes von Zotti, die Aufmerksamkeit einer venetianischen Patricierfamilie auf sich. Die Tochter Marco Zeno's, eines hochangesehenen Senators von Venedig, die schöne Beata war es, auf deren Vermendung der junge Sarti, nach Capolce, das eine Stunde von La Rosa auf der schönen Straße von Padua nach Bassano lag, kam. Dort verbrachte der Senator auf seiner reizenden Villa die Sommerzeit und sein Haus war ein Tempel der Kunst und

der Bildung. Sein Secretär, der Abbé Zamaria, wird der Führer und Lehrer Sarti's. Obgleich Beata älter als Sarti ist, so entspinnt sich doch eine Liebe zwischen Beiden, begründet namentlich auf das Band, das die Musik um Beide flocht, denn der junge Sarti zeichnete sich bald durch sein Talent in dieser Kunst aus. Obgleich der alte Zeno seinen Schützling liebte, so kam es ihm doch keineswegs in den Sinn, dem armen Bauernsohn die einzige Tochter zu geben. Beata wird im Gegentheil einem jungen Patricier verlobt. Dieses Misgeschick treibt den jungen Sarti der Partei zu, die, vom Freiheitschwindel der Französischen Revolution erfasst, in Venedig rasch ersteht. Er wird als Gegner des alten vermorschten Patricierwesens sogar gefangen, durch Beata's Vererbung aber befreit, die endlich am gebrochenen Herzen, aber versöhnt mit Sarti, gerade zu der Zeit stirbt, als die Ankunft der französischen Armee im Jahre 1797 der alten Republik Venedig ein Ende macht. Sarti liebt außer der Beata auch eine junge Sängerin vom Theater San-Benedetto, die Vicentina hieß und benutzt wird, um die nöthigen Verbindungen mit damals renommierten Musikern herbeizuführen. Sie war hervorgegangen aus der Schule der Mendicanti. Von Seite 166 an kann man die interessante Beschreibung dieser Erziehungsanstalt verlassener Mädchen nachlesen. Das Buch verdient trotz seiner romanhaften Fassung nicht übersehen zu werden; ein Index würde seine Brauchbarkeit vermehren.

In Gerber's „Tonkünstler-Lexikon“ heißt Sarti mit dem Vornamen Giuseppe, im Roman Lorenzo. Bei Gerber fällt seine Geburt zu Faenza um 1730; in den achtziger Jahren traf ihn Mozart in Wien und nannte ihn einen bledern, rechtschaffenen Mann, dem er viel vorgespielt habe (Jahn, III, 403). Sein Ruf als Operncomponist war groß. Er starb 1802 in Berlin, nachdem er 18 Jahr in russischem Dienste gestanden hatte. Diese Zeitverhältnisse wollen nicht ganz zum Roman passen. Im Jahre 1784 ging Sarti nach Rußland und 1782 war er schon der gefeiertste Componist Italiens.

3. Ludwig van Beethoven, Leben und Schaffen. Von Adolf Bernhard Marx. Zwei Theile, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethoven'scher Werke. Berlin, Janke. 1859. Gr. 8. 4 Thlr.

Eine Biographie Beethoven's besitzen wir noch nicht, so stark auch der Wunsch seiner zahlreichen Verehrer danach drängen mag und auch das vorliegende Buch erfüllt diesen Wunsch nicht. Der Name des Verfassers ist hinlänglich bekannt; niemand wird ihm den Ruf eines Kenners unserer großen modernen Musikepoche streitig machen können, er hat sich als solchen vielfach bewährt, und auch diese Arbeit über Beethoven wird nur dazu beitragen, diesen guten Klang seines Namens zu verstärken. Ein langjähriges, getreues Studium der Werke Beethoven's hat ihm eine Bekanntschaft mit dem Verfahren des großen Mannes verschafft, für deren Veröffentlichung das Publikum sicher nicht gleichgültig bleiben konnte und auch nicht gleichgültig geblieben ist; das Buch

des Verfassers gehört zu den interessantesten Neuigkeiten unserer musikalischen Literatur. Auf dem Titel steht „Leben und Schaffen Beethoven's“, es scheint aber, als ob von diesen zwei Seiten nur eine das Hauptaugenmerk des Verfassers gewesen sei, indem die Darstellung des Lebensgangs Beethoven's hinter der gebotenen Zergliederung seiner Werke zurückbleibt. Was diese letztere betrifft, so bekundet sie in allen, die Technik des Meisters angehenden Auseinandersetzungen den trefflichen Musiker und genauen Forscher; allein wo es darauf ankam, die Entwicklung des Jünglings, der sich noch an Muster lehnt, zum selbständigen Manne unter Einwirkung eines traurigen Schicksals, das ihn auf der Schwelle ins Mannesalter schon ereilte, sozusagen an der veränderten Physiognomie seiner Werke nachzuweisen, folgt man vorsichtiger den Anschauungen des Verfassers, die nur allzu sehr durch eine phantastische Schreibweise und durch vielseitiges Wissen ihres Vertreters blenden können. Von dem Mozart-Haydn'schen Standpunkt Beethoven's heißt es wol, daß er ein „anmuthiges Spiel“, aber ohne tiefere Bedeutung sei, eine „bestimmende Idee“, wüßte man nicht nachzuweisen. Vom spätern, reifern Standpunkt muß man hören, ja! schwebt Beethoven stets eine bestimmte Idee vor, weshalb (I, 275) neben der Ueberschrift „Eroica“ noch das Wort „Idealmusik“ erscheint. Von jetzt an beginnt die traurige Manie, auslegen zu wollen, heutzutage eine Mode- und Lieblingsbeschäftigung solcher Musiker, denen der Quell eigener Schöpferkraft nur schwach fließt oder versiegt ist. Von diesem Irrthum befangen findet auch streng genommen zwischen dem Verfasser und andern Auslegern kein eigentlicher Unterschied, sondern nur nach dem Maße der Bildung und Geistreichigkeit ein gradweiser Unterschied statt. Sie versallen alle mehr oder weniger offenbaren Thorheiten; der Geist der Musik straft sie, indem er ihrem musikwidrigen Unternehmen das Schlimmste, was es gibt, ein Gelächter zum Lohn werden läßt. Das ganze Unheil erwächst aus der Vorstellung von einem Inhalt der Musik außer ihrem rein musikalischen Gehalte, zu welchem Irrthum hingeworfene Aeußerungen Beethoven's selbst mögen Veranlassung gegeben haben. Wir glauben nicht, daß die Augenblicke, in denen Beethoven post festum Enthüllungen über das Verfahren in der geheimen Werkstätte seiner Phantasie versuchte, zu den maßgebenden Orakeln weder für ihn noch für andere werden dürfen. Diese Bestrebungen stehen zu einsam und unangebaut da; aus der Idee, seinen Sonaten eine Art Commentar beigegeben zu wollen, ist nichts geworden, es war ein hingeworfener, nicht zur Reife gebrachter Gedanke, der seine Erklärung leicht in dem Wunsch Beethoven's findet, seinen Zeitgenossen auch noch in anderer Weise als in Tönen die jedesmalige Stimmung, die beim Schaffen herrschte, die Anschauungen und Erfahrungen, unter deren Einfluß er schuf — und Beethoven besaß ein hohes Selbstgefühl — zugleich mitzutheilen. Er wußte nicht in der irrthümlichen Voraussetzung, diese Stimmungen, Anschauungen und Erfahrungen, deren Name Daguerreotypie in Tönen schon niedergelegt waren, noch

einmal im Wort hinzuzufügen; denn die wenigsten unter ihnen und sicher nicht die bedeutsamsten unter ihnen mögen rein musikalischer Natur gewesen sein. Freilich heututage ist es möglich geworden, alles durch Musik zu verdolmetschen. Ob Beethoven wol die noch zu seiner Zeit erschienene Composition gekannt hat, die eine Feuerbrunst in Wien darstellte? Die Töne bemühten sich vor allem viel Qualm, dann die Noth der Brennenden, den Muth der Rettenden, das Ankommen der einzelnen Spritzen und zum Schluß den Erzherzog zu malen, der eigenhändig eine Spritze dirigirte und den Brand löschte. Idealmusik! Nur ein Beispiel. Die Unbeugsamkeit in Beethoven's Natur, seine vereinsamte Existenz, unterstützt durch das Wesen der Musik selbst, die vor allen Künsten ihre Jünger zur Freiheit erzieht, nährte in Beethoven republikanischen Sinn; Napoleon schien ihm ein Verkünder dieser echten Freiheit; daß er auch an ihn in der „Eroica“ gedacht hat, sagt Beethoven selbst, auch daß er sich über ihn getäuscht hat. So weit und nicht einen Schritt weiter ist man berechtigt zu gehen. Der erste Satz und der Trauermarsch sind unverkennbar unter dem Einfluß dieser Stimmung geschrieben, das Scherzo und der letzte Satz erinnern nicht mehr an diese Idee, obgleich wir annehmen müssen, daß sie in derselben Zeit entstanden sind. Wer, frage ich, wäre aber kühn genug, sich an die Deutung im einzelnen zu wagen, die Beethoven am wenigsten würde zugegeben haben?

Den Ueberschrieb der Jünglingszeit Beethoven's und seiner Mannesperiode könnte man im Sinne des Verfassers und so manches andern etwa mit dem bezeichnen, was der Mathematiker reine und angewandte Mathematik oder der Arithmetiker das Rechnen mit unbenannten und benannten Zahlen nennen würde. Man könnte vielleicht die Werke beider Epochen mit dem Namen bedeutungsloser und bedeutender Musik belegen. Welcher Musiker möchte aber eine solche Bezeichnung jemals zugeben! Offen gestanden, wissen wir weder was in den heilern Werken des Jünglings Beethoven, noch was in den ernsten Werken des Mannes verborgen liegt. Es ist eben das Leben einer musikalischen, hochbegabten Seele, die sich in Tönen ausdrückt; die Tiefe ihrer Empfindung macht, daß sie so vielen von Bedeutung werden konnte und ein guter Psycholog würde den Jüngling und den Mann Beethoven im Charakter seiner Werke, nach den Grundzügen, die beiden Lebensabschnitten eigen zu sein pflegen, immer wiedererkennen, gesetzt dies wäre bei dem Musiker von besonderem Interesse. Ja, befäßen wir durch Beethoven selbst jeden Fortschritt, jeden Wendepunkt seines innern Lebens, jeden epochemachenden Eindruck aufs genaueste aufgezeichnet und lief daneben ein Verzeichniß seiner Compositionen, die unter der Herrschaft jener Eindrücke von ihm hervorgebracht wurden — was nicht heißt, durch jene Eindrücke hervorgebracht — so wären wir auf derselben Stelle, auf der wir jetzt stehen; wer nämlich getraute sich die Nothwendigkeit des musikalischen Ausdrucks für die Stimmung nachzuweisen? Dazu fehlt uns jede Handhabe; aber nur in diesem einzigen Falle könnten Deutungsversuche der

Art, wie sie der Verfasser und andere vielfach unternommen haben, Anspruch auf Wahrheit machen; nur unter dem Nachweis, daß die Idee und ihr Ausdruck oder Abdruck in Tönen in einem nothwendigen Zusammenhange stehen, wäre es möglich, den Ideen des Mannes Beethoven in seinen Werken nachzugehen; ja wir müssen die Möglichkeit und Thunlichkeit selbst bei Angabe des ungefähren Inhalts von selten des Componisten, wie bei der „Eroica“, „Pastorale“ und andern bestreiten. Die einzige Idee, die wir dem Musiker zugesprechen und nach der er arbeitet, ist die Idee, die er von seinem eigenen Dasein hat; die Gefühle, die in ihm lebendig werden, wenn er sich selbst empfindet, sind seine Sonaten und Symphonien; es ist eben „Wahrheit und Dichtung“, aber wohl zu merken auf einem Gebiete, auf welchem mit ausgedehnten Philosophemen nichts ausgerichtet wird, weder vor dem Schaffen noch nachher.

4. Beethoven, seine Kritiker und seine Ausleger. Von A. Ulbisch. Aus dem Französischen übersezt von E. Bischoff. Leipzig, Brodhause. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Auch eine Verleumdung kann interessant sein, dies beweist die andauernde Theilnahme, die sich Ulbisch's Arbeit über Beethoven, sowol in französischer wie in deutscher Sprache erhalten hat. Der Verfasser ist seit dem Erscheinen dieser seiner zweiten berühmten Arbeit heimgegangen und es ist somit unmöglich geworden, ihn durch Darlegung seiner Irrthümer zu einer angemessenen Beurtheilung Beethoven's zu veranlassen, was wünschenswerth gewesen wäre, da ihm die Gabe seiner Beobachtung verliessen gewesen ist. Allein ein Fingerzeig für deutsche Leser scheint nicht unangemessen. So wie jetzt die Sachen liegen, sieht man, daß gewisse vorgefaßte Meinungen den Verfasser verhinderten, in den Geist der spätern Beethoven'schen Werke einzudringen; ja gerade das, was jenen Werken ein so eigenenthümliches Gepräge gibt, gerade das ist es, welches ihm, unter der vorgefaßten Meinung, der taube Beethoven sei nicht mehr zurechnungsfähig gewesen, den Genuß und das Verständniß derselben erschwert oder geradezu unmöglich macht. Unleugbare Härten, die auch schon frühere Werke sporadisch zeigen, empfindet er nur als solche, z. B. den Themasintritt im ersten Satz der „Eroica“, oder den Uebergang aus dem dritten Satz der C-moll-Symphonie in deren letzten Satz; für derartige Wendungen, die echt Beethoven'sch bleiben werden, steht ihm nur der Ausdruck Chimäre oder „Vorbereitung eines Effects“ zu Gebote. Die Beurtheilung des zweiten und letzten Satzes der C-moll-Symphonie (des letztern unter Berlioz' Vorgang) ist zu schief und dem thatsächlichen Eindruck zu widersprechend, als daß sie einer Widerlegung werth wäre. Es ist ärgerlich, daß Beethoven fast mit jedem reifern Werke öfter der „Chimäre“, der Grimasse verfällt. In der Pastoralsymphonie liegt dieses Uebing im Anfang des Finales, wo der nach unserm Dafürhalten eine weit ausgebreitete, selige Ruhe nach dem Gewitter schildernde C-dur-Accord, mit untergebreitetem Baß-F, dem Wer-

fasser die bedauerlichste Erscheinung ist. Vergleichen „furchtbare Mistöde“ hat auch das Andante der Pastoral-symphonie. In der A-dur-Symphonie, die von ihrer ersten Schwester 13, von der sechsten 5 Jahre, also ziemlich weit von den früheren entfernt liegt, wächst diese Wärme so stark, daß sie nicht mehr ausnahmsweise auftritt. Die harmonischen und rhythmischen Freiheiten sind jetzt schon erschauend, das soll heißen entsetzlich. Der zerbrochene (verhauchende) Rhythmus des Schlusses vom zweiten Satz, Andante aus A-moll, „macht ihn weinen vor Bedauern“. Welche Verlehrtheit! Wir Deutsche empfinden gerade in Beethoven's Kunst, den Schluß zu bauen, eine Gewalt, die vielleicht nur noch an eine ähnliche Kraft in Shakespeare erinnert, aber nichts von Ohnmähe. Der dritte Satz wirkt wie „Nadelstiche“ auf seine Ohren, durch seine antiharmonischen Accorde des ersten Theils. Gewisse Stellen des letzten Satzes der A-dur-Symphonie auf Cis-moll berechnet „schinden“ die Ohren. Wenn diese Ausdrücke nicht den Respekt zu stark verletzen, der einem Genie wie dem Beethoven's gebührt, so könnten sie vielleicht Heiterkeit erwecken. Vergleichen Würze macht aber dieses russische Gericht pikant. In der achten (humoristischen) Symphonie gibt es „eine italienische Opernmelodie ohne Cadenz“, auch sonst noch Schimären, aber „maskirte Schimären“, die er gut kennt. Die schließende „Bettelscadenz“ des zweiten Satzes und anderes mehr bringt ihn auf den Gedanken, Beethoven habe Rossini pareddiren wollen!! Das Cis im achtzehnten Takt des letzten Satzes ist eine „Schredensnote, eines Verrückten nicht unwürdig“. Es ist begreiflich, daß Ullrichschiff am ungünstigsten von den letzten Werken Beethoven's spricht, doch lehnt er sich hierbei stärker als sonst an Berlioz und Fétis, in dem dunkeln Gefühl, einer so gigantischen Erscheinung gegenüber der David nicht zu sein, der den tödlichen Stein in die Stirn des Gegners schleudern könne.

Wir schließen unsere Anzeige mit der Bemerkung, daß des Irrthümlichen in der Arbeit Ullrichschiff's zu viel vorhanden ist, um an den richtigen Beobachtungen über Beethoven eine ungetrübte Freude zu haben. Wir haben als Beispiel, wie der Verfasser mit Beethoven'schen Werken verfährt, nur einiges in Betreff der Symphonien herausgehoben, das ganze Buch ist aber voll von exgetischen Thorheiten; daneben zieht sich eine fortlaufende Polemik gegen die Schrift von Lenz: „Beethoven et ses trois styles.“ Beide Herrn sind Antipoden, Lenz ist begeisteter Lobredner Beethoven's und Ullrichschiff ein respectloser Tadler. Im Anhang des Buchs lehrt sich Ullrichschiff noch ganz besonders gegen die „Adepten“, d. h. wol gegen die übertriebenen Verehrer Beethoven's unter uns, die aus jeder Note Gold machen wollen; ferner gegen seine „Ausleger“, die, so scheint es, ihm eine etwas besonnenere Gattung Beethovenfreunde, aber immer noch verblendet genug sind. Hierbei bemerken wir, daß Ullrichschiff selbst das komischste Beispiel sogenannten Auslegens der Musik gibt; man vergleiche nur seinen Commentar zur „Troja“, die er immer noch mit Wärme behandelt. Endlich soll er der kühnen Kritik, die in den Briefen des „Wohlbe-

kannten“ herrscht, sowie dessen „fliegenden Blättern über Musik“ seinen Beifall. Die Uebersetzung ist vortreflich und schwerlich merkt man den französischen Text noch durch. 14.

Wiedermann's Wissenschaftslehre.

Die Wissenschaft des Geistes von Gustav Wiedermann. Der Wissenschaftslehre zweiter Theil. — A. u. d. L.: Die Lehre des Geistes. Leipzig, Teubner. 1858. Gr. 8. 3 Hft.

Als wir den ersten Theil des soeben angezeigten Werks, welcher „Die Lehre vom Bewußtsein“ enthält, in Nr. 36 d. Bl. f. 1857 besprachen, konnten wir dem Inhalte desselben aus ähnlichen Gründen keine tiefer eingehende Prüfung zu Theil werden lassen. Auch wollte es uns damals bedünken, als ob die manichäischen und nicht unwichtigen Eigenthümlichkeiten des darin verfolgten Entwicklungsgangs es nicht nur thöulich, sondern auch rathlich erscheinen ließen, fürs erste von einer speciellen Kritik Umgang zu nehmen: thöulich, insofern die Auseinandersetzung des Bewußtseins im ganzen und großen unverkennbar auf die Ergebnisse der Hegel'schen Philosophie gegründet war; rathlich aber, insofern wir Bedenken tragen mußten, aus zerstreuten Andeutungen auf die ganze Tragweite des kühnen wissenschaftlichen Unternehmens zu schließen, dessen Resultate in dem uns gegenwärtig beschäftigenden zweiten Theile des Werks niedergelegt sind.

Bei der großen Masse des von uns zu bewältigenden Stoff müssen wir jetzt von der Beantwortung der sich zunächst aufdringenden Frage absehen, inwiefern die von uns dort ausgesprochene Erwartung, daß in dem Plane des Verfassers nicht weniger als eine völlige Reconstruction des philosophischen Idealismus liege, bisher in Erfüllung gegangen ist. Wir glauben unsere Aufgabe richtiger aufzulassen, wenn wir uns vorerst auf eine gedrängte Inhaltsangabe des Werks beschränken und den Leser dadurch zu einem selbständigen Urtheile in den Stand setzen. Steht uns dann noch einiger Raum zu Gebote, so werden wir nicht verfehlen kurz darauf hinzuweisen, welche Verdienste sich der Verfasser um den Ausbau der philosophischen Wissenschaft erworben hat, und welche Bedenken uns gegen die Begründung der von ihm erzielten Resultate begehren. Nur die zum Verständnis der Nachfolgenden unumgängliche Bemerkung wollen wir noch vorausschicken, daß die vom Verfasser in Anwendung gebrachten Kategorien, insbesondere die der Erinnerung, Vorstellung, Erkenntnis, Gewißheit, des Bewußtseins und Gedächtnisses, des Begriffs, Urtheils und Schlusses, der Idee, des Wissens und des Ichs, des Verstandes, der Vernunft und des Geistes, nicht im Sinne des allgemeinen Sprachgebrauchs oder im Sinne der gemeinen Logik und Metaphysik, sondern theilweise in dem des Hegel'schen Systems, zumeist aber in einem eigenthümlichen, durch den Zusammenhang der Entwicklung bestimmten Verstande zu nehmen sind.

Es war das Bewußtsein, ausgehend von dem Gegenstand der Sinne und Dinge, zunächst als Empfindung aufgetreten und hatte sich, durch die Wahrnehmung vermittelt, in der Erfahrung als sinnliches Bewußtsein zum Abschlusse gebracht. Es kommen parallel mit diesen Begriffen gingen nun auf dem Gebiete der Ueber Sinnlichkeit die Begriffe der Erinnerung, der Vorstellung und der Erkenntnis, indem dort der Gegenstand, hier das Bild, das Zeichen und der Name den besondern Inhalt des Bewußtseins ausmachte. Sinnlichkeit und Ueber Sinnlichkeit vermittelten sich hierauf, und zwar durch Betätigung bereits thatigkeithaftigkeit, in den Entwicklungsstufen des Gefühls, der Vernunft und der Gewißheit zum Bewußtsein, welches, seine Materie mittels des Gefühls und der Vernunft in eine schließliche Begriffseinheit zusammennehmend, als Selbstbewußtsein erschien.

Da das Bewußtsein nicht über sich hinauswollte, so muß das Denken seinen Ausgangspunkt rückwärts hinter den Dinge und Sinnen in dem Begriffe des Etwas suchen und, dieses in

Bestandtheile des Nichts als das Dasein bestimmen, aus welchem hervorgeht durch die Vermittelungsbegriffe des Bestehens einerseits und des Vorgehens und Entstehens andererseits der Begriff des Bestehens herausgehört wird. Dasein und Werden vermitteln sich nicht ihrerseits im Begriff — Seins, welches in der Wirklichkeit und im Sein auseinandergesetzt und durch diese zum Sein, als dem nicht Scheinenden und doch Seienden, abgeschlossen wird. Bezieht man nun die so genannten Kategorien des Seins und Wesens auf die Begriffe des Bewusstseins und des Denkens, so erscheint das letztere als das Wesen des ersteren und das erstere als der Grund des letzteren, mithin dieses als Thätigsein, jenes als Bethätigung: das Denken ist die vom Selbstbewusstsein sich losreisende und als dessen Selbst sich bethätigende Eigenthümlichkeit. Es geht aber dasselbe aus dem Bewusstsein hervor, indem es mehr an Namen als an Vorstellungen sich hält, und als den Inhalt des Bewusstseins namentlich in sich enthaltend heißt es Gedächtniß. Insofern diese Namen aber nicht mehr einzeln und in zufälliger Anseinanderfolge auftreten, sondern in wechselseitiger Beziehung aufeinander ihrem Inhalte nach auseinandergesetzt werden, erscheinen sie als Gedanken. Und da dem Gedanken nicht nur das Gedächtniß für seinen Inhalt bleibt, sondern derselbe auch vermittelter Inhalt des Gedächtnisses geworden, gedacht worden ist, so hat sich das Denken schließlich noch als der gedachte Gedanke bethätigt.

Wenig wie das Bewußtsein, so bleibt auch das Denken schließlich nur unmittelbar, weil es sich so wenig wie dieses über das von ihm gebrauchte Hülfsmittel, die Sprache, Rechenschaft geben hat. Erst mit dem Begriffe, welcher den durch das Denken auseinandergesetzten Inhalt von Vorstellungen in Namen zusammenfaßt, wird jene Unmittelbarkeit überwunden, damit aber auch der Bereich des Denkens schon überschritten. Diese Zusammenfassung ist jedoch zunächst bloß eine äußerliche: hinsichtlich des auseinandergesetzten Gedankeninhalts erscheint der Begriff nur als Inbegriff und hinsichtlich seines Mangels an eigenthümlichem Gehalte als bloßer Begriff. Wahrhaft selbstständig wird derselbe erst dadurch, daß er ursprünglichen Gedankeninhalt als seinen eigenen mittheilt, also im Urtheile, d. h. gesamt bestimmt, in derjenigen Begriffstheilung, welche die beiden Grundbestandtheile eines jeden Begriffs, sowohl den mittelbar vom Bewußtsein, als auch den mittelbar vom Denken herkommenden, jeden für sich als Begriff heraussetzt. Wie aber früherhin der Begriff dem Gedankeninhalte gegenüber bethätigt wurde, so wird nun auch das Urtheil seine Begriffe auf dem Wege der Unterscheidung und Vergleichung durch den Schluß in einem neuen Begriffe vermitteln. Solange indeß die Begriffe einander nur unmittelbar gegenübergestellt werden, solange kann der dadurch erzielte Schluß des Begriffs noch nicht für einen vollständigen Schluß angesehen werden; erst wenn, ähnlich der Aufeinanderbeziehung des ursprünglichen Begriffs, jeder der Begriffe des Urtheils in einem eigenthümlichen Urtheile auseinandergesetzt, jedes dieser Urtheile sodann in einem besondern Begriffe abgeschlossen, diese Begriffe als Theile eines weiteren Urtheils nachgewiesen und zuletzt wieder durch einen Begriff abgeschlossen werden, entsteht dieser Schluß, als Schluß des Urtheils, einigermaßen der Bedeutung des Schlußes. Vollkommen entsprechen wird er derselben nicht eher, als bis der abschließende Begriff, als Schlußbegriff, die letzte noch übrige Unmittelbarkeit innerhalb des Schlußes beseitigend, auch noch die zwei Urtheile, das ursprüngliche und das erweiterte, unterscheidend und vergleichend zusammenschließt und so selbst diesem Inhalte gemäß in einem besondern Urtheile entspricht. Innerhalb dieser wesentlichen und unabänderlichen Schlußform kann dann, sowohl dem Inhalte als auch dem Ausdruck nach, der Schluß, sowie auch schon das Urtheil, mannichfaltig unterschieden werden.

Aber auch in den umfassendsten und vermitteltesten Schlußbegriff muß der Beginn irgendeines andern hineingereicht haben, wenn ein Abschluß überhaupt möglich sein soll. Nur der durch sich wederfüllte Inbegriff alles Wissensinhalts, welchem mehr oder weniger die Idee entspricht, hätte als der alleinige bethätigt

denkt.

Der nächste sprachliche Fortschritt möchte der sein, daß man aufeinander bezügliche Gegenstände zur bestimmteren Unterscheidung von ähnlichen in der Benennung zusammenbrachte, indem man Gegenstandsörter mit andern Wörtern zusammengesetzte. Werden nun solche einzelnen Möglichkeiten Worte hinzu Wortes kon geworden in Dasein von lichen Schließ Namen als wesentlich einanderseß Begriff des Satzes, der somit nothwendig zwei, durch Gegen-

lands- und Zeitwort ausgebrachte Hauptbestandtheile aufzuweisen hat. Der Begriff des Sages kommt aber gleich dem Begriffe der Sprache; der Satz ist die höchste Entwicklungsstufe der Sprache und das letzte Mittel des Sprechens und Denkens.

Wiesen aber der Gedanke im Sage seinen Inhalt aus; anderseits, diese Frage muß erst durch die die Urtheilsentwicklung des Begriffs begründenden Denkgesetze gelöst werden. Der Satz der Gleichheit, A ist A , bildet den Ausdruck des im Begriffe stecken gebliebenen Urtheils, der nichts anderes zu sagen weiß, als daß etwas ist, und ist was es ist, obgleich damit stillschweigend ausgedrückt wird, daß ein anderes etwas anderes ist. Deshalb erscheint es denn auch geradezu denkbar, den Satz des Unterschieds oder Widerspruchs unter der Formel A ist nicht B auszubringen: derselbe lautet vielmehr A ist nicht B und nähert das Sagen, dessen Selbstgleichheit gewissermaßen mit beweisend, unmittelbar seinem Begriffe. Allein in der Unendlichkeit des möglichen Widerspruchs liegt der Hinweis, von solchem äußerlichen Unterscheiden abzuweichen und sich dem Aufsuchen von Unterschieden in sich selbst zuzuwenden. Dies geschieht im Sage der vermittelnden Einheit: A ist a und z , wo der Begriff in seine Theile aufgelöst ist, deren jeder im wechselseitigen Unterschiede und Vergleiche anderer als ein besonderer Begriff besteht, und diese ihm eigenthümlich gewordenen Begriffe als unmittelbar mit ausgesprochen oder durch weitere Vermittelung angeordnet in sich aufgehoben hat. Er ist das wissenschaftlich gewordene Gesetz, entgegengesetzte Begriffe dennoch aufeinander bezogen, Begriffe von gleicher Geltung dennoch als unterschieden, jeden Begriff seinem Inhalte nach als unterschiedenen, andererseits aber auch als aus ähnlichen Theilen bestehend zu wissen und auszusprechen.

Wie durch die Denkgesetze die Urtheilsfällung, so wird durch die begriffsgemäße Auseinandersetzung das nicht mehr in einzelnen Sätzen, sondern in der Verbindung solcher vollzogene Schlußverfahren betheiligte und begriffen. Indem nämlich das Denken, welches das Vorhandensein der Dinge bisher ohne weiteres auf das Zeugniß des Bewußtseins hin angenommen hatte, sich von dem bedingungsweisen Verhalten derselben überzeugt, spricht es diese gegenseitige Abhängigkeit je zweier Gedanken in der Voraussetzung (Hypothese) aus: wenn B ist, so ist auch C . Da aber das Denken nicht in endlosen Bedingungen verlaufen kann, so stellt es das ursprünglich Vorausgesetzte als das aus einem andern Folgende hin, und zwar thut es dies im Grundsatz (Axiom): B ist, weil A ist. Das folgergehalt Vorausgesetzte und Begründete endlich vermittelnd in sich zusammenzunehmen ist Aufgabe des Schlusses (Definition): folglich ist auch C , und B und C ist, weil A ist; eines Sages, der freilich jedesmal schon die Keime einer neuen Begriffsentwicklung in sich trägt. Mit der begriffsgemäßen Auseinandersetzung kommt erst der eigentliche Abschluß des Denkens durch das Wissen zu Stande, indem der Begriff des Denkens sich als begriffsgemäßes Denken erweist. Zugleich ist der Begriff als gesetzt und abgeschlossen ein anderer geworden: ist der auseinandergesetzte, in Sätzen ausgesprochene Begriff, welcher, als Hauptbegriff den andern zu Grunde liegend, schon als Idee erscheint.

Zunächst freilich nur dem Ausdrucke nach; wird sie nunmehr ihrem Inhalte nach, d. h. nach dem, was sie Eigenthümliches begriffsgemäß gedacht hat, in Betracht gezogen, so kommt sie als der Begriff des Wissens zum Vorschein, durch dessen Betheiligte erst das unmittelbare Verhältnis des Begriffs und der Idee gelöst wird. Nunmehr stellt es sich nämlich heraus, daß das Denken gar nicht anders als durch den stillen Einfluß des Wissens zum Begriffe gelangen konnte. Der Begriff ist somit der allererste Anfang des Wissens; er ist aber auch im Urtheile und Schlusse das Entwicklungsmittel und, im Unterschiede des in ihm unbefangenen thätigen Wissens, zugleich von vornherein Zweck desselben, und muß aus allen diesen Gründen als Grund und Wesen (Princip) des Wissens bestimmt werden. Die Art und Weise (Methode) des Wissens aber, aus dem Begriffe mittels des Urtheils zum Schlusse zu kommen, aus welcher

die Denkgesetze abgezogen werden, beruht ganz einfach auf dem Uebereinstimmen mit dem Naturgesetze, daß das Eine, auf sich selbst beruhend, ins Unendliche sich scheide, die Geschiedenen aber immer wieder in sich zusammennehme, nur daß hier das Ganze neben seinen Theilen nicht fortbesteht und das aus diesen neu entstandene Ganze frühere Bestandtheile nicht nur aneinander fallen, sondern auch geradezu herausfallen läßt, während das Wissen in jedem neu gewonnenen Begriffe, zufolge erweiterter Auseinandersetzung und gesteigerter Vermittelung, alle früheren Entwicklungsbestandtheile zusammenhält und von jeder unmittelbaren Aufnahme fern bleibt. Daher kommt es denn, daß zwar auch der Wissenschaft die in der Natur geltende Zweitheiligkeit zu Grunde liegt, daß aber die Dreitheiligkeit die maßgebende Entwicklung ist, welche sich bei selbständiger Heraussetzung des Schlußbegriffs wieder als Viertheiligkeit zu betheiligen vermag. Da aber diese Gesetze im einzelnen eine mannichfaltige Beziehung und Auslegung zulassen, so ist das Wissen um so weniger slavisch daran gebunden, als es gerade in bewußtloser Gesetzbeobachtung das letzte Beweismittel hat, vom Gesetze durchdrungen zu sein. Wenn das Wissen aber, wozu es nicht nur berechtigt, sondern auch genöthigt ist, innerhalb besonderer Entwicklungsstufen Voraussetzungen macht, oder sich mit einem unvollständigen Abschluß begnügt, so hat es vor allem darauf zu sehen, daß die Sprache dem Wissen gleichförmig und das ergänzte Gedachte nicht geradezu ausschließe. Was daher der Deutsche weiß, das — und vorab der Begriff — vermag er gewissenhaft nur in seiner Muttersprache auszudrücken. Wie die Sprache überhaupt das untrüglichste Kennzeichen der wissenschaftlichen Entwicklungsstufe eines Volks ausmacht, so hat namentlich die deutsche Wissenschaft an dem tief gewurzelten, beziehungsreichen Sinne ihrer Sprachlaute den Urquell ihres Wissens, sowie an der eigenthümlichen Zweischneidigkeit des Ausdrucks den ursprünglichen Weggrund ihrer trennenden und vermittelt einigenden Wissensweise. Das Ziel und der letzte Zweck des Wissens endlich, die Idee, in welcher alle Begriffsentwicklung zum Abschlusse kommt und von welcher aus das Wissen nach allen Seiten begrenzt wird, gestaltet sich als die das Wissen umfassende Idee zur Wissenschaft, die somit als das System des Wissens bezeichnet werden kann.

Wie schon der Ausdruck andeutet, findet hier der eigenthümliche Fortschritt im Begriffe des Wissens statt, daß dieses, seiner Begriffe bereits erfolgten Betheiligte gemäß, mit der eigenen Thätigkeit sich aneinandersetzt, diese als Schaffen bestimmt und sich zugleich als den Nachweis dieses Schaffens begreift. Streng genommen werden daher auch solche Wissenschaften, die zwar Wissen sind und Wissen schaffen, jedoch das Schaffen weder unmittelbar noch mittelbar zu lehren wissen, wie die Erfahrungs- oder sogenannten exacten Wissenschaften, nur im Unterschiede der eigentlichen Wissenschaft als Wissenschaften gelten können. Als solche noch unvollkommene Wissenschaft erscheint das Wissen von der Idee des ursprünglich Geschaffenen, ungeborenen Vorhandenen und ewig Gedahenen in der Naturwissenschaft. Vollkommen ihrem Begriffe entspricht sie erst da, wo es ihr hauptsächlich um die Eigenthümlichkeit des Schaffens selbst, um das Schaffende zu thun ist, in der Wissenschaft des Geistes. Der Begriff nun, welcher die Begriffe der Natur und des Geistes zusammenschließt, ist der Begriff des Lebens: die Natur ist lebensvoll und der Geist ist lebendig, ist im Leben betheiligter Geist, und das Leben ist Natur und Geist in jeder Stufe seiner Entwicklung. Da aber die Wissenschaft nicht nur Wissen um das Leben ist, sondern auch ihr Wissen, gleichsam als sich auslebend, zu beweisen hat, so wird die Wissenschaft damit zur Weisheit geworden und es wird die innerhalb des Lebensbegriffs betheiligte Wissenschaft als Lebensweisheit zu bezeichnen sein. Wenn nun diese, als Weltweisheit begründet und als Gottesweisheit auf ihrem Höhepunkte, dem Wissen und Glauben gemäß zu leben lehrt, so ist damit der Zweck der Wissenschaft erfüllt und diese zu Ende. Da aber die Naturwissenschaft das Schöpferische des Wissens nicht betheiligen kann, wenn dieses nicht bereits Gegenstand des Wissens geworden ist, so muß ihr die Wissenschaft des Geistes voraus-

gehen, welche, indem sie lehrt, was wie sie selbst, so auch die Naturwissenschaft zu benutzen hat, als Wissenschaftslehre zum Begriff gebracht ist. Der Anfang aller Wissenschaft bleibt so auch die Wissenschaftslehre, welche zunächst als Lehre vom Bewußtsein die Naturlehre voraussetzt und, mit dieser in begriffsgemäßer Beziehung, der Seelenlehre zu Grunde liegt, welche als praktischer Theil der Wissenschaft des Geistes bestimmt werden kann.

Nachdem das Wissen in Beziehung auf das Bewußtsein und Denken und sodann als Begriff und Idee, mithin in Beziehung auf ein Anderes und sodann als sein Anderseins sich nachgewiesen hat, bleibt demselben nur noch übrig, sich mit sich selbst zu thun zu machen. Diesen Nachweis seiner selbst beginnt es damit, daß es jetzt das Bewußtsein und Denken, abgesehen von aller sonstigen Eigenthümlichkeit derselben, nur in Beziehung auf sich zum Begriff bringt. Zu diesem Behufe thut es zunächst durch den Begriff, die begriffsgemäße Entwicklung und den Zweck des Bewußtseins dessen Wissenschaftlichkeit dar und betrachtet sodann in gleicher Absicht das bewußtvolle und vom Bewußtsein unabhängig gewußte Denken nach seiner Voraussetzung, seiner Auseinandersetzung mit dem Bewußtsein und nach seinem selbständigen Verhalten. Dieser von neuem beginnende Entwicklungsgang des Wissens ist durchaus keine bloße Wiederholung oder etwa nur der Nachtrag eines früher vergessenen Inhalts, sondern begründet vielmehr die Eigenthümlichkeit desselben, sich beweisen zu können, und macht es ihm erst möglich, sich in seinen bereits entwickelten Theilen gegenständlich zu werden, und damit seine Selbstständigkeit zu betheiligen. Eben deshalb muß es sich auch noch in seinem Anderseins als Begriff und Idee betheiligen, um innerhalb dieser sich selbst beweisen zu können. Erst wenn es sich im Unterschiede des unmittelbar gewußten Bewußtseins und Denkens als Wissen an sich und im Unterschiede des unmittelbar wissenden Begriffs und der vermittelten wissenden Idee als Wissen für sich bestimmt hat, kann es sich als Wissen des an sich selbst als dem Gewußten zum Begriffe bringen, und wird dadurch zum Wissen an und für sich, welches, aus sich, in sich und durch sich, d. h. aus dem Begriffe, innerhalb der Idee und durch sich selbst erwiesen, als dieses Sichselbstwissen Aufschluß und Selbstfürsich, mit einem Worte Ich ist. Dieses Ich, das den Grund der Wissenschaftlichkeit des Bewußtseins ausmacht, sodann das Denken als vom Bewußtsein unabhängig gewußt hat und am Ende zum Wissen seiner selbst geworden ist, kann im Unterschiede des Begriffs und der Idee als Kategorie, als der alles Wissen eigentlich erst ausagende Begriff bestimmt werden. Das Ich wird durch das Nichtwissen begrenzt, aber auch nur durch dieses, und weiß sich abzugrenzen innerhalb seiner Schranke, der Unendlichkeit: es vermag weder ein anderes, noch sich selbst vollständig zu wissen, bleibt aber der Annäherung an die unendliche Vollkommenheit des Wissens gewiß. Und während es folgergestalt den Abschluß des Wissens bildet, und damit zugleich den unbewußten Abschluß des Bewußtseins und dem undenkbar geliebten Abschluß des Denkens zu Grunde liegt, gibt es sich der Entwicklungsweise des Wissens zufolge auch als dessen ursprünglicher Grund und eigenthümlichstes Wesen kund.

Das Wissen muß ein Ziel und als nächstes Ergebnis des erreichten Ziels einen Zweck haben, es muß sich bewähren. Das Wissen aber sich bewährend, und unmittelbar schon bewährt, ist die Wahrheit, welche freilich erst als zur Geltung gebrachte Wahrheit die letzte Betheätigung des Wissens heißen kann. Da nun das Ich, und somit das Wissen, jederzeit doch nur als ein besonderes sich geltend macht, so muß es an der vergangenen Entwicklung der Wissenschaft nicht nur seinen Ursprung, sondern auch seine Vermittelung gehabt haben. Indem es sich daher dieser seiner geschichtlichen Begründung zuwendet, wird es die Geschichte der Wissenschaft seinem Wesen gemäß zu begreifen, damit die Geschichte der Wissenschaft als wissenschaftlich und sich als dadurch bewährt zu erweisen trachten. Es legt deshalb seine Dorn der Bezeichnung der geschichtlich-wissenschaftlichen Zeitabschnitte zu Grunde und bestimmt demgemäß, an den unbefan-

genen Sprachgebrauch sich anlehnd: 1) die geschichtliche Bewährung des Bewußtseins als Wissenschaft des Verstandes; 2) die geschichtliche Bewährung des Denkens als Wissenschaft der Vernunft; und 3) die geschichtliche Bewährung des Wissens als Wissenschaft des Geistes.

Wenn nun der Begriff des Verstandes den wissenschaftlichen Gesichtskreis der Griechen kennzeichnet, so wird sich die griechische Wissenschaft zunächst als die Bewährung des sinnlichen, sodann als die des überkinnlichen, und zuletzt als die des Selbstbewußtseins ergeben müssen. Die erstere ist das Resultat der Periode von Thales bis Sokrates. Die Wahrnehmung der vorhandenen Dinge, die Betrachtung ihres mannichfaltigen Daseins (bei den Joniern, Pythagoräern und Eleaten) und die Beobachtung ihres ununterbrochenen Werdens (bei Heraclit, den Atomikern und Anaxagoras), sind gleichsam der Grund und Boden, aus dem die Vermittelung dieser unterschiedenen und doch auch einander nahe stehenden Begriffe hervorstößt, welche sodann durch die unmittelbare Betheätigung des Bewußtseins, dem sein eigenes Sein und die eigene Thätigkeit nachgewiesen wird (bei den Sophisten), ihre Bestätigung erhält.

Die Bewährung des überkinnlichen Bewußtseins ist die Aufgabe, deren Lösung den drei größten griechischen Weisen anheimgefallen ist. Mit der Philosophie des Sokrates erwacht die sich bewußte Erkenntnis, die vermöge ihrer Allgemeingültigkeit als das Maß aller Dinge ausgesprochen wird; die frühere Unbefangenheit des Erkennens tritt zurück und jeder Schritt des Bewußtseins ist von der Bestimmung seiner Eigenthümlichkeit begleitet. Worin freilich das Wesen überkinnlicher Erkenntnis besteht, erscheint sowohl bei Sokrates als bei seiner Schule kaum angedeutet. Diesem unmittelbaren Bewußtsein der Erkenntnis gegenüber tritt Plato die Ueberkinnlichkeit im Gegensatz zur Sinnlichkeit nicht nur als das innerhalb der Erkenntnislehre sowie bezüglich einzelner Lebensbestimmungen Gültige, sondern auch als die ursprüngliche und schließliche Eigenthümlichkeit aller Erkenntnis, welche hier wirklich zuerst in der Form eines abgeschlossenen Ganzen auftritt, ohne in begriffsgemäßer Auseinandersetzung betheiligt zu sein. Grund und Wesen der Platonischen Philosophie ist der Begriff der Vorstellung (Idee), als die Hauptbestimmung überkinnlicher Erkenntnis; die Art und Weise derselben ein erkenntnisgemäßes Zusammenfassen und unbefangenes Auseinanderlegen der vorgebrachten Bestimmungen; und Ziel und Umfang die Idee des höchsten Gutes, welche theils mittelbar, theils unmittelbar, innerhalb der Dialektik, Physik und Ethik zur Darstellung kommt. Die Vermittelung der Sinnlichkeit und der Ueberkinnlichkeit, d. h. der Nachweis vermittelten Hervorgehens aller Erkenntnis aus der Erfahrung, die Begründung jener durch diese, sowie der Fortschritt zu einer für jede besondere Gegenständlichkeit allgemeinen gültigen Erkenntnisweise, überhaupt die Zurückweisung unvermittelter Ueberkinnlichkeit und die Betheätigung der Vermittelung des Seins und des Wesens in einem dritten als in irgend einer Lebensstufe: dieser ergänzende Schritt der Erkenntnislehre ist das große Verdienst des reifen und durchgreifendsten Geistes der griechischen Welt, des Aristoteles. Aristoteles erhebt sich über den Begriff der Vorstellung, welchen er seinem Inhalte nach ganz richtig bestimmt; aber der Begriff bleibt als Grund und Wesen der Dinge in diesen stecken und wird, ebenso wenig wie der Gedanke, für sich Gegenstand der logischen Erkenntnis. Der Schwerpunkt der Erkenntnislehre fällt überhaupt in die Lehre vom Schlusse als der eigentlichen Ausdruckweise der Erkenntnis; von einer begriffsgemäßen Auseinandersetzung, vom eigentlichen Urtheile ist ebenso wenig die Rede als vom Begriffe selbst.

Von Aristoteles an geht die Erkenntnis wol in die Breite, aber nicht in die Tiefe; doch fehlt es auch diesem Abschnitte der Wissenschaft nicht an der leitenden Idee. Die Aufgabe derselben ist die, das Selbstbewußtsein, welches in dem Bewußtsein bezüglich der Erkenntnisweise der Dinge aufsteht, in seiner eigenthümlichen Thätigkeit nachzuweisen, dem Bewußtsein überhaupt zum Begriffe, und dem menschlichen im Unterschiede des göttlichen

für sich zur Weltung zu verschaffen. Während der fortschreitende Entwicklungsengang der Erkenntnißlehre ins Stoden geräth, kommt eine mannichfach selbständige Vermittelung und Bethätigung früherer Entwicklungsstufen, theils für sich, theils innerhalb vorgeschrittener Welt- und Gotteserkenntniß zum Bewußtsein, und damit dieses unmittelbar zum Begriffe seiner selbst. Zunächst tritt der bestimmtere Inhalt des Begriffs des Bewußtseins mit dem Drange, die Quelle alles überfinlichen Inhalts in sich selbst zu finden, immer mehr hervor: dem Bewußtsein ist es um sich selbst zu thun, um seine Gefühle, um die Bestimmung seiner unabhängigen Thätigkeit, um die Gewißheit seiner selbst, bei sonstiger Ungewißheit alles andern. Es sind die sich ergänzenden Stoiker und Epikuräer einerseits, und die Skeptiker andererseits, welche Richtung und Ziel des Bewußtseins diesen Bestimmungen entsprechend verfolgen. Diesem Streben innerlicher Zurückgezogenheit auf sich selbst gegenüber spricht sich in dem an die genannten Schulen und insbesondere an den Skepticismus sich anlehenden Eklekticismus das in sich geschiedene Bewußtsein an, welches zwar keineswegs seine Selbständigkeit, wol aber seine frühere Einheit und Abgeschlossenheit aufgegeben hat.

Unfähig sich über diese seine unmittelbare Zersplitterung hinaus in sich vermittelt zusammenzunehmen, mußte es dem außer sich gekommenen, aber das Bedürfnis nach Einheit und innerm Zusammenhang fühlenden Bewußtsein genügen, die schließliche Ausgleichung seines Inhalts in einem unerkannten dritten, in Gott zu suchen. Durch göttliche Offenbarung zur Erkenntniß zu kommen und dadurch der Glückseligkeit theilhaftig zu werden, bleibt das Ziel des Synkretismus. Indem das Bewußtsein sich ausschließlich dem Jenenseits zuzuwenden strebt, begtut es sich von sich selbst abzulehnen und so unmittelbar aus sich selbst als eine höhere Bildungsstufe hervorzugehen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Aus Barnhagen's Briefnachlaß.

Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1843—53. Von Barnhagen von Ense. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dem Titel nach bietet sich hier zu Wilhelm von Humboldt's berühmten „Briefen an eine Freundin“ ein Seitenstück, das aber dem Wesen nach eher als ein Gegenstück zu betrachten ist. Dort geht die Contemplation rein nach innen, hier nach außen: Wilhelm von Humboldt ist eine Art moderner Mönch, der sich von der Außenwelt möglichst abschließt und den Mittelpunkt aller menschenswürdigern Existenz in sich selbst, in der Selbstbesinnlichkeit sucht; Barnhagen dagegen der misanthische, über den Gang der Weltangelegenheiten zürnende Politiker und Gesellschaftsmensch, der die Bedeutung und Aufgabe eines Individuums in seine Thätigkeit nach außen, in seine peripherische Wirksamkeit setzt. Barnhagen selbst spricht sich in den vorliegenden Briefen, von denen schon früher eine gute Partie im „Morgenblatt“ zu lesen war, an seine Freundin über die Briefe Wilhelm von Humboldt's an seine Freundin wiederholt in einer Weise aus, die den Gegensatz zwischen beiden Männern deutlich genug bezeichnet. „Hier wird das Buch“, schreibt er einmal aus Berlin im Jahre 1847, „von vielen guten Seelen als ein Erbauungsbuch genossen, und es enthält in der That viel Schönes, doch ist es mir zu mönchisch, zu ascetisch, und bei den besten Stellen läßt mich das Wissen, wie Humboldt bis zuletzt auf ganz entgegengesetzte sinnliche Richtungen hingegeben war, zu seiner Erbauung kommen; aber der Mann, der so Widerstrebendes in sich mit gleicher Wahrheit begte, ist mir nur um so merkwürdiger“; und noch bezeichnender schreibt er im Februar 1848: „Wir ist die Art von Ergebung, die in den Briefen herrscht, unheimlich und graulich, und ich will neben dem Leben in Ideen ein heiteres, kräftiges Irdisches, einen sonnenhellen, thaterfüllten Tag. Mir wurde beim Lesen der Briefe — ich hatte sie vor dem Druck genau durchgesehen — ganz matt und krank zu Muth,

dieses Mönchische, Ascetische wirkte abschreckend auf mich; dies hindert indes nicht, daß ich den Geist, der mir dies anthat, als einen außerordentlichen anerkenne, und die Fähigkeit, dies alles so auszudrücken, nach Gebühr würdige.“

Wie die beiden „Freunde“ verschieden sind, so sind es auch die beiden „Freundinnen“. Charlotte Diede lebte im tiefsten Incognito; sie bedurfte des Trostes und der Erbauung, man möchte sagen des geistlichen Zuspruchs vielleicht sehr nöthig, und es ist nur merkwürdig, daß ihr dieser geistliche Zuspruch von einem ehemaligen Diplomaten und Minister kommen mußte, der außerdem wegen seines schnellenden Wises gefürchtet war; sie war, wie sich aus ihren nach Wilhelm von Humboldt's Tode geschriebenen Briefen (die an ihn gerichteten hat er befehlentlich vernichtet) nach deren zu hoffender Veröffentlichung erkennen lassen wird, eine geistbegabte Frau, die aber von ihren Gebrauchsdingen Gebrauch zu machen verschmähte; die helise von Kassel konnte keinen höhern Ehrgeiz, als sich durch den Abälard von Regel über das, was dem Menschen zu seinem innern Wohlbehagen frommt oder nicht frommt, auf dem Wege der Poet unerrichten zu lassen, und kein größeres Glück, als ihrem Abälard ihre Herzensbebrängnisse vor die Füße zu schütten, — auf so viele Reilen Entfernung ein tugendhaftes Verhältnis seltenster Art! Von ganz anderem Gepräge ist die Freundin Barnhagen's. Sie ist Schriftstellerin und hat sogar etwas von einem „fahrenden Literaten“, womit wir übrigens keinen andern Nebenbegriff verbinden, denn das „Fahrende“ gehört zu den Wesen der meisten modernen Christen. Sie scheint die Weltlichkeit nicht, sie sucht sie sogar als Schriftstellerin auf; sie tummelt sich in der freien Gotteswelt umher; sie sucht Erfahrungen zu sammeln, Anschauungen zu gewinnen und persönliche Verbindungen anzuknüpfen, und hiernach richten sich auch die Mittheilungen Barnhagen's. Auch dieser erscheint hier als der männliche Rathgeber, aber weniger für das innere Gemüthleben, für die Gewinnung von geistigen und sittlichen Mitteln, um nach einem Leben, das der Diede vielleicht auch manchen Kataklysmen bot, zur tiefsten Seelenruhe zu gelangen, als für die Orientirung in der Außenwelt, in der Gesellschaft, in politischen und literarischen Kreisen. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß diese Freundin Barnhagen's die rühmlich bekannte Schriftstellerin Amely Bölte ist.

Kurz, es ist dies eine Schrift, die keinesfalls als Erbauungsbuch dienen kann; eher hat dieses nicht sehr umfangreiche Buch etwas Stachelndes und Aufregendes. Es besteht aus Aphorismen über Politik, Literatur und Geselligkeit, an denen auch die stilistische Form beachtenswerth ist; denn Barnhagen schrieb auch seine Briefe, wenn nicht in der bestimmten Voraussetzung, daß sie dereinst gedruckt werden würden, doch so, daß sie gedruckt werden könnten. Ueber die eigentlich literarischen und literarisch gebildeten Kreise wird diese Schrift auch schwerlich viel hinausgelangen. Doch fehlt es ihr keineswegs an allerlei Beobachtungen und Bemerkungen, die von allgemeinerem Interesse sind. Wie aus den meist bitteren, in die Alexander von Humboldt'schen Correspondenz eingeflochtenen Tagebuchblättern Barnhagen's erkennt man auch aus diesen Briefen, und zwar aus ihnen fast noch mehr, welcher tiefe Groll gegen alles Bestehende sich unter der glatten Außenseite des Berthorbenen angesammelt hat. Wie in den pariser Salons zur Zeit Diderot's und Holbaht's war auch in den berliner die Revolution schon längst vorbereitet. Die Rebaisance, die Neigung, seine geistige Ueberlegenheit dadurch zu zeigen, daß man sich mit allem unzufrieden zeigt und über alles in scharfem Tone abspricht, ist ja wol eine der Kennzeichen und der Hauptelemente des Salongesplauders. Diese Salonplauderer gleichen den Wöhrsäfern, die zuletzt auch das stilllichste Schiff, vorausgesetzt daß es in fauler Ruhe daliegt, statt in gesunder Bewegung zu sein, zerfressen und dem Untergange entgegenführen. An Stoff, welcher dieser Rebaisance dauernd Nahrung gab, fehlte es denn auch leider nicht. Man erkannte, hier Barnhagen, den seinen vornehmen Mann, welcher jeder Berührung mit dem Volke vorsichtig aus dem Wege ging,

zuweilen mit dem Radicalen Karl Heinzen auf demselben Boden und in derselben Stimmung und Ideenrichtung zu finden. Zwar verliert er dabei die äußere gesellschaftliche Politur und stilistische Contenance nur selten, indes finden sich doch hier und da Ausdrücke, die nicht zu den feinsten gehören und wenn man sie in Karl Heinzen's „Monier“ fände, nichts Auffallendes haben würden; so wenn Barmhagen am 12. April 1850 schreibt: „Dieses Mittelgut in Deutschland, diese kernlosen Phrasenbälge, in der Politik Wagners-Gothaer Trost und constitutionelles Knechtstod, sind ein Unkraut unserer Literatur wie unserer öffentlichen Zustände.“ Ludwig Philipp nennt er in einem Schreiben vom 16. März 1848 „erzdumm“ und Guizot „nichtswürdig“. Nun, das ist gerade der Ton, in welchem auch Karl Heinzen von europäischen Staatsmännern und Regenten zu sprechen pflegt. Schade nur, daß der „erzdumme“ Ludwig Philipp und der „nichtswürdige“ Guizot andern das Feld geräumt haben, die uns jetzt erst recht die Götze heiß machen und nicht gerade als Tugendmuster gelten! Er geht sogar so weit, in der Berliner Demokratie die Blüte des preussischen Volks zu erkennen; denn im März desselben Jahres schreibt er: „Unsere Zustände trüben sich mehr und mehr. Mit aller Heeres- und Geldmacht sind die Regierungen doch nur verlegen, schwach und furchtsam und unschicklich, etwas hervorbringen; sie leben vom Tage, unter Schreden und Angst, die sie durch Jubel und Uebermuth betäuben möchten. Von Erfurt erwartet kein vernünftiger Mensch etwas, außer neue Zwangsanstalten, zu denen Erfurt nicht nöthig wäre. Die Haltung der Demokratie ist dagegen vortrefflich, sie verhärtet und veredelt sich mit jedem Tage, und ist der bei weitem gesündere Theil der Nation, die wahren Aristen, die es unschicklich auch zur Kratie bringen.“ Es mußte weit mit den allgemeinen Zuständen gekommen sein, wenn selbst ein Barmhagen sich zu dieser Anerkennung der Demokratie hinreißen lassen konnte! Dabei verkennt er aber nicht, daß die Franzosen auch im Revolutioniren „mehr Grazie“ vor den Deutschen voraus hätten, obgleich doch auch die Franzosen ihre Revolutionen wahrlich nicht nach den Regeln des Complimentirbuchs zu machen pflegen, und an den deutschen Blüthlingen bedauert er einmal, daß sie „so gerne mit einer Roheit renommiren, die als Kraft gelten soll“; doch liege diese Untugend sehr tief und werde dem einzelnen weniger zur Schuld, und wenn die Franzosen in dieser Hinsicht ganz anders erschienen, so habe auch der einzelne weniger das Verdienst davon.

Für die Barbarei, die wir aus früheren Jahrhunderten erblich übernommen und nur künstlich mit dem Tapetenwerk einer oberflächlichen Cultur verdeckt haben, zeigt Barmhagen einen scharfen Blick; er deckt ihre schadhafte Stellen, freilich hier nur unter vier Augen, ungeheuchelt auf, ja man fühlt sich sogar versucht, ihn hierbei einiger Uebertreibung zu zeihen, die aus persönlicher Verstimmlung hervorgegangen sein mag. So schreibt er im März 1849: „Die Geselligkeit ist hier ganz zerstückt, besonders in den oberen Klassen, denen bei der scharfen politischen Reibung der Firniß, den man als Bildung gelten ließ, schmähsch abfällt, und die nun in merkwürdiger Roheit dastehen, recht im Gegensatz des untern Volks, das mit Erfolg in Sittlichkeit und Ehrhaftigkeit emporstrebt. In den höheren Kreisen herrscht eine Wuth und Erbitterung, ein Grimm der Leidenschaft, wie man den Nordländern nicht zutrauen sollte.“ Er beklagt ein andermal die „Uebermenge von Unreife, Wuth und Verstand, zu denen unsere bisherigen Gesellschaftsverhältnisse die ergiebigsten Pflanzschulen sein mußten und immerfort sein werden, bis sie von Grund aus verwandelt sind“. Daher überrascht ihn auch die Ereignisse der Sturmjahre 1848 und 1849 nicht: „Ich habe alles vorausgesehen“, schreibt er, „es ist das Erwartete eingetreten, und noch lange nicht alles.“ Im März 1850 schreibt er: „Diese große Welt hat das bische Maaß abgelegt, unter der sie noch etwas Reiz hatte, und zeigt ein schreckliches Gesicht; die größte Roheit und Gemeinheit hat dort ihr offenes Lager aufgeschlagen, und Ministerfrauen zeigen sich nicht eblen und feiner als Markensenderrinnen. Daß auf diesem

schlechten Boden wieder etwas Gutes wachse oder der Samen des Guten wieder bis zur Lärmschallung sich verblüthe, kann ich nicht abwarten und begehre es nicht.“

Eine andere Stelle, die im „Morgenblatt“ abgedruckt war, der wir aber in der vorliegenden Briefsammlung aus nicht erinneren begegnet zu sein, die mittheilt von der Herausgeberin beanstandet und unterdrückt worden zu sein scheint, lautet: „Wissenschaft und Kunst, von denen wir ein so großes Wesen machten, liegen daneben, und ihre Pfleger, die deutschen Gelehrten und Künstler haben sich in den letzten Zeiten — mit wenigen Ausnahmen — als eine tief verächtliche Klasse gezeigt.“ Man wird dabei an den Ausdruck von Leibniz erinnert: „Ein Uebel vor der Wissenschaft und eine verhängnißvolle Verwerfung wird mit der Zeit die Menschen der Barbarei in die Arme führen.“ Schrieb doch selbst die Gattin Schiller's einige Jahre nach dessen Tode: „Ich fange an, die rohe Natur immer mehr zu ehren; zur Roheit kommen die Menschen doch immer wieder zurück, sobald sie sich ihren Leidenschaften preisgeben“, Worte, die aus der Feder der Gattin eines Dichters, welcher dieser Roheit zwar in seinen Jugendproducten den reichlichsten Tribut abtrug, später aber die ästhetische Durchbildung und Abklärung des menschlichen Geschlechts sich zur Lebensaufgabe machte, doppelt bedeutungsvoll sind. Dieser Standpunkt der Verwerfung an aller Cultur, an Literatur und Kunst, wie man ihn jetzt so häufig, z. B. bei W. Menzel, Bogumil Wolz u. a. begegnet und der auch sonst in dichterischen Erzeugnissen, namentlich im Roman und in der Erzählung sich nur zu häufig geltend macht, ist sehr beklagenswerth, weist aber auf einen Grundfehler unserer ganzen Bildung hin, der noch beklagenswerther ist als jene Verwerfung.

Dabei aber gehört Barmhagen nicht zu den verbohrten Politikern und Socialisten, welche der Kunst tödlichen Daß geschworen haben; er sagt z. B.: „Daß die schönen Künste geringer wären als die Wissenschaften, oder eine von jenen geringer als die andere, erkenne ich nicht an.“ Wieland wies bekanntlich den Künsten und speciell der Poesie sogar einen noch höhern Rang an als der Wissenschaft. Humanität ist Barmhagen immer das Höchste. Er tabelt es aufs entschiedenste an Carlyle, daß dieser in seinem Pamphlet über die Gefängnisse die Härte prebige, und er fährt dann fort: „Als ob man das nöthig hätte, als ob nicht immer das Gegentheil dringend nöthig wäre, um die Wildheit und Grausamkeit des Menschenthiers zu mäßigen“, was mit einer Ansicht Friedrich's des Großen übereinstimmt, der im Menschen auch nur ein verborgenes Thier erblickte, das man mit allen Mitteln in Schranken halten müsse, damit es nicht ausbreche. Nur verwechselte Barmhagen vielleicht die Urbanität mit der Humanität, obgleich die letztere die erstere im Grunde bedingt; der freie, ungezwungene Gesellschaftston der Franzosen stand ihm höher als die gezwungenen, aber innerlich solidern Gesellschaftsformen der Engländer, die ihm steif und heuchlerisch zu sein schienen, während sie doch größere Aufrichtigkeit und Treue zur Grundlage haben, als die allerdings leichtern und gefälligeren der Franzosen. „Für uns Deutsche“, sagt er einmal, „sind die englischen Einflüsse sehr zweifelhafter Natur, im allgemeinen gewiß die französischen heilsamer“, eine Ansicht, die sich doch sehr bestreiten läßt. Ueberhaupt dringt er auf die engste Intimität mit Frankreich: „Ein Krieg gegen Frankreich wäre das unglücklichste Ereigniß und das vergeblichste Auskunftsmitel. Für die Franzosen ist mir nicht bange.“ Barmhagen hatte freilich, als er dies schrieb, noch nicht so das bonapartistische Frankreich vor Augen, wie wir es jetzt vor Augen haben, jenes akasirte, gemäßigste, durch systematische Annationspolitik über den Verlust der Freiheit getrübtete Frankreich, gegen dessen Regionen ja Barmhagen selbst unter österreichischem Banner früher das Schwert ergriffen hatte. Sein humaner Sinn und sein Willigkeitsgefühl veranlassen ihn, es den Deutschen zum Vorwurf zu machen, daß sie in ihrer Deutschtüchtigkeit so oft anmaßlich und ungerecht seien, daß sie sich namentlich über die Slawen überheben und ihnen das Recht der Freiheit und Selbstständigkeit in „dankelhafter

„Verblendung“ absperrt sollte man in der That reichlich Wesanten in abgesprungen, sich zu sein, und weis ein wenigstens lasse, politischen Parteifragen werke, untergeordnet. Glauben und speziell nicht mit Unrecht fragen Deutschen? Sind wir zu den Klüglichen einer langen Vergangenheit nicht noch neue der Gegenwart hinaus?“

Als Vertreter der reinen Humanität gilt ihm namentlich Goethe. Er schreibt an seine Freundin: „Sie lieben Goethe nicht — diese freudhaften Worte habe ich von Ihnen gehört! Ich aber glaube, daß nichts Ihnen nützlicher und fruchtbarer wäre, als diesen Lehrer und Freund auf sich wirken zu lassen.

„um rathen, noch weniger vorschreiben, härter als der Kriegsdienst, es nimmt sondern will jeden Kampf selber aus. Freundin später sich mehr in Goethe's nahut er sie (am 8. Juli 1849): „Fahren Sie, und vertrauen Sie sich der Leitung Goethe's und Lehrers, wie ich seinen mehr weiß — unser Deutschland, das so auch immer auch an direkter Warnung vor allzu Varnhagen nicht fehlen, obgleich es ihm ihren brieflichen Urtheilen, keineswegs an dem in Zeitschriften veröffentlichten ein großes Lob, aber es fügt hinzu: „Was

o möchte ich Sie anfordern, der Schärfe bloßstellen mehr Milde zur Begleitung zu geben, und nach Abweisen des Schlechten die Reime des Guten mit der warmen Reizung, die Sie dafür hegen, anerkennend aufzuzeigen. Dies ist nicht nur literarisch gemeint, es hat auch, biak mich, in gesellschaftlichem, so in bürgerlichem Betreff seine Geltung.“ Die Zeitschriftsteller nennt er, mit Bezug auf einen Artikel von Lewes über Henry Remond im „Lander“, eine der „großartigen Menschenaffen“, und er fährt fort: „Sie opfern alles, was andere betrifft, unbedenklich dem kleinsten Vortheil des eigenen Urtheilens; wo sie nicht schlachten wollen, ripen sie wenigstens, sie wollen zeigen, daß sie Blut vergießen können“; auch das Verfahren eines deutschen Kritikers gibt ihm Anlaß zu der Bemerkung: „Unbedacht und Taktlosigkeit sind in den Kreisen deutscher Kritik und Zeitschriftsteller ganz zu Hause.“ Wie für unsern Theil wollen dies keineswegs in Abrede stellen, müssen aber doch bemerken, daß Varnhagen, so schreibend und theilweise vernichtend sein Urtheil unter vier Augen sein konnte, doch der öffentlichen Kritik überhaupt sehr enge Grenzen setzt. Seine eigenen Rezensionen sind allerdings stilistische Muster, von denen man in Bezug auf urbane Haltung und auf anmuthige, gefällige Redemondungen viel lernen kann, die man aber doch kaum für eigentliche Kritiken werden lassen können; denn nur zu häufig nehmen sie den Ton bloßer Recommendations an, und wie sich überzeugt, daß er über viele Schriften, welche er dem Publikum als etwas Besonderes empfahl, im stillen ganz anders gedacht und sich auch in der Conversation ganz anders darüber ausgesprochen haben wird. Mit viel größerem und unbedeutendem Recht dagegen tadelt er eine in Deutschland sehr gewöhnliche Unart, wenn er am 2. Juni 1850 an seine Freundin schreibt: „Ein v. L. (Repel?) hat in der „Deutschen Reform“ — einem wenig geachteten ministeriellen Blatt — eine Plutarchische Parallelie zwischen ihm“ und Struensee gezogen, die beide Theile vereinigen konnte gegen den gemeinschaftlichen Feind, warum nicht jeder Theil etwa vorzöge, sich an den Psyllen zu erfreuen, die den andern treffen? Sollte wirklich Herr von Repel

*) Henry Remond.

der Verfasser sein, so wäre es eine gewöhnliche deutsche Art, sein früherer Freunde ohne Noth und Anlaß in aller Gemüthsruhe dafür zu fragen, daß sie der Bekanntheit so harmlos zugänglich waren.“

Erläutend, daß ein Mann, der in seinen bei Lebzeiten veröffentlichten Rezensionen so überaus gelind war, in seinen Briefen doch häufig sehr absperrend sein konnte, während er doch wol darauf rechnen durfte, daß seine Briefe nach seinem Tode gedruckt werden würden, so sie vielleicht nicht ohne Anlaß auf künftige Veröffentlichung schrieb und einrichtete. Erfordert es die gesellschaftliche Decenz und Consernung, seine eigentliche Sagensmeinung über Personen und Zustände zurückzuhalten, solange man lebt, während man doch überzeugt ist, daß sie sich unmittelbar nach dem Tode aus Licht gefördert werden wird? Oder steht dies einem alten Diplomaten allerdings ungenügend Verfahren mit den Normaten, die Varnhagen sonst der modernen Gesellschaft wegen ihrer Beiztheit und Heuchelei macht, nicht doch in einigen Widerspruch? Soll man fortan nur noch an dem Grabe, und zwar aus einem fast noch frischen Grabe heraus die Wahrheit reden dürfen? Was wird dadurch gebessert? Ist das Urtheil wirklich ein treffendes, so kommt es dann ja vielleicht schon viel zu spät, um noch Rügen stiften zu können; höchstens ist der Verstorbene dadurch der Unannehmlichkeit entgangen, Repliken und tadelnde Urtheile noch bei Lebzeiten über sich lesen zu müssen; er hat vielleicht äußerlich Freundschaft erheuchelt, wo schon längst innere Abneigung bestand. Wir setzen nämlich voraus, daß die Herausgeberin von dem Verstorbenen die Erlaubnis hatte, seine Briefe nach seinem Tode veröffentlicht zu dürfen, eine Erlaubnis übrigens, welche sich bei Varnhagen's bekannten Grundsätzen in Betreff des Briefgeheimnisses eigentlich von selbst versteht. Daß Ränke und Bosheit in diesen Briefen nicht sehr freundlich willkommen, ließ sich erwarten; aber auffallender waren uns gewisse Urtheile über Bettina, zu welcher man Varnhagen doch in einer gewissen Intimität begriffen glauben durfte. So schreibt er über sie: „Des Benehmen Bettina's misfällt mir sehr; dies augenblickliche Gewinnenwollen ist zu obkühllich und plump“; ferner (am 15. März 1848): „Während ich Ihnen schreibe, war Frau von Arnim über eine Stunde bei mir und hat mich grauam geküßt. Sie that als wäre sie gekern dagewesen, scholl mich aber mit Kälte und las mir lange Briefe vor, die mich nichts angingen. Ich fühlte großes Bedauern; sie lebt in großen Strebungen, die stets erfolglos bleiben, und sie lebt durch und durch englich im Innern“ u. s. w. Nun, in den Kreisen, denen Varnhagen angehört, scheint überhaupt das innere Bild gerade nicht seinen Urthg gehabt zu haben. Unschicklich ist besonders die wegwerfende und verächtliche Art, womit sich Varnhagen über das ihm ehemals so eng umschlungene Deutschland, und in diesen Briefen namentlich über ein Mitglied desselben ausdrückt, wenn man bedenkt, mit welchem Eifer gerade das junge Deutschland ehemals für die Anerkennung Varnhagen's gewirkt hat, den er fast mit Goethe auf gleiche Linie zu stellen sich geneigt zeigte. Nur Wuplow scheint sich in seiner Wank gehalten zu haben; Varnhagen bemerkt über ihn unter andern: „Des letztern „Kunst vom Geistes“ sangen endlich an im Publikum durchzubringen; in England oder Frankreich würde ein solches Werk dem Verfasser nicht nur die Fälle literarischen Ruhms eintragen, sondern auch das weltliche Schreiben weit hinaus sicher stellen“; und er hat wol nur zu richtig hinzugefügt: „Ein deutscher Autor hat alle Bedingungen seiner Nation zu tragen.“

Aber auch im allgemeinen dachte Varnhagen über die gegenständliche Literatur gar nicht so günstig, als viele glauben mögen, die nur seine öffentlichen Bücheranzeigen lesen oder wenn er einige persönliche Complimente machte. Schon im November 1848 schreibt er: „Unser ganze Literatur ist in einer Art Verwilderung; die politische Unruhe hat alles aufgeregt und ruht alles in dieselbe Einseitigkeit der Tageserregung. Wie in der vornehmen Gesellschaft die Menschen, haben in der Lehrwelt auch die Bücher nur von dem Reize, den sie der Unterhaltung

geschrien, von dem Herrgratz und sogar von dem Schwanze, der an ihm haften, ihren augenblicklichen, schnell vergänglichen Werth"; und noch verkennt er im März 1860: „Von der Literatur hab' ich auch keine Freude, nur Verdruß und Last mehr als man denkt. Mich dünkt nach neuen edeln Bächern, nach Schriftstellern, die ich bewundern könnte; Ratt deren hab' ich nur solche, denen ich fortfeilen soll, und deren Bücher mir misfallen.“ Manche werden diese Stelle nicht mit geringer Enttäuschung und Ueberraschung lesen. Seine Verhimmung schiedte sich auch zuletzt auf die Dorfnovellistik. „Das neue Buch von Auerbach“, schreibt er am 11. Januar 1862, „ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich bin aber der Dorfgeschichten aus schon ziemlich satt, sowie der Märchenbaferei, was ich der Wald erzählt, und anderes dergleichen.“ Nichtsahnender lebt er doch hier und da ein Buch, welches doch auch nur einen „augenblicklichen, schnell vergänglichen Werth“ hat; es sind die Bücher ihm näher befreundeter, namentlich weiblicher Personen. Uebrigens war die Kenntniß Barnhagens von der Literatur bei seiner Gewohnheit, meist nur das zu lesen, was man ihm in die Hände zu spielen wußte oder was ihm von seinen nächsten persönlichen Freunden und besonders Frauen, denen er häufig empfohlen war, nur eine äußerst unvollständige und zufällige, wie wir schon bei früherer Gelegenheit hervorgehoben.

Die „Wiener Zeitung“ bemerkt jüngst: „Die Jagd nach Verhältnissen ist der geistige Gaucan unserer Zeit.“ Nun, wir schenken Rechnung darauf, daß diese Jagd in vorliegenden Werken eine sehr ergiebige sein werde, dürfte sich doch gründen, und was sich an solchen Mittheilungen rein verhältnißmäßig etw. vorfindet, betrifft nur literarische Verhältnisse der Gegenwart.

Zur Romanliteratur.

1. Der Fehler. Roman aus dem amerikanischen Leben von Otto Ruppins. Berlin, Besser. 1859. Gr. 16. 12 Rgr.

Die deutsche Dichtung und insbesondere der deutsche Roman hat durch Gralsfeld und Verklärer eine ganz neue Domäne erobert, deren sorgfältigster Ausbau vielfältigen Gewinn verspricht. So lange haben wir die großartigen und felsigen Verhältnisse der neuen Welt, die unsere deutschen Reisenden wissenschaftlich längst mit gewohnter Gründlichkeit erforscht hatten, zur poetischen Dichtung und Ausbeute den Amerikanern und Engländern überlassen!

Wollte es als ein Widerspruch mit meinen sonst in h. H. usque ad nauseam verfolgten Ansichten von dem, was unsere deutsche Dichtung noch thue, erscheinen, wenn ich jetzt das Behandeln amerikanischer Stoffe als eine erfreuliche Erweiterung des Stoffgebietes bezeichne, nachdem ich so oft die Unmöglichkeit der Rückkehr zu nationalem Inhalt empfohlen. Allen wirklich scheinen mir die amerikanischen Verhältnisse, die Verhältnisse eines Landes und Volkes, welches seinen besten Verhältnissen nach germanischen Blutes noch jährlich in der deutschen Uemwandlung neue Erdrum deutscher Kraft und deutschen Lebens aufnimmt, zu den nationalen Interessen in der innigen Verbindung zu stehen. Was geht uns die verrottete pariser Gesellschaft, was Rombe und Demi-Rombe an, Regionen, in die unsere Romanschreiber noch bis vor kurzem mit Vorliebe ihre Fiktionen verlegten? Die deutsche Nation hat Gott sei Dank in ihren großen und stichtigsten geistigen Repräsentanten keinen Berührungspunkt mit diesen Zuständen. Aber mit den amerikanischen, wie mögen sie billigen oder beklagen, verknüpfen aus tausend Bänden des privaten und öffentlichen Interesses. Daher kann auch von dem nationalen Standpunkt aus, den ich bei meinen Beurtheilungen schätzwissenschaftlicher Schriften vorzugsweise voran setzen, auch berechtigten Standpunkten als den berechtigten vertreten, gegen derlei Stoffe der Bormwurf der Ausländererei nicht erhoben werden, vorausgesetzt daß der Schriftsteller sich nicht selbst entnationalisiert. Diese Voraussetzung gilt ja aber für alle Stoffe.

Das vorliegende! genben Erscheinungen Schicksale eines jungen alljährlich begnueub, in natürliches, vollkommenes dergestalt, daß wir sehr begleitet haben und sei Noththat kennen, einen nicht zu sehen meinen. sach, natürlich und ger Freilich kann der Wirkung sein: wir all Kallseffect auf Kallseff Zeit zum Bekann und zum Erholen von einem zum andern gelassen wird. Quibus auxiliis? Man einfach dadurch, daß man den Effect nimmt, wo man ihn bekommen kann; will ihn jemand motivirt haben, so mag er das selbst besorgen, der Autor hat mehr zu thun.

Diese Sorte von Effect ist natürlich ohne allen ästhetischen Werth, so sehr er auch das Nervensystem unserer Leser erschüttern mag. Dagegen ist die durch sorgfältige Motivierung berechnete Wirkung, die uns von der vorangehenden ebenfalls sich immer mehr steigenden Spannung befreit, jedenfalls ein Beweis von dem Talent des Schriftstellers für Gruppirung und Abschluss. Und dieses Talent besitzt wie gesagt Ruppins in hohem Grade. Dazu kommt, daß er auch in der Schilderung amerikanischen Zustände ein scharfes Auge und eine sichere Hand zeigt. Freilich sind die Zustände, die er uns zeichnet, theilweise faul oder angegriffen: aber die Anschauung des Verfassers, die sich durch das Ganze hindurchzieht, ohne irgendwo die Person desselben hervortreten zu lassen, hat sich auch weder durch die Grobheit der noch durch die Neuheit des Erlebten und nun zu Schildern verlässen lassen. Vielmehr haben wir überall ein gesundes, kluges Urtheil hervorleuchten, obgleich es selten oder nie wie die Moral einer Fabel diaertis verbiis ausgesprochen wird: ein kluges Urtheil, dem man das deutsch fühlende Herz, die Schule deutschen Denkens und Empfindens anlehnt.

Und so erfüllt das Buch auch jene Grundbedingung, unter welcher wir den amerikanischen Stoffen unsere Aufmerksamkeit geben: es ist durchweg von deutscher Bekannung durchzogen und man freut sich zu sehen, wie es dem Verfasser am Herzen liegt, das deutsche Element zu heben, wie die deutschen Charaktere der vollkommenen Wahrheit doch offenbar seinem Herzen nahe stehen. Solches Aufstreben ist ganz gemacht, auch bei den Amerikanern selbst dem deutschen Namen Achtung zu verschaffen, während jene jammervolle, hoffentlich im Absterben begriffene Wunde, die durch Verlangung ihrer Rationalität sich zu Ratties zu Rempeln und damit das Höchste erreicht zu haben glaubt, sich selbst und dem deutschen Namen gründliche Verachtung zuzieht.

So begrüßen wir das Buch des Verfassers als eine sehr erfreuliche Erscheinung an sich und als den vielversprechenden Anfang eines noch viel Schöneren in Aussicht stellenden Talents und Strebens.

Nachdem ich die voranstehenden Bemerkungen über den „Fehler“ schon niedergeschrieben, erhalte ich eine Fortsetzung des Romans, die der Verfasser unter dem Titel:

2. Das Vermächtniß des Fehlers. Roman aus dem amerikanischen Leben von Otto Ruppins. Berlin, Besser. 1859. 8. 12 Rgr.

hat folgen lassen. Es ist sehr selten, daß derartige Fortsetzungen eines einmal abgeschlossenen Werks dem Verfasser entsprechen. Nur so erfreulicher ist es, hier einmal eine Ausnahme machen zu dürfen. Die Erzählung ist spannend, die Bekannung gesund (nur die Beschreibung geht doch etwas amerikanisch reich von staten) und die Betonung des deutschen Elements legt auch hier von den Fortschritten günstiges Zeugnis ab, welche nationales Denken und Fühlen in der Nation selbst und damit natürlich auch in der Welt der Literatur gemacht haben. Möge der

deutsche Volk als die Fähigkeit verlieren, in kosmopolitischer Allseitigkeit die geistigen Erzeugnisse aller Völker mit Verstand zu durchdringen und sich zu eignen zu machen und das Territoriale Element nicht so wie allgemein puto im besten Sinne des Wortes zu verwirklichen; es ist das eine Eigenschaft, die aus vor allen Nationen auszeichnet. Das Herz aber, die Gefühlskraft und der Wille müßten ausschließlich deutsch verbleiben oder, wo sie es noch nicht sind, es werden: denn auch jene Universalität des Geistes werden wir nur so lange unser eigen nennen, als wir unsere nationale Eigenthümlichkeit bewahren.

3. Wunte Kiesel. Erzählungen von Uffe Horn. Prag, Kober und Wastgraf. 1869. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die vorliegenden Erzählungen des leider vor kurzem zu Trautna in Böhmen verstorbenen Verfassers haben wahrscheinlich zuerst in Zeitschriften gestanden und sind nun zu einem Buche vereinigt worden.

Die erste „Welle im Karlebad“ ist ein hübsches Genrebild aus dem vorigen Jahrhundert, das durch Einfachheit und Wahrheit einen erfreulichen und theilweise rührenden Eindruck macht. Die Werkstatt des guten Weller, des unbedingt vollstimmlichen Dichters unserer vordarftischen Periode; Weller's, dem die Kinderwelt seine Fabeln, die Kirche aus dem Leben gegessene, praktische Erdmühsamkeit atemende Lieder, das ganze Publikum seine wohlgekannten Lustspiele und den ersten deutschen lebenden Roman verdankte; Weller, hochgeehrt als Schriftsteller, aber fast noch mehr wegen seiner edeln selbstschulischen Persönlichkeit wie ein protestantischer Heiliger verehrt und von allen Orten und Enden mit Anfragen und Witten in Gewissens- und andern Angelegenheiten des Lebens als Rathgeber und Helfer beehrt — wir haben kaum ein zweites derartiges Bild aufzuweisen. Wenn wir aus auch heutzutage von der Bewunderung des Dichters Weller manches nachlassen müssen, ohne ihn deshalb so tief zu stellen, als es in der neuern Weltkritik Sitte geworden ist, so verweilen wir mit um so größerer Theilnahme bei Weller's humaner Thätigkeit, liebevoller Aufopferung, echt menschlicher Hingabe und bei dem allgemeinen Vertrauen, welches ihn dafür lohnte. Eine ähnliche Stellung scheint in der kältern und ewig reflectirenden Gegenwart nicht mehr möglich: aber wo wäre das Beispiel eines Rufs und einer Thätigkeit als allgemeiner Rathgeber ganz Deutschlands in der Neuzeit zu finden? Diese Thätigkeit Weller's ist es auch, die Horn in seiner Erzählung neben dem schriftstellerischen Ruhm seines Vaters mit Glück gezeichnet hat.

Der zweiten Erzählung „Johannisbrunn“ liegt wahrscheinlich eine Sage zu Grunde, die der Verfasser indessen humoristisch in der Manier von Musäus behandelt und zwar recht hübsch behandelt hat. Man ist neuerer Zeit geneigt gewesen, dieser ganzen Behandlung der Sage die Berechtigung abzusprechen, aber, wie mir scheint, mit großem Unrecht. Es ist wahr, man mußte zu Musäus' Zeit und auch zu Zeiten der Romantiker die Volkssage in ihrem eigenthümlichen Werth und ihrer eigenthümlichen Bedeutung nicht ganz zu schätzen, sondern behandelte sie nur als das ziemlich gleichgültige Object, als die Folie für den eigenen Witz. Aber wenn wir nun durch die außerhellen Verdienste der Gebrüder Grimm gelernt haben, dem individuellen Wohlklang und verborgenen Tiefsinn der deutschen Sage zu lauschen, sollte deshalb ein talentvoller Dichter diesen Stoff, der in seiner Ursprünglichkeit und Reinheit den Witz herauszufordern scheint, nicht auch einmal von der Seite humoristischer Reflexion fassen dürfen? Ich möchte, wir wären und unsere Dichter mit uns ein hinlänglich ernsthaftes Geschlecht, und dürfen und freuen, wenn einer oder der andere in harmlosem oder satirischem Scherz und die Falten von den allfälligen Gesichtern zu schergen versucht! Und warum sollte er als Stoff nicht die Sage brauchen dürfen, jetzt wo seine Wesen mehr ist, daß durch poetische Bearbeitung die Volkssage selbst auch für die wissenschaftliche Kenntniß entzückt werden könnte?

Die dritte Erzählung „Wahltraud“ handelt von einem Müllermädchen, seiner Liebe zu Kaiser Joseph und seiner Tapfer-

keit, als es gilt, des Kaisers Land zu vertheidigen. Das erzählt ist auch diese Geschichte, aber dem Stoff noch etwas unbekannt. Dagegen ist „Die schöne Insel“ wieder spannend und nur die Exposition über die Bergesehe Tempel's (h. h. des bekannten Malers Peter Paul, geb. 1687, gest. 1701) zieht zu sehr in Allgemeines und Unbestimmtes: geschichtlich ist, soviel ich weiß, daß ihm der Procep gemacht wurde wegen Herbes seiner Frau. Uebrigens ist es interessant, in dieser Erzählung den Boden wieder zu betreten, den Jean Paul in seinem „Titan“ vertheidigt hat — loca bella im Lago Maggiore. Die letzte Erzählung „Auch noch heute!“ soll, indem sie im allgemeinen die laudatorischen tempora acti zur Ruhe verweist, eridentern, daß allerdings einzelne Ausnahmen nicht in Abrede zu stellen seien, indem „w" wirklich Ernte gebe, die in der guten alten Zeit auf eine Weile zu etwas kamen, die heute nicht füglich wieder anzuwenden wäre.“ Diesen also sei das Klagen nicht zu verdanken. Die zur Dramatisirung verwendete Geschichte ist unbedeutend.

4. Ein Sohn des Südens. Roman von Euphie Berrens. Zwei Bände. Leipzig, Cotta'sche. 1869. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Die zwei Bände sind erfüllt von der Geschichte einer unglücklichen Liebe. In dieser Inhaltsangabe, die gewiß eine wichtige Unterseite rückfichtlich des Romans errathen ließe, wenn dies auch nicht ausdrücklich angegeben wäre, liegt zugleich, was ich an dem Buche zu mäkeln habe. Es ist, scheint es mir, für den heutigen Leser zu viel, sich durch zwei Bände mit den beiden und strengen einer Hölle zu beschäftigen. Doch ist das nur meine subjective Empfindung, die gewiß von einer großen Mehrzahl nicht getheilt wird. Und wenn ich von diesem principiellen Vorwurf abstehe, dann muß ich bekennen, daß diese Liebe so lebendig als möglich geschildert, daß die Charaktere gut gezeichnet und die Empfindungen, Wünsche und Gedanken der handelnden Personen poetisch wahr dargestellt sind. Und noch zweierlei anderes habe ich an dem Buch zu loben. Euphie ist das Werk in einer höchst eleganten Sprache geschrieben und macht durch die ganze Darstellung den Eindruck, welchen Maß und Bildung hervorzubringen pflegen. Diesen Vorzug der gewählten, gebildeten, angemessenen Darstellung schlage ich am so höher an, je öfter wir in der gegenwärtigen Literatur entweder einer lieblichen und Unwissenheit oder sein sollender Sentimentalität entsetzenden Sprache begegnen oder durch Gelehrtheit und Affectation auf zurückgeschoben fühlen. Zweitens muß anerkannt werden, daß der Verfasserin den Helden des Romans, dem nach langem Liebeskampf endlich die Geliebte kirbt, nicht in fruchtlosem Jammern sich verzehren läßt. Es ist noch nicht lange die Zeit vorbei, wo es für unumgänglich gegolten haben würde, daß der Liebeshungel denselben entweder tödte oder doch für immer dem thätigen Leben entziehe. Berrens dagegen läßt ihn, nachdem der erste Sturm des Gramms sich gesänftigt, mit männlicher Entschlossenheit dem trübsamen Hindernisse sich entziehen und in erstem Grade seines Landes und seiner Familie den Trost eines suchen, wobei die sanftere Erinnerung an die Geliebte den Tempel seiner ersten Liebe mit unbeschwerter umgibt. Diese recht sittliche Wendung erlenklich, die ein Versehen und Schwelgen vor einem theilhaftigen Handeln, würdig des Gegenstandes, welcher das Herz des Helden mit Trauer erfüllt, aus Bequemlichkeit vorzuziehen.

Wer ist die Verfasserin? Der auf dem Titel genannte Name ist ebenfalls pseudonym. Aber der Name thut auch nichts zu Sache. Erfreuliche Bildung, Darstellungstalent und eine gesunde sittliche Anschauung der Dinge nöthigen und auch der Unbekannten gegenüber Achtung ab und lassen noch recht Edeltüthiges erwarten. August Hennrichsen.

Notiz.

Die englische Uebersetzung der Briefe Alexander von Humboldt's.

Die autorisirte englische Uebersetzung der Briefe Alexander von Humboldt's ist soeben in der Trübner'schen Buchhandlung in London erschienen unter dem Titel: „Letters of Alexander von Humboldt, written between the years 1827 and 1858; to Varnhagen von Ense. Together with extracts from Varnhagen's diaries, and letters from Varnhagen and others to Humboldt.“ Vorangestellt ist, außer den Vorreden der Herausgeberin zur ersten und dritten Auflage, ein kurzes werbendes „advertisement“, worin im wesentlichen hervorgehoben ist, das Buch verdanke das ungeheure Aufsehen, welches es von einem Ende Deutschlands bis zum andern erregt habe, nicht so wol den in ihm enthaltenen „delicious bits of scandal“ (angeführte Worte, wahrscheinlich aus einem englischen Journal), als der sich daraus ergebenden Uebersetzung, „daß liberale Grundzüge und ein Kraftgefühl deutscher Rationalität und Einheit längst besonnen hätten, selbst unter den höchsten Klassen der preussischen Gesellschaft festen Boden zu gewinnen“. Das englische Publikum erwartet und verlangt mit Recht bei Büchern dieser Art ein möglichst vollständiges Sach- und Namenregister, das auch hier nicht fehlt und in welchem wir einen Vorzug dieser englischen Uebersetzung vor dem deutschen Original erblicken. Außerdem sind erklärende Noten unter dem Text beigegeben, die in einer für das englische Publikum bestimmten Ausgabe nicht fehlen durften, unter denen es aber auch manche gibt, die wir in eine künftige neue Auflage des deutschen Originals aufzunehmen rathen würden. So diejenige, welche die Stelle betrifft, in der dem Herzog von Roßburg das Gelas, „König von Ostfalen“ zu werden, angedichtet wird. In der Note wird verächtlich, Humboldt habe in diesem Falle einen Scherz, wie er zwischen dem König von Preußen und dem Herzog üblich war, missverständlich als eine ernsthafteste Staatsangelegenheit genommen. Dieser Scherz beziehe sich vielmehr auf ein Memoire Bunsen's aus dem Beginn des Krimkriegs, worin der Vorschlag gemacht war, das Königreich Polen solle unter der Herrschaft des sächsischen Königshauses wiederhergestellt, alles thüringische Land aber unter der Regierung des Herzogs von Koburg in ein Königreich Ostfalen zusammengeschmolzen werden. Der König und der Herzog hätten nun über dieses Memoire und die darin enthaltenen abenteuerlichen Pläne herzlich gelacht. Diese aus „authentischer Quelle“ gegebene Berichtigung läßt sich bei der bekannten deutschen Gesinnung des Herzogs in keiner Weise ansetzen, nur scheint daraus hervorzugehen, daß mehrere Herren doch in etwas eigener Weise scherzen müssen, wenn selbst einem Humboldt die eigentliche Pointe entgehen konnte. Eine andere Berichtigung, ebenfalls aus der authentischen Quelle, betrifft den Dichter Freiligrath. Humboldt hat nämlich die Mittheilung, daß er dem Dichter eine Pension von 300 Thalern ausgewirkt, die Bemerkung hinzugefügt, Freiligrath befände sich gänzlich ohne Substanzmittel. In einer Note zu dieser Stelle wird von dem englischen Uebersetzer (Freiligrath?) bemerkt, Humboldt scheine von der Lage Freiligrath's um jene Zeit nur unvollständig unterrichtet gewesen zu sein; der Dichter habe allerdings von seinen literarischen Arbeiten gelebt, aber ohne Substanzmittel sei er nicht gewesen; er habe das ihm zugesetzte, zwei Jahre später von ihm abgelehnte Jahrgeld nur als ein „encouragement to his talent“ angenommen, aber das habe er sich nicht vorstellen können, daß es sich dabei, wie aus den betreffenden Briefen Humboldt's hervorzugehen scheine, um ein bloßes Almosen handelte. „Man vergesse nicht (heißt es weiter), daß Humboldt sich für Freiligrath interessirte nicht auf das Ansuchen Freiligrath's selbst, sondern auf den Wunsch des Kanzlers Müller in Weimar, welcher Humboldt bat, seinen Einfluß zu des Dichters Gunsten geltend zu machen.“ Daß der Großherzog von Weimar zu einer ihn betreffenden Mittheilung die Worte „Das ist eine Lüge!“ an den Rand geschrieben und das Exemplar sodann der Bibliothek in Weimar geschenkt habe,

wird auch hier in einer Note erwähnt. Einige Anmerkungen bedürfen selbst einer kleinen Berichtigung: Theodor Mundt z. B. war nicht, wie hier erzählt wird, an der königlichen Bibliothek, sondern an der Universitätsbibliothek in Berlin als Bibliothekar angestellt, und hat diese Function schon seit längerer Zeit niedergelegt. Humboldt bemerkt einmal scherzend: „Des Pfarrers Tochter von Taubenhelm (Charlotte Viede) hat vielleicht einige krankhafte Anfälle von Pruderie gehabt.“ Hierzu wird in einer Note bemerkt: „The title of a well known ballad of Bürger's which has passed into a designation of girlish timidity and prudery.“ In diesem Sinne ist des Pfarrers Tochter von Taubenhelm (nicht Taubenheim) wol nicht schicklich, noch hier von Humboldt so aufgefaßt worden; wenn Humboldt die Freundin seines Bruders des „Pfarrers Tochter von Taubenheim“ nennt und darüber spöttelt, daß sie in ihrem Alter „Anfälle von Pruderie“ gehabt, so geht die Pointe auf ganz etwas anderes als auf „girlish timidity and prudery“. A. M.

Bibliographie.

Rißsch, F., Das System des Boethius und die ihm zugeschriebenen theologischen Schriften. Eine kritische Untersuchung. Berlin, Wiegandt und Grieben. Gr. 8. 1 Thlr.

Scheve, G., Phrenologie und Religion. Zur Lehre von der Offenbarung Gottes im Menschengesichte. Ein Beitrag zur Lösung der religiösen Wirren unserer Zeit. München, Franz. Gr. 8. 5 Ngr.

Schöpp, Adele v., Innere Wege. Berlin, Evangelische Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Senn, A., Werdenberger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte der Kantone St. Gallen und Glarus. Schur, Hg. 8. 24 Ngr.

Stay, J. B., Der Seelen-Telegraph oder die Kraft, seinen Willen auf andere Personen, sowohl in der Nähe als auch in der größten Ferne ohne sichtbare Hilfsmittel zu übertragen. Eine Anweisung beliebig in Verkehr mit Personen zu treten und Jedermann für seine Wünsche, Reigungen und Meinungen zu bestimmen. Raumburg, Regal. 16. 7½ Ngr.

Stern, A., Vier Titularkönige im achtzehnten Jahrhundert. Dresden, Hödner. Gr. 8. 26 Ngr.

Thölbt, J. G. v., Die politischen Phasen und Eklipsen des Türken-Mondes, nach einer chronologischen Ordnung historisch dargestellt. Allen Freunden der Politik und der Geschichte gewidmet. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie sind die Seelenstörungen in ihrem Beginne zu behandeln? Eine von der „deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und gerichtliche Psychologie“ mit dem vollen Preise gekrönte Abhandlung. Herausgegeben von dem ersten Secretär der Gesellschaft A. Erlenneyer. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

About, G., Die neue Karte von Europa. Aus dem Französischen. Berlin, Casselberg. Lex.-8. 5 Ngr.

— — Die neue Karte Europa's. Berlin, J. Neilsdorf. Gr. 8. 5 Ngr.

Zwei Briefe aus dem Herzogthum Schleswig. Aus dem „Volksblatt für Stadt und Land“. Hamburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Kampf in Kurhessen um die Verfassung vom 5. Januar 1831. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Kuhlmei, G., Philipp Melancthon. Gedächtnisrede zur 3ten Säcularfeier seines Todes, vor den Zöglingen des Görlzer Real-Gymnasiums am 19. April 1860 gehalten. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 5 Ngr.

Martius, G. F. v., Denkrede auf Alexander von Humboldt. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 28. März 1860. München. Gr. 4. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Lieferungs-Ausgaben von Brockhaus' grossen und kleinern Conversations-Lexikon.

Die Verlagshandlung hat von diesen beiden vollständig vorliegenden Werken, die allen ihren directen und indirecten Nachbildungen gegenüber anerkanntermassen den Vorrang behaupten, zur Erleichterung der Anschaffung **neue Ausgaben in 80 Heften**

veranstaltet, die vom October 1858 an in monatlich drei Heften erscheinen. Jedes Heft des grossen Conversations-Lexikon kostet 7½ Ngr., des kleinern 2½ Ngr. Uebrigens können beide Werke fortwährend auch in beliebigen andern Terminen oder vollständig (geheftet und gebunden) bezogen werden.

Das bisher Erschienene der neuen Ausgaben beider Werke ist nebst Prospecten darüber in allen Buchhandlungen vorrätzig, wo auch Unterszeichnungen angenommen werden.

Taschenbücher zu wohlfeilen Preisen

aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urania. Taschenbuch auf die Jahre 1839—48. 10 Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8.

(18 Thlr. 20 Ngr.) **Ermässigtter Preis 2 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge, soweit der Vorrath reicht, 8 Ngr.
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von: Wilibald Alexis.
— B. Auerbach. — Franz Berthold. — E. von Bülow. —
F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker.
— K. Gutzkow. — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Panny
Lewald. — O. Ludwig. — Wilhelm Martell. — J. Mosen.
— T. Mügge. — L. Reilstab. — L. Schefer. — L. Schücking.
— Therese. — L. Tieck.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 30 Jahrgänge. 1830—59. 12. (68 Thlr. 5 Ngr.)

I.—X. Jahrgang (1830—39) **25 Thlr.**
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**

XXI.—XXX. Jahrgang (Dritte Folge I—X., 1850—59) **10 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von: W. A. Arendt.
— F. W. Barthold. — K. Biedermann. — A. Böckh.
— P. Bopp. — K. W. Böttiger. — K. H. Brandes. — K. Buchner.
— M. Carriere. — K. G. Carus. — H. Düntzer. — H. Escher.
— F. Förster. — E. Gans. — E. Gervais. — G. E. Guhrauer.
— K. Hagen. — K. G. Helbig. — A. Helferich. — E. Herrmann.
— K. Hopf. — K. G. Jacob. — G. W. Kessler. —
K. L. Klose. — E. Kolloff. — A. Kurtzel. — H. Leo. —
M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell. — F. Lorentz. —
E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow. —
R. E. Prutz. — F. v. Raumer. — A. v. Reumont. — H. Ritter.
— R. Roepell. — A. P. H. Schaumann. — H. Scherer.
— A. Schmidt. — F. W. Schubert. — W. G. Soldan. —
J. D. F. Sotzmann. — C. L. Stieglitz d. A. — Talvj. —

M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense. — J. Voigt. —
G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler. — E. W. G. Wachsmuth.
— G. Weber. — F. Wilken. — A. Witt. — J. W. Zinkeisen.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. 4 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (10 Thlr. 10 Ngr.) **24 Ngr.**
Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von: K. Albini. —
E. Bauernfeld. — J. F. Castelli. — J. Franck. — A. Hagen.
— F. Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann. —
N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Mahtitz.
— A. Pannasch. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Ein Prospect mit specieller Angabe des Inhalts ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang

zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache.

Nach Ahn's Methode. Von Karl Graefser.

Erster Cursus. Dritte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Zweiter Cursus. 8. Geh. 12 Ngr.

Graefser's englischer Lehrgang hat in kurzer Zeit große Verbreitung gefunden, wie das baldige Erscheinen einer dritten Auflage beweist. Derselbe ist jetzt durch einen zweiten Cursus vermehrt worden, der eine Mittelstufe zwischen dem ersten Cursus und der „Praktischen Schulgrammatik der Englischen Sprache“ von demselben Verfasser (16 Ngr.) bildet. Ein anderes treffliches Hülfsmittel zur Vervollkommenung in der englischen Sprache bildet Graefser's „Englisches Vocabularbuch.“ 4000 der gebräuchlichsten englischen Wörter“ (5 Ngr.).

Lehrer erhalten von der Verlagshandlung gern ein Gratise Exemplar behufs der Einführung in Schulen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 25. —

21. Juni 1860.

Inhalt: Ernst Moritz Arndt. Von August Penneberger. — Biedermann's Wissenschaftslehre. (Beschluß.) — Zur Literatur der Sprichwörter. — Notiz. (Ausländische Stimmen über die neuere deutsche Schauspielkunst.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ernst Moritz Arndt.

Nach einem reichen Leben, reich an Thaten und Leiden, an Lob und Tadel, an Glück und Mißgeschick ist der alte Arndt heimgegangen, begleitet von den Segenswünschen und dem Dank seines Volks.

Ein Rückblick auf dieses Leben, auf das Gethane, Erlebte und Erlebene dieses Mannes, in welchem das deutsche Volk die edelsten Züge des deutschen Volkscharakters verehrte und liebte, ist eine Forderung der Pietät. Auch für d. Bl., welche es sich zum Ruhme rechnen auch zu führen über die Entwicklung jener hervorragenden Lebensäußerung im nationalen Wesen, die wir deutsche Poesie nennen, liegt die Nothwendigkeit vor, mit einer so bedeutenden Erscheinung, wie Arndt in unserer Dichtung gewesen ist, abzurechnen und abzuschließen.

Auch äußerlich ist dazu dadurch Anlaß geboten, daß Arndt selbst noch vor seinem Tode eine Sammlung seiner Lieder besorgt und „seinem Volke als ein letztes Vermächtniß“, wie er selbst sagt, hat hinterlassen wollen. „Mit diesen Liedern“, so schließt er die aus dem December 1859 datirte Vorrede, „sagt der alte Sänger und Schreiber allen seinen Freunden gleichsam ein letztes Lebewohl.“

Der Titel dieser Sammlung lautet:

1. Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Vollständige Sammlung. Mit der Handschrift des Dichters aus seinem neunzigsten Jahre. Berlin, Weidmann. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aber Arndt's Dichtung läßt sich nicht betrachten ohne sein Leben in den Kreis der Erzählung aufzunehmen; denn seine Dichtung ist ein Spiegelbild seines Lebens und Sterbens in und trotz der Welt. Für diese biographische Seite meiner Aufgabe folge ich einem warm, lebendig und patriotisch geschriebenen Büchlein, welches sich außer auf die bekannten Quellen auf Mittheilungen von Freunden Arndt's stützt. Diese Schrift, welcher eine recht ausgedehnte Verbreitung zu wünschen ist, wie wir sie denn auch den Lesern d. Bl. empfehlen, heißt:

1860. 25.

2. Ernst Moritz Arndt. Ein Büchlein für das deutsche Volk von Eugen Labe. Nebst ungedruckten Briefen Arndt's und einem Gedichte „Des Alten vom Rhein Abschied und Heimkehr“. Jena, Döbereiner. 1860. Gr. 8. 16 Ngr.

Beginnen wir mit dem äußern Leben Arndt's, um uns dann zu seiner Poesie zu wenden. Ich werde zu zeigen versuchen, daß auch als Poet Arndt einen hervorragenden Platz auf dem deutschen Parnas wegen seiner gesammten Leistungen, nicht einzig wegen seiner patriotischen Poesie einnimmt. Und aus dem Ganzen wird sich hoffentlich ergeben, wie sehr begründet die rührende Anhänglichkeit ist, die Deutschland seinem alten Arndt noch in dessen letzten Lebenstagen bezeugt hat, wie der Alte ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter gewesen und nur gebichtet hat, was er im Leben geliebt und geübt. Ein deutscher Dichter, ein deutscher Mann, das ist die Unterschrift, die seinem Bilde gebührt.

Am 26. December 1769 wurde Ernst Moritz Arndt zu Schoritz auf Rügen geboren, wo sein Vater Gutsinspector des Grafen von Putbus war. Merkwürdig, daß der deutscheste Deutsche außerhalb Deutschlands geboren wurde; denn noch gehörte die Insel der Krone Schweden. Unter der Leitung eines verständigen Vaters, einer frommen Mutter verlebte er die ersten Jahre seines Lebens in seinem Geburtsort, bis 1775 oder 1776 sein Vater als Pächter des Grafen nach einem benachbarten Hofe übersiedelte, wo er bis zum Jahre 1780 verblieb. Eine Schule war nicht vorhanden und so war es hauptsächlich der Unterricht der Aeltern, auf den sich die Kinder hingewiesen sahen. Daneben legte Moritz in der Landwirthschaft mit Hand an, weidete die Heerden seines Vaters und plünderte gelegentlich die Obstdäume. Im Jahre 1780 übernahm der Vater zwei neue Güter und siedelte mit seiner Familie nach dem nordwestlichen Theile der Insel über, wo nun auch die regelmäßige Schule begann. Gottlob Müller, bis an den Hals studirt, Soldat im Siebenjährigen Krieg, „mehr guter Lutheraner als guter Lateiner“, und Dantwardt, nicht eben ein Polyhistor, aber guter Mensch, dessen Arndt noch später freundlich gedenkt, waren des jungen Ernst Moritz Lehrer.

Auch sonst muß man sich die Umgebung Arndt's nicht unliterarisch denken: Shakspeare, Lessing, Claudius und Stolberg verirrten sich auch in diese ultima Thule und wurden mit Jubel begrüßt. Dabei durchstreifte unser Moritz mit seinem Onkel Heinrich Arndt in Putbus, einem „poetischen und romantischen Mann“, die Insel und lernte die Heimat mit ihren Alterthümern und Eigenthümlichkeiten lieben. Im Jahre 1787 bezog er das Gymnasium in Stralsund und bewährte gleich hier geistige und körperliche Kraft, indem er die Redereien seiner Mitschüler über seinen ländlichen grünen Rod oder einen detto grauen, der aus einem alten Rod seines Vaters metamorphosirt war, mit Witz oder nach Befinden mit der Faust zurückwies. Aber auch den Verlockungen der damals sehr üppigen Stralsunder Gesellschaft gegenüber zeigte er sich tapfer, ohne darum zum Philister zu werden; er studirte fleißig und schwärmte auch wieder im jugendlichen Frohsinn.

Als unserm Ernst Moritz noch ein Jahr Besuch des Gymnasiums übrig war, verschwindet er plötzlich in die weite Welt, ohne Plan, aus lauter urgermanischer Wanderlust, läßt sich aber, da bald die Bestimmung zurückkehrt und das im deutschen Herzen so wunderbar mit jener Wanderlust sich mischende Heimweh sich regt, gern von Onkel und Bruder in die Heimat zurückführen, wo er nun seine Studien ohne auf das Gymnasium zurückzukehren fortsetzt, bis er endlich die Universität Greifswald bezieht, um sich der Theologie zu widmen.

In Greifswald müssen damals noch Hauptoriginale von Professoren existirt haben, wie ja die deutschen Universitäten überhaupt für den humoristischen Menschenfreund der einzige erfreuliche Ruhepunkt sind, wenn er seine Augen über die Allerveltssphynxonomie unsers alle Unebenheiten nivellirenden und alle hervorragenden Ecken abschleifenden Geschlechts hat hoffnungslos hinstreifen lassen, ohne irgendeine ausdrucksvolle Eigenthümlichkeit und Absonderlichkeit irgendwo entdecken zu können. Ueberall sind die Gestalten und Individualitäten verblaßt, aber auf den deutschen Universitäten gibt es noch Originale, ebenso tüchtig als sonderbar. Professor Ruhrbach, bei dem Arndt Philosophie hörte und den er als scharfen Denker rühmt, pflegte seine Polemik gegen Kant in seinem gebrochnen Schwedisch-Deutsch mit den Worten zu schließen: „Und nun? Was willst du nu, Kant, vir juvenis?“ Da jedoch mehrere Fächer nicht genügend besetzt waren, siedelte Arndt 1793 nach Jena über, wo er in wissenschaftlicher und geselliger Hinsicht sich so wohl fühlte, daß er dieser Stadt und ganz Thüringen bis in sein höchstes Alter die rührendste Anhänglichkeit bewahrte.

Nachdem er die Universität verlassen, suchte er zunächst auf Reisen vieler Menschen Städte zu sehen und ihren Sinn zu erkennen. Nachdem er dann in Privatstudien sein Wissen geordnet, als Hauslehrer gewirkt und „mit Schall und Beifall“ gepredigt, entsagte er der Theologie, wol in unbestimmter Ahnung seines eigentlichen Berufs, und wiederum trug er seinen Wanderstab durch die Länder. Oesterreich, Ungarn, Italien, Frank-

reich, die Niederlande und Deutschland durchkreuzte er und sammelte — an seiner Ueberzeugung. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich mit Marie Charlotte Quistorp aus Greifswald, habilitirte sich als Privatdocent der Geschichte daselbst und las vor zahlreichen Zuhörern.

Mit Politik hatte Arndt sich bis jetzt nur mehr gelegentlich beschäftigt“, sagt Labes. Seine Gesinnung, seine Sympathie war wol mit dem Lande gewesen, welchem seine Geburtsinsel angehörte, mit Schweden. Aber ein geheimer Zug deutschen Wesens hatte ihn immer an Deutschland gefesselt, und als nun das Unglück hereinbrach über Deutschland, da fühlte Arndt zuerst mit Entschiedenheit, daß er dem deutschen Volke angehörte für immer. Und er hat ihm angehört in Freud und Leid.

Bezeichnend genug für den Apostel der Freiheitstriege ist seine erste Schrift ein Zeugniß seiner Gesinnung gewesen. Der Sohn eines Freigelassenen schrieb er: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommeren und Rügen“, und gab durch sein mährliches Wort den Anstoß zu ihrer Aufhebung. Im Jahre 1805 erschien von ihm der erste Band des „Geist der Zeit“, ein Buch, welches in tausend und aber tausend Herzen die Flamme patriotischer Begeisterung entzündet und gegen Arndt selbst später als Anklage gebient hat, als in der unglücklichen Restaurationszeit die patriotische Begeisterung unbenutzt geworden war.

Im Jahre 1806 schlug er sich mit einem schwedischen Offizier, der sich über die Deutschen herabwürdigend äußerte. Nach der Schlacht von Jena mußte er nach Schweden flüchten, da er als Franzosenfeind alles zu fürchten hatte; aber als 1809 Bernadotte zur Regierung berufen wurde, war auch hier Arndt nicht mehr an seinem Plage, sondern zog sich auf eine Zeit lang zu seinen Geschwistern und seinem eigenen achtjährigen Sohn (seine Frau war schon 1801 gestorben) zurück und begab sich von hier 1809 als Sprachmeister Allmann nach Berlin. Nochmals trat er sodann, während er seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen suchte, in Greifswald als Docent auf, legte aber bald seine Stelle nieder und ging über Breslau, wo er Blücher kennen lernte und Schamhorst sah, nach Prag, wo er die Einladung Stein's erhielt, zu ihm nach Rußland zu kommen.

Stein empfing Arndt in Petersburg herzlich und beide arbeiteten nun, jeder an seiner Stelle, an der Wiedererhebung Deutschlands. „Die Dörnberg, Clausen, Boyen, Adolph Lügow waren es, mit denen er jeden Tag bis spät des Nachts im engern Kreise weilte.“ Als nach dem moskauer Brand der große Rückzug der Franzosen begann und auch Kaiser Alexander nach Preußen abzureisen im Begriff stand, eilten ihm Stein und Arndt voraus.

Und mit dieser Zeit der Erhebung beginnt auch Arndt's Glanzperiode. Ueber Eylau und Gumbinnen gelangten sie beiden nach Königsberg. Das war die Zeit, wo die Dohna und Clausen, Scharnhorst's Lieblingskrieger, die preussische Landwehr heranbildeten. Arndt schrieb erlautend anfeuernd, begeisternd: „Was bedeutet Landwehr in

„Deutschern“, den „Deutschen Soldatenkatholismus“ und „Das ist des Deutschen Vaterland?“ Von Königsberg über Breslau nach Dresden, wo er bei Körner mit Goethe zusammentraf. Hier that dieser den berühmten Ausspruch: „Schüttelt nur eure Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß“, und beehrte damit für jedes unbefangene Urtheil seinen Quinismus, den die Goethomanen weder wegsapophysieren noch vornehm weglächeln werden.

Im Jahre 1808 war der zweite Band vom „Geist der Zeit“ erschienen, in Dresden wurde der dritte Band überarbeitet, dessen erster Theil die „Geschichte des Feldzugs in Rußland“, der zweite und dritte den Befreiungskrieg und des Vaterlandes Wiederherstellung zum Gegenstand haben.

Edig sind die Herrscher, welche Gott fürchten und die Völker ehren...! Bittert nicht vor leeren Revolutionsgephenstern, damit ihr keine Revolutionen macht, sondern stellet Ehre, Freiheit und Seelenhoheit voran, erfüllet die ewigen Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre und überlasset damit das Uebrige Gott. Er wird es wohl machen.

Scharnhorst's Tod begeisterte Arndt zu einem schönen Lied, wie dieses nationale Unglück ja auch Schenkerndorf zu einem seiner tüchtigsten Lieder Stoff gab. Von Reichenbach in Schlesien aus zog Arndt den verbündeten Heeren nach und traf mit Stein in Leipzig zusammen, wo sie sich des herrlichen leipziger Sieges und der glücklichen Aussichten erfreuten. Aber auch Arndt kämpfte mit seiner edeln patriotischen Feder: „Der Rhein, Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze“ ist ein wichtigstes Product seiner nationalen Gesinnung, welche in kräftiger Vaterlandsgesinnung Liebe zur Heimat predigt und jenem schaden Kosmopolitismus, an dem auch heute noch so viele krankten, entgegentritt. In einer andern Schrift: „Das preußische Volk und Heer im Jahr 1813“, spricht er es aus, daß Preußen nur dadurch den Sieg errungen, daß „es den Geist freigelassen und das Volk kriegsgeübt gemacht“. „Ich sage, Deutschland hat keinen andern Jacobiner und Umkehrer, als die zerbrochenen Seelen, die vor jedem kühnen Gedanken und jeder hohen That zittern.“

Nach mannichfadem Hin- und Herziehen, wobei er unter anderm auch in Gesellschaft Stein's in Köln wieder mit Goethe zusammentraf und sich über die bürgerliche Wirklichkeit, die der weimarische Jupiter jungen Adelsigen gegenüber zeigte, ein Heftliches ärgerte, verheiratete er sich mit Anna Maria, Schleiermacher's Schwester, die ihm eine treue Lebensgefährtin wurde, ein treues und heiteres Weib, wie er sie selbst nannte, und wurde 1818 nach Hartenberberg, „auf eine ehrenvolle Art im Ansehn des Vaterlandes zu belohnen“, Professor der neuen Geschichte in Bonn. Nach den gewaltigen Stürmen, die er durchgemacht, schien jetzt eine freundliche Stille im Leben erblühen zu sollen und so versenkte er sich in die „Märchen und Jugenderinnerungen“ sinnig in das Glück seiner glücklichen Jugend. Aber auch jetzt wandte sich sein Auge vom der wahren Aufgabe seines Lebens ab, wovon der vierte Band seines „Geist der Zeit“ Zeugnis ablegt: ein Zeugnis, welches freilich in dem

berliner Cabinet keinen Widerhall fand, da in ihm Ansprüche an die gefährdeten demagogischen Träume sich finden sollten. Und bald genug rückte dem Vertreter deutscher Gesinnung die Reaction näher. Arndt wurde demagogischer Umlriebe halber am 18. November 1820 suspendirt, und obgleich auch nicht das Mindeste sich gegen ihn ergab, und obgleich er selbst in seinem „Abgeänderten Wort“ und andere Ehrenmänner seine Sache vor dem Forum der Nation glänzend obfliegend verteidigten, so wurde er doch in seine Stelle nicht wieder eingesetzt, sondern lebte in unfreiwilliger Muße literarischen Arbeiten, von denen wir noch die „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ erwähnen.

Es bleibt ein rühmliches Blatt in der Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. (dessen großen Sinn und edelstes Wollen man überhaupt über der zehnjährigen Misregierung der Manteuffel und Westphalen zu sehr vergißt), daß er es seiner ersten Regierungshandlungen sein ließ, dem edeln Arndt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Universität Bonn ehrte sich selbst, indem sie ihn für 1840/41 zum Rector magnificus wählte. Nun lebte der Alte von neuem auf: „Versuch in vergleichenden Völkergeschichten“, „Schriften für und an seine lieben Deutschen“, „Pro populo germanico“, „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein“ sind die wichtigsten von ihm noch zu erwähnenden Schriften, in denen er seine Grundsätze über nationale Einheit und Freiheit in einer oder der andern Form vertritt.

Im Jahre 1848 wurde er in das Parlament gewählt. In der ersten sehr stürmischen Sitzung vom 18. Mai hatte er von der Rednerbühne abtreten müssen ohne zum Wort zu gelangen. Als in der nächsten Sitzung Jakob Venedey der Versammlung mittheilte, daß Arndt es gewesen, den man, weil man ihn nicht kannte, durch den Ruf zur Abstimmung von der Tribüne verdrängt hatte, wurde der Alte unter allgemeinem Ruf zum Auftreten bemogen. Was er sprach, ist so wahr und charakteristisch, daß wir es dem Blüchlein von Laves wörtlich entnehmen:

Geschmeichelt fühle ich mich nicht, aber gerührt durch diese Anerkennung der Vertreter und Darsteller eines großen und ehrwürdigen Volkes, in dessen Gefühle und Gedächtnisse ich wenigstens von Jugend auf gelebt und gewirkt habe. Was der einzelne verdient und gewirkt, ist eine Kleinigkeit, er geht in der Million der Gedanken und der Gefühle, in der geistigen Entwicklung eines großen Volkes so mit wie ein kleines Tröpfchen im Ocean. Daß ich hier stehe, ein Greis, jenseit der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl als ich erschien — gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen, dessen ich mir bewußt bin (unermesslicher Beifall), daß ich erscheinen durfte unter vielen Männern, unter manchen Jünglingen, die ich das Glück gehabt habe zu kennen; auch das ist ein gutes altes deutsches Gewissen, wer an die Ewigkeit seines Volkes glaubt.

Auf den Antrag von Jahn und Seiden wurde ihm der Dank der Nation für seine Wirksamkeit für das gesammte Vaterland votirt.

Arndt gehörte der Bager'schen Partei an und schied mit ihr aus dem Parlament, und auch jetzt verzweifelte er nicht an dem Vaterland, weil er eben an die Ewigkeit seines Volkes glaubte.

Nurgen Tausende gelehrter, geistreicher, hochfliegender sein, als ein ehrlicher Mann habe ich meines Weges fortzuschlendern gestrebt und hoffe mit der Achtung und Liebe meines Volks mein bißchen Uebrigtes zu vollenden.

Und wahrlich, an Achtung und Liebe seines Volks hat es ihm bis zu seinem Ende nicht gefehlt! „Der alte Arndt“ ist der Liebling des deutschen Volks gewesen, wie einst der alte Blücher. Noch zu seinem neunzigsten Geburtstag hat sich die liebende Verehrung, die der Alte durch ganz Deutschland genoß, in freundlichen Ueberraschungen, Grüßen und Guldigungen aus allen Gauen herrlich offenbart. Und so ist er denn dahingegangen, verehrt und beklagt von der Nation, deren treuer Vorkämpfer er sein Leben lang gewesen, ein Vorbild dem heranwachsenden Geschlecht, ein edelster Vertreter deutschen Wesens und deutscher Tüchtigkeit. Ernst Moritz Arndt starb den 29. Januar 1860 zu Bonn am Rhein.

Wenden wir uns nun von der äußern Geschichte zu den Dichtungen Arndt's. Es ist mir wunderbar, daß ein so scharfsinniger Kritiker wie Julian Schmidt in den „Grenzboten“ gelegentlich dieser Gesamtausgabe sein Urtheil dahin hat abgeben können, man sehe deutlich, daß über die bekanntesten Kriegs- und politischen Lieder Arndt's hinaus das Talent desselben überhaupt nicht gereicht habe; der Rest sei unbedeutend. Ich finde im Gegentheil, daß gerade dieser Rest den Beweis für das ursprüngliche poetische Talent des Dichters liefert. Denn von der großen Zeit könnte am Ende auch eine nicht gerade besonders dichterisch organisirte Natur, wenn ihr nur ein Herz für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes innewohnt, zu einzelnen Leistungen begeistert werden, die durch das gehobene Gefühl nicht nur wirksam, sondern auch poetisch erschienen. Aber Arndt hat zu allen Zeiten gedichtet, und zwar vortreffliche Sachen gedichtet, auch vor und nach der Zeit, in der der allgemeine nationale Enthusiasmus ihn trug. Nicht der Patriot in ihm hat Arndt zum Dichter gemacht, sondern der Dichter in ihm hat bewirkt, daß auch der Patriot wahrhafte Poesie schuf.

Ich glaube den reichen Inhalt der vorliegenden Sammlung, die beinahe 700 enggedruckte Seiten hält, naturgemäß in mehrere Abtheilungen zerlegen und nach diesen besprechen zu sollen. Ich behne den ersten Abschnitt aus bis in das Jahr 1812 und nenne ihn „Des Dichters Jugend“.

Von 1769—1812 des Dichters Jugend? Freilich hatte den Lebensjahren nach Arndt längst das männliche Alter erreicht, aber erst mit der Reise zu Stein nach Petersburg ist seinem Leben für immer der bestimmte Stempel aufgedrückt, an welchen jeder denkt, wenn man den Namen des alten Arndt nennt. Vor allem aber ist diese Zeit der erste entschiedene Wendepunkt für seine Dichtung; in diese Zeit fällt die Blüte seiner politischen Poesie, die zwar keineswegs das allein Werthvolle, wie J. Schmidt behauptet, aber allerdings das Charakteristische dieser dichterischen Individualität ausmacht. Und bis dahin, welche Richtung verfolgte seine Dichtung? Am richtigsten wird es sein, sie als Ringen und Streben, als Werden und Bl-

den zu bezeichnen. Denn nach allen Seiten prüft der Dichter seine poetischen Schwingen, in allen Tonarten versucht er sein Lied.

Bald glauben wir die berausenden und berauschenden Laura-Lieder, die excentrischen Dithyramben der Sturm- und Drangperiode Schiller's zu hören. Pompaste Worte, hyperbolische Gedanken, Titanengelüste oder süße Melancholie und Schwärmerci. Von der letzten Art nur einen Vers aus „Nachruf“ (1803):

Rein, du hörst mich bei den stillen Mänen,
Denkst mit Sehnsucht an das Erdenlicht;
Schwölle Lethe auf zu Oceanen,
Unter ging in ihr die Liebe nicht.

Wenn in dieser sanften Elegie die Hyperbel des dritten Verses einen beinahe komischen Eindruck macht, so stimmen in dem Gedicht „An Psychebion“ (1807) himmelstürmende Gedanken und Worte eher zu einem Ganzen zusammen. Ich erlaube mir nur die ersten sechs Strophen mitzutheilen:

Zitter nicht, mein Liebling, vor den Flammen,
Die in deinem Busen selig glühn.
Darf der Himmel neidisch das verdammen,
Wodurch Sonnen sich zu Sonnen ziehn?

Was des Hymnus Jubel Morgenröthen, (?)
Hohen Einklang allen Sternen lehrt,
Und wodurch die Irre der Kometen
Regellos die höchste Regel ehrt?

Wodurch Blumen sich zu Blumen neigen?
Tropfe brünstig zu dem Weltmeer jagt?
Wodurch Philomele in den Zweigen
Und der Schwan auf Frühlingswellen klagt?

Darf der Himmel sein Gesetz verdammen,
Dann verdamme deine Liebe auch,
Stürze mit dem Wellenschmuck (?) zusammen,
Stirb mit Sonnen dann in Einem Hauch.

Und auf fürchterlich erschauern Trümmern
Traure einsam der erhabne Geist,
Welchen nimmer Sonnen mehr umschimmern,
Nimmer wieder Menschenwonne preiß!

Rein, hinweg der Bongen schwarze Schreden!
Hoffnung auf das Angelangest!
Wenn auch Donnerwolken ihn bededen,
Ist sein täglich Kleid doch Lieb' und Licht.

Wenn das auch glücklicherweise unser ästhetischer Geschmack nicht mehr ist, so müssen wir doch anerkennen, daß das Gedicht in seiner Art von Talent zeugt.

Aber diesem titanischen Genre hat sich der gesunde Sinn unsers Dichters im ganzen nicht oft zu- und sehr bald wieder abgewandt. Er, der mit heiterer Kraft und gesundem Wollen sich dem Leben hingab, konnte an diesen forcirten Uebertreibungen niemals ernstlich Gefallen finden. Viel eher war seiner Natur das heitere Lied munterer Gesellen bei Becherklang angeeignet und solcher Lieder finden sich denn auch in dieser Periode eine ganz Anzahl, besonders auch aus der geistwilder Studentenzeit, Lieder, die noch von uns allen, wie eine gute Zahl aus der folgenden Periode, und von unsern Nachfolgern auf deutschen Hochschulen gesungen worden sind und gesungen werden. Nichts ist wohlthuernder, als jetzt, wo

in unserer Erinnerung nur „der alte Vater Arndt“ lebt, diese Lieder sich wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, die er in seiner frischen stürmenden Jugendzeit gesungen, und dabei sich zum Bewußtsein zu bringen, wie die gesunde Naturwüchsigkeit, mit der der Jüngling das Leben erfaßte, ohne vor den ernstesten Seiten desselben zurückzuschrecken, es gewesen ist, welche ihm jene ewige Jugend bewahren half, die wir an ihm bewundern haben. Es steht ein Stück von unserm Luther in Arndt: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang“, hätte auch der Alte als Wahlspruch nicht verworfen“), und diese heitere Weltauffassung hat dem idealen Wirken beider Männer, dem Kampf für die Ideen der evangelischen und der nationalen Freiheit wahrlich keinen Abbruch gethan. Auch hiervon, von der Gattung studentisch-geselliger Lieder eine Probe in „Die fünf Gläser“ (1803) zum Beleg (S. 78):

Mein erstes Glas, mein bestes Glas
Auf des Gelags Genossen,
Für die viel tausendmal das Faß
Sich lustig leer gekossen,
Die vor dem Zapfenloch so gern
Gejubelt und gesündigt
Und denen oft der Morgenkern
Beim Wein den Tag verkündigt.

Mein zweites Glas, mein schönstes Glas
Für Bacchus und Cytheren!
Wer je als Held beim Trunke saß,
Der hält sie hoch in Ehren:
Rein Herz ist fest vor Hieb und Stich,
Das Bacchus Kraft bezwungen,
Doch haben sie beim Wasser sich
Nie hohes Lob errungen.

Der Freundschaft dieses dritte Glas
Zur Heiligung des Festes!
Durch sie bezwang der Hölle Haß
Mit Pylades Drestes,
Durch sie ist manche Männerbrust
Zur Götterheimat worden,
Und sie versammelte zur Lust
Auch diesen Sängerkorden.

Mein viertes Glas, ein heil'ges Glas
Soll hellen Klänge erschallen
Für die, so im Tyrannenhass
Fürs Vaterland gefallen,
Für die auch, so im Sorgenhass
Den Wein auf Fässer saßten
Und jubelnd bei dem vollen Glas
Hinsanken und erlabten.

Mein fünftes Glas, mein letztes Glas,
Die heil'ge Fünfe lebe!
Es grün' und blüh' ohn' Unterlaß
Der süße Strauch der Rebe!
Es blühen Rosen, Mädchen jung,
Mir noch bei grauem Haare!
Und Beckerklang und Sang und Trunk
Begleiten mir die Jahre!

Einen bei weitem größern Raum aber, als die beiden bis hierher geschilderten Richtungen, nehmen in der Sammlung diejenigen Lieder ein, welche reflectirend-didaktisch über Sinn und Bedeutung des menschlichen Lebens

sich aussprechen. Niemand wird nach dem Grund dieser Erscheinung fragen. Ist doch das Gedankenleben, das sich versenken in sich selbst, die Freude an der Speculation über die Räthsel des Daseins und die Natur der menschlichen Dinge ein allgemein deutscher Zug, der einerseits in der Ausbildung und Entwicklung der philosophischen Fragen, die bei uns wie bei keinem andern Volke aufregen und zünden, andererseits in einer oft tiefinnigen, oft auch unklaren, mit Vorliebe aber immer reflectirenden Lyrik seinen Ausdruck gefunden hat. Wenn ein französischer Dichter tiefere Fragen anregt und behandelt, so geschieht das gewissermaßen contra naturam sui generis, wie die Juristen sagen. Ein deutscher Dichter ist als solcher vor allem didaktisch: nicht um den flüchtigen Schaum oberflächlich sprudelnder Poesie, um Ideen und deren Verwerthung handelt es sich bei uns. Die didaktischen Gedichte Arndt's tragen durchweg diesen deutschen Zug des idealen Denkens und Strebens an sich; sie sind theilweise schwer zu verstehen, weil der Gedanke noch nicht immer das rechte Wort findet, in das er sich kleiden könne. Aber im ganzen ist es eine gesunde Moral, die uns klar und deutlich an das Herz gelegt wird. Die Form ist, abgesehen von jenen einzelnen Stellen, vortrefflich und theilweise mit einer Leichtigkeit, die an Wieland erinnert oder an das schöne Formtalent Gellert's in seinen Erzählungen, gehandhabt. So ist gleich der poetische Brief „An Johann Jakob Grumbke aus Florenz“, noch aus dem Jahre 1799, außerordentlich einschmelzend. Ich erwähne der „Epistel an Ernst Ludwig von Sager“, aus demselben Jahre, die wie die erste durch humoristische Anklänge den Ernst der Gedanken erheitert. „Lehre an den Menschen“ ist in der Form etwas übertrieben, theilweise unklar und bildet eigentlich eine Art von Uebergang oder Mittelglied zwischen den lyrischen Ergüssen in Schiller's Erstlingsmethode und der gesänftigten Didaktik, aber der Gedanke ist auch hier kräftig und gesund. Wie zart und freundlich, wie verständig dabei ist das Bild der Hoffnung, welches uns in dem zweiten Fragment der „Epistel an meinen Vater“ (1799) entgegentritt (S. 31):

Von allen guten, allen holden Gaben
Der Horen, die an unsrer Wiege stehn,
Ist nichts so lieblich und so schön,
Selbst jene nicht, um welche lächelnde Knaben
Mit Gros und der Charis stehn,
Als jenes freundliche Himmelsmädchen,
Die Hoffnung, Kronion's zartestes Kind,
Die in das Garn der Parzen Rosenfäden
Und reine Goldbeschimmet spinnet.
Sie gab der Vater uns zum Spielen
Als ewig lächelnde Genossin zu,
Als Pfliegerin den zartesten Gefühlen,
Als Schatten dem schwülen Tag, als Traum der süßen Ruh.
Sie pflegt die Blume ewiger Jugend
Selbst in des wintrigen Alters Brust,
Verknüpft die Freude mit der Tugend
Und reicht dem Gram den Kelch der Lust;
Sie zeigt für einen glücklichen Lauf
Dem abgetakelten Schiff sein Thule,
Und windet die abgelaufene Spule
Der Parzen schöner wieder auf;

⁷⁾ Durch ein Gedicht gefeiert hat er ihn S. 522.

Spinnt ihren goldgewobenen Faden
In die Unendlichkeit hinaus,
Pöschel, funkelnder Artur, dich aus,
Am schöner dein Flammenhaar im Südpolmeer zu baden.

D selig dreimal, wer zum Spielen,
Zum Spielen nur die Spielende empfängt
Und nicht mit kürmischen Gefühlen
Sich zu der zarten Gulbin drängt!
Wer leichter, als mit bebender Schwinge,
An Frühlingsblumen Schmetterlinge,
An ihre Rosenflügel sich hängt!
Doch wehe! wer in ihrem süßen Schaum
Sich wie im Kelch der Wirklichkeit verarschet!
Denn weinen wird er, wenn der Traum,
Der spielend kam, auch spielend ihm entrauschet.

Und neben der Didaktik, neben der gedankenschweren Reflexion zeigt sich in Arndt, besonders seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, ein romantischer Zug. Das ist ja eben die wunderbare Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, daß neben der Lust an strengster begrifflicher Arbeit immer die Neigung zu dem Unfaßbaren, Unbestimmten, zu dem geheimnißvollen Dunkel, zu mondbegehrter Zaubernacht und Waldeinsamkeit, zu alten Märchen und süßer Schwärmerei in voller Kraft steht. Der Franzose findet dergleichen höchstens als Stoff zu einem Bonmot geeignet; wie er unsere Ideologie verwunderlich findet, so lächelt er vollends über unsere mythisch-romantischen Liebhabeereien, weil er eben für beides kein Verständniß hat, was sich wol nirgends schlagender herausstellt, als in dem, was die Franzosen ihre Romantik nennen, verglichen mit dem blauäugigen jungfräulichen Bild deutscher Romantik. Doch zurück zu unserm Arndt als Romantiker. Die dem deutschen Gemüth eigenthümliche Saite konnte in unsers Dichters deutschem Herzen nicht unangeschlagen bleiben. So hat auch Arndt, der mit seinem politischen Streben, mit seinem festen Eingreifen in das Leben, mit seiner Thatkraft dem romantischen Verschwimmen, der romantischen Zurückgezogenheit von der Gemeinheit des praktischen Lebens so scharf entgegensteht, der Romantik in der Poesie seinen reichlichen Tribut dargebracht. Wenn nun eine so starke thatenlustige Natur sich auf Zeiten der romantischen Schwärmerei in die Arme warf, so muß diese ja wol ein fast nothwendiges integrierendes Moment in dem Ganzen der deutschen Individualität bilden. In dieser Richtung liegen z. B. die Lieder „Die Rose und die Jungfrau“ aus 1804, „Fröhllichkeit in Treue“, „Liebeswehmuth“, „Marienwürmchen“ u. s. w. aus 1808 und die ganz vortreffliche Sagenbearbeitung „Der Stromgeiger auf Starfobdurs Grabe“ aus dem Jahre 1811. Keineswegs erschöpfen, wie schon angedeutet, diese angeführten Lieder den romantischen Cyklus der Sammlung, der vielmehr ein ausgebehneterer ist; sie sollen nur verschiedene Nuancen dieser romantischen Richtung in Arndt kennzeichnen. Zur Probe nur ein kurzes Lied aus 1808, „Frühlingslied von der Frau Nachtigall“ (S. 131):

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Auf, Fink und Amsel, singet laut!
Die Erde steht mit dem Frühling Braut.

Raffanten und Schalmeyen
Spielen auf zu ihrem Reihen,
Im Himmel spielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall, bist du da?
Willkommen, süße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Die Bäume grün, die Blumen süß,
All's Frühlingsluft und Paradies —
Alle Knaben schlingen Länze,
Alle Mädchen winden Kränze,
Im Himmel spielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall, bist du da?
Willkommen, süße Frau Nachtigall!

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Laß klingen nun den frohen Schall!
Cäcilia kommt auch ins Grün,
Wann Vögel singen und Bäume blühen;
Frommen Kindern lehrt sie Lieder,
Rehret dann zum Himmel wieder,
Im Himmel spielt Cäcilia.
Willkommen, Frau Nachtigall, bist du da?
Willkommen, süße Frau Nachtigall!

Könnte das Gedicht nicht nach Inhalt und Form in Lied's „Kaiser Octavianus“ mit Ehren seinen Platz behaupten? Was die Form betrifft, die hier so überaus leicht, anmuthig, heiter spielend ist, so benutze ich diese Gelegenheit zu der allgemeinen Anmerkung über die Formbehandlung in Arndt's Gedichten, daß neben einer gewissen Massenhaftigkeit, Gedrungenheit, Verbtheit auch oft eine recht graziose Beweglichkeit erscheint, so jedoch, daß allerdings jene volltönende Härte, die den starken Ausdruck, das Kraftwort mehr liebt als süßen Wohlklang, vorherrschend bleibt.

Und nun endlich — es würde seltsam sein, wenn es anders wäre — tritt natürlich auch der Begriff des Vaterlandes und der Freiheit als Factor, wie später als Centrum der Arndt'schen Poesie schon in dieser ihrer ersten Periode auf. Zunächst finden sich Gedichte in der Weise Klopstock's. So ist gleich das erste Gedicht der Sammlung „Hermann's Siegeslied“ (1787) mit seiner altdeutschen Mythologie von Klopstock'scher Färbung und im Geiste der Bardiken; auch die antike Form mancher Lieder deutet auf Berührungspunkte der Arndt'schen Dichtung mit der Ode Klopstock's. Aber was nun die politische Poesie, um bei dieser stehen zu bleiben und die nationale und freiheitliche dichterische Wirksamkeit in diesem Worte Arndt's zusammenzufassen, betrifft, so hält sie sich dann in den Klopstock'schen Formen, wo sie ganz allgemein bleibt, wo sich in ihr nur das allgemeine Pathos des Freiheits- und Vaterlandsgefühls ausdrückt. Und nicht einmal so. Vielmehr sind selbst von diesen allgemein gehaltenen Gedichten im ganzen nur die allerwenigsten im antiken Metrum geschrieben, wie etwa noch „An den General Grafen Philipp Schwerin“ (1811). Die Unbestimmtheit aber und Allgemeinheit des Pathos in diesen Liedern, ohne bestimmteste Ziele und Gegner, hat sehr lange gedauert, auch in modernen Formen. Wie hätte es anders sein können? Entwickelte sich doch der Dichter selbst langsam von nordischen Sympathien oder einem nicht näher begrenzten Unabhängigkeitsstriebe zu dem

fort deutscher Nationalität und Vorkämpfer deutscher und immer Freiheit, als welchen wir ihn jetzt verehren. Noch 1803 bleibt das an sich schöne „Lied der Freien“ ganz in der Abstraction haften, obgleich schon 1801 in „Klage um Liebe und Freiheit“ die letzten Strophen eine specifisch deutsche Färbung getragen hatten. Aber erst allmählich wird dieser deutsche Patriotismus, die deutsche Freiheit der Grundton dieser Poesie. Als Anfangspunkt, soweit sich eben überhaupt in gethigen Entwicklungen Anfänge mit Zahlen belegen lassen, dieser speciell deutsch-patriotischen Poesie möchte ich ungefähr das oben angeführte Gedicht aus dem Jahre 1801 bezeichnen. Daß diese Richtung aber mit dem ersten Einschlagen noch nicht bis zur Exklusivität entschieden war, sahen wir schon; ich füge hinzu, daß überhaupt bis gegen das Jahr 1811 die politischen Gedichte sehr einzeln gesät sind und erst von 1811 an häufiger werden, bis 1812 ihre eigentliche Blüte beginnt. Und dies führt uns nun zu der zweiten Periode Arndt's, welche hauptsächlich von seiner politischen Poesie bezeichnet wird. Bevor wir uns zu dieser wenden, nur noch eine Bemerkung. Ist das Ringen und Streben, welches wir in des Dichters erster Periode fanden, das Anklingen seiner Poesie an Schiller, an Klopstock, an die Romantiker ein Beweis, daß es ihm überhaupt an dichterischer Eigenthümlichkeit gefehlt? Gewiß nicht. Sondern in allen diesen einzelnen Richtungen hat sich das reiche Ganze der deutschen Poesie, ja des deutschen Gemüths entfaltet, und wie der einzelne, der auch nicht Dichter ist, alle jene Stimmungen des Titanenthums, des Pathos, der unbestimmten romantischen Sehnsucht durchmacht, sei es in der Jugend, sei es im Alter, sei es in dieser oder jener Aufeinanderfolge, wollen wir es des Dichters leichter erreglichem Gemüth zum Vorwurf machen, wenn auch er abwechselnd von jenen Stimmungen berührt wird und denselben in seinen Gedichten Ausdruck gibt? Das erniedrigt ihn nicht zum unselbständigen Nachahmer, wenn er einmal in seinen Anfängen, den Impulsen seines Herzens folgend, seine Lieder von dem Klingen läßt, was auch andere vor ihm schon gesungen; nicht Fremdes eignet er sich an, sondern er bemächtigt sich eben nur der gesammten Schätze, welche im deutschen Gemüth, in deutscher Poesie liegen, der ganzen Nation geöhrt, und jedes Wünscheltuthe offen, der sie zu heben weiß.

Die zweite Periode von Arndt's Poesie rechne ich von 1812—20. In dieser herrscht, wenn auch vielleicht quantitativ nicht sehr, doch um so mehr der Bedeutung nach das politische Lied vor und bildet die eigentliche Blütezeit unsers Dichters. Ziel und Zweck stehen ihm klar vor Augen und von den verschiedensten Seiten kommt er jetzt immer wieder auf das eine zurück, was der Mittelpunkt seines Lebens geworden war. Befreiung des Vaterlandes und nationale Größe sind die Pulse, die in allen diesen Liedern schlagen. Daß dabei die Franzosen nicht gesöhnt oder gar verherrlicht werden, kann nur abgeschmacktem Kosmopolitismus oder verblödetem Weltschmerz ein Anstoß sein.

Aber wie mannichfaltig variiert der Dichter sein Thema. In „Die alten und die neuen Deutschen“ (1812) beginnt der Hauptreihen mit einem sehr ernstem Schelten auf die ausgearteten Deutschen, die wie Langbären mit Ringen in der Nase von den Franzosen sich zum Tanze bringen lassen. Aber gleich darauf folgt die herrliche Mahnung des Vaterlandsliebes: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Dann haben wir eine ganze Reihe historischer Lieder, die von Schill singen, von Gneisenau, von Dörnberg, Schenkendorf, Scharnhorst („Der Waffenschmied der deutschen Freiheit“, 1813), Blücher, vom Prinzen von Neuwied^{*)} und vom König von Preußen. Da sogar ein Wiegenlied auf Scharnhorst's Enkel stimmt in diesen Ton. Einzelne von diesen historischen Liedern sind vielleicht zu rhetorisch, wie „Das Lied vom Stein“ (1814) auf den Freiherren vom Stein und „Meine Helden“ (Boyen, Grolmann u. s. w., 1816). Aber weitaus die allermeisten sind durch Frische und Lebendigkeit, durch eine Art dramatischer Gegenständlichkeit oder auch durch glücklich getroffene volksmäßige Form ausgezeichnet. Ganz besonders vortreflich, außer den bekanntern und oft gesungenen erscheinen mir „Das Lied vom Chasot“ (1813), „Klage um drei junge Helden“ (1814) und „Der tapfere König von Preußen“ (1813). Das letzte, welches sich durch seine volksmäßige Darstellung auszeichnet, siehe zur Probe hier (S. 277):

Der König von Preußen zieht reißig aus
Mit dreimalhunderttausend Mann.
Sie sehen so lustig und freudig aus,
Daß er die Welt wol bezwingen kann;
Und wie zu dem Zuge die Trommel klingt
Und wie in dem Winde die Fahne wallt,
Einem jeden das Herz in dem Leibe springt,
Einem jeden der Mund nur von Freuden schallt!
Heidbei! Dibelbei! Dibelbei! Dibelbei!
Einem jeden der Mund nur von Freuden schallt.

Bei Lügen sie hielten die erste Schlacht,
Da blühten die Maiblumen blutig roth,
Da schläft wol mancher, der nie erwacht,
Ein fauler Langschläfer ist der Tod.
Doch schliefen die Burschen gar lustig ein,
Ein jeder nahm drei Frau'zosen mit —
Sie schlugen wie Donner und Wetter drein
Mit Sturmestwuth und im Sturmestritt:
Heidbei! Dibelbei! Dibelbei! Dibelbei!
Mit Sturmestwuth und im Sturmestritt.

An der Ragbach auch hatt' es gar heißen Strauß,
Da jagte der Blücher den Macdonald,
Da rissen die Welschen wie Hasen aus,
Weil der alte Herr so gewaltig knallt;
Da deckten Zehntausend den grünen Plan
Und Zwanzigtausend stredtens Gewehr,
Viele Tausende schwammen die nasse Bahn
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer:
Heidbei! Dibelbei! Dibelbei! Dibelbei!
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer.

^{*)} Dieses Lied ist in unserer Ausgabe ins Jahr 1817 gesetzt. Es ist aber schon einige Jahre früher in Folge der Lectüre der Schrift: „Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer ritterlich gefallenen deutschen Prinzen“ (Frankfurt a. M. 1814), entstanden, wie ich aus der Vorrede eines in meinem Besitz befindlichen Einzelbruchs beweisen kann.

In Böhmen bei Kaln in den Bergeshöhen —
 Bei Vivat, mein König! mein Siegesheld —
 Da hast du den giftigen Ratten schon
 Die mordliche Falle gar fein gestellt.
 Sie liefen mit gierigem Stolge hinein,
 Der Rattenkönig Bandamme voran,
 Bald klang's dir lustig von groß und klein:
 Er hat sie gefangen mit Maus und Mann!
 Heibidei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
 Er hat sie gefangen mit Maus und Mann.

Auch thaten's deine Preußen bei Dennenwig,
 Heibidei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
 Da mißte der Marschall Rey den Wig
 Und lief wie ein Koller Berlin vorbei.
 „Herr Marschall, Herr Marschall, wo wollt Ihr hin?
 Den Süden liegt nimmer die Königsstadt,
 Den Norden zu reiset Ihr nach Berlin“:
 Doch er hört nicht und läuft wie ein Wagenrad.
 Heibidei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
 Doch er hört nicht und läuft wie ein Wagenrad.

Bei Leipzig sie hielten den letzten Tanz,
 Der Franzosenfehraus der sollt' es sein.
 Drei Tage ward getanzt, sie verspielten's ganz,
 Achtzigtausend nur flohen lebendig zum Rhein,
 Achtzigtausend von dreihunderttausend Mann,
 Die Uebrigen tobt und gefangen all'.
 Alle Welt lobt den König, den tapfern Mann,
 Und der alte Blücher ward Feldmarschall:
 Heibidei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
 Und der alte Blücher ward Feldmarschall.

Drum Vivat der König von Preußen, der Held!
 Drum Vivat der Blücher, der Feldmarschall!
 Sie säeten Kugeln wie Erbsen ins Feld
 Und spielten zum Tanz mit Kanonenschall.
 Auch Vivat der Bursche, der sink hinterdrein
 Frisch folgte dem König, dem Feldmarschall.
 Bald singen wir Heibidei! am Rhein
 Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall:
 Heibidei! Dibeldei! Dibeldei! Dibeldei!
 Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall.

Auch in den nicht erzählten, sondern lyrischen Gedichten weiß Arndt oft eine wahrhaft dramatische Spannung hervorzurufen, wie in dem berühmtesten „Was ist des Deutschen Vaterland?“. Die rein reflectirenden können dann freilich mit diesen nicht concurriren, um so mehr, da besonders auch in ihnen (und dies gilt auch von den nichtpolitischen Reflexionsgedichten) jene bekannte Besonderheit der Arndt'schen Ausdrucksweise manches unklar erscheinen läßt. Aber der Eindruck der vortrefflichen überwiegt bei weitem das weniger Gelingene und läßt erkennen: Arndt ist ein politischer Lyriker ersten Ranges.

Wie in der frühern Periode die politische Poesie nicht ganz fehlte, so finden sich in dieser sogar viele Gedichte nichtpolitischen Inhalts, besonders etwa von 1816 an, und alle die früher versuchten Tonarten beinahe werden auch jetzt noch in einem oder dem andern Lied angeschlagen. Da haben wir Liebeslieder (1813), eine Ballade „Harald Schönhair“, romantisirende „Klinglieder“ (Sonette) u. s. w. In Reichenbach, wohin er von Berlin aus zu Stein geeilt war, 6. Juli 1813, mußte er bei der Ueberfüllung des Städtchens sein Quartier in einem auf die Stadtmauer gekleideten Nachtwächterhäuschen suchen und dichtete dort sein „Lug ins Leben“, eine freundlich

anmuthende Selbstbiographie, die er durch einen „Lebens-
 traum“, was Jean Paul einen „zukünftigen Lebenslauf“ genannt haben würde, ergänzte; zugleich verbindet der politische Schluß dieses letztern diese Gedichte mit den Zeitgedichten. Endlich möchte ich noch aus dem Jahre 1816 „Klang der Sehnsucht“ als ein Gedicht hervorheben, welches sich dem Besten, was die Romantiker gegeben haben, würdig an die Seite stellt, und „Christophorus“ (1815), als eine vortreffliche Romanze.

Aber so beachtenswerth auch diese Lieder sind, die politischen Lieder sind gewiß für diese zweite Periode die eigentliche Signatur. Und warum schließe ich die Periode mit 1820? Weil dieses Jahr, in welchem die Reaction der Restaurationszeit über den alten Freiheitsmann hereinbrach, in welchem die Untersuchung wegen demagogischer Untriebe gegen ihn begann, einen zu entscheidenden Abschluß in seinem Leben bildet, als daß es nicht auch einen solchen in seiner Poesie gebildet haben sollte. Und in der That, wenn wir in unserer Sammlung bemerken, daß im ganzen fünf Lieder die Brücke bilden zwischen 1820 und 1835, fünf Lieder in 15 Jahren von einem so sangesfrohen Mund, dann werden wir den Schluß der Periode mit 1820 und das Sehen eines Marksteins in dieses Jahr hinlänglich gerechtfertigt finden.

Und nun endlich die dritte und letzte Periode dieser dichterischen Entwicklung, von 1820 bis zu Arndt's Tod 1860. Ein langer Zeitraum, ein reichliches halbes Menschenleben und doch für unsern Dichter die Zeit des Auslebens, des Verhallens und Ausklingens der Saiten seiner Harfe und — seines Herzens. Denn wenn er in den großen Jahren der Befreiung des Vaterlandes den Gipfel, die Blüte erreicht, so schweigt der Schlag von 1820 den edeln Dichter auf lange Zeit, und als die Lieder wieder häufiger werden, etwa seit 1835, als endlich ein edler königlicher Sinn das begangene Unrecht der Vergangenheit in Gerechtigkeit sühnen konnte, da war Arndt ein Greis. Ein Greis freilich voll jugendlichen Feuers, der die Ideale, für die er geglüht, gearbeitet und gelitten nicht mit der Jugend, nicht mit dem Leiden ausgegeben; er hat fortgeglaubt und fortgearbeitet für sein Volk bis an sein Ende. Aber doch ist es natürlich, daß eine gewisse Beschaulichkeit durch diese Poesie des Alters sich hindurchzieht, nicht jene Beschaulichkeit, die die Hände in den Schoß legt und in diesem egoistischen Quietismus das Heranbrechen der bessern Zeit abwarten will, ohne etwas dafür zu thun, daß sie herankomme: Arndt hat nie sein Tagewerk für geschlossen erachtet, sondern wacker mitgeholfen. Aber milder, resignirter, stiller, wenn ich so sagen darf, ist seine Poesie gegen das Ende je länger je mehr geworden, von jener wohlthätigen, in sich befriedigten Stille, welche die Folge und das Zeichen eines guten Gewissens und eines festen Herzens ist. Der Einblick auf sein baldiges Ende, sein sicherer Glaube an ein besseres Leben zeichnen die Lieder seines Alters großentheils mit einem freundlich wehmüthigen, aber zugleich erhebenden Stempel. Eine ganze Anzahl geistlicher Lieder, von denen ich nicht weiß, warum sie nicht lieber in

den besondern Abschnitt „Geistliche Lieder“ ausgenommen, sondern unter die andern verstreut sind, findet sich in dieser Periode. Ich spare mir ein Wort über diese Richtung der Arndt'schen Dichtung auf die Besprechung jenes Abschnitts und bemerke einstweilen nur, daß der Alerneben der innigsten Frömmigkeit sich einen freien Blick in die Welt und heitere Auffassung des Lebens vollständig bewahrt hat. Oder vielmehr: Arndt's Frömmigkeit, aus einem fröhlichen Herzen quellend, hat erst seine Lebens- und Weltanschauung zu jener durchsichtigen Helle und frischen Jugendlichkeit begeistert, die uns an ihm erfreut. Seine Stellung einer engherzigen unchristlichen Weltanschauung und ascetischen Verknüpfung gegenüber spricht sich am frappantesten in dem „Frühlingslied an die Frömmlichkeit“ (1843) und in der Gegenüberstellung der beiden Gedichte aus dem Jahre 1855, „Abschiedslied“ und „Frühlingsruf an den Kreis“ aus. Ich spare mir, wie gesagt, die nähere Charakteristik von Arndt's religiöser Poesie und weise einstweilen nur auf den „Weihnachtsgruß“ (1836), hin, ein Lied, welches an das Beste von Novalis anknüpft.

Andere Gedichte freilich sind ziemlich ungefüge in der Form oder wenigstens von jener eigenthümlichen Arndt'schen Ausdrucksweise, die das Verständniß nicht leicht macht. „Weiling's Tod“ z. B., aus dem Jahre 1830, gehört unter diese Lieder.

Vortrefflich dagegen ist wieder das Gedicht auf „Das Grab“ (1835), welches seinen eigenen Ruheplatz schildert und alle seine Freunde mit freundlicher Wehmuth erfüllen muß. Wie zart sind die Klagelieder um seinen geliebten Sohn Willibald (1835), den ihm der Rhein entriß, ein Schmerz, der auch nachher noch öfter in rührendster Weise durchklingt. Kräftig tönt das „Warum bist ich?“ (1837), in welchem er sich rechtfertigt, daß er immer und ewig Vaterland und Freiheit predige. Denn was thut er in der That. Als Thiers die Franzosen auflockert, als hornirte Freiheitsapostel und kosmopolitische Karren mit Frankreich liebäugeln, da ist es wieder der alte Wächter, der seinen Lärmruf laut von der Linde erheben läßt. Immer steht er in seiner Zeit und keinem Rang des Tages verschleicht er sich, ohne doch sich aus ihrem Stand drängen zu lassen. Er wendet sich an die Jugend, ihren Ungeßüm zu mäßigen und wiederum vertreibt er die frohliche egoistische Gegenwart auf den Enthusiasmus und die Erfolge der großen Zeit, die er durchlebt. „Erinnerungsbilder“, 1856). Immer aber bleibt er gutes Laubs, „er glaubt an die Ewigkeit seines Volks“. Davon sagt seine ganze Dichtung, zugen insbesondere Lieder wie „Antwort des Wächters auf den Jinnen“ (1857) und „Aus Frankfurt weg!“ (Mai 1849). Von tragischem Ausdruck ist der Schmerz des Greises über das Scheitern nationaler Hoffnungen und wie erhebend sein felsenfester Glaube.

Hinweg! die besten Streiter matt,
Die stärksten Arme todeswund.
Hinweg! fast ist und überfakt
Gelebt — es kommt die Sterbestund'.

Weg! keinen Augenblick gesäumt!
Sonst stirbst du wie ein feiger Hund.
Du hast vom Kaiserthum geträumt,
Vergrab' einstweilen deinen Fund.

Die Besten wissen, wo er liegt,
Einst heben sie ihn ans Sonnenlicht.
Wir sind geschlagen, nicht besiegt,
In solcher Schlacht erliegt man nicht.

Das deutsche Volk ist noch nicht zum Untergange reif, sondern von hoffnungsvollster Zukunft, solange es den Glauben an sich selbst und den Blick auf die nationale Größe, die ihm gebührt, sich bewahrt, wie der alte Vater Arndt sie gepredigt, geglaubt und bewahrt hat.

Endlich stehe hier zum Schluß das oben erwähnte vortreffliche Lied, welches Arndt schon 1835 auf sein eigenes Grab gedichtet hat:

Steh hier still, hier wächst der Baum
Schon mit Blättern grün und voll,
Der des letzten Schlummers Traum
Freumblich dir umschatten soll.
Schau ihn an, er ist so grün,
Nicht so lustig in die Welt,
Roth' Rosen ihn umblähen,
Von der Reienluft geschwellt.

Welch ein Schimmer! Welch ein Duft!
Hörst du, wie der Morgen klingt,
Wie der Kukul unten rüst!
Wie die Lerche oben singt!
Und dies Leben rosenroth,
Diese Wonne lieberreich
Wäre graulich, und der Tod
Hätte hier sein düstres Reich?

Rein, ihr Rosen, nein, du Baum,
Der mich einst umsäuseln wird,
Rein, du Vöglein, das den Traum
Dieses Schlafes einst umschwirrt,
Rein, ihr Reienlächchen süß,
Die ihr mit den Blumen kuß,
Hier blüht wieder Paradies,
Das nicht Sturm noch Flut umtoß.

Wachse denn, du grüner Baum,
Wachse, Rosen, zum Gebüsch,
Mit dem vollen Frühlingstraum
Duftet um mein Bette frisch;
Liebe, hüte dieses Grab,
Hoffnung, winde drum dein Grün,
Und so laß mich bald hinab
In die sel'ge Stille fliehn.

Wenden wir uns nun zu zwei Abschnitten unsers Buchs, welche aus dem chronologischen Zusammenhang, in welchem die übrigen Gedichte einander folgen, herausgelöst sind, weil für die einzelnen Lieder derselben das Jahr der Entstehung nicht mehr zu bestimmen war.

Zuerst also die „geistlichen Lieder“, welche von Arndt selbst als „meist zwischen 1807 und 1840“ fallend bezeichnet werden. Ich habe schon oben auf ein vortreffliches Gedicht geistlichen Inhalts hingewiesen. Auch in dem eigens diesem Stoff zugewiesenen Abschnitt finden sich mehrere Lieder von hervorragendem Werth. So singt das „Morgengebet“ echt fromme Gefühle im Ton des Volksliedes oder des alten treuherzigen Kirchenliedes. In demselben Tone etwa Paul Gerhard's oder G. Reumart's

ist das Grablied gehalten, voll rührender Einfalt und tiefsten Gefühls. Mehr betrachtend, aber poetisch empfunden ist die „Ermunterung“, welche zwei Eigenschaften zu vereinigen bekanntlich die Klippe für sehr viele Kirchenliederdichter geworden ist.

Das Eigenthümliche der Arndt'schen geistlichen Poesie dürfte hauptsächlich darin bestehen, daß sie, wie freilich vor bei weitem größte Theil seiner übrigen Poesie auch, in hervorragender Weise den Eindruck des Individuellen, des Gelebten macht oder mit andern Worten, daß diese Lieder in jenem bedeutenden Sinn Gelegenheitsgedichte sind, in welchem Goethe alle Lyrik als Gelegenheitspoesie bezeichnete. Das ist natürlich kein Tadel, sondern ein Lob. Diese Lieder tragen nicht den Stempel des Gemachten, sondern man sieht, sie sind das Product äußerer und innerer Lebenserfahrung. Freilich bekommen dieselben dadurch etwas Subjectives, was wol unsere Hymnologen abgehandelt haben mag, dieselben in der Ausdehnung, wie sie es verdienten, für die Gesangbücher zu benutzen. Gewiß mit Unrecht; denn wenn dies Princip durchgeführt werden sollte, wie man dies neuerdings verlangt hat, wenn auch der gläubigsten und frommsten Subjectivität in der gottesdienstlichen Lyrik das Wort versagt und nur der Kirche als objectiver Anstalt die Rede gestattet werden soll, dann müßten wir auf eine ganze Reihe der schönsten Lieder für den kirchlichen Gebrauch verzichten; dann müßte nicht nur Novalis' herrliches „Was wär ich ohne dich gewesen“ gestrichen werden, auch „Jerusalem, du heil'ge Gottesstadt“ des alten Meßfart würde seinen Platz räumen müssen. Ueberhaupt aber ist ja diese ganze Unterscheidung unwichtig. Wird denn nicht das subjective Gefühl des Dichters, sofern dasselbe nur überhaupt auf kirchlichem Grunde ruht, eben dadurch, daß die Gemeinde im gemeinsamen Gesang dieses Gefühl in sich aufnimmt, zum vollkommen berechtigten Ausdruck der allgemeinen Andacht? Wird die subjective Empfindung des frommen Gemüths auf etwas andern als auf dem objectiven Glaubensgrund beruhen und wird nicht dieser gerade erst durch jene lebendig?

Einen rührenden Eindruck macht die Resignation oder richtiger gesprochen die Weltverachtung des Dichters. Wenn wir bei einem andern Manne als Arndt vielleicht über die Weltflucht, die oben von uns geleugnet, in diesem Abschnitt wirklich hervortritt, bedenklich werden müßten, so erblicken wir bei Arndt in diesen Liedern nur die Wünsche eines redlichen Kämpfers, der nach hartem Streit und saurem Tagewerk Ruhe ersehnt: „Ich wollte, es wäre Abend“, sagte der englische Feldherr bei Waterloo. Daß er überzeugt von der Welt Schlechtigkeit und Gebrechlichkeit und seines himmlischen Erbes gewiß sich Frieden ersuchte, wer wollte es dem tapfern Streiter verdenken? Hat er doch nie die Hände in den Schoß gelegt und in beschaulicher Unthätigkeit der Zukunft entgegengeesehen; hat doch die Sehnsucht nach dem Himmel ihn nicht unbrauchbar für die Erde, sondern fest, frei und gerecht gemacht in allen irdischen Kämpfen. Zur Probe auch aus diesem Abschnitt das oben erwähnte „Morgengebet“:

Die Nacht ist nun vergangen,
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen,
Und alle Bäume fern und nah;
Auf Feldern und auf Wiesen,
In Wald und Berg und Thal
Wird Gottes Lust gepriesen
Von Stimmen ohne Zahl.

Die frommen Nachtigallen,
Sie klingen hellen Freudenlang,
Die Lerchen höchst vor allen
Zum Himmel tragen sie Gesang,
Der Ruf auf den Zweigen
Und auch das Heißgalein
Sie wollen sich dankbar zeigen,
Es will keiner hinten sein.

Und ich? ich sollte schweigen,
Ich, Gottes reiches Ebenbild?
Durch das mit Liebesreigen
Der Feuerstrom der Gottheit quillt,
Dem er die Sternenlichter
Zur Bräderschar geweiht
Und Engelngeflüchter
Verklärt in Herrlichkeit?

Das Bild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum,
Sie priesen also bald
Den Vater überm Sternenraum!
Es summete die Imme,
Das Würmchen seine Lust,
Und ich hatt' keine Stimme
Des Lobes in der Brust?

Mein Vater aller Güte,
Du meiner Seele Freudenlicht,
Wie gern will mein Gemüth!
Doch meine Worte können nicht.
Wer mag dich würdig preisen,
Durch den die Welten sind,
Vor dem die tiefsten Weisen
Raum lassen wie ein Kind.

O Herr, laß mich auch heute
In deiner Liebe wandeln treu,
Daß ich der Sünden Bente,
Der Eitelkeiten Spiel nicht sei,
Laß mich nach deinem Willen
Den Weg der Tugend gehn,
So wird der Tag mir milde,
So kommt die Nacht mir schön.

Und endlich die „Fliegenden Erinnerungsbilder“, welche die Sammlung schließen, enthalten eine Reihe froher, voller Denksprüche, fruchtbarer Maximen, ernster Ermahnungen in prägnanter Kürze und Arndt'scher Eigenthümlichkeit.

Wo's viel mit blanken Worten himmelt,
Als trät' es schon in Sternenspur,
Wenn's da von Zug und Trug nicht wimmelt,
Wo bliebe dann dein Ton, Natur?

„Von links und rechts wirst du todt geschlagen.“
Hört, Freunde, einmal stirbt man nur.
Mit Gott frisch drein! Wir wollen's wagen:
Gott lebt und göttliche Natur.

Hiermit schließe ich meinen Versuch Arndt's, Poesie im großen und ganzen wie im einzelnen zu charakterisiren und sie in den ihr gebührenden Platz der Literaturgeschichte

ausgesprochen. Vielleicht darf ich hoffen gezeigt zu haben, daß nicht nur die bekannten politischen und Vaterlandsliebe der Land's Erziehung verbinden, daß vielmehr Andre durch und durch Dichter ist von Gottes Gnaden, der seinen Weg in allen Tonarten und nach allen Seiten hat erkunden lassen. Neben seiner politischen Poesie sind es vorzüglich seine romantische Färbung, welche mit dem duffigen Saft innigen deutschen Fühlens übergoßen, dem Dichter einen hervorragenden Platz unter den deutschen Lyrikern anweisen. Und was ihn besonders auszeichnet: Dichter und Mensch sind bei ihm nicht zwei getrennte Persönlichkeiten, sondern ein untrennbares in sich geschlossenes Ganzes; er dichtet, was und wie er lebt und er lebt seine Dichtung.

Es steht Andre als Patriot und Dichter gleich einer Fackel aufrecht in dem Pantheon deutscher nationaler Helden, den Allen eine erhebende Erinnerung, dem Jüngling ein beleuchtender und ermutigender Mahner, dem Vaterland zu glauben und für dasselbe zu leben, dem Bürger für die Zukunft des deutschen Volks, in dessen Herzen er fortlebt, solange es ein deutsches Volk gibt wird.

August Harnacher.

Biedermann's Wissenschaftslehre.

(Schluß aus Nr. 24.)

Nicht als ein Jahrtausend hindurch erscheint nunmehr der Geist des Denkens als die innerste Triebfeder der Wissenschaft. Der das Denken hat einen weiten Weg zu machen, bevor es sich selbst im Gegenstande wird: es muß sich zuerst am Glauben und dann innerhalb der Erkenntnis bewähren, ehe es sich selbst bewähren kann. Der Glaube an Gott, als an die über alle Natürlichkeit erhabene Weisheit, erscheint als die natürliche Begründung eines Denkens, welches, indem es diesen Glauben, wie der Offenbarung eines übernatürlichen Bewußtseins entsprungen, Inhaltstheil sich gegenständlich macht, unmittelbar mit dem Begriffe seiner selbst zu kommen den Anfang nimmt. In patriarchaler Philosophie kommt allerdings insofern über den ursprünglichen Standpunkt des Glaubens hinaus, als sie die Einheit des menschlichen Geistes in Gott und wieder den Geist als das göttliche Geistes im menschlichen Bewußtsein entstanden sieht; daß sie aber im vollen Gange der Vermittelung das Denken dem Glauben unbedingt gefangen gibt und auf das Wissen nicht, was somit ihr ausschließlich theologisches Gepräge gewinnt die Schranke ihrer wissenschaftlichen Bildung. Auch die stoische Philosophie kam trotz der ihr von der griechischen Philosophie und den Naturwissenschaften gewordenen Anregung um über diese Schranke hinaus. Innerhalb der scholastischen Philosophie endlich erschien zwar die Unabhängigkeit des Denkens bezüglich der Entwicklung der Erkenntnisbegriffe nicht weniger unverändert, wie der Streit der Realisten und Nominalisten beweist; da aber die Theologie nicht bloß den Grund und Boden, sondern auch das Vermittelungs- und das in ihren Gehäusen ein für allemal festgesetztes Endglied der Wissenschaft war, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Vertiefung und Ausbildung eines selbständigen Denkens verhindert wurde und so ein so entschiedener hervortretende Streben nach schulgerechter Darstellungsweise zuletzt in leeren Wortkram ausartete.

Nachdem sich das Denken, unvermittelt wie es war, am Glauben ausgelebt, ja abgerichtet hatte, warnte die Philosophie selbständig ihren Weg gehen. Sie griff begierig nach der allmählich sich entwickelnden Aufklärung und suchte zunächst mittels eines tieferen Begriffs in die Wissenschaft und den Geist der Sprache aufzuweisen in das Verständnis der griechischen Philosophie einzubringen

gen und von dieser Grundlage aus die Wissenschaft wie im Einzelnen, so auch im Ganzen umzugestalten. Insbesondere aber wurde die Denkweise, statt mit der Erkenntnistheorie, mit der Sprachlehre in Verbindung, eben dadurch aber auch um jede anderweitige wissenschaftliche Vermittelung gebracht (Leontius, Boetius, Agricola, Biber, Martinus Riholius, Petrus Ramus, Moslandshausen). Auch das erneuerte Eingehen auf die Naturwissenschaft konnte nicht wohl über die Unmittelbarkeit der Erkenntnis hinauskommen; aber, abgesehen von der hier viel späteren Entwicklung, nicht bloß der Entwicklung der Erkenntnistheorie, sondern allen Richtungen der Wissenschaft zu folgen, wurde das Bedürfnis einer höheren Erkenntnistheorie im ganzen hinlänglich dadurch bekräftigt, daß auf die Behauptung eines höheren Ausgangspunktes der Erkenntnis und auf einen gesetzmäßigen Entwicklungsengang derselben gedrungen, sowie daß eine sich bewussten Ordnung und einem durch diese möglich gewordenen Abschluß der Wissenschaft das Wort gerichtet ward (Seneca, Tertullian, die Platoniker Plotinus und Giordano Bruno, die Peripatetiker Cassiodorus, Boetius, Campanella; vermisch in den Theosophen des 16. Jahrhunderts). Nunmehr konnte die Wissenschaft auch den naturwissenschaftlichen Theil der Wissenschaftslehre als den eigentlichen Gehalt ihrer vorgeschrittenen Entwicklungsstufe begreifen. Der bisherige Standpunkt, das Denken innerhalb der reinen herausgearbeiteten Erkenntnistheorie, welche damit erweitert und bereichert werden, zu bewahren, wurde eingehender begründet, Erfahrung und mit dieser der Versuch und die Beobachtung, überhaupt das sinnliche Bewußtsein als die ursprüngliche Grundlage aller Erkenntnis eingeschärft (Bacon, Hobbes, Wolfenbüttel, Locke; auch Berkeley und Hume). Als die Erkenntnistheorie dieser Erfahrungslehre sich gegen sich selbst zu wenden und den sinnlich vermittelten Inhalt von dem überflüssig zu Grunde gebrachten scharfer abgrenzen begann, mußte sie allmählich die Behauptung einer Erkenntnistheorie gelten lassen, welche der Vermittelung des Denkens sehr nahe kam.

Den hierdurch angegebenen Schritt gethan und dem Denken, der Erfahrung und Erkenntnis gegenüber, den Rang einer besonderen Entwicklungsstufe des Geistes angewiesen zu haben, ist das Verdienst Descartes', obgleich derselbe, da ihm der Begriff des vermittelnden Ichs, überhaupt des Wissens fehlt, im Grunde nicht über den unmittelbaren Ausdruck desselben hinauskommt. Der Urtheil seiner Philosophie, Spinoza, hat dadurch, daß er das Denken über die Grenzen menschlicher Verfassung hinaus ausdehnt, daß er es als ein Ich des göttlichen Geistes, sowie unentworfelt als einen Inhaltstheil des ganzen Weltseins bestimmt, überhaupt nicht bloß dem Geiste, sondern gewissermaßen auch der Natur Denken zuschreibt, den Gesichtskreis seines Gedankens wesentlich erweitert. Aber diese Vermittelung des Denkens blieb immer nur eine äußerliche: für die Begründung des ursprünglichen Standpunktes, für die wissenschaftliche Entwicklung des eigenthümlichen Inhalts des Denkens ist nichts geschehen. Einen weiteren Schritt that Leibniz, einmal indem er mit Beziehung auf die Substanz, den Vermittelungsbegriff des Geistes und der Materie, innerhalb dessen das Denken als sein Wesen enthalten ist, die Monade als den Gedanken erscheinen läßt, dessen Einheit an der in sich enthaltenen Vielheit von Vorstellungen ihren Inhalt hat, und sodann, indem er es ausdrücklich auspricht, daß die Verknüpfung der Sinnen und Dingen erst mitgetheilt werden müsse. Als weitere Vermittelung des Denkens geführt und vorführt überhan-

Das Denken, nach langer gekommen, hat sich in raschem soweit es überhaupt, ohne an zu fertig werden kann. Zunächst die letzte, höchste Entwicklung im unvermittelten Gedanken an weit herausgesetztem, im Grunde aberbergriffen und ist sich schließlich

Ich, aber doch als Gedanke
er vermag es nicht.

n dahin, sich mit vollem Bewußt-
se ist es damit in der That ein-
en, und seine Bewährung ist die
dem Wissen kommt die Wissen-
sch, d. h. zur durchgreifenden Un-
haltigen Inhalts, welcher dem je-
a zu entsprechen und mit diesem
machen hat. Zunächst begreift das
nur unmittelbar, indem es sich
eins und Denkens auseinanderzu-
n dabei im Grunde doch um sich
Brennpunkthalte zu sehen gewiß
jegemäßen Wissenschaft sowie der
Kant, und die „Kritik der reinen
dieser Wissenschaft. Kant löst den
ste der Vorstellung ab, verkündet
s von aller Erfahrung und Er-
maßnlichkeit derselben einem bris-
al schon die Forderung einer be-
stän-

stän- des Denkens transscendentalen Entwicklungskräfte des
menschlichen Geistes aus. Die Kritik der reinen Vernunft ist
die Kritik des Denkens durch das Wissen; um das reine Denken
ist es wesentlich zu thun. Dabei wird nun zwar nicht jeder Zusam-
menhang des Denkens und des Bewußtseins geleugnet, vielmehr aus-
drücklich erklärt, daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung an-
fange; aber, schroff wie jede neue Richtung, hat doch die Kritik der
reinen Vernunft die Apriorität des Denkens auf Kosten seiner
Aposteriorität, seines Zusammenhangs mit dem Inhalte des Be-
wußtseins, geltend gemacht. Gerade deshalb aber ist es ihr nicht
möglich geworden, sich dem Denken gegenüber zum Begriffe zu
dringen, und hat sie sich gezwungen gesehen, die durch sie näm-
lich selbst betätigte Möglichkeit der Ueberschreitung des Denkens
begrifflich zu leugern. Dazu kommt, daß Kant trotz der Schärfe
seiner Begriffsaneinanderstellungen und Vermittelungen die Un-
wissenschaftlichkeit des Denkens und Sprechens keineswegs zur
Gende überwinden hat. Nichtsdestoweniger wird sowohl das
Ziel als auch der Weg zu demselben der Wissenschaft wol auf
Jahrhunderte hinaus durch Kant's Meisterwerk vorgezeichnet blei-
ben — das Ziel: sich selbst in allen ihren Theilen zum Begriffe
zu bringen, und so bewähret zu betätigen; der Weg: die be-
griffsgemäße Art und Weise ihrer Entwicklung einzuhalten.

Zunächst tritt die Bestimmung des Ziels als Aufgabe in den
Vordergrund. Das Bewußtsein dem Sein sowie auch dem dar-
aus hervorgegangenen Denken entgegenzusetzen, und das Ich,
welches unmittelbar mit allem Bewußtsein und Denken verknüpft
ist, sodann aber auch, als für sich, über denselben steht, geradezu
für das Bewußtsein und Denken als unumgänglich notwendig
zu behaupten und im allgemeinen als Wissen zu bestimmen, ist
die That Fichte's. Insofern aber das über dem Denken stehende
Ich den Standpunkt des Bewußtseins, wenn auch eines gedanken-
vollen und unbefangenen wissenschaftlich gebildeten Selbstbewußtseins,
zu dem seinigen macht und es demselben im Grunde nur noch um
einzelne Bethätigungen des Bewußtseins und Denkens zu thun
ist, liegt darin ein Rückschritt gegen Kant. Mit Fichte wesent-
lich auf gleichem Boden steht Schelling, bei dem das Ich sich
selbst gegenständlich wird, aber nicht als Wissen. Sein bleiben-
des Verdienst ist, die Vernunftgemäßheit und geistige Gesetzmä-
ßigkeit der Natur in Beziehung auf die Entwicklungskräfte des
menschlichen Geistes gründet gemacht und auf die Möglichkeit
einer wissenschaftlich begründeten Erkenntnis Gottes hingewiesen
zu haben, wogegen er in Betreff einer streng wissenschaftlichen
Begriffsentwicklung so gut wie nichts geleistet hat. Dieser
Ueberschreitung der Wissenschaft gegenüber, welche die von Kant
schätern zugegebene Möglichkeit eines rein geistigen Stand-
punktes zu ihrem unabhängigen Ausgangs- und Vermittelungs-
punkte machte, legt Herbart mit Recht auf die aposteriorische
Vermittelung des Kant'schen Standpunktes Gewicht; daß er aber

andererseits die von aller unmittelbaren Beziehung auf die
Aposteriorität gereinigte Apriorität desselben aufzugeben willens
ist, macht seine Philosophie bezüglich der Kant'schen zu einem
Nachtrahismus.

Warum diese Bestrebungen hauptsächlich auf das Ziel des
Wissens gerichtet, so ist es das Verdienst Hegel's, die Wissen-
schaft in Zucht und Läng genommen und derselben dadurch ein
neue Gestalt gegeben zu haben. Der Kernpunkt seiner Philo-
sophie liegt in der eigenthümlichen Art und Weise des Denkens,
um zum Wissen zu gelangen, nämlich in dem Gesetze der un-
terschied überschreitenden Identität, demzufolge es sich nicht
mehr um bleibend auseinandergesetzte Arten und Gattungen in
Dinge und um eine Reihe nebeneinander liegender Kategorien,
sondern um das allen Dingen und allen Theilen jedes Dings
gleichgeltende Wesen derselben, welches das Ding erst zu einem
Dinge macht, und vor allem um eine dergestalt, daß jeder seinen
Wissenschaft die tiefer in sich aufgehoben enthält, fortschreitende
Begriffsentwicklung und Begriffsbestimmung handelt. Es war
aber für die Hegel'sche Philosophie verhängnisvoll, daß gerade
dem Fichte-Schelling'schen Standpunkte sich eingeschlossen hat,
ohne auf die durch die „Kritik der reinen Vernunft“ dargelegte
Begründung und Vermittelung dieses Standpunktes mit der
Schärfe eingegangen zu sein. Hegel überwindet zwar die vor-
meinlich unabhängige Unmittelbarkeit des Ichs, aber es ist ihm
doch nicht vollkommen gequdnt, das vorrillige Ueberschreiten zu
seiner vollen wissenschaftlichen Bildung nach sich unmittelbar
bewußten Ichs von den eben erst zum Begriffe kommenden
Entwicklungskräften derselben abzuhalten und so dem jeweiligen
Ich der besondern Wissensbethätigung das Wort zu lassen. In
darin liegt auch das Hauptbedenken gegen die unabhängige Ent-
tennung seines Denkgesetzes begründet. Hegel hebt neben
allerdings wesentlichen Gleichheit der Theile untereinander zu
des Ganzen den ebenso wesentlichen Unterschied derselben nicht
hinreichend hervor. Daß seine Philosophie wissenschaftlich zu
stimmt nur aus zwei Theilen besteht, aus der Naturphilosophie
und aus der den Inhalt der Logik in sich schließenden Philosophie
des Geistes; daß wol das Bewußtsein und Denken, nicht aber
das Wissen diesen gegenüber begriffsgemäß ausgesprochen wird,
daß das Bewußtsein nicht zum eigentlichen Inhalte des Selbst-
bewußtseins und das Denken wol zur Entwicklung innerhalb
der Begriffe des Seins und des Wesens, nicht aber zu Aus-
einandersetzung seiner selbst kommt; daß der Begriff unmittelbar,
das Urtheil einseitig und der Schluß ohne eigenthümlichen In-
halt, das Wissen überhaupt ohne durchgreifende Begründung und
Vermittelung, sowie schließlich ohne den Begriff der Wahrheit
diese Mängel hat eben nur eine Folge der mangelhaft be-
kannten Art und Weise zu denken. Auch darf man wol verlangen,
daß die Philosophie den gesunden Menschenverstand nicht gerade
zu vor den Kopf stoße, sondern seinem Gesichtspunkte an-
nahungsweise zugänglich bleibe. Hegel dachte aber überhaupt von
der Sprache nicht gut genug, um dem Begriffe gemäß sprechen
zu können. Bei alledem ist in Hegel mehr Schell als in allen
seinen Zeitgenossen und Nachfolgern zusammengekommen, so-
wie er auch neben Kant die einzige wahrhaft geschichtliche Gestalt ist.

Auf diesem Standpunkte war die Wissenschaft angekom-
men und von diesem Standpunkte aus war dieselbe weiter zu
führen. Zunächst mußte die von Kant über das Bewußtsein und
das Denken gestellte, jedoch unmittelbar behängte Kritik als der
Grund und das Wesen einer neuen Entwicklungskräfte der Wis-
senschaft zum Begriffe gebracht, mußte, als was dieselbe in der
That sich erweisen hat, als Wissen bestimmt werden. Allen der
Begriff des Wissens ist nicht zu erreichen gewesen, ohne daß nicht
sowol der Begriff des man kann sagen seit Aristoteles vernach-
lässigten Bewußtseins, als auch der Begriff des im Unterschiede
des Bewußtseins betätigten Denkens auseinandergesetzt, ohne daß
nicht überhaupt der Begriff im Unterschiede der Vorstellung und
des Gedankens, daß nicht der Begriff seinem vollen Inhalte nach
herausgesetzt worden ist.

„Sobald war die Hegel'sche Art und Weise im Wissen vorzuziehen als die einzig begriffsgemäße zu ergäßen. Denn wissenschaftlich ist weder das am Unterschiede noch am Vergleich allein festzuhalten, und ebenso wenig an einer Vereinfachung, welche als das gleichgültige Übergehen und Zusammennehmen der Unterschiedenen in eine Einheit sich erweisen soll; vielmehr wird sowohl das Unterscheiden als die Gleichsetzung innerhalb der Vermittelung zur Geltung gebracht werden müssen.“

„Schließlich erübrigte, Ziel und Umfang der Wissenschaft begriffsgemäß zu bestimmen. Zwar das letzte Ziel der Wissenschaft, Gott und Welt zu begreifen, ist ewig eins und dasselbe; aber das nächste Ziel der Wissenschaft, das Ziel des Wissens, der Begriff der Wahrheit schien so gut wie noch inhaltslos zu sein. Ebenso mußte der Umfang der Wissenschaft erweitert werden, da die herrschend herrschenden Begriffe der Naturwissenschaft des Geistes den ganzen Inhalt der Wissenschaft in der That nicht zu fassen vermochten.“

Es ist aber das aus dem bewußtwilligen Denken hervorgegangene Wissen als in Wahrheit betätigt der Geist, welcher, abgesehen seines Ursprungs, auf die weitere Betätigung, auf sein äußerlich zu betriebsfähiges Leben hinweist. Der Begriff des Geistes ist ein unersättlicher, der Begriff der Wahrheit ein für alle Zeiten offener Begriff, und die volle Wahrheit kann nur als der jeweiligen Stufe der Wissenschaft entsprechend gewußt werden.

Dies in gedrängter Kürze der Inhalt des 581 Seiten umfassen Buchs. Wenn unser Bericht gleichwohl zu unzulänglich ausgefallen ist, um noch eine eingehende Kritik desselben zu gestatten, so glauben wir uns entschuldigt bei dem von uns angegebenen Verfahren als dem zweckentsprechendsten beruhigen zu können. Wie auch das Urtheil über die Leistungen des Verfassers im Ganzen und im Einzelnen sich gestalten mögen, die Großartigkeit und Kühnheit seines Unternehmens verdient eine um so entschiedener Anerkennung, je mehr dessen ganze Richtung dem Geiste aller unserer herrschenden wissenschaftlichen und geistigen Strömungen zuwiderläuft. Ein liebevolles gewissenhaftes Eingehen auf den Inhalt des Werks dürfte und nicht nur die Würdigung seiner Verdienste, sondern auch den ohnehin bestehenden auch die angemessenste Kritik seiner Mängel zu sein, welche in einer knappen, aber völlig objectiv gehaltenen Darstellung nur um so mehr hervortreten und den Leser zur eigenen Kritik herausfordern. Wollten wir unsererseits eine solche Prüfung an diesem Orte selbst vollziehen, so müßten wir fürchten, daß bei den zahlreichen Bedenken, welche uns gegen die Entwicklungs- und Darstellungsweise des Verfassers im Einzelnen drängen, unser Urtheil den Charakter eines leuchtenden Commentars annehmen würde.

Im ganzen und großen leuchtet der philosophische Standpunkt des Verfassers aus der historischen Begründung desselben zu Vorgehen ein: es handelt sich bei ihm um eine Vermittelung Hegel's mit Kant. Der Verfasser ist nicht der erste, welcher sich dieses Postulats zum Bewußtsein gebracht hat. Das Bedürfnis ist im ganzen Verlaufe der neuesten wissenschaftlichen Entwicklung zu tief begründet, als daß nicht die jüngeren Philosophen dasselbe zum Ausgangspunkt ihrer Speculation machen, je sogar Hegel's eigene Anhänger mehr oder minder bewußt diesem Zuge nachgeben sollten. Ob aber die Aufgabe in dieser Fassung vollkommen richtig formuliert sei, glauben wir bezeugen zu dürfen. Daß der Philosoph, gleichviel von welchem der gegenwärtig herrschenden Systeme er zunächst ausgehen möge, sich vor allen Dingen an Kant zu orientieren, die tiefere Begründung der von Kant erzeugten Resultate zum Gegenstande seiner Dunkelheit zu machen habe, damit hat es seine vollkommene Richtigkeit. Was aber die Kant'sche Philosophie so vortrefflich zum Orientierungsmittel und Ausgangspunkte geeignet macht, gerade das macht sie zum Vermittelungsbedürfnisse ungeeignet. Ihr im Theil unbefangener, im Theil bewußter Dualismus bildet kein Vermittelungsbedürfnisse Gegenstand zu dem monistischen Idealismus Hegel's. Weit richtiger wäre es, diesen Gegensatz in dem Systeme Herbart's zu suchen, welcher ebenfalls von Kant ausgegan-

gen, aber das von dem Idealismus jenes Dualismus zu einer tieferen, o Weltung gebracht hat. Wenn der Kant in Beziehung auf Kant als ein so sollte er füglich jenseits Stimmen, ebenso viel und ebenso wenig Recht seinen Idealismus als einen Rückfall denen Dogmatismus bezeichnen. Die Vermittelung Hegel's mit Herbart dem fördern, lag freilich viel zu nahe. losophen, wie z. B. Schelling und in sei mit Unentschiedenheit gemacht hätten. über einen gewissen Synkretismus der Grund dieses Misslingens wol Philosophie, obgleich an systematisches Idealismus kaum vergleichbar, noch hatte, um einen reinen Gegensatz zu bilden. Die eigentliche Vermittelung als der Empirismus sich durch die Verkörperungen unserer Tage in seiner Breite an den Tag legte. Insofern philosophischen Aufgabe der Gegenwart im wesentlichen vollkommen bewußt geworden ist, insofern ist seine Arbeit eine zeitgemäße; insofern er aber die Gegensätze noch nicht in ihrer vollen Schärfe formuliert hat, insofern wird auch keine durchgreifende Wirkung von derselben zu erwarten sein. Die an vielen Punkten ungenügende Ausführung und der Mangel an Darstellungsgehalt sind natürlich nicht geeignet, diese Wirkung zu erhöhen.

Es ist unter allen Umständen leichter, eine Aufgabe stellen, als eine Aufgabe lösen. Der Verfasser ist sehr überzeugt seine Aufgabe gelöst zu haben; wir unsererseits können ihm nicht mehr zugeben, als daß er manches Wichtige und Werthvolle zu deren zukünftiger Lösung beigetragen hat. Was zunächst die Gliederung des Ganzen anbelangt, so erscheint es zwar mühsam, aus den in der „Wissenschaftslehre“ enthaltenen Andeutungen auf ein noch gar nicht in seiner Totalität vorliegendes System schließen zu wollen. Hält man sich aber bis auf weiteres an diese, so wird man unangenehm überrascht werden, wenn man die höchst äußerlichen Gründe der Gliederung in Naturwissenschaft, Wissenschaft des Geistes und Lebensweisheit mit der trotz aller Willkür im einzelnen großartigen Gesetzmäßigkeit und Geschlossenheit des Hegel'schen Systems vergleicht. Fast man zunächst bloß die „Wissenschaft des Geistes“ ins Auge, so weiß man ungeachtet der ermüdend breiten Auseinandersetzung des Verfassers nicht recht, ob sie oder ob die Naturwissenschaft im System vorauszuweisen habe. Die beiden ersten Theile derselben sollen dem dritten, der „Erkenntnis“, gegenüber wieder ein selbständiges Ganzes unter dem Namen der „Wissenschaftslehre“ bilden, welche einzelnen Meinungen zufolge wol auch die Stelle einer formalen Logik ausfüllen soll. Bei der fast peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Verfasser durchgängig das Gesetz der Dreitheilung einhält — denn mit der ebenfalls zugesandenen Zweitheilung hat es soviel wie nichts auf sich —, wäre diese Zusammenstellung nicht recht zu begreifen, wenn nicht der gelegentliche Hinweis auf einzelne Reichen von Kategorien, wie Vorstellung, Gedanke und Begriff, oder Bewußtsein, Denken und Wissen, oder hinwiederum Bewußtsein, Geist und Seele, und darüber belehrt, daß wir es hier mit einem zwar wesentlich verschiedenen, aber immerhin analogen Vermittelungsproceß zu thun haben wie bei den herkömmlichen und durch des Verfassers Dialektik sicherlich nicht außer Kurs gesetzten Begriffszusammenhängen von Seele, Denken und Geist, oder von Vorstellung, Gedanke und Begriff, letztere ebenfalls in ihrem wohlverstandenen herkömmlichen Sinne genommen. Aber abgesehen davon, daß der im dritten Theile des Werks auszuführende Begriff der Seele dann immer wieder unvermittelt bliebe, was sollen wir mit dem Begriffe der Wahrheit anfangen, welcher die dialektische Vermittelung des Geistes beim Verfasser abschließt? Wir können uns freilich damit trösten — wenn dies anders für jemand

aß mit diesem Begriffe in diesem nichts anzufangen ist. Deren, Wissen Verfasser die drei Hauptbestimmungen bezeichnet, können nun und nimmer dialektischen Proceßes sein, weder in Menschen, noch in der Sprache unter diesen Begriffen dasselbe verstehen, was wir fast bezweifeln möchten. Ist von ihm mit auffallender Stille seines langverjährten Rechtschreibens: das ganze Gebiet der Vorstellung dem Bewußtsein und das des speculativen überlassen; er wird fast inhaltsleer mehr als etwa den sechzehnten Theil

des gegenwärtigen Theils ein. Mit desto größerer Aufmerksamkeit wird der Begriff des Wissens abgehandelt, in welchem überhaupt der Kernpunkt der eigenthümlichen Darstellungsweise und, nach des Verfassers Meinung, der von ihm zum ersten male richtig fixirte Höhepunkt der Wissenschaftlicher zu suchen ist. Daß er unter diesem Begriffe etwas ganz anderes versteht, als was der bisherige allgemeine und wissenschaftliche Sprachgebrauch darunter verstanden hat, liegt auf der Hand; schwieriger ist es, seinen Inhalt an diesem Sprachgebrauche positiv zu bestimmen. Ein gewisser Parakletismus der in diesem Theile entwickelten Begriffe mit denen des ersten Theils berechtigt uns vielleicht, denselben mit dem Ausdrucke speculatives Bewußtsein zu bezeichnen. Unsere Augen sind indeß, offen gehalten, zu blinde, um den vermeintlich hierdurch begründeten Fortschritt über Hegel's „Unmittelbarkeit“ hinaus zu erkennen. Sie sind aber nicht blinde genug, um nicht zu erkennen, daß am Schluß des Inhaltsverzeichnis im Sinne des Verfassers dem Besetze der Dreitheilung zufolge unter der Rubrik: „Die Begründung des Begriffs des Wissens“, den beiden vorhandenen geschichtlichen Entwicklungsstufen: „a. Grund und Wesen des Wissens. Kant“, „b. Art und Weise des Wissens. Hegel“, die abschließende dritte: „c. Ziel und Umfang des Wissens. Wiedermann“, hinzuzufügen wäre. Bei der sonst überall zu Tage tretenden aufrichtigen und liebenswürdigen Unsprachseligkeit des Verfassers erlauben wir uns diese Prätension lediglich aus seinem außerordentlich lebhaften Sinne für wissenschaftliche Kritikstellung, können sie aber gerade in diesem Punkte am allerwenigsten gelten lassen, da wir nicht so ohne weiteres den absoluten Werth des Wahrheitsbegriffs seinen geschichtlichen Erscheinungsformen aufzusperren geneigt sind. Dagegen erblicken wir in dem betreffenden Abschnitt des Werks eine in der Hauptsache wohlgeleitete Entwicklung der geschichtlichen Voraussetzungen des vom Verfasser eingenommenen philosophischen Standpunktes, und wir können es ihm nur dank wissen, daß er, im Unterschiede von Hegel's „Phänomenologie“, die systematische und die historische Begründungsweise einmalig auseinandergehalten hat. Nicht zu übersehen ist dabei freilich, daß Hegel alle Erscheinungsformen des bei ihm ungleich inhaltsreicheren Begriffs des Wunders berücksichtigt und auch die ethischen Momente derselben theilweise zu ihrem Rechte kommen läßt, während der Verfasser, scheinlich nicht zum Vortheile seiner Darstellung, jedwede Beziehung darauf mit scrupulöser Genauigkeit fern hält.

Was dem bisher Gesagten erhebt zur Bedenke, wie rückhaltlos der Verfasser mit dem geldüftigen Inhalte der Begriffe schaltet. Wegen ein solches Verfahren müssen wir nicht nur im Namen des gesunden Menschenverstandes, sondern auch im Namen einer steten Entwicklung der philosophischen Wissenschaft entschieden Protest einlegen. Wie die im allgemeinen und im bisherigen wissenschaftlichen Sprachgebrauche gegebenen Begriffe zu hantiren sind, ehe sie sich einer zwingenden Dialektik fügen, darüber hätte der Reactionär Herbart dem Verfasser die beherzigenswertheften Fingerzeige geben können. Da er diese vorläufige Analyse nicht für notwendig befunden hat, so ist es kein Wunder, daß auch seine ganz richtige Ansicht in die Mängel der Hegel'schen Methode im ganzen ziemlich fruchtlos geblieben ist. Der Verfasser hat zwar die bekannte Weise Hegel's, das

philosophische Subject ganz aus dem Bewußtseinskreis des Lesers zu verbannen und die Begriffe für sich selbst denken zu lassen, in der Form auf eine Spitze getrieben, welche dem Leser und da zu unmittelbar ein Faden entlockt; allein dieser Gedanke mit seinen eigenen Widersprüchen, denen nicht nur alle logischen intellectuellen, sondern auch moralischen Tugenden weichen, die in vollem Maße wegen ihres Verschwindens gelobt oder gelächelt werden, ist fast eher am so harmloser, je deutlicher um überall den Pferdeschweif hervorzucken sieht. Auch kommt es dem Verfasser durchaus nicht darauf an, die Massen des Aufhebens bei diesem wunderbaren Spiele dialektischer Kunst bis am Ende aufrecht zu erhalten; im Gegentheil, er läßt denselben von Zeit zu Zeit bereitwillig einen Blick hinter die Coulissen werfen. Die Stationen und Wendepunkte der mannichfach geschlungenen Wanderbahn sind im Voraus abgezeichnet, ehe der Verlauf beginnt. Wenn der Begriff, das nahe Ziel fortwährend im Auge, durchdringt, woran sonst kann die Schuld liegen als daran, daß die Abstraktion den Blick mehr verwirren als orientiren? So kommt es, daß die trotz herrlicher Ausdrucksanreicherung immer noch undeutlich und vieldeutig bleibende Theorie von Begriff, Urtheil und Schluß durch das praktische Verfahren des Aufhebens nicht die wünschenswerthe Erklärung und Veranschaulichung erhält, obgleich derselbe seitdem genug die Wissenschaftlichkeit des Verfahrens hinterher nochmals ausdrücklich durch Worte, welche nur selten zwingend, oft nicht einmal plausibel genannt werden können, zu rechtfertigen sucht und so diesem Werk in ganze vorausgegangene Entwicklung in einem ziemlich unglücklichen Auszuge an der betreffenden Stelle des Exkurs erschließt.

Es könnte hiernach den Anschein gewinnen, als ob der Verfasser bei Bestimmung der Begriffe mit besonderer Mühe in Werte gegangen sei. Wohl ihm, wenn er es wäre! Kein Zweifel, daß er in diesem Falle manchen glücklichen Griff gefaßt und viel unumstößlichere, dauerndere Resultate erzielt haben würde. Statt dessen hat er sich freiwillig die Fesseln eines Wesens angelegt, dessen Ungültigkeit und Unanwendbarkeit dem unbekannten Blick auf der Stelle einleuchtet. Statt sich durch eine halb ausgeführte Analyse des lebendigen Inhalts der gegenwärtig herrschenden Methode zu beschäftigen und an diesem seine Dialektik zu erproben, hält sich der Verfasser ohne Weitsicht an die äußere Wortform, an die todtten Niederschläge früherer Sprachentwicklungen, und übersieht andenkend die geschichtliche Entwicklung der Sprache mit der ihres Gedankeninhalts. Der kirchliche Zusammenhang zweier Wörter wird ihm zum Umbrachen zum dialektischen, und die Vertheilung zweier Wörter ganz heterogener Bedeutungen in derselben Form zum unheilvollen Principien ihrer wesentlichen logischen Identität. Wir haben schon bei der Besprechung des ersten Theils auf die durchaus irrthümliche Aufassung hingewiesen, welche diesem Verfasser unausgesprochen zu Grunde liegt. Es hat allerdings in der Geschichte der Menschheitsentwicklung einen Zeitpunkt gegeben, wo der Geist sich in ungeschalteter Einsicht seiner Beherrschung an der Sprache zum Bewußtsein brachte, wo nicht allein der wissenschaftliche, sondern auch der künstlerische und religiöse Trieb sich in der Sprachschöpfung vollständig befriedigte, wo Inhalt und Ausdruck einander vollkommen deckten. Man kann zwar diese dem Geiste wesentliche Beherrschungsgewisse nur an dem Geiste selbst völlig erlöschen; allein je mehr im Laufe der Geschichte jene Richtungen einander abwechselnd sich verfeinerten, je vermittelter überhaupt die Culturentwicklung wird, desto mehr sinkt auch die Sprache von der Stufe der Zweckmäßigkeit auf die der Mittelmäßigkeit herab. Von der einen oder andern dieser verschiedenartigen und einseitigen Richtungen für specifische Zweck verschiedenartig und einseitig entwickelt, erweist sie sich in einem Zwecke als ein angefügtes Mittel. Kein Wunder, daß in die bis dahin unergründeten Tiefen der Speculation sich versenkenden Hegel als ein solches erschien, obgleich ihn diese Umstände nicht beunruhigte, so zu tyrannisirten. Kein Wunder auch, daß sie in den Händen des Verfassers, welcher den in

wissenschaftlichen Charakter der Mittelschaftigkeit und ihre selbständige Entwicklung vorseht, zum zweischneidigen Schwerte wird — nur in einem ganz andern Sinne, als derselbe meint. Auf die sprachliche Form und Verwandtschaft der Wörter unbesehen den inhaltlichen Zusammenhang der Begriffe zu stützen, muß für die Wissenschaftler ebenso verhängnisvoll werden, wie z. B. für die Phil. Und verhängnisvoll ist dieses Verfahren in der That für Wiedermann's „Wissenschaftslehre“ geworden.

Wirdings hat der Verfasser sein Princip bis zu einer Konsequenz verfolgt, die alles, was die Hegel'sche Schule in dieser Beziehung geleistet hat, weit hinter sich zurückläßt. Man traut seinen Augen kaum, wenn man z. B. folgenden Satz liest: „Und wieder tritt die Sprache als nächste Vermittlerin des Fortschritts der Wissenschaft ein, indem dieselbe, wissenschaftlich begründet wie sie überhaupt ist, der inhaltlichen Vermittelung hier dadurch förderlich wird, daß sie, der Bezeichnung der Dinge zunächst, auf den ähnlich lautenden Ausdruck «Dinge» hinweist, und damit das Bewußtsein auf die Beziehung, auf die Gleichheit und Verschiedenheit dieser Begriffe merksam macht.“ Und wohlgerneht, es handelt sich hier um die Begründung des Ausgangspunktes der ganzen Wissenschaftslehre! Mehrliche Stellen könnten wir noch mehr anführen, doch wir bescheiden uns, auf den folgen schwersten Irrthum hinzuweisen. Dieser liegt in der Verwechselung des Substantivverbunds mit der Copula. In dem Worte Bewußtsein ist der letztere Theil augenscheinlich nichts anderes als die Copula. Wiedermann sieht darin das Substantivverbund, findet in dem Worte eine abhängige Vermittelung des Wissens und Seins und erhebt darauf hin das Bewußtsein zum herrschenden Begriffe des ganzen ersten Theils seiner „Wissenschaft des Geistes“. Man begreift nun auch, warum das Bewußtsein nicht „über sich hinaus“ kann. Über sich hinaus kann natürlich nur ein inhaltvoller Begriff, ein bloßer Name nie. Daher nun die gähnende Kluft zwischen den beiden ersten Theilen, welche durch die auf weitem Umwege herbeigeholten, mittels nur die Hegel'schen Kategorien geradezu auf den Kopf stellenden Dialektik entwickelten metaphysischen Hülfsbegriffe des Seins und Seins auf eine doppeldeutige und deshalb unklare Weise nur höchst unvollkommen überbrückt wird. Daher die trotz gelegentlicher Vermittelungsversuche retragelose Geschiedenheit der dem Bewußtsein anheimzufallen Vorstellung und des dem Wissen zuertheilten Begriffs, d. h. in unangereicher Ausdrucksweise die radikale Geschiedenheit des sinnlichen und übersinnlichen, des concreten und abstrakten Begriffs; eine Geschiedenheit, die um so mehr wunder nehmen muß, als der Verfasser gelegentlich des scholastischen Realismus und Idealismus mit Recht bemerkt, daß dieser Streit, der Streit um den Unterschied von Vorstellung und Begriff, noch heutzutage ohne endgültige Vermittelung fortbesteht, und als die übereinstimmende sprachliche Form beider gerade ihn vorzugsweise auf ihre wesentliche Identität hätte hinweisen sollen. Daher nun in weiterer Folge die wahrhaft verwirrende, die naturgemäße Entwicklung umkehrende Vermengung der dem einen und dem andern wesentlich anhaftenden Formen des Denkgesetzes, der gemeinen und der speculativen Logik. Daher endlich der Mangel an jeder Erwähnung, ja an jeder Rücksichtnahme auf den für die Wissenschaftslehre so erheblichen Unterschied zwischen der synthetischen, der analytischen und der genetisch-dialektischen Methode.

Dieselbe Verwechselung des Substantivverbunds mit der Copula hat auch im einzelnen, und zwar natürlich jedesmal an vitalen Punkten, schweres Unheil angerichtet. Um nicht mißverstanden zu werden, sei uns der Gebrauch der altväterischen Ausdrucksweise gestattet. In dem Satze der Identität, A ist A, heißt das „ist“ offenbar wiederum nur die Copula vor. Der Verfasser ist anderer Meinung: ihm zufolge bedeutet der Satz: A „ist“ mit „A“. Aber er weiß mit diesem vermeintlichen Doppelgenosse nichts anzufangen; die Hartnäckigkeit, womit er an der umständlichen ersten Deutung festhält, läßt ihn die Wichtigkeit der letztern völlig übersehen, ja sie nöthigt ihn folgerichtig zu der Behauptung, daß der Satz des Widerspruchs unter der

Form „A
tung sche
thode und
gemäß ai
sens beide
Formel d
gemeinen
Werth, i
zum Wor
wie auch
Vermittel
Begriffe.
Deutung
Eben wei
theil an
A ist, so
Daß übr
ursprüngl
Behauptu
auch hier
„Grundsa
augenblid
denklauberer geht überhaupt aus Koisiale.

Da der Verfasser sich, in der Sprache zu schaffen mag seines Werks, welche von der einer tiefen philosophischen A Sagbaues zu finden. Wir h nicht einmal auf der Höhe der schaft gewonnenen Resultate räthselhaften „Namen“, der n stantivum noch Verbum ist, Keimstelle beider gelten lassen den sprachlichen Ausdruck der vom Verfasser mit sehr schwa daß das Substantiv sich vor wol jetzt für antiquirt gelten. riori nach, daß unmittelbar ratioformen der starken Verba Mangel aller Bildungsstufen der ungebundene und unumg primitivsten Bedürfnisse und L deutung. Und eine unbefang die Empfindung in ihrer u Außenwelt sich als einfache W wird weiter dargelegt, daß de ergänzt. Doch wir können a nicht näher eingehen. Der g gen-Rebertheile in der weitem wird dem Leser oben von selb So soll das Zahlwort der Con jede Schulgrammatik naturgem unter der gemeinsamen Beze zusammenfaßt.

Nach allen diesen Erörterungen, welche wir noch weit herauszuspinnen könnten, dürfte es nicht mehr allzu gewagt erscheinen, wenn wir Wiedermann's Deutschthümelei in der Sprache einfach für eine Marotte erklären. Wenn noch mehr Philosophen sich zu der Ansicht bekennen sollten, daß unsere deutsche Sprache wegen ihrer „Zweischneidigkeit“ das vom Weltgeist auserlesene Werkzeug der Philosophie sei, so würden wir uns augenblicklich auf Schopenhauer's Seite schlagen und ihnen zurufen: Um's Himmels willen, spielt nicht mit diesem gefährlichen Instrumente, sondern schreibt wieder lateinisch, trotzdem daß Collega Wiedermann verkichert, das lateinische mens müsse für Verstand, Vernunft und Geist zugleich herhalten! Indes glauben wir nicht, daß die Philosophie ihr Interesse und ihre Bestimmung so verkennen wird, um sich in nationale Schranken einsperren zu lassen und dieser Grille ihre ältesten, unabweisbarsten and aus eben diesem Grunde

id würden wir auch
en lassen, wenn nicht
des ersten Theile der
Deutschen Museum"
für den Verfasser
eigenthümlichkeit
hätte. Doch Kos
dien die eines He
en an, so sind wir
Bekanntheit ist sicher
in Grimm in einer
deutsche Grammatik
eigenthümlichen Ausdrücke
mann's Hauptwort,
b und unbrauchbar
salbewußtsein nichts
und kosmopolitisch.
Prinzip und Me
etist, Moment und
nd, von Idealismus
der" hat sich abri

gens auch der Verfasser nicht zu erwehren vermocht.

Stil und Darstellungsweise sind auch in diesem Theile noch
weit davon entfernt musterzünftig zu sein. Die letztere ist außer
ordentlich breit, ohne deshalb klarer, außerordentlich schwerfäll
ig, ohne deshalb markiger zu sein. Der erstere zeigt gar man
cherlei wunderliche Eigenheiten. Zu diesen gehört z. B. der
häufige Gebrauch des Gliedwortes „also“, welcher der Ausdrucks
weise eine gewisse schulphilosophische Färbung gibt. „So nun
verhält es sich auch, als im Uebergange des Bewußtseins zum
Denken.“ Sonderbar, aber leicht zu erklären ist es, daß im
ganzen Werke kaum ein einziges mal vom „Begriffen“ oder
„begriffen werden“, sondern durchgängig vom „zum Begriffe
bringen“ und „zum Begriffe kommen“ die Rede ist. Die Prä
position „ohne“, welche im ersten Theile consequent mit dem
Dativ verbunden wurde, bequemt sich allmählich zum Accusativ;
doch haben sich dafür Formen eingefunden, welche weder das
eine noch das andere sind und doch auch keine Druckfehler sein
können. Constructionen wie: „ohne allen Wesen“, „ohne vor
hergehenden Denken“, „ohne allen Bewußtsein“, sollen vielleicht
die eubliche unbestrittene Herrschaft des Accusativs im dritten
Theile „vermitteln“. Manche Satzfügungen machen den Ein
druck einer unbewußten Selbstincision der Sprachreinigungst
endenzen des Verfassers. „Daß es ein Gesetz begriffsgemäßer
Entwicklung ist, Begriffe ursprünglich einer durch den andern
hervorgebracht zu sein“, solche und ähnliche Nominativa oder
Accusativa cum infinitivo sind ganz gutes Latein, deutsch
aber sind sie gewiß nicht. Auch Participialfügungen mit eigen
nem Subiecte kommen vor, die sich Wort für Wort in den latei
nischen Ablativi absoluti übertragen ließen.

Doch genug des Tadel. Fassen wir unser Urtheil noch
mals kurz zusammen, so haben wir es hier mit einem Werke
zu thun, das einen weitumfassenden Blick, eine sähne Intention
und ein tief eingehendes Verständniß für das philosophische
Problem der Gegenwart und nächsten Zukunft verräth; mit einem
Werke, dessen Ausführung allerdings weit hinter dem vorgekech
ten Ziele zurückbleibt, in der Conception verfehlt erscheint und
infolge eines verderblichen, überall durchschlagenden Grundirr
thums in der Methode häufig durch eine schleife, gewaltsame oder
verworrene Entwicklung der einzelnen Begriffe die Kritik her
ausfordert, das aber bestrengt geachtet von einem tiefen wissen
schaftlichen Ernste, von achtungswerthen Kenntnissen, von Ori
ginalität und Selbstständigkeit, zugleich aber auch trotz seiner
mannichfaltigen Selbstincisionen von Ehrlichkeit und Gewissen
haftigkeit, sowie von wohlthuernder Bescheidenheit und Pietät
gegen die Heroren der Wissenschaft rühmliches Zeugniß ablegt;
mit einem Werke endlich, das auch in seinen Irrthümern entwe
gend und belehrend wirkt und in jedem Falle studirt und durch
dacht zu werden verdient. Wir freuen uns darauf, dem Ver

fasser bald wieder zu begegnen; welche Besorgnisse wir auch
im Voraus hegen zu dürfen glauben, wir brauchen wenigstens
nicht zu befürchten, ihn auf ausgetretene Pfade wandeln zu sehen.

Das Buch ist für ein Werk von so abstrusem Inhalt
außerlich vortreflich ausgestattet: feines weißes Papier und
schöner Druck in lateinischen Lettern, aber, aber — das Gru
ndische ist auf eine so grauenhafte Weise maltätirt worden, daß
einem Choleriker die Haare zu Berge stehen und einem Sangui
nifer das Zwerchfell zerrissen möchte. Der Corrector verbieth,
daß er zur Strafe Platonis et Aristotelis opera quae super
sunt omnia, in Schweinsleder gebunden, ohne das Bewußt
seins der Echtheit, auf einem Stige zum Frühkoll weg
ren müßte!

Zur Literatur der Sprichwörter.

1. Latium oder das alte Rom in seinen Sprichwörtern. Eine
Sammlung der beliebtesten lateinischen Sprichwörter in alph
betischer Folge, mit Angabe der Quellen, wo sie zu finden
sind, sowie mit Aufzählung der gleichlautenden oder ähnlichen
deutschen Sprichwörter. Herausgegeben von August Fests
tius. Weimar, Voigt. 1868. 8. 1 Lfr. 10 Rgr.
2. Alles Gold. Deutsche Sprichwörter und Redensarten nach
einem Anhange. Gesammelt und herausgegeben von D.
Lehrer Engel. Gießen, Grosse. 1860. Gr. 16. 7½ Rgr.
3. So spricht das Volk. Volkstümliche Redensarten. Gesam
melt von Franz Sandvoß. Berlin, Schötte und Comp.
1860. Gr. 16. 12 Rgr.

Man hat mit Gläubigkeit auf das Vollste gesagt: der größte
Dichter sei das Volk selbst; ebenso gut könnte man mit Gläu
bigkeit auf die Sprichwörter, diese „Weisheit auf der Gasse“, sagen:
das Volk sei nicht bloß der größte Dichter, sondern auch der
größte Philosoph. Indes könnte diese Behauptung, so gesagt,
leicht zu dem Mißverständnisse Anlaß geben, als solle damit ge
sagt sein: das Collocitum des Volkes leuchte oder zeichne sich durch
Witz und Weisheit aus. Die Dichter der sogenannten Volksli
der, wenigstens der wirklich guten, waren sicherlich Männer,
welche, wie durch poetische Begabung, so auch durch eine gewis
se Bildung und Kenntniß der poetischen Literatur über ihre
gleichen hervortraten. Ebenso hat sie nicht das Volk im All
gemein, sondern scheinlich Leute, die in der Lektüre bis zu einem
gewissen Grade unterrichtet waren, Anstalten, herumziehende
Spielleute, später vielleicht auch Cantoren, worauf der Witz,
gemessene, zuweilen fast choralartig stieliche Überlieferung mancher
Volksweisen schließen läßt. Die niederen Stände, unter denen
man doch vorzugsweise wenn auch nicht immer mit Rechte, die
Dichter der Volkslieder und die Verfasser der Sprichwörter zu
suchen pflegt, sind ferner keineswegs vorzugsweise witzig und
geistreich; wenn der sogenannte „gemeine Mann“ einmal witzig
wird, so ist sein Witz in der Regel grob und schamlos, was die
Sprichwörter doch nur sehr ausnahmsweise sind; vielmehr zeich
nen sich diese der Mehrzahl nach durch knurrende, oft sogar über
raschende feinsinnige Fassung aus. Daher glauben wir auch, daß
gerade die geistreichsten und feinsten Sprichwörter von Männern
herrühren, welche durch Bildung und Stellung über die Masse
hinausreichten. Aber ihre Einsätze gesellen sich durch ihre Witz
igkeit und dabei populäre Fassung, pflanzten sich von Mund zu Mund
fort, indem man sie in gleichen oder ähnlichen Fällen anwendet
und wurden auf diesem Wege Volksweisheit. Gibt es unter ihnen
sogar doch manche, die sich auf fremden Ursprung, z. B. latei
nischen zurückführen lassen. Allerdings trifft man auch unter
dem eigentlichen Volke einzelne Männer an von ganz besond
erem Witz, welche niemals um treffende Bemerkungen und Wit
zworten verlegen sind und durch ihre drolligen Einfälle in ihrem
Leben eine gewisse Berühmtheit erlangen, wodurch sich wieder
aufs klarste beweist, daß der Witz keineswegs eine sehr allgemeine
Begabung ist und daß, wer sich dadurch auszeichnet, als ein vor
ziemlich bevorzugter, seiner Kopf bewahrt wird; und es steht
keineswegs an berühmten Sprichwörtern und sprichwörtlichen An

weisen, welche diesen um so zu sagen plebejischen Ursprung deutlich verrathen. Mögen sie nun von solchen Volksnarren und Volksphilosophen herrühren oder aus dem Munde höher Gebildeter in den Volksmund übergegangen sein, so sind sie für das Volktes Art und Weise, für seine Gewohnheiten und Bildungs- und Sittenverhältnisse doch immer sehr charakteristisch, ganz abgesehen von dem wirklich oft sehr hervorragenden Werth, den sie als epigrammatisch zugespitzte Kernsprüche, als gesunde Urtheile über Lebensverhältnisse mannichfaltigster Art, als satirische Einfälle, als Erfahrungssätze oder als Lebens- und Sittenvorschriften haben. Daher nannte sie auch W. D. von Horn mit Recht „altes Gold“, eine Bezeichnung, welche Lohrengel für seine obengenannte Sammlung als Titel gewählt hat.

Fasellius hat mit seiner Sammlung altrömischer Sprichwörter: „Latium oder das alte Rom in seinen Sprichwörtern“ (Nr. 1), eine gewiß vielen willkommenes Gabe geboten. Freilich konnte sich diese Sammlung eigentlich nur auf diejenigen Sprichwörter beschränken, die in den römischen Schriftstellern hier und da citirt sind und sich nicht auf eine sehr große Zahl erstrecken. Der Verfasser bemerkt: „Daß außerdem im Munde des Volks eine Menge Sprichwörter gäng und gebe gewesen sind, die für uns — da wir keine von einem römischen Schriftsteller herrührende Sammlung besitzen — leider verloren gingen, unterliegt keinem Zweifel; und er fährt dann fort: „Aber auch die wenigen uns aufbewahrten Sprichwörter genügen, um uns mit dem Geiste des römischen Volks, seinen Sitten, Gewohnheiten und seiner Sprache und namentlich mit den Wendungen und der Ausdrucksweise dieser letztern vertrauter zu machen, als es außerdem der Fall wäre.“ Die meiste Ausbeute gewährte ihm Plautus in dessen Komödien, „indem dieser etwas darin zu suchen scheint, so viel wie möglich Sprichwörter zu citiren“, sodann Terenz, der ebenfalls viele Sprichwörter auführt; von den Prosaikern Cicero, die beiden Seneca, die beiden Plinius, Varro, Sallust, Quintilian und aus späterer Zeit Tertullian und Macrobius. Bei Caesar, Livius und Tacitus finden sich Sprichwörter wenig oder gar nicht. Manche der angeführten Lebensarten tragen ganz den Charakter eines Sprichworts und verrathen volkstümlichen Ursprung, z. B. „Gallus in suo sterquilinio plurimum potest“ („Der Hahn vermag am meisten auf seinem Mist“), das bekannte „Hannibal ante portas“, das namentlich uns Deutschen angeht, das pariser Hannibal nicht aus dem Gedächtniß kommen sollte, „Homo homini Deus“ oder im Gegensatz auch „Homo homini lupus“, wodurch wahrscheinlich Seneca zu seiner herrlichen, eines humanen Zeitalters würdigen Sentenz: „Homo sacra res homini“, angeregt wurde. „Ein Mensch muß dem andern heilig sein!“ ja, wenn dieser Grundsatz allgemein angenommen wäre und allgemein befolgt würde, dann hätten wir das goldene Zeitalter. Merkwürdig nur, daß solche humane, man möchte sagen überhumane Grundsätze meistens gerade in den inhumansten und verderbtesten Zeiten von einsamen Denkern aufgestellt werden. Die Sammlung von Fasellius ist übrigens zu einem ziemlich starken Bündchen angeschwollen, theils durch weitläufige und nicht immer nöthige Erklärungen, theils durch die Aufnahme zahlreicher dichterischer Sentenzen aus Virgil, Ovid, Horaz u. s. w. Horazische Verse wie „Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!“ oder „Vis consilii expers mole ruit sua“, oder gar „Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus“ und viele andere gehören doch hierher ebenso wenig, als gewisse Schiller'sche Sentenzen, die allerdings häufig gebraucht werden, wie: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde“, oder „D daß sie ewig grünen bliebe“ u. s. w. in eine Sammlung deutscher Sprichwörter gehören würden. Zwar rechtfertigt der Herausgeber ihre Aufnahme damit, daß sie in den Mund des Volks übergegangen seien, aber doch wol nicht in den Mund des Volks, sondern nur in den Mund der classischen Gebildeten, die sich gern solcher Citate aus Dichtern, oft freilich nur in ironischem oder scherzhaftem Sinne bedienen. Dank verdient es, daß der Verfasser sich bemühte, den lateinischen

1860. 25.

Sprichwörtern entsprechende deutsche gegenüberzustellen. Die Lateiner sagen: „Non tam ovo ovum simile“ oder „Non tam lac lacti simile“, die Deutschen: „Sie sehen sich so ähnlich wie ein Strohhalbm dem andern“; die Lateiner: „Hic haeret aqua“, die Deutschen derber: „Da steht der Dache am Berge“; die Lateiner: „Homo longus raro sapiens“, die Deutschen: „Hohe Häuser sind gewöhnlich unter dem Dache leer“; die Lateiner: „Fratrum inter se iras acerbissimae“, die Deutschen: „Bruderzorn, Höllezorn“. Man darf dabei wol in den seltensten Fällen an eine Aneignung und Nach- oder Umbildung des lateinischen Sprichworts denken; die menschlichen Grundleidenschaften und Thorheiten kehren in allen Zeiten und unter allen Völkern nur wenig modificirt wieder, und diese ähnlichen Erscheinungen erzeugen denn auch ähnliche Sprichwörter, die mehr in der Form als im Inhalt voneinander abweichen.

Wir erwähnen noch, daß der Verfasser in seiner Schrift, der Grimm'schen Schreibart „Sprichwort“ entgegen, durchgehends die Schreibart „Sprüchwort“ festgehalten hat; denn, meint er, und vielleicht nicht mit Unrecht, ein „Spruchwort“ sei am Ende jedes Wort; hier handle es sich um ein Spruchwort; um ein Wort, das einen Spruch bildet, d. h. einen vollen Gedanken ausdrückt.

Die beiden Sammlungen deutscher Sprichwörter und sprichwörtlicher Lebensarten von Lohrengel und Sandvogt: „Altes Gold“ (Nr. 2) und „So spricht das Volk“ (Nr. 3), enthalten zahlreiche Beweise von der vorzüglichsten, auf gesundem Menschenverstand beruhenden Begabung des deutschen Volks für schalkhaften, schelmischen Witz, für sinnreiche Wendungen gnomischer Weisheit, für scharfe Auffassung menschlicher Thorheiten, wie überhaupt der eigenthümlichen unterscheidenden Charakterzüge, welche den verschiedenen Standes- und Lebensverhältnissen eigen sind. Freilich wird in diesen Sprichwörtern nicht selten auch eine sehr hausbackene Moral und eine ziemlich herzlose egoistische Lebenspraxis gepredigt; Lebensflugheit und selbst Pflückigkeit treten zumeist in den Vordergrund, nicht hohe moralische oder gemüthliche Gesichtspunkte und Zielbunfte; was man zu thun und was zu meiden, und wie man mit den Menschen umzugehen, ja sie zu benutzen hat, um sein äußeres Wohl zu fördern, sich im Kampfe gegen die Welt zu behaupten und namentlich sein Geld und Gut zusammenzubalten oder zu vermehren, das wird — obschon andererseits Reichthum, Habgucht und Geldstolz keineswegs gespart werden — in unzähligen dieser Sprichwörter gezeigt und gelehrt in allgemein faßlichen und oft doch sehr sinnreichen Worten. Zuweilen wird dann zu diesem Zweck sogar an sich Verwerfliches anempfohlen, wie in dem bekannten verben Sprichwort: „Ein blöder Hund wird selten fett“, oder es wird vor der Freigebigkeit gewarnt, wie in dem Sprichwort: „Schenk ist gestorben, Gebhard verborben“, oder es wird gerathen, sein Eigeninteresse jedem andern voranzustellen wie in dem Sprichwort: „Das Hemd ist mir näher als der Rock.“ In diesem und andern Sprichwörtern (z. B. „Liebe thut viel, Geld thut mehr“) handelt es sich nicht um jenen edlern Egoismus, der seinen eigenen Vortheil mit dem des Nebenmenschen zu vereinbaren sucht und versteht, sondern um den rohen und rücksichtslosen, der kein anderes Interesse neben sich gelten läßt. Vor Frauen, die schlechten Rath ertheilen oder ihr Hauswesen nicht in Ordnung zu erhalten wissen, wird häufig gewarnt (z. B. „Frauenrath und Rübenfaat gedeiht alle sieben Jahre“; „Eine Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit dem Grutewagen hineinfährt“); noch häufiger vor Processen und Advocaten („Ein guter Advocat ist ein böser Nachbar“, heißt es z. B.), vor Wöllerei (z. B. „Im Wein und Bier ertrinken mehr als im Meer“), und vor Großprahlerei und äußerem Luxus (z. B. „Großprahlen ist mein Reichthum, 18 Pfennige mein Vermögen“; „Platz für zehn Mann, es kommt eine Rüde“; „Sammt am Kragen, Kleien im Magen“; „Stolz auf der Gasse, kein Heller in der Tasche“; „Große Worte und Federn gehen viele auf ein Pfund“). Den

Wann machen einen Markt". Am vorzüglichsten sind die plattdeutschen, z. B. „Spaß mot An, säh de Umrspiegel, da priestelste sine Grotzmot mit de Rösagewel“, oder: „De Bar mag noch so grummig sein, so letter sich doch fragen“. Vertheilung wie: „Der saulsten Sen der dickste Dred“ wechseln mit Zartheiten, wie folgende: „Mutterschoss ist arm ader warm“, oder: „Wenn Gott einen erschöpfen will, so legen alle Heiligen die Hände an die Lende“; doch muß man gestehen, daß Sprichwörter mit diesem poetischen Klang äußerst selten sind, fast ebenso selten wie die Sprichwörter von eigentlich humaner Tendenz, wie „Wer geben ist die beste Sache“.

In den künreichtesten gehören wol folgende, weniger gangbare: „Mancher, der nie ein Pferd beschritt, singt doch ein Reiterlied“; „Die Erschrocken verschluckt eine Thür und öffnet zwei“; „Es sind noch nicht alle zu Welt, die eine böse Nacht haben werden“; „Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht“; „Es müssen starke Weine sein, die gute Tage ertragen können“; „Die Kungen glauben sich selbst, die Ohren andern Leuten“; „Der ist das Dingest mal unwerth, der's Herz nicht hat, daß er's begehrt“; „Jeder meint, sein Kukul fänge wie eine Nachtigall“; „Man kann wol lesen, was man gewesen, aber nicht schreiben, was man wird bleiben“; „Ein Vater kann leichter zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater“; „Mancher geht nach Wolle aus, und kommt geschoren wieder“; „Reichthum ist wie der Schwamm, er besäugt die schwächsten Theile“; „Wenn einer einmal fällt, so treten gleich alle auf ihn“; „Mit silbernen Wächsen wird am besten geschoffen“ (oder auch: „Wenn mit den Thälern gekaut wird, so gehen alle Thüren auf“); „Uebel kommt geritten und geht weg mit Schritten“; „Seh einen Frosch auf goldenen Stuhl, er hüpfet doch wieder in den Puhl“; „Reichthum ärgert sich, daß die Sonne ins Wasser scheint“; „Wer selbst ein gläsernes Dach hat, muß anderer Leute Fenster nicht einwerfen“; „Wer sich nicht ums Ganze wehrt, muß um's Halbe suchen“ (Anhangung an das jetzige Deutschland!); „Wenn sich die Pfaffen zanken, so lacht der Teufel“ (die beständige Verköllung auf theologische Streitigkeiten!) u. s. w. Diese aus meißner und richtigster Lebensbeobachtung und Menschenkenntnis hervorgegangenen Sprichwörter — und wir konnten noch zehnmal mehr von gleichem Werthe anführen — sind so treffend ausgedrückt, daß man demjenigen einen Preis aussetzen könnte, dem es gelingt, in der Sprichwörterliteratur anderer Völker eine gleich große Anzahl gleich künreicher Sprüche aufzufinden. Selbst Lutherberg und Gypel, die unter den neuern Repräsentanten des Witzes noch am meisten von dieser Sprachweisheit besaßen, hätten die betreffenden Gedanken nicht in bezeichnendere Worte kleiden können.

Reist entstanden diese Sprichwörter wol bei bestimmten Anlässen und sind Impremptus des Augenblicks. Ein Hippobol hat vielleicht einen alten Mann gefragt, wie es ihm gehe; der alte Mann klagte über die Beschwerden seines Alters, und der Hippobol bemerkte: „Wer nicht alt werden will, muß sich jung hängen lassen.“ Oder ein junger Longenichts war in die Welt

hingezogen, setzte aber bald zurück, um im Rathhause im alten Hausenleben wieder fortzusetzen. Da bemerkte ein Hippobol: „Wo das Häglein gehet ist, da ist es gern.“ Diese witzigen Ausrufungen gefielen, verbreiteten sich weiter und wurden zu Sprichwörtern, die in ähnlichen Fällen gebraucht wurden.

Eine Ab- oder Unterart des Sprichwortes sind die prägnanten Redensarten, von denen Franz Sandvoß seine ganz Sammlung „So spricht das Volk“ zusammengesetzt und auch Lehrgel in einem Anhange eine bedeutende Anzahl mitgetheilt hat. Sie werden sogar häufiger angewendet als das eigentliche Sprichwort, und es wird selten ein Tag vergehen, wo wir in Gespräche nicht die eine oder die andere dieser Redensarten angewendet hören oder unwillkürlich selbst anwenden; auch versucht sich ihr Vorrath von Jahr zu Jahr, was man nicht eben von den Sprichwörtern sagen kann. Sandvoß bemerkt über sie in der Vorrede: „Auch in den zahllosen landläufigen Redensarten, deren wir uns in täglicher Rede bedienen, verliert ein reines Volkselement, ein kräftiger, gesunder Witz, künninger Humor, schöpferische Sprachbehandlung. Sie verdienen wie die Sprichwörter, die Hüter zusammenschließen, die Aufmerksamkeit des Sammlers, obwohl sie nicht so schnell verschwinden wie jene. Doch gibt es manche, die wie Pilze aufsteigen — man kann bei dem Berliner recht deutlich wahrnehmen —, eine Zeit lang fast in jedes Munde sind und dann vergehen. Andere sind und werden dauern wie die Sprache.“

In den künreichtesten oder droßigsten gehören wol folgende: „Er schneidet dem Teufel ein Ohr ab“; „Er fahet den Dröckel vom Rondschein“; „Mit dem Laternenpfahl (oder Zanzel) winken“; „Er erdet ein Loch durch einen Brief“; „Er kam nicht dafür, daß die Frösche seine Haare haben“; „Das kommt wie bei alten Weibern die Milch“; „Er ist zehn Meilen vom dem Rondschein zu Hause“; „Das kommt gleich nach der Pferdekeule“; „Winen Bloß hufen hören“; „Das (oder was) kann und gekohlen werden“ (für eine Sache oder Person, wozu man für so gering hält, verachtet oder haßt, daß man froh zu würde, wenn sie einem gekohlen würde); „Es geht ihm an Erisenleder auf“; „Hamburg, haß du Geld, so kriegst du Waare!“ „Was macht der Deutsche nicht fürs Geld“; „Es geht wie ein Storch durch den Salat“; „Er sucht den grünen Tag“; „Man kann ihm ein Vaterunser durch die Backen pusten“; „Er läßt wie ein Pferd läst“; „Er ist der beste Mensch, wenn er schläft“; „Er lebt in Dausch und Dogen“; „Die Dachsen hinter den Pflug spannen“; „Im Guck in geschlichen Hosen leben“; „Sich gebirgen wie der Teufel im Birkenwasser“; „Willkommen sein wie die Sau im Judenhause“ u. s. w. Zum Theil sind diese Redensarten schmutziger als die Sprichwörter, was unserer Zeit nicht gerade zur Ehre gereicht, da in dieselbigen darunter offenbar moderner Ursprungs, zum Theil wol auf Nachstuden oder bei den Begehrten rechnerischen Corpsstudenten ausgeheckt sind. Denn unter den Studenten, wozu eigentlich allen als Muster der Humanität, Urbanität und des anständigen gestitteten Frohmuths vorzuleuchten sollten, gibt es nur zu viele, welche in der Anwandlung oder Uebung cynischer Redensarten eine Art Selbstthum suchen. **E. M.**

Notiz.

Kuckelbische Stimmen über die neuere deutsche Schauspielkunst.

Während wir in Deutschland fortwährend über den Verfall der deutschen Schauspielkunst klagen, wendet ihr das Ausland immer größere Aufmerksamkeit zu; denn gerade für das hohe Drama fehlt es jetzt in England wie in Frankreich an den hervorragenden darstellenden Kräften; England hat keinen Garrick mehr, keine Siddons, und Frankreich keinen Talma und kein Rachel mehr; die englische Schauspielkunst zeigt sich nur noch in der recht englischen Verlesung und die französische im Grandfationsdrama bedeutend. Die „Revue contemporaine“ charakterisierte, allerdings schon vor einiger Zeit, das Spiel einiger

anster hervorragenden „Rimen“ und versieg sich dabei sogar zu der Behauptung, daß man nach Deutschland gehen müsse, um ein zugleich natürliches und kunstgerechtes Spiel zu sehen; E. Seignuriet schilberte und analysirte in mehreren französischen Blättern die Darstellungsweise Döring's, Dawson's und Emil Devrient's, und über Dawson brachte „Bentley's Magazine“ kürzlich einen vollständigen Artikel, in welchem gesagt wurde, daß zwar auch in Deutschland dieselben Klagen über den Verfall der Schauspielkunst gehört wurden wie in England, daß man aber bei den Deutschen, unter denen die Liebe für das Theater überhaupt viel größer sei als unter den Briten, ein besseres Zusammenspiel finde als zur Zeit in England, eins oder zwei der kleinen londoner Theater ausgenommen. Der Verfasser des Aufsatzes fährt dann fort: „Unter den Deutschen gibt es sehr scharfe Kritiker, welche die vergangene Lage auf Kosten der Gegenwart heraufzuziehen, und ein Schauspieler muß erst eine gewaltige kritische Feuerprobe bestanden haben, ehe man ihn als eine Gelehrtheit allgemein anerkennt. Vor mehreren Jahren spielte eine deutsche Gesellschaft in London und fand wegen der Vollendung ihrer Darstellungen und wegen der Vorzüglichkeit des Zusammenspiels gerechte Bewunderung, und doch befand sich unter der Truppe nur ein einziges Mitglied, welches es zu einem willkürlichen selbständigen Gelehrtheit gebracht hatte — Emil Devrient. Wenn wir nun lesen, daß ein neuerer Künstler, Augustin Dawson, ganz Deutschland mit sich fortgerissen hat und als der beste Spieler, den das Jahrhundert (!) hervorgebracht, allgemein anerkannt wird, so ist es für uns Engländer hohe Zeit, etwas Ädheres über ihn zu erfahren“ u. s. w. Auch in einer dreiseitigen Correspondenz der „Revue germanique“ wurde jüngst Dawson's gedacht, dabei aber im allgemeinen an den deutschen Schauspielern getadelt, daß sie in ihren Bewegungen die nöthige Eleganz und Elastizität vermissen ließen (vielleicht infolge des Sinns für Häuslichkeit, welchen der heidelberger Correspondent, E. Seignuriet, in derselben Nummer der Revue den Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen nachrühmt), daß sie nicht wüßten, was sie mit ihren Händen anfangen sollten, und daß sie auf der Scene „mit schleppenden Beinen erscheinen und ihr Auftreten mit Gesten begleiten, welche häufig an die unnatürlichen Bewegungen eines Holzhauers (!) erinnern“. Selbst Dawson sei von diesem Fehler nicht ganz frei: „Sein Gang ermangelt zuweilen der Grazie und seine Gesten, bewundernswürdig in den großen Bewegungen der Leidenschaft, nehmen in den Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben einen stifen und hastigen Ausdruck an.“ Wo Ruhe geboten sei, spiele er viel zu viel mit den Händen, weil er nicht wisse, wo er sie lassen solle; bald ziehe er seine Uhr auf oder spiele mit der Uhrkette u. s. w. Diese Bewegungen hätten einen doppelten Nachtheil; einmal seien sie an sich unschön, sohan machten sie den Zuschauer über die Bedeutung des betreffenden Charakters und des dargestellten Moments irre. Der Correspondent gibt zu, daß Dawson z. B. den Moör im „Fiesco“ im ganzen bewundernswürdig spiele, wie dies vielleicht keinem andern möglich sein würde; aber er tadelt auch hier das Zuviel der Gesten und namentlich des Händespiels. Doch glauben wir, daß dieser Fehler, wenn er in diesem Falle einer ist, nicht, wie der Correspondent der „Revue germanique“ behauptet, aus Verlegenheitsursachen hervorgeht, sondern in der in Deutschland besonders seit Seydelmann traditionell gewordenen Auffassung dieser Rolle beruht, wonach der Moör nicht beweglich und quersilberartig genug gegeben werden kann. Der Correspondent fügt dann hinzu: „Seit ich in Deutschland bin, habe ich nur einen einzigen Schauspieler gesehen, der mit der Leichtigkeit auch den Anstand der unsern verbindet; es ist dies Emil Devrient; und vielleicht verdankt er seine Beliebtheit gerade diesen Eigenschaften.“ Der Correspondent scheint Fichtner in Wien nicht gesehen zu haben. Ueberhaupt war die ältere Schauspielergeneration gemeiner und gehalten in ihren Bewegungen; die neuere sucht den Effect allerdings in hastigem, heftigem Spiel; namentlich übertreiben jetzt die Komiker fast alle; das trockene Phlegma, wodurch die ältere deutsche Komik wirkte, macht einer gewalt-

samen und übertreibenden immer mehr Platz. Zum Theil hängt dies mit dem Ueberwuchern der statt komische Charaktere bloße rohe Caricaturen schaffenden sogenannten Volkspoße, zum Theil mit dem leider überhaupt mehr und mehr in Barbarei ausartenden Zeitgeschmack zusammen. A. M.

Bibliographie.

- Auerbach, L., Bellrem von Weissenstein. Romantische Sage. Pforzheim, Hammer. 16. 5 Ngr.
Die Aufgaben Oesterreichs. (Von Baron Brud.) Leipzig, D. Wigand. 8. 16 Ngr.
Badenfeld, C. Freih. v., Alpenbilder aus Tirol. Booschütz, Hensel. Gr. 8. 15 Ngr.
Meine Beruhigung. Gott. Welt. Unsterblichkeit. Christaus. Gegen Materialismus und Pantheismus. Berlin, Dammeler. Gr. 8. 10 Ngr.
Bungener, F., Was der Weihnachtsbaum sagt. Aus dem Französischen von G. G. Claus. Freiburg, Hraz u. Verlach. Gr. 16. 4 Ngr.
Drumann, W., Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom. Nach den Quellen. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.
Dufferin, Lord, Briefe aus hohen Breitengraden. Bericht über eine Reise der Yacht-Schooners „Foam“ nach Island, Jan Mayen und Spitzbergen im Jahre 1856. Mit in den Text gedruckten Holzstöcken. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
Dukes, L., Salomo ben Gabirol aus Malaga und die ethischen Werke desselben. Mit einer Uebersicht der meisten ethischen Werke der Araber. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Araber und Juden des Mittelalters. 1stes Heft. Hannover. Gr. 8. 20 Ngr.
Fischer, J., Germania's Klage und das Brudervolk am Meer. Dramatisches Gedicht in zwei Scenen. (Vorspiel eines zukünftigen Schauspiels.) Für das deutsche Volk. Frankfurt a. M., Gebhard u. Körber. 8. 4 Ngr.
La Fontaine, H. v., Schelmerleien Amor's. Schwänke und Märchen. Dem Französischen nachgedichtet. Zwei Bände. Berlin, Rucker u. Püchler. Gr. 16. 2 Thlr.

Tageliteratur.

- Ansprache eines Italieners an Deutschland. Berlin, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.
Betrachtungen und Vorahnungen eines alten preussischen Soldaten. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.
Endrulat, D., Das Schillerfest in Hamburg am 11., 12. und 13. November 1859. Mit 12 Illustrationen von D. Specter. Hamburg, D. Reissner. Gr. 8. 1 Thlr.
Frankreich vor dem Richterstuhl Europa's oder die Frage der Grenzen. Trier, Bisp. Gr. 8. 9 Ngr.
Gottward, P., Deutsche Klage und Weillieder. 1. Der italienische Krieg. Leipzig, Lehmann. 16. 5 Ngr.
Vinden, G. Baron v., „Die Weltlage 1860“ und die Augsburger Allgemeine Zeitung. Augsburg, Schmid. 8. 4 Ngr.
Rothe, R., Rede zur 300jährigen Todesfeier Phil. Melancthon's gehalten am 19. April 1860 in der Aula der Universität Heidelberg. Heidelberg, J. G. B. Mohr. Gr. 4. 4 Ngr.
Scheufel, D., Die 300jährige Todesfeier Phil. Melancthon's eine dreifache Mahnung an die deutsche evangelische Kirche. Predigt gehalten im Universitäts-gottesdienste zu Heidelberg den 22. April 1860. Heidelberg, J. G. B. Mohr. Gr. 4. 3 Ngr.
Schorch, F. C., Predigt bei der 8ten Säkularfeier des Todestages Melancthon's gehalten. Schleiz, Hübscher. Gr. 8. 2 Ngr.
Offenes Wort an den Hrn. von Dorries und seine Staudesgenossen von einem Standesgenossen. Altdenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das soeben erschienene einundvierzigste Heft (Bogen 18—21 des vierten Bandes) enthält:

Norditalien. Eine militär-geographische Skizze. Zweiter Artikel. (Von Emil von Sydow.) — **Die deutsche Nordseeküste und ihre Verteidigung gegen eine feindliche Invasion.** — Graf Stephan Széchenyi.

Kleinere Mittheilungen: Broukère (Charles de). — Gzartoryski (Konstantin, Fürst). — Omelin (Christian Gottlob). — Parter (Theodore). — Schachowskoi (Fürst Iwan Konstantinowitsch). — Tercetra (Graf Willafor, Herzog von). — Wenzel (August).

Dieses Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon“, sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tages behandelt. Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt 6 Ngr. Der erste bis dritte Band, die gewissermaßen den 16.—18. Band des Conversations-Lexikon, bilden werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Karl Gutzkow's Zauberer von Rom.

Siebenter Band.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Band 1—6 haben denselben Preis.)

Die Erzählung bewegt sich in diesem Bande zum größten Theil in Wien und bietet neben der spannendsten Fortführung der Handlung zugleich eine Schilderung der Metternich'schen Zeit in ihren politischen, kirchlichen und geselligen Beziehungen. Der achte und neunte (letzte) Band erscheinen bis zum Herbst.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das vierte Heft erschienen. — Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. — Umfang: 60—80 Hefte à 7½ Ngr. Das Erschienene und ein Prospect sind überall vorrätig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Black Douglas.

Ein australischer Roman von Wilhelmine Gussard.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses zweite Werk der Verfasserin wird gewiß dieselbe freundliche Aufnahme finden wie ihr erstes „Die Gussard. Ein historischer Roman“ (5 Thlr.), welches das interessante und dem größern Publikum bisher nicht vorgeführte Schicksal des berühmten Matthias Corvinus von Ungarn und seiner Familie in ebenso geschmackvoller als sich an die historischen Forschungen mit Geschick anlehnender Weise behandelte.

Die „Kölnische Zeitung“ bemerkt über das neue Werk: „Diese Studie trägt ein so durchaus australisches Gepräge, daß wir, die wir dieses Leben und Treiben vom ersten Berichte über die Goldentdeckung bis zur jetzigen Phase mit besonderer Vorliebe beachten haben, oft wahrhaft überrascht waren. In der „Sträflingen“ schildert bekanntlich Gefängnisse mit Reisetagen und unter Benutzung eigener Anschauungen das Abenteuerleben in Australien. „Black Douglas“ reiht sich dem Gefängnisroman würdig an. Mit großer Lebensfrische sind die Szenen in den Goldminen skizziert, und die beiden Schwestern des berühmten Black Douglas, namentlich aber Emily und Edward — eine köstliche Figur — werden dem Leser unvergeßlich bleiben.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobstade.

Ein grotesk-komisches Heldengebild in drei Theilen von Dr. C. A. Kortum.

Neunte Auflage. 8. Gehftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Klassisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobstade“ das einzige komische Heldengebild neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das jetzige Erscheinen einer neunten Auflage beweist, obwohl es bereits 1784 erschienen. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naïv-humoristischen Lektüre aus den Wirren des Tages zu der „Jobstade“ zurück.

Ältere Auflagen des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon

sind durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagsbuchhandlung S. A. Brockhaus in Leipzig zu äußerst niedrigen Preisen zu beziehen:

2. Aufl. 1½ Thlr.; 3. Aufl. 1½ Thlr.; 4. Aufl. 1½ Thlr.; 5. Aufl. 2 Thlr.; 6. Aufl. 2½ Thlr.; 7. Aufl. 3 Thlr.; 8. Aufl. 4 Thlr.; 9. Aufl. 6 Thlr.

Die Exemplare der zweiten bis achten Auflage sind gebunden, die der neunten roh.

Dem Publikum wird hierdurch Gelegenheit geboten zum vortheilhaften Erwerb eines Werks, das einen großen Reichtum an veralltendenden Wissen enthält.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

28. Juni 1860.

Inhalt: Hettner's Geschichte der französischen Literatur während der Aufklärungsepoche. Von Hermann Warggraf. — Zur neuesten Grdyl-Literatur. — Kaiser, Der Prinz: Regent von Preußen, Friedrich Wilhelm Ludwig und seine Zeit. — Kottz. (Deutsche Literatur in Italien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Hettner's Geschichte der französischen Literatur während der Aufklärungsepoche.

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Zweiter Theil: Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist im hohen Grade selten, daß wir ein deutsches wissenschaftliches Buch nach allen Seiten hin, sowohl was den Gegenstand, als was die Anordnung, die Unparteilichkeit des Urtheils und die stilistische Behandlung betrifft, mit so wenig Einschränkungen loben können als das vorliegende. Namentlich können wir die Vorzüge einer klaren, geschmackvollen Methode und Anordnung und eines reinen, präcisen, künstlerisch gebildeten Stils nicht maßbrüchlich genug hervorheben, da sich gerade diese Eigenschaften in deutschen wissenschaftlichen Werken zur Zeit nur selten finden. In dieser Hinsicht, wie auch in Bezug auf Sicherheit und Unparteilichkeit des Urtheils scheint uns der vorliegende zweite Theil den in Nr. 17 d. Bl. f. 1856 besprochenen ersten noch zu übertreffen.

Der Verfasser hat sich in seinem Werke eine große Aufgabe gesetzt: er will die Geschichte der Aufklärung oder die Geschichte der Aufklärungsliteratur, die wesentlich mit jener zusammenfällt, kurz „eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ schreiben. Denn die Literatur der Aufklärung fällt nicht ausschließlich diesem oder jenem Volke zu, sondern den gebildeten Nationen überhaupt, unter denen allerdings die englische, französische und deutsche in dieser Hinsicht den ersten Rang einnehmen, und zwar so, daß die Engländer den Grund zu dem ganzen Gebäude legten, die Franzosen dann die Wände errichteten und die Deutschen das Dach und den Giebel darauffegten, d. h. das Werk krönten. Die französischen Aufklärungsschriftsteller sind zwar unter ihnen aus verschiedenen Gründen am populärsten und einflussreichsten geworden, aber doch hat man die ersten selbständigen Äußerungen des neuen Geistes in dem Ausblühen der Naturwissenschaften, der Erfahrungsbildung und des Deismus in England zu suchen, un-

gerechnet, daß auch die freien staatlichen Einrichtungen Englands, namentlich auch in legislatorischer Hinsicht, die Arbeiten der englischen Nationalökonomien, das vermittlest der Pressefreiheit so entwickelte englische Zeitungswesen den französischen Aufklärern theils zum Muster dienten, theils sie zur Nachahmung anspornten. Diese Segnungen auch ihrem Vaterlande zuzuwenden, war ein Hauptaugenmerk der französischen Aufklärer, Nationalökonomien und Encyclopädisten, und in der That, man denke sich England aus dem Rathe der europäischen Völker fort, und ganz Europa, ja die Welt würde schwerlich etwas anderes sein als eine einzige bürgerliche und militärische Zwangsanstalt, in der höchstens hier und da der an einen einzelnen wohlgefinnten Monarchen gebundene sogenannte „aufgeklärte Despotismus“ einen lichten Punkt bilden würde. Andererseits gehört, um uns hier der Worte Hettner's selbst zu bedienen, der Ruhm lebendiger und schöpferischer Fortbildung und Vertiefung den Deutschen. Sie treten die gemeinsame Erbschaft der englischen und französischen Aufklärung an und entwickeln aus dem Grundstock derselben die große Philosophie Kant's und die classisch schöne Dichtung Goethe's und Schiller's, welche als die Summe und der letzte Abschluß aller dieser gewaltigen Aufklärungskämpfe zu betrachten sind.

Der Verfasser hätte vielleicht auch gleich hier schon den deutschen Universalismus und Kosmopolitismus und die deutsche, alle confessionellen und nationalen Unterschieden aufhebende Humanitätsphilosophie eines Lessing, Herder u. s. w. mitnennen sollen; denn das unterscheidet die deutschen Vorkämpfer der Aufklärung so wesentlich von denen Englands und Frankreichs, daß das Menschenthum an sich die Grundlage war, von dem ihre Bestrebungen ausgingen und zu dem sie wieder zurückführten. Indem die Aufklärung diese Bewegung in aufsteigender Linie bis zu ihrem deutschen Gipfelpunkte nahm, ist es ganz folgerichtig, daß Hettner im ersten Theile seines Werks die Geschichte der Aufklärungsperiode in England und im vorliegenden zweiten Theile die der Aufklärungsperiode in Frankreich behandelte, während der dritte Theil die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen darstellen soll. Doch glauben wir kaum, daß der Verfasser bei der Behandlung des

noch ausstehenden so reichlichen Literaturstoffs, in der er übrigens schon beträchtlich vorgerückt zu sein versichert, mit einem einzigen Theile auskommen wird.

Betrachten wir nun den Inhalt des vorliegenden, die französische Aufklärungsliteratur behandelnden Theils etwas näher. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede:

Tiefgreifende Lebensschicksale, vielfache amtliche Abhaltungen und vor allem die schwer zu bewältigende Massenhaftigkeit des Stoffs selbst haben die Vollendung dieses zweiten Bandes sehr verzögert. Als die Handschrift endlich abgeschlossen vorlag, wurde der Druck durch die italienischen Kriegswirren gehemmt. Es ist keine glänzende Literaturperiode, welche ich hier schildere; aber eine höchst merkwürdige und wichtige. Weder die *Satire* noch die *Ideen* gestatten volle Hingebung und Bewunderung; aber ihr Einfluß ist so breit und mächtig, daß er bis auf den heutigen Tag fortwirkt. Seines Fleißes kann sich jedermann rühmen. Ich habe redlich nach den Quellen gearbeitet. Man nennt diese Schriftsteller viel, aber man kennt sie wenig.

Und in der That, diejenigen möchten zu zählen sein, welche heutzutage in Deutschland noch die Abhandlungen und Dichtungen selbst der berühmtesten Schriftsteller dieser Epoche, eines Voltaire, Diderot, Rousseau u. s. w., so viel auch aus ihnen zu lernen sein mag, oder gar die vielen biden Bände des „Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“, der berühmten „Encyclopédie“ lesen. Das, was in diesem Werke noch für unsere Zeit brauchbar ist, ist schon längst in andere Werke übergegangen, von Werk zu Werk, von Mund zu Mund, und hat sich in unendlich vielen kleinern Kanälen über das ganze Geistes- und Literaturgebiet vertheilt, und die Producte jener Männer, namentlich ihre poetischen, sind besonders in Deutschland selbst von andern überflügelt worden, welche unserm nationalen Denken und Fühlen und den seitdem höher entwickelten Kunstprincipien und gewonnenen Denkeresultaten, wie auch dem deutschen Sitten- und Gesellschaftszustande besser entsprechen. Um so lieber, sollte man meinen, wird man nach einem Buche greifen, welches wie dieses den Kern und Inhalt dieser Schriften und Dichtwerke und überhaupt die Bedeutung jener und anderer Männer für ihre und damit auch für unsere Zeit in so klarer, anschaulicher und nach jeder Seite hin vorurtheilsloser Weise zur Sprache bringt und zum deutlichen Bilde gestaltet vor die Augen rückt. Gerade auf die Vorurtheilslosigkeit des Verfassers, die auch nur von einem Deutschen zu erwarten war, ist am so mehr Gewicht zu legen, da die französischen Darstellungen dieser so überaus merkwürdigen und wichtigen Literaturperiode jetzt wieder mehr als je nur einseitige Parteidarstellungen sind.

Gerade bei einem Werk wie das vorliegende wird der Berichterstatter vorzugsweise auf eine wenn auch noch so skizzierte Inhaltsangabe des Werks bedacht sein müssen, um den Literaturfreunden eine ungefähre Vorstellung von den darin behandelten Materien, ihrer Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit, wie ihrer Anordnung zu geben. Der Verfasser eröffnet seine Darstellung mit einem geistvollen Gemälde der Kunst-, Literatur- und Sittenzustände Frankreichs während der letzten Jahre Ludwig's XIV., er schildert und dieses Monarchen Größe und Verfall,

spürt den Anfängen der Oppositionsliteratur nach, charakterisiert Fénelon, Bauban, Boisguillebert, St.-Evremont, Fontenelle, Bayle und Leclerc, und schildert sodann den Verfall des Classicismus und das beginnende Uebergewicht der Satire in der Dichtung, wobei vorzugsweise Crébillon der Ältere und Regnard, La Bruyère und Lesage in Betracht kommen. Wie sich das Werk Huet's von andern literargeschichtlichen Werken besonders auch dadurch auszeichnet, daß darin die Wechselwirkungen zwischen der Poesie und den andern Künsten und die Einflüsse des gesammten Bildungsstandes auf Kunst und Poesie und deren Vertreter in Betracht gezogen werden, knüpft dem Gesäp der Literaturgeschichte ein culturgeschichtlicher Boden eingesetzt wird, so zeichnet sich dieser erste Abschnitt vor den übrigen Partien in dieser Hinsicht besonders aus. Später, wie wir gleich hier bemerken treten, je größer der Andrang des literarischen Materials, die Beziehungen auf die bildenden Künste, die an Bedeutung seit Ludwig XIV. allerdings immer mehr verloren, um erst später wieder zu einem neuen Leben zu erwachen, bemerkbar zurück, namentlich fast zu sehr die Musik, die während der Aufklärungsperiode eine größere Rolle spielte als die bildenden Künste und mancherlei merkwürdige Phasen durchmachte. Indes schwächt dieser Mangel, wenn er einer ist, den Werth und die Bedeutung des Werks nicht sehr wesentlich; denn der eigentliche Ideenproceß bewerkstelligte und vollendete sich doch in der Literatur, und wenn man nur die Annahme hätte, mehr über die Musik und die ohne sie entstandenen bildenden Künste, dafür aber weniger über die Literatur und die Entwicklung der in ihr in reichster Fülle aufkeimenden philosophischen, politischen und sozialen Ideen zu lesen, so würde die Wahl nicht zweifelhaft sein können.

Wir können uns nicht enthalten, aus dem glänzenden Einleitungskapitel des Ganzen, vielleicht dem glänzenden: „Ludwig XIV., seine Größe und sein Verfall“, einige Proben mitzutheilen, welche beweisen werden, daß, was wir über die geistreiche, treffende, unbefangene Auffassung Huet's und über seinen Stil lobend bemerken nicht zu viel gesagt war. Die etne entlehnen wir der trefflichen Parallele des Verfassers zwischen Corneille und Racine. Der Verfasser bemerkt darin über letztern:

Auf Corneille folgt Racine. Er ist milde, innerlich weiblicher, auch in der Sprache feinsäbiger und musikalischer. Das gärende Staatswesen hat sich inzwischen geklärt, die Stürme sind beschwichtigt. Racine hat daher nicht jenen begeisterten Gang nach dem öffentlichen Leben; er vertritt sich lieber in die Widersprüche und Berstigungen des von Ehrgeiz und Neigung, des von Ehre, Liebe und Eifersucht erregten Jense. In den Gemüthsämpfen der Andromache, Clelia und Phädra liegt seine Seele, und in den biblischen Dramen „Esther“ und besonders der „Athalie“, erreicht er einen Schwung, der oft an die Erhabenheit seiner psalmischen Vorbilder anknüpft. Es ist Zeit, daß wir endlich diesen gewaltigen Dichtungen Corneille's und Racine's wieder gerecht werden. Nicht bloß der Inhalt ist bedeutend, auch in der Form liegt gar manches, den wegwerfenden Ton nicht verdient, mit welchem wir Deutschen gewöhnlich von ihr sprechen. Der alte Hinblick auf griechische und römische Tragik, durch das Beispiel der Italianer

und Spanien und die Anfänge der eigenen französischen Bürger zum verbindenden Grundlagede gemacht, schenkt diesen Dichtern nur so klare und scharfe Ausprägung der kämpfenden Gegensätze, wie so reine und überströmende Charakterzeichnung, eine so durch und alles Nebenwärtliche fernhaltende Ruhe und Stetigkeit der Fassung, daß selbst Goethe und Schiller gegen die eindringende Verwundung der neuen Bühne Corneille und Racine, wenn auch nicht als „Ritter“, so doch als „Führer zum Bessern“ empfehlen, theilweise überseht und in Einzelheiten sogar nachahmen. Darum also haben wir trotz alledem kein volles Herz für Corneille und Racine, sondern verhalten uns nach dem natürlichen Vorwurfs Lessing's noch immer ablehnend? Niemand kann aber seinen Schatten springen. Hier offenbart sich nicht sich, daß das Königthum dieser Zeit nicht bloß die sich und geschlossene Staatseinheit ist, sondern als ausschließlicher Selbstzweck sich einseitig über Volk und Staat stellt. Das menschliche „Der Staat ist der König“ zeigt sich als das noch menschlichere „Der König und sein Hof ist die Menschheit“. „Boudiez la cour, connaissez la ville“, mahnt Boileau, welchen man prächtiger den Geseßgeber des Parnass genannt hat und welcher doch in Wahrheit nur ein sehr kleinlicher Oberemonienmeister war. Nicht das rein Menschliche, nicht die Lust der Leidenschaft, nicht das Hohe und Große ist das bürgerliche Ideal, sondern mehr noch das bloß äußerlich Glänzende, die Willkür und Willkürfreiheit der Fiktion oder, wie Schiller sich in einem Gedicht ausdrückt, des falschen Ansehens-prunkende Scherbe. Man nennt diese Ausrichtung Classicismus, oder es ist der Classicismus der Unfreiheit.

Weiter die Beschreibung des Königsschlosses zu Versailles:

Nach seiner an den Hof geleitet war die bildende Kunst. Am deutlichsten zeigt sich dies in Versailles, in jenem glänzenden Königssitz, welcher das Wesen Ludwig's XIV. mit epigrammatischer Schärfe verkörpert. Jules Harpouin Mansart hat diesen Palast erbaut. Der König hatte keine Freude am Louvre; dieser liegt mitten in der Stadt und rings um ihn lärmt und weht das Volk, von welchem sich der Selbstherrscher in stolzer Unnahbarkeit abtrennt. In sandiger und wasserloser Gegend errichtet der König sein Schloß; es ist, als habe er allen eindringlich sagen wollen, daß selbst der Eigensinn der Natur sich beugen müsse vor der Uebermacht königlicher Laune. Vorn am Eingang des Schlosses die mächtige Statue des Königs, dann zwei Vorhöfe, zuletzt das Schloß selbst mit seiner gewaltigen Befestigung, die das eigentliche Versailles ist. Welche gewaltige Großartigkeit der Maffen! Der langhingelegte Baum nimmt einen Raum von beinahe 2000 Fuß ein. Das in der Mitte weit vorstehende Hauptgebäude läßt sich sogleich als der Sitz und Schauplatz des königlichen Herrn an; jeder Eintauch predigt, daß hier die Majestät wohnt; die beiden Seitenflügel weichen ehrerbietig beiseite zurück. Treten wir in das Innere des Palastes selbst ein, in diese hohen, prächtigen, unerschöpflichen Räume, so erzählen die farben- und gestalterischen Deckengemälde Lebrun's mit pompfaster Ruhmredigkeit von allen Großthaten, welche in den zahllosen Kriegszügen den Ruhm des Königs verherrlichten und ihn zum mächtigsten aller Könige machten. Der ganze Olymp wirft sich ihm zu Füßen; die Mythologie ist nichts als eine großartige Allegorie auf die Macht und Weisheit des Königs. Deutschland, Spanien, Holland, selbst Rom beugen demüthig ihre Knie. Nirgend aber erscheint die Personifikation Frankreichs, denn Frankreich ist der König selbst, wie auch auf den großen Schlachtenbildern nicht das Heer, sondern nur der König und an seiner Seite höchstens der große Heerführer erscheint, denn dem König, nicht dem Heer gebührt der Ruhm. Und an das Schloß schließt sich der weite und breite Park, die große Schöpfung Le Notre's. Aus dem Zentrum seines Schlosses sieht der König nur sich selbst; der Park ist so weit als der Horizont, dem Auge jede fremdartige Umgebung entzogen. Die langen, geraden, sandbestreuten Wege, die

hohen, scharfgeschnittenen, abgetheilten Laubmäde und windelreichen Wiesenstücke, die gekünstelten Grotten und Verstecke, die reichen Wasserläufe, die zahllosen Statuen, die wieder nur die allegorische Verherrlichung seiner Liebe und Laune sind, bringen auf jedem Schritt und Tritt zu einbringlicher Anschauung, wie selbst die tropische Ungebundenheit der Natur, Macht und Regel annehmend, die freudige Selbstbescheidung und Unterwerfung als unverbrüchliches Gesetz weiß. Noch heute, wenn wir in diesen Baumgängen auf- und abwandeln, umschwebt uns fortwährend die unabwiesliche Erinnerung des mächtigen Königs. Es ist, als sähen wir ihn fordernden Pracht und Herrlichkeit, wie spiel Racine's schilbert, wenn sie es spricht. Aber auch hier zeigt sich die Gemachte und Gefürchtete, die inneren Massen des Palastes, welche bei dem wie laßt und ermüdend sind sie bei jeder Bauart hat weder die geharnischte des florentiner Palasthofs, denn die Bedarf im sichern Besitz ihrer Reichthümer, noch hat dieser Bauart die der rheinischen Paläste, denn hier wohl Menschlichkeit, welche die beste Zeit und anzeigt; er hat nur prunkende und dankensvolle Gliederung, denn hier vornehmheit, die prunkende Nacht verrückt aufsteht, um durch die lang ähnlich zu werden, und welche in die gemüthvollen Regungen unter die edelstete zwingt. Dieser unerquicklich durch die Unnatur des Parks, der erscheint und, aristokratisch durch und blick die beengende Nähe des Königs vergessen läßt.

Es ist bedeutsam und macht den Franzosen trotz ihrer damaligen Versunkenheit Ehre, daß es gerade ein Kriegsmann, der Marschall Vauban war, der in diesem Zeitalter des Despotismus für die Rechte der gedrückten Volksklassen das Wort ergriff. Unter dem deutschen Harnbegen dieser und späterer Zeit wird man wohl vergebens nach einem Menschenfreunde suchen, als welchen sich Vauban in seiner Schrift „Projet d'une dime royale“ darstellt. Er, der Schöpfer der französischen Statistik, der 33 neue Festungen angelegt und 300 alte neu umgestaltet, 53 Belagerungen geleitet und in 140 Schlachten mitgefochten hatte, sagt in dieser Schrift unter anderem:

Durch alle Forschungen, welche ich angestellt, habe ich erfahren, daß fast der zehnte Theil des Volks am Bettelstabe ist und in der That bettelt, daß von den andern neun Theilen nur fünf im Stande sind, jenen ein Almosen zu geben, daß von den übrigen vier wieder drei ganz und gar von Schulden und Processen erdrückt werden, und daß der zehnte Theil, unter welchen ich einzelne Männer des Heeres, des Gerichts und der Wissenschaft, den Adel, Beamte, gute Kaufleute und wohlhabende Bürger stelle, höchstens auf 100000 Familien zu rechnen ist.

Die tiefste Grundursache dieses Uebels erkannte er darin, daß die „partie basse“, die man doch sowohl wegen ihrer Anzahl wie wegen ihrer wirklichen Leistungen als den Grundpfeiler des Staats betrachten müsse, vernachlässigt und überlastet sei, und mit eiserner Fergenswärme führt Vauban den Satz aus, daß alle Unterthanen ohne Unterschied des Standes in gleicher Weise die natürliche Verpflichtung hätten, nach Verhältnis ihres Einkommens und ihrer Vermögensverhältnisse zur Deckung der Staatsbedürfnisse mit beizutragen, und daß jenes Vorrecht, welches von dieser

Verpflichtung befreite, eine Ungerechtigkeit und ein Mißbrauch sei. So hatte schon Vauban, sonst ein treuer Diener seines Herrn und „Kriegsherrn“, die Wunden an dem französischen Staats- und Gesellschaftskörper berührt, zu deren endlicher Heilung so viele Jahre später das Radicalmittel der Revolution angewendet wurde, weil die Privilegirten in ihrem Uebermuth und ihrem verblendeten Egoismus der Wunden spotteten, bis sie in tödlichen Brand übergingen.

Vauban war durch seine Stellung und Verdienste geschützt; im allgemeinen war aber wol sehr richtig, was Labruyère, der Verfasser des seinerzeit berühmten Buchs: „Les caractères de Théophraste“, einmal bemerkt: „Un homme né chrétien et Français se trouve contraint dans la satire; les grands sujets lui sont défendus“ u. s. w. Die satirischen Schriftsteller sind die verwegenen Plänkler, die Vor- und Nebenposten, welche den nachrückenden Sturmcolonnen Fronte und Flanke decken und dem Feinde seine schwachen Seiten ablauern, ihn fortbauern und beschäftigen und durch ihre Redereien seine Aufmerksamkeit von dem Hauptangriff ableiten. Die Angegriffenen selbst lesen solche lustige satirische Büchlein zur Unterhaltung und merken nicht, daß diese sprühenden Witzfunken, die ihnen so viel Spaß machen, elektrische Entladungen sind, welche aus einer schweren Wetterwolke kommen. So verhält es sich auch mit Lesage's komischen Romanen, dem „Diable boiteux“ und dem „Gil Blas“. Von diesem bemerkt Hettner:

„Gil Blas“ ist eine sehr entscheidende Wendung. Bisher war die französische Dichtung nur die Herrlichkeit des bestehenden Staats gewesen; hier ist dessen satirische Geißelung. Bisher war der Bürgerliche nur zugelassen worden, um verlacht zu werden; hier ist er der stehende Held. Bisher war die dichterische Charakterzeichnung in bestimmte, feste, der idealen Großheit der Antike nachgeahmte Begriffsalgemeinheiten eingezwängt; hier ist der Weg nach dem Wirklichen und Naturwahren eingeschlagen. Im Inhalt ist Lesage der erste oppositionelle, in der Form der erste realistische Dichter. Als Boileau eines Tags seinen Diener mit dem „Einfunden Teufel“ in der Hand traf, bedrohte er ihn sofort mit Entlassung. Dieser Zug, sei er wahr oder erfunden, bezeichnet den Gegensatz zweier Weltalter. An die Stelle der höfischen Literatur ist eine Literatur getreten, in welcher ein frischer, freier, volkstümlicher Hauch weht. „Gil Blas“ ist der Vorläufer „Figaros“.

Der Verfasser schildert sodann die Zustände unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und dem Ministerium des Cardinals Fleury. Die Regentschaft war eine einzige Orgie. Gegen die Abendstunden schloß sich Philipp von Orleans mit seinen „Galgenvögeln“ (Roués), d. h. mit seinen Maitressen, mit Sängerinnen und Tänzerinnen und zehn bis zwölf seiner Vertrauten in seine Gemächer, wo die abscheulichsten Zoten und Gotteslästerungen widerklangen und die zuchtlosesten Dinge gesagt und verübt wurden, bis regelmäßig die allgemeinste Trunkenheit Mann und Weib in einen Brei zusammenrührte. Nicht genug, daß die Paläste der vornehmsten adelichen Familien die allgemein bekannten Freiküsten der Spieler und Bankhalter waren; es wurden sogar im Jahre 1722 acht Académies de jeux (öffentliche Spielhäuser) er-

richtet. Der Chevalier von Bouillon erhielt bloß für den sublimen Ordanken, die Theater zugleich als Ballsäle zu benutzen, eine Pension von 6000 Francs, und Oper und Ballet wurden die wichtigsten Tagesfragen, wie sie es sogar noch später, selbst nach der Französischen Revolution, dann und wann in fürstlichen Residenzen gewesen sind. Gekliche Treue galt als spießbürgerlich und war ein Gegenstand des Spottes, der Mann lebte mit den freudespensenden Töchtern der Oper und des Ballets, die Frau mit vertrauten Hausfreunden. Die Weiber überboten fast die Männer noch an zügelloser Sinn- und Vergnügungssucht, und es gibt Heirathsverträge aus jener Zeit, in welchen die Frau den ständigen Winteraufenthalt in Paris zur ausdrücklichen Bedingung machte. Außer in solchen allgemeinen Zügen charakterisirt der Verfasser dieses verlorene Zeitalter auch noch durch die Schilderung der üblichen Costüme des Toilettenluxus, der innern Einrichtungen der Gemächer:

Man liebt nicht mehr die starren glänzenden Prachtstühle; man lebt, liebt, plaudert und genießt in kleinen Salons und Boudoirs. Wie der Thee und Kaffee, so kommt jetzt auch das morgenländische Sofa, das weiche und gepolsterte, mit seinen zu jedweder Anordnung leicht verschiebbaren Kissen, zu allgemeiner Beliebtheit. Mit dem Sofa erscheint der bequeme, ebenfalls schwellend gepolsterte Armstuhl, der Fauteuil, die mittelalterlichen hohen und geradlinigen Lehnstühle verdrängend. Farbige, schwerseidene Fenstervorhänge, das Licht wollüstig zu dämpfen; an den Wänden üppige Silber und große goldrahmte Spiegel; am marmornen Kamin, auf Tischen und Consolen abgeschmackte Nüchternheiten von Nippes, Porzellanvasen, reichverzierten Stuhlhühen. Die Möbel weit ausgeschwungen und verschönert. Im ganzen Zimmer wollustathmende Parfüms, welche jeden gesunden und natürlichen Lufthauch verdrängen.

Wer es haben konnte, schmückte diese üppigen Gemächer mit den niebllichen Genrebildern Bateau's, dieses Meisters der „amusements champêtres“, mit den sinnlichen und oft gemeinen Darstellungen eines Lancet oder Vater (der sich z. B. durch das Bild einer jungen Dame, welche „pour tenter le destin“ sich von einem jungen Herrn einen Floß haschen läßt, beliebt macht), mit den üppigen Toilettenbildern Vanloo's oder gar den Schlüpfrigkeiten François Boucher's. So wollte es das Rococo, dem ja auch in unserer Zeit noch Altäre errichtet wurden, wie denn auch Hettner bemerkt:

Sammler von Bildern, Kupferstichen und Handzeichnungen wissen leider davon zu erzählen, wie gesucht und kostspielig noch immer diese Silber und Blätter Boucher's und der Bateau'schen Schule sind. Die vornehme Blasktheit hat keinen Sinn für die schlichte und große Natur echter Kunstübung.

Die Dichtungen, welche in diesen Boudoirs gelesen wurden, standen im Einklang mit diesem Schmutz der Wände wie mit der ganzen wollusthauchenden Einrichtung: es waren derbstoffliche Romane, namentlich die lusternen, ja wegen ihrer Schlüpfrigkeit sprichwörtlich gemordeten von dem jüngern Crébillon, anmuthige Blauberien, wie Gresset's „Ver-Vert“ oder etwa noch die „poésies fugitives“, die „petits vers“ von Lafare, Chaulieu, Voltaire u. a. Man erkennt hieraus, daß in einem Zeitalter alle Erscheinungen des Lebens, wie alle Pro-

ducte der Kunst und Literatur in einem innigen Zusammenhang stehen und mehr oder weniger denselben Geist widerspiegeln und ausdrücken. Daß die Kunst ausschließlich durch die Künstler sinke — eine Ausflucht, womit sich so gern die Faulheit des Publikums entschuldigt —, ist nur zum Theil wahr; es können in eine Nation in irgendeinem Zeitausschnitt durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände allerdings so viele verdorbene Säfte einströmen, daß das Talent schon durch die frühesten Jugendeindrücke und durch die ganze inficirte Zeitatmosphäre für das Edle und Große vollkommen abgestumpft ist oder daß es seinem bessern Kunstgeschmack bei aller Anstrengung doch Eingang zu verfaßten außer Stande ist, sobald die Anfänge zu einer echten Kunstübung, bei denen es nothgedrungen stehen bleiben mußte, vielleicht erst lange Jahre nach seinem Tode Verständniß und Würdigung finden. Wenn sich dann aber ein Genie durch hohe und ernste Gebilde plötzlich riesenhaft über sein Zeitalter zu erheben scheint, und zwar mit solchem Erfolge, daß es dieses mit sich fortzureißen scheint, so kann man auch sicher darauf rechnen, daß inzwischen durch besondere Umstände bei dem erwählten Theile der Nation alles für die begeisterte Aufnahme reinerer und höherer Kunstschöpfungen vorbereitet ist.

Auch während dieser Regentenschaftsperiode, in welcher die Entartung des Geschmacks und der Gesinnung ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben schienen und nur noch von Geschmackswirrigkeit, nicht von bloßer Geschmacklosigkeit, nur von dem Gegentheil der Tugend, nicht von bloßem Tugendmangel die Rede sein konnte: auch während dieser wußten Zeit fehlte es nicht an Reimen des Bessern, welche einer spätern Zeit zugute kommen sollten. Die verfaulten Stoffe des Adels gaben gewissermaßen den Dünger ab, wodurch der Ackerboden des Bürgertums fruchtbar gemacht wurde. Der Adel und überhaupt die privilegierten Klassen verloren in diesem Treiben ebenso wol ihre moralische als physische Kraft und Gesundheit, sie kamen ebenso wol sittlich als materiell in Zerrüttung; ihr Uebermuth reichte nicht hin, ihnen den Respekt wiederzuverschaffen, um den sie sich einmal unwiderbringlich gebracht hatten. Dadurch erstarbte das Bürgertum, bei dem der Adel finanzielle wie geistige Anleihen zu machen genöthigt war, und welcher diesem durch alle Hülfquellen größerer Sittlichkeit Terrain abzugewinnen trachtete. Hierzu kamen die immer mächtiger hervortretenden politischen wie literarischen Einflüsse Englands, wo der Bürgerstand schon längst eine Macht geworden war. Das französische Bürgertum, im geheimen erstarkend, wollte nun auch seine Literatur haben so gut wie die aristokratischen Klassen und wandte sich jener in England auflebenden Literatur der moralischen Wochenchriften, der bürgerlichen Romane und Theaterstücke zu, die vielfach übersezt und nachgeahmt wurden. Der Verfasser bemerkt:

Die englischen Anregungen sind überall sichtbar; nur werden sie nach dem französischen Naturell und nach den fortwirkenden Grundlagen und Bedingungen der herrschenden Anschauungs- und Behandlungsweise des französischen Classicismus eigenthümlich umgemodelt.

So entstanden schon damals die tugendhaften Romane und Stücke von Marivaux und die dramatischen Familiengemälde von Destouches und Nivelle de la Chaussée, „mit dem scharf bewußten Zwecke moralischer Nährung und Besserung“.

Der Verfasser geht sodann im zweiten Buche zu einer Betrachtung der französischen Literatur unter Ludwig XV. über. Es war dies die eigentliche Brutzeit der Aufklärungsliteratur, und diese sicherlich eine sehr merkwürdige Erscheinung in einem despotisch regierten und dabei, natürlich nur formell und äußerlich, bigot katholischen Lande. Jeder den aristokratischen Kreisen Angehörnde wollte ein „esprit fort“ sein, und es gehörte zu den Attributen eines „esprit fort“ vor allem, Gott und Unsterblichkeit u. s. w. zu leugnen; denn „dies Wölkchen merkt den Teufel nie, und wenn er sie beim Tragen hätte“. Voltaire indeß, dem der Verfasser ein umfangreiches, höchst lesenswerthes Kapitel widmet, das als eine vollständige Monographie gelten kann, gehörte in diesem Punkte nicht zu den „starken Geistern“. Es ist ein Irrthum und beruht auf Unkenntniß, wenn man, wie dies so häufig geschieht, Voltaire des Atheismus beschuldigt. Voltaire war entschiedener Deist, und er beantwortet die berühmte Frage Bayle's, ob es einen Staat von Atheisten geben könne, spöttisch dahin, daß, wenn Bayle nur 5—600 Bauern zu regieren gehabt hätte, er unfehlbar die Lehre von einem vergeltenden Gott predigen würde. In diesem Sinne schrieb er auch einmal an den Prinzen von Preußen das bekannte Wort: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer; mais toute la nature nous crie, qu'il existe.“ Sein ganzes philosophisches System gipfelt in der Annahme eines höchsten vernünftigen Wesens, Schöpfers alles Sichtbaren; denn die Materie hat nach seiner Ansicht keine Vernunft und kann daher auch durch bloße zufällige Mischungen und Gärungen nichts Vernünftiges hervorbringen. Hettner ist keineswegs blind gegen die Inconsequenzen, Schwächen und Gebrechen, welche Voltaire als Schriftsteller und Mensch anhafteten, aber er stellt auch seine unermesslichen Verdienste aufs überzeugendste ans Licht. In erster Reihe steht sein heroischer Kampf für alle ungerecht Verfolgten, Unterdrückten und Verurtheilten, wie er dies in der durch ihn berühmten Angelegenheit des unglücklichen Jean Calas, in der Geschichte de la Barre's, in derjenigen Montbailly's und bei dem Justizmord des Generals Rallu bewies. Durch diese Thaten allein wird Voltaire's Andenken fortleben, selbst wenn niemand mehr seine Schriften lesen sollte. „Kein anderer als Voltaire“, sagt Hettner, „ist in Frankreich Urheber und Verkünder des in der französischen Revolution so wichtig gewordenen Wahlspruchs „Liberté et égalité“. Es gereicht der französischen Nation trotz ihres damaligen Verfalls zu hohem Ruhm, daß sie sich ihm, und zwar noch bei Lebzeiten, nicht wie dies in Deutschland meist geschieht, nach dem Tode, dankbar bewies. Die nationalen Huldigungen, die man seiner Person auf seiner Reise von Ferney nach Paris im Februar 1778 und dann in Paris selbst wie einem Triumphtor dar-

brachte und unter denen er förmlich erstickte (Voltaire starb infolge der Aufregung wenige Monate später), zeigen am besten, wie die französische Nation, welcher es an generösen Aufwallungen niemals gefehlt hat, diejenigen auszuzeichnen und zu belohnen weiß, die sich um sie verdient gemacht haben. Da ließen sich kleine Dichter, Declamatoren, Redner und Loastprediger hören, welche sonst wol solche Gelegenheiten benutzen, um ihre eigene Person in den Vordergrund zu stellen und Applaus einzustreichen, sondern alles war nur darauf berechnet, dem Gefeierten allein die Ehre zu geben. Und zwar fand diese Guldigungsfeier unter den Augen jenes Hofes und Klerus statt, die Voltaire in seinen satirischen Schriften, z. B. auch in seiner in anderer Hinsicht nur verdammenwerthen „Pucelle“ oft mit so unerhörter Dreistigkeit verhöhnt und verspottet hatte. Mißte sich auch, wie bei den Franzosen fast immer, etwas Theatralisches ein, so war das ganze Schauspiel doch ein hinreißendes, aufrichtiges, alle vom Niedrigsten bis zum Höchsten befeelenden Enthusiasmus und den echten französischen élan bekundendes. Mit diesem élan werden die Franzosen immer fähig sein, große Dinge auszurichten und die Welt von Zeit zu Zeit immer wieder in Erstaunen zu setzen. Im ganzen wird man dem „Weissen von Ferney“, bei dem sich alle den „aufgeklärten Despotismus“ vertretende Potentaten Rathes zu erholen pflegten, trotz seiner mancherlei Schwächen das Verdienst nicht in Abrede stellen können, ein treuer und unermüdlicher Vorkämpfer der Humanität und Humanisierung gewesen zu sein und somit die schönste Aufgabe erfüllt zu haben, die dem Schriftsteller zugewiesen ist.

Hettner unterzieht hierauf Montesquieu und die Kunstlehren von Dubos und Batteux seiner Betrachtung; ja er vergift selbst die Dekonomisten oder die später von Adam Smith gestürzten Physiokraten nicht. Diese stellten bekanntlich den Satz auf, daß nur die Landwirthe, welche den Boden bebauen, und die Grundeigentümer, welche die Grundrente beziehen, die productiven Klassen der Gesellschaft seien. Man wird den Werth und Nutzen dieser Doctrin nicht verkennen, wenn man sich erinnert, daß bisher der Landmann fast ausschließlich alle Lasten und Opfer, alle Bedrückungen und Entbehrungen zu tragen gehabt hatte. Aber diese Physiokraten gingen in ihrer Einseitigkeit so weit, alle übrigen Klassen als „unproductiv“ zu bezeichnen, indem von ihnen, den „besoldeten Dienern des Ackerbaus“, keine Vermehrung des Gesamtkapitals ausgehe. Nun, unsere neuern Nationalökonomien lassen den Industriellen, Kaufleuten, Handwerkern u. s. w. wol vollauf ihr Recht widerfahren; aber meines Wissens verkennen sie noch immer, wie sehr auch die geistige Arbeit, unter andern die Arbeit des Künstlers und Schriftstellers, die tausend und abertausend von Händen in Bewegung setzt, zur Vermehrung des Nationalreichthums beiträgt. Hätten wir keine einheimische Kunst, die den Bedarf unserer Kunstliebhaber bis zu einem sehr beträchtlichen Grade deckte, keine Nationalliteratur, keine Zeitungs- und Journal-Literatur, keine der Nachfrage entsprechende wissenschaftliche Production, so würden für Bilder und andere Kunst-

werke, für Zeitungen, Zeitschriften und Bücher noch ungleich beträchtlichere Summen als gegenwärtig ins Ausland wandern und weniger aus diesem zurückschöpfen. Man muß in unserer Zeit leider diese materielle Seite der geistigen Arbeit vorzugsweise betonen, denjenigen gegenüber, welche immer nur fragen, was hat die Staatskasse, was das „Gesamtkapital“ davon?

Mit Diderot und den Encyclopädisten treten wir in die zweite Epoche der französischen Aufklärungsephologie. Denn sehr lichtvoll unterscheidet Hettner in ihr drei Epochen: zunächst die Epoche des aus England überkommenen Deismus, als deren Hauptträger und Begründer Voltaire zu betrachten ist. Die zweite ist die des entschlossenen und offenen Materialismus, hauptsächlich durch Diderot und die Encyclopädisten vertreten und ohne deren Schuld später entartet. Die dritte Epoche ist, um genau mit Hettner's Worten zu sprechen, die Aufhebung der durch jene materialistischen Lehren unbefriedigten Gemüthsinnerlichkeit, der Idealismus des Herzens, welcher seine Rechte gegen die beschränkende Oberherrschaft des Verstandes nicht lassen will, die Rückkehr zu Gott und Unsterblichkeit, wenn auch nicht auf Grund der Offenbarung und des Christenglaubens, so doch auf Grund des dem Menschen innewohnenden Gefühlslebens. Diese Epoche wird durch Rousseau bezeichnet.

Hettner hebt hervor, daß sich diese drei Richtungen und Epochen nicht selten mit der leidenschaftlichsten Feindschaft bekämpften, aber der herrschenden Kirche gegenüber dieselben gemeinsamen Ziele verfolgte, denselben Vernunftkrieg geführt hätten. Dies sei der Grund, „daß trotz der tiefgreifenden Unterschiede ihre Beurtheiler zu meist unterschiedslos zusammenwerfen und sie mit demselben Maßstab zu messen pflegen“.

Nie haben die Salons eine bedeutendere Rolle gespielt als zur Zeit der Encyclopädisten: es sind dies die Salons der Madame Tencin, der Madame Geoffrin, der Madame Dubessand, der Julie l'Épimasse, der Madame Necker, welche 1766 ihren Salon eröffnete, der Madame d'Épinay, der Gräfin d'Houdetot, der Mlle. Quinault, des deutschen Barons Holbach, des Philosophen Helvetius. Der Verfasser erkennt an, daß diese Salons, in denen die Freigeisterei Mode wurde, wesentlich dazu beigetragen haben, die neue Denkart auszubreiten, was setzt er hinzu, „sie auch zu verflachen“, da nur der Geistreiche und Witzige, nie aber das Grundsätzliche und Sachliche in diesen Salons Raum finde. Hettner fährt fort:

Jenes klackernde Springteufelschen, welches die Franzosen Esprit nennen, ist Herr und Meister; alles wird zugehört. Die wichtigsten Fragen werden mit einem blendenden Wort abgethan. Die Philosophie wird Sophistik. Nur einige wenige Auserlesene wissen aus dieser entnerbenden Salonwelt ein ernsteres Streben zu retten. Machen wir der französischen Aufklärung, im Gegensatz zur englischen und deutschen, mit Recht den Vorwurf der Frivolität, so ist sicherlich diesem Salonleben ein großer Theil der Schuld zuzuschreiben.

Das Schlimmste war, daß unter den Einflüssen dieser Freigeisterei, dieser materialistischen Philosophie auch die Frauen, bei aller äußern Tournüre, innerlich vergrößert und materialisiert wurden, daß sie darüber alle idealen und idealreichtesten Anschauungen einbüßten, durch die

allein sie wahrhaft verbernd und erhebend auf den Mann wirken können, kurz, daß sie allen Madonnen-schimmer verloren und zuletzt nichts waren als bloße Ausschnitte aus dem letzten Modejournal. Das sind sie freilich unter den sogenannten gebildeten Nationen auch meist heutzutage noch, weshalb auch die Erscheinung einer echten Matrone immer seltener wird, gerade wie unter den Männern die Erscheinung eines würdigen Greises.

Eins der anziehendsten Kapitel des Feltner'schen Buchs ist das längere über Diderot, den er zuvörderst in seinem Leben und seiner Persönlichkeit, sodann als Philosophen und endlich als Dichter und Kritiker betrachtet. Die großen Verdienste Diderot's werden gebührend hervorgehoben, aber auch die Einseitigkeiten und Beschränktheiten seines philosophischen und kritischen Standpunktes nachgewiesen. Nach einem kürzern Kapitel über d'Alembert läßt der Verfasser eine längere Analyse und Inhaltsangabe des berühmten Buchs von Holbach: „*Système de la nature*“, folgen, wofür die Leser ihm dankbar sein werden, da das Holbach'sche Buch gegenwärtig ebenso oft genannt als wenig gelesen wird. Aus des Verfassers Darstellung geht so überzeugend als möglich hervor, daß der moderne Materialismus nicht einmal das Verdienst der Neuheit hat, sondern höchstens nur eine weitere Ausführung dieses ältern, mit Einziehung und Benutzung der neuern Entdeckungen auf dem Gebiete der Anatomie und der Naturwissenschaft, namentlich der Chemie ist. So viel ist schon jetzt klar, daß die rein stoffliche Lehre, indem sie alle idealen Anschauungen und alle poetischen Illusionen vernichtet und allem freien Schaffen der Phantasie von vornherein einen tödtlichen Druck auslegt, unter dem sie nicht aufzuathmen vermag, niemals im Stande sein wird, höhere und harmonische Gebilde der Poesie und Kunst oder eine sittliche oder philosophische Doctrin zu schaffen, an der sich das zartere, höhern Trostes und idealer Anschauungen bedürftige Menschenherz genügen lassen kann. Ob die Humanität, wie die Vorkämpfer dieser Richtung versichern, dabei gewinnen wird, müssen wir erst abwarten; die heftige, zuweilen verlegende und selbst gräßliche Art, womit einige derselben ihre Gegner zu bekämpfen gewohnt sind, läßt wenigstens an einer durchgreifenden Humanisirung des menschlichen Geschlechts vermittelt des Materialismus zweifeln. Die Verkünder des Materialismus scheinen nicht zu bedenken (wofür sie übrigens nach ihrer eigenen Doctrin nichts können, sodas man sich hier in einem ewigen Circelanz bewegt), daß die Ideen und Vorstellungen der Antimaterialisten ja auch nichts weiter sind als bloße notwendige Gehirnsecretionen, mit denen man höchstens Mitleid haben, über die man sich aber vom Standpunkt der Materialisten selbst nicht ereifern und in Zorn gerathen darf. Ein Materialist von echtem Schrot und Korn muß im Stande sein, sich die größte Beleidigung gefallen zu lassen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen; denn wenn er, der Materialist, in seinem Gehirn gesund ist (was freilich immer noch zu beweisen wäre), so muß sein Gegner notwendig krank oder wahnsinnig sein.

Im übrigen würde es von uns unbillig sein, wenn wir verschweigen wollten, daß sich bei Diderot der Materialismus mit der größten Menschenliebe verband und daß er in dieser Hinsicht so manchem Idealisten und Spiritualisten, manchem Verkünder des göttlichen Worts zum Muster aufgestellt werden kann. Unzähligen Schriftstellern ging er mit hilfsreicher That zur Hand, und mit Kraft, Zeit und Geld war Diderot unergennüßig bis zur Schwäche. Er konnte niemand etwas abschlagen, er schrieb sogar die an den frommen Herzog von Orleans gerichtete Widmung einer Schmähschrift gegen sich selbst und verschaffte dadurch dem hungernden Pasquillanten einen Ertrag von 25 Goldstücken. Vier Jahre lang unterstützte er einen Menschen, um schließlich zu entdecken, daß derselbe ein Polizeispion war. Herzengüte wird eben immer und überall mißbraucht. Auch von Holbach wird gerühmt, daß er durchaus edel und hochherzig, seinen Freunden ein treuer Freund, den Armen und Gebrückten ein hilfsreicher Retter war. Indes war Holbach durch seine gesellschaftliche Bildung und durch seine Freude an Genuß und Mitgenuß, Diderot durch seinen Kunstsin und durch sein angeborenes Zartgefühl von den gröbren Einwirkungen ihres Materialismus, der ohnehin bei Diderot ein gemäßigter war, sicher gestellt; auch ließe sich nicht unschwer nachweisen, daß in Diderot doch ein gewisser Idealismus steckte; wenigstens waren diejenigen, die seine Güte mißbrauchten, die echten Materialisten, und er, indem er sich mißbrauchen ließ, der eigentliche Idealist. Dann gehörte auch der Sinn für gemeinsamen Genuß, das Bedürfnis sich und andern das Leben angenehm zu machen, ein tiefes Gefühl für Freundschaft und daraus hervorgehende Hilfsbereitschaft (wer dächte nicht hierbei auch an „*Vater Sleim*“?) zu den charakteristischsten Eigenschaften jener Zeit. Schrieb doch selbst Voltaire im Jahre 1763 an d'Argenson: „*J'en reviens toujours à Candide; il faut finir par cultiver son jardin; tout le reste, excepté l'amitié, est bien peu de chose.*“

Freilich die Entartungen, zu denen der Materialismus führt, sollten nicht ausbleiben; sie zeigten sich in dem berühmten Buche „*L'homme machine*“ von dem frechen Wüstling Lamettrie, wie in der Schrift „*Sur l'esprit*“, durch welche deren Verfasser, Helvetius, ein bei allem Gemüthsadel und allem Wohlthätigkeitskinn doch sehr eitler Mann, sich endlich einen Namen erringen wollte und auch errang, nachdem er sich zu diesem Zwecke in mancherlei verlorenen Verjahren vergebens abgemüht hatte. Dieses Buch wurde 1759 auf Parlamentsbefehl öffentlich verbrannt, und damit hatte Helvetius seinen Zweck, um jeden Preis ein berühmter Mann zu werden, so vollständig als möglich erreicht. Schade, daß die Methode, anrüchliche Bücher durch Hendershand öffentlich zu verbrennen und dadurch ein Mittel, sich einen großen Namen zu verschaffen, abgekommen ist! Feltner beklagt, daß dieses Buch, „das doch nur eine alberne Uebertreibung und Verzerrung der französischen Aufklärungsphilosophie ist“, auch jetzt noch immer als der wahrste und urkundlichste Ausdruck derselben gelte, und daß namentlich fast alle

deutschen Geschichtsschreiber der Philosophie in diesen Irrthum verfielen. Indes können wir auf die Charakteristiken der beiden genannten Männer, auf die d'Alembert's, Buffon's, Condillac's, Cabanis', Destutt-de-Tracy's, St.-Lambert's, Volney's u. s. w. hier nicht ausführlicher eingehen, weil wir den Raum d. Bl. nicht mit zu langer Ueile messen dürfen. Der letzte aus diesem Kreise ist der Deutsche F. M. Grimm, der Verfasser oder Geheimschreiber der „Correspondance littéraire“, über die man hier manches Interessante erfährt. Von ihm sagte Friedrich der Große:

Wenige kennen die Menschen so gut wie Grimm, und man wird selten jemand finden, der so wie er das Talent besitzt, mit den Großen zu leben und ihnen gefällig zu werden, ohne jemals den Freisinn und die Unabhängigkeit des Charakters zu verleugnen.

Man hat wol öfter behauptet, der deutsche Bär sei nicht auf gut parisisch abzurichten; aber Grimm, der sogar seine Toilette mit gedehnter Wichtigkeit betrieb, wie Holbach, verdankten ihr pariser Renommée fast noch mehr ihren angenehmen Manieren im Umgang und ihrer gesellschaftlichen Tournüre, als ihren literarischen Leistungen. Ueberhaupt ist der Deutsche so disciplinirbar, daß sich unter Umständen alles aus ihm machen läßt — ein Ged so gut wie ein roher Haudegen.

Der Rückschlag gegen die zu weit getriebenen Konsequenzen des Materialismus konnten nicht ausbleiben; denn ein Extrem ruft das andere hervor, und der Idealismus ist dem menschlichen Geschlecht gerade ebenso nothwendig als der Realismus und Materialismus. Den Gegensatz gegen den letztern vertrat Rousseau. Von den von ihm ausgehenden Anregungen bemerkt Fetterer:

Die weiche und unklare Gemüthseligkeit der sogenannten Gesichtsphilosophie und der dichterischen Romantik hat hier ihre Wurzel; doch vergessen wir nicht, daß nicht minder auch die Verinnerlichung und Vertiefung des fahlen flachen Rationalismus, welcher alle Poesie zertrümmerte, hier ihren wesentlichsten Anstoß und Nerv fand. Der volle und ganze Mensch erstand wieder; der Mensch, welcher nicht bloß denkend sondern auch empfindend ist.

Die Rückwirkungen Rousseau's auf Deutschland in früherer Zeit, sogar auf Goethe und Schiller sind bekannt; aber sie haben noch keineswegs aufgehört. Alle diejenigen, welche über die complicirte und ungesunde Künstlichkeit unserer Zustände eifern, welche unserer ganzen Civilisation den Krieg bis aufs Messer erklärt haben, welchen Kunst, Theater und Literatur als krankhafte und schädliche Auswüchse gelten, welche alle Künstler, Schriftgelehrten und Dichter zum Tempel hinausjagen möchten und alle Bücher, die von ihnen selbst verfaßten natürlich ausgenommen, am liebsten verbrannt zu sehen wünschten: sie alle wiederholen, und zwar oft unter komischen Uebertreibungen, nur, was Rousseau meist schon besser oder doch einfacher und überzeugender gesagt hat. Denn Rousseau's Ansicht war es, daß die Menschheit vermittelt der Bildung von Natur und Wahrheit abgefallen sei, daß die Wissenschaft das Gefühl der Freiheit erstickt und den Charakter der Menschen verschlechtert habe, daß die Wissenschaften eitel in ihren Gegenständen und noch gefähr-

licher in ihren Wirkungen seien. Dies behauptet er schon in seiner um 1750 verfaßten Schrift: „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les mœurs“, und er fährt dann fort:

Die wichtigen Redefünftler kommen von allen Seiten und untergraben den Grund des Glaubens und zerstören die Tugend, und ebenso begünstigen sie den Luxus, welcher doch der Ruin aller Staaten ist. Wissenschaft und Kunst sind einzig schuld, daß das Talent über die Tugend gesetzt wird. Man fragt nicht mehr, ob ein Mensch Tugend, sondern ob er Geist hat; nicht mehr, ob ein Buch nützlich, sondern ob es gut geschrieben sei. Der Schöngest wird reich belohnt, der ehrliche Mann geht leer aus. Es gibt tausend Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen u. s. w.

Die Uebertreibung, die darin liegt, daß Rousseau für die Uebel der Civilisation das Wissen und die Wissenschaft an sich verantwortlich machte, fällt in die Augen; nichtsdestoweniger enthält Rousseau's ganze gegen die damalige Cultur gerichtete Anklageacte unleugbar auch sehr viel Wahres, und er entsprach damit einem tiefgefühlten Bedürfnis der Zeit. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde die Akademie zu Dijon die Schrift nicht gedruckt haben; denn sie war es, welche die Preisfrage gestellt hatte. Die Sitten waren ja unleugbar verschlechtert und verwildert, zügellose Genußsucht, Feilheit und Verderbniß herrschten gerade in den gebildeten Kreisen, adeliche Gesinnung fand sich nicht unter dem Adel und Bürgertugend nicht unter den Bürgern, und die untern Klassen seufzten unter Bedrückung aller Art und führten ein rein vegetatives Leben. Dabei aber blühten Wissen und Wissenschaften, auch trotz ihrer Entartung und Veräußerlichung in einem gewissen Grade die Künste, und Geprits und Wit waren aufs höchste entwickelt. Auch glaube man nicht, daß die Uebel, gegen welche Rousseau ankämpft, jetzt gänzlich beseitigt seien: wahrhafte Bürgertugend findet sich auch jetzt selten genug; die Wissenschaften haben ihre Aufgabe, die Menschheit nicht bloß aufzuklären, sondern auch zu veredeln und zu humanisiren, im ganzen schlecht genug erfüllt; schöne Reden finden auch jetzt meist größere Anerkennung als schöne Handlungen, und die Doctrin, daß wer Geist hat, weiter keine Tugend zu haben brauche, ist auch jetzt verbreitet genug. Aber Rousseau's Fehler war, daß er nicht gegen die entartete Kunst und Wissenschaft, sondern gegen Kunst und Wissenschaft an sich, daß er z. B. nicht gegen die falsche Sophistik, womit auf der Bühne so oft unehle Leidenenschaften und Motive gerechtfertigt und verherrlicht werden, sondern gegen die Bühne selbst eiferte, daß er unter dem Vorwande, die Menschheit einem naturgemäßen Zustande entgegenzuführen, sie der Barbarei in die Arme zu führen drohte. Es ist zwar richtig, daß der vornehme und niedere Pöbel unserer großen Städte sich häufig anstandslos, frecher und gemeiner benimmt als die Wilden; daß bei diesen Recht und Gerechtigkeit einfacher und besser gelübt wurden als damals in Frankreich; daß sie, wenn auch grausam gegen die Gefangenen eines fremden Stammes, doch gegen die eigenen Stammgenossen keine Tortur in Anwendung bringen, um ihnen Geständnisse und vielleicht noch etwas an-

des zu erpressen, daß sie den Krieger Tapferkeit und Disziplin nicht durch Fuchtel und andere empörende Züchtigungen beizubringen suchen, wie dies unter den sogenannten civilisirten Völkern damals Brauch war. Und was ist der Wilde, auch der verständigste und edelste, gegen einen wahrhaft gebildeten, stilllich und geistig veredelten Europäer? Und hat sich nicht unsere Civilisation in einem Grade vervollkommnungsfähig gezeigt? Denn wenn auch von den ältern Uebeln manche geblieben, andere sogar hinzugetreten sind, so sind doch die schreiendsten Mißbräuche glücklicherweise beseitigt, und wenn wir Wissenschaft, Poesie und Kunst, statt sie zu verbannen, nur vor Entartung zu schützen und ihnen immer mehr die Richtung auf edle humane Zwecke zu geben wissen, so werden gerade sie ein Hauptmittel sein, die moderne Bildung auf immer höhern Stufe zuzuführen und sie von den ältern barbarischen Stoffen, die ihr noch anhaften, immer mehr zu säubern.

Stillsch zur Zeit Rousseau's wußten sich alle diejenigen, welche an seiner Hand die Uebel der verzwickten europäischen Civilisation erkannten, keinen andern Rath, als das wahre Glück und die wahre Tugend unter den einfachen Kindern der Natur zu suchen. So besonders Bernardin de St.-Pierre, der seine beliebte Erzählung „Paul und Virginie“ zunächst in der Absicht schrieb, um, wie Goethe sich ausdrückt, „alle schmerzlichen Mißverhältnisse zur Sprache zu bringen, welche in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Sittlichkeit, Bestreben und Vorurtheil so bang und beängstigend sind“; und in der „Chaumière indienne“ lehrt ein von aller Gesellschaft ausgestoßener verachteter Paria dem Europäer, daß Anfang und Ende aller Glückseligkeit ein inneres und einfältiges Herz sei. Viel zu dieser Auffassung hatte, außer dem in verderbten Zeiten überhaupt hervortretenden Hang nach idyllischen Zuständen, Georg Forster's übertrieben reizende Schilderung der Südschneefelsen beigetragen. Wenn er zehn Jahre lang auf Otaheiti als Mitglied der dortigen Insulanergesellschaft hätte leben sollen, so würde sein Urtheil wol etwas anders gelaute haben. Zu jener idyllischen Richtung bildet Beaumarchais, der eine ganz eigenhümliche Stellung einnimmt, als erklärter Feind aller träumerischen Gefühlseligkeit und alles beschränkten Glücks stiller Zurückgezogenheit den entschiedensten Gegensatz. Seine Lustspiele, namentlich „Figaro's Hochzeit“, haben eine entschieden revolutionäre Bedeutung, und man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß, als das Lustspiel am 19. August 1785 in Klein-Trianon aufgeführt wurde, die Königin die Hofne und der Graf von Artois den Figaro gab. Man brüskte damals die Lobespreise des Wiges ganz unbeforgt in seine Brust, wenn sie nur recht bunt besetzt waren. Götter stellt Beaumarchais' Lustspiele sehr hoch; er sei bisher noch nicht niedriger erreicht worden; Erzieher habe von ihm nur gelernt, was eben zu erlernen war, das äußere Nachwerk, aber ihm fehle die frohliche Lust und Ausgelassenheit, die keine und verwegene Banne. Um wieder ein großes, politisches,

1860. 26

auf das öffentliche Leben gerichteten Lustspiel zu gewinnen, dürfe man sich nicht an die auf ganz andern Grundlagen ruhende aristophanische Komik halten; die besten Muster hierfür seien „Tartufe“ und „Figaro“.

In dem dritten und letzten Buche des vorliegenden Theils erörtert der Verfasser den Grundgedanken der französischen Aufklärung; er meint, man thue diesen Schriftstellern unrecht, immer nur den n anzulegen. Es wer Wissenschaft nicht hinfür und culturgeschl Verhältniß stände wiegend auf der hätten die unaus allgemein faßlich Sagen auf die a wirkt. Solche das Leben eingrei zösischen Aufklärer

Einer des höhern Berufs bewußt gewesen, unmittelbar volksbildend zu wirken und Sitten und Gesellschaft nach den von ihnen festgestellten Begriffen umzugestalten. Zwar hätten sie nicht genug Sinn und Achtung für die Vergangenheit und die geschichtliche Entwicklung gehabt; aber mit heldenmüthiger und wahrhaft bewundernswerther Energie und Kühnheit, mit der edelsten Selbstverleugnung und Begeisterung hätten sie unter dem elendesten Druck die Freiheit und Würde der Menschennatur behauptet, seien sie auf Denk- und Glaubensfreiheit, auf Liebe und Tugend, auf Besserung der Verwaltung, auf Umgestaltung der Verfassung u. s. w. gedrungen. „Durch alle Beiden der Zeit“, fügt Götter hinzu, „geht eine warme und thatkräftige Menschenliebe, eine jugendfrische Begeisterung und Opferfreudigkeit für die Sache der Menschheit.“ Drängen doch, wie wir in dem Kapitel „Die Literatur des Auslandes“ weiter lesen, von dem Lichte der französischen Aufklärung Strahlen nach Italien, wo V. Verri, Beccaria, Filangieri, Goldoni und Alfieri im Anschluß an die französischen Aufklärer schrieben, wirkten oder dichteten, und nach Spanien, wo Campomanes und seine Schule in diesem Sinne thätig waren. Ebenso wirkte die französische Aufklärungsphilosophie auf England wieder zurück, auf Hume, Robertson, Gibbon, Priestley u. s. w., wie dies alles in dem Götter'schen Buche weiter nachzulesen ist. Schließlich können wir nicht umhin, des Verfassers weise einem Geschichtschreiber stets gezeigende Enthaltensamkeit anzuerkennen, womit er sich, bis auf wenige kurze Andeutungen, alle hier so nahe liegenden Parallelen mit der Gegenwart versagt, es dem Leser oder den Journalisten überlassend, solche Vergleiche anzustellen.

Hermann Marggraf.

Zur neuesten Erzählungsliteratur.

1. Die Stiefmutter. Roman von August Schrader. Zwei Bände. Leipzig, Leipzig 1860. 8. 2 Bde. 15 Mgr.
2. Drei Christabende. Roman aus der Zeit der Dreissigjährigen von Paul Stein. Leipzig, Gerdig. 1860. 8. 1 Bde. 15 Mgr.
3. Aus dem Leben eines Hageheuzen. Ein Roman von Karoline von Reber. Zwei Bände. Nordhausen, Bächting. 1860. 8. 2 Bde. 10 Mgr.
4. Agnes und Maria. Roman aus dem englischen Leben von Maria Norden. Drei Bände. Nordhausen, Bächting. 1860. 8. 3 Bde. 10 Mgr.

Jedes der vier hier genannten Werke ist in seiner Art ein interessantes. Zunächst sprechen wir über die Bücher von August Schrader und Paul Stein. Stein stellt sich mit diesem Buche an den Romantikern, Schrader mit dem seinigen zu den Realisten haben das Eigenthümliche, daß sie in ihrer Entwicklung des Gemüths des Lesers lassen sie abpartig auf der Seele; das eines realistischen Romans ein, wie liegt, beschreibender ist, so erhebt er doch das Best, daß man eine Zeit los ist, aber geküßt, nicht gehoben. Und das Kunst-erleben, es soll befreien, es soll aus be-ruhen, soll uns feuriger machen zum Dienst der um Verächter der Wahrheit, schmerzt zum Die gesagt, realistische Darstellungen haben nicht aus darum sind sie auch nicht Kunst-werke im höchsten Sinne des Wortes.

Nichtdeftoweniger hat der ersgenannte der aus vorlie- genden Romane, „Die Stiefmutter“ (Nr. 1) von August Schrader, Eigenschaften des Kunstwerks oder wenigstens des Verfassers. In dieser Beziehung weise ich namentlich auf das Maß hin, welches der Autor zu halten ver- steht; maßvoll zeigt er sich in Benutzung seiner eigenen Kraft; er überschätzt sein Talent nicht; er versucht sich nicht in Darstellung von Seelenzuständen und Gemüthsverfassungen oder von Ereignissen, für die seine künstlerische Begabung nicht gewachsen wäre; maßvoll ist das Ganze der Erzählung, sowohl in intensiver als in extensiver Beziehung; nirgends schreift der Verfasser — und das ist für den realistischen Roman jedenfalls ein Lob — über das bürgerlich Gegebene, über das bürgerlich Mögliche und Wahrscheinliche hinaus; maßvoll gehalten ist endlich die Zeich- nung der einzelnen Charaktere. Nur muß ich bemerken, daß die Darstellung der Wirklichkeit unseres Deutschlands jedenfalls etwas mehr hält; der gediegenen probenhaltigen Charaktere sind in dem Romane zu wenige; selbst die bürgerlich nicht unehren- haften Personen sind so tief in Intrigue, in Lüge, in die Irr- wege der dominirenden Verhältnisse verstrickt, daß man am Schluß des Buchs für die Zukunft dieser Personen durchaus keine Garantie und nur wenig Hoffnung hat. Ferner muß Re- ferent erwähnen, daß das ganze Werk von ungewöhnlichem Talent der Erzählung zeugt. Dasjenige, was man „erfunden“ nennt, ist allezeit etwas Naheliegendes, etwas aus dem Vorderrage oder aus dem Vordereignis ganz natürlich und unabweisbar sich Ergebendes; das Erfundene ist nicht etwas Zusammengefügtes, nicht etwas aus disparaten Elementen künstlich Verknüpftes; im Gegentheil, das Erfundene ist allemal etwas ganz Einfaches, ganz Naturs und Sachgemäßes, die Erzählung erweckt den Schein, als hätte ein jeder dieselbe gemacht haben, und doch ist sie Er- findung, weil nur einer sie machte. Die schwache Seite unserer deutschen Romanschreiber war von jeher die Erfindung; die Zahl der erfundenen Romanvichter ist sehr klein, man legt über- all in Deutschland auf die Erfindung des Autors geringen Werth, man gibt sich nicht mit Interesse der Erfindung vaterländischer Autoren hin, man glaubt nicht recht an sie, man erstrebt sich mehr an Copiren und Entleeren, man ist ungeduldig, indem man die eigene Erfindung eines deutschen Autors — oftmals

verschieden — entweder unbedeutend oder sehr oder herab und während man ausländischen Autoren das Unbedeutende, das Ich, die nackte Nullität noch gar als geistreiche Leistung sieht. Die Verfahr, poetisches und Geschichtswissenschaften miteinander zu verbinden in den sogenannten historischen und biographischen Romanen, so wie allezeit als ein Zeichen echt deutscher Mannthätigkeit erschien; wir wollen sehen, was Herricht Stein mit „Alexander von Her- bold“ anfängt, den er jetzt schreibt und von dem zwei Bde schon erschienen sind. Wir guten Deutschen als übermäßig zu wundern alles Ausländischen haben zu wenig den Blick zu selbst zu sein; so haben auch unsere deutschen Autoren außer zu wenig Kraft, selbst zu erfinden; Beichthugfreit, Naturschön, Angewandtheit in der Erfindung sind vorherrschend Eigen- schaften französischer Autoren. „Die Stiefmutter“ steht aus, wo die Leichtigkeit, Naturschönheit und Angewandtheit der Erfindung betrifft, den Franzosen nahe; Schrader scheint französische Du- che nicht ohne Nutzen studirt zu haben, wenn man die ganz in der Behandlung seiner Materie betrachtet. Schrader hat sich vermuthlich bald eine hervorragende Stellung unter den moder- nen Romanschreibern erringen.

Ich komme jetzt zu den „Drei Christabenden“ (Nr. 2) von Paul Stein. Stein hat seinem Buche eine sehr in- teressante Epoche deutscher Geschichte zum Hintergrund ge- geben, diejenige, welche man bestimmtlich die Gefährdung nennt. Unsere Großmütter, die damals jung waren, wenn ich, wenn sie dies Buch lesen, gleich aus namentlich in die Gestalt einer Jungfrau erstehen, in welcher Vaterlandsliebe, Liebe, ideale Begeisterung, deutsche Mächtigkeitsgefühl und heiliger Sinn zu einem schönen harmonischen Ganzen vermischt sind: eine Gemüthsverfassung, welche trotz aller Jahrtausende aller deutschen oder preussischen Blottensammlung, aller Edder- Litteratur unter den Frauen von heute aus in ganz reinen ist, zu finden ist. Nach Verabingung jener sogenannten Schu- lungstrieb ist französische Lebensart in Deutschland nicht erst recht herrschend geworden, in intensiver und extensiver Be- ziehung; vor jener Zeit war sie es nicht in solcher Ausdehnung zu- fälle; man darf sagen, im Jahre 1800 ist ein deutsches Mädchen wenn auch nicht eine Mannsbildheit, doch eine wahre Edel- heit ein deutsches Mädchen hat Stein in dem obengenannten Buch wunderbarlich schön geschildert, mit allen ihren kleinen Graces zu- sammen, mit allen ihren hyperbolischen Formen, die aus aus Grö- ßen Erzählungen noch erkennlich sind. Stein versteht es, das deutsche Mädchen und eine deutsche Liebe zu schildern; es auch für die Darstellung der Liebe einer jungen Französin ist es ihm nicht an Ergebung. Mit dieser Verallgemeinerung rül- det das Buch einen mehr als gewöhnlichen Reiz und Wirk. Ich habe oben gesagt, daß der Verfasser mehr zu den Romantikern als zu den Realisten gehört; Stein läßt nämlich eine Vorrede, welche außerhalb der Naturgenüsse unserer Romane liegt, daselbst hinterlassen, und indem er aus auf dem Gebiete der Wirklichkeit steht, eröffnet er aus zugleich das Gebiet der U- nung. Dazu weiß der Verfasser die Motive Schreck und Lüge in seiner Darstellung so geschickt zu benutzen, daß die Bild des Autors vollständig erreicht wird, und zwar deshalb so- baldig erreicht wird, weil der Verfasser auch auf dem Gebiete des phantastischen Bildes sich das strengste Maß ansetzt; das Maß, welches dadurch zu einem wahrhaft künstlerischen Maß, das Phantastische nur als ein Theil des Realen auftritt und in realen Grunde des Romans sich leicht und natürlich ansetzt. Referent muß noch hinzufügen, daß die Erzählung durchweg in dramatischer Organisationsweise macht; mit dem Labe eines tüchtigen Regisseurs ist das Arrangement gemacht und das ist, neben den obengenannten Vorzügen erwähnen, nicht so wichtig für das Ganze.

Ich werde mich jetzt zu dem Romane von Karoline v. Reber (Nr. 3), „Aus dem Leben eines Hageheuzen“. Dieses Buch darf von vornherein als ein werthvolles bezeichnet werden; die Li-

was ist durchweg eine ekle; der Inhalt weit über die Tolerabilität des, was heutzutage bei gewöhnlichen Romanlesern beliebt ist, erheben. Es bildet dieser Roman ein schön abgerundetes Ganzes, ein rundes Ganzes; aber der Geist wird durch das humoristische Lachen der Verfasserin gemildert. Wenn ich das Ganze als schön abgerundet bezeichnete, so ist implizit gesagt, daß die einzelnen Theile im richtigen Verhältniß zueinander stehen; nirgends hat die Verfasserin Unwesentliches in den Bereich ihrer Darstellung aufgenommen; fast alle Einzelheiten sind bedeutsam.

Wenn wir specieller auf einzelnes eingehen wollen, so erwähne ich zuerst die schöne Mannichfaltigkeit, welche die Verfasserin in der Schilderung männlicher und weiblicher Charaktere anwendet: der Hageholz, selbst, der Legationsrath, der Gutbesitzer, der welchem ein Rittergutsbesitzer wird: welche Verschiedenheit der Charaktere! Dann namentlich unter den Frauen, wie verschieden bei aller Gleichartigkeit sind die Mütter des Hageholzes, die Gonsue des Hageholzes und die Tochter derselben; in der That, wenn die Lectüre beendet ist, gedenkt der Leser mit Freude wieder bald des schönen harmonischen Ganzes, bald der einzelnen so schön angelegten und so geistreich durchgeführten Charaktere. Man hat oftmals gesagt, Schriftstellerinnen verstehen nicht Männercharaktere zu schildern, nicht einmal den Charakter dessen, den sie liebten, könnten sie schildern; Karoline von Reber macht in dieser Beziehung eine Ausnahme, sie versteht männliche Charaktere und versteht deshalb auch männliche Charaktere zu schildern. Mehr Grund scheint mir die gleichfalls oftmals ausgesprochene Behauptung zu haben, daß Frauen selten männliche Charaktere ins Schöne zeichnen, sondern daß sie vielmehr das Gegentheil thun. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß Frauen oft einen viel schärfern Blick als wir Männer für die Fehler und Schwächen des männlichen Geschlechts haben, und daher mag es kommen, daß Darstellungen aus der Feder einer Frau die Mängel in dem Charakter des Mannes schärfer markiren, als wir Männer es thun würden, die wir als Männer freilich besser wissen müssen, wo unsere Tugenden mit unsern Fehlern grenzen. Karoline von Reber hat in ihrem Hageholz das Bild eines Schwachen gezeichnet; mit unerhittlicher Konsequenz verfolgt die Verfasserin die Darstellung dieser Willensschwäche; aber nirgends wird sie ungerecht, weil sie nirgends überreibt; immer hält die Verfasserin ihre Darstellung auf jener Höhe, wo der Leser die Schwäche noch bedauern, beklagen, vielleicht als Grundursache mehr als eines verkümmerten Lebensbilds betrachten kann; aber nirgends läßt sie ihren Faden zu jener ordinären Schwäche hinunterstufen, welche, weil sie die höchste Regation der Mannheit ist, kein Mitleid, kein Bedauern, sondern höchstens Verachtung einflößt. Die Schwachheit unsers Hageholzes hängt mit seiner Liebe zusammen; es findet sich oftmals im Leben, daß Männer, die sonst nicht schwach sind, der Liebe sich derartig gefangen geben, daß es unmöglich ist, die Einsamkeit, welche für andere Gegenstände in ihnen kein Interesse, zu erkennen. Einen schönen Contrast zu dieser Seite des Charakters unsers Hageholzes bildet seine erste Liebe, die Weib, welches die volle Willensselbständigkeit schon als Mädchen sich errungen hat und bis zu ihrem letzten Athemzuge, diese fest wie die Liebe zu ihrem schwachen Freunde, bewahrt. Weniger ausführlich als der Hageholz sind einige andere Männercharaktere geschildert; vielleicht ist es ein Mangel der geistreichen Verfasserin, daß sie den Legationsrath, den Mann der hohen Diplomatie, zu einem, wie man es zu nennen pflegt, vorwärtigen Charakter machte; in dieser Hinsicht hat sich Reber gefaßt und dieselbe im Verlauf der Lectüre unwiderleglich gefunden. Nicht mehr ins Breite ist gezeichnet der nach andern wirtschaftlichen Thaten unerfährliche durche Gutsbesitzer, wo denn ein Rittergutsbesitzer wird; solche Figuren sind föhlich in den Autor und für den Leser zumal; da braucht der Autor nicht hier und dort eine Linie, einen Strich, eine Contour andeuten, flugs hat ihn der Leser verstanden, und Schriftverfasser und Leser arbeiten beide nun an dem Porträt des stillen Menschen am die Wette.

Ich so welche die indur zu tonen Art, ich gute (schöne Dan 248), wo Drei mit ge geführte we zen Gonsue Braut des Punkt ober Hageholzes zeitige Den gleichsam ei voller Wah ling Prosy das Praktif Landwirth der Wirkli gewendet u ebenso nat den zwei 2 Kriege zur Dreolag, id Darauf, als der Jüngling die Absicht Landwirth zu werden auf gegeben und der Wissenschaft sich wieder, wie vor dem Feldzuge, gewidmet hat, lernt er die Legationsrathin, seine Gonsue, kennen, eine Frau von großem Verstande, welche, wie nicht selten geschieht, sich die große Aufgabe gestellt hat, auf rationellem Wege glücklich zu werden. Es ist ein schönes Arrangement der Verfasserin, daß der Jüngling die Legationsrathin kennen lernt in jener Periode, wo die Trauer um Camilla's Verlaß noch nicht ganz aus seiner Seele geschwunden war. Die Legationsrathin seßelt nicht sein Herz, sie seßelt nur seinen Verstand; das Verhältniß der jungen Frau zu ihrem wenig liebendwürdigen Gemahl vornehmlich das Interesse des seßelt sich dies Verhältniß durchaus tionsrathin anfangs als junge Frau Würde denkt und fühlt, das bleibt de ein Geheimniß, welches nur sehr u Antzichselung bietet. Als endlich die Hand einen Theil des Schleiers, der i zu lüften versucht, da wird durch dies herbeigeführt, indem der Gonsue sich i und als wiedergeliebt offenkundig. In welcher dieser Katastrophe folgt, sollt die höchste Sympathie für ihren Gel aber die Verfasserin erweckt für ihrem höchsten Mitleid; des Gelben eigener Schwäche das Vorschlagende darin ist, der Theilnahme erwecken. Ich will nie Fehler an dem Werke unserer Verfasserin wollte ohne Zweifel diejenige Stimmung hervorrufen, die sie erweckt hat; sie hatte ein vollständiges Recht dazu und ihre Absicht ist vollständig erreicht. Das Verhältniß, in welchem der damals schon nicht mehr junge Mann, der inzwischen Professor geworden war und schon resignirt hatte, zu der jugendlichen Tochter seiner Gonsue kam, tritt in der Erzählung in voller Berechtigung hervor; der Mann, der niemals an einem Weibe die volle Blüte des Gemüthslebens sah, worin seine eigene Kräfte verzehrte, der konnte wol den Unterschied der Jahre vergessen, wenn die Geliebte selbst denselben für nichtig erklärte. Die Verfasserin hat dieses Liebesverhältniß in einer solchen Naturwahrheit und Reinheit geschildert, die Gratulationen der Leidenschaft ergeben sich so ganz von selbst, es ist so gar nichts Bemachtes in dem Ganzen, alles ist so gelebt, daß jeder sich von dieser Darstellung vollständig hingewonnen fühlt. Inbegriff, nachdem die Verfasserin die volle Welt ihres Gefühls und ihrer Begeisterung über die Hauptmomente ihrer Erzählung

ist es ihr weniger wichtig, zu den aller-
ersten noch ausführlich darzustellen und
die Tochter der Legationsrätin, als sie
beliebten wiederkehrt, die Liebe für den
ihren Sohn übertragen kann. Wie gesagt,
so nicht ausführlich darzustellen und moti-
viren. Demjenigen, der diesen Mangel
hienus erklären wollte, dem würde
die Liebe ihre Inspirationen hat und
h kommen. Als ich in dem obengenan-
ten von Reber die Scene las, wo Diana

beim Ablick des jungen Prosop, des Adoptivsohns ihres
Geliebten, plötzlich zum vollen Bewußtsein dessen, was Lieben
heißt, kommt, fiel mir die Scene in „Die Weihe der Kraft“
von Zacharias Werner ein, wo Katharina von Bora, als sie
Kathar erbliekt, mit der ganzen Fülle weiblicher Begeisterung
ausruft: „Mein Urbild!“

Am Ende dieser Auseinandersetzungen über den „Hager
Holzen“ hätte ich noch eins zu erwähnen. Die Verfasserin
dieses Buchs ist reich an Gedanken; Gedankenreichtum ist in
der That ein seltener Kräfte. In Karoline von Reber's Geist
wird der Gedanke nicht nackt geboren, sondern in Hüllen, in
Bildern, in Gleichnissen; selten sogar wird ihr ein Gedanke ein-
zeln geboren; der einzelne Gedanke erscheint fast immer mehr
gliedrig, oftmals schließt sich Reize an Reize. Dies hat begrei-
plichweise einen Einfluß auf die Darstellung und zwar zunächst
wird dadurch bewirkt, daß der Periodenbau langgliedrig erscheint;
ein langgliedriger Periodenbau thut aber oftmals dem Fortschritt
der Handlung, der Leichtigkeit der Schilderung und dadurch der
Unmittelbarkeit des Genusses großen Nachtheil. Was man die
epische Breite nennt, dazu wird keineswegs ein langgliedriger
Periodenbau erfordert; Ermüdung ist die unabwiesbare Wirkung
der genannten Satzfügung. Wenn nun gar in einer derartigen
Periode Bilder, Reflexionen, Allusionen, Observationen in un-
verhältnißmäßig großer Zahl — mögen dieselben auch so geist-
reich sein wie bei Karoline von Reber — aufgenommen werden,
so führen sie den Genus des Lesers. Namentlich im An-
fange des Buchs ist mir die erwähnte Eigenthümlichkeit hie-
mend entgegengetreten; ich mußte meinen Vorleser schweigen lassen
und selbst lesen und doch wurde es mir noch schwer, mich durch
die ersten Bogen hindurchzuarbeiten. Vielleicht hatte die Verfasser-
in im Beginn ihres Werks schwer mit der Form zu ringen;
im Verlauf des Schaffens handhabt sie dann das Formelle mit
seiner Leichtigkeit, die dem Künstler eigenthümlich ist.

Ich schließe mit der Bemerkung, mit welcher ich begonnen
habe: daß unsere deutsche Unterhaltungsliteratur durch den „Hager
Holzen“ von Karoline von Reber um ein werthvolles Werk
reicher geworden ist; das läßt sich nicht von allen den Büchern
behaupten, die in Zeitungen und Journalen als genial, geistreich,
zeitgemäß u. s. w. ausgerufen werden.

Auch „Agnes und Marie, ein Roman aus dem englischen
Leben“ (Nr. 4), von Marie Norden, darf in gewisser Bezie-
hung ein interessantes genannt werden, obwohl es unter den
vier oben verzeichneten Werken ganz offenbar die schwächste Lei-
stung ist. Die Verfasserin ist ohne Zweifel eine talentvolle Frau;
sie hat die schwierige Aufgabe, sich vollständig in eine fremde
Nationalität hineinzuversetzen und einen Roman zu schreiben, der in
England und im englischen Leben spielt, geschickt gelöst, und
ihr Buch ist mehr als hinfällige Copie. Aber Referent hat auch
bei dieser Lectüre beobachtet, daß, wie ich schon oben sagte, wir
guten Deutschen so wenig den Rath haben, wir selbst zu sein.
Gewiß würde die Verfasserin dieses Romans in viel höherem
Grade sich selbst genügt haben, wenn sie als Deutsche ihrem
Deutschland sich nicht entfremdet hätte. Wenn man das vorlie-
gende Werk genauer ansieht, so findet man, daß es ein Versuch
ist, ein interessanter zwar, aber immer nur ein Versuch. Die
Verfasserin hat Talent, aber es ist noch nicht völlig durchgebildet;

ihr Erzählung ist mehr eine Reihenfolge von Thatfachen, als
daß sie eine geistliche Darstellung der Ereignisse und Charaktere
bietet. Der gewöhnliche Leser wird diesen Mangel vollrührt we-
niger spüren; aber der Kritiker darf ihn, zum Vortheil der Ver-
fasserin, nicht unerwähnt lassen. Außerdem scheint die Verfä-
sserin ihre Kraft nicht ganz richtig taxirt zu haben; die Inten-
sität in diesem Roman ist nicht selten, auch für den gewöhnlichen Les-
er, zu leicht zu durchschauen; diejenigen Momente, welche Spannung
bedingen, treten nicht immer in schicksalartiger Nothwendigkeit
heraus; die streitenden Parteien entwickeln nicht so viel Schär-
fe, daß nicht ein geschwiebter Leser die schwachen Seiten der
Pläne und Gegenpläne leicht herausfände. Referent ist der An-
sicht, daß ein Intrigenroman eher Aufgabe für eine männliche
Feder sei.

Außerdem möchte ich erwähnen, daß die Verfasserin in ih-
rem Buche den Prinzen Albert und die Königin Victoria von
England als mittheilende oder vielmehr entscheidende Personen
auftreten läßt. Man hat mehrfach darüber gestritten, ob es
überhaupt zulässig sei, lebende Personen in Romanen auftreten
zu lassen; meiner Ansicht nach ist es nicht absolut unzulässig,
wenn es in so verständiger Weise geschieht, wie in der vorlie-
genden Erzählung, wo die Königin von England als höchst
Inhaberin und Sympathisanten der Gnade — welches Recht ihr aus
der englischen Verfassung zufließt — erscheint, da es so vol-
kommen motivirt. Die Verfasserin hat in den Scenen mit der Kö-
nigin ein vortreffliches Bild gemalt. Victoria ist, ihrem Charak-
ter gemäß, gütig und verständig zugleich, zugleich freundlich und
strenge denkend und sprechend geschildert; auch die Rolle eines
Nebengeordneten, des Prinzen Albert, der allezeit gegen die Kö-
nigin im halben Schritt zurücksteht, wenn es sich nicht um ganz
unwichtige und ganz personelle Sachen handelt, ist naturgemäß.
Ich rechne diese Scenen zu den gelungensten des ganzen Buchs.

Noch hätte ich zu sagen, daß das obengenannte Buch
manche sehr instructive Mittheilungen enthält über englisches
Leben, englische Gewohnheiten und Sitten, englisches Ge-
schichte, englische Verhältnisse und Lebensverhältnisse.
ferner sehr ausführliche Beschreibungen, z. B. die des Glor-
palastes in Sydenham, des Thiergartens, des Schlosses u.
Bündner u. dgl. m., Partien, die so anziehend geschrieben sind,
daß der Leser leicht vergißt, daß diese Beschreibungen, wenn sie auch
mit der Erzählung in Verbindung stehen, doch eigentlich in be-
sonderer Ausführlichkeit nicht dahin gehören und viel eher als be-
kannt vorausgesetzt werden müssen, und daß dieselben eine von
jenen Unzulänglichkeiten sind, die dadurch veranlaßt werden, daß
die Verfasserin ihren Roman in einem uns Deutschen fremden
Landes spielen läßt.

Schließlich muß Referent noch bemerken, daß die Dar-
stellung solcher Monströsitäten wie die des Zeitungsdrückers Samuel
Solter und Mißtreß Bagmore uns Deutschen nimmer gefallt.
wenn sie auch in französischen und nach dem Muster der
französischen gemachten englischen Schauerromane nicht jenes
erschrecken. Auch das Wohlgefallen an Horribilitäten wird bei
uns Deutschen von selbst fallen lassen, sobald sie deutsche Bücher
deutsch schreiben wird. Darum „Uns Vaterland, aus ihm,
schließ dich an!“

Der Prinz-Regent von Preußen, Friedrich Wilhelm Lu-
wig und seine Zeit. Ein Buch für das preussische
Volk von Julius Lasker. Berlin, Sacco. 1860
Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist eine schwierige, kaum lösbare Aufgabe, die Geschichte
eines Zeitgenossen zu schreiben. Entweder wird Politik der
Feder dirigiren und die ganze Person in ihren Eigenschaften,
guten wie schlimmen, im geschickten Lichte darstellen, oder es
wird eine solche Biographie zum Lobliede ihres Gegenstandes
und der Zweck, denselben herauszutreiben und zu erheben, mit
seiner über Fehler und Mängel hinwegsehen, der historischen Un-

parteilichkeit ebenso fern stehen lassen, wie die andere. Einen Mann historisch beurtheilen zu können, muß er uns in einige Jahre gerückt, jede Wädgigkeit genommen sein, mit ihm selbst durch auf einen feindlichen oder freundlichen Fuß zu stehen. Das vorliegende Werk von Lasker neigt zur letztern Art, es hat an sich die Abicht, sich mit dem Gegenstande seiner Verhandlung auf einen sehr freundlichen Fuß zu setzen. Es ist ein Pamphlet; und ein so kühnlicher, wie wol selten geschrieben wurde. Loyalität hat das Werk dictirt, Loyalität spricht aus jeder Zeile, und die Loyalität mag denn auch im Rangel anderer Vorzüge an geeigneter Stelle Anerkennung finden.

„Dank und Verehrung leiten die Feder, welche die folgenden Blätter niederschreibt“, beginnt Lasker; er hätte es nicht nöthig gehabt zu erwähnen, man sieht es seinem ganzen Buche an. Aber Dank und Verehrung sollen nicht die Feder des Historikers allein leiten, sondern Wahrheit und nochmals Wahrheit.

Lasker fängt ab ovo an; nachdem er über die Bezeichnung „von Gottes Gnaden“ sich ausgebreitet, meint er, die höchste Gnade, die Gott der Welt habe angedeihen lassen, sei die gewesen, da er das Schöpfungswort aussprach: „Es werde Licht“, und nun folgt: „Friedrich Wilhelm Ludwig hat diese göttliche Mission des Regenten verstanden. Als er zum Regieren berufen wurde, sprach er an: „Es werde Licht!“ und in Preußen ging eine neue Sonne auf, der Aufklärung, der freien Forschung, der Duldsamkeit, der ungezügelter Meinungäußerung. Man kenne nicht ferner, unser Jahrhundert sei nicht geeignet große Männer hervorzubringen! Im Verlaufe weniger Jahre haben zwei benachbarte Staaten Regenten erhalten, welche groß sind in der tiefen Kenntniss der Bedeutung des Wortes. In Ausland brach Alexander II. die Feindschaft der Bauern, in Preußen machte Friedrich Wilhelm Ludwig die Arbeit des Geistes frei.“

In diesem hochstrahlenden Lichte fährt der Verfasser fort Dinge zu wissen, die zum Theil erst noch errungen werden müssen, Man kann ja rühmend, die zwar Hoffnungen erregt, dieselben aber noch zu bewahren haben. Es geschieht zwar in einer leichten, flüssigen Sprache, keineswegs aber in systematischer Ordnung. In der Anordnung seines Werks hat Lasker wenig Gewandtheit bewiesen, denn alles fließt regellos durcheinander. Nach den einleitenden Worten kommt er sogleich auf die Laune des Unfals des Prinzen und gibt ein Gebicht zum besten, das er selbst zu der Gelegenheit verfaßt, worin er viel von Aufklärung, Licht, Wahrheit, Denken und Forschen redet, zugleich aber mit eckiger Orthodoxie an dem Dogma von der Aufklostreibung festhält: „Der Böse weicht. Das Kind ist jundenrein.“ Darauf folgt ein anderes Gebicht zum preussischen Wahltage verfaßt, das viele gute Wünsche in einer sehr wenig vollendeten Form enthält, indeß als Denkmal des damals sich regenden Geistes nicht ohne Interesse ist. Dann erst beginnt die Geschichte. Das Familieneben König Friedrich Wilhelm's III., einige Mittheilungen über Königin Luise lesen sich recht angenehm, da sie etwas kürzer geschrieben sind.

Mit dem Auftreten des Prinzen wird aber das Buch furchtbar breit und ermüdend. Aus Zettungen werden ganze Seiten angeführt, häufige Referate aus Dronsen's „Geschichte der preussischen Politik“ fehlen ebenso wenig, Memoiren wie die des Generals von Keiche und andere mehr schwellen das Werk, ohne Wesentliches zu bringen, bloß den Hintergrund abzugeben, auf dem die Knaben- und Jünglingsjahre des Prinzen sich entwickeln. Mit minutiöser Genauigkeit wird jede Uniform erwähnt und beschrieben die der Prinz getragen, jedes Corps in das er eingetreten, jeder Orden den er bekommen, jedes Avancement das ihm zu Theil geworden. Aber wo ist der Nachweis des großen Geistes, den Lasker von Anfang herein so gepriesen? In Waffentänzen in Krieg und Frieden, Paraden, Reueen, Manövern spinnen sich die Tage des ritterlich und ehrlich, aber sonst durchaus nicht als hervorragend geschilderten Prinzen dahin. Mitunter fällt es dem Verfasser wol ein, daß er seinen Helden doch etwas kräftiger malen müsse, und da er ihn nicht thätig eingreifen lassen kann, so müssen als deus ex machina die Gedanken

der Vorrede in 4 in Ermangelung Lichts dienen, zu gegeben werden so ratternd des H erforderliche, nämlich die der Zeit wdh Zeit vorher eine Wipfel sind zu bi recht flüster sei.

Stämmen, sie m lichen Lärm, dann ja das Klauschen frischen Blättergr schenken weisen. Waldblumen dürf Blüten. Nur bei Man scheint an t Unverständlichkeit Da tritt plötzlich Wald lichtet sich. Die Blätter raus an. Die Sämp Wächter sind vers und auf den Jan sich freundlich ei von der Seele, isup aus ver agit:

Man glaubt wirklich in der Mythol des Elysiums oder in einer Jugendschrift d americanischen Urmaltes zu lesen, und das rische Schilderung! Ist bis jetzt wirklich al er in so bunt aufgetragenen Farben anprei? Lasker auf S. 134, und diesmal ist es ein Gegenstand, den sein Pinsel verherrlicht — von den Angriffen des Geheimraths Schmalz auf die Verfassung die Rede, und die Erwiderungen, die seine reactionären Operationen fanden. Da heißt es: „Es wurde viel Staub aufgewirbelt; hohe Wellen von Tinte brausten auf und zischten und erzeugten eine lodende Brandung; dagegen erhoben sich Wind und Wetterhosen von Streusand, den man so in Berlin und in der Mark Brandenburg nicht weit herholen durfte“ u. s. w. Es wird die deutsche Geschichte weiter durchgenommen, die ansehnliche Reaction in Preußen nach den Freiheitskriegen, das Hervortreten des russischen Einflusses in Wittgenstein und Stourdzja, und dann immer wieder zum Prinzen zurückgekehrt, ein neues Avancement, die Uebernahme eines neuen Commandos, den Empfang eines neuen Ordens zu melden. und andere Blätter liefern den Stoff. Da schweifige Schilderung von Reisen, die der Festlichkeiten des Hofes und ihren Einzelheiten wobei Ehrenbeugen, Ehrenhelme, Ehrenschmuck, neue Orden, mit Adressen und in gerühmtem Tone erwidert, aus Heulletons 1 gewissenhaft zusammengetragen, eine gena Einweihungsfeierlichkeiten bei Gelegenheit Bathordens an den Prinzen nicht fehlen. Eb konferenz, der der Prinz-Regent beigewohnt, e haupt als Schöpfer des preussischen Militärs durch das Ganze die Erzählung von neuen Kriegszügen gleichsam als Arabeske geschlo von 1848, die dem Prinz-Regenten die höchst in diesen langweiligen Auszügen auf einen Au, esse und sind auch mit Geschick geschrieben, aber aufs neue verflucht dann die Schilderung in den vorigen Berichtersatterten. Die Deputationen nach der Rückkehr des Prinzen aus England nach den achtundvierziger Märztagen füllen aufs neue eine beträchtliche Seitenzahl. Des Prinz-Regenten Antwort auf die frankfurter Vorschläge einer Militärverfassung ist nicht uninteressant, doch dürfte es manchen befremden, im Rande des frei- und

m, die brutalen Exzesse, ihren Garbe ziemlich nur er Männer aufzupast zu be ein gänstiges Zeugniß rten.

des Prinz-Regenten, am lgang. Dann kommt die lhelm mit der Prinzeßs, was die Seltungen an ht, compilirt und über- und der Waffenstein des Drangenblüten verzierte : Schleppe, das in ihrer benso wenig vergessen, als Moltre : antique : Schleppe ist ein wahres Modejour-

von England, die Orte, Babelsberg bewohnt, und um ihr Platz zu machen, sie ihr vorgekollt, gewäh- Verfassers ein ungemeines

Unschlief.

Endlich kommt er auf die neueste Zeit, die Uebernahme der Regentenschaft von seiten des Prinzen. Neues gibt er nicht, wir erfahren nur, was wir aus Blättern und öffentlichen Organen schon wußten: den Ministerwechsel, die neue Kammerwahl, die Neben des Prinz-Regenten vor den Ministern zur Eröffnung des Landtags, die Antwortadressen der Häuser n. f. w. Mehr als Curiosum führt Kaiser das politische A. B. C. an, das den Kammern gegenüber die Hoffnungen des Volks in gutgemeinten, aber schlechtgebanten Melnversen andelnunderlegt. So heißt es unter C auf die Ehe bezüglich:

Christlicher Sinn in voller Liebesfreiheit
Bereit die Freiheit am Aar der Freiheit.

Unter H gegen die unwissenschaftliche Richtung des vorigen Ministeriums:

Forschung, frei von hellen Köpfen,
Nicht beschränkt von Minderträgen.

Unter J, wo er kein Wort findet, das mit diesem Buch haben anfängt:

Doktor! Hast kein Wort? Zwang will ich ihm nicht geben;
Strebt also, jeden Zwang und was nicht paßt zu heben.

Die Anwesenheit des Prinz-Regenten bei der Einweihung der Rheinbrücke bei Köln wird mit gewohnter Breite erzählt; nicht minder die Zusammenkunft des Prinzen mit dem Kaiser von Rußland, wo die politische Seite allerdings nicht berührt, wol aber erwähnt wird, daß die Soubrette Fräulein Gogmann, Fräulein Radejda Bagdanow, Solotänzerin aus Petersburg, Fräulein Marie Taglioni, Herr Charles Müller und 12 Damen vom Corps de Ballet aus Berlin beschrieben worden waren, die Augen der Monarchen in angemessener Weise zu erlustigen, daß der Kaiser in der ersten Vorstellung ernst ausgelesen habe, ebenso auch an den geistreichen Augen des Großherzogs von Weimar die äußeren Erscheinungen eindrucklos vorübergegangen seien, da er augenscheinlich mit Wichtigem beschäftigt war, hingegen der Großherzog Wilhelm von Mecklenburg aufmerksam zugehört, der Prinz-Regent heiter ausgelesen habe u. f. w.

Dann kommt Kaiser auf das Schiller-Fest und citirt dabei mit bescheidenem Stolz einen sehr holperigen Prolog, den er für das Friedrich-Wilhelmsbühnische Theater gebichtet und in welchem die Zahl 9 in mannichfachen chronologischen Verschlingungen öfters vorkommt und nachgewiesen wird, daß

Die Neun gab viel des Großen und des Schönen,
Es ist die Neun die Zahl auch der Comedien.

Ebenso enthält er einige Fragmente seines Bestfalls: „Schiller für alle, alle für Schiller“, mit mageren Gedanken, und eine Parodie der „Drei Worte des Glaubens“ von Schiller.

Dann kommen die übrigen Festlichkeiten, die in Berlin stattfanden, zur Sprache, und hier zeigt sich der Verfasser nicht als zuverlässiger Historiker. Mer am 10. November des vorigen Jahres in Berlin war, der wird, wenn er von den schönen Schiller-Festen in Hamburg, Wien, Leipzig, Frankfurt a. M. u. f. w. hört, nur mit tiefer Erbitterung es angesehen haben, daß diese Feier aus beslagenwerther Jagdstillheit in der Stadt, die sich die Metropole, den Hort des freiesten Denkens nennt, so kläglich besetzt und beschnitten, von seiten engberziger Polizeiwirtschaft zusammengebracht wurde. Er wird, angesichts der neuerdings noch in den Kammern erörterten Fragen über das Verhalten der Polizei bei jenen Exzessen, die auf dem Gensdarmenmarie vorkamen, erkennen müssen, daß in dem Verhalten der Polizei Absicht war, daß sie diesem Nichtwillen, der sehr leicht mit 12 Mann zu hindern war, wachsam ließ; die Leute, die den Tag einmal zum Feiertag gemacht hatten und nun natürlich, wie sie es gewohnt waren, sich betranken, getrocknet sich betrinken ließen, um für ihre jagdstilltätigen Maßregeln einen Vorwand zu haben, da sie keine politischen Demonstrationen abgeben konnten, schließlich gegen Waffenzüge, welche den Herren die Güte eintraben, den Frauen die Gräueln abstraten und sonst allerhand Unfug trieben, mit blanken Waffen zu Felde zu ziehen. Wenn Kaiser deshalb, weil der Prinz-Regent einen Preis von 1000 Thalern für das beste Drama, das im Zeitraum von je drei Jahren erschiene, am Tage des Schiller-Festes aussetzte, diese vorangestellte Feier preist und sagt: „Fürstlicher und geistig aristokratischer konnte das Andenken an Schiller und an die Säkularfeier desselben nicht gekehrt werden“, aber die in der Nichtbetheiligung aller öffentlichen Gebäude zugleich Wehmuth und Schmerz erregende, elende Illumination leichtfertig und fast frivol hinwegschläft, sie eine vollstäubige nennt, „durch ein großes Centrallicht, durch den Vollmond, der am reinen Himmel gestanden“, so muß es ihm an Urtheil fehlen, das Traurige einer solchen Unterdrückung reiner und besser Gefühle einzusehen, oder er muß Zwecke mit seiner Geschichte verbinden, die keineswegs unsere Ehrfurcht erwecken. Die Episode vom Schiller-Fest richtet das ganze Buch in unsere Augen, trotz des frommen Wunsches, der den Schluß bildet. Hier ist keine Wahrheit, hier ist Lendenz, und Lendenz ist unter jeder Bedingung, beim Geschichtschreiber am meisten zu verdammen.

Das Volk, für welches das Buch bestimmt, das Zeit und Personen kennt, von denen es handelt, wird sicherlich nicht anders denken. Mit Redensarten und Phrasen, Beschönigungen und Vertuschungen wird es sich die Augen nicht blenden lassen, erreicht zu glauben, was erst erreicht werden muß, für gut zu halten, was es selbst, was alle Einsichtsvollen schon gerichtet, und der edle Prinz von Preußen wird solcher Apologien und Verherrlichungen nicht bedürfen, sich im Volke zu stützen, er wird sie auch nicht verlangen. Er weiß, Thaten sprechen mehr als Worte, und unbedenkliche Freunde schaden mehr als ephemerer Gegner.

44.

Notiz.

Deutsche Literatur in Italien.

Wenn man Neapel gemeinhin bei uns als ein geistig ganz verlorenes und namentlich den Einflüssen deutscher Wissenschaft und Philosophie gänzlich verschlossenes Land zu betrachten gewohnt ist, so scheint dies nicht ganz richtig zu sein. Der Richter hat über Mundt's Werk: „Italienische Zustände“, in Nr. 23 d. Bl., ein Kenner italienischen Volks und Landes, behauptet geradezu, die neapolitanische Aristokratie sei „nicht bloß die materiell mächtigste, sondern auch die wissenschaftlich gebildetste von ganz Italien“. Mundt selbst erzählt gelegentlich, er habe in der deutschen Buchhandlung Hrn. Albert Reiten's, der an

sehr schwungvolles Geschäft mit deutscher Literatur auf dem europäischen Markte treibt, sehr viele Werke deutscher Wissenschaft vordrängend gesandt, die in Neapel nicht nur ganz ungehindert verkauft wurden, sondern auch einen beträchtlichen Absatz finden sollen. Von den Werken Kant's, in der Ausgabe von Rosenkranz, verkaufte Deffen binnen kurzem acht Exemplare und von Hegel's gesammelten Werken sechs, nicht an Fremde, sondern an einheimisches Publikum. Das Ansehen, welches Kant von jeher in Neapel besaß, grenze, versichert Mundt, an Wunderbare; immer wieder werde er mit neuen Commentaren versehen, unter denen der des Professors Baron Pasquale Galuppi von Tropea, der vorzugeweise für einen Kantischen Philosophen gilt, noch immer eine gewisse Verühmtheit behaupte. Wir haben schon früher einmal über N. Marselli's in demselben Verlage erschienenen Werk: „La ragione della musica moderna“, wovon uns ein Exemplar zugesandt worden, in d. Bl. berichtet, und dabei besonders hervorgehoben, daß der Verfasser eine sehr genaue Kenntniß der deutschen Poesie und noch mehr der deutschen Philosophie verrathe und unter andern ganze Stellen aus Hegel deutsch anführe. Man darf keine Angst haben um ein Land, das, wenn auch zuvörderst nur in den höchsten Spizen seiner Intelligenz, bereits von dem Lichte der deutschen philosophischen Speculation angestrahlt ist und in dessen Hauptstadt eine deutsche Buchhandlung mit deutscher wie auf Deutschland bezüglicher Literatur gute Geschäfte macht. Ueberhaupt ist der deutsche Buchhandel immer mehr ein bedeutsamer Mitfactor an der Verbreitung deutscher Literatur im Auslande geworden, wofür man ihm nur Dank zu sagen hat.

Ein anderer Centralpunkt für Verbreitung deutscher Literatur befindet sich in Turin, wo viele Fiedern mit der Uebersetzung werthvoller deutscher Werke beschäftigt sind. Mehrere dieser Uebersetzungen bilden Bestandtheile der sehr wohlfeilen „Nuova biblioteca popolare“, darunter Uebersetzungen des „Dreißigjährigen Krieg“ von Schiller (die erste starke Auflage ist bereits vergriffen) wie der „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“, die treffliche Bearbeitung der Duller'schen „Geschichte des deutschen Volks“ von Sandrini (deren zwei Bände nur 19 Ngr. kosten), die Uebersetzung der Klopstock'schen „Messias“ von Gerssoto, von der bereits die zweite Auflage nöthig geworden ist, ein Beweis, daß den Italienern christliche Sujets und speciel das Klopstock'sche Epos gar nicht so langweilig vorkommen als den Deutschen. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“, dem wir diese Notiz verdanken, theilt ferner mit, daß Gustavo Grassano, ein genauer Kenner der deutschen Literatur, in einer Sammlung: „L'Italia nei canti dei poeti stranieri contemporanei“, eine Auswahl englischer und deutscher Dichtungen zusammengestellt hat, in denen Italien verherrlicht wird. Die deutschen Dichter, unter denen hier König Ludwig von Baiern, Platen, Weydenberg, L. Scheyer, Kinkel, Schücking, Kopisch, Heibel u. s. w. durch Dichtungen nebst Biographien vertreten sind, überwiegen an Zahl. Der Uebersetzer bemerkt in der Vorrede, es sei seine Absicht gewesen, seinen Landsleuten zu zeigen, daß die gebildeten Deutschen und ihre edelsten Herzen Italien lieben; er habe seinen Landsleuten Gelegenheit geben wollen, zu erkennen, daß die Deutschen von den „Kroatien“, welche sich für „deutsche Soldaten“ ausgeben, wohl zu unterscheiden seien. Man darf nicht in Zweifel sein, daß Italien, seinerzeit das erste Culturland Europas, ohne das wir Hyperboreen namentlich vom Kunstschönen nur die dürftigsten oder verschrobeneften Begriffe haben würden, bei freierer politischer Entwicklung, vermöge der ausgezeichneten Anlagen seiner Bewohner, seine hohe Stelle in Kunst und Wissenschaft früher oder später wieder einnehmen wird, und um so früher, je consequenter es fortfährt, den Geist der inzwischen mehr vorgeschrittenen Völker auf sich wirken zu lassen.

A. M.

Bibliographie.

Elfried von Laura, Aus Heimath und Fremde. Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Gubner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fischer, R., Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Drei Vorträge. Mannheim, Baffermann. Gr. 8. 24 Ngr.

Frey, F. H., Gedichte. München, Franz. Gr. 16. 26 Ngr. Frid, Ida, Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Gubner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. Drei Bände. Leipzig, Cokenoble. 1861. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Gmür, L., Aesthetik oder die Wissenschaft des Schönen. Bearbeitet zunächst für den Gebrauch bei seinen Vorlesungen am philosophischen Kurse in St. Gallen. 1ster Theil. St. Gallen, Rödypel. 1859. Gr. 8. 18 Ngr.

Knoblich, A., Lebensgeschichte der Heil. Hedwig, Herzogin und Landespatronin von Schlesien. 1174–1243. Festtag den 15. October. Nach den besten ältesten und neuesten Quellenchriften zum ersten Male ausführlich nebst kurzen Lebensumriffen der übrigen Glaubensheiligen der Diocese Breslau, chronologisch bearbeitet. Mit 2 Bildern der Heiligen. Breslau, Schletter. Gr. 4. 6 Thlr.

Nach Westen! Britische und Amerikanische Gedichte überfetzt von R. Elze. Dessau, Auc. Gr. 16. 15 Ngr.

Ochs, C., Die Kaste in Ostindien und die Geschichte derselben in der alten lutherischen Mission. Rostock, Leopold. Gr. 8. 8 Ngr. Schmid aus Schwarzenberg, X., Nicolaus Taurellus. Aus den Quellen dargestellt. Erlangen, Blassing. Lex.-8. 20 Ngr.

Schüren, N., Zur Lösung der socialen Frage. Eine volkswirtschaftliche Studie. Leipzig, Wengler. Gr. 8. 1 Thlr.

Solitaire, R., Erzählungen bei Licht. Novellen. Leipzig, Gubner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Trendelenburg, A., Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr.

Willkomm, C., Mosais. Ausgewählte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Gubner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tageliteratur.

Der Genius Preußens mit Hinblick auf die Nachtreform. Ein Mahnruf an die Staatsmänner, die Abgeordneten und alle deutschen Männer von Leo Dall... Berlin, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Genthe, F. W., Rede zur 300jährigen Gedächtnissfeier des Todestages Philipp Melanchthons in der Aula des Königl. Gymnasiums zu Eisleben am 19. April 1860 gehalten. Eisleben, Reichardt. 8. 6 Ngr.

Satzmann, J., Zur 300jährigen Gedächtnissfeier Phil. Melanchthons. Predigt am 22. April 1860 in der Kirche zum heiligen Geist in Heilberg gehalten. Heilberg, E. Mohr. Gr. 8. 2 Ngr.

In der zwölften Stunde. An die Angehörigen des deutschen Bundes. Von dem Verfasser des „Skalden“. Schaffhausen, Biedtmann. Gr. 16. 5 Ngr.

Preußen und die deutschen Fragen. Von einem Freunde der geschichtlichen Aufgabe Preußens. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 3 Ngr.

Richter, F., Zum Frieden Europa's. Erlebigung dreier General-Fragen mit Vorwort an den Kaiser der Franzosen. Hamburg, Richter. 12. 12 Ngr.

Ueber die Centralgewalt in Deutschland. Hannover. Gr. 8. 2 Ngr.

Molters, A., Ernst Moriz Arndt, ein Zeuge für den evangelischen Glauben. Elberfeld, Bader. 8. 5 Ngr.

Zur Erinnerung an die Säcular-Feier des Geburtstages Friedrich Schiller's, gehalten zu Mannheim vom 8.—11. November 1859. Mannheim. 1859. Gr. 8. 18 Ngr.

Thatsächliche Berichtigung.

In der bei **Lord** in Leipzig erschienenen Sammlung moderner Biographien findet sich auch ein Lebensabriß des Unterzeichneten, worin demselben Aeußerungen über gewisse Dichter der Neuzeit (namentlich **Geibel** und **Hervé**) in den Mund gelegt werden, die er nie gedacht, noch jemals mündlich oder schriftlich gesagt hat. So viel zur Verneinung dieser völlig aus der Luft gegriffenen Sache, um andere Unrichtigkeiten, die den Unterzeichneten allein betreffen, nicht zu erwähnen.

Runo Fischer.

A n z e i g e n.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird fortfahren, als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ, ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz“ als einzige Richtschnur ihres Wirkens zu betrachten. Die Wohlfahrt und Einigkeit des ganzen Deutschlands erstrebend, wird sie nicht ermüden einestheils für Reform der Bundesverfassung, andernteils für Verbesserungen der Zustände in allen deutschen Einzelstaaten zu wirken und zwar ebensoviel in Preußen als in Oesterreich und ganz Deutschland, namentlich aber auch in Sachsen, mit dessen Zuständen sie sich vorzugsweise eingehend beschäftigt.

Um den Anforderungen des fortwährend sich vergrößernden Leserkreises der Deutschen Allgemeinen Zeitung immer mehr zu entsprechen, ist dieselbe vom neuen Jahre an durch eine Sonntags erscheinende Beilage vermehrt worden, indem die eine „Ergänzung zu allen Zeitungen“ bildenden „Fliegenden Blätter der Gegenwart“, die in der kurzen Zeit seit ihrer Begründung bereits den allgemeinsten Beifall gefunden haben, ihr beigelegt werden. Die Abonnenten der Zeitung erhalten diese Beilage zu einem wesentlich ermäßigten Preise, ohne indeß zum Bezuge derselben verpflichtet zu sein.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt ohne Sonntagsbeilage wie bisher vierteljährlich 1½ Thlr., mit Beilage 2 Thlr., und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement, weshalb die bisherigen Abonnenten außerhalb Leipzig gebeten werden, ihre Bestellungen sofort zu machen, damit keine Verzögerung in der Uebersendung der Zeitung stattefinde. Bei der Bestellung ist zur Vermeidung von Störungen ausdrücklich zu bemerken, ob die Zeitung mit oder ohne Sonntagsbeilage gewünscht wird.

Inserate (die Zeile 2 Mgr.) finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten;

auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen.

Eine sprachliche Untersuchung von **A. F. Pott**.

Zweite, durch ein Register vermehrte Ausgabe.

8. Geh. 5 Thlr.

In diesem ebenso gelehrten als gründlichen Werke bestrebt sich der berühmte Verfasser, der im In- und Ausland zu den ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Sprachforschung zählt, die Gesetze und leitenden Principien darzulegen, welche der Bildung der Personennamen, theilweise auch der Ortsnamen, bei den verschiedensten Völkern der Erde zu Grunde liegen. An einer grossen Anzahl von Beispielen, unter denen man wol die Erklärung keines nur einigermaßen bekannten Namens, vorzüglich Deutschlands vermissen wird, zeigt er, dass auch in dem gewöhnlich todt geglaubten Eigennamen Leben wohnt, dass auch diese Wortgattung lebendiger, wenngleich oft in Schlummer versenkt und wie gebundener Geist durchwallt. Ist auch das Werk zunächst nur zur Befriedigung eines tiefern wissenschaftlichen Bedürfnisses bestimmt, so wird dasselbe doch

auch bei dem grossen und eigenthümlichen Interesse, welches die Namendeutung gewährt und von jeher gewährt hat, nicht blos den Beifall des Sprachgelehrten finden, sondern wegen der Fülle von glücklichen und zuverlässigen Namenserkklärungen gewiss sich auch in weitem Kreise immer mehr Freunde erwerben.

Die vorliegende zweite Ausgabe ist durch ein Register vermehrt worden, das von den zahlreichen Besitzern des Buchs bisher ungern vermisst wurde und für diese auch apart (zu dem Preise von 1 Thlr.) zu haben ist.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen.

Von **Heinrich Wild**.

8. Geh. 16 Mgr.

Ein auf die **Ahn'sche** Methode basirtes, aber dieselbe mannichfach vervollkommenndes neues Lehrbuch der italienischen Sprache von einem durch ähnliche in mehreren Auflagen erschienenen Schriften für Italiener bereits rühmlichst bekannten, in Mailand wirkenden Schulmann.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1 8 6 0.

Zweiter Band.

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1860.

Zweiter Band.

J u l i b i s D e c e m b e r.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. B r o d h a u s.

1860.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 27. —

1. Juli 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Das geistliche Schauspiel. Von Gustav Rosen. — Reisen nach Befasten. — Frauenromane. Von J. Gegenbauer. — Zur Geschichte des polnischen Feldzugs. Von Karl Gustav von Berner. — Syrische Anthologien. — Notiz. (Wie Hr. Dr. Menzel zu lesen fortfährt. Von Martin Herz.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das geistliche Schauspiel.

1. Das geistliche Schauspiel. Geschichtliche Uebersicht von Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, geschildert und mitgetheilt von Karl Julius Schröder. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt. Wien. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Herodes. Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen, mit einleitenden Bemerkungen über Festbräuche der Sachsen in Siebenbürgen von Johann Karl Schuller. Sph. Verlagsgabe für Gönner und Freunde. Hermannstadt, Steinhäuser. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Wenn auch das Drama der Gegenwart mittelbar aus der Tragödie der Griechen erwachsen und unmittelbar durch den Einfluß der griechischen Kunst ausgebildet ist, so ist es doch etwas wesentlich anderes geworden. Freilich, wenn wir die Werke der griechischen Tragiker lesen und mit den Dramen unserer Dichter vergleichen, so scheinen uns beide übereinstimmend: wir finden hier wie dort eine bedeutungsvolle Begebenheit durch Handlung dargestellt, so daß der Zuschauer mit eigenen Augen und Ohren Zeuge des Dargestellten wird. Nur die Gesänge des Chors in der griechischen Tragödie finden wir in den Dramen der Gegenwart nicht, und von dem Standpunkte unseres Dramas aus sind sie auch sehr überflüssig und deshalb ganz mit Recht beseitigt. Betrachten wir aber den Ursprung und Zweck der griechischen Tragödie, so finden wir, daß gerade umgekehrt die Gesänge des Chors das Wesentliche und die vor und zwischen den Gesängen sich abspinnende Handlung die Nebensache war, welche aber freilich schon bei den Griechen die Hauptsache mehr und mehr überwucherte. Aus der Zusammenstellung aller Nachrichten über den Ursprung der Tragödie ergibt sich als im wesentlichen sicherstehend Folgendes:

An den Dionysosfesten wurden mit Tanzbewegungen Lieder zu Ehren des Gottes gesungen, welche Dithyramben hießen. Auf dem Lande wurden diese von Leuten

aufgeführt, die in Vöckgegestalt verumummt Satyrn darstellten, und hießen deshalb Tragödien (Vöckgesänge). Ein Vorsänger hielt, wie es scheint, vor dem Beginne des Gesangs eine Anrede an die Zuhörer, leitete durch Erzählungen aus der Lebensgeschichte des Gottes den Dithyrambus ein und füllte auf ähnliche Weise auch die Pausen zwischen den einzelnen Gesängen aus. Nun kam zur Zeit Solon's Thespis aus dem Flecken Icaria in der Nähe Athens auf den folgenreichen Gedanken, selbst als Gott Bacchos verkleidet aufzutreten und an die Stelle der einfachen Erzählungen theils Monologe des Gottes zu setzen, theils Unterredungen mit dem Chor, der ja die Begleiter des Gottes, Satyrn, darstellte. Bald ging er einen Schritt weiter, wechselte während des Chorgesangs Costüm und Maske und trat nun bald als diese, bald als jene Person auf, wodurch schon dramatische Darstellung einer zusammenhängenden Begebenheit möglich wurde, wenn auch die handelnden Personen nicht nebeneinander, sondern nur nacheinander auftraten und, was ihnen widerfahren war, nur erzählen konnten. Thespis dichtete auf diese Weise mehrere Stücke, welche er allein spielte, und da seine Neuerung großen Beifall fand, behandelte er in diesen auch andere Stoffe, als die Geschichte des Dionysos, was dahin führte, daß auch der Chor nicht mehr Satyrn darstellen konnte, sondern jedesmal in einem Costüm auftrat, wie es für den Stoff passend war. Auch andere Dichter eiferten dem Thespis nach, dessen Kunst bald auch in der Stadt Athen Aufnahme fand und Gegenstand des Wettstreits der Dichter wurde, die an den Dionysosfesten ihre Tragödien — so hießen sie noch immer — aufführten. Den großartigsten Aufschwung nahm die neue Kunst durch Aeschylus, der 525 v. Chr. geboren war. Dieser erst führte einen zweiten Schauspieler ein, und seine Stücke wurden schon in einem neuen feineren Theater aufgeführt, das 30000 Zuschauer fassen konnte und mit Decorationen und einem reichen scenischen Apparat versehen war.

Schon durch ihn trat die Handlung als die Hauptsache hervor und die Chorgesänge wurden abgekürzt, und durch Sophokles, der den dritten Schauspieler einführte, und noch mehr durch Euripides nahm die Bedeutung des Chors in demselben Maße ab, in welchem die der Handlung zunahm. Aber immer blieb die Aufführung der Tragödien noch auf die Feste des Dionysos beschränkt und bildete einen Theil der Festfeier. Deshalb war der Inhalt der Tragödien ein religiöser, sie behandelten die nationalen Sagen, sie sprachen die höchsten Gedanken und die tiefsten Empfindungen ihrer Zeit aus, und dies in Gegenwart einer unermesslichen Menschenmenge, des ganzen eigentlichen Volks, das die Feststimmung mitbrachte in das Theater, das in der Tragödie den Gipfel der Festfreude sah und von ihr mächtig ergriffen zu werden verlangte. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Tragödie der Griechen den Charakter des Großartigen in einer Weise zeigte, von der wir keine Vorstellung haben; denn es ist ein Unterschied, ob Dichter und Schauspieler die Aufgabe haben, in engem Raume eine größere oder kleinere Zahl von Menschen während zweier Abendstunden möglichst angenehm zu unterhalten, oder wie zur Zeit der Griechen die Aufgabe, die Festempfindung der Bürger einer Stadt auf ihren Gipfel zu heben. Nun könnte wol jemand einwenden: Wie sollten wir keine Vorstellung haben von der Großartigkeit der griechischen Tragödie, da uns ja so viele griechische Tragödien erhalten sind? Wohl, wollen wir uns einmal vorstellen, es gelangten auf ein späteres Jahrtausend eine Anzahl von Texten unserer Opern, unter andern vielleicht das Textbuch von Meyerbeer's „Prophet“. Stellen wir uns weiter vor, man hätte dann auch noch einige Kunde von der Einrichtung unserer Bühne, man wüßte auch, daß alles, was in dem Textbuche steht, gesungen wurde, daß Tänze im Stücke vorkamen, ein gelehrter Scholiast hätte sogar die unschätzbare Notiz überliefert, daß im Stücke ein Tanz auf Schlittschuhen ausgeführt wurde; aber man hätte keinen Begriff mehr von unserer Musik, von unsern musikalischen Instrumenten, von unserm Ballet, man wüßte sonst überhaupt nichts von der Art der Darstellung, als was man aus dem Textbuche errathen könnte: würde dann jenes spätere Jahrtausend eine Vorstellung von Meyerbeer's „Prophet“ haben? Ebenso wenig aber haben wir eine Vorstellung von der griechischen Tragödie. Wir haben eben auch nur einige Textbücher — doch verwahren wir uns feierlich gegen die Annahme, als wollten wir die Textbücher unserer Opern den griechischen Tragödien gleichstellen —, aber wir haben keine Vorstellung von der griechischen Musik und wissen nur, daß sie ganz anders war als die unsere; wir haben keine Vorstellung von den Chortänzen der Griechen, über die wir einige dürftige Nachrichten haben, die wir aber nicht recht begreifen können und aus denen nur das hervorgeht, daß die Orchestik der Griechen etwas ganz anderes war, als was wir Tanz nennen, auch etwas ganz anderes, als unser Ballet; wir kennen zwar im allgemeinen die Einrichtung der griechischen

Bühne, aber nicht die Inszenirung des einzelnen Stückes; und wenn wir das alles wüßten, wenn Mendelssohn: Bartholdy wirklich die alte Musik zur „Antigone“ aufgefunden hätte und dieselben Instrumente, welche die Gesänge im Theater zu Athen begleiteten, und wenn der Chor dieselben Reigen zum Gesange ausführte, und wenn die Scene des griechischen Theaters genau in unserm Theater copirt wäre, ja wenn die „Antigone“ des Sophokles in einem restaurirten altgriechischen Theater vor ebenso großer Zuschauermenge mit allen Einzelheiten der ersten Darstellung in Athen, selbst mit den Masken und Körpervergrößerungsmitteln, deren sich die griechischen Schauspieler bedienten, aufgeführt würde: wir hätten doch nicht die wahre Vorstellung von der griechischen Tragödie, denn wir würden sie nicht mit den Empfindungen des Griechen sehen, es fehlt uns der griechische Glaube, die griechische Lebensanschauung, der griechische Geschmack, wir sehen sie nicht in der erhabenen Stimmung der Dionysosfeste, sie würden uns fremdartig sein, und was den Griechen ergriff, würde uns unschön und grotesk erscheinen. Wir haben auch in der Gegenwart nichts, was uns die Art und Weise der Wirksamkeit des griechischen Dramas verständlich könnte; wir haben keine Kunstform, die in ebenso wirksamer Weise die höchsten und hehrsten Stoffe, die höchsten religiösen und sittlichen Gedanken zur Anschauung zu bringen und auf diese Weise ein Theil des Kultus zu werden vermöchte als die Tragödie der Griechen: nicht unser Schauspiel, nicht unsere Oper, nicht unser Oratorium, obgleich jede dieser Kunstformen einen Theil dessen in sich enthält, was in der griechischen Tragödie vereint wirkte.

Aber wir haben einst etwas gehabt, was der griechischen Tragödie entsprach, wenn es auch niemals zu solcher Vollendung gedieh, ja es gibt Gegenden, die, vom Weltverkehr entfernt, noch heute, wenn auch in unvollkommener Weise, wirkliche Tragödien, Tragödien im griechischen Sinne, aber mit christlichem Inhalt, auführen. Wir meinen das geistliche Schauspiel, die Mystereien des Mittelalters, die in Deutschland, in England, in Frankreich, in Spanien, in Italien an den kirchlichen Festen zur Erbauung der Gläubigen aufgeführt wurden, bis sie vom weltlichen Schauspiel und der Oper mehr und mehr zurückgedrängt wurden, und die in der Gegenwart in die Oratorien übergegangen sind und nur an einzelnen Orten noch in alter Weise aufgeführt werden.

In einer Zeit, wo das Streben nach Erkenntniß des äußern und innern Werdens der Völker namentlich auch in Deutschland so lebendig geworden ist wie jetzt; in einer Zeit, wo man die Reste des ehemals Volksstümlichen so eifrig aufsucht, konnte es nicht fehlen, daß man auch dieser merkwürdigen Erscheinung des Volkslebens Beachtung zuwandte, und so sind seit etwa drei Jahrzehenden in Deutschland, in Frankreich, in England eine Menge alter geistlicher Schauspiele des Mittelalters der Vergessenheit entrissen worden. Ueber das, was auf diese Weise gefunden und veröffentlicht wurde, einen

Ueberblick zu geben, ist die Aufgabe des Buchs von Karl Hase: „Das geistliche Schauspiel“ (Nr. 1), das derselbe der Universität Jena im Jubeljahre ihres dreihundertjährigen Bestehens gewidmet hat. Das Buch ist aus einer Reihe von Vorlesungen entstanden, die der Verfasser theils in Jena, theils in Weimar gehalten hat, und zerfällt in sechs Abschnitte oder Abende. Der erste behandelt die „Mysterien des Mittelalters“. An der Spitze steht der Satz: „Unsere Poesie und Kunst ist mit nur leisen Erinnerungen an die Herrlichkeit des klassischen Alterthums aus der Kirche des Mittelalters neu geboren worden“; auch das Drama. Aber die Kirche begünstigte das Schauspiel durchaus nicht, das Theater erschien ihr als eine Stätte des Teufelsdienstes und die berühmtesten Kirchenlehrer eiferten gegen dasselbe. Die Kirche konnte sich aber nach ihrem Siege über die griechischen Götter der griechischen Bildung nicht mehr erwehren, und schon in der Zeit Julian's wurde der Versuch gemacht, christlichen Inhalt in die Form der griechischen Tragödie zu gießen, wie der ehemals dem heiligen Erzeuger von Nazianz zugeschriebene „Leidende Christus“ beweist, dessen Verse zu einem Drittel aus Euripides entlehnt sind. Die römischen Theater versielen zwar seit dem 5. Jahrhundert, aber die Schauspieler starben nicht aus, und Schauspiele dauerten fort, wie ein Synodalgesetz unter Ludwig dem Frommen beweist, welches Geistlichen verbietet, Schauspielen auf der Bühne oder bei Hochzeiten beizuwohnen. Schon zur Zeit Karls des Großen soll der Abt Angilbert Dramen in kriecherlicher Sprache geschrieben haben; im 10. Jahrhundert dichtete Roswitha, die Nonne von Gandersheim, lateinische Komödien mit christlichem Inhalt, um den Lenz zu verdrängen. Das volkstümliche Schauspiel aber ist mitten in der Kirche aus der Liturgie entstanden. In der römischen Kirche wurde vor alters während der heiligen Woche die Passion nach Johannes mit vertheilten Rollen gesungen; bei den Processionen in den Städten gab es von je allerlei Maskenlust, in Quedlinburg ritt am Palmsonntag der Bischof von Halberstadt statt des Heilandes ein, indem Priester, Kinder und Volk Hosannah riefen und ihm Zweige auf den Weg streuten; an den Adventsabenden zog Knecht Ruprecht, St. Nikolaus, Maria und Christus die Kinder schreckend, ermahnend und bescheidend umher — alles Anfänge dramatischer Darstellung. Das Osterspiel namentlich aber entstand unmittelbar in der Kirche, wo am Charfreitag ein Crucifix in eine Art Grab unter dem Altar gelegt und am Ostermorgen unter fröhlichem Gesange aus demselben erhoben wurde. Hier und da stellten hierbei Priester die drei Marien dar, und allmählich wurde die symbolische Handlung immer mehr zum Drama. Auf ähnliche Weise entstanden die Weihnachtsspiele. Zur Christmette ward in der Kirche eine Krippe aufgerichtet, in Flandern brachten die Hirten dem Christkinde Käse und Eier, an Höfen brachte die fürstliche Familie in der Gestalt der Heiligen drei Könige ihre Gaben, auf dem Concilium zu Konstanz führten englische Bischöfe vor Kaiser Sigismund ein Weihnachtsspiel auf,

und die Weihnachtsspiele erweiterten sich ebenso wie die Osterspiele immer mehr und mehr.

Der Verfasser spricht weiterhin ausführlicher über die ältesten und erhaltenen geistlichen Schauspiele und über die Art ihrer Aufführung. Die ältesten aus dem 11. und 12. Jahrhundert sind noch lateinisch, so das Osterspiel vom Aufgange und Untergange des Antichrist aus dem Kloster Tegernsee; doch beginnt schon früh die Volkssprache einzudringen, wie in dem französischen Schauspiel „Die weisen und die thörichten Jungfrauen“, wo alles liturgische lateinisch gesungen wird, Christus aber seine Worte in provenzalischer Sprache wiederholt und die Jungfrauen nur in der Volkssprache sprechen. Als aber das geistliche Schauspiel aus den Kirchen verwiesen wurde, ging es ganz in die Volkssprache über, nur die alten Hymnen und einzelne Bibelfstellen wurden noch lateinisch gesungen. Es bildeten sich nun Bruderschaften für die Aufführung der geistlichen Dramen, in Antwerpen die Bruderschaft des heiligen Lucas, in Paris die Confrérie de la passion, in Rom die Bruderschaft del Gonfalone, in York stellte zur Fronleichnamprocession jedes Gewerk eine Scene aus der Heiligen Schrift, und die Procession ging unmittelbar in das Schauspiel über, bis seit 1426 die dramatische Aufführung auf den Tag vorher verlegt wurde.

Wir können dem Verfasser nicht in alle ausführlicheren Schilderungen der erhaltenen Festspiele folgen, so viel des Anziehenden und culturhistorisch Merkwürdigen auch eine besondere Erwähnung verdiente, und begnügen uns deshalb mit einigen andeutenden Notizen, denn es ist schwer, von einer Uebersicht wieder nur eine Uebersicht zu geben.

Nachdem das geistliche Schauspiel sich von der Kirche getrennt hatte und in die Hände des Volks gekommen war, drängte sich auch das komische Element in die ernstlichen Dramen ein; anfangs tritt der Teufel als komische Person auf, gibt aber später diese Rolle an den Narren ab, bis im 15. Jahrhundert die Farce und das Fastnachtsspiel sich vom Mysterium selbständig ablöste, ebenso wie sich das Satyrspiel der Griechen von der Tragödie ablöste, als diese ernst geworden war und keinen Raum mehr für die Satyrscherze darbot. So streng aber hat sich im Mittelalter die Trennung nicht vollzogen, und der komischen Stellen gibt es in den geistlichen Schauspielen noch genug. In der Folgezeit tritt das weltliche Element immer entschiedener in den Dramen hervor, theils in nationaler, theils in romantischer Gestalt, wie in den französischen Mysterien „Die Tausche Chlodwig's“ und „Die Tochter des Königs von Ungarn“, welches letztere dem Roman eines Troubadours entlehnt ist.

Der zweite Abend führt den Titel „Kampfspiele und Nachklänge“ und zeigt uns das Drama im Dienste der Reformation, die Angriffe dramatischer Dichter auf das Papstthum und die entartete Kirche, die schon im Anfange des 13. Jahrhunderts beginnen, wo der Troubadour Anselm Gaubert aus Avignon in seinem Drama „Die Ketzerei der Väter“ zu zeigen versuchte, daß die Kirchenväter die wahren Keger, die Keger aber die wahre Kirche seien.

Im Jahre 1334 ließ Philipp der Schöne von Frankreich nach dem Mysterium darstellen, wie der Fuchs als Priester den Gänsen Messe liest und zuletzt als Papst die Küchlein sammt ihren Müttern verspeist. Ähnliche Angriffe werden aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts aus Frankreich und sogar aus Portugal berichtet. Ernster aber werden sie im Beginne der Reformation, wo der Maler Manuel in Bern 1522 im „Totentresser“ das habfüchtige und hochmüthige Pfaffenthum geißelt und zuletzt das reine Evangelium verkündet, und acht Tage darauf ein ähnliches Stück spielen läßt, das den Gegensatz zwischen Papstthum und Christenthum zeigt, wodurch „ein großes Volk bewegt worden, christliche Freiheit und päpstliche Knechtschaft zu unterscheiden“. Auch Burkard Waldis in seinem „Verlorenen Sohn“, Dedekind im „Christlichen Ritter“, Agricola im „Johannes Huf“, Kielmann in seiner „Fegelosramia“ traten als Kämpfer für Luther's Lehre in die Schranken. Auch vor Franz L. von Frankreich soll 1524 eine ähnliche Komödie aufgeführt worden sein, und selbst vor Kaiser Karl V. spielten angeblich 1530 Unbekannte ein stummes symbolisches Spiel gleicher Tendenz.

Auch die katholische Partei bediente sich, wenn auch seltener, der dramatischen Darstellung als Waffe gegen die Reformation. So wurde vor Heinrich VIII. von England in einer Komödie Luther geschmäht; der Magister Simon Lemnius griff diesen in Wittenberg selbst in einer unsauberen satirischen Komödie „Monachopornomachia“ an und mußte deshalb aus Wittenberg fliehen, wo er cum infamia relegirt wurde; noch 1682 wurde bei der Fronleichnamsprozession in Urdingen am Unterrhein ein armseliges Machwerk gegen die Protestanten aufgeführt.

Auch die innern Streitigkeiten der evangelischen Kirche wurden in Dramen behandelt; „Der calvinische Postreiter“ des Jörg Nigrinus und Nikodemus Frischlin's „Wasasma“ wenden sich gegen Calvinisten und Baptisten, und noch 1676 traten die wittenberger Studenten mit einem zu Ehren des Rectors Deutschmann aufgeführten Stücke für das wittenbergische Lutherthum gegen Galixtus in die Schranken.

Aber diese Kampfspiele verdrängten die alten Mysterien nicht ganz. Im Jahre 1689 spielten im Schlosse zu Berlin die Kinder des Kurfürsten ein wahrscheinlich von Georg Pondo, Domkürster zu Cölln an der Spree, verfaßtes Neujahrsspiel, „Die Geburt unsers Herrn“, wobei der anderthalbjährige Markgraf Friedrich das Christkind und Elisabeth von Mansfeld, „eine wunderholdselige Jungfrau“, die Madonna spielte. Auch als öffentliche Volksspiele sind noch in der Folgezeit geistliche Dramen aufgeführt worden, vorwiegend aber wurde das geistliche Drama in den gelehrten Schulen Deutschlands gepflegt, wo lateinische und deutsche Stücke gegeben wurden. Die Stoffe sind meist aus dem Alten Testamente genommen, und namentlich beliebt war die Geschichte Susanna, von der funfzehn Bearbeitungen namhaft gemacht werden, die zum Theil sogar in der Kirche aufgeführt wurden. Aus dem Neuen Testamente wurden na-

mentlich Gleichnisse aufgeführt, doch dichtete Hugo Grotius auch einen „Leidenden Christus“. Volkstümlicher als diese Schulkomödien war „Die heilige Christfahrt“, ein Umzug Christi mit seinen Engeln und Knechten in der Weihnachtszeit, die hauptsächlich von Schülern aufgeführt wurde, wahrscheinlich noch aus dem Heidenthume stammend, obgleich Wuotan Frud-peraht, der Ruhmep്രകൃഷ്ട, bei diesen Umzügen zur Nebenrolle des Knecht Ruprecht herabgesunken ist. Diese Umzüge waren zum Theil wirkliche Komödien mit Dialog und Gesang, die aber nicht auf einer Bühne, sondern in den Häusern, wo der Zug am Abend vorsprach, vor den erschrocken Kindern aufgeführt wurden, namentlich in Thüringen. Wegen vorkommender Mißbräuche schritt die Geistlichkeit „wider diesen heidnischen Christgreuel ein“, und so ist die Sitte durch Verbote allmählich abgekommen.

Die biblischen Dramen wurden auf den Schulen allmählich beseitigt, die weltliche Schulkomödie hat sich bis tief in das 18. Jahrhundert erhalten. Auf der Schule zu Arnstadt, die lange ein Hauptsitz geistlicher Spiele gewesen war, wurde 1705 eine Operette aufgeführt, „Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens“, welche wol von Johann Sebastian Bach, der damals als Organist in Arnstadt lebte, componirt war. Gänzlich waren die geistlichen Schauspiele in den Erziehungsanstalten der Jesuiten, die in lateinischer Sprache von ihren Schülern, in Wien nicht selten vor dem kaiserlichen Hofe, aufgeführt wurden.

Die sogenannten englischen Komödianten, welche schon im Anfange des 17. Jahrhunderts nach Deutschland kamen, führten neben weltlichen Stücken und Haupt- und Staatsactionen auch noch geistliche Stücke auf; aber mit der Bildung eines eigenen Schauspielersandes löste sich das Theater immer mehr von der Kirche, und nur in der Oper und im Puppentheater behielten biblische Stoffe noch theilweise eine heimliche Stätte. Erst Klopstock hat ohne Erfolg und Zacharias Werner in den „Söhnen des Theals“ und in der „Weihe der Kraft“ mit mehr als zweifelhaftem Erfolg wieder diese Stoffe mehr oder weniger religiösen Charakters dramatisch behandelt.

Aber in den einsamen deutschen Gebirgsthälern der östlichen Alpen hat sich unter einer katholischen Bevölkerung das religiöse Schauspiel bis auf diese Stunde in all seiner naiven Gläubigkeit erhalten. In Tirol sind solche Spiele schon im 15. Jahrhundert aufgeführt worden, doch seit 1791 begannen weltliche und geistliche Behörden gegen sie mit Verboten einzuschreiten; das Volk aber ließ sie sich nicht nehmen, bis 1816 der Bischof von Brixen ihre Unterdrückung durchsetzte. Nur 1848 und 1849 sind sie an einigen Orten versuchsweise wieder aufgetaucht. Erhalten hat sich das geistliche Drama in Oberammergau im bairischen Hochlande. Hier hatten die Bauern 1633 bei einer Seuche gelobt, alle zehn Jahre die Passion darzustellen, und 1634 spielten sie dieselbe zum ersten male. Auch sie hatten mit Unterdrückung zu kämpfen, bis König Max ihnen unter der Bedingung einer zeitgemäßen Umarbeitung ihres Stücks 1811 die

Aufführung wieder gestattete. Die Aufführungen von 1830, 1840 und 1850 fanden, wie dies sicher auch bei der diesjährigen der Fall sein wird, unter großem Zulauf aus der Fremde zu nicht geringem Nutzen des Dorfs statt. Die ausführlichere Schilderung dieses Passionsspiels, das der Verfasser sehr eingehend behandelt, unterlassen wir, da es in neuerer Zeit viel besprochen und geschildert worden ist.

Das Beispiel der Oberammergauer hat schon gewirkt; in der Charmoche 1852 wurde auch zu Riesing in Kärnten nach langer Unterbrechung wieder das alte Passionspiel aufgeführt, und so ist auch an andern Orten wieder neues Leben erwacht, aber „es scheint nur das letzte Aufblühen einer vergessenen heiligen Lampe“.

Der dritte Abend behandelt die „Wiedergeburt des geistlichen Dramas in Spanien“, und namentlich werden die geistlichen Dramen Lope de Vega's und Calderon's ausführlicher besprochen. Das Thema des vierten Abends ist die „Geistliche Diaspora im classischen Drama der Franzosen“, und hier finden wir namentlich Corneille, Racine und Voltaire berücksichtigt, auch Molière's „Tartuffe“ nicht vergessen. Am fünften Abend wendet sich dann das Buch nach Deutschland zurück, zu Hans Sachs und Lessing, die beide auf Grenzscheiden der deutschen Literatur stehen, „einer versinkenden Vergangenheit noch angehörig und eine neue Zeit anhebend“.

Von der großen Zahl geistlicher Stoffe, die Hans Sachs behandelt, bespricht der Verfasser merkwürdigerweise, und zwar sehr ausführlich mittheilend, nur die Komödie: „Von den ungleichen Kindern Eva“, und die zweite Bearbeitung desselben Stoffs in dem Spiel: „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet“, und von den Fastnachtspielen nur: „Wie Sanct Peter sich legt mit seinen Freunden.“ Nach Hans Sachs bespricht er noch den „Eisernen Christlichen Ritter“ des Martin Rindart, ein protestantisches Streidrama, das vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs von den Schülern zu Eisleben aufgeführt wurde. Dies hätte wol seinen Platz besser im zweiten Abschnitte gefunden und bildet nur sehr äußerlich den Uebergang zu Lessing's „Nathan“, weil Rindart wie Lessing seinen Stoff aus Novellen des Mittelalters geschöpft hat. Ueber Lessing und seinen „Nathan“ spricht der Verfasser nun mit vieler Wärme. Er legt kurz Lessing's Stellung zur Orthodoxie seiner Zeit dar und erwähnt seine Streitigkeiten mit dem hamburger Hauptpastor Göze, die Veranlassung zur Dichtung des „Nathan“ wurden. Für diese Dichtung hat der Verfasser hohe Anerkennung, obgleich er den Mangel an fortschreitender Handlung und an einem befriedigenden Abschluß tadelt und Poesie und Geschichte von etwas trostigem Hauche durchweht findet. Dieses Drama habe das Herz des Volks getroffen, sagt er, „weil es von dem damaligen Streben nach Befreiung der Geister das Edelste aussprach, die Milde gegen Andersgläubige und die Religion der Humanität“. Gegen den Vorwurf, daß Lessing im „Nathan“ partiell gegen das Christenthum sei, weil der Ismael und das Judenthum durch Saladin und Nathan, die hoch über der Religion ihres Volks stehen,

das Christenthum durch Personen vertreten sei, die tief unter dem Christenthum stehen, verteidigt ihn der Verfasser mit dem christlichen Standpunkte des Dramas, worer S. 263 fg. ausführlicher darlegt. Auch wendet sich der Verfasser gegen Wilhelm Wackernagel, der die Harmlosigkeit unsers Volks bewundert, „aus einem Buche, das von dem schneidendsten Wistone einer unbulbsamen Gehässigkeit durchzogen sei, gerade die Duldung, diese Pflicht der christlichen Liebe, herauszulesen“, und die von Lessing gepredigte Duldung theilweise Gleichgültigkeit gegen jede Religion nennt, die nur der Duldung ähnlich sehe, in der That aber in ihrem schwankenden Verstandesurtheile über ein mögliches Irren des eigenen und ein mögliches Recht haben des fremden Glaubens die allerrundbulsamste sei. Dagegen meint der Verfasser: nur dem Dogma der Ausschließlichkeit, jener heiligen Wuth, die, weil alle Andersgläubigen verloren seien, sie mit Gewalt zu bekehren sucht und den Leib verbrennt, um die Seele zu retten, nur dieser habe sich Nathan entgegengestellt, „auch dem widerlichen Irthum, welches aus dem verschiedenen christlichen Bekenntnisse willen die Bande der Herzen zerriß, den Frieden der Familien zerstört, selbst die Todten nicht mehr friedlich nebeneinander ruhen lassen will“.

Das ganze Buch, in welchem freilich auch manches ferner Liegende in das Bereich des geistlichen Schauspiels etwas gewaltsam hineingezwängt ist, ist so inhaltreich, daß wir uns, abweichende Ansichten unterdrückend, nur resümirend verhalten können. Dies gilt namentlich auch vom sechsten Abend, der das Verhältniß von „Theater und Kirche“ behandelt. Der Verfasser bespricht da zuerst die Bedenken der Kirche gegen das Theater überhaupt, die geistliche Verfolgung der Schauspieler, denen das heilige Abendmahl und ein ehrliches Begräbniß verweigert wurde, den literarischen Streit zwischen Rousseau und d'Alembert über die Zulassung des Theaters in Genf, die Unterdrückung des Theaters in Spanien von 1644—49 und die spätere Beschränkung auf Lebensläufe der Heiligen und edle Thaten der Geschichte, den Haß der Puritaner in England gegen das Theater gerade in der Zeit, in der Shakespeare dichtete, die Histrionengeißel des Rechtsgelehrten William Brynne, der in einem Quartband von 1006 Seiten selbst in dramatischer Form alle Zeugen der Vorzeit gegen das Theater vor die Schranken ruft und das Urtheil ewiger Verdammtis gegen Schauspieler und Schauspielergenossen ausspricht, aber nach Wiederherstellung des Königthums und des Theaters in England mit dem Verluste seiner Ohren, seiner akademischen Würden, Ausstellung am Pranger und lebenslänglichem Gefängniß büßen und seine Schriften durch den Fener verbrennen lassen mußte.

In Deutschland wurde das Theater durch Luther und Melancthon begünstigt, die Pietisten aber traten in Bitt- und Druckchriften gegen dasselbe auf; die Orthodoxen dagegen in ihrem Groll gegen die Pietisten verteidigten das geistliche Schauspiel und die Oper, und die theologischen Facultäten zu Rostock und zu Wittenberg billigten wenigstens Opern biblischen Inhalts. Ein zweiter ham-

burger Theaterstreit erhob sich, als bekannt wurde, daß der Pfarrer Schloffer als Student und Candidat einige Lustspiele geschrieben hatte, die durch fremde Hand 1768 in Druck gegeben worden waren. Der Hauptpastor Göze, schwer erzürnt ob solchen Aergernisses, wendete sich an die theologische Facultät zu Göttingen, welche zwar dem jugendlichen Leichtsinne Nachsicht ertheilte, aber doch verlangte, daß der Geistliche, der solches Aergerniß gegeben, sein Mißfallen darüber vor seiner Gemeinde oder in einer Druckschrift an den Tag lege.

Schiller verkündete die Schaubühne als moralische Anstalt, wenn auch das damalige deutsche Theater seinem Ideal keineswegs entsprach. Joseph II. gab seinem Nationaltheater zu Wien die Bestimmung zur Verbreitung guten Geschmacks und zur Veredlung der Sitten. Preußen verlangte, daß der rechte Schauspieler sich als Volkslehrer fühle. Friedrich Wilhelm III. von Preußen erklärte das Theater für ein angenehmes Mittel zur sittlichen Veredlung und wies es 1808 (nur vorübergehend) dem Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts zu. *)

Dräseke erkennt in seiner Schrift „Ueber die Darstellung des Heiligen auf der Bühne“ dem Theater das Recht zu, das Heilige darzustellen, nur habe die dramatische Kunst gleich jeder andern ihre Grenze, und wie es Naturerscheinungen gebe, für deren Darstellung das Theater zu beschränkt sei, so gebe es auch ein moralisch zu Großes für die Bühne, wie z. B. eine Gesetzgebung auf dem Sinai, eine Delbergscene, eine Kreuzigung, eine Auferstehung, eine Himmelfahrt. An diese Anschauungen anknüpfend spricht nun der Verfasser am Schlusse seines Buchs seine eigenen Ansichten über die Darstellung des Religiösen auf der Bühne aus, welche kurz in Folgendem zusammengefaßt werden mögen.

Das Christenthum ist vereinbar mit der höchsten menschlichen Bildung und stellt sich dem Theater nicht feindlich entgegen. Dramen von echter Poesie und hoher sittlicher Tendenz können beitragen, den Charakter eines Volks zu kräftigen und zu erheben, aber religiöse Belehrung ist nicht das Geschäft der Bühne, wennschon der Geist Gottes, der durch mancherlei Mittel zu den Menschen redet, auch einmal durch das Wort eines Komödianten ein starres Herz durchbrechen kann. Die dramatische Form ist ein kräftiges Mittel, Gedanken und Gefühle unter das Volk zu bringen, und Lessing hat mit seinem „Nathan“ für die Milde gegen Andersgläubige eine größere Wirkung geübt, als irgendeine Predigt für das Gegentheil.

Der Geistliche ist nicht vom Besuche des Theaters ausgeschlossen, auch die Darstellung des Geistlichen auf dem Theater ist unbedenklich; aber die Darstellung heiliger Geschichten durch Schauspieler würde für uns immer etwas Verlegendes haben, schon deshalb, weil der Schauspieler, der heute den Herrn Christus spielte, morgen vielleicht einen Schächer oder Schalk zu spielen hätte. Solche heil-

lige Spiele dürften also nur durch Liebhaber zu Festen aufgeführt werden, und selbst unter diesen Bedingungen möchte die Wirkung zweifelhaft sein. Selbst in Oberammergau wird man es schwerlich einem Augenblick vergeffen, daß dieser Herr Christus der Herrgottskind ist, diese Madonna des Kaisers Tochter. Diese Bedenken werden sich mindern, wo das Spiel noch auf altväterliche Sitte gegründet ist und unter einem einfachen katholischen Volkstamme. Aber bei uns dürften die religiös Gleichgültigen wie die religiös Innigen gleichermaßen gegen das geistliche Schauspiel sein.

Auch Paulus, auch Luther dürften an dieser geschichtlichen Unverletzbarkeit theilnehmen. Dagegen ist die Darstellung alttestamentlicher Stoffe unbedenklich. Auch darf die Bühne nicht auf das Religiöse überhaupt verzichten, denn es ist ein allgemein Menschliches, ja die Blüte alles Menschlichen. So hat das Faustspiel, im Puppentheater wie in Marlow's und Goethe's Dramen, einen unverwundlich religiösen Sinn. Auch das Gebet kann nicht von der Tragödie ausgeschlossen werden, nur soll man nicht auf dem Theater das Vaterunser beten, es müßte denn gerade dadurch eine bestimmte Katastrophe bedingt sein. So soll auch die Spendung des Heiligen Mahles vermieden werden, während die Beichte der Maria Stuart ergreifend wirkt und Trauungs-, Begräbnis- und Krönungszüge keinen Anstoß geben. Ein eigentlich christliches Drama aber wird schwerlich je wieder das Herz unsers Volks gewinnen, denn Kirche und Theater sind einander entfremdet, weil sich das Theater im Sinne seiner eigenen höhern Entwicklung von der Kirche emancipirt hat. Noch am ersten mag das kirchliche Christenthum in der allgemeinen Sprache der Musik das Theater betreten, wie z. B. in Meyerbeer's „Eugenonoten“ die Melodie des reformatorischen Kampfs- und Siegesliedes „Eine feste Burg“ mit ergreifender Wirkung benutzt ist; die Verwendung des Liedes selbst aber würde verlegend wirken. Die zügemäße Wiebergeburt der Mythen ist das Oratorium, wie Bach's „Matthäuspassion“, Händel's „Messias“, Haydn's „Schöpfung“, Mendelssohn-Bartholdy's „Paulus“, die mit gutem Rechte in ihre alte Stätte, die Kirche, zurückgekehrt sind.

Einer unserer tiefstinnigsten Theologen (Richard Rothe, „Die Anfänge der christlichen Kirche“, Wittenberg 1837) hat aus der Auffassung des Staats als sittlicher Gemeinschaft alles Menschlichen, in welcher, als im christlichen Staate, aufzugehen die Kirche ihrem Untergange entgegengehe, auch die einst künftige Einheit des christlichen Cultus und der Schaubühne gefolgert.

Der Verfasser vermag nicht für eine Zeit hoher Geistesbildung sich eine Vorstellung von solcher Einheit zu machen. Das Menschenleben hat sich in Staat und Kirche gegliedert, die beiden Grundformen menschlicher Gemeinschaft, jede auf eigenthümlichen historischen Grundlagen; so wird auch der christliche Cultus die Kunst nur um sich versammeln, soweit sie unmittelbar, ein Ausdruck des religiösen Geistes, auf Gott gerichtet ist. Das Theater bedarf nicht der Kirche, die Kirche noch weniger des Theaters.

Wir sehen, daß der Verfasser weder als Reformator

*) Bekanntlich hat Rudolf Gottschall diese Unterordnung des Theaters unter das Cultusministerium neuerdings in Vorschlag gebracht.

noch als Prophet einer Reformation des Theaters auftritt; er hat das Theater im Auge, wie es heute ist; er weiß ihm die Stellung der Kirche gegenüber an, die es schon lange innehat; er erlaubt ihm, vom Religiösen das darzustellen, was es sich selbst schon lange darzustellen erlaubt hat, und manches erlaubt er ihm eben bloß deswegen, weil durch das Gelingen der Beweis geliefert ist, daß es möglich, wirkungsvoll und unanstoßig ist. Schwierig würde der Verfasser zugestimmt haben, wenn Meyerbeer ihn gefragt hätte, ob er es für rathlich halte, in den „Eugenotten“ die Luther-Melodie zu verwenden. Wir glauben, so würde der Verfasser wol auch noch manches andere nachträglich gutheißen, was er jetzt verwirft, wenn es als vollendete Thatsache, vom Gelingen gekrönt, vor ihn träte. Darin aber müssen wir unbedingt beistimmen, daß das Theater, wie es jetzt ist, nicht geeignet ist, die höchsten Ideen und Thatsachen des Christenthums zur Erscheinung zu bringen und dieselbe Stellung einzunehmen, die in seiner höchsten Zeit unter Aeschylus das griechische Theater als Kultusanstalt, oder die, wenn auch in sehr unvollkommener Weise, in einer rohern Zeit das Mysticismus behauptete. Aber ist denn neben dem jetzigen Theater, das wesentlich der angenehmen und bildenden Unterhaltung gewidmet ist, nicht auch noch etwas anderes möglich? Ist es nicht möglich, daß die dramatische Dichtkunst, der auch der Verfasser eine großartige Wirkung zugesieht, sich auch einmal der höchsten Stoffe, der religiösen Thatsachen und Ideen bemächtigt und für die Darstellung derselben eine neue, würdige Form findet? Ja, es ist möglich, der Beweis ist schon geliefert, wenn auch noch in unvollkommener Weise und wenn auch nicht bei uns. Wir meinen das Passionschauspiel in Oberammergau.

Freilich was bei katholischen Bauern möglich ist, findet der Verfasser bei gebildeten Protestanten nicht möglich. Aber warum soll gerade im Protestantismus, der den Grundsatz vom allgemeinen Priesterthum zur Geltung gebracht hat, ein für die Religion begeisterter Dichter, ein glaubenswarmer Laie nicht in der dramatischen Form, die so mächtig wirkt, mitwirken dürfen zur Erbauung, zur Erweckung religiöser Begeisterung? Ist es etwa nicht möglich, daß Dichter, daß zur dramatischen Darstellung gefähigte Laien zugleich begeisterte Christen sind? Nur ist freilich dabei nicht an das gegenwärtige Theater zu denken. Der Verfasser selbst findet eine zeitgemäße Wiedergeburt der Mystiken im heutigen Oratorium. Bekanntlich bleibt nun aber nichts auf der Welt immer in seiner alten Form; auch das Oratorium wird sich einmal fortbilden. Sehen wir den Fall, es überzeuge sich endlich ein Oratoriendichter, der zugleich Componist wäre, davon, daß das heutige Oratorium außerordentlich unwirksam ist und am wenigsten zur religiösen Erhebung und Erbauung dient, und fänne auf Abhülfe. Er befreite vor allem das Opernartige der heutigen Oratorienmusik, auch die Fugen und andern Unfug, beseitigte ferner die langweiligen Recitative, setzte an deren Stelle Dialog und Handlung, und errichtete zu diesem Zwecke

hinter den Sängern eine Bühne. Da hätte er dasselbe gethan, was einst Aeschylus that, indem er der Schöpfer der griechischen Tragödie wurde. Er würde auch wol angefeindet werden, wie ja Aeschylus selbst Solon's Jörn erregte, aber am Ende würde die Neuerung auch siegen, und es würde sich für diese Art von Oratorien mit Handlung, die zur Aufführung an kirchlichen Festen bestimmt wären, schließlich auch ein Schauplatz finden, da allersängs weder Theater noch Kirche für diese Spiele geeignet wären. Es käme auf einen Versuch an, und der vollendeten Thatsache, wenn sie sich bewährt hätte, würde am Ende auch die nachträgliche Erlaubniß zur Existenz nicht fehlen.

Doch das alles liegt nur im Bereiche der Möglichkeit; kehren wir auf den Boden der Thatsachen zurück.

Daß das geistliche Schauspiel noch nicht ganz ausgestorben ist, beweist uns nächst den oberammergauer und liefinger Passionsspielen und nächst Karl Weinhold, der aus Süddeutschland und Schlesien geistliche Volksschauspiele mittheilte, auch Karl Julius Schröder in den „Deutschen Weihnachtspielen aus Ungarn“ (Nr. 2), in welcher Schrift er uns die Art ihrer Aufführung schildert.

Auf einer Vorinsel zur Insel Schütt liegt nahe bei Pressburg, wo der Verfasser lebt, das Dörfchen Oberwieser mit gemischten katholischen und protestantischen Bewohnern, welche keine eigene Kirche haben, sondern in Pressburg eingepfarrt sind. Sie gehören zum Stamme der Haidbauern, welche im 16. oder 17. Jahrhundert aus der Gegend am Bodensee eingewandert und noch 1659 ganz protestantisch gewesen sein sollen. Hier werden nun dann und wann in der Weihnachtszeit alte Volksschauspiele aufgeführt, und zwar ein Weihnachtspiel, ein Paradiespiel und zuletzt ein Fastnachtspiel. Im Jahre 1853 nun geschah dies nach zwölfjähriger Unterbrechung zum ersten male wieder, und der Verfasser versäumte nicht, dieser Aufführung wie einer spätern 1856 beizuwohnen und erstattet nun sehr eingehenden Bericht.

Der „Lehrmeister“ der Spiele, David Masattisch, hat diese Würde von seinem Vater geerbt. Wenn nun Lust und geeignete Personen vorhanden sind, so werden im Spätherbste die Stücke eingeübt. Wer mitspielen will, darf nicht zu den Dirnen gehen, darf in der heiligen Zeit keine Schelmenlieder singen, muß ein ehrsam's Leben führen und dem Lehrmeister gehorchen. Mußk wird in der Zeit der Vorbereitung auf die Spiele nicht im Dorfe gelitten. Wer gegen einen dieser Punkte sündigt oder einen Gedächtnißfehler im Spiele macht, wird um Geld gestraft. In der Zeit vom ersten Advent bis zum heiligen Dreikönigstage wird alle Sonntage und Feiertage im Dorfe gespielt, an den übrigen Tagen spielen sie auf andern Dörfern. Gewöhnlich beginnt die Aufführung um 3 Uhr nachmittags und dauert zwei Stunden, wenn aber noch Leute vorhanden sind, die für zwei Kreuzer zuhören wollen, so fangen sie wieder von vorn an.

Der ersten Aufführung geht ein feierlicher Auszug der Spieler (Singer) aus dem Hause des Lehrmeisters voran.

Da wird an der Spitze der Baum des Paradieses, mit Bändern und Kesseln geschmückt, und der Stern an langer Stange getragen; die Spieler folgen in bestimmter Reihe mit Gesang. Vor dem Gasthause wird dann ein alterthümliches Lied, „Das Sternsäng“, angestimmt, und hierauf zieht die Kumpanei mit dem Liebe „Unsere Eingang segne Gott“ in den Spielsaal. Während sich die Spieler ankleiden, geht der Teufel in seinem schwarzen Kostüm mit Schwanz und Hörnern im Dorfe herum und labet durch Luten mit dem Kuhhorn und allerlei Muthswillen zum Spiele ein. Die Zuschauer sitzen auf den Bänken an drei Seiten des Saals, an der vierten Seite ist der Eingang nebst dem Ankleideraum, die Mitte des Saals dient als Bühne; von einer Decoration ist nicht die Rede.

Das Christgeburtspiel beginnt mit einem Umzuge der Compagnie durch den Saal, wobei ein Vers aus einem alten Liebe gesungen wird. Der Singer, welcher die Maria darstellt, bleibt nach dem Umzug im Saale zurück und es folgt die Verkündigungs-scene und so fort die ganze Geschichte der Geburt Christi bis zum Kindermord und bis der Teufel den Herodes holt. Zwischen den einzelnen Scenen hält immer die Compagnie einen Umzug mit Gesang von Kirchenliedern. Auch Maria und der Engel singen ihre Rollen.

Unmittelbar darauf folgt, von denselben Personen gespielt, das Paradiesspiel, wobei das Paradies durch nichts als den geschmückten „Kranewit“ (Wacholderbaum) angedeutet wird. Adam legt vor seiner Schöpfung den Kopf in Gottes Schoß; Eva, welche von demselben Singer, der vorher die Maria dargestellt hat, in derselben weißen Nonnentracht gespielt wird, verbirgt sich hinter den Baum, solange sie noch nicht geschaffen ist; der Teufel kommt auf dem Bauche hereingetroffen, um die Schlange anzudeuten, und so geht alles außerordentlich einfach zu; einige symbolische Andeutungen ersetzen Decoration und alles Mögliche.

Am ersten Adventsonntage werden nach dem Paradiesspiele geistliche Lieder gesungen, solange die Zuschauer anwesend sind, an den übrigen Spieltagen folgt ein Gastnachtspiel, „Schuster und Schneider“; die heiligen Personen spielen hierbei nicht mit, der Hauptmann des Herodes aber agirt nach altem Herkommen die schöne Schneiderin, Herodes den Schuster, der Teufel macht auch hier seine Späße.

Die beiden ersten Spiele werden mit diplomatischer Treue mitgetheilt, der Herausgeber konnte aber nur mit Mühe die Erlaubniß erhalten, sie abdrucken zu lassen, und in einer Vorbemerkung ist ausdrücklich gesagt, daß durch Ankauf dieses Abdrucks das Recht der Aufführung nicht erworben werde, indem dieses Recht der gegenwärtige Lehrmeister sich und seinen Erben vorbehalte. Das ist sehr komisch, denn so formlos wie die Aufführung sind die ganzen Spiele, und die Verse, mit Ausnahme der eingelegten Lieder, sind fast durchweg höchst holperige Knittelverse. Diesem Charakter der Stücke entspricht auch der Vortrag. Zum Sprechen machen die Spieler Schritte,

die den Vershebungen entsprechen. „Es wird da in Versen, in denen die Senkungen gehäuft sind, gewaltsam über Stock und Stein ein anapästischer oder daktylischer Rhythmus erzwungen, der allen Gesetzen der Prosodie Hohn spricht“, z. B.:

Bit euch seit nun disfalls an alle sorgen.
Das Geld manglt an allen orton und enden.

Oder:

Andre mittel sind nicht zu finden,
lass uns das öchslein zugleich anbinten.

Aber halt! der Herausgeber weiß eine Erklärung dafür, die gerade diesen Umstand sehr bedeutungsvoll macht: es ist eine Entartung des Gesetzes der absteigenden Betonung, das ursprünglich in dem Spiele noch beachtet ward, obwohl es in der Kunstdichtung schon im 12. Jahrhundert auszufterben anfing. Von dieser Voraussetzung geleitet, fand der Herausgeber, daß sich besonders in den Neben (vielmehr Gesängen) der Maria Versreihen erhalten haben, 1) in denen ein zweiföhlbiges Wort mit stummer Endsilbe als einföhlbiges Hebung gebraucht wird, 2) in denen die Senkungen zwischen zwei Hebungen fehlen, an einigen Stellen alle, 3) in denen ein zweiföhlbiges Wort mit tiefstöniger oder tonloser Endsilbe zwei Hebungen erhält. Was aber den ersten Punkt betrifft, so sollte man doch meinen, daß es in der Nähe Defektreichs, wo man „Vogel“ einföhlbig „Vogl“ schreibt und spricht, nicht wunderbar vorkommen könnte, wenn sich „jagen“ einföhlbig auf „nahn“ reimen soll, und noch dazu in Versen, wo eben alles möglich ist, und an der andern Stelle, wo sich „verzagn“ und „wagn“ reimt, ist das wol auch nur provinzielle Eigenthümlichkeit der Aussprache. Das Fehlen der Senkungen kommt namentlich in den gesungenen Stellen vor, das Fehlen aller Senkungen namentlich in den Worten Maria's: „D Joseph mein“, in denen jede Silbe eine Hebung erhält, was aber in einem Liebe gewiß nicht auffallen kann, da bekanntlich in der Musik auch heute noch wie vor alterd eine halbe Note zwei Viertelnoten an Zeitwerth gleich ist. Der Herausgeber mag nur beispielsweise die siebente und achte Verszeile in den Liedern, die nach der Melodie „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ gesungen werden, betrachten. Außerdem ist in Knittelversen und überhaupt in nicht streng regelmäßig gebauten Versen das Fehlen der Senkungen auch heute noch gar nicht ungewöhnlich; sagt ja selbst Schiller:

Als hätte der allmächtige Gott

Das Chiragra, könnte nicht dreinschlagen, —

und der „Handschuh“ von Schiller ist reich an solchen Stellen:

Sah König Franz. —
Ein Löwe tritt,
Der blickt sich stumm
Ringsum u. s. w.

Dasselbe findet sich in Goethe's „Faust“ an vielen Stellen. Die zwei Hebungen endlich auf zweiföhligen Worten mit tonloser Endung, was nur an Versende vorkommt, erklären sich in den gesprochenen Stellen daraus, daß die

Spieler zu ihren Neben Schritten machen müssen; es ist ja kaum möglich, Verse mit mehrsilbiger Senkung, die mit tonloser Silbe schließen, während der nächste mit Anstakt, noch dazu mit mehrsilbigem, beginnt, anders zu sprechen, als daß man auf die letzte tonlose Silbe einen Schritt macht und also einen Accent legt. Der Verfasser mag nur Verse wie:

Aber ich will mich an meinem Herrn König rächen
Und will mich mit diesem Schwert erschlagen,
zu sprechen versuchen, indem er dazu vier Schritte macht, und es wird von selbst der letzte Schritt und also die Vershebung auf die tonlose Endsilbe fallen. Aber auch correctere Verse als die obererufenen, die anapästische, daktylische und iambische Versfüße mit der Senkung schließen, verführen zu dieser Art der Betonung, wenn man den Takt dazu tritt. Man versuche es mit Versen wie:

In dem Walde die Hörner erklingen,
Und die Jäger, die frohlichen, singen.

Endet den Herren, den mächtigen König der Ehren u. s. w.
Im allen meinen Thäten u. s. w.

Ähnlich verhält es sich mit den gesungenen Stellen, wie:

Die Lieb ist eingedrungen,
Dass wir hab'n gewonnen etc.

Im Gesang ist es sehr gewöhnlich und in gewissen Fällen unumgänglich nöthig, daß eine schließende tonlose Silbe noch eine Hebung erhält. Man singe nur Verse wie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, oder: „O Haupt voll Blut und Wunden“ u. a. m., um sich davon zu überzeugen, und man wird es nicht mehr so bedeutungsvoll finden, daß man in Oberufer singt:

Wie kühl scheint uns der morgen etc.

und am allerwenigsten daraus Folgerungen ziehen wie der Verfasser.

In der Art der Aufführung ist allerdings manches bemerkenswerth. So z. B., daß die Spieler ihre Verse mit Schritten begleiten und bei der vierten Hebung sich umdrehen, wobei der Verfasser an das lateinische Wort *versus* erinnert. Auch das Sprechen geschieht nach einer bestimmten Tonfolge; Joseph spricht die vier Hebungen in der Tonfolge o, e, i, c, die andern Personen sprechen gewöhnlich e, i, f, f. Auch die symbolische Andeutung dessen, was ohne Bühne und Decoration nicht darstellbar ist, wie des Scenenwechsels, der Reise nach Betlehem, der Geburt Christi, der Schöpfung Adam's und Eva's verdient Erwähnung. Namentlich ist die Ausführung der Hirtenscene sehr gut erfunden und leistet in symbolischer Andeutung alles Mögliche.

Das Fastnachtspiel konnte der Herausgeber nicht mittheilen, weil der Text, den er erst später erlangen konnte, in höchsten Grade verdorben ist. Auch „ist es so ver-

worren, daß man daraus nicht recht klar wird, so groß auch die Lust ist, mit der die Zuschauer es ansehen und bewundern“. Dafür wird ein „Salzburger Paradiespiel“ mitgetheilt, eigentlich nur ein Lied, das mit vertheilten Versen gesprochen oder gesungen und vom Refrain des Chors: „Wir loben Gott schon im höchsten Thron“, durchzogen wird und in ein Danklied an die Zuschauer übergeht. Der Anhang gibt noch eine Anzahl von Dreikönigs- und Weihnachtliedern aus Presburg, Krizehai, Rádmárk und Oberschügen.

Daran schließt sich eine Abhandlung haupt sachs' zu den Weihnachtsspielen „Kindheit Jesu“ und „A fortlaufend mit den Spielen von Ober Bordenberg, Krennitz, auch mit den I Edelböck's und Vondo's (?) verglichen, wenig Stellen stimmen nun die Stück wörtlich mit den Volksspielen überein, Paradiespiel, während sie sonst meist weggehen und gegenseitig voneinander abweichend ausgegeben ist geneigt, ältere Volksschauspielmeynsame Quelle zu betrachten, aus der abgeschöpft habe. Und scheint der Vorgang der Volksspiele ganz einfach folgender zu sich in einem Orte, z. B. in Oberufer, der, der an andern Orten Hans Sachs' spielt und wieder an andern Orten auch kennen gelernt hatte. Der setzte sich nun peltte aus seiner Erinnerung ein Stück j wörtlich enthielt, was er genau wußte, das Uebrige ungefähr wiedergab oder mit eigenen Reimen ergänzte, so gut es eben ging; in dieses Stück wurden beliebige Kirchenglieder eingelegt, und das Weihnachtspiel war fertig. Auf gleiche Weise wurde nun dieses Stück von andern benutzt, und daraus erklärt sich ganz natürlich die Uebereinstimmung der Stücke mit-, und ihre Abweichung voneinander. Vielleicht waren auch in einem Orte schon ältere, noch rohere Spiele vorhanden; einer, der gewandert war und in andern Gegenden in den Weihnachtsspielen mit agirt hatte, behielt seine Worte in den entsprechenden Scenen, die er nun in der neuen Heimat spielte, bei und reformirte auf diese Weise das Stück. Daß ein solches Herüber und Hinüber in diesen Spielen stattfand, geht ja aus allem unabweisbar hervor. In nahe aneinander gelegenen Orten wird die Abweichung

vorhanden sind. Sechs davon enthalten Reitergesänge, sechs Sprüche, d. h. Tragödien, Komödien u. s. w., kurz solche Dichtungen, die nicht Reitergesänge sind. Ein dreizehnter Band enthält nun ein Register aller Reitergesänge, die Hans Sachs von 1513-60 geschrieben, nach den Tönen geordnet, dann ein Register „der 14 psalmen all meiner gepunden gedicht allerlei Art“, ebenfalls 1560 entworfen. In diesem Register, das nach Hans Sachs' Angabe alles bis 1560 Geschriebene enthalten soll, mit Ausnahme dessen, „so etwan kurz und unansehnlich gewesen“, war nun kein Stück zu entdecken, dessen Titel auf den Inhalt des „Schuster- und Schneiderspiels“ passen würde. Was aber merkwürdig ist, auch das Paradiespiel konnten wir im Register weder in den Tragödien noch sonstwo finden. Sollte er gerade das Stück, das in der Foliausgabe von 1560 das erste ist, in dem im selben Jahre entworfenen Register vergessen haben?

*) Der Verfasser vermuthet, daß dieses Fastnachtspiel von Hans Sachs sei, obwohl er es in der Foliausgabe vom Jahre 1560 nicht haben kann. Aus dem Band nun eine Handschrift der Dichtungen Hans Sachs zu Weibitz, die ursprünglich 34 kurze Foliausgaben füllte, von denen aber nur noch zwölf auf dem Rathhause zu Weibitz 1860. 27.

in der Regel geringer gewesen sein, wie es in der That mit den preßburger Weihnachtsspielen der Fall ist, die der Herausgeber in einem zweiten Nachtrage näher bespricht, den er dem Buche beifügte, nachdem er die Handschrift erlangt hatte. Die Spiele sind mit den oberurserschen fast ganz übereinstimmend und weichen nur im Wortlaute vielfach von diesen ab; nur an einigen Stellen sind beide selbständig. Die Handschrift, 1792 und in den folgenden Jahren geschrieben, enthält außer dem Geburts- und dem Paradiespiel auch Kirchenlieder, Bibelstellen u. dgl., unter anderm auch das Fastnachtspiel „Schuster und Schneider“, und wird dies ebenso eingehend besprochen, als wäre es eine Handschrift der Evangelien aus dem ersten christlichen Jahrhundert. Von dem sehr verdorbenen Fastnachtspiel wird nur eine Inhaltsangabe mitgetheilt. An dieses Spiel sind nun aber in der Handschrift die Fragen zu dem Sternabsingen angehängt.

Mit diesen Fragen hatte es folgende Verwandtniß. In der Zeit, wo es noch allenthalben solche Christspielergesellschaften gab, spielten diese, wie die oberursersche es noch thut, auch an andern Orten als in ihrem Dorfe. An solchen Orten aber, wo schon eine Schar ihre Heimath hatte, suchte diese sich durch die fremden Spieler verkürzt, und wenn die Kunde von dem Herannahen einer solchen Schar erscholl, so zog der Lehrmeister der Spiele mit seiner Kumpanei ihnen entgegen und legte ihnen singend Fragen aus der Heiligen Schrift vor; wußten die Fremden die Antworten darauf, so durften sie im Orte spielen, sonst mußten sie umkehren; es war aber dafür gesorgt, daß sie diese nicht wissen konnten, denn Fragen wie Antworten wurden sorgfältig geheim gehalten. Die oberurserschen Fragen durfte der Herausgeber deshalb nicht mittheilen, aber wol die preßburger, da hier nicht mehr gespielt wird. Es sind ihrer 29 mit ihren Antworten.

Man muß vor allem lobend anerkennen, daß der Herausgeber mit ungemeiner Sorgfalt und viel Gelehrsamkeit seine Aufgabe gelöst hat, ja man könnte die allzu große Sorgfalt tadelnswerth finden, mit der er den Text eines so rohen Bauernspiels bearbeitet und mit Noten versehen hat, welche die zahllosen und theilweise lächerlichen Abweichungen seiner Handschriften gewissenhaft aufführen, mit der er ferner die Parallelstellen der Bibel, mehrerer Gesangbücher u. s. w. anführt, Worte und Ausdrücke erklärt: kurz, man könnte sagen, der Herausgeber nähme es mit diesen Spielen gar zu ernst. Das Buch würde übersichtlicher geworden sein, wenn sich der Herausgeber begnügt hätte, einfach den Text der Spiele zu geben, bei jeder Scene über die Art der Darstellung Bemerkenswerthes beizufügen und in den Noten kurz zu bemerken, was mit Hans Sachs und andern ähnlichen Spielen übereinstimmt. Ein weit größeres Verdienst aber als durch die Herausgabe des gegenwärtigen Buchs könnte sich Schröder, den wir auch als Dichter kennen, durch etwas anderes erwerben. Es ist nämlich sehr werthvoll, wenn in einer Gegend noch Volksschauspiele vorhanden sind und mit Liebe und Eifer

aufgeführt werden; aber es ist doch gar zu arg, wenn noch heute dieser Eifer und diese Lust an gar so rohen Nachwerke wie die vorliegenden Spiele verschwunden werden. Da könnte nur ein Dichter, der in solcher Gegend lebt und mit den Spielern in so nahe Berührung getreten ist, wie der Herausgeber dieses Buchs, sich ein großes Verdienst erwerben und eine That thun, die sehr folgenreich werden könnte, wenn er mit thätigster Benützung des Vorhandenen und mit möglichster Beibehaltung der alten Weise der Aufführung die alten Stücke in schlichter, aber doch poetischer Weise neu dichtete, die Aufführung auf eine einfache Bühne verlegte, dem Ueber aber einen festen Platz vor oder zu beiden Seiten der Bühne anwies, doch vielleicht so, daß ihm auch freie Bewegung zu Umzügen gestattet wäre. Es braucht deshalb nicht gelehrtes Nachwerk zu werden, gegen das der Herausgeber so großen Grimm verräth, es kann ein echtes Volksschauspiel werden, wenn nur der Dichter das Zeug dazu hat. Aber freilich, der Verfasser mit seinen aus Lachmann's Schule hervorgegangenen Ansichten von Volkspoesie im Gegensatz zur Kunstpoesie — ein Gegensatz, den es nie gegeben hat, denn alle Volkspoesie ist nur im Volke fortlebende Kunstpoesie, und es gibt eben keine Poesie, die nicht Kunst wäre, und im Volke, dieses als ganz bildungslose Masse gedacht, ist nie ein Dichter aufgestanden, denn wenn er Dichter war, gehörte er eben nicht zur bildungslosen Masse — wird Bedenken tragen, etwas nachzutun, was der Pfarrer Weiß in Oberammergau früher gethan hat, denn jede Vermischung der Intelligenz in das volkswässige Schauspiel ist ihm ein Grauel. Unsere Schlussmeinung geht aber dahin: es ist gut, daß die Spiele von Oberufer veröffentlicht sind, damit sie in der Gegenwart mit anregen und in der Zukunft noch zeigen können, wie das deutsche Volksschauspiel im 19. Jahrhundert noch beschaffen war; wenn sie aber jetzt durch würdigere geistliche Spiele verdrängt würden, die nicht mehr, wie die jetzigen, nach des Herausgebers eigenen Worten mit Verachtung und Spott, sondern mit Erbauung angesehen würden, so wäre das ein großer Gewinn für die Volksbildung, vielleicht ein Gewinn für das Christenthum, und könnte dazu beitragen, der dramatischen Kunst eine neue Bahn zu brechen.

Anknüpfungspunkte gibt es noch genug; namentlich die Weihnachtsspiele sind in vielen Gegenden Deutschlands noch außerordentlich beliebt im Volke, selbst der Polzei zum Trost, die sie nicht dulden will. Im sächsischen Erzgebirge haben wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in der wir nachforschten, und auf kleinem Raum an mehr als 30 Orten noch so lebendige Erinnerungen an die Weihnachtsspiele gefunden, daß wir die meisten der dort aufgeführten Stücke aus dem Munde derer, die sie aufführten, zum Theil mit den volkswässigen Melodien der Gesänge, aufzeichnen konnten; ja es hat noch vor zwei Jahren an mehreren Orten die „Engelschar“ oder die „Königschar“ das ortsübliche Weihnachtsspiel

aufgeführt, und die Behörden werden noch immer vor Weihnachten, wiewol vergeblich, um die Erlaubniß zur Aufführung bestürmt. In Böhmen gibt es noch allenthalben, wenigstens in der Nähe des Erzgebirgs, Christspielergesellschaften, die bisweilen auch nach Sachsen herüberkommen, und daß auch in Siebenbürgen die Erinnerungen an die Weihnachtsspiele noch nicht erloschen sind, beweist uns Schuller's kleines Büchlein „Herodes“ (Nr. 3), das uns zum Schluß noch zu besprechen obliegt. In Siebenbürgen, wo mehrere junge Gelehrte, wie Faltrich, Müller, Schuster mit anerkennenswerthem Eifer alles Volksthümliche zu sammeln sich bekeifigen, scheint für die Sammlung der ohne Zweifel noch dort gebräuchlich gewesenem geistlichen Volksschauspiele auch gar nichts geblieben zu sein. Um so dankenswerther ist diese kleine literarische Gabe, welche ein Weihnachtspiel mittheilt, das schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Großschenk in Siebenbürgen bekannt war und auch in diesem Jahrhundert daselbst wiederholt aufgeführt worden ist.

Der Verfasser, welcher von großer Liebe für alles Volksthümliche erfüllt ist und namentlich die Schullehrer auffordert, alles zu sammeln, was von Sang, Sitte und Sage noch zu sammeln ist, gibt zunächst ungefähr in derselben Weise wie dies Weinhold in seinem Werke „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien“ gethan hat, nur mit besonderer Beziehung auf Siebenbürgen und die dort noch vorkommenden Gebräuche, einen Nachweis über den Zusammenhang des christlichen Weihnachtsspiels mit dem heidnischen Feste der Wintersonnenwende, ehe er sich zu den Weihnachtsspielen wendet, deren Entstehung aus dem Gultus er übereinstimmend mit Weinhold kurz nachweist. Das darauf vollständig mitgetheilte Weihnachtsspiel aus Großschenk gehört in die Klasse derjenigen Weihnachtsspiele, welche im sächsischen Erzgebirge die „Königschar“ aufführt. Diese stellt nämlich die ganze Geschichte von der Geburt Christi bis zum bethlehemitischen Kindermord dar und hat ihren Namen von den Heiligen drei Königen, die in ihr mit auftreten, während die „Engelschar“ die eigentliche Geburtsgeschichte Christi schon mit der Anbetung der Hirten im Stalle schließt, außerdem aber in höchst eigenthümlicher Weise Christus selbst in Mannesgestalt, den heiligen Martin, oft auch Petrus und Nikolaus, endlich den Knecht Ruprecht auftreten läßt, welche die in der Familie, wo die Engelschar einsprach, vorhandenen Kinder examinirten, ermahnten, strafte und beschenkten. Das hier mitgetheilte Weihnachtsspiel stimmt im Gange der Begebenheiten ganz mit unsern Königscharen überein, nur tritt hier schon im Anfange, noch vor der Verkündigung auf dem Felde, Herodes auf, woraus sich auch der Name des Stücks erklärt. Es ist aber viel kürzer gefaßt und sowohl im Dialog als in den Gesängen viel dürftiger, als die entsprechenden sächsischen Spiele, von denen es auch der Umstand unterscheidet, daß zwischen den Scenen der Chor singend erzählt, was sich bei der Aufführung nicht dar-

stellen ließ. Nach der Anbetung des Neugeborenen durch die Hirten singt z. B. der Chor:

Die Hirten aber wandten sich
Zu ihrem Vieh aufs Feld,
Und priesen Gott sehr wunderbar:
Uns ist das Heil der Welt.

Und nach dem Gespräche der drei Weisen mit Herodes singt der Chor wieder:

Sie saßen auf und ritten dahin,
Da kam der Stern bald wieder zu ihn'n
Und führte sie auf die rechte Straß'
Nach Bethlehem in David's Stadt;
Maria bei dem Kindelein saß.

Denn so ist der Vers herzustellen, den der Verfasser, wie es scheint, in kein Metrum zu bringen gewußt hat, denn er schreibt die drei mittelften Zeilen wie Prosa, was er merkwürdigerweise sehr oft thut, wo es ganz leicht ist, den ursprünglichen Vers herzustellen.

Das Costüm wurde in Großschenk weniger verständig gewählt als bei unsern erzgebirgischen Weihnachtsspielen. Herodes trug einen schwarzen Frack und weiße Pantalons mit Strümpfen und Schuhen, Orden an der Brust, auf dem Kopfe eine mit Perlen und Juwelen besetzte Krone; die Weisen aus dem Morgenlande trugen weiße Hosen, weiße Jalare und weiße Schlafmützen; Maria ging in großschenkter Frauentracht mit Spitzhaube. Die Engel blieben hinter den durch weiße Leintücher gebildeten Coullissen verborgen; im sächsischen Erzgebirge sind das aber gerade durch den Glanz ihrer Erscheinung, durch ihre ellenhohen goldpapiernen Kronen, in deren Innern Lichter brannten, durch welche in der Krone angebrachte transparente Sterne und Engelsgestalten erleuchtet wurden, die imponirendsten Gestalten. Sonst ist das Stück würdig gehalten; es scheint aber vor nicht zu langer Zeit eine Umarbeitung erfahren zu haben, denn die jetzige Gestalt verräth kein hohes Alter. Der Humor, der in unsern sächsischen wie in allen Weihnachtsspielen manchmal ziemlich verb ist, fehlt hier ganz. Der Verfasser theilt mehrere Proben von Volkshumor, wie er in solchen Spielen sich zeigte, aus Weinhold's Sammlung mit. Zum Schluß erwähnt der Verfasser noch die „theilweise überraschende Aehnlichkeit“ des Stücks mit der von Weinhold mitgetheilten „Magorum adoratio“, die aus dem 9. bis 11. Jahrhundert stammt; wir müssen aber gestehen, keine andere Aehnlichkeit finden zu können, als die unvermeidlich ist, wo zwei im strengen Anschluß an dieselbe Quelle, das ist doch hier die Bibel, dieselbe Geschichte behandeln. Ebenso große Aehnlichkeit und noch größere könnte man mit allen andern Weihnachtsspielen finden, auch mit unsern sächsischen, die gleichwol gar keine Verwandtschaft mit dem eben besprochenen haben, obwohl einige seltsamerweise mit einem ebenfalls von Weinhold mitgetheilten, aber schon sehr verkümmerten Weihnachtsspiel aus Reichenbach in Schlesien in manchen Stellen wörtlich übereinstimmen.

Es wäre wünschenswerth, daß jemand auch in Siebenbürgen nach Weihnachtsspielen eine genauere Nachfor-

führung anstellte; vielleicht würde die Ausbeute ebenso bedeutend sein wie in Sachsen, wo diese Volkschauspiele, trotzdem daß sie so üppig wucherten, in weitem Kreisen ganz unbekannt waren und noch sind.

Gustav Moser.

Reisen nach Westasien.

1. Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urumia. Unternommen im Auftrage der Church Missionary Society in London, 1850. In brieflichen Mittheilungen von C. Sandreczki. Vier Theile. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser dieser Reisebeschreibung ist ein Deutscher und ein Laie, der aus Liebe zur Sache in den Dienst eines der vielen Missionsvereine Englands getreten ist und in dessen Auftrage und Interesse eine Reise durch Kleinasien bis zum Urmiassee unternommen hat. Diese eigenthümliche Stellung des Verfassers ist auf Inhalt und Ton seines Werks von entscheidendem Einflusse gewesen. Das Hauptaugenmerk des Verfassers während seiner ganzen Reise galt den Erfolgen der bisherigen und den Aussichten der künftigen protestantischen Missionsbestrebungen unter den verschiedenen christlichen Kirchengemeinschaften, theilweise auch unter den Mohammedanern des innern und östlichen Kleinasien. Zwar fehlt es daneben nicht an interessanten Beobachtungen auf dem antiquarischen, ethnographischen und andern wissenschaftlichen Gebieten, wie dies bei einem Manne von der allgemeinen literarischen Durchbildung des Verfassers nicht anders zu erwarten stand; allein da derselbe keines speciellen wissenschaftlichen Gebiets hinreichend mächtig ist, um als eigentlicher Forscher oder Entdecker auftreten zu können, so treten die allgemein interessanten Ergebnisse seiner Reise gegen die Mittheilungen aus dem Bereiche der Missionsthätigkeit so sehr zurück, daß die ersten an und für sich das Erscheinen eines so bündereichen Werks nicht gerechtfertigt haben würden. Es liegt etwas Wahres in der Bemerkung des Vorworts, daß ein solches Tagebuch sich wol für Mittheilung an Freunde und für Unterhaltung in Familie eigne, aber einem weitem, zu strengern Anforderungen berechtigten Leserkreise füglich vorenthalten werden könne.

Indessen darf die Kritik in dieser Beziehung nicht zu diffidil sein, und sie darf dies um so weniger, je weniger ein gewisser gar nicht zu verachtender Leserkreis in Bezug auf die Literaturgattung der Reisebeschreibungen diffidil zu sein pflegt. Diese Literaturgattung hat, wo nicht vor allen, so doch vor den meisten übrigen einen unbefreitbaren Vorzug: sie kann inhaltslos, geschmacklos, interesselos, sie kann aber nicht leicht positiv schädlich sein. Wenn daher der Reiseschriftsteller seine Erlebnisse und Beobachtungen in einer leblich anregenden, lebendigen, geschmackvollen Weise darzustellen versteht, so kann er auf ein sicheres Publikum rechnen, welches es mit dem schließlichen Netzergebnisse aus der Lectüre nicht allzu genau nimmt, und man kann ihm dieses Publikum recht wohl gönnen. An diesem bescheidenen Maßstabe gemessen, verdient auch das vorliegende Werk alle Anerkennung, und es verdient diese Anerkennung um so mehr, je seltener man in der eigentlichen Missionsreiseliteratur Geschmack und Lebhaftigkeit der Darstellung zu finden gewohnt ist. Es ist dies vielleicht zum großen Theile eben dem Umstande zu danken, daß der Verfasser ein Deutscher und daß er ein Laie ist. Ein solcher Mann kann bei einiger allgemein wissenschaftlicher, humaner Bildung kirchlich beschränkt, aber er kann nicht der unbulbsame und sflavische Anbeter starrer kirchlicher Formen und Satzungen sein; er mag die Objecte seiner Beobachtung durch die Brille des Missionars gefärbt, aber er wird sie wenigstens nicht verzerrt anschauen. Wir unterlassen es füglich, dem Verfasser seine Vorurtheile und Beschränktheiten nachzuweisen oder die bei den Missionaren gewöhnlichen überschwenglichen Ansichten und Erwartungen von der Wirksamkeit des kirchlichen Christenthums und, was insbesondere die protestantischen Missionare

anbelangt, von der freigebigen Vertheilung des Bibelworts her abzustimmen. Aber wir rechnen es ihm zum Ruhme an, daß er, obwol in den Diensten einer hochkirchlichen Missionsgesellschaft stehend, nichtobestoweniger die hohen Verdienste der von den unabhängigen amerikanischen Kirchengemeinschaften ausgesandten Glaubensboten freudig und unumwunden anerkennt, und zwar anerkennt trotz der ihm innewohnenden, sicherlich in mancher Hinsicht wohlgegründeten Ueberzeugung, daß gerade die bischöfliche Kirchenverfassung, indem sie sich am leichtesten den bestehenden Formen und Zuständen der orientalischen Kirchen anbequemt, am geeignetsten ist, dieselben im ganzen und großen ohne zerrüttende innere Kämpfe nach und nach für den Protestantismus zu gewinnen.

Der Verfasser brach am 29. März 1850 von seinem bisherigen Stationsorte, dem Dorfe Budsha bei Smyrna, auf und segelte nach Konstantinopel. Sein dazwischen Aufenthalt gibt ihm zu mehreren allgemeinen Betrachtungen Veranlassung. Ueber die Aussichten des Protestantismus bemerkt er unter anderm: „Es hat sich jetzt ein Häuflein von Griechen um ihn (den griechischen Dolmetscher der amerikanischen Gesandtschaft) gesammelt, die des Geistes und Wahrheit ertödtenden Wesens ihrer orthodoxen Kirche müde, nun nach beidem forschen und von ihm Belehrung empfangen. Einige haben sich der neuen armeno-protestantischen Kirchengemeinde hier angeschlossen, die nun durch kaiserlichen Erlass anerkannt und in allen Rechten einer Kirche, als von der Jurisdiction des armenischen Patriarchen völlig getrennt, bestätigt ist. Das unermüßliche Streben der amerikanischen Missionare und Sir Stratford's Schutz haben diesen folgenreichen Schritt trotz aller Gegenbemühungen des Patriarchen und seines Anhangs, unter dem wir sonderbarerweise auch einen Bischof der englisch-amerikanischen Kirche finden, von der türkischen Regierung erwirkt.“ Beherzigenswerth für uns Deutsche ist auch folgende Notiz: „Ich muß dir noch ein paar Worte über unsere deutschen Landsleute hier schreiben. Es sollen deren an 500, ohne die Kinder, hier sich aufhalten, und bei weitem die meisten gehören dem Handwerkerstande an. . . . Man glaubt nicht, wie viel Verkommenheit sich gewöhnlich in diesen Ländern unter unsern deutschen Landsleuten, oft in Gestalt abschreckender Liederlichkeit, oft aber auch unverschuldeter Armuth offenbart. Nur Deutschland schickt wanderer, aber nicht immer arbeitslustige Handwerker aus; aber die wenigen, oft von unbesolbten, der deutschen Sprache unfundigen Eingeborenen verwalteten deutschen Consulate thun fast nichts, um dem Unfuge oder der Thorheit, die so viel Schande und Elend bringen, zu steuern. In Paris sollte eben vorgehabt werden. Wann wird man einmal in Deutschland sich dieses Unwesens gründlich zu schämen anfangen? Ach, wenn ihr nur wüßtet, wie wir uns oft schämen! Wir fühlen es tief, daß wir nicht die «Cives romani» der Jetztzeit sind.“ In ähnlichen Betrachtungen fand der Verfasser wieder sogleich nach seiner Landung an der kleinasiatischen Küste, in Samsun, dem alten Amisos, Veranlassung. Auch hier bemerkt er, daß nur ein tüchtiges und wahrhaft deutschvereinsliches Consulat hier abhelfen könne.

Der beschränkte Raum, über den wir zu verfügen haben, gestattet uns nicht, dem Verfasser auf seiner Reise durch Kleinasien zu folgen und auf die vielen interessanten geographischen, ethnographischen und historischen Bemerkungen, zu welchen derselben Veranlassung gibt, im einzelnen aufmerksam zu machen. Wir müssen uns begnügen, einige Augenblicke mit dem Verfasser an den Ruhepunkten, welche zugleich die charakteristischen Zielpunkte seiner Reise sind, zu verweilen. Der Weg führt über Amasea und Iosaf durch das 4000 Fuß über die Meereshöhe sich erhebende Hochthal des Rhyss Irma, des alten Halys, über Sinas in das Thal des Euphrat, der auf einer höchst unständlichen Fährte überschritten wurde, sodann über Mesopotamien und Harput in das Tigristhal, wo der Aufenthalt in Diarbesser dem Verfasser zu einer interessanten Statistik der verschiedenen orientalischen Kirchen Veranlassung gibt. Bei dieser Rückertstellung derselben in Uebereinstimmung mit dem Urtheile anderer beachtenswerther Autoritäten der armenischen Kirche das bei

Prognostikon, zwar nicht um ihrer selbst willen, da sie so gut wie die übrigen orientalischen Kirchen nach Lehre und Verfassung entartet ist, wol aber wegen ihres Verwachsenseins mit dem armenischen, verhältnismäßig die meisten Keime zu einer geistlichen Entwicklung bergenden Volkscharakter. In Diarbekr besitzte der Reisende ein Floß und fuhr auf diesem den Tigris hinab nach Mosul, das er zum Ausgangspunkte seiner nächsten Unternehmungen machte.

Von nun an knüpft sich das Hauptinteresse des Werks an die Trümmer des alten Ninive und an die Person Layard's. Zuerst besuchte der Verfasser Kujundschi, wo er von Scheich Ali, dem Haupte und Kuffeher der Araber seines Stammes, die hier in Layard's Diensten standen und mit ihren Familien ein ziemlich ausgebreitetes Zelddorf um die Ausgrabungen her bewohnten, empfangen wurde und unter dessen Führung den unterirdischen Königspalast besuchte. Des Verfassers Schilderungen von dem hier Gesehenen beschränken sich auf allgemeine Eindrücke, denen jetzt, wo die großartigen Schilderungen eines Layard und Rawlinson für allgemein bekannt gelten können, kaum ein selbständiger Werth beizumessen ist. Dasselbe gilt von den Bemerkungen des Verfassers über die Ausgrabungen von Nimrud, wo Layard eben sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Später siedelte der Verfasser förmlich von Mosul nach Kujundschi über, von wo aus er das durch die Erinnerung an Abulfarab's berühmte Kloster Mar Matta besuchte.

Des Verfassers Skizze von Layard's Leben, seine Schilderung von Mosul, seine geschichtlichen Bemerkungen über Ninive und seine Notizen über kirchliche Zustände übergangen wir, um uns sofort seiner Reise von Mosul nach Urumia durch das kurdische Hochland zuzuwenden. Die Grenzen des eigentlichen Kurdistan, des Landes der alten Gordyaeer oder Karduchen, sind nach dem Verfasser die Ebenen von Diarbekr, das assyrische Flachland, die Ebenen von Urumia und Salmes und der Wansker; was außerdem, den Zagros ausgenommen, mit dem Namen Kurdistan belegt wird, enthält bloß zerstreute kurdische Bestandtheile. Den Mittelpunkt des Alpenlandes nehmen in auffallender Weise die Bergnestorianer ein, deren Bezirke der obere Zab in östliche und westliche Scheidet. Die Schilderung des Charakters dieser beiden Völkerschaften bildet von nun an das Hauptinteresse des Werks. Ueber die Verhältnisse der Kurden bemerkt der Reisende zusammenfassend Folgendes: „Seit ich den Zab überschritten und weiter ins Gebirge vorgedrungen, ist mir der Einfluß, den die Lage und Beschaffenheit des Landes: schwer zugängliche, leicht zu vertheidigende Thäler und Schluchten, eingeklinkt zwischen zwei nebenbühlerische Mächte — Türkei und Persien — auf Leben, Sitte und Gemeinwesen der Bewohner nach innen und außen ausüben mußte, recht einleuchtend geworden. Spaltung in Stämme; unvermeidliche Reibungen und Fehden zwischen denselben; zeitweilige Verbindungen gegen oder für den einen oder andern der eifersüchtigen großen Nachbarn, welche Bündnisse dann auch wieder dem Ehrgeize des einen oder andern Häuptlings zur Verfolgung seiner Sonderzwecke innerhalb der Berge dienen mußten und von Zeit zu Zeit eine Art vorortlicher Uebermacht begründeten oder eine Vereinigung der Stärkern gegen den Schwächeren, der jedem gleich verhaßt, jedem einzelnen aber auch gleich gewachsen war, wie die der großen Häuptlinge der Wostan- und Gaffaris-Kurden gegen die Nestorianer im Tjari- und Tihoma-Bezirk (der Wobstanhäuptling, Behr Khan Bej, strebte dabei nach Alleinherrschaft über ganz Kurdistan und Unabhängigkeit von Türkei und Persien); Lebenswesen und Adelthum, Faustrecht mit Wildheit und List in der Kriegsführung, da weder die geringe Bevölkerung noch die Bodenbeschaffenheit offenem Hervortreten von Feind gegen Feind das Wort redeten; Handel und Wissenschaft unbrauchbare Dinge; ein der Finsterniß und der Unwissenheit entsprechender blinder Religionseifer und Aberglauben; und Mistrauen gegen alles Fremde: das waren die Ergebnisse; und die gegenwärtige Oberherrschaft der Türken, die, selbst wenn sie eine völlige Unterwerfung des Landes und seiner Häuptlinge genannt werden könnte — sie ist aber bloß ein bes-

täubender Schlag auf einige der Haupttypen dieser Bergghydra — würde eine wesentliche Aenderung dieser Zustände nicht hervorbringen. Die Schwäche der türkischen Regierung können die Erfolge des Mohammed Pascha von Mosul nur auf kurze Zeit bemanteln. Man legt den Häuptlingen Tribut auf, treibt in den Grenzbezirken einige Rekruten ein und hält dazu einen oder zwei Plätze — wie Basch Kalah und Dschulamerik und ich glaube auch Amadia — mit Truppen besetzt. Inzwischen warten die Häuptlinge im Innern, wo sie wie vorher unbefümmert um den Sultan und seinen Lanfmat schalten und walten und ihrem Aerger durch Bedrückung der doppelt unterjochten Nestorianer Luft machen, die Zeit ab, da günstigere Umstände, etwa ein Angriff auf die Türkei von Rußland oder Persien her und das Auftreten eines Begabtern aus ihrer Mitte das leichte Joch abzuschütteln erlauben mögen. Den Haß gegen die Türken hat der letztern zeitweiliger Erfolg nur noch vermehrt, und fanatische Einsiedler, Scheichs, die hoch verehrt werden, nähren denselben nach Kräften. Die Kurden sind im allgemeinen ein feinknochiger magerer Menschenschlag, bei welchem hoher Wuchs, breite Schultern und Wohlbeleibtheit Ausnahme ist.“

Am 30. Juli verließ der Reisende das nestorianische Dorf Holaneh, das jedoch nicht zum Gebiete der weiland unabhängigen Bergnestorianer gehört, und betrat den aus diesem 6000 Fuß über dem Mittelmeere gelegenen Hochthale nach Persien führenden Paß. Die Grenze läuft an dem Flüschen Verandus hin, das sich in den Urumiassee ergießt. Die Schilderung des Verfassers bekräftigt die vortheilhaften Berichte, welche uns die Alten von der Gesundheit und Fruchtbarkeit des mesischen Landes, der heutigen Provinz Adherbidschan, geben. „Die Aussicht auf die weite Hochebene mit ihren Gartenwäldern und auf bedeutende Strecken des glitzernden Sees war prachtvoll, obwohl durch eine dazwischen liegende Höhe noch beschränkt, und meine lieben Gefährten rühmten das liebliche Klima und seine herrlichen Früchte, die im allgemeinen gesunde Luft und das köstliche Wasser; denn an Quellen und Flüssen, die in den Vorhügeln entspringen oder aus dem Hochgebirge hervorberechen, mangelt es nicht.“ In dem am Ausgange des PASSES gelegenen Dorfe Seir befindet sich eine amerikanische Missionstation, wo der Verfasser seinen einstweiligen Aufenthalt nahm. Von hier gibt er als Anhang zum zweiten Theile seines Werks den Bericht des Missionars Marsh über eine 1851 auf derselben Strecke durch das kurdische Hochland begonnene, aber durch die Angriffe mörderischer Kurdenhäuptlinge vereitelte Reise nach Urumia.

Die Einleitung des dritten Theils enthält einen ausführlichen Ueberblick über die Geschichte der Mission unter den Nestorianern der Ebene und des Gebirgs nach den Berichten der amerikanischen Missionare, unter denen sich namentlich der 1844 dort verstorben edle Dr. Grant unsterbliche Verdienste erworben hat. So wichtig diese historischen Notizen für das Verständniß des gegenwärtigen Zustandes der Nestorianer sind, so müssen wir doch darüber hinweggehen, um noch kurz eines Ausflugs zu gedenken, den der Verfasser in Gesellschaft des nestorianischen Bischofs Mar Johannan nach dem Urumiassee unternahm. Schon eine halbe Stunde vom See zeigten sich Spuren von Salznieberschlag und die Luft war von dem starken Geruche erfüllt, der am Meere nur in großer Nähe an seichten Uferstellen vorkommt. Granit- und Sandsteinmassen am Ufer waren vom Salze stark zerfressen. Der Verfasser, welcher in dem See badete, hatte dafür mit heftigem, langdauerndem Schmerze in den Augen zu büßen, der sich mit dem wenigen Rege des Meerwassers gar nicht vergleichen läßt. Außerdem fand er, daß man darin, wie im Todten Meere, gar nicht unterinken konnte. Auch soll es im ganzen See keine Fische oder andere Wasserthiere geben. Dagegen halten sich wilde Enten und Flamingos in Unzahl am See auf. Die Länge des Sees gibt Dr. Perkins zu 80 englischen Meilen an, die Breite zu 20—30. Außer der großen bewohnten Halbinsel Schahi, die bei hohem Wasserstande ganz zur Insel wird, befinden sich in dem See viele kleinere unbewohnte Felseninseln. Auf einer der letztern baute Guleku seine Schaphäuser. Maragha

auf der Dfseite war keine Hauptstadt und dort zeigt man noch sein Grabmal. Der Fußs, den der See von allen Seiten erhält, ist bedeutend und gleicht sich durch eine außerordentlich starke Verdunstung aus. In den verschlammten Boden des Meeres sind flache, seichte Vertiefungen gegraben, in welchen beim Zurücktretten des Meeres das Wasser zurückbleibt und wo sich unter dem Einflusse der Sonnenwärme bald die Salzkrusten in dichten Schichten bilden, die dann zu Stücken geschlagen und aufgehäuft werden. Stellenweise sieht diese einfache und doch großartige Salzfiederei wie von Schnee bedeckt aus. Die Regierung verpackt dieses ihr Regal und der Handel mit diesem Salz ist bedeutend.

Die Rückreise nach Mosul machte der Verfasser durch das Land der Bergnestorianer und besuchte bei dieser Gelegenheit den nestorianischen Patriarchen Mar Schimun in dessen Eise, dem Dorfe Kotschhannes. Unter den interessantesten Zügen dieser Reise haben wir nur den Besuch des großen Jesidheiligtums, des Tempels und Grabmals Scheith Abi's, hervor. Die Religion der Jesidi hält der Verfasser für ein Gemisch von Religionen oder von Ueberbleibseln von Religionen von der Zeit Zoroaster's herab bis auf Manes und den Islam, oder noch eher von religiösen Traditionen aus dunkler Vergangenheit mit dem Zusage nichts oder misverständlicher Gebräuche aus Judenthum, Christenthum und Islam. An die Lehre Zoroaster's erinnert der Glaube an einen gewissen Dualismus und an die sieben Erzengel, sowie viele einzelne auf den Feuer- und Sonnendienst hindeutende Gebräuche, insbesondere auch ihre große Liebe zur Keilichkeit. Christum, in Bezug auf welchen sie im allgemeinen die Uebersetzungen des Koran annehmen, nennen sie einen großen Engel. Sie glauben auch an einen bösen Engel — Melek Taus — als dessen Symbol der heilige Leuchter gilt, welcher bei dem Oberhaupt aufbewahrt wird. Mohammed und die Erzväter gelten ihnen als Propheten. Dennoch hassen sie die Mohammedaner bitter, was inbesseren der Verachtung und Verfolgung, die sie von denselben von jeher als buchloses Volk zu erleiden gehabt haben, zugeschrieben werden kann. Che Layard und Sir Stratford Canning sich ihrer annahmen, waren sie als Vogelfrei betrachtet. Was den Scheith Abi, den großen Propheten, Mittler oder Heiligen der Jesidi, betrifft, so nimmt Grant, der, auf das Zeugnis altkyrischer Autoren und eigene Erfahrung unter Jesiden und Nestorianern sowie viele Gebräuche derselben, namentlich die Beschneidung und das dem Passah entsprechende Jahresopferfest geknüpft, auch die Jesidi für Abstammlinge der zehn Stämme hält, an, daß sie gewissermaßen ein Volk mit den Nestorianern wie diese Christen geworden, dann aber dem Manichäismus zugefallen seien, sodaß ihr Abi oder Abbe wol eins mit Abbe, einem Schüler des Manes, sein könnte, worauf auch ihre Zeitrechnung hindeuten scheint. Sowol Layard als Grant haben sich überzeugt, daß die Jesidi ein „heiliges Buch“ besitzen, das wahrscheinlich über ihre Lehren, Gebräuche, vielleicht auch Geschichte Aufschluß geben könnte, aber vor jedem fremden Auge aufs sorgfältigste verborgen wird. Noch mehr wird dieses Geheimnis dadurch gewahrt, daß nur in einer oder zwei Familien das Lesenlernen gesetzlich erlaubt ist. Sie haben eine förmliche Hierarchie und hängen an ihrem Glauben mit einer solchen Zähigkeit, daß sie lieber den Tod erleiden als davon abfallen. Uebrigens bemerken wir noch, daß der Verfasser seine eigenen Beobachtungen über diese merkwürdige Sekte dadurch vervollständigt, daß er in einem Anhang zum dritten Theile seines Werks einen Auszug aus dem hierauf bezüglichen Berichte Layard's beibringt.

Der Raum gestattet uns nicht, genauer auf die interessanten Einzelheiten des vierten Theils einzugehen. Derselbe enthält die Rückreise des Verfassers von Mosul durch das Gebiet des Djebel Tor nach Diarbekr und von da über Orsa und Kintab nach Sanderun, wo er am 11. November anlangte. Der letzte Theil der Reise war nicht ganz ungefährlich, weil eben damals der berüchtigte Aufstand der Mohammedaner gegen die Christen in Aleppo ausgebrochen war und sich fast überall in Kleinasien

eine große Aufregung, die das Schlimmste befürchten ließ, unter den Befehlern des Islam kund gab. Der Verfasser erreichte indes, wie erwähnt, das Ziel seiner interessanten, aber auch mühevollen Reise zwar mit einer durch häufige Anfälle des fahlen Fiebers ziemlich geschwächten Gesundheit, im übrigen aber mit vollkommen heiler Haut.

Hier nehmen wir mit herzlichster Anerkennung für seine wohlgemeinten Bemühungen im Dienste der Humanität und der Wissenschaft von ihm Abschied, um in dem uns noch zu Besprechung vorliegenden Werke:

2. Jerusalem. Beschreibung meiner Reise nach dem heiligen Lande im Jahre 1858. Von F. A. Lorenzen. Mit einer Karte. Kiel, Schröder und Comp. 1859. 8. 1 Thl. 15 Ngr.

die Bekanntschaft mit ihm in der Heiligen Stadt, wo er jetzt als protestantischer Missionar wirkt, zu erneuern.

Wir werden uns bei unserm Berichte über dieses ziemlich umfangreiche Werk kurz fassen können. Der Verfasser ist ein einfacher, gemüthlicher, protestantischer Geistlicher, dessen ganzer Beruf zum Reiseschriftsteller eigentlich in dem alten Sprichwort ausgebrütet ist: „Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen.“ Da ihm die wesentlichen Eigenschaften eines Reisenden und Reiseschriftstellers so gut wie gänzlich abgehen, so sind keine rein persönlichen Erlebnisse dasjenige, was seinem Buche einen selbständigen Charakter und in den Augen desjenigen, der für eine gewisse kindliche Naivität der Anschauung und Darstellung Empfänglichkeit besitzt, vielleicht auch eine Art von originellem Werth verleiht. Dieser Werth ist indes in jedem Falle höchst zweideutiger Natur und die Reiseliteratur würde schwerlich etwas eingebüßt haben, wenn dieses Buch das Licht der Welt gar nicht erblickt hätte. Der Verfasser erzählt das vor ihm tausendmal Gesehene und hundertmal Beschriebene mit einer so behäbigen Breite und unbewußten Selbstgefälligkeit, als ob vor ihm noch niemand in Palästina gewesen wäre oder von dem, was heutzutage im Heiligen Lande zu sehen ist, etwas gehört hätte. Da es indes noch ein ziemlich zahlreiches Publikum gibt, bei welchem diese Voraussetzung beinahe eintrifft, so könnte auch das vorliegende Buch das Seinige wirken und nugen, wenn es sich unter diesem Publikum einen Leserkreis zu gewinnen vermöchte. Der Verfasser hat vielleicht bei seiner Veröffentlichung an die Mehrzahl seiner Gemeindeglieder und an Leser von gleicher Bildungstufe gedacht. Zu den Händen eines solchen Leserkreises würde das Buch seinen ungewissenhaften Augen fließen, da es unstreitig einige Eigenschaften eines guten Volksbuchs hat, obgleich wir dasselbe keineswegs als das Muster eines solchen zu empfehlen gemeint sind.

Der Verfasser, den seine Sehnsucht längst nach dem heiligen Lande gezogen hatte, sah sich endlich dadurch, daß er das harmlosste Stipendium für Theologen erhielt, in den Stand gesetzt, diese Sehnsucht zu stillen. Er reiste am 21. Februar 1858 ab fuhr mit einem österreichischen Dampfer auf der obligaten Tour bis Jaffa, verbrachte fünf Wochen um die Osterzeit in Jerusalem, unternahm von hier aus die gewöhnlichen Ausflüge nach dem Lobten Meere, nach Bethlehem und Mar Saba und besuchte sodann Samaria und Galiläa auf der gewöhnlichen Route. Auf der Heimreise sah er den Libanon, den Antilibanon und Damascus und kehrte sodann über Alexandria nach Europa zurück, wo er am 4. Juli in der Heimat wieder ankam. In den speciellen Inhalt des Buchs einzugehen kann sich die Mühe füglich ersparen, da derselbe unsere Kenntniss von Palästina kaum in irgendeinem Punkte bereichert. Doch wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß das Buch für denjenigen, welcher mit wenigen hundert Thalern in der Tasche eine Reise nach Palästina beabsichtigt, wie das ja heutzutage nicht zu den Seltenheiten gehört, manchen beachtenswerthen praktischen Wink enthält. Wir erinnern uns z. B. noch nirgends so haarklein beschrieben gefunden zu haben, wie und zu welchen Preisen man in Jerusalem isst, trinkt und logirt.

Das Buch ist ein charakteristischer Pendant zu der von uns in Nr. 40 d. Bl. f. 1859 besprochenen Schrift „Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina“ von dem katholischen Geistlichen Meyer. Da beide Verfasser Männer von wohlwollendem Charakter sind, welche man lieb gewinnt, so ist der Unterschied beider Bücher in Auffassung und Darstellung, obwohl ihre Verfasser das mittlere Niveau ihrer Standesbildung um nichts überragen, so recht geeignet, den Einfluß protestantischer Bildung und Anschauung in ihrem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. So oft was auch die Urtheile des protestantischen Diaconus ein Lächeln entlockt haben, ist es uns doch bei der Vergleichen seines Buchs mit dem seines katholischen Kollegen so recht deutlich bewußt geworden, was die Wissenschaft und Kunst bis zu ihren anspruchsvollsten Ausdrucksformen herab und was insbesondere auch die Volksbildung dem Einflusse des Protestantismus verdankt. Solch eine Erinnerung von Zeit zu Zeit wirkt wohlthunend und wir danken es dem anspruchslosen protestantischen Geistlichen herzlich, daß er diese Erinnerung in uns eingeprägt hat. Da wir sein Werk nicht als eine beachtenswerthe Erscheinung der Literatur haben bezeichnen können, so wollen wir ihm wenigstens für sein Buch ebenso viel Aufmerksamkeit wünschen, als seine Predigten, nach den in vorliegenden Heftbesprechung ersichtlichen Proben zu urtheilen, sich ohne Zweifel aufmerksamer Zuhörer erfreuen.

Frauenromane.

1. Neue Skizzen aus dem Alltagsleben. Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. Leipzig, Brockhaus. 1859. Gr. 12. 20 Ngr.

Die Verfasserin entsagt in dem Vorworte der alten Weise von den Seufzern, Hoffnungen, Schmerzen, Zwisten, Versuchungen, Entzückungen und Seligkeiten oder von der Vergewissung der Liebenden zu schreiben; sie ist zur Einsicht gekommen, daß, so schön auch „diese strahlende Passionsblume der Liebe“ sei, ihr höchstes Leben nur wenige Stunden des menschlichen Lebens dauere, daß sie in dem Leben der meisten Menschen die Hauptrolle nicht spiele, und daß das, was zuletzt über das Wohl und Wehe der Menschen bestimmt, nicht allein von ihr ausgehe. Die Verfasserin wendet sich darum „auf tiefere, ursprünglichere Quellen“, sie will die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde und umgekehrt schildern. Die Idee zu diesem Buche hat sie mit auf die Reise genommen und die meisten Charaktere und Verhältnisse sind dem wirklichen Leben entnommen; sie hat die Selbin des Romans nach der Schweizerin Rosa Naville und der Italienerin Rosa Ferrucci gebildet, sodann hat noch ein schwedisches Mädchen als Vorbild gesehen, das uns jedoch die Verfasserin nicht nennt, dem sie jedoch von Rom aus dieses Buch gewidmet hat.

Rosa Norrby ist die Tochter des gelehrten Rectors der hohen Schule zu Wisby, auf Gothland, Severin Norrby, welcher seiner Tochter eine sehr gelehrte Bildung gegeben hat, denn wir treffen sie im ersten Kapitel, wo sie ihrem Vater aus Cicero „De senectute“ vorliest. Rosa ist eben 21 Jahre alt; nach den schwedischen Gesetzen hatte ihr Vater beantragt, sie für volljährig zu erklären, wonach sie selbständig verfügen konnte über ein Vermögen, was ihr theils als mütterliches Erbtheil zugehörte, theils von ihrem Vater für sie zurückgelegt war. Der Vater hat ganze Sorgfalt auf die Erziehung verwendet, sie soll nun frei und selbständig ihre Kräfte gebrauchen lernen. Bei einer Landpartie, welche durch die Figur der Mutter, Frau Drosslin Karin Carlsson, der Haushälterin des Rectors, welcher seine Frau früh verloren hat, humoristisch belebt wird, können wir einen weiteren Blick in das innere Leben der beiden Hauptpersonen des Romans, Vater und Tochter, thun. Der Vater bereitet sein Kind

vor, selbständig in die Welt zu treten, und zwar soll sie zuerst zu einer Tante, der Freiherren Norrby gebracht werden, welche mit dem Bruder ihres Vaters in die Residenz gezogen war. Zum Abschied lieh der Vater aus Seneca über die Seelenruhe einige Stellen vor und wir treffen nun Rosa in der Residenz, wo sie ihr Cousin, der Baron Axel Norrby, ziemlich gleichgültig behandelt. Sie lernt das Alltagsleben in der Hauptstadt kennen; die musikalischen Abendunterhaltungen waren es vorzugsweise, welche das Interesse Rosa's fesselten und bei welchen sie sich besonders durch gutes Vorlesen von Gedichten auszeichnete. Als Rosa gerade Pläne zu einer größern Reise mit Genehmigung ihres Vaters gemacht hatte, kam die Nachricht von der bedenklichen Erkrankung desselben an; Rosa gab sofort ihre Reise auf, um zu ihrem Vater zu eilen. In dem Verhältnisse zwischen Rosa und Axel war mittlerweile eine gänzliche Umänderung eingetreten, und Rosa gefühlte, daß sie ihren Vetter liebe, aber ihren Vater noch mehr. Als sie bei ihrem Vater ankam, fand sie denselben fast erblindet und entschlossen, um einem langen Dahinsinken zu entgehen, keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen; nur durch den festen Entschluß, daß sie dasselbe thun würde, um so mit ihrem Vater zu sterben, brachte sie diesen von dem finstern Gedanken wieder ab und ihr ganzes Dasein war nun der Genesung ihres Vaters gewidmet. Sie nahm ihn mit sich auf Reisen, und als nach der Rückkehr die Gestalt ihres Vaters allmählich sich aufrichtete, die Farbe seines Antlitzes frischer wurde, da fühlte Rosa jedes dieser Symptome wie eine Frühlingsblume im Herzen erblühen und fragte nicht danach, ob dieses Herz etwa andere Wünsche hege. Sie war darum auch entschlossen, ihrer Liebe zu Axel zu entsagen, weil dieser nicht bei ihr auf dem Lande leben und sie ihren Vater nicht nach der Hauptstadt zu gehen bewegen konnte und mochte. Sie brachte dies Opfer. Axel ließ sich dadurch nicht abwenden, er brachte jedes Jahr einen Theil seiner freien Zeit auf dem Gute Norrby's zu, aber immer wurde er ernster gegen Rosa; denn vorzugsweise zog eine der Cousinen Rosa's, die schüchterne Gora, seine Aufmerksamkeit auf sich. Diese sang ihm kleine Lieder im gothländischen Volksdialekt, darunter auch das eine: „An den Abwesenden“: Kame er, kame er wieder!“ welches als Musikbeilage, componirt von Evedbom, dem zweiten Theile angefügt ist. Die Gewissheit von der Liebe Axel's zu Gora, welche Rosa endlich empfing, kostete ihr einen schweren Kampf, aber sie überwand; als Axel nach dem Tode seiner Mutter wieder mit Rosa einzulernen suchte, blieb diese ihrem Vorsatz treu, und nachdem sie auf der Heimfahrt eine große Gefahr überstanden hatte, kehrte sie zu ihrem Vater zurück und blieb seine Pflegerin bis an seinen Tod. Zu der verhältnißmäßig für die ganze Anlage des Buchs sehr weit ausgebreiteten Schilderung der Gefahr, welche Rosa bei der Ueberfahrt von dem Festlande nach der Insel zu bestehen hatte, hat die Verfasserin eine Schilderung eines wirklichen Vorfalls aus dem Jahre 1855 der gothländischen Zeitung entlehnt. Rosa's Leben nach dem Tode ihres Vaters war ein vielseitiges Liebesleben im Geiste und im Handeln, und ihr Vetter Axel führte Gora als seine Braut heim.

Man hat nicht nöthig, bei diesen novellistischen Schilderungen nach einem andern Maßstabe zur Beurtheilung zu suchen als dem, welchen die Verfasserin bei der Bearbeitung selbst zu Grunde legt. Sie liefert Skizzen aus dem gewöhnlichen Leben, da wird man nicht auf große Tiefe der Empfindung, auf feste unerschütterliche Willenskraft, auf große Ideale des Lebens stoßen; es wickelt sich alles ruhig und gelassen ab; wir sind auf gebahnten Wegen: rings laufen in regelmäßiger Reihe und Ordnung die Bäume, der Himmel ist blau, das Land ist grün, und wenn trübe Witterung ist, dann ist der Eindruck ein entsprechender; hier und da ist die Landschaft nicht ohne einen eigenen wehmüthigen Hauch, der aus derselben uns entgegenweht und der uns wie das Fallen der Blätter im Herbst an die Vergänglichkeit des Lebens mahnt. Die Verfasserin liebt es besonders noch, ihre Scenen mit mannichfachen Betrachtungen über das Leben und seinen Inhalt zu begleiten; oft verlieren sich die

Szenen förmlich in diesen Gedanken und Reflexionen, von denen die Handlungen wie von Blüthenarabesken umschlungen werden.

2. Aus böser Zeit. Vaterländischer Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege von Luise Pichler. Drei Bände. Leipzig, Gerbig. 1859. 8. 3 Thlr.

Die Verfasserin eröffnet diesen Roman mit der Schilderung der Vorbereitungen zu der Schlacht von Nördlingen; wir kommen da in die Nähe des commandirenden Feldherrn Bernhard von Weimar und sämtlicher Oberbefehlshaber des schwedischen oder vielmehr verbündeten Heers und lernen seinen Adjutanten Starckschädel kennen, der der eigentliche Träger der Einheit des Romans ist. Die Verfasserin hat mannichfache Studien zu diesem Buche gemacht und legt uns in der Vorrede dieselben vor; unter diesen Bearbeitungen des Dreißigjährigen Kriegs, welche die Verfasserin benützt hat, befinden sich sehr widersprechende Anschauungen und Auffassungen, daher auch hier und da in den verschiedenen Stimmungen der handelnden Personen dieselben hindurchklingen. Der Adjutant Starckschädel formuliert die Aufgabe des Kriegs anfangs gleich als so lange andauernd, bis kein Jesuit und kein Spanier mehr in Deutschland weilt, bis die Macht Oesterreichs gebrochen und die deutsche Freiheit gesichert ist, und später finden sich, wesentlich an Barthold's „Chronik des großen deutschen Kriegs“ und an Müller's „Kurfürst Johann Georg“ sich anlehnend, andere Ansichten vertreten. Doch es wäre auch hier gar nicht der Ort, über die verschiedenen Anschauungen bei Beurtheilung jenes großen verhängnisvollen Kriegs zu streiten, wenn auch noch mehr und stärkere Abweichungen sich ergeben sollten. Vom Schlachtfelde weg führt uns die Verfasserin landeinwärts nach Göttingen, dorthin war Eberhard III. geflohen; wir lernen hier Marie, die Nichte des Rathsherrn Derlin, kennen, um deren Liebe der Secretarius des Herzogs vergeblich warh. Die Schweden auf der Flucht durchzogen Göttingen; Starckschädel, der schon einmal früher in dem Hause Derlin's gewohnt hatte, kam von neuem dorthin und ward um die Hand Mariens. Es geht dies zwar etwas überraschend vor sich, allein der Krieg wird das wol entschuldigen, zumal wir gleich darauf in den tumultuarischen Kriegsraath der Verbündeten geführt werden. Starckschädel rettet darauf die Geliebte aus den Händen schwedischer Soldaten, Marie wird seine Brant, und alsbald betreten sie die Kirche; der Diaconus, schnell herzugelassen, verliest die bedeutungsvollen Worte der Euturgie, die Verlobten geben das Ja und der Geistliche spricht den Segen. Gleich darauf erhält Starckschädel den Befehl zum Abmarsch; er vertraut sein junges Weib der Obhut der Frau seines Obersten. Es beginnt nun ein buntes Wanderleben des jungen Ehepaars, wir ziehen mit ihnen dem Rhein zu, dann nach dem Hundsrück und nach Lothringen bis hinein nach Metz; am Grabe des Herzogs Bernhard von Weimar legt der Rittmeister Starckschädel sein Schwert ab, er will weder mit den Franzosen noch mit den Schweden kämpfen; er kehrt mit seiner Gattin, die mittlerweile ihm zwei Knaben geboren hat, nach Hause, um ein friedliches Haus sich zu errichten.

Die Erzählung hängt nur an dem schwachen Faden des Rittmeisters Starckschädel und seiner Frau Marie, und deren Gescheide sind mehr von den Ereignissen des Kriegs abhängig, als daß sie als selbständige Handlungen auftreten; das Paar wird mit fortgerissen, wohin die Armee zieht; sie haben so für sich keine selbständige Bedeutung, sie tauchen auf und verschwinden wie die vielen Tausende mit ihnen, unter denen sicher noch größere Persönlichkeiten waren als die des Rittmeisters Starckschädel. Da dieser für die Hauptentwidelung der Handlung immer nur eine höchst untergeordnete Rolle spielt und auch durch seine Persönlichkeit ein größeres Interesse nicht in Anspruch zu nehmen vermag, so ist der Leser fortwährend auf den Gang der Weltereignisse hingewiesen, wenn er nicht ermüden soll, und auch diese sind wieder in dieser fragmentarischen Darstellung nicht dazu geeignet, ihn dafür schablos zu halten, daß die Er-

zählung keine bedeutenden Personen zu Trägern hat, die das Interesse für dieselben wach rufen.

Der zweite Band des Romans führt uns an den sächsischen Hof des Kurfürsten Georg; die Verfasserin ist hier vorzugswise den Studien Müller's gefolgt, sie entwirft danach eine Zeichnung des Hoflebens jenes Kurfürsten, aber gar manchen charakteristischen Zug der Zeit und jenes Mannes läßt sie dabei unbeachtet.

Der dritte Band eröffnet mit einer sehr gedehnten Schilderung einer Audienz bei Ferdinand II. und sodann geht es an den Hof des Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem die Verfasserin übrigens in einem andern Lichte betrachtet, als dies z. B. Barthold thut. Außerdem kommen noch Kriegerärzte, Verhandlungen der Stände, Hofintriguen und mancherlei Staatshandlungen vor, welche aber so massenhaft die Person unsers Haupthelden überragen, daß derselbe unendlich klein erscheint. Ein braver Mann ist er, ebenso wie seine Frau ein gutes Weib, aber wie unendlich unbedeutend müssen solche Persönlichkeiten auf einem so großen Theater mit so unendlich tiefem Hintergrund erscheinen! Es fehlen diesem Romane die Träger, der Knochenbau eines Helben, die Muskulatur einer großen, bedeutenden Kraft, welche die todtten Massen belebt und aus dem Chaos des Kriegs- und Völkerebens ein großes einheitliches Bild gestaltet. Würde darum die Verfasserin einen wohlmeinenden Rath des Referenten aufnehmen, so möge sie sich hüten, den Rahmen ihrer Entwürfe so weit zu spannen; sie möge sich dagegen bestreben, eine Person zu finden, die wirklicher und wahrer Träger der Handlung ist und nicht nebenhergeht oder nur rapportirt; möge die Verfasserin schließlich beherzigen, daß zu solchen Stoffen und deren Bearbeitung eine bedeutende dichterisch-schöpferische Kraft gehört, die aus der Masse künstlerisch Individuen loszumachen versteht, um deren Dasein das Interesse sich grasirt und die der Mittelpunkt des herrschenden Zeitgeistes sind oder wenigstens durch die Kunst des Dichters es zu sein scheinen.

Aus den hochgehenden Fluten des Kriegeslebens führt uns

3. Unterwegs. Reisenovellen und Reisskizzen von Luise Ernesti. Zwei Bände. Leipzig, Röllmann. 1859. 8. 3 Thlr.

in das stillere, friedlichere Leben der Gegenwart. Es ist eine leichte, angenehme Lectüre, namentlich in den Novellen, wo die handelnden Personen nicht blos Staffage der Reisskizze sind; einzelne der Skizzen sind bloße Reisebeschreibungen, das Landschaftliche, die Schilderung sind in ihnen die Hauptsache, wie z. B. „Die Reise nach Böhmen“ und im zweiten Bande „Der Gutsauf in Schlessen“. Im allgemeinen weht auch in diesen Schilderungen ein frischer, wohlthuender Geist; mit leisem humoristischen Anfluge ist „Die Reise unter Schuß“ gehalten; auch die „Geschichte der vier Fährnisse“ ist nicht ohne Interesse, obgleich das Ganze gar zu sehr an ein Tagebuch erinnert, dem die wichtigsten Momente entlehnt sind und das nach allen Theilen der Erde, in welchen in den letzten Jahren irgendetwas historisches Ereigniß stattfand, mit dem Leser wandelt. Es ist in diesen Novellen und Skizzen alles klar, verständlich und dennoch nicht uninteressant; wir versetzen uns gern in jenes Stilleben, aus welchem eine Welt, wenn auch eine kleine, in lieblichen Umrisen uns entgegenschaute. Der Stoff, den die Verfasserin verarbeitet, sind die Regungen des Herzens, die Reigungen der Menschen: Eifersucht, Liebe, Haß und Freundschaft; alles in kleinen netzen Rahmen. Da ist nichts, was über dieselben hinausragt, es schmiegte sich der Stoff weich und bittsam unter den Fäden der Verfasserin zu kleinen zierlichen Bildern; die Spitzen der Leidenschaften sind abgekumpft, die Ecken der scharfen Individualitäten geschliffen; der praktische Verstand, das weiche Herz, das gute Gemüth, die Nachgiebigkeit, die Zufriedenheit sind Charaktereigenschaften der Charaktere. Sehr verlegen um Uebergänge in den Handlungen, um Motivirungen der letztern ist die Verfasserin nicht; will sich das nicht von selbst machen, nun so blegt sie so lange, bis sich's macht, oder sie macht es doch. Nehme man einmal Beispiele halber die Novelle des zweiten Bandes: „Aquarium.“

Der Held der Erzählung, Rudolf Bodenberg, ist eben im Begriff, an Gabriele eine Liebeserklärung zu richten, da wird die Sache durch einen in smaragdgrüner Farbe schimmernden Salamander, sowie durch einen dunkeln, langen Wolk, welche aus dem Aquarium entwichen waren, unterbrochen; gleich eine Stunde nachher erklärt derselbe Mann an Anna Landy seine Liebe und nicht um ihre Hand, nachdem er freilich auch gehört hat, daß diese Anna bedeutende Ansprüche auf das Vermögen Gabriels hat. Die Verfasserin mag auch wol das Nisliche, was diese Entwicklung darbietet, gefühlt haben; sie hat vorher schon so mancherlei Winke und Andeutungen gegeben, sie hat so etwas eingefädelt, ohne daß es jedoch bei dem Leser darüber zum Bewußtsein kommt, im Gegentheil ist derselbe vollkommen der Meinung, daß Rudolf und Gabriele vollständig einig seien. Ueberhaupt hat gerade diese Erzählung, welche von der einfachen Methode der Verfasserin abweicht, oder gerade, weil sie abweicht, durch die überspringende, spannende Verwicklung gar manchen Punkt, über welchen der Leser eine befriedigende Auskunft nicht erhält. Wie seltsam überraschend ist nicht die Scene, wo Gabriele den Geliebten aus dem Gesellschaftszimmer in ihr Boudoir führt und die Thür zuriellegt! Wie abenteuerlich ist die Scene im Garten zwischen Gabriele und dem Räuber aus Rio-de-Janeiro! Was mußte ferner Anna von der Person dieses Mannes; warum hielt sie ihren Advocaten ab, den Proceß fortzusetzen? Wie kam sie in den Garten und in welchem Verhältnisse stand sie zu dieser Scene? — Der zweite Band enthält außer der Erzählung „Aquarium“ und dem „Gutskauf in Schlesien“ noch vier Novellen: „Zu spät!“, „Die Schwefeln“, „Die Conventienzheirath“ und „Muth und Vertrauen“; der erste außer den bereits erwähnten „Die Reife unter Schutz“, „Ein Ausflug nach Böhmen“, „Jugendträume“, noch die Novellen „Ein Tag in der Reflexion“ und „Ein Tag im Dorfe“.

4. König Wilhelm der Dritte und seine Zeit. Historischer Roman von Marie Norden. Drei Theile. Dresden, Schaefer. 1859. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman eröffnet mit einem Gespräch zwischen Wilhelm von Dranien, dem Erbstatthalter der Niederlande, und seinem Freunde, Kammerherrn Wilhelm von Ventink auf Schloß Dranienaal. Am Schluß dieses Kapitels bemerkt in einer Note die Verfasserin, daß alle diese Erzählungen und Schilderungen, wie auch die der folgenden Kapitel bis auf die genauesten Einzelheiten den historischen Berichten entnommen seien. Wir haben ja das Erbtheil der Frau Nüßbach; wer erinnert sich nicht, wie vielmal sie in ihrem Roman „Kaiser Joseph und sein Hof“, mit welchem sie einen verlockenden Erfolg gehabt hat, unter dem Lerte ihre Citate anbringt, daß es eigene Worte seien, daß die Scene genau historisch sei und woher sie diese Notiz entnommen habe. Es mag nach diesem Vorgange für den Schriftsteller wie für den Verleger etwas Verlockendes haben, ein ähnliches Feld zu bearbeiten, zumal da sich noch andere große Männer genug in der Geschichte darbieten, und dahin rechnen wir nun auch Wilhelm III. Aber es wird gar nicht lange dauern, so wird die Kritik siegreich diese als novellistisches Ragout zubereitete Geschichte verurtheilt haben; hat doch schon jetzt ein großer Theil der Gebildeten dem „Kaiser Joseph“ bei allen seinen Borgügen, die er in der That hat, keinen rechten Geschmack abeminnen können. Außerdem sollten die großen Schwierigkeiten, die selbst einem begabten Schriftsteller ein historisches Thema bietet, woran dasselbe als historischer Roman den Ansprüchen einer klaren Kunstkritik genügen soll, minder Begabte schon hiehin abschrecken, nicht nach dem großen Mißzug der Weltgeschichte zu greifen, sondern sie lieber bestimmen, aus kleinern Treisen die Stoffe zu wählen und daraus etwas Befriedigendes zu gestalten; doch das Nächste liegt oft unerreichbar fern!

Der erste Theil ist zum Theil ein Auszug aus der Regieungszeit Jakob's II. Wohin müßte es mit dem Roman kommen, wenn diese Methode, die Geschichte zu verarbeiten, weiter im Reich greifen sollte? Im zweiten Theile wird das Regie-

rungsystem Jakob's II. noch weiter erörtert; da sind es überall nur Sachen, Streitigkeiten, Principien, Verhältnisse, welche uns geschludert werden; die Personen, die da handeln, sind im Hintergrund, oder treten doch wenigstens nicht so hervor, daß der Leser sich an sie als Individuen halten könnte; da sind ganze Kapitel lang bloße Auszüge aus der Geschichte gemacht; erweitert werden diese durch die Remotekritik, aus welcher kritiklos entnommen wird, was man eben für passend hält. In der Geschichte verlegt die Darstellung der Noth und nackten Wirklichkeit nicht, wol aber hat der Roman bei Darstellung solcher Scenen wesentlich seine künstlerische Aufgabe zu erfüllen. Wenn wir z. B. die Tochter über ihren Vater sich aussprechen hören, wie dies II. 370 fg. geschieht, so kommt uns dies widerwärtig vor. Es hat bei einer solchen Bearbeitung des historischen Materials auch kein Act statt, der uns erinnerte, daß ein dichterischer Geist den Stoff belebe, lebendig mache und gestalte. Man findet da nicht einmal die Spur, daß es sich wirklich darum handle, die Handlungen auf psychologische Motive zurückzuführen, sie aus den Charakteren zu begründen, es läuft da alles am Faden der Historie zu Ende: was ist, das ist. Im ersten Theile schildert die Verfasserin ohne alles Bedenken das Hofräulein Billiers, welche „mit einer solchen dreisten Unverschämtheit“ der Gemahlin ihres Herrn antwortet, daß man das wol auffallend finden kann. Dieses Hofräulein rühmt sich soeben mit Stolz des Vorzugs, den ihr der Statthalter gab, und ist unedel genug, diesen sogar in Gegenwart ihrer Gebieterin geltend zu machen; ja die Königtöchter von England sagt selbst, daß ihr Gemahl die Billiers mehr liebe als sie. Aber das ist alles mit einer Naivität behandelt und dargestellt, daß man dabei gar nichts findet, darum wollen wir auch die Sache auf sich beruhen lassen. Es fehlt diesem Buche nun auch nicht an Episoden, woran ja die Geschichte reich ist. So beschreibt uns die Verfasserin die Geschichte des Herzogs von Monmouth und zwar in allen ihren Details historisch treu; sie entschuldigt sich damit, daß sie um dieser Treue willen es unterlassen habe, die letzte Lebenszeit des Herzogs in ein verschönerndes Licht zu setzen, auf die Gefahr hin, das Interesse des Lesers an ihm zu schwächen. Wir erfahren buchstäblich alle Vorbereitungen zur Landung Wilhelm's in England, wir marschiren mit ihm nach London und schließlich mit Jakob II. an den Hof Ludwig's XIV.; hier wird nun die Hofetikette weitläufig abgehandelt, die Geschichte der Frau von Maintenon eingeflochten, Unterhaltungen und Verhandlungen werden mitgetheilt, als ob nun plötzlich der Schwerpunkt der Erzählung nach Frankreich verlegt sei. Das Buch schließt mit dem Mißlingen der Versuche Jakob's II. in Irland, seiner zweiten Flucht nach Frankreich und dem Siege Wilhelm's über Irland. Man sieht nicht ein, warum die Verfasserin nicht ebenso gut noch einen oder zwei Theile hätte schreiben können!

5. Onkel Martin von Katharina Diez. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 1859. 8. 22 1/2 Ngr.

Mit einem anspruchslosen Thema ist wol selten noch eine Schriftstellerin aufgetreten. Die Verfasserin that dies übrigens mit entschiedenem Bewußtsein, sie will nicht das Große zum Gegenstande ihrer Darstellung machen; es verbrüstet sie, daß der geistreiche und geniale Mensch mehr gilt als der gute; sie will in das Leben der Menschen hineinschauen, welche man auf Erden die Kleinen und Armen nennt, in ähnlicher Weise, wie der Naturforscher nicht ermüdet, durch seine Lupe die feinsten Aetherarten der geringsten Pflanze zu betrachten, weil er darin oft unenbliche Schönheiten entdeckt. „So viel ist gewiß“, sagt die Verfasserin, „der Onkel Martin war kein bedeutender Mensch, und hätte mancher, der dieses lieft, ihn gekannt, er würde vielleicht die Achseln zucken bei der Ueberschrift, die seinen Namen trägt. Der Onkel Martin war so ein Factotum, ein Allweltsunkel; man sah ihn bald in der Küche, wo er die Kartoffeln schälte, bald im Feuer schürte, bald im Garten, wo er Blumen und Gemüse pflanzte, bald saß er am Küchentisch und schnelberte Dosen für die Jungen und Kaffeln für die Mädchen;

huld hatte er das Holz im Hofe und bald beste, stütze, hämmerte er am Hause und im Stalle herum. Im Festtage schmückte Daniel Martin den Tisch; wenn jemand krank war, so pflegte er ihn wie ein barmherziger Bruder." Das sind gewiß alles sehr gute Eigenschaften für einen Familius; aber freilich in früher Jugend, da war es auch nicht immer so gewesen, da war Martin Schmiedgeselle, und ein Schmiedgeselle muß sich auch verlieben und dann auch wann seinen Doman lösen; da war unsern Martin Shafpeare, überseht von Wietand und Eschenburg, in die Hand gefallen; er studierte ununterbrochen, er wollte auch den andern vorlesen, die wollten aber nichts davon wissen. Der Pastor gab ihm dafür des Thomas a Kempis „Von der Nachfolge Christi", worin er studierte, schaffte es nun immer mehr Stille und Ordnung in seinem Leben gab. Da sein Bruder, der Klempnermeister geworden war, die Geliebte Martin's geheiratet hatte, so fügte er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, in sein Schicksal. Sein Bruder aber griff in die Rasse, wurde gefänglich eingezogen und seine Frau starb an dem Tage, wo ihr Gatte seine Strafe abgeahnt hatte. Daniel Martin nahm sich stets derselben und ihrer neun Kinder an, bis er einsam ins Elend und nun ahnte, daß sein Tod bald da sei; er starb. Wir haben dieser kurzen Inhaltsangabe durchaus nichts weiter zuzufügen; sie mag durch sich selbst reden.

6. Ein Spitzspiegel in der Familie. Roman von Mathilde Gräfin von Reich enbach. Drei Bände. Leipzig, Matthes. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auf dem bescheidenen Boden eines stillen Familienlebens baut die Verfasserin ihre Erzählung auf; sie vermeidet allen Schmuck, still und ruhig läuft die Erzählung dahin, nur will sich dadurch das Ganze auch nicht recht von der Scholle lösen. Wir sehen auf des Hauswerks goldenem Boden, bleiben auf demselben, ohne daß wir aber so recht eigentlich gewahren, was der Boden golden ist. Es erhebt sich die ganze Darstellung wenig über das flache Leben, und auch die beiden Konflikte, welche die Verfasserin auf dem Boden des Familienlebens verpflanzt: die Verschwiegenheit der Religion und der politischen Anschauungen, greifen nicht tief genug, sie erscheinen mehr äußerlich und darum ist auch weder ein Unterliegen noch ein eigenliches Siegen der einen oder andern Idee dargestellt. Die Ausgleichung ist matt, und mit dem Konnoverben der Warbed und dem Selbstmorde des Polen ist zwar der Boden äußerlich abgerissen, aber die Gegensätze sind nicht versöhnt. Der Klempnermeister Warbed lebt mit seiner katholischen Frau sehr vergnügt; er hat einen alten Hagestolz beerbt; die beiden Eheleute haben sich einseß und schön eingerichtet; ihre Ehe ist mit einem Sohne gesegnet; die Ausdehnung des Geschäfts und Gründung des häuslichen Wohlstandes ist die Hauptstange des Paars. Die Verfasserin geht hierbei auch ins einzelne; wir erfahren, wie der Klempner einen hinter seinem Hause gelegenen wüsten Flecken, auf den die Bieler ihren Schutt abfuhrten, erwarbt, ebnet und zu einem Garten umrichtet; wir erfahren auch, welche Arbeiten der Klempner besonders gut versteht. Es ist in der ersten Zeit alles Liebes und Gutes, kein Wölkchen trübt das Glück des häuslichen Glückes; mit seinen Freunden, darunter ein Advocat und ein Antiquar, verbringt er sich tröstlich; da ist guter Schwindelmeyer rechts, lieber Rabentrunk links; alles geht gut, sie unterhalten sich, gemüthlich, werden hier und da geschwätzig, aber sie verirren sich nicht weit von der Bahn des Gewöhnlichen. Da erscheint ein polnischer Flüchtling, den Warbed als Haushälter für seinen Sohn nimmt; die Frau des guten Schwindelmeyers will nun ihren Mann eifersüchtig machen, indem sie mit der Frau des Warbed katholische Andachtsübungen hält und dazu den Polen ziehen will, um dann bei der Heimkehr von der Lebenswürdigkeit des Polen zu erzählen. Der Pole erweckt seinerseits in dem Herzen der Gattin Warbed's Sympathien für die katholische Religion und erregt auf diese Weise das Bedenken des protestantischen Ehegatten; aber nichtbedeutender läßt er ihn als Erzieher seines Sohnes so lange, bis der Pole, durch die politischen Verhält-

nisse der Emigration bestimmt, an einem Punkte derselben thut, nimmt und sich so selbst entfernt. Nachdem die Sache sich gegangen ist, geräth der Pole in Noth; er verkauft einen im anvertrauten kostbaren Familienring, und als der Eigenthümer desselben sich zeigt, erschließt sich der Pole. Die Warbed, von dem Boden vorher schon mit Gewissensbissen erfüllt, erhebt in Erzählung nach von ihrem Beichtvater die Aufgabe, ihren Mann zu verlassen; sie ging in ein Kloster und blieb daselbst, bis 1839 die Klöster im Canton Aarau aufgehoben wurden, da kehrte sie zu den Ihrigen zurück und trat zur protestantischen Kirche über. Nicht minder äußerlich gestalten sich jene Motive, welche aus dem politischen Leben entnommen sind; diese Anschauungen haben sich aber die gewöhnliche Kannegießerei nicht hinaus, wodurch der Roman in seinem Interesse für den Leser sehr verliert und zu einem Gemälde verflacht, in welchem Karb grau in grau gemischt ist.

J. Gegenbauer.

Zur Geschichte des polnischen Feldzugs von 1831.

Feldherrnstimmen aus und über den polnischen Krieg vom Jahr 1831. Herausgegeben von Friedrich von Smitt. Leipzig, Winter. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Man hat dies Werk bei seinem Erscheinen, wie manches andere, eine Tendenzschrift genannt, welche dazu bestimmt sei, für Rußland in der öffentlichen Meinung Propaganda zu machen, die Abneigung gegen seine Politik, das Mißtrauen gegen seine Absichten, sein Verhalten in Europa zu besiegen. Wir finden dazu in dem Werke selbst keinen Grund. Es ist geschrieben als eine Ergänzung der größeren ausgezeichneten Darstellung des polnischen Kriegs, welche die Militärliteratur dem Verfasser verdankt. Als derselben später die volle freie Benutzung des petersburger Kriegsarchivs zugesprochen ward, erkannte er, daß er aus Nichtkenntniß der vertraulichen Correspondenz des Feldmarschalls Diebitsch diesem bisweilen Unrecht gethan. Er fühlte den Drang, seinen unfreiwilligen Fehler wieder gut zu machen, und dem oben, nachmals so viel verleumdeten, am Schicksale gegen seinen glücklichen Nebenbuhler tief herabgesetzten Feldherrn die Rechtfertigung zukommen zu lassen, die ihm gebührte. Er entschloß sich daher zur Herausgabe der vorliegenden Arbeit, welche die eigenen vertraulichen Worte aller Haupttheile des polnischen Kriegs beider Parteien über die wichtigsten Begebenheiten desselben berichtet. Dadurch glaubte er seinen Zweck am besten zu erreichen. Gewiß geben wenige Blätter eigener besonders vertraulicher Rede eines Mannes einen bessern Begriff von ihm, als die längsten Schilderungen, sie sind aber auch von leitenden Persönlichkeiten ausgegangen, die werthvollen Documente für die Kriegsgeschichte, denn sie zeigen, wie die Gedanken, der später zur Handlung geworden, entstanden und durch die Verhältnisse beeinflusst worden ist, sie geben die Gründe an, welche die Handlung bestimmten und erklären somit vieles, was sonst dunkel bleiben würde. „Feldherrnstimmen“ hat der Verfasser daher sein Werk mit Recht genannt. Es enthält acht Aufsätze.

Im ersten schildert Chyranowski die Geschichte des Aufstandes hauptsächlich mit Bezug auf seine Theilnehmung daran, einsam und leidenschaftlos, daher seine Arbeit, wie der Herausgeber anerkennt, eine gute Uebersicht des Feldzugs vom polnischen Standpunkte gibt. Dieser Aufsatz wurde von ihm auf Belangen der russischen Regierung bald nach Beendigung des Krieges geschrieben. Wir setzen die Geschichte desselben im allgemeinen als bekannt voraus. Chyranowski gibt uns einen guten Einblick in die polnischen Verhältnisse, viel ehrlicher als die bekannten polnischen Werke über den Krieg. Er führt als Beweis, wie sehr die Mannszucht im Heere bald erschlackt den Zug an, daß ihm selbst, als er einmal abgerufen war, von den Gefangenen Auskunft einzugehen, sein Pferd mit dem am Sattel befestigten Fernrohr von einem der eigenen Soldaten gestohlen wurde. „Man empfand das Unangenehme dieses Mangels an Mannszucht in allen unsern Bewegungen, ebenso wie

von ~~dem~~ an Marins von Seiten der Aufseher, die, sobald sie nicht von ihrem heissen Blute getrieben wurden, gemeiniglich an ihrem kräftigen Handeln fehlen liessen, indem sie sogar bei der Einnahme oder selbst die Ueberzeugung hatten, daß die ihre Auftritte am Ende vorgebend sein würden.“ Das ist der Fall bei allen Aufständischen, setzen wir hinzu. Gehörten um Irene gegen den rechtmäßigen Obern aufständisch, werden auch von den sich dazu aufwerfenden oder den geschickten Führern, welche die Masse doch nicht für voll ansehe, nur gehalten, solange es leidlich geht, und wiederum die Häupter, meist aus niedrigen Stellungen emporgehoben, versehen nichts von der Truppenführung im großen. In Polen wirkte bekanntlich noch unendlich viel lähmend ein. Von den begangenen Fehlern und Irrthümern nimmt Czernomofft ehrlich seinen Theil auf sich. Ueber seine Ansicht der ganzen Lage äußert er sich: „Seit dem Anfang der Revolution bewegte ich mich nicht einen Augenblick in Laskungen und betrachtete unsere Sache durchaus als verlorene; deshalb schlug ich auch nur verwegene Mittel vor, da ich überzeugt war, nur ein großer Erfolg könne uns aus der Sache retten. Allein da ich weiterhin die Möglichkeit einer gütlichen Ausgleichung sah, wenn wir nur von unserer Seite dahin kamen, uns einen Begriff über unsere Lage zu machen, so suchte ich nicht bloß jede Hauptschlacht zu verhindern, sondern selbst den kleinern Kampf, der unsere wirkliche Schwäche hätte offenbaren können. Ich hoffte, daß mit der Zeit selbst die Ueberbrücken vernünftig werden würden, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß ich mich irrte.“ Darum war er, wie der Herausgeber bemerkt, jenen auch immer ein Dorn im Auge. Die Schilderung des Kriegerathes, in welchem sich auch die Exaltirten in Menge unbefugt drängten, gibt uns ein echt polnisches Bild alter Tage. „Es war ein wahrer Skandal“, sagt Czernomofft, „und die Subordination erhielt hier ihren Schandstich.“ Daß Czernomofft als Vaterlandsverräter angesehen wurde, kann bei seiner gemäßigten Gesinnung nicht befremden. Man legt ihm nach dem Kriege zur Last, daß er sich Rußland wieder unterworfen. Er lebte dann im Auslande, die englische Regierung behauptete sich seiner mehrmals im Orient; im Jahre 1849 stellte ihn Karl Albert von Savoyen an die Spitze seines Heeres, wo er bei Novara geschlagen wurde. Sein jetziger Aufenthalt ist dem Herausgeber — auch uns — unbekannt.

Der zweite Aufzug enthält Bemerkungen von Bronzowofft zu dem Werke vom Smitt. Er wurde dem letztern durch Vermittelung des Ministers Zutritt zugesandt, um bei einer neuen Auflage danach einige nöthige Berichtigungen anzubringen. Da eine neue Ausgabe nicht sobald bevorsteht, gibt der Verfasser sie vorübergehend, ohne Zusätze, und überläßt dem Leser, sich das Nöthige herauszunehmen. Es sind nur „persönliche Bemerkungen“, persönlich im eigentlichen Sinne des Wortes. Der Verfasser nennt Bronzowofft den hervorragenden Geist, moralisch wie physisch den größten Kopf, der sich damals unter den Polen gezeigt. Ueber den letzten Punkt erzählt Bronzowofft selbst, um den Einfluß oft der geringfügigsten Dinge auf die Ereignisse des Kriegs zu zeigen, daß er in der Nacht nach dem Gefechte von Aszoli bei einem Wirmarr die Kopfbedeckung verloren und, da ein Kopf sehr groß, in der Unmöglichkeit, sich eine andere zu verschaffen, den ganzen folgenden Tag — den Tag des Gefechtes von Mündzhyr — zu Pferd mit bloßem Haupte zugebracht, was aber, nachdem er Marins angeweht, sofort zur Verwundung der Russen aufbrechen, nach der Stadt geritten sei, um eilige Stünden auszurufen und — sich eine Mütze machen zu lassen. Sobald diese fertig gewesen, sei er zurückgeritten, wie jedoch zu seinem größten Erstaunen die Truppen noch im Lager gefunden. Dadurch sei es unmöglich geworden, Hosen zu einkaufen. „Alle diese Bemerkungen“, schließt der Aufzug, „sind für die Geschichte von einer geringen Wichtigkeit, da sie nur die Geschichte für Bronzowofft, weil die Geschichte, Unrichtigkeiten und Irrthümer zusammenzunehmen die Dichtung hervorbringen können, seinen persönlichen Charakter erkennbar machen. Dies ist nun auch bei vielen der obestehenden

Zweck gewesen; denn Parteigast und patriotischer Geist sind die natürlichen Folgen einer zu Grunde gegangenen Sache.“ Dem letztern zog sich Bronzowofft dadurch besonders zu, daß er noch der Katastrophe im Jahre 1848

Notizen eines in russischen Krieg, nach dem Kriege bringt Leitung nennt er den die Unzufriedenheit in den bestehenden Zustand und wendet dann am wirksamsten die Welt die jungen Leute acht Jahre darin verbüßt dabei alle geistigen sie fast nichts andere wodurch sich eine Gangesweit erzeugt hat. ihrem schlechten Aussehen gänglich gemacht. Die kurze Uebersicht des ersten Bemerkungen der Operationen. Es ersten verfügbaren Text ihm aber der Kaiser welche nicht eher als durch hatte die Revol die sich eröffnete also gegen Toll's Vorschlag, Aufstellung lassen wollten zwischen Bug und Das Thauwetter durch hin auf falschen Vorberuht hatten. Bei harzt in Bezug auf wärdigen, daß es geschändete, daß man an konnte und nicht ein welche zur Leitung u können. Dem fallen am Tschu und Rincio den Toll bringend vor Krieg in die Länge g Annäherung der Garben welche Richtung man verwendet werden sollte. Der Aufstand entzündet und die Verpflegung Ueberflut brachte die U den folgenden Operationen Einfluß. Nach die große Vorwürfe wegen Nichtverfolgung des Feindes. Der Aufzug nimmt ihn gegen dieselben in Schutz. Niemals war die Arme wegen der Lebensmittel in einer schlimmern Lage gewesen, welcher Noth nur dadurch abgeholfen wurde, daß der Feldherr den Truppen befohl, statt des Requisitionssystems alles bar zu bezahlen; dies half denn. Die Einwohner schafften nun willig herbei, was sie besaßen. Und als endlich die Gindernisse, welche ein wideriges Geschick dem Feldherrn so lange in den Weg gelegt hatte, beseitigt waren, als sich die Russen kaum gekümmert hatten, raffte ihn der Tod hinweg und ein Glücklicher erntete, was er gesät!

Von ihm, von Diebitsch selbst, finden wir im folgenden Artikel vertrauliche Berichte über seinen Feldzug. Sie bilden das Hauptstück des Werkes. Wir sind einverstanden mit dem Herausgeber, wenn er sagt: diese Briefe zeigen, in welchem schwerem Element der Feldherr hanthelt, wie das Glück ihm in allem entgegen war, wie seine schönsten Entwürfe eben durch die Ungunst des Glücks ihm verpöbelt wurden, wie er oft, wenn

er seinen Gegner zu packen glaubte, durch widrige Umstände gezwungen wurde, von ihm abzulassen; vornehmlich aber rechtfertigen sie die ihm so oft vorgeworfene Unthätigkeit in der spätern Zeit. Ob sie aber die vollständige Rechtfertigung des Feldmarschalls enthalten, erscheint uns noch immer zweifelhaft. Der Herausgeber eröffnet die Sammlung mit einer gelungenen Charakteristik des Helden und hebt dabei hervor, daß ihm stets einer der wichtigsten Factoren im Kriege, dessen Weisand auch mittelmäßigen Köpfen Glorie verleiht, gefehlt habe: das Glück; weiter, daß er hier das trefflichste Heer und den genialsten Strategen (Prondynski) gegen sich gehabt. Ueber seine geistigen Eigenschaften spricht sich das Werk mit Recht in höchster Anerkennung aus. Seine persönliche Erscheinung, von der hier nicht die Rede ist, war keineswegs imposant. Wir haben ihn kurz vor dem Ausbruche der Revolution bei Gelegenheit einer Parade gesehen, welche im September 1830 zu Potsdam stattfand. Als infolge der damaligen Ereignisse die preussischen Truppen in den Rheinprovinzen durch ein nachrückendes Corps verstärkt wurden und wiederum dessen Dislocation (in der Provinz Sachsen) das brandenburgische Armee-corps einnehmen sollte, hatten Theile desselben beim Durchmarsch in Potsdam vor dem König eine Parade. Der Feldmarschall Diebitz wohnte ihr bei. Wir entfallen uns seiner sehr genau. Er war ein kleiner, starrer Herr mit einem lebhaft gefärbten Gesicht; das Abkühlen von dem großen Pferde, das er ritt, schien ihm etwas sauer zu werden. Wir alle betrachteten den Helden vom Balkan, der uns nach damaligen Soldatenhoffnungen vielleicht bald russische Bundesgenossen zuführen sollte, mit großem Antheil. Mit den Berichten aus dem polnischen Kriege, die er wenige Monate später begann, hatte es folgende Verwandtniß. Anfangs folgte er dem gewöhnlichen Branch offizieller Mittheilungen, bald aber fühlte er die Nothwendigkeit, die geistige Hälfte seiner Rapporte von der materiellen zu trennen. So entstanden die vorliegenden vertraulichen Berichte an den Kaiser; sie geben den eigentlichen Gedanken des Feldherrn, sie zeigen, was er gewollt und wie viel er davon vollbracht; sie bezeichnen mit einem Wort das Ziel, das Streben und den Erfolg. Angefügt sind ihm die vertraulichen Berichte seines Generalstab-Chefs, des Grafen Toll, bis zur Ankunft des Feldmarschalls Paskevitch, sowie eine Beleuchtung des Labels, welcher in dem bekannten Werke des Generals von Willissen über Diebitz ausgesprochen worden ist, und die von diesem und Toll festgestellten taktischen Vorschriften für die Armee, welche für militärische Leser gewiß Interesse haben werden, wenn sie auch nur auf allgemein angenommenen Grundsätzen fußen.

Der folgende Aufsatz des Generalintendanten Bogobin über die Verpflegung beim Heere unter Graf Paskevitch ist, wie wir mit dem Herausgeber anerkennen, lehrreich über diesen wichtigen Theil der Heeresverwaltung, aber nicht von allgemeinem Interesse. Um so mehr nimmt dies in Anspruch das Tagebuch des Grafen Toll, welches derselbe dem Herausgeber selbst eingehändigt hat. Auf die Frage, ob es wol bei veränderten Umständen gedruckt werden dürfte, hat Toll seine volle Einwilligung gegeben. Doch auch ungedruckt circulirte der Aufsatz in zahlreichen Abschriften sehr häufig in Petersburg und kam selbst dem Feldmarschall Paskevitch zu Händen. Aus Furcht vor dem mächtigen und rachsüchtigen Generalissimus wurde nur mit großer Vorsicht davon gesprochen. Solange Toll lebte, schwieg Paskevitch, erst nach dessen Tode trat er mit einer Gegenschrift hervor, welche hier ebenfalls mitgetheilt wird. Ebenfalls sind es die beiden wichtigsten Aufsätze der Sammlung. Toll beleuchtet mit unerbittlicher Schärfe die ganze Kriegsführung des neuen Oberfeldherrn und das innere Treiben des Hauptquartiers — wir kennen seine Weise aus den „Denkwürdigkeiten“, welche seinen Namen tragen (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1859). Dies Tagebuch wird einst ein bleibendes Stück der Geschichte bilden, sagt der Herausgeber. Wir werden es bei dem letzten Bande von Toll's „Denkwürdigkeiten“, der freilich erst zu erwarten steht, mit andern werthvollen Documenten verarbeitet sehen. Allerdings mag Toll's getäuschte Erwartung, den Feldherrnstab

selbst zu erhalten, zu seinem gespannten Verhältniß mit Paskevitch beigetragen haben, indeß war er doch eine zu die Natur, um sich dadurch in seiner Kritik zu offenkundiger Unrechtheit hinreißen zu lassen. Beider Charaktere stießen sich ab, ihre militärischen Ansichten noch mehr. Toll, ein echter Schüler Suwarow's, wollte rasches, entschiedenes Handeln; Paskevitch, unentschlossen, bedenklich, voll Mißtrauen gegen seine Umgebung und Truppen, dabei eigenmächtig, hatte das Princip, die Armee zusammenzuhalten, abzuwarten und die Dinge an sich kommen zu lassen. Aber ihn begünstigte das Glück, das seinem Vorgänger abhold war, er fand die Kraft der polnischen Armee schon gebrochen, die Verpflegung geordnet, die Bahn zum Siege geebnet, den er nun, ein zweiter Pompejus, mühelos pflückte. Bei alledem, wie auch hier eingestanden wird, that Toll in seinem Unmuth dem Feldherrn bisweilen zu viel und der Herausgeber berichtigt manchen unbegründeten Vorwurf durch Anmerkungen. Das Urtheil Toll's ist freilich hart: „Alle Handlungen des Feldmarschalls bekräftigten mich in der Ueberzeugung, daß er nicht nur ein unentschlossener Mann ist, der seinen Feind fürchtet, sondern daß er auch nicht die geringste Idee von einer Zeitberechnung hat, nach welcher doch ein jeder General seine Anordnungen bestimmt. . . . Ich muß gestehen, je mehr ich mit dem Feldmarschall zu thun habe, desto mehr überzeuge ich mich von seiner völligen Unfähigkeit.“ Er erzählt dazu viele Geschichten, die ein eigenthümliches Licht auf den Feldherrn werfen. Audiatur et altera pars! Der in so scharfer Weise angegriffene Paskevitch hat nach dem Tode des Grafen Toll „Umriss des Feldzugs in Polen“ anonym erscheinen lassen, wol nicht selbst geschrieben, da ihm die Gabe der Schrift so wenig wie die der Rede sonderlich eigen war, aber doch gewiß seinem Secretär in die Feder gesagt. Hier werden freilich die Zustände, in welchen Paskevitch das Heer übernahm, abwechselnd genannt, und Toll's Entwürfe, sowie überhaupt sein Wirken, so dargestellt, daß Paskevitch allein die Sache der gänzlichen Unterjochung gerettet habe. Die ganze Schrift ist schwach und steht nicht auf dem festen Grunde der Wahrheit. Schon im Jahre 1849, bald nach ihrem Erscheinen, schrieb daher Smitt, im Unwillen über die entstellte Geschichte, Bemerkungen dazu, welche Punkt für Punkt die Behauptungen, die er für unwahr erkannte, widerlegten. Dieser Aufsatz durfte damals nur wenigen mitgetheilt werden. Nun, wo in Anbetracht, wie er sagt, „Tacitus' Worte vom Trajan gelten und die glückliche Zeit gekommen ist, wo man denken darf was man will, und sagen was man denkt“, hat er kein weiteres Bedenken getragen, auch diese Bemerkungen als einen Beitrag zur Kenntniß der nächstvergangenen Zeiten und Menschen mit den übrigen Aufsätzen der Öffentlichkeit zu übergeben. Sie sind sehr scharf. Bei einer zweiten Ausgabe seines größeren Werks über den polnischen Krieg, welche doch zu hoffen steht, werden alle die Materialien, die uns hier zur eigenen Verständigung geboten werden, ihre kritische Vermittelung finden und dann die Acten der jene denkwürdige Zeit wol geschlossen sein.

Karl Gustav von Bernad.

Lyrische Anthologien.

Mit je größerem Eifer man seit einigen Jahren gegen die Anthologien, diese „Sammelsurien“ gepredigt und kritische Barsprüche geschleudert hat, um so laßiger und zahlreicher scheinen diese bunten Pilze aus dem so überaus und übermäßig productiven Boden des deutschen Buchhandels emporzuschießen; ja, es ist wie wir weiter unten sehen werden, der Fall vorgekommen, daß einer dieser Eiferer selbst es nicht verschmäht hat, ein „Blumenleser“ zu werden und eine lyrische Anthologie zu seinem andern Nutzen und Vergnügen zusammenzustellen. Es bewies sich hieran alle Ohnmacht des bloßen Raisonnirens, wenn ihm ein wirklich vorhandenes Bedürfnis gegenübersteht. Und dies Bedürfnis erwacht zu einem großen Theile aus der lyrischen Uebersaturation. Die wenigsten sind im Stande, sämmtlich

lyrische Hervorbringungen auch nur der gesammten Dichter sich anzuwenden, und die wenigsten haben Zeit, die lyrischen Gedichtsammlungen sämmtlicher guten deutschen Lyriker von Paul Fleming bis zu den Lyrikern der Gegenwart zu lesen; aber um so mehr ist das Bedürfnis vorhanden, ihre Art und Weise wenigstens aus einzelnen charakteristischen Proben kennen zu lernen. Das wollen wir ehrlich sein, so werden wir sagen müssen, daß die Herausgeber der größten Dichter ausgenommen, die Stücke von classischem dauerndem Werth und allgemein menschlichem Inhalt sich in allen Gedichtsammlungen auf eine verhältnismäßig doch immer nur kleine Anzahl beschränken, und daß es manche Dichter gibt, die sich nur Glück dazu wünschen können, wenn sie ein ganzes oder auch nur ein halbes Duzend ihrer Gedichte vermittelt der Anthologien von Generation zu Generation fortplant und auf diesem Wege Eigenthum der Nation wird. Sicherlich schätzen diese Anthologien manche Dichter vor dem Schicksal, mit der Zeit gänzlicher Vergessenheit anheimzufallen. Vergessen wie auch nicht, daß die Männer, präoccupirt von den Aufgaben der strengen Wissenschaft, von der Kritik, von politischen Fragen oder praktischen Interessen sich leider von der Theilnahme an der poetischen Literatur wie überhaupt von allen Organismen ein gewöhnlicher Art immer mehr zurückzuziehen scheinen und daß — was auf die Gestaltung der Poesie natürlich nicht ohne Einfluß bleiben kann — das weibliche Geschlecht und die Jugend gegenwärtig die Hauptconsumenten für diesen Zweig der literarischen Production sind. Und es ist namentlich die Art des weiblichen Geschlechts, statt umfangreiche botanische Studien zu betreiben, sich an dem Anblick eines geschmackvoll zusammengestellten Blumenkranzes oder einiger schönen Topfpflanzen genügen zu lassen.

Zum Theil und vorzugeweise scheint die Polemik gegen Anthologien von einzelnen Dichtern selbst ausgegangen zu sein, welche sich von den „Blumenlesern“ ungerecht behandelt und gegen andere Dichter zurückgesetzt halten mochten. Sie waren es zunächst, welche die Meinung aufbrachten, daß durch das Andauern und vielleicht nicht immer der schönsten Gedichte dem Publikum eine ganz falsche oder doch ungenügende Vorstellung von dem Wesen des ganzen Vogels beigebracht und durch solche Anthologien die Aufmerksamkeit von den selbständigen und vollständigen Gedichtsammlungen der einzelnen Dichter abgelenkt, ihr Ruf geschmälert würde. Hierüber können wir kein sicheres Urtheil haben. Es ist möglich, daß von diesem oder jenem Gedichtbuch eines neuern Lyrikers ein paar Exemplare mehr abgesetzt werden würden, wenn sich nicht mancher Freund der Poesie mit dem Verß einer oder auch mehrerer Anthologien und der daraus zu schöpfenden Kenntniß der modernen Lyrik begnüge; aber ebenso oft und vielleicht noch öfter mag es auch geschehen, daß durch die in einer Anthologie enthaltenen ansprechenden Proben aus der lyrischen Sammlung eines modernen Dichters dieser Sammlung selbst Aufmerksamkeit und Kauflust in höchstem Maße zugewandt werden. Natürlich verwerfen auch wir unbedingt alle plan- und gedankenlos und zufälliger Lectüre oder gar aus den schon vorhandenen Anthologien zusammengeschleppten lyrischen Blumenlesen, in denen sich gewisse in solchen Sammelbüchern lebend gewordenen „Krankheitsbilder“ wie eine erbliche Krankheit von der Großmutter auf die Enkelinnen fortpflanzen; indes zu diesen kritischen zusammengefügten Anthologien, bei denen der Abschreiber im Grunde die größte Arbeit und das größte Verdienst zu haben pflegt, gehören wol folgende nicht:

1. Deutsche Dichter der Gegenwart. Ein lyrisches Album herausgegeben von Robert Prutz. Prag, Robert und Nechtgraf. 1859. 16. 1 Hft. 15 Mgr.
2. Gesanges-Album. Texte beliebter Lieder mit Pianofortebegleitung und Angabe ihrer Componisten. Erster Band. Leipzig, Brügler. 1860. 16. 15 Mgr.

Bei der ersten genannten Sammlung sei und ein altes deutsches Sprichwort ein: „Einem jeden dünkt gut, was er am liebsten thut“; oder wie wir in weiterer Ausführung sagen möchten:

Der Mensch ist halt, als er nicht gebetete sich erheben, und aus der Herausgeber selbst gefühlt. Ueines „Deutschen“ „Et tu, mi Brä“ von poetischen D unserer Büchermarkt solcher Unterschiede Schwaropfergewürs es mit Recht das wie sie und obiger Ueberschrift erschien, der Herausgeber selbst mit einer ähnlichen Sammlung hervortritt.“

Der Herausgeber sucht nun sein Unternehmen zu rechtfertigen und führt zu dem Zwecke nachdrücklich Folgendes an: „Zuerst nämlich beschränkt die obengenannte Sammlung sich auf einen ganz bestimmten Zeitraum von verhältnismäßig geringem Umfang; sämmtliche Gedichte, die wir den Lesern darin vorführen, sind innerhalb der letzten zehn Jahre entstanden, also in einem Zeitraum, an dem die Mehrzahl der übrigen Anthologien bis jetzt noch vornehm vorübergeht, und der überdies in der Literatur sowohl wie im öffentlichen Leben seinen eigenthümlichen, sehr bestimmten ausgesprochenen Charakter hat. Die einzelnen Gedichte sind ferner nicht, wie unsere Blumenleser es sonst wol zu machen pflegen, von den verschiedensten Gegenden hier und da zusammengekratzt, sondern sie sind sämmtlich zuerst und ausschließlich an einem und demselben Orte, durch ein und dasselbe Organ veröffentlicht worden. Sämmtliche in dem Album mitgetheilte Gedichte standen ursprünglich in dieser Zeitschrift.“

Wir haben hier also die lyrische Auswahl aus den bisherigen Jahrgängen des „Deutschen Museum“ beisammen, und es läßt sich daher denken, daß wie Prutz weiter bemerkt, hier nur ein Geschmack, und zwar ein männlicher, und eine Richtung walte. Zugleich erkennt man daraus, welche eine Rosenherberge das „Deutsche Museum“ von jeher war und noch ist, und zwar gerade auch für den jüngern, bis dahin zum Theil selbst dem Namen nach kaum bekannten Nachwuchs. In letzterer Hinsicht bemerkt Prutz: „Die in Rede stehende Sammlung unterscheidet sich ferner dadurch, daß bei Zusammenstellung derselben auf die sogenannten berühmten Namen, mit denen unsere Blumenleser sonst zu prunken pflegen, nicht der mindeste Werth gelegt ist. Wenn nichtbekannter kaum einer von der bekannten Namen des Lagers darin steht, so hat der Herausgeber das nur der freundlichen Theilnahme zu danken, welche die Dichter und Schriftsteller der Gegenwart dem von ihm geleiteten Blatte schenken. Im übrigen rechnet er es wiederum zu denjenigen Eigenheiten der vorliegenden Sammlung, durch welche das Erscheinen derselben überhaupt gerechtfertigt wird, daß es umgekehrt zum guten Theil fast unbekante und namenlose Dichter sind, welche dem Leser hier vorgeführt werden. In dieser Hinsicht blieb es der gegenwärtigen Sammlung allerdings vorbehalten, eine gewisse Lücke in unserer Literatur auszufüllen. Des Mißbrauchs, den die Mehrzahl unserer Anthologien mit der unausfödelichen und endlosen Wiederholung gewisser als classisch anerkannter Gedichte treibt, haben wir bereits gedacht; die Höhen unserer classischen Dichtung sind so abgewandelt und so zurecht gemacht für den Geschmack des großen Publikums, daß es kaum noch möglich ist, da etwas Neues und Originelles aufzufinden. Dagegen existiren in den Urkunden und Niederschriften unserer Literatur, auf den langen eben Flächen unserer Tagesblätter, auf den sonnenverbrannten Steppen unserer Almanache und Taschenbücher, alles Gegenden, an denen die Mehrzahl unserer Blumenleser gleichgültig vorübergeht, — es existiren hier, sage ich, noch eine Menge, zwar nicht von Dichtern, aber doch von einzelnen Gedichten, die es wol verdienen, der Vergessenheit entrissen und den Freunden der Poesie zu dauerndem Genuß zugänglich gemacht zu werden.“

„Wir wünschen man aber urtheilen und wie oft man es möge, eine wenigstens in der ganzen Sammlung: stiftlich Verschiedenes und junge Mithen der Jugend!“ Jugendfrische, der Gesundheit sollte man diese Sammlung: Grame, der Verdüsterung mer ausbleiben, werden sich v. Trost suchen müssen.

Die Sammlung „Gesanges-Album“ verfolgt einen speziellen Zweck, der sie von allen bisherigen Anthologien wesentlich unterscheidet. Es sollen darin nach und nach die Texte der beliebtesten Lieder mit Angabe ihrer Componisten zum Abdruck kommen, v. h. nur solche, deren Compositionen beliebt waren oder noch sind. Jedem Bande wird ein dreifaches Register beigegeben, nämlich über die Autoren, Componisten und Verleger. Der Herausgeber bemerkt im Vorwort sehr richtig: „Wir hoffen, daß die Gebildeten unserer Nation das Werk freudig begrüßen werden, denn sie empfangen damit eine Reihe von Dichtungen, über deren Werth hervorragende Componisten entschieden haben, oder auch, welche eigens und nur zum Zweck der Composition für die Componisten geschaffen wurden und deshalb auch noch in keiner der vielen vorhandenen Sammlungen gedruckt veröffentlicht gewesen sind.“ Aus diesem letzten Grunde werden im „Gesanges-Album“ manche Dichter erscheinen, die als lyrische Dichter bisher unbekannt waren und deren Namen noch in der Literaturgeschichte nicht verzeichnet stehen, die aber dennoch und trotzdem, wenn auch nur vorübergehend, manchen schönen Text zu musikalischen Compositionen lieferten.“

Und war diese fleißig zusammengestellte Sammlung, die gewiß unter dem musk. wie dem vorleserfreundlichen Publikum viele Freunde und Freundinnen finden wird und zu finden verdient, besonders deshalb von Interesse, weil sie uns zugleich einen Einblick in den Geschmack der Liedercomponisten wie in das Wesen und die Sorgen der Kunstgewärd. In der Mehrzahl der hier vereinigten Lieder spricht sich die unmittelbare Empfindung, namentlich Liebesempfindung, Sehnsucht, Schmerz, Trauer u. s. w. aus, unterbrochen von Liedern heitern, jovialen, zuweilen bis zum Uebermuth fröhlichen Charakters. Dagegen stehen wir auf Lieder philosophischen, betrachtenden, didaktischen oder schillernden Charakters fast gar nicht. Das liegt im Wesen der Musik und des Gesangs. Worte, Abhand und Reime liefern dem Liedercomponisten mehr Stoff als z. B. Schiller, Platen und Rückert. Am beliebtesten hat sich bei den modernen Liedercomponisten wol Heine gemacht. Von Heine's „Du bist wie eine Blume“ finden wir in dieser Sammlung neun, von seinem Liedchen „Und wüßten's die Blumen, die kleinen“ und von seiner „Lorelei“ je acht Compositionen angezeigt u. s. w. Diese Vorliebe der Liedercomponisten für Heine hing freilich mit einem allgemeinen bereits wieder in den Hintergrund zurücktretenden Zeitgeschmack zusammen, trag oder auch wesentlich dazu bei, seine Lieder in Umlauf zu bringen und besonders bei dem weiblichen Geschlecht beliebt zu machen. Es ist für einen Dichter viel werth, viele und gute Compositionen zu finden und sich vermittelt ihrer Compositionen ins Volk einzufügen.

Hierzu fügen wir folgende Sammlung:

3. Kompaß auf dem Meer des Lebens. Herausgegeben von Karl Stehter. Albersfeld, Wädeler. 1860. 16. 1 Hfr. 15 Rgr.

Diese Sammlung ist nicht eigentlich eine Anthologie, sondern eine Sammlung von Sentenzen, von „Beiseitschätzen“, die das Herz in der Dichtung reich gesättigt; indes da der Verfasser, selbst ein begabter Lyriker, nur solche in gebadener Sprache aufgenommen hat und bei der Auswahl sich nicht bloß durch den gedanklichen Gehalt, sondern auch durch die Richtigkeit auf die sprachliche Schönheit und die künstlerische Form leiten und bestimmen ließ, so mag sie hier mit Recht ihre Stelle fin-

den. Der Herausgeber hat neben der klassischen Periode mit weiterer oder der sogenannten Epigonperiode (die aber, aus dem dieser Sammlung erschein, in Bezug auf Sentenzreichthum und auf Sprachschönheit sich von der klassischen durchaus nicht zu scheuen hat) auch die vorläufige Berücksichtigung und auch von einzelnen großen Dichtern des Auslandes Berücksichtigung aufgenommen. Seine Sammlung jagt von Geschmack, Umfaß, großer Belesenheit und einer Unparteilichkeit gegenüber den Dichtern, die jetzt schon zu finden ist. Unter den Sammlungen ähnlicher Art darf diese Stehter'sche, in der auch der Ungleichheit und leidende Trost und Betrugung finden wird, schließlich auf einen hervorragenden Platz Anspruch machen. Der Natur der Sache nach nimmt der von unsern Componisten so bevorzugte Heinrich Heine im Verhältnis zu Dichtern wie Julius Farnow, Leopold Schefer und namentlich Rückert eine ärmliche Stelle ein; er, wie auch Hermann Lingg, ist nur als einziger und dazu noch einmal bedeutenden Sprache vertreten, Rückert dagegen mit einer anderthalbhundert Strophen. Aus diesem Verhältnis allein läßt sich auf die Grundverschiedenheit beider Dichter schließen.

Notiz.

Die Dr. Dr. Menge zu lesen fortgesetzt.

Es ist in Nr. 8 d. Bl. bei Gelegenheit des Buchs von Boden von neuem darauf aufmerksam gemacht worden, wie sorgfältig die Angaben des Hrn. Wolfgang Menge über die Herren unserer Literatur sind. Natürlich hat ein einfacher Gelehrter noch viel weniger Anspruch darauf, daß Dr. Menge seine Schriften, die er in den Kreis seiner Besprechung zu ziehen erlaubt, auch wirklich gelesen habe. Davon habe ich denn jüngst folgenden Beweis gehabt in einer Anzeige meines Vortrags über „Geben Heine“ (Berlin 1860), die namentlich in Menge'schen „Literaturblatt“ erschienen ist und offenbar von Menge selbst herrührt:

Menge's „Literaturblatt“.

Mein Vortrag, S. 16.

„Der Herausgeber vergleicht dessen (Heine's) Manier mit der des Virgil.“ Das ist aber irrig. Heine nahm sich nicht dem Virgil, sondern vielmehr den Dicht zum Muster. Das vorzüglichste Werk des Heine, welches Herr Menge nicht einmal namhaft macht, ist eine platte Nachahmung der Geliebtenbriefe des Doid, auf eine sehr ferne Weise angewandt auf biblische Personen. Gott selbst schreibt einen verlobten Brief an die Jungfrau Maria: sie soll sich doch nicht fürchten, sie werde große Freude haben u. Maria Magdalena schreibt einen noch viel verlobteren Brief an den Heiland, Lydia einen ähnlichen an den Apostel Paulus u.“

„... Und hier vornehmlich besaß er die meisten seiner christlichen Gelehrten, Dichter, fast sämtlich von christlichen Glaubensbekenntnissen an ihre Wahl wählen gerichtet. Auch Doid's Muster gebracht und genannt tragen sie ihm auch den Namen eines christlichen Doid ein. Godter besetzte er sie von manchen jugendlichen Auswüchsen; wo konnte es ihnen jetzt daran fehlen, da er sie meist zu Kopf u. des Bischofs Geleit, auf den Jagd oder auf Reisen einzuweisen und ausgeführt hatte? Dennoch aber offenbarte sich in ihnen zuerst die ganze Gewandtheit und Frichtigkeit seiner Dichtungen, die ihm mehr Anspruch auf den Namen eines Doid geben als dies christliche Zeitalter seiner Liebesepikeln, in welchem man nicht ohne Schauder zum Brief Gottes des Herrn an die Jungfrau Maria selbst ihre Antwort darauf und einen an den Maria Magdalena an den Heiland finden wird.“

Martin Greß.

*) Erwähnung S. 16 in Bezug auf seine Dichten, die sich für seine Zeitgenossen fast als Virgil's Metapher als Muster aufstehen.

Bibliographie.

- Klé-Lallemant, A., Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1869. 1ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.
- Kader, C., Die katholische Kirche im Großherzogthum Baden. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Kagge, S., Gedanken und Ansichten über Musik und Musikanten in einer Reihe gesammelter Aufsätze. Wien, Bessing u. Basing. Gr. 8. 18 Ngr.
- Salazar, B., Monferret. Sagen, Legenden und Geschichte aus dem Spanischen übersetzt von D. H. Rosenhals. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.
- Schmeyer, J. M., Lust und Scherz aus der Mappe nach Argles. Für Argles herausgegeben. Mit 1 Zinographie. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Sarow, Julie, Walter Kühne. Roman. Bromberg, Le. Gr. 16. 25 Ngr.
- Sappirelli, W., Blüten und Blätter. Dichtungen. Wien, Neudorf. Gr. 8. 1 Thlr.
- Sorrobi, A., De Herr Dokter. Herzählung in dem Fürstent. Winterthur, Stettner. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.
- Stittner, G. W., Der päpstliche Bischof Barthard von Bellen und seine Zeit, vom Jahre 1276 bis zum Jahre 1317. Ein Beitrag zur päpstlichen Staats- und Kirchen-Geschichte. Wien, Dittmer. Gr. 8. 9 Ngr.
- Strenner, Poetische Fragmente. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Ngr.
- Stroßbach, M., Die Werke des Bewusstseins nach ethischen Prinzipien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Du Bois-Reymond, E., Gedächtnisrede auf Joben von Müller. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Stenzel, R., Melusine. Roman. Brauns, C. Treverdt. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.
- Stedhoff, S., Ueber die Kraft der menschlichen Gemüths. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Für Deutschland! 1tes Heft. Hamburg, Altemann u. Wulf. Gr. 8. 18 Ngr.
- Seiger, G., Leander und Hermigild oder die Wiedergeburt Spaniens. Eine Erzählung aus der Geschichte der Westgothen. Zwei Theile. Stuttgart, Gebr. Schellin. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Geschichte des deutschen Rechts in sechs Bänden. Bearbeitet von G. Beseler, H. Hälschner, J. W. Planck, A. L. Richter und O. Stobbe. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.
- Stebig, S. W., Wirklichkeit und Phantasie. Gesammelte Aufsätze. 1ter Band. Berlin, Werms-Buchhandlung. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Stahn, W., Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Ein Band für Schule und Haus. Berlin, Berg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Starkow vom See, Erzählungen eines alten Herrn. Brauns, C. Treverdt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- J. H. Sebel, Festgabe zu seinem 100sten Geburtstage. Briefe Sebel an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die Badener Mundart; Badener Sagen. Herausgegeben von F. Seider. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 2 Thlr.
- Schäner, J., Finkernis und Licht. Schilderungen und Erzählungen aus der Feindewelt. 1ter Band. Berlin, W. Schulze. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Johannes. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Bromberg, Le. 18. 10 Ngr.
- Keldrein, M. v., Rom und die Campagna. Eine Skizze. Berlin, G. Schneider. 8. 15 Ngr.
- Kette, G., König Saul. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.

- Kiene, L. H., Stefan Lindlin. Wahrheit und Dichtung. Aus den Papieren eines Deutschen in Ostindien. Braunschweig, Grönerberg. 1858. 12. 1 Thlr.
- Kurz, G., Festsätze zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 28 Ngr.
- Lamoy, A., Gedächtnis. Braunsburg. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Langg, S., Geschichte. Regensburg, Manz. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Reisner, A., Zur Ehre Gottes. Eine Jesuiten-Geschichte. Zwei Bände. Leipzig, Grönerberg. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Der letzte Römer. Eine : vom Verfasser
des „Almanach“. Tübingen, : Ngr.
Mägge, T., Illustrirte
Blumen, Karten und Portrait :
Sohn u. Comp. Gr. 8. 1
Müller, F. D., Der A
Conzil zu Constan. Berlin,
Blatens Tagebuch. 1796
1 Thlr. 20 Ngr.
- Polaka na parnasie. — Ausgewählte Gedichte der Polen. In's Deutsche übersetzt von G. Alsfmann. Mit beigefügtem Originaltexte. Danzig, Bertling. Gr. 16. 20 Ngr.
- Preffel, B., Franz von Sickingen. Ein erzählendes Gedicht aus dem Reformationszeitalter. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr.
- Preffel, B., Sagen und Sagenmaler. Ober vollständige und getreue Silberung und Bezeichnung des Sagenwesens. Stuttgart, Beller. 8. 6 Ngr.
- Scherenberg, E., Aus tiefem Herzen. Gedichte. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.
- Thaler, R. v., Sturmwindel. Ein Sonettenkranz. Braunsheim, Beller. 16. 9 Ngr.
- Thomas, Union, Lutherische Kirche und B. J. Stahl. Ein Wort für das gute Recht. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Waldmüller, R., Novellen. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

- Betrachtungen eines Engländers über die österreichischen Zustände. Stuttgart, Geyel. Gr. 8. 15 Ngr.
- Drechsler, A., Die Organisation der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in ihrer allmählichen Entwicklung. Bei der Feier ihres 25jährigen Bestehens und der gleichzeitigen Jubelfeier ihres Vorstandes vorgetragen. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Das Gedächtnis als Künstler und weisendes Werk des außerirdischen Daseins betrachtet. Breslau, Müller. Gr. 8. 2 Ngr.
- Deutsche Fragen von einem Deutschen. Darmstadt, Germa. Gr. 8. 6 Ngr.
- Neue Handbellen. Nr. 1. Philadelphia, Flugschriften-Verlag. Gr. 12. 5 Ngr.
- Kahle, E., Bäte aus dem Leben und Tode des Superintendanten und Pfarrers der altprotestantischen Gemeinde zu Königsberg i. Pr. Gustav Kahle. Neu-Kuppen. 8. 4 Ngr.
- Klein, R., Die Bedeutung der Humanitätsstudien für den Fortschritt. Eine Rede. Mainz, Le Roux. 1858. Gr. 8. 2 Ngr.
- Richterslein, G., Für Europa's Fürsten und Völker, für Deutschland zumal. Berlin, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.
- Reubig, M., Offenes Schreiben an Frau Prof. Dr. M. J. Schleien über Raum und Zeit. Nürnberg, Sch. Gr. 8. 5 Ngr.
- Stanojovich, L., Der heilige Stuhl und der Napoleonismus. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von Henry Lange.

Dieses Unternehmen besteht aus einer Reihe von Eisenbahnkarten, Flusskarten und Städteplänen, wie sie bisher noch nicht existirten und die zusammen einen Reise-Atlas für ganz Deutschland bilden werden, obwohl jedes Blatt für sich ganz selbstständig ist. Es bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu „Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe“. Während letztere dem Reisenden interessante Reiselectüre bietet und zu seiner Unterhaltung und Belehrung über die von ihm besuchten Gegenden während der Fahrt dient, soll der „Reise-Atlas“ ihn über alles genau orientiren, was ihm auf irgendeiner Fahrt oder in einer Stadt entgegentritt, und alle speciellen Notizen geben, die in der „Reise-Bibliothek“ ausgeschlossen sind. Jedes Blatt besteht deshalb aus einer Karte oder einem Plan (in Lithographie mit Farbendruck) und aus einer Beschreibung der betreffenden Fahrt oder Stadt nebst allen dem Fremden nöthigen Notizen. Ausserdem sind auf den Karten oder Plänen meist Abbildungen der interessantesten Sehenswürdigkeiten (in Stahlstich) angebracht. Das Ganze wird in der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlags-handlung hergestellt.

Bereits erschienen:

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Vierte Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Dritte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Baireuth (mit 6 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn zwischen Nürnberg und Augsburg (mit 2 Abbild.). Zweite Aufl.
Eisenbahn zwischen München, Augsburg u. Ulm (mit 3 Abb.). Zweite Aufl.
Plan von München und Eisenbahn von München nach Starnberg.
Eisenbahn zwischen Augsburg und Lindau (mit 1 Abbildung).
Eisenbahn zwischen Ulm und Friedrichshafen und der Bodensee.
Plan von Stuttgart (mit 2 Abbildungen).
Die Donau von Donauwörth nach Ingolstadt, Regensburg und Passau (mit 4 Abbildungen).
Die Donau von Passau nach Linz und Wien (mit 6 Abbild.). Doppelblatt.
Eisenbahn von Karlsruhe nach Baden-Baden und Strassburg.
Eisenbahnen zwischen Strassburg, Zürich und Schaffhausen (mit 1 Abb.).
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbildungen).
Der Rhein zwischen Mainz und Koblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein zwischen Koblenz und Köln (m. 1 Abb. u. Karte d. Siebengebirges).
Die Thüringer Eisenbahn und der Thüringer Wald. Zweite Auflage.
Eisenbahn von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.
Plan von Kassel.
Eisenbahnen zwischen Magdeburg, Hannover und Göttingen und der Harz.
Eisenbahnen zwischen Hannover, Hamburg, Bremen und Emden, sowie nach Norddeyn.
Plan von Magdeburg.
Plan von Braunschweig (mit 4 Abbildungen).
Plan von Berlin und seinen Umgebungen.
Eisenbahnen zwischen Berlin, Potsdam, Magdeburg, Wittenberge und Leipzig (mit Plan von Potsdam und Umgegend).
Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. O., Berlin und Stettin.
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.
Übersichtskarte der Eisenbahnen von Mitteleuropa.

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

MÉMOIRES POUR SERVIR

A L'HISTOIRE DE MON TEMPS.

Par

M. GUIZOT.

Tome III. Gr. in-48°. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Memoiren Guizot's sind von der Kritik einstimmig als eine der wichtigsten Bereicherungen der historischen Literatur unsers Jahrzehnds anerkannt worden. Der soeben erschienene dritte Band umfasst den Zeitraum von 1832–37, in welchem Guizot als Minister des öffentlichen Unterrichts selbstthätig an der Regierung Frankreichs theilgenommen hat. Der fesselnde Inhalt dieses Bandes ist besonders geeignet, dem Werke neue Leser zuzuführen.

Die im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende autorisirte Originalausgabe der Memoiren Guizot's ist die einzige, welche neben der pariser überhaupt erscheinen darf und ihre Billigkeit bei gleicher Ausstattung macht sie besonders empfehlenswerth.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kurzgefasste Forst-Encyclopädie.

Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfsstafeln, Winkelmesser und Planimeter

für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Aus-einandersetzungsbeamte, Geometer etc.

Von Alfred Püschel.

8. Geheftet 2 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Püschel's „Forst-Encyclopädie“ bietet in der gedrängten Kürze lexikalischer Form eine reichhaltige Sammlung von Verhältniss- und Ertragszahlen, Mess-, Zeit- und Vergleichsangaben aus dem ganzen Gebiete der Forstwirtschaft und deren Hilfswissenschaften. Sie soll ein getreuer und sicherer Rathgeber für alle forstlich-wissenschaftlichen und geschäftlichen Zwecke, ein instructives Handbuch für den gebildeten Forstmann im Arbeitszimmer wie im Walde sein. Die handliche Form eines Taschen-Notizbuchs macht es dabei besonders zum bequemen und täglichen Gebrauch geeignet und der sehr billige Preis erleichtert seine Anschaffung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Poetische Fragmente

von Dramor.

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine dem Weltreisenden J. J. v. Eschubi gewidmete kleine Gedichtsammlung eines, wie das Vorwort sagt, „in des Lebens Wirrwarr hinausgeworfenen“ Mannes, die nicht verfehlen wird, Aufmerksamkeit zu erregen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 28. —

12. Juli 1860.

Inhalt: Zur Culturgeschichte. Von G. Bräuner. — Nachzügler der Literatur zu Schiller's Säcularfeier. Von Hermann Warggraf. — Kiseliteratur. — Zur Unterhaltungsliteratur. — Der oberste Gerichtshof in Oesterreich und die Kritik der Königinhofer Handschrift. — Notizen. (Die Familiennamen; Israelitische Festlichkeiten.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Culturgeschichte.

1. Deutsches Leben. Eine Sammlung abgeschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichten und der Beziehungen zur Gegenwart. Erster Band: Die deutsche Trachten- und Nothwendwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von Jakob Falke. Zwei Theile. Leipzig, G. Mayer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Erfurter Bilder und Bräuche. Ein akademisches Programm von Paulus Cassel. Erfurt, Villaret. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Böhmisches Nationaltänze. Culturstudie. Von Alfred Walbau. Zwei Bändchen. Prag, Dominicus. 1859—60. 16. 22 Ngr.
4. Culturstudien aus drei Jahrhunderten von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Die vier vorgenannten Werke sind insgesammt Griffe aus dem Volksleben und haben deshalb auf dem culturhistorischen Gebiet den Grund und Boden ihrer Verwandtschaft; sie liegen jedoch weit auseinander, wenn man, abgesehen von ihrer Genese, ihre Zielpunkte und Mittel, die größere oder geringere Dringlichkeit ihrer Gegenstände und die Logik und den Herzschlag ihrer Darstellung beachtet. Danach muß auch die Wirkung, welche dieselben auf uns äußern, oder ihr Werthausstrag für die Wissenschaft und für das Leben verschieden sein. In Bezug auf den ersten Punkt, welchem als dem Allgemeinen und Ewigen sich das Einzelne und Momentane zu fügen und die- und unterzuordnen hat, werden wir gern nach solchen Werken greifen, die mit vollem Ernste des Geistes entweder den ganzen Faden irgendeiner Entwicklungsreihe oder Völker als einen mit innerem und äußerem Zwange fortbildenden Proceß darthun oder die irgendein einzelnes Bildungsmoment einer bestimmten Zeit, doch dies in der Weise uns schildern, daß sein Verhältniß zu der gesamten gleichzeitigen Weltentwicklung und somit sein Antheil und seine Mittheilung an der großen Wechselwirkung von Kräften und Interessen zur Anschauung gebracht wird. In beiden Fällen gewinnen wir ein Ganzes und in dem Ganzen eine helle, gesättigte Belehrung und Kräftigung. Sollte schon um dieses Ziel und Ergebnisses willen kein culturhistorischer Gegenstand anders be-

handelt werden als in der einen oder andern bezeichneten Weise, so verlangt dies aber auch die historische Entwicklung seines Wesens, indem keine Culturnation und in ihr keine einzelne Seite des Lebens und kein Individuum so abgeschlossen ist, daß nicht in ihrem Werden und Fortbilden die Wechselwirkung zwischen den innern und äußern oder den eigenen und fremden Lebenskräften als der gestaltende Trieb jedes Daseins nachweisbar sei. Sehen wir nach, wie sich zu diesen gerechten Forderungen die uns zur Beurtheilung vorliegenden vier Schriften verhalten, so finden wir, daß Falke und Cassel ihre culturhistorischen Gemälde die ganze historische Zeit durchschreiten lassen, Riehl und Walbau dagegen vorzugsweise nur die neueste Zeit zur Unterlage ihrer Arbeiten nehmen; dabei haben Falke und Riehl am stärksten das Verständniß und die Kunst an den Tag gelegt, ihren Gegenstand in steter Beziehung auf das gesammte Leben zu fassen; weniger ist dies bei Cassel, am wenigsten bei Walbau geschehen. Dies im allgemeinen; wir wenden uns nun zu den einzelnen Werken.

Falke's Werk: „Die deutsche Trachten- und Nothwendwelt“ (Nr. 1), ist eine höchst verdienstliche Arbeit, verdienstlich nicht allein darum, daß sie einen culturhistorischen Zug deutschen Lebens im festen Zusammenhang durch die ganze deutsche Geschichte hindurchführt und ihn wie ein lebendes Gemälde den Augen und Zwecken der heutigen und der kommenden Welt zum Genuß und zur Benützung übergibt, sondern auch, daß sie auf einer tüchtigen Gründlichkeit und Zuverlässigkeit beruht und vom wärmsten Ausdruck getragen wird, dem man durch und durch das begeisterte Hineinleben in den Gegenstand nachfühlt. Wenn wir deshalb mit Freuden aussprechen können, daß sie einem in der deutschen Literatur lebhaft gefühlten Bedürfnis abgeholfen hat, so müssen wir aber auch bekennen, daß sie nirgends besser ausgeführt werden konnte als in den Hallen des jungen Nationalmuseums zu Nürnberg, wo der Verfasser vor seiner Versetzung nach Wien als Conservator und Secretär der Abtheilung für Kunstsammlung thätig war. Denn hier hatte der Verfasser nicht bloß

eine solche Sammlung von Costümbildern aus früherer und späterer Zeit zur Hand, wie sich eine gleiche auf keinem zweiten Punkte Deutschlands wiederfindet, sondern es standen ihm auch einzelne, dem Germanischen Museum zugesendete Aufsätze über Trachten zu Diensten, welche das Interesse an der Sache erhöhen und die Einsicht in sie vertiefen mußten; zudem bot das Museum ihm einen einschlägigen seltenen literarischen Apparat, dessen bequem gemachte Benutzung um so willkommener zu erachten war, als erst dadurch die Arbeit wie zur Gründlichkeit so zur Vollständigkeit erhoben werden konnte. Zu dieser amtlichen und lokalen Begünstigung brachte der Verfasser ebenso viel Sinn, Liebe und Ausdauer als Geschicklichkeit, das reiche künstlerische und literarische Material für seine Zwecke zu verarbeiten.

Wenn nun das Werk selbst, wie der Verfasser bekennet, einerseits für die nürnbergische Kunstsammlung gleichsam als ihr historischer Cicerone, andererseits nur für solche abgefaßt ist, welche das Buch bloß lesen, und nicht oder doch erst in zweiter Linie für solche, welche dasselbe etwa brauchen wollen, so hat er damit für seine amtliche Stellung einen innern und äußern Zweck vor Augen gehabt; von diesen beiden Zwecken ist indeß, offen gestanden, der letztere durch den erstern nach einer wichtigen Seite hin verkürzt und verkümmert worden. Es fehlt nämlich zu unserm Leidwesen dem trefflichen Werke die Beilage entsprechender Abbildungen.. Der Verfasser geht selbst:

Ich mußte zweien Dingen entsagen: einmal der Mittheilung des gelehrten Apparats, der ohnehin in seinem schriftlichen Theile unschwer zugänglich sein wird, und zweitens der Beigabe entsprechender Abbildungen. Ich verhehle mir das Mislische des letztern Punktes nicht, indeß dürfte für den, der weiteres Interesse an der Sache nimmt, das eine oder andere der Costümwerte leicht zur Hand sein.

Dem müssen wir jedoch entgegenhalten, daß die Zahl guter Costümwerke äußerst gering ist und daß man, weil keins derselben die ganze deutsche Trachtengeschichte vollständig abspiegelt, mehrere zugleich besitzen muß, wenn man dem Werke des Verfassers folgen will. Wie wenige von den Lesern sind daher in der glücklichen Lage, solche seltene, überdies meist kostbare Costümwerke auslänglich zu besitzen oder sich zur Hand zu schaffen! Und will der Verfasser sich und uns damit beruhigen, daß nicht die blanken Leser, sondern die praktischen Werwerther seines Werks Costümabbildungen nöthig hätten, so können wir ihm durchaus nicht einräumen, daß man wissenschaftliche Werke zum bloßen Lesen schreibt; wir müssen vielmehr die Wahrheit aufrecht halten, daß gerade die geistige Werwerthung solcher Bücher die Hauptsache ist oder daß die Werwerthung derselben in erster Linie in der Erregung geistiger Anschauungen und Gestaltungen, in zweiter in äußern praktischen Nachbildungen besteht. Nun hat zwar der Verfasser seine Schilderungen vielfach zu wirklichen plastischen Gemälden ausgeprägt und dadurch die Nachbildung der Trachten sehr ermöglicht, der volle veranschaulichende Eindruck jedoch, welchen die künstlerischen Costümbilder mit ihrer lebendigen Unmittelbarkeit bewir-

ken, ist nicht erreicht und kann auch von keiner noch so farbenreichen Wortdarstellung erreicht werden und eben deshalb bleibt unsere Klage, daß dem Faltke'schen Werk die nöthige Series von Bildern fehlt, eine gerechtfertigte. Es wäre uns lieb, den Verfasser nach dieser Seite ebenso in Schutz nehmen zu können als nach zwei andern Seiten, einmal daß er den gelehrten Notenapparat weggelassen, zum andern, daß er den Bezug der Trachtenstoffe im allgemeinen nicht berücksichtigt hat. Jenes würde dem Werke den Charakter eines Buchs für die bürgerliche Gesellschaft entzogen, dieses ihm eine ungehörige Ausführung gegeben haben, eine ungeeignete insofern, als sie bei all ihrer culturhistorischen Wichtigkeit doch mehr oder ausschließlich der Handelsgeschichte als der Costümgeschichte gehört.

Die Geschichte der Trachten fällt nach der Anordnung des Verfassers mit den Hauptperioden der Cultur- und politischen Geschichte zusammen. Den Grund hierfür findet derselbe in dem Zusammenhang zwischen den Wandlungen der äußern menschlichen Erscheinungen und des innern Culturlebens. Man muß diesem Grundgedanken, der den Verfasser durch seine ganze Arbeit hindurch leitete, seine historische Berechtigung zustehen. Denn wie eine jede Nation einen Nationalcharakter mit Recht für sich in Anspruch nimmt, der sie als ein einheitliches, einziges Ganzes gleichsam mit einer Seele empfinden und handeln läßt, so ist auch in der Geschichte der Civilisation oder des Bildungsanges des einzelnen Volks wie der ganzen Menschheit, soweit sie im Strom der Cultur vorwärtschreitet, einer jeden Stufe ein solcher Gesamtharakter, ein zur Einheit gewordener Complex bewegend und leitender Ideen zuzuschreiben. Diese Seele der Zeiten krystallisirt alle ihre Lebensäußerungen in ihre eigenthümlichen und darum nothwendigen Formen, an denen ein geübtes Auge bald erkennen muß, wess Geistes Kinder sie sind. In diesem Sinne ist auch das Costüm allemal ein Kind seiner Zeit, eine Form, welche die Züge des herrschenden Gesamtharakters erkennbar an sich trägt. Wie der einzelne Mensch in Kleidung, Haltung und Gang sein inneres Wesen äußerlich offenbart und ausdrückt, so daß wir aus jenem auf dieses nicht bloß schließen können, sondern auch schließen dürfen, so ist es bei jeder Nation und so auch bei einer jeden Geschichtsperiode in der ganzen äußern Erscheinung. Und umgekehrt wie die Gesinnung von innen heraus den Ausdruck der Kleidung und Toilette bestimmt und regelt, so wirkt auch wieder die Tracht auf die innere Welt der Individuen und Völker zurück. Unser Verfasser nimmt indeß nur jene Wirkung, keineswegs auch diese als wirkliche Erscheinung des Culturlebens an, weshalb er nicht allein das Wort des bekannten Logau:

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen,

Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen,

sondern auch den landläufigen Sinnspruch „Kleider machen Leute“ ins Gegentheil umgekehrt wissen will, um ihnen in seinen Augen Wahrheit einzuräumen. Wäre freilich dies andern, so hätte man viele andere derartige Aus-

sprache der alten und neuen Zeit umzudrehen, ja man hätte selbst einerseits allen früheren, vom Jahr 808 bis in das 18. Jahrhundert fortlaufenden Kleiderordnungen und Kurusgesetzen, die bei all ihrer Erfolglosigkeit doch von dem Gedanken getragen wurden, daß Kleider ebenso sehr das Leben vertheuernde als das Herz bestimmende Formen sind und sein können, andererseits der vom Verfasser selbst nachgewiesenen Erfahrung, daß die Trachten und Moden der obern Stände sich nach und nach zu den untern Volksschichten herabsenkten und hier als Eroberer ihren Einfluß durch kürzere und längere Perioden ausüben, Wahrheit und Sinn abzusprechen. Will nun aber der Verfasser die Berechtigung zu einer solchen Umdrehung sammt ihren Konsequenzen schlechthin bloß nennt und nicht beweist, so halten wir mit vollem Rechte an der vollen Wechselwirkung zwischen dem Innern und Aeußern und dem Aeußern und Innern fest, darum fest, weil ihre Gründe auf Psychologie und reicher Erfahrung beruhen und schwer anzutasten und wegzulegen sind. Die Macht, welche das neue Kleidchen auf das Kind, die Toilette auf das Weib, der Stern und Orden auf den Staatsmann, die Livree auf den Bedienten, die Uniform auf den Soldaten und der lange schwarze Rock auf den Priester ausübt, können wir täglich in der stillen Familie, in den Salons und im öffentlichen bürgerlichen Leben greifen und müssen selbst sie hier oft schmerzlich empfinden. Nicht anders als die Gegenwart zeigt die ganze lange Geschichte der Trachten vom ungeerbtem Fell der alten Germanen bis zur Crinoline der heutigen Damenwelt, daß wie Sinn und Verstand sich entsprechende Kleider zuschnitt, so auch oetroyirte Trachten sich die Gemüthswelt unterthänig gemacht und gestimmt haben. Man denke unter vielem andern nur an die Geschichte der Verrübe. Nicht allein, daß diese anfangs von den Geistlichen als ein für sie unwürdiger Kopfschmuck zurückgewiesen wurde, auch in den Kirchenbehörden und selbst im Papst fand sie harte Gegner, und doch siegte sie und fing die geistlichen Herzen ein, ja zuletzt hielt man sie für einen echt priesterlichen Schmuck, so daß die kirchlichen Häupter sie am längsten getragen und ebenso unwillig abgelegt, als sie dieselbe unwillig angethan haben. Mag immerhin bei dem einen Volke die eine oder andere Tracht aus dessen Wesen hervorgegangen sein, so wird sie nothwendig bei jedem andern Volke, dem sie eingeführt worden ist, von außen nach innen wirken, und man wird sicher nicht leugnen können, daß ein leichtfertiges Volk, welches eine für den Sinnenfidel berechnete Tracht von der Fremde herübernimmt, noch mehr verfinnlicht und sittlich wekl werden muß. Leider hat der Verfasser einer Anschauung gemäß diese, von fremden Trachten nicht minder als von fremden Sitten und Zungen auf das deutsche Volk ausgeübten, bedeutsam äußern Einflüsse als solche aufgehoben, indem er ihre casualen Verhältnisse verkehrte und sie zu dem Ende als Erscheinungen faßte, welche die Volkseele gleichsam aus sich erzeugte, indem sie ihnen mit schon vorbereiteter wahlverwandter Stimmung und entsprechender Temperatur entgegenkam.

Daß dies jedoch nicht die volle historische Entwicklung der Sache ist und sein kann, haben wir bereits angedeutet, und haben darum hier nur noch unser Bedauern auszusprechen, daß die uns vorliegende Schrift sich der anderseitigen und somit allseitigen Behandlung der Trachten entzogen hat, da gerade ihr Verfasser, wenn anders seine Auffassung der Sache mit der unsern in Einklang gestanden, vorzugsweise geeignet war, die von außen nach innen wirkenden روبеинflüsse ebenso nach Inhalt und Form befriedigend zu schildern, als dies mit der Wirkung von innen nach außen geschehen ist. Auch würde dann selbst diese Seite vielfach eine andere Beleuchtung erhalten haben, wenn die Darstellung jenseitiger Seite statt sie zu abforbiren zu ihrem Recht hätte kommen lassen. Ueberdies würde auch der Verfasser sicherlich nicht an der interessanten Untersuchung vorbeigegangen sein, ob eine aus der eigenen krankhaften Stimmung einer Nation gleichsam herausgewachsene unnatürliche Tracht größeren sittlichen und nationalen Schaden erzeuge als eine wildtöge Mode, welche man von der Grenze und Fremde her über ein Volk ausbreitet und in dessen Seele hineinwirken läßt. Wenn sich dort bei aller Verschröbenheit der Kleidung doch noch eine nationale Selbstthätigkeit, sogar oft in den wildesten Kostümauswüchsen eine Befreiung der innern Krankheit annehmen läßt, so wird hier eine Nation in das Leidende und Unfreie, in das Vergessene und Verdrängte alles dessen, was sie heiligt, hineingezwängt und dadurch an den Schwingen ihres Genies beschnitten. Denn das häßlichste Schönschium mit oetroyirten Puppen und farbigen Lumpen macht den Menschen nicht zum Mann, sondern zum kindischen Kinde.

Dies die principielle Differenz, welche zwischen dem Verfasser und uns besteht und welche wir, eben weil sie eine principielle ist, an den Tag legen mußten, bevor wir uns zu dem Haben der Darstellung wenden konnten. Nehmen wir nun diesen von demjenigen Standpunkte auf, den der Verfasser innehat und den auch wir zum guten Theil als den unsern anerkennen, so haben wir bereits oben auf die darauf bezügliche Vortrefflichkeit des Werks hingewiesen. Trotz der erstaunlichen Stofffülle, welche in die beiden Theile niedergelegt ist, ist doch das Ganze so rund ausgeprägt, so warm und lichtvoll behandelt und mit dem Charakter des Zuverlässigen so durchwebt, daß die Lectüre des Buchs vom Anfang bis zu Ende in gleicher Stärke fesselt als belehrt. Wenn dies durch Einschuß der Quellenreferate, so ist jenes durch eine gesunde Anordnung erreicht worden, welche sich nicht allein darin äußert, daß jede Periode scharf charakterisirt und in ihren Bezügen auf das gesammte Volksleben gefaßt ist, und nicht allein darin, daß jeder periodische Beginn die volle Berechtigung nachweist, mit der die bezügliche Periode zum Dasein gelangt, und jeder periodische Schluß Rückblicke enthält, die die Lichtstrahlen des Zeitabschnitts gleichsam in einen hellen Brennpunkt zusammenbrängen, sondern auch dadurch, daß neben dem allgemeinen Trachtencharakter jede einzelne Toilettenstelle des menschlichen Abzupers, auf welcher die Mode ihre jedesmalige Art kund gibt, wohin Kopf, Hals, Brust, Knie und Fuß vor-

zungsweise gehören, ihre besondere Trachtengeschichte erhalten hat, die statt das Ganze zu stören, dasselbe vielmehr belebt.

Derjenige aber behandelt vor allem die Geschichte recht und wahr, der in dem Zug und Strome derselben aufdeckt, was in der menschlichen Natur zufällig und vorübergehend und was wesentlich und unabänderlich ist. Jenes wird von den wechselnden Stimmungen, dieses von den ewigen Forderungen der innern und äußern Natur bestimmt. Der Verfasser setzt mit vollem Recht diese Forderungen, die er als Maßstab an den Wechsel der Trachten heranbringt, in eine natürliche, d. i. die freie und leichte Bewegung der Glieder nicht beschränkende, eine klimatische und eine ästhetische Kleidung. Die natürliche und klimatische Berücksichtigung macht das Kleid zum zweckmäßigen, die klimatische und ästhetische zum nationalen und die ästhetische zum anmuthigen. Die möglichen Arten der beschafflichen Abweichungen oder die Wechselungen, nach denen sich die Tracht erweitert oder verengert, frei oder züchtig, phantastisch oder schlicht, maßlos oder zusammengeschrumpft, natürlich oder unnatürlich, buntfarbig oder mönchsbüster wird, bilden die Scala der Moden, die bald die eine oder andere oder alle Forderungen zusammen verlegen und im letztern Falle selbst die Tollheit bis zur Unnatur treiben, wo sich der Mann ins Weib verkehrt, wo das Vermögen vernichtet und selbst das Leben gefährdet wird. Das Werk von Falke zeigt, in wie viel Tollheiten und unnatürliche Ausschreitungen die Völker rücksichtlich der Trachten gerathen können, vor allen aber das deutsche Volk, das, wenn es einmal für eine Mode trunken ist, derselben selbst die größten Interessen und die heiligsten Personen sammt den Sitten eines reinen Herzens opfert. Man lese nur, um sich davon zu überzeugen, den Abschnitt über die Schellentracht und den über die Schnabelschuhe. Nach dem Maße der Schnabeln maß man den bürgerlichen Stand, und auch Gott, Christus und die Maria wurden zur Mode herangezogen und mußten Schnabelschuhe à la mode tragen. Es gab Zeiten, wo auf die Männer die Locken, die Pommade, die Perlenhaldbänder, die offene Brust und der Frauenrock übergingen; Zeiten, wo ein Anzug 1000 Eichenstämme und 100 Ochsen kostete und wo ein Modenarr ein ganzes Landgut auf seinen Rippen trug; Zeiten, wo man der Gesundheit zu Troß des Jahres zweibis dreimal zur Ader ließ, um eine weiße Haut zu gewinnen oder wo man sich eine enge Modetaille durch widernatürlich zusammenpressende Schnürbrüste erzwang; und wieder Zeiten, wo man durchsichtige Florleider anlegte, um den Körper in all seinen Theilen durchscheinen zu lassen, ja wo bei Festen nackte Jungfrauen die Hauptrollen zu spielen hatten.

Wir können selbstverständlich hier einerseits weder die Galerie dieser und anderer Zeiten mit gleich starken Verwilderungen im Costüm, noch die Reihe von Wunderlichkeiten und Schwächen, unter denen auch die berühmtesten Perrücken und Köpfe florirten, andererseits weder die Oppositionen, welche sich gegen die wilden und un-

verlichen Auswüchse der Trachten erhoben, noch die Perioden mit zweckmäßigen und schönen Kleiderformen bis ins einzelne verfolgen, wol aber halten wir es für nöthig, den Entwicklungsgang der deutschen Trachten, wie ihn das Werk von Falke zur Anschauung bringt, in gedrängter Skizze anzudeuten, um dem Leser eine allgemeine Uebersicht über dasselbe zu verschaffen. Die Hauptzüge sind folgende.

So einfach, selbst dürftig auch die ursprünglich germanische Kleidung war, so entsprach sie doch den gesunden Bedürfnissen des Volks in Rücksicht auf Klima, Natürlichkeit und Anstand. Sie bestand aus zwei Hauptstücken, einem engern und einem weitem; jenes, das über den Kopf angezogen wurde, bildete beim Manne den Rock, beim Weibe das Kleid; dieses den Mantel, beiden Geschlechtern gemein. Dazu gesellte sich noch Pelzwert und Schmuck. Mit der Völkerwanderung begann ein vielhundertjähriger Kampf zwischen dem römischen Costüm und der alten nationalen Tracht der Deutschen, ein Kampf, der beim Anheben des neuen Jahrtausends mehr zu Gunsten der römischen Kleidung entschieden war. Der kurze enge deutsche Männerrock wich sammt dem Frauenkleid der langen, weiten, faltig gegürteten Tunica, der Mantel dem Pallium, die lange Locke dem gekürzten Haare. In der Zeit der Ottonen erreicht der Ausdruck dieser Tracht seine Blüte.

Indeß unmittelbar darauf schießt aus der insolge der Kreuzzüge bewirkten innigern Verschmelzung der germanischen, antichristlichen und orientalischen Elemente ein neues selbsteigenes Leben der mittelalterlichen Welt in jugendlicher, frischer und originaler Schönheit empor. Es ist die Zeit der Minnepoesie und des Frauencultus. Die vor allem die Poesie und die Baukunst von einem neuen Geiste mit neuen Formen getragen werden, so gewinnt die Tracht, indem sie den Charakter der Steifheit und Dürstigkeit ablegt, die harte Leinwand gegen geschmeidige Wolle austauscht, das Kurzhaar in Lockenwellen umwandelt und der menschlichen Gestalt Kleider mit edelstiehendem Faltenwurf anlegt, einen plastisch künstlerischen Charakter. Die Periode dieser edeln und einfachen Kleidungsweise fällt in die Zeit von 1100—1300. Von diesem Höhepunkt der Grazie schreitet die Tracht im 14. Jahrhundert ihrem Gegentheil mit derselben Nothwendigkeit zu, als der Geist des Mittelalters der immer stärkern Entartung in Gesinnung und Denkart zugetrieben wurde. Was faltenreich und lang war, wird verkürzt, steif und eng; das Einfache springt ins bunte Lob über; das Züchtige weicht dem Schamlosen. Gegen die Tollheiten in getheilter Tracht, in Zatteln, Schleppen, Hauben, Schellen, Schnabelschuhen, Hängeärmeln, Farbenallegorien, Zacken und Niedereu erhebt sich mehrfache Opposition, doch die Strömung in Luxus und Entartung geht unaufhaltsam vorwärts, und als das 15. Jahrhundert zu Ende ging, war die Tracht zum Zerrbild und zum schandbaren Costüm geworden.

Was that nun noth? In die zersahrene Welt der Trachten und Moden mußte Zucht und Vernunft, in

Ihre lästigen Berrugungen Freiheit, in ihre Widerfännigkeit Charakter eintraten, gerade wie auf allen übrigen Gebieten des Lebens die abendländische Welt eine ähnliche Regeneration bedurfte; denn hier wie dort war mit dem Aussterben oder Erstarren des mittelalterlichen Geistes aller Boden wankend gemacht und besudelt worden. Mit unabwendbarer Nothwendigkeit und durch das Zusammenwirken vieler Gewalten und Momente verstärkt, kam der Sturm, welcher, alle Lebensverhältnisse und alle Thätigkeiten und Gedanken der Menschen erschütternd, die Reformation an Haupt und Gliedern anbahnte und dadurch die neue Zeit gebärte. In diesem ersten reformatorischen Sturm und Drang, wo die erregten Geister Schlag auf Schlag von großen Begebenheiten überrascht und getroffen wurden, mußte die alte Leichtfertigkeit und Eitelkeit der Welt mit ihrer narrenhaft lustigen Kleidung vor dem ernstern Dingen schwinden, welche an das menschliche Herz schlugen und es in sich lehrten; es mußte die Kleidung einerseits zu klaren und zuchtvollen, andererseits zu freien, nicht belästigenden Formen übergehen. Doch daß sehr bald die Entwicklung der jugendlichen Reformation verdrängt und zwar durch die Politik zu dynastischen Zwecken und durch innere protestantische Parteilungen zur Erstarrung in der Doctrin und im Leben benutzt wurde, dies brach und lähmte die im Volke liegende Triebkraft zur Trachtenbildung und unterwarf sie dem Gebot, dem Einkäufen von außen oder von oben zu folgen. Seitdem hörten nothwendig die das Mittelalter hindurch bestandenen gesonderten nationalen Trachtenunterschiede auf, dagegen setzte sich für die folgenden Jahrhunderte eine universalfällische und eine particularistische Kleidung fest: eine unversälfliche, indem die Bildung einen unversellen Charakter und die ganze gebildete Welt eine gleiche Kleidung annimmt, und eine particularistische, indem durch Schwächung des Reichsoberhauptes die größern und kleinern Herrschaften ihre selbständige Besonderheit ertingen und in ihrer gegenseitigen Absperrung einen spießbürgerlichen Geist und mit ihm die landesbannischen Trachten ausprägen. Wenn von nun an dort das Reich der wechselnden Moden oder die Fahrstraße *a la mode* erbaut ist, so drängt hier in den Gebieten der vom großen Leib abgetheilten Theile alles zur Erstarrung und zum Festklammern an das Altväterliche oder zur unorganischen Aufnahme der Abfälle vom modischen Reich.

Dieser Zwiespalt, der wie in das Religiöse und Politische so in das Costüm des deutschen Volkslebens infolge der verkümmerten reformatorischen Gärung geschleudert und zum Grundton der folgenden Jahrhunderte gemacht wurde, überlieferte allen fremden Geistes und Einflüssen die Brücken und Thore ins deutsche Volksbewußtsein. Ueberdaraus erklärt sich, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, nachdem das katholische Spanien seinen Grundsätzen in Politik, Religion und Sitte die Herrschaft in Deutschland errungen hatte, in das forchen aufgeblickte reformatorische Leben ein kalter Hauch einbringt, der die Gemüther erschreckt und erstarrt, der den Bürgerstand um sein nationales Bewußtsein und sein moto-

risches Geft bringt, der die gegeschiedene Klassen und Rang ihre buntschöne Tracht entfür Schmutz entkleidet. Den it wie angegossen die spanische Aflösterlich-büßern Ausdruck u die breite Halskrause, das E Strumpf, der gespitzte Schu seidenen Mantel sammt Brillen Schnupstüchern, sammt Par! Dies spanische Costüm legt i und tief in das deutsche Leben, welches fleif und Starr wurde und sich gleich einer Raupe in die harte, finstere Schale verpuppte, des befreienden Frühlings harrend.

Es kam dieser Frühling mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts. In dem sich vertöndhernden spanischen Absolutismus lag nicht allein die Nothwendigkeit, daß Spanien die Kraft und die Ehre verlor, die erste Rolle im Decident zu spielen, sondern auch einerseits die Herausforderung zum Dreißigjährigen Krieg, andererseits das Hindrängen der protestantischen Fürsten an Frankreich. War der Dreißigjährige Krieg ein politisch protestantischer Gegenstoß gegen die katholische spanische Gewalt, so war er auch zugleich eine Entsefflung vom spanischen Costüm und zwar auf dem Wege eines neuen Naturalismus. Anfänglich verfolgte diese Richtung nichts als Freiheit der Trachten, ohne noch in das Maßlose überzuspringen, weshalb die Formen, welche sie schuf, namentlich ihr langes Haupthaar, ihr Spitzkragen, breitrandiger Hut und langer weiter Mantel, ihre freien Kniehosen, ihre kurzen wulstlosen Jacken mit den darüberliegenden Ledercollets, ihre Strümpfe und breitstumpfen Schuhe, wenn auch nicht im einzelnen, doch im ganzen erträglich waren; bald indess steigerte sich dieselbe unter der wilden Solbateska des Dreißigjährigen Kriegs bis zur Unnatur, bis zum phantastischen Stugerthum und *à la mode-Cavallertum*, das auf der Straße mit dem Sarraflapperte, die Sporen und die Metallspitze klingen ließ und mit den Stulpen und andern überflüssigen schlotternden Stoffe einherrauschte. Ebendeshalb wurde beim Ausgang des Kriegs in dem abgehegten todesmüden Volke das Bedürfnis nach ruhigen festen Formen wach; und diesem kam Frankreich entgegen, welches bereits die protestantischen Fürsten an sich gefesselt hatte und nun auch zugleich mit jenen die katholischen Höfe und Völker auf lange Zeit in sein Schlepptau nahm. Infolge dieser dauernden Herrschaft Frankreichs, dem sich das ganze deutsche Culturleben der höhern und mittlern Schichten unterwirft, geht das Costüm einen völlig einheitlichen Gang. Von Paris strömen die allmächtigen Töne und Noten wie für Sitte, Umgang, Denk- und Sprechart, so für die Trachten aus, und wer sich auf der Höhe der Zeit erhalten will, muß das eigene Nationale begraben und der pariser Mode folgen. Dem gegenüber schnürten sich zwar ihrerseits die häuerlichen und die niedern bürgerlichen Kreise um so fester zusammen; aber weil ihnen die innere Lebenskraft gebrochen ist, werden sie bei aller Sprödigkeit die treuen Güter der

om Toilettenstil der wechselvollen Mode:

ymbol, womit Frankreich seine Herrschaft der gebildeten Welt ausbreitet, ist die dieser plastische, charakteristische Ausdruckseignung und Beschaffenheit der Zeit. r Uniform, großartig im Umfang, ein Fest und Aufgeblasenheit, ein Hohn für sie doch dabei beschränkt, die freie Verbindung und den Kopf zu fester Haltung zwinz. Ihre leuchtende Bodenmasse dem menschlichen Ton und Ausdruck einer imperialen stattlichen Ruhe und Feierlichkeit, und doch ist dies alles nichts als affectirtes Pathos und hohle Selbstgefälligkeit, auf durch und durch falschem und unnatürlichem Wesen ruhend. Wie sie die äußere Grazie und die innere Verkommenheit repräsentirt, so athmet in ihrer Herrscherperiode jede Aeußerung und jedes Ding der Gesellschaft diesen Zwiespalt, aber in einer so festen vornehmen Ungeheuerlichkeit und einem so sinnlosen Schwulst und übertriebenen Prunk, daß das Leben naturgemäß ebenso sehr der Abschwächung und Zusammenschrumpfung als der Nüchternheit und dem toten Schematismus zugeworfen werden mußte. Darum wird nun im Verlauf des 18. Jahrhunderts der Weltstann und die Weltform enger, kleiner, prunkloser, nüchterner und regelrechter, zugleich aber auch feister und pedantischer. Es geht die großklotzige grandiose Staatsperücke in die gepuderte, im übrigen nackte Quarr-, Beutel- und Zopfperrücke und in den dünnen Zopf über, der Rock wird zum Frack, das Wams zur Weste, der Hut wandert in die Hand, dazu die Tabatière und der Stock. Mit dem Zopfe, dem prägnantesten Symbol der Kleinigkeitsträumerie dieser Zeit, schloß die bureaukratische Gleichmacherei und der soldatische Camaschendienst als engverschwärtzte Nacht auf, welche alle Köpfe über einen Kamm schor. Dieser männlichen Erscheinung gegenüber kennzeichnet sich das Weib mit Schnärbrust und Reifrock, dort die unmöglichste Verengung nach oben, hier die ungeheuerlichste Ausdehnung nach unten, dort männliche Nüchternheit und Knappheit, hier weibliche Aufgeblasenheit zur Schau tragend; mit dem Reifrock seht sich die Ausdehnung der Kopffrisur in umgekehrte Correspondenz.

Und diese pedantische Zopftracht dringt tief in die Volksschichten ein, erweckt aber mit ihrem peinlichen verknöcherten Wesen erst sanfte oppositionelle Wehmuth, dann lauten Drang und Schrei nach freien Formen, die auch in und mit der Französischen Revolution zum Durchbruch kommen. Je nach den verschiedenen Zuckungen und Aeußerungen des revolutionären Geistes wechseln die Trachten, doch bei dem Allen werden auch mit der Freiheit Formen errungen, welche ebenso natürlich als annehmlich sind und deshalb in die Gegenwart hereinreichen. Mit der Revolution wichen nämlich die alten Eleganten den cynischen Sansculotten, diese den willkürlichen Incroyables, wieder diese dem imperialistischen Aufschnitt Napoleon's I. und dieser dem unerbittlichen Stoße der neuen freien

Ideen; aber mit andern Worten, es stießen zuerst wie Zunder die venerirten Hauptstücke des 18. Jahrhunderts, Zopf, Fuder, Wammes, Schnärbrust, Reifrock, die hohe Haube und die lange Kasse, dann nach kurzer Zeit ebenso wol der wild emporgetriebene Sansculottismus sammt der phrygischen Mütze und sammt allem Aesthetischen, als auch die griechischen, römischen Formen sammt dem Tituskopfe; doch auch die vom Kaiser Napoleon I. getragene Rococotracht mit Schnallenschuhen, seltsamen Stirnbändern, Salonbeugen, Hüften unterm Arm und mit reichbesetzten Bedienten mußte, so sehr sie an den Höfen beliebt wurde, als eine nur todt, von Hofdecreten abhängige und gekünstelte Existenz das Völkercostüm den lebenskräftigen Errungenschaften der Revolution überlassen, und diese Errungenschaften, bei dem Manne der einfache Frack und Rock, der Cylinderhut, die Pantalons und Stiefel, bei dem Weibe das frei fließende Kleid und die antikisirende Kopftracht mit Hut und Haube, gingen vom revolutionären Frankreich, nachdem es seine Rudimente und Girlanden vorausgeschickt hatte, nach dem zopfjähren Deutschland über. Wenn hier die männlichen Moden einen besügten Widerstand erfuhren als die weiblichen, so erklärt sich das daraus, daß derselbe dort von Höflichkeit, hier von ständlicher Seite ausging. Indes trotzdem daß unter andern der Kurfürst von Hessen-Kassel 1799 seine Buchhändler mit Muthützen, mit Fracks, Pantalons, Halsbändern und Schnallenschuhen herausbrachte und zur Schau stellte, und trotzdem daß die Geistlichen für die Schnärbrust und für die Reifröcke eiferten, gegen die allgemeine Strömung waren alle Mittel erfolglos. In den schweren Kriegen, welche Deutschland für seine politische Freiheit zu führen hatte, ist Land und Volk vom Zopfe erlöst worden und hat, indem es die gesunden Errungenschaften der Französischen Revolution einbürgerte, eine Waffe für die Bekämpfung des gegenwärtigen Costüms gewonnen. Da jedoch dasselbe nicht hinreichend abgeschlossen ist, um als historisches Ganzes gefaßt zu werden, so schließt selbstverständlich das vor uns liegende Trachtenbuch mit dem Beginn dieser neuesten Periode.

Dies der verjüngte Faden des Werks von Falke über die deutschen Trachten. Wir glauben annehmen zu dürfen, es werde die von uns vorgelegte Skizze auslänglich durchblicken lassen, wie interessant und höchst bedeutsam dasselbe sei. Wenn in ihm dem Psychologen ein Zug von wichtigen Erscheinungen aus dem Seelenleben der Völker, ganz besonders aus dem Gemüth des deutschen Volks geboten wird, so findet der Culturhistoriker an bisher wenig beachtetes, hier aber ebenso kostbar als schön bearbeitetes Gebiet, durch dessen Benützung der historische Wille und Verstand des deutschen Volkstums wahrhaftiger, tiefer und farbenreicher dargestellt werden kann. Uebrigens verdient der Verfasser für den vollen Dank der deutschen Nation.

Der Verfasser der oben unter Nr. 2 genannten Schrift Paulus Cassel, hat zu Anfang dieses Jahres sein bekannte Thätigkeit von Erfurt, wo er sich seit 1861

aussieht und seit 1855 Secretär der hiesigen Akademie war, nach Berlin verlegt. Bei seinem Weggange von Erfurt drängte es ihn, eine Abhandlung als Symbolum seines Abschieds zu schreiben und diese ist eben das uns vorliegende Schriftchen: „Erfurter Bilder und Bräuche“, das er als akademisches Programm zum Gedächtniß der Niederlegung seines Secretariats, außerdem zum dankbaren Vermächtniß für Erfurt und zu seiner eigenen dauernden Erinnerung an diese alte thüringische Metropole, wo ihm Haus und Platz, Thurm und Garten so bekannt und lieb geworden und wo er sich beim Forschen und Schreiben die Liebe für sie ins Herz getrieben, durch den Druck dem Publikum übergab. Man kann nur loben, daß der Scheidende nicht die süße Bahn der Zwecklosen wandelte und nicht in Carrossen umherfuhr, um Abschiedskarten auszustreuen, sondern daß er, zumal ihm hierzu das Zeug der Potenzen zu Gebote stand, einen bleibenden literarischen Schmaus und Umgang in Erfurt stiftete. Zu der ursprünglichen Absicht des Verfassers lag es eigentlich, zu diesem Behufe einen Abriss alter erfurter Kulturgeschichte zu geben, indes er fand vor und bei seinem Weggange nicht die hinlängliche Muße, ein solches Werk auszuführen. Wir bedauern, daß dies nicht geschehen ist, denn einerseits war der Verfasser ebenso wol wegen der Liebe und Dankbarkeit, die er gegen Erfurt im Busen trägt, als auch wegen der speciellen Kenntnisse, die, wie seine bereits veröffentlichten mehrfachen Aufsätze über Erfurt an den Tag legen, für ein solches Unternehmen der rechte Mann; andererseits hat Erfurt vornehmlich unter den thüringischen Städten ein höchst reiches, nach innen durch seine alte bürgerliche, kirchliche und literarische Entwicklung, nach außen durch seine Beziehung zum Reich und zum Erzbisthum Mainz, zu den Ländern Thüringen und Sachsen, zu den thüringischen Dynasten, adelichen Geschlechtern, Städten, Burgen und Klöstern bedeutsames historisches Leben, dessen gründliche Aufhellung Licht in politische und kulturhistorische Hinsicht in die Nähe und Ferne verbreiten muß. Was bis jetzt darauf bezüglich geschehen ist, genügt nicht, vielmehr muß in dem hierhergehörigen monumentalen und schriftlichen Material noch viel mit liebendem Fleiße geforscht und mit kritischem Auge gesichtet und das in solcher Weise Errungene mit künstlerischem Sinn und Ausdruck zusammengefaßt werden, um eine vollständige, wahre und lebendige Geschichte dieser wichtigen Stadt zu schaffen. Leider ist nach des Verfassers Bekenntniß, in das als ein offen ausgesprochenes wir wol keinen Zweifel setzen dürfen, gegenwärtig die Zahl derer, welche unter den Einwohnern Erfurts ein anhaltendes wissenschaftliches Interesse für Studien der erfurter Geschichte haben, äußerst gering, und selbst unter diesen wenigen Tüchtigen hat mancher nicht die Muße, größere historische Publicationen zu beschleunigen. Eben deshalb muß, wo so wenige bauen und bauen können, jeder Beitrag für Erfurts geschichtliches Erbaue willkommen sein. Dies gilt denn auch von der Abhandlung des Paulus Cassel und zwar selbst in ihrer am Raten äußerst reichen Form. Da diese der

Verfasser entschuldigt, so hat die Kritik kein Recht, sie anzustreifen.

Der Inhalt der Abhandlung umfaßt folgende Gliederung: 1) Sprache und Bild im allgemeinen und insbesondere das germanische Bild und dessen Zusammenhang mit der Bildung des Volks; 2) die Hausbilder und deren Verhältnis zum Wappen und zur Hausmarke; dann die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens und das Alter der erfurter Hausbilder; 3) die Entlehnung dieser Bilder aus dem Bereich des städtischen Lebens, aus der Thierwelt, dem Pflanzenreich, der Geschichte Erfurts, der Volksfage und aus dem Christenthum und endlich Wappenschilder. Dem Ganzen sind noch neun bezüglich historische Urkunden beigegeben.

Indem der Verfasser mit der Ausführung dieser Punkte den Blick der Vergangenheit Erfurts zuzuwenden verspricht und unternimmt, so thut er in der That mehr, sicherlich dies wie zu unserer so zur Freude der Erfurter. Er durchschreitet nämlich mit seinem besondern historischen Gegenstand die Geschichte Erfurts von der alten Zeit bis zur Gegenwart und umspinnt zugleich seinen Faden mit mehrfachen interessanten Beziehungen auf nähere und weitere Verhältnisse deutschen Lebens. In dieser Hinsicht stimmt er mit Falke überein, nur daß dieser sich auf einem ungleich weiteren Gebiet bewegt und überdies seine Zeitbeziehungen gleichsam als einen historischen Organismus behandelt, während Paulus Cassel sie auf seinem beschränktem historischen Boden nicht über den Charakter von Zufälligkeiten erhebt. Einen weiteren Unterschied gibt uns auch die Ausführung des thematischen Satzes „Bilder und Bräuche“ an die Hand. An und für sich bietet dies Thema einen reichen Inhalt, namentlich wenn man die Bräuche, wie sich diese im Laufe der vielen Jahrhunderte in dem allzeit lebendstischen Erfurt gestaltet haben, ins Auge faßt; indes der Verfasser hat vorzugsweise nur die erfurter Bilder verfolgt und auf diese Weise, was Falke nicht gethan, sein schönes historisches Vorhaben verkürzt und verkümmert. Wir werden ihm dies darum zugute schreiben müssen, daß ihn sein Abzug von Erfurt zur Eile drängte.

Sehen wir uns nun näher an, wie der Verfasser die erfurter Bilder oder bestimmter die erfurter Hausbilder in ihrer Entstehung, Ausbreitung und allmählichen Verdrängung nachweist, so treffen wir ihn hier in seinem rechten Fahrwasser; dies nicht nur darum, daß er einen Gegenstand behandelt, der in den jüngsten Tagen das Interesse der historischen Vereine und somit auch das der erfurter Akademie erregt hat, und nicht nur daß Erfurt nach dieser Seite hin mehr zu forschen und zu finden bietet als viele andere Städte, die nicht wie Erfurt das Glück hatten, trotz mehrfacher zertrümmernder Stöße der Zeit viel Alterthümliches zu retten, sondern daß er auch während seiner sieben erfurter Lebensjahre sich in die Geschichte und in die Lokalitäten dieser Stadt tief eingesponnen hat. Eben deshalb konnte er einen werthvollen Schatz von historischen Grörterungen über die erfurter Hausbilder geben und hat ihn auch gegeben. Wenn der Ver-

fasser einleitendertweise das symbolische Bild und insbesondere das germanische Wappenbild bespricht, so geschieht dies, um die Hausbilder auf ihren rechten Grund und Quell zurückzuführen. Denn wie mit den Wappen, so stehe es mit den Hausbildern; wie jene nach germanischer Anschauung und germanischem Rechte die Besonderheit oder die Freiheit des Individuums, so bezeichnen diese das Haus nicht als ein abstractes, sondern als eine rechtliche Besonderheit. Was übrigens hier über Wappenbilder und Wappenschmuck gesagt wird, geht nicht über das Wahrscheinliche hinaus. Mehr oder Sichereres kann freilich auch die historische Forschung nicht erreichen. Fester Boden gewinnt sofort die Abhandlung, wo sie zu den erfurter Hausbildern selbst übergeht. Um hier die Entwicklung nachzuweisen, welche neben den alten Ritterwappen, die den adelichen Patricierhäusern als Hausbilder imprimirt waren, allmählich auch den rein bürgerlichen Häusern die Wappen zuführte, rollt der Verfasser vor uns den Zug der Ereignisse auf, welche im Mittelalter die erstarrten Innungen zur Theilnahme an den Rechten der städtischen Verfassung und Verwaltung hindrängten. Seitdem entstanden zahlreiche bürgerliche Hausbilder, aus dem Kreise des Gewerbes und Handels hergenommen, zum Zeugniß des neuen strebsamen Bürgergeistes; zugleich nahm der sich fühlende Bürger, wie es die Ritter gethan, auch Hausbilder aus den Naturreichen, aus der Geschichte und aus dem Christenthum, um damit sein errungenes Recht anzudeuten und dem des Patriciers gegenüberzustellen. Diese Hausbildergalerie nun, welche der Verfasser theils aus bereits bekannten, theils aus eigenen neuen Forschungen nachgewiesen und überdies mit mancherlei lokalgeschichtlichen Notizen bereichert hat, muß, weil sie die Trophäen des im Mittelalter siegreich ringenden Bürgergeistes enthält, die Bewohner Erfurts mit Liebe für ihre Stadt erfüllen und sie von der modernen Verallgemeinerung, welche selbst die alten Wirthshausbilder, die letzten Reste alter Hausbilder, weggrafen will, zu dem Festhalten dessen führen, was die Ehre des bürgerlichen Geistes bezeugt. Die Hausnummern sind zwar kurz und praktisch, aber auch abstract und blaß; sie beleben und bezeugen nichts und singen keinen Hymnus von den Thaten der frühern bürgerlichen Hausbesitzer. Anders die Wappen, Bilder und Namen der Häuser. Im übrigen ist der Weg und die Weise, wie vom Verfasser aus dem Vorhandenen auf das Frühere zurückgeschlossen wird, wenn wir gleich so manche Schlüsse gewagt nennen müssen, doch im ganzen ein guter Fingerzeig für gleiche Forschungen in andern Städten, um zu finden und zu erkennen, daß auch hier nicht alles tabula rasa ist.

G. Brückner.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Nachzügler der Literatur zu Schiller's Säkularfeier.

Noch in den letzten Wochen haben sich mehrere Nachzügler der durch Schiller's Säkularfeier hervorgerufenen Literatur auf unserm Bücherschiffe eingefunden, und da wir uns einmal dem mühevollen Geschäft unterzogen haben, eine möglichst vollständige Ueberschau über diese ins Ungeheure angeschwollenen Literatur, soweit wir deren habhaft werden konnten, in d. Bl. zu geben, so wollen wir auch diesen Nachzügler einig Berücksichtigung angedeihen lassen.

Die erste der uns vorliegenden Schriften gehört allerdings nicht eigentlich zu diesen „Nachzügler“, konnte aber doch in unserm letzten Schiller-Artikel: „Schiller als Held der Dichtung und Mythe“ (in Nr. 21 u. 22 d. Bl.), seinen Platz angewiesen erhalten; es ist die Schrift: „Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft in ästhetischer, politischer und religiöser Beziehung. Zur Säkularfeier des Dichters. Von Ludwig Eckardt“ (Benigsen-Jena, Hochhausen, 1859).

Ludwig Eckardt's Rede ist wol die früheste auf die Säkularfeier Schiller's bezügliche; denn sie wurde als öffentlicher akademischer Vortrag bereits am 18. März 1859 im Rathhause zu Jena gehalten; sie ist mithin recht eigentlich eine Vorrede zu Schiller's Säkularfeier zu nennen. Gewidmet ist sie „als Festgruß aus der Schweiz“ zehn „deutschen Männern“, unter denen wir auch uns selbst genannt fanden. Dieses Freundschaftszeichen hat uns an einer strengen Beurtheilung des Eckardt'schen Dramas „Friedrich Schiller“ (vgl. Nr. 21 d. Bl.) natürlich nicht hindern können, obschon unser Tadel mehr den compositionellen Gebrechen des Stückes galt, während wir das darin sich in Einzelheiten, sowohl pathetischen als komischen, fundgebende dramatische Talent bereitwillig anerkannten. Zu manchen gewagt scheinenden Auffassungen im Charakter Schiller's, denen wir im Eckardt'schen Drama begegneten, bietet übrigens diese Rede den Schlüssel, und wenn wir auch nicht mit allen in Eckardt's Rede enthaltenen Behauptungen oder ästhetischen Ansichten unbedingt einverstanden sind, so dürfen wir doch sagen, daß seine Rede so viel Literaturstoff und ästhetisches Material bietet als diese Eckardt'sche. Sie ist auch keine eigentliche Rede, sondern eine Abhandlung, zu der sie wahrscheinlich erst für den Druck erweitert wurde; denn ein Buch von 72 enggedruckten Seiten trägt man doch schwerlich der akademischen Jugend in einem Athem vor. Eckardt sagt in dieser Beziehung im Vorwort: „Den folgenden Blättern liegt ein freier Vortrag zu Grunde, der erst später aufgearbeitet wurde. manches kann daher hier gedrängter, manches erweitert vorliegen, als seine ursprüngliche Fassung war; im wesentlichen ist der Gehalt unverändert geblieben, soweit es möglich, so ist der Ausdruck festgehalten worden.“ Das Grundthema seiner Rede, das er an den einzelnen Dichtungen Schiller's durchführt, ist der Satz: „Schiller führte die Idee der Freiheit, der politischen, in die Literatur ein. Dies ist seine weltgeschichtliche That.“ Daher erscheinen ihm wir Mitlebenden nicht als „Epigonen, die da jähren vom Erbe der Vergangenheit“, sondern „Schiller als Führer sind wir Progenen, Bahnbrecher einer neuen Zeit“, denn „Schiller knüpft sich nicht nur der Staat der Zukunft, sondern auch die Menschheit der Zukunft“.

Nachdem er dies nachgewiesen, wendet Eckardt in der zweiten Hälfte seiner Rede 12 der wichtigsten ästhetischen Fragen an, die er zu beantworten sucht. Auf alle diese Fragen können wir hier nicht eingehen; wir heben nur drei hervor, die auch in d. Bl. schon wiederholt behandelt wurden. Zuoberst die Frage ob die Erneuerung der deutschen Bühne eher von der bürgerlichen oder von der geschichtlichen Tragödie ausgehen könne? Bekanntlich entschied sich Lessing zur Zeit, als er „*Nis Sarah Samson*“ schrieb, für die bürgerliche Tragödie. „Die Namen der Fürsten und Selben“, schrieb er damals, „können einem Stücke wol Pomp und Majestät geben, aber zur Nahrung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unserigen am ehesten

ten kommen, muß natürlich am tiefsten in unsere Seelen dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen und nicht als mit Königen.“ Die man von Goethe und Schiller behauptet, sie seien im Grunde die letzten großen deutschen Dichter gewesen, so behauptet man auch wol von Lessing, er sei der letzte große deutsche Kritiker gewesen; aber wenn er in unserer Zeit mit einem solchen Satz wie der eben angeführte austräte, so würde er mit ihm, wie auch mit mancher andern seiner Behauptungen, auf scharfen Widerspruch stoßen und für viele sofort aufhören die Autorität zu sein, als welche man ihn zu betrachten gewohnt ist. Im übrigen erkannte Lessing wol mit Recht, daß unser Theaterpublikum zum größten Theil aus Menschen besteht, deren geistiger Horizont äußerst beschränkt ist, die keinen Geschichtssinn haben und die auch in ihrer Theilnahme für Politik, wenn sie eine solche wirklich an den Tag legen, meist von ihrem persönlichen Interesse ausgehen, und sehr bald alle Politik zum Fenster wünschen, wenn sie dadurch in ihren Geschäften und Vergnügungen gestört werden und statt Vortheil zu haben noch Opfer bringen müssen. Wir für unser Theil stellen die geschichtliche Tragödie als die höhere Gattung anbebingt über die bürgerliche, müssen aber doch bedauern, daß das bürgerliche Trauerspiel gegenwärtig so gänzlich daniederliegt, daß von ihm kaum noch die Rede sein kann. Was das bürgerliche Drama zu leisten vermag, hat Lessing durch „Minna von Barnhelm“ im Gebiete des Lustspiels, und Schiller durch „Kabale und Liebe“, bei allen Uebertriebenheiten und theilweisen Geschmackswidrigkeiten und psychologischen Widerständigkeiten, im Gebiete des Trauerspiels glänzend bewiesen.

Eine andere von Eckardt aufgeworfene Frage ist die, wie weit der Dichter in der Behandlung geschichtlicher Stoffe gehen dürfe? Wir stimmen mit Eckardt überein, wenn er sagt, daß es dem Dichter ewig unbenommen bleiben müsse, „geschichtliche Stoffe willkürlich aufzufassen, wenn er nur innere Wahrheit zu erzielen vermag“; aber doch können wir es nicht gut heißen, wenn dieser „inneren Wahrheit“ zu Liebe, die doch sehr oft nur auf der willkürlichsten und einseitigsten subjectiven Auffassung beruht, die äußere geschichtliche Wahrheit ganz über den Haufen geworfen und der Charakter der handelnden Personen in sein gerades Gegentheil verwandelt wird. Schon Goethe (im „Egmont“) und Schiller sind hierin vielfach zu weit gegangen; was aber neuere Bühnendichter nur zu theatralischen Zwecken und, ohne diese Willkür durch die großen Eigenschaften jener Dichter bis zu einem gewissen Grade wieder gut zu machen, in willkürlicher Behandlung geschichtlicher Stoffe und Persönlichkeiten leisten, ist oft wahrhaft frevelhaft. Wenn sie uns etwa mit der Frage kommen: wie ist es ohne diese Willkür überhaupt nur möglich, geschichtliche Stoffe zu modernen Bühnenspielen zu verwenden? so fragen wir einfach zurück: Ist die Geschichte nur dazu da, von euch mißhandelt zu werden? Man vergesse nicht, daß die Entartung der atheniensischen Bühne, ja des Volks selbst mit dem Augenblicke begann, wo Euripides sich herausnahm, die Helden und Heldinnen der alten Mythe zu corumpiren und im neuathenienischen Geschmacke zu modernisiren. Und doch war auch Euripides ein ungemein großes dramatisches Talent!

In der Beantwortung der Frage, welche Zukunft des Lustspiels und des komischen Talents harre, erkennt Eckardt, wie wir mit Vergnügen lesen, dem Humor und der Komik ihre große Berechtigung zu. Er meint, daß unsere zukünftige Dramatik auch darin zu dem Schiller der ersten Periode zurückgehen habe, daß sie das komische Element wieder in seine Rechte einsetzt. Der echte Humor ist ihm die höchste Weltanschauung, und nur aus dieser, welche menschliche Größe und Nichtigkeit umfasse, könne und solle, meint er, die weltgeschichtliche Tragödie der Zukunft hervorgehen. Daß der Verfasser selbst entschiedenes Talent für das Lustspiel besitzt, hat er in mehreren satirisch-humoristischen Partien seines Dramas „Friedrich Schiller“ bewiesen. Bei dieser Anschauung muß Eckardt natürlich auch Shakespeare hochstellen, und wenn er, was wir seinerzeit rügten,

ein andermal von Shakespeare versäuselte, er sei im Verhältnisse zu Schiller nur ein Chronikenschreiber, so hat er sich dabei höchstens nur auf die historischen Stücke des großen Briten bezogen. Doch auch in Bezug auf diese können wir die Bezeichnung Shakespeares als eines bloßen Chronikenschreibers nicht ruhig hinnehmen; von einem Chronikenschreiber unterscheiden ihn doch immer seine stets großartige Geschichtsauffassung, seine dramatische Gestaltungskraft, seine gewaltige Charakteristik, sein Humor und die tiefe Ausprägung psychischer Zustände und mächtiger Leidenschaften.

In einer Stelle spricht Eckardt von dem „Sinken des weiblichen Geschlechts in unsern Tagen“; er will damit wol sagen, daß auch das weibliche Geschlecht in den allgemeinen Vankrott des Idealismus mit verwickelt und in die materialistische Strömung unserer Tage mit hineingerissen worden sei. Die Schiller'sche Idealität hat sich also nach dieser Seite hin wie auch nach mancher andern durchaus ohnmächtig erwiesen. Einem Irrthum, den wir auch auch in Johann Jacoby's Schiller-Rebe fanden und bei der Besprechung derselben rügten, begegnen wir auch bei Eckardt. Als Beweis, daß Schiller ein deutscher Patriot gewesen, führt auch dieser aus einem Briefe Schiller's an Körner vom Jahre 1793 die Worte an: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden“, er vergißt aber, daß diesem Ausdruck die Worte folgen: „und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig“. Schiller spricht hier also von seinem schwäbischen Vaterlande, wohin er eine Reise vorhatte, im Gegensatz zu Thüringen, welches das Land nicht sei, „worin man Schwaben vergessen kann“. Der Brief ist vom 17. Juli 1793 und im dritten Bande des Schiller-Körner'schen Briefwechsels S. 129—131 nachzulesen. Dieser aus einer Charakteristik Schiller's in die andere übergehende Irrthum ist bezeichnend für die Art, wie man Schiller liest.

Die aus dem siebenundbreißigen Bande des „Neuen Lustigen Magazin“ separat abgedruckte „Rebe beim Schiller-Feste des Gymnasiums in Guben“ von dem Prorector Sause, einem durch deutsche Lachigkeit und geistige Regsamkeit hervorragenden Schulmanne, hat, wie der Redner sehr richtig bemerkt, eine eigenthümliche Färbung dadurch erhalten, daß der Verfasser so glücklich war, in seiner Jugend, also vor länger als 20 Jahren, „von Schiller Männer bisweilen erzählen zu hören, welche theils mit ihm zu Jena in amtlichen und geselligen Beziehungen gestanden hatten, theils dort von 1790—1800 Studenten gewesen waren“. Was er damals erzählen hörte, zeichnete er in seinem Tagebuche auf. Sause bemerkt unter andern: „Die Gelehrten redeten zwar nicht sonderlich erbaulich von Schiller's Kenntnissen und Gelehrsamkeit, und meinten, derselbe habe als Universitätsprofessor den ihm durch des Herzogs Gnade angewiesenen Platz nicht recht auszufüllen vermocht; die ehemaligen Studenten brachten, wie dies so zu gehen pflegt, aber der schuldigen Achtung gegen den Professor nicht gerade schadet, allerlei studentische Witze und Schnurren vor, deren manche vielleicht nicht streng der Wahrheit gemäß, wenigstens was die Einkleidung betrifft, gar nicht übel erfunden waren; allein kein einziger jener Männer sprach von Schiller's sittlichem Gepräge, wie es sich in fast allen Verhältnissen zu Menschen bewahrheitet, anders als mit der größten Hochachtung. Dieselbe Erfahrung habe ich in Wetmar gemacht.“ Von den Witten der Studenten aber Schiller fährt Sause denn auch im Verlaufe seiner Rebe mehrere an.“ Er erzählt z. B., daß die Studenten, als sich der Dichter auf den Rath der Aerzte ein Reitsperrd zugelegt, den Ausdruck „Schiller reiten“ aufgebracht hätten, da ein Pferd nach dem andern, von Schiller gezügelt, bald hartmännlich geworden sei. „Thäringische Rasse sind nicht Götterpferde; auf solchen allein ver-

*) In Betreff dieser spottlustigen Jugend schrieb der Appellationsrath Körner am 19. August 1791 an Schiller: „Studiosa iuventus ist es wahrlich nicht werth, was sie dir an Zeit, und noch weniger, was sie dir an Lauge kostet.“

zu reiten“, hätten
 es Schiller — in
 aus den Briefen
 je geschäftsmäßig
 — aber Einnahme
 führt, entstand
 : ob Schiller m
 er nicht? „Was
 „wer die Gänge
 chabt hat.“

an einzelnen gefunden La-
 icht hintereinander fort lau-
 folgende wol zu erwägende
 m, die ich, der ich mir ein
 menschlicher Fragen wegen
 überholt angefaßt habe, er-
 oder kräftiger Mann täglich
 sechs Tage hintereinander,
 ige höchstens zwei Monate,
 herbrüngen viele Jahre,
 vordaher unausgesetzt. Aber
 f dem Gebiete des Geistes
 äftig genug, auch so ande-
 empfindliche Nachtheile für
 oder Jahre hintereinander
 iglich geistiger Arbeit unter-
 weinen durchschnittlich das
 ach dies glauben wir ohne

Schaden für körperliche Gesundheit, Geisteskräfte und Arbeits-
 kraft nur dann, wenn keine drückenden Nahrungsorgen hinzukom-
 men. Auch die Art der geistigen Arbeit bedingt einen Unter-
 schied. Wenn man z. B. mit einer poetischen Arbeit, einem
 Drama, einem Roman u. s. w. beschäftigt und einmal im Tage
 und in guter Stimmung ist, so kann man, wie ich aus eigener
 Erfahrung weiß, viel länger ohne Erschöpfung am Arbeits-
 tische arbeiten, als bei einer kritischen oder jeder Art literarischen
 Arbeit. Auch Schiller würde früher erliegen sein oder nicht
 so viel haben produciren können, wenn er nicht während seiner
 letzten Lebensjahre sich fast ausschließlich mit poetischen und nur
 sehr ausnahmsweise mit kritischen Arbeiten beschäftigt hätte. In
 einer Zeit, wo er mehr mit eigentlich literarischen, für einen
 Mann doppelt drückenden Notharbeiten beschäftigt war, schrieb
 Schiller selbst einmal an Körner, man solle nicht wähnen, daß
 schreibekräftige Arbeit eine Erholung sei.

In den Notizen finden sich auch sonst noch einige originelle
 Bemerkungen. Der Verfasser spricht einmal von dem Unterschie-
 den zwischen der „Urkraft“ (oder des Genies) und der
 bloßen „Begabung“ (Talents) und versichert dabei, die Urkraft
 oder des Genies erweise Erfahrungen zufolge so äußerst selten,
 „daß während der letzten 200 Jahre auf das kräftige Menschen-
 alter von 30 Jahren und etwa fünf Millionen Deutschen kaum
 eine gerechnet werden darf“. Das ist freilich demüthigend für
 die vielen, die sich bisher für Genies hielten oder noch halten.
 Uebrigens verlaufen sich doch „Urkraft“ oder Genie und „Be-
 gabung“ oder Talent nicht selten so ineinander, daß sie schwer
 voneinander zu unterscheiden sind; denn auch die Begabung kann
 einen ungewöhnlich hohen Grad erreichen, ohne doch ganz das
 zu sein, was wenigstens Goethe unter Urkraft versteht, und es
 kann jemand in irgendeiner Richtung so viel eigenthümlichen Geist
 entwickeln, daß man ihm wenigstens nach dieser Richtung hin
 eine geniale oder urkräftige Begabung wohl zusprechen muß.
 Leider wird in keinem Lande, worüber sich schon Lessing zu be-
 schweren Ursache hatte, mit dem Geniecultus, wie mit der Unter-
 schätzung des Talents unter dasselbe so viel Mißbrauch getrieben,
 als in Deutschland, und es ist klar, daß, je weiter entfernt man
 von dem Talent im Gegensatz zum Genie zu sprechen pflegt,
 auch um so mehr begabte Individuen, desto ihr Talent seiner
 Natur gemäß still zu enthalten und wirken zu lassen, sich zu
 naturwidrigen Ungehörlichkeiten gewaltsam aufzwingen wer-

den. Das Erkennen, welches sie durch ihre Fortschritte an
 Leistungen erlangen, bei denen ihr Talent in allen Stufen
 thätig, dem Publikum für eine Zeit lang abzurufen, gilt ihnen
 als Bewunderung, die man sonst nur dem Genie z.

In unserer Zeit liebt man es aber einmal, von
 m Glänzenden, Impetuosum und Ungewöhnlichen,
 dem Genie oder dem zu brillanter Vermögen ab-
 talent zu huldigen, während man die bescheidenen,
 ist um so segensreichere Thätigkeit des gewöhnlichen
 Fleißes, des ruhigen Strebens, der ruhigen Ordnung, be-
 schlichten aber tüchtigen Menschenverstandes, der, wenn auch
 nichts Glänzendes, dafür um so Solideres hervorbringt, be-
 achtet läßt. Allerdings mag Goethe unter seiner „Urkraft“ be-
 immer etwas anderes verstehen, als die Kraft gemeinen und
 Genie versteht, und er meint, wenn jetzt so manche Kritik
 theilsächlich nur als hohe Begabung erscheint, so sei dies im
 Irrthum der Philologen zu suchen, welche in dem altclassi-
 schen Schriftenthum „nicht bloß eine Gattung, die es wirklich
 ist, sondern das schlechthinige Musterbild der Gattung,
 das es nicht ist, erblicken“; dadurch habe man „den unangenehm-
 lichen vollkommenen Nachahmung und dem rechten Auffassung
 des Schriftenthums sehrlich mehr geschadet als genützt“.

Der Gymnasiallehrer Otto Wilmar gab seine im Laufe
 des Gymnasiums zu Jann gehaltenen Vorlesse unter dem Titel
 heraus: „Der Charakter Philipps II. in Schiller's „Don Carlos“
 als ein Wendepunkt in Schiller's Entwicklung dargestellt“
 (Jann, Königsb., 1860). Der Verfasser ist nicht der Ansicht,
 daß Schiller's Gedichte ins Volk gedrungen seien. Was man
 so, dann müßten gerade die Ungebildeten, wie man sie zu
 zeichnen nicht unähnlich könnte, Schiller's Lieder singen; Schiller's
 gewaltige Dichterkraft habe den Riß zwischen den gebildeten und
 nicht gebildeten Kreisen, der einmal durch unser Volk ge-
 nicht heilen können; das Volksleben gebe immer mehr unter
 werde gerade von der neuern, leider allzu wenig vollständigen
 Poesie ausgezehrt. Aber doch habe seine Wort eine große
 Wahrheit, sobald man es in seinen rechten Schranken ansieht.
 in die Schule sei kein Dichter so gedrungen wie Schiller,
 seine Dichtpersönlichkeit werde bereits auf der Schule in je-
 dem Umfange erkannt und gefaßt, wie dies bei Schiller der
 Fall sei. Dies ist richtig, und Schiller verdankt dies nicht den
 gewissen geistigen Eigenschaften und Tugenden, die vorzugs-
 weise zum Hergen der gebildeten Jugend sprechen, sondern auch
 seinem declamatorischen Pathos. Unter Schiller's Gedichten und
 namentlich Balladen befinden sich eine Menge solcher, die sich in
 den feierlichen Scholasticus u. s. w. declamiren lassen, auch die
 Gedichten und Balladen Goethe's z. B. nur eine höchst geringe
 Anzahl. O. Wilmar ist aber zugleich der Ansicht, es sei leider nicht
 der ganze Schiller, von dem unsere Jugend lernen könne, weil
 alle seine Werke seien der Art, daß sie eine gesunde vernünftige
 Kraft für unsere Jugend sein könnten. Der Hefredauer fährt fort:
 „Mit der Begeisterung für Schiller in Jann und Bogen, in
 alle Unklarheiten und Phrasen seiner ersten Zeit mitgenommen,
 freilich meist in sehr bestimmter Absicht, darf die Schule, wenn
 sie sich ihres Berufs nur einigermaßen bewußt ist, nicht zu
 schaffen haben; sie muß ihre Abglinge von der Ungehörlichkeit
 der ersten und der Ueberschätzung der zweiten Periode der bürgerlichen
 Entwicklung Schiller's weg auf die Dichtungen verweisen, welche
 den unabwehrlichen Maßstab altclassischer Dichtung darstellen
 und maßergültig sind.“ Der Redner geht nun zu einer Be-
 trachtung über den „Don Carlos“, der von allen Perioden
 Schiller'scher Dichtung Epitome an sich trage, und zu einer viel
 geistreicheren eingehenden Analyse des Charakters Philipps II.
 über; denn nur in der Ausführung dieses Charakters erblickt
 Wilmar einen wirklichen Fortschritt Schiller's gegen früher; alle
 übrigen Personen des Stücks erscheinen ihm ebenso wol von
 historischer als psychologischer Standpunkt verglichen. Am
 Charakter des Königs Philipps sehen wir „den idealen Zug
 der Schiller's gesammte Schöpfungen auszeichnet und die von

mit historischer Wahrheit vertieft. Es ist die erste Schilderung Schiller's, in der uns dieses Kennzeichen seiner schönsten Dichtungen entgegentritt."

Aber einige weitere Festschriften und Festreden wollen wir uns länger fassen. Adolf Peters, Verfasser der bisher nicht genugten gewöhnlichen Gedichtsammlung „Natur und Gottheit“, kam in seiner in der königlichen Landesschule St. Afra gehaltenen und unter dem Titel: „Schiller der klassische Dichter der Ideale“ (Weisen, Künste und Sitten) erschienenen Festrede in begeisterten Worten Schiller als den hervorragendsten Dichter der Ideale, nämlich der Ideale der Liebe und Jugendherrlichkeit, der Ideale der Freiheit und Heldengröße und der Ideale der hohen Menschlichkeit und Gütlichkeit. Der Verfasser verkündet: „Schiller war fromm in innerster Seele“ und „der tiefste Gehalt Schiller's ist ein Christlicher, dem die Antike die Form gab“. Um dieses christlichen Gehalts willen hat ihn übrigens die Mehrzahl bei dem Säcularfest nicht gefeiert. Wir bemerken, daß Peters in seinem schönen Gedicht „Die Götter der Hellenen“ theofastisch gegen Schiller's Gedicht „Die Götter Griechenlands“ aufgetreten ist, wiewol keineswegs geklagt werden kann, daß Schiller selbst in diesem berühmten Gedicht der materialistischen und mechanischen Welt- und Gottesanschauung unserer Tage den Krieg erklärt hat, was auch Peters keineswegs verkümmert.

Der Director des Gymnasiums zu Greifswald, Robert Heinrich Giese, hat seine Schul- und Festrede unter dem Titel „Schiller's Größe in den Dichtungen seiner reifern Jahre“ drucken lassen. Der Festredner hebt in oft brechenden Worten namentlich an den Dramen Schiller's hervor, was zur Verherrlichung des Dichters dienen mag. Giese findet unter anderm die Schuld, worauf der Umschlag in der „Jungfrau von Orléans“ beruht und wodurch der Dichter den tragischen Untergang der Jungfrau motiviert, gerechtfertigt und vollkommen ausreichend. Hiermit können wir nicht übereinstimmen. Die Jungfrau fällt, weil sie, „die lebendig Fühlende“, bei dem Anblick des entworfenen Lionel „der leichte Raub des mächtigen Augenblicks“ wird. Sollte sie den Entwürfen tödten sollen, um den Zorn der „Himmelskönigin“ nicht auf sich zu ziehen? Was aber wäre unweiblicher gewesen? Es handelt sich hierbei nicht um eine ästhetische, sondern um eine ethische Frage. Einen Weiblichen niederknien ist schon für den Mann unmännlich, für das Weib, zumal das liebende, aber unmöglich. Giese denkt an, daß die „Jungfrau von Orléans“ in Theodor Körner's jenseitigen Begeisterung gewirkt, womit er sich in die „Wonne des Lobes“ gefügt habe; und doch war es gerade Theodor Körner, der es in einem Briefe an seinen Vater entschieden tadelte, daß Schiller die Jungfrau das Schwert brauchen und Blut vergießen lasse, was nach H. Schlegel's Untersuchungen im pariser Archiv noch dazu vollkommen unhistorisch sei. Willkürliche Abweichungen des Dichters von der Geschichte bestrafen sich, wie man auch an diesem Beispiel sieht, fast immer.

Außerdem liegen uns noch folgende Festberichte vor: „Die Jubelfeier von Friedrich von Schiller's hundertjährigem Geburts- tage am 10. November 1859 im Stadttheater zu Plauen“ (Plauen, Neudert, 1860), vom Festcomité herausgegeben und unter anderm die Festrede von Gustav Seubner enthaltend; „Die Schiller-Feier in Hameln. Bericht von Ferdinand Raumann“ (Hannover 1860); und „Zur Erinnerung an die Säcularfeier des Geburtstags Friedrich Schiller's, gehalten zu Mannheim vom 1. bis 11. November 1859“ (Mannheim 1859), eine Schrift, deren Reineinsnahme dem Schiller-Denkmal in Mannheim gewidmet ist, und welche eine ausführliche Beschreibung der Festorgänge und aller dabei gesprochenen Festreden und gesungenen Festgedichte enthält. Die jüngst erschienene Schrift von Bernadot Andral über das Schiller-Fest zu Hamburg liegt uns auch nicht vor; wir bemerken nur vorläufig, daß, wie Robert Keller in den „Hamburger Nachrichten“, so auch Jürgen Bona

Reher in Nr. 29 des „Hamburger Wochenblatt“ gegen den angeblich zu persönlichen und zu polemischen Charakter der Schrift Protest erhebt, während Robert Prutz im „Deutschen Museum“ gerade hierin ein Hauptverdienst der Andral'schen Schrift erblickt. So verschieden sind die Ansichten und Standpunkte!

Von der von R. M. Kert beny veranstalteten „Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen, Prologe, Vorträge und Sprüche zur Schiller-Feier“ (München, Fleischmann), deren beide erste Hefte wir bereits in Nr. 22 zur Anzeige gebracht haben, liegen uns weitere vier Hefte vor. Es sollen von diesem Sammelwerke nur noch drei bis vier Hefte erscheinen, obgleich, wie der Herausgeber versichert, die Sammlung auf Hunderte von Hefen auszuwachsen sollte. Unter den Hefen auch das „Festlied der rath“, welches das von der Nordamerika verfasste, in Berlin mitgetheilte Festlied vielerlicher Dichter bei weit Barmen, der in demselben und an Gabel, der in d

Von dem hier abge-

Laube in Wien (in der, Körner beharrlich Karl st Witten in Leipzig, Carl Charles Mühl in San- Fr Ein Dr. D. Winteritz be- welches früher schon Dr. Feire im Jahre 1849 b- spricht in einem Vortrag einem Kreise naturwissensch über Schiller's Verhältnis zur Pflanzenkunde insbeso fahren, daß zwei Pflanze ler's Namen tragen; Wei aus der Familie der Bai Kunst eine Gattung der Wir bemerken noch, daß beny'sche Sammelwerk, g gleichfalls verdienstliche G in Berlin, großen Anfi ersten Heft ist bereits die Titel zufolge „drittes bis fandt worden.

Eine G Blüten von ihren Titel wesentlich ei nahme, die der Herausg Blumenlese Andralen be gefunden, u Seiten zugr besondere W manach, und in Deutschland an, und unsere jungen Dichter werden scharenweise sich daran festhängen wie Fliegen an einer Leimruthe. Etwa ein Duzend Gedichte, welche unter dem Titel „Weihen“ vom angeheilt sind, beziehen sich auf Schiller und die Schiller-Feier; interessant war uns darunter namentlich eine Ode des jungen Grafen H. Lunzi aus Bante auf Schiller (nach Drylupov), in griechischer Sprache und altdäischem Versmaß, welcher eine freie gereimte Uebersetzung von dem Herausgeber gegenübergestellt

ist. Den übrigen Gedichten können wir keine ausführlichere Besprechung widmen. Es finden sich nur wenige hervorragende Dichternamen von allgemeinem deutschem Range vertreten; doch findet man Kleinigkeiten von C. Scherenberg und S. Klette, Gedichte von Rahmann, F. Förster u. s. w. Eine der hübschesten Gedichte scheint uns „Spinnunterricht“ zu sein, ein Gedenkgedicht etwa im Vöhringer'schen Geschmack von Agnes le Grave, einer Dichterin, welche in den „Weihen“ Schiller in sapphischen Strophen verherrlicht hat. Wir erinnern uns nicht, bisher aus weiblicher Hand deutsche Strophen in antiken Maßen gelesen zu haben, die so wohlgebaut gewesen wären wie diese. Karl Weisheim beschreibt die „Schiller-Vögel“:

Sind's auch nicht lauter Reiher,
Sind's Oer und Schreier,
Auch Reisen, Spaz und Staat,
Kaufte wunderbar.

Die Gimpel und Rothkehlchen
Stieglitz, liebe Seelchen,
Und schöne Weiskerchen,
Traun, lauter Meisterchen!

Doch ein Flamingo wie Schiller, meint Weisheim weiter, befindet sich unter diesen Schiller-Vögeln nicht; wol aber haben sie sich mit den Federn, die ihm während seines Vollenkungs aus seinem Prachtgefieder fielen, geschmückt und jubeln nun:

Wir zeigen auch die Farben,
Die wir von ihm erwarben:
Sicht, schwebend zu den Höhen,
Wie wir noch schillern schön!

Ja Schiller-Vögel sind wir u. s. w.

Das sieht ja fast wie bittere Ironie auf die unter den Flügeln der Bruthenne G. F. August zusammengescharten Dichterküchlein selbst aus!

Wir fügen noch folgende ebenfalls nur durch ihren kleinsten Theil, die Erinnerungen an die classische Zeit Weimars und speciell an Schiller, hierhergehörende Sammlung vermischter Producte hier ein: „Der Letzte aus Altwieimar. Erinnerungen und Dichtungen von Karl Sanderhausen“ (3 Hfte., Weimar 1859). Der Verfasser ist ein Veteran, der sich selbst als den letzten Vertreter Altwieimars betrachtet; daher der Titel. Er war, wie er sagt, der Kämmerling des berühmten Schauspielers Graff: „Mit dem Korbe seiner Kleinodien folgte ich für ihn nach den Bretern hin, die seine Welt bedeuteten, und empfing die goldene Messingfette, wenn die unverwundliche dort einmal wieder symbolisch entzwei gesprungen war. Sie war mir ein Talisman schwärmerischen Glücks. Später wurde es gar Pflicht des Chorschülers, in Ermangelung eines Theaterchors, als Sänger, Statist und Acteur dieser lebendigen, reizend frischen Classicität auf der Bühne und ihren Schöpfen, Goethe und Schiller, fast täglich ins Auge zu schauen. Wir gaben ihnen den begeistertsten Vorzug vor den todtten Classikern. Die Lehrstunden des Gymnasiums traten vor dieser blühenden Offenbarung auf der Bühne zurück, wie die sahle Rückseite einer glänzenden Tapete.“ An Schiller erinnern die zwei Mittheilungen „Schiller's zwei rothe Federn“ und „Schiller und J. Graff“. In der erstern finden wir erwähnt, daß Schiller zu Graff in der Kostümprobe zum „Wallenstein“ gesagt: „Sie müssen als Auszeichnung zwei rothe Federn unter den weißen auf Ihrem Hute haben. So war die Sitte der österreichischen Feldmarschälle. Federtracht deutet überhaupt auf schwungvolles Streben, und so dürfte die rothe bei unserm Helben am Plage sein.“ In der andern Mittheilung bemerkt der Verfasser: „Es gab eine schöne Bignette zu meinen Erinnerungen, Schiller, die lange, hagere Gestalt, in den Proben mit untergeschlagenen Armen an eine Couliße des Proscentiums gelehnt, der Recitation und dem Spiele ernst-zuhilf folgend, oder, beide Hände auf die Schultern des Acteurs gelegt,

mit ihm im Gespräch, ein Genius, dem der Künstler lausht, in ehrfurchtsvoll gruppiertem Kreise der andern Rimen umher. Ganz anders war Goethe, wenn er die Proben leitete oder bei der Vorstellung zugegen war. Aus einer Parterrelloge, unter der herrschaftlichen, sandte er den Donner seiner Unzufriedenheit mit dem Hin- und Hergehen und dem Geräusch. „Das ist ja wie ein Taubenschlag!“ hört' ich ihn bei solcher Gelegenheit einmal rufen. Oder er gab bei der Vorstellung mit weit herausgestreckten Händen dem Publikum das schallende Zeichen zum Beifall.“

Die neuere Generation hat von dem Wallenstein, wie ihn Schiller gespielt haben wollte, keine Vorstellung mehr, weil sie Graff nicht gesehen, der den Wallenstein unter Schiller's Leitung und seinen Intentionen gemäß spielte. „Sein Wallenstein war der Schiller'sche poetisch idealisirte“, sagt der Verfasser, „Graff mit homogenstem Organ und specifisch declamatorischem Vortrage verständlichste vorzugsweise den Herzog Friedland, obgleich auch der Feldherr zur Sprache kam.“ Im Gegensatz zu diesem idealisirten Wallenstein Graff's nennt der Verfasser den Wallenstein Oclair's den „historisch-kritischen“. Wahrscheinlich sah die Wallenstein, die man heutzutage dann und wann, wenn auch nur noch sehr selten, auf der Bühne sieht, noch „kritischer“ — ob auch historischer? — als der Wallenstein Oclair's, der uns übrigens, wenigstens in seinem höhern Alter, seinen Helben nicht gerade historisch aufzufassen, sondern mehr in die bürgerlich-Offmann'sche Sphäre herabzuziehen schien, indem er mehr das Gemüthliche, Hausväterliche an ihm hervorhob. Sondernhausen läßt übrigens Schiller auch einmal als dramatischen Helben auftreten, freilich nur als eine „Erscheinung“ aus dem Elysium zugleich mit dem Schatten Goethe's, Herder's und Wieland's. Es geschieht das in dem Phantastenspiel „Alt- und Neuweimar“. Eine Bemerkung Schiller's über das Fortleben der Begeisterung im Ruß gibt hier zu folgendem Zwiegespräch Anlaß:

Wieland.

Die Aussicht ist so schön, im Ruße fortzuleben!
Guns dünkt mich schöner noch: die Rüsse selbst zu geben,
Die Schönen aller Zeit persönlich zu besetzen
Und Aug' in Auge sich der Nachwelt zu vermählen.

Goethe.

Recht, schön und künstlerisch. Die Weiblichkeit zu malen,
Bedarf es Studium, entfernt vom Idealen.
Ja, selbst das Ideal verlangt Realität.
Vergleichung en detail, wie bei Apoll ihr seht.
Bedurft' er nicht dazu der reichsten Ueberschau?
Nur dem Effectiker gelang die schönste Frau.

Schiller.

Nein, ohne Scherz, ihr Herrn! die Frucht der Saat zu sehn,
Wie mit dem Bruderblick die freien Völker gehn,
Das war' Unsterblichkeit und Seligkeit zugleich! —
O Sterbliche nach mir, ach, wie beneid' ich euch!
Wenn Marquis Posa einst nicht bloß Idee mehr ist,
Der Mensch in jedem Stand den Menschen Bruder grüßt,
Wenn, was jetzt ideal, einst steht in seinen Reihn:
Dann möcht' ich Name nicht, nein, Zeitgenosse sein!

Herder.

Ich auch! Ich auch!

Goethe.

Ich nicht. Wo bleibt das Fabuliren.
Wenn all' die Phantasten sich dann realisiren?
Die Marquis Posas, die Don Carls auf allen Gassen
Mit edeln Sentiments sich sehn und hören lassen;
Die Philippe befehrt, die Albas nicht mehr sind,
Kein Tribunal mehr noth, weil jedes Menschentind
Ein Gott nun ist. Nein, nein! ich lobe Licht und Schatten.
Im menschlichen Verkehr, wie hier auf grünen Matten.
Auch begegnen wir in dieser Sammlung einer poetischen

Widmet zu Schiller's Hundertjahrfeier unter der Ueberschrift „Die Gedächtnis. Festschrift zu Schiller's 100. Geburtstag“ mit dem Schluß:

Es lebe, wenn Kampf und Sieg und Ruhm auch deutsch erheben,
Wo gab die Welt euch? Er! Er hat den Geist gegeben.

Der übrige Inhalt des Buchs liegt allerdings von dem Thema seiner Betrachtung weit ab; doch wollen wir, um auf das Buch nicht weiter ein andermal zurückkommen zu dürfen, uns gleich hier mit ihm abfinden. Der Verfasser gehört einer früheren Generation an, welche fähiger war als die heutige sich großen Gedankens Bedienung und ohne Nebenbetrachtung unterzuordnen und für sie zu schwärmen; er schwelgt förmlich in den Erinnerungen an Goethe, Schiller, Herder, Wieland, an die Göttinger Betmard und namentlich des weimerischen Theaters. Das beweist namentlich die erste Abtheilung „Erzählendes“, welche außer Theateranekdoten, Theaternovellen, Lokalterminisierungen und den erwähnten Erinnerungen an Schiller mehrere zum Theil nicht uninteressante Mittheilungen über Goethe enthält, z. B. „Ein Blatt aus Goethe's Feder“, „Goethe hat Goethe im Theater gesungen“, „Goethe liest seinen Geburtstag voraus“, „Goethe und die heilige Cäcilie“. Unter den „Ausgewählten Gedichten“, welche die zweite Abtheilung bilden, befinden sich gleichfalls Anekdoten aus Weimars Göttinger, nur verkürzt, z. B. „Wieland macht den Reiter möglich“, „Wieland's „Pegase“ u. s. w. Einfache Gemüthslichkeit, soliden Sinn, Göttingertrauen, christliche und patriotische Gesinnung (wie in den Gedichten „Nach Schleswig-Holstein“, „Therapies“, „Aus Schleswig-Holstein“) wird man dem einer älteren Richtung angehörenden Verfasser jedenfalls zugehen müssen, selbst wenn man der Ansicht sein sollte, daß der Verfasser in dieser wie in den andern Abtheilungen des Buchs eine noch sorgfältigere Auswahl hätte treffen können und sollen. Unter den balladenartigen Gedichten scheint uns der Ton der Ballade am besten in dem Gedichte „Des Scherrens Tochter“ getroffen. Die dritte Abtheilung bringt Dramatisches: das schon erwähnte Theaterstück, das Schauspiel „Peterhof“, ein in London gespieltes Drama „Schirin“, ein den Verfasser des Don-Juan-Terz in Person vortragendes Nachspiel aus dem Künstlerleben „De Ponte“, dramatische Bilder unter dem Titel „Pegasus im Joch“ (wozu die Festschrift nach dem bekannten Gedichte Schiller's oder nach den Reg'schen Umrissen zu demselben zu gruppieren sind), u. s. w.

Eine sich als „Festschrift zur Hundertjährigen Schiller-Feier“ ankündigende Schrift von J. Schwende, seit einiger Zeit Mitglied des Redaktionscomité der Wiener „Reckenhausen“, über den Gegensatz zwischen Schiller und Wieland fällt so weit außerhalb des Kreises unserer Betrachtung, bietet aber zugleich so viel Interessantes, selbst Ueberraschendes in Betreff der sprachlichen und stilistischen Eigenschaften und Eigenheiten des Dichters, daß wir uns eine besondere Besprechung derselben vorbehalten.
Friedrich Merggraff.

Reiseliteratur.

Reisefragmente aus Nord und Süd, gesammelt in Spanien, Portugal und Schweden, durch L. v. S. Dresden, Gosselorsky. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bücher, so von Weltberühmtheit stehend, wie das vorliegende Reisebuch, gehören in unsern Tagen, welche die Ausdehnung des Wissens in kleiner Münze lieben, zu den größten Seltenheiten. In dieser Hinsicht ist der unbekannte Verfasser, der uns in der That einen „Reisebuch“ im Kleinen darbringt, ebenso bewundernswürdig, wie er vermöge seines beispiellosen, unerschönten und halbberedsamerischen Stils, der aber einem Schulmeister von 1720, als einem heutigen Gelehrten anzugewandt scheint, wirklich zu den Merkwürdigkeiten des Jahres 1869 zu rechnen ist. Die Berühmtheit des Verfassers der „Reisefragmente“ umfaßt in der That alles: er schildert uns mit derselben Sachkenntnis die Ver-

theiligungsfähigkeit einer Bräutigam, wie Bildes von Ruvidio oder Gano nach Krader in Werth und Bedeutung zerlegt Wissen spricht er von den Hohenheim erklärt uns die Struktur eines Gebirgs Fauna und Flora einer Gegend, wie Literatur, von der Poesie, von den in der Länder spricht oder alle und von Nichts ist ihm unbekannt, für jede sich schildert, gibt er die Gründe an, warum das Landschaftsbild und hat einen Berg serien in Kairo, Damascus oder im Libanon, Klimatologie, Botanik, Mineralgisches und Astronomisches, Chemie an stehen ihm auf gleiche Weise zu Gebote, wissenschaft von der Theologie bis zum vom Dämon herab, die ihm fremd wahren Reiserlebnissen erfahren wir das ist so ganz und völlig in den Zweck, versteht, daß er sich selbst vergißt. Und so umfanglich, reichlich, wahr und gründliches Compendium des Wissenswerthes schilderten Länder nicht einzuführen wüßten.

Aber in welcher Sprache thut er dies? Denn auch in dieser Beziehung steht der Verfasser einzig da, allein, ohne Beispiel! Wenn er z. B. von dem Sittenverfall in Sevilla spricht und sagt: „Dürften die beleidigten Ehemänner oder Kellern, wie von dem steinernen Gast geschieden, solche professonelle Seductoren und Admirationen noch mit einem Souper marittimer Nipern und grillirter Scorpionen regalisieren, auch dabei eine Mischung von Walle und Witz erdengen, der verbotene Appetit noch jungem Weiberfisch würde bei diesen Käßlingen wol ein geringerer werden, mindestens mehr als Duell und gerichtliche Klagen helfen.“ Es darf und kann indeß die gräßliche Körperhaltung nicht völlig übergangen werden... und der in Deutschland recht virte Morallanon oder die britische Pruberle, welche Tugend ohne Versuchung karnirt, schon überall cosmopolitisch, am wenigsten aber hier zur Anwendung gebracht werden, wo der Citracoder des Sildens ein anderer und den Damen manche Lier-pen gestattet, auch über verhängliche Thematia zu reden erlaubt, welche einer parlanischen Riß oder einem wohlgeschulten Modestänlein obligates Gerichten verursachen dürfte, wenn die Schminke solches gestattet.“ Ober wenn er von den Metalliten in Schweden berichtet unter andern sagt: „Denn solche bewiesen ad oculos vermöge ihrer gleichartigen Hossiten die kossliche Ueber-einstimmung der Erde mit allen andern Himmelskörpern, mindestens unser Sonnensystem, ferner, daß ungeachtet einer immananten Centripetalkraft der Weltkörper, deren bestrittene Verbindung untereinander nicht allein möglich ist, sondern wirklich statthat, endlich im allgemeinen die konstante Materialität von Gottes Schöpfung, obgleich diese Körperlichkeit schon a posteriori aus der Schwere selbst hervorgeht; auf solche un-verwerfliche Fokulate geknüpft, ergibt eine andere Argumentation, daß die persönliche Fortdauer des Semunculus nach diesem Orbenleben nur in der Verlegung nach einem dieser Klerikumen bestehen kann, wie jene Transmigration bereits in alten und neuen Zeiten, wenn schon nicht theologisch, doch vernunftgemäß ausgesagt ist, ferner weil erwiesen im Makrokosmos nichts anderes als Materialität vorhanden, während das durch die Theologie geoffenbarte Himmelsreich in den transscendentalen Regionen des Unendlichen nirgends aufgefunden wird, daher nur als bloßes Phantasma besteht und unerachtet aller kirchlichen Autorität von selbst in sich zusammenfällt.“ — so wird dem Leser hieran wol genügen, obgleich wir die somische Wirkung solcher Stellen noch durch viele curiose Citate verkräften könnten. Wir fragen er-kannt, welcher Zeit und welchem deutschen Sprachstamme der Verfasser, der doch ein schlechtes Kind zu sein scheint, denn eigentlich angehört und wie es ihm möglich geworden, die Prosa der Dyle und Euhemerien so vollkommen nachzuahmen, wie er

verlorenen Will abgeben, ist der zu größtem Verdruß; er ist ein Wesen und die der Verschönerung lebt ein Dichter, der überall zu ruft und gleich Windsturm Lese zeigt, sondern auch die ihn gehalten werden müsse, der Begründung dessen, was er gibt, Erklärung eines Geistes, der sich so und zwischen dem Einerseits herabschleibt. Dieser Hauptzweck der Übersichtslichkeit entgegen ist der Leser desselben jedoch viel jenseit der Verfasser seine Schilderung einer Einleitung, in der er die Natur, Industrie, Ackerbau, Handel, Unterricht, Poesie, Literatur, Wissenschaften, Bergbau, Kunst, alle der Wissenschaft, die wie dann schließt er die Haupttheile seiner Reise in die Umgebungen Ephesus und Schluß von der gewöhnlichen Touristen.

So eröffnet das Buch mit der Ansicht der Pyrenäen und ihrer Transversalhöhen und Hängen, die auf der Reise von der Grenze Spaniens bis Barcelona überschritten werden. In dem Gemälde dieser Landschaft ist, was er von dem Kunstwerk und der Industrie Genußs sagt, hervorhebend: die Größe des Landes ist nach ihm besonders den Beschreibungen zu danken, welche die griechische Nacht seit 1835 hier erfahren hat. Vorher bestand der Kern Spaniens noch aus 250000 Köpfen und ihm gehörte ein Drittel des gesammten Reichs des Landes; 1835 zählte derselbe noch 170000 Köpfe und wurden die eingelegenen geistlichen Güter zum Theil auch veräußert, so kam dem Nationalvermögen doch viel davon zugute. „Der alte Belosomus“, sagt er, „ist verschwunden, aber das gotische Kirchlein gelangt mit einem Tempel zur Ausführung, der dem in Italien nicht nachsteht, gehoben von prächtigen Kirchenruinen, würdevoller Haltung der Geistlichen in Riem und Gewand, welche, wie in das Zentralische versunken und von der feierlichen Ruhe der Andächtigen umschützt, das spanische Gottesdienst zur höchsten Vollkommenheit erhoben haben und zeigen, daß in Spanien die Religion eine desto Gefährliche ist, die mit dem furchtlichen Betragen der Bischöfe in der Kirche nichts gemein hat.“ Auf seiner weiteren Reise in Spanien können wir nun dem Verfasser nur in wenigen Abschnitten folgen; für die Schilderung von Weib und Meer hat er oft einen und hohen Sinn und malt sie beglückt und wahr, vor allem aber auf einer wissenschaftlichen Grundlage, wie sie bei den „Touristen“ nicht anzu treffen ist. Am höchsten empfand ihn die Ansichten von Almeria, von dem unvergleichlichen Granada und von Leres, Gemälde, die der Leser nicht ohne ein feines Entzücken stillzusehen betrachten kann. Valencia selbst sagt ihm weniger zu; zwar ist das Land ein Paradies, aber „habiendo por desiertos“, wie der Spanier sagt. Das weitere Sprichwort: „Los hambres son mugeros, los mugeros nada“, findet er selbst nicht richtig, da er die Frauen reizend findet, nur daß die weltliche geistliche Geistlichkeit hier geringer, die maurische Heredität dagegen größer ausgefallen ist als anderswo; wobei wir jedoch nicht verschweigen wollen, daß er gegen die sinnliche Erregtheit der Geschlechter überall nicht als nützlich wäre sich weisheit, und mit diesem Ueber und oft ein unwillkürliches Lächeln andeutet. Die berühmten Höhlen von Grotte und Orizuela mit ihren Palmenhainen malt er mit allem Frue, dessen er fähig ist; die Palme trägt hier reife Früchte, was in Sicilien und Griechenland nicht der Fall ist; der Acker ist herrlich, „was muß man“, sagt er, „nicht vorher die Palmenwälder von Memphis und Babylon mit ihren über 100 Fuß hohen, majestätisch schauenden

den Säulenstämme gesehen haben, wie diese Säulen der Menschheit auf riesigen Säulenstämme ein großes Bilderspiel tragen, oder im Schatten solcher immensen Hypothenen herumtrampeln gewohnt sein.“ Cartagena, Almeria folgen; von der großartigen Kaskade der Sierra Nevada, als dem Hauptpunkt von Almeria, heißt es: „Selbst die Alpen vermindern, weil überall vom Meere entfernt, einen so erhabenen Kaskade nicht zu gewöhnen, als der über 7000 Fuß hohe, über die Berge sich erhebende Gebirgszug des Mulahacen, der Delen und Umay, da sie nirgends in voller absoluter Höhe erscheinen. Wie ein mit ewigem Schnee bedecktes Gebirge verursacht, unter einem afrikanischen Sonnenglut und zwischen einer tropischen Himmelswelt angeschaut, auch noch einen ganz andern, durch den Kontrast gehobenen Eindruck als die Alpen, umgeben von einer Landschaft, die den größten Theil des Jahres hindurch mit dem Winter kämpft; zugleich treten nämlich auch aus der fern beschriebenen Atmosphäre des 37. Breitengrades jene Gipfel in ganz anderer Klarheit und auf dem tiefblauen Himmel viel glänzender und in einem Farbenspiel hervor, welches nicht zu malen, und weniger zu beschreiben ist.“ Auch die Lage von Malaga, wo die Hitze selten über 24 Grad steigt, die Winterfälle niemals unter 10 Grad sinkt und das mithin das „vortreffliche Klima“ in Europa darbietet, entzückt ihn. Von dem enormen Ueberfluß an Wein gibt es eine Vorstellung, wenn er erzählt, daß die Vota derselben etwa 60 Tlr., das Quart mithin etwa 4 Egr. kostet. Der Val von Malaga fehlt die feierliche Ansehung, um mit Neapel weiteisen zu können, so ist in die Buche von Salerno und Kalonien zu weit gedehnt. Das Sprichwort: „Verliebt wie eine Malagaria“, und der Tanz in Malagaria, der die Tarantella auf Broccha an Lascivität überbietet, gibt dann wieder zu einem heftigen Ausfall gegen die „Libertinage“ Malag. Den ungeheuren „Fruchtgarten“ von Malaga verläßt der Verfasser am Gibraltar zu besuchen, von dem er uns sachkundig zeigt, daß es die „Reichthümer“ zu bereichern gänzlich und gar nicht im Stande sei, da diese Straße zum Meilen breit ist, der Hafen aber eine Platte, welche hierzu nicht mehr, nicht zu beherbergen vermag. Es ist dies also auch nur, wie so manches, was allgemein geglaubt wird, eine Anekdote! Von Gibraltar geht die beschwerliche Reise durch das Randgebirge, Antequera, die Campina, Romantisch am Thal nach Granada. Hier heißt es am Schluß des Landschaftsbildes der Vega: „Allein diese äußeren Contouren sind nur der Rahmen eines Gemäldes, in das die Natur alles eingetragen hat, was sie an Farbenschmauk, Beleuchtung, Zauber des Klimas und Reiz der Vegetation nur zu verschonen hat, um die menschlichen Kälagen zu heben und zu verschöneren, um Granada zur Stadt der Drangenslauben, der Rosen und der springenden Gewässer zu machen, zur „Corona de rocas, alpicadas de rocos“, wie das Sprichwort sagt.“ Zu gleiche Weise ist die Schilderung Granadas als Hauptthema der maurischen Kunst, vortrefflich und befindet ein vollständigeres Bild von der Sache, als irgendeiner der neueren Touristen, Gaskaden, Wägenhufen, Holzogen und andere darbieten. Der Eindruck dieser Darstellung ist daher auch von dem feiner Reizvoll sehr verschieden. „Das Ganze“, heißt es hier, „zeigt sich in der Farbenpracht einer Beleuchtung, wie man weder in Italien noch in Griechenland antrefft, und nur im hohen Maß mirthe unter ähnlicher Coloration widersteht, harmonisch einem Ganzen verwebt, welches nicht nur überaus wohlthuend auf das Auge, sondern auch höchst befruchtend auf die Gemüthsentwicklung einwirkt.“ Hierdurch nun wird die Sierra Nevada erklingen, auf dem Gumbre des Mulahacen (14000 Fuß hoch), der dritten Höhe in Europa, Beobachtungen über den Schall angestellt und über Portugal und Argina der Berg nach Corina mächtig zurückgelegt. Die Schilderung dieses Ortes, des wüsten Nom, ist wiederum hervorhebend durch mächtige Natur und Wissen. Wieder befruchtend ist der Autor von Genuß, dessen Reiz ihm im ganzen von untergeordneter Art zu sein scheint, obgleich das Leben in den reizenden Paradies (siehe)

und ihm zusetzt. Dann zeigt ihm hier das haussällige Wohnhaus des Columbus, das Haus des Marquis de Torres, des Schwagers des Opemänner, der sich selbst bei König Ferdinand III. mit den Worten einführte: „Yo soy noble caballero, cabero de los Tenorios antiguos, favorito de los damas de Sevilla.“ Welchen Eindruck die 5000 jungen Mädchen „mit entzündeten Wimpern“ in der berühmten Tabakfabrik auf unsere Astenveinen hervorbrachten, und wie er nach Rettung in dieser furchtbaren Gefahr sucht, dies „Carlosum“ müssen wir dem Leser selbst aufsuchen überlassen, da wir zum Schluß eilen müssen. Im ganzen genommen gefällt ihm der Andalusier, dessen „Corpus“ etwas tabulos proportionirt, als spannenfräftig gebaut ist, das Kinn und das Knie, das in der Höhe das fünfundzwanzigfache Korn trägt und seit kurzem durch die Kochenillenzucht 90000 Pfund jährlich sehr an Wohlstand gewonnen hat. Er wendet sich dann dem über alles reizenden Litoral, Xeres, Jola de Leon und Cadix zu, durch dessen Schilderung er jede deutsche Brust mit Ehrfurcht und Verlangen füllt, namentlich gilt dies von seiner Beschreibung der Stadt und der Beye von Cadix, dessen Höhen + 18° (Schlesien 5½°) und dessen Hochseematen sogar die von Andalusien sind. Hier scheidet er, wie er sagt, von dem schönsten Lande und zugleich von einem edeln Volke, um sich nach Portugal zu wenden.

Nachdem er auch hier zunächst eine allgemeine Darstellung des Landes, der Verfassung, der Bevölkerung und ihrer Gebräuche und Sittenverhältnisse vorausgeschickt, malt er uns Lissabon, dessen allerdings bewundernswürdige Beye ihm doch weniger pittoresk erscheint als z. B. die von Cadix. Es fehlt der imposante Rahmen des Gemäldes, und die lange Linie wellenförmig auf- und absteigender gelber Häusermauern ohne Thürme hat etwas Monotonies. Stambul ist malerischer und Rio-de-Janeiro großartiger. Das Volkstheben reicht nicht an die Behendigkeit und den präglänzten Reiz des Spanischen, selbst die Sprache ist nicht angenehm. Die Umgegend und besonders Cintra werden von ihm ziemlich unbedeutend geschildert: die Serra umher ist ein Bergesgeschlebe, wie am Aderbach und die Dufschener, nur noch chaotischer, und die zahllosen Hügel und Linsias sind kleine Paläste, wie um Rom, sondern meist beschlossene Gassen wie in Altenglant. Die Reise zum Cap Roça aber bietet eine Naturzone, wie um Analf und Salerno. Kloster Mafra bezeichnet er als das größte Bauwerk der Erde nächst dem Vatikan und bedeutend umfangreicher als sein Antikronos, der Escorial; diese Prachtwohnung der Bettelmönche, 760 Fuß lang und 670 Fuß breit mit 868 Säulen und Säulengruppen, ist beinahe dem Verfall nahe. Nach einer trefflichen Schilderung Oportos durchwandert der Verfasser die glanzvolle Küste von Vigo, den großartigen Golf von Anepoa durch sein Meer und seine Felsenrahmen, welche in die höchsten Gimas Galiciens enden, unvergleichbar.

In diesem doppelten Seebecken beschließt er seine spanische Reise, um und sofort mit dem wirkungsvollsten Contraste nach — Schweden zu führen. Und hier zeigt uns denn der Verfasser, daß er nicht minder offenen Sinnes ist für den Reiz der nordischen Natur wie für den des Südens, daß er aber auch dem größern sittlichen Ernst und der höhern Intelligenz des Nordens volle Rechnung zu tragen weiß. Ebenso ist er voll wohl begründeter Anerkennung für die vielen trefflichen Staatsentwicklungen, welche Schweden beßte, und preist namentlich die Entwidlung des Volksunterrichts, in dem, obwohl er allerdings mehr auf dem Familienleben als auf öffentliche Anstalten gegründet ist, Schweden dem ganzen übrigen Europa voraus ist, das sich schon darin zeigt, daß es in der That schwer ist, einen Schweden zu finden, der nicht mindestens des Lesens kundig wäre. Dagegen rügt er mit Recht die ungebührliche Gewalt und die Intoleranz der Geistlichkeit, die hier so gut wie in Rom die Schwäche der andern Stände mißbraucht und fast auf alle Lebensverhältnisse lähmend einwirkt. Dennoch ist der allgemeine Sittenzustand wenig erfreulich, da auf 49 Seelen der Bevölkerung durchschnittlich ein Verbrechen zu rechnen ist, meistens

durch die

Nach und die ge-
die Natur i-
rika und i-
Wesen und
er sagt: di-
schäpante
Hofschaden
ten des po-
dar bleiben
gedungen, i-
burg in de
Verfasser
streift und e-
die Tundra
sorgefetzt i-
auch der H-
lang im S-
nächstlichen
liche dieses
eindruck bei
Nacht schil-
Gemeinschaften
schien jem
systems und
16—18° i-
völlig schwe-
gesammlen
pfung leitha-
nstonie ein-
schen ausüb
selbst aus i-
unsern Bri-
von Gibrat

dem Bekenntniß geschehen mag, daß der Verfasser in diesen Blättern ein sehr merkwürdiges, durch Fülle der Beobachtungen, ersäunliche Kenntnisse und höchst eigenthümliche Denk- und Darstellungsweise hervorragendes Buch geliefert hat, der Beachtung aller Naturfreunde in hohem Grade würdig. 4.

Zur Unterhaltungsliteratur.

Unsere Erzählungsliteratur nimmt von Jahr zu Jahr immer mehr an Breite zu, ohne leider an Tiefe zu gewinnen. Wir haben das vom kritischen Standpunkte aus zu bedauern; denn wenn es die Aufgabe aller wahren Kritik ist, an jede Erscheinung auf dem weiten Felde der Literatur und Kunst immer nur den höchsten Maßstab anzulegen, so wird der unparteiische Kritiker sich häufig in die für ihn selbst unangenehme Lage versetzt sehen, ein strenges Urtheil zu fällen über die höchst verwildert aufstrebenden Sprößlinge einer liederlich gewordenen Muse. Das Amt des Richters aber, der oft verurtheilen muß, selten nur freisprechen kann, ist ein sehr unerquickliches.

Die Ansichten über das Wesen einer guten Erzählung sind von jeher verschieden gewesen, und wahrscheinlich wird es nie anders werden. Der Mann von Geist verlangt, daß auch der kleinste Erzählung immer eine Idee, ein Gedanke zum Grunde liegen soll; der gewöhnliche Leser dagegen beansprucht gerade das Gegentheil. Er will, nimmt er überhaupt ein Buch in die Hand, nur zerstreut, nur oberflächlich unterhalten sein. Ihm sind fast immer diejenigen Bücher die liebsten, die sich — wie man das häufig genug hören kann — allein lesen, d. h. also solche, bei dem man nichts zu denken braucht oder bei deren Lectüre man seinen Gedanken freien Lauf lassen kann. Es gibt Leser, und ihre Zahl ist nicht gering, die, wenn sie ein Buch gelesen haben, kaum den Titel desselben wissen. Wie der Autor heißt, ob dieser männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, kümmert

er oft schon Leute, die sehr elegant wohnen, in bei sich sehen und vorgekommen, welche hieß zu wachsen wissen! Item, hätte dies einen andern Behauptung schla- gen wir, soll das Sego- ion des Leseabstimmens n Inhalts, literarische ng ins Leben gerufen ten Lebens und geistli- chen solchen Schlags st sich an Autor und leru etwas zumuthet,

natur geben, an welche Vorkommendem häufig, so wird dieselbe von in Gehalt zu abstrahi-

ren haben. Der Erzähler für diese Menge thut schon viel, wenn er Stoffe zu wählen versteht, die sich durch gesunde Reas- lilität auszeichnen, und wenn er das Talent besitzt, diese Stoffe gefällig zu drapieren. Die äußere Verwandung des an sich un- bedeutenden Stoffes wird hier den eigentlichen Werth des Gebor- tenen ausmachen, und auf diese geschickte, gefällige und geschmack- volle Um- und Einlebung des in sich Unbedeutenden oder bloßlich Rohen wird auch die Kritik zu achten haben, will sie nicht ein ungerechtes Urtheil fällen.

In diesen Betrachtungen wurden wir durch die Lectüre nach- stehend verzeichneter Werke zweier Schriftsteller veranlaßt, die, jeder in seiner Art, einen bedeutenden Leserkreis beherrschen und sehr viele Bewunderer zählen.

1. Krieg und Frieden. Erzählungen und Bilder von F. M. Dackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1859. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Marinabilder. Neue Seegeschichten von Heinrich Smidt. Berlin, Jansse. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beide Genannte, Dackländer besonders, gehören zu den Lieblingen der deutschen Lesewelt und entschieden zu denjenigen Autoren, welche mit ihren literarischen Productionen Glück ge- macht haben und immer von neuem machen werden. Alles, was sie schreiben, hat eine gewisse Anziehungskraft durch das reale Leben, das darin pulst. Entweder sind es wirkliche Erlebnisse in der Form ansprechender Erzählungen eingeleidet oder es knüpft das Erzählte an etwas Reales an. Von Ibern, von neuen Ge- danken, die fesseln und zu bedeutenden Anregungen Anlaß geben könnten, haben wir bei beiden kaum leise Spuren. Man fühlt es den meisten ihrer Productionen an, daß es das eigene Behagen an dem Erzählern ist, was sie zur Feder greifen läßt. Wenige- stens machen die uns vorliegenden Erzählungen diesen Eindruck. Nehmen wir aber Abstand von einem tiefern Gehalt, den wir allerdings der classischen Erzählung vindiciren müssen, so erfüllen sowol die Mittheilungen Dackländer's wie die Seegeschichten Smidt's ihren Zweck und mögen immerhin Anspruch machen auf den Werth, den man bloß unterhaltenden literarischen Produc- ten beilegt. Dackländer's gewandtes und fast immer glücklich zu nennendes Erzählertalent ist nie um Stoffe verlegen, an denen es sich erproben kann. Die vielen und ziemlich weiten Reisen des glücklich stürzten, in guten Verhältnissen lebenden Verfassers, die zahlreichen gesellschaftlichen Verabredungen, in die ihn seine amtliche Stellung mit Hohen und Niedern brachte, seine scharfe Beobachtungsgabe, die sich auch oft auf minutiöse Gegenstände richtet, fähren ihm Reiz Stoff in Menge zu. Dabei fehlt es ihm nicht an einer beweglichen Phantasie, die indess niemals aus- schweifend wird, und da ihm ein gewisser leichter Humor auch noch angeboren ist, so hat er über eine Menge Eigenschaften zu gebieten, die bei harmonischem Zusammenwirken einen glücklichen

Erzähler ganz von selbst ergeben. Die vorliegenden zwei Bän- de liefern denn auch den Beweis, daß Dackländer seinen Stoff immer vollkommen mächtig ist und daß er den Geschmack des deu- schen Leseabstimmens besser als mancher seiner Kollegen kennt. Die 14 Erzählungen und Bilder lesen sich flink weg, ohne irgend- jemand Herzklopfen zu machen. Sie füllen eine Stunde an- nehmen aus, hinterlassen aber keinen weiteren Eindruck; die grüßen davon, wie „Die Dame von Ritrwig“, künstlerisch betrachtet an der vorzüglichsten Erzählungen in der ganzen Sammlung. „Jens- werter Wortmann“ und „Geschichten einer Wetterfahne“ sind etwas breit gerathen, was Dackländer überhaupt leicht paßt. An Worten und langathmigen Dialogen läßt er es nicht fehlen, wenn er einmal in Fluß kommt. Es plaudert sich auch gar so angenehm, wenn man im Voraus eines danksbaren Publikum sicher ist. Wir persönlich würden die kleinen, knapp zusammen- gefaßten Genrebilder, deren jeder Band einige in mancher- laune geschriebene enthält, den gar zu weit ausgesponnenen ge- hren Erzählungen entschieden vorziehen. In solchen kleinen Bildern, die sich gleichsam auf der Reizhaut des Auges in aus- glücklichen Momente bilden und sofort zu einem fertigen Ganzen sich abrunden, thut es Dackländer gar wenig deutsche Erzähler zuvor. Die Nase der meisten unserer Romantiker ist zu emp- gekimmt, um das Sinnige oft nur fassen zu können, das sich auch in Unbedeutendes legen läßt. Wollte der so gern gelesene Autor im Entwurf und Schaffen solcher niedlichen Genrebilder die Grazien bitten, ihm Reiz Gesellschaft zu leisten, und legt er zugleich etwas mehr Gewicht auf einen tadellosen Stil, so würde er nicht selten mit Horacio um den Kranz ringen können.

Heinrich Smidt, der ehemalige Seemann, tritt ungern- derber auf als Dackländer, was die Wahl seiner Stoffe nicht bloß rechtfertigt, sondern auch bedingt. Wer mit Theresia angesetzt oder mit Schlafbaas, der würde unnatürlich und ge- zert erscheinen, ließ er diese naturwüchsigen Persönlichkeit sprechen wie Garbelienknecht auf dem Ball im Hause eines ruhigen Bankiers. Der Verfasser hat uns schon so oft von der See und von Seeräubern unterhalten, daß wir auch dieses Product gern in die Hand nehmen. Wenn er nicht zu viel aufträgt, wozu er dann und wann Reizung zeigt, so hören wir ihm mit Behagen zu. Gemischt in allem, was das Leben eines Seemanns auf dem Meere wie am Lande anziehend macht, ver- traut mit den Reizungen der Seelen, mit ihrer Art zu fre- und mit ihrer Sprechweise, braucht er nur und seiner Er- mahnung beliebige Thematika oder Erlebnisse heranzugreifen, um eine Geschichte daran anzuhängen. Wer aber Smidt den deutschen Martrat nennt, erweist ihm mit diesem Vergleiche gewiß keine Gerechtigkeit. Deutschland wird so lange ein Martrat fehlen, als wir vergebens nach einer deutschen Flotte seuffzen. Aber der Verfasser der „Marinabilder“ versteht es, Gestalten vol- Kraft und Originalität zu zeichnen, wie sie in großen Ge- rädten häufig genug vorkommen. Was er in diesen Bildern gibt, sind Porträts, die uns mit stark ausgeprägter Familien- ähnlichheit noch jeden Tag begegnen können. Gerade darin aber liegt der Reiz und Werth dieser Skizzen und Geschichten. Erkand- läßt sich das wenigstens nur dann, wenn man Reuliches gesehen oder selbst mit durchgemacht hat. Von den 14 Geschichten, welche die „Marinabilder“ enthalten, sind bezeichnenderweise nicht alle von gleichem Werth. Es gibt einige müßige und wenig an- zehende darunter. Als die gelungensten bezeichnen wir „On Schlafbaas“, „Amuntern und Abmuntern“, „Das Schiff- Arnenhase“, „Zwei Stiefel“, „Ein Jollenführer“, „Kell- Haus und Gesellschaft“. Alles, was Smidt in diesen Geschichten erzählt, ist dem Leben entnommen, und da er es ungefähr- vorträgt und im Ton des Erzählers nie aus der Rolle fällt, so macht es den besten Eindruck. Nur wäre zu wünschen, daß der Verfasser etwas weniger häufig Seemannsausdrücke gebraucht. Unmittelbar nöthig ist das nicht, um seinen Lesern sich verständ- lich zu machen, wir glauben sogar, daß eine Beschränkung in dieser Hinsicht dem größern Theile derselben weit angenehmer

und selbst zum Verständnis des Erzählten dienlicher sein würde. Sentenz von Bach lesen Richter wie das Gmüth'sche gewiß nur ausnahmsweise, das Publikum aber, für welches derartige Geschehnisse berechnet sind, begnügt sich mit einem viel geringeren Aufwande menschlicher Theilnahme. Für Leute im Binnenlande sind diese vielen fernkündigen Bezeichnungen sogar ein Buch mit sieben Siegeln, und der Autor hätte, um von allen verstanden zu werden, sich eigentlich die Mühe nehmen müssen, unter dem Texte die nöthigen Erklärungen anzubringen.

47.

Der oberste Gerichtshof in Oesterreich und die Kritik der Königinhofer Handschrift.

In Nr. 43 d. Bl. f. 1869 theilten wir aus Prag einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen des prager Gerichtshofes in der zwischen Kuh und Haus entstandenen Proceßs mit. Aus Wien kam uns nun folgende Mittheilung zu, deren Aufnahme sich durch ihren Inhalt von selbst erklären und rechtfertigen wird.

Nicht minderes Aufsehen als das Ende des Proceßes Brunner contra Lutzau macht das gleichzeitige Ende des Proceßes Haus gegen Kuh in der vielfach besprochenen Angelegenheit der Königinhofer Handschrift. Ist es durch den ersten klar ausgesprochen worden, daß das geistliche Reich, in welchem der Kläger erscheint, keinen Einfluß auf das Urtheil eines Gerichtshofes nehmen könne, ist durch diesen Proceß die „Judenstreicherei“ endlich auch in Oesterreich an den Pranger gestellt worden und ein oft genanntes Organ entlarvt und seines Rumbus auch bei seinen Freunden für immer beraubt worden, und hat sich zugleich das Wiener Landesgericht durch die Sprache, die bei dem Proceß von seinen Seiten geführt worden, und durch die Sprache, die es dem Angeklagten bei seiner Verteidigung gehalten, sowie endlich durch sein Urtheil und die es begleitenden Entscheidungsgründe das glänzendste Zeugnis volliger Vorurtheilslosigkeit ausgestellt und damit dem Fortschritte der Aemlichkeit der niederen Klassen einen großen dankenswerthen Dienst geleistet, so hat der 1. f. oberste Gerichtshof durch die völlige Schuldspruchung Kuh's einen nicht minder wichtigen Schritt gethan. Wir lassen hier die Politik und die Nationalitätenfrage, die von gewissen Seiten in diesem Proceß gewaltsam hineingezogen worden, aus dem Spiele und betonen nur, daß die höchste juristische Instanz, die es in Oesterreich gibt — der oberste Gerichtshof — die Freiheit der Kritik als Princip ausgesprochen. Das ist etwas, wofür jeder Oesterreicher, gewiß aber jeder österreichische Schriftsteller dem hohen Gerichtshof und auch Hrn. Kuh, der den directen Anlaß zu diesem Urtheil gegeben und sich in der Verfolgung dieses seines Ziels durch zwei Verurtheilungen nicht abbreiten ließ, Dank sagen muß. Welches Strafmass Hrn. Kuh nach dem Urtheile des prager Landesgerichtes hätte zu Theil werden sollen, ist hinfällig durch die Blätter bekannt und von denselben besprochen. Die zweite Instanz, das Oberlandesgericht zu Prag, bestätigte, nachdem zuvor Kuh die Berufung an dasselbe eingeleitet, das Urtheil des Untergerichtes. Kuh nahm insofern dessen eine Aenderung beim Kaiser und trug dem Monarchen die beiden Urtheile vor, worauf, da eine Berufung an eine dritte Instanz in Oesterreich nicht statthaft, der Kaiser eine außerordentliche Revision des Proceßes anordnete und dem obersten Gerichtshofe das außerordentliche Entscheidungsrecht einräumte. Von diesem machte der oberste Gerichtshof Gebrauch und erkannte in seinem Urtheile, nachdem er fast alle von den Untergerichten vorgebrachten Verteidigungsgründe, welche Kuh bereits vor dem Landesgerichte vorgebracht, anerkannt, daß wol Kuh insofern einer kritischen Artikel über die böhmischen Handschriften des Bergheims gegen die Sicherheit der Ehre, begangen durch die Presse, angeschuldigt worden sei, erklärt aber in seinem Urtheile

1869. 25

wörtlich: „Da der Inhalt des Urtheils dieses die beiden untergerichtlich vertheilt vom 1. f. ob dem ihm angeschuldigten erkannt und vom Urtheil geurtheilt werden muß.“ der oberste Gerichtshof seine Instanz Oesterreich juristischen und auch so den Entscheidungsgründe folgendermaßen wörtlich: „Tagesboten“ enthalten Kritik gegen die angestrebte mittelalterliche Ursprung aufzustellen. Eine Kritik ist durch kein Gesetz verboten; sie kann auch nicht wol allgemein verboten werden, denn sie führt meist zur nähern Erörterung der Wahrheit und dient auch oft selbst dazu, um indirect den Beweis darüber zu verstärken und zu ergänzen, daß das Bestimmte wirklich die Wahrheit sei. Soll nun die Kritik ihren Zweck erreichen, so muß ihr auch freistehen, alle schwallenden Bedenken und Zweifel darzustellen.“ Das die eigenen Worte des obersten Gerichtshofes! Daß dieses Urtheil in allen Kreisen angenehme Aufsehen macht, und um so größer, für je gerechtfertigter man von andern Seiten die untergerichtlichen Verurtheilungen Kuh's hielt, bedarf wol kaum einer Versicherung. Man fragt nun von allen Seiten, ob sich die Richter der Königinhofer Handschrift, nachdem der eigenthümliche Beweis ihrer Echtheit durch die Verurtheilung ihres Anwaltlers insofern dessen Freisprechung wieder umgestoßen worden, jetzt zu dem einzig möglichen und zur Wahrheit führenden Beweise durch chemische Untersuchung entschließen werden. Wir wollen es im Interesse der geistlichen Literatur und ihrer Anhänger hoffen!

40.

Notizen.

Die Familiennamen.

In den gesammelten Erzählungen „Hell und Dunkel“ erhöht Verfasser einen überaus wunder Punkt manches Familienbened. Das ist die Unausprechlichkeit vieler Familiennamen. Er betitelt seine Erzählung „Ein Name“ und gedenkt darin zunächst der tausendfältig wiederkehrenden, in Witzblättern über Gebähr lächerlich gemachten Namen. Dann sondert er sie nach jüdischem und christlichem Ursprunge. Schließlich aber knüpft er ein ergötzliches novellistisches Stück an einen jener „unaussprechlichen“, den er selbst nicht einmal niederzuschreiben mag. Ein Name, was ist im Grunde an einem Namen gelegen, sagt jeder, der keinen „unaussprechlichen“ führt. Doch aber lachen ihrer hundert oder tausend verstandige Menschen laut auf, wenn ihnen ein Herr Kindfleisch oder ein Fräulein Kalbfleisch vorgesetzt wird. Die alte gute Zeit! O man möchte sie eine alte lappische Zeit heißen, wenn man sich nur die Mühe geben und alle ungeschönten Namen zusammensuchen wollte! Eine gute Scherz-Valenspiegel muß unter unsern Mitwörtern gesteckt haben, sonst ist es unbegreiflich, wie so viele frohmüthiger Bürgermeisternamen gänzlich und gebe werden konnten! Die deutsche Nation gilt für eine grämliche Nation. Ja, aber auf der andern Seite weiß sie sich gar nicht genug mit Parcen, Scarrillanten, Hanswursten und Bodebenteilen zuzuge zu thun. Nun und was ist es anders als eine Bodebenteile, eine Familie für jetzt und ewige Zeiten „Kindfleisch“ zu nennen, weil vielleicht einer da war, der einmal recht viel Kindfleisch zu vertilgen pflegte. Wie viele gute Bürger gibt es, die an ihrem Namen schwerer tragen als an einem Verbrechen, die sich lieber mit einem körperlichen Fehler behelfen, denn mit ihrem Namen gerufen wissen wollen. Die bloß lächerlichen sind allensfalls noch zu fragen, aber die „unaussprechlichen“! Und deren gibt es in der That genug, mehr als man glaubt! Sollte es nicht im Interesse des Staats liegen, hier Ab-

72

er selbst mit gutem Beispiele voranzugehen, der Stille ohne viel Aufsehen die Namen thut doch sonst so viel für Auge und Ohr, f. Strafen und Plagen den Schönheitskranz ufernt jedes künstliche Bild, man bestraft zu Knospe. Ach und wie viele Namen ist gewiß alle Damen in einer Gesellschaft zu laut ausgesprochen. Bekanntlich machte Schauspielerin Peterilie kurzen Proceß. Er ist Fräulein Ellie, es war das, beiläufig bemerkt, auch noch nicht gerade eine Meisteränderung. Aber sie war doch genügend. Ein Name, was ist an ihm gelegen! O mein, er ist ein so delikater Punkt, daß sich die allerweissen Menschen schämen würden, der Regierung nur mit dem Ansehen zu kommen, ihren Namen auf zweckdienliche Weise ändern zu dürfen.

Es gibt nichts Schrecklicheres in der Welt, als sich einer Zufälligkeit wegen fort und fort dem Gelächter preisgegeben zu sehen. Die menschliche Natur erträgt das nun einmal nicht. Man halte die Menschen nicht für lächerlich eitel, wenn sie ihre eigenen Namen nicht aussprechen mögen. Wenn selbst jemals ein unaussprechlicher Name vorgekommen, der verdrast es den unglücklichen Trägern eines solchen nicht, wenn sie vor ihm zittern wie Peter Schlemihl vor seinem abhandenen Schatten.

Gerfäcker's höchst joviale Angaben könnte gewiß jeder aus eigener Erfahrung bekräftigen. Die speziell kennen einen „Nehlschöke“, der schon als Gymnasiast an seinem Namen herumzuschneiden begann, um ihn weniger lächerlich zu machen. Bald warf er hinten das e weg, bald ein h heraus; das wird ihm aber alles nichts nützen, wenn er sich nicht zuvor auf legalen Wege mit der Regierung verhandelt. Nun denke man sich, ein solcher „Nehlschöke“, oder ausserwegen „Knoschenmuss“ wird an einem kleinen Orte aufgeboden, wo man den Namen nie gehört hat! Die Zuhörer lachen. Wir selbst waren dabei, als in einer Vorlesung beim Aufgebote eines „Wahnschöke“ die größte Unruhe entstand. Und „Wahnschöke“, selbst als „Wahnschöke“ ausgesprochen, zählt denn doch noch nicht einmal zu den eigentlich lächerlichen Namen.

Der Dichter, so viel steht fest, wird einen lächerlichen Namen nur dann zulassen, wenn er mit ihm einen komischen Effect erzielen will. Er hütet sich ängstlich, Selben in einer gemessenen Dichtung durch den Namen bloßzustellen. Nun und dasselbe Recht, nicht bloßgestellt zu werden, darf wol jeder Mensch im Leben beanspruchen. Interessant ist gewiß die Frage, wo man den eigentlich plebejischen und lächerlichen Namen mehr begegnet, ob im Adel oder im Bürgerstande? Und eine zweite: darf sich wol eine andere Nation als die deutsche so vieler wunderlicher Familiennamen rühmen? Wir entscheiden das nicht, wir fragen nur. Das sind die Familiennamen! Nun sehe man sich die Vornamen an! Es gibt kaum ein halb Duzend, die man eo ipso lächerlich finden könnte. Lächerlich werden sie meist nur dann, wenn in dieser profaischen Zeit höchst profaische Kelttern ihre noch profaischen Kinder vielleicht Kleopatra oder Penelope, Sempronius oder Diomedes nennen. Es gerathen die Kelttern zuweisen bei der Wahl der Vornamen auf höchst wunderfame Gedanken. Das Eigenthümliche aus unserer Erfahrung ist jedenfalls der Vorname eines preussischen Regierungsraths, ein Vorname, der wol einzig sein möchte. Der Herr heisst nämlich: „Griede-wollt'-er“.

seines hiezigjährigen Geburtstags gebichtet von Moriz Kappaport“ (Leipzig 1860), und: „Die drei Salomone. Festgedicht zur hiezigjährigen Geburtstagsfeier des hochwürdigen Herrn Salomo L. Kappaport, Oberrabbiner zu Prag. 19. Ewan 5620 — 9. Juni 1860. Gebichtet von Arnold Bodel“ (Leipzig 1860). Wir gedenken hier nur des letzteren, von einem jungen leipziger Israeliten herrührenden; denn wenn es wahr ist, was man uns sagt — und wir haben nicht den geringsten Grund, daran zu zweifeln —, daß der Dichter erst im fünfzehnten Lebensjahre steht und seine Dichtung ganz aus sich selbst geschaffen hat, so haben wir es hier mit einer frühreifen Talententwicklung seltenster Art zu thun. Da begegnet man fast nirgends einer jugendlichen Unbehülflichkeit und Unklarheit, einem müßigen Hildwort oder einer kindischen Phrase. Man lese z. B. folgende Strophen:

Im jenem Berge ist's sehr still und traurig,
Kein Lied, kein Ton klingt an des Wüsters Ohr,
Zuweilen nur rauscht's durch die Bäume schaurig,
Die Schwanenfang und dampfer Geisterchor,
Des Himmels Aug' ist frucht und schwer von Thränen,
Die Klagen der Natur durchdringt die Lust:
„Herr, warum schufst du deinen treuesten Söhnen
Ihr heilig's Land zur Wüste um, zur Wust?“

Doch da erdonnern ringsum alle Höhen,
Des Firmament umgibt ein Flammencor,
In heller Glut scheint rings der Berg zu stehen,
Und aus den Wolken thut es schwer und hehr:
„Voll Israel hat eine große Sendung,
Des Erdensand ist Juba's Heimathland,
Und zu der Menschheit Ausbau und Bollendung
Hab' ich's in alle Welten ausgesandt!“

„Mein Volk soll nicht nach Erdengütern ringen,
Sein Ziel ist Wahrheit, seine Losung Licht,
Stets soll es hoch des Heil'gen Nahme schwingen,
Die Freiheit ist's, für die mein Juba steht!
Und seine Selben schmückt die Doppelkrone,
Ein großer Geist, ein großes, edles Herz!
Mit ihnen schwingt sich's auf zum Völkerrheme,
Erhebt, ein mächt'ger Kar, sich himmelwärts!“

So lebt denn Juba ewig, für Kronen,
Und ewig strahlt sein geistiges Panzer,
Und ewig strahlen seiner Selben Kronen
Und ihrer goldne Dreizahl für und für.
Drei Moses schuf vor allen Nationen
Des Erbes kleine, aber mächt'ge Schar,
Und Juba war es, das drei Salomonen
Der Welt zum Heil und Ruhm gebat!

Diese drei Salomone sind Salomo, der Tempelbauer und Lieberdichter, Salomo Gabirol und der neuere Salomo in Prag der Oberrabbiner Salomo Kappaport. Wir wollen nicht untersuchen ob die Parallele zwischen den drei Salomonen überall sich hält, aber sie ist mit Geist ausgeführt. Schön ist auch die Strophe in welcher der Dichter schildert, wie Juba, die „verlassene Waise“ ihre „große Weltentziffer“ antreibt:

Das Land verlor's — den Himmel nahm es mit!

Zu den vielen Zeichen, welche zu beweisen scheinen, daß Juba selbst den Vorne: „Seine“ Saphir'schen Standpunkt glücklich überwunden hat, mag auch wol diese Dichtung so gut wie das andere Festgedicht von dem leemberger Kappaport zu rechnen sein.

A. M.

Israelitische Festdichtungen.

Es liegen uns zwei Druckschriften vor, Festgedichte enthaltend, welche bei der am 9. Juni zu Prag begangenen Geburtstagsfeier des prager Oberrabbiners Salomo L. Kappaport vorgetragen wurden. Ihre Titel sind: „Festgruß der leemberger Israelitischen Gemeinde an den hochwürdigen Herrn Salomo L. Kappaport, Oberrabbiner zu Prag, bei Gelegenheit der Feier

Bibliographie.

- Aguilar, Grace, Die Jüdin. Nach der 5ten Original-Ausgabe. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 24 Ngr.
- Graf Moritz Arndt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.
- Aus Hebel's Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.
- Bähr, J. K., Der dynamische Kreis. Die natürliche Reihenfolge der Elemente und zusammengesetzten Körper als Resultat der Beobachtung ihrer dynamischen Wirksamkeit. 1ste Lieferung. Dresden, Türk. Imp.-4. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Benfischlag, W., Philipp Melancthon. Eine kirchengeschichtliche Skizze. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 10 Ngr.
- Biedermann, G., Die Wissenschaft des Geistes. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Die Seelenlehre. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Brandes, S. R., Auszug von Memel nach Muskau im Sommer 1859. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.
- Clericus, L., Berliner Fremden-Bilder. 1tes und 2tes Bändchen. Berlin, Schlingmann. Gr. 16. 17½ Ngr.
- Compass auf dem Meer des Lebens. Weisheitsblüthen, die das Herz in der Dichtung reich gepflückt. Herausgegeben von L. Stelter. Elberfeld, Bader. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Dillenius, F. L., Weinberg, vormals freie Reichs-, jetzt württembergische Oberamtsstadt. Chronik derselben. Stuttgart, Rigische. Er.-8. 1 Thlr.
- Dräxler-Manfred, C., Sibyllinische Blätter. Selbstschau und Weltbetrachtung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 20 Ngr.
- Dreher, S., Theodor Körner. Melodrama in einem Act. Musik mit Beibehaltung von Melodien zu Körner'schen Liedern. Ouverture von R. Gené. Wiesbaden, Limbarth. 8. 7½ Ngr.
- Feierabend, M. A., Die Einführung. Ein schweizerisches Nationalkultspiel in vier Aufzügen. Festgabe auf die 100jährige Stiftungsfest der helvetischen Gesellschaft. Luzern, Kaiser. 8. 15 Ngr.
- Fontane, L., Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Geschichte der Familie Schenk von Nydeggen insbesondere des kriegsobersten Martin Schenk von Nydeggen. Mit geschichtlichen Nachrichten über Afferden, Wydenbeck, Hillenrath u. c. Nach archivalischen und andern authentischen Quellen bearbeitet. Köln, Schwann. Er.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Die Wiener Gesellschaft 1860. Charakteristik von einer Dame. Wien, Ballishausser. Gr. 8. 8 Ngr.
- Grahl, G. de, Kaiser Albrecht der Erste. Historisches Raucerspiel in fünf Akten. Altona, Mengel. Gr. 16. 15 Ngr.
- Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. Mainz, Kirchner. 8. 1 Thlr.
- Halt aus, E., Marie oder durch Leiden zu Freuden. Eineamburger Stadtgeschichte, dem deutschen Volke jeglichen Standes zählt. Leipzig, Violet. 8. 25 Ngr.
- Heinemann, O. v., Markgraf Gero. Eine historische Monographie. Nebst Stammtafel und Karte. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.
- Herrmann, F., Aus Feld und Werksstätte. Gedichte. Leipzig, 16. 22½ Ngr.
- Holl, J., Gedanken. Köln, Bachem. Gr. 16. 1 Thlr.
- Hornay, A. v. Humboldt. Sein Leben und Wollen für Volk und Wissenschaft. Nach Originalien. Hamburg, Hoffmann Campe. 8. 15 Ngr.
- Huberinus, G., J. Spangenberg und Harms, Eruliches in hoch- und plattdeutscher Sprache. Betrachtungen des Predigten. Halle, Petersen. 8. 6 Ngr.
- Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

- Kerschbaumer, A., Eligius. Lebensbilder aus dem niederrheinischen Gebirge. Freiburg im Br., Herder. 8. 25 Ngr.
- Landsteiner, R., Aus dem Leben eines Unbekannten. Freiburg im Br., Herder. 8. 1 Thlr.
- Lazarus, M., Ueber den Ursprung der Sitten. Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 8 Ngr.
- Liegel, T. A., Wahrheit, Freiheit, Liebe. Fünfzig christliche Vorträge gehalten in der Hofkirche in Coburg. Coburg. 8. 1 Thlr.
- Luy Livingstone oder Ein Mann. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Lütolf, A., Leben und Bekenntnisse des Joseph Laurentz Schifmann, Pfarrers, Decans und Domherrn die Diocese Basel. Ein Beitrag zur Charakteristik J. M. Sallers und seiner Schule in der Schweiz. Luzern, Gebr. Rüder. Gr. 8. 27 Ngr.
- Lützow, K. v., Aphorismen philosophisch-politischen Inhalts. Schwerin, Bärensprung. Gr. 8. 10 Ngr.
- Malortie, E. C. v., Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes. 1tes und 2tes Heft. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Oppermann, S. A., Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860. 1ter Band: 1832—1848. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Ott, J. C., Hans des Berner Milizen Erinnerungen aus dem lombardisch-sardinischen Feldzuge von 1848. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.
- Pfnor, L., Die Union im Großherzogthum Hessen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Fragen: „Union oder Conföderation, evangelische Freiheit oder bindendere Verpflichtung auf die alten Bekenntnisschriften der Kirche?“ Darmstadt, Diehl. 8. 10 Ngr.
- Plesing, W., Carl Georg Curtius, Dr. der Rechte, Synodicus der freien und Hansestadt Lübeck. Darstellung seines Lebens und Wirkens. Lübeck, Roschensfeldt. Er.-8. 12 Ngr.
- Simon, S., Dichtungen. Vier Bändchen. Leipzig, Arnold. Gr. 16. à 20 Ngr.
- Steger, F., 1792—1813 Deutschlands Erniedrigung durch Napoleon Bonaparte. Ein Spiegelbild für die Gegenwart. Leipzig, D. Wigand. 16. 10 Ngr.
- Stellwagen, E. G., Das hohe Lied Salomo's, ein Lied für Fürst und Volk. Leer, Voß. 8. 6 Ngr.
- Volquardsen, C. R., Platon's Idee des persönlichen Geistes und seine Lehre über Erziehung, Unterricht und wissenschaftliche Bildung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 20 Ngr.
- Von Herzen. Lieder vom Verfasser des Götz. Augsburg, von Jenisch u. Stage. 16. 9 Ngr.
- Zirndorf, S., Gedichte. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

- Der Vorries Trachten und Drau'n der deutschen Sache Gedicht. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.
- Die gemischten Ehen, ein katholisches Bedenken. Von einem katholischen Geistlichen des Kantons Luzern. Luzern, Gebr. Rüder. Gr. 8. 5 Ngr.
- Festreden zur Erinnerung an den 300jährigen Todestag Phil. Melancthon's und bei der Grundsteinlegung zu dessen ehernen Denkmale am 18., 19. und 20. April 1860 zu Wittenberg. Mit einem Vorworte herausgegeben von K. F. C. Lommassch. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 10 Ngr.
- Die christliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Vereinigung an gebildete Christen aller Confessionen. Berlin, Beelhaar. Gr. 8. 3 Ngr.
- Der Oberprediger Melcher und sein Ankläger. Freientwalde a. O. 8. 2 Ngr.
- Schauspielfunkst und Vorurtheil. Von ***. Dresden, Beh. 8. 1½ Ngr.
- Schumacher, C., Charakteristik Melancthon's in vier Zeichnungen. Anclam, Dieke. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' REISE-BIBLIOTHEK für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur Reiselectüre besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen.

Bereits erschienen:

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig - Eisenach.) Von Adolf Beck.
Das hessische Land und Volk. (Eisenach - Frankfurt a. M.) V. E. Müller.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelia Buddens.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hecker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Hecker.
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Von Nikolaus Hecker.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kurnik.
Das Schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Prag. Böhmisches, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne.
Die Böhmisches Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühne.
Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidl.
Die Donau von Wien bis zur Mündung. Von Adolf Schmidl.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter.
Brüssel. Von J. E. Hörn.
Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von Karl Gustav von Bernack.

Schweizerfahrten. Von Ernst Kossak.
Harabilder. Von Heinrich Prühle.
Schillerhäuser. Von Josef Rank.
Briefe aus Südrussland. Von Marie Förster.
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Rank.
Reise - Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Wilhelm Alexis.
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. V. F. Gerstäcker. Zweite Aufl.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Preis des Bändchens 10 Sgr.
In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon. Ein Handbuch für das praktische Leben. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das fünfte Heft erschienen. — Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. — Umfang: 60—80 Hefte à 7½ Ngr. Das Erschienene und ein Prospect sind überall vorrätig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Genesis des Bewusstseins nach atomistischen Principien. Von Maximilian Droßbach. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein neues philosophisches Werk des bereits rühmlich bekannten Verfassers. Er unternimmt in demselben die Lösung der Frage nach dem Grunde der geistigen Erscheinungen, welche das Interesse der Gegenwart in so hohem Grade erregt und den Kampf der wissenschaftlichen Parteien auf das heftigste entzündet hat, von seinem bekannten Standpunkt aus in einer solchen Weise, daß eine entscheidende Wendung in dieser nicht nur auf die Richtung der Wissenschaft, sondern auch auf das Bestehen aller künftigen Grundlagen den höchsten Einfluß ausübenden Angelegenheit zu erwarten ist. Dasselbe schließt sich direct an folgendes, früher in demselben Verlage erschienenes Werk des Verfassers an:

Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüthes über die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Schrift gibt in einer klaren und belebten Darstellung einen höchst interessanten und originellen Beitrag zur naturwissenschaftlichen Welterklärung. Sie zeigt, wie eine besonnene und genaue physikalische Denkweise dem Materialismus von Grund aus zuwiderläuft. Ihrem Geiste nach ist sie eine Fortbildung der von Leibniz begründeten Anschauungsweise. Dabei ist der Verfasser ein von philosophischen Schuleinflüssen durchaus unabhängiger Selbstdenker, so daß die Schrift sich in jeder Weise dem großen gebildeten Publikum empfiehlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Elektrizität von J. Gavarret.

Deutsch bearbeitet von Dr. Rudolf Arendt.

Zwei Theile. Mit 448 Holzschnitten.

8. Geh. 4 Thlr.

Dieses Werk behandelt in elementarer Weise, ohne Zuhilfenahme höherer Rechnungen, die Theorien der Elektrizitätslehre. Die streng logische Anordnung des Stoffes sowie die Präcision und Klarheit der Darstellung machen dasselbe ganz besonders sowohl als Lehrbuch für den Selbstunterricht wie auch zum Gebrauch bei Vorlesungen geeignet. Der Verfasser geht Schritt vor Schritt von den einfachsten, bekannten Thatfachen zu unbekannten Erscheinungen über und entwickelt das Lehrgebäude der Elektrizität an einer grossen Zahl geschickt ausgewählter Versuche, die fast sämmtlich durch treffliche Holzschnitte erläutert sind.

Die jetzt vollständig vorliegende deutsche autorisierte Ausgabe dieses Werks umfasst zwei Theile und ist auch in vier Lieferungen zu 1 Thlr. zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 29. —

19. Juli 1860.

Inhalt: Kant'sche Philosophie. Von Karl Fortlage. — Der Theaterrecensent. — Zur Journalbelletristik. Von Emil Müller-Sambs-
wegen. — Kriegsgeschichtliche Erinnerungen eines Veteranen. Von Karl Gustav von Berner. — Aus der Geschichte Oberfrankens. —
Notizen. (Zur Kenntniß der Sittenzustände unter den ältern deutschen Gelehrten; Deutsche Literatur in Frankreich.) — Bibliographie. —
Anzeigen.

Kant'sche Philosophie.

1. Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Drei Vor-
träge von Runo Fischer. Mannheim, Bassermann. 1860.
Gr. 8. 24 Mgr.

Es gibt Hervorbringungen des Geistes, welche zu tief
und zu groß sind, um mit ihrem erstmaligen Hervortre-
ten sogleich in ihrem ganzen Umfange gefaßt und er-
kannt zu werden, und daher im Großen nur erst einen
Eindruck des Respects oder auch des Erstaunens bewir-
ken. Um eine Annäherung an das allgemeine Bewußt-
sein möglich zu machen, entstehen dann zunächst einst-
weilige Uebergangsproducte, welche die Luft zwischen der
neuen Idee und dem Zeitbewußtsein überbrücken und
das Zeitalter zum wirklichen Empfangen des für dasselbe
bestimmten Schatzes vorbereiten.

Auf diese Art ging es der Kant'schen Philosophie,
und auf diese Art hat dieselbe gewirkt. Sie hat in der
auf sie gefolgten und bereits im Abwelken begriffenen
Blüte von Systemen eine Fülle solcher Uebergangsglieder
zwischen ihrer eigenen Tiefe und der Oberflächlichkeit des
Zeitgeistes geschaffen, und das gegenwärtige Abwelken der
lehren ist eben das Zeichen, daß der deutsche Geist heran-
gereift genug ist, die Tiefe der Sache selbst auf eine
ernstere und unmittelbare Art zu empfangen, als sie
ihm weder von den frühern Kant'schen Schulen, noch
von der nächsten Folgezeit geboten werden konnte.

Nicht klarer kann diese Tiefe der Sache für das all-
gemeinste Verständniß aufgedeckt werden, als es diese drei
Vorträge Runo Fischer's thun, welche in ihrer Sorgfalt
und Präcision eine Vorprobe von dem geben, was die
in kurzer Zeit zu erwartende große und erschöpfende Dar-
stellung der Kant'schen Philosophie durch denselben Ver-
fasser zu leisten die Absicht hat.

Unsere Philosophie muß auf's neue zu Kant zurück,
wenn sie fortschreiten und nicht stehen bleiben will, ähn-
lich wie ein zu spannender Bogen nur durch Zurück-
ziehung seiner Sehne neue Kraft gewinnt. Fischer be-
merkt hierüber (S. 2):

In der Geschichte der Philosophie scheint es nöthig zu sein,
daß sich in gewissen Zeitpunkten die Geister wieder einmal um-
1860. 29.

wenden zu frühern fest begründeten Vorbildern, um sie gleich-
sam von neuem zu entdecken und für den sichern Fortschritt einen
sichern und gemeinschaftlichen Ausgangspunkt zu gewinnen. Un-
ter den neuern Denkern vor Kant gibt es kaum einen, der nicht in
dieser Weise philosophische Bestrebungen unserer Gegenwart an
sich gezogen hätte. Vielleicht ist die Zeit gekommen für eine
neue Vertiefung in die kritische Philosophie, die bis heute nur
die wenigsten erst durchdrungen haben.

Der erste dieser Vorträge enthält die Lebensbeschrei-
bung Kant's nebst einer Charakterzeichnung dieses Phi-
losophen, in welcher die durch sein Leben selbst dargestell-
ten Principien seiner praktischen Philosophie sich deutlich
abspiegeln. Die beiden andern behandeln die Grundlage
seiner Kritik der theoretischen Vernunft. Der Verfasser
dachte sich die Frage gestellt: Wer war Kant und was
heißt kritische Philosophie? und will durch die vorliegende
Schrift auf diese Frage die zureichende und kürzeste Ant-
wort geben für jedermann, welchem eine klare Vorstellung
von dem Urheber und der Bedeutung der kritischen Phi-
losophie willkommen ist. Uebrigens sind diese Vorträge
wirklich gehalten worden, und zwar vor dem neumarischen
Hofe zufolge der schönen dort noch fortwährend herrschen-
den Sitte, Lehrer der jenäischen Universität mitunter zu
solchen wissenschaftlichen Mittheilungen zu veranlassen.

Diesem Zwecke gemäß tritt nun die Lebensbeschrei-
bung in den Vordergrund. Sie ist nach den besten Quel-
len sauber entworfen, die ihr beigelegte Charakteristik
mit psychologischer Gründlichkeit, mit Parthei und An-
muth behandelt, und zwar so, daß dieses Leben mit den
größten Ereignissen und Weltlagen seiner Zeit in eine
bedeutungsvolle Beziehung tritt. Aber dieses Leben kann
in seinem Wesen nicht begriffen werden, ohne daß über
die von ihm gelöste Grundaufgabe der Philosophie und
über die Mittel, wodurch deren Lösung gelang, wenigstens
in kurzen Umrissen ein deutlicher Begriff mitgetheilt wird.
Dieser Zweck wird durch die beiden andern Vorträge
erreicht. Sie lösen die schwierige Aufgabe, einen deut-
lichen und für jeden Gebildeten leicht faßlichen Be-
griff dieser Sache aufzustellen, ohne alle Popularität,
d. h. ohne daß von der äußersten, ja peinlichen Strenge
der kritischen Beweisführung hierbei irgendetwas nach-

gelassen wird. Diese Aufgabe ist gelöst durch das Mittel einer bis aufs äußerste gesteigerten Durchsichtigkeit und Einfachheit in der Darstellung, wodurch auch der in solchen Gegenständen minder Geübte sicher ist, den Faden des Zusammenhangs niemals aus den Händen zu verlieren.

Die Eigenthümlichkeit der Kant'schen Vernunftkritik besteht darin, daß er zum ersten male das Problem der Erkenntniß in seiner richtigen Fassung aufstellte. Erst diese richtige Fassung machte eine richtige Lösung desselben möglich, indem er nun erst die Bedingungen der Erkenntniß an der richtigen Stelle auffuchen konnte. Unter den Mitteln der Lösung steht die Enthüllung der Natur von Raum und Zeit obenan, welche Kant zuerst gelang. Daher behandelt der erste Vortrag das Problem der Erkenntniß, der zweite die Lehre von Raum und Zeit.

Beim Problem der Erkenntniß lautet die erste Frage: Was ist Erkenntniß? und die Antwort erklärt, daß sie nicht im Erfassen eines außerhalb der Erkenntniß liegenden Gegenstandes, sondern in synthetischen Urtheilen a priori besteht, worauf denn nachgewiesen wird, daß Erkenntniß in diesem Sinne in Beziehung auf Mathematik, Physik und Metaphysik wirkliche Thatsache ist. Die ältere Kant'sche Schule, welche am Buchstaben klebte, ohne den Geist der Kritik zu erfassen, drang zu diesem durchschlagenden und alles entscheidenden Gesichtspunkte der Kritik noch nicht vor. Die Folge war ihre innere Haltungslosigkeit, worin sie frischen Ideentrieben das Feld räumen mußte, ohne ihre eigene Aufgabe erfüllt zu haben.

Raum und Zeit als die ersten Bedingungen der menschlichen Erkenntniß scheinen ihren Ursprung aus den sinnlichen Eindrücken zu haben, aber sie sind entschieden früher als diese gegeben. Sie sind nicht Begriffe, sondern Anschauungen, aber sie sind reine Anschauungen, und dürfen, insofern sie die Bedingung oder Möglichkeit alles Anschauens enthalten, auch als Anschauungsvermögen oder anschauende Vernunft bezeichnet werden. Diese Grundlage der ganzen theoretischen Kritik ist zwar selten mißverstanden, dagegen desto häufiger von spätern Systemen gegen unwichtigere Kapitel der Metaphysik in den Schatten gestellt worden, sodaß die neue, feste und entscheidende Hinweisung auf diese schlechterdings unveränderliche Grundlage aller Metaphysik wol der neuen Entdeckung einer alten Sache gleichkommt.

Endlich müssen sie doch noch Allgemeingut werden, die großen Wahrheiten, welche bisher, obwol am hellen Tage, immer noch für die meisten als Geheimnisse verdeckt gelegen haben. Aber es gehört ein Meister der Auffassung, des Verständnisses und der Darstellung dazu, dieses möglich zu machen. Als einen solchen bewährt sich hier Kämpfer aufs neue, sodaß nur zu wünschen ist, daß niemand unter allen Gebildeten deutscher Nation diese drei Vorträge ungelesen lasse. Der Kundige wird von ihnen den Genuß haben, das Bekannte und Gewohnte, aber mühsamer Errungene in eine ganz überraschende Klarheit gesetzt zu finden; der Unkundige wird die Freude haben, etwas ihm bisher vielleicht trotz seines besten

Willens verschlossen Gebliebenes sich mit einem male geöffnet zu sehen, weil hier in der That die Leichtigkeit des Verständnisses auf eine bisher nicht dagewesene Art hergestellt ist.

Wir bedürfen überhaupt gar sehr dergleichen mit classischer Vollendung ausgeprägter Darstellungen des Erprobten und Bewährten. Sie dienen ihm zum würdigen Monument für die ganze Folgezeit. Den Zeitgenossen aber dienen sie zu einer Fahne, zu welcher man sich aus dem Strudel alltäglicher Mittelmäßigkeiten rückt, und an welcher man das Gefühl der Sicherheit und Unererschütterlichkeit der großen Errungenschaften unsrer philosophischen Bildung immer aufs neue stärken kann.

Wie groß noch immer die Kluft blieb zwischen der Kant'schen Philosophie und dem Zeitalter, selbst nachdem sie schon gezündet hatte und der durch sie angeregte Wirkungsproceß der Geister im vollen Gange war; wie langsam die blinden Vorurtheile und Besorgnisse sanken, welche es selbst hochbegabten und für die Speculation interessirten Männern so schwer machten, sich geduldig und mit Hingabe in sie hineinzudenken und hineinzugewöhnen, davon ist uns vor kurzem ein neues interessantes Document vor Augen gestellt worden in der Schrift:

2. Jens Baggesen's philosophischer Nachlaß. Herausgegeben von R. A. Baggesen. Erster Band. Zürich, Schultheß. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieser Nachlaß versetzt uns in die schöne Zeit unserer werdenden und wachsenden Philosophie zu Ende des ersten Decenniums dieses Jahrhunderts, an deren Schicksalen Baggesen als ein Freund und Mitphilosophirender Leonhard Reinhold's den lebhaftesten Antheil nahm. Es war ein gärender, begeisterter, hoffnungreicher Zustand. Wir dürfen ihn nicht zurückwünschen, aber wir dürfen uns immer aufs neue an seinen Erinnerungen und Denkmälen erfrischen. Jede Zeit hat ihre eigene Aufgabe zu erfüllen. Die Aufgabe jener Zeit war, die neue von Kant in die Welt gebrachte Idee dem Leben und der Erfahrung anzunähern, und dadurch wenigstens vorläufig auf allen Gebieten des Wissens und Lebens anwendbar und fruchtbar zu zeigen. Dieses mußte durchaus geschehen, wenn die große Wirkung der großen Sache keine Hinderung erleiden sollte. Die Sonderung der Sphäre vom Weizen war auf zukünftige Zeiten zu verschieben. Der Vorgang war ein schwieriger. Nicht nur die Organe der Sache, sondern noch weit mehr die Apostel der ältern Kant'schen Schule selbst hinderten vielfach dadurch, daß sie sich in unwichtige Nebendinge und Zufälligkeiten verbißen und darüber die wesentlichen Gesichtspunkte ganz übersahen oder vergaßen. Baggesen, mehr Dichter als Philosoph und mehr religiöser Enthusiast als Metaphysiker, fühlte anfangs zwar richtig heraus, daß in der Kant'schen Idee eine Anregung für Vertiefung des religiösen Lebens und Schmelzung starr gewordener Glaubensformeln enthalten liege, wurde aber bald durch die verwirrenden Schulstreitigkeiten der damaligen Zeit vermaß an der ganzen Sache irre, daß er, um vor den

Beunruhigungen der Vernunftkritik zu Rüchten, sich ähnlich vielen andern seiner Zeitgenossen einer methodelosen, abenteuerlichen, zum Theil theosophischen Speculationsweise in die Arme warf, welche er seine Symbolik nannte, und worin er den Gedanken sagte: alle Dinge aus verschiedenartigen Abspiegelungen eines unendlich vollkommenen Urgeistes zu erklären. Das eigentliche Werk, zu welchem er in diesem Sinne eine Menge rhapsodischer und ziemlich flüchtiger Entwürfe machte, ist er der Welt schuldig geblieben. An den hier mitgetheilten Entwürfen und Vorarbeiten kann man aber desto genauer den innern Entwicklungsgang eines edel strebenden, jedoch dabei auch im hohen Grade wissenschaftlich desorientirten Geistes beobachten. Sein Denken hatte mit der richtigen Zuversicht angefangen, daß die Vernunftkritik die vollständigen Mittel in ihrem Schoße trage, für den Abbruch, den die allgewohnte Dogmatik durch sie erlitt, die Entschädigung zu geben. Später ging ihm aber diese Zuversicht so sehr verloren, daß er sich mitunter zu Anklagen hinreißen läßt, welche, wenn man in ihnen billigerweise auch nichts weiter als die Ergüsse vereinzelter mißmuthiger Stimmungen erblicken darf, doch immer charakteristisch genug sind, indem die Vernunftkritik zuletzt seinem durch das wilde Speculiren jener Tage überreizten Gehirn als eine Ausgeburt frevelhafter Ueberhebung und dämonischen Troges erschien (S. 232 — 233):

Kritik des Universums wäre ein bescheidener Titel gegen den der reinen Vernunft; jener kündigt höchstens eine Annäherung an, die ganze Welt aufzudecken, auseinander zu legen und zu beurtheilen, dieser aber eine Vermessenheit, den Urheber der Welt zu entschleiern, zu zergliedern und nöthigenfalls zu corrigiren. Die Auflösung der Frage: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? ist eine Auflösung der Frage: wie ist Denken möglich? Es läßt sich keine größere Vermessenheit eines denkenden Wesens denken, als das Unternehmen dieser Auflösung. Was aber bei diesem vermessenen Geschäft Gott und Freiheit zu kritisiren in der Kritik der reinen und praktischen Vernunft transscendirt — die Entscheidung — übertrifft die Vermessenheit der unternommenen Prüfung selbst, und die Auflösung der verwegenen Frage ist blasphemischer als die Frage selbst u. s. w.

Wie ungerecht und verkehrt dieses geredet war, indem hierbei die Correctur gewisser Dogmen und Sätzungen über das unendliche Wesen mit einer Correctur dieses Wesens selbst verwechselt wurde, braucht wol nicht erinnert zu werden. Uebrigens beruhen diese Worte, abgesehen von ihren logischen Schnigern, auf denselben leeren religiösen Befürchtungen, wie sie schon früher gegen Kant und Fichte durch Hamann, Jacobi, Herder, Franz von Baader geltend gemacht worden waren; Befürchtungen, welche der Schelling'schen Naturphilosophie sammt allen sich daranhängenden trüben und mythischen Abenteuerlichkeiten eine so rasche Gunst beim deutschen Volke erwarben, denen dann auch die theosophische Symbolik von Jaggeseu sich würde angereicht haben, wenn dieselbe überhaupt erschienen wäre. Man lese diese Ergüsse eines kampfsgepressten Herzens, welches aus Scheu, durch das Licht der Kritik seinen Gott, seine Seele, seine Unsterblichkeit, sein Alles zu verlieren, lieber zu wilden

Träumen einer theosophischen Symbolik, zu excentrischen Phantasiespielen einer unmethodischen Speculation seine Zuflucht nahm, um zu begreifen, wie man damals Scheu vor dem kritischen Ich, Nihilismus, Eufismus und Religion zu tauchen, damit Urtheile a priori und den Würde.

Diese Zeit gleicht schon den, in Nebeln begrabenen, wir jedoch nicht dabei wohlthätige Ernüchterung danken, bei allen seinen völlig von der verberblid gegen die Kant'schen Kritik gar zu häufig wiederkehrt welcher nicht eher ins W schwimmen gelernt hätte, großen Meister zu Füßen innerung sein. Er hat d seiner nicht recht würdig w.

Fast man dieses in ge Wahrheit der Behauptung heute der Zeitpunkt einget die theils leichtsinnig verse bedeten Brunnen der drei brauche öffnen können. 2 Zeit, daß dieses geschehe, zu lange Entbehrung des dem sie seiner noch kaum ihm auch schon wieder en terministischen Systeme halt Sie waren Palliativmittel bicalcur der Kritiken noch aber nachgerade der abgekl desto mehr steigt ganz von selbst das richtige Verlangen nach dem Urquell. Kant, welcher bisher mit einer gewissen Befremdung als ein der Vergangenheit angehöriger Charakter angeblickt wurde, fängt an, der Gegenwart aufs neue in eine vertrauliche Nähe zu treten. Obgleich wurde sein Name selten genannt ohne gewisse abweichende Epitheta. Einige nannten ihn den „alten“ Kant, gleichsam den veralterten, andere nannten ihn den „ehrliehen“ Kant, um zuzugestehen, daß der „Bermalmer“ doch im Grunde ein ehrliches Herz gehabt habe. Diese Ornamente, womit man ihn zu behängen pflegte, kommen jetzt aus der Mode. Das Feuer, das von seinem für alle Zeiten gegründeten Werke ausströmt, verzehret sie. Kant ist nicht alt. Kant ist jünger als irgendeiner von uns.

Noch machen wir auf folgende kleine Schriften aufmerksam, welche ihr Scherflein mit dazu beitragen, auf den großen Philosophen fortwährend aufmerksam zu machen und zur Beschäftigung mit ihm aufzufordern.

3. Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kant's Leben und Schriften. Herausgegeben von Rudolf Reicke. Königsberg, Theile. 1860. Gr. 8. 12 Mgr.

Zwei Monate nach Kant's Tode, an seinem Geburts- und Namenstage den 22. April 1804 wurde vom königsberger akademischen Senat ihm zu Ehren ein Traueractus im großen Hörsaal gefeiert, wobei der Consistorialrath Walb als Professor eloquentiae die Gedächtnisrede auf Kant hielt. Das Concept dieser Rede, auf der Bibliothek in Königsberg befindlich, erscheint hier zum ersten mal im Druck, begleitet von Anmerkungen mehrerer Collegen Walb's. Dieser wandte sich nämlich, an die Ausführung des ihm gewordenen Auftrags gehend, brieflich an Männer, die dem Verewigten nahe gestanden, an Borowski, Reusch, Joh. Schulz, Wannowski, Heilsberg, Kraus, Wasianski und Gensichen mit Fragen mancherlei Art über Kant's Lebensumstände, die sie ihm schriftlich beantworteten. Diese Antworten heftete Walb hernach dem Concepte seiner Rede mit bei. Auch ließ er, ehe er die Rede hielt, das Concept derselben unter den Senatsmitgliedern circuliren, wobei Kraus (damals Dekan der philosophischen Facultät) und Gräf (Professor der Theologie) ihre Ausstellungen und Verbesserungen am Rande mit Bleistift bemerkten. Da diese vielerlei Notizen, obwohl im wesentlichen übereinstimmend, einander in Nebendingen doch häufig widersprechen, so sind sie den Biographen Kant's als nachträgliches Material zur Vergleichung zu empfehlen.

Als Anhang folgen einige kleine Nachträge zu Kant's Schriften, nämlich eine Recension der Schrift von Moscati über den „Unterschied der Structur der Thiere und Menschen“, einige Urtheile über das Basedow'sche Philanthropin in Dessau, und zwei kleine Vorreden. Interessant ist die warme Theilnahme Kant's an jenem Philanthropin, worüber er (S. 74) in den „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen“ vom 27. März 1777 schrieb:

Eine solche Erziehungsanstalt ist nun nicht mehr blos eine schöne Idee, sondern zeigt sich mit sichtbaren Beweisen der Thunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden. Gewiß eine Erscheinung unserer Zeit, die, obzwar von gemeinen Augen übersehen, jedem verständigen und an dem Wohl der Menschheit theilnehmenden Zuschauer viel wichtiger sein muß, als das glänzende Nichts auf dem jederzeit veränderlichen Schauplatz der großen Welt, wodurch das Beste des menschlichen Geschlechts so nicht zurückgesetzt, doch nicht um ein Haar breit weiter gebracht wird.

4. Immanuel Kant's Leben. Ein zum Besten der Innern Mission zu Wittenberg gehaltener Vortrag von Hermann Schmidt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1858. Gr. 8. 7½ Mgr.

Eine gute und sorgfältig gemachte Arbeit. Da sie vom entgegengegesetzten Standpunkte, nämlich dem der kirchlichen Orthodoxie aus verfaßt ist, so ist dabei außerdem noch die achtungswerthe Gerechtigkeitsliebe hervorzuheben, mit welcher sie die Verdienste des großen Philosophen um Fortentwicklung des religiösen Bewußtseins zu würdigen versteht. Besonders finden wir dieselben in folgender Stelle so trefflich auf einen bestimmten Ausdruck gebracht, daß es schwer sein möchte, über diesen Punkt besser zu schreiben, als es hier geschehen ist (S. 35):

Der Verstand war durch Kant von dem Throne, auf dem er sich lange genug die Herrschaft über den Glauben angemessen hatte, herabgestoßen. Jetzt trat der Wille an seine Stelle. Die Richtung dazu lag in der ganzen aufgeregten, auf allen Gebieten nach größerer Selbständigkeit strebenden Zeit, und Kant, diese geistig und sittlich so gebiegene Persönlichkeit, war dazu berufen, diesem dunkeln Streben Klarheit und gemessenen Ausdruck zu geben. Während die Religionen der damaligen Zeit theils an dem todtten Buchstaben des Dogma hingen, theils sich mit Herabsetzung des historischen Christenthums eine Art Naturreligion bildeten, theils endlich im mythischen Dunkel einer gewissen Gefühlslosigkeit schwelgten, warf Kant wie einen zündenden Blitz die Idee einer sittlichen Begeisterung in die Herzen hinein und lehrte die Offenbarung von diesem Gesichtspunkte aus ansehen und würdigen.

Diese große und gewaltige Thatfache verdient besonders heute wieder stark hervorgehoben zu werden, wo ein von der Hegel'schen Schule zum Materialismus abgefallener Bestandtheil seine Schmach damit zu decken sucht, Kant's Namen für eine ihm ganz fremde Sache zu mißbrauchen, gleich als habe Kant, anstatt die moralische Freiheit zu lehren, dieselbe geleugnet, und als habe er, anstatt die Materie zum Range einer Erscheinung herabzusetzen, dieselbe zum Dinge an sich erhoben.

5. Kant und Hamann. Eine Parallele, als Vortrag an Kant's Geburtstage, 22. April 1858, mit Bezug auf Gildemeister's Schrift: „Hamann's Leben und Schriften.“ Von Karl Rosenkranz. In den „Preussischen Provinzialblättern“, dritte Folge, Band 2, Heft 1.

Kant und Hamann repräsentirten zu ihrer Zeit hauptsächlich den literarischen Geist Königsbergs. Im Mittelpunkt des damaligen Bucherverkehrs, dem Kanter'schen Buchladen, neben welchem Kant eine Reihe von Jahren seine Wohnung nahm, um alle literarischen Neuigkeiten frisch an der Quelle zu haben, fand man die Büsten Kant's und Hamann's aufgestellt. Beide befreundeten Männer theilten trotz der sonstigen gänglichen Verschiedenheit ihres Charakters das Bedürfnis nach unermesslicher, immer frischer Lectüre. Aber während bei Kant alles in stiller Zurückgezogenheit systematisch verarbeitet wurde, ging Hamann ganz in äußerlichen Verbindungen, Freundschaften und zufälligen Beschäftigungen auf, wurde aber dadurch der gesellige Anreger im literarischen Leben der Stadt. Kam ein berühmter Fremder dorthin, so suchte er vor allen Hamann auf, wie Mendelssohn, Kaufmann, Merck, Friedrich von Stolberg u. a. thaten. Er führte einen lebhaften Briefwechsel nach Berlin und der Schweiz. So kommt es, daß die brieflichen Nachrichten dieses originellen Mannes über seine Begegnungen und Erlebnisse mit Kant sehr zu einer genauen Charakteristik des letztern beitragen.

6. Schiller und Kant, von Karl Tomaschek. Erste Abhandlung. Wien, Tendler und Comp. 1857. Gr. 8. 10 Mgr.

Wie Schiller sich die Kant'schen Ideen aus der „Kritik der Urtheilskraft“ aneignete und dieselben zu einem eigenthümlichen Systeme der Aesthetik weiter ausspann und umbildete, ist hier an der Hand sowohl der Schiller'schen Aufsätze selbst, als auch vorzüglich seines Briefwechsels mit

Körner genau verfolgt. Als eine interessante Beigabe erscheinen anmerkungsweise Blätter aus dem Stammbuch des Baron Franz Paul von Herbert aus Klagenfurt, eines Mannes, welcher 1791, bereits in den Vierzigen stehend, Weib und Kind und eine große Fabrik verließ, um in Jena vier Monate bei Reinhold Kant'sche Philosophie zu studiren, und welchem Reinhold sein in Jena 1791 erschienen Werk „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens“ widmete „zum Andenken an die seligen Tage, die wir gemeinschaftlich im Streben nach Wahrheit verlebten“. Die Einzeichnung des Dichters Novalis in dieses Stammbuch lautet:

Zeit ist der Faden der Freundschaft, doch unzerbrechlich, wie jene Kette, die Himmel und Meer und die Gefirne umschlingt, Aber auch dehnbar wie Gold, er windet in lieblichen Knoten Selbst um die Freunde sich leicht, welche das Schicksal getrennt.

7. Immanuel Kant. Ueber den Charakter seiner Philosophie und das Verhältniß derselben zur Gegenwart. Von Julius Kupp. Königsberg, Koch. 1857. 8. 15 Mgr.

Kupp ist insbesondere beflissen, Kant gegen den Vorwurf Schopenhauer's zu vertheidigen, als habe derselbe die bekannten Modificationen in den verschiedenen Auflagen seiner „Kritik der reinen Vernunft“ aus Furcht vor den Theologen vorgenommen. Er gebraucht dafür den triftigen Grund, daß sie vorgenommen wurden, ehe das Ministerium Wöllner noch seinen reactionären Charakter entfaltet hatte, und daß umgekehrt, als 1793 dieser Fall bereits eingetreten war, Kant durch seine „Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“ bewies, wie wenig eine solche Furcht in ihm walte. Aber diese Accommodationen nebst den in ihnen liegenden Inconsequenzen auf Unkosten des Kant'schen Verstandes zu setzen, wie der Verfasser Lust zu haben scheint, wird jedem, der in die Schärfe der Kant'schen Grundgedanken eingebrungen ist, ebenso unmöglich fallen. Es bleibt nur die Annahme, daß Kant es wol empfand, wie durch die Accommodationen die so schwer verständliche Kritik dem gemeinen Menschenverstande und seiner Fassungsgabe näher trat. Kant erleichterte durch sie seinen Zeitgenossen das Eingewöhnen in die Kritik ebenso sehr, als er für die Zukunft dadurch seiner Schule den Entwicklungsproceß erschwerte, weil fortan jeder, welcher sich an den bloßen Buchstaben der Kritik festhielt, eben dadurch sicher war, nicht bis in ihre Tiefe zu gelangen, und jeder, welcher wirklich bis in diese Tiefe gelangte, ebendadurch genöthigt wurde, von ihrem Buchstaben in allem, was die Accommodationen betraf, abzuweichen.

8. Der Schlußsatz in Kant's Schrift „Zum ewigen Frieden“: „Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst ihrem Ziele beständig näher kommt“, anderweit erörtert nebst einigen Vorbemerkungen in Betreff der von Kant der Wissenschaft als dauernd gegebenen Grundlagen. Von F. L. Fülleborn. Berlin, Wagner. 1858. Gr. 8. 5 Mgr.

Kant hatte völlig recht, den ewigen Frieden keine leere Idee, sondern eine wirkliche Aufgabe zu nennen. Denn nothwendig ist das keine leere Idee, was die

Menschheit vollkommen zu Wege bringen kann in dem Zeitpunkte, wo in ihr die Einsicht und der Wille zu dieser Ausführung gereift ist. Fülleborn beleuchtet die mögliche dereinstige Ausführung etwas näher. Zu ihr ist nöthig, daß die Staaten, anstatt Sonderbündnisse miteinander zu schließen, sich zusammen in einen einzigen großen Staatenbund vereinigen, welcher die Menschheit umfasse und dessen Schiedsgericht an die Stelle der blutigen Völkerkriege trete. Er sagt (S. 38):

Das sociale Verhältniß erheischt diese Unterwerfung der einzelnen Staaten unter den richterlichen Ausdruck bei Eingehung des Gesellschaftsvertrags in gleicher Art, wie bei der Bildung einer einzelnen Staatsverbindung. Deshalb ist auch eine solche Unterwerfung keine Beschränkung der Freiheit, sondern gerade eine Befreiung des richtig herausgebildeten freien Willens, welcher sein Bestimmen nach dem unabweislich gegebenen socialen Verhältnisse beschränkt, und nicht der Wirklichkeit entgegen das Unausführbare durchsetzen will. Ueberdem mindert sich das Unangenehme, was die Unterwerfung unter einen Richterspruch für einzelne Staaten vielleicht haben dürfte, dadurch noch bedeutend, daß sie bei Abschließung des Gesellschaftsvertrages ja Mitwirkende sind, sie alle Bestimmungen, durch welche sich die Staaten des allgemeinen Wohls wegen beschränken, ja mitwirken, der gemeinschaftliche Wille aller Staaten die gedachte Einrichtung festsetzt.

Daß nun eine solche heilsame Einrichtung dereinst ins Leben treten könne, dazu gehört vor allen Dingen, daß die öffentliche Meinung über diesen Punkt unablässig aufgeklärt werde. Dann aber auch, daß sie, sobald die Ueberzeugung erlangt ist, auch Charakter genug entwickle, um dieselbe auf die richtige Art geltend zu machen. Zwar müssen wir, wie der Verfasser auf S. 37 mit Recht bemerkt, es für tadelnswerth erachten, im allgemeinen die Neigung der Staatsgewalten, zum Wohle der Menschheit ein solches Opfer zu bringen, bezweifeln zu wollen. Aber andererseits würde auf die Menschheit und deren Repräsentanten doch auch ein harter Tadel fallen, wollte sie diese wichtige Angelegenheit in alle Ewigkeit hin der bloßen gutherzigen Neigung, also einer bloß zufälligen Triebfeder im Laufe der Menschheitsgeschichte anheimstellen. Es ist Pflicht der Menschheit, daß sie, sobald ihr Einsicht und Kräfte dazu gegeben sein werden, auch zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Orte diesen ihren moralischen Zweck realisiere.

Karl Fortlage.

Der Theaterrecensent.

Im Laufe der letzten Jahre ist die Lage der deutschen Schriftsteller von mir wie von andern vielfach beleuchtet worden in der bestimmten Absicht, Gemeingeist, Selbsterkenntnis und Selbstschätzung unter ihnen hervorzurufen und zugleich auch zur Verbesserung ihres äußern Loses beizutragen. Eine wenn auch nur indirekte Folge dieser Bestrebungen war die Begründung der Schiller-Stiftung oder doch die fast über Erwarten große Theilnahme, welche sich ihr zuwandte. Das Publikum sah endlich ein, daß es die Verpflichtung und Ehrenverpflichtung habe, etwas für diejenigen zu thun, die ausschließlich in seinem Dienste arbeiten und zu seiner Unterhaltung und Belehrung schaffen und schreiben; es sah ein, daß es sie ebenso wenig im Stiche lassen dürfe, als der Staat diejenigen im Stiche läßt, die ihm redlich und treu gebient haben; es sah ein, daß es einem Volke, wel-

rechnet, jährlich oft mehr Tausende, als dieser Hunderte. Und doch sind Theaterrecensenten notwendig, und darum sind sie da; denn zu entscheidenden Geschäften finden sich zuletzt zu wenig Kennerbereitungen und selbst, was fast noch schlimmer ist, zur Theaterkritik, bei der die Gefahr der Ungerechtigkeit so nahe liegt. Leider ist man in Deutschland immer nur zu schmähen und zu raisonnablen Lugast der Verhältnisse ausschließlich den davon betroffenen Individuen zur Last zu legen, statt zur Abhilfe die Hände zu rühren. An Vorschlägen zur stilllichen Besserung des Theaters fehlt es allerdings nicht, und erst jüngst begegneten wir in einem Blatte der Bemerkung: „Wenn etwas in unserm Theaterwesen einer Besserung fähig ist, welche von außen versucht werden kann, so ist es die Presse. Hier wäre, da die Recensierungen doch helfen sollen, ein Feld für ihre Thätigkeit.“ So sollte nämlich, hieß es dann weiter, von Seiten des Staats für eine kenntnisvolle, verständige, von allen unabhängige unparteiische Kritik gesorgt werden. Auch die vielen trüben Theaterfreunde konnten, statt aber Directionen und Theaterrecensenten immer nur loszuziehen, ohne große Opfer für den einzelnen zu machen, ehrlich strebenden Theaterkritikern ein unabhängiges Feld zu bereiten und sie vor allen Anfechtungen sicher zu stellen; aber was würde es helfen, wenn wie zu diesem Zweck Vorschläge an dieser Stelle machen wollten?

Da kommen die Theaterprinzessinnen, oder, wie man sie wohl nennt, die „Priesterinnen der Kunst“, welche die klingenden Opferfesseln der Gläubigen in der That mit priesterlichem Aufwand einzustreichen wissen, reich beladen mit Schmutz, in ihren prächtigen, schwer atmakosten Trinolinen herangerufen, für welche die Treppen, die zu der Wohnung des Theaterrecensenten führen, und die Thüren seines Wohnzimmers viel zu schmal sind, wie mögen sie sich, wenn sie die beschriebene Stube betreten, im Gefühl der Tausende, die sie auf ihren Gastreisen zurückgelegt, erhaben fühlen über diesen Mann, der von der Hand in den Mund und vielleicht von der Nichtbezahlung seiner Gläubiger lebt und dessen unscheinbare Feder ihnen doch so ungeheure Furcht einflößt! In Lessing's Zeiten war es freilich anders; da verdiente der Schauspieler, auch der größte, selbst ein Adelshof, nicht mehr als der Schriftsteller; da standen sie auf gleichem Fuß; da waren sie Kameraden und Genossen, Ehre des gleichen Glanzes, aber auch gleichbegehrter, Lehre empfangend und gebend. Heutzutage treten die berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen, und auch schon die nicht so ganz berühmten, im Bewußtsein ihres Vollgewichts wie Fürsten und Fürkinnen auf, während der Schriftsteller, wenigstens der Theaterkritiker, noch so ziemlich derselbe Proletarier geblieben ist, der er ehemals war. Aber, o Ironie des Schicksals! Diese vornehmen Herren, diese in atlantische Lustballons gehüllten Damen müssen sich doch herbeilassen, die Angenehmen und Liebenswürdigen zu spielen. Das können sie, wenn sie wollen; denn die Gebildeten unter den Schauspielern und Schauspielerinnen gehören doch in der That zu den verhältnismäßig wenigen in Deutschland, mit denen sich durchaus leicht und angenehm verkehren läßt, weil, wenn man nichts Besseres sucht, eine gewisse künstlerische Genialität und Freiheit, selbst Irregularität und einige zierliche Schauspielerlei, die wenigstens Herzlichkeit und Vertraulichkeit erkänfelt, zum bequemem Umgangston erforderlich sein mag. Ja, sie müssen sich sogar herbeilassen, sich ihrem Recensenten, so schwer es ihnen ankommt, unterzuordnen, seine Autorität, das Gewicht seines Urtheils anzuerkennen, zu gesehen, wie viel ihnen auf sein offenes Wort ankomme, so sich sogar anzustellen, als ob es ihnen wirklich um seinen Rath und um Belehrung zu thun sei, kurz eine Rolle, die ihnen sicherlich meist sehr lästig fällt, mit möglichem Anstand und bei aller erkünstelten Verschämtheit auch mit möglichst imponirender Würde durchzuführen — liegt in dieser Situation nicht eine schneidende Ironie?

Zur Journalbellettrik.

1. Hell und Dunkel. Gesammelte Erzählungen von J. G. Herwegh. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1859. 8. 3 Thlr. 15 Rgr.
2. Durch Leid zu Freud. Erzählungen von Isabella Bressan. Stuttgart, Gebr. Schellin. 1860. 8. 15 Rgr.
3. Thome. Aus einem Dorfleben. Von Katharina Ditz. Zwei Erzählungen für das Volk. Stuttgart, Gebr. Schellin. 1860. 8. 12 Rgr.
4. Wo ist der Himmel? Eine Erzählung von der Verfasserin der Schriften „Ein Jahr in Chalonnay“ und „Durch Nacht zum Licht“. Erfurt, Billaert. 1859. 8. 24 Rgr.
5. Dunkle Wege. Erzählungen und Geschichten von Franz von Silling. Erster Band. Stuttgart, R. Müller. 1858. 12. 1 Thlr.
6. Erzählungen und Novellen von G. Gensler. Unter dem Titel: „Das Fräulein von Lersey.“ Geschichtliche Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westfalen. Stuttgart, R. Müller. 1857. 8. 20 Rgr.

Es ließe sich fragen, weshalb wir die angezeigten Bände unter der Bezeichnung „Zur Journalbellettrik“ zusammenstellen? Wie meinen, die Antwort sei nicht allzu schwer zu haben. Wollte man nur bedenken, welche Anerkennung in der Gegenwart die wissenschaftlichen Zeitschriften gewonnen haben, wie sie da und dort noch alljährlich im Wachsen begriffen, um bedeutende Masse belletristischen Stoffes jahraus jahrein zu verbrauchen. Dieses „verbrauchen“ ist gewiß kein sonderliches Lob für die Zeitschriften. Es fragt sich aber, ob es überhaupt anders sein und bei dem massenhaften Bedarf der Werth der Erzählungen und Novellen auf durchaus anständiger Höhe kritisch werden könnte? Es gab eine Zeit, und so gar weit liegt sie noch nicht hinter uns, da glaubte man die Journalbellettrik über die Kritik ansetzen zu dürfen, da meinte man wol die Gabe der erzählenden Literatur vollumfänglich zu haben, wenn man den Inhalt der „Abendzeitung“ als einen Streich für etwas ansehnliche belletristische Waare ansah. Man bedachte meist nicht, daß, wenn man der erzählenden Literatur in Zeitschriften einmal die Bürgerrechte zuertheilt, es ein unbilliges Verlangen wäre, sie solle sich allein vortheilhaft und ästhetischen Rücksichten unterwerfen. Die „Abendzeitung“ ist zwar entschlafen, der Spott über sie dauert aber noch fort; nun wie viele Abendzeitungen hat wol seitdem geboren? Können nicht unter den Tugenden der belletristischen Zeitschriften ihrer recht viele in mehr als einem Punkte der selbigen „Abendzeitung“ gleichen? Und noch eine andere Frage: Gewiß es der Bellettrik im großen und ganzen zum Nutzen, daß es die bewährtesten Autoren keineswegs zu verschmähen, ihre Erzählungen und Novellen in Zeitschriften zuerst niederzulegen? Das ist wahr, unsere Bellettristen lernen durch Journalarbeiten schneller und besser einen gewissen Umgangston, sie wissen wie sie einen Stoff anzugreifen, wie sie sie zu modeln haben, damit er unterhaltend wirkt. Ob sie es nicht immer zuvor etwas von ihrer dichterischen Eigenart aufopfern müssen, und dann um so schmerzlicher, je gesuchter die Arbeiten in den Zeitschriften sind? Wir möchten sagen, sie müssen zuvor Haare lassen wie der Kestrel; und ob er die schönsten Haare trägt, beschritten wird es ihm reglementmäßig.

Gewiß also, daß wir auch bei einzelnen Bänden in Bänden der erzählenden Literatur von Journalbellettrik vorfinden. Wer heutzutage mit einem größeren Werke selbständig hervortreten will, der dehnt es gewiß gleich zu einem Roman von mehr denn Bandstärke aus. Bleibt er unter diesem Umfange, so versteht es sich fast von selbst, daß er mit seiner Erzählung oder Novelle zuerst in irgendeiner Zeitschrift auftritt, um sich malen wenigstens froh oder frohen mals. Nach den Kennzeichen der Journalbellettrik brauchen wir nicht lange zu suchen. Der Autor muß zunächst die Masse des gebildeten

Publikums berücksichtigen. Er muß mit dem Stoffe seiner Novelle interessiren, er muß einen ziemlich flüssigen Dialog schreiben, er muß nicht zu sehr nach originellen Motivirungen suchen, nicht zu viel pointiren, dafür aber das Ganze befriedigend abschließen. Weiß er so zu schreiben, dann erläßt man ihm gern das tiefere poetische Vermögen.

Das sei das Allgemeine, das wir den nachfolgenden Büchern vorausschicken. Daß die darin enthaltenen Erzählungen und Novellen sämtlich zuvor in Journalen veröffentlicht oder für sie bestimmt gewesen seien, das wollen wir nicht gerade behaupten; sie hätten aber in verschiedenen Zeitschriften ihr Untersommen finden können, das dünkt uns das Charakteristische.

Wir greifen zu zwei Bänden Gerstäcker'scher Erzählungen (Nr. 1). Brauchen wir hier lange zu fragen, ob wir es mit Journalbellettristik zu thun haben? Oder sollen wir uns des Näheren darüber auslassen, wie der länderkundige Verfasser zu schreiben pflegt? Wenn dieses „pflegt“ zweideutig klingen sollte, nun ist denn Gerstäcker gerade der einzige, der hier und da einmal die Gewohnheit des Schreibens über die Pflege ausschließlich künstlerischer Interessen den Sieg davontragen läßt? Er hat es gar zu bequem, dieser Gerstäcker. Er braucht nur etwas aus den massenhaften Einbrüchen seiner See- und Landfahrten herauszugreifen, das gibt gewiß immer eine Geschichte, die angenehm zu lesen ist. Für ihn, was den Stoff betrifft, ein großer Vortheil: man glaubt, Gerstäcker könne für das Materielle seiner Erzählungen über unerschöpfliche Fundgruben verfügen. Freilich, wenn es so bequem in die Feder fällt, der läßt es nun wol zuweilen auch etwas nachlässig auf's Papier gleiten. Das bemerken wir weniger, solange er uns von fernen Welttheilen, fremden Sitten und Gebräuchen unterhält; mehr, wenn er über heimathlichen Boden schreitet; am meisten, wenn der Stoff auf psychologische Darlegungen und innere, die Willkür ausschließende Motivirungen hinbrängt.

„Hell und Dunkel“ benennen sich die vorliegenden Bände. Ein Theil mag den heiter gestimmten, der andere den schwer-müthigen Lesern gewidmet sein, der eine mag die Lichtseiten, der andere die Nachtseiten des menschlichen Lebens berühren. Nur daß Gerstäcker das Häuslein Unterhaltungsellectüre mit dem Begriffe Erzählungen zusammenfaßt, das möchten wir einigermaßen rügen. Denn von dem Duzend der mitgetheilten Stücke sind weder „Ein Name“ noch „Die Stiefmutter“, weder „Californischer Niethswang“ noch „Die neue Geisterwelt“, weder „Die Flucht über die Corbilleren“ noch „Der todtte Zimmermann“, weder „Der Besehrte“ noch „John Wells“ regelrechte Erzählungen. Als solche möchten wir nur die vier übrigen: „Herr Hobelmann“, „Die Puppe“, „Der Wildbieb“ und „Werner“, gelten lassen. Wir wollen übrigens noch nach einem andern Gesichtspunkte theilen, wir wollen die Stoffe nach ihrer inländischen und fremdländischen Natur betrachten. Insofern das Fremdländische für uns wenig heimathliche Bezüge bietet, insofern sind John Wells und der Held von „Californischer Niethswang“ ein paar ganz unwirthliche Menschen. Wer mit eigenen Füßen nicht wenigstens das Pflaster von Neuyork betreten hat, kann es kaum glauben, daß es Männer so spleeniger Natur als diesen John Wells und Peter MacGarty geben sollte. Besonders John Wells, eine für deutsche Begriffe kaum faßbare Größe, der sich einer Schrunke zu Liebe auf den Weg nach Texas macht, seine Frau und Kinder mit dem Versprechen innerhalb eines halben Jahres wiederzusehen verläßt, sich dann drei Jahre in Texas herumtreibt, zurückkommt, sein Weib mit einem andern verheirathet findet, wieder gehen will, aber schließlich ruhig dahinschleibt, da ihm der andere das Feld räumt: unsere liebe deutsche Einfalt kann das kaum wiedererzählen, ohne nicht mehrmals unwillig dreinzumurmeln. Höchst eigenthümlich ist auch die Geschichte „Der Besehrte“. Man höre nur. Ein junger Irländer, Namens Patrick, liebt ein junges Mädchen; er ist Protestant, sie Katholikin, also kann vorläufig aus einer Verbindung nichts werden. Patrick geht als Matrose nach Chile,

dort verliebt er sich abermals in eine Katholikin. Er läßt sich bekehren und tritt über zur alleinseligmachenden Kirche. Aber seine neue Geliebte wird die Frau eines andern. Darauf kehrt er nach Irland zurück. Er findet seine Judith wieder; sie ist, damit jedes Hinderniß zu einer Verbindung mit ihm schwinde, unterdes zur protestantischen Kirche übergetreten. Patrick, der Besehrte, sagt nichts von seinem Confessionswechsel, er heirathet auf gut Glück.

Kast eben solch leichtes Spiel mit dem Ernste des Lebens erlaubt sich Gerstäcker in einer andern Erzählung „Herr Hobelmann“. Es handelt sich darin um einen jener sterilen Scherze, die mit einer Verhandlung vor dem Schwurgericht enden könnten. Wenn sie nicht so enden, trägt die Schuld nur der Dichter, der seine Helben mit billigen Lebensarten weißbrennt. Jemand, wie es hier geschieht, in eine Gesellschaft Vernünftiger zu führen und ihm einzurechnen, er habe es mit Wahnsinnigen zu thun: ist das Scherz? oder frevler Uebermuth? Gewiß das letztere. Nun, dieser Uebermuth rächt sich schließlich an dem Dichter selbst, er muß seinen Helben mit Schamröthe auf den Wangen abziehen lassen. Was die innere Motivirung betrifft, so zeigt sich diese in „Herr Hobelmann“ gewiß nicht stichhaltig, doch aber kaum so schwach als in dem Stücke „Die Puppe“. Wir haben nichts dagegen, wenn sich mit dieser Puppe nicht der Mann, sondern nur der Jüngling Gerstäcker befaßt hat, und „Die Stiefmutter“ könnte ebenso gut aus der Feder eines Frau-lein Gerstäcker als aus der eines Herrn Gerstäcker geflossen sein, in so echt weiblicher Weise ward das Thema behandelt. Gut, recht gut lieft sich „Die Flucht über die Corbilleren“; sind die spannenden Momente auch etwas bunt durcheinander gewürfelt, so darf man es, wo Flintenläufe und Dolche die eigentlichen Triebfedern der Erzählung sind, mit der Stufenfolge der Effecte nicht zu genau nehmen. Wäre in „Der todtte Zimmermann“ nur etwas mehr Effect, etwas saftigerer Humor, wir würden den schwachen Spuk aus der Gespensterwelt mit größerem Interesse lesen. Da lassen wir uns weit eher „Ein Name“ gefallen, das ist ein Feuilletonstück, an dem alle Müller, Schulze, Schneider, Lehmann, Meier, Schmidt u. s. w. mit innigem Wohlgefallen halten, erfahren sie doch zu ihrer größten Befriedigung, daß es auf dieser Welt noch weit verpöntere Familiennamen als die ihrigen gibt. „Die neue Geisterwelt“ hingegen hätten wir Herrn Gerstäcker gern erlassen; er versucht sich zwar nach Kräften in „Was sich die Stube erzählt“, aber Hr. zu Putz braucht sich vor dieser seiner Concurrenz nicht zu fürchten.

Damit hätten wir Gerstäcker's Erzählungen bis auf zwei erledigt, die mit größern Ansprüchen an die Kritik herantreten. Die eine von diesen: „Der Wildbieb“, obgleich etwas zu breit angelegt, entwickelt sich weiter und weiter um so fesselnder und fesselnder. Der Verfasser zeigt hier, daß er psychologische Zustände, wenn auch nicht erschöpfend behandeln, doch mit ziemlicher Schärfe dem Auge des Lesers bloßlegen kann. Außerdem zeichnet sich „Der Wildbieb“ durch eine Anzahl plastischer Figuren aus, wie wir sie in den übrigen Geschichten vermissen. Am interessantesten insofern möchte sich die zweite der beiden Geschichten geben. Sie ist einfach „Werner“ nach dem Helben betitelt. Gerstäcker's ansprechender, flüssiger Stil reizt schon an und für sich, hier aber kommt ein geheimnißvolles Element hinzu, das den Leser kaum zu Athem kommen läßt. Die Erzählung soll nur den Sonntagkindern verständlich sein, es handelt sich demgemäß in ihr um das Geistersehen. Bekanntlich, was wir eigentlich nicht zu betonen brauchen, stehen die Sonntagskinder in dem Rufe eines feinern geistigen Gesichts. Als ob es die geehrte Redaction d. Bl. mit dem Verfasser recht gut habe machen wollen, theilte sie gerade uns diese Erzählung zur Besprechung zu. Wir schmeicheln uns nämlich der großen Ehre, ein Sonntagskind zu sein. Was sagen nun wir zu der Geschichte? Verstehen wir sie? Ja ja, nein nein! Wir wünschten vor allen Dingen, eine solche Geschichte selbst mit eigenen Augen zu erleben, dann würden wir an unsere Kraft, Geister zu sehen, ein wenig besser glauben. Bis dahin rathen wir dem

Verfasser, daß er sich, wenn es einmal sein muß, nun auch mit beiden Füßen auf das Feld der Romantik stellt und den romantischen Vorgängern gleich, am Schlusse einer solchen Erzählung ausruft: „Recht schön, aber das Ganze — war ein Traum.“

Wir hätten den nachfolgenden beiden Damen den Vorrang vor Gerstäcker einräumen sollen. Die kleine Unzarttheit hoffen wir durch die Versicherung wieder gut zu machen, daß wir über sie nicht allzu viel kritische Bemerkungen zu machen gedenken.

Die beiden Bücher, die Erzählungen von Isabella Braun und die Erzählungen von Katharina Diez, gleichen schon im Aeußern zwei wohlgezogenen Töchtern einer Mutter. Die Ähnlichkeit verstärkt sich aber noch bedeutend durch einen wohlverwandten innern Zug. Sie treten anspruchslos auf und wollen nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise bekannt werden. Lassen wir es uns nicht ansehn, daß mit dieser Anspruchslosigkeit ein gewisses Gefallen an den Kleinigkeiten des Lebens verschwimmt ist, daß aus ihr die Beschränktheit der Anschauungen folgt, welche nur eine thränenreiche Stimmung als die poetische gelten lassen mag.

Isabella Braun gibt dieser Stimmung schon im Titel „Durch Leid zu Freud“ (Nr. 2) Ausdruck. Sie glaubt sich etwas unsicher auf diesem Wege der Belletristik. Sie bittet im Vorworte am Nachsicht; sie ist zwar im Kinderkreise hinlänglich bekannt, tritt aber mit diesem Buche zum ersten male vor die Aeltern und Erwachsenen. „Sei nun das Leid“, sagt sie, „eine natürliche Folge der eigenen Verschuldung, oder sei es ein von Gott gesandtes Mittel zur Kräftigung des innern Menschen: immer wird es zur Freude führen, wenn wir daraus Selbsterkenntnis lernen und uns an die göttliche Gnade halten.“ Vergessen wir demgemäß nicht, daß wir über eine empfindungsreiche Dame reden. Wie gern rühmen Damen nicht von sich, daß sie unendlich viele Lebenserfahrungen gewonnen, unendlich viel gelitten haben, unendlich oft gekränkt sind. Wie es möglich sei, aus dem dürrigsten Stoffe ein Geschichtchen zu liefern, das sehen wir zu unserm Staunen an den beiden: „Arm und Reich“ und „Im Frühlinge“. Auch der stoffliche Gehalt des „Aus dem Friedhofe“ bietet kaum einigen Reiz. Aber die Anschauungen und Empfindungen der geehrten Verfasserin mögen hier auf verwandte Gemüther um so stärker wirken, je ungewöhnlicher an einigen wenigen Stellen der Ausdruck, je öfter Isabella Braun eine bildliche Redensart wie „Thränen spritzen statt Weiswasser aus Grab“ wiederholt. Zum Schlusse des Bändchens erhalten wir zwei Stücke, „Aus den Papiere meines Onkels“. An individuellen Zügen etwas reicher, sind sie doch hinsichtlich des Stoffes nur um ein Geringes ergiebiger als die vorhergehenden. „Ein guter Sohn“ weidet sich etwas selbstgefällig auf den thränenfeuchten Auen der sentimentalen Ueberschwenglichkeit; „Der Schreiber“ dagegen dürfte sich zu einem drastischen Genrebilde verwenden lassen, wenn die Verfasserin auf dem Gebiete des Humors so heimisch wäre als auf dem der süßeligen Empfindung.

Dieselbe Grundstimmung ließe sich auch in den beiden Erzählungen von Katharina Diez (Nr. 3) nachweisen. Es sind zwei Dorfgeschichten. Aber mit welchen Augen wird der Verkehr der Dorfbewohner angesehen! Was wird alles hineingetragen in die Gefühle der schlichten Menschen! Was sollen sie denken, was empfinden! Die erste der beiden Geschichten kann die Verfasserin noch mit einem besondern Namen „Thome“ belegen, die zweite aber nur mit dem unbestimmten „Aus einem Dorfleben“. Nicht als ob sich die Vorfälle nicht so ereignen könnten, aber es ist ein eigen Ding um die liebe Rückerinnerung, die das Vergangene in die lichtesten Farben kleidet. „Mit besonderer Freude und Rührung“, beginnt die zweite Geschichte, „blide ich auf einige Jahre meiner Jugend, die ich in einem kleinen Dorfe des blühenden Westfalen verlebte.“ Ein Anfang, der zur Genüge beweist, wie sehr die Verfasserin das Landleben nicht in seiner drastischen Realität, sondern vom Standpunkte einer gemachten Anschauungsweise zu schildern bemüht war. „Thome“ behandelt die Geschichte eines Säufers, der an dem Tage ertrinkt,

an dem er den Trunk heilig abgeschworen; der Inhalt der Erzählung „Aus einem Dorfleben“ dagegen läßt sich kaum mit wenigen Worten angeben, wenn wir nicht sagen wollen, die Geschichte lehrt, wie ein Ehegatte vor lauter Sanftmuth und Liebe dahin schmachtet und sich auflöst.

Wie die Bücher dieser beiden Damen anspruchslos auftreten, so fesselt uns auch ein gewisses, wir möchten sagen katholisches Etwas, eine Wärme und Innigkeit, eine Selbstbefriedigung und seelische Ruhe, gegen die das entschieden protestantische Element der nachfolgenden Erzählung: „Wo ist der Himmel?“ (Nr. 4) beinahe als das minder glückselige und minder wünschenswerthe erscheint. Gewiß sann die anonym gebliebene Verfasserin lange, wie sie die Bruchstücke aus ihrem Leben zu einem erbaulichen Buche zusammenfassen sollte. Als ihr beispiel, die Erlebnisse möchten zu dürrig sein, um den Namen einer Erzählung zu rechtfertigen, drückte sie dem Ganzen mit dem Titel „Wo ist der Himmel?“ eine nach ihrer Meinung empfehlenswerthe Signatur auf. Wer sich auf gewisse Anzeichen versteht, oder viel im Bureau der Erbauungsschriften aus- und eingelesen ist, nimmt diese Erzählung in die Hand, betrachtet den Umschlag, wohlverstanden nur den Umschlag, schaut erst auf die Vorderseite, dann auf die Rückseite, wendet das Buch ein paar mal von rechts nach links und von links nach rechts und legt es mit dem Seufzer „Jauere Mission“ wieder zu den übrigen. Die Verfasserin scheint sich ängstlich an den Titel „Wo ist der Himmel?“ zu klammern. Warum?! Ein anderer könnte die Erzählung benennen „Das neue Jerusalem“, ein dritter vielleicht „Wachet, daß ihr nicht in Ansehung fallet“, ein vierter „So geht's im Leben“, ein fünfter „Jedes Ding hat seine zwei Seiten“, ein sechster endlich hätte die Erzählung ganz ungeschrieben gelassen. Nun gewiß, es ist eine eigene Sache um ein derartiges Buch. Der beurtheilt es eo ipso mit voller wegwerfender Strenge und jener lobt es eo ipso, weil es einem kirchlichen Zwecke diene. Wir stehen mitten inne und sollen unbeirrt von allen Sondergelüsten ein Urtheil abgeben. Wir gedenken der Verfasserin die leibliche Erzählungsgebe nicht zu bestreiten, wir haben ihr Buch stellenweise wol mit Interesse gelesen, nur erbaunt haben wir uns nicht gerade dabei. Denn das fortwährende Reden über christliche Thun und christlichen Wandel ermüdet mehr, als daß es anregt. Geben wir den Inhalt kurz an: eine sich für gläubig und christlich haltende Bauernfamilie verfeindet sich mit dem jungen zelotischen Geistlichen, weil ihr dieser einzelner Umstände wegen die Frömmigkeit abspriecht. Wir wissen nicht, wie oft in dem Buche von gehaltenen Morgen- und Abendandachten die Rede ist. Das wissen wir aber, daß die Verfasserin das Christliche seinen sehr oft mit dem Christlichen in verwechselte. Sogar wir schon oft gezwweifelt, ob die protestantische Kirche Jauere Mission treibe dürfe, so erhalten wir hier einen neuen Beleg für unsern Zweifel. Auch nicht einen Funken wahren Gemüths locken wir aus dem Raisonnement des ganzen Buchs heraus. Wir überlassen dies denen, welche sich an der Erzählung erbaunt können.

Wenn es vielleicht der Journale nicht viele gibt, die „Wo ist der Himmel?“ ohne all und jedes Bedenken aufnehmen möchten, so befürchten wir das von Franz von Eölling's Erzählungen „Dunkle Wege“ (Nr. 5) nicht. In einer Ankündigung heißt es: „Der Verfasser der Werke hat binnen kurzem durch seine Schöpfungen, die bis jetzt größtentheils nur in verschiedenen Journalen zerstreut abgedruckt waren, die Aufmerksamkeit der Lesewelt und der Kritik in ungewöhnlichem Grade auf sich gezogen.“ Wir glauben das schon, wenn wir auch nicht ganz in den Beifall mit einstimmen. Weiter heißt es: „Kraft und Reife der Gestaltungsgabe, Frische und Lebendigkeit der Schilderung, Sinnigkeit, Gemüthstiefe und echte Empfindung sind die unbeflecktesten Vorzüge dieser poetischen Schöpfungen.“ Ist es denn gerade nothwendig, daß sich die „Dunkeln Wege“ auf Gestalt und Vollendung „mit den besten Leistungen deutscher

Erzähler" messen müssen? Warum denn gleich so hoch hinaus! Franz von Eilling kann ja ein frisches, anmuthiges Talent besitzen, ohne daß er prima vista mit den besten Erzählern zu concurren braucht. Gehen wir in das einzelne, so möchten wir von der ersten Erzählung des vorliegenden Bandes sogar behaupten, sie sei nicht gut, wenigstens nicht so gut als die beiden andern erzählt und das hauptsächlich einer gewissen Breite in der Exposition wegen. Wir wissen sehr wohl, wie peinlich in kleinern, namentlich Refdensstädten der Familienehrenpunkt betont wird, allein die Beweggründe für das elende Leben der „Verflohenen“, so nennt sich die erste Geschichte, danken uns etwas unklar, vom Verfasser vielleicht richtig gefühlt, aber nicht stichhaltig genug dargelegt. Auch heißt es der Willkür zu viel Spielraum bieten, wenn man eine Schwester die andere nicht wiedererkennen läßt, nur damit die Geschichte nicht vor der Zeit ende. Auch an der magnetischen Behandlung der Verflohenen durch ihren Gatten möchten wir ein wenig mädeln, da sie sich gerade in der spannendsten Situation als ein Gaukelspiel erweist. Doch bedenken wir, daß Eilling's Geschichten vorzugsweise auf den Lesetischen der Frauen und Töchter gebildeter Stände heimisch sein wollen. Wir dürfen es schon darum mit der poetischen Logik nicht zu streng nehmen. Sollen wir uns über die zweite seiner Erzählungen ungehalten zeigen, so wäre es des Titels wegen: „Die Schule des Lebens“; ja nach dem Maßstabe dessen, was er uns da erzählt, müssen wir alle, so unbedeutend und des Erzählens unwerth auch unsere Schicksale scheinen mögen, oft eine weit schwerere Schule des Lebens durchmachen als seine Heldin. Das läßt sich darüber urtheilen: ein junges Mädchen ist durch die Unglücksfälle des Vaters auf die Gnade der Verwandten angewiesen. Erst verlobt Florentine einige Monate bei der einen Tante, dann muß sie es sich einige weitere Monate bei einer andern gefallen lassen und auch das Leben bei einer dritten ertragen lernen. Erst verliebt sie sich sterblich in einen nicht mehr jungen Rittergutsbesitzer, späterhin reicht sie einem noch ältern Rentier die Hand. Ihr Gatte stirbt natürlich bald, wie könnte auch in einer spannenden Novelle der ältere Gatte einer jungen Frau lange leben! Sie steht sich im Besitze eines unermesslichen Vermögens und schlägt jetzt die Hand des ersten Geliebten aus, weil — ja gefühlt hat der Verfasser das Motiv wieder sehr gut, der nur wieder etwas haltlos dargelegt — er sie nach ihrer Meinung früher hat sitzen lassen. Bald findet sich für sie auch ein Rechte, es ist ein Herr Pfarrer; sie wird Frau Pfarrerin und damit ist die Schule des Lebens geschlossen. Nicht wahr? Und das flüssig und angenehm erzählt, so liebt es sich in einer Ansehung glatt weg! Doch behalten wir uns etwas Anmerkungen für die dritte Erzählung „Der Dekonomierath“ übrig! Sie ist ein Stückchen aus der vielgerühmten deutschen Hundertkinder-Wirtschaft, ein Stückchen zur Kennzeichnung der lieben deutschen Beamtenpraxis, der Untergebeneneinfalt und Berufstue. Wer dergleichen nicht mit eigenen Augen gesehen, der glaubt an den Beamtenfledermaus einer fürstlichen Rentenkammer nicht; daß aber die Zustände, ohne in das Bereich der Litteratur zu fallen, im ganzen höchst maßvoll geschildert sind, können wir dem Verfasser als besonderes Verdienst an. Einzelne Mädellichkeiten lassen wir hingehen, nur das geheimnißvolle Bild spielt für den Erfolg, den es erzielt, eine viel zu große Rolle, und dann: der Verfasser hätte am Schlusse für einen andern Postillon sorgen sollen, damit sich das Ende der Erzählung nicht aus dem umgeworfenen Wagen urplötzlich zu entzählen brauchte.

Da liegt endlich noch ein Bändchen vor uns, eine historische Novelle von Heinrich Heine: „Das Fräulein von Kerfay“ (Nr. 6). Es ist, wie bei Eilling's Buch, als das erste gemesselter Erzählungen angezeigt, ohne daß, wie es scheint, die Befragung der Hände bloßest erfolgt wäre. Beide Bücher, wie Eilling'sche und das Heine'sche, gingen aus demselben Salage hervor. Dem Stile nach zu urtheilen, möchten wir sie nahezu für die Werke desselben Verfassers halten, und auch der

Corrector sorgte dafür, daß wir in beiden denselben eigenthümlichen Wenden: „Allem ausbieten“, Imperativen wie „vergessen“, „treffe“ und der Kanzleischreibweise „sey“, begegnen. Die Erzählung liebt sich mit Interesse, wenn auch die Bezeichnung „geschichtliche Erzählung“ mehr andeutet als hält, wenn auch die ersten Abschnitte zusammenhanglos neben einander stehen und die Exposition des Ganzen einen größeren Rahmen aufstellt, als das nachfolgende Bild auszufüllen vermag. Der geschichtliche Hintergrund, die Befreiungsversuche im Kasselschen werden nur zu bald von einem „schlechten Kerl“, einem ganz gewöhnlichen Betrüger, vollständig in der Zeichnung verwischt, und der Verfasser glaubt es sich, seiner Kunst wie seinen Leserinnen schuldig zu sein, diesen schlechten Kerl so lange scharwerken und um die Hand einer reichen Witwe werben lassen zu müssen, bis jedes weichherzige Gemüth angstvoll nach dem Criminalcommissarius ruft. Eine liebliche Erscheinung nennen wir das Fräulein von Kerfay, eine älternlose Waise, die den Geliebten findet, verliert, wiederfindet, mit einer Zwillingsschwester verwechselt wird und schließlich als Gattin davonschreitet, wenn wir das Bändchen befriedigt zuschlagen. Was braucht man heutzutage zu einer Journalnovelle eben mehr als die Ingrebienzien, welche Heine dazu verwendet! Wir halten dafür, daß wir ihm noch oft begegnen werden, denn seine Schreibweise läßt auf ziemliche Fruchtbarkeit schließen. Wohl uns beiden, wenn wir uns dann immer so gelassen als diesmal voneinander trennen können.

Emil Müller-Samswegen.

Kriegsgeschichtliche Erinnerungen eines Veteranen.

Rückblicke auf meine Militärlaufbahn in den Jahren 1805—49 im königlich preussischen Heere, im Corps des Herzogs von Braunschweig-Des, im königlich großbritannischen und im königlich hannoverschen Dienst von H. Dehnel. Hannover, Helwing. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Es ist ein wahres Bild, das die Vorrede von dem „Geschick“ (so möchten wir es aber nicht nennen!) alter Soldaten gibt, wenn sie aus dem gewohnten Leben der Thätigkeit in den Zustand der Ruhe und Geschäftlosigkeit treten. Auch wir kennen Beispiele dieser Art genug. „Auf das anfangs wohlthunende Gefühl der Unabhängigkeit folgt bald Verstimmung über den Verlust alles Einflusses und das Aufsteigen früherer Untergebener, endlich (aber nach unsern Erfahrungen nicht immer!) ein beinahe fieberhaftes Haschen nach Thätigkeit irgendwelcher Art.“ So ist es dem Verfasser der vorliegenden Blätter ergangen und hat ihn, wie er offen gesteht, zu deren Herausgabe veranlaßt. Er hat in einer großen Zeit gelebt, und wir heißen alle Beiträge willkommen, welche die leider mehr und mehr verlassende Erinnerung an dieselbe wieder aufzukehren; die Lectüre der persönlichen Erlebnisse des geachteten Veteranen wird aber auch an sich vielen von Interesse sein.

Dehnel, zu Patschan in Schlessen geboren, wollte eigentlich seine kriegerische Laufbahn in der Cavalerie suchen, die damaligen Verhältnisse führten ihn aber zur Artillerie, in welche er 1805 eintrat. Mit lebhaften Farben schildert er die militärischen Details jener Zeit, besonders das Leben eines damaligen Bombardiers; vergleiche man damit, was Reiche und Knechtel von ihrer Jugend als Offiziersaspiranten berichten und wende dann den Blick auf unser heutiges Geschlecht! Freilich das ganze Leben der gebildeten Klassen hat einen andern Zuschnitt gewonnen. Bald sollte der junge Bombardier die Feuerkugel erhalten; er wurde einem Detachement zugetheilt, das beim Anrücken der Franzosen nach den Unglückschlachten von 1806 die Artillerieanrison von Glogau verstärkte. Die erste Erscheinung des Feindes vor der Festung — angekündigt durch stehende Einwohner der Gegend und eine heranbrausende, vom Recognosciren zurückstrebende Patrouille — ist mit lebendigen Zügen dargestellt: wie von mehreren Seiten auf umliegenden Höhen fremde Cavalerietrupps aufgetaucht, deren glänzende Kopfbedeckung im Sonnenlichte glüht; es waren bairische Chevauxlegers. Der Verfasser sagt,

daß zwischen jenem Novembertage und heute zwar ein funfzigjähriger Abschnitt liege, die Erinnerung daran aber trotz jüngerer Reminiscenzen aus einem bewegten Leben stets unverdlichen in seinem Innern fortleben werde. Welcher ältere Mann hat nicht ähnliche Erfahrungen gemacht! Als die Festung capitulirte, wurde die Besatzung kriegsgefangen, Dehnel mit ihr. Fieberkrank blieb er bei dem Transport in Großen zurück, wo es ihm gelang, sich der Gefangenschaft zu entziehen und beim Göge'schen Corps in Schlesien wieder einzutreten. Der Friede von Tilsit trübte aber alle Aussichten und veranlaßte ihn, wie mehrere im Jahre 1809 aus Olag, wo er in Garnison gestanden, heimlich auszutreten und über die Grenze zu gehen, um sich dem Corps des Herzogs von Braunschweig anzuschließen. Die Gefahren, welche er dabei bestanden, sind anziehend geschildert. In Nachod wurde er dem Herzog vorgestellt, dessen allbekanntes Selbstbild uns in dieser persönlichen Begegnung frisch und lebendig entgegentritt. Wir erinnern uns aus unsern Knabenjahren der Zeit, wo des Herzogs Bild in hundert schlechten Zeichnungen überall zu sehen war, wohin das Auge Französischgefinnter nicht drang, wo selbst in Sachsen, dessen Truppen dem edeln Welfen feindlich gegenüberstanden, lange nachher sein Kriegszug mit Enthusiasmus erzählt wurde. Das vom Verfasser genau dargestellte Gefecht bei Bernack, welches durch ein Gewitter von furchtbarer Heftigkeit beendet wurde, stand uns lebhaft vor der Seele, als wir uns auf demselben Terrain kürzlich ebenfalls von einem Orkan und Wollenbruch überrascht sahen. Die Markgräfin Wilhelmine, die sich einst mit ihrem Bruder Friedrich dem Großen in Bernack ein Rendezvous gab, erzählt daselbst auch von einem Ungewitter, wie sie es noch nie erlebt — die Gegend scheint damit gesegnet zu sein. Nach abgeschloffenem Waffenstillstande zwischen Oesterreich und Frankreich trat der Herzog seinen denkwürdigen Zug an, den wir hier, von einem Theilnehmer geschildert, mit reger Theilnahme gelesen haben; bei der Erzählung von Halberstadt berichtigt der Verfasser einige falsche Angaben über die Artillerie des Corps, die sich in andern Werken finden. Auf einem der Schiffe, welche die glücklich an die Küste gelangten Truppen nach England überführten, entstand kurz vor der Landung eine Meuterei: es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, die Engländer wollten die Offiziere von der Mannschaft trennen, um letztere nach Westindien oder Afrika zu senden; die Leute verweigerten deshalb die Abfahrt nach dem Lande und wurden erst durch die geöffneten Schießklappen eines ganz in der Nähe geankerten Kriegsschiffs zur Unterwerfung gebracht.

Der Verfasser hat diesen Vorfall, der in keinem Geschichtswerke über das Corps zu finden ist, nach bester Erinnerung und den Ergebnissen einer deshalb mit englischen Behörden gepflogenen Correspondenz erzählt. Seine eigenen Schicksale auf der Insel Wight, wo er bei der Reduction des Corps mit andern auf Wartegeld gesetzt wurde, ferner auf Guernsey, wo er mit ältern Offizieren des Corps viel verkehrte (wir lesen hier die bekannten Namen der Gebrüder von Hirschfeld, von Steinmann, von Decker), dann in Irland werden anspruchslos berichtet. Erst im Jahre 1812 erhielt er wieder eine Anstellung und zwar als Cornet im zweiten Dragonerregiment der Deutschen Legion, hatte aber das Unglück, ein kaum gekauftes gutes Pferd zu verlieren, und wurde dadurch bei seiner Mittellosigkeit genöthigt, zur Infanterie überzutreten; das dritte Bataillon, bei dem er angestellt war, befand sich noch in Sicilien, sollte aber binnen kurzem nach Spanien abgehen. Dehnel wurde also einstweilen dem Depot zu Verhill zugetheilt. Auch hier lesen wir wieder viel Personalien, unter andern auch von dem französischen General Philippon, dessen Name ganz kürzlich wieder aufgetaucht ist, um durch ein Zeugnis, das er dem heftigen Regiment seiner Besatzung von Babajoz ausgestellt, diese tapfern Truppen gegen die lügenhaften Beschuldigungen von Tiers bei Ehren zu halten. Philippon war als Kriegsgefangener nach England gebracht worden, aber trotz seines gegebenen Ehrenwortes entwichen.

Im April 1813 ging Dehnel mit einem combinirten Deta-

chement der Legion nach Deutschland ab, wo dasselbe bei der nach der Einnahme Hamburgs eingeleiteten Organisation der hannoverschen Truppen mitwirken sollte. Bei Cuxhaven gelandet, kam es am 29. April nach Hamburg, wo es von Lettenborn gemustert und dann zur Besetzung der wichtigen Punkte in der Gegend verwendet wurde. Nach dem ersten Gefecht gegen Vandamme's Truppen mußte Dehnel bei Bergedorf einige Feldwerke aufstellen, wozu die nächsten Ortschaften Arbeiter stellten: es überraschte ihn nicht wenig, daß die Hälfte davon — hübsche Bierländerinnen waren, die in ihrer kleidsamen Tracht eine anziehende Erscheinung boten. Wir glauben ihm, wenn er versichert, daß dieser Schanzbau das amüsanteste Commando gewesen, das ihm jemals zu Theil geworden, auch versichert er, daß trotz der anhaltenden Bewunderung der tabellos vollen Waden und Beine dennoch das Schanz bei heiterem Wortspiel ganz regelmäßig und rasch von hinten gegangen sei. Das Gefecht auf dem Döhlenwerder am 29. Mai, wo er auch mit Meutern zu kämpfen hatte, deren einen er niederhieb, gab ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen; darauf wurde ihm angeboten, zu der neu zu formirenden hannoverschen Fußbatterie mit einem Premierlieutenantspatent überzutreten, was er annahm. Diese Batterie, während des Waffenstillstandes ausgebildet, wurde dem Wallmoba'schen Corps zugetheilt, nachdem sie von dem britischen Commissar, Sir Hudson Lowe (dem spätern Hüter Napoleon's), gemustert worden war. Der einzige Trompeter, der zugleich als Vorderreiter die erste Haubitze fuhr, erregte dabei Heiterkeit. Sie nahm ruhmvollen Theil an dem Gefecht bei der Göthe, wo ein Geschützzug derselben auf 60 Schritt ein französisches Quarré mit Kartätschen förmlich zerschmetterte. Gleichwohl verlor die Batterie nur ein verwundetes Pferd. Heute wird auch die Artillerie ihre Lorbern theuerer einkaufen müssen, ihre gezogenen Geschütze nur, weil sie auf weiteste Entfernungen feuern, für gegen die neuen Waffen der Infanterie gesichert. Davoust's Unthätigkeit gestattete dem Wallmoba'schen Corps später eine lange Waffenpause, die nur durch Reconnoissirungen gelegentlich unterbrochen wurde. Erst nach der Schlacht von Leipzig, als der Kronprinz von Schweden sich gegen die Dänen wandte, kam das Corps wieder in Thätigkeit; Dehnel wohnte aber der Schlacht von Sehestadt, wo die Batterie zwei Geschütze verlor, nicht bei, weil er einem Detachement zugetheilt war, das die Festung Rendsburg alarmiren sollte; der Angriff unterblieb jedoch. Wegen einer auf Mißverständniß beruhenden dienstlichen Kränkung suchte er seine Rückversetzung zur Infanterie der Legion nach, und wurde dann zur Werbung für dieselbe nach Lübeck geschickt, wo er bis Mitte Juni 1814 blieb. Im Sommer erhielt er dann Urlaub nach Schlesien. Zum Glück hatte ihm die Verwendung Wallmoba's schon die Begnabigung des Königs für seinen Austritt von 1809 ausgewirkt. In Breslau aber, wo er in der rothen, glänzend ausgestatteten Uniform der Legion stolzирte, wurde er vom Straßenpublikum für einen Kunstreiter angesehen und sehr belästigt, sodaß er vorzog, in bürgerlicher Kleidung zu gehen. Zu seinem Bataillon Mitte December 1814 zurückkehrte kam er zur Schützencompagnie.

Napoleon's Rückkehr von Elba veranlaßte die Aufstellung der englisch-hannoversch-niederländischen Heeres, zu dessen zweiter Division, Clinton, die zweite Legionsbrigade stieß, bei welcher Dehnel stand. Am 16. Juni wurde dieselbe vom Grenierplatz in Marisch gesetzt, der ferne Kanonendonner von Eigny und Quatre-Bras verkündete den Beginn der Feindseligkeiten, die Wege waren aber so grundlos, daß die Colonne erst in der Nacht um 1 Uhr einen Divou hinter dem Walde von Soignies beziehen konnte. Am andern Morgen auf dem Marisch traf man Wagen und Schwärme von Verwundeten, und Dehnel erfuhr zu seinem größten Schmerzen den Tod seines frühern Kriegsherrn, des Herzogs von Braunschweig, der bei Quatre-Bras gefallen war. Für die nun folgende Schlacht von Waterloo wurden die vier Schützencompagnien der Brigade in ein provisorisches Bataillon vereinigt und nahmen ihre Aufstellung mit im zweiten Treffen. Die Schlacht wurde in ihrem allgemeinen Verlaufe mit Benutzung der bekann-

ten Werke, auch des neuesten von Charraz, geschildert, nachsthem aber genau an den Punkten, wo der Verfasser durch eigenen Augenschein und eigene Theilnahme berufen ist, Einzelheiten darzustellen. Wir folgen ihm nach der Schlacht auf französisches Gebiet, wo freilich mancher Crees vorfiel, und nach Paris in das Lager, welches ein großer Theil der Armee im Bois de Boulogne bezog. Diese Lagerzeit vom 7. Juli bis zu Anfang November rechnet der Verfasser zu den unterhaltendsten Abschnitten seines Lebens. Der Rückmarsch nach Deutschland aber, der die baldige Auflösung des Corps bringen sollte, versetzte die Offiziere mehr und mehr in gebrückte Stimmung. Ihnen war zwar für den Fall der Entlassung britischer Halbsold zugesichert worden, den sie auch im hannoverschen Dienste fortbeziehen sollten. Aber die Aussicht auf Anstellung in demselben war für die Legionäre sehr beschränkt. „Am 24. Februar 1816 war der bittere Kelch geleert.“ Die Legion wurde entlassen, aus ihren Bataillonen hannoversche Truppen gebildet und nur sehr wenige Offiziere konnten dabei angestellt werden, natürlich vorzugsweise geborene Hannoveraner. Auch Dehnel gehörte zu den Entlassenen, doch gelang es ihm, bei der Reorganisation der hannoverschen Artillerie, da er früher in dieser Waffe gedient, wieder eine Anstellung zu erhalten, freilich mit zurückdatirtem Patent. Die Betrachtungen, die er daran knüpfte, wenn auch mehr von persönlichem Interesse, finden wir ganz gerechtfertigt.

Was aus Friedensjahren sich erzählen läßt, füllt die folgenden Blätter; den Empfehlungen des Generals Hartmann (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1858) hatte es Dehnel zu verdanken, daß er zur reitenden Artillerie versetzt wurde. Endlich nach achtundzwanzigjähriger Dienstzeit avancirte er zum Compagniechef. Das Jahr 1848 führte ihn mit der mobilen hannoverschen Brigade nach Altenburg. Es ist ein ganz interessanter Beitrag zur Geschichte jener traurigen Tage, welche uns hier die Feder eines ehrlichen Soldaten liefert: wir wollen sie unsern Lesern empfehlen. Die Stimmung gegen die vertheerte Soldateska, anfangs geführt durch die gehässigten Mittel von bekannter Seite, schlug jedoch auch hier bald wieder in ihr Gegentheil um. Im Jahre 1849 marschirte Dehnel mit der mobilen Brigade, die zum Corps des Generals von Bittow, floßen sollte, nach Schleswig. Es war ein kurzer Feldzug, den er im Einnemitt beizubringen; was der Verfasser davon zu erzählen hat, ist aus frischer Erinnerung militärisch klar geschildert und wirft gelegentlich auch ein Streiflicht auf die Führung jenes Kriegs. Eins hat es immerhin genügt: die deutschen Truppen wieder einmal seit den großen Kriegen in Gemeinschaft gegen den Feind zu bringen, und wir meinen, auch die kleinern Contingente haben hier ihre Tüchtigkeit bewiesen. Sehen wir also mit Vertrauen in die Zukunft!

Der Verfasser unsers Werks wurde durch eine Krankheit, in welche er versiel, genöthigt, die Armee zu verlassen; eine Krankheit, die er durch Bevorzugung eines Hintermannes im Commando erfuhr, steigerte seinen schlimmen Zustand. Er mußte nach Hannover zurückkehren und nahm bald darauf seinen Abschied. Jener Hintermann, Oberstlieutenant von Wiffel, als Militärchriftsteller bekannt, trat später unbegreiflicherweise aus hannoverschem in schleswig-holsteinischen Dienst, als die Sache eigentlich nicht mehr zu retten war. Wir wissen es von guter Hand, daß König Ernst August, der ihm sehr gewogen war, persönlich versuchte, ihn von diesem Schritte, den er ihm nicht geradezu verbieten wollte, abzuhalten. Wiffel wurde einst unsehlbar Commandeur der gesammten hannoverschen Artillerie geworden sein, er zog es vor, die holsteinische zu commandiren, lehrte nach der Katastrophe als Generalmajor in sein Vaterland zurück und — nahm eine Subalternstelle in der Steuerverwaltung an, in welcher er 1850 gestorben ist.

Der Verfasser schließt sein Werk mit dem Ausdruck einer zufriedenen Stimmung. Wir haben dasselbe mit Interesse gelesen und zweifeln nicht, daß es ein solches bei allen erwecken wird, welche die Veteranen aus einer großen Zeit gern erzählen hören. Auch an heitern Soldatengeschichten, selbst an Amores-

ken fehlt es nicht, wobei der Verfasser jedoch stets ehrbar bleibt. Jedem Kapitel ist ein dichterisches Motto vorgesetzt, wie auch im Text am geeigneten Orte zahlreiche poetische Bruchstücke, besonders aus Zeitgedichten der geschilderten Ereignisse, eingestreut sind. Wir finden darin eine Neigung, der sich alle Soldaten nicht immer zuwenden: möge sie dem Lebensabend des Verfassers erheitern.

Karl Gustav von Bernsch.

Aus der Geschichte Oberfrankens.

Christian, Markgraf zu Brandenburg und seiner beiden löblichen Städte Bayreuth und Culmbach Freud und Leid, 1603—1655. Darinnen zu finden, was sonderbare Schicksale sothane Städte in Läuften des Dreißigjährigen Krieges bekanden, item was Herr Christian, Markgraf zu Brandenburg und sein fürstlich Haus Eugenbames gekist und erlebt, ingleichen draus gar gute Kenntniß von vielen Adelichen, Bürgern und anderer jeweiligem Thun zu schöpfen. Auf den Grund der vorhandenen und neuen Quellen bearbeitet und seinen Zeitgenossen erzählt von Hartwig Peep. Bayreuth, Giesel. 1859. Br. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch ist eine eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiete der geschichtlichen Literatur. An sich ist es ein mit anerkennenswerthem Fleiß aus Archivalien und Specialbruckschriften geschöpftes Buch, das abermals, sozusagen, nicht nur ein Blatt in die Annalen des entseßlichen Dreißigjährigen Kriegs einlegt, sondern auch einen Beitrag zur Charakteristik fürstlichen Regiments und Lebens, sowie bürgerlicher Sitte im 17. Jahrhundert naturgetreu liefert. Der Ton der Darstellung aber ist ein von der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft gänzlich abweichender, erinnert lebhaft an Simplicius Simplicissimus oder Philander von Sittewald und an die Treuhertzigkeit der Quellen, welche der Verfasser vor sich hatte. Aber weit entfernt, daß man dem Verfasser deshalb zu zürnen sich geneigt fühlen sollte, weil er der Klio eine so ungewohnte Sprache in den Mund legt, muß man ihm vielmehr eine gewisse Anerkennung zu Theil werden lassen, indem er jenen Ton theils sehr gut getroffen, theils durchgängig festzuhalten verstanden hat. Ja wir glauben, daß er seinem Buche eine in gewisser Beziehung recht glückliche Mitgift gegeben habe; er hat einen Leserkreis für seine geschichtliche Monographie gewonnen, der sich sonst nur zu wenig selbst um die vaterländische Geschichte bekümmert. Und daß er einen derartigen Zweck im Auge gehabt habe, leuchtet aus der Vorrede hervor, in welcher sich der Verfasser als einen sehr eifrigen und zugleich patriotischen Geschichtsfreund zu erkennen gibt und dabei sehr treffend bemerkt: „Keine Vaterlandsliebe ohne Geschichtspflege.“

Um nun unsern Lesern theils einen Einblick in das Ganze des vorliegenden Buchs zu gewähren, theils um ihnen ein Bild von der eigenthümlichen Darstellungsweise des Verfassers zu geben, halten wir es für das Einfachste und Kürzeste, das Inhaltsverzeichnis der 17 Kapitel, in welche das ganze Buch getheilt ist, hier niederzulegen, weil dasselbe getreu den Ton angibt, den der Verfasser in seiner Erzählung festgehalten hat:

„Kapitel 1 beginnt mit den Erbhuldigungsacten, so bei dem Regierungsantritt des Markgrafen Christian von Brandenburg vorgenommen worden. 1603. — Kapitel 2, darinnen von den Kirchen der Stadt Bayreuth, insbesondere von der Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit die erweckte Kunde anhebt. 1614. — Kapitel 3, handelt vom alten Rathhause zu Bayreuth, dabei sich zeigt, wie es damals mit des hiesigen Rathes Sach und Ordnung beschaffen war. 1617. — Kapitel 4, worin viel von frummer Hausfrauen Gebahren zu Tag kommt, bis Schreckbares genug über Bayreuth hereingebrochen. 1621. — Kapitel 5, was im Wirthshause an einem Tage reißt und was sich vor der Münze in Bayreuth zugetragen. 1622. — Kapitel 6, allwo genaue Relation zu finden, was die Stadt Bayreuth ein vielprächtiges Festkieszen zu geben vermocht und welche fürnehme und andere Gäste sie aufgenommen. 1628. — Kapitel 7, handelt von

mehrfach besorglichen Sorgen so Markgraf Christian zu bestehen, zu besprechen und amtlicher Relation sich zu versehen hatte. 1630. — Kapitel 8, darin zu Tage kommt, was überraschende Orenel an der fürstlichen Grust zu Heilsbrunn gesehen, wie Kaiser Matthias in Nürnberg Einzug gehalten, und wie sich die Getreuen um Markgrafen Christian sammelten. 1630. — Kapitel 9, dreier hochwürdigen Herren Pastoren schreckhafte Relationen von wegen furchtbarer Kriegstrouben. 1632. — Kapitel 10, Wallenstein's Belagerung der fürstlichen Feste Pfalz (September 1632); darinnen auch Kunde geschieht, was die Russelischen *) Compagnien vor Kronach bestanden. — Kapitel 11, Marchese de Grona besetzt und plündert **) die Stadt Vaireuth mit vielem Jammer im Gefolge, am 20. September 1632. — Kapitel 12, in diesem Kapitel sucht männiglich Freude vergebens, weil drin des Leidens nur zu viel fund wird. 1633. 1634. Einer sonderbar wichtigen Gesandtschaft aus Eger ist am Schluß gedacht. ***) — Kapitel 13, darin noch mehr Herzeleid sich anhäuft und sich zeigt in welch schwerer Verdrängniß Markgraf Christian gekommen. 1634. 1635. — Kapitel 14, von zweier jungen Fräulein Vermählung und wie es davor und dabei zugegangen. 1639. — Kapitel 15, von der zweien Prinzen Hirschjagd, dabei sich zeigt, wohin es führt, so sich Geschwister nicht bei Zeiten in Liebe begegnen. — Kapitel 16, Ueberblick über die Verwaltung und das Regiment unter dem Markgrafen Christian, dabei offenbar wird, was dieser edle Fürst für des Landes Wohl fürgeorget. 1650. — Kapitel 17, von der fürstlichen Familie, insonders von des geliebten Markgrafen Abscheiden, und was sich in der Hofkanzlei zuletzt für die Sepultur berechnen mochte. 1655."

Der Schlußabschnitt ist namentlich dadurch bemerkenswerth, daß er in höchst charakteristischer Weise nachweist, wie zahlreiche Personen, Körperchaften und Anstalten theils nach der Sitte, theils nach vertriebenen Rechten bei einem fürstlichen Begräbniß mit Geldausbräuchen hervortraten. Der Verfasser hat ein aus den Acten gezogenes Verzeichniß aller Begräbnißkosten, sowie das Ceremoniell bei der Leichenfeier des Markgrafen Christian beigegeben. An hinterlassenen Schulden fehlte es natürlich auch in dieser kleinen markgräflichen Staats- und Hofwirthschaft nicht, theils in Folge der unglücklichen Kriegszeiten, theils der damals allgemeinen Mangelhaftigkeit der Finanzwirthschaft im Staate und in den Hofhaltungen. 49.

Notizen.

Zur Kenntniß der Sittenzustände unter den ältern deutschen Gelehrten.

Auf die gutgeschriebene und anziehende Schrift „*Helius Coban Hesse. Ein Lehrer's und Dichterleben aus der Reformationszeit*“ (Berlin 1860) sind die Leser d. Bl. bereits durch eine gegen W. Menzel gerichtete Erklärung ihres Verfassers, Martin Herz, in Nr. 27 d. Bl. einigermaßen aufmerksam gemacht worden. Hier heben wir aus dieser Schrift nur noch einen des Hesses Lebensweise betreffen-

*) Hans Christoph von Ruffel war Befehlshaber der Besatzung von Kulmbach im Dienste des Markgrafen Christian.

**) Ein echter kaiserlicher General der damaligen Zeit: sie raubten und brandschatzten, um ihren Raub in der Bank zu Venedig niederzulegen. Die Schweden machten es freilich nach ihres Königs Tode nicht viel besser. So schreibt Brangel's Vater an seinen Sohn, den bekannten General: „Bleib bei der Armee und bring wie auch die andern thun soviel du kannst zusammen; denn wer was nimmt, der hat auch was.“

***) Der Abgesandte war Eberhard zur Elz, der von Wallenstein beauftragt war, den Markgrafen, den er als einen tüchtigen Fürsten kannte, auf seine Seite zu bringen. Die Antwort, welche Eberhard empfing, lautete: „Mein getreuer Oberst von Ruffel wird in Eger an unserer Statt mit Herzog Bernhard eintreffen und zum guten Zweck allezeit die Hand bieten.“ Christian traute dem Wallenstein noch kein Wegs.

den charakteristischen Zug hervor. Der von Luther, Melanchthon und Erasmus wegen seines Geistes und seiner Kenntnisse hochgehaltene, in Italien bewanderte, in England als der größte Dichter unter den Zeitgenossen gepriesene Coban Hesse war, wie viele deutsche Gelehrte älterer Zeit, auch ein gewaltiger Trinker. Herz erzählt von ihm: „Als er sich einmal im Kaufsge die Nase an der Handthür zerboßen hatte und man ihn fragte, ob er nun durch Schaden klug werden würde, antwortete er ruhig, von seinen guten Freunden müsse man sich zuweilen etwas gefallen lassen. Seinen Arzt und Hausfreund Sturz bittet er bald um etwas Wermuthwein, wenn ihm der Kopf vom getrunkenen Kaufsge schwer ist, bald um eine Salbe gegen seine rothe Nase: ist aber Mäßigkeit von nöthen, sie zu ändern, dann zieht er doch die rothe Farbe der weißen vor. So ist es denn bezeichnend für ihn, wenn ihm nach vollendeter Uebersetzung eines jeden Palms Sturz einen Krug Weins vorsetzt, wenn die Universität Warburg ihn gleich mit einem Geschenk an Wein empfängt, wenn Landgraf Philipp ihn zwar verwahrt, aber ihn doch nicht nur mit einem Becher beschenkt, sondern ihm auch eine Decke in St. Goar verleiht, deren Haupteinkäufe in zwei Fubern guten Weins bestehen. Mehr als einmal nimmt er Ansätze zur Nüchternheit, aber er kann einmal nicht vom Bechern lassen; immer aufgelegt, immer auffordernd zum Zechen ist er dabei ein vortrefflicher Kumpen: hier und da hant er wol etwas über die Schnur, aber im ganzen entfaltet sich hier auch die ganze Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit seines Charakters; da wird allerlei poetisches Spiel und sonstige Artzweil getrieben: so wird für den Uneingeweihten scheinbar in fremder Zunge die Unterhaltung ganz fließend in Worten mit umgekehrter Buchstabenfolge geführt, oder es werden mit unglaublicher Leichtigkeit die wohlklingendsten Verse improvisirt, deren Inhalt vollständig unsinnig ist, oder es wird ein scherzhaftes Lied gesungen. Hier ließ er auch ein deutsches Lied erklingen, sonst aber — höchst charakteristisch für die Anschauungen der Gelehrten jener Zeit — mischel unserm Hesse Dichtung wie gelehrte Schriftsteller in deutscher Sprache, worin er ein Zeichen des Verfalls der Bildung und der Studien beklagte.“ Wir gedenken hierbei des bekannten Wigbolds und Gelehrten Friedrich Laubmann, der sich einmal im Zecherkreise sächsischer Hofleute so übernahm, daß er den Wein wieder von sich geben mußte. Da sagte er: „Ihr Herren! wann eret bestialisch Sausen eine Ehre ist, so ist mein unböses Speien keine Schande!“ Vergleichen gereichte bei dem damaligen Sittenzustande nicht zur Uenehre; war doch derselbe Laubmann während seiner achtundzwanzigjährigen Amtsthätigkeit dreimal Dekan der philosophischen Facultät an der Universität zu Wittenberg und einmal sogar Rector Magnificus. Heutzutage befehligen sich unsere Gelehrten der Nüchternheit, und selbst unter den Künstlern, Dichtern und Literaten nimmt die Solidität in so erfreulicher Weise zu, daß Zechlustige unter ihnen nur noch zu den Ausnahmen gehören; gleichzeitig ist unter ihnen freilich auch eine merkliche Abnahme an eigenthümlichen, lebenslustigen, immer zu Scherz, Humor und witzigen Einfällen aufgelegten Individuen zu spüren. Die originellen Ränge, „die es doch auch geben muß“, werden immer seltener.

Deutsche Literatur in Frankreich.

R. Martin hat von seiner Anthologie „*Poëtes contemporains en Allemagne*“, von der im Jahre 1846 der erste Band herauskam, soeben einen zweiten Band erscheinen lassen. Das Werk enthält französische Uebersetzungen deutscher Gedichte, nebst kritischen Einleitungen und den Biographien der betreffenden Dichter. Ein Berichterstatter in der „Illustration“ bemerkt darüber mit Bezug auf die „*Chants populaires de la Grèce moderne*“ des Grafen Marcellus, die er kurz vorher besprochen hatte: „Es handelt sich hier nicht um volkstümliche Poesien; alle drei Kinder haben einen Vater, daher das Beiwort „*naturel*“ sei sie viel weniger paßt als auf jene. Aber glücklicherweise findet man in ihnen andere noch schätzbarere Eigenschaften, wie die

das Buch des Hrn. Martin beweist. Es wäre auch ungerecht, Reinheit und Unschuld und alle jene anmuthigen Eigenschaften des Jugendalters eines Volks von einer Nation zu erwarten, welche den Eindruck einer ungeheurn Universität macht und deren Künstler sogar Professoren sind."

Inzwischen fährt der „*Revue germanique*" mit anerkannter Geduld und Eifer fort, die Franzosen und überhaupt das Ausland durch kritische Abhandlungen, Correspondenzen aus deutschen Städten, Uebersetzungen u. s. w. von dem Stande der deutschen Literatur und den Resultaten der deutschen wissenschaftlichen Forschung zu unterrichten. Die ersten Lieferungen von diesem Jahre, soweit sie uns vorliegen (Januar bis April), enthalten unter andern Aufsätze über Lessing und Goethe von G. Dollfus, über Richard Wagner von L. Lacombe, Auszüge aus dem Alexander von Humboldt'schen Briefwechsel mit eingestreuten Bemerkungen, aus G. Freytag's Werke „*Bilder aus der deutschen Vergangenheit*", aus den theologischen Schriften von Schwarz, aus Wagners „*Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften*" (die interessanten Mittheilungen über die Sand-Rogers'sche Affaire), Uebersetzung der Elisabeth-Ophele aus Zimmermann's „*Münchhausen*", des „*Uriel Acosta*" von Karl Gutzkow (in einer Vorbemerkung wird das Stück als „*oeuvre dramatique la plus caractéristique et la plus complète de l'auteur*" und zugleich als „*une des plus nobles productions du théâtre allemand*" gefeiert), rhythmische Uebersetzungen deutscher Gedichte von S. B. Duesberg, Louis Ratisbonne und Auguste Branger, und mehrerer Schiller'scher, wie „*Die Theilung der Erde*", „*Der Taucher*", „*Resignation*" u. s. w. von E. Littré. Eine berühmte Strophe im „*Taucher*" lautet hier:

L'onde écume et se brise, et tournoie, et bouillonne.
Comme si la gonflait un brasier souterrain;
De sourds gémissements le rivage résonne.
Et les flots sur les flots s'amoncellent sans fin.
L'écume rejallit jusqu'aux plus hautes cimes.
Et c'est une autre mer qu'enfantent les abîmes.

H. Martins schließt einen Artikel über Karl Vogt mit der an diesen gerichteten Bitte, die Wissenschaft und nicht die Politik zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen; „denn“, bemerkt Martins, „es wird niemals an Leuten fehlen, welche sich mit Recht oder Unrecht für sehr fähig halten, eine politische Rolle zu spielen; aber um zu dem Fortschritt der positiven Wissenschaften beizutragen, dazu bedarf es erlesener Kenntnisse und eines Beobachtungsgedächtnisses, wie sie nur wenigen zu Gebote stehen. Welcher Gelehrte hätte nicht die Zeit bedauert, welche Cuvier, Arago, Gay-Lussac, Dumas u. s. w. der Verwaltung und der Politik geopfert haben?" E. G. (Eugène Seinguerlet?) theilt im Aprilheft eine Uebersetzung der Riehl'schen Studie über Konradin Kreuzer aus dessen „*Musikalischen Charakterköpfen*" mit, und nennt in einer Vorbemerkung Riehl einen „*réactionnaire l'une étrange trempe*", einen „*romantique bourgeois*", einen „*divin philistin*"; dieser Ausbruch „*göttlicher Philister*" rühre a von Riehl selbst her. H. M.

Bibliographie.

Andersen, H. G., Aus Herz und Welt. Deutsche, vom Verfasser besorgte Original-Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. Thlr.

Aubineau, L., Die Diener Gottes. Aus dem Französischen überseht. Schaffhausen, Furter. Gr. 8. 24 Ngr.

Biographie des General-Lieutenant Reichs-Freiherrn Friedrich Caspar von Weismar, General der Cavallerie, General-Maj. u. s. w. des Kaisers von Rußland u. s. w. Münster, Theissing. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Boz, Sammlische Werke. 24ter Band. — A. u. d. T.: wei Städte. Aus dem Englischen von J. Seybt. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr.

Clarus, L., Leben des heiligen Franz von Sales, Stifters des Ordens von der Heimsuchung Mariens, der heiligen Johanna Franziska von Chantal und ihrer ersten Ordensschwester. 1ter Band. Schaffhausen, Furter. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Csanády, S., Medicinische Philosophie und Mesmerismus. Leipzig, Wagner. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ennemoser, J., Das Horoskop in der Weltgeschichte. München, Franz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Erfahrungen eines alten Arztes, gesammelt in einer 40jährigen Praxis. Von der Krankheit, eine Denkschrift in drei Theilen. Königsberg, Richter. Gr. 8. 3 Thlr.

Mill, J. C., Ueber die Freiheit. Aus dem Englischen von C. Pickford. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, M., Wahrheiten, Einbildungen und Träume. Nichts freundlich dargestellt. Mit dem Bildniß des Verfassers. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 4 Ngr.

Neumann, W., Die Weissagungen des Sakharjah. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Pilgram-Diehl, Margarethe, Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 1 Thlr.

Puchta, H., Gedichte. In einer Auswahl herausgegeben von A. Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 1 Thlr.

Rasch, G., Hochlandsfahrten. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 20 Ngr.

Scharpff, F. A., Die Entstehung des Kirchenstaates. Geschichtlich-fragmatisch dargestellt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Schillerfranz geklochten aus frischen Blättern. 1tes Heft. Berlin, Gaertner. 8. 15 Ngr.

Schlichtkrull, Aline v., Laterna magica. Original-Novellen. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Steinheil, Gott Alles in Allen. Ein Briefwechsel über den Umfang der Erbsung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 9 Ngr.

Der lustige Theater-Diener. Humoristischer Bühnen-Almanach. Herausgegeben von Terpentin. Illustrirt von J. Maymonde de Baur. 1ter Jahrgang. Berlin, Lassar. Gr. 16. 10 Ngr.

Tyburn und die Martyrer, die dort starben. Eine Erzählung aus den Tagen der Königin Elisabeth. Nach dem Englischen. Köln, Bachem. 12. 18 Ngr.

Weiler, W., Der Hausknecht als Millionär oder der Freier aus Amerika. Mainzer Local-Posse mit Gesang, Tanz und Ballet in drei Aufzügen. Carnevals-Freistück. Mainz. 12. 7 1/2 Ngr.

Wittgenstein, Prinz Emil von, Habshir-Turt. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Genhöfer, Die christliche Kirche und die Concorbate. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 9 Ngr.

Das Konfordat und die k. k. Germanisirung in Ungarn. Zwei Briefe aus und über Ungarn. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Ngr.

Marshall-Lieder. I. Dresden, Beh. 8. 1 1/2 Ngr.

Mohrer, H., Papst und Vann. Ein Wort zur Verkündigung. Luzern, Gebr. Rüder. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.

Sad, R. H., Prebigt zum Gedächtniß des Todestags Melancthon's den 19. April 1660, gehalten im Dom zu Magdeburg. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3 Ngr.

Scholz, J. C., Louise, Königin von Preußen. Ein Lebensbild zur 50jährigen Todesfeier, für Schule und Familie. Erfurt, Köhner. 16. 3 Ngr.

Wildauer, T., Festrede zu Schillers 100jährigem Geburtstag bei der von der k. k. Universität zu Innsbruck veranstalteten Feier in der Aula am 10. November 1859 gehalten. Innsbruck, Wagner. 1859. Gr. 4. 10 Ngr.

Zur Emancipationsfrage des russischen Volkes. Die Zustände des freien Bauernlandes in Rußland. Von einem Patrioten. Leipzig, Gerh. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist der zehnte Halbband dieses wichtigen Werks erschienen und nebst dem bisher Erschienenen und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten. Mit demselben liegt der fünfte Band vollständig vor.

Mit dem neunten Halbband hat die Veröffentlichung der zweiten Abtheilung des Werks (Bibelurkunden: Geschichte der biblischen Bücher) neben der ersten begonnen. Derselbe enthält ausführliche Erörterungen über den Inhalt der fünf Bücher Moses, die namentlich auch für die nichttheologischen Leser von hohem Interesse sein werden, z. B. über die Schöpfungsgeschichte, die Genesis im Verhältnis zur Geologie und Physiologie, das Paradies, den Thurm-Bau, ein Leben des Moses u. Der zehnte Halbband enthält die Urkunden der vormosaischen und mosaischen Geschichten, sowie Erörterungen über die Bücher Josua, Richter, Samuel und Könige. Zunächst wird ein Bibelatlas folgen, der bereits fast ganz vollendet ist.

Bunsen's Bibelwerk ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volks. Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung wie aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben. Es hat auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn einen überraschend großen Kreis von Abnehmern gefunden.

Subscriptionspreis 1½ Ngr. für den Bogen. Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Uppström's Codex Argenteus.

Eine Nachschrift zu der Ausgabe des Ulfilas von

M. C. von der Gabelentz und J. Löbe.

4. Geh. Druckpapier 15 Ngr. Velinpapier 20 Ngr.

Die vorliegende Schrift soll nicht nur den Besitzern der Ausgabe des Ulfilas von Gabelentz und Löbe nachweisen, in welchen Punkten und an welchen Stellen dieselbe durch Uppström's neue Ausgabe berichtigt oder nicht berichtigt ist, sondern auch im allgemeinen darlegen, was oder überhaupt ob etwas Wesentliches für den Evangelientext des Ulfilas und infolge davon für die gothische Sprache und die neutestamentliche Kritik durch Uppström's Arbeit gewonnen worden sei.

Das Hauptwerk erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt M. C. de Gabelentz et J. Loeb. Zwei Bände. (Mit drei Steindrucktafeln.)

4. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes enthält eine Grammatik der gothischen Sprache und wird zu dem Preise von 6 Thlr. auch einzeln erlassen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rottted und Welter.

Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welter.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Hefen. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Das soeben erschienene siebenundvierzigste Heft (Bogen 41—44 des vierten Bandes) enthält Folgendes:

Ebenbürtigkeit, Ehebeirathen, morgantische Ehe. Von L. A. Warnkönig. (Schluß.) — Edict. Von Ph. Wopp. — Edictalien, Edictalladungen. Von Ph. Wopp. — Ehe, Eheschließung. Von G. F. Kolb und L. A. Warnkönig. — Eherecht. Von L. A. Warnkönig. — Eheschließung. Von L. A. Warnkönig. — Ehe, Eheschließung, Eherecht. Von Welter.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der früheren bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

In Hinblick auf die in neuester Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagshandlung entschlossen, ein neues Abonnement auf das Werk zu veranstalten. Monatlich erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und dritte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben; wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Soeben erschien bei Franz Broix in Neuss:

Das

Axiom der Philosophie

und

die 70 Kennzeichen desselben

von

Dr. William Wingerath.

112 Seiten. 8. Preis 15 Sgr.

Der Zweck dieser für die wissenschaftliche Welt höchst interessanten Schrift ist die Feststellung eines durch die Philosophie unumstößlichen Grundprinzips der Wissenschaft und des Axioms der Philosophie, der wichtigsten aber ohne ihr Axiom wankbarsten aller menschlichen Wissenschaften, sowie die Feststellung von 70 Kennzeichen, welche das wahre Axiom der Philosophie in sich vereinigt. Diese Schrift ist mit Klarheit geschrieben und empfiehlt sich aus dem Gesagten von selbst den Herren Professoren und Stubiofen aller Facultäten, allen Freunden und Verehrern der wahren Wissenschaft, sowie allen Denkern der gebildeten Welt.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 30. —

26. Juli 1860.

Inhalt: Zur Culturgeschichte. Von C. Brückner. (Schluß.) — Galilei als Held eines Romans. — Biographien älterer Theologen. Von Theodor Ben. — F. W. Gubitz als Lyriker. — Musikalische Literatur. — Notizen. (Originalerfindung und Bearbeitung; Der Goethe- und Schiller-Literatur. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Culturgeschichte.

(Schluß aus Nr. 28.)

Alfred Walbau erwirbt sich durch seine Bestrebungen, das czechische nationale Leben zum Verständniß zu bringen, ein Verdienst, welches ebenso sehr die Böhmen als alle diejenigen Völker anerkennen müssen, denen die Erkenntniß und Hebung des Volkslebens kein Aerger und keine Thorheit, sondern sittliche Freude und heilige Aufgabe der Völkerverzehrung ist. Vor kurzem hat der Genannte unter dem Titel „Böhmische Granaten“ eine Sammlung czechischer Volkslieder herausgegeben und jetzt macht uns derselbe in der oben angeführten Schrift: „Böhmische Nationaltänze“ (Nr. 3), mit diesem Theile des Volkslebens der Böhmen bekannt. Genau genommen, mußte er von dem einen Thema, zu dem andern übergehen, weil nationale Lieder und Tänze zusammengehören. Dies einmal nach ihrer Natur. Denn wie das Volkslied, das aus den Empfindungen des Herzens lebensfrisch herausblüht, die Wellen seines Rhythmus durch den Körper schwingt und ihn somit zum Tanze reizt, um den Geist des Liedes plastisch auszudrücken, so liegt der Tanz mit seinem innersten Wesen weit über die bloße, in blätetischer Hinsicht sehr anzuempfehlende, frei und fröhlich machende Körperkärkungsmethode hinaus, er ist vielmehr ein ästhetischer Ausdruck der lieblichsten Seelenstimmungen und der tiefsten Gefühle, nicht in Worten, sondern in rhythmischen Bewegungen des Körpers. Zum andern nach dem besondern nationalen Charakter der Böhmen. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die slawische Nation dem Vergnügen des Tanzes mit einer seltenen glühenden Vorliebe huldigt und daß wieder in eben dieser Nation die Böhmen und Polen, von denen sich jene der meisten, diese der schönsten Tänze rühmen können, in den Vordergrund treten. Der Verfasser sagt:

Uebrigens, wo die Böhmen gesellschaftlich zusammenkommen, muß gesungen, gejubelt und getanzt werden. Keine Hochzeit, keine Rundtanz, kein Erntefest, keine Kirchweih, selbst kein Begräbniß eines Junggesellen oder einer Jungfrau kann vorübergehen, ohne mit Gesang und Tanz gefeiert zu werden; sogar der Feind kann dem Volksglauben nach nicht gut gerathen, wenn

die Sacerin nicht ihren Reigen in der Fastenwoche oder am Kirmestage tanzt.

All ihre Tänze aber haben die Böhmen von Anfang an mit Gesang begleitet und wenn später der Dudelsack und das Hackbret und in der neuen Zeit entweder der Leierkasten und die Harfe oder Orgelwerke die Begleitung bildeten, so konnte doch der Gesang nicht ganz vom Tanzboden verdrängt werden, weshalb auch das böhmische Volk eine große Reihe alter und neuer Tanzlieder besitzt, von denen wir viele in der vorliegenden Schrift den entsprechenden Tänzen beigelegt finden. So viel zur Erklärung dessen, daß beide Werke des Verfassers, die Nationallieder und die Nationaltänze der Böhmen, einander bedingen, indem in beiden der charakteristische Zug dieses Volks, wonach es zugleich ebenso sehr gesang- als tanzlustig ist, zu seinem vollen Rechte kommt.

Der allgemeinen Tanzliebe der Böhmen entspricht nun nicht allein die große Zahl, sondern auch die große, bald mehr einen sinnlich üppigen und drolligen, bald mehr einen anmuthigen und ernsten Charakter darstellende Verschiedenheit ihrer Tänze; zugleich liegt in derselben Liebe die Bürgschaft, daß die Triebkraft der Böhmen, neue Nationaltänze zu schaffen, nicht verkümmert werden kann, auch wenn manche fremde Tänze sich in ihr Land einbürgern. Mit der Zahl und der Verschiedenheit der böhmischen Tänze macht uns der Verfasser in der Weise bekannt, daß er zuerst eine Nomenclatur und dann eine specielle Schilderung derselben gibt. Was die letztere, die Hauptsache des Werks, betrifft, so ordnet er im allgemeinen die Reihenfolge der volkstümlichen Tänze in einfache Rundtänze, bei denen die Rhythmik und die Idee des Tanzes von jeder einzelnen Person für sich, und in Gruppentänze, bei denen entweder komische oder spöttische Absichten die Seele der Gruppierung und Bewegung bilden oder ein rein ästhetischer Charakter des Tanzes durch die Verbindung von mehreren Tänzenden in malerischen Verschlingungen der Arme und in einem Wechsel von schönen Stellungen und Bewegungen dargestellt wird. An diese zwei Hauptkapitel werden noch anhangsweise einige fremdländische Tänze, welche in Böhmen eine große

Verbreitung gefunden, darauf die Hauptzeiten, an denen sich das Volk sozusagen auszutagen pflegt und endlich die Melodien und Musiken der Tänze zur Beprechung angereicht.

Den ersten Rang unter allen böhmischen Tänzen räumt der Verfasser der Polka ein, welche von Elbteinig aus, wo sie in den dreißiger Jahren ein junges Paarmädchen erdacht hatte, in kurzer Zeit die ganze böhmische Tanzwelt eroberte. Im übrigen ist die Polka nicht der erste und einzige böhmische Nationaltanz, der die Welttrunde gemacht hat. Schon vor ihr und zum Theil gleichzeitig mit ihr hatte der Resdovak die Aufnahme in den Salons zu Paris erworben und in neuester Zeit gelang es der Muse des böhmischen Tanzes, den Tsasák, eine Abart der Polka, salonbeliebt zu machen. Von großem kulturhistorischen Interesse erscheinen uns auch einerseits die vom Verfasser namhaft gemachten Reste und Spuren alter relictöser Tänze, bei denen, wie wir vermuthen,heidnisch in Christliches übergeleitet worden ist, andererseits die mannichfachen Hochzeitstänze, welche sich theils durch ihren dramatischen Charakter, theils durch ihre Zwischensänge auszeichnen. Ein weiteres Eingehen in die einzelnen Tänze des Werks kann von unserm kritischen Referat nicht gefordert werden, dagegen haben wir in der Summe aller zu bemerken, daß ihre Schilderung ebenso belehrend als unterhaltend ist, was man namentlich der glücklichen Verbindung der Tänze mit ihren Gesängen zuzuschreiben hat, indem wir dadurch die jedesmaligen Empfindungen der Tanzenden mitempfinden und mithin die Seele des Tanzes lebendiger erfassen können.

Deffenungeachtet hat uns Waldau's Kulturstudie nicht vollständig befriedigt, und zwar aus folgenden Gründen. Die mehr oder minder scharfe Rhythmik der Tänze ist im Völkchen nichts Zufälliges und Beliebiges, es hängt vielmehr das Tempo mit den Stimmungen wie Ursache und Wirkung fest zusammen. Die Umpränge der frieblichen und langsamen Tempos in den Füßen zu den rapidern sind Umpränge in Anschauung, Sitte und Stimmung des Volkslebens. Dies Gesetz muß sich selbstverständlich gerade bei den tanzlustigsten Völkern am schärfsten erkennen und nachweisen lassen, weshalb es auch die besondere Aufgabe des Kulturhistorikers ist, bei denselben die verschiedenen Perioden zu beleuchten, wo der Tanz blüht und wo er sammt der Triebkraft zu Tanzschöpfungen weilt wird, je nachdem eben Ruhe und Behagen das soziale Leben durchbringt oder Druck und Sturm dasselbe beschwert und durchstößt. Unser Verfasser hat zwar bei einzelnen Tänzen die Bemerkung fallen lassen, daß dieselben alt wären, auch hat er nicht unterlassen, die Mehrzahl der Tänze nach ihrem heftigern und ihrem ruhigern Charakter zu bezeichnen, indeß wir halten dies darum für unzulänglich, weil die Tänze weder nach ihrer Rhythmik noch nach ihrer Genese auf die rechten entsprechenden Stimmungen und Perioden des Volkslebens zurückgeführt worden sind. Wäre solches geschehen, so würden wir eine kulturhistorische Entwicklung der böhmischen Nationaltänze erhalten haben, welche uns dieselben in fester Correspondenz mit den nationalen Stimmungswandelungen

nachweisen und eben dadurch ein helles Verständniß des Volkslebens verschaffen müßte, während eine bloße Gallerie und Schilderung der gegenwärtigen Tänze, wie sie der Verfasser gegeben hat, nichts von dem allen gewähren kann. Eine derartige Geschichte würde uns nicht allein über die Frage, ob und warum die Böhmern keine Schwerter-, Fackel- und Innungstänze gehabt, als auch über die Haupttänze der verschiedenen Zeiten, über die flüchtige oder zähe Lebensdauer der einen oder andern Tänze und über die größere und geringere Einbürgerung fremdländischer Tänze in den verschiedenen Perioden aufklären. In Betreff des letztern Punktes hat zwar der Verfasser am Schlusse seiner Schrift die in Böhmen gegenwärtig aufgenommenen fremdländischen Tänze namhaft gemacht, indeß auf die schon in früherer Zeit aus der Fremde eingebürgerten Tänze hat er keine Rücksicht genommen, abgesehen von seiner eigenen Nomenclatur darauf hinwies, indem man in Namen wie Baboracka (die Baierin), Baborák (der Bater), Rozočka (die Rosafin), Sasák (der Sachse), Latián (der Italiener) sichtlich ausländische Tänze anerkennen muß. Endlich vermiffen wir auch eine scharfe Bemerkung auf die Lokalität. Ob ein Tanz einem einzigen Orte oder einem bestimmten District oder dem ganzen Lande angehört, eine solche Angabe ist von kulturhistorischer Bedeutung, indem dies nicht minder die Eigenthümlichkeit des Tanzes als die Besonderheit des von ihm umspannten Volks charakterisirt. In Waldau's Schrift lesen wir einmal im allgemeinen, „jedes Dorf in Böhmen habe seine Tänze“, und dann wird bei einigen Tänzen bemerkt, daß sie über diese oder jene Gegend verbreitet wären, indeß dies alles ist nur vereinzelte, eine systematische Lokalisierung der Tänze ist nicht versucht und ausgeführt.

Unsere Forderung, daß der Verfasser bei der Darstellung der böhmischen Nationaltänze auf die verschiedenen Zeiten, Stimmungen und Lokalitäten Bezug nehmen mußte, hat ihre Berechtigung an und für sich in der größern Vertiefung und Fruchtbarkeit, welche ihre Ausführung der Behandlung volkstümlicher Gegenstände zu geben vermag; sie ist aber auch hier deshalb ganz besonders an ihrem Orte, weil der Verfasser seine Arbeit nur Kulturstudie nennt, welche ihren Gegenstand durch Zeit und Raum zu entwickeln hat, wenn anders sie eine wahre Bezeichnung sein soll. Daß jedoch eine solche Entwicklung der Sache hier nicht gegeben ist, bildet den Mangel, den die Kritik der Schrift von Waldau in uns hervorgerufen hat; wäre sie aber geschehen, so würde die Bedienstlichkeit des Werkes um so größer geworden sein.

Riehl bietet uns in seinen „Kulturstudien aus den Jahrhunderten“ (Nr. 4), wenn man die Verschiedenheit des Inhalts ins Auge faßt, 13 Aufsätze, welche er unter drei Büchern oder drei Hauptthemen, nämlich „Historisches Stilleben“, „Volkskunde der Gegenwart“ und „Kritische Kulturpolitik“ vertheilt; nimmt man aber bloß auf die Zahl der Aufsätze Rücksicht, so sind es deren im ganzen 29, von denen jedes der drei Bücher fast die

gliche Menge (9, 9, 11) zugewiesen erhalten hat. Man kann sie ihrem Umfange nach unter die Kurzwaren, ihrer Genese nach unter die Gelegenheitschriften, ihrem Sinn und sein ausmalenden Stille nach unter die Genre-malereien rechnen. Den lehren Ausdruck will der Verfasser, wie er selbst bemerkt, sich gern gefallen lassen. Wir meinen, dies mit Recht; denn im großen historischen Stil sind sie keineswegs geschrieben, sie verrathen vielmehr, daß sie meist ihre ursprüngliche Ablagerung in Zeitungen oder in Privatkreisen gefunden haben. So verschieden sie nun auch nach diesen Bezugnahmen und selbst so verschieden sie nach ihrem Inhalt sind, so leben sie doch in Eintracht dadurch beisammen, daß sie mit ihrer Detailschilderung in Diensten des culturhistorischen Lebens stehen, oder ihre Eintracht ist nach Niehl's eigener Angabe durch die Art des Stoffes und der Arbeit bedingt: durch die Art des Stoffes, insofern das Kleinleben der Periode in seinen heimlichen Schlupfwinkeln und auf einsamen Waldpfaden, nicht auf dem großen Heerweg betastet wurde, und durch die Art der Arbeit, insofern ein berattiger Stoff den Genrestil gebot. In eben dieser Art der Arbeit und des kleinlebigen Stoffes, bei dem die Menge der Erscheinungen und die Schwierigkeit der gründlichen Erfassung ihrer Individualitäten und ihrer natürlichen und ethischen Gesetze um so mehr wächst, je tiefer man in dieselben hinabsinkt, liegt freilich auch die Verzeichnung nahe, da Geist zu setzen, wo keiner ist, oder ihnen andern Geist anzunehmen, als ihn die Wirklichkeit hat. Daß sich der Verfasser von dieser Versuchung nicht ganz fern gehalten hat, liegt in der Art, wie er selbst in das Kleinleben herantritt.

Zunächst fragt es sich, ob alle die einzelnen Studien, welche wir in dem Werke des Verfassers vorfinden, nach Art des Stoffes zu denjenigen zu rechnen sind, welche vom großen Heerwege gepflegt und gepfückt werden. Wir vermögen dies nicht für alle Studien zu unterschreiben, wenigstens nicht für das zweite Buch mit seinen vii Abhandlungen über Volkskunde, über den Zusammenhang zwischen Geldpreis und Stille und über Lagsburg. Wenn wir schon den Geldpreis und seinen Einfluß auf die Stille in Deutschland nicht minder im größten und mittlern als dem niedern und kleinen Verkehrsleben unterbreiten und wenn wir ebenso Augsburg mit seinen vier Flüssen und mit seinem Stadtplan als einen seit Jahrhunderten höchst bedeutenden, recht sentinellen Punkt mit gleichviel großen als kleinen Lügen ansehen müssen, so sind wir noch weniger im Stande, den Vortrag über Volkskunde, welchen der Verfasser im Jahre 1858 in der Akademie zu München gehalten und nun in seinen „Culturstudien“ dem größten Publikum übergeben hat, ins Gebiet des Kleinlebens einzuordnen, indem in ihm eine Studie und Wissenschaft vorliegt, welche einerseits auf den Ideen und Mäßen großer Männer und andererseits auf sehr wichtigen Zweigen des menschlichen Seins und Strebens beruht. Nun finden wir auch, daß der Verfasser wie in seinen „Land und Leuten“, so in seinen „Culturstudien“ in der That

von der Volkskunde groß denkt, indem er in ihr zwar eine der neuesten, aber eine der wichtigsten Wissenschaften anerkennt; ja er selbst hat sich von einseitigen volkskundlichen, namentlich von culturhistorischen Studien zur wahren Volkskunde hinaufgearbeitet und hat hier seine Heimat gefunden, wie ihm denn wirklich, zu unserer Freude und zum Triumph der Wissenschaft, in seiner Professur der Culturgeschichte zu München Wohnung und Wirksamkeit zu Theil geworden ist. Sonach gehört die Volkskunde nicht bloß nach ihrem Umfange, wonach sie alle gesellschaftlichen Schichten des Volkslebens, von den größten und höchsten bis zu den kleinsten und niedersten herab, zu ihrem Gegenstande hat, sondern auch nach ihrem Wesen zu etwas mehr als zum bloßen Kleinleben. Wir sind mit dem Verfasser über das Wesen der Volkskunde einig, darüber nämlich einig, daß sie den äußern, national-materiellen Bestand und die innern logischen und idealen Bewegungen und Gestaltungen des Volkslebens umfaßt oder daß sie als Wissenschaft nicht allein einen statisch beschreibenden, sondern auch einen philosophischen Inhalt haben soll, wonach jener die Thatfachen, dieser die Gesetze oder die historischen, logischen und sittlichen Motive des Volkslebens zur Anschauung bringt und dabei jene als das Besondere unter diese als das Allgemeine stellt, um seinen Gesamtorganismus erkennen und gewinnen zu lassen; wir sind auch mit ihm über die Wirksamkeit einig, welche eine in solcher Weise erfaßte und gestaltete Volkskunde auf das Staatsleben ausüben muß; in der Art aber, wie er an das Gebiet herantreten ist, um es zu fassen und zu rechtem Ausdruck zu bringen, können wir ihm nicht überall unsere Zustimmung zugesprechen.

Aus dem Wesen der Volkskunde folgt es, daß ganz besonders die Weise, wie sie aufgebaut wird, von Wichtigkeit ist. Hier liegt der Kreuzweg der Entschelbung, ob die Gesetze aus dem Wesen der Thatfachen mit Nothwendigkeit abgeleitet oder ob die Stoffe von einer stark dichterischen Reflexion eingefangen und denselben Axiomata zugemuthet werden, welche ihnen fremd sind. In jenem Falle haben wir die naturwahre Abspiegelung des wirklichen Lebens mit dem klaren und frischen jugendlichen Ausdruck, der Zeugniß davon ablegt, daß alles der unmittelbaren, lebendig pulstenden Gegenwart entnommen ist; in diesem Falle eine Darstellung mit warmen Porphüren, empfindungsreichen Melodien und schmucker Rhetorik; aber es sind nur Strahlen geliebter Theorien und forchteter Ueberredungen, welche die Wirklichkeit nicht decken und nicht aufdecken, weil sie nicht aus ihr gekostet, sondern wie Tapeten über dieselbe gebreitet sind. Unverkennbar hat Niehl einen Reichtum von Gedanken, einen Zauber der Phantasie, eine Kraft des Witzes, dazu eine Fülle von Beobachtungen und Kenntnissen und die große Kunst des lebendigen und leichten Ausdrucks, so daß seine Arbeiten durch Anschaulichkeit, Originalität, pikante Züge und glückliche reiche Blide ins Volksleben und in Kunstgebiete überraschen und fesseln. Indes hiermit und dabei bekommen wir auch Bilder und Stimmungen, welche mehr seiner Seele als der Wirklichkeit entsprechen und inwohnen.

Wo er die Situationen der Thatsachen beherrscht, sei es, daß er sie unmittelbar vor Augen hat, oder sei es, daß er sich schon früher in die Wesenheiten und Aeußerungen einzelner Volksstämme, Persönlichkeiten und Lokalitäten mit Liebe und Fleiß eingesenkt hat, bis er zu demjenigen Grundkern gelangte, der bei allem Wandel permanentes Wesen und Gesetz bleibt, da ist er tüchtig. So in seinen kunsthistorischen und in seinen ausgburger Studien. Anders aber in all denjenigen Studien, wo der Stoff nicht in seiner ganzen Besonderheit ergriffen ist. In diesem Falle wird die Sphäre der äußern Welt der Sphäre seiner Absichten und Ansichten geopfert; es legen sich dann seine Stimmungen und Empfindungen in die Wirklichkeit hinein, Töne und Farben werden aufgetragen und Gegensätze überraschend zusammengestellt, um Effect zu machen, und Witz und lebendige Einbildungskraft bilden den Kitt, um lockere und ungeeignete Bausteine dem Bau einzufügen.

Es liegt uns nun vor allem ob, unsere Behauptung zu begründen, daß die Volksverhältnisse vom Verfasser nicht überall und durchaus hinreichend gründlich durchdrungen und daß daher weder seine daraus abgeleiteten Sätze richtig sind, noch seine hineingetragenen Ansichten der Wirklichkeit entsprechen. Von den zwei zur Erreichung dieses Endzwecks einzuschlagenden Wegen, entweder Streifzüge durch die lange Reihe der Aufsätze zu unternehmen oder einen einzelnen Aufsatz einer eingehenden ausführlichen Kritik zu unterstellen, halten wir den letztern für instructiver und zweckmäßiger, weshalb wir ihn hiermit betreten. Wir wählen zu dem Ende aus des Verfassers „Culturstudien“ denjenigen Abschnitt, welcher über die Volkskalender im 18. Jahrhundert handelt.

In dem Volkskalenderwesen, diesem wenig betretenen Grenzwinkel der Literatur, sei er, versichert der Verfasser, ganz heimisch und zwar dies dadurch geworden, daß er nicht allein sich in seiner Jugend und später mit dem betreffenden Artikel beschäftigt habe, sondern daß er auch so glücklich sei, eine aus mehreren starken Quartbänden bestehende Sammlung von verschiedenen Kalendern des 18. Jahrhunderts, somit ein Material zu besitzen, wie es selten eine Bibliothek oder ein Antiquar aufweisen könnte. Dem gegenüber steht sich Referent, um seine Vertrautheit mit demselben Gegenstande zu legitimiren, zu dem Geständniß genöthigt, daß ihm gleichfalls eine reiche Sammlung von Kalendern aus den drei letzten Jahrhunderten vorliegt, ja, daß er in seiner Nähe eine Kirche mit einer vollständigen, von 1680 anhebenden Sammlung von Kalendern hat und daß ihm statistische Angaben darüber zu Gebote stehen, wie viel Kalender von einzelnen mitteldeutschen Buchhandlungen im vorigen Jahrhundert an Bürger und Bauern abgesetzt wurden und gegenwärtig abgesetzt werden. Wenn nun Referent seine aus diesen Vorlagen gewonnenen Anschauungen und Belehrungen mit denen des Verfassers vergleicht, so muß er gestehen, daß er bei ihm Wahrheit und Dichtung in künstlichem Schmelz verbunden sieht. Es sind namentlich vier Punkte, die hier ins Auge gefaßt werden müssen, weil sie dem Aussatz die Hauptfärbung geben. Zuerst

behauptet der Verfasser, was das Verhältniß des Volkskalenders zur Zeit und zu seinem Bearbeiter betrifft, sei der Kalender des 18. Jahrhunderts ein Spiegel der Phantastestücke und Ueberlieferungen des damaligen Volks gewesen, der des 19. Jahrhunderts sei zum Werkzeug der Volksbildung geworden, welche sich von außen bei den Kleinbürgern und Bauern einzuschleichen suchte; ebendeshalb zeige der heutige Volkskalender, was die gebildete Welt aus dem Volke machen wolle, dagegen der des 18. Jahrhunderts, was das Volk damals gewesen sei, indem der echten Rococo- und Popszeit nichts daran gelegen habe, ob dem gemeinen Mann noch außerhalb der Kirche und Schule Bildungstoffe zugeführt würden oder nicht. Dem entspreche auch die Thatsache, daß der Volkskalender im 18. Jahrhundert die Hefe des Volks geschrieben und producirt habe, während der unsern Jahrhunderts von den Regierungen, von aristokratischen Literaten, von politischen und kirchlichen Parteien und von landwirthschaftlichen und statistischen Vereinen ausgehe.

Abgesehen davon, daß der eigentliche Volkskalender, mit dem wir es hier zu thun haben, etwas anderes ist, als die mangelhafte Tendenzschriften, welche die neueren Journalistik und Literatur mit dem bequemen Namen Kalender belegt, so sind die Urtheile, welche der Verfasser über das 18. Jahrhundert in Betreff der Volkskalender fällt, wenn nicht ganz, doch sicher zum guten Theil unrichtig. Wahr ist, daß unsere Periode auf einer breiten Fläche und mit potengirten Mitteln Volksbildung trieb, als dies im 18. Jahrhundert geschah, aber ebenso wahr ist, daß das vorige Jahrhundert die seinen Kräften, Mäßen und Bedürfnissen entsprechenden Anstrengungen für die Cultur des gesellschaftlichen Körpers machte und daß namentlich die Kalender dieser Zeit einen bedeutenden Bildungstoff ins Volk zu verpflanzen suchten. Und liegen zahlreiche Kalender vor, welche dies bezeugen und offenbar machen. So druckte man unter andern in Weiningen in der Mitte des 18. Jahrhunderts alljährlich drei Kalender und zwar einen neuen und alten verbesserten Hauswirthschaftskalender, einen neuen und alten verbesserten Grundbeschreibungskalender und einen verbesserten neuen und alten Historienkalender. Gewiß der Zahl nach viel für eine Stadt, die damals nur circa 400 Seelen in sich schloß; aber auch viel hinsichtlich des Stoffes. In allen drei Kalendern wurden Lehren über Oekonomie, Berichte über Ortskunde, fortlaufende Chroniken von Männen und der Umgegend und die neuesten politischen Ereignisse in die Häuser des Volks verbreitet. Gebietet uns der weissenfeller Volkskalender aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts interessante Beschreibungen von Weissenfels, Querfurt und andern thüringischen Orten „nach ihrem Ursprung, Herkommen, ihrer Geschichte und andern Denkwürdigkeiten aus vielen alten Schriften, Chroniken, Büchern, Epitaphen und andern monumentalen Denkmalen zu jedermanns Nutzen und Gebrauch, absonderlich den thüringischen Städten und dem umliegenden Land zum Aufnehmen und Ehren aufs fleißigste zusammengestellt“.

Dies ist in der That keine Wahlerlei und kein „Gottsdorf“, sondern volle Wahrheit, wie wir denn behaupten können, daß manche solcher Ortsbeschreibungen Untersuchungen enthalten, an denen die heutige geschichtliche Forschung nicht vorübergehen kann. Unzweifelhaft aber liegt hier wie dort, in den weissenfeller und meiningener Kalendern des 18. Jahrhunderts die offenkundigste, directeste Tendenz vor, das Volk aufzuklären. Und selbst wenn ein solches Aufklärungsbestreben nicht stattgefunden hätte, so müßten wir doch die höchst rühmlichen Leistungen anerkennen, welche das vorige Jahrhundert auf einem Gebiet vollbrachte, das die feste Grundlage eines tüchtigen Volkslebens bildet. Die Zerstörungen, welche der Dreißigjährige Krieg auf die Familien des deutschen Volks ausgeübt hat, waren in materieller Hinsicht groß, ungleich größer jedoch auf sittlichem Grund und Boden, und hier galt es vor allem, Hülfe zu schaffen, um so mehr, da der nach jenem Krieg über Deutschland sich ausbreitende französische Geist alle Reste der Gesittung und nationalen Gesinnung zu zerlegen drohte. Was einzelne Männer in der Höhe des Ranges und der Wissenschaft durch Einrichtungen und Doctrinen zur Erweckung und Erhaltung eines sittlichen Volksgeistes gewirkt, ist durch die Annalen der Geschichte bekannt; weniger indeß die obgleich stille, doch große Arbeit der niederen geistigen Arbeiter, welche durch Schrift und Beispiel die Gemeinden von überkommenen Verwilderungen zu befreien und vor neuen zu bewahren suchten. Zu keiner Zeit sind daher, um nur eines Punktes zu gedenken, mehr Erbauungs- und Gebetbücher in die Bauern- und Bürgerhäuser eingelesen als zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, und sicherlich gehören diese Schriften nicht zu den kleinsten Mitteln, welche die deutsche Familie zwar nicht höchlich gebildet und aus dem Spießbürgerthum herausgehoben, wol aber stilllich und bieder gemacht haben. Was fruchteten überdies auch alle Aufklärungen, wenn nicht eine stille Unterlage vorhanden war, und doch hat das vorige Jahrhundert es auch an jenen nicht fehlen lassen, nur daß es mit Recht die stille Befestigung in erste und die Aufklärung in zweite Linie seiner Wirksamkeit setzte.

Was nun die Ansicht des Verfassers über die Fabrikanten der Volkskalender betrifft, so fragen wir: konnten wol fortlaufende Chroniken und Ortsbeschreibungen, die nicht allein auf dem gesammten traditionellen gelehrten Apparat der damaligen Zeit, sondern selbst auf Forschungen in Urkunden und Monumenten beruhten, konnten Geschichten alter und neuer Zeit und ökonomische Vorschläge von Männern ausgehen, die zur Hefe des Volks gehörten? Von dieser Klasse Menschen sind wenigstens die in unsern Händen befindlichen Kalender bezüglich ihres instructiven Theils nicht gearbeitet worden, sondern von Historikern, Rechtskundigen, gekrönten Dichtern, von Ärzten und Pfarrern. Doch halt, selbst die Ärzte und Pfarrer des 18. Jahrhunderts rechnet der Verfasser zwar nicht zur Hefe des Volks, welche Kalender erzeugte, doch aber zu denen, welche zum Kalendermachen geeignet waren, freilich dies nicht auf Grund ihrer christlichen Gelehrsamkeit,

sondern wegen ih dem Volke die ! glauben nicht, da bigung gutheßen daß wir dieselbe, Verhältnisse und der Geschichte nicht land ist und eine Jahrhundert nicht Pfarrer wirkten wohlthätig in die hinein, daß wir ken haben, wenn gegen die franzöl hat der Verfasser lichen Väter eines wie Brande, Ra Sad, Spalbing, dacht? Zweitens ! len des Aufzuges der Volkskalender Bürger als für d auch dieser Annahme kann Referent, soweit er die bezüglichen Verhältnisse Deutschlands im 18. Jahrhundert kennt, keineswegs unbedingt beitreten. Wennschon wir voraussetzen dürfen und müssen, daß das Bedürfniß, von Jahrmärkten, Festen, atmosphärischen Vorgängen und von Tagwählerei Umgang zu nehmen, für den damaligen Bauer kein geringeres war als für den Bürger, wenn zudem Kalender des 18. Jahrhunderts, wie solches bei dem weissenfeller der Fall ist, ausdrücklich bezeugen, daß sie für Stadt und Land geschrieben sind, so thun aufs entschiedenste die uns vorliegenden statistischen Notizen dar, daß für die privilegirten Druckereien, wie sie in Mitteldeutschland bestanden, der Absatz ihrer Kalender auf das platte Land im vorigen Jahrhundert ein ebenso gesicherter und stärker als ein des Gewerbes wegen notwendiger war. In der Regel gingen jährlich schon im November die Kalendermänner von den Druckorten auf das Land und setzten hier von Haus zu Haus ihre Kalender wie die Gaubäcker ihre Semmeln ab. Denn ohne Kalender konnte der Bauer im 18. Jahrhundert ebenso wenig bleiben als ohne Bibel, Gesangs- und Gebetbuch, wozu noch, wenn man die ganze geistige Atmosphäre des damaligen Bauern zusammenfassen will, seine gemalten Himmelbetten, Schränke, Läden und Teller mit ihren Sprüchen und Wigen, die singenden Bettler, die erzählungslustigen wandernden Handwerksburschen, die klang- und sagenreichen Spinnstuben und die feierabendlichen Zusammenkünfte der bejahrten Männer mit ihren Anekdoten und Erzählungen hinzugenommen werden müssen. Mag der heutige Bauer auch manche andere Bildungsquellen haben als der frühere, die sogenannten illustrierten Kalender hat er bis zur Stunde nicht unter sein Dach gelassen, sondern hier herrscht der wahre Volkskalender mit derselben Nothwendigkeit, wie dies beim Bauer im 18. Jahrhundert stattfand. Drittens nach dem Ver-

besonders wohlthut, daß der Verfasser allüberall zum deutlichen Ernst, zur stillen Sucht und gar Einsamkeit, zum Uebermaß und zur Beschränkung, kurz zum deutschen Genius hindrängt, um das Rechte zu finden; aber wir müssen dabei wol erwägen und festhalten, daß die in Bewegung und Gärung gerathenen Kräfte und Eife des Volkslebens nicht unter die sieben alten Sessel zurückgedrückt werden dürfen, sondern daß sie, die Durchschütteltriebe des Volkseifers, höher liegen als die Stimmungen des einzelnen und daß sie vor allem Ruhe und Freiheit verlangen, um mit ihren sämmtlichen Gegensätzen auszugären. Erst dadurch sind sie im Stande, aus dem fetten Humusboden des Vergangenen unter ihrem Himmel neue lebensfrische Triebe zu erzielen.

Dies mag genügen, um unser oben ausgesprochenes Urtheil zu begründen. Die Sache der Volkseinsamkeit im Auge, glaubten wir ihr am meisten zu nützen, wenn wir dem Verfasser, der seine ganze Kraft und Freude in ihren Dienst gegeben hat und in ihren hellen und bunten Hallen ein nicht minder unermüdlicher als verdienstvoller Arbeiter ist, offen vorlegen würden, wo und warum wir mit ihm nicht im Einklange stehen können. Wir thaten dies um so lieber, als er selbst die Ueberzeugung, daß Bauten der Wissenschaften durch begründete sachgemäße Opposition gefördert werden, wie früher so jetzt hoch über confessionelle, dogmatische und territoriale Schranken steht. Sein Bekenntniß: „Der Teufel befehrt mehr Menschen zur Tugend als alle Heiligen“, hat uns gefreut, und wenn sich die heftigen Teufelsverächter dessen freuen, so haben sie unrecht, denn Niehl's Teufel ist die humane Opposition, welche zündet und weckt, jener Heiligtum ist die düstere Autorität, welche tödtet. G. Brückner.

Galilei als Held eines Romans.

Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman von Mathilde Raven. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Von heute an können wir, sollte uns die veraltete Behauptung, daß Frauen keine gelehrten Bücher schreiben dürfen, je wieder entgegentreten, das vorliegende Werk als einen vollgültigen Beweis vom Gegentheil citiren. Und in der That, nicht bloß der Satz an sich wird durch diese bemerkenswerthe Leistung widerlegt, sondern zugleich auch dargethan, daß ein beinahe ausschließlich in Wissenschaft und Gelehrsamkeit wurzelnder Stoff sich, wenn man die Gabe dafür besitzt, zu einer durchaus angenehmen und gewinnenden Unterhaltungsliteratur sehr wohl verarbeiten läßt und daß dies Kunststück auch der Feder einer Frau gar wol gelingen kann. Die Verfasserin sagt uns, sie habe einen Roman „Galilei“ schreiben wollen, allein dabei sei ihr die Weltgeschichte zuvorgekommen; sie habe ihren Galilei daher nicht erfinden, sondern nur entdecken können. Ihrer Phantasie habe ein erster, vom Alter und vom Denken gebeugter Mann vorgeschwebt, wie er von Zirkeln, Quadranten und Globen umgeben mit Ingrimme über die Forderungen der Inquisition an ihn

kommt und jeder Zeit erhoben werden müßte, indem der Entwicklungsgang des großen gesellschaftlichen Lebens, im Ganzen seiner Fadenlänge betrachtet, aus fortlaufenden Zerlegungen und Neugealtungen, in den einzelnen Fadenstücken aber aus unvollendeten Auflösungen und unfertigen Anfängen besteht. Deshalb scheint auch die Klage des Verfassers ihre Spitze weniger in dieser eintönigen Erfahrung zu haben als vielmehr in den aus seiner besondern Weltansicht abgeleiteten Wünschen, die atomistische Zerfahrenheit und Zerlegung des modernen Lebens mit ehemals erprobten Natürlichkeiten zu einem organischen Bau überzuführen. Wir ehren nun jeden prophetischen Vorn über offenbar verkehrte Zeitrichtungen, ehren jeden echt reformatorischen Vorschlag in solchen stark bewegten Gestaltungszeiten, wie die heutige ist, und somit auch den des Verfassers, soweit er den wahren Bedürfnissen der Lage entspricht, wie uns ganz

gründete; da habe sie plötzlich aus seinen 1376 Briefen ent-
deckt, daß dieser Mann ein heiterer, liebenswürdiger, von
Geist und Humor durchdrundener, in allen schönen Künsten
bewandelter Weltmann gewesen, bei dem es sich gar nicht
um die Behauptung eines einzelnen gelehrten Theorems,
sondern um den Kampf der Vernunft gegen die Autorität,
um den Fortschritt der Wissenschaft überhaupt gegen das
Stillstandsgebot des biblischen Wortglaubens gehandelt habe.
Und dieser Kampf, fährt sie fort, sei noch gar nicht beendet;
das Drama „Stillstand oder Bewegung“ spiele viel-
mehr noch immer fort und die Nachkommen der Inqui-
sition kämpfen noch immer mit denselben Waffen, wie
zu Papst Urban's VIII. Zeiten, daher sich denn ihre Er-
zählung auch den allerneuesten Entwicklungen des mensch-
lichen Geistes anschließe und den modernen Satz: „Die
Wissenschaft muß umkehren“, bekaufte. Für ihren Ge-
genstand aber sei ihr klar geworden, daß die vollstän-
digste Wahrheit hier viel besser sei, als die beste Erfin-
dung, wie Sonnenlicht besser sei als Kerzenlicht, und
sie habe daher allem Wirken der Phantasie entsagt und
in diesem Kulturbilde ausschließlich nur Worte und Ge-
danken der Wirklichkeit wiedergegeben. Das sei denn
freilich etwas mühsamer gewesen, als spielende Dichtung;
allen sie habe dafür auch den Trost, gezeigt zu haben,
daß es zu jeder Zeit Wahrheit sei, an dem endlichen Sieg
des Lichts und der Wahrheit zu verzweifeln.

Nun, alles dies ist achbar und wohlgemeint; es würde
der Verfasserin jedoch wenig oder nichts fruchten, wenn sie
ein langweiliges Buch geschrieben hätte. Dagegen aber
müssen wir sie verwahren! Galilei und Luther sind oft
miteinander verglichen worden und zwar mit vollem Recht;
denn beide kämpften unter ziemlich gleichen Verhältnissen
mit ihren Ueberzeugungen gegen Autoritätsglauben und
Verdummung durch äußere Gewalt. In zwei Punkten
zeigt sich jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen
beiden Kämpfern für die Wahrheit. Galilei war von
vornherein von der Richtigkeit seiner Ueberzeugungen
aufs vollkommenste durchdrungen und tritt für sie, aus
ihrem Myle, mit jeder Waffe, während Luther selbst
ange Zeit und in großer Bangigkeit an der Zuverlässig-
keit seiner Ueberzeugungen zweifelte, ja sie zeitweise selbst
in Eingebungen des Erbfeindes hielt und sie in sich
also bekämpfte. Dagegen aber, als dieser Kampf ein-
mal entschieden war, strich er nun auch jede Fessel per
Autorität vollständig von sich ab als todesmuthiger
Kämpfer für die volle erkannte Wahrheit, während Ga-
leli immer noch ein guter Sohn der Kirche zu bleiben
trachtete und zwischen ihr und seinen Ueberzeugungen bis
zu Ende nach einem „Compromiß“ suchte, das Autorität
ab Wissenschaft miteinander versöhnen könnte. Diese
selben Umstände geben den Kämpfen beider Wahrheits-
elden denn doch eine verschiedene Farbe und Gestalt;
an Galilei war es darum zu thun, von der Kirche und
der Autorität den Skandal einer widersinnigen Lehre
hinzunehmen; indess Luther eben jene Autorität als solche
ihrer bindenden Gewalt bestritt. Das Resultat dieser
verschiedenen Ausgangspunkte des Kampfes war denn auch,

en, Man-
ri und der
bezeichnen.
tet ist, ein
zu erwir-
darzustel-
und seine
ol er bes-

sen Annahmen mit allen Gründen der Wissenschaft unter-
stützt, darzulegen, dabei aber freilich den Vorderfuß fest-
zubalten, daß die Theologie in der Naturlehre zu ent-
scheiden nicht befähigt sei. Das war nun ein schwerer
Kampf und die Sache schien in Rom verloren, als Galilei,
den nun nichts zurückzuhalten vermochte, gestützt auf die
Freundschaft seines Fürsten und so mächtiger Gönner,
wie Bellarmin, Cardinal Borghese, Barberini, Orsino
u. a. waren, auf den Kampfbahnhof eilte. Er machte die
Reise in großherzoglicher Equipage und wohnte, auf
Kosten seines Herrn, in dessen Palazzo Madama. Die
Eminenzen drängten sich um ihn, Papst Paul V. selbst
empfangen ihn aus wohlwollendster Unsonst! Die Traditionen
der römischen Autokratie siegten über alle Hindernisse!
Vergeblich rief Galilei die mathematische Wahrheit an; die
Theologie beweist nicht, entgegnete man ihm, sie behauptet!
Unsonst bekannte er sich in Glaubenssachen der Kirche
unterworfen; man erwiderte ihm, ob er denn die Macht
des Papstes bezweifle, die Lehre des Kopernicus zu ver-
dammen? Selbst der wohlwollende Bellarmin rieth, von
zwei Wahrheiten diejenige aufzugeben, welche die Kirche
mißbillige. Genug, der Sieg seiner Feinde war ent-
schieden. Galilei empfing zwar für jetzt ein Zeugniß der
Rechgläubigkeit, allein die Lehre des Kopernicus wurde
suspendirt „donec corrigatur“, der Großherzog rief Galilei
nach Florenz zurück und traurig und gedrohen folgte
dieser dem Rufe seines Herrn: Gunst und Ehren, die
ihn in seiner Heimat umgaben und alles sonstige Glück
des Familienkreises waren keine Entschädigung für seinen
verwundeten Geist. Die Jünger aller Mufen versam-
melten sich um ihn in Vellosguardo, Fürsten und Ge-
lehrte ließen sich von dem zauberischen Reiz seines Um-
gangs fesseln, man nannte ihn Plato und Aristoteles in
einer Person; aber in seinen einsamen Stunden waren
es nur die Mittel, jenes Verbot widerrufen zu lassen,
die ihn beschäftigten und seinen Schmerz milderten.

Da bestieg sein Freund Barberini selbst als Urban VIII.
den päpstlichen Stuhl und der Augenblick schien gekommen,
das erstehnte Ziel zu erreichen. Neue Hoffnung — neue
und schwere Täuschung! Urban VIII. Barberini, von dem
die Verfasserin eine so treffliche Charakteristik entwirft,
war ein seltsamer Mann. Sellen Geistes, aber launen-
haft und von einer maßlosen Selbstüberhebung, welche
jeden ohne Ausnahme zu übersehen gewiß war, politischer
Enthusiast mehr als Theolog, dabei jeder Meinung, ja
jedem Gedanken, der nicht von ihm kam, feindselig, im-
mer docens und niemand zu hören geneigt, regierte er
wie der unumschränkste Fürst. Diesem launenhaften
Autokraten, in Kriegsplanen und Festungsbauten vertieft,

war schwer beizukommen; dennoch war Galilei mis-
sen, in erneuten Kampf die Approbation seiner neuen
Schriften, seiner „Dialoghi“, in Rom selbst zu erstreiten.
Indeß war auch das Gebot an ihn gelangt, sich gegen
die Anklagen seiner Feinde vor der heiligen Congregation
zu verantworten, und so ging er, krank und müde im
Winter, in sechsundzwanzigtägiger Reise nach Rom. Hier
sah er seine Gegner schon im Besitz des Feldes. Urban,
derselbe Mann, der ihm vor Jahren Freundschaft bis in
den Tod geschworen hatte, war vollständig in der Hand
der Jesuiten; ja, eben die Unwiderleglichkeit der Beweise
Galilei's hatte ihn dergestalt gereizt, daß er seiner Hin-
sprache mehr Gehör schenkte und alle Argumente mit
dem Worte niederschlug: Gott ist allmächtig und wenn
er das ist, wie kann man ihn der Nothwendigkeit unter-
werfen, wie Galilei thut? So rechnete er ihm schon zu
hoher Gunst an, während seines Processess in Villa Ma-
dama und nicht im Inquisitionsgefängniß bleiben zu dür-
fen. Unter diesen Umständen riethen alle Freunde und
auch Nicolini, der Gesandte des Großherzogs, von jeder
Vertheidigung ab; nur die That, die Herausgabe jenes
Buchs, sollte Galilei vertheidigen, die Frage vom Recht
der Wissenschaft und den Grenzen des Glaubens ab-
ganz aus dem Spiele lassen. So begann der Proceß
vor der Congregation und deren Commissarien Maccolani
und Sincero, dem Procurator fisci. Galilei bewies,
daß er die Gründe des Kopernicus theils vertheidigt,
theils aber auch bestritten habe, daß ihm für seine „Dia-
loghi“ vor 17 Jahren vom Cardinal Bellarmin selbst die
Druckerlaubnis erteilt sei und die Sache schien somit, in
Maccolani ihr günstig war, den besten Ausgang zu nehmen.

Da trat ein seltsamer Zwischenfall ein. Es kam zu
Sprache, daß Urban selbst die Approbation des Buchs
befohlen haben sollte. Als dem Papst diese Behauptung
zu Ohren kam, ergriß ihn der heftigste Zorn und er
gebot nun, Galilei, dessen Proceß beendet schien, dar-
zu inquiriren, ob er die Umbrehung der Erde für richtig
halte oder nicht? Als dies geschah, antwortete Galilei,
er habe diese Frage für unentschieden gehalten, solange
seine Obern nicht gesprochen, nachdem dies aber geschehen
seie eine nicht zu bezweifelnde genannt. Durch diese An-
wort glaubte Urban sich verhöhnt, drohte mit der Folter
und nannte ihn einen Ketzer! Ob die Ereignisse dieser
Nacht (des 21. Juni 1633) wirklich dazu führten, in
der größte Gelehrte seiner Zeit, der maßlose Greis Ga-
lilei, in die Folterkammer des geistlichen Gerichts geführt
wurde, darüber findet sich kein Beweis vor; aber es
sah in der Sentenz des heiligen Officiums: „so wol-
leten wir für nothwendig, mit dem Examen rigorosum
gegen dich vorzuschreiten, in welchem du als guter Li-
tholik antwortetest“ u. s. w., beweist, daß ihm mindestens
der Anblick der Märter nicht erspart wurde und ja
von Richtern, die sämmtlich von der Wahrheit seiner
Lehre überzeugt waren! Am nächsten Morgen wurde im
sechzigjährigen Galilei im Kloster Villa Minerva das Ur-
theil der Inquisition verkündet, das hier vollständig mit-
getheilt wird und das mit den Worten endet: „Und dem

diese deine Uebertretung nicht ganz unbeftraft bleibe u. s. w., verordnen wir, daß durch öffentliches Edict das Buch „Dialoghi“ verboten werde und verdammen wir dich zum Kerker dieses heiligen Officiums auf so lange, wie es uns beliebt wird, und legen als heilsame Büßung dir auf, daß du während dreier Jahre wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen hersagest.“ Die diesem Urtheil angehängte Abschmörung unterschrieb der Greis. Die Sage erzählt, er habe, als er die Feder niederlegte, gerufen: „Und doch bewegt sie sich!“ Er hatte nicht nöthig dies zu sagen; seine Richter waren davon ebenso sehr überzeugt, als er selbst.

Mit diesem Erfolge war Urban befriedigt; er entließ Galilei nach der Villa Medici und einige Tage später nach Siena zur Haft im Palast des Erzbischofs, wo er gütige Gastfreundschaft fand, und als der Hof nach Siena kam, in seine florentinische Heimat zurückkehren durfte. Hier schrieb er nun seine „Nuovi Dialoghi“, bis fünf Jahre später seine volle Begnadigung erfolgte, nachdem der Verlust seiner geliebten Tochter Giulia, die als Nonne starb, und Blindheit den fünfundsechzigjährigen Märtyrer betroffen. Vier Jahre darauf starb er, von der großherzoglichen Familie wie ein Bruder gepflegt und für Kunst und Wissenschaft bis zum letzten Hauche thätig, in den Armen Viviani's und Torricelli's. Seine letzte Arbeit war ein Excurs über Tasso und Ariosto. Ein Stein ohne Inschrift in Sta.-Croce deckte sein Grab, bis 1841 ihm zu Ehren die prächtige Tribuna di Galilei errichtet wurde.

So weit sind wir der Erzählung der Verfasserin möglichst treu gefolgt. Ein langes Verzeichniß der Werke, Briefsammlungen und Biographien, aus welchen alle diese Thatfachen entnommen wurden, begleitet diese Erzählung; nicht lobend genug aber ist die Kunst anzuerkennen, mit der die Verfasserin diese verschiedenen Thatfachen — und nicht die historischen allein, sondern selbst die wissenschaftlichen — in lebhaften Bildern und fesselnden Gruppen uns vorzuführen versteht. Das treffliche Gespräch, in dem der Inhalt der „Dialoghi“ gleichsam in Scene gesetzt erscheint und in welchem die Autorität des Aristoteles zum ersten mal durch den Satz Galilei's: „Also ist uns untersuchen!“ erschüttert wird, ist eine glänzende Probe dieser Kunst; es ist ein Todesstoß gegen die ange damals geltende Weise zu philosophiren, die sich an diesem Angriff nicht wieder erholt hat. Die „Dialoghi“ theilten die Druckerlaubnis zwar erst, nachdem der Titel geändert und eine Vorrede und ein Schlußwort hinzugefügt waren, in welchen ihr Lehrinhalt ausdrücklich als hypothetisch und der Kirchendoctrin unterworfen, ja als bloße Uebung der menschlichen Geisteskräfte und daher erlöslos bezeichnet wurde; allein ihre tiefgreifende Wirkung blieb dieselbe. Die Verfasserin sagt:

Sie treten, wie Simson unter die Philister, wie ein germanischer Ritter einer Welt in Waffen entgegen... sie waren, die in der Wissenschaft die Partei, welche Autorität statt Wahrheit auf ihre Fahne schreibt, besiegten und aller Bedeu-

tung beraubten, jene Partei, welche damals alle Rangeln und alle Lehrstühle im Besitz hatte und der alle Macht und aller Einfluß im Staate zu Gebote stand. Daher das unermessliche Aufsehen, das Galilei mit dieser schärfsten Waffe, die Wig und treffender Spott erfinden konnte, hervorrief, daher der Jubel der Freunde, der Grimm der Feinde, die sie erregten.

Neben dieser wissenschaftlichen Aufgabe und parallel mit ihr ist es der Verfasserin nicht minder geglückt, das Biographische und Lebensgeschichtliche ihres Helben, sein Familienleben, seine Angehörigen, ja, die Sittengeschichte seiner Zeit, hell und treffend zu beleuchten. Wie anmuthig und rührend ist in dieser Beziehung das Verhältniß seiner Tochter Giulia dargestellt, die schön und talentvoll, von vielen umworben, bis zum Tode trennend dem Vater anhängt und selbst noch aus dem Kloster kindlich für ihn sorgt und ihre Pflege ihm widmet? Wie charakteristisch, ja wie einzig ist das Verhältniß des Großherzogs und seiner Familie zu seinem theuern Lehrer und Freund uns gezeichnet, des Fürsten, der ihn nicht allein gegen seine Feinde, die Jesuiten, sondern auch gegen seine allzu muthigen Freunde, ja zeitweise selbst gegen seine eigene Gemahlin und Schwester zu verteidigen und zu schützen hat, wenn die Kirche tobt und jene werthen Frauen einem leisen Verdacht der Kezerei Raum zu geben anfangen. Wie erhebend endlich ist die Treue und der Opfermuth der Freunde Galilei's, der Picchena, Gioli und Ciampoli, ihr Eifer und ihre Raßlosigkeit für seine Sache geschildert, und wie wirkungsvoll die Wandelbarkeit eines Bellarmin und Barberini, die mit ihren Ueberzeugungen ankämpften gegen die unbeugsame Kirchendoctrin und ihre weltliche Macht!

In der That, alles dies zusammen stellt ein Bild von mannichfaltigstem Reiz und hoher Anziehungskraft dar, von dem wir nicht zu sagen wissen, ob die Kunst der Behandlung oder der darin verbreitete Lehrstoff uns größere Theilnahme abgewinnen, und von dem nur anzuerkennen bleibt, daß die Verfasserin damit eine ebenso seltene als befriedigende und überraschende Begabung bekundet hat. Jeder Sieg der Wissenschaft aber ist eine Wohlthat für Sieger und Besiegte. Wo ihr Banner triumphirt, da wandelt sich die Wüste zum Fruchtfeld, der Sumpf zum blühenden Garten, da schwinden die Knechtschaft und die Armuth, da sprießt der Wohlstand und die Gerechtigkeit empor. Sie hat dem Bannstrahl seine Kraft genommen, sie zerstört die Kerker, Folter und Schelterhausen, die Nacht wird zum Tage, wohin die Wissenschaft dringt. Und sie bringt vor, unauffaltfam, weiter und weiter mit ihrer Fahne, auf der die Worte stehen: „Provare o riprovare!“

Mit diesem Satze der Verfasserin entlassen wir ihre merkwürdige Arbeit, den Freunden der Wissenschaft, wie den Freunden geschmackvoller und ertrageicher Lectüre dieselbe dringend empfehlen.

Kanzler der
Schwab.
Rgr.
Wilhelm
59. Gr. 8.

Professor der
Ein Stück
Hälfte des
inmengesellt
und Franke.

Kale: habent fata
jüngliches von Men-
schen Menschen
endet sich eine er-
man verfolgt die
n mit einem steten
ht genugthun im
erfreuen sich nicht
it einer oberfläch-
cht völlig vernach-
g und unausgesagt
abel an der Seine
von Paris, Eliza-
beschrieben worden,
sur über Paris in
wird. Dagegen ist
solcher, deren ge-
on eine solche Ge-
geschieden; es sel

drei Biographien,
gehört in die Ka-
rende Persönlichkeit
ätte. Der Grund,
n, mag theilweise
m die Periode des
tet und behandelt
nie, wie der vor-
meisten hierherge-
st fleißige Arbeiter
lassen, sodas sich,
über den Beginn
benten Bandes der
rand absteht, keine
ge Darstellung des

folgensweren Ereignisses findet. Ist nun schon die ganze Epoche mehr oder minder vernachlässigt worden, so begreift sich vollkommen, daß auch ein einzelner in ihr, daß Gerson nicht die Beachtung erfahren, die er wol beanspruchen darf. Die allgemeine Ansicht über die Richtung Gerson's bot auch nichts Verlockendes zu einer Bearbeitung seines Lebens. Die Reformation des 16. Jahrhunderts war über die kirchlichen Reformversuche des 15. principiell hinausgeschritten; diese erschienen nur als vereinzelte, ungenügende Schritte, deren eigentlichen Zweck man weit vollkommener im 16. Jahrhundert erreicht habe, und indem man aus dem Besitze der Gegenwart heraus die Vergangenheit beurtheilte, glaubten die Theologen des Protestantismus Gerson hoch zu stellen, wenn sie ihn als Vorläufer der Reformation gelten ließen, während die katholischen Theologen entweder diese Auffassung als eine gegebene hinnahmen oder Bedenken trugen, das Andenken eines Mannes von unkirchlichen Grundätzen zu erneuern. Es ist demnach Schwab im vollen Recht, wenn er in der Erkenntniß, die vorhandenen Vortraben über Gerson unzureichend und ungenügend seien, sich zu einer neuen durchaus quellenmäßigen Darstellung entschloß.

Sehen wir zu, was die Arbeit bietet und welchen Rang sie beanspruchen darf.

Der statliche Octaphand, der an höflichstem Anfang einem mächtigen Folianten nichts nachgibt, zerfällt in 18 Kapitel, von denen das erste, S. 1—54 reichend, die Einleitung zu dem Werke enthält. Ihre Bekanntheit lehrt uns sofort kennen, was wir in den übrigen Kapiteln zu erwarten haben. Wir erhalten eine überaus umfangreiche, überaus gewissenhafte, in Bezug auf die massige Zusammenfassung des untergeordneten und entlegenen Materials überaus sorgfältige Darstellung, die aber infolge ihrer weitläufigen Anlage, durch die viele und reizlose Monotonie, in der sich die Schilderung durchgehend hält, die Lectüre zu einer ungleich mühevollern als gemüthlicher macht. Das ist der Charakter des Buchs. Die Anordnung eines sehr extensiven Fleißes ist dem Autor weder vorzuenthalten, noch zu verkürzen; er ist in einem Grade gelehrt, fleißig, gründlich und gewissenhaft, wie es nur immer verlangt werden kann. Aber dieser hochachtbare Fleiß wird leider nicht durch diejenigen andern geistigen Eigenschaften unterstützt, die nun einmal bei einem Historiker nothwendig sind, dessen Leistung sich über das gewöhnliche Durchschnittsniveau erheben soll.

Die Einleitung bezweckt eine Darlegung der kirchlichen Verhältnisse, wie sich dieselben seit der Uebersiedelung der Päpste von Rom nach Avignon entwickelt hatten. Zu dem Ende wird die detaillirte Lebens- und Regierungsgeschichte eines jeden dieser Päpste ausführlich erzählt. Besser und angemessener wäre es gewesen, Schwab hätte versucht, jene Zeiten und Männer durch einige große Züge und Umrisse zu zeichnen; jetzt muß man sich aus der Summe seiner Einzelheiten erst ein Bild zusammenstellen. Allenfalls sehen wir damals das kirchliche Ansehen erschüttert, in der mannichfaltigsten Weise das Unbefriedigende mit den bestehenden Zuständen des kirchlichen Lebens, wie das Ringen um eine Neugestaltung kund gegeben. Auch sind es gerade die treuesten Söhne der Kirche, welche über deren Hauptgebrechen durchaus einverstanden sind. Alvarus Pelagius stellt die Frage, wie es doch komme, daß die Kirche, im Besitze so großer zeitlicher Macht, so wenig Gehorsam finde. Er gibt dafür einen zweifachen Grund an: einmal weil die Prälaten, nur auf ihr Recht sich stützend, das Ihrige suchen, daher auch die gewichtigen Gebote Gottes verschlingen und vernachlässigen, aber um Sorgfalt sich der Beachtung kleinlicher und werthloser Aebtungen der Religion befleißigen; dann ruht dieses aber auch in dem Unglauben der Untergebenen. Denn diese beachten weniger die Autorität und das Recht des Prälaten, als sein Leben; da sie aber dieses der Gerechtigkeit nicht gemäß finden, erscheinen ihnen auch seine Rechte und Ansprüche als ungerecht. Also im ganzen das Sichstützen auf das bloße Recht und der davon untrennbar gefesselte Zwang, wie die Veräußerlichung des gläubigen Sinnes haben wir als Grundzüge jener verweltlichenden Richtung zu betrachten, die das kirchliche Leben der Epoche nach innen und außen zersetzt und im Schisma ihren vollen Ausbruch gewinnt. Unverkennbar, aber für die Kirche lange auf das verderblichste nachwirkend war eine andere Folge der Wanderung der Curie nach Frankreich: die fleischliche Sicherheit, das ungesunde, eigenmächtige, vielfach nur dem persönlichen und Familieninteresse dienende Verfahren, in dem sich die meisten Päpste zu Avignon gefielen, wie der seitdem gelockerte Verband der einzelnen entfernten kirchlichen Provinzen mit dem päpstlichen Stuhl. Mit Recht wird dagegen in dem Abschnitt das Uebertriebene der vulgären Ansicht zurückgewiesen, als wären die Päpste zu Avignon bis zur Unfreiheit von dem französischen Hofe abhängig und beeinflusst gewesen; die Abhängigkeit und die Veräußerlichung waren allerdings vorhanden, keineswegs aber in diesem Grade.

Im zweiten Kapitel erfahren wir ziemlich dürftige und oberflächliche Mittheilungen über Gerson's gesamtes Leben bis zu seiner Ernennung zum Kanzler der Universität Paris. Gerson wurde im letzten Regierungsjahre des durch seine Niederlage bei Poitiers und seine Gefangenschaft in England bekannten

Könige Johann — während Frankreich noch an all den Uebeln litt, wie sie verheerende Kriege, räuberische Söldnerheeren, Bauernaufstände, pestartige Krankheiten und der Druck einer jählichen Regierung über ein Volk bringen können — am 14. December 1363 zu Gerson einem nicht unbemittelten Landmann, Arnoul Gharlier, geboren. Als Grundlage einer guten Erziehung betrachteten die Aeltern eine sanfte Erziehung, weshalb sie ihren Jean, ihren ältesten Sohn, der Kirche zu widmen beschloßen. Den ersten vorbereitenden Unterricht in der Grammatik erhielt der Knabe in Rheims, aber bereits 1377, also im zehnten Lebensjahre, kam er als Artist in das Collegium von Navarra nach Paris. Im ersten Jahre ist er als Johannes Gharlieri bezeichnet, im zweiten aber als Johannes de Gersono, nach damaliger Sitte, den Namen der Heimat zu führen, und er bezieht den Namen Gerson um so lieber bei, als er darin eine stete Aufforderung sah, sich hier auf Erden als Fremdling zu betrachten und nach dem Vaterlande wahrer Freiheit zu streben. Ueber den Gang der philosophischen Studien Gerson's ruft der Verfasser wenig bei, am meisten noch über sein Studium der Alten. Ein sehr einseitiger und beschränkter Standpunkt kennzeichnet die damalige Behandlung der Antike, und diese beschränkte Einseitigkeit finden wir selbst bei dem Manne, in dieser Zeit als der würdigste Repräsentant classischer Bildung in Frankreich galt, bei Nikolaus de Clemanges. Er kann dem Petrarca nicht vergeihen, daß er geäußert, außer Italien müsse man weder Dichter noch Redner suchen, und nennt ihn deshalb einen Donatisten, der der Wirklichkeit des heiligen Landes lokale Schranken ziehe; er rühmt sich, daß er die classischen Studien und die Berebereitschaft wieder ins Leben gerufen, daß Frankreich auch in dieser Ehre andern nicht nachstehe; da die ganze alte Welt mit allem Wissen ist ihm nur ein Aegypten, in dem der Geist nur vorübergehend weilen soll; in den alten Heroen sieht er nur Dämonen, selbst in der dichterischen Anrufung des Apollo oder der Mufen nur sacrilegische Superstition; er bebauert, seine Jugendjahre mit dem Studium der Alten verloren zu haben, da der Apostel so ernst mahne, stolze und eitle Reben zu meiden, und fürchtet, dafür wie Hieronymus gesüchtigt zu werden. Von diesem Standpunkte aus war auch die Lectüre Gerson's geleitet. Im Jahre 1382 trat er in die theologische Abtheilung über, in welcher Pierre Billy Vorstand war, und verharrete zehn volle Jahre in dem theologischen Studium. Schwab hält es nach seiner weitsichtigen Manier für nothwendig, eine förmliche Lebensgeschichte Billy's einzuflechten. Als der letztere infolge seiner Ernennung zum Bischof von Bay seine Stelle als Rector der Universität niederlegte, wußte er diese und seine theologische Lehren seinem Freunde und Schüler Gerson zu verschaffen.

Man sieht, die Mittheilungen über den weitaus größten Lebensabschnitt Gerson's fallen bei Schwab ungemein karglich aus; den wesentlichsten Inhalt des Kapitels bilden die Mittheilungen über den damaligen Stand und die Organisation der Universität Paris. Dieselbe stand damals auf dem Höhepunkte ihres Einflusses und Ruhms. Wiewol aus dem wissenschaftlichen Bedürfniß und Drange des 12. Jahrhunderts hervorgegangen, hatte die Sage sie nicht bloß für eine Gründung Karl's des Großen erklärt und ihre Entstehung an vier der bedeutendsten Namen jener Zeit, an Alcuin, Claudius, Rabanus und Johannes Scotus geknüpft, sondern ihr auch eine geschichtliche Bedeutung gegeben, die sie dem deutschen Kaiserthum, ja dem westlichen Primat ganz gleich stellte und als das einzige Organ der Wissenschaft erscheinen ließ. Allein nicht dieser Vergangenheit entlehnte Ruhm, sondern die unmittelbare That ausgezeichnete, als Lehrer wirkender Persönlichkeiten und in dem 14. Jahrhundert der eigenthümliche Reiz des pariser Lebens — für den die Pariserinnen nicht den geringsten Beirath von damals boten, so daß manche die nicht zu Paris verlebte Zeit als verloren betrachteten —, zogen aus dem gesammten Abendlande die Blüte der männlichen Jugend dahin. Ihrer Bedeutung für die Kirche, mit der ihre gesammte Organisation im

strebendem Verhalten zum Ausdruck. Jede Rüge, auch der Befehl, wurde als ehrenwidrige Beleidigung aufgenommen. Nach einer Schilderung des Cardinals Jakob von Vitry waren die Engländer Trunkselbste, die Franzosen stolz und weislich, die deutschen Studenten wüthend und obschön, die Normannen hochmüthig und eitel, die Burgunder brutale Narren, die Bretonen leicht und unbeständig, die Lombarden habgierig, boshaft und feig, die Römer zu Aufruhr und Gewaltthat geneigt, die Sicilianer grausam und tyrannisch, die Brabanter Diebe, die Flamen Wüßlinge. Im Hinblick auf diese Zustände nennt Nikolaus de Clemanges Paris ein Babylon, in welchem keiner lange verweile, ohne an Verstand und Gefühl verborben zu sein. Daß unter solchen Verhältnissen das wissenschaftliche an der Universität nicht verkam, sondern sie auch in den besten Tagen das Bewußtsein ihrer Aufgabe behielt, daß zwei Umstände zusammen. Einmal die Theilnahme der Orden an der Universität und die damit verbundene Verbindung zwischen den regularen und säcularen Gliedern der Universität, dann die Gründung von Collegien zu dem Zwecke, meinfames, unter Aufsicht stehendes Leben die Jugend

lichen und literarischen Zuchtlosigkeit zu entreißen und für den kirchlichen Dienst in geeigneter Weise vorzubereiten. Indem Schwab die Verfassung des College von Navarra, in welchem Gerson seine philosophische und theologische Bildung erhielt, näher beschreibt, gibt er damit zugleich ein Bild von der Organisation der besten dieser Häuser; wir fühlen uns im Raume zu beengt, um aus dem weitem Inhalt des Kapitels das eine oder das andere hervorzuheben, und wäre es auch selbst nur in der gewaltsamen Contraction, deren wir uns in diesem Absatz beflissen haben.

Das Schisma an sich und zumal auch Gerson's Stellung zu demselben ist von einer solchen Wichtigkeit, daß wir es dem Verfasser gerade nicht verargen wollen, wenn er ein besonderes Kapitel, das dritte, für die Erzählung von dessen Entstehung verbrachte. Seit dem Aufenthalt der Päpste in Frankreich war der gesammte Wohlstand Roms tief gesunken, die Kirchen standen theilweise verfallen und verödet, ihr Vermögen war verschleudert, ihre Kostbarkeiten, selbst Reliquien großentheils verschwunden. Auch die politische Bedeutung Roms war verloren gegangen; durch die Kämpfe um republikanische Verfassung, wie durch die Fehden der mächtigen Adelsgeschlechter zerrissen und geschwächt, konnte es nicht entfernt den Einflüssen von Mailand, Venedig, Florenz und Neapel auf die italienischen Verhältnisse und deren Gestaltung sich gleichstellen. Die Erfahrung von 70 Jahren hatte gelehrt, daß im Nothfall die Päpste Roms, aber Rom nicht der Päpste entzathen könne. Es erschien daher nach dem Tode Gregor's XI., am 27. März 1378, als eine Lebensfrage für Rom, ob der neue Papst hier oder in Avignon seinen Sitz nehmen werde. Alle Einflüsse, auch wol illegale, wurden in Bewegung gesetzt, um das Conclave zur Wahl eines Italieners, nicht eines Franzosen zu bestimmen. Urban VI., Erzbischof von Bari, wurde zum Papste proclamirt. Die Strenge, mit der er auftrat, brachte ihn in Conflict mit den Cardinälen; viele von diesen flüchteten nach Avignon, erklärten Urban's Wahl als ungültig, weil vom römischen Volke erzwungen, und proclamirten den Cardinal Robert von Genf als Clemens VII. zum Gegenpapst. Das Schisma war vollendet.

Unsere Beschreibung hat auf den Charakter d. Bl. Rücksicht zu nehmen. Geschrieben wir für eine Kirchenzeitung, welche sich die Vertretung der Interessen der Kirchengeschichte zu ihrer Aufgabe gemacht, dann könnten wir allerdings auf die folgenden 14 Kapitel näher eingehen; aber eine Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung“ muß darauf verzichten, mit Schwab der Thätigkeit Gerson's auf den Concilien zu Pisa und Konstanz zu folgen, wir können uns nicht an die sehr verzwickten Untersuchungen über den theologischen Standpunkt Gerson's, über seine Mystik, die sich im großen und ganzen an Thomas von Aquino anlehnt, verlieren; wir bescheiden uns, dem Verfasser zu bescheinigen, daß er überall mit einer Gründlichkeit zu Werke gegangen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Von Wichtigkeit ist der Nachweis, daß die Schrift „De modis uniendi ecclesiam“, die bisher allgemein Gerson zugeschrieben worden, den letztern keineswegs zum Verfasser hat. Die Schritte Gerson's gegen Papst mochten es Schwab zur Pflicht machen, auch die Geschichte dieses Theologen und seines Vorbildes Wicliffe in Untersuchung zu ziehen; daß dazu aber zwei lange, umfangreiche Kapitel verbraucht werden, dürfte denn doch des Guten wirklich zu viel gethan sein. In dem letzten, dem achtzehnten Kapitel handelt die Biographie über die letzten Jahre Gerson's, über seinen Charakter und seine Schriften. Als Gerson im Mai 1418 das Concil von Konstanz verließ, durfte er nicht wagen, bei der damaligen Macht des ihm feindlichen Herzogs von Burgund nach Frankreich zurückzukehren. Er begab sich nach Baiern und erhielt einen Ruf an die Universität Wien, den er jedoch ablehnte. Die Ermordung des Herzogs von Burgund öffnete ihm wieder das Vaterland; er kehrte heim, aber seine Kräfte waren gebrochen. Die wenigen Jahre, die er noch zu leben hatte, verließen in frommen Übungen und Betrachtungen. Er starb zu Lyon, und bei der dortigen Bevölkerung genosß der Todte noch

lange die Verehrung eines Seligen. „Bliden wir auf das Leben und Wirken Gerson's zurück“, schließt der Verfasser, „so finden wir wie bei allen bedeutenden Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts die gegebenen geschichtlichen Verhältnisse als durch seine Individualität bestimmt. Die Zeit Gerson's ist eine Zeit des Uebergangs, des Ringens und Lastens nach neuen Grundlagen der zersetzten bürgerlichen und kirchlichen Ordnung. Das kirchliche Schisma hat die allgemeine Verfahrtheit nur fähbarer gemacht. In Frankreich ist die Monarchie ein Einheitspunkt für die Nation, wiewol sie noch ringt um ihren Bestand mit äußern Feinden und mit den Folgen eines schlechten Haushalts und die unglückliche Regierung Karl's VI. laut genug spricht, daß die Monarchie noch anderer Rechtsgrundlagen bedarf, als des guten Willens des Volks und des Fürsten. Die Gallikanische Kirche hat ein Organ der Einheit an der Universität Paris: ihr Einfluß ist zunächst ein kirchlicher, wird aber durch den engen Verband, in dem in Frankreich Kirche und Staat stehen, auch ein politischer; in der Zeit des Schisma erreicht dieser Einfluß bei dem gesunkenen Ansehen des Primats und dem traurigen Zustand der Monarchie seinen Höhepunkt. Den innern Verfall des kirchlichen Lebens theilt zwar auch die Universität: neben äußerem Anschlusse an das Dogma ein sehr verweltlichter Sinn, neben sorgfältiger Pflege des scholastischen Elements eine große Gleichgültigkeit gegen die sittliche und geistige Fortentwicklung des Volks; die Theologie hat sich dem Leben entzogen, die Philosophie sich einem in Subtilitäten gefallenden Formalismus ergeben, das canonische Recht sich in den Buchstaben seiner Satzungen verloren; aber durch ihre eigenthümliche Organisation vermag sie auch jedem Gedanken des Bessern, der fest unter dem Druck der Verhältnisse verstummt geblieben, zu lauten Worte vor ganz Frankreich zu verkünden. In dieser Verhältnisse trat Gerson, ein klarer scharfer Verstand und dabei mit einem starken, leicht erregbaren Gefühle begabt, festen, ausdauernden Willens, und doch wieder ängstlich und unsicher, gegen Ruhm und Ehre bei richtiger Würdigung menschlichen Urtheils nichts weniger als gleichgültig, selbst wo er sie ablehnen scheint, aber auch eine Sehnsucht nach stiller Beschaulichkeit und Weltflucht nährend, ein unbefleckter, reiner Sinn. Der bei seltener Milde und Schonung gegen fremde Verbrecher nur gegen sich keine Nachgiebigkeit kannte. Der Grundton war bestimmende Zug dieses Charakters aber war Frömmigkeit im edelsten Sinne des Worts, getragen durch einen bis zur letzten Lebensstunde unerschütterten Glauben an die offenbare göttliche Wahrheit, wie durch die lebendige Sehnsucht seines Gemüths. Diese Frömmigkeit läßt ihn mitten in den Kämpfen und Wirren der Zeit den Blick auf das richten, was göttlicher Ordnung gemäß sei; denn diese Ordnung will er aufrecht erhalten und herstellen, in der Kirche und selbst im Staate, so ja das Naturrecht mit dieser göttlichen Ordnung in Einklang steht. Wie darum sein politisches Wirken auf Einheit und Frieden Frankreichs gerichtet ist und zwar auf der Grundlage eines Rechtszustandes, der, aller Willkür der Gewalt Schranken setzt, ihren Bestand auch für die Zukunft sichere, so nimmt er auch im Schisma eine Stellung über beiden sich gegenseitig abspornenden Parteien, er setzt alles an Herstellung der Einheit, aber er will sie nicht auf einem Wege verwirklicht, der die hierarchische Ordnung, zunächst den Bestand des Primats gefährdet, sondern er auch wieder im Interesse der Kirche den Primat in die nach seiner Anschauung von Gott gesetzten Schranken weist. Auch selten ist diese eigenthümliche Stellung Gerson's in der kirchlichen Verfassungsfrage richtig gewürdigt worden; ältere Theologen urtheilen zum Theil noch besonnen; neuere aber sehen in ihm nur den kirchlichen Revolutionär, den Vorläufer Luther's, allerdings auf der Grundlage der ihm nicht angehörigen Schrift: „De modis uniendi ecclesiam“, was als Entschuldigung dienen kann.“

In eine Kritik der Kritik einzutreten, die Schwab über die Schriften Gerson's fällt, ist ohne Kenntniß dieser Schriften selbst unmöglich. Fast alle Schriften Gerson's sind unter dem Druck

Lebner Verhältnisse und mit fester Beziehung auf spezielle Zwecke und Bedürfnisse niedergeschrieben worden, ein Umstand, der mindestens auf die Vollendung der Form nachtheilig eingewirkt haben muß; es will uns bedünken, daß angesichts dieser Thatsache die Auerstimmung, welche Schwab für die literarische Unsamkeit Gerson's hat, eine zu lebhaft und enthusiastische sei.

Mit Rücksicht auf den Charakter und die Aufgabe d. Bl. haben wir auf den eigentlichen Kern der Arbeit von Schwab nicht eingehen können. Hätte der Verfasser die literarischen und historischen Momente in der Thätigkeit Gerson's zum Mittel- und Schwerpunkt seiner Darstellung gemacht, das Eingehen wäre möglich gewesen; da er aber vorzugsweise, ja fast ausschließlich die theologischen, scholastischen, mythischen Elemente betont, da er bei diesen Partien mit einer Breite verweilt, die kaum noch für den gelehrten Sachkenner erträglich, so sind wir zu der laconischen Kürze und Enthaltensart gezwungen gewesen. Nach der einen Stelle, die wir schließlich wörtlich anführt, kann man sich eine Vorstellung von seiner fasssam unregelmäßigen Weitschichtigkeit der Redensarten und Wortfügungen machen. Und doch enthält das Citat eine gedrängte Zusammenfassung, ein Resümé; wo Schwab detaillirt, wo er spezielle Einzelheiten auseinanderlegt, wird er vollends ungenießbar. Der Leser empfängt dann den Eindruck, als sähe er, den sengenden Strahlen der Mittagssonne ausgelegt, auf einem offenen Karren, den ein abgetriebener Gaul durch eine endlose, unabsehbare Sandwüste Schritt um Schritt langsam fortzieht. Man kann Seiten, ja Bogen herunterlesen, und der Gedankeninhalt, den man aus der bis zur höchsten Potenz gesteigerten Wortmacherei herausfängt, reducirt sich auf ein winziges Nichts. Eine irgend künstlerische Composition der Biographie macht sich in seiner Weise bemerkbar; nicht die geschmackvolle Gruppierung und Vertheilung, nur das hamsterartige Zusammentragen und Anhäufen des Materials, Schicht auf Schicht und Haufen auf Haufen, wor die Sorge des Verfassers; nur die Sorge scheint ihm am Gernsten zu liegen, wie er immer wieder und dem Hunderten in das Lausendste gerathen kann. Wenn die historische Kunst in dem Auflegen von Magazinen und Vorrathskammern, von Schuppen und Schuppen und Speichern bestünde, dann wäre Schwab der Preis eines Geschichtsschreibers nicht vorzunehmen. Was er geliefert, ist keine Lebensgeschichte Gerson's, sondern höchstens eine umfangreiche Materialiensammlung, und der einflüchtige Biograph des Kanzlers schöpfen kann.

Thaddäus Kan.

(Der Beschluß folgt in der nachfolgenden Nummer.)

F. B. Gubig als Lyriker.

Gedichte von F. B. Gubig. Zwei Bände. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1860. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wie jedes Kriegerheer, so hat auch das Heer der Schriftsteller seine Veteranen. Zu diesen gehört auch Friedrich Wilhelm Gubig, bekannt als Künstler in Form- und Holzschnitt, dem er zuerst wieder in Deutschland zu Ehren und zu allgemeinem Gebrauch verhalf, als Begründer der Vereinsbuchhandlung und der illustrierten Volkskalenderliteratur, als Journalist (er war lange Jahre Redacteur des „Gesellschafter“), als dramatischer Dichter, als Theaterkritiker (unser Wissen noch jetzt in der „Voss'schen Zeitung“) und als Erzähler. Wie alle Veteranen hat er manche Selbige mitgemacht, manche Wunden, aber auch manche Decretationen empfangen. Manche jüngere Kameraden, die seitdem den Wechsel der literarischen Kriegsgeschichte genugsam erfahren und zu denen ich mich selbst zählen darf, sind von ihm, durch Mittheilung ihrer Jugendergebnisse im „Gesellschafter“ zuerst beim Publikum eingeführt worden. Jetzt ist Gubig ein Siebziger oder genauer gerechnet 74 Jahre alt. In so hohen Jahren zu gelangen mag für einen Künstler und Schriftsteller ein Unglück sein, wenn er ganz in Vergessenheit geräth, in Stumpfheit, Un-

thätigkeit, Zeit zu vergeuden, der Mann, der mer mit einem Versuch nicht weiß, wonach der die Mißhaffes und solchen nur ist ein hoch Lebenserfol geringsten schon Grad Band als ten und an genden zu

Auslese aus seinen lyrischen Hervordrungen.

Gubig hat nicht gedichtet, um als großer Dichter gelten zu wollen; er hat nur gedichtet, um sich sein Herz zu erleichtern, um gefällige Kreise zu erweitern und wohlthuend anzuregen, um sich die Fragen der Zeit klar zu machen, um sich mit der Welt und seinem eigenen Innern auseinanderzusetzen und für innere und äußere Bedrängnisse in maßvollen Ergüssen Trost und Beherzigung zu finden. Die vorliegenden zwei Bände sind das Jahrs- und Tagebuch seines langen Lebens. Er ist ein Gelegenheitsdichter im guten Sinne des Wortes, indem er die Stoffe, die er behandelt, nicht gewaltsam zu sich heranzwang, sondern die augenblicklichen Eindrücke, welche die Welt auf sein Inneres machte, auf frischer That in Verse kleidete. In großer Zahl finden sich auch in dieser Sammlung bei bestimmten Anlässen entstandene Gelegenheits- und Festgedichte, und gerade bei diesen hätte der Verfasser vielleicht eine strengere Auswahl treffen sollen. Indes sagt er selbst in einem Vorworte in bescheidener Weise:

Nicht mangeln ließ ich Brausung wot und Sichten,
Doch glück's oft nicht, sich selber zu erkennen,
Denn wot' auf Stoll mit denen ich veruchen,
Die mir's verweigern, Dichter mich zu nennen.

Gesammelt haben viele, sie zu merken
Versagt ich mir nur durch ein halb Jahrhundert;
Zeit könnt' auch harter Sprach mich, kaum beschweren,
Ein Siebziger ist nicht gar leicht verwunden.

Wenn man eine Gedichtsammlung zur Anzeige zu bringen hat, so hat man zunächst und zuerst diejenigen Eigenschaften zu nennen, welche für den Verfasser derselben besonders charakteristisch sind. Unergriffliche Gestaltungskraft, Schwung der Phantasie, hervorragende Originalität im Gedanken und Ausdruck, Glanz und Pracht der Verstechnik und Reimarchitektur wird man nun zwar bei Gubig weniger finden; aber um so mehr tüchtige und gesunde Lebensweisheit, Verstandesklarheit, geraden freien Mannesethos und Gottvertrauen, daher auch Haß gegen allen heuchlerischen Pietismus, wie überhaupt gegen alle Heuchelei und alles Lügenhafte und bloß Phrasenhafte, gegen allen Hochmuth, der sich auf den Besitz der Güter, die nur von dieser Welt sind, und irdischer Ehren stützt, Haß gegen den Dämon unserer Zeit, den im Schlamm nach Gold grabenden Materialismus, dafür aber Liebe zum Vaterlande wie zur Menschheit, die er bei allen ihren Verirrungen in hohen Ehren hält, dabei frischen Frohmuth, heitern Humor und einen entschiedenen Geselligkeitstrieb. Das etwa sind die charakteristischen Haupttugenden, die wir der Gubig'schen Muse zuerkannt müssen. In den leichteren, gefälligen, zuweilen etwas bequemen Formen verräth sich besonders der Einfluß des Altmeyer'schen Geistes, das Schiller'sche Pathos liegt ihm gänzlich fern, wie es überhaupt unserer Zeit fern zu liegen scheint; denn so sehr man es auch bei der Säkularfeier gepriesen und verherrlicht hat, so läßt es sich doch in den Dichtwerken der Gegenwart nur wenig spüren. Gewiß sind die Eigenschaften, die wir oben genannt haben, aller Kunst-

reignet, dem Manne, der sie besitzt, An Gefühl und Empfindung fehlt sie in vielleicht größerer Fülle als in der Poesie, nur erkünstelt oder in Sentimentalität förmlich zu schmelzen. Das Element ist bei Gubig überwiegend immerhin Reflexionspoesie; auch die und poetische Fassung nicht aus, und unserer Zeit so vorwaltend, daß fast die Frauen — aber wer weiß wie von der Reflexion losgelassenen Geniassen ihre Freude haben, während asketischen Männern vielleicht noch nicht e zu theilen oder zu begreifen fähig ist, mag man auch diese Richtung an zuletzt auch die bereits hinfänglich ist auch nicht sehr idealistisch gestimmte hineingerissen werden sollten, von der die Phantasie und die poetische wieder Religion und Künste innig noch auch zu den höhern, das Menschengeschlecht des menschlichen Geistes, und endlich abhandeln kommen. Der Sand des Erwerbs und Handels rennt, wird die Kunstdenkmale, sondern zuletzt es runnen zuschütten, um die eine Nase

gränze.

Wir werden daher in unserer Zeit vielleicht gerade solche Poeten willkommen heißen müssen, welche die Gemüther durch die Reflexion mit der Poesie vermitteln und etwas vollstündlich, nicht exclusiv Begehrtes haben; denn gerade dieser Mangel an allgemeinsaglicher Didaktik ist vielleicht Schuld gewesen, daß die moderne Poesie dem eigentlichen Volke schon seit langem unverständlich und gleichgültig geworden ist; das Volk will allerdings doch auch immer etwas fürs Leben haben. Am passendsten werden wir übrigens vielleicht Gubig einen Dichter der Befinnung, nämlich der frischen, kräftigen, auf Unabhängigkeit des Denkens und Handelns haltenden, aber auch durchweg humanen Mannesbefinnung nennen können. Einige Proben, die wir zunächst der Abtheilung „Lebenskämpfe und Lebensgetriebe“ im ersten Bande entlehnen, werden dies am besten darthun:

Wahnung.

Wie vom kurzen Leben laß
Sich wandern wandern fern,
Denn laß von andern dir
Keine je verderben.
Bist du bei dir selber sein,
Gegen innere Gasse,
Wird die Welt zur Thür hinaus,
Das ist's Allerbeste!

Selbstbetrachtung.

Wenn ich wahrhaft bin, so will
Niemand recht mich leiden,
Laß' ich, muß ich schon den Blick
In mein Herz vermeiden.

Soll ich nun um Gank der Welt
Schöne Zug' erkennen,
Und von Einsicht mit mir
Stets mich mehr entfernen?

Nein! — was geht die Gank mich an!
Wahrhaft will ich bleiben,
Und die Welt mag, wenn sie großt,
Mehr zu mir mich treiben.

Ich will, frei vom Händelspiel,
Mich mir selber geben; —
Denn ich kann doch nur einmal
Dahin mich nicht leben!

In dem Gedichte „Selbstherrschafft“ geistelt er kräftig im Hauptlaster der Zeit; da heißt es denn:

Die Welt hat keine Männer, sagt,
Hat nichts als selbe Krämer;
Das Gdte wird am Lohn perstet,
Nur Krämer gibt's, nicht Schamer.

Verpöschelte Kerle konnten sie
Nur Geld in Kassen sperren,
Denn sind selbst Lump und Compagnie
Der hochverehrten Herren u. s. w.

Dies ist freilich mehr wahr und derb als poetisch gesagt. Auch in dem zweiten, übrigens gehaltvollern Bande protestirt er gegen den materialistischen Zug unserer Zeit, und zwar in dem Gedichte „Realismus, Materialismus, Idealismus“, dessen drei letzte Strophen lauten:

Idealismus — Gottheitsanverwandter,
Gedankenheimat für das Urbildsame,
Wo rettet du, durch Trostgewalt Berghauter,
Dich hin aus all dem Nothplundertrame!

Vertrau' auf Gott! — Im Geldpapiergewirre
Und stetem Dualme von Maschinenkämpfen
Verläßt der Realismus sich in Irrer,
Stürzt mit Materialismus dort in Krämpfen!

Vertrau' auf Gott! — Der ew'ge Weltumfasser
Läßt ungekrast das Gdte nicht verkümmern;
Sein Geist, der einft den Urthall hob aus Wasser,
Erhebt das Ideal — und wär's auf Trümmern!

Es ist in der That hohe Zeit, daß sich solche Proteste gerade von seiten unserer Dichter erheben und in die stärksten Ausbrüche gefaßt werden; denn wenn irgendwo dazu berufen ist, die noch etwas vorhandenen Reste des Idealismus zu pflanzen und den heuschreckennartigen Verheerungen auf diesem Gebiete von seiten des Materialismus nach Kräften Einhalt zu thun, so sind es die Poeten. Und die Dichter sind keine zu verachtenden Kämpfer, denn ihre Sentenzen, wenn sie überhaupt gut gedacht und schlagkräftig pointirt sind, prägen sich durch Gleichniß, Bild oder Schwaung, Rhythmus, Reim, Parallelismus u. s. w. leicht dem Ohr und dauerhaft dem Gedächtniß ein. Dieser Mercantilismus will ja schon in unsern großen Handelsstädten möglichst wenig grüne Plätze und Baumplantagen, die dem Auge, der Stimmung und der Gesundheit gleich zuträglich sind, sondern recht viele und möglichst ausgebreitete brandige Sandsteine, förmliche kleine Saharas, weil sie der Aufstellung von Buden den weitesten Spielraum gewähren und mithin das materielle Gedeihen der Bevölkerung fördern; und es könnte früher oder später die Zeit kommen, wo man alle jene herrlichen Stadtproben, diese „Lungen der Städte“, welche das Werk unserer poetisch gestimmten Vorfahren waren, unbarmherzig parcelliren und in Markt- und Messplätze verwandeln oder von Häuserpfeilanten bebauen lassen wird, unter dem Vorgeben, daß Promenaden ja unproductiv seien und für die zunehmende Bevölkerung und den zunehmenden Verkehr nothwendig Raum geschafft werden müsse. Man wird diese Verwandlung frischer Rasenplätze und Baumgruppen in Marktplätze und Baustellen zuletzt ebenso nothwendig finden, als es nach des Engländers Buckle statistischer Mercantilsphilosophie nothwendig und nach unverbrüchlichem Gesetz angeordnet ist, daß jährlich so und so viel Individuen sich das Leben nehmen oder im Trunk und materiellen Genuß untergehen oder stehlen und betragen und dafür ins Zuchthaus gebracht werden. Schöne Zeit, wo selbst die Geschichtsphilosophie dem „Egoismus der Interessen“ huldigt, von dem Rathweisungen der statistischen Tabellen ihren Ausgang nimmt und in den Säckel der manchesterer und birminghamer Baumwollfabrik mündet.

Eine Abtheilung im zweiten Bande unter dem Titel „Literarisch“ ist, um so zu sagen, so recht Wasser auf unsere Mühle. Um Ton und Geist dieser Gedichte zu bezeichnen, theilen wir folgende zwei vollständig mit:

Nicht für Schriftsteller.

Das Fremde übersehen,
 Je nun, das geht schon an!
 Doch Fremdes überschätzen,
 Das thut kein echter Mann.
 Vor allem scheint es rühmlich,
 Wird jeder eigenthümlich —
 Versteht sich, wenn er's kann!

Im Eignen stark sich fühlen,
 Je nun, das geht schon an!
 Doch Reid durch Bosheit fühlen,
 Das thut kein echter Mann.
 Drum fort mit niederem Schelten,
 Ein jeder mag was gelten —
 Versteht sich, wenn er's kann!

Sind Dichter manchmal herrlich,
 Je nun, das geht schon an!
 Doch eitel sein und nährlich,
 Das thut kein echter Mann.
 Wo Fanta groß sich zeigen,
 Hat jeder Grund zu schweigen —
 Versteht sich, wenn er's kann!

Zum Rechten sich verhalten,
 Je nun, das geht schon an!
 Doch Rechem Krieg verstehen,
 Das thut kein echter Mann.
 Apoll führt keinen Prügel,
 Und jeder halt' am Zügel —
 Versteht sich, wenn er's kann!

Will einer alle fressen,
 Je nun, das geht nicht an!
 Und mit dem Lump sich messen,
 Das thut kein echter Mann.
 Im Dichten und im Trachten
 Muß jeder selbst sich achten —
 Versteht sich, wenn er's kann!

Uliquen.

Jetzt bilden sich der Uliquen
 In Deutschland weit und breit,
 Sie loben, was zu tabeln,
 Und loben nie gescheldt.

Sie tabeln, was zu loben,
 Und loben sich allein;
 Sie müssen frech sich zeigen,
 Um rings bemerkt zu sein.

Ward einer erst ihr Göge,
 Nach alles er scharmant,
 Da wird zu Meisterworten
 Sein Irrthum und sein Taud.

Und wird ihr Gög' erbärmlich,
 Sie preisen ihn als stark,
 Und werfen Ruhmeskränze
 Auf unfruchtbaren Quark.

Sie schauen, gibt's was Rechtes,
 Sich nach dem Gögen um,
 Verzieht der nur die Miene,
 Gilt Rechtes gleich für dumm.

Die „Iten“ und die „Aner“
 Belacht der echte Mann,
 Doch wer sie feilschen möchte,
 Der frage bei mir an,

Ich will sie alle nennen
 Trotz ihrer Larvenlist;
 Nur bitt' ich, bald zu fragen,
 Weil schnell man sie vergißt!

Ein anderes Spottgedicht „Kritische Miethlinge“ richtet sich gegen die Inhaber kleiner Theaterblätter, welche den gastrenden Schauspielern die Pistole auf die Brust setzen und rufen:

Du, Gast, sei schnell Pränumerant,
 Dann dien' ich dir mit Stimpfe;
 Doch poehest du auf dein Talent,
 So doch' auch ich und Stimpfe!

Willst härmisch applaudirt du sein,
 Pränumerire doppelt;
 Dann wird die klatschende Partei
 Geworben und gefoppelt.

Hervorruf wird dir auch geschafft,
 Pränumerirst du dreifach u. s. w.

Der Angriff richtet sich also namentlich gegen jene Theaterrecensenten, welche zugleich Entrepreneure des Claquegeschäfts sind. Aber Gubitz erkennt auch nicht, daß dieses „lungernde Diebsgesindel“ nicht da sein würde, wenn nicht, auch anderes „Gesindel“ da wäre, welches sie besoldet; es sind jene Schauspieler und Schauspielerinnen, also ziemlich alle, welche die Theaterkritik nur als Mittel betrachten, ihnen volle Häuser, Applaus, Hervorruf, Blumen Spenden u. s. w. zu verschaffen, und solche Dienste und Handleistungen müssen wie billig bezahlt werden. Gubitz wäre auch ein sehr unbescheidlicher Mann gewesen und geblieben, wenn sich nicht Regierungen und hohe Personen gefunden hätten, die gar kein Arges darin fanden, ihn für seine Dienste mit Summen zu bezahlen, gegen welche freilich die Zahlungen unserer dramatischen Künstler an solche Theaterrecensenten höchlich wahrhafte Bettelsummen sind. Gubitz schließt sein Spottlied mit der Strophe:

O fraget nicht verwundert nun:
 Wer zahlt für solchen Schwindel? —
 Denn leider wirbt zum Kunst der Kunst
 Um sie auch viel Gesindel!

Wir haben zufällig gerade dieses Thema bereits in der vorigen Nummer ausführlicher besprochen; doch möchten wir bei diesem Anlaß nachträglich noch hervorheben, daß es auch feinere Verfechungen gibt, die nicht so ordinären Charakters, aber in ihren Folgen kaum minder bedenklich sind. Ein Theaterkritiker ist z. B., wie dies häufig der Fall, zugleich Theaterkritiker, Journalist und Correspondent; er hat ein neues Stück fertig, und es sind ihm von namhaften Acteuren und Actricen Versprechungen gemacht worden, das Stück auf die Bühne zu bringen und die Hauptrollen darin zu geben. Diese Versprechungen zerren zwar zuletzt sehr oft in Luft, aber ihre Wirkung läßt sich darin spüren, daß plötzlich in einer Anzahl von Journalen die betreffenden Schauspieler und Schauspielerinnen als diejenigen gepriesen werden, welche über alle übrigen hervorrangen, während derselbe Dichter und Kritiker früher vielleicht ganz andere Körperphäen der Bühnenkunst feierte. Das Stück kommt vielleicht nicht zur Aufführung — wofür dann die Schuld auf dem bösen Willen der betreffenden Intendanz oder Direction u. s. w. geschoben wird —, aber der Schauspieler hat seinen Zweck erreicht; seine Verherrlichung ist eine Zeit lang an der Tagesordnung gewesen, und das genügt. Natürlich hat auch Gubitz an diesem etwas flatterhaften und, solange man ihrer Eitelkeit nicht in den Weg tritt, sogar meist ganz lebenswürdigen Völkchen als Theaterreferent seine schlimmen Erfahrungen gemacht, wie in der Abtheilung „Reimspitzen und Stachelreime“ folgendes Epigramm beweist:

Der Komödiant über Kritiker.

„Der Kritiker hat Geist — er sagt's ihm prächtig!“
 So klingt's, wenn's einem andern gilt;
 Doch trifft's ihn selber, spricht er wild:
 „Der Keel ist ohne Hirn und niederträchtig!“

Sein Vertrauen zu den Schauspielern hat Gubitz freilich verloren, aber nicht zu Gott, wie in diesem zweiten Bande die

gesamte erste Abtheilung „Andacht und Glaube“ darthut, aus der wir jedoch nur nachstehende zwei kleine Proben mittheilen:

Alles in Gott!

Wenn Gott im Herzen lieb du hast,
So trägt er mit dir jede Last,
Er trägt, trau' du ihm inniglich,
Zulezt die Last wol ganz für dich,
Und bist du völlig ihm ergeben,
Wird er zugleich dich mit erheben.

Stärkung.

Sei du nur treu dem Himmel,
Der Himmel ist dir treu!
Drum hab' im Erdenwallen
Vor dem, was droht, nicht Scheu.

Wenn Leid und Haß dich tranken,
Ihm dennoch keinem Leid;
Und gibt das kurze Leben
Ja kaum zur Liebe Zeit!

Und stürmt zerlörend Wüthen
In deiner Jahre Bau,
So den! auch alle Stürme
Umfaßt des Himmels Blau.

Sein schußgetreuer Bogen
Beschirmt dich täglich neu:
Sei du nur treu dem Himmel,
Der Himmel ist dir treu!

An der Herrlichkeit der christlichen Liebe, die er mit Grundbesetzung des ersten Paulinischen Briefs an die Korinther auf S. 22 feiert, hat ihn auch die Erfahrung nicht irre machen können, daß das Wesen christlicher Staaten bisher leider eher auf alles andere gebaut war, als auf die Grundsätze christlicher Liebe.

Unter den Gedichten erzählender Gattung hat uns namentlich die Ergende „Der Bau des Münsters“ gefallen; es ist die Geschichte von einem Könige, welcher einen Münster baute mehr zu seiner als zu Gottes Ehre, und am Portal mit goldenen Zügen die Inschrift anbringen ließ, daß er allein den Münster gebaut. Schon am nächsten Morgen war die Inschrift fort und durch eine andere ersetzt, welche auf eine arme Spinnerin lautete. Zweimal wurde die Inschrift geändert, und immer wieder war die auf die arme Frau bezügliche Inschrift da. Nun erkannte der König hierin ein Gottesgericht, und es ergab sich, daß die gute Frau täglich für die Pferde, die das Gebälk und die Steine herbeigezogen und die man hungern ließ, für ihre paar Pfennige Heu gekauft und es den ermatteten Thieren hingestreut habe. Da sagte der König:

Klar seh' ich's nun ein:

Des Himmels Gnab' erwirbt Demuth allein;
Hinweg denn mit diesen Worten voll Brangen,
Durch die ich an Gott mich so frevelnd vergangen! —
Nur danach, wie einge die Gabe beschert
Dem Ewigen, bestimmt er ihren Werth;
Ob viel ich gewandt an Säulen und Bogen:
Der Heller des Weibs hat schwerer gewogen!

Wir zweifeln nicht, daß Gubitz nicht von uns gehen wird, ohne uns auch seine Memoiren zu geben. Er hat noch als junger Mensch Schiller persönlich gekannt, und Goethe, dem er dafür auch ewig dankbar blieb, war es vornehmlich, der seinem früh entwickelten Talente als Holschneider seine Aufmerksamkeit zuwandte und ihm in aller Weise förderlich war. Namentlich würde er aber über die literarischen und politischen Zustände Berlins, in dessen Verhältnisse er vollkommen eingeweiht ist, viel Interessantes mitzutheilen haben.

Musikalische Literatur.

Von den hier zusammengestellten Schriftchen dürften die beiden letztern eine weitere Verbreitung als die erste finden, was zu gleichen Theilen seinen Grund sowohl in der Wahl des Stoffes, als auch in der Art seiner Behandlung haben möchte. Es erscheinen hier nämlich ein Philosoph wider Willen oder besser gesagt ein Musiker im Philosophenmantel; ferner ein rüstiges, junges Blut, dem der Mund überläuft, daß das Herz voll ist, und sein Herz sitzt auf der rechten Stelle; und endlich ein Praktikus, der nicht ohne Sarkasmus den Finger aufhebt und von seinem gewonnenen Standpunkt aus die Resultate reiferer Jahre vorlegt und warnend auf seine eigene Jugend zurückweist.

1. Das Musikalisch-Schöne. Ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst von A. Kullak. Leipzig, Matthes. 1858. 8. 25 Bgr.

Zwischen der ästhetischen Schönheit der Musik und der Philosophie besteht eine unveröhnliche Egnerschaft. Dieser hat noch jede Philosophie, die sich an das Wesen der Musik gewagt hat, sich die Finger verbrannt; trotzdem daß das Wesen der Musik, in Vergleich zu dem anderer Künste, nicht mit Unrecht ein metaphysisches, also zur Philosophie einladendes genannt werden darf, entzieht es sich doch jeder nähern Verschwiebung mit derselben. Das Schriftchen heißt freilich nur ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst, steht aber nichtsdestoweniger mit dem Anspruch da, eine philosophische Schrift sein zu wollen; von einer solchen verlangen wir aber vor allem einen gebrängten und geschlossenen Gedankengang, den wir durchweg vermissen. Referent hält den Verfasser aber für einen viel zu guten und aufrichtigen Musiker, als daß er zugleich ein guter und strenger Philosoph sein könnte. Schaffende Musiker bewegen sich mit dem Keru ihres Daseins viel zu überwiegend, viel zu innig an einem uns immer noch räthselhaften Gebiete, als daß der gute Musiker auf dem der Reflexion zugleich Bedeutendes leisten könnte. Gerhart war ein guter und strenger Philosoph, allein mehr als die formale Seite der Musik hat er wol nicht in sich aufgenommen, und was thue ich mit Hanslid's „Formengeist“? ist der nicht der helle Widerspruch gegen das erste beste Andante Beethoven's? Mozart hingegen war ein ganzer Musiker, aber nie hat es ihn getrieben, in längern Reflexionen über seine Kunst sich zu ergehen, und wo er ansetzt, da greift er zu einem Gleichnisse. Wir müssen die Resultate, welche die Philosophie der Musik und ihrer Bedeutsamkeit gebracht hat, für sehr gering anerkennen, vielleicht eben deshalb, weil sie sich dem Vergleich mit andern sinnlichen Erfahrungen entzieht; sie verträgt eigentlich gar keinen Vergleich mit einer der andern Künste, so oft der Vergleich und auch „geistreich“ gemacht worden ist. Ehe die Wissenschaft nicht eine Psychologie besitzt, die diesem hohen Namen vollständiger entspricht, als das was bisher so genannt worden ist — und seit den neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Physiologie sind wir weiter als je vom Ziele —, eher darf man sich auch nicht schmeicheln, die Räthsel dessen, was wir Gefühl, Empfindung, u. s. w. nennen, lösen zu können. Um nur einen Punkt aus der Arbeit des Verfassers näher zu bezeichnen, der diese Behauptung erbartet, so entlehnen wir aus dem Kapitel „Die höhern inhaltlichen Momente“ folgende Aeußerung: „Der bloße Accord oder seine Verbindung mit nur wenigen Elementen erweckt eine Bewegung des Gefühls; ja legt sogar in diese Bewegung den andern Factor, den Inhalt, so nahe, daß es wunderbar erscheint. Die Ursache läßt sich kaum mehr nachweisen. Es ist ein räthselhafter Reiz in den Tonverbindungen, eine seltsame Sympathie mit den Urvermögen des Gefühls.“ Wenn als Grund dieser räthselvollen Vermittelung zuletzt Nervenschwingungen herbeigezogen werden, so fühlt wol jeder, daß man aus einem Nebel in einen andern versetzt wird, ohne daß man klaren Himmel zu sehen bekommt. Da gefällt mir der Ausdruck eines frühern Philosophen über die Phantastethätigkeit des Künstlers, daß sie in einem dunkeln Hintergrund, ich las wol auch „Ungrund“, der Seele ihren Ur-

sprung habe, immer noch besser, dann damit begab sich seiner große Vater ohne weiteres einer Erklärung. Wenn man auch den Begriff eines Unvermögens zugeben wollte, eine Nothwendigkeit wäre schon bedenklicher; allein was soll man sagen, wenn man liest: „Die dem Menschen von Haus aus nicht eigene (als gegen seine gesunde Natur laufende), unendliche Zurückgezogenheit in sich selbst (?) hat diese (sämmtlichen) Unvermögen durch die Entwicklung der Töne in so unendlich verfeinerte Unterschiede angedeutet, daß das Gefühl (an und für sich selbst inhaltslos) sich selbst als den Inbegriff seiner eigenen, großen, seltsamen und räthselhaften Welt gewinnt.“ Man könnte getrost für den jungen Gog das Synonymon schreiben: „Ich weiß nicht was ich sagen soll.“ Es klinge in der That ungewöhnlich und schon deshalb des Beifalls der Menge nicht unwürdig, wenn man Beethoven's Symphonien Orgüsse krankhafter Gefühlüberreizungen nennen wollte. Mozart war kein besessener, aber gefühllos krank war er nie. Fort mit diesen Gefühlsständen, die wol mancher impotente Muß unserer Tage zu Grunde liegen mögen. Wenn ich auch so unglücklich sein sollte, daß mir weder mein Verstand, noch der eines andern Menschen sagen sollte, auf welche Weise der musikalische Inhalt (die sogenannten „höheren inhaltlichen Momente“) in meine Seele im Augenblicke des Schaffens geräth, so weiß ich unzweifelhaft, daß ich frisch und gesund an Gefühl und Empfindung dabei gewesen bin und noch bin; dieses Bewußtsein soll kein Philosoph mir rauben. Dagegen muß ich als heilsames Verfahren der Natur dankbar anerkennen, daß sie im Augenblicke des Schaffens überall in einen undurchbringlichen Schleier gehüllt hat; sie will in diesen Augenblicken nicht beobachtet sein.

2. Briefe über Muß an eine Freundin. Von F. Schiller. Berlin, Guttentag. 1859. 8. 27 Mgr.

Meist oder weniger gehen dem Referenten bei der Lectüre philosophirender Schriften, wenn sie seinen wissenschaftlich begründeten Standpunkt verletzten, die Verse Goethe's durch den Kopf, von dem Kerl, der auf dürrer Heide spekulirt, während er in der grünen Weide liegt. Des Hirs und Herrens gibt es in solchen Schriften kein Ende; hier und da ein gesperrt gedrucktes Wort leuchtet wie ein Höhenpunkt hervor, zu dem der schwimmende Leser auf Augenblicke kurzen Verschauens sich rettet, um sodann die unendbare Mühe ziellosen Weiterfahrens fortzusetzen. Aufträge zu einem gewissen logischen Geschick, das dann und wann in solchen Schriften vorbricht, lassen bedauern, daß dem Schreiber eine gründliche Schule fehlt. Das Beste bleibt immer noch das, was der oberphilosophische gesunde Mutterwitz in die Feder gibt. Mit dieser gehelinten Vorrede macht Referent auf das obige Schriftchen aufmerksam, aber nur um hinzuzufügen, daß diese musikalischen Briefe von allen jenen Mängeln eine Ausnahme machen. Obgleich an eine Dame gerichtet, hat der Verfasser Leichtigkeit der Darstellung mit gutem Gehalt zu verbinden gewußt; die Briefe, welche die interessantesten Erscheinungen der modernen Muß behandeln, wird jeder Mußfreund mit Vergnügen lesen. Mitunter knirscht der Enthusiasmus des Verfassers an bloße Geistesfreiheit, aber selten und nicht weiter stehend; die genannte Symphonie Beethoven's dürfte mit dem Frühstück wol kaum vergleichbar sein, zugegeben, daß man überhaupt hier vergleichen darf, ohne bloß geistreich zu erscheinen. Das Buchlein bietet 20 liebenswürdig geschriebene Briefe, die nacheinander Beethoven, Mozart, Mendelssohn, Schumann (namentlich letztern), Wagner, Schubert, Berlioz, Chopin und Meyerbeer in ihren wichtigsten Werken unparteiisch vorführen.

3. Aus dem Leben eines Musikers von J. E. Cobe. Leipzig, Weber. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Vierzehn kleine nicht ohne Humor geschriebene musikalische Aufträge, die mancherlei guten Rath für junge Künstler enthalten aber wenigstens nach des Verfassers Absicht enthalten sollen. Gerade die Gefährungen aber, vor deren Bitterkeit der Verfasser jüngere Kunstgenossen schützen will, scheinen dem Referent der Art 1860. 30.

zu sein, daß sie erkannt werden ist Entwicklung des Wenn man der Entschlossenheit zu wehren können, bringt: es ist eben noch das Innerste geht, für mich so sich um die Dorn angenehm. Der aber Goethe, den ten Gelegenheit hinter And nachher Goethe in Sache geblieben ist. Di anderwärts mitg d. Bl. aufmerkfallsamer Musikern Musikern, als bei Publikum bekannt

Notizen.

Originalerfindung und Bearbeitung.

Georg Wehl hat mit seiner „Deutschen Schaubühne“ ein Unternehmen ins Leben gerufen, das nicht nur Anstalt beim Publikum zu finden scheint, sondern auch regenerierend auf die Bühnengestaltung wirken möchte. Sagen wir mit dem Worte „regenerierend“ nicht vielleicht zu viel? Der Herausgeber beansprucht wol nur eine vermittelnde Stellung, so ihm wolle, das Unternehmen ist eingeleitet, es von Bekand sei und nicht schon eine schiefe Lage zum Publikum einerseits Dramatikern andererseits gerathe. Wir fragen: da die deutsche Schaubühne wirken will, weiß sich der Herausgeber lang oder lang in das Fahrwasser eines talenten muß! Ueber Theater und nachgerade ein sehr billiges Vergnügen geworden; die Theaterphrasologie ist so gäng und gebe, daß es kaum noch nöthig ist, Doctoren und Professoren zu Berichterstattern über die dramatischen Leistungen zu bestellen; jeder Schauspielfreund von nur einiger literarischer Bildung, wenn er ein Jahr lang fleißig Theaterzeitungen studirt hat und sich einigermaßen für die Sache interessiert, dazu einen charmannten Stil schreibt, macht das im Grunde ebenso gut wie der fleissigste Kopf. Das ist das Klügliche unserer Bühnengestaltung: kein Dramaturg kann der Sache nach, sobald es tische und das Bühnenbedürfnis handelt, viel es der erste beste Theaterjüngling vermag. Waise, wie man nicht unsere bedeutenden in einen Englow, Gottschall, Freytag u. s. w., herrscher des Bühnenrepertoires, sondern die 2 den dort eingebürgert haben. Das Geschäft i mit sich, es muß um jeden Preis Geld gemacht werden, vor dieser Nothwendigkeit weichen alle bessern Rücksichten. Nach unserm Dafürhalten würde auch Lessing, wenn er heute schriebe, mit aller seiner dramaturgischen Kunst weit hinter den Erwartungen zurückbleiben. Nun er ließe sich vielleicht auch gar nicht auf eigentlich dramaturgische Fragen ein, dafür schriebe er aber eine fulminante Abhandlung über „die Freiheit des geistigen Eigentums“. Er belehrte uns, daß das, was wir Freiheit in literarischen Dingen nennen, meist nur die Freiheit der Mißpiraten, das heißt die Misachtung aller gesetzlichen Form ist. Wo wäre dieser Zustand unerquicklicher als gerade in Sachen der Bühne.

Wehl mag es sehr gut meinen, wenn er angehenden Dramatizern Bearbeiter zugesellt. Nur sei er dann consequent. Er

so mehr, aber dagegen
kaufte ich nicht mit
z. Entweder — oder.
nur wer es den Direc-
tum ganz mangerecht
belohnung; oder es liegt
geistige Individualität
stärkes etwas betrach-
ten und Eischneinfinden
an ihr von Directoren,
wirklich garantiert wird.
hwant: „Ein modernes
er habe die Idee aus-
matieres, Georg Horn.
nd ist nicht zu verwech-
Jollschäde. Eine wirt-

lich stöckliche Lustspielidee, daß jemand seines nichtsagenden Na-
mens wegen zum Unglück gleichsam prädestinirt ist. Wenn nun
Georg Horn dadurch, daß er diese Idee oder Pointe zuerst durchführte,
nicht auch zugleich die Idee als Eigenthum erwarb, warum war-
terte denn Wohl so lange, bis es ihm Georg Horn vormachte. Nicht
daran handelt es sich, daß zwei Autoren einmal dieselbe Idee
haben können, sondern um die geistuelle Ausbeute, um das
abschließliche Nehmen. Die Entschuldigungs führt man fort und
fort an: die Idee ist an und für sich vogelfrei, nur wer sie am
besten ausbeuten kann, hat Anspruch auf sie. Ist freilich, es
sagen die Risspiranten auch von allen körperlichen Gegenständen,
daß sie vogelfrei seien. Schließlich erwidere also in geistigen
Dingen nur das Recht des Gewandtern oder Stärkern. Dann
können wir es getrost abwarten, wie bald ein junger Dramatiker
wie Georg Horn am alten Credit gebracht ist. Wo wäre wol
Rosenthal geblieben, hätte ein bekannterer Autor zur Zeit des
Erscheinens der „Deborah“ die Schlafpointe mit dem Kinde schnell
auf seine Weise ausgebeutet! Die „Deborah“ wäre an vielen
Bühnen geradezu unumgänglich gewesen; denn auf dieser Schlaf-
pointe ruht für die Masse des Publikums der Gesamterfolg
der „Deborah“. Wenn man die Priorität eines geistigen Eigen-
thums nicht zugestehet: ist es denn so etwas Grobes, bei der
Anschauung eines fremden Werks auch einmal eine Idee zu ha-
ben? Dem seien z. B. bei Schröder's „Stille Wasser fließt tief“
nicht drei oder vier Wendungen ein, wie sich der Stoff im all-
gemeinen modellirt, sich die und jene Pointe in eine andere Situa-
tion einfügen lasse. Da nehme man Hadländer's „Geheimer
Agent“. Das ist auch so eine Idee, die man dem Autor an-
genblicklich abgibt. Wäre Hadländer ein angesehener Drama-
tiker, wie leicht ließe sich zu ihm sagen: sich einmal, die
Idee ist ganz nett, aber sie ist von dir noch nicht so ausgebeutet,
daß sie auf der Bühne Erfolg erzielt. Wie leicht hätte er da
um seinen „Geheimen Agent“ kommen können. Der Beispiele
müßten wir noch zu Dutzenden anführen und wahrlich der Hin-
weis auf Schiller's „Münch“ wäre nicht der letzte eines. Ob
der große Schiller wol jemals der „Prose“ geworden wäre,
hätte es schon damals geheißen, der Bearbeiter eines Stücks
gibt fast so viel als der Dichter selbst.

Wir wünschen der „Deutschen Schaubühne“ ein gutes
Gelingen, doch besser, Wohl hätte es nicht gerade mit einem
„Modernen Verhängniß“ eingeleitet. Die Compagniegeschäfte,
das ist sicher, werden der Bühne nach wie vor wenig Nutzen
bringen.“)

48.

*) Uebrigens ist das Schröder'sche Lustspiel kein Originalstück, son-
dern wie bekannt selbst eine freie Bearbeitung des Lustspiel „Rolo a
wils and how a wils“ von Beaumont und Fletcher. D. Weh.

**) Von Jovier Wohl's Theaterorgan „Die deutsche Schaubühne“
(Hamburg 1880), dessen Probeheft einem unserer Mitarbeiter Veran-
lassung zu der obigen Betrachtung war, liegt aus ein starrer Heft
vor, welches unter anderem dramaturgische Aufsätze von G. Th. Meis-
scher, G. von Berniquand, K. C. Brachvogel, Emil Kautsch u. s. w.
enthält. Dauterbach hat vornehmlich die Jovier'sche Darstellung

Zur Goethe- und Schiller-Literatur.

In Weimar steht das Doppelbandbild Goethe's und Schil-
ler's und in Berlin will man beiden auf demselben öffentlichen
Platz Statuen errichten. Auch in der Literatur sind ihnen in
der jüngsten Zeit, wenn man so sagen darf, Doppelbandbilder
errichtet worden. Dazu gehört die Schrift: „Goethe und Schil-
ler. Von Karl Goedeke“ (zweite durchgesehene Auflage;
Hannover, Hiermann, 1869). Diese Schrift ist eigentlich nur
ein besonderer Abdruck der beide Dichter betreffenden monogra-
phischen Arbeiten in Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der
deutschen Literatur“, den man aber sehr willkommen heißen wird,
weil beide Monographien zu den schätzbarsten, unparteiischen,
gewissenhaftesten und dabei, trotz des darin verarbeiteten sehr
reichhaltigen Materials, gedrängtesten Arbeiten über beide Dichter
gehören. Dies ist allgemein anerkannt, mehrfach aber auch
und seinerzeit auch in d. Bl. hervorgehoben worden, daß beide
Arbeiten in einem „Grundriß“ das seien, was die Franzosen
ein „hors d'oeuvre“ nennen, und daß sie durch ihre Anschau-
lichkeit mit den übrigen Partien des „Grundriß“ im Ver-
hältniß ständen. Als Separatschrift, wie beide Arbeiten
nun zusammengefaßt sind, erfüllen sie ihren Zweck vollkommen,
und die Verehrer beider Dichter werden wohlthun, sich vorlie-
genden Separatabdruck anzuschaffen und zu lesen; es wird ihnen
dadurch die Lektüre und das Studium mancher viel werthschät-
terer Werke erspart werden, ohne daß sie etwas Befriedigendes
vermissen dürften. Der Verfasser bemerkt im Vorwort, daß er
beide Arbeiten zum Zweck der Einzelherausgabe durchgesehen
habe und da verbessert, doch nicht wesentlich verändert habe, „weil
bei der Kürze der Zeit und der anhaltenden Beschäftigung mit
dem dritten Bande des „Grundriß“ keine Gelegenheit und bei
dem Zwecke der Arbeit auch kaum ein innerer oder äußerer
Grund gegeben war“. Aus Schiller's Biographie ist die Zu-
sammenstellung seiner Meinungen über seine Kunsttheorie, in
den Zusammenhang der Darstellung zu fast zu unterbrechen
schien, weggelassen. Was sich auf Grundbegriffe derselben über
Schiller's dichterische Schöpfungen und über die Wechselwirkung
zwischen diesen und anderer Zeit hätte sagen lassen, behält
sich der Verfasser einer umfassenden Darstellung der deutschen
Literaturgeschichte vor. Das Buch ist den beiden Dichtern Ehre
und Preise als „Erinnerung ködner Sommerstage in München“
gewidmet.

Die im Arnold'schen Verlage zu Dresden erschienene Schrift
„Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographische Jubelheft
ausgabe zur hundertjährigen Geburtsstagsfeier Friedrich
Schiller's“, von dem königlich sächsischen Regierungsrath a. I.
Karl Gustav Wenzel, ist die Frucht eines wahrhaft an-
strengherzigen, unerbitterlichen, mühsamen Fleißes. In einem
Bande von mehr als vierterhalbhundert Seiten hat der Verfasser
die auf Goethe und Schiller bezügliche Literatur zusammen-
getragen. Zuerst werden, was z. B. Goethe betrifft, dessen zu-
seine Werke angeführt, chronologisch geordnet, nebst den Com-
mentaren und Kritiken zu diesen Werken, den Nachahmungen,
Uebersetzungen, Illustrationen, Travestien, Gegenschriften, ma-
tialischen Bearbeitungen, dann die von Goethe herausgegebenen
und verantworteten Werke, die aus seinen Werken zusamen-
gestellten Anthologien, die Kupferausgaben zu seinen Werken,
die Briefliteratur, die Schriften und Aufsätze, die über Goethe's
Leben oder über einzelne Perioden desselben handeln oder in
denen Goethe als Lyriker, Dramatiker, Künstler und Pub-

lik monatlichen Heberichten über die Leistungen der deutschen Dichtung
und anerkanntemwerth überhaupt der stichhaltigsten Standpunkt
des Herausgebers, der den deutschen Bühnenkennern vorwirft, daß sie
im allgemeinen „wenig Empfindung für deutsche Dichtung und Kunst“
zu sich haben, daß sie kein Bedenken tragen, die französische Repre-
sentation von den Deutschen aus durch Uebersetzungen bedrohlich zu ver-
breiten“ und so mit dazu helfen, „daß der deutsche Geist kaum Auf-
haben wird, die Meinung der geistlichen Welt zum ersten Male auf
seine Schultern zu nehmen“.

D. Weh.

sammler, Naturforscher, Kritiker oder in seiner Stellung zu den Frauen, zu Religion, Philosophie, Politik, Kunst, Pädagogik u. s. w. charakterisiert wird, dann die seine hundertjährige Geburtstagsfeier betreffenden Schriften und Aufsätze, die Bildnisse Goethe's u. s. w. Nehulich bis auf die durch die Eigenthümlichkeiten Schiller's als Schriftsteller wie durch seine eigenthümlichen Lebensverhältnisse nothwendig bedingten Abweichungen, ist die Anordnung in der zweiten die Schiller-Literatur behandelnden Abtheilung. Die Arbeit ist eine sehr brauchbare und alles Dankes werthe, obschon sie bei aller Reichhaltigkeit nicht auf absolute Vollständigkeit Anspruch machen kann und will. Namentlich was die Aufführung von Journalaufsätzen betrifft — auf welchem Gebiete Vollständigkeit zu erreichen auch kaum möglich ist —, ließen sich dem Verfasser manche empfindliche Lücken anschwern nachweisen. Wenn der Verfasser auch die ausländischen Anthologien, welche einzelne Gedichte von Schiller und Goethe übersezt enthalten, z. B. G. Flügel's „Flowers of German poetry“, Baskerville's „Poetry of Germany“ u. s. w. anführt, so hätte er neben ihnen auch Gérard de Nerval's „Choix de ballades de Goethe, Schiller, Bürger etc.“, G. E. Swayne's „Specimens from Schiller and Uhland“, die in d. Bl. mehr erwähnten „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets“ von der Miß M. A. Burt (die jetzt aus Zürich nach Paris übergesiedelt ist), John Macray's „The golden lyre“ und „Stray leaves“ u. s. w. nicht vergessen sollen.

J. M.

Bibliographie.

Alpenburg, J. M. Ritter v., Ehrenkom, das ist: Hervorragende Thaten der Mannschaft des Tiroler Kaiserjäger-Regiments im italienischen Feldzuge 1869. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 9 Ngr.

Alvensleben, L. v., Die Wunder der Pflanzen- und Thierwelt. Beobachtungen über Liebe, Ehe, Eifersucht und Untreue der Blumen und Früchte und deren Verwandtschaft mit der Thierwelt. Mit Beiträgen von A. D. Reichenbach u. A. Leipzig, Hunger. Gr. 16. 12 Ngr.

Barth, G., Das Becken des Mittelmeeres in natürlicher und kulturhistorischer Beziehung. Vorlesung gehalten im Athenäum in Hamburg. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 6 Ngr.

Dodt, B., Der Reitsknecht. Roman aus dem nördlichen Seeland. Deutsch von G. Uterhart. Zwei Bände. Leipzig, Biedermann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fornsgår. Vaindselåsaga, Hallfredarsaga, Flóamannasaga. Herausgegeben von Gudbrandr Vigfússon und T. Möbius. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grimm, W., Bruchstücke aus einem unbekannten Gedicht vom Rosengarten. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 Ngr.

Grüll, F. J., Feldzug der k. k. österreichischen Armee in Italien im Jahre 1848. Nach k. k. Feld-Akten und andern meist offiziellen Quellen. Mit dem Porträt des Feldmarschalls Grafen Radetzky. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Per. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, D. G., Zum römischen Kalender. Eine Entgegnung auf L. Mommsen's Angriffe. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Heppe, H., Das Schulwesen des Mittelalters und dessen Reform im 16. Jahrhundert. Mit einem Abdruck von Bugenhagen's Schulordnung der Stadt Lübeck. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Lesser's, F. G., historische Nachrichten von der ehemals kaiserlichen und des heiligen römischen Reichs freien Stadt Nordhausen gedruckt daselbst im Jahre 1740, ungearbeitet und fortgesetzt von G. G. Förstemann. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben vom Magistrat zu Nordhausen. Nordhausen. 1. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deiders, L., Aus dem Gefängnisleben. Zwei Theile. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 Thlr.

Pauli, R., Bilder aus Alt-England. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Schacht, G., Seemann's Liebertafel. Hamburg, Schultheiß. 32. 6 Ngr.

Schmeling, G., Wallenstein und der Spion oder: Die Belagerung von Stralsund im Jahre 1626. Historischer Roman. Vier Theile. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 3 Thlr.

Sternberg, A. v., Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Göschen. 1861. 8. 4 Thlr. 27 Ngr.

Teipel, F., Mitteleind, Bruno, Egbert, oder Sieg des Kreuzes in Sachsen. Münster, Theissing. 8. 25 Ngr.

Victor, R., Diana und Endymion. Ein Roman. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vormbaum, R., Joachim Neander's Leben und Lieder. Elberfeld, Bader. 16. 12 Ngr.

Wiefle, J. G. L., Die ersten Jahre des nordamerikanischen Freiheitskrieges. Ein Spiegelbild für die Gegenwart. Mit Plänen und 1 Karte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Weisse, C. H., Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Welt- und Menschenschöpfung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr.

Wiese, S., Die Seleniden und die Hasmonäer. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Janke. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

About, G., Preußen und Louis Napoleon im Jahre 1860. Nach dem Französischen. Berlin, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

— — — Preußen im Jahre 1860. Aus dem Französischen übersezt. Elberfeld, Bader. Gr. 8. 5 Ngr.

Betrachtungen eines evangelischen Christen über das Eingehen der Freimaurer in den hohen Rath der Kirche in Preußen. Hamburg, D. Meißner. 8. 2 Ngr.

Der Bonapartismus sein Wesen und seine Gefahren. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschlands Lage und Zukunft. Ein freies Wort an Deutschlands Fürsten und Völkern. Albenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwäbische Flugblätter über deutsche Fragen. 1. Herr von Vinde und der württembergische Staatsanzeiger. 2. In der ersten Stunde. Tübingen, Buchhandlung zu Göttingen. Gr. 8. 5 Ngr.

Garibaldi der Held und Befreier Italiens, dessen Lebensbeschreibung und Bildniß. Reutlingen. Gr. 16. 2 Ngr.

Grotefend, G. A., Deutsche Einheit und Fürsten-Souveränität. Eine historische Reflexion zu politischen Bestrebungen der Gegenwart. Cassel, Fischer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Henke, C. L. L., Das Verhältniß Luthers und Melancthon's zu einander. Festrede am 19. April 1860 in der Aula zu Marburg. Marburg, Elwert. Gr. 12. 3 Ngr.

Gallischer Jubelstich. Antwort auf G. Abou's Schrift „Preußen im Jahre 1860“. Berlin, Haude u. Spener. Per. 8. 2½ Ngr. Der Krieg und die Todsünden Deutschlands. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Mancke-Duggenkoppel, Die Nothwendigkeit einer Prüfung der Vereins-Akte des Mecklenburgischen Adels vom Jahre 1795. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Münch, F., Die Zukunft von Nordamerika und Blicke aus der neuen Welt in die alte. Bremen, Strack. Gr. 8. 5 Ngr.

Ruge, A., Die drei Völker und die Legitimität oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oesterreichs. Brighlon. Gr. 8. 5 Ngr.

Thielau, F. v., Die deutsche Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anthropologie.

Die Lehre von der menschlichen Seele.
Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für
Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Ge-
bildete überhaupt.

Von **Immanuel Hermann Fichte.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 3 Thlr.

Fichte's „Anthropologie“ erscheint nach wenigen Jahren bereits in zweiter Auflage, ein bei derartigen Werken gewiss seltener Fall. Sie ist weder ein „Lehrbuch“ noch eine „speculative“ Theorie, sondern eine naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen. Der Verfasser sucht in einfacher allgemein verständlicher Weise, ohne sich der philosophischen Kunstsprache zu bedienen, seine Ansichten zu entwickeln.

Aus den zahlreichen anerkennenden Besprechungen des Werks theilen wir folgende Stelle aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ mit: „Eine wissenschaftliche Leistung von einem der namhaftesten Forscher der Gegenwart, die allen Anspruch hat, als eins der hervorragendsten Werke der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu fesseln. Der Titel schon zeigt, dass diese Schrift ihrem Stoffe nach die bedeutendsten wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart zu ihrem Vorwurfe hat. Die erste Abtheilung, eine kritische Geschichte der Seelenlehre, ist unzweifelhaft das Beste und Durchsichtigste, was die moderne Literatur nach dieser Seite aufzuweisen hat.“

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8.
1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Schrift des bekannten Philosophen ist zunächst allen Lesern seiner „Anthropologie“ zu empfehlen, da sie die dort behandelten wichtigen Fragen in weniger methodischer Weise und verschiedenen Einwendungen gegenüber, namentlich von Logik, weiter erörtert. Allein sie hat zugleich auch einen selbständigen Werth als ein neuer wichtiger Beitrag zu der noch keineswegs als gelöst zu betrachtenden „Seelenfrage“. Ein „Anhang“ enthält drei interessante Aufsätze über die Schöpfungsgeschichte in ihrem Verhältnisse zum Theismus, über das Nervensystem nach Rudolf Wagner und über Traum, Ahnung, Vision etc.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen.

Von **Heinrich Wild.**

8. Geh. 16 Ngr.

Ein auf die Mn'sche Methode basirtes, aber dieselbe mannichfach vervollkommenendes neues Lehrbuch der italienischen Sprache von einem durch ähnliche in mehreren Auflagen erschienenen Schriften für Italiener bereits rühmlichst bekannten, in Mailand wirkenden Schulmann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte
des 19. Jahrhunderts von

Dr. Gerd Eilers,

Unigl. preuß. Geheimen Regierungsrathe u. D.

Fünfter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil kosten 6 Thlr. 25 Ngr.)

Sieben ist der fünfte Theil dieses Werks erschienen, das in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt hat. Es sind interessante und werthvolle Memoiren zur Zeitgeschichte, Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten; besonders dadurch sich auszeichnend, daß der Verfasser überall die volle Wahrheit geben kann und sie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt. Der das Werk abschließende sechste Theil wird bald nachfolgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

El Cancionero de Juan Alfonso de Baena.

Publicado por **Francisque Michel.**

Con las notas y los indices de la edicion de Madrid
del año 1851. 2 tomos. 8. 3 Thlr.

Die Freunde der spanischen Sprache und Literatur erhalten in diesem Werke einen neuen Abdruck des ältesten bekannten castilischen Liederbuchs, bereichert mit den Noten und Indices der ältern Ochoa'schen Ausgabe. Der Name des Herausgebers ist Bürgen für den innern Werth dieses Neudrucks, und sein billigerer Preis sichert ihm auch somit den Vorzug vor der ältern madrid'schen Ausgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen

von **Dr. C. A. Kortum.**

Neunte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Klassisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobiade“, das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und zu die Dauer populär geworden ist, wie das jetzige Erscheinen einer neunten Auflage beweist, obwohl es bereits 1784 entstand. Immer wieder lehren die Lektüre einer waid-humoristischen Lectüre aus den Wirren des Tages zu der „Jobiade“ zurück.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 31. —

2. August 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Charakterstudien über die Deutschen in Deutschland und Nordamerika. Von Hermann Warggraff. — Aus den Donaufürstenthümern. — Soldatengeschichten. Von Heinrich Mahler. — Notiz. (Rant und Lessing.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Charakterstudien über die Deutschen in Deutschland und Nordamerika.

1. Die Deutschen. Ethnographische Studie von Bogumil Goltz. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1860. 8. 2 Thlr.
2. Zur Psychognomie und Charakteristik des Volks. Von Bogumil Goltz. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr.
3. Deutschland, sein Volk und seine Sitten. In geographisch-ethnographischen Charakterbildern von M. Biffart. Mit vielen Abbildungen. Stuttgart, Nitzsche. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.
4. Die Deutschen und die Amerikaner. Von R. Heinzen. Boston, Selbstverlag des Verfassers. 1860.

Wenn ein Kritiker ein deutsches Buch, welches Thema es auch behandle, nur ein Vierteljahr unbesprochen läßt, so kann er sich darauf gefaßt machen, daß in dieser Zeit ein ganzer Stoß von Schriften, welche dasselbe Thema behandeln, auf seinem Büchertische sich aufgestapelt haben wird, ungerechnet die inzwischen erschienenen Journalaufsätze über denselben Gegenstand. Denn die Schreibewuth ist auch eins der Kennzeichen, durch welches sich der Deutsche von den andern Nationen unterscheidet. Und zwar hat kein Volk über sich selbst so viel geschrieben als das deutsche, und kein fährt fort so viel über sich zu schreiben. Auch das deutsche Individuum hat die unverilgbare Neigung, über sich und in sich hineinzubrüten und sich zum Object seines Subjects zu machen, darüber zu reflectiren, was es war, was es ist und was es etwa noch werden könnte. Daher führt auch kein Volk so gewissenhaft Buch über sich als das deutsche. Ob darin gerade ein Hauptvorzug unsers Volks zu suchen ist, möchte doch zweifelhaft sein; wenigstens sind Völker wie Individuen, welche über sich u reflectiren gewohnt sind, leicht der Gefahr ausgesetzt, arüber die Energie zum Handeln nach außen und zu kräftigen Entschlüssen zu verlieren. Indes hat diese Neigung zur Selbstbeobachtung und Selbstcontrole auch ihre loblichen Seiten.

Erst in Nr. 18 d. Bl. besprach eine andere Feder das Buch Nagler's: „Die sittlichen Begriffe oder das 1860. 31.

Wesen des deutschen Stammes“, und schon liegen wieder vier Schriften über die Deutschen vor uns, dazu mehrere Journalaufsätze, worunter einer „Ueber den deutschen Stammcharakter“ im Februarheft des „Teut“ von A. Beez, der schon im Jahrgang 1856 des „Deutschen Museums“ höchst instructive Untersuchungen über den deutschen Menschen Schlag veröffentlichte. Die zwei erstgenannten Schriften sind von einem und demselben Verfasser, Bogumil Goltz, der schon in seinen frühern Schriften ethnographischen Charakters sich vielfach mit den modernen Deutschen beschäftigt hat. Und daß diese ein ganz anderes Volk als die Deutschen des Armin sind, ist wol klar. Ein Cherusker aus Augustus' Zeit würde, wenn er aus seinem Grabe hervorkommen könnte, uns schwerlich als seine Landsleute anerkennen, er würde kaum ein Wort von unserer Sprache verstehen und selbst unsere Turnübungen, durch welche wir uns den alten Deutschen wieder zu nähern glauben, würden ihn höchlichst in Verwunderung setzen. Theils hat uns, wie alle europäischen Völker, die Cultur „belebt“, theils haben wir uns, als das europäische Centralvolk, wie kaum eine andere Nation mit andern Völkernschaften gemischt, zumeist auf den weitesten Strecken mit Slawen, dann aber auch infolge von langjährigen Kriegen, von Einwanderungen vertriebener Andersgläubiger und von Handelsverbindungen mit Franzosen, Wallonen, Niederländern, Schweden, Italienern, Romanen. Erblickt man doch in manchen Handelsstädten fast ebenso viel Firmen mit slawischen, niederländischen, romanischen, italienischen und französischen Namen als mit deutschen, von den jüdischen gar nicht zu sprechen. Daß gewisse Grundeigenschaften des deutschen Charakters geblieben sind und sich auch dem andern Mischmasch mitgetheilt haben, soll damit nicht geleugnet werden. Den Eigenwillen z. B., das Streben nach eigener Ueberzeugung, die daraus hervorgehende Uneinigkeit, die Grundsätze der Genossenschaft und des freien Bündnisses (der Föderation) und andere verwandte Eigenschaften, welche,

wie Beetz hervorhebt, den alten Deutschen eigenthümlich waren, findet man bei uns auch heutzutage noch. Aber ein äußerliches Merkmal der fortschreitenden Aenderung ist sicherlich die sehr wahrnehmbare Abnahme der körperlichen Größe (die z. B. bei den alten Burgundern meist sieben Fuß betrug), der breiten Schultern und des alt-deutschen blonden Haars. Nur das Blau der Augen scheint sich noch am meisten gehalten zu haben, obgleich Augen von anderer Farbe sicherlich jetzt viel häufiger sind als noch zur Zeit Otto's des Großen und Barbarossa's, und auch die blauen Augen haben meist das „Wilbe“ verloren, das nach Tacitus die Augen der alten Deutschen so furchtbar machte. Die Deutschen sind im ganzen körperlich wie geistig ein viel windigeres Geschlecht geworden, als sie vor alters waren.

Kommen wir auf Bogumil Goltz zurück. In dem „Teut“ wird von dem erstgenannten Werke „Die Deutschen“ gesagt:

Nur ein Charakter, der durch alle Nöthen des deutschen Lebens sich gebildet und alle Vorzüge des deutschen Geistes in sich aufgenommen, konnte über die Deutschen schreiben, was hier vorliegt. Er tritt — wird weiter versichert — in dem genannten kleinen Buche unserm Volke insbesondere als gottgesandter Prophet und Tröster gegenüber, denn er gibt uns damit — in dem Elend dieser Zeiten — ein Kleinod, einen Talisman, dessen Würdigung als Maßstab dafür gelten wird, wie weit wir aus jenem errettet zu werden werth sind.

Wenn hier behauptet wird, der Verfasser trete dem deutschen Volke als „gottgesandter Prophet“ gegenüber, so steht dies freilich in einigem Widerspruch mit Goltz' eigenem Ausspruch: „Es ist das Elend der Literatur, aber das Glück und die Kraft der Geschichte, daß die Charaktermenschen, die Helden und Propheten nicht schreiben.“ Da Goltz schreibt, kann er folglich auch kein „Prophet“ sein. Dieser Schluß ist so folgerichtig wie möglich.

Hören wir, wie dieser Prophet unser Volk schildert. Er entwirft von den Deutschen folgendes anmuthige Familienbild:

Es fällt einem Deutschen, der sein Vaterland liebt, sicherlich sehr schwer zu sagen, daß es in allen deutschen Staaten und in allen Ständen eine Masse verkümmelter, an Leib und Seele verkommenner, wurmförmiger, miserabel lebender, miserabel handelnder und so denkender Subjecte gibt; aber es ist leider an dem. In den kleinen deutschen Fürstenthümern finden wir ganze Schichten, die nicht nur etwas entschieden Timides, Gedrücktes und Abgerackertes, sondern, falls es ihnen auch nicht schlecht geht, etwas unbeschreiblich Kleinstädtisches, Kleinstaatliches, etwas Naturdürftiges in ihrem körperlichen wie geistigen Habitus verrathen. An einzelnen Personagen dieser zerkrümelten Staaten und pulverisirten Corporationen wendet eine Krepire um den schlaffen dünnlippigen Mund herum, die an Kameel und Schaf gemahnt. Wer auf deutschen Eisenbahnen dritter und vierter Klasse fährt, dem bringen sich trostlose Studien auf; einmal Geister und Gestalten, die an den Cichorienkaffee erinnern, den sie zu allen Mahlzeiten trinken; dann wieder Braunbier- und Schnapsphysiognomien, endlich wohlgenährte vierschrötige Gesellen mit der Brutalität und Courage eines Stiers.

In Betreff der deutschen Pedanterie bemerkt er:

Ein Pedant gilt bei allen Nationen als Kleinheitsfrämer und ein förmlicher Mensch; aber ein deutscher Pedant ist ein Vollblut-Pedant. . . . Der genialste und liebenswürdigste Mensch ist dem echten Deutschen ein unbequemes, verdächtiges

und curioses Subject, sobald derselbe nicht förmlich und regulär in seinen Gesichtskreis getreten, ihm so vorgeführt und legitimirt worden ist; sobald er kein förmliches Examen ausgehalten, seine förmliche Anstellung erlangt hat u. s. w.

Noch mehr ins Zeug geht er in der Stelle:

Nicht die Kleinstaaterei hat die Deutschen kleinstädtisch und philiströs gemacht, sondern die angeborene Philisterei, d. h. die Mikroskopie, die Kleinmeistererei, die Kleinheitsfrämerei, die Mikropoesie, die Winkelpoesie, die Behaglichkeit in der kleinsten Sphäre, die Absonderungssucht, das Sonderlingswesen, die Originalität im kleinsten Stil, der angeborene Particularismus, der Individualismus, in Summa die Dualitäten und Talente, welche der Deutsche mit der jüdischen Rasse gemein hat, haben die kleinsten Staaten und die Kleinstaatereien großgemacht; haben dem Deutschen die Winkelsstaaten, die Winkelswirtschaften, die Winkelpolitik, die Winkreligion, die Winkelfilosophie, das Winkelmacht, die Winkelsitten und Winkelsittlichkeit, die Winkelpredigten, die Winkelpredigten und Autoritäten so lieb gemacht, daß man sie ihm schwerlich abwendig machen kann, ohne ihm das Eingeweide im Leibe herumzuwenden.

Ueber das deutsche, namentlich das norddeutsche Phlegma ereifert er sich mit den Worten:

Es gibt nur ein Ungeheuer, das ebenso unbezwinglich und ökonomisch als die Dummheit, so conservativ und naturwüchsig als sie, aber für den Menschen von Geist und Herz viel untraglicher ist, weil es auch den Genius mit Ueberlegenheit und Hohn tractiren darf. Dies Ungeheuer, welches bei flüchtiger Bekanntschaft wie ein sehr verständiges, wohlproportionirtes Menschenkind aussieht, ist zwar auf der ganzen Erde gut acclimatirt, als Volksbluttrasse aber nur unter den Norddeutschen in seinem angestammten Element. Der allbekannte Name des hypochondrischen Konstrums, dem kein Gott nachhaltig imponiren, das kein Dialektiker zu widerlegen, kein Prophet zu informiren, kein Dichter und keine Niobe zu rühren, dem kein Held und kein Genie standzuhalten vermag, das kein romantischer Drache bei sich behalten könnte, wenn er es zufällig verschluckt hätte, und welches nur zwei Mächte, nämlich Form und Gewohnheit, respectirt, heißt „Phlegma und Mittelmäßigkeit“!

Weiter schildert er den Deutschen als Lasterer und Verklatscher:

Der Deutsche aber macht aus giftigen Bemerkungen und Zwischenträgereien sehr oft eine wiglose und langweilige Lebensart, eine permanente Herzenerleichterung, die so sehr zur andern Natur wird, daß er sie um ihrer selbst willen, wie der Genuß starker Getränke, wie irgendeine Hausmedizin brauchen muß, wenn er nicht die letzten Springfedern seiner geistigen Regsamkeit und seine Lebenslust verlieren soll. Man kann ihm leichter Schnaps- und Rauschtabak verbieten. Er verleidet zu gründlich, zu scharfsinnig, ruhig, ernst und überlegt, um ein bloßer Klatscher, Plauderer oder so einer zu sein, der für ein ihm widersprechende Unbill augenblickliche Revange nehmen muß. Es handelt sich bei der deutschen Lasterung um eine tief eingewurzelte chronische Lebensart, um ein Lebensbedürfnis, ein Gesundheitsmaßregel, Diät, Berauschung, um ein Opiat.

Ueber den bei den Deutschen hervortretenden Mangel an Natur- wie an Culturgrazie beklagt sich Goltz häufig; er sagt z. B. in seiner immer drastischen Weise:

Bei keinem Volke lasten die gemeinen Leute mit so krummen Knien, mit so unschön vom Leibe abgewendeten Laboga, mit so vorgebeugten Köpfen, so patschelmäßig, wie bei den Deutschen einher; der trüben Geberden nicht zu gedenken, die etwas von einem melancholisch-verdrießlichen Wüstenkameel verrathen, besonders um den Mund herum, zu welchem sich bei gewissen deutschen Volksstämmen eine langgestreckte, geschnäbelte, schmale und scharfsinnige Nase hinneigt.

All diese und viele andere ästhetische Ausstellungen haben

ihre Richtigkeit; z. B. Schnagen, Buttermilchsaugen mit Brauen, die buschiger als der Wadenbart sind. Wälderbeine und veredelte Waden finden sich unter den deutschen Stämmen häufiger als unter slawischen und romanischen Nationen, aber die Betonungen dieser Thatsachen, die Folgerungen, die Zuganwendungen sind falsch. Nicht nur das gebildete Publikum, sondern selbst die Gelehrten, die professionierten Aesthetiker und Moralphilosophen wissen nicht mit den Schattenseiten der schönen Leiber, der Grazie, des feinen Geschmacks und der oberflächlichen Liebenswürdigkeit gründlich Bescheid.

Nichtsdestoweniger stellt er doch den Deutschen als Menschen über alle andern Nationen, er sagt z. B.: „Der Deutsche allein ist am meisten Mensch“, und: „Der Deutsche darf ein Mensch im bevorzugten Sinne genannt werden, weil er vorzugsweise ein Organ des Weltgeistes, der Natur und der Menschheit, weil er der Träger aller sublimsten Culturgeschichten ist.“ Aber wenn es mit den von Goltz angeführten Fehlern des Deutschen seine Richtigkeit hat, so mangelt doch dem Deutschen mindestens eine ganze Hälfte aller jener Eigenschaften, die zu einem vollkommenen Menschen gehören. Selbst die Tugend der Gemüthlichkeit, die sich der Deutsche vorzugsweise beilegt und mit der er nur zu sehr kokettirt, muß angefochten werden, wenn es wahr ist, was der Verfasser und wol nicht mit Unrecht versichert, daß der Deutsche ein passivnitter Krakehler und Lasterer sei; denn beide Eigenschaften vertragen sich ihrem Wesen nach nicht miteinander. In der That müssen sich die Deutschen beschämt fühlen, wenn sie in einer neuern Schilderung der Italiener von G. Heusinger lesen müssen:

Die Italiener erkundigen sich niemals des Langes und Breiten nach Herkunft, Stand und Würde eines Menschen, fragen nicht nach seinen Tugenden und Fehlern. Sie kennen nicht moralische Kleinlichkeit und Engherzigkeit in Beurtheilung anderer, weshalb sie selten Verleumder und kleinliche Kritiker sind. Sie schimpfen und verwünschen zwar die, welche ihnen mißfallen, vor aller Welt, aber sie benagen und begehren sie nicht heimlich, sowie sie zwar rauben, aber nicht stehlen.

Dieses Lob der Italiener schließt einen Tadel für die Deutschen ein, wie dies auch Heusinger beabsichtigt hat. Man braucht nicht bis in die Zeiten des Faustrechts, der Folterungen, der Hexenverbrennungen, der Judenverfolgungen, der blutigen Criminalpflege, des Bauernkriegs zurückzugehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Deutschen zu Zeiten so roh, gewaltthätig und gemüthlos gewesen sind, wie nur je ein Volk; man darf nur an das vorige Jahrhundert zurückdenken, wo in allen Verhältnissen die gemüth- und gesetzeslose Willkür herrschte, wo deutsche Fürsten mit dem Kruckstock die Rücken ehrlicher Bürger, die ihnen mißfielen, auf offener Straße bearbeiteten oder unliebsame Personen ohne Urtheil und Recht im Gefängniß verschmachten lassen durften und stuchende Junker ihre Lust daran hatten, um jeder Kleinigkeit willen ihre Soldaten, selbst alte kampfbewährte Schnauzbärte erbarmungslos zusammenzufucheln. Dank den Bestrebungen herrlicher Menschen während der jetzt von vielen als gottlos gescholtenen Aufklärungsperiode haben die Verhältnisse seitdem allerdings eine menschlichere Gestalt gewonnen; aber die humanen Gesichtspunkte, welche während der sogenannten Aufklärungsperiode oder

besser der Humanitätsperiode im Vordergrund standen, fangen schon jetzt an in den Hintergrund zu treten; zu der literarischen Zänkelei und Klopffechterelei, die in Deutschland von jeher die anstandloseste und unritterlichste von der Welt war, ist die politische und confessionelle getreten; die moderne Philosophie ist bei aller ihrer Großartigkeit im Grunde die gemüthloseste, welche der menschliche Geist jemals hervorgebracht; die deutsche Wissenschaft hat sich immer mehr von den humanen Fragen auf sich selbst zurückgezogen, und fast täglich kann man in deutschen Schriften und Zeitschriften auf Grundsätze so liebloser, absprechender und inhumaner Art stoßen, daß man darüber erschrecken könnte. *) Dabei geben wir gern zu, daß der deutsche Geist eine ganz besondere Fähigkeit besitzt, die auffallendsten Widersprüche und Gegensätze in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und zuletzt zu versöhnen und auszugleichen.

Goltz selbst ist ein abgeflagter Gegner der modernen Literatur, nur weicht ihm in diesem Punkte der humane Boden gänzlich unter den Füßen, und in deutscher Weise häuft er auf die „Literaten“ die ungemeinsten Lasterungen. Dies geschieht an mehreren Stellen seines Buchs, namentlich aber in dem Kapitel: „Die Literatur, eine Krankheit der Deutschen.“ Goltz ist der Ansicht, daß, wenn sich das Leben eines Volks in der Literatur, in den Künsten und Wissenschaften erschöpfe, ihm kein Impuls und keine Bildkraft für die Geschichte übrig bliebe, und er behauptet: „Eine encyclopädisch und populär gewordene Literatur richtet nicht nur die Zeugungskraft und Division des Volks, sondern sich selbst zu Grunde.“ Ein Zeitungs- und Zeitartikelschreiber, ein Feuilletonist gilt ihm nur als ein „Subject“, als ein „aus Literaturgas und Culturschaum zusammengefaßter Communculus“. Er behauptet: „Unsere Ideen sind von Haus aus gelogen und gemacht“; ferner: „Unsere Literatur vernarrt und verdirbt das Volk in den Grund“, und weiter: „Uns könnten nur ungeheuerer Gescheide retten; die Lüge, die von der Literatur radical ausgeht, sinkt zum Himmel.“ Dies alles, versichert er, seien nur „schwache Andeutungen, blasse Farben, verzweifelte Schattenrisse gegenüber der Wirklichkeit“, er wirft den Schriftstellern „Gewissenlosigkeit, Seelenlosigkeit, Charakterlosigkeit, eingeweibloses, herzloses, profanes Treiben und Leben, hartgesotenen Egoismus, Schamlosigkeit“ und ich weiß nicht

*) Ein französischer Gelehrter und Philosoph, der Professor Damirgu, Mitglied des Instituts, führt, wie wir jüngst im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ lasen, in seiner 1859 unter dem Titel „Souvenirs de vingt ans d'enseignement à la faculté des lettres de Paris“ erschienenen moralphilosophischen Vorlesungen seine Philosophie auf die Unterweisung seiner Großmutter zurück, von der er sagt: „Wenn mir etwas die Idee des Weisen ohne Wissenschaft geben könnte, so war es diese Seele, die so wenig wußte (wenigstens aus Büchern) und doch im Gemüthe so viel wußte, welche fast keine andere Aufklärung befaß, als die des Gewissens“ u. s. w. Ein deutscher Professor, Mitglied irgendeiner deutschen Akademie, würde glauben etwas seiner Würde zu vergeben, wenn er sich zu einem solchen gemüthlichen, rein menschlichen Bekenntniß herabließe. Trotz diesem und andern eignen wir uns aber doch das Privilegium zu, im Allgemeinen des Gemüths zu sein.

was alles vor, denn in der Häufung solcher Schmähprädicate ist Goltz, einmal im Zuge, wahrhaft uner-schöpflich und unerfättlich. Fast scheint einige persönliche Gereiztheit gegen bestimmte Individuen hindurchzublicken; denn um in recht deutscher persönlicher Weise wehe zu thun, ruft er aus: „Ich kenne die Entgegnung der gebildeten Versöhnlings- und Beschwichtigungs, ich sehe ihre selbstgefälligen, sichern Mienen, ihre empörten Nasenflügel, die Wachsfingernaugen mit den pfeffergroßen Pupillen, die abstract verkniffenen Mundwinkel.“ Nun, die Entdeckung, daß Literatur und Kunst es einzig und allein gewesen, welche die Menschheit verderbt hätten, hat Rousseau schon vor mehr als 100 Jahren, schon in seiner bekannten, von der Akademie zu Dijon im Jahre 1750 gekrönten Preisschrift gemacht; das ist also nichts Neues; nur wußte sich Rousseau edler, maßvoller, unpersönlicher, ruhiger und deshalb überzeugender auszudrücken. Wenn ich so gering wie Goltz von meinen Kollegen dächte, so würde ich meinem Verleger aufs bestimmteste untersagen, je einem derselben ein von mir verfaßtes Buch zur Besprechung zuzusenden; wer wäre auch in unserer Zeit würdig, die Schrift eines „Propheten“ zu ermessen? Ich bin sicherlich nicht blind gegen die Gebrechen und Auswüchse der modernen Literatur; aber mit solchen Schmähungen in Bausch und Bogen ist ein für allemal nichts ausgerichtet. Die Literatur und das Zeitungswesen bestehen einmal, so gut wie die Eisenbahnen (über welche, wie der Verfasser bemerkt, „die altmodigen Heimats- und Vaterlandsgefühle stöten gehen“); man kann sie nicht ungeschehen machen, auch nicht das Zeitungswesen, das ein nothwendiges Product moderner Verhältnisse ist. Was hilft es auf Eisenbahnen, Literatur und Zeitungen schmähren, wenn man sich doch mit Vergnügen der Eisenbahnen bei seinen Reisen bedient und Bücher und Zeitungen nicht entbehren kann? Der Verfasser hätte untersuchen sollen, ob die Literatur ein Ausfluß der Gesellschaft oder die Gesellschaft ein Ausfluß der Literatur sei, ob diese jene oder jene verderbe. Hierbei hätte der Verfasser freilich die Einflüsse gewisser Kreise, die er sichtlich schont, zur Sprache bringen müssen. Statt dessen schlägt er auf die armen Literaten los. Ausfälle auf diese werden freilich in jenen Kreisen gern gesehen; auch muß der Deutsche immer einen Gegenstand haben, an dem er sein Muthchen kühlt, und nicht bloß für den Verfasser, sondern für viele andere noch sind dies heutzutage die Literaten und Zeitungsschreiber, unter welchen letztern sich übrigens auch Staatsbeamte, selbst Staatsminister in und außer Diensten befinden. Vielleicht schlägt den Verfasser hier jedoch nur jene deutsche, alles Irreguläre und nicht Normale geringschätzende und zu würdigen unfähige Pedanterie in den Nacken, die er oben so ergötzlich geschildert hat.

Wir rügen es nur, daß Goltz so ohne Einschränkung, ohne Ausnahmen, deren es sicherlich doch nicht wenig zahlreiche gibt, das moderne Schriftstellertum der tiefsten Depravation, der Schamlosigkeit u. s. w. bezichtigt; denn durch solche Anklagen, wenn sie sich bald von

dieser bald von jener Seite vernehmen lassen, können zuletzt auch diejenigen, und zwar gerade diese und nur diese eingeschüchtert werden, welche sich bemüht sind, Besseres wenigstens zu erstreben. Es gibt allerdings neben der guten, gesunden, redlichen Literatur auch eine schlechte, frivole, perfide; aber Goltz weiß sicher so gut als wir, in welchen Kreisen diese am meisten gepflegt wurde oder noch wird; von diesen Kreisen, die z. B. auf dem Theater die abscheulichsten offenen und versteckten Attentate gegen Sittlichkeit und Decenz nicht nur duldeten, sondern auch hejubelten, hat sich dann der Geschmack daran auch auf die mittlern und selbst untern Schichten verbreitet. Auf die letztern hat schließlich namentlich die sogenannte Wühlerpresse, die ultra-reactionäre wie die ultrademokratische verderblich gewirkt, indem sie ihr Gemüth verwüstete und ihr Gewissen zu Grunde richtete. Aber die Verderbnis senkt sich immer auch den obern Lyfischichten auf die untern herab; „wie der Herr, so der Knecht“, sagt ein bekanntes Sprichwort. Wir erinnern an Barnhagen's Klage vom Jahre 1849, daß den obern Klassen bei der scharfen politischen Reibung der Firniß, den man als Bildung gelten ließ, schmähsch abfalle und daß sie nun in merkwürdiger Rohheit daständen, und der im Jahre 1850 schrieb: „Diese große Welt hat das bischen Maske abgelegt, unter der sie noch etwas Reiz hatte, und zeigt ein scheußliches Gesicht; die größte Rohheit und Gemeinheit hat dort ihr Lager aufgeschlagen“ u. s. w. Die Deutschen waren im vorigen Jahrhundert bereits auf besserem Wege. Es hat ungeheure Anstrengungen gekostet, sie von dem Fluch der alten deutschen Gemüthsbarbarei zu erlösen, sie zu Menschen zu bilden und zu civilisiren; aber es scheint so, als ob der Deutsche dieser Bildung bereits wieder überdrüssig sei und nicht genug Eile habe, sich wieder in den allein-seligmachenden Schoß der alten Barbarei zurückzustürzen. Auch solche Beschimpfungen der gesammten Literatur wie die obigen unsers Verfassers hätten in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht vorkommen können, ohne allgemeine Entrüstung zu erregen.

In einem Kapitel „Zur Charakteristik der Männer von deutschem Genie und deutscher Art“ schildert der Verfasser in seiner Weise Luther, Jakob Böhme, Friedrich den Großen (im Gegensatz zu Napoleon), Herder, Lessing, Goethe, Schiller, Hippel und Jean Paul. Bognu mit Goltz ist ohne Zweifel ein geistreicher und origineller Schriftsteller, der zwar einseitig übertreibend und widerspruchsvoll, aber nicht wol mittelmäßig sein kann; und so trifft man auch in diesen Charakteristiken auf viele anregende, selbst tiefe Gedanken. Zuweilen wird hier Goltz selbst zum Poeten, wie in der Betrachtung Goethe's als Lyriker; doch begegnet man auch in dieser Partie scharfen Behauptungen und Gegenüberstellungen; er nennt zwar z. B. Goethe als Lieberdichter einen „Halbgoth“, aber als Dichter von Dramen und Romanen, wenn man den ersten Theil des „Faust“ ausnähme, ist er nur „ein höchst talentvoller Mensch, mit Schwächen und Literaturnarrheiten wie andere Poeten auch“. In der Betrachtung Schiller's protestirt und polemisiert der Verfasser

gegen die Ansicht der „Grenzboten“, wonach Schiller im Grunde ein entschiedenerer Realist sei als Goethe, und in dem Kapitel über Jean Paul bezeugen wir der bis zu einem gewissen Grade plausibeln Bemerkung: an Jean Paul wie an Hamann könne man ersehen, „daß eine Literaturgeschichte der Deutschen unmöglich ist, weil ein einziger Schriftsteller ein lebenslängliches Studium in Anspruch nimmt“. Von Formenschntheit will Goltz nicht viel wissen; er erblickt z. B. in Platen nur den Repräsentanten eines Formalismus, „der statt eine Ineinsehbildung von Natur und Geist, von Ideal und Wirklichkeit zu sein, nur eine verstandesimpotente Abschwächung der Phantasie und des Mutterwises ist“. Die deutsche Romantik nimmt Goltz in einem besondern Kapitel gegen ihre Ankläger in Schutz, und es ist wol nicht zu leugnen, daß diese vielfach zu weit gegangen sind; auch wir glauben, daß die Romantik dem Deutschen bis zum Spießbürger herab eingeboren, sein einziger poetischer Trost in einem überwiegend philisterhaften Dasein und zugleich das einzige bewährte Schutzmittel gegen eine zu weit greifende Verödung durch den bloßen Werkeltagsverstand und den modernen Materialismus ist.

Die zweite Schrift desselben Verfassers: „Zur Physiognomie und Charakteristik des Volks“, beschäftigt sich mit den Eigenthümlichkeiten der untern Stände in kleinen Städten, namentlich aber auf dem platten Lande. Der Verfasser bewegt sich hier allerdings auf einem nur beschränkten Rayon, in Ost- und Westpreußen, seinem heimatlichen Boden, und da wenigstens in Westpreußen neben den Deutschen auch Polen wohnen, so werden neben den erstern auch die letztern berücksichtigt. Dieses Buch können wir, ohne deshalb mit den Aufstellungen und Schlussfolgerungen des Verfassers immer einverstanden zu sein, fast nur loben, nicht etwa, weil wir wünschen, von dem Verfasser zu den „Versöhnlingen und Beschwichtigern“ mit den „Wachschiffen“ gerechnet zu werden, sondern weil wir das Buch wirklich loben können, da sich der Verfasser hier fast ausschließlich auf einem Gebiete bewegt, auf dem sein ungewöhnlich drastisches Darstellungstalent seiner exacten Beobachtungsgabe und lebendigen, oft humoristischen Auffassung zu Hülfe kommt und vorzugsweise am Platze ist. Für die Behandlung literarischer und verwandter Fragen ziehe ich für meine Person einen besonnenen, ökonomischen, klaren und dabei doch muskulösen Stil, z. B. den Lessing'schen, dem stürmischen, luxuriösen, ein wenig schwammigen, wenn auch zuweilen recht malerischen Goltz'schen Stile unbedingt vor; aber für Genrebilder aus dem dörflichen und kleinstädtischen Leben, und diese überwiegen in vorliegender Schrift, ist seine natürliche, naiv-kraftige, zuweilen verbe, dabei aber pittoreske Schreib- und Darstellungsweise ausgezeichnet geeignet. Man lese nur die vielen eingestreuten Schnurren und Anekdoten aus dem Volksleben, die Stützen: „Ein ostpreussischer Schirrknecht“, „Die Kinderwädchen“, „Ein Naturell-Ruhjunge“, „Kleinstädter und die Grundzüge zu ihrem Porträt“ (worin er

z. B. gewisse Spießbürger charakteristisch genug „Insufformentenmenschen“ nennt, „die nur aus einem Darm bestehen“ und deren Kopf, wenn sie einen haben, „nur um der Mühe willen vorhanden zu sein scheint“), „Originale auf dem Dorfe und in kleinen Städten“ u. s. w. Das sind keine Genrebilder mit düsseldorfer Salongestalten, Salonstuationen und Salonfarben, sondern Genre-gemälde im echten Geschmack der Altniederländer, eines Ostade oder Brauwer. Ueberstrahlt sind diese Bilder außerdem nicht. Goltz erkennt die Vorzüge und Tugenden des niedern Volks durchaus nicht, aber er schont sie auch nicht. Er sagt z. B.:

An dem merkwürdig wahrhaftigen Buche „Leonhard und Gertrud“ von Pestalozzi kann man ersehen, wie verlogen, schamlos, spitzbübisch, neidisch, meineidig, widerspenstig, gewaltthätig, brutal und feig Bauernvolk sein und was es für ein niederträchtiges Leben auf dem Dorfe geben kann. Wie es Pestalozzi aufgefaßt hat, so ist es in der Wirklichkeit.

Am schlimmsten erscheint ihm freilich die Bevölkerung eines Stadtdorfes, „wo sich die Grundsuppe vorstädtischer Verderbtheit und dörflicher Brutalität mischen“. Weiter wirft er der dörflichen Bevölkerung im Norden „Eidelpelhaftigkeit, Geschmackslosigkeit, Soff und Brutalität“ vor, ohne jedoch wie W. Menzel einen Erklärungsgrund dafür zu finden; denn dieser sagte bei der Anzeige des Goltz'schen Buchs kurzweg: „Der Deutsche ist erst ein Eidel geworden, seitdem er in die Schule geht.“*) Sein tiefes Mitgefühl für das Volk bekundet sich vielfach; er bedauert namentlich die Menschen in den untern Volksschichten, welche das Unglück haben, alt zu werden. Er sagt:

Die Gebildeten haben Gemächlichkeit, Bücher, Bildung, Verwandte, Anhang; der alte Mensch im Volk ist von allen Menschen verlassen. Sein Herz, welches nicht die Zerstreuungen und den Trost des gebildeten Geistes kennt, brüht über dem Schmerz, bis es von ihm aufgezehrt wird.

Solange nicht für diese Unglücklichen Fürsorge getroffen werde, hält er alle Luxusausgaben für Künste und Prachtgebäude für „Skandal und Kulturbarbarei“. Ganz Goltzisch ist die Stelle:

Ein träumer, märchenzählender und mächenglaubender Irlander mit Kartoffeln im Magen und am Torfeuer einer Hütte aus Feldsteinen und Rasen gebaut, ist ein unendlich menschlicherer Mensch als eine oppositionsfreie, ewig raisonnirende, nichtsglaubende, erzprofane, gefühllose, prosaische, zu jeder Gewaltthat, zu jeder Missethat disponirte, aber polizeifreie und pumfsatt gefressene (!) Menschenbestie in dem gelobten Lande der Volksfreiheiten und Volksrechte, in Nordamerika.

Aber wo hat es mehr „Gewaltthat“ und „Missethat“, wo mehr agrarische Frevel und Meuchelmorde gegeben als in Irland, solange es sich nicht „pumpsatt“ essen konnte. Auf welcher Seite der Verfasser als Politiker steht, wird sich übrigens aus dieser einen Stelle hinlänglich erkennen lassen. Von besondern Werthe dagegen war uns die Schugrede des Verfassers auf die geistige

*) Gewundert und einigermaßen gestreut hat es uns dagegen, daß W. Menzel in derselben Recension die Unparteilichkeit hatte zu bemerken: „Bei den Romanen ist ebenso viel Wahrheit und Gemüthlichkeit zu finden, wie bei den Deutschen, und ihre größten Geister stehen mit den deutschen ohne Zweifel auf gleicher Stufe.“

Arbeit, auf die Arbeit des Dichters und Denkers, gegenüber gewissen modernen Romanschriftstellern, welche, den materialistischen, finanziellen und nationalökonomischen Tendenzen unserer Zeit „Rechnung tragend“, sich so anstellen, als ob sie nur im Erwerb und Handel, im Heringsverkauf und in der Ausbeutung des Düngers zu agromonomischen Zwecken das gegenwärtige und zukünftige Heil der Menschheit erblickten. Der Verfasser sagt:

Diese moderne Apologie und versuchte Verklärung der ordinären Handarbeit und Geschäftigkeit ist unwahr und affectirt. . . Nicht nur in der Arbeit fühlt der Mensch sein Leben, nicht nur im handwerksmäßigen Schaffen, sondern im Dichten und Denken, im künstlerischen Schaffen, im geistigen Reproduzieren der Natur, im Abstrahieren der Lebensgesetze, im Refumieren der Geschichten um uns her. Der letzte Zweck der Natur- und Weltgeschichte kann nur der sein, daß sie im Menschengesichte zur Selbstanschauung kommen, und dies geschieht im Dichter, im Denker, im großen Künstler; es kann aber unmöglich in gemeiner Handarbeit und Padeserei, in ordinärer Geschäftsförderung und einformiger Alltagsgeschäftigkeit geschehen, denn sie macht den Menschen stupid und gemein.

Aber wie beim Deutschen überhaupt, so vertragen sich auch bei Goltz die wunderbarsten Gegensätze. Er erzählt z. B.:

Ein Waffenzunge warf einmal in meinem Beisein eine Hand voll Straßenschmutz in eine Journalière mit gebügten Damen und Herren; meine beste Freundin bekam die Portion gerade ins Gesicht. Ich mußte aber über den Contrast des Puges mit der Brutalität des Jungen, über den Schreck und die Empörung der armen Betroffenen trotz Theilnahme und Aerger lachen.

Der conservativ-religiöse Verfasser findet „etwas Kostbares“ in dem Naturalismus eines solchen Jungen, von dem er weiter bemerkt:

Er höhnt nicht nur ungekraft mit seinen Naturell-Humoren eine Welt von Delicatsse und Aesthetik, sondern läßt noch in dem Gewissen der Leute das Gefühl zurück, daß seine barbarische Kritik mehr Satisfaction und Naturrecht in sich schließt, als all die Pruderie mit feinstem Ton und Geschmack. Für den Augenblick ist er Sieger, also de facto im Recht. Wer bei solchen Gelegenheiten in Empyase und Indignation ausbrechen kann, dem ist seine eigene Jugend nicht gegenwärtig oder heilig genug; der ist ein richtiger Pöbelant.

Das fehlte noch, daß man, um nicht als Pöbelant zu gelten, auch solche heimtückische Wubensstreiche in die heiligen Erinnerungen seiner Jugend einschließen mußte!

Ganz anderer Art als die raisonnirenden Schriften von Goltz ist die Schrift von M. Biffart: „Deutschland, sein Volk und seine Sitte“ (Nr. 3). Des Verfassers Absicht war, alle die vorhandenen zahlreichen und schönen Specialschilderungen von deutschen Gegenden und Völkerschaften zu benutzen und zu einem Bande vereinigt vor dem Auge des Lesers zu entrollen. Dabei hat der Verfasser möglichst die Trockenheit des Lehrbuchs zu vermeiden gesucht, vielmehr in der Form der Darstellung ein System eingehalten, welches das Buch einerseits als Lehrbuch gebrauchen läßt, während es sich andererseits zur Unterhaltungslecture eignen sollte. Was das Arrangement betrifft, so ist bei jedem einzelnen deutschen Bundesstaat ein kurzer Abriss der Geschichte des Landes und insbesondere seiner territorialen Entwicklung vorangestellt;

dann sind in dem Abschnitte „Allgemeines“ die staatlichen Verhältnisse des Landes, die Regenten, die Orden, Wappen, Landesfarben, die Finanzverhältnisse, die Arme, die Festungen, Militäretablissemens, Bildungsanstalten, Straßen, Eisenbahnen u. s. w. aufgeführt. Diesen Abschnitten, die, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, „im Interesse der Vollständigkeit beigegeben wurden“, folgen alsdann die Schilderungen des Landes mit seinen klimatischen Verhältnissen, dann des Volks, seiner Tugenden, Feste, Sitten, Gebräuche und Beschäftigung, endlich die Beschreibung der größten Orte des Landes. Das Buch scheint dem ihm gestellten doppelten Zweck, sowohl zur Belehrung und zum Unterricht zu dienen, wol zu entsprechen, entzieht sich aber einer ausführlicheren Beurteilung in d. Bl., da es nur eine Compilation ist und nicht auf eigenen gründlichen Forschungen und wol nur in den seltensten Fällen auf Autopsie und an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen beruht.

Karl Heinzen's Broschüre: „Die Deutschen und die Amerikaner“ (Nr. 4), bewies uns neuerdings, wie viel Verstand und Unverstand, Geist und Ungeist (was wir nicht mit Geislosigkeit zu verwechseln bitten), Wahres und Falsches, Gerades und Schiefes, Scharfes und Stumpfes der Schädel eines Deutschen in den Gehirnhöhlen zu verbergen vermag. Die vorliegende Schrift wenigstens enthält zum größten Theil sehr vernünftige und beherzigenswerthe Gedanken. Freilich an Schullien fehlt es auch nicht. Heinzen kommt auf die unterscheidenden Schädel- und Gesichtformen bei den Engländern, Amerikanern und Deutschen zu sprechen, behauptet, daß man in einer Gesellschaft von Amerikanern durchschnittlich — was ohne Zweifel richtig sein mag — mehr charakteristische Köpfe und scharfgeschnittene Physiognomien beobachten könne als in einer gleich zahlreichen Gesellschaft von Deutschen; daß die Amerikaner ein kräftiges vorstehendes Kinn hätten, die Deutschen dafür durch einen umfassen-der gewölbten Vorderkopf entschädigt würden. Dieser sei der Sitz der Idealität, das Kinn dagegen liefere den Charakter der Bestimmtheit, der Festigkeit, der Positivität, der aggressiven Thätigkeit. Er fährt dann fort: „Das Kinn aller Kinne hatte Napoleon, der Meister der kühnen Aggression und geschworene Feind der Ideologie. Ohne sein Gehirn hätte er freilich durch das Kinn es nicht zum Corporal gebracht; aber ohne das Kinn wäre er kein Weltoberer geworden, trotz seinem Gehirn.“ So behauptet er auch: „Ohne das Kinn hätten die Amerikaner dies Land der materiellen Cultur nicht unterworfen.“ Da nun aber so viel und alles vom Kinn abhängt, so erscheint es vollkommen unlogisch (insofern dies nicht auch etwa mit der Gestalt des Heinzen'schen Kinns zusammenhängt), wenn Heinzen seine Widersacher in seinem „Pionier“ immer auf die liebloseste und inhumanste Weise zu behandeln pflegt; denn wenn sie seine Meinung nicht theilen können, so liegt dies vielleicht einzig und allein darin, daß ihr Kinn anders gebaut ist als das seine.

Darin stimmen wir aber namens unserer Landsleute jenseit des Oceans mit Heizingen vollkommen überein, wenn er später sagt:

Seien wir Deutsche ohne Teutonismus, oder auch Amerikaner ohne Amerikanismus, seien wir einfach amerikanische Bürger mit deutscher Natur und suchen wir das Amerikanisieren in der freien Entwicklung des wahrhaft Menschlichen nach der Verkündung der Unabhängigkeitserklärung. ... Nicht im Sinne nationaler Exklusivität sollen wir unsere Eigentümlichkeit bewahren, sondern um unserer eigentlichen Natur treu zu bleiben, ohne die wir eben nichts sein würden, als vermischte Lettern im Buche des Lebens.

Er fährt dann fort:

Ja, lieber eine vollblütige, echte Rothhaut des Urwalds, als jenes deutsche Mestenthum und Zwitterthum, das sich vom Amerikanerthum die rohesten Seiten aneignet, um damit dem Föbel zu imponiren, und eine Sprache zusammen „mirt“ und „summen“, „Art“, vor welcher die deutsche Grammatik aus dem Verband fahren möchte. Solche „gemirzte“ Deutsche sind beinahe so unaussprechlich wie jene gewöhnlichen, die sich von ihren Landsleuten hochmüthig als Aristokraten abwandeln, um bei den Amerikanern desto demüthiger den Bedienten zu spielen.

Nach Heizingen sind es namentlich zwei nationale Eigenschaften, welche den Deutschen so leicht scheitern lassen, „wo es auf die That, die handelnde Initiative, den kühnen Angriff, die praktische Gestaltung und die ausdauernde Durchführung ankommt“: die Kritik und die Bummellei. Von jener bemerkt er:

Die ungeitige deutsche Kritik, die nie beruhigte und nie beschwigte, die schwagt wo sie handeln und raisonnirt wo sie schwärmen soll, die in ihrer Ausartung ebenso wol zur Klatschsuche wie zur Haarspalterei, zur Verkleinerungssucht wie zur Selbsthöhung führt, ist bis jetzt noch überall die Feindin der deutschen That und Einigkeit gewesen und selbst die Noth war nicht immer im Stande, sie zum Schweigen zu bringen. Den Deutschen genügt kein Plan und kein Führer, der an ihren Verstand appellirt; sie verzichten höchstens dann auf die störende Kritik, wenn man beschweiden genug ist, unter derselben zu bleiben. Dann sind sie im Stande, der größten Dummheit als Verdienst anzurechnen, was sie dem größten Verstande nie verzeihen würden.

Die deutsche Bummellei charakterisirt Heizingen mit folgenden Worten:

Sie ist, wie ihre Schwester, die Gemüthlichkeit, etwas so eigenhümlich Deutsches, daß andere Völker nicht einmal einen Anbruch für sie haben. Es gibt verschiedene Arten, Grade und Richtungen der Bummellei. Unsere edelsten Geister waren zuweilen so gut Bummer wie unsere ordinärsten Gassenkinder. Die Quelle der Bummellei ist eigentlich ein im leeren Wege der Phantasie einmüthiger Ueberfluß an Gemüth und Phantasie, welcher sich ableitet in zielloses Träumen, phantastisches Schwärmen, ideales Schwelgen. Ist dieses Träumen, Schwärmen und Schwelgen einmal zur Gewohnheit geworden, was ihm in Deutschland sogar durch den Schutz der Polizei garantiert ist, so schießt es naturgemäß alles Handeln, wodurch es in Contact mit der störenden Wirklichkeit gebracht wird, und wirft sich höchstens auf das sogenannte „Genießen“. Je nach der Art und Bildungsstufe des Individuums wandelt es an der Hand des Gemüths und der Phantasie ebenso wol ins Bierhaus, wo es im Schaum des Gerstenbiers und im Qualm der Pfeife die unangenehmsten Störungen des wirklichen Lebens zergerochen sieht, wie auf die Höhen des Barmuths, wo es sich inmitten eines Weltkampfes eine phantastische Welt über der wirklichen aufbaut. Es führt den Deutschen die Bummellei ebenso gut in die Regionen des edelsten Geisteslebens wie in die Tiefen der gemeinsten

Verkommenheit; sie macht ihn ebenso gut zum schaffenden Künstler wie zum arbeitsscheuen Eitler.

Die leitende Idee der deutschen Massen liege, meint Heizingen, mehr im Magen als im Kopfe, und ihre Sparpfeinnige verwandelten sich immer eher in Bier und Wurst, als in Zeitungen und Bücher, was im allgemeinen wol leider nur zu richtig ist; die überwiegend große Mehrzahl der Bevölkerung unserer Städte, selbst der größten beschränkt ihre Lectüre fast ausschließlich auf das städtische Tageblatt oder sonst ein Lokalblatt, und auch in diesem erregen zumeist nur die Inserate und Lokalnachrichten ihre Aufmerksamkeit. Heizingen vergleicht dann den Deutschen mit dem Amerikaner:

Selbst wo ihn Unlust und Arbeitscheu an Bummellei führen, da muß sie sich mehr oder weniger verhalten, und was als Deutscher ein Träumer u. als Amerikaner ein Loaser; was als Deutscher wird, das wird als Amerikaner ein Rowdy; was ein Wagnabunde wird, das wird als Amerikaner e Und weiter:

Wo der Deutsche eine Phantasie hat, da hat der Amerikaner eine Speculation; wo jener eine Idee hat, da hat dieser eine Zahl; wo jener ein Princip hat, da hat dieser ein Geschäft; wo jener die Wissenschaft cultivirt, da cultivirt dieser die Empirie; wo jener die Kunst liebt, da liebt dieser den Zeitvertreib; wo jener nach Geschmack handelt, da handelt dieser nach Profit; wo jener die Keßheit studirt, da studirt dieser das Rechenbuch.

In einer Hinsicht findet Heizingen den Amerikaner sehr dem Deutschen untergeordnet: der Amerikaner hält nämlich noch etwas auf Kirchlichkeit, er renommirt nicht mit Unglauben und Atheismus, kurz, ihm fehlt der deutsche Radicalismus, oder wie Heizingen diesen Radicalismus mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines deutschen Theoretikers euphemistisch umschreibt:

Sie haben bei all ihrem Talente und all ihrer freien Meinung keinen Begriff von dem, was wir Deutschen unter Radicalismus verstehen, von jener selbstherrlichen Stellung des menschlichen Geistes in der Natur, von jener kosmischen Allseitigkeit, von jener stolzen Rücksichtslosigkeit bei der Blosslegung der Wurzeln aller Erkenntnis und jener umfassenden Uebermacht und Consequenz, welche alle Geseze der Entwicklung im Zusammenhang zu erfassen und dadurch die Entwicklung selbst in Harmonie zu bringen sucht.

Größter der Sterblichen, wenn es dir wirklich gelungen sein sollte, bis zur „Blosslegung der Wurzeln aller Erkenntnis“ durchzubringen! Die Einbildung, daß es ihm wirklich gelungen sei, ist Heizingen schon zugutrauen, aber was hilft ihm und uns diese „kosmische Allseitigkeit“, diese geistige „Selbstherrlichkeit“, wenn wir damit uns keine geachtete Stellung im Rath der Völker erringen können als bisher? Heizingen kommt auch auf die Literatur und besonders die schöne Literatur der Amerikaner zu sprechen, und da hat es uns gewundert, den radicalen Heizingen conservativer, romantischer und altgläubiger zu finden als Goethe. Heizingen sagt nämlich:

Wenn Goethe Amerika gratulirt hat, daß es keine Vergangenheit und keine „Basille“ habe wie „Europa das alte“, so hat er ihm damit keinen Vorzug in literarischer Beziehung zuerkannt. Der Baum der geistigen Entwicklung eines Volks muß Zeit haben, über die Region seiner häuslichen Einrichtung

hinauszuwachsen, ehe er die vollen Blüten einer gebiegenen Literatur hervortreiben kann. Hundert Jahre mögen genügen, einen Continent zu entwildern und mit Häusern zu besäen, aber sie genügen nicht, den nothwendigen geschichtlichen Bodensatz zur Hervorbringung einer nationalen Culturblüte zu bilden. Die geistige Blüte erfordert einen tiefern Humus und längere Bearbeitung des Bodens, als die vegetabilische. Die amerikanische Literatur schmeckt noch, wie der amerikanische Wein, nach der Erde. Was Europa producirt hat, konnte erst als das Resultat einer Jahrtausende alten Cultur zu Stande kommen. Amerika kann ihm nicht eine neue Art Cultur ex abrupto vormachen wollen, es kann keine Geschichtsentwicklung improvisiren, es muß die Schätze der europäischen übernehmen, verarbeiten und einbürgern.

Weiter bemerkt er:

Der Roman und die lyrische Poesie, wo finden sie ihren interessantesten Stoff? Im Urwald, bei den trostlosen, finsternen, uncivilisirbaren Indianern. Der rothe Urwald, der Aufenthalt der Bären und der Nothhäuute, bildet für die Amerikaner den geschichtlichen Hintergrund der Poesie, und weil sie selbst keine Vergangenheit haben, nehmen sie die Romantik der Indianer zu Hülfe. Es begegnet ihnen dabei das Unglück, daß sie sich begeistern für die Schönheiten und Tugenden von Menschen, die sie überall wegen des Gegentheils mit Eifer aus der Welt zu schaffen suchen. Es ist, als wollten sie dieselben möglichst bald vollständig historisch machen, um ihren Kirchhof mit Ruhe als Blumenbeet ihrer Poesie benützen zu können, und als wollten sie ihre Personen bloß vernichten, um ungestörte Erben des Biederthums ihrer wildklingenden Namen zu werden. Schlagen wir die ruchlosen, gemeinen Indianer todt, damit wir die tugendhaften, edeln Erschlagenen besingen können!

Von den deutschen Frauen im Vergleich zu den amerikanischen bemerkt Heinen:

Die deutschen Frauen sind ihrer ganzen Vergangenheit und Erziehung nach unselbständig, abhängig, der öffentlichen Verstandesthätigkeit entfremdet, kurz, auf den häuslichen Kreis und die eheliche Aufgabe verwiesen, wodurch ihre gemüthliche Seite vorwiegend cultivirt ist, aber ihre Ansichten häufig philisterhaft beschränkt und ihre Neigungen auf das Kleinliche gerichtet werden. Daher grassirt auch jene widerwärtige Seelenkrankheit, welche die Weiber mehr entstellt als jede körperliche, nämlich die Klatschsucht — die Pressefreiheit der Nähstube —, im allgemeinen stärker unter unsern Landmänninnen als unter den Amerikanerinnen, obsonst sie auch diesen an manchen Orten ebenso wenig fremd ist wie leere Puschucht, unschöne Klatschsucht und die Passion für den geistreichen Rocking Chair. Deutsche Frauen kümmern sich weniger um den Abolitionismus, um die Weiberrechte, um öffentliches Auftreten, um den Geist der Presse, um den Aufschwung der Literatur, um öffentliche Vorträge, um den Fortschritt der öffentlichen Meinung; aber sie wissen in der Regel genau, was viel Kleider ihre Nachbarin besitzt, was sie kocht, wo sie zum Besuch gewesen ist und welcher Mann mit ihr gesprochen hat. Sie leiden gar zu häufig an der Passion, sich um die Fehler, die sie andern zuschreiben, mehr zu kümmern, als um die Tugenden, die sie selbst nicht besitzen.

Auch haben die Amerikanerinnen ganz im Gegensatz zu den deutschen Frauen die Sitte eingeführt, daß der Mann, wenn er einer Dame auf der Straße begegnet, erst ihren Gruß abwarten muß; begrüßt er sie zuerst, so hat sie das Recht, dies als eine Beleidigung aufzunehmen. *)

*) Der unter dem Titel „Die Gesamtheit der deutschen Nation“ erschienene erste Band der „Geschichte deutscher Nationalität“, von dem leipziger Geschichtsprofessor W. Wacksmuth, enthält vortreffliche, stoffreiche Untersuchungen über den Charakter des deutschen Volks und

Schließlich ergreifen wir das Wort zu einer mehr persönlichen Bemerkung. Ein Kritiker, namentlich ein deutscher, ist hierzu bisweilen genöthigt, weil man ihm nicht selten die Worte im Munde oder in der Feder verbreht, oder sich an irgendeine Einzelheit, eine isolirte Aeußerung hängt. Man hat uns nämlich von einer gewissen Seite her den Vorwurf gemacht, daß wir gegen unsere Landsleute, also gegen unsern eignen Fleisch und Blut eingenommen und ungerecht seien, daß wir unserm Volke die Ehre nicht gäben, die es verdiene, daß wir unser Volk zu sehr herabzusetzen schienen. Das ist einfach eine Unwahrheit. Nie haben wir die wirklich großen Eigenschaften unserer Nation verkannt, und wie wäre das auch möglich? Wir behaupteten stets, daß das deutsche Volk an Tiefe, Umfang und Schärfe des Geistes, der etwas anderes ist als der französische esprit, alle übrigen Völker übertreffe und daß dieser Geist, trotz alles Widerstandes, nach und nach die ganze Welt durchdringen und unterwerfen werde, freilich in heilsamer Weise modificirt und rectificirt durch die Verschmelzung mit dem praktischen Instinct, der Thatkraft, den Geistes- und Gemüthseigenschaften der andern Völker. Die Leser d. Bl. wissen am besten, wie emsig wir stets bemüht waren und sind, den Einwirkungen des deutschen Geistes, der deutschen Sitte, Wissenschaft und Literatur auf die andern Nationen nachzuspüren. Es ist dies ja eine der Hauptaufgaben, die wir uns gestellt haben, und ohne ruhmrebig zu sein glauben wir sagen zu dürfen, daß, vielleicht den Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ ausgenommen, kein anderer unserer journalistischen Collegen in dieser Richtung mehr gesammelt, gespäht und gearbeitet hat als wir. Wir können versichern, daß jede Anerkennung, welche den Verdiensten der Deutschen im Auslande gezollt wird, uns ebenso innig erfreut, als jeder Tadel, insofern er ein verdienter ist — und er ist dies allerdings leider nur zu oft —, uns betrübt, insofern er ein unverdienter ist, uns empört. Aber wie bei dem Individuum, so ist auch bei den Völkern Selbsterprüfung und Selbsterkenntniß das Hauptmittel der Besserung und des Fortschritts. Schmeichler sind zwar überall gern gesehen und machen ihr Glück; aber sie sind schädliche Wesen und am wenigsten sollte ein Volk auf ihr thörichtes Gefasel hören und Werth legen.

Was hilft es, wenn wir uns daheim einreden wollten, das erste aller Völker und der Inbegriff aller Vollkommenheiten zu sein, wenn man im Auslande dieses von uns selbst auf uns selbst ausgestellte Zeugniß Nr. 1 nicht respectirt? Im Gegentheil, in Folge von Zuständen, für die meine Wenigkeit doch wahrlich nichts kann, ist der Deutsche als Deutscher, wenn ihm nicht seine Stellung und seine Connexionen einen besondern Rückhalt gewähren, im Auslande sehr wenig geachtet. Wie oft muß man von solchen, die sich längere Zeit im Auslande auf-

seine geschichtliche Entwicklung, namentlich auch über den deutschen Volkshumor, muß aber, als einer ganz andern Gattung als die eben besprochenen Schriften angehörend, einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben.

gehalten haben, die Klage vernehmen, daß man sich vor Ausländern fast schämen müsse, sich einen Deutschen zu nennen. In hundert Reiseführern kann man Ähnliches lesen. G. Sandregekl jammert in seiner „Reise nach Moskau“ darüber, daß sich unter den Deutschen in Konstantinopel und überhaupt im Orient oft die abschreckendste Kechtheit, die tiefste moralische Verkommenheit, nebenbei auch unverschuldetes größtes materielles Elend offenbare, daß von Seiten der deutschen Regierungen und der von ihnen autorisierten Consulate nichts geschehe, um dieser Schande, diesem Elend Abhilfe zu bringen, und er ruft dann aus: „Ach, wenn ihr nur wüßtet, wie wir uns oft schämen! Wir fühlen tief, daß wir nicht die Cives romani der Jetztzeit sind.“ Daher spielen auch in ausländischen Romanen Deutsche so oft eine höchst klägliche Rolle, wie in Fernan Caballero's Roman „Die Adèle“ Fritz Stein, dieser gebrühte Jüdling deutscher Schul- und Familienmissethäter. In der jüngst erschienenen Schrift „Aus dem schwäbischen Pfarrhaus nach Amerika“ von Luise Weil, der Tochter eines württembergischen Predigers, kann man, wie D. Wand in der „Novellenzeitung“ bemerkt, „nicht ohne sittliches und patriotisches Schamgefühl lesen, wie deutsche Auswanderer durch Agenturen in deutschen Staaten (in vorliegendem Fall im konstitutionellen Königreich Württemberg) förmlich verkauft, heutzutageidrisch ausgepackt, an ihrer Ehre und an ihrem Leben geschädigt und dem finsternen Schicksal preisgegeben werden“. Die Folgen einer solchen Behandlung selbst gebildeter Auswandererinnen, wie sie in diesem Buche erzählt wird, einer Behandlung, die auf einen Mangel nicht bloß an menschlichem Mitleid, sondern an allem nationalen Ehrgefühl in den maßgebenden Kreisen schließen läßt, können natürlich nicht ausbleiben. Bogumil Wolz versichert:

Der Deutsche wird in Amerika nicht nur wegen seiner Demüthigkeit und Weichmüthigkeit, wegen seines Mangels an Nationalgefühl und männlicher Entschiedenheit, sondern auch wegen seines Mangels an äußerlichem Anstand, an gebildeten Formen, wegen seiner schlechten Art und schlechten Kleidung verachtet.

J. Krüger versichert ähnlich in einem Aufsatz über die Deutschen in Nordamerika im „Teut“:

Während der Amerikaner seinen eigenen überwiegend irischen Ursprung vergessen hat, steht er nur mit Verachtung auf die Deutschen herab, welche ihm als paupers gelten.

Hierzu kommt dann noch das Treiben der deutschen Sonntagsergnüglinge, welche sich den Sitten der Nordamerikaner nicht zu fügen wissen, die Anhänger der Sonntagsgesetze „Wassersimpele“ nennen, in den Blättern oft offen aussprechen, man habe zwar Sommertheater und Sommergärten, „aber noch lange nicht genug“, und die kirchlich gestimmten Nordamerikaner fortbauern und beleibigen, indem sie dieselben der Heuchelei und des Aberglaubens beschuldigen. Wir freuen uns zu hören, daß die Nordamerikaner an den Genüssen, welche ihnen die deutschen Liedervereine bieten, immer mehr Geschmack finden; aber die Ruhmredigkeit der deutschen Geschwader, welche an der Ausbreitung des Lagerbiers einen Sieg des deutschen Geistes und der deutschen Nationalität über das nordamerikanische Element erblicken wollen, wird den

1860. 21.

Angloamerikanern sicherlich höchst albern und lächerlich vorkommen. Das „Journal de commerce“ erkannte an, daß man die Deutschen ihres Fleißes und ihrer Freigebigkeit wegen rühme, daß die elfte und sechzehnte nebst noch einigen Wards von Newyork bereits mehr Deutsche enthielten als die meisten größten deutschen Städte selbst, daß es schon deshalb immer wichtiger werde, die unter ihnen herrschenden Ansichten kennen zu lernen und daß sicherlich die Eingeborenen manches von ihnen lernen könnten. Dann aber fuhr das angloamerikanische Blatt fort:

Andererseits können wir ihnen aber auch einige wichtige Lehren geben. So viel ist gewiß, daß ein gedrängt volles Lagerbier-Theater in der Bowery oder Vierten Straße allem andern nureinen, schlecht gelüfteten, die Gesundheit verderbenden Orten in der Welt den Rang abläuft.

Selbst da, wo die Deutschen die sind oder sein könnten, wie in den it Defterreichs, in Ungarn, in Galizien, Posen, in Schleswig — nirgends geachtet und beliebt zu machen, ihre Bildung, ihrer Solidität, ihrem Fleiß ihrer Intelligenz, ihrem erfinderischen Geist, ihrem großen Organisations-talent die schuldige Anerkennung nicht versagen kann. Aber ein gewisser gespreizter, der Grazie entbehrender Eigendünkel, zu welchem der im Unglück nur zu demüthige und wehmüthige Deutsche im Glück nur zu gerügt ist, eine für Vornehmheit geltende aufgeblasenheit, die er von seiner Amtswürde für unzertrennlich hält, schulmeisterliche, immer krittelige, zänkische Rechthaberei, polizeilich inquisitorisches, ängstlich pedantisches, mit kindischem Eigensinn auf die Erfüllung von bloßen Formalitäten haltendes, im Handel und Wandel zwar solides aber übermäßig knauseriges Wesen — das sind Eigenschaften, die schon dem daran noch gewöhnten und dagegen gewöhnten Deutschen selbst häufig im eigenen Lande lästig werden, die aber dem an freiere, ungezwungenere und zum Theil ritterlichere Formen gewöhnten Romanen, Magnaten und Slaven abscheulich vorkommen müssen. Wie sehr der Russe dem Deutschen innerlich abgeneigt ist — und nicht bloß deshalb, weil die sich in so unverhältnißmäßiger Minderheit befindende deutsche Bevölkerung und Einwanderung die Russen in fast allen Stücken übersteht und überholt —, das kann man von allen erfahren, welche sich längere Zeit in Petersburg aufhielten, das kann man in A. Herzen's Schriften lesen. Sicherlich haben die Deutschen diese Eigenschaften in alten Zeiten nicht in gleichem Grade besessen, aber ohne Anlage dazu sind sie gewiß auch nicht gewesen; diese wurde dann an ihnen kunstmäßig ausgebildet, in ähnlicher Weise, wie das an sich sehr wenig kriegerische, grundgutmüthige russische Volk zu einem erobernden Militärstaat disciplinirt worden ist. Einige jener Eigenschaften, die pedantische Umständlichkeit, das kleinliche Formelwesen, die Silberstecherei und Gaarhalterei u. s. w. hängen mit einer an sich sehr löblichen Eigenschaft des Deutschen, seiner Gewissenhaftigkeit zusammen; aber nie sollte man eine Tugend so weit treiben, daß sie andern lästig oder gar schädlich wird und dadurch aufhört, Tugend zu sein.

An erfinderischen, schöpferischen, die Welt des Gedan-

fernd umgestaltenden, den Fortschritt der Menschheit fördernden großen Geistern ist das deutsche Volk so fruchtbar gewesen wie nur irgendeins; aber man möchte fast sagen, es habe sie wider Willen hervorgebracht, wie Mütter nach geschehener Empfängniß Kinder gebären müssen, sie mögen wollen oder nicht. Geboren hat die deutsche Nation diese Kinder, aber sie meist wenig gehegt und gepflegt, oft wie eine Stiefmutter rauh und hart behandelt, zuweilen sie ausgesetzt und dem Zufall überlassen. In keinem andern Lande gab es so viele hervorragende Geister, welche vom Familientisch der Nation ausgeschlossen wurden, welche ihr so überreichliche geistige Nahrung spendeten und so wenig leibliche zurückerhielten, welche so im Centrum der Nation zu sitzen schienen und in der That so isolirt blieben. Was unsere Forschungsreisenden von Seezen und Alexander von Humboldt an bis auf Leichardt, Barth, Overweg, Vogel und die Schlagintweit herab geleistet, ist um so mehr des höchsten Ruhms werth, je mehr sie als Deutsche mit Schwierigkeiten eigenthümlicher Art zu kämpfen hatten, die für den französischen und englischen Entdecker nicht bestehen. In seinem Ausruf zu einer deutschen Expedition für die Auffuchung Vogel's bemerkt Otto Ue mit Recht:

Wenn es gilt, Männer für die Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe zu finden, und wäre sie mit noch so schweren Opfern verknüpft, dann ist Deutschland nicht arm. Es besitzt Forscher wie keine andere Nation, umsichtig, muthvoll, ausdauernd und durch wissenschaftliche Befähigung alle überragend.

Aber mit gleichem Recht fügt er hinzu:

Es ist seltsam, daß ich daran erinnern muß, daß es unter allen civilisirten Nationen vielleicht die deutsche ist, die in ihrer Gesamtheit am wenigsten Opfer für wissenschaftliche Zwecke zu bringen gewohnt ist.

Man möchte die Deutschen fast in Verdacht haben, daß es ihnen bisher ein gewisses Vergnügen gewährt habe, wenn sie ihre großen Männer sich recht abringen und auch wol sich erschöpfen sahen. Es gibt sicherlich keinen Schußsticker in Deutschland, der nicht vollkommen überzeugt wäre, daß der geistige Arbeiter in Bezug auf seine Existenz auch nicht den geringsten Anspruch vor ihm voraus habe; aber auch unter den sogenannten Gebildeten gibt es Leute genug, die von der Arbeit eines Dichters und Schriftstellers die wunderbarste Vorstellung haben. Von Kepler bis auf die Gegenwart herab, welche eine Reihe von genialen Männern, die zugleich Märtyrer waren! Welch ein Gegensatz zwischen der Existenz eines Dürer und derjenigen eines Tizian, Rubens oder van Dyck! Hatte man einen solchen tüchtigen Menschen in das Grab hineingeärgert, dann stimmte man wol im vollen Chor Loblieder auf ihn an und weihte dem Märtyrer Thränen, Kränze, Frankopfer, Delflammen, statt die dadurch verursachten Kosten vielleicht besser für einen Lebenden anzulegen. Für Ballettänzerinnen, Hofopernsängerinnen, Hofmarschälle, Hofbereiter, Hofceremonienmeister u. s. w. hatte man immer Geld vollauf; mit den Gelehrten, Forschern, Erfindern, Dichtern und Künstlern knauserte man aufs genaueste, wie dies feinerzeit auch die „Westminster Review“ in einem Artikel „Weimar and its celebrities“ nachdrücklich

hervorgehoben hat. Herder, den sein Genie zu etwas ganz anderm berief, mußte sonntäglich einen jener kirchlichen Vorträge halten, von denen Schiller sagte, daß sie nur für den „gemeinen Mann“ seien, und wand sich mißmuthig unter der Last consistorialrätthlicher Arbeiten und Aergernisse; Lessing, dessen eigentlicher Platz in einem der Centralpfeile deutscher Literatur und Bühnenkunst gewesen wäre, schleppte seine letzten Lebensjahre in dem kleinen abgelegenen Wolfenbüttel freudlos hin; Jean Paul verphilisterte im Häuschen der Frau Kollwenzel bei Baureuth; Bürger verhungerte in einer Dachstube; Schuban büßte das Beste seiner Lebenskraft im Gefängnißthurm ein; Schiller und dem „Magus des Nordens“, Hamann, kamen nicht regierende Herren, nicht die Nation als solche, sondern ein paar gesinnungsverwandte Privatpersonen zu Hülfe; auch mußte Schiller nacheinander weimarischer Rath, meiningischer Hofrath, Professor und in den Adelstand erhoben werden, um seinen Erfolgen als Schriftsteller den nöthigen Nachdruck zu geben. Mozart und Beethoven, dessen Geschick dem Franzosen Esquirol zu dem Vorwurfe Anlaß gab, „die Deutschen seien kalt wie ihr Himmel“, hatten fortdauernd mit des Lebens Nothdurft zu ringen und sammelten statt Schätze nur trüb Lebenserfahrungen, geringerer aber beliebter Componisten wie Konrabin Kreuzer und Kozling nicht zu gedenken. Für einen ausländischen Componisten wie Spontini hatte man Ehren und Gold in Ueberfluß, aber man fragte, was Weber mit seinen Opern, welche den Musikalienverlegern und Theatern Hunderttausende einbrachten, erworben hat?*) Carlens blieb blutarm, Winckelmann flüchtete sich nach Rom, wie in jetziger Zeit auch Cornelius und Overbeck, weil Künstler, die nicht für den Geschmack der Menge und der Höfe schaffen, in Deutschland sich vereinsamt und unbehaglich fühlen; in Rom haben sie wenigstens ein europäisches, nicht ein unverständiges deutsches Lokalpublikum. Platen verbannte sich selbst aus Deutschland, dem Lande der Formlosigkeit, nach Syrakus, wie Heine, Börne u. s. w. nach Paris. Hölberlin, Nikolaus Lenau, Simrock, Robert Schumann, der Maler Kethel u. a. verfielen in Irrensin, Heinrich von Kleist, dieser erst nach seinem Tode gewürdigte Dichter, Friedrich List, der wahrhaft patriotische Nationalökonom, der Führer der Eisenbahnen in Deutschland, dem man nun

*) Ein pariser Correspondent des „Morgenblatt“ berichtet jüngst abermals der edeln Handlung Carvalho's, Directors des Theatre Lyrique, der dem in Mailand lebenden, seitdem verstorbenen Sohn Mozarts aus freien Stücken als Lantime für die Aufführung von „Sigaro's Hochzeit“ 10000 Francs geschickt hatte. „Dieser Sohn Mozarts“, fügte der Correspondent hinzu, „hat wahrscheinlich von diesem einen pariser Theater mehr bezogen, als sein Vater für alle seine Werke von allen deutschen Theatern zusammen genommen. Wie es einer deutschen Operndirection in den Sinn gekommen, dem Erben Grätzy's, Mithul's, v'Mayrac's, Cherubini's u. s. w. Unterstützung oder Geschenke anzubieten, obgleich sie recht gut aus ihren Kassenbüchern sehen können, was ihnen die Opern dieser Meister eingebrachten. Allein sie können allerdings mit Grund erwidern, daß man in Frankreich die Componisten so gut honorirt, daß die Erben keine ausländischen Unterstützung bedürfen, worauf ich denn freilich nichts zu erwidern habe.“

ein Denkmal setzt, u. a. endeten durch Selbstmord. Doch wer wollte diese Trauerliste bis zu Ende führen? Schmach-ten doch noch jetzt talentvolle Deutsche genug im Exil, die zum Theil ganz andere Männer sind, als die der Selbstherrscher aller Franzosen nach Cayenne geschickt hat. Und wie stand es mit denjenigen, die sich in der Gunft der Fürsten zu sonnen schienen, denen nichts mangelte, die man mit Ehren überhäufte? War Goethe glücklich? Nein! wenigstens nicht im Kreise der Hofleute, von deren beleidigend faden Complimenten er sich empört abwandte, sobald man ihn einmal bei solcher Gelegenheit aus Unwillen in seinem großen Auge eine Thräne zerdrücken sah; mußte er doch gerade deshalb die schändlichsten Verdächtigungen erdulden, weil es ihm ausnahmsweise im gewöhnlichen Sinne wohl ging und er als geborener Bürgerlicher und Dichter die Dreifigkeit hatte, Minister und Excellenz zu sein. Und Humboldt? Seine bekannten Epigramme in Form von Briefen an Varnhagen beweisen, wie ihm in der berliner Atmosphäre zu Muth war, wie einsam, wie unverstanden, wie unglücklich er sich in all diesem trügerischen Glanz fühlte, und in unsern Augen ist es gerade dieser Umstand, der seinen Briefen und Bekanntschaften vielleicht die größte Bedeutung verleiht.

Wem nicht gegenüber einer solchen Reihe von Weispielen die Augen auf- und übergehen, wem sie nicht das Geständniß abnöthigen, daß doch ein tiefer Miß durch das Herz der deutschen Nation mitten hindurchgehen müsse, wer sich aus persönlichen Gründen, vielleicht weil er im Rohre stehend seine Pfeifen schnelben kann, inmitten dieser schon von Hölderlin im „Hyperion“ ebenso wahr als ergreifend geschilderten deutschen Zerrissenheit dauernd behaglich fühlt und das alles ganz in der Ordnung findet — nun, mit dem ist überhaupt über diesen Punkt gar nicht zu reden.

Hoffentlich stehen wir an der Schwelle einer bessern Zeit. In dem Grade, wie das Bedürfnis nach nationaler Einigung zunimmt, wird auch das nationale Ehrgefühl, der Gemeinssinn zu-, wie der Kleinigkeitsgeist, die selbstsüchtige Beschränktheit, die Zerrissenheit und das Wühlen in persönlichen Animositäten abnehmen; das Genie der Nation wird dann in vollen und nicht mehr wie bis jetzt in nur gebrochenen Farben und Lichtstrahlen spielen; neben der Kraft zu denken, zu dichten, zu erfinden und zu bilden, wird sich auch eine größere Kraft, Würde und Freiheit des Charakters entwickeln.

Hermann Marggraff.

Aus den Donaufürstenthümern.

Land und Leute der Moldau und Walachei. Von W. Verblisch. Prag, Rober und Martgraf. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stil und Behandlung in diesem Buche verdienen ungewisselt den Desterreicher, und zwar den österreichischen Beamten vom reinsten Blut. Der Verfasser ist fern davon, ein Gemälde zu liefern, wie es phantastische Touristen etwa von Spanien der Irland zu geben pflegen, er gibt nur Thatfachen und oft von geringem Belang; aber er ist ein wohlunterrichteter Mann, er uns seinen Gegenstand in allen seinen Erscheinungen kennen lehrt, ohne Born und ohne Absicht, wie es scheint. In den

Donaufürstenthümern hat sich seit 1858 viel geändert: er stellt das „Sankt und Jeht“ geschildert zusammen und gibt seiner Darstellung, obwohl meist thatsächlich, doch da, wo sie sich dazu eignet, wenigstens den Reiz kunstvoller Gruppierung. So ist seine Gabe denn, trotz ihrer Stilmängel, doch als ein zuverlässiges Culturbild des vielgenannten und doch ziemlich unbekannten Landes willkommen und unserer nähern Betrachtung wol würdig. Indem der Verfasser den Reiz der alten moldau-walachischen Zustände gerade in jene dissolute Mischung des Orientalischen mit dem Neuropäischen, in den Uebergang aus dem Ungebundenen und Willkürlichen in die moderne Zwangscivilisation setzt, beklagt er gewissermaßen das Absterbende und neigt sich dazu, das Neueintretende für seinen vollen Ersatz des ersten zu halten. Die schöne Koloana, (Edelhame), sagt er, züchtigt zwar nicht mehr ihre Diener mit eigener Hand, der Boyar mißhandelt seine Zigeuner nur selten noch; aber dafür artet diese Klasse auf beispiellose Art aus. Die Stelle der einfachen Vorbeds (Erzhütten) nehmen monotone Fabriken ein, die originellen Hans (Gasthöfe) weichen langweiligen Hotels, die gemüthlichen Divans kasernenmäßigen Betten, der berühmte Morast, die heulenden Hunde, die nackten Zigeunerkinder verschwinden, die armseligen Bazarz verfallen: aber dafür ist auch die rumänische Gastfreundschaft, der duftende Eschibul und die leckere Delcagza nun verschwunden. Die Schulen und die Kirchen vermehren sich; aber die Corruption nimmt in kläglichem Art überhand, die alte Vielät verschwindet und die Diebe mehren sich trotz der neuen Sicherheitsorgane u. s. w. Trotz diesem allen findet der Verfasser des Angiehenden und Interessanten noch viel in der Moldau und Walachei und viele weitverbreitete Irrthümer über diese Länder zu berichtigen.

Er beginnt seine Schilderung mit der alten Residenz der walachischen Fürsten (Doamni), dem Flecken Kurtea de Argiss, vier Stationen von Hermannstadt, wo Rudolf der Schwarze, um 1200, die erste katholische Kirche gründete, die Neagoe 1517 erneuerte. Das dazu gehörige Kloster ist der merkwürdigste Rest altwalachischer Baukunst, an dem der Volkssage nach 900 Meister gearbeitet haben, den aber Manoli, ein Italiener oder Spanier, ausführte, und den Neagoe mit Inschriften, Bildnissen und charakteristischen Weirken zierte. Zu diesem allerdings merkwürdigen Kloster gehören nicht weniger als 500 Pfarreien, jetzt befindet sich hier ein Seminar, dessen 60 Schüler jedoch förmlich gepreßt werden müssen; die ungeheuren Einkünfte des Klosters waren von den sanariotischen Fürsten der hohen Pforte eibirt, seit 1828 sind die Rechte jedoch zurückgekehrt und der Igumen zählt jetzt 340000 Pfaster jährlich dem Staate. Ein Krebsgeschaden der Walachei ist die zahllose Schar der „Neuerfreien“ Popen; oft besteht die halbe Dorfbevölkerung aus Popen, und als stark Stirben eines Sonntags in einem Dorfe auf seiner Durchreise die Messe hören wollte, fand er, daß Pope Dimitrafi krank, Pope Nikola verkrüppelt, Pope Peträkl mit der Weinpresse, Monolaki mit dem Kosten des Weins, Janko mit einer kranken Kuh, Stefani mit seiner Frau beschäftigt sei, und nicht Messe lesen könne. Dies Unwesen beschädigt die Steuerkraft des Landes natürlich schwer. Die Schilderung eines walachischen Pöckjugs, der Nationaltänze Hora und Djol de brau, der eine gelassen und ruhig, der andere wild und unbändig; Tracht und Haltung des so kräftigen und doch ungläublich mäßigen Landvolks; die große Vernachlässigung der Ackerwirtschaft, der der erste Anfang rationaler Erzeugnisse aller Art, Schifffahrt, Handel, Forstculturb: alle diese Dinge müssen in den nächsten Capiteln vom Leser selbst aufgesucht werden. In dieser fegensreichen Mater, was vermöchte hier deutscher Fleiß und deutsche Kenntniß, ruft der Verfasser aus! Aber Nachseifern ist freilich nicht die Sache des Walachen, und er laßt den deutschen Ansebler.

Wir gelangen endlich nach Bufarest, der Frenkenstadt, die auf zwei Wegen erreichbar, überall ein imposantes und reizendes Bild, eine Stadt in Gärten, darbietet. Die Stadt wächst bedeutend an, die Hauptstraße Podumogofchoja ist fast eine Stunde Wegs

lang; man zählt 180000 Einwohner, 18000 Wagen und 70000 Pferde in ihren fünf Vierteln, meist einstöckige Häuser, aber auch die palastartigen Hotels der Fillipesco, Lentsch, Stefanescu, Bellio, Cortesco, Erdős, Ghisa u. a. m., Hotels, Kaffeehäuser in Menge, und in ihrem säumeligen Umfange die lieblichsten Promenaden und Gärten, in welchen der Schmutz und der unharmonische Lärm des Orients der reizendsten Stille Platz macht, und ein wahres „Rus in urbe“ sich darstellt. Die übrigen Sehenswürdigkeiten der „Freudenstadt“ sind bald aufgezählt, selbst die Metropole-Kathedrale enthält deren wenige, außer ihren vielen Thürmen.

Vor allem zieht uns die Schilderung der „Menschen“ an, der Frauen, der Bojaren, der Zigeuner. Bukarest heißt — von Bucari, sich freuen — die heitere, die fröhliche, die blühende, das Florenz des Ostens, und in der That gleitet das Leben hier leicht und heiter dahin. Ueberall winken Caffés und Gasthäuser, überall tönt Musik und Tanz, und die Frauen sind schön und gefällig, selbst Hamburg ist ein wahres Sparta mit Bukarest verglichen. Die Rumänin verwendet viel Zeit auf den Schmuck ihres Leibes, sie verschmilzt alle Nothen, klebt sich fertige schwarze Augenbrauen und Wimpern auf, wäscht sich mit Milch, legt nachts Kalbfleisch auf die Wangen, und treibt sie auch keinen Luxus mit reiner Wäsche, so schmückt sie sich dafür desto reicher mit Spangen und Brochen. Ihre Bildung ist nicht weit her, aber dafür spielt sie sicher Klavier, singt zur Laute und kennt — die Tanzliste! Eine Hausfrau ist sie nicht, dafür ist Gott Mars ihr Liebling und Amor ihr Spielgenosse, dem sie das Kapitel von der Treue zur Auslegung überläßt. „Bojar“ heißt Kriegsmann, allein man findet Bojaren in allen Klassen der Gesellschaft. Der Rumäne sagt im Sprichwort: „Parola bojarasca, parola mintsinvasa“, Bojarenwort — Lügenwort! Die Bojarie ist jetzt ein Titel, der gewissen Aemtern anbleibt und nur von Walachen erworben werden kann. An der Spitze steht die Großbojarenklasse, sieben oder acht hohe Aemter, die die Grème der Gesellschaft bilden, im ganzen etwa sechzig Familien, zum Theil mit 30000 Dukaten an Einkünften, die Bibesco, Golesto, Fillipesco, Stirbey, Floresco u. s. w., Aristokraten, Kunstbesitzer, und meist im Auslande gebildet. Die zweite Klasse bildet der Nachwuchs, verheiratete Lebemannern, Militärs, Spieler, kleine Gutsbesitzer, die Licht und Wärme dem armen Bauer für Geld verhandeln. Die dritte Klasse umfaßt den Bithar oder kleinen Beamten, Aerzte, Advocaten, Kaufleute, Winkelschreiber u. s. w. Die Kaufleute arrangiren sich hier durch Bankrotte, die Handwerker sind meist Deutsche, die dienende Klasse fast durchweg Zigeuner, die sich selbst Romani nennen. „Zigeunerland“, sagt der Verfasser launig, „grenzt im Norden an Hoffnung, Luxus und Trost, im Süden an Muth und Glend, westlich an Leichtsin und Laster, östlich an Faulheit und Zuchtthaus. Hier braucht man kein Talent und kein Gewissen, kein Vermögen und keinen Paß.“ Es gibt vornehme Zigeuner, die in ihren Kreisen den Ton angeben, Glückritter, die von nichts abelich leben und an jeder Tafel den „Bierzehnten“ machen, und dessen Frau ein Modengeschäft etablirt; Zwitterzigeuner, ambulante Kleinhändler, Hausverwalter, Klavierstimmer u. dgl. und wahre Zigeuner, Maurer, Pferdebiebe, Schußflücker, Bärenführer, Schmiede und Cantari oder Muskantent, welche beständig singen:

Denn nur eines kann ich loben,
Lebend sich im Tanze drehn,
Kann ich das nicht mehr dort oben,
Wünsch' ich mir kein Wiebersehn —

Köche, Kammerdiener, Wursthändler und Gauner aller Art, ein Volk dunkelster Abkunft, die Romaden der gebildeten Welt.

Nach dieser Schilderung der Gesellschaftsklassen beleuchtet der Verfasser die politische Verfassung der Fürstenthümer. Er hält die Convention vom 19. Aug. 1858, welche die Verfassung feststellt, für einen zu raschen Umsturz des Bestehenden, als daß davon zunächst ein besonderes Heil für das Volk zu erwarten sei. Das Volk tritt hier, sagt er, an die Stelle des Ertrun-

kenen, den man auf den Kopf stellt, um ihm um Leben zurückzubringen — es kann nicht, lange in dieser Stellung verharren, ohne unterzugehen. Von den Bemühungen für Schulunterricht und Bildung ist zur Zeit ein besonderer Erfolg noch nicht zu sehen. Das Collegium von St. Sava wurde umgestaltet, neu dotirt und mit „französischen“ Lehrern versorgt, aber noch ist Bibliothek und Nationalmuseum in einer — Kaserne untergebracht und die höhern Schulen, mit Ausnahme der von Arad, sind im elendesten Zustande, Volksschulen aber selten. Hier wäre nun wol der Ort gewesen, uns über die rumänische Sprache und ihre Verbreitung unter den verschiedenen Volksklassen Wissenwerthes mitzutheilen und im Dunkel Liegendes aufzuhellen; dies aber versäumt der Verfasser auffallenderweise gänzlich und erwähnt selbst bei Mittheilung einiger anziehender Volkssitten nicht einmal, welchem Sprachstamme sie angehören. Er begnügt sich damit zu beklagen, daß das Uebertourieren des Französischen die Rumänen von der Kenntniß der deutschen Literaturschätze wie des Alterthums mehr und mehr ausschließt und daß noch keine rumänische Bildungsanstalt einen brauchbaren Juristen, Ingenieur oder Lehrer geliefert habe. Hiermit müssen wir schließen. Die Arbeit des Verfassers ist dankenswerth, wenn auch lang nicht erschöpfend.

4.

Soldatengeschichten.

Wenn ein Landwirth eine neue Art einführt, der Mutter Erde ihre Gaben abzugewinnen, und diese Art findet Anhang, so vergeht keine übermäßig große Zeit und sie hat auch Nachahmung erfahren; d. h. wohlverstanden, die Art und Weise nur hat ihre Nachahmer, denn das Resultat hängt doch immer von der Beschaffenheit des Bodens ab. Ein ähnlicher Fall tritt bei uns Landwirthen des Geistes ein. Wir bebauen unsere Felder mit den Kräften und Werkzeugen, die uns die gütige Natur verliehen hat, und entdeckt ein frechsammer Nachbar eine neue Art — man erlaube uns die Benutzung dieses Wortes —, so braucht der liebe Nachbar nicht allzu lange auf geehrte Nachahmer zu warten. Und das ist keine Schande, wenn die Nachahmung sich eben nur auf die Art bezieht, es müßte denn eine Schande sein, nach Goethe einen „Torquato Tasso“ zu schreiben, oder Goethe und Schiller müßten sich noch im Sarge schämen, den fünfzigjährigen Jambus in ihren Dramen angewendet zu haben, da ihn Lessing schon vor ihnen in die deutsche Literatur einführt. Eine neue Erfindung aufzunehmen schändet nicht, wenn man selbständig in der neuen Bahn weiter fortschreitet.

Diese Betrachtung sind wir genöthigt aus mehr als einem Grunde der nachfolgenden Besprechung einiger Bände Soldatenliteratur voranzuschicken.

Hadländer that einen guten Griff, als er mit Karte und Pflug zuerst ein neues Feld für den heitern Roman, das harmlose Genrebild, beackerte, indem er sein „Soldatenleben im Frieden“, seine „Wachtstubenabenteuer“ u. s. w. schrieb. Und siehe, es fand sich so mancher Nachbar und Gesinnungsgenosse, der ein Gleiches versuchte, theils mit Glück und selbständig, theils unselbständig nachbildend, und dann natürlich, wie es jede formlose ungewandte Nachtreterei mit sich bringt, ohne die erwarteten Kränze. Man wolle deshalb nicht bei jedem neuen Roman aus der Soldatenwelt, jedem heitern militärischen Genrebilde mit Indignation ausrufen: Welche Hadländererei! sondern hübsch selbst prüfen, ehe man verdammt oder anerkennt.

Wir mußten das sagen, da uns die alte deutsche spießbürgerliche Sitte des Vorherverdammens bei neuen Erscheinungen leider gar zu wohl bekannt ist, wenn diese neuen Geburten einer deutschen beschreibenden Muse nicht das so schon klingende „Nach dem Französischen oder Englischen des Sonbino“ an der Stirn trugen. Aber wir mußten das um so mehr sagen, da wir heute den Kritiker über Soldatenliteratur abgeben, während doch vor uns selbst ein „Militärisches Silberbuch“ unter der Presse ist, das die harmlos heitern Abenteuer erzählen soll, die wir im preussischen Artilleriedienste bereinst theils selbst erlebt, theils

dem Leben anpassend erfunden haben. Wie leicht kann es sich zum Ereignen, daß wir heute Fehler rügen, die wir selbst möglicherweise auch gemacht haben und die uns dann mit Bitterkeit und vielleicht hämlichem Bezug auf unsern heutigen Artikel vor- geworfen werden. Da kommen wir uns fast vor wie ein Schach- spieler, der beim Zusehen dieses edeln Spiels sehr viele Züge zu tabeln und die Gründe hierfür auch richtig zu motiviren weiß; heißt es aber hic Rhodus, hic salta, so verfällt er, beim besten Willen, vielleicht in dieselben Fehler. Und nicht immer ist die Welt so nachsichtig zu sagen: jam voluisse sat est. Besonders die literarische Welt darf es nicht einmal sein und ihre Bürger haben auch ihre Pflichten, die sie wol kennen, und, Gott sei Dank, die meisten haben auch ein Gewissen.

Wir wenden uns nach diesen Vorbemerkungen zu den uns vor- liegenden Büchern. Leider können wir dabei nicht vergleichend verfahren, da die drei Werke auch drei verschiedenen Richtun- gen angehören: dem jovialen Genrebilde, dem Romane und der Geschichte (so heißt es wenigstens auf dem Titel des letztern). Wenn wir diese Reihenfolge beibehalten, so haben wir zunächst zu betrachten.

1. Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Nachstube von H. von Winterfeld. Erster Band. Berlin, Behr. 1860. Gr. 16. 15 Mgr.

Der Verfasser so vieler niedlicher Lustspiele, der poetischen „Garnisonsgeschichten“ und des „Spazierritt nach Jütland“ tritt uns hier als humor- und geistreicher Prosaist entgegen. Man freut sich ordentlich, zu sehen, wie weit es ein preussischer Küras- ferlieutenant a. D. gebracht hat. Sein Büchlein, das kurze Zeit nach dem Erscheinen eine zweite Auflage erlebte, enthält denn freilich erzählte Geschichtlein aus dem friedlichen Leben der Krieger: „Ein Fährich mit einem Fehler“, „Eine Spufge- schichte“, „Die alte Schabrade“.

Die erste Erzählung trägt als Motto das Wort des ver- ewigten Hamlet: „Geh' in ein Kloster!“ Seltsamerweise wird der Held, noch dazu ein Fährich, mit diesem trüben aber iro- nischen Worte angerebet, und warum? weil er einen Fehler hat, den die Generation der Jetztzeit und besonders die Töchter der Eva nie verzeihen können und werden. Und für einen einzigen Fehler diesen düstern Rath? Ja wohl und mit Recht: denn wie kann man jung, wie kann man ein Fährich sein, und nicht tanzen! Der Fährich fühlt es tief und schmerzlich und bedauert zum X+1sten male, nicht standhaft schon als Cabett die ihn beherr- schende Idiosynkrasie gegen jegliche Drehung oder Schwenkung nach taftvoller Musik bekämpft zu haben. Jetzt, aber zu spät sieht er ein, daß er keinerlei Hoffnung auf Avancement hat, da er nicht tanzen kann, und was Händchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Geschicht hat er bis jetzt seine edle Unkennt- nis der schönen Kunst, die schon David vor der Bundeslade übte, zu verbergen gewußt. Er hat Hosen und Röcke zerrissen, bloß um einen Grund zu haben, Einladungen zu Bällen und Tanzfränz- chen auszuslagern; aber endlich ereilt ihn das Batum, der Oberst gibt einen Ball, seine Entschuldigungen gelten nichts, er soll in Communionform erscheinen. Man denke einen Fährich der Ca- valerie in Communionform auf einem Balle beim Regiments- commandeur, und dabei das Bewußtsein seiner Schuld im Her- zen. In gräßlicher Verzweiflung werden zu Hause, ja selbst auf dem Corridor vor dem Ballokal noch einige klüchtige Stu- dien gemacht und leise Hoffnung zieht in das gequälte Fährichs- herz. Und das Glück ist ihm günstig, der Tanzfeind findet eine alltliche Dame mit schöngewesenen Zügen, die gutmüthig genug ist mit ihm alle Tänze zu tanzen. Man kommt in den Saal und wieder heraus, tritt sich gegenseitig auf die Fährneraugen und amüsiert sich den Umständen nach gut. Der Fährich ist gerettet und da ihn bald darauf die Offizierspauletten erfreuen, so meint er sich ausgesöhnt mit dem Schicksal und nicht mehr zur Ausübung der heillosen Tanzkunst verpflichtet. Aber man hat seine Schwächen bemerkt und sich gemerkt. Die Töchter des Oberst wollen ihr Mäthchen an dem unglückseligen Fährich

fählen; es wird wieder ein Ball gegeben und der jetzige Lieu- tenant — doch das mögen unsere Leser in dem amüsanten Büch- lein selbst nachlesen. Der Lieutenant quittirt schließlich den Dienst, zieht in eine große Stadt und um für immer den Unan- nehmlichkeiten des Tanzsaals zu entgehen, läßt er sich „unter einem Stiefel einen höhern Haden machen, und so hinkte er der Welt bis an sein sanftseliges Ende eine Lüge vor; aber er hatte sich wenigstens die Ruhe seiner Seele erkämpft: er brauchte nicht mehr zu tanzen“.

Die zweite Erzählung, betitelt „Eine Spufgeschichte“, hat uns am wenigsten angesprochen. Das Sujet, einen Spuf, zu träumen und dann in Schweiß gebadet mit einem Dankgebet, daß alles nur ein Traum gewesen, zu erwachen, ist eigentlich schon zu oft benutzt, um noch einmal aufgefressen zu werden. Winterfeld erzählt allerdings wieder so liebenswürdig, daß wir glauben, auch diese auf nur schwachen Füßen stehende Erzählung werde sich ihre Freunde zu erwerben wissen. Am wenigsten will es uns behagen, daß sich der Verfasser selbst handelnd als Rei- teroffizier einführt, der sich vor dem Spuf, von dem ihm ein ausgelassenes Mädchen erzählte, nicht etwa fürchtet, Gott be- wahre, aber schließlich — doch fürchtet. Winterfeld behandelt sich selbst zwar mit feiner Ironie, aber er hat sich einmal ge- fürchtet und vor einem Phantom nach der Pistole gegriffen. Den Höhepunkt der Katastrophe wollen wir ihn selbst erzählen lassen: „Ich fühlte, wie sich langsam jedes Haar auf meinem Haupte emporrichtete, und machte eben einen energischen Versuch meine Frage zu wiederholen und das Pistol in eine gefahr- drohende Richtung zu bringen, als ich eine sanfte Stimme ver- nahm, die ungefähr in folgenden Worten zu mir rebete: „Wo hast du denn eigentlich den Stiefelsknecht gelassen? Ich suche ihn schon seit fünf Minuten.“ Der Sprecher ist ein Kamerad des Erzählers, welcher letzterer sich zeitgemäß über die entwickelte Furcht ärgert, trotzdem aber nicht schlafen kann. Zum Ueberflus wird der Geisterseher noch genöthigt, das Abenteuer seinem gütigen Wirth und dessen ausgelassenem Töchterlein am andern Morgen zu erzählen.

Der Glanzpunkt des ganzen Büchleins ist aber die letzte Geschichte: „Die alte Schabrade.“ In origineller Weise und mit bewältigendem Humor sehen wir eine Reitschabrade das Eheprocuratorat spielen. Der Brigadecommandeur und Gene- ral läßt nämlich die Cavaleriegarbison einer Stadt behufs der Befestigung alarmiren, wobei unglücklicherweise der Durche des Lieutenant von Hecht dem Offizierpferde die alte, statt der neuen Schabrade auslegt. Der Lieutenant bemerkt es zu spät (der Oberst hat es schon gesehen), doch kann das crimen laesi ordinis noch durch den verzweifeltsten Coup gut gemacht werden, daß von dem Reservepferde des Oberst die neue Schabrade ent- fernt und mit der alten des Offiziers vertauscht wird. Das kühne Manöver gelingt, der General hat nichts Vorschriften- widriges gefunden. Der Oberst jedoch, in der Meinung, das Offi- zierpferd sei mit dem alten Ungethüm von Schabrade noch be- lastet, sprengt wüthend und in einer Weise, die jedem auffallen muß, nach beendeter Befestigung auf das vermeintliche Opfer von Offizier los. Wie behert parirt er sein Pferd, als er eine funkelneue Decke sieht. „Run sag' mir eins, man soll keine Wunder glauben.“ Was bleibt nach so auffälligem Gebaren nun anders übrig, als den Lieutenant zu Tisch einzuladen. Der ge- ehrte Leser kann sich nun aber denken, zu welcher wigelnadem Gerebe es Anlaß geben kann, wenn ein unbedeutender Offizier an dem feierlichen Tage einer Parade bei seinem töchterreichen Oberst zu Tisch gebeten wird. Und der anwesende General, sowie der mit Citaten um sich werfende Major denken ebenso wie der Leser, während Lieutenant Hecht wieder denkt, man habe alles so ver- abredet, um ihn zum Schwiegersohn zu pressen. Der Oberst aber denkt an nichts anderes viele viele Tage lang, als an die schöne Schabrade, und hofft vergeblich auf den Wiederempfang. Lieutenant von Hecht hat sich endlich so ins Denken verloren, daß er nachdenk- lich geworden ist, und wenn er an des Obersten jüngstes Töchter- lein denkt, die feurige Blondine mit dem schneigen Busen, die sich jetzt verzehrt in schwärmerischer Sehnsucht nach ihm, da fühlt

er erst Mitleiden und dann verliebt er sich sterblich durch Imagination. Kostbar ist die Scene, als der Lieutenant sich endlich ein Herz faßt und den Oberst selbst um die Hand seines weiblichen Sprößlings zu bitten geht. Natürlich ist darüber ein ziemlich langer Zeitraum verstrichen und der Oberst freut sich, nun endlich seine Schabrade wiederzuerhalten. Hecht macht aber gar keine Anstalten dazu, sondern thut dem Chef, immer in allgemeinen Ausdrücken, kund, daß er gekommen sei, „sich etwas zu holen zu erbitten“. Da geht dem Oberst ein Licht auf: natürlich kommt der Lieutenant, um die schwarzbraune Stute, die Palmyre, zu kaufen. „Gut, die sollen sie haben, aber unter 80 Friedrichsdor geht sie nicht weg.“ Entsetzt prallt der Lieutenant zurück und es kommt nun zu Erklärungen, die sich befriedigend lösen. Froh erregt verläßt Hecht das Zimmer: „Und er ging hinauf und meldete sich bei der Mutter und ließ sich die Tochter übergeben, die ihm hold erröthend in die Arme sank, nachdem er seinen Helm auf den Tisch gestellt hatte. Und sie blickten sich in die Augen und küßten sich die Lippen und drückten sich die Hände und be-theuerten sich ihre Liebe und schwammen in Seligkeit. Und das alles, weil Tobias seinem Herrn eine schlechte Schabrade aufgelegt hatte.“

So hätten wir den Inhalt des Buchs skizzirt angegeben und überlassen es unsern Lesern, das Weitere selbst nachzulesen.

Das zweite uns vorliegende Buch ist, wie schon gesagt, ein Roman aus der Soldatenwelt und trägt den Titel:

2. Cantonirungsbilder von Robert Bhr. Zwei Bände. Prag, Wellmann. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schon der Titel erinnert in etwas an die „Wachstabenabenteuer“ Hackländer's und eine gewisse Uebereinstimmung thut sich bei der Lectüre des Buchs auch ferner kund. Die „Wachstabenabenteuer“ spielen in allerlei Wachstaben, in Polizei-, Krankens-, Stallwachtlokalen u. s. w.; Bhr's „Cantonirungsbilder“ spielen in vielen verschiedenen Ortschaften, die nacheinander das Vergnügen haben, den Vertheibigern des Vaterlandes Wohnung, Trank und Nahrung darzureichen. Eine Eigenthümlichkeit hat der Roman noch insofern, als er in ziemlich flüchtigem Stile beginnt — fast möchten wir schwülzig sagen — und dann später in eine immer hübschere und lesbarere Schreibweise übergeht. Wir geben wörtlich die ersten Sätze des Buchs: „Es ist im November, — so fängt mein unbekannter, geistreicher Freund Julius Obersberg in seinen „Militärischen Licht- und Nebelbildern aus der Friedenszeit“ an. Da man in der Regel gemeist um den Anfang verlegen ist, und wenn dieser einmal gemacht, das Meist gewöhnlich recht leiblich von staten geht, so eigne ich mir diesen classischen Anfang par le droit du — ich weiß eigentlich nicht, wie ich dieses Recht anders, als das Diebstahls nennen soll — recht und schlecht zu, und beginne meine „Cantonirungsbilder“, Bilder aus dem Reiterleben, mit denselben gerade passenden Worten.“

Der Hinweis beim Anfang eines Buchs, daß man eigentlich nicht recht wisse, wie man anfangen soll, dünkt uns weder schön noch überhaupt neu. Der vierte Satz, um noch ein Curiosum anzuführen, nimmt bei sehr compreffem Druck nicht weniger als 20 Zeilen ein und enthält 130 Worte! Später ändert sich das wie gesagt und man söhnt sich mit dem Verfasser aus, der eben nicht wußte, wie er anfangen sollte. Der Roman ist meist recht heiter geschrieben und hält auch die rechte Mitte zwischen Scherz und Ernst.

Als vorläufiger Held wird uns ein Lieutenant Malten vorgestellt, der auf das Gut eines Barons Bauensfeld ins Quartier kommt, Besizers einer Frau (erst recht hölzern und aristokratisch, später als sehr liebenswürdige Frau und Mutter geschildert) und zweier Töchter, einer schwärmerisch sanften Brünnetten und einer feurigen koketten Blondine, beide natürlich sehr schön. Es ist uns hier, wie bei so manchem neuern Romane, aufgefallen, daß die Brünnetten so engelsant und die Blondinen so rothglühend heiß geschildert werden. Wir haben bisher das Gegenheil geglaubt und gehört, jedoch es mag das Erfahrungssache der

Herren Autoren sein. Lieutenant Malten verliebt sich in die schöne Blondine, was wir sehr natürlich finden, Fräulein Rothilde ist aber kokett und Malten muß seinem Freunde, dem Lieutenant Gollin, weichen. Das ist sehr schade, denn dem u. Rothin schien es Ernst mit der Liebelei zu sein, während Gollin, der nunmehrige Held, sehr viel von einem Roué und sehr wenig von einem regelrechten Bräutigam hat. Gollin gibt dann das Gehaltig auch auf und bringt es, da er als gewissenhafter wenn auch etwas zahmer Don Juan die Königinnen seines Herzens numerirt und registirt, am Schluß des Romans auf Nr. 141. Ueber hundert hatten schon vor Rathilden über dieses leicht bewegbare Herz geherrscht. Schließlich heirathet dann das blonde Fräulein einen plötzlich auftauchenden Dragoneroffizier. Dagegen ist natürlich noch ein Duell zwischen Malten und Gollin vorgekommen, das den Umständen nach gut, d. h. mit einer leichten Verwundung Malten's endigt, worauf ein ewiger Freundschaftsbund zwischen den beiden Duellanten folgt. Es treten noch viele andere Offiziere auf, von denen wir nur noch den düstern Oberleutnant Ringberg nennen. Die schwärmerische Brünnette, Marie, liebt ihn, und er sucht seine Liebe zu ihr männlich zu unterdrücken, denn er ist düstern Charakters, weil er arm ist. Da stirbt ihm — deus ex machina — ein reicher Onkel, Ringberg erbt viel Geld und wird noch zeitig genug Rittmeister, um mit diesem Titel verabschiedet zu werden. Jetzt tritt er sein Mädchen und macht mit seiner Gattin große Reisen, so daß zum Schluß des Buchs aus Amerika die freudige Nachricht eintrifft, daß die Welt um einen kleinen Ringberg reicher geworden sei.

Was der Verfasser aus der Soldatenwelt selbst zeichnet, ist fest und frisch entworfen. Die Marschmäßigkeiten und Quartieralamitäten sind so recht nach dem Leben erzählt und werden manchem alten Offizier Freude machen, der dabei mit schätzbarem Behnuth an die entauschten Tage der Jugend denken kann. Specieell war uns die Lectüre des Buchs auch deshalb interessant, da wir Gelegenheit hatten das Leben der österreichischen Offiziere auf so angenehme und, wie es den Anschein hat, richtige Weise kennen zu lernen. Wie froh kann da mancher von unsern (preussischen) Offizieren sein, da ihm nicht, wie den Kameraden in Oesterreich, vor der Fronte gesagt werden darf: „Nehmen Sie sich beim Prosos!“

Der Verfasser, der die eben besprochenen Bilder aus dem Husarenleben schrieb, scheint uns selbst ein Soldat zu sein, mindestens ein gewesener, und wir freuen uns durch seine „Cantonirungsbilder“ Gelegenheit gehabt zu haben, seine Bekanntschaft zu machen.

Wir richten unser Augenmerk jetzt auf die

3. Husaren geschichten aus der Geschichte des Blücher-Husarenregiments von R. F. R. Schneider. Stolz, Stein. 1859. Gr. 8. 25 Ngr.

Dieser Großoctavband von 136 Seiten enthält 138 Anekdoten aus den Traditionen des berühmten Regiments und man muß dem Herausgeber das Verdienst zuerkennen, diese Geschichten mit Dienenfleiß gesammelt zu haben. Er schließt der Sammlung eine Vorrede voraus, aus der wir entnehmen, daß seine Schrift eine nachträgliche Jubelgabe für das vor zwei Jahren stattfundene hundertjährige Jubiläum des Regiments ist. Daran beginnt der Verfasser mit der Entstehung der Husaren in Preußen (unter Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1730) und geht dann stufenweise, nach Gründung der jetzigen Blücher-Husaren, die Thaten des Regiments bis zum letzten Selbstzuge gegen die Polen durch. Wir finden manchen lustigen und manchen kühnen und faden Reiterstreich verzeichnet; wie aber unter Nr. 114 plötzlich das Husarenlied vom Vater Arndt unter die Anekdoten geräth, ist uns vor der Hand noch unklar. Der Verfasser konnte ja dann überhaupt einen Anhang von Husarenliedern geben.

Was das Buch selbst anbetrifft, so ist es populär und zu vielem speciell preussischen Patriotismus geschrieben, was ihm gewiß zu einem Ehrenplatze in der Bibliothek aller Reiteroffiziere

sonie in der von Elementar- und Bürgerschulen verhilft. Die Schrift ist dem Grafen von Rositz gewidmet, der bekanntlich ein Adjutant Blücher's war und als solcher in der Schlacht bei Ligny den greisen Feldmarschall von der Gefangenschaft rettete. Heinrich Mahler.

Notiz.

Kant und Lessing.

Mit den Namen der beiden Männer Kant und Lessing haben wir diejenigen Helden des Geistes genannt, an die wir an zwei stützende Säulen sich anzulehnen wankenden Gemüthern in unsern chaotischen Tagen besonders zu rathen ist. Zwei Geisteslilien haben uns dies neuerdings wieder zu recht deutlichem Bewußtsein gebracht: „Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede zu Kant's Geburtstagfeier, gehalten von Johann Jacoby“ (Königsberg 1859) und „Die erste Lessing-Feier in Leipzig. Zum Besten eines auf der Geburtsstätte Lessing's zu errichtenden Denkmals herausgegeben vom Schiller-Verein“ (Leipzig, Eyermann, 1860). Auffallend ist, daß, wie Jacoby anführt, in Lessing's Schriften und Briefwechsel nirgends Kant's Name vorkommt, was freilich zum Theil daraus erklärlich ist, „daß Kant's eigentliche Glanzperiode erst mit der Herausgabe der Vernunftkritik im Jahre 1781 — dem Todesjahre Lessing's — beginnt“. Kant seinerseits gedenkt Lessing's nur in einer einzigen seiner Abhandlungen, und zwar in derjenigen „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht in der Praxis“, wo der Hypothese Lessing's von der „göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts Beifall gezollt wird“. Aber daß er auf Lessing große Stücke hielt, geht aus einem Briefe Kant's an Marcus Herz hervor. Dieser hatte Kant mit Lessing verglichen, und Kant schreibt darauf (am 24. November 1776): „Der mir in Parallele mit Lessing ertheilte Lobspruch beunruhigt mich. Denn in der That, ich besitze noch kein Verdienst, was desselben würdig wäre“ u. s. w. Uebrigens hätte wenig gefehlt, und ein äußerer Umstand hätte beide Männer in Königsberg zusammengeführt. Als nämlich 1763 die Königsberger „Professur der Eloquenz“ erledigt war, wurde diese Stelle zuerst Kant und dann Lessing angetragen. Beide lehnten ab und zwar aus einem und demselben Grunde: weil der „professor poseos“ alljährlich einen Panglossus zu halten verpflichtet sei. Als Hauptresultat der vergleichenden Betrachtung Jacoby's ergibt sich Folgendes: „Es ist ein Ziel, das Kant und Lessing im Auge haben, es ist ein und dasselbe Mittel, dessen sich beide bedienen. Und wie im allgemeinen Endziel und Mittel, so treffen im einzelnen nach die Ergebnisse des beiderseitigen Forschens zusammen, so sehr immer ihre speculative Grundanschauung auseinander zu sehen scheint.“ Bei Kant machte sich nämlich mehr die analytische, bei Lessing mehr die synthetische Denkrichtung geltend; ihr Ziel aber war das auf Selbsterkenntniß und Erleuchtung ruhende die freie Menschenthum.

Die zweite Schrift bringt zuvörderst einen ziemlich ausführlichen Bericht über das am 22. Januar zu Leipzig gefeierte, vom Schiller-Verein veranstaltete und angeordnete schöne Fest, dessen Ertrag zum Besten des auf Lessing's Geburtsstätte zu errichtenden Denkmals bestimmt war. Die zweite Abtheilung der Schrift enthält vorerst die treffliche, mit großem Beifall aufgenommene Rede Heinrich Wuttke's, worin unter anderem gesagt ist: „Unser ängstliches, eingeschüchtertes, halbhartiges Geschlecht sollte eigentlich einen so offenerhitzigen Kämpfer, der jede Maske dem Gegner herunterriß, der schonungslos und furchtlos die Wahrheit heraus sagte, unter dessen Schlägen die alte Welt in Trümmer ging, nur mit Selbstvorwürfen beschaffen.“ Zum Schluß werden wir alle aufgefordert, gleich dem Lessing als wahrhaftige Männer, als furchtlos lähne Kämpfer zu handeln, „damit wir Deutschen, was wir gewesen sind werden: eine große Nation“. Ja wohl, handeln wir es, wahrhaftige Männer, als furchtlos lähne Kämpfer“ wie Lessing, aber handeln wir zugleich auch als wahrhaft human

gestante, in wahrhaft christlichem Sinne tolerante Männer wie Lessing, was, wie er bewies, nebeneinander bestehen kann. Der in anderer Hinsicht interessante Rede von dem Prediger der israelitischen Gemeinde zu Leipzig, A. M. Goldschmidt, haben wir schon in Nr. 8 d. Bl. auf Anlaß der gegen W. Menzel gerichteten Schrift von A. Boden ausführlicher gebacht, wenigstens ihres Hauptkerns, der darin bestand, Lessing's Bedeutung für die Juden, namentlich die deutschen, nachzuweisen. Erst seit Lessing seien sie, behauptete der Redner, aus ihrer particulären Stellung heraus und in das deutsche Nationalleben eingetreten. Begreiflicherweise verbreitete sich der Redner mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit über „Nathan den Weisen“, den er „ein historisches Ereigniß, eine geschichtliche That“ nennt. Rühmt doch selbst Wolfgang Menzel, der Mann des kurzen Gedächtnisses, noch im Jahre 1836 in der zweiten Auflage seines Werks „Die deutsche Literatur“ den „Nathan“ als den „Leuchtpunkt der im 18. Jahrhundert herrschend gewordenen Humanität“, als ein „unsterbliches Gedicht der mildesten, ja, ich möchte sagen süßesten Weisheit“ u. s. w., während er es freilich jetzt den „stanzlosen Grundgedanken“ des Stücks nennt, daß Lessing darin (angeblich) seinen „Leibjuden“ Moses Mendelssohn (in welchem Menzel noch 1836 „einen der feinsten und weisesten Moralphilosophen und Erziehungseelenlehrer“ erkannte) als „vollkommensten Ideal“ hingestellt habe! Diesen psychologisch merkwürdigen Umkehrung im Gehirn eines Kritikers beleuchtet gründlicher August Boden in einer lehrreichen Anzeige des Rbpe'schen Buchs über Goethe in Nr. 24 der „Heidelberger Jahrbücher“.

A. M.

Bibliographie.

- Dumas, A., Memoiren Joseph Garibaldi's. Aus dem Französischen übertragen von E. Graf Gradowski. 1stes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. 3 Ngr.
- Elze, K., Eine Frühlingsfahrt nach Ebnburg. Dresden, Aue. Br. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Fischer, A., Aus meinem Amtsleben. Augsburg. Gr. 8. 1 Thlr.
- Furkert, C., Friedrich und Ratté. Roman-Epos. Berlin, Plahn. 16. 15 Ngr.
- Gabelentz, H. C. v. d., und J. Löbe, Uppström's Codex argenteus. Eine Nachschrift zu der Ausgabe des Ulfilas. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 15 Ngr.
- Galen, P., Der Sohn der Gärtners. Roman. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. 8. 6 Thlr.
- Ein Gedenkblatt für Alexander von Humboldt. (Von H. Trautschold.) Moskau. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.
- Klänge von Nah und Fern. Stenographen-Lieder. Herausgegeben von J. Esch und G. Levinstein. Berlin. 32. 7 1/2 Ngr.
- Leonhardi, G., Das Veltlin nebst einer Beschreibung der Bäder von Bormio. Ein Beitrag zur Kenntniß der Lombardei. Zugleich als Wegweiser für Wanderungen vom Stilscher Joch bis zum Splügen. Mit 1 Karte des Veltlin. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.
- Méron, L., Marie Antoinette, Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Rahm. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Kollberg, J. B. v., Die Weissagungen Hermanns von Lehman über die Geschichte Preußens. Rückblicklich der Vergangenheit als geschichtlich erfüllt nachgewiesen und rückblicklich der Zukunft durch andere Weissagungen und politische Betrachtungen beleuchtet. Tübingen, Kling. 8. 4 Ngr.
- Proceß Sebastian Brunner contra Ignaz Kuranda. Deffentliche Verhandlung vor dem Landesgerichte in Wien am 10. Mai. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.
- Eine neue Wehrverfassung. Tübingen, Buchhandlung Zutterberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Lieder von Julius Sturm.

Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Julius Sturm hat sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Freunde erworben, daß von seinen Dichtungen rasch neue Auflagen nöthig wurden. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Dyril —, eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein, das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zu dem Himmel, der über ihr, seinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären.“

Von Julius Sturm erschienen ferner in demselben Verlage:

Neue fromme Lieder und Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Minatur-Ausgabe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von

Heinrich Gustav Reichenbach fil.

Erster Band.

Enthaltend 100 Tafeln (50 colorirte und 50 schwarze) nebst 31 Bogen Text. 4. Gebunden 30 Thlr.

(In zehn Heften mit 50 halbcolorirten und 50 schwarzen Tafeln nebst Text 26 Thlr. 20 Ngr.)

Der erste Band dieses für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werks liegt nunmehr vollständig vor. In den gebundenen Exemplaren sind die früher nur halbcolorirten 50 Tafeln in vollem Colorit ausgeführt.

Ein Prospect, der unter anderm sehr günstige Besprechungen des Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten englischen Botanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Im Verlage von **Pfeffer in Halle** erschien soeben:

Der Paschastreit

der alten Kirche nach seiner Bedeutung für die Kirchengeschichte und für die Evangelienforschung urkundlich dargestellt vom Prof. Dr. **Hilgenfeld.**

Preis 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Black Douglas.

Ein australischer Roman von **Wilhelmine Guisard.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses zweite Werk der Verfasserin wird gewiß dieselbe freundliche Aufnahme finden wie ihr erstes „Die Hunyah. Ein historischer Roman“ (5 Thlr.), welches das interessante und dem größern Publikum bisher nicht vorgeführte Schicksal des berühmten Matthias Gorvinus von Ungarn und seiner Familie in ebenso geschmackvoller als sich an die historischen Forschungen mit Geschick anlehrender Weise behandelte.

Die „Kölnische Zeitung“ bemerkt über das neue Werk: „Diese Studie trägt ein so durchaus australisches Gepräge, daß wir, die wir dieses Leben und Treiben vom ersten Berichte über die Goldentdeckungen bis zur jetzigen Phase mit besonderer Vorliebe beachtet haben, oft wahrhaft überrascht waren. In den „Straßlingen“ schildert bekanntlich Gerstäcker mit Meisterhand und unter Benützung eigener Anschauungen das Abenteuerleben in Australien. „Black Douglas“ reißt sich dem Gerstäcker'schen Romane würdig an. Mit großer Lebensfrische sind die Scenen in den Goldminen skizzirt, und die beiden Schwestern des berühmten Black Douglas, namentlich aber Emily und Edward — eine köstliche Figur — werden dem Leser unvergeßlich bleiben.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Palästina.

Von **Carl von Raumer.**

Mit einer Karte von Palästina.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Bereits die vierte Auflage dieses berühmten Werks, das mit Benützung der neuesten Forschungen vielfach umgearbeitet und vermehrt worden ist.

Von dem Verfasser erschien ebendasselbe:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. 6 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Poetische Fragmente

von **Draumor.**

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine dem Weltreisenden J. J. v. Eschudi gewidmete kleine Gedichtsammlung eines, wie das Vorwort sagt, „in des Lebens Wirrwarr hinausgeworfenen“ Mannes, die nicht verfehlen wird, Aufmerksamkeit zu erregen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 32. —

9. August 1860.

Inhalt: Neue epische Dichtungen. Von Rudolf Gottschall. — Ein Vermittelungsverfuch zwischen Religion und Wissenschaft. Von Adolf Seifung. — Biographien älterer Theologen. Von Theobaldus Rau. (Beschluß.) — Stimmen aus dem Ausland über Alexander von Humboldt's Briefe. — Schiller als Tageskritiker. Von Franz Sandvoß. — Kritik. (Deutsche Literaturgeschichte für Schule und Haus.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue epische Dichtungen.

1. Bellona Orientalis. Zwölf politische Hymnen. Nebst einem Schlusshymnus Bellona Occidentalis. Von Friedrich Karl Meyer. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
2. Buch der Zeit. Vaterländische Gedichte, Lieder und Gesänge aus den letzten 30 Jahren vom Verfasser der „Bellona Orientalis“. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1860. 8. 15 Ngr.
3. Die Hohenstaufen. Ein Epos in sechs Gesängen. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
4. Lanzelot und Ginevra. Ein episches Gedicht in zehn Gesängen von Wilhelm Herz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. 16. 1 Thlr.
5. Reinhart. Von Mar Jähns. Berlin, A. Duncker. 1859. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.
6. Don Gonzalvo von Cordova. Epos in 25 Gesängen. Nach dem Französischen metrisch bearbeitet von A. von Rode. Berlin, Peters. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Allen Respect vor Lanzelot vom See und Don Gonzalvo von Cordova, aber infolge unserer Vorliebe für moderne Stoffe, die man immerhin für eine ästhetische Grille halten mag, lassen wir die Helden der Sage vorläufig etwas antiquairen und ertheilen der „Bellona Orientalis“, von F. K. Meyer (Nr. 1), die erste Audienz, da sich dieselbe trotz ihres mythologischen Costüms doch als eine ganz moderne Erscheinung, als eine Amazone aus den Schlachtreihen der politischen Poesie legitimirt.

Freilich scheinen auf den ersten Anblick politische Hymnen nicht zu den epischen Dichtungen zu gehören; doch man braucht sich blos an den epischen Grundzug in Pin-dar's Epinikien zu erinnern, um über diese kleine Lizenz der Kritik ein Auge zuzubrüden, da dieser epische Grundzug auch in der „Bellona Orientalis“ nicht zu verkennen ist.

In der That regen diese politischen Hymnen eine Reihe von Gedanken in Bezug auf das Wesen moderner Poesie und das Verhältniß des Publikums zu derselben an. Wir haben es oft genug ausgesprochen, daß unsere moderne Lyrik erst dann zu vollständiger Entfaltung gekommen sein wird, wenn sie auch die Gattung des höhern

Gedankenschwungs, Ode und Hymne, angebaut und in modernen Formen volkstümlich gemacht hat; wir haben in unserer „Poetik“ und sonst mehrfach die Einseitigkeit verdammt, welche alle Lyrik auf die Form des Liebes beschränkt und schon gegen die Elegie, unter der wir, auf die altgriechische Bezeichnung zurückgehend, alle Reflexionspoesie mitbegreifen, mißgestimmt ist. Gerade die Ode und Hymne läßt erst den Volksthum dichterischer Begeisterung ertönen; denn wie nach dem Ausspruche Schiller's der Mensch mit seinen großen Zwecken wächst, so wächst auch die Poesie mit ihren großen Gegenständen. Die modernen Dichter anderer Nationen, Victor Hugo, Byron, Petöfi, Leopardi sind uns hierin vorangegangen, nur in Deutschland soll die Lyrik lieberartig sein, und was nicht wie ein Gesang aus „Des Knaben Wunderhorn“ ertönt, darüber schüttelt unsere Aesthetik den Kopf. Was aber unser Publikum betrifft, so scheint sich, besonders im letzten Jahrzehnd, immer mehr die Ansicht Bahn zu brechen, als sei die Dichtkunst Sache der Frauen, eine Ansicht, welche nicht nur unsere großen Talente entmuthigen, sondern auch unsere Nationalliteratur mit der Zeit ruiniren müßte. Nur einmal in der Sturm- und Drangepoche der sogenannten politischen Lyrik des vierten Jahrzehnds in unserm Jahrhundert wandte sich auch die Männerwelt mit Begeisterung der Lyrik zu, und wie man auch über den Inhalt und die Form jener politischen Gedichte denken mag, diese Thatfache allein genügt, ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte unsers Volks festzustellen. Seitdem fehlt es aber nicht an Symptomen, als sollte unsere ganze Poesie auf den Standpunkt vifirt werden, den etwa die Bildung höherer Töchter Schulen be-hauptet. Wir erinnern nur an die Herrschaft der Blumen- und Miniaturlyrik, an die zahllosen Auflagen der Duobezpoesie, der Anthologien von Damenhand, der Spruchsammlungen und Albumblätter und auf der andern Seite an die verhältnißmäßige Theilnahmlosigkeit, welcher alle ernsten Dichtungen des höhern Stils auf epischem und lyrischem Gebiete begegnen. Diese Theilnahmlosigkeit geht so weit, daß selbst die Lieblingsdichter

des Doudou's Gefahr laufen, ihre Beliebtheit zu verlieren, sobald sie sich einmal auf jenes versemte Gebiet hinauswagen. Hierzu kommt die unleugbare Erfahrung, daß selbst Schau- und Trauerspiele sich auf der Bühne nur durch ein Ueberwiegen des weiblichen Elements, durch das Interesse, das sie der Frauenwelt einflößen, behaupten, und Shakespeare und Schiller müßten es ihrem classischen Nimbus danken, wenn viele ihrer Tragödien, trotz ihrer historischen Würde, vor diesem Tribunal Gnade finden. Auch die großen Erfolge der Frau Birch lassen sich wesentlich daraus erklären, daß sie von „Pfefferkorn“ und der „Marquise von Villette“, bis zu „Jane Eyre“ und zur „Grille“ stets Heldinnen und niemals Helden für das Theater zurecht gemacht hat. Alle diese Symptome sind aber höchst bedenklicher Art; denn wenn das ewig weibliche Princip in der Literatur alleinige Geltung gewinnt, so ist von dieser Verweiblichung auch eine Verweiblichung die nothwendige Folge, und die ernstesten und größten Gattungen der Poesie werden bald einer untergegangenen Epoche angehören und als eine Art von „fossiler Flora“ nur auf den Gelehrtenschulen erläutert werden.

Deshalb verdient eine männliche Poesie stets von der Kritik besonders beachtet und empfohlen zu werden, damit sich um ihr Banner auch wieder ein Kern männlichen Publikums sammle, das sich allmählich sehr verdünnt und zerstreut und durch die Inspirationen der Hausgöttinnen am Theatralischen zum Theil in die Blaustumpffregionen verirrt hat.

Die „Bellona Orientalis“ gehört nun ganz dieser männlichen Poesie an, für welche wir ein Publikum werben. Es sind Hymnen, die ihren Stoff der Zeitgeschichte entnehmen. Die orientalische Frage und der Krimkrieg bilden das Grundthema, an welches sich diese Hymnen knüpfen, die in begeisterten Anreden Preußen, Oesterreich, England zur Erfüllung ihrer echten historischen Sendung aufrufen, die Revolution und Reaction personificiren und darstellen, Napoleon anführen und die taurische Diana, das Kriegsschauspiel von Sewastopol und die Schlacht bei Inkerman schildern lassen.

„Verflüchtetes Zeitungsgeschwätz“, rufen die Aesthetiker der strikten Observanz! Favete linguis, ihr Herren! Seid so billig einzuräumen, daß auch Horaz, wenn er den von seinen Feldzügen heimkehrenden Augustus feiert, nach unsern modernen Begriffen ein Zeitungsgebiß verfaßt hat, und daß Vindar, wenn er in seinen Hymnen die Chronik hellenischer Familien kündigt und die Sieger der Wettrennen feiert, nach unsern Begriffen oft nur als poetischer Lokaltreferent auftritt, sodaß, wenn unser Lurp-volks-thümlicher wäre und die Herren von Strubelwitz und Prudelwitz sich mehr um das Vaterland verdient gemacht hätten, ein Gelegenheitsdichter, der die im Handicap-Rennen siegenden Pferde dieser Barone und dabei ihre Familien feierte, hierin ganz auf dem Standpunkte Vindar's stände. Seid so billig, einzuräumen, daß Dante in seine „Hölle“ die berühmtesten Zeitgenossen einsperrt, in seine „Divina commedia“ ein großes Stück politischer

Poesie mit hineingebichtet und nicht anders verfahren ist, wie ein Dichter, der heute zum Aerger der Jospäpheit einen Ludwig Napoleon, Cavour, Garibaldi, Saint-Arnaud, Palmerston, Nikolaus in einen poetischen Himmel oder in eine poetische Hölle sperrt!

Das ist freilich jetzt alles glücklich von Spinnweben der Zeit überzogen, ehrwürdig grau, und bedarf des Commentars! Die sticlistischen Könige zu Vindar's Zeit müssen ebenso mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit wieder entdeckt werden, wie Corso Donati, Ugolino und die andern Helden des Dante'schen „Inferno“. Dichter werden erst wie die Weine durch das Alter gut, darum tröstet euch, ihr modernen Poeten, mit Horaz, Vindar und Dante! Kommen wird einst die Zeit, wo Ludwig Napoleon ebenso einem grauen Alterthum angehört, wie jetzt Dionys von Syrakus, wo die Belagerung von Sewastopol ebenso fern liegen wird, wie die von Ilion und Numantia, wo das, was jetzt jedem Burschenmann und Zeitungleser klar ist, so glücklich sein wird, eine dunkle Stelle zu bilden, welche keine telegraphischen Depeschen mehr erläutern, sondern nur kritische Gelehrsamkeit, wo man sich durch einen Commentar zu eueren Dichtungen wird habilitiren und Mitglied einer Akademie werden können!

Freilich muß man auf der andern Seite zugeben, daß diese modernen Stoffe spröde sind und noch kein durchgreifender Stil für ihre Behandlung gefunden ist. Nach unserer Ansicht müssen sie ihre eigene Poesie entbinden, und wenn in der „Bellona Orientalis“ nicht nur die griechisch-römische, sondern auch die germanische Mythologie dazu dienen muß, poetische Gestaltung und Bewegung hervorzubringen, so halten wir diese unmoderne Behandlung moderner Stoffe für einen Mißgriff, abgesehen von der mangelnden Einheit des Colorits. Der Verfasser geht darin so weit, daß er um die Stirn der Morne, welcher Opfer aus Freyja's Wolke leuchten, At und Pallas Nike wechseln läßt. Dagegen ist es keineswegs unmodern und ganz poetisch, wenn er des Napoleon Schatten heraufbeschwört, nur müßte wiederum nicht Bellona gtieregleich über seinem Haupte schweben. Ebenfalls entspricht die poetische Personification der Revolution und Reaction den Ansprüchen, die man etwa an eine moderne Maschinerie im Epos stellen würde, ohne dabei zu einer leeren Allegorie zu werden. Die Revolution schwebt der Dichter wie folgt:

An Jerschs Strande
 jäh' über Bant' und Felsenriffe
 vom Stoß der Flut geschleubert, berstend,
 die Segel all' im nächtig wüthigen
 Nachtgleichensturm, schießt hoch empor
 und schmetternd, steh, am Vorgebirge
 zerschellt ein Boot. Wer ist die drohende
 Gestalt, die, mit gewalt'gem Sprunge
 den sichern Tod verhöhnd, lauernd schon
 wild in die Nacht späht, blutig leuchtend
 in rother Kapp' und Rutte, wie
 ein ries'ges Irrlicht? Lodern läßt sie
 die Fackel jetzt und, wie den brüllenden
 Biffel ein Luchs, zerreißt mit gellendem
 Pfiff sie den ries'gen Sturm. Da rühren,

des Winks gewärtig rings aus allen
Fühlen zusammenschleichend, sich
ihre Streun.

Was nun den Gedankeninhalt und politischen Standpunkt des Dichters betrifft, so ist im ganzen eine große historische Auffassung unverkennbar. Der Dichter schwärmt besonders für britische Zustände und faßt die Aufgabe Britanniens im edelsten Sinn. Auch die Ziele, die er in der Donauhymne Oesterreich steckt, sind bei weitem andere, als sie die Tagespresse in ihren Zeitartikeln bezeichnet. Die Verherrlichung des alten Napoleonischen Imperiums geht auf die höchsten geschichtlichen Aufgaben:

Und wie

an zweier Zeiten Thor, Columbus
die Neue Welt entdeckte, legte,
wieder entdeckend, auf die Alte
Welt ich den Finger. Aiens ahnender
Columbus ich: doch, vom Verhängnis
gehemmt wie er, nicht der Entdeckung
mächt'gen Genuß, meines Gedankens
Victoria nicht ersaßt' ich. Fruchtlos
hier in Europas Heckenland,
brach ich die Kraft, geborn in Aiens
ewigem Steppenmeer gigantische
Reiche zu bauen. Hätt' ich am Ganges
geschlagen mein Marengo, in
Sina mein Austerlitz, wußt ständen
noch unerschüttert heut' die eisernen
Säul'n meiner Herrschaft.

Mit einem Worte, der Dichter läßt nirgends die Weltweite der Anschauung vermissen, ohne welche freilich diese Poesie Gefahr laufen würde, nur der politischen Tagesdebatte ein dichterisches Gewand zu leihen.

Was die Form der „Bellona“ betrifft, so ist sie durchaus originell, wie überhaupt das Streben, in diesem höhern Gattungen schöpferisch zu sein, auch neue Formen schaffen muß, da die alten sich ungenügend erweisen. Die „Bellona“ enthält die bedeutendsten „Odenarten“ der letzten Zeit; wir sagen ausdrücklich Studien, weil diese Dichtung das Gepräge des Harten, schweren Ringens an der Stirn trägt, nennen sie aber besitzend, weil sie nicht nur im ganzen den Charakter des Denkfils richtig erfasst, sondern auch an einzelnen Stellen schlagend ausgebrüht hat.

Das Metrum gründet sich, nach Angabe des Verfassers, daher die von Tellkampf aufgestellte Notenmetrik acceptirt, auf die Einheit eines zweivierteltaktigen (trochäischen) Rhythmus, der sich paarweise zu einer Zeile verbindet. Es sind, für die gewöhnliche metrische Anschauung, Verse in vier Hebungen und Senkungen, die aber meist mehr einen Eindruck vierfüßiger, von Dactylen und Spondeen überbrochener Jamben machen, als den von Trochäen. Diese Zeilen verbinden sich dann wieder in kleinerer oder größerer Anzahl zu einer fortlaufenden Reihe von Doppelsätzen (Satz und Gegensatz, Strophe und Antistrophe) und zwar so, daß der rhythmische Satz immer zugleich mit dem grammatischen abschließt, aber, um den Zusammenhang des Ganzen nicht zu unterbrechen, niemals am Ende der Zeile während des Gesangs. Die Länge der Sätze ist beliebig; der Gegensatz aber ist stets ebenso

lang wie der Satz und darf nur eine Verstärkung, Ergänzung und Abrundung des Gedankenganges enthalten, ihn aber niemals weiter führen. Es ist keine Frage, daß durch diese Art von Parallelismus und seine unvermeidliche Regelmäßigkeit der Verfasser den Schwung seiner Gedanken lähmt und sich selbst oft zu matten Umschreibungen und Wiederholungen verurtheilt, wo ein energischer Fortgang angemessener gewesen wäre. Für eine kleinere Ode habe ich in der „Portif“ selbst als eine der anzuwendenden Formen die der Strophe und Antistrophe empfohlen, welche aber freilich erst in einer Epistrophe zum vollkommenen Abschluß kommt; für ein größeres Gedicht hat diese Form etwas Schleppendes.

Wir theilen zur Probe zwei Doppelsätze mit. Ein Punkt scheidet die Strophe von der Antistrophe; ein kleiner Zwischenraum den Doppelsatz vom Doppelsatz:

Ein eh'rner Sturmruß wühlt Europas
schlummernde Stidluft auf, der schmetternde
Sturmruß Bellona's. Auf des Gurus
wilber Harpyie reitend, schwingt sie
Schwert, Fackelbrand und Tuba. Krieg,
Krieg, Krieg! erwacht, Balthrien, zäumet
die schwarzen Todesross' und reitet
das Leben anzujagen! Jubelt,
verflegte Himmelsböcke, die
der üpp'ge Feuerwolkensturz
zu schwellen kommt!

Die Kühnheit des Denkfils hat sich der Dichter vollkommen zu eigen gemacht, und auch das ist ein Verdienst, gegenüber der zimperlichen Alltagslyrik und ihrer verblassten Bildlichkeit. Am wenigsten billigen wir freilich die grammatischen und syntaktischen Inversionen und Unklarheiten, die der Verfasser von unsern frühern Odenbüchern mit übernommen hat und die vielfachen Härten, welche durch eine ungerechtfertigte Apostrophierung hervorgerufen werden. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Zusammensetzung einzelner Doppelwörter und die Zusammenhäufung der Abiectiva sich oft unnatürlich und gesucht ausnimmt, sowie daß einzelne Bilder allzu kühn sind und in Schwulst und Bombast ausarten. Dagegen ist oft der grandiose Fugestil der Ode treffend ausgeprägt und die lapidarschrift des Gedankens erinnert bisweilen an die größten Muster dieser Gattung. Die Hymne „Napoleon“ enthält Partien von großer Schönheit. Napoleon sagt zu Bellona:

Woll
genossen hier auf Erden hab' ich
Fortuna's goldnen Trunk und auch
mit Rosen ihn bekränzt. Aber
geliebt, mit ewig unzertrennlichem
Austausch von Leib und Seele hab' ich
nur dich, Bellona! Nur bei deiner
Gewehre Blitzen fühl' ich mir
das Blut die Wangen färben: nur
bei deiner Schlünde Donner'n hbrt' ich
mein Herz im Busen schlagen. So
dich liebt' ich, wie für mich begeistert
die Krieger sterben gingen: wie
noch aus zerschoss'ner Brust ihr jubelndes
Vive l'Empereur! mich grüßte. Alle
Ferden des Erdballs von Aethiopien

bis nach Kimmerien, bis zur Sonne
um Mitternacht, hab' ich erobert
zu Ehren dir, Bellona! Habe,
dir zum Triumph, Moskaus krySTALLNE
Eisfelder, des Ost's üppige
Nil-Frühlänge zu deinen Füßen
als Teppich ausgebreitet. Webend
vor deinem Göttertritt, aus tiefem
Schlummer erweckt' ich hier die Mumien
ägypt'scher Vorzeit, dort des Nordens
noch ungeborene Zukunft. Magisch
aufstehend sang die Säule Memnons
von des Sesostris Siegen; sang
von meinen Siegen, morgendämmernd,
Peter's granitne Säule. Herrlich
mit frischgepflückten Thaten kränzt' ich,
Bellona, all deiner gewaltigen
Lieblinge, Hannibal's und Cäsar's
und Friedrich's, Helden Spuren. Von
Kyros bis Karl, von Alexander
bis Attila, ließ alle Glorien
der Welterob'ung ich noch einmal
an dir vorübertrauschen.

Die letzte Hymne: „Bellona und Germania“, sowie
das Fragment „Bellona Occidentalis“ zeigen uns, wie
der Dichter sein Metrum auch mit dem Reime verknüpft,
wobei freilich das Ende des Doppelsatzes mitten in der
Zeile den durch den Reim ebenso gegebenen wie ver-
langten harmonischen Abschluß störend unterbricht.

Die unter Nr. 2 angeführte Gedichtsammlung desselben
Verfassers: „Buch der Zeit“, beweist freilich, daß ihm
für das Lieb Schmelz, Leichtigkeit und Grazie fehlen, wenn
sich auch in diesen meist politischen Gedichten weder der
Ernst patriotischer Gesinnung, noch die Kühnheit des
Ausdrucks verleugnet.

Das Epos in sechs Gesängen: „Die Hohenstaufen“
(Nr. 3), hat bereits viel von sich sprechen machen. Als
Dichter desselben hat sich der strebsame Arnold Schloen-
bach bekannt, der hier zum ersten male sein Talent zu
einer größern Schöpfung concentrirt hat.

Das Epos enthält sechs Gesänge, jeder Gesang meh-
rere Lieder. Der erste Gesang behandelt: „Kaiser Hein-
rich IV. und Friedrich, der erste Hohenstaufe“; der zweite:
„Heinrich V. und die Söhne Friedrich's“; der dritte:
„Friedrich Barbarossa“; der vierte: „Heinrich VI. und
die Zwischenkaiser“; der fünfte: „Friedrich II.“; der sechste:
„Die letzten Hohenstaufen“. Wir sehen, Schloenbach geht
auf epischem Gebiete so gründlich zu Werke, wie Raupach
auf dramatischem zu Werke gegangen ist und schenkt uns
keinen der ehrwürdigen Kaiser und Zwischenkaiser. Die
Dichtung kann daher nicht als ein Epos charakterisirt
werden, wenn auch der epische Stil in ihr vorwiegt. Dazu
fehlt es ihr an den künstlerischen Grundbedingungen;
denn auch das Epos bedarf eines Haupthelden und eines
einheitlichen, wenngleich in die Breite gehenden Kampfes.
Ein Epos kann uns nicht, wie der Zauber Spiegel der
Herren im „Macbeth“, eine Reihe von Königsgehaltn mit
Scepter und Krone nacheinander vorüberführen. Das ist
das Verfahren der cyclischen Dichter, welche mit dem Ei
der Leba begannen. Homer verfuhr anders. Der Streit

des Agamemnon und Achilleus ist nur eine Episode in
der Belagerungsgeschichte Ilios; aber diese Episode hat
Homer durch seine echt epische Behandlungsweise nicht nur
zu einem fesselnden Gemälde der ganzen Belagerung, son-
dern zu einem Culturgemälde der ganzen Epoche erwei-
tert. Eine Episode aus dem Leben Friedrich's I. oder
Friedrich's II. würde zu einem nicht minder umfangreichen
Epos, als es die Dichtung Schloenbach's ist, genügenden
Stoff gegeben und innerhalb dieses beschränkten Kreises
noch Raum genug zu einem Culturgemälde jener großen
Zeit gewährt haben. Die Schloenbach'sche Dichtung ist
daher nicht als Epos, sondern als eine Reimchronik zu
betrachten. Wir werden gleichsam durch den historischen
Ahnenaal der Hohenstaufen hindurchgeführt und zu jedem
Gemälde gibt der Dichter eine poetische Unterschrift. Diese
Behandlungsweise macht es ihm möglich, den ganzen
Reichtum interessanter Begebenheiten und Thaten zu
erschöpfen, gestattet aber in ihrer geradlinigen Fortbewe-
gung nirgends die harmonische Abrundung des epischen
Kreises, der sich um einen Mittelpunkt bewegt. Ebenso
wenig gönnt sie dem Dichter die Zeit, den einzelnen Cha-
rakter in den verschiedensten Lebenslagen mit jenem Be-
hagen auszumalen, aus welchem erst das epische Interesse
entspringt. Der Epiker muß zum Augenblicke sagen:
„Verweile doch, du bist so schön“; uns aber nirgends
an die Chronologie erinnern und an jenes Unbehagen,
welches wir auf der Schulbank empfanden, wenn wir
eine Reihe zwischen zwei Daten eingesperrter Könige her-
beten mußten.

Dennoch begrüßen wir in den „Hohenstaufen“ nicht
nur ernste Studien eines epischen Stils, der sich seiner
Natur nach vom lyrischen und dramatischen wesentlich un-
terscheidet und auch eine gediegendere und mehr künstlerische
Durchbildung verlangt, als sie die moderne breite Ro-
manprosa gewährt, sondern auch Spuren eines beachtens-
werthen Talents. Die Einführung der Hohenstaufen im
ersten Gesang, einzelne Schlachtbilder der italienischen
Kriege und der Kreuzzüge, besonders aber die elegisch
ausstöhnenden Lieder des letzten Gesangs, welche einen
Enzio, Manfred und Konradin feiern, sprechen für die
Begabung des Dichters. Als Probe für den epischen Stil
und die zehnzeilige Stanzform, welche der Dichter ge-
wählt hat, mögen die Verse dienen, mit denen die Dich-
tung beginnt:

Der Hauch der Nacht hielt noch das Thal umfassen;
Im Sommer war's, zu frühster Morgenzeit,
Dicht war der Staufen mit Gewölk umhangen,
Weit um die Wälder lag ihr Rebekleid,
Da sah zwei Wand'rer man schon aufwärts steigen;
Der eine steigt in Alters ruh'gem Schritt,
Das greise Haupt beugt sich mit leisem Neigen,
Der andre fest, mit rüß'ger Jugend tritt;
Doch haben beide nicht ein Wort gesprochen,
Nur ihre Herzen hört der Morgen pochen.

Der Alte, steht man, zählt zum Ritterstand,
An seiner Seite blinkt ein wucht'ges Schwert;
Es trägt der Jüngling nur ein Jagdgewand
Und für ein Weidwerk ist sein Arm bewehrt.

Die breite Stirn des Alten ist zerhaun,
Sein Auge glüht, umweht von weißen Haaren;
Sein Antlitz spricht aus narbenvollen Braun
Von großen Dingen, die er tief erfahren,
Wenn er das Antlitz hellen Blids erhebt,
Sieht man den Mann, der niemals hat gebebt.

Auf fast'gem Walbgrund eine junge Gieße,
In allen Fasern frisch und kerngesund,
So ist der Jüngling, und das blonde, reiche
Gelockte Haar weht um den trop'gen Mund;
Das kühne, treue, blaue Auge fliegt
Dem Berghaupt zu, das sie nun bald erstiegen;
Auf seiner Stirne hohem Glanz sich wiegt
Der Ruhm des Ruhms und träumt von künft'gen Siegen.
Es ist der Sohn des Vaters neues Leben;
Auch er ein Mann. Auch er wird niemals beben.

Das Wesen einer „Reimchronik“ bringt es mit sich,
daß die so weit ausgebehnte Schilderung mancher Ueber-
gänge und Vermittelungen bedarf, denen man ihren pro-
saïschen Zweck anmerkt, und ferner, daß vieles nur flüchtig
im Stil gereimter Weltgeschichte erzählt und ohne scharf
ausgeprägte Anschaulichkeit ist. An prosaischen Wendun-
gen fehlt es in den „Hohenstaufen“ nicht:

Und staunender betrachten wir die Werke
Der einzigen, der ungeheuern Hand,
Je weniger an Willen, Geist und Stärke
Geschlecht und Zeit zu ihren Diensten stand,
Je mehr Gewalten sich entgegenthürmten u. s. w.

Oder:
Und wenn auch Friedrich seine Thaten säte
Auf einen harten und durchhöhlten Boden u. s. w.
Das ist der Stil nüchternster Reflexion, der aus aller
Poesie herausfällt.

Ebenso fehlt einigen Lieblingsbeiwörtern des Dichters,
wie „fürchtbar“, „fürchterlich“, alle darstellende Kraft. Sie
schildern den Eindruck, statt die Sache zu schildern und
durch diese Schilderung jenen Eindruck hervorzurufen.
Vom belagerten Mailand heißt es:

Und fürchterlicher wird die Todesnoth
Und fürchterlicher jede Leidenschaft....

Ein andermal:

Doch grade hier faßt ihn das Schicksal an
Mit seiner kalten, fürchterlichen Hand....
Und so geschah der schreckliche Verrath....
Durch's ganze Heer mit fürchterlichem Morben
Sieht man den Wahnsinn und den Hunger wandern....
Sie wurden bald des armen Landes Tiger
Und nährten neues, fürchterliches Hassen u. s. w.

Dagegen finden sich freilich auch wieder Schilderungen
von tüchtiger Zeichnung und lebenswarmem Colorit, wie
überhaupt die ganze Dichtung nicht nur von dem Ernst
historischen Sinnes, sondern auch von einer echt patrio-
tischen Begeisterung durchweht ist.

„Lancelot und Ginevra“ von Wilhelm Herz (Nr. 4)
führt uns in den Sagenkreis des Königs Artus und sei-
ner Tafelrunde. Ritter Lancelot vom See liebt die Kö-
nigin Ginevra, Artus' Gemahlin, und entführt sie auf
ein Schloss. Während der König Lancelot in Wentwic
an der Bretagne belagert, wirft sich der wilde, leiden-
schaftliche Mordred zum König auf und verfolgt Ginevra
mit glühender Liebe. Artus zieht gegen Mordred; es
kommt zur Schlacht; Artus wird von Mordred erschlagen

und von Lancelot an dem Mörder gerächt, der vorher
auch Ginevra umgebracht.

Es ist in dieser Sage, die sich, heiläufig, für einen
Richard Wagner'schen Operntext gut eignen würde, Leben
und Bewegung. Die Liebe des alten Artus, des edeln,
ritterlichen Lancelot und des dämonischen Mordred zu
Ginevra gibt die verschiedensten Grundtöne für die Scala
der Leidenschaften an, und es ist nicht zu leugnen, daß
Herz seine Dichtung mit vielen psychologischen Feinhei-
ten ausgestattet hat. Trotz einzelner nachgeahmter Wen-
dungen und Anklänge an die alten Nitterdichtungen ist sie
im ganzen im modernen Stil gehalten; die Verse sind
durchweg rein und fließend, die Naturschilderungen an-
muthig, die Liebes-scenen voll sinnlicher Glut. Freilich
bedürfen diese Gedichte eigentlich eines naiven, treuer-
zigen Stils, und die moderne Reflexion schwächt ihre
Wirkung ab. Besonders darf diese Reflexion nicht in
ganz andern Zeiten umherschweifen und so die Einheit des
Colorits und der Stimmung unterbrechen. Dies thut aber
unser Dichter an mehreren Stellen, am auffallendsten da,
wo ihm das Bild der vor den Richtern stehenden schönen
Ginevra die Traumgestalt der Thespia heraufbeschwört:

Ich hörte einst aus fernem Lagen
Von einem Griechenweibe sagen,
Die schön war, wie seit Helena
Der Himmel Joniens keine sah.
Ihr kennt sie wol, die Lust der Mufen,
Um deren weißen Götterbusen
Den Arm in sel'gem Schöpfungsdrang
Praxiteles, der Meister, schlang.
Entzückt verstumten alle Gäste,
Als sie bei Poseidon's Feste —
Nackt wie Anadyomene —
Emporflieg aus der heil'gen See.
Dereinst, so lautet der Bericht,
Stand schwerverklagt sie vor Gericht;
Umsonst sprach mit gerührtem Tone
Hyperides, der Redner Krone.
Schon schwebte auf des Richters Munde
Des Todesurtheils blut'ge Runde,
Da plötzlich streift des Redners Hand
Von ihrer Schulter das Gewand u. s. w. —

eine Schilderung, die der Dichter mit folgender Reflexion
abschließt:

Ginevra sank in gleiche Noth —
Doch längst sind jene Richter todt,
Und die sich Arthur auserforen,
Hat kein olympisch Land geboren.

Hier fühlt wol jeder heraus, daß dies weit ausge-
führte Bild uns in eine ganz andere Welt versetzt, als
diejenige, in der uns das Gedicht heimisch machen will.
Vortrefflich ist die Charakteristik Mordred's, der bisher die
Leidenschaft nicht kannte und plötzlich von ihrem wildesten
Fieber geschüttelt wird:

Er wanderte hinaus ins Land,
Schon war verglüh't der Sonne Brand
Und auf den Thälern, auf den Matten
Lag breitgezackt der Berge Schatten.
Er drängte ruhslos fort und fort,
Und murmelte manch milbes Wort.
Der Kampf, den er im Busen tritt,
Trieb schnell und schneller seinen Schritt,

Er kam, als schon Nachtfalter flogen,
 An einen Fluß mit mächt'gen Wogen,
 Er sprang ins kühle Wellenbad
 Und schwamm zum anderen Gestad.
 Fort unauffattsam schritt er dann
 Den Steig empor zum Felsentann
 Und drang beim letzten Abendschein
 Ins Dickicht des Gebirges ein.
 Kein Menschenlaut war rings zu hören,
 Nur Wipfelschlag uralter Föhren,
 Berserkung'ner Aeste Knattern
 Und träger Uhu Flattern.
 Es pffiff der Wind vom Meeresstrand
 Durch Mordred's triefendes Gewand.
 Ihm aber war's ein wild Behagen
 Mit Unlust seinen Leib zu plagen.
 Da raschelt es im Dunkeln,
 Zwei graue Augen funkeln,
 Es schleicht an einer toten Eule
 Ein Wolf mit murrendem Geheule;
 Nun wittert er den kühnen Mann
 Und schnaubt in Wuth auf ihn heran.
 Da jauchzt in Grimm des Helden Seele,
 Er packt das Unthier an der Kehle
 Und würgt es in die Dornen nieder,
 Bald reckt verendend es die Glieder.
 Er aber klettert ohne Ruh
 Dem Kamm des Waldgebirges zu,
 Dort setzt er sich im Mondenschein
 Auf flutgewaschenes Moosgestein
 Und ruft, wie durchs Geißes der Schlacht,
 Fluchworte in die wilde Nacht:
 Du Wetterwind in Wolkenshöhn,
 Wo ziehst du hin mit Sturmgetö'n?
 Dein graues, faulendes Gewand
 Erfüllt mit Schrecken Meer und Land.
 Voraus dem Zug Nachtvögel krächzen,
 Es heult die See, die Wälder ächzen,
 So stürmst du dunkeln Fernen zu,
 Mein Geist rast herrenlos wie du! —
 Weh, weh, wie das gefallne Weib
 Mit ihrem sündig schönen Leib
 Mich zwischen Leben hält und Sterben
 Und jagt ins ewige Verderben!
 Mein ganzes Fühlen ist Begier,
 Mein ganzes Denken hängt an ihr,
 Und mein Gewissen, mein Gebet,
 Ein Rauch ist's, der in nichts verweht.
 Ich fühl's, vergebens, ach vergebens
 War alle Arbeit meines Lebens,
 Und selb vertriecht sich meine Kraft
 Beim Kampfsruf blinder Leidenschaft.
 O risse dich vom Wolkenschos
 Ein Racheblitz des Himmels los,
 Und lösche meines Herzens Schwüle
 Der Grabeserde ew'ge Kühle! —
 Doch aus dem Dunkel lockt mich mild
 Ins Leben ihr geliebtes Bild,
 Und führt mich hold aus Grimm und Leid
 In Wonnen und in Herrlichkeit.

Es ist der Fluß echter Dichterbegabung, der aus sehr vielen Schilderungen des vorliegenden Gedichts spricht. Möchte der Dichter bald sein Talent an einem modernen Stoff erproben, der seiner Weltanschauung und Behandlungsweise näher zu liegen scheint!

„Reinhart“ von Jähns (Nr. 5) ist eine sehr umfangreiche Dichtung, ein großes Märchenepos, an dessen

Selben in wunderbar phantastischen Krystallen die ganze altdeutsche Märchenfülle anschießt. Die Märchen von Schneewittchen, vom Dornröschen, Fisch, Adler und Vär und mehrere andere von Drachentödttern und Spinnerrinnen sind hier an den Fäden einer einzigen Handlung gereiht, welche den innern Entwicklungsengang des Helden spiegeln soll. Von Haus aus ist ihm Dornröschen von den Feen bestimmt, doch vorher liebt er Schneewittchen und Regina. Wir haben gegen dies poetische Märchenfabeloskop und trotz einzelner reizender und anmuthiger Schilderungen unsere Bedenken. Der Zauber des Märchens besteht in seiner Naivität; frisch, schlicht, einfach sind diese Kinder der Volkspoesie, alle Abfälligkeit liegt ihnen fern. Die einzelnen Märchen zu einer größeren künstlerischen Composition zusammenzuschweißen, ist schon insofern bedenklich, als sie dadurch ihre Naivität verlieren und schon durch die gegenseitigen Beziehungen, in die sie gebracht werden, eine andere Beleuchtung auf sie fällt. Ist hier für die Märchenwelt zu wenig Naivität, so ist auf der andern Seite wieder zu viel für eine reflectirende Betrachtung, zu der wir durch die Behandlungsweise herausgefordert werden. Schneewittchen ist nicht für Reinhart bestimmt, wol aber Dornröschen. Dies fernhafte Verhängniß verrückt den Märchenstandpunkt; denn die Märchen von Schneewittchen und Dornröschen haben ihren selbständigen Reiz, ihre Verknüpfung aber ist ganz willkürlich. Das ist zu wenig naiv. Dann aber fragen wir, warum paßt Dornröschen besser als Schneewittchen für den Helden? Der Dichter bleibt uns darauf die Antwort schuldig. Das ist zu naiv. Hiermit hängen unsere Bedenken gegen die Behandlungsweise zusammen. Sie ist zu anspruchsvoll, zu glänzend, zu prettös. Der Stil Ariosto's paßt nicht für das simple deutsche Märchen und seine anheimelnde Gemüthlichkeit. Dieser phantastische Glanz ist nur jenen Partien des Werks angemessen, welche der freien Erfindung des Dichters angehören. Das Märchen ist ganz Kern, ist echtes, keusches Gold der Ficht und verliert seinen Glanz, wenn es zu weitgedehnten Fäden dichterischer Erfindung ausgesponnen wird. Schneewittchen und Dornröschen im goldbrocatenen Gewand der Poesie sind nicht mehr seine kindlichen Diminutivhelmbinnen. Wenn man indeß von dieser allzu modernen, reflectirten und glänzenden Behandlungsweise abstieht, so ist nicht zu verkennen, daß die Dichtung viele echt poetische Schilderungen, glückliche Naturbilder u. s. w. in leichter fliegender Sprache und Versform enthält:

Reinhart schaut auf zum Berge,
 da glühn im Westlicht prächtig
 Gewalt'ge Dornenheiden
 thurmhoch und mauerumächtig;
 Und über die höchsten Wipfel,
 getaucht in Purpurbunst,
 Erheben sich schlafte Thürme
 in blaue Junitluft.

„Dornröschen“, flüstert Reinhart —
 wie drängt und treibt sein Sinn
 Bei diesem süßen Namen
 Ihn zu den Thürmen hin!

Zu jenem sonnigen Rhythmus,
das ihm entgegenläßt,
Entfaltet sich freud'ges Vertrauen
erfrischend im Gemüth.
Er springt vom Ross. Die Wellen
beginnen sich leise zu regen,
Die lauen Lüfte schwellen
ihm sanftbewegt entgegen.
Der letzte Riston schwindet
aus freiem Geiste fort,
Der reingestimmt empfindet,
hier schlummre ein heiliger Ort.
Er klimmt bergan. Den Heden
naht er sich ohne Graus;
Doch keine Nester strecken
sich mörb'risch nach ihm aus.
Rein! Hell und heiter steigen
viel hunderttausend Rosen
Thauperlend aus den Zweigen,
darin die Winde kosen.
Er tritt heran; es regt sich
in blauer Luft ein Klingen,
Der Rosenflor bewegt sich
und Sommervögel singen
Aus grünem Laube frohlich
Willkommen ihm entgegen;
In sein Gemüth strömt selig
des höchsten Friedens Segen.
Und wie sich Knospenhüllen
vor warmen Frühlingsküssen
Halb spröde, halb mit Willen
aufblühend öffnen müssen,
So muß sich ohne Ringen
die Dornwand ihm erschließen,
So muß es ihm gelingen
Dornröschen's Schloß zu grüßen.

Die weitere Schilderung der Entzauberung, wie vorher die Darstellung der orientalischen Wüstenscenen, die Schlachtbilder u. s. w. zeugen für die reiche Phantasie des Verfassers.

„Don Gonzalvo von Cordova“, ein Epos in 25 Gesängen, nach dem Französischen metrisch bearbeitet von A. von Kade (Nr. 6), führt uns in die Zeit der untergehenden maurischen Herrschaft in Spanien. Die Eroberung Granadas, welche die geschichtliche Katastrophe dieses Epos bildet, ist in einem deutschen dramatisch-epischen Gedicht von den größten Dimensionen, der „Alhambra“ von Aussenberg bereits behandelt worden. Trotz der maßlosen Ausdehnung der „Alhambra“ und der unzähligen Geschmacklosigkeiten, die sie enthält, steht sie doch in Energie, Schwung und glänzenden Einzelheiten über dem vorliegenden Epos, welches die durch Geschichte und Sage gegebenen Abenteuer des Helden in vierfüßigen, abellosen Trochäen, doch ohne alle hervorragenden Züge epischer Begabung erzählt. Die Leser, welche heutige Geduld genug haben, sich durch 25 Gesänge durchzuarbeiten, werden Stellen genug finden, welche ihre Phantasie angenehm beschäftigen: den Kampf der Jeger und Abencerragen, Gonzalvo's Liebe zur schönen Zuzima, die Gestalt des schwarzen Aethiopen Alemar, die Eroberung Granadas u. a. Denn der bewegte

Hintergrund jener Epoche ist farbenreich und interessant genug, und wer träumte nicht gern im Adonshof jenes weßthülligen Zauberschlosses, über dem Paradiese, das der Xenil durchströmt, gegenüber Spaniens höchsten Gebirgen, der Sierra Nevada schneebedeckten Kuppen, von maurischer und altspanischer Herrlichkeit und von dem großen Glaubenssturm zwischen Ost und West, das sich zum Schauplatz dies Eden gewählt? Doch der officielle Romanzensstil der vorliegenden Dichtung, die Trochäen mit ihrer Breite und ihren oft matten Wiederholungen, scheint uns nicht fähig die Fülle von Poesie zu erschöpfen, die in diesem Stoffe liegt, so wenig sich auch gegen die Correctheit der Form und die Motivierung der einzelnen Abenteuer einwenden läßt.

Rudolf Gottschall.

Ein Vermittelungsversuch zwischen Religion und Wissenschaft.

Der geistige Kosmos. Eine Weltanschauung der Verdahnung. Von Karl Sederholm. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Das vorliegende Werk bezeichnet der Verfasser selbst als eine durchgängige, um das dreifache vermehrte Umarbeitung des 1845 erschienenen Buchs: „Die ewigen Thatfachen. Grundzüge einer durchgeführten Einigung des Christenthums und der Philosophie“, zu der noch als letzter Theil der Anhang: „Zur christlichen Politik“, neu hinzugekommen sei, während der erste Theil jenes Buchs: „Die Noetik“, in einer 1850 erschienenen Schrift eine besondere Behandlung erfahren habe. Den neuen Titel habe er gewählt, weil er allein genau angebe, um was es sich in dem Werke handle. Wie er denselben aufgefaßt wissen will, erfährt man aus einem dem Buch als Motto vorangestellten Ausspruch Wessenberg's, welcher lautet: „Unlängst hat der tiefsinnige und umfassende Forschergeist Alexander von Humboldt's in seinem „Kosmos“ den Bestand und Zusammenhang aller Dinge in der ganzen materiellen Welt, soweit die wissenschaftlichen Bestrebungen sie bisher aufgedeckt haben, vor uns aufgerollt. Gewiß ist es ebenfalls der Mühe werth, die Aufstellung eines ähnlichen Bildnisses der geistigen und sittlichen Welt zu versuchen. Auch ein noch ungenügender Versuch dürfte schon deswegen der Beachtung nicht unwerth sein, weil er einen vollkommenen veranlassen kann.“ Ein solcher Versuch soll nun diese Schrift sein. Daß sie dieser Aufgabe entspreche, kann jedoch nur in sehr bedingtem Sinne eingeräumt werden; denn umfaßt sie auch sehr weite Gebiete des geistigen Lebens, so hat sie doch auch manchen von sehr hervorragender Bedeutung, z. B. der Kunst, der Culturgeschichte u. s. w., gar keine Berücksichtigung geschenkt, und auch rücksichtlich der Behandlung stellt sie sich keineswegs als ein Pendant zu dem Humboldt'schen Werke dar, da sie nicht sowol eine Zusammenfassung bisheriger Forschungen, als vielmehr ein zu den früheren Philosophemen neu hinzukommendes Philosophem ist. Fast möchten wir daher sagen, daß der ursprüngliche Titel den Inhalt und Charakter des Buchs richtiger bezeichnet als der gegenwärtige, wenigstens deutet er klarer und bestimmter auf die das ganze Buch durchdringende Grundtendenz, die gegebenen Glaubenswahrheiten des Christenthums und die Ergebnisse der philosophischen Speculation in ihrer Harmonie und Uebereinstimmung nachzuweisen, und auf seine vorherrschend metaphysische und religionsphilosophische Bedeutung, sowie auf die ihm zum Grunde liegende philosophisch-theologische Weltanschauung hin.

Daß dem so ist, ergibt sich ohne weiteres aus einem Ueberblick des Inhalts. Das Ganze desselben zerfällt nämlich in drei Bücher, von denen das erste als „Metaphysik“, das zweite als „Religionsphilosophie“ und das dritte als ein bloßer „Anhang“ zu den beiden ersten mit dem Zusage: „Zur christlichen Politik“,

: Metaphysik und Religions-
re Ueberkünstlichen, aber doch
ren Art und Weise, indem
tiefsten und ursprünglichsten
die höchsten und allgemeinsten
den in seine unendlich man-
nigfaltigen des Wahren, Wun-
religionsphilosophie aber nur
so in Betrachtung zieht, in
r unauflösbaren Abhängigkeit
schaften enthüllen und also
in ihrer vollen Universalität

und Totalität, und die Darlegung ihres Inhalts kann daher auch
nicht für eine Reconstruction des geistigen Kosmos gelten.

So viel zur Orientierung für den Leser, damit sich derselbe
nicht durch den Titel des Buchs verführen lasse, in ihm mehr
zu suchen, als es bietet. Was nun die wirkliche Tendenz dessel-
ben betrifft, so werden nicht wenige sein, die darin von vorn-
herein ein verkehrtes Bestreben zu erblicken geneigt sind: denn
die Kunst zwischen der wissenschaftlichen und religiösen Weltan-
schauung ist jetzt eine so tiefe und schroffe, daß man auf beiden
Seiten an einem Wiederausammenfinden zweifelt. Wer nun in
der Form des Wissens die Wahrheit erfassen zu können glaubt,
verachtet die Ueberlieferungen des Glaubens, und wer sich bei
diesen beruhigt, hält jede Bemühung, sie durch wissenschaftliche
Gründe stützen zu wollen, für überflüssig, ja für eine frevelhafte
Vanzugung. Jeder von beiden verlangt vom andern vollständige
und unbedingte Ueberzeugung, und wer beide zu versöhnen sucht, wird
von beiden verurtheilt.

Neben der großen Masse derer, die also denken, bildet die
Anzahl jener, die wie der Verfasser ausser Buchs eine Vermitt-
lung für nothwendig halten, nur ein kleines Häuflein, und
merkwürdigerweise besteht dasselbe vorzugsweise aus solchen, die
ursprünglich gerade die äußersten Gegner der dogmatischen Pär-
tei bildeten, nämlich aus Philosophen, während in die früher
von ihnen eingenommene Stellung die Pfleger der Naturwissen-
schaften eingerückt sind. Was früher äußerste Linse war, ist jetzt
zum Centrum geworden, und von diesem Centrum will vor der
Hand weder die Linse noch die Rechte etwas wissen. Schwerlich
dürfte sich daher das Buch Secherholm's in den Kreisen der jetzt
dominirenden Parteien einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen
haben. Die Vertreter der exacten Wissenschaften werden für
dasselbe schlechterdings kein Organ, kein Verständniß besitzen,
ja die Materialisten unter ihnen nur ein Product des höheren
Blödsinns darin erblicken; und kaum günstiger möchten die Gläu-
bigen von Professoren, die Orthodoxen von Gottes Gnaden darüber
urtheilen, und des Verfassers offenes Sendeschreiben an die evan-
gelischen Prediger Deutschlands, welches er ihnen als ihr mos-
kowitischer Antisubstrat aus der Ferne zugesandt und seinem
Buche beigelegt hat, dürfte ziemlich spurlos wie eine Stimme
aus der Wüste verhallen.

Um so mehr verdient der Rath und die Beharrlichkeit An-
erkennung, womit der Verfasser trotzdem die Darlegung und
Ausbreitung dessen, was seiner Ueberzeugung als Wahrheit gilt,
sich angelegen sein läßt. Die herrschende Meinung pflegt allzu-
dinge denjenigen als den Knäueln zu betrachten, der für irgend
eine extreme Richtung kämpft, und in den Bestrebungen der
Vermittler nur Versuche der Unentschlossenheit und Schwäche
zu sehen. Diese Ansicht trifft aber selbst auf politischem Gebiet
nicht immer, noch weit seltener aber auf wissenschaftlichem Felde
das Richtige. Praktische Zwecke lassen sich oft nur durch An-
wendung extremer Mittel erreichen, und wer sich im Fall der
Noth hierzu nicht zu entschließen vermag, gilt mit Recht als
zaghaft und unzureichend. Im Bereich der Wissenschaft aber ist
das anders. Hier ist das Ziel, das erreicht werden soll, zu
allen Zeiten und unter allen Umständen dasselbe, nämlich die
Wahrheit. Die Wahrheit aber kann nur eine sein. Wenn da-
her zwei Ansichten einander gegenüberstehen, die sich in dem,
was sie für wahr halten, absolut widersprechen, so kann die

Wahrheit, welche jede derselben für sich geltend zu machen ver-
mag, noch nicht die echte und rechte, wenigstens noch nicht die
ganze und volle Wahrheit sein; es muß daher eine noch im
Verborgenen liegende, noch unerfasste Erkenntniß geben, die über
jenen widersprechenden Ansichten liegt und als solche im Stande
ist, den zwischen ihnen bestehenden Widerspruch aufzuheben. Wer
also Klarheit des Geistes genug besitzt, dieses einzusehen, und
Willenskraft genug zeigt, dem noch unerreichten Ziel nachzu-
streben, der verdient um so mehr als muthig und entschlossen zu
gelten, als gerade zwei einander widersprechende Ansichten domi-
niren, von denen jede bereits trotz ihrer Einseitigkeit im Be-
griff der vollen Wahrheit zu sein glaubt. Und in diesem Fall besinn-
t sich gegenwärtig mit mehr oder minder Selbstbewußtheit die ge-
samte Philosophie, indem sie einerseits der crass-materialistischen
Weltanschauung gegenüber die Berechtigung des Denkenden, sub-
limen und wollen des Geistes, andererseits dem aller Erfahrung
widersprechenden Spiritualismus und Dogmatismus gegenüber
die Rechte der gegebenen Wirklichkeit zur Geltung zu bringen
sucht. Derselbe Trend durchdringt aber auch das vorliegende
Werk, und in diesem Betracht verdient es daher von jedem, der
noch ein Bewußtsein fühlt, aber den Widerspruch der einerseits
durch äußere Beobachtung, andererseits durch reine Geistesthätig-
keit gewonnenen Wahrheiten hinauszukommen, warme und volle
Anerkennung.

Allerdings geht des Verfassers Bestreben nicht unmittelbar
dahin, die beiden Extreme, ich meine die Ergebnisse der Natur-
forschung mit den Ueberlieferungen der Offenbarung zu ver-
mitteln, sondern er beschränkt sich zunächst darauf, eine solche An-
schauung zu gewinnen, durch welche die Widersprüche zwischen
der christlichen Offenbarung und der Philosophie gehoben werden.
Aber indem er an die Philosophie selbst den Anspruch stellt,
daß sie mit den Resultaten der Erfahrung nicht in Widerspruch
stehen dürfe und sich mit Entschiedenheit gegen den falschen phi-
losophischen Hochmuth ausspricht, der sich für sich selbst gebildet
habe, das, was sich nur durch Erfahrung finden läßt, rein aus
einer Dialektik der Begriffe herauszufangen, so erstrebt er wenig-
stens indirekt auch eine Versöhnung der Philosophie mit den Na-
turwissenschaften, und gegen die eigentliche Grundrichtung des
Werks läßt sich daher auch in dieser Beziehung nichts sagen.

Eine andere Frage ist nun freilich, inwieweit der Ver-
fasser das von ihm Erstrebte auch erreicht habe, und auf wie
vermögen wir allerdings nicht gleich zustimmend zu antworten.
Daß der Autor ein System aufgefunden haben sollte, welches
in allem und jedem Betracht seine Aufgabe löste, läßt sich natür-
lich von vornherein gar nicht erwarten. Es ist schon dafür ge-
sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß
den Denkern der Nachwelt auch noch Räthe zu machen übrig
bleiben. Wir dürfen daher billigerweise nur fragen, ob der
Verfasser einerseits ein wissenschaftliches Princip, andererseits
eine wissenschaftliche Methode gefunden, welche Hoffnung gewar-
ren, daß sich mit ihrer Hilfe nach und nach das vorstehende
Ziel erringen lasse, und diese Frage vermögen wir leider auch
zu bejahen.

Am wenigsten vermögen wir seine Methode gutzuheißen.
Wir meinen damit nicht die Popularität und Einfachheit seiner
Darstellungsweise; im Gegentheil geben wir ihm vollkommene
Recht, wenn er sagt, daß eine große Künstlichkeit nicht immer
ein Zeichen der Tiefe sei und daß man sich möglichst Klarheit
zum ersten Gesetz machen müsse. Aber was der Darstellung des
Verfassers fehlt, ist eine strenge und unbefangene Kritik seiner
eigenen und fremder Ansichten. Wenn es gilt, entgegenstehen-
den Ansichten zu versöhnen, ist es vor allen Dingen nöthig, die
allseitig zu prüfen, das Ungültige oder Widersprechende der-
selben einerseits, das Halbbare und Befriedigende andererseits
zum Vorschein zu bringen, sobald man sich größter Bestimmtheit
festzusetzen, worauf es eigentlich ankommt und endlich von der
eigenen Ansicht mit gleichem Eifericismus nachzuweisen, daß es
dem, was man thut, entspricht. Statt dieses kritischen Verfa-
hrens finden wir aber bei dem Verfasser eine mehr oder minder

dogmatische Methode. Er untersucht nicht, sondern er konstruirt; er gelangt zu dem, was er bietet, nicht auf dem Wege der Induction oder Deduction, sondern durch ein mehr dem unmittelbaren Taft als logischen Gesetzen folgendes Denken. Daher liegt in der Art und Weise, wie er seine Gedanken aneinander reiht, nur eine geringe überzeugende Kraft. Man stimmt ihm bei, wo man ohnehin mit ihm im Einklange ist; aber man wird nicht durch ihn belehrt, wo man anders denkt oder sich wenigstens noch im Zweifel befindet. Seine Philosophie ist daher mehr eine Gefühls- als eine Gedankenphilosophie. Sie hat in dieser Beziehung eine gewisse Aehnlichkeit mit den theosophischen Systemen des Mittelalters und der Offenbarungsphilosophie Schelling's, wie sie denn zu dieser auch rücksichtlich ihres Gehalts in nächster Beziehung steht. Nun steht aber gerade keine philosophische Methode mit demjenigen Verfahren, welches gegenwärtig als wissenschaftlich anerkannt wird, so wenig im Einklange, wie die Schelling'sche, und so ist es natürlich, daß das Ederholim'sche Buch im allgemeinen nur wenig Aussicht hat, durch die Art und Weise, wie es seine Weltansicht vorträgt, Anderdenkende zu gewinnen.

Weit eher vermag man sich mit dem zu befreunden, was der Verfasser gibt. Er hat im allgemeinen recht, wenn er von seinen Resultaten sagt, daß sie lauter tröstliche und erfreuliche seien: denn daß es erfreulich ist, die Ergebnisse irgendeines wissenschaftlichen Forschens mit den religiösen Bedürfnissen des Volkes, mit den heiligsten Ueberlieferungen des Christenthums und mit den tragenden und umfassenden Institutionen des Staats, der Kirche und der Gesellschaft in Einklang zu sehen, wird zuletzt der entschiedenste Gegner solcher Vermittelungsverfuche zugeben müssen. Auch das muß zugestanden werden, daß nicht wenige dieser erfreulichen Resultate so beschaffen sind, daß sie auch vor einer schärferen Kritik, als der sie der Autor selbst antwortet hat, die Probe bestehen würden. Daneben aber befinden sich auch viel solcher Ansichten, deren Begründung dem, was der wissenschaftliche Standpunkt verlangt, nun und nimmermehr zu entsprechen vermögen. Vergleicht man z. B. die Art und Weise, wie er die biblische Lehre vom Sündenfall deutet, mit dem, was er über die Menschwerdung sagt, so wird man zwar dort inmitten einer theologisch strengen Einkleidung einen wissenschaftlichen Kern nicht vermissen können, hier dagegen nichts finden, was den zu erklärenden Gegenstand dem wissenschaftlichen Bewusstsein wirklich näher brächte. Ueber die Tradition vom Sündenfall sagt er ausdrücklich, daß sie die Speculation ohne alle Autoritätsrücksichten und nur insofern anzunehmen habe, als sie Wahrheit derselben sie zwingt, sie als solche anzuerkennen; auch erkennt er an, daß die Speculation sie neu formuliren müsse, wenn sie als ein organisches Glied in ihre Gesamtweltanschauung hineinpasse solle, und daß hierbei von der Schlange und dem Apfelbiss, oder von einer Sünde, welche wie eine schlimme Krankheit durch die physische Zeugung fortgepflanzt werde, keine Rede sein dürfe, sondern daß die Lehre vom Fall, secularisirt aufgefaßt, vielmehr so lauten müsse: „Der Mensch ist aus Gott, Geist aus seinem Geist, also konnte er nicht als ein bloßes Thier ins Dasein treten, sondern seine göttliche Mittheilung mußte von Anfang an seine Erscheinung zu einer höhern und edlern als die des Thiers machen. Aber der Mensch war ei, er sollte daher selbst sich in das rechte Verhältniß zur Natur und zu seinesgleichen setzen. Und er war so ausgestattet, daß er es konnte. Als frei konnte er es aber auch verfehlen, und die Wage dieser beiden Möglichkeiten stand ursprünglich, daß keine der beiden Schalen derselben vorwog. Da irrte sich in der Schätzung der Dinge. Dieser Irrthum erzeugte die innere Verstimmlung, Uebergewicht des sinnlichen Strebens, Selbstentzweiung, nach außen aber Vermengungen, Collisionen, Bel. Die Verstimmlung erzeugte Verfehrtheit und die Verfehrtheit ging bis zur objectiv bösen That und diese endlich bis einem bewußt gewollten Bösen fort. Dieses Uebel und Böse ist sich in den menschlichen Zuständen so fest, daß es nun, also unabwehrlich als die Naturkräfte, dem einzelnen hem-

mend und störend in den Weg trat, und erzeugte fortwährend immer neue Verfehrtheiten und Collisionen, bis daß es zuletzt so weit kam, daß alle menschlichen Zustände und Verhältnisse davon ergriffen wurden, daß alle diejenigen Individuen, aus welchen damals das menschliche Geschlecht bestand, verfehrt geworden waren und daß das Böse sich in ihrem Herzen festgesetzt hatte; daß daher auch das Leben aller sich von Gott abgekehrt hatte, daß mit dem Aufhören des Lebens in Gott auch die Erkenntniß dessen, was Gott ist und mit dem Menschen beabsichtigt, sich in dem Grade verdunkelt hatte, daß die Menschen den von der Vorsehung ihnen bestimmten Weg nicht mehr finden und auf denselben zurückführen konnten. Dieser Zeitpunkt, wo es mit unserm Geschlecht so weit gekommen war, war der der Bollendung des Falls. Und wie es keine größere Sünde gibt als die, ohne Gott sein wollen, so gibt es auch keine größere Strafe als die, ohne Gott sein müssen.“

Kann diese Erklärung der Entstehung und Fortpflanzung des Bösen in der Welt auch keineswegs als eine speculative und auch das schwierige Problem wissenschaftlich lösende gelten, so genügt sie doch dem wissenschaftlichen Bedürfnis jedenfalls insofern, als sie dem Denken nichts zumuthet, was ihm principieell widerspricht. Von der Ansicht aber, die der Verfasser über die Menschwerdung geltend zu machen sucht, läßt sich dies keineswegs behaupten. Um nämlich dieses Dogma der Wissenschaft zugänglich zu machen, sucht er zu beweisen, daß die Menschwerdung kein Wunder sei. Zwar gibt er vorher zu, daß sie als ein Abbrechen der bisherigen Causalität der Natur und der Geschichte ein Wunder zu sein scheine, und er bemerkt dazu, daß selbst dann, wenn sie wirklich ein solches wäre, die Speculation kein Recht habe, sie bloß darum zu leugnen. Sodann aber hält er doch für nöthig zu demonstrieren, daß sie nicht unter den Begriff des Wunders falle. Wie aber thut er dies? „Wir haben“, sagt er, „schon früher auseinandergelegt, daß die Schöpfung als der erste Anfang eines neuen Lebens kein Wunder zu nennen sei, indem vor derselben keine Naturgesetze da waren, welche durch sie in ihrem geregelten Lauf unterbrochen worden wären. Wenden wir nun dieses auf die Menschwerdung als das Mittel zum Zwecke der Erlösung an, so muß dadurch schon die Wandernatur der Menschwerdung in Abrede gestellt werden. Denn wo der Fall (Sündenfall) eingetreten ist, da ist schon das ganze auf Gott gerichtete Leben der Welt untergegangen und todt und erscheint die durch die Menschwerdung bedingte Erlösung als eine ganz neue Schöpfung, als die Hervorrufung eines gar nicht mehr vorhandenen neuen geistlichen Lebens. Noch mehr: der Hauptzweck der ersten Schöpfung lag nicht in dem Dasein der Weltkörper, in dem Nihilismus, in der Pflanz- und Thierwelt auf denselben; denn es mußte den Wesen an sich gleichgültig lassen, ob dieses alles da war oder nicht, indem er doch nicht an denselben sein innerstes Wesen offenbaren konnte, sondern in der Welt endlicher gottbewußter Geister, an denen er sich als die ewige Liebe offenbaren wollte und konnte. Dieser höchste Weltzweck des Schöpfers war aber auf der Erde durch den Fall vernichtet, es war eine ganze Welt da, wo derselbe an denen, um deren willen die Erde da war, nicht erfüllt wurde. Daher kann die Erlösung, durch welche die vereitelte Absicht Gottes erfüllt werden sollte, mit vollem Recht ebenso gut als die erste Schöpfung, d. h. die erste Verwirklichung des Weltzwecks eine neue Schöpfung genannt werden. War sie aber das, so ist von einem Abbrechen einer frühern Ordnung keine Rede mehr, und also ist sie, folglich auch die Menschwerdung, durch welche sie erst zu Stande kommen sollte, kein Wunder mehr. Endlich gehört die Willkür so sehr zur Natur des Wunders, daß es aufhört ein Wunder zu sein, sobald seine Willkürlichkeit beseitigt und seine Nothwendigkeit nachgewiesen wird. Die Erlösung, mithin die Menschwerdung, war aber die nothwendige Folge, die der Fall bei einem Gott, der die Liebe ist, hervorbringen mußte, wie denn überhaupt die Erlösung so vollkommen das Gegentheil des Falls ist, daß dort positiv gesetzt werden muß, was hier negativ gesetzt ist. Wo kein Fall ist, da ist auch keine Erlösung, folglich auch

e Umkehrung
all, als die
ang aber die
e Verrückten

Zweifel eines
a wie dahin-
en Bedenken
und, daß es
fern Dafür-
r Frage gar
Christi und
das Dogma
jung vor der
e aber nicht.
heit dieses
Grunde lies

genden Idee zu thun. In diesem Betracht aber fällt es so sehr
mit den unbekrittensten Fundamentalsätzen der speculativen An-
thropologie und Theologie zusammen, daß der Versuch, es zu
zu genöthigt hat, es in anderer Form

nie dem Verfasser daraus, daß er in so
rderungen der strengen Wissenschaft nicht
rinen weitem Vorwurf, auch tadeln wir
uf ihre Fortsetzung eingelassen, denn wir
ehr ein denkender evangelischer Prediger
apfanden muß, und wissen es ehtend an-
licher der Gefahr einer ungenügenden
der Schmach sich schuldig gemacht hat,
n der Kirchenlehre und der Speculation
ad zu umgehen.

e die Frage, ob die Arbeit des Verfassers,
n einzelnen Theilen der Ausführung, doch
rer metaphysischen Unterlage den wissen-
schaftlichen Bedürfnissen zu genügen ver-
mag, und im allgemeinen haben wir oben auch auf sie in ver-
neinendem Sinne antworten müssen. Gleichwohl muß anerkannt
werden, daß sie im einzelnen von sehr erfreulichen Lichtbildern
durchzogen ist und in wesentlichen Punkten vor den metaphysischen
Grundgedanken des Hegel'schen Systems den Vorzug verdient.

Es gereicht es ihr namentlich zum Lobe, daß sie von vornherein
dem Gegensatz und mit ihm der realen Welt eine höhere und
bleibendere Bedeutung als Hegel einräumt und ihn nicht als
etwas fort und fort der Aufhebung und Vernichtung Preisgege-
benes, sondern als etwas sich immerbar Erhaltendes und Wer-
vielfältigendes gegenüber der göttlichen Einheit und trotz dem
ihm zum Grunde liegenden Urreinen gedacht wissen will. Aber
mit dieser Stärke des Systems steht die Schwäche desselben im
nächsten Zusammenhange. Sinkt bei Hegel der Gegensatz zu
einem bloßen Spiel subjectiver Dialektik herab, so zerfällt bei
ihm die Einheit des Urreinen, das sich in den Gegensatz von
Gott und Welt darstellt, zu einem schlechthin überflüssigen
und wesenlosen Schattenbilde. Zwar will der Autor dieses Ur-
reine, eben weil es sich in Gott und Welt darstellt und dieses
sein Wesen sei, als ein Thätiges gedacht wissen. Denkt man es
aber so, gibt man ihm wirklich eine solche thatkräftige Wirksam-
keit, was wird alsdann aus Gott? Offenbar muß dann Gott, sofern
er nur die eine Hälfte des Productes ist, welches aus der Selbst-
bethätigung des Urreinen hervorgeht (denn die Welt bildet ja die
andere Hälfte), weniger als das Urreine sein, damit aber hört
er auf Gott zu sein, denn das ist die erste und schlechthin un-
erlässliche Bedeutung des speculativen Gottesbegriffs, daß Gott
selbst das absolute Schicksal sei. Regt man nun aber, wie der Ver-
fasser thut, wieder die ganze Fülle und Potenz, die streng ge-
nommen nur dem Urreinen beizulegen ist, dem die Welt sich
gegenüberhebenden Gotte bei, so schrumpft damit das Urreine,
aus dessen Selbstdarstellung doch Gott und die Welt hervor-
gegangen sein soll, zu einem bloßen Nichts, zu einem schlechthin

leeren, neben Gott überflüssigen Begriff zusammen, oder es so-
scheint gleichsam wie eine Mutter, die an der Geburt eines Zwil-
lingspaars zu Grunde gegangen ist. Ja, genau betrachtet, ist
sich neben dem wirklich als Gott gedachten Gott auch die ihm
gegenüberstehende Welt in nichts auf oder Gott erscheint in dem
Augenblicke, wo er als wahrer und voller Gott aus dem Schoo-
des Urreinen mit der Welt hervorgeht, nicht bloß als Mutter,
sondern auch als Geschwistermörder. Selbstverständlich will der
Verfasser von solchen Konsequenzen nichts wissen, er verlangt
vielmehr, daß man sich zugleich das Urreine als das eigenliche
Absolute, Gott als vollkommenen Gott und die Welt als etwas
war nicht unabhängig, aber doch frei außer und neben dem
Bestehenden denken soll; aber er hat dabei nicht in Erwägung
geogen, ob sich denn auch diese drei so, wie er will, denken
lassen, oder ob nicht vielmehr das Denken des einen das Den-
ken der beiden andern unmöglich macht.

Wir können diese Frage hier nicht weiter verfolgen, müssen
aber darauf aufmerksam machen, in wie schroffen Widersprüchen
sich die Wissenschaft bei der Bestimmung dieser höchsten Begriffe
noch bewegt: denn man würde irren, wenn man meinte, an
der Verfasser des vorliegenden Buchs sei mit dieser Bestimmung
nicht zu Stande gekommen. In der That kann man die ganze
Geschichte der Philosophie durchlaufen und man wird finden,
daß sich bis jetzt noch jedes System bei der Feststellung des
Gottes- und Weltbegriffs, sowie der übrigen höchsten Begriffe,
die wir Kategorien zu nennen pflegen, in mehr oder minder
fühlbare Widersprüche verwickelt hat, so daß man zuletzt auf die
Ansicht verfiel, es gehöre das Widerspruchsvolle, Antinomische
zum Wesen dieser Begriffe hinzu. Erst in allernuester Zeit be-
gann sich in der Philosophie die Bildung eines Gottesbegriffs
vorzubereiten, der ebenso sehr im Einklang mit sich wie mit den
übrigen Begriffen ist; jedoch entbehrt auch er noch einer streng
wissenschaftlichen und eingehenden Darlegung, ist bis jetzt noch
postuliert und skizziert, als in seinen einzelnen Momenten und
im Zusammenhange mit den übrigen Begriffen nachgewiesen. Die
Ausfüllung dieser Lücke wird daher die Aufgabe sein, deren Lö-
sung sich die Philosophie in nächster Zeit am eifrigsten mit
angelegen sein lassen müssen, und zwar wird sie sich dabei auf
den unbefangenen kritischen Standpunkt zu stellen und nicht
nur von allen dogmatischen, sondern auch von allen in der Phi-
losophie hergebrachten Voraussetzungen freizumachen haben. Eine
Arbeit dieser Art thut nicht bloß im philosophischen und theo-
logischen Interesse Noth, sondern auch im Interesse der Natur-
wissenschaften; denn die metaphysischen Begriffe Substanz und
Qualität, Kraft und Stoff, Subjectivität und Objectivität, Ur-
sache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck u. s. w.
sind dem Physiker und Chemiker ebenso unerlässlich wie dem
Metaphysiker und Logiker, und man vermag sie nicht vollkommen
richtig und ohne sich dabei in Widersprüche zu verwickeln an-
zuwenden, ehe nicht ihr gegenseitiges Verhältniß scharf und genau
festgestellt ist. Manche berückichtigungswürdige Elemente finden
sich auch in dem metaphysischen Theil des hier besprochenen
Buchs. Doch vermögen sie in der Form, wie sie geboten sind,
weniger der Wissenschaft als dem sich mit der Wissenschaft an-
zuföhnen verlangenden religiösen Gefühl zu genügen. Als
„denkenden Gläubigen“ darf sie daher als Uebergang zu streng
genauen Untersuchungen bestens empfohlen werden.

Adolf Bruns.

Biographien älterer Theologen.

(Beisatz aus Nr. 20.)

Nr. 2. Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit, von
Wilhelm Preger. — Sein Ereigniß kam Kaiser Karl V. in
seiner langen Regierung angelegentlich und störend, als der Stachel
der Reformation. Der Zwiespalt im Innern lähmte seinen Arm
gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit, gegen Frank-
reich und die Türken, und vereitelte einen seiner Lieblingswünsche.

den einer Wiederherstellung der oberherrlichen Gewalt des Kaisers in den äußern Angelegenheiten der Kirche. Karl V. lebte dem Gedanken, und lange Jahre ist seine Politik auf dessen Realisierung gerichtet, die kaiserliche Gewalt in einer Weise herzustellen, wie sie Karl der Große in den Angelegenheiten der Kirche gehandhabt hatte. Die Reformation zog einen Querschnitt durch seine Pläne. Bei den römisch gekrönten Ständen des Reichs konnte der Kaiser für seine Zwecke keine Unterstützung finden, wenn er die Evangelischen begünstigte, und umgekehrt entbehrte er des sichern Stützpunktes an den letztern, solange er wider dieselben auftrat. Man begreift einer solchen schwierigen Lage gegenüber vollkommen und leicht das Verhalten des Kaisers. Mit allen Mitteln diplomatischer List und Klugheit suchte sich Karl über den Parteien zu halten, die eine wider die andere und beide für sich zu benutzen; auf der kirchlichen Einheit beruhte die Stärke seiner politischen Nachstellung, und deshalb die wiederholten Versuche des Kaisers, die angestrebten Vereinigungen, den Riß zu schließen und beide Parteien zu einigen. Niemals stand der Kaiser der Verwirklichung seiner Pläne näher, niemals schienen die Aussichten seiner Unionsversuche günstiger, als nach der Annahme des augsburger Interims. Nie war die Reformation Luther's so gefährdet gewesen, als damals. Bis hier hatte eine große Anzahl von Fürsten und Städten sie geschützt und gefördert; jetzt war der mächtigste ihrer weltlichen Schirmherrn, der entthronte Kurfürst Johann Friedrich, in der Gewalt des Kaisers, und die meisten übrigen Gewalten zitterten und beugten sich nach der Auflösung des Schmalkaldischen Bundes vor dem Sieger. Sicherer Frieden und zeitliche Vortheile standen jetzt für die Abtrünnigen in Aussicht; die Treuen und Standhaften bedrohte Verfolgung und Elend. Als die Städte Süddeutschlands sich dem Kaiser beugten, mußten die meisten Prediger ihre Stellen verlassen, wo den Gläubigen der verbesserten Lehre zu bekennen ihnen nicht mehr gestattet war. So zogen Wolfgang Musculus von Augsburg, Ambrosius Blaurer aus Rostock, Matthäus Alberus aus Reutlingen, Andreas Lander aus Nürnberg. So entließen Ulrich von Württemberg und Wilhelm von Nassau ihre treuen Lehrer; der greise Erhard Schnepf mußte aus Tübingen und Erasmus Sarcerius aus Nassau weichen. Von Ulm führte der Kaiser Martin Frecht und andere Pfarrer als Gefangene fort. Vor den ausgehenden Spaniern flüchteten aus Schwabisch-Hall der würdige Johann Drenz, und selbst sein schwer krankes Weib mußte mit ihren sechs Kindern die Stadt verlassen und kurz bald nachher, unbekannt mit dem Schicksal ihres Mannes. Bei 400 Prediger wurden in Süddeutschland vertrieben, allenthalben die Messe wieder aufgerichtet. Viele Fürsten und Städte schwankten, von Furcht bewegt, im Streite der Interessen, die Widersprechenden einschüchternd, durch halbe Zugeständnisse dem Kaiser entgegenkommend. Die Durchsetzung des Interims ward mit allen Mitteln betrieben und schien gesichert; nur schwacher und vereinzelter Widerspruch regte sich. Unter diesen Streitenden wider das Interim und seine Folgen ist es der Mann, dessen Lebensgeschichte neu zu schreiben Wilhelm Preger sich entschlossen hat, ist Matthias Flacius, der bald als der bedeutendste sich hervorthut. Flacius war slawischen Ursprungs. Die kleine Stadt Alsbena in Järien ist sein Geburtsort. Der Vater, dem er am 1. März 1520 geboren wurde, hieß Andreas Blacich. Von dem gelehrten Mailänder Franciscus Accerius vorgebildet, war er Knabe bald so weit unterrichtet, daß man ihn zum Studium der humanistischen Wissenschaft nach Benebig schicken konnte. Auch dort machte er schnelle Fortschritte. Von frommer Verehrung erfüllt, wollte er Mönch werden. Mit diesem Entschlusse kam er zu einem Verwandten, dem Provinzial Valdis opetinus, der jedoch ein geheimer Anhänger Luther's war. Dieser erklärte dem Verwandten, die rechte Lehre des Evangeliums werde in Deutschland verkündigt. Der neunzehnjährige Flacius war rasch entschlossen. Schon nach wenigen Wochen ist er auf dem Wege über die Alpen. In Augsburg, der Stadt, wo die Anhänger Luther's ihr großes, öffentliches Bekenntnis

abgelegt hatten, finden wir den Fremdling zuerst. Dort weiß ihn Bonifacius Wolfhardt, genannt Exkohene, ein Anhänger Zwingli's, nach Basel. In der letztern Stadt, wo damals Oswald Myconius an Desolampadius' Stelle der bedeutendste Lehrer war, fand Flacius einen der Brennpunkte, in welchem sich die humanistische Richtung und die Ideen des schweizerischen Reformators auf das innigste durchdrangen. Basel war seit dem Anfang des Jahrhunderts ein Sitz der bedeutendsten Humanisten gewesen. Dort hatten Thomas Wyttenbach und Wolfgang Fabricius Capito gewirkt; dann hatte sich Erasmus daselbst niedergelassen; jetzt entfalteten dort dessen Schüler Oswald Myconius und Simon Grynaeus den Reichthum ihrer Kenntnisse. In des zweiten Hause fand Flacius die liebevollste Aufnahme. Das Studium der Sprachen, welche den Schlüssel zum Verständniß der heiligen Schriften bilden, war die Hauptaufgabe, welche er sich in Basel setzte, und das Band, welches ihn mit Männern wie Grynaeus und Myconius verband. Auch in den nächstfolgenden Jahren blieb die Zeit diesem Studium vorzugsweise gewidmet. Aber er mochte Basel doch nur als Zwischenstation ansehen. Sein Verlangen stand nach Wittenberg. Dort lebten noch die großen Lehrer, deren Ruf die Welt durchdrungen hatte. Von dort hoffte er nicht bloß Bereicherung der Kenntnisse, sondern auch Heilung für seinen tiefgekränkten Seelenzustand. Seine Ideale waren in Basel zusammengefallen. Die Repräsentanten des reformirten Bekenntnisses in Basel, die Myconius, Grynaeus, Carlstadt, Oporinus mochten seinen hochgehenden Erwartungen nicht entsprechen: „Er fühlte sich einsam, losgelöst von der Welt um sich her, als ein verwaister, mittelloser Fremdling, im schmerzlichen Kampfe mit sich selbst. Die fromme Empfindung, die Freude im Heiligen Geist, das Glück seiner frühern Jahre, waren aus seiner Seele verschwunden. Seine Gebete waren leer und kraftlos. Tiefe Seelenangst ergriff ihn, als er dies inne wurde. Er rang mit sich selbst ohne Erfolg. Da erfassten ihn finstere Gedanken der Versuchung, Gedanken gegen Gott, vor denen seine Seele erschraf. Die ganze Verworfenheit der argen Gedanken des Menschenberzens schäumte sich aus und riß ihn dann wieder in Verzweiflung vor dem Throne Gottes, den sein Gewissen ihm verfügbigte. Er fühlte sich von Gott verlassen und verfloßen.“ In einem solchen Zustande verließ er Basel nach einjährigem Aufenthalt. Aber erst zur Zeit des Religionsgesprächs in Regensburg erschien er zu Wittenberg; vorher hatte er in Tübingen verweilt, wo Joachim Camerarius ihn mit Empfehlungen an Melanchthon ausstattete. Dieser empfing den Empfohlenen mit vieler Huld. Bald war für Flacius' Unterkommen gesorgt. Aus seinem eigenen Vermögen reichte Melanchthon ihm dar, dann verschaffte er ihm Schüler, die er im Hebräischen und Griechischen unterrichten konnte. Sein niedergedrückter Geist schien neue Schwungkraft erhalten zu sollen; mit begierigem Eifer hörte er die Lehren, die von Luther's und Melanchthon's Munde flossen. Doch schnell war auch dieser Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen dahin und er versank wieder in die haltungslose und zerrissene Stimmung, die ihn in Basel gequält hatte. Dagenhagen und Luther, denen er sich entdeckte, gelang es endlich, ihn aus der Stimmung herauszureißen. Mit der Sicherheit im Herzen kehrte Sicherheit und rascher Fortschritt im Studium wieder, so daß die Lust und die Ueberzeugung in ihm reifte, er könne der Kirche als Lehrer der Hochschule dienen. Er wurde Magister der freien Künste und in einem Alter von erst 24 Jahren Professor der hebräischen Sprache an der philosophischen Facultät. Es bezeichnet den Höhepunkt seines Glücks nicht nur dieser Zeit, sondern seines ganzen Lebens, als er bald nachher in die Ehe trat; niemals lehrten ihm so ruhige Tage und Jahre zurück. Es waren die Jahre, in welchen er auf dem Felde der theologischen und philologischen Wissenschaft ungehindert sich ausbreiten konnte und selbständig Fuß zu fassen suchte. Mit dem Interim sollte diese Zeit der Ruhe und des Friedens ihm für immer verloren gehen, und wenn er in einer frühern Lebensperiode harte innere Kämpfe durchzumachen gehabt hatte, so sollte er fortan den ganzen übr-

gen Rest seines Lebens hindurch mit nicht minder schweren äußern Kämpfen zu ringen haben.

Dem Kaiser war es sehr natürlich hauptsächlich darum zu thun, daß in Sachsen, der Wiege der Reformation, das Interim möglichst bald eingeführt werden möchte. In diesem Sinne bedrängte er den Kurfürsten Moriz. Die einschlagende Darstellung bei Preger ist falsch und durchaus unhistorisch; die geschichtliche Größe dieses Kurfürsten wird von ihm völlig verkannt, dem Verfasser ist Moriz von Sachsen die dem Kaiser ergebene Creatur, die sich um jeden Preis den Kurhut erhalten will und die deshalb auch nicht zurückschreckt, die gebotene Lehre aufzuopfern. Das Nachgeben und Fügen von Moriz in die Wünsche des Kaisers hinsichtlich des Interims war lediglich ein scheinbares; er that, als thue er das Mögliche, um seine Stände zur Annahme des augsburger Interims zu bestimmen; er verhandelte mit den berühmtesten Theologen des Kurfürstenthums über die eventuelle Annahme des Interims, vereinbarte mit diesen das sogenannte leipziger Interim, eine abgeschwächte Auflage des augsburger, und schrieb dann dem Kaiser, alles sei auf dem besten Wege. In der That fiel es aber Moriz nicht im entferntesten bei, für die Beobachtung der Mandate zu sorgen, mit denen er die Durchführung des leipziger Interims befohlen hatte; das leipziger Interim war ihm eine Komödie, die er mit dem Kaiser spielte; solange seine Pläne wider denselben noch nicht zur Reife gebrungen waren. Preger verkennt diese Verhältnisse gänzlich. Die strengern Anhänger der Lehre Luther's hatten sich durch die Concessionen, zu denen sich namentlich Melanchthon bei der Vereinbarung des leipziger Interims hergegeben, kopscheu machen lassen; Flacius gehörte zu ihnen. Von dieser Seite her, die ein Verständniß für die tief angelegte Politik des Kurfürsten nicht haben konnte, regte sich alsbald ein lauter Widerspruch gegen die getroffene Vereinbarung; Flacius bestürmte in Briefen sowohl als in anonymen öffentlichen Schriften insbesondere Melanchthon, die dem Interim gemachten Concessionen zurückzunehmen. Mit einer dieser Schriften, dem „Agarias“, that er einen entscheidenden Schritt. Sie war derartig gehalten, daß, als ihr Verfasser bekannt wurde, dessen fernere Stellung in Wittenberg unhaltbar wurde. Um Oßern 1549 legte er seine Professur nieder, und nach kurzem Aufenthalt in Lüneburg und Hamburg siedelt er sich in Magdeburg an, der geschätzten Freistätte des evangelischen Glaubens. Der Widerstand dieser Stadt gegen die Willkür des Kaisers bildet ein erhebendes Moment in diesen unglücklichen Tagen; es ist hier ein mit voller Ueberzeugung aufgenommener Kampf einer freien Bürgerschaft gegen die willkürlichen Nachtgriffe der obersten Staatsgewalt in die religiöse und bürgerliche Freiheit. Zwei Gründe sind es, nach der Aussage der Magdeburger selbst, weshalb man ihre Stadt nicht zum Frieden und Verträge kommen lassen wollte: „erstlich daß wir unsern lieben Gott und sein heiliges Wort nicht verlassen und uns wieder unter die Greuel des Papstes begeben können; zweitens daß wir unsere alte Freiheit nicht schändlich vergessen und fallen lassen wollen, damit weiland der erste Kaiser Otto uns und unsere Vorfahren reichlich versehen hat.“ Mit großer Energie und Fähigkeit wurde von Magdeburg aus der Kampf wider das Interim fortgesetzt; der Schriften, die aus den dortigen Druckereien den Weg in die Welt fanden, ist eine übergroße Zahl. Auch Bilder und Münzen mußten dazu dienen, das kaiserliche Interim der Verachtung und Verspottung preiszugeben. Die eigentlichen Leiter und Vorkämpfer in dieser hartnäckigen Opposition sind Flacius, Amsdorf und Gallus, und unter den dreien der bedeutendste, wenngleich der jüngste, ist Flacius. Die wittenberger Theologen nennen die ihnen gegenüberstehende Partei geradezu nach seinem Namen; ihm galten ihre bestigsten Schriften. In der That verband er mit dem größten Eifer auch die schärfsten Gründe und mit der Fülle des Wissens auch eine Sprache, die durch ihr Feuer und ihre Klarheit unter allen am meisten fesselte und mit sich fortreiß. Eine Unmasse von Streitsägen und Streitschriften wider das augsburger und das leipziger Interim wurde

von ihm in die Welt geschleudert. Mit dem passanten Vertrage ging dieser Streit, in welchem, wie der Verfasser meint, „Flacius' Thätigkeit der Kirche von Segen war“, im wesentlichen zu Ende, da die nächste Ursache mit der den Evangelischen gewährten Freiheit hinweggefallen war. Aber der Schriftenwechsel dauerte noch lange Jahre fort, der Streit bewegte sich zwischen Anklage und Entschuldigung, geht immer mehr in das Persönliche über und vermischt sich mit andern Streitigkeiten. Flacius ist überall als Vorkämpfer theilhaftig.

Zuletzt geräth er in eine leidenschaftliche und erbitterte Polemik mit Oßander.

Andreas Hofmann oder Oßander hatte 26 Jahre in Nürnberg in kirchlichen Dingen einen überwiegenden Einfluß ausgeübt, bis das kaiserliche Interim ihn veranlaßte, sich in seinem hochgestellten Freunde Albrecht von Preußen nach Königsberg zu begeben, der ihm an der dortigen Universität die Stelle eines ersten Professors der Theologie übertrug. In dieser Stellung setzte er zuerst Königsberg und Preußen, dann das gesammte evangelische Deutschland durch seine Lehre von der Rechtfertigung in Aufregung. Flacius war es, der diese Lehre auf das nachdrucksvollste bekämpfte, obwohl Oßander gehofft hatte, Flacius werde sich, weil er auch mit den wittenberger Theologen verfeindet war, für ihn erklären. Die gegenseitige Polemik war eine sehr gewichtige; Flacius bewährte sich auf neue in dem Rufe eines furchtbaren Gegners, den ihm der Interimsstreit eingetragen hatte, und Oßander schien an seine Abkündigung als Sohn eines Grobschmieds, erinnern zu wollen. Der schroffe und hochmüthige Geist und die grobe, läppisch zufahrende Manier dieses Mannes erbellt unter anderm in sehr bezeichnender Weise aus einem Briefe, den er an Joachim Mörlin schrieb, als dieser ihm auf das maßvollste und bescheidenste Bedenken gegen die Rechtfertigungslehre vorgelegt hatte. Der Brief lautete: „Du hast mir heute durch deine Predigt eine herbe und verwerfliche Wunde geschlagen. Dazu kommt nun noch dein Brief und ich weiß nicht, was ich in Rücksicht auf diesen größer nennen soll, deine Unwissenheit oder deine Wuth. An daß du aber inne werdest, welchen Schrecken du mir einjagst, hast, so höre. Ich gratulire mir von ganzem Herzen, daß du mir nun statt eines ungewissen Fremdes ein offenkundiger Feind geworden bist. Ich würde anders mit dir handeln, wenn mir dein Brief noch eine Hoffnung ließe auf Freundschaft und Eintracht oder auf die Wiederkehr deiner Vernunft. Darum werde ich dir antworten, nicht wie und welcherlei Weise du willst, sondern wann und wie es mir bequem scheinen wird. Und mit Gottes Hülfe im Angesicht der Kirche von ganz Europa will ich dir zeigen, was für ein Unterschied sei zwischen einem gelehrten Manne und einem wittenberger Doctor, der des Sohnes Gottes vergeßend, den Eid gethan hat, von der Augsbургischen Confession nicht weichen zu wollen, da doch alle Menschen Lügner sind, selbst Philippus nicht ausgenommen. Daran denke!“

Auf den Streit mit Oßander folgten andere, weitere Handel mit Kaspar Schwendfeld, mit Georg Major und mit Menius. Jener Same der Zwietracht, der vor Luther's Tode noch im geheimen innerhalb der Mauern Wittenbergs und seiner nächsten Umgebung wucherte, war nach des Reformators Tode reich emporgewachsen und hatte nach allen Seiten um sich gegriffen. Flacius trägt mit die wesentlichste Schuld, daß in die Kälteleibenschaft dieser unerquicklichen Händel das ganze evangelische Deutschland gezogen wurde. Auf ihn entluden sich daher auch die Anklagen und Beschuldigungen in Menge, und vor allem sind es die wittenberger Theologen, die ihn verfolgen. Die Motive gerade dieser erbitterten Feindschaft sind von Preger an S. 420 gut dargelegt worden: „Um einen Begriff zu erhalten, wie sehr die Wittenberger durch Flacius und seiner Freunde Angriffe sich zur Erbitterung versucht fühlen konnten, so muß man sich die Stellung, welche Melanchthon und die wittenberger Professoren bisher in Deutschland behauptet hatten und die untergeordnete Stellung, welche ihre Gegner bisher eingenommen

hatten, vergegenwärtigen. So gewohnt waren es die Wittenberger von Luther's Seiten her, sich als eine fast unbestrittene Autorität im evangelischen Deutschland anerkannt zu sehen, so ausschließlich waren bisher ihre Urtheile und Vorschläge maßgebend für alle Lehr- und Verfassungsfragen gewesen, so unvorstellbar hatten die evangelischen Fürsten sie als ihre obersten Rathgeber in Kirchensachen überall anerkannt und so ausschließlich war bisher die Leitung der Lehrverhandlungen mit den Gegnern der evangelischen Lehre in ihre Hand gelegt gewesen, daß sie der Gedanke, sich nun als eine legerische Schule bei einem Haupttheil der evangelischen Kirche um ihr Ansehen gebracht, beiseite oder gar ganz hinausgeschoben zu sehen, auf das empfindlichste reizen mußte. Und dieser Reiz zum Haß wurde noch verstärkt, wenn sie den Gegner betrachteten, der es vor allem dahin gebracht hatte, daß sie in eine solche Stellung gekommen waren. Ein junger Mann von 28—30 Jahren, vor ein paar Jahren erst nach Wittenberg gekommen, ein Fremder, ein Slave, bisher in einer sehr untergeordneten Stellung, hatte es gewagt, die höchsten Autoritäten des evangelischen Deutschland auf das heftigste anzutasten, und einen Erfolg gehabt, der sie auf das empfindlichste demüthigen mußte und ihn selbst an die Spitze einer großen mächtigen Partei stellte. Das war allerdings viel, aber nimmermehr so viel, daß es die persönlichen Angriffe rechtfertigen konnte, die man nun ungeheuer ohne Maß und Ziel in blinder und wilder Leidenschaft sich gegen ihn erlauben zu dürfen glaubte."

Die vorliegende „erste Hälfte“ der Biographie schließt mit der Erzählung dieser persönlichen Angriffe, welche von seiten der wittenberger Professoren, dem edeln Melancthon ausgenommen, gegen Flacius gerichtet wurden.

Man kann es Preger Dank wissen, daß er das Andenken eines Mannes erneuert hat, der für die Geschichte der Kirche und ihre Wissenschaft von unleugbarer Bedeutung gewesen ist, der aber das Schicksal gehabt hat, mehr gelächert als verstanden, mehr gehäßt als geschätzt oder geliebt zu werden. Als eins der Säulen der strengeren lutherischen Richtung hat seine Persönlichkeit nicht nur, sondern auch die Summe seiner Arbeiten und Leistungen unter derjenigen Kritik zu leiden gehabt, welche dem positiven kirchlichen Bekenntniß abhold ist. Salig und bland jamal haben ihn sehr übel behandelt, und auch die ältere Biographie von Ritter wird ihm wenig gerecht. Wir sind daher vollständig damit einverstanden, daß Preger eine neue gründliche Untersuchung über das Leben dieses Mannes angestellt hat, und wenn er bei der Arbeit von dem Bestreben ausgegangen ist, er mildern Auffassung über Flacius, wie derselben zuerst der Berliner Professor Tweslen Bahn gebrochen hat, eine ausführliche, kritische und quellenmäßige Begründung zu geben. Allein es läßt sich nicht verhehlen, Preger's Kritik ist zu nachsichtig und partiell; in dem Bestreben, Flacius ganz und vollständig zu rehabilitiren, geht der Verfasser zu weit. Im großen und ganzen sind es allerdings laudable und reine Motive, welche Flacius leiten, aber nicht nur bei seinen wittenberger Gegnern sondern die persönlichen Motive mit ins Spiel, wie dies von Preger scharf hervorgehoben wird, sie beeinflussen auch die Polemik Flacius'. Man mag der Zeit und ihren Sitten Rechnung tragen, aber selbst dann wird es sich nicht in Abrede stellen lassen, daß die Streitschriften des Flacius an gehässigen Invectiven und an leidenschaftlicher Maßlosigkeit alles weit hinter sich lassen, was in dem Genre von den Zeitgenossen geleistet wurde. Wir können nicht mit dem Verfasser zu dem Resultate gelangen, daß Flacius' Thätigkeit in dem leipziger Interimsertheil für die Kirche von Segen gewesen. Wäre der Verfasser ein Theolog und mehr Historiker, er hätte von diesem Streite id von dem Einfluß, den Flacius in demselben ausgeübt, kein verkürztes Bild gegeben. Denn die Aufhebung des Kurtrunkes wider den Kaiser und die Folgen der That, den hauer Vertrag, auf den Einfluß zurückzuführen, den Flacius durch seine Schriften auf die öffentliche Meinung ausübt, das heißt denn doch unser Bedünken der Geschichte in

einer Weise Gewalt anthun, wie dies etwa in der Scribe'schen Dramenfabrikation geschieht. Auf den materiellen Inhalt der theologischen Streitfragen zwischen Flacius und seinen Gegnern haben wir verziehen und einzulassen; der Inhalt ist ein zu unerquicklicher, im Grunde nichts anderes als ein modificirtes Ragout der scholastischen Stänkereien der Theologen des Mittelalters.

Nr. 3. Tilemann Heshus, zuletzt Doctor und erster Professor der Theologie zu Helmstädt, und seine sieben Exilia u. Von Karl von Helmolt. — Wie Preger mit seiner Monographie Flacius in der öffentlichen Meinung restituiren will, so bezweckt auch Helmolt mit seiner Schrift das Nämliche für Tilemann Heshus. Die rationalistische Auffassung, die in der Kirchengeschichte namentlich durch Pland vertreten wird, faßt Heshus als einen aufgelaufenen Priester und herrschsüchtigen Pfaffen, dem es bloß um seinen Wahn zu thun war, und der deshalb mit Recht aus Stadt und Land gesagt ward. Eine solche Charakteristik nennt Helmolt „die Misanthropie eines treuen lutherischen Zeugen“. Sein Buch ist durchweg eine Apologie des Heshus. Am 3. November 1527 zu Wesel geboren, ermöglichte das Vermögen seiner Väter, eines reichen Patriciergeschlechts, Tilemann Heshus die sorgfältigste Erziehung zu geben; er unternahm vieljährige Reisen und Studien auf den Universitäten Deutschlands, Frankreichs, Englands und Dänemarks. Der Vielgereiste wird im Jahre 1550 Magister der Philosophie zu Wittenberg, in der damals wegen ihrer Rechtgläubigkeit noch nicht angefochtenen Metropole des Lutherthums; unmittelbar hernach kommt an den jungen Dozenten ein Ruf aus der kaiserlichen Stadt Goslar zum Pastor primarius und Superintendenten, den er annimmt. Ein Jahr später holt er sich auf Kosten des dortigen Rathes das rothe Barett eines Doctors der Theologie aus Wittenberg. Aber das gute Einvernehmen zwischen Pastor und Rath dauerte nicht lange; es entstand zwischen ihnen Streit über die Verwaltung und Verwendung des Vermögens der Stifter und Klöster, die der Stadt gehörten. Außerdem mengte sich der Pastor, „der das Straßamt als unablässig vom Predigtamt ansah“, in das Privatleben der Bürger; unter andern belegte er die beiden Söhne des regierenden Bürgermeisters mit öffentlichen Klagen, deren ruchlose Kleiderpracht und Uebermuth ihm ein schweres Mergerniß bereitet hatten. Es kam zum Bruch. Heshus wandte sich nach Magdeburg und dann nach Rostock; man machte ein Distichon auf ihn:

Quaeritur, Heshusius, quare sit pulsus ab urbe?

In promptu causa est, seditiosus erat.

Der Verfasser, der für seinen Heshus jeberzeit und unbedingt einsteht, macht dazu die Bemerkung: „Es hat zu allen Zeiten Stichwörter gegeben, womit man sich geholfen hat, wenn man jemand verderben wollte, ohne einen rechtlichen Grund zur Beschuldigung zu haben; im Mittelalter waren es durch die ganze christliche Welt Zauberei und Hexerei, in den Städten Beschuldigung eines Einverständnisses mit den benachbarten Fürsten, um ihnen die Stadt in die Hände zu spielen; im 16. Jahrhundert, wo Unruhen und Aufstände in den Städten an der Tagesordnung waren, mußte auch Heshus Nachreden über sich ergehen lassen.“ Das ist allerdings eine sehr bequeme Manier einer objectiven kritischen Untersuchung, deren Ergebnisse möglicherweise, um nicht zu sagen wahrscheinlich, mit dem vorgeschlagenen Plan nicht übereinstimmen könnten, aus dem Wege zu geben. Uebrigens war bei Heshus seines Lebens in Rostock, wo er als Prediger und Universitätsprofessor fungirte, nicht lange. Er bekam wieder Handel mit dem Rath, weil er sich unter andern über „sonntägliche Hochzeiten und Wirthschaften“ auf der Kanzel aussprach, wie es, meint der Verfasser, „damaliger Brauch war“. Auch hatte er sich erlaubt, von der Kanzel herab einen Rathsherrn in den Wahn zu thun, weil dieser Heshus und seine Freunde einmal eine pharisäische Sekte gescholten, d. h. nach Helmolt „Heshus that, was ihm zustand“. Er trat sein zweites Exil an, verbrachte einige Zeit in Witten-

berg und ward durch Vermittelung Melancthon's im Anfang des Jahres 1557 Generalsuperintendent und Consistorialpräsident zu Heidelberg, in welcher Stellung er bis zum Herbst 1559 verblieb. Ein Unzahl von Händeln und Streitigkeiten, die er anfasste oder in die er, wie sein Biograph will, ganz ungeschuldig verwickelt wurde, trieben ihn in das dritte Exil, welches seine Berufung als Pastor nach Magdeburg um Michaelis 1560 beendigte. Aber auch hier konnte der theologische Kampfhahn nicht Frieden halten; nach dem Verfasser that er natürlich ganz recht, sich gegen die obrigkeitlichen Verbote aufzulehnen, welche das Schmähn der Calvinisten (das „sogenannte“ Schmähn, sagt Helmolt) unterfagten. Schon im Herbst des Jahres 1562 hat er sich das wohlfeile Märtyrertum eines vierten Exils erworben; ein Aufruf der Bürger wider den streitsüchtigen Pastor entstand, sie überfielen nachts sein Haus und jagten ihn zur Stadt hinaus: eine That, deren Gewaltthatigkeit der Verfasser mit der Vergewaltigung vergleicht, welche die preussische Staatsregierung begangen haben soll, als sie den widerspenstigen Erzbischof von Köln auf eine Festung abführen ließ. Bis zum Juni 1569 lebte Gesshus in Wesel, Frankfurt, Neuburg, überall Unruhe stiftend und seine Stellungen verlierend; um den genannten Termin zog ihn Herzog Johann Wilhelm von Sachsen als Professor der Theologie nach Jena. Als solcher machte er sich durch eine heftige Polemik mit Flacius Illyricus bemerkbar. Im März 1573 ist er wieder ausgewiesen. Er bat den Rath von Braunschweig um Aufnahme, die ihm unter der Bedingung gewährt wurde, „daß er weder publice noch privatim schreiben sollte, daraus einem ehrbaren Rath und gemeiner Bürgerschaft Schade oder Nachtheil entstehen möchte.“ Man sieht, in welchem Rufe der Mann stand. Der Biograph weiß die gestellte Bedingung in seinem Sinne jesuitisch zu interpretiren: „Die Stadt Braunschweig wollte nicht sein, was in den Tagen des Interims Magdeburg gewesen war.“ Von 1573 bis in die Mitte des Jahres 1577 wirkt Gesshus als Bischof von Samland in Königsberg; abermalige Streitigkeiten und abermalige Amtsentsetzung kennzeichnen und beschließen seinen dortigen Aufenthalt. Der Exilirte wurde noch einmal als Professor nach Helmstedt berufen; dort starb der ewige Störenfried am 25. September 1588.

Der ultraorthodoxe Standpunkt des Verfassers und die Kritikallosigkeit, mit der er seinem Helben Hymnen singt, lassen die Monographie lebighen als eine Parteischrift ohne wissenschaftlichen Werth erscheinen. Die Anerkennung wollen wir Helholt nicht vorenthalten, daß er sein Buch ungleich frischer und lebhafter geschrieben, als die Arbeiten seiner Parteigenossen insgemein gehalten zu sein pflegen, daß er eine gewisse geistige Gewandtheit documentirt und daß man einzelne Partien bei ihm mit Vergnügen liest. In künstlerischer Hinsicht ist die Eigentümlichkeit des Verfassers, auf die verschiedenartigsten Episoden und Digressionen mitten in der Darstellung rein tatsächlicher Ereignisse abzuspringen, allerdings ein Fehler (auch die häufigen Ausfälle auf Rationalisten, preussische Unionsmänner u. s. w. dürften hierher gehören), aber zur Hebung des Colorits trägt die Manier unleugbar das Ihrige bei. Wir geben schließlich eine solche Stelle. Auf S. 12 wird von den Reisen des Studenten Gesshus erzählt. Aber anstatt auf diese einzugehen, meint der Verfasser, man würde einen vortheilhaften Schluss machen, wenn man annähme, die Reisen hätten viel Geld gekostet: „Zu Reisen und Studien bedurfte man damals keiner großen Fonds; das Leben in den mittlern Schichten des Volks, namentlich das akademische Leben, hatte mit den gegenwärtigen amerikanischen Zuständen, mit dem Wechsel in dem Treiben der Bankiers viel Verwandtes. Wenn jenseit des Oceans der Kaufmann sein Geld versperulirt hat oder über Nacht durch eine betrügerische Bank um Hab und Gut gekommen ist, so hängt er am andern Morgen geduldig den Karren um den Hals und arbeitet an der Eisenbahn oder geht unter die Goldsucher nach San-Francisco, liegt des Nachts über in einem Zelte, stillt am Tage seinen Hunger mit Speck und Maisbrot und wühlt dazu im Sande und plätscht im Wasser. Der bekannte, in sei-

nem spätern Leben gefeierte und reiche Straßburger Rathherr Bartholomäus Sastrow war zuerst der feinste Student in der Bursche zu Greifswald, wohin ihn sein Vater eingekerkert, trug die feinsten Leinwandstücke an der Seite und einen mit Pelzwerk gefütterten und verbrämten Rock um die Schulter; als aber sein Vater durch einen unglücklichen Proceß um alle Mittel gebracht war, seinen Sohn fortzuführen lassen zu können, dieser aber sein Einbium nicht aufgeben wollte, stand er nicht an, in derselben Bursche Famulus zu werden, wo er früher geherrscht hatte, trug Speis auf und räumte die Tische ab, während seine früheren Genossen schmauschten, und nahm des Abends geduldig die Laterne in die Hand, um dem Vorsteher der Bursche durch die dunkeln Gassen der Stadt in eine Abendgesellschaft zu leuchten oder auch heraus nach Hause zu holen“ u. s. w. Thaddäus Kan.

Stimmen des Auslandes über Alexander von Humboldt's Briefe.

Das eigentliche „europäische Ereigniß“ auf dem Gebiete der Literatur bildet noch immer die Veröffentlichung der Briefe Alexander von Humboldt's an Varnhagen und seiner in den Varnhagen'schen Tagebuchblättern enthaltenen mündlichen Mittheilungen. Kein Heldengebicht, und wäre es bedeutender als die Epen Homer's, kein Drama, und ließe es die Schaffspitzen weit hinter sich, könnte jetzt neben einer Erscheinung wie dieser Stich halten, und dieses Factum allein schon beweis einen wie schweren Stand in unserer Zeit namentlich die Dichter und Künstler haben. Man wird auch gesehen müssen, daß wenn Humboldt sich auch für zwei oder drei jüngere Dichter veränderte, der Inhalt dieser in anderer Hinsicht so bedeutungsvollen Briefe und Tagebuchblätter mit nichts so wenig zu tun hat als mit Kunst und Poesie. Das samstags Buch ist, wie wir schon früher mittheilten, in London englisch und soeben auch mit einem interessanten Bildniß Humboldt's geschmückt, in englischer Uebersetzung von Friedrich Kapp in New-York erschienen; französisch erschien das Buch zu Brüssel und, von E. F. Girard in Basel übersezt und eingeleitet, als „édition française autorisée“ bei Feld in Genf (nebst schönem Porträt); der belgische „Pangermane“ nannte das Buch ein „Ereigniß“ und theilte längere Auszüge daraus mit; ganz besonders hat sich aber die ihrer Breite die französische Journalpresse an das Buch gelegt. Natürlich müssen über ein Buch, das so rückwärtslos aus der Schule plaudert und den einen ebenso ungelegen als den anderen gelegen kommt, die Urtheile und Meinungen sehr verschieden lauten.

Schärfer z. B. können die Urtheile über die Humboldt'schen Briefe nicht aneinander gehen als dasjenige, welches H. Haag evangelischer Pfarrer zu Wartau im Canton Sankt-Gallen, in seiner gut geschriebenen, liberal-religiösen, alle 14 Tage in Winterthur erscheinenden Zeitschrift „Zeitschriften aus der reformirten Kirche der Schweiz“ in einem durch drei Nummern gehenden Aufsatz „Humboldt und seine Zeit“ abgegeben hat, in dem dasjenige, welches sich St.-René Laillandier in der ersten Lieferung der „Revue des deux mondes“ zu fällen getraut, der in seinem Blatte aufs entschiedenste gegen allen Materialismus, Pharisäismus und bloß theologischen Dogmatismus in der Religion ankämpft, bekräftigt mit wahrer Begeisterung die Humboldt'schen Bekenntnisse einen Hauptschlag für die politische kirchliche Reaction. In Betreff der Briefe selbst bemerkt er: „Geistreiche, interessante Briefe von Gelehrten an Gelehrte oder von geistvollen Männern an hochgebildete Frauen hat die neuere Literatur in großer Zahl, aber sie sind nicht immer die ungeschuchte Ausdruck des Herzens; man läßt sich da selten so wie in vertraulichen, tendenzlosen Briefen, die nur aus der Bedürfnis des Augenblicks geboren sind; man schraubt sich gern in eine ideale Höhe, in ein gewisses Raffinement des Gefühls, und die Tendenz, geistreich zu sein, verfinstert den Brief. Dagegen die einfachen Briefe Humboldt's ohne alle Affectation

des Geistes, nur das Bedürfnis des Augenblicks auszusprechen, den Schreien im schlichten Ausdruck darstellend, zeigen uns den Menschen in der ungeschminkten Wahrheit seines Charakters und seiner Gesinnung. Die Einfachheit ist das Siegel der Wahrheit. Einfach und klar, wie alles Wahre und Große, leuchtet Humboldt's Charakter aus diesen zwanglosen Briefen hervor."

Lang vertheidigt Humboldt auch gegen den ihm gemachten Vorwurf der Irreligiosität und weist zu diesem Zwecke unter anderm auf die anerkennden Urtheile über Jenzendorf, Lavater und Stilling hin, die Humboldt den jetzigen Frommen, den „eiskalten Verstandesgleitschern“ gegenüberstellt, ferner auf die schöne Stelle über Angelus Silesius, über welchen Humboldt bemerkt: „Es ist eine Frömmigkeit, die einen wie eine milde Frühlings-sonne anweht.“ So habe jedes echte Menschengefühl in Humboldt's Seele einen Widerhall gefunden; jeder Hauch „wahrer indoctrinärer Herzensfrömmigkeit“ sei auch ihm wohlthuend und erfrischend gewesen, und nur „das ganze engherzige und dümmelnde Gekrüch der Gegenwart, das aus dem Boden der Reaction so äppig emporgeschossen“, habe er unbarmherzig gerichtet. Gleichwohl kann doch auch der Pfarrer Lang nicht alle Einsprüche Humboldt's über die Religion unbedingt gutheißen. Denn z. B. Humboldt einmal äußert, alle positiven Religionen theilten drei unterschiedene Stadien: eine Sittenlehre, überall leicht und sehr rein, einen geologischen Traum und einen Mythos oder einen kleinen historischen Roman, so bemerkt Lang dagegen: die in alle Religionsysteme hineinverwobenen Phantasien über die Entstehung der Erde und des Weltalls oder der geologische Traum“ seien für die Geologie vielleicht gleich werthlos, aber von sehr verschiedenem Werthe für die religiöse Wahrheit, für die Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Welt, welche diesen Phantasien zu Grunde liege, wie es auch in den Werth einer Religion sehr viel darauf ankomme, welcher Art das wirklich Historische sei, das dem Mythos zu Grunde liegt; und was die Sittenlehre betreffe, so könne keineswegs zugesprochen werden, daß sie, wie Humboldt behaupte, bei allen positiven Religionen die gleiche und die gleich reine sei. „Eine Religion wie das Christenthum (bemerkt Lang weiter), welches die Liebe, die Gotteskindschaft zu den obersten sittlichen Grundsätzen macht, wird die Sittlichkeit viel tiefer und reiner befruchten als z. B. die Gesezesreligion eines Moses oder Mohameds, wenn sie auch in den einzelnen Moralsvorschriften ziemlich übereinstimmen.“ In den beiden Fortsetzungen seines Aufsatzes (Nr. 13 und 14 der „Zeitschriften“) beschäftigt sich Lang, an Humboldt's einzelne gelegentliche Äußerungen anknüpfend, überhaupt vorzugsweise mit der religiösen Frage. Auf dieses Gebiet können wir ihm hier nicht weiter folgen; lieber seien wir noch folgenden Bemerkungen über Humboldt's Charakter im allgemeinen mit: „Man sieht: Humboldt hat auf seinen Streifen nicht bloß Steine und Pflanzen untersucht, er hat überall den höchsten Aufgaben des Menschenlebens ein warmes, einen freien Geist und einen frischen Eifer entgegengebracht. Humboldt war ein Mann der Freiheit, aber die Freiheit ist ihm keine politische Parteisache. ... Wie es einem solchen Mann mit diesem jugendlich frischen Herzen, mit dieser reinen Sittlichkeit zu Muthe sein mußte in unserer Zeit, der Atmosphäre der Corruption, Gesinnungslosigkeit und Feigheit, wie die politisch-kirchliche Reaction der letzten Jahrzehnte mit brachte, das ließe sich vorstellen, wenn er auch nicht selbst so kostbaren Zeugnisse dafür uns in die Hände gegeben hätte.“

„So hat Humboldt gedacht, gefühlt, gesprochen; so hat die so seltene vierte Lebensstufe, das Jubelgeseinsenthum oder zweite Kindheit erreicht und beschloßen und die Zahl der glücklichen, welche in ungebrochener Geistesfrische diese durchleben durften, um einen vermehrt, der an Reichthum des Wissens wie an Seelenadel hinter keinem zurücksteht.“

„Von vorher hatte Lang bemerkt, daß man an Umfang des Wissens wie an Genuß der Großen nur zwei Männer Humboldt übermessen an die Seite stellen könne: Aristoteles und Leib-

niz; „aber“, hatte er hinzugefügt, „wie verschwinden beide vor dem Glanze dieses Charakters!“

Dagegen wirft St. René Laillandier dem Verfasser des „Rosmos“ in seinem „Lettres intimes et entretiens familiers de M. A. de Humboldt“ überschriebenen Aufsatz sogar „timidité d'esprit“, ja „duplicité“ vor, weil, wo er hätte sprechen sollen, er vorsichtig geschwiegen und gegen dieselben Personen, über die er sich hinterrücks in seinen Briefen lustig mache, den Hofmann gespielt habe. Zwar sei Humboldt ein entschiedener Unchrist gewesen, weshalb auch ihm wie allen, welche für Jesus Christus kein Verständniß gehabt, wie nach Sainte-Beuve den „größten modernen Unchristen“, Friedrich dem Großen, Laplace und Goethe, etwas im Geiste oder Herzen gefehlt habe. *) Trotzdem habe Alexander von Humboldt gegen einen französischen Schriftsteller, der ihm eine von ihm verfaßte Schrift über dessen Bruder Wilhelm vor dem Druck zur Ansicht zugesandt, den Wunsch ausgesprochen, daß eine Stelle gemildert werde, in welcher behauptet wurde: Wilhelm von Humboldt habe in einer gewissen Epoche seines Lebens einem Egoismus gehuldet, welcher zwar sehr rein, sehr edel, aber ohne Vermischung christlicher Ideen gewesen sei. Humboldt habe das Anstößige bloß deshalb gestellt, weil er befürchtet, daß die Stelle bei Hofe Anstoß geben könne, und der französische Autor habe sich dann auch wirklich dem Wunsche Humboldt's gefügt, sei aber damit nur der „timidité d'un courtisan“ zu Hülfe gekommen. Laillandier findet außerdem den Witz Humboldt's ebenso anspruchsvoll als schwerfällig und gedreckelt; der Verfasser des „Rosmos“, namentlich des zweiten Theils mit seinen „notes si vives, si lumineuses, où se déploie avec tant d'aisance l'érudition littéraire la

*) Wären Friedrich II., Laplace und Goethe wirkliche „Unchristen“ gewesen, so würde sich Merle d'Aubign's Behauptung (in seiner Biographie Cromwell's) bestätigen: „Es ist selten, daß ein großer Mann ein guter Christ ist.“ In Bezug auf Goethe können wir aber den Vorwurf ungewisser Unchristlichkeit nicht gelten lassen. Allerdings machte Goethe so gut wie Schiller die seltsame Grille oder Mode der vornehmen Circel seiner Zeit mit, Jesus Christus, der doch eine so ungeheure Mission erfüllte, zu ignoriren, während man die Namen anderer Religionsstifter ungeschont nennen durfte; allerdings finden sich bei ihm Aussprüche, welche nicht bloß auf unchristlichen Sinn, den ihm auch gewiß die meisten sehr gern nachsehen werden, sondern allerdings auf eine gewisse Abneigung gegen christliches Wesen überhaupt schließen lassen. Aber es finden sich, auch außer den „Bekenntnissen einer schönen Seele“, Stellen genug bei Goethe, namentlich in seinen vertraulichen Gesprächen mit Eckermann, in welchen der tiefe Gehalt und die weltgeschichtliche Mission des Christenthums aufs wärmste anerkannt werden; hatte doch Goethe, der z. B. das Neue Testament gründlich kannte, in seiner Jugend sogar eine Neigung zum Verkehre mit Mystikern und der Mystik. Eine Dichtung wie „Faust“ — in welcher sich in der Ofternacht Faust beklagt, daß er wol die Mahnung höre, daß ihm aber der Glaube fehle, was gewissermaßen im Namen Goethe's selbst gesagt ist und, genau gesehen, den eigentlichen Schlüssel zu Faust's Unzufriedenheit und Zerrissenheit bildet — „Germann und Dorothea“, selbst die hellenistrende „Iphigenia“ hätte Goethe, ohne innerlich Christ zu sein, gar nicht dichten können; ja sogar das die Gottheit so trozig herausfordernde Gedicht „Prometheus“ konnte nur jemand dichten, der in der Jugend viel und inbrünstig, vielleicht aber vergebens um Frieden und Erleuchtung gekämpft hat. Belzeichnend für Goethe's Stellung zur Religion ist sein Spruch:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Goethe will damit wol sagen, daß jeder doch etwas haben müsse, was seine Seele ausfülle und ihn über die Materie auf etwas Höheres hinweise; für die Massen, welcher Wissenschaft und Kunst immer unzugänglich bleiben werden oder höchstens in ihren Abfällen zugute kommen, könne diesen Dienst nur die Religion verrichten.

plus riche, où brille un si vil sentiment de l'antique poésie", lasse sich in diesen „vulgaires épigrammes si péniblement contournées" schwer wiedererkennen. Der Verfasser glaubt nicht, daß mit der Herausgabe der Briefe dem Andenken des großen Gelehrten ein Dienst geschehen; auch stellt er die Berechtigung der Herausgabe zur Veröffentlichung derselben, was man dafür auch in Deutschland an Gründen aufgebracht haben möge, entschieden in Abrede; schriftstellerische Eitelkeit habe die Herausgeberin dazu getrieben, die Papiere zu veröffentlichen und diese Veröffentlichung so sehr zu beschleunigen. Ueberhaupt zieht er bei dieser Gelegenheit gegen die moderne Untugend der Indiscretion und den literarischen Sansculottismus heftig los. Bei dem allen darf man nicht vergessen, daß Humboldt in einem seiner Briefe auch der „Revue des deux mondes" selbst einen kleinen Hieb versetzt hat. Rühmlich ist die Wärme, womit der Franzose bunten („l'un des plus grands esprits de notre époque, âme aussi ardemment libérale que profondément religieuse"), dessen Arbeiten auf dem Gebiete der Theologie er denen Humboldt's im Gebiete der Naturwissenschaften zur Seite stellt, Schleiermacher, „cette âme pieuse et profonde", Stein, „un des héros du patriotisme allemand", Gneisenau, „vénéré de toute l'Allemagne pour l'élevation de ses idées et la constance de son âme", Moritz Arndt, „le vétéran de la poésie nationale" und andere gegen Humboldt's An- und Ausfälle in Schutz nimmt. Der Franzose führt auch in Uebersetzung die bekannte Stelle aus Schiller's Brief an Körner vom 6. August 1797 (Briefwechsel, IV, 45) an, worin sich Schiller aufs abfälligste über A. von Humboldt ausläßt und ihm unter anderm die Fähigkeit, je etwas Großes in seiner Wissenschaft zu leisten, abstreitet; in dieser letztern Voraussage habe sich zwar Schiller gründlich getäuscht; aber, fragt Taillandier, „qui oserait affirmer pourtant aujourd'hui que la première impression du poète fut absolument fautive?" Wir bemerken hierbei, daß einige der schärfsten Ausdrücke Schiller's über Humboldt, die sich, wie wir durch Autopsie wissen, in der Handschrift befinden, in der Ausgabe weggelassen worden sind. Uebrigens spiegelt dieser Brief nicht den ersten Eindruck wider; denn ganz im Widerspruch damit schrieb Schiller am 12. September 1794 über A. von Humboldt (Briefwechsel, III, 196): „Er ist jetzt in Deutschland gewiß der erste in diesem Fache (der Naturwissenschaft) und übertrifft an Kopf vielleicht noch seinen Bruder, der gewiß sehr vorzüglich ist." Der Widerspruch zwischen beiden Urtheilen ist so schroff wie möglich und schwer zu erklären.

Wie St.-René Taillandier ist auch Philarete Chasles in einem Journalartikel, der uns zur Zeit gerade nicht vorliegt, gegen Humboldt's Briefe und zwar in sehr bissiger Weise aufgetreten, offenbar gereizt durch einen Humboldt'schen Ausfall gegen ihn, den er davon ableitet, daß er in seinen Mittheilungen aus Berlin Humboldt nicht die gewünschte Beachtung geschenkt habe. Wir können uns nicht denken, daß Humboldt durch ein so kleinliches Motiv dazu bestimmt worden sei, müssen aber im Interesse der Sache jenen Ausfall und namentlich das ziemlich fade Wortspiel mit „Chasles" und „Schall" nur bedauern. Vergleichen Kadavren kann man sich wol im mündlichen Gespräch entschlüpfen lassen, aber man schreibt sie nicht nieder, selbst nicht in einem vielleicht gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmten vertrauten Billet. Was man auch über Philarete Chasles' Gründlichkeit oder Ungründlichkeit denken mag, so hat er doch für die Anerkennung deutscher Literatur in Frankreich so viel gethan und dem deutschen Geiste und der deutschen Sprache so viele Huldigungen dargebracht, daß ihn, sollten wir meinen, seine Bestrebungen in dieser Richtung vor solchem Unglimpf hätten sicher stellen sollen. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Humboldt, daß der Verfasser des „Kosmos" sich im Gebiete der Tagesliteratur und Tagespolitik, wie dies doch häufig geschah, durch Details, die im Weltganzen gar nichts bedeuten, so sehr irritiren und sich dadurch den Blick für das Allgemeine trüben lassen konnte. Wenn sich Ausländer für

ihre Verdienste um die Anerkennung und gerechtere Würdigung der deutschen Literatur so von den Deutschen selbst, von einem Humboldt sogar mit Unank belohnt sehen, welcher Fremde könnte dann noch Muth und Lust genug haben, sich mit einem so undankbaren und, sagen wir es offen heraus, frivolen Werk ernstlich zu beschäftigen? Denn wahrlich, mit dem deutschen Tief- und Schwermuth geht auch ein sich in oberflächlicher Absprecheri und Witzerei gefallender Leichtsinne in merkwürdiger Weise Hand in Hand.

Indeß solche kleine Flecke können die große Bedeutung des Buchs nicht aufheben, und wir waren einigermassen überrascht, diese Bedeutung gerade in der „Revue contemporaine" von Edouard Simon vollkommen gewürdigt zu sehen. Diese Revue gilt als ein literarisches Organ der gegenwärtigen Kaiserregierung, und man weiß, welche fast unaussprechlichen Dinge Humboldt zwar nicht in seinen Briefen, aber in seinen mündlichen Mittheilungen über gewisse Personen und den Staatsstreich vom 2. December, der aber doch kein Schwabensfreich war, ausgesagt hat. Aber allerdings gibt es auch Offenherzigkeiten und politische Geständnisse in diesem „livre incendiaire", in diesem „terrible volume" (wie Simon das Buch nennt), welche dem Bonapartismus sehr willkommen sein mußten und von dem Verfasser des Aufsatzes in der „Revue contemporaine" auch besonders ans Licht gestellt werden mit jener bekannten Partisakritik, womit man Liebfames citirt und Unliebfames verschweigt. Zuwiderstet erwähnen wir, daß E. Simon die Herausgabe des Buchs für vollkommen gerechtfertigt hält und dies nachzuweisen sucht; habe doch Humboldt die Mehrzahl der Briefe, die ihm zugegangen und die nach Tausenden zählten, verbrannt, er diejenigen, die er veröffentlicht zu sehen gewünscht, habe er seinem Freunde Varnhagen überlassen. Man habe zwar nach dem Erscheinen des Buchs gedacht oder gerufen: „Alexandre de Humboldt fauteur de scandale! Varnhagen complice d'une pareille profanation! Une femme instrument de cet affreux complot!" Doch nein! sagt E. Simon: „Die Liebhaber von Escandal brauchen das Buch nicht zu öffnen; sie würden sich sehr getäuscht finden. Die ernsten Geister dagegen, alle, welche für den unsterblichen Naturforscher, für den seltenen politischen Geist, für den großen Freund der Humanität — und wer möchte ihre Menge zählen? — Ehrfurcht fühlen, werden darin über das Genie und den Charakter Humboldt's tiefen Aufschlüsse finden. Aus diesen vertraulichen Mittheilungen tritt uns das wahrhafte Bild des Gelehrten, des Philosophen, mit allen Höhen und Großen der Erde verkehrenden Mann entgegen; man sieht ihn darin ganz lebendig werden und sein Gefühl geht daraus nur frischer und kräftiger hervor. Nicht etwa als ob sich nicht zuweilen die Malice diesen vertraulichen Offenherzigkeiten gesellte und daß nicht jeder darin auf irgend einen Auspruch stieße, der sein Feingefühl verletzte; indeß es ist nur ein Abenteurer, wie man es immer mit den unabhängig und aufrichtigen Geistern zu bestehen hat." Zum größten Theil besteht übrigens der Aufsatz aus anziehenden Auszügen mit zu geschoenen, zum Theil pikanten Bemerkungen, wie die über das Verhältniß zwischen Humboldt und seinem in mancher Hinsicht doch wol nur zu sehr verkannten königlichen Freunde: „Al beide besaßen jenen Humor, der selbst über ernsthafte Angelegenheiten eine gewisse Heiterkeit verbreitet und den Geist zugleich ergötzt und festelt." Bei aller dem Buche im reichsten Maße spendende Anerkennung spricht E. Simon doch das eine Bedenken aus: „Es wäre zu bedauern, wenn die hinterlassenen Offenherzigkeiten Humboldt's die Fürsten veranlassen sollten, gegen die Gelehrten und Literaten, die sie ihrer Freundschaft würdigen, grüßliche Vorurtheile zu beobachten. Und in der That, wer könnte ihnen zu verargen? Das ist die gefährliche Seite dieser Veröffentlichungen." Ähnlich wie der Pfarrer Lang in einer oben mitgetheilten Stelle bemerkte schon in der Märzlieferung der „Revue germanique" A. Reffter, der zahlreiche Auszüge aus dem Buch in genannter Zeitschrift veröffentlichte: „Herr von Humboldt gehörte nicht zu jenen Gelehrten, welche sich ausschließlich mit

den Steinen oder Fossilien zu thun machen und die Bestimmung des Menschen ihrer Betrachtung und ihrer Theilnahme für unwürdig erachten. . . . Er wurzelte in seiner Zeit, er liebte die Menschen, er hatte seine Leidenschaften und Abneigungen"; hier: „Ce grand génie a été en même temps un grand cœur.“ Was das Recht zur Veröffentlichung gerade im gegenwärtigen Briefe betrifft, so will Refrger dies keineswegs in Frage stellen; er meint jedoch, die Herausgeberin hätte sich damit nicht so beeilen sollen, obgleich er doch auch wieder die von ihr angeführten Gründe für die Veröffentlichung gerade im gegenwärtigen Augenblicke gelten läßt. Dagegen kann er es nicht verstehen, daß in dem Buche auch die Briefe noch lebender Personen veröffentlicht seien: „Im Princip scheint es uns nicht zulässig, daß vertraute Briefe veröffentlicht werden, während ihre Verfasser noch leben und ohne daß man zuvor ihre Einwilligung eingeholt hat.“ Es ist hohe Zeit, daß sich das Gewissen der Zeit, wenn sie ein solches noch hat, über eine Frage von dieser Wichtigkeit entscheidend und grundsätzlich ausspreche, und dies würde am besten geschehen, wenn jeder einzelne, sei er ein öffentlicher oder ein privater Charakter (denn dies kann doch bei einer Frage, die eigentlich eine Rechtsfrage ist, keinen Unterschied machen), ernstlich sich befrage, was er dazu sagen würde, wenn er plötzlich vertraute Briefe von sich ohne seine Zustimmung abgedruckt sähe.

Aus einer genfer Correspondenz des „Morgenblatt“ bringen wir, was wir zum Schluß noch anführen wollen, in Erinnerung, daß fordern der genfer Literatur G. Revilliod eine Auswahl Humboldt'scher Briefe in vortrefflicher französischer Uebersetzung herausgegeben hat, in Begleitung eines Dankesagungs-Schreibens, welches Humboldt nach Uebersendung der von Revilliod herausgegebenen sogenannten Froment'schen Chronik oder der „Actes et gestes merveilleux de la cité de Genève“ an den Herausgeber richtete. Der Correspondent schließt seine Mittheilung mit den Worten: „Die wenigen Zeilen beweisen, welche Theilnahme Humboldt der merkwürdigen Geschichte der kleinen Republik am Lemman, dem Vaterland der Sauffure, Pictet, Decandolle u. s. w. bewahrt hatte, welches er nach diesen Briefen im Jahre 1795 zum ersten mal besuchte. Allumfassend war das Interesse Humboldt's für das geistige Leben der Völker, der größten wie der kleinsten, und wenn je so galt von ihm das „homo sum, nihil humani a me alienum puto“ in seiner höchsten und weitesten Bedeutung.“ J. M.

Schiller als Tageskritiker.

Es ist manchen Lesern d. Bl. vielleicht erwünscht, gelegentlich auch einmal einige Proben von der Art der Tageskritik zu lesen, die Schiller des lieben Geldes wegen für die „Jenaische Literaturzeitung“ schrieb. Er erwähnt ihrer selbst in einem Briefe an Körner (I. 310 der ersten Ausgabe) wo nur der Titel der Schrift (Nr. 5) „Historische Nachrichten und Lebensjahre Friedrich's II. von Herzberg“ zu berichtigen ist in: „Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Friedrich's II.“ Die recensirten Bücher sind heute bis auf den Roman „Dya-Na-Sore“ verschollen, aber interessant ist immer, auch in diesen Kleinigkeiten den Geist Schiller's wiederzufinden. Die chronologische Ordnung wäre 1. 4. 3. 5. Ich habe eine genaue Abschrift von diesen Rezensionen genommen, die ich hier folgen lasse:

1. (Jenaische Literaturzeitung, 1788, 30. April, Nr. 104^a, S. 212.)

Weimar, b. Hoffmann: Friedrich der Grosse, Versuch eines historischen Gemäldes. Ites u. IItes Heft. 1787. 144 S. 8. (9 gr.)

Eine schöne und anschauliche Auseinandersetzung des vorbereitenden Verdienstes, welches Friedrich Wilhelm um die Stärke und den Glanz des preussischen Staates unter seinem Nachfolger gehabt hat, zeichnet diesen Verwech unter dem grossen Haufen der Brochuren und Werke, die denselben Gegenstand behandeln, sehr zu seinem Vortheile aus. Bis die gehörige Menge der Materialien zu 1860. 33.

einer vollständigen Geschichte Friedrich's II. und seiner Zeit herbeigeschafft sein, und die Concurrenz aller übrigen Erfordernisse einen grossen Kopf genug begünstigt haben wird, dem grössten Mann seines Jahrhunderts ein würdiges Denkmal zu stiften, ist kein Versuch ohne Nutzen, der nur eine neue Thatsache liefert, oder eine schon vorhandene besser motiviret, anwendet oder ordnet; und der gegenwärtige hat vor den mehresten noch das Verdienst einer sehr lebhaften und gefälligen Schreibart voraus. Das zweite Heft endigt mit dem Breslauer, das dritte mit dem Dresdner Frieden.

2. (1788, 29. April, Nr. 103, S. 204, 205.)

Wien und Leipzig, bei Stahel: Dya-Na-Sore oder: die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Sam-skritt übersetzt. 1787. 414 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)*

Oder vielmehr nicht aus dem Sam-skritt übersetzt; denn, einige Namen abgeändert, lässt sich die Geschichte eben so gut nach Aegypten oder nach China als nach Indien verlegen. Wofür also diese Einkleidung, die nicht nur durch nichts unterstützt, sondern der beinahe auf jedem Blatt durch die gröbsten Versündigungen gegen die Sitten und das Costume von Indien widersprochen wird? Vier Söhne verlassen ihren Vater und ihre Heimath um eine Wanderung zum Heiligthum der Urzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückseligkeit zu suchen. Der Weg dahin ist eine beschwerliche und gefährvolle Reise durch menschenleere Wüsten, Abgründe, über steile Gebirge und reissende Ströme; dieses giebt dem V. Gelegenheit, ein schreckliches Naturgemälde auf das andere zu häufen, deren Monotonie unendlich ermüdend ist, obgleich die Beschreibungen selbst Dichtergeist verrathen. Die Reise wird, wie man leicht denken kann, den armen Wanderern höchst sauer gemacht. Bald hilft ihnen eine kaum leserliche Innschrift, die sie von ungefähr finden, bald ein Eremit, der sich ihnen in den Weg stellt; ein Greis schickt sie zum andern (weil das Herumschicken einmal Gebrauch ist) und so treten in dem Buch vier oder fünf solche Greise auf, die alle einander wie aus den Augen geschnitten sind, und auch so ziemlich das nehmliche sagen. Die ganze, äusserst einförmige und schlecht gehaltene Fabel dient einer reinen und schönen Sittenlehre zur Hülle, die ihr aber oft so gezwungen und oft so lose angepasst wird, dass sie weniger aufklärt als verdunkelt. Nichts beleidiget indessen mehr als die barbarische Durchmischung der Abstracten mit dem Symbolischen, oder der Allegorie mit den philosophischen Begriffen, die sie bezeichnen soll; in eben dem Augenblick, da uns der Weg zur Wahrheit als eine Wanderung vorgestellt wird, hören wir darüber von dem Wanderer, als über eine abstracte Materie, sprechen. Es fällt in die Augen, dass es dem Verfasser überhaupt nur um ein Vehikel für seine Philosophie zu thun war; ob es passte oder nicht, galt ihm gleich; und so entstand denn dieser Zwitter von Abhandlung und Erzählung, der durch eine fast durchaus metrische Prose wo möglich noch ermüdender wird.

3. (1788, 30. April, Nr. 104^b, S. 219.)

Presburg, b. Mahler: Historisch-kritische Encyclopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen — v. H. G. Hoff. I. Th. 368 S. II. Th. 398 S. III. Th. 414 S. IV. Th. 462 S. 1787. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Ohne sich der beregten „Nebenabsichten“ gegen den Herausgeber bewusst zu sein, gesteht Rec., dass er

*) Der Roman erschien noch 1860 in dritter Auflage wieder. Verfasser ist der 1839 zu Frankfurt gestorbene österreichische Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern. Die zweite Auflage erschien 1800 zu Leipzig.

nicht unter die „wenigen Edeln“ gehört, denen dieses Buch gefällt. So ist ihm auch beim Aufschlagen desselben kein „stüsser Stuch in die Reizbarkeit seiner Lebensnerven“ gesprungen (a. Th. I. S. 363. Artik. Bücher). So schlecht bei dieser Sammlung die Wahl der Anekdoten ausgefallen ist, indem neben dem seichtesten und abgedroschensten aus diesem Fache auch die längst verurtheilten Mährchen von der Vergiftung Pabst Alexanders VI. u. s. f. wieder aufgewärmt werden, so ist doch dasjenige, was Hr. H. von seinem eigenen hinzuthat, noch bei weitem schlechter; die philosophischen Artikel, wie Freundschaft, Liebe, sind schlechterdings ungeniessbar. Ein Beispiel von der Beurtheilungskraft des Vf. mag die Parallele abgeben, die zwischen dem Grafen Brühl und Richelieu angestellt wird (S. 358): Brühl beherrscht seinen König; auch Rich. beherrscht ihn — B. erwirbt sich ein grosses Vermögen, auch R. — Brühls Leibwache ist besser bezahlt als die königliche, auch Richelieu u. s. f. der Unterschied zwischen beiden: Richelieu stirbt vor, Brühl nach seinem König u. d. mehr. Diese vier Bände gehen nur bis zum L., wir werden also noch mit vier andern bedroht.

4. (1788, 30. April, Nr. 104^a, S. 216.)

Minchen, b. Lentner: Beiträge und Sammlungen zur Sittenlehre für alle Menschen vom Hofr. v. Eckartshausen. 1787. 376 S. 8. (20 gr.)

Unter diesem Titel verkauft uns Hr. v. E. wieder einige herbe Früchte eines guten Willens und eines dürftigen Geistes. Zwei Proben mögen genug sein. S. 123 sagt er uns von dem Stadtleben: „Da muss ich Hüte, unbrauchbar zum Bedecken, in meinen Händen tragen und wie ein Papagey sprechen: Guten Morgen, gute Nacht, wie befinden Sie Sich? Ohne Empfindung antwortet mir der Gefragte: Recht wohl, und Ihre Gesundheit?“ Wohl verstanden, das soll Poesie sein! S. 128 heisst es von einer Dame: „Endlich entzieht sie den düsternen Fuss der seidnen Decke.“

5. (1788, 8. Mai, Nr. 111, S. 277.)

Kleine Histor. Schrift. Ohne Druckort: Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrichs II. von Preussen, mit der Einleitung zu der von ihm selbst geschriebenen Geschichte seiner Zeit. Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Academie den 26. Jänner 1787, durch den Hrn. Grafen von Herzberg aus dem Französischen übersetzt. 44 S. 8. (3 gr.)

Die Leser mit einer Schrift, die von dem Namen ihres Verfassers einen so grossen Werth empfängt, bekannt machen zu wollen, würde sehr überflüssig, und jetzt auch zu spät sein, da sich das Original schon in den meisten Händen befindet. Die Zusammenstellung der 2 verschiedenen Vorreden, welche der König in zwei ganz verschiedenen Perioden seines Lebens im Jahr 1746 und 1775 zu der Geschichte seiner Zeit verfasste, ist äusserst interessant, und kann zu der Geschichte seines Geistes einen merkwürdigen Beytrag geben. Die Uebersetzung ist hart und schwerfällig: z. B. S. 25 heisst es — „eine sehr wichtige Verzichtleistung, die ich so, wie die Ansprüche auf den Danziger Hafen, zu der Zeit in Vorschlag brachte, da ich den Theilungs- und Abtretungsvertrag mitten in einer sehr kritischen Krankheit, an der ich damals daniederlag, entwarf.“ Wie viele ich nach einander und welche harte, unbiegsame Periode!

Was würde Schiller erst zu unserm heutigen Zeitungsstil, der leider nicht auf Zeitungen beschränkt bleibt, sondern bis in die Tragödie drang, sagen!

Franz Sandvoß.

Notiz.

Deutsche Literaturgeschichten für Schule und Haus.

Zu den im Verlage von J. S. Weber erscheinenden „Jahrbüchern Katechismen“ gehört auch der soeben in zweiter umgeänderter Auflage herausgekommene „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte“, von Paul Möbius, ord. Collegien zu St. Thomä und Director der Buchhändler-Lehranstalt zu Leipzig. Das bei seinem ersten Erscheinen (1856) in d. Bl. unerwähnt gebliebene Büchlein kann in seiner jetzigen Gestalt als eine wesentlich neue Erscheinung gelten, und zwar bezieht sich die wichtigste Aenderung, wie der Verfasser selbst in dem kurzen anspruchslosen Vorwort zu dieser zweiten Auflage bemerkt, auf die Form, indem die katechetischen aufgegeben und die Fragen im Texte selbst in kürzere Ueberschriften der verschiedenen Abschnitte verwandelt wurden; doch sind die „Fragen zum Katechismus der deutschen Literaturgeschichte“ in einem besondern Anhang am Schluss des Büchleins wieder aufgeführt. Infolge dieser Aenderung ist die Schrift noch lesbarer und für die Selbstunterweisung brauchbarer geworden, während ihr der Vortheil, den die erste Auflage für den privaten oder öffentlichen Unterricht bot, durch den Anhang gewahrt blieb. Aber auch innerlich hat sich die Schrift wesentlich vervollkommen und vervollständigt; namentlich ist die Partie, welche die Literatur der Gegenwart betrifft, bei weitem ausführlicher als in der ersten Auflage behandelt und dadurch mit den die ältern Perioden der deutschen Literatur betreffenden Theile in ein richtigeres Verhältniss gebracht worden. Das Büchlein hat sich dadurch um zwei volle Druckbogen vermehrt, was bei einer mit dem katechetischen Anhang und dem Register nur 198 Seiten starken Schrift schon etwas ausmacht. Der Verfasser hat neben der eigentlich productiven Literatur auch die Geschichtsschreibung, die Biographie, die Ranzelberedsamkeit, die Philosophie und Religionsphilosophie, die Naturforschung u. s. w. in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Die Schrift ist die Frucht gewisserhafter Studien und aufrichtiger Liebe zum Gegenstande; es soll ihr, wie es in der 1856 zur ersten Auflage geschriebenen Vorrede heisst, ein Stein herbeigetragen sein „zu dem Altar, auf welchem die Herzen des Volks in inniger Liebe zu dem deutschen Vaterlande und dem erlöschen sollen, was ja der schmerzliche Schmutz dieses Vaterlandes ist: deutscher Geist und deutsches Herz“. Die Urtheile, die zur Charakteristik der verschiedenen Autoren nöthig waren, sind kurz, bündig und unbesungen. Eine praktische Brauchbarkeit hat dieser sehr übersichtlich angeordnete Literaturkatechismus, der auch als Nachschlagebuch in Bezug auf Namen, Jahreszahlen, Schrifttitel u. s. w. sehr wohl zu gebrauchen ist, bereits in erster Auflage bewährt und wird ihn zweifellos in dieser zweiten noch mehr bewähren.

Als ein „Buch für Schule und Haus“ bezeichnet sich die soeben in Berlin bei Herz erschienene bei weitem umfangreichere, wennschon die Literatur seit 1840 ausschliessende „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen“, von Werner Sahn. Der Verfasser hat durchweg als Princip innegehalten, „dass im allgemeinen kein Werk genannt wurde, dessen Inhalt nicht durch eine charakterisirende Analyse, durch ein charakterisirendes Citat oder wenigstens durch Hinweisung auf ein ähnliches Werk näher vorgeführt werden konnte“. Der Verfasser selbst erhebt den Anspruch, dass sich das Buch hierdurch besonders von den sonst in Schulen gebräuchlichen Werken unterscheide. Wir wollen uns in Abrede stellen, dass es in dieser Hinsicht seine Verdienste hat, und brauchbar sein könne; doch können wir es nicht gut heißen, wenn der Verfasser sogar durch den Ton der Inhaltsangaben solche Dichtungen, die ihm durch Form, Tendenz oder Inhalt missfallen, ins Lächerliche zieht, was uns namentlich bei den Dichtungen Tieck's aufgefallen ist. Von Tieck spricht er überhaupt, wie man von einem so bedeutenden Literaten nicht sprechen sollte: „Eine schnell gezeigte Natur, die ohne vom der Ernst und der Tiefe des Lebens erfasst zu sein, Phantasie um Witz genug besaß, um von der Schriftstellerei ein Geschäft zu machen“ u. s. w. Dass der Verfasser in einem besondern

Abkühlt den „Gegensatz im Charakter Goethe's und Schiller's“ hervorhebt, können wir in einem hauptsächlich doch für die lernende Jugend bestimmten Buche nicht guthießen. Der Verfasser sagt darin unter anderm von Goethe: „Objectiv und real ist alles bei ihm“, und von Schiller: „Bei ihm ist alles ideal und subjectiv.“ Wir gehören nicht zu denen, welche Schiller plötzlich in einen vorzugsweise realistischen und Goethe in einen vorzugsweise idealistischen Dichter verwandeln möchten, aber allerdings gibt es bei Schiller Stellen, in denen er weit unter den Realismus Goethe's herabsinkt, und bei Goethe Stellen, in denen er sich weit über den Idealismus Schiller's erhebt. Die humoristische Literatur ist sehr tiefmüthlich behandelt. Bei Strappinus z. B. fanden wir die jüngst von Palm herausgegebene „Geliebte Dornrose“, die erste dramatisirte deutsche Dorfgeschichte, in Klinger die „Falschen Spieler“, eins der charaktervollsten unserer Lustspiele, nicht genannt; nach Abraham a Sancta Clara, einem unserer genialsten Humoristen, suchten wir vergebens, Maubius und der vortreffliche, erst jüngst in Frankreich gewürdigte Lichtenberg u. a. sind auffallend kurz abgehandelt. Bürger gilt bei noch immer als muthmaßlicher Verfasser der „Abenteuer des barons Münchhausen“, während Ulfen ziemlich bis zur Evidenz festgestellt hat, daß Kasper das Lügenbüchlein zuerst und zwar unglücklich verfaßte; es ist noch nicht einmal bewiesen, daß die erste deutsche Uebersetzung wirklich von Bürger herrührt. Werner jahn zeigt sich ferner der Ansicht geneigt, wonach Baumann ein „Reineke Fuchs“ verfaßt hat; diese Ansicht stammt aber noch aus der Zeit, wo man nur die von Baumann 1522 besorgte Ausgabe kannte, den ältern Druck von 1498 aber noch nicht aufgefunden hatte. Wahrscheinlich ist das Gedicht in seiner lateinischen Gestalt von Hermann Barthusen, Buchdrucker und Stadtschreiber zu Rostock.

H. M.

Bibliographie.

- Bacher, J., Gesammelte Novellen. Drei Bände. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 5 Thlr.
 Bader, L., Luise, Königin von Preußen. Ein Lebensbild. Berlin, H. Müller. Gr. 16. 12 1/2 Ngr.
 Bagge, D., Die Schwert des Herrn und Gideon. Ein Buch wider den modernen Austerprotestantismus. 1ter Band. Altona, H. A. Berthels. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.
 Balneologia poetica, d. i. ein kurzweiliges Repetitorium der langweiligen Bäderlehre für Cursisten und Solche, es werden wollen und gewesen sind. In zwanglose Form gebracht von F. Montanus. Berlin, A. Hirschwald. 10 Ngr.
 Baur, W., Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Verpöcht. Gotha, Besser. 8. 12 Ngr.
 Beck, F., Zeitlänge. Gedichte aus den Jahren 1845—1860. München, Hoffmann. Gr. 16. 9 Ngr.
 Beogradac, J., Der Krieg. Eine Uebersetzung aus dem russischen. Neufass. Hing. Gr. 8. 8 Ngr.
 Berckholz, G. A., Die sieben Jahrhunderte Livlands, von 59—1859. Ein Rückblick aus der Gegenwart. 1te Hälfte. Die vier Jahrhunderte 1159—1559. Riga, Götschel. Gr. 8. 8 Ngr.
 Besser, A., Ein großer Gewinn. Halle, Friede. 8. 5 Ngr.
 Bierzeitungs-Poesien. Herausgegeben von Albertus Bial. Breslau, Marusche u. Berendt. 16. 12 Ngr.
 Bohemann, F. W., Denkwürdigkeiten der Elbinsel Finzwerber, sowie der benachbarten Glande und Drischastien. Mit Karte der Gegend bei Hamburg. Harburg, Daubwerts. 12. Ngr.
 Breier, G., Josef Kaiser. Historischer Roman aus den Zeiten Kaiser Josef's. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. Thlr. 15 Ngr.
 Briefwechsel zwischen C. F. Gauss und H. C. Schumacher. Herausgegeben von C. A. F. Peters. 1ster Band. Bonn. Gr. 8. 4 Thlr.

Burg, J., Unsere nächste Zukunft oder Deutschland und Polens Hoffnung nach des hochseligen Hrn. Prof. J. J. von Schrörs Grundlage, und mit besonderer Bezugnahme auf die Zeichen der Zeit, aus der Vernunft und Geschichte beleuchtet. Bonn, Wittmann. 8. 15 Ngr.

Cleonore. Ein Lebensbild. Beyer, Schweighauser. 16. 12 Ngr.

Fick, H., Das Lutherlied. Ein Epos. St. Louis, Mo. 1858. 8. 15 Ngr.

Friedmann, J., Charakterbilder aus der jüdischen Geschichte von der Erbauung des zweiten Tempels bis auf die neueste Zeit. 1te Lieferung. Pest, Lampel. Br. 8. 10 Ngr.

Gosell, A., Kaiser Joseph II. der Menschenfreund. Spiegelbilder, der Jetztzeit vorgehalten. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringischen Lehrer-Vereins. 8. 7 1/2 Ngr.

Kossuth, F. W., Mein Kerker und mein Gril. Ein Beitrag zur österreichischen Justiz. Elberfeld, Haefel. 8. 7 1/2 Ngr.

Krummacher, F. W., Immanuel Friedrich Sanber. Eine Prophetengestalt aus der Gegenwart. Mit 1 Titelfupfer. Elberfeld, Haefel. Gr. 12. 28 Ngr.

Der Mensch. Von der Herausgeberin des „Album einer Frau“. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Otto, G. E., Grundzüge einer philosophischen Kosmologie. Mit 3 lithographirten Tafeln. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Saint-Martin, L. C. de, nommé le philosophe inconnu, Poésies. Leipzig, Literarisches Institut. 8. 15 Ngr.

Schlenker, C., Novellen. Halle, Friede. 8. 24 Ngr.

Schreiber, F., Die Schlachten der Deutschen. 1ter Theil. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringischen Lehrer-Vereins. 8. 15 Ngr.

Die Schriftsteller. Das französische Schriftstellerleben. Sittemgemälde und Bilder aus unserer Zeit. Deutsch von C. Homburg. Zwei Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schücking, L., Bilder aus Westfalen. Elberfeld, Friederichs. Gr. Lex.-8. 15 Ngr.

Schulze, F. H., Geschichte des Friedens von Oliva vom 3. Mai 1660. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahr, A., Herbstmonate in Italien. Supplement zu des Verfassers „Ein Jahr in Italien“. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Taillandier, Saint-Ment, Die ungarische Poesie im 19. Jahrhunderte. Sondershausen, Neuse. Lex.-8. 7 1/2 Ngr.

Tagesliteratur.

Böhm, C. J. L., Das Zeichen unserer Zeit, oder: Antwort auf die Frage: Was sind die sogenannten Irvingianer für Leute? Berlin, Uthemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Offener Brief an Hrn. von Bennigsen. Hannover, Meyer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Der Congress in Baden-Baden und seine nächsten Folgen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschland, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Ein Ruf an's deutsche Volk. Bremen. 8. 6 Ngr.

Dorn, L. F., Festsrede bei der 100. Geburtsstagsfeier Joh. Pet. Hebel's, am 10. Mai 1860 gehalten in dessen Heimat Haylen im Wiesenthal. Basel, Schweighauser. Lex.-8. 4 Ngr.

Feld, W. B., Der Ultramontanismus in Frankreich und Oesterreich. Ein kirchlich-politischer Tractat. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Nichols Versucher. Eine kleine aristophanische Zeitcomödie vom Dichter der „Sturmvolgel“. München, Lentner. Lex.-8. 4 Ngr.

Otto, C., Schillerblüthen. Eine Gabe zur Erinnerung an das Heidelberger Schillerfest am 10. November 1859. Heidelberg, J. Groos. 1859. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Situation Kuthessens gegenüber der rechtsungültigen Verfassung vom 30. Mai 1860. Heidelberg, G. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Weltgeschichte für alle Stände.

Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon.

Neue wohlfeile Ausgabe

in 24 Halbbänden zu 15 Ngr.

„Die Gegenwart“ wurde von der Verlags-Handlung in den Jahren 1848–56 in 152 Hefen zu 5 Ngr., die zusammen 12 Bände bilden, herausgegeben und fand einen bedeutenden Absatz. Von der Kritik ward sie überaus anerkennend besprochen und stets als ein Werk bezeichnet, das nicht nur allen denen von großem Interesse sein muß, welche die hochbedeutsame Epoche von 1848 theilnehmend durchlebt haben, sondern das namentlich auch als eine getreue, reiche von Augenzeugen, die in die Ereignisse mit eingegriffen, verfaßte Schilderung jener Periode für alle Zeiten von unschätzbarem Werthe ist und als solche geradezu einzig in seiner Art dasteht.

Die Verlags-Handlung hat sich jetzt zu einer neuen wohlfeilen Ausgabe in 24 Halbbänden zu einem mehr als um die Hälfte billigeren Preise entschlossen. Jeder Halbband wird nur 15 Ngr. kosten, das ganze Werk von 12 starken Bänden oder 610 Bogen also nur 12 Thlr. (statt wie bisher 25 1/2 Thlr.). Jeden Monat wird ein Halbband erscheinen, so daß die Subscribenten bis Ende nächsten Jahres im Besitze des vollständigen Werks sein werden.

Die Verlags-Handlung hofft auf eine rege Bethelligung bei dieser neuen wohlfeilen Ausgabe der „Gegenwart“, da sich durch dieselbe die Gelegenheit bietet, ein überaus werthvolles, die interessanteste Belehrung und Unterhaltung bietendes Werk zu einem äußerst wohlfeilen Preise und durch allmähliche geringe Ausgaben zu erwerben.

Das bereits Erschienene ist nebst einem Prospect über das ganze Werk in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden. Uebrigens ist das Werk fortwährend auch gleich vollständig zu dem ermäßigten Preise von 12 Thlr. (gebunden 16 Thlr.) zu haben.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman von Ludwig Kellstab.

Zweite Auflage.

In fünf Bänden. 12. Geh. Jeder Band 2 Thlr.

Dieser neueste Roman Kellstab's scheint denselben Beifall zu finden wie sein allbekannter Roman „1812“, der zu den gelesensten deutschen Romanen gehört, schon in fünfter Auflage vorliegt und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde. Von der Kritik auf das freundlichste begrüßt, weil er dieselben Vorzüge wie „1812“, besitzt: glücklichste Verschmelzung des Historischen — der Roman schildert die ersten Jahre des Dreißigjährigen Kriegs — mit dichterischer Erfindung, ergreifende und spannende Erzählung, ist von demselben bereits eine zweite Auflage nöthig geworden und außer einer Uebersetzung ins Holländische ist auch ein Nachdruck desselben in Nordamerika veranstaltet worden.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

Der „Neue Pitaval“ in zweiter wohlfeiler Auflage.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. J. E. Hübner und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Zweite Folge. Zweite Auflage.

Erster bis zweiter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr.

Die Verlags-Handlung veranstaltet gegenwärtig eine zweite wohlfeile Auflage der 3. und 4. Folge des „Neuen Pitaval“ im Anschluß an die der ersten Folge und hat deren Preis gleichfalls gegen früher um die Hälfte ermäßigt, damit die Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seinem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut, in immer weitere Kreise eindringen und namentlich mehr in den Privatbesitz übergehen kann.

Von den 12 Theilen, aus welchen die zweite Folge besteht, wird alle zwei Monate einer erscheinen. Die bisher erschienenen Theile sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Die gleichfalls aus 12 Theilen bestehende erste Folge des „Neuen Pitaval“ ist in der zweiten wohlfeilen Auflage zu 1 Thlr. für den Theil fortwährend vollständig auf einmal oder allmählich durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

In demselben Verlage erschien:

Frauenküst, J. Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Die Schopenhauer'sche Philosophie, nach der Uebersetzung des Verfassers dieser Briefe sowohl wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit Kant und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige Darstellung und unparteiische Beurtheilung mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwicklungsengang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tiefen Auffchlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem größern gebildeten Publikum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 28 Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 33. —

16. August 1860.

Inhalt: Luther. — Forschungen über das Menschengeschlecht. Von Maximilian Perety. — Sophie von Laroche und ihre Freunde. — Zur deutschen Specialgeschichte. — Notizen. (Zur Schiller-Stiftung; Aus dem gräflich Schulenburg'schen Familienarchiv.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Luther.

Luther und seine Zeit. Culturhistorischer Roman in vier Bänden. Von Theodor König. Leipzig, D. Wigand. 1859. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Das protestantische Deutschland, oder besser, das ganze deutsche Land muß dem Verfasser dafür dankbar sein, daß er, wie es scheint, veranlaßt durch die schwachvollen Angriffe, welche aus einer süddeutschen Presse in jüngster Zeit gegen die Reformatoren des 16. Jahrhunderts und deren politische Freunde hervorgegangen sind, es unternommen hat, die Ehre der Wahrheit zu retten, die gefälschte und verrenkte Geschichte einiger der größten Geister unsers Volks wiederherzustellen und so die Verunglimpfungen zurückzuweisen und zu strafen, welche absichtlicher Mißverstand und böser Wille in wirklich unerhörter Weise gegen sie geschleudert hatte. Es ist ein Unternehmen der vollsten Anerkennung und warmen Dankes werth, dem deutschen Volke zu zeigen, daß jene gewaltige Lüge in ihm nicht Wurzel geschlagen hat und daß die geistig mündige, die gebildete Welt jene schwachvollen Angriffe mit Entrüstung zurückweist und ihre Urheber als Verirrte betrachtet, die wir bemitleiden dürfen, obwol wir ihre Zielpunkte erkennen. Es gibt nichts Undeutscheres, nichts Unpatriotischeres, als jene Zielpunkte, die, anstatt dem Geiste der Versöhnung, der dem deutschen Volke nach seiner ewig beklagenswerthen kirchlichen Spaltung so sehr noth thut, das Wort zu reden und ihn zu hegen und zu fördern, wo es nur möglich ist, Feuer und Schwert zwischen die getrennten Glieder des Brudervolks werfen, dem Haß und der Verachtung immer neue Nahrung zuführen und eine Befindung verewigen möchte, die — der Weltgeist wird es wollen! — doch dereinst noch dem Geiste des Friedens, der Gerechtigkeit und der Duldung weichen wird.

Gegen diese Zielpunkte, glauben wir, ist dies Buch König's besonders gerichtet. Es bedurfte, um seinen Zweck zu erreichen, nichts weiter, als der Berufung an die Geschichte der Wiederherstellung derselben von ihrer Verälschung. Mit diesem Gedanken war auch der äußere Rahmen, war Form und Inhalt dieses Buchs von selbst

gegeben. Es durfte nichts dargestellt werden, was nicht geschichtlich nachweisbar, historisch begründet, gewissermaßen actenmäßig festgestellt war. Die Wirkungen poetischer Erfindung, ja selbst die poetische Illustration der Thatfachen waren ausgeschlossen; es war Geschichte und nur Geschichte zu geben. Dennoch schien eine eingeschränkte, knappe biographische Gestalt dem Zwecke nicht zu genügen, denn es galt den Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen, und hierzu bedurfte es der poetischen Gruppirung und Beleuchtung der historischen Thatfachen, die feindlicherseits so arg gemißbraucht waren. Diese Aufgabe hat der Verfasser nun dadurch gelöst, daß er — eine einzige Ausnahme abgerechnet — nur Unbezweifelbares, historisch Beglaubigtes, Feststehendes in den Rahmen seines Gemäldes aufnahm, das Bild selbst aber nach dem ästhetischen Bedürfniß gruppirt und in das wirksamste Licht stellte. So entstand dies Lebensbild Luther's und seiner Zeitgenossen. Die einzige Ausnahme, um gleich hier auch dies zu erledigen, die der Verfasser sich, abweichend von diesem Grundbau des Ganzen, gestattete, ist die Gestalt Faust's, der, halb Zauberer, halb Philosoph und Beförderer der Kirchenreform, zwei verschiedene historische Gestalten in sich verschmilzt und damit zu einer poetischen Figur ohne rechten Halt in der Geschichte, ohne Wahrheit und ohne Wahrscheinlichkeit geworden ist, in diesem Bilde daher ziemlich fremdartig erscheint und den wir deshalb, obwol wir ihn nicht missen möchten, in dieser Umgebung für verfehlt, wenigstens für ein hors d'oeuvre halten, das vielleicht nur deshalb hier aufgenommen ist, weil der Gegner auch diese Gestalt mißbraucht, indem er aus ihr ganz abscheulichen Heiden und Gottesleugner macht.

Die Reformation war allerdings ebenso sehr auf eine Verbesserung des Kirchensystems, auf ihre Erhebung aus der bloßen Wertheiligkeit in die Sphäre der christlichen Gesinnung, als auf die Befreiung Deutschlands aus der unwürdigen und demüthigenden Knechtschaft Roms gerichtet und hatte daher von vornherein und parallel mit der Kirchenreform auch eine politische Tendenz. Dieser nothwendige und untheilbare Zusammenhang ist von dem

Gegner dazu benutzt worden, die Freunde der Reformatoren als Empörer gegen das Reich darzustellen, gegen das Reich, das sie gerade von dem slavischen Joch Roms zu befreien trachteten! So ist ihm Franz von Sickingen ein heillosen Empörer gegen Gott, den Kaiser und das Deutsche Reich geworden. Der Verfasser mußte somit, seiner Aufgabe gemäß, dem Feinde auch auf diesem Gebiete entgegentreten, und er hat es gründlich und mit nicht geringerem Erfolg gethan, wie auf dem andern. Hierbei war nun aber nöthig, der Reichsverhältnisse und des edeln Maximilian, der unter ihrem Drucke so schwer litt, seiner Rathgeber, an ihrer Spitze Matthäus Lang, des Bischofs von Osnabrück, eingehend zu gedenken, sich so einen politischen Vorgrund zu schaffen und diesen Theil seines großen Culturgemäldes mit den Thaten Franz von Sickingen's abzuschließen, des gewaltigen Mannes, der zeitweise und an der Spitze eines selbstgeworbenen Heeres von 20000 Mann mächtiger und reicher war, als der Kaiser selbst, wenn auch sein im Grunde edles und patriotisches Streben nicht immer ganz klar und rein geblieben ist — ein Mann, dessen Geschichte eigentlich noch zu schreiben ist. Wir finden somit in diesem Bilde einerseits Luther und seine theologischen Freunde, Anhänger und Gegner, Melancthon, Erasmus, Reuchlin, Coban, Wucer, Zwingli, den elenden Eck, Tegel und den Legaten Cajetan u. a., andererseits den Kaiser Max und seinen Rath, seinen Erben Karl V., die Kurfürsten Friedrich von Sachsen und Joachim von Brandenburg, Franz von Sickingen und seinen Freund Ulrich von Hutten, sowie seine Gegner, die Fürsten von Württemberg und von der Pfalz — zahlreiche Nebengestalten nicht zu gedenken — in Action. Hiermit haben wir das rechte Wort gebraucht, denn alles in dieser Darstellung ist in Handlung, in Fluß, in unmittelbarer Lebenswirkung aufgefaßt, und hierin eben besteht denn auch der Reiz, mit dem dieser Vortrag uns fesselt und den eine knappe biographische Gestaltung zu entwickeln gar nicht im Stande war.

Diese Vorbetrachtungen schienen uns nöthig, um das Unternehmen des Verfassers in seinem Grunde und seiner Bedeutung zu würdigen. Sein Ziel ist das beste, sehen wir nun, wie er demselben nachstrebt. Wir bemerken zunächst, daß der Autor sich fast eine eigene Sprache geschaffen hat. Sie soll der Denk- und Ausdrucksweise der Zeit entsprechen und sie war ihm schon deshalb nöthig, um bei der wörtlichen Anführung historischer Worte und Äußerungen nicht allzu grell gegen die heutige Redeweise abzustechen. Der Versuch war nicht ohne Bedenken; er ist jedoch mit gutem Takte durchgeführt, und wie Proben zeigen werden, fast immer gelungen. Der erste Band umfaßt nur die Jugend und die Entfaltung, d. h. die Lehrzeit Luther's in Mansfeld, Magdeburg, Eisenach und Erfurt. Wir sehen im Eingange den armen Bauer Hans Luther mit seiner Ehefrau aus dem einsamen Dorfe Möhra an der Werra nach Eisleben zum Jahrmarkt wandern; in der Herberge dieses Orts wird Luther am 10. November 1483, 11 Uhr nachts geboren und folgenden Tags nach dem Kalender-

heiligen Martinus getauft. Dieser in Dunkel und Niedrigkeit geborene Knabe ward der providentielle Mann, der den Priesterstaat stürzen und die alt gewordene Zeit verjüngen sollte! „Nicht der Verstand, sondern die Leidenschaft macht die Geschichte“, sagt der Verfasser, und schildert dann in kurzen, scharfen Zügen den Kampf, der damals zwischen der Kirche und der Wissenschaft entbrannt war, welche Rom als gleichbedeutend mit Keterei verfolgte. Maximilian's vergebliches Ringen für Deutschlands Größe und Einheit, das in Gefangenschaft endet, erfüllt das nächste Kapitel, worauf wir der Jugendgeschichte Luther's, die so freudlos und voll Noth war, und seinen Lehrjahren in Mansfeld und Magdeburg näher treten. Haus und Schule waren unmäßig streng gegen die schüchternen Knaben, Liebe ward ihm nirgends geboten und so zog er sich früh in sich selbst zurück, fleißig in seiner Ausbildung und seine Kraft in sich sammelnd. Indessen hatten sich die Verhältnisse seiner Aeltern gebessert, der Vater gelangte als Schmelzhüttenbesitzer zu Wohlstand und Ehren, er trat den gebildeten Kreisen näher und wünschte nun seinem Sohn eine gelehrte Bildung zu geben, er sollte die Rechte studiren und ward nun nach Magdeburg zu den Franciscaner-Mönchen zur Vorbereitung gebracht. Harte Behandlung und erlittene Unrecht trieben ihn jedoch zu den Aeltern zurück, worauf ihn der Vater nach Eisenach brachte, wo er Verwandte und Schutz fand.

In dem nächsten Abschnitt entrollt sich uns dann das farbenreiche Bild des worms'sen Reichstags von 1495, wo das Reichskammergericht gegründet ward und Max, der ritterliche Kaiser, den Ritter de Barre im Zweikampf besiegte, als niemand diesem Ritter zu begegnen wagte. Inzwischen versank Martin immer tiefer in Schwermuth und Welthass, bis die freundliche Begegnung der Frau Cotta, Musik und Sprachstudien ihn zu neuem Streben erweckten, und sein Vater, der jetzt ein angesehenen Mann und Rathsmittelglied war, den achtzehnjährigen Jüngling nach Erfurt führte, wo er die Rechtsstudien verfolgen sollte. Die Geschichte Savonarola's aber erfüllte seine Seele tief, ein Gefühl, als sei er bestimmt, das angefangene Werk dieses Mannes fortzusetzen, verließ ihn seitdem nicht mehr. Mit diesem Gefühl zugleich aber erwachten die Zweifel in seiner Seele. Was es nicht Hochmuth, unerlaubter Stolz; war es nicht das Werk des Versuchers, das ihn so empfinden ließ? Die Zweifel an seiner Berechtigung und an seiner Befähigung waren bekanntlich 12 Jahre lang die Qual seines Lebens. Luther kämpfte diesen Kampf bis zur Erschöpfung seiner Lebenskraft, bis zu vollständiger Hinfälligkeit seines Körpers durch; ja selbst, noch nachdem die großen und entscheidenden Schritte schon gethan waren, verließen die qualenden Zweifel ihn nicht gänzlich. Die Gegner haben diesen Seelenzustand Luther's aufs äußerste verhöhnt und gebrandmarkt, und in der berühmten „Brautfahrt“ in dieser Teufelsgrube und Teufelsverkehr ein Gegenstand endloser Verzerrung und Verspottung geworden. Beweist dies? Nichts anderes, als daß eben diese Gegen-

von dem heiligen Ernst und der Wahrheitsstreue eines Gemüths, wie das Luther's war, gar keine Vorstellung in sich aufbieten können. Wer nicht zu Zeiten an sich selbst zu zweifeln vermag, hat auch nicht den rechten Verstand irgendeiner Wahrheit gewonnen.

Der Reichstag zu Augsburg, 1500, zeigt uns den Kaiser Max in seinem Hause, zwischen seiner klugen Gemahlin und ihrer Nebenbuhlerin; Matthäus Lang, den seinen Rathgeber des Kaisers in seiner Herrschaft über ihn; Georg von Frundsberg, aus dessen Munde wir den Verlauf des Kriegs in Italien (die Schlacht von Novara) vernehmen; und endlich den Schwarzkünstler Faust, der dem Kaiser unsichtbar zuruft: „Dein Haus, Max, ist groß geworden, aber eine höhere Bestimmung ruht auf dir. Du sollst Deutschland aus den Fesseln Roms, von der Willkür der Fürsten befreien! Reisse also die Selbstsucht aus deiner Seele, vereine dich mit Berthold von Mainz.“ Gegen eine solche Einführung eines überromantischen Elements in das tatsächliche Kulturbild haben wir uns bereits oben erklärt; wir widerholen daher nur unsere Protestation gegen diese und andere Erscheinungen Faust's, in welchen der Verfasser einen falschen und ganz überflüssigen Reiz sucht. In Erfurt hat Martin indeß Alexis als Freund gewonnen. Versuchungen des Lebensgenusses treten ihn an; er kämpft sie nieder und kräftigt seine Seele im Reich der Töne, die Glöte wird sein Freund. Im dreizehnten Lebensjahre war der schwächliche junge Mann ein Gegenstand der Bewunderung: er ist Magister und hält Vorträge über Aristoteles. Da, vor dem Leichnam des von Mörderhand getödteten Alexis, zuckt ein jäher-Blitzstrahl vom Himmel, und erschüttert ruft Martin: „Ich gelobe dir, zürnender Gott, der Welt zu entsagen um deines Dienstes willen.“ Dann trat er, seinen Virgil im Arm, in das Kloster der Augustiner-Eremiten. Die Welt verlor ihn, um ihn desto stärker wiederzuermpfangen.

Im nächsten Abschnitt, dem Reichstag von Köln, 1505, sehen wir Neuchlin, den Lehrer des jungen Franz von Sickingen, dessen Vater Scheifard enthauptet war, mit Birkheimer die Lage Deutschlands und ihre Hoffnung auf Maximilian erörtern, den Matthäus Lang mit schlimmen Nachrichten aus Ungarn ungeduldig macht. Luther indeß bestand auch im Kloster harte Prüfungen, sein Vater ermahnte ihn, von der Möncherei zu lassen, und die Klosterordnung versagte ihm selbst die Bibel. Er duldete und trug den Bettelsack so eifrig, daß Staupitz, der Provinzial der Augustiner, ihm wieder Ruße zu seinen Studien verschaffte. Ringend nach höherer Vollkommenheit, den Geist noch umnachtet von den Distinctionen und Terminologien der Scholastiker, wuchs sein Eifer; es war, als wolle der leidenschaftliche Geist sich mit Gewalt den Weg zum Himmel bahnen! Nach einem Jahre war sein Körper gebrochen und fast sterbend schloß er sein Noviziat, 24 Jahre alt. Am Ende seiner Kämpfe aber stand er nicht. „Tiefe Gemüther halten beunruhigende Gedanken mit Zähigkeit fest, die Angst, die so oft sein Haupt umnebelt, war auch durch die Priesterweihe nicht von Luther genommen. Noch fehlte ihm die Gewißheit der göttlichen Gnade und allmählich erst befreite er sich von der Idee einer nur durch rauhe Buße zu verschönernden Gerechtigkeit.“ Staupitz aber richtete ihn auf und Luther versprach seinen Willen zu thun. So und mit der Ligue von Cambrai, die Max rasch, kühn und veränderlich und nur hartnäckig und unerschütterlich, wo sein wunderlicher Begriff von Ehre es forderte, trotz seinem Kanzler schloß, endet der erste Band.

Es liegt, wie Ranke sagt, in den Gesetzen unsers Geistes, daß ein wahres Bedürfnis der gottsuchenden Seele dann auch wieder durch eine Fülle der Ueberzeugung für ihre Kämpfe belohnt wird. Dies war der Fall Luther's, und wie er zu diesem Siege gelangte, steht uns der zweite Band dieses Culturromans dar, welcher „Wittenberg“ oder Zweifel und Erleuchtung des ringenden Geistes umfaßt. Natürlich können wir dem Entwicklungsgange dieser allmählichen Erleuchtung hier nicht folgen, und nacherzählen, wie Luther, an die römische Lehre von der Sündenvergebung anknüpfend, eine Fessel seines voreingenommenen Geistes nach der andern von sich abstreifte, indem er das unverfälschte Wort Gottes zum Leitfaden nahm, oder zeigen, wie der freie Gedanke aus dem Wust scholastischer Satzungen allmählich sich bei ihm losrang. Wir können und wir mögen dies um so weniger, als nach unserer Ueberzeugung Luther selbst damit ja niemals zum vollen Abschluß kam, und als wir glauben, daß in dieser Beziehung das Werk der Reformatoren ohne Unterbrechung bis zum heutigen Tage sich fortsetzt, ja, wie dasselbe seiner innersten Natur nach gar nicht abgeschlossen werden kann, vielmehr durch alle Zeitlichkeit und ohne Ende zu immer hellerem Licht fortzusetzen ist und in der That auch in immer neuen Evolutionen fortgesetzt wird. Nur einigen Hauptstadien wollen wir daher an der Hand des Verfassers folgen. Einem in Erfurt erlangten Grade nach gehörte Luther zu der philosophischen Facultät und erhielt in Wittenberg daher auch den Lehrstuhl der Physik und Ethik; erst 1509, als er das Baccalaureat in biblischen erworben, trat er zur theologischen Facultät über, docirte nun über Theile der Bibel und gewann in reisender Schnelligkeit einen weitverbreiteten Ruf, während er arm und besitzlos in seiner Mönchszelle blieb, bis Staupitz ihn auch zum Predigen ermuthigte, was er mit solchem Erfolge unternahm, daß ihn bald darauf der Magistrat zu Wittenberg zum Stadtpfarrer berief. So endlich war die Mission angetreten, zu der dieser ringende Geist berufen war. Ein Jahr darauf ward die Reise nach Rom — in Gesandtschaft des Dominicanerordens — angetreten, zu welcher der Orden das Geld hergab, nebst zehn Dukaten zur Gewinnung eines Fürsprechers, und in welcher Luther eine Gnade des Herrn erkannte. Währenddessen sehen wir den armen Hütten in der Nähe von Greifswald bis auf das Hemd ausgeplündert, im tiefsten menschlichen Elend, aber muthig die Sache der Wissenschaft und ihr neues Licht gegen die dölner Finsterlinge vertretend, als er in Rostock ein Obdach fand. Inzwischen hat Luther, fast

stehend vor Erschöpfung, Rom mit Hilfe seines getreuen Johannes erreicht; es ist bekannt, was er hier fand und daß er daher sagte: „Ich wollte nicht 100000 Gulden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte.“ Zu gleicher Zeit fand Papst Julius an dem Concil in Pisa selbst einen entschlossenen Gegner, der es mit der Kirchenverbesserung ehrlich meinte, den sein unbeugsamer Muth aber besiegte. So gern wir nun auch bei dem farbenreichen Bilde, das der Verfasser von diesem Concil oder von dem Reichstage zu Augsburg (1510) entwirft, verweilen, oder so gern wir ihm nach Innsbruck folgten, wo Franz von Sickingen sich mit dem Kaiser ausöhnt, oder dem Vermählungsfeite Ungarns mit Oesterreich in Wien bewohnten, so drängen uns die Ereignisse doch nach Wittenberg zurück, wo Tegel (Diegel) aus dem päpstlichen Ablassvogt seinen Kram eröffnet hat, und neben den drei Agenten des Papstes, des Bischofs und Fugger's stehend, das Sündengeld in den Kasten lockt. Hier ein Zug aus diesem Gemälde. Tegel schrieb:

Halt, nicht so eilig; jeder nach Vermögen! Wie sind deine Verhältnisse? Und deine? Deine? Der Ablass wird unwirksam sein und ewige Verdammniß dich treffen, wenn du mich belügst! Daniel Senf: Zauberei! kostet zwei Dukaten! Adam Rodt: Kirchenraub, kostet viel, kostet acht Dukaten! Siehe da, eine junge Nonne! Hast dem Teufel nicht widerstehen können? Wichtig, nun sei getrost, zahle zehn Dukaten und magst Abtissin werden! Halt! Ein Mord! Zahle acht Dukaten und weder Bann noch Strafe soll dich treffen!

Und so füllte er mit unglaublicher Schnelligkeit die gedruckten Briefe aus, tarirte nach Ansehen, Kleidung, Sprache und rief:

Immer heran, ihr armen Leut', sollt's billig haben, weil der Markt zu Ende geht, einen Gulden, einen halben, den werd't ihr doch haben zum Heil eurer Seele! u. s. w.

Am Vorabend Allerheiligen (31. October 1517) aber schlug Martin Luther seine 95 Thesen gegen diesen Unfinn an die Pforten der Schloßkirche zu Wittenberg an; sein großer Ökner, Kurfürst Friedrich der Weise, träumte in derselben Nacht, so sagt man, diesen Act seines Günstlings im Schloß zu Schmelznitz. Als die „Thesen“ deutsch erschienen (Februar 1518), gerieth ganz Deutschland in Bewegung: der Kampf war offen angesagt; Schrift auf Schrift folgte, das Vaterunser, die Zehn Gebote u. s. w.; Freunde fanden sich zu ihm, er selbst schien seine Thätigkeit zu verzehnfachen. Im August 1518 gelangte da aus Rom ein Breve an den Kurfürsten, in dem es hieß:

Wir hören und gelangt zu unserer Kenntniß, daß einer, Br. Martinus Luther, Eremitenordens St. Augustin, als ein Kind der Bosheit, Gottes Verächter, seines Habits und Ordens vergessen, in der Kirchen Gottes sich rühme, daß er, als durch beiner Hoheit Schutz und Schirm versichert, seines Menschen Autorität noch Strafe fürchtet. Dies glaube ich nun zwar nicht von dir, ersuche dich aber, zur Bewährung deines Gehorsams gegen den römischen Stuhl, dem Cardinallegaten Thomas Cajetan, des Titels St. Serti, den feyerlichen Mönch zu überantworten, welchem bereits angezeigt ist, wie er mit dem genannten Mönch verfahren soll.

Selbst Staupitz rath nun zum Nachgeben; Luther aber lächelt dazu. „So willst du denn die Qualen des Feuers erproben?“ sagte Staupitz. „Mit Messeln ging's

wol hin“, antwortet Luther, „mit Feuer freilich würd's zu heiß sein!“ Und er blieb dabei, sich dem Legaten zu stellen.

„Kampf und Einsamkeit“ oder „Worms und die Wartburg“, wie sich der dritte Band bezeichnet, zeigt uns nun den Streiter im Verhör vor Cajetan in Augsburg, wo der Mann Gottes den Stolz des Römers bis zur Schmeichelei und zum Bestechungsversuche herabbeugte. Aber Luther blieb unbewegt. Widerrufen konnte er nicht; um der Freunde willen entzog er sich jedoch der schon befohlenen Verhaftung durch die Flucht, die Staupitz vorbereitet, und gelangte glücklich nach Wittenberg zurück. Während er hier immer entschlossener den begonnenen Kampf fortsetzte — denn er hatte nun die ganze Stärke seiner Sache und die ganze Schwäche Roms erkannt —, brachen in Deutschland allorten die Umstürzbewegungen aus, die ihn so tief bekümmerten und ihn zu dem Entschluß brachten, ihnen in seinen Lehren ein Bollwerk entgegenzustellen. „Solch Abfallen“, sagt er selbst, „war bereits im Schwange, ehe meine Lehre kam, und war zu besorgen, daß, wo sie nicht dreinkäme, ein jämmerlich Verderben in deutschen Landen entstände.“ In demselben Sinne schrieb er an den sterbenden Tegel einen liebevollen Trostbrief, welcher wir dem Verfasser der „Brautfahrt“ und des „Sickingen“ doch zu einiger Erwägung empfehlen möchten. Als die leipziger Disputation mit Ed seiner Sache neue Triumphe verschafft, erfolgte auf Ed's Betrieb endlich der Bannstrahl von Rom und in dessen Folge Luther's offene Kriegserklärung gegen den Papst, die Melancthon nicht zurückzuhalten vermochte. Der Bann blieb ohne Wirkung, besonders weil die mit seiner Verfündigung beauftragten Männer, Ed und Cleander, allgemein verachtet waren. Die Universität Wittenberg publicirte ihn gar nicht und Luther selbst nahm an der Sitzung theil, wo dieser Beschluß gefaßt wurde. Aber der Bauernaufstand, der Bundschuh, wuchs und sein edler Herr, Kurfürst Friedrich, ward täglich mehr und mehr bedrängt, so daß Luther ihn in einem herrlichen Briefe bat, ihn seinen Feinden zu überlassen. So erfolgte die Citation nach Worms und der wormser Tag. Unter dem Schein des bekannten kaiserlichen Geleitbriefs, den Luther so fein und höflich fand, und der ihn mit „Ehrsamer, Lieber, Andächtiger“ anredete, zog er am 2. April 1521, die Angst des Irdischen hinter sich lassend, von Wittenberg gen Worms, „dem Behemot in die Pöhne zu treten“, wie er sagte. Er saß in der Mönchskutte auf einem Rollwagen, den ihm der Magistrat zu Wittenberg besorgt hatte, die Fiste in der einen, die Bibel in der andern Hand, Caspar Sturm, der kaiserliche Herold, Nikolaus Amsdorff, sein Amtsgenosse, Peter von Suaven, ein junger pommerscher Edelmann, und Dr. Hieronymus Scharff, sein Rechtsbeistand, saßen neben ihm. So ging der Triumfizug — denn ein solcher war es in der That — nach Worms hin, wo der gefeierte Mann am 16. April mittags unter feierlichem Geleit einzog. Folgenden Tags um 4 Uhr nachmittags holte ihn der Reichsmarschall Pappenheim in die Pfalz des Kaisers — an deren Stelle jetzt die neue evangelische Kirche steht —, von vielen Fürsten und

Standesherrn begleitet, ab. Und da stand nun der Sohn des Bauern, der Schüler der trübsinnigen Kollbrüder, der schwermüthige Mönch, bleich, bewegt, sinnend, vor einer Versammlung, die aus dem Kaiser und seinem Bruder, dem König, aus 6 Kurfürsten, 24 Herzogen, 8 Markgrafen, 77 Deputirten, 7 Gesandten und 30 Erzbischöfen und Prälaten und zahllosen Fürsten und Grafen bestand. Luther, der doch ein wenig erschüttert war, bat auf die captivste Frage des Kanzlers Eck: ob er „etwas“ von seinen Büchern zu widerrufen gesonnen sei, bekanntlich um Bedenkzeit; in der Versammlung am folgenden Tage, den 18. April, gab er, nun völlig gesammelt, die bestimmte Erklärung mit dem denkwürdigen Schluß: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ ab, und die Versuche der folgenden Tage, ihn zu beugen, scheiterten. Am 26. April verließ er Worms, vom kaiserlichen Herold bis Friedberg begleitet. Von nun an war er gegen alles gerüstet; das wormser Edict erschien, er war in Sicherheit auf der Wartburg, wohin Vermummte, die ihn bei Altenstein überfielen, ihn entführt hatten und wo er als Junker Jörg, heiter und froh und wohlgenährt, an seiner Bibel fortarbeitete, seine schwache Gesundheit stärkte und stark wurde. Der innere Kampf war beendet, nur der äußere dauerte noch fort. Am 7. März des folgenden Jahres zog er wieder in Wittenberg ein, dem Sturm zu wehren, der Deutschland jetzt zu verheeren drohte.

Der vierte Band, „Kampf, Sieg und Tod des Helden“, beschäftigt sich besonders mit den Bildern dieses Sturms. Der Ritterconvent zu Landau, der Reichstag zu Nürnberg, Sickingen's letzter Kampf und Fall, Hutten's Tod, Thomas Münzer und der Bauernkrieg bilden die Hauptabschnitte dieses Gemäldes; man weiß, mit welcher übermenschlichen Anstrengung Luther dem hereinbrechenden Chaos wehrte, das eine neue Welt gebär, und wie dieser Sieg ihm fast schwerere Kämpfe kostete, als der über Rom selbst. Kaiser und Reich ließen ihn hierbei fast völlig im Stich; Karl, von andern Sorgen abgerufen, und sein dem Reiter bewahrtes Wort bereuend, schwankte und das neue Reichsregiment zu Nürnberg erwies sich machtlos. Diese ergreifenden Bilder finden ihr ästhetisches Widerspiel in der glücklichen Häuslichkeit, welche Luther sich um die Zeit der marburger Conferenz gründete. Zacharias Werner hat uns bekanntlich von dieser Verbindung ein höchst phantastisches dramatisches Gemälde hinterlassen; in der Wirklichkeit ging die Sache freilich ganz anders und sehr viel ruhiger her. Katharina von Bora hatte nach Auflösung ihres Klosters zu Nimptschen eine Zuflucht im Hause des Bürgermeisters Reichenbach in Wittenberg gefunden, wo Luther sie sah; er wünschte sie mit seinem Freunde Dr. Glas zu vermählen, allein Katharina wollte nur Ambsdorf oder ihn zum Manne nehmen. Sie war 26 Jahre alt, groß und schlank, von nicht schönen aber edeln Zügen. Lange schwankte unser Held; der Widerspruch seiner Gegner entschied ihn. „Es geschieht“, sagte er, „damit ich meine Lehre mit meinem Exempel bestätige.“ Am 13. Juni war die Trauung,

die Wugenhagen verrichtete, am 27. Juni das Hochzeitmahl im Reichenbach'schen Hause. „Ich werde in großen Abfall und Verachtung kommen durch diese Heirath, aber ich hoffe, daß sich die Engel darüber freuen und die Teufel weinen sollen“, schrieb er. Die Gründung der evangelischen Landeskirchen war von nun an seine Hauptaufgabe bis zum augsburger Reichstage, dem die von Melancthon ausgearbeitete „Confession“ übergeben wurde, die so mild gehalten war, daß strenge Geister behaupteten, sie widerspreche der römischen Kirche eigentlich nicht, da das göttliche Recht des Papstes darin mit Stillschweigen übergangen war. Karl wünschte ihre Vorlesung in lateinischer Sprache, hiergegen aber protestirten die deutschen Fürsten und hießen von nun an die Protestanten. Der schweigsame, bleiche, junge Kaiser, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, erschrak hier zuerst vor dem protestantischen Geiste, und als Markgraf Georg mit erhoebener Stimme rief: „Lieber, ehe er von Gottes Wort ablasse, wolle er auf der Stelle niederknien und sich den Kopf abhauen lassen“, rief der Kaiser angstvoll in seinem niederländischen Deutsch: „Ne, ne, löwe Fürst, nix Kopp ab, nix Kopp ab.“ Eine Art von Fastnachtspiel wider den Papst beschloß den Reichstag und Karl schrieb dem Papst: „Nun wäre es die Gewalt, was die meiste Frucht bringen würde.“ Sie brachte sie nicht, aber Luther war doch etwas gebeugt und kränkelte. Der Nürnberger Religionsfriede selbst erweckte die alte Heiterkeit seines Geistes nicht wieder. Im Januar 1546 reiste er nach Eisleben, um gewisse Zwissigkeiten in der gräflichen Familie durch sein Ansehen zu schlichten. Schon unterwegs erkrankte er, gelangte jedoch, freilich mit dem Vorgefühl nahen Todes, nach Eisleben. Am 17. Februar am Mitternacht hauchte er hier, an demselben Orte, wo der Zufall ihn hatte das Licht der Welt erblicken lassen, seinen hohen Geist aus. „Ueber Deutschland kamen schwere Tage, über den Helden aber hohe Ehre!“

Wir haben uns bestrebt, bei der flüchtigen Durchsicht der 55 Kapitel dieses großen Culturgemäldes dem Leser meist nur minder bekannte Züge der Zeit vorzuführen, und ihm überlassen, sich an der trefflichen Beleuchtung und Gruppierung des historischen Hauptbildes durch eigene Ansicht zu erheben und zu erfreuen. Die Wirkung des Ganzen ist eine ungewöhnliche und in Ton, Farbe und Zeichnung eine solche, daß sie dem Talent des Verfassers zu großer Ehre gereicht, indem der echt historische Geist, die still waltende Begeisterung und die Kunst in ihrer Beherrschung von Anfang bis zu Ende sich vollkommen gleich bleiben. Zum Schluß gelangt, macht der Verfasser noch darauf aufmerksam, daß unsere Zeit in zwei Hauptzügen der Zeit, die er schildert, ungemein ähnlich sei, in dem Vordringen der Wissenschaft über die Tradition und in dem Ringen nach politischer Einheit und Macht. In diesem Streben aber, sagt er, stehe unserer Zeit ein mächtiger Factor helfend zur Seite, der der Vorzeit gefehlt habe — die Intelligenz! Ob er auch hierin, wie in dem Vordringen, recht habe, der Himmel weiß es. Möge es so sein! Wir aber meinen, daß

niemals, soweit die Geschichte des Menschengeschlechts reicht, die Intelligenz das Besizthum eines ganzen Volks gewesen sei. Möge nun für Deutschland das Niedergehene geschehen! Wie es aber auch immer mit der Intelligenz im deutschen Volke bestellt sei, es wird ihm erspriesslich sein, an die Geistesthaten eines solchen Mannes so lebhaft, als hier geschieht, einmal wieder erinnert zu werden.

4.

Forschungen über das Menschengeschlecht.

Anthropologie der Naturvölker. Von Th. Mair. Erster Theil. — A. u. d. T.: Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen. Leipzig, F. Fleischer. 1869. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unter den Wissenschaften aus der großen Reihe derer, welche die Erforschung des Geschaffenen zum Zwecke haben, findet merkwürdigerweise die Anthropologie die wenigsten Bearbeiter und Verehrer. Man muß dieses theils auf Rechnung der Schwierigkeit ihrer Aufgabe, theils auf Rechnung des Ernstes und der Größe des Gegenstandes setzen, der die Anzahl derjenigen zurückhält, welche in den Naturwissenschaften mehr eine Quelle der Unterhaltung, wie sie z. B. die Botanik, Entomologie u. s. w. gewährt, als die Erkenntniß großer Wahrheiten suchen. Auch glauben viele eben den schwersten und vielseitigsten Gegenstand, den Menschen, schon genügend zu verstehen und befriedigen sich in ethnographischer Rücksicht mit dem, was ihnen gelegentlich die Zeitschriften zuführen. Desto erhebender ist es, wenn auch in Deutschland, wo der ethnographische Theil der Anthropologie bis jetzt besonders vernachlässigt wurde, Schriftsteller entstehen, welche seiner Beobachtung sich so gewachsen zeigen, wie der Verfasser des vorstehenden Werks, und Verleger, welche den Muth haben, zum Besten der edelsten Wissenschaft auch weiter hinaussehende Arbeiten auf diesem Gebiete zu übernehmen.

Deutscher Geist und deutscher Fleiß treten uns in demselben überall entgegen; dem erstern ist es eigenthümlich, durch die Außenwerke nicht befriedigt, überall zu den Principien, zu den höchsten Fragen vorzudringen, und letzterer macht durch die mühsamste und erschöpfendste Arbeit es möglich, die vorgesezten Ziele zu erreichen oder sich ihnen doch bedeutend zu nähern, und jedenfalls eine Fülle werthvollen Materials für künftige Unternehmungen zu Tage zu fördern. Dem Verfasser ist die Anthropologie vor allem Erfahrungswissenschaft und er verlangt demgemäß für sie dieselbe Methode und Behandlung, wie für die übrigen Naturwissenschaften; speciell hat sie die Aufgabe, die Vermittelung des naturgeschichtlichen und historischen Theils des Wissens vom Menschen anzubahnen; ihr Interesse ruht auf den Hauptzügen und Unterschieden der Gestaltungen des Menschenlebens und ihr kommt zu, die Naturgrundlage der Geschichte zu erörtern. Die Culturgeschichte eines jeden Volks entsteht ihm aus dem Zusammenwirken und Ineinandergreifen von vier großen Ursachengruppen: der physischen Beschaffenheit, der geistigen Art und Weise, der Naturumgebung, den socialen

Verhältnissen. Der Mensch kann nicht als Einzelwesen verstanden werden, sowenig als eine gesellig lebende Thierart aus einem Individuum, z. B. die Biene; Anatomie und Physiologie selbst mit der Psychologie vereint vermögen dieses Verständniß, zu welchem die Betrachtung der gesammten Menschheit kommen muß, nicht zu geben: eine Ansicht, die sehr mit jener übereinstimmt, welche in unsern „Grundzügen der Ethnographie“, S. 89 und anderwärts angedeutet worden ist. Der Mensch darf aber nicht allein als naturhistorisches Object betrachtet und bloß nach seiner Aeußerlichkeit in Rassen oder gar in Arten abgetheilt werden, wie dieses von manchen geschehen ist, denn die tiefsten Unterschiede der Individuen wie der Völker liegen auf dem Gebiete des Geistes. Die Untersuchung über die Arteinheit des Menschengeschlechts zerfällt für den Verfasser demnach in eine den Leib und eine die Psyche behandelnde Hälfte. Derselbe geht vorerst in eine sehr gründliche Betrachtung des Artbegriffs ein; er tritt Widrigem entgegen, welcher denselben so beschränken will, daß er unter ihm nur Individuen zusammenfaßt, die unzweifelhaft Abstammlinge eines Stammes sind, während der Verfasser solche Beziehung auf gemeinsame Abstammung fern halten will. Aus erwiesener Stammeseinheit folgt zwar die Einheit der Art, aber umgekehrt sei gesonderte Abstammung noch kein Beweis für Artverschiedenheit. Morton und andere Amerikaner haben diese Definition der Art, welche Stammeseinheit fordert, nur zurecht gemacht, um damit zu dem von ihnen beabsichtigten Resultat einer Vielheit von Menschenarten zu gelangen, während doch nur die Ansicht der Abstammung aller Menschen von einem Paar oder einem Stamm unhaltbar ist. Der Verfasser weist zugleich diejenigen zurück, welche entgegen der früher behaupteten Unfruchtbarkeit der Bastarde in der Natur eine mehr oder minder unbeschränkte Fruchtbarkeit derselben behaupten, indem sie darin eine weitere Stütze für ihre Annahme mehrerer Menschenarten finden; unbeschränkte Fruchtbarkeit kommt nur den Individuen derselben Species zu. Es stehen auch Typen jahrausendlang unverändert fort, wie z. B. der Negertypus in Nordostafrika, so kann nicht seinen Grund wesentlich in der Unveränderlichkeit der äußerlichen Lebensverhältnisse haben und berechtigt nicht solche Typen als verschiedene Species anzusehen. Auch zeigen sich, wie schon Blumenbach nachgewiesen hat, an Thieren derselben Species in Farbe, Haar, Größe, Schädel und sonstiger Bildung, bedeutendere durch Klima, Nahrung, Lebensweise u. s. w. bewirkte Verschiedenheiten als irgendwo beim Menschen, wobei andererseits wieder die Frage entsteht, ob das Ziehen einer solchen Parallele zwischen Thier und Mensch für die Entscheidung der Controverse über Arteinheit oder Verschiedenheit überhaupt zulässig sei, da überhaupt jede Art der organischen Wesen ihre bestimmten Gesetze der Variation und nach ihren eigenen Abänderungskreis zu haben scheint.

Der Verfasser untersucht auf das gründlichste und mit Benutzung der alten wie der neuesten Quellen, welche Einflüsse das Klima, dann die Nahrungs- und Lebensweise auf die physische sowol als die geistige Beschaffen-

heit des Menschen ausüben; er glaubt, daß die äußern Eigentümlichkeiten eines Volks sich zugleich nach seiner Culturentwicklung modificiren, wie z. B. alle rohern Völker sich durch einen großen Mund und dickere Lippen von den civilisirten unterscheiden, die Cultur fast ebenso sehr als die Vermischung mit edlern Völkern die Körper- und Gesichtsbildung verschönert, wobei durch die Cultur auch die Kopfform individuell verschiedener wird und die Zahl neu entstehender Eigentümlichkeiten zunimmt. Alle diese Einflüsse und die sie begleitenden Erscheinungen führen unsern Verfasser zu der Ansicht, daß ein unveränderliches Beharren der verschiedenen Menschentypen nicht stattfindet und nur die Grenzen ihrer (ebenfalls sehr langsamen) Veränderlichkeit ungleich groß seien. Hinsichtlich der physischen Beschaffenheit der Rassen und Völker kommt derselbe zu dem Schlusse, daß auch die niedrigsten von den menschenähnlichsten Affen durch eine Kluft getrennt sind und daß die Abweichung aller untereinander nicht groß genug ist, um mehrere Species aus dem Menschengeschlechte zu machen, indem all die zahllosen Verschiedenheiten nicht als feste, sondern als fließende und vom Wechsel der Umstände abhängende sich darstellen. Auch die behauptete Lebensunfähigkeit mancher gemischten Typen, insolge welcher diese zum Aussterben bestimmt seien, scheint dem Verfasser durchaus nicht so bewiesen, daß hieraus eine Artverschiedenheit der Stammtypen sich ergäbe, welchen sie ihren Ursprung verdanken; die angebliche Unfruchtbarkeit der Mulatten erklärt er für ein vereinzelt und lokales Factum. Zugleich spricht er sich auch gegen jene aus, welche den verschiedenen Rassen ein sehr ungleiches Alter zuschreiben, wie z. B. Hombron die Papuas und andere Schwarze nebst den Samojeeden und Lappen zuerst, dann die Mongolen, Amerikaner, Aegyptier, Berbern, zuletzt die Europäer entstehen läßt, obgleich unser Verfasser der Menschheit überhaupt ein sehr hohes Alter zugesteht. Er weist nach, daß die Ansicht von Agassiz, welcher der Lehre von der specifischen Verschiedenheit der Haupttypen und ihrer Vertheilung nach dem Klima die weiteste Ausdehnung gegeben hat, keineswegs neu, sondern im Wesen schon von Swainson und Desmoulins ausgesprochen worden sei und daß der bestehende Schematismus in der scharfen geographischen Abgrenzung der angenommenen acht zoologischen und botanischen Provinzen Agassiz', denen dann ebenso viele Menschenarten entsprechen sollen, mehr glänzend als naturwahr sein dürfte. Während Agassiz noch 1845 die specifische Einheit des Menschengeschlechts behauptete, stellte er 1850 elf bis zwölf, 1853 acht Menschenarten auf, wie man glauben muß in Accommodation an seine botanischen und zoologischen Provinzen. Diese sind bekanntlich das arktische Reich, Asien, Europa mit dem Nordrand von Afrika und Vorderasien bis zum Indus, Amerika, Afrika, Vorder- und Hinterindien, Australien und Neuguinea, Polynesien. Waltz zeigt nun, wie haltlos die von Agassiz vertretene Hypothese ist, indem ja in den kältern dieser Provinzen nie Menschen ursprünglich entstehen und bestehen konnten, indem der Ursprung der

Menschheit nur in der heißen Zone möglich war und die Menschen erst nach Erlangung vieler Fertigkeiten zur Erwerbung des Unterhaltes in die kältern und unfruchtbarern Klimate wandern konnten, wobei freilich wieder vor dem Mißgriff gewarnt werden muß, die Entstehung des Menschen nur an einem einzigen Punkte der heißen Zone vor sich gehen zu lassen. Die Menschheit hat nach ihm in verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten (sehr wahrscheinlich in Südastien, Afrika und Neuguinea, welchen wir noch das warme Amerika hinzufügen möchten) und zwar überall gleich in größerer Individuenzahl ihren Ursprung genommen, über dessen nähere Beschaffenheit man sich keine wissenschaftliche Vorstellung machen kann. Verschiedene Arten und unveränderliche Typen des Menschen hat es nie gegeben, und die großen Abtheilungen, welche man bei unserm Geschlecht macht, haben nur die Bedeutung und den Werth einer übersichtlichen Gruppierung. Wir gestehen, daß wir nach den gründlichen Untersuchungen des Verfassers und nach seiner bei jedem Abschnitt bestimmtem ausgesprochenen Ansicht überrascht waren, daß er zuletzt die Arteinheit des Menschengeschlechts doch nicht als ganz feststehende Wahrheit anzunehmen wagte, sondern — vielleicht zu behutsam — sie nur für wahrscheinlicher als die entgegengesetzte Meinung hält.

Die Eintheilung des Menschengeschlechts kann vom naturhistorischen, linguistischen und geschichtlichen Gesichtspunkt aus unternommen werden; die Ergebnisse widersprechen sich namentlich beim naturhistorischen und linguistischen oft sehr bedeutend, wodurch die außerordentliche Verschiedenheit der ethnographischen Systeme entstanden ist, welche sich überall zeigt, wo dieselben über die drei Grundformen des Negers, Mongolen und Weißen hinausgehen. Unser Verfasser gesteht der Sprachforschung im Gegensatz zur physischen Betrachtung größere Sicherheit und Uebereinstimmung der Resultate zu, womit viele Forscher nicht übereinstimmen werden, da uns die linguistischen Verhältnisse wol ebenso oft irre führen, als die naturhistorischen. Eine gemeinsame Ursprache der Menschen ist eine Chimäre und würde um nichts wahrscheinlicher, wenn sich auch in den Sprachen von ganz entgegengesetztem grammatischen Bau eine Anzahl gemeinschaftlicher Wurzeln entdecken ließe. Bei den psychologischen Untersuchungen des Verfassers schlägt überall der Grundgedanke durch, daß den Urstämmen des Menschengeschlechts wie den gegenwärtigen Rassen gleiche geistige Begabung und gleiche Culturfähigkeit zukomme. Nach Zusammenstellung der Messungen über Größe des Schädels und Gehirns sieht sich der Verfasser genöthigt, die Schädelcapacität als Maß der geistigen Befähigung aufzugeben, weil ähnliche intellectuelle Begabung bei nahe gleicher Größe und Gestalt vorkommt. Dem Verfasser erscheinen die weitesten Differenzen in intellectueller und moralischer Cultur bei den verschiedenen Völkern nicht größer als die Culturzustände verschiedener Zeiten bei demselben Volke, ein weiterer Grund für ihn, gleiche physische Begabung aller Völker anzunehmen. Ueberdies besitzen alle eine Sprache von gesetzmäßigem grammatischen Bau

(ein Hauptunterschied des Menschen von den Thieren), alle stimmen im allgemeinen Gebaren, in Leidenschaften, Charakteren des Gemüths, Weise der Erregung und innern Thätigkeit u. s. w. miteinander überein. Alle schmücken sich, überall findet sich der Begriff des Privateigenthums, alle haben Anhänglichkeit an Familie, Land und Volk; vielleicht haben alle auch religiöse Vorstellungen. Insofern kann man mit dem Verfasser übereinstimmen. Wenn derselbe jedoch behaupten will, daß es innerhalb der großen gemeinschaftlichen Hauptzüge keine besondern Eigenthümlichkeiten als charakteristische Unterschiede der einzelnen Abtheilungen des menschlichen Geschlechts gebe, so scheint uns dieses zu viel behauptet. Der Glaube der verschiedenen psychischen Begabung der Menschenrassen schreibt sich nicht erst von Peyroux de la Goudrenière her, er ist uralte, in der Sache begründet und das ganze Verhältniß läßt sich sicher nicht auf bloße Unterschiede von „Natur- und Kulturmenschen“ zurückführen, wie unser Verfasser glaubt. Es kommt nicht darauf an, daß z. B. in alter Zeit die jegigen Europäer den Bewohnern von Afrika nicht überlegen waren, sondern auf die Stufe und Form der Civilisation, welche überhaupt in der außerordentlich langen Zeit, welche allen vergönnt war, die Rassen erreicht haben, ähnlich wie man um die höhere oder niedrigere Stellung von Thiergattungen im zoologischen System nicht die embryonischen, sondern die entwickelten Formen miteinander vergleicht. Nun hatten (ganz abgesehen von dem Umstande, daß etwa die schwarze und gelbe Rasse älter wären als die weiße) alle mindestens gleich lange Zeit für ihre Entwicklung und doch hat sie bei den einen nur armselige, bei den andern reichliche Früchte gebracht. Wenn gesagt wird, daß sich bei allen Rassen künstlerische und wissenschaftliche Genies finden, so kann dieser Satz im allgemeinen wol zugegeben werden; vergleicht man aber die Productionen derselben bei der weißen Rasse mit denen der übrigen, so tritt ein höchst bedeutender Unterschied hervor und wenn in der That die geistige Begabung bei allen nicht ein Festes, sondern ein Wandelbares wäre, so werden damit quantitative Unterschiede derselben nicht ausgeschlossen. Die überall hervortretende Ueberlegenheit der Weißen soll nicht Folge ihrer Rassen-eigenthümlichkeit, sondern ihrer Civilisation sein, welche letztere doch wieder nur zum allergrößten Theile Product ihrer Rassen-eigenthümlichkeit ist. Wenn fortwährend die Araber angeführt werden, welche jetzt allerdings eine Anzahl sehr gesunkener Völkerrassen unter sich befassen, so darf man nicht vergessen, daß diese Gesunkenheit eine Folge ihrer politischen Schicksale ist und daß die Individuen auch gesunkener Araberstämme stets höhere geistige Begabung zeigen, als z. B. die Neger oder Afirur, mit denen sie zusammenleben. Wenn Europäer in heißen Klimaten stumpf und träge werden, so beweist dies nur, daß diese Klimate für ihre Entwicklung ungeeignet sind; Neger werden weder in der heißen noch in den gemäßigten Zonen, soweit sie in letztern lebensfähig sind, durch sich selbst zu einer höhern Civilisationsstufe gelangen. Weist

ja unser Verfasser selbst nach, daß den Farbigen (sowie selbst einem Theile der weißen orientalischen Völker) der Sinn für das Schöne in Natur und Kunst und, wir dürfen wol hinzusetzen, für das Wahre in der Wissenschaft fehlt. Auch wiegt der Umstand schwer, daß unter den farbigen Völkern — abgesehen von dem Gehalt ihrer Civilisation — nur wenige, unter den weißen viele zu Culturvölkern geworden sind. Wenn der Verfasser meint, die Annahme ursprünglich verschiedener psychischer Begabung erkläre nichts, so kann entgegnet werden, daß, wenn die Erfahrung uns auf diese Ursache als die wahrscheinlichste hinweist, wir keinen Grund haben, sie zu verwerfen, wenn wir sie auch so wenig zu erklären wissen, als z. B. die Ursache der ungleichen Schönheit und Vollkommenheit der körperlichen Bildung der verschiedenen Völker. Die ganze Controverse mag indeß theilweise auf einen Wortstreit hinauslaufen: unser Verfasser nimmt wol die Frage nach der verschiedenen geistigen Begabung in dem Sinn und Werth, wie die Frage nach der naturalistischen Artverschiedenheit. Sowie er nun die physischen Unterschiede nicht gewichtig genug findet, um die Artverschiedenheit der Menschen zu behaupten, sondern an der Arteinheit festhält, so erscheinen ihm auch die psychischen Unterschiede nicht groß genug, um „verschiedene Begabung“ anzunehmen, d. h. so verschiedene, daß darauf die Berechtigung zur Annahme mehrerer Arten folgen würde. Aber so gewiß schon zwischen den Ursprüngen physische Unterschiede bestanden, so gewiß waren auch psychische gesetzt. Wir unsererseits halten daher an der anderwärts schon ausgesprochenen Meinung fest, die, wenn auch dem Wesen nach von der des Verfassers vielleicht nicht sehr verschieden, im Ausdruck richtiger zu sein scheint.

Wir sehen der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks mit Verlangen entgegen und machen alle, welche sich für die Wissenschaft vom Menschen im großen und ganzen interessieren, recht sehr auf diese reichhaltige und gediegene Arbeit aufmerksam.

Maximilian Perle.

Sophie von La Roche und ihre Freunde.

Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's. Von Ludmilla Affing. Berlin, Janse. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anfänglich beabsichtigten wir, über dieses Buch einen längern, die biographische Erzählung Schritt für Schritt verfolgenden Aufsatz zu schreiben; da es jedoch, außer einigen im Anhang mitgetheilten Briefen von Goethe an Sophie von La Roche, nichts bisher Ungedrucktes enthält, sondern überwiegend nur aus geschickter Verarbeitung vorhandener Materialien, allerdings mit Benutzung einzelner, der Verfasserin freundlich mitgetheilte Briefe Sophiens ist, so wollen wir uns auf eine kürzere Anzeige und einige Bemerkungen über dies und jenes darin haltene beschränken. Wir haben Ursache, mit dem Raume d. B. zu zeigen und ihn für solche demnächst nach und nach in eine Reihe von Literaturbildern zu erlebende Publicationen anzuheben, welche, wie die von Dünker herausgegebenen Briefwechsel zwischen Knebel und seiner Schwester und zwischen Herder und seiner Gattin während der italienischen Reise des ersten die Briefe von Heinrich Kleist an seine Schwester, die Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut, Platen's Tagetage

aus seiner Jugendzeit u. s. w. ausschließlich aus bisher ungedruckten Briefschaften und Aufzeichnungen bestehen, Bücher von großem Interesse, wenn man sie recht zu lesen versteht, Bücher, in denen deutsche Herrlichkeit, deutsche Zerklüftung zwischen Ideal und Wirklichkeit (oder nach Goethe's gegen Herder's Frau in Beziehung auf seinen „Tasso“ gebrauchten Ausdruck „Disproportion des Talents mit dem Leben“), deutscher Herzens- und Familienjammer, zum Theil auch deutscher Subjectivismus, deutsche Eitelkeit (die man übrigens, was manchem zu hören neu sein wird, in dem Tagebuche Platen's am wenigsten, eher das Gegentheil davon antrifft) und deutsche Charakterschwäche neben dem heftigsten, aufreibenden Ringen nach Großem und Edelm in oft überraschenden Zügen zu Tage treten.

Sophie von La Roche gehört nicht zu den titanischen oder titanisch ringenden Geistern; sie schrieb moralische Erzählungen, sentimentale Romane, Erziehungsschriften „für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen“ u. s. w.: lauter unschuldige Sachen, die in damaliger Zeit schrecklich viel gelesen wurden, jetzt aber vergessen oder wenigstens nur noch dem Titel nach den Literaturfreunden bekannt sind. Es ist dies das gewöhnliche und fast unausbleibliche Schicksal der eigentlichen „Moderomane“, die zur Zeit ihres Erscheinens vom Publikum verschlungen wurden und von jedem, der auf gesellschaftliche Bildung Anspruch macht, gelesen werden müssen. Sophie von La Roche war nicht nur in Deutschland gefeiert, sondern auch im Auslande, und die vorzüglichsten ihrer Romane, namentlich die von Wieland zuerst 1771 herausgegebene „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, „Briefe an Lina“, „Romona“, „Schönes Bild der Resignation“ u. s. w. wurden ins Französische („Fräulein von Sternheim“ von Marie Elisabeth de la Fite), ins Englische („Fräulein von Sternheim“ zweimal, von Joseph Collyer und Edward Harwood) und ins Holländische überetzt. Sogar die Akademie der Arkadier zu Rom ernannte sie zu ihrem Mitgliede und zwar unter dem akademischen Namen Artemia Sidonia. Jedensfalls ist Sophie von La Roche eine beachtenswerthe Erscheinung, da sie die erste Schriftstellerin in Deutschland war, welche auf dem Gebiete des Romans und der Erziehungsschriftstellerei mit Erfolg auftrat, mithin als ehrwürdige Stammutter der zahllosen deutschen Romanistschriftstellerinnen zu betrachten ist, welche sich seitdem an ihre Schleppe gehängt haben und die zur Stallfütterung in den Reihbibliotheken gegenwärtig sogar fast das Meiste beitragen. Außerdem ist Sophie als Großmutter des „Kindes“ Bettina, als Jugendgeliebte Wieland's und überhaupt durch ihr freundschaftliches Verhältniß zu den namhaftesten Autoren der damaligen Zeit eine interessante Person; ja, wenn sie jetzt noch in weitem Kreise bekannt ist, so verdankt sie dies vielleicht mehr dem letztern Umstande, als ihren Schriften.

Vorliegende Biographie bietet auch in der That eine so vielde Lectüre, daß wir sie denjenigen Büchern beizählen müssen, die man besser im ganzen, als portionsweise, d. h. in Auszügen genießt. Et. René Taillandier hat allerdings dieses Buch gelegentlich in der „Revue des deux mondes“ ein „livre ennuyeux“ genannt. Nun verkennen wir keineswegs, daß das Buch so manche Partien enthält, welche nur für Deutsche ein Interesse haben, einem Ausländer dagegen, namentlich in der oft sehr minutiösen Darstellung der Verfasserin, nothwendig langweilig erscheinen müssen. Wir verkennen auch nicht gewisse Mängel in der Composition und eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Ausführung, indem sich in einzelnen Partien ein fast männlicher, in andern, die mit unbedeutendem Detail, oft nur Toiletten-detail gefüllt sind, ein fast zu weiblicher unkritischer Sinn verräth. Die Verfasserin verschweigt zwar nicht die abfälligen Urtheile, welche einzelne Zeitgenossen und Zeitgenossinnen über Sophie fällten, a ganzen aber überschätzt sie doch ihre moralischen wie geistlichen Eigenschaften und ihre literarische Bedeutung: das Weib laubt für das Weib, und selbst Wieland muß neben Sophie eine etwas kümmerliche Rolle spielen. Nichtsdestoweniger erscheint uns das so kurzgefaßte Urtheil des Franzosen allzu wegwerfend;

1860. 23.

das Buch enthält Schilderungen, welche für die Sittengeschichte und die literarischen Zustände jener Zeit äußerst bezeichnend sind, und außerdem bietet das Leben Sophiens selbst so manche interessante Momente, die zuweilen sogar sich wie von selbst zu einem Romane gestalten.

Dies ist unter anderm der Fall mit ihrer Jugendliebe. Sophie, Tochter des Arztes Gutermann in Augsburg, liebte in ihrer Jugend den Italiener Bianconi, der als Leibarzt des Fürstbischofs im Jahre 1744 nach Augsburg gekommen war. Schon waren alle Anstalten zur Heirath getroffen, als unvermuthet Gutermann und Bianconi miteinander in Streit geriethen, indem letzterer verlangte, daß seine künftigen Kinder, nicht bloß die Söhne, katholisch erzogen werden sollten. Hierin willigte Gutermann nicht, ja er konnte ohne Zweifel schon seiner Stellung wegen in diese Verbindung nicht willigen, wenn er es nicht mit seinen augsburger Glaubensgenossen verderben wollte; denn es gibt vielleicht in ganz Deutschland keine protestantische Gemeinde, welche den Katholiken gegenüber so eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Rechte hielte als die in Augsburg. Beide Männer schieden in größter Erbitterung voneinander, und Gutermann verlangte von seiner Tochter nicht nur Entsagung, sondern, was allerdings hart war, sogar völliges Vergessen ihres Geliebten. Unter wilden Zornesausbrüchen zerriß Gutermann alle Briefe und Gedichte Bianconi's und die schönen Arien, die er ihr gegeben, und verbrannte das alles im Ofen; sie selbst aber mußte vor des Vaters Augen Bianconi's Porträt mit der Schere in tausend Stücke zerschneiden und einen Ring, den sie von ihm erhalten, mit zwei Eisenkläben gewaltsam entzwei brechen. „Es war eine schreckliche Scene!“ bemerkt die Verfasserin, welche die Details aufs rührendste und umständlichste ausmalt. Sicherlich ist es eine Scene, die auf der Bühne großen Effect machen würde, und es wundert uns fast, daß noch kein Theaterdichter diese rührende Geschichte in Scene gesetzt hat: die weiblichen Herzen, welche von vornherein gegen alle solche grausame Väter und harte Dheime Partei nehmen und sich ohne alles Bedenken sofort auf Seite der jungen Liebesleute stellen, würden angesichts einer so „schrecklichen Scene“ in Thränen und Seufzern zerschmelzen. Nun kann es aber doch wol vorkommen und ist auch sicherlich hundert und aberhundertmal vorgekommen, daß diese grausamen Väter und harten Dheime gar nicht so unrecht hatten und sehr wohl wußten, was sie thaten, wogegen es ohne Zweifel ebenso oft vorgekommen ist, daß Töchter, die ihren Willen gegen ihre abmahnen, zuletzt aber nachgebenden Väter durchsetzten, in unglücklicher Ehe nur zu spät erkannten, wie besser sie gethan hätten, den Abmahnungen ihres Vaters Folge zu leisten. Wir wissen ja auch nicht genau, von welcher heftigsten Seite Vater Gutermann den Welschen bei jenem Handel kennen gelernt und ob nicht die Hartnäckigkeit, womit Bianconi auf seiner Verbindung bestand, in Verbindung mit andern Umständen ihm die Liebe desselben zu seiner Tochter sehr verdächtig gemacht habe. Ludmilla Assing schwärmt natürlich für das so grausam gestörte Liebesverhältniß und den Italiener; denn dieser war ein schöner interessanter Mann von „wahrhaft bezaubernder Liebenswürdigkeit“, mit schwarzen Haaren und schwarzen leuchtenden Augen, mit Zügen von „antiker Regelmäßigkeit“, die das „dunkle und warme Colorit des Südens“ trugen — was bedarf es in den Augen einer Dame mehr zu einer glücklichen Ehe? Es ist sehr zu glauben, daß sich Sophie an der Seite ihres spätern Gatten La Roche (eigentlich Georg Michael Frank, aber auf Betrieb des kurmainzischen Großhofmeisters und Staatsministers Stabion durch Kaiser Joseph II. unter dem Namen Frank von La Roche in den Adelsstand erhoben) viel beglücklicher und heimischer gefühlt haben wird, als dies an der Seite Bianconi's der Fall gewesen sein würde; denn La Roche war nicht bloß ein schöner, sondern auch ein durchaus gebildeter, lebenswürdiger, geistreicher, human gesinnter Mann, dabei ein Deutscher, der deutsches Wesen verstand und deutsche Literatur liebte, zwar Katholik wie Bianconi, aber wie alle wahrhaft gebildeten Katholiken jener Zeit in Deutschland ein durchaus aufgeklärter, dem alles Pfaffenthum zuwider

antistischer Katholik, der außer alles Deutsche hatte schon vorher mag Sophie später wol noch mit ihrem tragischen Liebesman weiß, was das sagen will. Tochter Maximiliane so ziemlich hatte; Maximiliane, von ung geheim aber lebhaft erwiderte Neigung den frankfurter's beizutheilen, einen Witwer mit des Deutschen kaum mächtig, „hart, rücksichtslos und geistig“

geschildert wird.

Dann folgte das Liebesverhältnis mit dem jungen Wieland, dem sie selbst ankündigte, da sie wahrnahm, daß er nicht die nöthige Energie besaß, dem gründlichen Haß, welchen seine Mutter auf sie geworfen hatte, Trost zu bieten und eine Verblüdung mit ihr durchzusehen. Indessen darf man doch nicht vergessen, daß Wieland damals noch ein sehr unreifer, windiger und dabei exaltirter junger Mensch, ein Student von kaum 20 Jahren war. In so jungen Jahren, wo man noch Student, also weder Fisch noch Fleisch ist, thut man allerdings wol am besten, sich nicht fest zu binden, zumal wenn die Mutter gegen die angebrochte Schwiegertochter eine so entschiedene, gleichviel ob begründete oder unbegründete Abneigung hegt, wie Wieland's Mutter gegen Sophie. Die Verfasserin bemerkt von ihrem romantischen Standpunkt: „Bianconi hatte Sophien entführen, sie wider den Willen des Vaters zu seiner Gattin machen und sie vor der ganzen Welt beschützen wollen; von Wieland durfte sie das nicht erwarten.“ Das wollen wir gern glauben, ohne deshalb dem jungen Wieland daraus einen Vorwurf zu machen. Wie sehr sich aber die Verfasserin auch bemüht, Wieland als einen schwachen Menschen zu zeichnen, so wird sie doch das Factum nicht in Abrede stellen können, daß die Verfasserin des „Bräulein von Sternheim“ von ihrer Jugendliebe mit Wieland den größten Vortheil gehabt hat und daß ihr Name von seinem Ruhm angekränkt wurde, wie dies ja der Zusatz auf dem Titel vorliegenden Buchs „die Freundin Wieland's“, am besten beweist.

Auch blickten Wieland und Sophie, deren ersten Roman er ja als Herausgeber mit der Flagge seines Namens deckte, immer gute Freunde. Zuerst sehen sie sich auf Schloß Warthausen, als sie schon Frau von Larocke war, und bei diesem Wiedersehen sowohl als bei einem späteren in Ehrenbreitstein, im Beisein der Brüder Jacobi, ließ Wieland, als er Sophie erblckte, den Mut vor tiefer Erschütterung hinter sich auf die Erde fallen u. s. w., so daß es wol erlaubt ist, hierbei an einige Affectation und an eine einstudirte Scene zu glauben. Der spätere Auftritt in Ehrenbreitstein war so rührend, daß H. S. Jacobi in seinem Berichte darüber verzeichnet: „Keiner von den Anwesenden konnte sich der Thränen enthalten, wir strömten sie die Wangen hinunter, ich schluchzte, ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt, und wie wir zusammen wieder in den Saal hinaufgelangt sind.“ Sophie von Larocke war ganz dazu geeignet, in die Wüthendens solcher Scenen einzugehen, denn an Affectation fehlte es ihr nicht, und obgleich Ludmilla Uffing verkündet, daß Karoline Blachland, später Gerber, die einzige gewesen, die ihr Collettrerie vorgeworfen, so versicherte doch auch Charlotte von Raib: „Sophie von Larocke ist nur bei verschlossenen Thüren groß.“ Ludmilla Uffing selbst muß anerkennen, daß Sophie, als sie später (1799) Weimar und Othmannsleben besuchte, keinen sehr glänzenden Eindruck hinterlassen und daß sich sogar Wieland später vielfach in scharfem und spöttischem Tone über sie geäußert habe. Ähnliche affectirte Scenen führte Sophie bei ihrem Besuche Londons mit der Madame La Fite und mit der Miß Burney auf, indem sie die Damen immer umarmte, küßte, ihnen im schmelzenden Tone Schmeicheleien sagte, ihre Liebesgeschichte mit dem jungen Wieland und ihr späteres Wiedersehen mit ihm in rührendstem und pathetischem Tone erzählte, dann aufstand,

der Miß mit thränengefüllten Augen ins Gesicht blickte und im beider Hände haltend mit dem schmelzenden Tone rief: „*Mis Burney! la plus choro, la plus digne des Anglaises! dem moi — m'aimes vous?*“ Dann kam auch Madame La Fite hinzu, und beide umarmten die Miß und weinten voll freudigen Bärlichkeit! „Ich fürchte“, bemerkt Miß Burney in ihren *Diary and letters*, „ich erscheine sehr hartnäckig; aber kein Quells war bei mir geöffnet, aus der auch nur ein Thran hätte fließen können.“ Sophie würde ihr mehr gefallen haben verkündet Miß Burney, wenn sie weniger schmeicheleisch und weniger affectirt gewesen wäre. In ihrem übrigens vielen Interesse enthaltenden Tagebuche ihrer Reise nach Frankfurt erzählt Sophie bei Gelegenheit ihres Aufenthalts in Weimar, daß sogleich in den ersten Tagen sämtliche Exemplare der katholischen Uebersetzung ihres „Bräulein von Sternheim“, die in einem Buchhändler vorräthig waren, aufgebraucht worden sein, ja daß noch viele Begehrende hätten abgewiesen werden müssen, weil der Vorrath durch die so große Nachfrage sehr bald erschöpft worden sei. Sollte nicht auch in diese Mittheilung sich einige weibliche Uebertreibung eingeschlichen haben? Wieland handelte es sich nur um ein paar verkaufte Exemplare, die ihm in der Phantasie Sophiens sich zu einem ganzen Vorrath abzeichneten.

Indes darf man allerdings nicht vergessen, daß das Interesse an bildender Literatur damals ein sehr lebhaftes und an lebhafter Roman von weiblicher Hand noch eine Seltenheit und darum ein Ereigniß war. Mit der Affectation verband sich auch gewissermaßen ein Enthusiasmus, und wenn die Menschen zu Theil nährlicher waren, so waren sie zugleich auch humaner, hingebender und überhaupt besser als in unserer Zeit. Dahin äußert sich gelegentlich über diese merkwürdige Periode mit folgenden gewiß sehr richtigen Worten: „In der That war jenes Zeitalter für uns nicht nur ein in der Literatur ganz ungewöhnliches, sondern auch für das gesamte Leben ein wiederherstellendes und veredelndes. Die besten Eigenschaften eines Volks, treue Treue, edler Fleiß, Wärme des Herzens mit milde Klarheit des Sinns, mit einem Worte das rein Menschliche, traten hervor und dunkeln Tiefen an den glänzenden Tag und strebten allseitig nach Entwicklung und Thätigkeit. Wir sind als die Literatur wies das Leben diese schöne Richtung, und wie diente nur, mit auszusprechen und zu bewahren, was von dem so reich gezeugt wurde. In Wahrheit, bilden wir gerade in der Zeit, welche den Aufschwung deutscher Geistesbildung ansetzte — etwa von Lessing an, welchen Abschnitt auch Hißlerend als in unserer literarischen Wiedergeburt schließt —, so wissen wir von Kennen über die große Zahl guter und edler Menschen, Frauen sowohl als Männer, welche mit allen Kräften thätig, liebedürftig ein höheres wollen und erstreben, das der Nation in vorangegangenen Zeiten der Noth und Bedrängnis so oft abhand gekommen war. Zahlreiche Lebenskreise sehen wir betreten von dem neuen Geiste und seine Wirkung über alle Stände und Gegenden ausgebreitet.“

Ähnlich bemerkt Ludmilla Uffing in ihrem Buche: „In demüthigen waren in begeisteter Erregung und gaben sich dem den Einflüssen der Poesie hin, die Gleichschwebenden und stund denken den schloffen sich mit Wärme und Innigkeit aneinander, es entstand damals ein wahrer Cultus der Freundschaft und in Zusammengehörigkeit, der zu den höchsten und edelsten Zielen aufsteuerte.“ Und ein andermal: „Ueberrall ist man mit Verbesserung des Unterrichts, mit neuen Erziehungsplänen, mit Versorgung der Armen, mit Bildung des Volks beschäftigt; der Vertheile werden bekämpft, Menschlichkeit und Gerechtigkeit auf allen Seiten vertheilt.“ u. s. w. Der bessere Theil der Nation so verankerten Abels begann mit gutem Beispiel vorzugehen; er strebte nach humaner und literarischer Bildung; er drohte die Talente; er öffnete fern Paris dem öffentlichen Vergnügen; Kaiser Joseph II. bekannte sich bei einer solten Gelegenheit in einer berühmten gewordenen Aufschrift als „Sop“

der Menschheit", und Katharina II. von Rußland unterzeichnet gleich auf 500 Exemplare der von Sophie herausgegebenen moralischen Monatsschrift „Pomona“, die sie mit Kaiserlicher Großmuth bezahlte. Solche Tügte, so unwichtig sie auch erscheinen, werden doch bedeutsam, wenn sie in größerer Fülle zu Tage treten. Seitdem ist das damals kaum lose angeknüpfte Band des moralischen Vertrauens zwischen den verschiedenen Ständen, wie man wol kaum leugnen kann, wieder traurig zerrissen. Die Menschen derselben Bildung und desselben Standes sitzen oft an einer Tafel und hassen sich doch so, daß ihnen die Speisen zu Gift werden möchten. Humboldt's vertraute Mittheilungen beweisen es.

Zu jenen von dem neuen Geiste befruchteten Lebenskreisen gehörte auch der des Grafen Stadion auf Schloß Warthausen, gebildet von dem Grafen selbst, von Laroché und seiner Gattin, dem Freiherrn von Großschlag, den man in Paris, als er dort turmalinischer Gesandter war, den „aimable baron allemand“ zu nennen pflegte, Wieland, der in den Lauben von Warthausen seinen Freunden die ersten Entwürfe zu seinem „Neuen Anabasis“ vorlas und in einem von malerischen Baumgruppen umgebenen Thurm des Gartens die „Grazien“ dichtete und „Rusarion“ benutzte. „Warthausen wurde Wieland's Barnab", bemerkt sein Biograph Gruber. Den Grafen Stadion schildert Wieland in einem Briefe an einen Mann, „welcher mit 72 Jahren all das Feuer eines Franzosen von 50 besitzt, vereinigt mit dem Benehmen und der Art zu denken eines englischen Vornehmen, dazu ein Staatsmann, ein Verehrer der Künste und Wissenschaften, so angenehm in der Unterhaltung, als man dies irgend sein kann“ u. s. w. Mit fast noch begeisterteren Worten schildert er Laroché, seinen glücklichen Nebenbuhler, der es ohne Veracht und Eifersucht mit ansah, daß seine Gattin und der Dichter, die sich einst so glühend geliebt, unter demselben Dache miteinander verkehrten. Man sagt, daß ein platonisches Verhältnis unter Personen beiderlei Geschlechts auf die Dauer nicht möglich sei; aber wir sind überzeugt, daß die damaligen Menschen auch dies möglich machten. Zu den spätern Freunden und Freundinnen des Laroché'schen Hauses gehörten die Schwester des Kurfürsten von Trier, Prinzessin Kunigunde von Sachsen, die mit Sophie in vertrauten Beziehungen stand, und der kurtriersche Staatsminister, Freiherr von Hohenfeld, „ein edler Mann voll Freikun und Rechtschaffenheit, der Schiller bei seinem Marquis Posa vorschwebte“. Ueber diese und andere merkwürdige Persönlichkeiten, welche selbst nichts schufen, aber die Dichter aufweckten oder ihnen als Urbilder dienten; erhält man hier so interessante Mittheilungen, daß wenigstens wir dieses „livre ennuyeux“ ohne alle Langeweile gelesen haben.

Die angehängten, bisher ungedruckten Briefe Goethe's an Sophie, die er stets „liebe Mama“ anredet, gestatten einen deutlichen Einblick in das zwischen beiden herrschende herzlich zutrauliche Verhältnis. Sie sind in dem damaligen uncorrecen und liebreichen, aber natv originellen, fast kindlichen Briefstile Goethe's geschrieben. So berichtet er aus Frankfurt unterm 22. December 1774: „Ich war in Mainz! Dahin nachgereist Wieland's Bringen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben, es fiel mir so ein, hab auch eine Antwort erhalten, wie ich sie vorsuchte. Das ist was verfluchtes, daß ich anfangs mich mit niemand mehr miszuverstehen.“ In demselben Briefe: „Meine Klettenberg ist tobt, che ich eine Abndung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war. Mama, das picht die Kerls... Reich's Brief ist gut. 1 Carolin für den gedruckten Bogen könnt' er wohl buchhändlerisch geben. Ich mag gar nicht daran denken, was man für seine Sachen kriegt.“ Am 11. October 1775 meldet er der „lieben Mama“, daß er nach Weimar gehe und sehen wolle, ob's möglich sei, mit Wieland auszukommen, und er bemerkt später: „Wieland ist noch der Alte, auch noch in der neuwiebischen Affaire, diese Weiber aber wird mich, fürcht' ich, von ihm abschneiden.“ In diesem ungemirten Tone durfte damals ein junger, obchon bereits berühm-

ter Autor wagen, an eine Dame von der Stellung einer Barocke zu schreiben! Aber auch nur aus einer urguthändlichen Naivität wie diese konnte eine Goethe'sche Poesie hervorgehen. A. M.

Zur deutschen Specialgeschichte.

1. Caspar Weinreich's danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzigs, der Lande Preußen und Polen, des Hansabundes und der nordischen Reiche. Herausgegeben und erläutert von Theodor Firsch und F. A. Vossberg. Mit zwei Kupfertafeln. Berlin, Stargardt. 1855. Gr. 4. 4 Thlr.
2. Hamburgische Alterthümer. Beitrag zur Geschichte der Stadt und ihrer Sitten von F. Georg Bued. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Geschichte des Erzbistums Trier, d. i. der Stadt Trier und des trierischen Landes als Kurfürstenthum und als Erzbischof, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1816 von J. Marr. Erste Abtheilung: Die Geschichte der Stadt Trier und des trierischen Landes von der Zeit der römischen Herrschaft in demselben bis zum Beginn der Regierung des letzten Kurfürsten. Zweiter Band. Trier, Lenz. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Ein freundschaftliches Gespräch zwischen Alt- und Neutrierer über die Ansicht des Herrn Weibischs von Hontheim, das ursprüngliche Alter der drei Bisthümer Trier, Köln und Bistthum betreffend, mit Rücksicht auf Herrn Professor Marr's Geschichte des Erzbistums Trier. Von P. J. Schreiber. Erster Band. Trier, Gall. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Die Walsstatt von Reuschberg. Ein Abschnitt aus der Vorgeschichte des Hochstifts Merseburg. Von A. Krausadt. Leipzig, T. D. Weigel. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Ditto von Rittberg, Bischof von Münster (1301—8). Nach größtentheils bisher ungedruckten Quellen dargestellt von Ludwig Berger. Münster, Regensburg. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
7. Anno II., der Heilige, Erzbischof von Köln und dreimaliger Reichsverweser von Deutschland, 1066—75. Sein Leben, sein Wirken und seine Zeit nach den Quellen bearbeitet von Regibius Müller. Leipzig, T. D. Weigel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
8. Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt Nordhausen von C. G. Förstemann. Erster Theil. Mit einer Steindrucktafel. Nordhausen, Förstemann. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Eine kleine Lektüre von historischen Schriften, welche, in d. Bl. bisher nicht berücksichtigt, doch durch ihren mehr oder minder anerkennenden Werth es verdienen, in einem Repertorium der literarischen Erscheinungen nicht übergangen zu werden. Um „a Jove principium“ zu machen, haben wir „Caspar Weinreich's danziger Chronik“ (Nr. 1) vorangestellt, eine höchst dankenswerthe und mit besonderm Aufwand an Fleiß, Sorglichkeit und äußerer Ausstattung veranstaltete Herausgabe jener wichtigen vaterländischen Geschichtsquelle. Diese Chronik des danziger Bürgers Caspar Weinreich — er lebte um 1489 —, die so wichtige Aufschlüsse über die innere Geschichte der mächtigen Hansestadt, sowie über ihre äußern Beziehungen während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gibt, war an die 300 Jahre lang gänzlich unbeachtet geblieben, bis einer der Herausgeber, Vossberg, durch die Mittheilung des russischen Staatsraths von Reichel erfuhr, daß dieser letztere im Besitze mehrerer alten preussischen handschriftlichen Chroniken sich befände, die früher von einem russischen Generalconsul von Heyden in Danzig gesammelt seien. Sie wurden dem Herausgeber zur Disposition gestellt und dieser entdeckte in der unscheinbaren derselben die wichtigen Aufzeichnungen Weinreich's, welche ohne besondere Auswahl, in unbehülflicher Form und in abgebrochenen Sätzen doch eine Fülle des schätzenswertheften Materials enthalten.

Weinreich's Chronik fällt in die glückliche Zeit, die für Danzig dem Thorner Frieden folgte. Von der Oberherrschaft des Deutschen Ordens befreit, dehnte das Gemeinwesen der großen Handelsstadt nach allen Seiten hin seinen Einfluß und seine Verbindungen aus. Wir finden in den Kreis dieser Verbindungen gezogen: Portugal, wohin der danziger Kaufmann Holz führte und von woher er hauptsächlich Salz zurückschickte; Spanien, wo er mit der galicischen Küste verkehrte, und wo neben den Handelsgeschäften auch die geistlichen, in S. Jago di Compostella zu gewinnenden Gnadengaben in Betracht kamen; die Westküste von Frankreich, an welcher die Hauptverkehrswege für die baltischen Seefahrer Burdegala (Bordeaux), Roussellon (Rochelle), der Hafen von Brouage (die „Browasse“) und der in der jetzigen Bucht von Bourgneuf liegende Ort „Baie“ waren, an welcher letztem das im Osten sehr geschätzte grobkörnige Meersalz eingekauft wurde; England, mit dem der schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts blühende Verkehr eine ganz besondere Ausdehnung gewonnen hatte — unter dem Schutze der in London bestehenden deutschen Factorei des Stahlhofs, während Engländer wiederum sich vielfach in Danzig als Handelsagenten einnischten und von dort aus ihre Waaren in den Städten und auf dem Lande vertrieben. Der lebhaftesten Verkehrsbeziehungen zu den Niederlanden brauchen wir als selbstverständlich nicht zu erwähnen, sowenig wie der mit dem flandrischen Norden.

Während nun diese Handelsbeziehungen, wie sie Weinreich's Chronik zu Tage legt, aus andern Quellen bereits so ziemlich bekannt waren, sind die Mittheilungen unsers Buchs über die innern Zustände der Vaterstadt in der erwähnten Zeit vielfach ganz neu, und die Aufschlüsse desselben über die Statistik der Schifffahrt und des Handels, dann über das gesellschaftliche Leben und über die Kunstbestrebungen, namentlich die Bauten, vielfach etwas, was uns hier zum ersten male gegeben wird. Und so ruft das Ganze uns ein höchst lebendiges Bild des Lebens und der Thätigkeit in der mittelalterlichen, großartig bewegten Stadt empor. Wir sehen im Jahre 1481 nicht weniger als 1100 Schiffe mit Korn beladen nach Holland auslaufen, Schiffe, deren Größe zwischen 60 und 300 Lasten schwankt; sie sind begleitet von bewaffneten Drlogschiffen der Stadt zu ihrem Schutz und haben oft mehrere hundert Mann Besatzung, die noch verstärkt wurden durch Anwerbung von holländischen Ruten, wenn man darauf ausging, Krieg zu führen, Piraten zu entern oder Preisen zu machen. Daneben sehen wir die Bürger in ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften: der Artushof, am Werktag die Börse der Kaufmannschaft, ist an den Festtagen und Abenden auch der Vereinigungspunkt für dieselben Klassen, während das Patricierthum sich in einem Nebengebäude des Artushofs, dem „kleinen Hofe“ versammelt. Die Patricier sehen wir auch ihren Maitritt unter Anführung des Ratgrafen halten, ihre Fastnachtsfeierlichkeiten mit Stechspielen und Turnieren, in denen „nach der Tafelrunde geritten wird“, aufführen u. s. w. Am ausführlichsten verweilt Weinreich bei den Kunstbauten seiner Vaterstadt, für deren Geschichte er namentlich von großer Wichtigkeit ist. Eine dankenswerthe Ergänzung zu seiner Chronik bildet in dieser Beziehung die von den Herausgebern als Beilage zugefügte Abhandlung: „Das große Krawel, die Galee und das Bild vom jüngsten Gericht“, worin sehr ausführlich und gründlich durch genaues Quellenstudium die Art und Weise festgestellt wird, wie durch das große danziger „Krawel“ oder die Caravelle St. Petrus de Rupellis, befehligt durch den kühnen Seemann Paul Beneke, im Jahre 1473 die große englische „Galee“ (Galere) St. Thomas mit einer Ladung von seltenem Werthe — nach unserm Gelbe belief er sich auf fast eine halbe Million Thaler — nach scharfem Gefecht gekapert und genommen wurde, und wie dann als Beutestück das berühmte Gemälde Hans Memling's vom jüngsten Gericht damals nach Danzig gekommen. Eine zweite Beilage theilt dreißig im danziger Archiv aufbewahrte Briefe des Schiffers Bernd Pawest mit, welcher in dem Kriege der Hanseaten wider England 1471–74 eine wichtige

Rolle spielte: Briefe, die nicht nur zur Geschichte dieses Kriegs ein vielfach bedeutsames Material liefern, sondern auch ein höchst anschauliches Bild von dem damaligen Seeleben der Hanseaten gewähren und so ebenfalls eine sehr interessante Ergänzung zu Weinreich's Chronik bilden. Eine dritte Beilage enthält eine Abhandlung über Haus- und Hofmarken und ihren Gebrauch in Danzig und Umgegend. Neu war uns darin die Feststellung, daß auch die Geschlechter und Patricier bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ihre Hausmarken noch neben den Wappen führten; bisher hielt man im allgemeinen die Wappen für adeliche, die Hausmarken für bürgerliche Insignien. Und so, um uns kurz zu fassen, darf das ganze Buch als eine überaus dankenswerthe Bereicherung der Geschichtsquellen, nicht allein für Danzig und die baltischen Gebiete, sondern für die Vorzeit Deutschlands im allgemeinen genannt werden. Dankenswerth sind auch die artistischen Beilagen, welche Münzbildungen und die Umrisse zweier Familienbilder des danziger Patriciergeschlechts Herber geben.

Die „Hamburgischen Alterthümer“, von F. G. Bred (Nr. 2), versehen uns in die Vergangenheit eines andern wichtigen, durch den Hansabund emporgehobenen städtischen Gemeinwesens des Mittelalters. Nach dem großen Brande, der im Jahre 1842 einen so bedeutenden Theil Hamburgs zerstörte und zugleich so viele unersehbare Denkmale der Kunst und der Wissenschaft der Vorzeit vernichtete, beschloß man, zu retten und zu bergen, was sich in den kirchlichen und öffentlichen Gebäuden noch erhalten hatte und legte zu dem Zwecke eine Sammlung hamburgischer Alterthümer an, zu deren Beaufsichtigung, Ordnung und Vermehrung später eine Commission errichtet wurde: diese letztere veranlaßte die Ausarbeitung des vorliegenden Buchs, das als Führer und Erklärer in dem Local der Sammlung dienen sollte. Mit gutem Tact hat der Verfasser ohne viel gelehrten Apparat in einfachem Erzählertone seine Wissenschaft von den Gegenständen mitgetheilt, indeß nicht die Vollständigkeit eines Katalogs (der im Anhange gegeben ist) angestrebt, sondern sich an die hauptsächlichsten Gegenstände gehalten; dabei aber kurze historische Notizen über die Gebäude oder Institutionen gegeben, welchen die Bestandtheile der Sammlung früher gehörten, oder über die Sitten und Gebräuche, denen dieselben ihre Entstehung verdanken. Wenn also das kleine Werk auch kein für die Wissenschaft förderndes Moment enthält, so wird es doch nicht allein um seines praktischen Zwecks willen allen Besuchern der hamburgischen Sammlung, sondern auch als Lectüre allen Alterthumsfreunden willkommen sein, den letztern namentlich durch die einverwebten Epitoden, welche denkwürdige Vorfälle und Sittenzüge der nähern oder entferntern Vergangenheit betreffen.

Von Marx „Geschichte des Erzstifts Trier“ (Nr. 3) haben wir in Nr. 31 d. Bl. f. 1856 den ersten Band der ersten Abtheilung angekündigt. Der vorliegende zweite Band der gelehrten und umfangreichen Arbeit ist der Entwicklung der politischen, rechtlichen, militärischen, wissenschaftlichen Verhältnisse während der frühern und frühesten Jahrhunderte im Erzstift Trier gewidmet. Er führt uns zuerst vor, wie während der Periode des Mittelalters das Gerichtswesen gehandhabt wurde, und schildert die Jurisdictionen und ihr Verfahren, wobei weitläufig auf das Recht der Herenproceße eingegangen wird, die freilich auch im trierischen Lande eine vorzugsweise hervorragende Rolle spielten, wenn auch nicht beweisen läßt, was Solban in der Geschichte der Herenproceße behauptet, daß man hier mit dem Wortworte der Anklage wegen Zauberei die Verfolgungen wider Ketzern und Protestanten maskirt habe. Dann geht der Verfasser über zum Militär-, zum Steuerwesen, zu den Verhältnissen der Hospitaller und Armenanstalten, zum Schul- und Unterrichtsweisen. Das alles wird mit einer Ausführlichkeit und mit einer Masse werthvoller Angaben und einer Reizung, in die Auseinandersetzung der allgemeinen Verhältnisse des Mittelalters abzuweisen, mitgetheilt, daß wir unsere frühere Bemerkung nur wiederholen können:

der Verfasser hätte sich die Unterschiede von Universal- und Specialgeschichte klarer machen; er hätte seine große und umfassende Gelehrsamkeit in zwei verschiedenen Werken ausströmen sollen: in eine Geschichte der kirchlichen und politischen Institutionen des Mittelalters und in eine Geschichte des Stiftes Trier; die letztere wäre dann jedenfalls brauchbarer und leichter lesbar geworden. Bei seiner Prolitität ist es denn auch kaum möglich, auf das einzelne hier einzugehen und wir müssen uns mit der allgemeinen Andeutung begnügen, daß das Werk eine höchst reichhaltige, mit einer großen Arbeitskraft redigirte Fundgrube von Material zur Geschichte des Stiftes und der Rheinlande überhaupt bildet, und daß die Tendenz, wie nicht anders zu erwarten, eine streng weltliche ist.

„Ein freundschaftliches Gespräch zwischen Alt- und Neutrierer u. s. w.“ (Nr. 4), von P. J. Schreiber, ist eine kleine, an die vorstehend erwähnte Schrift anknüpfende Broschüre. Nach einer alten trierischen Ueberslieferung hat der Apostel Petrus in der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Heiligen Eucharis, Valerius und Maternus nach Trier gesandt, um dort das Evangelium zu verkünden. Eine kritischere Aufassung der Geschichte hat schon im vorigen Jahrhundert herausgefunden, daß erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, also mehr als 200 Jahre später, jene drei Sendboten des Christenthums ins Land der Trevirer gekommen, allort eine Kirche zu gründen. Es ist namentlich Honthelm, der dies festgestellt hat. Auch Marr hat sich dieser Ansicht als nächstern prüfender Mann angeschlossen; der Verfasser der Broschüre jedoch ist damit unzufrieden und will den Ruhm achtzehnhundertjährigen Bestandes für seine Metropolitankirche nicht fahren lassen. Seine Argumente sind allerdings nicht ohne ein gewisses Gewicht, lassen sich jedoch unserm Gerichte am besten durch einen Blick auf die allgemeinen Verhältnisse und die ganze Weltlage des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt widerlegen, unter denen wol schwerlich schon um das Jahr 50 an die Gründung eines Bisthums im Rheimlande gedacht werden konnte.

Die Schrift A. Fraustadt's: „Die Wahlstatt von Reuschberg“ (Nr. 5), stellt sich die Aufgabe, die alte Volkstradition zu rechtfertigen, welche den am rechten Saaleufer, da, wo die Grenzen des alten Sorbenlandes ausgehen, im Gaue Chutici liegenden Ort Reuschberg als den Punkt bezeichnet, in dessen Nähe Heinrich I. die Ungarn in der großen Schlacht besiegte haben soll. Gleichzeitige Schriftsteller nennen den Ort nicht, erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts wird der Wahlplatz von der merseburger Chronik des Ernst Brotaff, eines allerdings sehr unzuverlässigen Autors erwähnt, wenn auch seinem Schlachtbericht später die Ehre erwiesen wurde, jährlich am Reuschberger Kirchweihfeste von der Kanzel des Dorfs verlesen zu werden. Die älteste Kunde von dem Kampfe Heinrich's I. gegen die Ungarn geben uns Eutprand von Cremona und Widukind von Korvei. Jener sagt, die Schlacht habe in der Nähe von Merseburg stattgefunden; Widukind jedoch hat über den Ort der Schlacht keine so bestimmte Angabe, und die Erörterungen späterer Geschichtschreiber haben zu sehr verschiedenen Resultaten geführt. Was nun der Verfasser beibringt, um die Angabe des Chronisten Brotaff zu rechtfertigen, ist nicht ohne Begründung gelassen und bei dem Quellenmaterial, welches uns bis jetzt zu Gebote steht, wird es jedenfalls schwer sein, das Gegentheil zu beweisen.

L. Berger's „Otto von Ritberg, Bischof von Münster“ (Nr. 6) bildet einen besondern Abdruck aus den Jahresveröffentlichungen des westfälischen Alterthumsvereins. Die Schrift behandelt die Verwürfnisse, in welche Bischof Otto von Ritberg im Anfang des 14. Jahrhunderts mit dem Kapitel seiner Kathedrale gerieth, weil er mit einer kräftigen und schonungslosen Hand in das eingegriffen hatte, was die ein wenig verwilderten geistlichen Herren als ihre Privilegien betrachteten. Der Streit endete mit

der Absetzung des Bischofs, der, obwohl der Papst sich seiner annahm, doch seine Diocese nicht wieder sah und in Poitiers 1308 starb. Das ganze nicht uninteressante Lebensbild aus einer herrn- und zuchtlosen Zeit ist mit Fleiß und Talent für solche eingehende Darstellung nach den Quellen geschrieben.

Eine der beachtenswertheften unter den hier besprochenen Arbeiten ist jedenfalls Regibius Müller's „Anno II., der Heilige, Erzbischof von Köln u. s. w.“ (Nr. 7). Der Verfasser beweist durch die Form von vornherein seinen Verstand zum Darsteller historischer Stoffe; er weiß zu erzählen, zu schildern, zu gruppieren. Und da hinzukommt, daß der Gegenstand seiner Monographie, dieser Anno II. und Heilige, geborener Rausgraf von Dassel und erwählter Erzbischof von Köln, der sich dreimal als Verweser des Deutschen Reichs annahm, zu den hervorragendsten Charakteren nicht allein des 11. Jahrhunderts, sondern der Geschichte des Mittelalters überhaupt gehört; da der Verfasser gründliche Kenntnisse mit der Gabe, sie einfach und klar darzulegen, verbindet; da ein warmer Herzschlag für „seinen großen Priesterfürsten mit der freien kühnen Stirn“ durch das Werk pulst, das nichts weniger als die trockene diplomatische Wortflauberei der Quellenurtheile enthält, so könnten wir nach alledem das Ganze unbedingt loben und preisen. Es ist nur eins dagegen zu sagen, das aber auch das Allerschlimmste ist, was man einem geschichtlichen Werke nachsagen kann: das Buch ist so einseitig wie eine Parteischrift. Mit mehr naiver Unumwundenheit kann das crasseste Welsenthum nie aufgetreten sein, als es hier geschieht. Es ist offenbar, daß die christliche Welt im Occident sich ursprünglich unter dem höchsten Princip der Kaisermacht geeint fühlte und in ihm, als dem Schutzherrn der Religion, dem Hüter der christlichen Idee, der obersten Quelle des Gesetzes, dem Vertreter des irdischen Princips auf Erden, den Mittelpunkt der abendländischen Völker sah. Unter dem Schutze dieses Princips aber bildete sich eine zweite, die geistliche Gewalt zu immer größerer Macht und steigendem Einflusse aus, eine Macht, die, besonders vom 12. Jahrhundert an, sich an die Stelle der frühern zu setzen strebte. Die Geschichte begann wie eine Schlange eine alte Haut abzukeulen, weil sich eine neue darunter gebildet hatte, und die alte Haut war Karl's des Großen Kaisermantel, die neue Gregor's und Innocenz' Dalmatica. Dies Verhältniß, wie es klar und unverkennbar vorliegt, stellt Regibius Müller jedoch in harmloser Einfacheit auf den Kopf. Ursprünglich und bis zur zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ist der Mittelpunkt der Welt die Kirche gewesen, concentrirt in Papst und Kaiser, der also ein Anhängel der Kirche bildet. „Der Papst ist das Oberhaupt“; der Kaiser wird nur so von den Fürsten gewählt, „daß die Wahl ihre Weihe vom Papste erhalte“, und dafür verpflichtet sich der Kaiser, die Kirche mit seiner ihm jetzt zu Gebote stehenden Gewalt zu schützen, zu schirmen und zu verbreiten. Er ist in der Auffassung des Verfassers etwas wie ein Bedellus ecclesiae, ein großer und sehr reich galonirter Kirchenschweizer. „Dieses Princip festgehalten“, fährt Müller fort, „bietet die Geschichte des Mittelalters ebenso viel Klarheit, als Stoff zur Belehrung und Erbauung dar.“ Das ist richtig; es ist ein sehr einfaches und leicht begreifliches Verhältniß.

Gegen diesen löblichen und höchst befriedigenden Stand der Dinge, meint unser Autor dann, haben sich nun nach der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Kaiser aufzulehnen begonnen. „Der Kaiser“, versichert er, „verkennt seine bisherige Bestimmung, die Fürsten treten mit dem Papst ihm gegenüber“; letzteres wol aus moralischer Entrüstung, daß der Kaiser so ruchlos ist, nicht mehr unbedingt dem Papst gehorchen zu wollen.

Das ist der Standpunkt des Verfassers; die Andeutung desselben mag uns genügen. Wer mit ihm einverstanden ist, wird auch die ganze Behandlung des Stoffs, die consequente Vertheilung von Licht auf der einen und Schatten auf der andern Seite billigen.

Wir kommen zur letzten Nummer unserer Zusammenstellung: „Kleine Geschichten der Stadt Nordhausen“ (Nr. 8), von E. G. Förmann. Der Herausgeber hat sich vielfach verdient gemacht um die Geschichte seiner Vaterstadt, namentlich durch eine „Urkanblische Geschichte der Stadt Nordhausen bis zum Jahre 1250“. Er beabsichtigt, in zwanglosen Heften, deren erstes das vorliegende ist, einzelne, der besondern Erörterung und Mittheilung sich empfehlende Gegenstände oder Episoden aus der Vorzeit der einst freien Reichsstadt Nordhausen zu veröffentlichen und hat den Anfang mit zwölf kleinen Arbeiten gemacht. Darunter sind: „Die Bildung der Familiennamen zu Nordhausen im 13. bis 15. Jahrhundert“; „Nordhausen im Bauernkriege 1525“; „Zwei Hexenproceß aus 1573“; „Die alte Schützenbrüderschaft zu Nordhausen“; „Benachbarter Grafen und Fürsten freundlicher Verkehr mit dem Rathe der Reichsstadt“; „Genealogisches über die Welfen in Sachsen, die ersten Landgrafen in Thüringen, die älteren Herren von Salza“; „Alte Denkmale und Inschriften zu Nordhausen“; „Die Brüderschaft der Wagner und Böttcher zu Nordhausen im 15. Jahrhundert“, Urkunden. 39.

Notizen.

Zur Schiller-Stiftung.

Dank den unablässigen Bemühungen des Majors Serre auf Marxen — dem in der That von Seiten der dankbaren Schriftstellerwelt ein Ehrengedächtniß in irgendwelcher Form gekistert werden sollte — ist nun in Dreesden seit kurzer Zeit die Ausstellung der zu Gunsten der Schiller- wie der Fiedge-Stiftung bestimmten, theils freiwillig beigezeichneten, theils auch angekauften Gewinngegenstände für das Publikum geöffnet. Durch die Zahl der geschenkten Lotteriegegenstände zeichneten sich vor allem Wien (das auch unter den Filialstiftungen der Schiller-Stiftung das größte Kapital besitzt), sodann Nürnberg, Graz und Darmstadt aus, lauter süddeutsche Städte, gegen welche, wie es scheint, die norddeutschen bedeutend zurückgeblieben sind. Hat man in Süddeutschland zur Zeit vor der Nationalliteratur und den Männern, aus deren Arbeiten sie sich zur Ehre der deutschen Nation bildet, wirklich mehr Achtung? Oder hat das wärmere, leichter erregbare, weniger skeptische Gemüth der Süddeutschen diese stärkere Theilnehmung von ihrer Seite veranlaßt? Dann sollte man in Norddeutschland wenigstens die mehr praktische Seite der Stiftung ins Auge fassen, über die wir uns hier nicht weiter auslassen wollen. Es handelt sich ja auch unter andern um die Witwen und Waisen verrenteter Schriftsteller, die bisher vollkommen dem Zufall preisgegeben waren, schon seit den Tagen Luther's. Dieser war ja auch Schriftsteller und Dichter, und was er Großes ausgerichtet hat, hat er zumeist mit der Feder, dieser gewaltigsten aller Waffen, ausgerichtet, weshalb er auch in Jördens' Schriftsteller-Lexikon mit Recht seine Stelle erhalten hat. Es ist nun himmelschreiend zu lesen und klingt fast unglaublich, daß die Witwe dieses Mannes von weltgeschichtlicher Bedeutung, der infolge seiner Uneigennützigkeit ein höchst geringes Vermögen hinterließ, nicht selten an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litt, daß sie nur bisweilen von einigen Fürsten, besonders von dem Kurfürsten von Sachsen und den Grafen von Mansfeld, etwas zur Unterstützung erhielt, daß dagegen andere, an die sie sich im Vertrauen auf die unsterblichen Verdienste ihres Mannes wandte, ihre Bitte unbeachtet ließen! Wie oft mögen nicht seitdem die Witwen der namhaftesten deutschen Schriftsteller und Dichter, wenn sie sich an diesen oder jenen reichen Verehrer ihres Mannes, an literaturfreundliche Fürsten und Nichtfürsten mit Berufung auf die Verdienste ihres verstorbenen Gatten wandten, dieselbe traurige Erfahrung gemacht haben. Jetzt hat man freilich Witwenkassen, aber die Schriftsteller werden in Deutschland wahrlich zu zählen sein, denen auch beim größten Fleiße ihr ohnehin meist so vielen Wechselfällen unterworfenen Einkommen so viel abwirft, um die nöthigen Einkünfte regelmäßig leisten zu können, zumal da sie

aus Rücksicht auf ihre Stellung wie auf die Zukunft ihrer Kinder genöthigt sind, doch auf einen gewissen äußern Anstand zu halten und ihren Kindern dieselbe Erziehung zu geben, wie dies in drei- und zehnmal wohlhabendern Familien üblich ist.

Unter allen deutschen Staaten hatte Sachsen als das Centralland des deutschen Buchhandels die größte Verpflichtung, eine solche Stiftung ins Leben zu rufen, und Dresden hat sie erfüllt. Leipzig dagegen, wo am meisten Literatur gesponnen und getrempelt wird und wo daher naturgemäß auch das Literatenthum am meisten wuchert, hat sich gegenüber der Schiller-Stiftung, mit Ausnahme weniger einzelner, noch bis vor kurzem auffallend lau bewiesen. Aus verschiedenen Gründen, die nur zum geringsten Theil an den „Literaten“ und auch nur an einem Theil derselben liegen, ist in der Metropole des deutschen Buchhandels die Stellung eines Schriftstellers eine in mancher Hinsicht ziemlich unerfreuliche und wenig respectirte, obschon, wie neulich ein leipziger Blatt versicherte, in Leipzig die Gespräche einen „tiefen Gehalt“ haben sollen als anderswo, wahrscheinlich zum Ersatz dafür, daß der Gehalt, den die Schriftsteller beziehen, meist ein ebenso wenig hoher ist als der Gehalt jener Gespräche. Jeder noch so fache Witz auf die Literaten — wie noch jüngst der in Freitag's „Valentine“ vorkommende, bei den Haaren herbeigezogene Witz auf den „angeblischen Literaten Stubbe“ — erweckt in leipziger Theater stets schallenden Gelächter; ist es doch überhaupt so wohlfeil, in Deutschland die Lacher auf seine Seite zu bringen; Geist wenigstens gehört weder zu dem Witz, der bei uns Lachen hervorruft, noch zu dem Lachen, das durch ihn hervorgerufen wird. Es läßt sich aus dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel errathen, daß selbst Schiller während seines ersten Aufenthalts in Leipzig und Weimar, also zu einer Zeit, wo er noch nomadischer vogelfreier Literat war, manche trübe Einbrücke empfangen hat. Die Nachlebenden haben dies an ihm wieder gut zu machen gesucht. Nun, man fahre fort, den todtten Schiller zu feiern, aber man gönne auch den Lebenden ihren bescheidenen Antheil, man laße sich Schiller's Stimme mahnen, als riefte sie uns allen zu: „Was ihr gethan habt binem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!“

H. M.

Aus dem gräflich Schulenburg'schen Familienarchiv.

L. Schwerin gab in Halle bei Fricke (1859) heraus: „Alexander's von der Schulenburg, weiland fürstlich sächsischem und nachher kurfürstlich brandenburgischem Landrath im Herzogthum Magdeburg, Erbherr auf Altenhausen, Hohenwartleben und Weydenborf (1616—81), Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben, nebst Beilagen und einem Anhang.“ Den Bauplan eines Familienarchivs, nämlich des gräflich von der Schulenburg'schen Archivs zu Altenhausen entnommen, kommt der Autobiographie des sächsischen und später brandenburgischen Landraths Alexander von der Schulenburg vorzugsweise eine private Bedeutung zu. Die eigentliche Biographie beschränkt sich auf wenig mehr als zwei Bogen; den übrigen Raum verbraucht der Herausgeber für 13 Beilagen und einen aus fünf Blättern bestehenden Anhang. Alexander von der Schulenburg war im Jahre 1616 geboren, seine Jugendgeschichte fällt mithin in die Schrecknisse des Dreißigjährigen Kriegs. Seine Aufzeichnungen, die übrigens chronologisch bis zum Jahre 1668 reichen, gemahnen mitunter lebhaft an Simplicissimus; die Schilderungen zeichnen sich durch ihren gesunden Realismus aus, durch die Anschaulichkeit der Bilder, die sie vorführen. Auch die Naivetät des Simplicissimus kehrt in den Aufzeichnungen wieder; das Bedeutende findet sich neben dem Unbedeutenden, mit einem Athem wird von den wichtigsten historischen Ereignissen und von den gewöhnlichsten Dingen der Welt erzählt, daß z. B. eine Mühle abgebrannt sei und wieder aufgethan worden, daß es in einem Jahre unendlich viel geregnet habe, daß Herr Alexander mit seiner seligen Frau zum Tisch der Herrn gegangen u. dgl. m. Am Schlusse des Memoires heisst es: „Dieses ist bis dato mein Lebenslauf, darin ich Gott den

Ärghöchsten billig höchst dankbarlich bin, daß er mich hat lassen geboren werden von christlichen Aelteru und also in der wahren, rechten und der heiligen Schrift gemäß apostolischen, christlichen und von dem seligen Mann, Herrn Doctor Martino Luthero wieder aus Licht gebrachten Religion an einem Orte, wo solche im vollen Schwange ist u. s. w. Dann habe ich auch Gott höchlich zu danken für alles das Gute, so er mir mitbillig in meinem Leben erwiesen und mir Gesundheit und Verstand und Vermögen gegeben, meine Sachen zu führen und auszuführen u. s. w. Ich habe also die zwei Glückseligkeiten erlebt, als bene nasci et bene nubere und fehlet nur noch das dritte als bene mori, darum ich Gott hierin noch flehentlich anrufe und solange ich lebe anrufen werde, daß er mir ein seliges Simeonskündlein zu seiner Zeit in Gnaden um Christi willen verleihen wolle.“ Der Nachtrag eines Ungenannten belehrt uns, daß Alexander von der Schulenburg nach dieser Aufzeichnung seiner Denkwürdigkeiten sich noch ein zweites mal mit der „Hoch Edelgeborenen, Groß Ehr- und Viel Tugendreichen Jungfer Anna Sophie von Bismarck“ verheiratet habe, und erst, nachdem er noch drei Söhne und zwei Töchter erzeugt, am 17. März 1681 gestorben sei. Unter den Beilagen findet sich manches interessante Document, z. B. eine Verordnung Alexander's von der Schulenburg über die Heiligung des Sonntags und ein Mandat des Administrators August wegen „Vollsaufens, Nachtschwärmens und Brantweinetrinkens“. Der Anhang setzt sich aus testamentarischen Bestimmungen verschiedener Mitglieder der Familie Schulenburg zusammen. 35.

Bibliographie.

- Andree, R., Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt u. A. 1ter Band. Leipzig, Costenoble. 1861. Gr. 8. 2 Hft. 20 Ngr.
- Aphorismen. I. Wien, Meditarrischen-Congregations-Buchhandlung. 12. 12 Ngr.
- Böttger, A., Historien der Liebe. Gedichte. Leipzig, Baumgärtner. 16. 24 Ngr.
- Dörr, F., Auf Kindesbeinen. Märchen aus Schleswig. Mit 1 Titelbilde. Altona, Schlüter. Gr. 16. 18 Ngr.
- Dumas, A., Ein Liebesabenteuer. Reisebild. Deutsch von E. W. Whistling. Sondershausen, Neuse. Gr. 16. 10 Ngr.
- — — Memoiren des Generals Joseph Garibaldi. Nach den von Garibaldi selbst niedergeschriebenen Mittheilungen herausgegeben. 1te Lieferung. Zürich, Schabelig. 8. 3 Ngr.
- Elfried von Laura, Wanderung durch's Erzgebirge. Annaberg, Ronne. 8. 20 Ngr.
- Sancta Elisabeth. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Elisabeths Leben von E. Storch. Wartburg-Verlag von M. von Schwind. Leipzig, G. Wigand. Per. 8. 15 Ngr.
- Engelhardt, C., Argula von Grumbach, die bayerische Tabac. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit für christliche Leser dargestellt. Rürnbach, Raw. Gr. 16. 12 Ngr.
- Friedreich, J. B., Geschichte des Räthfels. Dresden, Kunze. Gr. 8. 1 Hft. 15 Ngr.
- Gedenk-Buch zu Friedrich von Schiller's 100-jähriger Geburtsfeier, begangen in Frankfurt a. M. den 10. November 1859. Eine Festgabe herausgegeben unter freundlicher Mitwirkung der beteiligten Körperschaften. Mit 16 Tafeln, den Festzug darstellend, gezeichnet von F. E. Klimsch. Nebst Ansicht des Schiller-Denkmal's und des Transparenz-Gebäudes. Frankfurt a. M., Keller. Imp.-4. 2 Hft.
- Der Gottesacker zu Annaberg. 1te Abtheilung. Annaberg, Ronne. 8. 25 Ngr.
- Gruppe, D. F., Otto von Wittelsbach. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Bach. Br. 8. 20 Ngr.
- Hansen, G. P., Der Sylter-Friesen. Geschichtliche Notizen, chronologisch geordnet und benutzt zu Schilderungen der

Sitten, Rechte, Kämpfe und Leiden, Niederlagen und Erhebungen der Sylter Volks in dem 17. und 18. Jahrhundert. Kiel, Hermann. 8. 24 Ngr.

Horn, F., Das Problem und System der Philosophie. Grundzüge zur Philosophie als der Wissenschaft der Wissenschaften mit besonderem Hinblick auf das System der praktischen Philosophie oder der Ethik. Jena, Deistung. Gr. 8. 12 Ngr.

Italien in seiner Umgestaltung. Leipzig, Cord. Gr. 4. 17 1/2 Ngr.

Leben Wilhelm Achtermann's. Münster. 1859. 8. 5 Ngr.

Meyer-Merian, L., Marelli oder das Bettelmädchen auf dem Letthofe. Leipzig, Weber. 8. 1 Hft. 7 1/2 Ngr.

Don, J. B., Mesolonghi. Trauerspiel in vier Acten. Innsbruck. Gr. 8. 1 Hft.

Pogodin, M., Politische Briefe aus Rußland. Aus der russischen Handschrift überfetzt. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Hft. 6 Ngr.

Humoristische Reise-Abenteuer des Hrn. Knickebein aus Weesfow. Nr. 1. Berlin, Laffar. 8. 2 1/2 Ngr.

Rossmann, W., Die mactabäische Erhebung. Vortrag auf der Rose zu Jena gehalten. Leipzig, Zeit u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Seidel, F. A., Der Sieg des Kreuzes an der Ufenz. Eine Schweizer-Sage. Schwerin, Stillner. 16. 15 Ngr.

Sternberg, F., Versuch einer Geschichte der Juden in Polen seit deren Einwanderung in dieses Land (um das IX. Jahr) bis zum Jahre 1848. 1ter Theil. Polen unter der Regierung der Piasten. Wien, Lechner. Gr. 8. 28 Ngr.

Strauß, D. F., Ulrich von Hutten. 3ter Theil. — A. u. d. L.: Gespräche von Ulrich von Hutten, überfetzt und erläutert. Leipzig, Brodhause. Gr. 8. 2 Hft.

Tendlau, A., Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit. Als Beitrag zur Volks-, Sprach- und Sprichwörterkunde. Aufgezeichnet aus dem Munde des Volkes und nach Wort und Sinn erläutert. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 1 Hft. 15 Ngr.

Waters, Kirche Webbe der Kapercapitän. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Hft. 10 Ngr.

Wingeraath, W., Das Axiom der Philosophie und die 70 Kennzeichen desselben, oder die erste Behauptung der Philosophen, welche alle ihre andern Behauptungen trägt, das erste Bekannte, auf welchem die Erklärung alles Unbekannten in der Philosophie beruht u. Neuf. 12. 15 Ngr.

Ziegler, A., Meine Reise im Norden. In Norwegen, auf den Orkney- und Shetland-Inseln, in Lappland und Schweden. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 3 Hft.

Tagesliteratur.

Die Aufgaben Preußens gegenüber der Schrift des Ministers von Brud: „Die Aufgaben Oesterreichs.“ Halle, Pfeffer. Gr. 8. 5 Ngr.

Elze, L., Die deutschen Familien-Namen in beschlender Form. Laibach, v. Kleinmayr u. Wamberg. 16. 2 Ngr.

Erbsam, G. W., Melanchthons Verhältnis zu Herzog Albrecht von Preußen und zur Königsberger Universität. Festrede gehalten in der Aula maxima der Albertina zum Gedächtniß Melanchthons am 19. April 1860. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 4 Ngr.

Erinnerung an die Feier des 100-jährigen Schiller-Jubiläums in Baltimore am 10. November 1859. Baltimore. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Ueber die gemischten Ehen. Aus den hinterlassenen Papieren eines babilischen Staatsdieners. Herausgegeben von R. Carlruhe, Kreuzbauer. Gr. 8. 4 Ngr.

Ein Wort über Kirchenmusik. Veranlaßt durch die Beilage Nr. 72, 73, 74, der Augsburger Postzeitung 1859. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Jester (J. E.), Die kleine Jagd.

Zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von C. S. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr. (Auch in 6 Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Die Jagd hat im allgemeinen in der Gegenwart wieder mehr Boden gewonnen und besonders die kleine Jagd erfreut sich wiederum einer größern Beachtung; manchem Jagdbesitzer wird es deshalb erwünscht sein, über die vorteilhafteste Benutzung und Behandlung derselben Auskunft zu erhalten. Er findet diese vollständig in dem vorliegenden Buche, denn der Verfasser wie der Bearbeiter waren der Sache durchaus mächtig, was schon die Anerkennung, die sich Jester's Werk seither bei Jägern und Jagdfreunden erworben hat, sowie das jetzige Erscheinen einer vierten Auflage desselben beweist; über seinen praktischen Werth, seinen reichen Inhalt, gibt die Vorrede des Bearbeiters nähere Auskunft.

Bei einer guten typographischen Ausstattung, unter Zugabe vieler Holzschnitte und Lithographien, wurde der Preis des Werks, das in dritter Auflage 3 Thlr. 6 Ngr. kostete, doch nur sehr niedrig, auf 2 Thlr. gestellt.

In demselben Verlage erschien:

Windell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Eschubi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Eschubi bearbeitete dritte Auflage des berühmten, noch unübertroffenen dastehenden Windell'schen Jagdbuchs, deren Preis trotz der vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der frühern Auflagen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Darwin's und Hufeland's Anleitung

zur physischen und moralischen

Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Zweite deutsche neu bearbeitete Auflage herausgegeben von Friedrich August von Ammon.

Wohlfeile Ausgabe. 8. Geh. 10 Ngr.

Diese treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsschrift, das gemeinsame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines englischen und eines deutschen, hat schon in ihrer frühern Gestalt die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden. Von dem Geheimen Medicinalrath Dr. von Ammon in Dresden in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet und jetzt in einer neuen überaus wohlfeilen Ausgabe vorliegend, ist sie allen Müttern und Erzieherinnen gelegentlich zu empfehlen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen

und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands.

Gesammelt und herausgegeben von Adalbert Kuhn.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese Sammlung ist die erste, welche die Volksüberlieferungen Westfalens in umfassenderer Weise zusammenstellt, indem sie einmal nicht nur Sagen aus allen Theilen dieses Gebiets enthält, während die bisherigen Sammlungen meist nur kleinere Striche betrafen, sondern mit den Sagen zugleich auch die Gebräuche, die bei einem so treu am Alten hangenden Volksstamme von ganz besonderer Wichtigkeit sind, und Märchen verbunden hat. Eine kleine Zahl von Sagen und Gebräuchen aus dem übrigen Norddeutschland schließt sich an die Westfalens an, zugleich als Ergänzung zu den in demselben Verlage erschienenen „Norddeutschen Sagen“ von A. Kuhn und W. Schwarz (2 Thlr. 15 Ngr.), als deren Fortsetzung überhaupt diese Sammlung anzusehen ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sonderstellung Ungarns

vom Standpunkte der Einheit Deutschlands.

8. Geh. 15 Ngr.

Einer der bedeutendsten Publicisten Ungarns behandelt in dieser Broschüre eine Frage, die, wie schon der Titel zeigt, gerade im Augenblicke vom lebhaftesten und allseitigsten Interesse ist. Es sind in derselben die Ansichten und Resultate gewisser staatsmännischer Erfahrung niedergelegt; sie seien daher der Beachtung und Prüfung von Deutschlands Staatsmännern jeder Farbe recht angelegentlich empfohlen.

Dresden — Rudolf Hentze's Verlagsbuchhandlung.

Böttcher, F., Dr. d. Theol. u. Phil., Unseres Alphabetes Ursprünge, gemeinfasslich dargelegt. Eleg. brosch. 16 Ngr.

Friedreich, J. K., Geschichte des Räthfels. Eleg. brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser bietet den Freunden der Literatur in Vorliegendem ein Werk, das sich um so mehr einer allgemeinen Theilnahme erfreuen dürfte, als ein solches der deutschen Literatur bisher fehlte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustriertes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das siebente Heft erschienen. — Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. — Umfang: 60—80 Hefte à 7½ Ngr. Das Erschienenene und ein Prospect sind überall vorrätig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 34. —

23. August 1860.

Inhalt: Prinz Eugen von Savoyen. Von Karl Gussav von Dorned. — Nachgelassene Schriften von Annette Droste-Hülshoff und v. S. Schloffer. — Die deutschen Frauen. — Aus der Geschichte Polens. — Notizen. (Der Verfasser von „Gott und Haben“; Die russischen Dichter.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Prinz Eugen von Savoyen.

Prinz Eugen von Savoyen. Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive von Alfred Arneht. Drei Bände. 1668—1736. Mit Porträts und Schlachtplänen. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1858. Lex.-8. 8 Tlhr.

Ein Werk gründlicher, deutscher Forschung wie dieses wird immer mit der gebührenden Anerkennung empfangen werden, um so mehr, je allgemeiner das Interesse an dem Stoff ist, den es sich zum Gegenstande gewählt hat. Prinz Eugen von Savoyen gehört zu der verhältnismäßig kleinen Zahl von Helden, deren Gedächtniß im deutschen Volke lebendig geblieben ist. Der Verfasser sagt:

Ihm, der weder in Deutschland geboren, noch deutschem Stamme entsprossen ist, gelang es, sich durch ein in jeder Beziehung ruhmreiches Leben, insbesondere aber durch den Schutz, welchen sein weithin gefürchtetes Schwert dem deutschen Volke gegen barbarische Einfälle von Osten wie von Westen her gewährte, sich für alle Zukunft ein hochgehaltenes Andenken in Deutschland zu erringen.

Wir sind mit diesen Worten vollkommen einverstanden. „Prinz Eugenius“, der edle Ritter“, ist auch im Norden Deutschlands noch unvergessen, haben doch norddeutsche Krieger unter ihm gegen den Erbfeind der Christenheit, wie insbesondere gegen den Erbfeind Deutschlands gestritten. Werkwürdig nur, daß dem Volke seine glorreiche Feldherrnlaufbahn gegen Ludwig's XIV. Heere minder bewußt geblieben ist, als daß er den Halbmond niedergeworfen hat, der so lange drohend nicht allzu fern von der deutschen Grenze funkelte.

Dem Helden — es ist erstaunlich zu sagen! — prangt nirgends ein Denkmal in Erz und Stein. Ja, es gab nie und nimmer einmal eine würdige oder nur richtige Beschreibung seines Lebens. Der Verfasser bemerkt:

Es gibt nur wenige Gestalten in der Geschichte, über welche größere Irrthümer verbreitet sind, mit deren Ansehen ärgerer Treiben getrieben worden, unter deren Namen jämmerlichere Thaten, für Briefe Eugen's ausgegeben, in die Welt geschickt worden sind.

Mit letztern, erklärt derselbe, sei die ärgste Fälschung den von Sartori 1811 herausgegebenen „Hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen“ getrieben worden, 1860. 24.

eine Veröffentlichung, welche der Verfasser keinen Augenblick ansteht, als eine der stärksten literarischen Mystifikationen zu bezeichnen, welche jemals gewagt worden sind. Allerdings eine schwere Anklage! Aber der Verfasser beweist dieselbe auf schlagende Weise, indem er von vielen Briefen darlegt, daß Eugen gar nicht zu der Zeit an dem Orte war, von wo sie datirt sind, daß die Personen, an welche sie gerichtet, durchaus nicht in den supponirten Verhältnissen lebten. Die historische Kritik, welche jene Briefe für so echt gehalten, daß das letzte Werk, das über Eugen geschrieben worden (von Kausler und Graf Bismark), fast einzig und allein auf dieselben basiert ist, mag sich darüber verantworten. Gehen wir nun auf Arneht's gebiegenes Werk ein, für welches ihm die uneingeschränkte Benutzung des kaiserlichen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, sowie des Kriegsarchivs gestattet wurde, wie er auch aus verschiedenen Privatarchiven gräflicher Familien werthvolle Correspondenzen des Prinzen erhielt und bei einem Aufenthalte in London im auswärtigen Amte aus den dort aufbewahrten Gesandtschaftsberichten jener Zeit Auszüge machen durfte, um manche dunkel gebliebene Partien der Lebensgeschichte Eugen's aufzuklären. In den Anmerkungen, welche am Schlusse jedes Bandes zusammengestellt sind, werden, wie wir gleich hier bemerken, die nöthigen, oft höchst interessanten Belege zum Text wörtlich aus den Quellen mitgetheilt.

Der erste Band umfaßt die Zeit von 1663—1707. Als Titeltupfer ziert ihn das sprechende, geistreich aufgefaßte Porträt des Prinzen mit seiner etwas aufgestuhten Nase und kurzen Oberlippe und den schönen lebhaften Augen. Ein Facsimile gibt seine bekannte Unterschrift in den drei Sprachen der Nationen, denen er durch Geburt, Erziehung und Staatsdienste angehörte: Eugenio von Savoy. Das erste Kapitel erzählt seine Abstammung und Familienverhältnisse. Wir können die glorreiche Laufbahn des Prinzen bei unsern Lesern als bekannter voraussetzen, als die Verhältnisse seiner Familie, und uns daher bei diesen, weil sie ein interessantes Stück französischen Hoflebens jener entfallenen Zeit bilden, etwas verweilen. Eugen's Mutter, Olympia, war eine

von den fünf Schwestern Mancini, Nichten des Cardinals Mazarin, alle feurige, geistvolle Italienerinnen, einige wahrhaft schön zu nennen, die Königinnen aller Feste. Olympia Mancini eröffnete die lange Reihe derjenigen, welche die Neigung König Ludwig's gewonnen haben. Aber sie durchschaute ihn, welcher damals kaum ein Jüngling war, und nahm die Hand des Grafen von Soissons an, ohne darum die Gunst des Königs zu verlieren. Nur eine kurze Unterbrechung fand darin statt, als sein Herz sich ihrer jüngern Schwester Maria (deren reizendes Bild das berliner Museum zielt) zuwandte und diese Liebe, mit aller Glut erwidert, so ernsthaft wurde, daß die Königin-Mutter, welche eine Mißhe fürchtete, den Cardinal bewog, seine Richte zu entfernen, worauf Ludwig die folgenschwere Heirath mit Maria Theresia von Spanien schloß. Seine Gunst neigte sich aber bald wieder der Gräfin von Soissons zu, welche, zur Surintendante der Königin ernannt, die Beherrscherin des Hofes und seiner Feste wurde. Um den König dauernd zu fesseln, verwickelte sie sich jedoch in gefährliche Intriguen; eine Verbannung war die Folge, und als sie nochmals an den Hof zurückkehrte, verlor sie plötzlich ihren Gemahl und schien nun vom Glück ganz verlassen zu sein. Ohne innern sittlichen Halt griff sie nach jedem Mittel, ihre frühere Stellung wiederzugewinnen. Schon war ein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen, als sie heimlich nach Flandern entfloß; Louvois' Haß — sie hatte seinem Sohne die Hand ihrer Tochter verweigert — verfolgte sie auch hier, aber die Anklagen verstummten allmählich und sie wurde auch in Brüssel bald wieder der Mittelpunkt eines kleinen Hofes, der ihr seine Huldigungen brachte.

Bei ihrer Flucht hatte sie ihre ganze Familie zurücklassen müssen. Besonders unbehaglich fühlte sich der jüngste der Prinzen, Eugen, in seiner Stellung am Hofe, wo seine unüberwindliche Neigung zum Kriegerstande, seine ernsten militärischen Studien nur Nichtachtung fanden, da ihn der König zum Priester bestimmt hatte. Als er endlich den König um eine passende Stelle im Heere bat, da wurde sein Ansuchen so schonungslos zurückgewiesen, daß der lang verhaltene Groll, der von seiner Mutter genährt wurde, in seiner Seele hervorbrach. Er soll damals geschworen haben, Frankreich zu verlassen und niemals dahin zurückzukehren, als mit den Waffen in der Hand. Noch 50 Jahre später bezeichnete er in seinen Briefen an Karl Emanuel III. von Sardinien wiederholt Frankreich als den ärgsten und gefährlichsten Feind des Hauses Savoyen. Und heute!

Eugen begab sich nach Wien, wo einer seiner ältern Brüder bereits Kriegsdienst gefunden hatte. Seine Art und Weise, seine gründliche Verachtung alles Modetandes und Füllterwerks waren bei Kaiser Leopold eine eben solche Empfehlung, als sie ihm zu Versailles geschadet hatten. Eugen erhielt die erbetene Anstellung.

Es war am Vorabend des Türkenskriegs, welcher Oesterreich so ganz unvorbereitet traf. Der Verfasser gibt uns aus venetianischen Gesandtschaftsberichten den Schlüssel zu dieser vielbeklagten Fahrlässigkeit. Es war der Ein-

fluß des spanischen Gesandten, der Oesterreichs ganze Kraft gegen Frankreich gerichtet wissen wollte und in Ungarn alles zu vermeiden riet, was die Türken reizen konnte, ja noch, als schon der Großvezier Ungarn verheerend durchzog, seine auf Wien gerichtete Absicht leugnete. Aber diese wurde nur zu bald klar.

Im Reitergefecht von Petronell, 7. Juli 1683, kam der neunzehnjährige Eugen zum ersten male in den Kampf und erprobte schon hier seine glänzende Tapferkeit; aber er verlor hier seinen Bruder, der sich mit dem verwundeten Pferde überschlug und unter den Hufen der übrn ihn hinwegsegelnden Reiter so gräßlich verstümmelt wurde, daß er am sechsten Tage starb. Prinz Eugen scheint dann für den ganzen Feldzug dem Prinzen Ludwig von Baden beigegeben worden zu sein. Aber noch im December erhielt er ein Regiment, das er während seiner ganzen Laufbahn beibehielt und zu einem wahren Muster eines Cavalieregiments machte. Die Begebenheiten des Türkenskriegs erzählt der Verfasser, klar und verständlich, und von lesen von den handelnden Personen manchen interessanten, bisher wenig bekannten Zug. Der Markgraf von Baden erkannte früh Eugen's hohe kriegerische Gaben und soll ihn dem Kaiser, nach beendigtem Feldzuge von 1685, mit den Worten vorgestellt haben: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherren betrachtet.“ Der Kaiser ernannte ihn auch zum Generalfeldwachtmeister. Aber trotzdem scheint ihm damals der Gedanke nicht fern gelegen zu haben, in spanische Dienste zu treten, wozu ihn seine Mutter anregte, die er 1686 auf einer Reise nach Madrid begleitete. Indessen kam es zum Glück nicht dazu, sondern er wohnte noch 1686 der Belagerung von Ofen unter dem Kurfürsten von Baiern bei, welches durch Sturm fiel, nachdem es 145 Jahre in den Händen der Ungläubigen gewesen. Während der Winterquartiere besuchte er zur Zeit des Carnevals Venedig, wo ihm glänzende Feste bereitet wurden. Im folgenden Feldzuge entspann sich ein Zerwürßniß zwischen dem Kurfürsten von Baiern und dem Oberfeldherren; ersterer wollte selbständige Vorhaben pflücken, und der Prinz von Baden schloß sich ihm an, sie wollten mit einem abgesonderten Heere Erlau belagern, der Herzog von Lothringen aber, wie der damals berühmte Villars als Augenzeuge bekundet, hatte grob-artige Entwürfe und willigte nicht in diese schwächende Trennung des Heeres, worüber die beiden Fürsten das Heer verließen. Eugen, so eng seine Beziehungen zu Ludwig von Baden gewesen, hatte sich dem Streite fern gehalten, da er den edeln Eifer des Herzogs für den kaiserlichen Dienst kannte. Er folgte ihm auf seiner weiten Ruhmeslaufbahn und wurde selbst im fünfundzwanzigsten Jahre zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Im Feldzuge von 1688 erhielt der Kurfürst von Baiern, der sonst sein Contingent zurückziehen gedroht, den Oberbefehl; die Eroberung von Belgrad und mehrerer Plätze in Bosnien waren glückliche Erfolge. Diese riefen aber den alten Feind, Ludwig XIV., wieder auf, er ließ seine

Heere in Deutschland einrücken, und der Kaiser mußte auf zwei Fronten kämpfen. Unbegreiflich, daß er den von der Pforte bringend gebotenen Frieden ausschlug! Es kam nun darauf an, den Herzog von Savoyen zu gewinnen, von dem wir eine gelungene Charakteristik lesen. Eugen begab sich selbst nach Turin und knüpfte Unterhandlungen an, welche durch Grimani fortgesetzt wurden, während der Prinz sich an den Rhein begab, wo er bei Mainz verwundet wurde. Da starb plötzlich der Herzog von Lothringen: ein harter Schlag für den Kaiser. Der Verfasser gibt eine Characterschilderung dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Siege besonders den kriegerischen Geist in der deutschen Nation wieder gestählt, sodaß der venezianische Botschafter Cornaro berichten konnte, jeder Mann, frisch vom Flügel genommen, sei schon ein Soldat. Auch die Ausdauer, die Verachtung jeder Gefahr und der blinde, pünktliche Gehorsam im Heere sind ihm zu verdanken.

Der Herzog von Savoyen war endlich der Allianz beigetreten, ein kaiserliches Corps rückte nach Piemont, Prinz Eugen, zum General der Cavalerie ernannt, erhielt den Oberbefehl über dasselbe. Catinat schlug jedoch vor Ankunft desselben den Herzog bei Staffarda, und nur Eugen, welcher seinen Truppen vorausgeeilt war und die Reiterei des linken Flügels commandirte, machte einen geordneten Rückzug möglich. Seiner glänzenden Tapferkeit vom Beginn bis zum Ende der Schlacht lassen selbst französische Schriftsteller volle Gerechtigkeit widerfahren. Jetzt verstärkten auch spanische Truppen das Heer, aber die Abneigung ihres Feldherrn vor jeder entscheidenden That hemmte alle Operationen und Eugen konnte mit seinen Vorstellungen nicht durchbringen. Catinat verheerte ungeführt ganz Piemont. Winterquartiere erhielten die Kaiserlichen in Montferrat, dem Herzoge von Mantua gehörig, wo die feindselige Gesinnung der Einwohner bald mit heimlicher Gewaltthat durch Mord, bald durch offenen Aufruhr hervortrat. Eugen erschöpfte alle Mittel der Milde, doch diese steigerte nur die Frechheit, bis er durch die Bestrafung von Vignale, das ihn mit Schüssen und Steinwürfen empfangen hatte, einen heilsamen Schrecken verbreitete und sich Ruhe schaffte. Um die Aufstellung einer bedeutenden Streitmacht in Italien zu bewirken, begab er sich im März, 1691 nach Wien.

Der Verfasser gibt uns hier eine Schilderung der einflußreichsten Staatsmänner: Königsegg, Strattmann, Rinsky, Carafa; es wurde beschlossen, ein Corps von 20000 Mann in Italien aufzustellen und dem Kurfürsten von Baiern, damit er Hülfstruppen stelle, den Oberbefehl zu übertragen, unter ihm sollte Carafa die kaiserlichen Truppen commandiren. Prinz Eugen, mit edler Selbstverleugnung, ordnete sein eigenes Interesse dem allgemeinen Wohl unter. Er übernahm einstweilen wieder den Befehl über sein kleines Corps, sah sich aber, nachdem er, fast nur durch den Zauber seines Namens, die Aufhebung der Belagerung von Genua bewirkt, bald zur Unthätigkeit verdammt und wurde obenein in Madrid, und vielleicht auch in Wien verdächtigt, als dürfte er nur

nach glänzenden Kriegsthaten, unbekümmert um das Heil des Ganzen. Endlich trafen die ersetzten Verstärkungen ein, aber die oberste Leitung der Operationen lag nicht in einer sichern Hand, denn der Kurfürst von Baiern, persönlich der glänzendste Kriegsfürst, besaß doch nicht die strategische Einsicht, welche der Heerbefehl fordert, und der Entwurf des Feldzugsplans, wie die Lenkung der Streitkräfte blieb den Generalen überlassen. Sie werden uns vorgeführt: Carafa, der seinem Posten nicht gewachsen war, Bálffy, ohne viel militärisches Verdienst, Prinz Commercy allein von einiger Bedeutung. So konnte es nicht fehlen, daß die Ereignisse des Feldzugs Eugen mit dem tiefsten Unmuth erfüllt; er gerieth in Streit mit Carafa, der sein Recht als Regimentsinhaber verletzt hatte, und ließ sich zu Drohungen hinreißen, welche der Subordination zuwider waren. Carafa deutete diesen Vorfall in der unbesten Weise aus, indem er dem Prinzen, den er in größter Geldverlegenheit mußte, sogleich die Auszahlung seiner Bezüge verweigerte. Eugen bat daher, dem nächsten Feldzug in Deutschland unter Ludwig von Baden, seinem Vetter und Freunde, beizuwohnen zu dürfen. Doch wurde Carafa zurückgerufen und durch Caprara ersetzt, während der Herzog von Savoyen an des Kurfürsten von Baiern Stelle den Oberbefehl erhielt. So blieb Eugen beim Heere, und nun endlich konnte er sein Wort, Frankreich nur mit den Waffen in der Hand wieder zu betreten, wahr machen. Er führte die Vorhut bei dem Einbruch in Frankreich. Da hemmte eine schwere Erkrankung des Herzogs von Savoyen wieder alles, der Feldzug endete in voller Unthätigkeit und Eugen eilte nach Wien, um dem Kaiser selbst vorzutragen, warum bisher so geringe Resultate in Italien errungen worden seien und was zur Erreichung größerer Resultate zu geschehen habe. Aber der Kaiser war zu keiner schnellen Entscheidung zu bewegen, was theils in seinem eigenen Charakter, theils in seiner Umgebung lag. Alles drehte sich um die Frage, wer auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen commandiren solle. Endlich erhielt Ludwig von Baden, dessen Charakterbild uns durch ein schön gestochenes Porträt seiner interessanten Persönlichkeit vorgeführt wird, den Oberbefehl in Deutschland. Schwierig war es, ihn in Ungarn aus den 20 Feldmarschällen des Kaisers zu ersetzen; man wählte den Herzog von Croÿ, aber auch Eugen wurde zum Feldmarschall ernannt, zur selben Zeit Catinat in Frankreich. Dessen Fortschritte und die schwankende Haltung des Herzogs von Savoyen bewogen den Kaiser, Eugen 1694 seine sämmtlichen Streitkräfte anzuvertrauen. Victor Amadeus, von Lefse gewonnen, der als Postillon verkleidet nach Turin und heimlich in das Schloß gekommen, hatte Ludwig XIV. versprochen, seinen Abfall nach und nach vorzubereiten, und einstellten nur die Operationspläne der Verbündeten zu kreuzen, welches treulose Versprechen er nur zu gut gehalten hat. So wurde Eugen's geniale Kraft gelähmt, so die Festung Casale nach einem neuen geheimen Vertrage zwar von den Franzosen übergeben, aber nur unter der Bedingung, daß die Festungswerke rasirt würden, was dem Erfolge allen

Worth nahm. Eugen bekämpfte diese Capitulation, welche der Herzog aber durch offene Drohung seines Abfalls durchsetzte. Eugen durchschaute ihn und meldete es auch nach Wien, es wurde alles versucht, den Herzog noch bei der Allianz festzuhalten, aber vergebens: auf die Weigerung des Kaisers, die Neutralität Italiens anzuerkennen, vereinigte Victor Amadeus seine Streitkräfte mit dem französischen Heere und trat als Oberfeldherr an deren Spitze. So wurde die Neutralität erzwungen und die beiderseitigen Heere räumten Italien.

Der Verfasser wendet sich nun nach Ungarn, wo der Oberbefehl in die Hände des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen übergegangen war, der dafür 8000 Mann dem Heere als Verstärkung zugeführt hatte. Mit dieser und den ausgezeichnetsten kaiserlichen Generalen, welche ihn unterstützten, erwartete man Großes. Vortrefflich weiß wiederum der Verfasser mit wenig Worten die Persönlichkeiten zu charakterisiren: Caprara, von militärischem Wissen und kluger, vielleicht zu ängstlicher Besonnenheit; Veterani's kriegerisches Talent in edelster Gestalt; Heißler, Graf von Heitersheim, die „Türkenkeisel“, einer der besten Reiteroffiziere, die Oesterreich je besaßen, ein Sohn der eigenen Thaten, der sich vom Gemeinen bis zum Feldmarschall aufgeschwungen; den wilden Sigbert Heister, hart, ja grausam, aber unbeugsamen Muthes, eisernen Willens, unschätzbar am Tage der Schlacht; alle überstrahlend Guido Starhemberg, das höchste kriegerische Talent seiner Zeit, später Eugen's vornehmster, ihm nahekommender Nebenbuhler. Dies zur Probe für die treffliche Darstellung. Der Kurfürst rechtfertigte die Erwartungen nicht, seine beiden Feldzüge waren höchst unglücklich. Doch glaubte man der Sachsen nicht entbehren zu können und so wurde Prinz Eugen, von dem zu erwarten stand, daß er nöthigenfalls dem Kurfürsten selbst imponiren werde, zu dessen Unterfeldherrn bestimmt. Die Wahl Friedrich August's zum König von Polen trat in derselben Zeit ein, derselbe gab den Heeresbefehl dem Kaiser zurück, welcher nun den Prinzen Eugen damit betraute.

Soweit sind wir der Laufbahn des jungen Helden, welche in ihrer frühern Entwicklung unsern Lesern minder bekannt sein dürfte, genauer gefolgt. Von dem Zeitpunkt an, wo er als Oberfeldherr gegen die Türken auftritt, können wir uns kürzer fassen. Welchem Deutschen wären seine unsterblichen Thaten und deren großartige Erfolge fremd geblieben? Wir betrachten das Werk gediegener Forschung, das uns das Leben Eugen's endlich in lauterer Wahrheit schildert, von da an nur in seinem allgemeinen Gange und überlassen es unsern Lesern, sich selbst von seinem Werthe zu überzeugen. Es kann von diesem Zeitpunkt an nicht bloße Biographie sein, es wird zur Kriegs- und Weltgeschichte. In ersterer Beziehung wird sich auch der Militär von Fach zufrieden damit erklären, die beigelegten Schlachtpläne, den Originalen aus den Archiven entlehnt, werden ihm interessant sein. So gleich das der „Bataille bei Zenta, allwo 1697 den 11. September der Pr. Eugeni 20000 Türken auf der Balkan erlegt und 10000 in die Theiß gesprengt, so

erloschen sind“. Mit dem Spanischen Erbfolgekriege tritt das Werk in eine Epoche von noch höherer weltgeschichtlicher Bedeutung. Der Verfasser entwickelt die Verhältnisse und Oesterreichs gutes Recht im klarsten Lichte, dann erzählt er die Kriegsbegebenheiten einfach und anschaulich, in denen Eugen's Meisterschaft so glänzend hervortrat, und schildert auch seine Gegner in gewohnter treffender Weise. Diese tritt ganz besonders hervor in dem Bericht von Eugen's Bestrebungen in Wien, seinen Vorstellungen über die traurige Lage des Heeres Eingang zu verschaffen und das Resultat zu erzielen, von welchem nach seiner Ansicht die ganze Zukunft der Herrschaft des Hauses Oesterreich in Italien abhing. Hier erhalten wir eine Charakteristik Kaiser Leopold's, mit seinem Porträt, das uns milde und leutselig aus der ungeheuern schwarzen Pettrück entgegenblickt. Der Verfasser sucht ihn von den Vorwürfen zu reinigen, welche neuere Schriftsteller ihm gemacht; er belegt seine Darstellung durch die Zeugnisse von Zeitgenossen, deren Urtheil ein ganz anderes gewesen. Wir lesen von seinem Hofe, vom römischen König Joseph, der höchst anziehend geschildert ist, und von den einflussreichsten Männern: Kinsky, Harrach, Kaunitz, Fürst Salm u. s. w., und empfehlen dies Kapitel besonderer Beachtung.

Prinz Eugen wurde jetzt Präsident des Hofkriegsraths und trat dadurch an die Spitze des ganzen kaiserlichen Heerwesens, worüber bei den Truppen allgemeine Freude war. Wie er dies unbegrenzte Vertrauen gerechtfertigt, ist weltbekannt, wir lesen es hier in seinem genauesten Zusammenhange. Erzherzog Karl, den das Glück mit all den Gaben bedacht zu haben schien, die es seinen Günstlingen aufbewahrt, war feierlich zum König von Spanien erklärt und ausgerufen und griff selbst zum Schwert für sein Recht: sein neuer wichtiger Schritt zur Kräftigung des Bündnisses gegen Frankreich, das nun allmählich anwuchs. Portugal trat bei, auch Savoyen wieder, durch französische Gewaltthat endlich zum Entschlusse gedrängt. Der Aufstand in Ungarn rief jedoch Eugen dorthin. Trotz der drängendsten Gefahr konnte man in Wien zu keinem energischen Entschlusse kommen, worüber sich der Prinz gegen den römischen König bitter ausspricht: „Nichts thun, als den Krieg mit Papier und Wortgefechten führen, daraus sieht man nun, was erfolgen muß.“ Seine persönliche Anwesenheit in Wien trieb endlich zu den mächtigsten Anstrengungen in der Noth, welche den Kaiserhof von allen Seiten drängte. „Der letzte Mann, kann man sagen, wurde aufgeboten, der letzte Gulden flüssig gemacht.“ Und Eugen's Verbindung mit Marlborough brachte Rettung. Das Zusammenwirken dieser beiden Feldherren, die sich gegenseitig verstanden und ohne kleinlichen Neid unterstützten, nur das eine große Ziel im Auge, ist eine in der Geschichte fast einzig dastehende bewundernswürdige Erscheinung. Der Verfasser gibt uns wieder ein Charakterbild des britischen Helden, den die Herzogin von Orleans in einem Briefe an die Kaugrafin Luise auch einen der schönsten Männer nennt. Von der glorreichen Schlacht von Hochstädt, welche Deutschland von den Franzosen befreite, liegt ein Plan aus jener

Zeit bei, der aber mit verzeelter Fronte gezeichnet ist; die Darstellung der Schlacht ist sehr gelungen. Zwei brennende Fragen führten Eugen, nachdem er in dem eroberten Baiern die Zustände durch Verträge geordnet, nach Wien: die schlechte Kriegsführung gegen die Rebellen in Ungarn und die in Italien. Dort hatte Graf Heister den Oberbefehl, dessen erbitternde Feindseligkeit gegen die ganze ungarische Nation nicht zum Guten führen konnte; sein Porträt, das hier eingeschaltet ist, drückt seinen Charakter vortrefflich aus. Aber der Kaiser war nicht zu bewegen, ihn durch einen andern zu ersetzen. Trostlos war der Zustand der Truppen in Italien. Hier wechselte der Oberbefehl zwar mehrmals, ohne jedoch Besserung zu bringen, bis Eugen denselben erhielt. Zwei Tage vor seiner Abreise erkrankte der Kaiser und starb am 5. Mai 1706. Eine Verathung von 13 Aerzten hatte ihn nicht zu retten vermocht, vielleicht eher, wie der Verfasser sagt, dazu beigetragen, seine Lebenslage zu verkürzen. Joseph I. folgte, auf welchen besonders die Armees die größten Hoffnungen setzten.

Der neuen Regierung und ihren vornehmsten Trägern ist ein ganzes Kapitel gewidmet. Die Feldzüge von 1706 und 1706, der berühmte Zug Eugen's von der Grenze Tirols nach Turin und die Schlacht von Turin sind sehr klar geschildert, der Mitwirkung der Preußen unter Leopold von Dessau, den Prinz Eugen den Bullenbeißer genannt haben soll, wird auch hier rühmend gedacht. Der Plan der Schlacht ist französisch erläutert. Dieser Feldzug brachte Eugen's Ruhm auf den Gipfel der Bewunderung. Der Kaiser, im Einverständniß mit König Karl, ernannte ihn zum Generalgouverneur des nun eroberten Herzogthums Mailand und nach dem Tode Ludwig's von Baden zum kaiserlichen Generalleutnant, was gleichbedeutend mit Generalissimus war. Seit Montecucculi hatte keiner diese Würde mit der eines Hofkriegsrathspräsidenten vereinigt. Die Seemächte, vornehmlich England, drangen nun auf eine Unternehmung gegen Toulon, während dem Kaiserthum die Unterwerfung von ganz Italien am Herzen lag, mehr als die der spanischen Halbinsel. Ungarn gab der Kaiser nach, und Eugen sollte den Zug gegen Toulon ausführen, während Graf Daun Neapel unterwarf. Ein Zwischenfall eröffnete dem Prinzen die Aussicht auf den polnischen Thron. Der Zar Peter, erbittert durch den Separatfrieden Friedrich August's und die Auslieferung Polens an Karl XII., wandte sich an den Kaiser, bot seinen Beitritt zur großen Allianz und seine Vermittelung oder Truppen zur Dämpfung der ungarischen Unruhen an, und schlug vor, daß durch des Kaisers und Rußlands vereinten Einfluß bei dem polnischen Reichstage die Wahl des Prinzen Eugen zum König durchgeführt werde. Gelegenheitsdichter ließen bereits Verse auf seine Thronbesteigung drucken. Aber der Antrag des Zaren war sehr gefährlich, da Karl XII. mit einem siegreichen Heere in Sachsen stand und der Kaiser ihm keine Truppen entgegenzusetzen hatte; mit äußerster Behutsamkeit erfolgte daher eine verbindliche, aber ablehnende Antwort, ganz im Sinne Eugen's, der sich unverhohlen ge-

gen den Kaiser aussprach. Die Unternehmung gegen Toulon mißglückte durch die Schwäche der dazu verwendeten Streitmacht. Mit welcher hartnäckigen Verbissenheit auch die Engländer an ihrer Meinung festhielten, mußte die Belagerung doch aufgehoben werden. Dafür entschädigte die Einnahme von Susa, welche dem Herzog von Savoyen möglich machte, wenn es ihm beliebte, in Frankreich einzubringen. Mit dem Feldzuge von 1707 schließt der erste Band des Werks.

Der zweite Band, mit dem Bilde Kaiser Joseph's, aus hellen großen Augen schauend, geschmückt, enthält die Zeit von 1708—18, also bis zum Frieden von Passarowitz, durch welchen Eugen Oesterreichs Grenze gegen die Pforte weit über ihre gegenwärtig verkehrte. Ein Rückblick auf den Feldzug net die Darstellung. Ueberall Mailand, Spanien, wo die Niederlage von 1 auf einen kleinen Winkel von Catalo. Darum verlangte er von seinem Vater die Sendung Eugen's mit einem Heer nach Spanien; auch die Seemächte begehrten. Aber in Wien fielen die Eugen's Entfernung widerriethen, und statt seiner wurde Starhemberg sandt, der dies Vertrauen durchaus vereinigte sich nun mit Marlborough Niederlande von den Franzosen zu Finanznoth, welche aufs höchste gestiegen war, und die Parteilungen am Hofe, von denen wir ausführlich lesen, traten ihm hemmend in den Weg. In den Niederlanden fand Eugen den britischen Feldherrn in sehr kritischer Lage und voll Kleinmuth, ihr Widersehen war ergreifend. Wunderbar, wie schnell Eugen's ruhiges Selbstvertrauen, sein überzeugendes Wort, die imponirende Macht seiner Persönlichkeit nicht allein Marlborough von neuem ermunterte, sondern auch in wenig Stunden die Stimmung eines ganzen Heeres hob! Er eilte dann noch einmal nach Brüssel, um seine hochbetagte Mutter zu sehen, deren italienisches Blut stolz aufwallte in dem Gefühl, daß ihr Sohn das Werkzeug sei, den Uebermuth ihres Todfeindes Ludwig XIV. zu züchtigen. Sie sah ihn zum letzten male, denn sie starb am 10. October dieses Jahres, während Eugen nach dem Siege bei Dubonaarde beim Sturm auf Lille verwundet worden war. Kurz vorher hatte ein ruchloser Versuch stattgefunden (und nicht zum ersten male), ihn durch einen vergifteten Brief aus dem Wege zu schaffen. Ob die Nachforschungen nach dem Thäter, auf dessen Spur ein Wink des Grafen Martiniz geführt, irgendein Resultat gehabt haben, ist niemals bekannt geworden. Lille, Vauban's Musterfestung, dessen Belagerung die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte, fiel endlich nach tapferer Vertheidigung; Brüssel aber, das der Kurfürst von Baiern bedrohte, wurde durch die verbündeten Feldherren gerettet. Mit dem Falle von Gent endigte dieser außerordentliche Feldzug, von welchem Eugen gesagt haben soll: wer ihn nicht beigewohnt, der habe nichts gesehen! Seine überraschenden Erfolge waren gegen

Benbäume und Berwick, zwei der ausgezeichnetsten französischen Heerführer errungen worden.

Im Anfange des folgenden Jahres galt es, Frankreichs Bestrebungen zu vereiteln, welche die Generalstaaten zu einem Separatfrieden bewegen und England der Allianz abwendig machen wollten, wozu sogar Marlborough mit vier Millionen bestochen werden sollte. Eugen wirkte den französischen Friedensvorschlägen mit Energie entgegen, obgleich er nicht mit den hohen Forderungen der Verbündeten einverstanden war. Marlborough unterstützte ihn dabei persönlich und der französische Unterhändler gestand alles zu, was von ihm begehrt wurde, nur nicht die Abtretungen an den Herzog von Savoyen und an das Deutsche Reich: Elsaß und die lothringischen Bistümer. Daran zerschlugen sich die Unterhandlungen und die Waffen sollten weiter entscheiden. Eugen und Marlborough gewannen die blutige Schlacht von Malplaquet, von welcher ein Plan gegeben ist. Am Rhein war die Kriegsführung um so thatenloser; dort war der Oberbefehl, wie Eugen sagte, „dem Phantom eines Fürsten“ (dem Kurfürsten von Hannover) übertragen und es geschah nichts. Starhemberg in Spanien hatte sich dagegen Eugen's Ausspruch, daß er sich auf die Kriegeskunst ebenso gut als er selbst verstehe, würdig gezeigt.

Der Verfasser führt uns nun wieder in die Verhältnisse am Kaiserhofe ein, wie sie Eugen bei seiner Rückkehr nach Wien verändert fand; durch Salm's Entfernung hatte er viel Boden gewonnen und die Einsetzung der engern Conferenz, welcher jetzt nur Männer gleicher Farbe angehörten, hatte die Staatsgeschäfte endlich unter eine einheitliche Leitung gebracht. Es spricht für das Urtheil und die Selbstbeherrschung des Kaisers, daß er scharf unterschied zwischen den Männern, deren Umgang er liebte, und denen, welchen er die öffentlichen Angelegenheiten anvertrauen konnte, und daß er die erstern in dieser Beziehung nie bevorzugte. Freilich verlieh er ihnen dafür großartige Schenkungen, was bei der Bedrängniß des Staatsschatzes, „wo den Beamten der Sold, den Handwerkern der Lohn, den Soldaten das Brot fehlte“, eine übel angebrachte Freigebigkeit war. Die endliche Belohnung Eugen's mit einer Dotation von 300000 Gulden konnte dagegen nur als ein Act der Gerechtigkeit angesehen werden. Seine Sorge wendete sich nun den neu angeknüpften Friedensunterhandlungen, der Erhaltung der kaiserlichen Kriegsmacht, für welche in England eine Anleihe gemacht werden sollte, die aber mit neun Procent Zinsen nur 60000 Pf. St. brachte, und der Fortsetzung des Kriegs in Ungarn zu. Heister führte diesen einem glücklichen Ausgange näher. Eugen wohnte auch den Berathungen über die Stellung zu Rußland und Preußen bei. Das Verhältniß zu der letztern Macht hatte sich getrübt, man betrachtete sie, die sich „offen zum Haupte der Protestanten aufgeworfen“, deren Gesandter davon sprach, daß es nicht mehr als gerecht sei, wenn die Kaisertrone eines Tags auch auf ein protestantisches Fürstenhaus übergehe und von deren geheimen Verhandlungen

mit Frankreich man Kunde hatte, mit Mißtrauen. Eugen reiste daher selbst nach Berlin, wo er mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen empfangen wurde und nicht allein die Zusicherung, daß die preussischen Truppen fern auf ein Jahr in Italien belassen werden sollten, sondern auch des Königs Zustimmung erhielt, daß Mantua bleibend in den Besitz des Hauses Oesterreich übergehe. Dann eilte er nach den Niederlanden, wohin ihn die Friedensverhandlungen, wie der Krieg, dringend riefen. Welche Abschwächung der letztere durch die Verhältnisse erlitten, als die erstern abgetroffen wurden, wie der Ministerwechsel in England auf die äußere Politik gewirkt und zu einer Verständigung mit Frankreich, endlich zur Abberufung Marlborough's geführt, wie in Spanien ein glänzend begonnener Feldzug durch Mangel an Eintracht ungünstig geendet, und wie im Osten sich die Verhältnisse sowohl in Ungarn als gegen die Türken, wo Karl XII. noch verweilte, wieder verwickelt, erzählt das Werk in anschaulicher Gruppirung.

Der Tod Kaiser Joseph's brachte dann die entscheidende Wendung. Eugen betrieb die Wahl Karl's VI., auf dessen Rückkehr aus Spanien er drang. Der Aufstand in Ungarn endigte jetzt mit der Unterwerfung Karoly's glücklich, aber auf den Gang der Ereignisse im Westen konnte dieser Erfolg keinen Einfluß mehr üben. Zu Innsbruck, wohin er dem Kaiser entgegenreiste, beriet Eugen, der die Reichsgrenze gegen die Franzosen gehütet und die deutschen Fürsten zur Eintracht — er, der Fremde! — ermahnt hatte, mit dem Kaiser, was geschehen solle und übernahm dann selbst die Mission nach England, welche die dortige Regierung nicht mehr von dem Wege, den sie eingeschlagen, zurückführen konnte. Die persönliche Auszeichnung, die er erfuhr, die Huldigung des Volks, die oft genug lästig fiel, denn es drang scharf nach ihm, bis in seine Zimmer, konnten ihn darüber nicht trösten. Er wurde zuletzt durch einen politischen Abenteuerer verdächtigt, mit Marlborough und den Haupten der Whigpartei ein Complot geschmiedet zu haben, um London an vielen Punkten anzuzünden, sich der Königin zu bemächtigen und den Kurfürsten von Hannover auf den Thron zu setzen, und obwohl er nichts davon erfuhr, fühlte er doch die Wirkung dieser und anderer Einflüsterungen in dem Betragen der Königin gegen ihn und verließ England endlich, um wenigstens im Haag dessen unheilvoller Politik entgegenzuarbeiten. Das einzige Heil war aber im Felde zu erwarten. Ormond, der an Marlborough's Stelle getreten war, zeigte den besten Willen zu energischer Kriegsführung und der Prinz hoffte alles von einer Schlacht, welche die Franzosen fürsetzten. Indessen wurde den englischen Truppen bald die Fortsetzung der Feindseligkeiten untersagt und Eugen's Kriegsführung dadurch gelähmt; der Feuereifer, mit dem er bei dem Kaiser und den Generalstaaten auf Entschlossenheit und rasches Handeln drang, konnte den Gang der Dinge nicht mehr wenden. Der Kaiser und das Reich setzten bekanntlich, nachdem die übrigen Mächte 1713 mit Frankreich Frieden geschlossen hatten, den Krieg noch ein Jahr fort. Wir lesen mit Antheil, wie Eugen standhaft

gegen die Ungunst der Verhältnisse rang; die Kriegsbegiertheiten sind oft bis in die Details erzählt; aber Villars war gegen ihn zu sehr im Vortheil. Mit welcher Rücksichtslosigkeit er denselben benutzte, wie die rohe Grausamkeit, welche die Franzosen immer wieder durch alle Zeiten in deutschen Ländern, die zum Kriegsschauplatz geworden, verübten, sich hier in furchtbarster Weise manifestirte, verdient unsern Lesern vorgeführt zu werden. Freiburg war belagert, die Stadt endlich an Villars übergeben worden, die Kaiserlichen behaupteten noch die beiden Schloßer. Da ließ Villars alle, die in der Stadt zurückgeblieben und in irgendeiner Beziehung zur Garnison standen: Offizierfrauen, Kranke, Verwundete, 5000 an der Zahl, in das Kapuzinerkloster sperren und verweigerte ihnen jeglichen Unterhalt, wenn sie nicht von den Schloßern aus damit versehen würden. Er hoffte dadurch die Aufzehrung der dortigen Vorräthe zu beschleunigen und als der Commandant darauf nicht eingehen zu können erklärte, wie es auch wirklich eine in der Kriegführung unerhörte Forderung war, ließ Villars eine Anzahl verwundeter und kranker Soldaten, welche schon mehrere Tage keine Nahrung erhalten hatten, vor die Mauern des untern Schlosses schleppen, um dort vor den Augen der Besatzung Hungers zu sterben. Diese theilte natürlich ihre ohnehin kargen Portionen mit den Unglücklichen. Wo die Thatfachen, durch Villars' Memoiren selbst verbürgt, sprechen, enthalten wir uns jedes Zusages, jeder weitergehenden Bemerkung. Nach dem Falle der glänzend vertheidigten Festung — Garsch wurde dafür in den Grausamkeit erhoben — folgten die Unterhandlungen Eugen's mit Villars zu Rastatt, wobei des Prinzen unerschütterliche Festigkeit den Frieden unter den für das Kaiserhaus günstigen Bedingungen herbeiführte. Die Krone von Spanien mußte freilich aufgegeben werden, aber alle Nebenländer in Europa, mit Ausnahme von Sicilien, fielen Oesterreich zu. Der Gang der Verhandlungen ist ausführlich dargestellt und sehr interessant zu lesen. Diese Darstellung wird Eugen von dem Vorwurfe reinigen, daß er für das Deutsche Reich nicht mehr gewann; wir können es nur beklagen, daß die deutschen Fürsten auch hier nicht einig gewesen, daß Köln und Baiern entschieden zu Frankreich gehalten, Preußen für sich Frieden geschlossen, Sachsen mit seinen nordischen Händeln beschäftigt gewesen und die bestgeeigneten, Pfalz, Trier, Mainz wegen Erschöpfung Frieden um jeden Preis gewünscht. Frankreich wäre sonst wol nicht im Besitz seines deutschen Raubes geblieben.

Der Verfasser geht nun mit Freimuth an eine Charakteristik Kaiser Karl's VI. und seiner Vorliebe für die Spanier, welche in Wien allgemein verlebte. Man sing an Vergleiche mit Joseph's Zeit und dessen heitlerer, herzgewinnender Persönlichkeit anzustellen; die Ueberstutung des Landes mit Spaniern, die Einsetzung einer neuen Regierungsbekörbe, bei welcher die spanische Sprache Geschäftssprache war und folglich nur Spanier Anstellung fanden, daher der Spanische Rath genannt, erregte Unzufriedenheit. Karl legte seine Abneigung gegen die Deutschen auch dadurch an den Tag, daß er ihnen den Ver-

lust der spanischen Krone, den er für das Unglück seines Lebens hielt, zur Last legte. Er war bald ganz in der Macht der spanischen Partei. Ihr trat Eugen an der Spitze einer andern entgegen, aber bei der allgemeinen Parteilung scharten sich dennoch nicht alle, welche den Spaniern feindlich waren, unter seinem Banner. Ueber dies Treiben und die hervorragenden Persönlichkeiten der einen und andern Seite erhalten wir viel neue Aufklärungen. Der Fall von Barcelona, nachdem die Catalonier mit der heldenmüthigsten Tapferkeit ihre Treue gegen die Uebermacht der Franzosen bekundet, und das schreckliche Schicksal, dem sie nun entgegengingen, hätten den Kaiser fast zu einem Bruch der Verträge hingerissen, wenn nicht Eugen an der Spitze der Conferenz ihn daran verhindert hätte. Der Einfluß des Spanischen Rathes bewirkte nun, daß Prinz Eugen die Statthaltertschaft von Mailand, die er freilich nur mittelbar hatte führen können, 1715 verlor, wobei er auf halbem Wege entgegenschlug; in Italien, wo er allverehrt war, brachte das den übelsten Eindruck hervor. Er wurde jedoch dafür zum Generalgouverneur der Niederlande ernannt. Der Friede gestattete ihm nun, seine Aufmerksamkeit auf die Vorgänge im Osten und Norden Europas zu wenden, wo Karl XII. eben den politischen Schauplatz von neuem betrat. Eugen hatte eine Abneigung gegen ihn, er konnte weder seine persönliche Waghalsigkeit als wahre Mannhaftigkeit, welche sich in widerwärtigen Lagen am edelsten bewährt, noch sein Feldherrntalent achten. Sein unangemessenes Benehmen gegen das Reichsoberhaupt nach der Rückkehr aus der Türkei und sein Auftreten in Norddeutschland erhöhten die Mißstimmung, welche ihren Ausdruck in der Antwort des Kaiserhofs auf Karl's herausforderndes Benehmen fand. Die Aufmerksamkeit wurde jedoch bald auf die Pforte gelenkt, welche Krieg mit Venedig suchte und sich durch eine Gesandtschaft Oesterreichs Neutralität verschern wollte. Prinz Eugen empfing den Abgesandten, welcher jedoch keine bindende Zusage erhielt. Der Angriff auf die venetianischen Besitzungen in Morea veranlaßte im Gegentheile den Kaiser, der Republik, obgleich sie sich während des Spanischen Erbfolgekriegs keinen Dank verdient hatte, um des christlichen Glaubens und eigenen politischen Interesses willen Beistand zu leisten. Eugen empfahl der Pforte nochmals 1716 in einem Schreiben die Wiederherstellung des Carlowitzer Friedens und Entschädigung Venedigs, aber die Pforte, trunken von ihren ersten Erfolgen, erließ ein Manifest gegen Oesterreich und rüstete, ohne Eugen's Schreiben zu beantworten, ein starkes Heer, um es gegen Belgrad zu senden. So entbrannte denn der Krieg für Eugen, welcher wiederum den Oberbefehl übernahm, zu neuem, unvergänglichem Ruhme. Gern hätte er Starhemberg bewogen, ihn zu begleiten, aber dieser hatte sich nach seinen Feldzügen in Spanien ganz zurückgezogen und war nicht zu bewegen, wieder in die Öffentlichkeit zu treten. Die Feldherren, welche unter Eugen zur Armee herufen wurden, werden uns, wie bei frühern Gelegenheiten, in kurzer, treffender Charakteristik vorgeführt; wir folgen dann den Kriegs-

Begebenheiten zur Schlacht von Peterwardein und der von Belgrad, von welchen beiden Pläne nach den gleichzeitigen Originalen aus dem Kriegsarchiv beigelegt sind. Die Friedensunterhandlungen von Passarowitz, welche der Hof dem Prinzen übertragen wollte, führte er diesmal auf seinen Wunsch nicht; er mochte es unter seiner Würde halten, sich mit den Türken in die gewohnten endlosen Streitigkeiten einzulassen, auch machte sich ihm das heranahende Alter fühlbar und weckte den Wunsch nach Erholung. Er erließ bestimmte Instruktionen für seine Feldherren und begab sich dann nach Wien. Der Frieden von Passarowitz gab Belgrad mit dem nördlichen Theile von Serbien, Temesvar und das Banat an Oesterreich.

Am Schlusse des Bandes, nach den Anerkennungen, welche dem Prinzen von seinem Kriegsherrn und vielen gekrönten Häuptern zu Theil wurden, erwähnt der Verfasser noch des Soldatenliedes vom „edeln Ritter“, das vom Herzen kam und zum Herzen ging und sich, ohne einen andern Werth, als daß es das unverfälschte Zeugniß der damaligen Volksstimmung ist, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der zweite Band ist ebenfalls mit vier Porträts geschmückt: außer dem schon erwähnten Joseph I. das stolze Bild des Fürsten Salm, das geistreiche Antlitz Wratislaw's, des ausgezeichnetsten Diplomaten, der für Oesterreich zu früh schon in den Dreißigern nach schweren Leiden an der Fetsucht starb, und Guido Starhemberg, dieser wol schon in späterer Zeit gezeichnet. Wie dem ersten Bande sind hier Anmerkungen angefügt, welche für den Text die wichtigen Belege bringen, die der Verfasser aus den Archiven schöpft. Darunter befinden sich die interessantesten Briefe Eugen's, des Kaisers u. s. w., die manchen Irrthum, sogar einen der sonst so zuverlässigen „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift“ berichtigen; neben ihnen sind aber auch Stellen aus Zeitquellen und neuern Schriften angeführt.

Der dritte Band, welcher das Bild Karl's VI. mit dem charakteristischen Facsimile seiner Unterschrift bringt, beschließt das Werk mit der Zeit von 1719—36. Raum war durch Eugen's glanzvolle Siege der Friede von Passarowitz herbeigeführt, als der, von Spanien begonnene Krieg um Sardinien und Sicilien die angestrengte Thätigkeit des Prinzen als Präsidenten des Hofkriegsraths in Anspruch nahm. Bekanntlich führte Elisabeth Farnese, die zweite Gemahlin Philipp's V., welche ihn ganz beherrschte, unter Alberoni's Staatsleitung die kaum gewonnene Ruhe von Europa, um wieder italienische Besitzungen an sich zu reißen. Eine spanische Flotte warf 9000 Mann unter Marquis von Lebe bei Cagliari an das Land. Dieser Feldherr, einer der häßlichsten Menschen seiner Zeit, klein, verwachsen, von gemeinen, abstoßenden Zügen, aber durch militärische Talente ausgezeichnet, eroberte Sardinien in zwei Monaten, und Alberoni wagte es, dem Kaiser die Zumuthung zu stellen, daß Sardinien und Sicilien auf ewig der Krone Spanien bleiben, das Haus Savoyen aber durch malländisches Gebiet entschädigt werden sollte. Der Kaiser wies dieselbe mit Entrüstung zurück und die Spanier griffen nun auch

Sicilien an. Die sogenannte Quadrupelallianz machte aber diesen Bestrebungen ein Ende, und Eugen, Englands frühere Kränkungen hochherzig vergessend, wußte besonders für den Abschluß des Bündnisses. Der Kaiser erhielt nun Sicilien für Sardinien, erkannte aber, um Victor Amadeus für den ungleichen Tausch zu entschädigen, das Nachfolgerecht des Hauses Savoyen in Spanien, falls der Stamm Philipp's erlöschen würde, und das Erbrecht des Infanten Don Carlos, des zweiten Sohnes Philipp's V., auf Toscana und Parma an. Sicilien mußte jedoch dem Marquis von Lebe erst wieder entrisen werden und die Mißgriffe bei Besetzung des Statthalterpostens in Neapel erleichterten es ihm, sich dort trotz des Seesiegs der Engländer noch lange zu halten. Der Verfasser bemerkt:

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß so viele der Männer, deren Namen auf den trübsten Seiten der österreichischen Geschichte stehen, damals in Sicilien wider den alten Feind des Hauses Oesterreich stritten: Mercy, Wallis, Sedaworski, Meißberg, Schmettau. Alle, außer Mercy, waren aber noch in den Anfängen ihrer Laufbahn, jeder von ihnen galt für einen äußerst verwendbaren Offizier, und es zeigte sich wieder, daß derjenige, der unter der Leitung anderer die ersprißlichsten Dienste leistet, in selbständiger Stellung an der Spitze eines Heeres den von ihm gehegten Erwartungen gar nicht zu entsprechen vermag.

Sehr wahr! Diese Bemerkung drängt sich in trauriger Weise immer wieder von neuem auf! Mercy, der mit Zurücksetzung des wackern Zumjungen den Oberbefehl erhalten hatte, erblindete plötzlich und übergab dem genannten General das Commando. Prinz Eugen, längst überzeugt, daß Sicilien nur mit einem Aufwande stärker Streitkräfte zu erobern sei, wußte es zu bewirken, daß die gleichzeitig beabsichtigte Expedition nach Sardinien aufgehoben wurde und Graf Bonneval, welcher dazu bestimmt war, Befehl erhielt, 10000 Mann aus der Lombardie nach Sicilien zu führen. Bonneval, welcher die öffentliche Aufmerksamkeit mehr auf sich gezogen, als irgendwem seiner Zeitgenossen, verbanke weder den Eigenschaften seines Geistes, noch kriegerischen Thaten die Stellung, die er erlangt hatte, sondern nur seinem kühnen Auftreten und der großsprecherischen Selbstvergötterung, mit welcher er sich geltend zu machen wußte. Wir kennen ähnliche Erscheinungen auch. Der Verfasser, in der ihm eigenen Kraft der Charakteristik, nennt Bonneval einen Menschen ohne sittliche Grundsätze, meineidig nicht nur dem Vanner, dem er Treue gelobt, sondern allem, selbst den Glauben nicht ausgenommen; mit Füßen tretend, was in der Wirklichkeit den Mann von Ehre zierte; der Vertreter alles desjenigen, was an dem französischen Desmann des vorigen Jahrhunderts Verwerfliches war. Eine Aeußerung, die in einem Schreiben an Eugen enthalten ist, daß er weit entfernt sei von jener Liebe zum Vaterlande, welcher das gemeine Volk sich hinzugeben pflegt, kennzeichnet ihn völlig. Dieser Mann erregte gleich bei seiner Ankunft in Sicilien, wo sich die Spanier mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigten, die widerwärtigsten Zerwürfnisse und es war ein Glück, daß Alberoni's Sturz endlich dem Kriege ein anderes Ende machte, als durch die Gewalt der Waffen. Eugen organisierte

dann die militärische Befehlsgewalt auf der wiedergewonnenen Insel, die er die Vormauer aller italienischen Besitzungen des Kaisers nannte.

Der Einfluß des Prinzen am wiener Hofe war aber im Sinken. Andere hatten sich der Gunst des Monarchen und seines Vertrauens bemächtigt, sie bildeten jene erwähnte spanische Partei. Wie tief sie in ihren Angriffen und Verleumdungen war, mit welcher Schlaueit sie durch tägliche Einflüsterungen ihre Zwecke zu erreichen mußte, hatte Eugen bereits schmerzlich erfahren. Schon handelte es sich um die Entfernung desjenigen vom Hofe, welchem das Kaiserthum die Rettung aus den furchtbaren Gefahren, mit einem Worte alles verdankte. Aber das entschlossene Benehmen des Prinzen führte die Katastrophe herbei, welche alle jene Pläne zertrümmerte, und in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Karl's ist Eugen's Einfluß so mächtig, daß er fast unumschränkt genannt werden kann. Der Kaiser hatte ihm von jeher eine herzliche und dankbare Zuneigung bewiesen, wie eine große Zahl seiner Briefe an ihn bekundet, er macht ihm oft die zärtlichsten Vorwürfe über die Nichtachtung seines Lebens und befiehlt ihm sogar, mehr auf sich Acht zu haben. Der Verfasser sucht zu erklären, wie bei dem scheinbar unerschütterlichen Vertrauen des Kaisers zu Eugen dessen Feinde einen solchen Umschwung in Karl's Gesinnung bewirken konnten, und er faßt dazu mit gewohnter Schärfe die Eigentümlichkeiten dieses Fürsten ins Auge. Karl war misstrauisch, er war eifersüchtig darauf, daß jemand Einfluß auf ihn gewinnen könne, er hatte einen großen Hang zu Neuerungen, welchen Eugen oft bekämpfte, während andere ihm darin schmeichelten. Der Verfasser schildert die Männer, denen es gelang, den Kaiser zu gewinnen, vor allen Graf Althan, sein Günstling im eigentlichen Sinne des Wortes. Dieser war es besonders, welcher den Prinzen Eugen verfolgte und verdächtigte. Er griff schon während der rastlosen Unterhandlungen die Politik, während des Türkenkriegs selbst seine Feldherrnleistungen an; dazu half auch Graf Guido Starhemberg, dessen bitterer, satirischer Tadel von entscheidendem Einfluß wurde. Dieser war mit Eugen schon lange verfeindet; die Ursache ist nie ermittelt worden. Der Verfasser sucht sie psychologisch zu ermitteln, indem er Starhemberg's stark ausgeprägten Charakter, den Unmuth über Eugen's Bevorzugung schildert, als dieser ihm 1702 die Truppen in Italien in der trostlosesten Verfassung überlassen, um von Siegen zu Siegen zu eilen, während er in der verzweifeltsten Lage bleiben mußte, die ihm unmöglich machte, Erfolge zu erringen. Als ganz unwahrscheinlich verwirft er die Geschichte, welcher jene Verfeindung auch wol zugeschrieben worden ist. Starhemberg's Unerfrohenheit war nämlich so sprichwörtlich, daß die Wiener sagten, er würde keine Miene verzeihen, wenn er Kalenberg nach der Stadt käme, um dem Stephansturm einen Besuch abzustatten. Eugen, wurde nun erzählt, habe diese Unerfrohenheit vor vielen Gästen auf die Probe stellen wollen, bei einem Festmahl nicht weit von Starhemberg's Sitz einige Böller eingegraben und diese,

als der Feldmarschall eben das Glas gehoben, um die Gesundheit des Kaisers zu trinken, plötzlich lösen lassen. Alles sei bei der Explosion erschrocken aufgesprungen, um sich zu retten, Guido Starhemberg nur habe sein Glas so ruhig, als er es angefaßt, ausgetrunken, dem Prinzen aber diesen Streich niemals verziehen. Die Anekdote ist ganz hübsch, aber entschieden unwahr.

Zu den Gegnern Eugen's gesellte sich auch noch der König von Sardinien, sein eigener Vetter. Weder durch List noch Gewalt war es ihm gelungen, sich des Gebiets von Mailand zu bemächtigen. Friedrich der Große schon nennt es darum mit prophetischem Blicke un *cancere qui ronge la Lombardie*. Victor Amadeus begehrt nun für seinen Sohn die Hand einer der Töchter Joseph's I., weil ihnen früher die Erbfolge, im Fall die habsburgische Mannslinie aussterben würde, bestimmt gewesen und sich in diesem, wenn auch durch Karl VI. zu Gunsten seiner damals noch zweijährigen Tochter Maria Theresia aufgehobenen Verhältniß für die Zukunft ein Anknüpfungspunkt finden ließ. Eugen war gegen diese Verbindung, und der König, sein Vetter, verband sich daher mit seinen Feinden, um ihn vom Hofe zu entfernen. Sie bedienten sich zu ihren niedrigen Mänten zweier Werkzeuge: eines politischen Abenteurers Ledeschi und des Grafen Nimptsch, Althan's Schwager. Eugen aber, davon in Kenntniß gesetzt und mit den Weisungen versehen, welche niedrige Verleumdungen man gegen ihn gesponnen, begab sich augenblicklich zum Kaiser, um Genußthung zu verlangen, und im Fall ihm diese versagt werde, alle seine Stellen zu den Füßen des Kaisers niederzulegen; er werde dann ganz Europa zum Richter über die ihm widerfahrne Kränkung aufrufen. Der Kaiser, in peinlicher Verlegenheit, umarmte den Prinzen und wollte ihn beschwichtigen; Eugen aber setzte es trotz der Gegenbestrebungen seiner Feinde durch, daß Ledeschi und Nimptsch verhaftet und eine Untersuchung eingeleitet wurde, welche deren Schuld und Umtriebe enthüllte. Ledeschi wurde zum Pranger und 30 Ruthenstreichen von Hefershand, nebst ewiger Landesverweisung, Nimptsch zur Entsetzung von allen seinen Würden, zweijähriger Festungshaft und ewiger Verbannung von Wien und allen Orten des kaiserlichen Hoflagers verurtheilt und diese Strafe auch wirklich vollzogen. Das Verhältniß des Prinzen zum Kaiser konnte sich nach diesen Vorgängen bei der Feindschaft des Günstlings natürlich nur allmählich wieder bessern, aber der Tod des Erzbischofs von Valencia befreite ihn wenigstens von seinem heftigsten Gegner und die allzu grellen Gegensätze verwischten sich seitdem mehr und mehr. Mit dem allmählichen Zurücktreten der spanischen Partei wurden Eugen's persönliche Beziehungen zum Kaiser immer vertraulicher und sein Einfluß auf die Staatsgeschäfte stieg so rasch, daß er bald in jeder Hinsicht die Stellung eines ersten Ministers einnahm. Selbst in den letzten Lebensjahren, wo ihm das Alter nicht mehr die gleiche Geschäftsthatigkeit erlaubte, that der Kaiser nichts, ohne ihn um sein Urtheil und seinen Rath zu bitten.

Der Verfasser schildert nun Eugen's Beschäftigung

mit der Literatur, wozu ihm erst nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekriegs volle Muße wurde. Er sammelte eine prächtige Bibliothek und trat in Verkehr mit ausgezeichneten Männern der Wissenschaft, unter denen Leibniz in erster Reihe zu nennen, auch mit Jean Baptiste Rousseau, mit dem Geschichtschreiber Beauval und vielen andern. Eine Ansicht des schönen Palastes, in welchem sich nebst andern Sammlungen auch die Bibliothek des Prinzen befand, ist hinzugefügt; die Rococostaffage gibt dem Blatte einen passenden Ausdruck. Auch die Vogel-perspective des Belvedere, das erst im Jahre 1724 ganz vollendet war, ist sehr ansprechend. Ueber dem Verkehr mit geistvollen und gelehrten Männern und über lebhafter Beschäftigung mit seinen Büchern und Sammlungen, Bäumen und Gärten und seinen Gütern vernachlässigte Eugen aber keineswegs die Pflichten seiner wichtigen Ämter. Er war in dreifacher Richtung angestrengt thätig, als Präsident des Hofkriegsraths, als Generalstatthalter der Niederlande und als Vorsitzender der geheimen Konferenz. Das Werk schildert die Thätigkeit des Prinzen in diesen verschiedenen Aufgaben. Mit welcher Strenge der sonst so milde und volksfreundliche Prinz gegen die Aufständler in Brüssel verfuhr, ist unserer Zeit ersprießlich zu lesen. „Unsere Meinung“, schreibt er, „ist nicht, die wohlgeplanten Unterthanen zu unterdrücken oder ihnen unrecht zu thun, sondern sie zu verteidigen und sicher zu stellen gegen die Frechheit Uebelwollender. Hätte man schon früher so gehandelt, so wären die letzten Tumulte gewiß vermieden worden.“ Nachdem aber dem Rechte genug geschehen, müsse man die beunruhigten Gemüther beschwichtigen, nur durch Milde sei die Liebe des Volks zu gewinnen. Die Errichtung der Österreichischen Handelscompagnie, an der sich auch der Adel theilte, gab den Niederlanden einen neuen Beweis, wie Eugen auf ihr Wohl bedacht war. Wie freisinnig er in religiösen Dingen dachte, sprach er aus, indem er den Streit um den Jansenismus und die Annahme der Bulle Unigenitus, welche denselben verdammt, von den Niederlanden fern halten wollte. Gegen Widerseßlichkeit hochgestellter Männer verfuhr er mit gleicher unparteilicher Strenge. Wir machen unsere Leser besonders auf sein Verfahren gegen Westerlo und Bonneval aufmerksam. Letzterer, seinem Fahneneide, seinem Ehrenworte oft genug abtrünnig, wurde es zuletzt auch seinem Glauben, indem er in der Türkei als Renegat starb.

Um Eugen in seinem politischen Wirken zu schildern, muß das Werk die allgemeinen Staatsverhältnisse der Zeit in den Kreis seiner Betrachtung ziehen. Den Bestrebungen des Kaisers, seiner Tochter die unbestrittene Erbfolge zu sichern, der sogenannten Pragmatischen Sanction, soll der Prinz den Rath entgegengestellt haben, seiner Tochter einen gefüllten Schatz und ein wohlgeübtes Heer zu hinterlassen und sich nicht um Versprechungen zu bemühen, welche ohnedies nicht gehalten würden. Der Verfasser weist aber wenigstens die moralische Wirkung nach, wenn die Prätendenten feierliche Zusagen brechen mußten. In den Verwickelungen, welche das Zerwürfniß zwischen Spa-

nien und Frankreich herbeiführte, rieth Eugen dringend von einer Verbindung mit Spanien ab, obgleich er damit des Kaisers Lieblingsplane, die er dabei verwirklicht zu sehen hoffte, kreuzte. Der Kaiser verschloß dem treuen und muthigen Rathgeber aber noch sein Ohr, das Schicksal und Trugsündniß kam 1725 zu Stande. Die Töchter des Kaisers sollten den Söhnen der Königin von Spanien vermählt werden und es handelte sich also für dieselben, für das Haus Bourbon, um nichts Geringeres, als um das reiche Erbe des Hauses Habsburg. Da kam das Gegenbündniß von Frankreich, England und Preußen zu Stande, welches die kaiserlichen Staaten mit unmittelbarem Angriff bedrohte. Die Noth, auch im Innern war groß; der König von Sardinien bot freundschaftliche Hülfen an, wenn ihm das ganze mailändische Gebiet zwischen Tessin, Po und Adige abgetreten würde, sah sich aber entchieden zurückgewiesen, da schon zu viel vom Mailand an Piemont abgetreten sei. Mit der Jara Katharina I. kam dagegen ein Bündniß zu Stande; der glänzendste und fruchtbringendste Erfolg war aber, der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., von der Allianz mit England und Frankreich auf des Kaisers Seite zu ziehen. Wir lesen die Verhältnisse geschildert, welche eine Spannung zwischen den Höfen von Wien und Berlin früher hervorgerufen hatten, namentlich die klementische Betrügerei. Der Verfasser läßt dem König die Gerechtigkeit widerfahren, daß er einen lebhaften Sinn für die Ehre und Größe Deutschlands und immer große Verehrung für die Majestät des Kaisers gezeigt; doch steht er bei der Betrachtung der Religionsfreitigkeiten natürlich mit seinem Helsen ganz auf dem katholischen Standpunkte. Wie wenig Eugen's Ansicht über die preussischen Truppen und ihre Kriegsrüstigkeit, die er trotz ihrer vortheilhaften Ausbildung bezweifelte, eine richtige war, haben wenige Jahre nachher die Schlesischen Kriege bewiesen. Doch wir wollen jetzt am wenigsten alten Zwist aufzuwickeln. Der Verfasser mag recht haben, wenn er sagt, daß Eugen, wie fast alle großen Feldherren, auch Napoleon I., deshalb kein Freund von militärischen Schauspielen gewesen, weil er zu lange Zeit seines Lebens im ernstesten und blutigen Kriege zugebracht, um noch Gezeiten an dessen verbläuter Nachbildung zu finden. Für die Wiederherstellung des guten Einvernehmens wirkte aber Eugen, für welchen der König aus dem Felde her eine große Verehrung hegte, mit Freunden. Die Schritte, Sardinien, des neuen Gesandten, dessen Porträt eingefügt ist und die Persönlichkeiten am berliner Hofe werden geschildert. So kam zum ersten male jene politische Combination zu Stande, welche später unter dem Namen der Heiligen Allianz eine so große Berühmtheit erlangt hat und, den conservativen Interessen zum Schaden, zu neuerer Zeit zerrissen worden ist. Prinz Eugen kann als der Gründer und eifrigste Förderer dieses Systems, des festen Bundes zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen bezeichnet werden. Auch andere neue politische Gruppen hatten sich gebildet: eine Allianz zwischen den alten Feinden England und Frankreich, damals so verwunderlich war

heute, und zwischen dem Kaiser und seinem frühern Nebenbuhler um die spanische Krone. Aber wie bald zerfielen sie!

Eugen stand nun wieder im vollen Vertrauen des Kaisers. Da nun einmal das Bündniß mit Spanien geschlossen war, suchte er auf alle Weise die Verträge auch durchzuführen und zeichnete dem kaiserlichen Gesandten in Madrid, Königsbegg, der in würdiger und kluger Haltung seine Stellung wahrnahm, die weitem Schritte dazu vor. Man glaubte am Vorabend eines neuen blutigen Kriegs gegen Frankreich und England zu stehen. Der Friede wurde zwar erhalten, aber der Kaiser mußte sein Lieblingswerk, die Ostendische Handelscompagnie, opfern. Eugen's diplomatische Thätigkeit dabei, sein Abtrathen von einer Verbindung der Erzherzogin Maria Theresia mit Don Carlos, welche dessen Mutter, die Königin, so leidenschaftlich begehrte, und was sonst von ihm ausgegangen und durchgeführt worden ist, liegt uns hier klar vor. Eugen's Entrüstung über den Vertrag von Sevilla 1729 kam der seines Herrn, des Kaisers, gleich. In unglücklich kurzer Zeit sorgte er für die Aufstellung eines starken, kampfergrühten Heeres in Italien, er suchte das Bündniß mit Rußland und Preußen, da sich Spanien losgesagt, immer enger zu schlingen. Auch kam ihm die Kaiserin Katharina bereitwillig entgegen, 20000 Mann wurden an der Westgrenze zusammengezogen; zwar verwirrten sich die Verhältnisse in Rußland unter dem jungen Kaiser Peter II. und nahmen Eugen's ernste Aufmerksamkeit in Anspruch; als aber Anna den Thron bestieg, bekundete sie den Willen, fest an dem Bündnisse mit Oesterreich zu halten. Der König von Preußen hatte schon 1728 mit dem Kaiser eine geheime Allianz geschlossen, wozu, nächst seiner deutschen Gesinnung, besonders auch Eugen gewirkt hatte, für welchen der König, wie schon gesagt, eine stets wachsende Zuneigung hegte. Der Verfasser nennt dies bei der Grundverschiedenheit ihres Wesens eine auffallende Erscheinung und gibt uns eine interessante Parallele zwischen beiden. Wie der König dann bei den deutschen Höfen in Person für die Sache des Kaisers wirkte — es wird in Bezug auf Friedrich August von Sachsen und Polen eine „Beschränkungsreise“ genannt — ist mit Eugen's eigenen Worten anerkannt. In dem Streite zwischen Vater und Sohn wirkte Eugen durch Sackenдорff beschwichtigend. Den Intriguen August's II. der mit Frankreichs Hülfe schon bei Lebzeiten des Kaisers eine Theilung des habsburgischen Erbes, für sich Böhmen, Mähren, Ungarn erstrebte, wußte Eugen zu beugen. Frankreich, in seiner Meisterschaft, alles Recht verdrehende Behauptungen aufzustellen, wollte Böhmen als gar nicht zu Deutschland gehörig betrachten und daher einen Angriff auf dies Land auch nicht als Friedensbruch angesehen wissen. Oesterreich näherte sich aber wieder England, wofür Eugen als Mitglied der geheimen Conferenz sich besonders aussprach, und der zweite Wiener Vertrag von 1731 wurde abgeschlossen. In gleichem Sinne, um Frankreichs Sache zu schwächen, wurde an den meisten deutschen Höfen gewirkt. Der Verfasser charakterisirt die Zeit sehr treffend:

In jener Epoche, in welcher politische Systeme und Allianzen gleichsam über Nacht gewechselt wurden, in der man fast ohne irgendeinen Vorwand zu suchen, vom bisherigen Freunde zum Feinde übersprang, nur wenn derselbe augenblicklichen Vortheil bot, in einer solchen Zeit erschien ein Bündniß schon matt und kraftlos, wenn es nicht binnen kurzer Frist erneuert wurde.

Was uns hier mitgetheilt wird, läßt manches neue Streiflicht auch auf das System der Bestechungen fallen, dem sich damals kein Hof zu entziehen vermochte. Die italienischen Verhältnisse nahmen ferner Eugen in Anspruch. Hier war Daun, der einen so großen militärischen Ruf hatte, Statthalter in Mailand; er sah aber die Lage der Dinge so kleinmüthig an, daß er behauptete, beim ersten feindlichen Angriffe Mailand räumen und das Land bis an die Adria preisgeben zu müssen. Eugen wußte ihm durch seine Festigkeit mehr Vertrauen einzuspielen und wollte von einem solchen Preisgeben nichts hören. Der Abschluß der Verträge von 1731 sicherte den Frieden und erlaubte Oesterreich, der Republik Genua bei der Bekämpfung des Aufstands in Corsica, der schon zwei Jahre wüthete, wirksame Hülfe zu leisten. Das Verhalten des Kaiserhofs nach dem Siege, wobei Eugen Milde und Abstellung gerechter Beschwerden anrieth, auch die Freilassung widerrechtlich verhafteter Häupter durchsetzte, entzündete die Corsen so, daß sie dem Kaiser, und wenn dieser nicht darauf eingehen wollte, dem Prinzen Eugen die souveräne Herrschaft über ihre Insel antrugen. Denke man sich Corsica österreichisch und combinire man weiter auf Bonaparte, als österreichischer Unterthan geboren! Der Kaiser fand durch den Frieden auch für seine Erbfolgeordnung neue Hoffnungen und es war dazu vor allem das Freundschaftsbündniß mit Preußen seine kräftigste Stütze. Aber dies lockerte sich; wozu besonders England beitrug. Eugen mußte gegen seine Ansicht in den bekannten Heirathsverhandlungen Englands Wünsche bei Friedrich Wilhelm befürworten, ohne jedoch etwas auszurichten. Die folgenden Verwickelungen wegen der polnischen Königswahl werden in Bezug auf das Verhalten des Königs von Preußen nicht ganz unparteiisch geschildert; wir lesen aber mit Interesse von Eugen's angestrengter Thätigkeit gegen Frankreichs Einfluß und von seinem Verhalten bei den widerwärtigen Ereignissen in seinem eigenen Vaterlande, wo König Victor Amadeus, der die Krone niedergelegt, sie dem Haupte seines Sohnes wieder hatte entreißen wollen und darüber verhaftet worden war. Es gelang aber doch nicht, das Haus Savoyen für den Kaiser zu gewinnen, was nur durch eine neue Gebietsabtretung möglich gewesen wäre, und bald war dasselbe abermals mit Frankreich verbunden.

Der polnische Successionskrieg, für Frankreich nur ein Mittel, die Macht Habsburgs zu schwächen und darum unter nichtigem Vorwande begonnen — wann hätte es ihm daran gelegen? — wurde von kaiserlicher Seite mit halben Maßregeln, die Folge falscher strategischer und politischer Combinationen geführt. In Italien besonders waren keine ausreichenden Vertheidigungsanstalten getroffen. Der Sardenkönig zog am 4. November 1733 in Mailand ein, wo er, ohne Freude

empfangen, alles that, um das Volk für sich zu gewinnen. Er ließ Steuern nach, deren Ertrag ihm nicht gehörte, und gab prächtige Feste, auf denen sogar der achtzigjährige Marschall Willars sich noch als Tänzer versuchte. Auch das Castell, das der alte Hannibal Visconti tapfer vertheidigte, mußte endlich, Anfang 1734, gegen freien Abzug mit allen Kriegsehren, übergeben werden. In Deutschland wurden große Anstrengungen gemacht, die Reichshülfe zu gewinnen. Prinz Eugen übernahm noch einmal den Feldherrnstab, obgleich nur noch der Zauber seines Namens wirken konnte. Der Verfasser sagt mit Recht, daß es keine Bewunderung erregen kann, wenn Eugen nicht mehr fähig war, Triumphe zu erringen; unserer Zeit fehle der Maßstab, der an ein so reich bewegtes Leben, wie das Eugen's, gelegt werden müsse. Man habe sich auch damals nicht verblendet, aber niemand den Muth besessen zu einer Maßregel, den Prinzen vom Commando fern zu halten, der Kaiser, von unbegrenztem Zutrauen erfüllt, am wenigsten. Aber die Zeit fordert ihr Recht, und die Bewunderer des großen Helben müssen es bedauern, daß Eugen bei dem Mangel an guten Feldherren sich freiwillig erbotten hat, den Oberbefehl am Rhein zu übernehmen. Es war ein Act der Selbstverleugnung, da er keiner neuen Vorhern bedurfte und ein unglücklicher Feldzug seinen Ruhm nur schmälern konnte; seine Briefe beweisen, daß er sich über die Verhältnisse nicht täuschte. Wir folgen ihm nicht mehr in den Krieg, wir wollen nur zu Ruh und Frommen der Gegenwart von der Haltung vieler deutschen Reichsfürsten und von den empörenden Greuelthaten der Franzosen am Rhein Act nehmen, welche den Prinzen zu einer bitteren Beschwerde an den Herzog von Verwick veranlaßten. Sehr fühlbar machte es sich im kaiserlichen Heere, daß es nicht mehr auf der frühern Stufe kriegerischer Tüchtigkeit stand; Prinz Eugen erkennt dies ausdrücklich an; es wurden ernste Klagen laut, daß die Infanterie, besonders in Italien, sogar im Gebrauche des Feuergewehrs, höchst unerfahren sei. Wie anders stand dagegen die preussische Armee da, von welcher der Verfasser die unübertriffene Waffentüchtigkeit hervorhebt. Eine Schlacht hätte alles gut gemacht, aber Eugen war nicht mehr der kühne Held von 1701 und 1706; seine glänzendste Eigenschaft, die blitzesgleiche Raschheit des Entschlusses und der unwiderstehliche Nachdruck der Ausführung hatte der Bedächtigkeit des Alters Platz gemacht; eine warnende Mahnung für jeden, zu rechter Zeit abzutreten! In Italien waren unterdessen fast alle Besitzungen verloren gegangen, und es ist bezeichnend, daß gerade die Feldherren des Kaisers, Eugen, Königsegg, bei der trostlosen Lage auch des Heeres, dringend zum Frieden riefen. Aber der Kaiser war für die Fortsetzung des Kriegs, und Eugen mußte noch einmal, 1735, den Oberbefehl am Rhein übernehmen, wo er sich jedoch ganz auf der Defensivstellung hielt. Die Vielköpfigkeit der deutschen Contingente, die Haltung des Kurfürsten von Baiern, dessen Truppen erst im Herbst erscheinen sollten, und viele andere traurige Verhältnisse wirkten darauf ein. Möchten sie doch zur

Warnung dienen, wo Einheit, vor allem Einheit des Befehls so noth thut! Eugen's ohne allen Rückhalt wiederholte Meinung drang endlich durch, der Kaiser entschloß sich um schweren Preis zum Frieden. Nicht lange überlebte der Prinz denselben; er hatte sich beim Herrn sehr wohl befunden, nach seiner Heimkehr traten aber bald seine alten Brustleiden wieder hervor und hinderten ihn auch, den Vermählungsfeierlichkeiten Maria Theresia's beizuwohnen, deren Trauung am 12. Februar 1736 vollzogen wurde. Durch ärztliche Hülfe, gegen welche Eugen sonst eine große Abneigung fühlte, besserte sich sein Zustand zwar, sodaß er wieder Gäste bei sich sehen und die gewohnten Abendgesellschaften bei der Gräfin Bathyanni besuchen konnte. Dort hatte er noch am 20. April Wiaux gespielt und obgleich ihm das Athemholen schwer fiel, doch zu Hause jedes Medicament abgelehnt. Am andern Morgen fand man ihn entsetzt im Bett, eine Lungenlähmung hatte ihn sanft und schmerzlos hinübergeführt.

Der Verfasser schließt mit einem Rückblick auf Eugen's politisches Wirken und seine militärische Thätigkeit. Er schildert seine sonstigen Eigenschaften, seine Vorzüge für die Mitglieder seiner Familie und berichtet die Verfügungen, welche er über seine Verlassenschaft getroffen hat. Zahlreiche und werthvolle Beweisstellen für manche Angaben im Texte, welche der Belege gegen andere verbreitete Meinungen bedurften, nebst einer interessanten Abbildung der zahlreichen, auf den Prinzen Eugen geschlagenen Denkmünzen und einem Facsimile bilden den Anhang. Wir sagen dem würdigen Verfasser für sein gebiegenes Werk, durch welches er sich allgemeinen Dank verdient hat, noch einmal unsere wärmste Anerkennung. Es bedarf auch in unsern Tagen nur eines neuen Eugen, die braven Truppen werden dann schon das Ihrige thun!

Karl Gustav von Stern.

Nachgelassene Schriften von Annette von Droste-Hülshoff und J. F. F. Schloffer.

1. Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Frein von Droste-Hülshoff. Hannover, Kümpler. 1860. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist außerordentlich bequem, Verstorbenen nur Gutes nachzureden und sie auf Kosten der Lebenden zu feiern; sie sind uns nicht mehr hinderlich, und selbst ihr Grabhügel, unter dem sie von den Stürmen des Lebens ausruhen, liegt uns, die wir noch auf Erden wandeln, so außer dem Wege, daß wir nicht in Gefahr kommen, darüber zu straucheln. Todte beneidet man nicht um das, was sie im Leben erreichten, höchstens um das was sie um Grab erreichen — Ruhe. Wol könnten auch wir, fäme es uns darauf an, den mitlebenden Dichtern wehe und vielleicht auch zu recht zu thun, behaupten, daß die „Letzten Gaben“ der verstorbenen westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, was den lyrischen Theil betrifft, die hervorragendste Erscheinung auf dem Gebiete deutscher Lyrik während der letzten Jahre seien. Denn auch in diesem lyrischen Nachlaß verleugnet sich nicht die bekannte Originalität der Verfasserin, diese energische, immer mit Resten gemischte Empfindung, diese Fülle von kühnen, oft gewagten Bildern und Gleichnissen, diese ursprüngliche Gewalt im Dichtativen, dieses innige unmittelbare Verhältniß für das Kleinliche der Natur, dieser fräftige männliche Ausdruck, durch den sie

Annette vor allen andern deutschen Dichterinnen ausgezeichnet, dieser niemals in weichliche Sentimentalität sich verlierende tief melancholische Grundzug. Es finden sich auch hier jene Landschaftsbilder, die, bei aller Objectivität in der Ausführung der Details, doch durch die innere subjective Stimmung, die sie durchhaucht, ihren Hauptreiz erhalten. Daneben freilich stößen wir auch, und öfter als in den bei ihren Lebzeiten veröffentlichten Hervorbringungen, auf unfünstlerische Capricen, auf launenhafte unlogische Sprünge und Unvermitteltheiten, in denen sich doch wieder das an systematisches Denken nicht gewöhnte Weib verräth, auf harte und schwerfällige Constructionen wie Gedankenverbindungen und auf Incorrectheiten oder Dunkelheiten im Ausdruck und namentlich in den Bildern und Gleichnissen, die oft gesucht und dem auszudrückenden Gedanken gewaltsam aufgedrungen sind, zuweilen auch nur dazu zu dienen scheinen, bloßen Trivialitäten ein prunkendes Gewand umzuwerfen. Die wenigsten der hier vereinigten Gedichte tragen den Stempel künstlerischer Vollendung oder auch nur derjenigen Trefflichkeit und Originalität, welche die Dichterin überhaupt zu erreichen fähig war, und wir vermuthen, daß man eben aus ihren Papieren alles zusammengerafft hat, was die Dichterin hinterließ und was sie selbst nicht für die Veröffentlichung bestimmt oder vielleicht sogar verworfen hatte. Manche Gedichte weisen auf einen frühern Ursprung zurück als denjenigen, den man sonst mit dem Begriff „Rechte Gaben“ zu verbinden berechtigt ist. Leider fehlt uns über das Datum der Entstehung dieser „Rechten Gaben“, wenigstens der meisten, fast jeder sichere Anhalt, da es dem Zusammensteller nicht gefallen hat, eine Vorrede oder Einleitung dazu zu schreiben, die wir in diesem Falle nur sehr ungern vermischen. Annette war es wol werth, daß man auch noch diese kleine Mühe an sie wandte.

Wir theilen hier einige charakteristische Proben aus der ersten rein lyrischen Abtheilung „Gemüth und Leben“ mit, zuvörderst ein energisches Nachgemälde aus dem Gedicht „Nondest-aufgang“, und zwar dessen erste vier Strophen:

An des Balcones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildest Licht, auf dich;
Hoch über mir gleich trübem Gistryhale
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;
Grauschimmernd lag der See mit leisem Stöhnen,
Zerschoßne Perlen, oder Wollenthränen?
Es rieselte, es dümmerte um mich;
Da mildest Licht, ich wartete auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Lamm,
Nief unter mir Gezweige, Ast und Stamm,
Im Laube summt der Phalänen Reigen;
Die Feuerfliege sah ich glehn und steigen,
Und Blüten taumelten wie halb entschlafen;
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hasen,
Ein Herz, das überwall von Glück und Leid
Und Silbern seliger Vergangenheit.

Die Schatten liegen, drängten finster ein;
Wo weißt du, weißt du denn mein mildest Schein?
Sie drangen ein wie sündige Gedanken,
Des Firmamentes Boge schlen zu schwanken;
Bergitternd lösch der Feuerfliege Funken,
Längst die Phaläne war zum Grund gesunken;
Nur Bergeshäupter liegen hart empor,
Ein düsterer Richterkreis im Däster vor.

Es wisperten die Wipfel mir am Fuß,
Wie Warnungsfüßtern oder Todesgruß;
Ein Summen aus des Sees weitem Thale,
Wie Wellgemurmel vor dem Tribunale;
Mir war, als müßte etwas Rechnung geben
Von todtten Pfunden, von verträumtem Leben,
Als stehe ein verkümmert Herz allein,
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Den Beobauernswertthen, welche, was sie doch lebendig im
Busen fühlen, nicht ebenso lebendig zum Ausdruck zu bringen
im Stande sind, widmet Annette in tiefem Mitgefühl in dem
Gebichte: „Stille Größe“, folgende eigenthümliche Strophen:

Ich klag' ich, dessen Liebe groß
Und dessen Gabe arm und klein,
Den, wie die Blut das dürre Moos,
Sengt jener Strahlen Widderschein;
Ich, der des Fankens Irren fühlst
Verzehrend in der Andern Bau,
Und den die Welle dann verschült,
Ein Aschenhäuflein, lerg und grau.

O, eure Zahl ist Legion!
Ihr Halbgesegneten, wo scheu
Ist Herz der Genius geklohn,
Und öde ließ die Phantasei;
Ihr, die ihr möchtet flügellos
Euch schwingen mit des Sehns Huch,
Und nieder an der Erde Schoß
Sinkt, wie ein kranker Nebelrauch.

Nicht klag' ich euch, weil ihr gering,
Nicht weil ihr ärmlich und verlegt;
Ich weiß es, daß der Zauberring
Euch unbewußt am Finger liegt;
O ihr seid reich und wißt es nicht,
Denn reich ist nur der Träume Land;
O ihr seid stark und wißt es nicht,
Denn stark ist nur der Liebe Band.

Wenn ihr am leeren Pulse neigt
Und an der öden Staffelei,
Am euch des Himmels Odem steigt
Und in euch der Beklemmung Schrei;
Wenn zitternd nach dem Ideal
Ihr eure heißen Arme streckt,
Und kaum für's nächste Kummermahl
Den Halm die nächste Furche reckt.

Dann seid ihr mehr als der Poet,
Der seines Herzens Blut verkauft,
Mehr als der Künstler, der so spät
Zur Heil'gen die Hetaire taucht;
Was ihr verschweigt, ist lieblicher
Als je des Dichters Stirn gekrönt,
Was ihr begrabt, ist heiliger
Als Farb' und Pinsel je verschönt.

Mir gab Natur ein kühnes Herz,
Ich sente nicht so leicht den Blick;
Mich drückt nicht Größe niederwärts,
Drängt keine fremde Hand zurück;
Nie hat des Ruhmes Strahlenkranz
An fremder Stirne mich gekrönt;
Doch vor so stillen Blickes Glanz
Hab' ich mich hundertmal geschämt.

Weinende Quellen, wo sich rollt
Das Sonnenbild im Wellenbann,
Glühende Stufen, wo das Gold
Nicht aus der Schlacke brechen kann;
Ich klag' um euch, weil ihr betrübt,
Weil euch das Herz von Thränen schwillt,
Unwissend Sel'ge, weil ihr liebt,
Und zweifelt an der Gorthheit Bild.

Behütet euern stillen Schatz,
Laßt und das sonnenöde Land!
Laßt uns den freien Bühnenplatz
Und sterbt im Winkel unbekant!

Stiſt wißt ihr, was in euch gelebt,
Und was in dem, der euch geſöhnt;
Stiſt, wenn der Strahlengott ſich hebt
Und wenn die Memnonſäule tönt.

Endlich theilen wir noch vollſtändig nachſtehendes Gedicht mit:

Der Dichter.

Ihr, die beim frohen Mahle lacht,
Euch eure Blumen zieht in Scherben,
Und was an Gut euch zugebacht,
Euch wohlbehaglich laßt verderben,
Ihr ſtarrt dem Dichter ins Geſicht,
Bewundert, daß er Roſen bricht
Von Diſkeln, aus dem Duell der Augen
Korall' und Perle weiß zu ſaugen;

Daß er den Blitz herniederlangt,
Um ſeine Lampe zu entzünden,
Im Wettertoben, wenn euch bangt
Den rechten Odem weiß zu finden;
Ihr ſtarrt ihn an mit halbem Reiz,
Den Geiſtes-Kriſis ſeiner Zeit,
Und wißt es nicht, mit welchen Dualen
Er ſeine Schätze muß bezahlen.

Wißt nicht, daß ihn, Verdammten gleich,
Nur reines Feuer kann ernähren,
Nur der durchſtürmten Wolke Reich
Den Lebensodem kann gewähren;
Daß, wo das Haupt ihm ſinnenb hängt,
Sich blutig ihm die Thräne drängt;
Nur in des ſchärſten Dornes Spalten
Sich ſeine Blume kann entfalten.

Meint ihr das Wetter zünde nicht?
Meint ihr der Sturm erſchützte nicht?
Meint ihr die Thräne brenne nicht?
Meint ihr die Dornen ſtechen nicht?
Ja eine Lamp' hat er entſacht,
Die nur das Mark ihm ſieden macht;
Ja Perlen ſicht er und Juwels,
Die koſten nichts — als ſeine Seele.

Befonders bedeutend war das Talent Annetens für die Sattung der poetiſchen Erzählung; doch reicht, was uns in dieſem Nachlaß unter der Rubrik „Erzählende Gedichte“ geboten wird, meiſt nicht an die in ihrer frühern Sammlung veröffentlichten, von denen die beſſern einen Ehrenplatz in den Anthologien und Muſterſammlungen mit Recht behaupten. Die Stoffe, die den nachgelassenen und hier zum erſten mal abgedruckten Balladen und poetiſchen Erzählungen der Dichterin zu Grunde liegen, ſind meiſt nicht ſehr bedeutender Art und nur in Einzelheiten ſchlägt, wie uns ſcheint, das energische Darſtellungstalent der Verfaſſerin mit alter Kraft durch. Die darauf folgende Partie „Denkblätter“ beſteht aus einer Anzahl Gelegenheitsgedichten, unter denen wir gerade nichts Hervorragendes entdecken konnten; dagegen enthalten die eine eigene Abtheilung bildenden „Klänge aus dem Orient“ manches Anſprechende. Hier eine Probe davon:

Unbeſchreiblich.

Dreitausend Schreiber auf Leppſichen ſaßen
Und rührten den Bart mit der Feder;
Sie ſchrieben, ſchrieben ſo manchen Tag,
Daß grau geworden die Härte,
Daß trüb geworden die Augen längſt
Und längſt erkrummet die Finger;
Wer aber, was ſie geſchrieben, lieſt,
Und lieſt das, was ſie geſchrieben,
Der ſpricht: es iſt ein Schatten wol,
Doch iſt es der Schatten des Schattens.

Einen beſondern Werth verleihen dieſer Sammlung die in Proſa geſchriebene Erzählung „Die Judenbuche“ und die „Bil-

der aus Weſſalen“, aus denen wir die Dichterin zu ihrem großen Vortheil auch als tüchtige Proſaſtelerin kennen lernen. Die Erzählung „Die Judenbuche“ gehört bis auf den etwas unbefriedigenden, die Sache nicht ganz klar austragenden oder doch zu abrupten Schluß ſicherlich zu den intereſſanteſten Dichtgeſchichten, die wir beſitzen. Sie iſt kräftig in ihrer Einfachheit, wahr in ihren Schilderungen, intereſſant in ihren phyſiologiſchen Motiven und ſpannend in ihren Verſetzungen. Die „Bilder aus Weſſalen“ dürfen wir wol mit Recht als einen ſehr werthvollen ethnographiſchen Beitrag zur Kenntniß eines intereſſanten deutſchen Volksſtammes betrachten. Die Verfaſſerin ſchildert auch hier mit mehr männlichem als weiblichem Binnſel; ſie beobachtet ſcharf, bleibt immer bei der Sache und verliert ſich nirgends in geiſtreich ſchwindehafte, abſeits oder über den Gegenſtand hinausliegende Reflexionen allgemeiner Art, wie man ſie ſo häufig bei ſchriftſtellernden Frauen antrifft. Zum Beweiſe unſerer Behauptung wollen wir hier nur aus der von der Verfaſſerin zwiſchen den Sauerländern und den Paderbornern angeſtellten Parallele folgende Stellen anführen:

„Der Sauerländer iſt ungemein groß und wohlgebaut, leicht der größte Menſchenschlag in Deutſchland, aber von wenig geſchmeidigen Formen; kolofſale Körperkraft iſt bei ihm gewöhnlicher, als Behendigkeit anzutreffen. Seine Züge, obwohl etwas breit und verſchacht, ſind ſehr angenehm, und bei vorherrſchend lichtbraunem oder blondem Haare haben doch ſeine langbewerteten blauen Augen alle den Glanz und den dunkeln ſchwarzen. Seine Phyſiognomie iſt kühn und offen, ſein Stand ungezwungen, ſodaß man geneigt iſt, ihn für ein argleſes Naturkind zu halten, als irgendeinen ſeiner Mitweſſalen; dennoch iſt nicht leicht ein Sauerländer ohne einen ſtarken Zug von Schlaueit, Verſchloſſenheit und praktiſcher Verſtandesſchärfe und ſelbſt der ſonſt Beſchränkteſte unter ihnen wird gegen die geſcheideſten Münſterländer faſt immer praktiſch im Vortheil ſtehen. Er iſt ſehr entſchloſſen, ſüßt ſich dann nicht an Kleinigkeiten und ſcheint eher zum Handel und gutem Fortkommen geboren, als dadurch und dazu herangebildet. Seine Reigungen ſind heftig, aber wechſelnd, und ſo wenig er ſie jemandes Wank zu Liebe aufgibt, ſo leicht entſchließt er ſich aus eigener Glühtheit oder Grille hierzu. — Er iſt ein rakloſer und zumeiſt glücklicher Spekulant, vom reichen Fabrikherrn, der mit Aleren fährt, bis zum abgeriſſenen Gerumſtreicher, der aKirchen für Lumpen ausbeutet; und hier findet ſich der einzige Adel Weſſalens, der ſich durch Eifenhämmer, Papiermühlen und Salzwerke den Kaufmannsſtände anſchließt. . . . Uebrigens beſitzt der Sauerländer manche anziehende Seite; er iſt mutig, beſonnen, von ſcharfem aber kühlem Verſtande, obwohl im allgemeinen berechnend, doch aus Ehrgefühls bedeutender Aufopferungen fähig; und ſelbſt der geringſte beſitzt einen Anflug ritterlicher Galanterie und einen naiven Humor, der ſeine Unterhaltung außerſt angenehm für denjenigen macht, deſſen Ohren nicht allzu zart ſind. . . . Der Sohn der Induſtrie beſitzt vom Bergbewohner nur die eigene Geſundheit, Körperkraft und Entſchloſſenheit, aber ohne die romantiſchen Anflug und die Phantaſie, welche ſich an großartigen Umgebungen zu entwickeln pflegen, — er liebt ſein Land, ohne deſſen Charakter herauszufühlen; er liebt ſeine Berge, weil ſie Eifen und freien Athemzug; ſeine Felsen, weil ſie vortreffliches Material und Fernſichten, ſeine rauschenden Waſſerfälle, weil ſie den Fabrikrädern raſchern Umſchwingung geben, und das Ganze endlich, weil es ſeine Heimat und in deſſen Luft ihm am reſteſten iſt. . . . Anders iſt es im hochſte Paderborn, wo der Menſch eine Art wilder Poſſe in die ſonſt nüchterne Umgegend bringt, und uns in die Abruzzen verſetzen würde, wenn wir Phantaſie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtige Gebirge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. Nie groß von Geſtalt, hager und ſehnig, mit ſcharfen, ſchlauen, tiegebräunten und vor der Zeit von Näſſal und Feidenſchweiß durchſuchten Zügen fehlt dem Paderborner nur das brandſchwarze Haar zu einem entſchieden ſüßlichen Ausſehen. Die Männer ſind oft hübſch und immer maleriſch, die Frauen haben ſie

Schicksal der Südländerinnen, eine frühe äpylige Blüte und ein früher, zigennerhaftes Alter. Nirgends gibt es so rauchige Dörfer, so dachstuhlige Hüttchen als hier, wo ein ungekümtes Temperament einen karten Theil der Bevölkerung überfließen Heizen zuführt, ohne ein anderes Kapital, als vier Arme und ein Dapen zusammengestellter und zusammengekaufter Balken, aus denen dann eine Art von Koben zusammengesezt wird, eben groß genug für die Herdelle, das Ehebett und allenfalls einen Beschlager, der den folgen Namen Einbe führt, in der That aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kasten mit einem oder zwei Fenstergläsern ist. Besteht das junge Paar Fleiß und Fleiß, so mögen nach und nach einige Verschläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Fleiß zugleich, so dürfte endlich eine beschriebene Menschenwohnung entstehen, nicht aber lassen Armuth und Nachlässigkeit es nicht hierzu kommen, und wir selbst haben einen beschränkten Mann, dessen Paß zu kurz war um ausgebreitet darin zu schlafen, seine Beine ein gutes Ende in die Straße redet."

Nach über den Künstlerländer erzählt sie vieles Interessante, z. B. über die Art, wie sich der Freier bei seiner Brautwerbung im Künstlerlande zu benehmen hat: „Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Gesuchten und zwar jedesmal unter dem Vorwande, seine Pfeife anzuzünden; die Hausfrau legt ihm einen Stuhl und schärt schweigend die Glut an, dann knipst sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten u. und nimmt unterdessen eine Pflanze vom Gesimse, die sie sorgfältig schenert und über die Kohlen hängt. Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Plauschen an, so zieht er seine dicke silberne Uhr hervor und behauptet, sich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckknipfel und Eier in die Pfanne gelegt, so rückt er fählich mit seinem Antrage heraus, die jungen Leute wechseln die Töne, nämlich ein paar alte Schwanen, und der Handel ist geschlossen."

2. Aus dem Nachlasse von Johann Friedrich Heinrich Schloffer. Herausgegeben von Sophie Schloffer. Erster bis dritter Band. Mainz, Kirchheim. 1856—57. 16. 3 Thlr.

Dieses Nachlasswerk ist freilich keine eigentliche Novellat, da seit dem Erscheinen des ersten Bandes bereits ein paar Jahre verstrichen sind; indeß ist von ihm in den Blättern, wenigstens denen des protestantischen Deutschland, so wenig die Rede gewesen, daß wir mit einer kurzen Anzeige dieser drei fast ausschließlich Poesien enthaltenden kleinen Bändchen etwas mittheilen glauben, was den meisten unserer Leser so gut wie neu sein wird. Und mit einer kurzen Anzeige kommen wir diesem Werke gegenüber vollkommen aus; denn sein Inhalt besteht nur zum geringsten Theile aus Originalarbeiten, und diese sind nicht gerade von hervorragendem Werth. Der Rath Schloffer war mehr sprachkundiger, vorzuziehender Dilettant, als selbst schaffensfähig, dazu in der streng katholischen Weltanschauung befangen und daher gerade von den lebendigsten Erdmungen und Instakken, deren der Schaffende in modernen Tagen bedarf, abgeschnitten, ja als Convertit einseitiger als andere Geistbegabte unter seinen spätern Glaubensgenossen. Das erste Bändchen enthält unter dem Specialtitel „Wanderfrüchte" nur Uebersetzungen, die zugleich eine beträchtliche Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache und des deutschen Verses, wie namentlich eine angemessene Sprachkenntnis bezeugen; denn es finden sich hier Uebersetzungen aus dem Griechischen, Griechischen, Lateinischen (auch des Mittelalters und der neuern Zeit), Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Englischen, Neugriechischen, Wälischen, Skandinavischen, Altrussischen, Japanschen und Chinesischen. Ob Schloffer alle diese Sprachen wirklich gekannt und nicht vielmehr bisweilen andere Uebersetzungen ins Deutsche oder in eine andere europäische Sprache, in der er bewandert war, zu Grunde gelegt hat, muß freilich dahingestellt bleiben. Das zweite Bändchen enthält Originalversuche unter dem Titel „Gedichte", mehr Gelegenheitsgedichte,

Wird aber unser Vaterland
Verdienen würdich dieses Land?
Vielleicht, — wenn Du'mant sich nicht wehrt,
Und Rußland, England Ruh gewährt!
Und nicht ihr Drä'n
Und zwingt, das Schwert zu reden ein.

So steht's mit dir, du deutsches Land,
Seit Professoren den Versuch
Dir aufgedrückt, und Tag und Nacht
Dir ihre Weisheit beigebracht,
Und du allein
Für wahr hältst ihre Falschein!

Das ist das deutsche Vaterland,
Wo deutsche gegen deutsche Hand
Im Streit und Fader sich erhebt
Und pahrer Einheit widerstrebt.
Denn eins zu sein
Geht schwer den lieben Deutschen ein u. s. w.

Das dritte und kleinste Bändchen enthält Legenden, worunter die von der heiligen Euphrosyna, der heiligen Maria von Aegypten und der heiligen Margaretha von Cortona ihre Entstehung dreien im Besiz des Verfassers befindlichen Compositionen Eduard Steins verbanken. Bezeichnend für des Verfassers Standpunkt ist namentlich die Einleitung zu seiner Uebersetzung des ersten Briefes Heloisen an Abälard (l. 45 fg.), worin Abälard zwar als ein Mann von außerordentlichem Scharfsinn, aber auch als ein selbstischer, Herrichtung und Zwiespalt in der Kirche hervorrunder häretischer Geist geschildert wird; indeß habe dieser Irrlehrer zuletzt unter der Obedienz des Klosters von Cluny durch Demuth, Gebuld und Gebet ein sehr erbauliches Beispiel gegeben.") Etwa ähnlich wie die heilige Maria von Aegypten und die heilige Margaretha von Cortona, die früher in allen Lüssen dieser Welt geschweigt hatten. Entschlupfte doch auch die heilige Euphrosyna dem väterlichen Hause zur größten Betrübniß des Vaters, der erst nach langen Jahren erfuhr, wo sie sei, heimlich bei Nacht, um ins Kloster zu gehen, und nahm noch 500 Goldstücke mit.")

Die deutschen Frauen.

Geschichte der deutschen Frauen. In drei Büchern nach den Quellen. Von Johannes Scherr. Leipzig, D. Wigand. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk hat die edelste Gesinnung zur Basis. Der Verfasser hatte die Macaulay'sche Ansicht über die Wichtigkeit der Illusionen einer emigrierten Partei schon, bevor der berühmte Engländer dieselbe aussprach, und wollte mit diesem Werke seiner Pflicht gegen sein Vaterland genügen, soweit das Maß seiner Kräfte reicht; er möchte beschreiben — wie er es nennt — mitwirken an dem allseitigen Aufbau einer deutschen Nationalgeschichte; Referent ist der Ansicht, daß dieses edle Streben ein von glücklichem Erfolge gekröntes sei. Der Verfasser hat sich als

*) Ueber Abälard erschien soeben eine Schrift von Eduard Scherr unter dem Titel „Abälard und Heloise. Ein kirchenhistorischer Versuch" (Hamburg, Meißner, 1860), welche den Nachdruck darauf macht, „ein zwar in engen Rahmen eingeschlossenes, aber doch abgerundetes und in seinen Theilen möglichst gleichmäßig ausgeführtes Bild Abälard's und seines Lebens" zu sein.

*) Seitdem ist noch ein viertes Bändchen erschienen, welches protestantische Schriften enthält.

wahrer Historiker legitimirt, theils durch seinen Fleiß und durch seine Genauigkeit im Auffuchen und im Erforschen der Quellen, theils durch den kritischen Takt, womit er dieselben benutzte, theils durch das Princip seiner Forschung, welches heißt: la vérité, toute la vérité, rien que la vérité. In dieser Beziehung sagt der Verfasser von sich in seinem Vorworte: „Schmeicheln kann ich nicht; nicht einmal den Frauen; selbst der geliebten Mutter Germania nicht, obgleich es noch am verzeihlichsten wäre, dem Unglück zu schmeicheln.“

Für die Tendenz d. Bl. würde es sich vielleicht weniger eignen, wenn ich diese „Geschichte der deutschen Frauen“ systematisch kritisiren wollte; ich möchte mich auf einzelne, theils allgemeine, theils specielle Andeutungen beschränken. Zunächst möchte ich im allgemeinen etwas über Quellenkunde der Geschichte sagen. Wenn jemand nichts weiter als die Zeit von Ludwig Napoleon's Kaiserreich erlebt hätte, so würde er wissen, wie schwer vollendete Thatfachen in ihrem wahren Bestande zu ermitteln sind, selbst wenn sie sozusagen vor unsern Augen sich begaben; ferner wie gar nicht wiederzuerkennen dieselbe Thatfache in dem Munde oder unter dem Griffel des einen und des andern Darstellers ist; jedenfalls hatte Condorcet gar nicht so ganz unrecht, wenn er sagte: „L'histoire est une fable convenue.“ Scherr hat seine Quellen allezeit genau angegeben; übrigens muß es begreiflicherweise dem Leser von, Fach oder dem denkenden Leser überhaupt anheimgestellt bleiben, was er z. B. von der Glaubwürdigkeit von Casanova's Memoiren, von Brantôme's Darstellungen, von den „Mémoires de Mr. de Poellnitz“ u. a. halten will; ebenso wenig kann der Gelehrte es vergessen, daß die „Germania“ des Tacitus offenbar eine Tendenzschrift ist, womit der Verfasser dem entarteten Rom, wie Rousseau seinen Zeitgenossen, zurufen wollte: „Retournerons à la nature!“ Auch darin wird Scherr ohne Zweifel mit uns übereinstimmen, daß, sobald man Cäsar's Commentare als Quellen citirt, nicht vergessen werden darf, daß dieses beispiellos egoistisch geschriebene Buch nur darauf abzielt, Cäsar's politische, strategische und geographische Kenntnisse und Talente zu glorificiren; historische Treue ist Cäsar und dem Verfasser der Commentare ganz Nebensache.

Referent hat noch einer besondern Schwierigkeit zu erwähnen, die sich der Ausföhrung dieser „Geschichte der deutschen Frauen“ entgegenstellte. Nämlich der Verfasser konnte und wollte doch nicht sein Buch in lauter Biographien zerstückeln; denn wie wäre dabei ein Ganzes zu Stande gekommen und zu welchem Umfange wäre das Werk angewachsen? Ebenso wenig konnte der Verfasser bei seinen Lesern die Biographien aller derjenigen Frauen, von denen er mehr oder weniger ausführlich spricht, als bekannt voraussetzen. Diese zwei einander widersprechenden Momente mußten dem Verfasser die Arbeit in hohem Grade erschweren; indeß darf Referent dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er hierin zwischen zu viel und zu wenig, zwischen zu breit und zu mager, allweg die gute Mitte gehalten hat, daß er für den kenntnißreichen Leser niemals trivial und für den weniger kenntnißreichen nicht unverständlich wird. Die Ausföhrung, im allgemeinen betrachtet, trägt durchweg den Charakter einfacher Bediegenheit; die philosophischen Urtheile sind fast durchaus vorurtheilsfrei, die Ansichten über historische Epochen und Katastrophen meist unparteiisch; der Verfasser schreibt weder für Protestanten noch für Katholiken; er gibt jeder Partei ihr Recht. So sagt er einmal, es wäre eine Parteilansicht, die der Sittengeschichte ins Gesicht schlägt, wollte man behaupten, der Protestantismus habe, wie mittels eines Zauberschlags, die Menschen ihrer Thorheiten, Laster und Verbrechen entwöhnt. Es bedurfte langer Zeit, bis der sittliche Geist der Reformation oben wie unten zum Durchbruch kam. Das 16., 17. und noch die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts waren nicht danach angethan, die von der reformatorischen Bewegung ausgestreuten Keime zu entfalten, und zur Reformationszeit selbst war nicht allein die urtheilslose Menge, sondern auch die höhere Gesellschaft vielfach bereit, die Lösung Freiheit mit Frechheit zu wechseln. So gab insbesondere die oft sehr tumultuarische Auf-

hebung der Klöster zu Ausschreitungen Veranlassung, welche zu den Schattenseiten der Reformation gezählt werden müssen; es ist keineswegs immer ein Antrieß religiöser Ueberzeugung gewesen, was viele Frauen die Klausur brechen machte; früher hatten sich die Insassen der Frauenhäuser oft in die Klöster geflüchtet; jetzt trat häufig der umgekehrte Fall ein, indem die Frauen aus den Klöstern in die Vorwelt liefen. Unzurechnungsfähige Ignoranten oder feile Parteilichkeiten sind es, welche das Reformationszeitalter sowie das ganze Mittelalter „die gute alte, fromme Zeit“ nennen; der Historiker ist berechtigt, zu sagen, daß, im Lichte der Gesittung und Bildung von heute angesehen, die Reformationszeit wie das Mittelalter barbarisch erscheinen muß im Fühlen und Denken, barbarisch in Entbehrung und Genuß, barbarisch in Verbrechen und Strafen, barbarisch in Triumpfen und Niederlagen.

Auch über das Pietistenwesen in Deutschland spricht der Verfasser mit vollster Gerechtigkeit. Er weist nach, wie die pietistische Bewegung ursprünglich eine wohlberedigte Opposition gegen das in geist- und gemüthlosem Formellram und wulbustsamem Dogmatismus erstarrte Lutherthum war und fand es begreiflich, daß in der Frauenwelt, der vornehmsten Kritik namentlich, diese pietistische Bewegung zahlreiche Proseliten gewann. Schon die Dürre und Farblosigkeit des protestantischen Cultus, welcher eigentlich gar kein Cultus ist, mußte die Frauen aus der Kirche in die pietistischen Kirchlein treiben, wo sich ihr Gemüthleben mehr Anregung und Befriedigung versprach. Hierzu kam die Langeweile des adelichen Schloßlebens in Gegenden, die von der Glanzentfaltung der alamobischen Zeit und des Rocco abseits lagen; ferner der Anblick von so vielen unglücklichen Ehen in den aristokratischen Kreisen, woraus die Frauen die Ueberzeugung schöpften, eine lebensdigere Religiosität könne auch hierfür Abhilfe bringen. Auch aus der aristokratischen Allianz fernwelt rekrutirte sich der Pietismus; denn lieben muß das Weib; hat es keinen Geliebten, keinen Gatten, keine Kinder zu lieben, so wirft es sich dem Heiland in die Arme, oder auch oft ganz unwürdigen Schwinblern; die fürstlichen und gräflichen Häuser der Solms, Stolberg, Isenburg, Wittgenstein, Promis waren hervortretende Ringe dieser Kette. Noch heute können es wahrhaftig gebildete, feinfühlende, großdenkende Frauen in den Dämmerungen des Pietismus auf die Länge nicht aushalten, schon darum nicht, weil sich der Pietismus von den intellectuellen und sittlichen Verirrungen, welchen er im vorigen Jahrhundert verfiel, im gegenwärtigen Augenblick noch nicht gereinigt hat; jedenfalls hat Rovalis nicht unrecht, wenn er von einer räthselhaften Verbindung zwischen Religion, Mollas und Grausamkeit spricht; das beweisen die Gremel in Wilmspruch vom Jahr 1825 so gut wie die Geschichte der sächsberger pietistischen Pastoren Ubel und Difel, welche 1835 ihres Antes entsetzt wurden „weil sie die Religion zum Deckmantel der Hurerei gebrauchten.“

Von allgemeinem Interesse dürfte auch das Urtheil sein, welches Scherr über Bettina fällt; er sagt nämlich ungefähr folgendes: Bettina war eine Eisenfede, halb Puck, halb Ariel. Sie wäre bei ihrer universellen Empfänglichkeit, bei ihrem wunderbaren Rapport mit der Natur, bei dem unerschöpflichen Schatz ihrer Liebe und ihrer religiös-glühenden Theilnahme für alles, was der Menschheit frommt und die Menschheit abelt, die größte Dichterin aller Zeiten geworden, wenn sie eins verstanden hätte, freilich ein Unumgängliches: das Geheimniß der Form.

Gegen das Ende seines Werks über die deutschen Frauen spricht der Verfasser von dem Antheil, welchen die Frauen an der vielhundertjährigen Bildungsarbeit der deutschen Nation genommen haben und er sagt, da der Vorschritt unseres Volks an dem Gebiete der Intelligenz und der Sittlichkeit ein unläugbar mächtiger sei, so gebühre dem Verdienst der Frauen die höchste Anerkennung, wenngleich sich in neuester Zeit in der untersten Ständen der deutschen Frauen in Folge der physischen und moralischen Gebrechen der Pensionatserziehung traurige Ver-

wegen gejezt hätten; und mit schauerndem Rohheit sagt er, die Hute und Träne, die unermüdlische Danksamkeit und Lebensvolle Hingabe ihrer Frauen sei auf deutscher Erde meist der einzige Lohn und Trost der „Mütter des Gefalles“, welche, wähernd sie sich im schweren Dienst der Freiheit, Schwadheit und Humanität abmühen, gewöhnlich nur einen unbeschränkten Besitz erlangen: das Grab. Meistlich wird der Verfasser später in einem besondern Werke die angegebenen Momente weitläufiger ausführen, und wir würden ihm dann gern folgen, wenn er z. B. darlegte, wie Bettina auf Schim von Arnim, wie Adolphe Vogel auf Klei, wie Franz von Süssow auf Immermann gewirkt habe; in denselben Werke würden wir dann auch vielleicht die Namen deutscher Frauen erwähnt finden, die wir in dem obengenannten Geschichtsbuche ungern vermisten: Angelika Kaufmann, Dorothea Schläger, Pauline von Lippe-Deimold, Karoline Herschel, Friederike Robert, die Gattin Ludwig Robert's.

Nach möchte ich erwähnen, daß bei einer neuen Auflage der Verfasser noch das Leben einiger heroischer Weiber berücksichtigen könnte, z. B. das Leben seiner Gräfin Sutter, welche an der Seite ihres Gemahls den Siebenjährigen Krieg durchmachte, eine Frau, ferner Fürstin von Schwarzburg-Altenburg, welche ihr Schloß gegen Alben verteidigte; auch Eleonore Brunsow, die heldenmüthige Burgfrau auf Feidenberg; ferner Barbara Röhre, die bei der Verharmung Roms durch Karl von Bourbon zum Tode verurtheilt noch den sterbenden Gallen zu retten versuchte, bald aber mit ihm starb; ferner Julie von Hater, die tapfere Polin von 1830 und einige andere.

So schließen wir den Bericht über dieses treffliche und in mehr als einer Hinsicht interessante Werk, und fügen nur noch die eine Bemerkung hinzu, daß der denkende und fühlende Leser, angesichts der großen Zahl von guten und edeln Frauen, die hier genannt sind, doch beklagen wird, daß verhältnismäßig nur wenig Namen bekannt sind von solchen, welche die größten Heldenthaten verrichtet haben und den schönsten Heroismus bewiesen, z. B. im Tril des Gassen, bei der Ermordung des Vaters, bei der Proscription des Vaters, beim Hentertode des Sohnes.

10.

Aus der Geschichte Polens.

Kaiserwonne. Historischer Roman aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Von W. Bachmann. Berlin, Drcker. 1859. 8. 1 Thr. 15 Ngr.

Wie kommt der Verfasser dieses Buchs dazu, demselben einen Titel vorzusetzen, der mit seinem Inhalte so gar nichts gemein hat? Kaiserwonne! Der denkt bei diesem Worte nicht an große mühsame Resignation, Zerknirschung, Vergebung seiner Feinde, kurz an alle die Gefühle, welche Silvio Pellico in seinen „Prigioni“ so ergreifend schildert! Und statt dessen — was finden wir? Die ziemlich langgepönnene Geschichte eines jungen polnischen Edelmanns aus dienender Familie, der, vom Glück begünstigt, während der Kriege Karl's XII. und August's von Polen sich allmählich zum Starosten, Würdenträger und Schwiegervater des Bojwoden von Posen aufschwings! Es mag dem Verfasser der patriotische Zweck vorgeschwebt haben, die polnischen Zustände der ersten Decennien des 18. Jahrhunderts in einem historischen Roman zu verknüpfen, und Zeit und Umstände sind auch dazu in Aufforderung reich; allein es fehlt ihm hierzu an der Kunst, so Große mit erhabenen, das Kleine mit charakteristischen und prägnanten Zügen zu malen. So konnte ihm ein klares Bild nicht gelingen und er gab und nicht, als ein halbdrucktes Gemälde, den chaotischen Zuständen ähnlich, die blicktief aufzuheben doch seine eigentliche Aufgabe war; ein Bild, an dem Wesen zu finden man notwendig ein Polse sein muß. Ja, wäre es in unserer Zeit noch zweifelhaft, in welchem Grade der polnische Stamm unfähig ist, ein dauerndes Nationalwesen zu bilden, so würde es unabweislichst machen, indem es uns die trübsten Proben jener Gewaltthaten, Mordthaten und maß-

1860. 24.

losen Selbstsucht gibt, an der die Staatshildung in Polen fast gescheitert ist. Die Verdienste dieser Arbeit sind jedoch gering: sie beschränken sich auf eine willkommene Darstellung der trübsamen Zustände des niederen Adels in Polen, im Dienst der großen Aristokratie und der politischen Unwissenheit, welche Stanislaus Leszczyński auf seinen ephemeren Thron erhoben. Das Beste darin ist die ziemlich individuelle und charakteristische Schilderung des an Unberücklichkeit und seltsamem Wesen doch kaum erreichenden König Karl XII. Der König wechselte, wie bekannt, seine Kleider nur einmal in der Woche und zwar jeden Sonntag: nun war es Sonnabend, und man kann sich vorstellen wie sein Anzug beschaffen war, da er eben im heftigsten Regenguß über zwei Stunden im Freien seine Soldaten gennußt, als er in die Versammlung der Magnaten trat. Bis auf die Haut durchnäßt trug er eine Montur von blauen Tuch mit gelben Aufschlägen, deren Farbe kaum noch zu erkennen war, Weste und Beinleid von Alandshaut und rindolberne Stiefeln mit langen Eisensohlen, und an einem einfachen Gurt ein Schwert von Stahl: Gustav Adolf's Urtheil. Im ganzen Anzug war keine Spur von Gold oder Silber zu entdecken; aber der stolze feurige Blick, seine pyramidalische Stirn, das blaue Auge und das kurze hellblonde Haar verrathen den König.

Sein Haarwuchs war so spärlich, daß er mal rührte; der Faden schloß und sah die Stelle der Pomade. Seine Erscheinung alle Schmach, er brach jemand die geringste Amplifikation zu durchbringend, aber etwas besser, die nie fand er länger als einen Augenblick war ungewöhnlich: er war Meister und brückte sich in mehreren Sprachen liebte er das Alterthum im hohen während seines einfachen Wohl aus Plaster vorlesen. In den Kleidern Leinwand oder einem Bret, selten über Mittag ein Stück Salzfleisch mit Brot, daraus bestanden seine Mahlzeiten sein Sattel; dabei war er stets an Leszczyński's Seite in den Saal Bojwoden zu. „Sie sind zum Mar, das ist mir lieb...“ Die Antithron, ich, sonst kann ich einer Herrschaft nicht sein. Es wird daher am besten sein, ihr wählt meinen Freund Stanislaus Leszczyński zu euerem Herrn. Ich muß nach Sachsen — Herr Marschall, um 8 Uhr erwarte ich den Act über die Wahl meines Bruders, der Bräutigam wird auch dabei helfen — jetzt will ich nicht weiter hören —“ und rascher, als er gekommen war, entfernte er sich mit Piper. Nach einigen Minuten trat der Kanzler wieder ein, verbeugte sich tief vor Stanislaus und sagte: „Majestät, mein Herr und König ersucht auf einige Augenblicke...“ Der Act wurde vollzogen! Das war die Wahl König Stanislaus zum Herrscher von Polen. Am folgenden Morgen war Karl verschwunden.

Ein paar ähnliche Scenen geben dieser Erzählung einen lästigen Reiz; im ganzen genommen aber läßt sie uns ohne rege Theilnahme. Die Schicksale Adolf von Schmiegel's, des Feinden derselben, im Nationalheere und im Kampfe gegen Schweden und Tataren, sind ziemlich gewöhnlicher Art; auch erhöht es unser Interesse für ihn nicht, daß Adolf als der Sohn eines Vaters, der ein guter Landwirth aber zugleich ein Urbild von Feigheit und Servilität ist, dargestellt wird, wiewol der Verfasser auf diesen Umstand großen Nachdruck legt, und da nun auch sein Herzungsverhältnis zu der schönen Bojwodenochter höchst mangelhaft geschildert wird, so erlischt die Theilnahme für den Feinden des Romans fast gänzlich. Dies Verhältniß nimmt die Familie des Bojwoden, die Karl XII. trenn bleibt, jedoch unbedeutend und Adolf wird plötzlich gefangen und in ein ritterliches Gefängnis gesperrt, aus dem ihn nach kurzer Zeit die Geliebte und der Poet Luthheim glücklich befreien — und dies ist nun die

87

er Spar und
r. Berührung
erhält die
für gesehen,
hen" etwas
irrit hätten,
aufstände zu-
wischen Drei-
ßen Fremde-
s bleibt das
und, wenn
ie festsamen
Kriege und
n Spielball
theilen für
4

gut fanden.

Notizen.

Der Verfasser von „Goll und Haben“.

Wie, wie der Verfasser verkündet, ursprünglich für ein Blatt bestimmte, aber aber die Grenzen eines Journalaufsatzes hinausgewachsene Arbeit über den Verfasser von „Goll und Haben“ erschien nun als Buch unter dem Titel: „Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart“, von Konstantin Koller (Berlin, Springer, 1860). Der Verfasser, außerordentlicher Professor zu Jena, bemerkt über die „Valentine“ unter anderem: „Der Erfolg war begreiflich. So geschmeidig und rein war die deutsche Sprache seit Goethe's Zeiten von den Rhetoren herab nicht gehört worden. In der wunderbaren Handlung und Bewegung der einzelnen Scenen hatte das Stück in der theatralischen Literatur Deutschlands, von den großen Dichtern abgesehen, nicht seinesgleichen“ u. s. w. Im übrigen hat auch „Valentine“ ihre Zeit bereits gehabt; man konnte dies ziemlich deutlich bei einer neulichen Aufführung des Stücks in Leipzig wahrnehmen. Das Publikum verhielt sich ziemlich kalt, obgleich Joseph Wagner aus Wien, der erste Darsteller der männlichen Hauptrolle des Stücks, dem dieses einen guten Theil seines Erfolges verdankt, als Gast darin mitwirkte. Man will jetzt wieder natürliche Menschen, wahre Leidenschaften. Hat man kurz vorher „Macbeth“ und „Hamlet“ gesehen, so fällt die Gebrechlichkeit solcher modernen, wenn auch immerhin pikant und geistreich angelegten Illigianarbeiten nur um so mehr auf. Es ist nichts Ewiges darin, und die Erfahrung, daß ein Mann, um die Thüre seiner Geliebten zu retten, sich selbst als Dieb angibt und einperren läßt, ist ebenso raffiniert als schwächlich, reicht wenigstens für ein fünfstündiges Drama nicht aus. Von dem Roman „Goll und Haben“, derjenigen deutschen Dichtung, welche, wie Koller versichert, „unsern Sinne so angesprochen wie kein anderes Werk seit der Zeit der großen Literatur“, heißt es in dem übrigens manche geistreiche Bemerkungen enthaltenden Nachwort: „Wenn hier ein Einfluß von Walter Scott zugegeben ist, so muß ebenso zugegeben werden, daß der Schüler den Meister übertroffen hat“ u. s. w. Das ist doch in der That alles Mögliche! Diejenigen, welche, wie z. B. Robert Prutz, an dem fälschlichen, elegant malleiden Herrn von Hinz Anknos genormen haben, werden mit den Worten zurecht gewiesen: „Wenn jemand die Behauptung gehört worden, daß Hinz kein deutscher Typus sei, so zeigt dies nur die geringe Lebensnaturalität gewisser Kreise, deren Eingetrigkeit zum Glück immer mehr verschwindet, je größer und praktischer unser Leben wird. Jene, die so sagen, sind der Erscheinung des übermüthigen Corpsstudenten, Offiziers, Junkers, reichen Kaufmannsohns stets in furchtsamer Abneigung aus dem Wege gegangen. Aber diese Leute sind weder durchgängig so schlimm noch so böse, als sie gemacht werden“ u. s. w. Wir müssen bezweifeln, daß der Verfasser gerade durch diese Art von Ehrenrettung dem Herrn von Hinz einen wesentlichen Dienst geleistet habe. Am schlimmsten ist es übrigens, wenn die Hinz'sche Manier auch auf die Kritik übertragen wird, und es hilft

dann nichts, wenn die thüringische Goll'sche, wie man in hiesigen Blättern lesen konnte, durch höfentlich freundliche und leutseliges Bedenken an diesem oder jenem Bauern oder am Bauernstreu wieder gut zu machen sucht, was die thüringische Goll'sche an so manchem Kollegen verbrochen hat. Freytag's neues Trauerspiel „Die Babler“ gibt dem Verfasser Anlaß zu der Behauptung, daß der deutsche Dichter, welcher aus hiesiger heulende Menschlichkeit im Kampf des Schicksals zeigen wolle, in Mitte zu stehen wisse zwischen Schakspare und Schiller, und kann nun durchaus kein Zweifel sein, daß Freytag in hiesigen „Babliern“ diese Mitte zu finden gemannt hat.

Des Gegenfages wegen verweisen wir auf eine Charakteristik Freytag's von Johannes Winckler in dessen literarisch-erhebendem Werke: „Der illustrierte deutschdeutsche Roman“, auf das wir nach seiner Vollendung zurückzukommen gedenken. Da heißt es denn: „Seine kleineren Dramen sind kaum noch nennenswerth; in der mit jedem Tage sich verschlechternden „Valentine“ führt er ein abentheuerliches und verzerrtes Geschehen auf, dessen Intriguen mehr statisch als wahrheitsgemäß sind, an trost und fabels Betriebe ohne jeden idealen, erhebenden und pädagogischen Hintergrund; in den nicht gerade sehr gelungenen „Journalisten“ zeigt er, der Journalist, seinen eigenen Stand ebenso unanständig als indifferenter herab, gleichsam aus der Höhe plaudernd, wie er denn auch anderwärts, selbst Literat, über die „Literaten“ witzelt.“ In „Goll und Haben“, einem „gegen die Schicksale mehr und mehr verfallenden Werke“, vermischt Winckler die eigentliche Poesie, die Charaktere seiner ohne Noth zu zeichnen und durch Verfassung widerwärtig gemacht. Winckler fügt hinzu: „Mit einfachen und natürlichen Mitteln wirken die gleichen Halbdeutigen nicht zu wirken. Das auf dem Titel stehende Motto von Julian Schmidt, dem oberflächlichen Lobmann Freytag's, würde einen Sinn haben, wenn die „Arbeits“ in Deutsch, „wobei der heutige Romanmacher sie auffinden solle, an und für sich ein dichterisches Element darböte.“ Goll und Haben ist in dieser Sprache in diesem Roman erscheint Winckler um als die eines Künstlers, „dem es einige Mühe macht, stehend zu blättern zu erzählen“.

Zwischen dem Panegyrikus Koller's und der Winckler'schen Abfertigung hält das Urtheil von G. Altmeppen in „Dopo's“ „Telegraph“ (Nr. 28 für 1860) die Mitte; doch ist auch der zugegeben, daß die Lieblingscharaktere Freytag's bei aller Bewandtheit mit „durchaus anständlichen Elementen“ fast liegen seien; er laßt z. B. in den „Journalisten“ Konrad Holz als „Literaturjuden“ Schmod betrunken machen, um ihn aber doch anzubilden, die seiner Verschwiegenheit anvertraut sein, so im mindesten zu erkennen zu geben, „daß ihm die gemeine Lusthaftigkeit solchen Verfahrens bewußt sei“.

Die russischen Dichter.

Auf Anlaß eines in Frankreich erschienenen Buchs: „Lectures de littérature étrangère“, von Adalbert Front de Saintpaul, Divisionschef an der Präfectur der oberen Loire, welches ist vornehmlich mit dem Belgier Hendrik Conscience und den russischen Dichtern Puschkine und Gogol beschäftigt, bemerkt ein richtiger Kenner in Nr. 30 des „Magasin für die Literatur im Auslande“ in Betreff der Hauptrepräsentanten russischer Dichtung: „Es ist den armen Dichterköpfen mit ihrer Begierde recht übel ergangen. Nylezen starb 1825 als Verschwender an Salzen; Puschkine, 38 Jahre alt, im Duell; Gribjedow war in Tiflis ermordet; Lermontow, den sein Schmerzgeschick die das geheimnißvolle Ende Puschkine's in den Kaukasus verlag hatte, fiel dort, erst 30 Jahre alt, im Zweikampf; Dumas ging an den Unfällen der „Gesellschaft“ zu Grunde; Solowjew starb mit 23 Jahren an Familienhammer; Belinski verlor in 35 Jahren durch Hunger und Gend sein Leben; Dostojewsky war 35 Jahre alt, für immer nach Sibirien verbannt; und Gogol endete durch Selbstmord nach 43 Jahren oder — Bismarck! Die orientalistische Reactionsepode des altrussischen Kislakow!

hat kaum beklagenswerthere Opfer gefordert.“ Die Schicksale deutscher Dichter liefern hierzu zahlreiche Parallelen; Hunger, Elend, Wahnsinn, Selbstmord u. s. w. haben auch unter ihnen reiche Ernte gehalten; verfügt man bei uns auch über kein Sibirien, wohin man die zu unruhigen Köpfe unter den Dichtern verbannen könnte, so leben doch so manche (Freiligrath, Kinkel u. s. w.) noch jetzt in gezwungenem Exil. Nur dem Zweikampf sind die deutschen Dichter und Schriftsteller immer sehr vorsichtig aus dem Wege gegangen; bei dem unceremoniösen Ton und burschlos rohem Comment, wie er bei uns in literarischen Streitfällen von jeher üblich war, ist es auch besser, sich mit himmlischer Geduld statt mit irdischen Mordgewehren zu wappnen. Im übrigen mag es wol erlaubt sein, aus einer zu unverhältnißmäßig großen Zahl unwirger Dichtereigenschaften auf eine unter dem Culturkriß fortbestehende innere Barbarei des Volks zu schließen, dem die betreffenden Dichter angehören; denn sie deuten auf ein unharmnissiges Dasein dieses Volks, auf eine tiefgreifende Unausgeglichenheit, einen garstigen Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und dem poetischen Ideal, auf eine feindselige oder doch gänzlich isolirte Stellung der Dichter zum Volk oder vielmehr des Volks zu seinen Dichtern. Es gewährt dann auch wenig Trost, wenn einmal ein wohlwollender Fürst einen oder mehrere Dichter unter seine Flügel nimmt, um sie vor der allzu naßkalten Atmosphäre der Wirklichkeit einigermaßen zu schützen. Die Lasken unter den Russen scheinen auch jetzt sich eines Bessern besonnen zu haben, nachdem sie gesehen, daß Leid und Unglück fast die unzertrennlichen Begleiter ihrer besten Dichter waren. Wenigstens versichert, wie wir in derselben Nummer des Lehmannschen Blattes lasen, der Verfasser eines Aufsatzes in dem russischen Journal „Utro“ („Der Morgen“), B. K. Almasow, daß die eigentliche Poesie gegenwärtig nur die zweite Stelle einnehme und daß jetzt fast alle Werke der russischen Literatur vom Geiste der Nüchternheitstheorie durchdrungen seien. Nun, diese allmähliche Verschlämmung der eigentlichen Poesie durch die Utilitätsrichtung findet auch anderwärts statt. J. M.

Bibliographie.

- Arnim, Vertraute Geschichte der europäischen Höfe und Staaten seit Beendigung des 30jährigen Krieges. Neues Licht aus geheimen Archiven. 1te Abtheilung: Vertraute Geschichte des Preussischen Hofes und Staats. 1ter Band. 1te Lieferung. Berlin, J. Abelshörf. Gr. 8. 5 Ngr.
- Falldor aus seinem Leben. Seine langjährige Befehdung durch nahe Anverwandte, ingleichen seine Jugendberziehung, mit Bemerkungen über gangbare Erziehungsmissgriffe, insbesondere über Bebrückung und geistige Treibhauszucht. Anhang: ein Aufruf zu Gründung von Vereinen für naturgemäße Jugendberziehung. Berlin, Uthemann. Lex.-8. 10 Ngr.
- Geistesblüthen oder erhabene und schöne Gedanken, aus ungedruckten Quellen. Gesammelt in den Jahren 1842—1859 von J. G. R. Urach, Gellius. 8. 12 Ngr.
- Griestinger, L., Das politische Welttheater. Eine populäre Darstellung der politischen Lage Europas seit Napoleons Thronbesteigung. Nebst den Portraits und Lebensbeschreibungen der berühmtesten jetzt lebenden Männer. 1te Lieferung. Stuttgart, Gebr. Mäntler. Gr. 16. 4 Ngr.
- Hellwag, J., Predigten. Aus dem Nachlasse. (Nebst Straßrede von Nielsen.) Jever, Mettcker und Söhne. 8. 24 Ngr.
- Eine Irrfahrt im Omnisbus. Eine Erzählung nach dem Englischen frei bearbeitet von F. von Weltheim. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Kahle, C., Christliche Epigramme zu Taufnamen. Neusappin. 32. 5 Ngr.
- Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild. Den Freunden und Verehrern. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.
- Krankheit als Prüfung und Segen. Aus dem Englischen frei übertragen von A. E. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 20 Ngr.

Leipel, B. v., König Herodes. Tragödie in fünf Acten. Berlin, G. Reimer. 8. 15 Ngr.

Lorenz, O., Ottokar II. von Böhmen und das Erzbisthum Salzburg. 1246—1260. Grossentheils nach ungedruckten Quellen. Wien, Gerold. Lex.-8. 7 Ngr.

Reinhold, A., Die katholische Kirche, Fürsten, Völker und die Revolution. Nebst einem Anhang: Warum die Revolutionen der Gegenwart die katholischen Staaten erschüttern und nicht die protestantischen. Regensburg, Pustet. 8. 7 1/2 Ngr.

Reißhausen, B., Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum Hoch-Plateau von Neu-Mexico, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Landschaften und Abbildungen von Indianer-Stämmen, Thier- und Pflanzenbildern in Farbendruck, nebst 1 Karte. Eingeführt durch 2 Briefe Alexander von Humboldt's in Facsimile. 1ter Band. Leipzig, Costenoble. 1861. Lex.-8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Montalembert, Graf v., Die Mönche des Abendlandes vom heiligen Benedikt bis zum heiligen Bernhard. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe von K. Brandes. 1ter Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Rauscher, C., Gedichte. Regensburg, Leon. 1861. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Rohde, F., Desiderius. Trauerspiel. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneller, C., Am Alpsee. Dichtung. Innsbruck, Wagner. 16. 15 Ngr.

Schöpf, T. B., Johannes Nasus, Franziskaner und Weihbischof von Brixen (1534—1590). Bozen. Lex.-8. 16 Ngr.

Schröter, Armgard, Gedichte. Salzkotten, von Sobbe. 16. 1 Thlr.

Sepp von Laßberg, Markos Boparis. Trauerspiel in fünf Acten. Mainz, Kirchheim. 8. 15 Ngr.

Weinhold, K., Ueber den Antheil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1860. Wien. Gr. 8. 5 Ngr.

Wernher, Driu Liet von der Maget. Nach einer Wiener Handschrift mit den Lesarten der Uebrigen herausgegeben von J. Feisalick. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Literatur.

Bruhn, R., Französische Rheingrenzgelüste. (1849—1853—1860.) Hamburg, Bürger. 8. 1 1/2 Ngr.

Gesslen, J., Das kirchliche Hamburg vor 100 Jahren in zwei Vorträgen dargestellt. Hamburg, Rolte u. Köhler. Gr. 8. 6 Ngr.

Mon, C. v., Die weltliche Herrschaft des Papstes und die rechtliche Ordnung in Europa. Mit einem Vorwort an die deutschen Protestanten. Regensburg, Pustet. 8. 6 Ngr.

Die liberale Partei seit der Regentenschaft. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Reichenheim, L., Das Preussische Handels-Ministerium und die Gewerbe-Freiheit. Berlin, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.

Reisebriefe über Oesterreich. Von einem Sachsen. Dresden, Zeh. 8. 1 1/2 Ngr.

Schild, J. M., Goethe's schönste Gedichte nach den Bedürfnissen unserer Zeit verbessert. Dresden, Schöpf. Gr. 8. 2 Ngr.

Schulze, H., Rede zur Vorfeier des 100jährigen Geburtsfestes Friedrich von Schillers, gehalten zu Stralsund am 9. November 1859. Stralsund. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Sonderstellung Ungarns, vom Standpunkte der Einheit Deutschlands. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Aufruf zur Unterstützung
des
Luther-Denkmals in Worms
durch Abnahme der bildlichen Darstellung desselben
nach dem Entwurfe von
Ernst Rietischel.

Holzchnitt nebst erklärendem Text.
gr. oder 54 Kr. Rheinisch.
a Jahresberichte, welcher zugleich als
Träger für das in Worms zu errichtende
Luthers Denkmal dieses Jahres ausgegeben wurde,
Erscheinen einer guten Abbildung des
Denkmals, durch deren Verkauf wir einen
60,000 Gulden aufzubringen hoffen.
Es ist in Holzschnitt sehr gekun-
stvoll, mit erklärendem Text in
und englischer Sprache versehen, zur

Interesse hat nicht allein das protestantische
die ganze evangelische Christenheit die-
se, und glauben wir darin eine sichere
Sicherung, daß unser jetziger Aufruf, durch
die Ausführung des Denkmals selbst
zu, den gewünschten Erfolg haben wird.
Der Christ wird nicht freudigen Herzens
ganz anwenden, um sich dadurch in den
Lohn, welches ihm das großartige protes-
tante Werk zu einem Unternehmen durch den
Gedanken weis?

Wir wenden uns deshalb mit freudiger Zuversicht
an alle, die im Stande sind, zu einem erfolgreichen und raschen
Absage dieses Kunstblattes beizutragen, mit der Bitte um fleißige
Verwendung dafür in ihren Kreisen: zunächst an den gesamten
deutschen Buchhandel, der es niemals an seiner bereitwilligen
Unterstützung fehlen läßt, wenn es die Ausführung einer groß-
artigen Idee gilt, wozu wir die herrliche Schöpfung Rietischel's
mit Recht zählen müssen; ferner an die protestantischen Gemein-
den und Kirchenvorstände, an die Geistlichen und an die Lehrer der
protestantischen Jugend Deutschlands; mit einem Worte: an alle
Freunde und Verehrer Luthers und der Reformation.

Unterstütze sich in jeder protestantischen Gemeinde irgend-
jemand der Mühe, Subscribenten zu sammeln, so würde ein
glänzender Erfolg sicher nicht ausbleiben.

Das Blatt ist Eigentum des Vereins, die Buchhandlung
F. A. Brockhaus in Leipzig hat aber den Vertrieb übernommen
und sind deshalb alle Bestellungen an dieselbe zu richten. Wer
zehn Exemplare auf einmal bestellt, erhält ein Freiemplar.

Endlich ersuchen wir noch die Herausgeber deutscher Zei-
tungen, Tagesblätter und Zeitschriften um gefällige unentgelt-
liche Aufnahme unseres Aufrufs.

Und so geben wir uns denn der Hoffnung hin, daß die an
die Herausgabe dieses Kunstblattes geknüpften Erwartungen nicht
getäuscht werden, sondern daß wir durch das vollständige Gelin-
gen dieses Unternehmens dem schönen Ziele, welches wir erstre-
ben, um vieles näher rücken.

Worms, im Juli 1860.

Der Ausschuss des Luther-Denkmal-Vereins.
E. Reim, Präsident. Dr. Eich, Vicepräsident. Edel-
mann, Secretär. Dr. Goldbeck. A. Kranzschüler.
G. Rebel. Dr. Meißner. L. Wagner.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von Dr. J. E. Hübner und Dr. W. Hübner
(W. Hübner). Achtundzwanzigster Theil.

Dritte Folge. Vierter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 2 Th.

Inhalt: 1. Frau von Jeuloffe. (Normandie. Mordmord. 1857.) 2. Die
Frau des Herrn de Gosselard. (Normandie. Mordmord. 1794—74.) 3. Die
Bewaffnete de Brum. (Frankreich. Mord. Entführung. 1792—60.) 4. Die
Entführung der Witwe de Brum. (Frankreich. Mord. 1857.) 5. Die Entführung
des Brum. (Frankreich. Mord. 1857.) 6. Die Entführung der Witwe de Brum.
(Frankreich. Mord. 1857.) 7. Die Entführung der Witwe de Brum.
(Frankreich. Mord. 1857.) 8. Die Entführung der Witwe de Brum.
(Frankreich. Mord. 1857.) 9. Die Entführung der Witwe de Brum.
(Frankreich. Mord. 1857.) 10. Die Entführung der Witwe de Brum.
(Frankreich. Mord. 1857.) 11. Die Entführung der Witwe de Brum.
(Frankreich. Mord. 1857.) 12. Die Entführung der Witwe de Brum.
(Frankreich. Mord. 1857.)

Diese bekannte Sammlung der interessantesten Cri-
minalgeschichten aller Länder und aller Zeiten und neuerer
Zeit erfreut sich unangesehener in seltenem Maße der Theilnahme
des deutschen Publikums und rechtfertigt ihren Ruf durch fort-
währende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalge-
schichte der Vergangenheit wie der Gegenwart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang

zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache.

Nach Ahn's Methode. Von Karl Graefler.

Erster Kursus. Dritte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Zweiter Kursus. 8. Geh. 12 Ngr.

Graefler's englischer Lehrgang hat in kurzer Zeit große Ver-
breitung gefunden, wie das baldige Erscheinen einer dritten
Auflage beweist. Derselbe ist jetzt durch einen zweiten Kur-
sus vermehrt worden, der eine Mittelstufe zwischen dem ersten
Kursus und der „Praktischen Schulgrammatik der Englischen
Sprache“ von demselben Verfasser (16 Ngr.) bildet. Ein außer-
ordentliches Hilfsmittel zur Vervollkommenheit in der englischen
Sprache bildet Graefler's „Englisches Wörterbuch“. 400
der gebräuchlichsten englischen Wörter“ (5 Ngr.).

Lehrer erhalten von der Verlagsbuchhandlung gegen ein
Gratisexemplar behufs der Einführung in Schulen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Evangelien.

Nach den neuesten Forschungen für das Volk bearbeitet von
Christians. (Abdruck aus der zweiten Auflage von des
Verfassers „Evangelium des Reichs“.) 8. Geh. 10 Ngr.

Der Verfasser glaubt durch diese Zusammenstellung der neu-
sten Forschungen den Beweis geliefert zu haben, daß die
Worte Jesu Christi nur durch den Apostel Matthäus über-
liefert, und in späteren Zeiten absichtlich verfälscht worden
sind.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 35. —

30. August 1860.

Inhalt: Zur Streitfrage über das Nibelungenlied. — Velders, Aus dem Gefängnisleben. — Eine antiprotestantische Zeitschrift Daumer's — Edmund Geiser, der Novellist. — Notizen. (Der Graf Stefan Szécsényi: Zur Frage, ob die Poesie idyllisch sein dürfe.) — Bildtopographie. — Anzeigen.

Zur Streitfrage über das Nibelungenlied.

Je mehr man mit der altfranzösischen Literatur bekannt wird, um so gewisser wird es, daß die meisten Werke der so hoch gepriesenen holländischen Dichter des deutschen Mittelalters nur mehr oder weniger freie Uebersetzungen französischer Dichtungen sind. So hat Alexander Pey in einer vor kurzem im „Jahrbuch für romanische Literatur“ erschienenen Arbeit auf das unzweifelhafteste nachgewiesen, daß Heinrich von Veldeke's „Eneide“ nichts anders ist als eine oft wörtliche Uebersetzung des gleichnamigen Gedichts von Benoît de St.-More; von andern Werken der holländischen Dichter ist ein ähnliches Verhältniß schon längst dargethan worden, von den meisten übrigen wird es ohne Zweifel noch nachgewiesen werden. Wenn die deutsche Literatur auf diese Weise eine ihrer glänzenden Perioden wenigstens zum Theil einbüßt, so ist der Gewinn unsers Bedünkens auf der andern Seite so groß, daß man diesen Verlust wol verschmerzen kann. Der Gewinn besteht aber darin, daß das Urtheil über das noch von vielen so hoch gepriesene Mittelalter mit seinem deutschen Kaiser, seinem Ritterthum und seinen adelichen Dichtern, seinem Papst und seinen Mönchen auch in Bezug auf geistige Bildung immer mehr berichtigt und die auf durchaus irrigen Voraussetzungen beruhende Vorliebe endlich einmal gründlich beseitigt werden muß.

Wenn aber zu erwarten steht, daß man mit der Zeit von der ritterlichen Poesie ungefähr so urtheilen wird, wie von der Schlesienschen Dichterschule, und nur einige wenige Namen, wie Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Greibank und vielleicht noch zwei oder drei ihren bisherigen Ruhm wenigstens zum Theil behalten, so bleibt uns aus jener Zeit doch Großes genug übrig, auf das wir stolz sein können; wir meinen die großartigen volkshämlichen Dichtungen, unter denen das Nibelungenlied unbestritten den ersten Rang einnimmt, und dem die „Gudrun“ würdig sich anreihet. Und es steht zu hoffen, daß diese trefflichen Dichtungen, denen kein anderes Volk ähnliches an die Seite stellen kann, immer mehr in ihrer großartigen Schönheit gewürdigt, es steht zu hoffen, daß sie mit steigender Liebe gepflegt und endlich wieder

zum Eigenthum des ganzen Volks gemacht werden. Wir freuen uns daher, so oft man dieselben und namentlich unsere Iliade, das Nibelungenlied, zum Gegenstande neuer Forschungen macht, weil jede, selbst eine verfehlte Schrift, die darauf Bezug hat, am Ende doch einen Schritt weiter zum endlichen Ziele führt. Wir haben in Nr. 14 d. Bl. f. 1857 eine Uebersicht der seit 1854 erschienenen Schriften über das Nibelungenlied mitgetheilt. Der Zweck nachfolgender Zeilen ist, unsere Leser mit den wichtigsten Erscheinungen auf diesem Gebiete bekannt zu machen, die seitdem veröffentlicht wurden.

Um aber das Verständniß derselben zu erleichtern und um zugleich Wiederholungen aus jener ersten Uebersicht zu vermeiden, ist es nöthig, daß wir unsere Leser an den Zustand der Frage in kurzen Worten erinnern. Karl Lachmann hatte die Behauptung aufgestellt, daß das Nibelungenlied eine verunglückte Verschmelzung von 20 alten Volksliedern sei, die er mit Hülfe der münchener Handschrift wiederherzustellen unternommen hatte. Diese Ansicht Lachmann's war bei den Germanisten durchgebrungen, und kaum wagte jemand einen leisen Zweifel gegen dieselbe auszusprechen, bis im Jahre 1854 Holzmann gegen sie auftrat, indem er nachzuweisen suchte, daß die Lachmann'sche Handschrift den echten Text enthalte und daß Konrad, Schreiber des (historischen) Bischofs Pilgrim, der Verfasser des Gedichts sei. Es gelang Holzmann zwar, die Ansicht Lachmann's so gründlich zu erschüttern, daß jetzt nur noch wenige an derselben festhalten, dagegen ist die Begründung seiner eigenen Ansicht durchaus ungenügend, und es ist die Frage, wo der echte Text zu finden und wer der Dichter des Nibelungenliedes sei, durch ihn eher verwirrt als aufgeklärt worden. Es war daher zu erwarten, daß dieselbe neue Untersuchungen hervorrufen würde, und in der That erschien eine solche schon nach drei Jahren unter dem Titel:

1. Thunrad, Prälat von Göttingen und das Nibelungenlied. Eine Beantwortung der Nibelungenfrage von Wilhelm Götter. Wien, Hartleben. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Schrift hat den großen Fehler, daß sie, obgleich methodisch angelegt, doch einer leichten Uebersicht erman-

gelt, was vorzüglich in der eigenthümlichen Vorliebe des Verfassers zu nutzlosen Abschweifungen und zu weitläufigen Ausführungen bedeutungsloser Nebenumstände seinen Grund hat. Dagegen darf man nicht verkennen, daß der Verfasser die Sache mit großer Liebe ergriffen und umfassende Studien über dieselbe gemacht hat. Wir wollen versuchen, den Gang seiner Untersuchung darzustellen, wobei wir aber nur auf das Wesentliche näher eingehen werden.

Zuerst untersucht Gärtner die Entstehungszeiten des Nibelungenliedes und kommt aus innern und äußern Gründen, unter denen er die alterthümliche Sprache hervorhebt, zu dem Schluß, daß die Abfassung des Gedichts in die Jahre zwischen 1070 und 1080 oder 1090 falle. Hierauf begründet er seine Ansicht, daß es nicht aus einer beliebigen Zahl alter Lieder zusammengeschweift, sondern ein organisches Kunstwerk sei und daher notwendig nur von einem Dichter stammen könne, dessen Heimat, wie aus dem Gedicht selbst sich ergebe, unzweifelhaft Oesterreich sei. Die Vermuthung Holzmann's, daß Konrad, Schreiber des Bischofs Pilgrim, das Nibelungenlied gedichtet habe, wird als ganz unstatthaft zurückgewiesen, wobei Gärtner ziemlich die nämlichen Gründe entwickelt, die wir in unserer Besprechung der Holzmann'schen Schrift angedeutet haben. Holzmann hatte sich in seiner Untersuchung auf eine Stelle des bairischen Geschichtschreibers Hund von Sulzemoos berufen, der von einem alten deutschen Gedichte berichtete, welches nichts anderes als unser Nibelungenlied sein könne. Gegen diese Behauptung wendet Gärtner ein, daß Hund, wie schon vor ihm Dümmler nachgewiesen, nur den ältern Weuschius abgeschrieben, der aber noch weiter hinzugefügt, daß Pilgrim ein Nachkomme Rüdiger's, eines Heerführers der Hunnen und Avarn, gewesen sei. Nun findet sich aber in Ottheinrich eine alte Reimchronik, welche vollkommen auf die angeführte Stelle des Weuschius paßt, und es geht somit daraus hervor, daß dieser (und somit auch Hund) nicht das Nibelungenlied, wie Holzmann annahm, im Sinne gehabt habe, sondern diese Reimchronik, welche Bischof Pilgrim habe verfertigen lassen. Es sei aber undenkbar anzunehmen, fährt Gärtner fort, daß Pilgrim neben diesem Reimchroniken noch ein zweites Gedicht über denselben Stoff, das Nibelungenlied, habe dichten lassen.

So weit kann man mit dem Verfasser übereinstimmen und man möchte nur wünschen, daß er seine Ansicht klarer und übersichtlicher entwickelt hätte. Denn wir müssen gestehen, daß wir seit langer Zeit kein so schlecht geschriebenes und, was noch mehr ist, kein so schlecht componirtes Buch in den Händen gehabt haben. Es gehört wahrlich eine Riesengeduld dazu, sich durch dasselbe durchzuarbeiten. Hundertmal verliert der Verfasser den Faden, hundertmal unterbricht er seine Auseinandersetzung durch irgendeinen gelehrten Einsall, den er in breite ermüdende Weitläufigkeit ausspinnt, wenn nicht bald darauf ein anderer seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Und wenn er endlich die Untersuchung wieder aufnimmt, so können wir überzeugt sein, daß er bald

wieder eine neue Epifode vorbringt oder eine früher wiederholt.

Doch wir wollen seine Darstellung weiter verfolgen. „Der Dichter des Nibelungenliedes“, sagt er, „kann der Schreiber des Bischofs Pilgrim nicht gewesen sein; aber so viel steht fest, daß er Konrad geheissen hat.“ Wir haben vergeblich nach einem Beweise dieser Behauptung gesucht; es geht aber aus dem Zusammenhang hervor, daß auch er, wie Holzmann, seine Behauptung mit dem Schluß der „Klage“ begründet. Diese besagt nämlich, daß Bischof Pilgrim die Sage von dem Untergang der Nibelungen durch seinen Schreiber Konrad habe aufschreiben lassen. Aber obgleich Gärtner an einem Ort seiner Schrift selbst bemerkt, daß die „Klage“ von einem lateinischen Buche spricht, daß der Bischof habe schreiben lassen, und unter diesem also ein deutsches Gedicht nicht verstanden werden könne, behauptet er doch wieder, daß nach dem Zeugnisse der „Klage“ der Dichter des Nibelungenliedes Konrad geheissen haben müsse. Nun handelt es sich darum, zu erforschen, wer dieser Konrad gewesen sei. Daß der Dichter ein Oesterreicher gewesen, behauptet Gärtner, ohne außer allem Zweifel. Wir wollen ihm dies zugeben, ob es gleich noch lange nicht ausgemacht ist, und der Umstand, daß der Dichter mit den österreichischen Zuständen vertraut sei, das österreichische Land genau kenne, noch lange nicht beweist, daß er ein Oesterreicher gewesen. Allein nun kommt eine Behauptung, die wirklich als höchst überraschend bezeichnet werden kann und auf die wir um so viel mehr Gewicht legen müssen, als sie ein bedeutendes Glied in der weiteren Begründung seiner Ansicht bildet. „Der Dichter“, sagt er, „war ferner ein Geistlicher.“ Der Dichter des Nibelungenliedes ein Geistlicher! Wenn man die Dichtungen der Geistlichen aus dem 11. und 12. Jahrhundert, in welche Zeit er die Abfassung des Gedichts legt, nur oberflächlich kennt, wird man über diese Behauptung billig staunen müssen. Und worauf gründet er dieselbe? Er erinnert an die Gelehrsamkeit und das Kunstbewußtsein des Dichters. Nun, was die Gelehrsamkeit betrifft, so ist diese im Nibelungenlied eben nicht größer, als sie ein durch das Leben und möglicherweise durch große Wanderungen gebildeter Sänger gehabt haben mag. Daß der Verfasser des Nibelungenliedes ein Dichter im vollen Sinne des Wortes war, erkennen wir mit Gärtner gern und freudig an; ja, wir glauben mit ihm, daß er ein größeres und edleres Talent hatte, als alle geistlichen und als alle gepriesenen höfischen Dichter, den vergötterten Wolfram von Eschenbach nicht ausgenommen. Aber von Kunstbewußtsein zu reden, ist wol etwas gewagt. Oder was versteht Gärtner unter diesem Ausdruck? Doch wol die durch Studium und höhere Bildung erworbene Sicherheit, ein dichterisches Werk nach dem Gesetze der Kunst anzulegen und auszuführen! Ein solches Bewußtsein hat aber der Dichter des Nibelungenliedes ebenso wenig gehabt, als Homer oder Schaffpeare. Er hat ein Kunstwerk geschaffen, ohne sich dessen bewußt zu sein, indem er sich seinem angeborenen Talent überließ, das ihn, weil es eben ein wahres Talent war, mit

der höchsten Sicherheit leistete. Und möge uns doch Gärtnner einen einzigen geistlichen Dichter des 11. und der folgenden Jahrhunderte nennen, der mit Kunstbewußtsein gebichtet hätte? Wo steht um seine Behauptung, daß der mit Kunstbewußtsein begabte Dichter des Nibelungenliedes ein Geistlicher gewesen sei, schon übel, wenn er der einzige geistliche Dichter gewesen wäre, der mit Kunstbewußtsein gebichtet hätte. „An den geistlichen Verfasser“, heißt er ferner, „mahnt die christliche Besehung, Anschauung und Tendenz des Dichters.“ Allerdings hat Gärtnner in einem sonst lesenswerthen Kapitel seines Buchs viel von dieser christlichen Tendenz des Dichters gesprochen, aber freilich nicht überzeugend. Er legt an seine Beurtheilung den Maßstab des katholischen Romanismus an, und findet, es ist romantisch, in dem Gedicht mit leichter Mühe alles, was er hineinlegen will. Siegfried hat die Nibelungen gewalthätig behandelt, daher mußte er dafür büßen: Hagen ermordete ihn; und wegen dieses Mordes mußte Hagen hinwiederum von Ghermhold getödtet werden, die ihrerseits dafür von Dietrich erschlagen werden mußte. Das ist die christliche Tendenz, die Gärtnner im Nibelungenlied findet und aus welcher er den Schluß zieht, daß der Dichter ein Geistlicher war. Agamemnon hat seine Tochter Iphigenia geopfert; daher mußte er für diese That büßen und sein Weib Klytämnestra ließ ihn ermorden; es war aber auch dies eine Schandthat, die nicht ungerächt bleiben durfte, ihr Sohn Orestes erschlug sie. Das ist die christliche Tendenz der griechischen Tragödie, und der Dichter war daher ein Geistlicher. Ist dies etwa nicht ebenso consequent als das andere?

Ferner soll der Dichter des Nibelungenliedes ein Geistlicher gewesen sein, weil das Gedicht einen Bischof einführt, und vom Kloster Lorch Kunde hat. Wenn nun der Dichter ein Oesterreicher und ein Geistlicher gewesen ist, so kann es niemand anders sein, als der Prälat Konrad von Wörlitz, auf den auch die Zeit paßt, in welcher das Nibelungenlied entstanden sein muß. Wir wissen zwar nicht, daß derselbe gebichtet hat, wir wissen nur von ihm, daß er früher passauer Kanonikus war, daß er nach Jerusalem pilgerte, daß er seine Thätigkeit den Angelegenheiten der Kirche und insbesondere seines Klosters widmete, daß, „durch seine Weisheit der Ort an baulichen Erweiterungen, an Reichthum zunahm, und derselbe in Beziehung auf Besitzungen, Beneficien und ehrenvolle Männer gedieh.“ Aber was thut das? War sein Freund Ezzo, von dem das Gedicht „Die Schöpfung“ (vielleicht!) herrührt, nicht ein Dichter? Also war „Konrad mit Ezzo poetisch verwandt“, also war auch er ein Dichter, also hat er das Nibelungenlied gebichtet. Und Gärtnner ist davon so lebendig überzeugt, daß er uns sogar ein Bild seiner Persönlichkeit gibt, das allerdings von der Lebendigkeit seiner Phantasie zeigt, aber wenig geeignet ist, uns eine gute Meinung von seinem kritischen Sinn und Forschergeist zu geben. Er sagt:

Wir finden den Prälaten oben auf einem reizenden Berge, der so ganz eigenlich eine Schenke für den Nibelungenhof (wie romantisch!), insbesondere für das Oker- und Rüdgers-

Auch in diesen Zeilen ist der Romanist genug, aber sollten wir nicht vielmehr sagen des Romantischen? Eine solche Stelle weist hin, den ganzen Bau des Verfassers in sein richtiges Licht zu stellen, d. h. als eine trotz der überhäufenden unendlichen Nachweisungen als eine romantische Grille, die bei dem leisesten Windhauch zusammenfällt und zusammenfallen muß. Das ganze Buch ist in der That nichts als eine Zusammenstellung der willkürlichsten Hypothesen, die zugleich, wie schon erwähnt, so entsehrlich schlecht dargestellt sind, daß es eine wahre Pein gewährt, sich durch dasselbe durchzuarbeiten, und es wirklich eine übermäßige Willensanstrengung dazu gehört, darob die Geduld nicht zu verlieren. Wir wundern uns daher gar nicht, daß Diemer in seiner Kritik des Buchs, die er bald nach Erscheinen desselben in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst“ veröffentlichte, den Verfasser ziemlich schonungslos behandelt hat. Wir wollen zwar zugeben, daß er den Fleiß des Verfassers nicht hinlänglich anerkannt hat, allein wir begreifen, daß er bei dem Krüger, den ihm das Buch wegen seines schlechten Stils und seiner verwirrten Ausführung verursachen mußte, weil er sich gewiß gezwungen sah, wie wir es auch waren, manches Kapitel dreis- und viermal durchzulesen, um nur zum Verständniß desselben durchzubringen, jene anerkennenswerthe Seite übersah, sowie er auch ebendeshalb nicht daran dachte, daß die Schrift Gärtnner's wenigstens ein negatives Verdienst hat, das nämlich, daß es niemand mehr einfallen wird, die Hypothese aufzustellen, es sei der Prälat Chonrad von Wörlitz der Dichter des Nibelungenliedes. Die Kritik Diemer's rief eine Entgegnung seitens des Verfassers hervor:

2. Beleuchtungen. Ein Nachwort zu meiner Nibelungenschrift, und eine Antwort auf die Kritik des Herrn Joseph Diemer. Von Wilhelm Gärtnner. Pröß., G. Kiliau. 1867. Ber. 8. 28 Bge.

Da diese 129 Frage in keiner wissenschaftlichen Lebenswelt das größere Werk, so anzuführen. Dagegen Bewertung zu machen ist immer als 1 scheint, wenn er in erscheint, wie der Oh Oder ist das nicht dem Publikum zumut er in der nächsten zu bestimmen, ob e

habe, und sogar ohne sich zu bekümmern, ob es nur verständlich sei? Die Sache hat aber noch eine andere, wichtige Seite. Man hat von jeher gegen frivole und unzüchtige Bücher geistert, und allerdings mit dem vollsten Recht, aber unsers Erachtens sind schlecht geschriebene Bücher in gewissem Sinne noch verderblicher. Denn jene bleiben doch immer nur auf einen kleinern Kreis von Menschen beschränkt, während diese sich an ganze Klassen des Publikums wenden, und nicht bloß dessen Geschmack und ästhetische Bildung, sondern auch das Nationalgefühl und das Nationalbewußtsein untergraben. Denn die Sprache ist das lebendigste und treueste Abbild eines Volks; es hebt sich und fällt mit ihr. Die Zeit der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volks auch ist die, in welcher die deutsche Sprache am tiefsten gesunken war. Doch wir wollen uns mit diesen Andeutungen begnügen; vielleicht findet sich die Gelegenheit, die Sache einmal ausführlicher zu entwickeln.

Außer der Schrift Gärtners haben wir noch zunächst zwei andere zu besprechen, welche das Nibelungenlied behandeln, und von denen die eine gegen Holzmann, die zweite gegen Lachmann gerichtet ist. Beide sind in ernster, würdiger, echt wissenschaftlicher Weise gehalten und gewähren bei der Lektüre der Behandlung nicht bloß vorübergehendes Interesse, sondern werden auch später für jeden, der sich eindringlich mit dem Nibelungenliede beschäftigt, von Werth und Nutzen sein.

Die erste dieser beiden Schriften:

3. Ueber die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Götting in Jena von R. von Liliencron. Weimar, Böhlau. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

zeugt von langjähriger und liebevoller Beschäftigung mit dem Gedicht; der Verfasser kennt dasselbe bis in seine unbedeutendsten Einzelheiten.

Unsere Leser erinnern sich, daß Holzmann die Laßberg'sche Handschrift des Nibelungenliedes (gewöhnlich mit C bezeichnet) für die älteste, ihren Text für den echten erklärte und darauf vorzüglich bauend, die Lachmann'sche Kritik bekämpfte. Man wird sich auch erinnern, daß wir gerade darin die Schwäche seiner Beweisführung erblickt haben. Was wir in unserm frühern Artikel nur andeuten konnten, das führt der Verfasser der vorliegenden Schrift in vortrefflicher Entwicklung aus. Er zeigt, daß die Handschrift C nur das Werk eines Uebersetzers sein könne, deren Aenderungen, von einzelnen Zufälligkeiten und Irrthümern abgesehen, auf bestimmten Gründen und Anlässen beruhen, bestimmte Richtungen und Ziele verfolgen. Die Abweichungen der genannten Handschrift können schon deswegen nicht der ursprüngliche Text sein, weil sie auf eine gebildete Zeit, auf eine kunstvollere Entwicklung der Sprache und der Poesie hinweisen, während der gemeine Text im rauen, aber auch freisichern und volkstümlichern Tone lebt. Man kann allerdings nicht annehmen, wie Holzmann will, daß die seine, geglättete Darstellung, die künstliche Composition von einem spätern Uebersetzer in eine rauhere Form umgesetzt worden sei. Dies könnte höchstens dann gedacht werden, wenn der gemeine Text aus dem 14. und 15.

Jahrhundert stammte, aber von einer so späten Abfassung irgendeines Textes kann in keinem Falle die Rede sein. Dem widerspricht auch die alterthümlichere Haltung des gemeinen Textes, sowie sie auch beweist, daß derselbe aus früherer Zeit stammen müsse, als die höflich abgerundete Form der Handschrift C. So muß diese schon aus diesen Gründen als eine Uebersetzung erscheinen und ihre Abweichungen stellen sich bei näherer Prüfung als bessernde Aenderungen der Darstellung oder des Ausdrucks, indem sie bald bezwecken, den Zusammenhang der Erzählung zu ändern, bald die Zeichnung der Charaktere zu modificiren, bald Lücken der Darstellung zu füllen, bald Unebenheiten, Widersprüche oder Wiederholungen zu beseitigen, bald auch um den Ausdruck in einzelnen klarer, correcter, oder den Satzbau fließender oder die Sprache reiner zu machen. Es ist offenbar, daß wenn die Handschrift C den ursprünglichen Text gäbe, und der gemeine Text eine Umbildung wäre, der Uebersetzer wenigstens nicht danach gestrebt hätte, den Ausdruck unklarer und steifer, den Satzbau schleppender, die Sprache unbeholfener zu machen.

Freilich hatte Holzmann diesem Einwurf im voraus zu begegnen gesucht. Er sagt in seiner bekannten Schrift:

Kann man wol annehmen, daß der Verfasser des Nibelungenliedes, der jedenfalls ein reiches Talent hatte, immer den härtesten Ausdruck, den schleppendsten Satzbau, die incorrecte Sprache gewählt haben werde, während ein sehr untergeordneter Dichter, wie der Umarbeiter doch jedenfalls gewesen ist, die glücklichere Darstellung gewählt habe?

Auf diesen Einwurf ist leicht zu antworten. Die Darstellung in der Handschrift C ist allerdings geglätteter, abgerundeter, feiner, kunstmäßiger, aber wenn man dies auch zugesteht, so ist damit noch nicht bewiesen, daß sie auch besser, wahrer, poetischer sei. Vielmehr läßt sich leicht darthun, daß der gemeine Text in dieser Hinsicht dem von C weit vorzuziehen ist. Wir bedauern, daß Liliencron unterlassen hat, diesen Beweis zu führen, es hätte dies den Werth seiner Schrift gewiß nicht unbedeutend erhöht. Aber freilich er konnte es bei seinem ausschließlich Lachmann'schen Standpunkte nicht thun; ihm ist der gemeine Text ebenso wenig ursprünglich als der in der Laßberg'schen Handschrift. Daher zeigt er eine wahre Schadenfreude, wenn er jenem eine anhängen kann (man verzeihe diesen Ausdruck), d. h. wenn er nachweisen kann, daß Strophen des gemeinen Textes, die nicht zugleich in den 20 Liedern von Lachmann vorkommen (denn gegen diese ist er ungleich höflicher), auf irgendeine Weise tadelnswerth sind. Wir wollen ihm diese Schwäche — der Verfasser wird es selbst gestehen müssen, daß es eine ist — nicht zu hoch anrechnen, da sie mit seiner Ansicht von der Entstehung des Gedichtes zusammenhängt; es war aber nöthig, sie zu constatiren, um den richtigen Standpunkt bei der Beurtheilung der Schrift des Hrn. von Liliencron zu gewinnen.

Den Beweis, daß die Handschrift C eine Umarbeitung des ältern oder gemeinen Textes sei, und alle Abweichungen als bewusste Aenderungen angesehen werden müßten, durch welche der Umbildner eine höflichere Dar-

stellung herzustellen beabsichtigte, führt der Verfasser ebenso gründlich als überzeugend aus. In dem ersten Abschnitt stellt er eine sehr reiche Zahl von größern und kleinern Stellen zusammen, die der Uebersetzer von C aus den ihm angegebenen Gründen entweder änderte oder einschob, und doch hat der Verfasser die Reihe der Fälle dieser Art noch lange nicht erschöpft. Er hat, sagt er, nicht einmal ängstlich nach den wichtigsten Beispielen gesucht. „Beweisend“, fügt er hinzu, „sind von ihnen nicht nur die wichtigsten, sondern oft sogar diese gerade weniger, als die über das ganze Gedicht vertheilte Masse kleiner Nachbesserungen des Ausdrucks.“ Man sollte sich dann Uebersetzer denken können, der das Ungeschick oder Misgeschick hätte, beinahe jeder Strophe, die er anzurühren wagte, einen kleinen Schaden beizubringen und daneben dennoch das wunderbare Geschick, die ganze Dichtung der Frische und sonstigen Eigenthümlichkeit des Volkstums näher zu bringen, es von der in der Poesie seiner Zeit alles beherrschenden Mode und Manier noch um ein gut Theil weiter abzurücken, als schon vor ihm der ursprüngliche Dichter die mehr wie staunenswerthe Objectivität besessen hätte?

In einem zweiten Abschnitte betrachtet der Verfasser die Stellen, in welchen C harte oder unklare oder grammatisch ungenaue Constructionen ändert u. s. w. Aus allem geht hervor, daß C die ursprüngliche, volksthümliche und altherkömmliche Darstellung in eine „modifizierte“, der schon entwickelten höflichen Poesie angemessenere Form umzugestalten suchte; und so wird wol jeder, der die vorliegende Schrift ohne vorgefaßte Meinung liest, oder sich in dieselbe wenigstens nicht vollständig verkannt hat, mit dem Verfasser zum Schluß gelangen, daß die Handschrift C unabdinglich den ursprünglichen Text des Nibelungenliedes enthalten kann. Für die Lirertheorie Rachmann's ist aber durch die übrigens so verdienstliche Arbeit Müllendorfs gar nichts gewonnen; denn dadurch, daß der Beweis geliefert ist, es sei C eine Umarbeitung des ursprünglichen Textes, ist nicht auch zugleich dargethan, daß der gemeine Text ebenfalls eine solche ist. Wir theilen in dieser Beziehung fortwährend Holzmann's Ansicht, und wiederholen nur, was wir am Schluß unsers frühern Artikels sagten, daß dieser in seinen Untersuchungen einen unzweifelhaft wahren Satz ausgesprochen, denselben aber in höchst unglücklicher Weise durchgeführt hat.

Die nächste Schrift, welche wir zu besprechen haben,

4. Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift von Heinrich Fischer. Hannover, Kämpfer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

ist zunächst gegen Rachmann's Lirertheorie gerichtet, deren Unhaltbarkeit sie auf das schlagendste nachweist, wodurch Holzmann's „Untersuchungen“ nicht bloß ergänzt, sondern in der That erst begründet werden, da sich dieselben eigentlich auf Rachmann's Beweisführung gar nicht einlassen. Fischer's Schrift befolgt einen durchaus methodischen Gang, wodurch sie nicht wenig an Klarheit und somit auch an Werth gewinnt. Sie untersucht zuerst die allgemeinen „Kriterien“, welche nach

Rachmann die U beweisen sollten.

diese Kriterien: und zweitens, in maßig betonte, waren, auch einmal Strophen f Kriterien für ed Fällen solche d den aufgestellten angesehen werde 20 von Rachmann sondern Gründe einzelnen Stroph den dieser hierb

zeigt auf das anschaulichste, wie leicht unsere Gelehrten, und gerade diejenigen, welche am meisten mit deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaftlichkeit prahlen, ihren Verstand und ihre Selbstständigkeit gefangen geben. Zuerst scheidet nämlich Rachmann eine Anzahl Strophen aus und erhält dadurch ein mehr oder weniger zusammenhängendes Ganzes, das er als ursprüngliches Lied bezeichnet. Hierauf zeigt er, daß dieses Lied einen bestimmten Ton habe, und begründet die Ausscheidung der Strophen dadurch, daß sie zu dem Tone des Liedes nicht paßten. Nun hat aber das Lied diesen Ton erst durch die Ausscheidung und infolge derselben erhalten, und es wird somit die Wirkung durch eine Art Taschenspielerkunststück zur Ursache gemacht. Diese Methode ließ sich freilich nicht überall durchführen, und es mußte zu andern Mitteln gegriffen werden. Ein weiteres besteht darin, daß Rachmann eine große Anzahl von Strophen verwarf, weil das Gedicht auch ohne dieselben bestehen, weil es ohne sie verstanden werden könne. Nun möchten wir aber Rachmann oder seine Nachbeter bitten, aus der gesammten Literatur aller Zeiten und Völker und nicht bloß der poetischen, ein einziges Werk nachzuweisen, in welchem nicht Stellen aus dem nämlichen Grunde abgelöst werden könnten. Selbst in dem abstractesten, mit der strengsten Logik durchgeführten Werke werden und müssen sich Stellen finden, die, genau genommen, nicht unbedingt notwendig sind, weil das Ganze auch ohne sie einen vollständigen und vielleicht selbst durchaus klaren Sinn gewährt, welche der Verfasser aber doch aus irgendeinem Grunde mit vollem Bewußtsein hinzugefügt hat. Solche Stellen für unecht und untergeschoben zu erklären, sagt Fischer mit vollem Recht, könne nur dann gestattet sein, wenn sich mit überzeugenden Gründen dorthin lasse, daß sie interpolirt seien.

Ebenso wenig ist ein weiteres Beweismittel zulässig, das Rachmann bei verschiedenen Theilen des Gedichts anwendet. Er behauptet nämlich öfters, daß diese oder jene Stellen des Gedichts nicht auf „gründlicher und eigenthümlicher Sage beruhten“, oder daß sie „keinen sagenmäßigen Gehalt“ hätten, oder daß sie „ohne sagenmäßigen Grund ganz nach Analogie oder Wahrscheinlichkeit gedichtet seien“ u. dgl. m. Es würde sich nun freilich die Richtigkeit dieser Behauptungen schwer nachweisen lassen;

nicht so genau in Zug für neue Über selbst zu- daß nämlich die Überlieferung be- einst Lieder ge- in ihrer gan- gleich, daß ein hr oder weniger ist habe? Legt, daß ein Dicht- re Lieder aus- is Knochengerüst ighaben habe? ihnen „traurigen er gesehen, daß

wir darin mit Fischer des Dichters eigenes und höchstes Amt erkennen, worin sich seine ganze Größe zeigt. Eine solche Zusammenkoppelung, wie das Nibelungenlied nach Lachmann sein soll, dürfte man nur dann voraussetzen, wenn das Gedicht wirklich ein elendes Nachwerk wäre, in welchem sich dem ersten Bild die Gliederreien offenbaren; daß es aber keineswegs ein solches Nachwerk ist, das ist oft und wiederholt nachgewiesen worden.

Lachmann gründete seine Liedertheorie im weitem noch darauf, daß im Verlauf des Gedichts mehrere Personen gänzlich verschwinden, die zuerst mit Vorliebe geschildert worden waren. Bei einer dieser Personen, Dankwart, ist die Behauptung falsch und zudem sehr charakteristisch; denn er kommt allerdings auch später wieder vor, freilich nicht in den Liedern Lachmann's, da in diesen die Strophen ausgeschieden worden sind, in denen Dankwart erwähnt wird. Also wieder ein Lachmann'scher Irrthum.

Bei den übrigen Personen ist aber das „Vergessen“ wol zu begreifen; denn wenn von Ering z. B. nichts mehr gesagt wird, nachdem der Dichter seinen Tod berichtet, so ist dies gewiß eine durchaus natürliche Sache. Unbillig wurde auf manche Widersprüche des Gedichts großes Gewicht gelegt; allein in einigen Stellen sind die Widersprüche in der That nur scheinbar oder bedeutungslos, und wenn andere auch wirklich bedeutend und unaufsäglich sind, so ist man doch noch nicht berechtigt, aus ihnen beweisen zu wollen, daß das Gedicht aus einer größern Zahl von Liedern zusammengeflickt sei, deren Verfasser nichts voneinander gewußt hätten, oder daß der Dichter ein Dummkopf gewesen sei.

Im dritten Buche des Don Quixote wird im neunten Kapitel Sancho Panza's Ehe geschlossen, der Verlaß wird mehrfach bekräftigt und hat wichtige Folgen; im sechzehnten Kapitel erst erscheint der Räuber des Fels und muß ihn herausgeben; aber im Anfange des elften Kapitels reitet Sancho auf seinem Esel! Und der Verfasser des Don Quixote war doch auch Einer und ein Dichter.

Allerdings, und Ariosto, dem Ähnliches begegnet, war ebenfalls ein Dichter. Eine einzige Stelle dieser Art reicht hin, den ganzen Bau der überfeinen Kritik Lachmann's niederzureißen. Auch würde der Streich vielleicht schon entfallen sein, wenn Holmann und seine Nach-

folger nicht mit einer an Eigenwillen geringsten Handhabe bei der vorgesezten Meinung verblieben, daß die Lachmann'sche Handschrift (C) den ältesten und ursprünglichsten Text enthalte. Dieser Ansicht ist Fischer ebenfalls, aber es erweckt schon Bedenken, daß er in seinen Auseinandersetzungen gerade so den gemeinen Text ignoriert, wie Willenroth, und daß er sich stets ausschließlich auf die Lachmann'sche Handschrift bezieht, obgleich die zur Bekämpfung der Lachmann'schen Liedertheorie vorgebrachten Gründe ebenso sehr auf der Sanctyaller Handschrift (H) als auf jener beruhen. Aber abgesehen davon, ist seine Beweisführung zu Gunsten des Lachmann'schen Codex, wiewohl er sich im ganzen an Hartde anschließt, in keiner Weise überzeugend, und er macht sich hier und da verächtliche logische Fehler schuldig, die er an Lachmann tabelt. Aus der höchsten Haltung von C ergebe sich, sagt er, daß die Primat der Lieder in den Kreisen der Vornehmern zu suchen sei, sowie sich die Abweichungen von der gemeinen Lesart erklären ließen, durch welche das Gedicht dem höchsten Publikum habe näher gebracht werden sollen. Somit wird ja als bewiesen vorausgesetzt, was erst bewiesen werden sollte, und übrigens hat Willenroth auf das selbige bereits dargelegt, daß eine solche Entwicklung gegen alle Erfahrung und Wahrscheinlichkeit streite. Fischer behauptet weiter:

Für den mündlichen Vortrag konnten natürlich nur einige Abschnitte des Gedichts gewählt werden. Solche waren gegeben, da das Ganze in Aventiuren getheilt war, doch konnten die meisten derselben in festem Zusammenhang. Es lag nahe, sie zu lockern; so wurden die Aventiurenanfänge theils gelockert, theils verlegt; ferner wurden (andere) Strophen weggelassen, geändert u. s. w.

Wenn wir außer Handschriften des ganzen Gedichts auch solche von einzelnen Aventiuren besäßen und sich in diesen die angegebenen Abweichungen vorfinden, so wird diese Bemerkung Fischer's allerdings von großer Beachtung sein; da dies aber keineswegs der Fall ist, so scheint sie um so mehr als eine durch nichts begründete Vermuthung, da die von ihm zum Beweis vorgebrachten Strophen seine Behauptung in keiner Weise unterstützen. Es erscheinen die Anfänge der Aventiuren in dem gemeinen Text nicht so gelockert, als Fischer behauptet, vielmehr ist der Zusammenhang derselben mit dem Vorwort ebenso klar, als in der Handschrift C, jedenfalls so viel kräftiger und der ganzen Haltung des Gedichts anspornender.

Nach den obigen Auseinandersetzungen ergibt sich selbst, daß wir die von Holmann veranstaltete neue Ausgabe des Gedichts:

5. Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes. Herausgegeben mit einem Wörterbuch versehen von Adolf Holmann. Göttingen, Neuberger. 1857. 8. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

nicht für berechtigt halten können. Sie beruht auf der Voraussetzung, die noch lange nicht bewiesen ist, und auf der Birtware durch dieselbe nur noch vermehrt. Je haben wir zwei älteste Texte, von denen keiner mit dem andern übereinstimmt, die sich zum Theil schroff ge-

ihnen, ohne die „Zwanzig Lieder“ von Lachmann zu erhalten, die sich ja bekanntlich für den ältesten Text ausgeben. Die vorliegende Ausgabe hat dem Herausgeber noch einer unvollständigen kritischen Edition nicht abgeholfen, die Nothwendigkeit derselben vielmehr noch aufwiegender herausgestellt. Möchten sich doch unsere Vermaessen endlich einmal dazu entschließen und das große Werk ohne vorgesehene Meinung durchzuführen; denn nur auf diesem Wege wird die obschwebende Frage mit Sicherheit gelöst werden können. Freilich ist die Aufgabe nicht gering, da sie vor allem nochmalige strenge Vergleichung aller Handschriften des Gedichtes und möglichst genaue Ermittlung ihres Alters, sowie ihrer Heimat und ihres gegenseitigen Verhältnisses voraussetzt, worüber die Angaben theils noch fehlen, theils schwankend und unsicher sind.

Abgesehen von der Wahl der zu Grunde gelegten Handschrift, verdient die Ausgabe Holzmann's alles Lob. Ihr größter Werth besteht aber darin, daß sie zuerst eine vollständige Vergleichung der Wallenstein'schen Handschrift gibt. Diese ist nämlich die einzige, die sich bestimmt an C anschließt, und sie wird dadurch wichtig, daß sie deren Lücken ergängt. Sie ist übrigens nach Holzmann's Behauptung keineswegs Abschrift von C, sondern hatte eine andere, C an Werth übertreffende Vorlage. Inwiefern dies begründet ist, wagen wir ohne genaues Studium der Handschrift nicht zu entscheiden; bedenklich für Holzmann's Ansicht von C ist aber, daß der Wallenstein'sche Codex sehr häufig den gemeinen Text gegen C bekräftigt, so daß er sich selbst zu der Aeußerung veranlaßt fühlt, daß er „vielleicht der Handschrift einen noch größern Einfluß auf die Gestaltung des Textes hätte gestatten sollen“. Wenn man als Grundsatz aufstelle, fügt er hinzu, daß er Text der Wallenstein'schen Handschrift, wo er durch den Codex der gemeinen Lesart bekräftigt werde, den Vorzug vor C verleihe, so müßte noch hier, als gesehen, die gemeine Lesart aufgenommen werden. Er würde, schließt er (und wir legen mit Recht Gewicht auf diese Aeußerung), streng nach diesem Grundsatz verfahren sein, wenn die Handschrift älter und besser geheißen wäre.

Die Einrichtung der Ausgabe ist übrigens sehr zweckmäßig und praktisch, und erhält durch die beigelegten Hüllungen der Lachmann'schen, Laßberg'schen und Hagen'schen Editionen, sowie durch das vollständige Namensverzeichnis und das gute Wörterbuch noch größere Brauchbarkeit.

2.

8 dem Gefängnisleben. Von T. Velders. Zwei Theile. Leipzig, D. Wigand. 1860. 8. 2 Thlr.

In Deutschland leben über 60000 Menschen in den Gefängnissen. Diese Zahl wiegt die Seelenzahl manches deutschen Reichthums auf. Beschäfe Deutschland überseeisches Land, um die Gefangenen dorthin zu bringen, es könnte eine stillische Wüste damit begnügen, einen überseeischen, fünf- oder sechs- breisigen Wüstenstaat. In diesem Falle erklären wir viel- leicht mehr über das Leben dieser ausgestoßenen Kinder

hätten Abscheu vor dem Verbrechen den einmal straffällig gewordenen Schelm mit ewiger Schmach gebrandmarkt. Aus der Strafanstalt entlassen, hat dieser außer den feindlichen Lebensmächten, denen er schon einmal erlag, auch noch das Ungeheuer Schmach zu bekämpfen. Wohl ihm, wenn es ihm gelingt, denselben durch Verheimlichung aus dem Wege zu gehen! Ein Laut von ihm, der seine Vergangenheit verräth, und das Ungeheuer legt sich in seiner ganzen Schrecklichkeit ihm in den Weg. Stumm sein wie das Grab über das Erlebte, das stellt sich ihm als erste Lebensregel dar. Und folgte er dieser nicht, wolle er der Schmach Trop bieten und mit rückichtsloser Hand den Schleier lüften — welcher tugendhafte Staatsbürger würde dem Gebrandmarkten glauben? Es mußte erst dahin kommen, daß ganze Massen ehrbarer Deutscher, an deren Charakter das Brandmal des christlichen Staats nicht haften konnte, in die Strafhäuser eingesperrt wurden, ehe man in Deutschland zu einer verlässigen Kunde über deutsches Gefängnisleben gelangen konnte. Das vorliegende Buch ist ein schätzenswerther Beitrag zu solcher Kunde.

Der Verfasser, welcher sich in vorärzlicher Zeit als Novellist und Uebersetzer einen geachteten Namen gemacht, hatte das Unglück, mit Millionen andern Deutschen von der Wiedergeburt eines einzigen deutschen Vaterlandes zu träumen und in den Jahren 1848 und 1849 seine Hoffnung desfalls auf das deutsche Parlament zu setzen, auch die von diesem Parlament geschaffene und von 28 deutschen Souveränen anerkannte Reichsverfassung als eine zu Recht bestehende Ordnungsgesellschaft zu betrachten, für welche jeder gute Deutsche mithingefallen mit Gut und Blut einzustehen müsse. In diesem Glauben hatte er sich an dem brechenden Maifestande insofern betheiligt, als er während der letzten Tage des Kampfes nach Dresden gereist war und unterwegs eine kleine Volksversammlung mit einigen dem Aufstand gänzlich Worten eröffnet hatte. Dafür und für andere ihm Schuld gegebene Vergehen war er als „Hochverräther“ zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Außerdem hatte er sich auch eines Preßvergehens schuldig gemacht, welches mit Landesgefängnis abzubüßen war. Der Verfasser schildert nun, was er erst in der Untersuchungshaft im leipziger Stockhause, dann im Landesgefängnis zu Gubertinsburg, hierauf wieder im leipziger Stockhause und endlich während seiner achtjäh-

durch-
se Kauf-
eines
und der
und zu-
durch-
so gott-
se wif-

e seines
sen ein
zefange-
nge des
ellschaft
zefahren
Grimma
es pas-
reise zu
rsam-
ben Me-
fgeman-
nigung
ch hatte

eine kleine Volksversammlung, die man in Grimma veranstaltete, mit einigen Worten eröffnet. Nun kamen aber nicht nur alle in Grimma gehaltenen Reden, sondern überhaupt alles, was in den von uns berührten andern Städten wirklich oder angeblich (und bei weitem das Meiste war angeblich) geschehen, auf meine alleinige Rechnung, denn die fraglichen „Agitatoren“ waren längst geküchelt und unerreicherbar. Da waren nun Zentgraf, Goldsp, Waltheim, Roffen und ich weiß nicht woher. Oft sah ich mich, wie gesagt, auch Leuten vorgesetzt, aber nur gezeigt, rüchlich deren ich nie erfuhr, woher und wer sie waren, wo sie mich und was sie von mir gesehen hatten oder haben sollten. Wenn derlei Erscheinungen so überreichlich und massenhaft kommen, wird man um so leichter müde auf all die kleinen und großen Unrichtigkeiten, die dabei unterlaufen, Gewicht zu legen und sie zu berichtigen zu suchen; man wird eben des Ganzen überdrüssig und läßt daher alle Einzelheiten passiren. Das heißt dann die Untersuchung eintreten, während sie entschieden aufhört, auch nur diesen Namen zu verdienen. Vieles ist mir unter diesen Umständen zur Last gelegt worden, nicht nur was ich nicht begangen, nicht nur wovon ich gar nichts wußte, nein, auch manches, wovon ich bestimmt wußte, daß es überhaupt gar nicht begangen worden.“ Ferner: „Was einfach hätte sein können, mußte umständlich und verwickelt werden und das geschah zum Theil auch dadurch, daß man zu meinen Proceßgenossen Leute machte, mit denen ich bei den fraglichen Vorgängen schlechterdings nichts zu thun gehabt hatte und in keine Berührung gekommen war. Rein „Hochverrathproceß“ ward mir mehr und mehr, Ratt sich zu lichten und zu sichten, zum unerquicklichen Wirtwart, zur chaotischen Masse, wo sich mit dem Reinen ganz Fremdartiges mengte: mir war als blüht ich in einen Kasten, worin ein Vierliediger ganz verschiedenartige Dinge im schmutzigen Gemisch durcheinander geworfen hat, und ich wandte mich voll Uebels ab, um fortan geschehen zu lassen, was da immer wollte.“ Wir glauben, daß es den meisten von Delders' Schicksalsgenossen ganz ähnlich ergangen.

Weit mehr als mit seinem Proceß beschäftigt sich der Verfasser mit dem, was im Gefängnisse selbst um und mit ihm vorgegangen, und mit den Einbrüchen, die es auf ihn gemacht. Er erzählt uns das alles in schlichtester Weise, ohne nach Theilnahme zu forschen: doch nicht er häufig philosophische Betrachtungen voll gewichtiger Gedanken ein. So gibt ihm die Rechtsfertigung eines Fluchplans, der jedoch nie zur Ausführung gelangte, Veranlassung zu einem geistreichen Raisonnement über Hochverrathproceß und Revolutionen, worin er nachzuweisen sucht,

daß erstere aus Mangel der Letztern ebenso widerständig wie schädlich für das Ansehen der Gerichte seien. „Ein Verleumdung“, wie u. „nicht einmal Personem wegen ihrer Handlungen bei Gelegenheit und zum Besten einer kaiserlichen revolutionären Bewegung zur Verantwortung. Ist aber durch diese Thatfache nicht das Verleumdung, wenn es Personen wegen der nämlichen Handlungen bei Gelegenheit einer nicht kaiserlichen revolutionären Bewegung verfolgt, ist durch diese einfache Thatfache nicht das Verleumdung selbst alsdann entschieden gerichtet? Es ist dadurch ad absurdum geführt, und darum ist beklagenswerth, wenn es Bestimmungen des Gesetzbuchs, welche Verbrechen, wie Verschwörung, Aufruhr, Hochverrath betreffen, auf Volkserhebungen und Revolutionen anzuwenden will, die mit jenen Verbrechen keineswegs vergleichbar sind und auf welche daher verurtheilt und gerechtfertigt werden die erwähnten Bestimmungen gar keine Anwendung sein können.“ Er theorisirt von seinem Standpunkt weiter: „Unter Revolutionen verstehe ich nicht ein Werk der Willkür, sondern ein ungemessenes Ereigniß; ich nenne „Revolutionen“ alle in organischer Verknüpfung stehenden Entwicklungsphasen der Völker (und der Menschheit). Einen gewaltthätigen Umsturz, der nur das individuelle Werk einzelner, nicht aber ein gleichsam naturwüchsiges Ereigniß, nenne ich nicht Revolution. . . . Diejenigen Regierungen, welche nicht an einen lebendigen Staatsorganismus glauben (sie kann nur eine Staatsmaschine), verstehen, wenn sie vom gegenwärtigen Zeitalter als einem revolutionären sprechen, unter Revolutionen ganz einseitig nur alle diejenigen einzelnen Erscheinungen (bloße Pöbelstürme nicht ausgenommen), durch die sie sich selbst in ihrer dem Volke oder der Gesellschaft gegenüber stehenden Gränze gefährdet sehen. Sie haben keine Ahnung davon oder sträuben sich es anzuerkennen, daß Revolutionen gleichsam die tiefsten Athemzüge der Menschheit während ihres Entwicklungsganges sind. Daher die Begriffe- und Sprachverwirrung. Das Zeitalter ist allerdings revolutionär und es kann nicht anders, weil es sich nach einem Zustande der Ordnung sieht. Die Fürsten aber, deren Regungen, deren Staatswesen nicht anders ist als mit der Gesamtheit, mit der Gesellschaft, ist im Stande der Rebellion gegenüber der Ordnung.“ Es folgt nun eine Reihe scharfsinniger Bemerkungen über den Entwicklungsgang der Menschheit, welche zu dem Schlusse führen, daß „genau genommen, die ganze Geschichte der Menschheit, seit den Urzeiten, fortwährend revolutionär sei. . . . Unfern Urd.“ fährt der Verfasser fort, „erscheint indes die neuere Zeit anzugewiesen so, und so mag die Bezeichnung immerhin gelten, die, sobald wir uns einmal über den Unterschied (den Sie sag!) zwischen Revolution und Unordnung verständigt haben, ein Ehrenname unserer Zeit ist. Die Menschheit ringt seit einigen Jahrhunderten auffälliger und schillernder nach der Ordnung, aber die Feinde der Ordnung, die sich ihr nicht fügen wollen, die in Uebersicht sich überheben und zu sonderbar suchen (nach dem „Teufel“, durch den man das Streben, sich vom Bösen, von Gott, zu sondern, veranlaßt hat), diese Feinde der Ordnung (gleichsam die Teufel der Politik) möchten im Namen des „revolutionären Zeitalters“ gern zu einem Schlußwort machen. Es gehört große Redlichkeit oder seltsame Verblendung dazu, über Bestrebungen, wie die Geschichte sie nennt, seit drei bis vier Jahrhunderten in so steter Folge zu sein in einem Tone abzusprechen und richten zu wollen, als handelte es sich etwa um Uebertretung polizeilicher Vorschriften. In dies Verblendeten würden nur Mitleid verdienen; aber welcher Name könnte jene treffend bezeichnen, die trotz besserer Aufklärung den Befreiungskampf der Menschheit lästern, um sich selbst sogenannte Vortheile zu sichern, die in den Augen der Ehrenmannes Nachtheile und Schande sind!“

Wir haben diese Bruchstücke aus den Betrachtungen des Verfassers hier eingeschaltet, weil sie den Standpunkt, den er selbst seinen Richtern und Strafollkredern gegenüber eingenommen und während seiner Gefangenschaft consequent behauptet am besten zeigen. Wir können aus seiner Erzählung um so schneller folgen. Die schon angebeutet, wurde er nach geschlossener

zunächst nach Hubertusburg gebracht — gleichsam die Vorhölle zur Hölle des Zuchthauses. Doch nicht unmittelbar aus der Vorhölle, mit der sich der Gefangene im ganzen leidlich auseinandergesetzt hat, führt der Weg in die Hölle; sondern er muß noch demüthigsten Inkaufgang seines Hochverrathsprozesses erst noch einmal in das lebhafte Stadthaus, um von hier aus mit dem höchsten hochgerichtlichen Erbst nach Waldheim gebracht zu werden. „Von dem besten Gerichtsdienere“, erzählt der Erzähler, „die uns (ihm und noch einem verurtheilten Märgelgefängenen) begleiten sollten, schloß der uns mit (ebenfalls wie meistentheils Begleiteten) mit einer Kette die linke Hand an den Leib fest. In dieser besteht ich frei. So ausgerüstet begaben wir uns nach dem Gefängnis des Hauses in die dort befindliche Militärkaserne. Das geschah, damit wir gesehen sollten, wie man die Strafe tat. Nicht Schätze, das für uns bestimmte Geleit, schenken sich da vor uns auf und luden. Als dies geschehen, gingen wir allsammt aus dem Hause.“ Nun geht's nach Waldheim, wo der Erzähler als „Zuwachs“ in Empfang genommen und zunächst in eines schmerzigen Arrestzells eingesperrt wird. Er hat von Glück zu sagen, daß er aus diesem gräßlichen Verhältniß schon den nächsten Vormittag herausgeholt, von dem Arzte, einem alten Bekannten, den er aber hier nicht kennen darf, untersucht, hierauf den Proceß des Badens, Haarschneidens und Frisirens unterworfen und im schwer schwarz und blau horizontal gestreiften Zuchlingsstracht als Nr. 333 dem Director vorgestellt wird, der seit längerer Zeit schon am — Delirium leidet. Dieser Würdige empfängt den Zuwachs mit einer niedererschütternden Rede, worauf letzterer auf seine „Factur“ — die Wollkammer — gebracht wird. Dort erhält er seinen Platz unter achtzig verschiedenen Zuchtlingen, meist gemeinen Verbrechern; sein nächster Nachbar zur Linken ist ein Straßenräuber, zur Rechten hat er einen Mordbrenner. Diefem letztern wird er gewissermaßen als Lehrling anvertraut, denn der Menning muß erst in sein Kunst eingeweiht werden, die im „Knobelschen“ besteht, d. h. im Reinigen der rohen Wolle von den darin befindlichen Knötchen vermittelst der Zähne.

Der Erzähler ist weit entfernt, mit Pharisäerhals auf die „Diebe, Räuber und Mordbrenner“ seiner Umgebung herabzublicken, ihm ist, wie Gottin, „der Verbrecher des Staates eigen-licher Verbrecher“ und er ist der Ansicht, daß die schlimmsten Verbrecher nicht im Zuchthaus seien. Er findet sich beim Hinblick auf die armen Schelme veranlaßt, der düstersten „Jurisdirekt“, welche sich einbildet, an Gottes Statt Gerechtigkeit zu üben, nicht doch den Kern zu lesen. „Die Strafen berichtigt“, sagt er, „ist im Grunde nur, wer das richtige Maß vollkommen sicher zu treffen vermag und nicht fähig ist, je einen Unschuldigen zu irren (ausgleichend, ist hinzuzufügen, nur derselbe, der auch belohnen kann). Ein solcher Richter ist aber allein das Gewissen. Der Mensch ist gegen andere nur zur Nothwehr berechtigt, und die Strafen, womit er die Lebensverletzung seiner gesellschaftlichen Gewohnheit droht, können eben auch nicht Strafen im höhern Sinne, sondern nur Mittel der Nothwehr sein; sie sollen entweder dem Beschädigten Ersatz verschaffen oder als Präventiv- und Abschreckungsmaßregel dienen. Sie können daher nur auf das Außerwöhnliche der Handlungen begänzlich sein, denn ins Herz kann dem Menschen niemand sehen, ihn folglich auch niemand strafen, nicht Welt durch das Gewissen. Für die Gesellschaft ist demnach in Betreff des Strafwesens nur Uebereinkunft behufs der Nothwehr zulässig, sie kann nur Polizeistrafen verhängen. Alle andern Theorien des Strafrechts sind Thorheit und Frevel und im Grunde des juristischen Mysticismus, der mindestens ebenso viel Unheil angerichtet hat als der theologische.“

Im Folgenden erhalten wir eine Menge Details über das Zuchthausleben, über Arbeitszeit, Abweisung, Nachtlager, Abwehrung, Behandlung der Gefangenen und erfahren mancherlei Anekdote aus dem Leben einzelner derselben, manche interessant, das Zuchthausleben illustrirende Anekdote. Diese Details wirken freilich der landläufigen Ansicht, als wäre dieses Leben

in den kalten Zellen so notwendigen Unterleider weggewonnen, morgen reicht man ihm dafür einen Sad, in den er des Nachts kriechen soll; ein andermal erhält er seine Unterleider zurück und man beraubt ihn des Messers. Jetzt verordnet ihm der Arzt einmal Krankenkost und Bäder, und dann wird seine Zelle nach

Sie durchsucht, der Blick
in jedes Augenblick nicht
auch aus der Seele ruffend:
einer Seele heimlich fühlen
„allgemeines Empfinden und
Warten in den „unvergleich-
lichen solchen Spaziergängen
Holz machen, wobei er zwar
den brutalen Beschleichen-
als (welcher Wache dabei
sein Wortlein mitzueinander
merkt gehen an dem stillen
pischen Experimente vorüber,
nach und nach platzgreifen,
Schandtafel, Schandhaus,
Prügel — denn der neue
zu Ehren gebracht — eine
more, der nie den stillen
z dem Leser durch die ganze
sach wechselnden Dialekten
die Einförmigkeit des Buchs
ich und dies alles selbst mit
System aus empfinden müs-
mer das erhebende Gefühl,
kehlige Natur durch solche
n eifert ist. Wir sehen un-
igen unter dem achtjährigen
peinlichen System, aber

gelbig bleibt er angebeugt, tren seinem Gott und seinem Gewis-
sen. So weiß er, dem überlieferten Glauben nahe, das an ihn
gestellte Ansehen, um Begnadigung zu bitten, beschreiben, doch
entschieden zurück — denn, meint er „für uns schied sich nicht,
weisen andere sich nicht schenken. Die höchste Kritik ist verfehlt
sich zu Zeiten zur niedrigsten Demosolalie und wieder zu andern
Zeiten schreit sie sich nicht, patriotische Bekennung als verbrechen-
rische zu bezeichnen. So ist es leider immer gewesen. Für und
andere aber ist nur anständig, was unter allen Umständen streng
gleich zu bleiben, an die Sache, die wir vertreten, stets zurück
und an unser persönliches Wohl und Wehe stets zuletzt zu denken.“
Er erlebt die Genugthuung, bald darauf in Freiheit gesetzt zu
werden, auch ohne daß er um Begnadigung gebittet hat, und
begrüßt nach zehnjährigen Kerkerleben wieder die heilsame
Luft der Freiheit.

Denn sind wie am Ende des Buchs, aber nicht am Ende
seiner Wirkung auf uns. Bei aller Einfachheit, bei allem Her-
halten künstlichen Schmucks macht dasselbe einen tiefen, epischen
Eindruck, und außerdem gibt es reichlichen Stoff zum Nachden-
ken. Es wären dem Verfasser manche Thatsachen zu Gebote
gestanden, wodurch er, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten,
den epischen Eindruck noch hätte erhöhen, die Wirkung drucklicher
machen können; er hat darauf verzichtet, weil er, nach seinem
eigenen Bekenntnis, „bemüht war, allzu Welles zu mildern“,
und weil es sein „Wunsch war, jede Kränkung einer Person zu
vermeiden“. In welchem Contrast steht diese edle Mäßigung
gegen das Gebahren mancher Wortführer der Gegenpartei, die
eine besondere Genugthuung darin finden, die überwandenen
Gegner, selbst todte und gefangene, noch mit dem Anlaß der
Verleumdung zu bewerkeln! Es gibt Leute, die seinerzeit eine
große Virtuosität entwickelten, die besiegte Volkspartei zu lä-
stern und zu verleumdern, und solche Leute sind etwas ge-
worden — Dolders wird nichts werden; aber alle huma-
nen, anständigen Menschen, die sein Buch lesen, werden ihn
achten und lieben lernen. Möge er, sowie er selbst tren
und bewährt als Sieger aus der Kerkergruft erstanden, die
Genugthuung erleben, die Sache, für die er gelitten, die Ein-
heit und Freiheit des deutschen Vaterlandes, freigeich erleben
zu sehen.

50.

Eine antiprotestantische Zeitschrift Daumer's.

Aus der Reihe der, Streitschriften, Kritiken, Studien und Be-
dachte. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben
von G. F. Daumer. Erstes Heft. Mainz, Kirchheim.
1860. Gr. 8. 20 Hgr.

„Sei immer wahr und lebst es das Leben auch!“ ist ein
früherer Spruch Daumer's, den wir jüngst zufällig in der
Steller's Sendungenammlung „Kompaß“ unter ähnlichen Auf-
sätzen zur Ueberzeugungsgewinnung und Wahrheitsliebe verpönt
fanden. Wenn ist nun Daumer wahr gewesen? War er es,
als er Anklagen verfocht und Untersuchungen anstellte, die ihn
als einem Gleichgekauften dem lauten Beschall aller Raben,
aller Gegner des Katholicismus, aller Verächter der Religion
und des Kirchenthums eintrugen? als er, des Lilly-Standbilds
in München zum ersten mal anständig vorstellte, die Worte:

In München hab' ich den Lilly gesehen.

Gesprochen hat mich's, es hat mir gesagt u. s. w.

voll „Wischen und Sublimation“ niederschrieb? als er, nach
seinem eigenen Bekenntnis, „selbst an die 30 Jahre lang ganz
Polenmil getrieben und es zum Theil äger gemacht als alle an-
dern“? Oder ist er jetzt wahr, wo ihm der Katholicismus
nichts Geringeres ist als „ein Ras, den der Himmel der Erde
und die Erde dem Himmel gibt“, als die „Vermählung des Him-
mels mit dem Irdischen, des Odellischen mit dem Menschlichen,
des Unigen mit dem Brüllischen“, als ein „nachdenkender, stam-
mender, zäusender Luchberg von oben herab“? wo er die Sache
des Jorns über den Protestantismus entläßt? wo er im Mo-
narchismus gewissermaßen die höchste Wille des Katholicismus
erblidt? wo ihm derselbe Lilly, dessen Standbild ihm seine
Entsagen einflüßte, als ein „Müher und Wunder von Gerecht-
keit, Ordnungsliebe, Toleranz, Katholizismus, Reinheit der
Güter und des Charakters“ gilt? Nun, mag er früher wahr ge-
wesen sein, oder es jetzt sein, das Leben wenigstens hat es ihm, wo
man steht, nicht gelohnt. So viel auch die Zustände, mit dem
höchsten und auch noch bei weitem nicht dem höchsten Maßstab der
Humanität gemessen, noch zu wünschen übrig lassen, so weiß fast
wir nun doch vorgekritten, daß man niemand mehr frunt nach
ren oder falschen religiösen Ueberzeugung oder seiner Werth-
keit wegen körperlich foltert oder verbrennt; und bewilligen nicht
oder verbrennt man jemand heutzutage höchstens in eifrig — vor
mittels der Kritik, und dabei kann der Mensch noch immer leben.

Daumer's Uebertritt zum Katholicismus hat nicht so viel Auf-
sehen erregt, als in früheren Zeiten die Conversionen Friedrich Leopold
von Stolberg's, Friedrich Schlegel's oder Zacharias Werner's; je
er ist nicht einmal so viel besprochen worden als der Uebertritt
der Gräfin Fahn-Fahn. Und doch ist er bei weitem bedeutsamer
als wenigstens der letztere. Die Gräfin Fahn-Fahn war eine
Kriksotratin und nach Emotionen begierige Gesellschafts-
etwas protentide und gänzlich blakt; da hatten die Kath-
olischen gut spotten; aber Daumer hatten sie als einen der
Ihrigen betrachtet, außerdem ist er ein gelehrter Mann, der un-
flüchtig, nachgedacht und geforscht und schließlich nicht ohne die
größtlichen Verderritungen sich zum Katholizismus gewendet
hat. Bei ihm war der Uebertritt nicht ein bloßer Gottes-
sondern ein Systemwechsel, bei dem der ganze Mensch in Mo-
leidenschaft kam, bei dem es sich gewissermaßen um Gott und
Menschheit handelte. Seine früheren Gesinnungsgegenstände schenken
sich in der That darüber, daß sie gerade auf Daumer's laun-
schaffliche Mitwirkung einen so großen Werth legen, einigermassen
geschämt zu haben und nahmen seinen Uebertritt entweder mit
verbrefftem Stillköpfigen auf oder haßten sich mit ein von
nichtsagenden Phrasen über ihn hinweg. Aber Daumer ist kein
verdäulicher Kämpfer für die Interessen der katholischen Kirche,
nicht sowohl, wo er die Gebrechen des Protestantismus und die
Miszwächse und Vergehen, durch die dessen kirchliche Entwick-
lung verunfalltet wurde, an der Hand der Kritik und der geschicht-
lichen Forschung aufzudecken sucht.

Das geschieht in der vorliegenden Sammlung von Streitschriften — deren nächstes Heft laut der Vorrede „harmlosere und friedlichere Töne anschlagen und nur oder doch vorherrschend Positives und Poetisches geben“ soll —, namentlich in dem Aufsatz „Durlach und Rom“. Daumer's Polemik gegen die Männer von Durlach und die Verfasser des an Bell gerichteten Sendschreibens „Das babilonische Concordat und die Conferenz in Durlach“, die Herren Häuffer, Schenkel und Mittel, lesen wir hier zumest auf sich beruhen; nur möchten wir erwähnen, daß selbst ein katholischer Kirchenfürst, einer jener humanen und wahrhaft erleuchteten Katholiken aus früherer Zeit, welche das allein zeitgemäße Interesse des Katholicismus besser begriffen als die jetzigen Fanatiker und Jesuitendogmatiker, daß der eben verstorbene edle Meßener im Grunde seine Zustimmung zu den Principien der durlacher Verhandlungen ausgesprochen und der heidelberger Petition gegen das babilonische Concordat seinen Segen hinterlassen hat. Doch was solche Stimmen katholischer Autoritäten selbst betrifft, so thut man klüglich, als seien sie gar nicht vorhanden. Mit besonderm Nachdruck hebt Daumer aus den Reden Mittel's und Schenkel's die allerdings bedenklichen Gesandnisse hervor: „In der Theilnahmlosigkeit der Gemeinde, meine Herren, liegt die Schwäche des Protestantismus“, und: „Die kirchlichen Gaben und Kräfte unserer Gemeinden sind noch fast ganz unentwickelt, daher kommt unsere schwebende Ohnmacht“, und Daumer fügt hinzu: „Es sollte ein solch heißen: unsere Ohnmacht; denn ohnmächtig ist etwas in der That und muß es sein, wenn ihm der Boden fehlt, der ihm zu Erhaltung, Gehalten und Sieg nützlich.“ Dies ist zum Theil leider vielleicht ganz richtig; das kirchliche Bewußtsein ist in den Gemeinden entweder bereits so gut wie ausgestorben, oder noch gar nicht geboren; aber solche Gesandnisse im Munde protestantischer Autoritäten beweisen doch nur, daß der Protestantismus der Selbstkenntniß fähiger, ehrlicher und aufrichtiger ist als der Katholicismus, dessen Wortführer niemals so offenkundig und ehrlich sein werden einzugehen, daß irgend eine seiner Stützen wankt, daß irgend etwas an ihm faul sei, daß es irgend Gefahr mit ihm habe. Und wahrlich, wie wol war die Lage der katholischen Kirche so kritisch, als sie in unsern Tagen ist; denn die Erschütterung verbreitet sich jetzt nicht mehr längs der Peripherie, sondern erstreckt sich in das Centrum selbst.

Wir können uns auch kaum denken, daß irgendein gewisser Protestant und dabei denkfähiger Mann sich als Convertit und Schandkinder des Katholicismus auf die Dauer wohl befinden könne; denn dieser fordert von seinen Bekennern unbedingten Gehorsam und blinde Ergebung, und duldet nicht, daß er von ihnen kritisiert werde. In einem weiten Geschäftskreis und an einem freien Standpunkt gewöhnt — und dieser Standpunkt ist so frei, daß ein Protestant angekränkt und unverfolgt die Gebrechen seines Bekenntnisses und seines Cultus kritisiren und was ihm am Katholicismus anerkennenswerth dünkt auch anerkennen darf —, muß nun ein solcher Convertit sich auf den engherzigsten Standpunkt stellen, seine Kritik nur in einer Richtung walten lassen, auf der einen Seite, sicherlich sehr oft wider seine Einsicht und sein besseres Gewissen, alles unbedingt herrlich und anerkennungswerth und auf der andern alles unbedingt tadelnswerth und verwerflich finden. Er muß z. B. wie Daumer behaupten, daß die Verkündigung und Beseitigung Deutschlands einzig die Folge der Reformation sei, aber er darf nicht hinzusetzen, daß wenn die habsburgische Politik nicht den Protestantismus in Böhmen und andern österreichischen Ländern, wo er bereits Wurzel gefaßt, gewaltsam unterdrückt und mit Feuer und Schwert ausgerottet hätte, jezt Deutschland wahrscheinlich einem und demselben Glauben heiligen und damit vielleicht das hauptsächlichste Hinderniß auch für seine politische Einigung hinweggeräumt sein würde. Er muß wie Daumer für die katholische Kirche die größere Humanität und Vernunft in Anspruch nehmen, weil zwei katholische Kaiser einen Protestant zum Leibarzt hatten oder weil der allerdings verdienstwürdige Oper. der erste, der sich gegen den Glauben an Herrn und Herrnwert zu erheben den Muth hatte, ein Jesuit

war.

Kolon und auf u lischen diese stantli aber jener welche falls und f den L ihren daß l Refor dern gingen in ein bigte wäher daß f ralen Glauf einzeln schel ob so möglich Gegen

lischen Vandalen förmlich Vergnügen zu machen.

Lesendwerth ist der genannte Aufsatz namentlich durch die zahlreichen Beweise, die der Verfasser für seine Ansicht beibringt, daß die Reformatoren keineswegs von dem Geiste christlicher Liebe erfüllt, sondern meist wilde, zornerküllte, oft grausame Fanatiker gewesen; der einzige edle, fleckenlose und humane Charakter unter ihnen, Schwenkfeld, sei von ihnen deshalb verfolgt worden und in Glend hingestorben. Luther habe nicht auf die Liebe, sondern auf den Glauben den Hauptaccent gelegt. „Wenn's den Glauben und Gottes Wort betrifft“, habe er gesagt, „da gilt nicht mehr lieben und geduldig sein, sondern eitel Eifer, Zorn, Rache und Bluthen“ u. s. w. „Möchte ich dich auf dem Rade sehen“, habe Luther bei seinem Abschiede von Harlsbad in Jena gesagt, und dieser ihm entgegnet: „Möchtest du den Hals brechen, ehe du zur Stadt hinauskommst.“ Freilich werde Luther, dieser durchaus uneigennützig, seine Stellung niemals mißbrauchende und niemals zu eigenem Vortheil ausbeutende Mann, mit eitel Liebe und Sanftmuth nicht so große Dinge ausgeübt haben als diejenigen sind, die ihm seinen Platz in der Weltgeschichte sichern. Daumer erinnert daran, wie Calvin leben, der anderer Meinung als er gewesen, mit beispielloser Härte verfolgt, den Bibelübersetzer Castellio abgesetzt, den Arzt Wolser verbannt, Gentilis, der dann später zu Bern einhaupte worden, wegen eines dogmatischen Widerspruchs zum Tode verurtheilt, Jakob Gruet habe hingerichtet, der nur durch Gens reisenden spanischen Arzt Servet wegen seiner Schrift über die Dreieinigkeit habe verbrennen lassen und wie ihm dafür von Melancthon die größten Lobspprüche zu Theil geworden. Melancthon sowol wie Beza vertheidigten die Todesstrafe für Keger: die Protestanten galten in den Augen der Katholiken selbst als Keger, und nun mußten auch die Protestanten ihre Keger haben! Daumer erinnert weiter an die Hinrichtung des Predigers Nikolaus Anthoine in Genf, die Ertränkung des Widerständlers Felix Wang in Zürich (sein Gefährte Blaurock wurde nur mit Ruthen gestrichen), an die Enthauptung des Hofpredigers Bunt in Königsberg und an die des Kampfers Stell in Dresden. Man spreche immer von der Grausamkeit, womit die Hugenotten verfolgt worden, aber man vergesse, daß der

hellen
mordet
1 vor-
n, ein
konst
ich aus
Häufig
Schul-
er das
Nährab
se, 18
ra der
Bürger
er die
Haupt-
nd der
woher
diesel-
mähren
ig des
ich des
hollische
habe;
ausser
Drucke
achte,
Mein
Haltung
ig im
t Ohn-
witten,
darauf
Da-
Kreder,
ertrug,
e ihm
m eine
hollische

fest die Rechtfertigung derselben von den Rängen und veran-
staltete am 9. December in allen Kirchen einen feierlichen Lob- und
Dankgottesdienst.

Alle diese und andere schwerige Beispiele beweisen aber nichts
gegen den Protestantismus, sondern nur gegen diese und jene fan-
tastische Gesinnung oder blutdürstige Despoten und gegen die Eitren,
Gefehre und Anschauungen einer rohen barbarischen Zeit. Damm
sollte doch nicht vergessen, daß der entartete Katholicismus ja
selbst die Grundlagen der Liebe und Humanität zerstört hatte,
daß die ersten Reformatoren ja doch immer Kinder des Katho-
licismus und zu ihm aufgewachsen und gebildet waren, und daß
sie aus ihm jenen Humanismus in sich gezogen hatten, den sie
nun von ihrem Standpunkt geltend machten. Da es aber aller-
dings noch sehr viele gibt, welche sich die Reformatoren nur als
Musterbilder aller Liebe, Humanität und Duldsamkeit vorstellen
können, so mag es auch seinen Nutzen haben, wenn man hier-
über eines andern belehrt wird, weil darin auch zugleich die
Mahnung liegt, in der Humanisierung des Protestantismus im-
mer nur Fortschreiten und ihn für die höchsten Aufgaben der
Civilisation immer geschickter zu machen. Die historische Kritik
zerstört freilich so manche Illusionen, wie sie auch die geführt
hat, daß die Fürsten, welche zuerst sich dem Protestantismus zu-
wandten und ihn unter ihre Flagel nahmen, zunächst nur von
den lautersten, rein religiösen, jeder weltlichen und egoistischen
Beimischung freien Beweggründen geleitet worden seien, daß sie
namentlich für die „Gewissensfreiheit“ ihrer Unterthanen ge-
schwärmt hätten; denn diese wurde durch landesherrliche Regu-
lationen normirt und in die möglichsten engen Grenzen eingeschränkt,
und die hohe „Obrigkeit“, welcher die Gewissensfreiheit in allem zu
Denken und Willen war, wurde allmählig und unterbrüche
mehr und mehr den Allen freien Bürgerthum.

Der Verfasser beschäftigt sich gelegentlich, wie auch bereits
in dem Aufsatz „Die allgemeine Kirchenpolitik und die hollische
Feier“ von seinem Standpunkt mit der Hundertjährigen Fei-
er's, die, wie er berichtet, „in tendenziöser Weise behandelt
zu einer protestantischen, monarchischen, demokratischen und
demokratischen Demonstration benutzt und Gerüchte sehr freu-
lich, beleidigend und drohend gegen Staat und Kirche entge-
tet wurde“. Dabei findet er aber, daß Schiller in den „Sti-
tern Griechenlands“ (vgl. den Aufsatz „Ueber Schiller's „Sti-
tern Griechenlands“) gegen den „ebenfalls antikatolischen als an-
thollischen, ja gar nicht christlich überhaupt zu nennenden, an-
genen Sinn und Geiste dieser Religion widerstrebenden Mono-
theismus“ protestirt habe, nur sei es ihm entgangen, daß als
was Schiller verurtheile und verurtheile, das „tiefgründig, geist-
voll und großartig entwickelte katholische Christenthum“ ja das,
was nur als eine Vorurtheil des Verfassers auf sich beruhen
lassen müssen. Ueberhaupt findet er bei Schiller sowohl als in
Goethe eine „merkwürdige Hinneigung zum Katholicismus“,
auch versichert er, daß er „die schönen und geistvollen Dar-
stellungen, womit sie ihn geehrt“, schon mehrmals in seinen Schil-
ten berührt habe. Allerdings sagt einmal Goethe — nicht in
Gedenken der merkwürdigen Betrachtungen über die hollische
Bedeutung der katholischen Sacramente und des katholischen
Priesterthums im letzten Buche von „Die Kunst und das Leben“ —
in seiner „Parabel“ im Rückblick auf seine Kindheit:

Da laßt uns Kinder Katholiken
Den unsen Würdigt und Besung.
Denn über dem Kling und Klang
Der Katholiken war zugestanden:
Denn alles war doch gar zu schön,
Denn wir saßen am Tisch.

Einem phantasiebegabten Kinde muß allerdings der „katho-
lische“ und „katholische“ Kultus, der alle Künde zu ihm
Dienste verwandelt, anziehender sein als der dürftige und ab-
sterbende protestantische, und wenn Tausende von Katholiken, nicht
gar nicht sehr gläubig sind, dennoch in ihrer Kindheit die
barren, so liegt dies vielleicht nur darin, daß viele ihrer schö-
nen Jugenderinnerungen mit dem Prachtglanz dieser Kinde-
zusammenhängen. In der protestantischen Kirche ist die Frucht
die Fruchtlosigkeit; aber dem Gange einer Frucht zu folgen ist
nur dem Eintritt einer schon sehr beträchtlichen Reifezeit
nicht möglich, und die Frucht, die wirklich das Leben
zu erheben, das Gefühl mit sich fortzuführen oder den Geist
mit wirklich belebenden Vorstellungen zu befruchten müssen, ist
doch im ganzen sehr selten. Die Katholiken, das mag man sagen
haben es sich immer etwas kosten lassen, den tiefen Glauben nicht
praktisch einzulegen; in protestantischen Ländern müssen sich
Gottesdiener neben den Prinzenhäusern meist sehr kümmerlich an-
stellen.

Es bleibt uns nur übrig, nach der Aussage „Der Katho-
licismus für das mittlere Deutschland und das Papstthum“
„Begriffe für den Katholicismus, von protestantischen Schol-
lasten und Theologen ausgestellt“, „Was ist der Katholici-
mus?“ und „A. Böhmer über Eucharistie und Communion“ zu sehen.
In dem ersten öffnet Damm namentlich gegen die Katholiken,
welche das Protestantentum und die Ungelahrten anzu-
fassen, ohne sich durch die alte Erfahrung warnen zu lassen,
„daß gerade in diesem Theile der civilisirten Menschheit die
fürderlichsten und unabhängigsten Affekte, Lebensschaffen und Er-
folge wohnen“, wobei er sich auf eine bekannte Stelle in Schil-
ler's „Glocke“ bezieht; der zweite bezieht sich namentlich auf die
„höchste aufsteigende und geistvolle Umformung“ „Gegenüber-
setzt in Betreff der Vernachlässigung des Katholicismus in der
protestantischen Kirche behauptet er, daß sie schon lange „in
ein Vorurtheil auf uns lastet“: eine allmähliche „höchste aufsteigende
Umformung im Munde eines Protestanten, selbst eines Luther-
berg, für die er unter allen wahren Protestanten, selbst
einen Gläubigen finden wird; in dem dritten selbst Damm der
Katholicismus im allgemeinen mit überhöflichen Worten,
deren wir oben schon einige angeführt haben; und in dem vierten

nicht ist sich gegen eine Behauptung R. Schöner's, wonach aus im Momente des Einschlafens „das natürlliche Gefühl der bevorstehenden geistigen Vernichtung und der Unwissenheit darüber, ob sie wirklich oder ewig sein werde“, beschreiben soll. Der Schlaf soll hiernach „einen ganz direkten Beweis für die Unsterblichkeit der Seele“ liefern. Daumer bemerkt dagegen, und in diesem Falle gewiss sehr mit Recht: „Die ganz alltägliche Tatsache ist diese, daß wir aus dem Schlafe mit der größten Gewissensruhe und dem vollsten Vertrauen in seine freundliche Natur und Wirkung hingehen . . . und kaum nach ihm stehen und nichts anderes erwarten, als nach einigen Stunden neu herbei und gekräftigt wieder zu erscheinen und unser gewohntes Leben fortzusetzen.“ Der Verfasser ruft aus: „So schlagen diese Menschen selbst der neuesten empirischen Wahrheit ins Auge“, und er schließt seine Notiz mit einem kräftigen Ausfall auf die „nicht nur die Religion, sondern auch die Wissenschaft zu Grunde richtende materialistische Barbarei“, die nichts weiter bemacht, als „den Menschen alles Glaubens an seine höhere geistige Natur zu benehmen“. Der Verfasser gedenkt dabei des psychologisch-interessanten Factums, daß eine Frau, wie diese ihm selbst erzählt, in ihrer Jugend einen tiefen, kaum zu erweckenden Schlaf gehabt und nun, da sie Mutter ward, im großen Besorgniß gewesen, sie möchte jenes Comas wegen in der Nacht ihr Kind vermissen. Es sei aber ganz anders gekommen, denn wiewol sie sonst im Schlafe nichts vernommen, was um sie vorging, sei sie jetzt bei der leisesten Bewegung ihres Kindes sofort erwacht. Der Fall, daß kinderliebende Frauen, die sonst einen so gesunden Schlaf haben, daß Sturm und Donner sie darin nicht stören, doch bei der leisesten Regung oder dem leisesten Geräusch ihres Säuglings aufwachen, mag übrigens öfter vorkommen als man denkt; nur beachten die wenigsten solche Erscheinungen.

H. M.

Edmund Hofer, der Novellist.

Auf deutscher Erde. Erzählungen von Edmund Hofer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe, 1860. 8. 2 Thlr.

Unter den lebenden deutschen Novellisten ist wol keiner, der Hofer an weissenhaften Erfindungen gleichkommt. Diese Erfindungen, meistens aus dem Gebiete des Geheimnißvollen und Schauerlichen entlehnt, auf ziellose Leidenschaft, harten Sinn und ungetrübte Willkür gegründet, sind um so wirkungsvoller, je mehr sie sich in einem knappen Rahmen concentriren, je kürzer die Erzählung ihres Verlaufs ist. Gemäthe grösstem Umfangs schwächen ihre Kraft ab und sobald sie zu einem Roman angeordnet werden, ausgelassen sie oder lassen doch das Ungemüthe ihres Inhalts zu Tage treten, wie aus der Roman „Marian“ bewiesen hat. So ist Hofer seiner Begabung nach ein echter Novellist, d. h. ein Erzähler, der vom inneren ganz individuellen Situation aus, That und Charakter in ein helles Licht zu setzen und seine Leser, gleich Ratten, an diesem Licht zu fesseln weiß, ohne den weitem Umkreis um seine Gestalten herum zu beleuchten. Seine Kunst ist wesentlich hierin beschränkt: er ist dabei plastischer Kt, er hält einen Moment fest ohne alle Wandelung, aber er macht aus diesem Moment, was die Kunst nur irgend aus ihm machen kann, bald durch schärfste Charakteristik, bald durch kühne Erfindung, bald durch prägnanteste Vortragswort. Wir glauben hiermit dem Verfasser volles Recht angedeihen gelassen und seinem Talent alle Ehre, die ihm gebührt, erwiesen zu haben. Daß er zu einer ruhigen Charakterentwicklung, zu weitrer und universeller Lebensanschauung, zu einer maßvollen, nach allen Richtungen hin ausgleichenden Darstellung, wie sie der Roman erfordert, ebenso befähigt sei, wie zu einer effectvollen Situationsnovelle, dafür ist er zur Zeit den Bruch noch schuldig geblieben, und was er im dem Roman „Marian“ davon versucht hat, muß eher als Probe vom Gegenheil angesehen werden, als daß es den Satz bewiesen hätte.

Sie haben wir es nun mit einer Reihe von Novellen zu thun, für welche sein hervorragendes Talent, in der ein für alle

van der Noos“, im zweiten Bande. Die innere Geschichte einer Familie, die in den Augen der Welt hoch, edel und in aller

Augen
samt, in
Hofer,
einem k
großer
gung, d
allein ei
Portrait
balene u
Tiefen
macht h
gine ist
hen ihr
Noos u
neben B
In
zwei h
eigenh
ter und
Der Wi
das ihn
wieder a
Kreis hi
gen, bei
schichte
hast du
der arm
Leo's u
heißt es
endlich
und hat
Geinigt

ihm nicht einen andern, der ihn auf seine Wette zu Glück und Frieden führte?" — „Weßhalb, Natalie", sagte er, „weil man selbst sich das Glück und den Frieden schaffen muß — und der, glaube mir, konnte es sich weder schaffen noch erhalten, denn seinem Innern fehlte die Grundbedingung desselben: ohne die man vergänglich danach ringt: ihm fehlt die Hergestreut, Geliebte, die rechte und einzige Fessel, mit der man das Glück an das Leben zu binden vermag. Denn die Treue siegt über alle Noth." Oder: „Das Schöne und Heilige hat ein crustes gefährliches Leiden einer uns theuern Person, daß es die Umgebung in der Theilnahme dafür eint und verlohnt, wie sehr ihre sonstigen Interessen sich auch widerstreben. Der Graf verlor seine Gerechtigkeit und das plötzlich anstauende Wesen, womit er den Untergebenen auch als den Einsichtlosen und Unverständigen behandelte. Es war eine sorgenvolle, aber gute Zeit, wie sie die Herzen der Bewohner des Forsthauses prägte, stärkte und frommer schlagen machte" u. s. w.

Aus solchen und ähnlichen Stellen folgern wir, daß Hofer vielleicht noch Werthvolleres zu bieten vermöchte, wenn er seinen Stoff noch objectiver als er thut behandeln, dem reflectiven Element in der Erzählung mehr Raum gestatten und sich von seinen Erfindungen weniger absorbiren ließe, als er dies bis jetzt geschehen läßt. Er hätte dann selbst da, wo die Kraft der Erfindung ermattet, noch immer einen würdigen Standpunkt, einen festen Anhalt. Es ist zwar, wie wir wissen, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und niemand kann aus seiner Haut heraus; wenn es aber dem Verfasser gelingt, den vielen vorzüglichen Eigenschaften seiner Arbeiten noch das Gepräge vollkommener Ruhe im Schaffen, etwa wie Lenz sie bewährte, und den Ausdruck der mannichfaltigen und reichen Lebenserfahrung hinzuzufügen, die ihm nach vielen Anzeichen in allen seinen Leistungen zu Gebote steht, so wird die deutsche Novellistik ihn vielleicht als ihren Rorpphän anzuerkennen und ihn vor allen andern Mitbewerbern zu nennen haben. 4.

Notizen.

Der Graf Stefan Szicsenyi.

Es ist uns eine von R. M. R. (Kertbeny) verfasste, seitdem in elegant gedruckter zweiter Auflage in G. Georg's Verlag in Basel und Genf unter dem Titel „Erinnerungen an Graf Stefan Szicsenyi" erschienene Broschüre zugekommen, die über die Zustände des kranken Grafen während seines Aufenthalts in Döbling, wie über die Zustände des nicht minder kranken Deßerreich vieles Interessante enthält. Freilich ein Mann für d. Bl. ist der berühmte ungarische Graf eigentlich nicht, denn seine auch deutsch erschienenen Schriften z. B. „Ueber den Credit", „Ueber Pferde, Pferdezüchtung und Pferderennen", „Ueber die Donaufischerei" u. s. w., gehören, so verdienstlich sie an sich auch sein mögen, nicht in den Literaturkreis d. Bl., auch nicht seine 1869 zu London deutsch und anonym erschienene, über 500 Seiten starke und in einem „theilweise erzwungenen und abgequälten Olla-potrida- und Tutti-Frutti-Stil" verfasste Schrift: „Ein Blick auf den anonymen Rückblick", die er wahrscheinlich in langen und vielfach schlaflosen Nächten in seinem Asyl zu Döbling niederschrieb. Aber eine Aeußerung des Grafen war uns von Werth. Der Verfasser besuchte den Grafen in der Krankenanstalt zu Döbling, und im Verlaufe des Gesprächs sagte der Graf zu ihm in bester Ruhe: „Ja, ja, nur civilisiren, cultiviren, aber nicht germanisiren. Man regardire auch all das viele Gute, das im Deutschen liegt, wie jeglich anderes Gute, woher es immer komme, aber nur nicht in toller Einseitigkeit germanisiren wollen. Was heißt das, germanisiren? Uns all die Unselbstlichkeiten des pedantischen, doctrinären Deutschthums so gewaltsam und widerlich aufdrängen wollen, daß wir unser eigenes nationales Selbst schmerzlich und beleidigend irritirt fühlen und nur Antipathie gegen die vielen wirklich guten, edeln, nützlichen Seiten des germanischen Charakters fassen?" Da haben wir wieder einmal einen Beweis, wie besser uns das „Germanisiren"

gelingen würde, wenn wir nur nicht durch unsere weltbekannte Pedanterie und unsern schulmeisterlichen und dabei sehr anbringlichen Doctrinismus den andern Völkern, ja ich möchte sagen uns selbst lässig stelen; denn ein Pedant und Doctrinär macht nicht nur andern, sondern auch sich das Leben schwer. Dagegen war der Graf bekanntlich ein enthusiastischer Bewunderer der Briten, die doch auch germanischen Geblüts, aber sicherlich keine Pedanten, Schulfächer, Bureaucraten oder Gesundheitsseelen sind, und er sagte zu dem Verfasser: „Ja, die Engländer, die sind das größte, praktischste, humanste, fertigste Volk unser und wol auch aller Zeiten!" Im übrigen meint der Verfasser, Szicsenyi sei nicht eigentlich geisteskrank, sondern nur gemüthlich krank gewesen; in leidenschaftlicher Erregtheit sei er noch in Döbling so frisch erschienen wie vor Jahren und Schatz und Witz hätten ihm zu Gebote gestanden wie früher. Ein Jammer schrieb dem Verfasser nach der eustrophischen Katastrophe, der sich sehr bald die nicht minder geheimnißvolle des Finanzministers Brud' gesellen sollte: „Die meiste Zeit füllte das Schachspiel aus, was er eben damals mit besonderer Leidenschaft betrieb. Häufig kamen seine Söhne heraus, Bela und Debbu, und sein Stiefsohn, die Zichy's; ich spielte dann mit diesen, und der alte Graf sah bloß zu, wobei es ihm Vergnügen machte, ihre Züge auf ungarisch zu besprechen, was er aber nie verstand, gegen mich zu entschuldigen, häufig mit dem scherzhaften Selbsttadel in wiener Dialekte: „Unser Gast wird glauben, er is in ein ungarischen Rauberhöhl'n." Sein Benehmen war leicht und artig, seine Raune fast immer liebenswürdig, zu Scherz und Neckereien angesetzt, was freilich oft hieß, zu Spott und Satire, sein Vortrag fliegend, voll energischer Sinnlichkeit und schäpferischer Phantasie."

Zur Frage, ob die Poesie didaktisch sein dürfe.

Seine bemerkte einmal, wie wir in einem schweizer Blatt lasen, zu einem jungen Deutschen; einem Verehrer der Griechen und ihrer didaktischen Poesie: in Frankreich habe man die didaktische Poesie längst überwunden; man sei hier rein lyrisch; worauf der junge Deutsche äußerte: „Doch wol nicht, um alle höhern Ideen und Grundsätze über Bord zu werfen. Die lyrische Poesie der Alten und Morgenländer von Pindar bis auf Höfist hat einen vorherrschend didaktischen Charakter, und ich bemerke nirgends Spuren davon, daß wir das Alterthum schon überwunden hätten. Die klassischen Schriftsteller der Alten zügelten und den Menschen mehr in seinem ursprünglichen und unveräußerlichen Wesen; die Neuern mehr in seinem zufälligen und verzerrten, weshalb ihre meisten Gebilde bei der Nachwelt den auch höchsten nur als Caricaturen und Beweise unserer Entartung in Leben, Kunst, Sitte und Geseßgebung gelten würden. Daß die Didaktik ein Hauptzweck der hellenischen Poesie gewesen, geht auch aus den Worten hervor, welche Aristophanes in den „Froschen" dem Aeschylus in den Mund legt und die nach Aeschylus' Uebersetzung lauten:

... Darum haben die Knäblein

Lehrmeister, damit sie lernen, was recht; die Erwachsenen aber die Dichter;

Darum müssen wir Nützliches sagen durchaus.

Und selbst Euripides kann nicht umhin, auf die Frage des Aeschylus, weswegen man einen Poeten bewundern müsse, die Antwort zu geben:

Der Geschicklichkeit halb und der Sittenlehre; und dann, weil wir die Menschen

In den Städten besser zu machen vermögen.

Aeschylus rühmt sich dann Euripides gegenüber, daß er niemals vertriebe bußsüchtige Weiber, weder Phädras noch Elektra in Scene gesetzt, aber wol eine Tragödie „des Amvoss", nämlich „Die Sieben vor Theben" gedichtet habe. Ferner wir die Stimme eines neuern Autors, Fernan Caballero (die Deutsch-Spanierin Gacile de Arrom, geb. Böhl von Sabel). In einem der früher von uns besprochenen spanischen Romane

Jerman Sabakero's heist es: „Soll die Moral nicht bloß sich in Worten äußern, soll sie Geist und Leben erhalten, so muß sie auch in jedem Roman Gegenstand und Endzweck sein, wie dies ja z. B. die englische Literatur mit wenigen Ausnahmen beobachtet“, ein Ausspruch, der in dieser Fassung freilich etwas sehr Einseitiges hat. Unsere weimarischen Dichter stellen zwar den Grundsatz auf, daß ein Kunstwerk nur auf sich selbst beruhen, nur den Grundzwecken der Schönheit Genüge thun und keinen moralischen Neben Zweck verfolgen dürfe; aber in der Ausübung wichen sie von diesem Grundsatz alle Augenblicke ab. Bei Goethe, dessen ganzer „Faust“ als ein einziges Lehrgedicht betrachtet werden kann, machte sich das Lehrreiche mit den Jahren immer mehr geltend, und unter Schiller's Gedichten der späteren Periode finden sich gewiß sehr wenige, die bei Licht besehen nicht didaktischer Art wären; in seinen Balladen und Romanzen ist dies sogar meist in so entschiedenem Grade der Fall, daß sie, von ihren poetischen Eigenschaften und der Pracht der Malerei abgesehen, fast den moralisirenden Erzählungen beigegeben werden können. Erst den Romantikern gelang es, die Ethik und die Didaktik in den Hintergrund treten zu lassen, doch nicht in dem Grade, als sie selbst wünschten und sich einbildeten. Was wäre das auch für ein Nach oder eine Dichtung, woraus man in ethischer Beziehung gänzlich nichts lernen könnte! H. M.

Bibliographie.

Gumbert Bilder aus der Natur. Aus den Papieren der Gräfin Thymelbe. Nürnberg, Leuchs u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
 Böttcher, F., Unseres Alphabetes Ursprünge, gemeinlich dargelegt. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 16 Ngr.
 Brecciani, Die Gräfin Mathilde von Canossa und Jolantha von Ordingen. Schaffhausen, Furter. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
 Brückner, A., Zur Geschichte des Reichstages zu Worms 1521. Die Verhandlungen über das Regiment. Inauguraldisertation. Heidelberg. Gr. 8. 15 Ngr.
 Byr, A., Alpbölein. Prag, Bellmann. 16. 16 Ngr.
 Christmann, Der Ursprung der Evangelien. Nach den neuesten Forschungen für das Volk frei bearbeitet. Leipzig, Brodhans. Lex.-8. 10 Ngr.
 Faber, F. W., Gedichte. Deutsch von M. Dorr und B. Jottmann. Autorisirte Uebersetzung. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
 Gold, B., Typen der Gesellschaft. Ein Complimentärbuch ohne Complimente. Zwei Bändchen. Grunberg, Levysohn. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Grimm, H., Leben Michelangelo's. 1ster Theil: Bis zum Tode Raffels. Hannover, Kämpfer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Haas, H., Die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters. Erlangen, Blasiesing. Gr. 8. 20 Ngr.
 Hahn, F. A., Bischof Michael Wittmann, das Bild eines frommen und segensreichen Lebens. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 22½ Ngr.
 Heyne, J., Documentirte Geschichte des Bisthums und Hochstiftes Breslau. Aus Urkunden, Altenstücken, älteren Chroniken und neueren Geschichtsschreibern. 1ster Band. Breslau, Korn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
 Homburg, C., Ein Winter in St. Petersburg. Nebst einem Ueberblick über die heutigen innern Zustände des russischen Reiches. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Kampfschulte, F. W., Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation. Aus den Quellen dargestellt. 1ter Theil. — A. u. v. L.: Die Universität Erfurt und die Reformation. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Jüter, Ling. Gr. 8. 1 Thlr.
 Köpfier, C., Berlin im schwarzen Rahmen. Erzählungen aus dem alten und neuen Berlin. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Thiels. Gr. 16. 2-5 Ngr.

Nijam. Eine Gedichtsammlung zum Besten des Prignitzer Rettungshauses in Schönebeck bei Prignitz. Mit Beiträgen von Ahlfeld, F. Besser, Hoffmann u. C. Halle, Friede. 16. 15 Ngr.

Wertwürdige Predigten und Reden der alten Zeit. Zusammenge stellt zu Kunst und Frommen der jetzigen Welt. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 1ster Band. Leipzig, Wengeler. 8. 15 Ngr.

Oberhey, C., Fünfzig Gleichnisse. Nordhausen, Büchting. 16. 10 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. Leipzig, Schilde. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Propst, J., Gedichte. Ein herbstliches Kränzlein. Zürich, Meyer u. Zeller. 16. 10 Ngr.

Rappaport, M., Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet. Leipzig, C. F. Frischke. 8. 18 Ngr.

Rasch, G., Die dunkeln Häuser Berlins. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 22½ Ngr.

Ruppins, D., Geld und Geist. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, Besser. Gr. 16. 12 Ngr.

Reumont, A. v., Die Gräfin von Albany. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Romang, J. P., Ueber Unglauben, Pictismus und Wissenschaft. Ein Beitrag zum Verständnis unserer Zeit und ihrer Aufgaben. Zürich, Schulthess. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die kleine Roby und der alte Robert Gray. Zwei Erzählungen. Berlin, W. Schulze. 16. 12 Ngr.

Schauenburg, C. H., Akademische Zustände. Lehr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Scherr, J., Drei Hofgeschichten. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schuster, G., Abälard und Heloise. Ein kirchenhistorischer Versuch. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Seld, A. Freih. v., Ergebnisse auf dem Gebiete der Strafs-Justiz und der inneren Mission. Halle, Rühlmann. 8. 22½ Ngr.

Sievert, Auguste, Bilder aus dem Alltagsleben. Halle, Rühlmann. 8. 7½ Ngr.

— Gertrud. Eine Erzählung. Halle, Rühlmann. 8. 15 Ngr.

Tausend Stimmen wahrer Religion gegen die Kirche. Wahrsprüche deutscher Denker und Schriftsteller. Gotha, Stollberg. Gr. 16. 15 Ngr.

Temme's Criminal-Novellen. 1ster Band. Aus der Stadtvoigtei. Berliner Criminal-Geschichten. Nr. 1. Berlin, Faldenberg. Gr. 16. 10 Ngr.

Ueber Sprache und ihr Verhältniß zur Psychologie. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 11 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, C., Wodurch erweist sich eine Gemeinde als deutsch-katholisch und welches Richtung und welches Ziel haben wir als Glieder der deutsch-katholischen Gemeinde zu erstreben? Eintrittspredigt am 8. Juli 1860 vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig gehalten. Leipzig, Friese. Gr. 8. 2 Ngr.

Einige Gedanken über die geistige Bewegung in unsern Tagen. Der christlichen Gemeinde zum Nachdenken vorgelegt von einem alten Diener des göttlichen Wortes. Basel, Bohnmaier. Gr. 8. 4 Ngr.

Göb, P., Die päpstliche Politik und der politische Franzos oder was das alte Papstthum bei dem neuen Napoleon gesucht und gefunden hat. Der deutschen Christenheit zur Beherzigung dargelegt. Gannau, König. 8. 5 Ngr.

Rühlfeld, J., Deutschlands Genius. Gedenkblatt zur 50jährigen Todesfeier der Königin Luise von Preußen am 19. Juli 1860. Anklam, Diege. Lex.-8. 2½ Ngr.

Sammler, A., Die Schlacht bei Liegnitz, am 15. August 1760. Zur 100jährigen Erinnerung verfaßt. Liegnitz, Rühlmey. Gr. 8. 1½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Gespräche von Ulrich von Hutten,

überseht und erläutert
von David Friedrich Strauß.

Nach unter dem Titel:

1. Dritter Theil. 8. Geh. 2 Thlr.
plana. 2. Das Gluck. Erstes Buch. 3. Das
4. Die Kunst oder die Könige. Dreifaltigkeit.

Die Kunst oder der Hellenist. 7. Der Warner.
in Warner. Zweites Buch. 9. Die Hellenen

von Deutschland im ersten Anse-
horte mit Rom erwehrt, deren Folgen
ein anderer Theil des Vaterlandes nur allzu bitter empfunden,
ist in Italien die römische Hierarchie in ihren weltlichen Grund-
lagen bedroht. Mit doppeltem Interesse wird man daher eben
jetzt die Stimme desjenigen Streikers mit Rom aus der Refor-
mationszeit vernahmen, der diesen Kampf, fern von kirchlicher
Besangenheit, ganz im Geiste unserer Zeit vom strengen politi-
schen und patriotischen Standpunkt aus geführt hat. In diesem
Sinne bietet hier Hutten's Biographie den klassischen „Gespräche“
in einer sehr wohlbedachten zugänglichen Form, zugleich mit schar-
fen Augenmerkungen auf die Gegenwart in der Vorrede, dem
deutschen Volke dar.

Das früher von dem Herausgeber in demselben Verlage
erschienenen Werk:

Ulrich von Hutten. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

hat, als die erste ihre schwierige Aufgabe lösende Biographie des
mittelaltlichen Volkshelden der Reformation, zugleich als umfassendes
Lebensbild jener ganzen, mit der unserigen so verwandten und
doch ewig vorbildlichen Zeit, längst in den weissen Kreisen An-
erkennung gefunden.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Arendts' Naturhistorischer Schulatlas.

33 Tafeln, enthaltend 368 Abbildungen in Holzschnitt.
Nebst einem erläuternden Texte.

8. Gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Atlas wird für den methodischen Unter-
richt in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches
Hilfsmittel geboten, wie solches bei dem Unterricht in der
Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt. Der Preis
für das Werk in zweckmäßigem Einbande ist sehr niedrig,
sodass dadurch die Verwendung für Schulzwecke ermöglicht
und die Einführung wesentlich erleichtert wird.

Vielen Unterrichtsanstalten ist dieser Naturhistorische
Schulatlas von den vorgesetzten Behörden empfohlen und
dieselbe bereits eingeführt worden. Namentlich ist derselbe
neuerdings durch eine Verordnung des k. k. Ministerium des
Cultus und Unterrichts als ein nützliches Hilfsmittel
für den elementaren Unterricht den Directionen
sämtlicher Realschulen in Oesterreich bezeich-
net und empfohlen und dessen Einführung in den
betreffenden Lehranstalten der österreichischen Staaten
hierdurch veranlaßt worden.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Handbuch der Edelsteinkunde für Mineralogen, Steinschneider und Juweliere.

Von

Karl Emil Ringe,

Lehrer an der k. k. Gewerbeschule zu Gera.

Bezt 11 Tabellen zur Bestimmung geschnittener Steine und
15 lithographirten Tafeln mit 201 Abbildungen.

8. Geh. 4 Thlr.

Dieses Werk ist nicht allein wichtig für Goldschmiede, Ju-
weliere, Silberraffinerien und Steinschneider, es wird auch
den Directoren von Sammlungen eine willkommene Ergänzung
und den Mineralogen vom Fach wie dem Alterthumsforscher
von großem Interesse sein. Da in der deutschen Literatur an
Werk von solchem Umfange über diesen speziellen Gegenstand
noch nicht existirt, so dürfte das Erscheinen desselben um so mehr
gerechtfertigt sein, als gerade jetzt die Schmucksteinindustrie aus
angehender Aufschwung genommen hat. Ein jeder, der sich in
diesem Gegenstand interessiert, findet in dem Werke ausföhrlich in
Harter übersichtlicher Weise alles das behandelt, was von den
Eigenschaften und Kennzeichen der Edelsteine, ihrer Geschichte, der
Art ihrer Bearbeitung und Anwendung, den Methoden zu p-
schützen, Verfälschungen, merkwürdige Exemplare u. zu we-
senlich ist. Für die Juweliere dürfte der beigegebene Rath-
geber über Korallen und Perlen, sowie die Tabellen zur Bestimmung
geschnittener Steine noch speciell von Wichtigkeit sein. Die den
Gängen beigegebenen zahlreichen Abbildungen, welche die natür-
lichen Formen der Edelsteine, die Schnittformen derselben,
die Werkzeuge zu ihrer Bearbeitung u. u. f. m. f. n. zeigen, tragen wesent-
lich zum Verständniß des Textes bei.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.
Herausgegeben von Friedrich Müllers.

Zwölfter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Anhaltische Geschichten. — II. Hans von Schütz. — III. Ro-
bert Schwallinger. — IV. Hugo de Groot als schwedischer Gesandter in
französischen Hof. Von Karl Ludwig Klotz. — V. Die Gedenke
Abnigsmar. — VI. Madame de Geoffrin und ihre Logen. — VII. Aus
einmal über General Thielmann. — VIII. Ein armer Fräulein. — IX. Ein
Briefe eines Hofmeisters. (1671—73.) — X. Die von Alstedt. — XI.

Der erste bis elfte Band dieses für die weite
Kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seiner
reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall an-
genommenen Werke, das mit dem zwölften Bande vorläuf-
ig geschlossen ist, haben denselben Preis.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Platon's sämtliche Werke.

Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von
H. Steinhardt. Sieben Bände. 8. 1850—59. Geh. 23 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus
Müller ist von den kompetentesten Richtern für eine solche
erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten
Einleitungen von Karl Steinhardt noch bedeutend erhöht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhans. — Druck und Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 36. —

6. September 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Rußland in den letzten zehn Jahren. — Goethe-Literatur und Goethe-Curiosa. Von Hermann Marggraf. — Zur Erzählungs-Literatur. Von Herman von Bequignolles. — Aus den Schweizer Hochalpen. — Notizen. (Ältere und neuere Productionsweise; Neue Reiseschrift des Rectors Brandes.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rußland in den letzten zehn Jahren.

Seit Custine's berühmtem Werke über Rußland sind nur wenige Enthüllungen über die innern Zustände des großen Czarereichs gemacht worden, die sich an Wichtigkeit mit denen messen könnten, welche in dem vor kurzem veröffentlichten Buche des Fürsten Dolgoroukow enthalten sind. *) Die Fähigkeit des letztgenannten Autors über diesen Gegenstand zu schreiben, ist gewiß größer als die Custine's, da er vor allem selbst Ruße ist, lange Zeit in beiden russischen Hauptstädten sowie im Innern des Landes und auch in der Verbannung gelebt, mit Personen aus allen Kreisen der Gesellschaft von den höchsten bis zu den niedrigsten verkehrt hat, das Leben und die Verbindungen der meisten Männer kennt, welche in den letzten 25 Jahren in Rußland einflußreiche Stellungen bekleidet haben, und endlich auch mit den geheimen Ursachen vieler wichtiger Ereignisse vertraut geworden ist. Er sagt uns, daß die russischen Kaiser durchweg und systematisch über alles getäuscht werden, was sie am meisten angeht; daß der Hof unnahbar ist, daß eine gelbgierige Camarilla und festgeschlossene Bureaucratie eine Revolution heraufbeschwören, welche nicht nur die Leibeigenen, sondern die schlechten Leidenschaften einer ganzen Bevölkerung von 60 Millionen freisetzen wird.

Gerechtigkeit gibt es nicht einmal dem Namen nach; ein Proceßirender hat zehn verschiedene Instanzen durchzumachen, immer mit offenem Gelbbeutel, und erhält endlich die Entscheidung doch nach kaiserlichem Belieben. Alexander II. ist zufällig ein wohlwollender und gerechter Fürst; aber er ist keine Institution, sondern sterblich wie alle andern Menschen, und man braucht nicht weit in der russischen Geschichte zurückzugehen, um eine Zeit zu finden, wo alles nach der Laune eines Tyrannen ging. Die Verwaltung ist von oben bis unten käuflich, alles wird

verkauft und kann gekauft werden. Was die Geistlichkeit anbetrifft, so sind die Bischöfe nach oben hin willsfähige Höflinge, nach unten zu Tyrannen und benutzen ihre Stellung, um sich auf jede Weise so reich zu machen wie nur irgend möglich. Die niedrige Geistlichkeit, arm, gedemüthigt, geknechtet, hat nichts als stille Thränen und Gebete zu Gott, um sie aus der Unterdrückung zu erretten, unter welcher sie seufzen. Die Gewissensfreiheit wird auf höchsten Befehl mit Füßen getreten, die Presse ist durch eine Censur gefesselt, welche völlig launenhaft und ruckweise ausgeübt wird und Rußland nur den Dienst erwiesen hat, daß sie indirect zur Entstehung russischer Pressen im Auslande, besonders in London, Veranlassung gegeben. Der Adel ist außerordentlich unzufrieden; alle Adlichen, welche Männerherzen und keine Lakaiengefühle haben, sehen ganz klar ein, daß sie nur privilegierte Sklaven sind; sie wünschen frei zu werden und echte Institutionen an die Stelle der Privilegien treten zu sehen, welche von der Macht jeden Augenblick suspendirt werden können. Die Bourgeoisie, welche beständig von der Bureaucratie beleidigt und geplündert wird, seht sich nach einem gesetzlichen Zustande der Dinge. Die Leibeigenen harren auf die Emancipation, und wie sehr sich auch die Rückschrittpartei, die Bureaucratie und die Camarilla darin täuschen mögen, die Leibeigenen werden nicht zugeben, daß das kaiserliche Versprechen ein todter Buchstabe bleibt. Die Kronbauern sind ihrerseits ungeduldig, aus den diebischen Händen der Regierungsbeamten erlöst zu werden. In der Armee seufzen die Soldaten, schlecht behandelt, schlecht genährt und unter der Herrschaft des Stocks, nach einem bessern Lose. Endlich die Finanzen sind, dank der schlechten Verwaltung und dem Widerwillen, welchen die Camarilla gegen Talent und Fähigkeit in jeder Form hat, in einem solchen Zustande, daß der Staat in kurzem bankrott sein mag, obwohl das Land einen ungeheuern Reichtum von unbenutzten Hülfquellen besitzt. Es würde für Rußland unmöglich sein, nur ein

*) „La vérité sur la Russie. Par le prince Pierre Dolgoroukow“ (Paris 1860).

Jahr lang eine Armee von 150000 Mann außerhalb seiner Grenzen zu erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil nach Belieben fabrizirtes russisches Papiergeld im Auslande nicht angenommen wird. Das Gold ist ganz verschwunden, Credit gibt es nicht und würde es in keinem Falle für ein so unproductives Unternehmen wie Krieg geben. Außerdem ist die russische Militärorganisation vollständig zu Grunde gegangen. So tief ist das Reich gesunken, welches beim Regierungsantritt von Nikolaus so stark und mächtig war; es ist so tief gesunken durch die Unfähigkeit dieses Kaisers (was auch die „Neue Preussische Zeitung“ sagen möge) und der Männer, welche er aussuchte, welche er ins Amt brachte und seinem Nachfolger, einem vortrefflichen Fürsten, der ein besseres Schicksal verdient hätte, hinterlassen hat. Infolge eines dreißigjährigen Kriegs gegen die Civilisation und den gesunden Menschenverstand ist Rußland eine Macht zweiten Ranges geworden, von welcher diejenigen in Europa wenig halten, welche mit dem wahren Zustande der Dinge vertraut sind.

Bekanntlich sagte Talleyrand: Man braucht einen Russen nur zu fragen und der Tatar kommt zum Vorschein. Ebenso sagt Dolgorukow: Das Gebäude des russischen Reichs hat eine europäische Fassade, aber ist in asiatischer Weise ausmüblirt und verwaltet. Geseze nach europäischem Muster sind allerdings vorhanden; es gibt im Coder allein 15000 Foliosseiten von Gesezen, und darin sind die Ordonnangen und Regulationen noch gar nicht einmal mit einbegriffen! Aber dies kommt bloß den Papierfabrikanten zugute. Die erste Bestimmung, daß der Kaiser über allen Gesezen steht, annullirt natürlicherweise alle übrigen. Während die Geseze so beiseite geschoben werden, hat der Kaiser nur Macht, Schlechtes zu thun. Er kann in Schrecken setzen, foltern und verbannen, sogar köpfen lassen wie der Schah von Persien; aber er kann nicht die Geseze zur Anwendung bringen, noch den kleinsten Mißbrauch abstellen. Der Kaiser herrscht, aber die Bureaucratie regiert, und zwar durch ihre specielle Autokratie des Goldes, die einzige Macht, der sie treu ist. Da die russischen Kaiser eine unbestimmte Idee davon haben, daß sie getäuscht werden, haben sie drei Mittel ausgedacht, dasselbe zu verhüten. Eine Petitionscommission empfängt alle Bittschriften und Klagen, welche an den Kaiser gerichtet werden. Sodann werden die Briefe in einem schwarzen Cabinet des Hofamts eröffnet. Endlich gibt es eine geheime Polizei, welche bestimmt ist alle Mißbräuche auszuspioniren und dem Kaiser zu hinterbringen. Das Unglück ist nur, daß alle drei unter der Oberaufsicht der Bureaucratie stehen. Jede Klage über irgendeinen Minister wird, so unglaublich das auch klingen mag, doch zuerst an diesen nämlichen Minister übergeben, der darüber zu berichten hat. Von den geöffneten Briefen werden nur solche zum Kaiser gebracht, welche seine Diener dafür geeignet erachten, und darunter finden sich sehr oft absichtliche Fälschungen. Was endlich die geheime Polizei anbetrifft, so ist für Geld alles mit ihr zu machen. Sie erhält Lösegeld zu enormem Betrage, wenn sie es unterläßt reiche Leute zu denunciren,

mögen sie nun schuldig oder unschuldig sein; manche ganz unschuldige Leute sind nach Sibirien geschickt, bloß weil sie die Spione nicht bestechen wollten, und auf der andern Seite gehen die schauerlichsten Betrügereien ungehindert vor sich, wenn die Schuldigen nur ihre Taschen nicht zuhalten. Der Generalgouverneur einer der Hauptstädte wirtschaftete ärger als ein türkischer Pascha ein Jahr lang, erklärte offen, daß Geseze das Regieren sehr unbequem machten, richtete sich auch nie danach und erlangte im Laufe der Zeit eine wahre Berühmtheit für seine administrativen Verbrechen. Dann und wann drangen Gerüchte davon bis zum Zaren, aber wenn er Nachfragen darüber anstellte, antwortete die Polizei mit Klagen über die Verleumdungssucht der Menschen. Endlich hörte der Kaiser (und auch nur durch Klatsch in den Salons), daß dieser Beamte seine verheirathete Tochter veranlaßt habe, ein zweites Ehebündniß zu schließen, ohne von ihrem ersten Manne geschieden zu sein; und dies geschah auch erst, nachdem die geheime Polizei selbst den Neuvermählten den Rath gegeben, sich aus dem Staube zu machen. Dies that das würdige Paar auch, das keine Schwierigkeit hatte, einen Paß zu bekommen und ohne irgendwie besorgt zu sein, langsam und gemüthlich 1200 Werst bis an die russische Grenze und von da weiter ins Ausland reiste.

Vollständige und unbehinderte Oeffentlichkeit würde mehr thun als die Petitionscommission, das schwarze Cabinet und die geheime Polizei zusammengenommen; aber Oeffentlichkeit ist, wie unser Autor sagt, das Rebushaupt der russischen Bureaucratie, und den Monarchen selbst den kühnsten und unternehmendsten, würde sie zu gefährlich erscheinen; sie glauben, daß Droschkentritzer die besten Leute sind, um Locomotiven zu fahren. Die Emancipation der Leibeigenen ist deshalb noch immer nicht durchgesetzt, weil Alexander II. die neue Arbeit an alten Beamten gibt. Was läßt sich von einer Verwaltung erwarten, die ihren Kopf gegen alle Veränderungen setzt, welche der Kaiser bestimmt und welche der Autor als eine organisierte Käuflichkeit beschreibt, die von permanenter Anarchie gestützt und den Augen Europas und des Kaisers durch einen dichten Schleier officieller Lüge entzogen ist?

Die Moralität des Staatsraths ist folgende: Es ist tadelnswerth, wenn man Geld nimmt und die versprochene Sache nicht leistet; im andern Falle ist es recht und weise. Hat aber die Zahlung stattgefunden und ist keine Gegenleistung erfolgt, so mag der Applicant sehen wie er durchkommt. Ein Ausländer wünschte Contractlieferungen für die Regierung zu erhalten und wandte sich an den Gesandtschaftssecretär mit der Bitte um Rath wie er zu verfahren habe; dieser bemerkte, die Sache falle eigentlich nicht in seinen Bereich, er wolle ihm aber bemerken, daß er Graf *** und die Maitresse seines Vaters bestechen müsse; da der ältere Graf Chef des betreffenden Departements sei und sein Sohn großen Einfluß bei Hofe besäße, würde sich die Sache so gewiß machen lassen. „Ach“, erwiderte der Applicant, „ich habe dem jüngern Grafen so viel, und der Maitresse so

nes Vaters so viel gegeben; sie nahmen mein Geld, versprachen alles und haben nichts gethan." Ebenso geht es auch Leuten, welche keine Kunst, sondern nur ihr gutes Recht in Anspruch nehmen; und wie kann es anders sein in einem Lande, wo neuerdings die Gehalte der niederen Justizbeamten auf 100 Thaler erhöht sind, wovon diese Employés oft große Familien zu erhalten haben? Jeder Rechtsfall geht durch elf verschiedene Instanzen, ehe er entschieden werden kann; in jeder Instanz müssen beträchtliche Honorare gezahlt werden; und wenn der Kläger in zehn Instanzen gewonnen hat, so kann er durch das Verliessen des Justizministers oder des Kaisers doch noch in letzter Instanz verlieren, wenn er auch sonstwärtiges Recht hat. Ein eigenthümlicher Charakterzug des gegenwärtigen Justizministers ist der, daß er glaubt, nicht so sehr zu dem Zwecke dazusein, die Entscheidungen der Gerichtshöfe zu beaufsichtigen, als vielmehr sie umzustossen. Es gibt nur geschriebene und geheime Justiz, und Advocaten, die unabhängig von der Regierung sind, gibt es gar nicht. Dies erinnert uns an eine Anekdote, welche von Peter dem Großen erzählt wird: als dieser originale Herrscher nämlich in London zum Besuche war und einst durch den Temple und Chancery Lane ging, wo er Massen von Advocaten in ihren Perrücken und Talaren sah, fragte er, wozu diese Leute daselen; man erklärte ihm die Beschäftigung der betreffenden Herren und er erwiderte: in Rußland gäbe es im ganzen nur zwei Advocaten, und er habe große Lust, sie bei seiner Rückkehr nach Petersburg aufhängen zu lassen. So erklärte auch der jetzige Justizminister an den Fürsten Dolgorukow, daß man Advocaten deshalb nicht dulden dürfe, weil es gefährlich sei, die Kenntniß der Gesetze über den Kreis der Staatsdiener hinaus auszubehnen! Und doch bestimmt ein Artikel des russischen Codex, daß niemand sich mit dem Vorwande vertheidigen könne, die Gesetze nicht gekannt zu haben.

Ein schreckliches Unwesen wird auch mit der exceptionellen Militärgerichtsbarkeit getrieben. Einige Wochen nach der Thronbesteigung Alexander's II. kam es vor, daß ein Gutbesitzer seinen Bauern erklärte, er brauche Geld und sehe sich daher genöthigt, sie zu verkaufen. Die Bauern brachten eine beträchtliche Summe Geldes zusammen, welche sie ihrem Herrn unter der Bedingung einhändigten, daß er sie nicht verkaufen wolle. Sowie der Herr das Geld hatte, verkaufte er sie doch. Daraufhin verweigerten die Bauern dem neuen Gebieter den Gehorsam und ein junger Adjutant des Kaisers wurde abgeschickt, um sich an Ort und Stelle über die Sache zu erkundigen; dieser, welcher gut mit dem neuen Besitzer hand, verordnete, daß eine Anzahl der ungehorsamen Bauern nach Sibirien geschickt werden sollten. Der Gouverneur der Provinz, General Murawiew, weigerte sich indessen dies zu thun und berichtete an das Ministerium. Man ließ die Sache dann auf sich beruhen, aber der Adjutant bekam einen Orden und einen hohen Posten im Kriegsministerium. Ein anderer Fall ist noch bemerkenswerther. Ein reicher Gutbesitzer, der zweimal verhei-

rathet gewesen war, hinterließ bei seinem Tode erwachsene Söhne aus der ersten Ehe, und einen jungen Knaben aus der zweiten. Die erwachsenen Söhne stellten ihren Halbbruder unter die Selbstigen des Gutes und theilten sein Verköstlichum unter sich. Die Sache kam vor die Gerichtshöfe und schließlich auch vor den Senat. Dieser verordnete, daß die betreffenden Papiere nach Petersburg geschickt werden sollten. Dies geschah auch, aber durch einen „Zufall“ wurde ein Postgebäude, worin sich die Papiere unterwegs eines Nachts befanden, in Brand gesteckt und die Papiere gingen in den Flammen unter. Die Sache würde dabei wahrscheinlich ihr Bewenden gehabt haben, wenn nicht ein alter Minister des Kaisers Alexander I. sich des jungen Knaben angenommen und auch wirklich den Proceß für ihn gewonnen hätte. Da gab es doch einmal einen uneigennütigen Philanthropen in Rußland! Aber der Alte nahm unmittelbar darauf eine ungeheure Geldsumme aus dem Besitze des Knaben dafür in Anspruch, daß er diesem in der Zwischenzeit Kost und Logis gegeben; und es stellte sich auch heraus, daß ein notorischer Spyon, der im Jahre 1825 durch seine Denuncationen eine Masse von Familien ins Unglück gestürzt hatte, Hauptagent in der Sache gewesen war.

Eine sehr humoristische Darstellung wird uns von dem Senate gegeben, dessen Wichtigkeit sich einigermaßen der des französischen Senats zu nähern scheint. Er ist jetzt eine Aufbewahrungsanstalt für Generale, welche ihre Divisionen schlecht commandirt haben oder vielleicht nicht mehr zu Pferde sitzen können; für Admirale, die zu alt sind, um sich noch aufs Meer wagen zu können; für Provinzialgouverneure, die sich als unfähig für ihr Amt bewiesen haben; und für alte Bureaucraten, deren Stellen für die Verwandten oder Günstlinge des Ministers gebraucht werden. Wenn ein hoher Beamter oder General einen Schlaganfall hat, so kommt er in den Senat; hat er einen zweiten Anfall, so avancirt er in den Staatsrath; ein dritter gibt ihm Anwartschaft auf ein Ministerium, und wenn er den Ministerposten erhält, so qualificirt ihn ein vierter Anfall dazu, Candidat für das Präsidium im Cabinet zu werden, sowie es frei wird. Angeblich hat der Senat darauf zu achten, daß die Minister ihre Schuldigkeit thun; wagt er aber eine Frage aufzuwerfen, so thut er dies auf seine eigene Gefahr hin; der Minister stellt ihm sofort eine derbe Nase zu und droht, dem Kaiser davon zu berichten. Uebrigens stellt der Senat gegenwärtig nie andere Untersuchungen an, als solche, welche das Ministerium ihm vorgelegt; dies geschieht auf Ordre des Justizministers. Der Minister der öffentlichen Bauten verhinderte die Anlegung von Eisenbahnen durch Privatgesellschaften, damit der Kaiser nicht den Unterschied zwischen den Kosten und Einnahmen von Regierungs- und Privat-Eisenbahnen erfahren sollte. Die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau, welche etwa 80 Meilen lang ist und durch eine Gegend läuft, wo es keine Berge gibt und das Land so gut wie nichts kostet, hat dem Staateschatz etwa 120 Millionen Thaler gekostet und bringt gar nichts ein.

Die Provinzialregierungen außerhalb Petersburg sind eine Willkür der fürchterlichsten Mißbräuche. Im September 1859 erhielt z. B. ein Generalgouverneur die Erlaubniß, den Ungehorsam der Leibeigenen gegen ihre Herren nach Belieben zu bestrafen, ohne dabei Rücksicht auf die gesetzlich bestimmten Schranken zu nehmen. Ein anderer unterdrückte eine Zeitung und setzte den Redacteur derselben in einer Festung gefangen, weil der letztere einen archäologischen Artikel, in dem sich nicht die geringste politische Anspielung fand und der außerdem das Impri-matur der Censur hatte, in seinem Journal veröffentlicht, einfach aus dem Grunde, weil dieser Artikel von Herrn Lelewel, einem der Häupter der polnischen Emigration, verfaßt war. Was nützt dann eigentlich die Censur, wenn, nachdem der Redacteur das Visum erhalten, er doch noch gefangen gesetzt und durch die Unterdrückung seines Journals zu Grunde gerichtet werden kann? Ein anderer Generalgouverneur, dem eine Aeußerung mißfiel, welche ein Kaufmann, der zugleich Stadtverordneter war, bei einer Zusammenkunft der Municipalität gethan, ließ diesen zu sich kommen, sagte ihm die ärgsten Grobheiten und ließ ihn arretiren, ohne den geringsten legalen Vorwand. Der Kaufmann klagte bei dem Senat, welcher über den Gouverneur steht. Der Senat richtete eine befehlene Eingabe an den betreffenden Gouverneur und ersuchte ihn, die Sache aufzuklären. Daraufhin erhielt der Senat eine scharfe Zurechtweisung von dem Justizminister, und der Kaufmann wurde vor den Chef der politischen Polizei citirt und bedroht, ohne Proceß und Urtheil nach Sibirien geschickt zu werden, falls er seine Klage nicht zurücknimmt. Nicht übel ist auch, daß während der Heu- und Kornernthe, wenn die Bauern fast Tag und Nacht auf den Feldern arbeiten müssen, Beamte unter die Kronbauern oder auf die Güter abwesender Herren gehen, um eine nur in ihrer Phantasie existirende Untersuchung anzustellen. Sie lassen sich die Namen der wohlhabenden Bauern geben und halten diese drei oder vier Tage mit einem beliebigen Verhör auf. Die dringende Nothwendigkeit, zu ihrer Arbeit zurückzugehen, verleitet die Bauern, den Beamten Geld zu geben, und augenblicklich ist das Verhör zu Ende.

Vor einigen Jahren brachte die Frau eines Generalgouverneurs in einer großen Stadt eine Badeanstalt an sich. Ganz in der Nähe derselben stand ein kleines Häuschen, das einem armen Manne gehörte. Die Dame verlangte dies Haus zur Hälfte des Preises zu kaufen, um die Badeanstalt zu erweitern. Der Eigenthümer weigerte sich, es herzugeben. Daraufhin wurde ihm bemerkt, gemacht, daß, wenn er sein Haus nicht sofort für die genannte Summe hergeben wolle, man ihn nach Sibirien schicken würde, was damals, in den letzten Jahren der Regierung des Nikolaus, sehr leicht war. Natürlich bequiemte sich der arme Mann dazu, der Forderung nachzukommen.

In einer Gemeinde der Kronbauern lag auf freiem Felde ein ungeheurer und sehr schwerer Stein. Eines Tags kam der Oheraufseher des Districts herbei, rief die Bauern

zusammen und verkündete ihnen, daß der Kaiser befohlen habe, sie sollten diesen Stein nach Petersburg schleppen. Die Bauern erhoben Klage, wiesen auf die ungeheure Schwere des Steins hin und baten den Aufseher, für sie Fürsprache einzulegen. Er willigte ein, nahm große Summen von den armen Leuten und versprach für die Zurücknahme des Befehls zu sorgen, da natürlich nie erlassen war.

Am originellsten ist jedoch folgende Geschichte: In einer Provinzialhauptstadt wurde ein Fremder von einer Kuh niedergeworfen, welche im Koller durch die Straßen lief. Er erhielt solche Verletzungen, daß er zwei Monate lang im Hospitale bleiben mußte. Als er herankam, verlangte die Polizei von ihm die Kosten für zweimonatliche Erhaltung der Kuh, welche die ganze Zeit lang von der Polizei, als eines ungeleglichen Anfalls beschuldigt, festgehalten worden war!

Rußland ist das Land, in welchem es die meisten Räthe gibt und wo doch niemals jemand um Rath gefragt wird. In allen civilisirten Ländern kann ein Mann, der zehn oder zwölf Jahre seines Lebens studirt hat, auf Reisen gewesen ist und sich einem industriellen oder commercialen Geschäfte gewidmet, sich specielle Kenntnisse in einem bestimmten Fach erworben hat und sein Land kennt, in den Staatsdienst eintreten und avanciren. In Rußland ist es anders. Wenn jemand den Dienst für ein paar Jahre verläßt, so kann er nur bei dem Grabe wieder eintreten, wo er ihn verlassen. Jemand, der nie gedient hat, muß ganz tief unten eintreten, wie alt und verdienstvoll er auch sein mag; während ein Schurke oder halb Blödsinniger, wenn er nur nie aus dem Dienste austritt, sicher sein kann, zu den höchsten Stellen zu gelangen. Daher rührt die sonderbare Anomalie, daß in einem Volke wie dem russischen, das intelligent, talentvoll und fähig ist, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten von einer kaum glaublichen Unfähigkeit, welche sich steigert, je höher die Stellen werden, so daß die höchsten Stellen in der That fast ausschließlich von Idioten eingenommen werden. Je höher der Beamte, desto mehr wird er verachtet; unter commandirenden Generalen und Geheimräthen sind die meisten so unfähig, daß man sie kaum als Schreiber benutzen könnte.

Der Krieg in der Krim zeigte, daß die Militärverwaltung in einem fürchterlichen Zustande war; die Soldaten waren halb verhungert, erhielten nichts als verfaultes Vieh und faules Fleisch. Das Kriegsministerium war in einer Familie, indem der eigentliche Kriegsminister die beiden wichtigsten Stellen an seinem Schwiegervater und Schwager gegeben hatte, so daß unangenehme Meinungsverschiedenheiten und Opposition vorkamen. Mehrere Obersten wurden bezahlt, um nicht von der schlechten Versorgung ihrer Regimenter zu sagen, und diejenigen, welche kein Geld nehmen wollten, erhielten keine Antwort auf ihre Klagen. Die ganze Bureaucratie unterstützte das Kriegsministerium. Die Verrechnungsbeamten gaben Quittungen für 600 Ochsen, wenn sie nur 500 bekommen hatten; man stellte ihnen für

Heerden, die sie unterwegs antrafen, auszugreifen und so die Zahl zu vervollständigen. Ein Agent ließ einen toten Ochsen von Tag zu Tag mitschleppen und ließ sich jeden Abend einen Schein über diesen toten Ochsen ausstellen; solche Scheine über das Ableben dieser wichtigen Quadrupeden wurden auch gegen eine geringe Vergütung ausgestellt, wenn die Ochsen nie existirt hatten. Ein Beamter überreichte Rechnungen für den Ankauf von 1800 Ochsen, welche nie existirt hatten; darauf für das Futter, welches sie gefressen, dann für das Schlachten und endlich für das Einsalzen; die Summe belief sich endlich auf mehr als 300 Silberrubel für jeden dieser imaginären Ochsen. Als die russischen Truppen im Jahre 1853 die Donaufürstenthümer besetzten, wurden Reservvorräthe von Gerste, Hafer und Heu bestellt und bezahlt. Die Beamten steckten das Geld dafür in die Tasche. Im nächsten Jahre kam der Befehl, die Fürstenthümer eiligst zu räumen und die Vorräthe von Gerste, Hafer und Heu, welche man nicht mitschleppen könne, zu verbrennen, und da fast nichts zu verbrennen da war, steckte man die Kornböden einiger unglücklicher moldau-walachischer Gutbesitzer in Brand. Kleider und andere Sachen, welche aus Moskau und Petersburg für die Truppen abgeschickt wurden, kamen nie an ihren Bestimmungsort. Die Offiziere nahmen davon für sich, was sie gebrauchen konnten und verkauften den Rest an Juden. Die Verwundeten lagen oft lange in der bitteren Kälte bloß mit zerlumpten Mänteln bedeckt auf Karren, während die, welche für sie hätten sorgen sollen, sich die Zeit mit Hazardspielen und Champagner vertrieben. Starben sie, so warf man sie in kalte Keller, worin die Leichen sich lange hielten, ohne in zu schreckliche Verwesung überzugehen; und die Kosten für Ernährung und Arzneien wurden so lange angerechnet, bis es nothwendig wurde die Leute zu begraben; dann kam noch ein Leichentuch und ein Sarg auf die Rechnung, beides wurde aber nicht geliefert und ganze Mengen von Leichen auf einmal in dünnen Kisten begraben, welche oft genug zerbrachen! Der Kriegsminister erhielt am Ende des Kriegs zwei Orden. Später wurde eine Untersuchung angestellt und Urtheil gegen ihn ausgesprochen, aber nicht vollzogen, da viele hohe Militärs Fürbitte für ihn einlegten und erklärten, daß ohne ihn die ganze russische Armee hätte Hungers sterben müssen. Die russischen Soldaten sahen mit Neid auf die französischen und sardinischen Soldaten; sie seien glücklich, wohlgenährt und gut behandelt, während die Russen die allernothwendigsten Dinge nicht hatten, beständig bestohlen und dann noch von denen geschlagen wurden, welche sie bestohlen hatten!

Die Angaben des Fürsten Dolgorukow werden in dem Werke: „Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch“ (Leipzig 1860), durchaus bestätigt. In diesem interessanten Buche erhalten wir besonders Aufschlüsse über die finanziellen Verhältnisse und die Emancipation der Leibeigenen. Die Feldzüge von 1854 und 1855 haben Rußland geradezu an den Rand des Abgrundes gebracht; das Land wurde mit ungeheuren Massen von Papier-

geld überschwemmt, der Handel vollständig unterbrochen und der Credit im Auslande ruiniert. In der That erhöht die Geldkrise, welche noch immer unvermindert in Rußland besteht, alle die vielen Schwierigkeiten, mit welchen der Kaiser Alexander zu kämpfen hat, um ein Bedeutendes. Sie rührt hauptsächlich von der unsinnigen Ausgabe von Papiergeld her, womit der Finanzminister den Krieg umsonst führen zu können glaubte. Das Anerbieten Rothschild's, die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau für Zahlung in Gold zu kaufen, wurde abgelehnt, weil die Bureaucratie fürchtet, daß ihr System ans Licht kommen werde, wenn Rothschild sich einmal als Eigenthümer einer Eisenbahn in Rußland angesehelt hat. Noch gefährlicher ist die Handelskrise, weil sie tiefer liegende Ursachen hat. Die Russen sind, wie es scheint, von der Natur nicht für den Handel bestimmt, oder wenn sie es sind, so haben sie es doch noch nicht ausgefunden. Sie reisen nicht, wissen nichts von der Welt, verkaufen bloß und kennen das eigentliche Wesen des Handels nicht. Sie haben nicht den Scharfsinn, Forschungs- und Unternehmungsgeist der Engländer, Amerikaner und Holländer. Da sie bloß verkaufen, was sie haben, ziehen natürlich die Käufer allen Profit. In der That ist der Zustand des kaiserlichen Schatzes und Handels durchaus asiatisch, und wenn die Verwaltung noch lange so weiter geht wie jetzt, so wird Rußland bald in einem Zustande sein wie die Türkei. Im Jahre 1810 versprach der Kaiser Alexander, daß das Budget veröffentlicht werden sollte. Und doch ist es der Camarilla gelungen, dies ein halbes Jahrhundert hinauszuschieben; sollte eine solche Veröffentlichung in der That stattfinden, so könnte die Camarilla natürlich nicht mehr wie jetzt die Staatseinkünfte nach eigenem Gutdünken verwenden. Indessen werden zwei kleine Bücher jedes Jahr als Manuscript für den Kaiser und die Chefs der Departements gedruckt, welche die Belohnungen enthalten, welche an Civil- und Militärpersonen ausgezahlt werden. Ein Exemplar der Ausgabe von 1846 befindet sich augenblicklich in England und wird bald veröffentlicht werden.

Obwol die russische Civilliste weit bedeutender ist als die von Frankreich und England, so sind doch die Gehalte der Beamten in Rußland ungleich niedriger; und während der Staat jedes Jahr ärger vom Bankrott bedroht wird, baut man einen neuen Palast für jeden Großfürsten, der sich verheirathet; und da die Anzahl der Großfürsten sich natürlicherweise immer steigert, kann man erwarten, daß es am Ende dieses Jahrhunderts ein ganzes Schloß geben wird. Die theuern Reisen der Kaiserin-Mutter von Rußland und des ganzen Hofes, welcher ihr folgt, tragen auch dazu bei, den Schatz zu leeren, indem ein einziger Tag dieser Karavane durchschnittlich 800 — 1000 Thaler bloß für Kost und Logis kostet. Auf diese Weise gewinnt man sich keine Achtung in Europa, welches über eine solche Art des Reisens als ein Beispiel asiatischer Barbarei lacht. Die verschwenderische Weise, in welcher die kaiserliche Familie und ihr Anhang die Staatseinkünfte vergehren, erregt den Un-

währen des Volks. Leute aus allen Ständen können sehen, daß der Bankrott sich von einer Firma zur andern, von einem Gute zum andern und durch alle Gewerbe und Beschäftigungen in Stadt und Land ausbreitet. Rußland hat kein nationales Kapital, und jeden Tag wird es schwerer, den leeren Schatz zu füllen. Es gibt allerdings hier und da in Palästen und Kirchen eine Masse von Juwelen; ein paar Untertanen von hohem Rang haben Ländereien und Revenuen von Fürsten, und eine Menge der sogenannten Adlichen, welche keine eigentliche Aristokratie bilden, haben Güter mit Tausenden von Leibeigenen; hier und da hört man von reichen Kaufleuten, und Beamte mit leichtem oder gar keinem Gewissen, und Lieferanten prahlen öffentlich mit ihren Gewinnen; aber alles das ist keine sichere Grundlage für nationale Finanzen, weil kein angehäuftes Kapital in den Händen der Mittelklasse da ist, welches beständig der arbeitenden Klasse Beschäftigung und genügenden Arbeitslohn gibt, sowie die Möglichkeit, eine Karriere zu machen.

Die Branntweinsteuer bringt in Rußland zwei Fünftheile der Gesamtrenditen ein; 1859 betrug sie über 130 Millionen Thaler. Die Steuer ist verpachtet und der Pächter erhöht den gesetzlichen Preis des Branntweins um ein Beträchtliches; damit dies nicht herauskommt, besticht er alle Lokalbeamte. Um die Summen, welche für Bestechung angewandt werden, wieder aus den Taschen der Bauern herauszuschlagen, wendet der Pächter alle Hebel an, um die Leutern zu Trunkenbolden zu machen; sind sie einmal in seiner Schuld, so braucht er nicht mehr besorgt zu sein, daß sie sich der Mäßigkeit ergeben. Zur Erntezeit kommt der Gläubiger mit seiner Rechnung, welche unsinnig hoch angesetzt ist, zum Bauer. Der Bauer, welcher kein baares Geld hat, muß einen großen Theil seiner Ernte herausgeben. Kommt jemand mit einem Karren und Pferden in eine Schenke, so ist er halb grenzenlos betrunken, und wenn er wieder zu sich kommt, sind Karren und Pferde fort; ist er zu Fuße gekommen, so sind seine Kleider mit allem, was darin war, verschwunden, und er erhält noch eine Rechnung, worin weit mehr Branntwein angesetzt ist, als er möglicherweise getrunken haben kann. Diese Leute werden, wenn sie einmal auf diese Weise betrogen sind, nur zu häufig zu Dieben und suchen sich für ihren Verlust an andern zu entschädigen. Diese Schenken sind die fürchterlichsten Verbrechershöhlen; von Gesetz und Recht ist darin nie die Rede; die Pächter der Branntweinsteuer haben die Polizei bestochen und so mischt sich dieselbe nie ein, wo Branntwein verkauft wird.

Vor zwei Jahren drang ein Gerücht über die russische Grenze, daß die Leibeigenen Mäßigkeitsvereine stifteten. Die Leute hatten in der That endlich eingesehen, wozu die Beamten sie getrieben hatten. In großen Mengen schworen sie, keinen Branntwein mehr zu trinken, bis er billiger geworden sei; und sie beteten in den Kirchen, Gott möge verheißsen, daß der Branntwein billiger werde! Das Beispiel der ersten mäßigen Leute, welche bald wohlhabend wurden, war ansteckend, und bald wurden die

Lieferanten und die Bureaucratie für die Revenuen ängstlich besorgt. Jetzt wurde toll darauf los bestochen und die Polizei beauftragt, alle ihre Kräfte aufzuwenden, um die Bauern wieder zum Trunk zurückzubringen. Die Minister des Innern, der Finanzen und der Kronländerien erließen, so unglaublich es auch klingt, in der That ein Circular an alle Provinzialbehörden, worin sie erklärten, daß Branntweintrinken für die Gesundheit des Volks notwendig sei und daß keine Mäßigkeitsvereine gebildet werden sollten. Dies Circular trug das geheime Siegel, welches in Rußland, wie überall, die Menge anreizt, und bald war der Inhalt desselben im ganzen Lande bekannt. Im Jahre 1859 brachen überall, wo man den Kreuzzug gegen die Mäßigkeit kräftig führte, Unruhen aus. Die Polizei schleppte die Bauern in die Schenken und prügelte sie so lange, bis sie anfangen Branntwein zu trinken, und die Bauern wurden schließlich so grimmig, daß sie die Schenken demolirten. Es wurden nun sofort Truppenmassen gegen die Bauern beigezogen, und in der That war die russische Armee eine Zeit lang damit beschäftigt, die Trunksucht unter dem Volke zu erzwingen.

Alle diese Thatfachen zeigen, daß an eine wirkliche Abschaffung der Leibeigenschaft nicht gedacht werden kann, wenn nicht eine vollständige Reform der Verwaltung vorausgeht, zusammen mit einer Erweiterung und Befestigung der Freiheiten aller andern Klassen der Gesellschaft. Ein Adel, welcher noch bis zum Jahre 1762 der Krone und späterhin noch manchen andern Unwürdigkeiten unterworfen war; ein Gemeinwesen, in welchem der Stock allmächtig ist und Rechte beständig ungetroffen werden, können dem Kaiser nicht dabei behülflich sein, die Leibeigenen wahrhaft frei zu machen, und solange die Camarilla und Bureaucratie öffentlich oder im geheimen die Regierung in Händen hat, wird nichts geschehen und die Gefahr eines Klassenkriegs nur immer größer werden. Was die Fähigkeit der Leibeigenen frei zu werden anbelangt, so würde es wol niemand außerhalb Rußland einfallen, ein zweifelndes Wort darüber auszusprechen. Allerdings haben sie die Lasten der Sklaven, sie sind hinterlistig, lügen und neigen sich zur Faulheit und Sinnlichkeit. Aber gewiß sind diese Lasten nur die unvermeidlichen Folgen der Slavery. Sie sind außerdem nicht allgemein, noch unverbesserlich. Sie haben noch andere Eigenschaften als die thierische Abhängigkeit an ihre Herren; sie können für ihre Kinder fleißig arbeiten, wenn sie es nicht für den Gutsherrn thun möchten; sie können sich den Branntwein versagen, wenn sie sehen, daß er einen gewissen Zweck dadurch erreichen können, und außerdem haben sie ihre Köpfe darauf gesetzt frei zu werden, was gewiß ein ausreichender Grund dafür ist, sie wirklich frei zu machen. Die Leibeigenen warten jetzt auf ihre Emancipation und weisen jede Art von Compromiß zurück. Sollten sie noch einmal getauscht werden, so ist die allgemeine Ansicht vorurtheilsfreier Leute, daß das ganze Reich in einer furchtbaren Jacquerie zu Grunde gehen wird. Der Kaiser kann jetzt nicht mehr zurück, sondern

nur noch vorwärts; und doch scheint er gar nicht zu wissen, wie er die Sache anzufangen hat. Die Maßregeln der Regierung beschränken sich bis jetzt darauf, daß die Eigenthümer beauftragt sind, ihre Leibeigenen freizusetzen unter der Leitung von Provinzialräthen, welche zu diesem Zwecke versammelt sind. Der Präsident der Commission ist der Justizminister, ein Mann, der seit langer Zeit es sich zum Princip gemacht hat, jeden auf das Härteste zu bestrafen, der auf einen Mißbrauch aufmerksam macht! Es wird seit 1857 immer nur gesprochen und nichts gethan. Der Kaiser hält von Zeit zu Zeit Reden, worin er sagt, daß es sein fester Wille sei, die Leibeigenschaft aufzuheben; aber die Samarilla und die Bureaukratie sind entschlossen, daß der Plan um keinen Schritt weiter gehen soll. Das sind die Folgen, wenn man neue Arbeit mit alten Werkzeugen machen will und die Reform an dem unrichtigen Ende anfängt. Im October 1859 kam eine Deputation der Provinzialcomités nach Petersburg, um dem Kaiser praktische Vorschläge zu machen, wie man in der Sache zu verfahren habe; sie wiesen darauf hin, daß es das Beste sei, die Leibeigenen mit einem kleinen Grundbesitz freizugeben, wofür der bisherige Eigenthümer Entschädigung vom Staate erhalten sollte; daß die Lokalverwaltung allen Klassen offen stehen, daß die Gerichtspflege reorganisiert und von der Execution unabhängig sein sollte, zugleich mit öffentlichem und mündlichem Verfahren sowie mit Geschworenengericht; endlich daß die Pressfreiheit mit Gesetzen gegen ihren Mißbrauch gegeben werden möchte, damit die Mißbräuche und Unterschleife in den höchsten Kreisen bekannt werden möchten. Diese Deputation erhielt einen scharfen Verweis „wegen ihrer ungerechten und ungeeigneten Prätensionen“, und das ist so ziemlich das Letzte, was man weiß. Vierundvierzig Millionen Leute, die theils Kron- und Apanagebauern, theils Privateigenthum sind, warten auf Freiheit, welche bisher in Rußland nominell von 13 Millionen genossen wird. Zweundzwanzig Millionen gehören der Krone, und 22 Millionen einer Anzahl von 116000 Eigenthümern an. Von den letztern haben 5000 keinen Grundbesitz, und nur 30000 Leibeigene, welche ihnen als Hausklaven dienen oder welche sie vermieten. Am andern Ende stehen 1447 große Eigenthümer, welche zusammen mehr als 6 1/2 Millionen Leibeigene haben. Indessen sind die reichern Klassen nicht am heftigsten gegen die Emancipation erbittert; die schlimmsten Feinde der letztern sind die ärmern Grundbesitzer; die durchschnittlich je 20—100 Leibeigene haben, welche sie so arg behandeln wie nur irgend möglich, und die nichts davon hören wollen, den Leibeigenen Grundbesitz zu geben.

Man steht aus allem, daß die Freigebung der Leibeigenen durchaus nothwendig ist; daß sie aber nicht frei werden können, bevor das Regierungs- und Verwaltungssystem von Grund aus umgeändert worden ist. Ob der Kaiser dies letztere je beabsichtigt hat, und ob er es durchführen könnte wenn er wollte, scheint freilich außer Frage. Er scheint weder den Charakter noch die Mit-

tel zu haben, die großen und wohlthätigen Reformen auszuführen, welche er wünschen mag, und eher zu solchen Monarchen zu gehören, welche die Stabilität der Thronen und Einrichtungen erschüttern als consolidiren. 48.

Goethe-Literatur und Goethe-Curiosa.

Barnhagen schrieb einmal an die Schriftstellerin Amely Wölfe über Goethe die Worte: „Vertrauen Sie sich der Leitung Goethe's, er ist ein Freund und Lehrer, wie ich keinen mehr weiß — für einen Deutschen unsers Deutschlands, das ja auch immer noch das seinige ist.“ Diesen Worten können wir nur unsere aufrichtige Zustimmung geben; denn unserer Ueberzeugung nach ist Goethe sogar in seinen Schwächen, die zum Theil Schwächen der deutschen Nation selbst sind; liebenswürdiger und lehrreicher als andere in ihren Stärken; und wer zur Harmonie mit sich selbst und zur Eintracht und Ausgleichung mit der Welt gelangen will, kann allerdings keinen bessern Freund und Lehrer wählen als Goethe. Man wird dies in einer ruhigeren Zeit wieder deutlicher erkennen als jetzt, man wird auf ihn und auf Shakspeare als die gesundensten Vertreter germanischen Geistes unter den Dichtern und Denkern wieder zurückkommen müssen. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir nicht auch von andern großen, ihnen in diesem oder jenem Punkte sogar überlegen können und sollen; aber zu Regulatoren, um in das Chaos der gewonnenen, verschiedenartigsten und oft heterogensten Vorstellungen und Anschauungen Ordnung, Ruhe und Harmonie zu bringen und in die Menschennatur und die tiefsten Welträthsel Einsicht zu gewinnen, eignen sich doch Shakspeare und Goethe am besten.

Für uns Deutsche namentlich ist das Studium Goethe's das beste und sicherste Präservativ gegen jene Inhumanität und Egoismus und Gemüthsbarbarei, der wir, wenn nicht alle so schlimmen Zeichen trügen, wieder entgegenzuellen scheinen. Nehmen wir nur „Dichtung und Wahrheit“, dieses köstliche Buch, diese Autobiographie aller Autobiographien, diesen Roman aller Romane! Welche Fülle von gesunden und lehrreichen Ansichten über die verschiedenartigsten Verhältnisse des Lebens! Welche trostreichen Fingerzeige, welche herrlichen Heilsprüche für diejenigen, die sich in den Wirren dieser Welt nicht zu recht finden können oder die an Wunden leiden, welche diese Welt oder sie sich selbst schlugen! Welche Milde und Humanität in der Beurtheilung und Abschätzung der Nebenmenschen, auch derjenigen, die ihm wehe gethan! Welche feste Bereitschaft, bei entstandenen Irrungen, Mißverständnissen und Feindschaften einen Theil der Schuld, ja den größten auf sich zu nehmen! Welche Grazie, welcher Adel in der Behandlung des Stoffs, sogar da, wo dieser eine raube und selbst rohe Seite herauskehrt! Welche Verklärung dieses Stoffs und der in den deutschen Verhältnissen und Menschen liegenden Disharmonie durch eine künstlerische und zugleich naturwahr erscheinende Darstellung, durch einen einfach anmutigen, jeden unnöthigen Schmuck, jedes bloß

phrasenhafte Schaugepränge verschmähenden, in seiner stillen Bewegung und bis zum Grunde durchsichtigen Klarheit unendlich reizenden Stil! Die deutsche Literatur zählt immer noch verhältnismäßig sehr wenige Werke, die in einer durchweg klassischen Prosa geschrieben wären; „Dichtung und Wahrheit“, in denen sich Goethe's Herz in seiner Tiefe und erschließt, gehört zu diesen verhältnismäßig wenigen, und steht unter ihnen obenan. Viele, ja die meisten Deutschen wissen noch gar nicht, was sie an diesem Buche besitzen; die Schulen aber setzen dieses auch für die Jugend lehrreiche Werk auf den Index der verbotenen Bücher, vielleicht wegen einiger unschuldiger Liebesidyllen, die gar nicht zarter und keuscher behandelt werden können, als dies von Goethe geschehen, vielleicht auch weil in diesem Buche gezeigt ist, daß ein Mensch, der mit aufgeschlossenen Sinnen sich durch das Leben für das Leben bildet, groß und ein Lehrer der Menschheit werden kann, auch ohne von der Schule reglementsmäßig dressirt und mit dem vorchriftsmäßigen Paß für das Leben in Form eines richtigen Abiturientenzeugnisses entlassen worden zu sein.

Doch wir haben für unsere Ansicht über Goethe auch das Zeugniß eines Ausländers, des Franzosen Henri Michelot, der in der Einleitung zu seiner 1847 unter dem Titel „Mémoires de Goethe etc.“ erschienenen französischen Bearbeitung der Goethe'schen Autobiographie bemerkt:

Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich, in England, in allen Ländern, wo man zu denken weiß, hat man schon viel geschrieben und wird man nicht aufhören zu schreiben über einen Mann, der in Ewigkeit neu sein wird, wie die Bibel und Homer, wie Shakspeare und Molière es sind, über einen Genius, in Betreff dessen man zu keiner Zeit so vermessen sein wird sich einzubilden, die Tiefen seines Geistes bis zum Grunde erforscht zu haben.

Und wie beschämend für manchen Deutschen sind auch noch die weiteren Worte des Franzosen:

Indem ich die interessantesten Partien aus Goethe's Selbstbekenntnissen übersetzte, wollte ich ihm zugleich ein kleines Denkmal stiften, welches selbst durch die Kleinheit seiner Verhältnisse dem Ruhme des Mannes besser dienen möchte, als eine umfassendere Arbeit. Und so habe auch ich zu jener größten Aufgabe des 19. Jahrhunderts, sowol in der Politik wie in der Literatur und Wissenschaft eine vertrauliche Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland anzubahnen, das Meinige beitragen wollen.

Und es handelt sich bei Goethe nicht bloß um den großen Literatur und Dichter, sondern auch um den wirklich guten Menschen, der seinen Ausspruch: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, wenigstens in den ihm nächsten Kreisen bethätigte, wenn er auch vielleicht ebenso wenig wie Klopstock, Schiller, Herder oder Wieland die Selbstverleugnung gehabt hätte, in ähnlichen Fällen gleich denen des Jean Calas u. s. w. gegen die Justiz und die öffentliche Macht aufzutreten wie Voltaire. In dieser Hinsicht haben es unsere großen Autoren, in ihren literarischen Interessen einseitig befangen, allerdings an sich fehlen lassen, obgleich schreiende Rechtsverletzungen doch oft genug auch in Deutschland vorkamen; wir erinnern nur an die gegen

den Freiherrn von Trenz, gegen die an der Seite des sogenannten Krebsmüller betheiligten preussischen Räte, gegen den Dichter Schubart, gegen den freisinnigen Oppositionsmann, den württembergischen Regierungsrath und Oberamtmann Johann Ludwig Huber, gegen J. J. Moser u. s. w. begangenen Justizverbrechen. In dieser Hinsicht haben die Koryphäen unserer Literatur, man muß es ihnen gestehen, nicht die Bedeutung für Deutschland, welche Defoe u. a. für England und Voltaire für Frankreich hatten. Freilich bot ihnen auch das deutsche Volk den Rückhalt nicht, wie diesen das englische oder französische; es verlohnte sich nicht, den den deutschen Autoren eigenen literarischen Quietismus solchen Angelegenheiten zum Opfer zu bringen, da die zerrissene deutsche Nation nur zu leicht geneigt ist, diejenigen im Stich zu lassen oder gar zu verkleinern und zu bespötteln, die sich für sie allzu sehr bemühen.

Diese Schwäche oder Gleichgültigkeit in Betreff aller meiner Angelegenheiten theilt also Goethe mit andern großen Geistern des damaligen Deutschland; aber in Bezug auf humane Denkungsart und Handlungswelt mögen sich ihm wenige vergleichen lassen. Daher sagt auch Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) in ihren „Esquisses morales“ von Goethe sehr mit Recht: „On peut dire de Goethe qu'il a élevé la bonté à la puissance d'une philosophie.“ Schiller schreibt im August 1787 an seinen Freund Körner:

Herder gibt ihm (Goethe) einen klaren universalistischen Stand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens. . . . Nach Herder's Behauptung ist er rein vor allem Intriguengeist, er hat wesentlich noch niemand verlegt, noch keines andern Glück untergraben.

Und in einem erst in den letzten Jahren veröffentlichten, an die Gräfin Schimmelmann gerichteten Briefe vom 23. November 1800, dessen Authenticität wol mit Unrecht in Frage gestellt worden ist, sagt Schiller über Goethe:

Wenn er nicht als Mensch den größten Werth von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wol sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Nüchternheit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; dazu haben sich Schwäger und Heuchler und Sophisten in sein Nähe immer übel befunden.

Die von Dünker herausgegebenen Briefwechsel zwischen Herder und seiner Frau und Knebel und seiner Schwägerin enthalten zahlreiche Beweise von der Treue und Ungeizigkeit, womit sich Goethe um seine Freunde bemühte und noch zu einer Zeit, wo Herder aus sehr unbekannten Anlässen schon gegen Goethe verstimmt war, im Jahr 1789, konnte Karoline Herder an ihren Gatten nach Paris schreiben, Goethe sei doch „der Beste und Unwandelbarste unter allen“, und so oft er zu ihr komme, fühle sie, „daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist“. Welcher blinde Haß mußte doch dazu gehören, wenn man gegenüber solchen Zeugnissen, welche, wie auch das bekannte seinem Herz ausgestellte von Jung-Stilling, sicherlich die unverfälschte

ßen von der Welt sind, fortfahren wollte, Goethe der Herzlosigkeit und des harten Egoismus zu zeihen? *)

In Berlin hat sich unter dem Vorsteher Jakob Grimm's ein Comité gebildet, zu dem Zwecke, neben das Schiller-Statue eine Statue Goethe's zu stellen. In einem wohlwollenden Ausruf hat sich dieses Comité an das Publikum gewendet, um dessen Theilnahme für das von ihm in Pflege genommene Project zu gewinnen. In waischen Sinne und zu demselben Zwecke erschien folgende Schrift:

1. Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin. Von Ferdinand Piper. Berlin, Schroeder. 1860. 8. 12 Rgr.

Diese Schrift liegt ein von dem Verfasser, Doctor der Theologie und Professor, im berliner Wissenschaftlichen Kunstverein am 15. März gehaltener Vortrag zum Grunde; er erscheint hier erweitert und durch Nachweisungen aus den Quellen ergänzt, während die Form beibehalten ist. Die besondere Veranlassung zu dem Vortrage gab eben die beschlossene Errichtung einer Statue für Goethe neben der in Berlin zu errichtenden Schiller-Statue, deren Aufstellung, wie Piper im Vorwort bemerkt, insofern als ein Ereigniß für Berlin und Preußen zu betrachten sein würde, als dadurch „zum ersten male der lokale und staatliche Charakter solcher Denkmäler überschritten und deutsches Verdienst auf dem rein geistigen Gebiete geehrt wird“. Der Verfasser fährt sodann fort:

Wenn nun zahlreiche Stimmen in dieser Hauptstadt die Errichtung eines gleichen Denkmals für Goethe fordern, so kommt in Frage sein Verhältniß sowohl zu Schiller als zur deutschen Nation, in deren Sinn der eine wie der andere geehrt werden soll.

Diese Frage ist außerdem durch die Bewegung, welche das hundertjährige Gedächtniß der Geburt Schiller's im ganzen deutschen Vaterlande hervorgerufen hat, unabwieslich geworden. Nicht im Sinne alter Parteilung und Eifersucht zwischen den Verehrern beider Dichter; wol aber um nicht unversehens die Erhebung des einen zu einer Herabsetzung des andern gereichen und so das deutsche Volk in der Würdigung seiner Größen in Verfall gerathen zu lassen. Wenn beide nach ihrem Leben und Wirken von jeder nicht zu trennen waren; so desto weniger jetzt, nachdem ihre Epoche durch die vorjährige Schiller-Feier eine höchste vaterländische, ja geradezu politische Bedeutung gewonnen ist. Nachdem zum ersten mal die Deutschen aller Länder und Völkertheile als eine Nation sich gefühlt und bezeugt haben, weil durch einen geistigen Mittelpunkt sich angezogen wissen; so ist man diesen Mittelpunkt und die doppelte Kraft, die ihn ist, nicht schenken dürfen.

Seine Größe aber steht in der Gerechtigkeit, die man jedem zu ihnen widerfahren läßt. Wenn also auch Goethe im Ver-

hältniß zur Nation g
haben und Güter, d
durch ihn den Deutsche
halb seiner eigenthümli
gungen seiner Zeit, so
verstehen suchen; ohne
selbstem andere gewor
len lassen. Doch habe
(was jeder leicht aussp
auffuchen wollen, wo
man seine Fährung u
Anknüpfung sich findet
verständniß über Dant
den. Wenn möchte ich
Errichtung des hiesiger
nationalen Frage zum A
allen Gebieten bedarf.

Entscheidung über seine weltgeschichtliche Stellung bestehen soll.

Die Schrift selbst beginnt mit einer „Mittheilung über die beschlossene Errichtung einer Statue für Goethe neben der zu errichtenden Schiller-Statue in Berlin“, aus der wir erfahren, daß es Wilhelm Grimm's, der noch am 10. November der Jubelfeier seines Bruders auf Schiller in der Akademie der Wissenschaften angewohnt hatte, letzter Wunsch gewesen, daß auch für Goethe ein Denkmal gleich dem für Schiller beschlossenen in Berlin errichte. Der Verfasser betrachtet dann in zwei aufeinander folgenden Kapiteln oder Abhandlungen in ausführlicher und dankenswerther Weise das so unvergleichliche Freundschaftsverhältniß zwischen Goethe und Schiller, und Goethe's nationale Stellung. Hierbei möchten wir bemerken, daß es sicherlich auf Verblendung oder Unkenntniß oder bewußter Absicht beruht, wenn man sich nicht damit begnügt hat, Goethe einen aller Volltoll abholden Mann zu nennen, wogegen er sicherlich selbst nichts einzuwenden gehabt haben würde, sondern sogar so weit ging, ihn einem wahren vaterländisch gesinnten, un deutschen Mann zu schelten, obgleich er doch mehrfach, namentlich in „Wog von Verhängen“ und in „Hermann und Dorothea“ Charaktere von so reinem echt deutschen Gehalt und Gepräge gerzeichnet, wie wir deren vielleicht bei keinem andern Dichter, auch selbst bei Schiller nicht, antreffen, ausgenommen etwa die rein deutschen Charaktertypen in Lessing's Drama „Minna von Barnhelm“, das daher auch bei seinem ersten Erscheinen Goethe's jugendliches Herz in Entzücken versetzte. Goethe verkannte auch nicht die Thatfache, noch blieb er gegen sie gleichgültig, daß, wie er sich ausdrückt, „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie kam“. Aber obgleich er von dieser Seite Gleim's Kriegsglieder eingestandenemmaßen hoch schätzte und den mächtigen nationalen Impuls, der in Klopstock's vaterländischen Oden gegeben war, sicherlich nicht verkannte, so hatte er doch an dem barbarischen und halbkindischen „Wardengebrüll“ der Kretschmann und Genossen, wie an allem Schmutz, zu dem man sich erheben, ohne dabei etwas zu fühlen, keine Freude und noch weniger Lust, diesem zur bloßen Modesache gewordenen Brauch mitzumachen. Er fand es erstärklich und sehr natürlich, wenn Gleim Kriegsglieder sang, denn Gleim

*) Denn spätern so überaus günstigen Nachweise Schiller's über die Reue übergeht, wie man nach, gegen gewisse Irrthümer, in seinen schon am Körner enthaltenen in einem sonderbaren Contrast, der als noch schneidender empfunden werden würde, wenn eine von Aden selbst in Schiller's Briefe vom 2. Februar 1789 sorgsam durchgesehene merkwürdige Stelle, die erst in der letzten Zeit mit Hilfe einer vollständig zu entziffern gelungen ist, später in die Öffentlichkeit gelangen sollte. Um so mehr läßt die Thatfache, daß Schiller's ungeachtet all dieser Vorzüge gegen Goethe immer mehr in der Verachtung und Bitterkeit für ihn überging, auf den Zauber der Unlichkeit Goethe's und sein weises und humanes Benehmen Schiller's gegenüber schließen.

war als Geheimfchreiber des Prinzen Wilhelm mit im Felde bei der Belagerung Prags im Jahre 1866. Er hatte bei der Belagerung Prags im Jahre 1866 nichts der feindlichen Kanonen mit sich geführt, sondern in einem Brattiegel geblieben. Einige Schritte vor sich den Prinzen: Kanonenkugeln die linke Schläfe streifte, Kriegskollegen verdankten also, wie Goethe in der Poesie beehrte, lebendigen Einsichten wenn nicht unmittelbar ihre Worte und ihren Charakter. Aber sie bequem sitzen und nach Blut schnaubende Kriegskollegen schreiben, ohne je Pulver gerochen und kriegsartige Abenteuer im Feldlager bestanden zu haben, davon wollte Goethe freilich nichts wissen. Von dem eigentlichen Parteitreiben hielt sich Goethe fern. Er kannte die Eitelkeit und die Sophistik der Parteichefs von Fach, von den unwissenden barbarischen Massen erwartete er nichts, und die Ausgänge der Französischen Revolution: Schreckenwirtschaft, unnützes Kopfabschlagen um des Kopfes willen, endlich Willkürherrschaft und Eroberungskrieg und was er in Deutschland an Hochstehenden und Niederen sah und erlebte, war nicht geeignet, ihm in dieser Hinsicht Muth zu machen. Nicht die Verehrung, aber die Kraft, ihre Ketten zu brechen, zog er an seinen Landsleuten in Zweifel. Nachdem er eines Besseren belehrt worden, suchte er dann doch wenigstens zu der allgemeinen Siegesfeier sein poetisches Scherflein beizusteuern. Jedenfalls erschien es ihm als seine eigentliche und seinen Kräften angemessenste Mission, seine Landsleute humanisieren zu helfen, und er wußte sehr wohl, was in dieser Richtung noch zu thun sei; er wußte, wie leicht der Deutsche der Gefahr ausgesetzt ist, sich bei öffentlichen und allgemeinen Streiks in bloße Zänkereien um Nebenpunkte, in rechtsaberliche Eigensinnigkeiten, und in ein ungeklärtes barbarisches Durcheinander zu verlieren. Die störrischen Streiks waren ihm hierin ein warnendes Beispiel, da sie die normale geistige und sittliche und dadurch auch die politische Entwicklung des deutschen Volkes auf lange Perioden unterbrochen, ja seine Existenz als Volk in Frage zu stellen geschienen hatten.

Der letzte Abschnitt der Schrift „Die Anordnung der Statuen“ gibt beherzigenswerthe Fingerzeige für die Auffassung und Anordnung des Standbildes mit Rücksicht auf die Statue Schiller's. Wären deutsche Köpfe weniger eigensinnig, so wäre es vielleicht das Beste, den Rauchs'schen Entwurf zu einem Doppelstandbild in Ausführung zu bringen, wozu auch Hermann Sittner öffentlich angeregt und aufgefordert hat. Was man auch an der idealen Auffassung der Dichtergemeinschaft aussetzen haben mag, so ist es doch immer ein nachgelassener Entwurf Rauchs's, mühsam in seiner Art ohne Frage voll Geist und künstlerischer Schönheit. Jedenfalls muß man wünschen, daß der Entwurf irgendwo zur Ausführung kommt, und wo könnte dies am besten geschehen, als in der Hauptstadt Preussens? Die Rauchs'sche Dichtergemeinschaft gehört in das Ensemble von Standbildern, womit das Genie Rauchs's Berlin geschmückt hat.

Mit einer der classischsten Dichtungen Goethe's und seiner deutschen Beschäftigung sich die Schrift:

2. Goethe's Größe in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea. Rede gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge in Greifswald von Robert Heinrich Friede, Leipzig, Werner, 1860. 8. 1 1/2 Bgr.

Hier, Director des Gymnasiums zu Greifswald, hat seine Schrift, die eine Art Seitenstück zu seiner unter dem Titel „Schiller's Größe in den Dichtungen seiner reifen Jahre“ erschienenen, in Nr. 28 d. Bl. erwähnten Rede auf Schiller bildet, dem Gymnasium zu Greifswald zu dessen dritter Säcularfeier gewidmet, wozu ihm ein Vortrag nicht ungeeignet erschien,

der eine Dichtung des einen unserer beiden größten Meister in der Erinnerung vorübergehen läßt, welche die erhabenste zugleich und anmuthigste Beherrschung echten deutschen Bürgerthums bildet, indem sie bei der lieber und seelenvollen Schilderung des Hervorgehens eines neuen bürgerlichen Familienwesens aus einem alteren sich doch nicht in diesen engeren Grenzen abschließt, sondern die Familie verschlungen zeigt in furchtbare Weltgeschicke, welche einen erfreulichen Ausgang nur haben finden können und in sehr künftigen Zeit nur werden finden können in einer Weltanschauung, wo sie aus unscheinbaren Anfängen vor unsern flüchtenden Augen in dieser deutschen Dichtung sich entwickelt.

Er fügt hinzu:

Unser Dichter hat die Weisheit unserer Weisen, und als Bildner nicht bloß der Gebildeten zugleich die vollkommene.

Im Text der Schrift selbst sagt der Verfasser von der Dichtung:

Wie ein moralischer Adelsbrief für den deutschen Bürger stand gemahnt und das köstliche Werk, wie ein Godey echter Familienstille und bürgerlich schlichter Tugend; und es verdiente mit dem „Edy“ und mit dem „Wallenstein“ und dem „Edy“ und mit unserm Uhlant „Traß von Schwaben“ und „Ludwig der Bailer“ die Grundlage der nur zu oft zu weit greifenden Kritik zu bilden, und wäre mit diesen andern Dichtungen geeignet, in allen deutschen Familien, welche über das nächste leidliche Bedürfnis hinauszugehen im Stande sind, dem sittlichen und rationalen Geiste eine Nahrung zu gewähren, welche die segensreichsten Früchte bringen müßte.

Die nun folgende Analyse der Dichtung ist durchaus geeignet, diese hier hervorgehobenen Vorzüge derselben klar und leicht zu stellen. „Hermann und Dorothea“ bewahrt wol am besten, daß Goethe nicht in den vornehmen, sondern in den bürgerlichen Kreisen den Kern deutscher Tüchtigkeit suchte und fand, daß er sich dem Bürgerthum, d. h. dem alten, soliden vergangener Tage, aus dem er ja hervorgegangen, und dem Volke sehr wohl zu nähern wußte, nicht bloß in der Poesie, sondern, wovon Hermann manche Proben gesammelt und mitgetheilt hat, auch im Leben, aus welchem er seine Poesien zu schöpfen gewohnt war. Wer erinnert sich nicht hierbei an die köstliche, erst in seinen höhern Jahren niedergeschriebene Episode in „Dichtung und Wahrheit“, in welcher er seinen vertrauten Verkehr mit dem brav verständigen bürgerlichen Schuhmachermeister schildert, bei dem er in einquartierte, als er als junger Mann vom Leipzig nach Dresden gekommen war, um die Gemäldesammlung zu studiren? Goethe war nur vornehm gegen die bloßen Vornehmen, namentlich diejenigen, welche ihn mit so

so viel Empfehlungsbriefen versehen zu besuchen kamen, um doch auch sagen zu können, daß sie Weimars wie Deutschlands größte Merkwürdigkeit, den berühmten Goethe gesehen hätten, und ihn um seine ihm wie der Nation theuere Zeit bestahlen. Gegen diese benahm er sich dann freilich oft aufs äußerste vornehm und kühl abweisend, nicht als Dichter mit offener Brust, sondern als starrer Minister und als bis zum Halse zugedrehte Excellenz. Diese waren es dann vorzugsweise, welche aus Aerger über den ihnen zu Theil gewordenen geringschätzigen Empfang das von den Neidern alles Großen gern geglaubte Gerücht verbreiteten, daß Goethe ein stolzer Patron und unzugänglicher Aristokrat sei.

Von der vertraulichen Art, womit sich Goethe mit originellen Räuzen und Reuten von deutschem Schrot und Korn, die ihm gefielen, in Verkehr zu setzen wußte, zeigt auch seine Begegnung mit dem preussischen Rittmeister Schwan, welche den Inhalt folgender kleinen bequem vertheilten Schrift bildet:

3. Goethe und Schwan in Leipzig 1813. Von Karl Große. Weimar, Kühn. 1859. 8. 3 Ngr.

Der Rittmeister Schwan, „halb blind das Auge, lahm das Bein“, war nach Leipzig gekommen, um hier Heilung zu suchen, und bezog ein Stübchen in der Löpferstraße, dessen Fenster zum Garten hinausging. Nun begab sich Folgendes:

An einem schönen Junimorgen,
Als er erwacht so tief verborgen,
Da sitzt vor seinem Fensterlein,
Wo spärlich dringt das Licht hinein,
Daß er kaum selbst was sehen kann,
Ein schon bejahrter, fremder Mann,
Von Ansehn schön und kräftig, schlank,
Auf einer großen Gartenbank.
Dem reicht ein Diener dann ein Bach
Und einen vollen Wassertrug;
Dabei bemerkt Rittmeister Schwan:
Der Fremde steht den Himmel an,
Und denkt bei sich, so in Gedanken:
Der ist auch einer von den Kranken,
Und läßt in seinen finstern Hallen
Den Spas drei Tage sich gefallen;
Denn es verbunkelt die Figur
Ihm zum Verdruß das Fenster nur;
Und dennoch zog den Rittmeister Schwan
Gar sehr die Erscheinung des Fremden an.

Rittmeister Schwan öffnet das Fenster und ruft dem Fremden einen freundlichen „Guten Morgen“ zu. Goethe, in seinen Contemplationen geküßt, wirft ihm einen Blick zu, „der Ehrfurcht verlangt“; aber der alte invalide Schnauzbart läßt sich so leicht nicht imponiren, nennt ihn einen Hypochonder, tadelt ihn, daß er so der Einsamkeit nachhänge, gesteht ihm aber auch, daß er Lust habe, mit ihm „Händel anzufangen“. Goethe fühlt sich von der neuen Art und Weise des alten Gaubegens bald angezogen und sagt:

Wenn Sie mit Ihrem Helbengeficht
Mir nur nicht so ungeheuer gefielen!

Das Gespräch geht nun weiter, und der Rittmeister

kommt im Verlauf desselben auf „Dichtung und Wahrheit“ zu sprechen, worauf Goethe, wol nur um ihn zu versuchen, fragt, wie ihm der „Werther“ gefallen? Und Schwan antwortet:

Mit dem hat sich mancher schon 'rum geplagt;
Ein Charakter wie Werther ist ganz mir zuwider,
Ich las ihn und legt ihn sogleich wieder nieder;
Ein Lumpenkerl ist mir ein solches Subject,
Das die Nase so tief in die Liebe gesteckt;
Für einen Milchbart ist „Werther“ ein schneidendes Messer.

Die „Räuber“ würden ihm wol besser gefallen, bemerkt Goethe hierauf, und er ist gar nicht überrascht — denn er kennt seine Reute —, als Schwan ihm gesteht, daß Schiller sein wie aller Soldaten Lieblingsdichter sei. Goethe verabschiedet sich, und bittet um die Erlaubniß, ihm am nächsten Morgen einen Freund vorstellen zu dürfen, der auch an Hypochondrie leide. Folgenden Morgens erscheint er mit diesem Freund, der einem Forstmanne gleicht, und Schwan ruft:

Halt! Sie sind mit ein andres Haus,
Sie sehn mir zu behaglich aus;
Für solche glückliche Naturen
Hat meine Praxis keine Curen.
Für Sie — würden Diners angesetzt,
Dazu — fehlt leider mir das Geld!

Lachend gehen beide Freunde ab, und der Verfasser erzählt weiter:

Noch war der Husar mit Geist und Gemüth
Ja sehr für den gestrigen Freund erglüt,
Als daß er von dem, der hinzugekommen,
Mehr hätte als flüchtig Notiz genommen;
Seine Seele hing ganz an dem wunderbaren Mann,
Den er beglückend für sich gewann.
Es übte der Freund vor dem Gartenhaus
Einen unwiderstehlichen Zauber aus;
Und der Rittmeister mußte oft noch vom Kriegerleben
Manchmal Auskunft von der Campagne geben,
Erzählte vieles, was er gethan,
Und reizend sprach seine Eigenthümlichkeit an.
Und gingen die Fremden, war Erlaubniß genommen,
Zu einem Besuche bald wiederzukommen.

Schließlich erfährt der Rittmeister zu seinem Erstauen, daß die beiden Männer, mit denen er so manche Tage verkehrt, keine geringern seien als Goethe und der Herzog von Weimar; letzterer wirkt ihm bei dem Kaiser Alexander das Commando über einen Streifzug aus, um, was des Rittmeisters Lieblingsplan ist, Napoleon in der Mitte seiner Armee aufzuheben, und das Gedicht schließt:

Er bekam auch das Commando nach seinem Verlangen,
Den Kaiser hat er aber doch nicht gefangen.
Mit Stolz jedoch dacht' er noch oft an das Glück
Der Bekanntschaft mit Goethe in Leipzig zurück.

Ein Curiosum:

4. Goethe's schönste Gedichte nach den Bedürfnissen unserer Zeit verbessert und herausgegeben von J. M. Schild. Dresden, Schöppf. 1860. 8. 2 Ngr.

haben wir uns nicht als das Beste, sondern als das Lustigste oder auch als das Traurigste bis auf zuletzt aufgepart. Der Verbesserer der „schönsten“ Gedichte Goethe's hat dazu das kurze aber charakteristische „Vorwort“ geschrieben:

Der Nothwendigkeit, eine Vorrede zu der ersten Auflage dieses Werks zu schreiben, glaubt vollkommen überhoben zu sein.

April 1860.

der Herausgeber.

Dieser Verfälscher Goethe'scher Poesie hat nämlich eine Anzahl Goethe'scher Gedichte zum Gebrauche für die Frommen zurecht gemacht; das schöne Gedichtchen: „Der du von dem Himmel bist“, läßt er z. B. mit den Worten beginnen: „Der du nun in Christo bist.“ Die letzten Zeilen des wunderlieblichen Liedchens: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ lauten bei ihm:

Die Vögellein schweigen in Lauben (!);
Stehst du im Glauben,
Ruhst du auch.

Der „Erbkönig“ ist hier „Der Vater mit seinem Kind“ überschrieben; der „liebe Gott“ oder auch der „gute Herrland“ spielt hier die Rolle des Erbkönigs, und die vorletzte Strophe, die als Probe des Ganzen dienen mag, lautet:

Ach, Vater, mein! wie wohl ist mir:
Der liebe Gott ruft mich von dir.
„Ich bitte dich, Kind, schlafe mir ein;
Ich habe nicht Zeit, dein Hänschen (!) zu sein!“

Das erste Epigramm mit dem Anfange: „Wie sie klingen, die Waffen“, beginnt in der Schild'schen Travestie: „Wie Literaten doch schwagen!“ Am schlimmsten ist es den Gedichten: „Schäfers Klagelied“ und „Vor Gericht“ ergangen; jenes ist in der Travestie „Schäfers Abendlied“ überschrieben und schließt:

Es steht ein Regenbogen
Wol über jenem Haus;
Ich kann mir gratuliren,
Daß sie nicht kommt heraus.

Die ganz erbärmliche Dirne
Bot einem andern sich an.
Die muß ich kräftig vergessen;
Komm, Spitz, nun wieder hinan!

„Vor Gericht“ beginnt in der Travestie:

Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht,
Das rosafeine Kleid.
Pfui, spießt ihr aus: die Diebin da!
Bin doch ein ehrlich Weib!
Die mir es geschenkt, die that es geheim,
Die Dame ist lieb und gut —

Und ferner:

Ich habe das Kleid, das Kleid ist mein.
Und hab's mir selber gemacht u. s. w.

Am besten kommt noch das eigentlich aus dem Volksmunde stammende Gedicht „Heiderölein“ weg, denn in diesem ist nur eine Zeile verändert, und zwar die Zeile: „Ruht es eben leiden“, in: „Ruh in Schand' und Leiden.“ Das Gedicht ist hier „Der freche Knabe“ überschrieben; richtet sich diese Adresse etwa an den Verfälscher dieser Gedichte? Er selbst nennt die von ihm misshandelten Poesien Goethe's „schöne“ Gedichte, was sie doch eben nur in ihrer ursprünglichen Form sind, und doch wagt er sie in so jämmerlicher Weise zu verunstalten, und zwar, wie es auf dem Titel heißt, „nach den Bedürfnissen unserer Zeit“, was seiner Dreistigkeit die Krone aufsetzt.

Es ist noch eine andere Auslegung möglich, nämlich die, daß der Travestirer die Pietisten, indem er die Goethe'schen Gedichte in ihrem Sinne travestirte, habe verspottet oder sich überhaupt mit dem Publikum habe einen Spaß machen wollen. Zu dieser Auslegung könnte auch der Scherz veranlassen, der darin liegt, daß der Herausgeber seine vom April (ersten April?) datirte Schrift, welche die Travestien von neun Gedichten enthält, in dem angeblichen Vorwort ein „Werk“ nennt, und daß in der „Inhaltsübersicht“ auch Titel und Vorwort (mit „S. I“ und „S. II“) und diese Inhaltsübersicht selbst (mit „S. 7“) mit aufgeführt worden sind. Doch auch so gedeutet ist der Spaß zu geistlos, plump und scurril, obschon es vielleicht leider wahr ist, daß gerade die geistlosesten Späße in Deutschland Glück machen und daß es bei uns nur zu viele gibt, welche selbst zu wenig Respekt vor unsern großen Geistern haben, um die Impertinenz eines solchen Attentats gegen Goethe so tief zu empfinden und zu bedauern, als es zu wünschen wäre.“

Hermann Marggraf.

Zur Erzählliteratur.

Die Romane, Novellen und Erzählungen, welche für diesmal Gegenstand meiner Besprechung sind, vereinigen sich auf so mannichfachen Tendenzen und Gattungen, daß es unmöglich ist, dieselben unter gewisse Kategorien zu bringen und daß man nicht jedes einzelne Werk und Werkchen für sich allein beurtheilen muß. Gemeinsam ist auch diesen Arbeiten allen, nur in reinerer und bewußterer, dort in gemischterer und unbewußterer Richtung und Tendenz, der Zug nach dem Idealen, und so lebt in ihnen allen deutsche Eigenartigkeit — immerhin eine erfreuliche Thatsache, wenn auch der Kunstwerth der meiste dieser Gaben der erzählenden Muse ein bedeutender nicht genannt werden darf.

1. Die Leute der Amtsstube. Sozialer Roman vom Verfasser der „Kitter der Industrie“. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 4 Thlr.

Dieser Roman sucht denjenigen Theil des Volks „bei seiner Arbeit“, welchem bis jetzt wol am wenigsten eine dichterische Feder sich zugewandt hat. Nicht die Könige der Börse, die Industrie und des Grundbesitzes, nicht die einsamen Klauen der Dichter und Gelehrten, nicht die grauen Spinnstuben und dampfenden Maschinen, auch nicht der Diplomaten besessene und der Komödianten besessenes Geschlecht bilden den Inhalt dieses Romans, nein, die modernen Sklaven des Eintonsanges und der Stahlfeder, die bleichen Vermittler der unfehlbaren Auktionen des grünen Fisches an den beschränkten Unterthansverkäufen, die engbrüstigen Kopirmaschinen der neuern und neuesten Staatsweisheit, die Varias der Kanzleien und Bureau's, mit einem Worte „die Leute der Amtsstube“ sind es, welchen unser Autor sein Talent geweiht hat. Mit liebevoller Gründlichkeit ist er in die Details dieser kleinen Verhältnisse eingedrungen und seine Darstellung gibt Zeugnis von der genauesten Kenntnis des behandelten Stoffes. Das Elend dieser misera plebe der modernen Bureaucratie wird in eindringlichster Weise entpelt:

*) Eine uns ganz frisch zugegangene umfangreichere Schrift „Zur Verklärung Goethe's“ von Otto Bismar, ein Nachschöpfung, das es nicht nur analysirt und interpretirt mit Goethe's lyrischen Gedichten und dem „Faust“ zu thun hat, ferner die soeben in Berlin herausgekommenen Schriften „Die zu fühnende Schuld gegen Goethe“ von Friedrich Graevell („zum Besten der Goethe-Stiftung“) und „Goethe-Faust“ von dem Verfasser der „Schiller-Faust“ können wir hier nicht kurz erwähnen.

ein Spielball barockantistischer Satire und Witzes, zur Verleumdung und Entwürdigung jeglicher freien Geistesregung gezwungen, abhällig auf Hungerlohn gesetzt, ein Opfer des Buchens, der ihre Noth auszubekunden weiß, hier sich resignirt der Dürbung anheimgeben, dort mit übergeordnetem Lurus dem Abgrunde zuzuwenden, hinter dem Schreibstische Seele, Gesundheit und Leben stappend, jeglicher Familienfreude infolge des finanziellen Elends beraubt: so erscheinen in diesem Roman die „Leute von der Antistube“, ein trauriges und wüthes Durcheinander von Verkommenheit und Sklaverei. Was hilft es, daß einige Mitglieder dieses dem Verderben geweihten Geschlechts sich hier mit kampfhaftem Humor, dort mit cynischer Verachtung des Lebens und des Geistes, hier mit gänzlicher Hingabe an das Stürzen zu ihres Despoten, dort mit stiller Resignation aus dem Schlamm und Moder herauszuarbeiten trachten; es stehen nun einmal über dem engen Hörtchen ihrer Antistube die entsehligen Worte: „Lasciate ogni speranza!“ Glücklicher der unter ihnen, dem sein Genius eine hübsche Tochter beschlehen hat; solch ein Lärchen rettet noch am ehesten den verfallenden Papa aus der Hölle seines Berufs, und er vergißt dann an der Seite eines reichen Schwiegersohnes, wie Herr Spanhaffe (der Held dieses Romans), seines Lebens Leiden und Plagen. Ganz so bitter und schwarz wie unser Autor die Dinge malt, mag zum Wol das Reich der „Antistube“ trotz seines enormen Consums an Linte nicht aussehn; allein gewiß finster genug, um einen ächzenden Geist, welchen das Schicksal hincingebannt hat, in sich selbst zu Grunde gehn zu lassen. Es würde die Darstellung eines solchen Kampfes um die geistige Existenz ganz gewiß ein vollständig berechtigter Vorwurf eines Romans sein; allein der Held dieses Kampfes in dem vorliegenden Buche, Herr Spanhaffe, erscheint schon beim Beginn der Erzählung vollständig matt und krank, ein geistiger Todescaubid von so entscheidender Gravedysphlogonomie, daß man die Gewandtheit des Verfassers bewundern muß, mittels welcher er seinen Patienten durch drei wohlgeordnete Bände hindurch am Leben erhält und ihn schließlich noch durch ein lebenswürdiges Töchterchen in den Felsen irdischer Beschaulichkeit geleiten läßt. Dieses Töchterchen, benannt Lisette, gewinnt somit die eigentliche Hauptrolle der Handlung für sich und sein weiblicher Heroismus läßt das männliche Siechtum, von welchem nur solche Vertreter des starken Geschlechts in diesem Buche ausgeschlossen sind, die nicht zu den Leuten der Antistube gehören, nur noch jämmerlicher erscheinen. Der Verfasser ist in der Kleinlichkeit der von ihm geschilberten Verhältnisse stecken geblieben, und seine Silberzunge trägt ganz den Charakter der engen und asthmatischen Zustände, welche den Inhalt seines Romans bilden; er hat sich dieser Dinge keineswegs mit freiem, schöpferischen Geiste bemächtigt, sondern wird von ihnen herabgezogen und herabgedrückt, indem er nur anfangs einen humoristischen Ton erklingen läßt und sein Werk mit einer großen Dissonanz schließt. Denn des einzelnen Spanhaffe Müd vermag kein genügend versöhnendes Moment gegenüber dem Elende des ganzen von ihm im Romane vertretenen Standes stehend zu machen, welches Inhalt der Erzählung ist und welches in sich auch nicht einen Schimmer von Hoffnung auf Hülfe oder Besserung aufkommen läßt. Hieraus erklärt sich der peinliche Einbruch, welchen dieser Roman hinterläßt. Möge dem Verfasser Jean Paul's Behandlungsart an sich kleinlicher Verhältnisse ein Vorbild sein für fernere Arbeiten auf ähnlichen Gebieten: wie wachsen unter Jean Paul's dichterischem Zauberhabe einzelne Wesen aus ihren beengten, drückenden, philiströsen Verhältnissen so heiter empor zu schöner freier Menschlichkeit, wie trüben sie unser Herz, wie hebt sie die Schwinge des Quers leicht hinaus über Schmutz und Trivialität!

Der Tanz um das goldene Kalb. Roman von Adolf Weisser. Zwei Bände. Stuttgart, Franckh. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Auch diesem Autor ist es trotz seiner viel klarer und lauterer vortretenden Tendenz nach dem Lichte, welches von oben kommt,

sagegnet, daß die Materialität und theilweise Trivialität der von ihm geschilberten Zustände seinen Schwung gelähmt und seine Behandlung erniedrigt hat. Dieser Uebelstand läßt sich auch in dem nicht selten sehr vernachlässigten Stile erkennen und schwächt die Wirkung, welche der Verfasser dadurch, daß er dem ewig unbefriedigenden und unbefriedigten Drängen und Treiben der gewinnstüchtigen Speculation den Sorgen friedvoller Arbeit und emsiger Thätigkeit gegenüberstellt, sicher erzielen würde, wenn er sich in seinen Darstellungen freier und selbständiger bewegte, sich auch vor Weißschweifigkeiten, Breiten und Recapitulationen von längst Dagewesenem eifriger behütet hätte. Endlich läßt sich in der Anordnung des Stoffs die nöthige Klarheit vermissen und man gelangt zu der Ansicht, daß der Verfasser mehr seiner socialen und sittlichen Tendenz, als einem selbstbewußten Kunstprinzip gefolgt ist. Dieser Misachtung der künstlerischen Anforderungen, welche gegenwärtig so oft höchst hörend sich breit macht, muß ebenso entschieden entgegengetreten werden, als jener absoluten Werferrückung der ästhetischen Gesetze, welche, indem sie jede stilliche Tendenz ausschloß, an die Stelle lebensvoller Wärme eine erkünstelte Kälte setzte. Je lieber wir Deutschen uns auf literarischem und künstlerischem Gebiet in Systemen bewegen, um so ernstlicher sind Richtungen zu verurtheilen, welche dieser unblöthigen Neigung entquellen.

3. Nach dreißig Jahren. Aus den Papieren eines jungen Amerikaners. Ein Familienroman von Oswald Stein. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 4 Thlr.

Ein voluminöser Familien- und Criminalroman, der hundertmal Dagewesenes in allergewöhnlichster Remourenmanier zu Tage fördert und, schwerfällig in Stil und Behandlung, nichts bietet, wodurch ein höheres, geistiges Interesse angeregt würde und eine edlere Seite des Seelenlebens eigenartig erklänge. Die Zeit dieser planlosen Zusammenschreibung von seltsamen Begebenheiten, von haarsträubenden Intrigen, von schauerlichen, unmenschlichen Thaten und schließlich der Beglückung des verfolgten Edelmonds u. s. w., die Zeit dieser Pieserungen für die Magazine der Leihbibliotheken ist ja wol vorüber und hat einer ernsteren Auffassung der erzählenden Dichtung Platz gemacht, welche vor allem dem Gedanken seine unveräußerlichen Rechte einräumt und der Criminaljustiz als künstlerischem Verbündeten gern aus dem Wege geht.

4. Wendel. Roman von Georg Wecker. Frankfurt a. M., Auffarth. 1858. 8. 28 Ngr.

Auch diesem Roman, welcher in Briefform vor den Leser tritt, kann eine eigentlich gedankliche Bedeutung nicht zuerkannt werden; es sind eben ziemlich verworrene Schicksale, die sich hier verschlingen, treuzen, bekämpfen und theilweise zu glücklicher Lösung austragen. Der Liebe Leid und Laß, ihr Unfrieden und ihr Frieden, ihre Verirrungen und Dissonanzen, wie ihre Harmonien, dies ist der Inhalt des vorliegenden Romans, dem eine gewisse Unfertigkeit und Jugendlichkeit anhaftet. Diese Arbeit zeichnet sich zwar durch einen warmen, innigen, selbst schwungvollen Ton aus; allein es fehlt ihr die künstlerische Wesenheit, welche das Ueberwuchern der Gefühlschwärmerei verhindert und das bequeme Sichgehenlassen in lyrischen Erregtheiten verbietet.

5. Bernhard Owen oder der Sohn des Magnetiseurs. Roman von Eugen Hermann. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 1 Thlr.

Das Talent, hübsch zu erzählen, pikante Situationen herbeizuführen, und das Interesse an der Handlung frisch zu erhalten, ein Vorzug, der dem Autor dieses Romans überhaupt eigen ist, läßt sich auch in „Bernhard Owen“ nicht verfehlen; allein es fehlt auch hier dieser hübschen Begabung die eigentliche künstlerische Solidität. Diese Erzählung wächst nicht aus einem gesunden Stamme organisch hervor, sie wird vielmehr recht erzähllich gemacht und athmet in einer ungesunden Atmosphäre,

so daß nicht viel anderes dabei herauskommt, als eine ziemlich larmoyante Krankheitsgeschichte mit Zuthat einer tüchtigen Dosis magnetischer Wundercuren, verlassener Unschuld, ungeheuern Deliriums, übermenschlicher Entsagung und endlicher Entpuppung eines Grafenjohnes aus dem „Sohne des Magnetiseurs“. Was will man mehr?

6. Cines Fürsten einzige Liebe. Roman aus der Gegenwart vom Freiherrn Konstantin von Gilttersberg. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1859. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herr von Gilttersberg, dessen Roman „Die beiden Comtessen“ in seiner Weise so anerkannt werden durfte und konnte als sein „Paul Eifenschmidt“, bietet in „Cines Fürsten einzige Liebe“ wieder Gelegenheit zu einem ungetrübten Lobe. Die edle, stilles und männliche, echt deutsche Gesinnung, welche in „Paul Eifenschmidt“ für den Dichter so vorthellhaft einnimmt, während sie in „Die beiden Comtessen“ keinen Ausdruck gewann, ist in dem vorliegenden Roman wieder zu alter Frische und Kraft erstarkt und entfaltet sich voll Gesundheit in Durchführung der Schilderung einer wahrhaft erhebenden und beseligenden Liebe, welche sich nicht zu feigem, unmännlichem Schwächeln und Dienen herabwürdigt, sondern dem Rechte einer höhern Pflicht mit blutendem Herzen untergeordnet, um so strahlender durch Kampf und Trübsal bricht, nachdem jener höhern Pflicht Genüge gesehen ist und die Stimme des Herzens wieder gehört werden durfte. Um den Erben und die Heldin dieses anziehenden Romans bewegt sich eine Fülle interessanter, ganz trefflich angelegter Gestalten, welche mit wohlthuender Menschlichkeit dem reinen Geiste der Dichtung dienen, und welchen gegenüber die Erscheinung des düstern, ebenso räthselhaften als dämonischen Unbekannten eine außerordentliche, durch den vollkommenen Gegensatz wirksam eingreifende Wirkung thut. Höchst gelungen sind die Schilderungen der Hofverhältnisse und nicht minder rühmendwerth die Landschaftsbilder, welche das Auge des Kenners und die schöpferische Phantasie des Dichters befunden. Eine knappe, gedrängtere Behandlung und etwas größere Sorgfalt in der Motivirung wären nothwendig gewesen; im ganzen aber erweist diese lebenswürdige Arbeit des fleißigen Autors den Wunsch, daß Herr von Gilttersberg nur nicht wieder in eine, ihm wenig anstehende, durchaus triviale Manier sich verirren, sondern eifrig fortfahren möge, mit seiner schönen Begabung deutsche Wesen in deutscher Weise zu verkörpern und zu verklären.

7. Novellen von Golo Raimund. Siebenter bis elfter Band. Hannover, Rümpler. 1859—60. 8. Jeder Band 1 Thlr.

In diesen Novellen offenbart sich ein in jeder Beziehung bedeutendes Talent, welches zu eingehender Besprechung anfordert.

Ein specifisch deutsch-vaterländischer Stoff aus der neuern Geschichte entwickelt sich in der „Ein deutsches Weib“ (siebenter Band) genannten Novelle, und schildert die deutsche Heldenhastigkeit nicht nur in der thatendürftigen Brust des Mannes, sondern in der gewichtigen Tiefe des weiblichen Gemüths, und zwar mit entschiedener Betonung des letztern, keineswegs jedoch mit jener häßlichen widerwärtigen Manier einer gewissen modernen, sonderlich dem Drama angehörenden Richtung, welche sich darin gefällt, den Mann in elender Abhängigkeit und Schwachheit, das Weib dagegen im absoluten Besitze aller Hohen und Erhabenheit vorzuführen, sondern mit objectiver künstlerischer Klarheit und männlicher Festigkeit. Aus einer so rein und so patriotisch veranlagten Natur, wie in Marie, der Heldin der in Rede stehenden Novelle, sich offenbart, mußte der glühende Haß gegen die Napoleonische Zwingherrschaft und vor allem gegen die vielen Deutschen, welche sich sklavisch der fremden Despotie sogar als Werkzeuge boten, mußte die heiße Sehnsucht nach Erlösung des Vaterlandes aus der entseßlichen Knechtschaft mit um so unwiderstehlicherer Gewalt sich emporringen, je überlegener Marie sich selbst an sittlicher Kraft und Entschlossenheit dem bei weitem größeren Theile ihrer Umgebung gegenüber

stählte und stärken durfte. Es ist die tiefbelebte Ober der deutschen Jungfrau, des deutschen Weibes überhaupt, es ist die bis ins Innerste verlegte Ehre des deutschen Volks, welche in der reinen und keuschen Seele dieses Heldinnenbildes mit heiligem Järnen Einspruch erhebt gegen alles, was diese Ehre unwürdig und verdunkelt. Und in echt weiblicher Weise sucht Marie die energigsten Stimmungen ihrer Seele denjenigen einzuhauchen, welche vor allem berufen sind, einzustehen für jene Ehre, die das Herz der edeln Jungfrau so mächtig bewegt: den deutschen Männern. Nicht liebebeheuernd, nicht stillem Erweck nachgehend, nicht des Friedens beschäglich Ruhe sich ergebend, resignirt und kopfhängerisch, nicht so mag sie ihr Volk, nicht so vor allem diejenigen sehen, die ihrem Herzen nahe stehen; sie kennt für den Mann ihrer Zeit nur einen Beruf, nur ein Werkzeug: den Krieg und das Schwert. Und sie spricht das so kühn, so gewaltig aus, daß ihre Worte in solcher Zeit gleich schweren Thaten wiegen. So wird es begreiflich, daß Marie das treu-bemüthige Liebeswerben eines stillen Bürgers und Handwerkers nicht zu erwidern und nur dem ihre volle Liebe zu weihen vermag, der die Angst des Vaterlandes mit ihr fühlt und für die Freiheit seines Volks sein Leben einzusetzen bereit ist. Solch ein Mann tritt ihr in der Gestalt eines christlichen deutschen Wanderburschen entgegen; bald aber verwandelt sich dieser Wanderbursche in einen vornehmen Herrn und endlich in ihren Landesfürsten, den Herzog Wilhelm von Braunschweig, der in mannichfachen Verleibungen sein ihm geraubtes Land bereist, um seine Getreuen bei Muth und Standhaftigkeit zu erhalten. Marie liebt den Herzog, in welchem der volle erhabene Ausdruck deutscher Standhaftigkeit und Mitterlichkeit ihr begegnet, mit der unverlöschlichen Glut einer tiefen Leidenschaft. Aber diese Leidenschaft, so entschieden sie erwidert wird, bleibt rein und lauter, und kennt, jedem selbstfüchtigen Verlangen fremd, nur die Schutzsucht, den geliebten Mann als rettender und helfender Genius zu umschweben. Und nachdem jener verblühte, trübselige Handwerker, dessen liebevolles Herz sich ihr ganz weihen, an ihrer Seelengröße sich emporgerichtet hat und im blutigen Kampfe für den Herzog an den empfangenen Wunden verblüht, da wird Marie dankbar noch in seiner Todesstunde sein Weib. Als dann der Herzog, der sein Leben ihrer Liebe dankt, zumphirend in sein Land zurückkehrt und liebesehend vor ihr steht, da weist sie im Hochgefühl ihrer reinen Liebe den glühenden Mann in die Bahn der Tugend zurück und begehrt als einzigen Lohn ihrer Treue nichts anderes, als daß er, ein Held des Krieger, nun auch ein Held des Friedens werde für das Land, das nunmehr seine Liebe sein müsse. Und so scheidet Marie edel und rein aus dem Leben des Fürsten; aber im Lobe, da selbst sie ihm nicht, und an seiner Bahre betet ihre heilige deutsche Liebe, bald dem Verklärten nachschwebend in die Reiche des Lichts und des Friedens.

Nicht ohne Nahrung und Erhebung kann man von diesem edeln und verklärten Bilde scheiden, in welchem der Dichter das deutsche Weib so schön und ergreifend verherrlicht hat. Die erquickende Wärme des Herzens durchströmt und durchglüht die echt deutsche Erzählung, über welcher die Weihe hochmüthiger patriotischer Begeisterung waltet und deren reine stilles Leben einfach und ungesucht vom Herzen zum Herzen dringt.

Dieselbe Herzlichkeit der Behandlung zeichnet auch die zwei der vorliegenden Raimund'schen Novellen aus: „Bürgerlich Blut“ (achter und neunter Band). Nur nimmt an Schärfe der Charakteristik, Concentration der Handlung, Klarheit des künstlerischen Plans und Consequenz der Entwicklungen die letztere Erzählung, welche sich ohne Prätension Roman nennen darf, entschieden den Vorrang vor der „Ein deutsches Weib“ genannten Novelle ein. Während in letzterer nur ein patriotisches Bild zur Erhebung und Verklärung deutscher Gesinnung und deutscher Opferfreudigkeit geschaffen werden sollte und in der That geschaffen wurde, handelt es sich in „Bürgerlich Blut“ darum, einen philosophischen Gedanken, eine sociale Idee in ihren Ursachen und Kämpfen darzustellen und zu beschließen. Die Eigenartig-

mit des Blutes und des Schwerdtes, wie sie theils in der Handlung vorkommen, theils charakteristisch vorhanden sind, die Gerichte und die Wahrheiten, welche sich daran knüpfen, dies alles soll in seinem sozialen und menschlichen Conflict immer noch der heutigen modernen Welt geschuldet werden und zum endlichen Austrag kommen. Der künstlerische Apparat zu diesen Durchführungen ist ganz vorzüglich und die handelnden Personen wissen mit bewundernswürdiger Konsequenz zum Ziele, während die Sprache sich edel und kräftig vernehmen läßt und gewiß niemand ohne sich von Entwicklung zu Entwicklung steigendes Interesse das grißvolle Buch beiseite legen wird. Nur muß man, um sich bis zum Schluß des Romans in ungekürzter Befriedigung zu erhalten, mit der Tendenz des Dichters einverstanden sein, welche die brennenden Fragen der Erzählung ganz unverkennbar ausschließlich zu Gunsten des „bürgerlichen Blutes“ beantwortet. Denn wenn auch der mit größerer Feinheit und Sympathie geschilderte Charakter des Barons Richard von Draag als ein schöner Jüngling manche in sich trägt, so erhält er seine Lebenswürdigkeit vielmehr trotz, als vermöge seiner aristokratischen Natur, und der eigentliche Held des Romans, der Administrator Hallig, bekannt sich, obwohl ein Freiherrssohn, bis zum Schluß als entschiedener Feind allen und jeden aristokratischen Wesens, während Pauline von Werstein zu sehr als widerspenstiges Mädchen auftritt, Alfred von Draag zu erschütternd nur Nebenfigur ist, um als würdige und in sich consequente Repräsentanten eines edlen Aristokratismus gelten zu können. Und so darf das Buch von einer einseitigen Auffassung und von einer subjectiven Behandlung des Stoffes nicht freigesprochen werden, welche Mängel die großen Schönheiten der Dichtung im Hinblick auf das Ganze vermindern. So gewiß und wahrhaftig Weik, Herz und Charakter den wahren Adel des Menschen ausmachen und aufrichtiger Kampfesgeist zu den verwerflichsten Wirrungen zu neigen ist, so laus doch unbefangener Weise kaum verkannt werden, daß das Vorhandensein von Adel und Bürgerthum eine stille lebendiger Kämpfungen in sich schließt, ebenso das Staats- wie das sociale Leben vernünftigenfalls und sowohl Adel als Bürgerthum, beides in seiner idealen Erhaltung, innerlich ihrer Eigenheiten und gerade kraft derselben das Höchste und Beste zu erstreben und zu erreichen im Stande sind. Diese Thatsache, welche sich aus den Kämpfen der neuesten Lage in unabweisbarer Klarheit herausarbeitet, hat Golo Raimund durch einen Roman verleiht und ist folgerichtig von der Höhe künstlerischer Objectivität und Freiheit in das Gebiet der Parteilichkeit herabgezogen. Dieser Vorwurf könnte dem talentvollen Autor um so weniger erhebt werden, als ich seiner Begabung das ungetrübte Lob zu Theil werden lasse und geradezu anerkenne, daß die neuere Erzählliteratur wenig Werke aufzuweisen hat, welche eine so meisterhafte Charakteristik, eine so gedrungene, doch und inhaltvolle Handlung, eine so würdige, dem geschulten Lesenden stets durchaus conforme Sprache und eine so sorgfältige Behandlung in harmonischer, recht künstlerischer Wechselwirkung bieten, wie dieser so beschreiben und gerühmt aufzuweisen Roman. Der lebenswürdigen Gehalt des Barons Richard von Draag ist bereits Erwähnung geschehen: wie consequent umwickelt sich die edle Mannhaftigkeit Hallig's und die widerstandsfähige, endlich durch die Macht der Liebe mit sich und der Welt versöhnte, trotz aller ihrer Capricien und Gewaltthaten doch so anziehende und lebenswürdige Natur Pauline's! Wie sehr regt die liebliche Erscheinung Hedwig's, wie tief bewegt sie zwar verschuldet, im Tode aber gesühnte Schicksal der schönen Mutter Hallig's! Endlich wie treffend und schön sind die Lebensfiguren, die herab zu dem alten Diener Hallig's, und wie wenig Zügen charakterisiert und wirksam um die Hauptgefahren ruht! Golo Raimund weiß aber nicht nur dem Trübsal und der Freude gerecht zu werden, er gebietet auch über einen lebenswürdigen, weichen Humor, sobald ihm nicht geringe Bedeutung für das Publikum zugesprochen werden muß. Welche halbsatirische Griffe quillt nicht z. B. aus der tragischen Szene, in welcher der alte Oberst der von seiner jungen so-

letten Ermahlin ins Wasser Stilleit nachspringt und dann später vom Jagdhunde des alten Weiden apportirt u. gemästete Landvögel mit sein der heftiger Engländer ergr. und Böge gelungenster Kom. Dabei macht sich nirgends d. politisirende Raisonnement des Weikreichtigkeit beschwert die Darlegung und der Handlung, willt und verlegt. Und doch liche Stimmung, doch quillt und menschlich reine Erkenntnis als sie nicht abhätlich hinein, telbarer Ausdruck einer echten Dichtertiefe ist. Als eine solche sei hiermit Golo Raimund von Herzen anerkannt: möge seinem dichterischen Wirken stets der lautere Wahspruch bleibend voranleuchten, dem er in den beiden soeben besprochenen Romanen mannhaft gefolgt ist: „Sursum corda!“

Der zweite und dritte Band der Golo Raimund'schen Romane enthält die Erzählung „Ein hartes Herz“, in welcher sich der Blick einer bösen That bis zu dem Momente vollzieht, wo die Erinnerungen weichen und die heilige Nacht menschlicher und göttlicher Veröhnung wieder aufbaut, was Verbrechen und Böse verdrängt haben. Am ihrem heilgeheilten Schönen eine reiche Weisheit zu erhalten, begehrt Frau Steinbach den Frevel, ein gebornenes Kind für den rechtmäßigen Erben auszugeben und diesen selbst als einen Almsenempfänger in ihre Haus aufzunehmen. Aber ihre drei herrlichen Söhne, für welche sie die unselige That begangen hat, verbluten einer nach dem andern unter den Bligen eines strafenden Geschicks und ein entfernter Verwandter gelangt in den Besitz der Güter, auf welchen der Blick des Verbrechens lastet. Ein leidenschaftlicher Haß gegen diesen Anbrügel und seine ganze Familie bemächtigt sich nun des an sich schon harten Gemüths der Frau Steinbach und, zu ihr erstarrt, lebt sie nur noch durch und für den Schmerz um ihre Todten, sowie durch und für den Haß gegen den Nachfolger im Besitze von Geld und Gut. Und um dieses Hasses willen vergißt sie jenen rechtmäßigen Erben, dessen Rechte sie zu Gunsten ihrer Kinder verrathen hat und dessen Erben bis dahin nur ein Gegenstand ihrer Abneigung war, zu lieben: ihn will sie im passenden Momente zum Werkzeuge ihrer Rache gebrauchen. Aber unwillkürlich verkehrt sich diese unnatürliche Zuneigung für Richard, so heißt der schmählich Betrogene, in wirkliche Sympathie und abermals trifft die verbrecherische Frau die strafende Hand der Gerechtigkeit: denn ihrem kindliche Liebe verlangenden Herzen vermag Richard, so edel er ist, nur kalte pflichtmäßige Erkenntlichkeit und Ehrerbietung zu widmen, je nach mehr; Frau Steinbach muß sehen, wie er ihrem von ihr so entsetzlich gehassten Verwandten sich liebevoll zuwendet und als Geschäftsführer desselben jenseits Ozean, deren Kern ein unsöngliches Fabrikunternehmen ist, und welche die flackernde That der alten Steinbach in diesem Sinne hält, mit gewissenhafter Treue verwaltet. Aber trotz seines Fleißes wirt der Blick der Schuld, welcher an dem unrechtmäßigen Gute haftet, zerhörend fort, und der Eigentümer desselben, auch ein Steinbach, wird infolge des verschwenderischen Haushaltes, den er führt, und auf Grund verschiedener Calamitäten, die mehr Fügungen als Consequenzen sind, bankrott und muß seine Insolvenz erklären. Die Fabrik wird nun subhastirt und von der alten Frau Steinbach, welche geräuschlos ein erhebliches Vermögen erworben und mit unverdientem Triumphe den Sturz des gehassten Verwandten gesehen hat, käuflich erstanden. In einem Gemisch von Rachsucht gegen den ruinirten Fabrikherrn, von Drang, ihr Verbrechen zu sühnen, und von Liebe zu Richard, schenkt sie diesem die gesamte Fabrik mit allem Zubehör an landlichem Gut. Richard nimmt das Geschenk an; allein kaum im Besitze des Grundbesitzes versenkt auch er dasselbe und zwar an Raimund, die einzige

denken. Doch anders hatte es die gütige Vorsehung beschaffen, und indem er das Höchste leistete, was ein Mensch zu leisten vermag, sollte er auch durch das Höchste belohnt werden, was auf Erden gewährt werden kann: durch die Liebe! Malwine, die er so anhänglich liebte und die er einem andern gehörrig wählte, bekennt ihm, daß er der Mann ihres Herzens ist. So treten beide vor Frau Steinlach: „Wachern Eu auf; o, das Glück ist da!“ Und in der That, es war da; gebrochen endlich der Eiseschleier der Verschuldung und mit ihm das Eis um Frau Steinlach's Gemüth. Endlich tönte auch in diesem „harten Herzen“ wieder der Hosenknall der Versöhnung und der Liebe.

Aus vorstehendem Gerippe der Fabel ergibt sich schon, daß in der Handlung der Novelle Steigerung mit Spannung verbunden ist; auch erregen die Persönlichkeiten Interesse genug, um ihrem Geschehniß theilnehmend bis ans Ende zu folgen; allein dem tiefer eindringenden Blicke entgeht nicht, daß es dem Verfasser keineswegs gelungen ist, den sehr abenteuerlichen Vorgängen dieser Novelle durch die Motivierung eine reale Festigkeit zu geben; die Unwahrscheinlichkeit bleibt eben unbefriedigt auf dem Grunde der Dinge liegen und läßt die ganz unbeschreibbaren Schönheiten, welche auch diese Novelle des talentvollen Verfassers auszeichnen. Ebenso wie die Handlung nicht recht fundamentirt ist, stellt sich auch in der Auserbeitung der Charaktere eine gewisse Ungründlichkeit heraus. Es steht etwas Schablonenhaftes in der Art, wie die Charakterentwickelungen bewirkt werden, und in der weltlichen Hauptgestalt des Buchs, in Sibylla Steinlach, begegnet man nur ganz entschieden durchschriffener Manier; auch ist das tief verborgene und unendliche edlere Wesen dieser Frau vom Autor viel zu wenig geltend gemacht, als daß man sich der menschlichen Reuegeburt dieses „harten Herzens“ mit ungetrübter Freude hingeben könnte; vielmehr verlangt das Gefühl nach einem kräftigen Abstrich dieses eisernen Charakters, der entschieden nicht bezu gemacht war, nach einem so langen Leben des Verbrechens und des fanatischen Hasses noch ein Idyll am Rande des Grabes durchzujugenden. Die Erkenntniß der Wichtigkeit alles dessen, was sie im Leben gethan, endlich der Durchbruch der Reue, welche sie mächtig erfaßte, dies sind Momente, welche Sibyllens Leben an seiner tiefsten Wurzel packen und sie zusammenbrechen machen mußten; ihr Leben war eben verbraucht und erschlaft, sie hatte kein Recht mehr auf die Menschen und auf die Erde, nur eine Hoffnung auf den Himmel und die Gnade Gottes. Endlich wäre zu wünschen gewesen, daß der Autor den plötzlichen blutigen Hingang der drei Söhne Sibyllens doch etwas weniger als bloßes Strafgericht des erzählten Schicksals und etwas mehr als Konsequenz aus dem von Frau Steinlach begangenen Verbrechen dargestellt und motivirt hätte. Ich bin weit davon entfernt, die unmittelbare krausche Hand Gottes zu leugnen, allein in einer Novelle bewegt man sich auf klassischerem Gebiete und hat somit das Recht, zu verlangen, daß Handlung und Charaktere sich organisch und sich selbst heraus entwickeln und gestalten. Schließlich möge noch bemerkt werden, daß Gold Raimund in dieser Erzählung viel mehr Gerechtigkeit des Urtheils und der Behandlung hat walten lassen, als in der

Novelle „Bürgerlich Blut“; die echte Gerechtigkeit des Urtheils kann sich darin als ein Vermögen aller Seiten heraus und verlegt sich jeder einseitigen partikularen Meinung. Allein dies dürfte auch der einzige Vorzug dieser Novelle vor der „Bürgerlich Blut“ denannten Erzählung sein, welcher in jeder Weise tiefer angelegt und künstlerischer ausgeführt ist, mit allem in Bezug auf die Tendenz, sondern vor allem in Bezug auf die Charakteristik, Motivierung und die gesamte artistische Behandlung.

8. Dichter und Apostel. Roman in vier Bänden von Carl Willkomm. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Nechings Sohn u. Comp. 1859. 8. 3 Thlr.

Es sind einerseits die dunkeln Schicksale des Poeten Christian Wänter, andererseits die herrnhutischen Bestrebungen im bekannten Grafsen Singendorf, welche in dem Romane „Dichter und Apostel“ zum Gegenstande dichterischer Arbeit gemacht sind, indem versucht wird, sie als charakteristische Prozesse der Zeit in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung aufzufassen und künstlerisch zu gestalten. In der Erscheinung des unglücklichen Christian Wänter concentrirt sich die nach Unabhängigkeit und Originalität ringende, gleich einem wilden Hellen jede Schranke überwindende, deutsche Poesie in ihrer beginnenden Emanation aus fremdem Regelmäßigem und steifer Hebanterie, während der Herrnhutismus des Grafsen Singendorf als eine Loslösung von dem todtten Buchstaben und Formalismus damaliger Frömmigkeit sich anreicht und den reinen Geist des Evangeliums der Bräuterei zurückzuführen beabsichtigt ist. Zwischen diesen beiden Strömungen der dichterischen und der religiösen, herrscht demnach eine entschiedene Verwandschaft, ein innerster Kern der Kunst und wie dort die Freiheit der Kunst Ziel ist, so gilt es hier die Freiheit der Religion. Auf dieser gemeinsamen Grundlage beider Bestrebungen gründet sich der harmonische Ton des Willkomm'schen Romane, und sowohl nach der einen wie nach der andern Tendenz hin läßt der Dichter charakteristische Gestalten in Wirksamkeit treten, welche die Gemeinsamkeit der literarischen wie im religiösen Leben sich betheiligenden ethnozoischen Bestrebungen positiv wie negativ bekräftigen. Inwiefern die Mittel beider Erhebungen, besonders die persönlichen Einstellungen derselben gingen in schreiender Weise auseinander und während die positive Reinheit eines Singendorf, welche unbestrittene Tendenz geltend wurde, in der That auch ein lebendiges und erhebendes Resultat hervorbrachte, vermochten der vielden Bedeutungen eines Christian Wänter, welche keinem Ziele, sondern lediglich einem Instincte folgten, zur verlobten Liebe nur Blige und Falsen, alles in allem eine Wirthschaft von Unklarheit und Unwissen zu erzeugen. Das moralische Werk wird sich demnach der Sitteneinstellung des „gottelosen“ Romane von Herrnhut entschieden mehr als der Sittensucht des „gottelosen“ Striegauer Poeten jenseits, und wenn Willkomm in neuen Paul von Nodelmich von der Weltstrangheit seines Gedankenschwärmens läßt, so kann der letztere vielleicht mit größerem Recht ein Selbstgelehrter genannt werden, insofern das Leiden nicht ein Gebrechen die freie und edle Auffassung seines Geistes durchzu behindern und unmöglich machen. In dieses reichbegabte, der zu keinem geistlichen Resultat gelangende Werkzeug der tiefsten Poesie, welche sich zu fühlen begann, vernichtet durch das totale Unfähigkeit für Charakterbildung und kritische Gemeinsamkeit schließlich so vollständig jede Regung, selbst nur des Mitleids gekennzeichneter denn der Witzung, daß sogar Wänter's elender Tod keine Theilnahme erwecken kann. Sollte Willkomm das in literaturgeschichtlich interessante, menschlich geradezu widerwärtige Gestalt weniger zum Helden seines Romane, als vielmehr zur Lächerlichkeit verwendet, so würde er dem Vorwurfe, der ihm nicht erhoben werden kann: für einen ganz passiven, eigenen Willensschwäche völlig entbehrenden Menschen einen, so den Hauptmangel des Lesers zu begehen, entgangen sein. Andererseits will aber auch der andere Hauptfehler des in Rede stehenden Romane, der Singendorf, künstlerisch betrachtet, nicht recht als Werkzeuge

Heiligkeit gewinnen, weil wir ihn, den an sich Willenskräfte und innerlich Aktivem, doch im äußeren Leben gar zu wenig auszuüben eingelassen und handlos sehen. Er erscheint dem doch gar zu sehr „Stillen im Grunde“, und viel mehr als solcher Dichter denn als freierender Apostel und Mitter des Geistes. Auch diese Schwäche ist nicht angethan, um in den Vordergrund eines Romans zu treten; wie dem Christen Stenker die Innere, so schilt ihn die äußere Aktivität und deshalb wohl ihr eine so lebendig thätige Persönlichkeit, wie die des Herrn von Raschau nicht minder über den Kopf, als der gewöhnliche, willensstarke Paul von Nodelwig den Hatterhaften und leichtfertigen Poeten und Schelken in den Schatten stellt. Im letzteren den Bezug an dem im letzteren mit gewohnten Lektüre und rühmendem Urtheile geachteten Romane ist nicht verstanden zu lassen, ist man geneigt, den Herrn von Raschau an die Stelle des „Kypfels“ und Nodelwig an die Stelle des „Dichters“ zu rücken, oder vielmehr Singendorf und Wänther als Helden für Raschau und Nodelwig zu betrachten. Im letzteren sind Singendorf und Wänther vom Dichter mit schwerer Hand und mit historischer Ferne getrennt, während in der Charakteristik von Raschau und Nodelwig eine freiere dichterische Arbeit sich wohlthuend offenbart. Meistert hat die Persönlichkeiten der Stadtseifers von Striegan, des Vaters von Wänther, und des reichen Papierhändlers Wernsdorf geschildert, indem ersterer beide das kleinstädtische Bürgerthum jener Tage, letzterer das eigentliche Wesen des Großbürgerthums damaliger Zeit trefflich repräsentiren. Der Dichter vermehrt hier eine Menge der feinsten Sätze und eine ungemeine Menschen- und Zeitkenntnis. Nicht weniger anschaulich weiß er das Leben der Herrnhuter und das damalige Studentenwesen zu schildern, wenn er auch in erster Beziehung von Dichte und Wissenschaftlichkeit nicht freizugehen ist. Warum hat der geschätzte Autor in diesem Roman so enge Grenzen gesetzt? Wäre es nicht künstlerisch lobenswerth gewesen, ein Gesamtbild der Kultur- und Sittenverhältnisse jener Zeit, wie sie sich in Sachsen damals gestalteten, zu entwerfen? In einem solchen würden dann die Persönlichkeiten von Singendorf und Wänther ihre wahre und wirksame Stellung gewonnen haben, während sie in der Isolirtheit und Abgeschlossenheit, wie sie im vorliegenden Romane erscheinen, nur das literarische und theologische, keineswegs aber das künstlerische Interesse befriedigen. Ist genug streift der Dichter an vorübergehende an sich höchst interessante Verhältnisse und Zustände jener Zeit dicht heran und man wähnt, er müsse sich darin verlieren; allein mit einer gewissen Mangelhaftigkeit geht er davon aus und sucht sich vorbeizuschleichen. Begrenzung des Stoffes ist gewiss eine treffliche Maxime; allein der Stoff muß eben auch in künstlerisch dankbarer Form, vor allem in den Persönlichkeiten, welche ihn als Hauptvertreter zu repräsentiren haben. Selb dem doch wie ihm wolle, man wird die Lectüre von „Dichter und Prophet“ nicht brechen, ohne den Eindruck eines gründlichen, dankreichen und fleißigsten Werks empfangen zu haben, fern Tugenden und so ernstlicher seine Schwächen bezaubern ihn. Wobenan von Raschau's Worte, die er dem unglücklichen Wänther in die andere Welt nachtrifft, enthalten eine einfache Weisheit, die auch für unsere Tage Kraft hat und deren Ausführung schon so manche begabte Natur vor dem Untergange wahr haben würde: „So gehe denn hin, du Kämpfer des Welkes und stärke deine Sinne in dem Bewusstsein der Ewigkeit, aus denen die Quellen des wahren Heils ein- und für: der Glaube, die Liebe und die Hoffnung!“

Herman von Sigmund.

Nach dem Sch

1. Das Buchschloß. Ein Beitrag zur Geschichte von Georg Leonhard von der See und einer Le. Engelmann. 1859. 8.
2. Berg- und Wälderfahrt von W. Ender, Dr. Mit 8 Abbildungen. 34 10 Bgr.

dem Hohen
en Schloß
e. Engelmann
e. Leipzig.

er Schloß
ienmann
A. 1 Bgr.

Erst seit etwa 12—15 Jahren ist die überaus herrliche Bernina Gruppe mit dem südlichen von ihr ausgehenden Thale für den Alpenreisenden gewissermaßen entbald. Die Unerschlossenheit dieser Gegend, die Schönheit dieser unergreiflichen Thäler, im welchen der Norden sich mit dem Süden zu vermählen scheint und wo der erstehende Hauch der Bernina Gipfel mit der Silber der lombardischen Täler zusammenfließt, ist erst, seitdem Karl Stieler in seinem Buche: „Alpinisches und Teuodolophisches“, fast zuerst die Reize dieses Alpenkloßes angedeutet und die Wege zu ihnen gewiesen hat, zu einem gesuchten Ziel der Alpenwanderer geworden, dem nun zahlende Besucher zustromen. Wo sollte jedoch an einem zuverlässigen Führer zu dieser erhabenen Natur-Genuss, man wanderte aus Verachtung und zog daher oft an dem Schönen vorbei, ohne seine Reize zu schenken. Diesen Mangel hilft die Schrift W. Leonhards ab: „Das Buchschloß“ (Nr. 1), in der wir einen vollständig sachkundigen, genau unterrichteten und sehr angenehmen Führer durch das Riesenthal nach der Berninagruppe und die Thäler zu ihren Häfen erhalten. Indem der Verfasser uns von der Pashöhe der Bernina (7430 Fuß hoch), welche die Gewässer des Schwarzen und des Weißen Rhodens mit einander zum 300 Fuß breiten Erdbecken trennt, um die einen nach dem Schwarzen Meer, die andern nach der Adria zuzuführen, durch die Wunderwelt der Bernina führt, zeigt er uns zuerst die Höhe des Lago nero und des Lago bianco, 6000 Fuß über dem Meere, geleitet uns nach Giocobello, während er die Beschaffenheit des Pashaus und erzählt, wie aus diesen Hauptorten und seine Umgebung, Volksgeschichte, Sitten und Gebräuche, welche städtisch von Dorf zu Dorf wechseln und das Leben in mannichfacher Weise, seine Flora, seine Kultur und Industrie. Sodann führt uns der Verfasser zu der neuen Entdeckung „Alle Preise“ am Buchschloß See, die ein Bild voranschaut, und überläßt uns hier dem wunderbaren Eindruck, den die unergreifliche Bergansicht vom Plateau des Buchschloßes auf jeden Freund der Natur hervorbringen muß. Von hier nämlich schneit der entzückte Blick voll über das Riesenthal der Riesenhäuser der Bernina hin, über den Piz di Teis (10178 Fuß), den Campaccio (9870 Fuß), den Piz di Teis (7900 Fuß), den Piz Lagato (9873 Fuß), den Piz di Rasone (10180 Fuß), den Cornicello di Verona (9870 Fuß), die Gemborna (13023 Fuß), den Piz di Verona (11540 Fuß), den pashöhen Gassalo (9626 Fuß), die Erroreina (9430 Fuß), den Comerio, Cometto, Masuccio, Carocci und Lee Grad, alle gegen 3000 Fuß hoch bis zum Pashaus hin, dessen rühmlichste Thäler sich bis zu den Bergmassen Alpen schneit vor ihm öffnen. Sodann geleitet er uns durch das Buchschloß, schilbert uns die Flora, die Flora des Thals wie das Pashaus und schließt seine Wanderung mit einer geographischen Construction beider Thäler, die eine treffliche Karte begleitet, bezeichnend ab. Was der Verfasser gibt, bildet so einen sehr dankenswerten Beitrag zur Kenntnis der Rhätischen Alpen, gerade an dem Punkte, wo uns die gewöhnlichen Alpenführer zum ersten Mal lassen, und da er ein durchaus zuverlässiger, dabei ein beschreibender und angenehmer Führer ist, so haben wir ihm für diese Wanderung unsere Dank zu sagen. In vorzüglicher Weise verdient durch die treffliche Karte, welche die Höhenpunkte in Worten gibt, und die Schilderung des neuen Entdecktes am Lago di Buchschloß.

Der Eifer, die Riesen der Alpenwelt zu bezwingen, wächst von Jahr zu Jahr; immer neue Gipfel unterwirft sich der menschliche Fuß und bald wird keiner derselben in den Alpen mehr den Ruf der „Jungfrau“ bewahren können. Im Sinne dieses Strebens haben sich die vier Verfasser des Buchs: „Berge und Gletscherfahrten in den Hochalpen der Schweiz“ (Nr. 2), von denen einer, Hoffmann, inzwischen dem großen Schnitter erlegen ist, zusammengethan, ihre Erfahrungen aus zahlreichen Berg- und Gletscherfahrten zu sammeln und über eine Reihe solcher „Bergsteige“ dem Publikum in eben dieser Schrift zu berichten. Wer den Genuß eines solchen Siegs einmal gekostet hat, verlangt stets nach ihm zurück, und so finden wir denn hier in langer Reihe die großen Windgallen und den Oberalpsstock, den Tödi und den Weban (11580 Fuß), den Grand-Combain und das Rinderhorn, den Monte-Generoso, den Rigi der Südschweiz, und den Monte-Rosa mit vielen andern „Unbezwinglichen“ überwunden und von den kühnen und ausdauernden Bergsteigern besiegt, ihre Geheimnisse offenbart und ihre innerste Natur bloßgelegt. So lehrreich und anziehend nun auch die Mehrzahl dieser „Bergfahrten“ beschrieben worden ist, so möchten wir doch unsere Leser vorzugsweise auf die Besteigung des Monte-Generoso von Weilenmann aufmerksam machen, wiewol es sich hier um überwundene Gefahren kaum handelt. Der Monte-Generoso bei Lugano, am Endpunkte des Moggiaßhals gelegen, ist nur um wenig höher als der Rigi, aber so glücklich gelegen, daß er ein unverhältnißmäßig größeres und reicheres Panorama für die Südschweiz darbietet, als jener für die Mittelschweiz, und dabei fast einsam und gar nicht besucht. Die Uebersicht, die er bietet, erstreckt sich nämlich vom Finsteraarhorn und den Grafschen Alpen bis zum Orteler und fast in ihrer Mitte das riesige Gebirge des Monte-Rosa, den man hier nicht etwa, wie anderwärts, über Firnen hinweg, sondern mit seinem ganzen Riesenbau über grüne Waldberge herrüberragend, vor Augen hat: ein Bild von großartigster Schönheit, da gleichzeitig auch die oberitalischen Seen und die lombardische Ebene dem Blicke offen liegen, und die Zahl der ringsher aufsteigenden Firnen und Spizen Region ist. So leicht nun von Como, Mendrisio und Lugano aus, die in 5—6 Stunden zurückzulegende Besteigung dieses herrlichsten der schweizerischen Belvedere ist, so findet man hier doch kaum eine Spur von Besuchern: der italienische Schweizer erlangt eben ganz der Begeisterung für die Wunder der Schöpfung, welche bei seinem deutschen Nachbar eine so hehre Stelle einnimmt, und dem Fremdenjuge der „Inglese“ liegt der Monte-Generoso zu fern.

Nächst diesem Berichte hat uns die Besteigung des Monte-Velan in Wallis, 11588 Fuß, durch Studer, das meiste Interesse abgewonnen. Der Mont-Velan ist eine riesige Glimmermasse, welche sich nordöstlich vom St.-Bernhard zwischen Piemont und Wallis, neben dem Grand-Combain, der noch 1673 Fuß höher ansteigt, sich erhebt, und rosenartig geblättert sich dem Wanderer von Süden her darstellt. Hier galt es von Aosta aus aufsteigend besonders bei Ueberschreitung des Valsorngletschers wirkliche Gefahren und große Mühen zu überwinden; der Berg war zum ersten male vor 77 Jahren erklimmt. Die Aussicht von seinem Gipfel hat das Besondere, daß sie nicht, wie auf dem gleich hohen Tödi ein unwirtliches Ganzes darbietet, sondern, daß das Specielle und Einzelne lohnend hervortritt, daß sie das Auge entzückt, aber nicht ermüdet, wie dort, wenigleich der Gesichtskreis eine Ausdehnung von mehr als 80 Stunden umfaßt.

Auch die Erstbesteigung des Fürken der Ostschweiz, des Tödi, der seine kolossale Kalkmasse im Hintergrunde des Leuthals, 11144 Fuß hoch, aus einem Kreise niederer Basallen erhebt, durch Ulrich, fesselt den Leser durch frische und lebensvolle Darstellung und klare Darlegung der geologischen Verhältnisse. Nachdem der Verfasser über eine Reihe früherer ganz oder halb verunglückter Versuche, den Gipfel des Tödi selbst zu erreichen, berichtet, erzählt er die von ihm und einem Gefährten im August 1853 von der obern Saubalp, 6000 Fuß, aus unternommene Besteigung des Tödigipfels über die Gletscherplateau des Biserten und die Schneerose, welche unter großen Anstrengungen in 9½ Stunde vollbracht

wurde. Die Aussicht befriedigt jedoch die Erwartung nur unvollkommen, sie ist zu groß und verwirrend und in sein einheitliches Bild zu fassen. Die Berge umlagern ihren Beherrscher, der sie allerdings alle um 1000 Fuß überragt, nicht in zwei oder drei unterscheidbaren Gliedern, sondern in sechs, sieben Gruppen, mit Graten und Spizen, die kein Ende nehmen wollen: hier ist es der Duff, der Bristenstock, die Windgallen und Bichelhörner, der Nebels, die Greina und der Pumoir, Abhänge die Savoyer Alpen, Montblanc und Monte-Rosa, Schredhorn, Finsteraarhorn, die Jungfrau und die Wetterhörner, Salenstock, Titlis, Sußenhorn und so fort bis zum Orteler und die Spiza hinter ihm, die Bündner Berge und die Berninalpette u. s. w., die sich alle auf einmal dem Blicke bieten, und jeden Versuch, das Bild zu skizziren, vereiteln. Der Rückweg bis zur obern Saubalp ward in etwas mehr als vier Stunden zurückgelegt.

Endlich sind auch die verschiedenen Besteigungen des Monte-Rosa, 14284 Fuß, welche Weilenmann schildert, anzuhören genug: der eigentliche Gipfel war bis dahin erst dreimal errichtet und war nur beim Zusammentreffen sehr günstiger Umstände vom Riffelhotel aus und der Abstütz der höchsten Spitze in einem Tage zu erreichen. Gegenwärtig, d. h. seit fünf Jahren, ist die Besteigung sehr erleichtert, und erfolgt jährlich wol sechs bis achtmal. Hier müde, nehmen wir von diesen anziehenden „Bergfahrten“ dankbaren Abschied, die in den acht bildlichen Illustrationen eine sehr willkommene Zugabe erhalten haben.

Notizen.

Ältere und neuere Productionsweise.

Der „Central-Anzeiger für Freunde der Literatur“ enthält folgende interessante Mittheilung, die wir den Lesern d. Bl. nicht vorenthalten wollen: „Wenn man die Eilfertigkeit wahrnimmt, mit welcher so viele Schriftsteller unserer Tage arbeiten, denen es eine Kleinigkeit ist, jahrein jahraus die Literatur durch eine Anzahl Bände zu vermehren, so wird man unwillkürlich auf den Central hingewiesen, welcher zwischen solchen Schnellschreibern und vielen der wirklich klassischen Autoren besteht. Es gibt nur wenige Beispiele, daß ausgezeichnete, ihre Zeit überlebende Werke in sehr kurzer Zeit entstanden sind; viel häufiger läßt sich dagegen nachweisen, daß die Verfasser derselben ihre ganze Lebenszeit an solche Werke gesetzt und, wenn auch der Öffentlichkeit übergeben, doch noch immer an ihnen herumgefeilt haben. So wandelt beispielsweise Sokrates auf die Ausarbeitung einer einzigen wenig umfangreichen Rede, des „Panathenaisios“, zehn volle Jahre. Virgil schrieb an seiner Aeneide zwar nur elf Jahre, änderte aber daran noch fortwährend herum und verordnete, daß das Buch nach seinem Tode verbrannt werden solle, weil er es noch nicht für vollendet genug hielt. Pietro Bembo, einer der berühmtesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, hat in seinem Arbeitszimmer eine Reihe von vierzig numerirten Portefeuilles. Sobald er einen Bogen geschrieben, legte er ihn in Nr. 1 und jedesmal durchgelesen und corrigirt ging der Bogen die Reihe durch bis in Nr. 40. Macaulay erwähnt in einem seiner vortrefflichen Beiträge zum „Edinburgh Review“, daß er das Original einer schönen Stange von Ariosto besäße, welche der Dichter hundertmal abgeändert. Macaulay selbst arbeitet sehr langsam, einzelne Theile seiner englischen Geschichte wurde von ihm bis zu achtmal völlig umgeschrieben, ehe er sie der Drucke übergab. Daß Petrarca seine Verse fortwährend, oft bis vierundzwanzigmal geändert, ist bekannt. Gibbon schrieb sein „Memoirs“ sechsmal um und dann blieb es noch Fragment. Er bemerkt darin, wie viele Versuche er vor Abfassung seiner Geschichte angestellt, ehe es ihm gelungen, einen Mittelton zu treffen zwischen dem langweiligen Chronistenstile und rhetorischer Declamation. Das erste Kapitel arbeitete er dreimal, das zweite und dritte zweimal um, ohne daß es ihn ganz befriedigte. Milton schrieb seine „Epiques de la nature“ achtzehnmal ab, bevor er sie dem Drucke übergab. Sismondi copirte seine „Histoire

des républiques italiennes» dreimal, seine spätere «Histoire des Français» zweimal, las sich ebenso oft jede Periode laut vor und sah die Correcturbogen fünf- oder sechsmal durch. Wie sorgsam Alexander von Humboldt mit der Ausarbeitung seiner Werke verfuhr, welchen Werth er oft auf eine einzelne Wendung oder ein einziges Wort legte und wiederholt darüber mit seinen Freunden berath, geht aus seinen Briefen an Varnhagen zur Genüge hervor. So weit der „Central-Anzeiger“. Es wären aus der deutschen Literatur noch manche Beispiele dieser Art anzuführen gewesen. Von Klopstock's „Messias“, die in Deutschland epochemachend wirkte und deren neueste italienische Uebersetzung (von Garzanti) schon eine zweite Auflage erlebte, erschienen im ersten fünf Gesänge 1751 und die letzten fünf erst 1773. Goethe arbeitete am „Faust“ sein ganzes Leben lang, und wie langsam und wie sorgfältig er an seinem „Egmont“ (den er 1782 von neuem vernahm), an „Iphigenia“ (die er erst in Prosa geschrieben), an „Torquato Tasso“ u. s. w. schreibe, wie oft er die Arbeit fallen ließ und sich zwischen den einzelnen Acten zuweilen monatelang Zeit zur Ueberlegung gönnte, ist bekannt. Schiller's Arbeit an seinem „Wallenstein“ erstreckte sich, die Lectüre und alle Vorarbeiten mit eingerechnet, fast über ein ganzes Decennium. An den neuen literarischen Dampfschiffen finde ich es weniger bemerkenswerth, daß sie, wenn sie erst das Thema eines Romans haben, mit drei oder mehr Bänden im Laufe weniger Monate fertig werden, als daß sie, wenn sie kaum das letzte Blatt zu einem solchen geschrieben haben, im Stande sind, sofort das erste Blatt zu einem neuen zu beginnen. Sicherlich wissen sie öfters nicht, was sie auch nur auf dem zweiten Manuscripfbogen erzählen werden; doch das findet sich, wie bei einem routinirten Schauspieler, der von seiner Rolle vielleicht nur die erste Zeile gelernt hat, das übrige.

Neue Reiseschrift des Rectors Brandes.

Der Rector des Gymnasiums zu Lemgo, H. R. Brandes, hat seine „flebente Taube“ ausfliegen lassen. So nennt er nämlich in der Vorrede die Beschreibungen seiner Sommerreisen, von denen wir mehrere, z. B. „Ausflug in die Pyrenäen“, „Ausflug nach Schwaben“ u. s. w. früher in d. Bl. erwähnt haben. Die diesmalige flebente „Taube“ nennt sich: „Ausflug von Memel nach Rostau im Sommer 1859“ (Lemgo, Meyer, 1860), und umfaßt die Beschreibungen von Memel, Königsberg, Pillau, Marienburg nebst der großartigen Weichselbrücke bei Dirschau, Danzig (vom Verfasser „eine Prachthat“, die interessanteste von allen deutschen Kaiserstädten“ genannt) nebst Umgebungen (Oliva, Joppet u. s. w.), Stargard, Kolberg, Insel Rügen, Greifswald, Stralsund, Schwerin, endlich von dem jetzt dem Prinzen Friedrich der Niederlande gehörigen Parke von Rostau. Der Verfasser verkennt nicht, mit welcher Genialität Fürst Bückler es verstanden habe, in dieser aus einem Nichts hervorgerufenen herrlichen Anlage die Kunst so zu verstecken, daß man sie nicht gewahrt, sondern daß überall die reine lebensvolle Natur herrsche. Indes bemerkt er doch: „Ich dachte oftmals, wenn dort auf der Waldeshöhe ein hübsches rundes weißes Weibchens-Thürmchen stände, dort von dem Vorsprung über dem Strom die schöne Fassade eines dorischen Tempels mit der Iulienhalle herniedersehe, oder wenn hier auf grünem Rasen an das Marmorbild des Fernstehers Jddus Apollon nicht blickte, oder wenn da unter dem Blätterhimmel der Wälder die latne der pfeilfrohen Artemis im hochaufgeschwungenen Faltengehemde, Bogen und Köcher tragend, mit dem Hirsch zur Seite, Jagdbrevier schützte — gewiß es würde mir nicht mißfallen.“ Die preisenden Worte, womit der Verfasser das großartige Schloss zu Schwerin herausstreicht, wird vielleicht nicht überraschen, die, wie wir, das Schloss nicht mit eigenen Augen gesehen haben. Er sagt: „Weber die Schlösser in Venedig und Potsdam, noch die Hofburg in Wien oder in Prag, ist die Schlösser in München, nicht das Schloss in Stuttgart, ist das in Würzburg, nicht die Schlösser in London und selbst ist das Schloss in Windsor und nicht Holbrood in Edinburgh,

weber die Tuilerien und das Louvre in Paris, noch das Schloss zu Versailles, nicht der Vatican und der Duxinal in Rom, nicht das Schloss in Stockholm und nicht das in Drottningholm: keins von allen diesen hat beim ersten Anblick einen solchen Eindruck auf mich gemacht, und keins ist an Bauart ihm vergleichbar.“ Das schweriner Schloss ist bekanntlich ein Neubau der letzten Jahre auf der Stelle der ältern Burg nach den Plänen von Stüler und Demmler ausgeführt. Im Vorworte bespricht sich der Verfasser darüber, daß, während jung und alt, gebildete Frauen und Männer seine Reiseschriften mit großem Interesse und Vergnügen gelesen hätten, ein Recensent im „Deutschen Museum“ seinen „Ausflug nach Schwaben“ höchst trocken und langweilig fand, und er denkt sich nun betreffenden Recensenten als einen „grämlichen verächtlichen Gottes schöner Natur seinen Gefalle, dessen Aussprüche nicht mehr als das laufende Hundes beachten“, und er Kleines mit Großem zu vergleichen“, mit Schiller, den „als er die „Räuber“ geschrieben, eine Partai als den größten überhaupt nicht einmal als Dichter geliebt wie sich Brandes mit Schiller tröstet, Recensent im „Deutschen Museum“ von allen denen, welche er tadelte, die bedeutender, grämlicher oder boshafter ist.

Bibliographie.

Die Aussonderung Holsteins, und die Theilung Schleswigs. Zwei Abhandlungen vom Verfasser der dänischen Schrift: „Prinds Christian“. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von einem deutschen Schleswiger. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 15 Ngr.

Bulmerincq, A., Carl Eduard Otto, Dr. der Philosophie und Rechts und Prof. emer. der K. Universität Dorpat. Eine biographische Skizze. Dorpat. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Clemens, F. J., Die Wahrheit in dem von Hrn. Prof. Dr. J. von Kuhn in Tübingen angeregten Streite über Philosophie und Theologie. Münster, Heffling. Gr. 8. 16 Ngr.

Dängeli, J., Banerndüchlein. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr.

Reibnitz's, W. G., theologisches System. Eine möglichst correcte Ausgabe des lateinischen Textes und dessen Uebersetzung ins Deutsche. Nach dem Manuscript der Staatsbibliothek in Hannover. Von C. Haas. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 27 Ngr.

Liebert, G., Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Puntchart, W., Der Proceß der Verginia. Wien. Gr. 8. 20 Ngr.

Romantisches Universum. Eine Auswahl der besten Romane des In- und Auslandes. 1te bis 4te Lieferung. Berlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwartz, H., J. G. Fichte's, des deutschen Kraftmannes, Lebensweisheit und vaterländische Gedanken. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 8 Ngr.

Die vereinigten Staaten von Deutschland und ihr Verhältniß zu Europa. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 24 Ngr.

Tageliteratur.

Beyer, C., Die alte Kirche und der Deutschkatholizismus nach ihren anfänglichen Verhältnissen. Rede am 15. Juli 1860 vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig gehalten. Leipzig, Giese. Gr. 8. 2 Ngr.

— Sentimentalität und Energie. Rede am 22. Juli 1860 vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig gehalten. Leipzig, Giese. Gr. 8. 2 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 37. —

13. September 1860.

Inhalt: Demokratische Studien. — Der Bregenger Wald und seine Bewohner. — Provinziale und Dialektpoesie in Deutschland und Frankreich. — Wegen die Verdächtigungen Lessing's durch Wolfgang Menzel und Genossen. Von August Boden. — Zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. Von Karl Gustav von Berner. — Ein Gemischtpolitischer Roman. — Notizen. (Ein musikalischer Commentar zu Goethe's „Faust“; Der Dichter Nikolaus Dietrich Giese; Zur deutschen Kriegsverfassung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Demokratische Studien.

1. Demokratische Studien. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, Karl Grün, Moriz Hartmann, Friedrich Kapp, F. Laßalle, Michelet, H. B. Oppenheim, Ludwig Simon aus Trier, Adolf Stahr, Karl Vogt u. a. herausgegeben von Ludwig Walebrode. Hamburg, D. Meißner. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Die drei Völker und die Legitimität oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oesterreichs. Von Arnold Ruge. Brighton, W. Jeffs. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.
3. Die vereinigten Staaten von Deutschland und ihr Verhältniß zu Europa. Hamburg, D. Meißner. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Sie leben wahrhaftig noch, sie geben Lebenszeichen von sich, die Männer von 1848, sie haben sich zusammengethan zur Gründung eines diekeibigen Organs, von welchem soeben der erste Band vor uns liegt und dieser Band enthält nicht weniger als 487 stattliche Octavseiten. Wie der Sturmwind der Reaction sie auch zerstreuen mochte, wo sie immer schiffbrüchig aus fremde gastliche Ufer niederfielen: sie haben sich erhoben, sie haben das Vaterland nicht vergessen, sie haben beobachtet und gedacht, über fremde Staaten und über den zu gründenden einheimischen, und jetzt schicken sie ihre Resultate in die freie Hansestadt Hamburg, aus der Schweiz, aus Belgien, aus Italien, aus Frankreich, aus Nordamerika! Alle, die daheim geblieben waren, steuern von Berlin und Hamburg bei. Wir vermiffen nur England und den „Rufer im Streit“ Ruge=Menelaus; doch auch dieser kommt hinter der Schlachtlinie her mit vernehmlichem Donnergepolter in einer besondern Broschüre: „Die drei Völker und die Legitimität oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oesterreichs.“ An eine so respectable Gesellschaft von Gelehrten und Charakteren hat der bescheidenste Recensent wol eine doppelte Frage frei, zuerst: Wo ist euer Programm? und dann: kenne ich euer Programm sowie dessen Ausführung die numgängliche Nothwendigkeit einer schroffen Sonderstellung? Denn daß ihr zum großen Theile exilirt wart er noch seid, daß kann doch nicht den Bestimmungsgrund für eine Partei abgeben! Oder daß ihr keine

„doctrinären Gothaner“ seid, von denen ihr behauptet, sie würden es ewig beim Reden und bei der Selbstbefriedigung im Reden bewenden lassen, dieses negative Dogma kann ebenso wenig eine Gemeinde um sich sammeln; es wimmelt in Deutschland von Menschen, die alltätlich mit dem Dichter sagen oder denken: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Thaten sehn!“ „Thaten sehn“, das eben ist das deutsche Unglück, man will „Thaten sehn“, während niemand, weder oben noch unten, „Thaten thun“ will. Selbst die „Demokratischen Studien“ sind nur ein neuer drahtlicher Wunsch, „Thaten zu sehn“.

Ein Programm, das jeder Ministercandidat, jeder Festunternehmer, jeder Schuldirector, jeder Verleger einer Encyclopädie in der Hand haben muß, ein Programm fehlt der neuauftretenden „demokratischen“ Partei; sie hat ein solches jetzt ebenso wenig wie 1848, wo die entscheidenden Republikaner, ja die londoner „Schwefelbände“, sich ebenso gut „Demokraten“ nannten, wie die Constitutionellen im berliner linken Centrum, wo also die Männer des ernstesten Vertrags zwischen Krone und Volk, die Anhänger des englischen „Parlamentarismus“ und die Freunde der belgischen Verfassung, mochten sie wollen oder nicht, mit den rothesten Eigenthumsstürmern, mit dem Nachwuchs der Hébert und Chaumette unter einer und derselben Fahne kochten!

Es wäre doch sehr leicht thunlich gewesen, daß Walebrode, allein oder mit mehreren, ein kurzgefaßtes Credo über die innere Gestaltung Deutschlands, sowie über deutsche Politik nach außen verfaßt, dieses Credo den Mitarbeitern vorgelegt und jeden einzelnen zur Auswahl eines bestimmten Artikels aufgefordert hätte. So z. B. „Was soll aus Deutschland werden, ein völkerrechtlicher Staatenbund, ein monarchischer Bundesstaat, ein monarchischer Einheitsstaat oder eine einheitliche Republik?“ Je nach der Beantwortung dieser Frage hätte sich unter der Hand der verschiedenen Mitarbeiter das Verhältniß zu Frankreich, England, Italien, Oesterreich und Ungarn ganz bestimmt formulirt; selbst die philo-

sophisch-literarischen Beiträge der „Studien“ wären erst dann in ihr wahres Licht getreten, und das Ganze hätte sich als aus einem Gusse dargestellt. Wenn man „Thaten sehen“ will, so muß der Ursprung aller That, das Princip, festgestellt sein; sonst könnten leicht „Thaten“ geschehen, welche ebenso viele Missethaten oder gar Missethaten wären. Unser Tadel trifft übrigens die Demokraten nicht allein; auch der „Nationalverein“ läßt vieles an Präcision zu wünschen übrig; weiß doch bis jetzt kein Mensch, wie er es mit der deutschen National- oder „Reichsverfassung“ hält, ob er sie tadellos eingeführt zu sehen begehrt, oder ob ihm ein Volkshaus ohne Antecedenzen wünschenswerther erscheint. Jede Agitation aber, die nicht Hand und Fuß hat, fällt ins Leere; jeder Vorkämpfer von Fach weiß, was man mit einer bestimmten Forderung ausrichtet.

Bamberger und Oppenheim sprechen sich nicht aus; Grün, Hartmann, Rapp, Stahl und Vogt hatten sich, der Natur ihrer Thematik gemäß, nicht auszusprechen; Simon, Michelet, Walesrode und Lassalle sprechen sich aus, harmoniren aber nicht unter sich; die erstern drei bestehen auf der Reichsverfassung als auf dem historischen Recht der deutschen Nation, auf der Wiederanknüpfung an 1849 und der principiellen Vernichtung der abentheuerlichen Reaction der folgenden zehn Jahre; Lassalle aber deducirt aus Fichte's „Politischem Vermächtniß“, daß keine deutsche Dynastie im Stande sei, Deutschland zu gründen, weil sie eben nicht aus ihren dynastischen Interessen, Vorurtheilen und Anergogenheiten hinauskönne. Die Reichsverfassung aber beruht wesentlich auf preussischer Führerschaft; wenn nun Preußen nicht einmal zugetraut wird, daß es im Wege der Einverleibung Deutschland herzustellen vermag, wie viel weniger wird Lassalle den Bundesstaat mit lauter monarchischen Spitzen concediren? Arnold Ruge, den wir uns erlauben mit zu dieser Phalanx zu zählen, will es zwar mit Preußen als dem protestantischen Staat des Gedankens versuchen, setzt aber an die Stelle des Volks- und Staatenhauses der Reichsverfassung eine Nationalversammlung nach Berlin, und läßt diese Nationalversammlung das Werk der Mediatisirung betreiben.

Zählt man nun auch die Stimmen pro und contra Reichsverfassung, und findet, daß Ludwig Simon, Ludwig Walesrode und Michelet die Majorität haben, so weiß man noch nicht, wie sich L. Bamberger, Karl Grün, Moriz Hartmann, Fr. Rapp, H. B. Oppenheim, Adolf Stahl und Karl Vogt dazu verhalten, und ob hier nicht ein Amendement den Sieg davontragen könnte, welches zwischen der Reichsverfassung und dem philosophischen Radicalismus mitten hindurchginge. Im Interesse der Wahrheit und der richtigen Parteilichkeit in Deutschland hoffen wir, daß dem Uebelstande dieses Labirens und inneren Widerspruchs bei der voraussetzlichen Herausgabe eines zweiten Bandes der interessantesten „Demokratischen Studien“ abgeholfen werde. Erst dann läßt sich mit dieser Partei ernstlich discutiren; erst dann wird auch der Zweck der Unternehmung vollständig erreicht werden, wie

ihn L. Bamberger im Vorworte feststellt: „Eine lebensfrohe Rückkehr zum gemeinsamen Denken und Fühlen, eine neubeseelte Wiedervereinigung im Geiste derer, welche zurückgeblieben sind, mit denen, welche in die Ferne hinaus zerstreut worden bis in den äußersten Westen.“

Sollen wir jetzt auf den Inhalt der einzelnen häufig sehr werthvollen Mittheilungen eingehen, so wollen wir vorab von solchen Arbeiten reden, bei denen uns die berührte Principienfrage nicht beständig zwischen die Fellen springt, die man um ihrer selbst willen mit Genüge liest, die aber — das können wir nicht verschweigen — noch an manchem andern Orte unbehagliche Aufnahme gefunden hätten, so scharf sie auch mitunter ins Zeug gehen. Wir sehen z. B. gar nicht ab, weshalb Karl Vogt's „Ein Blick auf das jetzige Genf“, Karl Grün's „Die jüngste Literaturbewegung in Frankreich“ und Fr. Rapp's „Die erste politische Einrichtung in den Vereinigten Staaten. John Brown“, nicht im Jahrbuch zum Conversations-Lexikon: „Unsere Zeit“, stehen könnten; oder was sich der Aufnahme von Moriz Hartmann's „Reisebrief aus Italien“ in die Westermann'schen „Illustrirten deutschen Monatshefte“ oder auch in das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ widersezt hätte? Adolf Stahl's „Culturgeschichtlicher Protest“ gegen die Bezeichnung „Friedrich von Schiller“ im Munde des Grafen Schwerin hätte schwerlich der berliner „Volkszeitung“ eine Consecration eingetragen, zumal dieselbe „Volkszeitung“ sich erboten hatte, den Protest nach dem Schiller-Feste zu veröffentlichen, wo er alsdann sehr passend mit der Nachricht von der Liberalität der wiener Polizei zusammengetroffen wäre. Bekanntlich gingen die öffentlichen Aufzüge durch die Straßen Wiens und die Feier auf dem Gensdarmenmarkt nicht „weit über das Maß dessen hinaus, was bei ähnlichen Erinnerungsfesten das Hergebrachte ist“ (Antwort des Grafen Schwerin an den Vorstand des Centralcomité zur Schiller-Feier). Stahl erzählt mit scharfer Betonung, wie wenig Schiller und selbst Goethe ihre sogenannte „Standeserhöhung“ gesucht haben, und weist alle falschen Annahmen mit dem classischen Worte von Schiller's Gattin über den Haufen: „Aus dem Diplom kann jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig ist, und dies ist es, was mich beruhigt“ (Charlotte an Frig von Stein).

Karl Vogt, der radicale Reichs-Spaßvogel, gibt uns ein charmantes politisches Genrebild von dem „jetzigen Genf“. Wenn man weiß und abzieht, daß Vogt der Intimus des Dictators von Genf, des Hrn. James Fazy ist, so lieft sich nichts anmuthiger, als der Zustand einer Republik von 80000 Seelen, der uns allen das Wasser in den Mund treibt, als die „pommadige“ und doch so schlagende Polemik wider den „Buchhändlercherbulie“, der die Leo-Geläch ins Schweizerische verfrachtet. Ganz besonders empfehlen wir die allerliebste Skizze über die genfer Tischrücker und Geisterklopfer, welche die Glocke läuteten, sobald „Gott der Vater“ in der Mobilien laut wurde und sich dadurch alle Brandstifter von Stadt und Umgegend auf den Hals luden! Da

Bogt bei aller Eleganz der Detailmalerei auch etwelche niedliche Bosheiten für das österreichische Deutschland ein-schüttet, versteht sich von selbst.

Karl Grün gibt uns höchst dankenswerthe Auf-schlüsse über die „Jüngste Literaturbewegung in Frank-reich“ in der ihm eigenen rapiden Kohlenzeichnung. Wir erfahren hier, wie der Verfasser selbst sagt, noch etwas anderes aus dem westlichen Nachbarlande, als was uns „die bornirte Majorität unserer Tagespresse Unerbau-liches und Bedrohliches“ mittheilt. In der langen Periode der politischen Siefta hat sich nicht blos der Chauvinis-mus entwickelt, sondern auch eine vortreffliche kritische Li-teratur, welche die religiös-politisch-socialen Fragen von Grund aus studirt, und nicht gleich mit Proclamationen und Decreten bei der Hand ist. Schriftsteller wie H. Taine, Etienne Vacherot, Patrice Varroque, Ch. Doll-us haben Proudhon das Monopol analytischer Philo-sophie aus der Hand gewunden; die Eklektiker mit ihrem Victor Cousin an der Spitze und Jules Simon als Nachtrag sind aufgelöst und überwunden. Selbsterkennt-niß ist den Franzosen beigebracht worden, besonders durch Tocqueville und Dollus; die Demokratie hat ihre syste-matische Begründung in Vacherot gesucht, und die socia-len Forderungen treten bei diesem Märtyrer seiner Ueber-zeugung (er ward zu einem Jahre Gefängniß, zu 1000 Francs Buße und zur Vernichtung der Exemplare ver-urtheilt) eigentlich zum ersten male im staatlichen Gewande auf. Der Naturforscher B. de Jouvenel, der den Schluß macht, gründet eigentlich die französische Naturphilosophie, indem er die plattgetretene Bahn des ordinären Mate-rialismus verläßt und das daseiende Ganze nach seiner Vernunft fragt. Grün stellt die „Genesis nach der Wis-senschaft“, besonders in ihrem zweiten Theile, „Das Le-ben“ betitelt, weit über die neudeutsche „Kraftstoffelei“ und Materienphosphoreszenz. Schade, daß dieser Aufsatz so aphoristisch ausfallen mußte und daß der hantburger Corrector uns das Verständniß an vielen Stellen noch erschwert hat! Abgesehen von Taine, der hartnäckig „Toine“ gedruckt ist, stoßen wir auf eine „Zeit der Freude und des vierzehnten Ludwig“, die vermuthlich „Bronde“ bedeutet, auf eine Höhe der „Gefühlphilosophie“, zu der sich die deutsche Geregese erhoben habe, wofür wir nach längerem Nachdenken „Geschichtsphilosophie“ sub-stituiren, u. a. m.

Fr. Kapp erzählt uns im Detail die herzerreißende Geschichte John Brown's, oder „Die erste politische Hin-richtung in den Vereinigten Staaten“. Der bekannte Märtyrer der Abolition des Sklaventhums, der mit be-räffneter Hand die Emancipation der Schwarzen im Staate Virginien durchsetzen wollte, ward nicht nur ge-angen, verurtheilt, hingerichtet, sondern auch verhöhnt, eiskimpft und gequält, gequält bis zum Nichtplage, und ist Recht schildert die männlich entrüstete Sprache des Verfassers diesen Justizmord als den Anfang einer furcht-ar ernsten Krise in der transatlantischen Republik, die nach iner Meinung ebenso wol auf der brutalsten Gewalt

beruhe, wie nur irgendein europäischer Despotismus. Auch Victor Hugo ließ von Guernsey aus während des Pro-cesses zu Charleston einen fetter kammenden Proteste ver-nehmen, der die Leute jenseit des Wassers um ihren guten Ruf bei Mit- und Nachwelt hätte besorgt machen sollen. Bei der Enthüllung solcher schwarzen Schatten-seiten an der nordamerikanischen „Freiheit“, wie sie Kapp macht, drängt sich uns Goethe's Drafelspruch mäch-tig ins Gedächtniß: „Hier oder nirgends ist Amerika!“

Moritz Hartmann, der Feuilletonist der Demo-kratie, ist nach der Eroberung der Lombardei, als in Mittelitalien noch alles erwartungsvoll garte, über die Alpen gereist, hat sich Turin, Mailand, Bologna, Parma und Modena, vor allen Florenz angesehen und schildert in anziehendster Weise Zustände wie Personen. Turin, der moderne Parvenu; Mailand, die abgesetzte Königin, die bürgerlich frei werden will; Parma, das aus der Betäubung erwachte; Modena, das große Jesuitenkloster; Bologna, der finstere, personifizierte Priesterhaß; Florenz endlich, das majestätische, gebildete Florenz, ein sanftes Geschlecht wandernder Fotosblumen: das sind lauter an-sprechende, gelungene Bilder. Von Persönlichkeiten treten uns am schärfsten entgegen der König Victor Emanuel, Cavour, Garini und Garibaldi; aber wir erfahren auch, was wir längst ahnten, daß unter dem Grabsteine Ita-liens noch unendliches Leben ruhte, daß ganze Scharen von Staatsmännern sich aus der Gruft erheben; nament-lich frappirte den Verfasser die Bildung und Tüchtigkeit, die ihm in Florenz so unerwartet entgegentraten. Die unfehlbare praktische Nugnießung aus diesen Anschauun-gen und Beobachtungen ist die Aufforderung an Deutsch-land, sich an Italien mit Herz und Hand anzuschließen, und sich in seiner eigenen künftigen Entwicklung zur freien Einheit durch österreichische Sympathien nicht stören und hindern zu lassen.

Wir kommen zu den principiell politischen Artikeln. Ludwig Walstrode in seinem Schlusswort: „Water-ländische Gesinnungsleiden“, wird unbedingt den Preis bei der Majorität der Leser davontragen, gerade weil bei ihm die Doctrin nur durch das Organ des Herzens und der Entrüstung spricht, weil er keine Lehrsätze ausspinn-t, sondern sogenannte „allgemeine Wahrheiten“ prägnant, elegant und doch naturwüchsig herauszuschleudert. Man kann mit den Zielen dieses Schriftstellers, dessen Feder in Scherz, Thränen und Galle zugleich eintaucht, nicht übereinstimmen; was er aber jedesmal vorbringt, wenn er geistelt, spottet, grimmig lacht, dazu muß jeder Unbe-fangene sagen: „Es ist doch wahr“ oder: „Es ist sehr viel Wahres daran“. Walstrode gibt z. B. einen etymo-logischen Excurs über die Bedeutung des Wortes „Ge-sinnung“, in dessen Schweberei und Neberei er unsern politischen Charakter, d. h. unsere politische Misere ent-deckt. Er geistelt eilige Renegaten von 1848 in der vernichtendsten und zugleich ergößlichsten Weise, einen ost-preussischen Abgeordneten zur deutschen Nationalversamm-lung, einen bekannten Literaten, der später das Meer

zu verherrlichen suchte, ohne Schaßpeare zu werden; endlich die „gefinnungstüchtigen“ Anhängel eines thüringischen Hofs. Man mag sein schneidendes Urtheil über „Gotha“ nicht unterschreiben; aber was läßt sich gegen folgenden Paßfuß einwenden:

Welches warme kräftige Wort haben sie bisher in irgend-einer Kammer für jene deutschen Parlamentsglieder, ihre ehemaligen Kollegen, gesprochen, die bereits mit einem länger als zehnjährigen Exil das Verbrechen büßten, der Gewaltthat gegenüber nur vom Plaze, nicht von ihrer Pflicht gewichen zu sein? Wann hätten sie überhaupt der Heimatlosen gedacht, die das Gastrecht fremder Nationen vor der unverföhllichen Rachsucht deutscher Nachthaber schützen muß, welche alles, auch die niedrigste Unthat, vergeffen und vergeben können, nur nicht Verbrechen, die aus allzu glühender Liebe zum Vaterlande, zum deutschen Volke entsprungen sind? Warum ist das Wort „Amnestie“ niemals über ihre Lippen gekommen?

Es ist etwas unsäglich Großes um ein Princip, um einen politischen Grundsatz. Wie klein ist die Zahl der Verurtheilten, Flüchtigen, gegen die Masse des dahelingebliebenen Volks, wie geringfügig scheint das Häuflein der auch seit der preussischen Regentenschaft draußen Gebliebenen, gegen die Millionen von Bürgern, welche die Wiedereinkehr der Redlichkeit im Lande jubelnd begrüßten? Und dennoch, wer möchte behaupten, das Rantouff'sche Unwesen sei begraben, solange die Folgen reactionärer Rachsucht noch thatsächlich vorhanden sind, solange noch ein preussisches Landeskind im fernen Lande oder auf entlegener Küste weilt? Es sind nicht lauter Helden der Entfagung, die draußen sitzen, viele leben auch mit dem Herzen, und wie gering muß man das Vaterland anschlagen, wenn man es nicht einmal der Sehnsucht würdig erachtet?

Mit sehr großem Rechte schließt Walestrode seinen Artikel also: „Wollt ihr die Revolution in Deutschland unmöglich machen, so beweist, daß Deutschland eine Revolution gehabt hat! Auf dem Boden des errungenen Rechtsstandpunktes kann die friebliche, allmähliche Entwicklung Platz finden, wie uns England im großartigen Maßstabe beweist.“

Auch Bamberger's erste Hälfte, Thomas contra in seinem „Schriftenwechsel mit Michael pro“, führt einen desperaten Hieb auf den Mangel der Amnestie, und der furchtbare Pessimismus dieses ungläubigen Thomas saugt sich offenbar den größten Theil seines Lebensaftes aus dieser unbegreiflichen Unterlassungsfünde der deutschen Regierungen. Der ganze Aufsatz erlangt und gibt nur dadurch wieder den Standpunkt der Freiheit, daß er als Antithese auftritt. Thomas contra singt die erste Strophe: Verzweiflung an allem, was in Deutschland geschieht; Verdammung aller Theorie, jedes Gedankens, besonders des „Parlamentarismus“; also eigentlich Apotheose der brutalen Gewalt, die doch nach zehnjähriger Dauer eben nicht mehr vorhielt; folglich in letzter Instanz volle Anerkennung des Feindes. Diese radicale Desperation geht auch auf den Stil des Thomas über, der sich in wildesten Bildern verfängt, wie ein tolles Pferd die Füße vertritt, im Schwulst zu ersticken droht: „Das eben ist ein Kennzeichen jener ganz körperlosen Scheingebilde, daß

alle wirklichen Unterscheidungen in ihrer Nebelform unsichtbar sind; und nur weil sie auf alle Leiblichkeit und Fruchtbarkeit verzichten, können sich dergleichen politische Combinationen das Ideal einer universalen geschlechtslosen Parteivermischung vorsezen.“ Zwei Seelen kämpfen glücklichweise in Bamberger's Brust. Michael pro bringt die Antistrophe in correcter Ruhe, einen Paan auf den Werth und die Würde des Gedankens, auf das gedankliche Element als den Grundzug des deutschen Volks, das sich nun einmal nicht zum schändlichen Materialismus bekehren lasse. Das Repräsentativwesen ist diesem verständigen Michel eine Verwirklichung der Idee, und er warnt seinen drohenden Freund, doch ja nicht durch Bekämpfung dieser Institution den Feinden in die Hände zu arbeiten. Auch macht Michel die trostreiche Entdeckung, daß Thomas um Grunde sein Streben sei, der bloß aus Liebe zum Ideal toll werde. An positiven Bestimmungen der Idee ist freilich auch Michel arm; so weiß er schlechterdings nicht zu sagen, wie die Volksvertretung beschaffen sein müsse, um sich über die nichtsagende leere Form zu erheben; es fällt ihm nicht ein, die andern Institutionen und Volksrechte zu nennen, mit denen zusammen das Parlament erst zum organisierten Volksgeiste im Staate wird. Die pessimistische Behandlung des jetzigen Preußen bei Thomas contra thut Michael pro damit ab, daß er erörtert, wie auch 1813 die Regierung in Preußen zur Selbstrettung und zur Rettung Deutschlands gezwungen worden; in letzter Instanz sei es doch immer das Volk, welches sich durchsetze. Sehr wohlthunend ist, wie im ganzen Buche, so auch bei Bamberger, die Durchschneidung des Lischtsuchs zwischen der Demokratie und der londoner Schwefelbände:

Das Schönste bei der Sache kam aber hernach zu Tage, nämlich, daß sothanes augsburger Fürstenbrevier von Communisten auf Halbsold bedient wird, die in ihren Ruhestunden, wenn gerade auf der äußersten Linken nichts zu verdienen ist, bei der äußersten Rechten Arbeit finden und Baron von Gern mit den schönen Resten ihres Verschönerungstriebes vergnügen. Variatio delectat. Es muß recht vergnüglich sein, in den Parken des proletarischen Klassenkampfes auf vertrautem Fuß mit Deutschlands Baronen, Staatsmännern und Fürsten zu verkehren.

Auch Ludwig Simon von Trier, so ruhig er aufzutreten meint, leidet unter dem Exil, und das ist der pelt schade, da er sonst die Erörterung über „Deutschland und seine beiden Großmächte“ nicht mit Persönlichkeiten unterbrochen haben würde, um in einen Ton zu verfallen, der eigentlich Jakob Venedey erb- und eigenthümlich zugehört. Trotz alledem und alledem verließ sich der ehemalige Redner aus der Paulskirche dazu, Preußen an die Spitze von Deutschland zu stellen und Österreich den Behbehandschuh ewiger Feindschaft hinzumerken. Freilich hat Preußen unverzeihliche Fehler begangen, das es nicht sofort bei Ausbruch des italienischen Krieges ein „deutsches Volkshaus“ zusammenrief. Der Rommer wurde noch einmal wieder verpaßt. Deutsch-Österreich das Land und Volk, gibt aber der Verfasser durchaus nicht auf; das übrige Österreich soll sich als „Donau-

Conföderation" nach dem Schwarzen Meere hin constituiren. In dieser letztern Idee trifft der berebte Ludwig Simon mit Arnold Ruge's jüngster Kraftbroschüre (Nr. 2) zusammen, auf die wir hier nicht näher eingehen.

Die Reichsverfassung! die Reichsverfassung um jeden Preis! forbert Ludwig Simon. Ein Nationalparlament nach Berlin! heißt Arnold Ruge. Die Reichsverfassung begehrt auch Michelet in seinen „Zweien Napoleonen“, wol so ziemlich der unbedeutendsten Mittheilung der „Studien“. Das Staatenhaus ist Michelet wie der amerikanische Senat, der 66 Stimmen zählt, während das Plenum des heutigen Bundestags 69 Stimmen abzugeben hat! Wie man ein „Staatenhaus“ aus den jetzigen Bundestagsgeandten, die doch lediglich Organe der bloßen Exeutive in den Einzelstaaten sind, machen will, das bleibt allerdings das Geheimniß Michelet's; in Nordamerika entspringt der Senat wenigstens aus den Einzellegislaturen, also indirect aus dem Volke! Da finden wir den etwas süßlich-philosophischen Verfasser von „Die vereinigten Staaten von Deutschland und ihr Verhältniß zu Europa“ (Nr. 3) auf viel besserem Wege. Soll es einmal die „Reichsverfassung“ und nichts als die Reichsverfassung sein, so muß das Staatenhaus allerdings die Interessen der Einzelstaaten, aber auch der wirklichen, ganzen Einzelstaaten vertreten. Die angeführte Schrift schlägt vor, in jedem Staate einen Senator aus der zweiten, einen aus der ersten Kammer, und einen dritten durch die Regierung wählen zu lassen, also drei im ganzen, und wo nur eine Kammer fungirt, zwei aus der allgemeinen Volksvertretung.

Von allen diesen Reichsverfassungen, berliner Parlamenten und Staatenhauswahlen will Lassalle nichts hören; er lieft das „Politische Vermächtniß“ Fichte's, wie der Philosoph der absoluten Subjectivität bei Gelegenheit des Aufrufs Friedrich Wilhelm's III. „An mein Volk“ zur Selbstverständigung niederschrieb und wie es an siebenenten Bande der Gesamtwerke seit 1846 zu lesen ist; er vertieft sich mit Fichte in die Tiefen der Idee und nicht aller historischen Nothwendigkeit, allem, was uns Jahrhunderte vererbt haben, kurzer Hand jedes Recht. Der ganze „Föderalismus“ nach Anleitung der vereinigten Staaten ist ihm für Deutschland absurd und actionär. Wie Fichte unter allen Deutschen einzig den onvent und die Schreckensherrschaft vertheidigte, so tenet Lassalle von allen seinen Mitarbeitern einzig auf die et indivisible; selbst das Beispiel Victor Emanuel's d. Garibaldi's macht ihm keinen Riß in seine absolute speculation. „Mache sich unser König das Verdienst“, mlich Deutschland zu einigen, hatte Fichte im Verlauf der Fragmente gesagt; und Lassalle schließt mit Fichte: er kann nicht!“ Er steckt in dynastischen Vorurtheilen d. Interessen, es würde immer ein größeres Preußen, kein uschland daraus werden. Ob das übrige Deutschland it modificirend dagegen einwirken möchte, ob Deutschd nicht Kraft und „Geist“ genug hätte, die preußischen rullen auszutreiben, das wird keinen Augenblick der rägung gewürdigt. Fichte's Ideal lautet schließlich:

Und so wird von ihnen (den Deutschen) aus erst barge- stellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der Alten Welt erblicken, ohne Auf- opferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten; für Freiheit, gegrün- det auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreisen; ein anderes Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da.

Während wir nun diesem großen Zwecke der „Reichs- einheit“, eines „innerlich und organisch durchaus verschmol- zenen Staats langsam entgegenreisen“ — und die 46 Jahre seit Fichte's Tode sind noch lange keine Ewigkeit —, könnten wir nicht unterdessen die in ihrem Wesen republi- kanische Einheit verschiedener deutscher Einzelstaaten, mit monarchischer Spitze, d. h. also den nach außen und auch wesentlich im Innern „durchaus verschmolzenen“ Bundes- staat als Abschlagszahlung einstweilen in den Kauf neh- men? Könnten wir uns von diesem Haltpunkte aus nicht „langsam“ zu weiteren Bestimmungen „reisen“ lassen? Und läuft bei jenem abstracten Raisonnement nicht be- ständig der Irrthum unter, als ob die „monarchische Spitze“, oder wie der Verfasser der „Vereinigten Staa- ten“ sich ausdrückt, das „Symbol der Volkseinheit“ von einer Person dargestellt, noch immer das Nämliche wäre mit dem „Landesherrn“ von einer Adelscomarilla um- geben? Wer würde es dem König Victor Emanuel oder dessen Nachfolger rathe, den absolutistischen Länder- besitzer zu spielen und auch nur einen Augenblick etwas anderes zu wollen und zu sein als das ganze italienische Volk von den Alpen bis zur Südspitze Siciliens? Oder sollen wir wieder einmal Rom an Einem Tage bauen, daß uns der Feind aller Ecken über die kaum ange- fangene große Ringmauer springt?

Mit H. B. Oppenheim haben wir schließlich weni- ger zu rechten; höchstens könnten wir sagen, daß sein Titel: „Unsere Ideale und Enttäuschungen in England und Frankreich“, etwas ganz anderes verspricht, als der Aufsatz hält. Nach diesem Titel zu urtheilen, erwarteten wir eine derbe Kritik der Anglo- und Gallomanie, die uns Deutschen so viel Verderben eingebracht hat, eine rücksichtslose Verweisung der Deutschen auf ihren eignen Charakter, auf ihre Naturanlagen, denen sie einzig das „Reich und die Herrlichkeit“ verdanken können. Dem Deutschen kann man gar nicht ernst genug zurufen: Wage du selbst zu sein! Und wenn auch etwas „Teutomanie“ mit vorkommt, so darf man nicht gleich den Bakel erhe- ben, wie es Oppenheim z. B. über Gustav Diegel's an- fänglich so ernste Bestrebungen thut. Der Verfasser lie- fert uns statt des Erwarteten eine Art encyclopädischer Umschau über die neueste Geschichte Europas, eine Art Geschichtäphilosophie der Hauptculturvölker, mit aller- hand Berichtigungen umlaufender Vorurtheile, falscher Vorstellungen. Er erörtert in seiner springenden Weise, die oft Mittelglieder vermessen läßt, den englischen „Rechts- boden“, die angeblich wachsende „Centralisation“ und „Bureaucratie“ im englischen Staatsleben; gibt seine

Ansicht über Frankreich „Centralisation“, die mehr der Dictatur als der Demokratie entspricht; findet das notwendige Gegengift nicht im Provinzialleben oder der Föderation, sondern in der Belebung des Gemeinbewusstseins und der freien Association. Sehr richtig wird der jetzige „kaiserliche Socialismus“ als Fortsetzung der „Nationalwerkpflücken“ betrachtet; nur will es uns denn doch als etwas gar zu sprunghaft erscheinen, wenn damit alles staatliche Bestreben, den enterbten Klassen durch organische Heilmittel aufzuhelfen, verurtheilt sein soll. Der Verfasser, der früher, so uns recht ist, mehr als eine Lange zu Gunsten des „vierten Standes“ gebrochen hat, verurtheilt sich jetzt selbst, wenn er die ganze Sociallehre „phantastisch konstruierenden Socialismus“ nennt. Indesß Neubefehrte beweisen immer den größten Eifer, und so docirt uns jetzt der juristische Verfasser, die „einzig haltbare Lösung der socialen Frage“, welche England angeblich habe, bestehe in der „unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit, der praktischen Volkserziehung und der Befreiung vom Pfaffenhumor“. Wenn es nur dem Verfasser mit seinem Recept nicht ergeht, wie dem Willgrim mit der Kieselsteinsuppe, in welche so viel Aufklärungs-Substanzen, so viel Erziehungsfett geschüttet wurde, daß zuletzt die Kieselsteine von Manchester ruhig liegen bleiben mochten. Uebrigens ist England offenbar erst ganz vorn auf seiner „Bahn“ und muß noch lange weiter „bahnen“; denn der Pauperismus wird dort nur bemäntelt und mit dem Knebel der neuen Armengesetzgebung vor dem statistischen Schreien bewahrt.

Wer bis hierher die Lectüre der „Demokratischen Studien“ verfolgt hat, dem tragen wir zum Dessert eine Schüssel Confect auf, an der er vergnüglich noch ein halbes Stündchen knüppern mag: „Kurheffen unter dem Vater, dem Sohn und dem Enkel“, von einem Ungenannten, aber mit der heftigsten Leidensgeschichte gründlich Bekannten. Trotz aller Veranlassung zu Tabacksbosenbildern, die man sich halb unter dem Tische zeigt, ist der Aufsatz mit aner kennenswerther Decenz geschrieben; die politischen Thatfachen sind arg und traurig genug, um den Skandal im einzelnen völlig entbehrlich zu machen. „Kurheffen“ ist eine Perle der „Studien“, da ja Verlehen Thränen bedeuten und aus der Krankheit des Schalthiers entstehen.

Inwiefern auch diese treffliche Leistung sich mit Nothwendigkeit „demokratisch“ betitelt, sehen wir freilich wieder nicht ein; es ist eine herzbrechende deutsche Geschichte, für jeden patriotischen Verstand, ja für jedes vaterländische Herz geschrieben.

51.

Der Bregenzer Wald und seine Bewohner.

Aus dem Bregenzer Wald. Von Andreas Dyperrmann. Breslau, G. Treubendt. 1859. 8. 22½ Ngr.

Wer von den zahlreichen Städtebewohnern macht nicht gern in den heißen Tagen des Juli eine Erholungsreise in unsere schattigen Wälder! Und wessen Verhältnisse es nicht gestatten, die heimatliche Wohnung zu verlassen, und wem es nicht einmal vergönnt ist, die Kühlung duftender Wälder per pedes zu besuchen, der macht eine solche Erholungsreise in seiner Phantasie, indem er irgend-

eine alte oder neue Reisebeschreibung zur Hand nimmt. Eine solche Phantasierreise wollen auch wir unternehmen und das kleine Buch von Dyperrmann soll unser Führer sein. Der Bregenzer Wald ist das Ziel! Aber wo liegt der Bregenzer Wald? Wenn man von den südlichen Ufern des Bodensees aus den Rücken des Lorenabergs überfliegen hat, sagt Dyperrmann, sieht man, gleichsam wie auf einem Situationsplane, den „Wald“ vor sich: gegen Osten den freundlichen Vorderwald mit seinem mattenreichen Thale, in welchem Egg, Lingenau, Hattgau, Andebuch die Hauptorte sind, gegen Südwesten über den Schwarzenberg hinaus die Berge des Hinterwaldes und des eigentlichen Vorarlbergs. Das Gebirge gehört zwar nicht zu den höchsten in Tirol, doch ist es schon ziemlich ansehnlich: die Genniesflue im Hinterwalde ist über 6000 Fuß hoch, ebenso hoch der Dibamskopf, die Wittagspizze 6400 Fuß, und der Widenstein, welcher ganz am Ausgange des Waldes diesen von den Lechtal scheidet, hat eine Höhe von nahe an 8000 Fuß. Das Thal der bregenzer Ache bildet den Mittelpunkt des „Waldes“. Sie entspringt in den wilden Schluchten bei Schröden und mündet, nachdem sie in mannichfachen Krümmungen durch den Schneypfau, Mellau, Schwarzenberg und Egg vorbeigeflossen ist, in der Nähe von Bregenz in den Bodensee. In dem Vorderwalde trifft man auf eine Menge einzelnstehender Gebirge, zwischen den malerischsten Baumgruppen belegen sind und eine so reizenden Anblick darbieten, daß man glauben möchte, die Erbauer hätten sich bei Anlage derselben nur von ihrem lebendigen Gefühl für Naturschönheit leiten lassen. Die Gebirge sind gleich denen in der Schweiz mit glänzenden Schindeln bekleidet und stehen auf niedrigen Anhöhen oder in bewaldeten Thälern. Wohlstand herrscht allerwegen in den Dörfern, Trübschaften und Einzelgehöften des Bregenzer Waldes, und noch aus den kleinern Hütten verbannt erscheint, da ist doch noch Sinn für Keilichkeit und selbst für Schmuck und Zier wahrzunehmen. Deshalb fühlt man auf der Wanderung durch den Bregenzer Wald überall ein inniges Wohlbehagen, denn man sieht, daß den Menschen hier das Leben nicht gar so grau und öde dahinschleicht, blos in Arbeit und Mühlsal, daß sie sich mehr sich auch ihres Daseins erfreuen und dasselbe sich angenehm machen können.

Die Bewohner schildert der Verfasser als bieder und gutmüthig, aber auch mit einem hellen und schnell alles erfassenden Verstande begabt. Gewandtheit, Humor und sogar die Grazie des Geistes will er an ihnen gefunden haben und charakteristisch daher den bregenzer „Wäldler“ als eine liebenswürdige Erscheinung. Außerdem ist ihm eine frische elastische Männlichkeit eigen; sie offenbart sich in seinem Thun und Treiben, in seiner Reden, in seiner Kleidung. Denn auch die bregenzer Männer kleiden sich nach der Mode. Nur die Frauen haben noch die alte eigenthümliche Kleidung beibehalten, bilden also hier eine Ausnahme von den vielen Frauen anderer Länder, die sich der neuen Mode unterwerfen und bei denen nur die Männer an der alten Tracht festhalten. Der Schnitt des Profils ist sehr echt germanisch, keine Spur von romanischen Zügen. Der Wäldler, sagt Dyperrmann, gewendet und lebendigen Geistes; in seinen Fragen weiß er das, worauf es ankommt, sofort vorzulegen; er ist gedrungen und schlagend in seinen Antworten; er sagt die Mitgetheilte schnell auf und verarbeitet es lebendig in seiner Weise. Darin ist er dem benachbarten Schweizer ähnlich, denn überhaupt der Grundtypus des Bregenzers der schwäbische ist. Der Verfasser legt in seiner weitem Schilderung des bregenzer „Wäldler“ so viele gute Eigenschaften bei, daß man leicht auf den Gedanken kommt, er idealisire ein wenig; aber gibt er dem unliebenswürdigen Baiern und Algauner sehr oft ein Gieb. In der Unterhaltung mit seinen Landsleuten redet der Bregenzer stets in Abbreviaturen, welche für den Fremden schwer verständlich sind. Die Conversation ist fast nie schwerfällig oder gar einsilbig; gern ergeht er sich in Scherzen. Die Algauner und Lechtaler sehen mit einer gewissen Geringschätzung auf den Bregenzer herab. Diese Abneigung soll ihren geschichtlichen

Grund haben, wie der Verfasser behauptet. Der Algauer und der Schaffhauser senkten beide im Mittelalter unter dem Drucke kleiner reichsunmittelbarer Herrschaften, während der Bregenzer Wald, dessen Bewohner schon Sebastian Münster als ein „kräftig und schon stark Volk“ schilderte, die ausgedehntesten Freiheiten genoss, und eigentlich nichts mehr und nichts weniger war, als eine kleine Bauernrepublik, die zwar unter kaiserlicher Vogtei stand, aber lediglich von ihrem Landmann geleitet und repräsentiert wurde.

So wie die Männer, idealisiert der Verfasser auch die Frauen. Herrscht in dem Aeußern sowol wie in der innern Naturanlage des „Bregenzer Wäldlers“ ein gesunder Realismus vor, repräsentiert er das Verlässliche, Kräftige, Klaranschauende, so erscheint dagegen die Frauenwelt des Waldes in einer gewissen Idealität. Die Frauen verleihen dem „Walde“ erst jenen eigenthümlichen Zauber, der jeden fremden Wanderer auf das angenehmste überraschen muß, sie verleihen trotz dem Schalten und Walten der Männer den Wohnungen erst ihren eigenthümlichen Reiz und sind ein treues Abbild der sie umgebenden Natur. Die „Wäldlerinnen“ sind in ihrem Benehmen äußerst unbefangen: ohne Verlegenheit oder Unruhe beantworten sie die von dem Fremden an sie gerichteten Fragen, unbefangen schauen sie dir mit ihren großen, meist schönen und kindlichen Augen ins Gesicht; es ist, als fürchteten sie keinerlei Verührung mit der Außenwelt. Sie bewahren, neben anmuthigster Harmlosigkeit, strenge Keinheit der Sitten. Ihr Dialekt ist noch unverständlich, aber als der der Männer; er ist alemannisch, hat aber nicht das Gezogene des Schwäbischen, sondern jene Kürze und Abgeschlossenheit, die dem Schweizerischen eigenthümlich ist. Ferner sagt der Verfasser: „Ich habe im ganzen im Bregenzer Walde zwei Frauentypen gefunden: große stattliche, aber ein wenig aesthetische Figuren, Blondinen; und kleine, runde, lebensfrische Gestalten, Tiefbrünetten.“ Erkläre haben etwas Aristokratisches, ihre Haltung ist gerade, ernst und würdig, nur beim Sprechen durch große Anmuth bewegt, der Gesichtsschnitt fein und edel, die Gestalten sind ebenmäßig, aber mehr dem Mageren zugeneigt. Feine, elegante, spitz zulaufende Hände sind diesen Blondinen eigen. Der andere Frauentypus, der mehr in dem unern „Wald“ und in der so recht eigentlich abgeschlossenen Alpenwelt angetroffen wird, ist klein und voll. Den rundlichen, die Fülle der Gesundheit verkündenden Kopf bedeckt die fegelebrige Mütze; aus den großen, schwarzen Augen spricht viel Lebenslust und Schalltheit; alle Formen sind rund, die Gestalten räftig gedungen, die Hüften breit, die Beine ebenmäßig gebaut. Nur eins mangelt ihnen wie ihren blonden Schwestern öllig: die Brust. Allerdings gewahrt man denselben Mangel auch sonst bei Bergbewohnerinnen, aber es ist denn doch auffallend, daß derselbe sogar bei solchen angetroffen wird, die sonst spig gebaut sind. Viele Leser, denen ein schöner Frauenbrust e allerhöchste Zierde ist, werden diesen Mangel gewiß recht sehr klagen; aber erzürnt muß man werden, wenn es wahr ist, wie r Verfasser sagt, daß Mütter solchen Töchtern, die etwa vor ibern Mädchen sich durch das, was diesen fehlt, auszeichnen anten, tellerartige Hölzer anschnallen und so mit Gewalt eine r schönsten Zierden des Weibes in ihrer Entwicklung hemmen. ährlich! dieser unnatürliche Gebrauch ist ja viel barbarischer, s das Einschnallen und Einwängen der Füße der Chinesinnen! er trotzdem findet der Verfasser die schlanken bregenzer Mäd- n oder „Schmelze“, wie sie dort sagen, sehr reizend. Der ls ist bis oben herauf von der „Goller“, einem knapp an- zenben schwarzen Fleck von Sammet oder Seide verhält. e Brust bedeckt der sogenannte Brustfleck, eine Art von Nieder t schwarzem Sammet, von welchem jedoch nur ein schmaler, r über die Brust gehender Streifen mit dem in der Regel in lb gestickten Namen der Inhaberin zu sehen ist. In vier- gen Auschnitt nach altdentscher Weise, wie sie zeitweilig unfern Damen wieder Mode geworden ist, schließt sich daran Hauptgewand, die Zuppe. Sie ist von schwarzer Glanz- wand und eigentlich nichts weiter als ein in tausend und tausend glatte Fältchen gebügeltes Hemde ohne Kermel.

Ueber den Schultern hängt sie an Bändern, welche Sammt sind und als Paspel die Zuppe oben einfaßen; sie fällt bis auf die Knie herab und wird um die Hüften von einem lackirten schwarzen Lederbügel mit silberner oder goldener Schnalle zusammengehalten. Der Arm ist entweder bedeckt von dem weiten, weißen Hemdärmel, der in großen Falten herabfallend vorn am Handgelenk zusammengeknüpft ist, oder von einem mit dem Nieder verbundenen Ärmel aus lila oder dunkelblauem Wollen- oder Seidenstoffe. An den Füßen tragen sie zierliche Schuhe; die Strümpfe sind meist von brennend rother Farbe. Künstler, welche daher von mittelalterlichen Frauenerscheinungen eine lebensdige Anschauung erlangen wollen, mögen in diese abgeschlossene Gebirgswelt wandern, nicht ohne schöne Anregungen werden sie dies Gelände verlassen. Denn echt deutsch ist die Frauentracht im Bregenzer Wald und von einer jedes Künstlerauge an- sprechenden Harmonie.

Nach diesen Schilderungen der Trachten, die beim Verfasser sehr detailliert sind, wird eine Kahnfahrt von Lindau über den Bodensee nach Bregenz beschrieben und die riesigen Berge, die lieblichen Thäler nebst den Gewässern, die Wohnungen und Bewohner mit ihrem Möbeln und Geräthschaften angenehm geschildert; die Ausrüstungen der Wäldlerinnen, die Gärtnen, Seenerinnen u. s. w. besprochen und eine Kirche besucht; dabei lesen wir noch folgende Bemerkung über den Schädelbau: „Von allen Seiten schauten die Berge herab auf die blühenden Gräber, auf dies Leben, das dem Tode entsprißt. In einer kühlen Halle lagen die Knochen der entschlafenen Wäldler und Wäldlerinnen aufgeschichtet. Ich sah mir viele der grinsenden Todtenschädel genauer an; sie waren meist sehr tüchtig und stark, einige sogar sehr schön gestaltet, die Breiten- und Längenmaße stimmten meist sehr gut zusammen, und ich überzeugte mich, daß die Kopfbildung der Wäldler wesentlich denselben Typus hat: Vorder- und Hinterköpfe sehr gleichmäßig ausgebildet, der Theil des Kopfes, der von einem Ohre zum andern führt, außerordentlich hoch gewölbt.“ Der Verfasser macht in einem Gasthause auch eine interessante Damenbekanntschaft aus Norddeutschland und erzählt ihr romanhaftes Geschick; dann beschreibt er ein acht Fuß hohes Madonnenbild von Wandel, das in dem Besitze eines wohlhabenden Bauern ist. Treffende Bemerkungen lesen wir in einem Kapitel über den Charakter der Malerei im 18. Jahrhundert und erhalten eine biographische Skizze über Angelika Kaufmann, die aus Schwarzenberg stammt und deren Andenken die Wäldler noch hoch in Ehren halten. Ihre frühesten Zeichnungen werden noch heute wie eine Reliquie betrachtet und gern dem Wanderer, der danach fragt, gezeigt. Ich gebe hier einige Gedanken aus des Verfassers Kunstkritik.

„Das 18. Jahrhundert, in welchem Angelika lebte, kann in künstlerischer Beziehung wenigstens in seinem Anfange kurz dahin charakterisiert werden, daß es diejenigen Richtungen, welche im 17. Jahrhundert die maßgebenden waren, zum Ausleben brachte; es waren immer und immer wieder die italienischen und niederländischen Meister, welche in tausend und abertausend meist völlig geistlosen Aufwärmungen dargeboten wurden. Man hatte sich völlig vertieft in das Studium ihrer Malweise, ihrer Manier, ohne natürlich ihre Unbefangenheit und Ursprünglichkeit zu begreifen. Wer als Meister gelten wollte, mußte sich auf die Nachahmung, Pinselführung, Zusammensetzung der Farben, Art des Laffens, auf das Wischen und Tupfen, auf das Wischen mit Licht und Dunkel der nachzunehmenden, gerade auf dem Markte gesuchten Meister verlassen. Mengs und noch mehr Dietrich können als echte Typen für den Charakter damaliger Künstlerchaft gelten; sie sind die ausgebildeten Glottiker, welche es geben kann. Im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Kunst von dem Volksleben gehegt und gepflegt, in welchem sie wurzelte. Diese Zeit, in der das Volksleben harmonisch durchdrungen von allen bewegenden Kräften der Zeit auch in der Kunst sich zur Darlegung brachte, war nicht mehr. Angelika Kaufmann kann man füglich die Vorgängerin Garstens nennen. Was dieser in kühner genialer Weise männlich

vollbrachte, die Belebung der Kunst durch die Wiederaufnahme des antiken Ideals, das vollzog in still weiblicher Weise auch sie, nahm mit der ihr eigenthümlichen Anmuth das antike Formenstudium auf und that dies von hemmender Reflexion bei weitem freier als andere bedeutende Künstler ihrer Zeit. Die meisten Bilder der Angelika Kaufmann befinden sich in England, auch in Dresden und Florenz sind einige anzutreffen; ihre bekanntesten Porträts sind die Winkelmann's und Goethe's. Sappho, Sophonisbe, Juno, Diana und dergleichen Gestalten hat sie gern porträtartig behandelt, ein ähnliches Bildniß ist die bekannte Uua. Ueber alle diese Bilder ist eine gewisse Zartheit, welche jedoch hier und da an Sentimentalität grenzt, ausgegossen."

Angenehm lesen sich des Verfassers weitere Schilderungen über Land und Leute, Sitten und Gebräuche; auch eine rührende Liebesgeschichte von einem „Steinschleifer Joseph mit einer reichen Wirthstochter" wird mitgetheilt, deren tragisches Ende leicht eine Fährde des Mitleids erzeugt. Es ist vorbei, auf immer vorbei:

Wer's Glück a mal hat verthan,
Den schaut's a nimmermehr an.

Der Verfasser widmet dann den Sennen und Sennerinnen nebst der Viehzucht der Wälder einige Betrachtungen, bespricht ihren Käsehandel und die technischen Fertigkeiten der Stuccaturarbeiter und der Verfertiger kleiner Kästchen und Schränkchen aus Rußbaumholz. Auch der ehemaligen Verfassung wird gedacht und ein Stück Geschichte von einem unglücklichen Heimatlosen erzählt, der von einem Herrn dorthin gebracht, dann verlassen und gemieden und endlich von österreichischen Gensdarmen gefangen und abgeholt wurde. Auf der weitem Wanderung findet der Verfasser im Fremdenbuch des Wirthshauses im Dörfchen Schröden, den Namen des vorigen Königs von Sachsen, Friedrich August, eingezeichnet, der kurz vor seinem Tode in Brennbüchl, dort gewesen war. Die innige Liebe und das Andenken der Tiroler an den Sachsenkönig hebt der Verfasser hervor. „Er war gar nicht wie ein König, er war ein Mensch und darum haben wir ihn auch so lieben gekonnt", sagte ein schlichter Bauer. Zu der Stelle, wo der hohe Herr verunglückt war, zogen die Tiroler wie nach einem Wallfahrtsorte, und manche bittere Thräne ist um den besten Fürsten hier geflossen. „Kurze Zeit nach meiner bregenger Reise", schließt der Autor, „war ich in Reute in Tirol; da zeigte mir der alte Wirth zur Krone ein Bild, das dem Könige zu Brennbüchl gesetzte Monument darstellend, auf der Rückseite desselben waren ein paar Laubblätter eingerahmt zu sehen, auf denen man noch Spuren von dem Blute des verunglückten Fürsten sehen konnte. Wie eine heilige Reliquie bewahrte der alte Mann die Blätter; und als er das Bild wieder an Ort und Stelle hing, wischte er sich die hellen Thränen aus den Augen." Nach einigen wehmüthigen Betrachtungen über diesen Unglücksfall und nachdem der Verfasser dem Bregenger Walde Ade gesagt, geht er hinüber ins Reckthal nach Tirol und schließt hiermit sein Büchlein von 187 Seiten ab.

Referent kann das Werkchen im ganzen als eine lesenswürdige Schrift der Beachtung empfehlen. Die geographischen und ethnographischen Schilderungen sind oft sehr schön, nur vermißt man das Gebiet der Geologie und Botanik. Hätte er uns nebst den Beschreibungen des ästhetischen Eindrucks der kolossalen Gebirge auch einige Notizen über den speciellen Bau, über die vormaligen Gesteine gegeben, dann die verschiedenen Pflanzen am Gebirge und in den Thälern beschrieben, so wäre seine Schrift eine noch werthvollere Gabe geworden. In heutiger Zeit sollte eine Reisebeschreibung, wenn sie auch noch so klein ist, diese Gebiete des Wissens nicht unbenutzt lassen. Die gewöhnlichen Wigeleien mancher Recensenten über die vielen Reisebeschreibungen und daß jeder, der eine Reise macht, sie beschreibt und durch den Druck veröffentlicht, kann ich nicht theilhaben. Je mehr Touristen über die Geographie, Geologie, Botanik, Zoologie und Ethnographie eines wenn auch noch so oft bereisten und geschilderten Landes berichten und ihre Berichte auch noch auf magnetische und thermometrische Beobachtungen ausdehnen, desto

speciellere Kenntnisse erhalten wir über Länder und Völker, desto mehr wird unser Wissen bereichert. Daß aber alle Touristen den Ansprüchen des Wissens heutiger Zeit genügen müssen, wenn ihre Werke beachtet werden sollen, dies ist eine sich von selbst verstehende Forderung; mit bloß rhetorischen Schilderungen ist niemand gebiet.

38.

Provincial- und Dialektpoesie in Deutschland und Frankreich.

Bei der fast allzu jähen, fast bis zur Ueberproduktion gelangten Pflege, welche der plattdeutschen Poesie in den letzten Jahren zu Theil geworden ist, wird den Freunden der Poesie und namentlich den Liebhabern der plattdeutschen folgende Schrift von H. Eschenhagen: „Zur plattdeutschen Sprache und dem neuen Literaturbewegung" (Berlin, Schotte, 1860), herzlich nicht unwillkommen sein. Der Herausgeber, der auch ein viel leicht später noch näher zu berücksichtigendes „Album plattdeutscher Gedichte" erscheinen ließ, verbreitet sich zuvörderst über die Geschichte der plattdeutschen Sprache — denn das Plattdeutsche, das sich in Deutschland noch jetzt über 3100 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von etwa 16 Millionen ausdehnt, ist a der That mehr eine Sprache als ein Dialekt zu nennen —, über ihre Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten und ihre verschiedenen Mundarten. Der Verfasser nimmt zwei Hauptmundarten an: eine nördliche und eine südliche. Die erstere oder die des Küstenlandes gilt ihm als das reine Plattdeutsche, und zerfällt wieder in mehrere, wenig voneinander abweichende Unterarten: die holsteinische, die hamburgische (nur auf Hamburg beschränkt), die medlenburgisch-vorpommersche, die ziemlich verbreitete bremische, die städtische, welche zwischen Elbe und Weser, von der Mündung dieser beiden Ströme südlich bis die Lüneburger Heide gesprochen wird. Letztere ist das „treuesten erhaltene Platt der Vorzeit und zeichnet sich am theilhaftesten aus durch seine Reinheit in Aussprache und Accent"; diese städtische Mundart hat unsern Darschaltens nicht leicht auch die Ehre, der eigentliche Grundstock der weitverbreiteten englischen Sprache zu sein. Von der Westseite der hannoverschen Küste, wo die tüchtigsten Seelenleute haften und die Nordsee offen liegt, rekrutirten sich wol zum Theil die Hülfszüge, welche Britannien eroberten und in Besitz nahmen, obgleich der Hauptimpuls von Angeln ausgegangen sein mag. Der südliche Dialekt ist weniger mannichfaltig; doch kann man eine hannoversche Mundart (südliches Hannover, fürstliche Grafschaft Schaumburg, fürstenthümer Büschburg, Waldeck und Lippe-Deimold, Herzogthum Braunschweig), eine westfälische, eine hager, eine rheinische annehmen, welche letztere dann in die Flämische übergeht.

Der Verfasser erörtert sodann die Literaturbewegung in dem Gebiete des Plattdeutschen, von „Reineke Fuchs", Lauenberg's vier Scherzgedichten und J. Sackmann's Predigten auf die jetzige Zeit. Er erkennt wohl das Verdienst zu, daß er zuerst wieder in neuester Zeit das Plattdeutsche für die Poesie und zwar auf dem der plattdeutschen Mundart zugesagten Gebiete, in den mehr einen burlesken Ton anschlagenden „De Winterawend" und „De Geldhapers" erobert hat; erwähnt dann des Kossackers D. G. Vayst in drei Bänden erschienenen Gedichte: „Allerhand schwaasche Esen um Lüneburg", die selbst der Aufmerksamkeit eines Goethe nicht würdig läßt weiter den plattdeutschen Gedichten W. Bornemann's denken sich „echt deutscher Charakter und altmärkische Reime vereinigen", Gerechtigkeit widerfahren, preist dann die verschiedenen Verfasser zugescriebene Humoreske „De Betteloy twischen de Hagen un den Swinegel up de Burtshuber Heide" als eine „deutschen Volkshumors in niederdeutscher Mundart", nennt im Vorübergehen die Namen der Nachahmer Bornemann's: J. H. W. Heyse, A. Träger, H. Schacht, W. Wegow, und schließt sodann auf den Dittmarfen Klaus Groth zu sprechen, der sehr hoch stellt, ohne darüber die Verdienste des Dichters zu

Joßen Müller, des Dichters der „Odntjes und Vertelljes“, die Verdienste des Verfassers der „Läuschen im Rymels“, des „Lieblingsbuchs der Plattdeutschen“ F. Reuter (der gegenwärtig zu Neubrandenburg als Schulmann lebt), John Brindmann's, E. Giesbrecht's (Medlenburg), Johann Meyer's und der Sophie Dethlefs (Ditmarfen), Berling's (Borpommern), F. Dörre's, Karsten Kunge's, Th. Egger's, Th. Storm's, M. Momms' (Holstein) und der Dichterin unbekannten Namens A. B., der Verfasserin von „En voa Blomen“ zu vergessen. Zum Schluß spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß bei Sittengemälden des untern Volks, bei idyllischen Scenen aus diesem Kreise, überhaupt bei jedem lyrischen Gedichte, welches die poetische Individualität eines Volksstammes darstellen wolle, die Mundarten, folglich auch das Plattdeutsche die richtige Tonart seien; aber fährt er fort: „Es wäre selbst auf dem Standpunkte, wo das Dialektische in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die plattdeutsche über die hochdeutsche Sprache hinaufschrauben wollte. Die Schriftsprache ist ja noch der einzige gemeinsame, untrennbare Boden des deutschen Volks, der letzte Hort seiner Einheit.“

Wir würden sehr gern noch ein paar andere charakteristische Stellen, die uns besonders ansprachen, hier citiren, wenn nicht ein besonderer Umstand uns davon abriethe. Auf S. 35 vorliegender Schrift spricht der Verfasser sein Bedauern darüber aus, daß das Plattdeutsche in seiner Entwicklung stehen geblieben, „wie eine schöne Blume, der es an dauernder rationeller Pflege, Behandlung und Schonung fehlte, während die vielleicht minder schöne Schwesterblume infolge besserer Behandlung über sie emporwuchs, durch ihre reiche Blätterentfaltung sie in Schatten stellte, durch ihre üppige Wurzelentwicklung ihr Raum und Ordreich benahm und dadurch zu ihrer Verkümmern beitrug“. Die hier in Anführungsstriche eingeschlossene Stelle ist, ohne Anführung der Quelle, wörtlich aus unserm Bericht über Klaus Groth's „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ in Nr. 2 d. Bl. f. 1859 entlehnt. Zweimal spricht der Verfasser in seiner Schrift von dem jocosen plattdeutschen Kanzelredner J. Sackmann, den wir zuerst wieder in die Literatur einführen, und da finden wir aus unserm in Nr. 43 d. Bl. f. 1859 enthaltenen Bericht über die sechste Auflage von Sackmann's plattdeutschen Predigten, welcher auch der siebenten Auflage (Gelle, Schulze, 1860), aber mit Angabe der Quelle und unserm vollständigen Namen vorgebracht ist, auf S. 10 etwa 6 und auf S. 38 ziemlich 8 Zeilen zur Charakteristik Sackmann's wörtlich entlehnt, ohne Quellenangabe. Auch bei manchen andern Stellen in der Eschenhagen'schen Schrift dämmerte und eine Erinnerung auf, als ob wir sie schon früher irgendwo gelesen hätten. Wenn wir daher noch weitere Stellen aus dieser Schrift als eine Probe des Urtheils und der Darstellungsweise des Verfassers anführen wollten, so würden wir durchaus nicht sicher sein, ob wir nicht den Ausspruch eines andern, vielleicht F. Dörre's, dem unsere Blätter einige umfangreiche Abhandlungen über die neuere plattdeutsche Poesie verdanken, ja am Ende gar unsere eigenen Worte, kurz eine in d. Bl. selbst enthalten gewesene Stelle abermals zum Abdruck brächten. Wie leicht kann es geschehen, daß künftige Geschichtschreiber der plattdeutschen Literatur aus vorliegender Schrift unsere Worte über Sackmann citiren und dann hinzufügen: „H. Eschenhagen sagt über ihn“ u. s. w. Wenn man sich nicht schämt, einem andern Autor Urtheile, Ansichten und ganze Sätze wörtlich abzuborgen, so sollte man sich doch auch nicht schämen, den Namen des angepumpten Autors oder doch den Titel der betreffenden Schrift dabei anzuführen. Bei der Anführung von Ansichten und Urtheilen ist die Nennung des Erstverfassers bei weitem mehr geboten als bei der Anführung von Thaten, insofern die Auffindung der letztern nicht weitläufigen Forschungen und Gedankencombinationen, sondern einem bloßen glücklichen Zufall und äußern Umständen verbannt wird; denn was der Geist erfindet, so gering es auch scheinen möge, verdient in allen Fällen mehr Respect, als was Augen und Hände finden.

1860. 37.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit einen Seitenblick auf Frankreich, wo die Provinzial- und Dialektpoesie, namentlich die provenzalische auch Fortschritte macht und nach Selbständigkeit ringt. In einer pariser Correspondenz des „Morgenblatt“ fanden wir vor einiger Zeit die hiermit im Zusammenhange stehende Bemerkung, daß in den französischen Provinzen, z. B. in der Bretagne, Provence, Gascogne, Erscheinungen vorkommen, aus denen die Widersacher der Centralisation neue Hoffnungen schöpfen könnten. Es ist unzulänglich — und wir haben schon in Nr. 17 d. Bl. f. 1859 auf Anlaß einer von dem Marquis de la Grange zu Bordeaux gehaltenen Rede darauf hingewiesen —, daß sich in den Provinzen Frankreichs etwas wie von einem selbständigen geistigen Leben zu regen beginnt, daß sie sich auf ihre alte Vergangenheit zurückzubestimmen und ihre alten literarischen Denkmale aus Licht zu ziehen anfangen. Die Unverschämtheit, womit Paris seine Alleinherrschaft über Frankreich ausübt, wird hier und da in den Departements von den erleuchteten Köpfen bereits lebhaft empfunden. Ja das am 1. October 1859 bereits in sein viertes Lebensjahr getretene lyoner Blatt „La France littéraire, artistique, scientifique“ hat sich recht eigentlich die Aufgabe gestellt, für den Gedanken, daß Paris nicht Frankreich sei, Propaganda zu machen und für die Unabhängigkeit der Departementalpresse zu kämpfen. Dieser Richtung hat sich unter andern ein neuentstandenes Blatt, das „Journal de Lavour“, unter wärmster Anerkennung der Tendenz und der geschickten Redaction des lyoner Blattes, angeschlossen. Nichts kann kräftiger und entschiedener sein, als der Protest, welchen der Redacteur des lyoner Blattes, Adrien Delaban, unter der Ueberschrift „La lyre d'airain“ gegen das hochmüthige Paris gerichtet hat. Wir theilen hier als besonders merkwürdig und energisch folgende Stelle mit. Nachdem Delaban in kräftigen Versen gesagt, unter welchen Bedingungen die Provinz sich die Herrschaft der Stadt Paris gefallen lassen wolle, fährt er fort:

Mais si rapportant tout à sa propre substance.
Pour nos départements Paris n'a que jactance:
Si le brave, affectant l'allure des croisés,
N'est qu'un félon par qui les sceptres sont brisés:
Si la vertu n'y tient qu'en abaissant sa taille:
Si dans son air pesant l'héroïsme défaille:
Si le parler sans fard de nos mâles aïeux
Y tombe sous les traits de froids facétieux:
Si, prêt à dévorer ressource sur ressource,
Il n'a de vrais élans qu'aux tripots de la Bourse:
Si l'argent, son Hermès, son Zeus, son Irménoul.
Le rive aux durs anneaux d'un sordide calcul:
Si nous entretenons d'ordre, d'hierarchie.
Il présente une arène ouverte à l'anarchie:
Si le premier goujat, âpre à l'ambition,
Peut s'y dire choisi pour une mission:
Si chaque jour y crée, y renverse un système:
Si chacun s'y produit docteur d'après lui-même:
Si le moindre pékin, tranchant du Richelieu,
S'y proclame son roi, son pontife, son Dieu:
La province doit-elle atteler son génie
Au char éclaboussant de cette tyrannie?

Hé bien! j'ai buriné le fidèle tableau
De ce roi qui n'a plus du roi que le bandeau.
Et je veux arracher, dans ces pages sincères,
Les pompeux vêtements qui cachent ses ulcères.
Non, nous ne voulons plus que d'humbles menteurs
Nous grugent, se donnant pour d'honnêtes tuteurs:
Non, nous ne voulons plus que des livres cyniques
Saturent nos enfants de venins sataniques:
Non, nous ne voulons plus que cent fâdes journaux
Nous trompent, bien payés, du haut de leurs tréteaux:
Non, nous ne voulons plus qu'une avide ignorance
Renferme dans Paris l'histoire de la France:
Non, nous ne voulons plus qu'une presse sans foi
Remorque notre presse ou lui diète la loi.

Volcan gehört wie Bernardin Stäelin u. s. w. der von E. Roger in seiner Schrift „Les poètes contemporains“ als eine „école allemande“ bezeichneten Union des poètes an, welche sich in den Provinzen aufgethan hat (vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1859). Eine Sonderstellung, etwa wie Klaus Groth zum Hochdeutschen, nehmen dem Französischen überhaupt und nicht bloß Paris gegenüber die menprovenzalischen Dichter ein, unter denen Frédéric Mistral der bedeutendste ist. Dieser sagt gelegentlich von der französischen Sprache: „Geboren unter einem regnerischen Himmel, geschmiegelt von der Hofetifette, vor allem für den Gebrauch der höhern Klassen zugeschnitten, ist und wird diese Sprache immer auf natürliche Weise antipathisch sein dem freien Völkchen, dem hüzigen Charakter, den reinen Sitten und den lebhaften und bildreichen Worten der Provenzalen. Da sie künstlicher und conventiöner ist als jede andere, so eignet sie sich auch mehr als jede andere für die Wissenschaften, die Philosophie (?), die Politik und für die neuen Bedürfnisse einer überfeinerten Civilisation. Aber sie hat nicht ungekräft diese hohe Eigenschaft erworben. Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, England, Deutschland haben ihre Epen, Frankreich hat seine und wird vielleicht nie eins haben. . . . Es gibt eine Menge Dinge, und zwar sind es gerade die menschlichsten, im Leben alltäglichen, welche die französische Poesie nur mit Hülfe von unendlichen Umschreibungen wiedergeben kann. Eine große Anzahl von Ausdrücken, Wendungen und Begriffen, so poetisch im Provenzalischen, werden, ins Französische übersezt, platt.“ Mistral hofft eine Wiedergeburt der provenzalischen Literatur, eine junge, eigenthümliche, volksthümliche Literatur, welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnen werde.

Mag sich Mistral mit dieser Hoffnung auch täuschen, so sind solche in Frankreich selbst laut werdende Stimmen doch jedenfalls sehr beachtenswerth; auch hat das Provenzalische, das ja schon einmal Schriftsprache war, wol mehr Aussichten auf Selbstständigkeit als das Plattdeutsche. Bei uns ist das Verhältniß überdies ein ganz anderes; denn während die Franzosen an einer zu übermäßigen, auf das Austilgen aller Besonderheiten mit äußerster Gewalt losarbeitenden Centralisation leiden, leiden dagegen wir Deutsche an einer ebenso großen Decentralisation- und Zerstückelung, die dem eigenkörnigen Individualismus, welcher sich auf Kosten des Ganzen und der Einheit geltend zu machen sucht, nur zu vielen Vortheil leistet. Hat man doch sogar in jüngster Zeit, und zwar namentlich von Kurheffen aus, die sorgsame Pflege der deutschen Provinzialdialekte vermittelt der Volksschulen angerathen, ohne Zweifel, um den deutschen Gaupatriotismus, die Kleinstaaterei und die damit zusammenhängenden Privatinteressen möglichst in Schwung zu erhalten! Wir Deutschen übrigens haben jenen Unabhängigkeitsbestrebungen in den westlichen Provinzen Frankreichs um so mehr Erfolg zu wünschen, da dieser indirect auch dem Deutschtum im Elsaß, das noch immer von Zeit zu Zeit auch Lebenszeichen in Lieb und Sang von sich gibt, zur Hülfe kommen würde. Merkwürdig und als eine Art Ehrenerklärung für die Mission der Poesie erscheint es immerhin, daß auch in Frankreich das Streben des Provinzialgeistes nach selbstständiger Entwicklung zunächst in poetischen Erzeugnissen sich Luft macht und daß die gegen Paris geschleuderten Kriegs- und Unabhängigkeitserklärungen, nicht in der Form von Abhandlungen und Beweisführungen geschrieben, sondern in Verse gekleidet werden.

A. M.

Gegen die Verdächtigungen Lessing's durch Wolfgang Menzel und Genossen.

Auf wirklich auffallende Weise nimmt in pseudo-conservativen Kreisen die Gewohnheit überhand, Männer wie Gotthold Ephraim Lessing als Feinde des Christenthums darzustellen. Diese Gewohnheit hängt theils mit halber Kenntniß oder völliger Unkenntniß des Lebens und der Schriften solcher Männer, theils mit einer enggerizgen Ansicht vom Christenthum selbst, theils mit schriftstellerischer Speculation zusammen, welche sich die

Wegnahme und verschiedenen Richtungen des Zeitgeistes zu Recht macht. Auch kann man denjenigen eine Schuld daran nicht absprechen, die es sich aus ähnlichen Gründen und Ursachen angelegen sein lassen, Lessing zu sich herabzuziehen, ihn zu einem der Gelben und Vertreter der bloßen Verneinung und oberflächlicher Aufklärung zu erniedrigen.

Ich habe kürzlich zweimal auf die gänzliche Grundlosigkeit und Unwahrheit reactionärer Angriffe der angezeichneten Art auf Lessing (wie auf Goethe) hingewiesen in meiner Schrift: „Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „Deutschen Dichtung von der älteren bis auf die neueste Zeit“ gegen die Größten unserer klassischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet von A. Boden“ (Frankfurt a. M. 1860) und in einer an dieselbe anknüpfenden ausführlicheren Anzeige des sonderbaren und verkehrten Buchs: „Johann Melchior Goetze, eine Rettung, von G. A. Henke“ (Hamburg 1860), in Nr. 24 der „Heidelberger Jahrbücher der Literatur“, wo zugleich die Charakteristik Menzel's über die Schilderung seiner schriftstellerischen Gattungen und Wandlungen vervollständigt ist.

Obgleich Menzel wöchentlich zweimal ein „Literaturblatt“ herausgibt und größtentheils selbst schreibt, so hat er dennoch nach Art derer, die, wie sie es auch treiben mögen, ihres Publikums gewiß sein dürfen, nicht darauf geantwortet und nur bei ihm am erstgenannten Orte vorgeworfene Fälschung einer Stelle in dem Briefe Lessing's an Moses Mendelssohn vom 9. Januar 1771 in einer Anzeige des Rödigerschen Buchs in Nr. 20 seines „Literaturblatt“ als Auslegung ansetzt erhalten.

Daß sie auch als solche eine sinnlose Verleumdung des großen Mannes sei, glaube ich an den angezeigten zwei Orten, auf die ich verweise, gezeigt zu haben; da sie aber, wie das Buch von Rödiger beweist, allgemeineren Eingang zu finden droht, so möchte es für die Verehrer Lessing's wie des Christenthums von Wichtigkeit sein, auch die Veranlassung und den Zusammenhang der fraglichen Worte Lessing's in jenem Briefe an Mendelssohn wieder in Erinnerung zu bringen. Daß solche Menzel nicht bekannt waren, daran haben wir nicht den geringsten Zweifel, ob er aber, wenn sie ihm bekannt gewesen wären, anders geurtheilt haben würde, daran zweifeln wir vollkommen.

Zuerst will ich die Worte selbst ohne die Menzel'schen Veränderungen sowohl als Abkürzungen und Einschaltungen anführen. Moses Mendelssohn hatte an Lessing geschrieben: „Haben Sie in der Jenaischen Zeitung gelesen was Hr. Lavater in seiner Reisebuche von mir aufgezeichnet . . . hat? Ich habe ihm darüber geschrieben und erwarte seine Antwort; denn Schweigen heißt ich dazu vielleicht nicht; und was ich sagen werde, wird sowohl ihm als mir Verdruß machen.“

Hierauf antwortete Lessing gegen das Ende des genannten Briefs: „Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in der Jenaischen Zeitung von Lavatern auf Sie geschieht? Ich las diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht aufstreifen können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber hüte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erfindlichen Nachdrucke zu thun. Es allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes der Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“

Der alte oder erste „Angriff“ Lavater's auf Moses Mendelssohn, auf welchen Lessing zugleich anspielt, hatte bekanntlich darin bestanden, daß jener diesem seine Uebersetzung von Bouvier's „Untersuchung der Beweise für das Christenthum“ zueruechte; ihn, wie Mendelssohn es ausdrückt, „in der Zuschrift vor den Augen des Publikums auf die allerfeierlichste Weise beschwor: die Schrift zu widerlegen, wofür ich die wesentlichsten Beweise, mit die Thatfachen des Christenthums (darin) unterstügt zu nicht richtig finde; wofür ich aber dieselben richtig finde, &

ihm was Mangel, Wahrheitstheorie und Heiligkeit nicht thun helfen — was ein Solches gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwillkürlich gefunden hätte», d. i., die Religion meiner Väter zu verlassen und mich zu derjenigen zu bekennen, die Hr. Bonnet verteidigt.“

Die Mäßigung, womit Mendelssohn auf die Aufforderung Lavater's geantwortet, die edle Weise, wie dieser seine Uebersetzung wieder gut gemacht hatte, gereichten beiden zur Ehre.

„Ich will es Ihnen nicht verhehlen“, hatte Lavater in seiner öffentlichen Erwiderung auf das „Schreiben an den Herrn Dionysius Lavater in Zürich von Moses Mendelssohn“ eingekleidet, „dieser Schritt, der Sie so sehr befremdet, ist beinahe allen meinen Freunden, und insbesondere den auswärtigen, vornehmlich aber dem Hrn. Bonnet, übereilt vorgekommen; dieser lehnte mißbilligte ihn sehr“ u. f. w.

Das beschäftigte Bonnet in Briefen an Moses Mendelssohn, welche diesem große Befriedigung gewährten, obgleich er später auch über Bonnet gerechte Klage zu führen hatte, worüber das Nähere in seinem Briefe an Lavater vom 4. December 1770 und noch in dem Briefe Lessing's an ihn nachzulesen ist.

Damit schien die ganze Angelegenheit auf eine nach allen Seiten zufriedenstellende Weise beigelegt zu sein, wenn nun nicht der erwähnte „neue Angriff“ erfolgt wäre.

„... Aber beikommendes Zeitungsblatt“, äußerte sich Mendelssohn darüber in dem soeben erwähnten Briefe an Lavater vom 4. December 1770, „habe ich wirklich nicht ohne herzlichsten Verdruß lesen können. Ist dieser Aufsatz echt? und ist er mit Ihrer Bewilligung öffentlich bekannt gemacht worden? Ich erkenne mich weder in dem ungeheuern Lobe, noch in den Meinungen, die mir zugeschrieben werden. ... Ich erkenne sie schlechtdings nicht für die meinigen, denn sie widersprechen theils meinen Religionsbegriffen und theils meinen philosophischen Grundfätzen“ u. f. w.

Das Zeitungsblatt war Nr. 72 der „Jenaischen Gelehrten Zeitung“ jenes Jahres, wo unter den „Gelehrten Berichten“ mitgetheilt wird: „Folgendes ist ein Auszug des Reisejournal's, das sich ehemals Hr. Lavater entwarf, und betrifft seine erste Bekanntschaft mit Hrn. Moses Mendelssohn in Berlin.“

Die „Meinungen“, welche diesem darin „zuschrieben werden“, sind der Art, daß sie einen verständigen Christen auch heute so wenig ansprechen können als einen verständigen Juden, und daß Lessing, da er seine Leute und seine Zeit kannte, auch ohne das Zeitungsblatt noch gelesen zu haben, sich in einem Privatbriefe wol erlauben durfte, sie auf jenes „abscheuliche Gebäude von Unfinn“ zurückzuführen, welches die Fragmentisten der Zeit erzeugen half und welches er acht Jahre später in ihrem seiner dürrsten Vertreter, dem Hauptpastor Göpke, zu beschimpfen hatte.

Auf „das ungeheuerere Lob“, in welchem sich Moses Mendelssohn so wenig als in den ihm zugeschriebenen Meinungen rühmte, folgen die letztern: „At quamquam sit a nefandis Judaeorum contra Jesum nostrum praepudicium blasphemiarumque alienum; quamvis optimum illum appellet hominem et ingenium vittorum et quarundam humiliorum de nomine ejusque cultu (?) opinionum fortissimum expulsores; quamvis tum temporis Judaeorum, Sadducaeorum Pharisaeorumque in ipsum contumelias et ipsam tractandi modum et damnet et abhorreat; quamquam contra continuas raturum suorum in Jesum contumelias clamat; quamvis et fessum quendam, nihil vero minus quam terrestrem, sed spirituale prorsus, id est perfectissimum, ab omnibus praepudiciis vitisque liberum purum iisque inaccessum omnem, summa ac divina auctoritatis ita exstructum, ut nemo eum nullus unquam prophetarum, universi terrarum regum orbis, omniumque gentium supremum et legislatorem et judicem expectet, omnemque sub ipso gloriae meritis rem libentissime a se deolet: praepudiciorum enim contra nostram divinam religionem quasi inexpugnabili custodia praesidioque ita circumcinctus est, ut prae-

ter Deum nemo ad veri Messiae castra eum traducturus unquam esse videatur.“

Lavater antwortete Moses Mendelssohn unterm 15. December 1770: „Der lateinische Aufsatz sei nicht nur ohne seine Einwilligung und ohne alles sein Wissen, sondern zu seinem größten Verdrusse, Gott wisse, durch welche ihm unbegreiflichen Canäle, in die „Jenaische Gelehrte Zeitung“ gekommen. ... Derselbe sei nicht von ihm, sondern von seinem seligen Freunde, der mit ihm reiste“, und er billigt ihn wenigstens nicht durch aus. Auch schickte er Mendelssohn einen „Aufsatz“ für die „Jenaische Gelehrte Zeitung“ zu, durch welchen dieser sich „vollkommen beruhigt und zufriedengestellt“ erklärte.

Obiges wird nun wol vollkommen zur Würdigung des Gebrauchs genügen, den Hr. Mengel von Lessing's angeführten Worten gemacht. In seiner „Deutschen Dichtung“ hatte er behauptet: „In einem Briefe vom 9. Januar 1771 an Moses Mendelssohn nannte Lessing das Christenthum „das abscheulichste Gebäude des Unsinns, dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwande, es zu unterbauen, fördern könne“, und „pries den Juden glücklich, der diese Rücksicht nicht zu nehmen brauche.“

In Nr. 20 seines „Literaturblatt“ sagt er: „Da auch wir, lange vor Hrn. Göpke, den armen Göpke gegen Lessing verteidigt haben, und uns entgegengehalten worden ist, wir hätten Lessing unrecht gethan, sofern er nicht das Christenthum an sich, sondern nur die pfäffische Orthodoxie des Hauptpastors Göpke angegriffen habe, weisen wir diese Entgegnung als eine abgedroschene Ausflucht zurück. ... Was Lessing eigentlich vom Christenthum dachte, hat er selbst in einem freilich nicht für den Druck bestimmten Brief an seinen Leihjuden Mendelssohn vom 9. Januar 1771 gesagt: „Sie (als Jude) sind glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unfinn (das Christenthum) nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.““

August Boden.

Zur Geschichte des Siebenjährigen-Kriegs.

Vorgänge in und um Torgau während des Siebenjährigen Kriegs, namentlich die Schlacht von Süptitz am 3. November 1760. Bei Gelegenheit der einhundertjährigen Erinnerungstage eines für Preußen ruhmreich gewordenen Kriegs, geschrieben von J. Chr. A. Bürger. Torgau, Wienbrack. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

In den Archiven einzelner Städte liegen noch viele ungehobene Schätze, deren Veröffentlichung und Bearbeitung nicht unwichtige Beiträge zur Zeit- und Specialgeschichte liefern könnte. Der Verfasser des vorliegenden, aus Acten des Magistrats zu Torgau und einem sehr genauen Tagebuch des frühern Superintendents Grulich, nächst andern Quellen geschöpften Werks hat sich bereits durch ähnliche Arbeiten bekannt gemacht; wie nehmen diese neue dankbar an. Leider hat sie nur die Werlagshandlung durch ein wahrhaft abscheuliches Papier, wie wir es zum Druck gar nicht mehr verwendbar glauben, dem Leser wenig empfohlen.

Die Einleitung mußte mit den Ursachen und dem Ausbruche des Kriegs beginnen, wie auch im Texte später der allgemeine Verlauf desselben, um den Zusammenhang der Begebenheiten nicht zu verlieren, kurz fortgeführt werden mußte. Eingetheilt ist das Werk in sieben Abschnitte, von denen die ersten fünf den ersten Kriegsjahren entsprechen, der sechste die Schlacht von Süptitz (wie sie hier genannt wird) und der siebente die letzten Kriegsjahre enthält. Die Vorgänge in und um Torgau haben natürlich für die Bewohner der Stadt und Gegend das speciellste Interesse, aber es finden sich dabei doch Mittheilungen, welche ganz Sachsen betreffen und überhaupt die Zeitverhältnisse charakterisiren, daher auch für einen allgemeineren Leserkreis von Bedeutung sind. Beim Einmarsch der Preußen war in Sachsen der Glaube verbreitet,

der Kriegstrübel werde in den Durchzügen seine Erleichterung finden und man, fern vom Kriegsschauplatz, von weitem Kriegsunruhen nicht viel erfahren. Indessen wurde man bald eines andern belehrt. Der König selbst rückte mit dem Regiment Garde in Torgau ein, von welchem ein Theil hier blieb. In dem Hause, wo der König damals gewohnt, ist später auch Napoleon abgestiegen. Diesem ersten Durchmarsche folgten täglich neue mit ihren Lasten, die zwar nach Kräften von dem Kreiscommissariat erleichtert wurden, aber doch die Bewohner bald zur Verzweiflung trieben, sodaß viele Haus und Hof verlassen wollten. Torgau wurde der Sitz des preussischen General-Feldkriegsdirectoriums, welches zur Erhebung aller sächsischen Landes- und Kammerrenten vom Könige unter dem Minister von Borcke eingeführt war und sich durch ein Mandat dazu ankündigte. Nach der Einverleibung der gefangenen sächsischen Armee in das preussische Heer legte der König dem Lande noch die Aushebung von 12000 Rekruten auf und wies die Vorstellungen der Stände, die ihm durch eine Deputation überbracht wurden, sehr ungnädig ab. Diese Rekrutirung wurde im folgenden Jahre, als die Sachsen, welche gezwungen preussischen Kriegsdienst genommen hatten, massenhaft, ja in ganzen Bataillonen durchgingen, noch um 5000 Mann verstärkt. Im übrigen aber mußte man im Lande die gute und strenge Mannszucht der Preußen anerkennen, und nachdem auch die Magazinverpflegung geordnet war, wurden die Lasten wieder leichter, bis auf die wachsende Theuerung und den störenden Verkehr. Der König besuchte Torgau 1757 mehrmals; der Verfasser erwähnt dabei eines Schmähgedichts, welches in Dresden gegen ihn in Umlauf gesetzt war und das er sich bei seiner Ankunft daselbst vorlegen ließ. Eine Stelle amüßte ihn, er nannte sie wichtig:

Nur bist du gar kein Mann für deine Königin
Und auch kein Mann nach Gottes Herz und Sinn.

An eine Nachspürung oder Verfolgung des Verfassers war nicht zu denken, dagegen ließ der König eine Broschüre, die unter elenden Schmeicheleien sein Recht auf das Königreich Böhmen beweisen wollte, durch den Censur-Offizier verbrennen. Der Stadt Torgau machten in diesem Jahre die Verheerungen ihrer Forsten, aus denen viel Palissaden für Festungswerke geliefert werden mußten, und die Lazareth, die hier angelegt wurden, schwere Sorge: der Geistlichkeit das Leiden für den Sieg von Rossbach, wegen der Landestrauer für die verstorbene Königin und Kurfürstin von Sachsen, zwischen welchen Festen dann hinsichtlich der Regel und des (damals noch üblichen) Messegewandes eine Art Compromiß gefunden werden mußte. Im Jahre 1758 wurde dem Lande eine neue Contribution von fünf Millionen auferlegt, deren Beschaffung bei der zunehmenden Verarmung viel Noth verursachte. Der Rath zu Torgau mußte dem Könige von Preußen überdem die Huldigung leisten. Jetzt näherte sich auch der Krieg selbst. Haddid wollte Torgau überrumpeln, wurde aber von der kleinen, muthig entgegenrückenden Besatzung, die sich in den halbvollendeten Werken nicht behaupten konnte, getäuscht und durch halb ankommende Verstärkungen vom Weibell'schen Corps vertrieben. So kam der Winter heran und eine neue Kriegsteuer sollte gezahlt werden; es hatten aber bereits 51 Bürger ihre Häuser verlassen und dem Rath übergeben, weil sie nicht mehr bestehen konnten! Aehnlich sah es im ganzen Kreise aus. Dazu kam eine neue Rekrutirung von 12000 Mann, wozu Torgau 12 zu stellen hatte. Ein strenges Patent des Feldkriegs-Directoriums bedrohte alle, welche Deserteuren oder zu Rekruten tüchtigen Menschen zu „ihrer Rekrutade mit Rath und That beistehen würden“ mit Leibes- und Lebensstrafe. Jetzt überzog aber die Reichsarmee Sachsen und nachdem sich Leipzig ergeben hatte, waren nur noch Torgau, Wittenberg und Dresden in preussischen Händen. Die Besatzung von Torgau wurde verstärkt und selbst, die Einwohner waren damit höchst zufrieden, da sie den Befehl der Reichstruppen — die man doch als Freunde ansehen mußte! — mehr als alles andere fürchteten. Also schon 1759 dieselbe Klage, die in unserm Jahrhundert von neuem erschallte! Wir entsinnen uns, daß in Sachsen 1813 Preußen,

Russen (mit allem asiatischen Anhang) und Franzosen nicht so gefürchtet waren, als die deutschen Verbündeten — und was weiß erst Feindesland, wie Schlesien und Tirol, zu erzählen!

So weit reichen die lokalen Quellen des Verfassers, der sich von da an weniger mit den rein städtischen Vorgängen, als mit den allgemeinen Kriegsbegebenheiten, soweit Torgau und Umgegend davon betroffen ward, beschäftigt und dadurch vielleicht an speciellem Interesse verliert, dagegen an allgemeinem um so mehr gewinnt. Am 10. August rückte General von Kleefeld mit seinem Corps vor die Stadt, deren Commandant Wolfersdorff trotz der feindlichen Uebermacht, nachdem er die Vorstädte niedergebrannt hatte, zwei Stürme abschlug und dem dritten durch einen tüchtigen Ausfall zuvorkam. Aber neue Verstärkungen der Reichstruppen, deren Befehl der Prinz von Stolberg übernommen hatte, trafen ein, der Besatzung mangelte es an Munition; bei einem erneuten Ausfall, der einen vierten, allgemeinen Sturm vorbereitete, hatte schon das Bajonnet das Meiste thun müssen. So ging Wolfersdorff endlich die ihm wiederholt gebotene ehrenvolle Capitulation auf freien Abzug mit Waffen und Gepäc ein. Beim Ausmarsch besetzten die Preußen vor dem Prinzen und seinem Gefolge, weiterhin waren zwei kaiserliche leichte Bataillone in Parade mit General Luczinski aufgestellt. Als das vorletzte preussische Bataillon, Grolman, meist aus Sachsen und Ueberläufern bestehend, herankam, rief ein Adjutant des Prinzen den Mannschaften zu: „Wer unter euch ein braver Sachse, ein Reichsfind oder ein Kaiserlicher ist, der trete aus! Seine Durchlaucht geben allen Soldaten Schutz!“ Bei diesem Zuruf trennten sich sofort die Glieder, das ganze Bataillon machte Riene auseinander zu laufen. Aber Wolfersdorff, wüthend, sprengte schnell entschlossen an das Bataillon, donnerte ihm zu: „In den Zügen geblieben! Jeder Austretende wird niedergeschossen!“ und sagte auch gleich dem nächsten mit einem schnell aus der Halfter gerissenen Pistol ein Kugel durch den Kopf; seinen Adjutanten und Ordonnanz gab er Befehl, ein Gleiches zu thun. Der Prinz saß heftig gegen ihn auf, er aber schickte seinen Adjutanten Bonin dem bereits vorübergezogenen Regiment Hessen-Kassel nach mit dem Befehl, kehrt zu machen und sich in Gefechtsbereitschaft zu setzen, jagt selbst zu dem Bataillon Hoffmann, das auf das Grolman'sche folgte und commandirte: „Halt! Front! Fertig!“ Dann rief Wolfersdorff, ein Mann von riesiger Gestalt, mit glühendem Gesicht und gezogenem Degen zum Prinzen zurück, der durch die Massacre unter seinen Augen, wobei acht Mann getödtet waren, ganz außer Fassung gekommen war, und sagte mit starker Stimme: „Durchlaucht haben die Capitulation gebrochen, ich bin also auch nicht mehr daran gebunden. Ich werde Sie mit Ihren ganzen Gefolge gefangen nehmen, in die Stadt zurückgehen und mich aufs neue vertheidigen. Reiten Sie in die Schanze vor oder ich lasse Feuer geben.“ Der herbeilebende General Luczinski endigte die Scene, indem er dem Prinzen unrecht gab, und darin mußte sich der Demüthigung unterwerfen, die Ueberläufer selbst aufzufordern, wieder in Reich und Glied zu treten, worauf der Marsch fortgesetzt wurde. Der König ehrte den tapfern Vertheidiger von Torgau, der später bis zum Generalleutnant aufstieg. Im vergangenen Jahre ist demselben zum hundertjährigen Gedächtniß auf Befehl des Prinz-Regenten ein Denkmal in Torgau gesetzt und eine Lünnette nach ihm benannt worden. Die Stadt blieb aber damals nur kurze Zeit in den Händen der Reichsarmee; General Wunsch, dem sich Wolfersdorff angeschlossen hatte, nahm sie schon am 31. August wieder ein, und veranlaßte einen Versuch auf dieselbe, der bald nachher gemacht ward.

Das Jahr 1760 wurde endlich das schwerste und verhängnisvollste für Torgau und der Verfasser schildert die Drangsal, welche die Stadt erlitten, nach den leider nicht mehr vollständigen Quellen, die Kriegsbegebenheiten aber nach älteren oder späteren Werken — ihre widersprechenden Angaben kritisch zu mitteln überläßt er wie billig Männern von Fach. Wir bemerken hier, daß binnen kurzem das Kriegsjahr von 1760 in zwei neuen, aus archivalischen Quellen hervorgegangenen Bearbeitungen von der historischen Abtheilung des preussischen Generalstabs

erschienen wird, auf welche wir unsere unillustrierten Leser im Voraus verweisen. Interessant war es uns zu lesen, daß der Verfasser unserer Schrift von seinem Vater, der zur Zeit der vorjährigen Schlacht 17 Jahre alt gewesen, oft gehört hat, daß Dann an Rachmittage bereits in der Stadt unter Trompetenschall seinen Sieg in allen Straßen verkünden und alle Glocken läuten läßen — wer denkt hier nicht an Napoleon und Leipzig?

Der letzte Abschnitt berührt kurz, was während der folgenden Jahre bis zum Friedensschluß Vorgang noch widerfahren ist, Schlimmes genug an Contribution, Einquartierung, Mord und Senkung, was auch die Gegend von weitem Kriegsschauplatz verschont blieb. In einem Anhang stellt der Verfasser, soweit es noch möglich, die Größe der Opfer zusammen, welche dieser Krieg von den Bewohnern der Stadt und der Kammerkasse gefordert hat, so wie die Schuldenlast, die er beiden aufgebürdet hat, auch die Art und Weise, wie letztere vergiut und getilgt worden ist. Er schließt mit den Worten: „O schöner Traum eines ewigen Friedens, wirst du jemals für diese Erde in Erfüllung gehen?“ Du fährst mit dem würdigen Diener des Herrn diese Frage zu müssen, und aber auch zweifelhaft, ob ein ewiger Friede der Menschheit, wie sie nun einmal ist, zum wahren Segen gereichen würde.

Karl Oskar von Bernack.

Ein chemisch-politischer Roman.

Der Wunderstein. Ein naturhistorisch-politischer Roman. Hamburg, Leipzig. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein seltsames, wunderliches Buch, das uns hier vorliegt, der geeignet, auf alle Weise auch die trübste Laune zu erheitern. Ausgehend von dem Vorderzuge: „daß der Mensch ist, was er ist“, und daß Schaffensart nur das Resultat von Lebensbedingen, physische, Morale und Kie; Goethe das Produkt von Reizener und edelm Rheinwein nebst Hühnchen am Spieß; Armbida's Jambegärten aber das Resultat von Feigenschnecken, Drangen und frugigem Malvaster sein, weiß der unbekannte Verfasser und, daß von deutscher Rationalität erst dann die Rede sein kann, wenn alle Deutsche dasselbe Gericht verzehren und daß die russische Rührei notwendig „zusammengesetzt“ werden müsse. Ist jener Prämissen und diesem Folgesatz ist ein chemisch-politischer Roman entstanden, der im ganzen zwar eigentlich nur für höchster genießbar ist, der aber doch einzelne mächtige Wippen ausstreckt und in den wunderlichsten Einsinken unser Wissen versenkend, eine gewisse Consequenz bewahrt. Denn, sagt der Verfasser, wird der Beduine bei Sauerkraut und Sauerkraut ein Beduine bleiben, oder kann ein heidnischer Bauerntochter bei Kamelmilch und Knoblauch geblieben? Nein! kann also ein Deutscher, der Polenta, Feigen, Sardellen, Cami, Stracchino und Thunfisch genießt, bei Bol de Peas, Capur und Lactiniae Christi ein echter Germane bleiben? Abermals nein! Nun, so kommt alles darauf an, eine echte deutsche Loß zu erlangen und dies ist das Lebensziel des Wafrosophen und Helden Schröder. Wenn eine Nation ihren Bedarf an Kohlenhydraten und Proteinstoffen nebst Salzen in der Art bedient, daß sie einen Ueberschuß von sieben Procent an Stickstoff-stoffiger Substanz für sich in Form von Speck, Leber, Mark und Fleischknödeln in Anspruch nimmt, so ist klar, daß sie einen Charakter haben muß, also national, mithin einzig sein muß. Der sind alle Zeugen, daß die deutsche Nation sich stets noch bleiben einzig fragt; aber wir können noch viel weiter kommen, sie können uns einzig essen, wie schon Rumbold andeutet. In dem Geiste wird uns mit unendlichen Aufwände von chemischem, mineralischem und anthropologischem Wissen gegen und für den Materialismus der Wagt und Molekott, gegen und für den Erischritt der Welt als Resultat ewigen Stoffwechsels, für und gegen die Freiheit des Individuums, die Aristokratie, den Staat und sich und in seinen verschiedenen Gestaltungen gestritten, ohne es darüber klar zu machen, ob der Verfasser ein Anhänger des Lichts oder der Materie, oder ob er ein bloßer Spötter über

alles ist, der als echter Rührei selbst die Idee der Wissenschaft verhöhnt und leugnet. Nicht besser als dieser ergeht es auch der Projectmacherei im Staate: die Rebellion ist ausgebrochen; der Verfasser kennt alle Schwächen der Regierern wie der Regierten, der Demokraten wie der Aristokraten und setzt sie lustig ins Spiel. Er kennt auch, was steht man, die Presse und die Propagandisten und läßt sie ihr: „W—u—f, gelnecht—schlechtes Deutschland“ prachtvoll recitieren, den Blasebalg der Presse agieren und den Vollschmel in der Gestalt eines Schmieds kostbare Phrasen schmieden; seine wahre Meinung scheint aber doch zu sein, daß nicht wir die Zeit machen, sondern die Zeit uns. So ist ihm auch die Wissenschaft nichts; sie existiert nur, so lange man nichts weiß; hinterher ist sie bloß ein Satz, der eine tiefe Wahrheit für sich hat, steht nach ihm in der „Wortfettmaße“; die Gilmargarin-palmitin-oleinsäure Glycerin und glaubt damit eine Handhabe für den Gei und wie sie, meint der Staatsmann mit der Meinung, Volksbeschluss, etwas zu sagen, und dann bricht der Kampf los, glorreiche Zeughaussturm, Kampf aller gegen alle, wo Lärm genährt und vom Schmied angeführt, zur Bekannung kommen und selbst Heidenläs kommt, worauf alles beim Alten bleibt. Wafrosoph sein deutsches Rationalgericht, müssen in einer Fichtensamenauce ersaube Rathschlägen eines projectmachenden deutsche an der Stippmisch eines berliner Gastronom verstein, den Held Pharmacol aus einer Wenden hat und der nichts anderes ist, als sein, wird uns nichts weiter erzählt, ob Lammul angetrachtet hat.

In allem diesen ist, wie wir nicht verkennen, eine scharfe, lausliche Wippen lebendig; die Angriffe des Verfassers gegen die Wortwissenschaft, gegen das politische Phrasenthum, gegen die geistliche Intoleranz und das Pietistenthum sind zum Theil von einschneidender Wirkung, und es bleibt nur zu bedauern, daß der gute Geschmack oft dabei zu kurz kommt. Wenn er die Chemie in ihrer Sucht nach neuen Definitionen in folgendem Gramen perfrisiert: „Was ist nun die organische Chemie? Die Chemie der zusammengesetzten Radicale und Oer.“ Oer? Die Chemie der Substitutionen! Oer? Der Typen. Oer? Der Metaleph! Oer? Der Stamm- und abgeleiteten Kerne! Oer? Der Paarlinge! Und sie geht aus? In den Homologen! Gut, sehr gut!“ so lachen wir gern mit ihm; vermögen dies aber nicht wenn er den „Gott der Christen“ in Kohlen, Schwere, Untrüchtigkeit und chemische Affinität zerlegt, und geschähe es auch nur im Scherz! Nach diesem allen ist aus dem wunderlichen Gericht, das der Verfasser uns hier bietet, von seinem „Wissen“ eine bedeutende Vorstellung zu fassen, von dem aber, was wir „Humor“ nennen, eben nicht. Der Verfasser theilt vielmehr das Schicksal seiner Vorgänger: denn obwohl es keinen Humor gibt ohne Wissen, so verdirbt ihm schließlich das Wissen doch den wahren Humor.

Notizen.

Ein musikalischer Commentar zu Goethe's „Faust“.

Unter „musikalischen Commentar“ verstehen wir hier die Schumann'schen Compositionen zu dem großen Goethe'schen Dichtwerke, über welche forden Peter Schumann, der kreschame Dramatiker und seit einiger Zeit Mitredacteur der Breslauer „Anregungen“, eine kleine Schrift „Ueber Robert Schumann's Faustmusik“ (Leipzig, Rahm) herausgegeben hat. Diese Schrift, die auch manche erhellende Lichter auf einzelne dunklere Punkte der Faustdichtung wirft und deren Vortrag auch für den Laien verständlich und genießbar ist, ist kein bloßer Panegyrikus, und der Verfasser selbst gesteht, daß er bei seiner Betrachtung der Schumann'schen Compositionen „zwischen höchster Begeisterung

und einem Bedauern, daß diese Begeisterung nicht ungetrübt sein kann“, geschwankt habe. Mit Recht bemerkt er, es sei „nicht nur das Beispiel eines großen Meisters außerordentlich gefährlich für die Kleinen — es bedürfen auch die Schwächeren eines solchen aus dem Grunde doppelt der Hervorhebung, weil erst dann die großen Seiten um so nachdrücklicher ihren Werth offenbaren“. Diesen Standpunkt darf auch ein Kritiker niemals aufgeben, wenn er bei den Lesern wirklich Vertrauen erwecken will. Lohmann's Tadel betrifft vorzüglich die Schumann'schen Compositionen.

Was an diesem überhaupt componirbar ist, möge man immerhin mit dem östlichen „mehr als mittelmaßige Motivität in Ruß gesetzt; denn die metaphysischen Fanta's und die Caricaturen des jen sich der musikalischen Behandlung. Schumann'sche Composition nicht; wie aber aus ist hervorgehen scheint, hat er das, was componirte, beiseite gelassen; denn Lohmann's erste Nummer, welche der von ihm im „Lied“ bezeichneten Quaternen folgt, die blüht aber in der betreffenden Composition nicht, „Unvereinbares zu verknüpfen, die in Noten zu setzen“. Bei dem Spiel mit ige sich Schumann's Größe recht einbring; aber die von Faust mit dem Ausruf: „Stimme Melodie bemerkt er, sie gehöre zu Iliaden, „die bei Schumann um so tiefer ist, je seltener bei ihm das Gefühl stündlich ist, und über deren Genuß auch der Geringe vermag, daß eben diese Melodie nicht

Die Scene im Dom nennt Lohmann Stadt Arbeit, in jeder Beziehung verfehlt“. Die Schumann'schen Compositionen die der fast ungetheilten Bewunderung Worte hier der geniale Componist durch den meist hervortretend lyrischen, fast opernartigen Theil unterliegt. Ueber diesen unter anderem: „Allen denn zunächst zum e'sche Symbolik des zweiten Theils mit rei- für abgethan halten, nennt ich das Meiste davon erhalten und alles überragend, was dieser, was legende Dichter geschaffen. Es handelt sich darum, den Zusammenhang aufzusuchen, es ist erforderlich gerade hier, wo so manche Auswüchse des Alters sich breit machen neben ebenso viel Urkünsteltem und Gemachtem, dasjenige Bedeutsame herauszusuchen und dann als den Kern zu betrachten, was (als solcher) Art in Wahrheit zweiter Theil der Dichtung das Ringen Faust's zum Ödlichen hinan, durch alle Erscheinungsformen der Existenzwelt, oder doch einer Körperwelt unter symbolischer Gestalt, bis zur Vollendung darstellt. So haben wir denn auch in seinen Theilen, die Schumann zur Composition wählte, näher oder versteckt sehr bald die Bedeutung und Beziehung zum Ganzen.“ Diese Eigenschaft nun ist es, welche den Schumann'schen Compositionen den Anspruch sichert, ein „musikalischer Commentar“ zu den Geheimnissen des zweiten Theils der Goethe'schen Faustdichtung genannt zu werden. Ganz ungekreist läßt sich freilich wol niemand auf solche Wagnisse und Faust'sche Probleme ein, wenn man nicht eben Goethe selbst ist; denn dieser wollte als ein durchaus klarer harmonischer Geist mit den tiefsten metaphysischen Fragen man möchte sagen spielend und guten Humors sich abzugeben.

A. M.

Der Dichter Nikolaus Dietrich Wiese.

In neuerer Zeit ist wiederholt die Behauptung aufgestellt, der Dichter Nikolaus Dietrich Wiese, geboren 1724, gestorben 1765 in Sendershausen, sei nicht in Gänj geboren, wie die früheren Literaturhistoriker behauptet, sondern in Gfoba in Niederungarn. Diese neuere Angabe wurde zuerst in einem kleinen von G. Gl.

sehr in Gfoba herausgegebenen Buche: „Nachrichten von der Familie Wiese“, aufgestellt. Einem größeren Literaturhistoriker in einem kurzen Aufsatz von G. C. Schrauer in Nr. 206 d. Bl. f. 1846 mitgetheilt, und von da ging die Notiz in viele Zeitschriften (vgl. Dering's „Archiv für das Studium neuerer Sprachen“, VI, 465) und in die besten Handbücher der Literaturgeschichte über; so findet sie sich in Gfobers „Grundriß“, (I, 577), in Robertstein's „Grundriß“ (vierte Auflage, II, 915). Daß ein Literaturhistoriker, wie Wächler, Jöndens u. a. hatten dabei die Angabe, der Dichter sei ein Magyar gewesen und habe eigentlich Köszegi geheißen, eine Angabe, die aber schon von Schrauer a. a. O. widerlegt ist, ohne daß es ihm gelungen war, den Entstehungsgrund dieser Sage aufzufinden. Daß die Schreibung Wiese, die Gfobius festhält, falsch sei, hatte ebenfalls Schrauer nachgewiesen.

Da nun in Ungarn kein Ort Namens Gfoba existirt, so fand sich Professor Schröder in Presburg zu einer genaueren Untersuchung der Streitfrage veranlaßt; einer Notiz, die er in dem Jahrbuch der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ (1860, S. 393), veröffentlicht hat, verdanken wir endlich volle Gewissheit. Csoba ist zusammengesetzt aus dem Suffix ba, d. h. „in“, und Coo. Das Suffix ba hat die deutsche Sprache ebenso übernommen, wie das pluralische Suffix k in haiduk von dem Singular hajdu. Es gibt zwei ungarische Dörfer Coo (deutsch Tschabing) in der eisenburger Gespanschaft. Nodas-Coo, d. i. Edel-Tschabing liegt bei Gänj, anderthalb Stunden entfernt; in diesem Orte kaufte sich 1701 die deutsche evangelische Gemeinde zu Gänj, als ihr 1681 ihre Kirche weggenommen war, eine adeliche Curie, auf der sie Kirche, Schule und Pfarr errichtete. In diese selbständige Gemeinde, die von Gänj verwaltet wurde, schlossen sich sämtliche evangelisch-deutsche Gemeinden des eisenburger Comitats, bis sie sich nach dem Islerangebot wieder ablösten. Der Vater des Dichters, so Gfoburg geboren, Paul Wiese, war Prediger der evangelischen Gemeinden der eisenburger Gespanschaft, von der Gänjener gewählt, wohnte aber in Tschabing, wo man ihn hienweg nannte den Gänjer, d. i. ungarisch Köszegi, und wegen der zufälligen Ähnlichkeit dieses Wortes mit dem Namen Wiese entstand daher die Sage, der Dichter oder sein Vater habe ursprünglich Köszegi geheißen. Da der Dichter schon wenige Tage nach seiner Geburt seinen Vater verlor, ging die Mutter mit den Kindern zu den Angehörigen ihres Mannes nach Gfoburg. Mit einer allerdings in Ungarn vorkommenden Familie Köszegi hat die deutsche Familie Wiese nichts gemein.

Zur deutschen Kriegsverfassung.

Bei dem Interesse, welches die deutsche Kriegsverfassung in neuerer Zeit durch die beantragte Revision beim Bundesversammlung gewonnen hat, machen wir auf eine kleine Schrift aufmerksam, welche unter dem Titel: „Die Kriegsverfassung des deutschen Reichs und des Deutschen Bundes (1662—1860)“, herausgegeben von H. Freiherrn von Loë, in der Kufischen Buchhandlung zu Dessau erschienen ist. Sie gibt in guter Uebersicht die Grundzüge der alten Wehrverfassung des Deutschen Reichs, wie sie sich aus dem Dreißigjährigen Kriege und schließlich durch die Patrimonial 1681 gestaltet hat, die bis zur Auflösung des Reichs in Kraft geblieben ist, und zeigt die Mängel des traurigen Gefamtsystemwesens der weitverbreiteten Nation Europas auf. Dann gibt sie die Organisation des deutschen Bundesheers nach den letzten Bestimmungen. Auch das neu entstandene „Militär-Wochenblatt für das deutsche Bundesheer“ enthält dieselbe in seinen ersten Nummern. Die Arbeit des Hrn. von Loë, auf gründliche Studien für ihren ersten Theil geknüpft, wird zur Orientirung in einer wichtigen Zeitfrage vielen sehr willkommen sein.

Bibliographie.

- Aberholdt, A., Lore. Eine Novelle in Versen. Weimar, Köp. 16. 15 Ngr.
- Amard, G., Das Lynch-Gesetz. Deutsch von W. G. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Der Späher. Aus dem Französischen übersetzt von M. F. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.
- Bonnet, J., Das Leben der Olympia Morata. Eine Episode aus der Zeit des Wiederaufblühens klassischer Studien und der Reformation in Italien. Ins Deutsche übertragen von F. Hirschmann. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr.
- Daum, G., Die Verfolgungen der Evangelischen in Böhmen. Eine ernste Warnung für alle Evangelischen. Darmstadt, Bern. Gr. 8. 10 Ngr.
- Eberle, G. G., Luther, ein Zeichen, dem widersprochen wird. Im Kampf der Geister in der evangelischen Kirche. Stuttgart, G. G. Neisinger. Gr. 8. 12 Ngr.
- Eine militärische Denkschrift. Von P. F. C. Frankfurt a. M., Kuffarth. Gr. 8. 6 Ngr.
- Dorfer-Glos, G., Zur Literatur des Volksliedes. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 9 Ngr.
- Gerst, C. G., Die Mythen der Heidenkirche erhalten und fortgebildet im Bunde der alten und der neuen Kinder der Witter, oder der alten Manichäer und des heutigen Freimaurer-Ordens Brüder und Schwestern, von der ersten Bildung des Bundes für geheime Erhaltung und einstige Wiederherstellung der alten Heidenkirche, bis mit der Organisation des heutigen Freimaurer-Ordens 1440, nach Einigung mit dem Templer-Orden; trenn dargestellt und erklärt in ihrem Wesen, Organismen, Ritualen und Symbolen aus den Bundes-Urkunden. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr.
- Gerry, G., Aus dem Soldatenleben in Mexico. Ins Deutsche übertragen von L. L. Fort. Zwei Theile. Halle, Heymann. Gr. 8. 1 Thlr.
- Flammberg, G., Rudolf von der Pfalz. Eine Trilogie. 1. Otto Kronborfer. In drei Akten. Frankfurt a. M., Brönnner. Gr. 8. 12 Ngr.
- Christliche Gedichte einer Geprüften. Basel, Meyri. 8. 6 Ngr.
- Geyer, P. J., Studien über tragische Kunst. 1. Die aristotelische Katharsis, erklärt und auf Shakespear und Goethes angewandt. Leipzig, T. D. Weigel. 8. 9 Ngr.
- Gillet, J. F. A., Crato von Graßheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Nach handschriftlichen Quellen. 1ster Theil. Frankfurt a. M., Brönnner. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.
- Grabowski, S. Graf, Militärische Humoresken. Potsdam, Döring. Gr. 16. 18 Ngr.
- Ein leidenschaftliches Herz. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.
- Haupt, J., Beiträge zur Kunde deutscher Sprachdenkmäler in Handschriften. 1. Die Legende von der heiligen Maria Magdalena. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.
- Hefesiel, G., Zur et Umbra. Ein großer Liebeshandel 16. Jahrhundert. Aus den hinterlassenen Schriften des Meisters Nicol. Bonginus und andern zuverlässigen Mittheilungen herausgegeben. Drei Bände. Berlin, Janke. 1861. 8. 4 Thlr.
- Hoefler, G., Deutsche Herzen. Skizzen, Studien und Geschichten. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Jacob, W., Hoch und Niedrig. Zwei Erzählungen für das Volk. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. Ngr.
- Jahn, A., Die keltischen Alterthümer der Schweiz,

zumal des Kantons-Bern, in Absicht auf Kunst und mathematisches Interesse dargestellt. Bern. Gr. 4. 12 Ngr.

Preussisches Jahrbuch. (Herausgegeben von M. Runkel.) 18er Jahrgang für 1860. Berlin, T. Enslin. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klentgen, J., Die Philosophie der Vorzeit vertheidigt. (Zugabe zur „Theologie der Vorzeit“.) 1ste Abtheilung. Münster, Theissing. Gr. 8. 1 Thlr.

Kempner, Friederike, Berenice. Tragödie in fünf Aufzügen und in Jamben. Breslau, Aland. 8. 1 Thlr.

Leopold Fürst von Anhalt-Deßau, Selbstbiographie, von 1676—1703. Herausgegeben von F. Siebigk. Deßau, Aue. Gr. 8. 6 Ngr.

Lernoff, L., Deutsche Sonette. Ulm, Gebr. Käßling. Gr. 8. 5 Ngr.

Lutterbeck, A., Geschichte der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen. Eine allen Theologen Deutschlands gewidmete Denkschrift. Gießen, Rieder. Gr. 8. 20 Ngr.

Michelson, A. L. J., Die Landgrafschaft Thüringen unter den Königen Adolf, Albrecht und Heinrich VII. Eine urkundliche Mittheilung. Jena, Frommann. Gr. 4. 10 Ngr.

Pluskal, F. S., Leopold Graf von Berchtold, der Menschenfreund. Mit Copien von Originalbriefen des Kaisers Ferdinand II., Erzherzog Leopold Wilhelm und der Kaiserin Maria Theresia. Brünn. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.

Quellwasser für das deutsche Volk. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Ranke, F. G., Gotthilf Heinrich von Schubert. Mittheilungen über die letzten Tage desselben. Berlin, Schlawig. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Rußige, G., Kaiser Ludwig der Baier. Historisches Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 18 Ngr.

Schmidt, O. G., Nicolaus Hausmann, der Freund Luther's. Nach geschichtlichen Quellen dargestellt. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 12 Ngr.

Stimmen aus Rom. Von den Benediktinern in St. Paul. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Tuschmann, M. M., Luther in Worms. Darmstadt, Bern. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Wilmars, D., Zum Verständnis Goethes. Vorträge vor einem kleinen Kreis christlicher Freunde gehalten. Marburg, Elwert. Gr. 16. 1 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Ueber Theater und Musik. Historisch-kritische Studien. Breslau, C. Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus Ungarn. Streiflichter und Parallelen von ... Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Becker, G., Ist eine wahrhafte, schriftgemäße Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche denkbar wenn letztere ihre schriftwidrigen Lehren nicht aufgibt? Berlin, Schlawig. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Fragen von einem Deutschen. Darmstadt, Bern. Gr. 8. 6 Ngr.

Hartrich, D., Ueber die Entstehung und Fortbildung der Sage von der Wiederkunft Kaiser Friedrichs des Staufers. Eine Rede, gehalten in einem Cyclus von Abendvorlesungen zu Marburg am 3. Januar 1860. Cassel, Schell. Gr. 8. 5 Ngr.

Köhler, K., Rede am Gedächtnistage Phil. Melancthon's, Sonntag den 22. April 1860, im Gymnasialgottesdienste zu Darmstadt gehalten. Darmstadt, Wülp. 8. 1 1/2 Ngr.

Die Bundesfestung Mainz. Eine Beleuchtung der Schrift: „Mainz das Bollwerk Deutschlands und die französische Invasion.“ Darmstadt, Bern. Gr. 8. 4 Ngr.

Stoffels, G., Ueber den katholischen Papst und die protestantischen Päpste. Trier. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig.

Erstes bis dreizehnter Band. 8. Geh. 17 Thlr.

- I. Regina. Eine Novelle. Zweite verbesserte Auflage. 1 Thlr.
- II.—IV. König Jerôme's Carneval. Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.
- V. VI. Hedwig, die Waldbenserin. Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldbenser“. Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
- VII.—IX. Die Clubisten in Mainz. Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
- X. XI. Georg Forster's Leben in Haus und Welt. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.
- XII. XIII. William Shakespeare. Ein Roman. Dritte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina“ beginnen lassen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifenden Darstellung ausgezeichneten Herzengeschichte, die unter anderm Barnhagen von Ense (wie im „Vorwort“ mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßt.

Dieser folgte zunächst ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval“, der im Rahmen der schwachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Cassel bietet: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Hierauf erschien die Novelle „Hedwig, die Waldbenserin“, als zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldbenser“. Ohne Nebenabsichten geschrieben, bietet sie in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeitbestrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leser erhalten in spannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augenblicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung.

Der in zweiter Auflage erschienene Roman: „Die Clubisten in Mainz“, ist wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane: ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gärung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt.

„Georg Forster's Leben in Haus und Welt“, in zweiter Auflage vorliegend, führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandelungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor. Diese Biographie bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als bedeutsamen Lebensroman.

Der soeben in dritter Auflage erschienene Roman: „William Shakespeare“, hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakespeares, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. Diese dritte Auflage ist durch einen Brief von Cervinus an den Verfasser bereichert.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe“ (1 Thlr. 18 Ngr.). Sein erster Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Thlr., 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrund. Koenig's Werk „Auch eine Jugend“ (1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eignen Jugend und der damaligen Zeit.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's.

Von Washington Irving.

Aus dem Englischen. Fünf Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Diese Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das letzte Werk des unlängst gestorbenen berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse erregt hat, ist mit dem fünften Bande vollständig geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreichere Leser finden.

Verlag von Eduard Tremendt in Berlin.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben

Ueber Theater und Musik.

Historisch-kritische Studien

von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Gr. 8. 21 Bogen. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Inhalt: Deutsche Bühnenzustände. — Die parisi Theater. — Das englische Theater der Gegenwart. — Die Rettung des klassischen Repertoires für das deutsche Theater. — Ueber Theater-Kritik. — Musikalische Leben der Gegenwart. — Zur Musikfrage. — Die Zukunft musk. — Die deutsche Musik in Italien. — Der Fall der Gesangs Kunst. — Adelheid Gunt her. Ein Kunstlerbild der Gegenwart. — Nadejda Bagdanoff und das moderne Ballet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Evangelien.

Nach den neuesten Forschungen für das Volk bearbeitet von Christmanns.

(Abdruck aus der zweiten Auflage von des Verfassers „Evangelium des Reichs“.)

8. Geh. 10 Ngr.

Der Verfasser glaubt durch diese Zusammenstellung der neuesten Forschungen den Beweis geliefert zu haben, daß die Worte Jesu Christi nur durch den Apostel Matthäus aufgeschrieben und in spätern Zeiten absichtlich verfälscht worden sind.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 38. —

20. September 1860.

Inhalt: Personen und Situationen aus dem weimarischen Literaturkreise. Von Hermann Marggraf. Erster Artikel: Herder in Italien. — Das Jorubaland. — Aus dem Feldzuge nach Rußland im Jahre 1812. Von Karl Gustav von Berner. — Die sogenannte „Religion des freien Menschenthums“. — Notizen. (Saphir als Postenbichter; Essays von David Nher.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Personen und Situationen aus dem weimarischen Literaturkreise.

Erster Artikel: Herder in Italien.

Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789. Herausgegeben von Heinrich Dünker und Ferdinand Gottfried von Herder. Gießen, Rieder. 1859. 8. 2 Thlr.

Jeder Autor, mag er auch sonst noch so vielseitig sein, hat in der Regel ein eigenes Departement, durch dessen Verwaltung er der Literatur besonders gute Dienste leistet. Dünker's literarisches Specialdepartement ist die Auffuchung und Veröffentlichung von ungedruckten Briefschaften hervorragender Männer und Frauen, die dem weimarischen Literaturkreise angehörten oder mit diesem in näherer oder fernerer Verbindung und Verührung standen. Während wir der durch ihn in Aussicht gestellten Veröffentlichung des Gleim-Herder'schen Briefwechsels wol mit Vertrauen entgegensehen dürfen, liegen zwei von ihm während der beiden letzten Jahre herausgegebene, in mehr als einer Hinsicht interessante und sehr werthvolle Briefwechsel vor uns: der Briefwechsel Herder's und seiner Gattin während seiner italienischen Reise und der umfangreiche Briefwechsel Ludwig von Knebel's und seiner Schwester Henriette. Den erstern, obgleich er später im Buchhandel erschien, besprechen wir hier zuerst, weil ihm der Name Herder's eine besondere Weihe verleiht und er eine wichtige Episode aus dem Leben des vorzüglichen Mannes betrifft, über die bisher noch wenig bekannt war. Dabei möchten wir aber kaum zagen, daß die Briefe Knebel's und seiner Schwester geringern Inhalts seien, denn erstlich erstrecken sie sich über einen unvergleichlich längern Zeitraum (1774 — 1813) und über viel mannichfaltigere Gegenstände und eine größere Anzahl merkwürdiger Personen, wenn ihnen auch in die sonst ebenfalls hyperboräisch trübe Welt der Herder'schen Briefe dann und wann munter hereinstrahlende Sonne Gesperris abgeht; sodann war Knebel, e weit er auch als ein mehr empfangender und beachtender Geist an schöpferischer Kraft und an künstlerischer Durchbildung hinter ihnen zurückstand, den Ko-

ryphäen des Parnasses von Weimar bei weitem an politischer Bildung, an Kenntniß gewisser Lebenskreise und an Scharfblick oder wenigstens an Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit in der Auffassung und Beurtheilung der eigenthümlichen Gebrechen und Mängel deutschen Lebens und deutscher Verhältnisse überlegen.

Darin sind aber beide Briefwechsel einander verwandt, daß sie, wie fast alle Privatgespräche deutscher Autoren, jene Mängel und Gebrechen und die Disharmonie und Zerrissenheit, die nun einmal in den deutschen Verhältnissen und Individuen begründet sind, an zahlreichen Beispielen zu Tage legen. Diese Briefwechsel geben Zeugniß ebenso von dem unfruchtbaren, jedes energische Handeln erschwierenden oder unmöglich machenden Eigensinn, welcher aus dem deutschen Subjectivismus und der bloßen Grübelelei entspringt, wie von der nur zu begründeten Unzufriedenheit, zu welcher die Anlässe in den äußern politischen und socialen Verhältnissen und in der Gebrochenheit des deutschen Lebens liegen, Anlässe, welche jenen Subjectivismus bald in demüthigender Weise beugen, bald zu krankhafter Gereiztheit aufstacheln. Sie zeigen nur zu deutlich, daß gerade die am zartesten organisirten und geistig begabtesten Menschen, von denen wir die Vorstellung haben, daß ihr Dasein ein durchaus glänzendes und köstliches gewesen sein müsse und aus deren Geisteserzeugnissen die Spätern Trost, Belehrung, Erhebung und Erkenntniß der höchsten Fragen schöpfen, bei uns im Leben doch immer sehr isolirt standen, sich in ihrer Lage und unter ihren Umgebungen gedrückt, unbefriedigt, unbehaglich fühlten und Mühe hatten, sich gegen phylloströfe Anfeindungen, boshafte Verdächtigungen und kleinliche Knauferei zu behaupten und sich nur leidlich durchs Leben zu schlagen. Ich spreche hier natürlich nicht von solchen verworrenen, phantastisch-excentrischen, ihre Kräfte überschätzenden und überspannenden Halbitalenten, welche Ansprüche an das Leben machten, die ihnen dieses nicht gewähren konnte, sondern von verstandesklaren, durchaus tüchtigen, schöpferischen, sittlich und geistig zur höchsten Reife gebildeten Männern, die, wie Herder, dem stillen und geistigen Leben der Nation wie

der Sache der Menschheit überhaupt die größten Dienste leisteten und wol ein besseres Schicksal verdient hätten. Und auch Knebel, dessen Briefe einen Schatz der gediegensten Grundsätze und der nobelsten, wahrsten und gesunden Ansichten in sich schließen, hat den ihm angemessenen Wirkungskreis in Deutschland nicht gefunden und daher auch seiner Nation die Dienste nicht geleistet, die er ihr unter andern Umständen hätte leisten können.

Welche Briefwechsel sind auch durch die sehr zahlreichen Mittheilungen interessant, die sie über die speciellen Verhältnisse Weimars, über die Mitglieder des weimarischen Hofes und anderer Höfe, über eine große Anzahl merkwürdiger Zeitgenossen, welche Weimar in friedlicher Absicht besuchten oder durch die Kriegsbereignisse dahin verschlagen wurden, Männer und Frauen, Dichter, Schriftsteller und Kriegshelden, Deutsche und Ausländer enthalten. Daran ist besonders der Knebel'sche Briefwechsel reich; der Herder'sche erhält wieder einen vorzüglichen Werth durch die sehr reichhaltigen Mittheilungen über Goethe, dessen reines Bild als das eines ausdauernden, zartfühlenden und stets hülfsbereiten Freundes wiederholt auch im Knebel'schen Briefwechsel auftaucht. Von Wieland ist viel weniger die Rede, von Herder mehrfach im Knebel'schen und stets in enthusiastischer Weise, von Schiller im Herder'schen ganz gelegentlich nur einmal, im Knebel'schen häufig, aber stets im mißvollenden Sinn, was wenigstens seine Tragödien betrifft. Dies Factum ist jedenfalls erwähnenswerth.

Die Briefe Herder's an seine Gattin aus Italien, zu denen wir uns nun zunächst wenden, lagen laut dem Vorwort dem Herausgeber in der Urschrift vor, sowie sie Herder's Sohn, der verstorbene Regierungsrath C. G. von Herder gesammelt und geordnet hatte, die Briefe Herder's zugleich auch in einer Abschrift des Enkels, des auf dem Titel als Mitherausgebers genannten F. G. von Herder in Petersburg. Nur ein paar unwichtige Briefe sind weggelassen, auch einzelne jetzt bedeutungslose Stellen und Wiederholungen gestrichen worden; doch hätte in dieser Hinsicht vielleicht noch mehr gethan werden können. Bisher war, wie Dünker im Vorwort weiter bemerkt, nur eine kleine Anzahl von Herder's Reisebriefen, „mit Weglassung der gerade für uns sehr bezeichnenden Aeußerungen über seine persönliche Stimmung und Lage“, sowie aus andern einzelne abgerissene Stellen in den „Erinnerungen“ seiner Gattin gedruckt. Der Herausgeber sagt dann weiter:

Herder's Reisebriefe erhalten ihren Werth keineswegs durch sprechende Schilderungen des wundervollen Landes, seiner herrlichen Natur, seiner erhabenen Kunstwerke; diese sparte er vielmehr für die Briefe an die Kinder auf, die schon früher größtentheils gedruckt waren, wie für die mündliche Erzählung. Ihre eigentliche Bedeutung gewinnen sie durch Herder's eigenes sich in ihnen abspiegelndes Wesen, das gerade auf dieser Reise einer neuen Entwicklung entschieden zustrebte. Stimmen sie hierin mit Goethe's Briefen aus Italien ganz überein, so bilden sie dagegen ihrem Inhalte nach zu diesen den schärfsten Gegensatz; denn die unmittelbar aufeinander folgenden Reisen dieser beiden Stammhalter unserer deutschen Bildung könnten kaum entgegen-

gesetzt nun diesen allerdings frappanten Gegensatz in geistreicher Weise weiter aus; er hebt hervor, wie Goethe auch auf seiner ganzen italienischen Reise vom schönsten Glück begünstigt, Herder dagegen auch hier von der höchsten Ungunst des Schicksals verfolgt wurde, so daß diejenigen, welche die Menschen in zwei Klassen in Glücks- und Unglücksänder einteilen, an diesem Gegensatz zwischen der Glückseligkeit Goethe's und der Unglücksreise Herder's für ihre Ansicht einen neuen Anhalt gewinnen werden. Denn es scheint allerdings solche Menschen zu geben, denen alles zum Glück ausfällt, was sie auch anfangen und wie sie es anfangen mögen, und andere, die, sie mögen sich anstellen wie sie wollen, niemals zu einem Vollgenuß ihres Daseins gelangen und denen selbst manch scheinbares Glück so verbittert und vergällt wird, daß die trübten und verdüsternden Einbrüche und Folgen davon selbst dieses Glück in Unglück zu verwandeln scheinen. Allerdings war Herder zur Misanthropie und zu jener melancholischen Stimmung geneigt, wie sie vielen tiefen, das Leben ernst nehmenden Denkern eigen war, und zwar gerade solchen Denkern, welche am rüchlichsten und eifrigsten für den Fortschritt, die geistige Befreiung und die Humanisirung des Menschengeschlechtes kämpften und daher auch von dem Widerstande, auf den sie stießen, von den Mißverständnissen, unter denen sie litten, und von dem unermeßlichen Abstand zwischen ihrem Ideal und der Wirklichkeit gerade am schwerlichsten getroffen wurden. Aber es handelt sich bei der Reise Herder's in der That um wirklich unselige äußere Umstände, die sich seiner Berechnung und Einwirkung entzogen, um ungünstige Constellationen, um Placereien und Eindrücke mancherlei Art, um unerwartet hereinplagende Zufälle (z. B. der Ruf nach Göttingen), welche ihm große Gemüthsunruhe verursachten und ihn aus der großartigen Trümmer- und Kunstwelt Roms und den paradiesischen Umgebungen des Golfs von Neapel immer wieder in den deutschen Haus- und Amtsjammer zurückversetzten und ihn zu keinem behaglichen Genuß kommen ließen. Wäre er entweder mit größerer diplomatischer Weltklugheit oder mit größerer Energie oder auch mit dem poetischen Leichtsinne eines Künstlers oder Dichters begabt gewesen, hätte er nicht mit einer Innigkeit ohnegleichen an Weib und Kindern gehangen, so würde er sich auch mit diesen verbitternden Umständen leichter abgefunden haben. Aber es ging ihm wie den meisten scheuen und zartorganisirten Menschen, denen man gerade deshalb, weil sie dies sind, zumuthet sich gefallen zu lassen, was man rücksichtslos vorschreitenden, immer zu kräftigem Widerstande bereiten Menschen nimmermehr zumuthen würde, und die sich dann plötzlich in Lagen versetzt sehen, in denen sie genöthigt sind, gegen ihre Natur zu handeln und schließlich doch kräftig und vielleicht selbst unzureichend aufzutreten zu müssen. In der Regel geht aber bei solchen Naturen nicht ab ohne einen inneren Zwiespalt und eine bittere Nachempfindung.

Es war der jüngste Bruder des späteren Fürsten Prinzmas und Großherzogs Karl von Dalberg, Johann

Heinrich Hugo Freiherr von Dalberg, Domkapitular zu Erier, ein geistvoller und, wie dies Herder trotz späterer Konflikte immer zugibt, auch guter Mann, welcher dem von ihm bewunderten Herder zuerst den Plan zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Italien vorlegte. Er war im April 1786 mit Herder in Verbindung getreten und zwar durch Zusendung eines Briefes, in welchem er unter anderm versicherte, daß Herder ihn begeistere, wie es kein anderer Dichter vermöge. Auf's lebhafteste interessirte er sich auch für Herder's Plan zu einer allgemeinen deutschen Akademie. An Sympathien und Berührungspunkten zwischen beiden fehlte es mithin nicht. Im Frühjahr 1787 machte er Herder den Vorschlag, sich an irgendeinem noch zu bestimmenden Orte der Schweiz oder sonstwo zu treffen, um „als Pilgrime in das hohe Rom zusammen zu wallen“. Herder ging darauf ein, und man verabredete, wahrscheinlich bei einem Besuche Dalberg's in Weimar, wo er bei Herder wohnte, sich in Augsburg zu treffen; von der Mitreise einer weiblichen Person war nicht die Rede gewesen. Am 6. August reiste Herder von Weimar ab, und am 22. traf er in Augsburg ein. Bald kam auch Dalberg, aber in Begleitung der Frau von Sedendorf, die ihn in ihren Rehen umstrickt hielt und durch widerwärtige Launen Herder die Reise bis nach Rom und seinen Aufenthalt in der Ewigen Stadt gründlich verleibete. Das „Geschlepp“ war kostbar, da sollte nun durch „elende Knidereien“ nachgeholfen werden; sie ließ es Herder merken, daß er ihr lästig und im Wege sei: sie suchte Dalberg von Herder abzugiehen, und um mit jenem allein zu sein, schützte sie bald Kopfschmerzen, bald etwas anderes vor; mancher Tag ging in Rom verloren, weil die gnädige Frau plötzlich erklärte, nicht ausgehen, nichts sehen zu wollen; alle Augenblicke störte sie den „Curs“, d. h. den Mundgang, den man in Girt's Begleitung durch Roms Sehenswürdigkeiten machte, weshalb auch Herder sich gegen seine Frau dahin äußerte, daß man auf diese Weise zwei Jahre brauchen könne, um in Rom herumzukommen; ja aus Eigensinn blieb sie einmal einen ganzen Monat zu Hause, und Dalberg, der dieser herrschsüchtigen und launischen Person in allem gehorchte, mit ihr. Die Frau von Sedendorf scheint in der That planmäßig dahin gearbeitet zu haben, Herder die Stimmung möglichst zu verbittern, ihn um seine Zeit zu bestehlen und ihn durch ihre Blaskereien und Launen dahin zu bringen, sich von Dalberg zu trennen. Herder, dieses nach ihrer Ansicht nur unnötige und beschwerliche Anhängsel der Reisegesellschaft, dazu ein protestantischer Geistlicher von streng sittlichen Begriffen, war ihr als Augenzeuge eines zweideutigen Verhältnisses sicherlich im höchsten Grade unbequem; sie wußte, was für Ge- lichte über sie in die Heimat gelangen würden! Und arin täuschte sie sich nicht; denn Karoline Herder schreibt am 24. September 1788 aus Weimar an ihren Gatten: Man spricht von ihrer Reise als beinahe einer öffentlichen Schand- sache“, und am 12. October: „Der H— Sedendorf werde ich in meinem Leben nicht gu!“; schildert sie auch in dem erstgenannten Briefe mit folgenden Worten:

„Keine Wirthin ist sie nicht, das ist weltkundig. Wissenschaft hat sie keine, und weiß also von nichts mitzu- reden. Weltkenntniß hat sie ebenso wenig, und weiß mit niemand Fremden umzugehen. Sie besigt nichts als Pöffe und List.“ Herder selbst aber kommt zu der ver- zweifelten Ansicht, eine Reise mit einer Frau sei „die unvernünftigste Sache, die sich denken läßt“.

Die Capricen und Ränke dieser Person mußten natür- lich das Verhältniß auch zwischen Herder und Dalberg zu einem sehr unbehaglichen machen; dennoch kämpfte Herder lange mit sich, ehe er sich zu einem Schritte ent- schloß, welcher nothwendig eine Trennung von Dalberg zur Folge haben mußte. Es war der leidige Selbstpunkt, welcher Herder so lange an das wunderliche reisende Paar gefesselt hatte, zuletzt aber auch das Motiv der Trennung abgab. Dalberg scheint zwar vor dem Antritt der Reise durchaus keine bestimmte Erklärung abgegeben zu haben, daß er die Reisekosten tragen wolle, aber die ganze Art und Weise, wie er Herder zur Mitreise eingeladen und überredet, und der Umstand, daß er die in Augsburg aufgelaufenen Kosten zu tragen übernommen hatte, ließ sicher darauf schließen, daß Dalberg von vornherein die Absicht gehabt, Herder auf der Reise freizuhalten. Herder hatte sechs Kinder zu ernähren, seine Stellung war damals in pecuniärer Hinsicht noch sehr ungenügend, er steckte in Schulden und so sah er sich genöthigt, sich übermäßig in amtlicher Thätigkeit wie in schriftstellerischer Arbeit anzustrengen, um seine für seine Verhältnisse durch- aus nicht ausreichende Befoldung aufzubessern. Herder wäre ohne Dalberg's Einladung entweder gar nicht nach Italien oder ohne ihn und daher unvergleichlich wehthöher, weil nicht in vornehmer Gesellschaft gereist. Alle rheima- rischen Freunde Herder's waren auch davon überzeugt, daß Dalberg die Reisekosten tragen werde, Herder selbst in dem Grade, daß er des Freiherrn Partgefühl zu ver- stehen glaubte, wenn er des Selbstpunktes im voraus auch nur erwähnte. Hatte doch der Freiherr Dalberg er- klärt, daß Herder ihn begeistere, wie kein anderer Dichter es vermöge, wie konnte man erwarten, daß er selbst einen von ihm so hochverehrten Mann zu Ausgaben nöthigen werde, zu deren Bestreitung Herder ohne Zweifel neue Schulden hätte contrahiren müssen! Als nun nach schon angetretener Reise plötzlich zu Herder's Ueberraschung sich eine kostspielige und anspruchsvolle Reisegefährtin einfand, von der bis dahin gar nicht die Rede gewesen, so erbot sich Herder, welchen Dalberg, wie schon bemerkt, noch in Augsburg freizugehalten, aus freien Stücken, sich an der Zeche zu theilhaben und — Dalberg nahm sein Anerbieten an, was er ohne das Zureden und Andrängen seiner Begleiterin sicherlich nicht gethan haben würde. Man kann denken, wie verstimmt hierüber Herder war; denn was er aus Partgefühl angeboten, das, glaubte er, werde der Domkapitular mit gleichem Partgefühl ablehnen. Her- der's Verstimmung wuchs im Verlauf der Reise, je mehr er zu seinem Schrecken einsehen mußte, wie theuer die Ehre erkauft wird, mit so vornehmen Herrschaften zu reisen. Was half es ihm, daß Dalberg ihn als den

größten Dichter verehrte, da ihm diese Verehrung eine so überaus kostspielige Reise und die Aussicht auf beträchtliche Vermehrung seiner ihn schon genug drückenden Schulden zu Wege gebracht hatte. Die weimarischen Freunde waren über Dalberg's Verfahren entrüstet, namentlich Goethe, und dieser war es auch, der seinen Freund Herder durch dessen Gattin, die in solchen Fällen ohne dies keinen Spas verstand, auf dem Wege ernstlicher brieflicher Vorstellungen bestimmen ließ, in dieser Sache bei Dalberg entschiedene Schritte zu thun, die, da Dalberg sich doch vor der öffentlichen Meinung nicht compromittiren konnte, nach einigen Umständen zu dem gewünschten Ziele führten, aber dem zartfühlenden Herder um so schwerer ankamen, da er Dalberg's gutes wenn auch schwaches Herz wol zu würdigen wußte. Diese unangenehmen Verhältnisse und ein Austausch verstimrender Blicke zwischen Herder und Dalberg, der dann das Versprechen und die allmähliche Auszahlung der von Herder in Anspruch genommenen Geldhülfe zur Folge hatte, warf einen langen düstern Schatten in den ersten Abschnitt seiner Reise und versauerte ihm in Verbindung der schon oben erwähnten Placereien seitens der Seckendorf namentlich den Aufenthalt in Rom. Ob Dalberg in Herder den einzigen Dichter, der ihn wahrhaft begeistern konnte, auch fortan verehrt habe, wird nicht gesagt. Aber Herder war nun frei und von drückenden Sorgen und Banden erlöst und man spürt dem Jubel, in den ihn das Prachttheater Neapels und seiner wundervollen Umgebungen wenig später versetzte, das ganze Wohlgefühl an, mit dem ihn das Bewußtsein der nun errungenen persönlichen Unabhängigkeit überströmte.

Leidet hatte Herder noch in einigen andern Stücken Unglück. Der ganze Winter war für Italien ein ungewöhnlich rauher und regnerischer und strafte seine Vorstellungen von dem himmlischen Klima und dem ewig unbewölkten Himmel Hesperiens Lügen. Zu der Verdüsterung seiner Gemüthszustände in Rom hatte das böse Wetter auch das Seinige beigetragen; oft war er im Zimmer zurückgehalten worden, wo dann der Aufenthalt auch nicht behaglich war. Die Ungunst des Wetters verfolgte ihn auch bis nach Neapel, wo er am 4. Januar 1789 eintraf. Er schreibt:

Die Reise war beschwerlich, denn die schönen Trangelwälder dieses glücklichen Erdreichs liegen unter ungesehenem und unerhörtem Eise; ein trauriger Anblick! Und Pferde und Menschen, die des Schnees, des Eises und der Kälte ebenso ungewohnt waren, konnten sich auch nicht dareinfinden und fanden es brutta cosa, bei solchem Wetter zu reisen.

Wenige Zeilen darauf ruft er jedoch entzückt:

Trotz der Kälte ist die Luft hier, wie ich sie zeitlebens noch nicht gefühlt habe, balsamisch und erquickend. Vom drückenden Rom befreit, fühle ich mich wie einen ganz andern Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele. Was muß das für ein Aufenthalt sein in der schönen Jahreszeit! Ich glaube man vergißt hier die ganze Welt und wünscht mit den Seinigen hier nur zu leben und zu athmen. . . . O wenn du mit den Kindern hier wärest! Hier wünschte ich dich, nicht im verwünschten Rom. Hier ist eine Welt, die Gott gemacht hat, Gesundheit, Ruhe und Leben. Ich glaube es den Neapolitanern, daß, wenn

Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich aus himmlische Fenster legt und auf Neapel herabsteht. Auch sehe ich der lange an zu fühlen, wie man ein Griechisch sein kann u. s. w.

Und am 12. Januar schreibt er:

Hier ist's nicht möglich, daß jemandem ein Wölken aus die Stirn kommen oder lange darauf weilen sollte; man gibt's den Wellen und den Winden. Und wenn der König mich hier irgendwo zum Erzbischof machte, und der Papst mir erlaube, dich und die Reinen zu behalten, so läßt du mit den sehr Kindern nach, oder vielmehr ich holte dich ab, und wir wollten hier leben. Und das ist jetzt in der stravagantesten Jahreszeit, da alle Elemente für die Italiener ungewöhnlich im Raum sind; was muß es sonst sein! Lasset uns das bißchen Luft genießen, solange wir hier sind, und mit traurig vergnügten Herzen nachher scheiden. Rom ist eine Würbergrube gegen diesen Ort, und ich sehe jetzt gar wohl ein, warum es mir da so recht wohl ward. Ich wollte, daß alle Gegenstände des Studiums hier wären!

So schrieb der „Vescovo di Turingia“, wie man Herder nannte, über Neapel; er, der protestantische Geistliche, wünschte sogar neapolitanischer Erzbischof zu sein, um nur in diesen herrlichen Gefilden wohnen zu können; hatte er doch hier das Muster eines katholischen Kirchenfürsten vor Augen, den auch von Stolberg und Glise von der Rede gefeierten Erzbischof von Tarent, Giuseppe Capece-Latro, welchen er den „geschicktesten, lebhaftesten, gelehrtesten, sinnreichsten, liebenswürdigsten“ Geistlichen nennt, den er je gesehen. *) Sein Aufenthalt in Neapel wurde Herder noch genüßreicher gewesen sein, wenn er des Italienischen hinlänglich mächtig gewesen wäre. Er selbst schreibt einmal: „Ohne Kenntniß der Landessprache zu reisen ist immer und überall, zumal in Italien, eine verdrüßliche, lächerliche, kostbare und am Ende unvernünftige Sache.“ Dies schrieb er freilich am Anfang seiner Reise, 4. September 1788 aus Verona; später mag er wol mit den Italienern sich besser verständigen gelernt haben; denn er klagt in seinen spätern Briefen über diesen Punkt nicht mehr.

Selbst ein Antrag, der, mochte er ihn annehmen oder nicht, unter allen Umständen seine äußere Lage nur verbessern mußte und den wir schon gelegentlich erwähnt haben, kam doch insofern sehr unangelegen, da die Verhandlungen darüber mit seiner italienischen Reise zusammenfielen; wir meinen den Antrag, der ihn zum Professor nebst dem Titel eines Consistorialraths nach Göttingen berief. Die Alternative, ob er annehmen oder ablehnen solle, die Erwägung der gegenseitigen Vortheile und Nachtheile von Weimar und Göttingen, die pecuniäre Berechnung bis ins Kleinste, das alles ließ ihn in Italien zu keinem rechten Genuß all des Schönen und Herrlichen kommen, wovon er sich umgeben sah. Die Entscheidung über diese Angelegenheit hätte wol bis zu seiner Zurückkunft Zeit gehabt, aber seine Frau, unruhig, resolut, zufahrend, auf Entscheidung drängend, betrieb die Sache aufs eifrigste, beantwortete flugs Heyne's Briefe nach eigenem Ermessen, berichtete dann an ihren Gatten

*) Die Verehrung zwischen dem katholischen und protestantischen Geistlichen war eine wechselseitige; Capece-Latro besang, wie Dürer anführt, im Jahre 1804 Herder's Tod in einer lateinischen Ode.

und quälte und marterte ihn, immer in der besten Absicht, mit Detailkram aus der Heimat, mit Klatsch, mit Ausbrüchen der Unzufriedenheit. Dabei sollte Herder paradiesische Gegenden und Kunstwerke genießen und reine und volle Eindrücke davon in sich aufnehmen! Kein Wunder, wenn er von diesem Hin- und Herschreiben, von der ihm immer vorschwebenden heimischen Kleinmühsere niedergebeugt, auf seiner Rückreise von Mailand aus am 13. Juni 1789 schreibt: „Laßt mich ruhig reisen und ankommen, meine äußerst schon gewordene, in sich zusammengegeschrockte, matte Seele kann jetzt nichts mehr als — reisen.“ Das waren die Eindrücke, welche einer unserer ersten und edelsten Geister von seiner Reise in Italien hatte! Er fühlte sich wund und todtmatt, wie ein gehegtes Wild. Vorher, ebenfalls aus Rom, schreibt er, bereits auf der Heimreise begriffen, am 3. April 1789: „Auf meiner Reise hatte ich an meine politische-theologische Lage in Deutschland gar nicht gedacht, und sie nicht nur zu vergessen gestrebt, sondern wirklich vergessen. Die Heyne's Brief kam, wollte ich ihn gar nicht eröffnen; ich that's indessen doch, und vergaß den Inhalt ein paar Tage mit Fleiß.“ Aber was half's? er wurde mit einem wahren Plagregen von Briefen in dieser Angelegenheit überschüttet, und er mußte seinen Kopf damit beschweren und sein Gemüth verbüßern, er mochte wollen oder nicht. Der Jammer von Weimar trat ihm wie ein Gespenst in den Weg. Er schreibt in demselben Briefe:

Die Herzogin, weißt du, liebe ich am meisten, aber du kennst ihre unkräftige Güte. Der Herzog ist gut und brav; was kann, was mag er aber für mich thun? Und überhaupt, wie müde ich des Zusammenhangs mit Fürsten und Fürstinnen geworden bin, die immer unverständige Kinder bleiben, deren anseiner nicht lenken kann, mag ich gar nicht sagen. Daß Goethe für uns wenig mehr sein kann, wird mir beinahe einleuchtend; er ist's im öffentlichen Bezuge nie gewesen. Die Damen gehen ihren Weg hin, und überhaupt ist ja für uns keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahr mehr werden.

Welch großes Unrecht der nach allen Seiten verstimimte Mann mit diesen Worten Goethe that, werden wir später noch erfahren; jedenfalls beweist aber diese Stelle, daß es in jenen Tagen in Weimar gar nicht so glänzend und behaglich ausah, als es uns in der Ferne erscheint.

Freilich hatte Frau Herder auch über Göttingen nicht gerade sehr Erfreuliches zu melden; sie schreibt am 8. Mai 1789:

Diesen nämlichen Tag war vormittags die Buchhändlerin Ruprecht aus Göttingen mit ihrem Mann bei mir. Sie erzählte mir, wie die meisten Professoren und Studenten sich erwarteten mit großer Freude; es seien aber auch welche, die es nicht glaubten, weil sie's nicht gern sähen, und so seien denn die Stimmen für und gegen dich getheilt, doch mehr auf deiner Seite. Nun ließ ich mir von der dortigen Lebensart erzählen. Die Bornehmen, Reichen und Gingenisteten leben sehr gut und zerstreut, und alles ist auf den Aufwand gestimmt. Indessen leben die Gescheidten einsam und allein für sich. Freundschaft hält niemand recht viel miteinander. Heyne lebt für sich; seine Frau ist hypochondrisch und fränkisch und geht zu niemand. Eichhorn geht nur mit Schlozer um und lebt sehr eingeschränkt.

Nur fünf Professoren aus Schwaben, flüht sie hinzu, hielten sehr zusammen. Dies Zusammenhalten ist eben süddeutsch, jenes Sichisoliren norddeutsch. Ein andermal schreibt sie ihm:

Die angehende Professoren kannst du dich nicht dorthin verpflanzen, die Einrichtung mit Schulden wieder anzufangen, um auf gut Glück künftiger Einnahmen die ersten Jahre mit Sorgen und Anluf wieder so dahinbringen, das geht nicht, zu einem solchen Anfang sind wir zu alt. Was sie durch deine Person erhalten, müssen sie dir vergüten. Obgleich dein Gutes nicht mit Geld zu bezahlen ist, so gehört es zur Nothwendigkeit, deinen Geist sorgenfrei und heiter zu erhalten.

Man wollte aber doch einen Mann nicht verlieren, der eine der größten Helden Weimars bildete, und versprach jetzt alles Mögliche; man that, was man schon früher hätte thun sollen. Die Herzogin erbot sich, die Erziehung zweier Kinder Herder's auf sich zu nehmen, und der Herzog erklärte, am 2. Mai 1789 von einer Reise zurückgekehrt, aufs bestimmteste, daß er Herder nicht gehen lassen werde. Schon am 3. Mai überreichte er Goethe ein Billet, worin er Herder zusicherte: seine Schulden zu bezahlen und zwar auf eine Art, „daß im Publico nichts davon eclatire“; ihn zum Vice-Consistorialpräsidenten mit der Versicherung zu ernennen, daß er nach Abgang Lynker's die wirkliche Präsidentenstelle erhalte; ihm jährlich 500 Thaler zuzulegen, freilich eingerechnet 300 Thaler Zulage, welche Herder schon bezog und zwar, wie es scheint, aus des Herzogs Privatkasse; seiner Witwe ein Witwengehalt von 200 Thalern auszusetzen; für die Kosten des Studiums der Herder'schen Kinder und für deren Unterkommen zu sorgen u. s. w. Herder, durch seine Frau hiervon in Kenntniß gesetzt, beklagt sich später in einem Briefe, daß die verheißene Gehaltsverhöhung zu drei Fünfteln nur eine Scheinerhöhung sei, da er ja von den 500 Thalern 300 schon genossen habe und genieße. Die Zusicherung eines Witwengehalts für seine Frau und der Fürsorge für seine Kinder war ihm jedoch sicherlich eine große Herzenserleichterung; die größte Aufhülfe für den Augenblick gewährte ihm aber das Versprechen des Herzogs, seine Schulden zu tilgen, die sich, wie Goethe als Vermittler dem Herzoge berichtete, auf etwa 1800—2000 Thaler beliefen. Allerdings für einen Geistlichen keine kleine Summe. Ein einfacher Literat, der es nur auf so viel Hunderte von Schulden brächte, würde sich dadurch dem Vorwurf der Lieberlichkeit, unter Umständen der Gefahr einer Ausweisung und andern Unannehmlichkeiten aussetzen; si duo faciunt idem u. s. w. Man erkennt übrigens daraus, daß Herder, der doch sicherlich nur seinem Stande gemäß lebte und kein Verschwender war, vorher verhältnismäßig sehr schlecht gestellt gewesen sein müsse. Darauf deuten auch einige Stellen in einem Briefe Herder's aus Florenz vom 21. Mai 1789: „Warum haben wir bisher einem Fürsten gedient, der seine so hoch und werth geachteten Diener so bezahlt hat! Wir gutherzigen Tröpfe!“ Und: „Weg von ihnen! das ist mein einziges Thema, und nur nicht auf ihre Freundschaft und Dankbarkeit gerechnet!“ Ueberhaupt muß man gestehen, daß der Herzog jene großen Geister, deren Ruhm den seinigen begründete, sehr

wohlfeil hatte; sie kosteten ihm vielleicht nicht so viel, als ein paar Husarenmajore, von denen er und das weimarische Ländchen keinen Ruhm und kaum einen Nutzen hatten. Einen Minister, einen Confistorialpräsidenten, einen Prinzenenerzieher, vielleicht auch einen Geschichtspräsidenten brauchte man ohnehin; es war nur Karl August's unsterbliches Verdienst, daß er dem unbegründeten Vorurtheil zum Trost, ein Dichter sei für praktische Geschäfte unbrauchbar, den genialen Verfasser des „Werther“ und des „Götz von Berlichingen“ zu seinem Minister wählte; daß er einen freisinnigen, aller bloß dogmatischen Theologie abholden Mann wie Herder zu der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten seines Ländchens berief; daß er seinem Erzieher Wieland, der gerade nicht immer die keuschesten Sachen schrieb, Anhänglichkeit bewahrte und ihm eine möglichst behagliche Existenz sicherte; daß er endlich Schiller, den Dichter der „Räuber“, den andere Fürsten lieber in einen Festungsturm begraben haben würden, ein Asyl in seinem Ländchen gewährte und, sonder Zweifel unter Goethe's besonderer Mitwirkung, ihn zum Professor der Geschichte beförderte, obgleich Schiller hierzu die gesetzlich vorgeschriebene Qualifikation nicht erworben hatte.

Herder blieb in Weimar; ob er es bereut hat, nicht nach Göttingen gegangen zu sein, wissen wir nicht genau. Auf die in den „Erinnerungen“ seiner ewig unzufriedenen Gattin enthaltenen Andeutungen von manchen tiefgefühlten Kränkungen und geschäftigen Mißverständnissen, die es Herder gleich in der allerersten Zeit bitter hätten bereuen lassen, dem Rufe nach Göttingen nicht gefolgt zu sein, ist nicht viel zu geben. Man darf kaum zweifelhaft sein, daß man es zu einem guten Theile Goethe verdankt, wenn Herder für Weimar erhalten wurde, indem er mit seltenem Eifer bemüht war, Herder immer bessere Bedingungen auszuwirken. Herder's Gattin schreibt am 3. Juli 1789 unter anderem:

Ob du meine Briefe in München erhalten hast, zweifle ich jetzt sehr. Der Herzog hat dir darinnen durch Goethe 400 Rthlr. Zulage versprochen, sodas wir 1800 Rthlr. jährlich haben. Dies zeigt genug, daß dich der Herzog nicht lassen will.

Ueberhaupt strahlt Goethe's Bild aus diesem Briefwechsel so rein und wohlthuend wider, als man immer nur denken kann. Gleich am ersten Tage nach der Abreise Herder's von Weimar kam er zu dessen Gattin: „Er hat mich recht gutmüthig getrübt“, schreibt sie. Folgenden Tags war er wieder da, um die Frau aufzurichten: „Goethe kam auch heute wieder und sagte mir die besten Folgen deiner Reise vor. Unter anderm sagte er auch, daß er 14 Tage vor der Abreise von Rom täglich wie ein Kind geweint habe; das hat mich sehr gesammelt.“ Folgenden Tags schreibt sie:

Goethe gräßt dich tausend, tausendmal. Er empfindet deine Abwesenheit nach mir am meisten. Durch dein Gespräch, durch die Aufnahme seiner Gedanken und Mittheilung der beizigen, die ihm forthelfen, hättest du ihm viel gebient. Mit Knebel, sagt er, sei dies nicht so. Auch im Politischen sieht er, daß nichts zu thun sei. Er hat sehr offen darüber gesprochen, das ich aber nicht schreiben läßt, und du alles selbst schon weißt. Sobald der Herzog fort ist, will er an den achten Band setzen

Werke setzen. Will das Jahr noch viel arbeiten. Sein Motto ist abermals: „Wenn du still bist, wird dir geholfen.“

Am 14. August war er wieder da, und sie schreibt:

Eben war Goethe da, er hat viel Lustiges, ich möchte sagen Betäubendes über seine häusliche menschliche Situation gesagt — es war aber in allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht that. Er hat nun alles Glück und Wohlfühl auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reducirt. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte u. dgl.

Am 15. August berichtet sie abermals, daß er sie fleißig besuche, aber die Einflüsterungen der Frau von Stein, die ihn nach Art eifersüchtiger Weiber beschuldige, daß er „sinnlich geworden“, scheinen die Herder einen Augenblick gegen ihn verstimmt zu haben. Sie brachte bei einem Besuche Goethe's die Rede auf Frau von Stein, und er erwiderte: „Ach, mit der ist nicht viel anzufangen, sie ist verstimmt und es scheint nicht, daß etwas werden will.“ Die Herder fügt hinzu: „Ich nahm ihre Partii. so gut ich konnte, ich glaube aber nicht, daß er ihr entgegengeht.“ Am 18. August theilt sie mit, daß Goethe sie „meistens all ander Tag“ besuche; doch sei er „beinahe wie ein Chamäleon“, bald sei sie ihm „gut, bald nur halb gut“. Am 25. August war der Geburtstag eines Sohnes von Herder, Adelbert, dem dazu „das Löffchen gedeckt wurde“. Da kamen auch Goethe und Knebel, zugleich auch ein Päckchen von Herder aus Nürnberg, und Karoline Herder erzählt weiter:

Ich las aus dem Brief Goethe und Knebeln vor, und sie hatten beide gleiche Freude mit mir; nicht genug können sie die gute Art und das rein gewaschene Auge loben, womit du alles sieht und so vielfach siehst. Goethe interessiert das um so mehr, da er wie er sagte, nur eine Sache sähe. Nun wurde der Brief aufgemacht. Goethe bekam seinen Brief über vielmehr Gerichte. Emil magte sich den Pack Pfeffertuchen an, und theilte so freundlich großmüthig aus, daß bald keine mehr übrig geblieben wären. Die Deute Zuckersachen wurde auf einen Teller gethan. Goethe und Knebel aßen von allem mit. . . . Goethe war sehr gut.

Solche idyllische Scenen, die so recht nach Goethe's damaligem Geschmack waren, kamen noch im Jahre 1788 in Weimar vor; zehn Jahre später wol nicht mehr.

Wie menschlich Goethe fühlte, zeigte sich auch später als er von Karoline hörte, daß Herder die Reisetasche mittragen solle. Entrüstet rief er in seiner Weise aus:

Den Teufel auf den Kopf! nicht einen Pfennig muß Herder dort bezahlen! (Glaubt der kleine Mensch?), daß er Herder nicht unendliche Verbindlichkeit schuldig ist, daß er die Reise mit ihm unternommen hat! Sein Verstand, seine Kenntnisse und sein Werth müssen unschätzbar für ihn sein. Nein, Ihr müßt doch aus in seine Verlegenheit durch ihn kommen. Er muß bezahlen, das ist er schuldig!

So schreibt die Herder am 24. September 1788 und sie fügt hinzu:

Seitdem ich mit Goethe gesprochen habe, schlafe ich wieder besser; die Sorgen haben mich manche Nacht gegen 2 Uhr geweckt und ließen mich nicht mehr schlafen.

Interessant ist auch folgende Stelle aus einem Briefe der Herder vom 12. October, als Goethe sie wieder einmal besucht:

Vom Kaiser sagte er, er hätte das Haus Oesterreich nach diesen Krieg so heruntergebracht, daß es sich in 100 Jahren

*) Der Domkapitular Dalberg; er war etwas verwaschen.

nicht erhalten werde. Ich sagte: „So wird's unserm Herzog auch gehen.“ „Ja nicht anders,“ antwortete er; und so geht's uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo oder am unrichtigen Ort, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mir's von Jugend auf ergangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen als ein anderer, und ich weiß am besten, wo und wie sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen. So schadet dem Herder jetzt seine Eigenheit. Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit ist seine Eigenheit, und nun leidet er darunter.“

Die Herder meint, daß dies goldene Worte seien, als wären sie aus ihrer und Herder's Seele herausgeredet, bemerkt auch noch, daß Goethe über Herder's Verhältniß zu Dalberg geäußert: „Und wenn ihn Herder 3000 Thaler lohete, so ist's nicht zu viel; er hat ihm ja noch immer seine Person nicht bezahlt.“

Aber eine bedeutende Verstimmung gegen Goethe trat bei Karoline Herder ein, als Goethe den „Pater Brey“ drucken ließ, der bekanntlich durch die Einmischung Leuchsenring's in das Verhältniß zu Herder's Gattin, als sie noch seine Braut war, veranlaßt wurde. Sie schreibt darüber am 16. Januar 1789:

Goethe's Gedichte sind noch nicht ganz fertig; ich habe sie zwei Tage gehabt, aber gleich wieder zurückgeschickt, es war ein Stachel für mich drinnen. Der „Brey“ ist nach dem „Flundersweller Jahrmarkt“ gedruckt; es hat mir sehr weh gethan, daß er's nicht weggelassen hat. Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben; er ist mir fatal.

Doch Goethe weiß sie zu beschwichtigen; sie schreibt am 13. Februar 1789:

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im „Pater Brey“ ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? Beileibe nicht! sagte er, ich solle nicht so denken. Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das Uebrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Und da sprach er gar viel Schönes und Wahres darüber. Auch daß wir den „Lasso“, der viel Deutenbes über seine eigene Person hätte, nicht deuten dürfen, sonst wäre das ganze Stück verschoben u. s. w. Kurz, ich war völlig befreit, da ich mir ihn so ganz als Dichter denke. Er nimmt und verarbeitet in sich aus dem All der Natur (wie's Moris nennt), in das ich auch gehöre, und alle andern Verhältnisse sind dem Dichter untergeordnet. Das sehe ich jetzt euklich und ich sehe ihn täglich mehr in seinem eigentlichen Licht. Er ist eben ein glücklich Begünstigter von der Natur.

Zur weitem Ergänzung dieser sehr vernünftigen Auffassung dient, was sie am 2. März 1789 schreibt:

Ueber Goethe habe ich wirklich einen großen Aufschluß bekommen. Er lebt eben wie der Dichter mit dem Ganzen er das Ganze in ihm, und da wollen wir als Individuen nicht mehr von ihm verlangen, als er geben kann. Er fühlt sich als ein höheres Wesen, das ist wahr, aber er ist doch der sie und Unveränderliche unter allen. Seitdem ich weiß, was Dichter und ein Künstler ist, seitdem verlange ich kein engeres Verhältniß, und doch, wenn er zu mir kommt, fühle ich, daß sehr guter Geist um und in ihm ist.

Das große Interesse, das sie für Goethe und seine Hoffnungen empfand, zeigt sich auch darin, daß sie den „Lasso“ für Herder abschrieb. Sie schreibt am 20. März 89:

Ich habe die Fortsetzung von „Lasso“ wieder abgeschrieben. Ich kam dazu; er absolvierte mich hierüber, wie leicht zu

denken, und grüßt dich. Von diesem Stücke sagte er mir im Vertrauen den eigentlichen Sinn. Es ist die Disproportion des Talents mit dem Leben.

Für das Verständniß des „Lasso“ und für Goethe's Ansicht von dem Wesen der Poesie überhaupt ist auch folgende Stelle in demselben Briefe in Bezug auf eine Aeußerung der Frau von Kalb nicht unwichtig, und zwar deshalb, weil darin Goethe's Ansichten wiedergegeben, vielleicht auch, wie in den schon angeführten Stellen, seine eigenen Worte wiederholt sind:

Sie (Frau von Kalb) nimmt Goethe's „Lasso“ gar zu speziell auf Goethe, die Herzogin, den Herzog und die Steinin; ich habe sie aber ein wenig darüber berichtigt. Das will ja auch Goethe durchaus nicht so gedeutet haben. Der Dichter schildert einen ganzen Charakter, wie er ihm in seiner Seele erschienen ist; einen solchen ganzen Charakter besitzt ja aber ein einzelner Mensch nicht allein. So ist es mit dem Dichtertalent selbst, so mit der Kunst zu leben, die er durch den Herzog oder Antonio darstellt. Daß er Züge von seinen Freunden, von den Lebenden um sich hernimmt, ist ja recht und nothwendig; dadurch werden seine Menschen wahr, ohne daß sie eben ein ganzer Charakter lebend sein können oder dürfen.

Um diese Zeit war sie für Goethe so eingenommen, daß sie sogar ansah, der Frau von Stein ihr Grollen und Schmolken gegen ihn übel zu nehmen. Sie hatte am 21. Februar 1789 eine Unterredung mit der regierenden Herzogin, wobei man auch auf Goethe und die Stein zu sprechen kam. Sie schreibt:

Das Verhältniß ist noch immer nicht im Gleis. Sie will nicht verzeihen, und er nicht um Verzeihung bitten; so scheint es uns. Ich mag nicht tiefer hineinschauen. Ich denke, er sei's wol werth, daß man um ihn etwas leidet.

Die Frau von Stein fühlte sich aufs tiefste beleidigt durch die Zurücksetzung, die sie sich wegen Christiane Vulpius gefallen lassen mußte; denn Goethe's Verhältniß mit dieser, bis dahin möglichst geheim gehalten, war gegen den Februar 1789 ein offenes und öffentliches geworden. Goethe; endlich froh, ein hübsches anspruchloses Naturkind gefunden zu haben, das sich ihm hingab, ohne seine Gefühle in einer ewigen, ihn mit Aufreibung bedrohenden Exaltation zu erhalten, glaubte die Zeit gekommen, wo er, um ganz wieder er selbst zu sein, mit der nicht wenig an ungesundem Schauffement leidenden Frau von Stein und überhaupt mit der weimarischen Frauenaristokratie brechen müsse, es den Bessern und Vernünftigeren überlassend, ob sie ihm Treue bewahren wollten. In seinen Briefen an Frau von Stein herrscht eine nervöse Ueberreizung der Empfindungen, die wir in der That für nicht ganz wahr und ursprünglich halten, indem sie uns seinem damals bereits gewonnenen geistigen Standpunkt nicht zu entsprechen scheint. Zum Zwecke seiner poetischen Hervorbringungen mußte er menschliche Leidenschaften kennen lernen und studiren, und so versetzte er sich vielleicht nur künstlich in solche exaltirte Gemüthszustände, um zu erfahren, wie sich dieser Proceß bei ihm und der zunächst theilhaftigsten Person vollbringe. Dessen hatte er nun genug. An solche Intentionen zu glauben konnte freilich der Frau von Stein nicht einfallen, da sich der Dichter selbst ihrer vielleicht nur halb bewußt war, indem er sich einreden mochte,

dieses Experimentiren könne doch immer mit glühender Leidenschaft Hand in Hand gehen. Wäre diese Liebesglut nicht aber eine mehr oder weniger erkünstelte gewesen, bei der er Frau von Stein täuschte und sich selbst zu täuschen suchte, so würde er das Verhältniß mit Christiane Vulpius nicht angeknüpft haben. Der Frau von Stein drängte sich auch sofort die ganze furchtbare Wahrheit auf; nach Art betrogener Weiber wälzte sie aber ihren ganzen Haß auf die unschuldige Veranlasserin und „Ihr eifersüchtiger, zu den ärgsten Verzerrungen hingerissener Haß kannte“, wie Dünker in der Einleitung versichert, „keine Grenze“. Alle vornehmen Frauen und alle heirathsfähigen Fräulein Weimars empfanden übrigens diese Bevorzugung eines armen, schlichten, wenig gebildeten Mädchens, das Goethe wie Gott Mahaddsch seine Bajadere aus der Niedrigkeit emporhob, als eine Beleidigung, und mit jener Heuchelei, die ihnen in solchen Fällen eigen, versteckten sie ihren persönlichen Groll hinter die Maske moralischer Entrüstung, wie dies Frau von Stein auch that. Aber würde sie ihm, fragt Dünker, „weniger gegrollt haben, hätte er diese Verbindung unter den Segen der Kirche gestellt, an den er nun einmal nicht glaubte?“ Wobei übrigens immer noch gefragt werden kann, ob ein freies Verhältniß mit einem Mädchen oder ein Liebesverständnis mit einer verheiratheten Frau und Mutter, gleichgültig ob es zu einem bloß geistigen oder zu einem körperlichen Ehebruch geführt hat, das moralischere sei. Doch solche „Raisons“ der vornehmen Frauen mit andern verheiratheten oder noch besser unverheiratheten Männern galten damals für pikant und erregten keinen Anstoß; gab es doch damals, wie Lauchhardt in seinen Sittenromanen erzählt, vornehme Weiber, die außer einem ersten auch noch einen zweiten Galan haben mußten, was dem sich anderwärts schadlos haltenden Ehemann wie der Welt bekannt, aber weder für jenen noch für diese ein Gegenstand des Aergernisses war.

Herder scheinen — und wir werden davon später noch die Gründe aufzufuchen und bemühen — die so zahlreichen enthusiastischen Ausbrüche seiner Frau für Goethe nicht gerade sehr angenehm gewesen zu sein, und seine Gegenbemerkungen veranlassen sie, am 23. März 1789 an ihren Mann, offenbar um ihn zu beschwichtigen, folgende Worte zu richten:

Ueber Goethe, gestehe ich, habe ich bisher immer zu partiell geschrieben — ich habe geschrieben, wie ich's jedesmal empfunden habe. Liebster Engel, du hast über ihn ganz und vollkommen recht; du beurtheilst ihn Mann gegen Mann. War unser Gefühl nicht schon lange hierüber berichtigt? und wenn er es eine Zeit lang durch Umstände zu mildern gewußt hat, so hat er doch seine Natur nicht abgelegt. Seine Alleinherrschaft und hundert kleine Eitelkeiten empfanden ja Freunde und Feinde, und meine Abgötterei ist nicht so weit gediehen, daß ich sie gar für göttliche Eigenschaften ansehe. O mein Einziger auf der Welt, erkenne mich doch hierinnen nicht!

Sie versichert in demselben Briefe, es thue ihr beinahe leid, den „Tasso“ für Herder abgeschrieben zu haben, denn er bekämpfe, „darstellend und ausführend, die ganze Vergötterung des Dichters“. Aber bald hat

Goethe ihr Herz wiedergewonnen; denn schon am 24. April schreibt sie, während sie Knebel ein „unkleides unföhres Rohr“, obgleich „im Grunde gut“ nennt, über Goethe: Goethe bleibt sich gleich, er steht auf festem Boden. Mühsam mehr im Detail von; es schmerzt mich, daß du dein Gemüth von ihm abwendest, und er ist doch der einzige rein gute Mensch hier.

Und als er den „Tasso“ der Herzogin vorgelesen, ruft sie aus (in dem Briefe vom 10. Mai 1789):

O wie bestrafe ich mich, daß ich ihn auch nur einen Augenblick verkenne. Er ist durchaus eine treue, männliche Seele, und es freut mich, daß du dies in einem deiner letzten Briefe so gut wiedererkenntst.

Dann wieder am 29. Mai:

Goethe liebt dich und ist's vor allen Menschen werth, von dir geliebt zu werden. Wende dich nicht von ihm ab! Du achtest und liebst an der Angelika (Angelika Kaufmann), was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er ist von dieser Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zusagtest.

In der Angelegenheit wegen Göttingen zeigte er sich ebenso praktisch als für Herders wohlwollend; er war von vornherein der Ansicht, daß der Herzog Herder nicht gehen lassen dürfe. Bei Luischen Herder's Geburtstagsfeier (23. April) war Goethe, der bei solchen Anlässen nie versäumte zu erscheinen, wieder bei der Herder, und da rief er:

Der Herzog kann und darf ihn (Herder) nicht gehen lassen, er ruiniert sonst sich, Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünsch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb, er ist zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinlichen Eitelkeiten noch nicht u. s. w.

Kurz, diese Briefe enthalten so viele Mittheilungen über Goethe, daß Dünker in der Einleitung mit Recht bemerkt, man gewinne daraus fast ein ununterbrochenes Tagebuch über Goethe. Dagegen haben wir über Schiller, der sich doch schon seit dem 21. Juli 1787 in Weimar befand und mehrfach Herder besucht und mit ihm Unterredungen gehabt hatte, nur eine einzige und soweit sie Schiller betrifft unbedeutende Stelle entdecken können. Die Herder machte im September 1788 einen Ausflug, der sie auch nach Rudolstadt führte, wo sich auch Schiller befand, der, wie man weiß, von Mitte Mai bis gegen Mitte November theils in Volkstätt theils in Rudolstadt weilte und dann nach Weimar wieder zurückkehrte. Die Herder schreibt am 12. September:

Den Sonntag giug's nach Rudolstadt ins Lengefeldische Haus, das eine herzliche Familie ist. Schiller war auch da; Goethe betrug sich gut gegen ihn und es war eine gute Stimmung.“)

*) Ueber seinen ersten Besuch bei Herder berichtet Schiller in jenem Brief an Körner aus Weimar, 23. Juli 1787 („Briefwechsel“, I, 14 — 105); und am 12. August schreibt er, daß Herder an der Tafel der Herzogin laut seine Partie genommen und gegen Charlotte von Lb geäußert habe, daß er (Schiller) ihn sehr interessire; früher habe C. Schiller nur nach dem Hörensagen beurtheilt.

**) Noch einmal stoßen wir übrigens in diesen Briefen, wenn auch nicht auf die Person, doch wenigstens auf den Namen Schiller's, wo zwar bei Gelegenheit einer Aufführung von „Kabale und Liebe“, nicht dem gerade anwesenden Kessheiter Moritz Gelegenheit gab, in der literarischen Kreise Weimar's auseinanderzusetzen, „daß kein Lustpoetisches Drama darin sein“.

Ein paar Zeilen weiter schreibt sie:

Durch Schiller's Gedicht im „Merkur“ über die Götter (Griechenlands), das du kennst, kam Goethe auf die Eigenschaften, die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt haben, wie es ihm geglückt sei, den Helden das Wie hierin gefunden zu haben. Er hat hierüber mit dir, da ich auch zuhörte, viel gesprochen. Die ganze Idee liegt, wie es mir dünkt, wie ein großer Beruf in seinem Gemüth. Er sagte endlich, wenn Ludwig XIV. noch lebte, so glaubte er durch seine Unterstützung die ganze Sache ausführen zu können; er hätte einen Sinn für das Große gehabt; mit 10—12000 Athlern des Jahres könnte er's in zehn Jahren, in Rom allein versteht sich's, ausführen.

Dieser etwas mysteriösen Mittheilung über ein Vorhaben Goethe's, bei dem es sich namentlich um ein Charakterstudium des menschlichen Körpers gehandelt zu haben scheint, weshalb er auch in Jena anatomische Studien machte und bei Rober hörte, läßt sie weiter die Worte folgen:

Er war in der Stunde, da er dies alles sprach, recht in seinem Himmel, und wir haben ihm endlich versprochen müssen, mit niemand davon zu reden. Du warst natürlich nicht darunter begriffen; denn du gehörst ja ganz eigentlich und allein zu diesem Gespräch. Dich vermißt er je länger je mehr.“)

Werkwürdig ist das Verhalten Herder's gegenüber den Lobpreisungen, welche seine Gattin an Goethe verschwendet. Je mehr sie sich für Goethe erwärmt, um so mehr weiß er an ihm zu mäkeln. Noch am 24. September 1788 schreibt er aus Rom in Betreff Goethe's: „Alles liebt und bewundert ihn, was ihn hier gekannt hat“; aber in einem Briefe vom 28. März 1789 bemerkt er von ebendort in Bezug auf das Verhältniß zwischen Goethe und der Vulpius: „Die Art, wie er hier auf gewisse Weise unter rohen, obwohl guten Menschen gelebt hat, hat nichts anderes hervorbringen können.“ Am 7. April schreibt er:

Goethe's Gedichte sind hier angekommen; er hat ein Exemplar, noch ohne Titel, an Angelika geschickt. Ich kenne die meisten, und es sind unglaublich schöne Stücke darunter; aber alles wie es da ist, hätte er nicht sollen drucken lassen. Nicht nur, daß er den Kritikern das Maul darüber aufreißt, sondern weil die jugendlichen Fragen und Späße doch niemals für den Druck sind. Was du, gutes Herz, zu seiner Entschuldigung sagst, reicht meinem Gefühle nicht zu. Hole der Hefter den Gott, um den alles rings umher eine Frage sein soll, die er nach seinem Gefallen braucht; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt bloß als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Valetts, mit dem er malt.

Herder bezeichnet hiermit sehr richtig einen gewissen

artistischen Egoismus, wie er aber nicht nur Goethe, sondern auch sehr vielen andern großen Dichtern und Künstlern eigen, bei Goethe aber der höchsten und edelsten Art war; denn niemals gestattete er ihm Einfluß auf sein praktisches Wirken und seine Handlungen, denen fast ohne Ausnahme die humansten Motive zu Grunde lagen. Gestand doch Herder selbst, wie Schiller berichtet, daß Goethe jeder Intrigue, jedes kleinlichen Neides unfähig sei und niemandes Glück wissentlich untergraben habe u. s. w. Aber Herder, obwohl der freisinnigste Denker, war doch immer Theologe, dem das bloß ästhetische Interesse nur als ein secundäres galt, der nur in Jena lebte, der vom Standpunkt der Kanzel, auf welcher er, nach Schiller, Vorträge für den „gemeinen Mann“ hielt, mit gründlicher Verachtung namentlich auf alles theatrale Interesse herabblückte, weshalb auch die Kluft zwischen ihm und Schiller, je mehr dieser zur Herrschaft über die Bühne gelangte, immer weiter auseinander klappte. Er gehörte, wie seine patriotischen Oden ausweisen, nicht bloß der Menschheit, sondern auch seinem Volke und der damals hauptsächlich von Klopstock und seinen Anhängern vertretenen christlich-germanischen Richtung an; und er pflegte auch Klopstock so auf Kosten Goethe's zu erheben, wie etwa Antonio in „Torquato Tasso“ den Ariosto auf Kosten Tasso's. Hierzu kam eine gewisse Eifersucht in zweierlei Gestalt. Erstlich die des berühmten Autors, welcher seinen Dichterruhm von demjenigen Goethe's, den er doch in gewissen Punkten als seinen Schüler betrachten durfte, immer mehr überstrahlt und verbunkelt sehen mußte. Sodann die Eifersucht auf die glänzende Persönlichkeit Goethe's, der sich selbst seine Gattin gefangen gab. Ewig sich wiederholende Lobeserhebungen reizen von selbst und naturgemäß zum Widerspruch; wie viel mehr im Munde einer Gattin, wenn sie einem andern, mit bestehenden Gaben ausgestatteten Manne gelten! Anwandlungen dieser Eifersucht hatte ja Herder schon als Bräutigam verspürt, als er das Goethe'sche Gedicht „Psyche“, worunter Karoline verstanden war, mit einem Gedicht beantwortete, in welchem er Goethe einen „irren Götzenpriester“ genannt hatte. Vergleichen Erinnerungen an eine Zeit, wo Goethe an der Seite Karolins die Umgebungen Darmstadts durchschwärmte hatte, mochten doch vielleicht in der Seele Herder's aufwärmern. Die fast überschwenglichen, hyperätherischen Lobeserhebungen, welche Herder der Malerin Angelika Kaufmann in verschwenderischer Fülle in seinen Briefen zollt, Lobeserhebungen, die man als den Ausdruck der innigsten und vertraulichsten Seelensympathie betrachten kann, möchte man unter diesen Umständen fast als einen wohlberechneten Contrecoup gegen die enthusiastischen Aufwallungen seiner Gattin für Goethe ansehen, weshalb sich diese, schlau genug, auch auf sie beruft. Manche Ausdrücke Karolins wie der, Goethe sei es wol werth, „daß man um ihn etwas leidet“, durften dem Ghemann wol etwas bedenklich erscheinen und empfindlich sein.

Es handelt sich hierbei nicht im entferntesten um eine Befürchtung Herder's, daß sich ein unlauteres Verhältniß zwischen beiden entspinnen könne, sondern, wie gesagt, nur

*) Ueber jene Zusammenkunft Goethe's und Schiller's im Zengefelsen'schen Hause berichtet letzterer ausführlich in seinem bekannten Briefe an Körner aus Rudolstadt vom 12. September 1788 („Briefwechsel“, I, 341). Bekanntlich bemerkt Schiller darin unter anderm, daß im ganzen genommen seine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden sei; daß er aber zweifle, ob sie einander je sehr nahe rücken würden; ihre Vorstellungen seien wesentlich verschieden. Schiller erwähnt, daß Goethe aufs anschaulichste und lebendigste über Italien gesprochen, daß sich ihre Bekanntschaft bald und ohne Zwang gemacht habe, daß er aber, weil alles auf Goethe's Umgang eifersüchtig gewesen, nicht viel allein mit Goethe habe sprechen können.

um eine Art Eifersucht gegen das geistige Uebergewicht Goethe's und den Zauber seiner Persönlichkeit. Auch ohne sinnliche Neigung schlang sich damals leicht ein „Band der Seelen“ zwischen Personen beiderlei Geschlechts. Es war Herder drückend, daß seine Gattin, wie es schien, in Goethe doch den größern Dichter und Künstler erblickte, er mochte fürchten, daß sie mehr und mehr aus seinem Ideenkreis in den Ideenkreis Goethe's hinübergebannt werden möchte. Und hiermit that er ihr unrecht; denn niemals kann wol eine Frau ihren Gatten glühender und inniger verehrt haben, als Karoline den ihrigen. Sie schreibt z. B. am 29. August 1788: „O Gott, was habe ich für einen Schatz, für einen Reichtum an dir, du unaussprechlich Lieber, dem kein Mensch auf Erden gleicht“, und am 19. September: „Manchen Abend lese ich vor Schlafengehen die Lieber in den »Zerstreuten Blättern« und die »Blätter der Vorzeit«. O wie fromm und herzlich und groß sind sie mir jetzt als mein Abendgebet, unmittelbare Gottesstimme von ihm und zu ihm. Eine jede Zeile, ein jedes Wort von dir ist mir Gottes Wort“ u. s. w. Es quält sie der Gedanke: „Er ist glücklicher ohne mich“, sie hofft, seiner „noch ein bißchen werth zu werden“, sie bittet, wo die Liebe nicht hinreicht, wenigstens um „Mitleid“, sie nennt sich eine „gutherzige Magd“ im Verhältniß zu Herder's Schwester, denn diese sei „hundertmal geistvoller und verständiger“ als sie, „dein' armes Weib, das nur durch dich empfangen hat das Lichtlein, das sie beseelt“. Sie kennt und beklagt ihre „Festigkeit“, die sie nicht abzulegen vermag: „Denke nicht“, schreibt sie, „daß du einen Engel an mir findest. Ich bin um kein Haar besser geworden, aber du hast mich doch lieb, und in deiner Liebe will ich sterben“, und ein andermal: „Auf den Knien will ich dir dienen und nur die Brosamen deiner Liebe verlangen.“ Sie wirft sich vor, ihn manchmal durch ihre Festigkeit gequält zu haben und schreibt am 29. August 1788:

Sie (Frau von Stein) ist noch immer nicht herzlich mit Goethe, das merk' ich aus allem. Er sollte männlicher sein und sie bei der Hand nehmen, wie du's oft gethan, wenn ich unwillig herunterging. Ach das soll nie wieder geschehen; solche Erinnerungen sind mir Doldsüße. Da sehe ich recht, wie du mich liebtest; jetzt kommt die Reife an mich.

Wie alle solche heftige und leidenschaftlich sinnliche Frauen fühlt sie sich auch zuweilen von Eifersucht gepeinigt; bei allem Geist und aller Aufklärung gab sie doch etwas auf Träume und selbst auf Kartenorakel, und ein eigenthümlicher Traum riß sie in einem Briefe vom 9. Januar 1789 zu den unüberlegten Worten hin: „Ich wollte fast wetten, daß du mit in dieser Nacht vom 8. zum 9. untreu — nein, das nicht — nur daß du genossen hast.“ Dabei erinnert sie sich, daß er ja in dem „sinnlichen“ Neapel lebe. Herder sucht sie hierüber zu beruhigen, und läßt sich auf eine lange Auseinandersetzung darüber ein, daß sich „Buhlerien“ für seine Jahre nicht mehr schicken und daß sie ihn durch die Umstände seiner Reise ganz fremd geworden seien. Sie selbst drückt übrigens später Scham über jene undelicate

Anspielung und zugleich den Wunsch aus, sie nicht niedergeschrieben zu haben.

Seinerseits läßt es auch Herder nicht an den glühendsten Liebesversicherungen fehlen; er redet sie an: „Du meine Göttin und griechische Muse!“ Er schreibt ihr aus Nürnberg am 13. August 1788, um ihre Selbstanklagen niederzuschlagen:

Ich sage dir vor Gott, du bist mein größtes Glück und Gut auf Erden, dessen ich tausendfach nicht werth bin. Du übertriffst mich in allem Guten, in aller Tugend; und was ich echtes Gute habe, habe ich durch dich und an deiner Seite erlangt, das ist wahr und Amen!

Darß darauf aus Andbach:

Nun lebe wohl, liebe, beste, einzige, gute, treue Seele! Ich bin in meiner Verbannung dir näher, als ich dir dort war, da ich auf meiner Stube wie ein eingeschlossener, angelegelter Missethäter saß. . . Deine Briefe sind mein Gebetbuch.

So noch an andern Stellen. Unter den spätern Bestimmungen und je mehr sich Herder an seinen neuen Zustand gewöhnte, verlieren diese Liebesversicherungen von seiner Seite an Glut, kehren auch nicht so häufig wieder. Herder wußte übrigens wohl, was er an seiner Frau besaß; er wußte, daß sie unter ihrer leidenschaftlichen Erregtheit, die sie dann bitter genug bereute, ohne sie ablegen zu können, eine Fülle von Liebe und ein tiefes Liebesbedürfniß verbarg. Winder maßvoll als z. B. die Schiller, hatte sie doch einen feurigern originellern Geist, obschon allerdings manche Ideen, die uns in ihren Briefen überraschen, sicherlich als Abfall aus den Gesprächen mit den vielen geistreichen Männern, mit denen sie von jeher im Verkehr stand, zu betrachten sein mögen. Im übrigen hat wol Düringer sehr recht, als „grundloses Gerede“ zu bezeichnen, „was Schiller im Briefe an Körner vom 29. August 1787 von der »heiligen Zweieinigkeit« Herder's und seiner Gattin und von der wunderlichen Art berichtet, wie diese »Gottheit«, wenn sie sich entzweit, sich zu versöhnen pflege“. Das und anderes, was Schiller später von Herder berichtet, war eben weimarischer Stadtklatsch, und man kann sich nur wundern, daß Schiller ihm Gehör gab, obschon auch solche Klatschereien ihre Bedeutung namentlich in sittengeschichtlicher Hinsicht und meist auch eine gewisse Wahrheit zur Grundlage haben, nur daß sie dieselbe carikiren. Es gehört wol auch zu den Eigenschaften und Ergebnissen der deutschen Gemüthlichkeit, daß, wenn zwei Personen wirklich gemüthlich miteinander verkehren, sich bald ein dritter, dann ein vierter, fünfter u. s. w. finden werden, die an diesem innigen Verkehr Anstöß nehmen, ihn durch Erfindungen und Verzerrungen vor andern lächerlich zu machen oder gar durch Zwischenträgereien und Gegerren das Verhältniß zu trüben und zu stören suchen.

Außerdem enthalten die Briefe Karolins noch so manche interessante Mittheilungen über namhafte Personen, besonders auch renommirte Frauen. Freilich trifft man da auch auf manche Mittheilungen, die auf das innere Leben und Treiben in Weimars literarisch gebildeten Kreisen gerade kein sehr erfreuliches Licht werfen: ein paar große Dichter und Denker, die sich anbeten

ließen, waren natürlich nicht im Stande, die Weimarer zu Großstädtern zu machen. Eine intrigante Klatschschwefer war z. B. die Scharb, welche der Gattin Herder's einmal ins Gesicht sagte, daß sie seit der Abwesenheit ihres Mannes recht lebenswürdig und gutartig geworden sei und mehr spreche als früher u. s. w. Wahrscheinlich sollte dies eine böshafte Anspielung auf den günstigen Einfluß sein, den der vertraute Umgang mit Goethe auf sie gehabt habe. Dieselbe Dame klatschte über Goethe, daß er bei einem „tanzenden Vidua“ beinahe mit seiner geschiedten Frau ein Wort geredet, „sondern den Bräulein nach der Reihe die Hände geküßt, ihnen schöne Sachen gesagt, und viel getanzt hätte“. Frau von Kalb fand es abscheulich, daß er die jungen Mädchen auf diese Weise „reize“. Auch Frau Herder scheint über dieses „Geschwätz“ für einen Augenblick sehr verstimmt gewesen zu sein, und findet plötzlich, daß Goethe durchaus nichts mehr für seine Freunde sein wolle und daß er überhaupt nicht mehr für Weimar taue u. s. w. Ueber den Professor Wiedeburg in Jena hatte man allerlei schlimme Gerüchte ausgesprengt, namentlich, daß er ein schlechter Wirth gewesen und verschwenderisch gelebt habe (verschwenderisch bei 250 Thaler festem Gehalt!); als er plötzlich am Schlagfluß gestorben war, erwiesen sich alle jene Gerüchte als falsch; man wußte im Gegentheil nun von ihm nur die edelsten Tugenden zu erzählen. So sind die Menschen! Erst tragen sie durch die Erfindung und Weiterverbreitung von Lügen und Verleumdungen dazu bei, daß dem Nebenmenschen früher, als dies sonst der Fall gewesen sein würde, der Schlag rührt, und kaum ist er in die Erde gesenkt, so klagen sie, ohne sich übrigens ihre Lügen selber zu Herzen zu nehmen, daß die Menschheit nun wieder um eine Seltenheit, um einen edeln Menschen ärmer geworden!

Unter den eigentlichen Reise Mittheilungen stößt man auf manche schöne Schilderung, manche tiefe Andeutung, manche für Herder charakteristische Bemerkung. Die Bilder Dürer's in Nürnberg veranlassen ihn zu dem Ausruf: „Solch ein Maler möchte ich auch gewesen sein. Er schlägt alles, was sonst hier ist, um sich nieder“; und er bemerkt weiter: „Sonst auch viele andere schöne Sachen, die an eine Zeit deutscher Art und Kunst erinnern, die nicht mehr da ist und schwerlich je wiederkommen dürfte. O wie haben die Fürsten den Geist der deutschen Nation verkannt, unterdrückt, verschlemmt und vergeudet!“ In einem Briefe aus Verona stoßen wir auf die Bemerkung: „Der Italiener lebt sich selbst; wir armen Nordländer leben allein für andere.“ Von Rom sagt er: „Eine Welt von dritthalbtausend Jahren ist hier zu finden; alles liegt so weit auseinander und hat Ideen neben und vor sich, daß ich mir jeden Tag unwissender dünke.“ Eine herrliche Stelle über Florenz, aus der wir hier nur die paar Worte entnehmen: „Hier sind Fußstapfen von Menschen, nicht Heilige und Götzenbilder allein“, befindet sich in dem Briefe vom 22. Mai 1789. Das Merkwürdigste sind aber die hier zuerst abgedruckten Stangen, die eine Beilage zu Herder's Brief aus Rom vom 14. März

1789 bilden. Es sind im ganzen 21 Strophen, von denen wir hier die dreizehnte bis neunzehnte zur Probe mittheilen:

Auch euch, ihr der Natur erhabne Scenen,
Gebirge, Felsen, Ebenen, Ufer, Meer,
Du Meer von Adria und ihr Sirenen
Parthenope's, ihr Inseln um sie her,
Dank euch, daß, mit mir selbst mich zu versöhnen,
Ihr meine Brust von Seufzern machtet schwer;
Mit unschuldvollem, liebesartem Sehnen
Weißt' ich, der Menschheit froh, euch stille Thränen.

Und ihr erquicktet mich, als in Verona
Die Sonne nieder, als sie aufwärts stieg
In Rimini, und ich dann in Ancona
Mich mit dem Meer vermählte und schwieg;
Mit dir vermählt' ich mich, o Dea bona,
Du gute Göttin, mit der Hoffnung Sieg,
Und wie die Sonne war ich liebestrunken
Aus deinem Schoß in deinen Schoß gesunken.

O gute Göttin, darf ich, darf ich nennen
Den heil'gen Namen? nenn' ich dich Natur?
Nenn' ich dich Liebe? Ach nur dich zu kennen,
Irr' ich umher auf alles Wissens Spur,
Und doch, um reiner Flamm' in dir zu brennen,
Bedarf ich reiner Lieb' und Weisheit nur.
Nicht Kunst, nicht Wissenschaft: die Kunst des Lebens
Ist Wissenschaft; sonst ist die Kunst vergebens.

Du Göttin, weißt, daß ich an jedem Bilde
Des schönsten Marmors dich, nur dich gelernt;
Daß du so freundlich und mit Weisheit milde
Durchs Schöne mir nur den Betrug entfernt.
Dann schlich ich mich in andere Gefilde,
Als die man mit Palett' und Meißel lernt —
Ich lern' an euerm Knie, an euerm Busen
Nichts als — Humanität, erhabne Mufen!

Und sah sie in den göttlichen Gestalten,
Sah Weisheit, Güte, Macht als Menschenbild,
Sah jeder Knospe Schönheit sich entfalten,
Sah jede Art in Menschenform gehüllt;
Sah Kräfte sprossen, wachsen und veralten,
Und jeden Zweig von seinem Saft erfüllt,
Sah hier das Licht aufgehen, steigen, schwinden
Und lernte stets die Menschheit wiederfinden.

Daneben sah ich, darf ich dich auch nennen,
Du inhumanes, alt und neues Rom!
Doch wer wird dich im Namen nicht schon kennen,
Du Capitol, und du St. Peter's Dom?
Du Pfuhl, aus dem, die Erde zu verbrennen,
Ausging ein alter und ein neuer Strom,
Von Kriegern einst bewohnt und Senatoren,
Von Pfaffen jetzt bewohnt und Nonnen.

Ich lernte dich und deiner theuern Prinzen
Und deiner Prinzessinnen schönes Heer,
Die Büßen deiner darbenenden Provinzen,
Und deiner Wissenschaften todt's Meer,
Die Weisheit lern' ich sehn mit Augen klingen,
Die Andacht sehn, von altem Tummel schwer,
Die Heuchelei mit stolzen Sklavenmienen,
Den Knecht der Knechte, dem die Völker dienen.

Wir glauben unsern Aufsatz nicht besser als mit diesen erhabenen Strophen schließen zu können, dem glänzenden Fragment eines Gedichts, von dem Dünker mit Recht sagt, daß es in dichterischer Beziehung einen „sehr hohen Rang“ unter Herder's Dichtungen einnimme.

Hermann Marggraff.

Das Jorubaland.

Abbeofuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Joruba. Aus dem Englischen. Bis auf die Gegenwart fortgesetzt und wesentlich erweitert durch die Einleitung: Die Morgenröthe des tropischen Afrika von W. Hoffmann. Mit einer Karte von Joruba und den angrenzenden Ländern. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1859. Gr. 8. 28 Ngr.

Dieses Buch behandelt einen Gegenstand von etwas beschränktem Umfange, aber es behandelt ihn erschöpfend und anziehend. Man erkennt daraus deutlich, daß auch die Missionsbestrebungen als solche das allgemein menschliche Interesse lebhaft erregen können, wenn nur ein stets ungetrübter Hinblick auf das Ziel der Energie immer neue Anstöße gibt und es nicht zu einer trägen Befriedigung im abstracten Bewußtsein erfüllt Pflicht kommen läßt. Es ist ein ergreifendes Schauspiel regen, rastlosen Lebens, was uns in diesem Werke geschildert wird, und die Schilderung selbst ist hinter ihrem Gegenstande nicht zurückgeblieben. Dazu kommt, daß der größte Theil des Inhalts und insbesondere der historischen und culturgeschichtlichen Notizen in der That völlig neu ist und einer weitem wissenschaftlichen Verwerthung noch entgegensteht.

Zwar nicht der letzterwähnte Vorzug, wol aber eine in jeder Hinsicht vortreffliche Darstellungsform läßt sich der aus der Feder Hoffmann's geflossenen Einleitung nachrühmen, welche nach einem gedrängten Berichte über die Entdeckung und weitere Erforschung der Länder des tropischen Afrika die ersten Missions- und Colonisationsversuche auf der Westküste aufzählt und sobann über die Ergebnisse der evangelischen Mission daselbst bis zu dem Zeitpunkte, womit der eigentliche Inhalt des Werks beginnt, Rechenschaft ablegt. Der Schauplatz der darin geschilderten Ereignisse ist das Land Joruba, welches, im Westen von Dahomei begrenzt, im Osten durch Benin und Kalanda vom Niger geschieden und im Süden nur durch einen schmalen, den Popo gehörigen Landstreifen von der Bai von Benin getrennt, sich 60 deutsche Meilen im Gevierte nach Norden bis zum Niger erstreckt. Dieses ausgedehnte Land erfreute sich bis vor etwa 40 Jahren eines verhältnißmäßigen Friedens und Gedeihens, wie ihn die meisten benachbarten Staaten nicht kannten. Die Städte waren zahlreich und bevölkert (die größten enthielten manchmal bis 70000 Einwohner) und gewöhnlich von dreifachen Holz- oder Lehmmanern und einem Graben umschlossen. Das Land war dicht mit Dörfern von 3—4000 Einwohnern besetzt und viele Leute lebten auf ihren abgetrennten Bauerhöfen. Der Boden war fruchtbar, das Klima gesund und das Volk fleißig, ehrlich und gutmüthig. Die Nation bestand aus verschiedenen Stämmen, die alle dem König von Joruba Treue und Tribut schuldig waren; seine Residenz war in Oyo nahe am Niger. Trotz einzelner Kriege und Eifersüchteleien unter den Stämmen war die Einheit des Königreichs unangestastet geblieben, als zu dem angezeigten Zeitpunkte der Häuptling von Ilorin die Felatah herbeirief, welche das Land mit Feuer und Schwert überzogen, sich allmählich immer mehr darin festsetzten und es zu einem Schauplatz unaufhörlicher Sklavenkriege machten.

Einige arme Leute, die vor den Sklavenjägern geflohen waren, retteten sich nach dem südwestlichen Theile von Joruba, wo sich mitten unter Felsen und Bergen von Urgestein ein großer Porphyrfels findet, dessen Gipfel sich an einer Stelle zu einer tiefen und niedrigen, aber geräumigen Höhle gestaltet, die bis zum Jahre 1825 Räubern als Schlupfwinkel diente. Bald wuchs die Zahl der Flüchtigen so sehr an, daß ein Theil von ihnen, durch die Noth gebrängt, sich hervortragte und die felsigen Hügel zu bebauen anfing. Die verschiedenen Haufen der Ankömmlinge bildeten kleine abgeschlossene Gemeinden, jede unter ihren eigenen Gesetzen und mit ihrem eigenen Häuptling, Richter, Kriegsführer und mit ihrem eigenen Rathhause; und jede gab gern dieser neu aufgefundenen Heimat den Namen der Erbschaft, aus welcher sie vertrieben worden war. Dem Ganzen, das von einer

Mauer umschlossen wird, deren Umfang 15 englische Meilen beträgt, gaben sie den Namen Abbeofuta (Unterstein). Diese Stadt, in der sich allmählich die Ueberreste von 130 Ortschaften zusammenfanden, zählte im Jahre 1853 80—100000 Einwohner, sämmtlich vom südlichsten oder Egbastamm der Jorubaner. Es gelang der Weisheit und Willenskraft eines hochbegabten Häuptlings, Namens Schobefe, die einzelnen Stadtgebiete zu einer Bundesstadt zu vereinigen und dadurch ebenso wol drohenden innern Zerwürfissen vorzubeugen, als auch feindliche Angriffe von außen zurückzuschlagen. Der Ruf von der Blüte dieser Stadt drang auch nach Sierra Leone und bewog eine Anzahl der dort wohnenden, durch die Engländer aus den Händen der Sklavenhändler befreiten Jorubaner zur Rückkehr in ihr Vaterland, wo ihnen von seiten der Abbeofutaner eine beweliche Aufnahme zu Theil ward. Unter diesen befand sich auch eine Anzahl in Sierra Leone zum Christenthum Bekehrter, welche bald dringend um die Sendung von Missionaren baten. Um dieselbe Zeit fand die berühmte (vom Verfasser vortrefflich beschriebene) Nigerexpedition unter Trotter, William Allen, Bird Allen und Cool statt (April bis October 1841), die trotz ihres Mißlingens in der Hauptsache wesentlich dazu beitrug, jenem Wunsche zur Erfüllung zu verhelfen. Es wurde nämlich beschlossen den Missionar Townsend nebst zwei Jorubanern vom Egbastamme nach Abbeofuta zu senden; diese erfuhren jedoch bei ihrer Landung in Badagry, daß der Missionar unter den Ashanti, Freeman, bereits vor ihnen Abbeofuta besucht und daselbst eine ermutigende Aufnahme gefunden hatte. Da Townsend mit seinen beiden Begleitern sich eines ebenso herzlichsten Empfangs zu erfreuen hatte, so beschloß der Ausschuss der kirchlichen Missionsgesellschaft, so rasch als möglich eine Mission in Abbeofuta zu errichten und einstweilen einen Katechisten dorthin abzuordnen. Als aber die Missionare Gollmer, Townsend und der Jorubaner Growscher mit ihren Frauen und Begleitern im Januar 1845 zu Badagry landeten, erhielten sie die niederschlagende Nachricht von dem Tode Schobefe's und sahen sich trotz einer freundlichen Einladung von seiten der übrigen Häuptlinge durch die infolge eines angebrochenen Kriegs entstandene Unsicherheit des Wegs genöthigt, einstweilen in Badagry zu bleiben, wo sie aus mehreren Gründen eine feste Missionsstation unter der Leitung Gollmer's zu gründen beschloßen. Nach flebzehnmonatlichem Aufenthalt zu Badagry mußte endlich der Sklavenhandel selbst, der furchtbarste Feind der Mission, dazu dienen, den Frieden wiederherzustellen und ihnen den Weg nach Abbeofuta zu öffnen. Eine gefahr- und mühevollen Reise in der Regenzeit ward durch die herzlichste Aufnahme belohnt, welche die Missionare in Abbeofuta und insbesondere bei dem neuen Oberhäuptling Sagbua fanden. Die Versammlung der Häuptlinge wies ihnen sofort ein Stück Land in der „königlichen Stadt“ Afe, wo Schobefe residirt hatte, zum Bauplatz an, und das Volk theilte sich so eilig beim Baue, daß die Missionare durch den Reichtum der ihnen zu Gebote stehenden Arbeitskräfte in Verlegenheit gesetzt wurden. Sie begannen unverzüglich ihre öffentliche Wirksamkeit, hielten in ihrer Wohnung regelmäßigen Gottesdienst, predigten unter großem Zulauf auf den Straßen und errichteten eine Sonntagsschule für Erwachsene. Allmählich entstanden in den verschiedenen Districten der Stadt Bethäuser, und bald konnten die Missionare sich der Früchte ihrer Thätigkeit erfreuen; denn schon im April 1847 wurde durch einen Beschluß der öffentlichen Versammlung die Sklavenjagd mit Todesstrafe bedroht, und als Townsend im März 1848 durch die schwindende Gesundheit seiner Frau sich zur Rückkehr nach England genöthigt sah, gaben ihm die Häuptlinge aus freiem Antriebe ein Schreiben an die Königin mit, worin sie ihre Bereitwilligkeit zur Vernichtung des Sklavenhandels aussprachen und um Leute baten, die ihre Kinder im Ackerbau und in den Gewerben unterrichten könnten. Der Nachfolger Townsend's, Missionar Müller, erlag schon nach zwei Jahren seinen Anstrengungen, nachdem er noch Zeuge der in zwischen in mehreren Stadtgebieten gegen die Neubekehrten ausgebrochenen, durch die in ihren zeitlichen Vortheilen bedräng-

richtigen Priester und Priesterinnen der verschiedenen Götter (Babalamos), die Händler mit Opfertier und die Skavenhändler angeführten Verfolgung gewesen war. Aber die weitaus größte Anzahl der Verfolgten fand sich in ihrem Glauben, und dem unermüdeten thätigen Missionar Ginderer gelang es sogar, den Samen des Christenthums im Westen (Zbara, Ijagga) und Osten (Okele) von Abbesokuta auszustreuen. Zwar drangen in einzelnen Distrikten von Zeit zu Zeit neue Verfolgungen aus, doch gelang es der Vermittelung Sagbua's und dem Einflusse des Consuls Deercroft bei Gelegenheit seines Besuchs in Abbesokuta denselben Einhalt zu thun.

Da es schien, als ob Abbesokuta der Sitz der Gerechtigkeit und Industrie in diesem Theile von Afrika werden sollte, so fühlte sich das räuberische, grausame und treulose Volk von Dahomei in seinem ruchlosen Treiben bedroht, und die berüchtigten und gefährdeten Kriegerinnen des Königs Ego verlangten während der Anwesenheit des Consuls Deercroft in Abomei laut und fürwisch die Zerstörung von Abbesokuta. Deercroft warnte die Egbahäuptlinge durch die Missionare; aber nur wenige von ihnen thaten etwas zur Ausbesserung der verfallenen Mauern. Zum Glück griffen die Dahomier, von den Ijagganern irre geleitet, gerade diesen neu besetzten Theil an, und so gelang es der verzweifelten Tapferkeit der 8000 wehrfähigen, aber nicht sonderlich kampfrüstigen Egbas, das aus 10000 Männern und 6000 Weibern bestehende Heer der Dahomier mit großem Verluste von den Mauern zurückzuschlagen und diesen Erfolg durch eine blutige Schlacht auf offenem Felde zu vervollständigen.

Dieses Ereigniß war den Missionaren insofern förderlich, als die Abbesokutaner ihre Rettung zum großen Theile den Warnungen des Consuls und der Tapferkeit der Christen zu danken hatten. Ginderer drang nordwärts bis nach Ibadan vor und behielt hier durch einen dreimonatlichen Aufenthalt der Civilisation den Weg. In Abbesokuta selbst nahm insbesondere das Schulwesen einen glänzenden Aufschwung; die Häuptlinge der nähern und entferntern Umgegend sandten den Missionaren freundliche Botschaften und luden dieselben zu sich ein, unter ihnen sogar der Häuptling von Ifo in Kalanda, der eigentlichen Heimat des Götterdienstes. Noch mehr Boden gewannen die Missionare durch die Ankunft des Kapitäns Forbes, dessen wohlbedachte Vertbeidigungsanstalten die Dahomier verhielten, ihre Drohung eines erneuerten Angriffs auszuführen. Sogar in Badagry gelang es allmählich, wo nicht dem Christenthume, so doch den Anfängen der Kultur eine Stätte zu bereiten; doch gingen diese Keime wieder zu Grunde, als Badagry im Jahre 1851 der Schauplatz eines erbitterten Bürgerkriegs wurde und infolge desselben zu einem bloßen Dorfe herabsank. Die Hauptmissionsstation befindet sich jetzt in Lagos am Ausflusse des Ogoun, dem frühern Hauptstamme des Sklavenhandels, welchem die Engländer endlich am 26. December 1851 durch Eroberung der Stadt ein Ende machten. Die unruhigen, räuberischen Idschabbas verstanden sich endlich zum Frieden; der Ogoun ist nunmehr offen, die Wege sind frei, und Händler und Reisende können sicher hin- und hergehen. Noch aber sind die Zustände im Yorubalande nicht gesichert genug, um eine Besiedelung des öden Landes zu gestatten. Solange noch heidnische Mächte in Dahomei und Aschantie und die Follatah die Grenzen bedrohen, müssen sich die Einwohner in wenigen, aber großen Städten vereinigen. Hier aber ist die Kultur in einer hoffnungsvollen Entwicklung begriffen. Sollmer und Townsend sind aus Europa zurückgekehrt; neben ihnen wirken in Abbesokuta zwei eingeborene ordinierte Geistliche und ein statlicher Stab europäischer Katechisten und eingeborener Lehrer. Die Gemeinde ist an Zahl gewachsen, wenn auch die großen Häuptlinge, mehr durch ihre Weiber als durch ihre Götter gebunden, noch außer ihr stehen. Die Schulen der Erwachsenen und der Kinder müssen erweitert werden; eine neue Kirche, größer als alle bisherigen, mit einem Glockenthurm, am ersten in dieser Gegend Afrikas, dem Staunen der Heiden, steht da. Die christliche Literatur verbreitet ihre Segnungen immer weiter, obgleich es noch sehr an Büchern in der Landes-

sprache fehlt. Hat es auch die Normalschule zur Bildung eingeborener Schullehrer noch zu seiner kräftigen Wirksamkeit bringen können, so blüht die Gewerbeschule um so mehr. Die Baumwollenpflanzungen breiten sich bei Christen und Heiden aus und es zeigt sich bereits das Bestreben, die zur Reinigung und Verpackung nöthigen Maschinen im Lande selbst zu bauen. Diese Industrie ist der mächtigste Gegner des Sklavenhandels und es ist zu hoffen, daß ihr Aufschwung sogar Rückwanderungen der Emancipados nach Afrika zur Folge haben wird. In Osiella triumphirt das Christenthum ebenfalls über alle Verfolgungen und erringt immer mehr Boden. Auch die übrigen Heidenstädte erschließen sich allgemach seinen Wirkungen. Die neueste Nigerexpedition, mit deren Schilberung unser Buch schließt, muß den Fortschritten des Evangeliums einen mächtigen Vorstoß leisten. Samuel Crowther, der an der Spitze der sie begleitenden Mission stand, sprach es als Ergebnis seiner Beobachtungen aus, daß die Heiden überall geneigt seien, Lehren anzunehmen und mit England in Verbindung zu treten, und rath daher zum unverzüglichen Beginn der Missionsarbeit in den Uferländern des Nigerrstroms. Ungünstige Umstände verzögerten die Ausführung dieser von der Missionsgesellschaft eifrig aufgenommenen Pläne. Endlich am 29. Juni 1857 konnte Crowther von der Insel Fernando Po aufbrechen, um den Niger hinaufzufahren. In Abok, Ibadan und Igbege an der Mündung des Benue wurden Missionsstationen vorbereitet und in Omiticha blieb Missionar Taylor selbst zurück. Sogar in der großen Follatahstadt Rabba gestatteten die beiden mohammedanischen Könige freien Handel in ihren Ländern und boten eine Missionsstelle in ihrer Residenz mit dem unbeschränkten Rechte der Heidenbekehrung zum Christenthum an. Durch eine Beschädigung des Dampfboots an der weitem Fahrt Stromaufwärts und durch Ueberschwemmungen an der beabsichtigten Reise nach Sokoto gehindert, kehrte Crowther mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft einstweilen nach Sierra Leone zurück.

Wir müßten uns begnügen, den interessanten Inhalt des Buchs im Vorstehenden kurz zu skizziren, wollen aber zur Charakterisirung der Darstellungsweise nicht unterlassen hinzufügen, daß der Leser in diesem Rahmen eine Reihe der mannichfaltigsten und lebensvollsten Gemälde zu finden hoffen darf. Landschaftliche Schilderungen wechseln mit anziehenden Sittenbildern, die vielfachen Bekehrungsgeschichten haben fast ohne Ausnahme ein psychologisches Interesse und die romanhaften Schicksale einzelner Eingeborenen in der Sklaverei oder Kriegsgefangenschaft, die meist in rührenden Scenen der Befreiung und des Wiedersehens enden, üben eine wahrhaft ergreifende Wirkung aus. Der Verfasser besitzt das feine Ration eigenthümliche Erzählertalent in hohem Grade und versteht einen reichen Inhalt an wissenschaftlich bedeutsamen Thatsachen in eine anziehende Form einzukleiden. Wir zweifeln nicht, daß das Buch eine günstige Aufnahme finden wird, und sprechen die Hoffnung aus, daß die für diesen Fall vom deutschen Herausgeber in Aussicht gestellten ähnlichen Darstellungen aus andern Missionsgebieten mit gleichem Geschick bearbeitet werden mögen. 7.

Aus dem Feldzuge nach Rußland im Jahre 1812.

Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee während des Feldzugs von Rußland 1812, herausgegeben von dessen Sohne Richard von Meerheim. Dresden, Meinholt und Söhne. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willkommen heißen wir jeden Beitrag zur Kriegsgeschichte einer großen Zeit, der uns von Theilnehmern und Augenzeugen ihrer Begebenheiten geboten wird, um so mehr, wenn er durch Inhalt und Form sich vor andern so vorzüglich auszeichnet, wie das vorliegende Werk. Von dem Herausgeber, der sich durch mehrere schöne Dichtungen reich an Schwung und Kraft kriegerischer Poesie bekannt gemacht hat, ist das Manuscript, das er im Nachlasse seines Vaters gefunden hat, für die Veröffentlichung

überarbeitet und ausgefeilt worden, wie er sagt; doch ist wol die Darstellung, besonders die Schlachtschilderung durchaus sein Verdienst. Das Werk an sich wird nicht allein für den Militär, sondern auch für andere Leser von großem Interesse sein, da es nicht allein „das in beschränktem Gesichtskreise einseitig Erlebte vorführt, sondern die individuellen Beziehungen an das Gewebe des großen Ganzen anknüpft und somit von dem innergehabten klar beleuchteten Standpunkt aus Streiflichter auf den weitmussfassenden historischen Horizont wirft“. Wir haben diesen Hinweis des Vorworts im Werke bestätigt gefunden.

Der Eingang gibt uns den Geist kund, welcher in den Tagen, wo Napoleon's Stern im Zenith stand, die deutschen Krieger, welche sich ihm angeschlossen hatten, besetzte: es galt ihnen nur, den eigenen Fahnen und Standarten Ruhm und Waffenherr zu erschaffen; man fragte nicht, warum und gegen wen das Schwert gezückt werde. So wurden in Sachsen die Kriegsrückstellungen von 1811 von den Truppen freudig begrüßt. Das Regiment von Rastrow Kürassiere, bei welchem Meerheim Adjutant war, rückte in die Niederlausitz und bereitete sich durch Kriegsgübungen aller Art auf den Marsch vor, der Ende März 1812 nach dem Großherzogthum Warschau erfolgte. Mit dem Regiment Garde-du-Corps und einer reitenden Batterie zu einer schweren Reiterbrigade unter General von Thielmann vereint, stieß es mit einer weisfällischen Kürassierbrigade zusammen und bildete die siebente Division des vierten Reserve-Cavaleriecorps (Ratour-Raubourg) der großen Armee. Schon in den ersten Tagen des Cantonnements jenseit der Warthe zeigte sich der Mangel an Verpflegungsmitteln, der mit jedem Tage in steigender Progression zunahm. Der Verfasser sagt mit Recht: „Nachdem der Plan zu diesem riesenhaften Feldzuge vielleicht schon mehrere Jahre vorher entworfen, die öffentlichen Zurüstungen dazu aber bereits ein volles Jahr gedauert hatten, so mußte jedem diese Erscheinung als unerklärbar vorkommen, zumal da, wenn auch in Polen eine Misernie vorhergegangen war, die französische Verwaltung bei ihrer schonungslosen Manier gewiß noch vielfältige Mittel in Händen hatte, der Armee wenigstens nicht schon beim Vorspiel zum Drama das Bild des Elends kennen lernen zu lassen. Die nackte Wirklichkeit gab nur zu deutlich die redendsten Beweise, daß die französischen Verwaltungsbehörden in schändlich betrügerischem Gelüste bemüht waren, die bedrückten Bewohner vampirgleich auszupressen, nicht zur Beförderung des Wohls der darbenenden Armee, sondern um sich selbst zu bereichern.“ So mußte denn auch schleunigst die Insaft zum Requiriren genommen werden, aber bald genug erließ Napoleon, um die Bevölkerung von russisch-Polen zu gewinnen, strenge Befehle dagegen, die von den hungernden Truppen, denen die Behörden nichts verabsorgten, mit bitteren Gefühlen und unverkennbarem Gohne vernommen wurden. Wir haben kürzlich in den „Hausblättern“ von einem ehemaligen württembergischen Offizier dieselbe Schilderung des Elends schon auf dem Marsche nach Rußland gelesen. Dazu kamen noch die übermäßigen und nutzlosen Anstrengungen, durch welche der Unverstand des Königs von Westfalen die ihm untergebene Cavalerie vor Eröffnung des eigentlichen Feldzugs zu Grunde richtete — die Brigade Thielmann konnte einmal erst nach 48 Stunden den Pferden das erste Futter geben! Die Details über die Märsche, den Zustand und den innern Dienst dieser vorzüglichen Truppe werden unsere militärischen Leser sehr interessieren; der Verfasser verliert darüber jedoch nicht den allgemeinen Gang der Begebenheiten aus dem Auge, sondern schildert ihn mit gesundem Soldatenurtheil. Hinter Smolensk, nun auf altrussischem Gebiete, wuchs die Noth, da die Zuden fehlten, welche sonst Lebensmittel beschaffte; auch trat der Volkshaß immer deutlicher hervor und forderte besonders im Rücken der Armee seine Opfer. Die Communication der Plankencolonnen mit der großen Straße war oft ganz unterbrochen, daher gehörte es bald zur Marschordnung, abends auf Ruhepunkten jederzeit einige Dörfer in Brand zu setzen, um gegenseitige Meldung von dem Verbleiben zu machen. „So weit wir auch oft von der großen Straße entfernt sein mochten“,

sagt Meerheim, „so zeigte doch deutlich genug der rothglühende Himmel den Punkt westlich, wo sich die große Armee befand. Doch ließ wenigstens Ratour-Raubourg vorher genau untersuchen, ob sich noch ein menschliches Wesen darin befand, und wenn eine noch ein altes Mütterchen, von allen verlassen, verachtet gewesen wurde, so blieb der Ort verschont und ein anderer nach angezündet.“

Die Schlacht von Moschaisk (Dorobino ober an der Moskwa), der Ehrentag der sächsischen Kürassiere, ist, wie sich von selbst versteht, mit Vorliebe geschildert, etwige Angaben in dem Bericht des Generals von Schreckenstein (vgl. Nr. 51 d. Bl. j. 1856) werden hier ergänzt oder berichtigt. Wir entsinnen uns kaum, eine so wahre und glänzende Darstellung eines Reiterangriffs gelesen zu haben, als Meerheim sowohl von dem ersten bei Semowosk, als dann von der berühmten Attacke auf die Rajewitschanze, welche der tapferen Thielmann'schen Brigade nachfolgte, berichtet, entworfen hat. Es ist in militärischer Hinsicht eine Dichtung: „Die Sachsen an der Moskwa“, in Versen gegeben; denn hier hat wol der Dichter erst die Ereignisse des Vaters zu diesem lebendig schönen Bilde gestaltet. Letzter war selbst bei dem Händeln, von welchem auch Schreckenstein erzählt, das sich bei der ersten gelungenen Attacke, nachdem mehrere Quartiere, auch eine volle Waffe der Russen gesprengt waren, von der Hitze der Verfolgung durch alle feindlichen Treffen hinweg ließ; dort wurde die kleine Schar von allen Seiten angegriffen, der Oberst von Lehner, Commandant des Regiments Garde-du-Corps, schwer verwundet und gefangen und der größte Theil niedergebauen. Meerheim aber und der Brigadestab adjutant v. Minckwitz, die sich beide nachher bei dem Reitersturm auf der Rajewitschanze auszeichneten, hieben sich glücklich wieder durch und gelangten mühsam zu ihren Truppen zurück, die am härtesten Probe bestehen mußten, stundenlang unthätig im wirksamsten Geschützfeuer zu halten. Es ist bekannt, wie rührend sie diese Probe bestanden, und König Murat, der vor der sächsischen Brigade hielt, in welche die feindlichen Kartätschlagen mit lautem Gepfeisel sich einwühlten, war über die soldatische Muth, mit welcher die Rücken immer geschlossen wurden, so erregt, daß er mit freudestäubenden Blicken den Braven eine Menge herzlicher Handküsse zuwarf. Welcher Geist überhaupt in diesem fremden Ehrgeiz hingeworferten Kettenschär lebte, beweißt, daß vor der Schlacht Kranke und Schlechtberittene, welche zurückbleiben sollten, sich mit lauten Bitten in die Glieder drängten, ja daß viele Unberittene heimlich auf Pferden, die sie von den Wagen eigentlich gestohlen, sich dazusanden, um nur an der Ehre des Tages theilzunehmen! Das ist die deutsche Danksfreudigkeit, der deutsche Kampfmuth selbst für eine fremde Sache, der sich seit den Urzeiten der Germanen bekundet hat. Er verweisen darüber auf das eben erwähnte Werk des Generals von Bender, das von der höchsten Wichtigkeit nicht bloß für Soldaten ist.

Die Sachsen hatten gegen Ende der Schlacht, als das Niveau und die Schanze bereits gewonnen und gesichert waren, noch das eigenthümliche Geschick, von den beiden französischen Carabinierregimentern (wegen ihrer rothen Helmabstände und Ärmeln spitzweise Rothschwänze genannt) attackirt zu werden: sie kamen von einem misslungenen Angriffe zurück, hielten die Sachsen für Feinde, da auch die russischen Kürassiere vor sie antraten und hieben ein, wobei, ehe der Irrthum aufgeklärt, mehrere Leute niedergebauen und verwundet wurden. Meerheim schon früher durch einen Schuß blessirt, mußte jetzt die Brandwunde verlassen; auf einer Anhöhe an der Kalotscha, im Rarten der Winde, war der Verbandplatz; hier lag Meerheim mit vier andern zwei Nächte, ohne alle Labung, bis ein Kloster zur Annahme dieser Verwundeten bestimmt wurde, ohne sie jedoch zu fassen zu können. Erst nach vier Wochen konnte Meerheim wieder seinem Regimente anschließen, dessen Schicksale er erzählte, was er von den Kameraden und sonst vernommen hat. In Zusammenhang mit den Begebenheiten bei der großen Armee erzählt. Er hatte sich, wie schon gesagt, bei seiner Arbeit an

höhere Aufgabe gestellt. Viele Einzelheiten, die er berichtigt, sind charakteristisch genug. Wie der Leichthau der Franzosen im Sicherheitsdienst wirksam ist, hatten sie schon auf dem Marsche nach Moskau Tausende von Ueberläufern ohne alle Aufsicht gezüchtet, welche nach Betrieben kamen und gingen und sich im Rücken der Armee mit den Händen der bewaffneten Bauern vereinigten. In Moskau fand sich, nachdem die Garben sich nach Betrieben einquartiert hatten, in den meisten Häusern Gefindel in großer Zahl ein, selbst russische Soldaten ohne Waffen kamen und boten sich den Franzosen als Diener an; sie wurden auch reglos angenommen, Cavalisten vertrauten ihnen sogar die Wartung ihrer Pferde an! Haufen von Bauern, oft mehrere Dutzende an der Zahl, trieben sich zusammengetrotzt, lange Knüttel in den Händen, eiserne Spitzen dazu im Kasten versteckt, umhertreibend in der Stadt umher, wie Meerheim selbst gesehen; sie gaben gewöhnlich Wafffahrten vor; wehe aber den einzelnen Franzosen, die in ihre Hände fielen, wehe den Zurückbleibenden beim Abmarsche!

Die sächsische Brigade, deren Regimentier kaum noch 60 Pferde in Reihe und Glied zählten, war bei der gegen den Feind vorgerückten Armee. Ein seltsames Ereignis, das ihrer Batterie widerfuhr, verdient Erwähnung. Diese sollte über dem Grund hinweg die in ungewöhnlicher Stärke sich zeigenden Kosaken mit Granaten bewerfen, im Grunde selbst besanden sich bei Adjutanten des Generals Latour-Maubourg, und vom ersten Schusse wurden beiden in der Tiefe, wohin zu richten wegen ihres zu großen Senkungswinkels unmöglich gewesen wäre, die Hüfte abgeschossen: der Batteriechef wurde von der Untersuchungskommission freigesprochen, da nur verbobenes Pulver als einziger möglicher Ursache des merkwürdigen Unglückschusses angenommen werden konnte. Während der Schlacht von Tarutino am 18. October kam Meerheim als Reconvalescent wieder zum Regiment; er gibt eine erschütternde Beschreibung, in welcher Verfassung er selbst fand. „Nicht viel über 60 Pferde stark fand die Brigade den Mann in einem Glücke aufmarschirt, die Weisfaler nicht viel stärker, gleichermassen mit Escadronintervall auf dem rechten Flügel. Die Mannschaft mit hängendem Haupte, bleich und abgezehrt, schmutzig und abgerissen auf kaum noch Pferden ähnlichen Gestalten.“ Meerheim wurde von den Generalen herzlich empfangen und ihm seine Ernennung zum Ritter des St. Heinrichsordens und der Ehrenlegion für sein Verhalten bei Borodino bekannt gemacht, die letzte Freude in der nun rascher sich dräuenden Katastrophe. Er wohnte noch der Schlacht von Malojaroslawetz mit den Trümmern des Regiments bei, die nun in eine schwache Compagnie vereinigt wurden, dann aber folgte der allgemeine Rückzug. Am 1. November mußten jene Reste noch 11 Pferde zur Fortschaffung der Batterie abgeben, damit lösten sie sich nach und nach gänzlich auf und ein Trupp war schon nicht mehr zu formiren, wenn es auch noch einige berittene Leute gab.

Das Werk bricht hier ab, es ist, wie der Schluß deutlich zeigt, unvollendet geblieben, auch hat der Verfasser gegen seinen Sohn geäußert, daß er die Fortsetzung und den Abschluß der Jahre 1820 abgefaßten Arbeit beanstandet habe; wahrscheinlich hielt er das Manuscript selbst für verloren. Als ergänzender Anhang sind noch mehrere interessante Schriftstücke hinzugefügt. Zuerst eine Beleuchtung der Thiers'schen Angaben über die Leistungen der russischen Armee durch den Hauptmann von Schmieden. Wir sind es von alters her gewohnt, daß die Franzosen von den Heldenthaten ihrer Bundesgenossen, denen sie ihre besten Erfolge verdanken, absichtlich so wenig als möglich reden, Unfälle ihnen jedoch ausbürden. Sowie Niegolewski den Thiers für die polnischen Reiter den Lorbeer der Somarra reclamirt (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1855), so verwahrt sich allerdings das großherzoglich hesstische Regiment gegen Verunpöpfung seines Verhaltens in Sabasog. Den Sachsen hat hier nicht minder unrecht gethan.

erner lesen wir: „Aus dem Leben des sächsischen Majors Schell während des Feldzugs in Rußland 1812.“ Wie er sich in Borodino, verwundet und gemishandelt von seinem Wächter,

einem baumlangen russischen Kürassier, der zu wenig Geld gesunden, durch einen Zweikampf mit diesem aus der Gefangenschaft befreit, mag im Werke nachgelesen werden; wir heben nur eine Scene hervor, die unglaublich klingt, doch aber bestätigt worden ist. Schessel, verhältnismäßig leicht bleist, hatte in dem Lazareth, das sich im Schlosse Moskau befand, Vertheidigungsanstalten gegen feindliche Streifscharen organisiert, namentlich die Mannschaft des Garde-du-Corps und des Jastrow'schen Regiments mit kleinen polnischen Pferden beritten gemacht. Ein Schwarm von mehr als 1000 Bauernkosaken (so nannte man sie, Kosaken waren es nicht, vgl. die Besprechung der „Garmlosen Erzählungen aus der Krim“ in Nr. 2 d. Bl. f. 1858) rückte gegen das Schloß an, Schessel stellte seine Leute auf, die Unberittenen an der Brücke, die Berittenen, etwa 60 Mann, zwischen Schloß und Brücke. Um den Uebergang der Feinde und einen Angriff im Rücken zu hindern, commandirte er letztere zum Angriff, aber sein einziger folgte ihm! Schäumend vor Wuth schreie er um, setzte sich hinter die Fronte und drohte jeden niederzustechen, der nicht auf sein Commando: „Marsch! Marsch!“ antworten werde — vergebens! die Mannschaft blieb wie angewurzelt halten und selbst seine Ringe brachte sie nicht in Gang. Und doch war es bei einer sonst so tapfern Truppe nicht Feigheit, sondern nur Keitend der Folgen Garde-du-Corps, die sich längst durch die bräute Art und Weise des ihnen fremden Offiziers beleidigt fühlten. Da rief er den Reitern zu, daß er diese Schande nicht überleben wolle und spornete sein Pferd ganz allein gegen die Russen, welche den Vorgang bis jetzt mit lautem Hohn beobachtet hatten. Jetzt aber folgten ihm alle mit Muth und Entschlossenheit, die Russen ergriffen die Flucht und wurden weit verfolgt, viele niedergehauen und gefangen. Zur Armee zurückgekehrt wurde Schessel beim Abmarsch aus Moskau mit 80 Kürassieren zu der Escorte, die ein deutscher Stabs-Offizier mit seinem Bataillon für den kaiserlichen Schatz bildete, bestehend aus 32 mit Gold beladenen Wagen, commandirt. Da die Bespannung bald nicht mehr ausreichte, wurde das Gold nach und nach auf die Mannschaft vertheilt, so daß der Reiter 1000, der Infanterist 500 Napoleons aufgeladen erhielt und dafür alles nur irgend entbehrliche Gepäc aus Mantelsack und Tornister fortwerfen mußte. Die Leiden des Rückzugs bewirkten aber bald, daß die Leute auch die Last des Goldes fortwarfen, um sich selbst weiter zu schleppen. An der Beresina konnte sich Schessel nur retten, indem er den Gensdarmen, der ihn auf der mühsam gewonnenen Brücke zum Abgange zwingen wollte — mit seinen abgefrorenen Füßen! — über den Kopf hieb, daß er in den Fluß stürzte.

Diesen Mittheilungen folgt: „Briefliches, den Feldzug von 1812 betreffend.“ Wir lesen darin noch einige genaue Schilderungen, welche der Vater dem Sohne für sein Heldengedicht mittheilt, auch seine Rettung über die Beresina, die er seinem Pferde verdankte. Dies treue Thier, zwischen dessen Leib und Seiten Meerheim auf dem Rückzuge stets gelagert, um sich zu erwärmen, hat ihn glücklich durch den Fluß getragen, und ihm später, wo er dasselbe fast in allen Schlachten geritten, bei Leipzig durch einen Satz über einen mächtigen Graben nochmals das Leben gerettet; bis 1831 hat es noch gelebt und ist in Großenhain, allgemein beliebt, oftmals frei durch die Straßen gewandelt, die Wäckerladen fleißig frequentirend. Zu Ruh und Frommen unserer militärischen Jugend berichten wir noch, daß Meerheim die Frage seines Sohnes, wie er es möglich gemacht, die fast übermenschlichen Anstrengungen des russischen Kriegs zu ertragen, in folgender Weise beantwortet: „Meine Errettung verdanke ich, nächst Gott, meinem Schimmel, meiner jahrelang vorher geübten Abhärtung und der gänzlichen Enthaltung des Branntweins. Ihr jungen Leuten von jetzt (natürlich mit Ausnahme) wißt gar nicht mehr, was es heißt, den Körper abhärten; wenn Cosa, Schlafrock und Morgenschuhe nicht als Bequemlichkeitsrequisiten vorhanden sind, dann befinden sich die verwöhnten Herren nicht wohl. Ein verwöhnter und verweichlichter Mensch unserer Tage würde nach den ersten Tagen der Fatigue des Rückzugs zu Grunde gehen: dazu muß Geist und Körper vorbereitet und

bearbeitet werden. Den deutlichsten Beweis hierzu gaben die aus den Depots während der Retirade zu uns fliehenden Erbsammannschaften. Junge, kräftige und blühende Gestalten waren zwei bis drei Tage nach ihrem Eintreffen auf der Route bereits vollständig caput, sie fielen um wie die Fliegen; keiner von ihnen hat die Heimat wieder gesehen."

Noch sind Briefe des Hofbereiters Grenz angefügt, welcher in dem Feldzuge von 1812 in der Escorte des Generals Latour-Maubourg war und dem Herausgeber auf Anfragen mancherlei von Interesse mittheilte; ferner ein Schriftstück, enthaltend Aussagen eines gewissen Ordnonnanzunteroffiziers des Generals Thielmann. Den Schluß bilden „Denkwürdigkeiten aus den Briefen, geschrieben an den Ufern der Wolga im Jahre 1813 vom Obersten von Leyser, Commandanten des königlich sächsischen Garde-du-Corps-Regiments“. Derselbe war, wie schon oben erwähnt, bei der hitzigen Verfolgung nach der Attacke beim Dorfe Semenowskoj schwer verwundet in Gefangenschaft gerathen. Seine Briefe sind frisch und anziehend geschrieben, und bestätigen in aller Hinsicht, was Meerheim über den Gang der Begebenheiten, vom ersten Einrücken in Polen an, erzählt, geben aber mehr Persönliches und zeigen außerdem gleichfalls von scharfer Beobachtungsgabe. Manches ist mit ergöglicher Ironie erzählt. So die Requisition in Mir, wohin 40 Mann mit Säcken beordert waren, um für das Regiment Brot zu empfangen. Sie brachten aber vom französischen Commissar nur 6 Stück mit. Unglücklicherweise traf Leyser diesen Commissar beim Durchmarsch, dankte ihm für seine außerordentliche Fürsorge und die Verpflegung, die sie einzig seinen eminenten Talenten zu verdanken hätten und bat ihn zugleich, um das Maß seiner Güte voll zu machen, ihn wegen der regelmäßigen und gewissenhaften Vertheilung dieser 6 Brote unter 700 Mann zu belehren, da hierin seine Kenntnisse zu beschränkt wären. Darüber erboste sich der Mann sehr und schrie so, daß die ganze Stadt zusammenlief und selbst der Chef d'Etatmajor Sr. Majestät von Westfalen aus dem Schlosse stürzte, der aber auch nichts weiter thun konnte, als dem sächsischen Obersten Geduld, Hoffnung und Gelassenheit zu empfehlen. Was über König Jerôme sowol von Meerheim als Leyser erzählt wird, ist ein Beitrag zu seiner militärischen Charakteristik, den vielleicht die Schüler bei der künftigen mißglückten Preisaufgabe eines Eloges hätten benutzen können.

Dienstliche Beilagen aus dem Feldzuge von 1812, Nachrichten über die Offiziere der königlich sächsischen Kürassierbrigade und ein Auszug aus den Ranglisten von 1812 und 1813, betreffend die Uniform, den Stamm und die Feldzüge der beiden Regimenter sind dem Werke angehängt. Wir schließen von demselben mit vollster Anerkennung.

Karl Gustav von Bernck.

Die sogenannte „Religion des freien Menschenthums.“

Briefe eines verstorbenen Geistlichen von dessen Sohn herausgegeben. Zürich, Kieseling. 1859. 8. 1 Thlr.

Es muß ein lobenswerthes Streben genannt werden, wenn jemand es unternimmt, die großen Fragen, welche eine Zeit wegen dem großen Publikum nahe zu bringen, es über die eigentliche Sachlage zu unterrichten und ihm, wenn auch zunächst nur von dem eigenen Parteistandpunkte aus, zu einem Urtheil zu verhelfen. So hat die allgemeine Theilnahme an den Forschungen der Naturwissenschaften eine reiche Auswahl naturwissenschaftlicher Schriften hervorgerufen, welche dem Laien das Wissenswerthe oder Nothwendigste von diesem Gebiete darbieten und ihn in den Stand setzen, sich mindestens eine dilettantenmäßige Kenntniss hiervon zu verschaffen. So gibt es eine Menge medicinischer Schriften, welche nicht nur die Kenntniss des eigenen Körpers vermitteln, sondern auch Anleitung geben, wirkliche oder eingebildete Krankheiten selbst zu behandeln, und es fehlt wol nicht an solchen, die Thoren genug sind, so wohlfeil erlangte Weisheit zu ihrem eigenen Schaden anzuwenden. So hat uns

endlich eine nun wol abgelaufene Periode eine Anzahl Schriften gebracht, die mehr oder minder geistreich geschrieben die große Frage über den Materialismus behandeln, ja es schien fast als ob gerade diese Frage zur gern benutzten Gelegenheit wurde, sich die literarischen Sporen zu verdienen.

Gemeinsam ist jenen Schriften, daß von dem ewigen Menschenwerke eines Genie die Regionen der kleinen Geister gnißt wurden, und daß von den Lesern auch wol ein guter Theil nicht sowol von dem Werthe der Schriften angezogen wurde, als daß sie vielmehr durch das Lesen die Nothwendigkeit anerkannten, sie über die alles bewegende Frage zu orientiren. Viele solcher populärer Schriften sind jedoch auch schädlich gewesen, nicht nur durch das Mangelhafte ihrer Darstellung im allgemeinen, sondern dadurch sogar, daß in ihnen als Resultate wissenschaftlicher Forschung bezeichnet wurde, was nur des Autors Speculationen, d. i. nicht philosophischer, sondern laienmännischer Speculationen das Dasein dankte, wenn nicht schon das als Schaden zu rechnen ist, daß spärlich Gebotenes eine nur oberflächliche Kenntniss und schiefe Urtheile bewirkte und Geistigkeit an die Stelle kritischer und selbständiger Studien setzte: eine Oberflächlichkeit, die sich mit einem Aquarium statt des Meeres begnügt und aus japanischem Geschmack Eichen in Plumentöpfen zieht.

So scheint auch die noch immer wachsende Theilnahme an den religiösen Fragen der Gegenwart manchen zu einer literarischen Thätigkeit in populärer Weise zu veranlassen, dessen Sinn zum Schriftstellern sonst der Welt verborgen bleiben würde. Hierbei ist natürlich der Werth eines guten Buchs ein doppelter, aber ebenso auch der Schaden, den ein schlechtes stiften wird, da das Interesse nicht bloß ein dilettantenmäßiges oder ein nur durch die Zeitrichtung gewecktes ist, sondern da die gebotene Belehrung nothwendig eine Wirkung auf den ganzen Mensch und in Bezug auf seine edelsten Güter ausübt. Ja es muß da darum hinzugefügt werden, alles was verwirrend und irrig hierin wirken kann, sollte der Autor billig einer doppelt erhöhten Prüfung unterziehen, ehe er es der Öffentlichkeit übergibt, d. i. es gerade jetzt in dem Entscheidungskampfe gilt, ländernd zu vertiefend zu wirken, ernst und besonnen zu schreiben, anstatt zu ohnehin schon aufgeregten Gemüthern noch mehr zu erregen oder durch unbesonnenes Gerede die Verwirrung zu erhöhen. Unterfange sich nicht jedermann ein Lehrer zu sein! möchte man über die Pforte schreiben, die zur Arena führt und würde die Benutzung beherzigt, so dürfte man hoffen, wenn auch nicht nothwendig Weisheit in höherm Maße zu finden, so doch mit manchem schon zu werden, was unmöglich Weisheit sein kann.

Von dem Zwecke, die religiösen Fragen der Gegenwart in populärer Weise zu beleuchten, geht nun auch die in der Ueberschrift genannte Schrift aus. Sie enthält Briefe eines Geistlichen an seinen Sohn über eine Reihe ziemlich verschiedener religiöser Gegenstände, welche Briefe der Sohn endlich auf Bitten von Freunden veröffentlicht, denen er sie bereits vorgelesen. In Gegenstände, die zur Behandlung kommen, sind schwer zu eine Einheit zu bringen, da sie nur willkürlich gewählt und durch den Austausch der Meinungen zufällig zur Besprechung gekommen sind. Die Briefe umfassen eigentlich das gesamte Wesen nicht bloß der christlichen Kirche, sondern der Religion und des Glaubens im allgemeinen, aber allerdings in einer Weise die nach dem Titel nur überraschen kann. Der Geistliche hat nämlich zwar bis ins hohe Greisenalter sein Pfarramt verwaltet, aber schon seit einer Reihe von Jahren einer Ueberzeugung übergegangen, die sich in den Briefen zunächst nur nach ihrer negativen Seite darstellt, und der daher abwechselnd die unheimlichen Namen Atheismus oder Materialismus gebühren, wenn ja auch ein Anlauf zum Pantheismus gemacht wird. In 8 Briefen preist sie „die Religion des freien Menschenthums“. Es ist indessen das Wesen dieser neuen Religion fast nur in allgemeinen Umrissen andeutend gezeichnet, während der bei weitem größere Theil des Buchs polemisch gegen den Christlichen Glauben gerichtet ist, gegen dessen Lehrer und Befenner, wie gegen dessen Hauptfäße des Verfassers Eifer sich gleich stark zeigt.

selbst von dem, was sonst das Wort „Religion“ selbst eigensinnig bezeichnet, eigentlich nichts übrig bleibt.

Des Verfassers Gottesbegriff ist natürlich nicht der christliche. Er eifert nicht nur gegen den trinitarischen Gott als widerständig und unbillich, sondern auch gegen den Gott der Willkür und der Wunder, des Zorns und der Gnade, bei welchem Worte ihm schonebel wird. Er sieht Gott in den Sternen des Himmels, in den hellen Augen der Blumen, er fühlt ihn in dem Gang der Vögel, aber auch in dem Wallen seines Blutes, und wer jemals Epianys oder einen seiner Schüler gelesen, wird die Aussage verstehen, aber auch des Originals sich erinnern. Der Offenbarungsbegriff macht dem Verfasser auch nicht viel Schwierigkeiten. Mechanische Inspiration oder eine andere, überhaupt das Verhältniß des Subjects zur Offenbarung wird gar nicht erwähnt, dafür ist ja das Buch populär geschrieben. Die Natur übernimmt die Offenbarung und zwar ausschließlich. Die Bibel, „die so gern Gottes Wort genannt wird“, ist ja nur ein vielfach sich widersprechendes, bei dem jetzigen Stand der Naturwissenschaften aber völlig unentzerrliches Wortum jüdischer Schreibern, welche die Könige ihrer Zeit theilen und deren Irrthümer, die vor der Erkenntnis der Gegenwart nicht bestehen können, nur noch ein Lächeln erwecken. Uebrigens ist alle Schrift, die gut und nützlich zu lesen ist, von Gott eingegeben. Als Beweis wird Krumpfs Bibelwerk citirt. Wenn aber dieses unschätzbare Buch noch nie vorgekommen ist, der greife getrost nach irgend einer Schatzkammer selbst der leichtesten Ausläufer des Rationalismus aus dem vorigen Jahrhundert, und er wird alle hier angeführten Argumente vollständig haben. Ueber Christus war nach dem Vorherigen eigentlich gar nicht zu reden. Beiläufig wird er als Menschenfreund bezeichnet, seine aufopfernde Liebe und seine humanen Pläne werden lobend anerkannt, weshalb auch der Verfasser sich gern einen Christen formen lassen möchte; es wird beklagt, wie weit sich seine Anhänger und vor allem die Diener seiner Kirche von seinem Geiste entfernt haben; aber schon zur Zeit der berühmten welschbündler Fragmente und Klings Streit darum wurde das von Reimarus erschöpfend ausgesprochen, ja außer mit dem Reiz der Neuheit für damals wol auch in pikantester Form, und ein Buch, das sonst nicht in gute Gesellschaft gelassen wird, die „Geschichte des Rabbi Ben Jochanan“, bietet auf historischem Wege das Seitenstück zu dieser dialektischen Auseinandersetzung. Eigentlich überflüssig ist das Raisonnement über die Symbolischen Bücher, die in der „Religion des freien Menschenthums“ selbstverständlich keinen Platz haben und über welche das hier Eherotene gleichfalls an manchen andern Orten schon vorher ausgesprochen wurde. Consequenz aber mag jedenfalls in diesem Zusammenhange dem Urtheile über die christliche Kirche zugestanden werden, wenn es heißt: „Was die alten Kirchen erzeugt und ernährt hat, was sie noch erhält und am Leben fristet, ist die Dummheit der Menschen oder gänzliche Befreiung der Vernunft.“

Die hierzu erforderliche Verdumpfung wird durch den Religionsunterricht bewirkt, der auch den „veralteten“ Glauben schafft, „jene Verschrobenheit, widerwärtige Dinge für wahr zu halten“, welche Verschrobenheit aber täglich mehr der Fortschritt der Wissenschaft glänzend beseitigt. Der Geistliche endlich und wohl auch der, welcher nur noch der Kirchenlehre treu bleibt, ist ein Heuchler oder Dummkopf, das ist der letzte Krampf; denn einem halbwegs vernünftigen Menschen kann nicht zugemuthet werden, den langweiligen und unvernünftigen Wuk als bare Münze anzunehmen, der höchstens dem überwundenen Standpunkt vergangener Jahrhunderte genügen konnte.

Dagegen ist es die „Religion des freien Menschenthums“, in welcher allein Heil zu finden ist und der auch die Zukunft gehört. Ihre Offenbarung und wol auch ihr Gott ist die Vernunft, welcher auch der Verfasser gern in das „blonde helle Angeht“ schaut. Aber nicht ist es genug, vernünftig zu sein, wie es der Rationalismus wollte, „jenes immerhin schöne Merkmal des deutschen Geistes und deutscher Glückseligkeit“. Vielmehr wird es ausdrücklich ausgesprochen, daß damit nichts gewonnen

sei; höchstens habe er eine Kleinigkeit der Vernunft aber muß alles für verdorben ausschreit, die Gelehrten der Kunst und gleich als ob ein Fach des bestimmt und eben nur dieser sen aber ist die ständige Mad unästhetisch und gewissenhaft soll leiten abzusprechen und nur alte Kirche thut, ist ihm als sein, wenn du willst, also so

sind die Güter, welche die neue Religion bringt, aber auch die Waffen, welche der Vernunft den Sieg sichern. Die früher in ähnlichem Zusammenhang zugelassene Unsterblichkeit ist als problematisch oder gleichgültig nicht aufgenommen, denn jene Güter werden schon das irdische Leben zur Seligkeit machen. Dem bürgerlichen Staate und der stitlichen Ordnung droht dabei keine Gefahr, denn wie die Probe jeder guten Religion Tugend und Liebe ist, so ist auch von den neuen Gläubigen etwas Böses durchaus nicht zu fürchten. Im Gegentheil ist der Irrthum entschieden abzuweisen, als lasse sich über religiöse Antriebe leichter herrschen denn über religiöse Freie und Gebildete, d. i. der „Religion des freien Menschenthums“ Angehörige, die allein auch für politische Freiheit reif sind. Alles wird vielmehr besser gehen, wenn Wahrheit und Vernunft allein den freien Menschen bestimmen. Die Ueberschwenglichkeit des Glaubens und der Gnade dagegen, wie sie der alten Kirche eigen ist, verdirbt nur den Menschen, und der bisher ausgeübte Druck erzeugt nur Haß oder Feindschaft. Der Verfasser bemerkt:

„Je glaubenswärtiger sie sich erbeiden, desto lieblicher, unumschlicher, anmaßender, unbulbsamer, eingebildeter und unwissender sind sie auch. . . . Je mehr Liebe ein Mensch hat, zuverlässig desto schwächer ist sein Glaube und umgekehrt“, weshalb auch der Verfasser lieber ein guter Mensch als ein gläubiger Christ sein will. Aber man mag hierüber nun denken, wie man will, wozu doch wird das alles gesagt? Alles bis auf die Forderung des praktischen Wertes der dem Dogma und der praktischen Wirksamkeit des Glaubens, alles ist schon vorher von andern zur Genüge erörtert worden. Die Rationalisten aller Zeiten haben es erschöpfend ausgesprochen, daß sie Vernünftigkeit der Religion verlangen, und was sie wissenschaftlich gelehrt, hat auch seine populäre Darstellung längst gefunden. Die Forderung der Gewissenhaftigkeit entspricht im besten Fall Kant's kategorischem Imperativ, und selbst die Form, in welcher er hier auftritt, ist nicht neu, denn die „Conscientiaril“ oder Gewissen des fahrenden Candidaten laufen aus Holstein haben schon vor länger als hundert Jahren des Verfassers Ideal verwickelt, und es muß daher gefragt werden, weshalb doch schon so oft ausgesprochenes noch einmal wiederholt wurde, und ob der Herausgeber wirklich hofft, wie es in der Vorrede heißt, „diese Briefe würden auch andern eine so reichliche Quelle religiöser Erkenntnis und Aufklärung werden, als sie ihm und seinen Freunden gewesen“?

Eine eingehende Beurtheilung des Gesagten ist nicht nöthig, da dies schon bei den Originalen geschichtlich vorliegt. Das Wahre an den Behauptungen ist jedenfalls die Berechtigung des einzelnen und die Nothwendigkeit, das, was Eigenthum meines Glaubens sein soll, auch durch die erkennenden Kräfte gehen zu lassen, aber es genügt zu sagen, daß damit eben nichts Neues geboten ist, ebenso wenig wie mit dem Dringen auf praktische Sittlichkeit gegenüber einer todten Dogmatis, und wenn auch das Zeitgemäße dieser Forderung zuzugestehen ist, so ist doch das alles das eigentliche Wesen des Protestantismus, wie auch der Verfasser wissen mußte, ohne daß wir darum seiner „Religion des freien Menschenthums“ bedurften.

Die Darstellung ist nicht ungeschickt, wenn auch die wiederholte Mahnung, „die Herzensergießungen des Vaters an den Sohn“ nicht als erschöpfende wissenschaftliche Abhandlungen zu beurtheilen, nicht unnötig erscheint, denn dem Gegenstande ent-

, aber zurucht. Die alte Kirche ag auf den he bereitet Religion Das Bewusstsein. Wer, wie es die kann gut t. Freiheit

spricht das Gebotene nicht überall völlig genügend, und der Natur der Sache nach sind die Briefe dennoch zu Abhandlungen geworden, die dann und wann nur eine Anrede oder eine Beziehung auf Familienverhältnisse unterbricht. In Bezug auf letztere erfahren wir noch, daß der Geistliche wie natürlich ein gothaischer Landpastor ist, denn daß er auf diesen Bloßberg gehört, ist ebenso ausgemacht, wie im alten Schauspiel zum leichtern Verständniß der Zuschauer der Bösewicht eine rothe Perrücke trägt. Aber so angemessen auch die Verlegung des Schauplatzes erscheinen mag, Referent kann sich nicht des Gedankens erwehren, daß solche Briefe eines Geistlichen an seinen Sohn ein Unding sind. Zunächst wie kann ein ehrlicher Mann bei solcher Ueberzeugung Geistlicher einer christlichen Gemeinde bleiben? Zwar klagt sich der Verfasser selbst der Heuchelei an, zu der er sich nur aus Liebe zu den Seinen erniedrigt. Aber wenn wir auch dem Familienvater Concessionen machen wollten, so große sind unmöglich, wenn wir nicht mit Noth ein „Generalspächtervermögen“ für erforderlich halten, um bei abweichender Meinung eine Stelle aufzugeben, die ihren Mann ernährt. Die verschiedene Auffassung eines einzelnen Dogma soll die Gewissen nicht beschweren. Ein Jahrzehnd Altersunterschied, reichere Erfahrung des Lebens oder tiefere Studien gleichen da manches wieder aus, und mit vollem Rechte sagt es der Verfasser selbst, daß Druck hierin nur Haß oder Heuchelei erzeugt; aber bei solchen Ansichten kann ein Mann, der gerade so sehr auf Wahrheit bringt, unmöglich Pfarrer bleiben, wenn er auch Familienvater ist. Seitenlang wird von der Begeisterung declamirt, die in Frankreich, Salzburg und dem protestantischen Deutschland Tausende zum Martyrium für den Glauben trieb, die praktische Bethätigung wird wiederholt als die Probe einer guten Religion bezeichnet, und dem gegenüber sollen wir uns einen Apostel der Wahrheit denken, der mit solcher Gesinnung Jahrzehnde lang, wenn auch nicht nur um seinerwillen, an die nährende Stelle gefesselt bleibt? Und sodann, solche Fragen, deren Beantwortung doch für die gesammte Erziehung entscheidend sind, werden so lange aufgespart und einem Briefwechsel anvertraut? Die Briefe endlich werden Freunden vorgelesen und dem Publikum übergeben? Ja noch mehr, die feindselige Haltung des ganzen Buchs beweist einen heftigen Widerwillen des Verfassers gegen das Christenthum, das ihn zu der ungerechtesten Bitterkeit bringt. Leitet er doch fast alle Mängel und Gebrechen der Gegenwart daraus ab, leugnet er doch dessen sittlich bildende Kraft, so weit fogar, daß er z. B. dem heidnischen Deutschland den Vorzug gibt vor dem christlichen, während doch gerade der beste Theil seines „freien Menschenthums“ das Product des Christenthums ist, und wir müssen gestehen, daß solche Gesinnung für einen Diener der geschmähten Kirche wahrlich nicht ehrend sein würden.

Aber mögen es nun wirklich Briefe eines Geistlichen sein oder nicht, ein anderer Vorwurf muß gegen das Buch erhoben werden, der Vorwurf der Seichtigkeit. Nirgends finden wir etwas Erschöpfendes, wie es schon der Umfang des Buchs bei der Mannichfaltigkeit der erörterten Fragen unmöglich macht. Die Kirchenlehre ist weder in ihrer speculativen Tiefe noch in ihrem Werthe für das Gemüth erfaßt und verstanden, ein neuer oder selbständiger Gedanke ist nirgends anzutreffen, und die destructive Tendenz, die auf jeder Seite unverkennbar ist, läßt bei der ziemlich erregten Sprache auch die einzelnen Wahrheiten nicht zur Geltung kommen, die sich aus andern Schriften eingestreut finden. Referent kann daher für das ganze Buch keine andere Erklärung finden als die, daß der nicht unberechtigte Widerwille gegen die exclusiven Gläubigen in Verbindung vielleicht mit erfahrenem Unrechte den Verfasser zur Feindschaft gegen die Kirchenlehre getrieben, wie ja das wirklich nicht selten die Verschuldung jener Partei ist. So werden dann die Gebrechen einer Richtung auf das gesammte Gebiet des Glaubens übertragen, der Ekel vor den Männern des Extremis erzeugt Mißtrauen und Widerwillen gegen die Theologen und die ungezügelte Opposition gegen den Irrthum führt zum Verluße der Wahrheit. Darum legt mit Recht Karl Schwarz

die Entfremdung so vieler und nicht der Schlechtesten von der Kirche dem blinden Eifer zelotischer Regerrichter zur Last, denen vor allem an einem Anathem liegt und die bei weitem lieber verdammen als gewinnen, wenn sie sich auch vorerst noch nicht über den Begriff „Keger“ haben einigen können. Ganz gewiß aber wird für jene der Kirche Entfremdeten, wenn sie nicht völlig verloren sind, die hier gepredigte „Religion des freien Menschenthums“ nicht der Rettungshafen sein, als welchen sie überhaupt nur Verirrung oder Schlimmeres aufsuchen kann. Das evangelische Deutschland, dem hier die Aufgabe ertheilt ist, den neuen Glauben anzunehmen und zu verbreiten, bedarf daher nicht einer Antwort, um gegen diese Zumuthung zu protestiren. Abfällige oder irrige Verwechselung jener neuen Religion endlich mit der gegenwärtigen religiösen Belebung durch eine Richtung, für welche es nichts Neues ist verdächtigt zu werden, mußte sich selbst richten. 33.

Notizen.

Saphir als Possendichter.

Von einem neuen, im Verlag von Kober und Martgraf in Prag erscheinenden, durch Form und Inhalt zunächst an die *Kaisersche „Gartenlaube“* erinnernden illustrierten Zeitschrift, *„Von Haus zu Haus“* liegt uns eine Reihe von Nummern vor. Auf eine eigentliche Berichterstattung über neue Zeitschriften (oder auch neue Jahrgänge älterer) können wir uns nicht einlassen, da uns dies von der eigentlichen Aufgabe d. Bl. zu weit abführen und mancherlei Ansprüche hervorrufen würde, denen wir dann doch allseitig nicht genügen könnten. Dagegen wird man uns immer bereit finden, solche Beiträge in neu entstandenen wie älteren Zeitschriften hervorzuheben und auf sie aufmerksam zu machen, welche Mittheilungen von wirklich literarischem und sitzungsgewöhnlichem Interesse enthalten. Dazu gehört z. B. ein Aufsatz von Holtei, *„Saphir als Possendichter“* in Nr. 14 der prager Zeitschrift. Holtei holt etwas weit aus, um nachzuweisen, wie so viele Dichter und Schriftsteller höhern Ranges sich vergeblich angestrengt und abgequält hätten, auch auf der Bühne Geltung zu gewinnen, ungeachtet durch die „Infolenz übermüthiger Darsteller“ und den „Blödsinn sogenannter Directionen“. Besonders ausführlich verweilt Holtei bei Platen. Dieser in seiner Art große Dichter sei noch lange nicht genug anerkannt, aber seine dramatischen Schöpfungen seien im ganzen verfehlt. In seinen durch merkwürdigen Verabau ausgezeichneten Lustspielen und dramatisirten Märchen klangen erhabene und tiefe Gedanken mächtig hervor, „aus einer Menge geringer Scherze, die theilweise in crassen Widerspruch stehen mit dem prachtvollen Gewande, welches ihr Meister ihnen umhing“. Von wahrhaft menschlichen Empfindungen, von Gefühl, von Nahrung sei nirgends die Rede, aus da nicht, wo es sich um Tod, Liebe, Schmerz, Trennung handle; mit solchen Situationen treibe er nur ein ironisches Spiel, und doch habe er den Muth gehabt, Shakespeares „*Kothurn*“ eines „*Knabenschuh*“ zu nennen, den man nicht mehr brauchen konnte. Nachdem er in seinen satirischen Dramen „*Die verhängnisvolle Sabel*“ und „*Der romantische Oedipus*“ die renommirtesten dramatischen Autoren seiner Zeit verspottet und verhöhnt, habe man wol erwarten dürfen, daß es ihm gelingen werde, in seinem nächsten Stück es besser zu machen; aber sein 1832 geschriebenes „*geschichtliches*“ Drama „*Die Liga von Cambray*“ sei buchstäblich nichts als ein in „drei sogenannte Acte abgetheiltes politisch-historisch-antiquarisches Gepräch“. In Betreff von der Velde's theilt Holtei weiter das interessante Factum mit, daß dieser mehr als ein Duzend Tragödien verfaßt, aber bei keiner Bühne angebracht habe. Hierüber ermunternd habe er seine Trauerspiele nun zu Romanen verarbeit, die zu seiner Zeit bekanntlich ein beispielloses Glück machten. Was sei nun später geschehen? Tief unter ihm stehende Schriftsteller hätten sich seiner Bücher bemächtigt und aus diesen (von ihm selbst aus seinen Theaterstücken gemachten) Romanen neue Theaterstücke verfertigt, die natürlich weit geringer waren als

die seinigen, aber aus Rücksicht auf die Popularität der Romane wirklich gespielt wurden.

Schließlich kommt Holtei auf Saphir, den Saul unter diesen und andern Propheten, zu sprechen, und zwar in folgendem Zusammenhang: Zwischen Saphir und dem Theaterdirector Carl war es bis zum Äußersten gekommen; Carl war entschlossen, Saphir's beschaffte Ausfälle gegen ihn und sein Theater nicht mehr zu dulden, und seinen Gegner — welcher ein christlich humaner Plan! — dadurch zu Grunde zu richten oder vielmehr in seine Gewalt zu bekommen, daß er nach und nach verschiedene Verschreibungen des immer in Schulden stehenden Saphir ankaupte, entschlossen auf diese Weise sämtliche Forderungen an sich zu bringen. Holtei, damals Theaterdirector bei Carl, suchte nun eine Vermittelung zwischen beiden anzubahnen; Saphir sollte Posen für Carl schreiben und dafür vorzüglich gut bezahlt werden. Saphir ging hierauf sofort aufs bereitwilligste ein, Carl gleichfalls, aber erst nach schwierigen Unterhandlungen. Saphir lieferte nun zur Probe erst ein Personenverzeichnis zu einer Posse, und nach einigen Tagen einen ersten Act. Aber Saphir hatte seinen ganzen Witz in dem Personenverzeichnis erschöpft, denn dieses war zum Todtlaichen; was aber den ersten Act betrifft, so bemerkt Holtei: „Ich habe oft über Saphir's Schätze gelacht; sogar über diejenigen, ich darf es mir nachrühmen, die mich zum Gegenstande spöttischen Gelächers machten. Ueber jenes Vorspiel konnte ich nicht einmal lächeln. Doch das Beste konnte ja wol noch nachkommen; leider erklärte aber Saphir, als Carl ungeduldig wurde, nach etwa Monatsfrist: „Ich komme nicht vom Fleck, ich kann kein Stück machen.“ Holtei fügt hinzu: „Welche schmutzigen Geldhändler, welche giftigen Federkriege aus dieser Geschichte später noch entstanden sind, das gehört nicht hierher.“ Wir haben diese sowol für Carl als für Saphir bezeichnende schmutzige Geschichte hauptsächlich in der Absicht mitgetheilt, den Lesern ein Stück moderner Sittengeschichte vorzuführen; Holtei thut dies besonders zu dem Zwecke, um an diesem Beispiele nachzuweisen, daß „Verstand, Geist, Witz, lyrisches Talent, Erfahrung, Kenntniß der Bühne und kritisch-geresener Scharfsinn nicht hinreichen, Bühnensuccesse zu schreiben“. Denn Holtei ist billig genug einzuräumen: „Daß Saphir ein schöpferisch-verstehendes, wenn auch höchst nachlässig benutztes und meistentheils durch schauerhafte Verifikation beeinträchtigtes Talent besaß, wird niemand leugnen, der seine Gedichte, hauptsächlich die „Wilden Rosen“ las. Daß er von Witz — sei es eben meistens Wortwitz — überfluthet war, ist bekannt genug, und wir le, mit denen er anband, haben das oft gespürt. Daß seine kritischen Aufsätze manches Geistvolle enthielten, müssen die schärfsten Gegner eingestehen.“ Diese Gaben wandte aber Saphir — welcher, um sich ein Relief zu geben, für die wiener Proletarier öffentliche Vorlesungen hielt, während er seine literarischen Kollegen in aller Weise schädigte und sie am liebsten selbst in den Zustand von Proletariern hineingewickelt hätte — nur zum Verderben der Journalistik an, indem er sie um alles Gewissen und zuletzt auch um allen Credit brachte. Er fand viele Nachfolger, welche, ohne denselben Witz zu besitzen, sich doch derselben verwerflichen Manöver bedienten, und selbst manche von ihnen, welche darauf Anspruch machten, einer ersten Richtung anzugehören, scheuten sich nicht, solche Saphir'sche Mittelchen weilen anzuwenden. Nur vergesse man nicht, daß die Frivolität, Skandalgucht und Gedankenlosigkeit eines großen Theils des Publikums und die Verderbnis der Theatersocietät ihm zu Hulfe kamen. Beßahl Saphir die belletristische Journalistik und unendlich die Theaterkritik um ihr Gewissen, so bestellte sich in Publikum an diesem Diebstahl und verhehlte ihn.

Essays von David Asher.

Schon in Nr. 26 d. Bl. f. 1859 haben wir auf eine interessante Abhandlung von David Asher „On the study of modern languages in general, and of the English language and its treatment in the commercial school of Leipzig in

particular“, welche den Hauptbestandtheil des vorjährigen Osterprogramms der Handelslehranstalt zu Leipzig bildete, aufmerksam gemacht und dabei besonders das dritte Kapitel mit seinen die Tendenz unserer Blätter zunächst angehenden Untersuchungen über die Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur hervorgehoben. Da nun Schulprogramme nicht jedermann zugänglich sind, so wollen wir nicht unterlassen, Freunde des von Asher behandelten Themas davon in Kenntniß zu setzen, daß die genannte Abhandlung seitdem unter dem Titel: „On the study of modern languages in general, and of the English language in particular. An essay by David Asher“ im Verlage von R. F. Fleischer in Leipzig (1859) als besondere Schrift erschienen ist. In dem Vorworte bemerkt der Verfasser, daß der in vielen Zeitblättern ausgedrückte Wunsch nach Veröffentlichung der Abhandlung als Einzelschrift und die zahlreiche Nachfrage nach Exemplaren des betreffenden Programms ihn ermuntert hätten, seine Abhandlung auch für das Publikum drucken zu lassen, zu welchem Zweck er sie noch einmal sorgfältig durchgesehen und die Zahl der Noten um einige vermehrt habe. Vorgedruckt ist eine „Beschränkung“, 25. Juli 1859 datirt, „recommendatory notice“ des Dechanten von Westminster, Richard C. Trench, einer Autorität in diesem Fache, worin derselbe erklärt, er habe Asher's Abhandlung mit Vergnügen und Vortheil gelesen und er glaube, daß ein Wiederabdruck derselben von Nutzen sein werde. Ein anderer Vortrag D. Asher's über eine Kunst, die nicht so leicht ist, als sie scheint, ist unter dem Titel „Die Kunst zu lesen“ schon früher als besondere Schrift in demselben Verlage erschienen. M. A.

Bibliographie.

- Arndt-Album. Herausgegeben von P. J. Reinhardt. Mannheim. 16. 28 Ngr.
- Balzer, C., Das Leben Jesu. Nordhausen, Hörtmann. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
- Bestallisches Bilderbuch. 1ter Band. Iserlohn, Bader. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Graevell, F., Die zu sühnende Schuld gegen Goethe. Mit 1 Karte. Berlin, Hempel. Lex.-8. 16 Ngr.
- Loen, A. Freih. v., Die Kriegsverfassung des deutschen Reiches und des deutschen Bundes. (1668—1860.) Dessau, Ave. Gr. 8. 16 Ngr.
- Robert, R., Hohenhausen. Roman aus dem Eheleben. Zwei Bände. Nordhausen, Büchling. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Rodenberg, J., Die Insel der Heiligen. Eine Pilgersfahrt durch Irland. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.
- So sprach ein Fürst. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Stein, P., Handwerk und Industrie. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Steub, L., Das bayerische Hochland. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Walter, J., Joseph von Hohenollern und Stanislaus von Hatten, zwei Bischöfe Ermlands. Mohrungen, Rautenberg. Gr. 8. 18 Ngr.
- Willkomm, G., Moderne Sünden. Ein Roman. Drei Bände. Nordhausen, Büchling. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

- Graf Borries und seine Partei. Rotterdam, Baedeker. Gr. 8. 10 Ngr.
- Kummer, E. E., Gedächtnissrede auf Gustav Peter Lejeune-Dirichlet. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.
- Pickford, C., Kunstwesen, Gewerbeordnung oder Gewerbe-freiheit? Mannheim. Gr. 8. 14 Ngr.
- Die Säcularfeier der Geburt Friedrichs von Schiller am 10. November 1859 in dem Königl. Christianeum. Altona, Mengel. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Lieferungs-Ausgaben von Brockhaus'

grossen und kleinern Conversations-Lexikon.

Die Verlagshandlung hat von diesen beiden vollständig vorliegenden Werken, die allen ihren directen und indirecten Nachbildungen gegenüber anerkanntermassen den Vorrang behaupten, zur Erleichterung der Anschaffung

neue Ausgaben in 80 Heften

veranstaltet, die seit October 1858 in monatlich drei Heften erscheinen. Jedes Heft des grossen Conversations-Lexikon kostet $7\frac{1}{2}$ Ngr., des kleinern $2\frac{1}{2}$ Ngr. Uebrigens können beide Werke fortwährend auch in beliebigen andern Terminen oder vollständig (geheftet und gebunden) bezogen werden.

Das bisher Erschienene der neuen Ausgaben beider Werke ist nebst Prospecten darüber in allen Buchhandlungen vorrätig, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Genesis des Bewußtseins

nach atomistischen Principien.

Von Maximilian Drossbach.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein neues philosophisches Werk des bereits rühmlich bekannten Verfassers. Er unternimmt in demselben die Lösung der Frage nach dem Grunde der geistigen Erscheinungen, welche das Interesse der Gegenwart in so hohem Grad erregt und den Kampf der wissenschaftlichen Parteien auf das heftigste entzündet hat, von seinem bekannten Standpunkt aus in einer solchen Weise, daß eine entscheidende Wendung in dieser nicht nur auf die Richtung der Wissenschaft, sondern auch auf das Bestehen aller sittlichen Grundlagen den höchsten Einfluß ausübenden Angelegenheit zu erwarten ist. Dasselbe schließt sich direct an folgendes, früher in demselben Verlage erschienenes Werk des Verfassers an:

Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüthes oder die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Schrift gibt in einer klaren und belebten Darstellung einen höchst interessanten und originellen Beitrag zur naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung. Sie zeigt, wie eine besonnene und genaue physikalische Denkweise dem Materialismus von Grund aus zuwiderläuft. Ihrem Geiste nach ist sie eine Fortbildung der von Leibniz begründeten Anschauungsweise. Dabei ist der Verfasser ein von philosophischen Schuleinflüssen durchaus unabhängiger Selbstdenker, so daß die Schrift sich in jeder Weise dem großen gebildeten Publikum empfiehlt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts' Naturhistorischer Schulatlas.

33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt.

Nebst einem erläuternden Texte.

8. Gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Atlas wird für den methodischen Unterricht in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches Hilfsmittel geboten, wie solches bei dem Unterricht in der Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt. Der Preis für das Werk in zweckmässigem Einbände ist sehr niedrig, sodass dadurch die Verwendung für Schulzwecke ermöglicht und die Einführung wesentlich erleichtert wird.

Vielen Unterrichtsanstalten ist dieser Naturhistorische Schulatlas von den vorgesetzten Behörden empfohlen und daselbst bereits eingeführt worden. Namentlich ist derselbe neuerdings durch eine Verordnung des k. k. Ministerium des Cultus und Unterrichts «als ein nützliches Hilfsmittel für den elementaren Unterricht den Directionen sämtlicher Realschulen in Oesterreich bezeichnet und empfohlen» und dessen Einführung in den betreffenden Lehranstalten der österreichischen Staaten hierdurch veranlasst worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustriertes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das achte Heft erschienen. — Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. — Umfang: 60–80 Hefte à $7\frac{1}{2}$ Ngr. Das Erschienene und ein Prospect sind überall vorrätig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 39. —

27. September 1860.

Inhalt: Eine englische Dorfgeschichte. Von Adolf Reising. — Weltgeschichte und Weltkenntnis. — Geologische Schriften von Otto Bolger. — Afrikanische Kriegsbilder. — Notiz. (Alexander von Humboldt's Briefe in England und Frankreich) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine englische Dorfgeschichte.

Vom Hrn. Von George Eliot. Uebersetzt von Julius Frese. Zwei Bände. Berlin, Besser. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Der Uebersetzer des vorliegenden Romans hat es für wichtig erachtet, die Einführung desselben beim deutschen Publikum durch ein Vorwort zu rechtfertigen, in welchem er sich einerseits auf die sieben Auflagen beruft, die der Roman binnen Jahresfrist in England erlebt hat, andererseits auf die poetischen Vorzüge desselben aufmerksam macht. Wir glauben, es hätte dieser Introduction nicht bedurft, denn ein Buch wie dieses empfiehlt sich am wirkksamsten durch sich selbst. Höchstens erscheint sie für den Anfang des Romans nicht ganz überflüssig; denn die ersten drei bis vier Kapitel lassen die Bedeutung desselben noch nicht erkennen, ja sie machen, nachdem man das Vorwort gelesen, einen mehr enttäuschenden als befriedigenden Eindruck, dergestalt, daß man vielleicht auf die Fortsetzung der Lectüre ganz verzichten würde, wenn man nicht Lust hätte sich zu überzeugen, ob denn wirklich das Buch seinen außerordentlichen Erfolg und das ihm gespendete Lob auch in seiner weiteren Entwicklung so gar wenig verliere. Was ganz besonders an diesem Anfang misfällt, ist, abgesehen davon, daß die geschilderten Personen noch kein wahreres Interesse für sich zu erwecken wissen, die in gesuchten Worten und geschraubten Wendungen sich gefallende und dann wieder ins Triviale und Platte sich verflüchtende Darstellungsweise, ein Uebelstand, der allerdings zum großen Theil in der anfangs etwas schwerfällig und steif stilisirten Uebersetzung liegen mag, nichtsweniger aber das Gefühl erweckt, als siehe auch die Verfasserin den ländlichen Verhältnissen und volkstümlichen Elementen, die sie zu schildern unternimmt, zu fern und fremdbartig gegenüber, als daß sie von denselben ein natürliches und lebenswahres Gemälde zu entwerfen vermöchte. Wir halten es im Interesse des Lesers wie des Romans selbst für zweckmäßig, auf diesen Mangel so gleich hier aufmerksam zu machen, damit sich der Leser von vornherein auf eine anfängliche Degradation seiner und das Vorwort angeregten Erwartungen gefaßt mache,

ohne sich jedoch dadurch vom Weiterlesen abschrecken zu lassen; denn wir dürfen dieser Rüge die Versicherung hinzufügen, daß der weitere Verlauf des Romans ebenso entschieden die anfangs gegen ihn auftauchenden Bedenken beseitigt, wie sein Eingang die für ihn erweckten Hoffnungen herabdrückt, und müssen zugleich anerkennen, daß auch die Uebersetzung in der Folge so leicht und fließend wird, daß sie sich wie ein gut geschriebener deutscher Originalroman liest.

Der allgemeine Charakter dieses Romans ist vom Vorredner im allgemeinen richtig angegeben. Er sagt:

Wenn nicht die erweiterte Welt, die in ihrer Ursprünglichkeit scharf nur ein kleines Gebiet umfassen, könnte man versucht sein, diesen Geschichte zu nennen. Anlage und neten Gemälde sind durchaus im und der knappe Rahmen, in welchem demselben ebenfalls. Auf dem Gungen ländlichen Lebens bewegt einen kurzen Augenblick verläßt Kirchspiel, in welchem sie sich, dürftiger Zustände nimmt einen Seiten der psychologischen Entwicklung man so weit über die Art der Dezeichnung nicht als erscheidend Beziehung einen annähernden Gang an die Hand gibt.

Nur zu der letzten limitirenden Bemerkung dieser Charakteristik sehen wir keinen ausreichenden Grund. Die psychologische Entwicklung hat ja auch in unsern deutschen und schweizerischen Dorfgeschichten stets als eine Hauptaufgabe gegolten. Es haben auf sie schon Immermann und Auerbach und noch mehr Jeremias Gotthelf, Melchior Meyr und Otto Ludwig ein solches Gewicht gelegt, daß sie in diesem Betracht schlechterdings nicht gegen die Verfasserin des vorliegenden Buchs zurückstehen. Es läßt sich also nicht einsehen, warum die Bezeichnung „Dorfgeschichte“ für dasselbe nicht ebenso gut genügen soll, wie für die Erzählungen der genannten Dichter. Auch die etwas breitere Anlage desselben und mehr ins Einzelne gehende Ausführung sind dem nicht entgegen; denn auch die meisten unserer Dorfgeschichten von geringerem

Umfang und zurückhaltender in der Auspinnung der Fäden, so fehlt es doch auch nicht an solchen, die auch von seiten ihrer Ausdehnung und Reichhaltigkeit dieser englischen Erzählung gleich oder nahe kommen. Uebrigens entscheidet hier nicht sowohl die Quantität als die Qualität über die Angemessenheit der Benennung, und dies ist, wie der Uebersetzer selbst zugibt, in allen Elementen des Romans durchaus dem Charakter der Dorfgeschichten entsprechend.

Den Mittelpunkt der Erzählung bildet dem Titel gemäß Adam Bebe, ein in Hayslope, einem Dorfe Northumberland's, lebender junger Zimmermann, ein körperlich und geistig gleich tüchtiger Burche, von stattlichem Körperbau, löblichem Streben und ehrenhafter Sittlichkeit, der Stolz seiner alten Mutter, geliebt und geschätzt in der ganzen Umgegend. Dieser liebt, den Wünschen seiner Mutter entgegen, die ihn überhaupt lieber für sich behalten möchte, ein „zum Vernarren hübsches“ sechzehnjähriges Mädchen, Getty Sorel, Nichte eines Pächters Boyser, während sein zu den Methodistern gehöriger Bruder Seth eine andere Nichte Boyser's, ein nicht minder schönes und gleich ihm zu den Methodistern gehöriges Mädchen, Namens Dina, zur Frau zu haben wünscht. Letzterer ist in seiner Werbung nicht glücklich, denn Dina, die sogar mit bedeutendem Erfolge öffentlich predigt, fühlt sich zur Erfüllung höherer Pflichten, namentlich zur Belehrung und Eröstung der Leidtragenden berufen und kehrt nach kurzem Aufenthalt in Hayslope wieder in ihre Methodistengemeinde, wo sie unter den Fabrikarbeitern das Evangelium verkündigt, zurück. Adam ist scheinbar besser daran, denn Getty nimmt seine Bewerbungen nicht unfreundlich auf, und wenn sie ihm auch noch keine bestimmte Aussicht gibt, so sieht es doch nicht danach aus, als ob ihm einer seiner Nebenbuhler bei ihr den Vorrang abgewinnen könne, zumal er auch von Onkel und Tante Boyser auf das entschiedenste begünstigt wird. Gar bald aber nimmt, ohne daß er selbst längere Zeit eine Ahnung davon hat, für ihn die Sache eine sehr bedenkliche Wendung. Getty wird nämlich auch von Arthur Donnithorne, dem einundzwanzigjährigen Enkel und Erben des alten Gutsherrn sehr reizend gefunden, und der eltern, einer tiefen Empfindung nicht fähigen Getty wird dadurch dergestalt das Köpfchen verdreht, daß sie sich schon als künftige Dame träumt und dem jungen Edelmann mit einer Hingebung entgegenkommt, welche denselben trotz der Warnungen seines väterlichen Freundes, des ehrenwerthen Pastors Irwine, und trotz der Kämpfe, die er mit sich selbst und seiner im Grunde edeln und gutgearteten Natur durchkämpft, zu immer traulichern Beziehungen fortreißt, bis Adam zufällig ein Zeuge ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit wird und eine Katastrophe herbeiführt. Arthur wagt dem Jörn Adam's gegenüber nicht zu gestehen, wie weit er sich schon mit Getty vergessen, sieht aber ein, daß er das Verhältniß abbrechen muß und geht zum Heer, nachdem er vorher durch einen Brief auch Getty von der Hoffnungslosigkeit ihrer gegenseitigen Liebe zu überzeugen gesucht hat. Getty

ist im Innersten gebrochen, weiß sich aber äußerlich zu beherrschen. Adam, der von dem wahren Sachverhalt keine Ahnung hat, setzt seine Bewerbungen fort. Getty ist freundlicher gegen ihn als je und es kommt zwischen ihnen zur Verlobung. Inzwischen schreitet Getty's Zustand in ein Stadium vor, wo er sich nicht mehr verbergen läßt, und um der Entdeckung zu entgehen, beschließt sie unter dem Vorwande, Dina auf einige Tage zu besuchen, zu Arthur nach Windsor zu fliehen, da ihr dieser in seinem letzten Briefe geschrieben, daß sie sich im Augenblicke der Noth an ihn wenden möge. Sie macht wirklich unter ungemeinen Mühen und Drangsalen diese weite Reise; als sie aber endlich in Windsor anlangt, ist dieser mit dem Heer nach Irland abgegangen, und sie muß unter noch größern Mühseligkeiten und in völliger Verzweiflung die Rückkehr antreten. In der Nähe ihrer Heimat angelangt, schwankt sie, ob sie zu Dina fliehen oder sich ertränken soll. Sie entschließt sich zu letztem, vermag es aber nicht auszuführen, flüchtet sich zu Euniton in das Haus einer Witwe, wird hier infolge der unnatürlichen Aufregungen von einem Kinde entbunden, flieht am andern Tag mit dem Kinde in den Wald und schwört es hier in einem Anflug von Wahnsinn lebendig in die Erde. Aber die Erinnerung an das Schreien des nur zum Theil bedeckten Kindes und ihre Gewissensangst treibt sie wieder zu ihm zurück, sie findet es bereits gestorben, wird bei ihm gefunden, gefänglich eingezogen und als Kindesmörderin vor das Schwurgericht gestellt. Zu Hause ahnt man von alledem nichts; man wundert sich nur, daß sie länger bei Dina bleibt, als sie beabsichtigt. Endlich macht sich Adam auf, sie bei Dina aufzusuchen, findet sie dort nicht, ahnt, daß sie zu Arthur gegangen, glaubt diesen im Einverständniß und will sich ebenfalls zu ihm auf den Weg machen. Aber ehe er abreist, erfährt er durch Pastor Irwine die wahre Sachlage und muß nun Tropfen für Tropfen den bitteren Leidenskelch austrinken, den ihm seine allzu vertrauensvolle Liebe zu dem leichtsinnigen Mädchen bereitet hat. Der einzige Trost in dieser traurigen Lage gewährt ihm Dina, die auch allein das bis dahin verstoßte Herz Getty's zu erweichen und zum Geständnis zu bringen vermag. Das Schwurgericht verurtheilt sie zum Tode, und schon soll das Urtheil vollzogen werden, als Arthur, der inzwischen im Zustande der tiefsten Zerknirschung und Reue aus Irland herbeigeeilt ist, das von ihm erwirkte Begnadigungsdekret bringt, demzufolge sie über das Meer transportirt wird. Adam hat bis dahin bitteren Groll gegen Arthur gehegt; aber der tiefe Schmerz, mit dem dieser selbst das durch seine Leichtsinns herbeigeführte Unglück beklagt, verjöhnt ihn mit demselben. Arthur, obgleich seit dem Tode seiner Großmutter jetzt Gutsherr, verurtheilt sich selbst zum Tode und macht es dadurch Adam und Boyser's möglich, in Hayslope zu bleiben. Die Zeit übt auf Adam's Schmerz ihre lindernde Macht. Nicht wenig trägt dazu die jetzige Anwesenheit Dina's bei Boyser's bei. Auch seine Mutter hat Dina, die ihr nach dem Tode ihres Mannes tröstend und helfend zur Seite gestanden, vor allen

andern weiblichen Wesen lieb gewonnen und jetzt lange den Wunsch hegt, daß sie Adam's Frau werden möge. Sie bringt denn auch mit dem Blick des Mutterauges glücklich heraus, daß Dina im Stillen Adam liebt, verräth es Adam, entzündet dadurch auch in ihm Neigung für sie, und da auch Seth ihm zuredet, das Glück, auf welches er habe verzichten müssen, nicht von sich zu stoßen, so faßt er Muth, um ihre Hand zu werben und erhält, nachdem Dina noch einen Kampf mit ihren bisherigen Lebensansichten bestanden, ihr Jawort. So gelangt Adam durch die fromme Dina noch zu einem Glück, wie es ihm das leichtsinnige Weibchen Getty nimmermehr gewährt haben würde. Auch Arthur kehrt nach Jahren, in denen er mit Auszeichnung gegen Frankreich gekämpft, berufstätig in seine Heimat zurück.

Dies das dürre Gerüst des Romans. Man wird darin eine in ihren Grundelementen schon oft dagewesene und ebenso oft poetisch ausbeutete Geschichte finden. Daß ein solches Mädchen aus dem Moose um der Ländeleien eines Edelmanns willen die treue Liebe ihres Vorgesetzten verliebt und darüber diesen und sich selbst in das Unglück stürzt: für wie viele Romane hat dies schon das Thema hergeben müssen! In der Erfindung oder Nach- erzählung neuer Erlebnisse und Verwickelungen besteht also der seltsame, ungewöhnliche Werth dieses Romans nicht. Gleichwohl dürfen wir die Wahl des Stoffes keine unglückliche nennen, denn er gehört eben zu jenen alten Geschichten, die ewig neu bleiben und die immer wieder einen unwiderstehlichen Eindruck machen, sobald ein Dichter darankommt, der hinter den äußern Vorgängen die tiefsten Geheimnisse des Herzens zu erkunden und den oft angeschlagenen Saiten neue Töne und neue Weisen abzugewinnen weiß. Und dies ist auch unserm Stoff unter den Händen der Verfasserin, wie wenig andern, widerfahren. Schon durch die Art und Weise, wie zwischen Arthur und Getty die Schuld vertheilt ist, hat die Darstellung dieses Verhältnisses ein ganz neues und tieferes Interesse gewonnen. In der Regel pflegt hierbei die größere Schuld auf den Edelmann gewälzt und das Mädchen als ein Opfer seiner Verführung oder ihrer allzu gläubigen und hingebenden Liebe hingestellt zu werden. Die Verfasserin hingegen hat die Sache umgekehrt und an diesem Ende weit feinere Motive in Bewegung gesetzt. Arthur ist wirklich ein trefflicher junger Mann, der unsereärmste Sympathie verdient. Er ist von Anfang an als ernstlichste bemüht, seine Empfindungen für Getty zu unterdrücken und kein Verhältniß zwischen sich und ihr aufkommen zu lassen, und wenn trotzdem diese Bemühungen ohne Erfolg sind, so liegt, abgesehen von seinem jugendlichen Alter, die Schuld allein darin, daß Getty in ihrer mädchenhaften Eitelkeit sofort in Thränen zerbricht, so oft er einen Versuch macht, sie über die Fortschritt ihrer Hoffnungen zu belehren, und ihn dadurch ranlastet, aus allzu warmem Mitgefühl für sie das Verhältniß fortzusetzen, bis in einem unglückseligen Moment, der dessen nähern Verlauf die Verfasserin dem Schicksal überlassen hat, das Aeußerste geschieht. Arthur's Schuld ist

also in der That nur eine aus sich selbst erwachsende hervorgehende Schwäche. Bei Getty hingegen ist das anders. Zwar an eine aus niedriger Sinnlichkeit entspringende oder mit klarem Bewußtsein begangene Schuld ist auch bei ihr nicht zu denken. Vielmehr besteht ihre Schuld gerade in der unseligen Gefühl- und Gedankenlosigkeit, mit der sie sich ihren lediglich auf Laub und Stütze gerichteten Wünschen hingibt, und in dem unverantwortlichen Leichtsinne, mit welchem sie durch die ihr zu Gebote stehenden Reize die Männer zu beherrschen weiß, ohne an die Folgen zu denken, die daraus entstehen können. Welcher also liegt dem Vergehen, zu dem sie sich fortteufen läßt, keine wahre Liebe, überhaupt kein tieferes Gefühl, vielmehr pure Eitelkeit und Herzlosigkeit zum Grunde, und darum vermag man für sie; so sehr sie auch durch ihre Schüchternheit und äußere Lebenswürdigkeit unsere Theilnahme weckt, doch nicht diejenige Sympathie zu empfinden, die man dem an ihr sich und sie zu Grunde richtenden Arthur widmet. So ist es natürlich, daß unser Roman schon in seinem Hauptindruck wesentlich von anderen Erzählungen abweicht, denen eine ähnliche Geschichte zum Grunde liegt.

Was ihn aber vor allen andern über die gewöhnlichen Erscheinungen erhebt und seinen glänzenden Erfolg rechtfertigt, ist die bewundernswürdige Lebendigkeit und Naturwahrheit, mit welcher die Verfasserin ihre Personen zu zeichnen und die ihnen charakteristische Art zu reden und zu handeln, ja selbst die feinsten Modificationen ihrer Gefühlsregungen wiederzugeben versteht. Wenn daher der Uebersetzer im Vorwort von ihr sagt, daß sie mit demselben Scharfblick, mit dem sie die Aeußerlichkeiten der ländlichen Verhältnisse beobachtet und gezeichnet habe, auch die psychologischen Vorgänge erfasse und mit gleicher Wahrheit und Treue sie darstelle, daß sie, wie nur wenige, in die innerste Werkstatt der Seele blicke und insbesondere die kleinen Kunstgriffe, mit denen menschliche Schwäche sich selbst täusche, aufzudecken und den Irrgängen genüßsüchtiger Eitelkeit nachzugeben wisse; daß sie für tüchtigen Menschenverstand und gesunden Humor den frisch empfänglichsten Sinn habe und dem Mittelschlag sanfterer Gemüther gerecht werde; daß sie endlich auf das innigste vertraut sei mit den harten Kämpfen, in denen ein starker Charakter sich läutere und doch zugleich das liebevollste Verständniß für eine Natur habe, die ohne Kampf nichts ist als aufopfernde Hingebung: so können wir dem allen nur unsere Zustimmung geben und dürfen außerdem hinzufügen, daß sie von ihrem eminenten Talent, Seelenzustände zu zergliedern und Blicke in die geheimsten Falten des Menschenherzens zu eröffnen, durch aus nur einen solchen Gebrauch macht, wie es der Dichterin, die niemals die Grenzen des Schönen überschreiten darf, angemessen ist, und es nicht wie manche andere ihr verwandte Schriftsteller zur Erzielung förmlich marternder und peinigender Eindrücke mißbraucht.

Unter den zahlreichen trefflichen Charakteristiken, welche die Verfasserin mit festerer Hand vor unsern Augen ausführt, sind uns die von Getty und Frau Popper als

die meisterhaftesten und zugleich als die originellsten erscheinen. Die Zahl der Gettys unter den weiblichen Schönheiten ist leider keine geringe. Man findet sie allerorten und in allen Ständen, und wenn nicht alle einem gleich traurigen Schicksal verfallen, so liegt der Grund davon mehr in einer glücklichen Combination der Verhältnisse, als darin, daß sie weniger Gettys wären. Aber trotz der allgemeinen Verbreitung dieses Jungenmädchentypus erinnern wir uns doch noch keiner Dichtung, in der uns derselbe seinem innersten Kern wie seiner äußern Erscheinung nach so tief und so wahr, so bezaubernd und so ergreifend wie hier gezeichnet wäre, und wir müssen daher die uns hier vorgeführte Figur unbedenklich als eine überaus werthvolle Bereicherung der weiblichen Gestalten, welche die Schönheitsgalerie der Poesie schmücken, anerkennen. Wie reizend und lebendig ist sogleich die erste Einführung derselben, das Bild ihrer Erscheinung in der Milchammer, wo sich zuerst das unselige Verhältniß zwischen ihr und Arthur anspinnt! Es heißt in dem Abschnitt, in dem uns diese Begegnung erzählt wird:

Wohl verbiente die Milchammer gesehen zu werden; es war ein Anblick, an den man im heißen Sommer nur wieder zu denken brachte, um sich zu erfrischen, so kühl war es da, so reinlich, so frisch roch es nach neuem Käse, nach fester Butter und nach den hölzernen Gefäßen, die immer im reinen Wasser gebadet wurden, so hübsch spielten da die Farben von den irdenen Satten und Töpfen und dem weißen Rahm darin, vom braunen Holz und blanken Flan, vom grauen Sandstein und orangerothen Koft an den eisernen Gewichten und Haken und Thürangeln. Aber alle diese Einzelheiten sieht man nur unklar, wenn mitten dazwischen ein zum Vernarren hübsches siebzehnjähriges Mädchen in kleinen Holzschuhen steht, das ein Pfund Butter von der Wagschale nimmt und dabei einen runden Arm mit niedlichen Grübchen zeigt. Getty erröthete rosenroth, als Kapitän Donnithorne (Arthur) hereintrat und sie anredete; aber sie sah dabei gar nicht unglücklich aus, denn in das Erröthen verschlangen sich anmuthig lächelnde Grübchen und bligten Funken unter langen dunkeln Wimpern hervor und während die Tante ihren Gast über den beschränkten Milchvorrath unterhielt ... und ihm auseinander setzte, daß die Kurzhörner zwar sehr viele, aber nicht sehr gute Milch gäben ... und Aehnliches dergleichen mehr, was für einen jungen Herrn, der einmal Landwirth werden wollte, sehr interessant sein mußte, klopfte Getty ihre Butter mit so viel Selbstgefühl und Koketterie, als wisse sie recht gut, daß jede Wendung ihres kleinen Köpfchens beachtet werde.

Die Verfasserin hält es hier für nothwendig, ihrer Schilderung eine allgemeinere Bedeutung zu geben, wodurch sie zeigt, daß sie selbst Getty als Repräsentantin eines bestimmten weiblichen Typus angesehen wissen will. Sie schreibt:

Es gibt verschiedene Arten von Schönheiten, in welche die Männer entsprechend verschieden sich vernarren, vom Verzeiweln bis zum völligen Verbummen; aber eine Art von Schönheit gibt es, die nicht bloß den Männern, sondern allen mit Verstand begabten Säugethieren, selbst den Frauen, die Köpfe verdreht. Es ist eine Schönheit nach Art der Käpchen oder ganz kleiner zartgegebener Enten, die mit ihren Schnäbelchen leise schwatternd kleine Wellenkreise schlagen, oder wie von kleinen Kindern, die eben zu gehen anfangen und ihren ersten kleinen Unfuss machen: eine Schönheit, mit der man nie böse sein kann, bei der man sich völlig unfähig fühlt, den geistigen Zustand zu begreifen, in den sie einen versetzt. Eine solche Schönheit war Getty Corel. Ihre Tante Poyser, die alle persönlichen Reize

mit Verachtung behandelte und bei ihrer Erziehung möglichst strenge verfuhr, fühlte sich durch Getty's Reize wider Willen gefesselt und sah sie unvermerkt immer an, und nach mancher Strafpredigt, die mit natürlichem Fluß aus ihrer Sorge um die Erziehung der Nichte ihres Mannes — das arme Ding hatte ja keine Mutter, die sie auswechseln konnte — hervorging, gelang sie ihrem Manne, wenn sie allein waren, oft genug, je unartiger die kleine Dore sei, desto hübscher sehe sie aus.

Auf eine eigentliche Beschreibung dieser Schönheit läßt sich die Verfasserin schlaumerweise nur indirect, auf dem Wege einer sogenannten praestitutio ein. Es könnte wenig nutzen, wenn sie dem Leser sage, daß Getty eine Wange hatte wie ein Rosenblatt, daß um ihre vollen Lippen Grübchen spielten, daß in ihren großen dunkeln Augen unter langen Wimpern eine sanfte Schmelzm lag, daß ihr lockiges Haar unter der runden Haube, wohin sie es zurückgestammt hatte, sich bei der Arbeit wieber hervorstahl und die dunkeln zarten Ringeln ihr um die Stirn und die weißen Muscheln von Ohren spielten; es helfe ebenso wenig zu schildern, wie hübsch ihr das rothe und weiße Halstuch stand, dessen Zipfel sie in die kleine grobe Schnürbrust gesteckt hatte, oder wie die leinene Butterschürze mit dem Lätzchen in so hübschen Linien fiel, daß eine Fürstin sie in Seide hätte tragen können, oder wie die braunen Strümpfe und die Schnallenschuhe mit den dicken Sohlen, die sonst so plump waren, ihr an Fuß und Knie so zierlich saßen: das alles, mein sie, helfe dem Leser wenig, wenn er nicht selbst ein Mädchen kenne, dessen Anblick ebenso auf ihn gewirkt habe, wie Getty auf jeden, der sie erblickte; so wenig, wie wenn man jemand den Frühling schildern wolle, der ihn nie gesehen habe. Sie fährt fort:

Getty's Schönheit hatte etwas vom Frühling, war wie die Schönheit munterer junger Thierchen, die rundlich-glatz und spielerig durch einen falschen Schein von Unschuld besetzen und betrügen, der Unschuld etwa eines Kälbchens mit einer Blase, das, zu einer Promenade im Freien aufgelegt, einen über Hecken und Gräben hin herumgeht und erst mitten in einem Morast stehen bleibt. Und dazu gibt's beim Buttermachen die hübschesten Stellungen und Bewegungen, die ein hübsches Mädchen machen kann: sie muß stoßen und schütteln, das gibt dem Arm eine reizende Beugung und der runde weiße Hals neigt sich seitwärts: sie klopft und rollt mit der zierlichen Patschhand, und die letzten Feinheiten beim Kneten und Formen lassen sich gar nicht machen, ohne daß die aufgeworfenen Lippen und die dunkeln Augen an das lebhafteste mitspielen u. s. w.

Mit gleich lebendigen Zügen verfolgt die Verfasserin die Zeichnung dieses nur zu ihrem und anderer Unheil so reizenden Geschöpfes durch alle Stadien ihres tragischen Schicksals. Ueberaus meisterhaft ist insbesondere die Ausmalung der Scene, die sie nach ihrer ersten Zusammenkunft mit Arthur im Wäldchen vor dem Spiegel ihrer Schlafkammer, eiteln Zukunfts träumen nachhängend, an sich selbst spielt, zumal im Contrast zu der Art und Weise, wie sich Dina in der Kammer dicht neben ihr zum Schlafe vorbereitet; und nicht minder meisterhaft die Schilderung ihrer Enttäuschung und das Bild der Leiden und Qualen, die sie auf ihrer Flucht und Heimreise, sowie unmittelbar vor und nach der letzten Katastrophe durchzumachen hat.

Werden in dem Gemüthe Gatty's die anfangs heftigen und heftigen Fortschritte nach und nach immer mehr durch düstere und unheimliche Trüben verdrängt, so ist dafür das Bild der Frau Poyser von Anfang bis zu Ende ein durch und durch reghäßliches. Frau Poyser ist das Musterexemplar einer rüßigen und rüßigen Hausfrau, welche trotzdem, daß sie zuweilen ein wenig fränkelt, im Inneren frugig und ist und namentlich Herz und Mund auf dem rechten Fleck hat. Sie spricht selbstbewußterweise für ihren behäßigen, etwas mausfaulen Mann mit, besonders wenn es darauf ankommt, irgendeinen Angriff auf ihre Rechte abzuwehren, eine ihr nicht zusagende Ansicht zu bekämpfen oder einem Diensthoten den Text zu lesen. Wer in ihre Nähe kommt, muß in irgendeiner Weise die Schlagfertigkeit und Geduld ihrer Junge empfinden, und sie ist in jedem Augenblick bereit, eine unerbittliche Strafpredigt von früher wieder aufzunehmen, wie „eine Dersorgel mit einer Melodie genau an dem Punkte wieder fortsetzt, wo sie aufgehört hat“. Ob der, an dem sie ihre Virtuosität pröfirt, die Epistel gerade verdient, darauf kommt es ihr so genau nicht an, aber es ist von ihr jedenfalls gut gemeint, und die Art, wie sie sich ausdrückt, die Wolubilität, mit der ihr die schlagenden Bilder und Kernsprüche von dem Munde fließen, ist so herzerquickend und beaufregend, daß man sich auch unverdient gern den Sprudel ihrer Junge gefallen läßt. Wie reghäßig ist z. B. folgende Scene, welche während des Abendessens spielt, als Molly zum Bierholen hinausgeschickt ist:

„Wie lange das Mädchen macht, um das Bier abzuholen!“ jagte Frau Poyser, indem sie das gefüllte Klypenküß vorlegte. „Vielleicht seht sie den Krug hin und vergißt den Hahn aufzuheben. Bei diesen Mädchen muß man auf alles gefaßt sein; du hab im Grunde und setzen den Kessel leer auf's Feuer, und 'ne Stunde nachher sehen sie nach, ob's Wasser kocht.“ — „Sie hole für die Leute auch“, bemerkte der Hausherr; „du hättest ihr sagen sollen, sie möchte unsern Krug zuerst bringen.“ — „Ihr sagen sollen?“ rief Frau Poyser; „ja ich könnte allen Wind aus meiner Lunge verbrauchen und 'nen Haufen Salz dazu nehmen, wenn ich den Mädchen alles sagen wollte, worauf sie in ihrer eigenen Dummheit nicht kommen. Herr Oebe, nehmen Sie nicht etwas Ölßig zu ihrem Salat? Nein? Ah, da haben Sie recht. Es nimmt dem Fleisch seinen feinen Geschmack. Ja, es sieht schlecht aus mit dem Öfen, wenn die Zuthaten das Beste aus dem Fleisch. Manche Leute machen schlechte Butter und denken, das Salz soll's wieder gut machen.“ Hier wurde Frau Poyser's Aufmerksamkeit durch die Ankunft Molly's in Anspruch genommen, die einen großen Henkelkrug, zwei kleine Krüge und vier Kannen trug, alle voll Ale oder Dünabier, ein interessantes Beispiel, wie viel eine Menschenhand fassen kann. Die gute Molly hatte ihren Mund noch weiter offen als gewöhnlich und hielt beim Gehen die Augen auf das viele Geräth gerichtet, welches sie in der Hand trug, und hatte daher von dem Ausdruck in dem Gesicht ihrer Herrin gar keine Ahnung. „Molly, so'n Mädchen wie du ist mir doch noch nicht vorgekommen! Deine Mutter ist 'ne arme Witwe, und ein Zeugniß hast du so gut wie gar nicht gehabt, und mehr als hundertmal hab ich dich schon erlegt.“ ... Molly hatte es nicht dinsten sehen, und der Donner überraschte und erschütterte sie daher doppelt. In unbestimmter Schreden überfiel sie, als habe sie etwas — sie wußte freilich nicht was — nicht recht gemacht; sie wandte sich eilig nach dem tannenen Tische zu, um die Gefäße hinzulegen, verwickelte sich in ihre Schürze, die losgegangen war,

und fiel mit Ach und Krach in eine wahre Schandstube von Bier, worauf Martinchen und Thoma in Lachen ausbrachen und der Hausherr, der seinen Schlaf hier ungeruht in die Ferne gerückt sah, ein ersticktes Gellösch ausließ. „Du hast du die Bescherung“, ging Frau Poyser in ihrem schneidenden Tone los, indem sie aufstand und nach dem Schrank ging, während Molly sehr bedrückt die zerbrochenen Scherben aufhob. „Hab' ich's dir nicht gesagt, daß es so kommen würde? oft genug gesagt! Du gehst dein ganzer Monatslohn hin, und reichst noch nicht einmal für den schönen Krug, den ich zehn Jahre im Hause gehabt habe, und wie ist etwas damit passiert; aber was du schon für Geschirr zerbrochen hast, seit du hier im Hause bist, das könnte einen Pastor zum Fluchen bringen, Gott verzeih' mir die Sünde; und wenn du Krut gekocht hättest in einem kupfernen Geschirr, dann wär's dir nicht besser gegangen und du hättest dich verbrannt und wärst vielleicht lahm für dein ganzes Leben, und man weiß auch so noch nicht, was dir mal passiert, wenn das so weiter geht; man sollte glauben, du hättest den Belotanz, wenn man sieht, was du alles entzwei machst. Es ist eigentlich schade, daß wir dir nicht die Stücke alle aufgehoben haben, damit du sie dir ansehen könntest; freilich, was du auch siehst oder hörst, für dich macht's keinen Unterschied; man sollte glauben, du wärst im Feuer gewesen und hart geschmelzt.“ Die arme Molly vergoß reichliche Thränen, und in ihrer Verzweiflung über die schnelle Bewegung, mit der die Bierhut auf Moll's Füße zufoß, wollte sie schon ihre Schürze zum Scheuertuch brauchen, als Frau Poyser, die eben den Schrank öffnete, ihr wieder einen bösen Blick zuwarf. „Ei was du!“ fuhr sie fort, „das Weinen hilft nichts. Du machst nur noch mehr Krüge, die du aufzuheben magst. Ich sage dir, es ist alles bloß dein eigener Leichtsinn; denn keiner braucht was zu zerbrechen, wenn er's nur recht ausfaßt. Aber wer von Holz ist, sollte auch bloß mit hölzernen Sachen zu thun haben. Und da muß ich nun den braun und weißen Krug nehmen, den wie das ganze Jahr noch nicht dreimal gebraucht haben, und selbst in den Keller gehen und erstalle mich vielleicht auf den Tod und hole mir 'ne Quinquang.“ ... Frau Poyser hatte eben den braun und weißen Krug aus dem Schrank genommen und hielt ihn in der Hand, als ihr etwas am untern Ende der Küche ins Auge fiel. Mochte nun die Erschreckung sie so stark angreifen, weil sie so schon vor neuerer Aufregung glittete, oder war das Zerbrechen von Krügen ansehnlich, genug sie erschrak und fuhr zusammen, als hätte sie einen Geist gesehen, und der kostbare braun und weiße Krug fiel auf die Erde und Henkel und Wieße waren für immer dahin. „Ist einem je so was vorgekommen!“ sagte sie mit plötzlich herabgestimmtem Tone, nachdem sie sich einen Augenblick ganz entsetzt umgesehen hatte. „Die Krüge müssen befest sein. So hab diese elenden glattglänzten Henkel, die gleiten einem aus den Fingern wie ein Kal.“ — „Nun, da hast du dir hübsch selbst ins Gesicht geschlagen“, rief ihr Mann und stimmte herzlich in das Lachen seiner Jungen ein. „Du hast aut zwischen und mich ausgelachen“, erwiderte Frau Poyser, als wenn das irdene Geschirr lei liegt's einem aus der Hand wie ein Bog Glas, das springt auch wol, wenn's gar mal entzwei gehen soll, das geht entzwei, in meinem Leben etwas zerbrochen, weil hätte; sonst hätte das irdene Geschirr nicht sein, was noch von meiner Hochzeit herha du soll? Was soll das heißen“ u. s. w.

In ähnlicher Weise exportirt sich Frau Poyser noch unzähligmahl. Ihr Mundwerk ist der frische Quell im Bache und die Verfasserin läßt ihn reichlich spendeln. Mag sie ihr Absterben Lotto ausstellen oder lustlos, mag sie Dina von der Methodisterei abzubringen suchen, mag sie sich über die Schweigsamkeit ihres Mannes lustig machen, mag sie dem alten Gutsherrn die Wahrheit sagen

— Die Worte fließen ihr immer gleich frisch und drahtig von den Lippen und sind überall auf das kräftigste mit vollschüssigen Sprüchen und Redensarten gewürzt, welche werth sind, daß sie dem Schatz der Sprichwörter einverleibt werden, z. B. folgende: „Es gibt Leute, die halten ein Sieb unter die Pumpe und meinen, darin könnten sie Wasser forttragen.“ „Eine Made muß in dem faulen Käse geboren sein, um ihn gern zu fressen.“ „Es scheint beinahe, als wären die Leute, die hier keiner mag, die einzigen, die man auch in der andern Welt nicht haben will.“ „Wo die Fledermäuse hinfliegen, das soll mal einer vorauswissen!“ „Wer nie ein Kopflissen gehabt hat, der entbehrt's nicht.“ „So machen's die Leute mit den sanften Gesichtern; man kann ebenso gut gegen einen Saft Federn werfen, als auf sie einsprechen.“ „Hätte der Häckelschneider über die Menschen zu sagen, dann wären wir alle von Stroh.“ „Ich bin keine von denen, welche die Kage in der Milchammer sehen und sich verwundern, was sie da wol suche.“ „Dina ist so rein, wie frisch gefallener Schnee; wer die bei sich hat, der kann dreißt für zwei sündigen.“ „Mangel hält vor; da braucht man mit dem Kochen nicht so bei der Hand zu sein“, und so noch viele andere, die sich nur nicht so leicht aus dem Zusammenhang herausreißen lassen.

Nicht ganz in demselben Maße ist der Verfasserin die Charakteristik Adam Bede's gelungen. Er ist in der Anlage eine treffliche Figur und verdient die Sympathie, die der Held eines Romans für sich in Anspruch zu nehmen hat, durch die Eigenschaften, die ihm beigelegt werden, im höchsten Grade. Aber die Verfasserin hat ihm zu wenig Gelegenheit geboten, die Kraft und Tüchtigkeit seines Wesens in wirklich activer Weise an den Tag zu legen; er ist ein gar zu passiver, zum Dulden und Leiden außerordener Held. Nun ist es zwar richtig, daß der Held des Romans nicht von gleicher Thatkraft zu sein braucht, wie der des Lebens; aber so viel darf man mit Recht von ihm fordern, daß er gerade diejenigen Eigenschaften, die an ihm gerühmt werden, irgendwoburdh thatsächlich beweise und es mit Leiden zu thun habe, gegen die er irgendwie anzukämpfen vermag, nicht aber mit solchen, die er widerstandslos über sich ergehen lassen muß, nur mit ohnmächtigem Jorn oder resignirter Ergebung hinnehmen kann. Dieser Forderung leistet aber Adam Bede nicht so, wie es sein sollte, Genüge. Sein blindes Vertrauen zu Hetty hat zwar etwas Rührendes, Mitleid-erweckendes; aber Mitleiden in diesem Sinne ist gerade nicht das Gefühl, in das wir für einen Mann, den wir als robust und energisch bewundern sollen, versetzt zu sein wünschen. Er sollte wenigstens selbst ein Gefühl davon bekommen, daß er seine Liebe an eine Unwürdige wendet, er sollte vermöge dieses Gefühls mit seiner Leidenschaft zu kämpfen suchen, er sollte irgendetwas thun, was uns von der Macht und Stärke dieser Leidenschaft eine übermächtige und überzeugende Vorstellung erwecke, möchte er dann auch in diesen Kämpfen erliegen und sich aus den ihn umschlingenden Zauberbanden nicht loszureißen wissen; wir würden dann doch von seiner männ-

lichen Natur ein milderer Haßes Bild gewinnen, als das ist, welches er jetzt in uns erweckt, und unser Mitleid für ihn würde ein ganz anderes sein, als eine bloße Bemitleidung. Bei alledem ist Adam ein Mann, der zugleich unsere Achtung verdient; denn seine Passivität entspringt nicht aus Schwäche, sondern weil ihn die Verhältnisse, weil ihn eine gewisse instinctive Ruhe und Nüchternheit seines Wesens zu keinen Zweifeln und Kämpfen und somit auch zu keiner drastischen Entfaltung seiner Kraft kommen lassen. Nur ist er weniger ein Held nach dem Geschmack der Männer, als nach dem der Frauen, und daher macht er uns am meisten fühlbar, daß wir es in diesem Roman mit der Arbeit einer Frau zu thun haben.

Auch Adam's Bruder Seth gehört zu den milder wirkenden Figuren des Romans. Er macht ursprünglich den Eindruck, als solle er für eine zwar äußerlich etwas unscheinbare, aber innerlich tiefe Natur genommen werden, und man hegt daher ihm gegenüber von vorn herein die Empfindung, als geschehe ihm durch die Zurücksetzung, die er überall erfährt, ein Unrecht, das später gut gemacht werden müsse. Dieses geschieht aber nicht. Im Gegentheil, er muß zuletzt erleben, daß sein Bruder den Schatz hebt, den er entdeckt und zuerst in seinem Werthe erkannt hat, während sein Bruder einem verführerischen Irthum nachjagte. Daß er dies ohne jeden Meid, ja ohne nur seinen Schmerz laut werden zu lassen, trägt, beweist zwar, daß er wirklich die gute Meinung, die er für sich erweckt hat, verdient; aber um so weniger vermag man es mit der poetischen Gerechtigkeit verträglich zu finden, daß ihm dafür so gar keine Anerkennung zu Theil wird. Daß es im Leben freilich so hergeht, daß sich der Opferfreudige in der Regel mit dem Glück, das andere statt seiner genießen, begnügen muß, können wir nicht leugnen; aber wir meinen, die Dichtung muß in dieser Beziehung rückhaltvoller und humaner verfahren als das Leben, wenn sie nicht einem falschen Naturalismus huldigen und ein bloßer Abklatsch einer oft trostlosen Wirklichkeit sein will.

Eine mit ungemeiner Liebe ausgestattete Figur ist dagegen die Methodistin Dina. Die Aufgabe, welche sich die Verfasserin in der Zeichnung derselben gestellt, war ohne Frage eine äußerst schwierige; denn nur gar zu leicht machen die allzu frommen und hingebenden Engelsnaturen einen mehr unangenehmen als angenehmen Eindruck. Alle Hochachtung vor einer frommherzigen Schwester; aber als Concurrentin mit einer Hetty ist sie vor den Lesern eines Romans in einer sehr übeln Lage. Um so mehr verdient die Kunst der Verfasserin bewundert zu werden, daß es ihr trotzdem gelungen ist, von Anfang an für Dina ein warmes Interesse zu erwecken und ununterbrochen wach zu erhalten. Ob sich dasselbe nicht vielleicht noch höher hätte steigern lassen, wenn die Conflict, die ihr Herz mit ihrer religiösen Ueberzeugung durchzumachen hat, ein wenig mehr in den Vordergrund gestellt und Gegenstand der Ausführung geworden wären, lassen wir dahingestellt.

zu sagen, was damit eigentlich gewonnen sein soll. Einige dieser Systeme sind so unpraktisch, schwierig und complicirt, daß man in derselben Zeit, die man auf ihr Studium verwenden müßte, ein halbes oder auch ein ganzes Duzend europäischer Sprachen lernen könnte. Bei andern sind wieder die Abweichungen von irgendeinem gebräuchlichen Alphabet so gering und dabei so willkürlich und phantastisch, daß der Laie wieder nicht recht einseht, was dadurch zur Erleichterung im allgemeinen Sprachverkehr beigetragen sein soll. Natürlich sprechen wir hier selbst immer nur als Laie; wir sind aber überzeugt, daß jeder Erfinder eines orthographischen Systems von dem System eines andern Orthographen gerade ebenso denken wird, wie wir von sämmtlichen, von denen wir bisher Kenntniß genommen.

Da hat z. B. ein ohne Zweifel tüchtiger Sprachkundiger, Heinrich von Gabelnz, die Idee einer allgemeinen, die Nationen verbindenden Schriftsprache oder nach seiner Bezeichnung „einer in jeder Beziehung ausnahmslosen und daher leicht zu erlernenden allgemeinen Silben- und Lautsprache“ (oder „Rundografe“ oder „Rundophonie“, wofür man nach Belieben auch „Passionie“ oder „Passilalie“ sagen kann) zu verwirklichen gesucht und sein System in seinen „Sprachwissenschaftlichen Fragmenten“ (Leipzig, Teubner, 1859) dargestellt, deren zweites Heft auch Renseignements enthält, um die praktische Anwendbarkeit seines Systems darzuthun und künftigen Gelegenheit zu geben, sich darin zu üben. Auch gibt — oder gab — er in Dresden ein Organ heraus, „Gabelnsographisch-Deutsches Sonntagsblatt“. Für die Verwirklichung der Idee einer allgemeinen Silben- und Lautsprache“, wovon uns wenigstens eine Nummer, Nr. 18, vorliegt, von der einige tausend Exemplare mehr als gewöhnlich abgezogen wurden, um sie unter den deutschen Gelehrten zu verbreiten. Der Herausgeber bemerkt in dieser Nummer unter anderm: „Einige Wochen, nachdem Exemplare des vorbereiteten Schriftstücks voraussichtlich an ihre Adresse gelangt sein dürften, würden wir uns aber erlauben, den Vorschlag zu einer Zusammenkunft deutscher Gelehrten zu machen, um denselben unsern Generalbaß zu Gedankencompositionen zu unterbreiten, welchen wir zur systematischen Bildung unser Sprachgebäudes benutzt haben, und ohne den eine systematische Fortbildung dieses Gebäudes undenkbar ist.“ Seitdem sind mehr als einige Wochen vorübergegangen, ohne daß uns etwas von einer Zusammenkunft deutscher Gelehrten bekannt geworden wäre, denen der Erfinder seinen „Generalbaß zu Gedankencompositionen“ unterbreitet hätte. Man sieht schon aus dem bisher Mitgetheilten, daß sich Gabelnz einer etwas wunderlichen, gefühnissvollen Terminologie und Ausdrucksweise befleißigt, wie dies die meisten solcher Erfinder und Grübler, nicht um Weiden ihrer Sache, zu thun pflegen.

Das Richtige, was dem Gabelnz'schen System zu Grunde liegt, ist das allerdings vorhandene Bedürfnis, eine einfache und consequent geregelte und auf übereinstimmenden Grundsätzen beruhende Rechtschreibung des Deutschen herzustellen. Denn diese und mit ihr zum Theil auch die Aussprache liegt, wie wir alle wissen, noch sehr im Argen. Fast jeder deutsche Autor hat seine eigene Orthographie, so daß man dem Lehrer Wandbeter recht geben möchte, wenn er sagt: „Unsere Rechtschreibung lehrt recht eigentlich, nicht die aufgestellten Regeln zu befolgen. Weiß man doch kaum, ob es mehr Regeln oder mehr Ausnahmen gibt.“ Wer an vielen Zeitungen und Journalen mitarbeitet oder mitgearbeitet oder gar an ihrer Redaction theilgenommen hat, weiß zuletzt gar nicht mehr, woran er ist; denn jede Zeitung oder Zeitschrift hat in Deutschland, wie jeder Autor, ihr eigenes orthographisches System oder Nichtsystem. Wie viel verschiedene, oft wahrhaft raffinierte Mittel zur Dehnung der Vocale; wie viel unnütze Verschwendung mit dem Dehnungs-h, während es wieder in ganz analogen Fällen und zwar mit Recht abgeworfen ist; wie viele unnütze aa und oo, wo ein einfaches a und ein einfaches o hinreichen würde! Viele wissen noch gar nicht, ob sie Brod, Brot oder Brodt, Schwere, Schwert oder Schwerdt, Bret oder Brett, Treter oder Tritt, Tritt oder Tritt, Blüte oder Blüthe, Mut oder Ruth, tot

oder todt schreiben sollen. Die wenig Uebereinstimmung herrscht in der Interpunktion, in dem Gebrauch der großen Buchstaben zu Anfang der mittels des Artikels zu Substantiven erhobenen Zahlwörter, Objectiva, Infinitiva, Pronomina u. s. w. und gar in der Schreibweise der aus fremden Sprachen entlehnten und einigermaßen deutsch gemodelten Worte! Wie auf fast allen übrigen Gebieten herrscht in Deutschland auch auf dem der Rechtschreibung auf der einen Seite die größte individuelle Willkür, auf der andern der eigenfinnigste, durch nichts motivirte, altvererbte Usus. Sicherlich, die ersten Stil- und Schreibweisen mancher Schulknaben sind oft viel richtiger, d. h. ganz der correcten Aussprache gemäß orthographirt als die Bücher irgend eines namhaften Autors, aber sie erhalten schlechte Gesetze, weil der Lehrer nothgedrungen oft gerade das als Fehler anmerken muß, was an sich richtig ist. Man denke sich, daß in irgendeiner Schule auf einen Lehrer, welcher in der Rechtschreibung den gebräuchlichen Usus festhält, ein Lehrer folgte, der sich nach den Grundsätzen der Grimm'schen Rechtschreibung gebildet hätte — welche eine Umwälzung! Vieles, was früher richtig gewesen, würde nun falsch und was früher falsch war, nun richtig sein.

Das Gabelnz'sche System hat allerdings den Vorzug, daß es die deutsche Orthographie mit strengster Consequenz regelt und vereinfacht; aber diese strengste Consequenz ist zugleich auch die willkürlichste. Alle deutschen Wörter, die mit dem vom Verfasser erfundenen Alphabet gedruckt oder geschrieben sind, müssen, so scheint es, allerdings von jedem andern Leser unbedingt gleichmäßig ausgesprochen werden, sobald sich derselbe mit dem vom Verfasser erfundenen Alphabet vertraut gemacht hat. Der Erfinder verheißt, daß nach diesem System jeder Deutsche und Ausländer ohne Lehrer übereinstimmend deutsch schreiben und lesen lernen könne, wie auch wieder jeder, der mit den deutschen Schlüsseln vertraut, Worte aus der französischen, englischen, russischen, polnischen und andern Sprachen in dieser Gabelnz'schen Schrift ohne lebenden Beistand richtig zu lesen im Stande sein werde, auch ohne je etwas in diesen Sprachen gehört zu haben. Das von Gabelnz erfundene Alphabet gewährt allerdings vor andern zu orthographischen Zwecken erfundenen Alphabeten einen großen Vorzug: es ist im ganzen, obgleich es auf den ersten Blick manches Fremdartige bietet, so einfach, daß sich jeder leicht in Schriftstellen, die damit gedruckt sind, nach kurzer Übung wird hineinlesen, nach etwas längerer jedes mit diesem Alphabet gedruckte deutsche Buch fließend wird lesen können. Gabelnz bedient sich in der Hauptsache der lateinischen Lettern, hat aber für gewisse Laute, z. B. den Laut ng, für die meisten Vocale, Diphthongen u. s. w. einen neuen Buchstaben erfunden, und wie es uns scheint ziemlich ohne Nutzen, da sich mit lateinischen Lettern, die ja das Schreib- und Druckmaterial für die meisten europäischen Sprachen, mit Einschluß des Ungarischen und Polnischen, sind, sich auch jeder Laut germanischer Sprachen genügend ausdrücken läßt. Man hat also bei dem Gabelnz'schen Alphabet nur noch einige monströse Laute mehr zu lernen, die namentlich beim Schreiben sehr hinderlich sein dürften, und zu denen theilweise ganz neue Lettern besonders geschritten werden müßten, wenn wir, was wir sonst gern thäten, hier eine Schriftprobe mittheilen wollten.

Was endlich die von Gabelnz angebahnte Radicalreform der deutschen Orthographie betrifft, so möchten wir bemerken, daß solche Umwälzungen sich nicht decretiren und octroyiren lassen; es kann in Deutschland, dem ja eine stimmgebende Hauptstadt und damit ein literarisch-akademischer Arrogat fehlen, nur auf diesem Gebiete herrschenden Uebelständen und Inconsequenzen nur allmählich Abhilfe gebracht werden, indem sich gewisse sich in den Gebrauch empfehlende Neuerungen nach und nach einbürgern. In dieser Hinsicht ist es allerdings zu bedauern, daß wir eine deutsche Literatur hatten, ehe noch die Sprache in Bezug auf Orthographie und Syntax auf Grund allgemein gültiger Gesetze vollkommen gereinigt und festgesetzt war. Unsere classischen Autoren thaten zur Consolidierung und Reinigung der deutschen Sprache unendlich viel, wofür sie unsern ewigen Dank verdienen; aber

Er selbst schreiben ja in der Jugend meist ein höchst uncorrectes, zum Theil provincieell gefärbtes Deutsch, hatten daher fast ihr ganzes Leben lang mit dem Sprachmaterial zu ringen, das sie in einem höchst verwerthlosen und verwilderten Zustande angetroffen hatten, und sind auch in gewissen Punkten namentlich der Rechtschreibung niemals zu völlig übereinstimmenden Grundsätzen untereinander gelangt. Wenn man aber einmal zu decretiren beliebt hat: diese und diese sind unsere classischen Autoren und niemand mehr! dann hat man auch jede weitere Fortbildung und Reinigung der Sprache äußerst schwierig gemacht; denn jede Neuerung, selbst wenn sie als unzulänglicher Fortschritt angesehen werden muß, ist ja zugleich eine Abweichung von dem, was man einmal als feststehend mußergültig anerkannt hat, und auch das Fehlerhafte setzt sich für den Gebrauch fest und wird oft unausstößbar insofern der weitverbreiteten, von Generation zu Generation sich fortpflanzenden eifrigen Lectüre der sogenannten classischen Schriften. Was speciell die von Gabelenz vorgeschlagenen orthographischen Neuerungen anlangt, so sind diese ohnehin oft nicht sehr annehmbar und dem Laien in ihren tiefern Gründen nicht sehr verständlich, und die meisten Deutschen werden sich z. B. wol für immer sträuben, für das ihnen bequeme z je nach Umständen bald als bald zu schreiben u. dgl. Wir bemerken noch, daß nach des Erfinders Behauptung sein Entwurf gegenwärtig nicht weniger als 33 Nationalsprachen umspannt, daß es also ungefähr 200 Millionen Menschen sein würden, denen sein System zu einem internationalen schriftlichen und mündlichen Verkehrsaustausch zu verhelfen berufen wäre. Hiernach würde sein System das oben erwähnte englische noch an Dehnbarkeit (über der deutsche den englischen Erfinder an Sprachkenntnis) um das doppelte übertreffen. Wir müssen jedoch sehr daran zweifeln, daß der Entwerfer die Freude erleben wird, sein System, welches er, der dankbaren Nachwelt vorgehend, selbst nach seinem eigenen Namen „Gabelenzographie“ und „Gabelenzofonie“ nennt, im internationalen Verkehr in Anwendung gebracht zu sehen.

Im „fernen Ungarlande“, halb in der Türkei hat sich ebenfalls jemand gefunden, der die Idee einer Universalschriftsprache zu verwirklichen gesucht hat und natürlich die Ueberzeugung hegt, sie auch in einer durchaus praktischen Weise gelöst zu haben. Moses Paic heißt der Erfinder dieser neuen Methode, deren Grundzüge er in einer Schrift „Pasiographie mittels arabischer Zahlzeichen“ (Semlin 1859) näher entwickelt hat. Moses Paic tritt übrigens, wenn er auch über die allgemeine Anwendbarkeit seiner Methode natürlich keinen Zweifel hegt, anspruchslos auf, nennt seine Schrift einen „Versuch“ und schlägt ebenfalls die Gründung von Vereinen für die Zwecke der Universalsprache vor. Das Mittel Paic's „um eine derartige allgemeine Schriftsprache auf sicherem Grunde fortzubauen“, besteht, wie auch schon der Titel der Schrift angibt, „in dem zweckgemäßen Gebrauche der arabischen Zahlzeichen, die den Worten und Begriffen substituirt werden und als solche den Namen „Wortzahl“, „Wortzahlen“ führen“. Der Verfasser versichert in der Vorrede, daß, wer von seiner Methode Kenntnis habe, „all und jedes, was man ihm schreibe, immer nur so lesen und verstehen würde, als ob es in seiner Muttersprache geschrieben wäre; und umgekehrt, was er, der Fremde, nach derselben Methode schreibe, das würde wieder so herabgelesen werden, als hätte er es in des andern Muttersprache geschrieben“. Der Einleitung, welche kurz seinen Standpunkt andeutet, läßt der Verfasser eine „exemplificirte Grammatik“ folgen, aus der sich, seines Dafürhaltens, jedermann überzeugen könne, „daß die grammatisch richtige Behandlung der in die allgemeine Schriftsprache übertragenen Wörter vollkommen und leicht realisirbar sei; wie auch, daß die Ziffer als Schriftsprachliches Zeichen die verschiedenen Wortformen und Redefälle getreulich wiedergebe und in dieser Hinsicht als vollkommen exact sich erweise“. Der Verfasser nimmt z. B. an, 2439 hätte den Begriff „der Mensch“ zu bezeichnen, so würde die Declination in folgender Weise vor sich gehen:

1860. 39.

Nom. 2439 der Mensch, l'homme, ó άνθρωπος, az ember (ungarisch) u. s. w.

Gen. 2439 — 2 des Menschen.

Dat. 2439 — 3 dem Menschen.

Acc. 2439 — 4 den Menschen.

Voc. 2439 — 5 o Mensch!

Instr. (Instrumentalis) 2439 — 6 mit dem Menschen.

Loc. (Localis) 2439 — 7 von dem Menschen.

Rehrzahl.

Nom. 2439 — 0 die Menschen.

Gen. 2439 — 02 der Menschen u. s. w.

Die Rehrzahl wird nämlich in den meisten Fällen durch 0 anschaulich gemacht. Was das Zeitwort betrifft, so hat die thätige Form 100, die leidende 400, die rückbezügliche 500 zur Bezeichnung, also:

101 — 3129 ich liebe,

102 — 3129 du liebst,

103 — 3129 er liebt,

104 — 3129 wir lieben u. s. w.

oder: 401 — 3129 ich bin geliebt u. s. f.

Obgleich wir glauben, daß diese Paic'sche Methode wie die Anemonik immer nur im Besitz ihres Erfinders und einiger Liebhaber bleiben wird, so möge man sie doch prüfen; etwas gewinnt man dabei immer, und stets wird der Scharfsinn, womit der menschliche Geist selbst vielleicht unhaltbare oder unpraktische Systeme ausbaut oder plausibel zu machen weiß, ein interessantes Schauspiel gewähren. Ein beachtenswerthes Factum ist es ohnehin, daß ein Mann, der seinem Namen nach nicht dem germanischen Stamme angehört, sich zur Begründung seines pasigraphischen Systems der deutschen Sprache bedient hat, und daß die Schrift in dem halbtürkischen Semlin und zwar in der Buchdruckerei von J. C. Soppron, wenn auch mit lateinischen Lettern, doch in correctem Deutsch gedruckt worden ist.

Anspruchsvoller tritt folgende Schrift auf: „Pasiologie oder die Weltsprache“ (zweite Ausgabe, Breslau, Mand, 1859), deren Verfasser, Dr. Lichtenstein, sich auf dem Titel als „Mitglied der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, sowie mehrerer anderer gelehrter in- und ausländischen Gesellschaften“ bezeichnet. Es handelt sich hier nicht eigentlich um eine allgemeine Schriftsprache, sondern um den Versuch, die deutsche Sprache durch die möglichste Vereinfachung und consequenteste logische Durchbildung zur Weltsprache zu erheben. Der Verfasser sagt geradezu: „Die Zeit für die praktische Verwirklichung meiner Erfindung scheint mir keine ungünstige zu sein: sie wird die zweite Hälfte des jetzigen Jahrhunderts wahrlich nicht unwürdig beginnen.“ Freilich erwartet und verlangt er, daß seiner Erfindung die Unterstützung des Staats nicht versagt, daß sie in Schulen und beim Militär gelehrt und als Amtssprache eingeführt werde; dann „werden wir nicht bloß die Freude haben, die ganze Welt halb deutsch sprechen zu hören, sondern werden insbesondere den deutschen Jüngling in halb so kurzer Zeit für seinen Zweck heranreifen sehen“. Und wenige Zeilen später versichert er noch einmal: „Alle Welt wird deutsch sprechen, schon wegen der allzu verlockenden Leichtigkeit der Sprache.“ Er meint wirklich hiermit die eigene, die Lichtenstein'sche Sprache, die er mit Recht ein „Neudeutsch“ nennt, bei dessen Gebrauch, wie er sich einbildet, der Vorwurf der „Langsamkeit“, den man der deutschen Nation macht, schon auf die nächste Generation nicht mehr seine Anwendung finden werde.

Ja, es ist ein wirkliches „Neudeutsch“, was von Lichtenstein vorgeschlagen wird, es ist ein ganz anderes Deutsch, ein auf den Kopf gestelltes Deutsch, welches von dem gegenwärtig gesprochenen Deutsch nicht viel mehr als die Laute und die Grundworte hat. Die Lehre vom Substantiv, vom Adjectiv vom Zahl- und Zeitwort u. s. w. und die Constructionslehre sind gänzlich über den Haufen geworfen. Nur Personen haben fortan nach ihrem verschiedenen Geschlechte noch ein verschiedenes

gemeinlichstes Genus, einen ihrem natürlichen Geschlechte entsprechenden Artikel; also der Herrchen, der Schildwache, die Fräulein, die Weibchen, statt das Herrchen, die Schildwache, das Fräulein u. s. w. Alle übrigen Substantiva werden sächlich gebraucht, also: das Stadt, das Platz, das Vogel, das Fisch, sogar: das Leserei, das Schreibeerei; und wo bei Thiernamen das Geschlecht näher bezeichnet werden soll, wird „männlich“ oder „weiblich“ vorgelegt, z. B. „das männlich Vogel“, „das weiblich Vogel“ u. s. w. Der Plural der Substantiva wird durch Anhängung von „s“ und bei Fischlaute auf „es“ gebildet; also: „die Waters“, „die Rutter“, „die Sängere“, „die Fische“, „die Pferdchale“, „den Waters“ u. s. w. Auch alle Pluralia tantum müssen sich auf „s“ endigen, z. B. „die Meltern“, „die Leuts“. Zum Theil hat ihm hierbei die englische Sprache als „die mindest erkünstelte, daher auch die mindest unlogische“ vorgeführt, während er wieder der deutschen Sprache die bestimmtere Aussprache als Vorzug anrechnet. Doch weiter: steht ein Adjectiv mit dem Artikel vor dem Substantiv, so bleibt es immer unverändert, z. B. „der gut Vater“, „die gut Mutter“, „das edel Metall“. Was die Numeralia betrifft, so heißt es fortan statt elf, zwölf, „einzehn“, „zweizehn“, statt zwanzig, dreißig, „zweizeg“, „dreizeg“, statt der erste u. s. w. „der (die das) einte“, „breite“, „zweizigte“, „dreizigte“ u. s. w. Man darf nicht mehr sagen: ich bin geliebt worden, ich werde geliebt werden, ich werde geliebt worden sein, sondern: „ich bin geworden geliebt“, „ich werde werden geliebt“, „ich werde sein geworden geliebt“ u. s. w. Alle Zeitwörter werden fortan regelmäßig gebildet und ohne Ausnahme mit dem Hülfzeitworte „haben“ conjugirt, z. B. „ich habe gelaufen“, „ich habe gekommen“, „ich habe gegeben“, „ich habe gehebt“, „ich habe gesprungen“, „ich habe gestagt“, „ich habe geestet“.

Als Probe aus der Lichtenstein'schen Syntax nur Folgendes. Statt: „ich glaube dir sagen zu können, die Sache steht gut“, oder statt: „um sich zu sehen, muß man einen Spiegel haben“, muß „nach unserm Weltdeutsch“ (wie der Verfasser selbst sein Neudeutsch nennt) fortan gesagt werden: „ich glaube zu können sagen dir, das Sache steht gut“, und „um zu sehen sich, man mußet haben ein Spiegel“. In Bezug auf die Rechtschreibung geht Lichtenstein nicht minder revolutionär zu Werke; unter andern sollen fremde Wörter fortan nach deutscher Weise geschrieben werden, z. B. Mosjoe, kuseng (cousin), Russio (Rouffieu), schandarm (Gendarmes), Karmisiel (Garmischael) u. s. w. Eine erfreuliche Folge der Einführung des Lichtenstein'schen Systems würde der Wegfall aller Titulaturen, z. B. „Wohlgeliebten“, „Gehochwohlgebornen“ u. s. w. sein, doch fehlt es auch in Betreff dieses Kapitels nicht an Wunderlichkeiten; man darf z. B. fortan nicht sagen: „der König ist angekommen“, sondern „der König hat geankommen“, was freilich eine Consequenz seiner Reform des Zeitworts ist. Wir können uns nicht versagen, einige der Probestücke anzuführen, welche Lichtenstein seinem Schriftchen angehängt hat, und zwar die beiden Fabeln von Lessing: „Jupiter und Apollo“ und „Der Geizige“, die in das Lichtenstein'sche „Weltdeutsch“ übersetzt lauten:

Jupiter und Apollo.

Jupiter und Apollo streiteten, wer von ihnen der allgütigste bogenstärkste. Lasset uns machen das probe! Apollo sagte. Er spannte sein bogen, und schiffte so mitten in das gebemert gil, daß Jupiter seine möglichkeit zu übertreffen ihn. Ich sehe, er sprechte, daß du schiffest wirklich fer wol. Ich werde haben mühe, zu machen es guter. Doch ich wolle versuchen es ein andermal. Er sollt versuchen es noch, der flug Jupiter!

Der geizige.

Ich unglücklicher! ein geizhals klagte seinem nachbar. Man hat geantwendet mir bis nacht das schag, welches ich hatte gefergahrt in mein garten, und gelegt ein ferbant sein an sein stelle.

Du hättest nicht genutzt doch dein schag, der nachbar ant-

wortete im. Einbild dir also, das sein ist das schag, und du bist nicht armer.

Wäre ich auch schon nichts armer, der geizhals erwidert, ist ein anderer nicht um so fl reicher? ein anderer um so fl reicher! ich möchte werden rasend.

Der Verfasser meint natü genug: „Der komische Eindruck, dessen wir uns beim erstmaligen Durchlesen eines passagischen Satzes allerdings kaum erwehren können, wird sich beim öftern Durchlesen gar bald verlieren, und wird, was die Hauptsache ist, für den Ausländer von vornherein nicht entstehen.“ Indes glauben wir, daß der komische Eindruck solcher passagischen Sätze sich bei jedem abermaligen Durchlesen nur verliert, während der Ausländer, der ja sein Deutsch vorzugewöhn aus den bisherigen Grammatiken und aus unsern classischen Autoren zu schöpfen pflegt, doch auch über dieses neue feineren Tonfalls entbehrende Deutsch sehr verwundert sein dürfte. Es ist daher wol nicht die geringste Hoffnung darauf, daß an die Stelle der 300 Sprachen und Mundarten, welche, nach des Verfassers Versicherung auf der Erde, darunter 587 allein in Europa gesprochen werden, das Lichtenstein'sche Deutsch treten werde und daß die 3000 gesellschaften nicht mehr nöthig haben werden, die Bibel in 160 Sprachen übersetzen zu lassen. Wir sagen nicht, daß gewisse Vordersätze des Verfassers ganz richtig sind, z. B. wenn er sich beklagt, „wie langsam und schleppend deutsche Sprachconstruktionen sind, wie durch sie (z. B. ein durch eine lange Periode getrenntes verbum compositum) die Geduld aufs höchste in Anspruch genommen wird“, oder wenn er ein andermal hervorhebt, er habe vor allem geglaubt, den Conjunctiv beseitigen zu müssen, „weil er dem unbestimmten Charakter der Deutschen oder vielmehr ihrem Charakter der Unbestimmtheit zusagend, gar zu verlockend war, und er fast häufiger gebraucht wurde, als der Indicativ; weil ferner sein richtiger Gebrauch eine gewisse Unzuverlässigkeit erheischt, die dem Deutschen selbst, geschweige denn dem Ausländer viel Schwierigkeit bereitet“; denn es darf wol als gewiß behauptet werden, daß auch der größte Meister des deutschen Stils (worunter wir hier vorzugsweise die deutsche Prosa verstehen) der Schwierigkeiten, die ihm der Gebrauch des deutschen Conjunctivs bereitet, schwerlich je ganz Herr werden wird. Aber wenn ein sonst die schönsten Früchte tragender Dornbusch zu sehr ins Holz wächst, so legt man doch nicht die Art an seine Wurzel, sondern schneidet aus seiner Laubkrone nur das wilde Holz vorsichtig mit dem Messer heraus. Die Lichtenstein'sche Reform – oder besser Revolutionsvorläge – könnte nur dann Erfolg haben, wenn man allmählich die gangbarsten Bücher, die deutsche Bibel, das Gesangbuch, die Werke unserer classischen Autoren u. s. w. in sein „Weltdeutsch“ rückübersezt; wie man sich komisch würden sich aber „Rathen der Weise“, „Ballen sein“ oder „Phygenia“ und „Lorenzo Tasso“ in diesem Deutsch ausnehmen!

J. M.

Geologische Schriften von Otto Volger.

1. Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben in der Schweiz, seine Geschichte, seine Ausbreitungsweise, seinen Zusammenhang mit andern Phänomenen und mit den petrographischen und geotektonischen Verhältnissen des Bodens und seine Bedeutung für die Phykologie des Erdorganismus von O. S. Otto Volger. Drei Theile. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Das Buch der Erde. Naturgeschichte des Erdballes und seiner Bewohner. Darstellung der physischen Geographie, bearbeitet für gebildete Leser aller Stände von O. S. Otto Volger Zwei Bände. Mit Holzschnitten. Leipzig, Spamer. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Otto Volger, Sohn des Directors der Realschule des Johannenums zu Lüneburg, „der Erde eines auf dem Gebiete der Erdkunde seit mehr als 30 Jahren mit Ehren bekannten Namens“. Verfasser der Schriften: „Studien zur Entwickelungsgeschichte

der Minerale" (Zürich 1854); „Die Entwickelungsgeschichte der Minerale der Lössglimmerfamilie und ihrer Verwandten" (Zürich 1856); „Monographie des Boragites" (Hannover 1855); „Ragonit und Kalzit" (Zürich 1855); „Epidot und Granat" (Zürich 1855), früher in Zürich, lebt seit drei Jahren in Frankfurt a. M. als Lector der Sauerbergischen naturforschenden Gesellschaft und hat durch öffentliche und Privatvorlesungen sich das größte Verdienst um Verbreitung seiner Wissenschaft erworben, für welche bis dahin keine Lehrkräfte in dieser Stadt sich fanden. Bis in die Umgebung erstreckte sich seine Propaganda für Naturkunde und ihm ist auch die Stiftung des naturforschenden Vereins in Offenbach zu danken. Gleichzeitig hat er unter Benützung der in den letzten Jahren häufigen Aufgrabungen des Bodens am Frankfurt insolge der Uferbauten, der Anlage einer Wasserleitung und zahlreicher Brunnen eine reiche Sammlung zur Bodenkunde des Untermain zu Stande gebracht, wozu bis zu ihm nur schwache Anfänge vorhanden waren. Volger ist einer der entschiedensten und scharfsinnigsten Vertreter des Neptunismus in der Geologie und hat seine Ansichten außer im freien Vortrage, wozu ihn ein ungewöhnliches Lehrtalent befähigt, auch in der unter Nr. 2 verzeichneten Schrift in populärer Weise im Zusammenhang niedergelegt. Das unter Nr. 1 angeführte Werk ist zwar nur der Darlegung der hauptsächlichsten Abweichung des Verfassers von den herkömmlichen Lehren der plutonistischen Geologie gewidmet, berührt aber so viele für jeden Gebildeten höchst interessante Punkte, daß wir seine Analyse hier hereinziehen zu müssen glaubten, während wir die übrigen im Eingang genannten streng wissenschaftlichen Schriften völlig übergehen.

Die factische Eintheilung der „Untersuchungen über die Erdbeben" — denn von einem Feldzuge handelt es sich hier — ist folgende: Erster Band: „Chronik der Erdbeben in der Schweiz." Eine Sammlung aller aufgezeichneten Beobachtungen über Erschütterungen des Bodens, welche in irgendeinem Theile der Schweiz wahrgenommen worden, mit genauer Angabe aller Quellen, aus welchen dieselben geschöpft sind, nebst einer Einleitung über die Periodicität, Localität und Ausdehnung dieses Phänomens. Zweiter Band: „Die Geologie von Wallis." Der Canton Wallis in seinen petrographischen und geotektonischen Verhältnissen beschrieben und als habituelles flämisches Stöckgebiet betrachtet. Dritter Band: „Geschichte der Erdbeben des meteorologischen Jahres 1855 in der Schweiz" nebst Erörterung der verschiedenen Beziehungen dieser Ereignisse und des Erdbebenphänomens überhaupt. Während also der erste Band, „in welchem manche Seile ist, zu deren Auffindung ein ganzer Band eines Buchs oder mehr als ein verbrauchter Jahrgang einer Zeitung durchgesucht werden mußte", mit großer Gründlichkeit eine Kritik der bisherigen Nachrichten gibt und durch die Nachweisung erheblicher Flüchtigkeitsfehler selbst in den sonst verdienstlichen Arbeiten von Berrey und Adolf von Hoff die bisher geltende Ansicht erschüttert, gibt der zweite Theil eine Schilderung der Bedingungen, welche den Canton Wallis so häufig von Erdbeben heimgesucht werden lassen, und der dritte gibt nun mit musterhafter Genauigkeit, wie noch nie ein Erdbeben behandelt worden ist, eine kritische Sammlung aller über das walliser Erdbeben von 1855 vorhandenen Nachrichten; und auf dieser theils negativen, theils positiven Grundlage baut sich dann schließlich die eigene Ansicht des Verfassers auf. Der Zweifel ist bei keiner Naturerscheinung so wohl angebracht, wie bei der überwältigenden Kraft des Erdbebens. Wir führen von den Ueberreibungen und Irrthümern nur einige Beispiele an.

Schweitzer erwähnt 1718, daß einem seiner Gewährsmänner ersticht wurde, in einem Dorfe bei Biel sei insolge des Erdbebens der Schatten des Sonnenzeigers eine ganze Stunde unerrückt geblieben. Wenn die Quellen über das Erdbeben von 1801 sagen, der Thurm von Gorta habe so gezittert, daß der Thürmer ihn verlassen habe, so läßt Berrey den Thurm selbst einfallen! Derselbe, in seiner Chronik beim Erdbeben von 1623 angelangt, versteht das deutsche Wort Cleven (Chiavenna) seiner

schweizer Duells nicht und macht ohne weiteres Cleve an der holländischen Grenze daraus! Ueber das Erdbeben von 1728 war die Nachricht verbreitet, daß der strasburger Münster durch den ersten Stoß 3 Fuß vorwärts, durch einen zweiten ebenso viel wieder rückwärts geworfen worden sei. Der Schwefelregen, welcher als Vorzeichen des lissaboner Erdbebens in der Nacht vom 14. zum 15. October 1755 in Zürich gefallen sein sollte, reducirt sich auf vulkanische Asche, welche durch einen Föhn vom Vesuv hergeweht, den Schnee roth gefärbt hatte.

Aber vom höchsten Interesse wird diese Kritik, wo sie das sogenannte „Erdbeben von Lissabon" beleuchtet. „Der für die Beurtheilung eines Naturereignisses an sich ganz unbedeutende Umstand, daß eine große und volkreiche Stadt in dem Gebiete der heftigsten Erschütterungen des Erdbebens lag und die dadurch bedingte Zerstörung so vieler Häuser, der Verlust so vieler Reichthümer, ja der durch ein für den Naturforscher ebenso gleichgültiges Zusammentreffen verursachte plötzliche Tod vieler Menschen — indem gerade Allerheiligentag und Gottesdiensteskunde und somit unter den stürzenden Gewölben der Kirchen eine zahlreiche Menge versammelt war — ließen das Erdbeben von Lissabon als eine Katastrophe erscheinen, welche ihresgleichen nicht hatte. Die wissenschaftliche Betrachtung sieht sich vergebens nach Beweisen einer solchen Auszeichnung um. Indem eine große Menge von theilweise begründeten, theilweise aber grundlosen und mißdeuteten Beobachtungen, ohne allen haltbaren Grund, nur auf Antrieb erregter Phantasie mit dem Erdbeben von Lissabon in Beziehung gesetzt und theils als Vorboten, theils als Nachwirkungen desselben betrachtet wurden, erweiterte sich das Schreckensbild der Katastrophe zeitlich und örtlich immer mehr und mehr, und zog so in seine Fets weitem Kreise immer neue Einzelheiten hinein, deren Zusammenhang durchaus jeder vernünftigen Andeutung ermangelt — Einzelheiten, welche außerordentlich oft und ganz in derselben Weise geschehen, ohne auf eine ähnliche Centralveranlassung bezogen werden zu können — Einzelheiten, welche durchaus verständlich sind, ohne einer derartigen Beziehung zu bedürfen, ja, welche gegenseitig ihrer Beziehung auf eine gemeinsame Veranlassung entschieden hinderlich entgegentreten." Indem wir für das Ganze dieser höchst belehrenden Untersuchung auf I, 153 fg. verweisen, können wir hier nur die von Volger bei seinen Nachforschungen gefundene Thatfache erwähnen, daß bei nicht wenigen Angaben von Erdschütterungen in der Schweiz das Datum nachträglich auf den 1. November corrigirt ist, daß andere, welche als die Nachwirkung der lissaboner Erschütterung betrachtet werden, wenn man sie auf lissaboner Zeit berechnet, hundenslang vor derselben stattgefunden haben. Der Verfasser hat sich dabei der unbefähigten Aufgabe nicht entziehen können, auch gegen Kant und Humboldt, verkehrt sich mit gebührender Ehrfurcht, kritisch aufzutreten: gegen Kant, welcher in einer Jugendschrift von 1756 höchst unkritisch alle Nachrichten über das Erdbeben von Lissabon gesammelt und diese Compilation später beim unkundigen Publikum mit dem Schilde seines auf andern Feldern und in andern Jahren gewonnenen Ruhms gedeckt hat; gegen Alexander von Humboldt, welcher zur Unterstützung seiner Erdbeben-theorie die höchst unwahrscheinliche und schon von gleichzeitigen Schriftstellern als Fabel bezeichnete Nachricht, daß bei Lissabon Flammen und eine Rauchsäule aus einer neugebildeten Erdspalte aufgestiegen seien, anführt. Diese wissenschaftliche Kritik ist von Gegnern der Volger'schen Ansichten der Menge, welche vor 20 Jahren wol kaum den Namen A. von Humboldt's kannte und seitdem gelehrt worden ist, in ihm den naturwissenschaftlichen Papst zu verehren, als „daß gegen Humboldt" benuncirt worden. Wie übel klingt der Ruf: „Er hat Humboldt gelästert und glaubt nicht an Kant", aus dem Munde von Männern, welche angeblich durch populär-naturwissenschaftliche Werke das Volk aufklären wollen! Doch verlassen wir diesen unerquicklichen Gegenstand und hoffen wir, daß künftig die Verfasser von Chrestomathien jenen hergebrachten Aberglauben von Fabeln weglassen, wenn sie die unvermeidliche Schilderung des

Erdbbens von Lissabon aufnehmen. Zu Ruß und Frommen nicht nur jener Blumenleser, sondern auch unserer Leser, theilen wir hier als Probe der Darstellung des Verfassers die höchst interessante Schilderung mit, welche er von dem Erbbeben in Wallis 1855, und zwar von dem zwischen 12 und 1 Uhr am 25. Juli beobachteten Hauptschlage, wie er sich bei St. Niklaus äußerte, entwirft. Bemerkenswerth ist dabei, daß dieselben Uebertreibungen wie 100 Jahre vorher und selbst von wissenschaftlich gebildeten Augenzeugen gemeldet werden.

Den Schauplatz des Hauptstoßes dieser Erschütterung, das Disptthal, beschreibt Volger folgendermaßen: „Man muß sie kennen, diese Gebirge, von welchen man im Thale fast überall nur den Fuß erblickt, so steil man auch an ihnen emporschaut, und über welchen erst die wahren Berge mit ihren eismangerten Gipfeln sich erheben — man muß sie kennen, um zu begreifen, welchen Schrecken es hervorrufen mag, wenn diese Massen, deren jede einzelne Felschicht eine unerschütterliche Mauer schien, wenn diese Sinnbilder der Festigkeit und der ruhenden Gewalt zitternd sich regen, wenn Sturz auf Sturz ein wildes Heer sich überschlagender Felsen von ihren Zinnen und Abhängen niederrollt, von Felsen, welche in der Höhe winzig klein erscheinen, aber gleichsam wachsen an Größe, wie an Wucht und Schnelligkeit, indem sie herabstürzen, hier mit brausendem Gleiten, wie eine Lawine von Schutt, dort mit heftig entsehlischen Sprüngen, durch welche im Thale die mächtigsten Bäume geknickt, niedergestreift, überwältigt, zermalmt werden. Furchtbare Schläge, wie das Springen verborgener Sprenggruben, dröhnten aus dem Boden heraus, stets von Zitterungen begleitet, sodas Anwesende versicherten, nicht sagen zu können, ob sie diese Schläge mehr gehört oder gefühlt hätten.“ Also in dies Thal waren am 25. Juli morgens 9 Uhr zwei Brüder J. Baptist und Peter Guntren aus Münster, welche an Reisende Saumrosse und Knechte zu vermietzen pflegen, als Begleiter von vier jungen Holländern eingetreten. „Schon im Angesicht von St. Niklaus hatten sie um 1/1 Uhr nach ihrer Zeitrechnung die Sellybrücke, die letzte unterhalb des genannten Dorfs, ein Viertelstunde von demselben entfernt, überschritten. Sie nahten sich auf dem felsigen Saumwege einem jener lustigen Gebäude, welche man in Wallis überall erblickt: unten ein halbkellerartig in den Bergabhang vertiefter, mit seinem Mauerviereck kaum aus dem Boden ragender Stall (Stadel), darüber auf vier mehr als ellenhöhen Pfosten, deren jede eine mühsamerartige Steinplatte trägt, vor dem Zubrang der Mäuse gesichert, der aus zusammengefügt Balken im Blockhausstile erbaute Speicher. Ein solches Gebäude stand hart am Wege. Da plötzlich erdröhnte und erbehte die Erde mit ungeheurer Gewalt; die Kasse bäumten sich wild und mit furchtbarem Donner und Krachen stürzten von den himmelhohen Felsenmauern, welche dort die enge Thalpalte beiderseits über dem walbigen Gehänge einschließen, aus dem dichten Wolkenschleier hervorbrechend, welcher die Thalwände selbst den Blicken entzog, mit rasendem Ungestüm, in Riesensprüngen, unaufhaltsam Felsenmassen herab. Der ganze Berg, hüben und drüben, schien in Bewegung, und die unglücklichen Reisenden sahen sich bereits verloren, zerschmettert, vom stürzenden Berge begraben. Angstvoll scheuend gingen die Kasse durch. Die beiden Brüder Guntren waren zu Fuß. Versgebens bemühte sich J. Baptist das eine der Pferde zu halten, wie wenn er sich an dasselbe klammern und dadurch retten wollte. Peter Guntren sprang in der Todesangst in die offene Thüre des Stadels, bei welcher sie sich gerade befanden. Da ging auch schon mit einem Losen ohnegleichen in gräßlichem Sturme der Bergsturz über ihm dahin und schloß sein Grab, so fest wie er seine Augen. Der Unglückliche, an die hinterste Wand des Stalls mit ganzem Leibe und ausgespannten Armen sich anklammernd, fühlte, daß er verschont blieb, daß er lebte. „Das ist das zweite Golbau — und ich — mein Bruder ist todt, die vier Herren sind todt, die Kasse sind todt — und ich bin lebendig begraben.“ so hat er mir's mit schlichten Worten selbst erzählt, das waren seine Gedanken. Da plötzlich hört er seines

Bruders Stimme: „Jesus, Maria und Joseph!“ ruft er, „mein Bein, mein Bein!“ Nun erst wagte Peter Guntren die Augen zu öffnen und um sich zu blicken — und er steht Tageslicht: der Bergsturz war über ihn dahingegangen, hatte den Speicher über seinem Haupte von dem Stadel herabgesetzt und zertrümmert, und der arme J. Baptist lag draußen, unter Trümmern halbvergraben, mit zerquetschtem und aus dem Gelenke gelöstem Beine. Peter macht sich auf, eilt hinaus, und befreit seinen Bruder und zieht ihn am Kragen in den Stall. Aber nun rührt sich der Boden von neuem, heftiger und immer wilder; ein neuer Felsensturz muß sie erschlagen. So zieht Peter Guntren seinen Bruder wieder hinaus, mit der Kraft und Schnelligkeit der fürchterlichsten Angst und dabei mit bewunderungswürdiger Sicherheit der richtigen Eingebung, seitwärts am Wege unter eine steile überragende Klüf — und schon saust wieder über ihnen dahin der Hagel der hausgroßen Blöcke. Dann trat Ruhe ein. Einer der hier gestürzten Blöcke, welcher mitten auf dem frühem Wege lag, enthielt acht Kubikflaster! Wie es nun möglich gewesen ist, daß Peter Guntren seinen Bruder, halb ihn tragend, halb schleifend, den felsigen Pfad hinaufgebracht nach St. Niklaus — das begreift er selbst nicht; genug, es ist ihm gelungen. Aber oben war keine bleibende Stätte, alles was lebte, in wilder Flucht und Unordnung; Reisende eilten thalabwärts um womöglich dem hier unvermeidlich scheinenden Untergang zu entgehen, dem alle nur durch ein Wunder entgangen schienen. Die Bewohner des Dorfs, welche ihren stürzenden Häuten entronnen waren, der Gastwirth zur Sonne mit sammt seinen Gästen, alle waren insgesamt fast gleichzeitig mit den stürzenden Wänden des Gasthauses aus dem hohen Stockwerke über die feinerne Treppe entsprungen. Auch die vier Holländer und die Kasse der Gebrüder Guntren fanden sich hier wieder; die Thüre, wild geworden, hatten ihre Reiter in stürmischer Flucht aus dem Bereiche der Steinlawine geführt, welche über beiden Brüdern hinter den Reitern dahingegangen war. Von beiden Seiten hatte man sich todt geglaubt.

„Von St. Niklaus stiegen dann alle unsere Reisenden miteinander hinunter, um das Thal zu verlassen. Den armen Verwundeten haben vier Männer getragen. Als ich die Stelle sah, wo der Bergsturz über den beiden Guntren dahingegangen war, erkannte ich nur einen Haufen zu Splittern zerfallener Balken zwischen den Felsblöcken, und etwas, das wie zerschmettertes Mauerwerk ausah, machte mir wenigstens glaublich, daß da ein Stadel gewesen sei. Aber wie zwei Menschen an diesem Orte und zwischen diesen Trümmern ihr Leben behalten konnten, das war mir unbegreiflich.“

„In Stalben traten die Reisenden im Wirthshaus an und erquidten sich, die Träger gleichfalls; den armen J. Baptist legten sie unterdessen an den Weg, denn rasten wollten und dursteten sie nicht. Da hebt die Erde schon wieder und die rollenden Steine bringen bis auf den Weg und erreichen den schwer voll Daliegenden, aber mit matter Kraft, sie verletzen ihn nicht. Eilends wird der Rückzug fortgesetzt, noch zwei Stunden waren zu machen bis Visp. Da steht wieder, nicht weit von der Sellybrücke ein Stadel mit Speicher am Wege, und wie sie vorübergehen, wölgt sich der Boden von neuem und das Gebäude hebt sich weit über gegen die Straße, um über sie zu springen. Peter Guntren, wie wenn er das Haus halten könnte, ringt sich gegen dasselbe, anstatt zu entspringen; ihm wäre der Tod sicher gewesen, aber schon ist die Welle unter ihren Füßen dahingerollt und das Gebäude hebt sich wieder und bäumt sich zurück; nur das Dach folgt dem ersten Schwunge und löst sich — Breiter und die zur Befestigung dienenden Steine — und schon über Peter Guntren dahin und — reißt ihm die Kappe vom Kopfe, aber kein Härlein von seinem Leben! So sind sie endlich hinuntergelangt bis nach Visp, aber da trafen sie die größte Noth und den vielfältigsten Jammer; erst in Brieg, tief in der Nacht, fand der Verwundete Ruhe, soweit seine Schmerzen in Ruhe gönnten, und leider allzu spät ärztliche Hülfe. Er be-

Afrikanische Kriegsbilder.

Die Wüstenjäger. Bilder aus dem Kriegerleben der Sahara-Stämme. Von Hans Wachenhusen. Zwei Theile. Berlin, Wagner. 1860. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hans Wachenhusen treibt wirklich Mißbrauch mit der Wüste Sahara und macht sie für seine Leser zu einer eben solchen Geduldsprobe, als sie dies seit Anfang der Welt für den Reisenden ist! In seinem vierbändigen Roman „Rom und Sahara“ hat er Gelegenheit gefunden, uns in aller Ausgiebigkeit so ziemlich alles mitzutheilen, was über die Sahara Anziehendes zu sagen war. Dabei hätte Wachenhusen es bewenden lassen und für die nun schon bekannten Beziehungen nicht noch einmal die Theilnahme des Lesers in Anspruch nehmen sollen, die ihm doch nur in so geringem Grade zu Theil werden kann. Er darf dies um so weniger fordern, als er hier gleich von vornherein eine alles Maß übersteigende „Glaubensfähigkeit“ in Anspruch nimmt, die ihm zumuthet, der menschlichen Natur gänzlich zu vergeffen. Wir bitten nur zu hören. Auf S. 19 schleicht sich ein Jüngling von einem Negerknaben begleitet, in das Duar des Häuptlings Kissa, kriecht wie eine Eidechse, trotz thierischer und menschlicher Wachen, in sein Zelt, tödtet ihn und trägt seine Tochter Kellah auf seinen Armen davon. Natürlich entsteht Lärm, die Mörder werden verfolgt, und diese Verfolgung von Berg zu Thal, von Klippe zu Klippe wird uns mit allen ihren lächerlichen Sprüngen, Herablassen an Striden, Flucht durch das Bett eines Flusses auf einigen dreißig Seiten erzählt; während dieser ganzen langen Jagd thut Kellah dem Verfasser den Gefallen, nicht einen Augenblick aus ihrer Ohnmacht zu erwachen, sondern still über dem Arm und der Schulter ihres Räubers zu hängen. Erfahren wir schon nicht, wovon die Wüstenochter, gleich einer pariser Salonbame, in Ohnmacht fiel, da ihr doch kein körperliches Leid geschieht, so hört bei dieser langen Fluchtgeschichte in der That der gemüthliche Glaube des Lesers auf und sei er noch so geduldig, wir wetten, er fängt an innerlich zu raisonniren. Es ist mit der „Wahrscheinlichkeit“ in Dichterverken überhaupt ein eigenes Ding: in einer Zeit, welche für alles und jedes, bis zur „Kleidermacherei“ herab, ihre Theorien hat, fehlt uns für die Wahrscheinlichkeit in Dichterverken merkwürdigerweise jede Theorie. Gewiß ist nur, daß sie ihre äußerst feine Grenzlinie hat, die bei jedem Leser nach seiner Subjectivität an einer andern Stelle gezogen ist, daß aber auch der fimpelste Leser einen Punkt hat, wo sein Glaube plötzlich abspringt und den unverfichtigen Scribenten verläßt. Das geschieht nun sicherlich bei jedem Leser dieser seltsamen Fluchtgeschichte. Der Verfasser — um ihn zu Hülfe zu kommen — kann uns entgegenen, daß es ihm gar nicht um die Erfindung bei diesem Buche zu thun ist, sondern daß ihm daran lag, ein Sitten- und Culturbild zu entwerfen; allein in diesem Falle erwidern wir ihm, daß alsdann gar keine Erfindung immer besser war, als eine physisch unmögliche.

Noch sehen wir uns nun weiter nach seinen „Wüstenjägern“ um. Der fernere Verlauf der Geschichte interessiert uns nicht, da er sich in die wenigen Sätze auflöst: Jahia, der ritterliche Tuareg, liebt Kellah und Kellah liebt Jahia und wird trotz der eifersüchtigen Machinationen Selinnah's seine Gattin. Die fremde Welt aber, in die uns der Verfasser einführt, kann allerdings nicht ohne näheres Interesse von uns betrachtet werden: ja, dies Interesse würde ein recht lebhaftes sein, wenn es uns neu entgegensträte und wenn der Autor nicht der besondern psychologischen Schwäche unterläge, seinen Wüstenkindern fort und fort unsere Schwächen beizumessen, während doch Gewissen, Rechtsgesühl, Ehre und Wahrheitsliebe im Orient eine ganz andere Gestalt annehmen, als sie bei uns tragen. Dies ein für allemal abgethan, schildert der Verfasser in berebter Sprache die wunderbare Pracht der paradiesischen Dafen inmitten der Sahara, die uns Europäern nur in üppigsten Träumen erscheint und von der er sagt, daß die Feder eines Engels dazu gehört, um das zu zeichnen, was Engel schaffen und pflegen. Aber er

mit seine Leidensgeschichte noch im September in seinem Hause auf dem Schmerzenslager erzählt.“

Infolge dieser gründlichen Untersuchungen sucht Volger die Häufigkeit der Erdbeben im Nisibthal durch die ungeheure Gipslieferung zu erklären, welche die Quellen des Leuter- und Riegerbades, des Rothbads u. a. den Gipschichten entnehmen. Ueber diesen weitverbreiteten Schichten lagert eine Gebirgsmasse von größtentheils sehr festen Gesteinen, welche sich über den Grund der gleichen Thäler noch in 8–12 Fuß hohen Bergriesen erhebt. Ein Sechzehntel Quadratmeile dieser Gebirgsmasse lastet auf ihrer Unterlage mit einer Wucht von 184 Billionen Pfd. Eine solche Fläche aber muß der Wasserzugang der einzigen Lorenzquelle des Leuterbades im Laufe von sechs Jahrhunderten mit einem Hohlraume unterfressen, welcher, wenn er gleichmäßig sein könnte, einen Schuh hoch sein würde. Hier sowol, als in den Gegenden, wo große Steinsalzlager vorkommen, sind Erdbeben häufig, und das Todte Meer ist das bekannteste Beispiel eines Erdbebens infolge des Versinkens einer Landstrecke, wo die unterliegenden Salzlager ausgepült waren. Der dem Erdbeben häufig vorübergehende Regen bei Südwind, welcher bei hohem Luftdrucke, also niederm Barometerstande, jene unzweifelhaft beobachtete Vollkommenheit der Beobachter hervorruft, welche die platonische Theorie der Erdbeben freilich nicht zu denken vermag, von der aber Volger unzweifelhafte Beispiele, z. B. von einem so genauen Beobachter wie Professor Blasius aus Braunschweig (III, 128) anführt, wirkt durch Auspülen und den vermehrten Luftdruck als letzte Veranlassung zum Niederlegen einer solchen unterwasserischen Schicht. Bedenkt man nun einerseits, wie leichte Erschütterungen im Boden sich fortpflanzen, wie das Dröhnen von Geschüßesdonner 50 Meilen weit durch die Bodenschichten vernommen wird, andererseits, wie wuchtig die in Bewegung gesetzte Gebirgsmasse ist, so wird man begreifen, welche Ausdehnung die Nachbeben einer solchen Erderschütterung erlangen, besonders nach den Richtungen hin, wo die Fortsetzung einzelner Bodenschichten die Mittheilung begünstigt. In der beigefügten Karte, welche in sechs, den verschiedenen Stärkegraden der Wirkung entsprechenden Curven die Verbreitung des walliser Erdbebens vom Juli 1855 darstellt, sind Genua, Clermont-Ferrand, Paris, Weimar und Bischofswerda die entferntesten Punkte, wo es — an den letztgenannten Orten nur auf Thürmen — verspürt wurde. Der Raum erlaubt uns hier nicht, auf die gründliche Kritik, welche der Verfasser der platonischen Theorie (III, 363 fg.) zu Theil werden läßt, näher einzugehen. Man wird diesen Theil mit Befriedigung lesen, welcher sich bei dem, der naturwissenschaftliche Kenntnisse hat, freilich einige Beschämung darüber heimischt, daß er so schwache Stützen der Theorie wie der Beobachtung jahrelang ohne Bedenken und Prüfung als sicher angenommen.

Es bleibt uns nur übrig, einige Worte über das unter Nr. 2 angeführte Werk des Verfassers zu sagen, welches einer ähnlichen Analyse, wie wir sie von den „Untersuchungen über das Erdbeben“ versucht, sich entzieht. Nach dem, was wir oben zur Charakteristik des Verfassers und seiner Schreibart mitgetheilt, bedarf es wol keiner besondern Versicherung, daß dieses Werk zu den gelungensten Erzeugnissen der populären naturwissenschaftlichen Literatur gehört, und daß der Verfasser, welcher in der Vorrede zum zweiten Bande des „Buchs der Erde“ eine ganze Reihe von Gegenständen anzuführen vermag, die er durch seine Forschungen wesentlich gefördert hat, mit jenen Lohnschreibern nicht verwechselt werden darf, welche — nomina sunt odiosa — nicht die Orthographie der von ihnen behandelten Gegenstände kennen, welche die verschiedensten Ansichten frieblich nebeneinander grafen lassen und alles mit einem blühenden Stil gut zu machen meinen. Mögen die gebliebenen Werke Volger's immer mehr ihren Weg zu dem der Belehrung so bedürftigen Publikum finden!

verhehlt auch nicht, daß das Paradies nicht das der Unschuld ist, sondern daß Gewaltthat und Blut dies Eden besetzen. So sind das Duar (Zeltdorf), der Djaffra und die Weideplätze, die dieser Vorkämmer in der Wüste lagern, weißlich vom Alas, besetzt, wohin er seine Scene verlegt, im Schoß eines Palmen- und Bananenwaldes (?). „Träumerisch“, sagt er, „legte die Datelpalme ihre fruchtbare Krone über die centnerschweren Tranken der Banane, übermüthig schlangen die Pflanz ihre hundertarmigen Ranken mit den wilden Blumen um die blüthen-schwere Magnolie, um die feurige Granatblume und die bescheidene Tamariske, eine undurchdringliche Blätterwand bildend um das Duar her, in welcher buntgefiederte Vögelsscharen ihre Zucht suchten. Nichts verrieth Leben im Duar, obgleich schon die Jungfrau (der Morgenstern) am Himmel stand und wieder-täuschend lagen die Kameele hinter den Zelten und einzelne Pferde weideten gesehelt am Rande des Dachs. Das Zelt des Hauptlings bewacht ein Schwarzer, ein zahmer Geier (Vie) und ein gewaltiger Elagi (Wüstenhund) Nebeah... Wunderbare Nacht der Wüste! Mit kühlender Hand tröpfelt sie ihren Balsam in heißen Thautropfen auf die Brandwunde, welche der Tag der Natur geschlagen!“ u. s. w.

Wie hier die Natur des Landes, so schildert der Verfasser uns die Thierwelt, die Sitten der Menschen, die Wüstenstädte (Ufar) und ihren Verkehr, den furchtbaren Samum, die Raubzüge der Luareg gegen die Karavanen (Kassa), die von Tafelstern und nach dem Negerlande Sudan ziehen und die sich Hunderte von Meilen entfernt, auf ihren schnellen Maharis (Kelt-kameelen) aufsuchen, die Beratungen der Djemma (Senat), die lockern Sitten der Weiber, die glühenden Leidenschaften der Negrillos (schwarzen Sklaven) den Aberglauben der von begehrteten Weibern geleiteten Führer und Scheichs, die Jagd, die Waffen und die Kriegführung der Wüstenkämme endlich, mit gleich lebendigen Farben, und gibt so ein volles und annehmbares Culturbild des Landes um den Wendekreis, der Wüste und des Djebel Affnad, der Schwarzen Berge. Jene namenlosen und unbekannten Oasen stellt er uns als Häufen roh aufgeschütteter Lehmhäuser, von einer 20 Fuß hohen Lehm-mauer umgeben, dar, hinter welcher sich die Einwohner bei Ueberfällen verschaukeln, diese inmitten guter Weideplätze erbaut, durch Duellenthäuser abgeschnitten, mit engen, dunkeln Gassen, die mit Decken überbretet, vor der Sonne Schutz gewähren, einen Marktplatz und eine Darba, Karavanestation, enthaltend: alles Bauwerke, welche durch die Wassergüsse der Regenzeit nicht selten spurlos wegschwemmt werden. Dennoch sind diese Oasen der Sitz der Festlichkeiten der in Frieden lebenden Stämme, das Centrum ihres regen Verkehrs, der Stapelplatz für die erbeuteten Sklaven, das Feld der Groberungen für die Wüstenkämme, wie El Ahal einer ist, und die hier mit abendländischer Sitte oder einem neuen Kleidungsstück eiteln Prunk treiben. Solchen Scenen gegenüber sehen wir denn wieder Ufar, den Negrillos des Eingangskapitels, im Faustkampf mit einem jungen Leoparden, den er erwürgt, um Lellah in seine Gewalt zu bekommen; oder wir sehen eine flüchtige Gazellenherde vom Felsenabhang durch die Steppe jagen, denn es ist die Stunde des Fedger oder Tagesandrucks, der die ganze Nase nach ruft und den Wüstenjäger in den Sattel treibt. Auf seiner Saharastute, die den Ries kaum mit ihrem Hufe berührt, den Haif des Bedui über den Sattel gehängt, im Arm den treuen Elagi, Windhund, jagt er der Herde nach, wirft, wenn er sie erreicht hat, den Hund vom Pferde, der mit langen Sprüngen sich unter die Thiere stürzt, das Blutbad beginnt und weiter und weiter tobt die wilde Jagd. Aber Vieh's, des zahmen Geiers, Bruchmen in den Fäusten! deutet Gefahr an und hält sie auf. Vieh spielt eine große Rolle in dieser Erzählung, und der Verfasser bittet, darüber nicht unglaublich den Kopf zu schütteln. Der Zusammenhang zwischen der Thierwelt und dem Menschen ist in der Sahara ein ungewöhnlicher. Der Saharier spricht zu jedem Thier, selbst zu dem, das ihn nicht dienstbar ist, wie zu seinem gleichem; er hält seinem Mahari, seinem Elagi, seinem Geier lange Vorträge, und das Thier steht ihn an, als ver-

stehe es ihn; es geißelt ihn unbedingte, lernt seinen Willen kennen und empfindet für ihn. Damit nicht genug, redet er selbst den Löwen an, der ihn angreifen will, macht ihm Vorwürfe, warum er ihn aufhalte, fragt, was er ihm zu bedeuten thut, bezeugt ihm seine Hochachtung oder schimpft ihn: „großer Herr mit dem dicken Kopfe!“ ehe er den Kampf mit ihm aufnimmt u. s. w. So warnt denn auch hier Vieh vor Gefahr und schreit Merem.

Mit diesen vereinzeltten Zügen glauben wir „Die Wüsten-jäger“ hinreichend charakterisirt zu haben, um dem Leser, seinem Bedürfnis und seinem Geschmack überlassen zu lassen, ob er sich an dieser wilden Genieie erfreuen zu können glaubt oder nicht. Der instructive Theil dieses Buchs, der uns eine fremde Welt allerdings auf gefällige Weise erschließt und dem Leser nehmen des Verfassers mehr als seine Erfindung Theilnahme zu verschaffen geeignet ist, scheint uns seinen Werth zu bestimmen, wenn wir auch den Autor bitten möchten, von diesem Thema nunmehr entschieden Abschied zu nehmen und sein in andern Gebieten bewährtes Talent der Erzählung und Darstellung wieder präcisen Leistungen zuzuwenden, als er jedenfalls hier versagt hat. Der alte Satz, daß da, wo die Gedanken fehlen, der Stil sich leicht ins Ueberflüssige verläuft, bewährt sich denn auch wieder an diesem Buche.

Notiz.

Alexander von Humboldt's Briefe in England und Frankreich.

Wir haben in Nr. 32 d. Bl. eine Reihe von theils günstigen theils ungünstigen Urtheilen französischer und schweizer Blätter über die Briefe Alexander von Humboldt's an Barnhagen von Ense mitgetheilt; heute wollen wir zunächst eines längeren Artikels in Nr. 227 der „Edinburgh review“ wenigstens kurz gedenken. Von vornherein dürfen wir allerdings nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser des Artikels mit den Motiven, welche die Herausgeberin zur Veröffentlichung der Briefschaften bestimmten, nicht einverstanden ist; wenigstens mißbilligt er entschieden die Mitnahme der Briefe noch lebender Personen, insofern dies nicht um ihre Zustimmung besragt worden. „In England“, sagt er, „ist die Sache zu klar, um noch des Beweises zu bedürfen. Die Einwilligung des Briefschreibers ist unumgänglich nöthig, und die Gerichtshöfe würden nicht erzwungen, gegen einen beabsichtigten Vertrauensbruch einzuschreiten. Erwähnen wir unter vielen nur zwei Beispiele: die Veröffentlichung eines Bandes von Sir Walter Scott's Briefen ward auf den Antrag seiner Testamentvollstrecker verhindert, und die Veröffentlichung der kaiserlichen Briefe Lord Dunsley's an den Bischof von Exeter wurde für eine Zeit eingestellt.“ Er erwähnt, daß, als einmal zwei unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo geschriebene Depeschen Wellington's in London öffentlich zum Verkauf angeboten wurden, Oberst Surwood den Auftrag erhalten habe, sie anzukaufen. Am den „mäßigen“ Preis von 60 Pf. St. in dies geschahen. Als sie der Herzog wieder in Händen gehabt, habe er ruhig seine Briefe aufgefeset, die Depeschen von Anfang bis zu Ende gelesen und dann gerufen: „I was a d—d fool when I wrote those letters.“ Auch Humboldt ist nicht weniger der ausgezeichneten Personen, mit denen er in Briefwechsel gestanden, würden aus tiefstem Herzen in dem Ausruf mit einstimmen haben, hätten sie die Veröffentlichung ihrer Briefe, womit Lubmilla Affing das „carping, sneering gossip-loving public of Berlin“ beglückte, voraussetzen können. Dabei ist der Reviewer nicht gemeint, jene allzu große Ungleichheit zu billigen, womit man mitunter, wie das z. B. u. Betreff der Autobiographie Byron's der Fall gewesen, auf die Vernichtung eines literarischen Schatzes besche. Aber so wenig er den Werth des Buchs als eines Beitrags zu der Geschichte der Wissenschaft, Literatur, Kritik oder Gesellschaft in Berlin unterschätzen will, so möchte er doch bezweifeln, daß Humboldt's Name und Gedächtniß davon einen neuen Glanz erhalten werde.

Man habe gewußt, daß er mit den größten Gutesgahens ausgekattet gewesen, aber man habe nicht gewußt, „that he had become envious and carping, wanting in charity and candour, faithless even to the royal friend with whom he sate at meat, a backbiter and a slatorer“. Diese Vorwürfe sind schon übertrieben genug, aber gänzlich unhaltbar ist es, wenn der Reviereur weiter behauptet, Humboldt's Andenken werde durch diese Briefe leiden, wie das Andenken Voltaire's durch die Entdeckung, daß er wegen so und so vieler Stüdchen Jüder und Stämpchen von Wachlichtern sich mit Friedrich dem Großen herumgezankt habe, oder Pope's Andenken durch die neulich gemachte Entdeckung, daß sein Stoll gegen Lady Mary Wortley Montague erst befänstigt wurde, als sie ihm die Hemden, die sie früher in Twickenham von ihm geliehen, noch angewaschen zurückgeschickte. Nein, um solche schmutzige Misereabilitäten handelt es sich in Humboldt's Briefen nirgends, und es beweist bei dem Reviereur selbst wenig Achtung vor Humboldt, diesem bis in sein höchstes Alter phänomenartig thätigen, rastlos um sich blinkenden Geiste, wenn er einen solchen Vergleich nur anzustellen sich erdreistet. Es folgen nun Auszüge in Begleitung von Bemerkungen, unter welchen letztern wir folgende erwähnen: „Das régime de mon oncle ist, abgesehen von seinem gegenwärtigen herabwürdigenden und demoralisirenden Einfluß nur zu geeignet, zu einer unbeschreiblichen Masse zukünftigen Elends den Grund zu legen. Hat es noch viele Jahre Bestand, so werden die Franzosen inzwischen viel verlieren, was sie mit so vieler Mühe in Betreff parlamentarischer oder repräsentativer Regierung gelernt haben, und ihre Rückkehr zu freien Institutionen wird zugleich das Lärmstücken sein zu einer neuen Reihe von Unruhen, die wahrscheinlich abermals den Rückschlag zum Despotismus zur Folge haben werden.“ Der Schluß des Aufsatzes lautet: „Man darf hoffen, daß der verdiente Tadel, welcher die Herausgeberin wegen ihrer Indiscretion betroffen hat, etwas dazu beitragen wird, künftighin dieser Art Lüsting zu verhüten. Eine derjenigen Personen, welche am meisten von Humboldt's lauslicher Tugend und Föder zu leiden hatte, stellt freilich noch Schlimmeres in Aussicht, und wenn nicht mehr Skandal oder Bosheit aus handschriftlichen Büchern oder Tagebüchern, zu denen er absichtlich der unabsichtlich beitrug, ans Licht gestellt werden sollte, so wird die Ursache davon sicherlich nicht in der Unergiebigkeit oder Verschwendung der Mine zu suchen sein.“

Inzwischen hat ein berliner Correspondent der „Revue germanique“ einen französischen Berichterstatter (wir vermuthen hierunter Et. René Taillandier), der sich von ähnlichem Standpunkt über das Buch ausspricht wie der Berichterstatter der „Edinburgh review“, mit einigen kurzen Worten zurecht zuweisen: Humboldt zeige sich zwar zuweilen ohne Zweifel bis zu Ungerechtigkeiten leidenschaftlich, aber es handle sich dann doch immer nur um die edelsten Interessen, um Interessen der Wissenschaft und Humanität, und so habe doch das Buch im ganzen einen für Humboldt günstigen Eindruck gemacht.

J. M.

Bibliographie.

Bischof, H., Allgemeine Staatslehre gestützt auf geschichtliche Grundlage und christliche Principien zur Lösung der socialen Probleme des 19. Jahrhunderts, für die Träger der allgemeinen deutschen Bildung und als Leitfaden bei akademischen Vorlesungen. 1ste Lieferung. Gießen, Ferber. Lex.-8. 25 Ngr.

Bukowski, J., Gedichte in der Mundart der deutschen polnisch-galizischen Grenzbesohner, resp. von Bieliß-Biala. Leipzig, Zarnowski. 18. 20 Ngr.

Coburn, F., Walter Scott. Ein Lebensbild. Aus englischen Quellen zusammengestellt. Zwei Bände. Breslau, C. Treubner. 8. 3 Thlr.

Eichhoff, W., Berliner Polizei-Silhouetten. Berlin. 18. 10 Ngr.

Finsler, G., Johann Jakob Füssli, Pfarrer in Neumünster und alt Stettin. Erinnerungen aus seinem Leben und Wirken. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Gedichte aus der Klosterrischen Akademie im bischöflichen Seminar zu Eichstätt. Eichstätt. 16. 15 Ngr.

Goffel, F. W. A., Der feindliche Bruder. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringischen Lehrer-Vereins. 8. 5 Ngr.

Gensler, F., Der ganze Thurm. Ein Novellenroman. Zwei Bände. Leipzig, Haendel. 1861. 8. 2 Thlr.

James, G. P. R., Der Cavalier. Roman. Fortsetzung von „Lord Montagu's Page“. Deutsch von W. E. Druggulin. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mittermaier, R. J., Der gegenwärtige Zustand der Gefängnisfrage mit Rücksicht auf die neuesten Leistungen der Gesetzgebung und Erfahrungen über Gefängnis-Einrichtung mit besonderer Beziehung auf Einzelhaft. Erlangen, Enke. Gr. 8. 26 Ngr.

Mühlhause, C., Die Urreligion des deutschen Volkes in heidnischen Sitten, Sagen, Lebensarten, Sprachwörtern und Namen. Gießen, Fischer. 12. 20 Ngr.

Preußens Zukunft. Eine Warnungsstimme. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Ringler, A., Philipp Palm. Ein vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, Denike. 8. 20 Ngr.

Roskoff, G., Die Simsonssage nach ihrer Entstehung, Form und Bedeutung und der Heraclesmythus. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 16 Ngr.

Rothensels, Emma v., Constanze. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schram, R., Verufen. Ein Lebensbild. Vier Theile. Berlin, Bach. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schulz, H. W., Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. von Quast. Vier Bände. Mit Holzschnitten, 1 Uebersichtskarte und 3 genealogischen Tafeln. Dresden. (Leipzig, Brockhaus.) Imp.-4. 120 Thlr.

Tellkamp, A., Die Franzosen in Deutschland. Historische Bilder. Hannover, Hämmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiedertaufer oder Taufte Lebens und Bekehrungsgeschichte eines getauften Christen (Baptisten) im Warttebruch. Berlin, Rauch. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die neue napoleonische Aera und ihr Verhältnis zu Deutschland. Vom Verfasser der „Revolution in Mittelitalien“ etc. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Arnold, R., Gedanken über die Fortbildung des deutschen Bundes. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 6 Ngr.

Bringen uns die Teplitzer Conferenzen Krieg mit Frankreich im Interesse Oesterreichs oder nicht? Eine Anfrage. Berlin, Mai. Gr. 8. 3 Ngr.

Giehne, F., Zur Erinnerung an Ludwig Eppich. Ein kunsthistorischer Vortrag über dessen Leben und Wirken, gehalten im Göttinger Verein zu Karlsruhe. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Iserlohn, F. v., Der Uebergang über die Beresina mit einem Nachwort an den Kaiser der Franzosen. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kleines Lebensbild des Prof. Dr. Baumgarten, sogenannten medlenburgischen Irrelehrers, geschrieben für das medlenburgische Volk, besonders für die Leser des medlenburgischen Volksblattes. Von einem medlenburgischen Volksmann. Leipzig, Lehmann. 8. 5 Ngr.

Mühlfeld, J., Für Arnolds Denkmal. Ein Büchlein für das Volk. Straßburg, Gings. 16. 6 Ngr.

Patriotische Untersuchungen bezüglich preussischer Zustände. Von Freund und Gutsmuths. I. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung, ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ, betrachtet ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz“ als einzige Richtschnur ihres Wirkens. Die Hof- fahrt und Einigkeit des ganzen Deutschland erstrebend, wird sie nicht ermüden einestheils für Reform der Bundesverfas- sung, andernteils für Verbesserungen der Zustände in allen deutschen Einzelstaaten zu wirken und zwar ebensoviel in Preußen als in Oesterreich und ganz Deutschland, namentlich aber auch in Sachsen, mit dessen Zuständen sie sich vorzugsweise eingehend beschäftigt.

Um den Anforderungen des fortwährend sich vergrößernden Leserkreises der Deutschen Allgemeinen Zeitung immer mehr zu entsprechen, ist dieselbe von 1860 an durch eine Sonntags erscheinende Beilage vermehrt worden, indem die eine „Ergänzung zu allen Zeitungen“ bildenden „Fliegenden Blätter der Gegenwart“, die in der kurzen Zeit seit ihrer Begründung bereits den allgemeinsten Beifall gefunden haben, ihr beigelegt werden. Die Abonnenten der Zeitung erhalten mit Beilage zu einem wesentlich ermäßigten Preise, ohne indeß zum Bezuge derselben verpflichtet zu sein.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt ohne Sonntagsbeilage wie bisher vierteljährlich 1½ Thlr., mit Beilage 2 Thlr., und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement, weshalb die bisherigen und die neu eintretenden Abonnenten ge- beten werden, ihre Bestellungen sofort zu machen, damit keine Verzögerung in der Uebersendung der Zeitung stattefinde. Bei der Bestellung ist zur Vermeidung von Störungen ausdrücklich zu bemerken, ob die Zeitung mit oder ohne Sonntagsbeilage ge- wünscht wird.

Insertate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welfer.

Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welfer.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Ngr.

Das soeben erschienene funfzigste Heft (Bogen 5—8 des fünften Bandes) enthält folgendes:

Elisabeth (Königin von England). Von J. B. Zinkeisen. — Embargo. Von G. Marquardsen. — Embleme des po- testas und dominium eminens, äußerstes Recht, Obergewalt- thumsrecht und Nothrecht des Staates, jus extremas necessi- tatis, Staatsraison. Von Welfer. — Emphyteusis. Von Ph. Bopp. — Empörung, s. Hochverrath. — Enclaven, s. Territorium. — Encyclopädien und Encyclopädisten. Von G. A. Wagners. — Englands Staatsverfassung u. s. w., s. Großbritannien. — Entführung. Von L. Frieß. — Entwässer- rung, Bewässerung, Drainage. Von W. A. Lette. — Ephe- rat, Epheoren. Von Welfer. — Epidemie, s. Ansteckende Krankheiten. — Episkopat, Episkopalismus, s. Kirchenverfassung. — Erbfolge, s. Erbrecht und Succession oder Thronfolge. — Erbliche, Erbpacht, Meierrecht. Von Ph. Bopp. — Erbsch- teit. Von W. Schulz-Hodmer.

Diese dritte Auflage des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die früheren beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der

früher bewährten Artikel und wird von den ersten Mä- nnern der deutschen Wissenschaft unterstützt.

In Hinblick auf die in neuester Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagshandlung entschlossen, ein neues Abon- nement auf das Werk zu veranstalten. Monatlich erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste vierte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzei- nungen angenommen werden.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika nach den neuesten Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf u. A. in zwei Bänden bearbeitet von Karl Andree. Erster Band. Nebst vier Tonbildern und zahlreichen eingedructen Holzschnitten. Preis pro Band 2½ Thlr.

Die Bände enthalten: Burton's Reisen in Arabien zu den heiligen Städten Medina und Mekka und dessen Reisen in Ost-Afrika durch das Land der Somali nach Harar, Lu und Gegenden, welche vor ihm noch kein christlicher Europäer betrat. Ferner wird der zweite Band das Wesentliche der Forschungsreisen von Krapf, Erhardt und Neumann und besonders Burton's und Speke's Reise in die nördliche Seeregion zur Auffindung der Nilquellen bringen. Von Herrn Dr. Lange gearbeitete Karte von Afrika, zu sämtlichen Entdeckungen der kühnen Forscher enthält, wird im zweiten Bande beigelegt.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 40. —

1. October 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Alexander von Humboldt. — Reise- und Sittenbilder von Gersäcker. Von Petrus Mahler. — Ein neuer Zeit- und Sittenroman. — Romanisches Lieberbuch von Julius Hammer. — Esaj und Lothringen. — Notizen. (Die Geschichte von der gubener Riesenbasgeige; Musik und musikalische Kritik; Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Alexander von Humboldt.

1. Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman in sechs Theilen von Heribert Rau. Erster bis vierter Theil. Frankfurt a. M., Meibinger Sohn u. Comp. 1860. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal von Hermann Klende. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit dem Porträt A. von Humboldt's in Stahlstich von Weger. Leipzig, Spamer. 1859. Gr. 16. 20 Ngr.
3. Alexander von Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken den Freunden der Naturwissenschaften dargestellt von W. E. Wittwer. Mit Bildniß und Facsimile. Erste Lieferung. Leipzig, T. D. Weigel. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
4. Alexander von Humboldt's politische Ansichten. Eine Vorlesung. Von Ludwig Philippson. Magdeburg, Faldenberg u. Comp. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.
5. Alexander von Humboldt. Eine Gedächtnisrede von J. B. Stallo. Cincinnati, Theobald u. Theurlauf. 1859. 12. 5 Ngr.
6. Das Humboldt-Buch. Alexander von Humboldt. Eine Darstellung seines Lebens und wissenschaftlichen Wirkens sowie seiner persönlichen Beziehungen zu drei Menschenaltern. Von W. F. A. Zimmermann. Dem Andenken des unsterblichen Großmeisters der Wissenschaft gewidmet. Drei Abtheilungen. Berlin, Hempel. 1859. 8. 1 Thlr.
7. Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt. Gesammelt von ***. Berlin, Hasselberg. 1860. 16. 24 Ngr.
8. Alexander von Humboldt's Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfassers. Einzige von A. von Humboldt anerkannte Ausgabe in deutscher Sprache. Vier Bände. Stuttgart, Cotta. 1859—60. Gr. 8. 4 Thlr.
9. Alexander von Humboldt. Sein Leben und Wollen für Volk und Wissenschaft. Nach Originalen von Cornay. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 15 Ngr.

Es liegt uns eine Anzahl von Schriften vor, die sich auf Alexander von Humboldt, namentlich auf das Leben desselben beziehen und über welche wir zu berichten haben. Leider kann nicht gesagt werden, daß sich viel Erquick-

liches darunter befindet; wenigstens enthält das, was davon als neu auftritt, beinahe nirgends Neues.

Eine gute, gründliche Biographie Humboldt's, zugleich das äußere, wie das innere und das wissenschaftliche Leben des großen Mannes umfassend, wäre gewiß Bedürfnis. Das Vorhandene genügt höhern Anforderungen keineswegs; doch läßt sich nicht leugnen, daß alles bekannte Material darin schon verarbeitet ist — bis auf den erst in diesem Jahre rasch hintereinander in fünf Auflagen erschienenen Wernhagen'schen Briefwechsel.

Offenbar würde zunächst noch viel neues Material zu Tage zu fördern sein, wenn der zu erwartende tüchtige Biograph Humboldt's nicht eine Kiesenarbeit — gleichsam aus dem Rohen — vorfinden soll. Zwar hat man über die Herausgabe des Wernhagen'schen Briefwechsels Ach und Weh geschrien, Verdammungsurtheile in allen Tonarten gesungen; was wird indeß, wenn man mit der Zeit zu einer ihres Helden würdigen Biographie Humboldt's kommen will, anderes übrig bleiben, als auf der hier betretenen Bahn fortzuschreiten?

Ganz abgesehen von der bekannten Streitfrage über Ludmilla Affing's ausnahmsweise Berechtigung zu ihrem Verfahren, läßt es sich nicht leugnen, daß Humboldt selbst im allgemeinen weder die Herausgabe seiner Briefe gewünscht, noch überhaupt das Studium seiner Lebensgeschichte jemals begünstigt hat. Wahrscheinlich nur um unerquicklichen Irrthümern und Fehlgriffen von anderer Seite vorzubeugen, entschloß er sich einmal — für die zehnte Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon — eine gebrängte Uebersicht seines Lebenslaufs zu geben, welche wol den übrigen biographischen Mittheilungen in Sammelchriften u. s. w. meist zu Grunde liegen dürfte und über deren Inhalt uns auch die neuesten Biographen nicht wesentlich hinauskommen können.

„Mein Leben sucht in meinen Schriften“, soll Humboldt gelegentlich gesagt haben, und in der That geben

diese Schriften mannichfachen Aufschluß. Die Jugendwerke zeugen von seiner bergmännischen Thätigkeit, von seinen physiologischen Studien; die Reisewerke lassen uns beinahe unmittelbar theilnehmen an den eindrucksvollsten, entscheidendsten Jahren seines Lebens, der „Kosmos“ endlich gibt Aufschluß über seinen lebenslänglichen Fleiß, über eine unausgesetzt wissenschaftliche Thätigkeit sondergleichen.

Und doch, wie uns die Schriften Aufschluß über das Leben gewähren, so soll uns auch das Leben wiederum Aufschluß über die Schriften geben. Die Ergänzung muß nothwendig eine gegenseitige sein, wie das Goethe sehr richtig empfunden hat. Freilich hat nun der Dichter wol tiefere Einflüsse äußerer Lebensschicksale auf sein Schaffen zu verspüren, als der Gelehrte. Vergessen wir inzwischen nicht, daß Humboldt die Resultate seiner Gelehrsamkeit keineswegs in jener trockenen Weise an die Öffentlichkeit zu bringen pflegte, die man als den Gelehrten kennzeichnend zu betrachten gewohnt ist, sondern in einer Form, in einer Sprache, die seinem Geiste recht eigenthümlich entsprungen und vom Zauberhauche der Poesie befeelt war.

Man wird uns deswegen den Wunsch nach weitem authentischen Mittheilungen, auf welche sich endlich eine umfassende Biographie des mit so großem Recht bewunderten Mannes gründen ließe, schon zugute halten und ihn nicht als bloße Neugierde behandeln müssen.

Wenn es auch nur billig ist, daß man Humboldt's eigenen lehtwilligen Wünschen nicht gerade entgegenzuhandeln sucht, so möchten den aus ihnen hergeleiteten Rücksichten der Pietät doch gewisse Grenzen zu ziehen sein. Man würde wenig im Geiste des großen Verstorbenen handeln, wenn man sich gar zu beschränkt an den Buchstaben seiner Verordnung hielte, und daß Humboldt wirklich beabsichtigt haben sollte, mit seinem bekannten Schreiben an General von Hebemann all und jede für den Biographen wichtige oder nothwendige Mittheilung abzuschnitten und damit oberflächlichen Wuschern das reiche Feld für ihre unerfreuliche Heberfertigkeit zu überlassen, das halten wir für gar zu unwahrscheinlich.

Die uns heute zur Besprechung vorliegenden Schriften zeugen mindestens sämmtlich von dem Bedürfnis der deutschen Nation, sich fortdauernd mit dem großen Manne, der so lange ihr Stolz war, und mit seinem Leben zu beschäftigen, nicht minder aber davon, daß es noch am Besten zur Befriedigung jenes Bedürfnisses fehlt.

Als wir die Titel dieser mancherlei Bücher und Hefte durchmusterten, welche alle auf sehr verschiedene Art dem Andenken des Hinübergegangenen dienen, ließ uns bare Neugierde zuerst nach dem halbpoetischen Werke von Herribert Nau: „Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman“ (Nr. 1), greifen.

Nicht ein Jahr nach seinem Tode wird Humboldt zum ersten male als Romanheld verarbeitet! Der berühmte Greis mußte es bekanntlich selbst noch erleben, seinen Namen

auf eine wenig erbauliche Weise als literarisches Aushängeschild prunken zu sehen. Kurze Zeit vor seinem Hinübergang erschien eine Novelle, deren Titel lautete: „Ein Sohn Alexander's von Humboldt“.

Wir wußten nicht, daß dieselbe Presse, welche sich ziemlich bald nachher bei dem Erscheinen der Briefe Humboldt's an Varnhagen so moralisch über Impietät und Skandal sucht ereiferte, dem Beginnen des rücksichtslosen Novellisten damals vernehmbar entgegengetreten war. Der alte Humboldt selbst hat seiner gerechten Entrüstung mehr klagende als wehrhafte Worte gegeben.

Das Unternehmen Nau's ist mindestens von vorn herein ein ungleich anständigeres, als das jenes Herrn Hermann, der dem greisen Naturforscher seinen „Sohn“ mit origineller Hochachtung selbst ins Haus schickte. Wir sagen, es ist anständiger. Nau hat ungefähr ein züchtig Trauerjahr abgewartet, bevor er den verstorbenen Helden dem Publikum als leicht verdauliche Nahrung zurichtete. Er ist bei Humboldt selbst stehen geblieben, ohne auf dessen etwaige Nachkommenschaft zu speculiren. Er hat ein Buch geschaffen, culturhistorisch-biographischen Inhalts, also wahrscheinlich ein nützliches, lehrreiches Buch und dies Buch endlich erscheint in trefflicher Ausstattung, auf schönes Papier schön gedruckt, wiewol nicht ohne manchen Druckfehler.

Seit Walter Scott die Gattung des historischen Romans erneuert, ausgebildet und verherrlicht hat, ist man nicht bei seiner Nachahmung stehen geblieben. Die Franzosen namentlich waren es, welche dem historischen Roman vermeintlich höhere Reize zu geben trachteten. Dumas erwähnt in seinen Memoiren der glücklichen Bemerkung, daß der Dialog lebhafter als bei Walter Scott sein müsse. Man ersand den jetzt so allgemein gebräuchlichen Gedankenstrich- und Ausrufungszeichen-Dialog, bei dem sich Publikum und Dichter ungleich wohler befinden als bei dem Walter Scott'schen, denn er fordert weder Gedankenanstrengung des Schreibers noch des Lesers; er besteht aus lauter kurzen Sätzen und halbkleinen Seiten, bei denen Verfasser und Leser gleich schnell vorwärts kommen. Die Ritter und Hochlandshäuptlinge erschienen auch bald uninteressant im Vergleiche mit Industrierrittern und Fürstenthauptern der nächsten Gegenwart und Tagesgeschichte, namentlich wenn man die Gestalten der Neuzeit sich romanhafter geberden ließ als die Helden der bis dahin fast ausschließlich für romantisch gehaltenen Zeit. Personen und Begebenheiten aus unserer Zeit und Umgebung, ein Dialog, wie wir ihn selbst tagtäglich führen, und dazu Liebe, Verführung, Dolch, Gift, Ekelmuth und Rache ohne alle Bedenklichkeit: das gibt einen reizendern Roman als ihn je Walter Scott schreiben konnte, das gibt den modernen französischen Roman, dessen Anbeter, wie hergebracht, auch die Deutschen sein müssen.

Für einen richtigen Franzosen ist Sir Walter Scott eine Schlafmüge. Dem Verfasser der Waverley-Novellen ging jene edle Dreistigkeit ganz und gar ab, mit der wir einen französischen Romantiker in die Geschichte, in die Gegenwart greifen sehen.

Walter Scott wagt es selten, die eigentlichen historischen Personen selbst den Roman [aufführen] zu lassen; er wählt zu seinen Helden gewöhnlich erdichtete oder historisch kaum mehr als dem Namen nach bekannte Persönlichkeiten; jedenfalls nimmt er sich in Acht davor, mit Hauptpersonen der Geschichte dichterisch frei umzuspringen; er versetzt diese demgemäß lieber in den Hintergrund seiner Gemälde, wo sie im Halbbunkel vortrefflich wirken.

Wie mit den Personen, so macht es Walter Scott mit den Handlungen, mit den Begebenheiten. Die Haupt- und Staatsaction ist bei ihm selten oder nie der eigentliche Roman und dient weit mehr, um den ganz oder halb erfundenen Romanstoff aufzunehmen, zusammenzustellen und vorzuführen, als selbständig zu glängen.

So wurde es Walter Scott möglich, historische Romane zu schreiben, ohne die Geschichte selbst zum Roman zu machen. Nur so konnte er historische Zeiten und Räume, Personen und Begebenheiten mit gleicher Treue und mit gleicher Anschaulichkeit schildern. Nur so konnte es ihm gelingen, uns von ganzen Perioden der Vergangenheit so klar ausgeprägte Bilder zu geben, daß wir uns unmittelbar in das Leben derselben hineinversetzt wähnen und daß der Geschichtschreiber den Dichter um seine Wirkung beneiden muß.

Jetzt schreibt man Romane, in denen nach dem französischen Lieblingswort „kleine Ursachen große Wirkungen“ die bedeutendsten historischen Begebenheiten, deren Eindruck noch nicht vergessen ist, als Folgen der unbedeutendsten Albernheit dargestellt werden. Ein Charlatan hat die große Französische Revolution vorhergesehen, angeführt und geleitet, der Alte Fritz hat die Schlesischen Kriege angefangen, weil er die Weiber nicht ausstehen konnte, und Napoleon ist vielleicht nach Rußland gezogen, um Caviar an der Quelle zu essen.

An Reckheit in der Wahl, an Leichtfertigkeit in der Behandlung historischer Stoffe stehen die Deutschen leider den Franzosen um nichts mehr nach. Beethoven, Mozart, Schiller, Friedrich II., die hochselige Königin Luise, der selige Reichsverweser und Gott weiß wer sonst noch haben bereits herhalten müssen, warum nicht Humboldt?

Rau nennt das neueste Erzeugniß seiner Feder einen „culturhistorisch-biographischen Roman“ und gibt hiermit wol einer schon bekannten Unterabtheilung des historischen Romans den nicht unrichtigen aber ziemlich geschmacklosen Namen.

Culturhistorische Romane im Sinne Rau's waren schon „Schiller's Heimatsjahre“ von Kurz und „Charlotte Ackermann“ von Otto Müller. Biographisch allerdings waren diese Romane zum Vortheile ihres Kunstwerthes nicht zugleich; sie hätten sonst das gedehnte Leben ihrer Helden von der Wiege bis zum Grabe in chronologisch langweiliger Reihenfolge der formlosen Begebenheiten erzählen müssen. Statt dessen begnügten sie sich, eine besonders interessante Lebensperiode ihres Helden herauszugreifen und zum gerundeten Kunstbilde zu gestalten.

Wir wollen mit unserer Meinung, daß der historisch-

biographische Roman ein Un Ding sein müsse, keinen Ausblick hinter dem Berge halten.

Auch den unhistorischen biographischen Roman halten wir schon für keine sehr glückliche Gattung, trotz Zieling und Sterne, trotz Boz und Thackeray. Mag es diesen zu den bedeutendsten Romanschriftstellern aller Zeiten gehörigen Briten auch gelungen sein, uns beinahe, ohne Form oder in formloserer Form mit Geist und Leben, mit Witz und Herz zu unterhalten, zu entzücken: die Mängel ihrer Kunstformen sind durch ihre Erfolge noch lange nicht gerechtfertigt, nicht für sie selbst, geschweige denn für andere.

Die Gefahr, daß der Strom der Begebenheiten gleich gewissen afrikanischen Flüssen aus dem Sande zusammenzurinnen und in den Sand sich zu verlaufen scheinen werde, muß beim historisch-biographischen Roman noch bedeutend wachsen, weil es dem historisch-biographischen Autor nimmermehr erlaubt sein kann, eintönige, gewöhnliche Lebensstrecken zur Unterhaltung eines geehrten Publikums in wechselvolle, vielversprechende Lusthaine umzuschaffen.

Im übrigen hegen auch wir keineswegs etwa die Ansicht, daß nur Fürsten, Staatssekretäre, Ritter und Räuber mit ihren Fräulein zu Romanhelden taugen. Wir wüßten nicht, warum nicht das Leben eines Künstlers, eines Gelehrten ebenso gut Stoff zu Romanen abgeben sollte, namentlich für unser heutiges Publikum, dem doch die Beschäftigung mit Soldaten, Kampf und Mord längst nicht mehr ausschließlich ehrenvoll und großartig erscheint.

Mit erdichteten Naturforschern oder Dichtern wäre es nun freilich nichts. Ein erdichteter Heros kann Eindruck machen; wir erfahren, daß er unter diesen und diesen Umständen zwölf Feinde erlegt hat; gut, das ist eine ganze That, von der wir uns sogleich eine deutliche Vorstellung machen können. Erzählt man uns aber: „er machte hierauf bedeutende naturhistorische Entdeckungen“, oder „er entzückte die Welt durch ein Epos und zwei Dramen“, so ist damit gar nichts für uns gesagt, denn daß an den Entdeckungen und Dichtungen wirklich etwas sei, können wir aus bloße Wort hin nicht glauben. Unter erschwenden Umständen 12 Kerle todt zu schlagen, ist immer etwas; ein Epos und zwei Dramen zu schreiben, ist nur dann etwas, wenn das Epos und die Dramen gut sind, und davon wollen wir uns erst durch eigene Einsicht überzeugen. Wir gestehen, daß aus diesem Grunde Anderen's reizender Roman „Der Improvisator“ nie recht befriedigend auf uns wirken konnte; es war uns unmöglich, an den Werth des als von großem Werth geschilderten Dichters zu glauben.

Aus solchen Gründen verdient es denn an und für sich keinerlei Mißbilligung, wenn Rau einen berühmten Gelehrten wie Humboldt, von dessen Werth wir von vornherein überzeugt sind, wenn uns der Autor denselben auch nicht weiter anschaulich machen kann, zum Helden eines Romans wählt.

Daß aber gerade Humboldt dieser gelehrte Roman-

held sein mußte, das scheint uns höchst bedenklich. Der Schriftsteller, der dieses berühmte, allbekannte Gelehrtenleben romanhaft darzustellen unternahm, stellte sich eine Aufgabe, deren glückliche Lösung so unwahrscheinlich ist, daß wir sehr in Versuchung kommen, die Aufgabe noch mehr verfehlt als schwierig zu finden. Denn gesetzt sie würde dennoch glücklich gelöst, verlohnt dergleichen solch gewaltsamer Mühe und Anstrengung?

Und wie — um alles in der Welt — soll Humboldt anders als mit gewaltsamer Mühe und Anstrengung zu einem leidlichen Romanhelden gemacht werden?! Rau nenne sein Werk immerhin einen culturhistorisch-biographischen Roman, um die allzu stark gespannte Erwartung auf abenteuerlich romanhafte Begebenheiten vorsichtig abzuschwächen; es bessert gar nichts, wenn er uns im eingestandenem Unvermögen, aus dem Fisch einen Vogel zu machen, ein Ding halb Fisch halb Vogel zu produciren verheißt.

Wir haben den alten Humboldt noch mit eigenen Augen gesehen; wir sind ihm oftmals in den Straßen Berlins begegnet, wenn er in der niedrigen, zum Aus- und Einsteigen sonderlich bequemen Hofequipe zu Gesellschaften fuhr; wir sahen ihn, zuletzt zitternd und gebrechlich, mit dem altmodisch faltenreichen weißen Halsstuche und mit dem kaum minder weißen, gewaltigen Haupte etwa auf der Kunstausstellung oder sonst an öffentlichen Orten durch die ehrfurchtsvoll Platz machende Menge schreiten; wir verfolgten aufmerksam die häufigen Berichte, welche die Blätter über sein Wohlbefinden brachten; wir warteten auf das bandweise Erscheinen seines letzten großen Werks, des „Kosmos“; wir nahmen theil an den vielen Ehren, die ihm widerfuhren und an den täglichen schmeichelhaften Belästigungen, deren er sich kaum erwehren konnte; schon auf der Schule wurden wir auf ihn, als den Stolz des Vaterlandes unter den Lebenden, hingewiesen; schon früh gab man uns sein Leben, seine Reisen in faßlichen Auszügen in die Hand; wir konnten uns nicht sättigen an einzelnen seiner prächtigen Schilderungen, die wir in Sammelwerken für die Jugend fanden; immer und immer wieder lasen wir die Entdeckung des Vulkans Peruvia, das Erdbeben von Caracas, die Felsöhle des Guachano; es erfüllte uns frühzeitig mit einer gewissen Begeisterung, den Meister dieser berühmten Gemälde lebend unter uns zu wissen und wir spürten alsbald den unbedeutendsten Notizen nach, die wir über sein gewöhnliches Thun und Treiben, über seinen nächsten Fleiß am Arbeitstische, über sein tägliches Erscheinen an der königlichen Tafel erfassen konnten; zuletzt vernahmen wir vor einem Jahre tiefbewegt die Nachricht von seinem Tode und gaben mit hunderttausend andern seiner Asche das Geleit zum Dome.

Und nun tritt Rau auf, und aus dem Leben dieses allbekannten Humboldt, mit dem das ganze heutige gebildete Publikum selbst noch ein Stück Leben gelebt hat, will er uns einen culturhistorisch-biographischen Roman machen. Nun wahrhaftig, um das zu unternehmen, muß man entweder eine ganz absonderliche Größe oder das gerade Gegentheil sein!

Sowie wir das Buch in die Hand nehmen, müssen wir unwillkürlich zurückblicken auf die große Existenz, an die es uns erinnert, die es uns in neuer Form schildern will. Wir suchen in unserm Gedächtniß sogleich nach Anhaltspunkten für eine romanhafte Darstellung jener allbekannten Existenz: aber wir suchen vergeblich. Willkürlich daß künftighin, wenn einmal die Hofgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. für literarische Ausbeutung freigegeben sein wird, ein talentvoller Romanbildner die scharf gezeichnete Person Humboldt's in seinem Gemälde wird geschildert anbringen können. Jetzt aber, wo noch der bloße Biograph Schwierigkeiten finden dürfte, diesen für eine halbwegs freie Behandlung (im Sinne des modernen Conversationsromans und Intriguenstücks) geeignetsten Theil von Humboldt's Existenz ohne Anstößigkeit zu schildern, darf der Dichter an eine Verwerthung desselben schon lange nicht denken.

Humboldt's Reisen allerdings könnten auf den ersten Blick ausgiebig erscheinen. Aber der Geschmack an Abenteuern und dem Ruse der Abenteuerlichkeit lag dem ganz unromantischen Naturforscher so fern, daß eine Erzählung der Reisegeschichte ursprünglich gar nicht von ihm beabsichtigt, später zwar begonnen aber nicht vollendet worden ist. Wir erinnerten uns aus diesem berühmten Bruchstück einer Reisebeschreibung leider nur an ein hervorragendes Abenteuer, das der Verfasser zu Gunsten romantisirender Biographen bestanden. Es ist das mit dem großen Jaguar. Humboldt, der am Apure seine Gesellschaft verlassen, um einen Trupp Krokodile zu beobachten, sieht plötzlich einen riesigen Tiger vor sich, dessen gefährlicher Aufmerksamkeit er dadurch entgeht, daß er mit Aufbietung aller seiner Selbstbeherrschung scheinbar ruhig weiterschreitet bis an die Uferstelle, wo die Gefährten das Mittagessen bereiten. Wir machten uns darauf gefaßt, diesen Tiger in Rau's biographischem Roman eine bedeutende Rolle spielen zu sehen; vergeblich, dieser Tiger kommt gar nicht darin vor.

Aber was kommt denn nun darin vor?

Sechs Theile hat sich Rau vorgenommen, uns über Humboldt zu liefern. Je zwei dieser Theile sollen eine Abtheilung bilden und die erste dieser Abtheilungen unter dem Titel: „Die Dioskuren“, wie die zweite: „Ueber dem Ocean“, liegen uns bereits fertig vor. Sechs Theile sind für unser Publikum, welches Romane von dem Umfange eines Conversations-Lexikon zu empfangen gewohnt ist, nicht zu viel und die Mäßigung des Verfassers verdient hier noch alles Lob.

Wenn nur in den sechs Theilen etwas Bemerkenswerthes stände! Der ersten Abtheilung erster Theil „Sonnenaufgang“, schildert Humboldt's Kindheit oder will sie wenigstens schildern, aber die Schilderung ist total mißrathen; ebenso wie die des Jünglings Humboldt in der ersten Abtheilung zweitem Theile: „Akademisches Leben.“ Im glücklichsten Falle gelingt es dem Verfasser, uns dort den alten Naturforscher in Kinderhöschen, hier in den Lederhosen eines Studenten zu schildern; alt bleibt die Gestalt immer, die er uns vorführt, und nicht natür-

alt, liebenswürdig alt, wie der alte Humboldt wirklich war, sondern so widerwärtig alt wie eine unreif vertrocknete Birne nur immer aussehen kann. Versucht es Rau wirklich einmal, ihn wie zu Anfang des dritten Theils jugendlich, menschlich erregt und bewegt darzustellen, gleich muß er im Grabeston sprechen, plötzlich erblaffen, kurz sich ganz so unhumboldtisch und coulissenreißerisch benehmen wie all das übrige Gesindel gemeiner Romanhelden.

Nichts von dem Zauber, von dem zarten Dufte der unverfälschten Feldblume umgibt die Gestalt, welche uns im „Sonnenaufgang“ als die Gestalt des Kindes gezeichnet wird. Der Verfasser, das wurde uns schon nach dem Durchlesen des ersten Theils klar, nimmt sich zwar überall so ziemlich das Richtige vor, er weiß, was ihm aufgegeben ist, aber es würde mit der Ausführung gar bald stocken, wenn er sich diese Ausführung nicht entseßlich leicht machte.

Das ist keine Kunst, eines Knaben, eines Jünglings wachsende Begeisterung für Naturwissenschaften dadurch zu schildern, daß man kurz und gut eine Stelle aus dessen spätern Schriften einfließt, die des frühen Keimens solcher Interessen und mancher Ursachen, die es befördert, sinnreich gedenkt! Das ist freilich leicht, einen Verliebten darzustellen, indem man einfach sagt, sein Herz sing Feuer!

Nein, wir wollen Rau besser sagen, wie er es anzufangen hat, einen großen Mann geistig und körperlich vor uns heranwachsen zu lassen. An Goethe's meisterhafter Schilderung seines eigenen Werdens hätte er sich ein unübertreffliches Beispiel nehmen können, wie der culturhistorisch-biographische Dichter zu Werke gehen muß. Denn wenn „Wahrheit und Dichtung“ nicht das Muster einer Biographie ist, dann gewiß, wie schon der Name anzudeuten scheint, das Muster eines culturhistorisch-biographischen Romans.

Goethe überhaupt versteht es nun schon einzig, das Werden und Wachsen mit liebevollster Treue und Herzinnlichkeit darzustellen. Gedenken wir nur des Bildes, das er uns von seinem eigenen Werden als Mensch, als Dichter, als ewig pfuschender Dilettant in den bildenden Künsten, als sinniger Naturforscher entwirft, oder der Darstellung überhandnehmender Theaterlust, wie er sie uns in „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ gibt!

Ja, auf diese Weise die Entwicklung der tegeler Dioskuren zur Anschauung zu bringen, das freilich wäre ein schönes Unternehmen gewesen! Aber uns über die ersten Reigungen zweier Genies, die alle Welt längst an ihren Früchten erkannt, mit so wohlfeiler Platttheit belehren zu wollen, wie Rau das thut, damit darf man uns nicht kommen! „Wilhelm schwärmte im Sinne des Wortes das klassische Alterthum, Kunst, Philosophie und Sprache; Alexander wandte sich dagegen mit ungemeiner Liebe, wenn auch mit mehr Ruhe und Gleichmuth, den Naturwissenschaften zu.“ Da habt ihr die jungen Humboldts!

Dieser Wilhelm und dieser Alexander von Humboldt & Rau's Fabrik, sie laufen beide in schnurgerader

Richtung auf das Ziel los, von dem wir allerdings wissen, daß sie es erreicht haben. In keinem Momente ihres durch Rau gezeichneten, nur Scheinbewegten Lebens ist eine Möglichkeit vorhanden, daß sie um eines Haares Breite von ihrem Eisenbahnwege abkommen könnten. Zwei Uhrwerke, ein sprachforschendes und ein naturforschendes, sind aufgezogen und laufen ihren Gang ab, es mag sich ereignen was da wolle.

Ganz der kleine Naturforscher, wie er sein soll und muß, ist dieser jüngere von den beiden A=B=C-Schützen, mit denen uns Rau im Eingang seines Romans bekannt macht. Obgleich noch nicht über die tegeler Feldmark hinausgekommen, bemerkt Alexanderchen doch schon frühzeitig, daß Drangenbäume und Dattelpalmen in ihrer Heimat ganz anders aussehen müssen als die verkümmerten Exemplare im väterlichen Treibhause. Es wundert uns nur, daß er nicht auch gleich hinzufügt, er gedenke diese schöne Bemerkung einst mit 80 Jahren im „Rosmos“ anzubringen, wie er denn später auf der amerikanischen Reise seinen Freunden wirklich einmal den Vorsatz eröffnet, die „Ansichten der Natur“ zu schreiben, wenn er nach Europa zurückgekehrt sein werde.

Wir können Rau nicht verhehlen, daß seine leichtfertige, mühelose, wohlfeile Art, einen unendlich schwierigen Stoff zu behandeln, in uns den Verdacht erregt hat, es sei hier, um volksmäßig zu sprechen, nur auf Brotsuppe, oder nach Goethe, auf breite Bettelsuppen abgesehen. Die Schwierigkeiten, die den Dichter von Humboldt's Leben als Romanstoff abschrecken sollten, sind nur allzu gewiß für eine große Anzahl von Lesern Zugmittel.

Wenn es an einer Stelle oder in Betreff einer einzelnen Person oder Begebenheit wäre, daß sich der Verfasser leicht hin zu helfen suchte, so könnte man sich das gefallen lassen. Aber er thut es durchweg, es ist seine Manier — und das ist eine sehr schlechte Manier.

So wie er mit den beiden Humboldts umgeht, ganz ebenso geht er, auch im ersten Theile mit dem großen Friedrich und der jungen Rahel Levin um. Da wärmt uns Rau einige der Anekdoten vom Alten Fritz auf, die nach dem beliebten Schulausdrucke am meisten „Meidinger“ sind und was er von eigener Kunst hinzuthut, scheint nur dazu da zu sein, um uns die alten Schnaken in vortheilhaftem Lichte zu zeigen. Der von Rau zuversichtlich selbst ausgedachten Glanzscene im Kurfürstenzimmer zu Tegel fehlt nur eine Kleinigkeit zur höchsten Vollendung. Während „in den Sessel des Großen Kurfürsten zurückgelehnt, geschlossenen Auges, still und regungslos der größte Mann des Jahrhunderts daliegt“ und Alexanderchen den Lorbeerfranz hält, müßte Wilhelmchen eine bengalische Flamme anstecken!

Der Charakterzeichnung historisch bekannter Persönlichkeiten ist man nur dann mächtig, wenn man ihre Charaktere studirt und verstanden hat. Wir beschuldigen aber Rau hier geradezu der klüglichen Mißgriffe. Der Alte Fritz und Rahel Levin, die er uns schildert, sind nicht dieselben Personen, die wir unter diesen Namen

kennen. Der große König ist keineswegs ein „gemüthlicher“ alter Knabe gewesen und Rachel keineswegs ein „küssiges“ Frauenzimmer.

„Der König ritt gemüthlich weiter.“ Nein, in Wahrheit, Friedrich der Große ritt weder gemüthlich, noch stand er, noch saß er gemüthlich, sondern die Gemüthlichkeit war überhaupt gar keine hervorragende Eigenschaft seines Charakters. Wenn er die äußere Würde oft und gern fallen ließ, so geschah das, weil er bei seiner enormen innern Würde des armseligen Flittertandes äußerer Fürsichtigkeit nicht bedurfte und denselben getrost verachten durfte — keineswegs aus Gemüthlichkeit. Ein gemüthlicher Mann hätte es schwerlich ausgehalten, einsamen Herzens unter Windhunden, Kammerhusaren, wigelnden Franzosen und alten Samajshenhelden auf Sandhüci zu leben und zu sterben.

Und Rachel Levin! Was würde Wornhagen von Ense, der schon die Schilderung, die Fanny Lewald mit zehnmal größerer Feinheit als Nau entworfen, mißbilligte, was würde er sagen, wenn er dieses Buch noch lesen könnte? Mit Rachel's instinctivem Geschmack und natürlichem Schönheitsfleck findet sich Nau auf dieselbe Weise ab wie mit dem Genius der Gebrüder Humboldt. Rachel setzt bereits als halber Badfisch einen alten Decorateur und Tapezирer dadurch in Erstaunen, daß sie besser decorirt und tapezirt als er, und erklärt dem Verwunderten: „Ich muß wol mit den Blumen dort die gleiche Lehrerin haben, denn die verstehen, was schön ist, noch viel besser als ich. Ich fühle das Schöne unwillkürlich, und wo etwas ist, das nicht so sein sollte, wie es ist, so thut mir das im Innern weh.“ Es würde gewiß der armen Rachel sehr wehe thun, ihr von Nau gezeichnetes Porträt sehen zu müssen. Er bildet sie, wie gesagt, mit einem „küssigen“ Munde ab, wahrscheinlich weil er „zum Küssen geeignet“ für die beste Eigenschaft hält, die sich einem Munde beilegen läßt. Wenigstens schreibt er allen übrigen Personen, die er in diesem seinem Romane mit Wohlwollen ausmalt, gleichfalls einen solchen Kufmund zu, dem Weltumsegler Georg Forster so gut wie dem kleinen Schönen Wilhelm von Humboldt's.

Gegen die Art, wie der Verfasser das Leben seines Helden zum Roman zu gestalten sucht, haben wir im allgemeinen nichts einzuwenden, obwol der Alte Fritz sich im ersten Theile eines leidlichen Zusammenhangs wegen allzu viel einmischet. Daß junge Leute, die sich Welt und Bildung aneignen sollen, in eine Lehrmittel darbietende Stadt und nach Ueberwindung des schulmäßigen Unterrichts auf eine Univerſität gehen müssen, das brauchte der umsichtigen Majorin von Humboldt, der Mutter unserer Dioskuren, nicht erst Friedrich der Einzige zu sagen. Auch von der Art, wie Nau Wilhelm von Humboldt's Brautwerbung im zweiten Theile behandelt, sind wir nicht entzückt, weder was die Charakteristik noch was die Zusammenreihung der Thatfachen betrifft.

Der romanhafte Faden des Zusammenhangs ist indessen, wie schon gesagt, durchaus nicht das Verfehlteste an dem Werke Nau's. Mit Fleiß und Sorgfalt, mit

Liebe und Treue ausgeführt, konnten die Geschichten, in die sich der Verfasser Humboldt's Leben umgedacht hatte, immerhin eine erhebliche Kunstschöpfung werden. Da Nau aber den Willen, dergleichen hervorzuſchöpfen, ſchwerlich beſaß, ſo läßt ſich nicht leicht urtheilen, ob er wol die Fähigkeit dazu beſitzen möchte. Von den geleſenſten Schriftſtellern ſeiner Zeit hat er gelernt, ſeinen Fleiß nicht auf die Güte, ſondern auf die Schnelligkeit der Production zu wenden. Auch das haben wir wol vor allem den Herren Franzosen zu verdanken, daß es ein febersfertiges Talent unter ſo und ſo vielen Händen des Jahres nicht mehr thun zu können glaubt. Leſſing, Schiller und Goethe waren nicht ſo fruchtbar wie Vogensſtreiber; aber was ſie zu Wege brachten, war auch danach!

Wie der Verfasser ſich durch eine manierirte und oberflächliche Ausführung ſelbſt alles verdirbt, was er ſich im ganzen erſtändlich genug zurecht gelegt hat, wie ſorglos er die Vortheile verſcherzt, welche ihm hier und da die Situation an die Hand gibt, davon enthält der zweite Theil ſeines Romans beſonders iymende Zeugniſſe.

„Akademisches Leben“ iſt dieſer zweite Theil überſchrieben. Wenn mit den beiden Zungen, die ſich der lateiniſchen Grammatik beſleißigen, eben noch nicht viel anzufangen war, ſo verſprachen die Studenten ſchon ein gleich mehr. Nau ſetzt auch an, um ſich die intereſſantere Lebensſtellung ſeines Helden zu Nuzge zu machen, aber unglücklicherweiſe vermag er nicht „zu waſchen mit ſeinen größern Zwecken“. Es gilt uns zu zeigen, wie zwei fleißige, lernbegierige, edel geſittete Jünglinge in Conflict gerathen mit der durch altes Herkommen bedingten Roheit und Ausartung des verrotteten Studententhums, wie ſie den Kampf dagegen aufnehmen und ſchließlich den unſaubern Geiſt des Widerſtandes beſiegen. Der Verfasser kommt aber auch hier über eine rohe Skizzirung, über wichtigthuertiſche Kapitelüberſchriften und ſatgedruckte Stellen, die den magern Inhalt anzeigen, nicht hinaus. Gar wenig entſpricht die Art, wie Humboldt den wüſten Burſchen entgegentritt, dem wahren Leben. Mit den Worten „mein Herr“ beginnt er ſeine wohlgeſetzte Anrede an das renommiſtiſche Kneipgenie, das ihn und ſeine Tugendbündler rempeln will. Seine Rede iſt das Muſter einer Rede, wie ſie ein Student niemals zum andern hält, und bewegt ſich in einer Form, die ſie unſere heutigen Studenten in Hut, Frack und Glacehandschuhen nicht anwenden würden, geſchweige die frankfurter Studenten von anno 1787. Das Gemüth der verſunkenſten Burſche, deſſen Opfer Humboldt nachher beinahe wird, iſt ſo craß, ſo unwahrscheinlich, ſo unſtudentiſch, ſo unfrankfurtiſch, ſo übertrieben ſchändlich als ob es Eugène Sue erfunden hätte.

Ein intereſſantes Bild des frankfurter akademiſchen Lebens zu Ende des vorigen Jahrhunderts begnügt ſich Nau anzulegen; ſtatt der Ausführung gibt er uns einen vollſtändigen Abdruck Gott weiß wie vieler bekannter Studentenlieder. „Das fluſcht beſſer“, ſagt der Berliner.

Aber am ſchlechteſten iſt dem Verfasser Humboldt's

Flamme, eine junge Engländerin, gerathen. Diese merkwürdige Dame, welcher es wiederum keineswegs an einem zum Küssen besonders geeigneten Munde fehlt, Miß Cecily Morgan, kann dem jungen Humboldt als Liebhaber keinen Geschmack abgewinnen, was wir ihr durchaus nicht verdenken, da es dem Humboldt Rau's „mit Cecily so erging wie mit allem, was ihm im Leben vorfam: sie ward ihm eine Aufgabe geistigen Studiums, deren Lösung vieles Interesse für ihn hatte“. Nun, besser wäre es gewesen, den armen Jünger der Wissenschaft gar nicht verliebt darzustellen, als so jämmerlich verliebt. Dem Anbeter, der sie wie einen Quartanten betrachtet, zieht die holde Miß natürlich einen recht gut gelungenen jungen Mann von Fleisch und Blut, einen Herrn von Beeskow vor, der mit „etwas sinnlich gewölbten Lippen“ begabt ist. Mit diesem Beeskow sitzt sie oft allein in ihrem Boudoir, „Kopf an Kopf, Schulter an Schulter“ gelehnt, mit den Armen sich traulich umschlingend, über Griechentands schönste Zeiten, über den Werth der Antike und die Gesetze der Schönheit“ sprechend. Endlich geht das glückliche Liebespaar in der Begeisterung für die Antike, für griechische Nacktheit so weit, daß Herr von Beeskow Miß Morgan bittet, ihm als Bild der Venus Urania zu erscheinen, d. h. sich nackt auszugiehen. Bei diesem Antrage „überslog ein leises Roth die reizenden Züge des Mädchens, dann beugte sie sich leise in keuschlicher Verwirrung zu dem Geliebten, drückte einen brennenden Kuß auf seine Lippen und flüsterte: „Ja!“

Wir möchten nur wissen, warum Rau auch gerade eine Engländerin dazu wählen mußte, eine solche unerhörte Rolle zu spielen. Zur Begeisterung für die Antike mögen zwar deutsche und englische Mädchen noch am ehesten geeignet sein, aber vor ihrem Geliebten im Kostüm der Venus Urania zu figuriren, dürften sich, wenn es denn doch einmal sein muß, die Töchter aller andern Nationen leichter entschließen können.

Phrasen statt Geist, Kalleflect statt Leben, das ist der Zauber, durch welche solche Herren Romanschriftsteller auf die Masse wirken. Ihre Kunst wendet sich mit seltlicher Vorliebe dahin, wohin sich Kunst am besten niemals wenden sollte, auf die Darstellung des Unwahrscheinlichen. Ein tugendhaftes Mädchen, das ihre Tugend freiwillig weggibt und dennoch tugendhaft bleibt; eine keusche Miß, die sich aus Begeisterung für die Antike vor ihrem Herzensstudenten nackt auszieht unbeschadet ihrer Keuschheit: das ist Wasser auf die Mühle dieser Herren, da man man ohne mühselige Naturbeobachtung auf Gerathewohl immer lustig darauf los schreiben.

Wir wiederholen: es ist schade um das in diesem vierten Theile verschleuderte Material. Ohne Veränderung der allgemeinen Grundlagen könnte jemand den gegebenen Stoff auf's neue zum erquicklichsten Machwerk verarbeiten. Das Rössler'sche Professorenhaus, das frankfurter akademische Leben, die Renommisten, die ihnen entgegnetretenden Jugendbündler, der lebenskräftige, eine Spanne lang wirklich recht gut behandelte Beeskow und selbst die verdächtige Miß: ein ganz köstlicher culturhistorischer Roman wäre aus

allem zu machen, aber freilich im Stile der französischen Fabrikanten dürfte er nicht geschrieben sein!

Sollen wir Rau seine Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit auch noch im Kleinen nachweisen, im Ausdruck, im Stil, in Bezug auf nicht zu entschuldigende thatsächliche Irrthümer? Sollen wir Rechenschaft von ihm fordern über den „Universalitätslehrer“ Heim, über „Fraulein“ Henriette Herz, über das ewige „so ist es“, über „sein gehören“, über „unendlich“ rein gehaltene Treppenkufen, über die gehaltlose Abschätzung Humboldt's als „größten Mann zweier Jahrhunderte“? Es würde sich der Mühe ebenso wenig verlohnen, auf dergleichen Lappalien Jagd zu machen, als die zweite Abtheilung des culturhistorisch-biographischen Romans auf dieselbe Weise durchzugehen wie die erste. Begnügen wir uns mit einigen kurzen Andeutungen über den Inhalt des dritten und vierten Theils.

Wer den Mann erkennen will in seinem Wesen und Walten, muß schon dem Kinde forschend nachgehen, und dennoch bleibt es nicht selten eine in ihrem Entwicklungsgange unerforschliche Erscheinung, wie aus dem Kinde gerade dieser Mann in seiner geistigen Natur und Eigenthümlichkeit geworden ist und sein anderer.

Mit diesen hübschen Worten leitete Rau den zweiten Theil ein; er selbst aber verfährt mit seiner Schriftstellerei keineswegs im Geiste dieser Worte. Von dem Entwicklungsgange, vom Wesen und Walten seines Helden hat er uns noch immer recht wenig Wesenhaftes beigebracht, und doch sollen wir ihn nun schon nach Amerika geleiten, auf die Höhepunkte seines Lebens.

„Er reiste mit Forster an den Rhein, nach Holland und England, und schrieb nachher die mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein“; mit solchen Sätzen bringt Rau seinen Helden rückwärts vor unsere erstaunten Augen vorwärts; so hat er ihn vermittelt der eingestreuten gesperrt gedruckten Stellen der beiden ersten Theile weit genug geschoben, daß zu Anfang des dritten Theils der Naturforscher für seine große Entdeckungsreise fertig und reis sein soll.

Die zweite Abtheilung, enthaltend den dritten und vierten Theil des ganzen Werks, hat den Separattitel: „Ueber den Ocean.“ Im dritten Theile muß Bonpland als lockerer Franzose herhalten zu der unumgänglichen Liebesepisode. Im ersten ist Humboldt von Rachel geliebt worden, im zweiten hat er Miß Morgan geliebt, im dritten feuzt er nur noch zweimal über seine ferne Liebe — wenn sich der Verfasser gerade erinnert, daß es für seinen eigentlichen Romanhelden doch unschädlich wäre, beim Schimmer des südlichen Kreuzes ganz ohne süßere Gefühle zu bleiben. „Cecily“, flüstert er das erste mal leise, „was mag aus dir geworden sein?“ Dieselbe Bluthier entfiehlt sich weiterhin nochmals seiner gelehrten Brust. Uebrigens verhält er sich theilnehmend an dem Glück und Unglück seines hüzigen Freundes Bonpland, und der Theil der Landreise, den sie in diesem dritten Theile zurücklegen, ist nur halb der Wissenschaft, halb aber der Nachforschung nach der verschwundenen Geliebten Bonpland's gewidmet.

Der vierte Theil enthält gar eine vollständige Onkel-Toniade. Mit allerlei sinnreichen Instrumenten gequälte, vielgeprügelte Nigger, zwei lebendig gebratene schändliche Pflanze, und ein sehr geistvoller Affe, der beinahe ebenso viel Ahnungsvermögen besitzt als die menschlichen Selben Rau's, nehmen hier die Hauptrolle ein. Prügel enthält dieser vierte Theil so beträchtliche, daß der weiße Leser mit ihnen nicht minder gequält wird als der schwarze Empfänger. Die eingeschaltete Liebesgeschichte berührt den großen Naturforscher so gut wie gar nicht; er hat nur den Verlobungs- und den Hochzeitschmaus mitzumachen, gemäßigte Humanität zu predigen und gelegentlich wissenschaftliche Standreden mit Citaten aus seinen spätern Schriften zu halten. Seine Fortschritte, Verdienste und Entdeckungen werden fortbauend durch gesperrt gedruckte Stellen zur Genüge herausgestrichen, sodaß wir immerhin vorbereitet sind, den Humboldt, den wir zu Ende des vierten Theils in seinen besten Jahren verlassen, im fünften und sechsten Theile des Abschlusses wegen als vollendeten, universalgelehrten Jugendgeiz wiederzutreffen — falls nicht etwa die gnädigen Götter die beiden letzten Theile ganz und gar von uns abwenden wollen.

Wie für den ersten und zweiten Theil Klencke's „Biographisches Denkmal“ und Schlesier's „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt“, so sind für den dritten und vierten Theil wiederum Klencke, dann die „Ansichten der Natur“ und Humboldt's eigene Reisebeschreibung Quelle gewesen. Da finden wir lange Auszüge, Umschreibungen der berühmtesten Stellen von Humboldt's wohlbekannter Schilderung wieder. Die Missionen, die Drinocofahrt, die Steppen und Wüsten (Planos), die Felshöhle des Quachano, das Kloster Caripe, sogar das Erdbeben von Caracas, obgleich ganz außerhalb der von Rau erzählten Begebenheiten liegend, müssen das Kraut fett machen helfen und zu einem Kapitel herhalten. Von Band zu Band sich verschlechternd besteht der Roman zuletzt nur noch aus langen Excerpten und zwischengestreuten kurzen Nichtigkeiten.

Man würde nun unstreitig sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der culturhistorisch-biographische Roman Rau's trotz seiner durchgehenden Verfehltheit und Schwäche nicht dennoch ein recht ansehnliches Lese-publikum behält. Die große Masse derer, welche sich mit Vorliebe gebildet nennen und diese Eigenschaft durch Stimmenmehrheit behaupten zu können glauben, alle diejenigen, die Humboldt nur dem Namen nach kennen, ob sie gleich häufig genug seine Hauptwerke schön gebunden und unberührt im Bücherschranke stehen haben: sie alle bilden das Publikum Rau's. Daß ein solches Publikum nicht allein Unterhaltung, sondern auch eine mißliche Belehrung aus dem Roman „Alexander von Humboldt“ schöpfen kann, geben wir gern zu, aber sehr beneiden können wir weder den Schriftsteller, dem dieses Publikum, noch das Publikum, dem dieser Schriftsteller genügen muß.

Wer lernen will, wie weit man es bei gehöriger Ruhe im Handwerk des Plagiats bringen kann, dem rathe

wir gleich nach Rau's culturhistorisch-biographischem Roman das „Biographische Denkmal“ Klencke's: „Alexander von Humboldt“ (Nr. 2), zu lesen. Es wird ihn, wenn er das Klencke'sche Buch früher noch nicht gekannt, bald in Erstaunen versetzen, fortwährend auf Stellen zu stoßen, die er schweben möchte erst kürzlich irgendwo gelesen zu haben. Er nimmt mit plötzlicher Erleuchtung das eben erst fortgelegte Rau'sche Buch wieder zur Hand, sucht, vergleicht, findet — wofür wir keine Worte haben.

Klencke erwähnt in der Vorrede der vielfachen Aus-nutzung seines biographischen Denkmals. Nun allerdings, die Art, wie es Rau ausgenutzt hat, geht über allen Spas. Er hat sich nicht begnügt, den Text seit-lang abzuschreiben, er hat auch noch oft die Citate nach-citirt, ja so unmöglich war es ihm, sich irgendwo von Klencke zu trennen, daß er auch dessen Irrthümer getrost mit in den Kauf nahm.

Uebrigens hat sich Rau, was anzuerkennen ist, doch wenigstens an die beste der leicht zugänglichen Quellen gehalten, indem er das Klencke'sche Buch abschrieb. Diese Biographie ist noch die empfehlenswerthe, die wir über Alexander von Humboldt besitzen, und erscheint nicht ohne guten Grund bereits in dritter Auflage. Nicht daß uns in ihr eins jener umfassenden, erschöpfenden Werke geboten würde, wie wir solche über Stein, Goethe, Lessing, Schiller, Wilhelm von Humboldt und andere Größen besitzen. Das Material zu einer solchen Lebensbeschreibung war bei Alexander von Humboldt's Lebzeiten unmöglich zu erlangen. Aber was zu erlangen war, das hat Klencke redlich be-nutzt, und es reicht aus zu einem sprechenden, verständlichen Denkmal für das Volk, als Supplement zur Goethe'schen „Volksbibliothek“, deren Abnehmer jetzt auch den „Kosmos“ und die „Ansichten der Natur“ erhalten.

Schade, daß der Verfasser die Umarbeitung dieser neuesten dritten Auflage seines Buchs (nach der Vor-rede zu schließen) schon im December 1858, also we-nige Monate vor dem Tode Humboldt's abgeschlossen hatte. Es wird ihn dieser Umstand nöthigen, ziemlich bald eine abermalige Umarbeitung vorzunehmen, denn die vielen Stellen, die auf den noch Lebenden Bezug nehmen, kann man jetzt nur noch mit Wehmuth lesen. Das Hinscheiden des berühmten Mannes hat überdies schon neues Material von solcher Ausgiebigkeit für seine Biographen zu Tage treten lassen, daß solches, wenn nicht von dieser, so von anderer Seite gar bald aus-gebeutet werden dürfte.

Es fehlt natürlich auch dem Werke Klencke's nicht ganz an sonstigen Mängeln. So möchten wir nach den in der Schrift „Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt“ gegebenen Stammbaumnотizen bezweifeln, daß das Hum-boldt'sche Geschlecht ein altadeliches zu nennen sei. Der Adel desselben würde demnach erst aus dem vorigen Jahr-hundert datiren. Goethe einen Feind Nicolai's zu nen-nen, weil dieser den „Werther“ angegriffen, dünkt uns gar nicht bezeichnend. Man muß unterscheiden zwischen Feind und Gegner und ein Gegner Nicolai's wäre Goethe aus-gewesen, wenn dieser den „Werther“ niemals angegriffen

hätte, weil Goethe ein Feind der Blattheit war. Daß Helm Unversitätslehrer gewesen, ist ein Irrthum, den Rau glücklich nachgeschrieben hat. Klende's Bemerkungen über Humboldt's Stil, über die Gründe, warum sich Humboldt so vielfach der französischen Sprache bedient, finden wir nicht treffend, nicht zulänglich. Einige Verbesserungen möchten auch hier und da auszumergen sein.

Indessen das sind Kleinigkeiten, welche Klende's Werk nicht in seiner vorzüglichen Stellung unter den bisher erschienenen Humboldt-Schriften zu beeinträchtigen vermögen. Auch dereinst, wenn wir eine umfassendere Biographie Humboldt's besitzen werden, kann Klende's anspruchlos auftretende Arbeit ihren Werth für das Volk und die reifere Jugend immer noch behaupten, zumal der Verfasser es nicht verläßt hat, das wissenschaftliche Leben und Wirken, die Schriften des großen Naturforschers gehörig zu berücksichtigen und in faßlicher Kürze zu erläutern.

Ausschließlich das wissenschaftliche Leben und Wirken will W. G. Wittwer den Freunden der Naturwissenschaften in seinem Werke „Alexander von Humboldt“ (Nr. 3) darstellen. Die durchgängige Erläuterung von Humboldt's gelehrter Thätigkeit wird uns ebenso nothwendig als nützlich erscheinen, wenn wir bedenken, welcher Popularität der Name Humboldt's genießt und wie wenig bekannt Humboldt's bedeutende Werke außer dem „Kosmos“, den „Ansichten der Natur“ und etwa dem erzählenden Theil der amerikanischen Reisebeschreibung in weiten Kreisen sind und vermöge ihres Umfangs, ihrer Kostspieligkeit und ihres meist streng fachwissenschaftlichen Inhalts auch zukünftig bleiben müssen.

In der Vorrede zum „Kosmos“ weist Humboldt auf seine oft mehrere Jahre hindurch scheinbar ausschließliche Beschäftigung mit einzelnen Disciplinen, Botanik, Zoologie u. s. w. hin. In den meisten dieser Einzelsächer ist er schriftstellerisch thätig gewesen. Auch wer keinen Beruf fühlt, alle specialwissenschaftlichen Werke Humboldt's selbst vorzunehmen, zu prüfen, zu studiren, wird zu erfahren wünschen, was Humboldt in den einzelnen Fächern geleistet, auf welchem Stande er die betreffende Wissenschaft gefunden, auf welchem er sie verlassen, wie er schließlich die Uebersicht über alle Disciplinen erlangt hat, welche dazu nöthig war, um den „Kosmos“ zu wagen.

Es liegt auf der Hand, daß eine gute Biographie Humboldt's allen diesen Bedürfnissen seiner zahlreichen Verehrer abhelfen und genügen müßte. Sie dürfte uns nicht bloß erzählen, daß Humboldt im fünfzigsten Lebensjahre „Bemerkungen über die rheinischen Basalte“ verfaßt und edirt habe, sondern müßte uns durchaus auch darüber belehren, was dies Werk zur Zeit seines Entstehens und Erscheinens bedeutet, wie es sein damaliges Publikum angetroffen habe.

Wenn nun Wittwer meint, die vorhandenen Biographien genügen in dieser Beziehung nicht, so können wir

das für die Klende'sche Biographie nur insoweit gelten lassen, als von den Ansprüchen eines Publikums die Rede ist, denen auch die Klende'sche Biographie ein äußerstes Genüge für dieses Publikum überhaupt; viel umfassendere, vollwichtigere Humboldt's Bedürfnis bleibt, haben vorgehoben. Auch Wittwer über, sagt er, der Verfasser ein mit dem Verstorbenen in sehr gestanden sein und übrigens in genaue Bearbeitung von Humboldt's werthigerweise mit Veröffentlichung Briefen verknüpft wäre, gegen die so entschieden verwahrt hat, zu gimpietät sein. Deshalb will sich sein Theil gleichsam nur die natur der umfassenden Zukunftsbiographie fern und, was den historischen Theil betrifft, auf die Arbeiten Klende's, Gwald's u. a. verweisen, bis sich dereinst eine mitleidige Seele findet, die uns auch die andere Hälfte, der ersten würdig, herzustellen unternimmt.

Wir können nun keinem von den beiden Bedenken, welche Wittwer veranlaßt haben statt einer vollständigen Biographie nur eine Darstellung von dem wissenschaftlichen Leben Humboldt's zu versuchen, zustimmen. Daß der Biograph in vertrauten Beziehungen zu seinem Gegenstande gestanden haben müsse, um Bedeutendes zu leisten, ist wirklich eine Behauptung, die nach Plutarch, Cornelius Nepos, Wagnhagen von Ense und David Strauß bezweifelnd muß. Daß auch die Veröffentlichung von solchen Humboldt'schen Briefen, die bei einer Lebensbeschreibung von Wichtigkeit wären, als ein Act der Impietät angesehen werden müßte, das scheint uns, wir sagen es wiederholt, nur dann möglich zu sein, wenn man die Worte von Humboldt's lektwilliger Verfügung mit derselben Kleinlichkeit, Aengstlichkeit und Engberzigkeit auslegt, wie gewisse Schriftgelehrte das Wort Gottes. Nach unserer Meinung hat sich Humboldt durch seine bekannte Bestimmung gegen nichts weiter verwahren wollen als gegen den aneddoten- und reliquienkrämerischen Abdruck aller jener Tausende von Hölzleichen- und Gesälligkeitsschriften, die dem großen Gelehrten in der letzten Zeit seines Lebens von allen Ecken und Enden der Welt waren abgepreßt worden. Warum der Gedanke, seine Briefschaften und Papiere von einem gründlichen Biographen durchmustert und ausgenutzt zu wissen, für Humboldt hätte etwas Unersreuliches haben sollen, ist uns ganz unklar. Hat sich Humboldt denn nicht vielmehr einst Rechnung gemacht, unter die schonungslos biographische Feder seines berühmten jüngern Freundes Wagnhagen zu kommen, den er dann freilich gegen die Besesse der Wahrscheinlichkeit vor sich hinstrecken sehen mußte?

Wittwer hätte ohne Gewissensbisse eine umfassende, voll-

versuchen könnte hätte genügt sich einem von wir zwar nicht mühte von zu Tage getragene hielt von ihm wäre auch ein solches, indem es nicht Herkules' Plan t Humboldt's emäß in drei und Greifen- stichen Namen so gar nichts

der Verfasser erste immer : betreffenden über einzelne

Gegenstände in derselben Periode gewahrt ist. Diese Disposition ist einfach und lichtvoll und die Ausarbeitung, soweit uns solche in der ersten Lieferung vorliegt, kann nur gleichmaßen faßlich und zweckentsprechend genannt werden.

Die theilweise Beleuchtung eines so vielseitigen Mannes wie Humboldt, seine Darstellung von einer bestimmten Seite oder in einzelnen Beziehungen wird mit Recht zur Aufgabe besonderer Abhandlungen oder besser Vorlesungen zu machen sein. Hier fordern Raum und Zeit schon von selbst zur Abgrenzung, zu einer gewissen Beschränkung auf und es kommt nicht sowol darauf an, allgemeinen Bedürfnissen, als den gelegentlichen Bedürfnissen einer bestimmten Stunde gerecht zu werden.

Nach dem Erscheinen des Varnhagen'schen Briefwechsels und dem dadurch veranlaßten Parteistreit kann es nicht befremden, wenn Ludwig Philippson unter dem Titel „Alexander von Humboldt's politische Ansichten“ (Nr. 4) eben diese zum Gegenstande einer Vorlesung gemacht hat. Wir wollen Philippson nur im allgemeinen unsere Zustimmung ausdrücken. Sein Ziel konnte er freilich nicht leicht verfehlen, obwohl der Wege für ihn mannichfache waren, die aber doch alle zusammenführen. Einzelne Punkte, über welche wir mit ihm gehen, locken uns zum Verweilen, Betrachten und Umschauen. Die Ideen, welche im Erwachen, im mächtigen Keimen waren, als Humboldt geboren wurde, die weltbewegenden Ereignisse, welche in seine Jugend, in sein bestes Mannesalter fielen, welchen Einfluß mußte eine so große Zeit auf einen empfänglichen großen Geist ausüben, wie interessant ist es, solchen Einflüssen nachzuspüren! Es regt zu eigenen Gedanken an, wenn Philippson sagt:

In Humboldt wurde der letzte Repräsentant jener großen Schule der Humanität zu Grabe getragen, welche in der Mitte

des vorigen Jahrhunderts in allen Ländern existierte, in Deutschland durch Lessing, Mendelssohn und Herder begründet war, der alle classischen Geister Deutschlands angehörten, die nach den Freiheitskriegen ebenso durch die damalige bürgerliche Reaction wie von der rücksichtlichen Deutschthumerei jener Zeit zurück gedrängt wurde, einer Schule, deren Erbschaft, deren Bedeutung für die ganze Menschheit spätere Geschlechter erst recht erkennen und feiern werden.

Wäre es Philippson gelungen, überall da, wo ihn der Stoff zu Auslassungen über den reactionären Radicalismus führt, den Schein eines entgegengesetzten Radicalismus zu vermeiden, so würde die Wirkung seiner Anmerkungen durch den Eindruck, als ob hier Radicalismus gegen Radicalismus parteiisch zu Felde zöge, geschwächt werden.

Eine andere „Gedächtnisrede“ auf Humboldt von J. B. Stallo (Nr. 5) kommt uns aus Amerika zu. Sie gibt einen Abriss von Humboldt's Leben und weist besonders auf des großen Reisenden forte Universalität und doch tiefinnerliche Deutschheit hin. Es ist dieser Rede nicht an einem gewissen Auffassung, an keine nahe erhabenen Stellen, aber die eben Republikanismus im Westen, welcher Abkammung sie sich nun auch rühmen mögen, der deutschen oder der angelsächsischen, haben eine unglückselige Neigung zum Schwulst, die uns bei rücksichtigen Bürgern, bei Bürgern von Glimmatt zumal, fremden sollte.

Des eigentlichen Neuen wird in allen diesen, nach den Klender'schen Bücher genannten Schriften nichts geboten, um dem künftigen Biographen Humboldt's werden eher solche Sammlungen von Anekdoten, Charakterzügen, einzelnen Briefen, Schriftstücken, Gesprächen, Zeitungsartikeln und Bestreben wie W. F. A. Zimmermann's „Humboldt-Buch“ (Nr. 6) und „Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt“ (Nr. 7) von Nutzen sein. Wir möchten den Lesern dieser Werke vor dem andern den Rath geben, der ausgesprochenen und festgehaltenen Absicht wegen, „dem künftigen Biographen Humboldt's eine Menge bedeutsamer Einzelheiten, von denen manche wol in der Zeit verloren gehen, hier aufzubewahren“. Zimmermann's Absicht scheint ein solch liebevolles Sammeln und Aufbewahren nicht einzig und allein gewesen zu sein, denn von der Zusammenstellung zerstreuter Blätter mit Mittheilungen schreibt er, wol nur um seine Gesetze zu erweitern, ab zur Ausnutzung Klender's. Wenn die Beschäftigung mit biographischen Details, der näheren Schilderung selbst in das Alltagsleben eines Goethe, Schiller, Humboldt so interessant ist als uns, dem glauben wir die „Blätter der Erinnerung“ mit Recht empfehlen zu können. Das Büchlein ist eine liebenswürdige kleine Schatzkammer.

Die Nennung der besten aber unter den neuen Erscheinungen, welche Humboldt's Verherrlichung dienen, haben wir uns bis zuletzt verspart. Es ist die noch von Humboldt selbst angeordnete Ausgabe seiner „Reise in

die *Aequinoctialgegenden des neuen Continents*“ (Nr. 8) in deutscher Bearbeitung von G. Hauff. An diesem Buche, kann man sagen, ist alles gut. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt wäre überflüssig, da über dessen allbekannten Werth keinerlei Meinungsverschiedenheit obwaltet. Auf die beiden Vorreden jedoch müssen wir besonders aufmerksam machen, da die erste von Humboldt am 26. März 1859, also wenige Wochen vor seinem Tode, selbst geschriebene „vielleicht die letzte seiner Arbeiten war, sodas er mit einer lebhaften Erinnerung an die ersten schönen Zeiten seiner außerordentlichen Laufbahn aus dem Leben schied“. Wir entlehnen diese wenigen Worte der zweiten, vom Herausgeber, Hauff, geschriebenen Vorrede, welche die Geschichte der Humboldt'schen Reisebeschreibung in Deutschland behandelt und über den Antheil aufklärt, welchen der Verfasser des „*Kosmos*“ bis zuletzt dem Unternehmen widmete, „die in den Jahren seiner freudig aufstrebenden Jugend ausgeführte Reise in unserer eigenen schönen Sprache dem deutschen Volke, welches mehr denn zwei Menschenalter seine wissenschaftlichen Bestrebungen und seine Laufbahn durch ein eifriges Wohlwollen beglückt“, darzubieten.

Die für das große Publikum sehr zweckdienliche Aussonderung streng wissenschaftlicher Excursse, wodurch das Werk ohne Verfälschung des eigentlichen Textes abgekürzt wird, ist nicht ohne Uebereinkommen des Herausgebers mit dem Verfasser geschehen. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, wie gut es dem Herausgeber durchweg gelungen ist, im Sinne des Verfassers zu bleiben. Für die noble Ausstattung dieser herrlichen vier Bände, die brigestigste meisterhafte Karte von Henry Lange, dessen kartographischer Kunst sich Humboldt in den letzten Jahren seines Lebens öfters bediente, und den verhältnißmäßig äußerst billigen Preisansatz gebührt der Verlagshandlung unser besonderer Dank.

Wir können bei dieser Gelegenheit den Gedanken nicht unterdrücken, ob es denn nicht möglich sein sollte, noch andere Theile des großen Humboldt'schen Reisewerks für das deutsche Publikum umzugestalten. Das Misstrauen, welches Humboldt selbst zeitlebens gegen fremde Uebersetzungen gehegt, scheint gegen diese Idee zu sprechen; auch dürfte die Reproduction großer Kupferatlanten mehr als schwierig sein, wenn nicht etwa der jetzt so sehr vervollkommnete Holzschnitt und die wohlfeile Lithographie ausreichen könnten. Doch aber sollten wir meinen, daß die „*Corbilleren*=Anfichten und indianischen Denkmäler“ z. B. auch für ein weiteres deutsches Publikum von hohem Interesse sein müßten.

Wollen wir nun eine Art von Ergebnis aus unserer diesmaligen Humboldt'schau ziehen, so müssen wir bekennen, untrugbar daraus eine Bestätigung des Humboldt'schen Ausspruchs: „Mein Leben sucht in meinen Schriften!“ gewonnen zu haben. Denn von all dem Dargebotenen mußte und die neue Ausgabe der Reisebeschreibung in der That am geeignetsten erscheinen, Humboldt's Geist und wahres Wesen, kurz alles, worauf es

ankommt bei der Kenntniß, vom Menschen und seinen Existenz, recht unmittelbar anschaulich zu machen.

Wir müßten bemerken, daß uns selbst der bedeutendste bisherige Biograph Humboldt's, Klende, in der Charakterisirung hier und da fehl zu gehen schien und daß im allgemeinen die Tiefe des Verständnisses noch durch ein leicht erklärliches Genügen an überflüssigen Lebensarten über Humboldt's Universalität und Genialität beeinträchtigt wird.

Anknüpfend an gewisse Mängel, die uns in dieser Beziehung an manchen Stellen besonders aufgefallen, wollen wir es zum Schluß versuchen, selbst einige Winke zum Verständniß der großen Erscheinung Humboldt's zu geben.

Der Zufall hat die Geburtszeit von vielen unserer größten Schriftsteller dadurch sehr leicht merkbar gemacht, daß er sie in das neunte Jahr verschiedener Decennien des vorigen Jahrhunderts legte. Lessing ist 1729, Goethe 1749, Schiller 1759 und Alexander von Humboldt 1769 geboren.

„Alexander von Humboldt in der Naturgeschichte ebenso n ben, als Napoleon in der pol Der bekannte Umstand, daß zugleich das Napoleon's ist, poetischen Vergleichen un Ruhms, der segensreichen Si

Wunderbar durch wie v. gender Gaben man zu dem t nannt wird, gelangen kann! Doch hat Southey, wenn wir nicht irren, den literarischen Ruhm den allein echten und wahren genannt.

Wenn man sieht, wie wenige von den Tausenden, welche das Geschick mit geistigen und irdischen Glücksgütern gesegnet hat, ihr Pfund gut verwenden, so möchte man in den biblischen Spruch einstimmen: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel kommt.“

Wie oft haben wir die beiden Humboldt's gleich Goethe als auserwählte Glückseliger, denen die Prüfungen der Armuth erspart waren, nennen hören! Sehr mit Recht hebt dagegen Klende hervor, wie das Verdienst eines Humboldt durch solche Begünstigung des Himmels, nicht im geringsten vermindert werde, da von allen denjenigen Menschen, aus denen etwas Bedeutendes wird, ein verhältnißmäßig sehr geringer Bruchtheil auf die reichen und vornehmen Klassen kommt. Dieselben Gaben, die ein edles hochherziges Streben begünstigen, verleiten auch zu leichtem mühelosen Lebensgenuß oder zu noch Schlimmerem.

Auch ist der Beruf denn doch keineswegs mit solcher Klarheit in den Menschen gelegt, daß er in der Wahl seines Wegs nicht irren könne. Darsteller, welche es sich so leicht machen wie Nau, lassen ihre Helden gern schon mit äußern Kennzeichen ihres Berufs geboren werden.

Wir wissen von Alexander von Humboldt, daß er die künastischen Klassen der Gewächse schwerer lernte, daß ihm das Begreifen überhaupt mühsamer war als seinem Bruder

Wilhelm. Allerdings hat er uns nachmals erzählt, daß die Begierde, ferne Länder zu sehen, frühzeitig in ihm erwacht sei. Aber in gewissen Knabenjahren wollen wir alle in die Weite, etwa auf die Insel Robinson Crusoe's oder in die Wildnisse Lederstrumpf's, und der Annahme, daß er frühzeitig den großen Gelehrten verrathen, widerspricht Humboldt deutlich genug, wenn er („Blätter der Erinnerung“, S. 85) sagt: „Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde.“ In Wahrheit sehen wir Schiller, nachdem er schon seine drei profaischen Dramen ebrt, noch schwanken, ob er nicht doch von der Poesie wieder zur Medicin zurückkehren solle; wir sehen Goethe sich erst nach der italienischen Reise ausschließlich der Kunst widmen; Macaulay schrieb mittelmäßige Verse, ehe er seinen Fleiß guter Prosa zuwandte und Friedrich der Große schwärmte lange für die Idee, ein gutberziger Friedensfürst und Tafelfreund zu werden, bevor er seinen schwerern, aber auch rühmlicheren Beruf erkannte und mit plötzlicher Entschiedenheit ergriff. Die Kinder, welche sich sehr zeitig für einen Beruf erklären und auch dabei bleiben, sind nicht immer eben die, aus denen das Meiste wird.

Es scheint uns, daß wol zuerst die Begegnung mit dem Weltumsegler Georg Forster im Hause Heyne's zu Göttingen Humboldt's Lust zur Naturforschung im höhern Sinne erweckt habe, wie denn überhaupt Forster den entschiedensten Einfluß auf ihn geübt haben dürfte. Bedenken wir, welch angehaunter Wundermann ein Weltumsegler damals war, wo die Namen Magellan's und Cook's noch ein eigener Zauber umgab, so werden wir begreifen können, welch hohes Interesse die Erscheinung des Gefährten Cook's, der zu schildern verstand wie kein anderer, für den empfänglichen Geist des jungen Humboldt haben mußte.

Die Wendung, welche Forster's Geschick durch die Französische Revolution erfahren, ist uns nur allzu bekannt. Es ist schwierig, in Deutschland heute noch die Sympathien klar zu machen, welche die Welt dazumal für Ideen fühlen mußte, die später durch Unverstand und Nachlosigkeit in den Staub gezogen worden sind. Die Greuel der Schreckensherrschaft, die Leiden, welche die im Gefolge der Französischen Revolution hereinkommenden Kriege namentlich über das unglückliche Deutschland verhängten, haben uns sozusagen den Geschmack an 1789 verborgen. Es war einst gewaltig anders in dieser Beziehung: edle Geister unserer Nation schwärmten für die französische Freiheit; Klopstock besang sie in schwungvollen Oden und Campe pries sie in begeisterten Reiseberichten von Paris; aber nicht allein in dem absolutistischen Deutschland, sondern auch im gut constitutionellen England wurde eine Bewunderung laut, die auf Nachahmung hingingelte.

Wenn wir den Einfluß Forster's auf den jüngern Humboldt als sehr bedeutend bezeichnen und der Wendung gedacht haben, welche das Geschick des leicht zu entflammenden Weltumseglers durch die Französische Revolution

erfahren, so kann es uns nicht wunder nehmen, auch Humboldt von den Ideen von 1789 mächtig ergriffen, wir möchten sagen auf Lebenszeit angesteckt zu sehen.

Vergeffen wir nur ja nicht, daß die Französische Revolution keineswegs mit einer Verstärkung des nationalen Gegensatzes gegen andere Nationen anhub, sondern vielmehr mit der Verkündigung weltbürgerlicher Ideen, allgemeiner Verbrüderung, endlich gegenseitiger Hilfsbereitschaft zur Abschüttelung der verhassten Joche. Kosmopolitische Ideen, welche in Frankreich bald zu Phrasen wurden, mußten für den deutschen Charakter, der ihnen so sehr geneigt ist, etwas weit ernstlicher Anziehendes haben. Es hören wir denn auch einen Humboldt, der jene Zeit jungen Freiheitsdranges erlebt, in hohem Alter während einer unerquicklichen Reactionsperiode öfters wehmüthig sprechen von den Ideen des Jahres 1789, die ihn einmal zur Hoffnung auf schönere Früchte berechtigt hätten.

Die Idee des Weltbürgerthums war in Deutschland freilich nichts Neues. Die großen Begründer unserer neuen klassischen Literatur, die deutsche Gelehrtenwelt des vorigen Jahrhunderts war davon erfüllt; Lessing, der doch den französischen Einfluß vernichtete, sprach gelegentlich geringschätzig vom Patriotismus; Schiller, der vielleicht deshalb gerade mit doppeltem Recht als unser Nationaldichter gefeiert wird, nannte es eine kleine Aufgabe, nur für eine Nation schreiben zu wollen. Der weimarische Kreis huldigte der Göttin Humanität und seine Kunstbestrebungen hatten nichts ausschließend und absichtlich Nationales, was nicht das Gewand der deutschen Sprache, und auch auf das hätte man um eines vermeintlich höhern Ziels willen allenfalls verzichten mögen, wie denn Goethe wirklich einmal beklagt, sich nicht frühzeitig eine geläufigere als seine Muttersprache zum literarischen Gebrauche angeeignet zu haben.

Wir glaubten über diesen Punkt etwas ausführlicher sein zu müssen, einmal weil hier die Erklärung für Humboldt's spätere politische Anschauungsweise zu suchen ist, andererseits weil wir bei unserer heutigen nationalen Eiferung und Eifersucht uns die Bedingungen für das damalige Thun und Treiben recht zurückrufen müssen, um nicht z. B. Alexander von Humboldt's Bevorzugung der französischen Sprache ganz falsch zu beurtheilen.

Wilhelm von Humboldt, kürzlich mit Karoline von Dacheröden verheirathet, welche aus dem erfurter Kreise der ganz humanen und weltbürgerlichen Coadjutoren Dalberg stammte, wurde von Schiller so angezogen, daß er eine längere Zeit nach Jena zog. Auch Alexander konnte dieser weimar-jenaischen Welt nicht fremd bleiben. Aus dem Jahre 1797 ist das von Schiller über den damaligen Alexander von Humboldt gefällte Urtheil bekannt: ein Urtheil von sehr hartem Klange, welches jetzt gewöhnlich mit kopfschüttelndem Befremden gelesen wird, während wir es uns sehr gut erklären können.

Man erwäge den großen Unterschied zwischen der Auffassung, Aneignung und Production des Dichters und der des Gelehrten, dessen Ideal mathematische Bestimmtheit ist. Die Mathematik möchte man nicht mit Unrecht als die

Unterlage, die Seele aller Naturwissenschaften betrachten. Sie ist das für den Dichter Fremdeste, vielleicht Abstoßendste. Wir wissen von Goethe, der bei seinen naturwissenschaftlichen Beschäftigungen auf die Nothwendigkeit mathematischer Vorkenntnisse aufmerksam geworden war, daß er bei dem Versuche algebraischen Studiums „es für sein Wesen nicht brauchbar fand“. Der Naturforscher braucht vor allem festes, positives Wissen, der Dichter süßsamen Stoff für seine Einbildungskraft. Beachten wir nun, daß Humboldt bis 1797 erst seine Versuche über rheinischen Basalt, über die unterirdische Flora Freibergs und über die gereizte Muskel- und Nervenfaser geschrieben hatte, also durchaus noch mit specialwissenschaftlichen Studien und Experimenten beschäftigt war, auf welche fußend er erst lange nachher geistreiche und jeden empfänglichen Geist amuthende An- und Uebersichten ganzer Naturreiche wagen konnte, so wird uns einleuchten, daß damals noch nicht der Zeitpunkt für Humboldt gekommen war, einem Schüler warmes Interesse abzuwindigen.

Wenn Humboldt, wie er selbst sagt, mit 18 Jahren (also 1787) noch herzlich wenig gewußt hatte, im Jahre 1799 aber schon der große Gelehrte war, der eine der bedeutendsten Entdeckungsfahrten antreten und die erstaunlichsten Resultate gewinnen konnte, so müssen wir ihn uns in der Zwischenzeit von 1787—99 mit riesigem Fleiße, mit eifrigem Studium rastlos beschäftigt denken, ziemlich ungenießbar für den Dichter, der sich mit Wildern der Einbildungskraft trägt und diesen, aus der Tiefe seiner Seele schöpfend, warmes Leben einzuhauchen sucht. In der That lag Alexander von Humboldt in jenen Zeiten so emsigen Studien ob, daß er durch übermäßige Anstrengung geschwächt und kränklich erschien. Selbst an Wilhelm von Humboldt, dem er doch innig befreundet war, rügt Schiller das Absichtliche, das kalte Zurüßten, die Sucht durch strenge Lernen Gegenstände zu benehmen, denen der Dichter unbefangen entgegenzugehen, die er unmittelbar auf sich wirken lassen würde.

Zudem pflegte Schiller seine Urtheile stets in eine Form der schärfsten, härtesten, schnellendsten Worte zu gießen und war hierin so wenig vorsichtig gegen seine vertrauten Freunde, wie Alexander von Humboldt nachmals selbst. So geschieht es denn wol, daß Urtheile, die eines ganz guten und richtigen Grundes keineswegs entbehren, durch die Worte, in welche sie sich kleiden, einen Anstrich von Einsichtslosigkeit erhalten, der sie uns unbegreiflich macht. Das Urtheil, welches Humboldt später über den Freiherrn vom Stein fällt, leidet so ziemlich an demselben Uebel.

Als sich Humboldt nun ansah, es seinem Lieblingshelden Christoph Columbus, dessen Bild auch zuletzt noch sein Arbeitszimmer schmückte, und seinem unglücklichen Freunde Georg Forster nachzutun, um fremde Länder und Meere zu durchforschen, mußte er zur Erkundung einer günstigen Gelegenheit zunächst über die Grenze des Vaterlandes gehen. Es ist nicht zu leugnen, daß damals großartige Pläne in Frankreich die beste Aussicht auf Beförderung jeder Art hatten. Die maritimen Hülfsmittel des Vaterlandes ließen alles zu wünschen übrig; von den

pecuniären war kaum mehr zu hoffen. Humboldt ging nach Paris, nach Marseille, bereit, sich der französischen Expedition nach Aegypten oder der Südsee-Expedition des Kapitäns Baudin anzuschließen. Mancherlei Umstände fügten es, daß er erst von Spanien aus flott wurde.

Sein Reisegefährte war ein Franzose und obwohl gewiß von wissenschaftlichem Eifer befeuert, doch dem Deutschen unzweifelhaft an Begeisterung, Unflucht, Genialität und vielseitiger Kraft nachstehend. Es läßt sich vermuthen, daß Humboldt gerade wegen seiner Ueberlegenheit überall da, wo das Interesse der Sache Nachgeben von der einen Seite verlangte, der nachgebende Theil war, z. B. in Betreff der Umgangssprache, soweit diese sich nicht nach der Landesbevölkerung richten mußte. Gewiß ist die französische Sprache später auch für die großen Reisewerke nicht ohne nachgiebige Rücksicht auf Bonpland gewählt worden.

Begünstigt von der spanischen Regierung, begleitet von einem Franzosen, machte Humboldt seine große Reise nach Amerika auf eigene Kosten. Er hatte sein Erbgut veräußert, um die Mittel zu einer Expedition aufzubringen. Gewiß ein nicht gering anzuschlagender Entschluß, sein Vermögen für die Wissenschaft daranzusetzen; der von Haus aus Wohlhabende gibt ungern den sichern Rückhalt auf. Ob der Erlös für das Gut Ringenwalde so groß war, daß Humboldt davon nicht allein die Kosten der Reise, sondern auch noch die Herausgabe seiner theuren Werke bestreiten konnte, ist fraglich. Ebenso ob Bonpland bei wahr-scheinlicher eigener Mittellosgkeit die Reise auf Humboldt's Kosten mitgemacht hat. Daß die Herstellung der Expeditionsbücher noch beträchtliche Opfer gefordert hatte, finden wir mehrfach angegeben; nur von einzelnen Theilen derselben kann ein Gewinn erzielt worden sein und wir finden es beinahe unbegreiflich, wie Humboldt bis zum Jahre 1827 ohne Staatsunterstützung und Pension ausgedauert haben sollte. Der künftige Biograph Humboldt's wird es nicht vermeiden können, diesen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zu widmen. Wir wissen einstweilen wenig mehr, als daß Humboldt durch sein älterliches Erbe vermögend gewesen ist und daß er bei seinem Tode kein Vermögen hinterlassen hat. Augenscheinlich ist es nicht bloß eine Frage der Neugier, ob Humboldt, der märkische Edelmann, wirklich durch seinen freigebigen Eifer für die Wissenschaft zeitweise in die Lage gekommen ist, von literarischen Honoraren und ähnlichen Verdiensten leben zu müssen.

Humboldt fand bei seiner Rückkehr aus Amerika Frankreich durchaus übermächtig und sah das Vaterland nur wieder, um dessen äußerste Demüthigung mitzuerleben. In den Unglücksjahren 1806/7 wollte Humboldt gerade zu Berlin. Bonpland muß zu dieser Zeit wol bei ihm in der preussischen Hauptstadt gewesen sein, da er in seinen letzten Briefen von Montevideo eines berliner Aufenthaltes gedenkt. Soviel wir wissen, beschäftigte sich Humboldt damals in einem kleinen Häuschen des ehemaligen Schulgartens vor dem Postdamer Thore mit mag-netischen Probações. Die „Ansichten der Natur“

erscheinen bald nachher. Dies Werk ist dem Umfange nach eins der kleinsten, dem Gehalt nach eins der reichlichsten Werke Humboldt's. Der Stil des großen Naturforschers ist nirgends meisterhafter in seiner Eigenthümlichkeit.

Bedenken wir hier der Klencke'schen Charakteristik von Humboldt's Stil und Darstellung, so müssen wir unsere abweichende Meinung klar machen, ohne zwar selbst ganz klar darüber zu sein, was Klencke eigentlich sagen will. Was wir zu sagen haben, ist, daß uns weder Humboldt's Darstellung noch sein Stil einfach vorkommt. Welches scheint uns so weit das Gegentheil von einfach, als dies kein Fehler ist. Wir haben wahrgenommen, daß Humboldt's Prosa, ähnlich wie Schiller's Poesie, ganz geeignet ist, eine gewisse Klasse von Lesern durch den Schmuck der Worte und Satzglieder, durch den seltsamen Reiz kunstvoller Satzconstruktionen zum Fortlesen ohne Verstandniß einzuladen. Schiller's Gedichte, die philosophischen zumal, finden wir oft dem Gedächtniß eingeprägt ohne Mitwirkung des Verstandes, namentlich wenn sie in zu früher Jugend erlernt werden. Es gibt Leute, die ganze Abschnitte des „Kosmos“ immer und immer wieder mit dem größten Wohlgefallen durchfliegen, ohne über den Inhalt die mindeste Rechenschaft ablegen zu können.

Die Wortfolge hat nicht selten etwas Fremdländisches bei Humboldt; darin aber ist er echt deutsch geblieben und hat dem französischen Einfluß glücklich widerstanden, daß er sich durch seine Neigung zum Erhabenen nie zu pomphafter Phrasologie, durch seine Vorliebe für poetischen Schmuck nie zu hohlem Schwulste verleiten läßt.

Humboldt führt gern Dichter an, bezieht sich wiederholt auf einmal erwählte Lieblingsstellen. Die Vorliebe für Bernardin de St.-Pierre kennzeichnet nicht allein den begeisterten Freund tropischer Natur, sondern auch den Sohn der Gefühlsperiode. Jedoch läßt sich nicht behaupten, daß Humboldt jemals der Sentimentalität verfiel, wenn er noch so lange bei der Schilderung landschaftlicher Eindrücke und Stimmungen, zarter Naturgefühle verweilt. Seine Vergleiche sind prächtig, und oft aus entlegener Ferne herbeigeholt zeugen sie von dem reichen Schatze des Wissens, der Erfahrungen, über den er unumschränkt gebietet. Besonders glücklich ist Humboldt in der Wahl seiner Eigenschaftswörter, deren er sich überhaupt oft und gern bedient. Durch sie erhält sein Stil das eigenthümlich Malende. Selbst wo er irgendeines Gegenstandes nur ganz beiläufig erwähnt, kann er es nicht unterlassen, denselben sogleich durch ein manchmal auch längeres Satzglied zu charakterisiren. Der Gedankenreichtum bedrängt ihn ebenso wie seinen Bruder Wilhelm.

Die Gefahren, denen Alexander von Humboldt solchermaßen beim Schreiben ausgesetzt war, hat er selbst in der ersten Vorrede zu den „Ansichten der Natur“ und in den Briefen an Barnhagen (S. 23) sehr glücklich bezeichnet. Eben weil er sie kannte, gelang es ihm meist, sie zu vermeiden.

Im Jahre 1808 ging Humboldt mit dem Bringen Wilhelm, der sich dem grausamen Feinde des Vaterlandes gewissermaßen als Geißel stellte, nach Paris und verblieb dann daselbst mit besonderer Erlaubniß des Königs bei-

nahe 20 Jahre. Es erfolgte nun die allmähliche Herausgabe der Preismesse. Daß dieselben in französischer Sprache erschienen, war wol nicht Folge der ruhigen Erwägung, daß sie in dieser sogenannten Weltsprache am ehesten ihr Glück machen würden, wie gewöhnlich gesagt wird. Wir haben schon mehrfach darauf hingedeutet, wie die Umstände allgemach eine Art von Franzöisirung Humboldt's bewirkten. Es hatte nun damals nach der Jesummetierung Preußens ganz den Anschein, als ob das deutsche Wesen überhaupt in dem französischen aufgehen würde. Französische Geseze machten sich in Deutschland breit, französische Soldaten setzten sich im Herzen Deutschlands fest, und es fiel dem Sieger nicht ein, sich im Verkehr mit dem Besiegten jemals einer andern Sprache als der französischen zu bedienen. Einen Schritt, den die Liebe zum Vaterlande dem deutschen Gelehrten schwer machte, mußte ihm die Befreundung mit der Idee des Weltbürgerthums erleichtern. Wir finden für Humboldt nicht den geringsten Mangel darin, daß er seine Werke damals französisch erscheinen ließ. Hätte er sie indessen deutsch erscheinen lassen, so würden wir darin vielleicht noch ein Verdienst mehr erblicken. Es kann uns nicht verdaulich werden, daß wir hierüber Worte machen, denn wißt man uns ein, daß die deutsche Sprache damals noch keine Weltsprache war, so wird die Antwort immer sein, daß dem freilich so sein mußte, wenn eben Werke wie die Humboldt'schen nicht deutsch erschienen.

Im Jahre 1811 war Humboldt schon wieder bereit eine neue, womöglich noch großartigere Entdeckungsbereise anzutreten, als seine erste. Man bot ihm von Petersburg aus Unterstützung zu einer Expedition nach Asien. Der hierauf bezügliche Brief Humboldt's an Herrn von Rennenkampff ist vielleicht die interessanteste, werthvollste Mittheilung Klencke's. Wir begnügen uns jetzt zu erwähnen als eines Documentes aus Humboldt's letzter Zeit, als eines Zeugnisses von Humboldt's damaliger Kraft und Begeisterung. Durch den langen Ausblick Humboldt's des Ozeans sind wir gewöhnt, uns diesen berühmten Gelehrten nie anders denn als Ozean vorzustellen. Der Brief an Rennenkampff erinnert uns lebhaft an jenes Porträt, welches den Naturforscher in Hemdärmeln und leichter Reisekleidung unter tropischen Gewächsen auf einem Felsblosse sitzend zeigt. Das ist der Mann, der Baronie und ehrenvollen Staatsdienst im Stiche ließ, um Naturforscher, Gelehrter, Literat und alter Student zu werden.

Aus Humboldt's Leben von 1808—27 geben uns die Biographen eigentlich nur die Momente der Brückung mit der Heimat, also Zusammenkünfte mit dem Bruder und der Familie desselben oder Verurtheilungen des Königs und dergleichen. Von dem pariser Leben Humboldt's erfahren wir so gut wie gar nichts. In dieser Zeit muß die Freundschaft mit Arago und andern fallen, durch welche Humboldt's politischer Liberalismus nebenbei immer neue Nahrung bekam, sodas er namentlich dem deutschen Constitutionalismus, soweit sich dieser auf jene genannten historischen Grundlagen besessigen wollte, jemals

kennt blieb. Humboldt mag damals mehr nach französischer Gelehrtenart gelebt haben, als man von dem spätern berliner Hofmann zu glauben geneigt ist. Ueber die Vorlesungen, die er zu Paris gehalten, von denen die spätern berliner Vorlesungen in der Universität und Eingeladene theilweise Wiederholungen waren, ist uns nichts Näheres bisher gemeldet. Allenfalls findet der künftige Biograph Humboldt's noch weite Felder für fleißige Nachforschung.

Wie es kam, daß Humboldt endlich zu einer Zeit, wo sein Bruder gerade nicht mehr in der Gnade des Königs stand, sich zur Uebersiedelung nach Berlin und zum Eintritt in die königliche Umgebung entschloß, ist unklar. Die Sehnsucht nach dem Bruder mag allerdings mitgewirkt haben; vielleicht sogar die Hoffnung, dem zurückgekehrten ausgezeichneten Staatsmann durch privaten Einfluß wieder zu öffentlichem zu verhelfen; vielleicht aber auch nur die Nothwendigkeit, seine eigenen äußern Verhältnisse zu beseitigen. Genug Humboldt kehrte 1827 in seine Vaterstadt zurück, um dieselbe von da ab nur noch vorübergehend — beauftragt seiner neunmonatlichen russischen Expedition, verschiedener diplomatischer Sendungen und sonstiger Ausflüge — wieder zu verlassen.

Hier können wir abbrechen. Bei der Darstellung der letzten Lebensperiode Humboldt's wird sein künftiger Biograph, wenn er den reichhaltigen Wagnhagen'schen Briefwechsel und das anderweitig bereits gesammelte und veröffentlichte Material gehörig benützt, keine andern Schwierigkeiten finden, als die ihm Rücksicht für die Lebenden auferlegt. Der geschickte Zeichner, der sich nicht begnügt, bereits getriebene Bilder seines Originals nochmals zu copiren, wird uns mit unbefangenen Verständniß eine geistvolle Schilderung davon entwerfen können, wie sich Humboldt's nahes Verhältniß zu drei aufeinander folgenden preussischen Regenten dauernd im Wechsel gestaltet; wie sich der durchaus Liberale unter den vorbrüchigen Gegenströmungen, dem Kampfe politischer Parteien keineswegs gleichgültig zusehend, in seiner Stellung behauptete; wie der tägliche Stammgast des Hofes, genöthigt den größten Theil seiner Zeit der Gesellschaft zu widmen, die Stunden der Nacht zur Entschädigung der Wissenschaft zu Hülfe nehmen mußte; wie das Genie, dem es ganz eigenthümlich gegeben war, die äußern Hüllen zu durchbrechen und in das Wesen der Erscheinung zu dringen, die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze zu ermessen und dieses Ganze in plastischer Deutlichkeit anzuschauen, sich noch in einer letzten, ihm allein möglichen Schöpfung, dem „Kosmos“, glänzend kund gab; wie der große Gelehrte und besternte Günstling die Eitelkeit, die er sich selbst zuschrieb, nur in der lebenswürdevollen Ironie zeigte, mit der er den geringsten als seinesgleichen behandelte, sich selbst einen Literaten nannte und zur Junke zählte, eine Hand voll Orden in einen vergessenen Schub warf und unter den Studenten sitzend Vergessenenhüte nachschrieb.

Zum Uebertünchen oder Schmickeln, zum Verschweigen oder Zusehen aus Rücksicht für das Andenken Humboldt's wird der Darsteller dieser Periode nirgend ver-

lockt werden, denn was Humboldt einst den Philosophen im „rhetorischen Sentius“ glauben ließ, ist in Betreff seiner selbst nicht wahr geworden, daß nämlich „Erstennächst auch den geistreichsten Männern von ihrem Geiste und ihrer Freiheit raubt“.

Noch eine Schrift über Humboldt, Hornay's „Alerander von Humboldt“ (Nr. 8), empfangen wir erst, da wir unsern Bericht schon abgeschlossen glaubten. Wir lassen uns indes die Mühe einer kleinen Nachlese nicht verdrießen, weil wir immer hoffen, daß der bedeutende Stoff den nächsten Bearbeiter auch endlich zu Bedeutenderm anregen werde.

So grausam sind wir aber niemals in einer schönen Hoffnung enttäuscht worden, als diesmal durch Hornay. Da er es uns zuversichtlich sagt, daß Humboldt mit ihm umgegangen sei und Bittere gemischt habe, so wollen wir es ihm auf sein Wort glauben. Aber wir wundern uns darüber, wir bedauern es sogar, weil Hornay dadurch Veranlassung bekommen hat, sein Buch zu schreiben. Wir wundern uns ferner, daß Hornay dies Buch geschrieben und zuletzt, daß es eine Buchhandlung verlegt hat. Aehnliche Werke über Goethe haben diesem Dichtersfürsten einst bittere Anfeindungen zugezogen, denn unverkennliche Götterdienerei muß oppositionelle Rückschlüsse zur Folge haben.

Um unsern Lesern einen Begriff von dem Hornay'schen Werke zu geben, brauchen wir nur den Schlusssatz desselben anzuführen:

Wer nicht in der deutsch-königlichen erkennt, wer nicht durch Hegel, die Humboldt's wegen ihrer Gegensätze zu der Lebens führt, wer es nicht der ihrer Werke des innern beweg Vaterlandes, der Seele der ist nicht rein von Sünden ge-

52.

Reise- und Sittenbilder von Gerstäder.

Sehr häßlich und sehr wahr ist die Schilderung, welche Prutz in seinem neuesten literarhistorischen Werke von den beiden berühmtesten autobiographischen Schriftstellern der Gegenwart, von Hackländer und Gerstäder, entwirft. Gerechter und trefflicher sind niemals Autoren gewürdigt worden als diese beiden. Freilich gibt es eine Loterie in unserm lieben Deutschland, die sich aus den feindlichsten Loterien zusammengesetzt hat, um nun mit Roserämpfen diejenigen spöttelnd zu beurtheilen, die sich nicht nach der Schablone des vorchriftsmäßigen Trienniums gebildet haben. Prutz hat schon früher diesem gelehrten Selbstbündel den Fehdehandschuh hingeworfen als er sang:

Gelehrte Deutschlands, ihr der Weisheit Stützen,

Hochweiser, hochgelehrte; aber wie,

Das ist ja Deutsch, das kann bei euch nicht nagen u. s. w.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ heißt das alte Bibelwort, und wir freuen uns, daß wir der guten Früchte wegen auch auf gesunde und gute Bäume schließen können. Wenn man die Gerstäder'schen Reisebeschreibungen und Romane liest, welches Bild entwirft man sich dann wohl von dem kühnen Reisenden? Groß und riesenstark, so ähnlich wie einer der wilden Männer im preussischen Wappen, mit einer Keule womöglich wie diese. Lernt man nun aber den Mann in der Bildardhase zu Koburg kennen, so glaubt man gar nicht, daß dieser fast klein

zu nennende Herr der Verstäder sein soll. Freilich läßt der Patti-liche Bart, die hohe Stirn und das flehende aber felsamer-weise doch auch gutmüthige Auge immer schon auf etwas Au-ßergewöhnliches schließen. Und doch ist das Verstäder, der Freund und Jagdgenosse des geistreichsten, deutschesten der deut-schen Fürsten, des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg, der heute mit seinem fürstlichen Freunde die Gassen in Tirol be-zunruhigt, morgen in der Hofkapelle bei Koburg an seinen Reise-werfen schreibt und übermorgen vielleicht zur Geburtstagsfeier auf der herzoglichen „Ehrenburg“ ach! aber in Schmirnhieseln erscheint.

Doch genug vom Autor und zu zweien seiner soeben erschie-nenen neuesten Werke. Das erste ist betitelt:

1. Inselwelt. Gesammelte Erzählungen von F. Verstäder. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1860. 8. 3 Thlr.

Der erste Band bringt indische Skizzen und hat zwei Theile: „In der Südee“ und „Im Ostindischen Archipel“. Wir lernen eine der lieblichsten Tongainseln, Mouni, mit ihren friebliebenden Einwohnern, ihrem alten Könige Tranonga und dessen schöne Tochter Hua kennen, ein Name, der nach Verstäder's Anmerkung soviel bedeutet wie „die Mantere“. Außerdem führt uns der Autor noch den Kapitän eines englischen Walfischfahrers vor, der bei der Insel halt gemacht hat, und verschiedene Matrosen; nach der Manier der Seeleute wird uns blos ihr Spitzname verrathen. Der Kapitän knüpft seinerseits ein Verhältniß mit Hua an, die ihn jedoch nur als Freund betrachtet, da sie mit dem Hauptling einer benachbarten Insel bereits verlobt ist und ihn nächstens erwartet, daß er sie zur Hochzeit heimhole. Der junge Schiffshauptmann faßt den Entschluß, das Mädchen zu entführen und am demselben Abend, als der Bräutigam mit feier-lichem Gepränge anlangt, wird Hua geraubt und aufs Schiff gebracht. Das Schiff hat aber lange genug vor der Insel ge-legen, um in einigen der Matrosen den Wunsch rege werden zu lassen, das heitere ungebundene Leben auf der Insel dem Fisch-theranosen vorzuziehen. Mac Kimo und Jonas, zwei der Matrosen, kommen auf die Idee, Feuer im Schiffe anzulegen, um auf diese Weise den dann schifflosen Kapitän zu zwingen, über-haupt auf der Insel zu bleiben. Es geschieht, doch hat mittler-weile die Entführung stattgefunden und das Schiff segelt wider Vermuthen der Matrosen ab. Der Bräutigam mit seinem Ge-folge, das um einige Kriegscanots der Insel vermehrt worden ist, folgt dem Schiffe mit zäher Konsequenz. Da bricht das Feuer aus und mit ihm eine schreckliche Verwirrung auf dem Schiffe. Man springt in die Bote und es folgt nun eine schauer-liche Verfolgung durch die Fahrzeuge der Insulaner. Ein Boot schlägt um und wer nicht ertrinkt, wird von den Verfolgern ge-fangen. Da ertönt ein Kanonenschuß, ein rettendes Schiff ist nahe. Doch ehe es erreicht wird, ist der Kapitän gezwungen, seine schöne Beute aufzugeben; der befreiende Bräutigam sichert ihm und der Mannschaft dafür die Freiheit zu. Einen Augen-blick später befindet sich der Kapitän mit den Seinen am Bord des fremden Schiffs, die schöne Hua, ihr Bräutigam, sein Ge-folge und die Gefangenen auf der Rückfahrt nach der Insel.

Der weitere Theil handelt dann von dem höchst ergöglichen Schicksal der Gefangenen. Sie werden verurtheilt, die auf der Insel befindlichen Wittven zu heirathen, denen der Ernährer fehlt. Der Unschönste von allen bekommt die beiden Häß-lichsten mit den meisten Kindern. Recht und schlecht vergnügt sich das Corps dann, bis sich endlich eine Gelegenheit findet, auf einem fremden Schoner zu entkommen. Die Flucht wird dann unter allerlei Fährlichkeiten ins Werk gesetzt.

Das Leben auf der Insel, die Insulaner selbst, die herr-liche Natur, das alles ist mit brennenden, verlockend schönen Farben geschildert; weniger ist das dem Verfasser bei den Cha-rakteren gelungen. Die Bootscute sind zwar roh und rauh ge-schildert, werden aber zuletzt mehr schlau, fast gutmüthig. Auch ist das rechte Maß zwischen Schuld und Strafe nicht eingehal-ten. Nach einem solch empfindenden Verbrechen, wie es das Ver-

brennen des Schiffe, ihrer Heimat, ist, hätten wir bei aller Ehrlichkeit eine etwas härtere Strafe gewünscht; denn wenn die aufgedrungene Heirath alter Wittven auch peinlich genug im-mag, so darf doch nicht vergessen werden, daß es nach der Re-ligion der Tongainseln nicht verboten ist, noch mehrere jün-gere Damen zu ehelichen. Verstäder hat auch nicht verges-sen, mit einigen Strichen anzudeuten, daß mehrere der Gefangenen von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht haben.

Der zweite Theil der indischen Skizzen „Im Ostindischen Archipel“ spielt theils auf dem bei Java gelegenen Eilande Bali, theils auf Java selbst. „Der Balinese“ ist eine gut erzählte No-velle, die ziemlich tragisch nicht mit dem bekannten „Heirathen sich“ endigt. Das Verhältniß eines jungen Balinesenburschen mit einer schönen Landmännin wird durch einen verheirateten holländischen Schiffskapitän gestört, der das braune Mädchen verführt. Er hat ihr ein schönes seidenes Tuch geschenkt und seine Frau denuncirt nun das Mädchen wegen Diebstahls, da das Tuch ihr gehöre. Im Verhör ist der Geliebte gegenwärtig und das Mädchen wagt nicht zu gestehen. Die Landesgesetze lauten auf Tod, wenn sich nicht jemand findet, der die Schuld auf sich nimmt. Nun tritt der ebelherjige braune Jüngling vor, behauptet der Thäter zu sein und wird wegen milden U-mstände lebenslänglich verbannt. Er kehrt nach Jahren wahr-sinnig oder vielmehr in einer Art von Tollheit zurück, aus klimatischen Ursa-chen von Sundawuth. In diesem Zustande ist er nach den Gesetzen des Landes vogelfrei und stirbt, von vielen Dolchen getroffen. Man sieht, es ist ein ziemlich düstere Le-bens- und Sittenbild, das Verstäder vor uns ausrollt. Es ziemlich gleichem Genre sind die andern beiden in Java spielenden Erzählungen: „Der Menschentiger“ und „Der Khris“.

In ersterer wird ebenfalls wieder ein junges javanisches Liebespaar an seiner Vereinigung gehindert, indem der Vater des Mädchens einen zu hohen Preis für seine Tochter verlangt. Der Bräutigam geht in die Berge auf den Tigerfang, um durch ein Stämmchen zu erwerben. Einem alten, häßlichen rei-chen Chinesen gefällt das Mädchen jedoch und er zahlt den Vater einen hohen Preis. In der Nacht vor der Abholung ins Haus des Chinesen entflieht Leysas, das Mädchen, jedoch ist gelangt in die Berge zu ihrem Bräutigam. Der Chinese kehrt von einer seiner Besitzungen heim, erkennt das fliehende Mädchen und setzt ihr nach. Dabei geräth er in eine der Tigergruben, die sein Nebenbuhler zum Fange der greulichen Katzen gegraben. Hier muß nun der arme Sohn des Reichs der Mitte die Nacht zubringen in Gesellschaft einer Tigerin, die ihm aber, wahrscheinlich durch die Seltsamkeit des Abenteurers bestürzt, nichts zu Leide thut. Nun gibt es auf Java eine Sage, die da behauptet, die klügsten der Tiger seien Menschentiger, das heißt solche, die sie nach Belieben in Menschen und dann wieder in Tiger ver-wandeln können. Da man nun am Morgen den Chinesen in so furchterweckender Gesellschaft unbeschadet antrifft, so kann man auf die Idee, einen der gefürchteten Menschentiger vor sich zu haben. Nur durch ein schweres Lösegeld entgeht der Chinesen dem Tode und verläßt bald darauf die Insel. Durch letzter's Haar flocht sich aber bald darauf die Myrte — doch nein, die javanischen Bräute tragen keinen Myrtenkranz.

„Der Khris“, die dritte Geschichte, schließt wieder mit der Ermordung eines Amerikaners durch einen jungen javanischen Häuptling. Der Khris ist eine Art heiliger Dolch, der jeder Familie hat und an eigenthümlichen Zeichen erkannt. Wenn dieser Dolch in fremde Hände, so muß ihn die Familie um jeden Preis wiederzuerhalten suchen. Der Amerikaner kennt diese Ge-heimnisse, hat einen solchen Dolch erworben und fordert von dem betheiligten Javanen einen immensen Preis, den der angestrichelte Häuptling nicht aufstreiben kann. Die Folge ist die Ermordung des Amerikaners.

Verüben die Eingeborenen eine That, die unser Gefühl er-pörrt, so sind nach Verstäder immer die Europäer oder Ameri-kaner die Verführer. Man sieht, unser wackerer Reiseschreiber hat eine Vorliebe für seine braunen Freunde und verübt es

Virtuosität das Thema: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen.“

Der zweite Band: „Australische Skizzen“, zerfällt wiederum in zwei Abtheilungen: „Buschtreiben“ und „Bilder aus den australischen Goldminen“. Im „Buschtreiben“ wird uns das erbärmliche Leben der entflohenen Sträflinge und ihre Eingefangung durch tollkühne Polizeibeamte, das Wiederentspringen, die Räubereien, kurz alle Mysterien des australischen Lebens geschildert; in der zweiten Abtheilung können wir einen Blick in das Treiben der Goldsucher thun, und dieser Blick ist nicht tröstlich. Wir entkriechen uns übrigens, die spannend und prägnant geschriebenen Erzählungen schon in Zeitschriften („Gartenlaube“, „Hausblätter“) gelesen zu haben.

Außer der „Inselwelt“ liegt uns noch ein dreibändiger Roman zur Besprechung vor, betitelt:

2. Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 4 Thlr. 7/8 Ngr.

Der Verfasser führt uns wieder nach dem reizenden Java und diesmal nach Batavia. Wir lernen zuerst das Leben der Kaufleute außerhalb der Geschäftsstunden kennen, und wenn unser Herzgen die unehle Regung des Reibes nicht fern läge, unsere Leser und wir müßten die Deutchen im fernen Rasseelände von ganzer Seele beneiden. Die Firma Leopold van Roeken und Wagner lernen wir in ihren beiden Vertretern, einem Holländer und einem Deutschen, zuerst kennen; außerdem einen der Hauptbuchhalter der holländischen Compagnie, Heffen. Van Roeken feiert seinen fünfundschwanzigsten Geburtstag durch ein splendides Souper, und da man ihn mit einem vor kurzem erhaltenen Korbe neckt, so contrahirt er eine Wette, binnen sechs Wochen glücklicher Ehemann zu sein. Damen scheinen aber ein zwar begehrter, aber seltener Artikel auf Java zu sein, und da dem jungen Kaufmann bekannt ist, daß sein Compagnon Wagner einen alten treuen Freund, den Advocaten Scharner in Frankfurt a. M. wohnen hat, so wird heimlich flugs an den Herrn geschrieben und eine Frau aus Deutschland erbeten. Der Brief ist ziemlich ebenso abgefaßt wie die Annoncen in unsern Zeitungen: „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ u. s. w., Roeken steht nur auf Jugend und hübsches Aeußere.

Mittlerweile entrollt sich vor unsern Blicken ein reizend gemaltes, erst trauliches, dann trauriges Familienbild in Frankfurt a. M. Die Witwe Bernold bewohnt mit ihrer schönen Tochter Hedwig ein kleines Häuschen der Vorstadt, nachdem ihr Mann, ein nicht durch seine Schuld bankrott gewordener Kaufmann, gestorben ist. Hedwig verlobt sich mit einem von Dorset, den sie auf originelle Art früher in Bad Ems vom Selbstmord gerettet hat. Dorset ist einer von jenen, die so lange von ihrem Gelde leben als das Geld reicht, und gerade jetzt ist große Ebbe eingetreten. Dorset bricht das Verhältniß, als er Ausschlag hat, sich mit einer reichen und schönen polnischen Gräfin verloben zu können. Und gerade jetzt stirbt Hedwig's Mutter und allein steht das Mädchen und hilflos in der weiten kalten Welt, denn auch das Häuschen wird durch einen Proceß verloren.

Der Rechtsanwalt Scharner ist ein Freund der Familie Bernold; er denkt an den empfangenen Brief, an die Rechtlichkeit Wagner's und schließt von dieser auf die Rechtlichkeit des Compagnons. Er zeigt Hedwig den Brief, das junge Mädchen hat keine Heimat und seine Hoffnung mehr, in Begleitung ihrer alten Dienerin geht sie nach Java, wenn auch mit ängstlichem Herzen, einem neuen Leben, einer neuen Zukunft entgegen. Auf dem Schiffe sind ein alter ehemaliger Plantagenbesitzer, Lockhaart, und ein frommer, etwas ungalanter und hölzerner Missionar ihre Reisefellowpassage.

Unterdessen hat van Roeken mehr an das baldige Gewinnen seiner Wette wie an die verschriebene Frau gedacht und eine reiche Partie gemacht. Wevrouw van Roeken ist ein Halbblut und sehr, sehr eifersüchtig. Van Roeken ist außer sich, als er 1860. 40.

hört, daß die verschriebene Braut unterwegs ist, und Wagner übernimmt die unangenehme Mission, Hedwig, wenn sie am Lande sein wird, von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Diese erscheint, aber noch ehe Wagner seine traurige Mission erfüllen kann, ist ihm Heffen, den wir im Verlauf der Erzählung immer mehr und mehr als Schurken kennen lernen, zuvor gekommen. Das junge Mädchen kann durch Wagner kaum beruhigt werden und wird dann bei einer Schwester vom alten Lockhaart, die an einen Pflanzner verheirathet ist, untergebracht. Durch Heffen wird eine junge Dame, die man für die Braut Wagner's hält, von dessen Besuchen bei der jungen Deutschen in Kenntniß gesetzt. So kommen wir zu dem zweiten aufgeregten Verhältniß. Neben einem ganzen Gewebe von Schurkereien entdeckt man zuletzt auch einen verbrecherischen Umgang Heffen's mit Wevrouw van Roeken. Der betrogene Ehemann dringt auf Scheidung und wir haben das dritte in Auflösung begriffene Verhältniß, und freuen uns, daß Heffen später für alle seine Schurkereien gerechte Strafe leidet. Van Roeken will nun die Verschmähte heirathen, kommt aber zu spät: sie ist Wagner's glückliche Braut.

Das wären die Hauptzüge des geschickt angelegten Romans, der außerdem noch überreich an Episoden und Schilderungen des javanischen Volkslebens ist. Auch spielt eine ganz ähnliche Geschichte darin, wie die oben im „Menschenalter“ besprochene. Etwas gewagt ist es von Gerstäcker, den ehemaligen Liebhaber Hedwig's, von Dorset, in Java als Soldat der Fremdenlegion auftreten zu lassen. Auch möchten wir sagen, es hat uns unangenehm berührt, daß der deutsche Charakter und Stamm vom Autor etwas kliefmütterlich behandelt wird, da die leichtsinnigsten und größten Trunkenbolde der Insel in zwei Deutschen, Nitschke und Horbach, ihre Vertreter finden. Nitschke, von dem Heffen gleich auf den ersten Seiten des Romans eine ergötzliche Schilderung entwirft, bessert sich nach vielen vergeblichen Versuchen endlich und wird schließlich sogar Compagnon von Wagner; Horbach aber erbt zeitig genug eine Million, um nach Deutschland zurückzukehren, und wir treffen ihn, den mittlerweile Verheiratheten, am Schluß des Romans in einer Beschäftigung an, die nicht gerade Zeugniß von abgelegtem Leichtsinne gibt.

Sehr beherzigende Worte werden bei Gelegenheit der dauerndwerthen Verhältnisse des kräftigen eingeborenen Volksstammes zu den Weißen und ihrer Religion gesagt:

„Und konnte das ein Gott der Liebe sein, der solchen Frevel duldet? Handelten so Christen? und durften sie dann glauben, die Mohammedaner zu überzeugen, daß ihre, die christliche Religion die bessere sei?“

„Arme Melattie! mache die Lehren Christi, des edelsten, einfachsten, beschreibendsten Menschen, nicht für das verantwortlich, was Priester und Laien in seinem Namen sündigen. Wohl ist die christliche Religion eine Religion der Liebe — das wenigstens war der Wille ihres Schöpfers. Daß sie nur zu oft zu einer Religion des Hasses und des Blutvergießens wird, ist nur das Werk seiner Diener und hat mit der eigentlichen Lehre nichts zu thun. Eine Lehre wurde uns gegeben, einen Glauben haben wir uns daraus gemacht, und der Himmel lächelt freundlich und blau über Christen und Mohammedaner, über Heiden und Juden — ja selbst über Katholiken und Protestanten nieder.“

Gerstäcker hat uns in diesem seinem neuesten Werke einen Roman mit Schilderungen wirklicher Menschen und Charaktere und mit aus dem Leben selbst gegriffenen Situationen hingestellt, wie wir es seit langem von den jetzigen Autoren nicht sagen können. Welch edler weiblicher Charakter ist uns in der Hedwig gezeichnet, die selbst den etwas bedenklichen Schritt der Hochzeitsreise nach Java vollständig im Bewußtsein ihrer weiblichen Würde thut! Welch treue Seele ist die alte Katharine, die Dienerin und Begleiterin Hedwig's! Bei den Männern haben wir dann wieder den männlich ernsten, strebsamen, bezüglichen

Wagner, den würdigen, zwar etwas polterigen Lockhaart, den unüberlegten van Roeken und — variatio delectat — den bühnischen Schurken Heffen und seine beiden leichtsinnigen Feinde Horbach und Ritsche. Das alles sind Charaktere, wie man sie findet, wenn man hineingreift ins frische Menschenleben, und diese Charaktere mit wenigen Strichen getreu zu zeichnen, das ist unserm Freunde Gerstäcker gut gelungen.

Frederich Gerstäcker, dessen Pestschaft die bezeichnende Umschrift trägt: „Rast' ich, so rast' ich“, befindet sich jetzt, da wir dieses schreiben, schon jenseits des Atlantischen Ocean, um dort drüben in Amerika den Zustand der deutschen Colonien zu untersuchen. Wir wünschen ihm von Herzen eine glückliche Reise, fröhliche Zurückkunft und reiche Ausbeute!

Heinrich Mahler.

Ein neuer Zeit- und Sittenroman.

Irren und Finden. Ein Roman von A. Volkhausen.
Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Vorliegender Roman bringt uns die bekannte ganz uralte Geschichte, die aber doch ewig neu bleibt. Was! eine Liebesgeschichte!! die werde ich nicht lesen! so werden viele Leser und auch wol Leserinnen ausrufen; aber dennoch muß Referent bemerken, daß dieser einbändige Roman des Lesens würdig ist, denn er gibt uns das uralte Thema nicht nur in einem neuen Gewande, sondern bringt auch zahlreiche belehrende Notizen über verschiedene Lebensverhältnisse und Charaktere nebst einigen wissenschaftlichen Discursen, die den Geist der Leser angenehm an Kenntnissen bereichern.

Ein junger Doctor Rothe, Hausfreund der Familie von Dolberen in der rheinischen Stadt A. — wahrscheinlich Köln — verliebt sich in das junge schöne Töchterchen Hedwig, das er schon als elfjähriges Kind kennen gelernt und mit Puppen beschenkt, worauf sie ihm sagt, sie wolle dereinst seine Frau werden, er möchte ihr ein schönes Haus und eine Equipage kaufen. Der verliebte Doctor geht auf den kindlichen Scherz ein, nennt Hedwig seine Braut und faßt darauf ernsthafte Hoffnungen für die Zukunft. Er hat zwar auch sein Fräulein Bertha Edert, Tochter eines reichen Kaufmanns, schon als Kind liebgewonnen — sie wohnte in seines Vaters Nachbarhause — und mit ihr täglich einige Zeit gespielt und geschertzt, aber das war nur eine nachbarliche Freundschaft, wobei die Kinder an weiter nichts dachten; auch wollte Fräulein Bertha ihrer alten jungfräulichen Tante nachfolgen, sich nicht verheirathen und nach ihrem Tode dasselbe Stübchen nach dem Garten heraus beziehen. Diese Jugendfreundschaft wird auch in späteren Jahren forterhalten, nachdem der Doctor Hedwig von Dolberen liebgewonnen hat. Aber Hedwig muß nach den Schuljahren eine Pension in einer entfernten Stadt beziehen und so entstand unter Thränen und Seufzern die erste Trennung. Sehr interessant und nicht ohne Belehrung ist eine Cur in dem Institut, welcher Hedwig unterworfen wird, weil sie als verwöhntes Kind nur Süßigkeiten und keine andere nahrhafte Kost genießen will; sie gelingt vollkommen, aber mit dem Lernen will es gar nicht vorwärts gehen, denn sie liebt im geheimen lieber einen Roman als ein wissenschaftliches Buch. Ihr Vater, Herr von Dolberen, ist zum zweiten male an eine bürgerliche Dame verheirathet, die er hauptsächlich der Pflege wegen erwählte, denn er besitzt nur einen Arm. Dabei ist er sehr stolz auf sein „von“ mit dem fünfstinkigen Wappen und auf den Besitz seiner 60000 Thaler. Seine einzige Tochter Hedwig ist aber sein höchstes Gut; daß das schöne Kind dereinst eine glänzende Partie machen, womöglich zur Gräfin oder Herzogin avanciren soll, dies ist der einzige Gedanke Dolberen's. Eine wissenschaftliche Bildung besitzt er nicht, sein Geisteshorizont ist sehr beschränkt und die tägliche Gewohnheit in den kleinlichsten Dingen ist ihm höchste Lebensregel. Seine zweite Gemahlin ist eine gutmüthige Dame, welche ihre Stieftochter so innig liebt, als wäre sie ihr geliebtes Kind; dabei erträgt sie die sonderbaren Gewohnheiten

und Lannan ihres Gemahls mit Geduld und Ergebung. Doctor Rothe's Vater stirbt frühzeitig, ein inniges Familienverhältnis hat in dem Hause nicht stattgefunden, desto mehr schließt er sich der Dolberen'schen Familie an, wo zwischen den Ehegatten zwar auch nicht die schönste Harmonie herrscht, aber Heinrich Rothe wird durch die Sehnsucht nach dem Besitz der schönen Hedwig an dieses Haus gefesselt. Als man ihre Rückkehr aus dem Erziehungs-Institute erwartet, wird im November 1849 die Mobilmachung in Preußen befohlen. Da jeder wehrhafte Mann in diesem Staate bis zum vierzigsten Jahre Kriegsdienste thun muß, so kann sich auch der junge Doctor dieser Pflicht nicht entziehen: er muß marschiren, denn es hieß damals, „Krieg zwischen Norddeutschland und Süddeutschland ist unvermeidlich, Preußens Ehr ist angetastet und muß gerettet werden“. Es hieß, Preußen wolle die deutsche Union gründen, das Heerwolk gegen Habsburg beschützen und Schleswig-Holstein zu Deutschland erhalten. „Und doch“, sagt der Verfasser des Romans, „wie sehr berechnigte die jüngste Vergangenheit zum Zweifel. Hatte sich doch Preußen nachdem bereits seine Truppen in Hessen eingerückt waren, in Wien am 4. November bereit erklärt: die Unionsverfassung aus gegen den Widerspruch des Fürstencollegiums auszugeben, u. Kurhesen, wo die Truppen nur „aus Besehen“ eingerückt, jeder feindlichen Begegnung mit den Süddeutschen vorzubeugen und militärische Maßregeln der Coalition gegen die Herzogthümer nicht zu füren. Darauf wurde am 6. November die Mobilmachung befohlen. Während einem Theil der Nation dies als ein Ausdruck der Sympathie von seiten Preußens für die deutsche Sache der Freiheit erschien, betrachteten andere die Sache als eine rein preussische, als eine Frage der Cabinetspolitik, mit der die Stimmung der Nation wenig zu schaffen hat, beide Theile aber einten sich sehr bald in der Ueberzeugung, daß die gewaltige Rüstung damals eine durchaus nutzlose und zwecklos sei, daß Millionen vergeudet wurden, um einmal waffenklirrend mit dem Fuße auf den Boden zu kämpfen — und weiter nichts. Vielleicht deckt in Zukunft ein veröffentlichtes Portfolio auf, was und wie man derzeit in den Cabineten von Petersburg, Wien, London und Berlin verhandelte, möglich, daß dann das Unsinnsige und sich Widersprechende in dem Verfahren preussischerseits etwas aufgeklärt, möglich, daß es in seiner ganzen Schmach und Erbärmlichkeit erst recht ans Licht tritt.“ Nach diesem Raisonnement schildert der Verfasser die Stimmung der Truppen und das Lagerleben in charakteristischen Zügen. Er sagt: „Was auch die Organe einer gewissen Partei von dem allgemeinen Jubel, von Begeisterung und Kampfbegierde reden mochten, wir — inmitten einer bedeutenden gewerblichen Stadt wohnend — haben nichts davon gesehen. Auch die gut preussisch Gesinnten zogen nicht freudig zum Kampfe, verließen nicht freudig Weib und Kind, Haus und Herd, sondern betrachteten den Dienst fürs Vaterland als eine harte Nothwendigkeit und gedachten mit gelindem Schauer des herannahenden Winters. Es war eben kein Achtzehnhundertunddreizehn damals, wie man glauben machen wollte, und die Zeit ist vorbei, wo das Volk in blinder Aufopferung für dynastische Interessen sich janzend in den Kampf stürzte, es fragt zum mindesten: wozu? weshalb? wohin? lauter Fragen, worauf damals niemand sichere Antwort zu geben wußte.“

Auch Doctor Rothe war in stiller Buth, seine ärztliche Praxis verlassen und den Feldzug mitmachen zu müssen. Daß aber nun in dieser Zeit Hedwig aus der Pension zurückkommt, während er abwesend ist, verursacht ihm große Schmerzen, denn er wußte, daß seine schöne Herzensblume nun bald vor aller Augen prangen würde, und er war dann in weiter Ferne. Der Abschied war bang und thränenschwer, und was er ahnt und fürchtet, das erfüllt sich leider gar zu bald. Hedwig kehrt in das väterliche Haus zurück, besucht Gesellschaften und Bälle — und wird die Braut des Hrn. Lieutenant von Walwig. Frey nicht, wie es zugegangen, sondern leß es selbst! Hr. von Dolberen ist befriedigt, denn die Walwig gehören zur rechten Blutrasse. Alle Mängel des eigenen Wappens wurden dar-

jugeheißt, und nicht umsonst war seines ganzen Lebens Räthen und Streben gewesen: dem einzigen Kinde wurde unbestritten und unabweislich eine Standesherrin zu Theil, die in den Augen des Vaters von so tausendern Werthe war und die ihm einzig und allein eine Stellung in der Gesellschaft zu sichern schien, wie sie nach seinen Begriffen von einem glücklichen Leben unerlässlich war. Auch Hedwig ist durch den schönen Husarenlieutenant befriedigt und außerordentlich glücklich, denn sie schweigt in dem süßen Gedanken, eine Freifrau von Malwitz zu werden. Während die glücklich Verlobten heiße Liebesküsse tauschen, nicht Doctor Rothe alle Rücksichtigkeiten des Lagerlebens. Es werden uns daraus so detaillierte Berichte gegeben, daß man sie für Wahrheit halten muß. Bei Ankauf des Outrags in Friedberg stimmt die Raft die Kolze Nationalhymne an: „Ich bin ein Preuze“ u. s. w. „Was die Soldaten dabei dachten oder gar lächerlich ausstrichen, und welche nagelneue Glücke der Oberst W. bei dieser Gelegenheit hören ließ, wird besser verschwiegen, um niemanden Ungelegenheiten zu bereiten.“ Rothe erzählt bei diesen Widerwärtigkeiten die Verlobung Hedwigs und wird dadurch gänzlich aus seinen Himmeln der Hoffnung gehoben; eine Reise nach Italien soll ihm Genesung bringen, die er nach Beendigung der Campagne antritt.

Auch die reiche Familie Eckert wird von harten Schicksalsschlägen heimgesucht; nach dem Tode des alten Fräuleins, bricht der Bankrott über das reiche Handelshaus herein, sodas Bertha als entliehen, Erziehlerin zu werden und zu diesem Zweck die „Hamburger Hochschule für Damen“ besucht. Bertha wird während ihrer Anwesenheit in Hamburg von Doctor Rothe ausgenutzt und erlebt mit ihrem Jugendfreunde einige herrliche Ermen, aber wirkliche Liebeserklärungen erfolgen nicht; Heinrich tritt in die Vaterstadt, Bertha aber wird Gouvernante bei einer Adelsfamilie in London.

Im von Dolberns'schen Hause hat glänzende Vermählung stattgefunden, das junge schöne Paar reist nach Paris, kehrt aber bald wieder zurück und wird der Mittelpunkt aller Gesellschaften und Balls. Sehr bald aber verfaßtet sich dieser glückliche Ehehimmel; der alte von Dolberns macht die Entdeckung, daß die Vermögensverhältnisse des Hrn. von Malwitz nicht auf heller Basis ruhen, und die junge schöne Frau hat schon in Paris die fürchterlich traurige Erfahrung gemacht, daß ihr heißgeliebter Alfons ein — Spieler ist. Allerlei Kummer und Verzweiflung entstehen aus einer nichtbezahlten Juwellerrechnung des Hrn. von Malwitz; selbst ihr Brautschmuck und andere hochzeitliche Geschenke sind erborgt. Es entstehen heftige Aufritte, Thränen werden von Hedwig geweint und an Doctor Rothe geschickt, während der Herr Lieutenant fluchend zum Spiele geht. Dolberns ist empört, daß seine Tochter einen Junker haben möchte geheiratet hat, der sich vor Schulden nicht retten kann und endlich seine Equipage verkaufen muß. Doctor Rothe, von seiner Reise zurückgekehrt, bemerkt die Spannung zwischen dem jungen Ehepaar, tritt Hedwig's Herzen näher und es entspinnt sich ein zartes Liebesverhältnis. Da ihr der höhlköpfige, spiel- und gelegentlich auch trunksüchtige Lieutenant immer mehr Kummer bereitet und sich regelhaft grob beträgt, so versällt die junge Frau, nach einem heftigen Aufritt, in ein lebensgefährliches Nervenleiden, wovon sie durch Doctor Rothe vermöge der Sympathie geheilt wird; aber auch die heißersehnte Anwesenheit ihres geliebten Heinrich Rothe hat das Wesentlichste dazu mit beigetragen und ihr das Leben wieder reizend und wünschenswerth gemacht. Nach der Genesung nimmt Hedwig mit ihrem Kellern auf dem Lande Wohnung, wo sie einige heimliche Zusammenkünfte mit Rothe hat, bei denen die Scheidung von Malwitz verabredet wird. Aber der alte Dolberns legt hiergegen sein Veto ein und sie muß wieder in das Haus ihres verhassten Gemahls. Wie aber soll nach solchen Zwistigkeiten und groben Beleidigungen sich wieder ein erträgliches Verhältnis unter dem Ehepaar herstellen! Ganz unmöglich wird dies sein. Auch der Schwiegervater ist mit dem Herrn Lieutenant wegen der ruinirten Geldverhältnisse total zerfallen, er leihe ihm kein Geld mehr

und so wird die Kluft immer größer; und da der Lieutenant die eheliche Kleiderträchtigkeit begeht und sich bereit erklärt, in die Scheidung zu willigen, wenn er eine Summe von 10000 Thlr. erhält, so wird der Handel abgemacht und die Scheidung des Schlosses, welche nach der gesetzlichen Frist vollzogen werden soll.

Um den fatalen Gerüchten und der böse entfliehen, nimmt die Dolberns'sche Familie Bingen Wohnung; von dort will man erst d lehren, wenn die Schwägerinnen veraltet u; Hedwig hat ihrem geliebten Doctor Rothe Ehe zugesagt und correspondirt mit ihm von herzbrechende Abschied beider Liebenden war die Hoffnung, nach drei Jahren für immer hielt sie aufrecht. Rothe widmete sich den E den Vergnügungen. Wenn die Familie von Mittagstafel und nach der Ciersta wieder Garten, um dort den Kaffee zu schlürfen, dort, stets an demselben Platz, unter dem vielleicht gar immer auf demselben Stuhl die aber dennoch staltliche Gestalt eines Englän der Hand, eine Flasche Champagner neben aufmerksam und bedächtig; nach einigen La schöne Hedwig auf geschickte Art seine Kul und man fand, daß der Stuhl des Lords zu tung einen Winkel bildete — sein Auge m wenn er von seinem Buche aufsch, einen al als die glitzernden Wellen des Stroms, er er mußte nach der schönen jungen Frau hli er früher nur selten nach dem Rheine hina bekändig ins Buch, so verhielt sich das je schaute selten ins Buch und fast bekändig darüber hinaus. Aber der Engländer schaut nur und spricht nicht — zum Aerger der jungen, soletten Frau. Der geschickte Wirth hat aber etwas gemerkt und vereinigt auf geschickte Art die Familie Dolberns mit dem Engländer zu einem Spaziergang. Hedwig triumphirt, sie träumt sich in die Equipage und in die schönen Wohnungen des reichen Lords und — was soll ich's näher berichten, sie gibt einem sie verehrenden Maler einen Korb und schreibt nur selten an Dr. Heinrich Rothe — endlich erhält dieser ein Schreiben mit den Schlussworten: unsere Liebe war ein Irthum. Rasch eilt Rothe nach Bingen und erlebt den Schmerz, seine so heißgeliebte Dame seines Herzens an dem Arme eines andern zu erblicken. Unsere Liebe war ein Irthum! schreibt er der treulosen, fatterhasigen Kokette und eilt in seine Vaterstadt zurück, denn

... was übrig blieb

Ich nicht der Thräne werth

Rothe hegt von nun an nur die größte Verachtung gegen dieses leichtsinnige, geistlose Geschöpf. Hedwig wird die Gemahlin des Lords und in London getraut. Merkwürdiges Zusammentreffen! Bertha Eckert ist in der Lordsfamilie Gouvernante, wo Hedwig als Gemahlin einzieht. Dies erträgt aber Rothe nicht; er bitter und steht brieflich zu seiner Jugendfreundin um Rückkehr in die Heimat. Da sich die Verhältnisse ihres Vaters gebessert haben, denn er ist Eisenbahndirector mit 3000 Thlr. geworden, so erfüllt sie die Wünsche Rothe's und ihrer Verwandten. Nach herrlichen Begrüßungen und dem innigen Zusammentreffen freundlicher Stunden erhält endlich Rothe das Geständnis von Bertha, daß sie ihn immer geliebt habe und — es erfolgt auch hier Verlobung und beseligende Hochzeit.

Das ist das befriedigende Ende dieses in guter Prosa geschriebenen Romans. Fast sämtliche Charaktere und Situationen sind trefflich geschildert. Alle Lebensverhältnisse werden uns hier ganz der Wirklichkeit gemäß vorgeführt, die Ereignisse folgen sich natürlich aufeinander und die auftretenden Personen reden und handeln nach ihrem Temperament und aus ihrer Geistesbeschaffenheit. Zahlreiche Romanschriftsteller der neuesten Zeit waren und sind noch bestrebt, uns höchst sonderbare, oft ganz verrückte Charaktere und die verwinkeltesten und überraschendsten Situationen

vorzuführen, um hierdurch etwas ganz Neues noch nicht Dagewesenes zu geben. Aller Anstun und Wahnstun der frühern Ritter- und Räuberromane wird von Harrison Ainsworth und andern überboten. Hier befindet man sich nicht mehr unter vernünftigen Menschen, auch nicht unter jenen Unglücklichen, welche unsere Irrenhäuser aufnehmen; sondern hier werden bestialische Wesen charakterisirt, die auch nicht einen einzigen menschlichen Charakterzug in sich bergen. Ein vernünftig denkender Mensch kann nur mit der größten Selbstüberwindung und dem furchtbarsten Widerwillen diese Romane einer demoralisirten und verrückten Phantasie zu Ende lesen. Die Mordthaten und abscheulichen Laster häufen sich darin so, daß man selten eine Seite findet, auf der nicht die verworfensten Greuelthaten und wahnwitzigsten Situationen geschildert werden. Von dieser wahnwitzigen und phantastischen Geistesverwirrung ist der Verfasser des vorliegenden Romans ganz frei. Auch werden uns nicht schlüpfzig-wollüstige Scenen und sittenlose Raismontements vorgeführt; sondern wir werden unter Menschen und Situationen verkehrt, wie sie unsere Zeit täglich hervorbringt, und hierdurch wird der Roman zum treuesten Spiegelbild unsers geistigen und socialen Lebens. An einigen Stellen schreitet die Handlung etwas zu langsam vorwärts, ohne besonders interessante und belehrende Unterredungen zu geben; doch ist diese Verzögerung nicht so auffallend groß, um Langeweile zu erregen.

Auch über die Institute zur Frauenbildung erhalten wir einige wahre Aussprüche; der Verfasser sagt: „Was die Bildung der Frauen betrifft, so wird in unserer Zeit zweierlei verlangt. Erstens für solche, die Lehrerinnen werden wollen, eine Bildungsanstalt, wo sie nicht nur Kenntnisse erwerben, sondern Methode des Unterrichtens lernen, wo sie seminaristisch geschult werden. Der Kreis des zu Lernenden hat hier seine bestimmten Grenzen, ist der Cursus durchlaufen, so ist man fertig, die Lehrzeit abgelaufen, die Praxis beginnt. Eine dieses Nothwendige überragende Bildung kann immerhin damit verbunden sein, aber sie ist nicht absolut erforderlich. Ein solches Seminar ist aber durchaus nicht der Ort, wo dem zweiten Zeitbedürfnis genügt werden kann, der Anforderung derjenigen Frauen, die, gleichviel warum, eine allgemeine weitere Bildung erstreben, eine Bildung, die wir im Gegensatz zu jener seminaristischen vielleicht die literarische, ästhetische oder die wissenschaftliche nennen dürfen. Es ist dies etwas so völlig anderes, beide Zwecke liegen so weit auseinander, daß ihre Vereinigung kaum jemals gelingen wird. Und nicht nur die Zwecke sind total verschieden, sondern auch die praktischen Einrichtungen können nicht dieselben sein. Die das Seminar Besuchenden werden durchgängig aus bescheidenen Lebensverhältnissen hervorgegangen und mittellos sein, und dem entsprechend muß absolut ein mäßiger Preis für die Aufnahme gestellt werden. In jenem andern Institute werden dagegen vorzugsweise die Reichern, den höhern Klassen Angehörigen vertreten sein. In ihnen ist zumeist das Bedürfnis nach einer höhern Ausbildung, als sie Schulen und Pensionen zu geben vermögen, lebendig, und zwar aus dem ganz natürlichen Grunde, weil sie allein Neigungen cultiviren können, die unter den Mühseligkeiten des Lebens fast immer erliegen oder zurückstehen müssen. In einem Institute für diese Frauen sind die Grenzen des zu Lernenden natürlich keine bestimmten, sie sind beliebig, werden durchaus nur von der Neigung, dem Verstandnis bedingt. Die hamburger Hochschule sollte diese beiden Zwecke erfüllen; und nebenher lief noch der Gedanke, daß sie ein Asyl für unverheirathete Damen sein solle. Man verkannte den Zwiespalt, der dadurch entstehen mußte, und das Institut ging daran unter.“

Da eine solche praktische Lebensanschauung und die oben erwähnten Vorzüge nur wenigen Romanschriftstellern zu eigen sind, so hielt es Referent für Pflicht, auf die bessern Eigenschaften dieses Romans aufmerksam zu machen. 38.

Osmanisches Lieberbuch von Julius Hammer.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Lieberbuch von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1880. 12. 1 Thl.

Es ist in neuerer Zeit für die Einführung der orientalischen Literaturen in unser deutsches Schriftthum recht Kennenwerthes geleistet worden und wir haben es nicht unterlassen, wiederholt auf die betreffenden Leistungen in diesen Blättern aufmerksam zu machen. Die türkische Literatur allein blieb sehr vernachlässigt. Möchte daran der Mangel an unserm Geschmack congenialer Originalität derselben, oder irgendwelcher andere Umstand schuld sein, genug, die Thatfache ist nicht zu leugnen. Da tritt uns endlich diese schöne Gabe entgegen, für welche wir dem deutschen Bearbeiter, der sie uns bietet, gewiß recht dankbar sein müssen. Daß der feinfühlende und glückliche Dichter des „Schau um dich und schau in dich“ sich einmal „unter den Halbmond“ gestellt und was des Heiligen römischen Reichs einstige Erbtheile in sich und um sich erschauen in seine edle Form gegossen, das kommt der verschmähten türkischen Dichtung gewiß sehr zugute. Allerdings hat er nicht an der Quelle selbst geschöpft und nicht in Stambul an den süßen Gewässern gesessen, und doch bietet er uns in goldener Schale Dichterpelzen von höchstem Werth. Wir wollen nicht mit ihm rechten, daß er die mühsame Reise durch die Irrgänge der türkischen Grammatik und Lexikographie nicht selbst unternommen, daß er statt dessen sich an die Uebersetzungen gehalten hat, um aus ihnen den Stoff zu seinen so überaus geschickten Nachbildungen zu schöpfen. Er erwähnt dieses Umstandes gleich in der Einleitung, welche eine im ganzen recht zutreffende Charakteristik der osmanischen Poesie besonders im Zeitalter Suleiman's II. gibt, und wir wollen ihm gern und willig zugestehen, daß der ästhetische Werth seiner Dichtungen in keiner Weise dadurch verloren, sondern vielleicht eher noch gewonnen hat, da er den schwülstigen Ballast der oft so ermüdenden üblichen Tiraden über Bord geworfen. So hat sich denn Hammer lediglich an den Geist der osmanischen Poesie gehalten, der freilich in dieser spätern Zeit sich in fast nichts von dem der spätern arabischen und persischen Kunstpoesie unterscheidet. Liebe, schwarze Locken, rothe Lippen, Augenbrauen und ähnliche an sich gewiß recht schöne Dinge sind und bleiben der Gegenstand, um den sich alles dreht, und der nach den verschiedensten Seiten hin dichterisch ausgebeutet wird. Die einzige Ausnahme hiervon machen das sechste und siebente Heft, deren erstes Gedichte meist mythisch-speculativen Inhalts und deren letzteres 56 Sprüche enthält, unter denen sich allerdings Perlen von bleibendem Werthe finden. Hier erheben sich die Dichter über das eben erwähnte althergebrachte Niveau der sinnlichen Lyrik zu den reinern und lichtern Höhen einer wirklichlichen Lebens- und Weltanschauung, die freilich einerseits an die Lehren der koranischen Dogmatik, andererseits an die überschwenglichen Phantasien der Mystik gekettet ist, innerhalb dieser Fesseln jedoch immer eine nicht zu leugnende Höhe erreicht. Wir machen auf das Gedicht (S. 127), eins der schönsten in der Sammlung, aufmerksam:

In einer win'gen Kapsel fand
Ich einen reinen Diamant;
In einem Farbenbüschchen klein
Sah ich ein Meer voll hellen Schein.

Kannst du mir's deuten?

Die Kapsel ist des Menschen Keim, die Hülle,
Drin blüht als Diamant des Daseins Fülle;
Und des Gehirns Büschchen schließt ein
Erkenntnis, jenes Meer von hellem Schein.

So sollst du's deuten.

Vor zwölf der Monden mir erschien
Ein Greis, wie drückte Schwachheit ihn!
Und nun ich nahm ihn wieder wahr,
Wie hellt er jung und led sich dar!
Kannst du mir's deuten?

Der Geist ist Saten in des Menschen Leibe;
O glaubt nicht, daß er alt und schwächlich bleibe!
Stets jünger wird und kräftiger gedeiht,
Von Blut genährt, der Geist der Läutertheit.
So sollst du's deuten.

An einer kühlen Kellerwand
Daß ein Gefangener wachend brannt;
Mit einer Bessel starkem Zwang
Des Lollen Hals ohnmächtig rang.

Kannst du mir's deuten?
Der Lolle, der im Kerker eingeschlossen,
Es ist der Jörn, ins Menschenherz ergossen;
Die Bessel, die in harter Umföhrung
Den Hals ihm bindet, ist die Mäßigung.

So sollst du's deuten.
Ein Wesen walt' in Lebenschein,
Noch Asch' und Staub war sein Wehein;
Jetzt aber ist es todt nicht mehr,
Warm athmend wandelt's frei einher.

Kannst du mir's deuten?
Das Wesen, das nur scheint, als ob es wäre,
Es ist der Mensch, der müßig-liebeleere;
Die gute That zu seiner höchsten Glück.
Sie gibt das wahre Leben ihm zurück.

So sollst du's deuten.

Für die besten, unserer ganzen Bildung am meisten entsprechenden Dichtungen müssen wir aber doch die Sprüche erklären, welche allemal in zwei Versen eine höhere Wahrheit, oder eine Lebenderfahrung, Aufschauung ausdrücken. Diese Spruchpoesie ist und bleibt nun einmal das alte Urtheil des Morgenlandes. Der Leser wird es dem Verfasser der vorliegenden Sammlung vielen Dank wissen, daß er auch von dieser Poesieart so gut ausgewählte Proben ihm vorgeführt hat.

In jedem Fall darf man diesem osmanischen Lieberbuch einen recht weiten Leserkreis wünschen, denn es ein doch ziemlich neues Bild von dem Geist der osmanischen Poesie sicher gewähren wird.

41.

Elfaß und Lothringen.

In einem Aufsatz: „Les prétentions de l'Allemagne sur l'Alsace et la Lorraine“, enthalten in der *Revue contemporaine* vom 15. August, tritt M. Lesauvres gegen diejenigen deutschen Patrioten auf, welche bemüht sind, die Thatfache, daß Elfaß und Lothringen einst deutsche Reichsländer gewesen, in dem Gedächtniß der deutschen Nation nicht erlöschen zu lassen. Er versichert, daß nirgendwo der (französisch) Patriotismus so energisch entwickelt, nirgendwo die Nationalchre Frankreichs besser gewahrt sei, als gerade im Elfaß. „Ohne Zweifel“, sagt Lesauvres, „die Elfaßer sprechen deutsch; das Französische hat in ihrem Munde etwas Fremdartiges. Aber in den Herzen, nicht auf der Zunge liegt die Hoffnung des Landes. Die Nationalität ist keine Sache der Accentuation oder der Syntax, und den guten Bürger beurtheilt man nicht nach der Richtigkeit der Sprache.“ Da nun die Bunde der Inneigung die stärksten und legitimsten von allen seien, so begreift er nicht, daß sich unter den Deutschen noch Leute finden können, welche fortfahren, das Elfaß im Namen Deutschlands zurückzufordern. Allerdings wird auch von Deutschen selbst beküßt, daß gerade im Elfaß das niedere Volk für die Solbatores am meisten schwärme, daß hier der Cultus des französischen Waffenruhms am meisten gepflegt werde, gemäß jener deutschen Landeshochsinnlichkeit, welcher es gleichgültig ist, unter welchem Banner man sich raust und soldatische Ehre erwirbt. Dabei hat man aber doch das Deutschtum nicht ausrotten können, wiewol der Volksunterricht seit 1848 durchweg und neuerdings selbst der Religionsunterricht mit Einschluß der biblischen Geschichte in den Primarschulen französisch ist, trotz des Widerstrebens der germanisch gesinnten Landeshochsinnlichkeit. Aber während Victor Hugo früher einmal dreißt

behaupete: „Dieses ganze Rheinland liebt uns, ich hätte fast gesagt, erwartet uns“, fand P. Grubo auf einer nicht viele Jahre später unternommenen Reise längs des Rhein, daß man selbst im Elfaß noch sehr treu an den alten deutschen Gewohnheiten hänge und so wenig französisch spreche als möglich.

Der jetzige Herrscher von Frankreich selbst hat es seinen Zwecken für gemäß gehalten, das Nationalitätsprincip zum obersten Grundsatz der Politik zu erheben, und wenn jemals die Zeit käme, wo die Elfaßer sich auf ihre Deutschtum zurückbesinnen und ihren Rückfall an Deutschland forderten, so wird Frankreich, falls es nicht seiner Verlogenheit abermals ein schlimmes Zeugniß ausstellen wollte, sie nicht halten können. Lesauvres scheint wie die meisten Franzosen nicht zu wissen oder sich nicht darum zu kümmern, durch welche schändliche Lüge und betrügerische Kniffe unehemaligen deutschen Reiches sie in der von Abolf saß und Lothringen. deutschen Reiches verl. haarsträubende Dinge magt kein redlicher Schutz zu nehmen, der dagegen erscheint alles und Ansehenshöhung i that wie den abgeseimlich gewebten Schleier ja das Unrecht von sich und immer nur zu th So auch Thiers in si et de l'empire“, von i bemerkt war: „Der Beziehung, welcher si durchgeht, ist die Ver und Pflicht... Was dem ersten Napoleon zu thun beliebte, das wird gemeinlich in Thiers' Geschichte als das Höchste, was überhaupt gethan werden konnte, hingestellt. In diesem Schmeltiegel wird fast jedes Princip von Recht und Unrecht aufgelöst“ u. s. w.

In denselben Hefte der „Edinburgh review“ wird des Grafen d'Haussonville vierbändige und wie es scheint recht unparteiische „Histoire de la réunion de la Lorraine à la France“ ausführlich besprochen, um vor der Vergrößerungslust Frankreichs zu warnen. „Durch diese und ähnliche Aneignungen“, sagt der Reviewer, „ist das französische Gebiet geworden, was es jetzt ist; und durch dieselbe Aneignungs- und Verschmelzungspolitik, die durch eine Reihe von Zeitaltern und unter verschiedenartigen Regierungen beharrlich verfolgt wurde, trachtet Frankreich noch immer, seine Besitzungen auf Kosten seiner Nachbarn auszudehnen.“ In Paris ist vor kurzem eine als halbofficiell zu betrachtende, von oben gutgeheißene Broschüre aus der Feder G. Dentu's erschienen, in der, wie wir in dem deutsch-belgischen Wochenblatt „Der Pangermane“ lesen, ganz schamlos behauptet wird: „Wir haben nicht weniger als zwei Drittel der preussischen Rheinlande, Rheinbaidern und ungefähr ein Drittel des Großherzogthums Hessen zu nehmen“, und: „Man gebe Frankreich, was es verlangt, und es wird sich für lange Zeit in Europa nur um seine innere Politik zu kümmern haben; der Rest wird ihm von selbst zuwachsen.“ (!) Man erkennt jetzt so deutlich als möglich, daß alle Umwälzungen in Frankreich seit 1815 nicht den vorgeschüpften Zweck gehabt haben, constitutionelle Freiheiten zu begründen, sondern dem erobernden und annexirenden Bonapartismus zur Herrschaft zu verhelfen. Auch Lesauvres nennt die Verträge von 1815 ein Werk des Hasses und der Ungerechtigkeit, „que tout bon Français doit maudire et vouer à l'exécration“; er bemerkt, daß Preußen 1815 dahin gearbeitet habe, ganze Provinzen von Frankreich loszureißen, und daß, als dies nicht geschähe, Hardenberg erklärt habe: „Bald vielleicht wird Europa seine Unflugheit zu bereuen haben. Preußen, nachdem es alle Anstrengungen gemacht, die Gefahr zu beschwören, erklärt sich

nicht verantwortlich für die Folgen, die es für die Zukunft voraussieht.“ Diese Prophezeiung sei im Jahre 1815 unbeachtet geblieben, aber man werde nicht leugnen können, jetzt Lefavre naiv hinzu, daß das Jahr 1860 diese Prophezeiung gar nicht so unberechtigt erscheinen lasse. H. M.

Notizen.

Die Geschichte von der gubener Riesenbasgeige.

In einem manches Interessante enthaltenden Aufsatze: „Geschichte der vereinten Bestrebungen der Herzoge von Sachsen-Merseburg und des gubenschen Rathes eine Hochschule in Guben zu stiften“ (vgl. Osterprogramm des gubener Gymnasiums), thut der Protector Sause auch der gubener Riesenbasgeige Erwähnung, welche in der Länge vier gubensche, d. h. mehr als vier berlinische Ellen maß und mithin die größte des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation war. Herzog Moritz Wilhelm hatte auf sie sein Auge geworfen, die Gubener aber wollten sie nicht fahren lassen, denn sie bildeten sich auf ihren Besitz schrecklich viel ein. Sause vermuthet sogar, vielleicht jedoch nur scherzweise, daß die Unterhandlungen wegen Errichtung einer Hochschule in Guben infolge der Basgeigenangelegenheit in Stocken geriethen. Zur Gemüthsergözung unserer Leser erlauben wir uns einiges aus der Erzählung Sause's hier mitzutheilen, zuvörderst folgenden charakteristischen Brief eines gewissen Immanuel Lauterbach, der im Namen des Herzogs mit den Gubernern unterhandelte. Das Schreiben lautet:

„Wohl Edler, Wohl Ehrenvoter, Großachtbarer, Wohlgelehrter und Wohlweiser, Insbesondere hochgeehrter Herr Bürgermeister, sehr wehrter Freund!

Wann derselbe nebst denen Lieben Seinigen sich wohl befindet, soll es mir Zuvernehmen sehr angenehm seyn, und weil ich nur gestern von Dobrilug nacher Hause gekommen, alldort aber bey der Hoffstatt in sichere Erfahrung gebracht, was maßen Ihr. Hochfürstl. Durchl. von einer Zu Guben in der Kirche wahrgenommenen Violon, oder großen Basgeige, offerter sprechen, und selbige gegen ein aequivalent Zuhaben sonderbahres Verlangen trügen; So habe Mss. Hern Bürgermeister, als einem vor andern mir bekannten guhten Freunde, solches Zueröffnen nicht Umgang nehmen können, Zu dessen und seiner Herrn Collegen Ueberlegung überlassende, ob Sie nicht, sowohl Ihr. Hochfürstl. Durchl. hierinnen Zuvergnügen, als auch sich eine merite Zumachen, solche violon vor regen und Sonnen Schein wohl verwahrt, nebst derjenigen Person, so selbige gestrichen, nächstens nacher Dobrilug Zuübersenden sich entschließen wollten. Es gehöre nun dieselbe der Kirche, oder dem Kunstseiffer Zu! So versichere, daß nicht nur eine andere dafür gegeben, sondern auch alles wohlvergnügt werden wird, welches im vertrauen und wohlmeinend habe hinterbringen sollen, unter göttl. Schuß Empfehlung allseits verharrend

M. H. N. Bürgermeister und
sehr wehrten Freundes

Zübben in Eyl dienstwilligster
den 5 Augusti 1718. Immanuel Lauterbach. mp.

P. S. Äußere Aufschrift:
An seine H. N. Collegen A Monsieur
bitte um einen dienstl. Monsieur Scuhr, Maitre de Bourgeois
Gruß. de Gouben bien renommé; Mon tres
honoré Amy

In dessen Abwesenheit von denen andern a
H. N. Bürgermeistern Zueröffnen. Gouben.“

Sause fährt hierauf fort:
„Damals ging indeß jede Angelegenheit, auch die unbedeutendste, ihren sehr bedächtigen Gang; um wie viel mehr Umsicht und Ueberlegung erforderte die überaus wichtige Frage wegen der Riesenbasgeige. Der Bürgermeister Martin Scuhr war im December 1718 gestorben. Im März 1721 nahm, wie Kletsche anmerkt, der Rath zufolge des erwähnten Briefs von Merseburg eine amtliche Verhandlung auf, in welcher erstens das Dasein

der Riesenbasgeige von Amte wegen festgestellt, zweitens das Recht der Stadt Guben jene zu besitzen auf die gränblichste rechtswidrige Weise nachgewiesen, drittens Bedenken erhoben ward wegen der Gefährlichkeit, einen solchen in seiner Art einzigen Schatz, den die Bürgerschaft behalten zu wollen sehr starrsinnig erklärt hatte, von ihnen ziehen zu lassen. Endlich Mitte Juli 1722 beschloß der Rath im Einverständnisse mit der Bürgerschaft, die Riesenbasgeige als Geschenk dem Herzoge zu verehren. Sie ward in einem hölzernen Kasten wohl verpackt auf einen vierspännigen Wagen geladen, die Spieltreppe obenauf gesetzt, und zu beiden die unentbehrliche Person des Streichers. Ein Stadtrichter und dessen Schreiber in einer nachfolgenden Kutsche begleiteten, ein Hauptmann der Schützengilde und sechs mit Seitengewehren und schief geladenen Büchsen bewaffnete Schützen bewachten und schirmten die gen Merseburg reisende Basgeige, das sie nach elf Tagen glücklich erreichte.“

In der Geschichte der kleinern deutschen Städte, und nicht blos der kleinern, liegt noch unendlich viel Stoff zu lustigen Erzählungen und komischen Heldengedichten; und auch Sause meint: „Schade, daß Anastasius Grün diese kostbare Geschichte nicht gekannt hat. Er würde sie vielleicht seinen „Nibelungen im Frack“ eingewebt haben.“ Im übrigen besteht, wie Sause anführt, ein in Guben verfaßtes lateinisches Gedicht mit dem Titel „Paris et Helena“, welches die Geschichte der gubener Riesenbasgeige in scherzhafter Weise behandelt.

Musik und musikalische Kritik.

Die erste Julinummer der „Revue contemporaine“ enthält einen ausführlichen Bericht über Niehl's „Musikalische Charakterköpfe“ von Albert Lefavre, der zuvörderst hervorhebt, wie die Musik in Frankreich nur im Besitz einiger wenigen, eine aristokratische Kunst und fast gänzlich auf die Hauptstadt beschränkt sei, eine Dienerin des Luxus, ein Mittel, die Zeit zu vertreiben. Ganz anders bei dem Deutschen: „Dieser, von Natur nicht sehr mittheilungsfähig, hat für die Annehmlichkeiten der Gesellschaft wenig Sinn. Die Musik allein kann sein eifriges Wesen zum Schwelgen bringen, ihn aus seiner Vereinzelung heraustreiben und ihm Ausdehnung geben. Daher jene Männerchöre, jene Concerte, in denen sich die Deutschen auszeichnen und welche das Hauptelement, die Grundlage aller gesellschaftlichen Vereinigungen bilden.“ Und was die deutschen Männerchöre betrifft, so sagt er: „Keiner der Mitwirkenden hat den Ehrgeiz, seine Stimme selbständig geltend zu machen und den Reichthum seines Organs in den Vordergrund zu bringen; alle streben nur danach, aufs innigste in eine Masse homogener Töne zu verschmelzen. Die Chöre unserer Opernbühnen bieten selten die gleichen Eigenschaften.“ Lefavre zeigt nun, wie selbstverständlich es sei, daß eine so repuläre Kunst für die deutschen Denker ein Gegenstand des Nachdenkens wurde und zwar um so mehr, da gerade auf diesem Gebiet der Deutungskunst und der Phantasie der weiteste Spielraum geöffnet sei. Dem Verfasser der „Musikalischen Charakterköpfe“ rühmt er nach, daß er zuerst der musikalischen Kritik eine alturhistorische Grundlage gegeben habe; schließlich aber spricht er sich entschieden gegen die Ueberhandnahme der „musique savante“ aus. Das Publikum suche in der Musik keine Begriffe, keine historischen Unterricht, keine Lösung sozialer Fragen, keine Lagenprebigkeit: „Bénie soit la musique inintelligente!“ Trübte man es zu arg mit der wissenschaftlichen Tonkunst, mit der „cacophonie humanitaire“, so werde das Publikum überaus von keiner Musik mehr etwas wissen wollen, welche irgendeine Idee ausdrücke, sondern sich ausschließlich an der „musique simple et mélodieuse“ zu berauschen suchen. Sehne man sich bei den Anhörern dieser „oeuvres cosmogoniques“ unserer Tage nicht oft zurück nach der Zeit, wo die Musik noch naiv war und ihren Naturtriebe folgte? Wir für unsere Person wollen uns als nur in diesen Streit über die Aufgabe der Musik nicht einmischen, müssen aber doch bemerken, daß Lefavre der Kunst jedenfalls einen zu niedrigen Standpunkt anweist, wenn er von ihr

allgemeinen und speciell auch von der Poesie behauptet, daß sie unsern Kenntnissen nichts hinzufüge, daß sie nur die Aufgabe habe, zu ergötzen, zu erregen, zu begeistern, zu entzücken — wie viel mehr die Musik, deren Feld viel weniger ausgedehnt, deren Hilfsmittel unendlich beschränkter seien. Ja, er geht sogar so weit, den Satz aufzustellen, daß Wahrheit und Irrthum für die Poesie gleichgültig seien; sie bemächtigt sich ihrer, ohne sie zu unterscheiden. Weht uns aber nicht mit jeder neuen Statue, die man aus dem Schoß der Erde gräbt, mit jedem neuen antiken Gebilde, das man aus der vulkanischen Asche sparrt, ein neues Licht über das Alterthum auf? Und welche Lücken, welche Wüste Stellen würden unsere Kenntnisse, unsere Gedankenwelt, die Welt unserer sittlichen Begriffe aufweisen, wenn wir nicht die „Weisen der Weisen“, die Dichter gehabt hätten, von Homer und Sophokles bis auf Shakespeare und Goethe? Oder würden so viele Tausende von Commentaren über sie geschrieben worden sein und zwar meist von Männern, die eher alles andere waren als Dichter, wenn nicht gerade in den Werken der Dichter ein so ungeheurer Reichtum von Gedanken, Begriffen und Kenntnissen läge? Uebrigens spendet Lesajours schließlich dem Niehl'schen Buche gerade deshalb großes Lob, weil es nicht so langweilig sei wie die gelehrte Musik: „Au contraire, c'est une œuvre de récréation qu'il se recommande. C'est une œuvre d'imagination et de sentiment.“ Wir erwähnen hierbei, daß ein Verehrer der deutschen klassischen Musik, H. Scudo, der Verfasser des musikalisch-ästhetischen Romans „Le chevalier Sarti“, eine zweite Sammlung seiner in der „Revue de Paris“ und in der „Revue des deux mondes“ erschienenen Aufsätze unter dem Titel „Critique et littérature musicale“ herausgegeben hat. Die erste erschien vor etwa 10 Jahren. Es geschieht in Frankreich viel häufiger als gegenwärtig in Deutschland, daß namhafte Journaux nach einer gewissen Zeit ihr bereits in Zeitschriften erschienenen bessern Aufsätze in Form eines Buchs wiederabdrucken lassen, was doch zu beweisen scheint, daß das gebildete französische Publikum seinen Schriftstellern anhänglicher ist, als das deutsche, und Bücher schon deshalb kauft und liest, weil ihnen die Firma eines beliebigen Autornamens vorgebracht ist. Die Scudo'sche Sammlung verdient übrigens um so mehr die Theilnahme deutscher Musikfreunde, da darin auch viel von berühmten deutschen Tonkünstlern die Rede ist.

Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische.

Zu den poetischen Gattungen, in denen sich die Deutschen auch schon früher ausgezeichnet haben, gehört unter andern das Kirchenlied, die religiöse Dichtung. Freilich steht diese Gattung gegenwärtig in Deutschland selbst bei den eigentlich literarisch Gebildeten in so geringem Ansehen, daß die meisten Literaturgeschichtsschreiber (Paul Möbius z. B. gehört zu den Ausnahmen) es gar nicht einmal für nöthig halten, von ihr und ihrer Bedeutung zu sprechen oder die wenigen, die sie heutzutage für einen kleinern Kreis etwa noch anbauen, irgend zu berücksichtigen. Diese in den tonangebenden Kreisen Deutschlands eingetretene Gleichgültigkeit oder vielmehr Antipathie gegen das christlich-religiöse Lied, aus dem vormalig Millionen von Protestanten ihren Trost, ihre Erbauung, ja fast den Hauptbestandtheil ihrer geistigen Nahrung schöpften und das in Wüste stand als die weltliche Dichtung nur taube Knospen trieb, deutet auf eine ungeheure auf geistigem Gebiete vorgegangene Umwälzung in Deutschland, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Inzwischen haben die Engländer angefangen, die so reichhaltige Mine des geistlichen Liederschazes der Deutschen auszubenten. Die aus Uebersetzungen deutscher Kirchenlieder bestehende „Lyra Germanica“ von Katharina Winckworth hat, wie wir schon früher erwähnten, eine zweite Auflage erlebt, eines kleinern Auszugs daraus: „Hymns from Lyra Germanica“, nicht zu gedenken. Eine Art Seitenstück hierzu bildet die „Lyra domestica: Christian songs for domestic edification. Translated from the psaltery and harp of C. J. P. Spitta, by

Richard Massie.“ Wie schon der Titel besagt, ist dies eine Uebersetzung von Spitta's Liederbuch „Psalter und Harfe“, das in zahlreichen Auflagen auch in Deutschland in dem Kreise, die auch religiöse Uebersetzungen hegen, und namentlich auf Schulen weitverbreitet ist. Die „Scottish Press“ sollte dem Uebersetzer großes Lob: „Massie, der schon früher durch seine Uebersetzungen aus dem Deutschen sich einen guten Namen erworben (sagt das schottische Blatt), hat für den Gebrauch englischer Conventikel eine bewundernswürdige Bearbeitung von Carl Spitta's „Psalter und Harfe“ veranstaltet. Wir sind ihm für ein so wohlgerathenes Werk den besten Dank schuldig; die Uebersetzung ist frei und fließend, bringt aber dabei die charakteristischen Eigenschaften des Originals mit gutem Erfolge zur Geltung. Wir haben diejenigen Lieder, welche schon früher in der „Lyra Germanica“ erschienen, mit den Uebersetzungen der Miss Winckworth, welche unmöglich zu übertreffen sind, verglichen, und fanden sie kaum weniger gerathen als diese.“ Ueber den Inhalt und Ton der Spitta'schen „Psalter und Harfe“ mit großer Begeisterung weit, wenn sie Spitta's Lieder u. hardt's Gesänge stellt, die sie i gen doch nicht erreichen, wenn sie entsprechend, vielleicht selbst „w auch „for social and domestic.“ Bei dieser Gelegenheit sei er John Grubben Hotten eine literarisch vagabonds and boggars“ mit e „überseht“, wie ein londoner Correspondent des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bemerkt, „aus dem Deutschen, in welcher Sprache es, nach Notizen in englischen Zeitungen, zuerst Dr Martin Luther (?) geschrieben haben soll.“ Das im „Magazin“ dem Namen Luther hinzugesetzte Fragezeichen drückt scharflich einen Zweifel an der angeblichen Auctorität Luther's aus. Gewiß ist das englische Buch eine Uebersetzung des für die Kenntniss der deutschen Bettlerzustände zu Anfang des 16. Jahrhunderts wichtigen und allerdings nicht von Luther geschriebenen, aber unter andern auch von ihm mit einer besondern Vorrede herausgegebenen Buchs „Liber vagatorum“ von dem Basler Pomphilus Gengenbach, dessen selten gewordene Schriften Karl Goedeke gesammelt und 1856 bei Kämpfer in Hannover herausgegeben hat. Ein getreuer Abdruck desselben nebst Angabe der vollständigen Literatur findet sich im Nov.-Bibliothek's trefflichen Werke „Das Deutsche Sannertum“ (Leipzig, Brockhaus), I, 186—206.

Bibliographie.

- Dumax, W., Charakteristische Züge aus dem Leben Hins IX. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Mgr.
- Gisäffer, A., Gabriel Adler, weil. Begierkammer in Oberdorf, ein Bild. Gillingen, Weyhardt. Gr. 8. 5 Mgr.
- Gayette, Jeanne Marie v., Jacobina von Holland. Ein culturhistorischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.
- Marbach, O., Das Jubiläum der Universität Leipzig nach 450jährigem Bestehen am 2. December 1859. Auf Grund authentischer Quellen beschrieben. Leipzig, Lehmann. Gr. Lex.-8. 1 Thlr.
- Munich, A., Leid und Trost. Nach der 5ten Original-Auflage aus dem Norwegischen überseht von J. von L. Mit dem Porträt und einem Vorwort des Dichters. Berlin, Haude u. Spener. 16. 1 Thlr.
- Náskov, W., Geschichte des ungarischen Insurrectionskrieges in den Jahren 1848 und 1849 mit Karten und Plänen. 1ste Abtheilung. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.
- Segeffer, A. Ph., Neun Jahre im Großen Rathe des Kantons Luzern, 1851—1860. Schaffhausen, Hurter. Gr. 12. 8 Mgr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Schul-Karten vom Königreich Sachsen.

Für den Gebrauch der Schüler beim Unterricht in der vaterländischen Geographie bearbeitet von

Henry Lange.

Quer-Folio. 8 Ngr.

- I. Karte des Königreichs Sachsen.
- II. Die Flussgebiete im Königreich Sachsen.
- III. Höhengschichten-Karte des Königreichs Sachsen.

Diese drei Karten (die auch einzeln zu 3 Ngr. zu haben sind) verdienen die weiteste Verbreitung, da sie unbedingt die besten und zugleich sehr wohlfeil sind. Uebrigens sind dieselben nicht aus dem kürzlich von demselben Kartographen begonnenen grösseren Atlas Sachsens entnommen, sondern selbständig bearbeitet.

Letzterer erscheint in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Henry Lange's Atlas von Sachsen. Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde des Königreichs Sachsen. Zwölf Karten nebst erläuterndem Text.

In drei Lieferungen zu 4 Karten nebst Text. Folio.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesem Kartenwerke von hoher wissenschaftlicher wie praktischer Bedeutung liefert der durch seine geographischen und kartographischen Arbeiten bekannte Verfasser meist auf Grund amtlichen Materials zum ersten male eine vollständige kartographische Darstellung der staatlichen wie der Bodenverhältnisse des Königreichs Sachsen. Dasselbe besteht aus folgenden Karten nebst erläuterndem Texte: 1. Hydrographische Karte. 2. Orographische Karte. 3. Höhengschichten-Karte. 4. Geologische Karte. 5. Verbreitung der Steinkohlenformation. 6. Agronomisch-geologische Karte. 7. Wald- und Strassenkarte. 8. Bevölkerungsverhältnisse. 9. Landeseintheilung. 10. Gerichtskarte. 11. Industriekarte. 12. Religionskarte. In dem Vorwort ist der Zweck und Plan des Unternehmens näher angegeben.

Für die Bedeutung des Werks spricht gewiss auch die ihm von Karl Ritter, dem es in den Entwürfen vorlag, in einem Briefe gewordene Anerkennung: „dass dieser Atlas, den Fortschritten der Wissenschaft gemäss durch den grossen Schatz geologischer, physikalischer, statistischer, industrieller und ethnographischer Ergebnisse bereichert, für die praktische Erkenntniss wie Verwaltung des Staats, mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt, durch klare Auffassung, Anordnung und Darstellungsweise sich auszeichnet, und zu neuen lehrreichen Betrachtungen sehr förderlich erscheint“.

Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist ein überaus billiger Subscriptionspreis festgesetzt worden, der nach Vollendung des Werks aufhören wird. Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen und ist daselbst das bereits Erschienene nebst einem Prospect zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus.

Bei Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Möhlhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. Eingeführt durch zwei Briefe Alexander von Humboldt's in Facsimile. Zwei starke Bände von 65 Bogen Lexikon-Octav. Preis complet 6 Thlr. 24 Ngr.

Es bedarf wol kaum der Hinweisung, welche wichtigen wissenschaftlichen Erfolge sich an die Schiffbarkeit des Colorado, oder vielmehr an die Herstellung einer Wasser Verbindung zwischen dem Golf von Californien und dem Mormonengebiet am Utah-See knüpfen.

Der erste Band enthält die überaus interessante Flussreise, in einem, von Philadelphia aus, stückweise mitgenommenen und an der Mündung des Colorado zusammengefügtten Dampfboote.

Der zweite Band umfaßt dagegen die Landreise, welche am Ende der Schiffbarkeit des Stroms beginnt und durch das merkwürdige, fast unzugängliche Hochland am obern Colorado, durch die Länder der Moquis und Navahoes, an den Rio Grande und demnächst durch die Grassuren an den Missouri führt.

Die Briefe Alexander von Humboldt's, welche dem Reisenden bis tief in die Wildniß nachfolgten, gereichen dem Werke zur besondern Zierde.

Die 12 großen Abbildungen stellen höchst malerische und eigenthümliche Gebirgsformationen der Felsen-Gebirge und des Colorado-Gebiets, Thier- und Pflanzenbilder, sowie dort lebende Indianerstämme in ihren Trachten und Eigenthümlichkeiten in Holzschnitt und Farbendruck dar.

Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent von Preussen nahm die Widmung des Werks huldreichst an.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Physiologie des täglichen Lebens.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen übersezt von

J. Victor Carus,

Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Leipzig.

Autorisirte deutsche Ausgabe. In zwei Bänden von acht Lieferungen. 8. Geh. Jede Lieferung 12 Ngr.

Ein neues treffliches Werk des berühmten Biographen Goethe's, das als ein Seitenstück zu Johnson's „Chemie des täglichen Lebens“ die Vorgänge des menschlichen Lebens und Seins in populärer Weise darstellt. Die einzelnen Kapitel handeln über Hunger und Durst, Speise und Trank, Verdauung, Blutkreislauf, Athmung, Körperwärme, Seele und Sinn, Schlaf und Traum, Leben und Tod u. s. w. Abbildungen in Holzschnitt erläutern das Gesagte.

Das Werk, nicht für Mediciner, sondern für das große Publikum bestimmt, reißt sich ähnlichen populären Darstellungen auf das Würdigste an und hat auch in Deutschland bereits dieselbe lebhafteste Theilnahme wie in England gefunden.

Die bisher erschienenen fünf Lieferungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 41. —

11. October 1860.

Inhalt: Die moralische Weltordnung. Von Karl Fortlage. — Dichterparallelen. — Unterhaltungsbellettrik. Von Emil Müller-Sambowien. — Zur Jagdliteratur. — Das Schwarze Corps des Herzogs von Braunschweig-Verlo. Von Karl Gustav von Berner. — Notizen. (Aus der wiener Gesellschaft; Hamburg und Hamburg.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die moralische Weltordnung.

1. Einleitung in die Philosophie und Grundriß der Metaphysik. Zur Reform der Philosophie? Von J. Frohschammer. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Erkenntnißlehre. Von J. Sengler. Erster Band. Heidelberg, J. G. B. Mohr. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Glauben und Wissen, Speculation und exacte Wissenschaft. Zur Versöhnung des Zwiespalts zwischen Religion, Philosophie und naturwissenschaftlicher Empirie. Von Hermann Ulrici. Leipzig, T. D. Weigel. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Seit Fichte das große Wort aussprach, daß der eigentliche Inhalt des religiösen Bewußtseins die moralische Weltordnung sei, legte er damit den Grund zu einer neuen philosophischen Behandlung der Theologie, welcher zwar auf sehr entgegengesetzte Art benutzt und bebaut, aber im ganzen nicht wieder verändert oder umgelegt werden konnte. Denn dieser große und weittragende Begriff ist durch die bisherige Entwicklung der Wissenschaft so wenig überholt oder veraltet, daß jene Entwicklung vielmehr nöthig war, um ihn nur erst in seiner ganzen Bedeutung zu durchschauen und ins rechte Licht zu setzen.

Eine moralische Weltordnung scheint anfangs wenig zu sagen; ihre Behauptung scheint ein Geringstes des religiösen Glaubens zu enthalten. Geht man tiefer ein in diesen neu gegebenen Begriff, so zeigt sich umgekehrt, daß durch ihn an das religiöse Bewußtsein nicht die Forderung eines Weniger, sondern in der That eines Mehr gestellt wurde. Es wurde die Forderung einer völligen Durchdrungenheit des menschlichen Lebens vom Walten einer höhern Naturordnung gestellt, und damit das Jenseits (die moralische Ordnung) nicht in das Diesseits (die physikalische Ordnung) umgewandelt, sondern in den Schauplatz der diesseitigen Naturordnung hineingerückt. Die höhere Ordnung, welche bisher als oberhalb der unctionen spielend gedacht wurde, erschien nun in Durchdringung mit ihr, und zwar so, daß die physikalische Ordnung sich als untergeordneter, die moralische Ordnung als übergeordneter Begriff darstellte. Ohne Zweifel dient dieser Begriff einer Durchdringung des Diesseits vom

Jenseits, wenn mit ihm nicht bloß modemäßig gespielt, sondern völliger Ernst gemacht wird, die Wärme des religiösen Bewußtseins zu erhöhen und nicht zu vermindern, die Anforderungen der Religion ans Leben zu spannen und nicht zu erschaffen. Dazu tritt die Philosophie durch die Idee der moralischen Weltordnung den praktischen Motiven der Religionsübung im Leben um vieles näher, als durch die bloßen metaphysischen Begriffe, und setzt sich eben hierdurch, daß sie tiefer ins praktische Wesen der Religion eindringt, auch um so mehr in den Stand, ein gewichtiges Wort in religiösen Dingen mitzusprechen.

Wie reich und mannichfaltig aber eben der moralische Standpunkt in der religiösen Speculation auch wieder ist, wie entgegengesetzte Auffassungen und Wendungen innerhalb seiner aufs neue geltend gemacht werden können, davon legen die obigen Arbeiten, sowol von katholischer als von protestantischer Seite her, ein bedeutungsvolles Zeugniß ab. Die eine von ihnen ergreift den Standpunkt der moralischen Weltordnung von seiner historischen Seite, von der Seite einer im Laufe der Weltgeschichte geschehenen Höherentwicklung des moralischen Bewußtseins der Menschheit, dessen historische Höhenpunkte die Philosophie in reinen Begriffen wiederzugeben und zu verdeutlichen hat. Die andere ergreift denselben Standpunkt von seiner psychologischen Seite, von der Seite einer moralischen Selbsterziehung des einzelnen Menschen durch eine Vertiefung und Erweiterung seiner gesammten innern Sinne und Vermögen nach einem der Sittlichkeit dienenden psychischen Organisationsgesetz. Die dritte ergreift ihn von seiner ästhetischen Seite als einen Gefühls glauben aus sittlichen Motiven, der zwar nicht beim bloßen Gefühl stehen bleiben, vielmehr den Inhalt des Gefühls mit speculativem Wissen durchdringen soll, der aber auch nicht vergessen darf, daß seine eigentliche Quelle niemals das Wissen, sondern immer der moralische Wille ist.

Man kann nun zunächst gar wol, wie es Frohschammer im obigen „Grundriß der Metaphysik“ (Nr. 1) thut, den Standpunkt der moralischen Weltordnung als einen

historischen auffassen. Denn wenn der Verlauf des Menschenlebens in der Geschichte moralischen Gesetzen gehorcht, so muß er ein zweck- und planmäßiger Verlauf sein, dessen Ziele und Ergebnisse durch die großen weltgeschichtlichen Epochen und Wendepunkte empirisch ausdrückbar sein werden als die Eintrittspunkte neuer sittlicher und religiöser Standpunkte, als die gradweise steigenden Offenbarungen neuer, in frühern Perioden noch verhüllt gewesener Principien und Ursachen des Heils und der Seligkeit. Frohschammer sieht es ebendaher als ein unnatürliches und unbefugtes Unternehmen an, wenn der Philosoph beim Anfange seines Philosophirens von dem ganzen Inhalte des in seiner Zeit herrschenden Glaubens zu abstrahiren sich zur Aufgabe macht, und sein Denken so einzurichten sucht, als ob es keinen in historischer Gegenwart befestigten Glaubensinhalt gebe. Er stellt die Forderung, daß es immer sogleich die historisch entwickelten Zustände des religiösen Glaubens der Völker sein müssen, welche der Philosoph sich zum Ausgange seines Denkens nehmen soll, um sie auf speculative Art zu reproduciren, und dasjenige an ihnen, was Eigenthum der Vernunft ist, als ein solches aufzuweisen. Er rechnet darauf, daß dasjenige, was sich in historischer Entwicklung im Gefühle des gebildetesten Theils der Menschheit allgemein als Fürwahrhalten und Glaube festgesetzt habe, auch der Vernunft nicht widerstreiten könne, im Gegentheil von der Vernunft als ihr rechtmäßig ihr selbst angehöriger Besitz, als angeborene Idee behauptet und zu diesem Endzwecke bloß in eine systematische Form gebracht werden dürfe, um dadurch schon den Stempel des Werthvollen und Gültigen in sich selbst zu tragen. Er streitet von diesem Standpunkte aus ganz besonders gegen die scholastische Philosophie der Thomisten, welche, weil sie auf dem aristotelischen Boden eines sogenannten bloßen natürlichen Denkens beginnt, niemals zu größern Ansprüchen kommt, als die bloße Magd der Theologie zu sein, wogegen durch die Operationen auf historischem Boden die Philosophie der Theologie gegenüber alsbald zu einer würdigeren Stellung gelangt, wofür sie sich nur von vornherein als auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit stehend und mit dem wirklichen Glaubensinhalte ihres Jahrhunderts erfüllt zeigt.

Daß dieser von Frohschammer eingenommene Standpunkt überaus vieles für sich hat, leuchtet ein. Es wäre sowol thöricht als frevelhaft, sich gänzlich außer Verbindung mit dem religiösen Idengeange seines Zeitalters setzen zu wollen. Thöricht, weil man durch eine solche Spreizung doch am Ende niemals etwas anderes vollbringt, als ein Zerrbild in sie zu zeichnen, das in seiner Art ebenfalls nur zu ihrer Charakteristik beiträgt, weil es in dieser Art ebenfalls nur in ihr möglich war. Frevelhaft, insofern es immer ein Frevel genannt werden muß, sich überhaupt über die Bedingungen des historisch Gegebenen hinwegheben und gleichsam den Gott spielen zu wollen. Aber es kommt hierbei sehr darauf an, welche die Glaubensgefühle der Gegenwart sind, die der Philosoph in sich vorfindet, und an die er in Folge davon anknüpft, und bis zu welchem Grade dieses geschieht. Von

Frohschammer kann man sagen, daß er in dieser Beziehung sehr weit geht, und so recht gleichsam darin schwelgt, sich als einen echten Sohn seiner Zeit und seiner Kirche darzustellen. Denn nicht allein, daß im apriorischen Besitze der Vernunft, wie wir ihn hier kennen lernen, keine der wesentlichen Kirchenlehren von der Trinität an bis zur Erneuerung von Himmel und Erde nach der Auferstehung hinab fehlt, sondern es wird auch dort, wo das Apriori der angeborenen Idee seine Grenze findet, gem durch Herbeiziehung dessen, was hier weiter die Kirche lehrt (wie z. B. auf S. 400) ergänzt und nachgeholfen, und dadurch Vernunftbesitz und Tradition in fast unmerklichen Uebergängen in eins geschmolzen, gleichsam als ob damit angedeutet werden sollte, daß auch das, was der Spiegel der Vernunft gegenwärtig erst nur undeutlich zeige, in Zukunft noch eine größere Deutlichkeit und Conformität zu gewinnen habe.

Es wird zwar auf diesem Wege mit großer Leichtigkeit eine Fülle von kirchlichem Inhalt der Vernunft angeeignet und gleichsam incorporirt, aber dieses hat auf der andern Seite den Nachtheil, daß die Vernunft sich gefallen lassen muß, zu einer sehr subjectiven Bedeutung herabzusinken. Eigenthum der Vernunft zu sein, bedeutet bei diesem Verfahren nur dieses, der Vernunft nicht zu widersprechen. Und so kann sich doch wieder ein Zweifel darüber einschleichen, ob die Philosophie auf diesem neuen historischen Wege der kirchlichen Autorität gegenüber sich ein höheres Ansehen zu sichern vermöge, als auf dem alten mehr naturalistischen Wege der Thomisten. Das Ansehen der Philosophie beruht ganz allein auf der unbeeinträchtigten Objectivität ihrer Wahrheiten. Sobald die Vernunft anfängt, als ein bloßes subjectives Aneignungsvermögen des historisch gesicherten Glaubensinhalts zu erscheinen, hört mit dem Mißtrauen von seiten der Theologie auch alles Vertrauen auf dieselbe und alle Achtung vor derselben zugleich mit auf. Die Philosophie tritt dann ihre Selbstständigkeit und ihre Erstgeburt für ein Einsengericht ab an ihre beiden nachgeborenen Brüder, die Mathematik und die Naturwissenschaft.

Zu einem solchen freiwilligen Aufgeben ihrer bisherigen Selbstständigkeit sehen wir in den Umständen der Gegenwart keine genügende Veranlassung gegeben. Die neuesten Wendungen in den Schicksalen unserer philosophischen Entwicklung haben nicht dazu gedient, den von Kant gepflanzten Baum einer exacten Wissenschaft der reinen Vernunft zu untergraben oder gar zu entwurzeln. Vielmehr hat in demselben Grade, als mehrere Nebenäste in Gestalt ungesunder Wasserschößlinge abfaulen, die Wurzel selbst mit dem Hauptstamme nur immer kräftiger und gesündere Nahrungssäfte in sich gesogen, und sich vermöge dieser zu einer bisher noch nicht gekannten innern Stärke gekräftigt. Diese durch Kant gegründete exacte Wissenschaftslehre ist auch keineswegs eine der historischen Boden der Gegenwart entfremdete, gleichsam in der leeren Luft schwebende und den realen Tagesfragen aus dem Wege gehende Disciplin, sondern eben so ihr hat der wahre Geist der Aufklärung und der wahr-

bittlichen Wissenschaft, das innerste historische Triebrad der Völker Europas in der Neuzeit, seinen reinsten Ausdruck und seine angemessenste Einkörperung. Zwar will auch der Verfasser, daß nebenher auf der Grundlage einer Erkenntnißlehre weiter fortgearbeitet werde; er will aber, daß dieses Fortarbeiten die Nebensache sei, welche sich einer Glaubensmetaphysik als der Hauptsache an die Seite zu stellen habe. Hiermit können wir uns nicht einverstanden erklären, weil hierin dem Gebiete der subjectiven Ueberzeugung ein Vorrang vor dem Gebiete der objectiven Beweisführung eingeräumt wird, welcher ihm, nach wissenschaftlichem Maße gemessen, keineswegs eingeräumt werden kann.

Es liegt für die Wissenschaft etwas Gefährvolles in dem Grundsatz, daß alles das, was den Gebildeten des heutigen Tags, oder was den Geistes- oder was den Christlichen für die Wahrheit gilt, damit sich als Wahrheit für alle Zeiten documentirt habe. Man vergißt dabei nicht nur die großen Unterschiede der religiösen Ueberzeugungen in der Gegenwart, sondern auch die Schwankungen, denen die herrschenden Ueberzeugungen der Jahrhunderte in der Geschichte unterworfen sind. Man vergißt ferner dabei ganz, daß es noch etwas in der Welt gibt, was fester ist, als subjective Ueberzeugungen, nämlich eingesehene und bewiesene Wahrheiten, welche schlechthin über dem Zeitwechsel der Jahrhunderte stehen. Das Kreuz z. B. ist eine treffliche Feuerprobe für Ueberzeugungen. Denn für eine Ueberzeugung, welche nicht fest ist, stirbt man nicht. Aber es ist darum noch keine Wahrheitsprobe. Eine solche ist allein der streng geführte Beweis. Und folglich stehen die Wahrheiten, welche man mit dem Rechenstifte beweisen kann, fester als die, welche sich bloß mit dem Kreuze besiegeln lassen. Läßt man diesen großen Unterschied außer Acht, so scheint mit einem Male alles zu schwanken, alles dem bloßen Schaufeln der Jahrhunderte preisgegeben zu sein, und wir gerathen in Halt- und Bodenlosigkeit des Glaubens und Meinens, welche der Festigkeit der unerschütterlichen Wahrheiten, die das Universum unserer Erkenntnisse tragen, ganz widerspricht.

Daher bedarf die Anwendung des Begriffs einer moralischen Weltordnung auf historische Zustände der Gegenwart einiger Vorsicht. Die moralische Weltordnung beherrscht nicht nur diese uns gegenwärtig offen liegende diesseitige, sondern daneben auch eine uns verschlossene jenseitige Weltgeschichte, und hat daher nicht nöthig, die Tiefe ihrer absoluten Wahrheiten voreilig der Offenheit und Trivialität gemeiner Neugierde zu enthüllen. Dabei kann ein historisches, selbst vieltausendjähriges Bestehen niemals für sich allein die Richtigkeit der Institutionen verbürgen, welche so lange bestanden. Das Institut der Sklaverei, des Krieges, selbst die Sitte der Anthropophagie bei wilden Völkern sind, wenn es nur allein auf historische Begründung ankommt, altgeheilte Institutionen. Und dennoch detestiren wir sie. Das Alte in seiner bloßen Qualität, alt zu sein, ist in der Regel das Schlechte und Rohe. Zeigt es sich trotzdem als das Vortreffliche

und Zuverlässige, so beruht dieses niemals auf dem Umstande, daß es das Alte ist, sondern immer darauf, daß eine ewige Idee in ihm ergriffen ist, in Beziehung auf welche der Unterschied von alt und jung keine Bedeutung mehr hat.

Die moralische Weltordnung, mit Einschluß der durch sie gewonnenen historischen Errungenschaften der Menschheit, enthüllt sich nur dann, wenn wir den Inhalt der Weltgeschichte am Inhalt der Vernunftkritik messen, und uns dabei ebenso ausdauernd verhalten im Festhalten und Conserviren alles dessen, was sich bei solchem Verfahren mit dem Stempel der Ewigkeit geprägt zeigt, als sorglos und unbefümmert im Fahrenlassen alles dessen, was sich als zufällige Hülfe zu erkennen gibt.

Aber nicht nur im großen und ganzen des Menschheitslebens, sondern auch in den Entwicklungswegen jeder einzelnen Menschenseele können wir den Spuren einer moralischen Weltordnung nachgehen, indem wir uns die Lebensgesetze zu erläutern suchen, vermöge deren der Mensch es in seiner Gewalt hat, wenn er nur will, sein inneres Leben zu höherer Vollkommenheit hinauf zu organisiren. Dieses ist die Seite, von welcher her Sengler dieser Idee näher tritt.

Die Methode, nach welcher Sengler's „Erkenntnißlehre“ (Nr. 2) fortschreitet, ist ebenso einfach in ihrem Princip, als fruchtbar in ihrer Anwendung. Ihr Princip ist das auf einer innern Beobachtung beruhende Gesetz, daß die Seelenthätigkeit sich nach den Graden ihrer Vollkommenung immer mehr von außen nach innen zieht. Sobald für die Bedürfnisse des Lebens das Verweilen in der Wahrnehmung der äußern Sinne nicht mehr ausreicht, so faßt das Bewußtsein Fuß im innern Sinn, vertieft sich in seinem Felde, und breitet sich aus durch die Vertiefung, sodas eine größere Vertiefung auch jedesmal eine größere Ausbreitung zur Folge hat. Ist nun zwar das neue Feld errungen, genügt aber den erwachten höhern Bedürfnissen nicht mehr, so erstrebt das Bewußtsein eine erhöhte Staffel im innern Sinn, z. B. die der wissenschaftlichen oder moralischen oder künstlerischen Ideen. Das erste Erwachen des Bewußtseins ist das erste Aufgehen eines innern Sinnfeldes im äußern; es vertieft sich im Beobachten, es weitet sich im Ueberlegen. Das Denken vertieft sich durch ein Einbohren in die einzelnen Merkmale eines Begriffs, welche seinen Inhalt bilden, und weitet sich in eben dem Maße auch aus durch eine combinatorische Hervorbringung neuer Begriffe, wodurch der innere Umfang des Bewußtseins wächst. Und so findet man keine Stufe der geistigen Ausbildung, der intellectuellen oder moralischen Thätigkeit, auf welcher sich nicht das Gesetz bestätigt, daß die Vertiefung des Bewußtseins zu einer Ausweitung desselben nach innen führe. Die Erkenntniß wird immer in dem Maße reicher, weiter und umfassender, als sie tiefer bringt. Und je mehr der Geist sich erweitert in sich selbst, desto mehr erweitert er sich auch zur Erkenntniß der Welt und ihres letzten Grundes, gemäß dem vom Verfasser wiederholt angeführten Schiller'schen Spruch:

In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Das Eigentümliche an der Sengler'schen Methode ist, daß er den Weg der durch Schelling und Hegel ausgebildeten Speculation mit der empirischen Psychologie combinirt. Eine solche Vereinigung war bisher schon öfter versucht worden, namentlich von Krause in dem analytischen Theile seines Systems. Aber die psychologischen Forschungen von ergiebigen Resultaten datiren erst vom Erscheinen des großen Herbart'schen Werks in den zwanziger Jahren, und deshalb kann dieser Weg in unserer Zeit mit besserem Glücke eingeschlagen werden. Als ein Hauptgewinn desselben springt sogleich dieses in die Augen, daß auf ihm der Begriff der Seele nicht eine dogmatische, sondern eine transcendente Fassung bekommt, als der Begriff eines Wesens, welches durch keine Begriffsbestimmungen völlig erschöpft werden kann, sondern dessen im absoluten Ich wurzelnde Substanz uns im Proceß des methodischen Begreifens von ihrem unzähligen Inhalte jedesmal so viel herausgibt, als wir im Augenblicke Werkzeuge besitzen, in Empfang nehmen zu können. Die neue Psychologie verdankt ihre Fortschritte vorzüglich diesem Grundsatz. Nur allein dadurch kommt man weiter im Felde psychologischer Erfahrung, daß man sich an die Begriffe ganz allein hält, welche die Erfahrung wirklich an die Hand gibt, und versucht, wie weit sie uns tragen, ohne doch mit ihnen sogleich alles erklären oder durch sie aller weiteren Speculation den Weg verbauen zu wollen. So z. B. hat man lange Zeit geglaubt, daß die Structur des Nervenbaues das einzige Mittel sei, wodurch sich empirische Erklärungen dessen, was in der Seele vorgeht, geben ließen. Dieser Irrthum hat sich widerlegt. Es sind auf erfahrungsmäßigem Wege gewisse Grundgesetze innerer Proceße gefunden worden, bei welchen das Nervensystem zum allerhöchsten nur die Rolle eines unentbehrlichen Trägers oder einer passiven Unterlage in Anspruch nehmen kann, etwa wie die Billardtafel für das auf ihr vorgehende Spiel, oder das Papier für die darüber hinlaufende Schrift. Aber nicht minder thöricht, wie die bloßen Nervenpsychologen, würden wir uns benehmen, wenn wir glaubten mit dem wenigen, was wir außerdem in Händen haben, bereits ans Ziel gelangt zu sein. Vielmehr ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß der Zukunft der Wissenschaft noch Standpunkte vorbehalten sind, auf denen das, was uns das tiefste Centrum des Erklärens ist, aus der neuen zur Hülfe oder Peripherie herabsinkt.

Da vermöge des von Sengler entwickelten psychologischen Gesetzes es in der Macht des Menschengesistes steht, sich selbst eine Erhöhung und Erweiterung zu geben durch Concentration und Vertiefung, so darf man dieses gar wol eine tief in unsere Natur verflochtene psychologische Seite der moralischen Weltordnung nennen, zufolge welcher uns, sobald wir uns nur ernstlich selbst heben wollen, niemals dazu im eigenen Innern der unterstützende gött-

liche Arm fehlt. Denn in dem Grabe, worin unser Ich oder Bewußtsein in die Innenwelt und ihre höhern Interessen hineinwächst, entwächst es auch immer der Außenwelt und ihrem Land vermöge einer Umwandlung des Gedächtnisses, welches sich nun immer ausschließlich nur mit wichtigem Inhalt bereichert, den unwichtigen dem Vergessen preisgibt. Unser Gedächtniß aber sind wir selbst; es bildet darum einen unabtrennbaren Bestandtheil unsers centralen Ich, weil durch es allein der Zusammenhang unserer Gegenwart mit unserer Vergangenheit hergestellt wird, ohne welchen wir nicht wir selbst sind. Wie hoch auf diesem Wege das Ich steigen kann, ist nicht zu sagen. Hier sind keine Grenzen gegeben. Während das wache Leben sich ausbildet, sinkt das Schlafleben, obgleich beharrend, zur bloßen Unterlage dagegen herab; während das Denken sich ausbildet, sinkt das Wahrnehmen und der Sinn zur Unterlage herab; während die Seele sich ausbildet, sinkt der Leib zur Unterlage herab, ähnlich hierin den langsam abtrocknenden Hülsenblättern an einer sich aus der Knospe entfaltenden Blume, oder dem sich verholzenden Marke an einem immer frische Rinden und Saftkanäle treibenden Baumsamm.

Mögen wir nun aber die moralische Weltordnung fassen mit Frohschammer als eine weltgeschichtliche, oder mit Sengler als eine persönliche Leitung des sich derselben und ihrem psychologischen Gesetz anvertrauenden Einzelgeistes, immer ist das, was wir von ihr zu enthüllen und der Wissenschaft anzueignen vermögen, nur ein kleiner Ausschnitt. Obgleich wir innerhalb desselben ihr Frießrad deutlich arbeiten sehen, bleibt uns ihr letztes Ziel und damit ihr innerstes Wesen doch immer in der Verborgenheit stehen, und an die Stelle der klaren Gedanken treten nun dunkle Gefühle und Ahnungen. Dies ist die Seite, von welcher Ulrich den Gegenstand beleuchtet hat.

Entstehung, Entwicklung und Vollendung des Glaubens sind nach Ulrich (Nr. 3) von gewissen Bedingungen abhängig, welche auf der subjectiven Seite des menschlichen Wesens liegen. Die Heilige Schrift erklärt, daß „der Glaube nicht jedermanns Ding sei“, und daß „zwar alle berufen, aber wenige auserwählt“ seien. Geistesreichthum, Verstand, Wiß, Gelehrsamkeit, Talente werden zur Erlangung des Glaubens von den positiven Religionen nicht nur nicht erfordert, sondern sogar vielfach zu hinderlich erklärt. Es wird dagegen eine gewisse moralische Beschaffenheit der Persönlichkeit, sei es eine innerliche Reinheit des sittlichen Gefühls, eine Zartheit, Erregbarkeit, Strenge des Gewissens, oder ein Zug der Seele nach oben, eine Sehnsucht nach dem Idealen, nach dem Triebe der Vollendung, dem Genuße der Seligkeit, als persönlicher Grund der Gläubigkeit vorausgesetzt. Das Christenthum lehrt die Einheit des Glaubens mit der Liebe und die Nothwendigkeit der Liebe als bedingendes Element des Glaubens, der ohne sie „ein tönender Eimer und eine klingende Schelle“ wäre. Diese im Glauben sich mit dem erkennenden Elemente verschmelzende Liebe ist ein Act innerer Selbstbestimmung, eine aus dem eigentlichen Wesen quellende Entscheidung des Selbstes über die

selbst, demnach ein moralischer Act. Bedarf es demnach, um im subjectiven Gefühl dem Glauben an die höhere Weltordnung des religiösen Fährwahhaltens näher zu treten, einer moralischen Vorbereitung, oder einer Seelenbeschaffenheit von einer gewissen moralischen Art, so muß die höhere Ordnung der Dinge, für welche wir unser Gefühl mehr schärfen und mehr abstumpfen können, auch eine Ordnung von moralischer Natur, eine moralische Weltordnung sein.

Das religiöse Gefühl ist zunächst, wie es Schleiermacher bestimmte, ein Gefühl „der schlechthinnigen Abhängigkeit“, das als solches zugleich ein Gefühl der Furcht, der Scheu, der Demuth einschließt. Da aber dieses Gefühl zugleich geht auf das höchste Gut als den Quell aller Befriedigung und Vollkommenheit, alles Heils und aller Glückseligkeit, so wird es zugleich ein Gefühl der Sehnsucht einschließen, welches ein Gefühl der Liebe als eines Strebens nach Einigung mit ihm involvirt. Hierzu kommt als drittes Moment das Gefühl der moralischen Würde. Nur aus diesen drei Momenten zusammengenommen erklärt sich die vollständige Wirkung des religiösen Gefühls, die Andacht, die Verehrung und Anbetung. Denn Furcht und Liebe, wo sie in einem Gegenstande zusammentreffen und sich gegenseitig durchdringen, ergeben das Gefühl der Ehrfurcht, das mit der Dankbarkeit zusammen zum Gefühl der Verehrung wird; Verehrung aber in höchster Potenz ist Anbetung, worin das Gefühl der Schwäche und Nichtigkeit zugleich mit der höchsten Erhebung des menschlichen Geistes enthalten ist, und worin er sich am tiefsten seiner ursprünglichen Würde und Freiheit bewußt wird.

Das religiöse Gefühl steht nothwendig stets und überall mit dem sittlichen Gefühl und den ethischen Ideen in engster Beziehung. Das Gefühl des Sollens als der Bedingung der Sittlichkeit und der ethischen Begriffe kann nur von der letzten Ursache des Daseins und des Zwecks aller Dinge herrühren. Wüthn hat das religiöse Gefühl, in welchem dieses Dasein, und das sittliche Gefühl, in welchem das Sollen der menschlichen Bestimmung sich kundgibt, eine und dieselbe Quelle. Und folglich werden die religiösen und sittlichen Vorstellungen sich vergestalt bedingen, daß von dem Inhalt und der Bildungsstufe des religiösen Glaubens die sittliche Bildung und umgekehrt abhängig erscheinen wird.

Überall, wo der Glaube thätig auftritt, gelten ihm Wort und That als Ausdruck und Abfolge seiner eigenen Natur. Das Wort ist ihm zugleich That, die Lehre keine bloße Doctrin, sondern moralisches Selbstbekenntniß, Zeugniß, dessen Inhalt nicht bloß als wahr anerkannt werden, sondern in den innersten Kern der Persönlichkeit aufgenommen sein will. Ebenso ist ihm die That gleichfalls nur eine andere Form des Bekenntnisses, Selbstbethätigung, die den eigenen Glauben, von dem sie ausgeht, zu bekräftigen und zu beleben oder durch Nachahmung Glauben in andern zu erwecken trachtet.

Wie hierher scheinen uns die Züge des aus Moralität entspringenden Glaubens wohl gezeichnet zu sein.

Wenn aber der Verfasser darauf den Unterschied zwischen dem religiösen Handeln und dem bloß sittlichen eintreten läßt, daß der Glaube sich gar nicht um das Urtheil der Menschen oder die öffentliche Meinung, um die herrschenden Sitten und Gebräuche kümmere, während das bloße sittliche Handeln auf alles dieses mehr oder weniger Rücksicht nehme, so übt er hier in Beziehung auf den kategorischen Imperativ der Pflicht eine Indulgenz aus, welche sich mit Principien der reinen Vernunft nicht wohl verträgt. Ein moralisches Handeln, welches sich von der öffentlichen Meinung, von den herrschenden Sitten und Gebräuchen der Menschen abhängig zeigt, mag im gemeinen Leben so genannt werden, nach dem Grundsatz reiner Vernunft wird dasselbe immer als ein die moralischen Friesfedern verstellendes und verkehrendes erscheinen. Nicht einmal die Stoiker hätten ein solches Handeln für gerecht und gut anerkannt, viel weniger dürfen wir dieses thun. Das sittliche Handeln aus dem reinen Pflichtbegriff kann sich nicht anders realisiren, als in der Weise einer Vollziehung der aus reiner Vernunft fließenden Maximen, mit völliger Gleichgültigkeit dagegen, ob diese sich mit Sitte und Herkommen vertragen oder nicht, und wird folglich mit dem aus wahrer Religiosität fließenden Handeln in allen Fällen vollkommen identisch sein. Auch ist gar nicht denkbar, daß in einem Menschen, welcher sich dem reinen Pflichtbegriff mit wirklicher Aufopferung hingibt, die religiösen Postulate nicht mit der ganzen Wärme eines stark erregten Gefühls rege werden sollten. Es ist dies ebenso wenig denkbar, als es denkbar ist, daß ein angezündetes Licht nur allein Helligkeit verbreiten, aber dabei keine Wärme entwickeln sollte. So etwas ist allerdings wol in abstracto vorstellbar, wird aber in der Wirklichkeit nicht angetroffen. In einer Moral, welche keine religiöse Wärme entzündet, wird man bei recht genauer Untersuchung ebenso sicher die faulen Flecken entdecken, als in einem religiösen Glauben, welcher sich ein anderes Ziel setzt, als die strenge Durchführung des reinen Pflichtgebots, einerlei, ob dasselbe mit der öffentlichen Meinung und dem Herkommen stimmt oder nicht, ob dasselbe uns bei der Mehrzahl der Menschen oder bei den herrschenden Parteien oder bei den Machthabern beliebt oder mißliebig macht.

Auch die folgenden Schriften hängen mit der Idee der moralischen Weltordnung insofern eng zusammen, als sie auf den Primat der praktischen Vernunft vor der theoretischen theils unmittelbarer, theils mittelbarerweise hinarbeiten:

4. Grundzüge der Einleitung in die Philosophie, mit einer Beleuchtung der durch R. Ph. Fischer, Sengler und Fortlage ermöglichten Philosophie der That, von Leopold Schmid. Gießen, Ferber. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Agr.
5. Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verfannten Verhältnisse von Laik und Präsesung, Glauben und Wissen zueinander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie, von F. S. Gernar. Zürich, Schultheß. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Aphorismen zur Philosophie. Von Friedrich Wilhelm Litzmann. Dresden, Schöner. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Unter „Philosophie der That“ wird in der Schrift von Leopold Schmid (Nr. 4) eine Lehre verstanden, welche das Princip der reinen Thätigkeit oder Thathandlung in den Anfang aller Entwicklungen des Weltalls stellt, in Uebereinstimmung mit jenem Goethe'schen „Im Anfange war die That“, sowie mit der Aristotelischen Definition der Gottheit als des Actus purus. Weil die höchste aller Thätigkeiten die moralische ist und das moralisch Höhere sich unmöglich aus dem moralisch Niedern ableiten läßt, so wird eine solche Lehre immer die moralische oder praktische Vernunft in den Anfang aller Entwicklungen stellen, oder, mit Kant zu reden, der praktischen Vernunft den Primat vor der theoretischen einräumen. Ihr wird die alldurchwaltende moralische Ordnung nicht als eine Resultante aus kosmogonischen Processen von unbewußter und blinder Art, sondern als das wirkliche und alleinige Grundgesetz des All erscheinen, zu dessen Vollziehung sich alle kosmogonischen Processen nur als untergeordnete, wenngleich unentbehrliche Mittel verhalten.

Zunächst ist mit einem solchen Primat der praktischen Vernunft über die theoretische zwar weiter nichts ausgesprochen, als der allgemeine Charakter der deutschen Speculation, welchen dieselbe durch Kant empfangen und seit Kant auch niemals gänzlich verleugnet hat. Dagegen gewinnt der Ausdruck einer Philosophie der That oder praktischen Vernunft eine speciellere Bedeutung, sobald man die Bemerkung macht, daß dieser durch Kant und Fichte angelegte Standpunkt von den folgenden Systemen ebenso wenig jemals in seiner ganzen Vollständigkeit festgehalten wurde. Die Naturphilosophie nahm das moralische Princip zwar zur Grundlage, ließ es sich aber in den Proceß einer Naturerzeugung von blinder Art eintauchen bis zum Untersinken. Auch die Hegel'sche Philosophie nahm dasselbe zwar zur Grundlage, aber nicht zum Ziel und Zweck des Weltprocesses. Vielmehr gehen ihm als dessen höchste Zwecke die Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft, gereinigt durch die Dogmen der geoffenbarten Religion, hervor in unerlöschlicher und majestätischer Selbsterzeugung. Das moralische Triebwerk hingegen ordnet sich dieser theoretischen Höhe wie das Mittel dem Zwecke unter.

Gegen solche wieder eingeschlichene Zurückstellung der moralischen Vernunft gegen die theoretische macht Leopold Schmid das reine und ursprüngliche Verhältniß geltend, und bezieht sich dabei nebenher auf diejenigen seiner philosophirenden Zeitgenossen, welche mit besonderer Entschiedenheit ebenfalls, wie er, den Vorzug der That vor dem Begriffe oder der Idee wollen, mögen auch ihre sonstigen Bestrebungen so weit auseinander gehen, als dieses bei R. W. Fischer, Sengler und Fortlage wirklich der Fall ist. Denn es äußert sich bei diesen das Bestreben eines Zurückgehens auf den ältern Standpunkt von sehr verschiedenen Seiten her. Bei Fischer in Form einer Polemik gegen den dialektischen Proceß Hegel's, welcher alles individuelle Wesen in einem allgemeinen Ideenstrudel vergehen und gleichsam verdampfen läßt, wogegen zum Widerhalt Fischer bei Leibniz' Monadenlehre neue An-

knüpfungspunkte sucht. Bei Sengler in Gestalt eines Zurückgehens auf den Gedanken eines im endlichen Ich enthaltbaren und entwickelbaren unendlichen Ich, wodurch der Gedanke einer Wegweisung aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit, nach altem Ausdruck eines Itinerarium mentis in Deum, nahe tritt. Bei Fortlage in Gestalt einer Behandlung des Themas der Willensfreiheit vom Standpunkte der empirischen Psychologie.

Es könnte den Anschein gewinnen, als habe solches Zurückgehen von den neuern Systemen Hegel's, Schelling's, Herbart's, Baader's und anderer auf ältere Standpunkte etwas Retrogrades an sich, oder mindestens etwas, das einem Verfall der Philosophie ähnlicher steht, als einem frischen und jugendlichen Aufsteigen. Dieser Schein verschwindet aber, sobald man den Thatbestand näher ins Auge faßt. Neue Principien und Grundsätze, wenn dieselben zum ersten male in die Welt eintreten, bilden häufig einen so schroffen und paradoxen Gegensatz gegen das Zeitbewußtsein, daß erst eine ganze Reihe von Uebergangsstufen nöthig wird, um die Gemüther der Menschen im großen und ganzen auf das Empfangen der alten reinen Sache vorzubereiten, und daß erst dann, wenn diese vorbereitend gewirkt haben, der Zeitpunkt hervortreten kann, wo das Alte und Echte, gleichsam von neuem entdekt und wie zum ersten male aufgefunden, seinen unverfälschten Glanz vor den gehörig vorbereiteten und gewöhnten Augen entfalten kann.

Dieser Fall ist im höchsten Maße eingetreten in Beziehung auf den von Kant verkündigten Primat der praktischen Vernunft vor der theoretischen oder der Moral vor der Dogmatik. Obgleich die Sache alt, fast antiquarisch ausseht, ist doch damit noch wenig consequenter Ernst gemacht worden. Es konnte auch nicht anders kommen. Denn naturgemäß fiel in der ältesten Kant'schen Schule, welche gegen die dogmatischen Systeme von zuvor sich zu den Platz zu erkämpfen hatte, aller Nachdruck auf diesen Kampf. Derselbe nahm weniger den neugewonnenen moralischen Gesichtspunkt, als die Ausbildung der dialektischen Waffen in Anspruch, durch welche man den Systemen überlegen wurde. Was aber aus der Hitze der mit aller Anstrengung des Denkens geführten Kämpfe, nachdem dieselben sich müde getobt hatten und unfruchtbar zu werden drohten, hervorging, waren Gesichtspunkte für die Wissenschaften der Natur und Menschheitsgeschichte von so großer Neuheit und Fruchtbarkeit, daß sie zunächst den moralischen Standpunkt mehr zuzudecken als aufzudecken im Stande waren. Denn wirklich war, als die eingerissene dialektische Dürre und Abstraction der frühern polemischen Kantianer zu befruchten, der in Arbeit genommene Reichthum aller Erfahrungsgebiete ein ergiebiger und geeigneter, als das Feld der denselben nichts Neues bietenden Moralphilosophie. Daher kam es bald dahin, daß der Gegensatz von Dialektik und Ethik, oder von abstracter und concreter Wissenschaft als Interessen absorbirte, so daß die Moral es sich mußte gefallen lassen, unter dem Erfahrungsinhalt der Menschheitsgeschichte als ein bloßer untergeordneter Theil angetroffen zu werden.

Daß dieser Zustand, welcher die Hauptsache mit Nebendingen verdeckt, nicht lange währen kann, liegt in der Natur der Sache, und zeigt sich auch durch das Aussprechen derselben wissenschaftlichen Forderung von so verschiedenen Seiten her, welches auf ein tief empfundenen Bedürfnis deutet und sich nicht hinlänglich aus einer bloßen Specialität dieses oder jenes metaphysischen oder psychologischen Gedankenganges erklären läßt. Daher denkt auch Leopold Schmid nicht daran, dasselbe so zu erklären, sondern er sieht darin mit Recht nichts als verschiedene geartete Zeichen einer mit weltgeschichtlicher Nothwendigkeit ihre Verwirklichung fordernden Philosophie der absoluten Selbstbestimmung, Anticipationen des Ausbaus der zwar von Kant begründeten, aber zu ihrer vollständigen Entfaltung Jahrhunderte bedürftenden, vom Urborne ihres Quellengebiets aus sich verwirklichenden Wissenschaft. Er sieht in dieser Wissenschaft nicht nur eine speculative, sondern auch eine moralische Aufgabe der Menschheit, nicht nur ein Mittel der Aufklärung, sondern auch der Begeisterung, nicht nur ein Reinigungsbad, sondern auch ein Stärkungsbad für moralische und religiöse Energie, wie er es in folgenden trefflichen Worten ausdrückt (S. 81):

Darin sind die tiefsten Geister aller Perioden der Geschichte, der christlichen wie vorchristlichen einig, daß die Speculation es sei, worin der Mensch in Zeit wie Ewigkeit sein innerstes und bleibendes Heiligtum nicht minder realisirte, als er an ihrer Verzerrung seine Hölle habe. Daher gilt auch das antike: ars non habet osorem nisi ignorantem, von nichts in höherm Grade, als von ihr. Sagte doch in gleichem Sinne auch das Mittelalter, daß die, welche die Philosophie nicht liebten oder gar hinderten, denen im Buche der Könige gleichen, welche keinen Eisenarbeiter in Israel wollten, und doch der Eisenwaffe gar sehr bedurften. Des Geistes wesentlichste und anhaltendste Arbeit ist sie auch seine eigenste bleibende Seligkeit. Daraus erklärt sich zugleich die Macht, welche die Philosophie über das Volk und den Menschen hat, von welchem sie einmal in ihrer Echtheit ist gekostet worden. Keine Verirrung und keine Beschränkung vermag mehr ihr Auge von dieser so menschlichen Sonne des menschlichen Lebens abzulenken.

Auch Germar stellt bei der alten Streitfrage: „Glauben oder Wissen?“ (Nr. 5) eine Forderung, welche mit dem Primat der praktischen Vernunft über die theoretische im genauen Zusammenhange steht. Da die Aussprüche der praktischen Vernunft im Leben nicht mit klaren und deutlichen Begriffen anfangen, sondern mit einem mehr oder weniger dunkeln oder instinctartigen Takt für das Richtige und Wahre, so soll die Wissenschaft der praktischen Vernunft dasjenige, was der richtige Takt des Lebens bei allen denen, welche ihn wirklich besitzen, immer von selbst ergreift, in Gestalt beweisbarer Gesetze und Grundsätze befestigen. Und folglich muß richtiger Takt mit richtiger Wissenschaft immer vollkommen übereinstimmen, ähnlich wie auch z. B. der Takt des richtigen Augenmaßes und die mathematische Wissenschaft der Perspective unendlich niemals miteinander in Zwiespalt gerathen können. Denn beide theilen miteinander dieselbe Erkenntnis, nur daß diese im ersten Falle auf subjective, im letzten auf objective Art vorhanden ist. Die Uebersetzung des richtigen moralischen Augenmaßes in die wissenschaftliche Perspective des moralischen Imperativs ist der Meisterzug

Kant's, durch welchen die Philosophie ihr Spiel für immer gewonnen hat. Sowie es nun die Aufgabe der Philosophie ist, den richtigen moralischen Takt nach Gesetzen a priori zu formuliren, so ist es die Aufgabe des praktischen Lebens und der ihm dienenden praktischen Disciplinen, den in allen Personen als Triebfeder des Handelns mitwirkenden, oft aber höchst schwachen oder höchst ungeläuterten Takt für die Realisirung der moralischen und religiösen Grundsätze, woran das Heil unsers öffentlichen und Privatlebens hängt, nach wissenschaftlichen Principien zu stärken, zu erhöhen, zu reinigen und zu verfeinern. Daher Germar mit Recht darauf dringt, sich das Wesen des richtigen Taktes in allen Dingen, vorzüglich aber in den moralischen und theologischen, klar zu machen, weil hier der Hebel ist, vermöge dessen die Wissenschaft ins Leben eingreift, sowie sie selbst nur dann zu einer sichern Grundlage gelangt, wenn sie von dieser lebendigen Triebfeder aus den Anfang ihrer Constructionen nimmt. Der richtige Takt, richtig verstanden, birgt alle Wahrheit in sich. Darum möge diese Schrift eines alten bewährten Geistlichen, welche zwar nicht in Kant'scher Terminologie, wol aber im echt Kant'schen Geiste verfaßt ist, recht viele Leser, und bei diesen die volle Beherzigung finden, die sie verdient.

Von einem Streben, dem moralischen Gesichtspunkt in der Philosophie aufs neue ein Uebergewicht über den dialektischen zu verschaffen, sind auch die „Aphorismen“ des durch Schriften humanistischer und philosophischer Art rühmlich bekannten Littmann (Nr. 6) geleitet und befeuert. Leider nur hat eine trübe Stimmung über die vielen am Baume unserer Speculation vorgekommenen Auswüchse von sophistischer Art ihn dabei das Gute und Werthvolle in den Leistungen des heutigen Tags ganz mit übersehen lassen. Indem er sogleich in der Vorrede mit den verurtheilenden Worten anhebt: „Völlige Nichtigkeit der jetzigen speculativen Philosophie in Deutschland ist das Thema der ersten Abtheilung der nachstehenden Blätter“, meint er, wie aus dem weiteren Zusammenhange hervorgeht, doch eigentlich nichts weiter, als das momentane Verfahrensein eines Theils unserer Speculation in ein bloßes dialektisches Dogmatistiren, in eine Art von moderner Scholastik, welche freilich heutzutage noch eine übergroße Herrschaft unter uns ausübt, weil dieses eben eine mit dem Hegelianismus unvermeidlich unter uns eingerissene Krankheit ist. Ja es sind sogar diejenigen nicht gerade zu beneiden, denen es durchaus keine Mühe gekostet hat, sich von ihr von Grund aus rein zu halten. Denn dieser zum Theil krankhafte dialektische Proceß, dem trotz alledem ein höchst gesunder Kerngedanke zum Grunde lag, war eine Einseitigkeit, deren Hervortreten nicht vermieden werden konnte und nicht vermieden werden durfte, um andere Einseitigkeiten von weit schlimmerer Art zu überwinden. Wäre dieses seine und zähe dialektische Gewebe, worin sich die gegenwärtige Philosophie eingepuppt, und dadurch der dogmatischen Vernunft aufs neue den Vortritt vor der moralischen eingeräumt hat, wäre dasselbe aus seiner eigenen Wurzel

hervorgewachsen, wie in der welland Wolffschen Philosophie, dann bedürften wir aufs neue eines umstürzenden Rant. Da aber Kant bereits vorhanden, die neue Scholastik aus der Wurzel seiner Kritiken selbst entsprossen ist und außer ihnen weder Erbreich noch Nahrung hat, so hat es mit ihr auch durchaus keine Gefahr mehr. Der krankhafte Proceß hat, soweit er ein solcher ist, durch den erwähnten Umstand auch schon immer das Heilmittel in ihm selbst. Es ist nicht aufs neue möglich, daß der Kessel unserer dialektischen Maschine springe, wie der Verfasser der „Aphorismen“ fürchtet oder vielmehr bereits mit Sicherheit wehklagend vorausverkündigt. Die Kant'schen Kritiken befinden sich an ihm ein für allemal als Sicherheitsventile angebracht.

Littmann's Raisonnement beruht zuletzt auf der Grundannahme, daß ein Speculiren, welches die innersten moralischen Bedürfnisse des Menschen unbefriedigt lasse, sich nicht auf dem Wege der Wahrheit befinden könne. Diese Annahme ist an sich nicht unrichtig. Es ist nicht möglich, daß die Wahrheit den Menschen in Zwiespalt mit sich selbst versetze. Eben weil Kant hiervon überzeugt war, stellte er der Weltordnung der theoretischen Vernunft die Weltordnung der praktischen entgegen. Aber Littmann nimmt außerdem von vornherein als ausgemacht an, daß die dem Menschen religiöse Befriedigung und Zuversicht verleihende Idee keine andere, als nur allein der Theismus sein könne, eine Annahme, welche, gelinde ausgedrückt, eine gewagte ist, während man bei der moralischen Idee, bei allem, was Gewissenssachen betrifft, immer einen festen Boden unter den Füßen hat, auf den man ohne alles Wagniß treten kann. Dieses ist der Grund, weshalb das Moralische in religiöser Hinsicht eine weit zuverlässigere Gestalt hat als das Dogmatische, und weshalb die moralische Weltordnung ein bei weitem allgemein gültigerer Begriff ist als der Theismus. Auch schon darum ist er vorzuziehen, weil er ein toleranterer Begriff ist. Denn er gibt neben den mannichfaltigen Arten des Theismus auch den bessern und speculativern Ausbildungen des Pantheismus einen Spielraum. Und diese Toleranz ist innerhalb des Gebiets der Philosophie eine unerlässliche, wo man nicht, wie im Glaubensbekenntniß einer Religionssekte, gewisse gangbare Wege dem Geiste polizeilich versperren darf, sondern wo das Versperrende nur der logische Widerspruch ist, während alles Gangbare gangbar und zugänglich bleibt. Könnte in der Gelehrtenrepublik von diesem Grundsatz aufs neue abgewichen werden, so würden wir unsere Philosophie aufs neue aus dem Zustande des Hellenismus in den des Mittelalters zurückschrauben.

Außerdem begeht aber Littmann auch in Beziehung auf den Theismus ein Unrecht an denjenigen unserer philosophischen Systeme, welche demselben wirklich und ebenso aufrichtig, als er selbst, huldigen. Er scheint sich aus einer Art von Vorliebe nur immer mit denjenigen Philosophenschulen beschäftigt zu haben, welche dem Theismus entweder offen oder verdeckt entgegenarbeiteten, während er diejenigen Schulen, welche die Rechte des Theis-

mus vertheidigten, ignorirt. Es steht fast so aus, als ob ihn dieselben eben darum, weil bei ihnen die Polemik gegen den Theismus mangelte, weniger angezogen und interessirt haben. Wie geht es sonst zu, daß hier alle Reminiscenz an die Lehrsysteme unserer ältern Theisten, eines Krause, G. H. Schubert, Eschenmaier, Franz von Baader, Fries, Krug, Herbart u. a., geschwunden ist, und die Lehrsysteme unserer jüngern Theisten, eines J. H. Fichte, Weiße, Schwarz, R. Nothe, Gehlbänd, Wirth, Hoffmann, Apelt, Taute u. a., als vollkommen nicht existent erscheinen? Uns will bedünken, wir hätten unter den Philosophen über Mangel an Theisten weder zu klagen gehabt, noch auch heute zu klagen. Im Gegentheil hätten die Anhänger des Pantheismus weit eher zu der entgegengesetzten Klage die gegründete Veranlassung.

Was das Verhältniß des Pantheismus zum Theismus betrifft, so geben zu weitem Reflexionen darüber die beiden folgenden Werke einen gelegenen Stoff:

7. Vorlesungen über Pantheismus und Theismus, von Georg Weißenborn. Marburg, Elwert. 1859. Gr. 8. 1 Abt. 5 Rgr.
8. Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie zusammengestellt von Albert Stöckl. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Philosophie der patristischen Zeit mit specieller Hervorhebung der durch sie bedingten speculativen Anthropologie. Würzburg, Stabel. 1859. Per.-8. 2 Abt.

Wer sich von der Ideenverwandtschaft überzeugen will, welche zwischen dem Dogma der Trinität und der pantheistischen Denkart obwaltet, dem ist die Lesung und Durchsicht von Weißenborn's „Vorlesungen über Pantheismus und Theismus“ (Nr. 7) anzuzurufen. Denn da dieselben sich durch das Bestreben auszeichnen, den Theismus mit dem Trinitätsdogma völlig präcis und consequent zu vereinigen, so enthüllen sie dadurch für jeden Andersdenkenden mit einer seltenen Klarheit die Schwierigkeiten, welche dieser Vereinigung, sobald sie präcis gedacht werden soll, im Wege stehen, welche man aber in der Regel dadurch umgeht, daß man diese Begriffe als solche, welche das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, in einer wohlthuenden Unbestimmtheit läßt.

Weißenborn befolgt bei Bestimmung des absoluten Wesens den von Fichte eingeführten Begriff der Selbstunterscheidung als der reinen Activität des Denkens, und zwar so, daß diese Selbstunterscheidung noch nicht die Unterscheidung von andern in sich schließt, was sie aus ihrem einfachen Begriffe nach schlechterdings nicht thut. Nur die menschliche oder endliche Persönlichkeit enthält nach Weißenborn in ihrem Begriffe ein Sichunterscheiden von einem andern, wogegen im Begriffe der absoluten Persönlichkeit nichts enthalten ist, was ein Sichunterscheiden nach außen nöthig machen müßte. Hier ist vielmehr die Unterscheidung von sich selbst ganz allein zur Erfüllung des Begriffs eines absoluten Wesens völlig genügend. Dieser Begriff nun aber läßt sich sowohl an

pantheistischem als auf theistischem Wege verworthen. J. G. Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben“ schlug den Weg des Pantheismus ein; Weißenborn betritt den Weg des Theismus. Er nennt einen solchen den Theismus der Wesensidentität, und bezeichnet daneben als sonstige Vertreter desselben Erdmann, den frühern Schökel, J. G. Fichte, K. Ph. Fischer, Weiße, Bunsen, K. Schwarz und K. Rothe. Diese unzertheilbare Wesensidentität, welche in ewiger theoretischer Erhabenheit über den moralischen Processen des Universums schwebt, ohne jemals selbst mit in sie einzutreten, ist in sich Trinität. Die Einheit des göttlichen Wesens und des göttlichen Selbstbewußtseins als die objectivirende Seite derselben ist der Vater, dieselbe Einheit als die objectivirte Seite derselben ist der Sohn, und die Vermittelung beider ist der Heilige Geist. Während die zweite Bestimmung nur allein von der ersten ausgeht, so geht die Vermittelung von beiden aus.

Auf diese Weise glaubt Weißenborn in den engen Raum von drei feinen Abstractionen, welche in der unzertheilbaren Einheit der theoretischen Urthätigkeit unter dem Mikroskop einer haarspaltenden Logik als bloße Seiten oder Rücksichten sichtbar werden, die moralischen Urgewalten des Lebens bannen zu können, welche das früheste christliche Bewußtsein sich als drei Personen innerhalb der absoluten Substanz symbolisch versinnlichte. Aber wäre es wol der Mühe werth gewesen, wegen einer feinen logischen Distinction von bloß theoretischem Interesse einen so großen symbolischen Apparat in Bewegung zu setzen, welcher den christlichen Theismus nicht bloß mit einem entbehrlichen Ueberflusse belastete, sondern denselben auch mit dem jüdischen und mohammedanischen Theismus in einen unnützen Zwiespalt setzte?

Die Bewegung des christlichen Trinitätsbegriffs vor seiner Erstarrung auf dem Nicänischen Concil (325 n. Chr.) gibt uns über den wahren Sinn des Trinitätsbegriffs ganz andere Fingerzeige. Hier erscheinen uns als die wahren Erzeuger der christlichen Speculationen über das Wesen der Gottheit die gnostischen Emanationssysteme von pantheistischer Natur, welche alsbald eine so starke und hinreißende Gewalt im damaligen Zeitbewußtsein erlangten, daß sogar der sie bekämpfende Neuplatonismus von der durch sie zuerst angeregten Idee einer Emanation aller Dinge aus dem göttlichen Wesen vollkommen mit angesteckt wurde. Kann nun wol etwas anderes als eine leere Spielerei herauskommen, wenn man lebendige Dogmen und Symbole, welche auf den Denkwegen eines emanativen Pantheismus ihren embryonischen Geburtsproceß durchgemacht haben, hinterher in das Schema eines jüdischen Theismus zurückpressen will? Geht das nicht, einen Löwen in einen Stier, oder eine Schlange in eine Taube umorganistiren wollen?

Es liegt in der Natur seiner lebendigen weltgeschichtlichen Entstehung, und ist durchaus nicht zufällig, daß das Dogma der Trinität zu allen Zeiten der pantheistischen Denkreise den größten Vorstoß geleistet hat. Auch der moderne Pantheismus hat sich wider sein anfäng-

liches Wollen und Erwarten aus innerer Ideenverwandtschaft dieses Dogma immer höchst nahe gerückt gefunden. Denn da ihm die absolute Thätigkeit der Selbstuntercheidung oder des Bewußtseins die Natura naturans ist, in welcher die Natura naturata als Mittel ihrer Vollziehung mit angetroffen wird, und da unter den Theilen, in welche das Product oder die Natura naturata zerfällt, einige mehr, andere weniger Spielraum geben für die in ihnen allen mehr oder weniger zum Vorschein bringende Urthätigkeit, so ist der Gedanke gar nicht zu umgehen, daß in allen diesen emporstrebenden Theilen die Gottheit sich selbst begrüßend wie in zweiter Person immerwährend entgegentritt. Es ist eine sich ewig erneuernde Freude des Wiederfindens. Der verlorene Sohn darf niemals verzweifeln, die väterlichen Arme und die trauten Räume der Heimath sich endlich doch noch geöffnet zu sehen. Nach der Theorie dieses Pantheismus steigt nämlich bei den vernünftigen Geistern die Aehnlichkeit mit ihrem Urquell bis zur Wesensgleichheit oder substantiellen Identität. Denn sie vollziehen selbst in ihrer moralischen Activität einen Theil der moralischen Weltordnung, d. h. der Gottheit in eigener Person. Diese sind also mit Recht wesensgleiche Söhne zu nennen, jeder nach dem Grade seiner moralischen Activirung das göttliche Wesen selbst in sich vollziehend, alle aber beseelt von dem harmonischen Getriebe der sich diesseits wie jenseits in ihnen vollziehenden moralischen Ordnung oder, was dasselbe sagt, des sie alle durchdringenden und beseelenden Heiligen Geistes, wie er in ihnen lebt mit einer Identität gleich der Identität, womit die lebendigen Gesetze der Logik und Mathematik, ebenso wie die Gesetze der Moral in allen leben und sich vollziehen. Hier wird es nun ganz leicht, an der Spitze der wesensgleichen Söhne den von der alten Kirche aufgestellten Musterbegriff ihres Christus zu entdecken, und ebenso in dem sich in allen vollziehenden und alle unbedingt beherrschenden Moralgesetz den Begriff einer Gemeinschaft der Heiligen im Geiste Gottes wiederzufinden. Wir bewegen uns auf diese Weise in den Uranschauungen der Kirche bequem und ohne allen Zwang. Es wird uns zu Muth in darin, als ob Jahrhunderte der Knechtschaft und Verfinsternung hinter uns schwinden und wir zurücktauchen in die glückliche Zeit ihres jugendlichen Wachstums, wo die Formen noch nicht verknöchert und die Dogmen noch im lebendigen Flusse waren. Sobald wir dagegen aus dieser einfachen und natürlichen Speculationsweise in die Nadeln des Theismus schreiten, so fängt sogleich alles an sich zu verwirren und schwierig zu werden. Denn man bringt es nun trotz aller Quälereien doch niemals zu drei Persönlichkeiten, zu drei realen Gegenstellungen im urpersönlichen Lebensproceß, sondern immer nur zu drei Seiten, Momenten oder Eigenschaften an der einzigen, dem moralischen Proceß der übrigen entzogenen, dadurch egoistisch isolirten Person. Man mag hier bauen, was man will, alles sinkt zuletzt wieder nieder vor dem monotonen Lodenrufe des gegen Christum ewig den Stab erhebenden Phariseers: „Jehovah Einer!“ Ein furchtbares Wort, das mit Eiseskälte tödtet.

Der Theismus der Aufklärung sah in seiner consequenten Entschlossenheit seine Unverträglichkeit mit dem Trinitätsdogma wol ein. Mit der ihm eigenen und lobenswerthen Klarheit des Denkens rettete er seine Consequenz durch Aufopferung der in den Bestimmungen der Trinität liegenden moralischen Wärme. Sobald hingegen dem Theismus der Aufklärung durch Kant der Kampf auf Tod und Leben angekündigt war, fanden sich die Kämpfer sehr bald wie zu ihrer eigenen Verwunderung in die Grundgedanken des Trinitätsdogmas zurückgeleitet, als in die ursprünglichsten Motive christlicher Erweckung und Begeisterung. Die Feuerströme der die Personen mit sich selbst und dem Pantheos einigenden moralischen Activität umfluteten sie, die Idee der Gemeinschaft der Söhne Gottes im Heiligen Geiste, das Postulat der Kirche Gottes auf Erden, ließ sich nicht mehr umgehen, während der consequente Theismus sich für alles dieses stumm und taub erwiesen hatte. Darf von dieser Höhe der moralischen Idee, von dieser Zurückschmelzung des erstarrten Dogmas in den Urzustand seiner Bildungsthätigkeit, von diesem lebendigen Dogmenfluß und dieser Lebensenthüllung wieder in die Dornen und Disteln einer zwieträchtigen Trinität, eines durch polemischen Purismus die Geister ärgern- den und verheßenden, verwirrenden und erkältenden Theismus zurückgestiegen werden? Da sei Gott vor. Diese Formen sind ausgelebt, und ein Thor ist, wer neuen Wein in alte Schläuche gießt. Nicht mehr als Gegenstände speculativer Dogmatik, sondern als historische Werkzeichen und Denksteine auf dem Wege der in die Welt eingetretenen moralischen Neugeburt, welche wir das Christenthum nennen, behalten diese Dogmen ihren Werth und ihre Geltung. Als nicht völlig adäquate Zeichen der moralischen Zustände, welche sie zu bezeichnen beabsichtigten, treten sie von selbst zurück, sobald durch erhöhte philosophische Arbeit der adäquatere Ausdruck für eben diese Zustände gefunden wird.

Von den pantheistischen Wurzeln der die Trinität betreffenden Speculation in den Anfängen der christlichen Denkentwicklung gibt Stöckl's obige Fortsetzung einer „Geschichte der Philosophie vom katholischen Standpunkte“ (Nr. 8) aus eine reiche Uebersicht. Dieser Band geht von den Gnostikern bis Boëthius und Gregor den Großen. Es ist von hohem philosophischen Interesse, den Bau der gnostischen Systeme, soweit wir denselben theils kennen, theils nur noch muthmaßen können, zu studiren, sowol in Beziehung auf das Christenthum, dessen erste speculative Versuche sie waren, als auch auf Plotin, welcher, indem er sie bekämpfte, zugleich von ihnen entlehnte. Mit Unrecht verschließt man so häufig vor dem Gnosticismus die Augen als vor Abstrusitäten, welche man ohne wissenschaftlichen Schaden ignoriren dürfe. Das ist ein großer Irrthum. Aus diesen Abstrusitäten wuchs die christliche Welt- und Lebensanschauung einem erheblichen Theile nach hervor, und wünschen wir ein Verständniß des Processes der kirchlichen Dogmenbildung von Grund aus, so ist ein Eindringen in die Genese der durchweg pantheistischen Gnosis unerlässlich. Dieselbe enthält einen für das

occidentalistische Bewußtsein gänzlich neuen und bisher unerhört gewesenen Zustand der Speculation, zu dessen Zustandebingung im damaligen Zeitpunkte alle moralischen Kräfte der Welt in einer solchen allgemeinen Geistesgärung zusammengewirkt haben, wie sie die Weltgeschichte seit der Zeit noch nicht aufs neue erlebt hat. Es liegt in der Natur solcher Zustände, daß die Producte, in denen sie sich unmittelbar aussprechen, von der einen Seite unklar und trübe sind, von der andern aber auch in ihrer Unklarheit einen neuen und originellen Stoff liefern, an dessen Aufklärung und Verarbeitung zukünftige Jahrtausende hinreichende Arbeit finden. Welche starke pantheistische Anstöße aber noch selbst in Athanasius, während er das Nicänische Trinitätsdogma gegen die Arianer rettete, fortwährend wirksam waren, geht unter andern aus der interessanten Stelle eines Briefes hervor, welche wir bei Stöckl citirt finden (Ep. I. ad Serap. „Spir. sanct. non esse creaturam“, S. 173 fg.; S. 198 fg.), und in welcher Athanasius die vom Heiligen Geiste Begnadigten nicht nur Söhne Gottes, sondern auch selbst Götter nennt, ein Ausdruck, welcher dem Athanasius, wenn er ihn heutzutage gebraucht hätte, nicht den Verdacht der katholischen Orthodoxie, sondern des Hegel'schen Pantheismus zugezogen haben würde. Das Refrat hierüber bei Stöckl lautet wörtlich (S. 268 — 269):

Und was vom Sohne gilt, das gilt nach Athanasius auch vom Heiligen Geiste. Der Geist ist die dritte Person in der Gottheit. Er ist kein Geschöpf; denn wäre er nur eins der Geschöpfe, so würden wir durch seine Wirkung nicht mit Gott verbunden sein. Da er uns durch seine Gnade zu Göttern macht, so ist er ohne Zweifel Gott. Und als solcher ist er gleich wesentlich mit dem Vater und dem Sohne.

Bei Stöckl's Darstellung der gnostischen Systeme ist es besonders anerkennungswerth, daß er zur Vergleichung auch die ihnen so ähnlichen indischen Systeme mit herbeizieht, wobei er Othmar Frank und Windischmann folgt, und vorzüglich die Uebergänge aus Spiritualismus und Dualismus und umgekehrt, welche bei den indischen Pantheisten ganz ähnlich wie bei den gnostischen Pantheisten vorkommen, zur gegenseitigen Aufklärung hervorhebt. Wir wissen zwar noch nicht näher historisch nachzuweisen, ob ein Zusammenhang und welcher Rath gefunden hat zwischen dem Pantheismus der Gnostiker und dem der zu Christi Zeit bereits über einen großen Theil des Orients ausgebreiteten Buddhisten. Aber eben um über diesen wichtigen Punkt nähere Aufklärungen zu erlangen, sind solche Zusammenstellungen unerlässlich, wenn sie auch im Augenblicke noch keine reinen Resultate zu liefern vermögen. Dagegen hat Stöckl's Darstellung nicht dadurch gewonnen, daß er den Plotin schon im ersten Theile vor den Gnostikern vorweggenommen hatte, da das System des Plotin, wie Kirchner überzeugend nachgewiesen hat, auf dem Pantheismus der Gnosis als einer wesentlichen Voraussetzung fußt. Man hat bisher die Ableitbarkeit der gnostischen Lehren aus persischen Systemen gewöhnlich ebenso bereitwillig angenommen, als eine solche aus indischen Systemen abgelehnt. Es käme an nähere Vergleichungen im einzelnen an. Jedenfalls aber

ist der in der Gnosis vorausgegangene gärende Zustand für den speculativen Begriff des Christenthums mindestens ebenso wichtig, als das aus ihm im Kampfe mit störenden Einflüssen von innerer und äußerer Art hervorgewachsene widerspruchsvolle Product des Trinitätsdogmas, welches eben durch seinen widerspruchsvollen Inhalt anzeigt, daß in ihm ein gärender, und in dieser Gärung die moralischen Tiefen der Menschenkraft in einer bisher nicht dagewesenen Art aufschließender Zustand vor seiner geschmackmäßigen Beendigung auf gewaltsame Weise beschloffen wurde. Nicht das im widerspruchsvollen Product voreilig aufgedruckte Siegel der gewaltsamen Beendigung des Processes, sondern der fortwachsende und forttreibende Inhalt des nur einstweilen unterbrochenen Processes selbst, welcher sich nicht künstlich hemmen und dämmen läßt, sondern sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in immer erneuerten Impulsen fortsetzt, bis ihm das Wort der Raths-erlösung, wonach er ringt, zu Theil wird, ist das wirkliche und lebendige Christenthum.

Karl Forllage.

Dichterparallelen.

An Parallelen zwischen Schiller und Goethe und an Untersuchungen, wie sie sich gerade durch ihren Gegensatz ergänzen, haben wir keinen Mangel, eher Ueberfluß, und es erscheint außerst selten eine Schrift über Schiller und Goethe, in welcher dieses Lieblingssthema unserer Kunstheifer und Literaturbesessenen nicht ausführlich erörtert oder flüchtig berührt wurde. Es gibt aber noch andere deutsche Dichter, mit denen Schiller in Parallele gebracht zu sehen von Interesse sein würde, z. B. Klopstock. Schiller und der Sänger des „Messias“ waren wesentlich rathetische Naturen und theilten den Draig nach hochstehenden Empfindungen und hochstehendem Ausdruck, obgleich mit diesem in Schiller's Jugendgedichten bekanntlich Ennuiem in mehr als Bürger'schem Geschmack abwechseln. Sicherlich ist auch Klopstock auf den jungen Schiller nicht ohne Einfluß gewesen. Aber diese Parallele würde auch sofort die himmelweiten Unterschiede zwischen beiden Dichtern herausstellen, namentlich wenn man etwa Klopstock's Oden an Fanny oder Sibyl und Schiller's Gedichte an Laura vergleichen wollte. Bei Schiller ist hier der Ausdruck stets leidenschaftlich, stürmisch und sinnlich-feurig, bei Klopstock sentimental, zärtlich und nn- oder überkinnlich. An dramatischer Gestaltungskraft fehlte es Klopstock nur zu sehr, noch mehr aber an jenem Humor, der denn doch Schiller nicht so ganz versagt war, als z. B. Garkyle annimmt. Schiller protestirt in seinen „Göttern Griechenlands“ gegen die bloß materialistische Gottes- und Weltanschauung, gegen das Monopol des Gesetzes der Schwere als alleinigen Erhaltungsprincips des Universums, aber nur um den Untergang der griechischen Götterwelt zu beklagen und in seinen spätern Dichtungen dem katholischen Prachtentum und Mariendienst mancherlei Hulzigungen darzubringen. Klopstock verherrlicht den undarstellbaren Gott der protestantischen Christen und dessen Mittler Christus in seiner Messias wie in nicht wenig zahlreichen Oden, zog aber zugleich die nordischen Götter ins Spiel, gerade weil sie nie abgebildet worden und sich überhaupt, wie der christliche Gott, der Darstellbarkeit entziehen. Was die Vaterlandsliebe beider Dichter betrifft, so war diese bei Schiller ohne alle Widerrede rein kosmopolitische Natur, d. h. er predigte sie in Form einer allgemeinen Vorchrift, die jedes Volk zu beobachten hat; die Hauptstelle wenigstens, auf die man sich beruft: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an“, ist eine solche allgemeine Vorchrift, auf die sich auch der Pole, Geze, Däne, Magyar und Welsch- tuoler dem Deutschtum gegenüber berufen, ja die auch jeder Baier und Schwabe für sich geltend machen kann, wie denn

überhaupt Schiller sein heimatliches Schwaben mit Vorliebe sein „Vaterland“ nannte. Gedichte, in denen er das allgemeine deutsche Vaterland besungen oder dazu aufgefordert hätte, ihm zur Einigkeit und politischen Machtstellung zu verhelfen, hat er nicht verfaßt, und seine Dramen, meist der fremden Geschichte entnommen, gaben ihm hierzu keine Gelegenheit; im „Wallenstein“ handelt es sich nicht eben um die politische Größe und Einheits Deutschlands, und „Wilhelm Tell“ mahnt uns an eine schmerzliche Einbus Deutschland erlitten hat gegen die spätere Polu wohl wußte, wo der Sinnes fortgehenden Zerfall würde Schiller daher vielleicht auch etwas andere bereits ihm schwebte die F den größten deutschen vifeln Umrissen vor, und gerichtet. Und zwar nennenden Hineigung zum langte nämlich, wie aus an Zelter hervorgeht, daß für Gewissensfreiheit und auch den Künsten einen Aus sichern werde. W trifft, so war dieser re daß man ihn sogar ein Ungerechtigkeit gegen al beschuldigen kann. D Empfänglichkeit für di blieb Klopstock immer e im Sinne der Orthodo vermocht haben, dem so Zugestand zu machen schen oder vielmehr Fri u. s. w. kann man Kl doch als den Erneuerer Vaterlandsgefühls betra Klopstock's näher einzug neuerstehenen Wachs r wo diese Seite an Kl druck betont wird, die l

Diese Hinweisung auf Klopstock im Verhältnis zu Schiller sehen uns als Einleitung zu einer Anzeige der Schrift:

Schiller und Uhland Eine Dichterparallele von Julius Schwenda. Als Festgabe zur hundertjährigen Schiller's Feter. Wien, Sallmayer und Comp. 1860. 8. 8 Mgr.

durchaus nicht überflüssig; denn so wenig Verwandtes die Klopstock'schen und Uhland'schen Formen auch haben mögen, und so wenig es auch je gelingen kann und wird, zwischen Uhland's Romantif und dem Geiste, der sich in Klopstock's Messias und seinen religiösen Oden ausdrückt, irgendeinen Zusammenhang zu finden, so gehört doch auch Uhland zu den Erben jenes germanischen Geistes, jener vaterländischen Gesinnung, als deren Schöpfer Klopstock zu betrachten ist. Hier wollen wir nur einige Momente hervorheben. Die Romantif wurzelt namentlich in den Erinnerungen der alten deutschen Kaiserzeit; nun war es aber Klopstock, der in mehreren seiner Oden das Andenken an die alten vorhabsburgischen deutschen Kaiser, deren Gedächtniß zu zerstören die auf Ausrottung aller glorreichen Erinnerungen und alles deutschen Nationalgefühls hinarbeitende habsburgische Politik bis dahin mit Erfolg bemüht gewesen, zuerst wieder erneuerte und die mächtigen Gestalten einiger der gewaltigsten und verdienstlichsten, trotzdem aber fast verschollenen deutschen Kaiser und Könige wieder aus ihren Särgen heraufbeschwor. Bei Uhland begegnen wir einer entschiedenen Vorliebe für die nordische Helben-sage; wir begegnen bei ihm keiner griechischen und römischen Göttheit mehr, sondern, wie auch Schwenda hervorhebt, den

„vielgestaltigen Wesen des volksmäßig germanischen Götterglaubens“. Auch für diese Richtung war Klopstock Vorgänger durch seinen zur Ungebühr oft bespöttelten Versuch, die usurbierte Herrschaft der olympischen Götter, mit denen die deutschen Poeten vornehm so viel Unfug trieben, durch die Götter der nordischen Sage zu kürzen. Das Rauschen deutscher Eichenhaine vernimmt man in Uhland's Liedern so gut wie in Klopstock's Oden, und der vaterländischen Gesinnung gesellt sich die christliche ebensowol bei Uhland wie bei Klopstock, der auch als erster freisinniger politischer Dichter Uhland's wie aller späteren politischen Dichter Vorgänger war. Endlich möchten wir noch das beide Dichter in gleicher Stärke und Reinheit durchdringende echt germanische Keuschheitsgefühl hervorheben. Bei beiden Dichtern wird man nicht ein einziges kleinstes Wörtchen finden, das den prudesten Sinn verletzen könnte. Dadurch allein wird man freilich nicht zum großen Dichter, und mehrere der größten Dichter: Aristophanes, Shakspeare, Goethe, selbst Schiller in seinen Jugenddramen und Jugendgedichten waren eben nicht allzu prude; wir erwähnen diese Eigenschaft nur als einen beiden Dichtern gemeinsamen Zug, der mit ihrer ganzen christlich-germanischen Art und Richtung, übrigens an den äußersten Wurzelsfasern auch wieder mit dem urgermanischen Heiden- und Heldeuthum zusammenhängt.

Der Verfasser vorliegender Schrift geht nicht bis auf Klopstock zurück; er vergleicht einfach die beiden Schwaben, Schiller und Uhland, miteinander und zwar nur auf dem Gebiete der episch-lyrischen Dichtung, wo auch einzig und allein eine Parallele zwischen beiden zulässig ist. Er hebt hervor, wie bei Schiller, der „mehr ins Gegenständliche bildende, helle, kurz der mehr ideal-plastische Stil der Kunstdichtung“, bei Uhland „der mehr nur andeutende, verschleierte, malerisch hellbunkle Stil der Volkspoesie“ hervortrat, wie, im Gegensatz zu Uhland's epischem Realismus, das zur That übergehende ideale Pathos Schiller'scher Helben sich regelmäßig in der Weise leidenschaftlicher Emphase oder ideeller Reflexion zeige. Wie Schiller, obwohl er noch weniger als der plastisch-objective Goethe eine griechisch angelegte Natur gewesen, mit seiner dem griechischen Schönheitsideal wenigstens sehnuchtsvoll zugewandten Phantasie die Helben seiner Dichtungen zu allgemein menschlichen, typisch idealen Heroengehalten verklart habe, so umgürte Uhland's „in das romantische Ideal und den Gestaltenkreis deutscher Vorzeit liebend versenkte Phantasie ihre Helben mit dem farbenbestimmten Wehrgehänge individuell ausgeprägten, deutsch-nationalen Heldeuthums“. Uhland sei der eigentliche Begründer der nationalen Rhapsodie, der deutschen Heldenmäre geworden, seine Dichterjugend und erstes Dichterstreben sei mitten in jene nach außen und innen auf Wiederbelebung und Erweckung des vaterländischen Sinnes in Dichtung und Leben gerichtete Zeit gefallen, wo der lang versunkene reiche Hort der deutschen Volkslieder, Volksbücher, Volksagen durch den liebenden Forscher- und Sammelreiz deutschgesinnter Männer zu Tage gefördert worden u. s. w. Daher sähe man auch „immer und überall — und zwar nicht immer durch den Stoff bedingt — bei Schiller antike, bei Uhland romantische Anschauungen und Bilder hervortreten“. Bei Uhland klinge in der „hohen Königshalle“ des „Sängers Harse“, bei Schiller des „Sängers Leier“; bei Uhland blinke der sanfte „Liebeskern“ herab, bei Schiller „Selene“, „Hesperus“ oder „Helios“ in „stillen Majestät“. Bei Uhland herrsche „Frau Minne“, bei Schiller „die sanfte Cypria“ oder „Venus Amathusia“ über die Herzen der Menschen; bei Uhland lebe und rausche der deutsche Gott in den „frischen Eichenhainen“, bei ihm erscheine der ganze Kreis der deutschen Waldbäume, vor allen (wie bei Klopstock) die Eiche, sodann die Linde, aber auch die Buche, Birke, Tanne, Ulme und Fichte mit Vorliebe als landschaftlicher Hintergrund verwendet; Schiller's Phantasie dagegen ergehe sich in „Glykions Hainen“, in „Poseidon's Fichtenhain“, in „Apollo's Lorberhain“; bei Uhland fänden sich die geflügelten Bewohner des deutschen Waldes und die Sänger der Fluren, Nachtigall, Lerche, Wachstel, Drossel, Fink u. s. w.; bei Schiller dagegen töne „Philo-mela's Schlag“; Uhland führe uns in seinen Dichtungen all die

vielgestaltigen Wesen des volksmäßig germanischen Götterglaubens vor die Augen: Elfen, Feen, Riesen, Zwerge, Kobolde u. s. w., Schiller dagegen die Gebilde der griechischen Mythologie: Nymphen, Fören, Grazien, Amoretten, Dreaden, Rajaden, und selbst in dem sonst ganz dem Kreise christlicher Anschauung angehörenden „Lied von der Glocke“ müsse der „schwarze Fürst der Schatten“ die treue Gattin und Mutter ins „Schattenland“ wegführen. Dabei finden sich aber doch Stellen bei Uhland, in denen er sich mit Schiller in Gedanken und Abwendung, ja sogar im einzelnen Wortausdruck in merkwürdiger Weise berührt. Schwenda führt folgende an:

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch,
Auf eines Felsenberges Fuch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist gebaut.

(„Kampf mit dem Drachen.“)

Du kennst das Kloster, das von seiner Höhe
Das schöne Ussas weithin überschauet.

(„Graf von Schwaben“, zweite Abtheilung.)

Und so sah er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach den Fenstern noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

(„Ritter Toggenburg.“)

Da liegt du, eine Leiche,
Der aller Leben war,
Dir triefst noch um das bleiche
Gesicht dein graues Haar.

(„Tell's Tod.“)

Das Roß — — —
Und magst du's nicht haben zu eigne'm Gewinn,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst.

(„Graf von Habsburg.“)

Ich dir mein Köpflein nicht zu wilb,
Nimm's hin, dir zum Gewinne,
Und brauch' es in Gottes Dienste.

(„Junker Reckberger.“)

— — — in Kronion's Saal,
Die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

(„Ideal und Leben.“)

Dann reicht die Buhle dir bei Odin's Wahl,
Die goldgelodte, lächelnd den Pokal.

(„Die sterbenden Helben.“)

Solche Anklänge finden sich übrigens wol bei allen Dichtern, auch bei Schiller selbst. Seine bekannten Sentenzen:

„Schönes find' ich nicht, so lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele —

und:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten u. s. w.

weisen zurück auf Albrecht von Haller's:

Gerechtes Gesetz, das hier sich Kraft vermähle:
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Ueberhaupt wäre es vielleicht der Rede werth, einmal den Einfluß darzustellen, den Haller als pathetischer Lehrdichter auf Schiller gehabt hat; das wäre eine neue Dichterparallele, worin wir bemerken, daß solche Parallelen nur dann einen instructiven Werth haben, wenn sie sich nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, auf einige geistreiche Antithesen beschränken, sondern, wie die vorliegende Schrift, detaillirt sachlicher Art sind und mehr gründlich untersuchend als geistreich spielend in das Wesen der Dichter wie in ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten eindringen.

Interessant war uns folgende Bemerkung Schwenda's. „Einen weitern Unterschied zwischen beiden Dichtern begründet auch der Umstand, daß Schiller (die einzige „Hero- und Heldenromane“ ausgenommen) nur männliche Helben als Träger

und Mittelpunkt der epischen Handlung hinstellt, Uhlund dagegen nicht selten auch weibliche («Sieglinde», «Drei Fräulein», «Die Nonne», «Goldschmied's Tochterlein», «Die Räuberin», «Die Königstochter» u. a.). Aus einem ganzen Kreis Schiller'scher Romane — und gerade die bedeutendsten, wie «Die Kraniche des Ibylus», «Der Graf von Habsburg», «Der Kampf mit dem Drachen», «Der Ring des Polykrates» zählen darunter — sind weibliche Figuren sogar als einfach auftretende Personen gänzlich ausgeschlossen, und auch in den Dichtungen, wo solche auftreten, geschieht dies meist nur episodisch und in sehr secundärer Bedeutung. So sind die beiden «Kunigunden» — die Gräfin von Savern und das französische Hofschränklein — nicht minder wie die Königstochter im «Laufer», die Dame des «Toggenburger» und «die Schwester» des Damon in der «Bürgschaft» eben nur episodische Nebenfiguren oder vielmehr nichts weiter als personifizierte Motive. Uhlund zeichnet dagegen seine Frauencharaktere mit ausgeführtem Detail und stellt sie nicht selten auf bedeutame Weise in die Handlung eingreifend den Seiten zur Seite."

Wir haben schon früher einmal Gelegenheit genommen zu bemerken, daß Schiller ein mehr männlicher als weiblicher Geist gewesen, der sich in seinen lyrischen Erzeugnissen und in seinen balladenartigen Schöpfungen im ganzen mit größerer Treue und Aufrichtigkeit offenbart habe als in seinen Dramen, in denen er, wie fast alle Theaterdichter, manches von seinem eigenen Wesen opferte, um dem Geschmack des Publikums und den Forderungen der Bühne gerecht zu werden. Gegen seine Natur und Neigung scheint uns Schiller in mehreren seiner Dramen gerade Frauen zu Hauptträgern der dramatischen Handlung gemacht zu haben, um die weibliche Hälfte des Theaterpublikums in sein Interesse zu ziehen oder beliebte Schauspielerinnen mit effectreichen Rollen zu bedenken. Aber keiner seiner Frauencharaktere kommt, was man auch freilich kann verlangen wird, an ideellem Gehalte seinem Marquis Rosa oder Wallenstein, seiner an Lebenswahrheit seinem Ruffus Miller, dem Mohr im «Fiesco», den so vortrefflich und lebendig gezeichneten Feldobersten und Soldaten im «Wallenstein», den Dürten im «Wilhelm Tell» und den polnischen Landboten im «Demetrius» gleich. Den meisten Frauen gefallen seine Frauen, weil sie größtentheils sentimental und hyperidealisiert sind; aber ein scharfblickendes Weib, das sich auf die Eigenschaften ihres Geschlechts sehr wohl verstand, Frau von Barnhagen, nannte in ihrer drastischen Weise Thella eine „tragische Gurli“.

Zu den interessantesten Bemerkungen Schwenda's gehören diejenigen über die sprachlichen Eigentümlichkeiten und Eigenheiten beider Dichter, über gewisse Lieblingsgewohnheiten im Gebrauch der technischen Mittel, kurz über das, was bei ihnen nicht sowohl Stil als zum Theil wirkliche Manier ist. Es ist nun interessant zu sehen, wie verschieden diese Manieren bei beiden Dichtern sind, wie der eine mit Vorliebe anwendet, was der andere möglichst vermeidet. Während z. B. Schiller vorzugsweise componierte Participialformen liebt (z. B. „meergewohnte Vögel“, „sturmerprobte Schiffe“, „feuersprühende Stiere“ u. f. w.), wendet Uhlund diese Form fast nie an, vereinzelte Fälle in den provenzalischen Romanzen, „wo das trochäische Metrum dazu hindrängte“, abgerechnet. Im einfachen Epitheton, dem gewöhnlichen Mittel der poetischen Veranschaulichung, gebraucht Uhlund in der Regel das eigentliche Adjectiv, während Schiller außerordentlich häufig das Adjectiv der participialen Präsensform verwendet; so z. B. nur in der «Bürgschaft» sechzehnmal: „das revelnde Streben“, „der wandernde Stab“, „die raubende Kotte“, „das rieselnde Rauschen“, „der eilende Lauf“, „der eilende Fuß“ u. f. w. Hierdurch wie durch gewisse Wortstellungen erinnert Schiller wieder an die antiken Muster, während Uhlund durch die Wiederholung und den häufigen Gebrauch älterer Ausdrücke, z. B. „Gaden“, „Ferge“, „zuthal“, „wunderföhn“, „wundernküene“, „zur Stand“ (ze stunt) u. f. w., namentlich aber durch den nur allzu häufigen Gebrauch von „wohl“, „thut“ oder „thäten“, die von ihm oft nur schwachwörtlich

eingeschoben werden, besonders ferner durch Anwendung altvölkischer Constructionen, wie „die Küftung blank“, „der Ritter trant“, „lieb Bruder mein“, „an Fräuleins Thurm“, „in Vaters Haus“ u. f. w. seinen Dichtungen eine specifisch nationale Färbung zu geben liebt. Während ferner Uhlund außerordentlich häufig persönliche und sächliche Diminutivformen anwendet (z. B. Tochterlein, Königstochterlein, Stränklein, Röslein, Kinglein, Fensterlein, Vöglein u. f. w.), kommen solche Diminutiva bei Schiller fast nie vor, außer einmal „Nägdlein“ und das bekannte zweimalige „Lämmlein“ und „Blämmlein“ im „Alpenjäger“. Schiller liebt es, das unpersönliche „es“ auf höchst wirksame Weise statt eines bestimmten Subjects dann zu setzen, wenn eben die Unbestimmtheit die schreckhafte Spannung der aufgeregten Phantasie wesentlich zu steigern geeignet ist, was z. B. im „Laufer“ allein einundzwanzigmal geschieht, z. B. „Denn unter mir lag's noch begetief“, „Und schauernd bacht' ich's, da froch's heran“ u. f. w. Auch Philarete Chasles hat früher schon die Möglichkeit, das unpersönliche „es“ zu diesem Zwecke zu gebrauchen, der deutschen Sprache als einen besondern Vorzug nachgerühmt. In diesem Sinne verwendet Uhlund das Impersonale fast nie; desto häufiger aber — ganz nach Weise des deutschen Volksliedes — als Lieder- oder doch Strophenanfang mit nachfolgendem concretem Subject, z. B. „Es jagt ein Jäger früh am Tag“, „Es stehen drei Lindenbäume“ u. f. w. Schiller hingegen wendet diese Construction nur selten an und stellt in diesem Falle fast immer ein „und“ voran, z. B. „Und es wächst des Sturmes Toben“. Ueberhaupt liebt es Schiller in auffälliger Weise, Satz- und Strophenanfänge mit einem polysyndetischen „und“ einzuleiten, wie dies z. B. im „Kampf mit dem Drachen“ und den „Kranichen des Ibylus“ je siebenmal, in „Hero und Leander“ neunmal, im „Laufer“ elfmal, in der «Bürgschaft» zwölfmal, im „Gefährlichen Fest“ sogar dreizehnmal geschieht. In ebenso auffallender Weise bedient sich Uhlund des alterthümlichen „da“ als Versanfang, z. B. „Da war ein alter Ritter“, „Da ruft der Kreis so freudig bang“, „Da zeucht hinunter der junge Knab“, „Da sprach Herr Karl, der starke Held“, „Da sprach der fähne Held Roland“, „Da sprach der graue Herr Riolt“, „Da sprach der edle Graf Garein“, „Da sprach Herr Gottfried lobesam“ u. f. w. Solche mit größtem Fleiß aufgesuchte Besonderheiten beider Dichter werden von Schwenda noch viele beigebracht. Nur eine Anführung des Verfassers möchten wir noch mit einer Bemerkung begleiten. Schwenda erwähnt die bei Schiller häufige Anwendung der gedehnten Verbalform, wodurch das tonlose „e“ der Flexionsilbe als zählendes Taktglied ins Metrum gezogen werde (z. B. „erkannt“, „beweget“, „zertheilet“, „locket“ u. f. w.), wogegen sich wieder die Knappheit und Gedrungenheit der Uhlund'schen Ausdrucksweise an der zur Herstellung des männlichen Reims vorgenommenen, nicht immer zu billigenden Afope des tonlosen e bei Substantiven (z. B. Ehr', Gad', Speiß', Meng', Ritt' u. f. w.) zeige. Nun war aber die Anwendung der durch das e gedehnten Verbalform zu Schiller's Zeit überhaupt viel häufiger als jetzt, wo das tonlose Flexions-e immer mehr verschluckt und unterdrückt, dadurch freilich auch oft zu sehr harten und unsprechbaren Consonantenzusammenziehungen (z. B. Kampfs, Danks, Erlebs, Grabs, Tobs, Triumphs, Fests, Dasts und ähnliche) Anlaß gegeben wird.

Die Schwenda'sche Schrift, deren Reinertrag zum Besten der Schiller-Stiftung bestimmt ist, empfiehlt sich auf dem Titel als „Festgabe zur hundertjährigen Schiller-Feier“. Wir haben sie aus einer Reihe uns nachträglich zugegangener säcularschriften (worunter das Andrusat'sche sehr ausführliche Werk über die hamburger Schillerfeier, das in Philadelphia erschienene „Schilleralbum“, die in Karau veröffentlichte Schrift „Schweizerische Kätli- und Schiller-Feier“ u. f. w.) vorweggenommen, weil sie mit Schiller's Hundertjahrsfeier durchaus in keinem Zusammenhang steht, ihr Inhalt ihr vielmehr das Recht auf eine selbständige Besprechung sichert.

M. M.

Unterhaltungsbelletristik.

1. Aus Heimat und Fremde. Novellen und Erzählungen von Olfried von Laura. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Aus Heimat und Fremde. Novellen von G... Ghar, Hg. 1869. 8. 16 Ngr.
3. Margarethe. Ein christlicher Roman von Frauenhand. Herausgegeben von Ludwig Grote. Halle, Friede. 1860. 8. 24 Ngr.
4. In der Sommer-Mondnacht. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Schindler. 1860. 16. 15 Ngr.

Wir wollen die Vorrede nicht wiederholen, die wir in Nr. 29 d. Bl. der Besprechung eines Häufleins Erzählungen und Novellen vorausgeschickten. Wir faßten das Häuflein unter dem Begriffe „Journalbelletristik“ zusammen. Was wir an der Stelle zu sagen uns genugsam fühlten, das wird im allgemeinen auch auf das vorliegende Häuflein zu übertragen sein. Wir haben es mit andern Namen zu thun, wir lernen andere Personen und Verhältnisse kennen, wir finden da und dort andere Landschaften, andere Fernsichten, andere Situationen: das alles muß uns entschädigen, wenn wir auf das Originelle nicht gar zu sehr erpicht sind. Unsere Belletristik nimmt im großen und ganzen immer mehr eine gewisse militärische Dressur an. Das heißt, sie gefällt sich für den täglichen Bedarf in einer Form, die das eigentlich Poetische im menschlichen Sein und Handeln mehr und mehr zurückdrängt. Ob ein Buch sechs Erzählungen oder mehr enthält, ob es aus Heimat oder Fremde Erzählungen bietet: es liegt sich im Grunde das eine wie das andere, just wie in eine Compagnie Soldaten hundert und mehr diverse, — Verzückung! hundert und mehr verschiedene Gesichter einträgt, wir meinen untergebracht sind, und doch, man blicke nur hin: ein Gesicht schaut wie das andere aus!

Einen Vorzug rechnen wir indeß sämtlichen vier angezeigten Büchern an. Es liegt in ihnen etwas von deutscher sittiger Häuslichkeit; daran nimmt auch Nr. 2, dessen Heimat vornehmlich die Schweiz ist, theil. Wie sich die vier etwa untereinander verhalten, so kennzeichnet sich Nr. 1 als eine gebiegene bürgerliche Hausmannsofst, ohne große Kunst bereitet, ohne seine gewürzreiche Zuthaten aufgetragen; es sind gangbare Gerichte, die jeglichem Magen gut thun. Auch Nr. 2 und 3 dürfen das Lob wenn auch in etwas eingeschränktem Grade beanspruchen. Dabei versteht es sich von selbst, daß wir dieses Lob nach dem Maße bestimmen, das an die Hausmannsofst in der Literatur angelegt zu werden pflegt. Eine solche bürgerliche Kost findet sich nun freilich in Nr. 4 nicht. Aber das hindert nicht, das dort Gebotene zu ihr in Beziehung stehend zu betrachten. Es ist, als ob sich eine erfahrene Hausfrau plötzlich der Puppenküche eines kleinen Mädchens bediente und darauf die zierlichsten Speisen und Gebäcke bereitere.

Es trifft sich, daß die beiden vorausgenannten Bücher Nr. 1 und 2 denselben Titel: „Aus Heimat und Fremde“, führen. Die Verfasser beider Bücher betonen das lokale Interesse, mit dem ihre Erinnerung verwaachsen ist, ziemlich stark und ordnen ihm das Fremdländische unter. Bei dem einen (Nr. 1) ist die Heimat das sächsische Erzgebirge mit den daran grenzenden Gegenden, bei dem andern (Nr. 2) der deutsche Theil der Schweiz, der, wie die Schweiz überhaupt, in seiner staatlichen Verfassung einen ziemlich starken Gegensatz zum gemeinsamen großen Vaterlande bilden mag, doch aber in Sitten und Gebräuchen, in Blut und Familie, mehr aber noch in der gemeinsamen Sprache die treue Anhänglichkeit an das deutsche Mutterland nicht verleugnen kann. Nicht gemeinsam ist indeß beiden die Art, wie sie das Heimatlische und Fremdländische behandeln. Während bei Nr. 1 die Heimat zugleich die Erinnerungen und Erlebnisse des Verfassers selbst berührt, holt Nr. 2 seine eigenen Lebenserfahrungen aus der Fremde und schließt sie diesen zwei Novellen an, deren eine die Vorgeschichte des heimatlischen Wobens, deren andere dagegen

eine abgelegene von Reisenden weniger besuchte Schweizergegend in Anspruch nimmt.

Olfried von Laura, oder Adolf Peters, wie er sich mit prosaischem Vaternamen nennt, der Verfasser von „Aus Heimat und Fremde“ (Nr. 1) hat seit einigen Jahren, seitdem er mit der wirklich trefflichen Novelle „Die stille Mühle“ einen vom „Garten des Courier“ ausgelegten Preis davontrug, in ziemlich schneller Folge meist nicht ungünstig debütiert. Seine Lebenserfahrungen, wenn sie sich auch nur auf einen bestimmten Kreis beschränken, sind mannichfacher, theilweise nicht gerade ermuthigender Art. Es liegt in der Natur der Sache, daß er seine Blicke hier und da vielleicht mit etwas zu großer Vorliebe den Nachtseiten des menschlichen Lebens zuwendet. Die menschliche Schuld und die menschliche Sühne aufzudecken und mit allen ihren tiefen Beziehungen auf das psychologische Moment in unserm Denken und Handeln zurückzuführen, das dünkt uns die herrlichste Aufgabe der erzählenden Literatur, wenn sie das eigentlich Poetische nicht den bloßen Unterhaltungszwecken unterordnen mag. Die menschliche Schuld und Sühne aber aus vom Criminalistenstandpunkte aufzufassen, so gebräuchlich es auch bei einem Theile unserer heutigen Erzähler und so nahe es uns durch das fast überall eingeführte öffentliche Gerichtsverfahren gebracht ist, heißt doch wol dem großmännlichen Behagen und der Lust des Lesers an irgendwelcher Spannung etwas zu viel Rechnung tragen. Geben wir uns die acht Erzählungen und Novellen, die uns Olfried von Laura in den beiden Bänden bietet, nur etwas genauer an, dann scheint uns das „gut“ und „schlecht“, das „edel“ und „gemein“, das „bieder“ und „niederträchtig“ stellenweise etwas zu sehr durch die Schablone gearbeitet. Die bürgerliche Moral hat gewiß auch ihr Gutes. Ein Schriftsteller, der vornehmlich auf das Volksthümliche sein Auge richtet, wird ihrer nicht entbehren können. Nur hätte er sich, der poetischen Gerechtigkeit oder ästhetischen Rücksichten zu Liebe die volksthümliche Moral wie sie sich in den Begriffen des volksthümlichen „gut“ und „schlecht“ ausdrückt, mit Anschauungen und Reflexionen zu versehen oder durch Handlungen zu verbessern, die nur vor den Richterstuhl der ganz freien, über Vorurtheile erhabenen Moral ihre Rechtfertigung finden möchten. Sonst schiebt er die Schwachpunkte, mit denen man die Poesie in der Erzählung entweder vom beschränkten Standpunkte in der strengen Betonung der Rechtfertigung der Vorurtheile, oder vom feiern in dem Darüberhinaussein über Vorurtheile suchen könnte, zu seinem eignen Nachtheile durcheinander. Zeigen wir das an der einen Erzählung „Eine Braut“. Es liegt gerade in ihr mancherlei, das uns nicht zur vollen Freude über das Erzählte gelangen läßt. Ein junger Mann ist durch eigene Verknüpfung von Umständen unschuldigerweise zur Zuchthaushaft verurtheilt. Er ist ein Kind vom Gelehrten, genährt mit idealistischen Empfindungen; er begreift nicht, daß er durchaus unpraktisch handelt und aus dem besten Zartgefühl, um andere nicht zu compromittiren, in Haft ruhig über sich ergehen läßt. Er sitzt geraume Zeit. Nach Abbüßung der Haft wird er auf freien Fuß gesetzt. Er gewinnt fern seiner Heimat ein junges Mädchen; nichts steht den Geliebten entgegen, der Vater des jungen Mädchens willigt in die Verlobung. Da wird plötzlich die entehrende Haft des jungen Mannes bekannt. Der Vater besteht auf Trennung des Verlobnisses, wenn sich die schuldblose Verurtheilung nicht erweisen läßt. Diese läßt sich augenblicklich nicht erweisen und somit müssen sich die Geliebten trennen. Der junge Mann fällt infolge dessen in ein tödliches Fieber; die Geliebte eilt gegen des Vaters Willen an sein Lager. Beide werden heimlich getraut. Der Vater tritt mit Verwünschungen zwischen sie. Doch siehe da: er trifft vom Gerichte urplötzlich ein Schreiben ein: es enthält die Festätigung, daß nach neuester Feststellung der Thatfachen der junge Mann schuldblos festgesetzt gewesen sei. Nun willigt der Vater in die Ehe, sein Schwiegerlohn hat zwar die Bekanntheit des Zuchthaus gemacht, aber er hat ja unschuldig gelitten. Darin liegt eine gewisse poetische Gerechtigkeit, aber auch eine gewisse. Denn wie sehr auch der Satz, man dürfe nicht

nach Vorurtheilen ohne weiteres richten, verherrlicht werden soll, so sieht uns namentlich der Vater gar nicht nach einem Darüberhinaussein über Vorurtheile aus. Im Gegentheil, die Rechtferichtigung durch das Altesflück, welches die Nichtschuld des Schwiegersohns bekräftigt, erscheint uns wie ein bloßer Nothbehelf, davon ganz zu schweigen, daß durch die heimliche Entfernung der Tochter zur Pflege des Geliebten die väterliche Autorität bedenklich untergraben worden ist. Wir sahen es lieber, die Erzählung entbehrte zum Schluß der Schönpfänderchen und unschönen Nothbehelfe; wir wünschten, sie wäre auf der Basis der Vorurtheile und der vorliegenden Thatfachen mit aller Konsequenz zu Ende geführt. Wir sahen einen tragischen Ausgang vielmehr um so lieber, je mehr uns aus ihm eine freilich andere, aber nicht weniger bedeutende poetische Gerechtigkeit entgegen trat. Möglich auch, daß wir dann zu den einzelnen Personen ein weit bedeutenderes Interesse faßten, das uns jetzt durch das sogenannte gute Ende der Erzählung einigermaßen verflümmert wird.

Unter den acht Erzählungen der beiden Bände möchten wir den beiden „Der wilde Jakob“ und „Der Steiger von Unverhofft Glück“ den Vorzug geben. Auch mit „Blind und doch sehend“ würden wir es halten, wäre die Blinde nicht mit gar zu idealistischen Streichen gezeichnet, ruhte nicht der Conflict wieder auf schuldloser Entfremdung des Helden, und ließe der Verfasser seine Personen nicht am Schluß nach Schweden hinüber reißend nehmen. An der Erzählung „Die Kriegesfasse“ wollen wir nicht viel mäkeln, sie reiht sich den beiden ersten genannten würdig an. Dagegen dünkt uns „Der Wetter aus Schießen“ unbedeutender. Auch das Interesse an „Eine Fahrt in den Lenz“ dürfen wir nicht gerade groß nennen. Und „Der Spielmann von Vorkau“ behandelt die alte Geschichte vom Weiger, der in die Wärengrube fällt und bis auf die letzte Seite zur Ergötzung des Biertrinkenden geigen muß.

Vermißen wir auch bei Elfried von Lanza stellenweise tiefere Charakteristik, was denn auch auf seinen Stil hier und da nicht ohne Einfluß bleibt, so lesen sich doch seine Erzählungen und Novellen frisch weg. Dasselbe Lob läßt sich auch von den Novellen „Aus Heimath und Fremde“ (Nr. 2) sagen. Das Buch des schweizerischen Anonymus bietet zuerst eine historische Novelle aus den Kämpfen Bündens mit Oesterreich 1621 und 1622, „Die Bräutigauer“ betitelt. Mit patriotischer Wärme erzählt, verdient sie wegen der Objectivität und maßvollen Sicherheit des Verfassers hervorgehoben zu werden. Die Greuel der österreichischen Bedrückten sind vom freisinnigen Schweizer mit allem Nachdruck bloßgelegt, nirgends aber mit der Abfälligkeit, die, was leider ein gut Theil unserer heutigen Belletristik, wir setzen hinzu unserer heutigen historischen Belletristik fortwährend thut, dem Haß der einzelnen Völker untereinander Nahrung bietet. Uebrigens entstand die vorliegende Novelle nicht erst aus Anlaß des letzten italienischen Kriegs in der Lombardei; wir erwähnen das ausdrücklich der Vermuthung entgegen, als habe der Verfasser seiner Zeit nur einen Spiegel an der Vergangenheit vorhalten wollen. Wäre das geschehen und die Novelle nur mit Bezug auf die neuern historischen Vorgänge geschrieben, so würden wir dies und jenes daraus streichen, überhaupt den Werth der belletristischen Methode entschieden anweisen, die zur Erstarfung des patriotischen Gefühls fast nichts als nur das Niederzuschreiben weiß, was Nachtheiliges für ein benachbartes und feindselig gesinntes Volk aus seiner bessern Quelle, es sei denn die der Alt-Bayen- und Muhmennerinnerung, geschöpft sein kann. Die zweite Novelle „Am Scaletta“ hat nichts mit der großen Historie zu thun; sie gibt dagegen ein lebhaftes Bild von dem gefährvollen Leben der Alpenbewohner. Sie spielt nicht im gangbaren Theile der Schweiz, sondern auf der Höhe nur dann und wann von Reisenden besuchten Hochlandsschlucht Davos. Der Verkehr der diesseitigen und jenseitigen Thalbewohner, gefährliche Alpenübergänge, Lawinen, Verschüttungen durch Schneemassen und treue Schilderung der volkstümlichen Sitten und Lebensweisen bilden den Kern der Novelle, durch den sich natürlich eine erst unglückliche, dann

glückliche Liebe als rother Faden zieht. In der zweiten Hälfte des Buchs verlegt uns der Verfasser mit zwei Erzählungen: „Das Pusztienmädchen“ und „Der Stuhlrichter“, nach Ungarn und Siebenbürgen. Er scheint das dortige Leben aus eigener Erfahrung zu schildern, die ungarische Nation vielleicht durch seine Theilnahme am aufständischen Kampfe 1848 und 1849 lieb gewonnen zu haben. Verdient die letztere Erzählung seiner weitem Hervorhebung als der, daß sie ein getreues Bild von dem orientalischen Wanderleben der Zigeuner entwirft, so ist dagegen nach unserer Ansicht „Das Pusztienmädchen“ weitaus das Beste des ganzen Buchs. Das macht nicht allein die Romantik des Stoffs, die sich an ein Mädchen der Puszta, Gähler, knüpft, das macht nicht allein der Kampf herüber und hinüber, die Theilnahme Gähler's an den unglücklichen Zigen im Jahre 1849, das macht auch nicht Kossuth, macht nicht Görgey, denn beide erscheinen dem Volke gegenüber, ohne daß sie der Verfasser schwarz anstrich, in wenig schmeichelhaftem Lichte: das macht aber die merkwürdig melancholische, ewig sehnüchtige Stimmung eben dieses ungarischen Volks, die der Verfasser als Grundzug seiner Erzählung trefflich auszugetragen verstand.

Nicht im gleichen Sinne günstig mögen wir über „Margarethe, ein christlicher Roman von Frauenhand“ (Nr. 3) urtheilen. Ob Roman, Novelle oder Erzählung, wir wissen eigentlich selbst nicht! Vielleicht am besten „Gelegenheitsdichtung“; denn auf eine Gelegenheitsmacherei deutet doch schon das Wort „Christlich“! Der Herausgeber Ludwig Grote sagt im Vorwort, dessen Kürze ein ganz besonderer Vorzug desselben ist: „Margarethe heißt Perle, und eine Perle ist es, deren Glanz in den nachfolgenden Blättern leuchtet. Freilich werden ihn nur solche Leser entdecken, welche Augen mitbringen. Dem Unterzeichneten gebührt kein anderes Verdienst, als diese Perle aus ihrer tiefen Verborgenheit ans Licht gezogen zu haben, und sein Wunsch ist es, daß sich viele Herzen an ihrem einfachen reinen Glanze weiden mögen.“ Wir wissen den unverkennbaren Fleiß und den guten Willen, mit dem die anonyme Dame an die Aufgabe ging, einen specifisch christlichen Roman zu schreiben, gebührend anzuerkennen, den Roman selbst halten wir — es thut uns leid, so ungalant sein zu müssen — für verfehlt. Bedachte denn die geehrte Dame nicht, wie unnütz es ist, nach dem „Buche aller Bücher“, dessen eines Kapitel, z. B. das fünfte des Matthäus, in jedem Verse ganze christliche Romane aufwiegt, mit dergleichen kunst- und poesilosen christlichen Arbeiten zu kommen. Margarethe heißt Perle, schön! Worin besteht denn nun aber das Verdienst dieser Margarethe? Darin etwa, daß ihr Lebenslauf äußerlich wie innerlich glatt und mühelos abläuft! Heißt das vorzugsweise christlich leben, wenn des Menschen Thun durchaus keine Conflithe und Widerwärtigkeiten zu bestehen hat? O auf die Weise sehnt sich selbst der verrottetste Mensch nach christlichem Leben!

Wir haben schließlich einen Blick zu werfen auf: „In der Sommer-Mondnacht“ (Nr. 4). Theodor Storm's Arbeiten erfreuen sich seit kurzer Zeit großer Beliebtheit. Er betitelt die vorliegenden Producte seiner Feder Novellen. Wirklich Novellen? In einem Bändchen von 90 Seiten des saubersten Miniaturschrifts Novellen? Die sind es nicht. Aber Träumereien, Rückerinnerungen, Phantasiebilder, halb im Wachen, halb im Schlummer, halb in der Dämmerung, bei Mondschein in der Jasmin- und Caprifoliumlaube hingeworfen, die möchten es eher sein. Glücklicher Autor, der ein „In der Sommer-Mondnacht“ unbefangen und ohne Reflexion in die Welt sendet! Glücklicher Verleger, der es mit zufriedener Miene auf den Buchmarkt bringt! Glücklicher Kritiker, der in genügsamer Stunde sein „Lasset es passieren“ darunter schreibt! Das Büchlein enthält vier Stücke. Sinnig geschrieben sind sie alle, aber mit einer Feder, die sich, wie es scheint, sehr bald verschreiben wird. Die längste der Novellen heißt „Auf dem Staatsbese“. Alles in allem möchte sie auch die bedeutendste sein, ohne daß damit ihre Bedeutung wirklich ausgesprochen sein soll. Denn die drei

übrigen nehmen zusammen auf nur 21 Seiten einen so geringen Raum ein, daß sie fast gar nicht in Vergleich zu jener gebracht werden können. „Wenn die Äpfel reif sind“ wird für manche Leser nicht klar genug erzählt sein, wenigstens nicht für solche, die in einer Novelle notwendig etwas Spannendes suchen. „Posthuma“ dagegen, so abgeschlossen die kleine Pöree in sich ist, streift sehr in die Demi-Monde-Literatur hinüber. Das Kindermärchen „Der kleine Häwelmann“ endlich dürfte vollständig genügen, wenn der Schluß nur irgendeine Pointe hätte. Den Gelden indeß ins Wasser fallen lassen und sich dann an die Leser wenden und sagen: „Wären ich und du nicht gekommen und hätten den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen, so hätte er doch leicht ertrinken können“: — das mag für Kinder ausreichen, scheint uns aber eine Methode, bei der man gar leicht zum Schreiben ins Blaue hinein gelangen kann.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Jagdliteratur.

Wildanger. Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Baiern. Von Franz von Kobell. Mit Bildern von Ernst Fröhlich. Stuttgart, Gotta. 1869. Gr. 8. 6 Thlr.

Der Verfasser dieses geschmackvoll und reich ausgestatteten Werks war uns zwar als ein Mann von Geist und Fachbildung bekannt, wir hätten aber nicht geglaubt, daß er über sein Thema, die Geschichte der Jagd, ein so unterhaltendes und wissenschaftlich so ausgiebiges Buch, wie das vorliegende ist, zu bieten vermögen würde, ein Buch, das auch für den Laien im edeln Weidwerk so viel Lehrreiches und Anziehendes entfaltet. Zwar haben in neuerer Zeit, wo die Jagdlust wieder zu Ehren zu kommen scheint, noch Windell, Landau, Jäckel, Eichudi und andere ihm in seiner Aufgabe reichlich vorgearbeitet, allein zu einer so kenntnisreichen und vielseitigen und zugleich so geschmackvollen Arbeit wie die feintige ist, so würdig dem Beschützer aller Künste, dem König Maximilian II. gewidmet zu werden, hat es doch kaum einer seiner Vorgänger gebracht. Hierbei wird zunächst die Anordnung des Ganzen zu loben sein, nach welcher an die einzelnen Objecte der Jagd, vom Hirsch bis zum Schuhu herab, die Geschichte, die Jagdarten, ihre Gebräuche, Spruchreime und andere Eigenthümlichkeiten angereiht, sodann aber über die Weidmannssprache, die Natur der Thiere, Bege- und Schonzeit derselben, alles Wissenswerthe beigebracht und eine seltene Masse speciellsten Wissens entfaltet ist, wobei dann seltene alte Geschichten und Sittenbilder mit fröhlichen Reimen und Liedern einen erheiternden Einschlag bilden. Hier erfahren wir nicht bloß, wie die Achäer, die größten Jagdfreunde unter den Griechen, ihre Hunde, die sie gern aus Indien bezogen, nannten, wie z. B. πόρναξ, τόρυνη (Lanzenspiße), πορύρα (Wache), άτρυή (Stärke), όρρυή (Zorn), σπούδρη (Eile), τρυπήνη (Lärm), νογυή (verständig), λόγος (Hinterhalt); wie sie den Hirsch gern in das Meer hegten; wie die Kurfürsten von Sachsen von 1611 — 80 einen Dreißigender, zwei Achtundzwanzigender, 15 Zweihundzwanzigender, 157 Achtzehnder und 669 Sechzehnder erlegten, indeß jetzt ein Sechzehner schon zu den größten Seltenheiten gehört: welche Jagdlieder der Sohn der arabischen Wüste singt, wenn er den „Gaul der Einsiedler“, den Hirsch, jagt; sondern wir empfangen auch liebliche und witzige Jagdgesänge der deutschen Vorzeit in reichster Auswahl gleich dem folgenden Bruchstück:

Weidmann, lieber Weidmann, sag mir an:

Was ist weißer denn der Schnee,

Was ist grüner denn der Klee,

Schwärzer denn der Rab?

Und klüger denn der Jägerknab? —

Das kann ich dir wol sagen.

Der Tag ist weißer als der Schnee,

Die Saat ist grüner als der Klee,

Die Nacht ist schwärzer als der Rab,

Schon Wäldlein klüger als der Knab.

Oder Reimsprüche wie:

Wenn mag der Hirsch am besten gesund sein? —

Wenn die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein,

Wisset der Hirsch am allergefunden zu sein.

Wir erfahren ferner, welche große Männer der Vorzeit begeisterte Jagdfreunde waren, wie Karl der Große, Kaiser Max, Heinrich IV., Katharina von Medici und ihrer Edhne nicht p gedenken, und welche, wie Friedrich der Große, nichts von der Jagd hielten, wobei uns denn auch die Geschichten von aufhischen besessigten Wildbuben nicht erspart werden, obwohl die von Kurfürst Moriz von Sachsen und einem Erzbischof von Salzburg (1560) erzählten Grausamkeiten dieser Art doch wenig beglaubigt sind. Neu war uns, daß das Damwild erst seit dem 16. Jahrhundert in Deutschland bekannt und aus Dänemark — daher der Name „Dahnwild“ — importirt sei, wo es allmählich bei der zwischen ihm und dem Gelwild bestehenden Antipathie das letztere verdrängt haben soll. Das ursprüngliche Rirsengeschlecht des Damwildes, das bis 11 Fuß zwischen den Enden maß, ist jedoch längst ausgestorben. Der Keiler, als ein tapferes und ritterliches Thier, stand im Norden in so hohen Ehren, daß man ihn nicht nur oft zum Wappenbild nahm, sondern auch bei ihm, seinen Kopf berührend, gelobte und schwur, wie König Ring in der „Fritzhofsaga“. Ein Bischof Theobaldus, Bischof von Orleans, feierte eine Keilerjagd Karl's des Großen, wobei auch seiner Tochter Theobrada, Robbaida und Hil drud als Teilnehmerinnen gedacht wird. Von Kaiser Max wird berichtet, daß er „aus frecher Jugend einem großen harnenden Ober auf allen vierten in einen Busch allein nachschre und ihn mit dem Schwerte erwürgte“, ein andermal aber „unter den gestürzten Pferde liegend, noch das Schwein ersack“, und Aehnliches wird von Friedrich I. von der Pfalz erzählt. Bei der Gensjagd wird die Stelle aus dem „Theuerdank“ von Melchior Plazina:

Der Held steigt Berg und Felsen an

Mit Hülf seines Schafts, so gut er kann.

Kam hoch an eint jähle Wand,

Alwo ein Gens hielt seinen Stand —

angeführt, aber zugleich bemerkt, daß dies nicht das vornehmste Ausgemalte Abenteuer an der Martinswand sei, in dem der „zwei Tage und zwei Nächte“ zubachte, vielmehr daß von diesem Abenteuer im „Theuerdank“ selbst gar nichts vorkommt, und erst unter einem Bilde in der Ausgabe des „Theuerdank“ von 1679 zum ersten mal erzählt wird. Im ganzen scheint der Gensstand in Tirol sich eher vermehrt als vermindert zu haben; dagegen sind die Luchse, deren in Tegernsee um 1760 noch 30 gezählt wurden, ganz verschwunden. Ein Gensbock von 50 Pfund wird daselbst jetzt auf 15 Gulden werth gerechnet; an Klugheit aber steht die Gemse, wie die Jäger sagen, dem Hirsch weit nach. Der Steinbock kommt jetzt nur in den piemontesischen Gletscherthälern vor, in Val d'Aosta und Locana, anderwärts, in Sellbrunn z. B., sind sie eingeseht.

Vom Gensbock lern' das Steigen.

Das Birschen lern' vom Fuchs,

Vom Spielhahn lustigen Reigen

Und ledern Griff vom Luchs.

Auf diese Art könnten wir den Leser noch lange Zeit mit heitern und lehrreichen Citaten aus diesem Buche unterhalten, wenn uns der Raum dazu zur Verfügung stände; denn das vorliegende ist nur wenigen Abschnitten desselben entlehnt. Wir können berichten, wie die Bärenjagd im oberbairischen Gebirg noch um 1786 ergiebig, seitdem nur noch vereinzelt, der letzte 1828 am Plonberg bei Kreuth vorkommt, während am Oden und in Südtirol deren im Jahre 1835 noch 23 erlegt wurden, daß man den Bären nicht entgegen, sondern nachschließen muß wie bei dem Kampfsjagen mit dem Bären zu verfahren ist, wo Wolf und Luchs für Jagdfrünke erfordern u. dgl. m.; allein wir müssen mit unserm Bericht zu Ende eilen. Wir wollen daher

nur noch anführen, daß die beigelegten Bilder und Illustrationen dem Buche durch Auffassung und Treue zur wahren Verdeutlichung dienen, und daß endlich ein umfassender Anhang alle Idiosyncrasien der Weibmannesprache nicht nur vollständig ausbeutet, sondern auch mit den nöthigen naturhistorischen Erläuterungen begleitet, welche über Natur und Lebensweise der Jagdthiere, die Wurf- und die Schonzeit und alles sonst hierher Gehörige die nöthige Belehrung mittheilen. So erfüllt dies Werk seinen Doppelzweck der Unterhaltung und Belehrung auf die gefälligste Art und stimmt uns durch seine heitern Reimsprüche und Lieder so muthig und fröhlich, daß wir, um dem Leser dieser Zeilen dieselbe Stimmung zu hinterlassen, auch unsererseits mit dem fröhlichsten Ausrufe des Verfassers schließen wollen:

Und wenn es nichts ums Jagen wär,
Als fern vom Stadtegewimmel
Durch Lauben, wie der Wald sie deut,
Zu schaun den blauen Himmel;
Den Schwägern aus dem Weg zu gehn
Und keinen Narren mehr zu sehn...

Und wenn es nichts ums Jagen wär
Als nur die Zeit gewinnen,
Ein Kleinod an das Klebchen sein
In Ruhe zu erkennen,
Und würde ob dem holden Bild
Vergeffen selber gar das Bild,
Doch wär' genug der Luß dabei
Zum Lob der Jägerin!

Und somit alles Lob und allen Dank dem Verfasser! 4.

Das Schwarze Corps des Herzogs von Braunschweig-Deß.

Erinnerungen an das Schwarze Corps, welches Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Deß im Jahre 1809 errichtete. Aus dem Tagebuche eines Veteranen. Von H. von Frankenberg-Ludwigsdorf. Braunschweig, Schwetfische und Sohn. 1859. 8. 9 Ngr.

Neben das Kriegsjahr von 1809 und seine für Deutschland so wichtigen Erscheinungen ist bereits ein umfangreiches Material von Schriften angewachsen, zu dem der Herausgeber durch diesen Auszug aus dem Tagebuche eines alten Offiziers sein Scherflein beiträgt. Wir hätten fast eines Auszugs lieber das ganze Tagebuch, soweit es sich zur Veröffentlichung eignet, gewünscht. Persönliche Erlebnisse haben zwar nicht immer ein allgemeines Interesse, besonders wenn sie mit eitlem Selbstgefälligkeit vorgetragen werden, aber wo sie aus wichtigen Zeitbegebenheiten hervorgehen, werden sie durch diese gehoben und gewinnen sich in der Regel antheilsvolle Leser. Der Verfasser der vorliegenden Erinnerungen tritt in seiner Bescheidenheit ganz zurück und erst in den Kämpfen auf der Pyrenäischen Halbinsel erfahren wir gelegentlich, daß er dort eine Compagnie geführt. Wir ehren diese objective Behandlung seines Stoffes, sie würde aber durch einige subjective Elemente an Wärme und Colorit bedeutend gewonnen haben.

Die Errichtung des Schwarzen Corps und seine ersten Erfolge in Verbindung mit den Oesterreichern bis zu dem Moment, als die Nachricht von dem Waffenstillstande von Znaim eintraf, werden in genügender Ausführlichkeit erzählt. Manches kann zur Ergänzung der „Rückblicke“ Dehnel's dienen (vgl. Nr. 29 u. 31.). Dieser schildert nur das Gefecht bei Berncastel eingeheender. Wattergnoden heißt aber das bezeichnete Dorf nicht, die fränkische Mundart hat wol den Verfasser des Tagebuchs irre geführt; es heißt Wattergnoden, weil es zwischen drei Weibern liegt (unweit Markt Schorgast, der Eisenbahnstation). Dies nur beiläufig, an sich ist es gleichgültig. Genauer als bei Dehnel wird uns die Scene vorgeführt, wie der Herzog seinem bei

Zwidau versammelten Corps den Entschluß verkündigte, sich durch Norddeutschland Bahn zur Vereinigung mit den Engländern zu brechen, welche dort gelandet sein sollten; wir lesen die Rede, welche er den Offizieren hielt, vollständig. Der Verfasser nennt den ersten, der seinen Abschied forderte, Rittmeister von Otto, von dem es der Herzog am allerwenigsten erwartet hätte; er ist fern davon, den Abgang mehrerer Kameraden, welche diesem Beispiele folgten, zu kritisiren, da sie wol ihre entscheidenden Gründe gehabt haben mögen; aber mit Recht tadelt er, daß sich einige von ihnen bemühten, ihre Unteroffiziere und Husaren gleichfalls zum Austritt zu bewegen. Wegen der unbegrenzten Liebe der Leute zu dem Herzoge fanden jedoch diese Bemühungen nur geringen Anklang.

Der Marsch des Corps und die Gefechte desselben, durch welche es sich den Weg nach der Küste bahnte, seine Einschiffung nach der Insel Wight, ferner der Aufenthalt auf Guernsey und zuletzt in Irland: alles das wird einfach und kurz erzählt. Hier trennte sich bekanntlich das Corps. Das Infanterieregiment erhielt am 8. August 1810 Befehl zur sofortigen Einschiffung nach Portugal, wo es zu Wellington's Armee stoßen sollte. Am 15. September lief der Transport in den Tajo ein und die Schwarzen wurden unter dem Donner der Salutsschüsse durch den deutschen Jurauf: „Willkommen, Braunschweiger!“ von den Wallen S. Julia's überbracht, dessen Commandant, ein Deutscher, durch ein Sprachrohr die Landsleute begrüßte. Am 16. September in kaum 20 Minuten gelandet, wurde das Regiment in dem alten Castell von Lissabon untergebracht, am 5. October gemustert und dann auf den Tajo wiederum eingeschifft, um stromauf zur Armee geführt zu werden, mit der es sich am 10. vereinigte. Es wurde der Brigade Badenham der vierten Division (Cole) zugetheilt. Von da an fließt seine Geschichte mit der des Wellington'schen Heers und speciell mit der des Truppenkörpers, zu dem es gehörte, zusammen. Am 14. October kam dasselbe auf den Außenposten der Linien von Torres-vedras zum ersten male ins Feuer und bekundete gleich hier seine Tapferkeit, die ihm während des ganzen Kriegs so viel Auszeichnung verschaffte. Der Verfasser hätte hervorheben können, warum es stets zum Vorposten- und leichtem Dienst verwendet wurde — die englischen Truppen eignen sich wenig dazu, ihre ganze Taktik war immer und ist noch schwerfällig für diese Zwecke, wie trefflich sie sich auch in regelmäßiger Schlacht bewährten. Wellington wußte also dazu sehr zweckmäßig die Deutschen und Portugiesen zu verwenden, und das war auch der Grund, warum das braunschweigische Regiment bald getrennt wurde: neun Compagnien blieben zusammen und bildeten mit den neuangewonnenen beider leichteren Bataillonen der englisch-deutschen Legion eine Brigade unter General von Alten, welche zu der kürzlich errichteten siebenten Division stieß; zwei Compagnien wurden zur fünften Division detachirt, eine nur blieb bei der vierten. Die ersten (neun) zeichneten sich besonders in der Schlacht von Fuentes de Onor am 3. Mai 1811 aus, wofür Wellington ihnen mit entblößtem Haupte dankte. Wieder vereinigt focht das Regiment in der Schlacht von Salamanca am 22. Juli 1812. Der Verfasser berichtet theils als Augenzeuge, theils nach zuverlässigen Mittheilungen die Thaten und Schicksale des Regiments, wie seiner detachirten Compagnien und setzt demselben dadurch ein Ehrengedächtniß. Dabei hat er auch Gelegenheit gehabt, viel richtige Bemerkungen über die Armee Wellington's zu machen; den Portugiesen läßt er alles Lob widerfahren, er nennt sie durchaus zuverlässig, was von den Spaniern weniger zu rühmen gewesen. Wir lesen in den Gefechts-schilderungen manche taktische Details, die dem Militär immer von Interesse sind. Das letzte harte Gefecht bestanden die Braunschweiger noch, als bereits der Waffenstillstand nach der Schlacht von Toulouse (10. April 1814) unterzeichnet war. Der Commandant von Bayonne glaubte nicht an die Siege der Allirten von Deutschland her, nicht an den Stand der Dinge in Paris, und machte noch einen Ausfall, der unnäherungsweise viele Menschenleben kostete.

Nach dem Frieden schied das Regiment aus dem englischen

Dienst und lehrte nach Braunschweig zurück, wo der Herzog allen freistellte, entweder in seine neuerrichteten Truppen einzutreten, oder eine Civilanstellung in seinen Diensten anzunehmen, oder mit ehrenvollem Abschied und Reisegeld in die Heimat zurückzukehren. Nur wenige wählten das letztere. Der Verfasser schildert mit dankbarer Vorliebe, welche Anerkennung den Tapfern von ihrem Kriegsfürsten zu Theil geworden ist — wir wollen keine Parallelen ziehen, verweisen aber auf das in Nr. 46 d. Bl. f. 1858 besprochene Werk des Oberlieutenant von Hartmann. Mit Recht macht der Verfasser unser Tagebuch noch darauf aufmerksam, daß die Vertheilung und Einverleibung der kriegserfahrenen Schwarzen in das neuerrichtete braunschweigische Corps wesentlich dazu beigetragen hat, demselben jenen Halt zu geben, der sie in den Kämpfen von 1815 so unübertrefflich brav schlagen ließ. Zum Schluß wird noch in Kürze die Geschichte des 1810 in Irland zurückgebliebenen Fußarenregiments erzählt, das erst Ende 1812 sich einschiffte und zu Lord Bentinck's Heere stieß, 1814 nach Sicilien gesendet wurde, um dort den innern Dienst zu versehen und 1816 nach England zurückkehrte, um dort die Pferde abzugeben und dann nach Braunschweig abzugehen, wo es freilich, da der Herzog 1815 bei Quatre-Bras gefallen war, von der provisorischen Regierung den Empfang nicht fand, wie ihn dieser 1814 seinen Jägern bereitet hatte. Eine patriotische Hinweisung auf die Nothwendigkeit, die deutschen Völker und Fürsten schließt das kleine Werk, dem noch ein namentliches Verzeichniß der Offiziere und Offiziersaspiranten des Schwarzen Corps beigefügt ist.

Karl Ernst von Bernuth.

Notizen.

Aus der wiener Gesellschaft.

Eine ohne Zweifel der aristokratischen Crème angehörende Dame gab in der Wallishausser'schen Buchhandlung zu Wien eine Schrift heraus unter dem Titel: „Die wiener Gesellschaft 1860. Charakteristik von einer Dame“, welche den nach ihrer Ansicht tief herabgekommenen Zustand des höhern Gesellschaftslebens in Wien beleuchtet. Der traurige Charakter, den heutzutage das höhere gesellige Leben angenommen habe, die Unzufriedenheit aller Klassen, „von der erfährt niemand mehr sich mit der Stellung, die ihm die Verfassung angewiesen hat, begnügt, und niemand mehr achtet und weiß, was er hat und was er will“, das alles soll, nach der Ansicht dieser anonymen Dame, seinen Grund in dem Stillstehen eines mächtigen Elements, der Aristokratie haben. Der edle Stolz, „du tronc illustre“ habe vor dem niemand verlegt, „denn er war dabei herablassend, lebenswürdig, und betrachtete die Artigkeit als den Grundstein seiner Erziehung. Zuvorkommend mit jedem Stande, anerkennend für jedes Verdienst und Genie, zog er es in seine Nähe“ u. s. w. Dagegen „la branche pourrie“ sei nicht mehr stolz, sondern hochmüthig und unartig, ohne Ideal, ohne Verständnis, ohne Bewußtsein und Erkenntniß seines eigenen Werthes und dessen anderer. Es sei allmählich zum guten Ton der jungen Herren geworden, nichts zu lernen als schlecht zu reiten, und für alles sehr bald blasirt zu werden: „Pferde füllten ihre Köpfe, Tänzerinnen ihre Herzen, das gräßliche Lafter des Spiels ihre junge kostbare Lebenszeit aus“ u. s. w. Die Frauen hätten zu gleicher Zeit ihr heiliges Amt zur Veredlung der Gefühle und Sitten eingebüßt; es habe sich bei ihnen, da sie nur durch ihre äußere Erscheinung zu gefallen angewiesen waren, eine frivole Tendenz entwickelt, Eitelkeit und Koketterie, „dieses schleichende Gift, welches unvermerkt die schönsten Anlagen und Empfindungen himmelt“, seien auf alle Weise genährt und unterstützt und zur Mode in den Kreisen der tonangebenden Welt geworden. Wer wollte leugnen, daß diese Klagen nicht sehr viel Wahres enthielten? Die Verfasserin ist durchaus nicht der Ansicht, daß eine Frau viel zu lernen brauche, „um geistreich, durchdringend, aimabel und amusant zu sein“. Dazu brauche sie sich nur „ihrem natürlichen Verstande, ihrem angeborenem Takte und dem Schwünge ihres Gefühls zu überlassen“. Zu

welcher Zeit, fragt sie, habe es die geistreichsten, interessantesten und berühmtesten Frauen gegeben? Und sie antwortet: In jener Zeit, da sie weder Hypsik nach Astronomie studirt und orthographisch geschrieben hätten; wobei wir bemerken, daß in Deutschland auch von den Männern feiner vollkommen orthographisch richtig schreibt, denn schreibt er nach dem Ufuso, so macht er in den Augen eines Anhängers der Grimm'schen Schreibweise nichts als Schmier, und schreibt er nach dieser, so wird er sich von einem Anhänger der traditionellen Orthographie wie ein Schulfuss corrigiren lassen müssen. Die Verfasserin sucht weiter nachzuweisen, daß Ueberbildung den Frauen der höhern Klassen sehr gefährlich werden könne, für die der „niedern“ Klassen aber ein „Vergnügen“ sei. So viel ist richtig, daß alles Wissen bei einer Frau den Mangel an Seelenadel, Herzensgüte und natürlicher Grazie nicht ersetzen, vielmehr, wenn es sich mit Affectation verbindet, ihre ganze Erscheinung in eine widerliche Caricatur verwandeln kann. Am meisten erbittert zeigt sich die Verfasserin gegen die sogenannte Geldaristokratie: „Dieser Stand, der so vieles für sich hat, um damit Herzen zu gewinnen und sein unverkennbares Streben nach einer höhern Bildung zur Geltung zu bringen, nämlich den Reichthum, hat trotz der traurigen Wahrheit seines Wahlspruchs: „Geld regiert die Welt“, nicht einmal das Mittel gefunden, sich wenigstens erträglich zu machen“, und: „Abelsolz kann verlesen, Geldstolz empor“. Denn mir die Wahl bleibt, so lese ich viel lieber die Addition meiner nicht vollzähligen Ahnen von den scharfen Zügen eines intoleranten Aristokraten herab, und fühle mich viel lieber von ihm übersehen, als angesehen von dem geübten Berechnungsauge eines Parvenu, das mit Hohn und Mitleid den geringen Werth meiner Spitzen an meinen Ärmeln abschätzt und verächtlich auf das schon dreimal gesehene Kleid blickt.“ In der That, die Geldaristokratie sollte sich durch ein bekanntes Sprichwort warnen lassen, in denselben Fehler des brüsten Hochmuths zu verfallen, welcher der Verröthung und dem Sturze des Abenadels vorherging. Ein Geldmensch der plumpen Sorte erscheint ihnen deshalb so ungraziös, weil man es ihm anseht, daß er immer am liebsten die Hände in die Taschen seiner Beinkleider stecken möchte, um mit Goldstücken zu klumpen und jedes Gespräch mit diesem Geräusch zu begleiten.

Humburg und Hamburg.

Von den wenigen englischen Wörtern, die sich bei uns eingebürgert haben, wird das obenstehende vielleicht am häufigsten gebraucht. Es hat diese Thatsache, wie alles in der Welt, ihre zwei Seiten, eine traurige und eine erfreuliche. Traurig ist es, daß wir das Wort so oft in Anwendung zu bringen haben: erfreulich ist es, daß wir die Bezeichnung selbst doch erst einer fremden Sprache haben entlehnen müssen. Damit wenigstens glauben wir, beruhigt sich noch immer mancher gute deutsche Patriot, wenn er selbstzufrieden im Lehnsessel sich streckend jenes Wort aus Mangel an einem passenderen beiläufig einmal zu gebrauchen Veranlassung hat, dabei aber es selbst, sowie das was es bezeichnet, für eine ausländische Pflanze hält und an England und Amerika denkt. Wir bedauern jedoch, unsere guten Landsleute in ihrem behaglichen Wahne stören zu müssen, denn nach einer Angabe in dem uns vorliegenden, kürzlich in zweiter Auflage erschienenen „Dictionary of Modern Slang, Cant, and vulgar Words“ ist das weltläufige Wortchen „Humburg“ nichts anderes als eine Corruptur des Namens unserer freien und den Engländern einst fast ganz Deutschland repräsentirenden Stadt „Hamburg“, von wo aus während des Kriegs in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so viele falsche Bulletins und Denkschriften nach England kamen. „O, das ist Hamburg (oder Humburg)“, hieß es bei jeder neuen Nachricht, welche für unwahrscheinlich gehalten wurde. Demnach wäre Humburg gleichbedeutend mit der seit dem letzten Krimkrieg allgemein üblichen Bezeichnung: Tatarennachricht. Der Verfasser des obengenannten Wörterbuchs hat das Wort zum ersten mal auf dem Titelblatt des in

London um 1735—40 erschienenen Buchs: „The Universal Jester... being a choice collection of merry conceits, ... bon mots, and Humbugs, by Ferdinand Killigrew“, gedruckt gefunden. Die andere Angabe, nach welcher das Wort aus einer Corruption des Namens „Homberg“, eines berühmten Chemikers am Hofe des Herzogs von Orleans, welcher nach Verkeley ein eifriger Forscher nach dem Stein der Weisen oder ein sogenannter Goldmacher gewesen sein soll, entstanden wäre, scheint uns weniger annehmbar. 36.

Bibliographie.

- Arnold, A., Die Einheit der Schulen mit Hinsicht auf deren bisherige Entwicklung und auf die Nationalität. Erfurt, Villardt. Gr. 8. 15 Ngr.
- Bärsch, G., Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Zur Erinnerung an den Felden und an die Kampfgenossen. Mit Schill's Bildniß, 1 Karte und 4 Plänen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.
- Baumgarten, W., Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. Br. 8. 1 Thlr.
- Bhern, Henriette v., Fremdes und Eigenes für Geist und Herz in Gedichten und Prosa. Halle. 8. 1 Thlr.
- Die beiden Ephyrauten. Ein Märchen von der Verfasserin der „Waise“. Mitau, Lucas. 16. 8 Ngr.
- Erinnerungen aus dem Leben der Fürstin Pauline zur Lippe-Detmold. Aus den nachgelassenen Papieren eines ehemaligen Lippschen Staatsdieners. Gotha, F. A. Berthes. Gr. 8. 12 Ngr.
- Fink, C., Gedichte. Hannover, C. Rümpler. 8. 1 Thlr.
- Fontane, L., Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Freudenberg, G., Gedichte. Wiesbaden, Limbarth. 16. 15 Ngr.
- Gerlach, F. D., Sage und Forschung. Ein Vortrag. Basel, Bohnmaier. Gr. 8. 9 Ngr.
- Grabowski, S. Graf, John Paul Jones. Biographischer Roman. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 2 Thlr.
- Grüne, W., Glaube und Wissenschaft. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.
- Gundling, J., Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge in Federzeichnungen. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
- Idephons v. Arr, Geschichte der Herrschaft Ebringen im Jahre 1792, aus alten Urkunden gezogen, dem Drucke übergeben von J. Booz. Freiburg im Br., Wangler. Gr. 8. 12 Ngr.
- Angelika Kaufmann. Ein historischer Roman in zwei Bänden. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Klette, G., Das Buch der Betrachtung. Mit Illustrationen von L. Burger. Berlin, Hollstein. 16. 2 Thlr.
- Lancizolle, L. v., Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen. Fortsetzung der Geistesworte aus Goethe's Werken. Berlin, Nicolai. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Mc. Kay, A., Die westliche Welt. Reise durch die Vereinigten Staaten von Amerika. Aus dem Englischen überfetzt von Marie Heine. Nebst einer Einleitung und 4 Illustrationen von W. Heine. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 8. 7 Thlr.
- Montbé, A. v., Die sursächsischen Truppen im Feldzuge 1806 mit besonderer Bezugnahme auf das von Göpfner'sche Werk: „Der Krieg von 1806 und 1807.“ Nach officiellen Quellen bearbeitet. Zwei Bände. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 4 Thlr.
- Der Pilger aus Prag. Prag, Credner. 1861. Hoch 4. 16 Ngr.
- Rostowski, D., An allen Orten. Elberfeld, Bader. Br. 8. 24 Ngr.
- Das Schöne aus der Zauberwelt, oder: Wie es im Reiche

der Feen zugeht. Eine Sammlung neuer und alter auserwählter Märchen. Nordhausen, Büchling. 8. 10 Ngr.

Schopenhauer, A., Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seyffardt, J. E. K. F., Die Geusen. Erische Dichtung. Herausgegeben von G. Palleske. Elberfeld, Bader. 16. 15 Ngr.

Siefert, J. v., Neue Weisen. Elberfeld, Bader. 16. 24 Ngr.

Sophokles, Ajax. Tragödie. Im Versmaße der Urschrift überfetzt von J. Jastra. Reife, Graveur. 8. 8 Ngr.

Sundelin, P., Die Staats-Anwaltschaft in Deutschland. Ihre jetzige Gestalt in den deutschen Gesezen, ihre Prinzipien und Bedürfnisfragen. Anclam, Krüger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tholuck, A., Die Propheten und ihre Weissagungen. Eine apologetisch-hermeneutische Studie. Gotha, F. A. Berthes. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tuttle, G., Geschichte und Geseze des Schöpfungsvorganges. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen, mit einem Nachwort von G. M. Schner. Erlangen, Eise. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ulrich, L., Herr und Madame Fernel. Roman. Aus dem Französischen von A. Mecklenburg. Zwei Bände. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr.

Weltheim, G. v., Der Zollwächter. Eine Erzählung nach dem Französischen des Elie Berthet frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Vollmuth, P., Die Belagerer als Semiten. Geschichtsphilosophische Untersuchungen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Vorberg, C., Maria Gloriosa. Historischer Roman. Zwei Bände. Salztotten, v. Sobbe. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachsmuth, W., Geschichte deutscher Nationalität. 2ter Theil. — A. u. d. L.: Geschichte der deutschen Volksstämme aus dem Gesichtspuncte der Nationalität. 1ste Hälfte. Die Stämme niederdeutscher Zunge und die Hessen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die Waise. Eine poetische Erzählung von der Verfasserin des Märchens „Die beiden Ephyrauten“. Mitau, Lucas. 16. 12½ Ngr.

Witting, L., Dichtungen. Neapel, Detken. 12. 1 Thlr.

Wuzdorff, A., Dramatische Dichtungen. Harburg. 8. 20 Ngr.

Tageliteratur.

Deyer, C., Der Teufel, die bösen Geister und die Hölle bei den Deutschkatholiken. Rede am 26. August 1860 vor der deutschkatholischen Gemeinde zu Leipzig gehalten. Leipzig, Friebe. Gr. 8. 2 Ngr.

Die deutschen Fürsten und der deutsche Adel. Hannover, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Ideen zur Einigung und Einheit Deutschlands. Berlin, Vogel u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kurhessen unter dem Vater, dem Sohne und dem Enkel. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kreuzzug-Briefe an Napoleon III. Vom Verfasser der „Sieben vertraulichen Briefe“, „der vier Schlussbriefe“ u. c. Geschrieben im August 1860. München, Lentner. Gr. 8. 2 Ngr.

Neun Briefe über Verfassungs-Reformen in Oesterreich. Vom Verfasser der „Paltingenesis“. Leipzig, Wagner. Lex.-8. 12 Ngr.

Kaupp, C., Ein Ustlich alte, reingehaltene Marktgrößer. Gespräch auf dem Wege zu Hbel's Säcular-Fest zu Hausen am 10. Mai 1860. Freiburg im Br., Wangler. Gr. 8. 10 Ngr.

Sayn Wittgenstein, Prinz Emil zu, Der Schutz der Christen im Orient. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Lex.-8. 3 Ngr.

Die Sprachen- und Nationalitätenfrage in Oesterreich. Von einem Romanen. Wien. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Arthur Schopenhauer's philosophische Werke.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

- I. Ueber die Freiheit des menschlichen Willens, gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
- II. Ueber das Fundament der Moral, nicht gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, am 30. Januar 1840.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Diese beiden wichtigsten Werke des am 21. September d. J. gestorbenen berühmten Philosophen liegen hiermit dem deutschen Publikum in neuen Ausgaben letzter Hand vor. Die zweite Auflage des erstern wurde wenige Tage vor seinem Tode beendet, die dritte Auflage des andern — seines Hauptwerks — erschien erst voriges Jahr.

In demselben Verlage erschien:

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. Von Dr. Julius Frauenstädt. 8. 2 Thlr.

Die Schopenhauer'sche Philosophie, nach der Ueberzeugung des Verfassers dieser Briefe sowol wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit Kant, und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige Darstellung und unparteiische Beurtheilung mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwicklungsgang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tief sinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem grössern gebildeten Publikum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 28 Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Walter Scott.

Ein Lebensbild. Aus englischen Quellen zusammen-
gestellt von

Professor Dr. Felix Eberty.

Zwei Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 3 Thlr.

In ergreifender Weise rollt sich in diesem Buche dem Leser das Leben eines Mannes auf, dessen Charakter und geistige wie gemüthliche Eigenschaften ebenso die Bewunderung der Welt verdienen, wie seine Schriften, die so lange Jahre schon jedem Gebildeten die reinste und heiterste Unterhaltung gewähren. — Das in anziehendster Weise geschriebene Buch dürfte somit den zahlreichen Verehrern Walter Scott's eine willkommene Gabe sein und wird gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand gelegt werden.

Jagdliteratur.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Windell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Esch. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Esch bearbeitete dritte Auflage des berühmten und unübertroffenen dastehenden Windell'schen Jagdbuchs, deren Preis trotz der vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der frühern Auflagen.

Jester (F. C.), Die kleine Jagd. Zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von C. F. C. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Drei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr. (Auch in 6 Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Bei einer guten typographischen Ausstattung, unter Zugabe vieler Holzschnitte und Lithographien, wurde der Preis dieser trefflichen Werke, das in dritter Auflage 3 Thlr. 6 Ngr. kostet, doch nur sehr niedrig, auf 2 Thlr. gestellt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise-Atlas von Deutschland in 58 Karten.

Entworfen und gezeichnet von Dr. Henry Lange.

Mit erläuterndem Texte von Dr. Julius Michaelis.

4. Geheftet 6 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 7 Thlr.

Dieses jetzt vollständig vorliegende Werk umfasst eine Reihe von Eisenbahnkarten, Flusskarten und Städteplänen, wie sie bisher noch nicht existirten, und die zusammen einen Reise-Atlas von Deutschland bilden. Auf den Karten oder Plänen sind meist Abbildungen der interessantesten Sehenswürdigkeiten angebracht und ausserdem ist ein erläuternder Text hinzugefügt. Die Verlagsbuchhandlung glaubt dem deutschen Publikum hiermit ein Werk darzubieten, das nicht nur während der Reise, sondern besonders auch nach derselben zur Erinnerung an die Reise reichen Genuss bereiten und zugleich die mannichfachste Belehrung darbieten wird.

Der «Reise-Atlas» ist übrigens auch in 20 Lieferungen à 10 Ngr. nebst einer gratis erfolgenden Supplement-Lieferung allmählich zu beziehen. Ausserdem erscheint von demselben zur bequemern Benutzung während der Reise eine Ausgabe in einzelnen Blättern, die sauber cartomirt und von einem ausführlichen Text nebst Reiseboten begleitet sind. Jedes derartige Blatt kostet 5 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 42. —

18. October 1860.

Inhalt: Napoleon III. als Held der Geschichte und des Romans. — Zur Charakteristik der Deutschen. — Zur Urgeschichte der Buchstaben-
schrift. — Notiz. (Biographisches). — Bibliographie. — Anzeigen.

Napoleon III. als Held der Geschichte und des Romans.

1. Kaiser Napoleon III. Eine biographische Studie. Von Rudolf Vottschall. Piesing, Kuhlmei. 1859. 16. 17½ Ngr.
2. Geschichte Napoleon's des Dritten, Kaisers der Franzosen. Dem deutschen Volke erzählt von H. Kressschmar. Erster und zweiter Band. Salzfotten, von Cobbe. 1860. Gr. 16. Jeder Band 25 Ngr.
3. Die Napoleoniden. Kurzer Lebensabriß der hervorragendsten Mitglieder des Hauses Bonaparte, von Madame Éléonore an bis auf die Gegenwart, und der Napoleoniden Einfluß auf die Geschichte Europas. Weimar, Voigt. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Napoleon III. Nach dem Leben gezeichnet von Eugène de Mirecourt. Berlin, J. Abelshorff. 1860. 8. 10 Ngr.
5. Napoleon III. und seine Zeit. Stuttgart, J. Scheible. 1858.
6. Napoleon III., der Mann der größten Attentate des 19. Jahrhunderts. Von einem Conserutiven. Zweite Auflage. Leipzig, Kollmann. 1859. Per. 8. 15 Ngr.
7. Louis Napoleon. Roman und Geschichte von Lucian Herbert. Erster bis dritter Band. Leipzig, Grunow. 1860. 8. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Daß die Deutschen zu einer „Literatur“, wie sie jede irgendwie bedeutende Erscheinung hervorruft, das stärkste Contingent größerer und kleinerer Schriften stellen, versteht sich schon von selbst, denn da Deutschland das nun schon alte Vorrecht hat, für die andern zu denken, so meint es natürlich, es müsse soweit möglich auch für sie schreiben, und schade ist es nur, daß unter der zu Tage tretenden Flut von Schriften blutwenig sind, die auch die Bedeutung einer That hätten, schade, daß der Gesamteindruck, den im besondern gegenwärtigen Falle diese Literatur auf uns macht, noch bei weitem kein solcher ist, daß wir zu sagen berechtigt wären: da ist der rosen politische Arlequinade der deutsche Ernst entgegen-
treten!

Wir haben es hier mit einigen Proben der neuen Napoleon-Literatur zu thun und unter diesen sieben Erzeugnissen der Presse gehört nur eins der kleinsten dem Auslande an und doch dieses hat sich der deutsche Uebersetzerfleiß nicht entzogen lassen. Die uns vorliegende kleine Sammlung ist 1860. 42.

ein buntes Quodlibet und repräsentirt als solches recht gut die ganze betreffende Literatur, die schon erstaunlich angeschwollen ist; da sind Schriften von allen Farben, allen Parteien und zugleich auch von allen Formen: Eintagsfliegen, genannt Broschüren, ernstere Werke, die wenigstens die Bratenstion haben, etwas mehr als Tagesliteratur zu sein, und zu alledem kommt auch sogar schon der Roman! Wir nehmen sie in bunter Reihe, wie sie sich eingefunden haben, denn eine strenge Ordnung, etwa nach ihrer Form, nach ihrer literarischen Bedeutung oder nach ihrer Parteistellung, würde äußerst wenig frommen, das Ganze würde bleiben, was es ist, ein Chaos, eine Sprachenverwirrung; ja, am Ende ist es wol ganz angemessen, wenn wir nicht zu sehr bemüht sind, diesen Charakter des Chaotischen zu verwischen, denn er ist bezeichnend für diese ganze Literatur. Wenn man alle verschiedenen Farben mischt, so gibt das kein reines Weiß, sondern nur schmutziges Grau, meinte Goethe, und wenn wir die verschiedenfarbigen Meinungen über Napoleon III., denen wir hier begegnen, sofern es überhaupt möglich, in einem Brennpunkte zu vereinigen suchen, so würde das auch schwerlich ein reines Licht geben, es bliebe ein trübes Grau. Indes ist für die richtige Anschauung schon etwas gewonnen, wenn man die verschiedenen Parteimeinungen ruhigen Mutes anzuhören, zu mustern und zu vergleichen vermag, und diesem Zwecke können vielleicht die nachfolgenden Bemerkungen dienen, welche — indem wir, soweit es thunlich, die Parteileute selbst reden lassen — gleichsam Randglossen zur Geschichte Napoleon's III. sind, die in der Hauptsache als bekannt vorausgesetzt wird. Man ist ja wol schon so ziemlich einig, obwohl oder vielmehr weil man gesehen und erwogen hat, welche Rolle einer Erscheinung wie diesem Napoleon gegenüber in höhern wie in niedern Regionen bald die Furcht, bald der Eigennutz; bald die bornirte Kannegeßerei, bald die schlaue Spitzelkederrei, hier der gerechte, dort der blinde Haß spielt, man ist, sagen wir, nach alledem so ziemlich darüber einig, daß der Gegenstand all dieser gewaltigen Bewegung eben auch ein Theil von jener Kraft ist, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft“.

Der Biographen Napoleon's gibt es schon eine ziemliche Anzahl und mag man auch nicht leugnen, daß es statt eines Dugends solcher „Geschichten“ eigentlich an einer einzigen genug wäre, so läßt sich solchem Ueberflusse gegenüber am Ende doch ebenso wenig verdammen als rühmen, wenn man sich erinnert, daß diese Epheuren meist selbst gar keinen Anspruch auf die Geltung historischer Werke machen und daß ja überhaupt die gesammte moderne Tagesliteratur nichts anderes ist noch sein will, als eine schriftlich geführte öffentliche Conversation oder Debatte. Aber die Zeit schreitet rasch, und manche Gedanken und Ansichten, die in einigen der hier zu erörternden Schriften ausgesprochen sind, haben sich binnen wenig mehr als Jahresfrist bereits durch den Gang der Ereignisse widerlegt; doch gilt das eben nur von manchen, denn die meisten sind durch die Ereignisse vielmehr bekräftigt worden, und dies erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß Ludwig Napoleon, wie sehr man auch immer geneigt war, ihn, wenigstens in Betreff einzelner Fälle, als den Unberechenbaren zu bezeichnen, doch im allgemeinen leichter denn irgendjemand berechenbar ist, weil er sein Programm allezeit offen vor sich hergetragen hat. Das ist in der That ein großer Vortheil für die gleichzeitigen Biographen, die sich in Bezug auf Napoleon III. manches Urtheil erlauben dürfen, was in Bezug auf andere Männer erst die Zukunft gestatten würde. Sein Leben liegt in der Hauptsache so gut wie vollendet vor, es fehlt zum Schluß nur noch die mehr oder minder ferne Katastrophe.

Wie wahr dies nun auch sein mag, so wird sich gleichwol kein gewissenhafter Biograph anmaßen, schon jetzt eine in allen Punkten richtige Schilderung des Mannes liefern zu wollen, der seine Laufbahn noch nicht vollendet hat, und in dieser Beziehung gibt der Verfasser der ersten der oben verzeichneten Schriften seinem Werke mit Recht den bescheidenen Titel einer „Studie“; was sich aber in der Gegenwart nur überhaupt leisten ließ, das hat H. Gottschall in dieser Schrift mit rühmlichem Fleiße und besonders auch mit einem anerkennenswerthen Takte geleistet. Wir dürfen ihm das Zeugniß geben, daß er völlig Wort gehalten hat, nachdem er in der Vorrede gesagt:

Wir schreiben weder eine Schmähe noch eine Lobhudelei. Die kurze Skizze soll, mit möglichster Benutzung aller vorhandenen Quellen, die zu einem mehrbändigen Werke hinlänglichen Stoff geben würden, ein gedrängtes Gesamtbild des französischen Cäsar und seines Lebens entwerfen, welches, leicht verständlich und rasch zur Hand, für die Beurtheilung der Zeitereignisse doch vielleicht manchen wünschenswerthen Maßstab gibt.

Diese Worte bezeichnen überhaupt den einzigen Zweck, den eine Biographie Napoleon's für jetzt haben sollte, und das, was man gegenwärtig billigerweise allein von einer solchen erwarten darf. Auf noch nicht hundert kleinen Octavseiten erschöpft Gottschall seinen Gegenstand in vollkommen genügender Weise und wenn er gedrängt schwebt, geschieht dies keineswegs auf Kosten einer gefälligen und anziehenden Darstellung. Man vermißt in dieser Erzählung kein Ereigniß von nur einiger

Wichtigkeit, keinen für die Charakteristik Napoleon's III. nur irgend erheblichen Zug. Das Büchlein theilt sich in sieben Kapitel („Die Kindheit“, „Die Jugend Ludwig Napoleon's“, „Das Attentat von Strassburg und seine Folgen“, „Das Attentat von Voulagne und die Gefangenschaft von Ham“, „Die Republik und der Präsident“, „Der Staatsstreich vom 2. December“, „Das Kaiserreich“) und läßt, wie gesagt, nichts Bemerkenswerthes oder Interessantes unerwähnt, begnügt sich übrigens auch nicht mit einer trockenen Erzählung der Thatfachen, sondern versteht es, besonnene Nüchternheit mit pikantem Ausdruck zu verbinden und Personen sowie Ereignisse mit oft sehr treffenden Bemerkungen zu charakterisiren. Wir würden unangethan, wollten wir die oder jene einzelne Stelle als besonders gelungen hervorheben, da wir das Büchlein wirklich durchweg sorgfältig gearbeitet finden; nur als Bey für das ebenso treffende und klare als unparteiische Urtheil des Verfassers wollen wir einige Sätze anführen. S. 22, wo von dem Aufenthalte des Knaben Napoleon in der Schweiz und den Einwirkungen dieses Aufenthaltes die Rede ist, heißt es:

Ein Element deutschschweizerischen Graßes, von französischer Leichtgläubigkeit und Lebensfreude weit entfernt, ist im Charakter Ludwig Napoleon's nicht zu verkennen. Leider aber gibt es sich nur als selbstgenügsame Verschlossenheit, als brütender dämonischer Fanatismus kund, als Schwärmerei für Ideen, deren Verwirklichung freilich zugleich die höchste Selbstverwirklichung ist.

Da Napoleon keinesfalls Gemüth abzusprechen in konnte er wol wirklich gerührt sein, als er sich nach dem Strassburger Attentat so mild von Ludwig Philipp behandelt sah. Gottschall bemerkt bei dieser Gelegenheit (S. 119):

Aufwallungen des Gemüths sind dem Charakter Ludwig Napoleon's nicht fremd; es ist mehr persönliche Gemüthsregung bei ihm mit im Spiel, als man glauben sollte. Es ist dies begreiflich; denn der Prinz betrachtet sich als die Reinkarnation der Napoleonischen Idee, als eine Art von „absoluter Persönlichkeit“, und macht daher seinen Haß und seine Liebe, seine Sympathien und Antipathien zu Angeln seines Systems. Im ersten Zeitraum seines Lebens ging der Prinz in diese „Idee“ auf; im zweiten geht die „Idee“ im Prinzen auf, und was ihn persönlich kränkt und freut, das wird eine Sünde gegen die „Napoleonische Idee“ und kann unter Umständen ein Motiv seiner Politik werden. . . . Nach der Februartrevolution erscheint der Prinz als Diplomat aus der Schule Machiavelli's. Er sagt mit Talleyrand: Die Worte sind nur dazu da, um Gedanken zu verbergen; er sagt mit dem Jesuitismus: der Zweck heiligt die Mittel. Er ist höchst consequent in der Verfolgung des Zwecks, während in Bezug auf die Mittel eine Inconsequenz der andern folgt, die Handlungen stets den Worten widersprechen und Wort- und Eidesbruch nur als notwendige Dissonanzen erscheinen, um den vollen Schlußaccord der verherrlichten „Idee“ und „Persönlichkeit“ um so wirksamer hervortreten zu lassen. Je näher dem Ziele, desto gewaltsamer tritt dieser Machiavellismus hervor.

Zum Schluß resumirt Gottschall seine Charakteristik Napoleon's in folgenden Worten (S. 240 fg.):

Ludwig Napoleon ist einer jener „gemischten Charaktere“, über den das Urtheil der Mitwelt wie das der Nachwelt aufeinander gehen wird. Dies bleiche stille Kaiserantlitz, nicht morgenlath und kalt, wie das des ersten Kaisers, sondern nur wie im Feuerfluß erstarrte Lava, mit den halbgeschlossenen, aber erloschenen Augen, die sich nur selten voll aufthun, doch dem

zu Napoleonischen Willen — ist es das hippokratrische Geſicht des in ſeiner Auflöſung begriffenen Frankreich, iſt es das geheimnißvolle Sphinxantlitz, welches neue, ungelöſte Räthſel der Weltgeſchichte verbirgt? Merkwürdige Miſchung von Gegenſätzen in dieſem Manne! Doctrinär, Mann der Formel, methodiſcher Kopf, iſt er doch im einzelnen unberechenbar in ſeinem Entſchließen. Das Geſicht politiſcher Berechnung wirft oft eine Laune des Augenblicks über den Haufen. Sein Geiſt iſt weniger tief als ſein Gemüth! Mit dieſem Gemüth hat er die Napoleonische Idee erfaßt, durchgeführt, in Fleiſch und Blut, in ſein eigenes Leben verwandelt; mit dieſem Gemüth hält er an beſtimmten Grundſätzen und an beſtimmten Thatſachen feſt; dieſes Gemüth hat ſeine Unergründlichkeiten und Unvergeßlichkeiten, iſt ebenſo empfindlich wie nachſichtig und hält jede Unbill, die ſeinem großen Vorſänger widerfahren, für ſeine eigene, die er zu ſühnen hat. Das iſt der wahre Schlüssel ſeiner Politik! Es fehlt nicht an Tugenden, welche erweilen, daß, außerhalb des Kreiſes der Napoleonischen Idee, wo die Herzogsgüte des Knaben in dem Manne fortlebt, Alles Bismarck für Familienfreunden, ſelbſt Empfänglichkeit für den Jammer eines Schlachtfeldes! Wo aber ſein Syſtem in das Spiel kommt, da kennt er nur das große Ziel und ſucht kein Mittel, es zu erreichen. Die Zuſammenbrüche der Decembertage und die Verurtheilungen nach Cayenne ſind ſolche „Werthungen“ eines „mercantiſchen“ Gemüths. „Die Verbannung nach Cayenne iſt er Tod“, ſagte man dem Löſer, und mit apathiſcher Ueberſicht entgegnete er: „Ich weiß es!“ So mag „die Furcht“ der griechiſchen und römischen „Tyranen“ auch über ihn gekommen ſein, und das Gefühl: allein, auf einem Thron allein zu ſein! In ſolchen Momenten, wo der offene Haß ſich gegen ihn wendet, mag er vielleicht danach geſtrebt haben, ſich die Dankbarkeit der Völker als Vorläufer ihrer Befreiung zu ſichern; doch die perſönlichen Anwandlungen und Ausweichungen waren nicht zu Dauer und wurden ſtets wieder nach dem Kurs corrigirt, in die Napoleonische Idee einmal einhalten muß. Sie iſt eine Mißgeburt von Gewalttherrſchaft und Freiheit, Despotismus und Volkſouveränität, eine machtlavelliſche Schmärr, die zu ſeinem innern Widerſpruch zu Grunde gehen muß.

H. Gottſchall's Buchlein nahm und, noch bevor wir es näher damit bekannt gemacht hatten, ſchon im voraus inſtig für ſich ein, durch, wir wollen es nicht leugnen, ſelbſt wäſſigen Umfang, der uns zur Befriedigung des „Zeitbedürfniffes“ völlig genügend ſcheint. Indes ſoll das ihm tadelnde Einſein ſein, indem wir uns zu dem letzten Nr. 2 wenden, welches allerdings ſchon „vorſtieg“ auf fünf Bändchen berechnet iſt, von denen uns erſten zwei vorliegen. Soweit wir nach dieſen zu theilen vermögen, iſt H. Kretschmar's „Geſchichte des Napoleon's III.“ unverkennbar eine ſelbſtgeleitete und ſündlichſte erſte Arbeit und danach verſetzt ſich von ſelbſt, daß ſie keine Parteilichkeit im engeren und leſtern Sinne des Wortes iſt, obwol immerhin Parteilichkeit im edlern Sinne, denn das Buch iſt vom deutſch-patriotiſchen Standpunkt geſchrieben. Es bedarf der Erſcheinung kaum, daß dieſer Standpunkt auch hier der Wahrheits- und Unparteilichkeit keinen Eintrag thut, denn zur Stunde noch iſt ja der deutſche Patriotismus noch nicht ſo rüchlich, ſo gewiſſenhaft (und auch ſo pedantiſch!) deſen, daß er vor allem Dingen ſtets erſt den Nachzogen gerecht werden mußte, bevor er an die Geſchichten ſehen mochte. Wir erklärten uns ſchon im Eingange des Artikels dahin, daß es rückſichtlich Napoleon's III. noch thöricht iſt, noch bei Lebzeiten des Heiden eine

einzigmaßen gründliche Biographie zu ſchreiben, als dies bezüglich anderer Männer der Fall ſein würde. Sind wir ſomit einmal einverſtanden, nicht nur die Biographie überhaupt, ſondern ſelbſt die voluminöſe Biographie gelassen zu laſſen und nur noch nach dem anderweitigen Werthe des Buchs zu fragen, ſo ſehen wir nicht an, daſſelbe als ein dankenswerthes Unternehmen zu bezeichnen, dankenswerth ſchon inſofern, als der Leſer hier alles Factiſche beſammen und im allgemeinen mündrecht verarbeitet findet. Das erſte Bändchen ſchildert das Leben Napoleon's bis zu ſeiner Flucht aus der Feſtung Ham. Alles Betreffende iſt da in guter Ordnung erzählt und gibt uns zu keiner Bemerkung Anlaß, außer etwa, was die Form anlangt, zu der, daß der Stil etwas leichter und geſälliger ſein könnte; zum wenigſten möchte man Sätze wie den folgenden vermeiden ſehen: „Leider iſt es dem Herrn Vicomte nicht gelungen, den durch ſein, jedenfalls nur mit großer Vorſicht zu benutzenden Werk (!) zu verdienen gehofften Lohn auch wirklich zu einem in die Augen ſpringenden Leſer bleibt das doch etwas zu i

Das zweite Bändchen, welches von 1848 ſchließt, beſchließt Abſchnitte mit den Schriften, denen es eine ziemlich ausführliche das deutſche Volk, dem dieſe „wird, vielleicht ein wenig zu a für daſſelbe inſofern ſehr zweckdienlich iſt, als es daraus erſieht, wie der Schriftſteller Napoleon (oder deſſen Mitarbeiter?) ſo ganz im Tone und mit der Gewandtheit des alten Meines Buchs zu predigen verſteht. Wir wollen hier die Schlußworte dieſes Bändchens herſetzen, nicht weil ſie etwas beſonders Merkwürdiges enthalten, ſondern weil ſie uns zu der Befürchtung Anlaß geben, daß das deutſche Volk auch ein ernſtes hiſtoriſches Werk ſieht nicht mehr anders goutiren möge, als wenn deſſen Abſchnitte in ſo effectvoller Weiſe ſchließen, wie ſie in Romanen oder auf der Bühne üblich iſt. Es wird erzählt, wie nach der Februarrevolution der Herzog von Nemours, begleitet vom Marquis von Arragon und Dieſta, ſich nach Boulogne gerettet hatte und dann heißt es weiter:

Nachdem der Herzog und ſeine Schweſter glücklich an Bord des engliſchen Dampfſchiffs gebracht waren, kehrten Arragon und Dieſta in die Stadt zu dem engliſchen Conſul zurück, bei dem ſie übernachteten, nachdem ſie ſich mit ihm noch lange über die möglichen Folgen der ſchmerzhaften Ereigniſſe beſprochen, deren Augenzeugen ſie ſeit drei Tagen geweſen. Sie hatten keine Ahnung davon, daß die Löſung bereits an die Thür pochte. Am nächſtfolgenden Morgen nämlich, als ſie eben den erſten nach Paris gehenden Eisenbahnzug beſtiegen hatten, öffnete ſich in dem Augenblick, wo das Signal zur Abfahrt gegeben werden ſollte, die Thür des Wagens, in welchem ſie ſaßen, wieder, um noch zwei Paſſagiere einſteigen zu laſſen. Der eine dieſer Paſſagiere war der uns von dem boulogner Attentat her bekannte Herr Rialm von Perſigny, der zweite der vor zwei Jahren aus der Feſtung Ham entflohene Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte.

Was die Schrift „Die Napoleoniden“ (Nr. 3) anlangt, ſo haben wir es hier nur mit dem Schluſſe der-

selben zu thun, welcher von Napoleon III. handelt, jedoch den italienischen Krieg noch nicht mit umfaßt. Auch dieses Buch ist das Werk eines nicht französisch gekannten Verfassers, übrigens verständlich und ruhig geschrieben und geräth nur gegen das Ende (es reicht bis zu Orsini's Attentat und gedenkt dann noch der berühmten Neujahrsgratulation) mehr und mehr in den Zeitungston, bis es zuletzt als Anhang wirklich noch einen alten Artikel der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ sowie einige andere Zeitungsstimmen anführt und erörtert. Im übrigen ist das Buch denjenigen zu empfehlen, die etwa eine vollständige Uebersicht der gesammten Verhältnisse der Napoleoniden wünschen.

Das Schriftchen: „Napoleon III.“, von E. de Mirecourt (Nr. 4), geberdet sich auf seinen 72 Seiten (wiewohl es wenigstens in der uns vorliegenden deutschen Uebersetzung nicht) sehr gallig und giftig und ist nicht blos Parteischrift, sondern auch Schmähschrift. Der Verfasser ist ein „Christlicher“ Legitimist und, noch mehr, ein verbannter Legitimist, und danach darf man schon auf den Charakter der von ihm gelieferten „Biographie“ schließen. Der Umschlag verheißt nicht, uns zu erinnern, daß diese Biographie in Frankreich verboten ist und daß in London 100000 Exemplare davon binnen acht Tagen verkauft wurden; der Uebersetzer aber hat Stellen, „die einer injuriösen Deutung unterworfen werden könnten“, weggelassen. In der Vorrede beruft sich der wie es scheint ebenso fromme als gelehrte Verfasser auf den in einer Satire des Perflus redend auftretenden Sokrates und auf einen Ausspruch des Apostels Paulus, um sein — Lastermaul zu rechtfertigen, und schließt dann die Vorrede mit den Worten:

Weisheit und gesunde Vernunft bekämpfen demnach feierlichst das Recht des Biographen, auf das Privatleben des öffentlichen Mannes einzugehen, die Thüren seines Hauses zu öffnen und ihm seine Verkleidung und seine Maske abzureißen. Desto schlimmer für einen öffentlichen Mann, wenn das Mysterium sein Gast ist, desto schlimmer, wenn er an seinem Körper geheime Wunden hat!

Muß das alles nicht neugierig machen? Wir tragen billig Bedenken, unsern Lesern Skandal aufzutischen; da indeß der Uebersetzer bereits so vorsichtig gewesen ist, das allzu Unglimpfliche zu beseitigen, so dürfen wir schon dreist zugreifen und da und dort ein Bröckchen auswählen, um das biographische Talent des Legitimisten damit zu belegen. Dieser hütet sich natürlich, von dem Charakter, der „über die Lächerlichkeit mit der Hartnäckigkeit, über die Schwierigkeit mit der Kühnheit, über den Widerstand mit dem Verbrechen triumphirt hat“, ausschließlich Schlimmes zu erzählen. So erwähnt er, wie am Abend vor Napoleon's Abreise zur Schlacht von Waterloo und während sich derselbe mit Ney unterhielt, plötzlich der siebenjährige Ludwig Napoleon eintrat und sich dem Oheim zu Füßen warf. Der Kaiser, der sich ungern in ernststen Gedanken gestört sah, fragte in kurzem Tone:

„Was fehlt dir denn?“ — „Ach!“ erwiderte der junge Prinz, „Sie wollen zum Kriege abreisen. Gehen Sie nicht hin, gehen

Sie nicht hin!“ — „Aber“, sagte der Kaiser, durch dieses Zeichen von Gefühl plötzlich besänftigt, „es ist ja nicht das erste mal, daß ich dich verlaße, um in den Krieg zu ziehen. Fürchte dich nicht, ich werde bald wiederkommen.“ — „Diese schenklischen Bedenken wollen Sie tödten, lieber Onkel! Lassen Sie mich wenigstens mit Ihnen gehen!“ Napoleon schloß ihn in seine Arme, und da er sah, daß auch der Marschall gerührt wurde, sagte er zu ihm: „Umarmen Sie ihn auch, ich glaube, er wird ein gutes Herz und eine schöne Seele bekommen. Er ist vielleicht die Hoffnung meines Geschlechts.“

Solche Worte schrieb sich der kleine Napoleon hinter Ohr, um dereinst die Welt noch einmal mit einem großen Napoleonischen Spectakelstück zu incommodiren. Der Verfasser erblickt darin, daß dies wirklich gelang, als Christ „den geheimnißvollen Finger der Vorsehung“, welche das Prestige des ersten Napoleon im Geiste der Massen dadurch gründlich zerstören wollte, daß sie diesen spätern Napoleon auftreten ließ. Gott „hat eine Parodie aufführen lassen, um uns zu verhindern, nicht ewig das Stück selbst zu beklatschen, darum hat er die Regierung des zweiten Napoleon zugelassen“. Zu diesem Ende war es nöthig, daß Ludwig Napoleon's Erziehung eine mangelhafte blieb. Sein Lehrer Lebas fand in ihm nur Fähigkeit für die exacten Wissenschaften. Ludwig Napoleon verachtete die Dichter, und die schönen Künste blieben für ihn stets ein versiegeltes Buch; dafür aber ward er der beste Reiter seines Jahrhunderts, der selbst Franconi in Schatten stellt. Nun schildert Mirecourt seinen Feldzug wie folgt:

Fügen wir zu diesem unvergleichlichen Stallmeisterroman noch die vollkommene Kenntniß der Artilleriewaffe, ein Sprachtalent, welches ihm niemand bestreitet, ... ein deutsches Phlegma, eine italienische Verstellungskunst, eine Schweigsamkeit, um welche ihn ein Engländer beneiden könnte; eine ungeheure Nase mit einer enormen Krümmung, welche ihm im Kreise seiner Vertrauten den Spitznamen des „melancholischen Papagen“ verschaffte; ein mattes, geschlossenes, unburchdringliches Auge, eine ausnehmend wenig majestätische Figur und die Haltung eines pensionirten Offiziers, der sich als Kaiser verkleidet, um auf dem Circus-Theater zu erscheinen, so haben wir M. Bonaparte von Kopf bis zu Fuß, seine Bildung, seinen Charakter und sein Aussehen. Aber der schrecklichste Stempel dieser Erscheinung ist die Verstellung.

Wenn Londons höhere Gesellschaft von Ludwig Napoleon sagte: er ist kein Gentleman, so wollte sie damit gewiß nicht den moralischen Werth desselben verneinen. Mirecourt erstaunt, daß dieser Cäsar, welcher das christliche Königreich „einer Monarchie von 14 Jahrhunderten vorenthält“, sich vor den Augen der Welt fromm und gläubig stellt (S. 20):

Als er eines Abends zu Plombières von einer Königin Königin kam, der er seine Huldigung dargebracht — man hatte dort heimlich auf Kosten des Hofes einquartirt —, begegnete er einem Geistlichen, der einem Kranken das Viaticum brachte. Der Mann warf 2. December warf sich sogleich nieder und den Priester mit Demuth um seinen Segen.

Als das Attentat von Boulogne unternommen werden sollte, mußte man vor allen Dingen Geld aufbringen. Mirecourt erzählt (S. 30):

Man gibt sich Mühe, vier londoner Bucher zu überreden und erhält von ihnen durch Anwendung von Lügen, gemein-

Streichen, Bitten und Versprechungen eine ziemlich beträchtliche Summe, welche noch durch den Verkauf der Güter einer habsburger Engländerin vermehrt wird, deren Herz und Vermögen der künftige Cäsar ausbeutete. Da man nicht ohne ungeheure Opfer zum Thron gelangen kann, so fördert man außerdem von der Unglücklichen, daß sie ihre Diamanten und Raschmire verfeilt.

In einer Anmerkung wird noch hierzu bemerkt, daß Ludwig Napoleon, nachdem er Präsident geworden, diese Dame, von der er zwei Söhne hatte, alle Tage im Elysée empfangen habe, was zwar weder moralisch noch schicklich, aber doch wenigstens nicht undankbar gewesen sei. „Zur Zeit der Verheirathung hörte sie plötzlich auf zu erscheinen und erhielt unter dem Namen von Schadloshaltungen Adelsstitel und Schloß in der Umgebung von Paris.“

Das boulogner Unternehmen selbst wird mit den grellsten Farben geschildert, um es nicht nur noch weit frevelhafter als es war, sondern auch noch weit lächerlicher erscheinen zu lassen. Einer der vorausgeschickten Emissare machte auch dem General Magnan zu Boulogne den Antrag, „seinen Degen für einen Sack Selbes zu verkaufen“; aber der General wies diesen Antrag voll Entrüstung zurück, „derselbe General, der am 2. December seine Meinung vollständig änderte, weil der Sack mit Geld größer war“. Während der Ueberfahrt nach Boulogne werden die gewordenen 60 Mann Hülfstruppen durch eigens dazu mitgenommenen Champagner begeistert, „der überhaupt eine große Rolle in der Geschichte Napoleon's III. spielt“. Die Sache schlägt in der bekannten Weise fehl, Napoleon fällt ins Meer und wird von einem Matrosen aus dem Wasser gezogen. Dieser Matrose, Namens Lallet, lebt später in großem Glend irgendwo in den Vogesen. Es war im Jahr 1850, als der Abbé Zamaron, dem die Stelle als Almosenier im Elysée versprochen worden war, unklugerweise den Präsidenten einmal an Lallet und dessen bebrängte Lage erinnert (S. 35):

„Wer ist das, Lallet?“ fragte M. Bonaparte. „Monseigneur, es ist der Matrose, welcher Sie zu Boulogne aus dem Wasser gezogen hat“, antwortete naiv der Pastor. Darüber wurde der Präsident blau, grün, gelb, bis sich in die Lippen und wandte dem Abbé Zamaron den Rücken, für den, von dem Tage an, die Pforte des Elysée gänzlich verschlossen blieb. Jedermann glaubte, er würde die Stelle als Almosenier nicht erhalten. Aber siehe die Moral der Geschichte. Achtzehn Monate darauf erhält Lallet die Einladung, sich nach Boulogne zu begeben. Er findet dort den Kaiser, der sich beeilt, ihn vor der gerührten Menge wiederzuerkennen, ihn umarmt und für seine Zukunft sorgt. Der Pastor der Vogesen hatte zu früh gesprochen. Während der Präsidentschaft waren die Erinnerungen an Boulogne gefährlich; man fürchtete, daß das Lächerliche des Kaiserreich im Keime erstickt würde. Später konnte man ohne Gefahr und besonders öffentlich sich erkenntlich zeigen.

Mirecourt corrigirt Herrn de la Guéronnière, welcher Ludwig Napoleon „den Erwählten des Volks“ nennt, indem er denselben vielmehr als „den Erwählten der Furcht“ bezeichnet, und darin hat er wol so ziemlich recht. Wir lassen dahingestellt, ob er ebenso recht hat, wenn er Napoleon die Fähigkeit abspricht, ein Buch zu verfassen. Er meint, befreundete Schriftsteller hätten dem Prinzen auf

Schloß Arenenberg ihre Feder zu der Broschüre „Révoires politiques“ geliehen und er selbst habe nun dreißt seinen Namen darauf gesetzt. Dagegen nimmt er ihn auch gelegentlich gegen Verleumdungen in Schutz und leugnet z. B., daß Napoleon in England das Amt eines Polyzisten bekleidet habe. Er sei nur eine Zeit lang Special constable gewesen, d. h. Mitglied einer aus angesehenen Bürgern gebildeten nationalen Schutzmannschaft, die unter gewissen Umständen organisiert wird und keine andern Waffen als den Stab des gewöhnlichen Constable hat. Ebenso sei es unwahr, daß er auf der londoner Brücke eine Kanone mit Kartätschen geladen und auf die Chartisten habe richten lassen. Napoleon habe bei der betreffenden Gelegenheit weder Macht noch Ansehen genug gehabt, um auch nur einen Rath zu ertheilen (S. 43):

Vielmehr nahm man gerade an dem Tage Anstand, ihn in die Reihen der Specialconstabler aufzunehmen. Unter dem Vorwande, daß schon alle Stäbe vertheilt seien, schnitt man ihm den dritten Theil eines Besenstiels ab und steckte ihn ihm in ironischer Weise in die Hände.

Bei Gelegenheit der Revolution von 1848 berichtet Mirecourt, wie Ludwig Napoleon mit seinem guten Freunde, dem Bankier Fould, einen Vertrag schließt. Der Bankier gibt einen Credit von einigen Millionen und erhält dafür das Versprechen, dereinst Premierminister zu werden. „O welch ein Glend“, ruft der Verfasser aus, „sagen zu müssen, daß alles dies Geschichte ist!“ Mit allerlei Mitteln, namentlich aber mit Fould's Millionen werden alsdann Stimmen für den Präsidentschaftscandidaten erworben. Wie es dabei zugeht, wird durch Beispiele und Anekdoten belegt. Man munterte auf, man schüchternete ein, man machte den Bauern weis, es gelte den noch lebenden ersten Napoleon, man bestach hier durch Drohungen, dort durch Verheißungen, da durch Geld, man gewann, und wer sich nicht gewinnen ließ, an dem wußte man bald eclatante Rache zu nehmen. Auch in dieser Beziehung darf es nicht an einem Beispiel fehlen; wir lesen (S. 47):

M. Boulard, Friedensrichter zu Richelieu im Departement Indre und Loire, sah eines Morgens eine Person in sein Zimmer treten, welche ihm Empfehlungsbriefe von M. Gremieux und dem Bürger Nantray, der jetzt in Belgien ist, vorzeigte. Man wußte wohl, daß der Friedensrichter in dem Bezirk großen Einfluß hatte, welchen er einem gewissenhaften Dienste von 20 Jahren verdankte. Er nahm den Gast, den man ihm empfahl, wohl auf. Er lud ihn zu Tisch und ganz natürlich kam man auf die Wahlen und das Verdienst der beiden Candidaten zu sprechen. „Dieser Bonaparte ist ein Narr und ein Charlatan“, sahen M. Boulard; „ich gebe meine Stimme dem Cavaignac!“ Der Gast verneigte sich; sein trübes und gläsernes Auge verrieth keinen Anflug von Unzufriedenheit oder Bedauern. Er nahm Abschied von seinen Wirthen und sagte zum Friedensrichter: „Seien Sie ruhig, mein lieber Herr Boulard, Sie werden von mir ein Zeichen der Erinnerung erhalten.“ Bierzehn Tage darauf wurde der ehrenwerthe Richter auf eine brutale Weise abgesetzt.

Das „trübe und gläserne Auge“ läßt schon errathen, wer hier in eigener Person aber incognito Wahlumtriebe zu seinen Gunsten versucht hatte. Herr Boulard ging nach

Paris. Es ergab sich, daß die Herren Grenier und Manray gar keinen Empfehlungsbrief geschrieben hatten, sondern, daß Herr Boulard „von einem Fälscher und politischen Feinde dupirt“ worden war. Und er blieb nicht lange in Zweifel, wer dieser Feind gewesen. Auf einem Spaziergange sah er den Präsidenten vorbeizureiten. Der Mann zu Pferde und der Tischgenosse von vor 14 Tagen waren ein und dieselbe Person.

Was die Blutscenen der Decembertage anlangt, so braucht selbst ein Mirecourt nicht zu übertreiben, denn die grellsten Farben sind da nicht zu grell. Nachdem er eine Reihe brutaler Ausfälle geschildert, führt er noch folgende Stelle aus einem Buche, betitelt „Le crime du 2^{me} décembre“, an:

Als es vorüber war, kam Paris, um es sich anzusehen. Dies Volk drängte sich zu diesen schrecklichen Stellen, man ließ es gewähren. Das war eben der Zweck der Schlächter. Ludwig Bonaparte hatte es nicht thun lassen, um es zu verbergen. Ein Zeuge sagte: Der Anblick des Boulevard war schrecklich. Wir marschirten wörtlich in Blut. Am nächsten Tage, am 5., sah man eine grausenhafte Scene auf dem Kirchhofe Montmartre. Ein weiter Platz, bis dahin leer gelassen, wurde zur einstweiligen Eingrabung einiger Gemordeten benutzt. Sie waren so eingescharrt, daß nur der Kopf aus der Erde hervorsah, damit ihre Familien sie erkennen konnten. Die Menge ging hin, man wurde von der Woge der Neugierigen fortgebrängt; man irrte mitten unter den Gräbern umher und in einem Augenblicke fühlte man die Erde unter sich nachgeben, und siehe da, man trat auf den Bauch eines Leichnams. Wenn man sich umsah, erblickte man Stiefeln, Holzschuhe und Frauenstiefeln aus der Erde hervorgucken; auf der andern Seite sah man den Kopf, der durch unsern Tritt auf den Leib in Bewegung gesetzt war.

Zum Schlusse macht der Verfasser seinem Grolle noch einmal recht ordentlich Luft und schüttet all die Bitterkeit aus, die er auf seinem legitimistischen Herzen hat. Das heißt nicht kritisiren, nicht tabeln, es heißt herunterreißen; er läßt, wie man zu sagen pflegt, an seinem Manne kein gutes Haar. Er leugnet, daß Ludwig Napoleon irgend Gutes gewirkt habe; er sucht nachzuweisen, daß derselbe den Fortschritt nicht fördere, denn das vorhandene Gute sei vor ihm dagewesen, von andern angebahnt, und nur das vorhandene Schlechte sei sein Werk; dem Volke gebe er Arbeit, aber nur um es später desto besser kartätschen zu können. Am allerwenigsten fördere er Frankreichs Ruhm. „Das zu sagen, ist Blasphemie!“ Er mußte sich entscheiden, die Sache der Italiener zu protegiren, weil das der einzige Ausweg für ihn war, als er, „gefangen wie eine marobirende Ratte mit dem Schwanz in der einen und dem Kopfe in der andern Falle“, nicht wußte, wie er sich rechts aus den diplomatischen Forderungen Europas herausreißen, noch wie er sich links vor den Bomben seiner alten Mitschuldigen, der Carbonari, schützen sollte. Im italienischen Kriege beweist er für seine Person nur seine militärische Unfähigkeit, und schließt nur deshalb so geschwind Frieden, weil der Sieg, der nicht sein, sondern anderer Verdienst, beschämend für seinen Stolz ist. „Und“, ruft der Verfasser aus, „man scheint zu fürchten, daß dieser . . . General, welcher den Sieg in eine Parade verwandelt, von neuem in die Trompete fließen wird, um

Sturm auf England zu laufen? Gemüthliche Unsicht!“ Sein Egoismus duldet nicht, daß sich irgendjemand neben ihm erhebe, der ihn in Schatten setzen könnte. Populäre Männer, die nicht seine Minister werden wollen oder konnten, mußte er durch Intriguen herabzusetzen. So stiftete er z. B. heimlich die Subscription für Lamartine an, stellte sich an die Spitze derselben mit der lächerlichen Summe von 10000 Francs, sicher, daß niemand wagen würde mehr zu geben und daß der Dichter unter einer Art nationaler Beleidigung unterdrückt werden mußte. Neben ihm muß selbst der erste Napoleon in Schatten treten und seine Umgebung darf denselben mit impertinentem Dünkel als Dunkel Tom und Culotte de peau bezeichnen. Beispiele solcher Art führt Mirecourt noch mehrere an und sagt dann (S. 69):

Der Blick des Kaisers ist fatal. Ungeachtet des Schicksals der Verstellung, welcher sein verblichenes Auge bedeckt, ist es doch möglich, manche schrecklichen Gedanken und grausamen Entschlüsse dahinter zu erkennen. Ehe er einem Aufstand weichen und ins Exil gehen würde, wie seine Vorgänger, würde er hundertmal Paris verbrennen und sein Pferd bis zum Bauch im Blute waten lassen. Gerüchte im Publikum sprachen von Palästomorden und heimlichen Hinrichtungen. Man hat gesagt, daß gewisse indiscrete Zungen zum ewigen Schweigen verurtheilt worden sind, und daß gewisse compromittirte und schuldige Freunde, deren Enthüllungen einen öffentlichen Skandal hervorgebracht hätten, heimlich aus dem Wege geräumt worden seien (?), und zwar in aller Eile, um die Tribunale zu verhindern, sich in ein Staats- und Familiengeheimniß zu mischen. . . Napoleon III. trägt unter seinem Hemd einen Panzer, der so ausgezeichnet gearbeitet und von einer solchen Feinheit ist, daß ihm selbst das feinste Gewebe (?) nicht gleichkommt, und welcher nichtsdestoweniger Kugel und Dolk abhält. . . Kurz vorher, als der Polizeipräsident durch eine unerwartete und geheimnißvolle Ueberwachung den republikanischen Anschlag zu Schanden machte, dessen Urheber M. Bonaparte in die Luft sprangen wollten (es war in einer jener famosen Nächte, wo er glaubte incognito durch den Garten der verführerischen Gräfin von G. gehen zu können), hatte ein Demokrat, der es weniger eilig hatte zu entfliehen als die andern, Zeit, dem kaiserlichen Liebhaber einen Dolchstoß beizubringen, aber die mercurische Klinge stumpfte an dem Stahlneze ab.

Schon früher hatte sich Pianori's Kugel daran abgeplattet und später wurden drei Splinter von Dräni's Bomben dadurch aufgehalten. Folglich, meint Mirecourt, war Napoleon seinem Panzer mehr Dank schuldig als der Vorsehung. Da wir den Mittheilungen des Verfassers, für deren Richtigkeit er natürlich selbst einstehen mag, einmal so viel Raum, vielleicht mehr Raum als billig, gewidmet haben, mögen auch noch die Schlussworte seines Schriftchens hier folgen:

Wenn ein böser Dämon, der sich unter die Flügel eines Engels flüchtet, dadurch seiner Strafe entgehen kann, so würde vielleicht Napoleon durch seine Gefährtin gerettet werden. Gott wird es nicht erlauben. Er hat getödtet, bombardirt, in Blut gewatet, um das Scepter zu erlangen. Mit einem Streich desselben Scepters weidet er heute das Budget Frankreichs an. Er nimmt Gold für sich, Gold für alle die Hungrigen und Arzinen, die ihn umgeben. Morny hat 60 Millionen, gekostet er von der Häßlichkeit eines Weibes. Maguau wird fest: das Glück schwemmt ihn auf, er sieht aus wie ein Goldfisch. Fould ist hoher Priester des Plutons, und Mirès ist nicht im

Bagno. Sie werden zuletzt alle dahin kommen, denn wir glauben an die Gerechtigkeit des Himmels.

Mirecourt erscheint als ein politischer Don Quixote, wie es die meisten jener französischen Legitimisten sind, und wählt solche Herren, anstatt ehrenhaftere und zugleich kräftigere Waffen zu führen, nur bemüht sind, so viel Skandalöse Dinge als nur möglich von ihrem Feinde zu offenbaren, scheinen sie ganz zu vergessen, daß es ja eben auch der hundertjährige Skandal ihrer legitimen Könige hauptsächlich war, was diesen „Usurpatoren“ den Weg zum Throne gebahnt hat. Dabei, und wie sehr sie auch mit „Christlicher“ Hand Schmutz auf den Gegner werfen, stehen immer sie, und sie allein, mit dem lieben Gott auf dem allerbesten Fuße. „Glücklicherweise (natürlich nur zum Glück der Legitimisten!) mischt sich Gott in die Angelegenheiten dieser Welt!“ sagt Mirecourt; aber für den Usurpator gibt es keine Vorkehrung, den schützt höchstens sein — Panzerhemd.

Saevis tranquillus in undis, das ist das Motto der Schrift: „Napoleon III. und seine Zeit“ (Nr. 5), in deren ungenanntem Verfasser wir einem Manne begnügen, der den Mund etwas voll nimmt, um von seinem bewundernden Helden Lobe überzulassen. Daß es derselbe herzlich gut meint, wollen wir nicht in Abrede stellen. Sein Buch ist übrigens jetzt zwei volle Jahre alt, sehr bald nach dem Orsini'schen Attentat und augenscheinlich aus Anlaß desselben entstanden und wenn er damals überall, namentlich auch bei uns, alles schwarz, zum wenigsten aschgrau und nur in dem glückseligen Frankreich unter dem Imperator alles rosig sah, so wird er inzwischen vielleicht nicht umhin gekonnt haben, seine Ansichten ein wenig zu modifiziren. Wir wiederholen, er meinte es offenbar gut und hatte sich nur gewaltig im Mittel vergriffen, wenn er der Welt zu ihrem Heil den napoleonisch-französischen Spiegel vorhält. Er fand, daß der Mann — unus qui nobis cunctando restituit rem — in Deutschland noch vielfach verkannt wurde und schickte deshalb seine Schrift zu dieses Mannes Verherrlichung in die Welt. „Das“, sagt er im Vorwort, „ist der Zweck dieser Schrift, neben dem zu untersuchen, ob wir nicht nach Licht forschen, da, wo es ewig für uns Nacht bleiben wird, anstatt uns der Morgensonne einer neuen Zeit zuzuwenden, welche mit der Herstellung des zweiten Kaiserreichs über Europa aufgegangen ist.“

Er findet, daß wir uns in weit tränkterem Zustande befinden als Frankreich, er glaubt treuherzig an den Volkswert der 8 Millionen Stimmen, dankt Gott, daß Frankreich nicht zum Segel und dessen Jüngern in die Schule gegangen und rät den Fürsten „mit Napoleon III. eine neue heilige Allianz einzugehen, um der rothen Republik Aenthaften, wie einer giftigen Schlange, das Haupt zu entreißen“. Wer an Napoleon's III. Frankreich und dessen Dauer zweifelt, ist wahnsinnig, blödsinnig. Der Verfasser setzt sein Buch zum großen Theil aus Zeitungsartikeln, Rathgebervorträgen, Kammerreden, Proclama-

tionen u. s. w., kurz aus Citaten männlicher Art zusammen. Man glaubt einen bornirten Kannegießer zu hören, der zugleich ein wenig fanatischer Schwärmer ist. Solche Schwärmer fahren in ihrem Wesen fort, bis ihnen die Ereignisse ins Gesicht schlagen, und auch dann noch fahren sie am Ende doppelt blind fort. Auf ein wahres Wort stoßen wir indes auf S. 90, wo gesagt wird: „Nein, Ludwig Napoleon hat den Staatsstreich nicht gemacht, ohne das ganze französische Volk zum Mitschuldigen zu haben“; das hat seine volle Richtigkeit, wenn wir es auch noch ein bißchen anders verstehen, als es der Verfasser verstanden hat. Auch einen Trost finden wir in dem Buche, den Trost nämlich, daß die Welt kein Waterloo mehr zu befürchten habe. Wir theilen die betreffende Stelle mit, weil sie unter andern auch den Ton charakterisirt, in welchem der Verfasser spricht. S. 121 wird die Flugschrift „Quid faciamus nos?“ erwähnt, die bestimmt war, einen preussisch-englisch-österreichischen Bund (hauptsächlich zum Zwecke eines Kreuzzugs gegen Frankreich) zu predigen und dazu bemerkt der Verfasser:

Wenn man mit einiger Nüchternheit solche Sachen liest, glaubt man, es handle sich hier um ein geistiges Product aus irgendeinem Irrenhaus; aber nein, die Flugschrift soll von einem Manne herrühren, der bei Trost ist, nur daß ihm eine trübe Erinnerung seit langer Zeit die Wohlthat des Schlafes geraubt, was wol sein Denkvermögen bedeutend afficirt haben mag. Dieser unseligen Erinnerung gelten die Worte, welche Ludwig Napoleon am Schluß seiner Vertheidigungsrede vor der französischen Pairskammer 1840 sprach: „Ich repräsentire vor Ihnen ein Princip, eine Rechtsfrage und eine Niederlage. Das Princip ist die Souveränität des Volks, die Rechtsfrage ist die des Kaiserreichs und die Niederlage ist Waterloo.“ Wohlan, das Princip ist vom französischen Volke wieder anerkannt, die Rechtsfrage erledigt und die Niederlage von Waterloo wurde bei Balaklava gerächt! Ja, bei Balaklava! Wir wissen, daß eine solche Sprache für Nachwächter unverständlich ist; allein sollte je so ein Unglück über uns kommen, daß das zweite französische Kaiserreich in einem zweiten Waterloo sein Grab fände, so ist es sehr zu bezweifeln, daß Engländer diese Katastrophe herbeizuführen die Hand bieten würden, denn das Andenken an den russischen Krieg kann wol verwischt werden aus der Erinnerung englischer Staatsmänner, aber nie aus dem Herzen des englischen Volks.

Ob der Verfasser das „aufrichtige Bündniß“ zwischen Deutschland und Frankreich noch heute ebenso eifrig wünscht, wie er es in seiner Schrift wiederholt verlangt, wissen wir freilich nicht. Dort aber bezeichnet er dieses ersuchte Bündniß als „eine offizielle Consecration dessen, was schon besteht“, beruft sich auf die tausendfachen Verbindungen zwischen beiden Ländern und bemerkt:

Der Verkehr zwischen den Gelehrten beider Länder ist der lebhafteste, und in dem Augenblick, wo wir dieses niederschreiben, geht uns die Nachricht zu, daß deutsche Gelehrte in wissenschaftlichen Wettstreiten in Paris die meisten Lorbern davongetragen. Was sollen wir, wo das Gute so nahe liegt, es so fern aufsuchen!

Wahrlich, diese Stelle allein würde uns entwaffnen müssen, wäre es uns überhaupt möglich gewesen, Hße auf den Verfasser zu werden. Dieser erdriert auch, daß weder die französische Presse geknicket, noch die englische

Presse frei und unabhängig sei. Wem nicht einleuchtet, meint er, daß nach dem Orsini'schen Attentat die Langmuth der französischen Regierung gegen die Presse der Opposition ein Ende nehmen mußte, den hat die Heilige Schrift gebrandmarkt, als sie sagt: „Aures habent et non audiunt, oculos habent et non vident.“ Was aber die englische Presse anlangt, „so ist ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit eben eine Fiktion, wie überhaupt alles, was in England zu Hause ist, das Geld ausgenommen“. In den hier folgenden Schlussworten ist der Inhalt des ganzen Büchleins resumirt:

Nach welcher Seite wir uns hinwenden, überall stoßen wir auf hülf- und trostlose Zustände, nur in Frankreich finden wir einen Lichtpunkt, hell genug, um ganz Europa zu erleuchten. Versennen wir denselben nicht, er kann unsere innern Zustände, wie unsere äußern Verhältnisse erhellen; lassen wir uns nicht durch einen unfruchtbaren Affenpatriotismus irre führen, denn nochmals, ein Mann wie Napoleon gehört in der Bestimmung, die ihm die Vorsehung gegeben und in der sie ihn sichtbar beschützt und erhält, nicht einem Lande, nicht einem Volke, sondern der Welt an.

Mit nicht geringerem Eifer, als hier Napoleon III. zum politischen Messias ausgerufen wird, mahnt die Schrift: „Napoleon III., der Mann der größten Attentate des 19. Jahrhunderts“ (Nr. 6), zum Kriege gegen diesen Feind Deutschlands und Europas. Dieses Büchlein, ebenfalls eine Biographie Ludwig Napoleon's und unmittelbar vor dem Ausbruche des italienischen Krieges erschienen, ist am Schlusse unterzeichnet: Eduard Freiherr von C. Dieser „Conservative“ spricht oft in sehr gereiztem leidenschaftlichen Tone und spart die bitteren und derben Epitheta ornantia nicht. Fünf große Attentate zählt er auf, die Napoleon III. bis zum Jahre 1859 begangen hat. Das „Erste Attentat der beiden Söhne Hortensia's gegen die geheiligten Rechte der Monarchen“ bestand in der Theilnahme an dem Aufstande der Italiener 1831. Dadurch, sowie desgleichen durch seine nach des Herzogs von Reichstadt Tode von Arenenberg aus geleiteten Umtriebe hatte Ludwig Napoleon, nach des Conservativen Ansicht, bereits den Tod verdient. Sodann kommt „Das zweite Attentat Ludwig Napoleon's gegen die königliche Macht; die Donquixotiade von Strassburg“, wodurch sich derselbe der „Majestätsbeleidigung“ und des „Hochverraths“ schuldig machte und zur Strafe bloß deportirt wurde. Der Verfasser fragt da (S. 23):

Dachte er in jenem Augenblicke noch an eine künftige Revolutionirung Frankreichs, an Staatsstreich, oder erinnerte er sich, daß das französische Gesetz auf die Wiederkehr eines Deportirten von seinem Verbannungsorte ohne Erlaubniß der Regierung, die ihrem Range nach dritte infamirende Leibesstrafe: lebenslängliche Zuchthausstrafe, Zwangsarbeit, schwere Ketten und Kugelschleppen, bürgerlichen Tod und Verlust alles Eigenthums, so, als wenn er wirklich gestorben wäre, setzt?

Weit entfernt! Vielmehr dachte der Undankbare darauf, seine „Idées Napoléoniennes“ nicht nur zu schreiben, sondern auch zu realisiren, und es folgte „Das dritte Attentat Ludwig Napoleon's gegen die königliche Macht: Die Donquixotiade von Boulogne-sur-mer.“ Er läßt

dafür in Sam und schreibt von dort aus unter anderm: „Mit dem Namen, den ich trage, bedarf ich der Dunkelheit eines Kerkers oder des Lichts der Gewalt.“ Es gelingt ihm endlich, die Gewalt in seine Hände zu bekommen, aber er gebraucht sie nur, um neue Attentate auszuführen, denn nun kommt: „Das vierte Attentat Ludwig Napoleon's gegen die bestehende Verfassung: Der Staatsstreich vom 2. December 1851.“ Dazu wird bemerkt (S. 54):

Man erklaunt über die Frechheit eines Staatsbeamten, der sich solches zu unternehmen unterfängt! der seine Stellung dazu benutzt, das Gesetz zu untergraben und die ehrenhaftesten Männer, die ihrer Pflicht nachkommen, in finstere Kerker zu werfen. Es ist gerade, als ob plötzlich eine gefesselte Räuberbande ins Land bräche, es sich mit Gewalt unterwürfe und dort sogleich aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze dictirte. Soldaten, Offiziere, Generale, die zum Schutze des Gesetzes da sind, die einen heiligen Eid darauf geschworen haben, geben sich zur Ausführung der schändlichen Ränke eines einzelnen Ehrgeizigen her und verlieren dadurch ihre militärische Ehre. Ein Abenteurer, der durch sein Verbrechen das Leben verwirft hat, steigt durch das entsetzliche Unrecht, durch Meineid und Täuschung, durch Wirth, Wein und Brantwein!

Der „Conservative“ citirt das französische Gesetz, welches den Einbruch mit der Galere, dem Vagabund, der Kette um Hals und Beine, der nachzuschleppenden schweren Eisenkugel bestraft, und seufzt schwer, daß „der Räuber an dem Eigenthum des Hauses Orleans“, anstatt den soeben genannten Schmuck zu tragen, behaglich in den Tuilleries sitzt. Er ist aufgebracht über die Leberden dieser „Emporkömmlings“, unter deren Zahl sich leider auch Deutsche befänden, die wol jähtig wären, selbst den in Aussicht gestellten Diebstahl der Rheingrenze zu den „edelfsten Großthaten ihres Helben“ zu zählen. Dann ruft er aus (S. 67):

Aber so Gott uns helfe, „hier stehen wir und können nicht anders!“ Es muß heraus: solche Schufte, die des deutschen Namens unwerth sind, sollte man hängen, brandmarken als Verräther am eigenen Blute, und mit tüchtigen Faustkugeln über den Rhein und hin nach Frankreich zu ihrem Bösen jagen!

Wir haben den beiden vorigen Stellen, welche jagen, wie erstaunlich natw folge „Conservative“ die Söhne anzuschauen vermögen, auch diese dritte angereizt, weil sie derb und gut klingt und eine ehrenwerthe deutsche Stimmung ausbrückt. Nur freilich darf man auch nicht übersehen, daß solche Herren, während sie an das patriotische deutsche Schwert appelliren, nur dergleichen Ding zu retten wünschen, wie die „durch vierzehn Jahrhunderte geheiligten Ansprüche und Rechte des Hauses Bourbon“ und dem Entsprechendes natürlich auch in Deutschland. Dem Verfasser, als sogenanntem Conservativen, sind es „revolutionäres Comité“ und eine „demokratische Partei“ gewiß der Greuel aller Greuel; aber seine Fieberstrecke ohne Widerstreben und ohne schmähenbes Beiwort hat Titel nieder, sobald es anzuführen gilt, daß nach dem Staatsstreich das revolutionäre Comité der demokratischen Partei in London ein Manifest veröffentlichte, „welches dem Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte mit dem Tode, als verwirklichter gerechter Strafe nach vorheriger Aussprechung am Pranger, durch den Henker gedroht war“.

Unter der Ueberschrift: „Größtes und (wie wir hoffen) letztes Attentat Napoleon's III. gegen Monarchenrecht und Völkerfreiheit“, folgen noch einige Worte über Napoleon's Präntionen, wie sich dieselben vor dem Ausbruche des italienischen Kriegs herstellten und das Schriftchen schließt mit dem fettgedruckten Rufe: „Zum Schwert! zum Schwert! zum Schwert!“

Wir wenden uns nun zum letzten und zugleich umfangreichsten der uns vorliegenden Werke. Lucian Herbert's „Louis Napoleon“ (Nr. 7) ist, wie uns der Prospect sagt, auf ungefähr neun Bände berechnet, von denen wir jedoch erst drei in Händen haben. Das Buch nennt sich „Roman und Geschichte“, d. h. es ist nicht ein historischer Roman, in welchem Wirklichkeit und Fiktion gleichsam gemischt verschmolzen sind, sondern beides, Roman und Geschichte, zeigen sich eigentlich nur mechanisch gemischt, so daß leicht unterscheidbar bleibt, was dem einen und was der andern angehört; also nicht Wahrheit und Dichtung zu innigem Bunde in eins verwebt, sondern nur beide nebeneinander im nämlichen Rahmen. Wenn man geschichtliche Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, deren Folgen im höchsten Grade inhaltschwer für die Gegenwart sind und vorausichtlich alle Energie, alle Charakterstärke des Volks in Anspruch nehmen werden, wenn man solche Ereignisse in Bildern schildert, die mit dem trivialen Klitter des Moberomans ausgestattet sind, so heißt das wol nicht das Volk für die Kämpfe und Opfer, die ihm bevorstehen mögen, erheben und stählen helfen. Oder haben wir unrecht, wenn wir wünschen, das Volk anders als mit solcher Unterhaltung beschäftigt zu sehen? Dürfen wir uns trösten, daß trotz alledem der Ernst der Zeit ein den Ereignissen gewachsenes und kräftig dastehendes Volk finden werde, sobald er ihm eisernen Schrittes nahe tritt?

Das Buch, soweit es uns vorliegt, umfaßt die Zeit vom Jahre 1808, dem Geburtsjahre Napoleon's III., bis zum Wiener Congreß, und das Ganze soll, wie wir aus dem Prospect-erschen, bis zum 2. December reichen. Den Anfang macht nicht die Geschichte, sondern der Roman. Wir wohnen im ersten Kapitel einem Ballo im Irrenhause bei, im Bicêtre, und lernen hier zwei Personen kennen, deren Namen einen bekannten Klang haben, den Dr. Mansard und Herrn Gialin, der erstere ehemaliger Irrenarzt in diesem Hause, jetzt nur Gast, der letztere, obwohl nicht verrückt, doch darin eingesperrt und zwar auf Napoleon's Befehl, weil er einst als junger Offizier eine Liebe zu des Ersten Consul's schöner Stieftochter Hortensia unvorsichtigerweise kundgegeben hatte. Nachdem Gialin, welcher Hortensia noch immer liebt, sieben Jahre im Irrenhause zugebracht hat, gelingt es ihm in dieser Nacht, während des Balles durch einen listigen Streich aus dem Hause zu befreien und er findet nach glücklich bewerkstelligter Flucht ein Unterkommen bei seinem Schwager, dem getauften Juden Baturin, einem

Reliquienhändler. Den drei angeführten Personen, nämlich dem Dr. Mansard, Gialin und Baturin, begegnen wir in der Folge öfters, obwohl die dazwischenfolgenden historischen Schilderungen schuld sind, daß wir bisweilen lange warten müssen, bevor wir die Bekanntschaft mit jenen Herren erneuern.

Mansard und Baturin finden wir im zweiten Bande in einem Kaffeehause wieder, wo sie englische Zeitungen lesen und Tagesereignisse besprechen. Indeß sind beiden noch wichtige Rollen vorbehalten. Ein Arzt namentlich ist so brauchbar für den Roman; er kann z. B. bei einer geheimnißvollen Entbindung behülflich sein, bei der Geburt eines Kindes, welchem Graf Morny seinen Namen leihen muß. Gialin, der bei dieser Gelegenheit ebenfalls hülfreiche Hand leistet, wird im dritten Bande noch wichtiger, denn hier ist er so glücklich, Malet's Verschwörung zu entdecken und zu vereiteln, indem er sich beeilt, Hortensia davon in Kenntniß zu setzen, die jetzt erst erfährt, daß er ihr zuwillen sieben Jahre im Irrenhause zugebracht hat. Später, im Jahre 1814 bei Gelegenheit der Flucht vor den Verbündeten, macht er sich ihr abermals nützlich und endlich ertheilt sie diesem „treuesten ihrer Anhänger“ den Auftrag, nach Wien zu gehen, um den dort versammelten Congreß zu sprengen. Sie versieht ihn zu diesem Ende mit Geldmitteln; wie er es aber seinerseits angreift, diese schwierige Aufgabe zu lösen, wird sich erst aus dem folgenden Bande ersuchen lassen.

Wir sind nicht berechtigt, über den Plan des Ganzen, insofern es Roman ist, gegenwärtig ein Urtheil zu fällen, eben weil uns nur erst ein Drittel des Ganzen vorliegt. Der Verfasser hat sich meist und zwar auch bei Gelegenheit der eigentlich historischen Schilderungen, der bequemen aber immerhin zweckdienlichen Form des Dialogs bedient. Die Darstellung gewinnt dadurch an Lebendigkeit, und überhaupt müssen wir, was lebendige und insbesondere pikante Schilderung anlangt, das vorzügliche Talent des Verfassers anerkennen, wenn wir uns auch mit dem Unternehmen im allgemeinen nicht befreunden können. Im einzelnen würde sich manches rühmen, manche Scene sich als vortrefflich bezeichnen lassen, dem Ganzen aber fehlt die kunstgerechte Form, die des historischen Romans. Der Roman ist von der Geschichte gesondert und hat seinen besondern Helden, denn als solchen haben wir doch wol Gialin zu betrachten, während Ludwig Napoleon natürlich der Held der Geschichte ist. Hortensia allein gehört entschieden sowol dem Roman als der Geschichte an, aber trotz ihrer Vermittelung ist es nicht gelungen, die Wahrheit mit der Dichtung so zu verschmelzen, daß ein einiges Kunstwerk entstanden wäre. So viel dürfen wir uns schon nach Lesung der ersten drei Bände zu sagen erlauben.

53.

Zur Charakteristik der Deutschen.

Aus Berlin erhielten wir folgende Zusendung, die wir aus mehrfachen Gründen den Lesern nicht vorenthalten wollen:

„Da Sie, wie aus Ihrem Aufsatz über die Deutschen in Nr. 31 d. Bl. hervorgeht, wegen der Unparteilichkeit, womit Sie neben den Lichtseiten im deutschen Charakter auch dessen Schattenseiten wahrheitsgetreu darstellen, Missdeutungen haben erdulden müssen, so mag ich mir nicht versagen, Ihnen auch eine beipflichtende Stimme zu Ohren zu bringen: die von Ihnen gethanen Ausprüche bestätigen nur auf überraschende Weise meine desfalls längst gemachten Beobachtungen. Gestatten Sie mir, den Gegenstand, worüber sich leicht ein Buch schreiben ließe, mit wenigen Zeilen Ihnen aus meinem Gesichtspunkte zu skizziren.

„Der Grundzug des auf dem bequemen, phlegmatischen Temperamente mit allen Eigenschaften eines solchen ruhenden deutschen Charakters ist allerdings große Gewissenhaftigkeit mit allen darin liegenden oder ihr nahe verwandten Eigenschaften der Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe (Wahrhaftigkeit), der Genauigkeit, Sorgsamkeit und Gründlichkeit bis zur peinlichen Kleinlichkeit und selbst Schwarzseherei, dem Streben nach Achtung der Nebenmenschen bis zu maßlosem Ehrgeiz, endlich der Anhänglichkeit und Treue, Ausdauer und Beharrlichkeit einerseits, wie der freudigen Zuversicht, dem deutschen Trost bei Widerwärtigkeiten andererseits; denn diese beiden Seiten mögen wol durch das in der „Rechtlichkeit“ liegende Gefühl treuer Pflichterfüllung sehr gehoben werden. Die meisten dieser Eigenschaften — allenfalls mit Ausnahme der Freudigkeit in Widerwärtigkeiten — hat der deutsche Charakter vor dem französischen voraus. (Doch das sauve qui peut und pordre la tête ist ja auch sehr französisch.) So gewissenlose Persönlichkeiten wie Ludwig XI., Heinrich IV. (Paris vaut bien une messe), Ludwig XIV. (Widerruf des Edicts von Nantes, der die Gewissenhaftigkeit aus Frankreich recht eigentlich vertrieb), Napoleon I. und gar ††† wären selbst vielleicht dem phlegmatischen Deutschland zu viel geworden, wenigstens hätte hier müssen dem Dinge ein Rätselchen umgehungen werden.

„Neben diesen guten Eigenschaften fehlt aber dem deutschen Charakter die Pietät, welche anzuerkennen, ja sich sogar unterzuordnen vermag, das milde Wohlwollen, welches lieblose Urtheile ebenso wie lieblose Thaten schont, in sehr hohem Maße. In Bezug auf Pietät unterscheidet sich der deutsche Charakter wesentlich vom englischen, welcher bei all seiner Borntheit doch eine oft beneidenswerthe, oft auch fast zu hohe Achtung für alles Ueberkommene besitzt — die Quelle unserer Lichtseiten ist ja meist auch die unserer Schattenseiten. Der Mangel an Fähigkeit, sich unterzuordnen, wie die eigenthümliche Härte des deutschen Charakters alteriren sogar seine guten Eigenschaften: er kommt leicht zu einer Gerechtigkeit à la Shylock, zum fiat justitia pereat mundus, und die deutsche Kritik wird oft so herbe, daß man gern etwas von ihrer „Unparteilichkeit“ darangeben mag.

„Das wirklich bedeutende Neue hat zwar überall große Mühe, sich zur Geltung zu bringen; denn der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und Fulton wäre sogar beinahe in Nordamerika ins Irrenhaus gekommen, obgleich man dort das Neue mehr als irgendwo liebt. Aber wie wäre es denkbar, daß z. B. in Deutschland eine so großartige Theorie wie die Darwin'sche so bald zur Geltung gekommen wäre. Das in Deutschland entdeckte Neue muß erst die Anerkennung des Auslandes erlangt haben, ehe es durchdringt; da wird es dann als etwas, dem man sich nicht gewachsen fühlt (denn nationales Selbstgefühl, englischer Stolz fehlt uns einmal), oder aus großer Nachahmungssucht (woraan es uns gar nicht fehlt) endlich anerkannt mit allen möglichen Reserven. Aber man darf darum doch nicht verkennen, daß dieses Schwerbefriedigtsein zugleich der Grund ist, weshalb die Deutschen es in den Künsten so weit gebracht haben, wie kein Volk der Neuzeit.

„In Bezug auf Reflexionsfähigkeiten scheint mir der deutsche Kopf weniger nach Ideenreichtum als nach Ideentiefe zu stre-

ben: ein Jean Paul und Goethe sind deshalb weniger deutsch als ein Hamann und Schiller, ein Mozart weniger als ein Beethoven. Der englische Kopf ist umgekehrt mehr auf Ideenreichtum, Ausfunftsmittel — expedients — hingewiesen als der deutsche, während dieser weitere Gesichtspunkte im Auge hat. Die englische Politik erscheint daher oft kurzschichtig, aber jedenfalls „praktisch“, insofern das Praktische eben in dem Goethe'schen: Heute nur, heute laß dich nicht fangen, So bist du hundertmal entgangen,

besteht.

„Nimmt man zu diesem allen noch die deutsche Liebe zum Besitz, besonders festem Besitz, Grundeigenthum, das Schwerbefriedigtsein, jenes rätheliche Wesen der Deutschen, woraus ihr Neigung zum Idealen, zu den Künsten entspringt, endlich ihre Gleichgültigkeit gegen die sie umgebende Realität aus Mangel an Beobachtungsneigung — alles natürlich im allgemeinen genommen, denn bei 40 Millionen werden sich schon Ausnahmen finden —, so wird man so leicht wol keine wesentliche Charakter Schwäche und Charakterstärke der Deutschen unberührt gelassen haben, es wäre denn allenfalls noch ihre Vertrauenseligkeit, welche aber schon in ihrer freudigen Zuversicht in nuce enthalten sein möcht, und ihre gemüthliche „Liebe“, dieses Gemisch von Anhänglichkeit und Sinnlichkeit.

„Hieraus dürften die eigenthümlichen Widersprüche im deutschen Charakter sich erklären lassen: bei aller „Bescheidenheit“ aus Mangel an Würde doch diese Härte und Mitleidlosigkeit, bei aller herben Kritik doch diese „Vertrauenseligkeit“ gegenüber widerlichem Aberglauben, bei aller Freudigkeit und Begünstigung doch Unschlüssigkeit, Kengstlichkeit bis zum Trübsinn, bei aller Nachahmungssucht doch so wenig Neigung zur Anerkennung, daß die Deutschen nach dem Goethe'schen Ausdruck dazu „Zu haben wollen“ u. s. w.

„Doch ich habe Ihre Geduld schon zu sehr in Anspruch genommen, mir bis hieher zu folgen. Ich schließe also mit dem Wunsche, daß Sie auch fernerhin nicht ermatten mögen, den Deutschen einen Spiegel ihres Wesens vorzuhalten, sollte er auch mitunter kein gar schönes Bild zurückwerfen; es trägt schließlich doch zum großen Ziel der Humanität bei, die ja eben in demypfen selbst guter Eigenschaften und im Streben nach Besserung unserer Schwächen, kurz in der Harmonie besteht — Sie wissen, aus welcher Psychologie heraus ich auch nur dies wenig zu geben im Stande war.“

Wir erlauben uns diesen Bemerkungen des Einsenders, der ein Anhänger der Phrenologie ist und daher deutsche Schädel oder vielmehr deutsche Gehirne kennen muß, ein paar Worte hinzuzufügen. Ihm wie den meisten scheinen die Deutschen phlegmatischer Gemüthsart zu sein. Die Gräfin Dora d'Astria nennt die Söhne der „blonde Teutonia“ in ihrem Werke über die Frauen des Morgenlandes „culmes, rangés, économes, laborieux et passablement personnels“; zugleich wirft sie den Deutschen überhaupt den germanischen Völkern Geldgier vor, indem sie von ihnen sagt: „Gern erkenne ich die großen Eigenschaften der Angelsachsen, der Deutschen und der Scandinavier an, aber der Gott Dollar der Amerikaner hat unter den deutschen Völkern nur zu viele Anbeter, die ihm alles, was den Menschen zum Menschen macht, zu opfern bereit sind.“ Das letztere wollen wir keineswegs unbedingt in Abrede stellen; wenigstens geht wol der Römische und Slawische viel seltener und so ganz mit Verleugnung alles echt Menschlichen im bloßen Mammonsdienste auf als der Germane, wenn er einmal von dieser Leidenschaft befreit ist. Nun freilich, in dem Hause des deutschen Handlungsherrn geht alles viel reinlicher und ordentlicher, hier nur auch um vieles langweiliger zu als an den familiären polnischen Belleuten, welcher Contrast ja auch in einem unsern beliebten deutschen Romane eine der anziehendsten Episoden bildet. Nur schade, daß ein solch unsauberes und verfallenes nisches Herrenhaus, das aber befehlt ist von graziöser und majestätischer sich bewegenden, frohsinnigen, lebenslustigen und

unwürdigen Deutschen, für den Namen und Ruhm einer angesehnen und anregenden Kabbale bietet als das fälschliche und schwächliche Complott irgendeines Handlungsheumes, der fast Jahr um Jahr im Kopfe hat, und auf dessen Phantasie der Kabbale einer Reihe von andern Geringfügigkeiten lechzender wirkt als der Anblick einer Reihe antiker Wälderbilder. Gehen wir uns auch, zu hochmüthig auf das angeblich selbstverschuldete Schicksal der Polen herabzusehen. Wir haben bereits im Laufe der Jahrhunderte Provinzen groß wie Königreiche eingebüßt, wir haben schon einmal erobert gewesen und wahrlich nicht ganz ohne fremde Hilfe gerettet worden, und wenn die übrigen Mächte wirklich einmal den ersten Entschluß fassen sollten, eine Theilung an uns nach dem Muster der Theilung Polens vorzunehmen, so dürfte es doch sehr fraglich sein, ob wir bei unserer innern politischen und confessionellen Zersplittertheit dieses Schicksal abzuwenden im Stande sein würden. Mit großen Redensarten und der Betrachtung und Verunglimpfung anderer Völker ist nichts geihan; dergleichen gerichtet niemals zur Ehre und zum Nutzen, bewirkt eher das Gegentheil.

Mit derselben Geringschätzung, mit der wir fortfahren auf die Polen herabzusehen, haben wir früher auch auf die Italiener hingesehen: wir beschuldigten sie der Heigheit, der persönlichen Selbstsucht, der unheilbaren Einnichtigkeit und Verweichlichkeit, kurz wir hielten sie einer entschlossenen politischen That, einer gemeinsamen nationalen Action für unfähig. Jetzt sehen wir vor ihnen beschämt; denn wie man von einzelnen Momenten des italienischen Dramas vom Sturzpunkte des bisherigen Völkerrichts auch denken mag, so können wir doch nicht leugnen, daß die Italiener ein Beispiel von Feltigkeit, unter diesen Umständen bewundernswerther Einmüthigkeit gegeben haben; womit wir übrigens nicht sagen wollen, daß nicht im Laufe der Zeit von innen und außen gewaltige Störungen eintreten könnten, an denen das glücklich begonnene Werk schließlich doch scheitert. Denke man sich nun Italien von Deutschen, wie sie schon zur Zeit Armin's waren und jetzt noch sind, bevölkert — wie viel würde glorreicher, geschehener, gediehrer, gefangener, kräftiger und gespörrichter statt gehandelt werden! Wie während wäre der Genuß und Eufalspartionismus in die Bewegung eingetreten! Welche Wählerreien würden die einzelnen Parteien und Parteihäupter im geheimen ins Werk richten! Wie viel verschrobene Tränmer und Wirtschaftsauffassungen würden ihre Meinung als die allein richtige geltend zu machen suchen! Wie viel halbreife, eitle Köpfe würden diese Gelegenheiten ergreifen, eine Rolle zu spielen, und wenn dies nicht gelänge, lieber dazu beitragen, das ganze Werk zu unterwählen statt sich demselben unterzuordnen, die es bis zu einem gewissen Punkt weiter gebracht! Denn der Hauptfehler der Deutschen besteht wol in dem individuellen Eigennut und Eigendünkel, in der Rechthaberei, in der Dignität und Bausucht, in suffisanter Abweicherei, in der Neigung zu mädeln und zu kritisieren und andern ihr Wirken und ihre Griftung durch ewige Controlirungen und Berationen schwer und teuer zu machen. Wir sprechen hier übrigens nur von einer Mehrheit der Deutschen, welche vielleicht bloß deshalb als Mehrheit erscheint, weil sie sich am meisten vorgedrängen und geltend zu machen weiß auf Kosten der Verschägigen, Auspruchslosen und Uninteressirten.

Damit hängt auch der Mangel an Freizügigkeit, unter dem auch andere auch manche Dichter und Schriftsteller schwer gelitten haben, sodas selbst vielleicht die Literatur einigen Nachtheil davon hatte, in deutschen Landen zusammen, woran die Regierten oft mehr schuld tragen als die Regierungen selbst, indem die liberalen Anschauungen der Letztern bei den Gemeinden nicht selten auf den ernstlichsten Widerstand und die unüberwindlichsten und engstehenden Vorurtheile stoßen. Oft genug freilich mag auch der staatsgeheimnis mit dem Gemeinderathismus aus politischen und mit gleichhaltigen finanziellen Gründen Hand in Hand gehen. Wie sagt in dem Artikel „Freizügigkeit“, der in der dritten Ausgabe des Rottsch-Belcher'schen „Staats-Lexikon“ enthalten ist, über das Verbrechen Folgendes: „Es ist begreiflich, daß die zahlreiche Auswanderung deutscher Bevölkerungen mit der Menge und

Raubbefähigkeit ihrer Hindernisse der Freizügigkeit, beziehungsweise ihrer Erziehung des Daseins und der Arbeit in den verschiedenen Staaten, Hand in Hand geht und fast in gleichem Verhältnisse steigt und fällt. Weder die den deutschen Geist und Charakter verlebenden Brutalitäten der demokratischen Proflaverei-Gesellschaft in Nordamerika, noch der politische Despotismus im Nachbarlande schrecken von der Auswanderung dahin ab, weil sowohl hier als dort der bürgerlichen Freiheit und der Vordringung zu deren Benutzung: der Freizügigkeit, ein neues, durch keine ähnlichen Hindernisse deutschen Ländern bestehen, versperren. Arbeit und Erwerb, wie jede gleichen die Verwechselung und die Gleichheit, die Auffassung neuer und durch den Wechsel des Wohnorts, und Berationen, gleichviel ob der Selbst, dort treibt der Deutsche, selbst, sobald er sich in einem noch so nahen Nachbarstaate ansiedeln will, als Ausländer behandelt und doppelten Beschränkungen unterworfen wird, unbehindert in großen Gebieten jedes an sich erlaubte bürgerliche Geschäft nach Verus und Gefallen. Man betrachtet und behandelt nicht schon sofort den Arrivanten, jungen Aufsteigling als Proletarier, unter dem engherzigen, misgünstigen Gesichtspunkte eines künftigen Armenhauscandidates oder eines gefährlichen Concurrenten auf dem Arbeitsmarkte.“

Es ist in der That demüthigend und eine fortbauende Quelle der Unzufriedenheit für Tausende und Hunderttausende, sich als Deutscher — denn Deutsche nennen wir uns doch — in einem deutschen Bundesstaate förmlich als „Ausländer“ bezeichnet und behandelt zu sehen, oder als ordentlicher Mann bei dem Umzuge aus einer Gemeinde in die andere vom Ortsrichter mit einem Zeugnis, daß man sich „gut betragen“ habe, entlassen zu werden. So kommt der Deutsche oft bis in sein höchstes Alter niemals aus dem Druck der Gleichgültigkeit heraus.

Dagegen möchten wir die so gewöhnliche Annahme, daß die Deutschen phlegmatische Natur seien, entschieden bestritten. Ursprünglich wenigstens waren sie dies nicht; sie bewiesen kein Phlegma, als sie sich sturmstürzend über Europa ergoßen, die altindische Welt aus den Angeln hoben, bis zu den Säulen des Herakles vordrangen, über das Meer segelten und südwärts das nördliche Afrika, nordwärts Britannien eroberten; sie zeigten kein Phlegma, als sie den einen Arm über Italien ausstreckten und mit dem andern die Hunnen zurückwiesen oder die Slawen auf weiten Strecken aus ihren Wohnsitzen warfen. Dies frische fröhliche Blut scheint den Deutschen freilich durch die unablässigen Kämpfe zwischen dem Adel und den Städten, durch die Hussiten- und die Religionskriege, durch den Bauernkrieg und namentlich durch den unseligen Dreißigjährigen Krieg, der deutsches Volk und Land bis zur Wurzel verunkeltete, wie durch die darauf folgende demoralisirte Hofwirtschaft abgezapft worden zu sein. Die habzburgische Politik, die in dem vom Ritselpunkte Deutschlands so entlegenen Wien ihren Sitz aufgeschlagen hatte, trachtete dahin, alles nationale Bewußtsein in der deutschen Nation zu tilgen. An den Entdeckung- und Eroberungszügen zur See, durch welche andere Völker zur Größe und Macht gelangten, sich zu betheiligen, verbot den Deutschen ihre wenig glückliche maritime Lage und der Untergang der Hanse.

Dafür ergreifen sie, wie dies auch im Auslande immer mehr anerkannt und zugestanden wird, im Gebiete der geistigen und religiösen Fragen die Initiative mit einer Kühnheit, die man wahrlich nicht als Ausfluß phlegmatischer Gemüthsart bezeichnen kann. Durch die Reformation gaben die Deutschen der Religion und in Folge davon auch der socialen und politischen Ordnung der civilisirten Welt eine ganz neue Gestalt, und bis in die neueste Zeit, und in dieser erst recht, haben sie Vortheil auf Vortheil, Gerechtigkeit auf Gerechtigkeit erklährt, ja sie sind mit einem Ungeheuer, der fast an Verwegenheit grenzt, bis in die Positionen des höchsten Gottes erhoben und selbst vernichtend vorgegangen. Vor den Stürmen ihrer nichts schen-

den Kritik bleibt kein Stein auf dem andern. Alle Wissenschaften haben sie auf ganz neue Grundlagen gestellt. Dazu hat sich die alte Abenteuer- und Wanderlust in den deutschen Individuen noch nicht verloren. Deutsche Reisende sind mit einer Todesverachtung, die nicht ihresgleichen hat, in die Continente fremder Welttheile eingebrungen. Wo irgend in der Welt auf Schlachtfeldern geraucht wird, da finden sich auch Deutsche ein, wie zur Zeit der alten Landknechte, die nicht nach der Sache fragten, um die es sich handelte, sondern nur nach Gold, Abenteuern und soldatischen Ehren verlangten. Die deutsche Auswanderung nimmt immer großartigere Dimensionen an, und nicht geringen Antheil daran haben bloßer Leichtsinns und Wandertrieb. Freilich gibt es im Gegensatz dazu in Deutschland vielleicht mehr Studenhocker und Pfahlbürger als anderswo; aber ebenso gut wie mancher Bauer jahrelangen Nachdenkens und Ueberlegens bedarf, ob er sich von seiner Pfenbank erheben und ein paar Kreuzer daranwenden soll, um nur die nächstgelegene Stadt einmal zu besuchen (wir selbst kannten eine sechzigjährige rüstige Frau in Berlin, die während ihres langen Lebens nur ein einziges mal zu einem der Thore Berlins hinausgegangen war, und zwar nach Charlottenburg), ebenso gut entschließen sich ganze deutsche Familien in der Schnelle eines Augenblicks dazu, auf gut Glück und fast ohne alle Mittel über den Ocean zu ziehen.

Mein, der Deutsche ist im allgemeinen nicht phlegmatisch aus Phlegma, sondern wenn er es ist, aus Melancholie, zu welcher germanische Naturen überhaupt neigen, oder in Folge seines zu kritisch abwägenden Geistes. Unter seiner gemeinhin allerdings fahlen Oberfläche arbeiten heftige edle wie unedle Leidenschaften. Er ist ärgerlichen, übelnehmischen und rechthaberischen Charakters und daher, oft bei sehr unbedeutenden Anlässen, aufbrausend und jähzornig bis zur Rücksichtslosigkeit. Man erlebt dies nicht selten zu seiner Ueberraschung an den scheinbar sanftesten und gütigsten Individuen. Von Phlegma ist in solchen Augenblicken der Auswallung bei dem Deutschen gewiß nicht die Rede. Der gemeine Mann bedient sich in solchen Fällen zwar nicht des heimtückischen mörderischen Stilets (obwohl doch in einigen südlichen Gegenden Deutschlands des Messers), aber um so lieber der Faust oder des Stoffs, wenn ihm einer zur Hand ist, ungerechnet die dazu gehörigen Flüche und Schimpfworte. Selbst Individuen, die den gebildeten Klassen angehören, lassen sich dann zuweilen zu Thätlichkeiten hinreißen oder drohen wenigstens damit. Unter dem Druck ungünstiger Umstände erscheint der Deutsche äußerlich zwar meist bescheiden, selbst blöde und demüthig, aber es fehlt ihm nicht an Stolz und Selbstbewußtsein, die unter Umständen auch sehr verlegende Formen annehmen können. Gräfin Dora d'Altira spricht von dem „orgueil germanique“, den die Deutschen in Rußland gegenüber den Slaven zeigen. Sie haben dazu einiges Recht, wenn sie ihre geringe Anzahl (vielleicht noch keine halbe Million unter 70 Millionen!) mit dem Einfluß vergleichen, den sie in Rußland gewonnen haben. Was könnten die Deutschen schon vermöge ihrer Anzahl sein, wenn sich ihren großen geistigen Eigenschaften nicht so manche Schwächen gesellen, die jene zum Theil paralyfieren!

A. M.

Zur Urgeschichte der Buchstabenschrift.

Das gothische Alphabet Wulfilas und das Runenalphabet. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von Julius Zacher. Mit einer Schrifttafel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Zacher, der sich durch verschiedene gründliche Arbeiten schon rühmlich bekannt gemacht hat, liefert uns in der vorliegenden Schrift einen neuen Beweis sowohl seiner Gelehrsamkeit als seines gründlichen Forschergeistes. Die alten Runen und die gothische Schrift haben beinahe fünfzig Jahre unsere tüchtigsten Germanisten beschäftigt; Jakob und Wilhelm Grimm haben zuerst eine sichere Grundlage für das Verständniß dersel-

ben geschaffen; später haben Much, Kirchhoff, Liliencron und Müllenhoff erfolgreich weiter gebaut, und nicht nur eine beträchtliche Anzahl einzelner dunkler Punkte aufgeklärt, sondern auch über ganze Entwicklungsreihen ein neues Licht verbreitet. Dennoch blieben wichtige Fragen noch unerleuchtet, deren Lösung der Verfasser der vorliegenden Schrift versucht und zum größten Theil auch gefunden hat. Es kann hier unsere Absicht nicht sein, den Untersuchungen des Verfassers Schritt für Schritt zu folgen; es müßte sogar dem Zweck einer Zeitschrift „für literarische Unterhaltung“ widersprechen, wenn wir auch nur einzelne Abschnitte hervorheben wollten. Aber das ist uns wenigstens vergönnt, den Gang, den der Verfasser bei seinen Untersuchungen eingeschlagen hat, zu bezeichnen und die von ihm gewonnenen Resultate anzudeuten.

Das Ganze zerfällt in vier Abschnitte. Der erste bespricht die Namen der gothischen Buchstaben einerseits wol noch dem 9. Jahrhundert angehörnden Wiener Handschrift, wobei es dem Verfasser gelingt, manche Irrthümer der frühern Erklärer zu berichtigen, einen noch nicht erklärten Buchstaben richtig zu deuten. Er geht dabei von dem gewiß richtigen Grundsatze aus, daß das gothische Wort, mit welchem irgendein Buchstabe bezeichnet wird, mit diesem Buchstaben anlauten muß (eine einzige Abweichung findet bei X statt, weil dieses einen nur im Inlaut vorkommenden Buchstaben [ng] bezeichnet). Durch diese Untersuchungen wird endlich der Beweis vervollständigt, daß die einheimische gothische Lautbezeichnung schon vor dem Alphabet des Wulfilas vollständig war und sich daher zu schriftlicher Aufzeichnung eignete.

Im zweiten Artikel bespricht der Verfasser das Runenalphabet, indem er seiner Untersuchung die ältesten erreichbaren Runenzeichen zum Grunde legt, und zwar solche, die wirklich eingegrift oder feingeschnitten, nicht mit der Feder geschrieben sind. Von solchen Denkmälern sind ihm freilich nur zwei zugänglich gewesen (von einem dritten ist später die Rede), und selbst die nicht in Abbildungen, sondern nur in Drucken, doch ließ sich auch damit der beabsichtigte Zweck erreichen. Das eine ist ein goldener Bracteat (in Stockholm) mit 24 Runen in der gewöhnlichen, nach den sechs ersten Zeichen futhork genannten Folge der angelsächsischen Runenalphabets, von denen jedoch ein Zeichen ganz und ein anderes zur Hälfte durch ein Blättchen verdeckt ist, das zur Befestigung einer Nase diente. Das andere ist ein im Jahre 1734 bei Gellahuus unweit Tondern aufgefundenenes goldenes Horn, das zwar 1802 aus der fopenhagener Kunstkammer gestohlen und von den Dieben eingeschmolzen wurde, von dem jedoch Abbildungen vorhanden waren, aus denen die Inschrift entziffert und gedeutet werden konnte. Durch sie ließen sich 16 Runenzeichen gewinnen. Als Hülfsmittel zweiten Ranges kam das in verschiedenen Handschriften überlieferte sogenannte angelsächsische Runenalphabet. Aus der Vergleichung dieser verschiedenen Runenalphabete, sowie dann des nordischen und der gothischen Schrift des Wulfilas (die auf einer Tafel zusammengestellt sind) ergeben sich erstlich Verwandtschaften zwischen mehreren Runenzeichen und den griechischen Buchstaben, zwischen mehreren Runenzeichen einer und derselben Reihe und zwischen den Hauptstiftreihen der nordischen, der angelsächsischen (unter welche vorläufig auch die Runen des Bracteaten und des goldenen Horns begriffen werden) und der gothischen des Wulfilas, welchen aber auch zugleich eine bedeutende Anzahl von Abweichungen zeigt; zweitens ergeben sich aus der Vergleichung mehrerer Störungen durch Zusätze, durch Veränderung des Lautes und Namens, durch Vertauschung der Reihenfolge und durch vier Zeichen, welche vereinzelt dastehen.

Diese verschiedenen Erscheinungen werden durch ein Gesetz beherrscht, das Theodor Mommsen in seiner Untersuchung der unteritalischen und griechischen Schriftzeichen zuerst erkannt und ausgesprochen hat: „Die Alten behandelten die einmal erfundenen Zeichen als einen kostbaren Schatz, und haben nicht leicht auch die als Lautzeichen nicht mehr anwendbaren ganz beiseite geworfen.“ Dieses Gesetz hätte sich vielleicht noch schärfer an-

entschiedener aussprechen lassen, etwa so: „Die Menschheit macht in ihrer Entwicklung keine Sprünge, sondern baut langsam oder sicher auf den einmal gewonnenen Ergebnissen weiter.“ Dieses Gesetz läßt sich auf alle Aenderungen des menschlichen Geistes anwenden, gelangt aber vielleicht gerade in der Entwicklung der Schrift am offenbarsten zur Erscheinung. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß die Menschen ihre Gedanken den Abwesenden zuerst durch willkürliche, mehr oder weniger passende äußere Zeichen mitgetheilt haben. Wenn die nordamerikanischen Indianer auf ihren Jägen durch die Urwälder bald Zweige abbrechen, bald dieselben blos biegen, oder wenn sie Zeichen in eine Baumrinde einritzten u. dgl. m., und dadurch bestimmte Gedanken mit großer Sicherheit ausdrücken, weil man sich über die Bedeutung dieser Zeichen im voraus verständigt hat, so haben wir ein Zeugnis von der Art und Weise, wie die Menschen in den frühesten Zuständen ihre Gedanken Abwesenden mittheilten. Solcher Zeichen gab es natürlich mancherlei, aber dennoch reichten sie für die Mittheilung einer größern Reihe von Gedanken nicht aus, und zudem hatten sie die Unbequemlichkeit, daß sie nicht von Ort zu Ort geschickt werden konnten. Man mußte bald auf den Einfall kommen, solche Zeichen zu wählen, deren Versendung möglich war. Wahrscheinlich nach mancherlei Versuchen wählten mehrere Völker, z. B. die Peruaner Stricke, in die sie Knoten banden, deren Zahl, Zusammenstellung, Größe u. s. w. eine bestimmte Bedeutung hatten. Freilich war auch dies mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, besonders wenn längere Mittheilungen zu machen waren, zu welchen man eine große Menge von Stricken nöthig hatte, die wiederum nicht leicht an entfernte Orte zu bringen waren. Um diesem Uebelstande abzuhefen, geriet man nun, z. B. in China, auf den Gedanken, die Form der Stricke mit ihren Knoten auf Baumblätter, Holz, vielleicht auch weichen Steinen, später auf Wachs einzuritzen, und hiermit war der erste Schritt zur eigentlichen Schrift geschehen. Dieselbe bestand aber noch lange aus willkürlichen Zeichen, über deren Bedeutung man sich zuerst verständigt haben mußte, was die Verbreitung der neuen Kunst unendlich erschwerte. Vielleicht schon früh kam man auf den Gedanken, die äußern Gegenstände auf den Baumblättern oder anderm Material abzuzeichnen, und so roh diese Zeichnungen sein mochten, waren die dargestellten Gegenstände leicht erkennbar. Aus diesen rohen Anfängen scheint sich nun alle Schrift bei allen Völkern entwickelt zu haben, und sie sind noch in unsern Alphabeten zu erkennen. Die Zahl der Gegenstände, die man in wenn auch rohen, doch leicht erkennbaren Umrissen zeichnen konnte, war natürlich sehr beschränkt, und wenn man auch z. B. einen Baum zeichnen konnte, so war es doch nicht möglich, verschiedene Arten von Bäumen darzustellen. Man fuhr aber auf dem einmal eingeschlagenen Wege fort, indem man sich auf mancherlei, oft geistreiche Weise zu helfen suchte. Man verband z. B. zwei vorhandene Zeichen, um durch ihre Verbindung einen neuen Begriff auszudrücken (Sonne und Mond, um das Licht zu bezeichnen u. dgl. m.). Die also gewonnene Zeichenschrift war daher zugleich eine Wortschrift. Aber auch dies führte noch nicht sehr weit. Ein ungeheurer Schritt zur Entwicklung der Schrift geschah, als man die Beobachtung auf sich wirken ließ, daß wer ein Zeichen sah, auch das Wort agte, welches dem durch das Zeichen ausgedrückten Begriffe entsprach. Da man zugleich wahrnahm, daß der Laut dieses Wortes auch in andern Wörtern wiederkam, so gebrauchte man bald das nämliche Zeichen, um den auch in andern Wörtern vorkommenden ähnlichen Laut zu bezeichnen, und so entwickelte sich die Silbenschrift, aus der in derselben Weise die Buchstabenschrift hervorging, indem man das Zeichen nicht mehr zur Bezeichnung einer ganzen Silbe, sondern nur des ersten in derselben vorkommenden Lautes gebrauchte. Und es ist begreiflich, daß man diese Zeichen, die nun nicht mehr als Bild eines Gegenstandes verwendet wurden, auch nicht mehr in ihrer vollen Form schrieb, sondern sie abkürzte und sie überhaupt so formte, daß sie leicht und schnell geschrieben werden konnten. Aber so wenig unser heutiges a z. B. einem Ochsenkopfe ähnlich sieht, so ist es doch

nichts anderes als die letzte Abbreviation des semitischen Bildes, das uranfänglich einen Ochsenkopf darstellte. Daher haben die Namen der Buchstaben bei den verschiedenen Völkern auch eine Bedeutung, so die der Runenbuchstaben.

Wir haben diese unsern Lesern hoffentlich nicht unwillkommene Aufschweifung gemacht, um den oben ausgesprochenen Satz zu rechtfertigen und zu begründen, daß die Menschheit in ihrer Entwicklung keine Sprünge macht, das einmal Gewonnene niemals wegwirft, sondern darauf fortbaut.“ Ein klares Zeugnis gibt die weitere Entwicklung der Schrift. Als man durch zahlreiche Uebergänge endlich dazu gelangt war, die einzelnen Laute zu bezeichnen, scheint es, daß es nahe gelegen gewesen wäre, alle bisherige Schrift wegzuworfen und eine neue, bequemere, den Lauten angemessenere Buchstabenschrift zu erfinden, allein dies geschah wol nirgends, sondern man blieb den Ueberlieferungen der Vorältern getreu, soweit als es geschehen konnte, und paßte die alte Schrift den neuen Bedürfnissen an.

Auch die Runenschrift hat ohne Zweifel diese Wandlungen durchgemacht. Wir haben zwar keine Denkmäler, welche uns dieselbe noch als Zeichen- und als Wortschrift zeigte; aber der Umstand, daß auch in ihr alle Buchstaben bezeichnende Namen haben, deren erster Laut den Buchstaben entspricht, welche durch denselben bezeichnet werden, reicht hin, die angegebene Entwicklung auch bei dieser Schrift außer Zweifel zu setzen. Diese erlitt aber im Laufe der Zeiten mancherlei Wandlungen, wobei wir wieder die Herrschaft jenes Gesetzes wahrnehmen. „Als nämlich im Laufe der Zeit der Lautbestand durch Verschiebungen, Bruchungen und andere Veränderungen sich änderte und vermehrte, entstand ein Mißverhältnis zwischen den neuen Lauten und den alten Bezeichnungen, welchem man allmählich abzuhefen suchte, wie es schrittweise sich einstellte. Da wurden theils Zeichen leer, weil ihr Laut verschwand (wie z. B. der Anlaut s im Nordischen fast ganz unterging), theils wurden neue Zeichen für neue Laute erforderlich. Wie aber griff man, um das Bedürfnis neuer Zeichen zu befriedigen, zu willkürlicher Erfindung ganz neuer Runen, sondern man wies entweder eine frei gewordene Rune einem neuen Laute zu, oder man brachte an einem bereits vorhandenen Zeichen eine kleine Aenderung an, sobald die Sproßform für die Bezeichnung des neuen Lautes vollkommen ausreichte.“ Der Verfasser entwickelt mit klarer Ausführlichkeit, in welcher Weise dieses geschah, und zeigt, daß auch in der Uebertragung älterer Runenzeichen auf neue Laute, als auch in der Sproßformenbildung nicht die geringste Willkür herrscht, sondern eine ebenso strenge als schlichte Gesetzmäßigkeit. „Da zeigt sich durchaus nichts Gemachtes, sondern gleichsam ein Wachsen von innen heraus, als hätten wir einen organischen Naturkörper vor Augen, und die Entwicklung erfolgt nach einem Gesetze von solcher Einfachheit und Klarheit, daß es uns gewissermaßen von selbst in die Hände gelaufen ist und wir es eben nur in Worte zu fassen brauchen: Jede Lautgattung erzeugt ihre Zeichen aus sich selbst; Vocalzeichen erzeugen nur Vocalzeichen, Labial-, Lingual- und Gutturalzeichen lassen wiederum nur Labial-, Lingual- und Gutturalzeichen aus sich sprossen.“

Aus den fernern Untersuchungen ergibt sich sodann, daß die sogenannte angelsächsische Runenschrift in dreifacher Abstufung erscheint; sie hob in unbekannter Zeit und Gegend mit einem Grundbestande von 18 Zeichen an (nur die Normannen begnügten sich mit 15), schritt sodann vor dem 4. Jahrhundert zu 26 und schloß endlich in England mit 27 Zeichen ab, denen sich drei überzählig gewordene alte und zuletzt noch drei neue Nachzügler als Anhang gesellten.

Nun entsteht die Frage, ob das Runenalphabet, daß von den Angeln und Sachsen nach England gebracht und dort wei-

*) Daß der treffliche Justus Möser diesen Satz in überzeugender Weise auf die politische Entwicklung der Völker anwendet, ist hoffentlich allgemein bekannt oder verdient allgemein bekannt zu werden, wenn es noch nicht der Fall sein sollte.

ter fortgebildet worden ist, auch von ihnen zuerst in diese Gestalt gebracht worden sei. Die Lösung dieser Frage wird durch ein merkwürdiges Denkmal gefördert, das im Jahre 1888 in der Balaschei aufgefunden wurde. Es ist dies ein massiver Goldring mit einer Runenschrift, deren Zeichen ganz zu dem Alphabet des tondernschen Forns und des schonenschen Bractearien gehören, und der Verfasser weiß mit Hilfe dieser waladischen Inschrift, daß das Runenalphabet, wie es uns auf den verschiedenen Denkmälern vorliegt, unzweifelhaft gothisch gewesen und von den Gothen zu den Angelsachsen übergegangen ist, bei denen es weitere selbständige Entwicklung gefunden hat.

Hierauf geht der Verfasser zur Betrachtung des gothischen Alphabets des Alfklas über, wobei er zu dem Resultate gelangt, daß derselbe zwar das griechische Alphabet zur Grundlage genommen hat, daß er aber nicht wie die lateinischen Velehrer der westlichen Germanen, die fremden Schriftzüge schlechthin an die Stelle der heimischen setzte, und von diesen nur diejenigen beibehielt, denen kein Buchstabe des fremden Alphabets entsprach, sondern daß er im Gegentheil ganz im Geiste der alten heimischen Schriftentwicklung verfuhr und dabei folgende Grundsätze festhielt: 1) Er näherte seine Runen durch kleine Veränderungen möglichst den entsprechenden griechischen Buchstaben; 2) er nahm entschieden griechische Formen in unveränderter Gestalt nur da auf, wo das Runenzeichen aus irgendeinem praktischen Grunde ungewöhnlich erschien; 3) er behielt die Runenzeichen fast unverändert bei, wo sich für den betreffenden Laut ein passendes griechisches Zeichen nicht darbott; und 4) er gab freigewordenen Runenzeichen, die mit einem Zeichen des griechischen Alphabets der Gestalt nach zusammenfielen, die Geltung des griechischen Zeichens.

Der Verfasser setzt klar und überzeugend auseinander, wie Alfklas bei den einzelnen Buchstaben mit Befolgung dieser Grundsätze verfuhr, und schließt den Abschnitt mit einer übersichtlichen Zusammenstellung des griechischen, gothischen und runischen Alphabets, durch welche die gewonnenen Ergebnisse zur lebendigen Anschauung gebracht werden. Daß manche Runen mit den Buchstaben des griechischen Alphabets in merkwürdiger Weise übereinstimmen, läßt sich nicht leugnen; Liliencron, der auf diese Erscheinung zuerst Gewicht gelegt hat, hat deshalb den Satz aufgestellt, daß die Runenzeichen auf irgendeine noch nicht hinreichend ermittelte und vielleicht auch nie genügend nachzuweisende Art mit den griechischen und durch diese mit den alten phönizischen Buchstaben zusammenhängen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift stimmt diesem Satze bei; wir müssen aber gestehen, daß wir einen solchen Zusammenhang so lange nicht annehmen können, bis er auf entschiedenere und überzeugendere Weise dargelegt ist, da hier der Zufall doch auch im Spiele sein kann, und man überhaupt nur dann berechtigt wäre, diesen Zusammenhang vorauszusetzen, wenn nicht blos die Gestalt, sondern auch die Benennungen der Runenzeichen und der phönizischen Buchstaben, wenn auch nicht durchgängig, doch wenigstens in einzelnen bedeutenden Fällen übereinstimmen.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Runennamen, dessen bisherige Erklärungen ungenügend sind. Der Verfasser sagt selbst, daß er sich hierbei auf das Gebiet der Vermuthungen hinauswage, „wo selbst der kenntnisreichste, besonnenste und geübteste Forscher fast bei jedem vorwärts tastenden Schritte einen Fehltritt besorgen muß“. Dessenungeachtet müssen wir gestehen, daß er die Besonnenheit niemals verloren hat und der Wahrheit gewiß so nahe gekommen ist, als es nur im Bereich der Möglichkeit lag. Doch würde uns die Betrachtung dieses Abschnitts, der auf einer langen Reihe von glücklichen und geistreichen Combinationen beruht, die nur in ihrem Zusammenhange verstanden werden können, zu weit führen; wir müssen daher unsern Lesern überlassen, sich mit ihnen in der Schrift Zacher's selbst bekannt zu machen. Nur so viel sei bemerkt, um die Neugierde zu erregen, daß der Verfasser auf die von Tacitus erwähnte Göttin Iks, die bisher allen Erklärungsversuchen Trotz bot, ein neues Licht wirft und in ihr eine echt deutsche Lichtgöttin Isa

erkennt, die mit dem Wasser in enger Beziehung stand, daher sie auch ein Schiff zum Symbol hatte. Dies erklärt auch zu Genüge, warum so viele Ortsnamen mit Iken oder Iken zusammengefaßt sind, die fälschlicherweise und gegen alle Analogie auf den Placnamen Ikar, Isore, zurückgeführt werden.

Notiz.

Biographisches.

Aus einer Anzahl von meist kleinern Schriften biographischen Inhalts, die uns vorliegen, greifen wir zuvörderst die folgende heraus: „Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Berg erzählt von Wilhelm Baur“ (Gotha, Besser, 1860). Der Verfasser, evangelischer Pfarrer zu Ettinghausen bei Esch, bemerkt in dem am Tage der Schlacht von Waterloo 1860 geschriebenen Vorwort: Stein's Leben sei seit Jahren von Reichthum geschrieben; aber es habe bis heute ein Buch gefehlt, das nach Umfang und Preis sich eigne, in weitere Kreise des deutschen Volks, die Kunde von seinem Befreier zu tragen. Dem nach einem solchen Buche sich regenden Bedürfnis hofft der Verfasser mit vorliegender Schrift abzuhelfen, die aus Mittheilungen aus Stein's Leben von Berg besteht, welche zuerst in Geiger's „Praktischen Monatsblättern“ abgedruckt worden und nun mit Einwilligung von Berg und seinem Verleger als eigenes Buch erscheinen. „Wachte es“, ruft der Verfasser am Schluß an, „vor allem durch das unvergleichliche Vorbild Stein's zur brennenden Liebe zum Vaterlande entzünden helfen, die wir bedürfen, um die innern Schäden zu heilen und die Angriffe von außen einmüthig und kräftig abzuweisen“ — ein Wunsch, in den wir nur herzlich einstimmen kann. Das Buch ist mit dem Porträt des Freiherrn vom Stein geschmückt, der Reinertrag für das Stein-Denkmal bestimmt. Hoffen wir, daß das zweckmäßig abgefaßte Buch unter dem deutschen Volke eine recht weite Verbreitung finden möge.

An die Theilnahme eines kleinern Kreises von Freunden und Verehrern des Geschilderten wendet sich die Schrift: „Da Jubilar Dr. theol. Gerhard Friederich, Senior des evangelisch-lutherischen Prediger-Ministeriums zu Frankfurt a. M. Aussetzungen aus seinem Leben, mitgetheilt von einigen Freunden desselben“ (Frankfurt, Besselt, 1858). Gerhard Friederich, der am 6. April 1858 den fünfzigsten Jahrestag seines Eintritts in das geistliche Amt feierte, ist als Sohn eines Bürgers und Kaufmanns am 2. Januar 1779 in Frankfurt a. M. geboren und zählt, wie es im Vorwort heißt, „zu den beliebtesten Kanzelrednern, welche Frankfurt je besaß“. Er ist auch Verfasser mehrerer geistlich-erzählenden Dichtungen, des historischen Gedichts „Luther“ in vier Gesängen, welches zuerst im Jahre 1817 und im ganzen in fünf Auflagen erschien, des mehrmals aufgelegten Epos „Graf Adolf's Heldentod“, ebenfalls in vier Gesängen und zuerst 1832 erschienen, mehrerer Sammlungen von Predigten, der Jagdschriften „Serena“ (1819) und „Heliobor“, von der die ersten fünf Auflagen erlebte und auch holländisch in einer Pracht Ausgabe erschien, und Herausgeber eines Jahrbuchs christlicher Andacht, „Selitha“. An Auszeichnungen hat es dem Jubilar nicht gefehlt. So verlieh ihm der vorige König von Preußen für die Dichtung „Luther“ durch Handschreiben aus Rossau vom 23. Juni 1818 die große goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft, Karl XIV. Johann von Schweden für die „Luther“ die große goldene Verdienstmedaille an blauer Seide u. s. w., und im Jahre 1830 erhielt er „in Anerkennung seiner Verdienste um die evangelische Kirche“ an Einem Tage von den beiden Universitäten zu Jena und Leipzig die höchste Würde eines Doctors der Theologie. Es freut uns zu lesen, daß er auch „ein munterer und geistreicher Gesellschafter“ sei.

Die biographischen Mittheilungen über das Leben und Wirken einer der vortrefflichsten deutschen Fürstinnen, der Fürstin Pauline von Lippe-Deimold, die unter dem Titel „Erinnerungen aus dem Leben der Fürstin Pauline von Lippe-Deimold. Aus den nachgelassenen Papieren eines ehemaligen lippe'schen Staatsrathes“

(Gotha, F. A. Perthes, 1860) als besondere Schrift erschienen sind, erwähnen wir nur kurz, da wir der vorzüglichen Eigenschaften und Regierungshandlungen der Fürstin schon in unserer Anzeige der Schrift von Dresel: „Die Fürstin Pauline und der Generalsuperintendent Beerth“ (Nr. 2 d. Bl.), ausführlicher gedacht haben.

Ein interessantes Curiosum ist die „Selbstbiographie des Fürsten Leopold von Anhalt-Deskau 1678—1703. Herausgegeben von Ferdinand Siebigk“ (Dessau, Aue, 1860). Der Herausgeber dieses dem herzoglichen Hausarchiv zu Dessau entnommenen Tagebuchs, der herzoglich anhaltische Hauptmann a. D. Ferdinand Siebigk, beklagt mit Recht, daß der Fürst sein Tagebuch nicht fortgesetzt habe und daher seine ruhmreichsten Kriegsthaten, die bei Hochfeld, Turin und Kesselsdorf, nicht in den Kreis dieses Tagebuchs fallen. In Betreff der Belagerung von Namur bemerkt der Fürst, daß, während die andern Offiziere über die „fatiguen“ geklagt hätten, „ich da mir mein Vater seit dem dritten Jahre an erlaube, allerlei Jagden zu exerciren und also oft des Nachts im Walde und im Felde lag, dieses für mich gar nicht eine fatigue, sondern war beständig über mein so lang gewünschten Ort sehr zufrieden.“ Einmal beklagt er den König von England, daß dieser nicht das „Verzügen“ gehabt, den neuen Krieg zu erleben.

Bibliographie.

Alexis, W., Gesammelte Werke. Volks-Ausgabe. 1ter Band. 1te Lieferung. Berlin, Janka. 1861. Gr. 16. 5 Ngr.

Bastian, A., Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 Thlr.

Der Bawa oder Vertheidigung der christlichen Lehre gegen die Angriffe gelehrter Hindus, wie sie von Missionaren in Bombay öffentlich gehalten worden. Aus dem Englischen. Mit Erklärungen und Holzschnitten und einer Uebersicht der Hindu-Mythologie von J. D. Prochnow. Berlin, Künig u. Beck. 8. 10 Ngr.

Düsing, M., Aus dem vielbewegten Leben eines literarischen Handwerksburschen. Humoristische Schilderungen aus einem 22jährigen Buchhändlergehilfenleben. Düsseldorf. 12. 10 Ngr.

Buxtorf-Falkenstein, Johannes Buxtorf Vater, Prof. hng. hebr. 1564—1629, erkannt aus seinem Briefwechsel. Basel, Bohnmaier. 8. 8 Ngr.

Dittes, F., Ueber die sittliche Freiheit, mit besonderer Berücksichtigung der Systeme von Spinoza, Leibniz, Kant. Preisschrift. Nach einer Abhandlung über den Eudämonismus. Leipzig, Klinckschmidt. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein Ehe-Brevier. Leipzig, D. Wigand. 16. 10 Ngr.

Erkenberg, C. Baron, Der Sieger von Gravelingen. Drama in fünf Akten und einem Vorspiele. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Frank, P., Handbüchlein der deutschen Literaturgeschichte. In leicht faßlicher, gebräugter Darstellung herausgegeben. Leipzig, Merseburger. 16. 10 Ngr.

Friedhoff, F., Allgemeine Moralphilologie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Glaß, A., 'S walt Gott! Eine Dorfgeschichte aus dem Altenburger Lande. Mit 14 Bildern in Holzschnitt. Leipzig, Klinckschmidt. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grohmann, R., Genesis des Denkens oder über das Ichselbst im Menschen. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 8. 8 Ngr.

Hansel oder der verlorne Sohn. Singspiel in zwei Theilen. zunächst für Gesellenvereine, dann für jede in christlichem Sinne geleitete kleinere Bühne. Musik von P. Kampis. Augsburg, Schmid. 8. 16 Ngr.

Harleß, G. E. v., Die Ehecheidungsfrage. Eine ers-

neute Untersuchung der testamentlichen Schriftstellen. Stuttgart, E. G. Neuring. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Hobelin, C., Abmings un Blomen ut frömden Gorden. Berlin, Schotte u. Comp. 1861. 16. 25 Ngr.

Holland, H., Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stütz zu Ettal. Ein Beitrag zur Kunst- und Sagensgeschichte des Mittelalters. München, Rohsold. Gr. 8. 10 Ngr.

Kayserling, M., Geschichte der Juden in Spanien und Portugal. 1ster Theil: Die Juden in Navarra, den Baskenländern und auf den Balearen. Berlin, Springer. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Merian, J. J., Geschichte der Bischöfe von Basel. 1te Abtheilung. Zur Feier des 400jährigen Jubiläums der Universität Basel herausgegeben. Basel. Gr. 8. 12 Ngr.

Der geschiedte Razl oder Schuster, bleib bei deinem Leisten! Singspiel in drei Akten. Zunächst für Gesellenvereine, dann für jede in christlichem Sinne geleitete Bühne. Musik von P. Kampis. Augsburg, Schmid. 8. 20 Ngr.

Die Insel Norðerneyp. Eine kurze Darstellung ihrer Geschichte und Geographie, ihrer Pflanzenwelt und Thierwelt und ihrer Seebadeanstalt. Herausgegeben von F. Rieffohl. Mit 1 Plane von Norðerneyp, 1 Karte der ostfriesischen Küste, 1 Plane des Dünenstufwerkes, 6 Ansichten in Farbendruck und sehr vielen Holzschnitten. Hannover, Schmoll u. von Seefeld. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Möckelberger, J. L., Heilige Klänge. Religiöse Dichtungen im Geiste der „Nachfolge Christi“. Leipzig, Gerhard. 1861. 8. 20 Ngr.

Pocci, F., Der Karfunkel. Volksdrama in drei Aufzügen nach Hebel's altemannischem Gedichte frei bearbeitet. München, Rohsold. Gr. 16. 16 Ngr.

Quellen zur Geschichte der Stadt Köln. Herausgegeben von L. Ennen und G. Eckertz. 1ster Band. Mit 4 Tafeln. Köln, Du Mont-Schauberg. Lex.-8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Brunn, F., Aus den Verhandlungen der rheinischen Konferenz lutherischer Pastoren in Preußen, Baden und Nassau über die Lehre vom Predigtamt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 5 Ngr.

Heintz, J. A., Denkwürdige Momente aus Napoleon's Aufenthalt in Sachsen. Erlebnisse eines 22jährigen Offiziers. Dresden, am Ende. Gr. 8. 5 Ngr.

Heß, J. W., Kaspar Baubin's, des ersten Prof. der Anatomie und Botanik an der Universität Basel, Leben und Charakter. Beitrag zur 4ten Säcularfeier der Universität Basel. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 10 Ngr.

Kosmäkter, C. A., Denkschrift an die deutschkatholische Gemeinde in Leipzig über die Vorfälle in der Peterskirche daselbst am 23. September 1860 und was damit zusammenhängt. In der Gemeindeversammlung vom 30. September im Namen des Ältestenrathes vorgetragen. Leipzig, Friebe. Gr. 8. 2 Ngr.

Schwenf, R., Die freien evangelischen Gemeinden in Italien. Nach ihren Grundzügen dargestellt. Ludwigsburg, Neumann. Lex.-8. 4 Ngr.

Schüler, A., Deutschlands Ruhm, dargethan in einer Vergleichung der Deutschen mit den Griechen nebst einem Immortellenkranz für Schleswig. Hanau, König. Gr. 16. 6 Ngr.

Ueber den militärischen Geist, mit besonderer Rücksicht auf die Preussische Armee. Ein Vortrag, gehalten in einem Kreise von Offizieren. Berlin, J. Schneider. 8. 5 Ngr.

Von Rom nach Jerusalem. Eine Lösung der italienischen Frage. Frankfurt a. M., Aufferth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der humoristische Vorläufer zur 100jährigen Geburtsstagsfeier J. P. Hebel, auf den 10. Mai 1860. In altemannischer Mundart von R. . . . d. Freiburg im Br., Wängler. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung ausländischer Classiker.

Bis jetzt erschienen:

ANTHOLOGIE UNIVERSELLE.

Par

J. G. de Souza.

8°. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 10 Ngr.

LIBRARY OF BRITISH POETS.

8°. Jeder Band 1 Thlr.

Byron, Poetical Works. 3 vols.

Scott, Poetical Works. 3 vols.

COLECCION DE AUTORES ESPAÑOLES.

8°. Jeder Band 1 Thlr.

Caballero, Clemencia.

La Gaviota.

La familia de Alvareda. — Lágrimas.

Cervantes, Don Quijote. 2 tomos.

Trueba, El libro de los cantares.

BIBLIOTECA D'AUTORI ITALIANI.

8°. Jeder Band 1 Thlr.

Manzoni, I promessi sposi.

COLLECCÃO DE AUTORES PORTUGUEZES.

8°. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Dias, Cantos. 1 Thlr. 15 Ngr.

BIBLIOTEKA PISARZY POLSKICH.

8°. Jeder Band 1 Thlr.

Garczynski, Poezye.

Slowacki, Pisma. Tom I.

Die von der Verlagshandlung begonnene

Sammlung ausländischer Classiker

wird die Werke der gefeiertsten Autoren der neuern Literaturen in uniformen, schön ausgestatteten, correcten und wohlfeilen Ausgaben in der Originalsprache umfassen. Es wird bei der Auswahl namentlich auf lesbare neuere Schriftsteller Rücksicht genommen, ohne indess die ältern classischen Autoren auszuschliessen. Die Sammlung erscheint in regelmässiger Folge. Jeder Band wird einzeln verkauft.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Erfst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonirt 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Neueste Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen eines alten Herrn.

Von Gustav vom See.

8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Inhalt: Der Mönch. — Stabat mater. — Die wieder-
gefundene Jugend. — Das Marienbild.

Daß Gustav vom See in ebenso leichter und anmutigen Form zu erzählen, wie auf den Fortgang der Handlung zu spannen weiß, ist schon aus seinen Romanen, besonders aus den „Egoisten“ und „Vor fünfzig Jahren“ hinlänglich bekannt, und so werden sich auch die „Erzählungen eines alten Herrn“ gewiß eines ausgebreiteten Leserkreises erfreuen.

McLuskie. — Roman von Karl Frenzel.

8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser, dessen „Novellen“ von der Kritik allgemein als „feine Seelengemälde“ und „sprachliche Meisterstücke“ anerkannt wurden, gibt in diesem Roman in spannender und origineller Handlung die Entwicklung eigenthümlicher Charaktere aus den höhern Kreisen unserer modernen Gesellschaft und entfaltelt darin ein Gemälde voll reicher und tiefer Beziehungen zu dem geistigen Leben der Gegenwart.

Kürzlich erschienen in demselben Verlage:

Karl von Holtei. Die Eselsfresser. Roman. 3 Bände.

8. 5 Thlr.

Gustav vom See. Vor fünfzig Jahren. Roman. 3 Bände.

8. 4 Thlr.

Ludwig Rosen. Werner Thormann. Roman. 3 Bände.

8. 4 Thlr.

Andreas Dyperrmann. Aus dem Oregener Wald. 8.

1/2 Thlr.

Otto Noquette. Heinrich Falk. Roman. 3 Bände. 8.

5 Thlr.

Armand. Bis in die Wildniß. 4 Bände. 8. 5 Thlr.

Armand. Alte und neue Heimath. 8. 1 1/2 Thlr.

Armand. Scenen aus den Kämpfen der Mexikaner und Nordamerikaner. 8. 1 1/2 Thlr.

Naturkunde.

Im Verlage von Friedrich Fleischer in Leipzig sind so eben erschienen:

Wail, Dr. Th., Anthropologie der Naturvölker. 2 Thelle. 6 Thlr.

Erster Theil: Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zweiter Theil: Die Negervölker und ihre Verwandten ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. Mit 1 Karte und 7 Tafeln Abbildungen. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schreiber, Dr. G. W., Anthropos, der Wunderbau des menschlichen Organismus, sein Leben und seine Gesundheitsgesetze. Mit 1 Atlas color. Tafeln in Gold. 4 Thlr. Ohne Atlas 15 Ngr.

Linnaea Entomologica. Zeitschrift, herausgegeben von dem Entomologischen Vereine zu Stettin. 14. Bd. m. 1 Kupfer. 2 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 43. —

25. October 1860.

Inhalt: Personen und Situationen aus dem weimarischen Literaturkreise. Von Hermann Warggraff. Zweiter Artikel: Knebel und seine Schwester. — Zur Kirchengeschichte. Von Thaddäus Kau. — Zur Geschichte der Feldzüge Ferdinand's von Braunschweig. Von Karl Gustav von Bernad. — Ausfälle gegen die Schiller-Stiftung. — Land und Leute im Erzherzogthum Oesterreich. — Kritik. (Ernst Renan.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Personen und Situationen aus dem weimarischen Literaturkreise.

Zweiter Artikel: Knebel und seine Schwester.*)

Aus Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Heinrich Dünker. Jena, Naue. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.

In einer Zeit, wo die Bedeutung eines Menschen hauptsächlich nach bloß glänzenden Leistungen und recht in die Augen fallenden äußern Erfolgen abgeschätzt zu werden pflegt und daher auch Virtuosen, Sängern und Sängerninnen u. s. w., solange sie die Welt mit dem Schall ihres Namens füllen, ein übertriebener Cultus gewidmet wird, zeigt man sich vielfach ungerecht gegen redliche geistbegabte Männer, die in schlichter Weise mehr in der Stille für Humanität, solide Aufklärung und Veredlung der Sitten wirken. Zu diesen Männern gehört auch Karl Ludwig von Knebel. Bei seinen Lebzeiten war er mehr nur als eleganter Uebersetzer des Properz und Lucretius bekannt, erst seit der Herausgabe seines literarischen Nachlasses und seiner reichhaltigen Briefwechsel erkannte man in weitem Kreise, welch achtbaren Fonds von tüchtigen Beobachtungen, gesunden Ansichten und fruchtbaren Gedanken sein Geist, welch reichen Schatz von edeln Einfühlungen und zarten echt menschlichen Gefühlen sein Herz umschloß. Er war ein Apostel der Humanität im reinem Sinne, und gerade darum und wegen seines gemüthlichen Wesens, das äußerlich herb erschien und doch innig im tiefsten Menschenliebe erfüllt war, stand er einmüthig im Leben, nur von wenigen, vor allem von Goethe und Herder, in seinem tiefsten Kerne verstanden und geachtet. So allgemein geschätzt, als er verdient, ist Knebel auch jetzt noch nicht; wer sich aber mit der Geschichte der Humanitätsbestrebungen in Deutschland ernstlich befaßt, und den humanen und politischen Fortschritt der Nation wie ihre endliche Befreiung von so manchen engstirnigen Vorurtheilen aufrichtig will, der wird ihm im

Reiche der Geister die ihm gebührende Stelle anzuweisen müssen.

Dünker sagt von ihm in seiner Einleitung zu vorliegendem Briefwechsel mit Recht:

In seinem dreißigsten Lebensjahre war Karl Ludwig von Knebel in den damals fast nur durch den Ruhm von Wieland's Namen in die Weite strahlenden weimarer Kreis getreten, worin er sich fast zwei volle Menschenalter als innigst theilnehmender Vermittler in geistreichem, freundlich anregendem, herzlich gutmüthigem Austausch bewähren sollte. Ueberall, wohin wir unsere Blicke wenden mögen, begegnet uns im bewegten weimarer Geistesleben diese wunderbare anziehende Gestalt, deren belebendem Einfluß sich niemand entziehen mochte. Glänzt sein Name auch nicht unter den Sternen erster Größe, so hat Knebel's herzliche Theilnahme und feiner Sinn doch fördernd und hebend auf die sämmtlichen in Weimar versammelten Geister, nur den einzigen Schiller ausgenommen, ja auch auf den Hof und die ganze herzogliche Familie gewirkt. Gutmüthige Herzlichkeit, reinster Edelmut, wärmster Ernst, feinstes Gefühl und schärfsten Menschenkenntnis hatte die Natur tief in Knebel's Brust gesenkt; aber leider fanden sich diese trefflichen Gaben mit aufstrebender Reizbarkeit und hartnäckiger Ungefälligkeit gepaart, und die strenge Erziehung eines eigenwilligen Vaters hatte seinen Sinn schon verbittert.

Zu dieser verdüsterten Stimmung, die ihm äußerlich fast das Ansehen eines Menschenfeindes oder doch eines gutmüthigen Volkerers verleihen mochte, trug nun, außer der Selbstentlebung seines jüngsten Bruders Max (Mai 1790), ein Umstand wesentlich bei, welchen Dünker mit den Worten bezeichnet:

Die Hoffnung, eine dem Herzog nahe Stellung in der Verwaltung des kleinen Staats zu erhalten, konnte sich, wie herzliches Vertrauen ihm Karl August auch schenken mochte, bei seinem unruhigen, rücksichtslosen, so leicht verletzten und schon sich zurückziehenden Wesen nicht verwirklichen, und so quälte ihn der Gedanke, daß man ihm kein Geschick zu einer thätigen Stellung zutraue, zugleich mit dem drückenden Gefühl, daß sein frei bezogenes Jahrgehalt ihm von manchen Seiten beneidet werde.

Er war sich bewußt, Gutes zu wollen und es auch leisten zu können, aber er sah seine Hoffnungen scheitern, weil ihm die erste Bedingung, welche deutsche Höfe ihren Dienern zu stellen pflegen, gänzlich fehlte: die nöthige hofmännische Schmeichelei! Zwar der Herzog selbst würde sich mit seinem freien Geiste über diesen Punkt des

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 38 d. Bl. 1860. 43.

D. R. d.

Anstoßes wol hinweggesetzt haben; aber auch die freiständigen Fürsten sind nicht vollkommen unabhängig, indem sie auf ihre Umgebungen Rücksicht zu nehmen haben, wenn sie mit ihnen im Frieden und im Einklang bleiben wollen.

So wurde Knebel auch durch sein persönliches Schicksal immer wieder dahin gebracht, sich an den kleinlichen Verhältnissen Deutschlands zu ärgern, ihren Anlässen auf den Grund zu gehen und sich darüber bald mündlich bald schriftlich mit aller Schärfe auszusprechen. Auch Herder hat dies gelegentlich, namentlich in seinen Briefen gethan. Wieland, Goethe und Schiller waren von diesen Gebrechen sicherlich ebenso gut überzeugt, aber sie suchten sich in spätern Jahren über sie hinwegzusetzen, ignorirten sie und trachteten nur dahin, die Nation mit ihren Dichtungen, unter denen manche allerdings von höchstem Range und mächtigstem Inhalt waren, mit Atticismus, Aesthetik und Idealismus zu entschädigen. Sicherlich haben diese Dichtungen auf das Geistesleben der Nation höchst fördernd und befruchtend gewirkt; aber jene Gebrechen und namentlich die Ursachen davon blieben so ziemlich in derselben Fülle und Kraft bestehen; ja man muß, will man aufrichtig sein, allerdings sagen, daß durch diese einseitige Förderung der ästhetischen Interessen seitens unserer größten Geister die Aufmerksamkeit von den eigentlichen nationalen Schäden und Gebrechen abgelenkt wurde. Der Gedanke, die größten Dichter der Gegenwart zu besitzen, stieg einem großen Theil der Nation förmlich zu Kopfe, und die Leute stellten sich in der That so an, als ob sie „Faust“ und „Wallenstein“ mitverfaßt hätten, wiewol dies auch in gewissem Sinne ganz richtig ist, indem die Begeisterung und Empfänglichkeit der Nation die Dichter anspornte, nach immer Höherm zu trachten.

Knebel besaß freilich nicht hinlängliche poetische Schöpferkraft, um aus ihr den Trost zu ziehen, den ihm die allgemeinen Zustände Deutschlands und des deutschen Volks nicht gewährten; indeß dieser Mangel hing wieder mit einem Vorzug zusammen, den er vor jenen Dichtern voraushatte: mit seiner größern politischen Bildung und seiner auf das Nächste gerichteten Beobachtungsgabe, die ebenso scharf als offenerzig in die sittlichen und politischen Mängel der Nation eindrang in der entschiedenen Absicht, daß ihnen Abhülfe gebracht werden müsse. Er wußte, was jene großen Dichter für ihre Nation geleistet hatten, aber er verkannte zugleich nicht, daß sie für sie noch mehr hätten leisten können, wenn sie ihr eigentliches Vaterland zuletzt nicht fast ausschließlich auf dem windstillen Boden der Kunst gesucht hätten. In diesem Sinne schrieb er an seine Schwester Henriette aus Jena am 26. Mai 1807:

Goethe ist gestern in der Frühe von hier abgereist. Wir grüßten ihn noch beim Wegfahren aus unserm Fenster. Er scheint sich fast ganz in sich und den weiten Umfang seiner Beschäftigungen und Kenntnisse zu concentriren, um den bösen Einflüssen der Zeit und der Umstände widerstehen zu können und das mannichfaltige moralische und politische Uebel von sich fern zu halten. Es ist schlimm, wenn man gewissermaßen an der Welt zu verzweifeln anfängt und sich das Gemüth der freien

Mittheilung verschließt.... Goethe ist indessen glücklich, daß er sich einen so reichen Vorrath von tiefen Kenntnissen und Fähigkeiten aller Art hat anzuschaffen und zu erhalten gewußt. Zu wünschen wäre es, daß er an dem Plage, woran er sich befunden, auch gewisse politische Fähigkeiten oder Eigenschaften sich hätte aneignen können; aber diese sind, wie schon Bacon bemerkt hat, Gemüthern von eigenem reichen Vorrath selten eigen. Indem sie anfänglich solche zum Theil auch zu sehr verachten. So hat unser Weimar durch die ganz vorzüglichen Geister, die es befaßen, im Politischen auch nicht um ein Haar gewonnen.

Nun glaube man aber nicht, daß es Knebel's Wunsch gewesen, jene Dichter hätten nichts als politische Poëmen schreiben und sich ausschließlich politischer Thätigkeit widmen sollen; im Gegentheil, gerade in der Poësie erblickte Knebel die höchste Verkörperung des menschlichen Daseins, die eigentliche Weihe des Lebens; er war dem gehässigen Neide unzugänglich, womit in der Regel mehr reflectirende und namentlich politische Geister auf gefeierte Dichter zu blicken pflegen. Er schreibt unter anderm am 24. September 1810 an Henriette:

Es ist recht dumm, wenn die Menschen die Poësie nicht achten. Ich möchte geradezu sagen: nur was wahr poetisch ist, ist gut an uns. Gerade das, was sie das Excentrische zu nennen belieben.

Im October desselben Jahres drückt er seine Freude darüber aus, daß Henriettens Prinzeß Liebe für die Poësie zu gewinnen anfangt und er fügt hinzu:

Die Poësie zeigt nur das Edle, Schöne und Würdige vom Leben und gibt dadurch dem Leben einen Werth, den das Gemeine, Ueble darin sonst vernichten würde.... Eine unkluge höhere Liebe zu dem Schönen, dem Vortrefflichen, deren Werth nur in unserer Seele liegt und das sich mit nichts Irdischem belohnen läßt, das nenne ich Poësie.

Dann wieder am 13. Februar 1811:

Es geht mir, wie du mir vor einiger Zeit schreibst, daß es der Prinzessin ginge, ich möchte nichts als Dichter sein. Ich habe des prosaischen Erdwesens so satt, daß ich nirgend Heil finde als in einer etwas höhern Region, die uns der Gai einer geläuterten Phantasie darbietet u. s. w.

Man klagt jetzt über die weibisch und bloß puzsüchtig gewordene neuere Poësie, welche den erwachsenen Männern keine Nahrung mehr biete; aber wenn die frühere wirklich männlicherer Art gewesen, so lag dies zum großen Theil daran, daß damals die Männer, sogar die Politiker, noch etwas auf die Poësie hielten und poetische Sachen lasen, was jetzt viel weniger der Fall ist. Dabei finden jetzt gerade diejenigen Dichter, die noch männlich empfinden und sich eines männlichen Ausdrucks bedienen, nicht mehr die Theilnahme wie diejenigen, welche weibliche lyrische Melodien flöten.

Diese Hochhaltung der Poësie verschmolz bei ihm mit seinem religiösen Gefühl; er hebt lobend an Brandes hervor, daß er immer die religiösen und poetischen Empfindungen zusammensetzte und sie für gleichartig erkenne, und fügt dazu hinzu: „In der That haben sie auch Einen Ursprung: denn beide beleben das Gefühl, sich über das Gemüthliche, Gemeine und Irdische wegzusetzen. So ist die Poësie, von David und den Psalmen an, immer Führerin der Religion gewesen“ u. s. w. Ein andermal macht er einen Unterschied zwischen Religiosität und Religion, und

nennt die erstere die „Grundlage zu allem Vortrefflichen in des Menschen Natur“, die jedem „guten Menschen“ eigen sein müsse. Wir heben dies hervor, weil Frau von Staël, wie Johannes Falk erzählt, Knebel vorgeworfen haben soll, mit seiner Irreligiosität und seinem Atheismus kokettirt zu haben, um als starker Geist zu gelten, indem sie hinzufügte: „Tout homme, qui n'a pas de religion dans le coeur, est un monstre.“

Zu den Eigenschaften oder Erfordernissen eines weimarischen esprit fort gehörte es auch, sich ungeheuer viel auf seinen Verstand und seine Klugheit einzubilden und möglichst gemüthlos zu sein oder doch so zu thun, als ob man es sei. Man kann sagen, daß dieses undeutsche Wesen hauptsächlich von Berlin und Weimar ausging, sich dann weiter über die gebildete Welt Deutschlands, namentlich im Norden ausbreitete und später besonders bei den Hegelianern von der strikten Observanz, wie man sie nannte, seinen Höhepunkt erreichte und zur Caricatur ausartete. Die Geschwister Knebel waren mit diesem Wesen sehr wenig einverstanden. Henriette schreibt am 14. April 1810:

Die falsche Meinung, die hier die Menschen von sich haben, als Gott ihnen zum Erbgut von Gemüth mehr Verstand als andern zugemessen hätte, macht sie oft so dumm, daß man nicht alblütig bleiben kann, und um so weniger, da man diese Dummheiten nicht eher zu sehen kriegt, als bis sie fertig sind.

Ähnlich schreibt Knebel im Februar 1811:

Uebrigens sind jetzt der Freuden in Weimar für mich gar einige. Man kann daselbst aus seinem Raupenzustande, wie aller sagt, nicht recht herauskommen, sucht und sucht und findet immer nicht das Rechte, weil man dieses eigentlich nicht will. Eine gewisse Größe, die in der Herzlosigkeit bestehen soll, mir unerträglich. Je älter ich werde und je mehr ich zur Erinnerung komme, je mehr finde ich, daß Liebe und Wärme wol im Menschen als in der ganzen Natur das Höchste und Lieblichste ist.

So schreibt kein esprit fort! Der falsche Wissensstolz, der nirgends in so widerwärtigen Formen auftritt als in Deutschland, war ihm verhaßt, weil das Gemüth darunter litt. Er schreibt z. B.: „Wir lernen viel und wissen wenig, am mindesten das Rechte. Daher auch die Trockenheit in unserm Umgange, weil das Gemüth mit nichts füllt ist.“

So viel über die Gemütheigenschaften und die Tenzen Knebel's, die auch die seiner Schwester waren; denn sie sind wol Geschwister an Herzen und Geist so verbunden gewesen wie diese beiden. Auch seine Ungefügigkeit war ihr eigen. Dünker sagt: „Leider verstand sie so wenig wie ihr Bruder, sich auf dem glatten Boden des Hoflebens mit sicherer Ruhe und behaglicher Gemüthlichkeit zu bewegen.“ Nur einmal trat eine Störung seltenen Geschwisterbundes ein, als Karl Ludwig sich der Kammerfängerin der Herzogin-Mutter, Luise dorf, vermählte. Henriette nahm es dem bereits in höhern Alter getretenen Bruder übel, daß er eine Heirat, die dazu auf der Bühne aufgetreten sei, in Familie bringe und sich durch einen so späten unnnenen Schritt ganz unglücklich mache. Erst im Jahre 1811 fand eine Ausöhnung statt, die nun aber auch

um so vollständiger war. Als Knebel, der sich einige Jahre lang nach Jena zurückgezogen hatte, 1804 wieder zu Jena seine Wohnung nahm, stellte sich eine zweimallige wöchentliche Brieffendung durch das Botenmädchen her, auch fanden begreiflicherweise bei einer so kurzen Entfernung wie die zwischen Jena und Weimar öfter persönliche Zusammenkünfte statt. Aber schon sechs Jahre später wurde das Geschwisterpaar wieder getrennt, um sich nie wieder zu sehen, da Henriette der an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählten Prinzessin Karoline Luise, deren Erziehung sie seit deren fünftem Jahre geleitet hatte, nach Ludwigslust folgte. Unerwartet starb sie hier bereits im Sommer 1813. Bis zu diesem Jahre reicht auch der vorliegende Briefwechsel, der bereits 1774 seinen Anfang nimmt und nur vom Herbst 1797 bis zum Sommer 1801 unterbrochen ist, dann aber um so reichlicher fließt. Dünker bemerkt von diesem Briefwechsel, der übrigens in den Briefen Henriettens neben vielen sehr interessanten Mittheilungen auch manches bloße Vorzimmergeplauder enthält:

Nirgendwo sonst läßt sich Knebel so frei, auch über seine wunderlichen Familienverhältnisse, ergeben und gewährt uns einen so unmittelbaren Blick in seine Seele, in sein ganzes Denken, Fühlen, Leben und Sein, als gerade in den Briefen an seine Schwester, und das höchst anziehende Bild der letztern tritt uns hier zum ersten mal in lebhafter Vergegenwärtigung entgegen. . . . Außer dem höchst innigen und zarten Geschwisterverhältnis spiegelt sich in unsern Briefen das reizende Bild der Prinzessin Karoline, der Mutter der Herzogin von Orleans, auf die bereits die Briefe der Frau von Schiller an Knebel so bedeutsam hingewiesen haben. Henriettens edler, liebevoller, reiner Geist ruhte wie Engelsflügel ganz auf dieser vorzüglichen Prinzessin, zu der alle tiefen Naturen sich mächtig hingezogen fühlten.

Einen vorzüglichen Werth erhält dieser Briefwechsel außerdem durch die Mittheilungen über das Benehmen Napoleon's, seiner Generale und Soldaten nach der Occupation des weimarischen Ländchens und besonders zur Zeit des erlittenen Fürstentags. Henriette schreibt am 12. October 1808:

Den Mittag um 6 Uhr fuhr die Herzogin allein zum Napoleon, ganz ohne Begleitung, und mußte mit all den Königen und der westfälischen Königin eine Stunde in der Antikambre warten. Sie hörte, daß Napoleon sich im Nebenzimmer laut und freitend mit Alexander unterhielt. Als er herauskam, sagte er zu den beiden Damen: „Bon jour, ma reine de Westphalie, bon jour, Madame!“ Ohne ein anderes Wort ging es gleich nach der Tafel ins Theater, wo „Mahomet“ gegeben wurde. Bei Tafel war er freundlich gegen die Herzogin, bat sie zu essen und zu trinken, wo er ihr selbst einschenkte. Als sie sich weigerte, sagte er: „Mais hâvez donc, je voudrais Vous entendre déraisonner.“

Mit dem Gemahl, der Stephanie, schreibt Henriette weiter, habe sich Napoleon sehr unzufrieden gezeigt und zur Herzogin gesagt:

Votre soeur est une bonne femme, mais elle a mal élevé son fils. Il est faux et il me fait toujours lui reprocher ses faussetés qui ne sont à rien.

Ueber den König von Westfalen schreibt sie, daß er sich in einem kläglichen Gesundheitszustande befinde und von einem Tage zum andern Sterben könne (er erlebte

aber noch das Jahr 1860!), weshalb er auch nicht nach Erfurt gekommen sei; er sei mit seinem Schicksal äußerst unzufrieden und klage ganz laut, daß er kein Geld habe, daß das Land so arm sei, daß er kein Deutsch verstehe und daß er sich als Prinz von Frankreich tausendmal glücklicher fühlen würde. In Weimar selbst, versichert Henriette, habe sich Napoleon sehr freundlich benommen und zu der ihn im Marmozimmer, am großen Saal erwartenden Herzogin dasselbe gesagt, was er schon dem Herzog gesagt: „Vous avez donc la clef de la Thuringue.“ Henriette fügt hinzu: „Uebershaupt soll er sich oft wiederholen.“ Napoleon hatte keinen Wig; weil man aber doch von großen Männern und namentlich Herrschern immer etwas Geistreiches, ihrer Stellung Angemessenes erwartet, so war er froh, einmal ein Bonmot, das einem Wig ähnlich war, gefunden zu haben, und wiederholte es mit Wohlbehagen bei jeder nur irgend passenden Gelegenheit. Henriette erzählt weiter:

Nachdem sie (die Herzogin) eine Anglaise geendigt hatte, näherte er sich ihr und sagte: „Il y a de jolies danseuses ici, mais pourquoi ne préférez-vous pas les danses françaises aux contredanses?“ Sie antwortete: „Sire, c'est que nous ne les savons pas. Elles sont trop difficiles et l'occasion nous a manquée de les bien apprendre.“ — „Oho!“ sagte er darauf lachend. Dann fragte sie, warum er nicht tanze. Napoleon erwiderte: „C'est qu'à quarante ans on n'ose plus à danser.“ Nach dem Theater (in Erfurt) äußerte er zur Herzogin: „Étrange pièce ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici!“

In demselben Briefe schreibt Henriette:

Prinzess läßt dir noch sagen, daß sie nichts Gutes von Napoleon gelernt habe, da er ihr eine starke Verachtung gegen andere hohe Häupter beigebracht hätte, welche sich neben ihm gar zu elend ausnähmen.

Hatte Napoleon wirklich persönlich so viel Befehlendes, durch Geist und Majestät Bezauberndes, oder war es der Glanz seiner außerordentlichen Thaten, der ihm auch in persönlicher Hinsicht zu Hülfe kam und ihn den Menschen wie einen Halbgott erscheinen ließ, und namentlich den Weibern? Die Gräfin Dora d'Istria bemerkt in ihrem Werke „Les femmes en Orient“ wol mit Recht: „Die Frauen lieben von Natur alles Glänzende. Geplünderte Ortschaften, niedergetretene Nationen, eroberte Städte reizen mehr oder weniger ihre Einbildungskraft. Wir Frauen sind in diesem Punkte ebenso blind wie die Völkler, und das will viel sagen.“

Was die Weimarer betrifft, so waren sie ganz entzückt über die glänzenden Festivitäten und die Nähe so vieler hoher Herrschaften und vergaßen darüber die gemeinsame Schmach. „Die Leute hier“, schreibt Henriette, „sind gar nicht so feindselig, sie sind ganz erstaunlich glücklich und freuen sich alle außerordentlich.“ Kein Wunder, wenn einmal Knebel an seine Schwester schreibt:

Daß die Deutschen keinen Charakter hätten, haben mir die Franzosen laut hier (in Jena) vorgeworfen, und sie haben Beispiele angeführt, worauf ich nichts zu sagen hatte. Auch Bonaparte scheint davon überzeugt und macht kein Geheimniß davon. Auf ihre sonstige Gelehrsamkeit geben sie eben nicht gar viel — und haben wol auch nicht unrecht.

Von den in kleinlichen Verhältnissen verkümmerten und versauernden Bevölkerungen ärmlicher Dörfer ist freilich eine schwunghafte patriotische Gesinnung nicht wohl zu verlangen. Um so erhebender sind die einzelnen Beispiele tiefsten nationalen Ergriffenseins. So erzählt Henriette von einem braven besessenen Offizier, „einem edeln, ganz vortrefflichen Menschen“, der sich bei und wegen der Uebergabe der Hessen an die Franzosen eine Kugel durch den Kopf jagte. Dieser Offizier hieß Loh und war ein Welter der Knebel.

Im übrigen, versichert Henriette, sei Napoleon während der letzten Tage sehr verdrüsslich gewesen. Langweilten ihn die unaufhörlichen Festivitäten? Verdross ihn der ihm auferlegte lästige ceremonielle Zwang? War er mit dem Gange der Unterhandlungen nicht zufrieden? Oder verbitterten ihn die mancherlei auftauchenden Spuren von Unzufriedenheit in Frankreich und im Heere selbst, die ihm doch nicht verborgen bleiben konnten? Ein alter Franzose z. B. nannte Napoleon gegen Knebel in gebrochenem Deutsch einen „Spizhuben“. und ein anderer wandte als Antwort auf die Frage, ob er Napoleon für einen großen Feldherrn halte, das Wort Montaigne's an: „Il est le plus grand entre eux qui tuent.“ *) Derselbe Franzose, Mounier, versicherte schon im Jahr 1806: Napoleon sei in Paris nicht geliebt, man glaube, er thue alles um sich und seines Ruhmes willen, aber nicht für das Glück Frankreichs; Paris sei angesetzt verachtet; Umgang und Commerce lägen überall daneben u. s. w. Auch Lehmann, der Legationssecretär des Herzogs von Oesterreich, versicherte, nachdem er mit seinem Fürsten von einem Besuch in Paris zurückgekehrt: daß es da viele Klagen und Unzufriedene gebe, weil alles auf dem Felde bleibe und für das Bessere und Nothwendigere nicht gesorgt werde.

Mit der Haltung der französischen Soldateska spricht übrigens Knebel wiederholt seine Zufriedenheit aus. Er schreibt am 12. Mai 1807:

Diese Truppen haben sich so wohl betragen, daß jedermann mit ihnen zufrieden sein mußte. Ich möchte wol sagen, daß sie Muster eines braven und bescheidenen Militärs sind. Auch sage mir der Capitän, mit dem ich gestern Abend bei Voigts sprach, daß sie sehr auf die bonnetot's ihrer Soldaten sahen und keine ausnahmen, der nicht von guter conduite sei. Wie sehr wir zu wünschen, wir möchten dies nachahmen! Munterkeit und Fröhlichkeit herrscht daher immer unter ihnen, und bei dem ungeheuren Marsche treiben sie noch immer abends Pöffen und Spiele, und sind mit allem zufrieden, wenn es nur halbwegs ist. Die Brauchbarkeit ohne knechtischen Zwang leuchtet aus allem hervor. Es sind Leute, die, wie mich dünkt, nicht ohne Grund bewundert werden, daß erst durch den rheinischen Bund in unsere Truppen ein echter militärischer Geist kommen würde. So kann alles zum Besten kehren und wer sich selbst nicht erziehen kann, muß erzogen werden. Unsern Leuten gefällt es noch, daß sie die Gegenden hier weit Italien, wo sie herkommen, vorziehen. Hier sei alles besser, dort wären die Leute faul, und sie hätten überall

*) Für „entre eux“ muß hier natürlich „entre ceux“ gelesen werden; wir geben aber die französischen Citate immer so, wie sie im Buche standen. Dünker selbst findet es für nöthig zu bemerken, daß Henriette die französischen Stellen „nicht weniger als wir“ gehalten habe.

nichts als polenta getriegt“). . . . Uebrigens hat mich ihre Bequemlichkeit und Gefälligkeit zum Leben aufs neue sehr angezogen; nur muß man sie nicht Herr werden lassen, wozu sie sich sonst so leicht an unsern Hüften machen.

Und am 9. Februar 1810 bemerkt er:

Ich kann nicht leugnen, daß ich dem Wesen dieser Nation hold bin, und wenn ich die Hälfte meiner Jahre jünger wäre, so zög' ich wol mit ihnen. . . . Die Ordnung und Einrichtung ihres militärischen Wesens, die ich jetzt wieder näher beobachtet, ist unvergleichlich. Was sind alle die andern dagegen als leere Bedanterien?

Daher ist er auch der Ansicht, „daß diejenigen, die uns so sehr an Macht, Verstand und guter Art überlegen sind, lange unsere Herren bleiben dürften“. Nur freilich sieht es mit Knebel's Vorwürfen, die er gegen die Charakterlosigkeit der Deutschen richtet, mißlich aus, wenn er selbst sich durch die persönliche, oft nur sehr äußerliche Liebenswürdigkeit der Franzosen, die unter Umständen auch in ihr Gegentheil umschlagen kann, in dieser Weise bestechen und sogar zu dem Wunsche hinreißen ließ, jünger zu sein, um mit ihnen ziehen zu können!

Auch von den Triumpfen einer Französin ist in diesen Briefen viel die Rede. Wir meinen die Staël. Von dieser schreibt Henriette am 15. December 1803 aus Weimar:

Sehr lebhaft, gut und viel sprechend, außerordentlich geschwind, doch deutlich und angenehm. Mich dünkt, so wie ihr Mund nach dem der Mara gebildet ist, so hat sie das Talent zur Sprache, so wie jene zum Gesang. Sie ist sehr eine Frau von der großen Welt und adressirt sich meistens nur an die Vornehmen von der Gesellschaft, doch ist sie sehr höflich, artig und freundlich gegen jeden. Ihr Auge ist schön und geistreich, aber ihr Gesicht etwas mohrenartig u. s. w.

Sie rühmt von ihr:

Sie hat durchaus nicht das Pretiöse und Bedantische, was unsere gelehrten Weiber oft so fatal macht, nichts Ueberspanntes, Halbtreues, sondern gesund bei aller Feinheit. Weniger Dräuses kann man nicht finden.

Ueber Goethe, schreibt Henriette am 3. Januar 1804, aber sie gesagt: „qu'il pouvait être aimable, quand il était sérieux, mais qu'il ne devait jamais plaisanter“; gentlich spreche sie nichts an, als was Wärme und Gehalt habe, weshalb ihr von den Schiller'schen Stücken Maria Stuart noch das liebste sei. Daher mißfiel auch Goethe's „Natürliche Tochter“, was wir auch gern glauben, der Frau von Staël sehr, einige wenige Stellen abgenommen; sie habe gesagt: in Paris hätte man nicht in ersten Act ausgehalten. Am 5. Januar bemerkt Henriette: „Die Herren wollen ihr nicht so recht behagen, ob sie finden, daß unsere Damen mehr Cultur haben.“ Der Prinzessin habe die Staël einmal im Vorübergehen

Betreff der Herren vom Hofe gesagt: „Ils ont tous air, comme s'ils n'étaient pas nés encore.“ Diesem das impertinenten Bonmot der Staël fügt Henriette bloßend hinzu: „Sie befinden sich also alle noch jen-

seit der Kindheit. Auch haben sie wirklich so ein höchst unschuldiges Aussehen, daß man ihnen immer was Neues sagen könnte, wenn man Lust hätte.“ Bei einem Frühstück, dem auch der Engländer Mellish beizuhönte, äußerte die Staël, daß in Frankreich 10 cultivirte Männer auf eine Frau gerechnet würden, und fügte dann zu Mellish sich wendend hinzu: „Mais dans cette traité *) vous êtes le seul.“ Die Staël wußte, indem sie nur den Engländer als Ausnahme gelten ließ, was sich Deutsche bieten lassen, vielleicht auch, daß deutsche Frauen meist gern auf die Männer sticheln hören; sie hatte dies sicherlich den Frauen am weimarischen Hofe schon abgemerkt. Niemand wagte der Staël zu widersprechen und auf Goethe, Schiller, Herder, Wieland und den Bruder Henriettes selbst hinzuweisen, die ja Tausende von sogenannten „cultivirten“ Männern und Frauen aufwogen. Weiter erzählt sie, daß die Staël Schlegel als Hofmeister ihres Sohnes angenommen habe, und bemerkt dann: „Sie ist sehr von ihm eingenommen, und das Geld macht aus diesen Herren alles. Ihre Erbschaft beträgt zwei Millionen mehr als sie wußte.“

Während Knebel und seine Schwester für die Franzosen und Französinen schwärmen, zeigen sie sich, besonders Knebel, gegen ihre Landsleute vielfach mißgünstig, und da wir gerade das Kapitel von den Deutschen in letzter Zeit in d. Bl. mehrfach abzuhandeln Gelegenheit hatten, so wollen wir auch Knebel's Aeußerungen über diesen Gegenstand, wenigstens die bezeichnendsten, hier anführen. In vielen Punkten hat Knebel nur zu recht, in andern übertreibt er, wobei man freilich auch nicht vergessen darf, daß wenigstens in einigen Punkten seitdem Besserung eingetreten ist. Zwar erkennt er die Vorzüge der Deutschen, wie sich denken läßt, willig an, aber er beklagt, daß die öffentlichen Verhältnisse ihren Geist und Charakter verdürben. Er gesteht im Jahre 1787, daß die Leute in Weimar im allgemeinen instruirter seien als anderwärts — in Deutschland, „sobald die Franzosen, die hierher kommen, wenn sie gleich lebhaft am Geiste sind, doch anfänglich eine stumpfe und etwas einsältige Rolle spielen“; und er ruft dann aus: „Ach wie viel Gutes und Angenehmes ließe sich nicht noch erzeugen! Aber langsam erreicht das Menschengeschlecht irgendeinen Grad der Vollkommenheit — und am langsamsten die Deutschen.“ Am 19. April 1788 schreibt er, daß Goethe auf der Rückreise aus Italien begriffen sei, und daß, wie er fürchte, sich Goethe so bald nicht wieder an deutsche Luft gewöhnen werde, und er fügt hinzu:

Freilich ist's ja in Deutschland überall schlecht und die Luft wäre noch am ersten zu ertragen. Aber unser elendes Reichthum, Vorurtheile aller Art, Dummheit, Stumpfheit, Ungefühl, Ungeschmack und Unfinn, Stolz und Armuth, das sind Dinge, die noch schlimmer sind als die schlimmste Luft.

Er rühmt an den Franzosen, daß auch der gemeinste von ihnen „Reprochen macht, wo der Deutsche immer flucht“. So habe ihm der junge Voigt erzählt, daß er einmal in Paris mit seinem Cabriolet einem Fiaker mitten

*) Doch rühmt man der lombardischen Landbevölkerung nach, daß keine fleißigern, betriebamern Bauern geben könne. Freilich sind auch sehr mäßig und leben meist nur von ziemlich trockener Polenta, allerdings französischen Gaumen nicht sehr munden mochte.

*) Die Staël wird wol ohne Zweifel „cette contrée“ gesagt haben.

in die Pferde gefahren sei; da habe dieser nichts weiter als ganz artig gesagt: „Monsieur, le chemin ne va pas par ici!“ Er ließ die Briefe der Servigné, und er bemerkt über den Eindruck:

Welche Freiheit schon in der damaligen Denkungsart der Franzosen, die nie bei den Deutschen geherrscht hat. Diese haben meist nur den geistlosen Gehorsam und Respect. In der Denkungsart der Frau von Servigné herrscht mehr wahre Independenz als in allen unsern Freiheitskriegen.

Dann wieder nach der Lectüre der Briefe der Frau Dubessant:

Vor allen haben mir Voltaire's Briefe am Ende des zweiten Bandes unendlich gefallen. Wenn Voltaire nichts weiter geschrieben hätte als diese Briefe, so wäre er einer der liebenswürdigsten und verständigsten, zugleich witzigsten Menschen. Die Deutschen sprechen immer von ihrer Gutmüthigkeit, vom Gemüth und dergleichen, aber einer alten blinden Frau so viele Jahre lang die geistigsten, witzigsten Briefe zu schreiben, bloß um sie zu unterhalten, das kann freilich nicht in den Begriff der mageren ausgehungerten Deutschen kommen. So weit bringt sie ihre Hof-, Stadt- und Landbeizelei und ihr leeres Rang- und Titelwesen nicht.

Aus der neuern Zeit haben wir jedoch das merkwürdige Beispiel des jahrelangen Briefwechsels Wilhelm von Humboldt's, nur daß dieser ganz anderer Theil auch eine andere Tendenz hatte auf Unterhaltung gerichtete Liebenswürdigkeiten. Im Jahre 1812 findet Knebel sogar, viel geneigter zur Freundschaft sind, viel er darin als die Deutschen und Heindeutschen „groben Professorenstolz“, wogegen sie an einer andern Stelle das Partgefühl französischer Gelehrten herausstreicht. Am meisten gefallen Knebel unter den deutschen Volksstämmen noch die Schwaben, von denen er im Jahre 1807 schreibt:

Ich habe immer an meinen Landsleuten, den Schwaben, wenn sie nämlich bis zur Vernunft kommen, Interesse gefunden. Bei ihnen macht am meisten das Herz das Genie, und ich liebe den Grund, worauf dieses erbaut ist. Sie haben auch einen allgemeinen Laib von Anständigkeit, Schicklichkeit und Höflichkeit, worin sie es jedoch zuweilen übertreiben. Du weißt ihr gewöhnliches Compliment, wovon unser seliger Vater oft erzählte: wenn sie jemand zu Gast gebeten haben, aber sonst ihm eine Höflichkeit erzeigt, daß sie sich noch entschuldigen und sagen: „Verzeihen Sie, daß wir so grob gewesen sind!“ Dies zeigt von einer anständigen beschriebenen Gemüthsart, wovon freilich die knäuelhaften Thüringer nichts wissen.

Nun als Muster der feinern über das bloß Raub-Gemüthliche, das freilich auch seinen großen Werth hat, hinausgehenden Geselligkeit wird man die Schwaben und andern Deutschen wol auch nicht gerade hinstellen können. Einen alten oft beklagten Uebelstand rügt Herbart, auf Anlaß einer händischen Recension der „Wahlverwandtschaften“, mit den Worten: „Daß die Deutschen immer nur grob und hämisch gegeneinander sind, ist ärgerlich.“

Diese Unart gehört vielleicht auch zu den Aergernissen, zu deren Abschaffung die Deutschen die nächsten 100 Jahre verbrauchen werden; denn es mögen nun etwa 100 Jahre sein, daß wenigstens einzelne Bessere in diesen Unfug Einsicht erhalten, ihn öffentlich gerügt und zu seiner Beseitigung getraut haben. Die Franzosen wissen auch

aufs schärfste zu tabeln, aber, wie jüngst ein pariser Correspondent der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ bemerkt:

Nichts widerspricht dem Geiste der Franzosen mehr, als die Verlegung der Form, die für sie ein unüberlegbares Heiligkeit ist, als die ungemäßigte Dürbheit der Sprache, zu der sie sich selbst im heftigsten Zorn nicht hinreißen lassen.

So sehr wir auch diejenigen Eigenschaften, durch welche sich die Deutschen vor den Franzosen im allgemeinen auszeichnen, namentlich die deutsche Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit zu würdigen wissen, so scheint uns doch jenes Gefühl für Anstand und Urbanität ein wesentlicher Vorzug der Franzosen zu sein. Durch diese Urbanität und persönliche Liebenswürdigkeit haben die Franzosen vielleicht ebenso viele Eroberungen in der Welt gemacht als durch ihre Waffentüchtigkeit, und es ist eine beachtenswerthe Thatsache, daß, während fremde Völkerschaften sich gegen die Ohnmacht der Deutschen, wo diese die Herrschaft erlangt haben, fortwährend mit aller Gewalt sträuben, die Deutschen im Elsaß und dem deutschen Theile von Lothringen sich überaus willig in die französische Herrschaft gefügt haben, ja gewissermaßen stolz darauf sind, einen Bestandtheil der „großen Nation“ zu bilden und für sie auf unzähligen Schlachtfeldern, zum Theil gegen Deutsche selbst, ihr Blut zu verspritzen. Es gibt nur zu viele Deutsche, welche dem bekannten Dogma huldigen, daß es zur deutschen „Viederkehr“ nothwendig gehöre, „geradezu“, d. h. grob, womöglich „sackgrob“ zu sein. Daher geneigen die Deutschen auch bei andern Völkern des Ruhs, ungraziös, plump und grob zu sein. Ob wir uns diesen Ruf zu denken sind? Und ob es je ein Volk gegeben hat, welches aus der Ungeklärtheit eine internationale Ehrensache machte? Allerdings, beilebte man sich hier und da in Deutschland eines artigern Tons und höflichern Wesens, aber Leute, die aus diesem Gegrade kommen, sind in andern Gegenden Deutschlands, wo noch die altblühende Grobheit herrscht, wegen ihres feinen Tons wenig beliebt; denn die Grobheit genirt sich nicht gern. Leider ist auf gründliche Beseitigung dieser Unart kein Ausblick, solange nicht auf einzelnen unserer als Freisäulen der Wissenschaft nicht hoch genug zu schätzenden Universitäten ein anständigerer Ton herrschend geworden ist und so lange die Schriftsteller, die als Lehrer des Volks überall zu einem guten Beispiel vorangehen sollten, fortfahren, in ihren Kritiken, Antikritiken und Polemiken dieser Unart zu fröhnen und die Formen des Anstandes zu verlegen. Wir verlangen keine Ueberlebene, glatte, bloß formale Höflichkeit, wir verlangen nur, daß im mündlichen wie schriftlichen Verkehr jeder den andern so behandle, wie er in gleichem Falle selbst behandelt zu werden wünschen würde. Freilich, wenn man sich in der Defensiv befindet, so kostet es oft Ueberwindung, seine Fassung zu bewahren und sich feinerer Waffen zu bedienen als der Angreifende.

Der Hauptvorwurf, den Knebel seinen Landsleuten macht, ist der der Charakterlosigkeit, und er kommt zu diesem Punkt wiederholt zurück. Die Quelle davon rühmt er namentlich in der fehlerhaften Erziehung und in

dem Verhalten der Regierenden gegenüber den bessern Elementen in der Nation. Er schreibt:

Wir haben zwar zur Noth hier und da Schulen, auch Gymnasien und endlich die hochberühmten Universitäten, nichts aber zur wirklichen Bildung des Menschen und des Charakters. Daher sind die meisten auch so Charakterlos unter uns, sodas die Nationen, die weniger Anstalten haben als wir und weit weniger Wissenschaft und Gelehrsamkeit, doch in jedem Betracht an Gepräge des Charakters und größtentheils voranziehen.

Und ein andermal, am 14. November 1810:

Bei unsern Fürsten gelten nichts als die Faiscure, d. h. die Kerls, die ohne Treue und Gewissen ihre Gnadzwicke schleunig zu Stande bringen. Damit aber muß es zuletzt ein schlechtes Ende nehmen, und kein Staat wird ohne Tugend und Weisheit erbaut noch erhalten. *) Es wäre, vorzüglich in Deutschland, hohe Zeit, mehr auf Charakter zu sehen als selbst auf Kenntniß und Wissenschaft, obgleich ohne diese jener auch nicht wol bestehen kann. Es ist beinahe eine allgemeine Charakterlosigkeit unter unsern jungen Leuten, und keiner scheint mir in der That dahin zu streben. Sie glauben schon mit großrednerischen Worten und allensfalls bizarren Einfällen oder halben Künsten fertig zu werden. Dies Verderben scheint mir fast allgemein und muß nothwendig den völligen Untergang unsers Vaterlandes nach sich ziehen.

Ferner am 31. Juli 1810:

Das Eitle beschäftigt uns, das Nützliche und Leere. Das wird uns von Kindheit auf als das Nützliche und Brauchbare vorge stellt, als das, wodurch man in der Welt seinen Weg macht. Selbst Künste und Wissenschaften lernen wir um zu scheinen, nicht um das Leben selbst dadurch zu erweitern und zu verschönern, und selbst dadurch vorzüglich und herrlicher zu machen. Daher die beständige Unruhe in uns, das Treiben und falsche Leben. Nirgends wahrer Genuß und Zufriedenheit. Auch die Guten werden davon angesteckt, sie müssen in dem wilden, unbeständigen Wirbel sich mit herumtreiben, oder werden gar, wenn sie sich zurückziehen und es versäumen, lächerlich und verächtlich.

Daß in diesen Briefen auch viel von den berühmten Männern Weimars die Rede ist, läßt sich begreifen. In ihrem besonders nahen Verhältnis stand Knebel zu Herder, später auch zu Goethe; aber die tiefste Sympathie zog ihn zu dem erstern. Am 31. August 1787 schreibt Knebel an seine Schwester, die sich damals noch in Ansbach befand, aus Weimar über Herder:

Ich besuche ihn recht oft, und finde ihn immer den großen, klugen, reifen Mann, den alles Gute unaufhörlich interessiert. Ihne ihn würde mir die Hauptnahrung meines hiesigen Lebens vergehen; er erhält und entzündet die Liebe zu Wissenschaften und zu einer bessern Existenz.

Henriette rühmt an ihm die „Vorsicht, Achtsamkeit und Delicateffe“, womit er das im Herzen trage, was seiner Freundschaft für werth halte, worauf Knebel (10. September 1788) erwidert:

Herder hat außerordentlich viel Gefühl für das Individuelle eines Menschen. Das was du mir von ihm schreibst, bestätigt dies. Er weiß den Quellen und Andern einer Erscheinung nachzugehen u. s. w.

Herder's Tod war daher auch für beide Geschwister ein harter Schlag. Auch Goethe soll, wie Henriette an ihren Bruder nach Jena schreibt, bei Herder's Tode gegen Schiller's Frau sich geäußert haben, „daß er sich am

liebsten mit Herder möchte begraben lassen“. Auffallend war uns folgende Stelle aus einem Briefe Henriettes vom 5. März 1806:

Die Geschichte mit Sonnenberg hat die Prinzess, der ich sie allein anvertraut habe, und mich sehr bewegt und erkaunt. Sie sagte, daß die Herbern eine gefährliche und verführerische Frau sei. Ich glaube, daß sie nicht ganz unrecht hat.

Bekanntlich hatte der Dichter Franz Anton von Sonnenberg am 22. November 1805 durch einen Sturz aus dem Fenster seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht.

Ueber Goethe schreibt Knebel am 22. Mai 1807 aus Jena:

Wir haben Goethe noch hier, und er wandelt in seiner halben Hypochondrie, wie er sie nennt, unter uns herum, und seine Gegenwart thut uns wohl. Wie angenehm ist es unter den gemeinen Gelehrten einen Mann zu sehen, dem es um wahre Wissenschaft und Weisheit zu thun ist.

Am 16. Januar 1810:

Ich höre, Goethe ist mit seiner Gesundheit gar nicht im guten Stande. Das thut mir auch wehe. Er greift sich zu sehr an. Er muß ins Karlsbad, wohin er sich auch, wie ich höre, gar sehr sehnet.

Dann wieder am 1. April, als Goethe sich wieder in Jena befand:

Goethe ist bei jeder Gelegenheit lieblich und freundlich gegen mich, und das auf seine eigene gute Art. So hat er während meiner Abwesenheit fast täglich meinen neuen Garten besucht und die Arbeiter aufgeregt, fleißig zu sein und alles mit Ordnung zu machen. Auch hat er die Meinigen öfters besucht. Er zeichnet jetzt viel, wie er sagt.

Dagegen will ihm Goethe im Februar 1811 nicht recht behagen. Er schreibt:

Ich weiß nicht, was ich von seiner Stimmung denken soll. Es kommt mir vor, als suchte er sich auf gewisse Art zu betäuben, indem er scheint, an nichts innigen Antheil zu nehmen als gerade an dem, was ihm Lust macht und womit er sich treibt. Dieser Kaltfinn trägt eben nicht zum Glück bei.

Solcher Wechsel der Stimmungen war, namentlich in spätern Jahren, bei Goethe nicht selten und machte zuweilen selbst seine nächsten Freunde an ihm irre. Aber er lehrte sie bald wieder an seine bessere Natur glauben, und als Knebel's Sohn Karl im Jahre 1812 mit einem Grafen **, einem „Charakterlosen und feigen Menschen“, Handel bekam und dadurch mit der Universitätsgerichtsbarkeit in Conflict gerieth, benahm sich Goethe so vortheilhaft, daß Knebel am 26. November an seine Schwester schreibt:

Ueberhaupt kann ich nicht sagen, welche Liebe und welche zarte Sorgfalt Goethe bei dieser Gelegenheit und während seines ganzen Hierseins — gestern ist er wieder abgereist — für mich und die Meinigen bezeugt hat. Er hat auch vorzüglich meinen jähen Eifer zurückzuhalten gesucht, wofür ich ihm danken muß; denn mit dem elenden Wolfe ist doch weiter nichts anzufangen, und man besudelt sich nur mit ihm u. s. w.

Von Schiller, wenigstens von seinen Dramen, ist in den Briefen Henriettes häufig die Rede. Sie findet sie meistens zu lang und daher zu langweilig und ermüdend, namentlich „Maria Stuart“. Die „Braut von Messina“ habe schöne Stellen, sei aber doch nach ihrem „Garnen“ etwas trocken. Die „Schiller'sche Schwere“ wird ihr nach

*) Man urtheile nach dieser und andern Stellen, ob Knebel es meinte, von Schiller als der „Sophistophosph“ verspottet zu werden!

und nach „unerträglich“; sie findet, „daß Schiller für das Tragische geboren ist, da er die Menschen so quälen kann“, und sie fügt hinzu: „Ich kann es ihm nie vergeben, wie er mich schon gemartert hat.“ Freilich gesteht sie, daß sie im Theater fast immer gleich ermüdet sei und öfter sogar einschlafe, und sie wundert sich fast, daß ihr dies bei der Aufführung von Goethe's „Tasso“ nicht geschehen sei, indem sie weiter bemerkt: „Es ist aber ein großer Vortheil, wenn man voraus das Gefühl hat, daß nichts Gemeines gesagt wird. Dann hat Goethe das vor Schiller voraus, daß jeder Charakter sein Eigenes behält, und man nicht überall den Autor hören und sehen muß.“ Uebrigens liebte es auch Goethe nicht, lange im Theater zu weilen, er gestand Knebel, wie dieser gelegentlich anführt, daß er es selbst bei Schiller's Stücken niemals über den vierten Act habe aushalten können. Von „Don Carlos“ sagt Knebel nach einer Aufführung desselben in Jena noch im Jahre 1810 kurzweg: „Ich mag das Stück nicht!“ Das Merkwürdigste ist eine scharfe Kritik des Schiller'schen „Wilhelm Tell“ (den übrigens Knebel nach der Lectüre „sehr schön“ fand) in einem Schreiben Henriettens vom 22. März 1804, die mit den Worten schließt: „Prinzessen hatte sich sehr darauf gestreut und war schon ein paar Tage zuvor in großer Agitation, wie es einem in ihrem Alter begegnen kann; aber die heißen fünf Stunden haben sie doch auch mürbe und kleinlaut gemacht.“ Henriette macht hierbei einen gewaltigen historischen Schnitzer, indem sie sagt: „Dann kommt wieder Herzog Albrecht vor, der den Kaiser ermordet hat.“ Sie wußte also selbst nach der Aufführung des „Wilhelm Tell“ immer noch nicht, daß es der Herzog Johann von Schwaben war, der den Kaiser Albrecht ermordete; sie verwechselte beide. Dabei hielten sich aber die weimarischen Hofdamen doch für „instruirt“ als die „Herrens“! Uebrigens empfanden die feinen und scharfen Recensentinnen am weimarischen Hofe schon damals sehr richtig, „daß das Stück kein Ganzes wäre, sondern aus mehreren bestände“, und daß aus dem berühmten Monologe Wilhelm Tell's „nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst“. Attinghausen nennt sie einen „langweiligen schweizer Propheten, den man lieber hinter dem Theater sterben sähe, denn sterben muß er, man weiß nicht warum“, und sie fährt fort: „Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den die Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur Raison und in sein Vaterland bringt.“ Die Damen betrachten in der Regel die Recensenten als grundsätzliche, böshafte Geschöpfe, aber man sieht, daß sie das Recensentenhandwerk auch ganz meisterhaft verstehen. Für das eigenthümlich Große an Schiller scheint man hiernach übrigens am weimarischen Hofe kein Verständniß gehabt zu haben, und es ist dies kein Wunder, da, wie man aus vorliegendem Buche erfährt, der Lieblingsdichter des Erbprinzen der Dichter Johann Nikolaus Götz war, dessen Sachen er immer bei sich führte und fast sämmtlich, sogar die „Mädcheninsel“, wörtlich auswendig wußte. Goethe, Schiller und Herder mußten gegen Götz zurücktreten: es ist dies nöthig zu wissen,

um zu begreifen, daß sich jene Geister doch sehr isolirt in Weimar vorkamen; freilich schwinden damit auch manche Illusionen über Weimars „Glanzzeit“. Von Schiller's dramatischen Dichtungen hat nur das Gelegenheitsstück „Die Huldbigung der Künste“ Henriettens Beifall; sie findet es „schön und rührend“, die „fatalen“ (!) Chöre ausgenommen. Uebrigens betritt sie im Jahre 1804 auch Goethe, der „sich selbst erfleht“, und von dem Wieland gesagt habe, „daß er seinen eigenen Werth gar nicht mehr zu schätzen wisse.“ Höchst charakteristisch ist folgende Stelle in einem Briefe Henriettens vom 15. Mai 1805:

Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisirten Kopfe gelebt hat. Die Aerzte stimmen darin überein, daß sie niemals einen so ganz verborbenen und aufgethanen Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinern Rest von Lunge und — stelle dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut. Ich glaube, daher kommt es, daß ich Schiller nie anreden konnte, so gern ich ihn auch sprechen hörte; ich habe mich oft über mich geärgert; aber jetzt will ich mich selbst entschuldigen. Aber ich glaube, es lebt sich gut ohne Herz.

Was Henriettens Bruder betrifft, so darf man übrigens nicht vergessen, daß er sich nach Schiller's Tode gegen dessen Familie edler und aufopfernder benahm, als alle, welche Enthusiasmus oder Freundschaft für Schiller affectirt hatten.

Weiter treten in diesen Briefen von berühmten Männern auf: der Herzog selbst, dem Knebel einmal unter anderm vorwirft, „daß ihm ein böser Genius das Interesse für seine eigenen Leute weggenommen und auf ein preussisches Kürassierregiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge unsäglich und widrige Marimen in den Kopf gesetzt habe“; ferner Wieland, Dohlenschläger, der Kapellmeister Reichardt, der in einem Briefe Knebel's vom 8. März 1810 höchst drastisch und erbarmungslos porträtirt wird, der Maler Friedrich A. von Armin, der Dichter Zacharias Werner. Von diesem wird erzählt, daß eine pariser Dame, vor der er sich, „nach seiner gewohnten Art“, sehr tief verbeugt, zu ihm gesagt: „Ah, monsieur! est-ce que vous avez laissé tomber quelque chose?“ Uebrigens wird Werner's „Vierundzwanzigster Februar“ von Knebel ein „treffliches Werk des Genie und voll innerer Consequenz“ genannt: Goethe habe geäußert, Werner werde in seinem Leben kein besseres machen. Indes schrieb ja Werner später noch seinen „Martin Luther“, der, wenn man die ganzlich verunglückte Gestalt der Katharina von Bora und den ebenso verunglückten fünften Act ausnimmt, doch ziemlich noch alles übertrifft, was seit Schiller auf dem Gebiet des historischen Dramas geleistet worden ist. Ein hartes Urtheil Henriettens über den „sächsischen Helben Ibelmann“ in einem Briefe vom 17. Juni 1809, worin derselbe ein „eitlem Mensch, von den Franzosen verlacht, von den Deutschen verachtet“, genannt wird, mag, wie Dünker bemerkt, als ein „Zeichen der damaligen Mißstimmung“ gelten.

Wir führen nur noch aus dem reichen Vorrath dieser vielen Bände ein paar Bemerkungen an, die für uns

interessant waren und es hoffentlich auch für unsere Leser sein werden. Knebel schreibt am 17. November 1811:

Was sagt man unsern jungen Leuten vor, als daß sie nützlich, brauchbar werden sollen! Und darin hat man wol recht, aber das Nützliche, Brauchbare erstreckt sich beinahe allein auf den Brod- oder Vermögenserwerb. Ich erinnere mich gar wohl von unserer Jugend her, daß ein „Naturforscher“ ein Spottname war, und daß man damit einen Menschen bezeichnete, der sonst nicht viel zu brauchen sei.

Dies stimmt wunderbar zu meiner eigenen Erfahrung, die ich in meiner Jugend gemacht habe. Ein Tertianer auf dem Gymnasium meiner Vaterstadt hatte sich in den Kopf gesetzt, „Naturforscher“ zu werden. Die Lehrer, die ja natürlich für den Bögling einer Gelehrtenschule nur die vier Brodwissenschaften: Jurisprudenz, Theologie, Philosophie und Medicin kannten, spotteten ihn dafür weidlich aus; das ganze Gymnasium, die halbe Stadt nannte ihn höhnlisch, wo er sich sehen ließ, nur den „Naturforscher“, bis er dieser ewigen Verhöhnung überdrüssig und von allen Quellen der Naturwissenschaft abgeschnitten, seiner Lieblingsneigung entsagte. Einmal aus seiner Richtung geschleudert, wurde er aber doch etwas Irreguläres — nämlich deutscher Schriftsteller, und jeder weiß, was das sagen will! Wenn man nun bedenkt, daß zwischen der Zeit, von der Knebel spricht, und derjenigen, von der ich spreche, mehr als ein halbes Jahrhundert liegt, so wird man begreifen, daß Alexander von Humboldt recht hatte, wenn er behauptete, daß es bei den Deutschen reichlich zwei Jahrhunderte brauche, um einen Fehler, in diesem Falle ein traditionelles pedantisches Vorurtheil abzulegen, das eine um dieses Vorurtheil anzusehen, das andere um es loszuwerden. Knebel fährt ann fort:

Noch mehr galt dies von einem „Dichter“, wie es unserm rmen, grundbrauchbaren Uz erging. Deshalb steht es auch an unsern meisten Höfen so aus. Nicht so war es z. B. in Italien zur Zeit der Medici und lange nachher, wo selbst jeder nützliche Geschäftsmann sich bemühte, ein Talent zur Poesie zeigen u. s. w.

Einmal, im Jahre 1811, macht Knebel die Bemerkung:

Es sind jetzt so viel ganz verrückte Bücherschreiber, daß in es nicht denken sollte; alle wollen Originale sein und es Außerordentliches sagen. Goethe seufzt darüber und sagt: Talent bestehe in der Verrücktheit, und wenn man ihnen se nähme, so bliebe nichts übrig.

Die Sucht, immer etwas Außerordentliches zu sagen, auch noch bis in die neueste Zeit viele sonst treffliche Köpfe zu Grunde gerichtet und ihrer wahren Naz entfremdet. Die Lectüre der Memoiren der Marfin von Bairuth veranlassen Knebel im Jahre 1810 einem Aufschrei des Entsetzens:

Gott ist's möglich! Solches Elend, solche Niederträchtigkeit Roheit! Man möchte die Barbarei fast unter das erste id der Natur rechnen — und welche Barbarei herrschte nicht den deutschen Höfen, und herrscht größtentheils noch da. he Folgen hat nicht das für das arme Deutschland, das r der Last seiner Barbarei erpicht, und sich auch politisch zu freien großen Gefinnungen erheben kann. Alles knechti-Dienerei, nirgends freier, edler, wahrer Patriotismus! ...

60. 42.

Mein Schauer bei diesen Nachrichten war tief. Ich hatte mir die Sachen nicht so schlecht gedacht, und konnte mir nicht einbilden, daß Friedrich der Große auf solchem Miste aufgewachsen ist. Manches ist ihm leider noch davon hängen geblieben und läßt sich jetzt leichter erklären.

Eine nur zu wahre Bemerkung ist die von Knebel:

Den guten Menschen fehlt es gar oft nur an Muth; die schlechten belohnen sich selbst gar leicht durch ihre Eitelkeit. Zutrauen hebt auch das schwächste Talent empor.

Henriette stellt in einem Briefe aus Ludwigslust vom 1. October 1810 Ludwigslust und Weimar gegenüber und bemerkt:

Was mir hier wohl thut, ist, daß ich gar keine Spur von dem kleinen Reid und Jalouste finde, der mich in Weimar oft incommodirt hat. Die Leute sehen vielmehr vergnügt aus, wenn die Prinzess freundlich und oft sogar zärtlich gegen mich ist.

Dagegen wollte ihr der hervortretende Mangel an feinerer und höherer Bildung und der mercantilische Geist der Bevölkerung, der sie übrigens Güte und Treue, „von der man sich im übrigen Deutschland gar keine Vorstellung machen könne“, wie der Regierung Milde nachräumt, sehr wenig behagen. Sie schreibt am 12. August 1812 aus Dobberan:

Prinzess sagt mir, daß ganz Mecklenburg eigentlich wie eine einzige Handelsstadt anzusehen sei. Aus diesem Handelsgeist kommt ihr Reichthum, aber auch ihr Stolz, und ich sehe, daß die Alten recht hatten, die dem Adel das Handeln verboten und es als eine Erniedrigung angesehen haben; denn gewiß rötet es alle feinern Gefühle gänzlich aus.

Wir lassen diese Behauptung eines Bräuleins von Adel unglossirt; aber wie würde sich Henriette von Knebel erst über unsere Zeit ausgesprochen haben, wo der Handel die erste Potenz alles Lebens und Trachtens geworden ist, wo uns aus den Spalten der politischen Zeitungen täglich lange Zahlenreihen entgegenstarren, wo selbst aus den Lokalblättern Handelsnachrichten und handelsstatistische Nachweise die eigentlich sittlich und intellectuell bildende Lectüre immer mehr verdrängen, wo höchst edle Handlungscommis, die nur leider mit Antonio im „Kaufmann von Venedig“ sehr wenig Verwandtes haben, als epische Helden, d. h. als Romanfiguren, und das Interesse abnötigen sollen, welches den alten Griechen die Helden Homer's, ein Achilles und Hector boten!

Wir haben geglaubt, auf den Inhalt dieses Buchs, den wir hiermit keineswegs erschöpft haben, etwas ausführlicher eingehen zu sollen, theils weil die Presse, mit wenigen Ausnahmen, es ziemlich unberücksichtigt gelassen hat, theils weil wir einige werthvollere Mittheilungen daraus dem weitem Kreise literarisch Gebildeter zuzuführen für nützlich hielten. Denn leider wird das Buch, dem wir namentlich in den Kreisen der Höfe und überhaupt der höhern Aristokratie möglichste Verbreitung wünschten, wol schwerlich in vieler Hände gelangen, da es nicht jedermanns Sache ist, ein Werk von 652 eng gedruckten Seiten oder eine ununterbrochene Reihe von 606 Briefen durchzulesen, d. h. ein ganzes Blachselb umzuwälzen, um daraus so und so viele Unzen reines Gold zu gewinnen. Man darf dem Herausgeber für die Veröffentlichung dieses Briefschazes wol dankbar sein: aber doch meinen wir,

daß er noch größern Dank verdienen würde, wenn er darauf bedacht gewesen wäre, eine andere Form der Veröffentlichung zu finden, um das Wesentlichste des Inhalts auch dem größern Publikum zugänglich und nutzbar zu machen, was wir gerade bei dieser Publication gewünscht hätten. Leider haben oft gerade die ehrenwerthesten deutschen Autoren — wie uns dies auch von Engländern und Franzosen vorgeworfen wird — bei ihren Publicationen nur einen kleinen Kreis von Gelehrten und Literaturfreunden, statt das nach allgemeiner Bildung trachtende größere Publikum vor Augen.

Hermann Marggraff.

Zur Kirchengeschichte.

1. Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs von A. Tholud. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Dr. Albert Hardenberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Von W. Schwekendieck. Umden. 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

Jedes Verdienst hat ein Recht auf die Feder der Geschichte. Die Berechtigung der Treflichkeit, durch sie verewigt zu werden, erkennt die Geschichte an; der Verpflichtung in allen Fällen nachkommen und die Forderung vollständig erfüllen kann sie nicht. Für die Geschichte ist die Lebensphäre entscheidend, welcher das Verdienst angehört, der Wirkungskreis, in dem die Treflichkeit sich geäußert hat. Nicht weil sie aristokratisch und vornehm, geht die Geschichte an dem Verdienst in entlegener Hütte mit Stillschweigen oder mit oberflächlicher Erwähnung vorüber; weil sie ihr eigenes Wesen zu dem Verhalten zwingt, ignorirt sie jene Treflichkeit oder verweilt bloß kurze Zeit bei derselben. Die Action der Macht auf der politischen Schaubühne ist der eigentliche Kern und die Domäne der Geschichte; ihr Vorwurf sind Ereignisse und Thatfachen, welche entweder in das Leben der Einzelstaaten und Einzelpöller, oder in den Gesamtorganismus unsers Planeten als epochemachend eingreifen; an dem Großen und Ganzen, an dem intimen Zusammenhang des scheinbar Accidenziellen mit jenem haftet die Aufmerksamkeit und das Interesse der Geschichte. Sie kann nicht, ohne ihre höhern Zwecke zu opfern, sich an das Nebensächliche, an untergeordnete Details in Breite verlieren.

Aber darum geht doch nicht später geborenen Geschlechtern das Andenken an das Verdienst und die Treflichkeit verloren, welche sich auf einer andern als auf der politischen, auf der specifisch historischen Bühne gezeigt haben. Hülfswissenschaften leihen der Geschichte ihre Unterstützung. Was Klio's Griffel nicht verzeichnet, graben ihre Diener in Erz. Die Specialmonographie, die Geschichte der Wissenschaften, der Erfindungen und Entdeckungen, die Geschichte der Kirche, der Literatur, der Kunst und der Kultur, alle suchen auszugleichen und nachzuholen, was ihre Herrin verabsäumen und vernachlässigen mußte. Und gerade unsere Tage verrathen viel Neigung, die verschiedenen Gebiete der historischen Hülfswissenschaften mit Sorgfalt zu kultiviren. Wie viel Kunst- und Kulturgeschichten, welche Menge von literarhistorischen Monographien haben nicht die letzten Jahrzehnte hervorgebracht! Auch die theologische Wissenschaft kann sich hier wahrlich über keine Vernachlässigung beklagen; namentlich haben wir seit längerem eine sehr beträchtliche Anzahl biographischer Arbeiten auf diesem Felde erhalten, und ein guter Theil der Kritiken, welche von dem Reichthum seit ein paar Jahren für d. M. geschrieben worden, beziehen sich auf derartige Erscheinungen. Auch heute liegen zwei weitere Beiträge aus dem Kreise der Beurtheilung vor. Mit so vieler Befriedigung auf der einen Seite dieses Anwachsens der kirchenhistorischen Literatur erfüllen muß, es hat dasselbe andererseits denn doch auch sein

Bedenkliches. Es dürfte von der Theologie gelten, was von der Kunst gilt. Zeiten, welche große Kunstschöpfungen emporföhen, hatten keine Kunstgeschichten, keine Kunsttheorien und keine vielbändigen Handbücher der Aesthetik, weder des Häßlichen noch des Schönen; wo und wann die Kunst dagegen matt und sich daniederlag, wo und wann es an Werken eines großen schöpferischen Genius fehlte, da schrieb man eifrig und viel über Wesen und Begriff, über Vergangenheit und Geschichte der Kunst. Die poetische Literatur unserer Epigonendora ist arm an Erörterungen von durchschlagendem Erfolg und gleichem Werth, aber wie viele Literaturgeschichten verzeichnen nicht alljährlich unser Bücherkataloge! Wir fürchten, es wird der gleiche Rückschlag auf die Theologie jüngsten Datums gemacht werden müssen, trotz der Innern Mission, der Vereine zur Hebung und Verbesserung, zur Mäßigkeit und Enthaltensart, trotz aller Wohl- und Verstandes, trotz der Krankenhäuser der Barmherzigkeit und der übrigen Anstalten, in denen das unendliche Erbarmen der Menschen mit der Menschen unendlichem Glande werthig ringt. Noch ein zweites will beobachtet sein. Einst war die Theologie an den Universitäten und in dem Leben die dominirende, sie die einzige Wissenschaft; im Mittelalter die Universität beides, hieß kurzweg Theologie studiren. Seitdem hat sich das Verhältniß geändert. Die Theologie ist längst nicht mehr die ausschließliche Wissenschaft und das Interesse der Nation nicht auf Theologie allein, auf deren dogmatische Fäden u. s. w. gerichtet. Die Verfasser der Arbeiten, von welchen wir handeln, scheuen nicht selten dieses veränderte Verhältniß zu verkennen. Sie meinen zu glauben, es genüge schon völlig, wenn jemand als Theolog im Reformationszeitalter oder in den nächstfolgenden Jahrhunderten gelebt und gewirkt habe, um durch diese ebenso zufällige als gleichgültige Thatfache zu einer Lebensgeschichte legitimirt und qualifizirt zu sein. An Leichensteinen, damit wir welche keine andere Inschrift tragen als die Worte: „Ich lebe und schlief, ich betete viel und tritt weiblich!“ sollte man sich vorübergehen. Denn was in aller Welt wird dadurch gewonnen, daß ihr diese Todten aus ihren Gräbern noch einmal in das Licht des Tages tritt? Die Citation nützt weder den Lebten noch nützt sie sonst jemand, am allerwenigsten der Wissenschaft. Der Geistliche oder Laie, von dem eben nur zu wählen ist, daß er sehr fromm und gottesfürchtig gewesen, daß er etwa in dem Streit über die Abendmahlslehre, über die Eucharistieformel u. s. w. eine bestimmte Stellung eingenommen zu seinem Standpunkt mit der stärksten Autorität gegen Anfechtende verfochten hat, ein solcher Mann hat gerade ebenso viel Recht und Anspruch darauf, daß seine Bekanntheit der Welt in einer eigenen Lebensgeschichte vermittelt werde, als der Schneidergeselle, der zitlebens nichts anderes gethan als Rock und Westen zusammenzunähen. Beide haben als fleißige Arbeiter, wie deren in jedem Jahre Millionen geboren werden, gewirkt, was ihres bezahlten Berufs war oder was mit ihren natürlichen Neigungen und beschränkten Fähigkeiten übereinstimmend und höchstens der Unterschied wäre vorhanden, daß der Handwerker Gegenstände lieferte, welche nützlich und brauchbar, während ihren Zwecken mehr oder minder entsprechen, während der fromme Kampfhahn nichts zu Tage gefördert, von dem kein Nebenmenschens Freude oder Gewinn gehabt hätten.

Es trifft diese letzte Bemerkung durchaus das Buch von Tholud: „Lebenszeugen der lutherischen Kirche u. s. w.“ (Nr. 1). Machen wir uns mit demselben bekannt.

In einer Vorrede wahrlich der Verfasser zunächst im Standpunkt, den wir gern gelten lassen. Wie seinen „Bücherberger Theologen“ die Tendenz untergelegt worden, die orthodoxe Theologie des 17. Jahrhunderts verächtlich machen zu wollen, so dürfte von manchen die Verherrlichung derselben als die Ansicht der vorliegenden Schrift angesehen werden. Aber bei beiden Werken habe keine andere Tendenz obgewaltet als die historische, die Zeit zu zeigen, wie sie war. Wie jenes, sei und dieses Werk ein Auschnitt aus seinen historischen Studien. Die zweite Abtheilung seiner Vorgeschichte des Rationalismus, die

fürliche Leben des 17. Jahrhunderts", habe fertig vor dem Verfasser gelegen; bei ihrer Ausarbeitung hätte sich ergeben, daß so vieler hervorragender Persönlichkeiten der Kirche Erwähnung gethan werden mußte, von denen gegenwärtig kaum der Name bekannt ist. Diese der Gegenwart bekannt zu machen, als es bei vorübergehender Erwähnung im Verlaufe der Geschichte geschehen konnte, und ihnen zur gebührenden Anerkennung und Ehre zu verhelfen, sei die nächste Absicht bei der Zusammenstellung der „Lebenszeugen" gewesen. „Ich leugne nicht", fährt Tholud fort, „daß bei diesen Studien mir die lutherische Kirche in ihrer Lehre, in ihren Instituten und in vielen ihrer Repräsentanten sehr theuer geworden, und daß ich damit auch das Streben derjenigen habe besser würdigen lernen, welche in unserer Zeit den Neubau der Kirche auf ihren historischen Grundlagen sich haben am Herzen liegen lassen. Wie sehr es noth thut, einem diffusen Subjectivismus und seinen lustigen Phantasieimagorien gegenüber die Kirche auf die historische Basis ihres Bekenntnisses zu gründen, wird je länger je mehr offenkundig. Doch bin ich, indem ich dieses ausspreche, fern davon, demjenigen Confessionsalismus das Wort zu reden, welcher in der Repräsentation der Vergangenheit mit Haut und Haar das Heil der Gegenwart sieht, jenem judaisirenden Particularismus, welcher das „Eine ist meine Laube" zum Wahlspruch macht und die Charismen verkennt, welche andern Kirchen gegeben sind. Es ist Stahl, von welchem der Ausdruck gethan worden: „Es ist wahrhaft geschichtlich, daß die Geschichte nicht auf die Vergangenheit zurückgewiesen, sondern das unausgesprochene Werden in ihr erkannt werde, und es ist wahrhaft religiös, daß der göttlichen Führung nicht eigenmächtig an den frühern Bildungen, gleichsam an ihrem unübersteiglichen Werke, eine Schranke gesetzt, sondern die neue künftige Gestaltung in untergeordneter Hingebung von ihr angenommen werde" („Rechtsphilosophie", I, 581). Mag auch die lutherische Kirche sich in strenger Continuität mit ihrer historischen Vergangenheit aufbauen — Schwächen und Irrthümer in dieser anzuerkennen, davon sollte dies doch nicht abhalten, mithin auch davon nicht, auf dem alten Grunde weiter zu bauen und den von der Entwicklung selbst indicirten gottgewollten Fortschritt zu vollziehen, zu welchem Fortschritte ich allerdings auch die Erkenntnis der Ueberbannung des Gegenjages zur evangelischen Schwesterkirche rechne."

Die 28 Bogen enthalten die Charakteristiken von 53 Männern, deren Leben es beweist, daß selbst mitten unter den Schrecknissen und Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs die Kirche immerhin singen konnte: „Gottes Trümmlein hat Wasser die Fülle." Zuerst werden acht fürstliche Personen abgehandelt, nämlich Kurfürst August I. von Sachsen, Joachim Ernst von Anhalt, Herzog Philipp II. von Pommern, Herzog Sigismund August von Mecklenburg, Herzog Johann III. von Weimar, Herzog Ernst der Fromme von Gotha, Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt und der Erbprinz Anton Heinrich von Oldenburg. Mit Ausnahme vielleicht des Erstgenannten geht die Geschichte an diesen Fürsten mit Stillschweigen vorüber; sie haben nichts geleistet, was des Wiedererzählens werth wäre. Stillschweigen benealogen und Geraltbiser mögen die Namen in ihren Tabellen erzeichnen. Tholud fühlt sich gedrungen, ihr Andenken zu erneuern, weil die Leute eine kirchliche Gesinnung gehabt und einen irdischen Wandel geführt. Sie sind eifrig im Gebet gewesen, haben fleißig die Schrift gelesen, haben Kirchen gebaut und beschenkt, auch Schulen errichtet, sich von orthodoxen Geistlichen rufen lassen — und das ist alles! Dafür werden sie gefeiert, daher ist Frömmigkeit ein moralisches Verdienst, aber Frömmigkeit allein ist kein historisches Verdienst. Möglich, daß es in den Fachtheologen einigen Reiz hat, sich durch diese Berichte dadurch zu schlagen, welche sich sämtlich wie ein Ei dem andern gleichen; für Leser mit allgemeinerem Bedürfnissen ist die Monotonie des Stoffes unerträglich, weshalb wir hier auch auf jede ähere Inhaltsangabe verzichten. Auch muß der kritisch gebildete Leser an den übertriebenen Lobsprüchen Anstoß nehmen, die einzelnen Fürsten wegen ihrer Frömmigkeit ganz allgemein

gespendet werden, als wären sie die größten Helden, Staatsmänner und Weltweisen gewesen, von denen die Geschichte zu berichten hat. Was soll man dazu sagen, wenn es z. B. von dem Herzog Ernst von Gotha heißt (S. 50): „Wir führen einen Fürsten vor, in welchem sich der große Mann und der Regent mit dem lauteren Christen auf eine solche Weise zur Harmonie verbindet, wie vielleicht bei keinem andern Fürsten der evangelischen Kirche weder vor ihm noch nach ihm" — was soll man dazu sagen? Also daß nur eifrig die historischen Handbücher corrigirt werden und die Kinder in den Schulen es fortan lernen: Herzog Ernst der Fromme ist der größte Fürst des protestantischen Deutschland gewesen! Ebenso einseitig und willkürlich verfährt der Verfasser, wenn er August I. „den größten unter den sächsischen Regenten" nennt. Was ist Kurfürst August auch nur gegen seinen Bruder, den genialen Moritz, der bei Sieverhausen fällt? Die Geschichte berichtet von August, daß er ein durchaus schwacher und unbedeutender Regent war, der sich vollständig von seiner Gattin Anna von Dänemark bis zur Willenslosigkeit lenken und leiten ließ, den die Geschichte gar nicht erwähnen würde, flehte nicht in seine Regierungszeit die Concordienformel und hätte er sich durch die Härte der Verfolgung gegen die Kryptocalvinisten nicht berufen gemacht. Auch die Curiosität erzählt die Geschichte von dem frommen Herrn, daß der sechzigjährige Fürst nach dem Tode Anna's zu einer zweiten Ehe mit Agnes Hedwig von Anhalt schritt und das Weibchen am 3. Januar 1586 zu Dessau mit einer noch nicht dreizehnjährigen Braut gehalten. Auch konnte es der fromme Herr ganz gut mit seiner Frömmigkeit vereinigen, daß er, als seine erste Gattin auf dem Todtbette lag, sich die sieben Wochen, welche die Krankheit dauerte, seinen Augenblick aus Furcht vor Anstichung bei der Leidenden sehen ließ. Aber doch ist er nach Tholud „Sachsens größter Fürst".

Auf die acht Fürsten folgen neun „Abeliche und Staatsmänner": der dänische Reichsrath Holger Rosenkrantz; Leonhard von Kottwitz; Dietrich von Reintlingk, Kanzler von Schleswig-Holstein; Gallus von Raeghnuig; Friedrich Lenz, Kanzler von Rostock; Anton Wolf, Kanzler von Obergessen; Christoph Fockner, Kanzler von Römpeelgard; David von Schweinitz, Landeshauptmann zu Liegnitz; und endlich Michael Moscherosch, hanauischer Kammerpräsident. Der Abschnitt „Militärs" weist nur den einen Goldschum von Lohausen auf, mecklenburgischen Commandanten und Kriegsrath. Alsdann lernen wir sieben oder vielmehr acht Theologen kennen: die beiden Brüder Larnov in Rostock, Wolfgang Franz in Wittenberg, Johann Gerhard in Jena, Johann Dunsford in Rostock, Balthasar Meisner in Wittenberg, J. Mathias Meyfart in Erfurt und Johann Smid in Stralsburg. Alle waren Professoren der Theologie, und es scheint fast, als wolle der Verfasser überhaupt nur solche als Theologen gelten lassen. Denn die „Geistlichen" bespricht er später in einer eigenen Kategorie. Die Juristen werden unter den „Lebenszeugen" durch den Professor und Geheimrath Johann Brunnemann vertreten; die Mediciner stellen zwei der Ihrigen, Caspar Bartholinus, Professor der Medicin und Theologie in Kopenhagen, und Daniel Sennert, Professor der Medicin in Wittenberg, als Conington, und ebenso viel die Philologen, nämlich Kaspar von Barth und Simon Dach. Ansehnlicher ist die Zahl der „Geistlichen und Schulmänner": es werden uns vorgeführt Polyfarp Leszer, Hofprediger in Dresden; Johann Arnd, Generalsuperintendent in Celle; Valerius Herberger, Prediger in Frankfurt; Daniel Dilger und Michael Bland, Prediger in Danzig; Christoph Leibnitz, Pfarrer in Nürnberg; Kaspar Brochmann, Bischof von Seeland; Hermann von Köben, Pastor in Lissa; W. Andread, Hofprediger in Stuttgart; Dinesen Jersin, Bischof in Niepen; Johann Joachim Schüelin, Stiftsprediger in Stuttgart; Johann Sanbert, Pfarrer in Nürnberg; Arnold Mengerich, Superintendent in Halle; Michael Dillherr, Pfarrer in Nürnberg; Johann Schübel, Hofprediger in Stuttgart; Joachim Küffmann, Generalsuperintendent in Wolfenbüttel; Johann Heinrich Ursinus, Superintendent in Regensburg; Joachim Schröder, Pastor in

Rostock; Paul Egard, Pastor zu Rottorp in Holstein; Siegmund Gvenius, Schulrath in Weimar; endlich Rupert Nelden. Es gilt hier durchaus ganz das Nämliche, was wir bei den biographischen Mittheilungen der fürstlichen Personen bemerken: die Leute sind durch nichts ausgezeichnet, man müßte denn eine strenge Orthodoxie für eine solche Eigenschaft anerkennen wollen. Nicht wenige trifft außerdem der Makel, daß sie zelotische Zionwächter waren, blinde Eiferer für ein starres, dogmatisches Lutherthum, welche durch leidenschaftliche, ungemäßigte Hitze vielfach Anstoß erregten und geradezu Mergerniß gaben. Tholud verschweigt das nicht, aber der stehende Refrain lautet immer: der Betreffende zeichnete sich durch eine lautere Frömmigkeit aus und deshalb verdient er einen Ehrenplatz unter den „Lebenszeugen“. So heißt es z. B. S. 392 von dem rostocker Pastor Joachim Schröder: „Ein Bußprediger, welcher sich von seinem geseglichen Eifer dazu hinreißen läßt, als ein anderer Capistran die herrschende Unsitte bis auf die Schuhspindeln und Rockschwänze herab in seinen Predigten zu verfolgen und nicht selten die Kanzel durch Scurrilität zu profaniren, den wir aber, da sein Eifer nicht bloß ein rhetorisches Schauffement, sondern ein treu gemeintem Eifer für das Haus des Herrn, und da seine kirchlichen Verbesserungsversuche von einem richtigen Blicke in die Gebrechen der Kirche zeugen, dennoch hier aufnehmen durften.“ Das ist eine Auffassung, die wir als die unserige zu adoptiren uns in keiner Weise entschließen können. In dem Abschnitt über Simon Dach, dem wir leicht begreiflich ein besonderes Interesse zuwandten, findet sich auch nicht das Allermindeste, was neu oder auch nur charakteristisch ausgedrückt wäre; die allbekanntesten Notizen aus dem äußern Leben des königsberger Dichters werden zusammengereiht; von dem Freundeskreise, dessen hervorragendes Mitglied Dach war, heißt es, daß hier ein anderer Ton angeschlagen worden, als der in einem ähnlichen dichterischen Freundeskreise es gewesen, unter den Vertrauten des halberstädtischen „Hüttchens“, um Vater Gleim. Das Band jenes Kreises sei die „Heiterkeit einer sittlichen Herzengemeinschaft vor Gott“. Uns will bedünken, die Heiterkeit dieses Kreises war, wie sich dieselbe wenigstens in den Dichtungen der Mylius, Robertin, Dach u. s. w. documentirt, ein schwermüthiger, düsterer Ernst, der nicht sowol das „Lerne zu leben!“ sondern das „Lerne zu sterben!“ zu seinem Wahlspruch gemacht hatte. Es folgt alsdann ein Auszug aus der Charakteristik Dachs bei Gerwinus, und der Abschnitt schließt: „Leider ist uns über die Geschichte von Dachs innern Leben nichts Näheres berichtet. Die Zeit, in welche seine Blüte fällt, war eine für Königsberg theologisch sehr bewegte. Um dem lutherischen Eifer ein Gleichgewicht zu geben, hatte der Kurfürst für gut befunden, der dortigen Universität den helmschädel Syncretismus einzupflanzen, gegen welchen der feurige Myolentu sein Schwert schwang. An diesen Streitigkeiten scheint der sanftmüthige Dach keinen Antheil genommen zu haben, es heißt, daß er allen Parteien mit Ehrerbietung begegnet sei und das Wohlwollen aller seiner Kollegen genossen habe. Aus der katholisch-reinenden Richtung jener Syncretisten erwuchs ihm übrigens noch die bittere Frucht, daß einer seiner Söhne zur römischen Kirche übertrat. Es werden uns diejenigen theologischen Schriftsteller angegeben, die er am liebsten las, und unter diesen sind nur die Vertreter einer ernsten, praktischen Frömmigkeit und kirchlichen Gesinnung, Thomas a Kempis, Arnd, Gerhard, Meyfardt, Saubert, Nikolaus Hunnius, Philipp Nicolai, außerdem der praktisch-ernste, obwol in der Lehre verdächtige Hohburg.“ Wie am Ende jeder Biographie, werden auch bei dieser die benutzten Quellen angegeben: Baier in Eilenthäl, „Erläutertes Preußen“, und von Winterfeld, „Der evangelische Kirchengesang“. Freilich, wenn man sich für Dach auf diese Quellen allein beschränkte, konnte mehr und Besseres allerdings nicht geboten werden. Man sieht, der wegen seiner umfassenden theologischen Kenntnisse mit Recht gefeierte Verfasser bewegt sich in der Literaturgeschichte auf einem ihm fremden Gebiete.

Den Schluß des Werks macht die Kategorie „Bürger und Handleute“, in welche der bekannte Mystiker und Schuhmacher

Jacob Böhme, der Landmann Paul Rath und Pantel Trappe, Rathsherr in Havelberg, aufgenommen sind. Nach dem Standpunkt des Verfassers machte ihm die Auffindung von Persönlichkeiten gerade aus dem Bürger- und Handwerkerstande für den Zweck seiner Sammlung besondere Schwierigkeit, weil von denen, die einfach und in schlichter Treue gegen ihre Kirche ihren Weg durchs Leben gewandelt sind, die Kirchengeschichte, die ja noch immer verschmähe, in die niedern Schichten des Volkslebens herabzusteigen, nichts berichtet. „Nur wo Laien die kirchlichen Ordnungen und Lehrnormen überschritten haben, hat die Kirchengeschichte ihrer gedacht. Um so häufiger aber nahm der lebendigere Laienglaube eine heterodoxe Färbung an in einer Zeit, wo schon ein Arnd'sches Christenthum Verdacht der irrigen Lehre erweckte, und so die Geistlichkeit selbst den einfachen Laien über Arnd hinaus zum Weigelianismus oder Separatismus hintrieb.“ In der That, die Stellung lutherischer Laien der niedern Stände, welche zu tieferm religiösen Bedürfnis erwachten, war damals eine trostlose. Die Kanzeln boten, anstatt nährendes Brot zu spenden, die Dornen und Dikeln der Controverspredigten. Dazu lagen auch draußen auf den Schlachtfeldern die zwei oder drei Confessionen miteinander im Kampfe. In der Einleitung zu der Charakteristik von Paul Rath lesen wir (S. 441): „Ein Kupferstich aus dem Jahre 1624 stellt auf der einen Abtheilung des Innern einer Kirche vor: Altar und Stühle sind mit herumlappenden Tapeten bedeckt, die Kanzel steht leer. In der Mitte steht der Papst mit der dreifachen Krone, der sich mit beiden Händen die Ohren zuhält; zu seiner Rechten steht Luther im Chorrod, der sich mit der Rechten am Kopfe kratzt und den ihm in kurzem Mantel und Wams gegenüberstehenden Calvin bei seinem langen Barte zerrt, wogegen ihm Calvin ein Buch an den Kopf zu werfen droht. Luther tritt mit Füßen auf eine päpstliche Bulle, Calvin auf eine Bischofsstatue. Die andere Abtheilung stellt einen Hirten dar, mit gefalteten Händen und wehmüthigem Blick gen Himmel schauend und auf den Knien liegend. Unter ihm steht das Wort «Einsatz» und um ihn herum laufen die in der Irre gehenden Schafe. Vom Himmel aus den Wolken schaut Gott der Herr auf den Betenden. Der angefügte gedruckte Text lautet:

Nach Herr Gott, ein elendes Wesen,
wir können weder Schreib'n noch lesen,
seyn ungelehrt, einfältig Leut,
verstehen nicht den großen Streit,
so alle Lehrer täglich treiben
in dem Predigen und Schreiben,
werden im Glauben nur verirrt,
mancher gar Epikurisch wird,
oder lebt so hinein in den Tag,
daß er gar nichts mehr glauben mag.“

Vielleicht das ansprechendste und bedeutendste Kapitel in dem Buche ist der auch räumlich hervorragende Abschnitt über Böhme. Jakob Böhme ist 1575 in Altsiebenberg als der Sohn eines wohlhabenden Bauers geboren. Wegen Körperschwäche war der Sohn für ein Handwerk bestimmt und zu einem Schuhmacher in die Lehre gethan. Es ist bezeichnend für seine nachmalige Richtung, daß eine Tradition ihn schon als Lehrling von seinem Meister aus dem Hause getrieben werden läßt, weil der Kaiser „keinen Hauspropheten in seiner Umgebung haben wollte“. Auf der Wanderschaft kam Böhme 1593 nach Odrzig. Dort erwarb er sich das Bürger- und Meisterrecht, und lag so tren und leigig seinem Berufe ob, daß er sich eine eigene Schuhbank zu ein eigenes Häuschen erwerben konnte. Sein innerer Gedrang ließ ihn jedoch nicht lange bei dem Gewerbe beharren: im Jahre 1613 verkaufte er seine Schuhbank und begann sein religiöses Speculationen als „Morgenröthe im Aufgange“ durch den Druck zu veröffentlichen. Schließen war damals ein Sammelplatz von Separatisten, namentlich war die Schwesefeldt'sche Mystik stark in Odrzig vertreten, und mit Männern aus diesem Kreise, mit Göber, Gutz, Roth, Scultetus, Balthasar Weltzer, Karl von Ender u. a. war auch Böhme in nähere Berührung.

gekommen. Durch diese Bekanntheit wurde ihm insbesondere Letztere vermittelt. Nach Inhalt und Form weisen seine erbaulichen Abhandlungen auf die Kenntniss von Tauler und Eusebio hin; seine Terminologie wie der Inhalt seiner Lehre zeigen, daß er mit den deutschen Schriften des Paracelsus genau bekannt gewesen. Den Grund seiner Frömmigkeit hat er jedoch nach Tholud aus der Heiligen Schrift geschöpft. Sein Streben nach theosophischer Einsicht sei auch nicht seiner Frömmigkeit vorangegangen: was er zunächst gesucht hat, ist der Frieden des Herzens gewesen. Aus seiner praktischen Frömmigkeit ist seine Theosophie geboren worden. Uebrigens gerieth der Schriftstellernde Schuhmacher binnen kurzem mit der Geistlichkeit und dem Magistrat in Conflict, indem jene ihn bei diesem verklagte. Verhaftet konnte Böhme nur die Freiheit gegen das Versprechen wiedererhalten, der Schriftstellerei zu entsagen. Fünf Jahre hielt er das Versprechen, dann konnte er dem innern Drange nicht mehr widerstehen: „weil ich in Kraft und Licht erkenne, daß es eine lautere Gabe von Gott ist, der mir noch also einen treibenden Willen dazu gibt, daß ich schreiben muß, so soll ich Gott mehr gehorsam sein als den Menschen, damit mein Bisthum nicht von mir genommen werde und einem andern gegeben, welches mich wol sollte ewiglich gereuen.“ In rascher Folge wurden mehr als dreißig kleinere Schriften und Tractate niedergeschrieben. Abermals trat die Geistlichkeit mit einer Klage auf; der Primarius Gregorius Richter scheute sich nicht, diesen „Galkanten“, wie er ihn nannte, als Verräther der Kirche und der Sakramente zu belangen, der sich alle Tage in Bier und Branntwein vollsaufe. „Er wüthete“, schreibt Böhme, „also heftig wider mein gedrucktes Büchlein, als hätte es ihm seinen Sohn gemordet und all sein Gut verbrannt, und also hat er einen Haufen Lügen wider mich ausgeschüttet neben leichtfertiger Ehrenrührung.“ Böhme wurde vor den Rath geladen und bedeutet, „seinen Stab fürder zu legen“. Der Ausgewiesene erhielt eine ehrenvolle Einladung nach Dresden durch den kurfürstlichen Hofarzt Benedict Hinkemann, der sich für seine Schriften interessirte. Doch erfolgte kein thätiger Schutz oder eine Anstellung, wie der Gast erwartet hatte, und auf die Kunde, daß der Vöbel in Görlitz auf die Anregungen des Primarius hin sein Haus gekürrt, verließ er Dresden nach sechsmonatlichem Aufenthalt, und nach einem inzwischen abgeflatteten Besuche auf den Gütern seiner Freunde von Frankenberg und von Schweinichen, wo er bedenklich erkrankte, ließ er sich nach Görlitz schaffen. Er sollte nicht wieder genesen; er erlag der Krankheit am 17. November 1624. Mit Indignation wendet sich Tholud gegen das schroffe, abfällige Urtheil, welches neuerdings über Böhme gefällt worden ist. „Nur dem gebildeten Ausdrucke, nicht der Sache nach günstiger“, lesen wir S. 429, „als das Urtheil des görliger Primarius lautet das eines neuern lutherischen Theologen, nach welchem Böhme's System ein menschliches Werk ist, ausgeführt unter gigantischen Anstrengungen, durch welche er eine höhere Erkenntniss erlangen und erzwingen wollte und zuletzt auch empfangen zu haben sich einbildete, vollendet unter dämonischen Einflüssen, die seine Affecte steigerten, seine Kräfte emporhoben, seinen Stolz flackelten und ihn der Sphäre sowol der Gnade als der Natur entrückten.“ Das Urtheil findet sich im Jahrgang 1841 der „Zeitschrift für lutherische Theologie“. Milde und fein ist die Ironie, aber wirksam und zutreffend, wenn Tholud hinzusetzt: „Doch erklärt derselbe Theolog, daß er sich des Sublimen von Böhme enthalten habe, um Gott nicht zu verjagen.“ Nicht mit unbedingter Anerkennung, aber doch stets mit ehrender Achtung reißt der Verfasser an seine Mittheilungen aus dem äußern Lebensgange Böhme's die Kritik seiner Schriften, seiner Stellung in der Kirche und zu derselben. Wir heben die folgende Stelle heraus: „Der Hauch eines durch den Tod des alten Menschen hindurchgeführten neuen Geisteslebens weht den Leser aus allen denjenigen Schriften Böhme's an, welche einen populären, praktischen Charakter an sich tragen, am unverkennbarsten in den sechs unter dem Namen „Der Weg zu Christo“ später herausgegebenen kleinen Schriften. Welche

Demuth, welche reine Gebetsflamme, welche Einsicht und zugleich welcher Adel der Sprache! Das Gespräch des Schülers mit dem Meister kann sich dem schönsten dieser Art bei Eusebio zur Seite stellen. Böhme ist aber auch nicht Philosoph, sondern Theosoph, Repräsentant einer Speculation, welche nicht aus eigener Vernunft und Kraft die Wahrheit zu finden bekennt, sondern aus einer durch Christum gereinigten Seele nach dem Wort der Schrift: „Nur in deinem Lichte sehen wir das Licht.“

Sehr fleißig, sehr gründlich ist die Biographie Hardenberg's von Schwedendieck (Nr. 2) gearbeitet, doch fürchten wir, ward der achtbare Fleiß und die gediegene Sorgfalt auf einen wenig dankbaren Stoff verwandt. Der Biograph muß selbst gesehen, daß Hardenberg durchaus kein bedeutender Charakter. Das Interesse aber, welches weitere Kreise dem Unbedeutenden entgegenbrachten, kann selbstverstanden immer nur ein geringes, ein untergeordnetes sein. In einem Gynnasialprogramm mochte die Abhandlung ganz an ihrem Orte sein; dort stellte sie dem Verfasser ein würdiges Testimonium diligentiae aus. Aber der Specialabdruck scheint uns keineswegs gerechtfertigt. Denn der dem Inhalte nach unbedeutende Gegenstand ist auch ein für die Behandlung spröder und wenig ausgiebiger Stoff; die Darstellung kann nirgends einen höhern Aufschwung nehmen, sie ist dürr und trocken. Für derartige Schriften hat das Heute kein Publikum.

Albert Rixäus Hardenberg wurde im Jahre 1510 zu Hardenberg, einem Flecken der niederländischen Provinz Overijssel, geboren. Sein Familienname war wahrscheinlich Rixäus und nach der Sitte der Zeit nannte er sich nach dem Geburtsorte. Seine Aeltern befanden sich im Wohlstande; sie waren mit dem Papste Hadrian VI. verwandt. Der Knabe kam zur Vorbereitung auf den geistlichen Stand nach Gröningen, wo er in die Schule des Bundeshauses eintrat. Später ging er in das berühmte Bernhardenkloster Adwerd oder Adour über, dessen damaliger Abt ein Verwandter Hardenberg's gewesen sein soll. Vielleicht hätte es sich empfohlen, wenn der Verfasser sein einsörmiges Referat dadurch etwas colorirt hätte, daß er bei dieser Gelegenheit einen Excurs einlegte, in welchem er sich über die niederländischen Humanistenschulen, über die Wessell, Gerard Groot u. s. w. verbreitete. In einem Alter von 20 Jahren, um 1530, bezog Hardenberg die Universität Löwen, um sich der Philosophie und Theologie zu widmen. Dort herrschte damals derselbe Geist wie in Köln, wenigstens unter den Theologen, welche, mit den Kölnern eng verbündet, gegen die erleuchteten Geister des Jahrhunderts den heftigsten Kampf führten. Unserm Studenten behagte die Richtung nicht; mit einzelnen Schriften der Reformatoren bekannt, mußten auf ihn die Vorträge der rechtgläubigen Professoren oft gerade den entgegengesetzten Eindruck machen. Im Jahre 1537 von Löwen als Baccalaureus scheidend, lag es in seiner Absicht, Italien zu besuchen, ein Vorhaben, welches indeß scheiterte, da er auf der Reise zu Frankfurt a. M. lange und gefährlich erkrankte. Genesen lockte ihn das nahegelegene Mainz, wo er 1539 die Würde eines Doctors der Theologie erhielt. In seinen Vorlesungen und bei Disputationen fanden sich viele Berührungspunkte mit den Lehren der Reformatoren, namentlich wurde die paulinische Lehre, daß der Mensch vor Gott gerecht werde durch den Glauben und nicht durch die Werke, auf welcher die ganze Reformation der Kirche sich gründet, von ihm mit aller Kraft hervorgehoben und gründlich und klar entwickelt. Deshalb gerieth er in Conflict mit den Anhängern des Altes; es wurde zu Löwen über ihn Gericht gehalten, seine Bücher wurden verbrannt und er selbst ausgewiesen. Er erkannte, daß er an einen Scheideweg gekommen; doch den Weg der Reformation einzuschlagen, trug er noch unter innern Kämpfen Bedenken, bis der Einfluß seines Freundes Lasci, der des Glaubens wegen seinen Bischofsstiz und die reichsten Pründen aufgegeben, den Zweifeln ein Ende machte.

Hardenberg wandte sich im Jahre 1542 nach Wittenberg und damit beginnt für ihn ein neuer Lebensabschnitt. Von Melancthon, dem er sich mit Hingabe angeschlossen, empfing

ten, erging 1544 an ihn die Aufforderung des Kurfürsten von Köln, Hermann von Wied, ihm bei der Durchführung der Kirchenreformation in seiner Diocese Beistand zu leisten, zunächst aber auf dem bevorstehenden Reichstage zu Speier ihn und sein Werk gegen die Angriffe seiner Feinde zu verteidigen. Gern und willig folgte er dem ehrenvollen Rufe, es kam jedoch zu Speier nicht zur Verhandlung über die Reformation des Erzbischofs von Köln, weil politische Verhältnisse Kaiser Karl bestimmten, die Sache zu vertagen. Nach dem Frieden von Crespy schritt Karl mit Gewalt gegen die kölnische Reformation ein; Hardenberg wirkte inzwischen an verschiedenen Orten als Reiseprediger und Schriftsteller. In Basel und Zürich erwarb er sich die Freundschaft der schweizer Reformatoren Konrad Pellicanus und Heinrich Bullinger, was später von seinen Gegnern dahin ausgelegt wurde, er habe schon damals einen großen Hang zu Zwingli's Lehre gehabt. Nach verschiedenen Zwischensfällen kam Hardenberg 1547 als Domprediger nach Bremen. Als Kanzelredner war er sehr beliebt; obwohl zu dem Dome keine besondere Gemeinde gehörte, so strömte doch stets eine große Menschenmenge zu seinen Predigten. Auch im geselligen Leben war er gern gesehen und die einflussreichsten und gebildetsten Männer suchten seinen Umgang und schenkten ihm ihre Freundschaft, zumal nachdem er sich mit Gertrud Chyffinge, einer gelehrten Frau, die mit Vasco lateinische Briefe wechselte, verheiratet und einen eigenen Hausstand begründet hatte. Nur mit den Amtsgenossen wurde das Verhältniß bald getrübt. Die städtischen Prediger waren in der Lehre streng lutherisch, während Hardenberg, der Freund Melancthon's, Bucer's, Lascio's, einen freieren Standpunkt in der Theologie einnahm. Daß der Streit nicht sofort zum offenen Ausbruch kam, lag nicht sowohl darin, daß Hardenberg seine abweichenden Meinungen furchtsam zurückhielt, als vielmehr darin, daß das Interim die ganze protestantische Kirche bedrohte. Die gemeinsame Gefahr ließ die Verschiedenheit der Lehre über einige Punkte vergessen und vereinigte die streitenden Parteien der Protestanten auf dem gemeinsamen Glaubensgrunde zu einmütigem Handeln. Kaum aber war die Gefahr vorüber, als auch in Bremen wie an so vielen andern Orten die Streitigkeiten unter den Geistlichen von neuem begannen; in jener Stadt entbrannten sie aufs heftigste, als Lilemann Heshus (wir haben die Biographie des Mannes in Nr. 32 d. Bl. besprochen) gegen Ende des Jahres 1559 als Superintendent nach Bremen gekommen war. In seiner herausfordernden, brüskten Weise erklärte der letztere sofort, er werde das ihm zugedachte Amt nicht annehmen, solange ein Irrlehrer wie Hardenberg an dem nämlichen Orte noch Prediger sei. Der Rath ordnete eine Disputation zwischen den beiden Gegnern an; der Erzbischof und das Domkapitel verboten, nachdem sie dem Rathe vergeblich Vorstellungen gegen die Disputation gemacht hatten, sich mit Heshus in eine Unterredung einzulassen. Deshalb erschien Hardenberg an dem bestimmten Tage nicht, und obwohl der Bürgermeister von Büren für ihn auftrat, ward er von der Versammlung für einen Zwinglianer erklärt und in den Bann gethan. Auf seinen Protest mengten sich die Stände des niederländischen Kreises in die Angelegenheit. Nach vielfachem Rathen und Verhandeln erging der Spruch, nach welchem Hardenberg innerhalb vierzehn Tagen seines Amtes entsetzt werden, nicht allein aus Bremen, sondern aus dem ganzen niederländischen Kreise ausgewiesen sein und sich alles Predigens in Zukunft enthalten sollte. Uebrigens wurde ausdrücklich hinzugefügt, daß dieses Urtheil nicht des Betroffenen Ehre kränken oder seine Lehre verdammen, sondern nur fernere Uneinigkeit und Empörung vorbeugen sollte. Auch gestanden die Stände in diesem Zusätze merkwürdigerweise selbst ein, daß sie zur Entscheidung über theologische Fragen eigentlich nicht befähigt wären. Darauf hin verließ Hardenberg Bremen, um bei seinem alten Onkel Christoph von Oldenburg in dem Kloster Kastele ein vorläufiges Asyl aufzusuchen. Hier beschäftigten ihn größtentheils schriftstellerische Arbeiten. Siebenundfünfzig Jahre alt, übernahm er am 16. October 1567 das Predigtamt zu Emden, und dort ist

er, nachdem er sieben Jahre für das Wohl der ostfriesischen und speciell der Kirche von Emden mit Treue gewirkt, am 18. Mai 1574 gestorben.

Die vielfachen Kämpfe und Streitigkeiten, in welche er verwickelt war, erklären es, daß die meisten von ihm verfaßten Schriften Streit- oder Vertheidigungsschriften sind, und daß er zu größern wissenschaftlichen Werken weder Zeit noch Ruhe fand. Ein historisches Werk, die Biographie Wessel's, ist, so wie sie gedruckt vorliegt, unvollständig und lückenhaft; die Erzählung ist nach Ullmann's Urtheil nicht ganz frei von Irthümern, enthält aber doch sehr brauchbares Material. Von seinen Briefen, die er in sehr großer Menge geschrieben haben muß, haben sich nur wenige erhalten, und von seinen Predigten ist keine auf uns gekommen, was um so mehr zu bedauern sein dürfte, als gerade auf der mündlichen Rede und auf dem lebendigen Worte Hardenberg's Hauptstärke beruht zu haben scheint. Ein völli- gütiges Urtheil über seinen Geist und seine Gesehamselt läßt sich aus den vorhandenen Schriften nicht schöpfen. „An eigentlicher Genialität mag es ihm gefehlt haben“, schließt Schwedendiek, aber, meint der Biograph, der Geist der evangelischen Freiheit, der christlichen Duldung und Liebe, welcher den Mann durchdrungen, habe auf die Entwicklung der bremischen und ostfriesischen Kirche ihren wohlthätigen Einfluß nicht verfehlt.

Thaddäus Lea.

Zur Geschichte der Feldzüge Ferdinand's von Braunschweig.

Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Nachgelassenes Manuscript von Christian Heinrich Philipp Edler von Westphalen. Herausgegeben von H. D. W. G. von Westphalen. Zwei Bände. Berlin, Decker. 1859. 8. 5 Thlr.

Die Veröffentlichung dieses Werks, welches — wie der Herausgeber im Vorwort sagt — den Charakter und die Kriegsführung eines der edelsten deutschen Fürsten des westfälischen Hauses für die Nachwelt aufzuzeichnen bestimmt war, ist gewiß einer großen Dankes werth, denn die Geschichte, besonders die Kriegsgeschichte, wird dadurch um eine höchst wichtige und zuverlässige Quelle bereichert. Es ist bekannt, wie nahe der Geheimfretter von Westphalen seinem fürstlichen Herrn gestanden, wie seine Wirksamkeit in dem Kriege, obgleich er selbst weder Militär noch für den Militärstand besonders ergogen war, eine sehr bedeutende gewesen, da er eine ungewöhnliche Begabung und Charakterstärke, gebliegene Geistesbildung und einen gereiften Ueberblick der europäischen Staatenverhältnisse, vorzüglich aber ein seltenes Talent für alles, was den Krieg betrifft, besaß. Daß er die Feldzüge seines Fürsten beschrieben, wußten nur wenige, obgleich sich Angaben darüber finden und Stimmen von Bedeutung die Wichtigkeit Westphalen's und seinen strategischen Scharblick anerkannten. Der Herausgeber des hinterlassenen Manuscripts, ein Enkel des ausgezeichneten Mannes, gibt im Vorwort zuerst eine Lebensgeschichte seines Ahnherrn, geschrieben mit liebevoller Pietät, die hier wahrlich keiner Rechtfertigung bedarf. Im Jahre 1724 geboren, trat er nach zurückgelegten Studien und größern Reisen, die er mit einem Herrn von Spiegel unternommen, 1751 in den Dienst des Herzogs Ferdinand, dessen höchstes Vertrauen er bald gewann und dem er besonders während des Kriegs gegen Frankreich mit Entwicklung aller seiner Fähigkeiten diente. „Er war durch die ganze, sechs Jahre dauernde Kriegszeit im Hauptquartier des Herzogs sein geschicktester, unermüdlicher Gehülfe in allen Kriegsgeschäften und Arbeiten des Cabinets, sein kluger Rathgeber und wachsamster Diener um seine Person, sein ihn nie verlassender Freund. In der äußerlich bescheidenen Stellung eines Secretärs war er unter Befehlsmäßigkeit jeder Controle durch einen Kriegsrath im Besitz des unbeschränkten Vertrauens seines erlauchten Herrn; er machte die strategischen Entwürfe, gab die Operationen bis ins kleinste Detail an, bereitete dieselben vor und half sie in der Ausführung leiten

und verbessern; er wurde mit bestimmten Vorschlägen, wann, wo und wie die Treffen zu liefern seien, vom Herzoge gehört. Er besorgte allein die Generalstabsgeschäfte, sowie die Correspondenz über alles, was auf die Verpflegung, Bekleidung, Bewaffnung u. s. w. der verbündeten Truppen sich bezog, um zu verhüten, daß nicht das Geheimniß der Operationen des Herzogs dem Feinde verrathen werden konnte." Der König von England, wie der regierende Herzog von Braunschweig erkannten diese Dienste rühmlichst an, ersterer verlieh ihm eine Pension von 200 Pf. St. (außer der von 500 Thalern, die ihm Hannover zahlen ließ) und ernannte ihn zum Generaladjutanten der Armee, welches Titels er sich jedoch niemals bedient hat. Nach dem Frieden wurde er in des Heiligen römischen Reichs Ritterstand erhoben und zum herzoglich braunschweigischen Landdrost ernannt. Er verheiratete sich nun und zog sich auf ein ihm zugefallenes Lehngut zurück, wo er bis 1780 blieb, dann kaufte er das Rittergut Blücher in Mecklenburg und lebte hier, noch immer in lebhaftem brieflichen Verkehr mit seinem früheren Herrn, thätig der Landwirthschaft, aber auch nächst der Bearbeitung seines unternommenen Geschichtswerks mit tiefen wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt bis zum Jahre 1792, in welchem er am 21. September dem am 3. Juni vorangegangenen Herzoge im Tode folgte. Die Nachrichten über sein häusliches Leben und seine Familie werden manchen, die sich für dieselbe interessieren, willkommen sein. Daß Westphalen nach allem, was wir über ihn gehört haben, der Berufene war, eine Geschichte des Herzogs Ferdinand zu schreiben, bedarf keines Beweises. Der Herausgeber berichtet die Entstehungsgeschichte des Werks, seine Bearbeitung und die Ursachen, welche dasselbe haben unvollendet bleiben lassen. Wir beklagen das, denn der Geschichte ist dadurch ein unschätzbares Material verloren gegangen.

Die beiden Bände, welche allein vollendet sind, enthalten die Geschichte der ersten Feldzüge des Siebenjährigen Kriegs, aber nicht vom militärischen Standpunkte bloß, sondern von dem höhern einer begiehung politischen Anschauung. Wie gründlich und gewissenhaft die ganze Anlage des Werks ist, ergibt schon eine flüchtige Durchsicht des vorangeschickten Inhaltsverzeichnisses der beiden Bände. Zur fortschreitenden Orientirung des Lesers ist jedem Kapitel nochmals sein Inhalt ausführlich in den Hauptpunkten vorgebracht. In der Einleitung führt der Verfasser mit Recht aus, daß der hannoversche Krieg nicht, wie oft angenommen werde, eine bloße Folge des schlesischen Kriegs gewesen, sondern daß er aus dem Seeckrieg entsprungen sei und sich nur in den schlesischen verwebt habe. Die beabsichtigte Eroberung von Hannover gab Frankreich große Vortheile, für einen Umschlag in Amerika mehr als es brauchte, um alles Verlorene einzulösen, für den schlesischen Krieg die Möglichkeit, demselben die Wendung zu geben welche es wollte, gleichsam hier die Wage zu halten. Es paßt felsen auf unsere Lage, wenn der Verfasser von England und Frankreich sagt: „Es entging schon nirgendwo jemand mehr, daß die dünne Wand täglich dünner wurde, welche unter den beiden Nationen Krieg und Frieden voneinander schied.“ Was er ferner über die Möglichkeit einer Invasion in England — schon damals! — äußert, zeugt von seinem klaren Blick; wie überhaupt die ganze Betrachtung der politisch = militärischen Verhältnisse zwar in der Schreibart der Zeit etwas wortreich aber vortrefflich ist, so besonders die Beleuchtung der Motive, welche Frankreich zum Angriff gegen Hannover führten, und die Fehler in der Ausführung, die er dem Entwurfe nicht zur Last legt. „Der hannoversche Krieg war eine bloße Besetzung, gerade nach dem Stile des Hofes. . . Der Marschall von Silesien lieferte dem Herzoge von Cumberland ein Treffen, worauf ein bloßer Fechtzug zu Kloster Zeven das Werk vollendete. Denn dieser vernichtete das kleine geschlagene Heer, indem er dem Besizer des Landes das Siegel aufdrückte. . . Allein es ist leichter ein gewisses Ansehen, wie hoch und gebieterisch man will, einmal zu erreichen, als die Sachen bei ihrem rechten Fluß, der besonders im Kriege reißend ist, in eben der Lage, in eben der Höhe, ohne Strichen und Fallen

lange aufrecht zu erhalten. Die Frage ist der Erörterung des Staatsmannes wie des Kriegers werth. Sie scheint uns anzudeuten, daß sich unter den Operationen des Kriegs mit jedem merklichen Fortschritt ein Keim zum Rückschritt erzeuge; dieser Keim mag im Anfange leicht erstickt werden, wenn er von beiden Theilen unbemerkt bleibt, aber von dem einen wahrgenommen und von dem andern vernachlässigt wird er nicht selten in seinem Aufschuß einem Funken ähnlich, der in einen Haufen Pulver schlägt.“

Wir geben diese Sätze wieder, um den Geist zu kennzeichnen, in welchem das Werk geschrieben ist. Die Anfänge jenes Rücklaufs werden nun dargestellt: Pitt's, des neuen Ministers, kühne Politik und die Wendung des Landkriegs, die freilich sehr unmerklich begann, eigentlich durch den Protest des Landgrafen von Hessen gegen den Rückmarsch und die Entwaffnung seiner Truppen, der den Herzog von Cumberland bewog, auch die Hannoveraner halt machen zu lassen, und so dem Könige und der Sache Zeit gab, bis der Bruch der Convention möglich wurde. Dann kam die Wahl des Feldherrn für die Fortsetzung des Kriegs, die der Verfasser einen glücklichen Einfall, eine Ahnung nennt, vielleicht ein günstiges Vorurtheil für sein eigenes weltliches Blut. Die Eigenschaften des Herzogs Ferdinand konnte wol niemand klarer schildern als Westphalen, zum Glück bedurfte es hier nur der vollen Wahrheit, keiner Schmeichelei. Das Werk bildet in jeder Beziehung einen wichtigen Anschluß an das des Hrn. von dem Knefbeck (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1859). Wir versagen uns ungern, diese Charakteristik hier wiederzugeben, empfehlen sie aber auf das dringendste. An dieselbe reiht sich eine kurze Charakteristik des ganzen Kriegs, der immer im Verhältniß von drei gegen acht geführt wurde. Wie Brandenburg so viel leisten konnte? Hören wir, was der Verfasser über „die Nation in Waffen“ schon vor fast hundert Jahren geschrieben hat: „Friedrich Wilhelm gründete seine kühne Anlage auf den Canton und die Subordination; die nervige Erfindung des Cantons, obwol sie bei den Fehlern, welche ihre erste Einrichtung mit sich führte, nicht unterließ das Land sehr zu brüden, äußerte doch sofort auf den ganzen Kriegszustand einen wohlthätigen und unglaublich großen Einfluß. Sie war dazu geschickt, nach und nach den Charakter der Nation selbst ganz zu verändern oder, wo man lieber will, ihn recht auszubilden und mit dem Geist des Kriegs, den sie auf sie in reichem Maße ausgoß, jeden Bürger wie zu einem geborenen Soldaten umzuformen.“ Alles, was sonst noch über Friedrich Wilhelm gesagt ist, reizt zu einem Blick auf Behrenhorst und auf die neueste Schilderung Carlyle's (vgl. Nr. 21 d. Bl.). Nach einem scharfsinnigen Vergleich sämtlicher kriegführenden Mächte wird das Heer Hannovers und seiner Bundesgenossen in seiner Zusammenfassung und Administration genau betrachtet, für den militärischen Leser und die Kriegsgeschichte ein sehr wichtiges Kapitel. Eine Parallele zwischen Friedrich und Ferdinand, die beiden gerecht wird, und eine Bezeichnung der Aufgabe, die sich der Verfasser für sein Werk gestellt hat, schließt den ersten Abschnitt.

Der zweite Abschnitt geht an die Thatfachen. Vollständigkeit und Zusammenhang fordern als Anfang für den Feldzug des Herzogs von Cumberland eine allgemeine Darstellung des schlesischen Kriegs in seinem ersten Beginnen; diese ist im zweiten Abschnitt bis zur Schlacht von Leuthen mit ihren Folgen enthalten. Wenn auch der heutige Leser, im Besitz alles seitdem zugänglich gewordenen und verarbeiteten Materials hier wenig Neues erfährt, so wird er doch überrascht werden durch die klare und treffliche Darstellung der Schlachten. Wir stellen unter den neuern Militärschriftstellern, die selbst nicht Militärs gewesen, Hrn. von Bernhardsi allen in dieser Beziehung voran, Hr. von Westphalen ist ihm zu vergleichen. Wie prächtig ist schon die Schlacht von Lomowitz geschildert! Man sieht, daß er hier wiedergibt, was ihm der Herzog Ferdinand als Theilnehmer erzählt hat. Das unglückliche Treffen von Kollin dagegen ist weniger befriedigend erzählt, vielleicht wirkten hier Rücksichten ein.

Im dritten Abschnitte wird der Feldzug des Herzogs von Cumber-

land vorgetragen. „Deutschland fing an, auf seinem eigenen Fittich die ihm eben noch so geküßten französischen Waffen bis vor die Wälle der Städte eines seiner patriotischsten Fürsten selbst fortzutragen, gleichsam zum Lohn ihrer Verbindung mit Oesterreich.“ Betrachtungen über die Politik der großen Höfe und die Räumung von Wesel ohne Schuß eröffnen die Darstellung, dann wird die Stimmung des Heeres geschildert: „Schlacht war die allgemeine Lösung geworden, des Generals wie des Fährnichts. Und freilich geschieht es zuweilen, daß eine Bataille, gleich der Liebe, alles Ungleiche gleich macht.“ Der Herzog aber, dem für seine Person alle Tapferkeit zugesprochen wird, fand sich bewogen, Westfalen aufzugeben und über die Weser — in einer sehr fehlerhaften Marschordnung — zurückzugehen und bei Hattenbach die Schlacht zu liefern, die er bekanntlich verlor. Die Nachwelt hat strenger gerichtet, als der Verfasser, der nach allen Seiten hin gerecht zu werden strebt und daher auch die großen Fehler nach den bewegenden Ursachen forscht. Was er schon in der Einleitung über die Convention von Kloster Zeven gesagt und warum sie durch den Aufschub der Vollziehung bald unausführbar geworden, stellt er nun eingehend dar, ebenso die Verhandlungen mit Preußen durch den Grafen Schulenburg und die Wahl des Herzogs Ferdinand zum Oberfeldherrn des in Verfall gerathenen Heeres. Die Mißstimmung der Verbündeten gegen Hannover und die äußerste Bedrängniß dem französischen Marschall gegenüber, der auf Erfüllung der Convention dringt, bildet den Inhalt des letzten Kapitels im ersten Band.

Der zweite Band, mit dem vorigen in einen vereinigt, enthält die Geschichte der beiden ersten Feldzüge des Herzogs Ferdinand. Dieser hatte den Oberbefehl angenommen und kam in Etade zur Armee, welche er in der gefährlichsten Lage fand. Der Verfasser, der wol am besten unterrichtet war, beleuchtet die Beweggründe, die seinen Herrn vermochten, den ihm gebotenen Feldherrnstab zu übernehmen. Vieles hätte ihn davon abschrecken können, der Ehrgeiz würde ihn wenig getrieben haben, wenn nicht sein Vaterland auf dem Spiele gestanden hätte. Er erbat sich Vollgewalt und freie Hand, nach den Umständen zu handeln. Wie unklar aber seine Stellung war, geht aus den Urkunden, welche dem Werke beigelegt sind, und auch aus der von Knefbeck herausgegebenen Correspondenz des Herzogs hervor. Sein Entschluß, sogleich zu den Waffen zu greifen, riß ihn aus der misslichen Lage und war ganz im Geiste seines bisherigen Kriegsherrn Friedrich, auch endigte er die Krise, die ihm die braunschweigischen Truppen zu entziehen drohte. Seine ersten Operationen bewirkten die Vertreibung der Franzosen aus Hannover. Am 26. November 1757 brach er mit dem Heere auf; über die folgenden Vorfälle ist ein detaillirtes Kriegstagebuch vom Verfasser geführt, das den militärischen Lesern sehr interessant sein wird, ebenso über die Zurüstungen, welche während der Winterquartiere für den Feldzug 1758 getroffen wurden und die Organisation der hannoverschen Armee. Gegen den Rath seiner Generale und die Kriegsführung jener Zeit beschloß der Herzog eine Winterexpedition, für welche, wie für die folgenden Kriegsbegebenheiten, an sich bekannt genug, wir auf das treffliche Werk selbst verweisen müssen.

Der zweite Abschnitt schildert dieselben bis zur Schlacht von Krefeld, der dritte und letzte die Folgen dieser Schlacht und die Erscheinung eines zweiten französischen Heeres in Hessen, welche den Herzog zwingt, die Erfolge seines Sieges aufzugeben und über den Rhein zurückzugehen, den Fehlschlag der Hoffnung, Hessen zu befreien, und endlich den Marsch des Herzogs zwischen die beiden feindlichen Armeen, welche sich hierauf über den Rhein und Main in die Winterquartiere zurückziehen. Mit welcher Klarheit und Gründlichkeit die Operationen dargestellt sind, wie besonders der Zusammenhang derselben bei der detaillirtesten Schilderung immer festgehalten ist, wird Lesern von Fach, für welche das ganze Werk vorzugsweise geschrieben ist, die größte Befriedigung gewähren. Die beigelegten Marschtableaux, Bemerkungen über die innern Verhältnisse der Armee und deren Ordre de bataille sind für das Verständniß von großem Werth. Dabei aber richtet sich der Blick des Ver-

fassers immer wieder auf die allgemeinen politischen Verhältnisse, um in ihnen die Erklärung für manches Räthsel in den Operationen zu suchen, niemals bleibt er auf der Oberfläche der Erscheinungen. Interessant sind die beigelegten Bemerkungen des Herzogs, dem die Arbeit vorgelegen hat, sie bezeugen mit Weglassung von Stellen und Namen, welche bei der Veröffentlichung, die er bald voraussetzte, Anstoß geben konnten. Alles das ist nun der Geschichte verfallen. Wir sind überzeugt, daß jeder, welcher das Werk bis zu Ende gelesen, mit uns das Bedauern fühlen wird, daß es unvollendet geblieben ist: freilich hätte es nach der Anlage, die es erhalten, die Kräfte noch vieler Jahre von Seiten des Verfassers in Anspruch genommen. Auch von dem letzten Treffen des Feldzugs 1758 fehlen die genauern Relationen, welche der Text verheißt, sie haben, wie der Herausgeber bemerkt, auch dem Herzoge noch nicht vorgelegen.

Der zweite Band ist das Urkundenbuch, geordnet von dem Herausgeber. Es enthält 59 Schriftstücke, zum Theil von großer Wichtigkeit. Außer den Correspondenzen, die auch in der Knefbeck'schen Sammlung abgedruckt sind, finden sich solche aus dem Jahre 1757, Berichte über Operationen und Schlachten, Briefe des Herzogs an Westfalen, Autographen desselben über die Kriegsbegebenheiten von 1758, Tagebücher u. s. w. Zum Schluß fügt der Herausgeber noch einen aus dem Archiv des Generalstabes zu Berlin urkundlich belegten Beitrag zur Beurtheilung der Stellung und Wirksamkeit Westfalen's hinzu, durch welche die Annahme Knefbeck's (nach Mauvillon), daß derselbe in dem schwierigsten und gefährlichsten Momente des ganzen Kriegs, vor und während der Schlacht von Bellinghausen nicht beim Herzoge gewesen, vollständig widerlegt wird. Auch hier, wie früher, hat Westfalen seinem Fürsten mit unablässiger Thätigkeit, Umsicht und Energie zur Seite gestanden. Wir danken dem Herausgeber, daß er seinem Hnherrn ein so schönes Denkmal in der Veröffentlichung des werthvollen Geschichtswerks gesetzt hat.

Karl Gustav von Bernck.

Ausfälle gegen die Schiller-Stiftung.

Die deutschen Schriftsteller bilden ein aus allen Ständen und Bildungskreisen zusammengerechnetes, durch die verschiedensten Windstöße des Schicksals zusammengetriebenes, die verschiedensten Tendenzen verfolgendes und von den verschiedensten Motiven geleitetes buntes Völkchen, dem kaum wol je ein alle in gleicher Stärke durchbringender Geist der Gemeinsamkeit und entschiedener esprit de corps beizubringen sein wird. Zu meisten (Ausnahmen mag es geben, aber sie stelen bisher im ganzen wenig ins Gewicht) denken und speculiren nur auf ihren eigenen Vortheil, meist selbst zum Schaden des Nebenmannes: höchstens bildet man literarische Eliquen auf Zeit, aber nur zu dem Zwecke, einander nach einem gemeinsamen Plane herauszutreiben, um die nicht in die Elique Aufgenommenen zu unterdrücken. Solche Eliquen bestehen, bis etwa der eine oder der andere zu übermüthig oder zu übermächtig wird; dann hat er an seinem frühern Genossen oft die entschiedensten und gefährlichsten Gegner. Wie so manche Verleger auf die Schriftsteller schwächen, und sehr mit Unrecht, da der Buchhandel in seinem bisherigen Glanze nicht auf die Dauer, die Journalistik nicht einen Augenblick lang ohne mitwirkende Schriftsteller bestehen könnten: so schwächen die Schriftsteller auf die Verleger, ganz ohne Zweck und Nutzen, solange sie wie bisher fortfahren, geheim und offen gegeneinander zu wirken, zu intriguiern und zu conspiriren. Findet sich aber einmal jemand, der, die Ehre und den Vortheil wie die bisherigen Nothstände des Schriftstellerthums sich zu Herzen nehmend, so kühn ist, für das Gesamtinteresse der Autoren mit Eifer das Wort zu ergreifen, so hat er davon nicht den geringsten Lohn und Dank; denn fast jeder einzelne fragt nicht: was hat er für den Stand und dadurch indirect auch für mich, sondern: was hat er, mit Ausschluß aller Uebrigen, für mich persönlich und nur für mich gethan? Man unterstützt seine Bestrebungen nicht, nein, man ignorirt, man

verdächtigt, man verspottet sie, man sucht sie zu hindern, ihn selbst aber zu isoliren und ihm seine Existenz so sauer als möglich zu machen. Wenn aber seine Bestrebungen trotzdem im Laufe der Zeit direct oder indirect irgendeine Frucht getragen, so sucht man ihm seinen Antheil an dem gemeinsamen Werke, so groß oder gering er sein mag, möglichst zu verkümmern. Es ist das alte Leid und das alte Lied! Karl Weller, der sich in seinem „Jahrbuch deutscher Dichtung“ und anderwärts der schriftstellerischen Interessen aufs uneigennützigste angenommen hat (Weller ist mit seiner Existenz nicht auf seine Feder allein angewiesen), wird hiervon auch zu erzählen wissen. Man verlangt von dem Publikum weiß der Himmel was alles, aber unter sich versagt man einander die kleinsten Rücksichten der Gerechtigkeit und Billigkeit. Auch Major Serre hat, wie wir aus einem Artikel über die Schiller-Lotterie in der „Illustrierten Zeitung“ leider erfahren, von „Klagen Leuten“, deren es „wie sattem bekannt“ bei so etwas immer gebe, „verbitternde ja niederdrückende Anseindungen, die leider bei solchen Gelegenheiten nie fehlen“, erdulden müssen.

Raum hat es die Schiller-Stiftung zu einem fast über Erwarten glücklichen Resultat gebracht, so muß natürlich dagegen gewährt, das schöne Werk verdächtigt, die Theilnahme dafür zu verringern gesucht werden. Dies geschieht in einer Schrift von F. Rhobe: „Die deutsche Schiller-Stiftung, ein großartiger Verirrung der Gegenwart!“ die merkwürdiger und auffallenderweise in derselben Verlagsbuchhandlung (der von Runke in Dresden) erschienen ist, in welcher auch das „Erste Jahrbuch der deutschen Schiller-Stiftung“ herauskam. Die Schrift, die selbst eine „Verirrung“, wenn auch keine großartige ist, besteht aus oft gehörten, hohlen Phrasen, die in ihrer bodenlosen Richtigkeit, Frivolität und Lieblosigkeit (denn die Zinsen des Fonds sollen ja auch wirklich verdienten und erprobten Schriftstellern und Dichtern, welche durch Krankheit oder Alter arbeitsunfähig geworden sind, und den in Noth zurückgelassenen, bisher vollständig preisgegebenen Witwen und Waisen verstorbenen zugute kommen) schon längst nachgewiesen sind, weshalb wir es für vollkommen überflüssig halten, hier näher auf sie einzugehen. Versagen wollen wir uns jedoch nicht, aus einer Zurechtweisung, die jüngst im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ enthalten und aus Dresden datirt war, hier die Schlusszeilen mitzutheilen: „Es ist traurig, daß man in Deutschland diese Dinge noch aufklären muß, wo England und Frankreich schon lange klar geredet und entschieden haben; es ist eine trübe Erscheinung, daß unüberlegte Aeußerungen gegen die Stiftung Namen finden wie die eines Jakob Grimm, aber die Deutsche Schiller-Stiftung tröstet sich mit dem Gedanken: das deutsche Volk hat für sie gesprochen und gehandelt. Ein reicher Segen ruht auf dem Institut.“

Folgende schöne Worte lassen uns in dem dresdener Correspondenten einen Bekannungsgegnossen erkennen und begrüßen: „Ein Schriftsteller, der Liebe zur Kunst hat, liebt vor allem deren Träger, seine Genossen, und sucht zu fördern, wo er kann.“ Ja, o sollte es sein, und hoffen wir, daß dieser Grundsatz nicht blosser Grundsatz einzelner bleiben werde! Wunderbar! während es einem Schriftsteller eingefallen ist, gegen die Perseverantia oder gegen irgendeinen Unterstützungsfonds für hilfsbedürftige Künstler Protest zu erheben, fährt man fort, die Schiller-Stiftung zu erbächtigen und ihr hoffentlich segensreiches Wirken zu hemmen. Man wird sich auch auf fernere Ausfälle gefaßt machen müssen, wenn mancher Unterwiese, der so dreist war, sich an die Schiller-Stiftung zu wenden, ohne berücksichtigt werden zu können, dürfte sich dafür durch die Loslassung einer Broschüre oder eines Journalartikels zu entschädigen suchen.

Zum Schluß noch ein Curiosum: in Wigand's „Telegraph“ zelt jemand, der ungefähr von denselben Voraussetzungen wie Rhobe ausgeht, die Forderung auf: die Fonds der Schiller-Stiftung dazu zu verwenden, Herrn von Gotta sein (übrigens noch im Laufe dieses Decenniums von selbst erlöschende) Verlagsrecht an Schiller's Werken abzukufen und billige Schiller-Ausgaben zu veranstalten! So erfahren wir aus einem im Octoberheft der

Branz Brendel'schen „Anregungen“ enthaltenen trefflichen Aufsatz „Nationallotterie und Schiller-Stiftung“, worin dieser Vorschlag, welcher namentlich Herrn von Gotta ein durchaus gerechtfertigtes, sehr ironisches Lächeln abnötigen dürfte, gebührend beleuchtet und heringeleuchtet wird. Was man nicht alles in Deutschland erleben muß! Der Verfasser der Replik zu Brendel's „Anregungen“, der übrigens dem „Telegraph“ nachrühmt, daß er „sich sonst durch die Ehrenhaftigkeit seiner Kritiken und Motive auszeichne“, rügt bei dieser Gelegenheit mit nur zu großem Recht „die kritische Negationsucht und die deutsche Untugend, seine eigene Meinung als die des gesammten Publikums hinzustellen“, und fährt dann fort: „Es ist wirklich trostlos, derartiges zu lesen. Man mag sagen, die Stimme sei vereinzelt. Aber daß sie nur laut werden kann, daß es keine Herzlosigkeit, keine noch so verschraubte und verlausulirte Ansicht in Deutschland gibt, die nicht ihren Vertreter unter uns fände, daß die Classikeranbetung es gerechtfertigt findet, talentvolle, hochbegabte Dichter verhungern und verkommen zu lassen, damit Schiller's Werke einige Groschen billiger sind, das ist depravirend, ist eine Erscheinung, welche uns ernster Besorgnisse für die Gegenwart einflößt, als die schlechten Gebichte, Romane und Novellen, die neben den guten herauskommen! Nachdem solche Vorschläge gemacht sind, darf man sich nicht wundern, wenn von allen Seiten die wunderlichsten Propositionen auftauchen. Keine erreicht die im „Telegraph“ gebotene. Fünf Jahre ist mit äußerster persönlicher Anstrengung gewirkt worden, der Schiller-Stiftung einen Fonds zu begründen, die Nation hat im Bewußtsein, daß zahlreichen Erfahrungen gegenüber die Stiftung eine Nothwendigkeit sei, bereitwillig gegeben und wieder gegeben, und jetzt verlangt man unter dem Schilde sittlicher Berechtigung — billige Schiller-Ausgaben.“

Die Entgegnung sagt weiter: „Wir haben nichts hinzuzufügen, als die Hoffnung, daß sich das Comité der Schiller-Stiftung nicht irren, nicht beeinflussen lassen wird. Auch die Meinung ist zurückzuweisen, welche anstatt der Belohnung älteren Verdienstes die Begünstigung des jungen Talents verlangt. Das schon Geleistete muß immer den Vorzug vor dem Erwarteten haben. Steht aber der Schiller-Stiftung ein großer Fonds zu Gebote, so liege sich für die junge Dichtung (so gefährlich auf unbestimmte Zeit hinaus bewilligte Pensionen sein würden), doch Bedeutendes durch Einrichtung einiger Reisestipendien leisten. Nach Maßgabe der Akademien würden dieselben nach zwei oder drei Jahren auf andere übergehen und selbst den Fall gesetzt, daß sie bei einzelnen nicht wohl angewendet, resultatlos blieben, so müßten sie im ganzen einen sehr segensreichen Einfluß ausüben. Niemand hat noch die Trefflichkeit der Reisestipendien für bildende Künstler bestritten, so viele, einzelne Mißgriffe dabei vorkommen mögen.“

Das ist doch wenigstens ein Vorschlag, der in Erwägung gezogen zu werden verdient und ausführbar ist; Vorschläge dagegen wie der im „Telegraph“ sind schon besonders deshalb beklagenswerth, weil sie aus der nur zu bekannten ärgerlichen Untugend der Deutschen hervorgehen, alles in Frage zu stellen, sich gegen alles negirend zu verhalten, kurz seine eigene Weisheit zu Markte zu bringen und zwar eine Weisheit, die es für angemessen hält, nicht die Früchte eines mit Mühe ins Werk gesetzten Unternehmens abzuwarten, sondern sie möglichst schon im Keime zu zerstreuen. Der Vorschlagende im „Telegraph“ kann sich am besten selbst sagen, daß seine Proposition vollkommen müßig und zwecklos ist, da sie der Absicht der Geber und dem statutenmäßigen Zweck der Stiftung gänzlich zuwiderläuft. Ebenso gut und ebenso zwecklos könnte man den Vorschlag machen (der übrigens gewiß auch bei vielen Anklang finden würde): die Zinsen der Stiftung zur Anschaffung von wollenen Socken (die man dann ja Schiller-Socken nennen könnte) für verschämte Arme oder zur Anschaffung von A.-B.-C.-Büchern (vielleicht mit Schiller's Porträt als Titelbild) für Armenschulen zu verwenden. Haben denn deutsche Schriftsteller nichts Bessers zu thun und wirklich so viel Zeit übrig, um, die Geduld

des Publikums auf harte Proben stellend, Vorschläge zu machen und ausführlicher zu motiviren, von deren Unausführbarkeit sie doch überzeugt sein müssen? Und müssen sie auch noch andere, die es für Pflicht halten, das Publikum über solche auf seine Irreleitung abzwendende Machinationen aufzuklären, um ihre gleichfalls kostbare Zeit bestreben? **H. M.**

Land und Leute im Erzherzogthum Oesterreich.

1. Eligius. Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge. Von Anton Kerschbaumer. Freiburg i. Br., Herder. 1860. 8. 25 Mgr.
2. Hochlandsfahrten. Von Gustav Rasch. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 20 Mgr.

Noch immer gibt es in unserm Vaterlande Gegenden, welche sich unberührt von dem Leben und Treiben der großen Welt erhalten und ein provinciales Stilleben und eine patriarchalische Sitteneinfalt bewahrt haben. Freilich wird ihre Zahl von Jahr zu Jahr geringer, da selbst bis in die abgeschlossenen Gründe und Bergkessel sich der nivellirende Touristenstrom alljährlich stärker ergießt. Um so mehr sind wir jenen fleißigen und bescheidenen Schriftstellern Dank schuldig, welche noch rechtzeitig Sittenschilderungen und Lebensbilder solcher arkadischen Thäler gleich getrockneten Blumen in das große Herbarium unserer Literatur einlegen. Es sind das keine auf Effect berechneten Bücher, sondern meist die mit Liebe gepflegten Erzeugnisse mehrjähriger knapper Musestunden, aus denen uns eine gewisse idyllische Beschränktheit wie der Duft von Heide- oder Alpenblumen anmüthet.

Ein solches Buch heißen wir in A. Kerschbaumer's „Eligius“ (Nr. 1) willkommen. Die Scene, auf welche er uns verlegt, liegt ungefähr halbwegs zwischen Böcklern an der Donau und Bruck an der Semmeringbahn. Hier, an der Grenze der Steiermark, am Fuße des vielbesuchten Detscher's, führt er uns in das freundliche Pfarrdorf Lutz am gleichnamigen See und in die umliegenden Flecken und Märkte. Die Lebensgeschichte seines nach dem katholischen Patron der Goldschmiede benannten Helden dient ihm als Behälter für eine episodentartige Schilderung der Sitten und Gebräuche in den verschiedenen Schichten der dortigen Bevölkerung. Wir begleiten den Verfasser auf Laute, Hochzeit und Begräbniß; in das städtische Haus des Schmiedeherrn im Markte Gresten wie in die einsame Röhlerhütte am grünen Bergsee an der Leub; in die Laverne, wo der Pfannschmied-Jahrtag gefeiert wird und in die Sennhütte der Anna Eise, der Schwaigerin. Wenn nicht das geschichtliche Element des Buchs vom beschreibenden überwiegen würde, so würden wir dasselbe der Gattung der Dorfgeschichten zuzählen; so aber glauben wir es nicht besser bezeichnen zu können als mit dem Ausdrucke Dorfbeschreibung. Die Compositionsweise des Verfassers erinnert, wenn ein Vergleich mit gelehrten Werken gestattet ist, an Becker's „Gallus“ und „Charissles“. Wir verfolgen dabei den Lebenslauf des Helden buchstäblich von der Wiege an; er wird erst im vierten Kapitel geboren. Doch nicht bis zur Waise. Vielmehr verlassen wir ihn auf der Höhe seines selbstgeschaffenen Glücks als reichen Fabrikherrn („an einem Orte, den der Autor zu nennen sich vorbehaltet“) und wir fühlen uns versucht mit den bekannten Märchenworten: Wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch heute, von ihm zu scheiden. Und das im Ernst; denn wenn es der Verfasser auch nicht ausdrücklich in der Vorrede eingekanden hätte, so würden es die Leser dennoch unzweifelhaft herausfühlen, daß er nicht blos die Dertlichkeiten, sondern auch die Persönlichkeiten getreu nach der Natur copirt hat. Da nun aber Eligius Hammer im Jahre 1797 geboren ist — in diese Zeit verlegt uns der Anfang des Buchs zurück —, so kann er ganz füglich noch am Leben sein.

Eingedenk des Horaz'schen Spruchs will der Verfasser nicht blos ergötzen, sondern auch nugen. Zunächst will er in ethno-

graphischer Hinsicht belehren, weshalb er sich außer seiner eigenen Kenntniß namentlich auf Becker's „Reisehandbuch für Besucher des Detscher“ (Wien 1859) und bezüglich der historischen Daten sogar auf archivalische und andere Quellen gestützt hat. Ueberhaupt hat er sehr gewissenhaft und mit innigem Fleiß die Geschichte gearbeitet. Ferner aber und hauptsächlich will er in künstlerischer Hinsicht wirken und hat das seinem Buche vorgesetzte Motto: „Religion und Arbeit ist der goldene Boden des Volks“, nirgends aus den Augen verloren. Die Religion, die er verdient, ist natürlich die katholische, doch müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, hinzuzufügen, daß es nicht der Streitende, sondern der idyllische Katholicismus ist.

Während Kerschbaumer's „Eligius“ in jeder Beziehung im eigenen Boden Oesterreichs wurzelt, gehören dagegen G. Rasch's „Hochlandsfahrten“ (Nr. 2) der obenerwähnten Touristenliteratur an. Der Verfasser desselben, der bereits durch mehrere schnell aufeinander gefolgte Reisebücher bekannt, ist im vollsten Sinne Tourist. Als solcher wie als Norddeutscher, Flachländer und Protestant steht er in ganzem Gegensatz zum Verfasser des „Eligius“. Auch führt er uns in einen andern Theil des Erzherzogthums als dieser, nämlich in den südwestlichen, und überschreitet die Grenzen desselben sowohl nach Baiern als nach Kärnten hin. Er beginnt nämlich seine Reise in Ischl, bestiegt den Schafberg, „den österreichischen Rigi“, macht einen Ausflug in das Gosautthal, geht nach Salzburg, von da nach Berchtesgaden, dann nach Garmisch und endlich nach Heiligenblut und dem Großglockner. Alle diese der großen Reisezüge belegenden und daher wohlbekannten und oft beschriebenen Punkte beschreibt der Verfasser mit großer Ausführlichkeit, aber auch mit verhältnißmäßiger Neuheit, da es ihm an Innerlichkeit und liebevoller Vertiefung in seinen Gegenstand mangelt. Er nimmt zu wenig Antheil an der Menschenwelt, die das Gebirge belebt, wie an den geschichtlichen, politischen und gewerblichen Beziehungen desselben. Die stereotypen Wendungen von den blaugrünen Seen, den sonnigen Matten, dem purpurnen Glühn, den dunkeln Waldesgärten, den Thalengen und Hochgebirgsbildern wiederholen sich bis zur Ermüdung. Der Stil zeigt überhaupt geringe Sorgfalt und schmeckt nach Buchmacherei. Hat doch der Verfasser dieselben Gegenden bereits in einem Handbuch für Reisende behandelt — eine Form der Darstellung, die ihm wahrscheinlich angemessener ist.

Wie Kerschbaumer so will auch Rasch Unterhaltung und Nutzen verbinden, aber anstatt wie jener auf dem religiösen und sittlichen sucht er den Nutzen vielmehr auf dem rein materiellen Gebiete. Er führt nämlich einen eifrigen Guerillakrieg gegen die „Gasthofsteuereinnahmer“, wie er sie nennt, und ihre Rechnungen. Er hat sich bereits seine Spuren an den schweizerischen Hotels verdient und weidet sich etwas selbstgefällig an dem „allgemeinen Entrüstungsgeschrei“, welchen dieser Angriff bei den „braven Helvetiern“ seiner Angabe nach hervorgebracht haben soll. „Bougies“ und „Service“ sind die beiden Lindwörmer, gegen welche er als ein zweiter St.-Georg vornehmlich in den Kampf zieht. Sie bilden den unvermeidlichen Refrain oder die Dramastimme zu seinen Hochgebirgsbildern und sonnigen Matten. Er klagt bitter über das „Saisonfieber“, das bereits das ganze Salzburg, Garmisch u. s. w. „inficirt“ hat; er vermißt noch die „Gletschertroglopythen“, die Alpkontanten und die Naturkanoniere“, um die Verderbniß im Salzammergut auf derselben Höhe wie im berner Oberlande zu finden. Dabei vergißt er jedoch, daß er selbst sein Theil zur Herbeiführung eines solchen Zustandes beiträgt. Er liebt nämlich den Wodka, vergißt nie, selbst nicht der erhabenen Natur Schönheit gegenüber, zu Wortfälligkeit seiner Havana zu erwähnen, und preist den assortirten Weinkeller Straubinger's, aus welchem er sich eine Flasche Kaffee für eine Wanderung auf die Profanterie versorgt hat. Rasch scheint sonach keineswegs geneigt, den Bequemlichkeiten und Genüssen großstädtischen Lebens zu entsagen. Wären nur die Hotels für den Geldbeutel berliner Familien- und

hart für den englischen Lords und russischen Fürsten zugeschnitten, oder besäße er selbst eine der genannten Qualitäten, so würde er schwerlich Grund zur Klage finden. Er gemahnt uns in dieser Hinsicht einigermaßen an Nicolai's berühmte italienische Reise. Für Touristen mögen solche Reisebücher wie die „Hochlandsfahrten“ brauchbar sein; allein wir andern wünschen uns für die erhabene Welt der Alpen einen mit tieferm Sinne und edlerm Geiste begabten Führer, dessen Schilderungen nicht bloß dem Bedürfnis des Tages dienen, sondern als Erzeugnisse gebiegenen Strebens und Vollbringens einen bleibenden literarischen Werth in Anspruch nehmen dürfen. 54.

Notiz.

Ernst Renan.

Unter den deutsch gebildeten jüngern französischen Gelehrten nehmen gegenwärtig wol Littré und Renan die erste Stelle ein. Ueber letztern, den Verfasser einer „Histoire générale des langues sémitiques“, der „Essais de morale et de critique“, einer Uebersetzung des Buches Job und des Hoheliebes nebst beachtenswerthen Einleitungen u. s. w., brachte jüngst die „Revue contemporaine“ einen längern Artikel von M. Claveau unter dem Titel: „Le scepticisme poétique en philosophie.“ Hiernach ist Renan, der erst nach 1848 zu schreiben begann, während der ersten Jahre der Restauration geboren, gegenwärtig Mitglied des Instituts und Redacteur des „Journal des Débats“. Der Verfasser des Artikels hebt hervor, wie Renan, der sogar in dem Pöbelismus deutscher Gelehrten sein Ideal erblickt, aus dem Schutze der Untersuchungen, „dont les savants d'Outre-Rhin ont encombré toutes les voies de la philologie“, sein Wissen bereichert und wie dieser Verkehr und diese Uebereinkunft mit der „docte Allemagne“, diese Entschiedenheit, womit er Deutschland als seinen Lehrer betrachtet, und besonders die Dankbarkeit, die er bei jeder Gelegenheit für die Dienste, die ihm von dorthier gekommen, an den Tag gelegt, Renan's angeborene Gravitität womöglich noch gesteigert hätten. „Daß Renan, der Poet“, fährt der Verfasser fort, „dem deutschen Geiste, dieser Quelle aller lyrischen und subjectiven Poesie den Vorzug gab, darüber darf man sich nicht wundern; aber daß seine Strenge gegen die Fehler des gallischen Geistes ihn ungerecht machten gegen die Werke, die dieser hervorgebracht, wie gegen die Schriftsteller, die ihn repräsentirten, dies zeigt einen Mangel an Umfang der Kritik unter dem Vorwande, den Umfang des Geistes zu verherrlichen. Der gallische Geist, was man von ihm auch sage, ist doch eben der unserige, und ihn herabwürdigend, heißt auch zugleich die schönste Seite des französischen Genie herabwürdigen und unterdrücken.“ Die Komödie, meint der Verfasser des betreffenden Aufsatze, sei weder celtisch noch germanisch, sondern wesentlich französisch; aber gerade darum zeige sich Renan gegen Molière ungerecht, gerade darum greife er Ventranger an, was deshalb auffallend sei, weil es zu einer Zeit geschähe, wo diesen anzugreifen zu einer Mode geworden sei.

Im übrigen verschafft uns dieser Aufsatz, wie so mancher andere Artikel der „Revue contemporaine“ die Ueberzeugung, daß die conservativen oder wenn man will reactionären Blätter Frankreichs durchaus nicht so ungeschickt zu Werke gehen, als dies von deutschen Blättern geschieht, die sich conservativer Tendenzen oder besonderer Deutschheit rühmen. Die „Revue contemporaine“ gilt, wie unsere Leser bereits wissen, für ein literarisches Organ des Imperialismus; dennoch stoßen wir darin nirgends auf jene plumpen und maßlosen Ausfälle, womit so oft in Deutschland alles verhöhnt wird, was französisch ist oder heißt; am deutschen Geist werden von dieser Revue vielfach Huldigungen erbracht und den Franzosen und namentlich den Pariseren werden oft bittere Wahrheiten gesagt, wie unter andern auch in dem schon erwähnten Aufsatz über Richi's „Russische Charakterköpfe“ in derselben Lieferung. Nur freilich müssen wir nicht so Elsaß zurückfordern oder das Recht der „natürlichen Grenzen“ streiten wollen; denn dann verliert der Franzose, zwar nicht

im Tone, der bei ihm stets eine gewisse Grenze des Anstandes respectirt, doch in der Sache leicht alle Besinnung. In dem Eingange des Claveau'schen Artikels werden ferner so manche Schattenseiten unserer Zeit mit einer Schärfe beleuchtet, die gewissermaßen auch für das jetzige Gouvernement empfindlich sein muß; der Verfasser nennt unsere Zeit eine „époque indécise et sans caractères“, wo den bessern Geistern nichts geblieben ist, woran sie sich dauernd halten können. „Was in der That soll man thun, fragt er, wenn der Charakter des Jahrhunderts sich alle 10 Jahre ändert? ... Was man als Kind geliebt hat, ist bereits beseitigt, wenn man Mann wird; derjenige, dessen Fähigkeiten sich mit denen der Epoche in der innigsten Uebereinstimmung befanden, sieht sich von ihr plötzlich verlassen; an der Stelle reeller Ziele, wirklich aufrichtiger Neigungen herrschen die Moden und die Gebräuche, und so steht ihr plötzlich mit neuem Talent allein, ohne daß ihr es entwickeln, aber auch ohne daß ihr vergessen könnt, es zu besitzen.“ Schlimm genug, wenn der Napoleonismus auf solche schwankende Grundlagen gestellt ist! Und doch ist, was Claveau hier sagt, so wahr, und paßt nicht bloß auf Frankreich, sondern auch leider auf das antinapoleonistische Deutschland, wie jeder bezeugen kann, der ein Halbjahrshundert in und mit der Zeit gelebt hat. Was Renan betrifft, so charakterisirt Claveau ihn als einen poetischen Zweifler und er wirft ihm namentlich vor, daß er wie Kant das bloße Pflichtgefühl zur Quelle aller Religion und Philosophie machen wolle. Claveau sagt: „Man weiß, welche Glättlichkeit das Pflichtgefühl erlangen und zu welchen Folgen es führen kann, sobald es der Würdigung des subjectiven Gefühls anheimgegeben ist. Große Verbrecher werden euch mit größter Bestimmtheit sagen, daß sie nur gemäß dem Pflichtgefühl und unter seinem Antriebe gehandelt haben.“ S. M.

Bibliographie.

- Abler, L., Vorträge zur Förderung der Humanität. Kassel, Meßner. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
 Allmers, H., Dichtungen. Bremen, Heyse. Gr. 16. 24 Ngr.
 Brunier, L., Klopstock und Meta. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Corrodi, A., Erste Absichten. Ein Frühlingsbuch. Winterthur, Lücke. 8. 22 1/2 Ngr.
 Dreifus, M. G., Zur Würdigung des Judenthums unter seinen Nichtbekennern. Winterthur, Lücke. 8. 7 1/2 Ngr.
 Ernst, J., Glafer Säktrunk. Eine Dorfgeschichte. Winterthur, Lücke. 8. 1 Thlr.
 Friedrich, F., Leipziger Neg-Bilder. Leipzig, Wichmann. 8. 15 Ngr.
 John Halifax, Gentleman. Aus dem Englischen von Sophie Merena. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
 Kreuzhage, G., Gedichte. Münster, Cöppenrath. 1861. 16. 1 Thlr.
 Lueder, J. G. F. L. G., Das Souveränitäts-Recht der Begnabigung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
 Clara Maitland. Aus dem Leben eines Kindes. Köln, Bachem. 12. 10 Ngr.
 Nevert, C., Die Bernagoraffen. Gedicht. Bremen, Geisler. 8. 22 1/2 Ngr.
 Rindermann, Marie, Plattdeutsche Gedichte in bremischer Mundart nebst einer Sammlung Sprichwörter und Redeweisen. Bremen, Geisler. 8. 20 Ngr.
 Otte, H., Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Mit zahlreichen Holzschnitten und andern Abbildungen. 1ste Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Passarge, L., Fragmente aus Italien. Berlin, Deder. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von Friedrich von Hammer.

Vierte Folge. Erster Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die Münchener Republik des Berges Rhod. Von R. A. Pichon. — II. Der brabantische Hof und eine brüsseler Revolution im 15. Jahrhundert. Von H. Föder. — III. Giovanni Ruffini. Von A. von Reumont. — IV. Ein Schuß im Walde 1603. Von R. von Weber. — V. Der evangelische Sagenkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Dichtung und Kunst des Mittelalters. Von E. Koloff. — VI. Graf Christoph August von der Sahl.

Das „Historische Taschenbuch“ beginnt mit diesem Band sein viertes Jahrzehnt: der beste Beweis, daß es sich in der Gunst des deutschen Publikums zu erhalten gewußt hat. Auch ferner wird es den Freunden der Geschichte interessante Beiträge aus allen Perioden und aus den verschiedensten Zweigen dieser Wissenschaft in ihrem weitesten Umfange darbieten.

Die bisher erschienenen dreißig Jahrgänge des Historischen Taschenbuch (1830—59, 68 Thlr. 5 Ngr.) kosten zusammengekommen im ermäßigten Preise 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

In der Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Cultur der Renaissance in Italien.

Ein Versuch

von

Jakob Burckhardt.

Ein eleganter Band von 36 Bogen geglättetem Velinpapier. Gr. 8.

In gedrucktem Umschlag brosch. Preis 4 fl. oder 8 1/2 fr.

Das Werk schildert die großen Veränderungen im äußern und geistigen Leben der italienischen Nation seit dem 14. Jahrhundert, und zwar vorzugsweise diejenigen, welche in der Folge für Europa überhaupt maßgebend geworden sind. Italien wird nachgewiesen als die Heimat der wesentlichsten Anschauungen und Lebensformen der modernen Welt, insofern sich dieselben dort zuerst entwickeln konnten, vermöge des frühen Individualismus und der Einwirkung des Alterthums.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Karl Gutzkow's Zauberer von Rom.

Achter Band.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Band 1—7 haben denselben Preis.)

Neben der spannendsten Fortführung der Handlung bringt dieser Band in den farbenreich abwechselnden Szenen des Hochzeitsfestes der Fürstin Rucca, des Räuberüberfalls, der Häuslichkeit des Cardinals Ceccone, der Verschwörung der Gebrüder Wandiera, des Fackelfestes im Vatican, der geheimen Loge des Advocaten Bertinazzi den Anfang einer nach eigener Anschauung entworfenen Schilderung der geistlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände des gegenwärtigen Kirchenstaats. Der Schlußband des Werks erscheint noch zu Ende dieses Jahres.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von Friedrich Büllau.

Zwölfter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Anhaltinische Geschichten. — II. Hans von Schmitz. — III. Rudolph Schwallinger. — IV. Hugo de Groot als schwedischer Gesandter in französischen Hofe. Von Karl Ludwig Klose. — V. Die Grafen von Königsmarkt. — VI. Madame de Geoffrin und ihre Tochter. — VII. Not einmal über General Thielmann. — VIII. Ein armes Fräulein. — IX. Briefe eines Hofmeisters. (1671—73.) — X. Die von Alapied. — Miscell.

Die früheren Bände dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks, das wegen Ableben des Herausgebers mit dem zwölften Bande vorläufig geschlossen ist, haben denselben Preis.

Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die deutsche National-Literatur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt

von

Rudolph Gottschall.

Zweite wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage.

Gr. 8. 3 Bände (ca. 90 Bogen) in 9 Lieferungen.

Erste Lieferung.

Subscriptions-Preis pro Lieferung 12 Sgr.

Mit Erscheinen der letzten Lieferung tritt der Ladenpreis von 4 1/2 Thlr. ein.

Die im Verlaufe weniger Jahre nöthig gewordene zweite Auflage dieses geistvollen Buches beweist wol zur Genüge, daß dasselbe, von der Kritik einstimmig als das vollständigste und eingehendste Werk über die deutsche Literatur unseres Jahrhunderts anerkannt, durch seine Darstellungsweise sich einen großen Kreis von Freunden erworben hat.

Trotz des vergrößerten Umfanges läßt die Verlagshandlung diese zweite Auflage zu einem bei weitem billigeren Preise erscheinen und hofft dadurch, sowie durch das Erscheinen in Lieferungen dieselbe den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt.

Soeben ist das neunte Heft erschienen. — Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. — Umfang: 60—80 Hefte à 7 1/2 Ngr. Das Erschienene und ein Prospect sind überall vorrätzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 44. —

1. November 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Avé-Lallemant's Reise in Nordbrasilien. — Die Literatur zu Hebel's Säcularfeier. Von August Boden. — Humoristische Erzählungen. — Studien zur Specialgeschichte. Von Emil Müller-Samowegen. — Notizen. (Konsequenz und Schriftsteller; Ein Urtheil über Heinrich von Kleist aus dem Jahre 1808; Das Luther-Denkmal in Worms.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Avé-Lallemant's Reise in Nordbrasilien. *)

Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. Von Robert Avé-Lallemant. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Mit vorzüglichem Glück als in der freien Dichtung und in der schönen Literatur überhaupt arbeitet unsere Zeit wol in den Wissenschaften, soweit dieselben dem Leben dienen. In der Geschichts-, in der Naturforschung sind wir unsern Vorfahren unendlich überlegen und es wird uns schwerlich ein haltbarer Vorwurf darauf zu machen sein, daß wir zu rastloser Thätigkeit auf diesen Feldern weit mehr durch die Idee des Nutzens als durch die Idee einer höhern, gelehrten Neugier angefeuert werden. Die Geschichte und die Naturkunde heuten wir zunächst für unser staatliches und leibliches Leben aus.

Was weite, großartige Forschungsreisen betrifft, so braucht unsere Zeit den Vergleich mit keiner andern zu scheuen. Mögen wir auch zugeben, daß unsere Vorfahren auf Oceanen und fremden Continenten mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, welche uns längst durch glückliche Erfindungen und Entdeckungen aus dem Wege geräumt sind, so werden doch unsere großartigen Polar-Expeditionen und afrikanischen Wüstenfahrten mit Berücksichtigung aller Verhältnisse ihren Ruhm behaupten neben den sagenhaften Zügen der Phönizier im Alterthum, neben den Seereisen der Spanier und Portugiesen zur Reizezeit des Mittelalters.

Es ist nicht zu verkennen, daß Sucht nach Gewinn, Aussicht auf baaren Nutzen von jeher die Triebfeder war, welche kühne Abenteurer nach der Ferne drängte oder die wenigstens uneigennützigem Forschungsgeiste die Mittel zur Befriedigung gewährte. Reisende wie Humboldt, deren Unternehmungen ungeheilt der Liebe zur Wissenschaft galten, waren von jeher selten.

Sog man früher aus, um Eldorado zu finden, so

sucht man jetzt nach neuen Verkehrswegen, nach neuen Absatzmärkten für die Erzeugnisse unserer Industrie. Wo die Humanität halbcultivirten oder barbarischen Nationen die Segnungen europäischer Cultur und Sitte aufzubringen sucht, bereist sich gewinnlustiger Handelsgeist zugleich kostspielige Bedürfnisse und Genüsse zu lehren, die ihn sicherer und nachhaltiger bereichern als Potosi.

Es ist nicht nach völlig unbekannten, dem Europäer neu zu erschließenden Ländern, wohin uns Avé-Lallemant führt. Er zieht nicht aus, um ergiebigen Boden, reiche Felder zu suchen, wo es gut sein möchte, Güten zu bauen; sein Hauptzweck ist, schon vorhandene Niederlassungen zu besuchen, die Lage bereits angelegelter Auswanderer zu erforschen, kurz, zu sehen, wie es um eine junge Cultur, die sich selbst verlockend anpreist und empfiehlt, denn eigentlich stehe.

Ebenso gern, wie wir Kohl begleitet haben an die Süßwasserseen im Nordwesten der Vereinigten Staaten, den unermüdblichen Missionar nach den wasserlosen Ländern Südafrikas, den berühmten Barth nach mohammedanischen Negerreichen um den Tschadsee bis nach Limbuku hin, den Kapitän MacClintock nach dem nördlichen Polarmeer, um Reste der Franklin'schen Expedition zu suchen und zu finden, den kühnen Burton zu den Heiligthümern der Gläubigen nach Medina und Mekka, ebenso interessiert schicken wir uns jetzt an, mit Avé-Lallemant eine Dampfschiffahrt auf dem Riesenstrome zu machen, der noch vor nicht eben langer Zeit nur von den schmalen Canots der Indianer durchschnitten wurde; wir lassen uns führen an die vielgerühmten Ufer des Mucuri, wo unsere Landsleute, nachdem sie erst jüngst im Mutterlande mit allem Fleiße, mit aller Anstrengung der Regierten sowohl als der Regierten von überkommenen Pflichten, Lasten und Fronen erlöst worden sind, auf neuer Erde mit neuen Fesseln belastet werden sollen.

Avé-Lallemant's Art zu reisen und die Reise zu schildern ist uns bereits bekannt. Auch unsern Lesern ist früher

*) Ueber des Verfassers „Reise in Südbrasilien“ vgl. Nr. 15 d. Bl. D. Red.

(von anderer Hand) über die erste Hälfte der Avé-Lallemant'schen Reise berichtet worden. Diese erste Hälfte umfaßte die brasilianischen Provinzen südlich von Rio de Janeiro bis nach Corrientes. Jetzt werden wir von ihm durch die nördlichen Provinzen jener einzigen amerikanischen Monarchie geführt, zuletzt tief in das Innere des Continents bis an die Grenzen von Peru.

Avé-Lallemant erinnert, um falschen Ansprüchen vorzubeugen, wiederholt daran, daß er kein Naturforscher sei, daß man ihm gestatten müsse, die Dinge so zu schildern, wie sie ihm erschienen, daß er nur davon reden könne, was er in den Kreis seiner Beobachtung gezogen.

Avé-Lallemant ist ein Reisender mit offenem Auge und Ohr. Der Kreis seiner Beobachtung ist keineswegs beschränkt, und seine ganze Art und Weise erinnert lebhaft an die Kobl's. Seine Naturschilderungen sind kaum weniger vortrefflich als seine Bilder von Culturzuständen. Er ist kein Naturforscher, aber er ahmt den Griffel Alexander von Humboldt's, des größten aller Naturforscher mit Glück nach, wo es sich um Naturgemälde handelt.

Am 21. November 1858 gehen wir mit Avé-Lallemant von Rio de Janeiro aus nach den Nordprovinzen; am 9. October 1859 langen wir mit ihm zu Lübeck an. In dem kurzen Zeitraum von noch nicht 11 Monaten wird eine Reise von erstaunlichstem Umfange zurückgelegt, eine Reise, zu welcher vor wenigen Decennien noch Jahre erforderlich gewesen wären. Meist sind wir auf Dampfschiffen. Bei Bahia und Pernambuco sehen wir auch schon Eisenbahnen bauen und wenn ein Vergleich mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo man mit Siebenmeilenstiefeln fortgeschreitet, nirgends stattfinden kann, so sind die Umwälzungen, welche der Neuzeitgeist in dem brasilianischen Kaiserreiche bewirkt hat, immerhin höchst beträchtlich.

Nehmen wir eine gute Karte von Südamerika zur Hand und sehen wir uns die Wege näher an, welche Avé-Lallemant zurückgelegt hat. Seine erste Station war Bahia, woselbst er am 26. November 1858 anlangte.

Dasselbst verweilte er längere Zeit und machte verschiedene Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach der Zuckerfabrik von San-Laureço, wo er Gelegenheit fand, sich über die den Negerflaven vergönnte Sonntagsfeier zu wundern. Bahia selbst möchte er eine Negerstadt nennen, so sehr tritt das weiße Element dort in den Hintergrund. Das Schuhwerk der Milizen und die farbigen Choristen im „Don Juan“ wollten ihm zu Bahia keineswegs gefallen.

Am 18. December bestieg er wiederum das Dampfboot, welches ihn in südlicher Richtung zum Besuche verschiedener Küstenpunkte zurückführen sollte. Unterwegs fiel ihm seine Brieftasche, in welcher er Reisegeld und Empfehlungsbriefe hatte, über Bord; erst 14 Tage später erhielt er sie von einem armen Loosfen aufgefischt, unverfehrt wieder. In Canavieiras machte er halt und besuchte von hier und von dem nachbarlichen Belmonte aus die Gschwiflerflüsse Rio-Pardo und Itaquitingonha.

Am 23. Januar 1859 schiffte sich Avé-Lallemant wieder ein und dampfte an der Stelle vorbei, wo Cabral vereinst Brasilien zuerst entdeckt hat, bis Vila Rica. Ein kurzer Ritt am Strande hin brachte ihn von da nach San-Jozé do Porto Alegre an der Mündung des Mucuri.

Der Mucuri ist jener berühmte Fluß, an dessen Ufern ein gewisser Ottoni, begünstigt von der brasilianischen Regierung, Colonien angelegt hat, für welche er unausgesetzt durch Seelenverkäufer in Deutschland werben lief. Durch glänzende Vorspiegelungen lockte er besitzlose Familien in ein Pest- und Fieberparadies, um die Armen, gelind gesagt, in eine Art von Horigkeitsverhältniß, statt in freien Besitz zu bringen. Es war nicht schwer, die durch Consulate sehr unzulänglich geschützten freien Deutschen solchergestalt zu Sklaven zu machen, über deren vogelfreien Häuptern ein portugiesischer Speculant höhnisch die Peitsche schwang. Man hatte die Leute nach Amerika übergesetzt, man hatte sie am Mucuri hinauf tief in die Wildniß transportirt, ihnen dort Land zum Behalten angewiesen, man verabreichte ihnen endlich bis zu ihrer ersten Ernte unzulängliche oder verdorbene Nahrungsmittel, dafür sollte die Hälfte ihrer künftigen Arbeitserträge dem hiebrn Director Ottoni gehören. Wer ihm einmal verfallen war, den ließ er sich nur durch den Tod wieder entziehen; hatte er sich die Deutschen doch mühsam genug herbeigeschafft, um seine Colonie mit ihrem Schweiß und Blut zu düngen. Ihm zu Lande durch die Wildniß zu entinnen war so gut wie unmöglich; die Wasserstraße war nur für seine Schiffe gangbar und daß man diese nicht zur Rückkehr benutzen konnte, dafür war durch unerschwingliche Fahrpreise gesorgt. So mußten die Deutschen ohne Aussicht auf Rettung an den pestschwängern Ufern des Mucuriflusses verfaulen; Klagen waren verboten und wurden bestraft. Der Director Ottoni war durch die Zuverlässigkeit seiner Regierung in die angenehme Lage eines unumschränkten Herrn versetzt worden und er nutzte diese Lage ganz im Geiste eines jener grausamen Sultane, deren kalte Herzlosigkeit für uns etwas Unbegreifliches hat.

Avé-Lallemant fand am Mucuri das Elend über alle Beschreibung groß und tief. Natürlich ließ sich ein so gewiegter Mann wie der ehrenwerthe Ottoni nicht gern von jemand in die Karten sehen. Er war daher so frei, den unwillkommenen Eindringling in höchst eigener Person auf Schritt und Tritt durch seine Colonien zu begleiten, was indeffen keineswegs verhinderte, daß Schritte der Verzweiflung und Empörung zu den Ohren der deutschen Reisenden drangen. Avé-Lallemant konnte es als Arzt nicht über sich gewinnen, die Tagesordnung seiner Reise festzuhalten und über jene Stätten menschlichen Elends, Sta.-Clara und Neuphiladelphia spurlos hinwegzugehen. Tief erschüttert durch die Hülserufe der Unglücklichen, welche obdachlos von den ihnen verschlossenen Oedavern ihres Baschas an den Ufern des Mucuri lagen, stehend um Ermöglichung der Rückkehr, hinsiehend an „fauligen Weinwunden, granulösen Augenentzündungen

und typhösen Leiden“, tieferschüttet durch das Gland seitler Landleute und durch die Erbarmungslosigkeit ihres Duälers am Mucuri, blieb Avé-Lallemant zunächst, wo seine ärztliche Hilfe notwendig war, und besuchte sich zugleich, wahrheitsgetreue Berichte nach Rio de Janeiro zu senden.

Die Regierung konnte sich unmöglich taub und blind stellen gleich den deutschen Consuln, welche es vorziehen, die armen Landleute, welche ihren Schutz anrufen, grob anzusehnen und auf Seite der mächtigen Unterdrückten zu treten. Die brasilianische Regierung sandte einen Commissar zur Untersuchung, sandte Schiffe zur Rettung. Es gelang auf diese Weise unsern werththätigen Reisenden Hunderte von halb Verzwirfelten dem sichern Untergange zu entreißen und in die Hospitäler von Rio de Janeiro zur Pflege und Heilung zu schaffen.

Trotz seines eigenen Berichts aber, den er, am 17. März mit einer Ladung Kranker wiederum zu Rio de Janeiro anlangend, persönlich zu den Ohren des Kaisers brachte, trotz des ausführlichen Berichts, den der Regierungskommissar in demselben Sinne schriftlich erstattete, bewilligten Kammern und Regierung dem Director Ottoni aufs neue eine höchst bedeutende Unterstützung für sein Mucuriunternehmen aus Staatsfonds.

Man könnte dies leicht ganz unglaublich finden, wenn nicht aus der Erzählung Avé-Lallemant's hervorginge, daß es der brasilianischen Regierung einmal um Colonisirung um jeden Preis zu thun sei, andererseits, daß ihr in alimonarchischer Weise die Erstarbung und Erhöhung eines großen Grundbesitzerstandes mit abhängigen kleinen Leuten bei weitem mehr am Herzen liege, als das Gedeihen freien Arbeiterbestandes.

Glücklicherweise blieb das Mitgetheilte nicht das schließliche Resultat des Mucuristrites. Das Nachwort, welches Avé-Lallemant am 16. Juni 1860 zu Lübeck seiner nordbrasilianischen Reisebeschreibung anhängen konnte, gibt unserm Rechtsgefühl Genugthuung. Die brasilianische Regierung, endlich zur Einsicht gekommen über die Mucuricolonisation und deren Unternehmer, versagt der Sache weitere Unterstützung. Der ehrenwerthe Director Ottoni, dem Kaiser mehrmals von einem Wahlbezirk zur Bestätigung als Senator präsentiert, kann diese Bestätigung mit nichten erlangen und erläßt deswegen aufreizende Proclamationen an seine Wähler, empfangt aber die gebührende Zurechtweisung. Zum Verständniß diene, daß die brasilianische Senatorenwürde etwa derjenigen entspricht, welche in Preußen lebenslängliche, von irgendwelchem Wahlkörper der Krone präsentierte Mitglieder des Herrenhauses einnehmen.

Am 7. April nehmen wir mit Avé-Lallemant Abschied von Rio de Janeiro und von den Scenen des Sammers, die uns seit der Ankunft am Mucuri unausgesetzt in Anspruch genommen haben. Nach neunundsechzigstündiger Fahrt langte Avé-Lallemant abermals in dem großen Bahia an, um sich von dort alsbald weiter nach Pernambuco zu begeben. Von Pernambuco wandte er sich wiederum südlich nach den kleinen Provinzen Alagoas und Sergipe, bereiste den Rio-de-San-Francisco bis zu den großartigen Fällen

von Paulo Alfonso und kehrte am 30. Mai nach Pernambuco zurück, wo ihn die Nachricht vom Tode seines berühmten Sohners, Alexander von Humboldt, ereilte.

Der zweite Theil der Reisebeschreibung beginnt mit der Abfahrt von Pernambuco nach der Mündung des Amazonenstroms am 31. Mai. Avé-Lallemant berührte Parahyba, Ceara und Maranhão, welches letztere ihn an Funchal auf Madeira erinnerte, und fuhr einen halben Tag südlich vom Aequator hin bis Pará. Pará, eine Stadt von 25000 Einwohnern, geschmückt mit Kirchen und Palästen, würde einen bedeutenden Eindruck nicht verschlehen, wenn nicht echt portugiesischer Schmutz daselbst so überhand nähme, daß die Hotels für Deutsche unwohnbar wären, daß die großen schwarzen Geler in allen Straßen, auf allen Dächern als städtische Reinigungsbeamte gelten müßten. Pará liegt an der seeräthigen Mündung des Gran-Pará, welcher, durch einen Flußarm mit dem Amazonenstrom verbunden, als Nebenfluß dieses Riesen gelten muß, wenn man die Insel von Marajó als Deltabildung des großen Mündungsstroms betrachtet, das vom Cabo do Norte bis Litorcas nicht weniger als 50 deutsche Meilen breit sein würde. Avé-Lallemant verweilte in Pará, mit Ausnahme der Pfingstfeiertage, welche er zu Cametá genoß, vom 7. bis 18. Juni. Seine Beschreibung des ewigen Feiertagslebens zu Cametá ist wahrhaft reizend; wenn die Einwohner dieses Dertchens ebenso wenig zum Arbeiten aufgelegt sind als irgendwelche andere Brasilianer, so steht ihnen wenigstens ihre Faulheit gut; sie leben halb im Fluß, halb im Schatten herrlicher Palmen, und da ihnen nach unserm groben Sprichwort die gebratenen Tauben ins Maul fliegen, möchte man wirklich fragen: was sollen sie auch arbeiten?

In der Nacht vom 17. zum 18. Juni verließ Avé-Lallemant mit dem Dampfer Marajó das stolze Pará. Der Strom, in welchen man weiter eindrang, erschien in seiner Mächtigkeit, belebt von eigenthümlich „kloßigen“ Fahrzeugen mit braunen Chinesen des Westens, so ähnlich dem Yang-tse-kiang, daß einer der Reisegefährten unwillkürlich zu dem Ausrufe veranlaßt wurde: „Es scheint, wir sind in Kanton!“

Zehn Tage ungefähr brauchte der Marajó zu seiner 250 geographische Meilen langen Fahrt von Pará bis Manóas an der Mündung des Rio Negro. Der Amazonenstrom war mächtiger denn je angeschwollen, so daß sich niemand eines annähernd hohen Wasserstandes entsinnen wollte, obschon die Anschwellungen des Amazonenstroms periodisch sind gleich denen des Nil.

Das Hochwasser hatte vielen Schaden angerichtet, namentlich viel Vieh weggeschwemmt, dennoch schien den Lapuis, welche nichts zu verlieren haben, die Sache viel Vergnügen zu machen; mit Blumen geschmückt ruderten sie lustig um ihre zerstörten Wohnungen. Avé-Lallemant unterhält uns während der einförmigen Stromfahrt aufs beste, sei es nun, daß er uns von den menschenstreuenden Araras an den Ufern des Madeira, sei es, daß er uns von Ameisen erzählt, die sich hoch auf Bäumen

anbauen, sei es, daß er die Ruinen von Forts oder die unpraktische Anlage neuer Colonien, sei es, daß er das Sammeln der Schildkröten oder daß er die Tata-Morgana am Amazonasstrome beschreibt.

Der Respekt vor dem mächtigsten aller Süßwasserströme der Erde erleidet wahrlich durch nähere Bekanntschaft keinen Eintrag. Wenn uns Avé-Lallemant Berechnungen gibt, daß an der engsten Stelle des Stroms bei Obidos in einer Stunde 128,000,000 Kubiklasten Wassers mit außerordentlicher Schnelligkeit vorübertrinnen, so möchten wir wie die Entdecker des Stroms fragen: Mare, an non? (Meer oder nicht?)

Am 27. Juni in Mandos angelangt, verweilte Avé-Lallemant daselbst bis zum 14. Juli. Wir haben bis jetzt der Versuchung widerstanden, auf die Schilderungen unserer Reisenden näher einzugehen und auszugsweise seine eigenen Worte anzuführen. Das Leben in einer tief im Innern, im Herzen des südamerikanischen Continents, am Einfluß des Rio Negro in den Amazonasstrom gelegenen Provinzialstadt von circa 8500 Einwohnern ist schon durch Fremdheit ein für uns so interessantes Object der Neugier, daß wir uns nicht versagen können, bei der betreffenden Zeichnung Avé-Lallemant's ein wenig zu verweilen.

Hohes und niedriges Land, Häuser auf Hügeln und am Wasser, massive Gebäude echt europäischen Herkommens, und urchte graue Lapuihäuser, bald Straße, bald Igarapé; dort ein Landweg, hier eine lange Holzbrücke; am Ufer ein Dampfboot, dicht dabei das Amazonencanot, aus einer Thür gähnt ein weißes Gesicht, unmittelbar daneben badet die braune Jugend — so repräsentirte sich Mandos dem Ankömmling am ersten Morgen.

Aber noch immer ziemlich klein ist das Gemälde, bescheiden noch immer alle Formen und Zuschnitte, wem sie auch immer angehören mögen, ob dem andringenden Europäismus, ob den mehr und mehr sich umwandelnden Urwalderscheinungen. Es ist da noch kein mächtiger Kampf von gewaltigen Kräften auf Tod und Leben, vielmehr eine anmuthige Ausschauung der verschiedenen Elemente. Der brasilianische Europäismus scheint unter dem Aequator sich jener gemüthlichen Faulheit der Indianer zu befleißigen, wogegen die Nachkommen jener Mandosindianer, die ehemals um die Barre des Rio Negro herum wohnten, Jade und Hosen angezogen haben, getauft und als freie Vollblutbürger Nationalgardisten sind und wol gar zu Wahlintriguen sich benutzen lassen durch Stimmabgeben für Personen und Stellungen, die sie beide nicht kennen.

Mit dem Fortschritt übereilt man sich nicht zu Mandos. Von der neuen, an Stelle der vor acht Jahren abgebrannten zu errichtenden Kirche ist annoch bloß der Bauplag zu sehen. Die Paläste des Präsidenten und des Polizeichefs stehen auf sehr schwachen Füßen. Ueber der Stadt soll eine Batterie erbaut werden. Mit Graunen bemerkte Avé-Lallemant's Dampfschiffcommandant, der ohne Brille nicht gut sah, „daß man seit seiner letzten Reise schon drei Geschütze aufgepflanzt hätte. Wunderlicher Irrthum! In regelmäßigen Zwischenräumen lagen dort oben drei friedliche Ochsen und genossen wie derkäuend die frische Morgenluft.“

Wirklich reizend liegt Mandos. Die Straßen der Stadt, wenn da eigentlich von Straßen oder einer Stadt die Rede sein

kann, bestehen aus lauter Stücken, Enden, Gden und Unterbrechungen. Auf und ab steigt man. Fast überall sieht man nach dem breiten, stillen und dunkeln Strom hinab, oder man wandert des Wegs bergab, um auf bescheidener Brücke einen stillen Igarapé zu passieren, der ebenso dunkel erscheint wie der Rio Negro selbst. Aber keine Strömung bewegt die dunkle Fläche, in welcher sich einzelne Palmen, Meriti, Javari und Tucuman nebst den Sumatrabäumen ungehört spiegeln können, bis die Oberfläche erzittert und das friebliche Spiegelbild einer anmuthigen Wellentanz beginnt. Denn eine Schar habender brauner Lapuinauben sammelt sich plötzlich in das Wasser hinein; oder einige dunkle Sirenen schwimmen sichernd aus dem Gebüsch des Ufers hervor, halb versteckt die elastischen Körperformen unter dem nachschwimmenden schwarzen Haar und im leichten Braunroth des Wassers, bis sie wieder unter dem Gebüsch verschwanden: seltsame Amphibien, die ich als Ichtynoden unter den Menschen bezeichnen möchte und ihnen ihre Stelle anweisen in nächster Nähe der Sirenacertinen und schlangartigen Porteusformen, welche letztere sogar lebendige Jung gebären.

Das Reichwerden ist zu Mandos nicht mehr an der Tagesordnung, eher das Herunterkommen der Wohlhabenden. Alles faulenz; am meisten Thätigkeit wird natürlich noch unter den Weißen entwickelt, schon weil sie am meisten Lebensbedürfnisse kennen und regelmäßige Familie haben. Jeder einigermaßen Gebildete ist Kleinkaufsmann und man begreift nicht, wie die Leute bei solcher Concurrenz ihren Unterhalt verdienen können, zumal die Fruchtbarkeit in den Familien wirklich erstaunlich ist und „die Frauen mit einer resignirten Zufriedenheit, die fast an Selbstmordslustigkeit grenzt, alle Jahre ein Kind bekommen“.

Später erzählt Avé-Lallemant das Beispiel von einer jungen Dame, welche mit 12 Jahren verheirathet, mit 20 Jahren Mutter von sieben Kindern war, und dabei ganz allerliebst aussah. Und doch werden die kinderreichen Beamten vom Minister in Rio so wenig berücksichtigt, oft so sinnlos in der Wildniß hin- und herversetzt, daß man die armen Leute, denen die Erziehung ihrer Kleinen so sehr erschwert wird und welche zu keiner Ruhe kommen können, wirklich beklagen muß.

Die Geier scheinen auch in Bezug auf das Bringen der Kinder am Rio Negro dieselbe Stellung einzunehmen, wie bei uns die Störche.

Die braune Gesellschaft macht sich das alles viel leichter. Ueberhaupt sind die Lapuis die größten Philosophen, die ich gesehen habe. Die treuesten Anhänger des Diogenes sind sie vollkommen glücklich mit dem, was ihnen die Natur an Jagd, an Waldfrüchten, an Palmennüssen, an Berholletienkernen vor die Füße wirft.

Ebenso eifrig ist das leichtlebige Gesindel in dem halbspielerischen Nationalgardendienste wie im formenreichen katholischen Gottesdienste. Einem eifrigen protestantischen Herzen wird zwar etwas bedenklich zu Muthe beim Anblick dieses indianischen Christenthums, indessen bezeichnend, originell bleibt die Art, wie diese Leutchen die guten Heiligen, Peter und Paul z. B., feiern, doch jedenfalls. Ein Maskenzug zieht mit lodernben Fackeln lugend und klappernd durch die Straßen. Die Hauptrollen spielen ein als Weiß verkleideter Knabe, ein Beschwört, und ein als Ochse maskirter Mann. Der Ochse wird

unter einformigem Gesang und Tanz scheinbar vom Leben zum Tode gebracht; dann versucht man ihn durch Beschränkungsformeln wieder zu beleben, wozu bei früheren Aufzügen sogar ein Padre kommen und dem matten Dösen das heilige Viaticum in die Schnauze stecken mußte, was aber jetzt verboten ist.

Wie unendlich schwierig und mühsam es übrigens für die Regierung ist, die Waldbewohner am Rio Negro ohne Zwang für ein sesshaftes Culturleben zu gewinnen, zeigt der ausführliche Bericht des Artilleriehauptmanns Joaquim Firmino Xavier, welchen Avé-Lallemant von S. 156—173 einschleibt. Die kaum angefedelten Indianer vom obern Rio Negro werden durch den Eigennuß weißer Hausfiter leicht wieder von ihren Niederlassungen in die Wälder gelockt, um dort Naturproducte zu sammeln, welche ihnen die Hausfiter alsdann gegen Lumpereien abtauschen. Ein Betrüger, der sich für den wiedererschienenen Christus ausgibt, durchstreift die Wälder und zieht das arme Volk mit sich über die Grenzen nach Venezuela. Scheiden wir jedoch von der bunten Scenerie am Rio Negro und folgen dem Reisenden, der seine Fahrt aufwärts auf dem Amazonasstrome, welcher bis zur Einmündung des Rigo-Negro den Namen Solimões führt, am 14. Juli fortsetzte. Ungefähr in abermaligen zehn Tagen gelangte Avé-Lallemant bis Tabatinga an der Grenze von Peru. Das Dampfschiff lief zwar unterwegs einigemal bei kleinen Ortschaften an, um Passagiere und Postgepäck aufzunehmen und abzugeben, doch ward die Fahrt auf dem von Krokodilen unangenehm belebten Flusse bis Tabatinga ohne eigentlichen Aufenthalt vollendet.

Zu Tabatinga vernehmen wir mit Bestreben von Grenzstreitigkeiten zwischen Peru und Brasilien. In Gegenden, wo Landstriche von der Größe europäischer Staaten noch so gut wie unbebaut und unbewohnt liegen, zwischen Reichen, deren größtes Uebel die Ausgedehntheit ihrer menschenleeren Territorien ist, rechnet man um einige Quadratmeilen Waldung, welche vorläufig auf Jahrhunderte hinaus noch kein Theil nützen kann.

Von Tabatinga ist sonst eben nicht viel zu sagen; was jedoch Avé-Lallemant über den Verkehr mit Peru, über die unterbrochene und wieder aufzunehmende Dampfschiffahrt bis Moyabamba mittheilt, nimmt unser Interesse in Anspruch. Die Erinnerung an das Hochgebirge hat immer etwas Reizendes für uns, zumal wenn wir lange in der Ebene geweilt haben. So lassen wir uns denn auch hier besonders gern von den Anden in Peru erzählen, von dem furchtbaren Wagh von Pumahuacu, dessen schmalen Felsgrat neben schwindelnder Tiefe, in welcher Wasserstürze toben, auch der sichere, geübte Bergwanderer nur mit bloßen Füßen überschreiten kann, dessen überstandene Schrecken die Phantasie eines kräftigen Mannes einst bis zum Wahnsinn quälten.

Am 28. Juli begab sich Avé-Lallemant auf die Rückreise. Er brauchte Stromabwärts bis Mandos kaum fünf Tage. Dort angekommen, beschloß er die Mußezeit bis zum Eintreffen des nächsten Dampfbootes zu einer

Ganotfahrt nach der Aldeia von Pantaleão zu benutzen, „wo am kleinen Rio das Uautas, oberhalb der Mündung des Rio da Madeira, der zahlreiche, große Stamm der Muras eine Hauptniederlassung bildet“. Zu unserm Leidwesen brachten unzuverlässige Ruderer den Reisenden in die Mündung des Madeira statt in die des Uautas, sodaß er, um den Dampfer nicht zu versäumen, direct nach Serpa eilen und den Besuch bei den Muras aufgeben mußte, wodurch uns Schilderungen verloren gehen, die vermuthlich ebenso interessant geworden wären, als jene im ersten Theile enthaltenen über die Botocuden am Mucuri.

Bei Serpa ward unserm Reisenden noch die Freude, die Victoria regia wild blühend anzutreffen. Uebrigens fand er auch in Serpa wieder, wie in so vielen brasilianischen Ortschaften, freundliche Aufnahme bei Deutschen, hier sogar bei einem ehemaligen schleswig-holsteinischen Offizier. Am 12. August nahm er Abschied von dem gastfreien Landmann, um bis zum 16. August die zweite Hälfte der 500 Meilen langen Wasserstraße von Tabatinga bis Pará zurückzulegen. Hier, zu Pará, beschloß er seine umfassende Reise mit dem Besuche der Colonie von Nossa Senhora do D', welche viel Aehnlichkeit mit dem Mucuriunternehmen zu haben scheint, denn sie ist eben auch von einem Ehrenmanne angelegt, der Colonisten wirbt, weil er Sklaven nicht kaufen kann. Besonders hervorzuheben ist die Toleranz dieses Herrn, welcher niemand zu der in seiner Colonie herrschenden katholischen Religion zwingt, und Protestanten so lange „den Befehlen ihres Gewissens nachkommen läßt, als sie keine Tempel bauen“.

Am 4. September nach Pernambuco zurückgekehrt, trat Avé-Lallemant am 15. desselben Monats seine glückliche, wenig über drei Wochen dauernde Heimreise nach Deutschland an.

Das Ergebniß seiner großen Amerikafahrt, der umfassende, vielseitige Reisebericht, welcher vor uns liegt, muß als durchaus bedeutend anerkannt, muß als ungetrübte, daher untrügliche Quelle der Belehrung vorzüglich allen denen empfohlen werden, welche zu praktischen Zwecken Aufschluß suchen über die Länder, welche Avé-Lallemant durchwandert hat. Es war uns leider nicht möglich, durch unser kurzes Referat einen auch nur annähernden Begriff zu geben von der Fülle scharfsinniger Beobachtungen, einsichtsvoller Bemerkungen, beherzigenswerther Winke, welche das Buch über brasilianische Zustände enthält. Wenn das Reisewerk Avé-Lallemant's die verdiente Verbreitung, die wünschenswerthe Beherzigung findet, werden deutsche Landleute nimmer wieder in Südamerika solchen jammervollen Täuschungen erliegen, wie die unglücklichen Opfer des Directors Ottoni, das möchten wir behaupten. Aber wahrlich nicht bloß Auswanderungslustigen müssen wir das Buch empfehlen; sein Inhalt ist von so allgemeinem Interesse für alle Gebildeten, daß wir eher nach solchen Lesern fragen möchten, die es nicht ansprechen kann, als nach solchen, welche es willkommen heißen werden.

Nicht gefallen wird es indessen jener verachtungswerthen Klasse von Menschen, welche als wahre Seelenverkäufer davon leben, für private Colonieunternehmen in Brasilien weiße Sklaven zu werben und ihre armen deutschen Brüder ins Unglück zu locken; nicht gefallen wird es vielleicht sogar der kaiserlich brasilianischen Regierung und endlich den zahlreichen Vertretern deutscher Interessen in Südamerika, welche so gern den Consulstitel von einer deutschen Macht (oder Ohnmacht) annehmen und die damit verbundenen Pflichten unverantwortlich vernachlässigen. Zu unserm Schmerze mußten wir II, 352 einen preussischen Consul diesen beigezählt finden. Wenn wir das am grünen Holze erleben müssen, was ist dann vom dürren zu erwarten! 52.

Die Literatur zu Hebel's Säkularfeier.

1. Festrede bei der hundertsten Geburtstagsfeier Johann Peter Hebel's, am 10. Mai 1860 gehalten in dessen Heimat Hausen im Wiesenthal von Ludwig Friedrich Dorn. Basel, Schweighauser. 1860. Lex.-8. 4 Mgr.
2. Aus Hebel's Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860. Freiburg im Br., Wagner. 1860. Gr. 8. 16 Mgr.
3. J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Briefe Hebel's an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die baseler Mundart; basler Selgen. Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel, Schweighauser. 1860. Lex.-8. 2 Thlr.

Veranlassung und Zweck dieser Schriften ist auf den Titeln derselben angegeben. Die „Festrede bei der hundertsten Geburtstagsfeier J. P. Hebel's“ u. s. w. (Nr. 1) von L. F. Dorn, legt in ansprechender Form und Kürze Hebel's bekanntes Leben dar.

„Aus Hebel's Briefwechsel“ (Nr. 2) beginnt mit einem einleitenden Gedicht in alemannischer Mundart: „Am 10. Mai 1860.“ Zum Lobe Hebel's wird unter anderm darin gesagt, daß er immer höher stieg an Ehren und Würden,

Wie er Prälat isch worde un isch mit Grofe und Fürste
G'esse z'samme im Roth, das arme Gusemer Wäbbl.
Jetzt wird er stolz g'si und fürnehm — werdet er denke.
Meineider öbbe? — jo wohl! — nei weger! — g'mei mit de Lüte,
Fründli, wiener isch g'si, so isch er si Lebzig au bliebe....
Und — was i sage will — nie het er si Grimet vergeffe.

Die Verse in demselben Gedicht:

Und in aller Herre Länder, so wit as me dütsch cha,
Frogt mer uff und ab, vo Basel abe bis Holland.
Ehennt man de Hebel wohl und stni liebliche Wisse, —

rufen dem Berichterstatter die Gelegenheit und den Ort ins Gedächtnis zurück, da er in seiner Jugend zum ersten mal auf Hebel's Gedichte aufmerksam gemacht wurde. Es geschah dies zu Ende der zwanziger Jahre, hoch oben an der Nordsee, nicht zu weit von der holländischen Grenze, in einer Mittagsgesellschaft, wo ein gebildeter Landmann aus dem Friesland mit Ausdruck und Verständnis mehrere der schönsten Hebel'schen Gedichte aus dem Gedächtniß vortrug, worauf ich nichts Gilleres zu thun hatte, als sie mir kommen zu lassen und mich in sie einzulesen. Der in Nr. 2 mitgetheilte Briefwechsel besteht aus bisher ungedruckten Briefen Hebel's an den 1860 zu

Durlach im neunzigsten Lebensjahre verstorbenen Kirchenrath Engler und aus einer Nachlese zu den schon für „Hebel's Leben“ (in seinen Werken, fünf Bände, Karlsruhe 1843) benutzten Briefen an die Familie Hauk in Strassburg. „Nächst dem Oberland“, heist es in der den Schluß von Nr. 2 bildenden „Biographischen Skizze Hebel's“, „war es insbesondere Strassburg, d. h. Klein-Strassburg, wie er seinen (vorigen) Freundeskreis nannte, wohin es ihn zog.“ Der Verfasser merkt dazu an:

Es scheint, daß am Anfang dieses Jahrhunderts die Verbindungen mit Strassburg überhaupt noch viel häufiger und inniger waren, als heutzutage, wo das germanische Element dort immer mehr zurücktritt. Auch war man wol genöthigt, da das Karlsruhe jener Zeit mit dem heutigen nicht verglichen werden darf, sich wegen mancher Bedürfnisse, literarischer und anderer, an eine größere Stadt zu wenden, und jedenfalls waren damals weniger Hölpladerelen zu übersehen, um ein Buch aus Strassburg, als etwa aus Berlin, zu erhalten. Die Aufträge nach Strassburg gingen daher nie aus.

Des Französischen war Hebel weder mächtig, noch liebte er es, und es waren deutsche Gesinnung und Bildung, deutsche Sprache und deutscher Umgang, was ihn an Strassburg fesselte. Dies verdient um so eher bemerkt zu werden, als bekanntlich einiges in seinen Schriften wie in seinen Briefen während der Zeit des Rheinbundes (worüber man unter anderm Siehne, „Studien über Hebel“ in „Deutsche Vierteljahrsschrift“ von 1858, drittes Heft, vergleiche) einer Verkenntung des Charakters Hebel's und des Unterschiedes der damaligen und jetzigen Zeit noch weit mehr Stoff zu Wortwürfen gegen ihn liefern würde, als eine unbillige Beurtheilung des patriotischen Charakters und des politischen Verhaltens Goethe's gegen diesen zu Tage gefördert hat. Und doch bezweifle ich stark, ob die bekanntesten radicalen und doctrinären politischen Gegner und Tadler Goethe's, wie sie nach den Stürmen von 1830 und 1848, von Börne bis auf Gervinus und Häusser, austauchten, dem reifern Urtheile schon der Gegenwart und dem ruhigen der Nachwelt Goethe's Patriotismus werden zu übertreffen scheinen. Jugendlich-tadler, wie Gustav Diegel, die noch in voller Säkung begriffen waren, kommen uns dabei natürlich gar nicht mit in Betracht, da sie später ihr Urtheil vielleicht berichtigt hätten.

Nr. 3: „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage“, von F. Becker, ist sowohl dem Umfange als dem Inhalte nach die bedeutendste der überschrifteten Schriften, um welche sich der in Basel lebende Herausgeber durch den Fleiß und die Sorsalt der Herausgabe, durch die Zugabe eines erwünschten Commentars in Vorwort, Zusätzen und Erläuterungen verdient gemacht hat. Der größte, wie wichtigste Theil derselben besteht aus bisher ungedruckten Briefen Hebel's, welche zu dem Interessantesten gehören, was an Briefen von ihm bekannt geworden ist, und die Vorstellung bestätigen, das Bild vervollständigen, welches man sich von dem im Leben wie in seinen Schriften edeln und liebenswürdigen Humoristen gemacht hatte. Hebel's Schriften sind in allen Händen, sein Leben ist aus der schon erwähnten Bi-

graphie in seinen Werken, aus Kälte's, des Adjuncten im „Rheinischen Hausfreund“, und anderer Aufzeichnungen, zuletzt aus Giehrne's angeführten „Studien über Hebel“ bekannt, wir begnügen uns daher mit einigen Anführungen aus dem Veder'schen Buch und beginnen wie Veder mit dem „Schluß“ der „Poetischen Epistel“ an „Vetter Vogt“ (Pfarrer Güntert zu Weil). Diese Epistel fehlt in der Sonderausgabe der „Alemannischen Gedichte“ und steht in Hebel's angeführten Werken, (II, 104), ohne diesen jetzt zum ersten mal veröffentlichten und den wichtigsten und wertwürdigsten Theil des Gedichts bildenden Schluß, nämlich ohne die von uns in Klammern eingeschlossenen 13 Verse desselben:

Thüent mer der Gefalle, Herr Vogt! — Der neu Wifari vo
Edhrech

Bringt i'ch mi Brießli, e brave Herr, und g'mei mit de Lüte.
Eufst su die junge Bursch mengmol e wenig phantestig,
Meine, si heige ellet mit d'ßfle d'Uersamkeit g'reffe.
[Dress hen si g'reffe, so wol! (vor euen Ehre d'vermelde)
Schwäge uf der Chanzle vo weltliche Sache:n us Büch're
(s' fräs es se Hund und se Chaz) und ziehn i'ch se gotßig
Sprüch!]

Us der Bibel a, — si wäße bi Gott nit, was brin Not!
D'haupste; Christi der Herr seig's Josephs libliche Sohn gß,
Seig nit für is glitte, seig nit vo de Todten erkande.
Hoh! i'ch der Teufel denn an! Die dunderschpessigi Käri!
Bringen is no um Glauben und Liebl, um Hoffnig und
Himmel!

Und wenn ein vor Chumer und Trübsal schier gar ver-
schmochtet,

Oder wenn ein's Gwiße an sine Sünden erinn'et,
Oder wennne vo hinnen im letzten Stündli soll scheide
Stöhn si wie Mulasse do mit ihrer weltliche Wißheit,
Wäße nit gix no gar und chönnen ein ebe nit tröste]
Aber der neu Wifari isch ken vo dene u. s. w.

Diese poetische Auslassung befähigt, daß Hebel, wie in seinem „Leben“ a. a. D. gesagt wird, „Wunder erklärenden Rationalismus nie bekannt habe“, wie er sich zu einer spätern aufklärenden Herleitung des Lebens Jesu aus dichtender Sage wol ebenso wenig bekannt haben würde. Auf Philosophie und ihr Studium gab er für sich wenig oder nichts. „Ich habe angefangen“, schreibt er (1797) seinem Freunde Benoides (Pfarrer und Kirchenrath Hitzig), „die Kant'sche Philosophie zu studiren, auf Anrathen eines sehr gelehrten Ungarn, der sich hier aufhält, und laß es nun wieder bleiben, auf Anrathen Meiner“. Ein anderes mal schreibt er von „der Entbehrlichkeit der Philosophie zum Leben“; was alles wol nichts weiter sagen will, als daß Hebel ein Philosoph auf eigene Hand war, der zur Religion wie zur Poesie ein unmittelbares Verhältniß hatte, wobei er der Krücke der Philosophie auf diesen Gebieten entbehren konnte. In diesem Sinne sind Aeußerungen wie die folgenden in den vorliegenden Briefen an Hitzig (S. 87 — 281) zu verstehen:

Ich danke dir für die Mittheilung deines katechetischen Lehrens, in dem ich eine gesunde und reife Frucht deiner praktischen Beurtheilungskraft und deines feinen Sinnes für das Wesentliche, Wichtige, Erweckende und Wohlthätige in dem, was man Religion nennt, anerkenne. . . . Auf mich that er Dr. Gwalb, ein damaliger Theolog und Geistlicher) wenigstens

nichts die Wirkung wie andere Geweihte vom heiligen Reiche Gottes, die wie aus einer andern Welt zu uns zu kommen scheinen, und die Bürgschaft einer andern Welt uns mit Blick und Ton und Wort ins Herz zu legen wissen. So einen habe ich diesen Sommer in Baden — nicht gesprochen, aber gesehen und erkannt für das, was er ist. Er (Heinrich Stilling) zog unter dem großen Gemüth von Badegästen aller Art zuerst meine Aufmerksamkeit an sich und hielt sie, wo er zu sehen war, aus-schließend fest. . . . Eine Minute unter solchen Menschen schafft mich zum frommen gläubigen Kinde um, das alle hebräische und griechische Thorheit vergißt. Und mit solcher eigenen Stimmung freut es mich, daß du einen Mysticismus zum religiösen Glauben für nöthig hältst. Nur sollten wir's nicht sagen, denn wir sollten's nicht wissen, wir sollten Mysticismus haben und es nicht wissen, wir sollten gar keinen Namen, wenigstens keinen griechischen Terminus technicus dafür haben. Denn dadurch wird ein so stilles heimliches Hausgespenstlein leicht beschrien, wenn man ihm seinen Namen nennt, und je mehr wir von Mysticismus reden und schreiben, desto leichter steigt er aus dem Herzen, wo er still und ruhig wirkt, in den Kopf, wo er lauter Unfug treibt.

Die Auslegung der Bibel nach occidentalischer, abstracter Verstandesbildung, wie unsere Zeit sie dem berühmten Werke über das Leben Jesu von Strauß verdankt, würde nicht nach Hebel's Geschmack gewesen sein; weil sie die Bibel und das Christenthum gerade von dem entkleidet, worin er das ursprüngliche Wesen beider sah. Er schreibt im Jahre 1805 an Hitzig:

Ich verlange die Offenbarung (Apokalypse) auch nicht zu verstehen, solange ich sehe, daß sie niemand versteht. . . . Aber wozu ist uns denn die Apokalypse gegeben? Das Verständliche daran, wie an der ganzen Bibel, zur praktischen Anwendung. z. B. Sei getrennt bis in den Tod u. s. w., das Unverständliche — vielleicht uns zu nichts. . . . Vor der Erfüllung sind die apokalyptischen Weissagungen nicht klar und deutlich: das kann niemand sagen. Der Theil derselben, der schon erfüllt sein soll, ist's durch die Erfüllung auch nicht worden. . . . Daraus folgt entweder, daß . . . noch nichts erfüllt ist, oder daß die Aufklärung erst am Ende zu erwarten steht, wenn alles erfüllt ist, und bis dahin weiß ich meines Dries zu warten. Gleichwol hat die Offenbarung, wie du schreibst, so viel wunderbar Angiehendes. Das hat sie 1) wegen des religiösen Interesses, wie die ganze Bibel; 2) als präsumtives Buch der Weissagung; 3) hauptsächlich wegen des hohen orientalischen Geistes und Geschmacks, der darin herrscht. Denn alles Hochorientalische heimelt uns an, als wenn wir schon dort gewesen wären, weil wir alle dort daheim sind. Ist es nicht so auch mit dem Hohen Lied oder, wie es sich selber nennt, dem Lied der Lieder, das man immer wieder lesen mag, und das noch wie der Stern am Abendhimmel glänzen wird, wenn alle Scheinwürmlein, die der gesunde europäische Geschmack geboren hat, ausgeglimmert haben und ausgestorben sind.

Und das sind Aeußerungen eines Mannes, der, bei unbestrittener Frömmigkeit wie selten Laien, über dogmatische und orthodore Befangenheiten erhaben war, dessen Freisinnigkeit auf religiösem und theologischem Gebiete daher einen ganz andern Werth hat als die Freisinnigkeit derer, die sich zum Christenthum entweder verneinend, oder als Skeptiker, wenn auch der besten, wenn auch Lessing'scher Art, verhalten, oder deren Interesse daran zunächst bloß ein wissenschaftliches und politisches ist.

Folgende briefliche Aeußerung, welche Veder im Jahr 1808 setzt, schlägt sowol Philosophen als Theologen

ein Schnippen und ist bekannten Äußerungen Goethe's, wegen deren man diesen hat zum Heiden im übeln Sinne herabsetzen wollen, an die Seite zu stellen, wenn sie dieselben nicht noch an natürl. Freimüthigkeit übertrifft. Becker meint, sie „finde in dem Gang der Philosophie jener Zeit, wo solche Fragen viel behandelt wurden, ihre Erklärung“, aber wir vernahmen oben, wie viel sich Hebel um die Philosophie seiner Zeit kümmerte, und ich halte sie vielmehr für eine Ansicht, durch welche er durchaus nicht mit dem Christenthum in Widerspruch zu kommen glaubte, wie denn Humanismus und Christenthum bei ihm im vollkommensten Einklange standen.

Der spätere erste Geistliche des badischen Landes schreibt dem Pfarrer H zig:

Wenn die theologische Gesellschaft noch bestünde, so hätte ich ihr diesmal einen Aufsatz über den Polytheismus geschrieben. Ich gestehe dir — denn eine Beichte unter Freunden ist so heilig, als die am Altar —, daß er mir immer mehr einleuchtet, und nur die Gefangenschaft oder Vormundschaft, in welcher uns der angekaufte und anerzogene und angepredigte Glauben behält, hinderte mich bisher den seligen Göttern Kirchlein zu bauen. Unser dormaliger philosophische Gott steht, fürchte ich, auf einem schwachen Grund, nämlich auf einem Paragraphen, und seine Verehrer sind vielleicht die thörichtsten Götzdiener, denn sie beten eine Definition an, und zwar eine selbstgemachte. Ihr Gott bleibt ewig ein Abstractum und wird nie concret. Als man zur Zeit der Bibel nur ein paar Kubikklafter vom Weltall kannte, war es keine Kunst, sich mit Einem Gotte zu begnügen und ihn menschlich zu lieben, weil man ihn menschlich denken konnte. Und doch konnte selbst der sanctionirte Montheismus nur mit Zwang, und nie mit Glück, den Götterglauben und die Anbetung derer, die uns näher sind, als der Einzige, Ewige, Unerfaßbare über den Sternen, entfernt halten. Ich möchte mich gern mit einem oder einigen Göttern dieser Erde begnügen, die um uns sind, die uns lieben und beobachten, die unsere Blütenknospen aufthun, unsere Trauben reifen, denen wir trauern können, und die sich lebiglich nichts darum zu bekümmern haben, wer für die andern Sterne sorgt, so wenig als wir. Sie sollen nicht allmächtig, nicht allweise, nur mächtig und weise genug für uns sein, nicht souverän, sondern untergeordnet einem noch mächtigeren und weisen, um den sie, nicht wir uns zu bekümmern haben. Sie sind vielleicht schon oft erschienen, den Juden und Griechen, beiden in der Gestalt und Form, in denen sie ihnen erschaubar waren, dort Engel, hier Dämonen; sie würden vielleicht auch uns noch ebenso wie jenen wahrnehmbar sein, wenn wir nicht durch den Unglauben an sie die Empfindlichkeit ihrer Wahrnehmung verloren hätten. Das Organ dazu ist in uns zerstückt. Wir haben ihnen keine einzige Form mehr übrig gelassen, in der sie uns erschaubar werden könnten.

Man wird sagen, hier sei derselbe Pantheismus, den Griechen in Goethe's „Faust“ nicht für Christenthum gelten lassen wollte, hier die Schiller'sche Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands, es entspreche dies den Personifikationen, Engeln u. s. w. in Hebel's Gedichten und dem Goethe'schen: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist.“ Zugegeben, der Dichter Hebel rede mit aus diesem Bekenntniß, ist der Dichter vom Menschen zu trennen, und sollen die Dichter, je größer und neuer sie sind, nicht mehr im Christenthum aufgehen können, und dieses nicht mehr sein als die Platonische Republik? Das hieße dem Christenthum vorwerfen, es sei der Zeit nicht mehr ge-

wachsen, sondern von ihr überflügelt: ein Vorwurf, den Goethe mit Recht nicht auf das Christenthum kommen lassen wollte, indem er sich über diejenigen beklagte (bei Eckermann), die ihm sein Christenthum absprechen wollten.

In der Beurtheilung Goethe's — weil wir diesen einmal erwähnt haben, so fügen wir noch eine Bemerkung hinzu — hat sich der engere Begriff vom Christenthum, d. h. die bloße theologische Auffassung desselben, das Recht anmaßen wollen, den weitem und liberalen auszuschießen. Nur jener theologischen Auffassung gegenüber, über welche man sich bekanntlich selbst in der christlichen Kirche bis auf diesen Tag noch nie allgemein und bleibend hat einigen können, brückte sich Goethe in seiner mittlern Zeit über das Christenthum der geistlichen Vertreter desselben mitunter wol herbe und scharf aus, dichtete aber, was Dostojewski *) nicht genug beachtet, während derselben Zeit „Iphigenie“, „Tasso“, „Egmont“, „Hermann und Dorothea“ u. s. w., gewiß nicht un- oder widerchristliche Werke. Auf diese Werke, wie im wesentlichen auf Goethe's ganzes Leben und Wirken, mit Ausnahme seiner Sündigkeit und Unvollkommenheit, die aber gerade der theologisch- und kirchlich-christliche Standpunkt als mit zum Menschen gehörig voraussetzt, paßt, was Goethe in den letzten Tagen seines Lebens, bei Eckermann, ausspricht. Dostojewski läßt es, so reich sonst seine Schrift an Anführungen Goethe'scher Aussprüche ist, aus, da es nicht zu seiner theologischen, bald entschuldigenden, bald bemitleidenden und schließlich verwerfenden Beurtheilung von Goethe's Christenthum paßt. Uns erscheint es als wahrhaft christlich und gar nicht engherzig. Eckermann meldet:

Das Gespräch wendete sich (am 11. März 1832) auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen eben so wirksam gewesen, als in einigen großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage: Wie es mit Götterwirkungen sehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben?

„Wenn man die Leute reden hört“, sagte Goethe, „so stellt man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich in jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Aushauchen zurecht komme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man sich allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte.“

Man wolle dem Berichterstatter diese kleine Abschweifung verzeihen. Er greift jetzt mit Rücksicht auf das ihm gestatteten Raum nur noch einige Stellen aus den Briefen an H zig heraus. Hebel erkannte vollkommen, welchen glücklichen Griff er mit seinen „Allmannischen Gedichten“ gethan. Als diesen ein Beifall gesichert war, so ihn der bescheidene Dichter bei ihrer Entstehung nicht geahnt hatte, schreibt er im Jahre 1811:

Ich kann in gewissen Momenten inwendig in mir unbescholzt werden und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, so

*) „Goethe's Stellung zum Christenthum. Ein literarischer Vortrag von J. J. von Dostojewski“ (Mielefeld 1850).

es mir gelungen ist unsere sonst so verachtete und lächerlich gemachte Sprache classisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu erklangen. Sie ist nun gekannt, wird geliebt und andirt wo Deutsche sind, in Paris, in Rom, in Warschau, in Petersburg. Sie wird auf den ersten Theatern, in Wien, München, Karlsruhe, Frankfurt, in den Declamatorien mit Beifall gehört u. s. w.

Doch war ihm dieser Beifall nicht ohne vorausgegangene Mühe zu Theil geworden. Er schreibt im Jahre 1801:

Meine Liebhaberei in den Nebenstunden, zur Schadloshaltung für den Ungenuß mancher Geschäftsstunde, hat sich in ein eigenes Fach geworfen. Ich studire unsere oberländische Sprache grammatisch, ich verficire sie, herculeum opus! in allen Arten von metris, ich suche in dieser zerfallenden Ruine der altdeutschen Ursprache noch die Spuren ihres Umrisses und Gefüges auf und gebe sie bald eine kleine Sammlung solcher Gedichte mit einer kleinen Grammatik und einem auf die Derivation weisenden Register der Idiotismen in die Welt fliegen zu lassen. . . . Zur Beurtheilung schicke ich dir einstweilen anliegende Jamben, die hiermit dir geeignet sein sollen. . . . Dermalen arbeite ich am Dengelegeist in Hexametern.

Wollten wir mit Wolfgang Menzel *) reden, so müßten wir, wie dieser von Klopstock, von Hebel sagen: „Er verirrt sich in das fremde Gebiet der Classicität“: er „brauchte“, wie „Klopstock zu seinem «Nessus», zu mehreren seiner besten Gedichte „die Versart Homer's“. Es würde aber gerade ein Triumph Hebel's und der deutschen Sprache in ihrer alemannischen Mundart sein, wenn Menzel, dem wir in diesem Falle seine Unkenntniß nicht zum Vorwurf machen wollten, einen solchen Tadel nur deshalb nicht auch gegen Hebel erhoben hätte, weil er gar nicht bemerkte, daß Hebel'sche Gedichte wie „Die Wiese“, „Der Karfunkel“, „Der Statthalter von Schöpfheim“, „Das Habermuß“ in Hexametern geschrieben sind; denn in der That sind diese alemannischen Hexameter so deutsch und natürlich, daß sie die Volksthümlichkeit jener Gedichte nicht im mindesten verhindert haben, und daß ein deutscher Leser, der weder Latein noch Griechisch versteht und gar nicht weiß, was ein Hexameter ist — und deren gibt es unter den Freunden der Hebel'schen Muse gewiß recht viele — ihnen sicher nichts Fremdländisches anmerken wird. Gelehrt dagegen, denen ihr Latein und Griechisch ein Hinderniß wird, die Natur des deutschen Hexameters und das, was ihn wesentlich vom griechischen und lateinischen unterscheidet, zu erkennen, können sich durch Hebel's alemannische Hexameter, als echt deutsche, darüber belehren lassen.

Der echte deutsche Hexameter kann nämlich als ein trochäischer bezeichnet werden, da unsere Sprache ihm wenig Spondeen zur Verfügung stellt, deren Zahl man sich umsonst bemüht, künstlich zu vermehren, wie wenn man für die deutsche Prosodie auch Längen durch Position annimmt, die ihr doch ganz fremd ist. Der Trochäus herrscht vor, neben ihm steht der Daktylus, und als Bemühen, dem deutschen Hexameter mehr Spondeen zuzuthun, als die Sprache ungezwungen und natürlich erlaubt, hat ihm immer nur geschadet. In „Hebel's

Leben“, in der angeführten Ausgabe seiner Werke, wird zwar gesagt: „Im Leben, Wort und im Vers blieb er seiner unabhängigen Richtung treu. Im Verse oft bis zum Uebermaße, sodaß die Trochäen, die allzu oft in seinen Hexametern hervortreten, schon Goethe zu mahnender Aeußerung veranlaßten.“ Dem ist aber, was Goethe betrifft, nicht völlig so, Goethe sagt in seiner Beurtheilung der zweiten Auflage der Hebel'schen Gedichte (1804) nur, daß „es dem Verfasser gefallen möge, auch dem äußern technischen Theil, besonders seinen reimsfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken“. Goethe spricht also nicht einmal von den Hexametern allein, der Trochäen in diesen aber erwähnt er gar nicht, und das insofern mit Recht, als Goethe's eigener Hexameter im Hochdeutschen ist, was der Hebel's im Alemannischen, und er deshalb wie dieser unbegründeten Tadel genug erfahren hat. Gleichwol hat die angeführte Bemerkung im „Leben Hebel's“ ihren guten Grund. In seinen mehr erzählenden hexametrischen Gedichten (z. B. „Der Geisterbesuch auf dem Feldberg“) thut der Trochäus dem Daktylus manchmal ungebührlichen Abbruch, besonders in der lieblichen Idylle „Die Wiese“ aber ist der deutsche Hexameter meisterhaft behandelt. Die fünf Trochäen gleich im ersten Verse („Wo der Dengelegeist in mitternächtigen Stunde“) sodann in den Versen: „Lust, i will di jez mit meine Kleberen ehre“; „An de Wulke gläugt, mit Duft und himmlischem Rege“, sind, wenn sie nicht öfter als billig wiederkehren, im deutschen Hexameter ganz so berechtigt, als bei Virgil Verse mit sechs Spondeen (z. B.: „Durate et vosmet rebus servate secundis“).

In dem angeführten „Leben Hebel's“ wird des Verdienstes erwähnt, welches sich der von Menzel kürzlich wieder so schönbe verkannte und geschmähte Voss auch in Beziehung auf Hebel um die deutsche Literatur erworben hat. Es wird gesagt:

Die Alten, die Hebel verständig anzuwenden wußte, wo andere nachahmten, haben ihren großen Einfluß auf seine Dichtungen. Nicht ihnen Voss. Er, der für das Idyll seine rechte Stelle in der Poesie der Nation zurückverlangt hatte, war durch seine plattdeutschen Gedichte auch für die Hebel'schen Gedichte von entschiedenem Einflusse. Sein Beispiel weckte den Gedanken der Gedichte in alemannischer Mundart.

Hieraus erklärt sich, was Hebel in den vorliegenden Briefen schreibt: „Frau Voss läßt mir sagen, daß eine Recension der „Alemannischen Gedichte“ von Goethe nächstens in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung“ erscheinen werde. So hoch mir Goethe's Name idnt, so hätte ich sie doch lieber von Voss selber gesehen.“

Kurz vorher, in demselben Jahre (1804), berichtet er seinem Freunde Zeno, daß Voss mit seiner Frau in Karlsruhe war und Hebel ihnen alemannische Gedichte lesen mußte.

Er rieth mir mehr Sorgfalt auf den Hexameter zu wenden. Er findet große Verwandtschaft zwischen alemannisch und plattdeutsch. . . . Er hat den Homer allemal zuerst bei sich ins Plattdeutsche übersetzt und dann erst den Gedanken, sowie er ihn platt dachte, aus diesem Dialekt ins Hochdeutsche übertragen u. s. w.

Das also wäre einer der Gründe, warum Voss' erste Uebersetzung des Homer (die „Odyssee“) so gut gerathen

*) Vgl. meine Schrift: „Dr. W. Menzel's gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen, beleuchtet u. s. w.“ (C. 20). 1860. 44.

war; später hätte er sie nicht mehr plattdeutsch gedacht, sondern aus dem Hochdeutschen, aus „unserer classischen Schriftsprache“, die, wie er sich noch gegen Hebel äußerte, „bereits eine todte Sprache sei“, ins Hochdeutsche verbessert, d. h. verschlebert! In der ersten Uebersetzung des Homer durch Voss hat der Hexameter seinen oben angegebenen deutschen Charakter, den Voss in der plattdeutschen Mundart, als seiner mecklenburgischen Muttersprache, gar nicht hatte verfehlen können und den er ihm in den spätern Ausgaben wieder zu nehmen suchte. Hebel und Goethe aber wurden mit richtigem Takt dem guten Beispiel, welches Voss einmal gegeben hatte, nicht wie er selbst untreu, so sehr er auch dazu ermahnte.

Fast von nicht minderm Interesse, als die Briefe an Gitzig, sind die „an Gustave und den Herrn Vogt“. Aus dem übrigen Inhalt des Buchs nennen wir Gedichte, hochdeutsche und alemannische, zu Ehren Hebel's und eine Abhandlung „Ueber die Stadt-Baselsche Mundart“ von R. R. Sagenbach, und schließen diese Anzeige mit dem Ausdruck des Dankes gegen den Herausgeber für seine werthvolle literarische Gabe. August Boden.

Humoristische Erzählungen.

1. Erzählungen bei Licht. Novellen von M. Solitaire. Leipzig, Habner. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ein Frühling. Von Jakob Corvinus, Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse“. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1857. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Halb Mähr, halb mehr! Erzählungen, Stizzen und Reime von Jakob Corvinus (Wilhelm Raabe). Berlin, Schotte u. Comp. 1859. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.

Wir stellen hier einige novellistische Erscheinungen zusammen, deren zwei Verfasser, bei aller sonstigen Grundverschiedenheit ihres Wesens, doch darin etwas Verwandtes haben, daß der Humor bei ihnen nicht selbständig in einzelnen eingeflochtenen, mit dem Ernst der übrigen Romanpartien dann im grellen Contrast stehenden Episoden auftritt, sondern daß der Humor den ganzen Körper der Erzählung durchdringt wie das Sonnenlicht die Luft, auch da wo sich diese zu Nebeldünken und Sumpfnöbeln verdichtet. Es ist in ihren Romanen, Novellen und Erzählungen selten, bei M. Solitaire fast nie ein Charakter, der nicht eine gewisse humoristische Färbung hätte, und in Folge davon erhalten bei beiden auch die ernstesten und tragischen Situationen und Katastrophen meist eine gewisse humoristische Betönung, die freilich bei M. Solitaire oft der brandigen Beleuchtung gleicht, welche ein schwefelgelber Blitz plötzlich über eine schon an sich unheimlich und melancholisch genug gestaltete Landschaft wirft. Denn der Charakter des Humors ist bei beiden sehr verschiedener Art; er hat bei Solitaire etwas Kräftiges, Herbes, Mämißches und Wilddästeres, bei Jakob Corvinus etwas Weiches, Sanftes, Weibliches und Lichtes. Rembrandt'sche Schattensmassen und grell in diese Massen hereinbrechende Lichter, düstere Salvator Rosa'sche Nachstücke liebt der eine; helle, harmonische, sanft vertriebene Farben, seine Detailmalerei und gemüthliche Darstellungen, wie man sie etwa bei den düsseldorfern Malern findet, der andere.

M. Solitaire's Erzählungsweise ist in d. Bl. schon so oft, in den letzten Jahren von Emanuel Kaulf (Rudolf Widenhauser) und nach dessen Tode von uns selbst, in ihren Vorzügen und Mängeln beleuchtet und charakterisirt worden, daß unsere Leser, auch wenn sie keine seiner Schriften durch Autopsie kennen gelernt haben sollten, im allgemeinen von seiner Manier wol eine hinlänglich deutliche Vorstellung erlangt haben werden. Jedenfalls ist M. So-

litaire ein originaler Erzähler, der sicherlich, wie alle Erzähler so besonderer Art, einen treuen, wenn auch nicht sehr ausgedehnten Leserkreis um sich geschart haben wird. Denn an einen sonderartigen Schriftsteller vollkommen gewöhnen zu können, mag der Leser selbst ein ähnlich gearteter Sondermensch sein und sich in die Eigentümlichkeiten des Schriftstellers eingeleben und eingelebt haben. Die hier vorliegenden „Erzählungen bei Licht“ (Nr. 1) bilden ein interessantes Seiten- oder Gegenstück zu den Verfassers im Jahre 1858 erschienenen „Erzählungen bei Nacht“ (vgl. Nr. 32 d. Bl. f. 1858) und enthalten wie diese ebenfalls vier Novellen: „Mijnheer Hannepoot“, „Das Fest im Bade, oder das Schwert des Damokles“, „Signore Vermicino“ und „Der Käuf der Jungfrau von Orleans“. In der ersten ist namentlich der Mijnheer Hannepoot selbst sehr ergötzlich geschildert. Dieser holländische Herr hat in einer verhängnisvollen Nacht, in der er ein wenig angetrunken nach Hause kam, die sicherlich seinem Ehemann angenehme Entdeckung machen müssen, daß seine Gattin nicht ihm, sondern dem Doctor oder dem „Mijnheer Geneesheer“. Subert van dem Strijf ihre Zärtlichkeit widmet. Dieser „Geneesheer“ ist nämlich ihr Jugendgeliebter, mit dem sie nach längerer Abwesenheit im Caplande unvermuthet zusammenstößt. Am dem Morgen, welcher jener Nacht folgt, befindet sich Mijnheer Hannepoot in jenem bösen physisch-moralischen Krankheitszustande, der unter den germanischen Stämmen nicht bloß sporadisch auftritt, indem wol in denlanden germanischer Junge jeden Morgen viele tausend unglückliche daran leiden, wie Hoffmann's Rater Murr nach dem lustigen Kasperburschencommer oder wie unser Mijnheer Hannepoot. Am ist der Krankheitszustand unsern Selben in Folge der von ihm gemachten Entdeckung ein complicirter als er sonst in den meisten Fällen zu sein pflegt. Auch brütet er anfangs über Nachgedanken. Er befehlt seinem treuen Diener Luyt: „Nimm alles Schießpulver, was du finden kannst, lade alle Gewehre, die ich vorfinden: Vogelschinten, Mousquetons und Büchsen, und du, du den Doctor von gestern irgend reiten siehst auf seiner Mähre, so bilde dir ein, es säße ein toller Hund im Sattel und schreie mit den Keil herunter, ganz wie einen tollen Hund!“ Er will seine Gattin Heleen auf sich nehmen. Aber vorher will doch ein „Bottelje Booncamp“ von Magenbitter“, so bitter er ist, nicht bitter sein. Er befehlt seinem Diener Luyt, der auch ein recht originelles Individuum ist, ein solches „Bottelje“ zu holen. Luyt ging, und bald kam er wieder mit einem schwarzen Fläschlein von vierzigter Gestalt; er öffnete es mit Virtuosität und wunderbar duftige Geister schwebten durch das Zimmer. Mijnheer trank das erste Quartierchen und spazierte auf und ab in dem Zimmer; er trank das zweite Quartierchen und preßte die heiße Stirn an die kalte Scheide. Einige Minuten waren zum Viertelstündchen geworden, da sagte er: „Luyt, wenn du die Schießwaffen von Montbrillant noch nicht geladen hast, so thue es nicht mehr“ u. s. w. Solch eine moralische Wirkung können ein paar Quartierchen Booncamp haben. Kurz, Mijnheer Hannepoot entschließt sich, einen Notar zu befragen, um die Scheidungssache aufzusetzen, und nachdem das geschehen, wieder nach seiner Capstadt und in seine „lieben Hülsen“ Weingärten zurückzufahren. „Sollte dir, verehrter Leser“, schließt der Verfasser seine Erzählung, „die wahrhaftig nur vom Mijnheer Hannepoot, seinem treuen Diener Luyt, seinen verhassten Freunden, dem Geneesheern aus Amsterdam, und seiner falschen Weibe Heleen ein theilnehmendes Bäcklein abgenommen haben, und begibt du in den Räumen meines, gewiß sehr schön habenden Kellers ein Fläschchen mit bestäubtem Mittel, welches in Hannepoot's Weingärten stammt, o! so säume nicht, jage den Lakaien, deinen Küfer hinunter, laß es ihn holen und trink es auf das Wohl der glücklichen Grimbier des Freundes unser aller, die wir den Wein zu schmecken wissen! Fast du aber noch ein zweites, so laß es nur auch gleich mit heransbringen und schenk es mit umgebender Host dem sich dir empfehlenden Verfasser!“ Die Leser sind also benachrichtigt: sie haben ihre Sendung an Sandberg a. d. Wartze an den Dr. med. — doch wir wissen

ja nicht, ob wir das überaus öffentliche Geheimniß des wahren Namens dieses den Meinen und seine Kranken gleich werth haltenden und gleich gut verragenden braven Doctors verrathen dürfen, erinnern uns auch noch rechtzeitig des fatalen Umstandes, daß ein deutscher Autor einige hundert Jahre alt werden dürfte, ehe es einem seiner Leser oder Verehrer einfiel, durch eine Brinlenbung sein Herz zu erwidern und ihm dadurch zu beweisen, daß die Tugend der Dankbarkeit in deutschen Landen noch nicht gänzlich ausgestorben ist. Eher vielleicht läßt ihm ein Recensent ein paar Tropfen jenes Magenbitters zufließen, der eher Nard- und Kackegedanken hervorbringt als sie derart befähigt, wie dies bei Rijnheer Hannepoot der Fall war.

Ueber den Inhalt der beiden längsten Erzählungen: „Das Heß im Walde“ und „Signore Vermicello“, enthalten wir uns einer nähern Mittheilung, weil sie wegen der verwickelten Handlung, die natürlich im Auszuge um jeden Reiz kommen würde, am besten selbst gelesen werden. Der Verfasser hat es hier zum Theil mit furchtbaren Lagen und Katastrophen zu thun, deren Behandlung originell, stellenweise bis zum Grotesken und Barocken originell ist. Es sind freilich auch Erzählungen „bei Licht“, aber bei einem etwas faßl unheimlichen. Wir bemerken nur, daß der Verfasser, wahrscheinlich infolge selbstgemachter Erfahrungen und Beobachtungen, in der ersten genannten unter anderm gegen das jetzt in so verschiedenen Gestalten wuchernde Agenten- und Actienwesen zu Felde zieht. Der durch solche Agenten zu Grunde gerichtete und deshalb auf Selbstmord sinnende Kämmerer ruft in seiner Verzweiflung aus: „Der Staat ist selbst ein ewig schuldenmachender Bandit — wißt ihr wie der Dösch heißt, den sie nach den Herzen ihrer Mitmenschen zücken? Der Dösch heißt Actie! Ja, Actie, Actie heißt das ewig verfluchte Instrument und Agenten heißen die Bravos, die, wie die Engländer sagen Sighwaymen, nicht mehr in Höhlen, in Wäldern, an der Landstraße, sondern in Palästen wohnen, die aufgebaut sind von den Früchten ihrer infamen Industrie.“ Der Mensch, der den Kämmerer ins Verderben verstrickte, war ein gewisser Franz Köpfe, General-Agent der „Männerburger Vice-Spighuben-Gesellschaft“, ein, wie der Verfasser ihn schildert, „nach der neuesten Mode geschneidelter und gebieglelter junger Herr. Seidenglatte, bis zum Uebers wohlgebürstete Kleider mit obligatem, schwarzem Sammtfragen, seidene Faltbinde, goldene, den ganzen Brustkasten gewichtig umhangende Ketten, echten Fußhuh in der Hand — nichts fehlte, um das schände Gewächs der verdrehten Gegenwart so verführerisch und verlockend herauszufassiren als nur immer möglich. Auf der bedeutenden und sinnlich auch schon mehr als billig angeschwollenen Nase . . . saß die unnütze blaue Brille, die ebenfalls der verdrehte Augenarzt der Neuzeit einen Klienten auf die Nase zu heften pflegt“ u. s. w. Dieses „gleißende Monstrum“, dieser „gleißende Judenjunge“, dieser „schleimige Junge“, dieser „naßse Junge“, bewog bei einem eichlichen Weinfrühstück den in die Falle gehenden Kämmerer, 100 Actien zu zeichnen, so daß der Kämmerer „in Rede stehenden, kaiserlich privilegierten und concessierten Räuberbande“ mit nicht weniger als 40000 Thalern verpflichtet war. Denn was hatte der Agent ihm nicht alles vorgespiegelt: sicheres Geschäft, keinerlei Chance, keinerlei Nachzahlung unter keinerlei bedingung, Garantie, reellste und sicherste und glorreichste Garantie seitens des Staats für das Geschäft, welches vorläufig n Grundkapital von einer Kleinigkeit von zwei Millionen aufzuweisen hatte. Der Kämmerer erzählt: „Zwei Procent der ganzen Summe sollte ich sofort nach Empfang der Actien einzahlen. Und damit, so sagte der schleimige Junge, sein Glas an die Lippen führend, auch damit, sprach er, sich vom Munde den rothen rothen Balsams wischend, den ich ihm kredenzte, hätte noch Zeit, außerordentlich viel Zeit, und es wäre sogar sehr e Frage, ob selbst nach Empfang der Actien vor Ablauf von ihr und Tag an irgendeinen baaren, von mir zu fordernden rothen gedacht werden würde.“ Das Geschäft war gemacht, es „dahin sämte das Ungeheuer über die im Sonnenbrande machende Heide, gleich einer giftigen Lacerta“. Aber kaum

waren zehn Tage ins Land gegangen, da langten die Actien an und der Kämmerer mußte die von ihm aus Vorsicht längst in Bereitschaft gehaltenen zwei Procent gleich 800 baaren Thalern sofort bezahlen; zehn Wochen vergingen, da kam ein recommandirter Brief an ihn mit dem Stempel „Männerburger Vice-Spighuben-Gesellschaft, Haupt- und Generalcomité zu Männerburg“, gezeichnet Schmidt. In diesem Briefe wurde ihm folgende Alternative gestellt: da durch unvorhergesehene, nie zu berechnen gemessene Ereignisse die Spighubengesellschaft ganz außerordentliche und nur auf außerordentlichem Wege zu deckende Verluste erlitten, sofort 20000 Thaler gegen seinen ihm einzuhandigenden Wechsel nachzuschließen, oder zu riskiren, daß sofort die gerichtliche Wechselklage gegen ihn eingeleitet werden würde. Woher die 20000 Thaler sogleich nehmen? Der Kämmerer nahm sie „vorläufig bis auf weiteres“ aus der Domänenkasse. Damit war das Unglück geschehen. Die weiteren Auslassungen des Kämmerers über den „Staat“, den „Helfershelfer dieser und ähnlicher Banditen“, wollen wir hier unterdrücken, denn da die Geschichte, worauf der Ausdruck „kaiserlich privilegierte und concessierte Männerburger Vice-Spighuben-Gesellschaft“ hinzudeuten scheint, wahrscheinlich in den Staaten des Kaisers von China spielt, so möchten wir uns von seiten des Befinger Hofs keine Unannehmlichkeiten zuziehen.

Die letzte Geschichte: „Der Küras der Jungfrau von Orleans, oder das verkaufte Palladium“, schildert in scurril-tragischen, Weinen und Lachen zugleich herausfordernden Zügen das Ende des Theaterdirectors, eigentlich Directors einer sogenannten „Schmierre“, und einst vielgefeierten Mimus Philippus Pfau, der viel Durs, aber auch viel Unglück hatte; denn unter anderm war zu der angesagten Vorstellung der „Jungfrau von Orleans“ von der ganzen kunstliebenden Einwohnerschaft von Lumpenhäufen nur der ästhetisch-gebildete Buchbindermeister erschienen, der später, als nicht gespielt wurde, seine 4 Groschen Entrée beim Gartenwirth reclamiren mußte, „da diese goldburstige Menschen-natur auf diesen Posten gleich nach seinem Eingange mit der Wuth einer Hyäne Beschlag gelegt“. Aber trinken, echten Rheinwein trinken muß der Mime, koste es was es wolle; er verkauft beim Gelbgießermeister durch seinen nicht minder durstigen Sohn einen sehr kunstreich gearbeiteten, erzenen, stark versilberten Küras, welchen der Magistrat von Zürich einst seiner verstorbenen Gattin Frida als bewundernden Darstellerin der Jungfrau verehrt, und den er bisher als Palladium der Familie unter allen Wechselfällen treu bewahrt hatte. Der Gelbgießer hatte den Metallwerth mit 6 Thalern bezahlt, dabei aber geäußert, daß es eigentlich schade sei, ein so herrliches Kunstwerk einzuschmelzen. Aber 6 Thaler bedeuten so viel wie 6 Flaschen Rüdesheimer; diese werden sofort bestellt, und als der Kellner, welcher dem Allen keinen Credit mehr gab, hastig nach dem blinkenden Gelde greift, ruft der Alte: „Geodor! Sieh, mit welcher unermessbaren, gefräßigen Gier das frofobilenhafte Menschenungeheuer, das man abgerichtet hat, den Zapfen zu drehen und den Korzenzieher zu schwingen, nach der blanken Münze greift. Sieh, dies abschreckende Beispiel der modernen diebischen Gelbgier! Schöne, Geodor! wie sich seine elende Nase hafensförmig krümmt, gleich dem Schnabel eines Geiers“ u. s. w. Philippus Pfau schlürft, Schlankstellen aus seinen besten Rollen declamirend, in vollen Zügen den edeln langentbehrten Trank; sein Sohn schläft darüber ein — nur für eine Zeit; der würdige Vater schläft endlich auch ein — aber für immer. „Ein alter Mime ist ein alter Hund!“ hatte er noch vorher mit Kreide auf den Tisch geschrieben.

Für den Mangel an Klarheit der Anordnung und an ruhiger Entwicklung, der in M. Solitaire's Novellen meist bemerkbar ist, leisten dem Kenner, wenn auch vielleicht weniger dem großen Publikum eine kräftige und lebendige Charakteristik und eine Menge origineller Züge Ersatz. Der Verfasser ist, wie die meisten neuern Novellisten, wesentlich Genremaler und insofern auch Realist. Dem echten Humor wohnt aber schon als solchem ein idealistisches Element inne, namentlich aber die Neigung, auf die Wund- und Brandmale der Menschheit den Blick zu

richten. So setzt auch M. Solitaire die Impulse der modernen Selbstsucht und des modernen Materialismus nicht in Scene, um sich in frivoler Weise mit ihnen abzugeben und um einen Compromiß mit ihnen zu treffen, sondern um sie auf Tod und Leben zu bekämpfen.

Jakob Corvinus, ebenfalls ein Pseudonym, der erst auf dem Titel seiner letzten Stizzenammlung seinen wahren Namen Wilhelm Raabe verrathen, aber seinem nom de plume gleich durch seine „Chronik der Sperlingegasse“ einen guten Klang verschafft hat, ist gleichfalls wesentlich Genremaler, nur daß er vorzugsweise solche intime Herzensgeschichten erzählt, die zu allen Zeiten wiederkehren, die ewig alt und dabei doch immer neu sind wie der Frühling, wie der Schmerz, wie die glückliche oder auch unglückliche Liebe. Sein Humor ist wesentlich lyrisch-gemüthlicher Art, zuweilen an milde Schwermuth anklingend, aber selten oder nie in grellen Dissonanzen das Herz zerreißen oder verbitternd. Und ist in der That unter den neuern Novellisten keiner bekannt, der ein weiches, zärtlicheres Gemüth hätte, der so ganz und gar aus bloßem Gemüthskaff bestünde. Ja, man kann ihm zum Vorwurf machen, daß er auf der Claviatur seines empfindungsvollen Humors häufig zu weiche Töne anschlägt; er hat fast zu wenig Schärfe oder Bitterkeit. Es ist nicht genug, die Wunden, welche der Mensch dem Menschen durch seine Härte, Frivolität, Unbulsamkeit oder Selbstsucht schlägt, und die Leiden, welche durch die Vorurtheile des Standeshochmuths und die als Gräuel fortbestehenden fehlerhaften Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft hervorgebracht werden, mitzuempfinden, man muß auch den Muth haben, den Kampf mit den Feinden der Humanität Brust an Brust aufzunehmen.

Der Roman „Ein Frühling“ ist nun schon von zu altem Datum, um ihn hier ausführlicher zu besprechen; denn unter den in Deutschland alljährlich zu Hunderten wie Schwämme und Pilze emporstehenden Romanen gibt es verhältnißmäßig wol nur sehr wenige, deren Gedächtniß im Publikum nicht nach spätestens drei Jahren erloschen wäre. Wir fürchten, daß der Roman „Ein Frühling“, der die Jahreszahl 1867 trägt, ebenfalls diesem Schicksal kaum entgangen sein dürfte und daß auch die belobendste Kritik nun nicht mehr im Stande sein würde, sein Andenken in weitem Kreise des Publikums zu erneuern. Insofern da d. Bl. ihn bisher zufälligerweise übersehen haben, obgleich ein späterer Roman des Verfassers „Die Kinder von Finkenrode“ besprochen worden ist (in Nr. 19 d. Bl. f. 1859), so wollen wir ihn der Vollständigkeit wegen nachträglich noch anführen besonders zu dem Zwecke, um einen erfreulichen Fortschritt zu konstatiren, den uns der Verfasser seitdem gemacht zu haben scheint. Der Stil, der in diesem Romane oft nur in bloßweise herausgepreßten Exclamationen fortstreitet und alle Augenblicke durch Ausrufe des Verfassers unterbrochen wird (z. B. „Kinderherz! Kinderherz!“ „Eine Tageserleuchtung! Eine Nachtelerleuchtung!“ „Armes Glärchen!“ oder: „Ach, armes Glärchen!“ oder: „Ach, armes, armes Glärchen!“ oder: „Armes Glärchen! armer Georg!“ welche letztere Ausrufe so oft im Buche vorkommen, daß wir sie nicht zählen möchten, „Glärchen Albed heißt das Kind dort an dem Arbeitstischen! Glärchen Albed ist die Gelbin dieser verworrenen Historien!“ „Unter der Rose? — ja wol unter der Rose!“ „Gei, was haben wir hier? Eine leere Bonbonnhölle!“ u. s. w.), der Stil, sagen wir, ist in seinen neuesten Hervorbringungen weniger manierirt und weniger luxuriös, die Handlung schreitet geregelter fort, die Charakteristik ist plastischer. Der Roman „Ein Frühling“ hat zwar allerliebste Einzelheiten; das sanfte liebenswürdige Glärchen und ihre Freundin, die blinde Eugenie, namentlich die erstere gehören zu den reizendsten Frauengebilden, die man sich denken kann; auch der Privatdocent Justus Ostermeier und andere originelle Personen des Romans sind gelungene Figuren; aber dies sind immer doch nur ansprechende Einzelheiten, die aus dem sehr breit behandelten Roman hervortreten. Es handelt sich darin um die Liebe des jungen Gelehrten Georg Leibing (für den man durchaus kein besonderes Interesse fassen

kann) zu der genannten Clara Albed; Georg fällt in die Schlingen einer verführerischen Zauberin, der Sängerin Albe. Clara wird infolge davon bis zum Tode krank; Georg fühlt es um wie alle Schuppen von seinen Augen fallen und kehrt wenig und gläubig zu Clara zurück. Nun denke man sich diese einfache Herzensgeschichte auf 426 Seiten ausgepönnelt!

Wir wissen nach den bisherigen Talentproben des Verfassers immer noch nicht recht, ob er überhaupt zu größeren Compositionen des Zeug hat, während ihm einzelne Genrebilder in seinen Romanen und kleinere Erzählungen und Märchen ausgezeichnet gelungen sind. Indes versteht überhaupt von den deutschen Romanschriftstellern selten einer, wie die englischen bei oft hervortretendem fühlbaren Gedankenmangel fast alle, einen starken Band oder mehrere Bände hindurch spannend und gleich anziehend zu erzählen, während wir wieder an feuerreichen, originellen, ebenso gut erfundenen als gut ausgeführten kleineren Erzählungen, Stizzen, Novellen, Märchen u. s. w. so reich sind, daß wir hierin uns mit jedem andern Volke messen können. Vergleichen treffliche Sachen und Säckelchen enthält auch die Sammlung von Erzählungen „Halb Mähr, halb mehr!“ Gleich die erste Erzählung „Der Weg zum Lachen“ ist von feiner Erfindung und echt humoristischer Haltung. Ein deutscher Professor, Homilius, ist in seinem ungeheuern Wissen so verblüdet, daß er das Lachen und nebenbei auch das Weinen verlernt hat: denn es mag wol wahr sein, daß wer nicht aus vollem Herzen lachen kann, auch schwerlich im Stande sein wird, recht aus vollem Herzen zu weinen. Professor Homilius gäbe etwas herum, wenn er einmal lachen könnte, und so entschließt er sich eines Tags, zur Ueberraschung seiner Haushälterin, sein Studierzimmer zu verlassen, um aufs Lachen auszugehen: „Auf der Erde ging es in dem Augenblicke, als der Professor Homilius sein Studierzimmer verließ und die Treppe hinabstieg, her wie immer. Es blühte und es welkte, es sproßte und verging, ein Schlag wurde geschlagen, und ein Brautpaar verließ die Kirche: zwei Länder, welche die See trennte, wurden durch einen elektrischen Telegraphen verbunden und von einem Blütenbaum ließ sich eine kleine grüne Raupe an einem kaum bemerkbaren Faden zur Erde nieder! Millionen weinten, Millionen lächelten!“ In der Ecke eines Wirthshauses läßt er sich nieder, schlägt seinen Kopf auf und gebet plötzlich einer lieben Person, die er schon vor langen Jahren durch den Tod verlor: „eine Thronen rollt langsam über die runzelige Wange des alten Mannes — der Professor war auf dem besten Wege zum — Lachen!“ Wie er das gelangte und wie er, zum Schreck seiner Haushälterin, lachend und lachend nach Hause kam, das wollen wir unsern Lesern nicht weiter verrathen. Die Novelle „Einer aus der Reihe“ behandelt das Schicksal eines unglücklichen Dichters und seiner Frau Anna, welcher unser Verfasser am Grabe des Dichters zuredet: „Tröste dich, Anna, es kommt in der Welt nichts um; auch nicht eine Thronen, auch nicht ein Blutetropfen!“ In der Erzählung „Der Student von Wittenberg“ ist namentlich die Schilderung des magdeburger Schulrectors Georg Rollenhagen, Besizer des „Froschmühseler“, und der mit ihm in den Wald hinausgehenden Gymnasten vortrefflich gelungen, und in der Erzählung „Lorenz Scheibenhart“ aus der wüsten Zeit des Dreißigjährigen Kriegs der Chronikentom sehr gut getroffen und consequent gehalten. Die fälsche Stizze „Weihnachtsgeister“ hat zwar viel Phantasie, aber wenig Körper.

Studien zur Specialgeschichte.

Feldgarden. Beiträge zur Kirchengeschichte, Literaturgeschichte und Culturgeschichte. Von Heinrich Pröhle. Leipzig. Gräbner. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 7/8, Ngr.

„Feldgarden“ betitelt Heinrich Pröhle eine Sammlung verschiedener Aufsätze, die in älterer Gestalt bereits in mehreren Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt standen. „Fast in allen seinen Theilen“, so bemerkt er im Vorworte, „bezieht sich das Buch auf die Provinz Sachsen und das Königreich Preußen“.

Darum wollte ich es Heimatstudien nennen. (Pröhle ist bekanntlich zu Hornhausen im Halberstädtischen heimisch.) Aber man sagte mir hier (nämlich in Berlin), daß unser heutiges Publikum dann ein naturwissenschaftliches Werk erwarten würde." Und so nannte er es denn „Feldgarben“, nicht ohne Seitenblick auf „die in Wandel gelegten Garben“ des Feldes, in denen sich auch gar manches Gesammelte vorfindet.

Man kann dem fleißigen Literatur- und Culturhistoriker nur äußerst dankbar sein für die Ausbeute, die er in dem ziemlich starken Bande niederlegte. Es ist leider nur zu wahr, daß mehr denn ein Schriftsteller sein Bestes in den Zeitschriften oft geradezu verzettelt und Gott danken muß, wenn sich ihm Gelegenheit bietet, etwas davon einmal wieder ans Licht zu ziehen. In den Zeitschriften liegt das Material zum Detailstudium jedes Zweigs der Geschichte massenweise aufgespeichert, das läßt sich nicht leugnen. Aber wer kann davon Gebrauch machen? Wer auf die Hoffnung hin, für seinen Zweck eine einträgliche Notiz zu finden, so und so viele Bände der Zeitschriften auch nur durchblättern? Die Kraft, der Muth, das Gedächtniß eines einzelnen oder einzelner reicht da gar nicht aus. Drum ist eine solche, dem Detailstudium dienende Sammlung wie die vorliegende nur willkommen zu heißen. Auch wer die Provinz Sachsen nicht seine nähere oder fernere Heimat nennt, wird sich für eine Masse von Specialitäten interessieren und selbst vieles auf lokale Ereignisse Bezügliche daraus anstreichen.

In der ersten Hälfte der „Feldgarben“ überwiegt das kirchengeschichtliche Material. Da sucht der Verfasser in einem längeren Aufsatze die kirchlichen und geistlichen Bewegungen der vierziger und fünfziger Jahre historisch zu ordnen. Ein verdienstliches, aber ein äußerst schwieriges Werk! Denn wer stände nicht so mitten innen dieser Zeit, daß er nicht seine Meinung durchaus etwas von seinem Parteistandpunkte beeinflussen lassen sollte! Der Verfasser schildert uns trefflich das Vereinsleben in der Provinz Sachsen vor 1848, berührt das Entstehen der Lichtfreunde, kommt auf die Stellung der Geistlichkeit in eben dieser Provinz, dem Herde der neuen Kirchenbewegung, zu sprechen, entwirft mit einigen meist sehr wohl gelungenen Strichen Porträts von den Hauptern der Bewegung, von den Predigern Sinentis, Wislicenus, Uhlich, dem seinerzeit unendlich viel genannten Auerbecker Karl Bernhard König, und gruppiert dies alles selbstverständlich um die Person des ehemals bewunderten magdeburger Generalsuperintendenten, Bischofs Bernhard Dräse. Vielleicht schmeichelte er den Zügen dieses Bischofs absichtlich nicht, vielleicht mit Unrecht. Dräse mußte glanzlos aus seiner Thätigkeit scheiden, das ist wahr; trotz alledem aber ruht auf diesem Bischof ein Nimbus, wie er so leicht keinem Generalsuperintendenten wieder zu Theil werden wird. Es ging ihm wie so vielen Ministern, die mit den liberalsten Gesinnungen das Amt antreten. Ueber ein Kleines und sie gewahren mit Schrecken, daß man wol viel liberal sprechen, der Pflicht und dem Eide gemäß indeß liberal handeln nicht dürfe. Weiter zeigt uns der Verfasser den Höhepunkt der Bewegung, das Verhalten der Behörden, die Gegenwirkungen von orthodoxer Seite, die Bildung freier Gemeinden; weiter führt er uns durch das Jahr 1848 zu der eigentlichen und unerquicklichen Thätigkeit Uhlich's, bespricht die Stellung der Freien Gemeinden zur gesellschaftlichen Ordnung und schließt in einem Tone, dem man nur aus vollem Herzen beistimmen kann: die jetzigen und sogenannten Freien Gemeinden entsprechen den religiösen Bedürfnissen des wirklichen (des nicht halb und verbildeten) Volks keineswegs.

Von höchstem Interesse ist der nachfolgende größere Aufsatz über Johann Christian Edelmann, den Aufklärer des vorigen Jahrhunderts, den Vorläufer Strauß, des Verfassers des „Leben Jesu“, hauptsächlich wegen der Originalbeiträge, die Pröhle aus der Sallitteratur des vorigen Jahrhunderts mit vieler Mühe zu sammeln wußte. Er macht uns bekannt mit einigen in das Reich der Mystifikationen gehörenden Schmähschriften, die zu Hamburg „den bössartigen Verfassern zur immerwährenden Schande durch den Trohn auf dem ehrlösen Blocke“ verbrannt

wurden. Er recapitulirt auch jene höchst drollige Unterredung, die Edelmann mit König Friedrich Wilhelm I. in Potsdam zu bestehen hatte und fügt nach eigener Forschung aus vergilbten Blättern der „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ etwas über den Lobestag und die Lobesart Edelmann's hinzu, deren Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit durch die vielfältigen im vorigen Jahrhundert periodenweis gäug und geben Mystifikationen in Frage gesetzt gewesen scheint.

Die zweite Hälfte der „Feldgarben“ umfaßt kleinere Aufsätze aus der Literatur- und Culturgeschichte, von denen sich einige, ohne daß wir damit dem Verfasser irgendwie einen Vorwurf machen wollen, als sogenannte literarische Papierschnitzel kennzeichnen, so unter andern das über Mollenhagen's „Froschmeuseler“ Gesagte. Mit besonderer Vorliebe weilt der Verfasser bei der Schilderung seines Heimatorts Hornhausen. Begreiflicherweise! Denn Hornhausen besaß zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs ein berühmtes Bad, zu dem aus ganz Deutschland die Kranken wallfuhren. Jedenfalls ein culturhistorisch merkwürdiger Zug: die Protestanten führen Krieg gegen den Silberdienst und den Aberglauben der Katholiken, und im protestantischen Bade Hornhausen drängen sich Protestanten zum wunderthätigen Wasser mit abergläubischer Hoffnung! Wer riefte da nicht: o sancta simplicitas! Bei der Gelegenheit gedenkt Pröhle auch eines ziemlich verschollenen Dichters Fintelhaus, den er als nothwendiges Glied zwischen die Dichter Flemming und Günther setzt. Fintelhaus muß allerdings noch im vorigen Jahrhundert in ziemlichem Ansehen gestanden haben. Sageborn, dies setzen wir aus eigener Nachvollkommenheit hinzu, gedenkt seiner unter einer Masse anderer Dichter und schmückt ihn, während er Günther vorzugsweise den „feuerreichen“ nennt, mit dem Beiworte des „ehrliehen“.

Was sich außerdem noch in den „Feldgarben“ vorfindet: über Heinrich Julius von Braunschweig; zur Literatur der Märgen und Sagen; einiges aus dem Briefwechsel mit J. W. Wolf; zwei Tage aus dem Leben Friedrich's des Großen; über Königin Luise; über Katharina II.; die Alenburg im Halberstädtischen: das führen wir nur summarisch an. Wir schließen mit den Schlussworten des Vorworts: „Mit der Ausnahme dieses Buchs bin ich (Pröhle) zufrieden, wenn der Abdruck dieser Journalaufsätze gerechtfertigt erscheint. . . Würdigt man sie jetzt einer aufmerksamen Durchsicht, so glaube ich in der That noch denselben Beifall hoffen zu dürfen, welchen ihnen früher vielleicht schon ein flüchtiges Lesen hier und da gewährte.“ Wir meinen: die Anerkennung wird nicht fehlen.

Emil Müller-Samswegen.

Notizen.

Conseger und Schriftsteller.

In Nr. 11 der „Neuen Zeitschrift für Musik“ bemerkt Franz Brendel: „Die Blätter für literarische Unterhaltung“ beschäftigten sich vor einiger Zeit mit dem Worte „Schriftsteller“ und der Nachweisung, wie unpassend dasselbe gewählt sei. Auch auf musikalischem Gebiet wäre es wünschenswert, wenn manche Bezeichnungen mehr und mehr in Wegfall kämen und dafür andere bereits vorhandene und hin und wieder gebrauchte in Anwendung gebracht würden, nicht eines, sobald es sich um technische Ausdrücke handelt, übel angebrachten sprachlichen Purismus wegen, sondern weil in der That die Worte dem Begriff der Sache gar nicht mehr entsprechen. Dahin gehören zunächst die Bezeichnungen „Composition, Componist, Componiren“. Die musikalische Thätigkeit ist eben mehr als ein bloßes Zusammenstellen. Nicht einmal das aus alter Zeit überkommene Wort „Conseger“ entspricht jetzt noch dem Wesen des Gegenstandes. Man wähle demnach statt „Componist und Composition“ die Worte „Tonlichter, Tondichtung, Tonschöpfung“, und für das Hauptwort „das Componiren“ vielleicht die Bezeichnung „das musikalische Kunstschaffen“. Nur das Zeitwort „componiren“ macht Schwierigkeiten und es bietet sich zunächst dafür uns kein anderer Ersatz dar, als bei Instrumentalwerken „in Tönen dichten“,

bei Gesangswerken nicht leicht „musikalisch nachschaffen“. An die Stelle des Wortes „Musiker“ wurde von uns schon längst der Name „Tonkünstler“ gesetzt. Wie unpassend die Bezeichnung „Conservatorium“ gewählt ist, wurde schon vor Jahren einmal in d. Bl. zur Sprache gebracht. Man sage ganz einfach „Musikschule“ oder auch „Akademie der Tonkunst“.

Unter den von Franz Brendel verworfenen Bezeichnungen ist es namentlich das Wort „Tonseher“, gegen das sich ziemlich dieselben Bedenken geltend machen lassen, wie gegen das Wort „Schriftsteller“; denn man denkt dabei eher an denjenigen, der die Noten für den Druck setzt als an denjenigen, der die Melodien erfindet. Wer eine Schrift „stellt“, thut am Ende, den Ausdruck rein materiell genommen, nichts anderes als wer sie „setzt“, nur daß dieser gegen die Schrift höflicher verfährt, indem er sie wenigstens sich setzen heißt. Daher kommt auch die Verwechselung zwischen Schriftsteller und Schriftsetzer bei den weniger Gebildeten viel häufiger vor als man denkt. Glasbrenner, glauben wir, hat nach uns für „Schriftsteller“ das Wort „Schriftkünstler“ in Vorschlag gebracht. Dieser Ausdruck wäre doch so übel nicht. Gegen „Schriftkunst“ wird sicherlich niemand etwas wirklich Stichhaltiges einwenden können, und hiervon bilden sich alle Ableitungen und Zusammensetzungen durchaus bequem: „Schriftkünstler“, „Schriftkünstlerisch“, „Schriftkünstlertum“, „Schriftkünstlerschaft“, oder „Schriftkünstlerhand“, „Schriftkünstlerverein“, „Schriftkunst treiben“, „der Schriftkunst obliegen“ (für das höchst unglückliche Wort „Schriftstellern“ oder „Schriftstellerei treiben“, wobei man ohnehin leicht an die gefeslich verpönte plebeoadvocatische „Winkelschriftstellerei“ denkt, die noch jüngst in Sachsen zu Verurtheilungen und in den Wäldern zu Erdörterungen über den Begriff dieser Art von „Schriftstellerei“ führte). Aber leider wird es Mühe kosten, diese Bezeichnungen einzubürgern. Deshalb schlagen wir das Wort „Schriftverfasser“ vor, einmal weil wir das Wort „Verfasser“ schon haben und sehr häufig gebrauchen, sodann weil „Schriftverfasser“ schon vor Lessing im Gebrauch war und noch von Gleim angewendet worden ist. Einzelne, z. B. der Prorector Sauge in seinen Schulschriften, haben auch unsern Vorschlag gutgeheißen und schreiben überall „Schriftverfasser“ statt „Schriftsteller“. Abgeleiteten Zeit- und Eigenschaftswörtern und Zusammensetzungen kommt freilich „Schriftverfasser“ nicht so entgegen wie „Schriftkünstler“, „Schriftkunst“. Uebrigens beweist sich auch an diesem kleinen Beispiel, wie so manche Nachtheile für die Fortentwicklung einer noch lebenden Sprache es hat, wenn man decretirt: mit diesen oder jenen Schriftstellern ist die classische Literatur und damit auch die Sprache abgeschlossen! Weil irgendetwas als classisch anerkannter Schriftverfasser ein gänzlich unpassendes Wort einzuführen beliebte und die übrigen als classisch anerkannten Schriftverfasser nur dieses Wort gebrauchten, so soll man auch für alle Folgezeiten gebunden sein, sich dieses Wortes zu bedienen, und ein passenderes, das sich etwa bietet und dem Begriffe der Sache bei weitem mehr entspricht, beileibe nicht anwenden, ja auch nur in Vorschlag bringen!

Ein Urtheil über Heinrich von Kleist aus dem Jahre 1808.

Denjenigen, welche sich mit Recht oder Unrecht darüber beklagen, daß ihre Stücke durchfielen und ihre Romellen keinen Beifall fanden, mag nachstehendes Urtheil des Fräuleins Henriette von Knebel über Heinrich von Kleist's Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ und dessen Erzählung „Michael Kohlhaas“ zu einigem Troste gereichen. Henriette schreibt am 5. März 1808 an ihren Bruder: „Ein fürchterliches Lustspiel, was wir am vorigen Mittwoch haben aufführen sehen und was einen unverschämten, unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat und auf uns alle, ist „Der zerbrochene Krug“ von Hrn. von Kleist in Dresden, Mitarbeiter des charmanten „Phöbus“. Wirklich hätte ich nicht geglaubt, daß es möglich wäre, so was Langweiliges und Abgeschmacktes hinzuschreiben. Die Prinzess meint,

daß die Herren von Kleist gerechte Ansprüche auf den Jagardorden hätten. Der moralische Ausfall ist doch auch ein böser Uebel. Ich glaube, bei diesen Herren hat sich das Blut, was sie sich im Kriege erhalten haben, alles in Lunte verwandelt. Im nächsten „Phöbus“, den dir die Prinzess bald schicken wird, tritt dieser selbe Autor auch gleich mit so einer abschreckenden Geschichte auf („Michael Kohlhaas“), lang und langweilig in höchsten Grad.“ Ueber das Blatt, welchem „Michael Kohlhaas“ zum Schmuck gereichte, den von Adam Müller mit besonderer Unterstützung Heinrich von Kleist's herausgegebenen „Phöbus“, bemerkt Henriette in einem andern Briefe: „Es ist eine freche Gotteslästerung, daß man eine Pfüge so nennt, die wol auch von der Sonne beschienen wird. Für solch eine unverschämte Bettelei sollte man doch gewiß seine Conscience nicht aufheben.“ Gegenwärtig zählt man das „fürchterliche“ Kleist'sche Lustspiel zu den wenigen deutschen Komödien, die einen hervorragenden bleibenden Werth haben, und seine „abschreckliche“ Geschichte „Michael Kohlhaas“ zu den Meisterstücken der deutschen Novellistik. Dadurch beweist sich zwar, daß das wirklich Treffliche endlich einmal durchbringt und zur Anerkennung gelangt, aber auch daß die Welt gegen die Vorzüge eines Dichters und Schriftstellers oft in undegreiflicher Weise mit Blindheit geschlagen ist. Bei seinen Lebzeiten ist wol schwerlich jemals ein Dichter so gänzlich verkauft und ungerecht beurtheilt worden, als Heinrich von Kleist, gegen den eine förmliche geheime Verschwörung bestanden zu haben scheint, und außer dem qualenden Wismuth über das Unglück und die Schmach des deutschen Vaterlandes mag wol auch das schmerzliche Gefühl über diese gänzliche Misachtung seines poetischen Talents und Strebens zu seinem tragischen Ausgange mehr beigetragen haben, als man gemeinhin annimmt. Was Henriette von Knebel betrifft, so beklagt diese einmal in einer von uns bereits in voriger Nummer angeführten Briefstelle, es sei ärgerlich, daß die Deutsche nur boshaft und hämisch sein könne. Aber in ihren Urtheilen über Kleist und Schiller erblicken wir doch auch einen hämischen Geist, der mit dem Urtheil Herder's über sie, sie habe eine „außerordentliche Güte und schwärmerische Zartheit, recht wie eine Taube“, nicht sehr im Einklang steht. Einigen Unterschleß macht es zwar, ob ein hämischer Urtheil mündlich oder mündlich ausgesprochen oder ob es sofort im Druck veröffentlicht wird, aber doch keinen sehr großen, zumal da die mündlichen Ausprüche von Personen, welche angesehenen und einflußreichen Kreisen angehören, sich von Kreis zu Kreis weiter fortpflanzen und den davon Betroffenen unter den Druck und die Beaufsichtigung eines heimlichen Gerichts stellen, dessen verschlungene Fäden er nicht zu durchschauen und zu zerreißen vermag.

Das Luther-Denkmal in Worms.

Das kürzlich auf Kosten des Luther-Denkmal-Vereins hergestellte und für diesen von F. A. Brockhaus in Leipzig debitierte Kunstblatt „Das Luther-Denkmal in Worms nach dem Entwurfe von Ernst Rietschel“ hat allgemein die günstigste Aufnahme gefunden, und wir glauben, daß der damit verbundene Zweck — durch den Verkauf dieses Blattes einen Theil der zur Ausführung des Denkmals noch fehlenden bedeutenden Summe aufzubringen — gewiß erreicht werden wird, wenn jeder Freund und Verehrer Luther's sich die Verbreitung dieses schönen Kunstblattes angelegen sein läßt. Der Preis (15 Rgr. oder 54 Kr. Rheinisch) ist so gering, daß sich auch der wenig Bemittelte in den Besitz des Bildes setzen und dadurch zur Ausführung des großartigen Monuments mit beitragen kann. Besonders möchten wir die Verwendung für die Abbildung des Geißlichen und der Lehren der protestantischen Jugend Deutschlands empfohlen haben, da es doch wol zunächst ihre Aufgabe sein muß, dem Aufbau für Luther und die Reformation die größte Unterstützung zu Theil werden zu lassen.

Bibliographie.

Daaber, J., Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnberg. Nordlingen, Bed. Gr. 8. 15 Ngr.

Darcille, J., Emilia Paula. Geschichtlicher Roman aus dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Nach dem Französischen, in der Bearbeitung der „Gegenwart“. Neu übersetzt von G. Wahl. Zwei Theile. Wien, Sommer. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bartholomäi, F., Philosophie der Mathematik. I. Die absoluten Zahlen. — II. u. d. L.: Zehn Vorlesungen über Philosophie der Mathematik. Jena, Euden. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, E., Gedichte. Berlin, Riegel. 16. 1 Thlr. 6 Ngr. Beiträge zur Geschichte Tirols. Innsbruck. Gr. 8. 12 Ngr.

Betrachtungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — über Zeit und Ewigkeit — über Himmel und Erde, über Gott und Menschen nach biblischen und andern heiligen Texten. München. Gr. 8. 24 Ngr.

Briefwechsel zwischen Leibniz und Christian Wolf. Aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover herausgegeben von C. I. Gerhardt. Mit 1 Figurentafel. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Christlieb, T., Leben und Lehre des Johannes Scotus Erigena in ihrem Zusammenhang mit der vorhergehenden und unter Angabe ihrer Berührungspunkte mit der neuern Philosophie und Theologie dargestellt. Mit Vorwort von Landerer. Gotha, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Croz, Clara, Mädchenleben. Ein Tagebuch. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1861. 16. 1 Thlr.

Engling, J., Die Luxemburger Glaubensbekenner unter der französischen Republik, quellenmäßig dargestellt. Luxemburg, Bied. Gr. 12. 12 Ngr.

Eschenhagen, H., Zur plattdeutschen Sprache und deren neue Literaturbewegung. Berlin, Schotte u. Comp. 8. 10 Ngr.

Eye, A. v., Leben und Wirken Albrecht Dürer's. Nordlingen, Bed. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Göttinger, E., Ueber die Dichtungen des Angelsachsen Caedmon und deren Verfasser. Inaugural-Dissertation. Göttingen. Gr. 8. 8 Ngr.

Gruppe, D. F., Demetrius. Schiller's Fragment, für die Bühne bearbeitet und fortgeführt, nebst einer literarisch-historischen Abhandlung. Berlin, Bach. 1861. Br. 8. 1 Thlr.

Guizot's, F., Denkwürdigkeiten. Beiträge zur Geschichte der neuesten Zeit. Deutsch von E. Wächler. 1fter Band. Vier Lieferungen. Sondershausen, Kruse. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagenbach, M. R., Die theologische Schule Basels und ihre Lehrer von Stiftung der Hochschule 1460 bis zu bewette's Tod 1849. Basel. Gr. 4. 20 Ngr.

Heiker, C. v., Nachrichten über Gottfried Christoph Weis, Prof. zu Helmstedt von 1759—1809. Mit Illustrationen. Berlin, Nikolai. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herzog, L., Maria die Bägerin. Eine Novelle. Lindau, Heitner. 8. 16 Ngr.

Horaz als Aesthetiker in seinem Brief an die Pisonen, mit erschöpfender seiner übrigen Gedichte und der Poetica des Ieron. Wiba. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 4. 6 Ngr.

Jägerhörnslein. Jägerlügen. Jägerlieder. Jägerzauber. Des Jägerbreviers anderer Theil.) Dresden, Schönfeld. 1861. t. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klemm, G., Versuch einer Urgeschichte des Kosmos mit Beziehung auf das allgemeine Culturleben der ältesten Völker: Erde. Mit Abbildungen nach Denkmälern der Vorzeit. vden, Klemm. 16. 22½ Ngr.

Die Kosmos in ihrer geschichtlichen Entwicklung und gegenwärtigen Zuständen von H. von D. Berlin, Riegel. Gr. 8. Thlr. 10 Ngr.

Wächler, G. G. F., Xenion. Sieben Festgefänge zur gol-

denen Jubel-Feier der Berliner Hochschule. Glogau, Flemming. Lex.-8. 15 Ngr.

Merian, P., Die Mathematiker Bernoulli. Basel. Gr. 4. 18 Ngr.

Münzinger, B., Papstthum und Nationalkirche. Eine kirchenrechtliche Studie. Bern, Dasp. Gr. 8. 10 Ngr.

Nöldeke, T., Geschichte des Qoräns. Preisschrift. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Pfarrus, G., Zwischen Eoswald und Westrich. Drei Erzählungen. Kreuznach, Voigtländer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Pilgram, F., Psychologie der Kirche. Forschungen über die geistigen Gesetze, in denen die Kirche nach ihrer natürlichen Seite besteht. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 Thlr.

Quitzmanna, A., Die heidnische Religion der Baiwaren. Erster faktischer Beweis für die Abstammung dieses Volkes. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rosengarten, A., Architektur-Bilder aus Paris und London. Hamburg, Berthes-Besser und Manke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Teobald, G., Naturbilder aus den Rhätischen Alpen. Thurg. Sp. 8. 24 Ngr.

Tschirsky, L. v., Meran. Zur Orientirung über Klima, Reise und Aufenthalt nach langjähriger eigener Erfahrung zusammengestellt. Mit 1 Karte der Umgegend von Meran. Berlin, A. Duncker. 1861. Br. 8. 17½ Ngr.

Voget, S., Die Stedinger. Dramatisches Gedicht. Bremen, Weidler. 8. 1 Thlr.

Wartenburg, R., Neue Propheten. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wilckomm, G., Verirrte Seelen. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Wirth, M., Deutsche Geschichte von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. 1te Lieferung. Frankfurt a. M., Expedition des „Arbeitgeber“. 1861. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Dupanloup, F., Was ist Rom, was Italien und Europa ohne das Papstthum? Eine Zeitfrage. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 6 Ngr.

Schwarz, C., Rede gehalten bei der Beisetzung der Leiche Ihrer Hoheit der verewitweten Frau Herzogin Marie von Sachsen-Coburg-Gotha in der Schloßkirche zu Gotha am 27. September 1860. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 8 Ngr.

Sigur, de, Was ist der Papst? Eine Tagesfrage. Aus dem Französischen übersetzt von J. Pennarp. Aachen. 8. 2 Ngr.

Heinrich Simon. Berlin, Springer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Stoy, R. V., Zwei Tage in englischen Gymnasien. Ein Vortrag für Gebildete. Nebst 2 Abbildungen und 1 Beilage. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Ueber freie Gemeinuden und Gottes Persönlichkeit. Offener Brief an Ulrich in Magdeburg in Beziehung auf dessen Vortrag zu Bonn am 8. August 1860. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 8. 3 Ngr.

Ulrich's Antwort auf einen offenen Brief aus Bonn, über seinen Vortrag vom 8. August 1860. Bonn, Rheinische Buchhandlung. Gr. 12. 3 Ngr.

— — Mißverständnisse in der Religion. Vortrag vor einer öffentlichen Versammlung in Bonn, am 8. August 1860 gesprochen. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 8. 4 Ngr.

— — Rede an unsere Vierzehnjährigen. Bonn, Rheinische Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Vaterlandsliebe ist der beste Schutz Zoll. Wien, Sommer. Lex.-8. 2 Ngr.

Was hat „der Aker“ versprochen? — Was kann er halten? Wien, F. Klemm. Gr. 8. 4 Ngr.

Wildenbruch, L. v., Ein Blick auf den Libanon. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das soeben erschienene sechshundvierzigste Heft (Bogen 38—41 des vierten Bandes) enthält:

Toscana in den Jahren 1849—60. Zweiter Artikel. — **Bosnien und Herzegowina** in ihren natürlichen, socialen und politischen Verhältnissen. Zweiter Artikel. (Vom Herrn. D. von Reinsberg-Düringsfeld.) — **Marshall Atel.** — **Giacomo Antonelli**, Cardinal-Staatskanzler.

Kleinere Mittheilungen: Dallas (George Wiffin). — Duméril (André Marie Constant).

Dieses Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon“, sowie für die der „Gegenwart“ und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten etc. und die Fragen des Tages behandelt. Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt 6 Ngr. Der erste bis dritte Band, die gewissermaßen den 16.—18. Band des Conversations-Lexikon, bilden werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Bei Otto Wigand, Verlagsbuchhändler in Leipzig, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch der deutschen Sprache.

Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart.

Von Dr. Daniel Sanders

correspondirendem Mitglied der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin.

I. Bd. Gr. 4. 133 Bogen — 3192 Spalten.

Preis brosch. 8 Thlr. 20 Ngr., auch in 13 Lieferungen à 20 Ngr.

Nachdem dieser erste Band in der kurzen Zeit von 20 Monaten vollendet worden, ist die sichere Gewähr für eine so schnelle Beendigung des Ganzen, wie sie für ein ähnliches Material noch kaum da war, gegeben. Die Kritik hat sich aller Orten wiederholt so günstig für ein Werk ausgesprochen, welches zum erstenmale den Schatz der deutschen Sprache vollständig aufschließt, daß weitere Anpreisungen beinahe überflüssig sind. Das deutsche Volk erhält zum erstenmale ein wirklich erschöpfendes Wörterbuch seiner Sprache. Druck und Papier sind trotz des billigen Preises ausgezeichnet. Die erste Lieferung mit ausführlichem Prospect liegen in jeder Buchhandlung zur Einsicht bereit.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von Dr. Johann Ernst Rudolph Kaeuffer.

Drei Theile. 8. Geh. 11 Thlr.

In diesem mit dem soeben erschienenen dritten Theil nunmehr vollständig vorliegenden Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weitem Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bisjetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinterindiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwicklung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigenden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Dritttheilen der gesamten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, erscheint ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit und wird jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Black Douglas.

Ein australischer Roman von Wilhelmine Gaisford.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses zweite Werk der Verfasserin wird gewiß dieselbe fremdliche Aufnahme finden wie ihr erstes „Die Hunyady. Ein historischer Roman“ (5 Thlr.), welches das interessante und den größern Publikum bisher nicht vorgeführte Schicksal des berühmten Matthias Corvinus von Ungarn und seiner Familie in eben geschmackvoller als sich an die historischen Forschungen mit Geschick ansehnender Weise behandelte.

Die Kölnische Zeitung bemerkt über das neue Werk: „Die Studie trägt ein so durchaus australisches Gepräge, daß wir, die wir dieses Leben und Treiben vom ersten Berichte über die Goldentdeckungen bis zur jetzigen Phase mit besonderer Vorliebe beachtet haben, oft wahrhaft überrascht waren. In den „Sträflingen“ schildert bekanntlich Gerstädt mit Reisther und unter Benutzung eigener Anschauungen das Abenteuerliche in Australien. „Black Douglas“ reiht sich dem Gerstädt'schen Roman würdig an. Mit großer Lebensfrische sind die Scenen in den Goldminen skizziert, und die beiden Schweftern des berühmten Black Douglas, namentlich aber Emily und Edward — eine köstliche Figur — werden dem Leser unvergeßlich bleiben.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 45. —

8. November 1860.

Inhalt: Schiller-Festliteratur. Von Hermann Marggraf. — Bunsen's Bibelwerk. — Erzählungsliteratur. — Aus dem russischen Provinzialleben. Von Karl Witte. — Notizen. (Deutsche Literatur in Frankreich; Luther in Rom und Worms; Die englische Redensart „Walk-er!“) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schiller - Festliteratur.

In diesen Tagen ist wieder ein Jahr seit der Säcularfeier Schiller's verfloßen, und es ist jetzt der rechte Augenblick gekommen, an sie wieder einmal zu erinnern, weil man an dergleichen nicht oft genug und nicht nachdrücklich genug erinnern kann. Den natürlichen Anknüpfungspunkt dazu bietet uns eine Anzahl von Säcularschriften, die uns noch nachträglich zugegangen sind. Freilich, wenn wir auf die Italiener blicken und sehen, daß sie so ziemlich ihr großes Einigungswerk vollbracht haben, ohne vorher viel zu mahlzeiten, zu reden, zu singen, zu declamiren und zu musciren, und wenn wir nun fragen: Hat das deutsche Einigungswerk im Laufe dieses Jahres wirklich zufriedenstellende Fortschritte gemacht? ist von oben alles geschehen, was geschehen konnte? sind auch nur in den Bevölkerungen selbst alle Antipathien und Eifersüchteleien gründlich überwunden? betrachtet man an der Donau und Isar die Anwohner der Spree und Oder und wieder an der Spree und Oder die Anwohner der Donau und Isar jetzt wirklich nicht mehr als natürliche Feinde und geschworene Gegner, sondern als natürliche Bundesgenossen und zugeschworene Brüder? — dann dürfte die Antwort doch nicht so entschieden günstig ausfallen, als der Patriot wünscht und die vor einem Jahre gehörten jenseitigen Toaste und Kieder auf die deutsche Einheit warten ließen. Ja, fragt man auch nur: sind die poetischen Ideale Schiller's auch nur um einen Fuß breit ihrer Verwirklichung näher gerückt? hat sich das Leben in seinem Sinne verklärt und geläutert? ist die Macht desohen Materialismus und Egoismus gebrochen? haben die Dichter unserer Zeit kein Recht mehr zu der Klage Schiller's, daß die Meinung der Welt diese „Libertinage, die Dichtkunst“ mit ihrem „Fluch belaste“? drängt das Volk zu den Vorstellungen Schiller'scher Tragödien, während es Ballets, Vossen und Prachtopern vermählt? — so würde auch auf diese Fragen die Antwort herzlich nicht ohne Schamröthe gegeben werden können.

Dennoch war es ein schönes Fest, das, was seine Verbreitung über die ganze Erde betrifft, niemals seines 1860. 45.

gleichen hatte. Die Schnelligkeit, womit sich die Festidee bis an die fernsten Punkte, wo Deutsche leben, electrisch fortpflanzte, und die Einmüthigkeit und das Geschick, womit sie überall ins Werk gerichtet wurde, verdienen Bewunderung. Man wird das Fest zu den Thaten unserer Helden und zu den wichtigsten Ereignissen in die Geschichtsbücher deutscher Nation eintragen müssen, und unsere Nachkommen werden — denn in Deutschland will gut Ding Weile haben — vielleicht realisiren, wovon wir sangen, sprachen, dichteten und träumten. So gut die jetzige deutsche Generation, mit wenigen widerstrebenden Ausnahmen, drei Tage lang auf dem ganzen Erdenrunde und bei tausenden von Tafelrunden im Geist und in der vaterländischen Gesinnung einig sein konnte, so gut können es ja die künftigen Generationen jahrhundertlang sein, wenn sie fähig sind, Lehre anzunehmen. Ein Redner sagte beim Schiller-Fest in dem fernen Minesota:

Die Uneinigkeit Deutschlands ist bei allen Nationen sprichwörtlich geworden. Diese jammervolle Lage Deutschlands hat nichts Erquickendes für den Beobachter, man freut sich, daß man fern ist von der Misere. Aber zum Glück sind die Bezgriffe Deutsche und Deutschland nicht gleichbedeutend. Deutschland mag uneinig sein, die Deutschen sind einig, ja, ich behaupte, die Deutschen sind einiger als irgendeine Nation der Erde. Diese Einigkeit der Deutschen beruht auf den großen Männern der Nation, jenen Heroen der Kunst und Wissenschaft, die den deutschen Namen in der Culturgeschichte der Menschheit zum glänzenden Gestirn gemacht haben. In diesen Männern finden wir unsere eingebüßte Nationaleinheit und unsern Nationalstolz wieder. . . . Unsere deutsche Einigkeit beruht daher nicht auf der todtten Einheit der zusammenhängenden Eierschale oder auf der wucherischen Einheit einer und derselben Regierung, sondern auf der lebendigen und lebenbringenden Einheit des Geistes, die uns überall zu einer und derselben Nation verbrüderet, mögen wir im alten Vaterlande oder mögen wir in einem andern Lande leben. Schiller und Goethe, die beiden Repräsentanten des deutschen Geistes, sind in diesem Feste das Symbol der deutschen Einheit.

Der Redner hob dann noch hervor, daß auch der bessere Theil der Angloamerikaner seine Zuflucht zu den Schätzen des deutschen Geistes zu nehmen anfangen, daß Tausende derselben deutsch lernten, daß germanisirt werden

in geistiger Beziehung für den Amerikaner nichts anderes bedeute als nicht menschlich zu werden, wie das bei Emerson und Parker und bei den hervorragenden Größen der Amerikaner wahrzunehmen sei.

Im übrigen würde unserer Meinung nach von der Hundertjahrfeier Schiller's vielleicht ein noch nachhaltiger und heilsamer Eindruck zurückgeblieben sein, wenn man, wenigstens in Deutschland selbst, weniger den Dichter und sich selbst complimentirt, als vielmehr, wie dies besonders von Gottschall in seiner leipziger Festschrift geschehen, den Gegensatz zwischen unserm Thun und Treiben und dem, was Schiller gewollt, hervorgehoben und mit feurigen oder ernst strafenden Worten daran gemahnt hätte, was uns noch zu thun übrig bleibt, um des Dichters und seiner hohen Tendenzen würdig zu sein.

Unter den uns vorliegenden Schriften sind uns besonders zwei von Interesse, welche uns nachträglich aus der Schweiz und Nordamerika zugegangen sind; denn wir erkennen daraus, daß die Eidgenossen, auch die in den Urantonen, wie die nach dem transatlantischen Continent ausgewanderten oder verschlagenen Landleute, obschon politisch oder räumlich weit von uns getrennt, doch im Geist und in der Wahrheit unsere Brüder und unsere Gesinnungsgenossen geblieben sind. Wir wenden uns zunächst nach der Schweiz und greifen nach der Schrift: „Schweizerische Rütli- und Schiller-Fest am 10. November 1859. Festalbum und patriotisches Neujahrsblatt“ (Aarau, Christen, 1860). Es war ein großer und erhebender, wenn auch naheliegender Gedanke für die Bewohner der Urantone, das Schiller-Jubiläum angeschlossen der erhabenen Gebirgsscenerie auf jenem Rütli zu begehen, auf dem eine der patriotisch ergreifendsten Handlungen des Schiller'schen „Wilhelm Tell“ vor sich geht; und daß dies möglich war, ist doch ein Beweis dafür, daß seit Schiller's Zeit unter dem Beistande des Schiller'schen Geistes selbst Bildung und Gesittung auch in den Urantonen die mächtigsten Fortschritte gemacht haben. Denn Schiller's „Wilhelm Tell“ fließt bei seinem Erscheinen gerade in der Urschweiz, die darin verherrlicht wurde, auf die entschiedensten Antipathien, wie unter anderem das 1805 zu Altorf gedruckte dreiactige Schauspiel „Der travestirte Tell“, eine erbärmliche Satire auf Schiller und seine Dichtung, zur Genüge beweist.

Der Schrift ist ein Vorwort vorangeschickt, dessen Verfasser es gegenüber den frommen Bewohnern der Urantonen für nöthig hält, die Christlichkeit Schiller's ans Licht zu stellen, „um ihn vollgültig zu reinigen und ein Jahrhundert nach seiner Geburt feier- und festlich zu machen“. Es wird darin unter anderem daran erinnert, daß Schiller seiner Schwiegermutter einmal eine englische Bibel geschenkt und die bekannten Zeilen aus einem seiner Jugendgedichte hineingeschrieben habe: „Nicht in Welten, wie die Weisen träumen“ u. s. w. Dann heißt es weiter: „Das Zeugniß ist ausgefertigt in Rudolstadt am das Jahr 1784 von den beiden Schwestern, Fräulein Kengelsfeld, von welchen in der Folge die ältere Frau

Reinwald, die jüngere Gattin Schiller's ward.“ Daß das ältere Fräulein von Kengelsfeld eine Frau Reinwald geworden, ist ein auffallender Schnitzer, der jemandem, welcher über Schiller schreibt, nicht begegnen sollte. In jeder Biographie Schiller's konnte der Verfasser des Vorworts die Angabe finden, daß Schiller's Schwester dem Bibliothekar Reinwald Heirathete und das ältere Fräulein von Kengelsfeld den Herrn von Beulwitz zum ersten Gatten hatte. Der Vorrede folgt eine von Professor Troxler in Aarau verfaßte Einleitung, in der, mit Beziehung auf Schiller's Tendenzen unter anderem gesagt ist:

Ein Völkerverkehr, ein Völkerverband, wie eine Weltliteratur und eine Weltpolitik; dies ist Gegenmittel gegen das Inselfestschließen der Kleinen und gegen das Divide et impera der Großen.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Überall, überall, wie Nthand von dem Geläute der Glocken am Tag des Herrn singt, ist in der Schweiz der große Feiertag Schiller's gefeiert worden, an der Aar, Rimmat und Ruis, den Rhein entlang, an den Gestaden des Lemans und Bodens, am Jura, in Wallis und Tessin; von allen Ständen und Parteien, von Frauen wie von Männern, auch von der Jugend und Kinderwelt des ganzen Volks.“)

In Basel nämlich waren die Frauen vom Festmahl ausgeschlossen worden, fanden sich in ihrem „ehrenhaften Selbstgefühl verletzt“, thaten sich in ziemlicher Anzahl zusammen, und feierten „heiter und honorig“ den Jubiläum und Ehrentag ihres Lieblingsdichters in einem Sonderkreise „unter dem Schutz der heiligen drei Könige“. In Bern dagegen hatte man für die Kinderwelt der Republik eine theatralesche Vorstellung des „Wilhelm Tell“ veranstaltet. Es wird darüber zum Schluß der Schrift in den Noten berichtet:

Was diese Erscheinung auf den Brechern, welche die Welt bedeuten, in den aufmerksamen und theilnehmenden Kinderkreisen für Nährung, Entzünden und Begeisterung hervorgerufen, und wie sich die durch die Handlung, welche wie ein wirkliches Ereigniß noch vielen vorgekommen sein mag, erweckten abweisenden Gefühle des Misfalls und Misfallens durch Mienen und Gebärden geäußert haben, soll sehr ergötzlich und psychologisch merkwürdig gewesen sein.

Hinzugefügt wird: „Es zeigte sich eine für Wort und That empfängliche Elite, und gewiß ist überhaupt die Bühne mit angemessenen Vorstellungen eine sehr gute Schule, auch für die frühe Jugend.“ Freilich werden es nur höchst wenige Theaterstücke finden, deren Aufführung sich zum Gebrauche für die „frühe“ Jugend empfehlen läßt.

*) Vom Professor Troxler lesen wir im sechsten Heft der Aachener Monatschrift „Die Schweiz“ einen kleinen, von nicht professorlichem Standpunkt geschriebenen Aufsatz: „Etwas über Berufswahl mit Rücksicht auf Schiller“, worin er den Poeten, Künstlern und auch „Philosophen“ Profession, denen nur „Trieb und Drang von innen ihre Weisheit in der Welt und Gesellschaft vorschreibt“, die „gemeinen und gewöhnlichen Naturen gegenüberstellt, deren Sinn und Streben nur auf Genuß, Erwerb, Lebensunterhalt und Lebensgenuss, auf bloßes Fortkommen gerichtet ist“. Schiller habe erst Neigung zur Theologie gezeigt, habe dann seine Fachrubien auf der Pflanzschule Solitude mit der Zeit prudenz begonnen, sei hierauf zum Studium der Medicin übergegangen um zuletzt doch das zu werden, wozu ihn sein Genius berufe — nämlich Dichter.

Sodann folgt die Beschreibung der Schiller-Feier auf dem Rütli, der „Schwyzer Zeitung“ „nacherzählt“. Die Einladung an die „getreuen lieben Eidgenossen“ war aus Schwyz vom 7. November ausgegangen und hatte in den Urantonen lebhaften Anklang gefunden. Nur von Nidwalden kamen „mit dem Ausdruck verbindlichster Anerkennung für den Vorschlag um so geringere Zusagen für eine wirkliche Theilnahme, da man dort eine kleine Schiller-Feier mit Theater und Banket veranstaltet hatte“. Von Schwyz und Umgebung hatten sich am 11. November zahlreiche Theilnehmer aus allen Ständen in Brunnen eingefunden, auch Landsleute von Schiller aus Stuttgart, aus München, „deutsche Franzosen“ aus dem Elsaß. Man fuhr über den See, und als man im langen Zug den Fußpfad hinaufkam, fand man zu seiner freudigen Ueberraschung die Urner bereit da — „die ersten auf dem Plage“. Dann gieng zu oberst ins Rütli hinauf, wo sich auf dem Rasen ein Kreis bildete. Landschaftsreiter Lutzer sprach namens der Urner zuerst, und bemerkte unter anderm: „Uri führt zwar die Farben Oesterreichs. Sind die Urner Oesterreicher? Nein, aber auch keine Franzosen, sie sind und wollen Schweizer sein“, welchen Worten ein lautes Bravo folgte. Weiter erinnerte er an Schiller's Mahnung: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern“ u. s. w., worauf die Vorlesung der Scene des Rütlischwurs aus Schiller's „Wilhelm Tell“ durch den Staatsanwalt Krieg folgte. Commissarius und Pfarrer Fschümperlin von Angebohl mahnte, an das „einig, einzig, einzig!“ des Attinghausen anknüpfend, die Eidgenossen zur Eintracht, erinnerte daran, daß die alten Eidgenossen, bevor sie ihre Schlachten schlugen, sich auf die Knie niederwarfen, um im Gebet Muth und Kraft zu erlangen, und daß sie ihre Siege durch Errichtung von Kirchen und Kapellen, in denen sie nicht sich, sondern dem Herrn die Ehre gaben, dankend feierten. Er nahm auch Gelegenheit, den Segen und Nutzen eines guten Schulunterrichts hervorzuheben, und erinnerte dabei an Johannes von Müller's Wort, daß, wer die erste Schule gestiftet, so viel als eine Schlacht gewonnen habe. Der dritte Sprecher war der Kanzleibirector Ueberle aus Schwyz, der unter anderm sagte:

Um frei zu sein, muß man gerecht sein können, und nur wo Religion und Recht das Fundament sind, da Glück und Freiheit! Was auf diesem Fundament Unterricht und Erfahrung gelehrt, das bekenne und erstrebe Ueberzeugungstreue und Ueberzeugungskraft offen, laut, ohne Wanken fest und mäßig, beharrlich. Tapferkeit, Treue, Toleranz! Eine Tapferkeit, die nicht fragt, wer und wie viele, sondern einfach, wo? und drauß und dran! Treue und Schweizerwort schüßt ebenso gut als Prekax-Stuger und gezogene Kanonen. Eine Toleranz, die wie der Landespatron der Urner und Schwyzer (es ist heute Martinstag) dem dürstigen Bruder die Hälfte des Mantels abgibt, ohne zu fragen, wofür Landes und welcher Meinung u. s. w.

Zwischenburch wurden Nationallieder gesungen, und am Schlusse beantragte Landammann Styrger, am Wythenstein, dem Rütli geradeüber, dem gefeierten Dichter eine Gedenktafel zu errichten, was einhellig genehmigt wurde. *)

*) Dieses Schiller-Denkmal am Wythenstein ist am 21. October d. J.

Man schied nun mit warmem Händedruck — die Freunde von Uri gegen Fäkeln, die von Schwyz und Gersau gegen Brunnen:

Es war ein Abend von seltener Pracht. Stiller See, die umschließenden Bergegrisen bis in die Niederungen in weißem Geistergewande des Schnees, die Felswände am Ufer ganz felsam beleuchtet, darüber das reinste Licht des in voller Klarheit strahlenden Mondes, im Rütli ein loderndes Feuer als weithin leuchtendes Wahrzeichen.

Bei der hierauf folgenden Festlichkeit in Brunnen wechselten vaterländische Lieder mit Partien aus der „Glocke“ und der Oper „Tell“ von Rossini, „welcher große italienische Compositeur“, wie Kapellmeister Krieg auseinandersetzte, „durch diese kühn klingende feurige Musik sich ebenfalls um die Schweiz hochverdient gemacht hat“.

Abgedruckt ist ferner der schöne und gedankenreiche, nur etwas zu lange Prolog, der zur Schiller-Feier in Bern von Gottfried Keller gedichtet wurde. Wie in Deutschland beim Schiller-Jubiläum namentlich Einheit und Freiheit in den Vordergrund gestellt wurden, so in der Schweiz namentlich Einheit und Schönheit, oder auch Einheit und Religion. Eine der schönsten Stellen in Keller's Prolog feiert die Schönheit, wie sie Schiller predigte:

Sie stärkt des Priesters Wort zur reinen Liebe,
Sie hellt dem Rathsmann trefflich den Verstand,
Sie macht des Kriegers Waffen scharf und glänzend;
Dem Werthmann abelt sie die harte Arbeit;
Sie hebt den Kaufmann über die Gefahr,
Sein Herz in seinen Schätzen zu begraben,
Und schützt, wie vor dem Rost des rohen Geizes,
Vor weicherlicher Entnervung seinen Sinn!
Und selbst der Leidenschaft, die nimmer stirbt,
Nimmt sie das Gift, das zum Verderben führt.
Um alle windet sie ein Zauberkranz,
Das gleich uns macht im edlern Sinn des Wortes,
Werthvoll und fähig zu der Freiheit Zwecken!

Nicht ist's die Schönheit, die Despoten pflegen,
Der Unterworfenen blödes Aug' zu blenden,
Mit trügerischem Reiz das Land bethörend!
Nicht ist's die Schönheit, die versallne Völker
Mit Tonnen Goldes auf dem Markte kaufen
Und mit Geschrei auf die Altäre stellen!
Nicht ist's die Schönheit, die voll Eitelkeit
Und Selbstsucht sich mit Pfauenfedern schmückt
Und wie der Hahn von allen Dächern kräht!
Nicht ist's die Schönheit, die, das Aug' verdrehend,
Mit matter Salbung schale Heuchler pred'gen,
Die auf den Gassen mit der Halbheit buhlen,
Der Dinge Wesen schwächlich überlühnend,
Und mit dem unerschöpften Redeschwall
Die Kraft zur schönen That im Keim erstickend!

Die Schönheit ist's, die Friedrich Schiller lehrt,
Die süß und einfach da am liebsten wohnt,
Wo edle Sitte sich dem Reiz vermählt
Und der Gedanken strenge Sucht geheißt!

Den Schluß der Schrift bildet eine vortreffliche Nachbildung des „Lied von der Glocke“ in gereimten lateinischen Rhythmen, von Leonz Füglistaller, gewesenem

unter entsprechenden Feierlichkeiten enthüllt, und dabei unter anderm auch ein Dankschreiben der dazu eingeladenen aber nicht erschienenen Tochter Schiller's, Freifrau von Moltke-Raspawurm, vorgelesen worden.

Professor in Luzern, der im Jahre 1840 verstorben ist und außer dieser Arbeit auch Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen ins Deutsche, sowie hinwieder deutscher Lieder ins Lateinische hinterlassen hat, auf deren Veröffentlichung uns Hoffnung gemacht wird. Wir glauben vielen Lesern d. Bl. einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir aus dem lateinischen Gedenkliebe eine Probe mittheilen, zu welcher wir die berühmte Schilderung der Feuersbrunst wählen:

Est ignis salubris natura,
Humana si fraenetur cura;
Quod procreamus, praesidium
Coelesti vi est ignium.
Perfractis tamen vinculis
Terribilis est diva vis.
Desertur via propria
Naturae proles libera.
Vae, si fraenis liberata,
Devorans obstacula
Saeva per viarum strata
Volverit incendia!
Odio nam elementa
Habent hominum segmenta.
Fundit nubes
Pluvias,
Undas salutiferas;
Fundit nubes avia
Fulmina.
Quis ex turre ululatus
Aures ferit?
Opem quaerit!
Tetre rubet cruentatus
Caeli vultus.
Non est solis
Hoc ruboris dare polus.
Quis per vias it tumultus!
Nubes fumida
Fertur in aera!
Turbo prominet flammarum.
Et per longas platearum
Vergit series crescendo;
Instar faucis caminorum
Aura calet ignescendo;
Fragor crepitat tignorum;
Postes ruunt, vitra clangunt,
Inter fletus puellorum
Errabundae matres plangunt,
Inter rudera confracta
Bruta gemunt flammis tacta,
Omnis turba studet, fervet,
Ut, quae possit, salvet, servet;
Luce claret nox diurna,
Currit urna
Festinando manuum
Longum per funiculum,
Et ex ore fontium
Fluctus volant per meatum
Arcuatum.
Ululando furit ventus,
Flammas petit turbulentus,
Quae in fruges arescentes,
Plena in granaria,
Tigna in arentia
Ruunt impetu stridentes,
Atque quasi fugiturae
Terra molem abrepturae,
Dira violentia
Rapiuntur in ascensum,

Et grandescunt in immensum,
Lambiturae sydera!
Spe abjecta,
Cedit homo vi deorum,
Et confecta
Et collecta
Longo studio laborum
Stupens, missa opera,
Spectat pereuntia.

In einem recht festlichen Gewande liegt vor uns das „Schiller-Album zur hundertjährigen Feier der Geburt des Dichters. Eine Festgabe der Freunde Schiller's in der Neuen Welt“ (Philadelphia, Schäfer und Koradi, 1859). Wir heißen dieses aus einer Reihe von prosaischen Aufsätzen und poetischen Beiträgen bestehende Album zugleich als ein Lebenszeichen deutsch-amerikanischer literarischer Productivität wie als ein Probestück deutsch-amerikanischer Typographie und fügen wir hinzu auch Buchbinderkunst willkommen. Im Vorwort der Herausgeber und Unternehmer, Schäfer und Koradi, heißt es unter anderm:

Die allgemeine Lebensrichtung in den Vereinigten Staaten ist, wie bekannt, eine mehr praktische und materielle; die meisten ihrer Aboptivbürger müssen in der ersten Zeit hart für ihr Existenz kämpfen und daher mag es kommen, daß von manchen derselben, welche im alten Vaterlande auf dem literarischen Gebiete thätig waren und sich Anerkennung erworben hatten, die nöthige Ruhe und die rechte Stimmung nicht gefunden wurde, um das vorliegende „Album“ mit ihren Beiträgen zu bereichern. Nichtsdestoweniger hoffen wir, unserm Hauptzweck nach Kräften nachgekommen zu sein, indem wir unsern nachsichtigen Lesern einen Kranz von poetischen und prosaischen Aufsätzen als ein Festdenkmal zur Verherrlichung unsers großen Nationaldichters liefern, worin dieselben ihren Liebling in seinen verschiedenen Seiten, als Mensch, als Dichter, als einen der Unserigen, wie als unsern großen Lehrer und unser nachahmungswerthes Vorbild dargestellt finden. Sollten einzelne Schilderungen seiner persönlichen Wesens und Alltagslebens hier und da einen kleinen Anstoß erregen, so gingen wir von der Ansicht aus, daß der große Dichter, je genauer wir ihn seinem innern und äußern Wesen nach kennen lernen, nur um so fester und bleibender der Unserige, und nur um so lieber wird. Gern ergriffen wir die uns von befreundeter Hand gebotene Gelegenheit, unserm Album eine Anzahl der im Fremdenbuche des Schiller's Hauses in Weimar niedergeschriebenen, meist aus gehobener, begeisteter Stimmung hervorgegangenen Geisteserzeugnisse berühmter Deutscher, größtentheils noch ungebrucht, einzuverleiben und ebenso dachten wir durch Aufnahme der beiden gebiegenen Stützen „Friedrich der Große von Schwaben“ und „Aus dem Leben deutscher Dichterbioskuren“, sowie mehrerer anderer uns passender erscheinender Aufsätze, die, obwohl früher gedruckt, doch den meisten Lesern, hier in Nordamerika namentlich, noch unbekannt sein werden, im Interesse unserer Abnehmer zu handeln.

An Originalgaben in Vers und Prosa feuerten aus Nordamerika selbst unter andern bei: Karl Schramm, Adolf Meaubert und D. von Hoym in Newyork, Th. Schuchardt in Brooklyn, Kessler in Allentown, Rodling in Galveston, Aulenbach in Stone Creek, J. F. Hähnlen in San-Francisco und Marie Westland, Julius Konstantin Hering, W. J. Wildberger, R. Koradi, Bomberger, Philemon, E. Lionell und L. A. Wolkenweber in Philadelphia. Die lyrischen Beiträge sind freilich meist mehr gutgemeint, als in poetischer und

formeller Hinsicht hervorragend; aber in gewissen Fällen ist der gute aufrichtige Wille mehr werth als die glänzende Virtuosität, wie das Scherlein der armen Witwe mehr werth ist, als das Goldstück eines Reichen. Doch gibt es auch einzelne gehaltvollere, von Talent zeugende Poesien darunter; wahr und ergreifend z. B. ist, wie Marie Westland aus Philadelphia das Leichenbegängniß Schiller's beschreibt:

Die Wollen trauerten in bleichem Grau
Und sandten mahnend ihre kalten Lichter
Hernieder auf der Erde bunte Schau,
Und auf das sorglos kleinliche Gelichter.

Hantieren ging's, als wäre nichts geschehn,
Und marteten, schaffen, feilschen mit Behagen, —
Die Winde nur um jenen Hügel wehn,
Die einzigen, die seufzen heut' und klagen u. s. w.

Poesie und virtuose Handhabung der technischen Mittel im Geschmack der Modernen findet sich auch in den Gedichten von Th. Schuchhardt aus Brooklyn bei Newyork: „Für die Indianer“ und „Vor dem Dorfe“, nur daß das Object derselben mit Schiller's Leben und Wirken im entferntesten nichts zu thun hat. Bemerkenswerth erschien es uns, daß der Schiller-Kultus von den Deutschen in Nordamerika viel weniger eifrig, viel weniger auf Kosten Goethe's gepflegt wird als in Deutschland selbst. Wir haben dies in vielen bei den nordamerikanischen Schiller-Festen gehaltenen Reden schon früher wahrgenommen und wir nehmen es auch in diesem Album wahr. Das unermessliche geistige Besitzthum, das wir Deutsche auch an Goethe haben, mag in jenen fernen Breiten und unter Angloamerikanern, deren manchem der Name Goethe's befreundeter ist als der Schiller's, tiefer empfunden werden als in der Heimat selbst. Goethe und Schiller werden in diesem Album in Gedichten und prosaischen Aufsätzen als eine untrennbare Zweieinheit häufig nebeneinander genannt und es unentschieden gelassen, wer der größere von beiden sei, oder die Frage dahin beantwortet, daß jeder in seiner Art gleich groß sei.

Die kleine Mittheilung: „Eine Reminiscenz an Lenau“, von W. K., bezieht sich auf ein Reiseabenteuer, welches der Verfasser mit Nikolaus Lenau im Jahre 1832 auf einer Postreise von Frederick in Maryland nach Hagerstown erlebte. Eine corpulente Angloamerikanerin wollte nicht, daß Nikolaus Lenau rauche, da fing Nikolaus Lenau an mit der Zunge zu schnalzen, grelle Töne zu pfeifen und fürchterliche Gesichtszüge zu schneiden, worauf W. K. der Frau erklärte, dieser Mensch sei verrückt und ihm anvertraut, um ihn ins Irrenhaus zu bringen. Auf der nächsten Station verließ die entsetzte Frau den Postwagen, und der deutsche Dichter hatte nun seinen Zweck erreicht, sich eine neue Cigarre anzubrennen. Nikolaus Lenau spielte damals den Wahnsinnigen, und zwölf Jahre später war er es wirklich! W. K. gesteht, daß ihn bei dieser Kunde ein „tiefes Grauen“ überkommen sei. Eine Mittheilung: „Die Deutschen am Stillen Ocean“, von J. F. Hähnlen, der die erste deutsche Zeitung in San-Francisco, die „Californische Staatszeitung“ gründete, beschäftigt sich mit den Fortschritten deutscher Nationalität

in Californien, namentlich in San-Francisco, Sacramento und Puebla San-José. Es bestehen in der Hauptstadt Californiens gegenwärtig mehrere deutsche Gesangs- und Turnvereine, mehrere deutsche Freimaurerlogen, ein deutscher Unterstützungsverein, ein deutsches Hospital, zwei deutsche Feuerversicherungs-Gesellschaften, eine deutsche Schützengesellschaft, vier deutsche theilweise mit deutschen Schulen verbundene protestantische Kirchen und eine deutsche römisch-katholische. Eine deutsche Bühne hatte man schon 1852; infolge einer eingetretenen Spaltung entstanden später sogar zwei deutsche Theater, die sich aber nebeneinander nicht zu halten vermochten; im September 1859 war man jedoch im Begriff, ein neues deutsches Theater zu bauen, „was, wenn es zu Stande kommt, den Deutschen in Californien zur Ehre gereichen wird“. Den Schluß des Albums bildet ein kleines Stück: „Friedrich Schiller und Gustel von Blasewitz“, nach einer Begebenheit aus Schiller's Leben und mit Benutzung des „einzigen“ komischen Gedichts: „Die Wittschrift“, von Schiller, bearbeitet von Adolf Meaubert (Newyork). Zur Probe theilen wir hier nur den Anfang mit:

Erste Scene.

Schiller (im Zimmer am Schreibtisch), Gustel, Hanne, Zette (am Waschtisch vor dem Fenster, singen bei ihrer Arbeit):

Mei Schatz is ä Reiter,
Ke Reiter muß sein!

Schiller (überliest das Geschriebene).

„O Carlos! Wie wenig hab' ich Sie gekannt!
Wie reich und grenzenlos belohnt Ihr schönes Herz
Die schwere Müh', es zu begreifen!“ — —
— Fürstin, wo sind Sie jetzt?“

Gustel, Hanne, Zette (singen weiter):

Das Roß is dem König,
Der Reiter is mein, lalalala u. s. w.

Schiller (fährt auf). Nein, es ist aber doch nicht mehr auszuhalten, das Geschrei dieser Weibsköpfe! (geht zum Fenster)
Gustel, thue Sie mir doch den einzigen Gefallen und schwäge und singe Sie nicht so laut, wenn ich hier arbeiten soll!

Gustel (steht erschrocken zum Fenster auf). Giherrjeses, mei kutes Härchen! Was bin ich Sie verschrocken! Wer haabe' ja geglaubt, es wäre niemand derbeeme, weil Abbellationsrahbs heide in de Kermes na Willnig gemacht wern. Derweilen sitzen Sie bei den schönen Wetter derbeeme un zerbrechen sich'n Kupp mit der Schreiberei. Na, nähmen Se's nur nich uhnigittig, mer wärn ooch jeh mußmeischenstille sein! (Wäscht ruhig weiter, indem sie sich hier und da leise mit den andern unterhält.)

Schiller. Ja, sehen Sie, Gustel, das wäre mir gerade recht! (Setzt sich nieder und schreibt.)

„Wie schön ist diese Hand!“

Wie reich ist sie! — Bring diese Hand hat noch

Zwei kostbare Geschenke zu vergeben —

Ein Diadem und Carlos Herz —“ (unterbricht sich).

Aber wo ist meine Dose? (Sindet und öffnet die Dose.) Na! das fehlte noch — kein Stäubchen mehr drin! (Nimmt unmutig die Feder.)

So im niedrig sächsischen Dialekt hat Gustel von Blasewitz freilich nicht gesprochen, und Wäscherin ist sie nie gewesen. Auch ist die Angabe, die bekannte Improvisation „Die Wittschrift“ sei das einzige komische Gedicht Schiller's, ein Irrthum. Abgesehen von einigen Gedichten komischen Anflugs aus früherer und späterer Zeit besteht von Schiller noch ein soviel wir wissen von G. Voas

zuerst wieder aufgefundenen rein komisches Gedicht unter dem Titel: „Wundersame Historie des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, ins Land Zuba unternehmen wollte, aber mit langer Nase abziehen mußte. Aus einer alten Chronica gezogen und in schalkische Reimlein gebracht von Simon Krebsauge, Baccalaur.“ Es ist ein Spottgedicht im Blumauer'schen Geschmack auf die bei Herzogs Georg von Meiningen Erkrankung vom Koburger Hofe getroffenen Anstalten zur militärischen Besitzergreifung Meiningens und von Herzog Georg selbst veranlaßt. Näheres darüber ist unter andern auch in Josef Rant's Schrift „Schiller-Häuser“ nachzulesen.

Ein mit anerkennenswerthem Fleiße ausgearbeitetes Werk: „Das Schiller-Fest in Hamburg am 11. 12. und 13. November 1859. Von Bernhard Endrulat“ (Hamburg, Meißner, 1860) berichtet über die großartige hamburger Säkularfeier und erhält durch zwölf Illustrationen von Otto Speckter einen Bilderschnuck, der ihm zur besondern Zierde gereicht. Die Erzählung der Vorbereitungen zu dem Feste und die Beschreibung der Festlichkeiten selbst umfassen nicht weniger als 230 Seiten in stattlichem Octav, während der Anhang auf 137 weiteren Seiten die Festreden und Festgedichte bringt. In der Beschreibung selbst sind wol so ziemlich die Namen aller genannt, welche sich in irgend hervorragender Weise am Feste theilnahmen, und sollten sie auch nur im Festzuge eine Fahne oder sonst ein Emblem getragen haben. Für Nichthamburger haben diese Namenverzeichnisse natürlich gar kein Interesse; wenn aber jeder der hier genannten Herren, um doch auch einmal seinen Namen gedruckt zu lesen (und es hat dies, glauben wir, für jeden deutschen Spießbürger einen ganz besondern Reiz), ein Exemplar des Buchs anschafft, so möchte die Mühe, die sich der Verfasser dabei gegeben hat, durch einen guten Absatz des Buchs belohnt sein.

Uebrigens hat dasselbe, wie man weiß, in Hamburg großen Anstoß gegeben und in der Journalistik vielen Lärm erregt. Heller hat darüber in den „Hamburger Nachrichten“ einen strafenden Artikel unter dem Titel „Ein übler Nachklang des Schiller-Festes“ geschrieben und auch J. B. Meyer ist in seinem Blatte gegen die polemische Seite des Buchs aufgetreten. In der „Reform“, gegen die der Verfasser seinen „tiefsten Ekel“ ausspricht, und in andern hamburger Lokalblättern wird dies wahrscheinlich in noch viel derberer Weise geschehen sein. Diese hier und da etwas stark hervortretende polemische Seite der Festbeschreibung können auch wir allerdings nicht billigen; wir können es nicht gutheißen, wenn der Verfasser an einer Stelle bemerkt: „Die Fenster vieler Pfaffen — der Name «Geistliche» oder «Prediger» bezeichnet diese Art von Männern der Kirche nicht — waren allerdings dunkel geblieben“; wir können es nicht gutheißen, wenn er das allerdings etwas kurz gefaßte Ablehnungsschreiben des Directors des Johanneums ein „weniger lafonisches als böotisches“ nennt und von

„skandalösen“ Beschlüssen der beiden Lehrercolliegen spricht; wir können es nicht gutheißen, wenn er ohne alle directe Veranlassung den frühern Director des hamburger Theaters einen „Garderobehändler und Meister im theatralischen Spectakel und Humbug“ nennt; wir können es nicht billigen, wenn er über eine Privatperson, den „hauptsächlichsten Bewohner des berlin-hamburger Bahnhofgebäudes“, Director Guido Wolff, dem er seine „bekannte Christlichkeit“ vorhält, eine Anekdote beibringt, die durchaus nicht hierher gehört; wir können es nicht gutheißen, wenn er für seine Festbeschreibung politische Diatriben einmischt wie die gegen das „zehnjährige Manteuffeltum“ in Preußen. Was die „Pfaffen“ und die Mitglieder der Lehrercolliegen betrifft, so haben diese doch wahrscheinlich ihren Ueberzeugungen gemäß gehandelt, und ein wirklich human und frei gesinnter Mann wird andern für ihre Ueberzeugungen gern dieselbe Freiheit gewähren, die er für seine eigenen in Anspruch nimmt.“) Oder hätten jene „Pfaffen“ ihre Fenster illuminiren sollen, wenn es nicht aus ihrem Herzen kam? Und ist nicht die einfache Mittheilung einer Thatfache oft viel beredter, als was ihr vom subjectiven Standpunkt des Mittheilers irgend hinzugefügt wird und werden kann? Will man einmal in Schiller den Inbegriff aller Humanität erblicken, so handle und schreibe man auch in seinem Sinne; oder alle Schiller-Feiern werden ohne wirklichen Nutzen sein, nur ein Deckmantel von Tendenzen, die Schiller selbst, lebte er noch, verwerfen würde. Höchstens gehören solche Ausfälle in irgend ein tendenziöses Journal oder in eine Flugschrift, nicht in eine für alle Klassen einer städtischen Bevölkerung bestimmte, vorzugswelse im Charakter einer objectiven Berichterstattung zu haltende Festchronik.

Was die Festgedichte und Festreden betrifft, so können wir dieser jetzt nicht mehr in eingehender Weise gedenken; auch haben wir einige der hervorragendsten schon früher erwähnt. Verschweigen können wir jedoch nicht, daß es einige Festredner in der Phrase etwas weit getrieben. Ein höchst achtbarer Festredner z. B. verhielt sich in seinem Trinkspruch am 13. November zu der Phrase: „War es nicht vorgestern bei der Illumination als ginge die «Sonne über Genua auf» und als spräche Schiller's Geist mit den Worten seines Fiesco: «Die majestätische Stadt — Mein! — und darüber emporzustrahlen wie der königliche Tag»“, in welcher Art er noch eine Weile fortgeht. Mit der Pointe desselben Toastes, Schiller's würdige Freunde, Streicher, Körner und Goethe, ohne die Schiller nicht geworden wäre was er geworden ist, hoch leben zu lassen und ihnen den ihnen gebührenden Antheil an Schiller's Erfolgen zu gönnen, können wir uns nur einverstanden erklären. Von dem

*) Selbst die berüchtigte und vielcitierte von einem geistig bestrittenen Lehrer beim elbsehbaren Kirchentag vorgebrachte natürliche Behauptung, daß er in Schiller's und Goethe's Werken nur Träbern gefunden habe, ist weniger geeignet, Unwillen hervorzurufen, als mittelbare Bezeichnung und aufrichtiges Bedauern mit einem unglücklichen Namen, der so tief auf der Leiter der ästhetischen und geistigen Bildung wie der poetischen Empfänglichkeit steht, daß ihm als Träbern schmecken und andern als Götterspeise mundet.

herausgeber selbst befinden sich in dieser Abtheilung zwei Prologe und ein warmgefühlter Trinkspruch auf die Hostie, in denen er sich, wieviel die Prologe etwas lang gerathen, von vortheilhafter Seite zeigt.

Von einer recht interessanten, durch Adalbert Rühn fleißig und unparteiisch zusammengestellten Sammlung von Notizen, Actenstücken, Aeußerungen, Urtheilen, welche Schiller betreffen (darunter manche Mittheilungen, in denen sich Schiller dem deutschen Publikum als Hausvater und im Schlafrock darstellt, z. B. die bekannten Mittheilungen des würtembergischen Dekans Schütz, Schiller's Tischgenossen), liegt uns des ersten Bandes erste Abtheilung (mit fünf Illustrationen) vor. Sie trägt den etwas weitläufigen, aber als „Interimstitel“ bezeichneten Titel: „Schiller. Sein Leben und sein Sterben. Sein Wirken und seine Werke. Bestrebt als Bausteine zu einem Denkmal“ u. s. w. (Weimar, Rühn, 1859). Unter den vorzugsweise interessanten wörtlich mitgetheilten Actenstücken, welche diese erste Lieferung enthält, heben wir diejenigen hervor, welche Schiller's Ernennung zum sachsen-weimarschen Rath, seine Ernennung zum sachsen-weimarschen Hofrath, seine Berufung zum Geschichtsprofessor in Jena betreffen, namentlich aber den ihm ertheilten Bürgerbrief der französischen Republik vom Jahr 1792, der hier vollständig (mit Abbildung des Siegels) abgedruckt ist. Das von Clavière gezeichnete und von Danton contrasignirte Actenstück bezugt, soweit es Schiller betrifft, mit den Worten: „Un membre demande que le sieur Gille (!), publiciste Allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui l'Assemblée vient d'accorder le titre de citoyen Français; cette demande est adoptée“ u. s. w. Gleichzeitig erhielten bekanntlich auch J. G. Camper, Pestalozzi und Klapproth Bürgerdiplome.

Zu den wol mehr als 100 kleinern Sacularschriften, Festspielen u. s. w., die wir schon in frühern Artikeln besprochen oder doch kurz erwähnt haben, kamen in jüngster Zeit noch hinzu: „Festspiel zur Sacularfeier von Schiller's Geburtstag (aufgeführt zu Bonn und Köln am 8., 10. und 14. November 1859). Von W. Bernays“ (Bonn, Gerny und Cohen, 1859), und „Festrede zur Sacularfeier Schiller's am 10. November 1859 im Namen der Ludwigs-Universität von Gustav Baur“ (Gießen, Nider, 1859). Wir glauben, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit, auf diese und mit Schneckenpost zugegangenen Druckschriften noch gründlicher einzugehen, und erwähnen nur, daß der Theologe Baur den Dichter gegen die von orthodoxer Seite ihm gemachten Vorwürfe der Unchristlichkeit vertheidigt. „Thatsächlich“ habe sich Schiller zu dem Heiland bekannt, „indem er nur so viel gelebt zu haben glaubte, als er für das wahre und ewige Leben gewirkt hatte, und im Klagen nach diesem wahren Leben sein irdisches verzehrte“. Dieser unerschütterlichen ethischen Würde wegen sei auch der „bleichen moralische“ Schiller dem diffidenten Friedrich Schlegel höchst beschwerlich gewesen. Von

Herzen stimmen wir in Baur's Schlussapostrophe mit ein:

Mögen darum diese schönen Feste nicht bloß Erinnerungsfeste sein an einen großen Todten, sondern zum Geburtsfest seines Geistes in unserm Volke werden, seines hohen Sinnes und seiner stillen Kraft! Mögen Väter und Mütter und die Lehrer des Volks in Haus und Schule diese Erkenntnis pflegen in dem heranwachsenden Geschlechte, mögen vor allem die Jünger der Wissenschaft, die zur Mitterschaft des Geistes berufen sind, die heilige Flamme rein und treu bewahren! u. s. w.

Wie sich das Verhältniß des Menschen zur Menschenwelt beim Schiller-Fest kund gab, wissen wir; aber noch bleibt die Frage zu erörtern übrig: „Wie sich das Verhältniß des Menschen zur Thierwelt beim Schiller-Feste kund gegeben?“ Diese merkwürdige Frage wird nämlich angeregt und besprochen von G. F. Daumer, den wir schon aus dem ersten Feste seiner „Ranfarde“ als einem Gegner der Schiller-Feste von seinem jetzigen katholischen Standpunkte aus kennen lernten, im zweiten Feste derselben Zeitschrift, welche übrigens eine Reihe recht instructiver, humaner und anziehender Untersuchungen über das Seelenleben der Thiere enthält. Daumer beginnt seine Mittheilung, welche die obige Frage zur Ueberschrift hat, mit den Worten:

Bei dem frankfurter Schiller-Fest am 10. November 1859 bewegte sich durch die Straßen ein auch von mir gesehener Festzug, wo sämtliche Gewerbe ihre Repräsentationen hatten: darunter war auch ein mit auffälligem Gepränge ausgestatteter Metzgerzug, dessen Pracht und Herrlichkeit in der „Didaskalia“ vom 16. November 1859 rühmend h. Leute jogten mit blanken Messern und in die auf ihr blutiges Handwerk deuteten, gen schweren Wagen war ein hoher A das Schlachthaus anzeigen sollte; er w schauenden Köpfen von Schlachthaus Messern u. s. w. decorirt; obenauf ran A den des Wagens stellten vier Män verschiedene Handwerkbütigkeiten des dienenden Geräthschaften dar. Der eine der andere schnitt aus u. s. w. Es fe, ..., .. wirkliche Schlächterei öffentlich zum besten gegeben wurde.

Außer dem grellen Metzgerzuge habe sich auch ein Jägerzug bemerlich gemacht, wo man auch wieder die Leichname getödteter Thiere zu erblicken hatte. Damit noch nicht genug! Im März 1860 habe der „Volkfreund fürs mittlere Deutschland“ ein Gedicht: „Epistel des Lehrers B. in J. im Odenwald bei Gelegenheit der Schiller-Feier zu Frankfurt a. M.“ veröffentlicht, worin die früher in den Journalen in Prosa beschriebenen Feierlichkeiten nochmals in begeisterten Hexametern gefeiert worden seien, besonders aber der erwähnte Metzgerzug, und zwar mit folgenden Worten:

O wie stand blutroth den Metzgern die Jacke und Mütze
Und das blinkende Wris und die blanken gewaltigen Beile,
Vor und hinter dem Wagen gereicht den kräftigen Männern!
Und auf dem Wagen, wie häpste das Laum, wie glogte der
Stierkopf

Und wie baumelt' herab zur Seit' appetitlich das Fleischwerk!

Zu Scharzfeld im Harz sei das Schiller-Fest vollends durch eine Jagd gefeiert worden. „In dieser Art“, ruft der thier- und katolikfreundliche Daumer aus, „wurde

dem Dichter gehuligt, der den „Alpenjäger“ geschrieben! Das Gedicht ist wol nicht bekannt genug? Es steht in allen Ausgaben der allverbreiteten Schiller'schen Gedichtsammlung!“ Solche Mißgriffe sind allerdings bei dem Schiller-Jubiläum vorgekommen, und diese waren vielleicht die schlimmsten noch nicht. Jeder feierte seinen Schiller, wie er es eben verstand. Jene Herren, welche im Harz das Schiller-Jubiläum durch eine Jagd feierten, werden sich dabei sicherlich höchst gemüthlich und in ihrem Elemente befunden und unter Gottes freiem Himmel wie später bei ihrem kleinen Festschmause ohne Zweifel einen naiven Humor entwickelt haben, um den sie mancher beneidet haben möchte, welcher genöthigt war, vor der Tribüne eines gravitätsreichen selbstbewußten Sprechers, der vielleicht zu Ehren Schiller's mitunter auch wol Böcke schoss, eine halbe oder ganze Stunde lang still zu sitzen.

Hermann Marggraff.

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Zweiter Theil: Die Propheten. (Dritter Halbband und vierten Halbbandes erste Hälfte.) 1 Thlr. 16 Ngr. — Fünfter Band. Zweite Abtheilung. Bibelurkunden. Erster Theil: Das Gesetz und die Aeltern Propheten. (Reunter und zehnter Halbband.) Leipzig, Brodhhaus. 1859—60. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Bunsen'sche Bibelwerk schreitet rüstig vorwärts. Es ist nicht nur die Uebersetzung des Propheten Jesaja beendet, sondern es liegt auch der Anfang der „Bibelurkunden“ vor, d. i. die Geschichte der Bücher und Herstellung der urkundlichen Bibeltexte. Zur Beurtheilung des ganzen Werks — wobei zugleich auf das frühere Referat verwiesen werden mag*) — ist des Zwecks zu gedenken, welchen Bunsen hierbei verfolgt. Es ist mit kurzen Worten ausgedrückt die Aufgabe, gegenüber der thatsächlichen Entfremdung und Gleichgültigkeit gegen die Bibel und gegenüber allen daraus entstandenen Folgen dem deutschen Volke die lebendige Theilnahme daran wieder zu erwecken, und zwar soll dies geschehen durch eine neue Uebersetzung, aber zugleich dadurch, daß die Gemeinde zum Verständniß des Bibelwortes geführt werde, indem ihr die Resultate der wissenschaftlichen Forschung, soweit sie derselben bedarf, vorgelegt werden. Es soll dies weder eine specifisch theologisch-wissenschaftliche Untersuchung, noch ein dilettantenmäßiges Spielen sein, sondern es ist dies eine allerdings ernste Arbeit, deren bisherige Unterlassung oder Entziehung jene traurigen Folgen verschuldet hat.

„Die Bibel wird nicht verstanden, wo sie vom Volke gelesen wird; und sie wird nicht gelesen, wo sie verstanden werden könnte.“ Das ist die Thatsache, welche man sich nicht verhehlen darf weder in der Wissenschaft, noch in staatlichen und kirchlichen Kreisen, und alle Fürsorge, selbst alle Thätigkeit der protestantischen Regierungen, daß die Bibel wieder Schulbuch, und die Gelehrsamkeit Pfle-

gerin einer kirchlichen Bibelfunde werde, hat jene Thatsache nicht zu ändern vermocht, wol aber zeigen sich die Folgen davon, und zwar die ernstesten, denn ohne die Bibel wird das Christenthum alles, nur nicht die Religion des Evangeliums, und wieder ohne das Christenthum wird die Welt alles, nur kein Reich des Rechts, des Friedens und der Freiheit. Wenn nun dennoch unter der Gemeinde das Verlangen nach dem Bibelworte sich erhalten, ja gesteigert hat, sodaß es sogar unter den nicht biblischen Völkern sich zeigt, so tritt hierbei von selbst die unvollkommene oder verfehrte Art ans Licht, wie man die Bibel in der Gemeinde und Schule vorherrschend gelesen und ausgelegt und jetzt noch liest und auslegt. Es ist dies nämlich geschehen entweder mit absichtlicher und völliger Fernhaltung alles wissenschaftlichen Verständnisses, oder auf ausschließlich gelehrte Weise, kurz es ist gerade alles geschehen, um das eigentliche Bedürfniß der Gemeinde und der Gegenwart nicht zu befriedigen.

Die biblische Geschichte ist bisher von den meisten Theologen wie von manchem ihrer Gegner mehr oder weniger als eine Legende behandelt worden, bei welcher man es für unnöthig hält, nach dem Ursprunge und den Schicksalen der darin enthaltenen Erzählungen zu fragen. Und es ist dies zuerst nicht etwa von denen geschehen, welche der Bibel die geschichtliche Wahrheit in allen Hauptpunkten absprechen, sondern gerade von den Dogmatikern, welche insbesondere die ältere biblische Geschichte so behandeln, als wäre sie nie geschehen, ja als läge gerade darin ihr besonderer göttlicher Vorzug, daß sie auf denkbare Weise nie hätte geschehen können. So haben sie, wenn auch unabzüglich, das Ansehen der Schrift als einer heiligen und zuverlässigen Glaubensurkunde geschildert, denn wie weit man mit jener Behandlung gekommen ist, liegt in dem Unglauben fast der ganzen gebildeten Welt zu Tage. Der kindliche Buchstabenglaube hat sich erhalten und hat seine dauernde Berechtigung, aber alle Versuche, ihn mit scholastischen Dogmen und lebenslosen Formeln zu vermitteln, haben sich als nichtig erwiesen, eben darum weil die Bibel geschichtliche und gedachte Wahrheit enthält, die ebenso hoch erhaben ist über Schulsysteme oder über phantastische theokratische Legendenauffassung, als das wirkliche Sonnensystem herrlicher ist im Vergleich mit den Träumen des Ptolemäus oder der Scholastiker. Es gibt keine Gehege für die biblische Forschung und Wissenschaft als die allgemeinen, aber der darauf gegründete Glaube ist unendlich mehr werth als ein scholastischer oder mystischer, denn er allein zerreiß nicht den Menschen in zwei Theile, einen denkenden und gläubigen, und je ernster die biblische Wahrheit gesucht wird, desto deutlicher zeigt sich die Unwahrheit und Kraftlosigkeit jener Auffassung und die Wahrheit des Wegs.

Aber es darf auch die andere Einseitigkeit dabei nicht vergessen werden. Man hat Moses und Christus nicht nur als Juden betrachtet, oder gar nicht als wirkliche geschichtliche Persönlichkeiten behandelt; man hat Bibelhistorie und Weltgeschichte voneinander getrennt und

*) Bgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1859.

belbe vom Gedanken; die tiefsten deutschen Denker unserer Zeit haben in ihrer Lehre vom Geist überwiegend nur den logischen Gedanken verfolgt, ohne das sittliche Glaubensbewußtsein, seinen Quell, zu ergründen und die sittliche Vollenbung der Persönlichkeit und der ganzen Menschheit als sein Ziel darzustellen. Dagegen sollen Thatfachen und Gedanken gleichmäßig zur Anerkennung kommen, ohne daß der eingeschlagene Weg darum unphilosophisch oder mystisch gescholten werden darf, oder daß die Darstellung als unwissenschaftlich zu verachten ist, weil sie sich bemüht gemeinverständlich zu sein. Der Ausleger der Bibel, welcher seine Aufgabe kennt und die Gemeinde ehrt, kann nur dann hoffen zu ihrer Lösung beizutragen, wenn er angesichts der offenbaren Fruchtlosigkeit aller einseitigen Bestrebungen der Geschichte gleiches Recht widerfahren läßt wie dem Gedanken, der Persönlichkeit wie der Gemeinde, wenn er Gelehrsamkeit und Philosophie nicht als Ziel ansieht, sondern als Mittel zum Dienst der Gemeinde und zum innern Frieden des eigenen Gemüths.

Diese Aufgabe hat ja Bunsen überhaupt durch das Leben getragen, und seine Werke legen von der Redlichkeit und dem Erfolge dieses Strebens Zeugniß ab; in diesem Sinn und Geiste ist ja überhaupt das ganze Unternehmen des Bibelwerks und sein nicht bloß wissenschaftlicher Werth zu bemessen, ja dieser Gedanke charakterisirt eigentlich Bunsen als sittliche Persönlichkeit und bietet sofort die Garantie dafür, daß er der Mann zu diesem Werke ist. Er geht auch hier auf dem Wege, den er in seinem Werke „Gott in der Geschichte“ verfolgt: es ist das Forschen nach dem Wege Gottes in den Jahrtausenden der Menschheit, ein Forschen vor der Gemeinde, mit ihr und für sie, und wenn auf diesem Gange manche Vorurtheile schwinden und manche prunkende Bauten zerbrechen, so wird sich dafür das Wahre desto deutlicher zeigen in seiner unüberwindlichen Lebenskraft; das Gottesbewußtsein bleibt gesichert, und zwar in der kindlichen Seele wie in dem bewußten Geiste, ja es kann diese Arbeit nur anregend befruchten und erbauen. Es wird auch nicht Annahme genannt werden können, wenn Bunsen es in diesem Zusammenhange ausspricht, daß er mit seinem Werke durch offene und redliche Forschung das Verdorbene bessern, das Zerstückte wiederherstellen will. Er will den Unglauben besiegen, welchen Dogmatismus und Hierarchie unter den Orbildeten ganzer Völker hervorgerufen und gepflegt haben, und den aufrichtigen Glauben an Gott und die Bibel wieder erwecken und stärken helfen trotz aller Anfälle des materialistischen Unglaubens, ob dadurch der Sturm abgewendet werden möchte, den in unserer Zeit jene Männer des unverständenen und verdrehten Buchstabens mehr als alle Zweifler und offenen Gegner, und ihre Kunstgriffe mehr als alle politischen Umwälzungen heraufbeschworen haben. Und wenn sich endlich Bunsen hierbei vertrauensvoll an diejenigen wendet, die auch in den letzten Jahrzehnden mit ihm weiter geforscht und freimüthig ausgesprochen haben, was sie für wahr halten, und die bei sonstigen Abweichungen doch

in den Hauptpunkten einig sind, nämlich formell in der Anerkennung, daß nur besonnene, redliche und gründliche Forschung nach der Wahrheit als solcher Werth hat, in der Sache aber in allen Hauptergebnissen der Forschung gegenüber der unkritischen Schule alter und neuer Zeit wie den blendenben aber überwundenen Einseitigkeiten und Sophismen auf dem kritischen Gebiete, wenn er der Lebenskraft und dem Wahrheitsdrange einer zwar vielfach gehemmt, ja geknickten Jugend und jener geistig mächtigen Schule der geschichtlichen Forscher vertraut, die sich fortbauend läutert und ergänzt, so steht zu hoffen, daß er in seiner zuverlässigen Gewisheit sich nicht täuscht, und daß auch die Gemeinde noch lebensfrische Reime genug hat, an denen jene Gesamtheit anknüpfen kann.

Der Weg, den Bunsen hierbei einschlägt, ist nun der, daß er einerseits eine treue und gemeinverständliche Uebersetzung mit kurzen Erläuterungen zu Grunde legt, durch welche dem Leser das Verständniß des Textes an allen schwierigen Stellen erschlossen wird, dann aber auch diejenigen Resultate der biblischen Forschung der Gemeinde mittheilt, welche ihr nicht länger entzogen werden dürfen. Es gehören hierher die wichtigen Fragen über Verfasser, Zeitalter und Entstehung der einzelnen biblischen Bücher, das Verhältniß der biblischen Geschichten zu der allgemeinen Weltgeschichte und überhaupt alles dasjenige, was das Verständniß erhöhen, den Sinn für Bibelfunde wecken und den Ansprüchen von denkenden Lesern genügen kann, die bisher gerade hiervon völlig fern gehalten wurden. Es ist ja die Bibel das Eigenthum aller, und darum darf nichts von dem, was sie betrifft, der Gemeinde verhehlt oder entzogen werden; es ist im Gegentheil ebenso nöthig wie gewiß, daß gerade dadurch die Theilnahme dafür wieder erweckt oder erhöht werde. Es soll nun aber dem einzelnen ermöglicht werden, auch selbständig sich ein Urtheil zu bilden und nicht bloß Belehrung zu empfangen, indem man ihm Nachsprüche eines fertigen Systems aufdrängt. Die Bibelforscher fragen vielmehr auf dem Wege der historischen Kritik jedes einzelne Buch und dann die Sammlung, von der es einen Theil ausmacht, nach ihrer Entstehung und ihren Schicksalen, und es geschieht dies ohne die Befürchtung, daß hierdurch dem Ansehen der Schrift geschadet oder ein gläubiges Gemüth in seiner Ruhe gestört werde, sondern vielmehr in der Ueberzeugung, daß diese Untersuchungen die Schrift erst recht zum Eigenthum des einzelnen machen und ihn in seinem Verhältniß dazu wahrhaft befähigen werden. Ist es evangelisches Recht und evangelische Pflicht, die Bibel zu lesen und darin zu forschen, so wird auch die Aufgabe nicht länger abgewiesen werden können, der Gemeinde zu jener Kenntniß zu verhelfen, ja es ist an der Zeit, daß nicht nur die Kenntniß des Schriftwortes, sondern auch sein Verständniß im weitesten Sinne Gemeingut werde.

Auf diesem Wege der historischen Kritik ergibt es sich nun, daß die ältern biblischen Geschichten zwar erst verhältnismäßig spät ihre gegenwärtige Form erhalten haben, daß sie aber auf uralten schriftlichen Ueberlieferungen

und zum Theil auf gleichzeitigen Urkunden ruhen, deren Text der spätere Erzähler aufbewahrt hat. Wichtiger noch als diese urkundliche Grundlage, wie sie übrigens kein anderes Religionsbuch besitzt, ist die Einheit des Geistes, welcher alle Schichten dieser Ueberlieferung durchzieht; aber gerade der Unglaube an diesen Geist und seine Einheit ist es, der die Anerkennung jener Thatfache so lange von sich gewiesen hat. Ersatz dafür sollte die Wandertheorie bieten und zugleich alle Schwierigkeiten hinwegräumen, der spezifische Gehalt der heiligen Urkunden sollte in Wandergeschichten sich finden. Aber die berechnete Forderung eines spezifischen Gehalts, ohne welchen diese Urkunden jedem andern geschichtlichen Zeugnisse gleichstünden, irte darin, daß sie über den einzelnen Wundererzählungen es nicht zur Anerkennung des größten Wunders brachte, wie es gerade nirgends so ungekürzt und herrlich als aus der Bibel hervorstrahlt, d. i. sie erkannte nicht die Welt als Darstellung des göttlichen Willens und die Entwicklung des Göttlichen in der Menschheit durch die Thaten des freien also gotgemäßen Willens, die Entwicklung des Guten aus dem Bösen, ja durch das Böse, das Wunder der göttlichen Weltordnung, des geistigen Kosmos. Im Vergleich mit diesem großen Wunder, aber auch im Gegensatz zu jener Wundermacht hat sich nur eine Wunderschau gebildet, die allerdings mit dem Mirakel oft auch das Wunder wegwirft, aber es ist auch wirklich zugegeben, daß die Bibel selbst manches als natürliches Ereigniß faßt, was gefühlsgläubigen Lesern als Wunder erscheint, und es darf daher nicht in einer fertigen Form die Grundlage zur Beurtheilung der Gesamtheit gesucht werden, sondern das Sicherste und Neulichste zugleich ist, in jedem einzelnen Falle die Natur des Zeugnisses für das Wunder unbefangen zu prüfen, auch Zeugniß und gegenständliche Wahrheit zu unterscheiden.

Bei solcher Unterscheidung fallen viele Wundergeschichten von selbst weg. Es wird nicht mehr ein urkundliches Wunder heißen können, daß die Patriarchen an tausend Jahre gelebt haben; wenn dargethan wird, daß die ganze Annahme auf einer uralten, aber noch nachweisbaren Bezeichnung von Epochen als Personen beruht. Wir werden nicht mehr in Gefahr kommen, die Sonne, trotz aller Beweise der Unmöglichkeit, um die Erde laufen zu lassen; und also einen Stillstand der Sonne, im Widerspruch mit allen Naturgesetzen anzunehmen, wenn wir sehen, daß die bekannte Stelle im Buche Josua einem alten Volksliede entnommen ist; denn wir dürfen dann die Nachdruck nur nach der Sprache eines Volksliedes auslegen, nicht als ein urkundliches Zeugniß von einem äußeren Ereigniß behandeln. Und um zugleich der andern Erzählung zu gedenken, die in diesem Zusammenhang meistens von Spätern mit wenig Witz und viel Behagen citirt zu werden pflegt: Bileams Eselin hat auch nicht menschliche Worte geredet, wenn es auch Kirchenväter und Scholastiker so verstanden haben; sondern die rabbinisch herrliche Darstellung schildert unverkennbar die innern Kämpfe in der Seele des abtrünnigen Pro-

pheten. Ist endlich der Werth des geknauten irren Hausthiers am Schilbrwege verständlich zu ihm spricht. So befreien wir nicht allein die Bibel von einem ihr aufgebürdeten Märchen, sondern wir können nun auch erst dort und an dem schönen poetischen Ausdruck für Josua's angestruhlten Glauben am entscheidenden Schlachttage erstreuen, hier die uralte, in der Ueberlieferung volkmäßig ausgebildete Geschichte erkennen, die der Erzähler mit der Pietät auffaßt, die sie allein versteht. Wir gewinnen eine Wahrheit zum Vortheile der Glaubwürdigkeit der Bibel, und so ist es in allen ähnlichen Fällen. Der verstandene Buchstabe ist glaubwürdig, nicht der unverständene.

Aber solche verschiedene Bestandtheile, Quellen, Ergänzungen, Uebersetzungen anzunehmen galt den Gegnern im günstigsten Falle für unnütze Grübelei, öfter erkannten eifrige Ketzerrichter darin ein Zeichen des Unglaubens. Der eingegebene Buchstabe war ihnen alles, und dieser mechanische Inspirationsbegriff der mittelalterlichen Geistlichkeitskirche, verstärkt durch die Geistlosigkeit bibliolatrischer Theologen des 17. und die Unwissenheit ihrer Nachfolger im 19. Jahrhundert ist es, gegen den sich Bunten mit vorzüglicher Festigkeit wendet. Auch die andern Gegner des biblischen Glaubens kommen wol dahin, die Bibel als ein Märchen zu behandeln und sie fast innerer Widersprüche zu beschuldigen, aber nur der mechanische Inspirationsbegriff macht die Schrift, absichtlich oder nicht, im Geschichtlichen zu einem Märchen, im Geistigen zu einer Lüge, und er tödtet grundsätzlich durch beides den Geist, und eben darum soll ihm die Engelstaube des Glaubens abgerissen werden, mit der er jetzt noch viel Gemüther verwirrt. Er nimmt allerdings nichts anders an künstlich des Buchstabens der Bibel, als was der Hindu von seinen Beden, der Mohammedaner von seinem Koran, und der verstockte Pharisäer von seinem Geiz und seiner Tradition glaubt oder wenigstens behauptet, aber es ist auch die Bibel als geschichtlicher Glaubensgrund etwas ganz anderes als jene, weil sie den Buchstaben durchaus und schlechthin nur als Ausdruck des Geistes, den Geist Gottes aber als einen solchen annimmt, der nach den Gesetzen des göttlichen Geistes auf den Götterredlichen und frommen Menschen wirkt, durch Vernunft und ihre gewissenhafte Anwendung auf die Wirklichkeit und nicht anders.

Es hat aber jenes System der mechanischen Inspiration auch bedenkliche innere Widersprüche, die der Unbefangenheit seiner Vertreter allerdings gänzlich zu entgehen scheinen. Nach jenem Begriffe der mechanischen Inspiration sind nämlich Gegenstand der Wirkung göttlicher Kraft in erster Linie nicht die hohen Glaubenshelden und Propheten, die Gotteskämpfer der Menschheit, sondern die welche Bücher über sie verfaßt. Da aber beides zusammenfällt, wie bei den apostolischen Sendschreibern, ist es wieder nicht Geist und Herz des Gottesmannes, welcher vom Haupte des göttlichen Geistes bewegt werden, sondern es sind Gottes Werkzeuge die bewußtlos redende Jung und der unwillkürlich schreibende Finger. Eine wie

dieser Freiheit, was dem Redenden oder Schreibenden eingegeben wird, ohne daß es aus seinem innern Leben und dessen Bewußtsein hervorgeht. So reden sie in Menschen-sprachen, die sie nicht verstehen, ja sie predigen als Gottes Wort das, wovon sie nichts wissen. Und deshalb gerade fordern sie Glauben. Sie sind unsichtbar in diesem Reden und Schreiben, mögen sie ihr Gottesbewußtsein ver-sünden und von göttlichen Dingen reden oder von irdischen Umständen. Also muß die Sonne um die Erde gehen, weil eine Schriftstelle denen so zu sagen scheint, „welche des Vollbluts jener Inspiration sich bewußt sind“. Vor ihrem Eifer muß die Rede des Weisen verstummen, wie der Senfzer der einfältigen gottesglaubenden Seele. Um-sonst für die Mächtigen steht nicht neben jener Stelle auch der Mond als Wüstkreiter, und in der Geschichte der nächsten Zeit nach Josua heißt es, daß die Sterne von ihren Bahnen stritten wider Sissera. Umsonst endlich wird der Ausdruck geradezu angeführt im Bibelbuch als aus einem alten Volksliede genommen, also danach aus-zulegen. Das wäre aber vernünftig, also ist es rationa-listisch, also unglaublich, also Kezerei. Rechtsgläubigkeit kann hierdurch nicht bestehen ohne Unförm, also redlichen und denkenden Christen gegenüber nicht ohne Verfolgung.

Man sage nicht, es bedürfe solcher Machtprüche und Formeln, damit der Glaube nicht untergehe. Welcher Glaube ist damit gemeint? Der an die Bibel oder der Glaube an die, welche sich und ihre Weisheit an die Stelle des Wortes Gottes setzen? Jener läßt sich durch Machtprüche und Formeln weder aufheben noch erzwin-gen, und den zweiten bewirken zu wollen ist Unverständnis oder Unglaube, aber der Unglaube zum Glaubenssage er-hoben, die Vergleichung, den lästigen Gründen der Ergä-ner anders auszuweichen und sich zu behaupten. Möglich ist es freilich, daß dieser Molochdienst sich für Gottesdienst hält, oder daß er eine ängstliche aber ungeschickte Art ist, fremden Unglauben sich fern zu halten. Ist doch auch ge-schichtlich in der evangelischen Gemeinde dieser niedrige Begriff vom mechanischen Eingebung zumeist aus dem Mißverständnis jenes wahren und göttlichen Geistes der alten evangelischen Christenheit hervorgegangen, deren gläubige Gesinnung, kindlich und prophetisch zugleich, sich an das Bibelwort anklammerte, um der unerträglichsten Tyrannei menschlichen Zugs und Krugs zu entgehen. Solche Gemüther mögen der Wahrheit leicht gewonnen werden, aber eine große Verschuldung laden sie auf sich, wenn sie aus bloßer Trägheit und Eingebildetheit taub bleiben gegen die Mahnungen zum Besinnen, die ihnen doch durch die Zustände der Wirklichkeit und das Elend der Welt ebenso nahe gebracht werden, als durch das besonnene Bekenntnis redlicher Forscher. Ihnen allen, die nicht abgänglich das Ohr verschließen, legt Bunsen endlich die sehr ernste Frage vor, was denn werden solle? Dessen müssen sie sich bewußt werden, daß eine wirkliche Erkenntnis der Bibel, also ein evangelisches Verständnis derselben nicht denkbar ist, wenn der äußere Buchstabe an die Stelle des Geistes gesetzt wird, ja daß ein solches Verfahren der Tyrannei menschlicher Sagungen ebenso wol wie dem

Geiste des Unglaubens Thör und Narr ist. Und nun der Geist von dem Buchstaben verdrängt, worin soll er geistig werden? Was in mystische Gebrauche, in Ver-genden und Fabeln, in magische Kräfte und Gewalten einer Priesterkastei, in das Recht und Vermögen von Menschen, nicht allein Befehl zu machen in der Gemeinde, sondern auch Wahrheit, an Gottes Statt, von Gottes Gnade? Es sind dies sehr ernste Worte, um so ernster, als es sich dabei nicht um eingebildete oder nur mögliche Gefahren handelt, sondern um ein wirkliches Uebel, und darum folgt Bunsen am Schlusse der Einleitung folgende Worte hinzu:

Die europäische Welt des Jahrhunderts sich der herrschenden Geistes des 11. unsers Tages, und namentlich in eine größere geistige Stille es seit Jahrhunderten wahren und Regierungen, der zugewendet als vorher. Es verberblicher, weil er unter mangel auftritt, weil er vorübergeht, und weil er all verjagt. Er hat dadurch lichen, gefälligen und vol gebracht, und droht den U-wirkung der Bilder, wenn und Gott und dem Geistes Spiegel beider, allein die Ehre geben.

Die belebende Gewalt des Bibelwortes soll dem ab-helfen, und Bunsen will mit seinem Bibelwerke zur Ver- tiefung in dasselbe beitragen, darum erbittet er ihm die Theilnahme der Gemeinde. Wie er es rückhaltlos aus-spricht, daß der Geist der Wahrheit, welcher in der Ge-meinde ist, und den weder Gewalt noch Verführung wer-tigen kann, das Irrthümliche in seiner Arbeit, wie der Wind die Spreu verwehen wird, so ist er auch voll sicherer Zuversicht, daß derselbe dem, was sich darin als Wahrheit, also als biblisch bewährt, Dauer und Sieg verleihe werde. Wir hoffen es mit ihm.

Die „Bibelstunden“, deren Anfang bereits vorliegt, sind in vier Theile zerlegt. Der erste vorliegende enthält die geschichtliche und philosophische Kritik des Gesetzes und der historischen Bücher vor der Eroberung Maccabäer bis zum Untergange des ersten Tempels; reich, vollständig überreich ausgestattet, wenigstens hat es Ausrufenen zuwei-sen geschehen, als seien auch speciell theologische Fragen umfänglich behandelt, obwohl auch zugegeben ist, daß die Entschärfung hierüber schwierig genug war, wenn die Auf-gabe ist, dem einzelnen ein selbständiges Urtheil zu er-möglichen.

Dem Plane gemäß, nach welchem sich die „Bibelstunden“ dem Bibeltexte anschließen, liegt die Uebersetzung des Jesaja vor. Diese, für welche gerade hier aus der hebrä- ischen kraftvollen Sprache der Jesajamischen Weissagun-gen besondere Schwierigkeiten erwachsen, ist durchweg eine vollkommen angemessene und glückliche. Neben der Prä- zision, Schönschönheit und Deutlichkeit ist auch das hervorzu- heben, daß die Luther'sche Uebersetzung in einzelnen wich- tigen j. B. messianischen Stellen, an welchen nicht immer

gerade jene Vorzüge ihr eigen sind, dennoch anklingt, und eine nur geringe aber wichtige Aenderung den Mängeln nachhilft. Auf diese Weise wird ein Bedenken beseitigt, dessen Gewicht gleich anfangs gegen das ganze Werk nicht mit Unrecht geltend gemacht wurde. Das Ansehen der Luther'schen Uebersetzung nämlich, welche mit jedem Worte tausend Erinnerungen wach ruft und die mit unserm ganzen Wesen aufs engste verbunden ist, sollte eben darum selbst bei offenbaren Fehlern — so wurde gesagt — sich gegen jede neue, behaupten, und die Schwierigkeiten für eine solche erkannte auch aus diesem Grunde das frühere Referat gleichfalls an. Diese glückliche Verbindung des Gewohnten mit dem Richtigen, deren Möglichkeit übrigens natürlich nur eine beschränkte ist, bricht aber jenem Argumente die Spitze ab, während es wol nicht ausdrücklicher Erwähnung bedarf, daß jenes Anklagen nicht mit slavischer Abhängigkeit verwechselt werden darf. Die Beibehaltung des „Lobeshattens“, welcher irrtümliche Ausdruck allerdings nur solchen verständlich ist, die hebräisch verstehen, ist freilich wol dem Einflusse der Luther'schen Sprache zuzuschreiben, denn diese Uebersetzung des Wörterbuchs von Gesenius ist für die Ewald'sche Schule mit Recht ein überwundener Standpunkt, wenn ihn auch noch die neueste Ausgabe jenes Wörterbuchs festhält.

Für die Erläuterungen unter dem Texte, denen zuweilen nur eine etwas präcisere Fassung zu wünschen wäre, ist in den prophetischen Büchern ein reiches Feld gegeben, wie dies schon in dem frühern Referate ausgesprochen wurde. So namentlich bei dem Propheten Jesaja, wo oft genug sprachliche und geschichtliche Bemerkungen erst den Sinn genügend erklären, der eben darum dem Laien nicht selten verschlossen blieb. Referent ist hier öfter selbständigen und neuen Erklärungen begegnet. So bei der Prophetenweihe Kapitel 6 die Erklärung des Tempels, welchen der Saum von des Herrn Gewand erfüllt, weder von dem jerusalemischen noch von dem himmlischen Tempel, welche letztere Erklärung nach der Vergleichung mit Hesekiel wol vorzuziehen ist, sondern von dem Weltall, der sichtbaren Schöpfung mit dem Menschen, obgleich später jene beiden Deutungen eigenthümlich verbunden mitgegeben werden. So in derselben Stelle die Erklärung der Engel als Gottes Gedanken in der Schöpfung, als ewig wirkende Kräfte des Ewigen in Raum und Zeit. Eine Untersuchung über die Berechtigung dieser Deutung würde wol zu weit führen; die Angabe geschah nur zur Charakterisirung jener Anmerkungen.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Auffassung des sogenannten zweiten Theils des Jesaja und die Erklärung des hier vorkommenden Ausdrucks „Knecht Gottes“. Es enthalten nämlich die Kapitel 40 — 60 nicht Jesajanische Weissagungen, sondern die eines Propheten im Babylonischen Exil, und jener Ausdruck bezeichnet nicht den Messias, wie jetzt nur noch Hengstenberg erklärt, sondern die frommen Israeliten. Es war nicht anders zu erwarten, als daß Bunsen sich der wissenschaftlich allein möglichen Auffassung angeschlossen; bemerkt mag dabei werden, daß die Darlegung des Verhältnisses und der entscheidenden

den Gründe mit einer ausgezeichneten Präcision erfolgt, die doppelt schwierig war, da diese Darlegung eigentlich eine gelehrte ist und doch wegen ihrer Wichtigkeit der Gemeinde nicht entzogen werden darf. Die Sache ist mit wenig Worten und ohne gelehrten Apparat unzweifelhaft gemacht, während Kap. 52, Vers 13 die Vereiniigung dieser Auffassung mit der neutestamentlichen in angemessenster Weise erfolgt.

Es ist natürlich, daß die Bedeutung des Werks und der Antheil daran in dem Neuen Testamente culminirt, wo sich allerdings auch die Schwierigkeiten verdoppeln, selbst abgesehen von den Vereinerungen, die möglicherweise Tischendorf's glücklicher Fund bieten wird. Hoffen wir, daß bei der verhältnißmäßig schnellen Fortsetzung des Bibelwerks sich auch die Theilnahme der Gemeinde daran ungeschmälert erhält.

33.

Erzählungsliteratur.

1. Uebergänge. Novelle von Albert Traeger. Leipzig, G. F. Winter. 1860. 16. 20 Mgr.
2. Phantasten im Lübecker Ratheseller. Von Hugo Kreisler. Eine Sylvestervision. Mit einer Widmung an den verstorbenen Dr. Wilhelm Hauff. Lübeck, Dittmer. 1860. 8. 9 Mgr.
3. Versöhntes Geschid. Ein Seelenbild von Hugo Kreisler. Lübeck, Dittmer. 1860. 8. 12 Mgr.
4. Natur und Liebe. Von Theobald Kerner. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1859. 8. 26 Mgr.
5. Schwarz und Weiß. Bilder aus dem Leben von Angelika von Michalowska. Berlin, Nicolai. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.
6. Religion und Liebe. Roman aus dem Tagebuche eines Anonymen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. 8. 25 Mgr.
7. Aus unsern vier Wänden. Bilder aus dem Kinderleben von Rudolf Reichenau. Sechste Auflage. Leipzig, G. F. Winter. 1860. 16. 25 Mgr.
8. Die Aristokraten. Novelle vom Verfasser des „Schiefelvinck“. Hamburg, Richter. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Indem Referent die oben genannten Bücher sich im allgemeinen vergegenwärtigt, veranlassen dieselben ihn zu einigen kurzen Bemerkungen. Wenn j. B. der Vater einen berühmten Autornamen hat, so ist es für den Sohn vielleicht nicht schwer, einen Verleger zu finden, aber doppelt schwer, sich Anerkennung zu erringen. Ferner: es gibt doch noch Anerkennung in dieser leeren Welt; hat jemand durch Einfluß eines Bekannten ein gutes Placement oder einen wohlklingenden Titel bekommen, stellt er in seinem neuesten Werke die Gedichte seines Beschützers oder auch nur ein Motto daraus, zu den höchsten Dichternamen; mit solcher Dankbarkeit läßt sich's weit bringen! Ferner: niemals soll ein Autor eine Ilias post Homerum fügen; jeder soll versuchen, ob ihm selbst „Gesang gegeben“; nie soll ein Autor vergessen, daß er sich Autor nennt, das heißt Schöpfer, und Schöpfer soll er sein; weil so viele das vergessen, so gehören unzählige Bücher gar nicht in die Literatur. Ferner: nur nicht das leibige Nachmachen, welches noch tiefer steht als Ilias post Homerum; weil man seit hundert Jahren „Klein's“ und „Wienle'sen“ herausgibt, kommt noch alle Tage jemand auf das geistreichen Gedanken, es auch einmal zu probiren. Ferner: der werthvollste Werk tritt allezeit am anspruchlosesten auf; es ist gleich dem Gesange des Vogels; man genießt es, wie es gegeben wird, und das Gegebene ist ein Genuß. Ferner: es gibt Autoren, welche sich von ihrem Gefühl betarrig hinreißen lassen, daß ihre Darstellung zwischen poetischer und prosaischer Form

auf, und unberührt, wie der Vogel Strauß nicht weiß, ob er laufen oder fliegen soll; jedenfalls zeigen solche Autoren einem alteren Grad poetischer Schöpferkraft; ist das Werk von größtem Anfang, so erlaubt der Leser, wie z. B. an Oswald Duller's, wol selbst von seinen Freunden verglichen „Kaiser und Papst“. Ferner: wenn ein Autor im Jahre 1860 ein Buch schreibt, welches in jeder Beziehung höher ränke als „Werther“, so würde der Verfasser schwerlich einen Werther-Erfolg haben; denn damals war der Respekt vor dem Autor, die Werthschätzung des Autors, der Glaube an den Autor unvergleichlich vielmal größer als jetzt. Ferner: die Ausstattung eines Buchs ist doch ungemein wichtig; ich spreche nicht von jenem abfärbenden Risverhältniß von Lederband und Goldschnitt zum Honorar des Schriftstellers, sondern es sei mir auf, daß ein zu enger, zu kleiner und dabei ungleicher Druck einer Novelle von 559 Großoctavseiten manchen bald ermüdet und somit einem Buche, welches über der gewöhnlichen Novellenmacherei steht, manchen ehrenwerthen Leser entziehen wird.

Wir wenden uns jetzt zur Besprechung der einzelnen Bücher. „Uebergänge“ von Albert Træger (Nr. 1) ist in diesem Genre ein erstes Werk des Verfassers; aber ein erstes Werk von solcher Tüchtigkeit ist eine seltene Erscheinung; es liegen nicht bloß Hoffnungen, es liegen sogar Reime von fünfzig großen Schöpfungen darin. Diese „Uebergänge“ bilden ein Ganzes; wie ein plastischer Werk steht diese „Novelle“, wie der Verfasser sie nennt, vor uns. Die Mittel, mit welchen die große Wirkung hervorgerufen wurde, sind sehr gering; der örtliche Hintergrund, die Staffage höchst einfach, gar nichts Hervorgehobenes, Capricieuses; alles gewöhnlich, aber das Gewöhnliche in eine Beziehung gestellt, daß es beherzungsvoll wird; alles ist lebendig, nichts Abgehandenes, Lottes darin, überall pulst frisches Leben. Selbst auf das Behnleben des Philistertums mit seinen moderangestrichenen Begriffen von gutem Namen, stolzer Firma, bürgerlicher Rechtfertigung und Tugend, selbst dieses häßliche Scheinleben weiß der Geist des Künstlers sich dienlich zu machen, daß es die Harmonie des Ganzen nicht stört: mit einem Wort, das genannte Buch ist eine Schöpfung. In der That ist das Werk ein selbstständiges, und hat somit einen ungeheuren Vorzug vor demjenigen, die einen gegebenen Stoff entweder zum ersten oder zum zehnten male bearbeiten; von jenem gar zu oft vorzunehmenden Unredlichkeit, die diesen Umstand verschweigt, gar nicht zu reden. Das Buch ist durchweg geistreich; über Leben, Lebensglück, Umgang mit Menschen, conventionelle Formen, Bücherfüllung, Dichtertreiben haben sich zahlreiche geistreiche Bemerkungen. Die Hauptperson des Werks ist ein Mann, der als Dichter hoch über der Welt und ihrer Gewalt, ihrer Sorge, ihren großen und kleinen Jammervollheiten steht, und der zugleich von dem Einflüssen des Augenblicks, von der Macht der Situation, von seinen eigenen momentanen Stimmungen allzu sehr sich beherrschen läßt; ein Mann, der, zum Heros des Gedankens bestimmt, eine Gewalt gewonnen hat, daß sein Leben sich in dem vollkommensten Agnosmus zu verlieren beginnt. Dieses Mannes Liebe wendet sich einer Jungfrau zu, welche ein Herz voll kräftiger Liebe, welche poetisch gestimmt ist, wie der Dichter selbst, welche aber zugleich durch eine Klarheit des Gedankens, durch eine Sicherheit der Ueberlegung, durch eine Energie des Willens ausgezeichnet ist, wie es nur bei dem Auserwählten ihres Geschlechts gefunden wird. Das Verhältnis dieser zwei Menschen führt notwendig zu großen, echt tragischen Konflikten, und der Verfasser hat dieselben auf eine natürliche Art eingeleitet und meisterhaft fortgeführt und abgeschlossen. Vielleicht hätte der Verfasser noch etwas tiefer in das Gemüth seines Helden blicken lassen dürfen, als derselbe den Entschluß faßt, zu entsagen; dann würde der Leser sich noch lebhafter von dem Heroismus, welcher auch im Entsagen sich kund geben kann,

überzeugt haben. Da dies nicht geschehen ist, so könnte der Held der Erzählung leicht für weniger bedeutend gehalten werden, als der Verfasser ihn hinstellen wollte. Wenn dieses Buch in einer Zeit geschrieben wäre, wo die Jugend wie das Alter sich durch Bücher und Dichtungen noch entzücksmäßen ließ, so würde es vielleicht wie „Werther's Leiden“ gelesen, verschlungen und wieder gelesen sein; in der Gegenwart ist man viel zu blasé, viel zu indifferent, viel zu raffiniert, um sich so warm für ein Buch zu interessieren, wie man es damals that. Aber eine allgemeinere Anerkennung wird nicht ausbleiben, obgleich Træger, soviel wir wissen, nicht Pensionär eines königlichen Récemas und auch nicht als Hofpoet angestellt ist.

Auch die zwei Büchelchen „Waffen im Lüberker Rathskeller“ (Nr. 2 und 3), von denen 1 Seiten hat, sind Erstlingswerke. „Rathskeller“ beginnen mit einer Dr. Wilhelm Hauff. Der Gedanke zu sein, nach Hauff wieder Ralf wenn man scharf sein wollte, könnte jemand schon eher etwas, Aren; und schon über das Red Gymnasien, daß man sich ein stelle, wenn man es versuche. A gelungen werden, daß Hugo K anspricht und daß er Kulage zu leicht wird seine Satire sich in 1 nen, wenn sie nicht zu zahl blie setzen wir folgende Expectationen dürftig nach einer deutschen Flo gesehen worden, indem der Sitz lich in Frankfurt, also auf dem schwer fallen würde, von dort Institut zu regeln. Man hat u bereitungen dafelbst getroffen, um, sobald es nicht mehr noth thut, unergänglich eine deutsche Flotte ins Leben zu rufen. Ge erit riren bereits einige Marinerräthe, auch liegen einige tausend Ballen Kleenpapier zur Registrierung der Vorarbeiten bereit, und man hat sich schon mit einem hanauer Goldarbeiter wegen Lieferung der neuen Erorden verständigt; auch haben in höchst patrioti scher Weise die Posamentiere von Wiesbaden sich zur Lieferung des Lanwerks bereit erklärt. Mehr Schwierigkeit hat schon die Discussion über die Uniformirung der Seeprediger gemacht, da man dieselben so aufzufallen gedenkt, daß sie den Wind in ihren Talaren fangen können“ u. s. w. Mancher, der dieses und Ähnliches liest, wird sich lebhaft an den liebenswürdigen, zu früh verstorbenen Theodor von Kobbe erinnert fühlen.

Im zweiten Werkchen desselben Verfassers „Verdientes Geschick“ betitelt erscheint derselbe gleich von Anfang, schon in seinem kurzen Vorwort, als ein von seinem Gegenstande Eingeweihter, und das ist er nur zu sehr. Seine Stimmung ist eine fast zu erhöhte; die Prosa ist ihm, bewußt oder unbewußt, eine zu weite, alltägliche Form; er möchte seiner Dichtung ein Prietragogemane geben, das fühlt der Leser; es ist in dieser Prosa Stellenweis etwas Dithyrambisches; der Leser fühlt, der Autor konnte nicht anders, er mußte so schreiben, doch zwingt sich der Verfasser in die prosaische Form. Ganz offenbar ist es, daß der Verfasser dieses Büchelchens nicht über seinem Gegenstande steht; es fehlt ihm jene Ruhe, welche die unerlässliche Vorbedingung jeder echten künstlerischen Schöpfung ist. Der Verfasser nennt sein Werkchen ein Seelenbild; diese Bezeichnung finde ich zu treffend; wenn der Verfasser nichts geben wollte als ein Bild, so dürfen wir ihm begnügen, daß er gut gezeichnet und kräftige schöne Farben mit künstlerischem Geschick aufgetragen hat. Nach diesen zwei Versuchchen, die wir von Hugo Kreidler gesehen haben, scheint an seinem schriftstellerischen Talent nicht gezweifelt werden zu dürfen.

Wenn wir das Büchlein „Natur und Frieden“, von Theobald Kerner (Nr. 4), im allgemeinen Charakteristiken folgen, so bemerken wir zunächst, daß es auf 286 Seiten zwanzig kleine — wie soll ich sagen? — Stichen, Bilder, Woodcutten, Federzeichnungen in Prosa und in Versen enthält; aber alle diese mehr oder weniger geistreichen Kleinigkeiten sind verbunden durch einen gemeinsamen Grundgedanken und bilden in dieser Rücksicht wenn auch nicht ein Ganzes, doch etwas Zusammengehörendes. Der gemeinsame Grundgedanke ist der, daß der Mensch den wahren Frieden nur findet, wenn er sich an die Natur anschließt, und daß er den wahren Frieden verliert, wenn er sich von der Natur entfernt. Nun meint Referent, daß jener Frieden, welcher aus der Liebe zur Natur entspringt, ein Allgemeinverständliches, ein in einen concreten Begriff

So kommt es, daß dieses Büchlein in von Welt und Leben im allgemeinen idyllisch ernst und sicher den Schmerz des und gegen die verschiedenen Modifikationen andeute. Jedes Gedicht, jeder Gedanke, einen bestimmten Gedanken immet Gefühl, eine dunkle Ahnung, erregen ist nicht Zweck des Kunstwerks. Ist der echte Philosoph; der Gedanke des antastische, die materische, die plastische; wo beides im harmonischen Vereine da ist das dichterische Talent; selbst das aus ausarbeiten; wir wissen es genau, „Wallenstein“ oder Goethe an der „Iphigenie“, Theobald Kerner würde mehr er selbst werden, wenn er nicht so häufig skizzierte

Noch möchte ich mit besonderem Nachdruck hervorheben, daß das Grandiose der Naturphilosophie bei dem Verfasser im reinen Glanze einfacher Wahrheit erscheint; so sagt er einmal: „Warum so schwer sterben müssen? Die Pflanzen, die Kerben gewiß leicht; Blumentod ist ein sanfter Tod; die Blumen sind aber auch der Erde ihre liebsten Kinder, sie ruhen immer auf dem Schoße der Mutter und beim Sterben drückt sie sie nur fester ans Herz. Doch der Mensch der kämpft mit trampfhafter Bergwerkung noch um die letzte Minute seines Lebens! O lebte er mehr in der Natur, sein Tod wäre leichter, da fragte er nicht ängstlich: „Und hernach, was wird es sein!“ Selig lächelnd schließt er am Herzen der Mutter und wollte es nicht besser haben als die andern Kinder.

Woh, der Mensch stirbt so allein!

In dem engen Einsamkeit

Wird er einsam fortgetragen;

Eine Pflanze möcht ich sein:

Pflanzen sterben im Verein.

Nach dem Herbst — wozu da Klagen —

Sollt ein Reichenach sie ein.“

Kerner wird jener kleinliche Egoismus, welcher urint, alles sei nur ihm zu Liebe erschaffen, von Kerner in seiner ganzen Richtigkeit scharf gezeichnet, und der Egoist muß eine Ahnung empfinden von der Größe und Erhabenheit jenes Ganzen, von welchem der Mensch nur ein Theilchen ist. In dieser Beziehung sagt unser Verfasser: „Wie herrlich das goldene, rothgesäumte Büchlein da oben durch die dunkeln Tannenzwiesel scheint! Wie bald vielleicht wird es zur schweren grauen Wolke und fällt in tausend Regentropfen zur Erde. Und thut ihr das wol leid? Ei bewahre, es ist ja so ihre Bestimmung. Würden alle kleinen goldenen Büchlein am Himmel schweben bleiben, der Himmel wäre ja bald so damit bedeckt, daß man kein schönes Blau nimmer sehen würde, und dann wär's auch bald aus mit dem goldenen Schein. Nein, da sind sie lieber so geschickt und machen Hebrich auch andern wieder Platz; wenn sie dann zur Erde gesunken sind, sind sie ja auch nicht nutzlos geblieben, die Bäume blühen und grünen noch einmal so schön, und auch die Vögel schütteln freudig ihre frischgewaschenen Flügel und fliegen dankend ihr Lied zum Himmel hinauf. Das ist dann der

Wille ihrer Auferstehung und sie kann leicht sagen: Ich bin nicht gestorben, ich lebe fort in der Freude der Dämonen, der Bäume und der Vögel.“

Referent will schließlich Theobald Kerner's Buch allen denjenigen empfehlen haben, welche sich aus einer in Leidenschaft, Egoismus, Materialität und Nihilismus zerfahrenen Welt das Gefühl für Natur und für Wahrheit, den Glauben an das Ideal, die Achtung vor der Begeisterung der Jugend, den Glauben an die Harmonie des Weltganzen, die Lebenszeugung, daß jedes Menschenleben ein Ganzes werden muß, gerettet haben. Für Leser der gewöhnlichsten Sorte, welche nichts wollen als die Zeit tödten, hat Kerner nicht sparen wollen.

Die Verfasserin von „Schwarz und Weiß. Bitter und dem Leben“, Angelika von Michalowska (Nr. 5), hat Beobachtungsgabe, und sie weiß das Beobachtete mit Gedächtnis und Selbsterlebens nicht ungeschickt zu verbinden. So kommt etwas erträglich Lesbares für die gewöhnliche Bürgerklasse zu Stande; aber ich fürchte, diese Klasse wird die Erfahrungen der Michalowska für gewöhnlich, und wo sie angewendet werden, für unglücklich halten. Uebrigens fand ich in dem Werkchen eine sogenannte novellistische Charakterzeichnung, die ganz unverkennbar von Talent zeugt, dieselbe ist die: „Ein Ständchen.“ Ein väterlicher Kritiker würde der Michalowska den Rath geben, in dieser Weise fortzuarbeiten, wenn die Bürgerklasse daran auch kein großes Interesse hat. Diese einzelne Kleinigkeit „Ein Ständchen“ ist ein Zeichen von rechem schriftstellerischen Talent. Als Anhang zu ihrem „Schwarz und Weiß“ gibt die Verfasserin „Zerstreute Gedanken“. In Mittheilung dieser Aphorismen zeugt von großer, fast unbegrenzter Varietät der Verfasserin, indem sie Gedanken ausdrückt und drucken läßt, die, was weiß ich seit wie langer, im Rath der gewöhnlichsten Leute eckten, z. B. ein gutes Wort zur rechten Zeit gesprochen, kann oft vielen Misverständnissen vorbeugen; oder: wenn die Menschen doch aufrichtig gegenüber wären, wie viel glücklicher würden sie sein! Ferner: „Gibt kein Stillstehen in der Natur, folglich auch keine dem Menschen, er muß vorwärts schreiten oder zurück.“

Uebenso wie wir unter den Erzählungen eine gute fanden „Ein Ständchen“, so finden wir auch hier unter den trivialen Aphorismen ein geistreiches; es heißt: „Was läßt sich leichter merken eine Höhe oder eine Tiefe? — Eine Tiefe; denn wir fallen ihr als wir steigen.“

Der Roman aus dem Tagebuche eines Ungeannten: „Religion und Liebe“ (Nr. 6), macht durchweg einen widerwärtigen Eindruck. Es ist nämlich die radikalste moralische Nuthlosigkeit und Grundlosigkeit — es gehört auch Muth dazu, Grundsätze zu haben —, welche uns hier in einem sogenannten Roman vorgeführt wird. Ein Candidat der Theologie, welcher die Anerkennung von der Vorzüglichkeit der christlichen Religion empfindet, aber nie gehabt oder dieselbe verloren hat, liebt; aber er hat nicht den Muth, für seine Liebe zu kämpfen; er soll eine Probe ablegen vor einer Pietistengemeinde halten, aber er hat nicht den Muth, seinen Nationalismus frei zu bekennen. Dann wird dieser Candidat Hauslehrer bei den Kindern eines Grafen in Paris; die Frau Grafenin wählt ihn für eine Zeit zum Stellvertreter ihres Ehegatten, und er hat nicht den Muth, ein solches Verhältniß unmöglich zu machen; zu gleicher Zeit hat er ein Verhältniß mit einer Gräfin und hat nicht den Muth, Gräfin und Gräfin zu enttäuschen. Bald, als die Gräfin bei den Candidaten überdrüssig ist, muß der Herr Gemahl dem jungen Manne eine Landpredigerstelle geben, wobei Willen des Candidaten, aber derselbe hat nicht den Muth, die Stelle anzuschlagen, sondern wie er den Muth hatte, die Gräfin, welcher er inzwischen verlassen wurde, wieder anzuschauen. Zum Schluß wird der Candidat angesehener protestantischer Pastor und glücklicher Gatte und Vater.

Zufolge des Vormorts ist das Mitgetheilte erlebt und zwar in den Jahren 1881 fg. Auf der Höhe jener Jahreszahl steht das Buch vielleicht, auf der Höhe von heute jedenfalls und gottlob nicht. Damals mochte es vielleicht in gewissen Kreisen für getrennt gelten, solche Sachen zu schreiben, wie S. 19: „Die Gesetze des Himmels, wo die Menschen in den Himmel hineinzubeln, im Dome leben und beim Meise beten“, oder S. 80: „Wir sind Götter; am Busen der schönen Gräbenblätter vergessen wir den irdischen Staub; der uns umfließt, und in den seligen Minuten des Wessens vergessen wir, was das Christenthum uns ewig düster predigt“ u. s. w. Jedenfalls wählte Referent nicht, wenn zum Nutzen oder wenn zur Freude ein solches Tagebuch sollte gedruckt worden sein, wenn auch auf noch so leichtes Papier. Vielleicht hätte ein Gegner der lutherischen Kirche es geschrieben haben, welcher zeigen wollte, wie viele Ungläubige und Heuchler, sogar wie viele unmoralische Subjecte sich den lutherischen Gemeinden als Prediger aufdrängen; in dem Falle wäre zu bedenken, daß der Verfasser nicht aber etwas mehr Kraft zu disponieren hätte.

Rudolf Reichenau's „Aus unserm vier Bänden“ (Nr. 7) ist ganz dasjenige, was es sein will: „Bilder aus dem Kinderleben.“ Das Werkchen ist ein ganz spezifisch häusliches, wenn ich so sagen darf; man muß Vater und Mutter oder Kinderfreund im höhern Sinne des Wortes sein, um es in seiner Kaltblütigkeit, in seiner Mischung von Ernst und Scherz, in seiner epischen Weile ganz zu verstehen und ganz genießen zu können. Unter den mehr oder weniger langen Kapiteln und Kapitelchen des Inhaltsverzeichnis nennen wir unseren Lesern insbesondere folgende: „Mittwoch ein Vierteljahr“, „Unser Kindchen“, „Morgensilber“, „Tischchen deck dich“, „Schlaf und Traum“, „Besuch“, „Zusehen“, „Eine Eroberung“ (beiläufig gesagt, dieses Kapitel halten wir für ein kleines Kunstwerk); ferner „Der Raststrauch“, „Großmutterküchen“. Referent hat die Uebersetzung, daß nicht bloß Vater und Mutter, sondern jeder Kinderfreund das Buch mit wahrer Freude genießen wird; das Naturwahr in Ton und Haltung des Ganzen muß jeden Unbefangenen ansprechen. Die sechs Auflagen, die es in rascher Aufeinanderfolge erlebt, bezeugen auch den Ruf, den es bereits gefunden hat.

Ganz offenbar ist das Buch „Die Aristokraten. Novelle vom Verfasser des „Schief-Bonnetts““ (Nr. 8), das Werk eines talentvollen Autors. Derselbe schreibt bald sentimental, bald satirisch; bald sentenziös; er malt in Lebensgröße und in miniature, er malt Genie und malt Porträt, er skizziert und führt aus — und alles gelingt ihm vortrefflich. Mit gleicher Sicherheit schildert der Verfasser das Familienleben, die Handlungsweise, die Lebensansichten des gelebten jüdischen Bankiers, wie die geheimen Intentionen des armen Landadelichen gegenüber dem Stolz des großen ritterschaftlichen Grundherren; ferner das Leben des reichen Landjüngers wie das des Gesandtschaftsattachés, das Treiben des charakterlosen Literaten wie die Kaiserin der jungfräulichen Bankierstochter, und alle diese disparaten Elemente vereinigt unser Autor zu einem ansprechenden Ganzen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, der Verfasser erhebt den Gedanken und das Gefühl seines intelligenten Lesers weit über die Sphäre, in welcher die meisten seiner Gestalten sich bewegen und läßt ein Reich des Schönen und des Wahren ahnen, nach welchem der rechte Mensch die Sehnsucht niemals verlieren kann. Diejenigen Leser, welche nichts wollen, als einige Stunden durch sogenannte Lectüre todtschlafen, werden sich wahrscheinlich nicht tief in das Buch hineinkleben, sondern es bald beiseite legen, wenn sie an Stellen kommen wie die folgende: „Solange deine Seele rein, dein Geist schön und wärzig des göttlichen Hauches ist, der ihn ins Dasein rief; solange du gesund an Leib und Seele, mehr nicht sein willst als du sein kannst, bist du glückselig schon einer Glückseligkeit fähig, wenn auch nur einer unreifen und unvollkommenen, denn es ist nur die Glückseligkeit der Jugend, die aber dennoch eine Wahrheit hat, was

durch sie befähigt ist, sich zu verhehlen und zu vervollkommen; einer der schwierigsten Prozesse. Wäge es, der Schüler deiner selbst zu sein. Die Bewunderungswürdigsten, die unsterblichen Meister aller Zeiten waren die Schüler ihrer selbst und wurden die Lehrer der Menschheit. Was die Vorsicht mit dir verhält, wird dir nicht jederzeit einleuchten, oftmals selbst dann noch nicht, wenn ihre Zwecke an dir bereits vollzogen sind. Nicht jeder kann ein Held und Legendemuster sein; wer leichtsinnig und eitel genug ist, seinen physischen Rath und seine moralische Kraft zu überschätzen, der läuft Gefahr, sich als einen Feigling, oder Lasterhaften kennen zu lernen.“

Das obengenannte Werk ist Herrn François Wille gewidmet. Referent ist, wie viele seiner Freunde, der Ansicht, es sei jetzt wol Zeit, daß François Wille seine gesammelten Schriften bald veröffentliche. 10.

Aus dem russischen Provinzialleben.

Stizzen aus dem russischen Provinzialleben. Von Saltikow. Deutsch von H. Mecklenburg. Zwei Theile. Berlin, Spamer. 1860. Gr. 8. 2 Theile. 7½ Rgr.

Wir haben Aufstrebens der der seit kurzem nordischen Reich Hauptzeugen ist In dem vorlie auf diesen in t tigen Gegensta eigentliche Geis verberg, fängt rung sehen wir naturkräftigen seit sich in die die mannichfalt muß. Wir se stilligung, aber ohnegleichen in Verfasser zur i den gesellschaftl Verderben der zu stellen und der Großen, d und Ähnliches liebenswerthe M Verlangen nach und diese Eige sein. Wenn er titler gegen di diese Neigung wie ihm ande seinem Vaterla seinen Siegen Durchgang, den blutige Geisel i gesellschaftlichen i gemacht; man den zu berühren nur aller der at tatur, die wir i gehen seien.

Im ersten Theile dieser „Stizzen“ ist es vorzüglich die tiefe Verderbnis der russischen Beamtenhierarchie, welche den eigentl Stand der Geisel Saltikow's bildet, und wir begannen hier allerbdinge Zuständen und Schilderungen, die den deutschen Lesers kan mit Erkennen, ja mit Schrecken erfüllen. Diesen Tschis nowniks (Beamten) durch alle vierzehn Dienstklassen ist freilich

nicht heilig; ihr Rang und ihr Selbstinteresse hat sie gegenüber einer übergebildeten Menge allerdings völlig entmenscht und ihr ganzes Dasein zu nichts andern als einem Spiel der List und des Trugs ausgebildet. Doch bezeichnet der Verfasser diesen Zustand der Dinge zu unserm Trost als den „vergangener Zeiten“. Er malt uns nun zunächst eine kleine Stadt im Innern des Landes, Krutogorol; der ganze Ort kennt nur einen Wunsch, außer dem nach genießbarem Hindelsch, nämlich den, daß Krutogorol Petersburg sein möchte, nur ein Verlangen, daß Petersburg sich in Krutogorol abspiegelt. Der Tschinowits mit 100 Rubel Gehalt, der aber 1000 Rubel zum Leben braucht, der Kaufmannsstand, die Damenwelt, alles ist in diesem Wunsche eiaig. Befehle kommen, Rescripte gehen ein, die niemand versteht, die aber doch mit fingerbilden Berichten beantwortet werden. Der Steuererheber geht suchend umher, und erlangt er auch keine Steuern, so findet er doch das Nöthige — für seine Kinderchen. Hundertfach ist die Art und Weise, wie dies gefunden wird, aber gefunden wird es! Nur eine dieser Arten

Petrowitsch zu Selbe kommt. „In un-
pochte ein großer Kaufmann, ein Mil-
baumwollenfabrik und machte gewaltige
wir's anfangen, wie wir's wollten, es
zu ziehen — auch nicht so viel! Er
uns zum Thee oder trank ein Gläs-
der ganze Proffit. Wir dachten und
ist! Da — unweit der Fabrik hatte
nden. Was meinst du? Gibst du mir
Kaufmann 2000 herandrückt! — Was
Ra, du wirst schon sehen! Seg' dich
Den Angaben des und des zufolge ist
ibriftlich unter Merkmalen gewaltigamer
die wollen daher erlauben, daß man
denselben ablasse u. s. w. Aber, Iwan,
m liegt ja auf der Landstraße! — Ich',
tarrkopf las und wollte in Ohnmacht
Väterchen, wollt Ihr mich zu Grunde
ja, wir haben Befehl. Laß also den
nun so zahle 3000 und die Sache ist
ordentlich! Aber er zahlte; wir fuhrn
zieren, hocherten ein wenig mit unsern
u Mittag und die Sache war in Ord-

nung. Ein außerordentlicher Mensch, der Iwan Petrowitsch! Ebenso gut, wie er, versteht Feuer, der Stadthauptmann, die Sache; in Wahrheit eine „Gans mit Tagern“, ein wahrer Löwe in der Moral, aber alles glückt ihm.“

Auf die „vergangenen Zeiten“ läßt der Verfasser Porträt seiner Bekannten folgen, den betrogenen Leutnant Porphyrios, der in höchster Gemüthlichkeit allen Leuten die Taschen segt, so zweigennüßig, daß er einen Vitzstiller, der ihm Pilze schenkt, wegen Bekehrung denunziert, dessen Lebensziel ein nachschulbiges Landgütchen ist, das er endlich, obwohl er niemals nimmt, doch erlangt, um am „Busen der Natur“ auszuruhen. Die Krone dieser Porträts aber ist die Prinzessin Anna Iwowna, das schönste Bild einer Antigone, die einen Mann will und die ihr Herz zuletzt einem Schreiber der vierzehnten Rangklasse schenkt, welcher dann im entscheidenden Augenblicke statt ihrer Hand um eine Polizeikommissariatsstelle bittet. Der drastischen Wirkung dieser Skizze steht die des Gutebessers Wajerakin zur Seite, der sich von seinem deutschen Verwalter tyrannisiert läßt, indem er sich damit entschuldigt: „Que voulez-vous? ce n'est pas un homme, c'est une conviction.“ Endlich ist denn auch „Eine angenehme Familie“ in ihrer transsibirischen Gastfreundschaft sehr unterhaltend. Die Handel und Wandel in Rußland betriebenen werden, zeigt eine dramatische Scene, in der Betrug, Stumpfheit und allgemeine Entfittlichung sich einander überbleten, während in dem Monolog „Langerweile“ ein rührender Schmerzensschrei über die Völlerei des Lebens aus der Seele eines Mannes zu uns dringt, der tiefen Glauben, warme Ueberzeugung und innige Liebe für das Gute im Herzen hegt, und der

all diese Verderbniß klar durchsichtig und verwegend fragt: „Muß es denn wirklich ewig Erben geben, auf daß die Menschheit des Denkens, die Reinheit des Glaubens an den Menschen und zu halten bleiben?“ Dies Kapitel, das uns in die ganze Organisation dieses mächtigen Satirikers blicken läßt, bewahrt zugleich die beiden Grundzüge, welche die ganze russische Literatur durchziehen und sie charakterisieren: galienablittere Satire und tiefe Melancholie, als nothwendiges Product der Sittenzustände in diesem weiten Lande, Grundzüge, an denen alle Geister in Rußland, auf welchem Gebiete des Denkens es auch sei, theilnehmen.

Im zweiten Theile herrscht das Grinste vor: es hat noch Charaktere nach Art Carochescauld's, die der Verfasser gibt, und die Satire wendet sich mehr gegen die Menschenart überhaupt als gegen die russische Species derselben. In den „Fischtagen“ wird die thätige Menschenliebe verherrlicht, in den „Thoren“ werden die Froschen, die Dummheit, die Zerfissenen beleuchtet und die Schwierigkeit dargelegt, Ibern, Reformen, Verbesserungen durchzuführen. Im „Buchhause“ treffen wir den nächst die seltsamste Gesellschaft an: einen, der eine neue, misfällige Wissenschaft erfunden; einen Beamten, der seine faulhischen Tabellen aus dem Kopfe ausfüllt; einen andern, der seinen Vorgesetzten verkleumdet hat u. s. w. Ein folgender Abschnitt: „Der Rönch“, läßt uns einen lehrreichen Blick in das russische Seelenleben thun, der jedoch sehr unerbaulich ist. Der nächste Abschnitt: „Der erste Schritt“, schildert wieder die Grund in der russischen Beamtenwelt, die Trübsucht u. s. f., die endlich in dem Epilog: „Die Landstraße“, alle vorgeführten Charaktere sich zu einem langen Leichenzuge ordnen und Wajerakin auf die Frage des Verfassers: „Wer wird denn hier begraben?“ feierlich, aber im Tone krankhafter Ironie antwortet: „Die vergangenen Zeiten.“ Diesem poetischen Schlußfuss stimmen wir mit dem herzlichsten Wunsche zu, daß diese Zeiten wirklich für immer vergangen und begraben sein mögen, obwohl wir den doch einigen Zweifel daran hegen möchten, daß es möglich ist, eine so tiefe und allgemeine Verderbniß, als die Sitten dieses Landes noch vor einem Jahrzehnd darstellten, in einem oder zwei Menschenaltern zu überwinden. Indes in Rußland geht und fährt alles schnell, die Civilisation schreitet hier nicht langsam wie anderwärts, sondern in Sprängen vorwärts, und ein Sprung wie der von 1690 bis 1790 ist hier auch heute noch keine Unmöglichkeit. Die Befreiung aus der Leibeigenschaft und ein völlig neuer Regierungsorganismus, der auf rechte Controle und angemessene Stellung der Beamten Bedacht nimmt, vermögen viel. Dann aber wird auch die Literatur der Russen jenen Geist der Verbitterung, der schonungslos Satire und der principienlosen Feindseligkeit gegen das Bestehende fallen lassen, der sie theilweise jetzt ungenießbar macht; sie wird sich sanftern Gefühlen zuwenden, die Bildung milderer Sitten zum Ziele nehmen und damit auch unter uns den Rang gewinnen, der ihr um ihren Streben willen sicher gebührt.

Ein neuer Dante-Commentar.

Versuch einer bloß philologischen Erklärung mehrerer dunkler und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie. Von L. S. Blanc. I. Die Hölle. Erstes Heft. Göttingen 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Es ist nun etwa 28 Jahre her, seit Professor Blanc, damals schon ein Mann von reichlich 50 Jahren und durch Arbeiten völlig anderer Art in der Literatur rühmlich bekannt, die ersten Früchte seiner Dante-Studien in einem Artikel über den Dichter, in der Erst- und Gruber'schen „Encyclopädie“ zur besondern Zier gerichtet, und in der Schrift „Die beiden ersten Gesänge der Göttlichen Komödie“ der Öffentlichkeit übergab. Es folgt in verschiedenen Zeitschriften, namentlich auch in d. Bl. am Reihe kritischer Artikel, wie sie gründlicher und vorurtheilsfreier von seinem andern geleistet hat. Eine unüberwundene oder vielmehr völlig unerreichte Leistung war aber das „Vocabolario Dantesco“, das 20 Jahre später als jene ersten Arbeiten

erschien, und der Ungunst der Zeiten ungeachtet auch in Italien sich die allgemeinste Anerkennung erwarb, so daß es im vergangenen Jahre unter Vertauschung der französischen Erklärungen mit italienischen zu Florenz nachgedruckt ward. Welch einen Schatz von Fleiß, Genauigkeit und sorglicher Uebersetzung diese weniger als 600 Seiten umschließen, weiß nur recht zu würdigen, wer durch seine Studien veranlaßt wird, täglich wieder und immer wieder das bescheidene Buch zu befragen. Auf dem Blatte, durch welches Blanc einigen seiner Freunde das „Vocabolario“ als Geschenk übersandte, nennt er es „si Deus voluerit, ultimos studiorum suorum fructus“. Zum Glück hat aber Gott nicht also gewollt. So jugendliche Rüstigkeit ist dem verehrten Veteran geblieben, daß er uns nach Ablauf weiterer acht Jahre mit dem Anfange eines neuen Werks beschenken konnte, welches, um zu Ende geführt zu werden, verhältnißmäßig noch etwa fünf Hefen gleich diesem, nur die Hälfte der „Hölle“ umfassen, erfordert.

Bekanntlich hat die Literatur über die „Göttliche Komödie“, besonders bei den Italienern, sich zu einer kaum glaublichen Breite ausgespannen. Allein schon die Commentare bilden ein schwer zu überschendes Labyrinth. Nicht weniger als zehn, großentheils höchst weitschweifige, die im 14. und 15. Jahrhundert verfaßt sind, liegen uns jetzt gedruckt vor. Jedes folgende Sæculum hat jene Zahl vermehrt; am meisten das laufende. Nur allzu oft verschwindet die Aufgabe des Auslegers hinter gehässigen Streitigkeiten zwischen dem einen und andern Erklärer. Wer genöthigt ist, eine der neuern Ausgaben mit den zusammengefügten „Anmerkungen mehrerer“ (cum notis variorum) zu gebrauchen, weiß wie viel Zeit und gute Laune ihm über dem Hin- und Hergang von Venturi, Lombardi, Dionisi, Biagioli und de Romanis verborgen ward. Neben dieser schweren Insanterie der fortlaufenden Commentare gehen aber noch die Tirailleurs und Rosaden der „academischen Vorlesungen“, „Hochzeitprogramme“, „Dissertationen“, Journalartikel u. s. w. her, welche sämmtlich sehr verschiedenen Anspruch auf Beachtung machen, und doch schlechthin, auch nur annäherungsweise, nicht mit einiger Vollständigkeit beherrscht werden können. Diese Tagesalter der italienischen Literatur jagen in wahrhaft plagernder Weise nach dem Nichtdagewesenen, Witzarren, und kaum kann irgendetwas so verkehrt eronnen werden, daß nicht eine Anzahl Leser für die „neue Erklärung“ gewonnen würde. Da verfallt jemand darauf, Graf Ugolino in der berühmten Episode des dreißigsten Gesangs der „Hölle“ sei doch nicht so unmittelbar Hungers gestorben, sondern habe zuvor erst die Leichen seiner vier Söhne und Enkel eine nach der andern verspeist. Aufsch entsteht eine ganze Bibliothek von Flugschriften über die neue Meinung und wo ein Tourist als Dante-Freund bezeichnet wird, tritt ihm auch sofort die Frage entgegen: was dünkt dich: ob Ugolino von dem Fleische seiner Kinder oder nicht? Ist der Angeredete so unglücklich, anders zu antworten, als der Frager wünschte, so läuft er Gefahr, in üble Händel zu gerathen, wie denn seinerzeit ein diplomatischer Duell über die Anthropophagie des Grafen von Donoratico in Toscana viel von sich reden machte.

Blanc hat nun in 122 Abschnitten eine Anzahl besonders schwieriger und bestrittener Stellen aus den ersten 17 Gesängen der „Göttlichen Komödie“, mit Benutzung alles ihm zugänglichen Materials — und der Vorrath ist ein sehr reicher gewesen — eingehend besprochen. Unendlich der Beschränkung der italienischen Extrakte findet sich hier auf das bescheidene Maß wirklich erwägenswerther Argumente beschränkt. Die Abwägung von Gründen und Gegengründen ist eine ebenso umsichtige, als nüchterne, und gewiß nur selten wird der kühnste Leser sich schließlich für eine andere, als die vom Verfasser gebilligte Ansicht entscheiden. Der durchgängige Charakter dieser Erörterungen ist ein philologischer. Die unzähligen Zweifel über den allegorischen Sinn des Gedichtes werden, wie das „Borwort“ ausdrücklich bemerkt, höchstens ausnahmsweise und vorübergehend berührt. Zur Feststellung des durch abweichende Lesarten schwankend ge-

wordenen Textes kann das Material zu Gebote stehen. Was das Büchlein Bildung und geschichtlich hat Blanc sich von reichen Einfällen durch prüfende Kritik zu mächtigen die über das I 9), ferner über den P 3), über überschritten und über rechnen sein. Erwünscht eine Prüfung der Par im vierten Hefenkreis sich wol manche Ver eine möge bemerkt werden, daß der Zweifel, welchen Alexander Dante XII, 107, gemeint habe, dadurch daß Cicero („Officia“, II, 7) den macedonischen gerade ebenso, wie hier der Dichter thut, mit dem Syracusaner Dionys zusammenstellt, wol unbedenklich gegen den Verfasser entschieden wird.

Karl Witte.

Notizen.

In der sen wir in b erfreulichen i manique“, schen Litera Niemals sche ung geherrs schon zur A ler's durch 8 Vorschau, die Uebersetzung haben wir mehrere Versuche zu erwähnen, die zwar minder ins Gewicht fallen, aber doch ihren Werth haben und nicht mit Still Schweigen übergangen werden I „Revue germanique“ hervorgehol in Alexandrinern verfaßte Uebersetz Carlos“ von Brun, früherm Präfer erschien. Die „Revue germani Uebersetzer seine schwierige Aufgabe widerfahren; die Uebersetzung sei heist nicht selten die nöthige Kraft verm schwäche sich zu oft zu bloßer gere Theil jedoch Fehler des französischen früherer Beamter, Langhaus, ließ von Schiller's „Geschichte des Dreiß welche von der „Revue germanique“ doch mit der Bemerkung, daß Schil seiner Zeit gute Dienste geleistet und schichtstudien in Deutschland beigetr Theil ihres Werthes verloren hätten. in Frankreich, England und Deutsch der Geschichtschreibung geleistet wor „une valeur secondaire et un Fraulein Therese Alphonse Karr g. Sammlung deutscher Novellen in I zum Theil Nachbildung unter der niques“ heraus, Novellen von Mue Moriz Hartmann in eleganter und haltend; nur ist die Verfasserin, w ziemlich willkürlich mit den Original duisais quelquesfois pago pour I fois, j'aurai detaché seulement u livre, je rappellerai mes souvenir die Erscheinung, daß nun auch Fra Goethe'schen „Faust“ hat; Blanchet, I

burg verfaßte und Ampot in Paris verlegte ihn unter dem Titel: „Le Faust de Goethe expliqué d'après les principaux commentateurs allemands“. Der Commentar ließt sich „agréablement“, ist von allen Commentatoren sagen kann; die roten Sub „judicieuses et bien suivies“; seinen Gegenstand mit einer „clarté assez rare, zugleich sich aber auch vollständig von den der französischen klassischen Aesthetik loszureißen auf den letzten Seiten melbet sich doch wieder. Blanchet sogar den Allegorien der „Henriade“ des zweiten Theils des „Faust“ den Vorzug „Revue germanique“ mit Recht bemerkt, die „ersten“ seien bloß Maschinen, die lehtern Gedanken und Ideen. Wenn dies Blanchet wirklich nicht gemerkt haben sollte, so wäre dies bei einem Erklärer des „Faust“, der für diesen doch sonst ein richtiges Verständnis offenbart, in der That auffallend. Besser hat diesen Ideengehalt des zweiten Theils des „Faust“ Edgar Quinet begriffen, dessen merkwürdige und viel Tiefes und Schönes enthaltende Dichtung „Merlin l'enchanteur“ („sans contredit le principal événement littéraire du mois“) des zweiten Theils des „Faust“ den Vorzug „Revue germanique“ ganz offenbar unter dem Eindruck und nach dem Modell des zweiten Theils des „Faust“ entstanden ist. Was den Inhalt der August- und Septemberlieferungen der „Revue germanique“ betrifft, so enthalten dieselben manches Interessante, worauf wir wol ein andermal zurückkommen. Was würde Friedrich der Große, der Verächter der Ritelungen und aller ältern und neuern deutschen Poesie dazu gesagt haben, wenn er hätte voraussehen können, daß in einer französischen, sich mit deutscher Literatur beschäftigenden und in Paris selbst erscheinenden Zeitschrift einmal ein Franzose Untersuchungen über die Ritelungen anstellen würde, wie dies von U. de Lavigne in der Abhandlung „La formation des épopées nationales et les origines du Nibelungen-Not“ geschieht!

Luther in Rom und Worms

Zu einer Zeit, wo der fortwährende Weis Luther's, wenn auch nicht „falsch“ die Stufen der Peterskirche neuerdings zu ersteigen und die rein biblische Lehre unter den aufgeliärten Bewunderern Italiens die bedeutendsten Fortschritte zu machen scheint, dürfte folgende Monographie von dem durch eine Reihe interessanter Reisechriften bekannten O. K. Brandes, Rector des Gymnasiums zu Remo: „Luther's Reise nach Rom oder: Ist es wahr, daß derselbe knieend die Stufen der Peterskirche ersteigen hat?“ (Remo, Meyer, 1858), wol einige Beachtung verdienen. Man weiß, wie epochemachend für Luther seine Wanderung nach Rom wurde, wie er, der noch mit der höchsten Ehrfurcht vor dem Papst und dem Papstthum nach Rom kam, durch das, was er in Italien an dem Höhern und Niedern Ritus erlebte, zuerst sich aufs tiefste in seinem blinden Glauben an die päpstliche Autorität erschüttert fühlte. Man wird daher mit Interesse lesen, was Brandes über diese Reise hier mittheilt, denn die Untersuchung, ob Luther knieend die Stufen der Peterskirche ersteigen, bildet nur den kleinsten Theil der Schrift. Wenn hat nun Luther diese Reise gemacht? Johann Matthæus nimmt das Jahr 1510 an, wobei er sich auf ein handschriftliches Zeugniß von Luther beruft. Brandes hat zu diesem Zweck die acht Folio-Bände der Luther'schen Werke (Jenae Ausgabe, 1580) und die „Eisreden“ durchgesehen und nur zwei hierher gehörige Stellen gefunden, nämlich in der Schrift wider das Papstthum zu Rom vom Jahre 1545, wo Luther sagt: „Anno Domini ist mir recht 1510, war ich zu Rom.“ Luther selbst war also über das Jahr ungewiß, und dies ist vielleicht die Stelle, auf welche sich Matthæus beruft. Eine andere Stelle in den „Eisreden“, wo von dem Jahre 1511 als dem seiner Heimreise die Rede ist, und eine Angabe Melancthon's, nach welcher Luther drei Jahre nach dem Antritt seiner Professur (1508 im October) nach Rom gereist sei, verschafft Brandes die Gewißheit, daß er seine Reise

im Jahre 1511 ausgeführt habe. Die von Brandes aus den „Eisreden“ beigebrachten Details sind, bei aller Spärlichkeit, doch sehr interessant. So erzählt Luther einmal von einem lombardischen Kloster, in welchem er einkehrte: „In Lombardia am Bod (Bod, Po) ist ein sehr reiches Kloster des St. Benedict Ordens, das alle Jahre 36000 Dufaten Einkommen hat. Da ist eine solche Lust und Schlemmen, daß sie 12000 Dufaten auf die Gasterei wenden, 12000 auf die Gebäude, der dritte Theil auf das Convent und die Brüder.“ Interessant ist auch die Luther'sche Beschreibung der römischen Altherbäuer, von denen er das Pantheon, des kaiserlichen Amphitheater und die Thermen besichtigte. Von Rom, bei dessen erstem Anblick er sich auf die Erde niederfallend und die Hände aufhebend gerührt hatte: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!“ sagt er: „Mich ist da zu loben denn das Constantinum und Curia Rotae, da der Handel und Gerichtssachen sein rechtmäßig gehört, erkannt, unrichtig und gestört werden“; sonst aber sah er, daß Rom ein „Haus“ war. Ramentlich auch besagte er das noch schöne Geld, das aus Deutschland nach Rom abfloß: „Ich sehe, daß Deutschland sehr weit mehr gen Rom dem Papste gibt, denn vor Zeiten den Kaisern. Ja es meinen eiliche, daß jährlich mehr denn 300000 Gulden aus Deutschland gen Rom kommen.“ In der religiösen Frage kam also noch die ökonomische; man darf dem Deutschen und namentlich dem Norddeutschen auf die Dauer weder zu viel zu glauben noch zu viel zu zahlen machen. 300000 Gulden — das war der schlagendste Beweis gegen Rom! Was nun die auf dem Titel aufgeworfene Frage betrifft, so ist der Verfasser mit Gurrice a. a. der Meinung, daß Luther nicht die Treppe der Peterskirche, sondern die sogenannte Pilatusstiege und allerdings als Büßender auf bloßen Knien hinangestiegen sei. Das Nähere hierüber möge man in der Schrift selbst nachlesen. Es wäre interessant, wenn sich jemand zum die Nähe geben wollte, in einer Specialschrift nachzuweisen, welche mächtigen Einflüsse auf so viele hervorragende Deutsche Reisen nach Italien gehabt haben.

Wir gedenken bei dieser Gelegenheit noch der dem regierenden Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ludwig III., dem erhabenen Onkel Philipp's des Großmüthigen, „dem kaiserlichen Beisitzer und Vorkämpfer der evangelischen Gutsau-Adolf-Stiftung, wie der Luther-Deinmal-Unternehmens in Worms“ gewidmeten Schrift: „Luther in Worms“, von Max Moritz Tuschmann, Pfarrer in Blauren bei Dresden (Darmstadt, Fernin, 1860). Der Verfaßter erkennt in Luther in Worms „eine der mächtigsten, hochtragenden Gestalten, an deren Anblick alle Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit zu den edelsten Entschlieungen, Bestrebungen und Opfern sich erheben können“. Luther in Worms“ sei „in neuem Sinne der Mittelpunkt der Reformation, das großartigste Bild ihrer Geschichte und somit der Geschichte selbst“. Eine „Idee“ des Reimtrags dieser Schrift ist zum Besten des Luther-Deinmals in Worms bestimmt.

Die englische Redensart „Walk-or!“

Manchem deutschen Leser des beliebten „Christmas Carol“ von Dickens ist wol obiges Wort, das sich gegen das Ende der Erzählung vorfindet und so häufig in England vernommen wird, ein Räthsel gewesen, welches ihm keines seiner Wormbücher ist. Das bereits in Nr. 41 d. Bl. angeführte „Dictionary of Modern Slang, Cant, and vulgar Words“ gibt folgende Aufklärung darüber: „Walk-or! oder Hookey Walker! ein Ausruf der Ungläubigkeit, bei der Anbörung einer Geschichte, von der man weiß, daß sie erlogen ist.“ Die Entstehung der Redensart wird dann nach der „Saturday Review“ folgendermaßen angegeben: „Vor Jahren gab es (in London!) einen mit einer Nase versehenen Juden, Namens Walker, welcher ein fälschliches Sonnraupsthem, oder sogenanntes Orreop, sehen ließ. Nach vollendeten Vorlesungen über Astrologie und das Leben der Zuhörer mit dem Teleskop in der Hand oft ein, sich den Stern und die Sterne anzuschauen (to take a sight), wie er es

nannte). Des Vortragenden Ausdruck frappirte seine Schulknabenzuhörerschaft, welche häufig den Daumen an die Nasenspitze legend und die übrigen Finger ausbreitend seiner Einsilbung Folge leistete. Diese Geberde begleitete auch anfangs die obige Lebensart. Der nächste Schritt war, die Lebensart und Geberde als das äußere und sichtbare Zeichen von Pflücker im allgemeinen anzunehmen." Nach einer andern Angabe soll Hookey Walk-er eine Magistratsperson von gefürchteter Spitzfindigkeit und Ungläubigkeit gewesen sein, dessen gebogene Nase allen seinen Nachfolgern den Spitznamen Beak (Krummschnabel) verschafft haben soll, während die obenbezeichnete Geberde als ein Ausdruck für die Lebensart: „Don't you wish you may get it?“ (Da kannst du lange warten oder zappeln), bedeutend älter sein soll, als die in der „Saturday Review“ angeführte Geschichte. Zwischen beiden Angaben steht es natürlich dem Leser frei zu wählen; die Bedeutung der eigenthümlichen Lebensart wird ihm jedenfalls nun klar geworden sein und darauf allein kam es ja an.

36.

Bibliographie.

- Barthel, R., *Monika, die Mutter Augustin's, ein Muster christlicher Weiblichkeit*. Halle, Mühlmann. 16. 15 Ngr.
- Björnson, B., *Arne*. Aus dem Norwegischen übersetzt von D. Lübbert. Bergen. 8. 27 Ngr.
- Braun, W. v., *Schwedische Lebensbilder. Drei Novellen. Haderleben, Griem*. 16. 10 Ngr.
- Das Brautgeschenk. Von Emilie. Leipzig, Geibel. 1861. 1. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Burckhardt, J., *Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*. Basel, Schweighäuser. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Carion, F., *Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. In vier Theilen. 1ter und 2ter Theil*. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Collins, W., *Die Frau in Weiß. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 1ter Band*. Leipzig, Voigt u. Günther. 1861. 8. 1 Thlr.
- Denksprüche. Eine Lebensphilosophie in Eusefrucht-Mosaik. Haderleben, Griem. 12. 7½ Ngr.
- Fontane, F., *Walladen*. Berlin, Herp. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Die Familie Forster. Erzählungen von der Verfasserin der „Margarethe. Ein christlicher Roman von Frauenhand.“ Halle, Friede. 8. 24 Ngr.
- Geibel, C., *Die Loreley*. Hannover, C. Rümpler. 1861. 8. 1 Thlr.
- Grotthe, W., *Erbachau*. Aus dem Leben eines Dichters. Eine Erzählung in Versen und Liedern. Berlin, Sandrog u. Comp. 1861. 16. 18 Ngr.
- — *Nordlands-Sagen. Walladenstrauß*. Berlin, Sandrog u. Comp. 1861. 16. 18 Ngr.
- Gesefiel, G., *Die nach Hohen-Jierig*. Drei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 4 Thlr.
- Jahn, G., *Das Hohelied*. In Liedern. Halle, Mühlmann. 16. 27 Ngr.
- Heilige Lieder. Aus dem Englischen übertragen von J. M. Griem. Haderleben, Griem. 24. 18 Ngr.
- Memoiren der Rigolboche, erster Längerin vom Theater Délassments-Comiques in Paris. Geziert mit ihrem Porträt. Berlin, J. Abelsdorff. 1861. 16. 10 Ngr.
- Meßmer, J. A., *Das heilige Land und die heiligen Stätten*. Ein Pilgerbuch in ausgewählten Bildern mit erläuterndem Texte. 1te Lieferung. München, Vogel. Gr. 4. 8 Ngr.
- Meyer, J. B., *Gedanken über eine zeitgemäße Entwicklung der deutschen Universitäten*. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.
- Moriggi, A., *Der Feldzug des Jahres 1805 und seine*

Folgen für Oesterreich überhaupt und für Tirol insbesondere. 1ter Band. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.

Drelli, H. v., *Charakteristiken zur Culturgeschichte der Gegenwart*. 1tes Heft. Berlin, Kiegel. 8. 10 Ngr.

Perin, F. v., *Novellen*. 1ter Band. Wien, F. Klemm. 8. 20 Ngr.

Pflüger, J. G. F., *Geschichte der Stadt Pforzheim*. 1te Lieferung. Pforzheim, Flammer. 1861. Gr. 8. 12 Ngr.

Rast, Baron, *Humoristisch-satyrischer Scherz in Knittelversen*. 8. 8 Ngr.

Rend, D. A., *Zur Verfassungsfrage der Dänischen Monarchie*. Altona, Lehmann u. Comp. Lex.-8. 15 Ngr.

St. Preux, F. D. J., *Der allgemeine Kongreß oder die Herrschaft der öffentlichen Meinung*. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 26 Ngr.

Schrader, A., *Ein armes Mädchen. Roman*. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwanitz, G., *Am Meere. Platonische Skizzen*. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Kaumer. 4te Folge. 1ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vacano, D., *Fürst und Bürger. Zwei Erinnerungen aus Rheinlands Vorzeit*. Berlin, Kiegel. 16. 20 Ngr.

Weech, F. v., *Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen, mit urkundlichen Beilagen*. Inaugural-Dissertation. München, Kaiser. Gr. 8. 22 Ngr.

Wieser, J. G. v., *Reffeln*. Brünn, Ritsch. Gr. 16. 10 Ngr.

Wilder muth, Ottilie, *Sonntag-Nachmittage daheim*. Betrachtungen für häusliche Erbauung. Nach dem Englischen. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 24 Ngr.

Wohlfarth, Der Student von Oxford. Pädagogischer Roman als Rathgeber sowohl für gebildete Eltern, wie auch als Führer für Jünglinge beim Eintritte in die Welt. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Zimmermann, W. F. A., *Naturwissenschaftliche Romane. Das Todesthal auf Java oder der Vulkanismus*. 1te Lieferung. Berlin, Thiele. Lex.-8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Bauer, F., *Der sogenannte Chilasmus*. Ein Wort zur Verständigung für unsere Zeit. Konferenzvortrag. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Beitrag zur Frage über die Erweiterung von Mainz. Mit Beziehung auf die Broschüre „Mainz, das Bollwerk Deutschlands und die französische Invasion“. Mainz, Le Roux. Lex.-8. 4 Ngr.

Erzherzog Carl. Ein Bild seiner Thaten und seiner Zeit. Wien, Sommer. 8. 2 Ngr.

Fischer, J., *Der Kampf für die schönsten Güter des Lebens*. Predigt gehalten auf dem Schlachtfelde bei Sempach den 9. Heumonat 1860. Luzern. Gr. 8. 3 Ngr.

Guyssen, G., *Der Kirchentag in Barmen*. Berichte und Bemerkungen über dessen Verhandlungen. Elberfeld, Bader. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kolb, C. v., *Mahnruf an Oesterreichs Staatsmänner*. Beitrag zur österreichischen Hierarchie und Willkürherrschaft, aus dem Tagebuch entnommen und durch Aktenstücke unterstützt. Remsburg. Gr. 8. 8 Ngr.

Ragel, R., *Was muß heutiger Tages aus den alten Kirchen her austreiben zu freireligiöser Gemeinschaft?* Rede gehalten am 22. Oktober 1869 in einer freireligiösen Disfidentenversammlung zu Mungsten. Remscheid. Gr. 8. 5 Ngr.

Delberrmann, H., *Denkrede auf Vater Arnbt*. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 16. 4 Ngr.

Zur Protestantenfrage in Tirol. München, Oldenbourg. Gr. 8. 9 Ngr.

Anzeigen.

Bei **F. A. Credner**, k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in **Prag** sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Josef Bruna,

k. k. Hauptmann.

Aus dem italienischen Feldzuge 1859.

8. 1860. Geh. 80 Kr. ö. W. = 16 Ngr.

Leopold Ritter v. Hasner,

k. k. Universitäts-Professor und Präses der rechtshistorischen Staatsprüfungs-Commission zu Prag.

System der politischen Oekonomie.

I. Bd. 8. 1860. Geh. 8 Fl. ö. W. = 2 Thlr.

Dr. Josef Ritter v. Hasner,

k. k. Professor der Augenheilkunde an der Universität zu Prag.

Klinische Vorträge über Augenheilkunde.

In 2 Abtheilungen mit circa 150 in den Text eingedruckten Abbildungen. I. Abth. Gr. 8. 1860. Geh. 1 Fl. 20 Nkr. = 24 Ngr.

Dr. Phil. Jos. Holzamer,

Professor der englischen Sprache an der höhern Handelslehranstalt in Prag.

Englisches Lesebuch.

Gr. 8. 1860. Geh. 2 Fl. = 1 Thlr. 10 Ngr.

Dr. Ernst Kaulich,

Professor an der höhern Handelslehranstalt in Prag.

Lehrbuch der kaufmännischen Arithmetik.

Gr. 8. 1860. Geh. 3 Fl. ö. W. = 2 Thlr.

Dr. Ferd. Arlt,

k. k. o. ö. Professor der Augenheilkunde an der Universität zu Wien.

Die Krankheiten des Auges,

für praktische Aerzte geschildert.

3 Bde. Gr. 8. 1858. Geh. 10 Fl. ö. W. = 6 Thlr. 20 Ngr.

August Heinrich Beer,

Erdbohrkunde.

Gr. 8. 1858. Geh. 4 Fl. 20 Kr. ö. W. = 2 Thlr. 20 Ngr.

August Heinrich Beer,

Lehrbuch der Markscheidekunst.

Gr. 8. 1856. Geh. 3 Fl. 72 Kr. ö. W. = 2 Thlr. 12 Ngr.

Joseph Bruna,

k. k. Hauptmann.

Im Heere Radetzky's.

8. Geh. 1 Fl. ö. W. = 20 Ngr.

Franz Herrmann,

Allgemeine Unterrichts- und Schulerziehungslehre.

Eine Anleitung zur zweckmässigen Führung des Lehramtes für Volksschullehrer. Nach dem bestehenden Methodenbuche bearbeitet. 8.

Rud. Manger,

Das österr. Bergrecht, II. Band,

enthaltend die bis Februar 1860 nachträglich erlassenen Gesetze und Verordnungen. Nebst einem Anhange, enthaltend Aphorismen über die unmittelbare Erwerbung des Bergwerks-Eigenthums. Gr. 8. Geh.

Franz Klutschak,

Auf der Reichenberg-Pardubitzer Bahn ins Gebirge.

Ein Büchlein für Touristen. Mit 1 Kärtchen. 12. 1860. 1 Fl. 60 Kr. ö. W. = 1 Thlr. Das Kärtchen apart 20 Kr. ö. W. = 4 Ngr.

Friedr. Körner,

Professor an der Handelsakademie zu Pest.

Lehrbuch der Handels-Geschichte.

Zum Gebrauche an Handels- und Realschulen. Gr. 8. 1860. Geh. 2 Fl. ö. W. = 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Pilger aus Prag.

Kalender für 1861. 1 Fl. ö. W. = 20 Ngr.

Derselbe ohne astronomischen Kalender. 90 Nkr. = 16 Ngr.

Beide Ausgaben zum Besten der Kirche in Karolinenthal nächst Prag.

P. Athanasius Rauch,

Tag-Zeiten der allerseligsten Jungfrau Maria.

4. Auflage. Mit 1 Stahlstich. Gr. 16. 1860. Geh. 40 Kr. ö. W. = 8 Ngr.

Dr. Anselme Ricard,

Professor der französischen Sprache an der höhern Handelslehranstalt und Lector derselben Sprache an der k. k. Universität in Prag.

Französische Sprachlehre.

Gr. 8. 1860. Geh. 2 Fl. 40 Nkr. = 1 Thlr. 18 Ngr.

Früher sind erschienen:

Dr. Jos. Virg. Grohmann,

Deutsches Lesebuch für Handels-, Real- und Gewerbe-Schulen

mit Rücksicht auf schriftliche Arbeiten der Schüler. I. Theil: Vorbereitende Lehrstufe. 8. 1859. Geh. 1 Fl. 6 Kr. ö. W. = 20 Ngr.

Dr. Jos. Virg. Grohmann,

Deutsches Lesebuch.

Für israelitische Unter-Realschulen adaptirt von **Markus Winternitz,**

Direktor der Josephstädter Haupt- und Realschule zu Prag.

8. 1859. Geh. 60 Nkr. = 12 Ngr.

Rud. Manger,

Das österr. Bergrecht,

nach dem allgemeinen Berggesetze für das Kaiserthum Oesterreich von 23. Mai 1854.

Gr. 8. 1858. Geh. 3 Fl. 60 Kr. ö. W. = 2 Thlr. 12 Ngr.

In Kürze erscheinen:

P. Rittinger,

k. k. Sections-Rath (Ober-Bergrath) in Wien.

Theorie und Bau der Rohrturbinen

im Allgemeinen und der sogenannten Jonval-Turbinen insbesondere, mit Berücksichtigung der Resultate zahlreicher selbstabgeführter Versuche.

Gr. 8. Mit 4 Tafeln in Querfolio. Geh.

W. Winkler,

Actuar des k. k. Consulates in Cairo.

In Egypten.

Gedichte. 8. Geh.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 46. —

15. November 1860.

Inhalt: Historische Romane. Von August Henneberger. — Aus dem Leben eines katholischen Geistlichen. — Theater und Drama. — Lord Dufferin's Expedition nach Island und Spitzbergen. — Notiz. (Aus der deutsch-amerikanischen Journalistik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Historische Romane.

Emil Montégut sagte in einem der letzten Hefte der „Revue des deux mondes“: „Le plus grave inconvénient d'une ignorance trop prononcée c'est de vous rendre indifférent à tout ce qui ne touche pas directement à votre vie ou à vos habitudes et de vous faire croire que ce qui vous intéresse peut également intéresser le genre humain.“

Die französische Kritik, bei weitem weniger auf philosophisch deducirter Aesthetik ruhend als die deutsche, zeichnet sich durch die Klarheit und den gesunden Menschenverstand vieler ihrer Bemerkungen aus. Auch die eben mitgetheilte Aeußerung Montégut's, die gegen diejenigen gerichtet ist, welche ernste Studien für unnöthig für den Poeten halten, enthält in wenig Worten eine scharfe Beobachtung. Oder haben wir nicht dieselbe Bemerkung auch in Deutschland machen können? Die oberflächlichste Bildung ist immer am exklusivsten, d. h. sie negirt alles, was außer ihren Vorstellungskreis fällt, und ist intimer am geneigtesten, das eigene Ich mit seinen Tugenden und liebenswürdigen Schwächen als das wissenschaftlichste Object zu betrachten.

Glücklicherweise sind wir gegenwärtig auf einem objectiven Standpunkte angelangt. „D'autres estiment“, fährt Montégut bald darauf fort, „que la politique et l'histoire sont indifférentes à l'artiste et au poète et que la destinée des nations a moins d'importance que la description d'un visage chargé de verrues ou d'un ustensile de ménage ébréché.“ Dies ist nur die andere Seite desselben Bildes. Die Unwissenheit, wenn sie ja einmal von dem eigenen Subject zur Darstellung der Wirklichkeit sich erhebt oder vielmehr erheben will, wird immer an kleinen und kleinlichen Einzelheiten haften bleiben und in der minutiösen Treue das Verdienst des Poeten suchen, das nur in der Darstellung eines wenn auch nur verhältnismäßig großen Ganzen liegen kann.

Es ist nämlich nicht die Ansicht, als könnten nur Haupt- und Staatsactionen einen würdigen Vorwurf für die Poesie bilden. Sondern was immer der Dichter, der Romanbildner insonderheit sich für einen Stoff er-

wählt (und die freieste und doch durch sein künstlerisches Bewußtsein beschränkte Auswahl ist eben Brüsslein seiner künstlerischen Anlage und Bildung), welcher Art das Bild sein mag, das er vor uns entfalten will, ein großes Völkerschauspiel oder eine stille Familiengeschichte: immer gilt es, einen Mittelpunkt zu finden, um den sich das einzelne ordnen, dem es sich unterordnen kann. Denn das Einzelschöne erhält seinen vollen Werth erst durch richtige Beleuchtung und wird unschön, wenn es am falschen Plage steht.

Wenn der Unwissende aber schon in den kleinen Bildern des täglichen Lebens seine Unbildung an den Tag legen wird, indem er auf das Einzelne die stärksten Lichter aufsetzt und das Ganze opfert, so wird er natürlich vor Geschichte und Politik einen gerechtfertigten Abscheu haben; denn fremd steht sie ihm gegenüber und selbst die kleinen Künste der effecthaschenden Einzelschilderung, die in den freien Phantasieschöpfungen auf Augenblicke blenden konnten, versagen den Dienst bei Geschichtsbildern, deren Sinn sich ebenso wenig als die richtigen Farben errathen, vielmehr nur durch das ach! so lästige Studium erforschen lassen.

„Quid vult sibi, Syre, haec oratio?“ fragt der weise Chremes des Terenz, und die Leser werden geneigt sein, die Frage auch an mich zu richten. Nichts weiter soll die Rede, antworte ich, als einige Merkmale wahrer und unechter erzählender Poesie feststellen.

Nun aber wenden wir uns zu den freischen und erfreulichen Arbeiten aus dem Gebiet des historischen Romans, die ich zu besprechen wünsche.

Seid ernst, wie wir auch wünschen. Denkt, ihr seht, Als lebten sie, in stolzer Majestät, Des edeln Spiels Personen —

gibt es ein besseres Motto für die Besprechung geschichtlicher Poesie, als diese einfach großen Worte Shakespeares?

1. Ein neuer Glaube. Biographisch-culturhistorischer Roman von Edmund Eobenz. Drei Theile. Frankfurt a. M., Meubinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es ist schwer, über das Buch ein eingehendes Urtheil zu fällen, da dasselbe trotz seiner drei Theile nur eine

Jugendentwickelungsgeschichte enthält und mit dem Abschluß und der Lösung einer Menge von Fäden, die der Verfasser zu Knoten verschlungen hat, auf eine Fortsetzung hinweist, die noch nicht vorliegt. Betrachte ich die Erzählung als biographisches Gemälde, so muß ich die richtige und energische psychologische Entwicklung anerkennen.

Gerhard wird als der Sohn einer jüdischen Waise, eines Juwels der Familie, in dem Hause des dänischen Großhändlers Heimreich mit den Kindern desselben erzogen. Als sein Vater gilt ein berber Holsteiner, ebenfalls der dienenden Klasse angehörig. So halb Däne, halb Deutscher von Geburt, voll Talent, Streben und Selbstbewußtsein geräth er schon als Knabe durch die seinem stolzen Geiste widerstrebende Zwittrstellung, welche die Folge der ihm durch Heimreich's Wohlthaten gewordenen Bildung und der doch nie vergessenen untergeordneten Stellung, die ihm seine Geburt anweist, ist, in fortwährende Konflikte mit seinem Wohlthäter, die endlich mit seiner entschiedenen Erklärung, Wohlthaten nicht um Erniedrigung erkaufen zu wollen, und mit der Aufgabe seines Verhältnisses zu der Heimreich'schen Familie enden. Durch eine Menge zum Theil allerdings romanhafter Abenteuer führt der Verfasser diesen Charakter zu dem Ziele, das er sich gesteckt hat: er beschließt das Buch mit der Abreise des Helden zur Universität. Sonach umfaßt der Theil Lebensgeschichte, der uns hier vorgeführt wird, die erste Jugend des Helden, eine Zeit, die gewöhnlicherweise in kurzen Zügen nur angedeutet zu werden pflegt; aber warum sollte nicht auch diese früheste Zeit der Charakterentwicklung einmal Stoff zu einem epischen Gemälde geben? Haben wir doch in Wolfram's wunderbarem „Parzival“ ein glorreiches Präcedens; auch hier beschäftigt sich die Geschichte mit der Jugendzeit des Helden und bricht ab in dem Augenblick, wo der Jüngling zum Mann wird. Vorausgesetzt, daß der zu schildernde Charakter interessant an sich und daß der Autor zu entwickeln verstehe. Beide Bedingungen sind in dem vorliegenden Fall erfüllt. Einen Charakter voll Entschiedenheit und jugendlicher Frische weiß der Verfasser durch eine reiche Abwechselung von Situationen von den verschiedensten Seiten zu zeigen und endlich zu einem Abschluß, soweit derselbe in so jungem Alter, in welchem wir Gerhard verlassen, verlangt werden kann, hindurchzuführen. Er versteht es, und für die Charakterentwicklung des jungen Mannes in hohem Grade zu erwärmen und dieses Interesse bis zuletzt wach zu erhalten, und erreicht dies durch die Folgerichtigkeit und Ausfüllung der psychologischen Entwicklung.

Freilich sind wir deshalb nicht geneigt, dem Verfasser in den Guldigungen, die er diesem Charakter beibringt, beizustimmen. Wir finden den Charakter interessant, aber wir sind weit entfernt, in demselben ein Ideal zu sehen. Vielmehr interessieren wir uns für denselben gerade deshalb, weil er noch in der Entwicklung begriffen ist. Aber „es irrt der Mensch solange er strebt“, und auch Gerhard irrt, aber gerade auch seine Irrthümer, weil sie auf einem edeln Grunde beruhen, gewinnen

ihm unsere Theilnahme. Wenn daher der Verfasser (freilich halb und halb ex mente alius, doch wie es scheint nicht ohne eigene Bestimmung) den Charakter Gerhard's als einen „groß angelegten, königlichen, edel unabhängigen“ bezeichnet, so ermahnen wir uns, daß in diesem Charakter noch sehr viel Unfertiges und Verkehrtes mit unterläuft, ja daß selbst die eigentliche Grundlage zwar edel, aber doch auch nicht frei von Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit ist; wenn der Verfasser ihn unter die „Külinge der Vorsehung, die sie zu Zeugen der Wahrheit prädestinirt hat“, rechnet, so erinnern wir uns einer andern Stelle des Buchs, wo der Autor selbst „etwas Ueberspanntes, etwas Forcirtes“ in dem Benehmen des Jünglings findet, und wir denken, daß gerade die Charaktereigenthümlichkeit Gerhard's darin besteht, daß er sich zu sehr als besonders prädestinirt betrachtet und darüber oft sich selbst übertreibt. Mit einem Wort: wir nehmen Antheil an der Charakterentwicklung Gerhard's, weil es eben noch Entwicklung ist; aber wir müssen protestiren, wenn uns der gegebene Charakter als schon vollendet, abgeschlossen, ja als ideal octroyet werden sollte.

Es kann nicht meine Absicht sein, eine Inhaltsangabe des Romans zu geben, dessen geistigem Gehalt ich meine Anerkennung schon ausgesprochen habe. Neben den ernsten und pathetischen Charakteren weiß der Verfasser auch komische oder humoristische Figuren zu schaffen: der verdammte Gerichtsdienner, der sorben die vierte Leichbibel behauptet seiner humanen Bildung durcharbeitet, der dicktende Hensburger, der der Rache „Danne in dorchigen Gängen“ schlürfen will und Don Kanako in neu mannerter Charakterisierung sind vortreffliche Gestalten. Erhebend wirkt auch das Gaudium eines Lehrers, der Gelegenheit bekommt, „auch einmal außerhalb der Schule sich ohne Affectation des historischen Präfens zu betheiligen“. Bei diesem Sinn des Verfassers für Humor ist es um so wunderbarer, wenn er ein schlechtes Gedicht für „eine Art Nachahmung der Manier des Wandersboten“, nur wo möglich noch geschmackvoller“ erklärt. Sollte er wirklich in Claudius den edelsten Volkshumor verkennen?

Auch in andern Urtheilen stimme ich mit dem Verfasser nicht überein. Doch übergehe ich dies, um mich zu einem Punkt zu wenden, der noch beantwortet werden muß. Ich habe in der Ueberschrift von historischen Romanen gesprochen. Die Leser dieses Artikels werden fragen: Wo liegt in dem Buch, von welchem die Rede, das Historische? Ich antworte: In dem Hintergrund, welchen der Verfasser seiner Geschichte zu geben verstanden. Es ist die Zeit, bevor die Schleswig-holsteinische Bewegung in offene Flammen ausbricht, und das Wort, welches dem Buch vorangestellt ist, aus Goethe's „Dont von Korinth“:

Reimt ein Glaube neu.
Wird oft Lieb' und Trenn'
Wie das böse Unkraut ausgeraut —

bezieht sich auf den „neuen Glauben“, den Kampf des

Deutschthum mit dem Dänenthum in den Herzogthümern. Wer je in jenen unglücklich daneberliegenden Landen selbst gehört hat, wie sie einst im engsten und freundlichsten Verband mit Dänemark gelebt, wie insbesondere die friesischen Seefahrer an die Zeiten, wo sie den Stolz der dänischen Flotte ausmachten, mit halber Wehmuth zurückdenken, der kann sich den gewaltigen Riß vergegenwärtigen, der, als die Herzogthümer sich für ihr Recht erhoben und damit Dänemark den Krieg ankündigten, durch das Land, durch die Familien, ja durch einzelne Herzen ging. Gewiß ein tragischer Conflict und poetischer Verklärung werth.

Nur steht, scheint es, diese ganze Tragödie noch zu nahe vor unserer Seele, nur drückt der Ausgang noch zu sehr auf unsere Empfindung, als daß wir schon jetzt jene Begebenheiten mit unbefangenen künstlerischem Auge zu betrachten im Stande wären. Der Verfasser steht auf keiner der beiden Seiten, er vertheilt objectiv Licht und Schatten auf — Trojaner und Danaer. Aber für eine Sache, die wie eine nur halb geschlossene Wunde am deutschen Volkskörper fortblutet und so oft sie berührt wird heftig schmerzt, ist, wie gesagt, wol überhaupt die poetische Behandlung noch nicht an der Zeit. Der Verfasser that daher recht, daß er diese ganze Bewegung nur als poetischen Hintergrund benutzte, wenn er auch von ihr Motto, Titel und einen Theil der Motive entnahm. Ein solcher geschichtlicher Rahmen aber hebt nicht nur die ganze Erzählung im allgemeinen, er gibt auch im einzelnen Halt und Sicherheit. Bestimmtheit des Lokals und der zeitlichen Prämissen läßt auch die handelnden Personen nicht in der Luft schweben, sondern nöthigt sie, aus dem Nebeln und Schwebeln romantischer Verschommenheit auf festen Boden niederzusteigen und fest aufzutreten, wie wir es im Leben müssen, wenn wir handeln, nicht träumen wollen.

Ein zweiter Roman

2. Der letzte Kurfürst von Mainz. Historischer Roman aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts von Paul Stein. Drei Bände. Leipzig, Herbst. 1859. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

spielt in der Zeit, die wir als Heinrich Koenig's eigentliche, mit eingehendster Sachkenntniß behandelte Domäne zu betrachten gewohnt sind. Der Untergang der alten Zeit und das Heranbrechen des neuen Jahrhunderts läßt sich auf kleinem Raum und doch mit allen den bezeichnenden Symptomen, die diese merkwürdige Epoche auf dem großen allgemeinen Schauplatz charakterisiren, kaum irgendwo deutlicher vor Augen stellen als in dem goldenen Mainz. Ein geistlicher Hof mit sehr weltlichen Interessen, Maitressenwirtschaft und das dumpfe Grollen, welches dem Ausbrechen der Revolution vorausging, von den Machthabern theils überhört oder verachtet, theils sogar sie selbst auf revolutionären Weg verlockend, indem sie freudig sich vom „Zeitgeist“ tragen lassen, soweit sie ihre Zwecke dadurch gefördert sehen, bis sie endlich gleich dem Zauberkchrling, die Geister, die sie theilweise selbst heraufbeschworen, nicht mehr zu bannen wissen, — das ist das Bild des alten Mainz unter Kurfürst Friedrich Karl,

das Bild, welches der Verfasser vor uns in den Rahmen eines Romans gefaßt aufstellt.

Friedrich Karl ist in seiner Neigung zu Frau von Couenhoven einer der vielen deutschen Nachfolger französischer Frivolität, die mit der Nachahmung des Hofes Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. sich an die deutschen Höfe verpflanzte. Aber wie sich an dem sittenlosen Hofe Ludwig's XV. die blasierte Aristokratie mit einem raffinirten Vergnügen der nivellirenden Philosophie des 18. Jahrhunderts in die Arme warf, wie sie mit der Revolution kokettirte, weil sie dieselbe für unmöglich hielt, und in den kühnen Sätzen der „Encyclopädie“ nur ein den ermüdeten Geist unterhaltendes Spiel suchte: so wiederholte sich das Aehnliche am Kurhose von Mainz. Friedrich Karl, vor der Revolution zurückschauend und ihr eifrigster Bekämpfer, betrat er nicht selbst den Weg der Revolution, als er die Emiser Punktion unterzeichnete, die die erzbischöfliche Gewalt von der päpstlichen emancipiren sollte? Wenn man sich nicht von deutsch-patriotischen Sympathien verleiten läßt, so wird man über der freudigen Zustimmung zu dem Plane einer deutschen Nationalkirche nicht verkennen können, daß nicht nur der Schritt der Erzbischöfe gegen Rom ein wenn auch vor dem Nichterstuhl der Vernunft gerechtfertigter, doch dem formellen Recht gegenüber gewaltsamer blieb, sondern auch — und das ist ja ein recht eigentliches Charakteristikum revolutionärer Entwicklungen — über der vindication des eigenen Rechts das anderer vergaß. Oder hatten vielleicht die Suffraganbischöfe, wenn einmal auf die unveräußerlichen, durch göttliche Einsetzung des Episcopats erworbenen Rechte zurückgegangen werden sollte, nicht dasselbe Recht in Anspruch zu nehmen wie die Erzbischöfe, deren Würde doch keinesfalls auf die Urfirche sich zurückführen ließ? Und die Universität, das bevorzugte Schoskind des mainzer Kurthums, war sie es nicht vor allem, welche der Umwälzung den Boden lockerte und die heranziehenden Revolutionsheere mit offenen Armen empfing? Auch hier wiederholte sich das schon in Frankreich gesehene Schauspiel: wie dort schlug die Philosophie der Aufklärung, mit der man ein kokettes Spiel getrieben, den erschrockenen Mäcenaten in blutigen Wellen über dem Kopf zusammen.

Gewiß eine würdige Aufgabe, würdig des Dichters und des Patrioten, einen solchen Stoff der lebenden Generation zu Lehre und Warnung vor das geistige Auge zu führen. Aber während es dem ersten genügen wird, ein ergreifendes Bild, den Zusammenstoß des alten Jahrhunderts und die Sühne für Sünde zur Darstellung zu bringen, wird der Patriot mit einem freundlicheren Bild voll nationaler Hoffnung zu schließen wünschen. Dies hat den Verfasser veranlaßt, die angefangene Geschichte wenn auch nur in den allgemeinsten Zügen bis zu den Freiheitskriegen zu verfolgen und so einen nicht nur moralisch versöhnenden, sondern auch national erhebenden Schluß zu gewinnen. Er hat daran, wie ich finde, vollkommen recht gethan; denn seit wir angefangen haben national zu empfinden und nationale

Zu- und Abneigungen zu haben, kann der menschlich vollendetste Schluß und nicht befriedigen, wenn er unsere nationalen Gefühle verletzt.

Die Darstellung des Buchs ist einfach und lobenswerth. Es könnte vielleicht scheinen, als hätten die Privatgeschichten noch etwas beschränkt werden dürfen, um der Entwicklung der öffentlichen Zustände noch mehr Raum zu gewähren. Aber es ist dem nicht so; der Verfasser hat es verstanden, auch in den theilweise sehr romanhaften Schicksalen der einzelnen die Zeit selbst culturgeschichtlich zu charakterisiren. Illuminenthum und Zigeunerwesen, der Coadjutor Dalberg und der Fluch der heiligen Wilehilde, Kaiserkrönung und die Flucht Ludwig's XVI., schwärmerische Ascese und französische Privoluität: die Bilder sind nicht nur bunt und unterhaltend, sondern auch kennzeichnend für eine Zeit, in welcher Altes und Neues den bestigsten Kampf kämpften und in bunten, oft wunderlichen Erscheinungen sich mischten.

Reicht diese Erzählung in ihren Ausläufen bis weit in die neueste Zeit, so führt und

3. Wolfram von Eschenbach. Historischer Roman von Ludwig Lang. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

in halb mythische Zeit zurück. Es ist die Absicht des Verfassers, durch sein Buch „das Interesse für unsere erste classische Literaturperiode im großen Publikum auch noch in anderer Weise zu wecken als dies bisher durch die kritischen, exegetischen und Uebersetzungswerke von Meistern wie Grimm, Simrock, von der Hagen, Pfeiffer u. a. geschehen ist“. Gewiß kann man diese Absicht an sich nur billigen. Handelt es sich doch hier keineswegs um jenen Künstlerroman und jenes Künstlerdrama, die sich so vielen Tadel zugezogen haben. Und doch ist auch der eigentliche Künstlerroman nur dann verwerflich, wenn er in eitler Selbstbespiegelung das dichtende Subject statt des den Stoff bildenden schildert. Hier aber wie gesagt handelt es sich auch in dem bessern Sinne nicht um ein reines Künstlerleben, dessen Innerlichkeit vielleicht der Darstellung widerstrebte. Ist doch Wolfram von Eschenbach nicht nur Dichter, sondern auch Ritter, und nicht auf einsamer Studierstube erfinnt er seine Lieder, sondern was er erlebt, gestaltet sich zum Gedicht.

So wenigstens stellt unser Verfasser die Sache dar. Bekanntlich wissen wir von Wolfram's Leben außerordentlich wenig, und die Quellen, aus denen sein „Parcival“ geflossen, vor allem der fabelhafte Rirt, sind in manches Dunkel gehüllt. Da ist es denn, wie mir scheint, ein sehr glücklicher Gedanke des Verfassers, aus dem „Parcival“ selbst theilweise das Leben Wolfram's zu construiren; d. h. er überträgt eine ganze Entwicklungsreihe aus „Parcival“ in des Dichters Leben und erhält so wieder in des Dichters Leben Motive für die Dichtung. So ist die ganze Jugendgeschichte Parcival's, dann die Zeit des Zweifels und Haberns mit Gott auf Wolfram selbst angewandt. Aber auch was der Verfasser hinzuerfunden hat, ist vortrefflich in Ton und Farbe der Zeit gehalten und dem aus dem Gedicht Entnommenen so angepaßt,

daß das Ganze aus einem Guß erscheint. Zur Erhöhung des Eindrucks tragen diejenigen Stellen bei, welche am passenden Ort wörtlich aus Wolfram eingeschaltet oder vielmehr eingewoben sind. In der Art der Erzählung liegt es, daß manches sich wiederholen muß, ohne daß doch diese Wiederholung lästig würde. Dagegen habe ich gegen das Ende mehreres einzuwenden. Die Fragmente des „Titarel“ und „Wilhelm von Orange“ hätten wol wegbleiben sollen, da dieselben in ihrer Bruchstücknatur nicht das nöthige Interesse gewähren können. Ebenso wenig kann ich billigen, daß der Verfasser den Wartburgkrieg nach dem bekannten Gedicht eingefügt hat. Dieses Gedicht verdient weder in ästhetischer noch in gedanklicher Beziehung die hervorragende Aufmerksamkeit, die ihm im ersten Eifer, welchen die jungen germanistischen Studien hervorriefen, zu Theil wurde. Auch in dem vorliegenden Roman kann die Hinzufügung weder Wolfram noch Klingsor unserm Geist und Herzen näher bringen. Auch nach Weglassung dieser drei Stücke, deren Ausweisung bei einer zweiten Auflage ich beantragen würde, bleibt in der Darstellung des Verfassers ein Leben Wolfram's über, welches dem alten Dichter neue Freunde zuzuführen geeignet sein dürfte. Was Wirnt von Grabenberg im „Wigalois“ sagt:

her Wolfram
ein wise man von Eschenbach,
sin herze ist ganzes sinnes tuch,
soien munt nie baz gesprach —

das ist dem Verfasser gelungen in seiner dichterischen Biographie zu bestimmten Gestalten abzurunden und dem Leser vor die Seele zu führen: ein ergreifendes Bild, welches nicht ohne erfreulichen Eindruck bleiben kann.

Und ist nun das Buch wirklich ein historischer Roman? Ich habe schon ausgesprochen, daß ich die Erzählung sehr ansprechend und verdienstlich finde; aber sie hat mehr die Eigenheit eines Epos als eines historischen Romans. Der Verfasser nämlich hat sich so in seinen Stoff versenkt, daß sein Buch selbst wie das Gebild der Sage, wie das unmittelbare Erzeugniß der vollmächtigen Tradition, wie ein mittelalterliches Epos erscheint. Von diesem Standpunkt hat man es zu beurtheilen, wenn es S. 77 heißt:

Es muß weit mit einer Zeit gekommen sein, die wie die unserige kein Verhältniß mehr hat für die Ehre der Christenheit und deren höchste Pflichten, und den Beginn des Abfalls vom alten Glauben, von der fernhaften, thatkräftigen Frömmigkeit darf man von der Zeit an datiren, wo das Schwert des deutschen Volks nicht mehr für die Heinerhaltung der ehrwürdigsten Stätte der Erde gekämpft wurde. . . . Wie wird es (das deutsche Volk) wieder werden, was es einst gewesen: das auserwählte Volk inmitten der berufenen Christenheit, wenn es nicht das Heilige Land wieder mit begeisterter Liebe umfaßt und Gut und Blut opfert, um es aus der Hand der Heiden und Ketzer zu reißen.

So bestreblich diese Stelle in dem Munde eines Romandichters des 19. Jahrhunderts klingen würde, so erklärlich erscheint sie, wenn wir das Ganze als die epische Gestaltung eines sagenhaften Stoffs in Ton und Colorit der Zeit betrachten. So aufgefaßt begreifen wir auch die

spätere Stelle (S. 154), wo eine der edelsten Figuren der Geschichte klagend prophezeit, daß das „deutsche Volk sich verbluten wird in ruhmlosem Kampfe gegen die Kirche“ und die „eine Hälfte abfallen wird von dem Glauben, der unser Vaterland groß gemacht hat“. Diese Anschauung der Reformation ist zwar sehr unhistorisch, aber dem Zeitalter Barcival's ganz angemessen.

Da uns nun aber der Verfasser die ganze Erzählung hindurch in der Stimmung zu erhalten weiß, als ob wir einem alten Sängler zuhörten, der von des Ritterthums Herrlichkeit, von des Minnesangs Lieblichkeit und von den Geheimnissen des Orakel zu singen und sagen versteht, so versenken wir uns, wie der Verfasser, so tief in jene glorreiche Zeit, daß wir auch in Gesinnung und Glauben auf kurze Zeit unsern Standpunkt opfern und Ritterthum und Katholicismus mit den Augen jener Epoche betrachten.

August Henneberger.

Aus dem Leben eines katholischen Geistlichen.

Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle. Von K. Herzog. Lindau, Stettiner. 1859. 8. 18 Bgr.

Vorliegende einfache Erzählung gibt uns die Lebensbeschreibung eines katholischen Pfarrers; ob es Selbsterlebnisse des Verfassers sind, oder ob er die Aufzeichnungen eines Collegen geordnet und herausgegeben, dies kann uns ganz gleich sein; aber so viel Gewißheit erlangt der Leser, daß es wirkliche Situationen aus dem Leben sind, und daß sehr oft die nackten Ereignisse ganz ohne Ausschmückung berichtet werden. Den Zweck der Herausgabe, spricht der Autor in folgenden Zeilen aus:

„Vor der Zeit alt und der Welt ohne Nutzen geworden, möchte ich der Nachkommenschaft meine Erfahrungen vermachen, damit Männer gleichen Strebens, gleichen Temperaments, ähnlicher Lage und Erlebnisse sich durch diese meine Bekenntnisse trösten, aufrichten und wol auch belehren mögen. Oder soll denn ein jeder nur durch eigene bittere Erfahrungen und nicht auch durch fremde klug werden können? Der Mensch hat immer noch genug zu kämpfen und zu leiden, wenn er sich schon mit den Erlebnissen anderer bereichert, und die Jugend durch die Erfahrungen Aelterer schon alt, d. h. klug und vorbedacht handelt; denn das Leben ist kurz, die Kunst aber lang.“

Es wird nun in Form der Selbstbiographie begonnen. Ein gutmüthiger Müllersohn einer am schäumenben Wasser hingebauten Mühle, der gern ein halbes Brot mit in die Schule zum Vertheilen an die ärmern Huden und diese dann auch noch in seine Wohnung mitnimmt, um sie vom „Mühlebrot“ sättigen zu können; dieser lebhaft und oft die Schule schwänzende Mülเลอร์sohn wird von seiner Mutter animirt, ein Geistlicher zu werden. Er ist es herzlich wohl zufrieden, obwol er meint, es werde noch etwas heißen, bis er Latein lesen könne wie der Pfarrer. Nach der Schilderung seiner Gymnasialstudien bemerkt er: „Ebenso leicht, wie die Plattform auf dem Tempel der Schule, erstigt ich in zwei Sprüngen die Philosophie. In den speculativen Kreisen ging ich bald vorbei und hielt mich an meinen Verstand und die mütterliche Religion.“ Wir werden später zeigen, wie nachtheilig diese Versäumnis der philosophischen Studien für den Geistlichen gewesen, und werden beweisen, daß er in der Philosophie ein Ignorant geblieben ist; für jetzt folgen wir ihm auf seiner Lebensbahn weiter. Nach dreijährigen Studien der Theologie besucht er die Jesuiten in J. und macht bei ihnen noch ein Vierteljahr Exercitien. Er sagt hierüber: „Ich fand da bald, daß mir zwei bedeutende Fächer abgingen: die Ascese und die Mystik, und überdies wurde dort Gemüth und Wissen streng mit der Kirche verbunden, sodaß erst daraus

ein wahrhaft geistliches Leben gebildet, daß man für die Kirche ergötzt wird. Ich wurde wie verklärt in dieser Atmosphäre, und sah alles, das Kleine wie das Große, Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft von diesem Standpunkte des concreten, lebensvollen Katholicismus an.“ Nachdem wir noch bei dieser Gelegenheit erfahren, was der junge Geistliche unter Idealismus und Idealist versteht, lesen wir weiter: „Aber ich sah auch schon von ferne die Donnerwetter erkehen und die Widersprüche sich erheben gegen solchen Idealismus und fühlte, daß die Halbheit, das Schale, fache, oberflächliche Zeug der Gegenwart mit kirchlicher Entschiedenheit, mit warmer Begeisterung für die alleinseligmachende Kirche in harten Kampf kommen müsse. Indessen tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß die Kirche eine unsterbliche, weltüberwindende, göttliche Macht sei, und daß ihre Diener nichts anderes wollen, denn als treue Hirten sich und ihr Leben für sie aufopfern. Das heißt ja eben Priester und Geistlicher sein. Durch Vermittelung meines geistlichen Vaters wurde ich Vicar bei seinem Freunde in Trübbach.“

Der junge Vicar findet aber an seinem Pfarrer sehr viel zu tabeln, weil er nur auf die äußere Erfüllung aller kirchlichen Vorschriften steht und nie nach dem Wie fragt; und wenn er den letzten Vers des Ledeum über seine Lippen gehaucht, sprach er voll Zuversicht: „Gottlob, jetzt bin ich fertig!“ als ob nun sein ganzer Beruf erfüllt und sein ganzer Weinberg besorgt, alle seine Schäflein gescheit, getränkt und aufgehoben wären — bemerkt der Vicar. Noch mehr betrübte es den jungen Geistlichen, daß der alte Pfarrer mehrere Sonntage ohne Predigten vergehen läßt, während er doch gern gepredigt hätte. Auch den Schulunterricht findet er nicht, wie er sein sollte. In der Schule schaltete und regierte der Leichtfinn eines jungen, hochmüthigen Schulmeisters, der sich berufen hielt, das obscure Nest aus den Nebeln seiner mittelalterlichen Vorurtheile herauszureißen und dasselbe an die Sonne der Liberalität hinstellen. Da der junge Vicar dies Verfahren sehr nachtheilig findet, so wirkt er dem Lehrer entgegen und kommt demzufolge mit ihm in ein Zerwürfniß, und bald darauf wird er von der Gemeinde als ein Jesuit gehäßt. Nun ruft er aus: „Zum ersten male in meinem Leben sah ich mich getäuscht, fühlte ich mich verkannt!“ Er findet seine Lage an Verzweiflung grenzend. Was thut er nach vielen Lamentationen und melancholischen Betrachtungen? Er nimmt seine alte Clarinette und will den Leuten zeigen, daß, wenn er auch in allen Fächern nichts weith sei, er doch in der Clarinette seinen fürchtet; er bläst nun aus Hergenslust Walzer und variirt auf der Schalmel. Jetzt wird er gerühmt und beliebt. „Aber der Vicar ist doch ein guter Schalmelbläser; so was hat man hier noch nie gehört, und man fände auf seinem Tanzboden einen so lustigen Clarinetter!“ Ja, sie schwenkten die Hüte und riefen: „Evviva!“ wie einst die Römer dem Pio nono auf dem Balcone! — sagt der Vicar, dessen Predigten von nun an auch schön und gelehrt gefunden werden, und es wurde gerühmt, wie er das Amt halte, könne es weit und breit keiner so! Die Liebe des Volks zum Vicar steigert sich zum Enthusiasmus; dafür aber zerfällt er mit dem Pfarrer, denn „dieser wußte immer mehr anzusetzen, hieb bald auf die Jesuiten ein, um ihre Schüler zu treffen, bald waren ihm meine Bücher nicht recht oder meine Messe zu lang“. Die Disharmonie zwischen beiden Geistlichen wird immer größer und nur dann gelöst, als der Vicar selbst zum Pfarrer in Jospfoll ernannt wurde. „Ich sprach nun zu mir selber, wie der Schöpfer, als er den Menschen erschaffen: Jetzt laßt uns diese Menschen bilden nach unserm Bilde, nach meinem Ideale laßt uns ein Pfarrer sein, und auf der Pfarrei, auf jedem meiner Pfarrkinder soll das Bild nicht des Hirten, d. h. seiner Person, sondern seines guten Willens, seines Friedens, seines Glaubens, seiner Liebe und seiner Tugenden ruhen, damit, wie er selber ein Nachfolger Christi ist oder es sein will, die Züge seiner Bestrebungen, seines Willens wenigstens in allen abgedrückt seien, daß alle dem Hirten, und dieser aber seinem Vorbilde gleiche.“

Aus dieser Selbstschätzung des jungen Geistlichen erstieht

wahres Ideal für seine Gemeinde zu Zeilen spricht ein noch größerer „das Gefühl der Souveränität“; er erlebt Frohlocken und jerschlich auf und vergoldete alle die ein Geld ging ich aus meinem „edo et regna!“ Aber auch in seinen bald Misverständnisse ein; lateinismus in die Schule ein; erregt und erhält den Befehl: und kirchenwidrig eingeschleppten plare abzuleistern. Dies that er, nicht, that das Buch zwar weg, Erher.“

Wald darauf kommt aber der Pfarrer mit der ganzen Gemeinde Joyfwill in den bestigsten Zwiespalt; die Schnapstinkler und Trinkeninnen wollen sich nicht zur Mäßigkeit und Brömmigkeit befehren lassen und Krämer und Wirth ihren Brantweinverkauf nicht einstellen. Der unregelmäßige Kirchenbesuch, das Standalmachen in der Kirche, der schlechte Schulunterricht und viele andere Vorfälle verbittern dem Pfarrer das ganze Leben und er ist oft tief betrübt über die bösen Joyfwiller, die seine Lehren nicht hören und befolgen wollen und ihn sogar verleumdern. Die Processionen gehen nicht ohne Störung ab, die Kinder machen das Kreuz nicht gut und sprechen die Worte nicht deutlich aus; aber alle Versuche des Geistlichen, diese kirchlichen Uebel zu verbannen, scheitern an der verstockten Hartnäckigkeit der Joyfwiller. In er wird sogar beim Desan verlegt und erhält den Befehl: all denen, die er öffentlich beschimpft, ihre Zucht und ihren guten Namen angegriffen, auch öffentliche Satisfaction zu geben und den Umgang bei der Procession so zu halten, wie er immer gehalten worden. Dies ist ein harter Schlag für den Pfarrer; um diesen Charakter und seine Bestrebungen gerecht würdigen zu können, citire ich hier sein Raisonnement über diesen Vorfall: „Der Desan war nicht mein Freund, ich hatte ihm die Stimme nicht gegeben, und kein Gehl daraus gemacht, aus was für Ursachen. Er steht an der Spitze aller Oberflächlichen, die sich nichts bekümmern um den Willen Gottes, um die Wohlfahrt der Kirche, aber desto gehorsamere Diener sind gegenüber der nicht bloß unkirchlichen, sondern geradezu irreligiösen Regierung, welcher sie die Freiheit und die Ehre ihrer Kirche im Tage zweimal sogar aufopfern würden.“ So spricht der Pfarrer von der liberalen Regierung, der Pfarrer, der sich für den Stellvertreter des Erlösers hält. Der Zwist mit der Gemeinde wird einweilen wieder etwas vertuscht, der Pfarrer zum Ruchlehrer erwählt; da aber die Joyfwiller gleich Länge und nicht erst Noten lernen wollen, so zerfällt er auch hierüber wieder mit ihnen. Er macht dann Besuche in den Häusern, um Trost und Hülfe den Armen und Glenden zu bringen, die Kinder zu befehren und die Aelteren zum Kirchenbesuch anzuhalten; aber er predigt tauben Ohren und seine Früchte fallen auf steinigem Boden. Die werden auch in eine Pastoralconferenz eingeführt, lernen die Ansichten dieser Geistlichen kennen, und müssen erkennen über die geistige Beschränktheit und den verkehrten Bildungsgang dieser katholischen Seelsorger. Da der Prediger von Joyfwill an allen Familien seines Orts etwas anzusehen und zu tadeln findet und sein ganzes Wirken täglich neue Zerwürfisse, ja sogar Aufstände herbeiführt, so erfolgt endlich eine Krise, welche die Abbanung des Pfarrers zur Folge hat. Die vom Geistlichen nicht genehmigte Ehelich des Signifen mit einer verachtigten Frau und der Umstand, daß die Gemeinde ihn doch zum Signifen behalten, der Pfarrer ihn aber absetzen will, geben die Veranlassung zum Abgang des Pfarrers. Er wendet die Schritte zum Orte seiner Jugend, bezieht ein Häuschen bei der Tiefenmühle und lebt hier als Einsiedler religiösen Betrachtungen. In dieser stillen Welt lebte der gute Mann so still, wie sie selber war. Am Morgen las er in der Pfarrkirche seine Messe, und so jemand bei ihm beichten wollte, fand er zu Diensten; er hielt sich alsdann noch einige Zeit bei

dem Pfarrer auf, und lehrte betend heim, ohne allen Ansehen oder Ofsentation. Man studierte er bis Mittag. Im letzten las er in den Kirchenvätern, und merkte alles Gesehene mit der Feder auf.

Von jetzt an berichtet nun stets der Herausgeber über den Idealisten, „denn die geordneten Aufzeichnungen desselben reichen nicht weiter“; so sagt Pfarrer Orzjog und benennt dann an den Idealisten stets als „Prophet“, ohne einen Grund daran anzugeben; denn ersahene Prophezeiungen hören wir auch wol aber Verleumdungen unserer wissenschaftlichen Betrachtungen der Gegenwart.

In seiner einsamen Wohnung wird der Idealist oder Prophet von dem Ortspfarrer, einigen alten Bekannten, jungen Priestern, Studenten und Mönchen besucht, „welche ihn hören, sich mit ihm besprechen, da sie bei ihm mehr fanden, als in den stummen Büchern und abstracten Lehrsätzen, indem die Originalität jenes Werkes vollkommen mit dem Reize seiner Wohnung und seiner Ruhe übereinstimmte“. Er legte gewisse Tage in der Woche fest, wo er selbst und andere eine Art theologischer Vorlesungen halten und einem geistlichen Disputationium vorstehen sollten. Der Raum gekostet mir hier nicht, die wesentlichsten Gedanken dieser Disputationen anzuführen und zu kritisiren; um aber den Beweis zu geben, wie gänzlich unmissend die katholischen Geistlichen in der Philosophie sind, und wie sie zu Lehren unserer größten Denker gar nicht kennen und sie doch noch verleumdern, citire ich hier wörtlich die Aussprüche des Kant's Lehren:

„Pfarrer. Ich kann mir nicht vorstellen, daß wir besser sein sollten als unsere Vorgänger. Ja, es ist wahr, der Kantianismus ist völlig ungläubig, und lehrt eine bloße Blindenlehre aus Rücksicht der Nützlichkeit (aber!), und dieser unwürdige Nationalismus hat ein halbes Jahrhundert lang geherrscht — nicht bloß bei den Weltlichen in allen Kreisen, sondern auch die Seminarien, die Hörsäle, die Kirchen, die Ordinarien verhalten wie leere Häuser von seinen dialektischen Herak. Das Evangelium mußte sich ohne weiteres dieser unevangelischen Philosophie accomodiren; die Kirche war gleichsam ohne Ende mehr eine bloße Sittlichkeitsanstalt. Das ist doch jetzt viel besser!

„Prophet. Der Radicalismus ist nicht so schlimm wie Kant, schon deswegen nicht, weil sich die Katholiken gegen ihn wehren und ihn bekämpfen, da sie hingegen das laue Wasser des Irrthums in vollen Zügen tranken und andern auch davon mittheilten. Denn wie sehr man damals kirchenrathlich noch da und dort gekaut sein mochte — was hilft uns eine Kirche ohne Glauben ohne Inhalt? Jetzt ist man freilich radical, aber die Katholiken wenigstens sind, was ihr Name sagt, was einst nicht der Fall gewesen; jetzt haben wir doch wenigstens die Wahrheit des Evangeliums, wenn auch der Einband, die Kirche, zerfallen und gefährdet ist. Diese neue Härte ist eine Folge der Reformen und unserer Nachbarschaft mit ihr.“

Da der Herausgeber des Buchs, Pfarrer Orzjog, der ausgesprochenen Ansichten über Kant's Pflichtenlehre nicht widerlegt, so halte ich es für angemessen, den Lehrsatz dieses Philosophen hier wörtlich anzuführen, um dem Herausgeber aber in dem Irrthum aufzuklären; denn hätte er nur elamel Kant „Kritik der praktischen Vernunft“ durchgesehen, so würde er gewiß solche Schmähungen nicht gewagt haben. Kant sagt: „Ist mein Handeln der Form des Vernunftgesetzes angemessen, so wird seine Art und Weise als Regel oder Gesetz des vernünftigen Handelns für alle Personen gelten können, so läßt sich die reine Form des ethischen Grundgesetzes ausdrücken. Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne, oder, auf mehr populäre Weise gesagt: Was du willst, das will die Leute thun sollen, das thu du ihnen.“ Diese Regel, der sogenannte kategorische Imperativ, wird von Kant noch durch folgendes Beispiel erläutert und verdeutlicht: „Das nicht jeder nur mittelmäßig christliche Mann sich weilen gefunden, daß er nur

sonst unschätzbliche Rüge, dadurch er sich entweder selbst aus einem verdienstvollen Handel ziehen, oder wol gar einem gestiebten und verdienstvollen Freunde Nutzen schaffen konnte, bloß darum unterließ, um sich insgeheim in seinen eigenen Augen nicht verachten zu dürfen? Gält nicht einen rechtschaffenen Mann im größten Unglücke des Lebens, das er vermelden konnte, wenn er sich nur hätte über die Pflicht wegsetzen können, noch das Bewußtsein aufrecht, daß er die Menschheit in seiner Person doch in ihrer Würde erhalten und geehrt habe, daß er sich nicht vor sich selbst zu schämen und den innern Anblick der Selbstprüfung zu scheuen Ursache habe? Durch diese Betrachtungen löst sich das Princip der Pflicht als eines allgemeinen und notwendigen Gesetzes moralischer Urtheile vom Princip der Neigung und des Wohlwollens einerseits, vom Princip des Wohlbestehens und des Glücks andererseits ab, indem es sowol wegen seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit, als auch wegen seiner Unterscheidung von allem Inhalt der Neigungen und Triebe sich als ein Gesetz des apriorischen Denkens oder der reinen Vernunft gibt.“ Aus diesen wenigen Zeilen Kant's wird der Herr Pfarrer hoffentlich eine andere Ansicht von dessen Pflichtenlehre erhalten. Was soll aber der gesunde Menschenverstand zu folgendem Raisonnement sagen: „Wir beteten den Rosenkranz, sangen die Litanei und das Salve regina, und zwar mit solcher Eintracht und Anbacht, daß es auf mich einen ungemein rührenden Eindruck gemacht hat und ich sehr glücklich, ja ich möchte sagen stolz mich fühlte, der Vater und gewissermaßen Schöpfer einer solchen Herde zu sein. Aber welche schmerzliche Enttäuschung! Am Sonntage darauf mußte das Volk über ein Gesetz abstimmen, das die Regierung vorlegte über die Aufhebung eines Klosters, in dem ich nicht bloß meine Bildung genoßen (hört!), sondern die schönsten Jahre meiner an Lustbarkeiten vielleicht nur zu üppigen Jugendzeit zugebracht.“

Dieses Gekränkniß legt ein katholischer Priester ab, indem er gegen die „gottlose Regierung“ polemisiert, daß sie das Kloster, wo er die an Lustbarkeiten üppige Jugendzeit verlebte, aufheben will. Ebenso zelotisch und oft blödsinnig wird gegen die neue Literatur gepredigt und auf die Zeitungen geschimpft. Doch werden auch einige Wahrheiten ausgesprochen, die beachtet zu werden verdienen; ich gebe hier eine Bemerkung des Propheten über Pressfreiheit und Staatsverfassung: „Man begnügt sich damit, daß die Freiheit der Presse ausgesprochen ist. Aber wir haben seit ihrer Herrschaft mehr Pressprocesse gehabt, als tausend Jahre ohne sie — und doch ist viel geschrieben und gedruckt worden —, und es kann auch keine Freiheit der Presse geben, wenigstens in kleinen Republiken nicht. Man macht großen Lärm mit dem Worte «Verfassung»; aber die Willkür läuft prächtig neben ihr her und regiert sogar in ihrem Namen. Wo ist ein Jahr, ein Land, in dem nicht über Verfassungsbrüche geklagt wird? Man wähnt freie Wahlen zu haben, aber es gibt hundert feinere und gröbere Ketten, wodurch die Wähler gebunden werden. Man nennt sogar freie Wahl, was unter Bajonetten stattfindet.“

Nebst den Predigten über die wahre katholische Religion wird der Jesuitismus ganz besonders gepriesen; der Prophet sagt: „Wären wir nur alle mehr Jesuiten! Eben in das jetzige ordinäre Wesen sind wir hinabgesunken durch die Zerstörung des klösterlichen Lebens. In den Klöstern allein ist noch Idealität zu finden, und eben darum, weil unsere Welt die Poesie des Christenthums nicht versteht und beim Minimum stehen bleiben möchte, haben alle jene Institute zertrümmert werden müssen“ u. s. w.

Aus diesen Andeutungen geht klar hervor, daß wir an dieser Novelle die Schrift eines Jesuiten haben, welche uns als ein wichtiges Document zur nähern Kenntniß des Ordens und seiner Bestrebungen in der Neuzeit dienen kann. Von dieser Seite betrachtet, ist uns das Werkchen ein interessanter Beitrag zur Culturgeschichte der Gegenwart. Es wird darin auch über die Sorten der Nichtstuhlernden gewiselt; aber was nennen die Herren Studiren! Die Kirchenväter und alte Predigtbücher lesen,

darauf beschränkt sich ihr ganzes Studiren; von den Naturwissenschaften nehmen sie gar keine Notiz, sie ignoriren dieses Wissensgebiet so, als ob es gar nicht existire, oder betrachten es als unsirksam. Und die Dichter! Hören wir, wie darüber gebacht wird: „Dichter wie Shakespeare aber und ähnliche sollte man geradezu verbrennen; für einen Geistlichen taugen diese gar nicht, sind ganz und gar unnütz, geben keine Milch.“

Auch das wohlthätige Eölbath mit seiner Süßigkeit und den goldenen Früchten, wird hoch gepriesen. Diese und noch viele andere Ansichten der katholischen Priester muß jeder in dem Buche selbst nachlesen, weil sie uns die Wirksamkeit der Jesuiten besser kennzeichnen, als die zahlreichen Bücher, welche von Protestanten über den Orden geschrieben worden. Ich erzähle hier den weitem Lebenslauf des Idealisten. Durch seine Vorträge in kleinern Kreisen wird sein Ruf weit und breit bekannt; er erhält eine Aufforderung von einem Bischof von G. . . . an einem neu zu gründenden Seminar als Vorsteher und Lehrer zu wirken. Der Brief des Bischofs ist zu charakteristisch, ich muß den verehrten Lesern einige Zeilen daraus mittheilen: „Ich bin zwar Bischof, doch bloß von Gottes und des apostolischen Stahls Gnade, und bin ganz und gar in Ungnaden bei meiner Regierung, die das Geld und die Macht und die Herrlichkeit hat, und mit der ich in beständigem Kampfe liege, die beste Zeit und die schönsten Gaben eigentlich verprocessire und bei allem Gewinnen doch immer verlieren muß. Meine Regierung ist nämlich unglücklicherweise so sehr von der Finsterniß, dem Verderben, dem freilebigen, mörderischen Verfahren der katholischen Kirche überzeugt, als sie überzeugt ist von ihrer eignen Freisinnigkeit und Bildung und Humanität. Es ist daher ein Krieg bis zur Verrichtung aller Segnungen der Kirche unannehmlich und ganz und gar in ihrem Plan. Da sie aber doch wol sich schämt, dem Evangelium den Krieg zu erklären und ihre Stellung als katholische Regierung zur Zerstörung alles katholischen Geistes offen zu misbrauchen, und da sie noch einigermaßen, wie die Phariseer an jenem Chaschrettag, das Volk fürchtet, so ist ihre Verfolgungsart mehr nach dem Julian'schen als nach dem Decius'schen Stil. Da heißt es nicht: Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist; sondern der Kaiser nimmt auch noch, was Gott sich selber vorbehalten, die Kirche.“ In diesem Schmäthone gegen die Regierung geht es fort und fort. Der Bischof will nun ein Seminar, unabhängig vom Staate gründen, und hierzu die Hilfe des Propheten in Anspruch nehmen der sich auch dazu bereit erklärt. Aber die Regierung gibt die Bestätigung nicht und der Prophet, Idealist oder richtiger gesagt, der Jesuit erhält unterdessen von seinem Generalvicar die Aufforderung: dem Pfarrer in Augenwink, der sich nicht der besten Gesundheit erfreut, als Kaplan beizukommen. Diese Degradation, vom Pfarrer zum Kaplan und einem jungen Pfarrer untergeordnet, empört und betrübt den Idealisten ganz außerordentlich. Er betrachtet die Maßregel als eine listige Intrigue der fatalen liberalen Regierung und will die Stelle gar nicht annehmen, dann aber fügt er sich und macht den Sprung vom Pfarrer zum Kaplan herab. Er sagt: „Von einer unsichtbaren Macht werden wir geführt; aber denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten, auch wenn sie bloß Kaplan heißen.“ Aber welch ein Schrecken! er trifft seinen Pfarrer am Spieltisch und wird eingeladen mitzuhelfen: „Wir eseln!“ — aber der fromme Prophet und jetzt Kaplan lehnt die Einladung trocken ab. Bald aber beginnt die Noth und Trübsal von neuem, der Pfarrer ist zu weillisch gestimmt, liebt die Vergnügungen der Stäbter, liebt die fatalen Zeitchriften und ist ein Freund der liberalen Regierung; dies alles verursacht dem frommen Kaplan schmerzliche Seelenleiden. Nachdem er sich aber durch Predigten und andere kirchliche Handlungen beim Volk in Achtung gesetzt und die ganze Gemeinde ihn lieb gewonnen hat, wagt er einige Befehrungsversuche an seinem Pfarrer, um ihn von seiner weillischen Richtung abzubringen und ganz in die Lehren und Ansichten des Jesuitismus einzuweißen. Ein Ereigniß, das Finden eines Kindes mit einem Kinde und den Zeilen: „Der Jesuite gehört dem

Woff; es ist ein Knäblein reicher Aelteren, vielleicht fragen sie ihm ein mal nach", dieses Ereigniß befördert die Belehrung des Pfarrers; denn der Kaplan hat jetzt Gelegenheit, dem Pfarrer ins Gewissen zu reden, ihn zu einem Sündenbekenntniß und zur Reue und Buße zu bewegen und hält mit ihm allerlei Unterredungen über das Princip des Katholicismus nach jesuitischer Auffassung. Und so wurde im Verlauf der Zeit die Belehrung des Pfarrers von Außen will immer sichtbar, äußerte sich im Hause und außerhalb, in der Kirche und in der Schule.

Mit einer kleinen Predigt über den Kampf der Kirche mit der Weltlichkeit und den Gefahren der Humanität schließt die Novelle ab. „Sie endet mit dem Siege des Idealisten, während wir täglich das gemeine Phlegma den Geist überwinden und ihn vor sich abhängig machen sehen. ... Gegen die doppelte Pharisäerei, die privatliche und die staatliche, die geistliche und die weltliche, wollte nun unser armer Idealist auftreten, sie mittels des schönen Bildes der Wahrheit entlarven, und die Menschheit vor ihr warnen. Der Einbruch, den das Buch gemacht, soll von des Idealisten Success Zeugniß geben.“ Dies sind die letzten Schlussworte des Herrn Pfarrers. O ja! nicht ohne Theilnahme kann man des armen Idealisten mit seinen Bestrebungen gedenken; aber mit dem Bedauern, daß ein an sich guter Mensch durch unvernünftige Dogmen und durch gänzliche Unkenntniß der wahren Philosophie zu so verkehrten Ansichten gebracht wurde, die ihm das Leben verbitterten, weil sie ihn von der wahren Wissenschaft fern hielten. Was in dem Buche Wissenschaft genannt wird, das ist ihr Dogmengewebe, langweilige Predigten über die absolute Herrschaft der Kirche; aber von den Naturwissenschaften und dem großartigen Entwicklungsgange der Philosophie haben diese Jesuiten keine Idee. Aus diesem kleinen Buche lernen wir den Bildungsgang, die eifrigen Bestrebungen und den Zustand des geistigen Lebens der Jesuiten am treuesten kennen, da sich der Idealist als ein Schüler des Ordens bekennt und dessen Lehren predigt.

38.

Theater und Drama.

1. Ueber Theater und Musik. Historisch-kritische Studien von Alfred Freiherr von Wolzogen. Breslau, C. Trevenow. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
2. Blätter aus dem Tagebuche eines Schauspielers, mit Erinnerungen und Anekdoten aus der Garderobe und von der Bühne in England und Amerika. Von Georg Vandenhoff. Aus dem Englischen überf. für das deutsche Publikum bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von A. von Winterfeld. Berlin, Behr. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alfred von Wolzogen, dessen Schrift „Ueber Theater und Musik“ (Nr. 1) ein Wiederabdruck seiner in verschiedenen Zeitungen und Journalen, der ausburger „Allgemeinen Zeitung“, den wiener „Recessionen“, dem „Deutschen Theaterarchiv“ u. s. w. erschienenen Aufsätze ist, hat in der Theaterwelt und in der musikalischen Welt außer durch seine nicht in Abrede zu stellenden Kenntnisse und zum Theil ganz beherzigendwerthen Beobachtungen und Bemerkungen, namentlich durch manche feste Behauptungen und Verneinungen, wie sie nirgends so häufig vorkommen als in Deutschland, ein gewisses Aufsehen zu erregen gewußt. Der Verfasser ist z. B. der Ansicht (vgl. den Aufsatz „Die Rettung des klassischen Repertoire für das deutsche Theater“), daß es nach seiner „innigsten Ueberzeugung“ weit besser wäre, „es würde heutzutage auf dem dramatischen Gebiete gar nichts geschaffen, und die Poeten beschäftigten sich lieber wie andere ehrliche money-maker unsers nun doch einmal vorzugsweise industriellen Jahrhunderts mit dem Suezkanal und dem atlantischen Kabel“ (wovon doch Poeten einmal nichts verstehen), und er fügt hinzu, es sei ziemlich bekannt und anerkannt, „daß die Kunst zu der Zeit, als sie bei uns noch betteln ging, weit mehr geleistet hat als jetzt, da man allerwärts darüber brüht, sie nur ja pecuniär recht sicher zu stellen, als ob die Lantime es wäre, die große Dichter macht“.

Da haben wir nun gleich zwei solche fest hingezeichnete Behauptungen, wie wir sie nur in deutschen Schriften und Zeitschriften, niemals aber in ausländischen gefunden zu haben uns erinnern. Wir nennen uns selbst — obgleich wir dies doch bei andern Völkern überlassen sollten — mit großer Selbstgefälligkeit das gemüthvollste, gewissenhafteste und gründlichste Volk, und doch gibt es keine Nation, die sich in solchen gemüthlos und dabei leichtfertigen Absprechereien und Behauptungen so sehr gefalle als die deutsche. Man kann Leute kennen lernen, die so viel Geld und Zeit übrig haben, daß sie nicht wissen, was sie mit beiden Gütern anfangen sollen und von Zerstreuung zu Zerstreuung taumeln, die dann auch wol zur Abtödtung der Zeit mitunter eine Dichtung lesen oder das Theater besuchen und denen dieser Genuß erst durch die Vorstellung, daß der Poet die Dichtung mühsam unter den quälendsten Nahrungsmitteln, bei leerem Magen oder gar im Schuldhurme verfaßt habe, die rechte Würze zu erhalten scheint. Aber es soll ja überhaupt noch nachgewiesen werden, ob jemals — von genialen Jagatproducten und kleinen lyrischen oder novellistischen Erzeugnissen oder dramatischen Bagatellen abgesehen — ein großes, harmonisches, durch und durch reifes episches oder dramatisches Kunstwerk unter dem Druck wirklicher Noth ausgeführt worden ist. Auch Camoëns hat seine „Lusiaden“ in bessern Tagen verfaßt: Shakespeare starb als ein wohlhabender, ja den damaligen Werth des Geldes in Betracht gezogen reicher Mann; Goethe hat niemals Noth gelitten, und auch Schiller befand sich nicht mehr im Zustande eigentlicher Noth, als er seine größten und vollendetsten Dichtungen schuf. Der Himmel habe Schiller's Arbeit gesegnet, schrieb seine Gattin, als sie nach des Dichters Tod mit der Regelung ihrer Vermögensverhältnisse beschäftigt war. Dagegen ist vielleicht in Bürger ein großes dramatisches Talent, das sich ja in seinen Balladen, namentlich in der „Lenore“ und in seiner Bearbeitung des „Macbeth“ deutlich genug verräth, in Folge der Noth und seiner traurigen abgeschiedenen Existenz in Alltagsleben untergegangen. Wer möchte behaupten, daß der Lantime große Dichter hervorbringen könne? Aber sie wird auch keinen großen Dichter, der wirklich ein ernstes Streben hat, verderben und seiner Aufgabe untreu machen, und wenn sie bisher allerdings mehr nur den Theaterfaiseurs und Fabrikanten zugekommen ist, so liegt dies an dem verborbenen Geschmack des Publikums, das im Theater nur Zerstreuung und Unterhaltung sucht und sich durch bloße Dramatisirungen von Novellen oder durch rohe oder triviale Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben mehr angesprochen fühlt als durch hochpoetische Schöpfungen. Im übrigen besteht die Lantime, die auch wir keineswegs als ein besonderes Förderungsmittel der dramatischen Poesie als solcher ausgeben wollen, bei verhältnismäßig nur wenigen Bühnen Deutschlands.

Es gibt ferner Leute, die nie oder selten das Theater besuchen, am wenigsten aber wenn statt einer Posse oder Oper ein neues Trauerspiel aufgeführt wird, blos gedruckt Dramen aber gar nicht lesen, die mithin nicht die geringste Kenntniß von den neuern Bestrebungen auf diesem Gebiete haben und die doch mit der Miene vollkommener Kennerschaft die neuen dramatische Poesie, die allerdings außer an andern Uebelsätzen auch an Ueberproduction leidet, bis in den Grund verdammen. Zu diesen Nichtkennern mag allerdings Wolzogen nicht gehören: aber er verkennt, daß diese neuere dramatische Poesie doch immer ein Product und Spiegel unserer Zeit, daß Stillstand Tod und der Trieb nach Neuem dem Menschen eingeborn ist. Befriedigt diesen Trieb die einheimischen Dichter nicht mehr, so wird man noch mehr als bisher den dramatischen Vorrath von der Seite beziehen und die gänzliche Internationalisirung der deutschen Bühne würde davon die unmittelbare Folge sein. Peter Lehmann sagt in einer Anzeige der Wolzogen'schen Schrift Nr. 13 der „Neuen Zeitschrift für Musik“: „Ein trauriger Beweis für die schroffe Einseitigkeit des Verfassers liegt in dem Artikel: „Die Rettung des klassischen Repertoire für das deutsche Theater.“ Raum ist uns irgendwo so viel Phrasen

mit so viel Trägheit der Anschauung vereint vorgekommen, selten auch dürfte sich in wenig Worten und so deutlich das gesammte Denken und Trachten eines Schriftstellers ausdrücken. Wolzogen setzt die dramatischen Productionen der letzten Jahrzehnte auf die unterste Stufe und verlangt mit Selbstung die regelmäßige Wiederaufführung der sogenannten «classischen» Dramen früherer Zeit; er verlangt also — zugegeben, daß seine Klage über die neuere Production berechtigt —, daß sich die Bühne dessen enthalte, was ihr einziger oder doch ihr höchster Zweck: ein Spiegel der Zeit zu sein; dem krittelsnden Triebe seiner unfruchtbaren Phantasie zu Liebe vergißt er Shakespeares Ausdruck, die Mahnung dessen, dem er doch angeblich das Wort reden möchte! Er vergißt, daß eine Nation, die ihre Zeitgenossen, den Geist von ihrem Geiste, nicht zu genießen vermag, nimmermehr an dem Geiste der Dahingegangenen volles Gönnte finden kann.

Wir haben alle Achtung vor der Wärme, womit Wolzogen dem classischen Drama das Wort redet, obgleich er dabei verkennt, daß nicht alles, was unsere sogenannten classischen Dichter schufen, classischen Werth hat und daß nicht alles, was die modernen deutschen Dichter schufen, im Verhältnis zu den Producten jener so ganz erbärmlich ist, als der Verfasser, wie es scheint, anzunehmen beliebt. Man soll das classische Drama in höchsten Ehren halten aber man sollte doch deshalb nicht gegen die Bestrebungen der Neuern, die ja auch nur Kinder ihrer Zeit sind, angeht sein, und wir erinnern hierbei an des Verfassers eigene schöne Worte, womit er seinen Aufsatz über Theaterkritik schließt: „Nur gegen absolute Unfähigkeit, gegen gespreizte Dummheit und unverbesserliche Faulheit hat eine gesunde Kritik schonungslos Fronte zu machen; wo aber ein großes Streben und nur ein Funke von Talent sichtbar . . . da ist es ebenso gewiß ihre Schuldigkeit, nicht einzuschüchtern und durch ewig unfreundliche Bemängelung dessen, was noch nicht vollendet ist, den Fortbildungsgang zu lähmen, sondern vielmehr alle noch schlummernden Mittel zu entbinden, mit welchen das künstlerische Ziel des Ringenden nur irgend erreichbar erscheint.“

Dieser für die Schauspieler geltend gemachte Grundsatz der Gerechtigkeit und Billigkeit soll also nur denen versagt sein, welche jene Schöpfungen hervorbringen, in deren Reproduction die Schauspieler ihr Talent entwickeln und zeigen können! Im übrigen wünschen wir, daß der Verfasser recht bald Gelegenheit haben möchte, sein classisches Theater in irgendeiner größeren deutschen Stadt zu etablieren und zu leiten. Er würde bald sehen, daß Theorie und Praxis bisweilen verschiedene Dinge sind; daß sich sein classisches Theater neben den andern Bühnen, welche auch für Neugestalten sorgen, sich nicht würde halten können, daß auch das Beste, zu oft wiederholt, zuletzt seinen Reiz verliert und daß jede neue Reiterbude dem classischen Theater eine um so gefährlichere Concurrenz machen würde, je mehr das Publikum von Classicität überflüssig wäre. Wir leugnen nicht, es müßte ein Hochgenuß sein, einmal auf einer guten Bühne sämtliche Stücke Shakespeares der Reihe nach, womöglich in chronologischer Folge, spielen zu sehen; man würde erst dann von der Unermeßlichkeit dieses Genie den richtigen Eindruck haben; aber wo würde sich genug Publikum dazu finden? Wenn sich in Paris das Théâtre français, obgleich mit immer mehr abnehmendem Glanze, bisher gehalten hat, so vergehe man nicht, daß auf dem Théâtre français auch nicht wenige neuere Stücke, sobald sie nur dem classischen Geschmack sich annähern, zur Aufführung kommen, daß Paris eine Bevölkerung einschließt, so groß wie die Bevölkerung manches deutschen Königreichs, daß die pariser Intelligenz die Intelligenz von ganz Frankreich repräsentirt und daß in gewissen Dingen der Franzose überhaupt viel mehr an Gewohnheitsrecht hängt als der Deutsche. Hierzu kommt der Uebelstand, daß wir Deutsche keine eigentlichen classischen Lustspielbichter haben, die Leute doch aber nicht immer Trauerspiele sehen wollen, weshalb Wolzogen seinen Classikern auch Kogebue und Affland einreicht. Nun ja, sie haben das Verdienst tod zu sein, und was im Grabe liegt, ist von selbst classisch. Wolzogen hat

übrigens den eigentlichen Grund entdeckt, weshalb sich heutzutage das classische Repertoire „fast durchgehends“ eines so kleinen Publikums zu erfreuen hat, und zwar in dem Umstande, „daß die Directionen nun einmal seit geraumer Zeit gewohnt sind, die guten alten Stücke in unwürdigen Lampen und schäbigen Szenen zur Aufführung zu bringen“; daher will er die auf der classischen Bühne aufzuführenden Stücke (auch „Emilie Galotti“? oder „Minna von Barnhelm“? oder „Don Carlos“? oder „Wallenstein's Tod“? oder „Torquato Tasso“?) mit möglichster decorativer Pracht ausgestattet wissen. Man muß sagen, daß Wolzogen den Geschmack seiner Zeit versteht! Aber wenig Publikum und doch kostspielige Ausstattung — in der That, mir wird immer banger um das Wolzogen'sche classische Theater.

Gleich nach der Veröffentlichung des beregten Artikels in den „Revisionen“ hat man dem Verfasser manche und sicherlich sehr triftige Einwendungen gemacht; er hat sie natürlich nicht beachtet. Unsere Kritiker beklagen sich über die producirenden Talente, daß diese unverbesserlich seien und keine Lehre annähmen, aber sie machen es meistens ebenso; sie halten sich für unfehlbar, und was sie einmal gesagt haben, das steht so fest wie auf Moses Tafeln.

Im übrigen möchten wir dem Verfasser empfehlen, in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (Nr. 39 und 40) Gutzkow's Betrachtung „Nur Schiller und Goethe?“ zu lesen. Gutzkow bemerkt darin unter anderm: „Man hat in diesen beiden Heroen alles finden wollen; man hat schon angefangen, Lessing, Herder, Wieland ihnen nur in der Art beizuzurechnen, daß sie allenfalls in ihrem Schatten Platz haben. Die Geläuterungen über Schiller und Goethe nehmen kein Ende. Vom Standpunkt des wirklich Geleisteten mag diese Halbjudung begründet sein; bedenklich wird sie für das lebensschaffende, befruchtende, fortzeugende Princip der Literatur.“

Wir erinnern hierbei an einen Ausdruck Schiller's selbst, der in einem seiner Briefe an Körner enthalten ist. Schiller spricht darin sein Bedauern aus, daß den Deutschen selbst treffliche Werke zum Verderben gerichtet, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt würden, und er bespannt dann weiter, daß die moderne Kunst nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden könne.

Auch in Bezug auf die Musik bleibt Wolzogen seinem Grundsatz getreu, daß man nicht mehr unter den Lebenden wandeln dürfe, wenn man als classisch gelten wolle. Seine polemischen Aufsätze gegen die sogenannte Zukunftsmusik, wie man sie nennt, oder die neudeutsche Schule, wie sie sich genannt wissen will, hat er hier wieder, und zwar wie es scheint, gleichfalls unverändert abdrucken lassen. Niemand wird einem Westheiter das Recht bestreiten wollen und dürfen, von seinem gegnerischen Standpunkt Tonkünstler wie Verlioz, Liszt, Wagner u. s. w. mit eingehender Schärfe zu kritisiren; aber diese eingehende Kritik vermischen wir eben in Wolzogen's Ausfällen; es sind mehr allgemeine Redensarten, auftrumpfende Verurtheilungen auf ältere Tonmeister, wegwerfende Bemerkungen, wie man sie sich gegenüber einer so bedeutenden Erscheinung, wie z. B. Richard Wagner jedenfalls doch ist, nicht gestatten sollte. Wenn diese Musik, sagt Wolzogen, in der That die Musik der Zukunft sei, so beweise das nur so viel, „daß weder die Zukunft eine Musik, noch die Musik eine Zukunft haben wird, wovor Gott unsere Entel in Gräben bewahren wolle“. Schon aus Klugheit sollte man, da man die Zukunft, also auch die Musik der Zukunft nicht kennt, jedenfalls vorsichtig sein. Wolzogen erinnert an Haydn, der, wenn ihm die Arbeit dockte, in sein Kämmerlein gegangen sei und auf den Knien zu seinem Gott gekniet habe (wie dies auch der fromme Maler Masaccio that), ihm zur Fortsetzung seiner Arbeit Kraft zu verleihen, und er fährt dann fort: „Zu welchem Gott steht der Zukunftsmusiker heute, der allem gläubigen Gefühl Hohn spricht, dem alle beschreibende Unterordnung unter des Weltalls ewige Gesetze, alle Gottesidee abhanden gekommen, der nur sein liebes Ich noch verherrlicht“ u. s. w. Das sind harte Beschuldigungen! Und man kann fragen, ob denn diejenigen, welche die Zukunftsmusiker in dieser Weise verurtheilen,

auch vorher in ihrem Kämmerlein auf den Knien zu Gott flehen, daß er ihnen bei ihrer Kritik behütlich sei! Das Wolzogen in diesen Aufzügen, namentlich sobald er gewisse allgemeine Gebrochen der Zeit, ihre Frivolität, Spectakellust, Gleichgültigkeit gegen das Wahre, ihren aus Furcht oder Selbstsucht hervorgegangenen Aechtheit oder Heuchelei u. s. w. geistelt, auch dieses Überzeugendwerthe bemerkt, soll nicht geleugnet werden.

Am interessantesten und lehrreichsten waren uns die Aufzüge, in denen sich Wolzogen mit den pariser und londoner Theatern beschäftigt, die er an Ort und Stelle möglichst gründlich kundigt hat und die er bis auf die untergeordnetsten Mitglieder wie in ihren technischen Einrichtungen in eingehender Weise charakterisirt. Eigentliche Theaterliebhaber werden diese und andere Aufzüge mit großem Vergnügen lesen. In Bezug auf das Corsettdrama bemerkt der Verfasser, daß nach der Verbesserung des französischen Professors Garo, die Demi-monde gerade der unentbehrlichen Verbesserung der häuslichen Sitten in Paris ihre Entstehung verdanke. Aber mit Recht fragt Wolzogen: „Ist diese Demi-monde bei dem Goldkitternimbus, der sie umgibt, darum moralisch nicht doppelt gefährlich oder wirkt ihr immer weiter und sich gesteigertes, immer öffentlicher sich gebendes Treiben etwa gänzlich auf die ehrbare Welt zurück? Werden die jungen Leute, die unter Maitresses und Corsetten ihre erste Lebensschule durchgemacht haben, dadurch zu guten Ehemännern und treuen Familienvätern vorgebildet? Mit andern Worten: wenn es einer gekitteten Gesellschaft bedurfte, um eine unästhetische zu erzeugen, wird die unästhetische jemals eine ästhetische hervorzubringen vermögen?“ Dabei aber kann doch nicht geleugnet werden, daß sich in einzelnen dieser sogenannten Corsettdramen doch ein tief menschlicher tragischer Zug offenbart; man muß sich nur dabei auf den Boden der pariser Verhältnisse stellen und nur nicht glauben, daß ein rigoristisches Abstreifen allein schon der Ausdruck tieferer Sittlichkeit sei. Am Ende spricht sich in den Thänen, die der leicht erregbare Pariser selbst für die Opfer der hauptstädtischen Gesellschaftsverhältnisse übrig hat, doch Gemüth und eine wenn auch vielleicht irreführende menschliche Empfindung aus. Höher stehen jedenfalls diejenigen Stücke, wie einzelne von Vonsard, Augier, Serret, Balzac, Dumas Sohn und Leon Sava (z. B. „Un mauvais riche“, „L'homme et l'argent“, „La bourae“, „Meroadet“, „La question d'argent“ u. s. w.), in denen die Geld- und Speculationswuth unserer Zeit an den Pranger gestellt wird. Der Franzose ist, wie es scheint, doch aufrichtiger und muthiger in der Bloßlegung socialer Schäden als der Deutsche, und viel leicht erscheinen uns gerade aus diesem Grunde die pariser Zustände viel zerrütteter, als sie im Verhältnis zu den unsern sind. In Deutschland wagt man auf dem Theater jenen Brandstift der Gegenwart kaum zu berühren, obschon, wie wir eben lesen, ein Stück dieser Gattung: „König Rammon“ von Ludwig Röhler, jüngst in Koburg, das freilich keine Geld-, Finanz- und Handelskath ist, mit bestem Erfolge aufgeführt wurde. An einer Stelle hebt der Verfasser hervor, daß, weil bei klassischen Stücken im Theatre français der Vorhang niemals fällt, dieselben, auch wenn sie aus fünf Acten bestehen, nie länger als 1½–2 Stunden spielen, während man auf den deutschen Theatern über der Schiller'schen „Phädra“ mit Gemüthlichkeit einen ganzen Theaterabend vertrödeln. Die ermüdend lange Dauer der klassischen deutschen Tragödien ist auch eine der Ursachen, und nicht eine der geringsten, daß sie nicht so besucht werden, als es zu wünschen ist. Vermochte es doch selbst Goethe nicht aber sich zu gewöhnen, bei der Aufführung Schiller'scher Trauerspiele den fünften Act abzuwarten!

Wenn Wolzogen in London hinlänglich Gelegenheit hatte, den tiefen Verfall der zu einer bloßen Vergnügungs- und Schauspielherabgesunkenen englischen Bühne wahrzunehmen, den er dann in seinem Aufzuge „Das englische Theater der Gegenwart“ eingehender geschildert und gekennzeichnet hat, so wird

diese Wahrnehmung durch einen hoch glaubwürdigen Zeugenmann, den englischen Schauspieler Georg Vandenhoff in seinen „Blickern aus dem Tagebuche eines Schauspielers“ (Nr. 2) noch schlagender bestätigt. Georg Vandenhoff ist der Sohn des noch im hohen Alter als Privatmann lebenden und soviel wir wissen noch bedeutenden Schauspielers John Vandenhoff, dessen Vorfahren aus Holland mit Wilhelm von Oranien nach England eingewandert waren. Georg war für die juristische Laufbahn bestimmt und ausgebildet und hatte das Glück gehabt, schon in frühen Jahren eine sichere Stelle mit festem Einkommen zu erlangen. Trotzdem ging er zum Theater, um, wie er andeutet, der Gefahr zu entgehen, sich dem Trunk zu ergeben oder sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen; war damals Krieg gewesen, so würde er, wie er versichert, in ein Kavallerieregiment eingetreten sein. Sein Vater war mit seinem Entschlusse durchaus nicht einverstanden, und als sie einmal zufällig in einem und demselben Stücke auftraten, so ließ jeder Spiel bedeutend durch das Mißbehagen, welches John Vandenhoff über dieses Zusammenspiel mit seinem Sohn empfand und das er zu verheimlichen außer Stande war. Georg Vandenhoff spielte in Covent-Garden, gastirte zwischendurch in mehreren Provinzstädten und zehn Jahre lang, von 1843–53, in den Vereinigten Staaten. Aber er wurde, oder war schon längst, des Theaterlebens überdrüssig und, nachdem er sich mit einer Amerikanerin verheiratet, emigrierte er der Bühne, ging nach Nordamerika zurück, und erscheint jetzt vor dem Publikum nur noch als Erklärer und Vorleser, namentlich Schafpeare'scher Stücke, die immer das Hauptobject seiner Liebe und seiner Studien bildeten, was ihm nur zur Ehre gereicht. Auch war Schaflet seine Lieblingsrolle und gelegentlich treffen wir auf ganz gute Bemerkungen über diesen Charakter.

Vermuthen wir recht, so war Georg Vandenhoff zwar ein fleißiger, denkender, brauchbarer, continirter und über ein umfangreiches Repertoire verfügender Schauspieler, aber doch zu Kunst nicht geboren; er fand in ihr wenigstens nicht die Befriedigung, die er suchte. Die Kunst muß dem Künstler alles sein, und das war sie ihm nicht; er muß ihr alles zum Opfer bringen, und das that er nicht. Er nahm und nimmt zu viel bürgerliche Rücksichten, die bei dem wahren Künstler zurücktreten müssen. Er bedauert, daß die Kunst jetzt zu „keinen großen materiellen Resultaten“ mehr führe, daß die Zeit, wo man auf der Bühne reich werden konnte, dahin sei und wol immer wiederkehren werde, ja sogar, daß der Schauspieler von Staat angelegenheiten und vom Parlament ausgeschlossen sei. Als ob es der Ehrgeiz eines echten Künstlers sein könnte, Mitglied irgendeiner parlamentarischen Versammlung zu werden! Er beneidet jeden noch so „mittelmäßigen“ Prediger, Advocaten, Ingenieur u. s. w., weil dieser doch ein gutes Einkommen, ein achtungswerthe, bürgerliche Stellung haben und in Ehren leben könne — ja vielleicht in Ehren vor der Welt, aber nicht immer (z. B. ein heuchlerischer Geistlicher) vor seinem Bewußtsein. Wenn Georg Vandenhoff auf Gasseisen geht, so ist sein erster Zweck immer der, ein „Geschäft“ zu machen, und fast immer nennt er seine Kunst „profession“. Was sollte aus den Künsten, und nicht bloß aus der Schauspielkunst werden, wenn alle, welche zur Kunst Beruf haben, so denken wollten, wie Vandenhoff jetzt wenigstens denkt! Leider wird unter den materiellen Einflüssen der Zeit, in einer Gesellschaft, welche so paupervis nicht mehr als ein Unglück, sondern als ein Laß und Verbrechen anzusehen scheint, und der ein mittelloser Mann, mag er auch sonst der geistreichste und verdienstvollste von der Welt sein, als ein fliehenswerther Paria und Ausgegrenzter gilt, die Zahl solcher Kunstbesessenen größer und größer, welche derselben Kunst huldigen wie Vandenhoff, nur daß sie weniger aufrichtig sind und das Mäntelchen der Kunstbegeisterung umhängen, um darunter die nur zu materiellem Gewinn gefähigen Hände zu verbergen. Von seinem Standpunkt mag Vandenhoff ganz recht haben, wenn er den jüngern Männern rathet, zu Eer, zur Administration u. s. w., nur nicht zur Bühne zu

gehen; aber wenn er auch den jungen Damen, „die der junge Theaterkünstler in ihre nächtlichen Kränze verfolgt“, väterlich anrath, sich eine Nähmaschine zu kaufen und mit ihr fleißig zu sein, hat auf's Theater zu gehen, und wenn diese die von Vandenhoff seiner Schrift entnommene Liste der Schauspielerinnen durchlaufen, die sich in den Adel Englands einheiratheten, so werden sie keine Warnung in den Wind schlagen. Knaben nämlich wurde Gräfin Peterborough, Miss Melton Herzogin von Albans, Miss Newton Herzogin von Bolton, Miss Hazen Gräfin von Derby, Miss Brunton Gräfin von Craven, Miss O'Neill Lady Bowcher, Miss Stephens Gräfin von Essex, Miss Foote Gräfin von Harrington, Miss Paton Lady B. Lennox und Misses Nisbet Lady Boothby. Man muß gestehen, daß diese Damen, die sich ja auch Künstlerinnen nannten, ihre Kunst oder ihre Kräfte sehr gut zu verwerthen und mit ihrer Liebe auch eine treffliche Speculation zu verbinden wußten.

Vandenhoff hat bei alledem von dem Schauspieler, wie er sein sollte, einen hohen Begriff. Ihm ist der Schauspieler „in der Darstellung der dunklern Leidenschaften ein öffentlicher Wohlthäter, der seinen Geist und seinen Körper hingibt, um die beleuchtete Beleuchtung der schmerzlichen Pflichten der Leidenschaft hinzustellen und der sein eigenes zitterndes und zuckendes Herz den Experimenten widmet, die unserer Wissenschaft und unserm Geiste moralische Exempel sind“. Um aber eine solche Aufgabe erfolgreich zu erfüllen, „muß der Künstler das menschliche Herz kennen in seinen feinsten Regungen und dem ganzen Umfange seiner Licht- und Schattenseiten; er muß außerdem die verschiedenen Charaktere ins Auge fassen, die Motive ihrer Handlungen, ihre Leidenschaften und deren Ausdruck, wie derselbe durch das Alter, den Charakter und die Umstände bedingt wird. . . . Solch ein Schauspieler würde dann das lebendige Wort des Dichters und des Philosophen sein, die Stimme der Darsel ihrer Menschheit, der Hahnpriester an dem Altar der menschlichen Natur, der große Seelenanatom, der den Menschen dem Menschen erklärt.“ Diese Worte sind schön, und wol kaum ein deutscher Colleague würde sie ihm nachzuschreiben versuchen, ohne in unerträglichen Schweiß zu verfallen. Man sieht, Vandenhoff hat keinen Shakspeare, den weisen Lehrer der englischen Nation, die gesunde Grundlage ihrer Intelligenz und Moral, nicht am- soß Pubert.

„Aber“, fährt Vandenhoff bedauernd fort, „der Geschmack unserer Zeit hat eine niedrige Richtung und sucht in trübem Dazwischen seine Genüsse, so daß die Bedeutungslosigkeit unserer Tage auch ohne Größe bestehen kann. Denn es ist nicht das Große, Erhabene und Edle, was gefällt, sondern das Niedere, Triviale, Gemeine und Epheuerne. Es ist vergebens, über den Verfall des dramatischen Talents zu schreien; denn der Geschmack des Publikums macht den Schauspieler und erhebt und erniedrigt ihn, je nachdem er selbst hoch oder niedrig steht.“ Es werde, versichert er, heutzutage mehr Geld fürs Theater ausgegeben als selbst in der klassischen Periode englischer Schauspielkunst; aber man gehe ins Ballet, in die italienische Oper oder in die Posse. Als Kunst sei das englische Schauspielertum im Aussterben begriffen, denn es sei keine Bildungsschule für junge Talente mehr vorhanden. Drury-Lane und Covent-Garden seien früher solche Schulen gewesen; aber diese Theater seien jetzt in Häuser für die italienische Oper verwandelt. Charles Kean habe das Princestheater ausgegeben und mit ihm hätten die Shakspeare-Wiederaufholungen ihr Ende erreicht. Das Haymarkettheater bringe gedehnte Uebersetzungen aus dem Französischen oder Pöffen von Buckstone. In America sei es ganz ebenso. Der Verfasser theilt einen Zettel des Parliaments mit, worauf, um das Publikum anzulocken, eine Aufführung des „König Johann“ als „große Shakspeare-Wiederbelebung“ angezeigt und weiter bemerkt war: „Die Decorationen sind auf 15000 Quadratsfuß Feinwand von den Meisters Gilliard, Grain und Gehülfsen gemalt; die Kostüme und schwebenden Waffen, 176 Stücke, sind von Mr. Dejeux“ u. s. w. Solche Mittel muß man jetzt anwenden, um Engländern und Amerikanern ihren Shakspeare genießbar zu machen.

Am Uebelsten und Theaterlastig (wie über die galante Madame Vestris, die Directrice von Covent-Garden, die „viel durchgemacht“ Garbenfigur über junge lichen und i zialschauspiel im Canverse auch an gel weise beruhu und Nordam und Sherid geistern Bei läßt. Auch spielesinnen, tauchen dari anbedrängt de

Bedeutung des Wortes „schaffen“, von der ahnenden Leidenschaft habe sie mehr denn genug gehabt. Emil Devrient sah er bei dessen erstem Gastspiel in London als Hamlet. Vom zweiten Act an habe Devrient, meint Vandenhoff, die Schattierungen des Charakters ausgezeichnet nuancirt und den verstellten Wahnsinn Hamlets mit großer Feinheit zur Erscheinung gebracht; aber es habe ihm an Muth und Würde gefehlt, er habe nichts von einem Prinzen an sich gehabt; außerdem habe er sich einer „shocking absurdity“ (schuldig gemacht mit dem Geiste „einigen“ Situation vergebend und so um sich drehend vor den „violations of propriety“ das Publikum seien gemein geiz (pitiful ambition). A schen Unfälle, aber die sich gegen die aber das deutsche ist, in London nicht huldigt nicht, daß die berühmten seien als die deutschen; denn an Uebersicht und Arroganz, d Formen annehmen, sogar ei Schriftstellern noch übertrifft dieser Eitelkeit leidet oder litt nichts weiter bedacht war, als tung zu bringen. Dramen: er ihnen die schönsten Titel die Schauspieler, die sie zu ihm einen Applaus erhielten mußte Jago möglichst gleich das Publikum wenden; was mußte dieser zur Hauptfigur viel als möglich in den Pin Macready ein bürgerlich braver Mann, der, von seinem erworbenen Vermögen als Privatmann lebend, nur in der Literatur und in menschenfreundlichen Entwürfen für die Erziehung der Jugend in seiner Nachbarschaft die Genüsse seines Alters findet. Vandenhoff erzählt, wie einmal ein Wigbold Namens Taylor die Eitelkeit Edmund Kean's kassirte. Dieser, der sich für den besten Richard III. hielt, forderie einmal in lustiger Gesellschaft genannten Taylor auf, eine Grabchrift auf den berühmten Schauspieler Goole aufzusetzen, in der Hoffnung, daß darin auch seiner lebend gedacht werden würde. Taylor war unverzüglich damit fertig, überreichte Kean den Zettel, und dieser las:

Hier unter diesem Rasenbett und dieses Steines Wirt

liegt Goole begraben und mit ihm

Kean hielt mit gerunzelter Stirne inne; aber was konnte es helfen, er mußte fortfahren, und mit schlecht verhaltenem Aerger las er zu Ende:

liegt Goole begraben und mit ihm Shakspeare's Richard der Dritte.

Mit der Fröhlichkeit der Gesellschaft war es nun aus; Taylor

7 Kinder davon und die übrigen

ste, ein vollständiger kleiner Roman dergleichen vortreflich zu erzählen) von Coralie Walton, welche, als er in S. neben Wandenhoff als Hamder letzten Bahnstufenszene infolge wahnstänig wurde und bald darauf erkrankt ein deutscher Roman „Johannes“ hollen wie so viele Urzeugnisse dera das gleiche Motiv einer Episode legt ist. Ein deutscher Autor erzählte (wo der Roman erschien), was sich im 1842, auf einer englischen Prosa sollte. H. M.

Lord Dufferin's Luftfahrt nach Island und Spitzbergen.

Briefe aus hohen Breitengraden. Bericht über eine Reise des Dacht'schönern Joam nach Island, Jan Rapen und Spitzbergen im Jahre 1868. Von Lord Dufferin. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Braunschw. Bismarck und Sohn. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Rgr.

Wer je zur Sommerzeit auf einem Rheindampfer gefahren in unsern Alb- oder des italienischen Aeno-kennt den reisenden Lord und die blonde Miß, er zu stehenden komischen Figuren ausgeprägt mit kräftigerem Binsel und frischerem Gub, als in Waiblinger's „Witten in Rom“. Jere Nachlaß an diesem muthwilligen Genres und zu vorurtheilslosem Nachdenken zu können wir und schwerlich der Ueberzeugung ein Unrecht sein würde, eine große Nation zu beurtheilen, deren natürliche Sonderbracht Gebildeten unter ihren eigenen Landsleuten belächelt und gemüthwilligt werden. Versetzen wir uns im Griffe aus den Galerien von Dresden und Florenz nach den Fischunglen Rhindiens oder den Wäldern des Nordpols, von dem Pavillon des Rheindampfers an Bord einer englischen Dacht, so erscheint und der englische Reisende in einem ganz andern Lichte. Da finden wir ihn auf seinem eigentlichen Boden, in seinem wahren Elemente. Da verstehen wir das stolze Wort von Fox: „England ist nur unser Absteigequartier, aber die Welt, die Welt, das ist das eigentliche England!“ Da begreifen wir, welche Bereicherungen und Schätze die Erdkunde, die Naturwissenschaft, die Alterthumskunde und die Litteratur der jähren Ausdauer, der verständigen Beobachtung, dem klaren Blicke und dem unbestechlichen Urtheil der englischen Reisenden verdanken. Gerade im Hinblick auf die englischen Rhein- und Ru-ferumcaricaturen lobt es der Nähe und erscheint es als ein Act der Gerechtigkeit, wieder einmal einen englischen Reisenden höherer Ordnung — und wäre es auch nur ein Vergnügungsreisender — näher ins Auge zu fassen und ihn auf fernem Aus-Fluge zu begleiten. Einen solchen Reisenden aber lernen wir in Lord Dufferin kennen.

Lord Dufferin ist ein trischer Herr, der eine Leidenschaft für das Meer hat — freilich keine noble Passion im Sinne des deutschen Adels. Die civilisirten Meere Europas hat er bereits hinlänglich befahren, ihn verlangt danach, sich einmal außerhalb des Reichs der Civilisation umzusehen. Das große artistische Drama, das mit der Gewißheit vom Untergange Franklin's gendert hat, hat auch sein Herz, wie das jedes Engländers, mit Theilnahme erfüllt und seine Mißbegierde nach dem Ozean geleitet. Also nach Norden! Zwischen die Gieberge der Baf-Insba darf er sich jedoch mit seinen nur zwei Zoll starken Schiffsanören nicht wagen und entschließt sich daher zu Island, Jan Rapen und Spitzbergen, die ohnehin so selten von andern

Seefahrern als Walfischfängern besucht werden und von dem daher seit so langer Zeit keine Kunde zu uns gedrungen ist. Er brummt und verproviantirt seine Dacht, ein schmades Fahrzeug von nicht mehr als 80 Tonnen, und schiffet sich in Dänemark die Westküste von Schottland am 6. Juni 1868 wohlgerathet ein. In Stornaway auf der Insel Lewis wirft er zum letzten mal an vaterländischer Küste Anker. Kaum aber hat er die Insel im Rücken, so packt ihn ein Sturm, daß er nicht nur alle Engel rufen, sondern sogar die Topmasten abbrechen muß. Die furchbaren, sogenannten spanischen Wellen des Atlantischen Ozeans, der gerade zwischen Schottland und Island höher gehen soll als irgendwo anders, schleudern seine Ruffschale unarmberrig umher, indeffen er selbst am Kaminfeuer seiner auf's bequemste ausgestatteten Kajüte sich eines innigen Wohlbehagens erfreut.

Während so der kleine Joam nach Island getrieben wird, wollen wir uns ein wenig an Bord umsehen und die Schiffs-gesellschaft mustern. Als Führer und Dolmetscher der Expedition dient ein junger Isländer, Sigurd, des Jonas Sohn, kurz Zeichen ein Rechtsbesitzer in Kopenhagen, ein stiller, treuer Nordländer. Die zweitwichtigste Person ist der Schiffscart, Mr. Biggerald, zugleich Botaniker und Photograph, der furchbar von der Seckrankheit geplagt wird, dessenungeachtet aber Medicin für seinen von einem Fieberanfall heimgeführten Schiffscart braut und ihn sorgfältig pflegt. Drittens William Wilson, der Kammerdiener Sr. Lordchaft, ursprünglich ein Gärtnerbursche aus Schottland, dann Anstebler am Gap und endlich Steward an Bord eines australischen Badetdampfers. Mr. Wilson ist ein richtiger Heilmittel, was die Engländer einen Kräcker (cracker) nennen, den sein fröhlicher Herr sehr ergötlich abconterfien hat. Für ihn hat die ganze Welt nur eine Farbe, nämlich schwarz. Folgendes ist die Art, wie er den armen seckranken Doctor zu troffen sucht:

„Nun, Wilson — so fragt der Doctor — ich heße dich Geschichte wird doch nicht allzu lange dauern?“

Stimme aus dem Grabe: Weiß nicht, Sir.

Sig. Aber Sie habt doch wol oft Reisende seckrand gesehen?

Die Stimme. Oft, Sir, sehr krank.

Sig. Nun so im Durchschnitt, wie bald erholten sie sich?

Die Stimme. Ueinge, Sir, erholten sich nie mehr.

Sig. Nun aber diejenigen, welche wieder gesund waren?

Die Stimme: Ich kannte einen Gefährlichen und seine Frau, die waren seckrand auf der ganzen Reise, fünf Wochen lang, Sir.

Sig. (ganz still).

Die Stimme (noch grabesähnlicher wie zuvor): Und Sir, manchmal stirbt man auch.

Sig. Ah!

Die übrigen Personen der Schiffsmannschaft, der in dem noch in Stelle des plötzlich erkrankten Rastlers glücklich aufgeta- belte Mr. Wyse, der Proviantmeister, der Koch, der Sauer- mann u. s. w. sind ohne Interesse für uns; wir wollen nur noch bemerken, daß sich alles in allem die ganze Schiffsmann- schaft auf 15 Personen belief.

Die glückliche Landung in Nechjavil erfolgte am 21. Jun. Hier wurde der Reisende mit acht nordischer Gastlichkeit empfan- gen, welche ihren Höhepunkt, aber in Anbetracht des hohen Polaritrens richtiger Siedepunkt, in einem Gastmahl beim hoch- halter Grafen Trampe fand. Auch dem patriarchalischen Bef- fah, ein dem Wohnsitz Enorri Starlason's, des Vaters in „Grimstringa-Saga“, wurde ein Besuch abgekrattet. Alim durch diese geselligen Vergnügungen ließ sich der Reisende zu- nehmend von dem ernsten Vorhaben abhalten, sondern ließ sofort einen Laban von 26 jottigen Bonles befehls eines Aus- fuge nach den Weiten, der im echten Karavanenstile ange- führt wird. „Die Geister“, sagt er, „sind in der That sehr ordentliche Wunder der Natur, aber außerordentlich und un- veränderbar ist doch Thingvallo, und verlohnt es sich um der Götter willen die Spanische See zu durchqueren, so sollte man sich nicht

scheuen, eine Reise um die ganze Welt zu machen, um Thingvalla zu sehen." Von beiden Naturwundern, den Geistern wie von Thingvalla, gibt uns Lord Dufferin eine außerordentlich malerische Schilderung, deren Anschaulichkeit durch die seinem Buche beigegebenen Abbildungen wesentlich erhöht wird. Am Geiste wird ein Lager aufgeschlagen, wobei Wilson's Cap-Erfahrungen gute Dienste leisteten und der Koch sich durch Benutzung des kochenden Sprudelwassers zum Herrn der Situation macht. Während die Gesellschaft hier photographirt, Vögel schießt und Schach spielt, kommt zu ihrem Erkennen ein zweiter Reisezug herangesprengt, der des Prinzen Napoleon, der die „Entente cordiale“ der beiderseitigen Vaterländer sofort auf den englischen Lord überträgt. Sie fahren zusammen nach Reykjavik zurück, und Lord Dufferin gibt dem Prinzen zu Liebe den beschlossenen Ritt nach der Nordküste auf, wogegen der Prinz den Lord ins Schlepptau seiner Reine Hortense nimmt. So dampfen sie an der Westküste von Island entlang nach der Banquise zu. Die Banquise ist nämlich „der äußere Rand des Eiszürtels, der den östlichen Theil von Grönland umfaßt“. Nach einigen Tagen wird der Polarfels passiert, ein Ereigniß, das durch festliche Toilette des Foam und einen Maskensherz am Bord der Reine Hortense in derselben Weise wie das etwas wärmere Passiren der Linie gefeiert wird. Immer tiefer sinkt nun das Quecksilber, immer höher thürmt sich das Eis. Hören wir, wie unser Reisender das letztere beschreibt (S. 152):

„An Seltsamkeit der Formen und Farbenpracht übertrafen diese wundervollen Massen alles, was ich mir vorgestellt hatte, und wir fanden unendliches Vergnügen daran, ihren phantastischen Zug zu beobachten. Einmal war es ein Ritter zu Pferde in saphirnem Harnisch mit weißer vom Helme hängender Feder; dann ein Kirchenfenster von Chrysopras, vom letzten Schneesturm frisch beburt. Oder eine platte schroffe Klippe von Lapis Lazuli, oder ein Pagodenbaum mit von den Zweigen ausgehenden Wurzeln und einem Laubwerk, zarter als die feinsten Efflorescenz geschmolzenen und erkalteten Metalls, oder ein Zaubersbrache, die Flut mit smaragdnen Schuppen theilend, oder was sonst keine Phantasie herauszubeschreiben liebt.“

Aus Furcht vor dem Eise und aus Mangel an Kohlen sah sich die französische Corvette bald zur Umkehr genöthigt, während die englische Yacht in fast handgreiflichem Nebel einsam ihren Kurs nach Jan Mayen fortsetzte. Die Geduld der Mannschaft war beinahe ausgegangen, als Lord Dufferin plötzlich eine Veränderung wahrzunehmen glaubte. „Die dicken Dunstwirbel“ so erzählt er, „lichten sich kaum merklich zu lichten, und ein paar Augenblicke später spaltete sich plötzlich das schwere graue Wolfendach, und ich schaute in der Rinde, viele tausend Fuß über meinem Haupte, wie schwebend am krystallinen Himmel einen Regal hellbeleuchteten Schnees. Du kannst dir mein Entzücken denken; so muß es einem Einsiedler zu Ruche sein, der einen Blick in den siebenten Himmel thut! Hier war also das lang ersehnte Gebirge in unserer allernächsten Nähe! Columbus kann nicht glücklicher gewesen sein, als er nach so vielen angstholl durchwachten Nächten die ersten Feuer einer neuen Hemisphäre auf dem Wasser tanzen sah!“

Mit größter Mühe gelingt die Landung, bei der gerade die Kleinheit und Behendigkeit des Schiffes sich von wesentlichem Nutzen erwies. Einige geologische Cabinetstücke werden eingeklebt, eine abgebannte Schiffsgur nebst der obligaten Flagge und Blechbüchse werden auf einem Felsblocke so gut als möglich befestigt, man eilt befriedigt wieder an Bord und der Foam macht sich so schnell als möglich — nicht aus dem Stange, sondern aus dem Eise. Die 800 Seemeilen bis zur norwegischen Küste werden in acht Tagen glücklich zurückgelegt, aber leider zeigt sich diese Küste außerordentlich unangünstig zum Landen. Die Berge und Klippen sind einander so ähnlich wie die „Zähne einer Säge“, die Fjorde zahllos, Baken und Bojen fehlen gänzlich, und die Boosfen kommen erst an Bord, wenn man ihrer nicht mehr bedarf. „Wenn der König aller Gothen“, so schließt Lord Dufferin seine Klage, „hier und da am Rande seines ark-

tischen Vorgefasses einen Leuchttharm bauen wollte, so würde er manchem ehrlichen Kerl ein Herzweh sparen.“

Allein den Tapfern hilft das Glück: die Einfahrt in der richtigen Fjord gelang, und der Reisende landete in Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, die sehr nachrangigem Fischbül sinkt und aber welche er im übrigen Mr. Murray's Handbuch nachzuschlagen bittet. Ihn selbst interessiren hier nur die Lappländer, denen er in den Straßen begegnet und die er was in einer drastischen Schilderung wie in der gelungenen Photographie einer lappländischen Lady vorführt. Nachdem Lord Dufferin pflichtschuldigst mit dem englischen Consul Diners gewechselt, fährt er nach Altingaard, wo er einem liebenswürdigen Landsmann nebst seiner noch liebenswürdigern Gattin (einer Eingeborenen der Koffoden, in welcher er Frithjof's Ingeborg verlobt zu sehen glaubt) und den liebenswürdigsten Kindern einen Besuch abstattet und dann die Flut benutzt, um aus dem Wirtswart der Fjorde wieder ins offene Meer zu gelangen.

Die in Hammerfest über die Fahrt nach Spitzbergen eingezogenen Nachrichten lauteten zur großen Befriedigung des Mr. Wilson so ungünstig wie möglich. „Wissen Sie, Sir?“ so kaskierte Wilson eines Tags mit Leichenbittermiene dem Doctor atemlos. „Ach nichts, Sir; nun sind eben zwei Schaklappen von Spitzbergen — das sie aber nicht erreichen konnten, Sir — zurückgekehrt; solche Massen Eis — 200 Meilen vom Lande ab — und ach, Sir — sie kamen mit eingedrückter Schiffswand wieder.“ Die Witterung, hieß es, sei außerordentlich unangünstig und Spitzbergen in diesem Sommer unmöglich zu erreichen. Lord Dufferin fand jedoch, „daß es einem Gentleman schlecht angefallen haben würde, beim Anblick der ersten Schwierigkeiten den Muth sinken zu lassen“. Er setzte seine Hoffnung mit richtiger Berechnung auf den erwärmenden Golfstrom, segelte in Gottes Namen darauf los, und der Erfolg rechtfertigte sein Vertrauen vollständig. Schon am dritten Tage wurde die Bäreninsel erreicht, und nach langwierigen und nicht ungefährlichen Kämpfen mit dem Eise, nachdem schon die Rückkehr zugesagt war, wenn sich binnen 12 Stunden keine günstige Aussicht zeigen sollte, öffnete sich das Meer, und der Foam konnte am 6. August 1 Uhr Morgens glücklich in den stillen Hafen Engliß Bay an der Westküste von Spitzbergen vor Anker gehen.

So war Lord Dufferin endlich am kalten Ziele seiner heißen Sehnsucht angelangt. Und welches war die Belohnung, die ihm zu Theil ward? Staunend erblickte er ein furchtbar-schönes Panorama gewaltiger Felsen, die aus Eis zu bestehen und mächtiger Gletscher, die sich in Felsen verwandelt zu haben schienen; ein Panorama, das in starrer Leblosigkeit gehüllt und von dem unheimlichen Scheine der Mitternachtssonne beleuchtet ist. Die lautlose Stille wird durch nichts als durch das Donnern der Gletscher und Eiskürze unterbrochen. Vorsichtig und wohlbewaffnet nicht nur mit seinem Jagds, sondern auch mit seinem photographischen Apparat steigt der Lord ans Land. Von den Renthieren und Rehen, die man ihm in Hammerfest in solcher Fülle versprochen hat, findet er jedoch nichts als die Fährten. Das einzige jagdbare Gethier ist ein Volk Schneehühner, welche der argusaugige Sigurdr erspäht und die dann, bei ihrer Furchtlosigkeit vor Menschen, mehr abgeschlachtet als gejagt werden. Während dessen wurde die an Bord zurückgebliebene Mannschaft von größtem Jagdglück begünstigt, indem es ihr gelang, einen auf das Schiff zuschwimmenden Polarbären durch ein regelrechtes Pelotonfeuer zu erlegen. Dem Bedürfnis nach frischem Fleische wurde dabei leider nur durch die Hähner abgeholfen, da die aus dem seligen Bären zurecht geschnittenen Braten in aller Stille wieder über Bord wandern mußten, nachdem sich der aus Island mitgenommene Fuchs durch den Genuß der Eingeweide einen heftigen Krampfanfall zugezogen hatte. Die Leber des Bären gilt sogar für nicht viel weniger als giftig. Die einzige Spur von Menschen sind — Leichen, oder vielmehr Gerippe, die in ihren offenen Käden (Särge wäre ein zu starker Euphemismus) als ein graufiges Mene Mene Tekel auf der

in Makkum ist auf diesem unauflöslichen Boot seine Wache. In Schuppen des einen Gewissens ein morsches hölzernes Kreuz. Ramm und i Moor, ohne Zweifel ein holländischer Dichter. Unglückliche, der hier am 2. Juni 1768 im Lebensjahre seinem Schicksal erlag und dessen es doch wieder zu Erbe werden soll, diese unheimliche Schicksal anzuweisen verweigerte. Wie einem Augenzeugen berichtet worden ist, „kann man in der Magdalenabai noch jetzt die Leichen von Menschen sehen, die vor mehr als 260 Jahren gestorben sind; diese Leichen sind so wohl erhalten, daß man nur durch heißes Wasser die eilige Wunde, welche sie umgibt, hinwegzunehmen braucht, um die unverwundeten Gesichtszüge der Toten wahrzunehmen“.

Nachdem das übliche Deszendieren mit der englischen Flagge verrichtet und eine Ladung Treibholz für das nächste Verhauwerkfeuer an Bord geschafft ist, lichter der Baum noch vierstündigen Aufenthalts am 11. August die Anker. Der Bord legt jetzt seinen Kurs weiter westwärts, bis in die Nähe des gebräunlichen Eises, wodurch er ein freieres Meer als auf der Einsicht gewinnt. Als glücklicher Sturm legt überdies das Schiffe drei Tage lang vor sich her, so daß es bald wiederum „christliche Breitengrade“ erreicht, wo die Mannschaft mit fast kindischer Freude wieder die ersten Schiffe begrüßt.

Am 22. August traf Lord Dufferin in Drontheim, „der Hauptstadt der alten norwegischen Seefahrer“, ein, woselbst einem zu Ehren des eben ankommenden Kapitäns gegebenen Baller bewohnt und die Beleuchtung der Stadt durch einige kleine Lichter auf seiner Decke verschönert wird. Von hier über Christiania und die Kopenhagener bietet die Reise wenig Angenehmes mehr dar; es sind die einzigen Tage, an denen der Reisende Kopenhagener empfinden zu haben verfährt. In Kopenhagen trennt er sich von dem wohlgewonnenen Eigenthum und ritt am 13. September mit seinem Doctor über Hamburg der Heimat zu, während er seine Nacht — wie Napoleon seine große Kette — unter Führung des braunen Maßes ihren Heimweg allein machen läßt.

So haben wir Lord Dufferin's Reise kühnlich skizziert und glauben dadurch den Leser am besten in den Stand gesetzt zu haben, sich ein Urtheil über sie zu bilden. Denn die (in Briefen an seine Mutter abgefasste) Beschreibung Lord Dufferin's entspricht vollkommen seiner Reise selbst. Es ist ein durch und durch gesundes Buch, das sich durch seltene Frische, durch scharfe Beobachtung und ein glückliches Talent zur Natur- und Menschencharakterisierung auszeichnet. Der Verfasser versteht die Ideenländer des Volkmers nicht nur durch Personen der Gegenwart, sondern auch durch die Heldengestalten der nordischen Eposen zu verlebendigen und zu beleben. Wir sehen in seinen Schilderungen die Meister Gomer, Gurlinson's, Harald Haarfager's, das Asgardsfalk's und anderer Nordlandeshelden über die eilige, arbeitbedeckte Bühne schreiten. Der Sprache des Verfassers steht die ganze Tonleiter vom leichtesten Witz bis zum erhabenen Vorleser zu Gebote und ein wunderbarer Humor zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Buch. Dieser Humor ist freilich himmelweit verschieden von dem Jean Paul's, jener bräunlichen, plethorischen Stubenspinne, deren höchster Genuß im Weinen besteht; aber auch ebenso himmelweit verschieden von der Verbisserheit Byron's, deren einziger Trost ist, sich in schalkhaftem Gleiches Lust zu machen. Lord Dufferin's Humor, der vielleicht nicht zum letzten Theile seinem irischen Blute entspringen ist, ruht auf dem sichern Grunde edler Mässigkeit. Aus zwei oder dreimal läßt er sich auf kleinen Menomontorien entspannen. Er sieht sich in Harmonie mit sich selbst wie mit der Welt — wozu er allerdings alle mögliche Ursache hat —, und das stimmt ihn vergnügt. Die Genüsse des Gemüths des Lebens dienen ihm beide zur Würze desselben; mit dem ersten verfährt er weise handzuhalten, die zweiten weiß er durch Witz und Ironie zu überwinden. Dabei ist er vollständig für alles Große und Große in der Natur wie im

Menschenleben und sogar ein Stolz. Nicht die eingezeichneten Dichtungen läßt sich freilich aus der im höchsten Maße losen Uebersetzung sein genügendes Urtheil gewinnen. In einem Worte, wie Chastellier auch in seine eigenständigen Uebersetzungen dastehen, so ist Lord Dufferin's Uebersetzung nach dem Gemüthe der Humor in den ersichtlichen Transcriptionen der artistischen Uebersetzung. Lord Dufferin hat in diesem Augenblicke eine wichtige Rolle in einem nicht minder großartigen Tragödie übernommen, indem er, soviel wir wissen, als Commissar seiner Regierung nach Kopenhagen geschickt worden ist. Mögen ihm auch dort die edle Mässigkeit seines Charakters wie die ungetrübte Heiterkeit seines Sinnes treu bleiben!

Notiz.

Aus der deutsch-amerikanischen Journalistik.

Unser Bericht über Karl Heinen's „Lustspiele“ in Nr. 5 d. M. ist die ausschließliche Ursache gewesen, daß sich jenseit der „großen Flügel“ in der kleinen Blätter der deutsch-amerikanischen Journalistik ein charakteristischer Bekehrung entspannen hat, und zwar zwischen Karl Heinen in dessen „Blätter“ und D. Ruppert in den „Sa. Louis erscheinenden „Westlichen Blättern“, dem Sonntagsblatt des „Anzeiger des Westens“. Vielleicht werden sich einzelne unserer Leser noch an der Notiz „Eine Kritik Karl Heinen's“ in Nr. 22 d. M. daran erinnern, in welche Wuth gegen uns Karl Heinen durch einen Auszug versetzt worden war, den Ruppert in seinem Blatte aus unserer Recension entlehnt hatte, freilich mit absichtlicher Uebersetzung derjenigen Stellen, in welchen wir unparteiisch einzelne anerkanntwerthe Seiten des Heinen'schen Talents und Charakters hervorgehoben hatten. Soudern hat Heinen die ganze Recension gelesen, und er fährt nun in Nr. 28 seines „Blätter“ mit dem ihm eigenen Ingrimm gegen Ruppert los, den er einen „Salsarius“ nennt, der „Büberei“ beschuldigt und dann weiter bemerkt: „Wundern müssen wir und darüber, daß man es noch mitunter ablehnt, wenn wir solche scholastischen Verhöhnungen — ewige Brüder nennt sie Herr Markgraf — mit der Handpatsche tractiren in der vortheilhaften Unterstellung, daß sie mit vier Weinen ausgerollt seien.“ Heinen bringt hierauf die von Ruppert in unserer Kritik angedruckten Stellen zum Abdruck, bemerkt zu der einen Stelle, daß seine (Heinen's) Krit. die Vertreter der deutsch-amerikanischen Presse zu behandeln, „ein nöthiges und wirksames Mittel gewesen ist, die hiesige Presse auf einen andern Fuß zu bringen, als sie früher war“, und zu einer andern Stelle macht er ein Fragezeichen, welches so viel zu bedeuten scheint, daß er Heinen in der That ganz in der Ordnung hält, die Deutschen durch Zwangs- und Gewaltmaßregeln ins Leben zu tufen. So lange noch jene moderne Revolutionstheorie in den Köpfen haftet, wonach man die Menschen nöthigenfalls zur Freiheit zwingen und zerschlagen und tödten, die einen etwas abweichenden Begriff davon haben, sofort den Kopf vor die Füße legen müsse, so lange wird man mit der lieben Freiheit sicherlich nicht vor kommen. Weiterhin bittet er uns, was wir ihm schon zugesagt hätten, sein Verfahren gegen uns ab, indem er sagt: „Nachdem wir jetzt die ganze Kritik des Herrn Markgraf gelesen, haben wir Abbitte wegen unserer harten Kritik, über die er sich wie wir aus einer späteren Nummer der „Blätter“ für literarische Unterhaltung“ erhalten, mit Recht empfindet hat. Man sagt, daß wir nicht willens sind, unsern feindseligen Zusatzen wieder zu thun oder ihn „inhuman“ zu behandeln.“ Auch verspricht er, bloß weil wir Sinn für „Gerechtigkeit“ an den Tag gelegt hätten, die künftigen Bände seiner gesammelten Schriften als „Liebes- (Biographische Skizze; Reise nach Ostasien; Eubien Jahre Staatsdiensts); Humor und Satire“; „Politik und Revolution“; „Vorträge“; „Lustspiele“ oder das Weib“; „Persönliche Schriften“ u. s. w. und zuzufügen, und er bemerkt zuletzt, wir würden darin so viel Gerechtigkeit finden, „wie seine Literatur sie darbietet und dann zu ihrer Anerkennung Gelegenheits genug

haben". Wegen diesen Artikel tritt nun D. Mupping, der so freundlich ist, sich dabei auf unser Urtheil als „das sachgemäße Urtheil eines hochstehenden europäischen Blattes" zu berufen, in Nr. 22 der „Westlichen Blätter" mit einem Aufsatz auf, der die appetitliche Ueberschrift: „Herr Heizingen und das literarische Knotenknäuel" trägt, worin wir jedoch, der Ueberschrift zum Trotz, die sehr richtige Bemerkung finden: „Die Presse ist der Spiegel für die Zustände einer Bevölkerung, und wie der Anstand im geselligen Leben, dieser verfeinerte Anerkennungs Ausdruck der Welt eines andern, eine geklarte Gesellschaft charakterisirt, so charakterisiren der Ton und die Ausdrucksweise eines Journals den Gesinnungsgrad seiner Leser."

Der Curiosität wegen erwähnen wir gleich hier einen Artikel in Nr. 32 des „Pionier", der zuvörderst eine Correspondenz aus Deutschland, sodann eigenhändige Randbemerkungen Heizingen's enthält. In jener wird über die „trostlose Philisterhaftigkeit der ganzen Nation" Klage geführt und in Betreff des lobruer Turnerfestes bemerkt: „Sie kamen, saßen und gingen! Das war das hohe Fest der deutschen Jugend, der Hoffnung des Vaterlandes." Heizingen selbst aber bemerkt: „Die deutschen Turner versunken, die deutschen Studenten versunken, die deutschen Kammerherren versunken, die deutschen «Demokraten» versunken, die deutschen «Revolutionäre» versunken — alles versunken, freiwillig versunken in Dummheit, Apathie, Materialismus und Servilismus!" In Heizingen findet, was Hauptstadter tiege darin, daß die deutschen Knechte (zwei von ihm namhaft gemachte ausgenommen) noch besser seien als das Volk, „zu gut und liberal für diese Knechtsseelen". Das alles ist sehr lustig, aber, von welcher Seite man es auch betrachten will, zugleich sehr traurig zu lesen. Memoirenartige Mittheilungen Karl Heizingen's mit dem Titel „Zwei Reisen nach Amerika", die schon seit längerer Zeit fortgesetzt werden, enthalten die haarsträubendsten Enthüllungen über das Treiben seiner ehemaligen Mitrevolutionäre, namentlich über die Communisten von der Marr'schen Sorte und über Marr selbst, aus dessen von Heizingen mit photographischer Genauigkeit entworfenem Porträt besonders die „wie aus einem Dreacknorren geschnittene Nase" hervorrage. Im ganzen bezeichnet er diese Communisten als eine gänzlich treulose, gewissenlose und charakterlose Sippschaft, die es auf den Untergang alles höhern geistigen Culturlebens abgesehen gehabt. Da wir in Europa fortfahren, uns auf unsere Bildung, unsere Bildungsmittel und Bildungsanstalten so viel einzubilden, so darf man sich nicht scheuen, auch von solchen barbarischen Erscheinungen Kenntniß zu nehmen und darüber nachzudenken, worin sie wol ihren Grund haben.

H. M.

Bibliographie.

Alpenklänge. Dichterische Bilder aus den Alpen von einem bernischen Geistlichen. Bern, Blom. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
Auserwählte Briefe deutscher Männer und Frauen. Herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Haffelberg. Gr. 8. 2 Thlr.
Deutsche Dichter und Denker. Die Schätze der deutschen National-Literatur in Wort und Bild. Herausgegeben unter Mitwirkung der namhaftesten Schriftsteller und Künstler von F. Lenz. 1ter Band. 1te Lieferung. Hamburg, Verlagsbuchhandlung. Gr. 4. 10 Ngr.

Dünker, H., Goethe und Karl August während der ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben. Leipzig, Dyl. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Felix von der Insel. Autobiographie aus dem Englischen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 9 Ngr.

Der Frochmäusekrieg. Ein nach homerisches komisches Heldengedicht. Im Vermaße der Urchrift übersezt von R. Ushner. Breslau, G. Treubner. 16. 6 Ngr.

Der Gedanke. Philosophische Zeitschrift. Organ der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Herausgegeben von C. L. Michelet. 1ster Jahrgang. October 1860 —

September 1861. 6 Nummern. Berlin, Nicolai. Lex.-8. Halbjährlich 1 Thlr. 16 Ngr.

Streitende Gegensätze. Satirische Zeitbilder in Reimen von F. von Schönholz u. A. In 8 Abschnitten mit 16 Bildchen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 16. 10 Ngr.

Griekenkerl, R., Auf der hohen Naß. Dramatisches Gemälde aus dem Bergmannsleben in vier Aufzügen. Treiberg, Engelhardt. Gr. 16. 18 Ngr.

Gersch, H., Maria von Burgund. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 16 Ngr.

Huschak, J. A., Dichters Frühling. Neubaus. 16. 6 Ngr.
Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 40ster Jahrgang, für 1861. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1861. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jean Paul's sämtliche Werke. 1te Lieferung. Berlin, G. Reimer. Gr. 16. 4 Ngr.

Jolowicz, H., Blütenkranz morgenländischer Dichtung. Breslau, G. Treubner. 16. 2 Thlr.

Ketm, L., Ambrosius Blaurer, der schwäbische Reformator. Aus den Quellen übersichtlich dargestellt. Stuttgart, Völscher. Gr. 8. 14 Ngr.

— Reformatorenblätter der Reichsstadt Eßlingen. Aus den Quellen. Eßlingen, Weyhardt. Gr. 8. 18 Ngr.

Kortüm, H., und K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg, Geschichte Europa's im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit 1ster Band. Leipzig, T. D. Welgel. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mahler, H. G. F., Militärisches Bilderbuch. Gezeichneten und Zeichnungen. Glogau, Flemming. 8. 1 Thlr.

Mommsen, Th., Geschichte des römischen Münzwesens. Berlin, Weidmann. Lex.-8. 6 Thlr.

Road, L., Immanuel Kant's Aufstehung aus dem Grabe. Die Lehre des Alten vom Königsberge. Urkundlich dargestellt. Leipzig, D. Wigand. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rohl, L., Der Geist der Lektüre. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. 8. 1 Thlr.

Preffel, L., Ambrosius Blaurer's, des schwäbischen Reformators, Leben und Schriften. Mit dem Bildnisse Blaurer's. Stuttgart, C. G. Fleischling. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Roth, H., Karolikantische Bilder. Nach des Meisters H. Bucher Skizzen ausgeführt. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Runge, K., Sängers Wallfahrt. Gedichte. Altona, Mangel. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.

Schaefer, J. W., Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literaturhistoriker. Zur Belebung des Unterrichts und zur Privatlectüre herausgegeben. Zwei Theile. Mit dem Bildnisse G. C. Lefling's nach Mah. Leipzig, Brandstetter. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Das Elst. Nordische Photographien. Leipzig, Dörfling u. Franke. 1ter Theil. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wielichechen. Ein Taschenbuch für 1861. Neue Folge, 12ter Jahrgang. Von Th. Mügge. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wohl, H., Novellen. Neue Herings-Geschichten. Hamburg, Expedition der Deutschen Schaubühne. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, G., Offenes Schreiben an die Katholiken und Protestanten Leipzigs. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 2 Ngr.

Henke, G. L. L., Eduard Platner. Festrede am 20. August 1860, dem Geburtstag Sr. Königl. Hoh. des Kurfürsten von Hessen. Marburg, Elwert. Gr. 12. 3 Ngr.

Noch einmal: Mainz das Volkwerk Deutschlands und die französische Invasion. Mainz, von Zabern. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Staatsminister von Raumer und seine Verwaltung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in Preußen. Berlin, Herrg. Gr. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Schul-Karten vom Königreich Sachsen.

Für den Gebrauch der Schüler beim Unterricht in der vaterländischen Geographie bearbeitet von

Henry Lange.

Quer-Folio. 8 Ngr.

- I. Karte des Königreichs Sachsen.
- II. Die Flussgebiete im Königreich Sachsen.
- III. Höhengschichten-Karte des Königreichs Sachsen.

Diese drei Karten (die auch einzeln zu 3 Ngr. zu haben sind) verdienen die weiteste Verbreitung, da sie unbedingt die besten und zugleich sehr wohlfeil sind. Uebrigens sind dieselben nicht aus dem kürzlich von demselben Kartographen begonnenen grösseren Atlas Sachsens entnommen, sondern selbständig bearbeitet.

Letzterer erscheint in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Henry Lange's Atlas von Sachsen. Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde des Königreichs Sachsen. Zwölf Karten nebst erläuterndem Text.

In drei Lieferungen zu 4 Karten nebst Text. Folio.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesem Kartenwerke von hoher wissenschaftlicher wie praktischer Bedeutung liefert der durch seine geographischen und kartographischen Arbeiten bekannte Verfasser meist auf Grund amtlichen Materials zum ersten male eine vollständige kartographische Darstellung der staatlichen wie der Bodenverhältnisse des Königreichs Sachsen. Dasselbe besteht aus folgenden Karten nebst erläuterndem Texte: 1. Hydrographische Karte. 2. Orographische Karte. 3. Höhengschichten-Karte. 4. Geologische Karte. 5. Verbreitung der Steinkohlenformation. 6. Agronomisch-geologische Karte. 7. Wald- und Strassenkarte. 8. Bevölkerungsverhältnisse. 9. Landeseintheilung. 10. Gerichtskarte. 11. Industriekarte. 12. Religionskarte. In dem Vorwort ist der Zweck und Plan des Unternehmens näher angegeben.

Für die Bedeutung des Werks spricht gewiss auch die ihm von Karl Ritter, dem es in den Entwürfen vorlag, in einem Briefe gewordene Anerkennung: „dass dieser Atlas, den Fortschritten der Wissenschaft gemäss durch den grossen Schatz geologischer, physikalischer, statistischer, industrieller und ethnographischer Ergebnisse bereichert, für die praktische Erkenntniss wie Verwaltung des Staats, mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt, durch klare Auffassung, Anordnung und Darstellungsweise sich auszeichnet, und zu neuen lehrreichen Betrachtungen sehr förderlich erscheint“.

Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist ein überaus billiger Subscriptionspreis festgesetzt worden, der nach Vollendung des Werks aufhören wird. Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen und ist daselbst das bereits Erschienene nebst einem Prospect zu haben.

Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

Sobald erschienen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Blüthenkranz morgenländischer Dichtung.

Herausgegeben von **Heinrich Solowicz.**

Miniaturnformat. In höchst elegantem Mosaik-Einband.
Preis 2 Thlr.

Der Verfasser bezweckt, durch diesen Kranz dufteender Blüten der Lyrik Freunden der Poesie einen Einblick zu verschaffen in den reichen Schatz morgenländischer Volks- und Kunstbildung; kurze Anmerkungen erleichtern das Verständnis, während in einem Anhange die Poesie der einzelnen Völker wie deren Hauptdichter besprochen werden.

Möge das schöne Buch, das durch die äusserst elegante Ausstattung sich auch ganz besonders zu Geschenken eignet, den Literaturfreunden bestens empfohlen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Ferdinand von Schill's
Zug und Tod im Jahre 1809.**
Zur Erinnerung an den Helden und an die Kampfgenossen

von

Dr. Georg Bärtsch.

Mit Schill's Bildniss, einer Karte und vier Plänen.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine authentische Schilderung des kühnen Zugs und ruhmvollen Heldentodes Schill's, von seinem ehemaligen Adjutanten und vertrautesten Freunde, einem würdigen Veteranen, der in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahre aus Anlaß der fünfzigjährigen Jubelfeier zu Schill's Gedächtniss veröffentlicht. Ausser der Geschichte des Zugs selbst enthält die Schrift Beschreibungen der vorjährigen Feierlichkeiten, die vollständige Literatur über Schill, biographische Nachrichten über 98 Offiziere des Schill'schen Corps u. s. w. Sie gewährt somit das vollständigste Bild dieser interessanten und erhebenden Episode der Freiheitskriege und verdient daher nicht nur die Beachtung der militärischen Kreise Deutschlands, sondern aller Patrioten, namentlich auch der deutschen Jugend.

Sobald beginnt zu erscheinen:

Geschichte der deutschen Literatur
mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, mit ihren Biographien, Portraits und Facsimile's

von **Heinrich Kurz.**

Dritte Auflage. Ausgabe in sechs Halbbänden.

Der erste Halbband, à 2 Thlr., ist in allen Buchhandlungen vorrätig. Prospectus gratis.

Gleichzeitig erscheint eine Ausgabe in 48 Lieferungen à 7½ Ngr.
Leipzig, October 1860.

Die Verlagshandlung B. G. Teubner.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 47. —

22. November 1860.

Inhalt: Die neueste Melanchthon-Literatur. Von Thaddäus Bau. — M. Rüßow über den italienischen Feldzug von 1859. Von Karl Witten von Bernack. — Karl von Holtei's „Hefeleffner". — J. B. Krapp's Reisen in Ostafrika. — Kottg. (Zur deutschen Literaturgeschichte.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die neueste Melanchthon-Literatur.

1. Philipp Melanchthon, wie er lebte und lebte. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation für Leser aus allen Ständen. Von J. G. Holbein. Nebst zwei Anhängen: Erläuterungen und Zusätze zu dem Charakterbild und einem ausführlichen Bericht über die letzten Lebensstage, den Tod und das Begräbniß Melanchthon's. Leipzig, Dyl. 1860. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
2. Melanchthon im Dienste an heiliger Schrift. Ein Denkmal in der Bibelwelt zur dritten Säkularfeier des Vollendeten. Von Wilhelm Philo. Berlin, Th. Göschen. 1860. Gr. 8. 16 Ngr.
3. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild dem deutschen Volke dargestellt von G. Hepp. Zweite Auflage. Marburg, Koch. 1860. 8. 15 Ngr.
4. Philipp Melanchthon's Leben für christliche Leser insgemein aus den Quellen erzählt von Moritz Rexer. Mit Melanchthon's Bildniß nach L. Granach. Leipzig und Dresden, Naumann. 1860. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
5. Philipp Melanchthon. Ein evangelisches Lebensbild für Alt und Jung von Paul Preffel. Stuttgart, Beller. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Melanchthon, Praeceptor Germaniae. Eine Denkschrift zur dritten Säkularfeier seines Todes von A. Pland. Nordlingen, Beck. 1860. Gr. 8. 21 Ngr.
7. Philipp Melanchthon der Lehrer Deutschlands und Martin Luther's treuester Freund und Gehülfe. Saalfeld, Riese. 1860. 8. 6 Ngr.
8. Der 19. April 1560. Ein Gedächtnisblatt an den an jenem Tage vor 300 Jahren erfolgten Tod Philipp Melanchthon's. Für die Kirchen und Schulen des protestantischen Deutschland. Leipzig, Dyl. 1860. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.
9. Zum Gedächtniß M. Philipp Melanchthon's. Rede, gehalten im Hofsaale der Domschule zu Güstrow am 19. April 1860 von G. H. G. Raspe. Güstrow, Dvitz u. Comp. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.
10. Philipp Melanchthon. Rede, zu Melanchthon's dreihundert-jähriger Todtenfeier am 19. April 1860 in der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin gehalten von G. Bröhl. Berlin, Vogel u. Comp. 1860. 8. 5 Ngr.
11. Das Leben Philipp Melanchthon's, geschildert von J. Schaubach. Zweite Auflage. Meiningen, v. Crec. 1860. 8. 5 Ngr.
12. Melanchthon's Leben und Wirken. Mit Bezug auf den 19. April 1860, seinen dreihundertjährigen Todestag, für jedermann dargestellt von C. E. J. Schulz. Berlin, Nicolai. 1860. 8. 12 Ngr.
13. Melanchthon und die Stadt Dresden. Lokalgeschichtliche Skizze von G. M. Neubert. Leipzig, Bud. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.
14. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Ein Lebensbild, auf Veranlassung der dreihundertjährigen Wiederkehr seines Todestags entworfen für Schule- und Haus von H. Kottmeier. Harburg, Dandewert. 1860. 12 3/4 Ngr.
15. Das Verhältniß Luther's und Melanchthon's zueinander. Festrede am 19. April 1860 in der Aula zu Marburg von G. E. Th. Henke. Marburg, Elwert. 1860. Gr. 12. 3 Ngr.
16. Charakteristik Melanchthon's in v. Schumacher. Anclam, Diege.
17. Festrede zur Erinnerung an den Tag Philipp Melanchthon's und I zu dessen ehernem Denkmale am 1860 zu Wittenberg. Mit einem von K. G. C. Kommaßsch. Wittenberg. Gr. 8. 10 Ngr.
18. Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung. Zur Erinnerung an die dritte Säkularfeier von Melanchthon's Todestage am 19. April 1860. Von Franz Knauth. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrervereins. 1860. 8. 6 Ngr.
19. Melanchthon-Büchlein, das ist: die getreue Geschichte des Lebens, Wirkens und Sterbens des weisen und frommen Reformators M. Philipp Melanchthon. Zur Erinnerung an denselben bei dem dreihundertjährigen Gedächtniß seines Todes am 19. April 1860, sowie zur Erbauung in dem Herrn. Für das liebe evangelische Volk und dessen Schulen. Von J. B. Th. Wohlfarth. Mit Melanchthon's Porträt und Familienwappen. Weimar, Voigt 1860. Br. 8. 15 Ngr.

Unsere Nation hat Säkularfeier Schiller's laufenden Jahres den Melanchthon's. Die Feste, wie es Deutschland die Feier des zweiten engeren Kreises. Für viel oder vieles result

Wir behalten die allgemein übliche Schreibweise des Namens bei. Melanchthon selbst schrieb sich ursprünglich so; erst später schrieb er, was der Gewöhnlichkeit wegen, stets Melancthon.

Bewegung gesetzt, um durch ihre Arbeiten theils die Erinnerung an die Gedekfeier selbst, theils an die Persönlichkeiten festzuhalten, denen jene galt. Daß die auf solche Weise entstandene Schiller-Literatur massiger angefaßt worden, daß in dieser Schiller-Literatur sich unter der Masse des Reichten und Epheueren auch ungleich mehr Werke von begiegenderem Gehalt und bleibendem Werthe befunden haben, als dies in Betreff der neuesten Melanchthon-Literatur der Fall ist: die Thatsache begreift sich leicht und vollkommen. Für den Säculartag Schiller's sind allerorten neben den bescheidenen auch die besten Kräfte thätig gewesen; von der Melanchthon-Literatur läßt sich das Gleiche nicht behaupten. Es liegen uns heute 19 Arbeiten über Melanchthon vor, welche durch die dreihundertjährige Todtenfeier des Mannes veranlaßt worden sind; die Betrachtung der einzelnen wird ergeben, daß der Gewinn, welcher der Literatur aus diesen Werken erwachsen, ein verhältnißmäßig nur geringer ist.

Bei früherer Gelegenheit, bei unserer Besprechung der Melanchthon-Biographie von Wohlfarth (vgl. Nr. 7 d. Bl. f. 1859) haben wir bereits auf die Schwierigkeiten hingedeutet, welche gerade einem Unternehmen entgegenstehen, das sich die Darstellung jenes Reformators zum Vorwurfe nimmt. Was man von Homer gesagt, daß er der leichteste und gleichzeitig der schwerste Dichter für das Verständniß sei, das läßt sich mit geringer Modifikation auf jede Biographie anwenden. Die Biographie ist die leichteste, gleichzeitig aber auch die schwerste historische Aufgabe. Ganz leicht ist die biographische Darstellung, wenn der Darstellende auf die Production eines Kunstwerks verzichtet, wenn er sich begnügt, biographisches Material mehr oder minder übersichtlich zusammenzustellen; sehr schwer wird die biographische Darstellung, wenn der Darstellende seine Ehre in der möglichst erreichbaren Befriedigung derjenigen Anforderungen sucht, die man an ein Kunstwerk zu machen berechtigt ist. Insgemein pflegt unter den Biographen die Zahl derer zu überwiegen, welche sich zu dem angebotenen Verzicht entschließen. Sie nennen zwar ihr Erzeugniß eine Biographie, indeß — der Name thut es halt nimmermehr! Was nun speciell eine Biographie Melanchthon's anbetrifft, so springt in die Augen, daß einer künstlerischen Bewältigung dieses Stoffes sich die wesentlichsten Hindernisse entgegenwerfen, welche aus der Natur der Materie selbst entspringen. Das Leben Melanchthon's ermanget der dramatischen Bewegung, des dramatischen Interesses. Den Biographen dieses Mannes unterstützen nicht die wirklichen Momente, welche z. B. Strauß bei seinem Leben Hutten's in so wirksamer Weise unterstützt haben. Es kommt hinzu, daß die Biographie Melanchthon's keinen einheitlichen, in sich gerundeten und abgeschlossenen Stoff gewährt, daß der Charakter des Helden und seine Persönlichkeit nicht die Persönlichkeit und der Charakter eines Helden sind, daß bei der contemplativen Betrachtung dieses Charakters die Anerkennung wie der Ladel gleich sehr herausgefordert werden, daß die gemischten Eigenschaften und Züge, aus denen sich seine Persönlichkeit zusammensetzt, der feinsten

psychologischen, um nicht zu sagen der pathologischen Analyse bedürfen. Als theologischer Schriftsteller und Docent, als Philolog und Pädagog, als Disputant und Vermittler ist Melanchthon thätig, heute zu Concessionen geneigt, die ihm morgen nach dem Einspruch der Freunde befeindlich erscheinen, hier sich am Luther anlehnd, dort ohne dessen Stütze oft schwankend und von Ironiequenzen nicht frei, nach dieser Seite nicht zu seinem Vortheil in giftige polemische Fäden verwickelt, welche sich meistens auf die subtilsten Spitzfindigkeiten beziehen und des Erquicklichen nicht das Mindeste darbieten; nach andern Seiten äußern Einflüssen und den rechnungstragenden Erwägungen nicht mit der Entschiedenheit entgegengetretend, welche Pflicht und Stellung geboten. Das tiefere Verständniß endlich der persönlichen wie der historischen Bedeutung Melanchthon's erfordert von dem Biographen ein genaues und ausführliches Eingehen sowohl auf die politischen Actionen jener Epoche, als mehr noch und im höchsten Grade ein genaues und ausführliches Eingehen auf die Zustände der damaligen geistigen Civilisation, auf die theologischen und kirchlichen, die literarischen und wissenschaftlichen Verhältnisse, auf die socialen und die Culturzustände des 16. Jahrhunderts. Man sieht, es gehört ein Verein seltener Kenntnisse, außerdem ein seltenes Talent der Composition und der Darstellung dazu, um den widerhaarigen, rebellischen Stoff künstlerisch auf eine befriedigende Art zu gestalten.

Wir beschloßen die Lectüre der oben genannten Schriften mit dem Eindruck und der Ueberzeugung, daß die Biographie Melanchthon's in dem angebotenen Sinn noch erst geschrieben sein will. Die Arbeiten, welche wir im Nächsten besprechen, sind mehr oder minder wohlgemeinte Versuche, mehr oder minder brauchbare Beiträge zu einer künftigen Biographie des Reformators; sie sind entweder Skizzen, deren Entwurf nicht selten der nachhelfenden, verbessernden Hand bedarf und die vorerst der künstlerischen Ausführung entbehren, oder sie enthalten insofern fragmentarische Leistungen, als sie Melanchthon, sei es von einem einseitigen theologischen oder pädagogischen Standpunkte, sei es nach vorgefaßten Sympathien oder Antipathien beurtheilen und darstellen.

Was J. E. Volbeding in seinem Buche: „Wilhelm Melancthon, wie er lebte und lebe“ u. s. w. (Nr. 1), liefert, hat uns mit einer gewissen Befriedigung erfüllt. Die Arbeit ist nach einem ziemlich umfassenden Quellenstudium und nicht ohne geschickte Berechnung auf den Leserkreis, den der Verfasser im Auge gehabt, zusammengeschrieben. Die reifere Schuljugend ist es, auf welche Volbeding vorzugsweise gerechnet zu haben scheint. Demgemäß erzählt er, wie etwa Gustav Nieritz oder Franz Hoffmann erzählen würden; seine Darstellung hält sich durchaus novellistisch, immer jedoch im bestimmten Anschluß an historische Thatsachen. Wissenschaftliche Richtung war bei einer solchen Tendenz ebenso ausgeschlossen als der künstlerische Genuß des Lesers, der bereits eine weitere Bildung besitzt; in freundlicher und gefälliger

Weise sollten eben einem Publikum, an welches keine besondern Voraussetzungen zu machen sind, wie umgekehrt dasselbe mit mäßigen Anforderungen sich beschreibet, die Lebensschicksale des Reformators vermittelt werden. Die Aufgabe ist, wie gesagt, gut gelöst. Volbeding führt seine Leser in das Arbeitszimmer von Melanchthon, in das geistige Atelier des Mannes, er lehrt uns die verschiedenen und mannichfachen Arbeiten des gelehrten Professors kennen, wir thun Einblicke in seine ausgebehnte Correspondenz, treten dann in das gemeinschaftliche Familienzimmer, es wird geküßt und Besuche melden sich an. Die Schilderungen leiden vielleicht mitunter an einer allzu ausgebehnten Breite, aber sie sind durchweg klar und anschaulich gehalten. Als Probe sei die nachstehende Beschreibung einer Stube in Luther's Wohnung hierhergesetzt:

In der Mitte der Stube stand ein runder Tisch, mit einem weißen Tuche bedeckt und für die bevorstehende Mahlzeit der drei Freunde mit dem nöthigen Geschirr besetzt. Außer einem größern gläsernen Becher neben einer zinnernen, mit Schneppe und Deckel versehenen Kanne standen an den für die Speisenden bestimmten Plätzen kleinere Glasröglchen mit Henkeln, wie man sie damals in bürgerlichen Wohnungen zum Trinken zu gebrauchen pflegte. Neben einem nicht eben sonderlich zierlichen Korbe aus Holzspänen, an den ein Tragband zum Aufhängen befestigt war, lag Brot, theils in einem größern Stücke, theils in kleinern, zum Gebrauche für die Tischgäste schon vorgeschnitten. Ein solcher Brotkorb war damals in bürgerlichen Haushaltungen, besonders wo es Kinder gab, ein ganz gewöhnliches Gerath. In ihm sammelte man am Schlusse der Mahlzeit alle Brotreste und Brotrindchen und hing ihn dann gewöhnlich an seinem Orte unter der Stubenthür auf. Kinder, die vor der nächsten Mahlzeit Hunger schrien, verwies man dann an den Brotkorb, und die Lebensart, welche man noch jetzt bisweilen hört: je nachdem den Brotkorb höher hängen, konnte damals fast in jeder Familienstube ihre sichtbare Erklärung finden. Neben dem Brotkorbe war ein Gefäß mit zwei Fächern für Salz und Kümmel aufgestellt; der theuere, vornehmere Pfeffer gehörte nach der damaligen Tafelordnung in ein blankes, wohlverwahrtes blechernes Büschchen und auch an einem hübschen irdenen Gefäße für den Essig fehlte es nicht. Das Kostbarste auf dem Tische war ein hübsch geformtes, auch von Vergoldung schimmerndes Geschirr, in welchem mehrere röhlich gelbe Apfelsinen — sie paffirten damals unter dem Namen der Pomeranzen — mitten unter Frühlingsblumen und Blättern zierlich eingeschichtet lagen. Ein Vorrath dieser edeln Südfrüchte war vom Hofe aus der Frau Doctorin als Wöchnerin zu ihrer Erquickung verehrt worden u. s. w.

Die Schrift von Wilhelm Thilo: „Melanchthon im Dienste an heiliger Schrift“ u. s. w. (Nr. 2), verräth bereits durch ihren Titel und noch mehr kennzeichnet sie durch ihren Inhalt den exclusiven Charakter, den die Arbeit an sich trägt. Melanchthon wird lebendig als Theolog gefaßt, aber nicht als der Theolog, als den ihn der Historiker kennt und achtet: Thilo macht den Versuch, in dem großen Reformator einen Gesinnungsgeossen der Hengstenberg und Comp. zu zeichnen. Der Versuch ist mißglückt, weil er mißglücken mußte. Wäre Melanchthon der Mann gewesen, als den ihn dieser Schriftsteller hinzustellen beklüfft ist, kein Hahn hätte bei seiner dritten Säkularfeier um ihn gekräht. Unsere Orthodoxen begehen denn doch seltsame Mißgriffe, zumal wenn

ihre Eitelkeit, welcher ihr Mangel an wirklicher Bildung durchaus entspricht, sie verleitet, den literarischen Turf zu betreten. Uns dünkt, die Guten sollten sich genügen lassen, wenn sie tief in Hinterwäldern oder sonst in einem Schilde ein stilles, unbemerktes Dasein als Papst im Kleinen führen können. Was Thilo zusammengetragen, empfiehlt weder seine eigene Leistungsfähigkeit, noch die seiner Parteigenossen. Jeder wissenschaftlichen Untersuchung, jeder eigenen Forschung entzieht er sich; die Bekanntschaft mit Melanchthon's Lebensgeschichte wird „vorausgesetzt“ und in dieser Voraussetzung das Papier mit einem Raisonnement angefüllt, welches keinen andern Zweck zu haben scheint, als auf's neue an die satifam bekannte Thatsache zu erinnern, daß sich mit einem einzigen Quentchen Wafseife ein ganzes Faß Seifenschaum zusammenzuschlagen läßt. Den Eindruck und keinen andern haben wir mit hinweggenommen, wenn wir zusehen, wie der Verfasser „zur Vergegenwärtigung von Melanchthon's Dienst an heiliger Schrift“ zuerst den Beruf in Betracht zieht, welchen er zu solchem Dienste hatte, sodann die Ausrichtung und schließlich den Erfolg. Die Darstellung berechnet sich vermuthlich auf Theologen von der Bildung des jüngsten Decenniums; dieselbe ist geradezu ungenießbar. In einem schwülstigen, salbungsvollen Kanzelsstil, dessen Reize durch das hochmüthige, abspreecherische Gelüste des Vortragenden wahrlich nicht vermehrt werden, bringt Thilo seine Ein- und Ausfälle an den Mann. Die historische Literatur hat für eine derartige Leistung keinen Platz.

Der Geist einer verständigen und maßvollen Veröhnlichkeit hat Hepppe bei der Abfassung seines Lebensbildes „Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands“ (Nr. 3) geleitet. Melanchthon's Biographie bietet dem Darsteller Momente genug dar, welche vom Parteistandpunkte aus benutzt und ausgebeutet werden können, Momente genug, auch wenn deren Ausbeutung nicht so geflissentlich und gewaltsam betrieben wird, wie dies in dem eben besprochenen Buche von Thilo leider der Fall ist. Der Verfasser der vorstehenden Schrift hat es verschmäht, an dergleichen Momenten sich in Digressionen zu verlieren, und diesem Verfahren zollen wir vollen Beifall. Im Grunde müßte schon ein natürliches Schicksalitätsgefühl davor warnen, bei Gelegenheit einer Säkularfeier gerade die Mistkühe und Schattenpartien in dem Leben des Gelehrten aufzuspüren und die letztern alsdann mit wenig Wig und vielem Behagen breitspurig abzuhandeln. Aber wo und wann hätten die specifisch Frommen, welche das Christenthum als Monopol in Erbpacht genommen zu haben scheinen, jemals Takt und Anstandsgefühl bekundet? Hepppe's Arbeit macht, obschon sie den theologischen Anstrich nicht verleugnet, eine achtbare Ausnahme. Ein gelehrtes Buch ist das Werk nicht; in schmuckloser und einfacher Darstellung will es „eine Skizze des Lebens von Melanchthon allen denen geben, welche mit dankbarem Herzen sich der Segnungen freuen, die Gott durch diesen treuen Anwalt des seligmachenden Evangeliums dem deutschen Volke und der Christenheit verliehen hat und

noch verleißen wird". Diejenigen Vorgänge der Reformationszeit, welche sich mit Melanchthon's Person nicht unmittelbar berühren, sind fortgelassen, überhaupt die eigentlich historische Seite der Aufgabe möglichst knapp gehalten. Der gesammte Inhalt zerlegt sich in 34 Abschnitte, für ein Buch von nur 14 Bogen vielleicht eine allzu reichliche Kapitelanzahl. Das verständige Urtheil, dessen wir erwähnten, macht sich namentlich in wohlthuernder Weise in dem Abschnitt 31 bemerkbar, welcher die Streitigkeiten in den letzten Lebensjahren Melanchthon's abhandelt, insbesondere die unerquicklichen Händel mit Eilemann Hefhus, welchen der Verfasser einen der maßlosesten Zeloten seiner Zeit nennt, „von dessen zahlreichen Bannflüchen, die er erlassen, und Amtsentsetzungen, die er erfahren hatte, man allerorten zu erzählen mußte": ein Urtheil, welches jedermann ohne Bedenken unterschreiben wird, der mit dem Leben jenes bisher unübertroffenen Musterexemplars von einem theologischen Streitbahn einigermaßen vertraut ist.

Für die Studie „Philipp Melanchthon's Leben für Christliche Leser" von Moriz Meurer (Nr. 4) erweckt gleich die Einleitung ein günstiges Vorurtheil. Mit lebenswürdiger Bescheidenheit erkennt der Verfasser von vornherein an, daß seine Leistung über Melanchthon nicht eine solche geworden, von der wir in der Einleitung unser Artikels sagten, daß sie über den praeceptor Germaniae zu schreiben sei. Ganz im Einklange mit der von uns entwickelten Ansicht behauptet Meurer, Melanchthon warte noch auf seinen Biographen:

Das darf man sagen unbeschadet aller der verdienstlichen Arbeiten, welche seit der „Vita" seines nächsten Freundes, des Cameracensis, über ihn erschienen sind. Wir haben Lobreden und Apologien, Lebensläufe und Lebenschroniken Melanchthon's, ausführlichere Darstellungen seiner einfachen Lebensgeschichte und ungemessenen Wirksamkeit, auch eine oder die andere mit meißelreicher Hand entworfene Skizze seines Lebens; aber eine Biographie, wie sie der Mann verdient und der gegenwärtige Stand der historischen Wissenschaft sie fordert, welche die ganze Masse des Stoffes umfaßt und doch beherrscht, eine Biographie, welche sich von falschen Sympathien und Antipathien gleich frei hält, welche uns in dem Humanisten den Theologen und in dem Theologen den Humanisten zeigt, sowie in dem Gelehrten des 16. Jahrhunderts den lebenswürdigen Menschen und das demüthige Kind Gottes; eine Biographie also, welche uns den Mann ganz und von allen Seiten gleichsam statuarisch hinstellt und doch nicht als einen einsam dastehenden Wundermann, sondern in dem Zusammenhange mit seiner Zeit und seinen Zeitgenossen, ohne daß sie doch hinwiederum aus einer Biographie zu einer Geschichte des Reformationsalters anwuchse: eine solche Biographie haben wir nicht.

Meurer hat nach seinem Eingeständniß nicht die Ruhe gehabt, um mit seiner Arbeit nach einer solchen Palme ringen zu können; sein Buch ist in wenigen Wochen zusammengeschrieben worden. Wie dem aber auch sei, gerade dieses Buch gehört zu dem Besten, was wir unter den Schriften, die wir hier besprechen, angetroffen haben. Den Charakter eines wissenschaftlichen Werks beansprucht die Arbeit allerdings nur im beschränkten Grade, aber das Buch trägt doch seinen eigenen Charakter, und den

Weg, den sein Verfasser betreten, hatten andere vor ihm nicht betreten. Meurer bietet nicht den Gelehrten und Forschern, aber allen denen, die nicht durch eine von irgendwelchem Standpunkte zurecht gemachte, mit Untersuchungen, Raisonnements und Reflexionen versetzte Lebensbeschreibung sich hindurcharbeiten wollen und doch nicht Zeit und Gelegenheit haben, sich mit den Quellen und Actenstücken selbst zu beschäftigen, gleichwohl aber sich gern frisch und unmittelbar in jene Zeit versetzen möchten, in welcher Melanchthon lebte und wirkte: ihnen bietet der Verfasser in seiner Arbeit eine einfache und gedrängte, eine übersichtliche und faßliche Zusammenstellung des einschlagenden Materials, und zwar ohne geistreiche und gekünstelte, gelehrte oder gelehrte scheinende, künstliche Zuthat. Im guten Sinne des Wortes ist diese Biographie für den Hausbedarf der großen Massen berechnet, und das Geleistete entspricht dem Beabsichtigten. Bei der Auswahl seines Stoffes ist Meurer, mehr auf Anschaulichkeit als auf Vollständigkeit bedacht gewesen, hat aber doch bei dieser Methode für so manche interessante Mittheilung Raum gewonnen, nach der wir in den andern Schriften vergebens gesucht haben. Eine derartige Mittheilung findet sich z. B. S. 122 über Melanchthon's Neigung zu augenblicklicher Aufwallung gegen seine Schüler; die Schilderung, deren ungünstiges Urtheil Meurer keineswegs für eine bloße Verleumdung halten will, ist Nagenderger entnommen:

Soviel aber seine des Philippi Person belanget, war es mit ihm also gewandt und gethan, daß er obwol sine omni controversia in ganz Deutschland omnium eruditum et doctissimus ita officiosissimus war und jedermann mit Rath und That gern diente; so wußte er doch darneben auch, daß er von jedermann dafür und so hoch gehalten wurde, verhalten war er also affectionirt, daß, was er in publicis und privatis Actionibus tractirte, wollte er alsbald pro authentico et pro demonstratione aufgenommen und verstanden haben, also daß man darüber nicht viel fragen und disputiren sollte wie oder wenn, es war gleich in simplicibus, physicis aut aliis questionibus. Sage er aber oder vermerkte er, daß jemand das wollte zweifeln oder fragen, über denselben ward er geschwinde unzulässig, diewegen wo er im Collegio oder sonst einen vermerkte, der noch an seinem Vorgeben dubitirte oder ihm nicht so apposite respondirte, als es Philippus gerne gehabt hätte, denn mancher Fremder war noch blöde und seines generis docendi ungewohnt, und schämt sich seinem praeceptor in tant frequentia sobald zu antworten, den schalt er alsbald ruc Cuculum, Asinum, Beanum, stupidum nihil intelligentem, daß also mancher darüber bestürzt und schamvoll war, denn er wollte seine rationem docendi ganz allein exacte ad unguem obervirt und pro oraculo von allen gehalten haben.

Den Inhalt vertheilt Meurer in einer im ganzen recht geschickten Composition auf 12 Kapitel. Das erste beschäftigt sich mit der Heimat Melanchthon's, mit dessen Familie und dem ersten Unterrichte, den der Knabe empfing. Die Schule zu Pforzheim und der Einfluß Krautlin's werden geschildert. Im folgenden Kapitel beginnt wir den jungen Studenten nach Heidelberg, den Baccalaureus und Magister nach Tübingen. Das dritte Kapitel beginnt mit der Ueberfiedelung nach Wittenberg, erzählt von der Austrittsrede und der Aufnahme des neuen

Professors und schließt mit dessen Verheirathung. Wie aus dem Lector der griechischen Sprache zu Wittenberg ein Praeceptor Germaniae wird, entwickelt das vierte, und welchen wachsenden Antheil Melanchthon an dem Reformationswerke in den Jahren 1520—29 nahm, das fünfte Kapitel. Das nächste handelt von der Augsburger Confession; das siebente, die Jahre 1533—38 umfassend, überschreibt sich: „Durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte.“ Von den Reisen und auswärtigen Geschäften während der Jahre 1537—41 berichtet das achte, von den letzten mit Luther verlebten Jahren das neunte Kapitel. Im zehnten erhalten wir eine Beschreibung von Melanchthon's Häuslichkeit und seiner Lebensweise; an der gedrängten Charakterfuge, mit welcher der Abschnitt schließt, bleibt freilich genug zu wünschen übrig. Die Darstellung der Wirksamkeit des Schmalkaldischen Kriegs und des Interims fällt in das elfte Kapitel, während die letzten Arbeiten und Streitigkeiten Melanchthon's, insbesondere die Flacianischen Streitigkeiten und die Gsminger Verhandlungen, die Antwort ferner auf die Artikel der bairischen Inquisition, kurz die letzten Ereignisse aus den Jahren 1555—60 in dem Schlußkapitel erzählt werden. Sollen wir einzelne Abschnitte hervorheben, so würden wir uns für das sechste und das zwölfte Kapitel entscheiden. In jenem wird Melanchthon's Thätigkeit auf dem Reichstage von Augsburg, die Wertheildigung seiner Confession und die Verhandlungen, die über die Angelegenheit bis zum nürnbergischen Religionsfrieden stattfanden, in einer lichtvollen und frischen Auseinandersetzung mitgetheilt, Vorzüge, die sich in einem monöglich noch erhöhten Grade in dem andern Abschnitt „Durch Kampf und Unruhe zum Frieden“ wiederfinden. Die der Schrift vorausgeschickte Uebersicht der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel für Melanchthon's Biographie ist eine ganz werthvolle Beigabe, gibt indeß keine vollständige Literatur, sondern nur ein fragmentarisches Verzeichniß der Hauptschriften für diejenigen, welche sich weiter orientiren wollen.

Die Monographie „Philipp Melanchthon. Ein evangelisches Lebensbild für Alt und Jung“, von Paul Pfeiffer (Nr. 5), enthält auf acht Bogen eine gedrängt und frisch geschriebene Lebensbeschreibung Melanchthon's und außerdem als Anhang den Wortlaut der Augsburger Confession. Quellenstudien, überhaupt eigene Untersuchungen sind für die Arbeit wol schwerlich angestellt worden; sie will ein populäres Werk sein. Auch einen irgend hervortretenden Charakter, Farbe und Tendenz sind wir außer Stande gewesen in dem Büchlein zu entdecken. Der Verfasser erzählt mit großer Unbefangenheit und höchst einfach in 12 Abschnitten, von denen so mancher allerdings nicht bloß der räumlichen Ausdehnung nach ziemlich dürftig ausgefallen ist, was ihm das Bemerkenswertheste in dem Leben seines Helden geschehen hat. Ob er bei dieser Auswahl stets das Angemessene und Richtige getroffen, dürfte denn doch aber zweifelhaft sein; uns will bedünken, er verwehle öfters bei Bagatellen

und übergehe dagegen nicht selten Wichtiges. Ein Ueberspruch ist jedem Kapitel vorgesetzt worden. Zweckmäßig wäre wol ein Register oder mindestens ein Inhaltsverzeichnis gewesen. Das einleitende Gedicht „Zum 19. April 1860“ entbehrt des poetischen Gehalts völlig.

Den ersten Preis von allen uns vorliegenden Erzeugnissen der neuesten Melanchthon-Literatur erkennen wir bereitwillig der Denkschrift „Melanchthon, Praeceptor Germaniae“ von Adolf Pland (Nr. 6) zu. Der Werth dieser streng wissenschaftlichen Arbeit, die einen philosophisch geschulten und historisch gebildeten Theologen — so seltsame Eigenschaften bei unsern modernen Theologen! — zum Verfasser hat, wird es rechtfertigen, wenn wir uns mit derselben eingehender beschäftigen.

In einer gut geschriebenen Einleitung äußert sich der Verfasser zunächst über Inhalt und Umfang seines Unternehmens, sodann über sein Verhältniß zu seinen Vorgängern. Es könne keinem Zweifel unterliegen, daß es eine Pflicht der Pietät sei, das Leben eines Mannes zu studiren, den Luther selbst den Hohen, Reinen, Unentbehrlichen und Unschuldigen genannt und den er in vielen Stücken über sich selbst gestellt. Freilich ist es ihm nie gelungen, in der evangelischen Kirche ein Ansehen zu erringen, vor dem sich, wie vor Luther, die Geister einmüthig in Ehrfurcht gebeugt hätten. Als er 1560 starb, waren bereits auf zwei Universitäten, in Sena und Leipzig, mehr Feinde als Freunde Melanchthon's zu zählen. Die erste Säcularfeier seines Todes fiel in die Zeit der unbefchränkten Herrschaft lutherischer Orthodoxie; im Jahre 1660 dachte niemand daran, sein Andenken feillich zu begehren. Ein Jahrhundert später schwankte schon die Wage. Die seit 1750 beginnende sogenannte frelere Lehrt, die humanistische und rationalistische Denkart begann mehr oder weniger offen Melanchthon's Verdienste auf Kosten Luther's zu preisen. Im Laufe des letzten Jahrhunderts sind seine Verdienste um die Herstellung der freien evangelischen Lehre, wie sie in seinen „Locis“, dieser ersten protestantischen Dogmatik, und bei der Uebergabe der von ihm verfaßten Augsburger Confession hell aufleuchteten, seine Verdienste ferner um die Herstellung der evangelischen Kirchen- und Schulordnung, wozu er in so vielen Synoden, Congressen, Gutachten und Sendschreiben an Könige, Fürsten, Bischöfe und Magistrate mitzuwirken mit so viel Geschick, Takt, Klugheit und Gewandtheit beflissen war, immer allgemeiner und mehr zur Geltung gelangt. Arbeiten, welche von Pland genannt und beurtheilt werden, haben vorzugsweise die erste, die theologische und kirchliche Wirksamkeit Melanchthon's in den Kreis ihrer Untersuchung gezogen; der Verfasser, der sein Buch vor der dritten Säcularfeier hat erscheinen lassen, nimmt an, daß diejenigen Untersuchungen, welche eben dieser Feier ihrer Entstehung verdanken würden, sehr wahrscheinlich ebenfalls den Schwerpunkt in der theologisch-kirchlichen Seite haben möchten, und er befürchtet außerdem, daß die Parteitendenzen der Gegenwart sich auch bei diesem Anlaß regen dürften, daß

„Melanchthon von etlichen über Verdienst und cum ignominia Lutheri erhaben, von andern aber verunglimpft und unterschätzt werde“, Befürchtungen, die wenigstens in ihrem zweiten Theil wirklich zutreffen sind. Wland nun hat sich aus dem angegebenen Grunde in seiner Monographie vorgelegt, hauptsächlich diejenige Seite der Melanchthon'schen Thätigkeit genauer in das Auge zu fassen, die jenem schon vor 3000 Jahren den hohen Ehrentitel des Praeceptor Germaniae verschafft hat, also die pädagogisch-humanistische. In diesen Arbeiten für Heranbildung eines tüchtig geschulten theologischen Nachwuchses durch linguistische und philosophische Studien fand Melanchthon die eigentliche Aufgabe seines Lebens; das war der ihm im Unterschied von Luther und zur Ergänzung der Arbeit Luther's zugewiesene Beruf. Denn so Bedeutendes er auch für die Lehre und die Ordnungen der Kirche geleistet hat, es geschah dies, wie er selbst andeutete, eigentlich contra naturam; denn öfter klagt er, daß er wider seinen Willen von den stillen und friedlichen humanistischen Studien auf das lärmende und streitvolle Theater der Weltbegebenheiten hinausgerissen worden sei. Er hätte gern die Jugend durch gründliche Einführung in die nach Form und Inhalt musterbildigen Werke des classischen Alterthums zu den Fragen der Dogmatik und des kirchlichen Lebens vor- und zubereitet. Diese propädeutischen Studien waren seine Freude und begründeten seinen Ruhm, als er nach Wittenberg kam; sie dienten ihm oft zum Troste unter den Schmähungen und Verleumdungen seiner Gegner. Indem Wland diese humanistische Thätigkeit Melanchthon's vorzugeweise accentuirt, möchte er des letztern Andenken hauptsächlich in den gelehrten Schulen, von der untersten Lateinschule durch Seminarien und Gymnasien bis zur Universität hinauf auffrischen, da diese Anstalten es vor allem sind, um deren Entstehung, Einrichtung und Gedeihen Melanchthon das größte Verdienst sich erworben hat. Die Art und Weise, wie Wland seine Aufgabe zu lösen sucht, erscheint uns angemessen und dem Zweck entsprechend. Er stellt sich nicht zum voraus mit seinem Urtheil außerhalb und über Melanchthon; vielmehr will er sich und den Leser soviel als möglich in Melanchthon's Wirken selbst hineinversetzen, er will Melanchthon's eigene Stimme hören, seinen Worten lauschen und ihn selbst lebendig vergegenwärtigen, wie er lebt und strebt, wie er arbeitet und duldet, wie er kämpft und ringt, und wie er durch alles das sich selbst bildet und erzieht, und wie als Frucht seines humanistisch-theologischen Studiums eine Persönlichkeit entgegentritt, werth der Beachtung, der Bewunderung, der Liebe aller Zeiten.

Dem in der Einleitung dargelegten Zwecke gemäß zerfällt die Arbeit in drei Haupttheile. Der Verfasser versucht zuerst eine bündige Zusammenstellung der Hauptmomente aus der Biographie Melanchthon's. Zu Grunde gelegt sind der Skizze, die sich leicht und gefällig liest, die „Vita Melanchthonis“ von dessen intimen Freunde Joachim Camerarius in der fleißigen Ausgabe von Strobel, und die beiden Gedächtnißreden auf Melanchthon von dessen Kollegen Winsheim, Professor der griechischen Sprache zu Wittenberg, und von Dr. Heerbrand in Lün-

gingen, der es mit Stolz und Freude rühmt, fünf Jahre seines Lebens Schüler und Zeuge der beiden größten Männer in Wittenberg gewesen zu sein. Der Anschluß an diese Quellen ist ein sehr genauer und gewissenhafter, vielleicht aber wäre es gerade in diesem Abschnitt nicht erforderlich gewesen, den Anschluß bis auf den häufigen lateinischen und griechischen Ausdruck auszudehnen. Der zweite Theil soll den Leser genauer und gründlicher, als dies in sonstigen Werken über Melanchthon der Fall zu sein pflegt, in die gelehrten Studien Melanchthon's einführen. Auf Grund der Quellen erhalten wir in der überaus fleißig gehaltenen Partie eine lichtvolle Auseinandersetzung dessen, was Melanchthon in der Theologie, in der Philosophie und in der Philologie geleistet hat. Das dem Referenten für die Abfassung dieses Artikels zur besondern Pflicht gemachte ökonomische Haushalten mit dem Raume verbietet ein weiteres Eingehen auf den Gegenstand. Der dritte Haupttheil endlich beschäftigt sich mit dem Bildungsideal, das Melanchthon bei seinen Arbeiten vorgezeichnet. Der Abschnitt zieht das Resultat aus dem zweiten Theil und dient demselben auch zur Ergänzung, indem es sich hier herausstellt, wie Melanchthon's inneres Leben, sein Charakter, seine Gesinnung durch die Verbindung humanistischer und theologischer Studien sich eigenthümlich gestaltet hat. In diesem Schlußkapitel tritt das Urtheil über Melanchthon's Verdienste klar hervor; hier zeigt sich, daß, was von Luther gilt, daß er nämlich durch den Glauben noch immer redet, obgleich er gestorben ist, in gewisser Art auch von Melanchthon gilt, daß er nämlich noch jetzt den Ehrennamen eines Praeceptor Germaniae tragen darf.

Der dritte, unstreitig der wichtigste Theil, gliedert sich wieder in fünf Unterabschnitte. In der Einleitung des ersten wird der Satz präcisiert, der innerste Kern und der eigenthümliche wissenschaftliche Geist Melanchthon's könne nur aus dem Bildungsideal des Mannes begriffen werden, für das Verständnis des letztern aber sei das Folgende als Fundamentalsatz vor auszuschicken:

Nach Melanchthon's Sinn muß der Reformation des religiösen Geistes und Lebens, wie sie Luther begründet hat, eine Reformation der gelehrten und allgemeinen Bildung zur Seite gehen. Die in Italien seit 100 Jahren mit so viel Begeisterung betriebenen humanistischen Studien und der durch sie für die europäische Menschheit neu aufgeschlossene geistige Nahrungs- und Bildungsstoff darf dem Protestantismus nicht entzogen werden. Das gereinigte Christenthum soll nicht in Gegenfatz treten zu den Bildungsschätzen des Alterthums; es umschließt dieselben und verwendet sie für Wissenschaft und Leben, für Gemüths- und Verstandesbildung, und der Protestantismus schließt so einen unzerreißbaren Bund mit allen geistigen, vernunftgemäßen und ästhetischen Errungenschaften und Bestrebungen der alten und neuen Zeit. Denn die schon im Alterthum gewonnene Erkenntniß des Guten, Wahren und Schönen kann und darf mit der christlichen Wahrheit nicht in Widerspruch treten. Es ist also notwendig, daß die Bildung eine gelehrte sei; dem das classische Alterthum hat in den Sprachen eine unübertreffliche formelle Vollkommenheit erreicht; in den Werken der Dichter, Philosophen, Redner und Historiker sind uns aber auch materiell höchst schätzbare und notwendige Gedankenergebnisse aufgeschossen, die es gilt mit unbefangener Wahrheitsliebe aus den Quellen zu erforschen. Die Vernachlässigung des Quellenstudiums

und insbesondere der griechischen Literatur ist für alle Wissenschaften von den unheilbringendsten Folgen gewesen. Nur der Humanismus befreit von den Banden der Scholastik und der Enge der Fachwissenschaften.

Wir haben die Stelle nicht ohne Absicht citirt. Welcher Gegensatz zwischen diesem Bildungsideal eines Theologen, der vor drei Jahrhunderten lebte und dessen Name für alle Zeiten der Geschichte angehört wird, und jenem Ideal eines Hauses moderner Theologen, denen die classische und humane Bildung, denen das Studium der Philosophie und Geschichte ein Oruel ist, die unwissend und beschränkt, voll düstlicher Ueberhebung und Anmaßung die Welt glauben machen möchten, das Salz der Erde stecke in der Schwarzkutte allein, falls nur die Schwarzkutte mit aufgeblasenen Lungen: Herr! Herr! zu rufen versteht.

Aus dem vierten Unterabschnitt wollen wir noch eine Stelle mittheilen, welche einer Erörterung des Verhältnisses zwischen Humanismus und christlicher Humanität entnommen ist. Es heißt (S. 108):

Die Griechen hauptsächlich sind das ideale Volk gewesen, dessen Schriftsteller uns Musterbilder maßvoller Schönheit, echter Menschlichkeit hinterlassen haben. Es liegt also auch eine gewaltigende Kraft in den Alterthumsstudien, und obgleich das Christenthum auch in dieser Hinsicht das Höhere bietet, ist doch die edle Humanität, der Sinn für das Große, Freie, Schöne, Gute aus den Alten selbst zu lernen und durch diese Studien zu weiden. Weil das Evangelium ermahnt, allem, was etwa eine Tugend oder ein Lob heißt, nachzustreben, so darf auch der Christ die hellenische *καλοκἀγαθία* hochstellen; er findet in den Alten Musterbilder der Seelengröße, der Genügsamkeit, Bescheidenheit, Friedfertigkeit, des Patriotismus, und die Geschichte der alten Zeit eröffnet eine Galerie von hohen Tugendmustern, die für alle Zeiten und Lebenslagen lehrreich sind. Weil diese Studien also das echt Menschliche, das Edle und Große, wozu der Mensch angelegt und bestimmt ist, in der schönsten, classischen Form uns aufschließen, heißen sie Humanitätsstudien oder artes liberales, und wer diesen Studien fleißig obliegt, wird nicht nur der Scholastik gegenüber seinen Geschmack veredeln und der Sophistik gegenüber mit einfachem und lauterem Wahrheitsinn erfüllt werden; er wird auch seinen Gesichtskreis erweitern über die Enge und Abgeschlossenheit der Facultätswissenschaften und sich eine weltbürgerliche Gesinnung aneignen. Der Humanismus schlingt ein geistiges Band um die Völker und fördert die Entwicklung aller Seelen und Kräfte der menschlichen Natur; er wachet der bloß praktischen Berufsbildung gegenüber eine Bildung in allem mitzutheilen, was dem geistigen Leben Bedeutung, Schönheit und Würde verleiht.

Eine interessante Zugabe der empfehlungswerthen Monographie bilden die neun in der Beilage mitgetheilten Briefe Melancthon's. Es sind solche Briefe ausgewählt worden, welche für des Mannes Still und Charakter besonders bezeichnend erschienen.

Unser Urtheil über die vier kleinen Schriften, die unter Nr. 7—10 genannt worden, fassen wir in einem Abschnitt zusammen. Die erste, als deren Verfasser sich ein Pastor Nigelnadel ausweist, hat wol schwerlich einen Anspruch, in d. Bl. erwähnt zu werden. Sie ist eine bloße Compilation aus andern Compilationen, abtrümmelt für ein Dorfpublikum etwa nicht übel zusammengeflochten. Für Leser dagegen, die etwas mehr Bildung und Kenntnisse besitzen, wie sie eine Elementarschule alles

brühter Gattung gewährt, möchte das Büchlein nicht sein. Einen Mißgriff scheint uns der Verfasser, eben wenn wir sein Publikum im Auge behalten, damit begangen zu haben, daß er sich, unter anderm in §. 10, auf die Erörterung dogmatischer und anderer Lehrstreitigkeiten allzu tief einläßt.

Die anonyme Schrift aus der Dyk'schen Verlags-handlung: „Der 19. April 1860“, bringt nichts weiter als den ausführlichen Bericht über Melancthon's letzte Lebens-tage, Tod und Begräbniß, wie dieser Bericht in der amtlichen, von den mittenerberger Professoren herausgegebenen „Brevis narratio exponens quo sine vitam in terris suam clausurit Reverendus vir D. Philippus Melancthon“ u. s. w. (wiederabgedruckt im „Corpus Reformatorum“, X, 208—253) enthalten ist. Der Bericht ist ziemlich weitschichtig, auch nicht ohne Widersprüche, aber doch werthvoll, weil er die Stimmungen des Sterbenden im einzelnen genau wiedergibt.

Von den beiden Reden hat uns die von Pröhle mehr angesprochen. Raspe schreibt einen stark schwerfälligen Stil; man nehme z. B. die folgende Periode:

Dem abgesehen, daß jede Uebertreibung eine That der Lüge ist, wenn sie eine bewußte ist, oder der Schwäche, wenn sie aus der Liebe kommt, die den hellen Blick verloren hat, also daß sie die Wahrheit nicht mehr zu erkennen vermag, so erteilt man von dem, was man wünscht oder hofft, meist nur das Gegentheil, indem es zu den gewöhnlichsten Fehlern der Menschen-finder gehört, nur die Mittelmäßigkeit, oder was nahe über derselben ist, bereitwillig und ohne Abzüge gelten zu lassen, hingegen, wo sie Ueberlegenheit wahrnehmen, ihren Widerspruch oder mindestens die beschränkende Aber ihrer Anerkennung in dem Maße zu häufen, in welchem sie ungewöhnliche Kraft des Geistes und Willens über die Gebühr hinausgepriesen sehen.

Als Pädagoge betont Raspe vorzugsweise die pädagogisch-humanistische Seite in Melancthon's Thätigkeit; die Polemik gegen jene Verirrung, welche in den Gymnasien die classischen Schriftsteller mit christlichen vertauschte und mancher Orten noch heute vertauschen möchte, trägt sich allzu bescheiden und schüchtern vor; dergleichen Dinge wollen lebhafter angefaßt sein. Die Rede von Pröhle genügt namentlich in oratorischer Hinsicht; der Ausdruck erscheint sauber und gefeilt. In Betreff des materiellen Inhalts dürfte zu bemerken sein, daß der Verfasser möglichst viel berührt, ohne jedoch sich in einem einzigen Punkte auf eine erschöpfende Untersuchung einzulassen. Wenn man festhält, daß die Abhandlung ein Schulvortrag, wird die Bemerkung nicht als Tadel, sondern eben nur als das Constatiren einer Thatfache aufzufassen sein. Der leitende Grundgedanke der Rede ist der, daß Melancthon mehr Talent als Charakter gewesen.

Ebenfalls nur einen Abzug haben wir für die beiden nächsten Arbeiten von Schaubach und Schulz (Nr. 11 und 12). Wenn überhaupt ein Werth, kommt beiden, auch räumlich sehr unbedeutenden Arbeiten, nur ein äußerst problematischer Werth zu. Aus allgemein bekannten und allgemein zugänglichen Hülfsmitteln hat Schaubach die vier Bogen seiner Schilderung gefüllt; ein kritisches, selbständiges Studium liegt der Schrift nicht zu Grunde. Etwas Charakteristisches oder auch nur etwas Bemerkens-

worthes haben wir in derselben nicht auffinden können; das Ganze gibt sich als ein Vortrag, wie er etwa an einer Stadtschule einer mittlern Klasse in der Geschichtsstunde geboten wird. Nach der Versicherung des Titelblattes haben wir es mit einer zweiten Auflage zu thun.

Auf einem lediglich theologischen Standpunkte steht der Superintendent Schulz: „Was Melanchthon vornehmlich zu einem Reformator machte, das war seine tief innerliche, gottgeweihte Persönlichkeit, in der Christus eine Gestalt gewonnen hatte, und die so ein heiliger Sauerreig werden konnte, große Scharen empfänglicher Herzen mit dem göttlichen Leben zu durchdringen.“ Die Auffassung muß als eine unberechtigte zurückgewiesen werden. Die humanistische Seite in der Thätigkeit Melanchthon's ignoriren oder auch nur gegen die theologische als untergeordnet und secundär darstellen, heißt einfach die Geschichte fälschen. Der Verfasser scheint übrigens von dem Verhältniß der Theologie zu den andern Wissensgebieten Ansichten zu hegen, welche die wenigsten theilen werden. Aufgefallen ist uns z. B., was er in dieser Hinsicht über die Säcularfeier Schiller's und Melanchthon's auf S. 5 bemerkt. Nach ihm kommt Schiller eine ungleich untergeordnete Bedeutung zu, als Melanchthon: „Aber was sind die Schöpfungen seiner (Schiller's) Dichtergabe gegen die geistigen Erzeugnisse und Wirkungen eines Melanchthon, der eine Welt voll Finsterniß niederwarf, der die erleuchtenden und erwärmenden Strahlen der ewigen Sonne der Wahrheit und der Gnade seinem Volke wieder zuführte.“ Solche Urtheile können nur dem Mangel an einer umfassendern, wahrhaft humanen Bildung entspringen.

Eine recht glückliche Idee hat den dresdener Bürgermeister Neubert bestimmt, aus dem dortigen Rathsarchiv diejenigen Urkunden und Schriftstücke zusammenzustellen, welche Licht auf die Beziehungen Melanchthon's zu der Stadt Dresden werfen. Die kleine Monographie: „Melanchthon und die Stadt Dresden“ (Nr. 13), welche auf diese Weise entstanden und die der Verleger mit einer eleganten Ausstattung versehen hat, enthält verschiedene interessante Einzelheiten zu einer Melanchthon-Biographie. Der Verfasser constatirt zunächst, wann und wie oft Melanchthon sich in Dresden aufgehalten; mit großer Sorgfalt bemüht er sich, den Zweck des jedesmaligen Besuchs aufzufinden, auch dann, wenn die Mittheilungen in dem Archiv nur bruchstückartige Berichte in dieser Hinsicht darbieten. In einem zweiten Abschnitte untersucht Neubert das Verhältniß, wie dasselbe zwischen Melanchthon und dem Rathe von Dresden bestand. Wir sehen, daß der gegenseitige Verkehr ein äußerst lebhafter war, indem die in Wittenberg studirenden „dresdener Rathsschöpenbioten“ von dem Rathe regelmäßig an Melanchthon zur Beaufsichtigung und wissenschaftlichen Leitung adressirt wurden, eine Commission, wegen derer Luther seinen Freund den *samulus communis* der Universität zu nennen liebte. Unter anderm ersuchte im Jahre 1555 der Rath Melanchthon brieflich, dem minorennen Sohne des kürzlich ver-

storbenen dresdener Bürgermeisters Lindemann, welchen sein Vormund nach Wittenberg bringen wollte, ein Unterkommen zu ermitteln, „wo er Lager, Kost und Preceptor haben möge“. Am liebsten, fügte der Rath hinzu, würde es ihm aber sein, wenn er, Melanchthon, den jungen Lindemann selbst zu sich in sein Haus nehmen wollte, und sagte ihm für diesen Fall „genugsame Vergeltung“ (Vergütung) zu. Ob Melanchthon auf diesen letztern Wunsch eingegangen, ist unbekannt; weitere Archivnotizen ergeben nur noch, daß er im Jahre 1558 von dem Rathe gebeten wurde, „Aufsehen zu haben, daß der junge Lindemann ja nicht vom Studiren abgehalten werden möge“. Noch mehr mußte die Stadt Melanchthon für den unablässigen und unverdrossenen Beistand verpflichtet sein, den er dem Magistrat bei der Besetzung der Kirchen- und Schulämter leistete. Die Erfahrungen, welche der Protector bei der Gelegenheit wiederholt machte, waren für ihn gerade nicht erfreulicher Natur, indem ihm und seinen Empfehlungen nicht selten mit kleinlichen Intriguen entgegengearbeitet wurde. Den eclatantesten derartigen Fall erzählt Neubert S. 33 ff., wo er nach den Rathssacten berichtet, wie der Pastor Gieser gegen Dr. Heintz, den Melanchthon zum Rector der lateinischen Schule recommandirt hatte, mit Erfolg agirt habe. Was wir aus diesem und ähnlichen Fällen entnehmen, ist die überaus große Milde und der Geist der Verschönlichkeit, den Melanchthon jenen unwürdigen Nationen entgegensetzte. Zum Schluß erwähnt der Verfasser aus seinen Acten einer Begräbnigung, die der Rath für einen zum Tode verurtheilten Delinquenten auf die Fürbitte Melanchthon's habe angedeihen lassen. In die Beilagen sind 13 Briefe verwiesen, welche sich auf die im Texte erzählten Vorgänge, namentlich auf die Angelegenheit des Dr. Heintz beziehen.

Die wenigen Bogen, aus denen sich die drei nächsten Schriften von Kottmeier, Henke und Schumacher (Nr. 14, 15 und 16) zusammensetzen, erledigen wir in Kürze. Anlaß zu weitem Digressionen dürfte keine dieser Arbeiten gewähren. Kottmeier will für Schule und Haus ein kurzes, leicht faßliches Lebensbild des großen Reformators entwerfen; ein Quellenstudium liegt schwerlich der Leistung zu Grunde, dieselbe scheint uns lediglich aus bekannten Hülfsmitteln zusammengestellt, namentlich ist Godebrand's Biographie von Melanchthon benutzt. Da sieben kleinen Kapiteln, in die das Ganze zerfällt, ist eine chronologische Uebersicht als „Gedächtnistafel“ beigelegt.

Henke's Erörterung über das gegenseitige Verhältniß zwischen Melanchthon und Luther ist eine Rede, die am 19. April 1860 in der Aula zu Marburg gehalten worden. Der Umstand erklärt und rechtfertigt die rhetorische Färbung des Schriftchens. Mit dem gebotenen Inhalte kann man sich einverstanden erklären: die leitenden Gesichtspunkte des Vortragenden sind in der That verständige. Wie Henke den Charakter und die Stellung Melanchthon's auffaßt, möchte unter andern aus einem Sage auf S. 17 erkennen:

Die Spaltungen, welche eine Wirkung der Reformation waren, Luther konnte sie als eine Schuld derer betrachten, welche der wieder von Gott geoffenbarten Religion nicht gehorchen wollten, und hatte sie insofern nicht zu verantworten; Melancthon, nicht heroisch und stürmisch, aber nur wie Antigone mitzulieben fähig und nicht mitzuhasßen, hatte über jede große oder kleine Spaltung in der Kirche nichts als Jammer und Thränen, sah jede Reform um so viel als mislungen und ungesegnet an, als Zwiespalt ihre Frucht war, denn er wollte die Kirche so groß und so einig als möglich, und womöglich allen Christen wie sich selbst die Gemeinschaft mit allen erhalten sehen; er wußte es gewiß, daß jede Spaltung jedesmal zunächst den sichern Schaden zunehmenden Hasses der einen Christen gegen die andern, zunehmender Leichtgläubigkeit der einen an die eigene Vortrefflichkeit und an die Verwerflichkeit der andern, also zunehmenden Dünkels und zunehmender Lieblosigkeit einbringe, und daß dieser gewisse Schaden an der Seele schwer oder gar nicht durch irgendbein theoretisches Rechthaben gut zu machen sei, auch für die Rechthabenden selbst nicht.

Als einen brauchbaren und empfehlenswerthen Beitrag zur Melancthon-Literatur können wir die Charakteristik Melancthon's von dem Superintendenten Schumacher bezeichnen. Der theologische Standpunkt ist hier zwar der überwiegende, indeß ein theologischer Standpunkt, dem eine gewisse Milde und Humanität des Urtheils nicht abgesprochen werden kann. Am deutlichsten tritt dieser, den Verfasser ehrende Standpunkt bei Erwähnung der bitteren Streitigkeiten und Händel hervor, in welche der kränkelnde und alternde Melancthon durch Tilemann Heshus und andere Zionswächter des Gnesislutherthums verwickelt wurde. „Nach Melancthon's Tode“, erzählt der Verfasser, „sah man auf seinem Bulte einen Zettel, worauf der fromme Dulder mehrere Trostgründe wider den Tod verzeichnet hatte. Einer lautete: „Du wirst erlöst von allen Mühseligkeiten und von der Streitwuth der Theologen.“

Ein historischer oder literarischer Werth kommt der Schrift: „Bestreben zur Erinnerung an den dreihundertjährigen Todestag Ph. Melancthon's“ u. s. w. (Nr. 17), nicht zu, welche uns von dem Dr. und Professor, Seminardirector und Ritter (mehr Titel und Würden sind auf dem ersten Blatte nicht angegeben) Kommissarisch vorliegt. Das Ganze ist eine Compilation von der allergewöhnlichsten, der bequemsten Art. Wenn das kleine Buch überhaupt etwas Charakteristisches hat, so dürfte dieses in der officiellen Abulution zu suchen sein, deren sich der Verfasser mit ängstlicher und gewissenhafter Sorgfalt beilehigt. Er erzählt von der Bildung des Festcomités zu Wittenberg, von dessen Schritten und Unternehmungen; daran reiht sich die Beschreibung der officiellen Feierlichkeiten, wie dieselben am 19. April in jener Stadt stattgehabt. Weitläufig wird von der Ankunft und dem Empfange hoher Herrschaften berichtet, wer die Excellenzen und Minister am Bahnhofe begrüßt, welche Ritter und Honoratioren dem Prinz-Regenten vorgestellt und zur Tafel escholen worden u. s. w. Das Beste in der Schrift dürfte die wörtlich mitgetheilte Predigt des Generalsuperintendenten Lehnerdt sein, die derselbe bei der Gelegenheit über das Thema: „Wie viel und wie Herrliches

der evangelischen Kirche in Melancthon geschenkt worden“, in der Stadt- und Pfarrkirche zu Wittenberg gehalten hat.

Franz Knauth, Rector in Mühlhausen, fand sozusagen eine lokale Aufforderung zur Herausgabe des vorliegenden Schriftchens: „Philipp Melancthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung“ u. s. w. (Nr. 18), da die erste Einrichtung des dortigen Gymnasiums im wesentlichen Melancthon's Werk war und der den Reigen der Rectoren desselben eröffnende Hieronymus Wolff von dem „Lehrer Deutschlands“ mit einem Empfehlungsschreiben an die Bürger Mühlhausens gesandt worden. So gut gemeint die Arbeit sein mag, sie ist doch nur ein sehr bescheidener Beitrag zur Melancthon-Literatur. Schriftstellerische Begabung geht dem Verfasser, seine pädagogischen Verdienste unberufen, wenn er deren best, durchaus ab; Composition wie Darstellung seiner kleinen Biographie entbehren jedes anregenden oder eigenthümlichen Reizes. Auch hat es sich Knauth äußerst bequem gemacht, indem er lediglich nach Hülfsmitteln compilirte. Die Art und Weise, wie er das fehlende Quellenstudium entschuldigt, ist bezeichnend für seine Richtung; frommer Firniß soll den wissenschaftlichen Mangel compensiren:

Neue Quellenforschungen zu bieten, konnte nicht in des Verfassers Absicht liegen; er hat vielmehr lediglich die allgemein interessanteren Mittheilungen älterer und insbesondere auch der neuern Biographen Melancthon's herausgehoben und im engsten Rahmen zu einem Lebensgemälde jenes Gottsmannes zusammenzufassen versucht, darin alt und jung vornehmlich die Quelle zu entdecken vermöchte, aus welcher alle Freundigkeit, alle Kraft, aller Sieg seines Lebens, Wirkens und Strebens geflossen ist.

Das der Besprechung noch übrigbleibende „Melancthon-Büchlein“ (Nr. 19) von Wohlfahrt ist ein kurzer Auszug aus der größern Arbeit, die wir bereits früher, wie oben erwähnt, unserer Kritik unterworfen haben, und können wir deshalb um so mehr mit ein paar Worten uns begnügen, als die Summe der Fehler, welche die größere Leistung zu einer wenig genießbaren machte, auch in dem Auszug vorhanden. Zu den hauptsächlichsten dieser Fehler rechnen wir zunächst das völlige Unvermögen des Autors, seine Gedanken in einer geordneten, logischen Darstellung zu entwickeln. Im bunten Durcheinander fährt er plan- und ziellos von dem Hundertsten zum Tausendsten. Man braucht nur die mit Moses und Aaron anhebende Einleitung zu lesen, um zu wissen, was und wieviel der Verfasser in diesem Punkte zusammenzufundigen fähig ist. Flüchtigtes und unzureichendes Quellenstudium muß sodann dem Herrn Kirchenrath vorgeworfen werden; er hat größtentheils auch nur nach Hülfsmitteln gearbeitet, und endlich eine Darstellung, welche so unwissenschaftlich als möglich, sich die modernen Feuilletonisten und Romanschreiber der Franzosen zum Muster genommen zu haben scheint. Obgleich das Format das kleinste Octav, begegnet man doch durchschnittlich zehn bis zwölf Absätzen auf der einzelnen Seite.

Thaddäus Kan.

W. Rüstow über den italienischen Feldzug von 1859.

Der italienische Krieg 1859, politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Mit drei Kriegskarten. Dritte, durchgesehene Auflage. Zürich, Schulthess. 1860. Gr. 8. 2 Bde. 7 1/2 Rgr.

Ohne richtige, alten Ansprüchen der historischen und militärischen Kritik entsprechende Geschichte, des kurzen aber gewaltigen Kriegs von 1859 zu schreiben, ist zur Zeit noch nicht möglich. Die Thatfachen und Erfolge liegen zwar vor, aber die Motive und Triebfedern derselben, ja die Operationen und Gefechte selbst in ihrem Verlaufe sind noch keineswegs genau bekannt. Von französischer Seite sind zwar, wie immer, rasch genug Veröffentlichungen in die Welt geschleudert worden, berechnet, den Kaiser und die große Nation zu verherrlichen und die öffentliche Meinung für Frankreichs Lauterkeit und Unbezwinglichkeit zu gewinnen, aber Oesterreich schweigt noch immer beharrlich. Die Berichte, welche die Zeitungen gebracht, einzelne Auslassungen von Offizieren, hier und da in den Blättern erschienen und bald genug durch Befehle von oben verstummt, das ist alles, was von dieser Seite gekommen ist. Es fehlen also hinreichende Materialien für die Geschichte jenes Kriegs. Ein Beweis dafür ist, daß wir außer Rüstow's Werk kein einziges in Deutschland besitzen, welches sich diese ernste Aufgabe gestellt hat; was sonst noch erschienen ist, verfolgt ganz andere Zwecke. Wenn aber Rüstow auf diese Weise sehr dürftig mit Materialien versehen war und nur aus Zeitungsartikeln, einseitigen französisch-sardinischen Berichten und unzureichenden österreichischen Meldungen sein Werk schaffen mußte, so macht es seinem Scharfsinn und seinem militärischen Blick alle Ehre, daß er dennoch ein solches zu Stande gebracht hat, welches uns, bis eine umfassende, auf vollständiges Material gegründete Geschichte des Kriegs von 1859 erscheinen kann, den Bazarcourt überreich ersetzt. Der preussische Generalstab ist allerdings im Besitz eines solchen Materials; Offiziere desselben haben den Kriegsausflug vor und nach dem Feldzuge recognoscirt, die militärischen Attaches der Gesandtschaften reichen fortlaufende Berichte über die fremden Armeen ein, im österreichischen Hauptquartier hat ein preussischer Stabs-offizier dem Feldzuge beigewohnt, es sind Nachrichten aller Art gesammelt worden — so konnte der Chef des Generalstabs der Armee, Generalleutnant von Moltke (bekannt durch seine früheren Werke über die Taktik und deren Krieg gegen Mehemed-Ali), seinen Offizieren Vorträge über den italienischen Feldzug halten, welche denselben in allen Details der Vorgänge geschildert — sie werden aber nicht veröffentlicht werden. Auch ein Vortrag, der über denselben Gegenstand in der militärischen Gesellschaft zu Berlin vor den Prinzen und einer zahlreichen Versammlung gehalten wurde, war auf vorzüglichste, dem isolirten Schriftsteller unzugängliche Quellen basirt. Wir betrachten darum aber doch Rüstow's Werk von einem objectiven Standpunkte als das beste von den bisher erschienenen und wollen unsern Lesern darüber Bericht erstatten.

Krieg und Politik sind nicht zu trennen. Sie gehen Hand in Hand, wenn der Kriegsherr zugleich Feldherr ist, Scepter und Commandostab führt, wie es in alten Zeiten sich von selbst verstand und in neuern von Friedrich dem Großen und Napoleon I. geschehen ist. Oft aber trennen sich beide und der Krieg, gelähmt durch die Politik, verliert an Energie, so daß seine militärische Aufgabe unerreicht bleibt. Der Verfasser geht mit Recht von der politischen Lage Europas am Tage des berühmten Neujahresgrußes aus, um zu zeigen, wie sich der Krieg in Italien entwickelt hat. Es ist freilich Conjecturalpolitik, welche in der Durchführung und entgegentritt, denn die leitenden Ideen der Cabinetpolitik, die geheimen Fäden der Diplomatie sind ja doch verborgen geblieben, aber wir erkennen immer den Scharfsinn und die Konsequenz an, mit welcher der Verfasser sein Thema behandelt hat. Die Frage der allgemeinen Entwaffnung, welche in den Verhandlungen vor Ausbruch des Kriegs zur Sprache kam, ist besonders klar auseinandergelegt, etwas dramatisch, aber darum desto eindringlicher. Was über die getheilte Stimmung in

Deutschland gesagt ist, mag richtig sein, nur daß im Norddeutschland ein Theil geradezu für Napoleon gewesen, wäßen wir befreiten. Die Zeitartikler gewisser Blätter, aus denen der Verfasser in seinem Exil geschöpft, vertreten immer nur die subjective Ansicht ihrer Schreiber — im deutschen Velle war und ist keine Sympathie für Frankreich und seinen damaligen Beherrscher. Nach der politischen Einklammung werden die Armeen der kriegführenden Mächte geschildert. Ueber die österreichische Armee ist das neue Reglement von 1851, das ein verändertes Liniensystem hat, dem Verfasser nicht bekannt gewesen: er spricht noch von Zügen des dritten Gliedes und von der abgeschafften Art, das Quartier zu bilden. Bei dem ganzen Abschnitt fällt es auf, daß die Schilderung im Präsens gehalten ist, da sie doch der Vergangenheit angehört und nicht mehr paßt; die Kritik hat überhaupt dem Verfasser bereits den Vorwurf gemacht, sein Werk frischweg mitten im Strome der Begebenheiten unter Benutzung aller Hülfsmittel, die ihm derselbe zuführen würde, begonnen und durchgeführt zu haben, wobei allerdings Irrthum und Uebereilung nicht zu vermeiden sind. Wir lassen das dahingestellt; die dritte Auflage, an welche wir uns halten, hat viel berichtigt, aber sie hätte noch weit mehr thun können. In der vergleichenden Uebersicht der Streitkräfte, die auf reale Verhältnisse begründet ist, erkennen wir den Autor der „Untersuchungen über die Organisation der Heere“ (vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1855) in all seinen Vorzügen wieder; auch das Moment der geistigen Bewegung, der Mangel eines einheitlichen guten Willens in der aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzten österreichischen Armee ist treffend hervorgehoben: die Thatfachen haben es leider bekräftigt.

Der Schluss des ersten Abschnitts bildet eine Schilderung des Kriegsschauplatzes und seiner Eigenthümlichkeiten, wozu einige Bemerkungen über die möglichen Operationspläne der Parteien geknüpft werden. Wir sind vollkommen damit einverstanden, daß für die Oesterreicher die Operationslinie südlich des Po als die strategisch gebotene angegeben ist, wurde schon sprachlich dafür; sie sind auch im Hauptquartier erwogen worden, aber durch Gegenstände, welche wir in d. Bl. nicht weiter erörtern wollen, überstimmt, konnte jene Ansicht nicht durchdringen. Der Verfasser bespricht auch die möglichen Operationslinien der Verbündeten und entscheidet sich für die nördlich des Po, aber nahe dem Fluße, welche letztere Bedingung bekanntlich auch nicht erfüllt worden ist. Wir machen unsere Leser dabei auf eine vortreffliche militärisch-geographische Skizze: „Norditalien“, von Emil von Seydow, aufmerksam, welche das gebieterische Jahrbuch zum Conversations-Lexikon: „Unsere Zeit“, in ihren vorzüglichen Hefen gebracht hat.

Der zweite Abschnitt: vom Ausbruch der Feindseligkeiten bis zum Rückzuge der Oesterreicher an den Gessie und dem Minco, beginnt mit dem Einmarsch in das piemontesische Gebiet und dem Aufmarsch der feindlichen Armeen. Wir vermissen hier ganz die Zusammenfassung des österreichischen Heeres, da der Verfasser sich keine Mühe das bataillon zu verschaffen gewußt hat; für ein kriegsgeschichtliches Werk allerdings sehr übel. Die Führer Gyalai, Jöbel, Benedek werden in kurzen Skizzen ihrer frühen Laufbahn vorgeführt. Genauer detaillirt ist die franco-sardinische Armee; hier waren mehr Materialien vorhanden. Ueberhaupt haben dieselben dem Verfasser auch für die Kriegshandlungen in ausreichender Weise nur für die Verbündeten zu Gebote gestanden, daher alles, was er schildert, trotz seiner bedeutenden Combinationen, eine gewisse einseitige Färbung hat, bei den Allirten oft Einzelheiten, bei den Oesterreichern nur Allgemeines. Die Auffstellung der Piemontesen und Franzosen waren noch nicht eingenommen, als Gyalai den Ticino überschritt. Der Verfasser vergißt mit der ihm eigenen Schärfe des Urtheils, was für beide kriegsführende Theile geboten war, knüpft an Ludwig Napoleon's Manifest und seinen Tagesbefehl von Genoa an und beweist, daß die Offensive strategisch wie taktisch für beide eine Nothwendigkeit gewesen, deren Unterlassung von einer Seite schon schwer strafen mußte. Wir sind derselben Ansicht. Doch dem drohenden Ultimatum, nach dem Einbruch in Piemont konnte er

österreichische Armeen nur in der geschwundenen Offensive und damals noch gewislich brachten Kampf ihren Zweck erreichen: In neuer Alexandria als den Stützpunkt für die Verteidigung der hiesigen Straßentrassen erkennen, von Bionzo nicht aber den Ligo, sondern über den Po gehen, Alexandria nur erreichen und zwei zum Operationsobjekt nehmen, um die Franzosen, von Verona nach im Anmarsch, zu schlagen; der geographische, nicht strategische Punkt Lirin und die dem Zusammenstoß anderwärts piemontesische Armeen wäre dann auch gefallen, und wir würden ohne Zweifel ein ganz anderes Resultat des Kriegs gesehen haben. Das ist unsere Meinung. Wenn wir also die österreichische Unfähigkeit in der Wahl der Operationslinie, die Unfähigkeit in den ersten Tagen des Mai, welche eine kostbare unüberbrückbare Zeit angab, verzeichnen und dadurch dem Feinde zuzugewinnen ließ, das schwankende Ueberbringen von einem Hügel zum andern und vorzüglich das Zurückfallen aus der Offensive in eine abwartende Defensive gewiß ebenso tadelnswürdig und fehlerhaft erkennen als der Verfasser, so finden wir doch den hohen feinen Kritik und deren geschickte, auch niedere freisinnige Auswände in einem kriegsgeschichtlichen Werke, das auf höhere Behauptung Anspruch macht, keineswegs gerechtfertigt. Wo die Begründung aber auf praktischen festen Boden steht und an die Tatsachen militärische Betrachtungen im ersten Lichte tritt, und ihr Wert im vollen Maße Anerkennung finden. So die Darstellung des Gefechts von Montebello und was dabei über Recognoscirungen im allgemeinen — jenes „Eckensperre der Österreichischen Generale“, wie möchte es einen Irrthum nennen —, was ferner über die Bedeutung dieses ersten Zusammenstoßes gesagt ist. Dem Prinzen von Hessen thut er dagegen nur seinem ungeschicklichen Kaufmann zuschreiben; er hat freilich nach seinen Danks nicht gemerkt, was die Brigade des Prinzen gethan und daß sie, die schon auf dem Kampfsplatz, vier Offiziere und 147 Mann verloren hat, sonst würde er ihr Gefecht nicht ein bloßes Scherzspiel nennen. Die Beförderung des Prinzen, aber welche sich Krieger mit der Bemerkung ausläßt: „Durch solche unvernünftige Belohnung wird gewiß Oesterreich eine Menge deutscher Prinzen in seine Armeen ziehen, ob es auch deutsche Jünglinge, das deutsche Volk dadurch angereizt wir bezweifeln“; diese Beförderung ist ganz einfach nach der „Lour“ geschieden, wozu dem geschicklichen Kaufmann die Spitze abgedrückt ist: ein Bild in die österreichische Rangliste hätte den Verfasser darüber belehren können. Der Ueberblick der Verhältnisse dagegen, welchen er weiter gibt vom Treffen bei Montebello bis zum Ende des Mai, ist wiederum frei und klar; er läßt Gyalai über seine Ansicht vom Zuge Garibaldi's Gerechtigkeit widerfahren und läßt nur, daß er sich dadurch erst recht zur Offensive gegen die Hauptarmee hätte bestimmen lassen sollen, was sehr richtig ist. Wir theilen Mettew's Tendenz zur Offensive auch tollisch im Gegensatz des Abwärtens an die „alleinständigmachende Kraft der Feuerkraft“ willkommen. Auch der Kritik des Napoleonischen Entschlusses zum Einmarsch, um von Novara her gegen Mailand vorzudringen, schließen wir uns an, sie mag wol das richtige Motiv in dem Durchführen der Kriegsführung seines Gegners gefunden haben, obgleich wir wissen, daß Ludwig Napoleon auf einem Thurne Alexandrias, wo ihm die Reichsfelder am Po gezeigt wurden, von dem Angriffe auf den linken österreichischen Flügel zurückgekommen ist. Inwiefern auch die Beförderung, Garibaldi sollte die Frucht pfücken, welche Kaiser und König beanspruchten, zu dem Entschlusse beigetragen hat, dort anzugreifen, wo er operirte, ist nicht aufzuklären: der Verfasser weigt sich zu dieser Annahme, und wir können ihm nicht widersprechen. Der monströsen und Gefechts an der untern Gisa hätten die Oesterreicher aufmerksam machen sollen; nach dem Treffen bei Palestro am 31. Mai meldete auch Sobel, der hier commandirte, daß bedeutende französische Verstärkungen dem ihm gegenüber stehenden Garibaldi zuzogen und ersuchte den Oberbefehlshaber, ihm drei Armeekorps zu einem Angriffe zu überlassen; aber Gyalai, der bis zum 1. Juni von dem am 20. Mai begonnenen Einrückungsmarsch der Franzosen nichts erfahren, beschloß von dem

Marsch hinter den Ticino, statt mit concentrirter Macht den Feind auf dem rechten Ufer dieses Flusses durch einen Marsch vorwärts anzugreifen. Das erste Armeekorps, Giam-Gallo, welches durch Bayern auf der Eisenbahn beordert worden, war unterdessen mit seiner Kavallerie am Ticino angekommen und erhielt Befehl, die Uebergänge vor Magenta und oberhalb zu bewachen. Die Verbündeten hatten am 2. Juni ihre Concentrirung bei Novara noch nicht vollendet; Ludwig Napoleon wollte aber keine Zeit verlieren und detachirte daher, um sich wenigstens den Uebergänge zu bemächtigen, Truppen nach Turbigo. Dies führte zu dem Gefecht von Turbigo oder Robecchetto, dem Vorspiele der Schlacht von Magenta. Der gelungenen Schlichtung dieses Gefechts legt MacMahon's Bericht zu Grunde. Zum Vorkündnis der Schlacht von Magenta dient eine kurze Darstellung des Schlachtfeldes und ein beigefügter Plan; dann wird die — wiederum gesplittete — Aufstellung der Oesterreicher am Morgen des 4. Juni angegeben und die Stärke der gegenseitigen Streitkräfte nach billigen Rücksichten berechnet, wonach sie ziemlich gleich gewesen sind. Am 5. dagegen hätte Gyalai trotz aller Verlässe, wenn es seine Truppen concentrirte, mit 110000 Mann gegen 96000 Franzosen auftreten können. Er hatte am 4. mindestens 40000 Mann zu voller Vertheidigung bestimmt und nur etwa 26000 für eine Offensive zu deren Unterstützung verfügbar. „Dagegen vornehmten die Franzosen sozusagen alles, was sie hatten, auf den Angriff und erlangten eben hierdurch die entscheidende Uebergewicht.“ Die Schlacht schloß mit der ihm eigenen Klarheit; seine Beschreibung, aus richtiges Bild derselben. Die Resultate der er, bei allem Feldherrntalent Napoleon's, nicht positionen, die gerade hätten Gyalai bei mehr die größte Wahrscheinlichkeit des Sieges geboten, Unterscheidung der Führung. Bei den Franzosen dieses Handeln der Generale, Ineinandergerathen zum Gefecht; bei den Oesterreichern Abwarten der Spitterung, um einzeln geschlagen zu werden. I men begründet. Dann folgt die Aufzählung der 1 für richtig erkannt wird, nachdem Gyalai einmal der Schlacht am 5. aufgegeben hatte; mit v aber die Klammung von Bionzo und Ferrara, Fortsetzung des Kriegs von großer Wichtigkeit w tischen Standpunkte aus getabelt. Nach den 1 von Mlegnano und Gassendolo, in welchem le Alpenjäger Garibaldi's bedeutende Verluste zugefügt, was nun die ganze österreichische Arme hinter dem Rucio auf dem Ge biete ihrer berühmten Festungsgruppe angekommen, und die Welt wartete mit Spannung auf die weitere Entwicklung der Dinge.

Im dritten Abschnitt ist diese bis zum Preliminarfrieden von Villafranca dargestellt. Kaiser Franz Joseph übernahm aus selbst dem Oberbefehl, ihm zur Seite stand Graf. Die ganze Arme, insbesondere die von Italien, erhielt eine neue Organisation, bei welcher in ausführlicher Weise die Einteilung in nur zwei Theile und deren gleichmäßige Zusammensetzung gezeigt wird. Alle Uebelstände, welche daraus hervorgingen, worden durch die Thatfachen bewiesen. Wir fügen die letzteren in ihrem Hauptzuge als bekannt voraus. Wir wissen, daß der Kaiser Franz Joseph vorzüglich durch politische Gründe bewogen wurde, die Offensive zu ergreifen und sein Oer wieder auf das linke Ufer zu versetzen, das es kaum verlassen, gegen Ludwig Napoleon zu führen, der hier keine Schlacht erwartete. Der Verfasser bespricht bei Gelegenheit der Bewegungen den rüstung und wirft dabei Fragen über wie sie nach dem Frieden in allen Arr gekommen sind. Auch die Uebfälle wir werden lassen. Die Schlacht von G Damer und ihren vielen Eingekämpften, noch schwieriger die Zeitbestimmung festzumachen an den verschiedenen Th diese Schwierigkeiten dadurch zu über zurecht eine allgemeine Uebersicht der G

die einzelnen Begebenheiten schildert, wobei er die Zeit der Einzelkämpfe und die eigentliche Schlacht unterscheidet. Wir finden das Schlachtbild im großen wie im einzelnen klar und deutlich, und bedauern nur, daß ihm von österreichischer Seite nicht Details genug zu Gebote gestanden haben. Allerdings ist in der Defensiv wenig Action zu bemerken gewesen, daß es aber der Erzählung einen partiellistischen Anstrich gibt, wenn auf verbündeter Seite immer die einzelnen kämpfenden Truppentheile benannt werden, während es auf der andern meist sehr allgemein heißt: die Oesterreicher, ist nicht zu leugnen. Und doch wäre von diesen viel Rühmliches zu erzählen gewesen; wir erinnern nur an das Husarenregiment König von Preußen unter Oberst von Gdelsheim und an das letzte kräftige Handeln des Prinzen von Hessen, das auf eigene Verantwortung geschah und wahrscheinlich die Armeen, wenigstens den linken Flügel, vor gänzlicher Vernichtung rettete. Dieser Schein von Parteilichkeit für die Verbündeten wird jedoch durch die Betrachtungen über die Schlacht durchaus beseitigt. Der Verfasser läßt der Tapferkeit der Oesterreicher und der guten Führung in den Brigaden volle Anerkennung widerfahren und findet den Grund der Niederlage nur in dem Oberbefehl, der sich nirgends geltend machte und bei der Eintheilung in zwei Armeen, folglich bei dem Mangel einer allgemeinen Heeresreserve für den Oberbefehl, sich nicht geltend machen konnte. Ob, der durchaus hinter dem Mincio verschänzt hatte stehen bleiben wollen und dann, im Kriegerathe überstimmt, seine Meinung nicht mit Festigkeit vertreten hat, bekümmerte sich in der Schlacht um gar nichts mehr: Rammung war hier der eigentliche Fehler. „Auch bei Solferino wieder muß man fragen: Wenn die Oesterreicher siegreich waren und in der Art, daß sie ihrem Siege sofort eine kräftige Verfolgung nachschicken konnten, welches war dann das Schicksal der französisch-sardinischen Armee? Die vollständige Vernichtung, Abdrängung gegen die Alpen und den Gardasee. So viel Respekt die Leitung Napoleon's auf dem Schlachtfelde einflößt, seine Operationslinie war eine total falsche. Aber freilich auf dem Schlachtfelde errang er ja immer den Sieg.“ Wir fügen hinzu: Das ist allerdings für die Entscheidung des Kriegs die Hauptsache, indessen kann es doch auch einmal umschlagen und, wie wir schon anderwärts ausgesprochen, selbst die unfranzösische Manier, in der Schlacht die Elitentruppen (umgesetzt wie Napoleon I.) voran, zweites Treffen, Reserve dicht auf, fortgerissen vom „Elan“ (dieser todtegehezten Tagesparole) der ersten, würde bei einem Fehlschlage zur unrettbaren Niederlage und Auflösung führen.

Das letzte Kapitel erzählt die Ereignisse nach der Schlacht von Solferino, die Heranziehung des fünften französischen Corps unter dem Prinzen Napoleon aus Toscana und die Vorbereitungen zum Seekrieg und der Belagerung der österreichischen Küstenplätze. Was der Verfasser dabei, wie früher schon, von dem Bündnisse Frankreichs mit Rußland spricht, beruht auf Combinationen, die zwar scharfsinnig, aber nicht wahr sind. Daß der Verfasser einen scharfen Blick auch für politische Verhältnisse hat, ist unbefritten; wir haben ihn in manchen Stellen dieses Werks, welche durch später eingetretene Ereignisse bekräftigt worden sind, von neuem gefunden, z. B. den weiter gehenden Einfluß, welche die Auflösung der Fremdenregimenter in Neapel auf Reclamation der Schweiz im Jahre 1859 auf die Zukunft Italiens haben wird. Aber Rußow läßt sich durch denselben und die Lobsprüche, die er gefunden, nur zu oft weiter führen, als der Horizont reicht, sogar zu einem anmaßenden Tone, der auch das Schimpfwort nicht verschmäht. Wir bedauern das, weil es seinen Schriften Eintrag thut, deren Werth wir immer — nicht bloß — „was man so nennt“, sondern aufrichtig — anerkannt haben, wenn wir auch auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkte politischer Ueberzeugung stehen. Die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen und die Haltung der letztern Macht während des italienischen Kriegs, die politischen Gründe, welche der Kaiser Franz Joseph daraus für ein Ergreifen der Offensive schöpfte und Ludwig Napoleon nach der Schlacht von Solferino bestimmten, Waffenstillstand anzubieten und Frieden zu schließen, wozu noch für ihn die Unzufrie-

denheit mit den Italienern und Victor Emanuel kam, haben wir durchaus wahr geschildert. Aber die in Scene gesetzte wörtliche Unterhaltung der beiden Kaiser hätte der Verfasser, trotz der angezogenen classischen Cempel ähnlichen Verfahrens und der factischen Bemerkung, „daß er durchaus nicht an den Kaiser gehorcht“, den Romanchristkellern überlassen sollen. Fürst Rußow ist ihm überhaupt nicht geläufig, und die Pointe der geheimen Unterredung fehlt ja doch, weil sie erst später verlautet hat; wir meinen die Friedensbedingungen, welche Preußen angeboten worden und, dafern es wahr ist, das freundliche Anerbieten Ludwig Napoleon's für freie Hand am Rhein, das aber der Kaiser Franz Joseph als deutscher Fürst entschieden zurückgewiesen hat. Den Frieden von Villafranca nennt Rußow einen der sonderbarsten Friedensschlüsse, welchen die Geschichte kennt. Schon der Waffenstillstand setzte alle Welt in Erstaunen. Wir erfahren ihn durch Zufall ziemlich früh, als die Nachricht eingetroffen war; jeder Bekannte, dem wir sie mittheilten, sah uns statt aller Antwort im ersten Moment starr an. Fürst Windischgrätz wollte seinen greisen Kopf verbürgen, daß sein Kaiser nicht Frieden schließen würde! Rußow nennt ihn nur den Schluß des ersten Acts, worin ihm wol viele schon damals zugestimmt haben. Die Spaltung in Deutschland, die er für fast unheilbar erklärt, scheint zwar mit Gottes Hülfe und deutscher Fürsten Entgegenkommen sich bessern zu wollen, dagegen hat jener Friede, welchen die Italiener einen Verrat h nannten, diese zum engern Anschließen an Piemont gebracht.

Das Werk endet mit den Worten: „Alle Wahrscheinlichkeit nach werden wir volle Gelegenheit haben, was dem Frieden von Villafranca gefolgt ist, in einer Fortsetzung im Zusammenhange zu erörtern.“ Und Rußow wird das nicht bloß nach unzuverlässigen Zeitungsnachrichten, sondern als Augenzeuge, ja als Theilnehmer können, da er sich bekanntlich zu Garibaldi begeben und nun als Oberst und Chef des Generalstabes für die Russen kämpft, deren Kaiser er Napoleon genannt, deren Hand mit den Slawen er als die höchste Gefahr für die Germanen, sein eigenes Volk, dargestellt und wahrscheinlich gemacht hat. Sein nächstes Werk bringt uns jedenfalls den zweiten Act des Welt dramas; welche Hoffnungen er weiter daran knüpft, werden wir hören.

Karl Gustav von Bernh.

Karl von Holtei's „Eiselfresser“.

Die Eiselfresser. Roman in drei Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Treves. 1860. 8. 5 Thlr.

„Die Eiselfresser!“ Nicht wahr, dieser Titel ist wunderbarlich und barock genug, und man wird neugierig sein zu erfahren, was er zu bedeuten hat. Vielleicht wird mancher auf die Vermuthung kommen, es handle sich in diesem Roman um eine Gesellschaft von absonderlichen Gourmands, welche sich zusammengesetzt hat, um Carbonaden und Beefsteaks von Eiselfleisch zu verzehren, wie man ja solche Gesellschaften von Bierfleischessern hat. Doch dies ist nicht das Geheimniß des Romans. „Eiselfresser“ ist ein alter Spottname auf die Schlesier, welcher vor Zeiten in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation weit verbreitet war. Unsere Vorfahren waren in der Erfindung solcher Spottnamen sehr fruchtbar. Wie man die Strassburger „Reifenlöcher“, die Ulmer „Späßen“, die Buchweiler „Pappenschlecker“, die Jäger (in Schwaben) „Räpplerschlecker“, die Augsburger „Datschen“, die Aargauer „Krautstirzel“, die Oberpfälzer „Pfalz-Tappen“, die Wolliner „Stintkuppe“, die Köslinger „Sackpfers“, die Wiener „Häschelträger“, die Rärker „Guthafen“ u. s. w. nannte, so nannte man die guten Schlesier „Eiselfresser“. Dieser Ausdruck kommt schon bei Bischoff („Geschichtsklitterung“, Kap. 12) vor, und in einem von Bachmann in seiner „Geschichte deutscher Nationalität“ angeführten alten Spottmanuscript wird den Schlesier die Stellung von 6000 Eiern zugetheilt. Auch Logau sagt einmal:

Daß Schlefer haben den Esel gefressen.

It entweder nicht oder bliest vergessen u. s. w.

Aber woher entsprang dieser Beiname? Peter Fiebig, der drolige Diener des Helden im Holtei'schen Roman, der Sancho Panza dieses schleifischen Don Quixote, vernahm diesen Ehrentitel zum ersten mal von einem Kollegen in Berlin und hatte nun keine Rast, bis er dem Dinge auf den Grund gekommen. „Ich muß einen Gelehrten fragen!“ denkt er — denn in solchen Fällen, aber auch nur in solchen, kann das Volk sogar einen Gelehrten brauchen — und begibt sich zu dem „Turnvater“ Jahn, der gerade mit seinen Turnern in der Hafenscheide rumort. Als Peter nach Jahn fragt, raft ein Turner mit mächtiger Stimme: „Was will der goldberänderte Leibknecht eines Welschlings?“ Jahn selbst fertigt den „Leibknecht“ ziemlich kurz ab: „Soviel ich mich besinne“, erwidert Jahn auf Peter Fiebig's Frage, „werden die Schlefer nicht die einzigen sein, denen man das Eselessen vorwirft. Zenne soll nachschlagen in den Büchern. Ich habe Besseres zu thun.“ Damit wendet er Peter den Rücken, und dieser brummt: „Sie machen's herum, bis er endlich, und (in Breslau) die Jungen mit den langen Köben. Und der Jahn mit seinem Barte und der langen Läusefisch (Clage), der mag wol gar das Haupt sein von der ganzen Hede.“ Denn Peter Fiebig, der sich mit den Franzosen im Felde herumgeschlagen, ist (wie sein Herr und vielleicht auch der Verfasser selbst) ein Gegner der Turnerei nach Jahn'schem Ritus, weil er davon überzeugt ist, daß man besser auf lebenden Pferden, als auf Pferden von Holz das Reiten lerne und ausübe.

Aber Peter Fiebig läßt sich durch die ziemlich anfreundliche Abfertigung, die ihm durch den Turnervater widerfuhr, von weitem Nachforschungen nicht abschrecken; denn er besitzt ganz jene unbreugsame Hartnäckigkeit, wie sie Leute dieser Art in Deutschland zeigen, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben. Er läuft bei den Gelehrten herum, bis er endlich, und zwar in Breslau, an den richtigen Mann, den gelehrten Professor von der Hagen geräth. Dieser fertigt ihm ein höchst gelehrtes, umständliches Gutachten zu, das nur das Schlimme hat, daß Peter Fiebig es nicht versteht, bei dem er sich aber beruhigen muß und auch beruhigt. Denn gelehrt und gründlich ist das Gutachten, das steht er ein, und wenn er es nicht vollkommen versteht, so weiß er, daß dies seine Schuld und nicht die des gelehrten von der Hagen ist. Hagen ging nämlich in seinem Gutachten bis auf den alten schleifischen Sinapius zurück, der in seiner Beschreibung der Landschaft Dels („Oelsnographia“) erzählt, die heidnischen Schlefer hätten ehemals dem Jovi Sabotho (Bachus), dem Gotte der Sonne und des Weinstocks Opfer gebracht. Nun werde Silen, der Gefährte dieses Gottes Sabotho (wovon, beiläufig bemerkt, der Name Jostenberg herkommen soll), stets auf einem Esel reitend abgebildet. Diesen Esel hätten die Schlefer nach ihrer Bekehrung zum Christenthum mit Haut und Haaren verzehrt, d. h. dem Bachus und seinem Dienst eusagt, weshalb Schlefer auch mit so wenig Weinbergen gesegnet sei. Daher das Wort „Eselesser“. Da es übrigens, wie schon Virgil wußte, für jeden Unglücklichen stets einlgen Trost gewährt, Unglücksgegnossen zu haben, so wird es auch den Schlefern vielleicht einigen Trost gewähren, wenn wir ihnen sagen, daß sie, wie Jahn mit Recht vermuthete, nicht die einzigen in deutschen Landen sind, welchen man das Eselessen vorwirft. „Eselesser“ heißen nämlich auch die von Stausen und Hohentwiel (in Schwaben), weil sie belagert und in Hunger noth einem Esel den Wank vollküllten, ihn schlachteten und verzehrten, den Belagerern aber den Wank zuwarfen, damit diese daraus auf das Vorhandensein noch reicher Vorräthe in der belagerten Stadt schließen und deshalb die Belagerung ausheben sollten. So erzählt Bachsmuth im ersten Bande seines schon oben genannten Werks.

Wir haben es also in diesem Roman vorzugsweise mit den „Eselessern“ und dem Lande der „Eselesser“, also mit Schlefern und den Schlefern zu thun. Holtei macht sich selbst darüber lustig, daß er so sehr Schlefer sei und in seinen Er-

zählungen immer wieder schleifische Personlichkeiten und Verhältnisse in Scene setze. Sicherlich gibt es auch wenig Volkstämme in Deutschland, die mit solcher Zähigkeit an ihrem Heimathsgau und an ihren nähern Landesleuten hängen als die Schlefer. Der Schlefer bleibt, wohin er auch kommt, immer Schlefer, und wo er einen oder zwei Landesleute trifft, da ist auch ein echt schleifisches Convivium fertig. Die schleifische Geselligkeit charakterisirt sich durch ein gemüthliches Sichgehenlassen, durch vernünftiges Geplauder, durch ein behagliches Wohlgefallen an geselligen Spielen und Rundgesängen, an harmlosen Geschichten und Späßen; von Roheit, Plumpheit und beleidigender Anzüglichkeit und Bitterkeit hält sie sich in der Regel ebenso fern wie von affectirter und anspruchsvoller, fein zugespitzter Geistreichigkeit. Und daher befindet sich der Schlefer unter Schlefern immer am wohlsten. Es scheinen in der That in dem Schlefer süddeutsches Temperament und norddeutsche Bildung, slawische Lebenslust und deutsche Sentimentalität sich ausglichlich zu mischen und einander das Gegengewicht zu halten. Die Frage, ob die jüngste Generation diese urschleifische naive Treueherzigkeit, diese behagliche Lebenslust und gesellige Harmlosigkeit bewahrt hat oder bewahren wird, wagen wir freilich mit einem entschiedenen Ja nicht zu beantworten.

In der Vorrede zu der vor kurzem erschienenen dritten Auflage seines Romans „Die Wagaabunden“) bemerkt Holtei selbst von seinen Erzählungen:

„Sie tragen sammt und sonders eine Lokalfarbe. Sie schildern eine wie die andere, provinzielle Zustände, Gegenden, Bräuche, Charaktere; bewegen sich innerhalb der Grenzen meines Geburtsländchens oder gehen doch von dort aus, um nach einigen Abschweifungen wieder dahin zurückzukehren. Mögen sie keine Kunstwerke heißen, immer werden sie schlichte, naturgetreue, menschlich wahre Bilder aus Schlefen bleiben. Und wenn es bald, wie ich befürchte, dahin kommt, daß der jede sondernde Volksthumlichkeit abschleifende, austrottende Zeitgeist auch Alt-schlefen seiner letzten Abzeichen beraubt, nun, dann werden meine Romane dem Leser bisweilen noch verflungene Tage ins Gedächtniß rufen und dadurch einige Bedeutung gewinnen, wenn ich begraben bin.“

Was den vorliegenden Roman betrifft, so nimmt auch dieser von Schlefen seinen Ausgang, macht dann Abspüränge nach Berlin und Wien und kehrt zuletzt wieder in des Verfassers liebes Heimathland zurück. Planmäßig zu erzählen ist Holtei's Sache überhaupt nicht; aber noch in seinem seiner Romane lag alles so wild und wüth durcheinander als in diesem. Als er sich hinsetzte zu schreiben, schwebte ihm vielleicht nichts in bestimmtem Umriß vor als die frühesten Jugendgeschichte seines Helden Eduard Walter und das gegenfällige Verhältniß der schleifischen Guttebesserfamilien auf Schwalbendorf und auf Gaule; vielleicht begann er, ohne zu wissen, was auch nur auf der dritten Seite folgen würde, auf gut Glück mit der Schilderung eines sommer-schwülen Sonntags auf dem Lande, die den Eingang des Romans bildet und wirklich vortrefflich ist, und da er nun das Dorf, nämlich Schwalbendorf hatte, so hatte er auch die besitzende Familie des Dorfs, die dann wieder leicht mit der gräßlich Rinder'schen auf dem benachbarten Gaule in Verbindung zu bringen war. Ein reicher Vorrath von Erfahrungen und Erlebnissen in gewissen Kreisen stand dem Verfasser zu Gebote; er brauchte nur in den Glückstopp seiner Erinnerungen zu greifen, um gewiß zu sein, daß er irgendeine verwendbare Person oder Situation herausgreifen werde. Ein Berichterstatter im Feuilleton der „Wiener Zeitung“ bemerkte daher auch mit Recht, man könne diesen Roman als eine Ergänzung der „Vierzig Jahre“ ansehen, denn er sei im Grunde nichts weiter als eine Sammlung persönlicher Erinnerungen. Mit der ungenirten

*) „Die Wagaabunden. Roman von Karl von Holtei. Dritte Auflage. Mit Holzschnitten illustrirt von Ludwig Köpfer.“ (Breslau, Treves, 1860). Das bekannte Charakteristikum Köpfer's eignete sich zur Illustration gerade dieses Abenteuerromans ganz besonders.

macht, und ob die liebenswürdige Ehrlichkeit und Bescheidenheit, womit er diesen Fehler und ein andermal sogar seine „schwachsinnige Breite“ eingesteht, genügend sind, um ihm die jedenfalls doch von ihm gewünschte und begehrte Nachsicht dafür zu gewähren, bleibe dahingestellt. Im übrigen gibt es eine gewisse Bescheidenheit, die nicht immer ganz den reinen Eindruck macht, welcher damit beabsichtigt wird.

In dem Roman „Die Vagabunden“ geht es allerdings auch etwas wild und unordentlich zu; aber es sind doch immer unterhaltende Abenteuer, die sich in erzählender Weise aneinander reihen. In dem vorliegenden Roman dagegen wird der Gang der Erzählung immer wieder auf weite Strecken durch memoirenartige Mittheilungen, durch Anekdoten über Erlebtes und Gesehenes, über Personen, welche Hölle auf seinem vielverschlungenen Lebensgange kennen lernte, und durch Reflexionen aller Art unterbrochen. Diese Mittheilungen und Reflexionen bilden im Grunde den Kern des Romans und gewähren dem denkenden Leser mehr Interesse als die Erzählung selbst, die gewissermaßen nur das Mittel ist, um jene auf bequeme Weise lesbar zu machen und beim Publikum einzuschmuggeln. Zu den interessantesten Partien gehören die Mittheilungen über die Zustände in Breslau zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Erhebung gegen die ausländischen Unterdrücker, die Schilderungen von Berlin während der zwei Jahrzehnte vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. und kurz nachher und diejenige Wien in den vierziger Jahren, wo jene über Mittel und Zweck etwas unklare Bewegung der Geister stattfand, die für die österreichische Monarchie jedenfalls verhängnisvoller werden sollte, als ihre damaligen Wortführer ahnten.

Was das Kapitel über Berlin betrifft, so beschäftigt sich der Verfasser vornehmlich mit der auch in der preussischen Hauptstadt zahlreich genug vertretenen und sich weit hinauf verzweigenden mädlichen und weiblichen Demi-Monde; mit geistlich-süchtigen und frivolen Leuten, die ohne alle Grundsätze nur ihrer Selbstsucht und der Materie fröhnen, alles Heilige leugnen und den Bestand der ständlichen Ordnung in europäischen Hauptstädten unsicherer machen als alle wirklichen Criminalverbrecher. Man liest diese Mittheilungen mit sehr reichem Schauer; denn diejenigen, welche jene Kreise nicht kennen, haben keinen Begriff von der Verworfenheit, die in ihnen herrscht. Und zwar gestaltet sich der Vergleich in Deutschland viel roher, cynischer und abstoßender als in Paris, wo man dieses Wesen doch immer mit einigem Geschmack, mit Noblesse, Coquise und sogar mit einem Anflug von Gefühl und Gemüth betreibt. In dieser Partie

gibt sich auch einigermassen der Lagenjammern des Verfassers kund; doch ist er überhaupt der Ansicht, daß jeder sein Schicksal zahlen müsse. Allerdings werden wir auch in reinliche Kreise eingeführt, ja wir lernen sogar hervorragende Männer kennen, von denen einzelne bezeichnete Charakterzüge angeführt werden, so in Berlin Karl Ritter, Friedrich von Raumer, Hegel, Chamisso, Alexander von Humboldt; später in Wien, wo wir namentlich auch in hocharistokratische Kreise eingeführt werden, den verstorbenen Reichertsleben („dieser wärmste, empfänglichste, menschlichste, mildeste und zugleich reinste aller wiener Gelehrten und Literaten“) und den Fußspielbichter Bauernfeld, von dem er sagt: „Ein edllicheres Herz, ein treueres Gemüth, eine größere Beistelligkeit, sich aufopfern, andern wohlthaten, kann es nicht geben, — aber auch kein loseres Maul (der echte Wiener nennt es eine „Schandgasse“).“ Hier und da, namentlich in dem Kapitel über Berlin, begegnet man auch wol anstößigen Scenen, die aber nicht so sinnlich aufregender Art sind als einzelne in den „Vagabunden“. Der Verfasser hat hierüber seine eigene Philosophie; er nimmt auf mehreren Seiten Schilderungen dieser Art in Schutz, weil sie doch nicht um ein Härchen mehr schaden, „als jedes Gespräch des jüngsten Schülers mit dem älteren vor Beginn der Unterrichtsstunde“, was denn doch auch nicht so ganz erwiesen ist.

Der Verfasser legt auch gelegentlich sein jetziges politisches Glaubensbekenntnis ab, und wir wollen auch davon Kenntnis nehmen, damit der Leser wisse, wie er mit ihm daran ist. Er bemerkt: „In welcher undurchdringliche Rebel von Bürgern und anderer Tugend, von Wahrheit, Menschen- und Vaterlandsliebe wissen sie sich zu hüllen; die entweder verstedterweise Aufreize predigen, oder doch fortwährend Unzufriedenheit bereiten; bald bewundernde Lehrer, bald verfolgte Märtyrer! Steht eble große Geister! Sie wissen täuschend zu begeistern, zu verwirren, Hoffnungen zu erwecken, Unmuth zu nähren. Sie sind es, die der Jugend Unbefangenheit, Freude, Friede und Geduld rauben; sie sind es, welche versichern: Umsturz sei schon Neubau!“ Von einer gewissen Sattung Salondemokraten sagt er, daß sie denn doch, „was ihre Person, ihr ganzes Wesen, ihre Bedürfnisse, ihre Ansprüche, ihr Benehmen gegen Diener oder sonst von ihnen abhängige Personen betrifft, voll von recht übeln, hochmüthigen, hyperaristokratischen Präntationen reden — wie der Hund nach Blöße, würde Peter (Peter Fiebig) sagen. Nach oben hinaus fordern sie Gleichheit, nach unten hin sind sie Tyrannen, recht stolze Despoten, besonders wenn sie schlecht verdant oder eine Cigarette erwischt haben, die nicht ordentlich brennen will.“ Edward Walter, der wol ein Stückchen Holstei, doch ohne dessen bürgerliche Zuthaten ist, sagt an einer andern Stelle: „Ich habe einsehen gelernt, wie wenig Verlaß ist auf jene Helden, welche am bestigsten an ihre Brast schlugen, wenn sie über Menschenrechte, Gemeinfinn und Volkswohl dachten. Die besten Schraffenmacher dachten nur an sich. Ich habe einsehen gelernt, daß die Massen, die wir schmeichelnd Volk nannten, willenlos und sonder Urtheilskraft sich treiben lassen, wozu exaltirte Schwärmer oder berechnende Frevler sie zu brauchen können; habe einsehen gelernt, das Schiller's Wort vom „schrecklichsten der Schrecken“ sich auch in Deutschland bewährt hätte ohne dazwischentreitende Reaction.“ Aber zugleich sieht Edward Walter (oder Holstei) ein, „daß jeder Reaction die nöthige Kraft, Ausdauer, Muth und Verstand mangelt, daß auch sie auf schwachen Füßen steht“, weshalb er auch nach Amerika auszuwandern sich vornimmt. Daran schließen wir ein Gedächtniß über die Aristokratie. Holstei sagt: „Wenn im allgemeinen von Aristokratie geredet wird, ärgern sich immer gewöhnlich so, als ob alles, was dem Range, dem Titel nach dazu gehört, eine Familie, ein Herz und eine Seele sei. Wer dann Gelegenheit erlangt, die Zustände schärfer zu prüfen, findet sich nicht wenig überrascht, die verschiedenartigen Nuancen und Steigerungen (hinauf, hinab) zu entdecken, die zur Klasse gehören, spalten, trennen, in verschiedene Klassen theilen, von der einen Seite förmliche Herrschaft, von der andern unversetzten Gaj erzeugend.“

Eine charakteristische Anekdote, welche Follet erzählt, verdient weiter bekannt zu werden. Als die Truppen Napoleon's auch Österreich occupirt hatten, ließ ihr Commandirender bei herannahendem Geburtsfeste seines noch mit dem Kaiser von Oesterreich im Kriege befindlichen Beherrschers eine große Illumination der Hauptstadt dieser Provinz anordnen. Der Landeshauptmann Johann Graf Kterns, ein würdiger Cavalier und geistreicher Mann, legte sich zum französischen Marschall an und erlaubte sich, gegen diese Anordnung, die den Herzen der Bevölkerung wehe thun würde, Gegenvorstellungen zu machen, deren Richtigkeit der Marschall auch einräumte. Aber er wußte, daß Napoleon in solchen Dingen bis zum Kleinlichen reizbar war, konnte den einmal erlassenen Befehl nicht wieder zurücknehmen und sagte in dieser Belegenheit zum Grafen: „Sorgen Sie nur dafür, lieber Graf, daß wenigstens ein paar Lämpchen angezündet werden; die Zeitungsschreiber werden schon das Uebrige besorgen.“ („Les journalistes feront le reste!“) An einer Stelle eifert der Verfasser übrigens stark gegen die hochmüthige Unwissenheit, welche die Franzosen in allen Deutschland betreffenden Dingen offenbaren. Im allgemeinen mag dies allerdings richtig und nur zu richtig sein; denn die Eitelkeit ist, nach der Versicherung eines französischen Autors selbst, die „einzige wirkliche Nationalleidenschaft der Franzosen“. Aber der Verfasser kennt wol nicht die neuere französische Geisteswissenschaft, die aus den philologischen, philosophischen und theologischen Forschungen der Deutschen ihr Bestes schöpft und dies auch eingesteht; er kennt wol nicht genau, was in neuerer Zeit einzelne französische Zeitschriften, die „Revue des deux mondes“, die „Revue de Paris“ (leider unterdrückt), das „Athenaeum françois“ (leider eingegangene), die „Revue germanique“, die „Revue contemporaine“ u. s. w. Gutes, Unparteiliches und Ueberschüssiges über deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst gebracht haben. Wir behaupten sogar, daß es gegenwärtig mehr Franzosen gibt, welche über deutsche Literatur und Wissenschaft, als Deutsche, welche über französische Literatur und Wissenschaft eingehend und mit Liebe zu schreiben wissen. Denn wenn auch eine gewisse oberflächliche Kenntniß der französischen Literatur unter den Gebildeten Deutschlands ziemlich allgemein verbreitet ist, so ist doch eine gründliche Kenntniß derselben sehr selten, und an Einseitigkeit und Parteilichkeit in der Beurtheilung französischer Verhältnisse lassen wir es, wie andererseits an Ueberschätzung gerade der wichtigsten pariser Tages- und Wochenerscheinungen, wahrlich auch nicht fehlen, weshalb auch das „Athenaeum françois“ einmal über unsere „ignorance“ in der Beurtheilung französischer Dinge klagte. Daß, wie Follet hervorhebt, die Franzosen (aber nicht alle) Goethe statt Goethe schreiben, ist am Ende nicht schlimmer, als wenn Deutsche, selbst deutsche Literaturhistoriker fortsetzen, Göthe statt Goethe zu schreiben.

Bemerkenswerth fanden wir folgende Stelle über den freien Willen: „Und der freie Wille? hör' ich fragen. O den leugne ich nicht, gewiß nicht. Nur glaub' ich beobachtet zu haben, daß er oft zu Entschlüssen und Thaten führt, die später, auch wenn sie gelungen sind, oder gar vielleicht weil sie gelangen, denjenigen, der sie that, nach und nach auf allerlei wunderlichen Umwegen rothen bringen, wohn er durchaus nicht strebte, als er den freien Willen benutzte, seinen eigenen Weg zu gehen.“ Eine ganz ähnliche Ansicht hat übrigens schon Goethe, namentlich in Goethe'schen Worten, in „Dichtung und Wahrheit“ ausgesprochen.

Von praktischer Bedeutung ist folgende Bemerkung: „Daß viele Leute danach streben, ihre geistige innere Leere mit gesellschaftlicher Theilnahme im Gleichgewicht zu erhalten, ist ein trauriges Verhältniß und fortwährendes Erbstück jener Epoche, in welcher unsere Erzählung beginnt. Deutsche Vaterlandsliebe, Franzosenhaß und Verachtung geistlicher Formen und Rücksichten wurde als eine ungetrennbare Dreieinheit ausgesprochen. Die Lehre fand unzählige Anhänger, weil ihre Anwendung manchen lästigen Zwang aufhob und angestrebte Bequemlichkeiten versprach.“

Auf mehreren Seiten (III, 114—120) kennt Follet die Verfasser, den Wiener und schönen Wienerinnen, welche sich so gern

über den Dialekt der Berliner aufzuhalten lieben, ihre Sprachen lächerlich vorzuhalten, und man sieht da auf ganz wunderbare lächerliche Sprachfragen. Es ist fessam, daß es in deutsch sprechenden Ländern sogar auch vornehme Damen gibt, welche sich zwar bemühen, gut französisch zu parliren, dabei aber im Deutschen die größten Scherzer machen und sich zuweilen Ausdrücke bedienen, die in keinem deutschen dem noch ungebrachten Verston der Wiener. Den österreichischen Curialstil kennt man lächerlicher, als wenn singende Sachsen, die ein „hartes h“, ein „weiches t“ und ein „Alphabete haben und wie der Berliner „mi“, „Sie“ mit „Ihnen“ (z. B. „ich sage Sie“ Wiener, Münchener und Schwaben (bei denen der Schönheit, einen „Brusttasche“ hat) Berliner, d. h. der gemeinen Berliner, so ihnen doch in Glasbrenner's Verlinaden, i und in berliner Volkspoesen trefflich munden.

Eine Besondere aber als einen Vornahme von lang sagt: „Ich vern schreibungen, wels in löblichen Pafß auf Liffing, welche auf die Beschreibung schon doch die ga gebaut sei und de neuerer Dichter da haben, und zwar Zeit, die in Deutfe geahmten englische Erzähler, in Rärk rungen so genau, beschreibungen so brecherfigenaleme ften verfelgen f pfschte dem Port doch immer nur f eigenschaften und f ans Licht gestellt, Lesers, der man sollte und die sich wohlsten befindet.

J. E. Krapf's Reisen in Ostafrika.

Reisen in Ostafrika ausgeführt in den Jahren 1837—56 von J. E. Krapf. Zur Beförderung der ostafrikanischen Erd- und Missionskunde. Zwei Theile. Kornthal. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das lesende Publikum ist durch die jüngsten Reiseskizzen über Afrika einigermaßen verwöhnt worden. Es hat seine Bedenken, auf einem Gebiete als Schriftsteller aufzutreten, wo ein Livingston und Barth unmittelbar vorausgegangen sind. Diese Männer haben Probleme gelöst, erheben durch die Entdeckung des Agami und durch die Erschließung des Zambesigebietes, letzterer durch die Vereisung des Tfab und durch die Eröffnung der Stromgebiete des Benue und Niger. Sowol das von ihnen Erreichte wie nicht minder das ihnen unerreichbar Gebliebene hat uns ein drittes Problem zu entscheidenerem Bewußtsein gebracht. Wie verhält es sich mit dem See von Unyamwee (oder Nyassi oder Moromi)? und wie mit dem Ursprunge des Weißen Nil? Diese Fragen lassen sich nur durch einen herzhaften Angriff auf das Innere Afrikas von der Ostküste aus beantworten. Und diese Antwort scheint nicht mehr lange auf sich warten lassen zu wollen: zwei Männer von einer seltenen Befähigung zu einem solchen Unternehmen, Burton und Speke, sind soeben drauf und

bran, das Wort des Jahrtausends alten Räthsels zu erfassen und auszusprechen; alles harret mit gespannter Erwartung ihres Wiederauftauchens an der Küste des Indischen, ja vielleicht des Atlantischen Ozeans: da präsentirt sich ein Missionar, der 18 Jahre lang an der ostafrikanischen Küste gereist und gewirkt hat, mit einem voluminösen Werke, das kaum einen ernstlichen Versuch zur Lösung der Frage enthält und dieselbe im ganzen da läßt, wo es sie gefunden hat. Ist es unter solchen Umständen nicht verzeihlich, wenn der Leser sich enttäuscht fühlt?

Indes wir verlangen nicht, daß jeder Reisende ein Burton, wir verlangen nicht einmal, daß jeder Missionar ein Livingstone sei. Allein wenn er zur Feder greift, um die „ostafrikanische Erb- und Missionskunde zu befördern“, so ist es mindestens keine anbillige Anforderung, wenn wir erwarten, daß er das in der Hauptsache schon Bekannte in ansprechender Form mittheile. Dieser bescheidenen Erwartung entspricht aber das vorliegende Buch keineswegs. Ferner können wir uns bei aller Achtung vor der Ueberzeugungstreue und Standhaftigkeit des Verfassers der Bemerkung nicht enthalten, daß es uns bei der Lectüre seiner apostolischen Wirksamkeit zu Rabbat Myia nicht anders zu Muthe gewesen ist, als ob wir das Schauspiel eines Menschen in einer Treitmühle vor Augen gehabt hätten. Und dem Leser ist es nicht zu verargen, wenn er sich selbst in einer Treitmühle glaubt, während er sich durch die betreffenden Partien des Buchs hindurcharbeitet. Was diesen traurigen Eindruck zurückläßt, ist nicht die gänzliche Erfolglosigkeit eines solchen jahrelangen Mühens und Strebens, sondern die sich dabei aufdrängende Ueberzeugung, daß der Missionar, welcher den Schauplatz seiner Wirksamkeit mit vorgesezten, nach Art seines Standes ziemlich bornirten Ansichten betritt, nicht einmal die Fähigkeit besitzt, sich durch die entmuthigendsten Erfahrungen zu einer ernsten und gründlichen Prüfung seines ganzen Standpunktes bestimmen zu lassen, die gegebenen Vorausssetzungen richtiger zu erkennen und seine Handlungsweise denselben anzubequemen.

Wir möchten nicht mißverstanden sein und am allerwenigsten einem Manne, der für seine Ueberzeugung und die Sache der Civilisation so große Opfer gebracht hat, irgendwie unrecht thun. Obwohl wir auf einem wesentlich andern religiösen Standpunkt stehen als die Mehrzahl der Missionare, und ihre Auffassungsweise des Missionsberufs für zu einseitig und engberzig halten, so möchten wir doch um keinen Preis das Menschengeschlecht ihrer Mitwirkung zur echten Humanisirung desselben beraubt sehen. Nicht bloß deshalb, weil die Missionare der Länder-, Völker- und Sprachkunde unschätzbare Dienste leisten, was sie vielleicht nicht mit Unrecht für einen bloß zufälligen Gewinn halten; sondern vor allem deshalb, weil unter den wenigen idealen Anschauungen und Strebungen, welche den Geist unserer Zeit adeln, die Idee der Einheit und Solidarität des ganzen Menschengeschlechts eine der erhabensten und mächtigsten und unter den mannichfachen Mitteln, wodurch sich diese zu verwirklichen strebt, die Mission ohne Zweifel wiederum das lauterste und idealste ist, wie denn in der That die Männer, welche sich ihrem Dienste geweiht haben, und nicht unter den letzten der Verfasser, uns allen als leuchtende Vorbilder der Treue und des Opfermuthes dienen können. Aber beklagenswerth bleibt es dabei immer, daß nur sehr wenige von ihnen mit Bewußtsein auf jenem freisinnigen, allumfassenden Standpunkte stehen, daß sie die Heidenmission noch nicht als einen integrierenden Bestandtheil der innern Mission aufgefaßt haben und alle Hebel der Civilisation außer demjenigen, was sie unter Christenthum verstehen, wo nicht gänzlich verschmähen, so doch geringschätzen und geringschätzig übersehen. Freilich ist es nicht einem jeden gegeben, diese Hebel gebrauchen zu können, am allerwenigsten dem Verfasser, der eigentlich weiter nichts als ein rechtgläubiger lutherischer Theologe ist. Er besitzt augenscheinlich weder jene umfassendere wissenschaftliche Ausbildung, noch jene praktische Thätigkeit, jene imponirende Energie, jene Lebensflucht und jenen richtigen Tact, wodurch sich Livingstone seine erfolgreiche Wirksamkeit unter den Vetschuanen und Masololo zu sichern wußte. Aber während die civilisatorische Thä-

tigkeit Livingstone's im Herzen Afrikas die dauernden Grundlagen einer zukünftigen Cultur gelegt hat, hinterläßt Krapp höchstens einige schwache persönliche Erinnerungen. Die Resultate seines Bekehrungsseifers sind nicht glänzender als die von Livingstone erzielten: der getaupte Kräppel bringt wenig bei intelligenten Häuptling Setsehele nicht einmal auf. Die Mitarbeiter des Verfassers, Rebmann und Erhardt, sprechen es deutlich genug aus, daß man vor allen Dingen die übrigen Civilisationsmittel zu Hülfe rufen müsse, ehe das Christenthum einbringen könne, und Krapp selbst kann sich dieser Ansicht nicht ganz verschließen. Aber gleich darauf ist ihm wieder die Predigt des Christenthums alles. Das Christenthum und nur das Christenthum hat nach ihm unsere Cultur geschaffen, obgleich die Zustände Abyssiniens es ihm handgreiflich nahe legen, was aus einem Christenthume wird, das bei seiner Entwicklung der übrigen Bildungsmomente entzogen muß. Das wäre ganz unbegreiflich, wenn der Verfasser nicht alles Ernstes an eine mythische Wirkung des Wortes Gottes glaube. Wo dieses Wort zum ersten male, und wäre es auch tauben Ohren, gepredigt wird, da findet eine Art von geheimnißvoller Empfängnis statt, deren Frucht sicherlich zu ihrer Zeit das Licht der Welt erblicken wird. Ueberhaupt scheint es, als glaube der Verfasser, es sei genug, wenn der Missionar nur stets die Bibel wie eine Wast in der Hand habe; er könne es auch dem unerkannbaren Inhalte derselben getrost überlassen, sich seinen Weg zur Wirksamkeit in den heidnischen Herzen selbst zu bahnen. Uns wenigstens würde es durchaus nicht wunder nehmen, wenn seine Anhänger darin nur einen unter Umständen vielleicht mächtigeren Zauber oder Talisman als ihre eigenen erblickt hätten. Die Worte, durch welche er seine Lehren ihrem Verständnis nahe zu bringen suchte, hätten ebenso gut auf einer württembergischen Kanzel gesprochen sein können. Der Verfasser hätte sie uns deshalb ersparen können, da seine erbaulichen Reden und Betrachtungen ohne allen Zweifel das langweiligste, und zwar kein unbeträchtliches, Angenehmste seines Buchs bilden. Eine einzige Probe hätte genügt, um uns darüber aufzuklären, weshalb sein ganze Wirksamkeit auf der Ostküste von Afrika spurlos vorübergegangen ist. Sein offen ausgesprochener Grundsatz: Lieber Aberglaube als Unglaube, lieber Fortdauer der Barbarei als Anfänge der Civilisation ohne Christenthum, vorerst die Bibel und alsdann die übrigen Culturmittel, hat sich an ihm selbst schwer gerächt.

Es versteht sich von selbst, daß das Buch einen reichen Inhalt von Einzelthatfachen und Beobachtungen birgt und namentlich für den Ethnographen von ungewisshafter Wichtigkeit ist. Aber die Mehrzahl derselben steht so isolirt da, daß wir unsersseits eine Generalisirung derselben nicht zu unternehmen wagen. Unsere Aufgabe wird sich daher im wesentlichen darauf beschränken, den Verfasser auf seinen Reisen und nach seinen verschiedenen Aufenthaltsorten zu begleiten, damit der Leser wisse, über welche Gegenden und Volksstämme er darin Aufschlüsse zu erwarten hat, obgleich wir ihm nicht dafür stehen können, daß er seine Erwartungen jedesmal befriedigt finden wird. Hier und da wird es uns vielleicht auch gelingen, auf einige allgemeinere Ergebnisse hinzuweisen.

Der Verfasser gibt zunächst einen nicht uninteressanten Ueberblick über seine Lebens- und geistige Entwicklungsgeschichte bis zu seinem Eintritt in den Missionsdienst. Dieser erfolgte in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre. Von der kirchlichen Missionsgesellschaft in England zum Verkündiger des Evangeliums in Abyssinien, dem Lande seiner Jugendsehnsucht, bestimmt, reiste er im Februar 1837 ab, bereitete sich während des Sommers in Kairo auf seinen Beruf vor und landete nach einer langen und beschwerlichen Ueberfahrt auf arabischen Schiffen im December zu Massowa, dessen Gouverneur den Naib der mohamedanischen Hirtenstämme der nominell unter türkischer Regierung stehenden Schosho einsetzt, die zwischen dem Rothem Meer und Abyssinien nomadisch umherziehen und oft für die Reisenden eine große Plage, aber auch die Führer derselben sind. Er gelangte glücklich nach Adoa, wo er bei Ublir, dem Fürsten von Tigre

der Adelsabtheilungen, welcher in der Nähe von der Stadt Krum sein Lager hatte, anfangs eine wohlwollende Aufnahme fand; aber schon nach zweimonatlichem Aufenthalt ward er durch die Intriguen der einheimischen Priester sowie der katholischen Missionare gezwungen, das Land mit seinen Freunden wieder zu verlassen. Er fasste nunmehr den Entschluß nach dem christlichen Reich Schoa in Südbessien vorzudringen, mußte aber fürs erste seiner leidenden Gesundheit wegen nach Kairo zurückkehren. Erst zu Anfang des Jahres 1839 landete er in Seila, dem Hauptort der Küste des Somalilandes, dessen Gouverneur durch den von Mocha erkrankt wird. Da er aber hier erfährt, daß der Weg nach Schoa über Ladschurra, ein großes Dorf am der Küste des Adalandes, führe, so mußte er wieder nördlich gegen und von dem bezeichneten Punkte aus, wo eine schöne, sehr weit ins Land hinein erstreckende Bai Adal von Somali schneidet, die Reise ins Innere antreten. Eine südwestliche Richtung einschlagend, passirte er am 29. Mai den Hawaschfluß, der sich im Sande verlieren soll, und erreichte zwei Tage später den Grenzort des Hochlandes Schoa, dessen König Sahelo Selaske ihn freundlich aufnahm. Die Fremden leben hier auf Kosten des Königs, denn sie nur von Zeit zu Zeit ein Geschenk zu geben brauchen, werden aber freilich auch auf allen Schritten misstrauisch bewacht. Er nahm seinen Wohnsitz in der Hauptstadt Ansobert und beschäftigte sich während dieser Zeit neben seinen sonstigen, wenig fruchtbaren Missionsarbeiten mit Erlernung der Galla Sprache, da er unter diesem zahlreichen und wichtigen Volke eine Mission zu gründen gedachte. Auch begleitete er den König auf mehreren militärischen Expeditionen gegen die Walla im Süden, ohne zur Quelle des Hawasch vordringen zu können, die sein Begleiter, der Franzose Rochet, in seinem später herausgegebenen Reiseverste erreicht zu haben der Wahrheit zuwider behauptet hat. Der Verfasser befand sich noch in Schoa, als im Juli 1841 die bekannte englische Mission unter Major Harris (Graham, Kirk, Roth, Vernon) daselbst ankam, und leistete derselben wertvolle Dienste. Erst überzeugt, daß der von dieser Gesandtschaft am 16. November 1841 abgeschlossene Freundschafts- und Handelsvertrag ihm zu jeder Zeit die Rückkehr öffnen werde, reiste er im März 1842 von Ansobert ab, um sich in Aegypten zu vermählen und zugleich unterwegs den neuen Erzbischof (Abuna) von Abessinien für die Sache der protestantischen Mission zu gewinnen. Aber kaum hatte er auf seinem nordöstlichen Wege nach Gondar die Grenze von Schoa überschritten und das Gebiet der Wollo Galla betreten, als er von dem Hauptling von Gattira, Abara Billo, der ihn anfangs wohlwollend aufgenommen hatte, bei seiner durch die Unsicherheit des in Kriegsumständen befindlichen Landes erzwungenen Umkehr nach Schoa gänzlich beraubt und genöthigt ward, sich in nordöstlicher und nördlicher Richtung über Antale und Abigrat im eigentlichen Sinne des Wortes bis nach Massowa durchzubetteln. Im Späthjahr 1842 brach er in Gesellschaft seiner Frau und seiner Kollegen Isenberg und Mühlstein aus Aegypten nach Aben auf, um abermals durch die Adalwüste nach Schoa vorzudringen und von dort aus die Mission unter den Walla zu beginnen; als er aber in Ladschurra ankam, erklärte der dortige Sultan, daß er vom König von Schoa angewiesen sei, keinem Europäer mehr den Eingang ins Innere zu gestatten. Ebenso vergeblich erwies sich der Versuch von Seila aus einzubringen. Das ganze englische Gesandtschaftspersonal hatte Schoa verlassen müssen. Harris schob die Schuld davon auf die fanatische abessinische Priesterschaft, der Verfasser aber meint, daß der Franzose Rochet es gewesen sei, der den König durch seine bigote Frau gegen die protestantischen Missionare eingenommen habe. Ein letzter Versuch, von Massowa aus nach Gondar zu gelangen, scheiterte wiederum an der Feindseligkeit der Priesterschaft von Abba, welche ihn die Grenze von Tigre nicht überschreiten ließ. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, auf die herzerregende Schilderung hinzuweisen, welche Krapp's Gattin, die mitten in der Wildniß vorzeitig niederkam, in einem Briefe an ihre Mutter von den furchtbaren Missethaten dieses Jugs entwirft.

*) Daher sollen einst Priester von Gusa nach Gondar mit einem Leberack gekommen sein, den sie vom Abuna mit Aufst ausfallen ließen, damit sie in ihrem fernem Lande Priester ordiniren könnten. „Dies wäre etwas für unsere hochtöhrlichen Bischöfen“, rief Prinz Albert aus, als ihm der Verfasser diese Anekdoten erzählte.

fanatischen Wels, in Abessinien einfiel, nahmen die Galla; wahr- scheinlich infolge einer großen Völkerverwanderung aus dem Innern Afrikas nach der Ostküste, von Süden her mit ihrer zahllosen Reiterrei die schönsten Niederungen Abessiniens in Besitz und wurden seitdem eine Gefahr für Christen und Mohammedaner. Der Name „Galla“ heißt eigentlich in ihrer Sprache „Einwohner“, während sie sich selbst „Orma“, d. i. „starke oder tapfere Männer“ nennen. Sie sind im allgemeinen groß und kräftig, dabei von wilden Gesichtszügen, die durch das lange, in Zöpfen über die Schultern hangende Haar noch furchbarer gemacht werden, zeichnen sich aber durch ihre schwarzbraune Farbe, sowie durch ihre intellektuelle Fähigkeit und Gelehrigkeit vorthellhaft vor allen andern Ostrafikanern aus. Nur die mohammedanischen Galla kennen die Feuerwaffen, alle aber, und selbst die Franken, halten es für eine Schande zu Fuß zu gehen, wiewol die südländischen Galla unter dem Äquator in dieser wie in andern Beziehungen hinter ihren Völksgenossen zurückstehen. Die letztern sind Nomaden, die nördlichen Stämme dagegen treiben Ackerbau und Viehzucht. Das Klima der meisten Gallaländer ist ausnehmend schön und gesund, ihre herrlichen Ebenen fast das ganze Jahr grün und das Land überhaupt reich an Quellen und Bächen. Die wohlklingende Sprache erinnert an das Italienische. Sie haben heilige Bäume, Priester (Kaba) und Zauberer (Kafidische), welche letztern auch bei den abessinischen Christen sehr gefürchtet sind. Der Verfasser bringt eine Reihe interessanter Einzelheiten über Sitten und Anschauungen dieses eigenthümlichen Volks bei, auf die wir mit der Bemerkung verweisen, daß sich dieselben meistens auf die mit den Abessinern und Mohammedanern bereits in nähere Berührung gekommenen Stämme beziehen, während die Nachrichten über die echten, heidnischen Galla, denen im Osten Afrikas eine ähnliche Mission angewiesen sein dürfte wie den Fulbe im westlichen, hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit und Vollständigkeit noch manches zu wünschen übrig lassen.

Am 11. November 1843 schiffte sich der Verfasser auf einem arabischen Fahrzeuge von Aden nach Sansibar ein, erreichte am 24. December die wichtige Stadt Barawa an der Somali-Küste, zwei Stunden vom Mabi oder Hainessusse, der sich, durch die hohe Küste am Ausflusse ins Meer verhinbert, in dem See Balli nahe am Äquator verlieren soll, und segelte tags darauf an der Mündung des Dschub vorbei, welcher, ähnlich den meisten ostafrikanischen Flüssen da, wo er sich ins Meer ergießt, nur ein paar Fuß tief ist, weiter oben aber tiefer sein soll. Ueber den obern Lauf desselben, wo er den Namen Goshob führt, erfährt der Verfasser in Schoa, daß er in der großen Wildnis Gobi südwestlich von Enarea entspringe und bereits zwischen Kassa und dem Lande der Manticho im Norden eine beträchtliche Breite erlange, sobald durch den Dumberosee ströme, von Südwesten her den Omo aufnehme und am Vereinigungsunkte mit diesem (etwa 6°) einen Katarakt bilde. Wir wollen aber bei dieser Gelegenheit ein für allemal bemerken, daß die Berichte Krapp's, soweit sie auf Hörensagen beruhen, mit großer Vorsicht anzunehmen sind. Seine Gewährsmänner sind weder so zuverlässig, noch so zahlreich, noch einem so strikten Kreuzverhör unterworfen worden, wie wir dies von Barth gewohnt sind. Von den Beobachtungen auf der weiten Fahrt interessieren uns hier zunächst nur die Flußmündungen, namentlich deren die vorhandenen Karten irrige Vorstellungen verbreiten, indem sie zu der Ansicht verleiten, es gebe sehr viele Ströme, welche weit aus dem Innern kommen und ins Meer fließen, während die meisten dieser angeblichen Flüsse in Wahrheit nur Meeressarme sind, die sich zwei bis drei Stunden weit ins Land hinein erstrecken, bald wieder vertrocknen und in der Regenzeit Waldströme aufnehmen. Von wirklicher Bedeutung sind an der Suahiliküste südwärts vom Dschub nur vier Flüsse, nämlich der Dsi, der Dana, der Sabaki und der Pangani. Der Ursprung des Dsi ist noch unbekannt; er kommt vielleicht von dem nördlichen Schneeberge, den 1849 Kapitän Port sah, und mündet am Nordende der schönen Bai von Fomosa. In das Süden dieser Bai, nördlich von dem stark hervortretenden Ras Goman ergießt sich der auf den Karten

unter dem Namen Duthinani verzeichnete Dana (weiter unten auch Haro oder Pasomoni genannt), welcher vom Schneeberg Ragima im Nordwesten des Mamboni kommt, im ganzen eine östliche Richtung einhält und die eigentliche Heimat der Suahili zu sein scheint. Ihm ziemlich parallel fließt der auf der Ostseite des Ras Goman mündende Sabaki, welcher in seinem obern Laufe Mbi heißt und eine seiner Quellen auf dem Kilimandscharo haben soll. Viel weiter im Süden (etwa 4° süd. Br.) zwischen den Inseln Pemba und Sansibar ist die Mündung des Rufu oder Pangani, dessen Quellen ebenfalls vom Schnee des Kilimandscharo gespeist zu werden scheinen. Der Verfasser weilte sechs Tage lang in dem bedeutenden Suahiliborfe Lalanja südlich von Sabaki, dessen mohammedanische Bewohner (alle Suahili sind Mohammedaner) ihn gastfreundlich empfingen, besuchte Johann Mombas und landete am 7. Januar 1844 auf Sansibar, wo er vom englischen Consul dem Sultan von Sansibar, Said-Said, dem würdevoll verfahrenen Imam von Masai, vorgestellt wurde. Mit einem Empfehlungsschreiben des letztern versehen, kehrte er nach Mombas zurück und beschloß, seine erste Missionstation unter den benachbarten Banisastämmen anzulegen, worauf er sich durch ein eifriges Studium der Suahili- und Kikuisprache (d. i. Sprache der Banis) und durch Anknüpfung von Bekanntschaften mit den Häuptlingen der letztern vorbereitete. Während dieser Zeit verlor er seine Gattin durch den Tod. Vielfache belehrende Aufträge in die Dörfer der Banis und des aus dem Innern unter diese eingewanderten Theils der Wasamba-Nation überzeugten ihn, daß das nördlich von Mombas gelegene hohe und wohlgeschützte Dorf Rabai Mbi (unter 4° süd. Br.) der geeignetste Punkt für eine Missionstation sei. Ehe er an die Ausführung seines Vorhabens ging, unternahm er noch verschiedene Forschungsreisen längs der Küste nördlich und südlich von Mombas. Aus der reichen, aber auch wüsten Fülle von schätzbaren Nachrichten, die er dabei sammelte, sei hier nur sein Besuch in den traurigen Ruinen der sonst hochberühmten Stadt Malindi hervorgehoben, über dem Boden die Eingeborenen, die Araber, die Portugiesen, dann wieder die Araber und endlich die rohen Galla und Dahois hingegangen sind.

Endlich, nachdem am 10. Juni 1846 der lang erkrankte Mitarbeiter, Missionar Rebmann aus Württemberg, angekommen war, und die ersten Anfälle des klimatischen Fiebers einigmaßen überstanden hatte, versuchten beide zur Ausführung der wichtigen Banten, wobei sie selbst Hand anlegen mußten, und eiferten von hier aus ihre geordnete Missionsthätigkeit. Nach dem, was wir oben über die völlige Erfolglosigkeit derselben bemerkt haben, kann man sich eine Vorstellung von der eben Gelingenheit der Auszüge machen, die uns der Verfasser aus dem Jahre 1847–49 geführten Tagebüchern mittheilt, soweit sich dieselben nicht auf die Sitten und Zustände der eingeborenen Stämme, deren Schilderung unter allen Umständen von hohem Interesse ist, sondern auf die eigenen Erlebnisse der Missionare beziehen. Eine lebhaftere Theilnahme unsererseits nehmen die letztern ab dann wieder in Anspruch, wenn das Missionsinteresse zurücktritt und die Darstellung den Charakter der eigentlichen Reisebeschreibung annimmt. Die Idee, allmählich eine ganze Kette von Stationen in das Innere von Afrika hinein und womöglich bis zur Westküste hindurchzuführen, veranlaßte die beiden Missionare zu vielfachen Reisen in das Gebiet mehrerer weiter landeinwärts wohnenden Stämme. Die interessanten Beobachtungen und Erfahrungen, welche sie dabei zu machen Veranlassung hatten, bildet der zweite Theil in einer Reihe von Einzelberichten, dem Ton sich vor dem des ersten Theils unstreitig durch eine größtenteils Frische und Lebendigkeit auszeichnet.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Hefung.)

Anzeigen.

Im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen erscheint auf Subscription das deutsche Nationalwerk:

Bibliothek der deutschen Klassiker.

Inhalt: Die Meisterwerke des deutschen Schriftthums, von den Nibelungen bis auf unsere Zeit, mit vollständiger Literaturgeschichte, Biographien, Porträts, Illustrationen.
Umfang: 25 Bände Octav, jeder von 4–5 Lieferungen, zu 9–12 Bogen und mehrern Illustrationen.

Preis: 5 Egr. oder 18 Kr. für die Lieferung, deren wöchentlich eine ausgegeben wird. Gleichzeitig erscheinen der I. Band (Dichtungen der Hohenstaufenzeit), und XVII. Band (Periode der Romantiker).

Diese Klassiker-Bibliothek ist ein durchaus neues, wahrhaft nationales Unternehmen, welches in Wesen wie Form, in Gehalt wie Vollständigkeit, in Billigkeit wie Schönheit von allen Werken verwandter Gattung und Benennung weit verschieden ist; es ist das erste und einzige Werk, welches nach einer kritischen und literarhistorischen Anordnung die Meisterwerke der deutschen Dichter und Denker zu einem großen Gesamtbild unserer Nationalliteratur und in einem gemeinsamen Rahmen zusammenstellt.

Vorräthig in allen Buchhandlungen. Prospective gratis.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Brückenbaukunde in ihrem ganzen Umfange.

Ein Handbuch für Ingenieure und Baumeister.

Bearbeitet von Heinrich Müller, Baucommissair in Bremen.
Neue Ausgabe. Vier Abtheilungen. Mit einem Atlas von 98 Tafeln. (Text in Octav, Atlas in Folio; 8 Thlr.)

Die vier Abtheilungen sind einzeln unter folgenden Titeln:

- I. Die Hilfswissenschaften. Mit einem Atlas von 23 Tafeln. 2 Thlr.
- II. Die Erbauung der hölzernen Brücken. Mit einem Atlas von 29 Tafeln. 2 Thlr.
- III. Die Erbauung der steinernen Brücken. Mit einem Atlas von 20 Tafeln. 2 Thlr.
- IV. Die Erbauung der eisernen Brücken. Mit einem Atlas von 26 Tafeln. 2 Thlr.

Eine für Ingenieure und Baumeister sehr nützliche Darstellung der Brückenbaukunde, in der das überall zerstreute und oft nur mühsam zu findende Material dieser in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Kunst zweckmäßig zu einem Ganzen verarbeitet ist. Die 98 Kupfertafeln des Atlas erhöhen wesentlich die Brauchbarkeit des Werks. Der Preis der soeben erschienenen neuen Ausgabe ist bedeutend billiger als der der ersten (8 Thlr. statt 14 Thlr.). Sie ist nebst einem gratis zu habenden Prospect durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen von Marino.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Inhalt dieser Schrift bilden zwei neue Novellen von Marino, dessen erste Novelle „Sanct-Florian's Rache“ (geheftet 18 Ngr., gebunden 24 Ngr.) vielfachen Beifall fand. Sie führen die Titel: „Eine Septime“ und „Eine ober-schleifische Idylle“, und zeichnen sich ebenfalls durch Frische und poetische Schilderungen aus.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

In 4 Bänden oder 40 Heften. Jedes Heft 5 Ngr.

Die neue Bearbeitung eines Werks, welches sich schon in seiner ersten Auflage einer ungemein günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Es ist ein Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch, eine kurzgefasste aber vollständige Real-Encyclopädie, zugleich Fremdwörterbuch und Zeitungs-Lexikon, und somit ein Universal-Lexikon.

Die Verlags-handlung garantiert den Umfang von 40 Heften und macht sich verbindlich mehr erscheinende Hefte gratis zu liefern. Monatlich werden zwei Hefte ausgegeben, das ganze Werk also wird binnen zwei Jahren vollendet.

Das erste Heft ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Soeben erschien:

Hud. Gottschall's Deutsche National-Literatur

in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Vierte Lieferung.

Das ganze Werk (3 Bde. circa 90 Bogen gr. 8.) erscheint in 9 Lieferungen bis Ende dieses Jahres. Subscriptions-Preis pro Lieferung 12 Egr. Mit Erscheinen der letzten Lieferung tritt der Ladenpreis von 4½ Thlr. für das vollständige Werk ein.

Dresden, November 1860.

Edward Ermold.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernst Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 48. —

29. November 1860.

Inhalt: Arthur Schopenhauer in neuen Auflagen. Von Julius Frankenstädt. — Gustav Freytag als Culturhistoriker. — J. L. Krapf's Reisen in Ostafrika. (Beschluss.) — Sentenzen- und Spruchliteratur. — Aeltere Lesart einer Gellert'schen Fabel. Von Emil Müller-Samowegen. — Notiz. (Goethe's Ballade „Der Gott und die Bajadere“ in französischer Nachbildung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Arthur Schopenhauer in neuen Auflagen.

Das Hauptwerk Arthur Schopenhauer's: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, ist bereits in dritter Auflage erschienen (Leipzig, Brockhaus, 1859). In derselben Verlage ist auch die zweite Auflage von „Die beiden Grundprobleme der Ethik“ kurz vor Schopenhauer's am 21. September d. J. erfolgten Tode beendet worden. Die „Vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ erschien bereits 1847 zu Frankfurt a. M., die Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben“ (Leipzig 1854) und die Schrift: „Ueber den Willen in der Natur“ (Frankfurt 1854) in zweiter Auflage.)

Wie sehr Schopenhauer über diese Genugthuung, die ihm nach so langem Ignoriren und „Secretiren“ endlich zu Theil geworden, noch von fast allen seiner Werke neue Auflagen besorgen zu müssen, sich freute, kann man aus der Vorrede zur zweiten Auflage der Schrift: „Ueber den Willen in der Natur“, ersehen. Dort jubelt er:

Ihr (der Philosophieprofessoren) Kaspar Hauser, den sie, beinahe vierzig Jahre hindurch, von Licht und Luft so sorgfältig abgesperrt und so fest eingemauert hatten, daß kein Laut sein Dasein der Welt verrathen konnte, ihr Kaspar Hauser ist entsprungen! ist entsprungen und läuft in der Welt herum; einige meinen gar, es sei ein Prinz. Oher, in Prosa zu reden: was sie über alles fürchteten, daher mit vereinten Kräften und seltener Standhaftigkeit, mittels eines tiefen Schweigens, eines so einträchtigen Ignorirens und Secretirens, wie es noch nie dagewesen, über ein Menschenalter hinaus glücklich zu verhüten gewußt haben, dies Unglück ist dennoch eingetreten: man hat angefangen mich zu lesen und wird nun nicht wieder aufhören. Legor et legar: es ist nicht anders.

Schopenhauer hatte, wie alle großen Autoren, das Bewußtsein, daß er immer und immer wieder von neuem werde gelesen werden. Und er täuschte sich hierin nicht. Denn das Götze, das Ursprüngliche, Urkräftige tritt dem Leser auf allen Seiten seiner Schriften entgegen. Wer einmal über dieselben gekommen, den lassen sie nicht wieder los, der hat es sozusagen im Leibe und muß, falls er nicht zu jenen „speculativen Köpfen“ gehört,

denen das Schweigen über einen großen Geist die reichste Speculation scheint, umhergehen und laut verkündigen, welch Heil ihm widerfahren sei, endlich nach langem Suchen einen Philosophen gefunden zu haben, bei dem er weiß, woran er ist, den er nicht bloß verstehen kann, sondern der selbst die Welt aus dem Grunde versteht.

Der Ursachen, welche neue, wiederholte Auflagen von Werken nothwendig machen, gibt es gewiß viele. Aber selten sind diese Ursachen so edler Art, wie bei den neuen Auflagen der Schopenhauer'schen Schriften. Wie mancher, der sich weit zahlreicherer Auflagen rühmen kann, hätte Ursache, Schopenhauer um diese Ursachen zu beneiden. Wie steht doch die Zahl der Auflagen so oft im umgekehrten Verhältniß zu dem innern Werth der Schriften!

Schopenhauer tritt uns in seinen Werken nicht bloß als ein originaler Philosoph, als ein tiefer Selbstdenker, der seine Weisheit aus dem ewig jungen und frischen Born des Lebens geschöpft, entgegen, sondern auch als ein großer und genialer Schriftsteller, weshalb er nicht bloß in der Geschichte der Philosophie, sondern auch in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur einen Platz ersten Ranges in Anspruch nehmen darf. Rosenkranz, der als philosophischer Gegner Schopenhauer's aufgetreten, konnte doch nicht umhin, die Vorzüge anzuerkennen und hervorzuheben, die ihm in der Literatur überhaupt stets einen ausgezeichneten Rang bewahren werden. . . . Gründlich in den alten Classikern, wie in den französischen und englischen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts belesen, mit Kenntnissen vielseitigster Art ausgerüstet, mit großem Darstellungstalent begabt, von einer reichen, durch Reisen und mannichfaltigen Verkehr belebten Erfahrung gesättigt, gehört er unbedingt zu unsern besten Autoren, die man stets mit erneuter Anreizung liest, und die wir auch da noch höchst anziehend finden, wo wir uns mit ihren Ansichten in directem Widerspruch erblicken. (Vgl. Rosenkranz, „Zur Charakteristik Schopenhauer's“ in Karl Gödel's „Deutsche Wochenschrift“, 1854, Heft 22.)

Die hier gerühmten Eigenschaften haben vorzugsweise dazu beigetragen, den Werken Schopenhauer's auch in solche Kreise Eingang zu verschaffen, denen sonst philosophische Studien fern liegen. Handwerker, Kaufleute, Klerge, Soldaten und Advocaten, auch gebildete Frauen

*) Nur von Schopenhauer's letztem Werk „Parerga und Paralipomena“ ist noch keine neue Auflage erschienen, eine solche steht aber bevor.

haben in ihren Mußestunden die Schopenhauer'schen Schriften zur Hand genommen und sich in sie vertieft. Dadurch ist Schopenhauer ein kräftiger Erwecker philosophischen Sinnes und Geistes auch außerhalb der Schule, unter den sogenannten Weltleuten geworden; und dies ist nicht gering anzuschlagen, besonders in unserer materialistischen und glaubenslosen Zeit.

In der That kann es auch kein besseres, kein kräftigeres Antidotum gegen den Materialismus und Unglauben geben, als die Schopenhauer'sche Philosophie. Denn das Wahre, was sowohl dem Materialismus, als dem kirchlichen Unglauben innewohnt, sich aneignend, bewahrt sie doch vor dem Irrthum in beiden. Was zunächst den Materialismus betrifft, so ist die Schopenhauer'sche Philosophie insofern allerdings materialistisch zu nennen, als sie sich auf breiterer naturwissenschaftlicher Basis aufbaut, sich die Resultate der Astronomie, Geologie, Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie aneignet und die mechanisch-chemische Erklärung der Erscheinungen innerhalb des Kosmos nicht bloß zuläßt, sondern auch selbst vielfach benützt. Aber sie ist antimaterialistisch, insofern sie andererseits zum Bewußtsein bringt, wie unzulänglich die bloß mechanisch-chemische Erklärung ist, wenn es sich darum handelt, den physischen Erscheinungen auf den Grund zu kommen und das in ihnen Erscheinende, das Ding an sich zu entdecken. Hier ist Schopenhauer voll Satire gegen die „Herren vom Ziegel und der Retorte“, welche sich einbilden, mit bloßer Chemie, „die wol zum Apotheker, aber nicht zum Philosophen befähigt“, die Geheimnisse der Welt ergründen zu können; er verspottet die Zoologen, die ihre „60 Affenspecies an einer Schnur haben“, in metaphysischer Hinsicht aber doch nur unwissende, dem Volk beizuzählende Menschen sind. (Vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage „Ueber den Willen in der Natur“.)

Was zweitens den kirchlichen Unglauben betrifft, so gehört Schopenhauer nicht bloß insofern zu den Ungläubigen, als er den Gott des Alten Testaments, seit Kant ihn den Proceß gemacht, für abgethan hält, ja sich über die Professoren lustig macht, deren Obliegenheit es ist, „jede Messe die neuesten Berichte über den lieben Gott mitzutheilen“; sondern auch insofern, als er in der mythischen Form der christlichen Offenbarung keine wirkliche, beglaubigte Geschichte, sondern nur Allegorie sieht. Aber andererseits wirkt doch die Schopenhauer'sche Philosophie dem kirchlichen Unglauben dadurch entgegen, daß sie mit der mythischen Form nicht auch den tiefen ethischen Kern des Christenthums verwirft, diesen vielmehr, wie er sich in der Lehre von der Erbsünde und der Erlösung in dem Gegensatz zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade ausdrückt, als unzerstörbare Wahrheit rettet und gegen die Angriffe des platten Rationalismus sicher stellt. Schopenhauer sagt:

Der andere (außer dem Materialismus) zu wirklichen Fortschritten der Philosophie aufrufende Umstand ist der, allen hypochondrischen Verhüllungen und allem kirchlichen Scheinleben zum

Troß, immer mehr überhandnehmende Unglaube, als welcher mit den immer weiter sich verbreitenden empirischen und historischen Kenntnissen jeder Art nothwendig und unvermeidlich Hand in Hand geht. Dieser droht mit der Form des Christenthums auch den Geist und Sinn desselben (der sich viel weiter als es selbst erstreckt) zu verwerfen und die Menschheit dem moralischen Materialismus zu überliefern, der noch gefährlicher ist, als der erwähnte chemische. Dabei arbeitet diesem Unglauben nicht mehr in die Hände, als der jetzt überall und so dumm breit auftretende, obligate Lartüßkanismus, dessen plumpe Jünger, ihr Trinfgeld noch in der Hand haltend, salbungsvoll und so einbringlich predigen, daß ihre Stimmen bis in die gelehrten, von Akademien oder Universitäten herausgegebenen kritischen Zeitschriften und in die physiologischen, wie philosophischen Bücher dringen, wo sie, als ganz am unrechten Ort, ihrem Zweck schaden, indem sie indigniren. Unter diesen Umständen also ist es erfreulich, das Publikum Anteil an der Philosophie verathen zu sehen. (Vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage „Ueber den Willen in der Natur“.)

Unter den bezeichneten beiden Umständen, einerseits des seine Gebietsgrenzen verkennenden, die Stoffatomistik für ausreichend zur Lösung des Welträthsels haltenden Materialismus, und andererseits des mit der mythischen Form auch den ethischen Gehalt der christlichen Religion verwerfenden Unglaubens, unter diesen beiden Umständen ist die Schopenhauer'sche Philosophie eine wahrhaft gemäße, ihr Studium entspricht einem dringenden Zeitbedürfnis, und erreichte sie Verkündigung auch vom Katheder herab, so würde sie nicht nur wie eine medicina mentis auf die studirende Jugend wirken, sondern würde auch die künftigen Lehrer, Richter, Ärzte und Prediger mit mehr Weisheit für ihren praktischen Verus ausrüsten, als es die andern nachantischen Systeme vermochten.

Freilich müßte die Schopenhauer'sche Philosophie, um auf Universitäten lehrbar und alsdann im praktischen Leben heilsam zu werden, eine bedeutende Correctur ihres pessimistischen Endresultats erfahren, eine Correctur, wie ich sie ihr zum Theil schon in meinen Schriften gegeben, zum Theil noch ferner zu geben gedenke. Denn der absolute Dualismus, auf welchen die Schopenhauer'sche Ethik hinausläuft, ist das gerade Gegentheil der ständigen Thätigkeit, auf die es im Staate und in der Kirche ankommt, und die allein uns aus den Verirrungen der Gegenwart retten kann. Aber was hindert uns denn, der Schopenhauer'schen Philosophie diese Correctur zu geben? Was Schopenhauer mit der Kant'schen Philosophie gethan, indem er die Wahrheiten derselben als angeeignet, ihre Irrthümer aber ausgeschieden hat, das wollen wir auch mit seiner Philosophie thun. Die ungenießbaren Bestandtheile dieser köstlichen Nahrung sollen uns nicht hindern, die Geist und Herz stärkenden Theile in uns aufzunehmen.

Julius Frauenstädt.

Gustav Freytag als Culturhistoriker.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Von Gustav Freytag. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1860. Gr. 8 3 Thlr.

Der Realismus, dem Freytag auf dem Gebiete der Romantik huldigt, ist, wie es scheint, nun ganz in den historischen Realismus umgeschlagen und die Erfindung

hat den Thatfachen der deutschen Vergangenheit Platz machen müssen. Auf diesem Gebiete bringt dies Buch ungemein viel Lehrreiches und Anziehendes dar, das in eine passende und geschmackvolle Form gekleidet, eine sehr werthvolle Arbeit darbietet, in welcher Berichte von Zeitgenossen und Aufzeichnungen aus alter Zeit, aber durch einen selbständigen Fortgang des Verfassers zu einem Ganzen verbunden, den Hauptinhalt bilden.

Auch uns sind solche Aufzeichnungen aus alter Zeit besonders werth; denn aus ihnen, nicht aus den politischen Zeitgeschichten, lernen wir, wie das deutsche Volk empfunden, gelebt und gelitten hat. Wenn es aber die Aufgabe der historischen Wissenschaft ist, das schaffende Leben der Nationen zu erforschen, so kommt es darauf doch vorzüglich an, die Seelen der Völker, als die höchsten Gebilde, welche der Mensch noch zu erkennen befähigt ist, zu betrachten, und somit die Erkenntnis des Lebens des ganzen Menschengeschlechts als eine geistige Einheit zu fördern. In diesem begrenzten Kreise liegt alles Große, was wir zu erkennen vermögen, alles Schöne, das wir je genossen, und alles Gute, wodurch wir je unser Leben geweiht. Es ist unsere Arbeit, das Göttliche in der Geschichte zu suchen. Von diesem höchsten Gesichtspunkte aus sucht der Verfasser die geistige Entwicklung des deutschen Volks in seinen letzten drei Jahrhunderten und darzulegen, um uns mit dieser Erkenntnis zu einem Schluß auf seine Geschichte im nächsten Jahrhundert zu befähigen. Ein so ernster Zweck verdient, dankt uns, wol eine ernste Würdigung.

Vermöge des realistischen Standpunktes, den der Verfasser so gern einnimmt, zeigt er uns in der Einleitung zunächst an den Bildern deutscher Grundbesitzer aus den Jahren 1559, 1659 und 1759, welche Wandlungen Leben, Ansichten und sociale Stellung dieser Volksklasse durch drei Jahrhunderte erfahren, oder wie der Verfasser zu sagen liebt, wie die deutsche Volksseele sich entwickelt hat. „Vergebens sucht der Deutsche“, heißt es hier, „die gute alte Zeit. Auch ein frommer Eiferer, der Engel und Humboldt als Atheisten verdammt, auch der conservative Grundherr, welcher für die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, sie würdigen, in eins der letzten Jahrhunderte zurückversetzt, zuerst ein maßloses Erstaunen, zuletzt einen Schauer vor ihrer Umgebung empfinden. Was sie am meisten begehren, das würde ihre Seele elend machen, und was sie jetzt gedankenlos und großend von unserer Bildung empfangen, es würde ihnen so fehlen, daß sie über dem Mangel verzweifeln.“ Wir wollen die Richtigkeit dieses Urtheils zugeben, allein freilich nur unter der Annahme, daß der heutige Grundherr die seinem Ahn unbekannten Forderungen und Begehrenisse der Gegenwart mitbringt, woraus denn gar nicht folgt, daß jener nicht doch glücklicher war, als er es ist! Der Edelmann von 1559 in seinem düstern, wincklichten, vom sinkendem Grabschlamme umgebenen Hause, meist ohne Glascheiben, die Hausfrau Köchin und erste Magd, seine Kinder Gänse und Kleinvieh hütend, er selbst zwischen Müßiggang und wil-

der Aufregung, zwischen Jagd und Trunk wechselnd, halsstarrig im Streit und Fehde mit den Nachbarn führend, ein häßlicher, nackter Egoist; der Grundherr von 1659, schon auf größere Ordnung und Ruhe im Dorf bedacht, die Schäden des großen Kriegs zu heilen bemüht und thätig im Feldbau, seine Kinder von einem armen Candidaten kümmerlich unterrichtet, seine Gattin in einer alten Kutsche, mit Dienern in Liberei zur Kirche fahrend, seine Gesellschaft in cynischer aber lustiger Unterhaltung, den Pfarrer neckend oder die Gamba spielend, Ständetage besuchend, voll Selbstgefühl, aber für Deutschland weder von Liebe, noch von Haß erwärmt, ein sparsamer Hausherr und tyrannischer Er und Egoist wie sein Ahn; endlich der im geschmücktesten Neubau seines Ed Regiment von der Wirthschaft getrennt, heerde verfeinernd und die neue A seine Frau pedantisch im Hause wahl Kleists „Frühling“ und Gellerts lese zier in des Königs Heer, sein König Gefahr: er fühlt, daß er ein Vate seines Glückens auf die „Schreiber in 1 ay es zu lieben, sich als Glied einer Alle diese Bilder sind vortrefflich; in vier Jahrhunderten vollbringt sich die große Verwandlung; mächtige Erhebung des Gemüths befreit im 15. und 16., eine furchtbare Katastrophe zerstört im 17., aus todtähnlichem Schlaf erwacht im 18. Jahrhundert der moderne Geist des deutschen Volks. Und im 19.? Hierüber schweigt der Verfasser. Unseres Erachtens hätte er vielleicht fortfahren können: „Um im 19. nach kurzer Geistesblüte abermals im Atomismus der Selbstsucht und der Rechthaberei zu Grunde zu gehen!“

Wie dem auch sei, der Verfasser geht seiner wohlbedachten Aufgabe nach, welche keine andere ist, als die gestaltenden Ereignisse und Umschwünge der Zeit hervorzuhoben, zu schildern und diese Schilderung jedesmal mit dem Berichte eines Zeitgenossen zu belegen und zu veranschaulichen. Diese Berichte sind zumeist bekannt und mehrfach gedruckt; nichtsdestoweniger bilden sie ein ebenso notwendiges, als gern empfangenes Ingredienz dieses Buchs. So werden die Bilder aus dem Hussitenkriege und die Schicksale Schlesiens unter ihm durch den Bericht Martin's von Bollenhahn verklärt, aus welchem wir das furchtbare Verderben des deutschen Stammes im Lande deutlich erkennen. Eine wüste Gestalt aus den Kreuzkriegen, Hans von Sagan, ließ 1488 sieben ehrbare Rathmänner der Stadt Slogau in seinem Thurn verhungern, unter welchen Hans Koppel über seine Todespein gewissenhaft Buch und Rechnung führte, nachdem er sich aus dem „Schwarzen am Licht“ Linte bereitet. Dies merkwürdige Tagebuch ist, obwol verstümmelt, durch Stenzel uns erhalten („Script. Rer. Sil.“). Von diesem tief verderblichen Kampfe erhob sich Schlessen, fortwährend gebrochen und unterdrückt, erst durch die preussische Eroberung, die seine Germanisirung vollendete und ihm das Selbstgefühl deutscher Landmannschaft verlieh.

Das Hofleben und die Hoffitten derselben Zeit (1440) werden an der Erzählung der Helene Kottanner, Dienerin der Königin Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismund's, veranschaulicht, welche merkwürdige Handschrift Endlicher 1846 aus der wienener Bibliothek herausgab und die besonders den Raub der ungarischen Krone durch Ladislaus' Anhänger erzählt. Ein fahrender Schüler von 1509, Thom-Platter, berichtet uns hiernächst seine Erlebnisse und malt das Leben, die Wanderlust, die Schulen, den Einfluß der lateinischen Sprache auf Sitte und Volksggeist in lebendigster Farbe. Myconiud' ziemlich bekannte Erzählung schildert dagegen die Bedürfnisse des Volksgemüths, die Kirche, die Bruderschaften, die Opposition gegen den Ablass, die Seelenkämpfe eines Novizen, wie A. Blauner's Bericht und die Erzählung des Johann Kessler Luther's Verhältnis zum Volk und seine Wartburgzeit uns vorführen, und die Geschichte Luther's selbst, in den nun folgenden Kapiteln, das Reich und die Fürsten der Zeit, die Schwäche des Kaisers und Karl's V. Persönlichkeit einleiten, indeß W. Sastrow's bekannte Familiengeschichte uns in das bürgerliche Leben der Zeit, die für Leben und Gut noch so äußerst wenig Sicherheit bot, einweicht. Die Stellung der Frauen, Hochzeit und Ehestand veranlaßt die Erzählung Felix Platter's, wie der berühmte Bericht Hans Schweinichen's uns Art und Sitte des Adels und der Fürsten in wunderlichen Farben veranschaulicht. Diesem Bericht steht ein Auszug aus Götz von Berlichingen's Selbstbiographie gut zur Seite. Das Schlusskapitel des ersten Theils bildet dann der Aberglaube und die Teufelsgeschichten der Zeit, nebst den Hexenprocessen, Schatzgräbereien und Aehnlichem, sodas wir von allen wesentlichen Bezügen des Volksgemüths im 16. Jahrhundert ein ebenso reiches als lebendiges Bild vor uns entfaltet sehen. Das Resultat von allem ist eine äußerst trübe und gedrückte Volkstimmung am Schluss dieses Jahrhunderts. Der Autor sagt:

Durch Pfaffengezant und die leidige Vielgetheiltheit war das Verderben über Deutschland gekommen, der Flug des Protestantismus war gehemmt, die katholische Reaction erhob wachsend ihr Haupt. Unter einer geistlosen Dogmatik verkümmerte die Volksseele, die Herzen der Gläubigen füllten sich mit trüben Ahnungen. Die Wessern sorgten um die elende Lage des Vaterlandes, der Glaube, das das Ende der Welt bevorstehe, war fast allgemein, wie die Teufelsfurcht, bei der man es beglücklich fand, sich auch nicht viel um Gott und seine Heiligen zu kümmern. Unter solchen Aspekten begann das furchtbare Jahrhundert der Religionskämpfe.

Indem der erste Theil mit diesen Worten des Verfassers schließt, können wir nicht umhin, den Leser namentlich auf seine vortreffliche Monographie der Geschichte des „Teufels in Deutschland“ aufmerksam zu machen, welche, geistvoll und kurz, dies eigenthümliche Phantasiebild des deutschen Geistes fast durch ein Jahrtausend verfolgt und in seinen verschiedensten Wandelungen darlegt als eine rechte Rehrseite der deutschen Bildung. Mit diesem Aufsatz belegt der Verfasser seinen Verus zu Untersuchungen dieser Art aufs beste und erweckt zugleich die besten Hoffnungen für die Fortsetzung seiner culturgeschichtlichen Bilder deutschen Lebens.

Im zweiten Theile, der die folgenden anderthalb Jahrhunderte, von 1600—1750, umfaßt, wird im ganzen genommen dieselbe Dekonomie wie im ersten Theile festgehalten. Nach einem Rückblick auf die Resultate des 16. Jahrhunderts: größere Ausbildung der Individualitäten, Gegensatz romanischer und deutscher Art, Gegensatz der Confessionen, politische Schwäche des Reichs und hierauf gegründetes Mißbehagen im Volk, nimmt der Dreißigjährige Krieg die sechs folgenden Abschnitte in Anspruch. In diesem Rückblick heißt es unter anderem:

Der Protestantismus, der so Großes im Volk geleistet, war noch lange nicht zu seinen letzten Konsequenzen entwickelt; er drängte überall zu innerer Thätigkeit, zu freier Selbstbestimmung und konnte sich doch nicht über das unerblickliche Princip der alten Kirche erheben. Auch er wollte den Glauben beherrschen und jede abweichende Ueberzeugung als Ketzerei verfolgen. Luther's Riesengeist hatte die Eiferer zusammengehalten, mit seinem Tode ging seine Voraussicht ihrer Schwäche in Erfüllung. Kein Wunder daher, daß die Protestanten lange Zeit den Algläubigen, die sich fest aneinander banden, im politischen Kampfe nachstanden und so lange nachstanden, als den Deutschen der neue Staatsbau noch nicht erfunden war, welcher den Schwerpunkt der Regierung aus dem zufälligen Willen des Herrschers in das Gewissen der Nation verlegt und dem talentvollen Bürger geordnete Bahnen eröffnet. So gingen die Deutschen, welche wol ein Vaterland hatten, aber nicht in einem Staate lebten, schon innerlich erkrankt in einen Krieg von 30 Jahren. Als der Krieg endete, war wenig von der großen Nation übrig. Noch hundert Jahr sollten die Nachkommen der Ueberlebenden die würdigste, die männlichste Empfindung, politische Begeisterung, entbehren.

Es ist nun eine traurige, freudenleere Zeit, welche der Autor uns hier nach den leider untrüglichen Berichten der Zeitgenossen schildert. Zuerst die Heeresverhältnisse nach Adam Jünghanns' Schilderung, Organisation, Disziplin, Troß, Oberbefehl u. s. w. Die kämpfenden Heere hatten im Dreißigjährigen Krieg im besten Fall nur etwa die Stärke eines modernen Armee-corps. Tilly hielt 40000 Mann für die höchste Truppenzahl, die ein Feldherr sich wünschen könne und alle großen Schlachten der Zeit wurden mit schwächern Heeren geschlagen. Wallenstein vereinigte zwar einmal 100000 Mann unter seinem Oberbefehl, allein sie waren in Süd und Nord von Deutschland zerstreut; vereint befehligte er nie die Hälfte dieser Zahl: dabei kostete der Unterhalt des gemeinen Mannes jährlich etwa 375 Thaler, welche durch Plünderung und rohe Requisition beschafft wurden. An Sold erhielt der Mann meist neun Gulden, der Sold der Offiziere aber war sehr hoch. Die nächstfolgenden Abschnitte zeigen den deutschen Krieg in seiner ganzen zerstörenden Thätigkeit: Parteigänger, Spione, Lagerleben, Pressuren, Stellung des Landmanns, der Geistlichen zu ihm, Verwilderung der Sitten, Troß, Furcht, Verschlechterung des Geldes, Ripper und Wipper, Sturm der Presse gegen diese und das Aufkommen der Zeitungen: alles das durch die hinterlassenen Zeitgenossenberichte des Pfarrers Bößinger, den „Deutschen Brutus“, und die „Expurgatio der Ripper“ anschaulich belegt. Das Kapitel „Wirthschaft der Städte“ enthält zugleich den sehr „charakteristischen Bericht der Rebellion der Frauen von Ravensberg in

Schleien" (1618), welche mit Schlüsselbund und Schurbe bewaffnet den reactionären Rath zu Baaren trieben und einen vollständigen Sieg über die Partei des Kaisers errangen. Der Zustand des Landes beim Friedensschluß, seine Folgen und seine Frier, die Uebersflutung Deutschlands mit Gaunern und Vagabunden, mit Zigeunern und Komödianten, sowie deren Einfluß auf die Literatur, endlich die Goldmacher und Abenteuerer an den Fürstenhöfen und die Mode und Sitten der Höfe sind in sehr anziehenden Aufzügen geschmackvoll und lebendig zur Darstellung gebracht. Hierauf wendet sich der Autor wieder zu den kleinern Kreisen des Bürgerthums herab, für welche sein Blick von besonderer Schärfe ist. An einer Stelle sagt er:

Von jeher war der Bauernstand die große Quelle, aus welcher frische Kraft in alle Ader des Volks überfloß, in ihm liegt die Saat des Gedeihens für die Völker. Der Untergang des freien Landarbeiters hat mehr als einmal die politische Existenz der Staaten untergraben, wie das Römerreich und Polen belegen. Je reichlicher und ungehemmter neue Kraft aus dieser Schicht in höhere Kreise aufsteigt, desto kräftiger und energischer wird das politische Volksleben sich entfalten, und je weniger die sinkende Kraft der Familien künstlich aufgehalten und gehütet wird, je rascher und freischer wird die emporstrebende Schicht den Weg zur Höhe bahnen. Die Cultur verlangt so angestrengte Arbeit von uns, daß nur wenige Generationen in derselben Familie sie zu leisten vermögen: etwa sechs Generationen oder 200 Jahre sind dem Aufstreben, der Blüte und dem Verfall der Familie durchschnittlich zugemessen, nur besondere Günst der Umstände kann sie länger conserviren und es ist daher ein Irrthum der Fürsten, wenn sie sich vorwiegend auf die so conservirte Familienkraft zu stützen gedenken, wie greifenhaft dieselbe sich auch zeige.

In diesen gewichtigen Worten unseres Autors liegt die Summe einer politischen Theorie beschlossen, die wir nicht anders denn als neu und sehr beachtenswerth bezeichnen können und der wir wol noch eine vollständigere Ausführung gewünscht hätten. Der Verfasser verläßt jedoch dies Thema, um uns an der Erzählung des Fr. Lucä die Veränderungen in den häuslichen Sitten des Bürgerstandes und das Aufkommen persönlichen Wohlgefühls, das eine so große Rolle in Deutschland spielt, sowie des wärmern Bezeugens der Empfindungen, das gleichfalls so mächtig in der deutschen Volksseele ist, zu zeigen, während die Sitten der Fürsten in der Geschichte der Kurfürstin Charlotte von der Pfalz, Mutter der bekannten Herzogin von Orleans, und ihrem Kampfe gegen die Degenfeld verdeutlicht werden. Die Formen der Gesellschaft, die Strenge der Standesunterschiede, das Baderleben zeigt die Schilderung Badens nach Poggis im 15., Pantaleon im 16., Merveilleux im 17. und Heß im 18. Jahrhundert. Hier erzählt Poggis die wunderliche Geschichte, wie Markgraf Georg von Brandenburg genöthigt wird, mitten im Bade sitzend einen Gefandten von Zürich zu empfangen, der mit Stiefeln und Sporen zu ihm ins Wasser wadet. Ein folgendes Kapitel malt uns Jesuiten und Juden um 1690 und erzählt die Geschichte des armen Simon Abeles, der seine Liebe zu Christo mit qualvollem Tode büßte. Bis zu Friedrich dem Großen rang die Humanität überall in Deutschland machtlos gegen die religiöse Intoleranz; ihr endlicher Sieg

aber ist wesentlich dem König zu danken, der seines religiösen Indifferentismus wegen heute so schwer und so vielfach angeklagt wird. In einem der Schlußkapitel wird uns dann die völlige Haltlosigkeit des Reichs an der Geschichte des sogenannten Wäsfunger Kriegs, 1747, in welchem das Haus Sachsen gegen Ulrich von Meiningen, den Gemahl der Philippine Cesar, einen trostlosen Krieg der Intrigue und Thicane führte. Der Wäsfunger Krieg ist unser deutsches Pendant zur „Secchia rapita“ des Tassoni, und wer Vergnügen darin findet, über das Reichskammergericht, über den Heereszug der Gothaner gegen die Meiningen und über den Rath von Wäsfungen, der einmal in corpore einen Kürbis als ein Pferd bei bebrütet haben soll, zu lachen, der findet hier seine Rechnung.

Mit dem Namen des großen Königs Friedrich enden diese Mittheilungen. Er war ein Kind einer harten Zeit, von deutschem Blut und von den Fehlern dieses Bluts nicht frei; aber er gab den Deutschen, was ihnen bisher fehlte, Begeisterung und das Gefühl eigener Lichtigkeit; er zwang ihnen die Politik auf, d. h. die Sorge um das Gemeinsame; er schuf den Staat der Deutschen. Noch einmal zertrümmerten romanische Heere diesen Staat, aber die Traditionen Friedrichs retteten und stellten ihn wieder her. Langsam erhebt sich die deutsche Volksseele; der Protestantismus wird gesund; die nationale Bildung, der Ausdruck des deutschen Volksgemüths, die eigene, deutsche Art auf jedem Gebiete des idealen, wie des praktischen Lebens, sie werden frei, die Grundlagen des wahren Staates werden gewonnen. Noch haben wir alle die Empfindung, wie mangelhaft die Entwicklungen dieses höchsten Lebensprinzips deutscher Nation sind; aber diese Empfindung beugt uns nicht mehr nieder, sie macht uns vielmehr muthig und arbeitsam.

So beschließt der Verfasser dieses beachtenswerthe Buch. Es ist unverkennbar, daß er mit großem Geschick und reinstem Geschmack jede Richtung des deutschen Nationallebens ohne Ausnahme zu klarer Darstellung gebracht und diese Darstellung durchweg mit untrüglichen Zeugnissen der Mitlebenden belegt und so zugleich ein ebenso belehrendes, als in seiner Mannichfaltigkeit überaus unterhaltendes Werk uns geboten hat. Aber sein Verdienst ist hiermit nicht beschlossen, vielmehr sind es gerade die verbindenden Gedanken, die ideellen Resultate, welche der Autor aus dem Thatächlichen seiner Mittheilungen entwickelt, was seiner Arbeit den Charakter einer geistreichen und tief sinnigen Lösung der Frage nach der stufenweisen und allmählichen Entwicklung des deutschen Volksgemüths, wie er heute ist, verleiht. Es sind die Ideen zur Geschichte des deutschen Gemüths, die seiner Arbeit einen so großen und völlig individuellen Werth mittheilen. Von diesen Ideen haben wir unsern Lesern nur wenige Proben, von den Berichten der Zeitgenossen, so fesselnd sie sind, fast nichts mittheilen können; aber wir können nicht schließen, ohne noch einmal auf den Dualismus zurückzukommen, der nach dem Verfasser die deutsche Bildung vor allem hemmt, das weltliche und das deutsche Princip derselben. Auch in der neuen Zeit,

welche den deutschen Staaten die lang entbehrte Grundlage politischer Rechte gegeben hat, erkennen wir, nach ihm, noch immer jenen schlimmen Gegensatz zwiesacher Bildung. Noch heute steht feste Geschlossenheit der Regierung, ein schlagfertiger Mechanismus der Verwaltung, in einzelnen Fällen eine schweigsame, consequente, rücksichtslose Politik gegenüber dem Wesen des protestantischen Staats, welches den Herrscher zwingt zu sprechen und zu hören, seine Entschlüsse nach der Majorität der Bildung zu richten, ja zuweilen ein großes Wollen zu beschränken, wenn dies dem Volke nicht verständlich ist. Dagegen macht eben dies höhere Princip auch die Fehler der Regierenden unschädlich, indem es die Kraft des Widerstandes erhöht und den Staat dauerhafter macht, weil der politische Antheil des einzelnen seine Opfsähigkeit steigert und seine politische Sittlichkeit abelt. In diesen und ähnlichen Sätzen erkennen wir unschwer die Hoffnungen, welche der Geschichtschreiber der deutschen Vergangenheit von der Zukunft seines Volks hegt, und wir können mit ihm nur wünschen, daß die Gefahr geheimer Thaten in dieser Zukunft glücklich vorübergehen möge.

Mit diesem Wunsche seiner eigenen Seele nehmen wir von dem Verfasser Abschied, dem wir für seine Arbeit voll tiefer Blicke in das Seelenleben unsers Volks und voll edler Unterhaltung für seinen Geist den wohlverdienten Dank sagen.

4.

J. L. Krapf's Reisen in Ostafrika.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Die ersten dieser Reisen waren die Rebmann's nach dem etwa 36 Stunden von Mombas entfernten Berg Kadiaro im Zeitaland (October 1847) und von da noch weiter westlich nach der gegen 100 Stunden weit im Innern gelegenen Landschaft Dschagga (vom 27. April bis 10. Juni 1848), wo ihm von seiten des Königs Masai eine ermuthigende Aufnahme zu Theil ward. Was nämlich die Dschagga von den östlichen und nördlichen Wateita, Wafamba und Wanika am meisten unterscheidet, ist ihre Regierungsform, in welcher sich gewissermaßen der landschaftliche Gegensatz zwischen den ausgedehnten und einsörmigen Ebenen und den massenhaften und hohen, plötzlich daraus bis über die Schneelinie emporsteigenden Bergformen bedeutungsvoll widerspiegelt. Charakteristisch für die Dschagga ist noch, daß sie nicht in zusammenhängenden Dörfern und Städten, sondern in einzelnen durch Zwischenräume von etwa fünf Minuten voneinander getrennten Höfen wohnen, die je eine Familie, aber mehrere Hütten enthalten. Die Anlegung einer Missionsstation ohne gleichzeitige ausgedehntere Colonisationsbestrebungen kann wol für hoffnungslos gelten, während diese Bestrebungen sich vortreflich lohnen würden, da das wasserreiche Land sehr culturfähig ist und eine hohe Blüte erreichen wird, sobald die Sklaverei und die fortwährenden Kriege der verschiedenen Häuptlinge und Stämme aufhören. Gewissermaßen der Kaiser der verschiedenen Dschaggas ist Mamkinga, der König von Madschamo, bis zu dessen Residenz Rebmann auf seiner dritten Reise (vom 14. November 1848 bis 16. Februar 1849) vordrang, um sich den Weg nach Uniamesi zu bahnen. Allein die am 6. April unternommene Reise, bei welcher er sich dieses ferne Ziel stellte, sollte ein klägliches Ende nehmen, indem derselbe Mamkinga, auf dessen Schutz hin er dieselbe angetreten hatte, ihn förmlich beraubte und dadurch zur Umkehr nöthigte. Nach der Rückkehr Rebmann's von seiner ersten Reise nach Dschagga hatte Krapf einen anderthalb-

monatlichen Ausflug weiter nach Süden durch die Wafambawüste nach Ubigoni, Ushinkini und dem hohen Berglande Usambara gemacht. Im November und December des darauffolgenden Jahres besuchte er Usambani, d. h. das im nordwestlicher Richtung liegende Land der Wafambastämme und drang unter vielfachen Beschwerden bis ins Gebiet des Stammes Kitui vor, dessen Häuptling Kitui, „ein großer Zauberer“, ihn gastfreundlich aufnahm. Dies ermuthigte Krapf, nach der Rückkehr von seiner Anfang 1850 bis Cap Delgado, der Südgrenze der afrikanischen Besitzungen des Imam von Rasat, unternommenen Seereise, deren lehrreiche Beschreibung wir gänzlich übergehen müssen, auf einer zweiten Expedition nach Usambani (11. Juli bis 30. September 1851) Kitui zum Ausgangspunkte seiner weiteren Forschungen zu machen und von hier aus in Kitui's Begleitung weiter gen Nordwesten vorzubringen. Diese Reise hat unstreitig mehr von spannendem Interesse und abenteuerlichem Beschaue als der ganze Inhalt des Buchs; und obwohl wir nicht näher auf die charakteristischen Kennzeichen eingehen können, wodurch sich eine Reise in Ostafrika von einer nord- oder südafrikanischen unterscheidet, so wollen wir doch einige bezeichnende Einzeltzüge herausheben.

Die Abreise fand nach mannichfachen Verzögerungen am 24. August statt. Der Weg führte durch eine ausgedehnte fruchtbare, aber bis auf einige seltene Akazien völlig baumlose Ebene mit einer weiten Aussicht auf hohe Berggipfel im Süden, Westen und Norden, die von Geiern, Antilopenheerden und Nashörnern belebt war, gegen deren Angriffe die Eingeborenen starke Vorräthe errichtet hatten. Die dem Dana zufließenden Bäche waren jetzt meistens ausgetrocknet, während das Wasser des Andalai mit Salz gesüßigt war. Am 25. August lagerte der Zug an dem etwa 5000 Fuß hohen Dana, wo die Wafasi bis zur ihrer Vertreibung durch die Masai und Wafamba ihren Hauptstamm gehabt hatten. Kitui beging die Unvorsichtigkeit, bei seinem langsamen Marsche überall das Gras auf seinem Wege anzuzünden. Dies bot den räuberischen Bewohnern dieser Wildnis Gelegenheit, ihn in einen Hinterhalt zu locken. Etwa eine Stunde vom Dana entfernt, sah die Karavane plötzlich von verschiedenen Seiten her Abtheilungen derselben aus dem Walde hervordringen, um sie zu umzingeln. Kitui feuerte seine Flinte ab und hieß den Missionar dasselbe thun. Aber, erzählt dieser, „in der Verwirrung und bei dem schnellen Leben hatte ich den Kadkod in dem Flintenlauf stecken lassen und abgefeuert. Auch konnte ich an meiner Doppelflinte nur einen Lauf benutzen, weil mir in Kitui's Dorf eine Nadel in dem Zündloch abgebrochen war.“ Wirklicher als diese Lustschiffe war einige Zeit der Regenschirm des Europäers, den die Frauen Kitui's offneten. Nach einer kurzen Scheinunterhandlung erhoben die Räuber ein Kriegesgeschrei und überschütteten die Karavane mit Pfeilen. Krapf, der sich inzwischen einen Kadkod abgeschnitten hatte, wurde von seinen Leuten, die ihre Lasten wegwarfen, dringend gebeten so schnell als möglich zu schießen. Er feuerte zweimal in die Luft, weil er es „nicht über sich bringen konnte Menschenblut zu vergießen“. Dies sagt derselbe Mann, der anderwärts christlich genug ist von den Engländern zu verlangen, daß sie jeden Mohammedaner, der göttliche Erscheinungen und Offenbarungen vorgibt, ohne weiteres aufknüpfen sollen. Bei einer solchen Drotheibigung ward natürlich die Karavane von dem 130 Mann starken Feinde bald geprengt. Kitui wurde niedergeworfen und Krapf mußte seinen davonlaufenden Begleitern nachhelfen. Bei dem Versuch, über ein tiefes trodenes Bett eines Baches zu springen, fiel er hinein, zerbrach den Flintenkolben und verletzte seine Lenden. Er rannte nun das Bett entlang und erlangte das Ufer, verlor aber, durch seine Flinte und Munition am Laufen gehindert, seine Leute bald gänzlich aus dem Gesicht. Er zog sich in den Wald zurück, wäre aber beinahe den Räubern, die er auf 300 Schritte weit für seine Leute hielt, in die Hände gefallen. Endlich fand er sich völlig einsam auf einer offenen und baumlosen Ebene. Da er den ganzen Tag noch nicht getrunken hatte, so suchte er zunächst den Danafluß zu erreichen.

Nachdem er sich hier erquickt hatte, verbarg er sich bis zum Einbruch der Nacht im Gebüsch und trat sodann, nur von der Richtung des Windes geleitet, seinen Rückmarsch im Finstern an. „Ich marschierte durch dick und dünn“, erzählt er, „fiel manchmal in kleine Gruben oder über Steine und Baumstämme, am meisten hemmten mich die Dornen und das hohe Gras; auch ängstigte mich der Gedanke an die vielen wilden Thiere.“ Er gelangte wieder auf eine große Ebene und schlief hier, völlig erschöpft, einige Stunden. Nachdem er sich wieder in Marsch gesetzt, quälten ihn Hunger und Durst so, daß er Blätter, Wurzeln, die Excremente der Elefanten zu lauen versuchte, Ameisen verzehrte und feuchten Sand in den Mund nahm. Erst am Nachmittag des 28. August fand er wieder Wasser; allein der geringe Vorrath, den er in seinem Pulverhorn mitnehmen konnte, reichte nur auf kurze Zeit. Endlich nach unsäglichem Beschwerden und Entbehrungen erreichte er am Abend die Plantagen der Wasimba, die ihn mit Gleichgültigkeit und Mißtrauen aufnahmen. Hier drohten ihm neue Gefahren. Kiwoi's Verwandte, die ihn ohnehin für einen bössartigen Zauberer hielten, wollten ihn für den Tod des Häuptlings verantwortlich machen, wie sie nach dem Befehl der dort herrschenden Blutrache 15 schon vor Kiwoi's Abreise angekommene Handelsleute von Mpe getödtet hatten, bloß weil diese aus demselben Lande wie die Räuber sein sollten. Er entfloß deshalb bei Nacht und setzte in fortwährender Gefahr drohender Entdeckung seinen Weg im Finstern nach Data fort, wo er einer freundlichen Aufnahme sicher war. Nach zweitägigem Umherirren unter furchtbaren Entbehrungen, Beschwerden und Ängsten hatte er so völlig jede Richtung verloren, daß er sich den Verwandten Kiwoi's auf Gnade und Ungnade zu übergeben beschloß und geradezu in dessen Dorf ging. Die Verwandten zogen es jedoch vor, von seinem noch übrigen Eigenthum, womit seine geflohenen Wanisabiener mittheilte in Data angekommen waren, möglichst viel zu erpressen und gestatteten ihm am 13. September freien, wenn auch keineswegs ehrenvollen Abzug. Nachdem man diese Schilderung gelesen hat, wundert man sich schwerlich mehr, warum Krapf nicht bis zum See Uniamesi vorgebrungen ist. Wer beim Aufwachen und Weitergehen in den Wildnissen Afrikas seine Plinthe in Stand zu halten vergißt, der hat wenig Chancen mit heiler Haut zurückzukehren.

Indem wir die letzte Reise des Verfassers nach Usambara übergehen, bemerken wir nur noch kurz zur Geschichte der Mission, daß im Juni 1849 die Brüder Erhardt und Wagner ankamen, von denen aber der letztere nach kaum zwei Monaten dem Klima erlag. Im April 1850 reiste Krapf nach Europa, wo er die kirchliche Missionsgesellschaft für den Plan gewann, als erste Nieder der beabsichtigten Missionsstette zwei neue Stationen, die eine im Königreich Usambara und die andere in Usambani oder in Dschagga, ungeäumt anzulegen und für diesen Zweck die Mitsendung der beiden Missionare Pfefferle und Döhlmann und zweier Laienbrüder, eines Schreiners, Landbauers und Schmiedes, wirkte. Im April 1851 traf die Reisegesellschaft in Mombasa ein; nur Döhlmann war von Aden aus nach Europa zurückgekehrt, weil er „als strenger Lutheraner es mit seinem Gewissen nicht vereinigen zu können glaubte, im Dienst der bischöflichen Missionsgesellschaft zu beharren und zu wirken“. Die übrigen Mitglieder wurden bald nach ihrer Ankunft vom Fieber ergriffen; Pfefferle mußte in kurzer Zeit zu Grabe getragen werden und von den Laienbrüdern waren nur durch die schnellste Rückkehr nach Europa zu retten. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, festere Beziehungen mit den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen anzuknüpfen, sah er sich gezwungen zur Wiederherstellung seiner eigenen Gesundheit im October 1853 nach Europa zurückzukehren. Die Sorge für die Mission zu Rabba hie von nun an ausschließlich in den Händen Rebmann's, nachdem auch Erhardt im Jahre 1855 durch seine zerrüttete Gesundheit genöthigt worden war, seiner bisherigen Thätigkeit der Küste Ostafrikas für alle Zukunft zu entsagen.

Unter den wissenschaftlichen Resultaten, welche uns das vor-

liegende Werk in reicher, aber ziemlich verworrenen Fülle darbietet, sind die für die Ethnologie gewonnenen Ergebnisse unzweifelhaft am höchsten anzuschlagen. Da es uns nicht wol zugemuthet werden kann, dieselben behufs einer kurzen Besprechung zu ordnen und zu generalisiren, so halten wir es, um dem Leser mindestens eine Probe von dem zu geben, was er in dieser Beziehung zu erwarten hat, für das Gerathenste, den Stamm der Wanika, den der Verfasser infolge seines langjährigen Aufenthalts in Rabbai Mpia natürlich am genauesten kennen gelernt hat, nach einigen, übrigens den meisten ostafrikanischen Stämmen gemeinsamen Eigenthümlichkeiten zu charakterisiren. Was den Missionaren hauptsächlich auf fiel, war die religiöse Stumpfheit und Gleichgültigkeit dieser Stämme. Sie erklärten offen, es gebe keinen Gott, weil man ihn ja nicht sehen könne; sie bekümmerten sich um nichts; als um Kofoswein, Käse, Reis, Welschkorn und Kleider, das sei ihr Himmel; die Wazumba (Mohammedaner) seien Thoren, daß sie so viel beteten und fasteten. Hand in Hand mit diesem Unglauben geht aber, wie gewöhnlich, ein crasser Aberglaube, der ihr ganzes Leben unter den mannichfaltigsten Formen beherrscht. Sie glauben zwar an keinen Gott, aber legen jedem Gegenstande einen guten oder bösen Geist bei, dem sie ihre Verehrung darbringen. Sie sind der Ansicht, jeder Baum, besonders jeder Kofosbaum, habe seinen Koma und jede Quelle oder Sumpf einen Schtani. Wenn sie essen oder trinken, so legen sie ein wenig Speise und Trank auf den Boden als eine Gabe für die Koma. Die Zerstörung eines Kofosbaums betrachteten sie gleich einem Mordmord, weil dieser Baum ihnen Leben und Nahrung gebe. Hiermit hängt der Glaube an die Wirkksamkeit der Zauberei auf das engste zusammen. Namentlich spielen auch hier wie im Innern Südafrikas die Regenmacher eine wichtige Rolle. Einzelne Familien behaupten dieses große Geheimniß vom Vater auf den Sohn fortpflanzen zu können. Diese erbliche Würde sichert ihnen großes Ansehen und reichlichen Gewinn, dessen Fortdauer sie sich durch geschickte Manipulationen zu sichern wissen. Die Wanika achten auch viel auf das Geschick und den Flug der Vögel, insbesondere wenn sie eine Reise unternehmen: eine Sitte, die sich übrigens auch bei den Stämmen des südlichen Aethyopien vorfindet. Auch Gottesurtheile bringen sie häufig in Anwendung.

„Wenn ein Wanika bestohlen worden ist, so sprengt er Wasser an verschiedene Plätze vor und in seinem Hause und sagt mit lauter Stimme: „Ich bin bestohlen worden, möge der Dieb sterben oder eine Krankheit erhalten!“ Bezichtigt der Bestohlene eine gewisse Person, so muß diese von dem Wasser, das mit einer Arznei vermischt wird, trinken. Ist sie unschuldig, so schadet der Trunk nichts, ist sie schuldig, so muß sie sich beklagen, oder tränkelt und ist immer traurig, daß die Leute die Schuld erkennen können.“ Ähnlich ist das Verfahren bei dem sogenannten Eid des kleinen Brotes, wobei der Verklagte ein wenig vergiftetes Brot oder Reis essen muß und für schuldig gilt, wenn er das Verschluckte unter großen Schmerzen mit Blutverlust wieder ausspuckt. Beim Eid des Weils, des kupfernen Keßels und der Nadel muß der Angeschuldigte glühendes Metall berühren, ohne sich zu verbrennen.

Bei den öffentlichen Festen und Umzügen, die bei jeder erdenklichen Veranlassung stattfinden, spielt die Hauptrolle der Muanisa, ein merkwürdiges Instrument, das aus dem Stamme eines Kofosbaums ausgehöhlt ist und vermittelst eines Stricks gespielt, schreckhaft brummende Töne von sich gibt. Der Muanisa wird so geheim gehalten, daß jeder vom gemeinen Volke, der ihn öffentlich sähe, sich einer harten Strafe aussetzen würde; von den Weibern und Kindern glaubt man, daß sie beim Anblick desselben todt niederfallen würden. Die Kestehen gebrauchen den Muanisa, um das Volk in Schrecken und Unterthänigkeit zu erhalten. Ueberhaupt bildet er den Mittelpunkt des bürgerlichen und religiösen Lebens. Wenn die Wanika opfern und um Regen beten, oder wenn sie ein mißgekaltes Kind im Walde erdroffeln wollen, oder wenn sie neue Gesetze einführen, so wird immer der Muanisa in Bewegung gesetzt. Bei solchen Gelegenheiten

hört man die ganze Nacht hindurch die dem Palmwein reichlich zuspriehenden Kellesken beim Brummen des Ruansa wie wahn- sinnig schreien, tanzen, singen und jauchzen.

Wir erwähnten soeben gelegentlich die unter den Wanifa herrschende Sitte der Kindererziehung. Der Verfasser berichtet hier- über unter anderm Folgendes: „Eine Frau in Muelle hatte zwei Kinder geboren, von denen eins sechs Finger hatte, aber keine Nase und keine Lippen. Der Sitte der Wanifa gemäß brachten die Ältern das mißgestaltete Kind vor die Häuptlinge mit der Erklärung, daß dieses Kind ein Kogo, d. h. eine Mißgestalt sei und also künftig ein Verbrecher werden werde, sie dasselbe nicht auferziehen wollen und daher es den Häuptlingen darbringen, damit sie es im Walde erdrosseln und begraben. Dieser Erklärung gemäß wurde ihm von den Häuptlingen der Hals zusam- mengezogen, bis es erstickte, wo sie es begruben, dann den Ruansa spielen ließen und ein Sabaka (Opfer) machten, damit kein Unglück über das Land komme, weil ein Kogo geboren worden sei.“ Der Verfasser spricht weiterhin die wol kaum be- gründete Vermuthung aus, daß diese Sitte in der allerdings unter den Wanifa herrschenden Vorstellung von einer Seelenwanderung begründet sei. Dieser Volksstamm glaubt nämlich, der Geist eines Sterbenden fahre in das Kind, welches eine Mutter unter dem Herzen trägt, und so werde jeder Mensch zum zweiten mal geboren. Grauenhafter als die Tödtung mißgestalteter Kinder ist eine andere Sitte. Wenn nämlich der Sohn eines Häupt- lings mannbar wird, so begeben sich die Jünglinge von gleichem Alter in den Wald und verharren dort in einem völlig nackten Zustande, bis sie einen Mann erschlagen haben. Dies erscheint um so seltsamer, da der Charakter der Wanifa im allgemeinen nichts weniger als blutdürstig genannt werden kann.

Ueber die Formation des Landes enthält das Buch zwar keineswegs überraschende, aber gerade wegen ihrer Uebereinkün- mung mit den Resultaten der Barth'schen und Livingstone'schen Forschungen höchst interessante Resultate. Erhardt hatte wäh- rend eines sechsmonatlichen Aufenthalts in Tanga häufige Ge- legenheit zum Verkehr mit dortigen Eisenbeinhändlern, welche ihm den See von Uniamesi einfach als die Fortsetzung des Niassasees darstellten, welcher sich von seiner nördlichen Richtung nach Westen umbiegt. Diese Ansicht fand Bestätigung in der Aussage eines Dieners des Missionars Rebmann, der zwei bis drei Tagereisen westlich vom Niassasee zu Hause war und schon früher gesagt hatte, daß die meisten Flüsse in seinem Lande nach Norden gingen und daß man von seiner Heimat (Kumpande) aus in drittehalb Tagereisen nach Osten und in drei Tagereisen nach Norden an den See Nianscha, wie er dort geheissen wird, komme. Diese und andere geographische Nachrichten in Ver- bindung mit ihren eigenen Beobachtungen brachten schließlich in den beiden Missionaren die unumstößliche Ueberzeugung hervor, daß dort, wo geographische Hypothesen bisher ein gewaltiges Hochland vermutheten, ein ausgedehntes Tiefland und Binnen- meer zu suchen sei. Rebmann bestimmt daher die Hauptzüge der geographischen Gestaltung Afrikas folgendermaßen: starker Abfall von Nordwest und Süd her zur Bildung eines ungeheuern Beckens in der Mitte, auf der jedoch höchst merkwürdigerweise eine Reihe einzelner, gänzlich isolirt dastehender Berge und Berg- gruppen eine Kette von Süd nach Nord bilden und sich an das sogenannte Mondgebirge da anzuschließen scheinen, wo wir die mehr östlichen Quellen des Weißen Nil zu suchen haben, während die westlichen wahrscheinlich mit denen des Schary und des Venue nahe beisammenliegen. „Zene Berggruppen“, sagt Rebmann, „soweit wir sie selber gesehen haben, waren von Süd nach Nord hauptsächlich folgende: Agu, Usambara mit Pare, Bura mit Ndara und Rabiato, Kilimandscharo mit Schira, Kifongo mit Uyono, der Schneeberg Kenia (Regnia), von Dr. Krapf in der Ferne gesehen, mit Kifuyu. Daß alle diese Berge keine Terrassen bilden, durch die man auf Hochländer käme, und daß der Kilimandscharo kein Gebirge oder Gebirgszug ist (wie Hr. Kiepert in seinem Atlas, zehnte Auflage, 1850, annimmt), sondern eine gänzlich isolirte Bergmasse, nur von kleinern, ebenso

isolirten Bergen umringt, davon haben wir uns mit unsern eigenen Augen überzeugt. Die einzige kleine Terrasse, die man so nennen könnte, besteht in dem etwa 1500 Fuß hohen und im Durchschnitt nur etwa vier Stunden von der Küste entfernten Gebirgszug, der sich von der Rilefiba bis nach Usambara hin- zieht und von den Wanifas bewohnt ist. Von Rilefiba bis nach dem Ras Ngome erstreckt sich noch einmal ein kleinerer Gebirgs- rücken, der schon im Gallaland liegt. Von da an bis nach Cap Geodas steigt das Land ganz sanft und unmerklich von der Küste nach innen. Dasselbe ist im allgemeinen der Charakter des Lan- des südlich von Usambara bis nach Cap Delgado oder Ngau. Außerst merkwürdig ist es, daß das kleine Hochland, das von den Wanifagebirgen getragen wird, einwärts eher etwas sinkt als steigt; ja eine gute Tagereise von unserer Station hat man auf einmal, etwa 150 Fuß tief, einen Rand hinabzufliegen, der sich von der Gegend von Usambara bis nach Usambani in einem Halbkreise herumzieht, sodaß Dr. Krapf auf seiner Reise nach Usambani denselben erst herunter- und bei Data wieder hinauf- steigen mußte. . . . Noch einmal sinkt das Land sanft gegen den Fuß des Kilimandscharo, und im Westen desselben wie rings- umher sah ich zu meinem Erstaunen wieder dieselbe Ebene zu nichts höher als im Osten sich ausbreiten wie einen Meeresspiegel. Auch andere afrikanischen Reisenden, die von den schon genannten Küstenpunkten aus in südwestlicher, westlicher und nordwestlicher Richtung bis an das große Binnenmeer gehen, erklären alle ein- stimmig, wenn jemand behaupte, es gebe auf ihren Reisen Berge zu besteigen, der sei ein Lügner. Es gebe allerdings Berge, aber sie seien wie Häuser, über die niemand hinübersteigt, son- dern um die man herumgeht. Nur ganz nahe an dem Theil des Sees, der Niassa heißt, sollen die Reisenden einen ziemlich hohen Gebirgszug, dem östlichen Ufer entlang sich ausstreckend, zu übersteigen haben, nämlich so, daß sie auf der westlichen Seite wieder ebenso tief hinabgehen, als sie auf der östlichen heraufgekommen sind. An diesen Gebirgszug, der für den See wie eine Mauer dasteht und dem nach den Berichten meines eigenen Mannes von Kumpande im Westen eine ähnliche Er- höhung, ja, wie es scheint, ein eigentliches Hoch- oder Ober- land entspricht, schließen sich im Norden wahrscheinlich andere, aber immer getrennt dastehende Berge, Bergreihen und Berg- gruppen an, aus denen die nicht ganz unbedeutenden Flüsse Lu- fidschi und Rufuma entspringen.“

Die hervorstechendsten Punkte dieses geographischen Gebietes, der See von Uniamesi, der Kilimandscharo und der Regnia, finden an verschiedenen Stellen des vorliegenden Werks eine ausführlichere Erwähnung, auf die wir hier ganz einfach ver- weisen müssen. Beide Berge überragen die Schneegrenze be- trächtlich, nur soll nach der Versicherung des Häuptlings Kimo der Regnia der höhere sein. Der letztere erschien Krapf wie eine ungeheuer Mauer mit zwei großen Thürmen oder Hörnern, die nicht weit voneinander stehen, während der Kilimandscharo einen kuppelähnlichen Gipfel hat. Er schlägt seine absolute Höhe auf 18—19000, die Höhe seiner Basis auf etwa 5000 Fuß. Nach der Aussage eines Eingeborenen aus dem Stamme Uembo an der unmittelbaren Nähe des Regnia sammelt sich das Schnee- wasser des Berges in einem See von bedeutendem Umfang, dem der Dana und einige andere beträchtliche Flüsse entspringen, in deren einem der Verfasser den geheimnißvollen Hauptarm des Weißen Nil zu erkennen geneigt ist.

Auch das geschichtliche Interesse bleibt nicht völlig unbefrie- digt. Das erste Kapitel des zweiten Theils enthält einen „Beitrag zur Geschichte der Osküste von Afrika“, der zwar nur in gerin- gem Maße die eigenen Beobachtungen des Verfassers und seiner Mitarbeiter historisch zu begründen geeignet ist und überhaupt keine neuen Thatfachen zur Bereicherung der Quellenkunde be- bringt, der aber als eine wenn auch nicht formvollendete, so doch fleißige und gewissenhafte Zusammenstellung der vorhandenen Berichte alle Anerkennung verdient und eine weltgeschichtliche Partie, welche bisher verhältnismäßig nur geringe Beachtung gefunden hat, in Erinnerung bringt und aufstellen hilft. Als

rechtgläubiger Theolog gibt uns der Verfasser natürlich zunächst ein abgeschmacktes Stück Urgeschichte und durchweht auch seine weitere Darstellung mit vielen unhaltbaren Reflexionen; allein die Gabe historischer Kritik ist ihm keineswegs gänzlich abzusprechen. Was er über die Handelsbeziehungen der Phönizier, Araber und Hebräer an der afrikanischen Küste bemerkt und zum Beweise seiner Behauptung, das biblische Ophir sei das heutige Sofala, beibringt, das zengt ebenso sehr von Studium wie von richtigem Urtheil. Die übrigen zerstreuten Zeugnisse über Schifffahrt und Handel an jener Küste stellt der Verfasser erläuternd zusammen und verweilt sodann einige Zeit bei dem sogenannten Periplus Arrian's, in dem die historische Kunde des Alterthums über jene Gegenden unkreitig ihren Höhepunkt gefunden hat. Schon bei Kosmas im 6. Jahrhundert ist der Verfall der mercantilen Beziehungen und geographischen Kenntnisse deutlich zu bemerken und erst mit dem Auftreten der islamisirten Araber beginnt wieder eine Art afrikanischer Geschichte, obwohl gerade hier die historische Kritik noch außerordentlich viel zu leisten hat. So viel geht jedoch aus allen diesen arabischen Berichten hervor, daß freiwillige oder gezwungene Auswanderung den Arabern Anlaß zur Gründung politischer und religiöser Staaten und Städte auf der Küste Ostafrikas gab. Unter diesen zeichneten sich aus Mafischä, die Herrscherin im Norden, und Kiloa, die Königin des Südens von Sansibar bis Sofala, nach deren Vorfall die Staaten von Malindi und Mombas an Macht und Ansehen zugenommen zu haben scheinen. Diese arabischen Städte und Reiche waren wohlhabend und bis auf einen gewissen Grad civilisirt; da sie aber nur friedlichen Colonisationsbestrebungen sich hingaben und mit den Eingeborenen in freundschaftlichem Verkehr standen, so fehlte ihnen eine militärische Organisation, die sie in den Stand gesetzt haben würde, den Angriffen der Portugiesen einen wirksamen Widerstand zu leisten. Die letztern unterwarfen einen Ort nach dem andern an der ostafrikanischen Küste, obwohl ihnen die Befestigung ihrer Herrschaft lange Zeit und schwere Kämpfe kostete; die mehrmals versuchte Eroberung von Monomotapa mißlang ihnen gänzlich. Mit dem Verfall Portugals verfiel auch die portugiesische Herrschaft in Ostafrika. Zwar die wiederholten Empörungen der mohammedanischen Häuptlinge daselbst zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts gelang es mit vieler Mühe zu unterdrücken; aber der Hauptfeind der Portugiesen erwuchs allmählich und unbemerkt auf der arabischen Küste Oman. Hier gründete im Jahre 1624 der tüchtige Imam Nassar Ben Mardschid nach Unterdrückung innerer Zwistigkeiten ein kräftiges Reich und eröffnete 1633 von seiner Residenz Rasua aus einen kühnen Kampf gegen die Portugiesen, denen er in kurzer Zeit alle Besitztümer von Oman außer Sohar und Masfat abnahm. Nach seinem Tode 1649 übernahm sein gleich tapferer und gewandter Vetter Sultan Ben Sef Ben Malek die Regierung, eroberte 1658 Masfat und griff sodann, durch die Scheikhs von Mombas dazu angefordert, mit einer großen Flotte die Portugiesen in Afrika an. Er nahm zwar die Festung Mombas, vermochte sich aber nicht zu behaupten. Sein Sohn Sef eroberte 1698 Mombas, Sansibar und Kiloa, und soll selbst Mosambik belagert haben; die portugiesische Herrschaft von Cap Delgado bis Quardafu hörte so gut wie völlig auf. Während der Minderjährigkeit seines Enkels Sef konnte wegen innerer Verwirrungen nichts in Ostafrika geschehen. Nur in Mombas waren noch omanische Gouverneure; die übrigen ostafrikanischen Städte waren ganz unabhängig und selbst in Mombas wurde der Gouverneur von den Soldaten abgesetzt. Unter diesen Umständen gelang es den Portugiesen zwischen 1728 und 1733, die Küste vom Cap Delgado bis Patta wieder zu unterwerfen. Doch ihre Tyrannei führte zu einer glücklichen Empörung der Mombassaner, welche den Imam von Masfat um Hülfе und einen Gouverneur baten. Auch die übrigen Küstenstädte stellten sich aufs neue unter den Schutze des Imam und die Herrschaft des letztern wäre vielleicht auf die Dauer befestigt gewesen, wenn nicht abermalige Bürgerkriege in Oman den Sturz der jacobitischen Dynastie herbeigeführt hätten. Der neue Sultan

1860. 40.

Muhammed Ben Said (1744—84) wurde nur von Maskä, Sans-

trieb nach Jerusalem, berietzt sich daselbst mit Gohar und kam Anfang 1855 in Kairo an. Von da fuhr er über Dschidda nach Massowa, und gelangte wirklich bis nach der abessinischen Hauptstadt Gondar; hier fand er aber den Weg nach Süden völlig verschlossen, da der neue König Theodoros gegen Schoa Krieg führte. Obgleich sowohl der König als auch der Abuna der protestantischen Mission nicht ungünstig zu sein schienen, so reiste Kröpf dennoch, seiner ursprünglichen Absicht treu, von Gondar nach Sennar und von dort längs des Blauen Nil nach Chartum, wo er geschwächt ankam und vom Fieber vollends daniebergeworfen ward. Die Reise kräftigte ihn wieder etwas; doch sah er bei seiner Ankunft in Kairo ein, daß er in diesem

Zustande nicht nach Kabbai gehen könne und daß überhaupt sein Wirken in Afrika zu Ende sei.

Hier nehmen auch wir von unserm Reisenden Abschied. Er berichtet uns des Interessanten und Unterhaltenden vieles, aber er berichtet es kaum je auf interessante und unterhaltende Weise. Einen großen Leserkreis können wir deshalb seinem umfangreichen Werke nicht versprechen; für die Wissenschaft aber bleibt es, wenigstens bis auf weiteres, eins der Hauptquellen und Hauptautoritäten. Die man sich auch zu dem beschränkten religiösen Standpunkte des Verfassers verhalten möge, seiner Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit kann man kaum hinreichende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Schade nur, daß nicht jeder Mann von so erstem sittlichen Drange zugleich die freie humane Weltanschauung eines Wirth oder den heitern Lebensmuth eines Livingston besitzt.

Die dem Werke beigegebene Karte läßt an Richtigkeit und Deutlichkeit viel zu wünschen übrig. 7.

Sentenzen- und Spruchliteratur.

Die Deutschen sind ein vorzugswelse grübelndes Volk, zum Nachdenken über sich, über ihr Verhältniß zur Welt und der Welt zu ihnen geneigt. Daher blüht auch bei ihnen die Spruchdichtung; ihre Dramen, Gedichte, Romane wimmeln von Sentenzen, und neben den systematischsten Denkern haben sie auch eine Unzahl solcher, bei denen das Denken nur in der Form von Einfällen zu Tage kommt, die freilich nicht immer von ihnen gedacht, sondern nur nachgedacht sind, die sie aber für ihr eigenes Geisteserzeugniß halten oder ausgeben wie die Falschmünzer nachgemachtes Geld für echtes. Oder sie gleichen auch wol denen, welche falsches Geld empfangen haben und ohne zu wissen, daß es falsches sei, es wieder ausgeben. Sie sind nur ein Echo, bilden sich aber infolge einer Sinnestäuschung ein, die Stimme zu sein, welche das Echo hervorbrachte.

Viele, namentlich junge Leute und besonders junge Damen legen sich für den Privatgebrauch solche Sentenzensammlungen an, von denen dann einzelne später auch wol zum Druck gebracht werden; die in Deutschland in unzähligen Massen cursirenden Stammbücher und Freundschaftsalbums wollen auch gefällt sein; sodann braucht man für gewisse feierliche Gelegenheiten, für Geburtstage, Polterabende, Hochzeiten, sowol bleierne als silberne und goldene, Kindtaufen, Begräbnisse, Jubiläen u. s. w. sehr häufig ein Verschen oder Sprüchchen. Kein Wunder, wenn diesem Bedürfnis auch von seiten des Buchhandels entgegengekommen wird, und zwar, wie dies in Deutschland auf allen Gebieten der Fall, leider in nur zu reichlichem Maße. Unter dem Einfluß der Heine-Öhrne'schen Richtung, unter den Nachwirkungen der Romantiker, die nur zu wenig von Ethik und häuslicher Moral wiffen wollten und, obgleich zum Theil selbst Philister von der besten Sorte, sie nur für die Philister passend hielten, endlich unter der Herrschaft der liberalen Opposition und der neben ihnen herschreitenden socialistischen Tendenzen wie unter dem autokratischen Druck der dem deutschen Gemüthsleben entgegengesetzten feindselig entgegenarbeitenden Hegel'schen Philosophie schien diese Literaturgattung in den dreißiger und vierziger Jahren sehr in Abnahme zu kommen. Solche Sentenzensammlungen wurden immer seltener und Spruchdichter tauchten immer weniger auf; doch zeigte der große Erfolg, welcher dem „Paien-brevier“ von L. Scheffer zu Theil wurde, deßlich genug, daß selbst in einer Zeit, wo Heine den Sprähregen seiner genialen Epöthieren über die uralten, freilich allmählich etwas schabhaft gewordenen und mit allerlei buntem Tapetenwerk zugeklebten Gesetze der Ethik losließ, die trotz- und lehrreiche Spruchdichtung noch auf ein zahlreiches Publikum in deutschen Landen zu rechnen hatte, so gut wie in den Zeiten der welland „Urania“.

Nun kamen die Sturmjahre von 1848 und 1849, und diese erzeugten bei der Mehrzahl der Nation ein Gemeinleiden, das mit allen Symptomen eines Zustandes behaftet war, der im Durschenlexikon als moralischer Kapenjammer verzeichnet steht.

Man hat diese Bezeichnung schon oft genug auf die Stimmung, die von den Bewegungen jener Jahre zurückblieb, angewendet, und wir scheuen uns nicht, uns ihrer nochmals zu bedienen, da es eben keine treffendere gibt, um in aller Kürze jenen auf Ekkel an sich und der Welt beruhenden Zustand anzukündigen. Die Bewegung war in Deutschland nicht ganz rein. Selbstsucht, Eigendünkel, Eigenkinn und die Sucht, eine Rolle zu spielen, hatten großen Antheil daran. Von den Vortührern waren manche, zum Theil ohne es selbst ganz klar zu wissen, nur die Werkzeuge ausländischer Antriebe. Der harschsalige Egoismus und der brüste Hochmuth der bürgerlichen Plutokratie, die dem von ihr gehaltenen Adel an verlebender Hochfahrsheit wenig nachgab, hatte unter den Klassen der Nichtbestehenden einen tödtlichen Haß gegen sie hervorgerufen, der sich nun in ungewissen Symptomen und Thatsachen Luft machte. Bei diesen Massen, die ganz und gar in die Hände der communistischen Plunkerer gerietzen, handelte es sich um ganz etwas anderes, als um deutsche Einheit und politische Reformen, die uns so nöthig waren und von denen auch eine Besserung der gesellschaftlichen Einrichtungen abhing; sie hielten eine Arbeiterrepublik, in welcher der Stand der sogenannte Proletariat der herrschende sein sollte wie früher der Adel und gegenwärtig das industrielle Bürgertum, in der That für möglich. Die communistischen Vortührer riefen die große Macht der materialistisch-wissenschaftlichen Weltanschauung zu Hülfe und suchten alle sittlichen Begriffe, die allein staatliche oder gesellschaftliche Verbände möglich machen, zu untergraben, lächerlich zu machen, über den Haufen zu stürzen. Man konnte damals in Zeit- und Flugschriften wie in Volksversammlungen Grundzüge verhandelt sehen, die bald Mitleid bald Schauer erweckten. Diese Dursköpfe von Communisten wollten selbst von einer Anerkennung der Herrschaft des Wissens, Talents und Geistes nichts wissen, d. h. sie forderten auch die Abschaffung der „Geistesaristokratie“, wie überhaupt aller und jeder Autorität, obgleich doch jeder einzelne für sich unbedingte Anerkennung und Gehorsam forderte und die höchste Autorität in seinen Kreisen zu sein begehrte. Die Constitutionellen nahmen wieder zu wenig Rücksicht auf die zum Theil nur zu berechtigten Forderungen der Massen und wußten zu wenig jenen doctrinären Hochmuth zu verbergen, womit sich so manche von ihnen einbildeten, infallibel und der Inbegriff aller höhern Staatsweisheit zu sein. Wie es mit der Sittlichkeit der reactionären Partei beschaffen war, die sich bald der besten Mittel bediente, bald, wenn sie sich in Sicherheit fühlte, mit der Anwendung brutaler Gewalt alles gethan zu haben glaubte, braucht man nicht erst zu sagen. Wir hatten uns so lange das verständige, besonnenste, gebildete und daher für Freiheit reiffe Volk genannt, und überall stieß man auf finstlichen Unverstand. Man fand vielfach Goethe's Wort bestätigt: „Alle Versuche irgendeiner ausländische Erneuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefsten Kern der eigenen Nation wurzelt, sind thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Puschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt.“ Ja, man hätte fast seinem Ausdruck recht geben mögen, den er schon im Jahre 1838 that: „Denk man sich bei deprimierter Stimmung recht in das Glend wasserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt noch und noch zum längsten Tage reif.“

Es war ganz naturgemäß, daß, als die Bewegung mehr in sich selbst zusammenbrach als durch Gewalt unterdrückt wurde, gerade der bessere, gemüthvollere und denkendere Theil der Nation in sich ging, und als eine Folge dieser reuigen und bußfertigen Stimmung sind auch wol die Producte lyrisch-idealischer und gnomischer Art, die Schriften voll Selbsts, Welt-, Menschen- und Gottbetrachtung, die Sammlungen von Sentenzen und Aphorismen anzusehen, die selbst in so zahlloser Menge erschienen sind und noch erscheinen. Insofern diese Schriften der Barbarkritik, mit der wir bedroht schienen, entgegenarbeiteten, heißen wir sie willkommen, vorausgesetzt daß uns diese „Ein-

sehr und Umkehr" nicht der Energie beraubt, die wir zur Erreichung großer nationaler Aufgaben noch sehr nöthig brauchen. Insofern sich auch die Industrie, wie dies in der That der Fall zu sein scheint, dieser Literaturgattung bemächtigen sollte, fürchten wir ferner, daß auch gegen sie früher oder später eine Reaction, ein Heberbrus am der ganzen Gattung einreten wird. Es ist schwerlich zu bezweifeln, daß dabei dann und wann viel Hypothese mit unterläuft und daß jetzt mit einer gewissen bürgerlichen Stillschweifigkeit viel Parade gemacht wird, die der tieferen religiösen Grundlage, der Reinheit, Wahrheit und Ehrlichkeit entbehrt. Wenn dies so fort geht, dürften wir vielleicht bald wieder einen aristophanischen Spötter wie Helms auftreten sehen und ihn vielleicht auch recht nöthig haben.

Wenn wir unter den uns vorliegenden Schriften, die uns zu diesen Vorbemerkungen veranlaßten, zuerst eine der kleinern und anspruchslossten nennen, nämlich das von Heinrich Stein herausgegebene „Album der Freundschaft. Gedanken in Poesie und Prosa" (Leipzig, Jünger, 1860), so geschieht dies, weil wir darin vielleicht ein Symptom der Wiederbelebung eines Elements erblicken dürfen, welches in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Literatur eine so bedeutsame Rolle spielte, (wovüber man, wenn es beliebt, meinen im Laufe dieses Jahres in Brendel's „Anregungen" erschienenen Aufsatz: „Die Freundschaften in der deutschen Schriftstellerwelt" nachlesen möge). Es ist dies der Freundschaftscultus. Damals wurde die Freundschaft mit einer Art religiöser Schwärmerei betrieben, und die Lieber und Oden, die man ihr widmete, waren sogar feuriger als diejenigen, die man der Liebe sang. Es thut wohl, in unserer Zeit, in der das Individuum meist sich selbst genug ist, einen gemüthvollen Mann noch für Freundschaft empfänglich und sich dieses Culturelements annehmen zu sehen. Die Sammlung besteht aus lauter Sentenzen über die Freundschaft theils in gebundener theils ungebundener Rede aus deutschen Dichtern und Schriftstellern ausgewählt, und ist allen denen zu empfehlen, welche für Freundschaft noch empfänglich oder um einen Freundschaftsbrauch für ein Stammbuch oder Album in Verlegenheit sind. Der Verfasser selbst fluente ein hübsches Gedicht bei, worin er mahnt, den Freund, „der treulich dein Begleiter in Noth und in Gefahr", am Herzen warm zu halten, denn:

Die Welt ist ja an Freunden,

In treuen Freunden arm.

Eine sehr reichhaltige Sentenzensammlung erschien unter dem Titel „Der Mensch. Von der Herausgeberin des „Album einer Frau" (Hannover, Rümpler, 1860), in welcher kürzere und längere Sprüche, Sprüche in gebundener und in ungebundener Rede miteinander abwechseln. Die Herausgeberin theilt ihre Sammlung in die Hauptrubriken: 1) „Von Gott, der Natur und dem Menschen"; 2) „Der Mensch in der Welt"; 3) „Ueber die Bildung zur Humanität". Der Unterabtheilungen sind zu viele, als daß wir sie hier alle anführen könnten. Ein Auszug enthält solche Sentenzen, welche das Wesen und die Formen der Gefeßigkeit, die Unterhaltung, die Medifance, die Kunst des Umgangs u. s. w. betreffen.

„Pandora. Ein weltpoetisches Stammbuch von Marie von Andechs" (Leipzig, Arnold, 1860) ist insofern eine dem vorigen Buche ähnliche Sammlung, als sie zunächst und zumeist für Frauen bestimmt, auch „den deutschen Frauen" gewidmet ist. Der Inhalt ist ethnographisch eingetheilt: 1) „Orientalische Völker"; 2) „Aus antiken griechischen Autoren"; 3) „Aus antiken römischen und neulateinischen Autoren"; 4) „Aus italienischen Autoren"; 5) „Aus spanischen und portugiesischen Autoren"; 6) „Aus französischen Autoren"; 7) „Aus gallischen und schottischen, irischen und englischen Autoren"; 8) „Aus deutschen Autoren" (die obelge Herausgeberin setzt den Namen Goethe's und Schiller's immer das von vor, womit sie ihnen wahrscheinlich eine Ehre zu erweisen glaubt); 9) „Aus skandinavischen Autoren, Schweden, Dänen, Norweger u. s. w."; 10) „Aus ungarischen Autoren", welche den bunten Völkern schließen. Der etwas ungeheuer-

liche Untertitel „Weltpoetisches Stammbuch" erklärt sich aus dem cosmopolitischen Charakter der Sammlung, aus der jedoch merkwürdigerweise die slavischen Autoren, Böhmern, Polen, Russen u. s. w., ferner die neugriechischen Autoren, die ja nach Hallertrayer auch als Slaven oder Halbflaven zu gelten haben, ausgeschlossen sind.

Selbst erkennen ist schon, doch glücklich von andern Gefunden
Freudlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

Ein Büchlein „Christliche Epigramme zu Taufnamen", von E. Kahle (Neuruppin, Kahle, 1860), wollen wir hier nur im Vorbeigehen erwähnen. Der Titel des Schriftchens zeigt seinen Inhalt und seine Tendenz wol genugfam an.

Eine Sammlung von religiösen Betrachtungen eigener Production nebst einzelnen eingeflochtenen Gedichten von Joseph Soll, Kaplan in Brühl, die unter dem einfachen Titel „Gebanken" (Köln, Bachem, 1860) erschien, ist begreiflicherweise vom specifisch-katholischen Standpunkt geschrieben. Indes Prorekanat sein, heißt nicht dem Gefühl für religiöse Innerlichkeit, gläubige Vertiefung und poetisches Gemüth abgefordert sein, und so wollen wir dem Verfasser gern bezeugen, daß wir diesen Eigenschaften in seinen Betrachtungen begegnet sind.

Von ganz entgegengesetzter Tendenz als die vorigen ist die Sammlung: „Tausend Stimmen wahrer Religion gegen die

Kirche. Wahrprüche deutscher Denker und Schriftsteller" (Gotha, Stollberg, 1860). Der angenannte Herausgeber, der die „wahre Religion“ entdeckt haben will, hat hier 847 Aussprüche zusammengestellt, die sich gegen die „alte Kirche und ihre Wäns- verwandten“, gegen den Bibelglauben, den historischen Christus u. s. w. richten. Namen der Autoren sind äußerst selten genannt, doch begegnen wir hier und da den Namen Herder, Wieland, Bunsen u. s. w. „Namen sind Schall“, sagt der Herausgeber; wir erwidern: Namen sind Bürgschaften! Der Verfasser ist der Ansicht: „Das Leben der heutigen Welt, insbesondere der deutsche Geist hat sich bereits gänzlich außerhalb des Kirchenthums gestaltet“, und: „Der jetzige Glaube ist der Glaube an die Zukunft der Menschheit, die Religion der Freiheit. Sie hat an die Stelle der Kirche die Menschheit gesetzt.“ Hiermit ist freilich sehr viel, aber auch sehr wenig gesagt. Allerdings mag es nicht ganz unwahr sein, daß wir in einer Zeit leben, „die vom Christenthum nichts gerettet hat als den Namen und die Maske“; aber die Kirche, obschon leider vielfach zu weltlichen Zwecken gemißbraucht, ist doch immer eine der hauptsächlichsten sittlichen Stützstellen zur Erhebung, Tröstung und Befestigung im Dienste der „Menschheit“. Die Frage, ob die Menschheit ohne religiösen Cultus in gestüttem Zustande beharren könne, ist ein eben noch zu lösendes Problem, über das der wahre Freund der Menschheit nicht frivol denken und absprechen sollte. Alle gebildeten Völker haben bisher und gerade in den Perioden ihrer größten Lächerlichkeit einen religiösen Cultus gehabt, meist im Bunde mit Kunst und Poesie, die in dieser Gemeinschaft oft eigenthümlich Großartiges geleistet haben, und selbst Goethe war der Ansicht, daß wenigstens diejenigen, welchen Wissenschaft und Kunst unzugänglich seien, also die Massen, nicht wol des religiösen Cultus und der Kirchlichkeit entbehren könnten; denn an etwas müsse der Mensch doch glauben, von etwas Höherem müsse die Seele des Menschen doch erfüllt sein, etwas müsse es doch geben; was ihn von der Materie weg auf ein Ideales hinweise. Freilich enthält das Christenthum gewisse Moralvorschriften, namentlich Bestimmungen über Selbstentfagung und Menschenliebe, die manchem in unserer Zeit unbedeuten sein mögen, vor allem dem Staat und leider auch einem großen Theil des modernen Klerus selbst, die beide vom Christenthum nur benutzen, was sie eben brauchen können.

Von einer in Commission bei Doberliner in Jena heftweise erscheinenden Schrift: „Aphorismen aus den Papieren eines Landgeistlichen“, von G. L. Hagen, liegt uns das vierte Heft des ersten Bandes (1859) vor. Der Verfasser, Adjunct und Pfarrer in Rottenstein bei Jena, operirt nicht wie der Verfasser der „Tausend Stimmen“ gegen das Institut der Kirche als solches; er beabsichtigt vielmehr ebenso wol „den Einfluß der Anschauungen des trostlosen Unglaubens vorzubeugen“, als auch „vor den Blendblättern und Hallstricken der Uebergläubigen zu sichern, und somit ein Steinchen zum Neubau der echten christlichen Kirche hinzuzufügen“. Er weiß nichts von der fabelhaften „Kirche der Menschheit“, von welcher der Verfasser der „Tausend Stimmen“ träumt; aber er will auch nichts wissen vom heuchlerischen Pietismus, von dumpfer Wundergläubigkeit und vom buchstäblichen Fasten an dem, was einmal geschrieben ist. Kritik und Vernunft sollen Kirche und Religion reinigen und läutern; er ist mithin ohne Zweifel ein Anhänger der ältern rationalistischen Richtung und meint es sicherlich mit seiner Sache sehr redlich, wenn es sich auch fragt, ob das, was wir Religion nennen, bei dem einzelnen ohne einige Gefühlschwärmerei bestehen könne. Von der Beschränktheit oder Feigheit der Frömmlichkeit erzählt er gelegentlich interessante Beispiele. So waren einmal von einem pietistischen Pfarrer in dem Dorfe R. R. sämtliche „Brüder und Schwestern“, die von Ferne gekommen waren, um sich hier zu erbauen, nach Vollendung der Andacht zum Mittagmahle eingeladen worden. Die Zahl derselben überstieg jedoch diesmal die Berechnung der Pfarrerin bedeutend. Dennoch blieb von dem wenigsten Aufgetragenen noch übrig. Da sagte man: „Hier hat Gott ein Wunder verrichtet,

wie dort im Evangelio; nach welchem Jesus 4000 Mann mit sieben Broten und ein wenig Fischlein sättigte, und dennoch übrig blieb.“ Unser Verfasser erklärt das Wunder sehr praktisch, indem er bemerkt: „Wo nur wenig aufgetragen wird, da scheuet sich jeder viel zu nehmen, und da bleibt am ersten etwas übrig.“

Der rühmlich bekannte lyrische Dichter E. Dräxler-Mansfred hat eine Anzahl sittlich-praktischer Lebensregeln, 150 an Zahl, in achtzeilige Versen gekleidet und sie unter dem Titel „Sibyllinische Blätter. Selbstschau und Selbstbetrachtung“ (Frankfurt a. M., Sauerländer, 1860) erscheinen lassen. Es befindet sich darunter freilich auch mancher gewöhnliche Gedanke, aber auch vieles recht Sinnige. Folgendes Spruchgebieth diene zur Probe:

Ihr steht die Hand wol in die Wogen,
Doch denkt ihr nimmermehr dabei,
Wenn ihr sie dann zurückgezogen,
Daß nun ein Loch im Wasser sei;
Und habt ihr eine Stellung inne,
So meint ihr doch im eiteln Sinne,
Daß wenn ihr unverhofft erlasstet,
Ihr eine Lücke hinterlasstet.

Eine „gebildeten Lesern“ gewidmete Sammlung „Für stille Stunden“, von Max Karl von Krämpelhuber (München, Franz, 1860), zeichnet sich vor andern Sammlungen dieser Art dadurch aus, daß der Herausgeber die von ihm ausgewählten Gedanken und Aussprüche vorzüglicher Schriftsteller aller Zeiten über die hervorragendsten Interessen und Gegenstände des menschlichen Lebens nicht zusammenhanglos nebeneinander gereiht, sondern gesucht hat, sie in einer systematisch geordneten Reihenfolge selbständiger Aufsätze zu einem „harmonischen Ganzen“ zu verbinden. Wir haben oben ein Buch „In der Stille“ angezeigt und hier haben wir eins „Für stille Stunden“; andere Bücher ähnlichen Titels und Inhalts bestehen noch viele. Dies schiene auf große Windstille zu deuten, wenn wir nicht wüßten, wie bewegt denn doch gerade jetzt die Gemüther sind. Auch paßt der Vorwurf des Quietismus nicht auf vorliegendes Buch. Die gewählten Gedanken und Kernsprüche find meist der Art, daß sich ein kräftiges Thun und Handeln damit nicht nur verträgt, sondern auch dadurch gefördert werden kann. Vorzüglich sind die humanen, aufgeklärten Denker aller Zeiten und Nationen von dem Herausgeber in Contribution gesetzt worden, unter andern im Anhang 32 altgriechische Weisheit, deren typisch gewordene Aussprüche genugsam darthun, daß die Aenern an Geist, Witz und Verstand nicht eben weit über die alten Griechen hinausgekommen sind, in Bezug auf präcise Fassung aber ihnen nicht einmal gleichkommen. Nicht jeder, der Sentenzen in unserer Zeit schreibt, ist, trotz Daniel Stern (Gräfin v. Agoult), übrigens eine geborene Deutsche, eine Frankfurterin, ein Paracelsuscauld oder Lichtenberg. Jeno sagte zu einem solchen aufgeblasenen Schüler: „Nicht in dem Großen liegt das Gute, sondern in dem Guten liegt das Große.“ Das kann man auch manchem „stolzen aufgeblasenen Schüler“ in unserer Zeit, der wol Gelegenheit hätte im Guten groß zu sein, es aber versummt zu sein, weil er eine Einbildung von falscher Größe hat, nicht oft genug zurufen.

Ein Büchlein: „Quintessenz der Lebensweisheit. Bausteine zur Diätetik der Seele“, von G. F. v. L. (Leipzig, Lappe, 1859), besteht theils aus Betrachtungen über Gegenstände des innern Lebens und des Weltlebens, theils aus „Goldkörnern“, d. h. ausgewählten Sprüchen aus andern Büchern. Es geschieht denen, die vorzugsweise für ihr „inneres Leben“ sorgen, nur zu leicht, daß sie sich vaterländischen Angelegenheiten entfremden. Dies ist bei dem Verfasser nicht der Fall. „Das Vaterland für immer und über alles!“ ruft er aus, und er ist der Ansicht, „daß Deutschland zur Selbsteinigung, gleichviel in welcher Gestalt, berufen sei“. Dabei ist er der Meinung, daß, „um göttlich zu leben“, kein großartiger Wirkungskreis, keine umfassenden Aufgaben, keine besondern Anlagen nöthig seien: „Wer nur an seiner Stelle das Beste und Vollendetste leistet, wer nur seinen

Druf mit dem ganzen Feuer seiner Seele und mit voller Hingebung erfüllt, wer nur seine Kräfte wirksam entfaltet und seine Aufgabe ist, der ist groß, wie klein er auch sei, und anders ein Vorbild."

Auf einem aristokratischen Standpunkt, so wenig er es wird Wort haben wollen, steht der jedenfalls geistreiche und scharf beobachtende Verfasser der „Pfefferkörner. Aus den Papieren eines Verstorbenen“ (Leipzig, D. Wigand, 1858), der sich unter der Widmung: „Seinem Freunde Johannes Scherr“ als „Der Alte vom Berge“ unterzeichnet, mithin noch nicht gestorben zu sein scheint. Wie seinem skeptischen, etwas hochschalenden Geiste erblickt er überall nur „Pöbel“, und dieser ist ihm „ein niederträchtiger, unwissender, feller, tauber, blinder und besoffener Richter, an welchen alle Schurken appelliren, die schlechte Urtheile gegen Wahrheit und Recht durchsetzen wollen“. Nur wer sich auf irgendwelchem Gebiete durch „Großthaten“ ausgezeichnet, darf hoffen, daß man noch nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden von ihm spreche. Die „Millionen“ vegetiren bloß und üben bloß animalische Functionen aus, und „es ist daher für die Welt selbst ganz gleichgültig, ob sie gelebt haben oder nicht“. Schrecklich wenn dem so wäre, wenn die „Millionen“, doch immer fühlende, empfindende, leidende Wesen, unsere nächsten Anverwandten, Kellern, Geschwister u. s. w., ja wir selbst, den Pilzen und Schwämmen gleichstünden, nichts weiter wären als bloßer Knochendünger! Dies ist eine gemüthlose Ansicht, die, wenn sie in das Volk dringt, zu nichts weiter führen kann, als zur Verzweiflung und infolge davon zum rohesten Materialismus. Wir sind überzeugt, daß keine gute That ganz verloren geht, daß ein vernünftiges und weises Wort, von dem simpelnsten Manne gesprochen, sich in immer weiteren Kreisen verbreitet, bis es endlich an jemand gelangt, der es aufnimmt, der Welt mittheilt und es vervielfacht. Im übrigen enthält das Büchlein neben manchen schiefen oder gewöhnlichen Gedanken auch sehr viele treffende, wichtige, präcis ausgebrachte, z. B.: „Wer einen guten Rath oder ein Glas Wasser verlangt, wird sogleich damit aus allen Winkeln versehen. Wer aber Opfer begehrt, findet niemand zu Hause“; oder: „Man stößt auf Menschen, welche eine Welt untergehen sehen könnten, wenn nur ihre kindische Eitelkeit dabei gelähmt würde“; oder: „Von einem schlechten Kerl, welcher sehr krank niederliegt, sagte jemand: Zu seinem Glücke hat er keinen Theil, auf welchen sich das Uebel werfen kann“; oder: „Warum will denn jeder Narr gerade über die Schriftsteller zu Gericht sitzen, mit diesen von ihrer literarischen Geburt an bis auf die nöthige Stunde Buch und Rechnung führen, und warum sollen die, welche nur reden, größere Vorrechte haben als die, welche schreiben?“ oder: „Nichts vergißt sich schneller als die Kränkungen, welche man andern zufügt, und nichts schwerer als die, welche man selbst erfahren hat.“ Ausführliche von gleichem Werth wird man ziemlich auf jeder Seite finden. Der Verfasser glaubt nicht an das Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“ Dieses könne nur auf gewöhnliche Menschen angewendet werden, indem geniale Männer oft gerade allein in der Umgebung mittelmäßiger Leute ihrem Geiste Ruhe zu geben pflegten. Aus gleichem Grunde läßt sich der von Krämpelhuber in der obengenannten Schrift citirte Satz: „An der Braut, die sich der Mann erwählt, läßt sich erkennen, welchen Geistes er ist“, auf geistbegabte Männer durchaus nicht immer anwenden; diese haben meist — Ausnahmen gibt es allerdings — simple Naturkinder vorgezogen, da sie wußten, oder instinctartig fühlten, daß sich Geist an Geist zerreibt oder der Mann durch eine ihm an Geist gewachsene oder gar überlegene edelsüchtige leicht auf eine Bahn gelenkt wird, welche die ige und nicht die feine ist.

Uebrigens schließen wir unsern Aufsatz mit folgendem Auspruch Goethe's, der uns hierher sehr gut zu passen scheint: Die Deutschen sind wunderliche Leute. Sie machen sich durch tiefsen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall einlegen, das Leben schwerer als billig.“ J. M.

Ältere Fassung einer Gellert'schen Fabel.

„Dem Genie fällt es zu, es weiß selbst nicht wie“, hört man vielfach äußern. Und doch ist kein Ausdruck ungerechtfertigter als gerade dieser, wenn man damit auf die durchaus mühselige Arbeit des Genies natürlichsten Liebes Moments, der Wiederüberarbeitung allein seine und auch aus früherer dies aber von den eine lange Dauer von“ hört sich an, geschrieben, als in Morgenroth, empfen. Und doch Strophe für Strophen dachtete, das Genie abspädet, der zwar nicht für seiner Harmlosigkeit haben scheint, muß Lou treffen. Wie manche Nacht kennt es ja und j und das so ohne aber aus dem Ja lert war damals anzusehen haben. Nacht“ wenigstens Gedicht enthält in Weizsäcker bleibt in Wir betrachten ausführlich aber nur die beiden ersten, da sie unserm Zwecke den besten Anhalt bieten.

Zur Orientirung citiren wir die erste Strophe in der Gestalt, wie sie jetzt allgemein in allen Gedichtsammlungen zu finden ist. Sie lautet doch:

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und so manchen Diebstahlsbanden
Durch sein Wachen widerstand:
Phylax, dem Lips Lullian
Der doch gut zu fehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen sei ein Dieb an.

Die Strophe ist in poetischer Hinsicht vortrefflich, der volkstümliche Ton natürlich und zwanglos getroffen. Nur ein läßt sich an ihr, will man streng sein, tadeln, das ist die letzte Zeile. Sie klappt zu sehr nach und aus keinem andern Grunde, als weil einmal das „Diesen sei ein Dieb an“ nach einer gewissen Reflexion schmeckt und dann gemäß der Constructionsordnung des „Phylax, dem Lips Lullian“ jedweder in der letzten Zeile ein „dieser“ oder ein „diesem“, also den ersten oder dritten Fall, nicht aber den vierten, das „diesen“ erwartet. Oder anders gesagt, der Fehler liegt in der Incorrectheit, daß niemand bei „Phylax“ in der fünften Zeile herausgehört kann, in welchem Falle, ob dem ersten, zweiten u. s. w. er stehen soll. Nun höre man aber die ältere Fassung:

Phylax, ein getreuer Hund,
Der für allen Schaden stand,
Und den Dieben, weil er wachte,
Alle Gatter eisen machte:
Phylax, der dem Lullian,
Und auch Nicol Lips's Gefellen
Durch sein nie zu schlafend Wachen
Manchen Lort bei Nacht gethan.

Sollen wir uns auf eine Kritik dieser Strophe einlassen? Den gezwungenen Ton sieht wol jeder heraus. Nehme man

nur die erste Zeile. Ein Dichter wie Goethe bedient sich in ihr der vollständig poetischen Apposition „ein getreuer Hund“. Dann weiter, wie reflexionsvoll und gekünstelt klingt das „alle Väter eiserne machte“. Man höre dazu noch die zweite Strophe:

Dieses sonst so wackre Vieh
Ward nachdem, man weiß nicht wie,
In der frühen Morgenstunde
Zu dem allerfränkischen Hunde.
Als im Hause, groß und klein,
Suchten seinen Schmerz zu heilen,
Und der Knecht gab ihm zuweilen
Warmes Seifenwasser ein.

eisenwasser“ absichtlich hervor-
gehoben. Sie werden
in der Detailmalerei zu weit
geht. Aber auch ohne dies Setz-
strophe nüchtern und trocken, und
im Anfang „Dieses sonst so wackre

abe des Gedichts fehlt diese zweite
ersten sind zusammengezogen zu
dieser Zusammenziehung mag
ne Incorrectheit mit erklären.
dann: „Alle Nachbarn gaben
ibat“ u. s. w., sie ist unverändert
der Vergleichung begnügen und
Abweichungen dieser früheren von
nicht gewicht.

Emil Müller-Samsungen.

Notiz.

Goethe's Ballade „Der Gott und die Bajadere“
in französischer Nachbildung.

Die „Revue germanique“ enthält in ihrer Augustlieferung
eine Uebersetzung der Goethe'schen Ballade „Der Gott und die
Bajadere“ — deren erhabene Züge nebenbei bemerkt in der fran-
zösischen Loreettenpoesie in größerer Gestalt wiederkehren —, von
dem Fürsten N. de Polignac, der sich bekanntlich in den Auf-
gräben von Sewastopol die Zeit damit vertrieb, auch Goethe's
„Faust“ ins Französische zu übertragen. Als Probe der ersten
erlauben wir uns, die dritte bis fünfte Strophe (von den Wor-
ten „Schmeicheln nicht sie ihn zur Schwelle“ an bis zu den
Worten „Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst“) hier
mitzutheilen:

Et caressante elle l'autre.
Elle l'attire en sa maison.
— Viens, pour toi ma lampe va luire.
Bel étranger... mais qu'as-tu donc?
Tes pieds, tant la route était grande.
Saignent.... Je saurai les guérir.
Qu'exiges-tu de moi? commande.
Repos?... badinage? ou plaisir?...
Elle va, vient, s'empresse à lui rendre service.
L'homme divin sourit, car sous le fard du vice
Il voit un cœur humain doucement tressaillir.

Comme une esclave elle est docile,
Sa gaité orait à chaque instant:
C'est l'art qui la rendait habile,
C'est la nature maintenant.
Tel sur l'arbre, à la fleur mourante
Un fruit plus beau succède à point...
Quand la femme est obéissante,
C'est que l'amour n'est pas bien loin.
Mais le dieu qui des ombres a sondé les blessures
Veut qu'une double épreuve efface ses amillures
Que le plaisir pour elle au désespoir soit joint.

Il baise au joue, et surprise.
Le cœur gros de vagues douleurs.
L'enfant tressaille... et se sent prise.
Et s'étonne d'avoir des pleurs!
Elle tombe à son pied, brâlante,
Mais non pour le prix attendu;
Et sa poitrine est haletante
Et son corps chancelle, éperdue!
Cependant sur la couche aux volutes propres,
Les heures de la nuit voilent le sacrifice
De leur pâle manteau dans les airs suspendu.

Man wird sagen müssen, daß die französische Nachbildung
die Schwierigkeit der Aufgabe in Betracht gezogen, dem Fran-
zen im ganzen gut gerathen sei. Freilich Stellen wie:

Soll zu Rache mir gestollen
Dieser Götter Vätertracht?

werden sich wol in keiner Sprache und am wenigsten vielleicht
in der französischen, in einer dem poetischen Colorit des Ori-
ginals auch nur annähernden Weise wiedergeben lassen. Aber
auch im Französischen konnte dies doch immer noch besser ge-
schehen als in den Polignac'schen Zeilen:

Faut-il qu'aux flammes j'abandonne
Ce corps divin, qui me séduit?

wo das eingeflickte „qui me séduit“ sehr störend ist. Noch
unpassender sind wol die Worte: „Es freut sich die Gottheit
der reuigen Sünder“ mit „On aime les hénies dans le ber-
ceau rentrées“ wiederzugeben. Die beiden Schlußzeilen kut
besser:

Les dieux viennent porter les pauvres égarées,
Dans leurs bras enflammés, vers l'éternel bonheur!

Man hat Goethe der Angrifflichkeit beschuldigt; und doch
ist die Tendenz dieser Ballade, von dem speziellen Fall der
Bajadere auf das Allgemeine angewendet, eine rein menschliche
und daher auch christliche. Der Satz: „Es freut sich die Gottheit
der reuigen Sünder“, entspricht ganz dem christlichen Satz,
wonach im Himmel über einen bußfertigen Sünder mehr Freude
sein werde als über hundert Gerechte, und der Satz: „Er schenkt
Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“, ist ganz
dieselbe Moral, die Christus aufstellte und in seinen Handlungen
befolgte. Ueberhaupt bleibt Goethe, so oft der Selbstnach-
schuldigt von solchen, die ihn nicht kennen oder nicht kennen
wollen, doch der mildeste und menschlichste unserer Dichter. Sein
Ausdruck: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ oder:
„Obel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ waren das Programm
seines Lebens. In „Dichtung und Wahrheit“ tadelt er einmal
die Art „hartverstandiger“ Menschen, „die wenn sie jemand durch
eigene Schuld unglücklich sehen, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr
durch ungeheure Gerechtigkeit gebrungen, das Uebel durch Ver-
würfe vermehren“; und ein andermal rügt er es, daß gerade in
den Augenblicken, wo wir am meisten der Hilfe bedürfen, uns
gerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ wofür man jetzt dia-
phemistischer sagt: „Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen.“
was in seinem eigentlichen Sinn übersetzt doch nur heißt: So
dein eigener Gott, denn es gibt keinen außer dir!

91.

Bibliographie.

Armand, Ralph Norwood. Fünf Bände. Hannover, G.
Rümpel. 8. 8 Thlr.
Bilh, R., Gortolan. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Det-
dam, Miel. 8. 20 Rgr.
Bornemann, Diese Blätter gehören der Zukunft. Der
christliche Nationalismus. Gotha, Drey. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.
Dreuxer, Elisabeth, Kleinigkeiten. Aus dem Englischen.
Neudrucken, Bergemann. 16. 6 Rgr.

Bauger, F., Rom und die Bibel. Aus dem Französischen überf. von G. Jungk. 1te Hefung. Berlin, Rauh. 8. 5 Ngr.

Daff, Gräfin, Claudine. Historischer Roman in drei Bänden. Aus dem Französischen überf. von Theresie Lieber. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 2 Thlr.

Denkwürdigkeiten einer deutschen Erzieherin in Belgien, England, Spanien, Portugal, Polen und Deutschland. Herausgegeben von ... Berlin, Janke. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Von der Schelbe bis zur Maas. Das geistige Leben der Blamingen seit dem Wiederaufblühen der Literatur. Biographien, Bibliographien und Proben. Drei Bände. Leipzig, Lehmann. 1861. 8. 4 Thlr.

Fechner, G. L., Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Leipzig, Ameslang. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Franz, G., Drei und dreißig Sätze vom deutschen Bunde. Berlin, F. Schneider. 1861. Gr. 8. 16 Ngr.

Freidant's Geschiedenis. Sprachsammlung aus dem 13. Jahrhundert. Neubearbeitet von A. Macweiser. Keutlingen, Palm. 1861. Gr. 16. 16 Ngr.

Gauser, Charakteristik des Bischofs und Chronisten Otto von Freisingen. Rottweil. 4. 11 1/2 Ngr.

Gildemeister, G. H., Leben und Wirken des Dr. Godefried Rensen, weil. Pastor Primarius zu St. Martini in Bremen. Zwei Bände. Mit 2 Bildnissen G. Rensen's. Bremen, Müller. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gumbert, F., Mühl. Gelesenes und Gesammeltes. In bunter Reihe zusammengestellt. Illustriert von J. Raymond de Baux. Berlin, Lassar. 16. 15 Ngr.

Heiml, J. B., Biographien der berühmtesten und verdienstvollsten Pädagogen und Schulmänner aus der Vergangenheit. Augsburg, Schloffer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heyse, P., Italienisches Lieberbuch. Berlin, Gerg. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Houcamp, F. G., und J. Scherbez, Bernhard Heinrich Houcamp, weil. Schullehrer zu Welver bei Soest, dargestellt in Bezugung einer von ihm angefangenen Selbstbiographie. Mit einem lithographirten Bildniß des Verstorbenen. Hamm, Grote. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

James, G. P. R., Leonora d'Arco. Ein historischer Roman. Deutsch von G. Gusemühl. Drei Bände. Leipzig, Kolkmann. 1861. 16. 1 Thlr.

Jouvenel, B. de, Grundzüge einer Geschichte der Schöpfung. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede von M. G. Maffier. 1ter und 2ter Theil. Berlin, Gaffelberg. 8. 2 1 Thlr.

Das Leben J. G. von Wessenberg's, ehemaligen Diözesanverwesers in Göttingen. Nach schriftlichen und mündlichen Mittheilungen herausgegeben von einem Freunde und Verehrer des Verstorbenen. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 14 Ngr.

Ledebur, C. Freih. v., Tonkünstler-Lexicon Berlin's von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1ste bis 6te Lieferung. Berlin, Rauh. Lex.-8. 2 12 Ngr.

Leinburg, G. v., und Marie v. Kadebs, Der kleine Hausschatz der deutschen Poesie von Klopstock bis auf unsere Tage. 1te Lieferung. Leipzig, Arnolt. 16. 6 Ngr.

Lever, G., Gerald Fitzgérald der Chevalier. Aus dem Englischen von W. G. Druggula. Drei Bände. Leipzig, Kolkmann. 1861. Gr. 16. 2 Thlr.

Macaulay's, T. B., sämtliche Werke in 23 Bänden. Deutsch von W. Weseler, F. Steger, A. Schmidt und J. Wethans. Mit der Biographie und dem Porträt Macaulay's. 1te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Ngr.

Der Mann aus dem Römer. Eine historische Novelle aus rautsurs Vorzeit. (Von G. W. Pfeiffer.) Frankfurt a. M., rmann. 8. 16 Ngr.

Meier, E., Erklärung phonetischer Sprachdenkmale,

die man auf Cypem, Malta und Sicilien gefunden. Tübingen. Gr. 4. 20 Ngr.

Reizner, M., Neuer Abel. Roman. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Réron, L., Auch eine Laute. Lustspiel in einem Act. Berlin, Rahn. Gr. 8. 5 Ngr.

— — — Schlau muß man sein. Schwank in einem Act. Berlin, Rahn. Gr. 8. 4 Ngr.

Rudermantel oder Tagebuch eines Seelenfuchers. Roman aus dem Wupperthal. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 1861, 8. 18 Ngr.

Rütz, Gräfin Aurora Despremonts. Scenen aus dem Anstifterleben auf Java. Nach „Les damnés de Java.“ Deutsch bearbeitet von F. Goshmann. Zwei Theile. Leipzig, Gubner. 1861. 8. 2 Thlr.

Otto, Louise, Aus der alten Zeit. Historische Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Gubner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Poe, E. A., Unbegreifliche Ereignisse und geheimnißvolle Thaten. In 18 der merkwürdigsten Erzählungen. Stuttgart, Scheible. 1861. 16. 21 Ngr.

Pulvermacher, Gedichte. Breslau, Kohn u. Gunde. 16. 1 Thlr.

Reizner, M., Neuer Abel. Roman. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Réron, L., Auch eine Laute. Lustspiel in einem Act. Berlin, Rahn. Gr. 8. 5 Ngr.

— — — Schlau muß man sein. Schwank in einem Act. Berlin, Rahn. Gr. 8. 4 Ngr.

Rudermantel oder Tagebuch eines Seelenfuchers. Roman aus dem Wupperthal. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 1861, 8. 18 Ngr.

Rütz, Gräfin Aurora Despremonts. Scenen aus dem Anstifterleben auf Java. Nach „Les damnés de Java.“ Deutsch bearbeitet von F. Goshmann. Zwei Theile. Leipzig, Gubner. 1861. 8. 2 Thlr.

Otto, Louise, Aus der alten Zeit. Historische Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Gubner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Poe, E. A., Unbegreifliche Ereignisse und geheimnißvolle Thaten. In 18 der merkwürdigsten Erzählungen. Stuttgart, Scheible. 1861. 16. 21 Ngr.

Pulvermacher, Gedichte. Breslau, Kohn u. Gunde. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bastch, J., Schiller's Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Zum 101. Geburtstag des Dichters, 10. November 1860. Berlin, Nthemann. 4. 7 1/2 Ngr.

Busch, M., Der Schmerzschrei von der Elber. Ein Nachtrag zu den „Schleswig-Holsteinischen Briefen“. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Die natürlichen Grenzen und Deutschlands Herstellung nebst einem Blick auf Europas Gleichgewicht von einem Deutschen. Mit 2 Karten. Lehr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Keller, A. v., Nachlese zur Schillerliteratur als Festguth der Universität Tübingen zum 400. Jahrestag der Stiftung der Universität Basel herausgegeben. Tübingen. Gr. 4. 9 Ngr.

Kürk Leopold von Anhalt-Desau. Eine Erinnerungsschrift an des großen Fürsten Leben und Wirken. Desau, Baumgarten u. Comp. 8. 2 1/2 Ngr.

Kutterbed, An den Hrn. Bischof von Mainz, Wilh. Gmman. von Ketteler. Erklärung. Gießen, Rieder. Gr. 8. 2 Ngr.

Marcus, E., Schiller, ein Welt-Dichter. Ein Vortrag.

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Physiologie der menschlichen Tonbildung

nach den neuesten Forschungen gemeinschaftlich dargestellt. Ein praktisches Handbuch zur Ausbildung der Stimme und Sprache aller Menschen

von

Franz Cyrel.

Mit 38 in den Text eingedruckten Figuren.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Agr.

Ein höchst interessantes Werk nicht nur für Sänger und Gesanglehrer, sondern ebenso für Physiologen und Pädagogen. Der Verfasser liefert darin einen Leitfaden für die praktische Ausbildung der Stimme und Sprache, indem er nicht nur eine umfassende Theorie der Stimmfunctionen und eine wissenschaftliche Begründung derselben, sondern auch die praktische Anwendung dieser Theorie auf die Entwicklung und Ausbildung der menschlichen Stimme gibt und sie zum Gemeinut zu machen sucht. Das überraschendste Resultat des Verfassers besteht darin, daß alle gesunden Menschen die Fähigkeit der Tonbildung haben und deshalb eine klingende und verwendbare Stimme erhalten können.

Außer für die Gesangkunst folgen aus der Theorie des Verfassers die wichtigsten Ergebnisse für die Schauspielkunst, die Redekunst, das gewöhnliche Sprechen und die menschliche Gesundheit. Der wissenschaftliche Werth des Werks wird schon dadurch verbürgt, daß der berühmte Anatom Rokitsky in Wien die Widmung desselben angenommen und sich vielfach für die Forschungen des Verfassers interessiert hat, der praktische Werth durch die merkwürdigen Erfolge, die der Verfasser dadurch bereits erlangt hat.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschienen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Froschmäusekrieg.

Ein nach homerischen komisches Heldengedicht.

Im Vermaße der Urschrift übersetzt von

Karl Uffner.

Miniaturnformat. In sehr geschmackvollem Umschlag brosch. Preis 6 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verirrte Seelen.

Ein Roman von **Ernst Willkomm.**

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ernst Willkomm, zu den angesehensten Romanschriftstellern der Gegenwart zählend, bietet hier dem deutschen Publikum einen neuen Roman, der sich durch spannende Erzählung, geistvolle Charakteristik und treffliche psychologische Durchführung der vorgeführten Personen auszeichnet und die verschiedensten Leserkreise fesseln wird.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Alpen

in

Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt

von

S. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tonrud nach Originalzeichnungen von

Emil Rittmeyer.

Leipzig-Octav. Ein harter Band. Eleg. brosch. 3 Thlr. 26 Agr.

Auch gebunden vorrätig.

Der Herr Verfasser vorliegenden Buchs, seit einer langen Reihe von Jahren innig vertraut mit Land und Leuten, Bergen und Thälern und durch frühere Arbeiten schon längst als ein gebirgskundiger Alpenwanderer dem deutschen Publikum bekannt, hat eine Reihenfolge selbstständiger abgerundeter Studien und Naturbetrachtungen geschaffen, die nicht nur geeignet sind, zu größern und richtigern Verständniß der Alpenwelt und des in ihr herrschenden Lebens beizutragen, sondern die auch als Anregung die Freunde populär-wissenschaftlicher Darstellungen unterhaltend lectüre sich Anerkennung verschaffen werden. Frisch griff der Verfasser in die unendlich reiche Fülle der gewaltigen Erscheinungen hinein, wie sie das Gebirge bietet, und schilderte in begeisterten Worten und in lebensvollen Farben die Herrlichkeit und Größe, aber auch die furchtbare Majestät und die Schrecken der erhabenen Alpenwelt. Es sind Photographien des Natur- und Menschenlebens, wie sie nur der sinnige, vergleichende Beobachter aufnehmen kann.

Der gentile Illustrator von Eschsch's Thierleben, Herr Emil Rittmeyer, hat auch für vorstehendes Buch die Zeichnungen entworfen. Diese zeichnen sich durch Reinheit der Darstellung und durch originelle und geistvolle Auffassung besonders aus. Der Schnitt der Blätter wurde von den anerkannt tüchtigsten Lithographen Leipzigs besorgt und sind dieselben von wirklichem Kunstwerth.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Uebersetzungen classischer Dramen von **Edmund Ebeling.**

Sakuntala. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Zweite Auflage. Geheftet 24 Agr. Gebunden 1 Thlr.

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Geheftet 20 Agr. Gebunden 26 Agr.

Antigone. Tragödie des Sophokles. Geheftet 24 Agr. Gebunden 1 Thlr.

Iphigenia in Tauris. Schauspiel des Euripides. Geheftet 18 Agr. Gebunden 24 Agr.

Romeo und Julia. Tragödie des Shakespeare. Geheftet 24 Agr. Gebunden 1 Thlr.

Hamlet. Prinz von Dänemark. Tragödie des Shakespeare. Geheftet 24 Agr. Gebunden 1 Thlr.

Sechs Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den beliebten Miniatur-Ausgaben classischer Dichtwerke anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 49. —

6. December 1860.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Das „Historische Taschenbuch“ in vierter Folge. Von Karl Zimmer. — Epische Dichtungen. — Das Neueste über Grönland. Von Heinrich Dierbaum. — Wachsmuth über den deutschen Volks Humor. — Notizen. (Leipziger Messbilder; Börsenmarkt; Goethe und Petöfi; Schiller; Coleridge als Colbat.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das „Historische Taschenbuch“ in vierter Folge.
Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1860. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Daß das von Friedrich von Raumer begründete „Historische Taschenbuch“ theils als Organ für historische Forschung, theils und besonders für Verbreitung werthvoller historischer Kenntnisse in gebildeten Kreisen sich in einem Zeitraume von 30 Jahren anerkennungswerthe Verdienste erworben habe — eine Anerkennung, die ihm auch in d. Bl. vielfach zu Theil geworden ist —, das ist allgemein bekannt. Deshalb empfanden es die Verehrer der Geschichtswissenschaft schmerzlich, als sie im vorigen Jahre durch Nichterscheinen eines Jahrgangs sich von ihrem alten Bekannten vielleicht für immer trennen zu müssen fürchteten. Die Besorgniß war unbegründet, wie der vorliegende erste Jahrgang der vierten Folge beweist; wir begrüßen ihn mit dem Wunsche, daß er der Vorläufer einer ebenso gesunden und nützlichen Generation sein möge, wie die war, die ihre Lebensbahn vollendet. Machen wir jetzt unsere Leser zuvörderst im allgemeinen mit dem Inhalte des neuen Jahrgangs bekannt.

1. Die Mönchsrepublik des Berges Athos. Von Karl Nathanaël Pischon.
2. Der brabantische Hof und eine brüsseler Revolution im 15. Jahrhundert. Von Franz Löhner.
3. Giovanni Rossi. Von Alfred von Reumont.
4. Ein Schuß im Walde 1608. Von Karl von Weber.
5. Der evangelische Sagenkreis. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Dichtung und Kunst des Mittelalters. Von Eduard Kolloff.
6. Ernst Christoph August von der Sahla.

Der Verfasser der ersten Monographie: „Die Mönchsrepublik des Berges Athos“, K. N. Pischon, als wissenschaftlicher und ausgeklärter Theolog bekannt — er ist jetzt Prediger bei der preussischen Gesandtschaft in Konstantinopel — erscheint zum ersten male in dem Kreise der Mitarbeiter am „Historischen Taschenbuch“. Sie brauchen sich dieses neuen Kollegen nicht zu schämen; es war in der 1860. 49.

That ein sehr glücklicher Zufall für Hrn. Heinrich Brockhaus, einen solchen Begleiter bei seinem Besuche des Athos 1858 zu erhalten. Denn obgleich der „Heilige Berg“ (ἅγιον ὄρος), wie die byzantinisch-christliche Zeit den Athos genannt hat — seine altclassische Berühmtheit erhielt er durch den bekannten Kanal des Perserkönigs Xerxes *) —, in der neueren Zeit durch eine geistvolle und kenntnißreiche Charakteristik des allbekannten Fragmentisten Hermann, sowie durch Grisebach und Zachariä in der wissenschaftlichen Welt seiner Eigenthümlichkeit und Bedeutung nach höchst befriedigend aus seinem frühern Dunkel hervorgetreten ist, so darf doch das, was der jüngste Besuch des höchst merkwürdigen Ueberrestes echt byzantinischen Wesens der gebildeten Welt zu erzählen weiß, keineswegs für eine Ilias post Homerum angesehen werden. Und wir erweisen gewiß vielen unserer Leser einen Dienst, wenn wir sie unter Leitung unsers Reisenden auf einen durch Natur und Geschichte merkwürdigen Höhepunkt führen, von wo aus der Blick über das Meer und die Glande hinschweift, welche zwischen den beiden Continenten Europas und Asiens liegen; wenn wir sie auf einen Höhepunkt führen, dessen aetisch-kirchliche Institute die Fähigkeit des byzantinischen Geistes durch eine tausendjährige Geschichte beurlunden und die nur der alles nach und nach vor sich niederwerfenden Macht der Civilisation des europäischen Abendlandes unterliegen zu müssen scheinen. Das Vorgedühl davon ist bereits in die Gemüther der Bewohner des Heiligen Berges eingezaugt, so sehr man sich auch in der Allgemeinheit dagegen sträubt.

*) In früherer Zeit ward die Existenz dieses Kanals bezweifelt; allein durch die Zeugnisse des Choiseul-Gouffier, Dr. Hunt und Reale, namentlich aber durch die Untersuchungen des Lieutenant Spratt ist die Sache außer allen Zweifel gesetzt. Der letztere insbesondere hat die deutlichen und unverkennbaren Spuren entdeckt. Xerxes fand vorzugsweise Tertiärsand und Mergel vor, so daß das Unternehmen keine so großen Schwierigkeiten hatte. Uebrigens erinnert auch der slavische Name des Kanals, Brovlika, d. h. Durchfluß, an die ehemalige Existenz desselben.

Das menschliche Gesetz „Alles hat seine Zeit“ wird auch hier zuletzt zur Geltung gelangen. Doch zur Sache.

Das Gebirge, welches von seinen 20 Klöstern mit Recht den Namen des heiligen führt, zieht zunächst von Nordwest nach Südost, wendet sich aber zwei Meilen südlich von der hohen Felswand, Megali Vigla genannt, genau nach Süden in einer Gesamtausdehnung von ungefähr sechs deutschen Meilen zwischen dem Golf, der nach dem Berge selbst den Namen führt und der offenen Meeresbucht von Hierisso. Von den Küsten des Meeres bis zur Höhe des Kammes ist das Gebirge mit der üppigsten und herrlichsten Waldvegetation bedeckt. Platanen, Buchen, Eichen, Cypressen und namentlich die wol nirgends so mächtig und herrlich sich entwickelnde Kastanie bilden ein Walddickicht, dessen geheimnißvolle Ruhe und majestätisches Schweigen niemals durch die Art des Zimmermanns entweicht wird. Die Abhänge sind mit der wilden Arbutusfirsche, mit Myrtengesträuch und wilden Rosen bedeckt. Riesige Schlingpflanzen und saftige Epheuranken winden sich von Stamm zu Stamm in dieser freien Wildnis. Der Mensch, der hier nichts dazu gethan hat, die Natur ihres Zaubers zu berauben, hat vielmehr manche unentbehrliche und nugsbringende Pflanze zu denen gesellt, welche die Erde selbst schon in so reicher und verschwenderischer Fülle gedeihen ließ; besonders in der Nähe der Klöster finden wir Pflanzungen von Delbäumen, Maulbeerbäumen, Mastixsträuchern und Weingärten, die sorgsam gehegt und gepflegt werden, dazwischen mächtige Cypressen, welche durch ihr dunkles ernstes Grün den wundervollsten Contrast zu den üppigen Blättern des Laubwaldes bilden. Weiter gegen Süden wächst das Gebirge zu einer durchschnittlichen Höhe zwischen 2—3000 Fuß, bis es in seiner südlichsten Spitze plötzlich zu einer Höhe von über 6000 Fuß in dem eigentlichen Regel oder der sogenannten Pyramide des Athos aufsteigt. Es ist kaum ein Berg am ganzen Archipelagus zu finden, der einen so mächtigen Eindruck auf den Beschauer macht wie dieser Athosregel, so plötzlich steigt er auf, so hoch überragt er alle ihn umgebenden Gebirge. Ist's Wunder, wenn auf diesen himmelanstrebenden Höhen schon in uralter Zeit Götterculte ihre Sitze aufschlugen? Darf es wunder nehmen, wenn das beschauliche Leben der Christen, das so gern erhabene und naturbegabte Orte aufsucht, die aber geschieden sind von den Brandungen des gewöhnlichen Lebens, als das Christenthum über die heidnischen Götter gestiegt, die Stätten jener alten Culte in Besitz nahm? Wer nur irgendeinmal dergleichen Studien mit einiger Aufmerksamkeit obgelegen hat, wird wissen, daß die Gründungen für christlichen Cultus und Ascese mit einem man möchte sagen wahrhaft feinen Gefühle, theils auf antiken Schauplätzen der Götterverehrung, theils auf neuen, selbständig gewählten Derlichkeiten sich erhoben. Der heilige Berg ist aber weder ganz frei von gewissen Dingen einer weltlichen Regierung, noch von Sünden, die in der unheiligen Welt an der Tagesordnung sind. Es gibt dort nämlich einen Flecken, Namens Karyais, der den Sitz einer Regierungsjunta bildet, welche den

Berg verwaltest, das Frankfurt am Main der kleinen Bundesstaaten auf dem Athos oder das Washington des Staatenbundes. Doch darf dieser großartige Vergleich die Phantasie unserer Leser nicht irre führen. Karyais besitzt kein Capitol, keine Paläste und keine Jägerzeile, sondern besteht nur aus einem kleinen Hof winkliger und von haufälligen Häusern und Gärten eingefasster Gassen, welche sich um einen alten, ebenfalls haufälligen Thurm herumlagern. Dieser Thurm überragt das sogenannte Protaton, d. h. das Gebäude, in welchem die Abgeordneten der Klöster ihre Sitzungen halten. Ein Theil des Protaton ist durch den Repräsentanten der weltlichen Macht, einen türkischen Aga, der auf dem Athos wohnt, in Beschlag genommen. Dieser Aga hat für die Pforte den jährlichen Tribut des Bergs einzuziehen und die Pässe zu visiren. Da derselbe unter den Mönchen ein sehr einfaches und langweiliges Leben zu führen verurtheilt ist, zieht dieser Pfortenbeamte es gewöhnlich vor, sich durch einen seiner Untergebenen vertreten zu lassen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung sind dem Aga und der Synode gemeinsam 50 Gendarmen untergeordnet, die aber sämmtlich Christen sind und albanesische Kleidung tragen. In ihren gestickten Jacken und Fustanellen, Pistole und Dolch im Gürtel und die lange Flinte über den Rücken gehängt, nehmen sie sich wild genug aus und erscheinen ausreichend, die etwaigen Anfälle der im Norden des Bergs hausenden Klephten mit ihren Waffen zurückzuweisen.

Die kleinen Kaufläden und Magazine in den Gassen von Karyais werden theils von Mönchen, theils von Weltleuten gehalten, die nach dem Athos kommen, um die Mönche mit den Naturproducten und Culturartikeln zu versehen, die sie selbst nicht besitzen oder selbst nicht verfertigen können; Drucksachen, die früher keinen so gesuchten Artikel bilden, wie Mehl und Weizen, Mützen und Glasachen zum Schmuck der Kirchen, kommen zumeist aus Athen. Dagegen werden ein gros Effect Frächte von den verschiedenen Klöstern hierher zum Verkauf gesendet. Den Reisenden werden mancherlei Kleinigkeiten, z. B. Rosenkränze aus Muscheln und Olivenkernen, welche Einsiedler in ihrer Abgeschlossenheit verfertigen, zum Kauf angeboten. Doch die auri sacra fames spielt auch in diesem kleinen Handelsverkehr unter den „heiligen Männern“ eine Rolle, freilich verbrämt mit dem „in majorem Dei gloriam“. Im Handel und Wandel gilt nämlich das sogenannte Hagionorosgeld, d. h. keine besondere Münze, aber eine Berechnung des Pfisters, welche aus frühern Zeiten herrührt und im übrigen türkischen Reiche nicht mehr gefunden wird. Nach dem Hagionorosgelde gilt der Pfister ungefähr das Doppelte seines jetzigen Preises, so daß der Käufer, der mit

*) Jener Tribut ist zwar nicht unbedeutend, doch scheint er keineswegs über die Kräfte der Klöster zu gehen. Freilich haben sie letztern durch Plünderungen von Seeräubern und namentlich zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes durch die Türken große Verluste gelitten. „Para wor koschisch“, d. h. „Wie Ged, Brod“, riefen die türkischen Reiter den Bewohnern des Athos nur allzu oft zu. Wahrscheinlich sind auch in dieser griechischen Region russische Goldmünzen wirklich zu finden gekommen.

gewöhnlichem fränkischen oder türkischen Gelde bezahlen muß, fast doppelt so viel geben muß, als die betreffende Summe nach gegenwärtigem Kurse sonst ausmachen würde. Und da unser Reisender in diesem kleinen Handelsplatze mehr als eine Spur von städtischer Verbordtheit fand, z. B. Trunkenbolde, Betrüger, so paßt das Bild allerdings sehr wenig, was der byzantinische Lobredner des Athos, Gregoras, entwirft: „Da ist kein Jahrmarkt, keine Speculation, kein Wucher, kein Tribunal, kein Atheserfolg. Auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht; dort allein ist wahre Freiheit und das richtige Maß der menschlichen Dinge.“ Ist das Rehrbild davon, was unser Reisender zu beobachten Gelegenheit hatte, vielleicht das Medusenhaupt, womit die westeuropäische Civilisation ihre Ankunft auf dem Hagion Oros ankündigt? Die Geschichte zeugt leider mit vorwurfsvoller Wahrheit für solche und ähnliche Erfahrungen. Indem wir die Mittheilungen des Verfassers über das Leben der Mönche auf dem Athos und über deren Wohngebäude und Kirchen, ob es ihnen schon keineswegs an Interesse gebricht, des Raumes wegen übergehen, müssen wir insbesondere die gelehrte Welt auf die Andeutungen aufmerksam machen, die der Verfasser über die wissenschaftlichen Schätze gibt, welche in den Athosbibliotheken enthalten sind. Die Bekanntschaft mit denselben ist an den Sätzen der Gelehrsamkeit Europas noch keineswegs so gründlich, daß es sich nicht der Mühe verlohnen sollte, trotzdem, daß durch Plünderung, Feuer und Verkauf gar manches Werthvolle verloren ist, mit Fleiß, Ausdauer und Sachkenntniß ans Werk zu gehen. Möchte es daher wenigstens dem unermüdblichen Eifer des Russen Sewastianow gelingen, sein großartiges photographisches Unternehmen durchzuführen und dadurch wenigstens einen Theil der wichtigsten noch auf dem Athos vorhandenen Handschriften — Philologen und Theologen sind dabei interessiert — zum wissenschaftlichen Gemeingut zu machen. Denn weder die gelehrten noch die materiellen Kräfte der Athosmönche sind auch nur im entferntesten befähigt, die Schätze, die sie mit ungleich größerer Eifersucht als mit Einsicht in ihren Werth bewachen, der wissenschaftlichen Welt vorzulegen und zu deren Vortheil zu verarbeiten. Wir nehmen hiermit von der Arbeit unsers Reisenden mit Dankbarkeit Abschied.

Während wir über Nr. 2: „Der brabantische Hof und eine brüsseler Revolution im 15. Jahrhundert“, von F. Löher, uns mit der einfachen Bemerkung begnügen müssen, daß es eine interessante Phase ergäbe aus dem Kampfe, den jahrhundertlang in den sogenannten Niederlanden *) der Franco-Gallicismus mit dem Deutschthum, die Städte mit der Adels- und Fürstengewalt kämpften, bis die letztere siegte; während wir ferner über Nr. 3: „Giovanni Rosini“, von A. von Reumont, das Zeugniß mit gutem Gewissen aussprechen können, daß der Verfasser auch hier seine

tiefe Kenntniß italienischer Literatur und Verhältnisse beurkundet und dem Giovanni Rosini ein Denkmal gesetzt habe (gest. 1855), welches des trefflichen Italieners würdig ist: dürfen wir aus leicht begreiflichen Gründen bei Nr. 4: „Ein Schuß im Walde“, von R. von Weber, etwas länger verweilen. Dieses historische Thema klingt frappant, und doch hat der Verfasser recht, indem er sagt: „Diese Bezeichnung enthält die einzige festgestellte Thatsache, welche die Veranlassung zu folgenschweren Ereignissen bot, die vor der unserigen schon sehr viele andere Federn in Bewegung gesetzt und die verschiedenartigste Beurtheilung gefunden haben.“ Der Verfasser, den wir bereits anderweit als einen Mann kennen gelernt haben, der seine amtliche Stellung im Interesse der Wissenschaft recht vortheilhaft zu verwenden weiß, hat sich durch die vorliegende Monographie ein doppeltes Verdienst erworben: sie liefert einen Beitrag zu einem Zweige der Culturgeschichte des angehenden 17. Jahrhunderts und führt eine Thatsache, über welche die sächsischen Geschichtsschreibung bis jetzt so gut wie völlig im Unklaren war, auf den richtigen Standpunkt: ein Attentat auf Christian II. am 8. April 1603 ist keine erwiesene oder beglaubigte Thatsache. Hören wir den Verfasser in der Einleitung zu seiner kritischen Untersuchung selbst:

Während manche Schriftsteller *) es nicht bezweifeln, daß im Jahre 1603 gegen den Kurfürsten von Sachsen, Christian II. — geb. den 23. September 1583, gest. den 26. September 1691 — wirklich ein Mordanschlag stattgefunden, und während sie mehr oder minder bestimmt auf ausländische Ausrichtung hindeuten, bezeichnen andere das Complot lediglich als eine Fabel **), und noch andere endlich sprechen von dem Ereigniß als von einem in tiefes Dunkel gehüllten. ***). Wir mußten eben in dieser großen Verschiedenheit der Auffassung eine genügende Aufforderung sehen, vor dem Durchlesen zahlreicher und umfangreicher Actenbände nicht zurückzuschrecken, die, soviel wir ersehen, vor uns bei Forschungen über jene Zeit noch nicht benutzt worden sind, und in welchen wir daher die Lösung des Räthfels zu finden hoffen durften. Die erste Einsicht in jene Acten war allerdings wenig geeignet diese Hoffnung zu bekräftigen: ohne alle chronologische Evidenz sind Schriften der verschiedensten Art durcheinander gemeugt; eine Menge Protokolle über Vernehmungen bieten in ihrer äußern Form Veranlassung zu den erheblichsten Ausstellungen; sie ermangeln des Datums, der Unterschriften, gleichen in ihren vielfach von anderer Hand als der des Protokollanten beigefügten Correcturen bloßen Concepten, deren späterer in den Acten sich findender Reinschrift man allerdings die Mängel des Originals nicht ansehen kann. Je tiefer wir aber eindringen in das Chaos jener Actenmasse, um so mehr mußten wir uns überzeugen, daß uns einer der denkwürdigsten Criminalfälle jener Zeit vorliege. Denkwürdig als Beleg der ganzen Roheit des Criminalverfahrens, wie es vor dreihalb Jahrhunderten in Deutschland üblich war, denkwürdig als Beweis, wie jene gräßliche Erfindung, die Tortur, den von vorgeschafften Jähren ausgehenden Richter von Irrthum zu Irrthum immer tiefer in ein Labyrinth von Täuschungen führen mußte, denkwürdig aber auch als Beispiel, wie bisweilen an einer ursprünglich ganz unbedeutende Thatsache, eine an sich unerhebliche Handlung, sich die schwersten Folgen knüpften. Ein Signal, das

*) J. B. Müller in den „Annales“ von 1400 — 1700 und Dresden und Gasse in ihren Geschichten Dresdens.

**) J. B. Grottel, „Geschichte des sächsischen Volks“ u. s. w.

***) J. B. Weiße, Böttiger und Bindau in seiner „Geschichte des Haupt- und Residenzstadt Dresden“.

*) Die Geschichte der Niederlande, insbesondere seit ihrem Kampfe mit Spanien hat in der neuesten Zeit außerordentliches Glück, und Belgien hat die zahlreichsten historischen Vereine und Vereinschriften in Europa.

ein wandernder Gauner seiner Dirne gab, war Veranlassung zu zahlreichen, verwickelten Criminaluntersuchungen, blutigen Hinrichtungen, zur Verfeindung deutscher Fürsten; ja wenig fehlte, daß ein Krieg im Innern Deutschlands darüber ausgebrochen wäre!

Wir fügen noch hinzu: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ Denn ohne die greuelhafte Verfolgung des Calvinismus in Kurpfalz und ohne die Blutschuld am Kanzler Crell hätte jener Schuß im Walde, jenes Signal eines Gauners für seine Dirne das unheilswangere Aussehen gewiß nicht erregt; das böse Gewissen spielt unverkennbar die schlimmste Rolle dabei. Wie wäre es sonst erklärlich, daß ein Schuß in der Dunkelheit auf Gerathewohl abgefeuert, ohne daß auch nur in den Acten eine Spur von einem vernommenen Pfeifen der Kugel zu finden wäre, für einen Mordanschlag auf den Kurfürsten hätte ausgegeben werden können und zwar auf der Stelle? Doch wir müssen unsere Leser, ganz besonders aber der Geschichtschreiber Sachsens auf die gründliche und scharfsinnige Untersuchung des Verfassers selbst verweisen. Das Verdienstliche der Arbeit wird gewiß allseitige Anerkennung finden.

Was nun Nr. 5: „Der evangelische Sagenkreis“, von E. Kolloff, betrifft, so glauben wir unsere Besprechung mit der Erklärung beginnen zu dürfen, daß diese Abhandlung zu den werthvollsten und interessantesten Arbeiten gehört, welche das „Historische Taschenbuch“ nur immer der gebildeten Lesewelt dargeboten hat. Und wir müssen den Verfasser beim Worte nehmen, wenn er sagt, daß er das Beste, was er jetzt zu geben durch Raum und Zeit verhindert werde, einer andern Gelegenheit vorbehalte. Der Verfasser, dem wir bereits öfters im „Historischen Taschenbuch“ begegnet sind, führt uns jetzt auf das große christliche Sagenfeld, wo die Dichtung und die Kunst des Mittelalters, in den frühern Zeiten desselben auch die christliche Erziehung sich ebenso zahlreiche als ergiebige Quellen zu eröffnen mußte; und die Klage des Verfassers, daß unsere wissenschaftliche Jugend viel besser in den Mythen der alten Götter- und Heroenwelt bewandert sei, als in den heiligen Geschichten und Legenden des Christenthums, ohne welche Kenntniß die Dichtung und Kunst des Mittelalters fast ganz unverständlich sei, weiß der Verfasser in ihrer Berechtigung ebenso geistvoll als geschickt zu begründen. Dieser Mangel an richtiger Würdigung der christlichen Traditionen hat aber auch auf die Kunstschöpfungen und auf den in ihnen sich ausprägenden Geschmack lange Zeit einen verderblichen Einfluß ausgeübt: ein Einfluß, der jetzt noch nicht alle Bedeutung und Macht verloren hat, obgleich Deutschland, als es den Werth des Mittelalters nach Gebühr zu würdigen angefangen, einige Zeit ins andere Extrem verfiel und nichts preiswürdig finden wollte, wenn es nicht einen mittelalterlichen Geruch von sich gab; das Gleichgewicht zu finden ist das besondere und ernstliche Bestreben der Gegenwart. Wie sehr aber dieses Gleichgewicht namentlich im 16. und 17. Jahrhundert z. B. in Frankreich verloren war — entschiedene Sinnigung zum Heidenthum, worin Italien am Ausgang des 15. und zu An-

fang des 16. Jahrhunderts vorangegangen war, nicht ohne Schuld der enthusiastischen Verehrer der griechischen und römischen Welt —, das hat uns der Verfasser in folgender trefflichen Stelle geschildert:

Seitdem die von den Humanisten und Reformatoren des 15. und 16. Jahrhunderts ausgekreute Saat der Bildung allenthalben ausgegangen und zur Reife gebrungen ist, haben wir mit der altchristlichen Sage und Dichtung, der altchristlichen Mythik und Symbolik auch die alte Welterbsprache verlernt und unsere Liebe und Theilnahme andern Gegenständen der Betrachtung gewidmet. In Frankreich hat der Classicismus das mittelalterliche Christenthum fast noch gründlicher ausgeräumt als der Protestantismus in Deutschland gethan. *) Es ist begreiflich aber fast wehmüthig zu sehen, wie die vom Mark des Katholicismus genährten Nationen, zumal die Franzosen, ihre einst so hoch gehaltenen Heiligenlegenden mittheilend belächeln, in dem Augenblicke, wo sie außer sich gerietzen vor Bewunderung über die „Retamorphosen“ Ovid's und alle Theogonien des heidnischen Alterthums. Die Wundergeschichten der christlichen Märtyrer wurden zu Fabeln, während die Abenteuer der Leda und Latona für unbedeutende geschichtliche Thatfachen zu gelten schienen. Wie am Ende des 4. Jahrhunderts im römischen Kaiserreich viele aufgeklärte Leute, wenn ich so sprechen darf, zugleich Heiden und Christen waren, und besonders die Dichter, z. B. Statius, Ausonius u. a., die heidnischen Mythen und christlichen Dogmen wunderlich und freiwillig vermengten und mit beiden täuselten, gerade so erging es am Ende des 16. Jahrhunderts in Frankreich. In der patriotischen Absicht, ihrem geliebten aber noch mit Barbarei behafteten Volke und Lande eine Stelle neben dem alten gesitteten Rom und Griechenland zu verschaffen, holten die französischen Dichter, Konrad und seine Schule, die Bewohner des Olymps nach der Seine und Loire, und brachten sie in die Gesellschaft der christlichen Himmelsbürger. Diese ewige Vermischung des Parnasses und Paradieses findet sich allenthalben in den poetischen und plastischen Erzeugnissen jener Zeit. Man muß die Engel genau ansehen, denn es könnten leicht Amorinen sein. Die Maria ist eben nur eine Juno, oder gar eine Venus im Hemd und im blauen Kleide. Gott Vater hat vom olympischen Zeus die buschigen dunkeln Brauen, und Christus am Kreuz sieht oft aus wie ein sterbender Adonis. Auch die drei göttlichen Tugenden sind in der Regel nur bescheidene Grazien, und wenn man bedenkt, daß die üppigen Phantasien des heidnischen Polytheismus in den Kirchen sogar auf den Gräbern der Cardinäle und Bischöfe Gestalt annahmen, so kann man schließen, in welchem Maße der christliche Sinn allmählich aus dem allgemeinen Bewußtsein schwand. Bei dem beständigen Sehen der alten Götterwelt in Gärten, in Gedichten, in Hausnischen, an Zimmerwänden und Saaldecken, auf Tabakdosen, Wirthshauschildern und öffentlichen Plätzen, wurde man formell ganz und gar Heide; viele übrigens sehr ehrbare Leute wußten mehr von der Mythologie als vom Katechismus, und mancher hätte die Namen der zwölf großen Götter geläufig hergesagt, wäre aber verlegen gewesen, die zwölf Apostel bei Namen zu nennen und als Taufpathe sein Credo aufzusagen. Da der christliche Glaubensinhalt von dem damaligen Gesetzgeber des französischen Parnasses als ganz untauglich für heitere poetische Bearbeitung erklärt wurde, so verlor er sich allmählich aus dem höhern Geistesleben, und gar noch als alter Sauerteig in der Gedankenmasse fort, so daß er zuletzt gleichsam abspärig wurde. Das Christenthum blieb da als altes Erbstück und bloß ledig und achubar als solches; hätte ein Vulkan Versailles, die Bruchschöpfung der neuern Zeit, mit einem Lavastrom und Ascheregen verschüttet, so wäre es 1000 Jahre nachher beim Wieder-

*) Im reinen Princip des Protestantismus ist diese Anlage ganz nicht begründet, sondern nur in seinen Auswüchsen und Entartungen. Und Deutschland machte mit Italien eine gleiche Erfahrung, als man mit der antiken Welt Odgendienst trieb.

ausgraben nimmermehr für die Reflexion des allerchristlichsten Königs gehalten worden: man hätte gewaltig viel Faune und Symphen, alle möglichen Venus- und Apollspecles aus den Ruinen ausgegraben, einen ganzen Olymp in jedem Fuß- und Tanzgarten gefunden, aber kein einziges Crucifix, keine Marien- und Heiligenbilder, wie man sie im Mittelalter an jeder Straßenecke und an jedem Wohnhause anbrachte. Fürwahr, es hat selten echtere Feinden gegeben als die französischen Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts; sie haben ungemein zum Sturz des Christenthums beigetragen, und nach ihnen hatte Voltaire nicht sonderlich viel zu thun.“)

Müssen wir auch zugeben, daß der Verfasser die ganze Erscheinung doch etwas zu einseitig aufgefaßt und mit einer gewissen Indignation betrachtet hat, so kann doch im wesentlichen seine Ansicht nicht bestritten werden. Uebrigens hat unser Verfasser die altchristliche Kirche mit ihren Eigenthümlichkeiten sehr wohl studirt, sodaß nicht allein der Kunstgeschichtschreiber, sondern auch der Theolog, der die charakteristischen Erscheinungen auf dem Entwicklungsgebiete der christlichen Kirche vom frühesten Mittelalter an zum Gegenstande seiner Forschungen macht, gar manches Goldkorn bei unserm Verfasser finden wird.

In Nr. 6 endlich: „Ernst Christoph August von der Sahla“, wird uns eine Biographie dieses beklaugenswerthen jungen Edelmanns gegeben, der vielleicht einer großen Zahl unserer Leser entweder im Leben des Ministers vom Stein, oder in Savary's und Bourrienne's Memoiren oder in Schneidawind's „Die Attentate auf das Leben Napoleon's I.“ oder auch in Schott's Uebersetzung von M'ara's „Napoleon in der Verbannung“ begegnet ist. Sahla war 1791 auf dem Rittergute Sahland an der Spree geboren und starb 1815 in Paris. Mit ihm erlosch sein uraltes Geschlecht im Mannesstamme. Er war ein unglücklicher Doppelgänger des naumburger Predigersohnes Staps, der Napoleon 1809 in Schönbbrunn ermorden wollte. Es verdient eine besondere Erwähnung, daß der exaltirte junge Mann, der fast noch im Knabenalter stehend schon in politische Cippshästen gezogen ward und, um seinen Mordplan, wie er meinte, eher und mit besserem Gewissen ausführen zu können — war ja Napoleon der Erzfeind des Papstes — zur katholischen Kirche übertrat, bei keinem selbst der erbittertesten Feinde Napoleon's mit seinem Mordanschlage Billigung oder Unterstützung fand. Alles Uebrige mögen unsere Leser in der Biographie selbst nachlesen. Seine unglückliche Mutter starb 86 Jahre alt zu Herrnbut erst am 29. Juni 1854.

Karl Zimmer.

Epische Dichtungen.

Bei der Beurtheilung einer epischen Dichtung fragen wir zunächst nach dem Werthe des Stoffes und dann nach der Behandlung desselben; der Stoff oder der Gegenstand steht in erster Linie. Ueber den Werth desselben werden wir nur zu häufig den Dichter sich täuschen sehen; denn

*) Es steht hier allerdings die Frage frei: wer hat die Initiative ergriffen, die Künstler oder der despotische Konradsberger Ludwig XIV. mit seinen Vorfahren, v. B. Franz I.? Uebrigens liegt auch in der Kunst, die ihre Quelle in der Legende oder auch in der beglaubigten Kirchengeschichte hat, ein Ernst, der einem Zwecke, wie ihn Versailles hatte, gleichwohl widersteht.

es scheint ein fast allgemeiner Irrthum zu sein, daß jeder Stoff, der zu breit ist, um dramatisch behandelt werden zu können, sich zur epischen Behandlung eigne; man spricht das natürlich als Lehrsatz nie aus, aber der Irrthum ist aus den Erscheinungen in dieser Literatur leicht nachzuweisen. Goethe hält die persönlich beschränkte Thätigkeit und den außer sich wirkenden Menschen für den Gegenstand des Epos, während das persönlich beschränkte Leiden und der nach innen geführte Mensch in die Tragödie verwiesen wird. Mit solchen höhern Anforderungen bei der Auswahl des Stoffes geben sich unsere jüngsten epischen Dichter nur noch selten ab; jeder Stoff, der die gehörige epische Breite gestattet, ist ihnen zur Behandlung geeignet, die Tiefe muß eben durch das Salz des Dichters kommen. Auch die Kritik übersieht nur zu häufig die Bedeutung des Gegenstandes: ein guter Stoff wird von ihr höchstens noch als ein besonders glücklicher Fund hervorgehoben, sonst genügt ihr der interessante Inhalt, und man fängt da schon an das subjective mit dem ästhetischen Behagen zu verwechseln. Daß schon bei der Wahl des Stoffes sich der Künstler vom Dilettanten unterscheidet, wird meistens übersehen; denn über den Werth des Stoffes entscheidet Verstand und Empfindung; und wie alle Seelenkräfte bei der Wahl in Concurrenz treten, so ist aus dem Resultate schon ein Urtheil über den Beruf des Dichters zu ziehen. Es ist hier schon der Punkt, von dem aus das Genie sich zeigt. Der gewöhnliche Künstler, d. h. der, welcher in und mit seiner Zeit lebt, bewundert wird und untergeht, wird mehr oder weniger in seinen Gebilden nur seine Zeit und deren künstlerische Anschauung mit ihren Vorzügen und Schwächen zur Geltung bringen; thut er das eben mit einem an und für sich genialen Geiste, so zollen ihm seine Zeitgenossen Bewunderung, während die Nachwelt seinen Werken ein kunsthistorisches Interesse zuweist. Nur der aber wird ein Meisterwerk schaffen, das für alle Zeiten Geltung hat, der schon in der Wahl des Stoffes die höchsten ästhetischen Anforderungen seiner Zeit erfüllt; die höhere Entwicklung der Schönheitsbegriffe späterer Zeiten beeinträchtigt nicht den Werth des früher Geschaffenen, ja die Nachwelt erkennt erst recht den Werth eines solchen Kunstwerks, wenn sie aus ihm die Ahnung der Fortschritte in den ästhetischen Anschauungen liest, die dem Künstler bei seinem Schaffen unbekannt sein mußten. Ein Beispiel aus der Plastik: Auf der Schweizerreise von 1797 besucht Goethe in Stuttgart Professor Danneberg; im Atelier sieht er bedeutende, jetzt noch gefeierte Arbeiten des Meisters; aber doch findet er, daß jener wie alle Modernen an der Wahl des Gegenstandes leidet und klagend ruft er aus: „Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeit uns zu diesem Hauptbegriff erheben können?“ Die Kunstanschauung über Plastik wurzelte aber damals im Laokoon, es war das höchste bekannte Kunstwerk. Goethe hält den Gegenstand für den glücklichsten, der sich denken läßt. Neuere Entdeckungen haben das ästhetische Urtheil auch auf diesem Gebiete erweitert; aber doch werden die Kunstwerke, die in seinem Geiste

erbacht sind und die Künstler, die aus ihm Belehrung und ästhetische Geseze gezogen haben, für immer genannt werden, insofern sie eben verstanden mit genialischem Geiste das aus ihm zu ahnen, was spätern Zeiten zu schauen vergönnt war.

Der Wahl des Stoffs folgt die Behandlung. Wir haben ausgesprochen, daß man in Anerkennung der letztern über die erstere hinwegzusehen pflegt. Bei einem wahren Kunstwerke aber müssen beide übereinstimmend sein, sogar insofern, daß es möglich ist, sich trotz ausgebildeten Urtheils über das Vortwiegende des Stoffs oder der Behandlung zu täuschen. Wir geben als nähere Begründung ein warmes Urtheil Schiller's über „Hermann und Dorothea“. „Der Stoff war für das deutsche Publikum besonders glücklich“, schreibt Schiller 1798, „denn es entzückte den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeiten und seiner Interessen und er entzückte ihn doch wirksam, welches zeigt, daß nicht der Stoff, sondern die Behandlung gewirkt hat.“ Ergänzt man hinter Stoff „allein“ und setzt vor „die Behandlung“ „zu gleicher Zeit“, so hat man mit wenigen Worten die Anerkennung der Uebereinstimmung. Aus dem von Schiller gepriesenen Kunstwerke haben wir in der Einleitung bei der letzten Besprechung epischer Dichtungen in Nr. 7 d. Bl. die Hauptmomente entwickelt, die zur vortrefflichen Behandlung eines epischen Stoffs gehören. Auch Schiller trug sich lange mit der Idee zu einem epischen Gedicht; aber ihm gestaltete sich leicht alles dramatisch, er fühlte vielleicht die Nothwendigkeit der Beschränkung seiner Phantasie; so wurde Zell dramatisch von ihm behandelt, während Goethe denselben Stoff für ein episches Gedicht geeignet hielt. So ganz nebenbei schreibt Schiller, er habe alle Requisiten eines epischen Dichters; „nur die Kenntnisse fehlen mir, der allgemeine, über alles sich verbreitende Blick des Beobachters“, und gesteht damit, scheinbar unbewußt, daß ihm somit ein Hauptrequisit mangelt. Ihm ist Hauptbedingung der nationale Stoff; Friedrich II. beschäftigte ihn, aber er begeisterte ihn nicht genug, „die Astenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen“; Gustav Adolf dünkt ihm anderweitig ein passender Stoff. Er hätte vielleicht das Höchste erreicht, wenn das, was in seinem Kopfe brauste, zum lebendigen, klaren Ausdruck gekommen wäre; man denke einen nationalen Stoff als Unterlage eines epischen Gedichts, in welchem unsere Sitten, der feinste Dukt unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles auf eine ungezwungene Art niedergelegt würde, sowie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur; ein Epos, das man singen könnte „wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzas aus dem „Besetzten Jerusalem“, mit bester Ausführung der Maschinerie, mit bestimmtester Gattung, in „weicher, sanfter Form mit schönen Reimen“. Wenn die Ausführung mit der Idee übereinstimmend gewesen wäre, welches Kunstwerk hätte dann unsere Literatur aufzuweisen? Aber immer, wenn Schiller zur Arbeit wollte, fehlte ihm

zundchst die Begeisterung für den Stoff und der Blick an seine Wirkung, sowie der allgemeine über alles sich verbreitende Blick des Beobachters. Welche Erweiterung ihrer Begriffe über die epische Dichtung könnten unsere jungen Dichter gewinnen, wenn sie das musterghätige Beispiel und die Theorie Goethe's, sowie die Anschauung Schiller's über das größere Epos, dessen hier überhaupt nur gedacht worden ist, studiren und beherzigen wollten.

1. Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 16. 1 Thlr.

Das Comité der Liebig-Stiftung in Dresden hat die vorliegende Dichtung mit dem Preise gekrönt und damit ein Lob über dieselbe ausgesprochen, dem wir uns mit ungegrüßter Befriedigung anschließen. Dieses epische Gedicht ist ein ganzes Kunstwerk, und wenn wir — um von vornherein den Tadel auszuschließen — hier und da größere Sorgfalt in Behandlung der Form gewünscht hätten, so beeinträchtigt doch selbst das nur höchst unbedeutend den befriedigenden und erhebenden Eindruck der Gesamtdichtung. Der Inhalt derselben ist einfach genug: Ein reiches Ehepaar entbehrt das Glück Kinder zu besitzen, es fehlt ihm damit ihres Glückes Vollendung. In seinem Hause entspann sich eine Liebe zwischen Diener und Dienerin; beide sind arm und die Möglichkeit einer Verbindung ist in weite Ferne gerückt. Da macht der Herr, ein Kaufmann, ihnen den Vorschlag, er wolle ihnen ein Bauerngut im Harze schenken, wenn sie dagegen versprochen, ihm ihr erstes, in der zu schließenden Ehe geborenes Kind so weit zu überlassen, daß er und seine Frau es für ihr eigenes ausgeben und erziehen könnten. Die Gegenwart lockt sie zu mächtig, sie versprechen alles. Das Glück wird geschildert im eigenen Besitz — da fühlt die Frau sich Mutter, ein Knabe wird geboren. Der Kaufherr erwartet in Italien die Entscheidung; ihm und seiner Gattin ist bei der Kunde zu Muth, als sei der längst gehegte Wunsch endlich erfüllt. Aber das Herz der jungen Mutter blutet und immer klarer wird es ihr, daß sie das Kind nicht lassen kann; die Stunde der Trennung rückt immer näher, da läßt sie alles, Mann und Kind, und flieht mit dem Knaben. Ein Jäger im Walde nimmt sie auf. In des Vaters Seele hat es gefäpft wie in der der Mutter; er sucht die Geflohene, findet sie wieder, kehrt noch einmal in das Besitzthum zurück, ordnet alles und flieht mit der Familie, um dem Kaufherrn zu entgehen. Dieser kommt mit seiner Gattin nach dem Gute, sie finden das Haus verlassen und ahnen die Kämpfe des Aelternpaars. Nach langem Suchen werden sie gefunden, der Kaufherr fühlt, wie er schuldig ist ihnen Erlass zu leisten für die schweren Prüfungen, er beglückt sie durch das Geschenk jenes Gutes ohne jede Bedingung. Im Wohlthun suchte das reiche Ehepaar Erlass; der Knabe war ihnen der höchste fürs Leben.

Der Stoff ist wahr und natürlich, weil er rein menschlich ist; meisterhaft aber ist die Entwicklung, vor allem erhält diese Erzählung ihren künstlerischen Werth durch das immer zunehmende und steigende Interesse der fortschreitenden Handlung. Keinen Augenblick vermißt man die leitende und ordnende Hand des Dichters, der mit Ruhe und doch ergreifen von seinem Stoffe ihn zur Anschauung bringt, ihn lebendig macht und wachsen läßt, daß das Herz der Hörer ergreifen und die Seele befriedigt wird. Kein unnatürlicher Schmutz beeinträchtigt die wohlthätige Gesamtwirkung; alles ist fortschreitend, klar, wahr und bedeutend bei aller epischen Breite. So wird denn dieser Dichtung gewis nicht die Menge der ruhig Lachenden gefehlt haben und fehlen und wer noch nicht sich erquickt hat an dieser Erzählung, der machen wir besonders darauf aufmerksam, in der Uebersetzung, daß man uns dafür Dank wissen wird. Von der Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit der Aussprüche des Dichters hier eine kleine Probe:

Wer zählt die Freuden der Weibern

An der Wiege des Kindes und wer die Wonnen der Mutter,
Wenn sie noch alles in allem ihm sein darf, während der Vater
Ihm noch ferne steht, wie Himmel und Erde, und einzig
Durch die Sorge für sie, die selbe vertritt, wie ihn selber,
Seine Liebe zu ihm befhätigt! Wer nennt und die Sprossen
Dieser goldenen Krone der reinen Gefühle, auf welcher
Sich der Mensch und der Engel begegnen und tauschen, und welche
Alle Epochen verbindet und alle Wesen vereinigt!
Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
Das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
Und wem wird es versagt, wem wird es getränt und geschmälert?
Wie der Reiz der Gemeinde auf gleiche Weise an alle
Kommt und erquickt, so kommt auch dieses an alle.
Nächst empfinden's nicht tiefer und Bestler empfinden's nicht schwächer,
Weil die einen den Säugling in Armut wickeln, die andern
In die Krippe ihn legen, das gibt kein Mehr und kein Minder.
Und so ist die Natur gerecht im ganzen und großen
Und vertheilt nur den Leid, die Mühen, nach Lust und nach Laune.

2. Ergöpflich in That und Wort vom Grafen und König
Rudolf, in lustige Reime gebracht von F. Lehner. Wien,
G. Gerold's Sohn. 1869. 12. 1 Hfr.

Die Kritik dieser Dichtung liegt in der Negation ihres
Titels: sie ist weder ergöpflich noch lustig. Lehner hat die Reim-
chroniken nachzuahmen versucht, aber nur ihre Aeußerlichkeiten —
holperige Form und geuchte Reime — hat er zu copiren ver-
standen, während er die eigenthümliche Frische und die Naivetät
derselben entbehren zu können glaubte. Dabei ist, mit aller
Achtung vor König Rudolf, das von ihm Erzählte höchst un-
bedeutend; das für uns Neue lohnt sich wirklich nicht der Mühe
in Reime zu bringen und das Interessantere ist unbedingt nicht
neu. „Wie König Rudolf in einer dunkeln Sach' das Recht
erforcht“, erzählt schon Hebel in seinem „Schagkästlein“; „wie
König Rudolf zu Mainz mit einer jungensfertigen Frauen Kurz-
weil gehabt“ lasen wir vor fast dreißig Jahren in einem Con-
versationsblatte u. s. w. Wir erzählen das nur in Bezug auf
das Vorwort, worin Lehner sich rühmt, in flaubigen Bibliotheken
und in grauen, alten Scharteken den Stoff zu seinen Ergöpflich-
keiten gefunden zu haben; er hätte das alles leichter haben
können. Aus alten Scharteken stammen wol nur die Berichte
von den Heldenthaten des Grafen Rudolf, bei denen übrigens
List und Klugheit vorherrschten. Einzelne eingestreute humoristische
Bemerkungen, wie: der Mai sei ein schlimmer Monat, weil alles
auschlägt, schießt und sticht; zum Kriege gehörten drei Dinge,
Geld, Geld und wieder Geld u. dgl. m. sind eben auch nicht neu.
Dabei wollen wir nicht leugnen, daß uns einzelne Erzählungen wohl
gefallen haben; dahin gehören die Ergöpflichkeiten S. 67 und
90: es ist schließlich in alledem Talent und poetische Begabung
zu erkennen, nur scheint es uns, als habe der Dichter auf beide
zu sehr gerechnet und sich die Arbeit etwas leicht gemacht. Viel-
leicht fehlte ihm selbst die rechte Lust und Liebe zur Ausführung
seines Gegenstandes, wie man ja häufig von der ersten Idee er-
griffen wird und dann, um der lieben Konsequenz willen, fort-
arbeitet, obgleich man selbst schon lange enttäuscht ist.

3. Janthe. Episode aus dem Escherfesserkriege von Adolf
Heerflog. Meissen, Klinsicht und Sohn. 1858. 16.
25 Hgr.

Die Parteilungen unter den Aaren im Kampfe für oder
gegen Rußland bilden den Stoff dieser epischen Dichtung; die
geschichtliche Unterlage derselben ist dem Werke Bodenstedt's
„Die Völter des Kaukasus“ entnommen. Wir befinden uns im
Jahre 1841; Ribit-Mahoma von Tilitä — im Gedichte Ach-
met — fordert die Stämme zur Empörung gegen Rußland auf.
Die historische Versöhnung Hadshi-Murad's mit Schamyl und
die dadurch herbeigeführte sehr ansehnliche Machtvergrößerung
des letztern wird durch das Gedicht motivirt. Wir sehen Achmet

auf dem Feste Reschtsa's; dort lernt er Janthe kennen; diese ist,
nachdem ihr Vater, der Fürst von Korku, in dem Kampfe gegen
die Russen geblieben war, von Harun's Vater, einem Verbün-
deten der Russen, erzogen worden. Achmet und Harun lieben
Janthe; Stammesfeindschaft, alte Erinnerungen, Eifersucht tres-
ten auf dem Feste zum Vorschein. Bis dahin ist der Stoff des
Lebts und fesselnd; aber schon hier wird der historische Hinter-
grund — der, geschickter benützt, von vortrefflicher Wirkung hätte
sein können — durch die Erfindung des Dichters nur zu sehr
verwischt. Janthe wird von Harun, den sie zurückweist, gefan-
gen genommen und in einen Kerker seiner Burg eingeschlossen.
Glücklicherweise für Janthe ist die Thüre etwas morsch, die Ge-
fangene öffnet sie, befindet sich in einem großen Waffensale,
sprengt wiederum eine Thüre durch ein dort aufgefundenes Pistol
und ist frei. Als Knabe verkleidet kämpft sie an der Seite
Achmet's, der sie übrigens nicht erkennt, nach Art dergleichen
Erzählungen in Ritterbüchern; sie rettet dem Geliebten das Leben,
fällt schließlich selbst und an ihrer Leiche verjöhnen sich Achmet
und Harun. Dies der kurze Inhalt einer 125 Seiten starken
Dichtung. Was wir zunächst zu tabeln haben, ist der Mangel
an Charakteristik in dieser Erzählung; so geschieht einzelne Sit-
ten und Gebräuche geschildert werden — wir erwähnen nament-
lich die Beschreibung eines Langes Reschinska —, so gelingt es
doch dem Verfasser nicht, uns aus modernen Anschauungen in
das romantische und abenteuerliche Leben des Daghestan zu ver-
setzen. Die Beschreibung der Burg eines Khans der Escherfessen,
mit morschen Thüren, welche die Flucht zu ermöglichen wie die
der Janthe, hätte doch selbst dem Dichter verfehlt erscheinen
dürfen; ebenso hätte er aus jeder Zeitung mehr charakteristische
Gefechtsbeschreibungen entnehmen können, als die hier geschilder-
ten, wo er mit moderner Kriegsführung, Quarrformationen
u. s. w. die Russen durch die Escherfessen besiegen läßt. Auch
darin ist weiter diese Dichtung ein Gebilde aus unsern Verhält-
nissen heraus, da zum größten Theile alles schwagt — mitunter
sehr langweilig — und nicht handelt; wenigstens nehmen die
Auseinanderfetzungen, z. B. die parlamentarischen Reden auf dem
Feste, einen ungebührlich großen Platz ein. Wir haben bisher
nur hauptsächlich den Stoff erwähnt und aussprechen wollen,
daß der Dichter sich dabei sehr viel Interessantes hat entgehen
lassen; aber tadelnswerther erscheint uns noch die Behandlung
seines Gegenstandes. Hier zeigt sich Heerflog ohne jede poeti-
sche Stimmung und ohne jeden Schwung, es ist fast alles
schleppend und uninteressant, ohne Leidenschaft und Feuer, be-
sonders ohne Steigerung, nur zu häufig matt und trivial.
Selbst die Anfangsgründe der Poesie scheinen ihm zum Theil
unbekannt zu sein und es ist nicht schwer falsche Reime, ver-
unglückten Rhythmus, unpassende Bilder und Vergleiche und
stilistische Fehler aus der Dichtung hervorzuheben. Ober ist
ein Vers wie S. 24 nicht etwa trivial zu nennen:

Wer wagt es auch die Formen enger Welt
Ins höh're Reich der Liebe einzutragen,
Wo Geist und Weist sich süß umfassen hält,
In reinster Menschheit hohe Herzen schlagen.

Oder ist es etwa correct und geschmackvoll, wenn der Ver-
fasser sagt:

Denn mit ihm, ach, in weit gerissenem Bruch
Des tiefsten Herzens Hoffnungsbau erhöht, —

Aber die Herren Poeten haben ja eine nach ihnen benannte
Licenz und damit werden vielleicht auch andere, jedenfalls der
Dichter selbst, Ausdrücke und Ausprüche rechtfertigen wie „frü-
terlich erblähen“, „des Gewissens Lauf“, „da sucht die Myrte hohe
Hoffnung auf“, „da todte Liebe biegt der Rose Schnee“, „Und
zur Erfüllung morgenrothem Schein Auf seines Busens Ideale rei-
gen“, „jemand hat sich ihrer Hand beflissen“, „einem andern wird
der Schädel eingetrieben“. Wir mit unserm vielleicht einseitigen
Urtheil können darin ebenso wenig eine Bereicherung unserer
Sprache erkennen, wie in so manchen andern Stellen. Auch

die Reime „um — Märtyrthum, schlendern — Reutern, wenn — entheiligten“ u. s. w. können wir kaum als richtig anerkennen, ebenso wenig wie uns für Reime Anklänge gerechtfertigt erscheinen wie „Schwert — bewahrt, Strahl — Wohl“ u. s. w. Wir schließen mit der bescheidenen Bemerkung, daß Stellen wie: „der Berge Donner, die zum Himmel ragen“, „so hold erinnern seine Sonne läßt“, „Und aus Ianthens Mund das Wort erklingt, die ihm zu Füßen liegt“, „Und dem Erschöpften bettet jene Flur Der Bergesplatte ihren reichsten Pfuhl“ doch wol nicht ganz stilistisch richtig sein dürften.

4. Ludwig der Springer. Episch-lyrisches Gedicht von B. Milben. Braunschweig, Leibrock. 1868. 16. 22 1/2 Ngr.

Im Interesse der Wahrheit muß ich gestehen, daß ich erst durch diese Dichtung die nähern Details aus dem Leben Ludwig's des Springer erfahren habe; danach sind denn auch meine Illusionen über denselben etwas geschwunden und die Gewißheit ist in mir entstanden, daß die nähere Bekanntschaft für ihn durchaus nicht vortheilhaft ist. Für die Bereicherung meiner Kenntnisse sage ich dem Dichter meinen besten Dank, aber er hätte das lieber in Prosa abmachen können, jedenfalls bequemer für ihn und für mich, ohne daß er sich die Mühe gab, einen Menschen zum Helden zu stemeln, an dessen Charakter man auch bei den freiesten Ansichten einigen Anstoß nehmen muß. Ohne den geehrten und gelehrten Lesern zu nahe treten zu wollen, sind wir der Ueberzeugung, daß einige von ihnen von den intimen Lebensverhältnissen des Springers auch nicht ganz genau unterrichtet sein dürften. Ludwig lernte als Witwer die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, Adelheid, kennen; es entsteht ein Liebesverhältnis mit Stellbühens und daraus der Beschluß, den unbequemen Gemahl aus dem Wege zu schaffen. In Ausführung dieses freundschaftlichen Uebereinkommens ermordet Ludwig den Pfalzgrafen, heirathet Adelheid, bekommt mit der Gemahlin ganz berechnete Gewissensbisse und beide gehen schließlich ins Kloster. Milben hat sich bei der Verarbeitung seines Stoffs die „Amaranth“ von Redwitz zum Vorbilde genommen, ohne daß es ihm nur im geringsten gelungen wäre, diese Dichtung zu erreichen. Wir finden hier wie dort die wechselnde Form in der Erzählung, unterbrochen durch lyrische Ergüsse und Bekenntnisse einer schönen Seele; wir finden die oft gesuchte, hier, bei dem Hintergrunde, höchst unpassende Aeußerung der Frömmigkeit. Ist die „Amaranth“ als Dichtung mehr oder weniger der Ausdruck eines ganzen Menschen, der auch denen lieb und werth sein kann, die anderer Ansicht als der Dichter sind, so glauben wir dagegen hier keinen sich bewußten Ausdruck einer ausgeprägten Individualität vor uns zu haben, sondern einen Dichter, der der Mode wegen eine Gattung bereichern will. Nur geben wir ihm zu bedenken, daß die Leute, für welche sein Gedicht doch bestimmt ist, ihn nicht so ohne weiteres für einen „Frommen“ ansehen werden. Ist es seit „Eritis sicut Deus“ auch in dieser Gattung der Literatur gestattet, selbst Lascivitäten auszusprechen, wenn nur der Zweck das Mittel adelt, so verlangt man doch immer, daß es etwas geistreich, anregend, bedeutend geschieht. Aber so einfach Ehebruch und Mord und nach einem Leben voll Sünde und Lust ein bisches Klosterleben im Alter, und das alles ziemlich gewöhnlich erzählt — das wird auch von der Partei desavouirt, wenn nicht um des Princip's willen, so doch zu Ehren des guten Geschmacks. Gegen diesen hat unser Dichter noch mehr gesündigt, als gegen die poetische Gerechtigkeit; ist doch die letztere verschuldet durch seinen Stoff und nur die Wahl des letztern ist sein Fehler: also wieder fühlbarer Mangel an Geschmack. Wir lassen also Adelheid als Heißein zu Schleipnis und Ludwig als Mönch zu Meinhardsbrenn gestorben sein und bedauern nur, daß der Dichter sie aus ihren Gräbern heraufbeschworen hat. Wenn es wahr ist, daß Gespenster in das Reich der Schatten auf ewig zurückzukehren nach Anhörung schlechter Gedichte, so wüßten wir für Adelheid's und Ludwig's Grabesruhe keine passendere Lectüre, als Adelheid's und Ludwig's Lieder in dieser Dichtung. Möchte der Dichter sich sobald als möglich abfinden mit dem süßlichen

Gefasel; fromm immerwachen, recht fromm, aber dabei frisch und frei und klar!

5. Haspinger. Ein Heldenbild von Georg Fischer. Jubiläumsgabe zur Erinnerung an den tiroler Kampf vom Jahre 1809. Ulm, Sailer. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Dichtung schildert den tiroler Kampf von 1809, namentlich die Betheiligung Haspinger's, der bald als Mönch Freiheit predigte, bald mit der Fackel in der Hand für das Vaterland kämpfte. Der Held, die historische, bedeutende Unterlage, die natürlichen Sympathien für diesen Kampf machen uns von vornherein den Stoff lieb und werth; aber auch die Ausführung desselben ist von der Art, daß die ganze Dichtung ein reges Interesse beanspruchen kann. Die Schilderung ist überall klar und bewegt, man sieht, daß der Dichter selbst von seinem Stoffe angezogen ist und daß er ihn genugsam beherrscht, um uns die handelnden Personen und ihre Heldenthaten anschaulich vor die Seele führen zu können. Die ganze Dichtung ist in 22 einzelne Gesänge getheilt, die, obgleich von ihnen jeder einen besondern Lebensabschnitt oder eine bestimmte That befaßt, doch untereinander in engster Verbindung stehen. Der Form und selbst dem Stile nach erweitert und vollendet sich der Dichter mit dem Wachsen seines Stoffs, besonders ist das vom ersten Gesange an zu bemerken, wo größere Lebendigkeit mit dem Eintreten des entscheidenden Kampfes zu erkennen ist. So ist auch die Jubiläumsgabe ganz geeignet, den Sinn zu erweitern und das Herz zu erwärmen, und unsern Blick von der trostlosen Muthlosigkeit der Gegenwart in eine so nahe Wirklichkeit zu versetzen, aus der wir Begeisterung, Lehre und Beispiel für unsere vielleicht nächste Zukunft schöpfen können. Jedes Kapitel des anregenden und liebenswerthen Buchs verkündet mit berechtigter Junge, was Eintracht und Vaterlandsliebe vermögen; es zeigt, daß unsere Jugend nicht des Hinweises auf Marathon und die Thermopylen bedarf als Beispiel besonderer Heldenthaten; es zeigt, daß unsere Kraft im Vaterlande wurzelt und daß der Baum, trotz aller morschen Zweige und aller Auswüchse, noch Lebenskraft genug hat, um allen Stürmen von Ost und West Trotz bieten zu können. In solchem Sinne, nicht in Bezug auf Ausergültigkeit der Form, wünschten wir die Dichtung gelesen und solche Ueberzeugung möchte der Dichter den Lesern in die Seele zaubern. Als Probe diene folgende Stelle aus Haspinger's Rede:

„Steht so still und ferne drüben, alte Frau, und bist so blaß — Und du mit den rothen Wangen, Sennerin, dein Aug' ist so: Werdet doch, bel't Mutter Gottes, nicht mit Hergelaß es sein. Wenn die schmutzen Bursche wieder in der Kämpfe schenken geh!“

„Mütterlein, in jungen Tagen hat ja auch dein Herz geliebt: Sag', ob ihre Seligkeiten Liebe dem Bedrückten gibt? Unter freien Menschen wohnte lachend damals euer Stolz. Und du zagst, wenn Lieb' und Freude wieder soll zu uns zurd!“

„Mädchen, warum trüben Thränen deines Auges hellen Schein? Möchtest wol in Fluch und Jammer eines Sklaven Weib du sein — Nicht des Sklaven Weib, dem fremden Wütherich nur eine Kap. Die des eignen Lebens Schande hüßlos nur den Wolkten klagt!“

„Dum hinweg mit diesen Thränen, und verkrummen laßt nie da. Wo ich ein Tirolerauge heute noch in Thränen seh' — Ach, da weiß ich, daß die Heimat nicht in solchem Herzen lebt. Daß ihr um ein sücht'g Träumen leicht der Wüther höchstes geh!“

Und der Mutter Schmerz verkrummt: jener fernen Tage Bild. Da ein freier Sohn der Alpe ihres Herzens Stolz und Schild. Trat vor die erwachte Seele, und sie hat emporgeschaut, Und des einz'gen Kindes Leben fromm dem Höchsten anvertraut.

Und das thränendunkle Auge trocknete die Sennerin, Heiß'n Blicks zu dem Geliebten sprach sie groß und ernst: „Ich da Ich will beten, daß die Jungfrau gnädig wacht ob unserm Stolz. Aber komm, ein freier Mann mit, oder lehre nie zurd.“

6. Hans Georg Derfflinger. Ein Kettengesäng aus alter Zeit von Karl Heberhork. Berlin, Wagner. 1859. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Gegenstand zunächst ist sehr glücklich gewählt; die Person des alten Derfflinger ist durchaus volksthümlich und die verschiedenen Lagen, in die der Held geräth und in denen er sein Herz und seinen Muth bewährt, geben dem Dichter Gelegenheit nicht bloß seinen Helden oberflächlich zu zeigen, sondern auch sein Inneres dem Leser klar und anschaulich zu machen. Mit der Wahl des glücklichen Gegenstandes hat aber der Dichter sehr viel gewonnen. „Alles Glück eines Kunstwerks“, schreibt Goethe auf seiner Schweizerreise an Meyer, „beruht auf dem prägnanten Stoff, den er darzustellen unternimmt“, und er setzt hinzu, daß gerade darin der Irrthum sehr leicht sei, weil man etwas Häßliches, Unlesenswerthes u. s. w. sich unterstellt, da man einmal arbeiten muß und will. Hier ist nun schon durch den Stoff alles bewegt und der bewegende Eindruck auf den Hörer hängt somit allein von der Geschicklichkeit des Dichters ab. Wir müssen diesem das Lob geben, daß er das Interesse für seinen Helden durchaus wach erhält und daß die nationale Färbung seines Gedichtes es uns nur lieber und werthet macht. Lobend erwähnen wir auch die Exposition und das weitere Ausmalen der Zeitverhältnisse; am liebsten hebt sich der Held klar und bestimmt hervor, die bewegenden, bedeutenden Kämpfe herinträglichen nicht den Eindruck der Bewunderung für Derfflinger, es wird durch die natürliche Verbindung beider vielmehr erst die durchgängige Vollständigkeit und innere Wechselbestimmung klar und fest, während nirgends die Uebersichtbarkeit leidet. Darin erkennen wir ein großes Verdienst des Dichters, es zeugt von seinem Geschick und seinem Tacte. Wie der Inhalt poetisch ist, so ist es ferner die ganze Behandlung; die volksthümliche Form steht im Einklang mit dem Gegenstande. Dabei müssen wir übrigens bemerken, daß der Dichter hier und da mit Form und Reim etwas zu nachlässig verfährt; Werse wie:

Mit langem Regen wohl bewehrt,
Den Harnisch auf der breiten Brust,
Eigt lächelnd er gar bald zu Hirt
Und zum Kampf in frischer Luft,

oder:

Doch drinnen weinet Hül und Heide
Die Tochter an des Vaters Leiche u. s. w. —

wären wol ohne viel Mühe zu vermeiden gewesen. Sie sollen und auch den angenehmen Eindruck nicht stören, den die Dichtung auf uns gemacht hat; wir empfehlen den Lesern, mit uns darüber hinwegzusehen und sich an dem Ganzen und an den Episoden zu erfreuen, von denen wir unter andern den Kampf der 400 pförstlichen Bürger hervorheben. An Erinnerungen und Mahnungen in Bezug auf unsere Zeit fehlt es auch dieser Dichtung nicht; der Druck, der seit dem Dreißigjährigen Kriege auf Deutschland lastet, ist vorzüglich geschildert; wie Preußen (der Große Kurfürst) in dem damaligen Kriege gegen Frankreich es allein ernstlich meinte und sich überall, wo es schnelles Eingreifen des günstigen Augenblicks galt, von seinen Bundesgenossen verlassen sah, kann man S. 124 lesen. Aber alles das ist nicht so schlimm wie es aussieht und vertrauensvoll sprechen wir mit dem Dichter:

Rauch' Trübsal hat seitdem gewaltet
Wol auch auf vaterländ' iger Erde,
Jedoch, ob Drangsal und Beschwerde
Als gift'ger Sturm gar oft bedroht
Den stolzen Baum mit jähem Tod —
Gesund blüht doch der inn're Wald.

7. Thekla. Ein Gedicht in neun Gesängen von Paul Geyse. Stuttgart, Cotta. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

In die vorliegende Dichtung muß man sich hineinlesen, um sie vollständig würdigen zu können; es ist zunächst als ob die

„Stille“ der Form und die Eleganz der Sprache und selbst die schmückende Bekleidung wollte, die dann auch die Tiefe der Diction und der Gehalt des Inhalts unsern Geist gefesselt nimmt. Im ganzen ist „Thekla“ zu weit angelegt, etwas mehr Beschränkung wäre, namentlich am Anfange, wol wünschenswerth gewesen; aber auch über diese Breite und Ausdehnung steht man gern hinweg, da man doch überall Gelegenheit finden wird, die künstlerische und kunstverständige Leistung des Dichters zu erkennen. Die Ausführung zeigt Feinheit, Geist und Geschmack, der Gang der Erzählung hat etwas Gemessenes, hier und da ist sogar ein abgemessener Pathos nicht vortheilhaft und eine etwas größere Lebhaftigkeit wäre zu wünschen gewesen; dabei kommt aber das stilllich Leidenschaftliche so angemessen zur Entwicklung, daß es scheint, als habe der Dichter hier und da absichtlich seinen Schilderungen kühleren Stimmung gegeben, um die Lichtseiten nur um so glänzender hervortreten zu lassen. Das Gedicht gibt eine Episode aus dem Kampfe des Christenthums gegen das griechische Heidenthum; die Religion der Liebe im Gegensatz zu der Cybele-Verehrung, die in der Zeit des Verfalls selbst ohne jeden poetischen Inhalt war, wird geschildert; das Sinken des griechischen Volks unter römischer Herrschaft (etwa zur Zeit des Vitellius), der letztern Unfähigkeit der neuen Lehre gegenüber angemessen zur Aufklärung gebracht. Die Beschreibung der Thekla durch den Apostel Tryphon, ihre Kämpfe und Leiden, ihre wunderbare Rettung von dem Märtyrertode, endlich ihr Entschluß, des Herrn Wort zu verstandigen, bilden den eigentlichen Inhalt der Erzählung, um welchen herum sich sehr geschickt die größtenteils und weiteren Bezüge gruppieren. Sehr lebendig und charakteristisch sind die handelnden Personen gezeichnet: Thekla selbst, deren Mutter Theoklia, der weintraunkene, eifersüchtige Bräutigam Thamyris, der begeisterte Apollon Tryphon, der Thekla's Besten ausschlägt:

Denn der Besten macht freig und kühnt die That, das Bedürfnis
Rettet und an dem Genuß. —

sein Gegenpart, der künliche Cybele-unfähige Prator Kastellus; dann wir Personen, der Hauptmann Chron, Goldschmied Hermogenes u. s. w. seine Schilderungen; wir erwähnen Cybele-Fest, die Eifersucht des Thamyris, Thekla's Versuch des Tryphon Zusammenzutreffen mit dem Priester, das ereignende Naturereignis u. s. w. Schilderung höchst poetisch und die Raum einnehmenden Gesprächen die Lebhaftigkeit zu wünschen gewesen in Ausnahme rein und edel gehalten zu. ihnen als vorzüglich hervorzuheben, z. B. die Antwort Tryphon's auf Thekla's Bitten, ihm in die Welt folgen zu dürfen. Die schon oben lobend erwähnte Schilderung des befreienden Naturereignisses möge dem Leser von der meisterhaften Darstellungswiese, die Geyse auch hier wieder in dieser Dichtung neu betätigt hat, eine Probe geben:

Da hoch' hoch her vom Schirge

Schwang sich die Windbraut auf und schaukt' in die Tiefe. Werd' sie
Riß sie vom Abhang nieder und trieb es in wüthendem Wirbel
Über die Stufen hinab ins dunkle Rauschungsroge.
Und sie fuhr in die Brüste, gewüthete sie, kämpfte mit Schwerm
Obem die Wästen jäh und zerstampfte die knochenden Knochen.
Daß die feurigen Zungen, im Sand sich brennend, verloschten
Doch in Purpur geküßt, hoch unter dem Nachfirmament,
Kaste das Wetter heron, und die Wolke jäh, und ein Blüthensch
Flammete, solang ein Schwimmer den Rauch anhieb des Wäthens.
Daß im juckenden Glanze die Nacht zum Tag sich erhellte.
Nur ein Schrei des Entsetzens erscholl singend in der Menge.
Denn als ließe der Berg sein seltsam Haupt vom der Höhe
Rollen, den Bau zu begraben und weit zu verschütten die Thone,
So vom Himmel erklang die bedrohende Stimme des Donners

Wunderbar lange Wänter. Die Helle verschwand, und im finstern
Abende der Schall noch fort und erschütterte Mauern und Stufen.
Esge ein kitzender Witz, da brach das Geröll, und der Regen
Prasselte laut in die Tiefe. Der Donner verhallt, von des Hies
Schwall

Leisenden Geulen verschlungen. Schaud in die ebene Landschaft
Wanderte schweb der Dufan und wachte die Nacht des Gemüters
Ueber Himmeln hin und den See, und der wilderen Kette
Angien die Blitze den Weg.

8. Der Alpensee. Dichtung von Charlotte Krug, geb.
Schuon von Carolsfeld Leipzig, Voigt und Günther. 1858.
16. 25 Mgr.

„Der Alpensee“ ist eine Art Idylle mit historischer Unter-
lage. Die Liebe einer Gennerin Kosi zu dem Begleiter Hoser's,
Gajetan, ihre Trennung von dem Geliebten und die Wieder-
vereinigung durch einen bairischen Obersten, den Kosi im tiroler
Kampfe pflegte und der nun mit seiner Tochter Erna kommt,
sich dankbar zu beweisen, bilden den Inhalt dieser Erzählung.
Die Anlage ist etwas größer als die Ausführung, die bei allem
zuletzt sogar fragmentarisch nicht der ewigen Dichtung
gnet, daß das Heroldsche und
k. Das Uolort ist warm,
die Sprache durchweg edel;
der Morgen im Gebirge im
ihlgelungen, die Stimmung
en, wie denn überhaupt das
er den besten Theil des Ge-
sch dem Gesagten die Dich-
ählung, die geeignet ist, den

9. Kieder, Sonetten- und Romanzenkranz von Paul Kieder.
München, Fischer. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Die Ballade stellt den Stoff vom Standpunkte der unmittelbaren
Volksanschauung dar, die Romanze vom Standpunkte
des idealen Selbstbewußtseins. Wilmeyer, von dem dieser
Ausdruck herrührt, hätte unmöglich aus Kieder's Dichtungen
zu diesem Resultat gelangen können, denn weder Volksbewußt-
sein noch ideales Selbstbewußtsein ist irgendwo in ihnen zu ent-
decken, sodaß wir uns also entschließen müssen, entweder Wilmeyer's
Ausdruck für falsch oder den Dichter für einen Schall
zu erklären, der uns seine Gedichte unter falscher Etikette gibt.
Vielleicht auch — eine Ansicht, zu der wir uns entschieden be-
kennen — hat Paul Kieder in dem Wahne gelebt, den rechten
Ring zu besitzen; nicht wir sind Getäuschte, sondern er
hat sich selbst betrogen, durch eine allerdings etwas weit ge-
triebene Unkenntnis über das Wesen der Poesie. Fehlt es
ihm doch auch, abgesehen von der falschen Bestimmung, entschie-
den an einigen zum Dichten notwendigen Vorkenntnissen. Mit
dem Stil und der Beherrschung der deutschen Sprache ist er
noch etwas im Streik; soviel wir wissen, ist es ja eben sein
erstes öffentliches Auftreten, und kein Reifer wird geboren. Wir
nehmen z. B. gleich die Romanze Nr. 2 und erwähnen, daß
es nicht gebräuchlich ist zu sagen: „Die Runen thut sein
Blut verwunden“, „Wo betend er als Pilger stand“, „Und
willst für reichste Lieb du schwören“. Wir müßten mehrere
Solche z. B. in Anspruch nehmen, wollten wir alle künstli-
chen Fehler in diesen Gedichten nur einfach verzeichnen; wir
schenken uns und dem Lesern dieses Vergnügens, müssen aber
weiter bemerken, daß auch der Reim nicht immer correct ist.
Wir schlagen zum Beweise das erste beste Gedicht auf, S. 208,
und finden daselbst auf einer Seite: Vertreter — Wetter,
Granite — Ette, Sonne — Iahna, Chamäleon — davon,
Patriot — Gott. Aus demselben Gedichte „Der Volkover-
treter“ kann der Leser einen Begriff von der hohen An-
schauung des Dichters und dem Reichthum seiner Gedanken und
Bilder erhalten; dort heißt es:

Bei den Chamäleon!
Die Pöhlerschaft will Wahrheit haben:
Verachtung tragen die davon
Die fremde Klauen untergraben.
Am der Eitene Gombertunterfassen
Für Lohenschalen anzupressen.

Das ist — der Leser wird es uns zugeben — etwas unverständ-
lich und doch durchaus noch nicht die blühendste Redeweise, die
wir gefunden haben. Das ganze Buch vielmehr zeigt eine stetige
Folge von Geschmacklosigkeit, und nur unserm Grundsatze, zu
über dergleichen poetische Versuche den Humor zu verlieren, zu
Paul Kieder es zu danken, wenn wir seine sogenannten Dich-
tungen nicht so scharf abfertigen, wie sie es verdienen.

Sir sollt auf schone Ardenne warten
Wenn euch nicht ganz mein Herz entzückt,
Unzählig sind die Blumenarten,
Die täglich noch der Dichter pflückt —

so singt Kieder zum Abschied. Wir warten nicht, wir
durchaus nicht entzückt und hoffen schließlich, daß der Kranz,
der aus den unzähligen Blumenarten gewunden wird, einem so
bern zum Zerpfücken zugeworfen werde als dem Berichterstat-
ter.

Das Neueste über Grönland.

Es gibt wenig von Menschen bewohnte Punkte der Erdo-
fläche unserer Erde, welche mitten in einer bejaumerten
Krauth an irdischen Gütern und Lebensfreuden so reich ge-
segnet sind an Wundern der Natur, welche ungeachtet des Hin-
gels an wirklich historischer Bedeutung, dennoch ein so lebhaft
geschichtliches Interesse gewonnen hatten, als Grönland. Ein
seiner ersten Entdeckung und civilisirten Besiedelung durch die
fäbner isländischen Normannen bis zu unsern Tagen heraus ist
dasselbe fast ununterbrochen ein Gegenstand der anziehenden
Forschungen und Belehrungen gewesen. Unsere Naturgeschichte,
Erdb- und Himmelskunde hat gerade in dieser beschränkten Sphäre
eine Fülle von Stoff zum Erweitern des Wissens, zum Fort-
und Beweisen vieler Naturgesetze erhalten, wozu kein andres
Land in gleichem Maße die Gelegenheit geboten hätte. Daraus
hat auch die Poesie ihren Gewinn gehabt, durch eine ganz
Reihe von fernig besungenen Helten und deren Thaten. In
in der Entwicklungsgeschichte unserer christlichen Kirche lehrt
dieser eifrige Fied Landes manches beherzigenswerthe Beispiel
der warmen Begeisterung und Hingebung für die erhabene
Sache.

Ein befriedigendes geographisches Wissen von ganz Gro-
land haben wir aber erst in neuester Zeit durch den von uns
den Oberbeamten & Kink erhalten. Alles Frühere war bald
mehr bald weniger nur Bruchstück. Die wissenschaftlich ge-
bildeten Reisenden gingen zu flüchtig daran vorüber; die Hand-
treibenden und dem Fischfang obliegenden, Seefahrer konnten
nur die ihrem Geschäft anpassenden Gesänge; die Missionar-
sehen in ihrem frommen Berufe der Belehrung und religiösen
Belehrung ihre höchste Lebensaufgabe, alles andere hatte sie
ke kaum einen Werth. Dagegen war Kink ein ganzer Mann
der Wissenschaft, der unter Leopold von Buch, Alexander
von Humboldt, Karl Ritter und Dove seine gründliche Ver-
bildung zum Reisen bekommen hatte und dann mehrere Jahre in
Grönland eine Heimat erhielt. Durch vielfache Reisen zu Land
und zu Wasser, durch Einsicht in die officiellen Berichte, durch
gütliche Beurtheilungen der mercantillischen, staatlichen und
andern Verhältnisse von Sachverständigen hat er sich Aufschluß
über alles zu verschaffen gewußt, was zu einer ausführlichen
Monographie eines Landes nur gezählt werden kann. Schon als
er im Jahre 1852 die erste Hälfte seiner Arbeit „Ueber die
nördlichen Handelsdistricte von Nordgrönland“ herausgab, erregte
er die größte Aufmerksamkeit aller Gelehrten von Fach, und in

war besonders Dove, welcher auf dies Werk hinwies, als auf eine stichtiche Fundgrube für die Pöpyl der Erdkunde. Schon damals erwarb sich A. von Egel ein Verdienst darum, Mittheilungen aus dem Buche zu machen, welche in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ veröffentlicht worden sind. Als nun im Jahre 1857 die zweite Hälfte von Rink's Forschungen „Ueber das südliche Inspectorat Grönlands“ auch in dänischer Sprache an die Öffentlichkeit trat, und fast noch mehr als die erste hochgeschätzt wurde, begnügte sich Egel nicht mehr mit bloßen Auszügen aus diesem vortrefflichen Werke, sondern er nahm es sich nun vor, eine selbständige Beschreibung von ganz Grönland zu geben, wobei ihm die Rink'sche Arbeit als Hauptgrundlage und wichtigste Quelle dienen sollte. So entstand denn:

Grönland geographisch und statistisch beschrieben. Aus dänischen Quellenchriften von Anton von Egel. Stuttgart, Gotta. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein Schreiben von Karl Ritter an die Verlagshandlung, in welchem derselbe auf den gebiegenen Werth des Buchs aufmerksam macht und es sehr wünschenswerth sein läßt, daß „dieses lehrreiche Werk“ sich der reichhaltigen Sammlung der „Reisen und Länderbeschreibungen“ anreihen möge (deren vierundvierzigste Lieferung es bildet), ist ein empfehlendes Wortwort zum Ganzen. Die darauffolgende Vorrede des Verfassers gibt einen kurzen übersichtlichen Nachweis der Quellen, aus denen er hauptsächlich geschöpft hat. Diese sind nun meistens dänischen Ursprungs, insofern blieben dabei auch die Forschungen von Manby, Scoresby, Gieseke, Grant, sowie die auf Grönland bezüglichen Entdeckungen bei der Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt nicht unberührt.

Das Werk zerfällt übrigens in fünf Abschnitte, wovon der erste die Geschichte Grönlands, der zweite die physikalische Beschreibung desselben enthält. In dem dritten werden die productiven Erwerbsquellen und Bedingungen für den Lebensunterhalt der Bewohner des Landes erwogen, während der vierte ausschließlich der Beschreibung der Bewohner gewidmet ist. Der fünfte enthält die wichtigsten statistischen Notizen und Tabellen über Grönlands Bevölkerung, Handel, Missionswesen, Medicinalwesen, Meteorologie u. s. w.

Die Geschichte beginnt mit der von den Europäern zuerst entdeckten Westküste Grönlands, geht dann über zur Erforschung der Ostküste und schließt mit dem Nachweis der Insularität Grönlands. Die Sagen von der ersten Ansiedelung durch Erik den Rothén, von der Befehrung durch Leif, von der Entdeckung Amerikas durch die in Grönland angelandeten isländischen Normannen sind nach der allgemein bekannten Weise erzählt. Ebenso sind auch die Sagen von dem Sänger Selge, sowie die Schilderungen des alten Grönland nach dem „Königspiegel“ wiedergegeben. Das Ausblühen der Colonie und ihrer Kirche, ihre Kämpfe mit den Eingeborenen, mit den Norwegern und Engländern werden übersichtlich kurz zur Anschauung gebracht. Der Verfall der Colonie und ihr wahrscheinlicher tragischer Untergang durch die Eskimos kommt zur Darstellung. Dann wird gezeigt, wie Grönland zuletzt ganz dem Gedächtniß verloren ging und endlich von John David wieder entdeckt ward, wobei sich denn Dänemark seiner verlassenen Colonie erinnerte, aber nicht viel that zu ihrer Wiedergewinnung und Wiederbelebung, bis Hans Egede mit seiner religiösen Begeisterung hinzukam und nicht eher ruhte, als bis er seinen frommen Zweck erreicht sah.

Hans Egede ist am 31. Januar 1686 in Norwegen geboren; er war 1708 Prediger zu Baagen und Grimdöe in den Nordlanden, als er den ersten Entschluß faßte, der Apostel des wiederzukommenden Grönland zu werden. Der Verfasser vergleicht ihn sehr sinnig mit Columbus. Was dieser für Spanien und Westindien gewesen, sei Egede für Dänemark und Grönland geworden. „Wie jener achtete auch Egede Spott und Nachrede gering und ging unermüdet seinem Ziele entgegen. Nachdem jahrelanges Mühen, eifriger Briefwechsel und mannichfache Mißgeschickten ihm keinen Erfolg verschafften, legte er 1717, durch ein

kleines Vermögen von 300 Species unterstützt, sein Amt nieder und ging nach dem dänischen Süden, um die Schwierigkeiten, die sich seinem Entschlusse entgegenstellten, besser zu beseitigen. Stets Audienzen begehrend, entnützte ihn abschläglicher Bescheid nicht und jedes neue Hoffen führte ihn in seinem Beginnen, erntete er auch bisher nur den Schimpf eines Thoren, Phantasten und Grillensängers. Wie der maurische Krieg dem Genueser eine fast unübersteigliche Schranke aufstellte, so war es hier der nordische Krieg, und wie dort der Fall Granadas, erweckte hier der Tod neue Ausichten, indem er in Karl XII. das Hinderniß aus dem Wege räumte. Es wurde endlich eine Vereinigung der Seefahrer und Kaufherren im Rathhause zu Bergen zu Stande gebracht, um den Plan in Erwägung zu ziehen, aber wie bei der Berufung der Welsen zu Salamanca, so auch jetzt der Bescheid verneinend aus. Da reiste Egede 1728 nach Kopenhagen und trug die Sache Friedrich IV. vor, der, als eine Gesellschaft zusammentrat und zur Bestreitung die Summe von 10000 Thaler aufbrachte, die Errichtung einer neuen Colonie in Grönland befohl und Egede als Prediger bei derselben und als Missionar mit einem Gehalte von 300 Thlr. anstellte.“ Jetzt wurden drei kleine Schiffe gekauft, wovon das eine ihn, seine Familie und 46 Schiffsalageführten aus Bergen mit den dazu gehörenden Lebensmitteln und Vorbereitungsmaterial zum Aufsteigen aufnehmen sollte, während das zweite zum Walfischfang und das dritte zum Tauschhandel mit den Eingeborenen bestimmt war. Man schiffte sich am 12. Mai 1721 ein und landete am 3. Juli im Fjord Godthaab, d. h. im Hafen der guten Hoffnung. Hier begründete man die erste Ansiedelung, ähnlich wie Erik der Rothe 800 Jahre früher. Egede suchte die Eingeborenen mit Liebe zu gewinnen, erlernte ihre Sprache und brachte dieselbe seinen beiden Söhnen dadurch bei, daß er sie mit den Kindern der Eskimos spielen ließ. Dann führte er große Reisen aus, um sich und die Eingeborenen zu belehren. Im Jahre 1728 erhielt er vom Könige von Dänemark den Befehl, sich nach dem Lande der Ostküste zu begeben, um nachzuforschen, ob von dem früher so berühmten Ostbau nichts mehr aufzufinden sei. Er machte sich mit zwei Schiffen auf den Weg, hatte aber zu wenig Proviant mitgenommen, so daß er ohne eigentlichen Erfolg zurückkehren mußte. Es kam später ein königlicher Commissar, der untersuchen sollte, wie sich der Handel mit Grönland am besten beleben lasse. Es wurde dann ein großartiger Plan entworfen; 1728 wurden zwei armirte Schiffe und zwei Transportsfahrzeuge nach Grönland gesandt. Man wollte ein Fort mit zwölf Kanonen zum Schutz der Colonie anlegen. Der Commandeur desselben sollte der Hauptmann Lønborg sein, während Major Paars zum Gouverneur von ganz Grönland bestimmt war. „In gleicher Zeit wurden elf Pferde mitgesandt, mit deren Hülfe der Gouverneur und sein Gefolge versehen sollte, quer durch das Land zur Ostküste zu reiten, um, wenn möglich, auf diese Weise den fernwärts unzugänglichen Ostbau zu erreichen. Der beabsichtigte Ritt konnte gar nicht angetreten werden, denn schon auf der Ueberfahrt starben fünf Pferde, und die andern kamen bald darauf in Grönland selbst vor Hunger und Glend um, da die Ansiedler sogar Röhre hatten, das eigene Leben zu frieren. Man hatte auch daran gedacht, der neuen Colonie schnell eine stärkere europäische Bevölkerung zu geben, und außer den mitgenommenen Familien der Soldaten wählte man zehn Mann aus dem Gefängniß und zehn Mädchen aus dem Waisenhause, die nach dem Lose miteinander verheirathet wurden, und schickte sie nach Grönland. Die Schiffe erreichten glücklich ihren Bestimmungsort und noch in demselben Jahre ging man daran, die frühere Colonie auf den Platz zu versetzen, wo jetzt Godthaab steht. Dort wurde man vom Winter überrascht, als man erst mit den neuen Gebäuden halb fertig war, und schon durch die schwere Arbeit bei Versetzung der Colonie hatten die neuen Ankömmlinge hart gelitten. Nun brach unter diesen rohen und verbrochenen Menschen, denen man nicht einmal Obdach zu verschaffen im Stande war, nicht nur Krankheit, sondern auch eine Unzufriedenheit, die an offenen Aufruhr grenzte, aus. Ihr

zägelloses und unküßliches Betragen war ein hartes Nergerniß für die grönländische Bevölkerung, der sich Egede mit so großer Sorgfalt befreit hatte, mildere Sitten und christliche Begriffe einzuführen. Die Befehlenden sollen, wie erzählt wird, im Laufe des Winters genöthigt gewesen sein, sich in dem Gouvernementsgebäude einzuschließen, die Fenster mit Kanonen zu besetzen und in der Nacht wechselweise Wachen gegen ihre eigenen Leute aufzustellen. Es erlagen vierzig der Neuangekommenen in diesem schrecklichen Winter der Krankheit und Noth. Im folgenden Jahre kam schon früh ein Schiff aus dem Vaterlande an, und auf ihm zog der Gouverneur mit den Resten der Mannschaft nach dem erwähnten Kapsee, wo die Walfischfängerloge auf neue eingerichtet und wohin gleichzeitig das Fort verlegt wurde. Egede blieb in Godthaab, wo er jedoch jetzt aller Mittel in dem Grade entblößt war, daß seine eigenen Missionsreisen auf das Nothwendigste beschränkt werden mußten. Trotz der unglücklichen Nachrichten, die in diesem Jahre in die Heimat gelangten, hatte die Regierung doch eine neue Idee erfaßt, um das Aufblühen der Colonie zu befördern. Sie schickte nämlich einen Vorrath Zimmerholz ab, der im nächsten Jahre in Grönland ankam, und aus dem Häuser für sechs isländische Familien erbaut werden sollten, welche man im Sinne hatte, im nächsten Jahre überzuführen und dorthin zu setzen, wo sich Spuren der verloren gegangenen älteren isländischen Bevölkerung vorfinden. „Da änderte der Tod Friedrich's IV. plötzlich alles. Christian VI. hob beide Colonien auf. In Kopenhagen kam 1731 ein Schiff von Dänemark mit dem Befehle, alle Colonisten wieder nach Europa zurückzubringen. Nur dem Egede ward es freigestellt zu bleiben. Er blieb, und acht bis zehn Mann entschlossen sich, mit ihm das Schicksal zu theilen. Proviant war nur auf ein Jahr zurückgelassen. Auf Egede's flehentliches Bitten brachte aber 1732 ein neues Schiff die erforderlichen Lebensbedürfnisse auf längere Zeit. Im folgenden Jahre erhielt Egede ein königliches Schreiben, worin ihm 2000 Thaler jährlich zum Unterhalte der Mission bewilligt wurden. Der Handel sollte nun mit größerer Kraft betrieben werden. Diese plötzlich verbesserte Lage hatte Graf Zinzenberg bewirkt, welcher zugleich auch noch drei Nährische Brüder aus Deutschland hinübersandte, um dort ein Neuherrenhut zu gründen. Im folgenden Jahre wurden noch zwei Herrnhuter geschickt. Da brachen aber die Pocken aus und griffen schrecklich verheerend um sich. Man schätzte die Zahl der Hinweggerasteten auf 2—3000. In der ganzen Umgegend von Godthaab blieben nur acht Eingeborene übrig. Der alte Egede kehrte 1736 nach Dänemark zurück. Sein Sohn Paul übernahm seinen Platz, der 1740 nach Dänemark kam, um hier Bischof der grönländischen Mission zu werden. Der grönländische Handel ward einer Privatgesellschaft anvertraut. Merkwürdig sind dann die Reisen des Kaufmanns Osen Wollde von 1751—53; er gelangte wirklich nach der Ostküste bis 61°, war der erste, welcher Griseffjord wieder besuchte und die Ruinen in der Gegend von Brattelid beschrieben hat, worunter auch die Ueberreste von zwei Kirchen waren. Er mußte zwei Winter unter den entsetzlichen Qualen hinbringen, wobei er auch Kämpfe mit den mordgierigen Eingeborenen zu bestehen hatte. Er wurde schlecht belohnt für seine Drangsale. Sein Tagebuch wurde kaum gelesen. „Erst 34 Jahre später zog es der bekannte Fabricius aus seiner Verborgenheit, und erst jetzt, nachdem es gedruckt wurde, gedachte man auch des Mannes, der es geschrieben hatte und ersuhr nun, daß er sich in Kopenhagen aufhielt und in großer Armut lebte. Ein hochbetagter Greis wurde er nun dem Wohlwollen der Regierung empfohlen, erreichte aber dennoch nichts. Der Wiederentdecker des gesuchten und ersehnten Oskars mußte sich glücklich preisen, daß ihm Bischof Paul Egede eine kleine Anstellung verschaffte, in der er 1793 im Alter von 77 Jahren starb.“

So führt der Verfasser die Geschichte der grönländischen Niederlassung bis auf unsere Tage weiter. Man richtete nach und nach 27 kleine Handelsplätze im Süden ein. Es ist jetzt die Hauptaufgabe der Handelsverwaltung, die Bevölkerung zu

beschützen und ihr auszuweichen; auch hat jetzt die Mission mehr Mittel in die Hände bekommen, um für den geistigen Fortschritt besser sorgen zu können.

Der zweite Abschnitt enthält eine Geographie des Landes und gibt einen interessanten Ursprung der schwimmenden Eisselbe; die sorgfältige Beschreibung des Klimas und aller damit verwandten Gegenstände hat für die Meteorologie einen großen Werth. Der Verfasser folgt hier vorzugsweise Kuhl. Wir bringen etwas davon zur Mittheilung. Im Sommer 1848 war das Wetter ungewöhnlich beständig und schön bis Mitte September. Da kehrte rasch unruhiges kaltes Wetter ein. „Nachdem die Landseen schon überall im October mit Eis belegt gewesen waren, trat in den ersten Tagen des November wieder Thauwetter mit Regen und Schnee ein, welche die Frostige bei Godhavn unwegsam machten, in die Häuser der Grönländer eindrangen und deren schon durch das unruhige Wetter eingetretenen Mangel und schlechte Verfassung vermehrten. Erst am 21. November sank das Thermometer unter 10° R. und hielt sich so den Rest des Monats, wobei die Sonne zugleich am Horizonte verschwand, nachdem man sie die letzten Tage wegen übertrübener Luft durchaus nicht gesehen hatte, und dann begann Thauwetter nicht mehr vor dem April. Im Laufe des December blieb die Temperatur, mit Ausnahme eines Zeitraums von einigen Tagen, in denen das Thermometer bis auf — 3° R. stieg, im Abnehmen, worauf unruhiges Wetter mit Schnee und Sturm von Südwesten und Norden bei — 12° bis 14°, und mehrere Tage Sturm aus Osten bei — 17° folgte. Endlich am 22. December setzte sich das Wetter mit strenger Kälte und das Thermometer sank zum ersten male auf — 20°. Nachdem das eingeschlossene Meer schon längere Zeit belegt gewesen war, wurden jetzt zum ersten male spiegelglatte Stellen von dünnem Eise weit und breit auf offenem Meere der Diskobucht gesehen, und bald lag das Eis fest, soweit das Auge reichen konnte.“ In den schönen und klaren Tagen, kurz nach Neujahr, konnte man jetzt die Nähe der Sonne unter dem Horizonte merken. Das Dämmerlicht hatte eine stark erleuchtete Kraft, so daß man um Mittag nur an der Nordseite des Himmels die Sterne sehen konnte. Die feierliche Stille der ganzen Natur wurde nur durch das sonderbare Stöhnen und Singen unterbrochen, welches das Eis bei dem Fallen und Steigen des Wassers hören läßt. „Gegen 11 Uhr erschien der rothe Bogen am Himmel in Nordwesten, an dem Uebergang zum Blau des Himmels in Violett und Gelb spielend und sich dann allmählich, wie die Sonne sich auf der entgegengesetzten Seite näherte, zum Horizont hinabsenkend. Um 11½ Uhr wurde der Bogen nur noch durch das Windthal zwischen den hohen Fjellen gesehen, worauf sich die Nähe der Sonne durch die starke Erleuchtung der kleinen Wolken über dem Horizonte im Süden zu erkennen gab.“ Besonders feierlich war aber das erste Wiedererscheinen der Sonne selbst, welche sechs Wochen sich nicht gezeigt hatte. Die strenge Winterkälte hielt bis Ende März an. In zwei Nächten Anfang März sank das Thermometer bis auf — 30°. Die Sonne scheint in ihrem tiefen Stande wenig erwärmende Kraft auf die Atmosphäre auszuüben, wenigstens bewirkt sie keine Senkung am Thermometer. Erst im März zeigt sie ihren Einfluß und kann dann durchschnittlich einen Unterschied von 4° bewirken. Oft ist der Unterschied sogar 10°, so daß den Bewohnern die Winterkälte lästig werden können. Im April steigt das Thermometer schon manchmal über den Gefrierpunkt. „Endlich kam der 1. Mai heran, an welchem man an Blumen und grüne Felder zu denken pflegt, von denen hier aber schlechterdings nicht die Rede war, und man würde am Morgen auf der ganzen Insel Godhavn vergeblich nur nach einem Eßkel voll Wasser gesucht haben. In der Nacht hatte es bei 8° gefroren, die kleinen Landseen waren mit Eis bedeckt: das wenige Wasser, welches sich am Mittag in einem hohlen Steine gesammelt haben konnte, war wieder um 8 Uhr abends mit Eis bedeckt; eine steile und scharf abgegrenzte Eismasse von 3—4 Ellen Dicke kletterte als ein Rest von dem Eise des Meeres noch rund umher an dem Uferande, der Scher

lag 5—6 Ellen tief in den Klüften, und nicht ein Korn von den Eis- und Schneemassen, welche sich auf dem Lande aufgehäuft hatten oder längs dem Strande erst seit dem November angeheftet, war so ausgehtan, daß das Wasser davon hätte in das Meer fließen können.“ Der Mai pflegt gewöhnlich noch mit Thauen, wiederkehrendem Froste und Schnee abwechselnd vorüberzugehen. Im Juni zeigt sich zuerst wieder Regen, der aber noch durch Schnee vertrieben werden kann. Der Frost wird seltener und zeigt sich meistens nur bei Nacht. Es fehlen sogar die Sommer nicht, wo die Nachtfröste gar nicht, selbst nicht einmal im August auf gehört haben; dies war zum Beispiel 1849 der Fall. Der Winter von 1849—50 war in Grönland sehr streng, brachte es aber nicht bis zum Gefrieren des Quecksilbers. Besonders folgte aber auf ein sehr kaltes Frühjahr plötzlich ein warmer und entschiedener Sommer. „Bereits vor Mitte Juni waren die meisten Pflanzen in Blüte; es schien, als ob alles, was von der Natur auf den Sommer angewiesen war, sich damit beeilen wolle, das wenige davon Vorhandene zu benutzen. Gleichfalls kamen damals die Rüden in ungläublicher Menge hervor und selbst die Nachtfröste fingen an auszubleiben. In dieser ersten Hälfte des Juni stand das Thermometer auf 5—9° R. Wärme im Schatten und stieg in der Sonne am Mittag sogar bis 34°. In der Nacht sank es gewöhnlich etwas unter den Gefrierpunkt, aber auch Ausgang Juni nicht mehr. Der Monat Juli war bis auf einige unruhige Tage fast beständig warm. Am 28. stand das Thermometer im Schatten in Christianshaab bei Südostwind auf 14° Wärme, das Höchste, was ich in Nordgrönland gesehen habe.“

Die Schneelinie ist in Grönland im Niveau des Meeres. Hier bildet sich Eis und häuft sich Schnee an, worauf die stärkste Sommerhitze vergeblich ihre aufschmelzende Kraft versucht. Daraus erklärt es sich denn auch, wie hier mehrere Thäler jahraus jahrein mit ewigem Eis ausgefüllt bleiben können. Wertworblich ist aber, daß die Berge eine höhere Schneelinie zu haben scheinen, sodaß sie hier 2200 Fuß über dem Meere liegt zur Zeit des heißesten Sommers. Bei dem Erstigen des Vergrüdens, welcher längs der Südwestseite eine Höhe von beinahe 6000 Fuß erreicht, hat die successive Abnahme der Vegetation viel Belehrendes. Vom Karsofnäs ab führt ein gleichmäßig steigender Abhang bis zu dem eisbedeckten Plateau, d. h. auf einer Strecke von 1 1/2 Meilen bis zu einer Höhe von 5000 Fuß hinauf. Die geringe Menge Schnee, welche auf dieser Küste, vorzüglich auf der Südwestseite der Halbinsel fällt und die lange Zeit, in welcher die letzte im Sommer von ihm entblößt ist, bewirkt, daß die Vegetation hier höhere Grenzen als an andern Stellen erreicht, sowie sie auch hier zu ihrer bedeutendsten Höhe in dem ganzen Lande gelangt. Wir wollen deshalb kurz erwähnen, wie dieser Weg am 30. Juli 1851 war. „Das äußerste Vorland wird von nicht hohen Granitbergen gebildet, die mit den gewöhnlichen niedrigen und triebenden Buschgewächsen, Empetrum, Andromeda u. s. w., bewachsen sind und mit besonders grünen, von Gräsern und Moosen bedeckten, zum Theil aber auch sumpfigen und wiesenartigen Flächen (Smeriksof, d. h. was reich an frischem Süßwasser ist) wechseln. Ueber eine Fläche mit großen Geröllblöden, welche von dem Karsofstrom herabgespült sind, kommt man zu einem steilen, terrassenförmigen, den niedrigsten Fuß der Trappschichten, welche von hier ab den ganzen oberen Theil der Gebirgsmasse einnehmen, bildenden Abhänge. Mehr nach oben auf dieser Terrasse befindet man sich in einer Höhe von über 1000 Fuß, und auf dem äußersten Theile der Terrasse tritt dann ein in Graphit verwandeltes Kohlenlager hier und da in aufgeschnittenen Klüften zu Tage. Sehr häufig erreicht die Wolfenbede gerade genau den Rand der Terrasse und hüllt ihre Oberfläche in Nebel, und dies ist fast immer im August und September der Fall, wenn es sich nach Regen oder auch nach Regen und Schnee auflärt, sodaß man die Oberfläche gerade unterhalb bis zu diesem Rande mit Schnee bestreut sieht, der mehrere Tage hindurch liegen bleiben kann, während es auf dem flachen Lande nur geregnet hat, oder der Schnee in demselben Augenblicke, in welchem er gefallen, auch verschwunden ist.“ So wird die Beschreibung sehr detailliert

durchgeführt. Man kann das belehrende und unterhaltende Princip nitrgends verkennen, nur wäre es zu wünschen, daß die Sprache etwas gefälliger ausgefallen sei. Das Ganze ist etwas steif und edig und erinnert sehr an eine gar zu buchstäbliche Uebersetzung. Es ist schade, daß ein so vortrefflicher, durchweg interessanter Gegenstand nicht auch eine anziehende Form besitzt. Läßt sich indeß nicht beides gleich gut haben, so wollen wir viel lieber an der Form als an dem Inhalte zu tadeln haben.

An der Küste Julianehaab zeigt im Winter das Meer wenig oder gar kein Eis, weil hier die Brandung zu groß ist. Ausgang Februar wird das Meer still; dann zeigt sich das Treibeis, welches in Farnel schon früher sichtbar war. Gewöhnlich führt dann ein südlicher Wind das Treibeis in großer Menge herbei, sodaß die ganze Meeresfläche davon weiß überdeckt ist. Man erkennt dann, daß das für ein Eisfeld gehaltene ferne Flächenstück aus unzähligen Bruchstücken zusammengesetzt ist. „Wenn diese Stücke auf das Land treiben und bei niedrigem Wasserstande trocken gelegt werden, sieht man, daß sie eine Dicke von sechs Ellen und darüber haben und rund herum in der Höhenlinie des Wasserstandes durch den Wellenschlag ausgehöhlt sind, sodaß sie immer aus einem ziemlich breiten Fuß bestehen, der oben eine dünne Platte, nämlich den Theil des Stücks trägt, welcher über dem Wasser lag und deshalb nicht so schnell verjehrt werden konnte. Die kleinern abgerundeten Stücke, die man so auf dem Lande stehen sieht, haben daher ihrer Form nach einige Ähnlichkeit mit Lischchen, die nur auf einem runden Beine mitten unter der Platte ruhen.“ Dies Treibeis heißt „Großeis“, ist gefrorenes Meerwasser und kommt vom hohen Norden, wo es durch jahrelang andauernden Frost entstanden ist. In Spitzbergen sind diese Schollen noch Eisberge, von da treiben sie erst Jahr und Tag im Meere umher, bis sie zur Südspitze Grönlands gelangen. Mit jedem Winter frieren sie zu einer zusammenhängenden Masse zusammen, welche im Sommer wieder voneinander lassen. „Wenn es nicht leicht ist, sich die erste Ursache von der Bewegung des Großeises zu erklären, so dürfte es noch schwieriger sein, nachzuweisen, wo es bleibt. Es legt sich nämlich als ein längerer oder kürzerer Streifen längs der Küste fest, hält sich hier einige Monate, indem es bald vom Lande zurückweicht, bald auf dasselbe hinaufgepreßt wird und verschwindet darauf. Zu gleicher Zeit ist es in einem beständigen Treiben nach Norden begriffen, aber die nördlichen Zügel erreichen doch immer nur eine gewisse Grenze und verschwinden dort. Daß es ganz nahe der grönländischen Küste in noch kürzerer Zeit aufstauen sollte, als das Eis auf den kleinen Landseen und der Schnee auf dem Lande, und zwar trotzdem es sechs Ellen und darüber dick ist, während das Eis auf den Landseen nur 1 1/2 Ellen stark ist, davon kann gar nicht die Rede sein. Man sieht auch, daß einzelne Stücke, die sich eingeklemmt haben und die innern Strömungen und Fahrwasser verstopfen, den größten Theil des Sommers über liegen bleiben, ohne eine sichtliche Veränderung zu erleiden. Es bleibt daher nur übrig anzunehmen, daß der nördliche Zügel des langen Streifens sich von der Küste wegwendet, nach Westen hin in das Meer zerstreut wird und dort erst aufstaut.“ Dagegen könnte man einwenden, daß die auf der Küste von Nordgrönland nach der Südspitze begriffenen Schiffe in 10—20 Meilen Entfernung von der Küste wenig oder gar kein Eis antreffen; indeß darf auch wieder nicht übersehen werden, daß die ganze Treibeismasse gewöhnlich nur ein schmaler Streifen von höchstens 5—6 Meilen Breite ist, der sich bei dem Ablenken von der Küste in seiner Westgrenze sogar noch zerstreuen kann. Man erkennt, daß das Ganze noch ein unbefriedigend gelöstes Phänomen ist.

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser nun auf die ethnographischen Untersuchungen des Buchs. Hier bringt dasselbe allerdings manches, was längst bekannt ist, indeß auch recht viel Neues und alles mit einer ganz frischen, anziehenden Farbe, welche auf scharfe, selbständige Beobachtung hindeutet. Das Buch weiß überall seine Leser zu fesseln und ebenso angenehm als belehrend zu unterhalten; dies gilt aber von dem hier genannten Abschnitt im höchsten Grade. Das Durchgehen der Lebensweisen, Sitten

und Charakterzüge eines fast noch wilden Völkers, das Beschreiben ihrer Spiele und Feste, ihrer Wohnungen und Bekleidungen gewährt ein ganz besonderes Vergnügen, und wir müssen gestehen, daß der Verfasser gerade hier aus sehr guten Quellen geschöpft haben muß, und daß er das Ganze vortrefflich zur Anschauung gebracht hat. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß durchschnittlich der Ördnländer ein kleiner, wohlbeleibter, gelenkiger Menschenschlag ist, bei dem eine fägliche Gutmüthigkeit einen Hauptcharakterzug ausmacht. Die ihnen so häufig zur Last gelegte Sucht zu stehlen sei eine reine Andichtung. Hinterlist und Nachsucht treffe man nur ausnahmsweise und meistens nur in Nordgrönland an. Sie seien träge und dadurch auch schrecklich unreinlich. Es fehle ihnen eigentlich gar nicht an Lebensmitteln, sie entschlossen sich aber zu der Herbeischaffung derselben erst, wenn die allerhöchste Noth herangefommen sei. An ein Einkommen von Wintervorräthen würde aus eben dem Grunde auch nicht gedacht. Sie lebten wie unmündige Kinder nur für den Augenblick und für die Kinder, die sie sehr liebten, aber auch verzögten, da sie ihnen jeden Willen und alle Freiheit ließen. Die Jugend sehe daher felsch, wohl und gut genährt aus, stecke voll Muthwillen und wolle von der Schule und Kirche nichts wissen; dabei würden doch immer wieder gute Menschen daraus, wie die Aeltern es wären. Die Kleidung ist dem Klima trefflich angepaßt: sie besteht aus Fellen von Seehund und Renntier, auch wol aus Vogelbälgen für die heißere Sommerzeit und zum Unterziehen. „Der Pelz wird über den Kopf gezogen, da er vorn und hinten ganz geschlossen und an ihm durchaus nichts zu knöpfen oder zusammenzubinden ist. Vom Halse ab verlängert er sich zu einer Kappe, die über den Kopf gezogen wird und ihn bedeckt, so daß nur das Antlitz selbst frei bleibt und Ohr und Hals ganz mit Pelz verhüllt sind. Um die Stirn auch zu schützen, trägt man mitunter Mützen von Pelz, die über die Kappe gestülpt werden und diese fester und mehr nach unten andrücken. Ein solcher Pelz ist, selbst wenn er doppelt, unten von Hundefell, oben von Seehundsfell getragen wird, keineswegs unbequem und für die Bewegung beschwerlich, da er ganz der Körperform anpaßt, nicht über die Beine herabhängt und die Kappe so geschnitten ist, daß man den Kopf ziemlich frei bewegen kann, was jeder andere Schutz durch Lächer und Binden verhindern würde.“ Der Verfasser beschreibt dann in detaillirter Weise die Kleidung, ihre Verfertigung und Benutzung, bemerkt zugleich, daß dieselbe auch vortrefflich für den Nichtgrönländer taugt, nur nicht während der strengsten Winterfälle auf Reisen. Bei stillem Wetter könne man 30° R. recht gut vertragen, sei das Wetter aber windig, so könnten sogar 20—24° schon zu viel sein. Der Frost wirke dann sogleich erfrierend auf die hervorstretenden Gliedertheile, die weiß, hart und gefühllos würden. Die Sonne sei selbst im Februar noch zu ohnmächtig, das Aufschauen bewirken zu können. Man sei verloren, wenn man nicht Grönländer bei sich habe, welche von ihrer Wärme etwas abgeben könnten zur Wiederbelebung der erstarrten Glieder.

Die ganze Industrie der Ördnländer beschränkt sich auf den Hausfleiß jeder einzelnen Familie und betrifft wenig mehr, als die Anfertigung der Kleidungsstücke und der Geräthe zum Fischfang und der Jagd. „Bei einer verbesserten geselligen Ordnung“, sagt der Verfasser, „würden viele müßige und namentlich Frauenhände im Winter vorthellhaft mit Gerberei und Kürschnerarbeit zu beschäftigen sein. Das jetzige Gerben besteht einfach darin, daß in dem Urinfüßel die Felle vom Fett befreit werden, worauf meist nur durch mechanische Mittel die Abhaarung und Erweichung geschieht. Die zu Booten zu verbrauchenden Läst man ganz vom Thran durchbringen und die Haare sich durch ruhiges Liegenlassen selbst abblösen. Da diese Arbeiten mit vieler Fertigkeit und dem inländischen Bedürfnis entsprechend ausgeführt werden, würde es leicht sein, durch Verleitung die Verfertigung von einschlagenden Gegenständen für den europäischen Markt zu gewinnen.“

Das bis jetzt zur Sprache Gebrachte wird vollkommen ausreichen und zu der Uebersetzung führen, daß das Buch sehr reich ist an belehrendem Stoff und zugleich eine anziehende Unterhal-

tung gewährt. Für naturhistorische, physikalische, geographische und meteorologische Studien gewährt es übrigens den Männern von Fach auch noch eine sehr erwünschte Grundlage durch Tabellen und Beilagen aus den Werken von Rink und andern Reisenden, welche ihre Forschungen an Ort und Stelle durchgezählt haben. Uebrigens läßt sich bei dem Lesen des Werks der Wunsch nicht unterdrücken, daß ihm auch eine gute Karte hätte beigegeben werden sollen. Durch Rink und Orsach sind gerade hierzu vortreffliche Vorarbeiten geliefert. Der Verfasser beklagt es auch selbst, daß die Verlagsverhältnisse die Befriedigung dieses Wunsches nicht gestattet hätten. Trotzdem ist das Buch auch jetzt es ist ganz vortrefflich und wird sich sicher einen großen Kreis von Lesern erwerben.

Heinrich Strubbaum.

Wachsmuth über den deutschen Volkshumor.

Man halte es für keine bloße Grille, wenn wir uns wiederholt darüber ausgesprochen und darüber beklagt haben, daß die humoristische, komische und satirische Literatur von den deutschen Kritikern und Literaturgeschichtschreibern in auffallendster Weise vernachlässigt und stiefmütterlich behandelt werde und daß hierzu zum Theil auch der Grund liege, weshalb diejenigen, welche Talent zum Komischen haben, sich in Deutschland gegenwärtig kaum zu umfangreicheren Compositionen zusammenzufassen wagen und daß namentlich das Lustspiel im Verhältnis zum ersten Drama so sehr daniederliegt. Mit dem Lustspiel war es, von Bagatellen abgesehen, in Deutschland freilich von jeher sehr übel bestellt, ja nach der Versicherung mancher Besten wir, außer vielleicht dem Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ von Heinrich von Kleist, nur ein einziges musterhaftes: „Minna von Barnhelm“, und auch dieses ist nicht einmal ein eigentliches Lustspiel, sondern ein zum größten Theile sehr ernstes Charakter- und Sittengemälde mit allerdings glücklichem Ausgange. Was unser Heinrich von Kleist betrifft, so ist gerade dieser ein redendes Beispiel für unsere Klage, daß Dichter von komischer Begabung nur zu leicht durch die Misgunst der Kritik zurückgeschreckt werden, in dieser Richtung sich weiter zu entwickeln. Kleist's Lustspiel fiel z. B. in Weimar total durch und wurde von der mitzeitigen Kritik sehr übel behandelt. Da mußte ihm freilich die Lust vergehen, sich in diesem Genre noch weiter zu versuchen.

Durch jene wegwerfende Behandlung, welche die komische Hälfte der Literatur von jeher seitens der meisten Kritiker und Literaturgeschichtschreiber in Deutschland erdulden mußte, haben sich viele Geblüthe wie Halbgebildete zu dem Glauben verleiten lassen, daß das Komische eine niedere plebejische Gattung sei und daß man den komischen Schriftsteller mit derselben geringe Schätzung zu betrachten und zu behandeln habe wie Freund Bajazzo (jetzt vornehmer „Grotteskomiker“ genannt) bei einer Kunstreiterbande, deren Leistungen doch ohne die komischen Intermezzen auf die Dauer sehr langweilig werden würden. Nun zu diesen Bajazzos der Dichtkunst gehören auch Autoren wie Aristophanes, Plautus, Shakespeare, Molière, Cervantes, Jean Paul, Lichtenberg, da Däne Holberg u. a., und der Kenner wird wol kaum darüber in Zweifel sein, daß die Lustspiele des Aristophanes in ihrem Art ebenso vollendet sind wie die Tragödien des Sophokles, daß Shakespeare in seinen Lustspielen ebenso groß ist als in seinen heroischen Stücken, daß Plautus, Goldoni's, Molière's und Holberg's Lustspiele an Originalität, innerer Wahrheit und dauerndem, allgemein menschlichem oder sittengeschichtlichem Werth alle Trauerspiele von Seneca, Alfieri, Corneille und Voltaire schläger übersteigen, daß Moreto's „Donna Diana“ an poetischer Anmuth und romantischer Sürlichkeit, wie an Sinnigkeit des Gedankens den Trauerspielen Calderons ebenbürtig ist und daß Hunderte von ernstlichen Romanen, die man jetzt liest und verschmessen sein werden, wenn der „Don Quixote“ noch die Ironie der Menschheit sein wird; denn jede Zeit, jede Nation hat ihre Don Quixote und Sancho Panza, deren Thorheiten und Lächerlichkeiten man in den spanischen Urbildern wiedererkennen wird. Es gibt freilich auch sehr viele verschulte und gräm-

lose komische Werke, aber vielleicht nicht in größerer Zahl als verfehlte und geschmacklose ernste, die trotzdem in den Literaturgeschichten aufgeführt werden; wenn aber der ästhetische Werth so mancher komischen Producte gleich Null ist, so ist sehr oft ihr ästhetischer und culturhistorischer um so größer, während manche ernste Producte, die in ästhetischer Hinsicht als Kunstwerke gelten und auch gelten dürfen, in ästhetischer und culturgeschichtlicher Hinsicht bisweilen ohne alle Bedeutung sind. Kurz, wenn man einmal in späterer Zeit eine deutsche Literaturgeschichte vorzugsweise vom culturhistorischen Standpunkt schreiben wird, so wird man gerade besonders die komische Literatur ins Auge zu fassen haben, oder doch in demselben Grade wie die ernste. Dies ist bisher noch in keiner Literaturgeschichte, wenigstens in keiner deutschen der Fall gewesen, obgleich Gottschall bereits in der ersten Auflage seiner Literaturgeschichte die moderne Humorstilk in einem besonderen Kapitel mindestens flüchtig skizziert hat, und sie in der zweiten Auflage, von der soeben das vierte Heft erschien, sicherlich noch eingehender behandeln wird. Spuren davon findet man bereits in den vorliegenden Lieferungen.

Ja, wird man sagen, die Griechen haben ihren Aristophanes, die Römer ihren Plautus und Terenz, die Spanier ihren „Don Quijote“, die Engländer ihren Shakespeare, Butler, Smollet, Fielding, die Franzosen ihren Molière, Voltaire, Beaumarchais, ihren „Gilblas“, ihren „Der Herr“, ihren „Candide“ — aber wo haben die Deutschen ihre großen komischen Schriftsteller und großen komischen Producte? Unsere erlauchtesten Kritiker sind in der Regel sehr bald mit der Antwort fertig: wir haben nur einen einzigen großen komischen Schriftsteller gehabt, sagen sie, den alten Fischart, den „deutschen Rabelais“. Und damit sind sie fertig. Fischart war nämlich zwar ein Genie, aber selbst eine Art Gelehrter und erfordert, was seine Sprache betrifft, ein formliches Studium, um ihn verstehen und genießen zu können, und diese um so zu jagen philologische Seltene an Fischart würde allein schon hinreichen, ihm die besondere Achtung unserer gelehrten Literaturforscher zu sichern, während aus demselben Grunde das Volk ihn nicht lesen kann. Volksthümliche Dichtungen dagegen, die für jedermann genießbar und verständlich sind, werden in der Regel sehr vornehm behandelt; und ein Volks-epos, wie der niederdeutsche „Meineke Fuchs“, ist unsern gelehrten Literaturgeschichtsschreibern meist nur deshalb etwas werth, weil es ihnen zu höchst günstigen Untersuchungen über die Wanderungen und Verpuppungen der betreffenden Thiersage Veranlassung gibt. Und doch verdient dieses Thier-epos so lange zu leben, als das Fuchsepigium in der Welt das herrschende ist, als die Guten, Anpruchslosen, Redlichen und Ehrlichen nur zu dem Zwecke da zu sein scheinen, damit die Schlechten, Ehrgeizigen, Unredlichen und Pfaffen auf ihre Kosten ihr Glück machen. Goethe und Raubach haben diese ewige Bedeutung des Gedichtes auch erkannt, jener als er sich dazu herabließ, die Dichtung aus dem plebejischen Plattdeutsch in das vornehme Hochdeutsch und sogar in Hexameter zu übersetzen, und dieser, als er es unternahm, die beste Kraft seines Humors und seiner Satire auf die Mißrichtung der Dichtung zu verwenden.

Enkelnspiegel und Wünschhausen, jener das Urbild aller Schallonarren und Silbenschreier, dieser das Urbild aller Lügner und Aufschneider, — mögen sich auch manche seiner Erzählungen auf Bebel's „Facetten“ und auf Kirckhoff's „Wendunmuth“ zurückführen lassen — sind weltkundig, spielen aber in unsern Literaturgeschichten meistens eine sehr flüchtige Rolle, namentlich Wünschhausen, der in den meisten nicht einmal genannt wird. Die „Zobkabe“ weiß fast die halbe Nation auswendig; unsere Literaturgeschichtsschreiber scheinen nicht einmal zu wissen, daß sie auch nur existirt. Hans Sachs, den Goethe selbst wieder zu Ehren brachte und dessen Manier er sich meisterlich zu eigen zu machen wußte, und der geistliche Volkspredner Abraham a Sancta Clara, bei dem sogar der pathetische Schiller zum Zweck seiner berühmten Kapuzinerpredigt eine Anekdote machte, sind als Humoristen wahrlich nicht zu verachten, und doch gibt es Literaturgeschichten, in denen wenigstens Abraham a Sancta Clara nicht

einmal genannt ist. Die „Revue de Paris“ widmete noch kurz vor ihrer gewaltthätigen Unterdrückung dem vorerwähnten Lichtenberg einen ausführlichen Artikel, um die Franzosen auf diesen überaus wichtigen Kopf, der an treffenden Schlaggebanen und geistreich pointirten Einfällen vielleicht reicher ist als irgendein anderer deutscher Autor, aufmerksam zu machen, bei einem neuern deutschen Literaturforscher dagegen lesen wir über Lichtenberg das soß unglücklich summarische Urtheil: „Das Aeußere, dessen sich mehrere seiner Werke noch jetzt erfreuen, obwohl sie zum Theil veraltet sind, beruht mehr auf dem Urtheile der Vorzeit, als auf der Erkenntnis der Gegenwart.“ Ja freilich, wenn man Lichtenberg nur nach seiner gereimten „Relation von den curiösen schwimmenden Batterien“ beurtheilen wollte! Goethe, dem Lewes an einer Stelle den Humor abspricht, an einer andern Stelle mit größtem Recht wieder zuerkennt, Elscow, Julius Möder, der sich öffentlich für die abgesetzte Dynastie des Hanswursters erklärte, Matthias Claudius, Bippel, Jean Paul, Tied, E. Th. A. Hoffmann (dieser namentlich im „Kater Murr“), Eichendorff (im „Taugenichts“) und einzelne Späterer haben im humoristischen Genre doch sicherlich manches Vorzügliche geleistet, was auf breiten Werth Anspruch macht. Selbst die Verdienste Rabener's um die ästhetische Reinigung und geistige Veredlung namentlich des Krautjunker- und Candidatenthums sollten unvergessen bleiben, und Kogebue hat durch sein Lustspiel „Die Kleinkräuter“, dessen beide ersten Acte wenigstens voll des ergötzlichsten Witzes sind, viel dazu beigetragen, daß sich die deutsche Kleinkräuterei nicht lächerlichen und erbärmlichen Wesens wenigstens allmählich zu schämen anfing. Erst mußte die Satire in diesen Richtungen ausräumen, ehe die höhere ideale Dichtkunst in weiteren Kreisen anfräumen konnte. Vergessen wir endlich nicht, daß in jüngster Zeit selbst in sanitätlicher und psychiatrischer Hinsicht dem Humor die günstigsten Zeugnisse ausgehelt worden sind, so von dem Seelsorger der Kranken in der Wiener Irrenanstalt, Bruno Schödl, der in der Vorrede zu seiner Sammlung „Humoristische Pillen“ unter anderm andruct: „Wer humoristisch schreiben kann, der thue es, er nuzt damit mehr als er ohnt.“ Bruno Schödl hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß humoristische Lectüre die einzige sei, die man in Irrenhäusern brauchen könne; sie vermöge sogar auf gewisse Irre eine heilkräftige Wirkung auszuüben, ja in einem Falle will er einen Kranken vorzugsweise oder ausschließlich durch gewählte Lectüre komischer Schriften allmählich zu Verstande gebracht haben. Mit Recht meint er aber, daß die meisten Narren, deren fixe Idee vielleicht gerade darin beruhe, daß sie sich für sehr weise hielten, nicht in den Irrenhäusern, sondern außerhalb derselben herumtiefen; und allen diesen, meint er, würde die Lectüre guter humoristischer Sachen zum Zwecke ihrer Reconvalescenz ganz besonders zu empfehlen sein.

Wer unsere humoristische Literatur verachtet oder ignoriert, der verachtet und ignoriert gerade eine ganze Hälfte der deutschen Literatur; wer den Humor überflieht, überflieht einen der bedeutendsten Factoren in der geistigen Entwicklung des deutschen Volks, ja vielleicht gerade das volksthümlichste Element; denn von Hans aus scheint das deutsche Volk nicht vorzugsweise für das hohe declamatorische Pathos vorgebildet zu sein. Der Germane ist zwar ein melancholischer Gräbler, aber gerade weil er dies ist, sucht er gern Rettung vor diesem Uebel in ausgelassenem Spaß und Schabernack, oder er entsetzt bei seinem Brüten über die Räthsel seines Ich und des menschlichen Seins und Lebens überhaupt eine Menge jener Gebrochen, Widersprüche und sonderbaren Widersprüche, von denen man nicht weiß, ob man sie mehr beweinen oder belachen soll. Aus dieser Mischung gestaltet sich der Humor, der nur den Germanen eigenthümlich ist, während der Roman und namentlich der Romanose mit seinem Witz mehr bei bloßen äußerlichen Lächerlichkeiten stehen bleibt. Nur der Germane ist fähig, mit seinem Witz Gemüth, Gefühl, Wehmuth und Philosophie zu verbinden, in welcher Hinsicht vor allen Shakespeare zu nennen ist; sein Gemieth und seine Narren sind philosophirende Humoristen, wie selbst

wenn sie Sitten stechen und mit Worten spielen, dies mit tiefem melancholischem Gesicht thun, während sie wieder ihren melancholischsten Betrachtungen das übermüthige Lächeln souveräner Menschenkenntnis und Menschenverachtung gesellen.

Schon mehrfach haben wir vorübergehend und andeutend des großen Verdienstes gedacht, welches sich der leipziger Geschichts- und Kulturforscher, Professor Wilhelm Wachs muth, dadurch erworben hat, daß er den von den Gelehrten seit Klopke ziemlich geringgeschätzten und vernachlässigten deutschen Volkshumor in specieller Behandlung in seine culturhistorischen Untersuchungen hineingebracht hat. Es geschieht dies im ersten Theile seines neuesten Werks über die Geschichte des deutschen Volksthum. *) Sowol im zweiten Buche dieses Theils, welches den Titel trägt: „Deutsche Selbständigkeit und Kaiserthum“, als im dritten: „Die neuere Zeit und Gegenwart“, begegnen wir der Kabrif: „Volkshumor“, wovon im zweiten Buche „Der Spottvogel“ eine Unterabtheilung bildet; ein Paragraph: „Schwur, Fluch, Schelte“, schließt sich hier wie dort an. Wir glauben besonders in der Lage zu sein, den Werth, das Verdienst und den Nutzen dieser Untersuchungen würdigen zu können, da wir uns bei der Abfassung unserer literarhistorischen Einleitung zu dem auch von Wachs muth in einer Note erwähnten Wengler'schen „Hausschatz der deutschen Humorkritik“ (der jetzt mit dem zweiten Bande fertig ist) vergebens nach einer Vorlage dieser Art umsehen.

Wachs muth, aus einem plattdeutsch redenden Landstrich stammend, wo, wie in allen plattdeutsch redenden Gauen, selbst unter den Gebildeten große Liebhaberei für allerlei Schwänke und Späße, sogenannte „Döhchen“, sich bemerkbar macht, sagt unter anderm mit Recht: „Der g'späßige Gesell, den wir Humor nennen, unbedeutenden Namens, aber von echt deutschem Kernholz, in manchen seiner Auslassungen nicht auf unsere Nation beschränkt, aber nirgends gehaltvoller und belebter als bei dieser, hat sogar eine Dreifache gemüthlicher Lust und eine zum Rißel oder Stachel gespitzte Strenge. Bei jener gilt es Kos Fröhlichkeit, Scherz und Jux, Ablösung der ernsten Verstandigkeit und des gesegneten Iribden Wesens durch Thorheit und Narreteibing. Bei dieser herrscht die Neckheit mit ihrem Ansehen, Scherz, An- und Abführen vor; der thätlich geübte Schalksreich ist ihre äußerste Spitze. Zwischen diesen beiden sind Mittelstufen, wo der Ernst die Hauptsubstanz bildet, aber mit dem ergößlichsten Spiel des Contrastes sich eine Zumischung des Scherzes gefallen läßt und gern für diesen seine Strenge entfaltet. Zusammen lassen sich ungefähr ebenso viel Gattungen des Volkshumors zählen als Wesen. Anspruch auf ästhetische Weihe und Reiz liegt den meisten Auslassungen fern; doch Naturpoesie, gemüthlich oder witzig, hat sich nicht selten betheätigt.“

Freilich begegnen wir auf diesem Gebiete auch so manchen Erschei nungen, die, man muß es offen bekennen, sich mit dem gekühnten deutschen Gemüth schwer zusammenreimen lassen. Der Witz war nur zu oft schmutzig und unflätig, der Spott ward zum persönlichen, rücksichtslosen Hohn, der sich oft nur an eine unverschuldete auffallende Keußerlichkeit, z. B. ein körperliches Gebrechen hing, und der Hohn zum hämischen Ausdruck offener Schadenfreude und der Neigung, dem Nebenmenschen wehe und Schaden zu thun. Vergleichen geht über den bloßen Späß hinaus, ist das bare Eigenthum vom Humor, und entspringt bald aus gemeinem persönlichen Haß oder angeborener Brutalität, bald aus böswilliger Spottsucht, die ihre Lust daran hat, andere zu kränken und zu demüthigen, bald aus roh gedankenloser witzlosheiter Schwarghaftigkeit, bald aus der dummholzen Einbildung, selbst ein ungeheurerer Kerl und Witzbold zu sein und seine Ueberlegenheit namentlich über die Brischenden und

Gutmüthigen zeigen und andere auf Kosten dieser amüßren zu müssen. Diese Einbildung, ein Ausbund von Klugheit zu sein, während man alle Uebrigen für Einfaltspinsel hält, ist auch jetzt noch sehr gewöhnlich in Deutschland. In älterer Zeit wurde aber infolge solcher Verhöhnungen ein einzelnes Individuum, das sich dann gar nicht mehr zu lassen und zu retten wußte, oft das Stuchblatt einer ganzen Stadt, eine Stadt das Stuchblatt aller umliegenden Städte, ein ganzer Gau das Stuchblatt aller benachbarten. Die Bevölkerung einer Stadt, die sich je miteinander trösten und gegen den auswärtigen Feind zusammenhalten kann, überhebt freilich solche Verhöhnungen viel leichter als ein mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftetes Individuum, dessen Angehörige selbst diesem Fluche zum Opfer fallen, ja an dessen Nachkommen sogar sich oft ein solcher Schmutzstiel hing, wie die Familiennamen Schweinigel (der noch in der Gegend von Leipzig vorkommt), Kindsmaul, Wippkerz, Diefenoy, Mayagel, Käsebir, Rattentitte, Schnapphahn, Schluckebier, Pinkerant, Gassenbalg, Gänseknabel, Melchior, Knochenmaul, Bittenbraut, Schintenseel, Schindesopp, Schandeband (ein Schimpf für das Land), Klassenfack, Klopferdran u. s. w. beweisen.) Wol nicht mit Unrecht hat sich unser Mitarbeiter, G. Müller-Samowegen, in Nr. 28 d. Bl. über die Fortdauer solcher Familiennamen beklagt.

Mit ungetrübtem Ergößen wird man bei Wachs muth das sehr umfangreiche Verzeichniß der Neck- und Spignamen lesen, die einer so großen Zahl von Ortschaften in Deutschland angehängt worden sind. Ein Individuum, welches das Stuchblatt einer ganzen städtischen Bevölkerung geworden, durfte nicht einmal sich wehren und seinen Kerger zeigen, wenn es nicht noch übler behandelt und noch mehr verpöthet sein wollte; dagegen konnte ein vielleicht nicht mit Unrecht lächerlich gemachtes Individuum oder dörrliches Gemeinwesen, wie schon bemerkt, doch wenigstens Gleiches mit Gleichem vergelten und sich durch Revanche rächen; weshalb auch ein förmlicher Neckkrieg zwischen den verschiedenen Ortschaften geführt wurde. Nannten die von Strassburg die Kolmarer „Rudpfiler“, die von Buchsweiler die Lürkheimer „Ruchschlupfer“, die Altenbörner die Döper „Rattfüller“ u. s. w., so nannten die von Kolmar die Strassburger „Reisenlöcher“, die von Lärheim die Buchsweiler „Rattschlieder“, „Zellerschlieder“ oder „Pappenschlieder“, die von Döper die Altenbörner „Pannenschlieder“ u. s. w. Zwischen den Bevölkerungen ganzer Landstriche fand ein ähnlicher Neckkrieg statt; ebenso zwischen den verschiedenen Ständen und Berufsarten, unter denen namentlich die „Pfaffen“ (besonders die Klosterleute), die Müller und noch mehr die Schneider vom Volkswitz zu leiden hatten. Aber auch die „Pechpfel“ oder „Pechfarzer“ (Schuster), die „Pillendreher“ oder „Reinwandneuziger“ (Apotheker), die „Rehmlieder“ (Maurer), die „Knechtler“ (Leinweber) u. s. w. wurden nicht verschont. In der Erfindung von Fluch- und Scheltwörtern — und „in der Rasenhaftigkeit und Vielfältigkeit dieses Artfels aus dem sprachlichen Herbarium mag der Deutsche den Vorrang vor allen christlichen Nationen behaupten“ — wie überhaupt in der Erfindung von kräftigen Beiwörtern zeigten sich unsere Vordäter sehr stark. Für die Kleinen („Kaipe“, „Kroop“, „Kaiwer“, „Knibbedig“, „Kuirix“, „Saanschlupe“, „Kup“ u. s. w.), für die Kurzen und Dicken, für die Dürren und Hagern, für die Langen und Schlassen, für die Fäßlichkeit alter Weiber, für die Unbeholfenen und Tölpel („Flaps“, „Laban“, „Daatsch“, „Flade“, „Blösch“, „Pumpel“, „Lall“, „Lalpatich“, „Lolpatich“, „Lapperein“ u. s. w.), für die Grobianen, d. h. für diejenigen, deren Grobheit das gewöhnliche Maß deutscher nationaler Grobheit überstieg, für die Trägen und Faulen, für die Schlumpigen und Liederlichen, für die Schwaghafteu Weiber

*) Geschichte deutscher Nationalität. Von W. Wachs muth. Erster Theil: Die Gesamtheit der deutschen Nation. Zweiter Theil: Geschichte der deutschen Volksstämme aus dem Gesichtspunkte der Nationalität. Erste Hälfte: Die Stämme niederdeutscher Zunge und die Hessen. Braunshweig, Schwetfche und Sohn. 1860. Gr. 8. 2. Theil. 25 Rgr.

*) Die jüngst erschienene, aus dem „Saibacher Taschenkalender“ besonders abgedruckte kleine Schrift von Th. Ege: „Die deutschen Familiennamen in befehlender Form“ (Saibach 1860) gibt zu den von früher bekannten Namen dieser Art noch manche Neuentdeckungen aus Oesterreich und Tirol.

(„Slabbermull“, „Sladerbübel“, „Snadtaale“, „Snattföter“, „Snaperbüche“, „Snaterfautt“ u. s. w.), für die Naseweisen, die Märcelien, die Verschlößen, die Eigenknaigen, Weinerlichen, Jernigen u. s. w. hatte man seine bestimmten Beinamen, und oft in reichster Auswahl; auch findet hier das Eigentümliche statt, daß für gewisse Kategorien dieser Beinamen ein oder zwei Buchstaben des Alphabets vorzugsweise in Contribution gesetzt worden sind, z. B. für die Saloven namentlich S und L („Schlämperling“, „Schlöttig“, „Schliffel“, „Schlad“, „Schlampe“, „Schlander“, „Schlampamp“, „Schlobber“, „Schlop“, „Schlampe“, „Schluraffe“ oder „Lafsch“, „Lafsch“, „Lobel“ u. s. w.), für ausschweifende Weiber das E, für schwaghafte Weiber das A und besonders das S (s. oben), für die Naseweisen das S oder besser das Sn. Auch die Taufnamen verwandelte die Schimpfhaft der Deutschen in Schelmenamen, z. B. „Santen: Jönjes“ (Antonius), „Lafschbartel“ oder „Schmartzbartel“ (Bartholomäus), „Schöpfchrisel“ (Christian), „Dummersjan“ („Eldoberjan“, „Plamperjan“ (Johannes), „Dredmichel“ (Michael), „Fipperlise“, „Pladderliefse“ (Elisabeth) u. s. w. Von dem Idealismus, den man jetzt dem deutschen Volke als eine charakteristische, es vor den andern Völkern auszeichnende Eigenschaft nachzurühmen pflegt, findet man in allem diesen freilich keine Spur.

In reinerer Gestalt offenbart sich begreiflicherweise der urdeutsche Humor in den vielen Schräufen und Hühörchen, in denen auch noch spätere Dichter wie Hans Sachs und Barflog Waldis ihre besondere Stärke hatten, in den Lügenmärchen, Jagdgeschichten und Schilbbergerleien, ferner in drohlichen Sprichwörtern, oft von nachweislich altem Ursprung, wie folgende von Wachsmuth angeführte: „Viel Geschrei und wenig Wolle, sprach der Teuffel, beschor ein Sam“; „Wo kein zwang ist, ist kein ehr“; sagte Jhener Eigrit, schlag er seine Heiligen“; „Wir sollten wol jungfrauen sein, sagt Jhener Adanitz, wann wir's weren“; „Wir alle sein gebrechlich, sagt Jhene Äpfelku, ging sie mit ein Hand“; „Da schwimmen wir Äpfel daher, sagt Jener resfred, schwamm er mit andern Äpfeln den Bach ab“; „Laß mich mit dir laufen, sagt Jene Schuch zu einem Boten“; „Hier stehen wir Feldem, sagt der Frosch zum Schwaben“; „Wer mögte das nicht, sagte der Abt von Posen (Posan bei Naumburg), als eine Ronne bricht, daß sie nach mit einem Schreiber im Bett gelegen hat“ u. s. w. Sehr ehrbar, wie man sieht, geht es auch in diesen Sprichwörtern nicht her.

So viel ist gewiß, daß Lebhaftigkeit des Frohsinns und Heiß- und Scherzluft hauptsächlich seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland regte waren. „Frohsinniges Leben war“, sagt Wachsmuth, „trotz der zahllosen Eidenungen durch Kaut- und Hebelkeit durch alle Schichten der Gesellschaften zu finden; es reicht von dem Hosen und Schnuten des Ruhländles, dem „Gschwadschaw“ beim Pfingstmontag der Deutschböhmen, von dem rohen Kirwenjauchzen des Landmanns, den Schnabähäpfln der Lenz- und Liebeslust, den komischen Bauernpredigten in den Spinnstuben, den Spruchsprechern und Breitschmellern in den Städten bis zu den Höfen, bis in den kirchlichen Cult und das scholastische Kirchenlatein akademischer Reden und Disputationen.“ Auch die Trübsale der Reformationskriege und des Dreißigjährigen Kriegs vermochten nicht, sofort allen Volks Humor zu zerstören; auf der Bühne nicht nur, auch bei den Handwerksconventen agierte der Handwarr; bei den Hochzeiten hatte man noch hier und da, z. B. in Nürnberg, eine komische Person, den Spruchsprecher, der den Scherz zum Graß mischte, und auch auf der Kanzel fand sich der Humor nicht selten vertreten, auf katholischer Seite z. B. durch Abraham a Sancta Clara und auf protestantischer durch Jostb Sadmann. „Es ist eine gänzliche Verleugnung des Geistes unserer Nation“, bemerkt Wachsmuth mit Recht, „wenn man die conventionelle, eingeschlulte Gemessenheit und Zähmheit unserer Zeitgenossen als naturwüchsige Volksbestimmung ansieht und dieser den Humor abspricht. Gültiger als die Umbildungen der Gegenwart zeugt von dem Ureigenen der Deutschen ein halbes Jahrtausend der Vorzeit, wo ihre Nation in voller Reife und

Selbständigkeit ihrem angeborenen Fremdbetriebe nachging.“ Sollte sich im Laufe der Zeiten einmal ein Literaturhistoriker finden, der hauptsächlich vom volksthümlichen Standpunkt eine deutsche Literaturgeschichte zu schreiben unternimmt, so möchte mancher jetzt gering geschätzte Autor, manches über die Äpfel angesehene Werk mit Recht eine hervorragendere Stellung in der Entwicklungsgeschichte unserer Literatur erhalten, als sie jetzt darin einnehmen; andere jetzt bevorzugte würden dafür ein wenig oder auch gar in den Hintergrund treten müssen. Das eine nur möchten wir denjenigen unter unsern Kritikern und Literaturshistorikern, welche sich über das Daniederliegen der humoristischen Literatur bitter zu beschweren fortfahren, noch zu bedenken geben, daß nämlich der Humor allerdings nur unter Leuten, welche Spaß verstehen und gelegentlich mitmachen, zur vollen Blüte gedeihen kann, aber nicht unter kritischen Leichenblättern, die in ihren Abhandlungen zu einem Lächeln niemals auch nur den Mund verzieren, und daß im Grunde nur jene und nicht diese Recht haben zu klagen, wenn es für ihr Bedürfnis an gutem Spaß in der Welt fehlen sollte.

Mögen diese wenigen Andeutungen über diesen Theil des Wachsmuth'schen Werks, dieses „Veteranenwerks“, dazu beitragen, auch auf die übrigen darin enthaltenen höchst dankenswerthen Untersuchungen über die deutsche Nationalität die Aufmerksamkeit zu lenken, wenigstens auf il, wenn derselbe vollständig u. Die bereits in die Desfentlichkeit zweiten Theils umfaßt die die Oeffen, die zweite Hälfte l- und süddeutschen Stämme e der Verfasser bemerkt, im werden. H. M.

Notizen.

Leipziger Regibilber.

Die Stadt Leipzig hat gemeinhin kein wirkliches Volksleben und bei aller räumlichen Ausdehnung nichts wahrhaft Großstädtisches. Jeder ist hier noch immer des andern Nachbar, so entfernt man auch voneinander wohnen mag; irgendeine Festivität im Hôtel de Pologne oder im Schützenhaus bringt die halbe Stadt acht Tage vorher und nachher in die lebhafteste Bewegung und über irgendeinen trivialen Stabilitätsch, über irgendeine jener gerade in Leipzig so häufig vorkommenden, halb albernen halb boshaften anonymen Anspielungen unter den begabten Lokalisirten zerbrechen sich Tausende von leipziger Familienvätern und Familienmüttern nebst Söhnen und Töchtern die Köpfe, bis sie auf die rechte Bahre gelangt sind. Nur zur Regzeit ist Leipzig eine große Stadt infolge der Völkermigration, deren Ziel- und Mittelpunkt sie dann ist; während der Messen schwillt auch ihr inneres Leben zu einem wirklich großstädtischen an, ähnlich wie ein sonst wenig tiefer See, in den sich plötzlich bei der Schneeschmelze oder einem Wollenbruch von allen Seiten Wiebäche entladen, aus den Ufern tritt. Freilich sind die Formen dieses bedäunenden Regzeitens doch auch ziemlich monoton, und kehren bei jeder spätern Messe fast genau so wieder, wie sie bei jeder frühern gewesen waren. Wir verstehen darunter den öffentlichen Allgemeinschauspieler der leipziger Messen; im Speciellen und im Detail mögen die verschiedenartigsten Variationen und ergößlichsten Details vorkommen. Solche individuelle Absonderlichkeiten hat H. Friederich herausgegriffen in seiner Skizzenammlung „Leipziger Regibilber“ (Leipzig, Wiedemann, 1860). Der Verfasser schildert darin namentlich die lustspielartigen Verlegenheiten, in welche zur Regzeit Fremde im blassen Taumel der Vergnügungslust oder aus Unkenntnis der Lokalbesonderheiten oder Winkeimische durch verfehlte Speculation auf den Geldbeutel der fremden Gäste verfehl werden, mit gutem Humor und in fließender, oft etwas drastischer Erzählungsweise, wobei es auch an satirischen Seitenzügen nicht fehlt. Wenn auch nicht alle Bilder von demselben Werthe sind, so wird man doch die meisten wie „Unter Anfang“, „Ein

Messvergügen", „Im Logis", „Vertauschte Geheimnisse", „Eine Messvermählung", „Auf dem Brühl" (eine Schilderung der verschiedenen Species der polnischen Juden und ihrer komisch pfiffigen Manieren), „Die freie Woche", „Die Buchhändler-Messe" u. s. w. mit großem Vergnügen lesen. Interessant war es uns, hier manchen Situationen und Personen zu begegnen, deren Bekanntschaft wir schon bei der Aufführung der neuen Pöffe „Auf der leipziger Messe" gemacht hatten. Wie man weiß, hat F. Friedrich die Autorschaft dieser Pöffe für sich in Anspruch genommen, worüber zwischen ihm und dem Komiker Dessoir, der die Friedrich'sche Urchrift mit Zugrundelegung einer berliner Pöffe und mit Einfügung von Couplets für das leipziger Theater zurecht gemacht hatte, in den öffentlichen Blättern ein Federkrieg entstand. Dabei konnte aber doch auch Dessoir nicht in Abrede stellen, daß er aus dem Friedrich'schen Original außer dem Titel eine gute Anzahl Personen, wenn wir nicht irren nicht weniger als 17, und natürlich auch die betreffenden Situationen in seine Umarbeitung mit herübergenommen habe. Das Selbstsammte war, daß Herr Dessoir selbst dann noch fortfuhr, allen „leipziger Schriftstellern zum Trost" das Autortrecht Friedrich's öffentlich in Abrede zu stellen, nachdem sogar sein Vorgesetzter, Herr Theaterdirector Wirking, im „Leipziger Journal" Friedrich's Urheberschaft öffentlich anerkannt hatte!

Wördsarmy-Goethe und Petöfi-Schiller.

Exaltirte ungarische Kritiker — denn auch Kritiker können exaltirt sein — hatten den Muth gehabt, Wördsarmy mit Goethe und Petöfi mit Schiller zu vergleichen. Saint-René Laillandier ist so unparteiisch, in einem Artikel der „Revue des deux mondes" über ungarische Dichter, welchem die deutschen Bearbeitungen beider Dichter von Kertbeny zu Grunde gelegt sind, das Unpassende dieses Vergleichs hervorzuheben; er sagt: „Goethe, der Gelehrte und Künstler, der Philosoph und Dichter, der intelligente und respectvolle Beobachter der unendlichen Manifestationen der schöpferischen Macht, Goethe ist ein so vollkommenes Genie, daß es unmöglich ist, ihm irgendjemand in unserm 19. Jahrhundert zu vergleichen. Was den hochherzigen Enthusiasmus Schiller's betrifft, so geht dieser mit so tiefen Betrachtungen, mit einer so treuen Vorliebe für die Philosophie der Kunst und der Freiheit Hand in Hand, daß eine solche Natur eben nur in Deutschland zur Erscheinung kommen konnte. Wir befinden uns aber nicht auf deutschem Boden, sondern in Ungarn. Wördsarmy und Petöfi — und das bildet gerade einen Theil des Interesses, das wir an ihnen nehmen — hängen weder mit Deutschland noch mit Frankreich, weder mit dem germanischen Geist noch mit der romanischen Tradition zusammen. Stellen wir daher, wenn wir von ihnen reden, keine Vergleiche an, die ihnen nur nachtheilig sein könnten; nur mit Männern ihrer eigenen Nation dürfen wir sie vergleichen. Was jene beiden Vertreter der ungarischen Poesie voneinander unterscheidet, ist ein Gegensatz, wie er allerdings auch in andern Ländern und zu allen Zeiten sich findet. Wördsarmy ist eine tiefe, ernste Natur, Petöfi ein lebhafter ungezügelter Geist; der eine der Dichter der Akademie, der andere der des Volks. Wördsarmy feilt seine Verse, berechnet seine Effecte, ordnet seine Bilder künstlerisch und verbindet die Rhetorik mit dem poetischen Gedanken. Petöfi dagegen hört nur auf sein Herz und drückt seine Gefühle in der schlichten, aber freimüthigen Sprache seiner Heimat aus." Wenn anders die Parallele zwischen Wördsarmy und Petöfi in dieser Stelle, die wir nach der Uebersetzung im „Magazin für die Literatur des Auslandes" hier mittheilen, richtig ist, so erscheint es uns namentlich unbegreiflich, wie die Ungarn ihren Wördsarmy mit unserm Goethe vergleichen konnten. Saint-René Laillandier nennt hier, im Gegensatz zu Petöfi, „der nur auf sein Herz hört", Wördsarmy einen „Dichter der Akademie", der seine „Verse feilt", seine „Effecte berechnet" und dabei „Rhetorik" besitzt. Nun soll Goethe das für die Deutschen sein, was Wördsarmy für die Ungarn ist, ein „Dichter der Akademie", der nicht auf sein

Herz hört, der seine Effecte berechnet! Aber es hat wol noch kaum ein Dichter — wir brauchen ja nur an seine vielen kleinen Lieberchen zu erinnern — so ganz zwanglos aus dem Herzen gesungen als Goethe, und Gebilde wie *Edg.*, *Qement*, *Kant*, *Reichthoppeles*, *Gretchen*, *Glärchen*, *Mignon*, das ganze lustige Gefindel von *Plaudersweilern* u. s. w. wird wol niemals ein „Dichter der Akademie" schaffen können. Auch war noch kein Dichter, außer Homer, so wenig Rhetoriker als Goethe; an durchgehender Simplicität des Ausdrucks übertrifft er selbst Shakespeare, und lieber mochte er zuweilen etwas vulgär sein, als daß er sich eine Phrase geklaffte, die überflüssig, hochtrabend, auf blendenden Effect berechnet oder der dargestellten Situation nicht angemessen gewesen wäre. Wer möchte zu behaupten wagen, daß er bei Goethe jemals eine bloß rhetorische Phrase habe entdecken können? Was Petöfi betrifft, so liegt das Unpassende eines Vergleichs desselben mit unserm gedankenreichen, idealistischen Schiller so auf der Hand, daß man darüber kein Wort weiter verlieren darf. Im übrigen mögen die Magyarer eine sehr tapfere, ritterliche, der edelsten und großmüthigsten Aufwallungen fähige Nation sein, aber auf dem Gebiete der geistigen Arbeit, die unser Stolz und reichster eigenthümlicher Besitz ist, vielleicht aber auch ein Theil unserer Leiden und Schmerzen bildet, mögen sie sich den Deutschen nicht vergleichen wollen. *A. M.*

Goleridge als Soldat.

Samuel Taylor Goleridge, der vortreffliche Uebersetzer des „Wallenstein", trat bekanntlich, bald nachdem er die Universität Cambridge verlassen hatte, in die englische Armee (das 15. leichte Dragonerregiment Elliot) ein, da er sich in London verlaufen fühlte und an Mitteln gänzlich entblößt war. Als er im Regimentsquartier ankam, so erzählt sein Freund und Biograph Gilman, impicirte gerade der Bezirksgeneral die Rekruten und Goleridge scharf ins Auge fassend, fragte er ihn mit einer militärischen Miene: „Wie heißt du?" — „Gomerbach!" (diesen Namen hatte er angenommen), lautete die Antwort. „Wozu kommst du hierher?" — „Mein Herr", sagte Goleridge, „zu dem, wozu die meisten andern Personen herkommen — um Soldat zu werden." — „Glaubst du", fragte der General wieder, „daß du einen Franzosen durchbohren kannst?" — „Ich weiß es nicht", erwiderte Goleridge, „da ich es noch nicht versucht habe; ich will mich aber eher von einem Franzosen durchbohren lassen (run through the body), als daß ich davonlaufe (run away). — „So ist's recht", sagte der General, und Goleridge wurde eingereiht.

Der Dichter gab jedoch nur einen schlechten Dragoon ab und brachte es nie weiter als bis zum ungeschickten Gemeinen. Er schrieb indeß Briefe für alle seine Kameraden und rief besorgten dafür sein Pferd und seine Ausrüstung. Nach viermonatlichem Dienste (vom December 1793 bis April 1794) wurde seine Geschichte ruchbar. Er hatte unter seinem Sattel an die Stallmauer einen lateinischen Spruch hingeschrieben („Eheu! quam infortunii miserum est suavis felicitas!"), was zu einer Erkundigung seitens des Hauptmanns seiner Abtheilung führte. Goleridge erhielt darauf seine Entlassung und wurde seiner Familie und seinen Freunden wieder zurückgegeben. 36.

Bibliographie.

About, G., Die Bank gesprengt! Leipzig, Verh. 1861. 8. 1 Thlr.

Alt Müller, F., Grundriß der heftigen Literaturgeschichte oder kurze Geschichte berühmter Männer, welche sich in Oesterreich als Gelehrte, Staatsmänner und Künstler ausgezeichnet haben. Kassel, G. Buchardt. Gr. 8. 5 Mgr.

Baumgarten, M., Christliche Selbstgespräche. Rehd. Leopold. 1861. Br. 8. 1 Thlr.

Berlesch, G. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und 1 Titelbild in Fendruck und Originalzeichnungen von G. Mittmeyer. Leipzig, G. Neumann. 1861. Lex. 8. 3 Thlr. 26 Mgr.

Bilder aus Rio de Janeiro und Umgebung. Aus dem Portugiesischen. Hamburg, Kistler. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Birnbaum, R., Friedrich Gottlob Schulze als Reformator der Landwirtschaftslehre. Ein Nachruf, mit besonderer Beziehung auf landwirtschaftliche höhere Lehranstalten und deren Reform. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Brandis, G. A., Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie. 3ter Theil. 1te Abtheilung. — A. u. d. L.: Uebersicht über das Aristotelische Lehrgebäude und Erörterung der Lehren seiner nächsten Nachfolger, als Uebergang zur dritten Entwicklungsperiode der Griechischen Philosophie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Samel, J. G., Hefsen-Homburgische Heim-Chronik. Homburg. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Hartmann, A., Junfer Hans Jakob vom Staat. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Solothurn, Scherer. 1861. 8. 24 Ngr.

Haupt, D., Das Leben und staatsmännische Wirken des Demosthenes, nach den Quellen dargestellt. Mit dem Porträt des Demosthenes. Posen, Merzbach. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Heine, H., Dichtungen. Zwei Theile. Amsterdam, Gebr. Singer. 1861. 8. à 1 Thlr.

Hutterus, J. W., Harmlose Geschichten. Nebst einem lyrischen Anhang. Trier, Eing. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Kalibasa, Urvasi, Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von C. Ebedanz. Leipzig, Brockhaus. 1861. 16. 20 Ngr.

Kapp, F., Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hamburg, D. Meißner. 1861. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kinkel, Johanna, Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben. (Aus ihrem Nachlaß.) Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr.

Klüpfel, R., Vierter Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. — A. u. d. L.: Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1859—1860. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Kunstmann, F., Valentin Ferdinand's Beschreibung der Westküste Afrika's vom Senegal bis zur Serra Leoa im Auszuge dargestellt. München, Franz. Gr. 4. 22½ Ngr.

Leben und Heimath in Gott. Eine Sammlung Lieder zu frommer Erbauung und sittlicher Berebung. Herausgegeben v. Sammer. Leipzig, Amelang. 1861. 8. 2 Thlr.

Levitznigg, S. Ritter v., Der Diebstahler. Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lewald, Fanny, Meine Lebensgeschichte. 1te Abtheilung. — A. u. d. L.: Im Waterhouse. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 3 Thlr.

Liszt, F., Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. Deutsch bearbeitet von P. Cornelius. Pest, Hedenast. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lotheissen, F., Studien über John Milton's poetische Werke. Bülbingen. Gr. 4. 6 Ngr.

Marino, Novellen. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer, R., Gott und sein Reich. Philosophische Darlegung der freien göttlichen Selbstentwicklung zum allumfassenden Organismus. Stuttgart, Gebr. Mäntler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mörksofer, J. G., Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Kaiserin Josephine. Ein Napoleonisches Lebensbild. Drei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 5 Thlr.

Mundt, F., Czar Paul. 1te Abtheilung. Der Großfürst. Drei Bände. Berlin, Janke. 1861. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Neri, P., Lehren und Denkprüche. Aus dem Italienischen. Augsburg, Kollmann. 18. 3 Ngr.

Neriosengh's Sanskrit - Uebersetzung des Yagna.

Herausgegeben und erläutert von F. Spiegel. Leipzig, Engelmann. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Niedermayer, A., Kunstgeschichte der Stadt Würzburg. Würzburg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nur. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen“ u. Frei nach dem Englischen von F. T. Berlin, F. Schulte. 16. 10 Ngr.

Orient und Occident insbesondere in ihren gegenseitigen Beziehungen. Forschungen und Mittheilungen. Eine Vierteljahrsschrift herausgegeben von T. Benfey. 1ster Jahrgang. Vier Hefte. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 5 Thlr.

Passow, W. A., Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Stüverh. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 12 Ngr.

Peip, A., Jakob Böhme, der deutsche Philosoph, der Vorläufer christlicher Wissenschaft. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 1 Thlr.

Pöls, R., Klänge aus der Besenzeit. Gedichte. Barmen, Bertelsmann. 1861. 16. 25 Ngr.

Reckstüb, L., Fruchtstücke. Novellen. Zwei Bände. Berlin, Guttentag. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— Aus meinem Leben. 1ter und 2ter Band. Berlin, Guttentag. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rodenberg, J., Verschollene Inseln. Sand- und Seebilder. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schley, L., Gedichte. Vollständig neu bearbeitete Sammlung. Libau, Zimmermann. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Siebel, G., Arabesken. Iserlohn, Bader. 1861. 16. 22½ Ngr.

Spiegel, F., Problematische Naturen. Roman. Vier Bände. Berlin, Janke. 1861. 8. 5 Thlr.

Waldeck, H., Die Egoisten. Leipzig, Lorch. 1861. 8. 1 Thlr.

Die Wallfahrt nach Zionsthal, oder das Suchen und Finden einer Seele, die sich nach dem Frieden Gottes und der Gemeinschaft seines Volkes sehnt. Von einem deutschen Prediger in Nord-Amerika. Hamburg, Duden. 12. 15 Ngr.

Walther, W., Cissarantisch. St. Gallen, Scheitlin u. Jollisfer. 1861. 8. 24 Ngr.

Weis, L., Gedanken zur Poesie und Philosophie. Darmstadt, Will. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Kenien in Prosa oder die Extrablätter des Genies. Fliegende Arabesken zur laufenden Literatur- und Kulturgeschichte. Herausgegeben von Ernst Thänenlacher, Tagelöhner mit dem Geiße und Vorstand der jüngstdeutschen Schule. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 1861. 8. 28 Ngr.

Tageliteratur.

Gutmuths, F., Patriotische Untersuchungen bezüglich preussischer Zustände. III. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Hummel, J. F., Der Felsen Petri und die Pforten der Hölle, oder: Wie wird es dem Papst jezt ergehen? Eine für Jedermann gegenwärtig höchst wichtige Frage mit einer sehr interessanten Antwort, aus Liebe hier dem Volke zur Beruhigung mitgetheilt. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 8 Ngr.

Predigten am 300jährigen Todestage Phil. Melancthons, den 19. April 1860 gehalten von C. F. Sirt, J. G. C. Eösch, G. P. Dietelmair, J. G. C. Port und J. G. R. Kunel. Nürnberg, Kow. Gr. 8. 4 Ngr.

Schneider, K. L. T., Luthers Promotion zum Doctor und Melancthons zum Baccalaureus der Theologie. Nebst zwei bisher ungedruckten Briefen Melancthons. Neuwied. Gr. 8. 6 Ngr.

Thilo, W., Luther oder Spengler? d. i. Wer ist Verfasser des Liedes „Vergebens ist all Müß und Koff“ u. Ein Sendschreiben an einen Freund. Mit einem musikalischen Anhang von L. Grf. Berlin, T. Enslin. 1861. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der gesamten Zimmerkunst

von A. R. Gey. Aus dem Französischen von Ludwig Hoffmann, Baumeister in Berlin.

Neue Ausgabe. Zwei Bände. Mit einem Atlas von 157 Tafeln. (Text in Octav, Atlas in Folio.) 16 Thlr.

Dieses treffliche Werk sollte in der Bibliothek jedes deutschen Baumeisters fehlen, zumal der Preis der jetzigen neuen Ausgabe weit billiger ist als der der ersten (16 Thlr. statt 24 Thlr.), welches Zimmerverfälschung betrachtet, das mitbringt, das in Constructionen ne directe Anwen-

Hierbe des Werks ohne weiteres als n dienend.
Werk ist in allen

Ältere Auflagen des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon sind zu dem

ausserst billigen Preise von 1½ — 3 Thlr.,

sämmtlich gebunden, von der Verlags-handlung sowie durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen:

2. Aufl. 1½ Thlr.; 3. Aufl. 1½ Thlr.; 4. Aufl. 1½ Thlr.; 5. Aufl. 2 Thlr.; 6. Aufl. 2½ Thlr.; 7. Aufl. 3 Thlr.

Diese Auflagen enthalten, obwohl schon vor längerer Zeit erschienen, einen reichen Schatz nie veraltenden Wissens und belehrender Unterhaltung. Sie eignen sich besonders auch zu billigen und doch sehr werthvollen Festgeschenken. Es wird selten Gelegenheit geboten, so umfangreiche und werthvolle Werke so billig zu erhalten: 10—12 starke Bände, gebunden, zu 1½ — 3 Thlr.

Bei Otto Wigand, Verlagsbuchhändler in Leipzig, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Immanuel Kant's

Auferstehung aus dem Grabe.

Die Lehre des Allen vom Königsberge.

Urkundlich dargestellt

von Prof. Dr. Ludwig Noack.

Gr. 8. 1861. Preis brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonmirt 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Immermann und sein Kreis.

Von Wolfgang Müller von Königswinter.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der bekannte rheinische Dichter Wolfgang Müller von Königswinter bietet hier dem deutschen Publikum eine in Novellenform gekleidete Schilderung eines andern deutschen Dichters und des Kreises, in dem dieser sich bewegte: Karl Immermann's, der namentlich durch seinen „Rüchhausen“ ein Publikum von Tausenden geworden ist. Die Schrift erregte schon bei ihrer theilweisen Veröffentlichung in der „Kölnischen Zeitung“ große Theilnahme. Der Verfasser eröffnet damit eine Reihe culturhistorischer Bilder aus der rheinischen Poesie und Kunst unter dem Titel: „Erzählungen eines Rheinischen Chronisten.“

Neueste Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben

Palermo.

Erinnerungen von Andreas Oppermann.

8. Gleg. brosch. Preis 1 Thlr. 15. Sgr.

Dieses Buch führt uns in anschaulicher und lebendiger Weise Land und Leute vor, die gerade jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen. Die prächtigen, farbenreichen Schilderungen des von der Natur so begünstigten Landes und der dort herrschenden Sitten und Gebräuche, sowie eine historische Skizze und zwei reizende, spannende Erzählungen, die mit den Erinnerungen des Verfassers anmuthig verknüpft sind, werden nicht verfehlen, das Interesse des Lesers zu fesseln.

Zwei gnädige Frauen.

Roman von Gustav vom See.

8. 3 Bände. Gleg. brosch. Preis 3 Thlr. 22½ Sgr.

Der Verfasser, als liebenswürdiger, anziehender und geistreicher Erzähler bekannt, schildert in diesem neuesten Roman an dem historischen Hintergrunde des Siebenjährigen Kriegs mit würdig verwickelte Familienverhältnisse, welche die allzu große Energie der einen „gnädigen Frau“ herbeigeführt hat, die schließlich auf ebenso wunderbare wie befriedigende Weise gelöst werden. Einige Episoden aus dem Leben des großen Preussenkönigs sind spannend mit dem Fortgang der Handlung verknüpft.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Grammatik der Spanischen Sprache.

Von Dr. Julius Wiggers.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die italienische Grammatik des auch durch seine belächelte Wirksamkeit in Meissenburg rühmlichst bekannten Verfassers hat sich eines so lebhaften Beifalls der Kritik zu erfreuen gehabt, daß seine vorliegende spanische Grammatik ihm vorzugsweise die günstigste Aufnahme gewiß sein kann. Ihre großen Vorzüge vor ähnlichen Werken sind auch bereits von den competenten Beurtheilern anerkannt worden.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 50. —

13. December 1860.

Inhalt: Ferdinand von Schill. Von Karl Gustav von Berner. — Robert's Album. — Weihnachtsliteratur. — Reisekizzen. — Notizen. (H. Martin und M. Hartmann; Heinrich Koenig's „William Shakespeare“ französisch.) — Bibliographie. — Einzelgen.

Ferdinand von Schill.

Zwei Werke über Schill's berühmten Zug sind soeben fast zu gleicher Zeit erschienen und lenken die Aufmerksamkeit wieder auf den Helden, der in seiner für Deutschland so trüben Zeit hochgefeiert war und dessen Andenken zu erneuern jetzt wieder sehr an der Zeit sein dürfte. Im Thatfactlichen natürlich übereinstimmend, sind beide Werke doch verschieden und können daher nebeneinander bestehen, wenn wir auch dem ersten, weil der Verfasser einer der vertrautesten Freunde Schill's und Adjutant in seinem Regiment gewesen ist, der als Theilnehmer und Augenzeuge erzählt, entschieden den Vorzug geben.

1. Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Zur Erinnerung an den Helden und an die Kampfgenossen von Georg Bärtsch. Mit Schill's Bildniß, einer Karte und vier Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 2 Thlr.

In seinem zweiundachtzigsten Jahre tritt der Verfasser, gegenwärtig Geheimer Regierungsrath a. D., mit vorliegender Schrift an die Oeffentlichkeit, für welche er jahrelang das Material gesammelt hat. Er war, wie gesagt, Adjutant in dem Husarenregiment, dessen Chef Schill war, und hat während des Zugs ein Tagebuch geschrieben, sodaß er mehr als irgendetwas anderer der überlebenden Theilnehmer des Zugs im Stande ist, Auskunft über denselben zu geben. Das geschah auch schon früher auf den Wunsch des damaligen Obersten von Scharnhorst in einer förmlichen Relation. Er wollte diese einem Nekrologe Schill's, den er zu schreiben beabsichtigte, zum Grunde legen, wurde aber später veranlaßt, die ganze Sammlung seiner Materialien einem Freunde und Genossen des frühern Jugendbundes, dem Superintendenten Haken zu senden, welcher sie dann zu einer Biographie Schill's (2 Bdchn., von Leipzig, Brockhaus, 1824) benutzte. Das vorliegende von Bärtsch im hohen Alter geschriebene Werk ist nun keine Lebensbeschreibung Schill's, sondern beschränkt sich auf seinen Zug und Tod 1809. Eine Skizze aus dem vielbewegten Leben des Verfassers leitet dieselbe ein, um zu zeigen, wie er mit Schill bekannt geworden ist und sich 1860. 50.

dessen Freundschaft und Vertrauen erworben hat. Den Feldzug von 1806 hatte er als Lazarethinspector beim Hohenlohe'schen Corps mitgemacht, war dann nach Berlin zurückgekehrt und von hier, in der Absicht zu Schill's Corps zu gehen, dessen Thaten schon bis zu der gedemüthigten und geknechteten Hauptstadt gedrungen, unter vielen Gefahren nach Danzig gereist, wo er den Major Grafen Krockow traf, der eben ein Freijägercorps errichtete. Bärtsch trat in dasselbe ein und schildert in kurzer, interessanter Weise die Organisation und die Thaten dieses Freicorps, an welchen er sich rühmlichst theilte, wie wir schon aus dem Werke des Generals von Geyser wußten. Nach dem Frieden von Tilsit wurde dasselbe aufgelöst. Bärtsch erhielt unbestimmten Urlaub und wurde in Königsberg in Gneisenau's Bureau beschäftigt. Dieser war damals Inspector der Festungen. Im Jahre 1808 half er den sittlich-wissenschaftlichen Verein, den sogenannten „Jugendbund“, gründen, für welchen er eine Wochenschrift: „Der Volksfreund“, herausgab. Mit Schill schloß er nun einen engen Freundschaftsbund; er begleitete ihn, als Schill den Befehl erhielt, nach der Räumung Berlins von den Franzosen mit dem von ihm commandirten zweiten brandenburgischen Husarenregiment, dem dazu gehörigen leichten Bataillon und dem Leibgrenadierbataillon nach der Hauptstadt zu marschiren.

Am 10. December 1808 zogen wir denn nun in Berlin ein, die ersten preussischen Truppen, welche die Stadt seit den Unglückstagen von 1806 wieder sah und die nun gar von Schill geführt wurden. Unbeschreiblich war der Jubel. Lorbeerkränze und Blumensträuße regneten auf uns herab, aus allen Fenstern begrüßten uns schön geschmückte Frauen und Jungfrauen. Wo sich nur Schill sehen ließ, umringte ihn eine jubelnde Menge. Mehrmals rief er aus: „Man macht zu viel aus mir!“ Hätte Schill doch immer diesen bescheidenen Sinn bewahrt, sich nicht durch die übertriebenen Schmeicheleien verleiten lassen, eine Rolle zu übernehmen, zu deren Ausführung ihm die erforderlichen Fähigkeiten fehlten und die ihn und viele wackere Männer in Unglück, Tod und Verderben stürzte.

So der Verfasser, der über Schill gewiß das richtigste Urtheil fällen kann. Er theilt zugleich einen Brief von Gneisenau mit, zur Charakteristik dieses edeln Helden, der fern von Eifersucht auf Schill war, welchem

damals das Hauptverdienst der Vertheidigung von Kolberg zugeschrieben wurde. Bärß wurde jetzt auf Schill's Verwendung als Lieutenant, Rechnungsführer und Adjutant in das Husarenregiment einrangirt, wo ihm der Regimentschreiber, Wachtmeister Reyher (gestorben 1857 als Chef des Generalstabes der preussischen Armee), ein treuer Gehülfe war. Eingeweiht in alle Beweggründe, welche Schill zu seinem Unternehmen bestimmten, schildert der Verfasser den Zusammenhang der Begebenheiten vortreflich und gibt dabei die interessantesten biographischen Notizen über hervortretende Persönlichkeiten. Das Königsreich Westfalen, wo der Druck der Fremdherrschaft besonders tief gefühlt wurde, sollte der Ausgangspunkt für eine allgemeine Erhebung Deutschlands werden, dort sollte Schill erscheinen, um diese zu bewirken. Aber die Unternehmung Dörnberg's, mit welchem Schill in Verbindung treten wollte, scheiterte, wie ein früherer Anschlag Ratt'e's und anderer inactiver preussischer Offiziere auf Magdeburg; französische Spione witterten Schill's Verbindungen aus und als jeiz Mittelsmann aus Westfalen, Romberg, verhaftet wurde, fand man Briefe bei ihm, welche Schill compromittirten. Sie wurden von Kassel an den König Friedrich Wilhelm nach Königsberg geschickt, der, darüber entrüstet, Schill vor ein Kriegsgericht zu stellen beschloß. Ein Freund, der spätere wirkliche Geheimrath von Ribbentrop, warnte Schill und rieth zur Flucht; Bärß erbot sich, da alle Briefe und die Proclamation, welche man bei Romberg gefunden, von seiner Hand waren, die Sache auf sich zu nehmen. Diesen Vorschlag verwarf aber Schill mit edler Entrüstung und beschloß nun zu handeln. Am 28. April 1809, nachmittags 4 Uhr marschirte er mit seinem Husarenregiment aus Berlin, mit Gepäc, angeblich zu einer Feldübungsübung. Kein Offizier hatte eine Ahnung von seinem Vorhaben, die Mantelsäcke waren daher nur mit Heu gefüllt, alle Wäjsche zurückgelassen. Erst beim ersten Halt erklärte ihnen Schill seinen Plan und alle waren entschlossen, ihm zu folgen. Dabei hatte er eine Brieftasche hervorgezogen, die er einst von der Königin Luise empfangen, eine einfache, nicht gestickte Brieftasche von rothem Maroquin, auf deren erstem Pergamentblatt die Königin mit eigener Hand geschrieben: „Für den braven Herrn von Schill. Luise.“ Der Zettel, dessen Frau Mühlbach in ihrem Roman erwähnt, durch welchen die Königin Schill zum Vorwärtsgen gehen aufgefordert habe, weil der König jögere, ist erdichtet. Schill zog die Brieftasche hervor und betheuerte, daß er sich dieses Beweises von Gnade würdig zeigen wolle; daraus hat man später von einer Aufmunterung der Königin zu dem verzweifeltsten Schritte gefabelt. Ebenso unwahr ist nach des Verfassers Zeugniß, daß Schill sich in seiner Anrede auf höhern Befehl berufen habe.

Der Zug wird nun in ausführlicher Weise nach dem Tagebuche, das der Verfasser geführt hat, geschildert. Bärß führte die Unterhandlungen mit dem sächsischen Commandanten von Wittenberg, welcher die Uebergabe verweigerte und die Festung mit seinen 160 Invaliden

und einer Zahl von Rekruten selbst gegen einen Sturm vertheidigen wollte; er nimmt Schill in Schutz, daß er diesen Sturm nicht ausgeführt, sondern sich mit der Erlaubniß zum Durchmarsch begnügt habe: es würde bedeutende Menschenopfer gekostet und eine deutsche Stadt den Greueln der Erstürmung ausgesetzt haben, was der guten Sache geschadet hätte, auch sei das sächsische Kürassierregiment von Bastrow ganz in der Nähe und daher ein Ueberfall zu befürchten gewesen. Freilich schon viel Vorsicht und Berechnung! Während Bärß in der Wohnung des Commandanten wartete, eilte plötzlich eine junge Dame durch das Zimmer und sagte ihm flüchtig von einem Schiff mit bedeutenden baaren königlichen Geldern, das unter den Kanonen der Festung auf der Elbe liege. Durch den Ausfall der Unterhandlung ging diese Prijs verloren, und Bärß hat nie erfahren können, wer die freundliche junge Dame gewesen; eine sächsische Dame doch wol nicht? Von hier ging der Marsch nach Dessau, wo der Hofbuchdrucker Hornmuth gezwungen wurde (auf seinen eigenen Wunsch mit der Pistole auf der Brust, damit ihn Palm's Schicksal nicht treffe), eine Proclamation an die Deutschen zu drucken. Der Ueberfall von Rügen, dessen Herzog ein eifriger Anhänger Napoleon's war, brachte einige Beute und neue Kampfgewonnen; ein Feldwebel und 50 Mann der herzoglichen Garde, selbst ein Kammerherr des Herzogs, Herr von Alvensleben, schlossen sich Schill an. Am 3. wurde Halle genommen, am 4. der wichtige Saalpaß Bernburg besetzt. Hier rief Schill die Offiziere seines Corps zusammen und schilderte ihnen unumwunden seine mißliche Lage. Auf eine Hülfe aus Hessen sei nicht mehr zu rechnen, der Erzherzog Karl sei bei Regensburg geschlagen worden, Napoleon ziehe auf Wien. Vom Gouverneur von Berlin sei ihm, Schill, die mit den bittersten Vorwürfen begleitete Aufforderung zugegangen, unverzüglich mit dem Regiment zurückzukehren und sich der verdienten Strafe zu unterwerfen, da der König sein Unternehmen einfach als Desertion ansehe. Nur zu gewiß sei vorauszusehen, daß bald bedeutend überlegene feindliche Streikräfte herangezogen und ihn vernichten würden. Unter diesen Verhältnissen scheine ihm das Angemessenste, den kühnen Plan zur Befreiung des deutschen Vaterlandes für jetzt aufzugeben und über die Elbe zurückzugehen. Einige Offiziere, unter diesen auch Bärß, pflüchteten in ruhiger Erwägung der schwierigen Lage Schill's Ansicht bei. Dagegen bekämpfte sie der Major von Lühow, und andere folgten ihm darin, sodaß Schill sich ihnen anschloß und mit ihnen zu leben und zu sterben erklärte.

Es war nun zu erwägen, wohin der weitere Zug zu richten sei. Den besten Plan, kühn und klug zugleich, hatte Lühow, nämlich sich quer durch die Altmark und rasch durch Hannover nach Ostfriesland zu werfen, dessen tapferes Volk noch immer die Felt der preussischen Herrschaft herbeiwünsche. (Noch heute sind diese Sympathien nicht ganz erloschen.) Dort in dem fruchtbaren Lande, durch das große Bartanger Moor selbst gegen bedeutende feindliche Streikräfte gedeckt, könne man sich halten; die Ostfriesen

gebildete Büchsenjäger, würden Schüppencorps bilden, altgeübte Soldaten aus Westfalen ihnen zufließen, aus England wäre leicht Unterstützung zu erlangen, im Nothfall bliebe immer die Einschiffung übrig. Auch Bärtsch sprach sich für diesen Plan aus. Ein anderer Vorschlag wies nach Böhmen zum Erzherzog Karl in den österreichischen Sold; ein dritter wollte planlos mitten nach Deutschland hinein, um doch noch eine Erhebung zu bewirken oder mit Ruhm zu fallen; ein vierter nach Mecklenburg und Pommern ziehen, wo es an Zulauf und Unterhalt nicht fehlen werde und Rügen eine Zuflucht biete, hoffentlich auch Gelegenheit zur Einschiffung. Für diesen Plan entschied sich Schill; er wollte vorläufig nach Stralsund marschiren, die von den Franzosen gesprengten Festungswerke wiederherstellen und aus Stralsund ein zweites Saragossa machen. Noch während des Kriegsraths ging die Meldung ein, daß eine feindliche Abtheilung aus Magdeburg in der Richtung auf Verburg ausgerückt sei: dieser ging Schill entgegen und lieferte ihr das siegreiche Gefecht bei Döbmitz, wobei drei westfälische Quarrés zersprengt wurden (das eine durch Bärtsch, der sich an die Spitze einer Escadron stellte), nachdem die Aufforderung an die Westfalen zum Uebertritt mit Schüssen beantwortet worden war. Zwei französische Compagnien hielten sich jedoch auf einer steilen Anhöhe, welche von abgeessenen Jägern vergeblich gestürmt wurde; der Mangel an Infanterie machte sich sehr fühlbar. Von hier ging der Marsch nach der Altmark, wo das Corps Cantonnirungen bezog, um sich zu verstärken und zu organisiren. In Arneburg traf der damals verabschiedete Major von Grolman, der später berühmte General, bei Schill ein; Bärtsch hatte ihn dringend dazu aufgefordert, weil er wie mehrere besonnene Offiziere einsahen, daß Schill nicht der Mann sei, das Unternehmen zu einem gerechlichen Erfolge zu bringen. Eine lange Unterredung, in welcher Grolman Schill von seinem Plane nach Stralsund zu ziehen, ab und wieder auf Westfalen zu lenken versuchte, führte zu keiner Verständigung und Grolman reiste wieder ab. Eine Proclamation an die Einwohner verfehlte ihren Zweck; aber noch in Arneburg traf am 12. Mai ein Theil des leichten Bataillons Schill ein, das noch vor Erlass der strengen königlichen Befehle gegen seinen Führer demselben nachmarschirt war. Die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs wurde durch diese Truppen, die mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurden, neu belebt. Es galt nun die kleine mecklenburgische Festung Döbmitz als Stützpunkt zu gewinnen; sie wurde überrumpelt und mit einer Besatzung unter dem kühnen, entschlossenen François versehen. Von hier aus unternahm Schill durch Detachements so kühne Streifzüge, daß Napoleon selbst sich veranlaßt sah, sein berühmtestes sechsstes Armeebulletin gegen „einen gewissen Schill, eine Art von brigand“ zu richten, „der in der letzten preussischen Campagne Verbrecben auf sich gehäuft“ (die Vertheidigung Kolbergs); gegen dessen „lächerliche“ Bewegung sollte ein Observationscorps von 60000 Mann errichtet werden. Dies kam zwar nicht zu Stande, aber

ein holländisches Corps unter Gratien und Dänen unter Ewald rückten heran. Schill war am 21. Mai in Wismar eingerückt und hatte François den Befehl geschickt, Döbmitz, dessen Behauptung nicht mehr nöthig schien, zu räumen; François, schon von den Dänen belagert, bewerkstelligte seinen Abzug auf sehr geschickte Weise. Unterdessen hatte Schill Rostock erreicht, von wo er den Verfasser unsers Werks mit einem Detachement, der Kasse und den überflüssigen Kanonen und anderm Material nach Rügen entsandte, um hier eine Bewaffnung zu organisiren. Bärtsch trennte sich mit trüben Ahnungen von seinem Freunde und Führer, nachdem er nochmals vergeblich versucht hatte, ihn von dem Zuge auf Stralsund abzuhalten.

Die folgenden Begebenheiten und die Katastrophe schildert er nicht mehr als Augenzeuge, aber nach den freisicheren Mittheilungen von Theilnehmern, die ihm zugegangen, und nach allen, auch von den Gegnern veröffentlichten Actenstücken. Zuerst lesen wir einen Bericht über das schöne Gefecht von Damgarten, wohin der französische Gouverneur von Stralsund mit mecklenburgischen Truppen und 100 polnischen Ulanen Schill entgegengerückt war, um ihm den Weg zu verlegen. Der Sieg öffnete Schill diesen Weg. In Stralsund vertheidigte sich zwar noch eine französische Artilleriecompagnie tapfer in ihrer Kaserne, aber sie wurde überwältigt und Schill war nun im Besitze der Stadt. Sein Corps, dessen Bestandtheile unser Werk genau angibt, war 1860 Mann stark. Mit fieberhafter Hast wurde die Wiederherstellung der Festungswerke betrieben, und der Verfasser gibt zu, daß man Schill wol nicht ohne Grund nachsagt, er habe gesucht, sich durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke zu stärken oder vielmehr zu betäuben. Er konnte sich wol nicht mehr verhehlen, daß seine Lage eine verzweifelte, das Ende mit Schrecken nahe sei. Dazu kam noch die Unzufriedenheit im Offiziercorps, welche Schill in einem Parolebefehl vom 30. Mai rügte. Traurig zu lesen! An demselben Tage schrieb er auch an den Erzherzog Karl, dem er zugleich seinen Entschluß, das demolirte Stralsund wie ein anderes Saragossa zu halten, ankündigte. Wirklich war sehr viel geschehen, aber wie konnte der ungleiche Kampf gegen 5000 Mann, welche am 31. Mai die Stadt angriffen, einen glücklichen Ausgang nehmen? Der Verfasser stellt die vorhergehenden Operationen des feindlichen Corps und das Gefecht selbst eingehend dar und berichtet dabei manchen bisher verbreiteten Irrthum, so den, welchen er selbst nach Erzählungen von Kameraden früher getheilt, daß der holländische General Carteret, Chef des Generalstabes, von Schill niedergehauen worden sei: dieser ist vielmehr durch einen Schuß aus einem Kellerfenster getödtet worden, wie durch das Zeugniß seines Adjutanten, des spätern Generals von Steurs, dargethan wird. Wir sehen Schill selbst in wilder Aufregung planlos mit einigen Husaren durch die Straßen sprengen, als die Feinde schon eingedrungen waren; im Handgemenge von einem dänischen Husaren Krohn schwer über die Stirn gehauen, die flassende Wunde mit der Hand

bedeckend, jagte er an einigen Holländern vorüber, die eben an einem Brunnen einem verwundeten Schill'schen das Blut abwuschten; dieser rief bei seiner Erscheinung unwillkürlich seinen Namen, worauf er vom Pferde geschossen wurde. Brünnow mit der Cavalerie schlug sich aus der Stadt und ertrugte durch die Erklärung, daß er sich lieber bis auf den letzten Mann wehren als ergeben werde, freien Abzug. Damit war alles vorüber. Schill's Kopf wurde vom Rumpfe getrennt und in Spiritus gesetzt, er kam als Geschenk nach Kopenhagen für die naturhistorische Präparatensammlung eines Professors. Der Verfasser schildert die Schicksale seiner Gefährten im Kampfe und das traurige Ende der elf gefangenen Offiziere, welche in Wesel erschossen wurden, dann seine eigenen Erlebnisse in Warnemünde und auf der Ueberfahrt nach Rügen. Am 31. Mai erhielt er noch einen Befehl von Schill, nach Stralsund zu kommen, abends aber durch den Grafen Moltke, der mit Mühe dem Blutbade entronnen war, die Nachricht von der Vernichtung des Corps. So hielt er es für seine Pflicht, die ihm anvertrauten Mannschaften in das Vaterland zurückzuführen. Nur François widersetzte sich ihm und vertrieb ihn mit der Pistole in der Hand von seinem Schiffe; mit diesem und zwei andern ging er in See, wurde aber von dänischen Fahrzeugen gefangen genommen. Bärsh mit seiner Abtheilung unterwarf sich dem General Blücher, Commandirenden in Pommern, worauf er Erlaubniß erhielt, zu landen. Ein origineller Brief Blücher's sagt uns dessen Ansichten über Schill und seine Leute, darin unter anderm:

Sie sind so wohl Officier als unterofficier und gemeine schuldlos da Schill sie sagte, es geschehe mit königlicher Bewilligung, daß er über der Güte ginge, als untergeordneter befolgte sie unsere Dienst gemäß die Befehle ihres Chefs, wie sie später hin entbeden sie daß es nicht des Königs sey allein Schill declarirte vor der Fronte daß er ohne ansehen der Person todtschiffen ließe der sein befehl zuwiderhandelte.

Wir lesen dann die Verhandlungen des Kriegsgerichts und das Urtheil desselben gegen die einzelnen Offiziere, des Verfassers eigene Freisprechung und Schicksale, bis er nach zwei Jahren endlich für seine Rechnungslegung Decharge erhielt, ferner die erst 1837 mit Erfolg gekrönten Bemühungen, Schill's Haupt in deutscher Erde zur Ruhe zu bestatten. Dies geschah in Braunschweig, wo Herr von Beshele den 14. hier als westfälischen Unterthanen zurückgehaltenen und kriegsrechtlich erschossenen Soldaten schon ein Denkmal veranlaßt hatte. Reichliche Beiträge aus der preussischen Armee nebst einer bedeutenden Summe, welche der König bewilligte, erlaubten die Errichtung eines großartigen Monuments für Schill und die Erbauung einer Kapelle in schönen Gartenanlagen. Deutsche Fürsten schenkten zur Ausschmückung des „Schill'schen Invalidenhauses“ (so wurde die Stiftung genannt) werthvolle Gaben, Herzog Karl sein Bildniß, die Stadt Braunschweig das ihres bei Quatre-Bras gefallenen Fürsten, des Führers der Schwarzen Schar von 1809, die Stadt Innsbruck Hoser's Bildniß, alles zur Erinnerung an das verhängnisvolle Jahr, in welchem für Deutschlands Befreiung der erste Sieg (Aspern) und

die ersten, freilich noch verunglückten Erhebungen stattfanden. Bärsh legte dort die früher erwähnte Brieftasche der Königin Luise nebst mehreren Briefen und Schriften nieder, König Friedrich Wilhelm IV. übersandte Herrn von Beshele Schill's eigene Brieftasche, welche ein niederländischer General, der sie Schill 1809 in Stralsund abgenommen, dem Könige überreicht hatte. Das Innere der Kapelle ist mit den Wappen der Offiziere, die an dem Zuge theilgenommen haben, geziert; die Glocke, das Geschenk der verstorbenen Kurfürstin von Hessen, welche sich einst lebhaft für Schill's Unternehmen interessirt und dasselbe mit bedeutenden Geldsummen unterstützt hatte, soll an den Todestagen Hoser's, Schill's, des Herzogs von Braunschweig und der erschossenen Schill'schen Krieger geläutet werden. Die Einweihung der Kapelle geschah am 13. September 1840. Der Verfasser schildert noch die fünfzigjährige Gedächtnisfeier im vergangenen Jahre, an welcher theilzunehmen ihn sein hohes Alter hinderte, und theilt in dem Anhange, außer den besten Gedächtnissen über Schill und Bemerkungen über Schriften, die seinen Zug zum Gegenstande haben, eine Fülle von biographischen Notizen über Offiziere mit, welche an demselben theilgenommen. Wir haben unter ihnen viele alte Bekannte wiedergefunden und diesen Abschnitt für die Personalgeschichte des preussischen Offiziercorps als sehr interessant begrüßt. Nachträge, zum Theil während des schon begonnenen Druckes geschrieben, bringen noch eine Menge Notizen über Einzelheiten, welche dem Verfasser zu spät zugegangen sind, um noch in Texte benutzt zu werden. Darunter sind die Mittheilungen des Grafen Voß, welcher auch Schill's Audienz bei der Kurfürstin von Hessen vermittelte, bemerkenswerth. Jedenfalls ist das Werk ein werthvoller Beitrag zur Kriegsgeschichte, der die Acten über jenen denkwürdigen Zug erschöpfend abschließt. Möge dasselbe in den weitesten Kreisen Verbreitung finden und das neuerwachte deutsche Vaterlandsgefühl gegen fremde Gelüste stärken! Die beigegebenen Pläne sind wie alle, die aus der Geographisch-artistischen Anstalt der Verlagsanstalt hervorgegangen sind, klar und gut, vor allem richtig.

Noch während das vorige Werk unter der Presse war, erschien folgende Schrift, die, wenn sie auch über den Zug selbst nichts Neues bringt, als die einsichtsvolle Arbeit eines Militärs, welchem die Benutzung amtlicher Quellen gestattet worden, anerkannt zu werden verdient:

2. Ferdinand von Schill. Ein militärisch-politisches Charakterbild. Nebst Beilagen, enthaltend die wichtigsten officiellen Actenstücke aus dem Jahre 1809. Potsdam, Riegel. 1860. 16. 15 Mgr.

Diese kleine Schrift erzählt nicht blos, sondern sie sucht auch mit sicherem psychologischen Blick die Beweggründe zu erklären, welche die Unternehmung und den traurigen Ausgang bestimmten. Das Büchlein ist anziehend geschrieben und befundet ein gründliches militärisches Urtheil. „Einleitendes“ spricht sich über den Standpunkt aus, von welchem Schill's That betrachtet

werden kann: als Aufstrei und Schwerthieb patriotischer Verzweiflung sei sie bedeutend und lehrreich für die Erforschung der Zeitgeschichte; Schill könne mit ziemlich gleich guten Gründen ebenso wol dargestellt werden als ein nationaler Held, den nur sein Volk im Stich gelassen, als ein kühner Parteigänger, als ein tollkühner Enthusiast oder als ein ungehorsamer Soldat, aber dennoch werde eine jede solche einseitige Auffassung der Wahrheit nicht entsprechen. „Nur einen Standpunkt gibt es, von dem die That des Majors von Schill unbedingt verurtheilt werden muß, und dies ist der des Soldaten.“ Der Verfasser sucht von diesem Standpunkt aus zu erklären, nicht zu entschuldigen, und zwar nicht allein den Entschluß zur That, sondern auch die Ausführung derselben, welche eben keinen glücklichen Ausgang möglich machte. Der geschichtliche Moment wird klar und richtig gewürdigt, dann folgt eine Charakterisierung des Mannes, um zu verstehen, wie gerade auf ihn die Zeit wirken mußte. Er hatte 17 lange Friedensjahre im kleinen Dienste, zu dem er sich wenig anstellig zeigte, zugebracht; still, in sich verschlossen, einer innern Welt von Ideen, Entwürfen und Träumen hingegeben, hatte er den Umgang der Kameraden eher vermieden, als gesucht. Noch war er Secondelieutenant in dem berühmten Regiment Ansbach-Baireuth-Drägoner, das zum Leibregiment der Königin ernannt wurde, als eben der Krieg von 1806 ausbrach. Bei Auerstädt verwundet und versprengt, schleppte Schill sich auf seinem gleichfalls verwundeten Pferde elend nach Magdeburg, und als diese Festung nicht gehalten wurde, weiter nach Stettin, bis er endlich im heftigsten Wundstich nach Kolberg kam, wo er liebende Pflege fand. Hier scheint in ihm plötzlich die Erkenntnis erwacht zu sein, wohin seine Natur ihn trieb, was seine eigentliche Lebensaufgabe sei. So wurde der schlecht berufene, beinahe für unbrauchbar erklärte Dragonerlieutenant von Schill bald ein ausgezeichnete Parteigänger, ausgestattet mit militärischem Geist, Tapferkeit, Organisationstalent, und durchglüht von jenem göttlichen Feuer, welches Begeisterung weckt, weil es selbst von der Begeisterung genährt wird. Der Verfasser schildert nicht ausführlich, was Schill bei der Vertheidigung von Kolberg geleistet, wir verweisen darüber auf das in Nr. 44 d. Bl. f. 1858 besprochene Tagebuch. Er hebt nur hervor, daß viele der Elemente, aus denen in den folgenden Jahren die Wiedergeburt Preußens sich gestalten sollte, ihren frühern Anfang im Schill'schen Corps gefunden haben, weil diese Truppe zuerst vieles von sich abthat, was den Untergang der Armee verschuldet hatte, die vollkommenere Fehdpart der Franzosen sich aneignete und ihren hohen Veruf auch in ehrenwerther Behandlung erfüllte, wie denn auch im Schill'schen Corps die Prügelstrafe zuerst abgeschafft wurde. Der König erkannte die Verdienste desselben an, indem er es nach dem Frieden bei der Reduktion der Armee beinahe vollständig fortbestehen ließ. Die vier Schwadronen wurden zu einem zweiten brandenburgischen Husarenregiment vereinigt, dessen Commando der Major von Schill erhielt, aus der Infanterie wurde ein Bataillon

formirt, das unter dem Namen „Leichtes Bataillon von Schill“ dem Leibregiment beigegeben wurde. Auch dies Werk schildert den Enthusiasmus für Schill, der seinen Marsch und Einzug in Berlin begleitete. Der Verfasser nennt es das Verberben der Volksgunst, daß es seine Lieblinge zu einer Höhe erhebt, welche nur wenigen Sterblichen je zu erreichen gestattet war; ihr zu widerstehen sei vielleicht die härteste Probe des Charakters und Schill habe sie allerdings nicht ganz bestanden. Wir lesen eine höchst treffende Schilderung seiner Persönlichkeit, wie er alle Eigenschaften besaß, um die Herzen der Menge zu gewinnen und mit sich fortzureißen, auch die Gabe der Rede; wie aber seine Bildung mangelhaft, sein Wissen beschränkt gewesen sei und in seinen Vorstellungen eine chaotische Unordnung geherrscht habe. Von jeder neuen Idee ergriffen sei er blind gegen die Verhältnisse der Wirklichkeit gewesen, sein kampfhafter Thätigkeitstrieb habe angefangen, sich in Kleinigkeiten des Dienstes zu zersplittern und mehr und mehr den Werth des Soldaten einseitig nur in der Bravour zu suchen. Diese Richtung habe ihn nothwendig zur starren Verachtung des Rathes höherer Einsicht und zur Ueberschätzung der eigenen Kraft geführt. Die Verherrlichung seines Namens in Balladen und Bildern, das Zujuchzen des Volks in Berlin, wenn er sich auf der Straße zeigte, die volle Anerkennung seiner Standesgenossen mußten ihn bei seiner Gemüthsverfassung aus dem Gleichgewicht bringen.

Der Verfasser weiß aus besser Quelle, daß Schill kurz vor seinem Ausrücken zu einem später berühmten gewordenen Offizier gesagt hat: „Ich muß etwas unternehmen! Ich muß!“ Daß er sich, wie hier gesagt, verleitet durch den Ehdienst der Menge, mehr und mehr für das providentielle Werkzeug der Rettung Preußens angesehen habe, wird durch Bärtsch's Darstellung widerlegt, wol aber mag dadurch sein klarer, aber für die Ueberschau großer politischer Verhältnisse wol zu kurzer Blick umnebelt und seine ehrliche einfache Soldatennatur zu einem grübelnden Politiker, der sich in einer verwirrten Zeit nicht mehr an das Gesetz gebunden glaubte, umgewandelt worden sein. So trat er in Verbindung mit den Leitern der geheimen Gesellschaften in Deutschland; ihnen war Ferdinand von Schill der Liebling des Volks, der Held von Kolberg, gerade der rechte Mann, in Deutschland zu bewirken, was in Spanien geschehen war, und der Moment des Losschlagens kam, als die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrachen. Es scheint gewiß, daß Schill weder mit dem Kurfürsten von Hessen, noch mit dem Herzog von Braunschweig-Weil in unmittelbarer Verbindung gestanden; aber sein Plan war, sich mit Dörnberg zu vereinigen, um in Westfalen die Herrschaft Jérôme's zu stürzen. Es kann noch zur Erklärung dienen, daß Schill sein Truppcorps, das er aus dem Nichts geschaffen, auch jetzt noch als das seinige im engern Sinne betrachtete.

Bei dem Bericht über die Ausführung des verzweigten Unternehmens hält der Verfasser den militärisch-kritischen Standpunkt als den allein richtigen für die

Beurtheilung fest. Da findet sich aber, daß die Kühnheit der Ausführung nicht der Vermessenheit des Entschlusses entsprach, und es scheint, als wenn Reue, Rathlosigkeit und Verzweiflung am Erfolge sehr bald auf Schill's Operationen einen lähmenden und verhängnißvollen Einfluß geübt habe. Zuerst war Magdeburg, schwach besetzt, das durchaus zweckmäßig gewählte Angriffsobject, doch gab er diese Unternehmung als zu gewagt auf und wandte sich gegen Wittenberg; statt aber zu stürmen, unterhandelte er mit dem Commandanten nur um freien Uebergang. Wol ohne klar gedachten Operationsplan rückte er dann in das Anhaltische ein, wo er von Dessau die im ersten Werke mitgetheilte Proclamation erließ; „aber nirgends erhob sich das Volk, nirgends streckten sich die Senzen zu Schwertern, nirgends ergrieff man offen Partei für ihn“. So standen die Sachen am 4. Mai, und man kann sich die Thatfache nicht verhehlen, daß weder ein ausgezeichnetes Bravourstück noch besondere Schnelligkeit bis jetzt zu bemerken war. Der Kriegsrath in Bernburg und Schill's Vorschlag, der ihn ehrt, weil er dabei ganz allein die Schuld aller büßen mußte, werden auch hier eingehend besprochen, die verschiedenen Ansichten, die sich geltend zu machen suchten, kritisch beleuchtet. Pätzow's Plan schien der beste, ja der einzig mögliche. Aber Schill, durch unruhigen krankhaften Starrsinn irre geleitet, entschied sich für den Moment nur zum Angriff der aus Magdeburg gegen ihn anrückenden Truppenabtheilung, denen er zwar das für seine Husaren ruhmvolle Gefecht von Dödenhof lieferte, aber dabei die bittere Erfahrung machte, daß die Westfalen ohne jedes Zaudern, ohne eine Spur von Unschlüssigkeit gegen ihre deutschen Brüder kämpften, daß kein Mann die verhassten Fahnen verließ. Schill zog sich hierauf zurück und suchte sich vorerst Infanterie zu schaffen; er fühlte den Boden unter sich schwanken, ein düsteres Feuer verzehrte ihn und trieb ihn zu flieberhafter Thätigkeit in Kleinigkeiten; es wird versichert, daß er an einem Tage (?) achtunddreißigmal zu einem Büchsenmacher geritten sei, um anwesentliche Waffenreparaturen zu beschleunigen. Da war es ein momentaner Sonnenblick durch schwarze Wetterwolken, als jener bedeutende Theil seines in Berlin zurückgebliebenen leichten Bataillons bei ihm eintraf, und er richtete nun sein Augenmerk darauf, festen Fuß an der Elbe zu fassen und Mecklenburg und die Ostsee hinter sich offen zu halten. Deshalb nahm er Dömitz. Unterdeffen rückten Holländer unter Gratien und Dänen, welchen die Mitwirkung befohlen wurde, obgleich Schill ihnen keinen Grund zur Beschwerde gegeben hatte, gegen Schill vor. Noch in der Mitte des Mai wäre es möglich gewesen, nach der Weser (wie später der Herzog von Braunschweig) und Ostfriesland zu operiren: Schill aber, dem die selbst erlebte glänzende Vertheidigung von Rolberg und das fernher leuchtende Beispiel von Saragossa vorsehwebten, zog sich nach Stralsund zurück. Dieser Rückzug wird in unserm kleinen Werke etwas genauer dargestellt, besonders der geschickte Abzug François'

aus Dömitz und der rasche, schöne Sieg von Damgarten, die glänzendste That des Corps, welche ihm Stralsund in die Hände gab. Aber die Stimmung der Bürgerschaft war durchaus feindlich gegen ihn, und in seinem Corps begann sich die Subordination zu lösen; unter den Offizieren trat eine starke Opposition gegen seinen Entschluß, sich in der Stadt zu vertheidigen, offen hervor. Das deutlichste Bild der Stimmung im Corps gibt Schill's letzter Parolebefehl. Er bittet mit vielen Worten förmlich um ihr ferneres Vertrauen! Durch die Vertheidigungsanstalten, die er traf, bekundete er zwar auf neue sein hervorragendes militärisches Talent, nur blieben sie leider fruchtlos! Mit 1650 Mann, wobei nur 850 Mann Infanterie, konnte er den Kampf gegen 5000 Holländer und Dänen nicht siegreich in einer Stadt bestehen. Dieser Kampf ist lebhaft und anschaulich geschildert; Schill's Tod, Brünnow's energisch ertrugter Abzug und das Geschick der Gefangenen beschließen das Werk, welchem als dankenswerthe Beilagen die auf das Verfahren gegen Schill bezüglichen Cabinetsschreiben des Königs und die Acten des Untersuchungs- und Kriegsgerichts über die Zurückgekehrten beigelegt sind.

Karl Gustav von Serack.

Rober's „Album“.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Rober. Dreizehnter Jahrgang. Vierundzwanzig Bände. Prag, Rober und Margraf. 1858—59. 16. Jeder Band 10 Ngr.

Auch dieser Jahrgang ist geeignet, diese nun schon über ein Duzend Jahre bestehende Unterhaltungsbibliothek in der That des lesebürftigen Publikums zu erhalten, ja vielleicht ihr neue Freunde zu gewinnen, da er, was sich vom vorigen Jahrgang kaum sagen ließ, auch einige solcher Gaben enthält, die nach Intention und Ausführung über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur hinausgehen und auch solche Leser zu befriedigen oder wenigstens zu beschäftigen vermögen, welche von einem Roman mehr als bloßen Zeitvertreib verlangen. Im ganzen haben zu ihm elf verschiedene Schriftsteller beigetragen, und zwar mit folgenden Arbeiten:

1. Der Matbootmann. Amerikanische Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Erster Band.
2. Aus den Tagen der großen Kaiserin. Historische Novellen von Levin Schücking. Zweiter und dritter Band.
3. Van Hoboken. Erzählung aus der ersten Zeit der Colonien in Nordamerika von F. W. Arming. Viertes bis sechster Band.
4. Lebensbilder. Von Julie Bürow. Achter und neunter Band.
5. Vorwärts! Novelle von Ernst Friese. Zehnter und elfter Band.
6. Aus eigener Kraft. Historischer Roman von Verad von Guseck. Zwölfter und dreizehnter Band.
7. Neue Stadtgeschichten von Max Ring. Vierzehnter bis sechzehnter Band.
8. Cagliostro in Petersburg. Historischer Roman von Theodor Mundt. Siebzehnter Band.
9. In Wald und Schloß. Novelle von St. Graf Grewowski. Achtzehnter und neunzehnter Band.
10. Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit von Johannes Scherr. Zwanzigster bis dreißigster Band.
11. Die Töchter des Freischützen. Erzählung von Karl von Holtei. Vierundzwanzigster Band.

Sehen wir unter diesen von den uns erst später zugegangenen Gaben Gerlächer's und Bernd von Gusek's ab, so müssen wir als die wertvollsten und gediegensten Beiträge die von L. Schädling, F. W. Arming, Th. Mundt und J. Scherr bezeichnen. Ihnen schließt sich zunächst die Erzählung Holtei's und eine der Stadtgeschichten von Max Ring an. Alles Uebrige bewegt sich mit mehr oder minder glücklichem Erfolg in den Grenzen der weniger aus innerm Drang als aus gewohnter Beschäftigung hervorgegangenen Productionen.

Den ersten Platz unter allen verdient unstreitig der Beitrag L. Schädling's: „Aus den Tagen der großen Kaiserin“ (Bd. 2 und 3), insbesondere die erste seiner beiden Novellen: „Die Obalisten.“ Wir vermögen sie nicht kürzer und besser zu charakterisiren, als wenn wir sagen, daß sie im Gebiet der Erzählung etwa denselben Eindruck macht, den im dramatischen Fach das historische Lustspiel hervorbringt. Sie ist von sehr geschickter Anlage und in den meisten Partien von ebenso feiner Ausföhrung. Die Personen, welche den eigentlichen Mittelpunkt des Interesses bilden, sind die Erzherzogin Maria Theresia und der Herzog Franz Stephan von Lothringen oder von Toscana. Letzterer bewirbt sich um die Hand der ersten, der bereits ihr Vater Karl VI. durch die Pragmatische Sanction die Erbfolge im österreichischen Staate gesichert hatte, und da ihn die junge Erzherzogin liebt, auch der Kaiser ihm nicht abgeneigt ist, so hat er alle Hoffnung auf glücklichen Erfolg. Aber eine Hofpartei wünscht die reiche Erbin lieber mit dem Infanten Don Carlos von Spanien verbunden zu sehen, damit beide Länder wieder, wie unter Karl V., vereinigt werden, und diese zettelt, um ihren Plan durchzusetzen, eine Intrigue an, durch welche sie den Herzog bei Maria Theresia zu verdächtigen und in der Gunst des alten Kaisers zu stürzen sucht. Juliana Bolagno, ein verschmiegtes Hofrädchen, und Viconde da Vojsador, ein um die Gunst derselben buhlender spanischer Cavalier, sind die festen und gewandten Executoren dieser Intrigue, der Zufall kommt ihnen vielfach zu Hülfe, und so scheint unter allerhand pikanten und spannenden Verwickelungen wirklich das von der Liebe geknüpfte Band wieder zerrissen werden zu sollen, bis denn doch zuletzt die Rabalen glücklich überwunden und die beiden Liebenden einander wiedergewonnen werden. Wie die eben genannten Hauptfiguren, so sind auch alle übrigen in die Geschichte verwickelten Personen, z. B. Prinz Eugen, Graf Veit Trautson, Baron Klein, Frau Alra u. s. w. mit ungewöhnlich lebendigen Farben und charakteristischen Zügen gezeichnet, und der Autor hat es verstanden, ihnen allen nicht bloß allgemein interessante, sondern auch erheiternde, zur Grundstimmung des Ganzen passende Seiten abzugewinnen. Am wenigsten ist ihm die Zeichnung der drei türkischen Mädchen gelungen, nach denen er die Erzählung benannt hat; doch thut dies dem Ganzen kaum Eintrag, da sie nur indirect eine wichtige Rolle spielen. Nicht minder interessant als die Geschichte an sich ist die Schilderung der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, in denen sie spielt. Levin Schädling hat hier wieder gezeigt, wie gut er culturhistorische Studien für unterhaltende Zwecke auszubenten versteht, ohne darüber den Zweck des Romans aus dem Auge zu verlieren oder sie, wie das so häufig bei den sogenannten culturhistorischen Romanen der Fall ist, als fremdbartige, gewaltsam herbeigezogene Elemente erscheinen zu lassen.

F. W. Arming's „Van Goholen“ (Bd. 4—7) ist ein Roman im Geschmack Walter Scott's und Cooper's, jenem sich mehr in der Darstellung, diesem mehr in der Wahl des Stoffes anschließend. Er trägt als solcher entschieden den Charakter der Nachahmung, und zwar nicht bloß im großen und ganzen, sondern auch in manchen einzelnen Gestalten und Zügen, wie denn z. B. die romantische Verwickelung und Entwicklung in den Schicksalen des Haupthelden sehr lebhaft an Walter Scott's „Guy Rannering“ erinnert. Im allgemeinen muß aber anerkannt werden, daß der Verfasser wirklich mit einem feinen Vorbildern ähnlichen Talente begabt ist. So besißt er namentlich ein nicht gewöhnliches Geschick für anschauliche Detailmalerei,

weiß einen reichhaltigen Stoff angemessen zu gliedern, die Fäden geschickt fallen zu lassen und wieder anzufüpfen, und gegebene historische mit hinzuerfundnen romantischen Elementen zwanglos zu verweben, weiß wenn auch nicht so tiefe und psychologisch eigenthümliche, doch lebenswahre und Theilnahme erweckende Gestalten zu zeichnen, versteht es, uns nach und nach die etwas breite epische Darstellung lieb und behaglich zu machen und läßt uns selbst den poetischen Duft, den Walter Scott über seine Schöpfungen auszubreiten versteht, nicht ganz vermiffen. Mit einer gewissen Geduld freilich muß sich der Leser, wenn er an die Lectüre dieses Romans geht, wappnen und sich darauf gefaßt machen, ganze Kapitel lesen zu müssen, die für den Fortgang der Geschichte nicht unbedingt nöthig sein dürften. Aber daneben kommen auch wieder äußerst spannende und bewegte Situationen vor, und harret nur der Leser so lange aus, bis seine Theilnahme für den Helden gewonnen ist, so ist nicht zu zweifeln, daß er auch die sehr mannichfaltigen und wechselvollen Schicksale desselben mit wachsender Spannung verfolgen wird.

Gebräugter und pikanter, überhaupt mehr dem Geschmack der Gegenwart entsprechend ist Theodor Mundt's „Gagliostro in Petersburg“ (Bd. 17). Der Autor behandelt darin den Versuch dieses berühmten Gaullers, sich durch allerhand Betrügereien, namentlich durch die Vorsepiegelung, er sei im Besitz eines Verjüngungselixirs, am Hof der zweiten Katharina Macht und Reichthum zu verschaffen, und schildert, wie sich einige Hochgestellte wirklich von ihm täuschen lassen, andere, namentlich Fürst Potemkin, ihn für ihre Pläne zu benutzen suchen, Katharina selbst aber energisch und beharrlich alle Auerbietungen desselben mit Verachtung zurückweist und so Veranlassung wird, daß sich Gagliostro zuletzt wieder bei Nacht und Nebel davonmachen muß. Die künstlerische Anlage des Ganzen, besonders die Art und Weise des Abschlusses vermag nicht ganz zu befriedigen, auch fehlen der leicht und flott gehaltenen Erzählung die tiefer ergreifenden Elemente. Die Darstellung aber, die Charakteristik der größtentheils historischen Persönlichkeiten, die Zeichnung des petersburger Hoflebens, die Ausmalung einzelner Scenen und Situationen ist in hohem Grade lebendig und anschaulich, und hierdurch ist es dem Verfasser gelungen, einem im allgemeinen schon oft behandelten Sujet nochmals ein reges Interesse und neue Seiten abzugewinnen.

Wieder von ganz anderm Charakter ist „Michel“ (Bd. 20—23) von Johannes Scherr. Aus dem Umstande, daß der Verfasser diesen Roman als „Geschichte eines Deutschen unserer Zeit“ bezeichnet, wird der Leser die Vermuthung schöpfen, in diesem Michel eine Personification des deutschen Michel wiederzufinden, und wirklich ist es in gewissem Betracht so: denn der hier geschilderte Michel hat in der That ungefähr dieselben innern und äußern Conflict, die Wandelungen und Lebensschicksale durchzumachen, welche die michelartige Natur des deutschen Volks seit den Befreiungskriegen durchzumachen gehabt hat, und er hat mit dem deutschen Michel auch das gemein, daß er sich selbst inmitten der materialistischen Richtung, die auch er eingeschlagen hat, nicht ganz von den höhern Principien des Idealismus und der Ehrlichkeit loszureißen vermag und hierdurch zwar lange Zeit an der Erreichung des ihm vorschwebenden Lebensglücks verhindert wird, endlich aber dennoch in einen seiner Natur und seinen Wünschen entsprechenden Glückshafen einläuft. Gleichwol würde man irren, wenn man in dem Helden dieser Geschichte etwa nur eine allegorische Figur und in allem, was sie thut und leidet, nur symbolische Beziehungen auf Entwicklungsmomente des Deutschthums erwartete. Diese von der Poesie wol für immer glücklich überwundene Form hat der Autor mit richtigem Takt vermieden und uns in seinem Michel vielmehr eine wirklich lebensfähige Figur von Fleisch und Bein, keine bloße Abstraction hingestellt und sie so gezeichnet, daß man sich für sie auch ohne an ihren repräsentativen Charakter zu denken, mit Wärme zu interessiren vermag. Uebrigens ist jedoch dieser Roman von einem ein wenig hinter uns liegenden, in

manchen Partien selbst altmodisch erscheinenden Charakter nicht ganz frei; namentlich leidet die Art und Weise, wie der Autor im ersten Bande den Humor handhabt, an einer gewissen Steifheit und Schwerfälligkeit, Altklugheit und Gespreiztheit dergestalt, daß er hierdurch manche an sich trefflich erfundene Jüge um ihre Wirkung bringt und vielleicht manchen Leser, der diese Art der Darstellung nicht mehr zu verdauen vermag, vom Zuerstlesen des Buchs abschreckt. In den drei folgenden Bänden reißt sich jedoch der Autor mehr und mehr von dieser Form los, seine Darstellung wird immer frischer und lebendiger, ohne darum da, wo er an der Stelle ist, den Humor einzubüßen; auch von seiten des Stoffs rückt die Geschichte von Kapitel zu Kapitel dem Geschmack der Gegenwart näher, und in nicht wenigen Partien — wir rechnen dazu besonders die Schilderung Juliens und Bürger's und die eingeflochtene Dorfgeschichte aus dem Oberlande, sowie zum Theil auch die Zeichnung des materialistischen Treibens — erhebt er sich zu Bildern von feiner Anlage und Ausführung und tiefer ergreifender Wirksamkeit. Weniger günstig haben die hyperfaschistischen persönlichen Anspielungen und die einerseits hyperromantischen, andererseits allzu gemein realistischen Schlusskatastrophen auf uns gewirkt; im ganzen müssen wir jedoch den Eindruck, den dieser Roman Scherr's auf uns gemacht hat, theils wegen seiner Richtung auf ein höheres Ziel, theils wegen des entschiedenen Uebergewichts der mit Geschick und Glück ausgeführten Partien, als einen wohlthuenden bezeichnen und darin namentlich in Vergleich mit des Verfassers „Schiller“ einen sehr bedeutenden Fortschritt in der Kunst der poetischen Composition anerkennen.

Die Erzählung „Die Töchter des Freischulzen“ (Bd. 24) von Karl von Holtei fällt in das Gebiet der Dorfgeschichten. Der Verfasser gibt seine Erzählung als ein wirkliches Ereigniß und fügt am Schlusse hinzu, wenn die Geschichte die Leser nicht so ergriffen habe wie ihn, da sie ihm erzählt worden sei, so liege die Schuld lediglich in der Art und Weise, wie er sie niedergeschrieben habe. Diese Bescheidenheit ist sehr löblich; aber es will uns scheinen, als ob der Grund, weshalb der Eindruck der Geschichte dem, welchen der Verfasser durch sie empfangen, wirklich nicht ganz entspricht, keineswegs bloß in der Behandlung des Stoffs, sondern auch in dem Stoffe selbst läge. Allerdings hätte die Wirkung wol noch erhöht werden können, wenn der Autor mehr als er gethan, Hildegard zur eigentlichen Hauptfigur gemacht und ihrer Liebe zu dem ganz gemeinen Junker Benno wenigstens den Schimmer einer Wahrscheinlichkeit gegeben hätte, und wenn Holtei überhaupt ernste und tiefer liegende Conflicte mit gleichem Glück wie heitere Situationen zu zeichnen verstände. Aber auch die zweckmäßigste Behandlung möchte kaum im Stande sein, diesem Stoffe ohne eine wesentliche Umgestaltung desselben seinen mehr peinigenden und beleidigenden, als poetisch rührenden und ergreifenden Charakter zu nehmen. Alles, was an dem Stoff neu, ist bizarr und fast widerwärtig; im übrigen aber setzt er sich aus ziemlich verbrauchten Elementen, einem hochmüthigen, starkköpfigen Bauer, einem lieberlichen, frechen Junker, einem nichtsnutzigen, gemeinen Jäger, einem Baar wegen Geld und Schönheit begehrtenwerthen Bauerstöchter u. s. w., sowie aus den hieraus gewöhnlich hervorgehenden Wirrnissen zusammen, und man fühlt sich daher von keiner Seite in zugleich erregender und wohlthuender Weise angemuthet. Bei alledem ist der Erzählung eine gewisse Sympathie nicht abzusprechen, und im Schluß derselben liegt unverkennbar etwas von tiefer einbringendem Effect, wodurch sie sich über die Ausgeburt der Stereotypen Erfindung erhebt.

Unter den „Neuen Stadtgeschichten“ (Bd. 14—16) von Max Ring ist entschieden „Der Waisenknecht“ die besterfundene und bestausgeführte. Sie macht es sich zur Aufgabe, die innere Fäulnis eines im Auf einer Anstalt stehenden, zur Erziehung von Waisen bestimmten Privatinstituts bloßzulegen, und sie erreicht diesen Zweck in Form einer einfach und doch spannend angelegten Geschichte auf ebenso überzeugende wie ergößliche Weise. Erinnert auch der Hauptinhalt dieser Erzählung

in mehrfacher Beziehung an Dickens' „Nicholas Nickleby“, so bleibt doch der darin agierende Waisenvater Mehlsack immerhin eine mit sehr frischen Farben geschilderte und, wie es scheint, dem Leben nachgezeichnete Figur; und sind auch die übrigen Figuren des Romans keine Erscheinungen, die in psychologischer oder socialer Beziehung durch Eigenthümlichkeit sich auszeichnen, so wissen doch die in den Vordergrund gestellten, namentlich der Waisenknecht Wilhelm und das von ihm geliebte Lieschen, ununterbrochen das Interesse für sich wach zu erhalten. Die beiden andern Stadtgeschichten: „Die Geschiedene“ und „Die Geben“, sind von gewöhnlicherem Schlage. Beide predigen die antimaterialistische Lehre, daß Geld und Reichthum nicht glücklich machen, ja sogar bestehendes Glück zerstören können. Schon ihr Grundgedanke also ist eben nicht sehr originell; aber auch die Ausführung desselben entbehrt jeder Ursprünglichkeit. Der erste derselben sucht der Verfasser zuletzt dadurch eine allgemeinere Theilnahme zu erwecken, daß er die Frage wegen des Eheleidungsgesetzes hineinschiebt; jedoch gelingt ihm dies nicht in befriedigender Weise. Bei der zweiten macht die alltägliche Entwicklung um so mehr einen unangenehmen Eindruck, als ihr Eingang gerade Hoffnungen auf etwas Besonderes erweckt. Außerdem verliert sich der Autor in denselben allzu häufig in das Fahrwasser der Gemeinplätze und Schilderungen, so daß man fast zu der Vermuthung veranlaßt wird, er habe zur Verlängerung derselben alte Uebungsbücher ausgebeutet. Immerhin verdienen auch sie vor des Verfassers Beitrag zum vorjährigen Album unbedenklich den Vorzug.

„Vorwärts“ (Bd. 10 und 11) von Ernst Frige ist eine Novelle aus den Zeiten, während welchen Magdeburg in den Händen der Franzosen war. Die sie durchziehende patriotische Gesinnung wirkt wohlthuend, auch fehlt es der Erzählung nicht an interessanten Wechselbeziehungen. Die Darstellung dagegen leidet an einer gewissen Trockenheit und sinkt nicht selten die zu Nüchternheit einer officiellen Berichterstattung herab. Dies vertragen aber nur Stoffe von außerordentlicher Bedeutung oder solche, die in jedem ihrer Momente das Gepräge wirklicher Ereignisse tragen. Von dieser Art ist aber der Stoff des vorliegenden Romans nicht. Daher macht er im ganzen einen ziemlich oberflächlichen Eindruck und bleibt überhaupt hinter früheren Arbeiten desselben Verfassers zurück.

„Im Wald und Schloß“ (Bd. 18 und 19) vom Grafen Grabowski behandelt die Antecedenten und Nachwirkungen einer sogenannten Mesalliance, indem er zu zeigen bemüht ist, daß da, wo wahre Liebe den Knoten schürzt, zuletzt alle Schwierigkeiten und Gefahren überwunden werden. Die für diesen Zweck in Scene gesetzten Persönlichkeiten und Verwickelungen sind nichts weniger als neu, jedoch hat es der Verfasser verstanden, auch mit den alten Mitteln für seine Geschichte eine gewisse Theilnahme zu erwecken und einigen Partien derselben selbst eine spannende Wirkung abzugewinnen, so daß sie einem Publikum, das keine höhern Anforderungen stellt, schon die Zeit vertreiben kann.

Die „Lebensbilder“ (Bd. 8 und 9) von Julie Buron bestehen aus vier Erzählungen: „Renuphar“, „Der Sohn einer Amme“, „Ein weißes Käppchen“ und „Der Geist des Martin Brunenwald“. Die Verfasserin schlägt darin sehr verschiedene Töne an, indem die erste derselben von phantastisch-romantischem, die zweite von dorfgeschichtlich-idyllischem, die dritte von humoristischem und die vierte von gespenstergeschichtlichem Charakter ist. Wir können aber nicht sagen, daß sie in einer derselben etwas eigentlich Hervorragendes geleistet hätte. Am besten ist ihr die zweite, am wenigsten die erste derselben gelungen. Sobald sie die Verfasserin über die Grenzen der ihrer unmittelbaren Beobachtung sich darbietenden Lebenssphären verfeigt, geräth sie leicht ins Unbestimmte und Verschwommene. Außerdem berührt es unangenehm, daß sie sich mit mehr Vorliebe, als es für eine weibliche Phantasie angemessen erscheint, in der Schilderung von nicht ganz lauten Verhältnissen gefällt.

Serner müssen wir noch einer im literarischen Oberland stehenden kurzen Vorrede gedenken: „Anna Maria oder die Wunderin, daß ich so frühlich bin“, von E. Ritter, gedichtet, welche, ohne im Vergleich besonders genannt zu sein, dem letzten Bandchen von Scherr's „Michel“ angehängt ist. Sie ist wunderbar erzählt, besitzt eigenhümliche und zu Herzen sprechende Elemente und verdient ohne alle Frage vom Leser nicht beachtet zu werden, als manne der in das Vergleichniß aufgenommenen größern Erzählungen.

Die amerikanische Erzählung: „Der Flathoutmann“ (Bd. 1), von Friedrich Wertheimer, besitzt alle die guten Eigenschaften, welche die Schriften dieses Autors in so weitem Kreise beliebt gemacht haben, daneben aber freilich auch die Mängel, welche der Kritik nicht gestatten, sich durch sie in demselben Grade befreit zu fühlen, wie das unterhaltungsbedürftige Publikum. Sie ist frisch, heftig, anschaulich, in hohem Grade spannend und in ihrem schließlichen Verlauf so recht nach den Vergehnissen der Leser und Leserinnen. Ein tüchtiger, naturwüchsiger Bursche aus Illinois, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und mit jeder Regel, die er aus seiner Tasche schießt, den rechten Fleck trifft, und eine wunderschöne, zwar von Rausch abkommende, übrigens aber blendend weiße Sklavin eines Pflanzers in Louisiana, von denen die letztere durch Gefahr läuft, von einem Alligator gefressen zu werden, soeben wegen eines bei dieser Gelegenheit von ihr fallen gelassenen und dem Alligator zum Beute gewordenen Fährten ausgepeitscht wird, hierauf auf einem Canot die Nacht ergreift und eine geraume Zeit hindurch in Gefahr zu sein, schließlich aber doch aus allen diesen Nöthen und Schwierigkeiten durch den unerwarteten und gewandten Verstand des ersten gerettet und natürlich auch geheiratet wird — ein Roman, in welchem solche Personen Held und Heldin sind, braucht um die Gunst der großen Lesewelt nicht weiter zu sorgen. Wer stellt sich aber hierzu auch noch eine farbenfrohe, nach Antopie schwebende Naumalung des Weltalls, die Schilderung einiger aus dem Volksthum gegrißener Gebräuche, die Schilderung anderer bekannter Verhältnisse und Lebensverhältnisse, so selbst eine gewisse Bezugnahme auf eine interessante Streitfrage, wie die zwischen den Sklavisten und Abolitionisten, so leidet er alles, was nur immer vom spezifischen Romanleser erwartet und verlangt wird. Die anspruchsvollere Kritik freilich ist damit noch nicht zufrieden. Sie fragt nach einer das Ganze belebenden und erhellenden Idee, nach einer organischen, sich von innen heraus entwickelnden Gestaltung und Komposition, nach feineren, aus dem Dichtergeist verbannten Lebens- und Naturbeobachtungen, nach tiefem Einblick in das Gemüth und Geistesleben, nach höhern Erregungen oder nachhalligern Erschütterungen des Sinnes und Herzens — und findet von alledem nur wenig oder nichts. Sie erkennt, das Ganze ist im Fluge gezogen und ohne besondere Bedachtsamkeit geboren; aber so flüchtig, wie seine Entstehung, so flüchtig und ohne bleibenden Eindruck wird auch seine Wirkung sein. Dies kann sie sich nicht verhehlen. Gleichwohl aber wird sie, wenn sie nicht moros und ungerecht sein will, gestehen müssen, daß jene Vorzüge auch vor ihrem Forum eine fruchtbare Anerkennung verdienen, nicht bloß, weil zu allen Zeiten die große Mehrheit der Leser vorzugsweise durch sie gepackt und befriedigt wird, sondern weil sich auch der anspruchsvollere Geschmack unter Umständen sehr wohl daran zu erfreuen vermag. Dürfen doch neben den schweren Weinen auch die leichten nicht verachtet werden.

Der humoristische Roman: „Aus eigener Kraft“ (Bd. 12 und 13), von Franz von Susek, ist von seinen seiner Darstellung und Wirkung das schauerhafte Gegenstück des vorigen. Der Grundgedanke desselben, einen jungen Mann zu zeichnen, der als Sohn eines Ritters erzogen und als Weisnappe am Hofe Kaiser Friedrich's III. anspruchsvoll und höflich gemacht ist, dann plötzlich durch ein Schicksal seines sterbenden Vaters in den niederen Bürgerstand zurückgeschleudert wird, sich aber nun „aus eigener Kraft“ nach und nach wieder zu der früheren

Stufe emporzuschwingt, ist nicht neu, auch sind einige von den Katastrophen, die der junge Mann durchzumachen hat, im allgemeinen gut angedacht; aber die Art und Weise, in welcher der Verfasser seinen Stoff vorträgt, ist so breit, daß darunter auch ein noch zehnmal besserer Inhalt all seine Wirkung verlieren würde. Es gibt eine Breite des Vortrags, die ihren Grund in einer allzu großen Gedankenfülle des Erzählers, in der Uebermenge der ihm zufließenden Einzelbeobachtungen, oder auch in einer eigenhümlichen Gelassenheit und Behäbigkeit seiner Weltanschauung hat. Diese wird sich ein Leser, dessen Heißungen nicht bloß mit That, sondern gestützt sein will, gern gefallen lassen, denn sie bietet für die Abkühlung, die vielleicht der Eindruck des Ganzen durch sie erfährt, im Einzelnen mannichfache Entschädigung. Eine solche Breite ist aber die, an welcher dieser Roman krankt, nicht; diese beruht vielmehr darauf, daß sich der Verfasser darin gefällt, gerade das Nichtsagende und Bedeutungslose am umständlichsten zu erzählen. Abgesehen hiervon ist aber auch — mit Ausnahme einiger Partien — die sachliche Ausföhrung des Grundgedankens eine wenig genögende. Indes muß der als militärischer Schriftsteller und Berichterstatter rühmlich bekannte Verfasser doch die Grundsätze besitzen, durch welche sich das unterhaltungsbedürftige Publikum angesprochen fühlt, da er unser Wissen zu unsern beliebigen Romanen ältern Datums erzählt wird. 11.

Weihnachtsliteratur.

Die Aufgabe und die Richtung d. Bl. machen es begreiflich, daß sich unter die literarischen Arzeneimittel, die wir zu beschreiben haben, nur selten eins verirrt, das sich in hervorragendem Grade zu einem Weihnachtsgeschenk eignet. Indes finden sich unter den uns vorliegenden neuen Publicationen doch einige, die sich auch hierzu qualificiren und deren Herausgeber oder Verleger es jedenfalls lieb sein wird, wenn wir sie noch in den Vorwöch der Weihnachtsfeier kurz zur Anzeige bringen.

Eine derselben scheint ganz besonders zu machen, zu Weihnachten gekauft und als zu werden. Es ist die Erzählung: „Das P man von Geraldine Endor Jewobur lischen überfetzt von Henriette Lewald, von Fanny Lewald“ (Berlin, Guttentag vorworterin, Fanny Lewald, bemerkt in der pfehlung: „Es vergeht kaum eine Weihnacht fremde Frauen mich mit der Bitte angehende Romane zu empfehlen, welche sie beizum Geschenk machen können, denen das für Buch nicht mehr genügt, und für welche d modernen Romane noch nicht als geeignet bei solche Dichtung enthält das vorliegende Bu ner Freundin Geraldine Jewobur, das in Deutsche übertragen hat.“ Nun mag dieser diese Erzählung — denn zu einem Roman doch die wesentlichsten gehören, eigentlich dich tern — sich sehr wohl zu einem Weihnachtsgeschenk nicht für heranwachsende Mädchen, für wachsende Personen. Wir erschaffen schon, der englischen Verfasserin mit den Worten „Ich glaube nicht, daß Kinder im allgemeinen als man gewöhnlich meint.“ Bliden wir selbst, so wimmelt es da von hartherzigen und Großmüttern, lieblichen Vätern, guten charakterlosen Müttern und Pflegmüttern, heizlosen, intriganten, weiblichen und frohenhaft verbißten Principallinnen oder sogenannten mütterlichen Freudenbau u. s. w., und erst gegen den Schluß des Buchs treten ein paar vollkommen gute Menschen auf, um der Geschichte doch zu einem verständlichen Abschluß zu verhelfen, die junge Heldin des Buchs von ihren mancherlei Unarten, Folgen der schlechten Umgebungen, zu heilen und sie sogar unter die Hände zu bringen. Es würde nun sehr

bedenklich sein, ein solches Buch einem unreifen oder halbreifen Mädchen in die Hände zu geben; denn es wäre bedrohlich, bei der Lectüre um alle Freundlichkeit der Anschauung und um alle Naivität zu kommen, den Glauben an die Menschheit zu verlieren, gegen ihre Angehörigen (denn wie gern identifiziert eine junge Person die Situationen in einem Roman mit denen, in welchen sie sich selbst befindet!) als ihre Tyrannen erbittert zu werden und Eros und Haß in ihre spätern Lebensverhältnisse mit hinüberzunehmen. Die Verschrobenheit, die in Betreff dessen, was der Jugend und namentlich der weiblichen zuträglich sein soll, gegenwärtig herrschend ist, übersteigt in der That alle Begriffe! Ganz anders wird man von dem Buche urtheilen müssen, wenn man annimmt, daß es hauptsächlich für erwachsene Personen bestimmt sei, welche Mädchen zu erziehen haben und für deren geistiges und leibliches Wohl verantwortlich sind. Diese können allerdings daraus lernen, daß „ein hartes Wort oder ein falter, ungeduldiger Blick von jemand, den das Kind liebt, einen tiefern Schatten auf des Kindes Gemüth wirft, als ein ernstes Leid im spätern Leben, wenn der Mensch fester und selbstbewußter geworden ist“; diese mögen daraus lernen, Rücksicht und Geduld gegenüber den Kindern zu üben, da „freundliche Worte und Blide das Manna sind, von dem Kinder leben“. Die Verfasserin gesteht, daß sie selbst ihre Kindheit und ersten Mädchenjahre „meist unter Menschen verlebte, die Kinder nicht liebten“, und bei der weiten Verbreitung jener gartigen und schädlichen Sorte von Menschen, welchen Kinder, und gerade die zutraulichsten, aufgewecktesten, heitersten und natürlichsten am meisten, ein Gegenstand des Misvergnügens, ja oft des kaum verhehlten Mißheues sind, wollen wir den vorliegenden, im echt englischen Erzählerton gehaltenen Roman willkommen heißen und zu dem Zweck von Weihnachtsgeschenken empfehlen, vorausgesetzt, daß er in die richtigen Hände gelangt, d. h. in die Hände solcher Personen, welche jüngere Personen erziehen sollen und doch keinen Begriff von Erziehungskunst haben, welche sich vielleicht für sehr wohlgezogen halten, und doch der Erziehung im Grunde mehr bedürfen als diejenigen, die von ihnen erzogen werden sollen. Damit soll nicht gesagt sein, daß man den Kindern ihre Unarten, die freilich häufig nur die Copien der Unarten ihrer Erzieher im Kleinen sind, hingehen lassen und sie immer nur mit feidenen Handschuhen anfassen solle; nur ihre Jugendfrische und Wahrhaftigkeit soll man nicht durch ewige Hofmeisterei vorzeitig zu Grunde richten; man soll gegen ihre kindlichen Naivitäten, womit sie gegen das Gesellschaftsceremoniell oder die Hausordnung verstoßen, mindestens dieselbe Rücksicht üben, die man nur zu oft gegen ihre wirklich bösen Triebe, ihre Schabernack, ihre Unkeuschen und ihre Gewandtheit im Lügen übt. Doch das sind ja wol Eigenschaften, in deren Gebrauch die ältern Personen so oft den Kindern mit gutem oder besser schlechtem Beispiel vorangehen. Unsere Verfasserin aber nimmt, von ihren Jugenderfahrungen zu sehr verdunkelt, allzu einseitig die Partei der Kinder, und will, daß die Erwachsenen, um ihnen jeden trüben Eindruck zu ersparen, auch solche Gemüthsbewegungen, die oft am schwersten zu unterdrücken sind, wie die der Trauer, des Kummers, der Niedergeschlagenheit vor ihnen verhehlen und sich mit hin einen Zwang auferlegen sollen, der ganz wider natürlich ist. Auf diesem Wege würden die Erwachsenen nur die Sklaven der despotischen Launen der Kleinen werden, welchen letztern die Anfangsgründe in der Kummergrammatik des menschlichen Lebens denn doch auch nicht ganz erspart werden dürfen.

Ganz besonders empfiehlt sich für den Weihnachtstisch die nicht weniger als 47 Bogen starke, mit einem Stahlstich nach Gouyon als Titelbild geschmückte und in höchst brillanten Goldbezel gebundene Sammlung von Julius Hammer: „Leben und Heimat in Gott. Eine Sammlung Lieder zu frommer Erbauung und stiller Verehrung“ (Leipzig, Amelang, 1861). Der Titel gibt die Tendenz der Sammlung genügend an. Sie ist aus beinahe 260 ältern und neuern deutschen Dichtern ausgewählt, umfaßt in systematischer Anordnung 18 Rubriken und enthält neben manchem mit Unrecht Vergessenen auch bisher

ungebrachte Gedichte in nicht unbeträchtlicher Anzahl. Bei dem poetischen Feingefühl, dem Geschmac und der Umsicht des Herausgebers gerade auf diesem Gebiete, auf dem er selbst als Dichter seine schönsten Lorbern geschnitten, ließ sich etwas Besseres erwarten, und vielleicht können wir unter den zahlreichen Sammlungen von gleich oder ähnlich poetisch-religiöser Tendenz diese Hammer'sche als die gediegenste oder eine der gediegensten bezeichnen. Die Frage, ob der Herausgeber diesen oder jenen Dichter verhältnismäßig zu stark und einen andern verhältnismäßig zu wenig berücksichtigt habe, wollen wir hier nicht untersuchen; das ist eben Privat- und Geschmacksache und in Bezug auf neuen Dichter kommen auch leicht gewisse eingesogene Sympathien und Antipathien und besondere Rücksichten hinzu, die eben menschlich und daher auch vergeßlich sind. Nicht leicht gibt es eine Anthologie, in der sich nicht Gedichte fänden, die ihre Aufnahme gewissen Rücksichten verdanken, und von der nicht Gedichte ausgeschlossen wären, die bei wirklicher persönlicher Unbefangenheit des Sammlers vielleicht Aufnahme gefunden hätten. Einzelne der hier mitgetheilten zahlreichen Gedichte des Herausgebers scheinen, wie wir noch bemerken, eine immer entschiedener Schwankung Hammer's nach dem Specifisch-Christlichen hin zu documentiren. In demselben Verlage erschien das beliebte „Album für Deutschlands Dichter. Lieder und Romane“ in vierter Auflage, mit 300 Illustrationen von Göde, Georgi, Schöner, Geißler, Kretschmer u. a., nebst einem Titelbild in Farbendruck von Schenken. Was namentlich die artistische Ausstattung betrifft, so dürfte sich kaum ein anderes Album so zu festgestellten Vergleichswerte hüllige Prachtwerk, das durch eine Reihenfolge von vier Auflagen zu immer größerer Vollkommenheit gelangt ist.

Das in seinem Beginn von dem Dichter Adolph Böttger redigirte, aus dem Verlag und den Preisen des lithographischen Instituts von J. G. Bach in Leipzig hervorgegangene Album: „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ (1861), als dessen Herausgeber sich auf dem Titel jetzt Karl Mohrbach nennt, bringt in diesem seinem neuesten Jahrgange (dem dritten) eine sehr große Anzahl von Bildern, zum Theil in Farbendruck, der sich, wie wir nach den hier vorliegenden Proben urtheilen möchten, da weit mehr besser für Landtschaften, namentlich mit dunkeln Schattenpartien, als für Darstellungen aus dem Leben und Treiben der Menschen eignet. Uebrigens ist die artistische Ausföhrung durchschnittlich eine gelungene. In die antike Welt führen uns J. Dietrich in Dresden mit einem vortrefflichen „Mum auf dem Panther“ und B. von Neher in Stuttgart mit einer prägnanten Gruppe „Schwebende Mufen“ ein; Seestücke, Architekturen, Landtschaften leikerten A. Werderhson in Rönigsberg („Ruinen in Hochgebirg“, vortrefflich), G. L. Frische in Düsseldorf, Lad Heyn in Leipzig („Rosenlaui-Gletscher“), Max Hauschild („Sardinia bei Florenz“), G. Wegener in Potsdam („Brandung an der englischen Küste“), G. Meydenbach in Berlin („Jagd Philä“); Scenzbilder, zum Theil sehr anziehende: Verano Blochhoff in Berlin („Sorgen für die Zukunft“), Julius Weyh („Morgenländchen“), L. des Goudres in Karlsruhe („Italienische Brunnenscene“), Th. von Der in Dresden (eine Scene aus der Kindheit Goethe's), G. Kuttige in Stuttgart („Das schmale Liebespaar“), A. Hunger in Leipzig („Das fränke Kind“) u. s. v. Von dem verstorbenen Hermann Stille befindet sich hier eine Reliquie „Der sächsische Prinzenraub“. Die verstorbenen Erläuterungen sind sämtlich von Karl Mohrbach, dem Herausgeber. An Gedichten haben ferner noch beigefeuert: J. A. Bgl. Castelli, Mosenthal u. s. w. in Wien, Scheurlin, J. Ved. J. Dahn, Söhl und Weishaar in München, Th. Klein in Straßburg, Leopold Scherer in Rastatt, Hermann Kurz in Derslingen, Anna Eddy in Dresden, J. Roeder, G. Rintshaus und G. Streiter in Giberfeld, A. Hamerling in Innsbruck, Willagen in Bremen, Müller von der Werra in Gotha u. s. v. Leipzig, wo das Album erscheint, hat keinen Vertreter aufzuweisen; „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande.“ Zwei Compositionen von L. Martin in Berlin und Ottobald Balthar in

Styl bilden den Schluß des Albums. Das von dem ersten componirte Lied „Nicht zieht durch mein Gemüth“ u. s. w. ist aber nicht, wie hier angegeben, von Goethe, sondern von Heine.

Eringern Umfangs, aber in artistischer und typographischer Hinsicht gediegen, ist das Album „Sieb und Bild deutscher Dichter und Künstler. Bieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bürger, G. Jäger, Meissel, Neukuhner, Passfeld, Schick, Thon“ (Leipzig, Grosse). Die Compositionen haben, mit zwei oder drei Ausnahmen, künstlerischen Werth und sind, wie namentlich die von Jäger, dem Inhalt der Gedichte entsprechend, zum Theil von erstem, streng religiösem Charakter. Die Holzschnitte sind durch die typographische Anstalt von F. S. Siegel meisterhaft ausgeführt. Die Gedichte von Herder, Uhland, Knauths Grün je zwei, von Körner, W. Müller, Rückert und Heine je eins, ungerichtet ein Chateaubriandgedicht von Julius Sturm) mögen bei diesem Album, wie es scheint, der Mehrzahl nach von den Künstlern selbst als Vorlagen gewählt, nicht ihnen aufgetragen sein, und eine freie Wahl hat in der Regel auch eine größere Freiheit und individuelle Selbstständigkeit in der künstlerischen Behandlung wie Auffassung zur Folge.

Von einem Unternehmen: „Die Schätze der deutschen Nationalliteratur in Wort und Bild, herausgegeben unter Mitwirkung der namhaftesten Schriftsteller und Künstler von Ludwig Feuz“ (Hamburg, Vereinsbuchhandlung), liegt uns die erste Lieferung vor. Hier soll sich alles, „was die gewöhnlich mit *„classisch“* bezeichnete Periode an deutschen Dichtern und Dichtern hervorgebracht hat und alles, was nach derselben literarischschützlich zu werden vermochte, in ansprechenden Lebensbildern, prägnanten Charakteristiken, zweckmäßig gewählten Auszügen, Porträts und Illustrationen zuletzt zu einem großen populären Sammelwerk vereinigen“. Die erste Lieferung verspricht Gutes. Die Illustrationen von Blochhoff, Th. von Der u. s. w. (außer den Porträts Goethe's und Schiller's, der Aeltern beider Dichter und Wieland's: ein Gemälde „Der Herzog und die Karlschüler“, eine Scene aus „Götter von Verdingen“, eine aus „Kabile und Liebe“, ein Situationsbild aus „Oberton“ und Lenore's Ritt mit dem gespenstigen Reiter) sind charakteristisch, und die literarischen Beiträge „Goethe und Schiller in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben“ und „Kabile und Liebe“ von Wolf Siahr, „Götter von Verdingen“ von Josef Raut, „Die hohe Karlschule“ von J. Rodenberg u. s. w. haben mehr als ephemeren Werth.

Von Taschenbüchern liegen uns „Cornelia“, welche unter anderem eine Erzählung von dem jüngst verstorbenen Ludwig Meißel: „Anna Morelli“, enthält, und Mügge's noch immer gern gelesenes „Willibach“ vor. Dies sind etwa noch die einzigen hervorragenden Werke jener Taschenbuchliteratur, die in einer früheren Periode zur Weihnachtszeit den literarischen Markt zu überschwemmen pflegte. Nur den Untergang einzelner dieser Taschenbücher, deren Inhalt und Tendenz die edlere Novellistik vertraten, kann man beklagen, nicht aber das allmächtige Verschwinden dieser Literaturgattung im ganzen. Denn die lyrischen Beiträge waren größtentheils sehr mittelmäßig, in den Novellen gedieh meist eine vererbliche falsche Romantik und Sentimentalität aufs Äppigste, und die Kupfer, meist fade und süßlich geledt, waren eben auch nicht geeignet, den Kunstgeschmack zu veredeln und zu kräftigen.

Ueber eine andere weihnachtliche Literaturgabe, die in wirklich christlichem Sinne gesendet wird: den von Friedrich Hofmann, dem Verfasser des Koborger „Quadranten“ im Bibliographischen Institut zu Hildburghausen herausgegebenen „Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter“ (neunzehnte Christbefeuerung 1860), lassen wir eine andere Feder sprechen, deren Bericht wir nur hier und da abgekürzt haben:

„Ein Unternehmen, dem es gelungen ist, im Verlauf von 18 Jahren nahe an 70000 armen Kindern in vielen Städten und Dörfern Deutschlands die Freude einer Weihnachtsbescherung zu bereiten, verdient öffentliche Beachtung, wenn es auch nicht dem

Buchhandel angehört und darum der Kritik entzogen scheint. Allerdings ist beim *„Weihnachtsbaum“* der Zweck das Hauptfache, wie schon der Art seiner Ordnung zeigt. Im Jahre 1842 hat Friedrich Hofmann (damals in Hildburghausen) seinen nun verstorbenen Freund J. Meyer (Hof des Bibliographischen Instituts), ihm zur Veranlassung einer Christbefeuerung für die armen Kinder von Hildburghausen und seiner Vaterstadt Koburg befallig zu sein. Meyer hat dazu sofort die Hand, und als Mittel zum Zweck diente er ein Heftchen von Gedichten Hoffmann's gratis, aus deren Erlös der Bescherungsaufwand bestritten werden sollte. Dieser unsignifizierte Versuch gelang und erregte so große Theilnahme, daß man dem Gedanken, solche Bescherungen weiter zu verbreiten, Lieb gewonnen mußte. Für das folgende Jahr lud man Hoffmann die Dichter Thüringens, später die Deutschlands zur Theilnahme an der Ausgestaltung des *„Weihnachtsbaums“* ein, für dessen Ausgestaltung J. Meyer auf eigene Kosten zu sorgen sich bereit erklärte. Von zwei Städten breitete sich der *„Weihnachtsbaum“* seitdem über achtzig und mehr aus, sagte, ein echter Thüringer Tannenbaum, wol in Thüringen und Nordfranken am meisten Boden, fand aber auch außerhalb dieser engen Grenzen (z. B. in Braunschweig, Hannover, Magdeburg, Kulmbach, Kronach, Ulm, Regensburg, Rothenburg a. d. Tauber u. s. w.) gute Aufnahme und ward selbst zu Odenforde in Schwaben, Würzburgen im Elsaß und Zürich in der Schweiz aufgeführt. Bald fand er auch Nachahmer, indem zu Bamberg, zu Koburg, zu Frankfurt a. M. die einheimischen Dichter zeitweise ihre eigenen Weihnachtsbäume herstellten.

Was der betrifft, so w Dichter und b ist in einem ersten finden folgende Nam Justinus Ker Bodenstedt, J Karl Beck, I leben, E von mindur rühmt wegen weglass...

Der Christbau geber ein der bis in flunigen (66 Dicht tern meh gruppe v sen, die z welches du geber selb

„Die 3000 Exemplare dieses neuangehauenen *„Weihnachtsbaum“* sind an 68 Städte und Dörfern in Deutschland vertheilt worden. Aus dem angehängten Bericht über die Christbefeuerungen des vorigen Jahres ist der von dem Herausgeber ausgedrückte Wunsch hervorzuhoben, daß der Weihnachtsbaum durch Gratianachdruck und Vertheilung von seinen anderer wohlwollender Buchhandlungen und Buchdruckereien nach und nach eine Verbreitung über ganz Deutschland finden, daß er ein wahrhafter deutscher Weihnachtsbaum werden möge.“

Unter den Sammlungen von Gedichten, welche nur Producte eines einzigen Dichters enthalten, scheinen namentlich die „Dichtungen“ von Hermann Simon (4 Bde.; Leipzig, Arnold, 1860) durch ihre fröhliche Ausstattung Anspruch darauf zu machen, unter poetisirenden Menschen zu Geschenken ver wandt zu werden. Das erste Bändchen enthält „Gedichte“ (1. allgemeine Gedichte, 2. Gelegenheitsgedichte); das zweite ein in achtzeiligen Strophen geschriebenes Gedicht in zwölf Gesängen „Gustav Adolf“ (zweite ganz umgearbeitete Auflage);

das dritte den Trauerspiel „Prinz von Dranien“ (zweite umgearbeitete Auflage) und das vierte ein „nach einer Erzählung aus dem Leben von Eduard Frank“ frei bearbeitetes Schauspiel „Cécile“. Das erste Bändchen ist mit einem Titelkupfer „Poetik“ nach Gustav Jäger, das zweite mit dem Bild Gustav Noth's auf den Knien (nebst Facsimile) und das dritte mit dem Bildniß Wilhelm's von Dranien (nebst Facsimile) geschmückt. Der Geist, welcher Simon's Dichtungen durchweht, steht mit der Tendenz des Christenthums und dem christlichen Geiste überhaupt im Einklang; er glaubt an einen Gott der Liebe, an ein Wiedersehen nach dem Tode; aber er will keinen Glaubenszwang, keinen Geistesdruck, er eifert gegen Selbstsucht, Herzlosigkeit, Rammonsbienst, Heuchelei und Lüge, er preißt Ehrlichkeit und Redlichkeit, wo er sie findet, auch beim geringsten Mann, und oft ergreift ihn ein tiefer und wahrer Schmerz angesichts der Schlichtigkeiten oder Unvollkommenheiten dieser Welt — kurz, der Kern ist so gut, daß man über einiges Veraltete oder Allzubequeme in der Form, über einzelne unechte Reime und sprachliche Inconvenienzen, über einige allzu deutliche Reminiscenzen an ältere Dichter, z. B. Matthißen, Körner, Tappe u. s. w., und über einige zu breit ausgespannene Gemeinplätze wol hinwegsehen kann. Indem wir uns so über die vorliegende lyrisch-dramatisch-epische Sammlung aussprechen, halten wir, wie uns wohl bewußt, vielleicht mehr den Standpunkt christlichen Wohlwollens als den der unnahehaltlichen Kritik fest und zwar in der schwermüthig tragenden Annahme, daß die Empfindungen und Formen, denen wir hier begegnen, noch immer auf ein Publikum in Deutschland rechnen können. Als Gesinnungsprobe diene folgende Stelle:

Freiheit, die mit goldenen Krücken
Um der Thorheit Wiege hinkt,
Die mit thierischem Entzücken
Aus des Lasters Becher trinkt,
Jene abgenutzte Dirne,
Die des Böbels Hände drückt,
Ihre blasse Bühlerstirne
Mit der Schande Zeichen schmückt:
Diese Schmach für deutsche Frauen,
Werft sie aus dem Land hinaus,
Geht ihr von den deutschen Gauen
Einen Paß ins Vaterhaus.
Aber jenen festen Willen,
Der vor Thronen nicht erbebt,
Alles Gute zu erfüllen
Aus der tiefsten Seele strebt;
Der sich nimmermehr läßt knechten,
Nur dem Gott in sich gehorcht,
Von der Erde falschen Mächten
Nicht das Schild zum Kampfe bregt;
Jene Freiheit, die die Schranken
Göttlicher Befehle ehrt,
Groß und heilig in Gedanken
Jeder freien Willkür wehrt,
Die, das Banner in der Rechten,
Unverzag im Kampfe steht:
Für die Freiheit laßt uns fechten,
Bis der letzte Hauch verweht.
Rechte, die Tyrannenfeinde
Aus dem Actenstaub gewühlt,
Die sich um ein Jota quälen,
Wie der Menschen Leid gestählt,
Jene aufgeblasne Dame,
Die Gerechtigkeit sich nennt,
Und doch an der Seelen Gräme
Weidet, und die Herzen trennt;
Jene grämliche Matrone,
Die die Junge ewig spött,
Mit dem Haffe, ihrem Sohne
Eifernd zu Gerichte stößt.

Die mit zornigen Gesichte
Durch der Misanthrop Wille gukt,
Und der armen Weltgeschickte
Geisern in das Antlitz stucht:
Geht ihr für die alten Tage
Nur den deutschen Heimathwein,
Aber sperrt die Landesthüre
In ein Nonnenkloster ein.
In dem Himmel hebt die Blide,
Wo der ew'ge Richter thronet,
Ohne Falch und ohne Lüge
Böses Kraft und Gutes lohet,
Werft in seine eh'ne Wage
Türer Seelen Schmerz hinein,
Antwort findet jede Klage,
Sind'rang jede Qual und Pein.
Er stillt euer Blutverlangen
Wenn ihr ihn verzweifelt rief;
In dem Himmel draben prangen
Eure Rechte, gottverbrieft,
Holt die Rechte euch herunter,
Schreibt sie in das Herz hinein
Und den ganzen Bücherplaner
Könnt dem Feuerlohe ihr weihn!

Vorläufig bemerken wir noch zum Schluß, daß wir allen Verehrern und Verehrerinnen Schiller's den im Breit'schen Verlag erschienenen, auf dem Deckel mit Schiller's Porträt geschmückten zierlichen Lieberfranz: „Meister Friedrich. Ein Dichterleben“ von Moriz Zille, zu Geschenken mit Recht empfehlen können. Wir behalten uns indes vor, auf diese lyrisch-epische Apothekenschiller's in Verbindung mit andern den „Meister Friedrich“ betreffenden Schriften später zurückzukommen. J. M.

Reisestizzen.

1. Rom und die Campagna. Eine Skizze von Moriz von Rasklein. Berlin, Schneider. 1860. 8. 15 Ngr.

Der Reisende von Geschmack und Bildung nimmt aus einem Aufenthalt in Rom und seiner Umgebung immer Eindrücke mit, welche er in Worte zu fassen gedrängt ist, sei es zur Erinnerung für sich selbst oder zur Mittheilung an andere. Erfüllt er jene Bedingungen der Bildung und des Geschmacks wirklich, so wird sich in diesen Erinnerungen auch stets etwas finden, was sie von andern unterscheidet, was mithin neu ist, denn vor diesen großen Objecten der Betrachtung zeigt die Subjectivität der Betrachtenden stets ihre vollste Mannichfaltigkeit. Jeder fühlt vor ihnen und denkt von ihnen anders, als der andere. So ist es auch dem Verfasser dieser Skizze ergangen, die in bescheidener Form sich auf die subjective Wahrnehmung des Reisenden beschränkt, der mit gesundem und für das Schöne vorgebildetem Sinne jene unvergänglichen Natur- und Kunstkreise genoss und der, indem er sich auf seine Reisestizzen aus England und Schottland befuhr, die im Jahre 1864 in einem größern Leseerkreise Theilnahme fanden, für diese „Federzeichnungen“ unser Interesse in Anspruch nimmt. Dieser Anspruch ist begründet, und wenn auch die Ausbeute an neuen Gedanken nicht gerade reichlich ist und die Vortragsweise etwas ungesuchter und natürlicher hätte sein können, so liegt es doch eben in jener durch die Subjectivität der Erzähler bedingten Mannichfaltigkeit der Anschauungen, daß wir solche Berichte über die Ewige Stadt immer wieder und wieder mit Interesse zur Hand nehmen.

Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser sich besonders bemühte, vernachlässigte Punkte in seiner Skizze zu beleuchten. So erweckt gleich anfangs die Topographie des alten Rom im Umkreis des neuen ein günstiges Vorurtheil für seine Arbeit. Die plastische Zeichnung der Bodenfläche der alten Stadt mit ihren sieben Hügeln, wie er sie entwirft, ist sehr willkommen. Am besten wird diese von dem Thurm des Capitols herab zu

Aufmerksamkeit gewohnt, und diesen Platz nimmt der Verfasser ein, um uns die alte Vertheilung rings um das Colosseum her und die und ihr emporsteigenden classischen Sägel mit ihrer Trümmernwelt zu skizziren: eine Bemerkung, die jedem Besucher Roms zur Nachfolge bestens zu empfehlen ist. Die Lage und die Figur des alten Forums und der beiden Hauptstraßen der alten Stadt, von *mauro* nach *Via triumphalis*, die eine südwärts, die andere nördwärts, zeigen sich hier, wie sie sich zwischen den Sägeln hinwoben, deutlich als die Hauptadern des Verkehrs der alten Stadt bis in die jetzige Campagna hinaus, und das specielle Studium der alten Trümmerstätten, des Palatin, der Thermæ, des Colosseums u. s. w. wird, in diesem Rahmen betrachtet, um so eindruckreicher, weil es fortan fest an einer ganz bestimmten, unabweislichen Localität haftet.

In den nächstfolgenden Kapiteln wendet sich die Betrachtung dem neuen Rom zu: Lateran, Quirinal, das moderne Capitol, Corso, die spanische Treppe, Villa Medici, Vantoren, die Kolonen u. s. w. geben dem Verfasser Betrachtungen ein, die sich über das Vermählische erheben und ihn und als einen denkenden und wohlunterrichteten Besucher dieser Gegenstände zeigen, der sich nicht mit Redensarten befriedigt, sondern das wirklich Charakteristische derselben zu erfassen sucht. So stellt ihn besonders die Ludovisi'sche Sammlung, die nicht jeder so leicht durchschaut, und wo die Bartholomäusgruppe und der *Junotopf* — erstere für ein Werk vergammelter Reiter, letzterer für eine *Copie* aus der Schule von Argos (Poloslet) erklärt —, ihn tief ergreifen, während der stehende Mars und die Drecksgruppe für Nachbildungen der Schule des Polyklos, Zeitgenossen Alexanders, gehalten werden. Finden sich nun in diesen Betrachtungen unverkennbare Spuren tieferer Kunststudien wieder, so ist auch der für Naturreiz offene und rege Sinn zu schätzen, den der Verfasser beim Besuch der Villen am Rom befindet. Die Borgese'sche Villa nennt er den schönsten Park Italiens, in dem sich zugleich mit dem innigsten Verständnis des Naturlebens in einem idyllischen Landschaftsbilde der Sinn gesellschaftlicher Kulturabende ausdrückt, Natur und Kunst im ersten Stil verschmelzend. Die Schilderung des Vatican ist dagegen selbst als Skizze ungenügend; auch St. Peter hinterläßt kein solches Bild; dagegen imponirt ihm der Platz vor demselben mehr, als der mit 74 Mill. Scudi (70 Mill. Thlr.) angelegte Tiefenbau der Kirche, die einen Flächenraum von 240000 Quadratfuß einnimmt und 476 Fuß in die Höhe steigt. Doch so bekannte Gegenstände verläßt der Verfasser bald und ergeht sich dafür lieber in Betrachtungen über den Wettkampf der Kunst, den die Genien Michel Angelo und Rafael in der Sixtinischen Kapelle und den Stenzen und Loggien der Vatican auskämpften, wobei wir ihn gegen *Umbro Romano* etwas ungerecht finden, wenn er ihn als den „Verderber“ Rafael'scher Ideen bezeichnet. Im Uebereinstimmend sieht er die Laocoöngruppe als das „mächtigste Wunder“ der plastischen Kunst hervor, findet aber, daß es durch seine dramatische Tendenz weit über die Grenzen, die der Sculptur gezogen sind, hinausgreift und sich von dem geistdurchdrungenen Schönheitsideal der Pericleischen Epoche weit entfernt: er weiß dies Werk der Rhodischen Schule zu, die dem Boden der historischen Wirklichkeit mehr Raum gekattete, als ihm in der Kunst zukommt. Den Apollon vindicirt er der römischen Kunstschule der ersten Kaiserzeit, erkennt jedoch heftigste Anerkennung der Erneuerung u. s. w. an, wie dies denn auch wol nicht mehr bezweifelt wird. In allem diesen zeigt sich ein ausgebildetes und ziemlich unabhängiges Kunsturtheil, das für den Verfasser eine günstige Meinung erweckt. Er bekräftigt diese denn auch durch die Art, wie er bei Besichtigung der Museen, Kirchen und Paläste überall das wirklich Bedeutende hervorhebt und mit seinen Bemerkungen begleitet, die theils eine weichenvolle Stimmung, wie wir sie bei gewöhnlichen Louvre oft schmerzlich vermissen, theils eine scharfe und selbständige Kritik verstanden, die sich nicht leicht bestechen läßt. Der Obetto und Palast Genet, wo die Arbeiten Overbeck's, der hier sein Atelier hat, einer scharfen Kritik unterworfen worden; Pradetti und Li-

voll, Rondragon mit ihren alten und neuen Werthbügeln; Raffaele, in der Lucian Bonaparte mit seiner Gesellschaft ein von Räubern überfallen wurde; die Gabriellavilla und Villa d'Este mit den andern bekannten Campagnakünsten, welche in so malerische Trümmer verfallen, geben hiervon Zeugniß. Der Verfasser aber schließt nach allen diesen summtlichen Eindrücken seine Skizze mit einem lauten Protest gegen die lauren „Seydenbrüder“ der Campagna, die er in der Reisezeit von Stockholm nach Gothenburg viel zauderlicher und milder gefunden haben will. Er hat es eben nicht getroffen! Seine Skizze oder Skizzen wir bezeichnender als eine dankenswerthe Lust für sinverwandte Besucher Roms empfehlen, welche ihre eigene Anschauung gern an ein wirklich sachkundiges Urtheil anlehnen mögen.

2. Reisekräfte aus 1857 und 1858. Von Woldemar Seyffarth. Leipzig, Wiedemann. 1859. 8. 1 Thlr 20 Rgr.

Der ehemals viel reisende und viel gelesene Verfasser bietet uns hier nach langer Zeit wieder eine Gabe, welche sein bekanntes Talent heiterer Charakteristik und geschmackvoller Erzählung, wenn auch in flüchtigen Umriffen, von neuem bewährt. Es sind einzelne, und für sich bestehende Reiseerindrücke aus entferntesten Landschaften, die er gibt: aber der Geist froher Lebensstimmung und lecher Reiselust verbindet sie untereinander und macht sie zu einer zusammenhängenden und anmuthigen Lectüre. So verknüpft gleich im Eingang eine originelle und charaktervolle Schilderung Schwabens und seiner Hauptstadt sich mit einer überraschenden Schlussszene in Paris, die unser ganzes Mitgefühl in Anspruch nimmt, und menschliche Lebenswege werden in der anmuthigsten Weise mit einer Schilderung der Kaiserbegegnung in Stuttgart durcheinander gewebt. Zum Sentimentalen geneigt ist seine Feder doch oft scharf. Nichts kann frappanter und zugleich launiger sein, als z. B. seine Beschränkung des schwäbischen Volkscharakters, wenn er sagt: „Ich vermahre mich, den Charakter der Schwaben für falsch und betrügerisch zu erklären — der Schwabe ist vielmehr von Natur ehrlich und gutmüthig, besonders aber flug. Er bleibt ehrlich und gutmüthig, solange es ihm nützt, darüber hinaus tritt ihm seine Klugheit in den Weg. Was nützt, denkt er, eine Gutmüthigkeit, welche nur in der Welt ist, um verachtet zu werden, und was eine Ehrlichkeit, die niemand beschädigt als sich selbst? Und so kommt er vorwärts, denn er ist vorsichtig und sagt die nur seine ganze Meinung.“ Nicht minder launig ist die Schilderung Stuttgarts in seinen neuen Stadttheilen, in welchen z. B. das Aufstehen der aus einem Hause stehenden Olgenstraße dem Leser, der durch Fußsteige, Treppen und Gassen ihm folgen muß, mit Nothwendigkeit ein recht herrliches Lachen abgewinnt. Vor allem aber erweckt die Zusammenkunft des Baron mit Napoleon III. in dieser „Reisekräfte“ das Interesse des Lesers, der hier den „gewählten“ Kaiser im Geiste des Volks den „geborenen“ Kaiser völlig in den Hintergrund drängen sieht. Von hier bis zum Bonaparte Boisfontaine in Paris ist nur ein Schritt, und hier endet die inhaltsreiche Skizze, indem sie uns die glänzende Braut vom kaiserlichen Wahnhofe in einer Situation zeigt, der wir tiefe Theilnahme am Lese der Verkauften nicht versagen können.

Diesem reichen Lebensbilde folgt eine Schilderung von Clermont in Auvergne, gut gezeichnet und mit einer rührenden Liebesgeschichte verwebt und belebt. Die Bilder von Bayonne und Biarritz haben nicht weniger Anspruch zu gefallen; namentlich ist es das kaiserliche Biarritz, d. Fischerdorf kannte und das nun mit ersten französischen Erbodes ringt, i beständige Schönheit des Biscayischen Bergland aus dem Helbe und läßt d Winter und Lamerisengefräuch h; Schilderung der kleinen Kaiservilla, C. berühmten Liebeskammer, der Bonischen bastischen Volksbädern und auf

erflehen sich bei einer so neuen von selbst; gedenken oder wollen die Cantabrischen Gebirge und stehende hier stündlich vor Augen schichte am Schluß des Gemäls.

Engländer in Pau macht den Bildes aus: das alte Schloß, V., hat der Kaiser ausbauen uns aus der Geschichte dieses in seiner Eigenschaft als ihr An Reliquien aus Heinrich's : Gefangenschaft Abbe's-Kader's anden. In einem Zimmerchen

lieft man, daß hier „Henri le Grand entre minuit et une heure du 13 au 14 Décembre 1553“ geboten wurde und — allant souvent tête et pieds nus — erwuchs. Eine Selt-

er Art, den Haarmarkt von Morland, wo n zusammenströmen, um ihre Haarflechten reg zu verkaufen und dafür bis drei Gold- der Verfasser behaglich aus; dann beginnt u Maulthier nach Pampluna, das anzie- seiner Stützen. Wir können ihm hierbei jedoch in dem Reize dieses trefflichen Des athige Weise dieses Touristen mit Vergnü- Die Scene in Ronceval, wo die Unbesan- jährigen Schönheit nichts darin findet, we- licht in ihr Bett zu schlüpfen, erinnert an Ehämmel so nahe, daß wir beide für Brü- ur ist die Bastin besser als Märchen durch „Solches war mein erster Abend in Spa-

nien“, schließt er, „dem Lande der Liebe und des Hasses und der Romantik, großer, reicher Erinnerungen und einer kleinen armen Gegenwart.“

Denn wir es mit einem Buche voll Geist und Inhalt zu thun haben, so ist es nicht in unserer Art, kleine Mängel des Stils zu rügen; der Verfasser aber hat sich eine Sonderbarkeit angewöhnt, die wir doch offen tadeln müssen, weil sie völlig verwerflich ist und doch oft Nachschmer fladet. So sagt er z. B.: „Meinen Sie? dehnte der andere“; oder: „Das wäre, Raunte ich“; oder: „Das heißt, beschränkte der andere“ u. s. f. in den wunderbarsten Formen, was, wie nicht zu leugnen, doch völlig unlogisch für: sagte er dehnend, Raunend und beschränkend, gebraucht wird. Diese stilistische Unart ratthen wir abzutun, können aber die kleine Gabe des Verfas- sers sonst nur als gefällig und ansprechend unsern Lesern em- pfehlen.

Notizen.

R. Martin und R. Hartmann.

Schon in Nr. 45 d. Bl. haben wir eine Reihe französischer Arbeiten angeführt, die geeignet sind, von den Fortschritten Zeugniß zu geben, welche das Studium der deutschen Literatur in letzter Zeit in Frankreich gemacht hat. Zu diesen Arbeiten gehört auch der im Laufe dieses Jahres erschiene zweite Band des Werks von R. Martin: „Poètes contemporains de l'Alle- magne.“ Wir erfahren darüber einiges aus der „Chronique parisienne“ in einer der letzten Lieferungen der „Revue ger- manique“. Nachdem darin die Uebersetzung Shakspeare's von A. Hugo etwas freigeberlich, „une oeuvre définitive, classique, à côté de laquelle ne pourront plus se produire que des essais d'interprétation viciés“ genannt, auch der Wunsch ausgesprochen worden, daß davon auch eine Volksausgabe ver- unkaltet werden möge, heißt es weiter: „Gerr R. Martin gibt Deutschland vor England den Vorzug: eine ausdauernde Vor- liebe, der wir schon mehr als eine anziehende und gewissen- hafter Studie, mehr als eine gefällige Inspiration verban- ken, fährt ihn immer wieder den Rhein hinüber. In dem

zweiten Bande seines Werks: „Poètes contemporains de l'Allemagne“, gibt er uns, außer Uebersetzungen „seiner“ Werke, Studien über die Mittelalter, über Platen, über unsern Freund und Mitarbeiter Moritz Hartmann, über die deutsche Poesie im Elfaß, über die Sagen und die Dichter des Rhein- landes. In Bezug aller dieser verschiedenen Gegenstände legt Martin stets eine vollständige Kenntnis seines Stoffes an den Tag. Nur ist seine Kritik vielleicht zu gleichmäßig wohlwollend.“

Wir bemerken hierbei, daß wir dem Namen Moritz Hart- mann's, der gegenwärtig in Genf mit großem Erfolg öffent- liche Vorlesungen über deutsche Literatur hält, theils in fran- zösischen Journalen, auf deren einige er einen nicht geringen Einfluß zu haben scheint, theils in Sammelwerken, welche Ueber- setzungen aus dem Deutschen enthalten, gegenwärtig sehr häufig begegnen. Es ist dagegen nichts zu sagen, daß er den ihm in Paris eröffneten Credit sich zu Ruhe macht. Verschwieben ist zwar eine sehr löbliche Tugend, die in Hunderten von Kinder- büchern dringend empfohlen wird, aber sie verlohnt sich nicht; sie ist unter den menschlichen Tugenden, was unter den Blau- men das Veilchen, das „im Verborgenen blüht“ und hoch von den Füßen Uebermüthiger getreten wird. Leider, was darf nicht blühen sein, wenn man es in der Welt, wie sie ist, und mithin auch in der Literatur zu etwas bringen will. Für die meisten Modernen hat Schiller den schönen Spruch:

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt

wol nicht erfunden; er hätte sagen sollen:

Der kluge Mann denkt an sich selbst zuerst!

Nur verbindet sich mit gewissen Mängeln zur Förderung der eigenen Interessen oft ein anderes sehr verwerfliches: daß man sich nämlich auf Kosten dieser oder jener Genossen, die man aus einem oder dem andern Grunde für unbedeuten hält, zur Geltung zu bringen und sie in den Hintergrund zu schieben sucht. um allein oder höchstens noch mit zwei oder drei Freun- den, mit denen man durch ein persönliches Interesse oder gegen- seitige Dienstleistungen verknüpft ist, den Vordergrund zu beherr- schen. Man kennt oft die schriftstellerischen Leistungen eines Autors gar nicht oder nur sehr fragmentarisch, oder aus Recen- sionen, oder vom Hörensagen; aber wenn von ihnen die Rede ist, so ist ein spätisches Achselzucken oder eine höhnische weg- werfende Bemerkung genügend, um über sie in einem ganzen Kreise das Todesurtheil zu verhängen. Auf diesem Wege ver- planken sich auch wol wegwerfende oder oberflächliche Urtheile häufig sogar in sogenannte Literaturgeschichten. Wir wollen nicht sagen, daß sich Moritz Hartmann dieses Mandovers schuldig macht; aber wir haben nur zu oft Gelegenheit gehabt, solche Intriguenstücke im stillen zu beobachten und zu durchschauen. Eize davon sind nicht nur die deutschen Literaturkädte, sondern seitdem sich die französischen und englischen Blätter überhaupt eifriger mit deutscher Literatur beschäftigen, auch Paris und London, wo dies Mandover unter der Firma irgendeines fran- zösischen oder englischen Journalisten nur noch schlaumer und tiefer betrieben werden kann.

Heinrich Koenig's „William Shakspeare“ französisch.

Jüngst erschien in Brüssel bei August Schaefer als ein Be- standtheil der „Bibliothèque internationale“ eine französische Uebersetzung des Romans „William Shakspeare“ von Heinrich Koenig, in sechs Bändchen, nach der kürzlich veröffentlichten dritten (wohlfeilen) Auflage desselben. Der Name des Uebersetzers ist nicht genannt; wie wir aber hören, rührt die Uebersetzung aus der Feder eines Journalisten her, der keinen literarischen Namen beansprucht, sich jedoch mit Uebersetzen beschäftigt und darin gewandt ist. Im ganzen läßt sich auch sagen, daß er dem Original mit Verständ- niß gefolgt ist und es, bis auf einzelne Stellen, die für die französische Sprache zu deutsch gedacht und ausgedrückt sind, treu wiedergegeben hat. Die Sprache, weiß überaus reich und frucht- bar, bringt doch auch wieder Passagen und Worte, von denen

man nicht genau weiß, ob es neufranzösisch oder deutsch-französisch sei. Die Aufgabe mag dem Franzosen schwer gewesen sein; denn schon früher, vor Jahren, hat sich ein gewisser Chevalier de la Ranherage, der Kühne's „Kloster-Novellen“ übersezt, mit diesem Roman befaßt, über die Schwierigkeiten, die er dem Franzosen bietet, geklagt, und scheint ihn unvollendet liegen gelassen zu haben. Der Herausgeber hat diesen Roman den übrigen von Heinrich Koenig vorgezogen, um des imposanten Namens Schaffpeare willen, da unsere Romane in Frankreich noch wenig Credit und bei der laziösen Geschmacksrichtung der französischen Romanliteratur wenig Hoffnung auf Beifall hätten. 55.

Bibliographie.

- Alvensleben, L. v.,** Der Zigeuner-Bögling, oder Schlange des Verbrechens. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Goltz. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Bräa,** Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1861. Herausgegeben von A. W. Müller. 22ter Jahrgang. Mit dem Portrait und Familie Beckheims. Sonderhausen, Cappel. Gr. 16. 1 Thlr.
- Aus Norwegens Hochlanden.** 1tes und 2tes Bändchen. Berlin, Hasselberg. 8. à 10 Ngr.
- Beget, F. A.,** Mein Leben und Wirken. Selbstschilderung. Nach dem Tode des Verfassers mit Vorwort und Nachwort herausgegeben von J. G. Beget. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.
- Bolz, A.,** Gedichte und Uebersetzungen, nebst beigelegten Originaltexten. Berlin, Plahn. 16. 22 1/2 Ngr.
- Braun von Brauntal,** Die Ritter vom Gelbe. Roman. Drei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-kunstliche Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr.
- Bruna, J.,** Aus dem italienischen Feldzuge 1859. Prag, Credner. Gr. 8. 16 Ngr.
- Cornelia,** Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1861. Herausgegeben von A. Henninger. 46ter Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Der Dichter Schönsies.** Ausgewählt von F. Dörr. Mit Illustrationen. Altona, Ullrich. 1861. 16. 2 Thlr.
- Luther, G. A.,** Lustige Geschichten aus Thüringen. Zwei Bände. Leipzig, G. L. Frigge. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Müller, F.,** Richard Wagner und das Russe-Drama. Ein Charakterbild. Leipzig, Matthes. 1861. 8. 1 Thlr.
- Müller von Königswinter, W.,** Erzählungen eines Rheinischen Chronisten. 1ster Band. — A. u. d. T.: Karl Immermann und sein Kreis. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Oppermann, A.,** Palermo. Erinnerungen. Breslau, E. Treves. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Pabst, R. R.,** Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Ein kulturgeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der deutschen Anechtung und Befreiung mit besonderer Rücksicht auf das jenseitige Studentenleben bis zum Jahre 1815. Mit T. Müller's Bildniß. Aarau, Sauerländer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.
- Roloff, D.,** Miskewi. Aus der Wendenzeit. Berlin, Geishaar. Gr. 16. 12 Ngr.
- Rues, J.,** Der christliche Dichter auf den Gräbern seiner Lieben. Gesammelte Grabgedichte. Zwei Theile. Wiesbaden. 16. 15 Ngr.
- Schader, A.,** Börse und Leben. Original-Roman in vier Bänden. Wien, Leo. 1861. 8. 3 Thlr.
- Moderne Lebensbilder. Novellen. Zwei Bände. Dresden, Bod. Gr. 8. 2 Thlr.
- Stamm, A. L.,** Deutschlands Weltberuf. Zürich, Schabelig. 1861. 8. 12 Ngr.
- Stark, G. J.,** Der Barbe. Dramatische Phantasie in fünf Abtheilungen. St.-Petersburg. Gr. 8. 1 Thlr.

Das erleuchtete Thal. Ober: Scheidescenen aus dem Leben der Abby Bolton, mitgetheilt von einer ihrer Schwestern. Aus dem Englischen übersezt von C. Sch. Barmen, Langewiesche. 1861. 8. 10 Ngr.

Tepe, G., Die praktischen Ideen. Nach Herbart. Leer, Bock. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Uechtritz, F. v., Der Bruder der Braut oder sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne. Ein Roman. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Vischer, F. L., Kritische Sänge. Neue Folge. 1tes Heft. Eine Reise. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 27 Ngr.

Vonbank, J. G., Alois Mesmer, Professor der Theologie zu Brizen u. Ein Lebensbild, gezeichnet nach dessen Tagebuch, Briefen u. Herausgegeben von J. G. Rittermayer. 1tes Bändchen. Brizen. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Weltlage in ihrer geschichtlichen Entwicklung und nach den jeweilig herrschenden Grundsätzen mit dem gegenwärtigen Zeitgeiste und seinen Gefahren dargestellt mit besonderer Rücksichtnahme auf die deutsche Nation nach ihrer Geschichte, ihrer Macht, ihrer Politik und ihrem Verfall. Leipzig, Schrag. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Wichert, E., Der Bithing von Samland. Eine Tragödie. in fünf Akten. Berlin, Decker. 16. 22 1/2 Ngr.

Wolff, C., Briefe aus den Jahren 1719—1753. Ein Beitrag zur Geschichte der Kaiserl. Academie der Wissenschaften zu St.-Petersburg. St.-Petersburg. Lex.-8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Wüstenfeld, F., Geschichte der Stadt Medina. Im Auszuge aus dem Arabischen des Samhüdi. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zacher, J., Die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte und Mythologie. Königsberg, Schubert u. Seidel. Gr. 8. 12 Ngr.

Die neueste Zeit. Geschichtliche Uebersicht der Ereignisse der Gegenwart. Mit Karten, Plänen und Portraits. Herausgegeben von C. Hellmuth. 1ter Jahrgang. October 1860 bis September 1861. Mehr Lieferungen. Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 2 Thlr.

Zille, M., Meister Friedrich. Ein Dichterleben. Leipzig, Belt u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwielich-Gebanten. Von Mr. S. Aus dem Englischen übersezt. Berlin, J. A. Wohlgenuth. 1861. 22. 7 1/2 Ngr.

Tagesliteratur.

Bösch, A., Rede zur Jubelfeier der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten in der St. Nikolai-Kirche am 15. October 1860. Berlin, Guttentag. Lex.-8. 7 1/2 Ngr.

Müller, M., Ein Wort über die Nichtmitglieder und Gegner des deutschen Nationalvereins. Leipzig, Rein. Gr. 8. 2 Ngr.

Nach dem Reichsrathe. Eine Stimme aus Böhmen. München, Kaiser. 8. 8 Ngr.

Reumann, W. A., Preßprozeß Dr. Brunner — Ignaz Kuranda. Zusammenge stellt nach den eigenen und den stenographischen Niederschriften der Hrn. Kober, J. M. Schreiber und Coloman Plager. Wien. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.

Raven, Mathilde, Herr von Bennigsen und der Nationalverein. Ein offenes Wort an den anonymen Verfasser des „offenen Briefes“. Coburg, Expedition der Wochenchrift des Nationalvereins. Gr. 8. 5 Ngr.

Reichensperger, A. und P., Deutschlands nächster Aufgaben. Haderborn, Schöningh. Gr. 8. 25 Ngr.

Rußland und die Orientalische Frage. Von einem Russen. Aachen, Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur hannoverschen Frage. Coburg, Expedition der Wochenchrift des Nationalvereins. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Bu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von F. A. Brodhaus in Leipzig.

I. Prachtwerke.

Schiller-Galerie, geb. 15 1/2 Thlr. u. 16 3/4 Thlr.; Prachtausgabe, geb. 30 Thlr. — **Shakespeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Die Frauen der Bibel**, Drei Folgen, geb. 17 Thlr. u. à 5 1/2 Thlr. — **Washington Irving**, deutsch und englisch, geb. à 6 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, cart. 26 3/4 Thlr., geb. 32 1/2 Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, 1.—8. Lieferung, à 1 Thlr. 18 Ngr. — **Lange's Atlas von Sachsen**, 1. u. 2. Lieferung, à 1 1/2 Thlr. — **Reise-Atlas von Deutschland**, geb. 7 Thlr. — **Schlagintweit, India and High-Asia**, Vol. I mit Atlas, geb. 26 3/4 Thlr. — **Gruner, Die Basreliefs am Dom von Orvieto**, cart. 30 Thlr. u. 40 Thlr. — **Schulz, Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien**, cart. 120 Thlr.

II. Gedichtsammlungen.

Album der neuern deutschen Lyrik, 4. Aufl., geb. 2 Thlr. u. 2 1/2 Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, geb. 1 Thlr. — **Gupkow, Ariel Acosta**, 2. Aufl.; **Kopf und Schwert**, geb. à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich**, 10. Aufl.; **In allen guten Stunden**, 2. Aufl.; **Fester Grund; Auf stillen Wegen; Unter dem Halbmond**, geb. à 1 Thlr. — **Calidasa, Sakuntala**, 2. Aufl.; geb. 1 Thlr.; **Arbass, geb. 26 Ngr.** — **Kortum, Die Jobstade**, 9. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., geb. 3 Thlr. 16 Ngr. — **Prutz, Neue Gedichte**, geb. 2 1/2 Thlr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, cart. 12 Ngr., geb. 1 Thlr., 1 1/2 Thlr., 2 Thlr. u. 3 Thlr. — **Sturm, Gedichte**, 2. Aufl., geb. 1 1/2 Thlr.; **Neue Gedichte**, geb. 1 1/2 Thlr.; **Fromme Lieder**, 4. Aufl., geb. 1 Thlr.; **Neue fromme Lieder**, geb. 1 1/2 Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr.

III. Unterhaltungsliteratur und Wissenschaftliches.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. 2 Thlr. u. 5 Thlr. — **Lichtstrahlen aus Humboldt's Briefen**, 4. Aufl., geb. 1 1/2 Thlr. — **Briefe von W. von Humboldt an Barnhagen von Ense**, 5. Aufl., 3 Thlr. — **Abt-Lallemand, Reise durch Süd-Brasilien**, 4 1/2 Thlr.; **Reise durch Nord-Brasilien**, 3 Thlr. 24 Ngr. — **Gregorovius, Siciliana**, 2 Thlr. — **Lewes, Goethe (engl.)**, geb. 4 1/2 Thlr.; **Die Physiologie des täglichen Lebens (deutsch)**, geb. 8 3/4 Thlr. — **Wetter's Tagebuch**, 1 1/2 Thlr. — **Müller, Zimmermann**, 1 Thlr. 24 Ngr. — **Bunjen, Bibelwerk**, 1., 2. und 5. Band, 2 1/2 Thlr., 2 1/2 Thlr. u. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten**, 2. Aufl., geb. 2 Thlr. — **Carriere, Nestell**, 6 Thlr. — **Conversations-Lexikon**, 10. Aufl., geb. 28 1/2 Thlr., 24 Thlr. u. 24 1/2 Thlr. — **Kleineres Conversations-Lexikon**, geb. 7 Thlr. 14 Ngr., 7 Thlr. 25 Ngr. u. 8 Thlr. — **Illustrirtes Hans- und Famillen-Lexikon**, 1. Band, geb. 2 Thlr. 24 Ngr. — **Deckerlen, Hygienische Ratsch.**, geb. 2 Thlr. 25 Ngr. — **Hammer, Geschichte der Hohenstaufen**, 3. Aufl., geb. 7 Thlr. — **Schoedler, Die Chronik der Gegenwart**, 3. Aufl., cart. 2 1/2 Thlr. — **Staedler, Geographie**, geb. 3 Thlr. — **Windell, Handbuch für Jäger**, 3. Aufl., geb. 6 3/4 Thlr. — **Jeser, Die kleine Jagd**, 4. Aufl., geb. 2 1/2 Thlr.

IV. Jugendschriften.

Arendts, Naturhistorischer Schulatlas, geb. 1 Thlr. 5 Ngr. — **Heubner, Herr Goldschmid**, 2. Aufl., 16 Ngr.; **Neue Geschichten**, 2. Aufl., 8 Ngr. — **Richter, Kinderleben**, 4. Aufl., cart. 20 Ngr. — **Exedter, Der gestiefelte Reiter**, 2. Aufl., cart. 20 Ngr.; **Eine Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Töpffer, Stodolstein**, 2. Aufl., 16 Ngr. — **Beaumont, Le Magasin des enfants**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Comte, Sagesse et bon coeur**, 10 Ngr. — **Genlia, Les Veillées du château**, 8 Ngr.

 In allen Buchhandlungen vorrätig. 

C. F. Maske's Antiquariat in Breslau

veröffentlichte folgenden Katalog seines Lagers, welcher sich der allgemeinen Beachtung empfiehlt:

Katalog 51: Deutsche Literatur von 1750 bis 1813.

56 S. in drei Ausgaben: I. Auf farbigem Velinpapier in Leinwandband mit Goldschnitt. In 15 Exemplaren gedruckt. 1 Thlr. II. Auf seinem weißen Postvelinpapier. Eleg. cart. 10 Sgr. III. Gewöhnliche Katalogausgabe, gratis. Die Ausgaben I und II sind eingeführt von Prof. Dr. A. Kahler und Dr. Fr. Pfeiffer.

Dieses Verzeichniß umfaßt eine der reichhaltigsten Sammlungen der Literatur unserer klassischen Periode. Die Anordnung ist wissenschaftlich, „so daß das Ganze wie eine lebendige Bibliothek“

sammlung zu jedem Handbuche der deutschen Literaturgeschichte erscheint. Die ersten Ausgaben (unserer klassischen Schriftsteller) fehlen nur bei sehr wenigen Werken; dem Freunde literarischer Seltenheiten werden viele geboten, der Schriftsteller aber wird zu mancher Monographie den sonst in Bibliotheken zerstreuten Apparat hier beisammen finden.“ So die Vorrede, welche sich über das Verhältniß der Bibliographie zur Literaturgeschichte verbreitet.

Obiger Katalog, sowie unsere übrigen Verzeichnisse über **Naturgeschichte** (Kat. 41), **Naturwissenschaften** (Kat. 42), **Mathematik, Astronomie, Militärwissenschaften** (Kat. 45), **Geschichte** (Kat. 46), **Jurisprudenz** (Kat. 48), **Medizin** (Kat. 50), **Musik** (Kat. 52), **Literarische Seltenheiten** (Kat. 53), **Geheime Gesellschaften** (Kat. 54) sind direct wie durch jede Buchhandlung zu beziehen. Auf directem Weg werden dieselben portofrei versandt.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 51. —

20. December 1860.

Inhalt: Platen in seinen Selbstbekenntnissen. Von Hermann Wargraff. — Lessing und die „Evangelische Kirchenzeitung“. Von August Boden. — Die Jubelfeier der Universität Berlin. — Moriz Reich und Alfred Meißner. Von Ernst Bülow. — Notizen. (Die englische Kritik und die deutsche Literatur; Zur Biographie Schopenhauer's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Platen in seinen Selbstbekenntnissen.

Platen's Tagebuch. 1796 — 1825. Stuttgart, Cotta. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von allen Vorwürfen, die man gegen Platen gerichtet, schien bisher keiner so gerechtfertigt zu sein als der, daß er mit einer ungemessenen Selbstschätzung behaftet gewesen, und noch in der neuesten Auflage seiner „Geschichte der neuern deutschen Literatur“ sagt Rudolf Gottschall von ihm: „Der souveräne Dichterbüchel der Schlegel hatte in Platen den höchsten Gipfel erreicht.“ Und in der That, was könnte stolzer klingen als die „Grabsschrift“, die er nach Paul Flemming's Vorbild auf sich selbst verfaßte:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschloffen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge u. s. w.

Den Gipfel dieser maßlosen Selbstschätzung schien Platen in den 1834 verfaßten Distichen zu erreichen:

Wie? mich selbst je hätt' ich gelobt? Wo? Wann? Es ent-
deckte

Jergendein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?
Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht mich,
Nicht mein Sterbliches, mein flüchtiges irdisches Nichts!
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
Staut' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Geist.

Gottschall bemerkt hierauf mit Recht: „Wenn er noch so bescheiden war, zwischen sich und dem erhabenen Genius, der ihn besucht, seine Unterschiede zu machen, so konnte die profane Welt sie unmöglich verstehen.“ Anmaßender sogar einem Goethe gegenüber konnte sich wol kein junger Dichter aussprechen, als Platen in seinem Sonett an Goethe vom Jahre 1818:

Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
Rein tiefes Wesen wüßig sah verneinen,
Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
Zu denen, welche meine Kunst erfahren u. s. w.

1860. 51.

Aber nicht bloß öffentlich trat er so selbstbewußt und dünnhäutig auf, sondern auch unter vier Augen, in den Briefen an seine Angehörigen und Freunde. So schreibt er einmal an seine gräßliche Mutter in Bezug auf seine Parabasen, diese seien „d'une beauté du langage qu'on n'a pas encore écouté en allemand. C'est le premier de mes ouvrages que j'ose nommer immortel, sans crainte d'être démenti“; an Gruber über die „Verhängnißvolle Gabel“: diese würde alles, was er bisher geschrieben, hinter sich lassen und eine neue Epoche in seinem poetischen Wirkungskreis und auch in der Literatur beginnen; alles sei in einer Form, „wie sie bisher in Deutschland, ja wie sie seit Aristophanes in der Welt nicht mehr versucht worden“, und ein andermal: „Es freut mich wenigstens, dieses Lustspiel als eine Art von deutschem Muster dieser Gattung hingestellt zu haben, an welchem die Aesthetiker, was das Wesen des Komischen betrifft, lange Zeit lernen können.“ Er macht in einem Schreiben an Schwab die vielleicht richtige Bemerkung: „Eben weil die Komödie etwas ganz Universelles ist, kann sie niemals eine univervelle Anerkennung finden. Wer rühmt nicht den Sophokles?“ Doch wenn er hinzusetzt: „Aber selbst nach Jahrtausenden ist Aristophanes nicht nach seinem ganzen Werthe geschätzt“, so wollte er damit, wie sich aus dem ganzen Zusammenhange ergibt, wol sagen, daß seine „Verhängnißvolle Gabel“ mit den Lustspielen des Aristophanes in gleichem Range stände und erst nach Jahrtausenden richtiger, wenn auch gleich den Aristophanischen Lustspielen immer nicht genug geschätzt werden würde. Hierin täuschte er sich freilich gründlich, denn der schöne Bau und Rhythmus der Verse und einzelne, wirklich der Unsterblichkeit würdige erhabene Stellen in den Parabasen über die Mission der Dichtkunst und der Dichter werden schwerlich die „Verhängnißvolle Gabel“ und noch weniger den „Romantischen Debipus“ vor dem Schicksal retten können, von der Nation selbst vergessen zu werden. Denn diese kümmert sich in ihrer Allgemeinheit um literarische Controversen, die zum großen Theil aus persönlichen Motiven und Eitelkeitsgründen hervorgingen, um Sarkasmen gegen die nun auch ziemlich vergessenen Schicksalstragöden

128

und gegen den „Juden Raupel“ (Raupach, der aber kein Jude war) mit Recht sehr wenig, und will man, wie man doch wol sollte, ehrlich sein, so wird man sagen müssen, daß nun einmal der allerdings sehr kunstlose Hans Sachs'sche Knittelvers, mit dem noch Goethe so große Dinge ausrichtete, das deutsche Ohr viel heimlicher und verständlicher berührt als alle nach so kunstvoll geformten Nachbildungen aristophanischer Versmaße. Damit soll nicht geleugnet werden, daß diese Kunstgebilde nicht auch ihren Werth gehabt hätten, indem sie dazu beitrugen, die Fähigkeiten der deutschen Sprache wesentlich weiter zu entwickeln und dem andern Extrem, dem der Saloperie und der bequemen Misachtung jeder Versplastik die Wage zu halten. Daher werden auch in später Zukunft eigentliche Literaturbeskäftigte und Literaturforscher auf Platen's Literaturkomödien zurückkommen müssen und sie werden an den darin mehr mit Sarkasmen als mit Witz und Humor behandelten literarischen Zuständen vielleicht um so mehr Vergnügen haben, je ferner ihnen diese halb curiosen halb jämmerlichen Zustände dann liegen werden. Nur das möchten wir noch an dieser Stelle bemerken, daß im Auslande Platen, dessen von uns Deutschen besonders geschätzte sprachliche und formelle Vorzüge es zu würdigen weniger fähig ist, wegen jener seltsamen Ausprüche über seinen „Genius“ mehr als wegen seiner Leistungen bekannt zu sein scheint. Man vergleiche z. B. die Charakteristik Platen's in den „Specimens“ von Mary Anne Burt, die ohne Zweifel bei ihren Charakteristiken der deutschen Dichter, von denen sie Proben aufnahm, zum Theil auch die Urtheile berücksichtigt haben wird, die sie bei ihren Landsleuten und Landsmänninnen in Betreff jener Dichter antrah. *)

Man wird nun erstaunt sein, aus dem jetzt veröffentlichten Tagebuche Platen's, welches in den Grenzen des vorliegenden Bandes freilich nur bis 1825, also zehn Jahre vor seinem Tode reicht, zu erfahren, daß er sich gegenüber Gesändnisse ganz anderer Art machte, die Grenzen seines Talents sehr wohl kannte, ja mehr als bescheidene Ansichten von sich hatte. Er selbst bemerkt von seinen ersten poetischen Jugendversuchen:

Ich weiß nicht, ist es Täuschung oder Wahrheit, aber ich finde in jenen ersten holperigen Productionen einen ursprünglichen Funken von poetischem Talent, den ich in meinen spätern und gereifern Gedichten vergebens suche. Ich habe nichts mit den Jahren gewonnen, die Bekanntheit mit allzu vielen Mustern hat mich verderben.

Er schreibt am 17. Juli 1814:

Herr von Harnier hat des „Flüchtlings Wiederkehr“ gelesen, die ihm Iffel gegeben und sie sehr gegen mich gelobt. Ich könnte mir Glück wünschen, wenn ich diese Lobsprüche verdiente. Aber alles, was ich schreibe, sind nur Reime, Nachahmungen, Liebeständeleien ohne Kraft und Geist. Selten bemerke ich einen poetischen Gedanken darin, einem schwachen Sternschimmer ähnlich, der durch die Wolken dringt. Unter andern Umständen vielleicht wäre ich ein Dichter geworden. Ich bin aber zu

*) Wie sich N. Martin, welcher dem zweiten Bande seines Werks: „Poètes contemporains de l'Allemagne“ auch Studien über Platen einverleibt, über den Dichter ausgesprochen hat, wissen wir nicht, da wir von dem Inhalt des zweiten Bandes bisher nur durch eine kurze Anzeige in der „Revue germanique“ Kenntniß erhalten haben.

unvollkommen als Mensch. Vielleicht könnte mir die Liebe noch einige Accorde entlocken; aber ich fühle mich kalt. Ich wollte, daß niemand wüßte, daß ich je Verse gemacht habe.

Noch stärker drückt sich dieses Ungenüge mit sich selbst in folgender Tagebuchstelle vom 12. Januar 1816 aus:

Trübe Stunden, in denen ich ganz an mir selbst verzweifle. Ich fürchte, daß ich weder Verstand, noch Geist, noch Talent, noch überhaupt irgendetwas besitze, das über die gemeinen Menschen erhebt. Zum mindesten schmeichle ich mir, daß ich gut bin, und sei ich auch in allen Stücken ein Idiot, noch überdies ein erbärmlicher Dichter, so habe ich doch ein Streben zu etwas Besserm.

Aehnlich bemerkt er am 8. Mai, daß seine bisherigen poetischen Arbeiten „nichts werth“ seien, daß er aber, „so weit dies anders noch möglich ist“, doch „kein verdorbenes Gemüth“ habe, daß er „wohlwollend und zuverlässig“ sei und daß er sich zu den „bessern Menschen“ zähle; „aber“, wie er hinzusetzt, „vielleicht nur deswegen, weil ich weiß, wie ein guter Mensch sein muß, nicht weil ich's bin.“ Er bemerkt am 6. Juni: „Vielleicht könnte noch etwas aus mir werden, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte ein Dichter zu sein; aber dazu werde ich es nicht bringen, das Vielschreiben, sehe ich wol ein, ist einer meiner Hauptfehler.“ Indes beginnt er, sich bereits mit dem Gedanken zu trösten, daß Uebung den Meister mache und das Vielschreiben doch von „Fruchtbarkeit der Phantasie“ zeuge; er nimmt sich nun vor, mit „äußerster Strenge“ bei seinen Arbeiten zu verfahren und „nicht eine Zeile“ niederzuschreiben, „die nicht mit erträglichem Vers und Reim einen erträglichen Gedanken verbindet.“ Wie Schiller nach dem ihm nicht genügenden äußern Erfolge des „Don Carlos“ anfang, an seinem poetischen Talent irre zu werden und sich auf prosaische, namentlich historische Arbeiten als die lohnendern zu werfen vornahm, wofür Körner ihn mit scharfen eindringlichen Worten zurecht setzte, so gab es auch bei Platen eine Zeit, wo er ernstlich mit sich zu Rathe ging, ob es nicht besser sei, sich ganz der Prosa zu widmen. „Da ich als Dichter nichts leisten kann“, schreibt er am 13. März 1817, „gelingt mir vielleicht etwas in prosaischen Aufsätzen. Philosophie, Geschichte und Kritik ziehen mich wechselseitig an, besonders die letztere. Herder und Lessing sind jetzt meine großen, freilich unerreichbaren Vorbilder.“ Solchen Zweifeln wird freilich kein ehrenwerther Poet in modernen Zeiten entgehen und um so weniger, je enger sein Streben, je entwickelter seine Denkkraft, je weiter der Horizont seiner Anschauungen, Kenntnisse und Tendenzen ist. Nur die ins Blaue hinein träumenden unfaselnden Poeten entgehen diesem Zwiespalt; sie haben aber auch ihren Lohn dahin. Am 28. November desselben Jahres wünscht sich Platen einen erfahrenen Beobachter, der ihm sagte, ob er zur Poesie überhaupt und zu welcher Gattung er Talent habe: „Die Kritik beobachtet so manches, was dem Verfasser so leicht entgeht“, und den Beginn des Jahres 1818 weiht er mit den Worten ein:

Wie unvollkommen bin ich als Mensch (durch Zurückge-
genheit, Unbeholfenheit und Stummheit in der Gesellschaft), als

Staatsdiener (da ich ein schlechter Offizier bin) und als Poet (wahrhaftig, reiches Talent fehlt mir; viele Lektüre hat meinem Geschmac einen gewissen Grad der Ausbildung, und Uebung Fertigkeit im Versbau gegeben, das ist alles).

Am 26. Mai, also im Poetenmonat, schreibt er:

Ich wünschte wie einen Vers gemacht zu haben, so würde ich mich ganz in die Arme der Wissenschaft werfen und etwas leisten können, da ich Geistesgaben, d. h. Verstand und Gedächtniß besitze. Ich hätte mich am Genuß fremder Dichtwerke begnügen, nicht selbst Dilettant werden sollen.

Als er im September 1822 auf einer Reise nach Wien begriffen ist, überfällt ihn plötzlich in Linz „der größte Unmuth“, „die tiefste Verzagung“ an seinem Talent, und er kehrt wieder nach Franken um.

Wie bringt man nun diese fast maßlose Bescheidenheit, diese Demüthigung vor sich selbst, diese Selbstverzweiflung in vernünftigen Zusammenhang mit den oben erwähnten ebenso maßlosen Ausbrüchen der Selbstbewunderung und Selbstüberschätzung? Hielt Platen dafür, daß man dem Publikum und selbst den nächsten Angehörigen und Freunden gegenüber durchaus nicht blöde sein dürfe? daß man, um zu etwas zu kommen, durchaus nicht den Bescheidenen spielen müsse, daß das Ansehen eines Poeten wächst, je mehr Ansehen er sich selbst zu geben weiß, je mehr er die quälenden Zweifel an seinem Talent vor dem Publikum verhehlt? Diese Taktik haben auch andere zu jener Zeit und später mit Glück befolgt. Auch Platen's Gegner, Heinrich Heine, war bekanntlich durchaus nicht blöde. Wer, von Talent und Geist unterstützt (denn diese gehören natürlich dazu), dreist behauptet: Ich bin der größte Dichter oder der größte Künstler meiner Zeit! der imponirt schon durch diese Behauptung, und das Publikum meint, es müsse doch etwas daran sein; es wird verzagt, wagt für den Augenblick nicht zu widersprechen, weil es fürchtet in Veracht zu kommen, daß es die Größe des Mannes zu begreifen nicht fähig sei, und das Uebrige findet sich. Man weiß oft bei den größten Männern nicht, wo der Charlatan aufhört und der große Mann anfängt, und bedeutende Männer, die, wie Washington z. B., alle Künste des Charlatanwesens verschmähten, sind im hohen Grade selten, finden aber glücklicherweise bei den Nachlebenden doch auch die ihnen gebührende Würdigung. Immerhin bleibt aber die bekannte triviale Regel, daß man der Welt „blauen Dunst“, in den man sich zugleich mit einhüllt, vormachen müsse, praktisch, und war nie praktischer als in unsern Zeiten, wo das Publikum alles glaubt, nur das nicht, was es glauben sollte.

Doch vergesse man auch nicht, daß Platen, als er diese Geständnisse in seinen Tagebüchern machte, noch jung, gleichsam unentweilt, noch keine öffentliche Person war, die schon als solche die Scham, die ihr angeboren ist, zu verlieren pflegt. Noch während der Periode, welche das hier veröffentlichte Tagebuch umfaßt, findet man bereits Aufzeichnungen, die, wie auch sein von ihm selbst zugestandener systematischer Widerspruchsgedanke auf ein erwachsen- des hohes Selbstgefühl hindeuten. Zwar rühmt Platen sich nicht selbst, aber er läßt sich durch andere rühmen, nur daß er selbstverleugnend genug ist, neben den Lobes-

erhebungen, die ihm namentlich von seinen erlangten und münchener Gönnern zu Theil wurden, auch die ihm nicht günstigen Urtheile zu verzeichnen.*) Aber er vergißt doch nicht zu bemerken, daß Engelhardt in Betreff der Zueignung des „Gläsernen Pantoffel“ an Schelling geäußert habe, es seien dies „die schönsten Stanzas, die in deutscher Sprache geschrieben sind“, und daß Thiersch die „venetianischen Sonette“ für die „besten Sonette, die in deutscher Sprache geschrieben seien“ erklärt habe.**) Im October 1817 erwähnt er eines an Gruber gerichteten Briefs, worin er sich dahin ausgesprochen, er fühle eine große Kraft in sich, er werfe dann den Gedehandschuh fast vor die ganze jetzige Dichterjugend; er glaube dann eines Schmunzels fähig zu sein, den sie nicht erreiche; doch verkrümmten diese Illusionen wieder; er höre eine Stimme, welche wahrer und weniger eitel sei. Im Januar 1821 kommt ihm der Gedanke, 24 Schafeln drucken zu lassen, um sich dem Publikum als einen Dichter zu zeigen, „der seine Sprache in der Gewalt hat und etwas verspricht“; er dichtet im Februar noch weitere 11, und zwar fünf der „schönsten“ am 10. Februar auf einem Spaziergange nach Alzeßberg und Marloffstein. Kein Wunder übrigens war es, wenn Platen's Bescheidenheit allmählich einem starken Selbstgefühl Platz machte; denn als er den „Rhapsodist“ im Harmoniesaal zu Erlangen vorgelesen hatte, überbot man sich in Lobeserhebungen, nannte die Exposition „vortrefflich“, die Wächterscene „Shakspeareisch“ und ein „Meisterstück im Romischen“, die Scene der Vohdanne mit ihrem Sohne „tieferschütternd“, den Charakter des Sethon „mit wenigen Pinselstrichen groß gezeichnet“ u. s. w. Gegen solche in diesem Falle etwas übertriebene Schmeicheleien bleibt wol so leicht kein Dichter gleichgültig. Welche Fortschritte Platen in seiner Selbstschätzung späterhin gemacht habe, würde sich erst erkennen lassen, wenn auch der noch ungedruckte, die Periode seines eigentlichen Dichterruhms umfassende Theil seiner Tagebücher veröffentlicht würde. Jedenfalls aber könnte dadurch dem Dichter

*) Zu den hier verzeichneten absälligen Urtheilen gehört namentlich das Ludwig von Knebel's über das dramatische Gedicht „Der gläserne Pantoffel“, wovon ihm Platen eine Abschrift zugesandt hatte. Knebel sandte das Manuscript mit dem „tollsten Briefe“ zurück, in welchem er zuvörderst seine ganze Galle über Platen's „Schafeln“ ausgoß und dann bemerkte, von dem Stück wolle er lieber gar nicht reden. Platen fährt dann fort: „Er nennt meinen Apoll einen Kasperle und meine Mufen Dienstmädchen und dergleichen Impertinenzen.“ Platen richtete nun gegen Knebel das satirische Gedicht „Klagen eines Kamlerianers“, mit dem Refrain „Lieber alter Herr Major“, welches von Schelling getabelt wurde. Auch Rückert, wie Platen kurz vorher schreibt, fand keinen Geschmac an dem „Gläsernen Pantoffel“; er nannte die Märchen „uninteressant“, den Bernullo „froßig“ und auch die übrigen Personen ohne „Fleisch und Blut“, was sie auch sind. „Den Aeltern“, bemerkt Platen trocken, „sagte das Stück auch nicht zu.“ Jean Paul dachte vom „Gläsernen Pantoffel“ im ganzen günstiger; es sei doch immer ein Beweis von Kraft, daß Platen das Stück in nur fünf Tagen geschrieben, äußerte Jean Paul gegen den Dichter.

**) Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, daß Platen, der doch sehr bald die schwierige Form des Sonetts mit so großer Meisterschaft zu handhaben lernte, noch im Jahre 1818 verfiel: „In seiner Sprache konnte ich dem Sonett Geschmac abgewinnen.“

nlemaß und in keiner Weise der Ruhm verkümmert und verringert werden, daß er die löbliche Eigenschaft der Bescheidenheit und Selbsterkenntniß in jüngern Jahren in ungewöhnlich hohem Grade bejessen habe.

Freilich hatten seine frühern Umgebungen auch redlich das Ihrige gethan, um das durchbohrende Gefühl seines Nichts in ihm lebendig zu erhalten. Denn während die Jubendutschen jedes unter ihnen aufkeimende poetische oder künstlerische Talent in aller Weise zu fördern und emporzutragen pflegen, sind im Gegentheil die Christendutschen gewohnt, einem poetischen Talent möglichst viel Schwierigkeiten zu bereiten, den phantastischen „Reimschmied“ selbst durch Hohn und Spott einzuschüchtern, zu demüthigen und ihn zum Stuchblatt fortbauender wohlfeiler Wiße zu machen. Diese entwürdigende Behandlung kann aber für ein zartes, aufkeimendes Talent ebenso verderblich werden als die künstliche Treibhaushitze übermäßigen Lobes; denn entweder verkümmert und verkrüppelt es unter jenen Mißhandlungen gänzlich, oder es nimmt in die Tage seiner spätern Entwicklung doch düstere Eindrücke und Groll und Haß hinüber, deren Folgen sich in seinen Hervorbringungen an einem gewissen krankhaften, disharmonischen, hypochondrischen, Charakter und einem misfarbigen Colorit erkennen lassen, oder das lang zurückgehaltene Selbstgefühl schlägt nach den ersten Erfolgen in Hochmuth und Dünkel um. Je mehr Widerstand ein Individuum zu überwinden, je mehr Druck es zu erdulden hatte, ehe es sein Ziel erreichte, um so größer pflegt bei ihm auch die Einbildung in Betreff seiner moralischen und intellectuellen Größe zu sein, wie man dies nicht selten sogar bei Personen findet, die in den bescheidensten Lebenskreisen ein nur sehr bescheidenes Ziel erreicht haben.

Schon im Cadettencorps zu München (1806—10) wurde es Platen „verargt und verspottet“, daß er Gedichte machte. Als er mit seinem Regiment 1815 in Frankreich garnisonirte, scheint er wegen seines feinen, stillen, in sich gekehrten Wesens das Stuchblatt und um so zu sagen der allgemeine Fußabschaber des ganzen Regiments gewesen zu sein; denn verwilderten, rohen, renomistifischen Gefellen ist nichts verhaßter, als die Gegenwart einer zart organisirten, poetisch sittlichen Natur, die für sie ein ewiger stillschweigender Vorwurf ist. Platen schreibt: „Jeder beleidigt mich und ich habe keinen Vertheidiger, viele hassen mich, weil ich an ihren Ausschweifungen und lasciven Gesprächen keinen Antheil nehme, andere kennen mich nicht und verachten mich.“ Noch im Jahre 1824, wo er bereits einen Kreis von Verehrern in Erlangen zählte, klagt er, daß er aus Mangel an zusagender Gesellschaft sich unbehaglich fühle, daß seine ältern Freunde wie Buchta verheirathet seien, andere, wie Engelhardt, ganz einem bestimmten Wirkungskreis und Studium lebten, und er fügt hinzu:

Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen, er lebt nur für andere und hat am Ende keinen Dank dafür, und seine Zeit geht erst an, wenn er nicht mehr lebt, denn erst dann steht er vollendet vor den Augen der Welt.

Dahin gehört auch eine Bemerkung vom 16. October 1814:

Unter allen Künsten ist es sicherlich die Poesie, die von gewöhnlichen Menschen am wenigsten geliebt wird. Malerei und Musik haben beide etwas Impontrendes, das zu den Augen und Ohren der Masse spricht. Die Malerei hat ihre Caricaturen, ihre Schlachtfelder, ihre Porträte, deren Ähnlichkeit frappirt. Die Musik ihre rauschenden Töne, ihre Märsche, ihre türkische Trommel.

Unter allen Dichtern erlebt auch in der That nur der Bühnendichter, d. h. der glückliche — denn ein unglücklicher Theaterdichter ist der unglücklichste von allen — eine sichtbare Massenwirkung, eine Wirkung möchte man sagen mit Tamtam und türkischer Trommel, weshalb wol auch so viele für das Drama nicht besonders günstig ausgestattete Poeten, darunter Platen selbst, die äußersten Anstrengungen machen, um die Bühne und von ihr herab das Publikum zu erobern. Im übrigen erblickt Platen darin einen Vorzug der Poesie vor den andern Künsten, „daß sie bloß den Geist in Anspruch nimmt, und daß sie wie die eleusinischen Geheimnisse keine Profanen duldet“.

Der arme Platen! Noch im Jahre 1832, wo er schon zu den gefeierten Dichtern gehörte, mußte er sich am 13. October aus München beklagen: „Gestern wurde ich dem Grafen Dietrichstein vorgestellt, der für einen großen Literatus gilt, der sich aber nicht im geringsten mit mir abgab.“ Zum Theil aus dem drückenden Gefühl der Vereinzelung, in welche man in unsern Tagen den Dichter so gern und geflissentlich hineinnöthigt, entsprangen bei manchen Poeten gewisse Ausweichungen, weil sie nach theilnehmenden, natürlich empfindenden Menschen suchten, die sie in der höhern Societät nicht fanden.

Je bescheidener Platen wenigstens als Jüngling von sich dachte und je höher das Ziel war, das er sich gesteckt hatte, um so mehr Arbeit ließ er es sich kosten, um zur Meisterschaft zu gelangen. In dieser Hinsicht gleicht er Goethe und Schiller, die auch nie mit sich fertig wurden; vor allen Mitlebenden und Miststrebenden aber zeichnete er sich, außer durch die umfassendste Kenntniß der poetischen Literatur und fremden Sprachen, namentlich durch seine Gewissenhaftigkeit und sein unablässiges Streben nach sittlicher Vertiefung aus. Er machte die wichtige Entdeckung, daß er unvollkommen als Dichter sei, weil er „zu unvollkommen als Mensch“ sei. Hiernach würde der vollkommene Mensch, wenn er überhaupt zugleich poetisch befähigt wäre, allein den Anspruch haben, ein vollkommener Dichter zu sein, und der vollkommenste Mensch wäre auch der vollkommenste Dichter. Dieses Erkenntniß macht dem Herzen, der Einsicht und der sittlichen Anschauung Platen's sicherlich die höchste Ehre. Seinen Trost für seine Mängel als Dichter findet er in der Ueberzeugung, daß er, soweit es in unsern Zeiten überhaupt möglich, „kein verdorbenes Gemüth“ habe. Ein verdorbenes Gemüth wird auch sicherlich unverdorbene Poesie nicht erzeugen können. Daher rang auch Platen unablässig nach sittlicher Reinigung. Er schreibt am 18. August 1817:

Schon lange fühlte ich in meiner Moral, trotz aller guten Vorsätze, etwas Schwanfendes, Unbestimmtes; es mangelt mir eine gewisse Norm, nach der ich mich fügen könnte. In die Ideen anderer konnte ich niemals eingehen, ich übernahm es daher mein eigener Papp zu sein. Ich habe diese letztvergangenen Tage daher dazu angewendet, eine Reihe von Maximen, theils aus dem Leben, theils aus meiner Lectüre geschöpft, in möglichster Kürze aufzuzeichnen, die ich mich oft zu lesen verpflichtete, und die mir in allen Verhältnissen zur Richtschnur dienen werden. Ich überschrieb sie „Lebensregeln“; es sind 48 theils religiöse Grundsätze, theils Beobachtungen in Bezug auf mich und andere. Der Allwaltende wird mir Stärke verleihen, mir selbst getreu zu sein.

Seine wissenschaftliche Ausbildung sollte hinter seiner stilllich-religiösen nicht zurückbleiben. Es ist unglaublich, was alles aus den verschiedenen Sprachen Platen durch- und untereinander gelesen hat. Man wird die Schriften, die er las, hier vollständig verzeichnet finden; denn er führte auf's gewissenhafteste Buch über die Gegenstände seiner Lectüre und seines Studiums. Obschon im Grunde Autodidakt, las er die lateinischen, griechischen, englischen, französischen, italienischen Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber in der Ursprache. Er dichtete selbst in französischer Sprache, z. B. noch im Jahre 1819 ein französisches Lied, übersetzte zur Uebung häufig deutsche Verse ins Englische, und versuchte die erste Strophe der „Gerusalemm liberata“ in französischen Stanzas zu geben. Dieser Versuch schien ihm wenigstens den Beweis zu liefern, „daß unter geübten Händen die Octaven der französischen Sprache sich gut anschnüren würden“. Im März 1817 sang er das Spanische an, und im Juni, wo er in stiller Abgeschiedenheit in Schliersee lebte, konnte er bereits den Cervantes in der Ursprache lesen. Gegen Ende desselben Jahres nahm er das Portugiesische vor, und im Februar liest er bereits die Lusaden; gelegentlich versertigt er auch einmal ein portugiesisches Gedicht. Im Sommer desselben Jahres macht er sich ans Holländische*), im März 1819 an das Dänische, im Sommer 1820 an das Persische, und im Mai 1821 ist er darin bereits so weit, um auf seinen Spaziergängen Chaselen von Haß auswendig zu lernen. Er kommt nach Böhmen, und der Klang dieser Sprache, besonders im weiblichen Munde, gefiel ihm so wohl, daß er sofort sich böhmische Bücher nebst Wörterbuch und Grammatik kauft, um sie zu lernen. Freilich dünkt ihm, der mit einem merkwürdigen sprachlichen Talent begabt gewesen sein muß, „eine Grammatik so interessant wie ein Roman, wenn sie nicht ganz ungenial geschrieben ist“. Ein wunderliches Gesandniß bei einem Poeten! Mit dem Anfange des Jahres 1822 wirt er sich auf das Türkische, weiter auch auf das Arabische und das Sanskrit, und nachts im Bett treibt er Bibellectüre. Neben den vielen andern Schriften liest er auch naturwissenschaftliche und militärische Werke. Kurz, er konnte mit Recht von sich sagen: „Ich thue mir an keinem Tage genug!“ Nur um seinem Wissensdurst

genug zu thun, doch unter dem Vorwand, sich für die diplomatische Carrière vorzubereiten, beurlaubte er sich, um in Würzburg und dann Erlangen zu studiren, wobei er seinen Haß gegen das dissolute Leben auf Universitäten und seine Furcht vor Provinzialstädten zu überwinden hatte.**) Freilich war ihm auch der Militärstand zur Last, weshalb er Ende 1816 daran dachte, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, als dem einzigen Lande, wo man sich auch mit geringen Talenten eine erträgliche Existenz verschaffen kann. „Ich ziehe vor Sprachlehrer zu werden“, schreibt er; „ich möchte so gern mein Glück selbst bauen.“ Natürlich ward dieser ziemlich unverständige, übrigens aus seinem Freiheitsdrang hervorgehende Plan bei ruhiger Prüfung sehr bald aufgegeben.

Seinem Patriotismus stellten diese Tagebuchblätter überhaupt ein schönes Zeugniß aus. Schon als neunjähriger Knabe zürnte er über die Stistung des Rheinbundes und er sah mit „Schmerz das Ende des Deutschen Reichs, den Verlust der Rechte des Reichsregels, den Fall Preussens“. Napoleon, den er einmal einen „Cartouche im Kleinen“ nennt, haßte er als Patriot glühend, obschon er später als Mensch und Dichter dem gestürzten und verbannten Kaiser sein Mitgefühl nicht versagte. Kriegslustig rückte er mit seinem Regiment 1815 in Frankreich ein; aber zum Zusammentreffen mit den Franzosen kam es nicht, da inzwischen die Junischlachten in wenigen Tagen der Herrschaft Napoleon's für immer ein Ende gemacht hatten. Eine repräsentative Verfassung und die Einheit Deutschlands waren sein „sehnlicher Wunsch“. Freilich verzweifelt zu Zeiten auch er, und als er einmal bemerken mußte, daß sogar „edle und aufgeklärte Männer“ sich gegen die Constitution erklärten, ruft er aus: „Ich glaube, daß für unser Zeitalter nichts mehr zu hoffen steht in Deutschland.“ Auch von einer Revolution hoffte er nichts. Er schreibt:

Ich finde auch in diesem (dem Deutschen) und in den Völkern überhaupt ein Streben nach Freiheit, erwarte aber nichts von einer Revolution, die viele weiffagen, da das Volk weder Ziel noch Maß kennt und sich selbst und alles zu Grunde richten würde. Wol aber hoffe ich eine Besserung von der stillen Wirksamkeit der Aufgeklärten und Bessern.

Ein andermal, im Jahre 1820, schreibt er:

Diese republikanischen Selbstschnäbel, die auf eigene Faust die Geschichte corrigiren möchten und wännen, etwas machen zu können, was nicht geworden, und im innersten Volksleben gegründet ist, mögen in der Vereitelung ihrer Bestrebungen den verdienten Lohn finden.

In Bezug auf Religion oder wenigstens Confeßion schwankte er; aus bloßem Widerspruchsgeist vertheidigte

*) Im übrigen fand er seine Befürchtungen in Betreff des rohen Studententreibens in Erlangen damals nicht bestätigt. Er schreibt einmal an seinen Freund Bigger: „Dabei herrscht größtentheils ein edler Ton unter den Burschen selbst, und die Wiedergeburt unsers Volks, die wir erlebt haben, zeigt sich schon jetzt an einer schönen erfreulichen Erscheinung. Daß eine solche Zeit wie jede andere auch ihre Caricaturen liefert, versteht sich von selbst.“ Wie traurig, daß dieser auf den deutschen Hochschulen damals herrschende edle Geist später in aller Weise unterdrückt statt in gutem vaterländischen Sinne gepflegt wurde.

*) Für dieses hatte er schon eine Sympathie durch den niederländischen Dialekt, „den ich“, schreibt er, „immer am liebsten hörte, und nach dem ich meine eigene Sprache bildete, ohne doch seine Provinzialismen anzunehmen“.

er den Katholicismus, wenn Protestanten ihn angriffen, während er die Thorheiten des Katholicismus in einer Pöffe „Der Sieg der Gläubigen“ verspottete; doch arbeitete er sie später in einer Weise so um, daß sie „jedermann vorgelegt werden kann“. Ein tiefes religiöses, selbst kirchlich-mystisches Bedürfnis spricht sich aber in diesen Tagebuchblättern mehrfach aus; im Jahre 1820, wo er sich sechs Wochentage lang in Würzburg aufhielt, bemerkt er z. B.: „Auch während dieses Aufenthalts in Würzburg hab' ich mich oft in eine einsame Kirche geschlichen und gebetet, wenn ich mich beengt oder bewegt fühlte.“ Der Protestant suchte also in katholischen Kirchen Trost! Dagegen hatte er noch 1818 keine größere Idee gefasst, als „ein deutscher Confucius zu werden, d. h. unter den Gebildeten eine vernünftige Religion zur Herrschaft zu bringen“. Den Mangel eines festen Princips in religiösen Dingen wird man übrigens einem so jungen Poeten, wie damals Platen noch war, nicht hoch anrechnen können, namentlich in einer so chaotischen Zeit, wie die unserer. Wo soll besonders der Dichter bleiben? Auf der einen Seite erschrickt seine Phantasie vor der dürrsten dogmatischen Nüchternheit, auf der andern sein Verstand vor dem phantastischen Wust.

Auch in seinem Geschmack und seinen literarischen Neigungen war Platen in seiner Jugend überaus bescheiden, und er verschwendet oft die überschwenglichsten Lobsprüche an Dichter und Dichtungen, welche jetzt von der Kritik sehr über die Achseln angesehen zu werden pflegen. Caroline Fichler „entzündet“ ihn (im Jahre 1813); wenn ein Roman in Hinsicht auf Inhalt, Ausführung, Moralität und Darstellung gerühmt zu werden verdiene, so sei es ihr „Agathokles“; der Stil vereinige „alle Vorzüge“ u. s. w. Tiebge's „Urania“ nennt er in demselben Jahre das Werk einer „wahrhaft göttlichen Muse“. Ernst Schulze's „Verzauberte Rose“ erscheint ihm (im Jahre 1818) als ein „göttliches Gedicht“. Selbst Müllner's „Schuld“ entzündet ihn im Jahre 1816 so, daß er daraus „den ganzen Tag über Verse im Munde führt und sie für sich wiederholt“; er nennt sie wenig später ein „ausgezeichnetes Stück“, und erst allmählich je mehr er zur Reife gelangt und je öfter er sie auf dem Theater sieht, gestaltet sich sein günstiges Urtheil in ein entgegengesetztes um. Als er im Sommer 1819 einer Aufführung der „Schuld“ (mit Clair als Hugo) beigewohnt, schreibt er: „Das Stück wird mir jedesmal fataler, und ich erkenne jedesmal deutlicher seine unzähligen Schwächen und Lächerlichkeiten.“ Noch im Jahre 1820 erscheint ihm Werner's Trauerspiel „Der vierundzwanzigste Februar“ als ein „Meisterstück“. Auch über Fied, über den Ritter Rang, den Verfasser der „Hammelburger Reisen“, von dem er sagt: „Der Verfasser ist uner schöp flich in guten Einfällen, und es ist zu bedauern, wenn ein solches Talent für die komische Literatur verloren geht“, über Grillparzer und Dehnschlager findet man höchst anerkennende Ausprüche. Rückert lernte er 1820 persönlich kennen: „Seinem Aeußern nach ist er sehr groß und stark, er sieht etwas finster und durch eine schwere

Krankheit im vorigen Winter etwas gealtert aus. Er ließ mir durch sein offenes, mildes, ungeschminktes Betragen eine sehr angenehme Erinnerung zurück.“ Das spätere abfällige Urtheil Rückert's über den „Gläsernen Pantoffel“ (vom Jahre 1823) haben wir schon oben angeführt. In demselben Jahre besuchte er auch Jean Paul in Baireuth, der sich bei dieser Gelegenheit in interessanter Weise unter anderm über Rückert und Shakspeare äußerte. Von erstem sagte Jean Paul, er habe sehr viel Talent, aber eine große Geschmacklosigkeit; er habe so viel Gewandtheit, daß er allenfalls auch seine Briefe in Sonetten schreiben könne, aber wenn man die Sprache rädere, so lasse sich freilich viel ins Werk setzen u. s. w. Die komische Charakteristik in den „Leistigen Weibern von Windsor“ nannte Jean Paul nur „durch höhere Eingebung möglich“; dumme Kerle zu schaffen mislinge fast allen außer Shakspeare; andere stellten bei ihren Einfällen gewöhnlich nur sich selbst dar. Platen erzählt ferner von Jean Paul:

In einer Gesellschaft bei Fräulein von Stein, wo Jean Paul überaus geistreich und witzig bis zum Drolligen war, und doch von Zeit zu Zeit auf ungeschminkte Weise die warme Hülfe seines Herzens hervorbrach, habe ich zum ersten mal recht lebendig empfunden, was Humor ist. Wir begleiteten ihn nach Hause, wo er, seine Frau am Arme führend und in der andern Hand ein Laternchen tragend, ungemein drollig und liebenswürdig ausah.

Den größten Einfluß gewannen in Würzburg und Erlangen auf unsern Dichter die Philosophen Wagner und Schelling, über die man hier manches Interessante erfährt. Für den erstern schwärmte Platen in fast unglaublicher Weise; er betrachtete ihn wie einen Propheten, und was Wagner sagte, war für ihn Orakelspruch. Schelling seinerseits war schuld, daß sich Platen eine Zeit lang mit so großer Hülfe auf das Drama warf, welches doch im Grunde seinem Talente sehr wenig zuzusagen war. Schelling hatte geklagt, daß wir Deutsche noch immer keinen eigentlichen dramatischen Dichter hätten, daß die Kritik zu früh in unsere Literatur getreten sei und sie gehemmt habe, daß durch allzu viel Bewußtsein unsere Poeten meist verdorben wären. Shakspeare und Calderon dagegen hätten, ganz unbekümmert um die Kritik der Gelehrten, bloß für das Volk von der Bühne herab gesprochen. Daher, hatte Schelling ferner gesagt, käme auch die außerordentliche Sterilität unserer Dichter, während Sophokles, Lope de Vega, Calderon, Shakspeare eine so große Menge Stücke hinterlassen hätten; bloß Klopstock habe bei uns, wiewol im schlechten Sinne, ein Beispiel von ungehinderter dramatischer Fruchtbarkeit gegeben. „Diese Worte“, erzählt Platen weiter, „erregten wieder mächtig in mir die Neigung zum Drama, als einem noch offenen Felde: eine Neigung, die in frühester Kindheit schon in mir gegoren und noch in letzter Zeit wieder häufig der meine Seele trat.“ Es zeugt von dem mehr und mehr erwachenden Selbstbewußtsein Platen's, daß er sich, wie es scheint, ernstlich vornahm, für die deutsche Bühne das zu werden, was Shakspeare für die englische, Lope de Vega und Calderon für die spanische waren, daß er sich sogar

einbildeten, fruchtbarer sein zu können als sie. Daher dichtete er rasch hintereinander die Stücke „Der gläserne Pantomime“, „Rampant“ und „Trene um Trene“; aber sicherlich gibt es wol kaum in irgendeiner Literatur Dramen, welche so sehr aus dem „Bewußtsein“ hervorgegangen wären wie diese.

Ueber mehrere unserer ältern und namentlich unserer klassischen Autoren, über Lichtenberg, Lessing, Herder, Schiller und Goethe finden sich in diesen Tagebuchblättern viele interessante Aussprüche. Ueber Lichtenberg's Schriften bemerkt Platen im Jahre 1816: „Ein vorurtheilsfreier Verstand, Wit, Laune, Satire ohne Gift, der feinste Beobachtungsgeist und ein leichter, durchaus angenehmer Stil geben diesen Büchern einen hohen Werth, alles wird anziehend unter Lichtenberg's Feder.“ Dieses Urtheil wird jeder Kenner der Lichtenberg'schen Schriften sichtlich unterschreiben. Ueber Lessing bemerkt er im Jahre 1817 sehr wahr und treffend: „Was für ein Mann war dieser Lessing und welche Erinnerung nahm er mit ins Grab! Da er sein ganzes Leben verkannt, unglücklich und hintangesetzt, da er um sein ganzes Leben betrogen war — wer pochte auf ein besseres Schicksal?“ In seinen frühern Jahren fühlte er sich im ganzen mehr von Schiller's stiellichem Pathos angezogen; vor Goethe stand er wie vor einem „Räthsel“, mehr verlegen, halb verwundert, halb bewundernd still. Sehr fein bemerkt er übrigens im Jahre 1815 über Goethe: „Er weckt oft mit zwei Worten eine Fülle von Gedanken; es bewegt sich eine ganze Welt in seinen Producten“, und er fügt hinzu: „Ich wünschte, daß mir nur eine einzige Unterredung mit ihm über das Los der Menschheit und den Geist des Christenthums vergönnt wäre.“ In die „verzweifelnste Stimmung“ wurde er versetzt, als Wagner im Jahre 1818 von Schiller behauptete, „daß er ein Pflücker (!) sei“, und er ruft aus: „Also habe ich meine Jugend umsonst verschwendet, da selbst Schiller ein Pflücker genannt wird.“ In dieser Verzweiflung kam er auf die wunderlichsten Ideen; er lobt zwar an Shakspeare mit Recht, daß er nie eine Zeile schrieb, „die nicht ganz Shakspeare wäre“, nur habe ihm das gefehlt, „was bei Calderon so überschwenglich ist, die Mystik, die religiöse Tiefe des Gemüths“, was so weit gehe, daß er auch die Geschlechtsliebe „niemals christlich erhaben“ darstelle; Goethe's Universalität sei zwar sehr verführerisch, aber er habe „nie vermocht, einen einzigen tugendgroßen und kräftigen Charakter, wie nur der geringste in Shakspeare, darzustellen“, und der „Wilhelm Meister“ sei ihm immer so „ekelhaft“ gewesen, „weil hier ein ganzes Heer von Schwächlingen durcheinander fliehet, deren Immoralität a priori vorausgesetzt wird“. Nie habe Goethe vermocht, „die Liebe nur im einzelnen aufzufassen“, er habe sie „antik oder noch freivolter als antik“ dargestellt. Das alles ist schon schief, unbegründet und absurd genug, aber es kommt noch abgeschmackter. Platen verzichtet am 24. December 1819, Wagner's Gedanke, daß Goethe der letzte Dichter sei, könne nicht auf ihn einwirken, da er sich täglich mehr der Wichtigkeit seines poetischen Talents bewußt werde (und doch hatte er erst am 7. November eine seiner vollendeten Balladen, den „Wilger von St. Juste“ gedichtet), und bemerkt dann weiter, Goethe, dieser mehr heidnische (!) als christliche Dichter, habe das Höchste in der romantischen Poesie gar nicht erreicht, in dieser Hinsicht stehe hoch über ihm — Friedrich von Heyden, der Dichter der „Renata“. Platen fährt dann fort:

Goethe ist nicht einmal der Vollen der deutschen Poesie, sondern in ihr bloß Schiller's geistiger Gegensatz, wie Shakspeare Calderon's in der europäischen. Mir scheint Friedrich von Heyden zu sein, was Wagner Goethe scheint. National begriffen kommt die romantische Poesie nach ihren Polen so zu stehen:

Italiener

Engländer

Spanier

Deutsche.

Die andern Völker haben keine wahren Dichter, oder sie schließen sich bloß an die andern national an, wie die Portugiesen an die Spanier, die Dänen an die Deutschen. Nominell aber heißt diese Tetrade so:

Dante

Shakspeare

Calderon

Heyden.

In Heyden trifft wirklich Shakspeare und Calderon zusammen. Goethe hingegen hat keinen Funken von Calderon. Von einem andern Goethe'schen Werke als dem „Faust“ könnte hier ohnedem nicht die Rede sein; aber auch „Faust“, wiewol ein tiefes Gedicht (wie es in diesem Zeitalter bei einem großen deutschen Dichter nicht anders sein kann), hat gar nicht die wahre Vollendung und trägt seine philosophische Tendenz beinahe unpoetisch an der Stirne. Goethe ist ein großer Genie, und das waren auch Cervantes und Milton, ohne deshalb Pole der Poesie zu sein. Die deutsche Poesie kann anders als so construiert werden:

Klopstock

Goethe

Schiller

Heyden.

Obgleich nun Wagner mit Recht über diese monströse Ansicht den Kopf schüttelte und mit bitterem Spott gegen Heyden loszog, fuhr Platen doch fort, die „Renata“ für ein „Gedicht aller Gedichte“ zu halten; denn die Fehler, welche Wagner dem Dichter der „Renata“ vorwerfe, treffe die ganze Dichtungsperiode von Dante an. Im übrigen war damals eine Zeit, wo die paradoxesten Behauptungen auch als die geistreichsten galten, was freilich zum Theil auch noch jetzt, wenn auch mehr auf anderm als auf rein literarischem Gebiete der Fall ist. Wagner stellte z. B. Goethe seinem Rivalen Schiller wie „Wein dem Brautwein“ entgegen, womit der von Wagner und Heyden berauschte Platen damals auch ganz einverstanden war, nur daß er, wie wir gesehen, Heyden über beibe stellte. Der neben Goethe gefeiertste Dichter der damaligen Zeit, Byron, kommt für Platen sehr wenig in Betracht. Byron's Gedichte werden ihm „durch den düstern, monotonen Geist, der sie beherrscht, unaussprechlich“; im „Corsair“ und in „Lara“ findet er „an Erfindung und Geschichte wenig zu loben“; man treffe viele prosaische Stellen, manches scheine nur des Reims wegen dazustehen; doch sei das Talent Byron's unverkennbar und man stoße besonders in „Lara“ auf einzelne schöne, lächne Stellen. W. Scott's „Lady of the lake“ hatte

nicht seinen Beifall; das Vermaß sei ein unerträgliches Gefellingel; es sei gar keine Handlung darin und auch die vielen hineinverflochtenen Lieder seien „matt und nichtsagend“.

Wir führen aus Platen's Tagebuchblättern noch einige Bemerkungen an, die uns charakteristisch zu sein scheinen. Er versichert in Betreff seiner Pagenzeit, daß das Leben am Hofe doch einen großen Eindruck auf ihn gemacht habe:

So kleinlich auch manches bei näherer Betrachtung sein mag, so hat doch alles äußerlich den Schein des Großen und Sorgenfreien. Wie die Zauberspiele eines Gauklers gewährt es einen erfreulichen Anblick, wenn man dem innern Kaderwerk nicht nachspürt. Ist es doch eine Bühne, die von mancher hohen Königsgehalt betreten wird, und die man nur genießen kann, wenn man selbst nicht mitspielt und nicht wahrnimmt, was hinter den Coulissen vorgeht. Da gewinnt alles ein Ansehen von Wichtigkeit; das Auge wird nie durch den Anblick des Mangel's, der Dürftigkeit, der Mühseligkeit beleidigt, der Monarch steht gewöhnlich nur lächelnde Gesichter, wenn er nicht in den Spiegel sieht.

Die Mittheilungen über die Mitglieder der bairischen Königsfamilie in der damaligen Zeit (1810—25) sind zum Theil sehr interessant; doch möge, wem es darum zu thun ist, sie im Buche selbst nachlesen.

In Frankreich fällt ihm im Gegensatz zu den Manieren der niedern Volkschichten in Deutschland die Höflichkeit des gemeinen Volks auf, besonders ist er erstaunt über die Zierlichkeit, womit sie ihre Sprache reden, „die sie auch sehr gut aussprechen“. Er fährt fort: „Unter einander reden sie Parisisch, verstehen aber auch so gut wie ein Gentleman zu reden. Redensarten wie «Donnez vous la peine d'entrer» oder «Tout ce que nous avons est à votre service» u. s. w. würde man umsonst bei einem deutschen Bauern suchen. Und dann eine so verbindliche Art.“ Um so mehr ist zu bedauern, daß, wie Platen hörte, „unsere Soldaten (die Baiern) sich nicht am besten betragen“. Dagegen bedauert er die Wetterwendigkeit der Franzosen. Als in Nancy die dreifarbige Fahne abgerissen und die weiße aufgepflanzt wurde, war der Lärm ungeheuer: „Einige Bauern rissen die dreifarbige in Stücke, andere traten darauf. Das Volk hatte schon seine weißen Cocarden in der Tasche und steckte sie auf. Einige riefen: «Vive le roi!» andere «Vive l'empereur!» einige auch «Vive la république!»“ Platen fügt hinzu: „Ich erstaunte und erschrak über dieses Volk.“ Aber wie stand es mit den Baiern selbst? Ueber die Stimmung der Baiern im Jahre 1809 bemerkt er:

Wie war in Baiern die Liebe zu den Franzosen so hoch gestiegen als damals. Napoleon war damals der Abgott der Menge; die Nachrichten von siegreichen Schlachten, welche auch die Baiern mitfochten, steigerten den Enthusiasmus; im Gabeltenecorps war er auf seinem Gipfel. Ich meinerseits wünschte den österreichischen Truppen Heil und Segen und allen Welschen den Untergang —

eine Stelle, die von neuem beweist, wie sehr sich unsere Dichter, mit wenigen Ausnahmen, vor dem übrigen Volk von jeher durch ihren Patriotismus ausgezeichnet haben. Dagegen beklagten freilich die Münchener später, nachdem

Baiern sich gegen Frankreich erklärt, im Theater alle Stellen, welche Anzüglichkeiten gegen die Franzosen enthielten. Den Engländern rühmt Platen mit Recht eine „gewisse arglose Gutmüthigkeit“ und „eine liebenswürdige Offenheit“ nach. Auch den Italienern, namentlich den Venetianern, die er auf seiner Reise nach Oberitalien im Jahre 1824 näher kennen lernte, weiß er vieles Rühmliche nachzusagen: „Diese vornehmen Venetianer“, sagt er, „widersprechen niemals, sie sind voll Rücksicht für die Meinungen der andern, und sprechen ihre eigenen wenig oder niemals aus“ u. s. w. Von den Deutschen wird man meist das Umgekehrte sagen müssen. In einem venetianischen Theater sah er ein dem Souwals'schen Trauerspiel „Das Bild“ nachgeahmtes Stück: „Due amanti di una cieca“, wobei alles gähnte, wogegen bald darauf ein Stück aus dem Französischen allgemein ansprach. „Man muß gesehen“, bemerkt Platen, „daß unter den Fabrikanten die Französischen immer noch die besten sind. Die Deutschen sind so charakterlos, daß sie in einer Uebersetzung unweiderstehlich einschlafen.“ Auch erschien ihm nach seiner Rückkehr Deutschland sehr trüb und namentlich Erlangen sehr langweilig: „Unerträglich ist der literarische Duss“, schreibt er, „der einem in Deutschland immer wieder entgegenkommt. Die Deutschen wissen einem Dichter keinen andern Dank zu bieten als Recensionen.“

Folgende Bemerkung, schon aus dem Jahre 1814, theilen wir mit, weil sie in überraschender Weise mit einer von uns früher in d. Bl. gemachten Bemerkung übereinstimmt:

Ich zweifle ob unter tausend Ausländern zwei sein mögen, die sich mit unserer Sprache völlig befreunden können. Sie hat auf den ersten Blick einen Anstrich von Rauheit und so ist eigentlich unser Vaterland gegen Frankreich, England und Italien anfang große Originalschriftsteller zu haben, so möchte es doch in Hinsicht der Sprache noch zu früh gewesen sein. Die deutsche Sprache ist noch einer großen Auszubildung fähig, die aber nicht eintreten kann, weil das eingetretene goldene Alter der Literatur sie fest bestimmt hat.

Am 18. März 1815 hat er eine „sonderbare Idee“ über Geschichte, die er „vor niemand möchte laut werden lassen“. Er meint nämlich: man sollte bei Dingen, die keinen Bezug auf unsere Zeit haben, sich nicht durch nutzloses Nachforschen über die Wahrheit ermüden. „Was alte Geschichtsschreiber erzählen, existirte“, fährt er fort, „weil sie es erzählt haben, weil wir, sei es auch nicht geschehen, daraus denselben Nutzen ziehen können als aus dem Geschehenen, weil es den Charakter malt, in dem es erdichtet wurde. Was ein Gemüth hat, ist dagesen.“ An solchen Bemerkungen erkennt man, wie viel Instinctives und ahnungsvoll Richtiges, wie vieles durch einander und welch eine Welt von tiefen Anschauungen sich in der Seele eines echten Dichters regt.

Es fehlte Platen nicht an Gefühl für Naturschönheiten, wie sich hinlänglich aus den Schilderungen erkennen läßt, zu denen ihn seine Schweizerreise im Jahre 1816 Anlaß gibt. Aber doch besaßen die Menschen für ihn noch größere Anziehungskraft. Kurz vor seiner Rückkehr von Schliersee in Oberbaiern, wo er mehrere Monate im

Jahre 1817 in tiefster Zurückgezogenheit zugebracht, schreibt er: „Die Menschen sind doch immer anziehender als die Natur. Deshalb freue ich mich, meine Freunde in München wiederzusehen. Hier fesselten mich Pflanzen und Steine und Bäche, nicht die umgebenden Menschen.“ Freilich waren es nur Menschen von höherer geistiger Kultur und literarischer Bildung, unter denen er sich wohl fühlte. Er schreibt hierüber im *Mal*: „Ich habe doch immer nur bei solchen Personen, seien es Männer oder Frauen, Genuß gefunden, die sich gern mit Literatur beschäftigen“ u. s. w.

Das Tagebuch, soweit es im vorliegenden Bande reicht, schließt mit den Details der am 22. Juni 1826 stattgehabten Aufführung des Schauspiels „Treue um Treue“, in Betreff dessen Platen im April bemerkte, es ärgere ihn, „etwas Gutes“ gemacht zu haben; denn das Publikum werde es nicht anerkennen, die Theaterdirectoren würden es nicht aufführen und die Recensenten ihm Eottisen sagen. Das sei das Schicksal eines dramatischen Dichters in Deutschland. Die Beängstigungen des Dichters vor und während der Aufführung sind höchst lebendig und wahr geschildert. Die Darstellung ging jedoch glücklich vorüber, dank der wohlwollenden Gesinnung der anwesenden Studiosen, welche nicht müde wurden, den Dichter zu rufen, bis er erschien und einen verflüchtigten Dank her sagte, der wieder ein „hundertstimmiges Bravo“ hervorrief. Es war dies freilich der erste und letzte, also der einzige Triumph, welchen Platen als Theaterdichter erlebt. Platen konnte sich nicht lange darüber täuschen, daß er seinen Triumph nur lokalen Umständen verdankte, und daß die Breter der Bühne nicht der Boden waren, auf dem ihm dauernde Lorbern wachsen konnten.

Platen's Entwicklungsgang und Lebenslauf, soweit wir ihn hier verfolgen können, hat das Besondere, daß wir darin einem Liebesverhältnis und den Einflüssen, womit es seinen poetischen Genius befruchtet hätte, nirgends begegnen. Nur im Winter 1814 scheint in ihm etwas wie von einer zärtlichen Reizung aufgekeimt zu sein, und zwar zu einer liebenswürdigen Französin, einer Marquise von B. in München, deren Gestalt jedoch nur wie ein flüchtiger Schatten auftaucht und wieder verschwindet. Auf einen andern eigenthümlichen Umstand möchten wir noch aufmerksam machen: Platen hat seine Bildung auf keinem gelehrten Gymnasium empfangen, sondern im münchener Cadetten-corps und als er, gewissermaßen als Volontär, in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre akademische Vorlesungen zu hören anfing, war seine Bildung schon in der ihm eigenthümlichen Richtung festgestellt. Auch unsere beiden größten Dichter, Goethe und Schiller, haben keinen regelmäßigen gelehrten Cursus in allen seinen Studien durchgemacht; Goethe hat kein Gymnasium, überhaupt keine öffentliche Schule und Schiller keine Universität besucht. Sein Talent, seine Geistesgaben, sein Ruf und die Protectionen, deren er sich zu erfreuen hatte, schützten Platen übrigens, wie dies auch in Deutschland, dem Lande der pedantischen, reglementsmäßigen Dressur, zu erwarten, nicht vor mancherlei Tracasserien. Prorector Döllinger z. B. machte

1860. 51.

ihm in Würzburg viele Schwierigkeiten wegen der Immatriculation und forderte Gymnasialzeugnisse, gestattete ihm jedoch schließlich, bei den Professoren privatim zu subscribiren. Weil Platen 1824 über seinen Urlaub hinaus in Italien geblieben war, hatte er nach seiner Rückkehr mancherlei Verdrüßlichkeiten; es ward eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, er mußte mehrere Verhöre und endlich einen vierwöchentlichen Casernenarrest bestehen. Schon 1816 hatte er einmal in Mannheim einen achttägigen Arrest erdulden müssen, weil er bei einer großen Revue in gelben Sommerbeinkleidern anstatt in blauen erschienen war. Solche poetische Lizenzen sieht man in Deutschland auch einem Dichter nicht nach.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, der in dem Vorwort enthaltenen Mittheilungen über Platen's Tagebücher zu gedenken. Der Verfasser und Unterzeichner desselben, Karl Pfeufer in München, bemerkt:

„Wol wenige Menschen haben in der Zeit ihrer Entwicklung ein so ausführliches Tagebuch geführt wie Platen. In der jehlgigen Gestalt begann er dasselbe am 22. October 1813, zwei Tage vor seinem siebzehnten Geburtstag. Das Ganze umfaßt 33 Bücher, in 18 zum Theil starken Bänden. Die 30 ersten Bücher gehen bis zur Mitte des Jahres 1826. Die nachfolgenden zehn Lebensjahre, bis zum 13. November 1835, wo er in Syrakus seine vier letzten Tageblätter schrieb, sind in drei Büchern enthalten. Diejenigen, welche einen Einblick in dieses umfangreiche Werk Platen's gethan haben, darunter Schelling, Fugger und Engelhardt, wurden in gleichmäßiger Art davon bewegt und gerührt. Schon die Weitschweifigkeit der Ausführung mußte eigenthümliche Empfindungen erregen. Platen sprach in gewöhnlicher Stimmung sehr wenig. Stand ihm auch, wenn von Menschen oder Gegenständen angeregt, in heiterer und lebenshafter Sprache die einnehmendste Veredsamkeit zu Gebote, so war er doch im gewöhnlichen Leben fast stumm; namentlich aber in der Nähe antipathischer Persönlichkeiten von einer man darf wol sagen beleidigenden Schweigsamkeit. Seine Gesichtszüge erschienen dann hart und theilnahmlos; man konnte glauben, er vernahme nichts von dem, was um ihn vorging. Und nun erfuhr man aus seinem Nachlasse, daß er in breiterer Weise dem Papiere anvertraute, was er dem mündlichen Verkehr schuldig blieb; daß nichts Bedeutendes ihm entging und in der Stille des Studierzimmers alles durchdacht und festgehalten wurde, was den meisten im Geräusch des Tages vorüber und wol auch verloren geht.“

Der Vorredner bemerkt weiter:

„Aus der Art, wie Platen in den frühern Bänden zu Werke ging, sieht man, daß er die Führung des Tagebuchs als ein Bildungsmittel und somit als eine Pflicht auf sah. Längere Zeit hindurch hat er es in französischer und englischer, zwischens hinein auch in italienischer, spanischer und portugiesischer Sprache geschrieben; die Ausführung ist gewissenhaft und macht manchmal sogar den Eindruck einer Stilübung. Hiervon findet sich vom Jahr 1825 an keine Spur mehr.“

Ueber das äußere Schicksal des Tagebuchs berichtet Karl Pfeufer:

Platen vertraute es mir vor seiner letzten Reise nach Italien zur Aufbewahrung an. Der aus Syrakus gesandte Nachlaß enthielt den letzten Band; sämtliche Papiere nahm der treue Freund des Verstorbenen, Graf Friedrich Fugger, an sich, welcher das Tagebuch zwar nicht herauszugeben, aber doch zu einer Biographie zu benutzen gedachte. Darüber starb auch er im Herbst 1838. Ein seltener Mensch, von der tiefsten und breitesten Bildung. Mit Platen von Jugend auf verbunden, schien er wie geschaffen zu seiner Ergänzung. Schon der äußere Gegensatz war charakteristisch. Platen klein, mager, von zartem

Körperbau, larg mit Worten und Werben. Fugger dagegen starkköpfig, beleibt, lebhaft, mittheilend, heiter und witzig. Unter der etwas rauhen, für manche abstoßenden Form lag aber das garteste Verstandniß und die tiefste Verehrung für alles Gute in Leben und Kunst, und — hiervon unzertrennlich — der eingeborene Widerwille gegen die sich aufblähende Unfähigkeit ebenso wie gegen das frivol mißbrauchte Talent. Hatte dieser gemeinsame Zug die beiden Männer zuerst einander genähert, so mußten sie dann auf immer verbunden bleiben durch die edelsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Beide treu und offen, ohne Prunk und Flitter, stolz und frei in der innersten Seele, nur dem Gesetze der Wahrheit und Schönheit unterthan. Fugger's Urtheile unterwarf sich Platen willig; hatte er doch dessen liebevoller Theilnahme, reifer Einsicht und unbestechlichem Freimuth unzähligmal Förderung und Mäßigung verdankt. Fugger's erfrischender Zorn hat unsern Dichter oft genug aufgerichtet und oben erhalten, wenn die unfruchtbare Melancholie sich seiner bemächtigte. Manches, was dem Gedichten nicht wohl anstehen würde, ist auf seinen Rath aus ihnen entfernt worden. Zu vielen Liedern fand er in seinem musikalischen Geiste die passende Melodie, mit welcher er den Dichter erfreute. Nicht unwahrscheinlich hat der tiefe Schmerz um den Verlorenen, der in dem festen Manne unerwartet festig sich äußerte, dazu beigetragen, den in Fugger schlummernden Lobeskeim zu entwickeln. Der Briefwechsel mit Platen (Leipzig 1862) bezeugt seinen wohlthätigen Einfluß auf diesen, und es ist sehr zu bedauern, daß er die meisten eigenen Briefe aus allzu großer Bescheidenheit unterdrückt hat. Man würde aus ihnen ersehen, daß sein Verhältnis zu Platen viel Analoges mit dem von Körner zu Schiller bietet. Mit vielen hat Fugger verkehrt, wenige haben ihn gekannt, für diese ist er unvergesslich. Aus seinem Nachlasse und nach seiner Bestimmung kamen die Tagebücher wieder in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers. Sie blieben viele Jahre lang verschlossen, bis sich in Engelhardt ein vorzugsweise geeigneter und geneigter Bearbeiter fand. Dieser gab ihnen die Gestalt, in welcher das Werk heute den Händen des Publikums übergeben wird. Wie es jetzt erscheint, ist es Engelhardt's ausschließliche Arbeit. Der Herausgeber hat nichts hinzugefügt, als einige Gedichte des Tagebuchs, die in der Sammlung fehlen und die ihm der Aufbewahrung werth scheinen.

Daß in dieser Stelle erwähnte Verhältnis zwischen Fugger und Platen ist übrigens das letzte und bekannt gewordene dieser Art, welches an die berühmten Freundschaftsbündnisse des vorigen Jahrhunderts erinnert. In den vorliegenden Tagebuchsblättern wird Friedrich Fugger meines Wissens nur einmal genannt, und zwar als Platen's Kamerad im Cadettencorps und enthusiastischer Verehrer Goethe's, während Platen, vielleicht jedoch nur aus dem ihm eigenen Widerspruchsgelbst, Schiller's Partei gegen Goethe zu nehmen liebte. Damals aber verband ihn, wie er bemerkt, eine noch zärtlichere Freundschaft mit Joseph Rylander. Sicherlich findet sich über Fugger Näheres in dem noch der Veröffentlichung entgegenstehenden Theile des Tagebuchs, der auch zur Kenntniß seiner literarischen Streitigkeiten wie überhaupt der mannichfach interessanten Literaturperiode von 1825 — 35 und der in diese Zeit fallenden Weltbegebenheiten viel Interessantes und Charakteristisches, kaum zu Entbehrendes enthalten wird. Dieser letzte Abschnitt bedarf, wie Pfeufer bemerkt, kaum einer Bearbeitung, und es stehe seiner Veröffentlichung nichts im Wege, „falls die Theilnahme des Publikums den völligen Abschluß des Werks verlangen sollte“. Wir haben das feste Vertrauen, daß dieser letzte und eigentlich wichtigste Abschnitt dem literarisch gebil-

deten Publikum nicht vorenthalten werden wird; nur wünschen wir, daß die Verlagshandlung, um das Buch brauchbarer zu machen, auch für ein möglichst vollständiges Satz- und Personenregister Sorge tragen werde, wie dies in England bei Publicationen dieser Art immer Brauch ist. Das Tagebuch Platen's zeichnet sich durch unbestechliche Wahrheitsliebe, durch eine ungewöhnliche Aufrichtigkeit aus. Platen's Mutter rühmte von ihm, daß er von seiner ersten Jugend an nie eine Lüge gesagt, und er selbst versichert im Jahre 1816 in Betreff seiner Tagebücher: „Diese Marien sind immer noch das Ursprünglichste, was aus meiner Feder floß; sie sind aufrichtig und enthalten meine allmähliche Entwicklung deutlich genug.“

Gerhard Meißner.

Lessing und die „Evangelische Kirchenzeitung“.

Die Verdächtigungen Lessing's durch Wolfgang Menzel und Genossen sollen, scheint's, jetzt die Runde durch die reactionären Blätter machen, um manchen ehrlichen Mann auch ohne seinen Willen in Irrthum zu verlocken.

Bereits hat es sich die „Evangelische Kirchenzeitung“ Hengstenberg's angelegen sein lassen, die in der Rüpke'schen sogenannten „Rettung“ Goetze's enthaltenen Angriffe auf Lessing's sittlichen Charakter auch ihrem Leserkreise für Wahrheiten vorzusetzen und Goetze statt Lessing's als den achtbareren Mann von beiden, als das nachahmenswerthere Muster aufzustellen.

Als Wolfgang Menzel zwar noch nicht bei Hengstenberg angelangt war, aber wenigstens aufgehört hatte, den unbedingten Lobredner Heinrich Heine's abzugeben¹⁾, bemerkte er in der zweiten Ausgabe (von 1836) seines, im vorigen Jahre unter dem Titel „Deutsche Dichtung“ u. s. w. neu aufgelegten Werks „Die deutsche Literatur“:

Hengstenberg ist im Gefühl der theologischen Verirrungen (anderer) von Born ergriffen worden, und, wahrlich! ich eher diesen Born, denn ich theile ihn fastjam; aber Hengstenberg ist unduldsam, schüttet das Kind mit dem Bade aus, eifert nach Gerechtigkeit und ist darum selbst schuld, wenn er nichts erreicht. Man muß die Hühner aus dem Garten jagen können, ohne selbst darum die Beete zu zertreten.

Auf wen dies heute neben Hengstenberg passe, wer mit diesem um die Wette unduldsam sei, das Kind mit dem Bade ausschütten und unter dem Vorwande die Hühner aus dem Garten zu jagen, diesen selbst vermaßen und seine Beete zertreten helfe, habe ich an den Nr. 37 d. Bl. angezeigten Orten auch sattfam gezeigt.

Der Recensent der Rüpke'schen Schrift in Nr. 74—76 der „Evangelischen Kirchenzeitung“ beginnt mit Berufung auf die Anzeigen derselben von Menzel und Strauß²⁾, zwei Namen, welche seinen Lesern selbstverständlich als Autoritäten gelten sollen, der eine für das

¹⁾ Vgl. darüber meine Schrift: „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und kulturellen Verhältnissen während der letzten Jahrzehnte“ (Frankfurt a. M., Schöner, 1866), S. 74 fg.

²⁾ Von diesem in den „Grenzboten“.

was wahr, der andere für das, wovon das Gegentheil wahr sei. Meine Anzeige dagegen in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur“, die auf das Einzelne des Lesers betreffenden Theils der Röpe'schen Schrift viel näher eingeht und Röpe mit vielleicht mehr Schonung in der Form, als es sein Buch verdient hatte, das größte Mißverstehen Lessing'scher Aussprüche und Ansichten nachweist, hat nicht die Beachtung des dem Anscheine nach doch in Zeitschriften bewanderten Recensenten gefunden, und wozu hätte sie ihm, da sie weder Strauß'sch noch Menzel'sch ist, auch dienen sollen?

Ich hatte dort auf zwei wesentliche Gebrechen der Schrift von Röpe aufmerksam gemacht. Das eine bestand darin, daß ihr Verfasser den Hauptpastor nicht in seiner amtlichen Wirkksamkeit oder als Seelsorger in seinem Verufe innerhalb seiner Gemeinde, sondern fast ausschließlich in seiner außeramtlichen und schriftstellerischen Thätigkeit oder als den notorischen Händel- mit- aller- Welt- Sünder beschreibe und reinbrennt; und dies Gebrechen erwies sich zugleich als ein Unrecht gegen Goetze, da Röpe dessen „homiletische und ascetische Leistungen“ als „ausgezeichnet“ rühmt, auf dieselben „einzugehen“ eine „gewiß lohnende Arbeit“ nennt und eingesteht, „daß ihm der geschichtliche Stoff zu einer vollständigen Biographie Goetze's wesentlich nicht unzugänglich gewesen sein würde“. Aber statt auf diese Weise, deren Richtigkeit alsdann auf der Hand lag, Goetze zu „retten“, zog er vor, es auf Kosten Lessing's zu thun.

Dies neue Unrecht oder das andere wesentliche Gebrechen seiner Schrift rührt daher, daß er sogar Lessing's Schriften gegen Goetze entweder nur unvollständig oder sehr unaufmerksam gelesen, oder aber gar nicht verstanden hat. „Das ist freilich“, um mit ihm selbst zu reden, „ein hartes Wort, und wir haben es zu beweisen.“ Er behauptet nämlich, „Lessing habe gewußt, daß Goetze recht hatte“ und sich aus diesem Grunde noch zu guter Letzt „offenbarer Fächterstreiche“ und „handgreiflicher Scheingründe“ gegen denselben bedient, indem „er sich nun geradezu auf die katholische Traditionstheorie berufe und diese seinem Gegner entgegenhalte“. Er behauptet ferner:

Goetze hat natürlich nichts darauf geantwortet. Wie konnte er auch? Sollte er mit einem Manne einen Streit über die katholische Traditionslehre führen, von dem er wußte, daß er dieselbe ebenso verachtete, als er selbst? ... Die „Aufrichtigkeit“, mit der Lessing zur katholischen Lehre sich bekannte, war einem Goetze, der für nichts anderes bisher gekämpft hatte, als für die Wahrheit des in der Schrift enthaltenen Evangeliums, ein zwingender Grund, fortan zu schweigen. Wer sehen wollte, hatte sehen können, auf welcher Seite das Recht war.

In dieser, Zeile für Zeile so unwahren als thörichten Anklage Lessing's hat, wie aus meiner oben erwähnten Anzeige seiner Schrift zu ersehen, Röpe Lessing nicht etwa bloß gräßlich mißverstanden, sondern ihm, in Wolfgang Menzel'scher Weise, Worte und Begriffe taschenspielerisch, aber plump, untergeschoben, an die Lessing nicht gedacht hat, die bei ihm gar nicht vorkommen.

Lassen wir dies hier beiseite, nachdem ich es an dem erwähnten Orte gezeigt habe, so soll Lessing sich auf

die katholische „Tradition“, „Ueberlieferung“ — damit wir bei dem von ihm allein gebrauchten Ausdrucke stehen bleiben — berufen, um die Niederlage zu verdecken, welche Goetze ihm beigebracht, um der Enge zu entkommen, in welche dieser ihn getrieben haben soll!

Das ist absurditas, absurditudo, absurditas! Aber auch die Thatsache, aus welcher Röpe den abgeschmackten Schluß zieht, kommt auf seine alleinige Rechnung, und daraus geht eben hervor, wie gründlich er sich zur „Rettung“ seines Goetze mit Lessing's Schriften gegen diesen bekannt gemacht; denn nicht erst, wie er, um in seiner Einbildung Goetze zum Besieger Lessing's erheben zu können, behauptet, nicht erst, sage ich, in dem allerletzten Flugblatt, welches er gegen Goetze ausgehen ließ, d. h. nicht erst in der „Ersten Folge der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goetze in Hamburg“, sondern schon gleich im Beginne ihres Streites, nämlich in den auf das „Absagungs-schreiben an den Herrn Pastor Goetze in Hamburg“ folgenden und allen elf „Anti-Goetzen“ vorausgehenden, seine, von Goetze, als dem Anfänger des Streits, angegriffenen Gegensätze zu den Fragmenten näher bestimmenden und weiter ausführenden „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt, wider den Herrn Pastor Goetze in Hamburg“ hatte Lessing gesagt:

Wenn der Herr Pastor nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?“ und er sich selbst darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel!“ muß ich mich nochmals gegen dieses Allein verwahren, mit dem Zusätze: daß der größere Theil der Christen ihm dieses Allein ebenso wenig zugibt. Oder sind die Katholiken keine Christen? wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dachte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß: so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und dem Protestanten gemein ist. Wenigstens bleibt es einem Theologen, von welchem Theile er auch sei, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines dritten, da wo dieser dritte weder Katholik, noch Protestant sein will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

So hatte sich Lessing im ersten Anfange des Streits ausgesprochen, und nicht anders sprach er sich am Schluß desselben aus. Er wiederholte hier auf die ewigen Wiederholungen seines Gegners:

Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einzigen Lehrgrund der christlichen Kirche annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen. ... Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein lutherischer Pastor und ein vordecoratorischer Advocat einem Manne mit dem Reichthum drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen, die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der

strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll... indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verurtheilten und obgebliebenen Confessiois beider Kirchen dulden wollen.

Diese Ausführungen und was ich am mehrermöhlten Orte über die Auslegung ihres Inhalts durch Röpe bemerkt habe, reichen wol vollkommen aus, das Verfahren des Letztern zu richten. Goetze's Beschränktheit, die auch seinen Ketter angestekt hat, ging so weit, daß er in der Berufung Lessing's auf die Tradition als Quelle des Christenthums neben der Bibel einen Widerspruch mit dessen bekanntem Ausruf in dem „Absagungs schreiben“ an ihn fand: „Großer Luther, du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens?“ unter welchem die Goetze und Genossen die Geister und Gewissen behalten wollten. Lessing rief also Luther's Geist gegen deren Geislosigkeit und Herrschsucht auf, sowie er Goetze schon in dem „Absagungs schreiben“ zugerufen hatte: „Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allgeringsten Funken Luther'schen Geistes? Sie? der Sie auch nicht einmal Luther's Schulsystem zu übersehen im Stande sind?“

Ich will Röpe auch jetzt noch nicht die Ehre erweisen, ihm die Ausdrücke und Bezeichnungen zurückzugeben, welche er sich gegen einen Mann wie Lessing herausgenommen. Meine Anzeige seines Buchs kann und sollte ihn aber, wenn er, wie ich anzunehmen fortfahre, nicht gleich Mangel absichtlich unwahr sein wollte, überzeugen, wie leicht Parteistandpunkte das Urtheil trüben, über die Wahrheit verblenden und täuschen, wie leicht sie verleiten können, es ungenau und weniger streng mit ihr zu nehmen.

Der Recensent in der Hengstenberg'schen „Evangelischen Kirchenzeitung“ (er unterzeichnet sich „K. v. H.“ zu „Gr. b. G.“, scheint also Freunden, Bekannten und Nachbarn seine edle That kund und zu wissen thun zu wollen) verfehlt, wie im Eingang bemerklich gemacht worden, nicht, die Unrichtigkeiten und darauf gebauten Schlüsse in der Röpe'schen Schrift den gläubigen Lesern der „Evangelischen Kirchenzeitung“ als Evangelien aufzutischen und dann zu folgern: „So sei Lessing der Vater der modernen Frechheit und Unwahrheit im literarischen Streit geworden.“

Auch ihm will ich nicht die Ehre anthun, von diesem Vorwurf auf ihn selbst die Anwendung zu finden; auch auf ihn paßt, was ich in Nr. 37 d. Bl. aussprach: daß die neueste pseudoconservative Gewohnheit, Männer wie Gotthold Ephraim Lessing als Feinde des Christenthums darzustellen, theils mit halber Kenntniß oder völliger Unkenntniß des Lebens und der Schriften solcher Männer zusammenhänge.

Hat aber Röpe, indem Goetze sein einziger Gedanke war, die betreffenden Lessing'schen Schriften nur unvollständig oder sehr unaufmerksam gelesen, so scheint von K. v. H. nicht einmal so viel gerühmt werden zu können; denn er beruft sich für sein Wissen über Lessing — auf wen wol? Auf niemand oder auf nichts anderes, als auf „Adolf Stahr's zwei Bände starkes Buch, welches uns

kürzlich durch die Hände ging“, d. h., aus dessen letzten Lectüre K. v. H. sich erst zu seiner Anzeige des Röpe'schen Buchs, in welcher er sich auf jenes bezieht, freigemacht mußte. Er wählte also zu der nähern Belehrung, deren er sich zu dem würdigen Zwecke, Lessing herunterzureißen, bedürftig fühlte, „das zwei Bände“, da doch auch ein Band es gethan hätte, „starkes Buch“ eines zwar berühmten Schriftstellers, aber dem es doch auch in nicht geringem Grade gegeben ist, die Größen unserer classischen Literatur nach seinem Bilde zu gestalten*), und von welchem er zugleich mit Gewissheit voraussetzen konnte, daß derselbe Lessing's Leben nur in einem, demjenigen K. v. H.'s, sowie Hengstenberg's feindlichem Parteilinne geschrieben haben könne; was beweist, daß es K. v. H. von vornherein nicht viel um Wahrheit über Lessing zu thun war, was nicht hübsch ist.

Nichtdestoweniger macht er eine Bemerkung, welche wenigstens verräth, daß er nicht unfähig gewesen wäre, sich auch gründlicher zu belehren, und welche das schon früher von mir nachgewiesene Irrige und Falsche gleich der ersten Voraussetzung zeigt, von welcher Röpe in seiner Würdigung des Streits zwischen Goetze und Lessing zur Benachtheiligung des Letztern ausgegangen war. Er sagt:

Wir können uns dieser Uebereinstimmung (die Röpe vor dem Streite zwischen beiden annimmt) nicht so sehr (wie Röpe) freuen und können darauf nicht mehr Gewicht legen, als auf die Jugendfreundschaft von Stolberg und Voß, müssen von Haus aus entschiedene Gegensätze annehmen, die durch Belichtenvertheil verkleinert werden konnten, aber sich mit Naturnotwendigkeit wieder geltend machen mußten, sobald es sich um tiefer liegende Sachen zwischen beiden handelte.

Er verfolgt aber diesen guten und richtigen Gedanken, der die bessern Anhänger der Partei der „Evangelischen Kirchenzeitung“, welche auch in der Vertheiltheit der Menschen unter sich göttliche Absichten verehren, zu einer gerechtern und wahrern Beurtheilung Lessing's führen muß, nicht weiter und eignet sich daher nicht bloß Röpe's ganz aus der Luft gegriffene Urtheile über Lessing an, sondern dehnt, im Widerspruch selbst mit jenem, seinen Tadel auch auf Lessing's übriges und früheres Leben, selbst schon auf dessen „Jugend und Kindheit“ aus, sodas er, was meines Wissens bisher noch niemand, nicht einmal Mangel gethan, ihm sogar „Pietätlosigkeit schon auf der Schule zu Grimma gegen seine Aeltern“ zur Last legt: ein Vorwurf, der nicht bloß darum grundlos ist, weil Lessing nie auf der Schule zu Grimma war, sondern große, ja seltene Pietät gegen Aeltern und Geschwister gehört zu denjenigen Charaktereigenschaften Lessing's, über welche ein Streit ganz unmöglich scheinen müßte. Nur K. v. H. zu Gr. b. G. behauptet das Gegentheil und erhärtet es durch den Zusatz: „In Lessing's Leben sei dagegen (nämlich gegen Goetze gehalten) nichts von der Verheißung des vierten Gebots: Auf daß dir's wohlgehe und du lange lebst auf Erden.“

*) In Beziehung auf Schiller habe ich es an Stahr's „Weimar und Jena. Ein Tagebuch“ nachgewiesen in meiner angeführten Schrift, S. 630 fg.

Daß dieser hiernach nicht minder christliche als gelehrte Mitarbeiter der „Evangelischen Kirchenzeitung“ nach Röpe's, der den gelehrigsten Schüler an ihm gefunden, Beispiel und Anleitung sich anstellt, Lessing's Polemik gegen Goeze, d. h. nach ihnen gegen das Christenthum in, wie er sich ausdrückt, „nachlässiger Beurtheilung“ mit seinen kleinen Geldverlegenheiten zu entschuldigen, als hätte Lessing des Honorars wegen nicht anders gekonnt und sich dafür auf übellaulige briefliche Aeußerungen desselben beruft, wird den Lesern nach allem Vorausgegangenem ganz natürlich erscheinen.

Die Krankheit der übeln Laune und Verstimmung, woran Lessing, gleich Luther, gegen das Ende seiner Tage in so hohem Grade litt, war, wie bei diesem, nur eine Folge seiner Kämpfe und der anhaltenden und aufreibenden uneigennütigen Anstrengungen, die er während seines ganzen Lebens für seine Ueberzeugung eingesetzt hatte, unter welcher aber — so groß war seine Geisteskraft, so rein sein Wille — die Art, in der er diese bis zuletzt öffentlich an den Tag legte und vertrat, nicht gelitten hat; wie alles dasjenige beweist, was er neben und außer seinen durch die Fragmente hervorgerufenen Streitschriften in den letzten Jahren seines Lebens Bedeutendes gedacht, geschrieben, vollendet und herausgegeben hat: „Nathan“, „Die Erziehung des Menschengeschlechts“, „Ernst und Falk“ u. a. m.

Noch hält R. v. S., während seine eigenen Auslassungen, von welchen wir die paar Proben mitgetheilt haben, über einen Mann, auf den er von oben herabsehen zu können glaubt, eine Kette der rohesten Schmähungen auf Lessing's ganzen Lebenslauf sind: noch hält er sich über den Ton auf, in welchem dieser zu Goeze redete; und sogar der, einen ganz andern Standpunkt als den der „Evangelischen Kirchenzeitung“ einnehmende Beurtheiler der Röpe'schen „Rettung“ in Nr. 41 des „Literarischen Centralblatt für Deutschland“ gibt dem Verfasser darin völlig recht, daß Goeze, wenn er auch an Geist und Gewandtheit im Streiten weit hinter Lessing zurückstehe, in dem Fragmentenstreit jedenfalls einen moralisch reinern Eindruck mache, als sein großer Gegner, weil es ihm wirklich heiliger Ernst um die von ihm vertretene Sache sei, während Lessing mit Goeze nur spiele und, wie er selbst brieflich eingestehet, sehr vieles ihm gegenüber nur *γυμναστικῶς*, nicht *δογματικῶς* gesagt habe u. s. w.

Was diese und ähnliche Behauptungen wollen, stellen wir nach wie vor entschieden in Abrede und finden es sonderbar und unbegreiflich, daß mehr Geist und mehr Gewandtheit im Streiten ein Verbrechen sein, daß Lessing sich zu diesem Verbrechen sogar bekannt haben soll, weil er seinem Bruder brieflich eingestehet, „daß er“, um seine Worte unverstümmelt und unverändert anzuführen, „seine Waffen nach seinem Gegner richten müsse, und daß er nicht alles, was er *γυμναστικῶς* schreibe auch *δογματικῶς* schreiben würde“. Ich finde nicht, daß in diesem Geständniß oder daß in der Anwendung des ganz richtigen Grundsatzes, zur Widerlegung eines verstockten und

verrannnten Gegners sich auch solcher Beweise zu bedienen, die nicht unmittelbar den Hauptbeweis angehen, welchen man führen will: ich finde nicht, daß hierin das geringste Unerlaubte oder Unästhetische enthalten sei, wol aber, daß Röpe auch hier entweder zu beschränkt war, die Worte Lessing's zu verstehen, oder ihren Sinn geflissentlich entstellte, indem er sie wie folgt auslegte, d. h. ihnen Folgendes unterlegte: „Er gestehe also seinem Bruder ein, daß es ihm zunächst nicht um Wahrheit zu thun sei, sondern nur darum Recht zu behalten, daß er Gründe anführe, die er selbst nicht für gültig halte.“ Und diese Aus- und Unterlegung ist auch an und für sich reiner Unfuss! Es kann jemand sehr wohl um die Wahrheit und nur um diese zu thun sein, dem es nicht zunächst, sondern erst darnachst darum zu thun sein muß, weil und wenn er es mit einem Gegner zu thun hat, der seiner Irrthümer überführt werden muß, um für die Wahrheit empfänglich und reif werden zu können, der *γυμναστικῶς* zu behandeln ist, bis er *δογματικῶς* behandelt werden kann. Lessing konnte daher in seiner Polemik gegen Goeze Gründe gebrauchen und für durchaus gültig halten, wenn er sie auch so wenig wie das, was sie beweisen sollten, für durchaus wahr hielt, sondern sie ihm wie dieses nur ein Mittel zum Zweck, nicht dieser selbst waren. Röpe hat übersehen, daß Lessing die Bemerkung, „er müsse seine Waffen nach seinem Gegner richten“ durch die andere nur näher bestimmt: „daß er nicht alles, was er *γυμναστικῶς* schreibe, auch *δογματικῶς* schreiben würde“. Aber es gibt erwachsene Leute, die man A-B-C-Schüler im Denken nennen kann. Herr Röpe, würden Sie Lessing's Worte nicht besser und von selbst verstehen, wenn man sie Ihnen wie folgt vorbuchstabirte: „Lessing schrieb seinem Bruder Karl Gotthelf unterm 16. März 1778: „Ich schicke dir hierbei eine doppelte Antwort gegen Goeze. Es soll mir lieb sein, wenn auch diese deinen Beifall hat. Und ich denke, sie wird ihn einigermaßen haben, wenn du bedenkst, daß ich meine Waffen gegen meinen Gegner richten muß“ und daß ich daher (aus diesem Grund) nicht alles *δογματικῶς* meine und meinen kann, was ich *γυμναστικῶς* schreibe und schreiben muß?“

Lessing hofft „einigermaßen“ Beifall zu finden, aber auch nur „einigermaßen“, weil er nicht auf die Sache allein, um die es ihm zu thun ist, sondern auch auf diesen Gegner Rücksicht zu nehmen habe. Diese doppelte Rücksicht aber war die Sache, wie sie lag und wie Lessing sie nehmen mußte, wie also auch wir in der Beurtheilung des Streits zwischen ihm und Goeze sie nehmen müssen.

Hätte Lessing aber mit Goeze „gespielt“, so sehe ich auch darin gar kein Unrecht, so war das bloß ein Zeichen jener Ueberlegenheit, welche ihm die Herren ja selbst zuerkennen. Nur, daß er Goeze nicht, wie dieser sich, wie der Hengstenberg'sche Mitarbeiter und Röpe diesen und sich, für die Sache hielt, nur daß es ihm um diese ein so heiliger Ernst war wie irgendeinem seiner Gegner und wie vielleicht keinem seiner Zeitgenossen mehr.

Ueber diesen Ton, in welchem er mit Goethe verhandle, hat sich Lessing schon selbst genügend gerechtfertigt, in dem zweiten und dem ersten „Anti-Goethe“. Wir ziehen diesen Ton, weil er von Herzen kam, hundertmal „dem ruhigen, anerkennenden, immer anstandsvollen“, welchen R. v. G. zu Gr. bei G. an Goethe rühmt*), und über dessen Werth oder Unwerth sich Lessing gleichfalls schon genügend ausgesprochen, den er „den Firnis ebenso oft des Lasters als der Tugend“ genannt hat, wir ziehen ihn auch dem zuckersüßlichen Ton vor, in welchem unser Röpe von Anerkennung und „Verehrung gegen den großen Mann und seine unsterblichen Verdienste“ übertrifft, während er zugleich die schändlichsten Verleumdungen gegen ihn ausspeit, ihm Lüge, Unehrlichkeit, Tücke, Jesuitismus und dergleichen Unsinn mehr vorwirft, wie des Näheren in dem „Heidelberger Jahrbüchern“ von mir angeführt wird.

Der Hengstenberg'sche Mitarbeiter, R. v. G., bricht schließlich in den Ausruf aus: „Und von diesen elf Anti-Goethen behauptet David Strauß in der bewegten Kritik, daß er sie noch oft zur Erheiterung und Stärkung lese!“ Ich sehe nicht an, zu gestehen, daß ich, und ich wol nicht allein, ganz in dem Falle bin wie David Strauß.**)

August Boden.

Die Jubelfeier der Universität Berlin.

1. Rede zur Jubelfeier der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten in der St.-Nicolaikirche am 15. October 1860 von August Böckh. Berlin, Guttentag. 1860. Lex.-8. 7 1/2 Ngr.
2. Die Gründung der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Von Rudolf Köpfe. Nebst Anhängen über die Geschichte der Institute und den Personalbestand. Berlin, Dammier. 1860. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Xenion. Sieben Festgesänge zur goldenen Jubelfeier der berliner Hochschule. Von Heinrich G. F. Mahler, Dichter der „Britannia und Borussia“, der Nachklänge „Unser Schiller“ u. s. w. Glogau, Flemming. 1860. Lex.-8. 15 Ngr.

Vielleicht hat es manchen wunder genommen, daß schon das funfzigjährige Bestehen der Universität Berlin mit so ansehn-

*) Dies zu thun hat sich Hr. R. v. G. aufs bereitwilligste durch Röpe verleiten lassen, aber gegen die Wahrheit, wie ich demnächst Gelegenheit nehmen werde zu zeigen. „Der Ton“, worin Goethe den von ihm erhobenen Streit mit Lessing führte, ist nichts weniger als „ruhig, anerkennend und immer anstandsvoll“, ist vielmehr der roheste, wegwerfendste und gemeinste, dessen sich ein ganz ordinärer theologischer Klopfflechter gegen einen Geist, von dessen Bedeutung er keine Ahnung hatte, nur bedienen konnte. Es ist derselbe Ton, worin nach Luther's Tode jene blinden und fanatischen theologischen Anhänger desselben gegen die Calvin und Melancthon auftraten, über welche der erstere ausrief: „O Ludere, quam paucos tuae praestantiae imitatores, quam multas vero sanctae tuae jactantiae simias reliquisti!“ Lessing antwortete Goethe nur um der Sache willen, die Form aber, worin er es that, war jenem und dem von jenem gewählten Tone gegenüber eine Nothwendigkeit, diese Nothwendigkeit ward aber bei Lessing's Ueberlegenheit ein Vortheil für die Sache, und das ist auch allein der Grund, warum die Röpe und Genossen ihn noch heute wegen jener Form und seiner Meisterschaft in Handhabung derselben verleumden und über Goethe fälschlich Vorzüge aussetzen, auf welche sie doch für ihre eigenen Personen verzichten.

**) Wir denken demnachst eine Beleuchtung des Röpe'schen Buchs aus anderer Feder zu bringen.

D. Reb.

ordentlichem Glanz gefeiert wurde, da doch 50 Jahre für ein derartiges Institut ersten Ranges eigentlich nicht viel sagen wollen. Zweierlei Umstände dürften diese Feier der Octobertage mutmaßlich veranlaßt haben. Einmal die gegenwärtige politische Lage Europas, die Lage des Vaterlandes vornehmlich gegenüber dem zweiten französischen Kaiserreiche, welche bedenklich warnend an die Stiftungszeit der Universität erinnert. Sodann die Feier und Brunnfloßfest, mit welcher diese Schöpfung einst ins Leben trat, mit der sie sich in nunmehr verfloßenen 50 Jahren sicher und großartig gestaltete. In demselben Sinne also, in welchem Goethe empfiehlt Ehebandnisse erst nach mehrjährigem glücklichen Beistehen, anstatt im voraus bei der Hochzeit durch Freudenfeste zu begehen, in demselben Sinne konnte man eine Jubelfeier der Universität Berlin schon 1860 mit Recht veranstalten, nachdem man sie vor 50 Jahren ohne Sang und Klang eröffnet hatte.

Die Jubelfeier begann am 14. October mit dem Empfang der Abgeordneten in der Aula und schloß am 18. October mit einem Abschiedsgelage der Studenten. Zwischen beiden Daten liegt der Tag, an welchem 1810 durch die erste Vorlesung (Hustland's) unsere hohe Schule thatsächlich ins Leben trat. Es ist der 15. October; zugleich der Geburtstag des durch Regententhum vertretenen Königs, dem Kunst und Wissenschaft als ihrem begeisterten Pfleger sicherlich Dank schulden.

Aber zwischen jenen Daten, dem 14. und 18. October, den Schlachtagen von Jena und Leipzig, liegen auch die Reime unserer jetzigen Größe in jeder andern Hinsicht. Es bedarf hier keiner weitern Ausführung, nur der Erinnerung, der Hinweisung bedarf es. Wollte man sich über die Zeiten der Gründung, über die ersten 50 Jahre des Bestehens der berliner Universität auch nur so weit erschöpfend anlassen, als Zusammenhänge und Einflüsse wechselnd wirksam zwischen dem Geiste dieser hohen Schule und dem Geiste der Geschichte, dem sogenannten Zeitgeiste, deutlich zu verspüren sind, es würde ein umfangreiches Werk geben.

Sie hat uns denn im Erinnern, Mahnen, Andeuten, im Zurückschauen und Vorwärtsblicken der berühmte Festredner vom 15. October, August Böckh, ein bewundernswürdiges Beispiel weiser Mäßigung und Sparsamkeit gegeben. Ich auf meine Weise nachahmend, wollen wir uns möglichst beschränken und unsern Bericht nicht über den Inhalt der vorliegenden Jubelschriften hinauszuweisen lassen.

Widmen wir zunächst der eben erwähnten „Rede zur Jubelfeier der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin“ (Nr. 1) von August Böckh noch einige Worte. Es war gewiß eine schwierige, eine äußerst delicate Aufgabe für den greisen jetzigen Rector der Universität, als Mitglied der philosophischen Facultät, als Professor der Eloquenz die hochansehnliche Versammlung des ersten Hauptfesttags von der Kanzel der ältesten Kirche Berlins herab anzusprechen. Wir bilden uns ein, die Gefahr, zu bedeutend zu werden, müsse hier ziemlich ebenso nahe gelegen haben als die gegenheilige. Die Geschicklichkeit nun, mit welcher sich der Redner zurecht zu finden gewußt zwischen den so verschiedenartig gespannten Erwartungen eines Auditoriums, das neben der calmirenden Guld des erlauchten Regenten die Begierde nach der jugendlichen Schüler nicht vermissen ließ; die Geschicklichkeit, mit welcher der Redner seinen alten Ruhm für zu wahren gewußt unter den erschwerendsten Umständen — wir haben ihrer schon gedacht und können nur wiederholt unsere Bewunderung aussprechen. Wohlüberlegte Mäßigung und dennoch Wärme; classische Citate, aber keine Spur von gelehrter Pedanterie; leichte Uebersicht, dennoch Tiefe; wahre Frömmigkeit ohne erzwungene Beschränkung: das alles zusammen genommen macht die Böckh'sche Rede zum Muster einer derartigen akademischen Festrede.

Der eigentliche Stoff der Rede ist selbstverständlich zunächst die Geschichte der gefeierten Hochschule. Die Zeit der Gründung, jene Tage gezwungener Erniedrigung und freien Auf-

schwung, der Geist der Gründung, das schöne Eingehen des königlichen Stifters auf den idealsten Erhebungsplan, kurz die überall und hier so ganz besonders interessante, bedeutungsvolle Periode des Werdens gibt Anlaß zu hohen Worten der Erbauung. Die spätern Geschichte der Universität geht der Redner kurz durch und enthält sich ebenso ziemlich der Lobpreisung noch lebender Personen als des Verweilens bei nur allzu bekannten Perioden widerlicher, doch schließlich überwundener Gegenströmung. Während dagegen wird der Hingeshiebenen gedacht, derer sowohl aus dem Kreise der Lehrenden als der Lernenden, sowohl der fürs Vaterland auf dem Felde der Ehre als der im Dienste der Wissenschaft friedlich Gebliebenen. So viele große Namen waren da zu nennen, daß es keineswegs auffällt, wenn bei weitem nicht alle genannt werden konnten.

Vollständigkeit in dieser oder in verwandten Beziehungen anzustreben, war nicht Sache des Redners, sondern des Geschichtschreibers der Universität. Einen solchen hat sich der Senat in Rudolf Köpfe erwählt, welchem der Auftrag wurde, die Gründung des hochwichtigen Instituts eingehend, umfassend darzustellen.

In statlichem, würdigem Quartformat liegt uns das 300 Seiten starke Werk Köpfe's: „Die Gründung der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin“ (Nr. 2) vor. Besonders zur Vertheilung unter die Mitglieder und Öhner der Universität bestimmt, erscheint es durchaus zweckentsprechend und gelungen. Eine Urkundensammlung ist beigelegt und wir möchten finden, daß diesem Geschichtswerk überhaupt etwas Chronikartiges, was anderwärts oft genug vom Uebel ist, vortrefflich ansteht. Wir denken uns das Köpfe'sche Buch gern als den ersten einer langen Folge von künftigen Theilen, deren nächsten schon freilich nur wenige unter uns noch erleben werden. Vielleicht wenn die Universität ihr hundertjähriges Bestehen feiert, wird dieser nächste, zweite Theil erscheinen und — was jetzt noch nicht möglich war — die Geschichte der ersten 50 Jahre mit derselben Freiheit und Gründlichkeit als der vorliegende Theil die Gründungsgeschichte behandeln können.

Obwol nun die Gründungsgeschichte der berliner Universität höchst bedeutend und interessant ist, so müssen wir doch zugeben, daß sie hierin nicht einzig dasteht. Nebenbei wir nur derjenigen ältern Schwesterinstitute, welche durch und für die Reformation aufstamen, so müssen wir ihnen eine ähnliche Wichtigkeit der Anfänge zuerkennen. Nur der Fortgang wird die längst gefeierte Hochschule vor denen, die sich ihresgleichen nennen, unverkennbar, unbestreitbar rühmlich auszeichnen vermögen.

Vorläufig steht denn jedenfalls so viel fest, daß die berliner zur Zahl derjenigen erwählten Universitäten gehört, die nicht gemacht, sondern entstanden sind, deren erstes Keimen und Emporwachsen die allgemeine Geschichte daher nicht mit Stillschweigen übergehen darf, sondern um im wahren Zusammenhange zu bleiben, verzeichnen muß. Köpfe ist sich des Umstandes wohl bewußt gewesen, daß er zugleich eine Lücke in der allgemeinen Geschichte auszufüllen habe, und dieses Bewußtsein hat ihm merkwürdigen Schwung verliehen.

Neben wir einige Hauptmomente der von Köpfe höchst glücklich behandelten Anfangsperiode unserer Universität heraus. Da muß es uns denn vor allem ins Auge fallen, daß die berliner Zustände schon mehrere Jahre, bevor schwere Ereignisse die Universität wirklich ins Leben riefen, zu einer derartigen Schöpfung aufzufordern schienen.

Doch unbedenklich mögen wir auch sagen, es war gut, daß sie nicht früher zu Stande kam. Bevor nämlich der Staat Friedrich's des Großen zusammenbrach, ja als er sich für den oberflächlichen Beobachter auf einem Höhepunkte befinden mochte, da doch der Gebietszuwachs seit 1786 den äußern Verlust immer noch bedeutend überwog, damals in den ersten Regierungsjahren eines jungen Königs von reiblichem Bemühen, von gediegenem Bestreben, entwarfen die letzten schöngeistigen, sogenannten gelehrten Vertreter der Aufklärungsperiode mit der ihnen eigenen

zuverlässlichen Selbstüberschätzung bereits den Plan zu einer hohen Schule für Berlin. Engel's betreffender Brief nebst Denkschrift vom Jahre 1802, gerichtet an den einflussreichen Cabinetrath Deyme, stellte die Bemühungen „eines Dießler und Nicolai“ für die beabsichtigte Stiftung in Aussicht.

Aber gerade von der entgegengesetzten Seite mußte der Anstoß kommen, wenn für die Zukunft etwas gewonnen sein sollte. Und glücklicherweise enthielt zu Anfang dieses Jahrhunderts Berlin neben den vertrockneten, saftlosen Ausläufern der Friedrichszeit schon die kräftig emporwachsenden Triebe neuen Lebens. Das früher unbefruchtete Gebiet der Aufklärung, gerade dieses hatte sich die junge Romantik zur ersten dauernden Eroberung ausersehen. Denn nicht um das abgesonderte Feld der Kunst und Literatur, nicht etwa um den Besitz einer Akademie handelte es sich hier, sondern um Erfüllung und Durchbringung des gesammten Lebens kämpften Nüchternheit und Begeisterung. Gewiß ist mit der Idee der Romantik gelegentlich ebenso viel Mißbrauch getrieben worden als mit der der Aufklärung. Aber das kommt hier nicht in Betracht; wir sprechen nur von dem Grundwesen der alten und der neuen Richtung zur Zeit, da sie in Kampf auf Tod und Leben geriethen, und da vermögen wir ihnen die Reime von Tod und Leben doch schon deutlich anzusehen, jahrelang vor dem Ausgang des Kampfes. Für die Universität Berlin hatte dieser Kampf nicht bloß zur Zeit ihrer Entstehung, sondern aufs neue in ihrer ersten Blüte-besondere, vielleicht entscheidende Wichtigkeit. Der Gegensatz von Rationalismus und Romantik scheint uns im Grunde nur ein Vorläufer von dem der philosophischen und der historischen Schule.

Zur nämlichen Zeit, als der Geheimen Cabinetrath des Königs noch das Gutachten Engel's über Berlins Lehrfähigkeit einholte, fanden wir in der preussischen Hauptstadt bereits Schleiermacher, Fichte und die Schlegel. Öffentliche, freie Vorlesungen werden von ihnen gehalten neben den geregelten der Akademie, der medicinisch-chirurgischen Staatsinstitute, der über ihre eigentlichen Grenzen hinausgewachsenen Gymnasien. Die Bearbeiter des Landrechts vertreten die juristische Fakultät, und der Schülerkreis ist oft genug der weiteste — das gesammte gebildete Publikum. Da dieses indeß nicht mitnichten schon so viel unabhängige Stärke besaß, um nicht sein Beispiel in den obern Regionen zu suchen, so mußte es denn vom besten Einfluß sein, daß der Hof sogar in Fichte's Vorlesungen reich vertreten war. Den König selbst, dem man eine gewisse Neigung zur Mittelmäßigkeit oft hat zum Vorwurf machen wollen, sehen wir doch vor dem Kriege schon geneigt und bemüht, die ersten Tröphen der Wissenschaft nach Berlin zu ziehen. Mit Schiller ward verhandelt, Johannes von Müller kam als Historiograph und Alexander von Humboldt trat nach seiner Rückkehr aus Amerika in vaterländischen Dienst zurück.

Welche Stadt Deutschlands verdiente schon vor dem unglücklichen Kriege von 1806/7, schon vor der Gründung ihrer Universität, mehr als Berlin den Namen eines Mittelpunktes deutschen Geisteslebens? Vielleicht das einzige Weimar, aber dort fehlte das Publikum, der Staat. Daß nun Preußens guter Genius nach und während des Zusammenbruchs der alten Verhältnisse den Ausgang eines längt währenden innern Kampfes entgegengesetzter Geistesrichtungen zu Gunsten der neubelebenden entschied, das war Preußens und seiner Hauptstadt besonderes Glück im Unglück. Denn wie nahe lag es, daß der junge König gerade in seiner bisherigen bescheidenen Begünstigung neuerungsfähiger Elemente den Grund seines Mißgeschicks finden und sich entschieden zu den abspredhenden, laut genug mahnenden Vertretern der verlebten Zeit zurückwenden mochte. So selbständig und seinen Umgebungen überlegen, wie sein Großvater Friedrich, war Friedrich Wilhelm III. gewiß mitnichten; aber auch eine unsicher machende seine Einsicht und geistreiche Ueberschätzung des Gewesenen ging ihm ab; sein einfacher Sinn traf zu rechter Zeit das einfache Rechte.

Die Geschichte von Preußens Unglückszeit bietet doch neben dem Niedererschlagenden auf jeder Seite auch gleich schon Erhebendes.

Bei welcher Untreue und Erschlaffung wie viel Treue und Begeisterung in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung! So die Universität Halle, die mit dem linken Elbufer in Feindes Hand gefallen und geblieben. Wer es möglich machen kann von den Professoren, äußert seinen Wunsch, dem neuen Herrn nicht mit überlassen zu werden; Schmalz, ein Mann, der sich späterhin um seinen in schwerer Zeit wohlverbienten guten Namen gebracht hat, ging damals den Besten, womöglich voran; kaum hat der Fünftier Frieden das Schicksal von Halle befestigt, so finden wir den nachmaligen Denuncianten der Nationalbestrebungen in Begleitung Froriep's auf dem Wege nach Königsberg, um die Bitte der Universität, nach Berlin übersiedelt zu werden, allerhöchsten Orts vorzutragen.

Was von nun ab bis zur endlichen Eröffnung der neuen Universität im Jahre 1810 die Ausführung des von entscheidender Seite freudig begrüßten Plans verzögerte, bedrohte, hemmte, das waren beinahe nur noch materielle Schwierigkeiten. Stein schien die Inverficht auf Berlins Lehrfähigkeit nicht zu theilen. Als er die Leitung der Geschäfte übernahm, fuhr er nach seiner Art den ersten Verfechter des Universitätsplans, mit dem er Rücksprache darüber zu nehmen hatte, ziemlich dorb an. F. A. Wolf indeffen, der ihm Gegenüberstehende, überzeugte leichter selbst, als er sich überzeugen ließ, und der große Staatsmann scheint durch den großen Philologen am Ende doch umgestimmt worden zu sein. Wenigstens findet sich seit jener Unterbrechung Stein's mit F. A. Wolf keine Spur einer deutlichen Gegenwirkung des Ministers.

In die besten Hände endlich kam die Universitätsangelegenheit, als bei dem nächsten Ministerwechsel Wilhelm von Humboldt Chef des Unterrichtswesens wurde. Während wir in Stein den genialen Staatsmann gerade seiner Zeit, eine Art von staatsmännischem Luther, sehen, stellt sich uns in dem ältern Humboldt, der die höchste Stufe seines Berufs äußerlich nie erreicht hat, das wahre Ideal eines Staatsmanns überhaupt dar. Seines Bleibens im Ministerium Altenstein-Dohna war nicht lange. Schon im Juni 1810 machte er Schudmann Plag, einem rationalistischen Bureaukraten der alten Schule. Aber der kurze Zeitraum von ungefähr 18 Monaten hatte ihm zugereicht, die schwierige Sache, deren er sich mit all seiner klaren Besonnenheit angenommen, so weit in sichere Gestalt zu fördern, daß er sie bei seinem Abgange gewissermaßen fest auf eigenen Beinen stehend verlassen konnte. Kaum war Humboldt auf dem Gesandtschaftsposten zu Wien, mit welchem er entschädigt worden war, angekommen, so ward sein hinterlassener Pfleger für reif erklärt, ins Leben zu treten.

Die materiellen Schwierigkeiten waren schließlich gegen Humboldt's Willen freilich weniger überwunden als umgangen worden. Man lese nur, was die Dotation betrifft, bei Köpke nach. Indessen so war die Lage des Staats nun einmal, daß man sich überall auf das Nothwendigste beschränken, daß man alles, was irgend zum bloß Wünschenswerthen gerechnet werden konnte, der Zukunft überlassen mußte. Und um eine Ahnung davon zu gewinnen, was mit dem bloßen Zustandekommen des Universitätsplans in seinen Hauptzügen schon erreicht war, braucht man nur das erste Lehrerverzeichniß (S. 88) zu überfliegen. Da ließt man fast lauter Namen, bewährt nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Leben, und zwar in dem Leben, für welches alles, was seit 1807 zur Kräftigung und Aufrichtung des preussischen Volksgeistes geschehen war, nur hatte vorbereiten sollen.

Hier sind wir nun bei dem Inhalte des letzten der sechs Abschnitte angelangt, in welche Köpke's Text getheilt ist. Er schließt mit der Geschichte der beiden ersten Triennien, und die unbegriffene Periode einziger Begeisterung wird gewiß auch in seiner Schilderung wieder aufs neue begeistern. Kann man doch von der Universität Berlin sagen, daß sie die Befreiungskriege recht eigentlich mitgemacht habe. Wohl war es eine erfreuliche, eine rühmenswürdige Verdünnung der Hörsäle, welche der Aufruf des Königs im Februar 1813 bewirkte. Die Studirenden

befannten sich nicht, ob sie mitgehen oder zu Hause bleiben, sondern nur bei welcher Truppe sie eintreten sollten; Rudolphi schloß seine Vorlesungen mit den Worten, er hoffe im nächsten Semester nur vor Krüppeln zu lesen; die Zahl der Immatriculirten sank im Sommer 1813 auf 28. Und nicht minder als die Jugend regten sich die Aeltern. Je nach ihren verschiedenen Fähigkeiten theilten sich auch die Lehrer an dem entbehrlichen Kriesenkampfe; welche als Aerzte, welche als Offiziere der Armee; Fichte wäre am liebsten als Feldpredner mitgezogen, mußte sich indeffen neben Schleiermacher, Marheineke, Buttman und Niebuhr an den Exercirübungen des Landsturms genügen lassen.

Es ist ein gar peinlicher Abstieg, wenn wir, unmittelbar nachdem wir uns an solchen Erinnerungen erbaut haben, in die Schmalz'schen Händel hineingerathen. Sie sind zu bekannt, um uns diesmal einen unerquicklichen Aufenthalt abzunöthigen. Aber auch bei ansprechenderen Momenten, die Köpke's Darstellung kaum erst berührt oder noch gar nicht erreicht hat, dürfen wir leider nicht mehr verweilen, sondern müssen mit dem, Journalisten und Briefstellern so geläufigen, Hinweis auf Raumbeschränkung zum Schluß eilen. Gern hätten wir uns namentlich noch manchen spätern Moment des politischen, des literarischen Einwirkens von außen und nach außen vergegenwärtigt. Die Bewegung eines Gans und Savigny; die verschiedenen wissenschaftlichen Anregungen von seiten beider Humboldt; die Zeit der höchsten Frequenz unter dem Rectorat Hegel's, die damit zusammenhängende Blüte der neuern Philosophie und die bald darauf folgende Zeit ihrer Ungnade: alle diese ergiebigen Thematika müssen wir uns für eine künftige Gelegenheit aufbewahren, obgleich sie uns durch die dritte vorliegende Jubelschrift: „Xenion“ (Nr. 3) von H. G. F. Wahler gerade heute so nahegebracht werden. Hier haben wir einen poetischen Erguß über alle vier Facultäten, eine verkürzte Geschichte der berliner Universität, hinreichend bis in unsere Gegenwart. Des Verfassers gute Meinung, erfüllt von dem gemeingültigen Liberalismus, ist im schwierigen Verstande Dante's wirklich fließend genug ausgesprochen, und auch Stahl und Hegelberg werden bei einem solchen Wollen und Können, des Dichters der „Britannia und Borussia“ ganz zufrieden sein müssen, wenn sie ungenannt mit einem dunkel und allgemein gehaltenen Verweise davonkommen.

Kein föhrender Mislaut überhaupt hat sich — uns vernachlässigbar — von irgendwelcher Seite in das schöne Jubelfest der Universität Berlin eingeschlichen. Ueber den Geist ihrer begangenen Gründung konnte eine Meinungsverschiedenheit freilich auch so leicht nicht aufkommen, und hätte man eben ihn verlegen lassen wollen, dann wäre das Jubiläum wol mit Stillschweigen übergangen worden. Die bedeutsame Feier desselben stärkt unser Zuversicht für die Gegenwart, gibt uns neue Gewähr für die Zukunft.

Möge die berliner Hochschule dem Geiste treu bleiben, der sie ins Leben rief. Diesem Geiste treu bleiben heißt aber freundschafts wegen in der von ihm zuerst gegebenen Form verfeinern, sondern es heißt leben, ringen, fortgehen in der Zeit, für die Zeit und mit der Zeit; die ewige Gültigkeit, soweit von ihr bei Menschen und deren Bestrebungen die Rede sein kann, wird sich alsdann von selbst finden.

52.

Moriz Reich und Alfred Meißner.

1. An der Grenze. Aus dem Nachlasse von Moriz Reich. Herausgegeben von Alfred Meißner. Zweite Auflage. Prag, Bellmann. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Seltsame Geschichten von Alfred Meißner. Prag, Kober und Marga. 1859. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir haben es hier mit zwei Autoren zu thun, die in Bezug auf dichterische Begabung einander eng verwandt, von der Strömung des Lebens erfaßt, in ihren Schicksalen sich nicht im geringsten ähneln. Beide sind Böhmen von Geburt, beide empfinden das elegische Weh, welches die geschichtliche Bergan-

grüßelt dieses merkwürdigen Bandes seit Jahrhunderten durchzieht, und gerade die Tiefe und Innigkeit dieser Empfindung dürfte nicht wenig zu früher Reizung ihrer poetischen Talente beigetragen haben. Alfred Reizner, in besseren Verhältnissen lebend, machte gleich mit seinen ersten Productionen Glück und erwarb sich schnell einen geachteten Namen. Er steht in der Reihe der neueren Dichter Oesterreichs, deren Zahl nicht ganz klein ist, obenan und sein Ruf ist ein wohlbegründeter. Worin Reich dagegen gehört zu jenen Stiefkindern des Glücks, denen alles mißlingt, und die, leicht verletzbar, in sich jaghaft und schen, dem Misstrauen gegen andere gern Raum geben und so, an sich selbst und ihrer Kraft verzweifelnd, zu Grunde gehen, noch ehe sie sich entwickeln konnten. Arm geboren und von Jugend auf mit den schlimmsten Mißthellen kämpfend, brachte es der unglückliche Reich nur selten zu einer frohen Stunde. Geistig und leblich krank, schied er freiwillig aus dem Leben. Daß Reich diese Entschluß fassen und ausführen konnte, haben wir aufrichtig zu beklagen; denn es ist mit ihm ein wirkliches Talent zu Grunde gegangen, ein Talent, wie es nicht häufig vorkommt, und das, was es überhaupt einer Entwicklung fähig, bei seiner schöpferischen Ursprünglichkeit gewiß Bedeutendes noch geleistet haben würde. Reizner, der sich der Mühe unterzog, die hinterlassenen Papiere des unglücklichen Landmannes zu sichten und die vorzüglichsten Productionen derselben zusammenzustellen, hat dem Verstorbenen dadurch ein schönes Denkmal gesetzt, wofür die Literatur ihm dankbar sein muß.

Soweit und über die Befähigung R. Reich's zum Schriftsteller nach den vorliegenden Proben seiner Leistungen, die den Titel „An der Grenze“ (Nr. 1) tragen, ein Urtheil aufsteht, war das ihm eigenthümliche Fach die Dorfgeschichte in knapper, pointirter Form. Die kleinen, kurzen Geschichten, zu denen sein im Riesengebirge versteckt liegender Heimatort ihm die Stoffe lieferte, sind fast tadelloß zu nennende Producte einer ins Tiefe gehenden Schilderung. Die Charaktere sind mit wenigen kräftigen Pinselstrichen fest hingestellt. Die Sprache, die er seine Menschen reden läßt, ist durch und durch original, und da er in seinen Erzählungen alles annähe, nicht streng zur Sache gehörende Deiwel verschmäht, so machen die meisten dieser interessanten Gemalbilder, die bald erassen, bald heitern Inhalts sind, einen nachhaltigen Eindruck. Die Mittheilungen: „Aus der Chronik des Dorfgemeinlichen“, „Das Jägerhaus“, „Der halbe Kaspar“, stehen als schlichte Erzählungen weit über hundert andern Productionen ähnlicher Art, einzelne dürfen sich sogar, was Originalität des Stils und Wahl des Ausdrucks anlangt, als Muster aufstellen lassen.

In den „Eisernen Geschichten“ (Nr. 2) schlägt R. Reizner ähnliche Themat an, nur unterzieht er sie einer ganz andern Behandlung wie Reich. Hier verräth sich überall der gewandte, routinirte Erzähler. Das hat auf der einen Seite sein Gute, während es auf der andern die Wirkung des Erzählten mehrfach beeinträchtigt. Es ist eine eigenthümliche Sache um die Abrechnung kleiner Erzählungen, wie sie seit längerer Zeit in der deutschen Literatur theils Mode, theils ein Bedürfnis geworden sind. Die Bezeichnung „Novelle“, die man früher kleineren Erzählungen fast immer gab, paßt nicht recht, und das scheint für viele Autoren, welche in diesem Genre mit Geschick arbeiten, Anlaß gewesen zu sein, das dem Italienischen entlehnte Wort fallen zu lassen. Die alte wirkliche Novelle war selten Stofflich bedeutend; ein leichter, häufig ein sehr drolliger Scherz, das bloße Reizmittel ohne weiten Inhalt gab den Stoff zur Abfassung der Novelle. Die anmuthige Einflechtung, die Feinheit des Stils, die Prägnanz im Ausdruck waren an solchen leichten Erzählungen, lockern, ja leichtfertigen Geschichten das Verdienstlichste. Bei dem Ernst, welcher mehr oder weniger allen Deutschen angeboren ist, fragt es sich, ob die Novelle im eben angegebenen Sinne überhaupt das Genre sein dürfte, in welchem der deutsche Erzähler Bedeutendes leisten mag. Denkende Leser lassen sich mit grazios vorgetragenen Leichtfertigkeiten in deutschen Landen nur ausnahmsweise einmal unterhalten. Ein doctrinärer Gang sieht uns nun

einmal so tief im Blute, daß wir ihn nie völlig los werden können. Aber auch der Autor fühlt sich selbst nicht befriedigt, wenn seinen Schöpfungen nicht irgendein tieferer Sinn zu Grunde liegt. Diejenigen Schriftsteller, die nur des Unterhaltens wegen zur Feder greifen, abstrahiren schon von Haus aus von jeder eigentlich literarischen Wirksamkeit. Daß es in unserm eruchten Deutschland deren dennoch eine ganz ansehnliche Reihe gibt, soll nicht geleugnet werden, nur pflegt es die kritische Prüfungswage mit ihnen zu machen, wie jene fein fühlende Goldwage in den Gemüthern der englischen Dant, die jede Quinze, ist sie auch nur um das Tausendtheil eines Grans zu leicht, von den vorwichtig befundenen absondert.

„Eisernen Geschichten“ nennt Reizner seine Erzählungen, ein Titel, der durch den Inhalt des vorliegenden Bandes größtentheils gerechtfertigt wird. Mit Ausnahme von ein oder zwei der kürzern sind es sammt und sonders Dorfgeschichten; sie spielen auf dem Lande, und einfache Landleute sind die Acteure. Gleich die Erstausgabe Erzählung „Die Tage des Teufels“ zeigt uns das Talent des Verfassers in schönem Lichte, es paßt ihm aber gegen den Schluß der Erzählung die Fatalität, die sich auch in der letzten Geschichte „Der Müller vom Göst“, nur hier weniger auffallend bemerkbar im langen Hinhalten die Wirkung zum Theil verliert. Nach hätte sich dies vermeiden lassen die Stelle des geschulten Erzählers gefehlt hätte. Der Gedanke, welcher der lang zu Grunde liegt, ist so tief poetisch Herzen eines mit der Natur noch innig veremporgewachsen, daß in dem schöpferischen Dichters das Gegebene sich von selbst zu flüstern muß. Der in Steiermark heimtete dem Teufel drei volle Tage im Tal Erden ab, bildet den Vorwurf der Reizner solcher Stoff kann in poetischer Beherrschung Conflicten führen, der Schluß aber seinen Zweck ganz erreichen, vollkommen gelungenen Tragödie wirken. Die Reizner das nicht, und dies scheint mir ein Fehl alles traurig, höchst traurig, erschüttert nicht. Auch im „Müller vom Göst“ be im ganzen mäßig und mit voller Beherrschung des Stoffes geschriebenen Erzählung nicht ganz. Wir sehen den eigentlichen Helden der Geschichte zu lange leiden, zu passiv werden, um uns die zu dessen traurigem Ende lebhaft für ihn interessieren zu können. „Die Schiffahrt des Schneidmeisters Klaus“ ist eine vortrefflich erzählte lustige Geschichte. Auch die sehr gelungene Erzählung „Der Spieltsch Priester des Großen“, der in ihrer meisterlich strengen Form wol der Preis zuzurechnen sein dürfte, endigt tragisch. Im ganzen hat Reizner auch in diesen kleinen Productionen den Beweis geleistet, daß er sich leicht in den verschiedensten poetischen Formen zu bewegen versteht und daß sich von geschickter Hand mit gleicher Fertigkeit ein gedankenschwerer Stoff wie eine bloße Anekdote zu einer lebhaften Geschichte gestalten läßt.

Ernst Wilkman.

Notizen.

Die englische Kritik und die deutsche Literatur.

Es will uns bedanken, als ob die englischen Reviews und größern literarischen Journale sich seit einigen Jahren weniger oft und eingehend mit Erscheinungen der deutschen Literatur beschäftigt als früher, obgleich namentlich deutsche theologische und kirchengeschichtliche Werke (wie z. B. die von Altmann und in der „Foreign theological library“ die Werke von Hengstenberg, Tholud, Neander, Hübner, Stier, Kurz u. a.) fortbauend übersetzt werden. Hängt dies mit gewissen politischen Bestimmungen gegen Deutschland zusammen, die sich jetzt in den benachbarten Kreisen Englands geltend zu machen scheinen? Denn man wird doch gewiß nicht behaupten können,

daß die deutsche Literatur gegenwärtig weniger fruchtbar sei — in den meisten Gattungen ist sie es nur zu sehr — oder weniger Bedeutsames zu Tage fördere als vor acht oder zehn Jahren. Wie viele interessante Veröffentlichungen erschienen nicht gerade in den letzten Jahren, die im hohen Grade wichtig sind zur Kenntniß unserer großen Literaturrepöche und der folgenden romantischen Periode und ihrer hervorragenden Repräsentanten! Sie werden in den englischen Journalen nicht oder kaum beachtet, weniger als in den französischen. Freilich liegt in England der Zweig der Literatur, der es mit den idealen Angelegenheiten der Menschheit zu thun hat, und mit ihr die literarische Kritik gegenwärtig sehr danieder; nur das rein Praktische, das durch das unmittelbare Tagesinteresse Gebotene scheint jetzt noch diese Nation in lebhaftere Bewegung zu setzen. Selbst ihrem Shakespeare, dem Stammhalter des altenglischen Geistes, scheint sie mehr und mehr untreu zu werden; Ballet, italienische Oper, französisches Drama und rohe Buffon'sche Posse verdrängen ihn immer mehr von den londoner Bühnen; das Shakespeare-Theater von Phelps, das ohnehin in den Hauptdarstellern vieles zu wünschen übrig läßt, fristet eine kümmerliche Existenz. Die unausbleiblichen Folgen dieser von den französischen Whigs geförderten Richtung dürften sich, wenn dieselbe andauern sollte, demnächst empfindlich im Nationalleben spüren lassen.

Inzwischen muß man sich mit kurzen Notizen über Erscheinungen der deutschen Literatur begnügen, wie die in der Rubrik „Contemporary literature“ der „Westminster review“ enthaltenen. In der letzten Lieferung werden unter anderm Heyse's „Vier Novellen“ besprochen. Der Berichterstatter findet nur die in Italien spielende preiswürdig, und erzählt ihren Inhalt; wenn dagegen Heyse den italienischen Boden verlasse und sich mit der „polished society“ abgebe, dann hätte die Handlung seiner Novellen etwas Gezwungenes und seine Charaktere etwas Unnatürliches oder gänzlich Creptionelles. Daher böten die drei andern Erzählungen, in denen Heyse sich ohne Erfolg anstrengt, mit dem leichten Lobe der bessern französischen Novellisten zu wetteifern, außer der Leichtigkeit des Ausdrucks und der Reinheit des Stils nichts Originelles und Anziehendes. Noch schlimmer ergeht es der Erzählung „Maria Regina“ von der Gräfin Sahn-Sahn. Ihre frühern Erzählungen seien pikant gewesen, jetzt aber predige sie affectirte Moral im vollen Ballstaat moderner Klüßlichkeit, und nichts könne „more unsatisfactory“ sein als diese neueste Erzählung der Gräfin; von einer wirklich tiefen Frömmigkeit sei darin nicht die Rede. Barnhagen's „Briefe an eine Freundin“ geben dem Berichterstatter Anlaß zu der Bemerkung, daß Barnhagen von Guse mit seinen Freundinnen Unglück gehabt habe; Amely Wölfe sei bei der Veröffentlichung dieser Briefe von derselben Eitelkeit (?) getrieben worden, wie Lubmilla Affing bei der Veröffentlichung der Briefe A. von Humboldt's; er, der Berichterstatter, finde solche Publicationen wie die der Amely Wölfe „utterly unjustifiable“; man dürfe nicht ablassen, über sie den beharrlichsten Tadel auszusprechen. Weiter rügt er den in letzter Zeit so häufig vorkommenden Mißbrauch der Gastfreundschaft, dessen sich Morig Hartmann in seinen Mittheilungen über Carlyle's häusliches Leben in der Schrift „Bilder und Büsten“ schuldig gemacht; und in der That werden namhafte Leute wohlthun, vor solchen fahrenden Schülern der Literatur, die sie nur besuchen, um sie zu daquerothypiren und ungefragt deren Porträts öffentlich auszuhängen, ihre Hausthür, ihr Herz und nebenbei ihre Schüsselfen sorgfältig zu verschließen. Die übrigen Mittheilungen Hartmann's über L. Rube, Branger, Barbe, Stephen Keller und die Fürstin Orsini haben, nach des englischen Berichterstatters Versicherung, wenig, was ihnen zur Empfehlung gereichen könne. Dagegen rühmt er fast unbedingt den Roman „Diana und Endymion“ von Victor Natalis; er habe selten einen deutschen Roman gelesen, der so anziehend wäre; er sei reich an allgemeinen Bemerkungen, die von sorgfältiger Beobachtung zeigten, und der Stil, in welchem er geschrieben sei, zeichne sich ebenso durch Schönheit, Klarheit und Leichtigkeit, als die Erzählung

selbst durch anmuthige Erfindungen und dichterische Behandlung aus. Die Gotta'sche Jubiläumsausgabe der Schiller'schen Gedichte gibt dem Berichterstatter Anlaß zu der beachtenswerthen Bemerkung: „Der Umstand, daß es möglich ist, Werke von so vortrefflicher Ausstattung wie dieses zu dem wohlfeilen Preise von fünf Schilling für die Lieferung zu veröffentlichen, deutet auf eine Lage der Kunst und Künstler, welche sehr verschieden ist von der, an die wir in England gewöhnt sind. Denn für Bilder, die sich in Bezug auf Vortrefflichkeit den hier gebotenen nur einigermaßen nähern, würde ein englischer Künstler ein Honorar nicht nur verlangen, sondern auch leicht erhalten, welches einem Verleger ganz unmöglich machen würde, ein ähnliches Unternehmen ins Werk zu setzen.“ J. M.

Zur Biographie Schopenhauer's. *)

Es war im Anfange des Monats September 1787, als ein angesehenener Bankier aus Danzig und seine junge Gattin, erst kürzlich verheirathet, in London ankamen. Die Dame befand sich zur Zeit in interessanten Umständen, und der Gemahl, welcher, wie alle jungen Väter, auf einen Sohn und Erben hoffte und ihn schon im voraus zum Kaufmann bestimmte, wünschte sehr, ihm die Vorrechte eines geborenen Briten zu sichern. Er versuchte deshalb, seine Frau zu bewegen, ihre Entbindung in London abzuwarten. Nach einem innern Kampfe fügte sie sich seinem Wunsche. Ihre Fertigkeit in der Landessprache und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich in die dortigen Sitten und Gebräuche zu schicken wußte, verschafften ihr überall eine herzliche Aufnahme. Auch fehlte es nicht an Anerbieten von Beistand und mütterlicher Pflege. Die schönen Monate September und October verstrichen rasch inmitten manichsacher häuslicher und öffentlicher Vergnügungen. Als jedoch der düstere November mit seinen trüben, nebeligen Tagen sich eingestellt hatte, wurde dem jungen Ehepaare plötzlich bange um seine Gattin, sobald er jetzt seinerseits darauf bestand, sie nach der Heimat zurückzuführen, damit sie in der verhängnisvollen Stunde unter der Pflege der eigenen Mutter sich befände. Dies gab Anlaß zu einem Streite zwischen dem zärtlichen Ehepaare, indem keiner von beiden Theilen dem andern in Selbstverleugnung nachsehen wollte. Sie entschlossen sich daher, den damals berühmtesten Arzt in London, Dr. Gunter, zu Rathe zu ziehen. Er sollte ihren Streit schlichten und seiner Entscheidung wollten sie sich fügen. Als sie in sein Zimmer eintraten, erhob sich der große Mann ein wenig von seinem Lehnstuhl, neigte fast unmerklich sein Haupt zur Begrüßung seiner Besucher und forderte sie durch eine Handbewegung schweigend auf, Platz zu nehmen. Nachdem der Bankier den Zweck ihres Besuchs anzeigend und seine Gattin ihrerseits einige Worte hinzugefügt hatte, warf ihr Dr. Gunter einen forschenden Blick zu, hielt einige Augenblicke ihre Hand, um ihr den Puls zu fühlen und versicherte ihr dann, daß Bewegung für Frauen in ihrer Lage nur zuträglich, daß noch keine je an der Seefranzheit gestorben und daß sie daher ihre Rückreise, sobald es ihnen bequem wäre, antreten könnten. Die ganze Consultation währte kaum eine halbe Stunde; Dr. Gunter strich mit der größten Gleichgültigkeit seine zwei Guineen ein und entließ seine Besucher ebenso höflich wie er sie empfangen hatte. Ende November verließen sie London, um nach Danzig zurückzukehren. Nach einer beschwerlichen Reise gelangten sie glücklich und wohlbehalten am letzten Tage des Jahres 1787 in ihrer Heimat an und die Gattin war froh, sich wieder im Kreise der Ihrigen zu befinden. Von Mutter und Schwestern gehätselt und geliebt, verstrichen die Tage und Wochen, bis sie endlich am 22. Februar des Jahres 1788 von einem gesunden und kräftigen Knaben entbunden wurde. Mit Hinblick auf die bereinstige Firma des jungen Weltbürgers,

*) Nach der eigenen Erzählung der Mutter in ihrem von Herr Tochter Atele herausgegebenen Werke „Jugendleben und Wanderbilder“ (Braunschweig 1839).

wählte sein Vater für ihn den Namen Arthur, als einen, der in allen Sprachen unverändert bleibt. Dieser Knabe nun war kein anderer als Arthur Schopenhauer, der berühmte Philosoph, welcher am 21. September d. J. in seinem dreundsiebzigsten Jahre das Zeitliche gesegnet hat. 36.

Bibliographie.

- Adams, W., Des Greises Heimath. Aus dem Englischen. Herausgegeben von J. Wohlgemuth. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 32. 7½ Ngr.
- Aker, A., Erste Stimmen. Gedichte. Cassel, Fischer. 1861. 12. 1 Thlr.
- Bartsch, K., Ueber Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Becht, J. L., Der Weinfeller auf Schloß Salurn. Eine Sage, dem Volke erzählt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 6 Ngr.
- Beder, C., Das edle sächsische Fürsten-Kleeblatt oder die Hauptzüge aus dem Leben der drei Kurfürsten Friedrich, Johann und Johann Friedrich. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr.
- Berthold, G., Des Kaisers Sohn, ein Findelkind! oder: Ein zweiter Rasper Häuser und ungelöstes Räthsel dunkler Schicksalswege. Roman aus der Wirklichkeit. Dresden, Breyer. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Beseler, G., Zur Geschichte des deutschen Ständerechts. Berlin. Gr. 4. 5 Ngr.
- Biographien berühmter Baumeister und Bildhauer. 1ster und 2ter Band. Berlin, Kiegel. 1861. Gr. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.
- Bornowski, L., Legenden. Ebn u. Neuß, Schwann. 16. 12½ Ngr.
- Deinhardt, H., Beiträge zur Würdigung und zum Verständnis Schillers. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. 1861. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
- Diefenbach, L., Origines europaeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen und Nachbarn. Studien. Frankfurt a. M., J. Baer. 1861. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Genter, F. J., Junge Liebe in alten Tagen. Amerikanische Spätrosen. Stuttgart, Neff. 1861. 16. 20 Ngr.
- Feifalik, J., Ueber die Königinhofer Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.
- Forschungen zur deutschen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Commission bei der Königl. Bayer. Akademie der Wissenschaften. 1ster Band. 1stes Heft. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 24 Ngr.
- Freiberg, G. v., Aquarelle. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1861. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Frensdorff, F., Die Stadt- und Gerichtsverfassung Lübecks im XII. und XIII. Jahrhundert. Lübeck, von Rohden. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.
- Frey, W. P., Aus fernen Welten. Reise-, Jagd- und Lebensbilder zu Wasser und zu Lande. Wien, Lechner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Das Geschlecht der Zukunft. Sozialer Roman in sechs Bänden. Vom Verfasser der Romane „Die Ritter der Industrie“, „die Leute der Amtsstube“ etc. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 6 Thlr.
- Gittermann, J. Ch. H., Revolution oder Abolition. Frei bearbeitet nach H. A. Selver's die dem Süden bevorstehende Griffe. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 16 Ngr.
- Görner, G. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zur gefelligen Unterhaltung für Stadt und Land. 8ter Jahrgang. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Gregorovius, F., Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr.

Gumpach, J. v., Die Freudenbotschaft des Gottesreiches. Eine, auf chronologischem Grunde angeordnete einheitliche Darstellung der evangelischen Geschichte. München, Palm. 8. 18 Ngr.

— Grundzüge einer neuen Weltlehre. 1ster Band. — A. u. d. T.: Kritisch-populäre Briefe über die neuere Astronomie. 1ster Band. Die Gravitationstheorie als Anziehungslehre. München, Palm. Lex.-8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Gustav vom See, Zwei gnädige Frauen. Roman in drei Bänden. Breslau, C. Trewenndt. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Hagen, R., Reden und Vorträge. Solothurn, Jent u. Gafmann. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heine, H., Berlin. Herbstmährchen in 27 Kapiteln. Amsterdam, Gebr. Binger. 1861. 8. 1 Thlr.

Hofmann von Rauborn, R., Ehrenkönigslieder. Die christlichen Feste im Schmucke deutscher Poesie. Ein Festgeschenk in drei Büchern. 1stes Buch. — A. u. d. T.: Christfestbuch. Die Lieber vom Stern über Bethlehem. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 1861. 16. 20 Ngr.

Hornay, Beweis für Geist und Wahrheit. Zur Widerlegung des Zweifels an Geist und Fortdauer. Leipzig, C. F. Mayer. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Schloß im See. Eine Erzählung aus Schottland vom Verfasser des „Armen Heinrich“. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1861. 16. 5 Ngr.

Schmarba's, L. R., Reise um die Erde in den Jahren 1853—1857. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1861. Gr. 8. 8 Thlr.

Staufen, F., Weihnachts-Feste. Eine Erzählung für Deutschgesinnte. Leipzig, Teubner. 1861. Gr. 16. 27 Ngr.

Stein, H., Album der Freundschaft. Gedanken in Poesie und Prosa. Leipzig, Jünger. 16. 12 Ngr.

Steinebach, F., Salonbilder aus der vornehmen Welt. Novellen. Hamburg, Expedition der deutschen Schaubühne. 8. 1 Thlr.

Vorzeit und Gegenwart. Historisch-romantische Schilderungen aus Schwaben und Franken. 1stes und 2tes Heft. Stuttgart, Fischhaber. 1861. 8. à 2 Ngr.

Wagner, R., „Zukunftsmusik.“ Brief an einen französischen Freund als Vorwort zu einer Prosa-Üebersetzung seiner Operndichtungen. Leipzig, Weber. 1861. Lex.-8. 10 Ngr.

Walbau, A., Böhmisches Naturdichter. Literaturhistorische Studie. Prag. 16. 15 Ngr.

Wager, G. W., Reise in den Orient Europa's und einen Theil Asiens, zur Untersuchung des Bodens und seiner Produkte, des Klima's, der Salubritäts-Verhältnisse und vorherrschenden Krankheiten. Mit Beiträgen zur Geschichte, Charakteristik und Politik der Bewohner. 1ster Band. Elberfeld, Bader. Gr. 12. 2 Thlr.

Zur Erinnerung an Anton von Gasteiger zu Rabenstein und Kobach, Dr. der Rechte, k. k. jub. Subernialrath und Kreishauptmann. Eine biographische Skizze. Innsbruck. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Lose Blätter aus Ungarn und Oesterreich. Hamburg, Expedition der deutschen Schaubühne. 8. 7½ Ngr.

Europa's Staatenverband auf Grundlage des heiligen Rechtes der Nationalität. Eine deutsche Rede am Aufgange der neuen Epoche. Nebst dem Entwurfe einer Karte der europäischen Reiche erster und zweiter Ordnung. Berlin, Plahn. Gr. 8. 10 Ngr.

Fischer, F. v., Rückblicke auf die Helden-Laufbahn weil. Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl von Oesterreich, am Tage der Enthüllung höchstseiner Monuments zu Wien am 22. Mai 1860. Wien. Gr. Lex.-8. 6 Ngr.

Der deutsche Nibel unter den Händen der Aertze. Eine tragikomisch wahre Geschichte von J. W. Landshut. Gr. 8. 1½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustriertes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

In Heften zu 5 Bogen. 8. Jedes Heft 7½ Ngr.
Erster Band. Nachener Wörter — Varyt und Varytsalze.

Mit 370 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Der Zweck dieses neuen populär-encyclopädischen Unternehmens (redigirt von Dr. Rudolf Arendt) erhellt deutlich aus dessen Titel: es soll die Resultate der Wissenschaften für das praktische Leben darstellen, ein treuer Rathgeber für Haus und Familie sein. Es behandelt deshalb 1) die Künste und Gewerbe (die bürgerlichen und landwirthschaftlichen Gewerbe, Technologie, Landwirthschaft, Architektur, Malerei, Bildhauerei); 2) das geschäftliche und gesellschaftliche Leben (Handel und Verkehr, Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) das häusliche und Familienleben (Medicin, Nahrungsmittel, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht). Durch zahlreiche Abbildungen wird das Verständniß der Artikel wesentlich gefördert.

Das Werk erscheint in 6—8 Bänden, die in 60—80 Heften von 5 Bogen Lexikon-Octav zu dem billigen Preise von 7½ Ngr. für das Heft ausgegeben werden; jeden Monat zwei Hefte.

Mit dem soeben erschienenen zehnten Hefte liegt der erste Band vollständig vor; er ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorrätzig, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Fortschritt der Metaphysik unter den ältesten ionischen Philosophen. Eine geschichtsphilosophische Studie von Dr. Rudolph Seydel. Gr. 8. Geh. Preis ½ Thlr.

Frederike Bremer's neuestes Reisewerk.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Leben in der Alten Welt.

Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 20 Ngr.

Der Anfang eines neuen Werks der beliebten schwedischen Schriftstellerin, das ihre Reisen in der Schweiz, Italien, Palästina, der Türkei und Griechenland schildern soll und den zahlreichen Freunden ihrer Schriften gewiß willkommen sein wird. Die vorliegende deutsche Uebersetzung ist eine von der Verfasserin autorisirte.

Sie erscheint zugleich in besonderer Ausgabe als Fortsetzung der billigen deutschen

Gesamtausgabe von Frederike Bremer's Schriften, von der bis jetzt 34 Bände (à 10 Ngr.) ausgegeben wurden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Anschluss an die Reihe von **Handbüchern**, die den Zweck haben, das lebendigere Verständniss des classischen Alterthums auch in weitere Kreise zu bringen, erschien soeben in unserm Verlage:

DAS LEBEN DER GRIECHEN UND RÖMER

NACH
ANTIKEN BILDWERKEN DARGESTELLT
VON

ERNST GUHL UND WILHELM KONER.

HANDBUCH

DER
BAULICHEN, GOTTESDIENSTLICHEN, KRIEGS- UND
PRIVAT-ALTERTHUMER DER GRIECHEN UND RÖMER.

ERSTE HAEFTE:

GRIECHEN.

MIT 317 IN DEN TEXT EINGEDRUCKTEN HOLZSCHNITTEN.

Gr. 8. 21¼ Bogen. Preis 2 Thlr.

Die zweite Hälfte: „Römer“ wird bestimmt im nächsten Jahre erscheinen.

Nachstehende Handbücher wurden bereits früher ausgegeben:

Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Drei Bände. Zweite Auflage. Erster Band 2 Thlr. Zweiter Band 1 Thlr. Dritter Band 1 Thlr. 10 Sgr.

(Der erste Band erscheint in einigen Monaten in dritter Auflage.)

Griechische Geschichte von Ernst Curtius. Zweiter Abdruck. Erster Band. 1 Thlr. 6 Sgr.

(Der zweite Band erscheint Ostern 1861.)

Römische Mythologie von Ludwig Preller. Erster Band. 1 Thlr. 25 Sgr.

Griechische Mythologie von Ludwig Preller. Zweite Auflage. Erster Band. 1 Thlr. 14 Sgr.

(Der zweite Band erscheint Ostern 1861.)

Römische Alterthümer von Professor L. Lange in Gießen. Erster Band. 1 Thlr. 14 Sgr.

Griechische Alterthümer von G. F. Schömann. Zwei Bände. 2 Thlr. 12 Sgr.

Berlin, 26. November 1860.

Weidmannsche Buchhandlung.

Ältere Auflagen des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon sind zu dem

äußerst billigen Preise von 1½ — 3 Thlr.,

sämmtlich gebunden, von der Verlagsbuchhandlung sowie durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen:

2. Aufl. 1½ Thlr.; 3. Aufl. 1½ Thlr.; 4. Aufl. 1½ Thlr.;
5. Aufl. 2 Thlr.; 6. Aufl. 2½ Thlr.; 7. Aufl. 3 Thlr.

Diese Auflagen enthalten, obwol schon vor längerer Zeit erschienen, einen reichen Schatz nie veraltenden Wissens und belehrender Unterhaltung. Sie eignen sich besonders auch zu billigen und doch sehr werthvollen Festgeschenken. Es wird selten Gelegenheit geboten, so umfangreiche und werthvolle Werke so billig zu erhalten: 10—12 starke Bände, gebunden, zu 1½ — 3 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Er scheint wöchentlich.

— Nr. 52. —

27. December 1860.

Inhalt: Die Kirchenväter und die Gegenwart. Von Max Scheler. — Ein neuer Roman von George Eliot. — Zwei deutsche Märchen. — Kritik. (Milton's Wohnungen in London.) — Bibliographie. — Enzyklopädie.

Die Kirchenväter und die Gegenwart.

Die Philosophie der Kirchenväter. Von Johannes Huber. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Rgr.

Daß die Bildung der Gegenwart, daß Wissenschaft und Kunst in einen Widerspruch mit den dogmatischen Satzungen und symbolischen Büchern früherer Jahrhunderte gerathen sind, leugnen am wenigsten die Vertreter dieser letztern selbst, welche gegen die größten Dichter und Denker wie gegen den Geist der Zeit ihre Bannstrahlen schleudern und die Umkehr verlangen. Nun erneut sich allerdings die Kultur durch eine Rückkehr zu dem Ursprünglichen, aber zu den reinen Quellen, zum Lebensprincip, nicht durch eine Wiederaufnahme vergangener oder veralteter Entwicklungsformen derselben, die ja gerade darum verlassen wurden, weil sie keine volle Befriedigung mehr gewährten, und die darum die Sehnsucht der Menschheit nicht stillen, ihrem Herzensbedürfnis nicht genügen könnten, wollte auch der Mund sie wieder bekennen. Im Christenthum sind die eigenen Worte und das vorbildliche Leben Christi jenes Ursprüngliche, und frühere Jahrhunderte haben nach Maßgabe ihres Verständnisses und ihrer Kenntniß der Natur und Geschichte eine Weltanschauung darauf begründet, theologische Systeme danach zusammengestellt. Wenn nun der Fortschritt der Forschung die Begriffe von der Natur und der Geschichte ebenso erweitert als vertieft, wenn die Erde aufgehört der Mittelpunkt des Universums zu sein und nur ein kleiner Stern unter Sternen wird, und gegenüber der Annahme eines Schöpfungstages vor 6000 Jahren das Licht der fernsten sichtbaren Weltkörper schon vor zwei Millionen Jahren seinen Weg zu uns begonnen hat, wenn überall die unverbrüchliche Herrschaft der Gesetze zum Bewußtsein kommt und die Größe Gottes in der Begründung, nicht in der Unterbrechung der Naturordnung erkannt wird, so muß danach gar mancher Satz der seitherigen theologischen Lehren eine andere Gestalt gewinnen, in der freilich das Göttliche als solches nicht verkert, sondern nur gewinnt, da mit der Größe des Werks auch unsere Idee des Werkmeisters sich steigert. Wenn

1860. 52.

ferner der Glaube selig machen soll, so darf nur das als religiöse Wahrheit bezeichnet werden, wovon jeder eine launere Erfahrung haben kann; oder was wirklich für unsere sittliche Lebensführung, für unser Seelenheil und unsere Gemüthshebung von entscheidendem Einfluß ist. Für unser sittliches Wollen und Handeln ist es keineswegs gleichgültig, ob alles nur die nothwendige Bewegung blindwaltender Naturkraft, ob der Geist nur ein Erzeugniß der Materie und ihres Stoffwechsels ist, oder ob ein selbstbewußter Wille der Liebe als der schöpferische Grund der Welt in ihr sich offenbart; denn mit jener Annahme ist die Selbstbestimmung des Willens unverträglich, die Zurechnung unstatthaft, die Freiheit wird eine unerklärliche Täuschung; Sittlichkeit ist folgerichtig nur da, wo der Geist Herr und Princip des Seins ist. Ob aber Gott in sechs Tagen die Welt geschaffen, oder vielmehr die Entwicklung der Erde sich allmählich in Millionen von Jahren vollzogen hat, das ist für unser Gewissen ganz gleichgültig, das muß Gegenstand ungebundener Forschung sein. Das Religiöse in den Religionen ist der Glaube an eine sittliche Weltordnung und der Anschluß unseres Willens an sie. Sie stets klarer und allseitiger zu erkennen, ist das Ziel der Philosophie des Geistes, sie stets anschaulicher und tiefsinniger darzustellen eine Aufgabe, welche die größten Dichter des Alterthums wie der Neuzeit in ihren vollendetsten Werken erfüllen. Eine Religionswissenschaft, die der Gegenwart genügen, einen Einfluß auf die Geister üben will, muß sich hier anschließen; sie erkennt die Satzungen früherer Jahrhunderte als Entwicklungsstufen an, aber sie fordert das Recht, die Worte wie Thaten Christi in ihrer ursprünglichen Reinheit aufzunehmen und mit der Natur- und Geschichtsansicht unserer Zeit in Verbindung zu setzen. Die Versuche, die übereinkommlichen Satzungen der Kirche philosophisch zu rechtfertigen, führen zur Scholastik; oder zu einer speculativen Umdeutung, die etwas ganz anderes herausbringt, wie bei Hegel, zu neuen gnostisch-mythologischen Dichtungen wie bei Schelling. Erst hat die historische Kritik die Thatfachen festzustellen, ehe die Philosophie an deren Erklärung geht. Die Philosophie will

nicht mehr aus einem einfachen Satz das All herausspinnen, sie weiß jetzt, daß das nur subjectives Spinnwebwerk gibt und daß die Natur, die der Naturphilosoph schafft, nicht die wirkliche, sondern nur in seiner Einbildung vorhanden ist; aber es gilt den Weltzusammenhang zu begreifen und den Grund der Wirklichkeit zu erkennen, und der muß so beschaffen sein, daß er eine Welt voll Ordnung und Freiheit begründen kann, daß er sowol die Fülle des Naturlebens in sich trägt, als er mit selbstbewußter Weisheit und Liebe die Dinge gestaltet und die Geschichte lenkt.

Von diesem Standpunkt aus ist uns ein Buch willkommen, welches die erste Entwicklungsstufe der christlichen Religionsphilosophie darlegt, „Die Philosophie der Kirchenväter“, von Johannes Huber.“ Die Darstellung ist quellennützlich und unbefangenen; Huber verhehlt die mancherlei Widersprüche nicht; in die bald der einzelne mit sich selbst, mit andern Genossen oder mit der Kirchenlehre gerathen ist; gerade dadurch gewinnen wir ein lebendiges Bild jener Lage und den wohlthätigen Eindruck, daß der christliche Geist durch freie Geister die Herrschaft errungen hat, nur durch freie Geister sie behaupten wird. Huber zeigt, wie der Christusbegriff, welchen Paulus und Johannes aufstellen, schon in Zusammenhang steht mit der Verschmelzung orientalischer und griechischer Ideen, die sich namentlich in Alexandrien vollzog. Johannes sieht in Christus den Logos, die sich selbst aussprechende Vernunft oder das Wort Gottes, und Philo hat die Logoslehre besonders ausgebildet, im Zusammenwirken griechischer Philosophie, namentlich heraklitisch-stoischer und platonischer Gedanken, mit der alttestamentlichen Personification der Weisheit Gottes. Huber hätte diese doppelte Quelle hervorheben sollen; er bemerkt ganz richtig, daß Christus nicht bloß der Stifter, sondern auch der Inhalt der christlichen Religion sei, und daß die Versöhnung und Verbindung göttlicher und menschlicher Natur das Nachdenken wecken, das Christenthum zu einer philosophischen Religion machen mußte; es galt von Anfang an die größten Gegensätze in Einheit zu denken, die Person Christi im Zusammenhange des Universums zu begreifen.

Es wäre eine ebenso historisch wie psychologisch unwahre, den lebendigen Geist der Geschichte verkennende Vorstellung, wollte man sich die ersten Lehrer und Schriftsteller der Kirche in Besiz eines völlig genauen und entwickelten Verständnisses der christlichen Lehren denken. Sie selbst mußten den christlichen Lehrbegriff in vieler Beziehung erst feststellen, wobei die Gefahr des Irrthums nicht vermieden wurde.

Hiermit steht es aber im Widerspruch, wenn er von Eusebius sagt, daß er sich in einigen Punkten von der Kirchenlehre entferne, da ja die orthodoxe Form derselben noch nicht festgesetzt war. Huber spricht von einem bedeutenden Unterschied zwischen dem Dogma wie es sich im Geiste der Kirchenväter reflectirt, und jenem, welches auf den Concilien fixirt wird; dann war also das letztere nicht das erste, nicht von vornherein fertig, und dann hätte er dessen Entwicklung selbst mehr in den Kreis

seiner Darstellung ziehen sollen, zumal er behauptet, daß die Kirchenlehre gegenüber den Gegensätzen der Häresien die höhere Einheit bewahre, den Standpunkt der speculativen Vernunft repräsentire. „Das Princip der Gottmenslichkeit und die Idee der Erlösung involvirt die innigste Lebensgemeinschaft zwischen Gott und Welt, ohne doch beide pantheistisch zu identificiren.“ Gewiß, und wir wissen es der Kirchenlehre Dank, daß sie dies Princip festgehalten, ob sie es aber schon in der Form speculativer Vernunft dargestellt, ist eine andere Frage, die Huber schwerlich bejahen wird. Der Trinitätsbegriff leitet dahin, Gott als Organismus und einen Proceß des göttlichen Lebens zu erfassen, aber ob die Athanasianische Formulirung dieser Idee die befriedigende sei, das sagt uns Huber nicht. Indes wollte er zunächst nicht ein eigentlich philosophisches, sondern ein historisches Buch schreiben, das selbst wieder einer Darstellung von Eusebius Grigena zur Grundlage dienen soll, und er hat seinen eigenen Standpunkt nur insoweit angedeutet, daß er sich zu derjenigen Richtung bekennt, die sowol die selbstbewußte Einheit Gottes als seiner Offenbarung in der Welt, die unendliche Entfaltung seiner der Welt einwohnenden Schöpferthätigkeit festhält und damit das Wahr des Theismus und des Pantheismus bewahrt, das Einseitige heider aber vermeidet.

Huber gedenkt zuerst des Aufstrebens einer christlichen Philosophie bei den Apologeten in der Vertheidigung der christlichen Lehre gegen gelehrte Heiden. Er geht dann zur Gnosis über, die er sehr glücklich charakterisirt. Sie ist sowol ein Mittelglied zwischen Philosophie und Religion, als eine Verquickung heidnischer und christlicher Ideen.

Die Phantasie tritt statt des nüchternen Denkens mitardend auf, setzt an die Stelle eines Begriffs ein anschauliches Bild, eine concrete lebendige Gestalt, und schlingt ein buntes Gewebe von Dichtungen. So wird eine neue Mythologie geschaffen und erhalten wir statt einer philosophischen Construction zuletzt nur ein großartiges Epos, das mit Eileus und poetischem Schwung die Geschichte des Universums erzählt. Wir erfahren darin, wie die Gottheit aus der Erhabenheit und Tiefe ihres ursprünglichen Seins ausgehend in einzelne Gestalten sich einkürzt und endlich mit einigen Strahlen entweder zur Materie verbunkelt oder von ihr gefesselt wird; wie dann ein großer Umschwung und die Rückkehr eintritt, indem Christus, geboren aus dem Schoß der göttlichen Lichtwelt, als Befreier erscheint, die göttlichen Naturen zu ihrer Heimat zurückführt und die durch ihre Befleckung mit der Materie gestörte Harmonie des göttlichen Organismus erneuert. Die Gnosis besaß die Idee eines göttlichen Lebensprocesses, in welchem die Gottheit sich concret macht und sich ihre Attribute als Momente ihres Wesens entwickelt.

Besonders poetisch ist die Gnosis bei Valentin um 150 n. Chr., wenn aus der Fülle des göttlichen Seins die Achamoth, der leidenschaftliche Trieb der Weisheit, sich in das Leere hinabsenkt, dann aber klagend sich nach Rückkehr und Erlösung sehnt. Alle Formen und Gestalten der Welt drücken die Gefühle und Stimmungen der Achamoth aus, die ganze Natur erzählt ihre Seelengeschichte und trägt darum vorzugsweise einen elegischen Charakter, denn sie ist ja gleichsam die verkörperte Klage und Sehnsucht. Aus den Thränen der Achamoth entstanden Quellen, Ströme, Meere, aus dem Wort *Geo*

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß dieses in München erschienene Werk unlängst in Rom auf den Index gebracht worden ist. D. Red.

und dem dadurch hervorgerufenen Erstarren die Höfen und Gebirge, aus dem Lächeln unter Thränen aber, welches die Hoffnung der Erlösung in ihr verursacht, das Licht oder der heitere Aether, welcher über die Erde sich versöhnend ausspannt.

Die Frage nach dem Ursprung des Bösen, die vielfach die Gnosis bewegte, brachte im Manichäismus eine Verwebung persischer und christlicher Ideen hervor, während unter dem Einflusse des Orients auf die griechische Philosophie der Neuplatonismus sich ausbildete. Auch seine Lehren hat Huber in den Grundzügen entwickelt, und dann den Unterschied und Zusammenhang zwischen ihm, der Gnosis und dem Christenthum dargelegt. Das Christenthum lehrt einen persönlichen Gott als das Ursprüngliche, die Welt ist die freie That seines guten Willens, der Neuplatonismus hat eine unbewusste Einheit, die sich erst zum Geist entwickelt, aus der die Welt entsteht. Die Gnosis schwankt zwischen Schöpfung und Emanation hin und her. Dem Christenthum ist die Welt ursprünglich rein, der Gnosis ist sie mangelhaft, ein Abfall, oder verunreinigt durch die ewige Materie, so daß das Böse in ihr naturnothwendig ist, nach christlicher Auffassung aber erst durch den freien Willen der Geschöpfe verwirklicht wird. Dem Neuplatonismus ist die Welt nach griechischer Ansicht der Kosmos, Schmelz und Schönheit, ein seliger Gott; doch soll der Geist seine Verbindung mit der Natur und sein Verweilen in ihr als ein Nichtseinsvollendes begreifen. Alle drei Lehren stimmen darin überein, daß das jetzige menschliche Dasein getrübt und schuldbeladen sei, daß der Geist, der von Gott sich abgewandt, sein Leben auf Erden als Strafe habe, als Arbeit, deren Frucht eine höhere Daseinsweise in Gott werden soll; alle drei wollen über die Welt erheben und sich von ihr befreien. Es ging eben ein Weltalter zu Ende und der Zug nach einem Jenseitigen und Neuen bewegte die Gemüther. Man fühlt das Bedürfnis der Erlösung. Das Christenthum will eine sittliche Erneuerung des ganzen Menschen, die Gnosis vorzugsweise eine Erleuchtung des erkennenden Geistes, dort ist das Leben, hier das Wissen betont, aber beidemal ist die offenbare Thätigkeit Gottes, des Urgrundes, als rettende Macht gesetzt, während der Neuplatonismus von einer Mithilfe des höhern Wesens nichts weiß, sondern die Erlösung in einer durch eigene Kraft sich steigenden Aufklärung und Läuterung des menschlichen Geistes findet, dessen Ziel die Anschauung Gottes ist. Dem Neuplatonismus ist die Welt ewig, für die gnostische und christliche Lehre ist sie nur ein zeitlicher Durchgangspunkt, sie ist um des Menschen willen und wird aufhören, wenn seine Bestimmung erfüllt ist. Die Zurückziehung des Geistes aus den verfallenden Formen der alten Welt steigert sich bei Neuplatonismus und Gnosis bis zur Weltflucht, der Geist befreit sich von der Natur, aber er begreift seine Macht über die Welt noch nicht. Gerade dessen aber wird sich das Christenthum bewußt, sein Prinzip ist der positive Geist, welcher Herr der Natur und Zweck der Welt ist, und ein neues Leben aus sich begründen

will. Die Schöpfung als die That des göttlichen Willens ist des Geistes voll, dem Geiste verwandt, sie ist der Stoff für sein Erkennen und Handeln, der Zweck ist die Erhebung und Verklärung der Natur und der Welt durch den Geist. Er ist das Ebenbild Gottes, frei, der Schöpfer einer eigenen Welt der Geschöpfe. In Eitte, Kunst und Wissenschaft hat der christliche Geist von der Welt Besitz genommen.

Wenn spätere Jahrhunderte die Erforschung der Natur sich zur eigentlichen Aufgabe stellten und das Zeitalter des Galilei, Kepler, Newton bis zu den jüngst verstorbenen Gauss und Humboldt hin viele der besten Kräfte gerade in diese Bahnen lenkte, so war das Zeitalter der Kirchenväter darauf gerichtet, die menschliche Seele, die sittlichen Bestimmungen, die Beziehung des Menschen zu Gott zu ergründen, und wir wollen eine Reihe von vorzüglichen Ausprüchen zusammenstellen und einige der hervorragenden Männer näher charakterisiren.

Irenäus (in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts) sagt: ohne die Freiheit wäre das Gute für die Menschen weder süß, noch die Gemelasschaft Gottes kostbar, noch jenes sehr anzustreben, weil es von sich selbst käme; dann hätten die Tugendhaften keinen Werth, weil sie von Natur und nicht durch den eigenen Willen existirten. Welche Krone gebührt denen, die sie nicht im Kampf erringen? Das Ziel, das die göttliche Liebe in der Schöpfung der Welt verfolgt, ist nicht ohne menschliche Mitwirkung zu erreichen; soll es zur freien und seligen Lebensgemeinschaft Gottes und der Menschen kommen, so müssen wir den göttlichen Willen in unsern Willen aufnehmen, wodurch wir uns selbst vollenden.

Irenäus' Schüler Hippolytus (in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts) ließ sich nach Huber „die Vertheidigung der Kirchenlehre, deren vollkommenes Verständniß er doch selbst nicht besaß, sehr angelegen sein“; wäre es nicht besser zu sagen: die Vertheidigung des Christenthums, das er aber in manchen Sätzen anders faßt als die spätere Formulirung der römischen Staatskirche? Hippolytus lehrte, daß Gott das Erste und allein Ursprüngliche sei; er ist der Eine und in sich Uebersich, da er Macht, Vernunft, Willen besitzt; alles war in ihm und er selbst war das All. Denkend bringt er zuerst den Gedanken des Alls hervor, den Logos, den Weltgedanken als ein Moment des göttlichen Lebens. Ihm gemäß hat Gott geschaffen, durch ihn die Welt gegründet und geordnet. Der Höhepunkt der Offenbarung des göttlichen Gedankens ist seine Menschwerdung in Christus. Nur wenn dieser Mensch war wie wir, kann er von uns Nachahmung fordern. Der heilige Geist ist die göttliche Gnadestromung in allem, die göttliche Erleuchtung.

Der Afrikaner Tertullian (um 200) erscheint als eine heißblütig großartige Natur, heftig, bitter, selbst in beständigem Kampf mit den brennenden Begierden, so daß er die Gefahr jeder sinnlichen Freude kennt und fürchtet, Schönheit für unnütz, Kunst für Götzendienst, Philosophie für Trug und Wahn erklärt, und sich äußerliche Kämpfe aussucht, um den innern Sturm und Zwiespalt zu

verschmühten. Sein Denken ist blickartig, seine Sprache voll rhetorischer Gegensätze, den chaotischen Inhalt seiner Seele bringt er nicht zu klarer Ordnung und Entwicklung, die lichte Wahrheit steht neben seltsamer Ueberspannung. „Der Sohn Gottes ist gestorben, das ist glaublich weil es thöricht ist; der Begrabene ist auferstanden, das ist gewiß weil es unmöglich ist.“ Derselbe Mann aber, von dem das Wort stammt: Credo quia absurdum est, sagt auch: Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin. Die Seele ist älter als der Buchstabe, der Mensch früher als der Denker und Dichter. Alle Völker sind ein Mensch nur mit verschiedenem Namen, Eine Seele nur mit verschiedener Sprache, Ein Geist nur mit verschiedenem Ton. Gott bezeugt sich überall. Das Gottesbewußtsein ist von Anfang an die Mitgift der Seele. Die Natur bezeugt Gott, sie ist unsere Lehrerin, je wahrer ihre Zeugnisse um so einfacher sind sie, je einfacher um so gemeinsafflicher, je gemeinsafflicher, um so natürlicher und göttlicher. Die Geschichte wird für Tertullian bereits eine Erziehung des Menschengeschlechts, und er forscht in ihr dem Plane Gottes nach, der sein Leben und Wehen in den Dingen der Welt zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise offenbart. Allerdings sagt er von den Heiden, daß sie immer außerhalb blieben und wie der Tropfen am Eimer, wie der Staub der Tonne wären; demgemäß sieht er nur bei Patriarchen und Propheten die Führung des Logos, bis derselbe in Christus im Fleisch erschien; aber auf Christus soll noch eine neue und höhere Offenbarung Gottes, die Erscheinung des Heiligen Geistes in Montanus gefolgt sein, und im Reich des Geistes begrüßt er die Periode einer höhern Sinnlichkeit.

Eine mehr zusammenhängende christliche Religionsphilosophie ward in Alexandrien unter dem Einflusse der griechischen Cultur begründet; Clemens und Origenes (um 200) sind ihre Häupter. Der Logos, die göttliche Vernunft, ist nach Clemens der Sänger, der die ewige Harmonie singt und die unter sich im Widerstreit begriffenen Elemente der Welt zur Versöhnung und zur Einheit führt; das Christenthum ist die Verbindung aller bisherigen Wahrheiten. Der Logos, der dem menschlichen Geist einwohnt, wirkt aus seiner Tiefe und Kraft die fortwährende Entwicklung der Wahrheit. Von Anfang hat er die Seelen erleuchtet, durch Moses und die Propheten lehrte er die Juden und den Griechen erweckte er die Weisen und gab ihnen die Philosophie; sie macht die Seele gesund, und ist eine Gabe Gottes, nicht ein Geschenk des Teufels, wie nur Thoren wähnen. Wer in den Sinn der Heiligen Schrift eindringen will, muß dialektisch gebildet sein. Wer ohne Philosophie und Naturbetrachtung die reine Wahrheit schauen will, gleicht einem, der ohne Pflege des Weinstocks Trauben zu ernten trachtet. Die Idee, ob sie den Glauben oder die Wissenschaft ergreift, ist kein tochter Besitz, sondern ein Princip des Lebend, sie führt zur Vereinigung mit Gott. Gott als der EINE ist alles; sein Wille und Organ ist der Logos, die sich aussprechende Vernunft; sein Wirken, die Welt schöpfung, ist ein immerwährendes. Alles gehört dem einen

Gott, und kein Wesen ist ein Fremdling in dieser Welt, da nur Eine Wesenheit und nur Ein Gott ist.

Auch Origenes erfaßt Gott als Geist. Er wohnt im Universum mit seiner Kraft und Vernunft wie die Seele im Leib; darum leben und wehen wir in Gott, da alles von seiner Kraft erfüllt und umfaßt wird. Er ist frei, auch der Sohn ist durch den Willen des Vaters. Gott ist ewig Herr und Schöpfer, weil seine Natur Herrlichkeit und Güte ist. Das Böse entsteht aus der freien, aber verkehrten Willensrichtung der Geschöpfe. Die Seligkeit ist nicht ein Zustand der Ruhe, sondern die Energie, welche das Göttliche beständig ergreift und uns aneignet. Auch die gefallenen Geister werden sich einst wieder zum Guten erheben. Im Universum greifen alle Richtungen ineinander, ergänzen und fördern sich gegenseitig, und die Welt gleicht unserm Körper, der aus vielen Gliedern besteht und von einer Seele zusammengehalten wird; sie erscheint als ein unendliches Leben, welches von der Kraft und Weisheit Gottes wie von einer Seele durchdrungen ist. Das Böse selbst wird von der Vorsehung im Dienste des Guten verwendet, das im Vergleich mit jenem um so glänzender hervortritt. Die Seele Christi gehört wie alle andern ursprünglich dem Organismus der Geisterwelt an, sonderte sich aber durch ihre vollständige Hingebung an den Logos von den andern, und wurde mit ihm zu Einem Geiste; ihre Bevorzugung ist nicht grundlos, sondern die Vollkommenheit und Reinheit ihrer Liebe verursacht ihre unausslößliche Einheit mit Gott. Das Brot des Lebens ist Wahrheit und Weisheit. Eine allgemeine Wiedergeburt und Vereinigung aller Dinge vollzieht sich allmählich, indem immer mehrere zur Besserung und Weiterherstellung gelangen. Wenn dann Gott alles in allem ist, so ist er auch in dem einzelnen alles. Was immer der vernünftige reine Geist fühlt und denkt, das ist Gott, das Maß aller seiner Bewegungen.

Diese Seligkeit als das Ziel der Weltentwicklung hat Gregor von Nyssa (331 — 394) näher geschildert. Er sagt, daß das Streben Gottes, die Seele zu sich zu erheben, ihr zuerst zum Schmerz werde, weil damit das ihr eng verbundene Böse abgeschieden werde; die Strafe ist das Mittel der Entsündigung; ihr reinigendes Feuer ist kein materielles Mittel der Pein, sondern übersinnlich, es entsteht aus dem Verlust der vor den Augen der Bestraften sich entfaltenden Seligkeit der Verklärten. Endlich läßt Gott alles in ihn selbst kommen; alle Geister feiern dereinst ein gemeinsames Fest um Gott, das Fest der Liebereinstimmung in der Erkenntniß des wahrhaft Erleuchten. Das Leben der verklärten Seele besteht in der Liebe, sofern das Gute für die, welche es erkennen, liebenswerth erscheint und demnach seine Erkenntniß Liebe erzeugt. Am wahrhaft Schönen kommt es zu keiner Ersättigung, das göttliche Leben wird in der Liebe ohne Ende thätig und selig sein.

Solche Lehren der Kirchenväter zeigen uns, wie die einzelnen sich mit voller Freiheit die evangelische Wahrheit aneigneten und mit ihrem sonstigen Denken und Erkennen in Einklang zu setzen, darauf fortzubauen suchten,

und die Fülle des persönlichen Lebens und Sinnes ist ein erschütternder Contrast gegenüber der spärlichen dogmatischen Erstarrung oder den Verfolgungen wegen abweichender Ansichten. Auf die Gestaltung des Dogmas ist Huber weniger eingegangen. Heinrich Ritter hat neuerdings in einem eigenen Werk die christliche Philosophie nach ihrem Begriff und ihrer Geschichte dargestellt, es ist eine neue und kürzere, für weitere Kreise berechnete Bearbeitung nach seiner ausführlichen „Geschichte der Philosophie“. Hier hat Ritter nun an mehreren Orten nachgewiesen, wie allmählich und namentlich oft aus Gegensätzen und Streitigkeiten heraus, nachdem das Christenthum Staatsreligion geworden war, die Dogmen formulirt wurden, die nun als die alleinige Wahrheit gelten sollten, und daß von denen, welche jene Formeln aufstellten, es mitunter ausdrücklich anerkannt ward, daß sie immer nur ein annäherungsweise oder ungenauer Ausdruck des Glaubens seien. Man müsse daher durch die geschichtliche Forschung erkennen, was die Dogmen abzuweisen, was zu sagen sie beabsichtigten. Daraus lernt man sie verstehen und durch das Verständniß sich mit ihnen versöhnen. Man wolle keinen Unterschied zwischen einem verborgenen und offenbaren Gott, man bekämpfe die Lehren der alten Philosophen, welche in der Welt keine vollkommene Offenbarung Gottes zuließen. So ist der feste Grund des Athanasius der Glaube, daß Gott in seiner ganzen Herrlichkeit sich uns offenbaren wolle; ihn bewegt die Sehnsucht der Vernunft nach der Gemeinschaft mit Gott, nach der Erkenntniß seines Wesens. Basilius, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz sehen in Schöpfung, Erlösung und Heiligung die Energien, die thätigen Kräfte des einen Gottes, der in jeder sein ganzes Wesen offenbart; man hat das als Hypostasen oder Personen bezeichnet, aber stets die Einheit in einer dreifachen Wirkungsweise festgehalten. Der Polytheismus sollte ausgeschieden werden, aber die Wahrheit gerettet werden, daß die Einheit Gottes eine in sich lebendige und unterschiedene sei, daß das Göttliche in die Welt eingehe und alles lebe und vollende. Auch im Menschen sind Phantasie, Wille, Vernunft, oder auch Natur, Gemüth und Geist verschiedene Principien und Potenzen, jedes vermag etwas für sich und ist doch nur mit den andern und kraft des Ganzen wirksam, auch wir sind so dreieinige Wesen, unser einziges Selbst ist auf dreifache Weise lebendig.

Die griechischen Kirchenväter sind nach Hellenenart theoretischer, sie forschen nach der Wahrheit um der Wahrheit willen; die lateinischen sind nach Römerart praktischer, der Wille, das Handeln, die sittliche Selbstbescheidung ist ihr Zweck; aber auch sie kümmern sich um die Principien, während auch jene lehren, daß man gut sein müsse, um das Gute zu erkennen, ein reiner Spiegel Gottes.

Wir gehen an Lactantius und Arnobius vorüber, um noch etwas bei Augustinus zu verweilen. Er gehört zu den gewaltigen Naturen, die in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit zugleich für die ganze Mit- und Nachwelt von bestimmungsreichem Einfluß werden, maßgebende Geister, weil sie ganze Menschen sind. Es wäre sehr zu wün-

schen, daß ein unbefangener, der Philosophie wie der biographischen Kunst mächtiger Gelehrter ein Lebensbild Augustin's in der Fülle des Details entwürfe und zugleich die bleibende Errungenschaft seines Wirkens, die von ihm ausgehenden, bei Luther so gut wie bei Cartesius, Leibniz und Kant entfalteten Keime darlegte. Die Grundzüge seines Wesens hat Huber gut geschildert.

Terullian wird in Augustin wiedergeboren, aber nur als eine Seite seines Wesens, nämlich als jener sublimale Naturgrund, auf dem diese Persönlichkeit sich erbaut und aus dem sie ihre Bediegenheit und Stärke, die Energie des Willens, eine unerwüthliche Frische und unermüdbare Thätigkeit schöpft; aus dessen Tiefen ihr die Dämonen der Leidenschaft aufsteigen, aber auch der Stoff zu ewigen Gedanken, die Genialität gewonnen wird. Das Substrat oder die Materie in Augustinus ist Terullian, jener Factor seines Wesens, der ihn in einer überschäumenden Jugend über die Schranken der Ducht und Güte hinausdrängt, der mit einer üppigen Phantasie die Klarheit und angeborene Schärfe seines Denkens trübend überwuchert, so daß sein Geist in eine bildliche Anschaulichkeit gebannt wird, vermöge welcher ihm alles Reale und demnach auch Gott als körperlich erscheint, — jener Factor, der zuweilen in einer harten und schneidenden Polemik hervortritt, dessen kaum verhaltene Wut selbst als kirchlicher Zelotismus in hellen Flammen hervortritt und ihm jene verlegende Herzenshärte abwirft, mit welcher seine Prädestinationslehre abgefaßt ist. Aber ohne einen solchen Grund ist keine große Persönlichkeit möglich; denn das was uns in einem solchen als die Quelle ihrer Sünden und Schwächen erscheint, ist noch weit mehr die Quelle ihrer Tugenden und Stärke. Und doch geht wieder bei alledem ein weiblicher Zug durch diese Gestalt, der die Fesseln ihrer Strenge sprengt und ein weiches und tiefstes Gemüth erscheinen läßt, der ihren Trost in Demuth, ihren Born in Liebe, die unabgibtige Hast in Sehnsucht verwandelt. Dann gewinnt es auf einem Augenblick den Anschein, als sei diese reiche kräftige Natur arm und schwach; aber so wunderbar ist sie angelegt, daß sie in ihrer Armuth und Schwäche noch weit größer erscheint als in ihrem Besitz und in ihrer Stärke, ja daß ihre Armuth ihr Besitz und ihre Schwäche ihre Stärke wird. Denn untersucht man genauer, was Augustin's reiche Anlagen auch im Zaumel eines wüthen Treibens nicht verschüttet ließ, sondern sie zu jener herrlichen Entfaltung reifte, wodurch er zu einer so einzigen und eminenten weltgeschichtlichen Erscheinung wurde, so ist es gerade das Erbtheil seiner Mutter, das Weibliche in ihm, was seine Erziehung vollendete. Man findet sich unmittelbar an den platonischen Erbes erinnert, welcher nach der tiefstinnigen Auffassung des Philosophen der Erzieher jeder großen Natur ist, wenn man aus Augustin's Lebensgang wahrnimmt, wie das Gefühl eines großen Bedürfnisses ihn immer mehr verläßt, wie auch in seiner Seele nicht zum Ende ihn vielmehr das Verlangen Gut verzehrt und auf seiner Ewigweibliche weil das Gut, die Sehnsucht, die insbesondere auch des Reichthums ein Maß für die Tochter der Armuth und begünstigt der leitende Geist darauf hin: „Noch liebte ich und haßte mich selbst, weil zu wenig bedürftig war... es nicht in dir, o Gott, ich geliebt, alte und doch neue! Und sich, du warst in mich, und kätzte mich häßlich mir warst du, aber ich war dir, was gar nicht sein würde, wenn es nicht in dir wäre“

Du rieffst lauter und lauter und durchbrachst meine Taubheit, du leuchtest strahlender und strahlender und schlugst meine Blindheit, du wachtest und ich sog den Odem ein und athme nun in dir. Ich kostete dich und dürste und hungere. Du hast mich berührt und ich entflammete zu deinem Frieden." Alle wahrhaft geistige Größe ist nicht bloß das Geschenk der Geburt, sondern auch das Werk der eigenen That, wie sich überhaupt mehr im Werden als im Sein die Höhe einer Natur kund gibt, und nicht so fast das, was einer von Haus aus ist, als vielmehr das, wozu er sich selbst macht, sein eigenes Bestthum ist. Auch Augustinus war es nicht beschieden, von Jugend an fertig zu sein. Nicht in der Zurückgezogenheit, im Lärm der großen Welt erwuchs dieser Charakter. Ihn warf sein Gemüth und Schicksal in die vollsten Wogen des Lebensstroms, schenkte ihm in Lust und Leid das Höchste, und damit eine Universalität der Erfahrung und des Empfindens, die ihm das Verstandniß für alle Seiten des Daseins erschloß, und ihn nicht abstract, sondern aus dem Leben heraus denken ließ. So wurde seine Weltanschauung nicht ein Werk des bloßen Verstandes, sondern auch eines vielbewegten Gemüths, in dem alles die Farbe und Wärme der Wirklichkeit trägt. Er lehrt nichts, was er nicht in sich selbst erlebt hätte.

Die Erkenntniß nennt Augustinus unfruchtbar, wenn sie nicht ein Erleben der Wahrheit im eigenen Innern ist; seine Denkweise ist praktisch, das Heil der Seele überall der höchste Zweck. Dennoch hat niemand theoretisch den Wendepunkt der alten und neuen Zeit so ausdrücklich bezeichnet als er. Der antike Geist begann mit der Objectivität und fand in der Welt die Normen des Seins und Erkennens; der moderne Geist beginnt mit der Subjectivität und das denkende Selbstbewußtsein beglaubigt ihm die Wahrheit der Außenwelt und Gottes. „Ich denke, also bin ich“, in diesem Worte des Cartesius haben wir den Eckstein der Neuzeit, der Wissenschaft, die an allem erst gezweifelt, alle Vorurtheile erst abgethan haben will, um nur das anzuerkennen, was mit der Selbstgewißheit des Ich, mit der Vernunft übereinstimmt. Aber schon Augustin hat den Gedanken ausgesprochen: daß wir sind, wissen wir daher, daß wir denken; daß wir denken, können wir nicht bezweifeln, weil das Zweifeln ja eine Thätigkeit des Denkens ist; wer zweifelt, der lebt, will und erkennt. Augustinus lehrt weiter: Wir könnten Wohlgefallen und Mißfallen über Erscheinungen nicht äußern, wenn nicht in unserm Geiste die Normen der Schönheit lägen, auf welche dann unsere Beurtheilung die Dinge bezieht. Diese Ideen sind das Gesetz der Kunst. Die Ideen der Wahrheit, des höchsten Gutes müssen im Gemüth vorhanden sein, wenn es nach Erkenntniß und Seligkeit strebt. Die höchste Wahrheit, das höchste Gut, die höchste Schönheit ist Gott.

„Gott ist das unwandelbare Gesetz alles Lebens, woraus alles Gerechte und Ordnungsmäßige in jedem zeitlichen Gesetz genommen ist“; — was liegt in diesem Wort des Kirchenvaters anders als die Vorausnahme von Fichte's Lehre, daß Gott die sittliche Weltordnung sei? Und wenn er Gott als den Inbegriff aller Wahrheit und als das Licht bezeichnet, in welchem wir alles erkennen, ist das nicht ein Vorspiel von der Lehre des Malebranche, daß wir alles in Gott sehen? Ist die Weisheit Gott selbst, durch den alles geschaffen wurde, so ist der wahre Philosoph ein Liebhaber Gottes.

Von Gott lehrt Augustinus weiter, daß er das Wahre in allen Dingen, so auch in uns sei. Er ist allen Dingen gegenwärtig, überallhin ausgegossen und doch nirgends beschränkt, sodaß er halb im Himmel und halb auf der Erde wäre, sondern überall ganz und in sich selbst bleibend. Je mehr wir die Geschöpfe verstehen lernen, um so besser erkennen wir den Schöpfer. Niemand sage, daß er seinen Bruder liebe und nicht wisse was Gott sei; denn in seiner Liebe wird er Gott als die Liebe erkennen. Wie unser Herz durch unsere Worte sich verflündet, so offenbart sich Gottes unveränderlicher Gehalt im Wandel der Zeit. Die Welt ist der real gewordene Logos, die Ideen der Dinge im Geiste Gottes sind zugleich die lebendigen Gründe und Keime, die sich in der Welt verwirklichen. Hier haben wir die Einsicht der Gegenwart, die den Theismus und Pantheismus in der Erkenntniß des Gottes überwindet, der wahrhaft eins und alles ist, eins als Princip und selbstbewußte Persönlichkeit, alles in der Entfaltung seines schöpferischen Wesens, dessen Natur der Mutter Schoß alles Lebendigen und dessen Geist der Ordner, Erleuchter und Lenker aller Geister ist, die er durchbringt wie unser Ich die einzelnen Vorstellungen und Gemüthsbewegungen.

Auch in Bezug auf die Dreieinigkeit können wir uns mit Augustinus leicht verständigen. Er sieht die Einheit in Gott als dem einfachen und unveränderlichen Wesen und Princip, in der Substanz, die sich in dreifacher Offenbarungs- und Wirkungsweise bethätigt und in jeder derselben ganz ist. Augustinus sieht eine solche Dreifaltigkeit in allen Dingen, namentlich im menschlichen Geist, dem Ebenbilde Gottes. Unser Geist ist Gedächtniß (memoria), die in sich gesammelte Fülle des geistigen Seins, der Stoff aller Entwicklung, Erkennen und Wille; jedes dieser drei Principien ist ein anderes, keins ist ohne das andere, in jedem ist der ganze Geist. Sehen, Erkennen und Lieben macht die eine Wesenheit der Seele aus. Den Ausdruck von drei Personen der Gottheit will Augustinus nur uneigentlich genommen wissen. Der Vater bezeichnet Gott als Princip und Lebensgrund seiner selbst und aller Dinge, der Sohn bezeichnet ihn als die Macht der Wahrheit, der Heilige Geist als die Heiligende, alles vollendende Liebe. Halten wir das fest, dann können wir mit Augustinus sagen:

Die Trinität ist der eine Gott, durch den und in dem alles ist. So ist der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, und jeder von ihnen ist Gott, und alle zugleich sind der eine Gott, und jeder besitzt die ganze Wesenheit, und alle zugleich sind das eine Wesen.

Ein Nachklang von Plato als der reifsten Frucht des eigentlichen Hellenismus und zugleich ein Vorspiel von Leibniz' bester Welt und Theodicee ist die ästhetische Betrachtung der Dinge, die viele bei einem Manne überraschen wird, den sie sich als einseitigen Prediger der Erfünde und des Verderbens der Natur vorstellen. Die Platon lehrt Augustinus, daß Gott nach ewigen Mustern alles Individuelle gestaltet, und weiter gehend als Plato läßt er Gott seine Ideen in die Materie legen. Alle Dinge sind der Form theilhaftig und offenbaren

dadurch eine ewige, Urform, aus der sie entsprungen sind. Alles hat Gott nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet, damit alles die vollkommene Schönheit offenbare, die er selbst ist. Kunst und Schönheit beruht auf Zahl und Maß; in der Zeit bewegliche Zahlenverhältnisse bilden den Tanz, den Rhythmus, im Raum festgehalten die Schönheit des Körpers. Das Gute ist gleichbedeutend mit dem Schönen, die Gerechtigkeit ist die innere Schönheit, von welcher die äußere Schönheit der richtigen Verhältnisse abhängt. Die Ordnung der Welt ist das Bild der göttlichen Schönheit, der Abganz von der Anmuth des Schöpfers in den Geschöpfen erweckt unsere Sehnsucht nach seiner Herrlichkeit. Schönheit ist Einheit im Unterschied; sie fordert Mannichfaltigkeit in der Uebereinstimmung der Theile; zur vollständigen Schönheit der Welt gehören auch die Gegensätze, die höhern und niedern Grade in der Stufenreihe der Wesen. Ein Gemälde wird durch die schwarze Farbe nicht befeuert, wenn sie an der rechten Stelle steht; so glänzt das Gute um so heller, wenn es das Böse zum Contrast hat, und in der Ordnung wie das Böse den Dingen eingefügt ist, dient es dem Guten und gereicht zum Schmuck der Welt. Alles was thörichtesten Menschen böse dünkt, Feuer, Kälte, reizende Thiere, ist an seiner Stelle wichtig, dem Ganzen eingeordnet, und trägt zu seiner Pflanze und zu unserm Nutzen bei, wenn wir es richtig gebrauchen; der verkehrte Gebrauch macht auch Speise und Trank schädlich, aber der rechte macht das Gift zum Heilmittel. Gott ist in den kleinsten wie in den größten Dingen derselbe erhabene Künstler.

Mit dieser ästhetischen Weltansicht steht es im Einklang, wenn Augustin im Geist auch das Lebensprincip des Leibes erkennt, oder in der Seele die ideale Wesenheit erfährt, die den Leib gestaltet, in jedem Gliede gegenwärtig ist und den Körper zum Organ macht, durch das sie sich mit der Außenwelt vermittelt; denn nicht das Ohr hört, noch sieht das Auge, sondern die Seele sieht und hört mittelst der Sinneswerkzeuge; die Seele aber, wie sie bewußtlos die Functionen des pflanzlichen und thierischen Lebens vollzieht, so ist sie dasselbe Subject, das durch das Selbstbewußtsein sich zur Geistigkeit erhebt, denkt, will und liebt. Der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Persönlichkeit ist der Wille; ja es heißt einmal geradezu: „Der Mensch ist nichts anderes als Wille.“

Das Wesen des Willens ist auch für Augustin die Freiheit*); seine Aufgabe besteht darin, daß er aus der

Unentschiedenheit, aus der Möglichkeit das Böse oder Gute zu thun oder zu unterlassen, aus der Willkür sich zur wahren Freiheit emporarbeite, zur Unabhängigkeit von den vergänglichen Dingen, von Sinnlichkeit und Sünde, zur selbstthätigen Uebung der Gerechtigkeit. Mit der Freiheit ist die Gefahr des Mißbrauchs oder Abfalls nothwendig verbunden; aus der verkehrten Gesinnung entspringt das Böse, die Sünde ist das Streben des verkehrten Willens. Aber wie ein durchgehendes Pferd noch vorzüglicher ist als ein unbeweglicher Stein, so ist auch die Verirrung des Wollenden höher als das Innehalten des vorgeschriebenen Wegs durch das Willenlose. Ohne die Freiheit und ohne die Möglichkeit des Bösen wäre weder Tugend noch Glückseligkeit.

Mit dieser Fülle echt philosophischer Einsichten bildet es freilich einen für uns unerfreulichen, aber historisch wohl erklärlichen Gegensatz, wenn Augustin namentlich im spätern Alter überall für die Sagungen der Staatskirche kämpft; er sieht darin eine Nothwendigkeit, um die christliche Wahrheit fest zu bewahren und das Volk für sie zu erziehen. Er wird immer theologischer, immer engherziger; außer der Kirche kein Heil, die Tugenden der Heiden sind nur glänzende Laster, und das ewige materielle Höllenfeuer ist ihnen gewiß. Was dem praktischen Weg zum Heil für das Volk genüge, sollte auch hinreichen, um die Aufgabe der Wissenschaft zu lösen. Augustinus hatte den Reiz der Sünde in der eigenen Brust und die furchtbare Macht des Bösen in der Welt, die Heilsbedürftigkeit der Seele und die göttliche Gnade erfahren, wie Paulus und Luther; gleich ihnen betonte er die Verderbnis unserer Natur und das Heil der Erlösung in Christus. Gleich ihnen ward er groß für das praktische Leben, aber gerade in diesen Tragen blieb seine wissenschaftliche Entwicklung zurück und der Dogmatismus übernahm die Philosophie. Er sieht, wie, nachdem einmal das Böse in der Welt ist, jedes Kind in eine verdorbene Atmosphäre hineingeboren wird, schlechte Beispiele sieht, verkehrte Ansichten hört und damit vergiftet wird; er hält an der Einheit des Menschengeschlechts fest; wie die ersten Aeltern sündig und strafbar geworden, so haben sie auch ihresgleichen, sündige und strafbare Kinder erzeugt. Von hier aus aber geht er dazu fort, daß er dem gefallen Menschen zwar noch einen Funken von Vernunft läßt, aber die Kraft zum Guten ihm abspricht; aus der Freiheit des Willens einmal der Sünde anheim-

*) Mein Ausspruch, „die Nothwendigkeit sei der Freiheit Wert“, den ich in meiner „Aesthetik“ als das Resultat einer längeren Entwicklung hingestellt, ist von Adolf Zeising in der Recension des genannten Buchs (Nr. 6 d. B. L.) bekämpft worden. Er sollte den Unterschied zwischen meiner und der Hegel'schen Philosophie scharf bezeichnen. Bei Hegel sind die allgemeinen Denkbestimmungen, ist die logische Nothwendigkeit das Erste, und die Individualität und Subjectivität nur ein Product und Moment ihres Processes; ich setze das Princip und das Ursprüngliche als die Individualität und Subjectivität, deren Wert die Gedanken sind; nicht das Gesetz macht den Willen, sondern der Wille das Gesetz. Selbstbestimmung ist wirklich nur da vorhanden, wo das Selbst das Erste ist, zwischen verschiedenen Möglichkeiten die Wahl hat, und ohne Zwang von außen, ohne eine ihm auferlegte Nothwen-

digkeit sich entschließt; das vom Willen einmal Vollbrachte ist nun da, ist nun nicht umgekehrt zu machen, besteht nun nothwendig. Die göttliche Vernunft, der göttliche Wille producirt die natürliche und sittliche Weltordnung, sie ist nicht ein vor ihm Seiendes, auch ohne ihn Nothwendiges, sondern das Werk seiner Freiheit, aber nicht einer grundlosen Willkür, sondern der Selbstbestimmung des Absoluten, das sich nicht selbst bestimmen, sondern sich selbst zerstoren und verkehren müßte, wenn es ein Princip der Unordnung und Gesetzlosigkeit schaffen würde. Daraus kommt es an, daß man das Selbst als das Erste und das Princip faßt, und dann sind die Gesetze der Natur und des Denkens das Resultat seiner Selbstbestimmung und Entfaltung, die Ordnung ist das selbstgesetzte Maß der Kraft, oder „die Nothwendigkeit ist der Freiheit Wert“.

gegeben, soll er nun in die Knechtschaft derselben gerathen sein, so daß er die Fähigkeit des Guten verloren habe. So sind alle der Verdammniß verfallen, aber Gott erwählt von ihnen aus Gnade eine bestimmte Anzahl zum Heil, und diese befehlt er ohne ihr Verdienst, während er die andern dem Verderben überläßt. So hebt Augustinus die Freiheit des Willens auf, die er früher gelehrt hatte, und die Erlösung wird durch die Liebe Gottes keineswegs allen angeboten, sondern nur einigen geschenkt. Einen Grund hierfür weiß Augustinus nicht, er flüchtet in das *asylum ignorantiae*, einen verborgenen Rathschluß Gottes. Nicht diejenigen werden gerettet, die dem Rufe Gottes, dem Zug der Gnade folgen, sondern die Gnade kommt dem Willen zuvor, und verleiht dem die Kraft sie zu ergreifen, welchen sie erwählt; die andern bleiben ihrer untheilhaftig der Hölle überlassen, damit auch Gottes strafende Gerechtigkeit zu Tage kommt. In Wahrheit aber wirkt der allgegenwärtige Gott in allen; auch im sündigen Menschen bleibt das Gewissen und die Möglichkeit des Guten, obwohl er durch sein Verharren im Bösen und durch gehäufte Schuld unter die Knechtschaft des Lasters gerathen kann: ohne die göttliche Liebe würde er nicht zum Heile kommen, aber die Gnade bietet sich allen und läßt sich von den Menschen erwählen, und Gott befehlt den, der sie ergreift.

Der Gegensatz der zum Heil Erwählten und der dem Verderben Ueberlassenen führt den Kirchenvater zu seiner Philosophie der Geschichte. Er sagt, daß Gott die Entwicklung der Weltalter wie einen erhabenen Gesang gleichsam durch Antithesen geschmückt und die Schönheit der Welt durch Gegenüberstellung widerstreitender Dinge erhöht habe; aber es kommt zu keiner Auflösung der Dissonanz, das Negative steht und bleibt neben dem Positiven, statt daß es das Positive zum Entwicklungsproceß brächte, dessen Energie hervortriebe und endlich von ihm überwunden würde. Augustin kennt nur die Stadt Gottes oder des Himmels, und die Stadt der Welt oder des Teufels; die Bürger der einen sind Gefäße der Barmherzigkeit, die der andern des Zorns. Abel und Cain bezeichnen beide. Die Stadt der Welt findet im babylonischen, assyrischen, römischen Reich ihre Größe; die Stadt Gottes ist mit Abraham heller hervorgetreten, ihr Centrum ist Christus. Sie wird sich im Himmel vollenden, die andere in der Hölle. Die Wiederbringung aller Dinge hat er nicht gelehrt, da bleibt bei ihm ein unüberwundener Rest des manichäischen Dualismus.

Gerade hier wird Augustinus durch die Schriften ergötzt, welche im 5. oder 6. Jahrhundert verfaßt und mit dem Namen des von Paulus bekehrten Dionysius, des Areopagiten, bezeichnet worden sind. In neuplatonischer Weise erben sie von der über allen Verstand und Geist erhabenen Heimlichkeit Gottes und verlangen, daß der Mensch sich zu ihr in einer mystischen Einigung des ganzen Gemüths erheben soll. Wir erkennen Gott als die Ordnung alles Seienden, die sein Abbild trägt, als die Ursache von allem, indem wir uns über alles erheben. Er hält alle Principien des Seienden in sich, wie die

Einheit alle Zahlen, das Centrum alle Radien; er ist die Sonne, die Welt der Lichtkreis, der ihm entstrahlt. Als die Ursache von allem ist er alles und erkennt alles in sich, von seinem Grunde, von innen heraus. Die Weltidee, die zu seinem Wesen gehört, läßt er in Gegensätzen hervortreten, bleibt aber über allem Unterschied als wandellos eine Gottheit stehen, unbewegt im ewigen Bewegtsein immer er selbst. Er ist die Liebe, die alles wirkt und nicht will, daß etwas verloren werde, sondern jegliches erhält und auch das, was sich verirrt, wieder auf den rechten Weg ruft, das Gefallene wieder aufrichtet und erlöst. Er ist der Gute; der sein Heil für alle will. In Christus ist sein Licht aufgegangen, das alles erleuchtet. Christus führt alles zum Sein und will, daß alles ihm ähnlich werde und mit ihm Gemeinschaft habe. In ihm geht Gott denen liebend nach, die sich von ihm entfernen. Gott weiß nicht bloß das Böse zum Guten zu wenden, auch die Bösen zu bekehren, durch Erleuchtung, durch Erweckung der Liebe; nicht wider ihren Willen, sondern mit ihrem Willen soll am Ende jede freie Creatur zur Gemeinschaft mit Gott, zur Seligkeit kommen.

Werden angesichts dieser Aussprüche der Kirchenväter ultramontane Zeloten oder lutherische Blonschwärmer noch ein Recht haben, die „Religiösen Reden“ eines deutschen Philosophen oder die „Predigten aus der Gegenwart“ von Schwarz unchristlich zu nennen? Bisher wie die von Huber und Ritter sind darum so schätzbar, weil sie den einen beweisen, daß weit mehr Verknunft, den andern, daß weit mehr Freiheit in den ursprünglichen Lehrern des Christenthums walte als man gewöhnlich meint, und daß jene Väter der Kirche, wenn sie heute lebten, mit Dank und Freude die Fortschritte der Wissenschaft anerkennen und dieselben mit Christi Wort und Werk in Verbindung setzen, eine neue Religionsphilosophie begründen würden.

Moriz Carriert.

Ein neuer Roman von George Eliot.

Das allgemeine Interesse, welches George Eliot's (Mary Anne Evans) erster größerer Roman „Adam Bede“ erregte, hat kaum Zeit gehabt sich etwas abzuschwächen, und schon erscheint die Verfasserin von neuem vor uns mit einem dreibändigen Roman: „Die Mühle am Floss“ („The mill on the floss“). Wir wollen gleich bemerken, daß das Buch nicht so spannend ist wie „Adam Bede“, aber doch zeigt, daß die Kraft des Autors unverringert ist. Wie sie in „Adam Bede“ die furchterlichen Folgen schildert, welche entstehen, wenn die Gefühle die Oberherrschaft über die Grundsätze gewinnen, so beschreibt sie in der „Mühle am Floss“ den Triumph der Grundsätze über die Gefühle. Sie hat sich offenbar nicht wiederholen wollen. Dies sieht man auch aus dem Umstande, daß, obwohl die Geschichte wieder in denselben Kreise spielt, nämlich unter den englischen Landbeuten der vorigen Generation, doch die Charaktere ganz von denen verschieden sind, welche wir in „Adam Bede“ antrafen. Die meisten Personen in dem letzten Roman mußte man wohl oder übel gern haben. Wir sahen in den Schwächsten etwas zu bewundern, in den Schlechtesten etwas zu lieben; das Buch verführte uns einigermaßen mit der menschlichen Natur und zeigte, daß die Unterschiede zwischen Mensch und Mensch nicht so angeheuer sind wie man gewöhnlich annimmt; wie schlimm die Leute auch erscheinen mögen, sie haben doch alle wenigstens einige gute Seiten, sie sind selten so schlecht wie man gewöhnlich glaubt, und es ist

deshalb durchaus nicht angebracht, sich gegenseitig allzu sehr übereinander zu erheben oder lustig zu machen. Es war verhältnißmäßig leicht, uns für das Thun und Denken der Leute zu interessieren, gegen welche wir so freundliche Gefühle zu hegen und geadelt haben. Im Gegentheil dazu sind nun die meisten Charaktere in der „Mühle am Floß“ höchst unangenehme Individuen, prosaisch, selbstsüchtig, widerlich; wir finden nichts als Stolz, Hochmuth, Heuchelei, Neid, Haß, Bosheit; alle zanken sich untereinander und klatschen über ihre Nachbarn in einer Weise, wie sie in keinem deutschen Kleinstädtchen übertroffen werden kann. Es sind das eben keine Materialien, woraus sich viel Gutes erwarten ließe; wir sehen die harte Wirklichkeit des Lebens vor uns, woraus niemand als ein Genie einen ausgezeichneten Roman zu Stande bringen könnte; George Eliot aber zeigt, daß sie durch die bloße Kraft der Wahrheit unsere Aufmerksamkeit fesseln und unsern Bessern sich erringen kann.

Wie in ihren frühern Romanen, so ist auch in der „Mühle am Floß“ die Intrigue der Charakterschilderung untergeordnet. Besonders ausgezeichnet ist die Art und Weise, in welcher die Charaktere sich selbst darstellen. Einen guten Dialog zu liefern, ist weit schwerer als bloß zu beschreiben, und die Hauptpersonen des ersten Bandes, die drei Schwwestern Dobson, treten besonders durch ihre Conversation in so helles Licht, daß selbst der ganz phantastische Leser sie lebhaftig vor sich sehen muß. Diese Dobsons haben einen unerschütterlichen Glauben an die angeborene Ueberlegenheit aller Dobsons. Sie haben von jeher ihre Köpfe hoch getragen und auch war niemand überrascht, daß die beiden ältesten so gute Partien machten; freilich nicht als sie noch jung waren; denn das war nicht die Gewohnheit der Familie Dobson. In dieser Familie gab es eigenthümliche Arten, alles zu thun. Sie hatten eine eigene Art die Leinwand zu bleichen, den Schlüsselblumenwein zu machen, Schweinefleisch einzupökeln und Stachelbeeren einzumachen; und seine Tochter dieses Hauses war gleichgültig gegen das Vorrecht, eine Dobson, und nicht etwa eine Gibson oder Watson zu sein. Die Leichenbegängnisse wurden in der Familie Dobson immer mit einem besondern Anstande gehalten; ihr Knecht am Gute hatte nie eine blauliche Schattirung, die Handschuhe waren nie am Daumen gespalten; wer zu trauern hatte, der trauerte, und jeder Sargträger hatte seine Schärpe. War ein Familienglied krank oder in Noth, so gingen alle übrigen gewöhnlich zu derselben Zeit zu ihm hin und sagten ihm die unangenehmsten Wahrheiten, welche ihnen ihr richtiges Familiengefühl eingab; besonders schärfte die Familie Dobson nie davor zurück, wenn die Noth oder Krankheit eigene Schuld des Betreffenden war, ihm den Text zu lesen. Kurz es gab in dieser Familie eine besondere Tradition, was im Haushalt und im Betragen in der Gesellschaft das Richtige sei, und dies Gefühl von Ueberlegenheit wurde nur durch den Umstand verbittert, daß die Dobsons nicht im Stande waren, die Küche und die Aufführung der Familien zu billigen, welche sich nicht von den Dobson-Traditionen leiten ließen. War eine von den Fräulein Dobson in einem fremden Hause, so nahm sie immer trockenes Brod zu ihrem Thee und niemals Eingemachtes, da sie kein Zutrauen zu der Butter hatte und glaubte, daß das Eingemachte bereits in Gärung übergegangen sein müsse, weil es keinesfalls gehörig gequodert und gekocht sein könne. Es gab allerdings unter den Dobsons einige, welche der Familie nicht so ähnlich waren als andere; aber insofern sie zu der Verwandtschaft gehörten, waren sie doch nothwendigerweise besser als diejenigen, welche nicht dazu gehörten. Und während kein einzelner Dobson mit keinem andern einzelnen Dobson zufrieden sein konnte, so war doch jeder nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit den Dobsons im großen und ganzen einverstanden.

Solche Charaktere zeichnet George Eliot, wie sie sich im wirklichen Leben finden, in aller ihrer innerlichen Kleinheit: wie sie am Theetisch miteinander zanken, in der Kirche neidisch aufeinander blicken; im geheimen Ränke spinnen, um die andern durch außerordentlichen Schmutz zu ärgern; jedes Wort und jede Handlung auf das übelste anzulegen; immer mit unge-

betenem Rath bei der Hand und Unglück prophezeien, kurz ihr schmutziges Leben gemeiner Anständigkeit mit vollkommener Zufriedenheit hinbringen. Mit einer Selbstverleugung, welche man bewundern muß, hat die Verfasserin sich die Aufgabe gesetzt, ohne Uebertreibung, ohne Milde, sondern mit völliger Genauigkeit das Leben zu schildern, welches Tausende und Aber-tausende von Engländern führen: ein Leben, das äußerlich sehr anständig ist, innerlich aber äußerst unwürdig, so gemein in der That, daß man die Tugenden, welche es auszeichnen, kaum von Lastern unterscheiden kann.

Es ist schwer, Auszüge aus diesem Roman zu liefern, schwer zu finden, wo man damit anfangen und aufhören soll; denn es gibt keine langweilige Seite in den drei Bänden, und obwohl besonders in der ersten Hälfte fast nichts vorkommt, was besonders aufregend wäre, und die ganze Intrigue sich auf einer Seite zusammenfassen ließe, so wird der Leser doch unwillkürlich von dem Autor mit fortgezogen. Wir fügen eine Schilderung des Landstädtchens hinzu, in welchem eine von den Dobsons, die mit dem Herrn Glegg verheirathet ist, lebt, wie es am Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts darin aussah.

„Die Ziegelhäuser sahen damals alle mürbe aus; es gab keinen unpassenden neumodischen Schmuck, keine großen Scheiben in den Fenstern, keinen Stuckanwurf an den Häusern. noch andere irrige Versuche, der Stadt einen Anblick zu geben, als ob sie erst gestern gebaut sei. Die Ladenfenster waren klein und anspruchlos; denn die Töchter und Frauen der Landleute, welche herbeikamen, um an Markttagen ihre Einkäufe zu machen, hielten sich doch nicht von ihren regelmäßigen, ihnen wohlbekannten Läden abwendig machen lassen; und die Kaufleute hatten keine Waaren für Kunden, welche sie einmal und nicht wieder sehen würden. Krieg und Kriegsgeräusche waren aus den Gemüthern der Menschen ganz verschwunden, und wenn die Landleute in ihren großen Höfen jemals daran dachten, so war es eben ein Zustand der Dinge, welcher einer vergangenen Zeit angehörte, wo die Preise theuer waren. Die Zeit war vorüber, wo unwillkommene Schiffe den breiten Fluß hinauffahren konnten; Ausland war nur der Ort, woher der Leinsamen kam, je mehr je besser, Korn für die großen Mühlen mit ihren senkenartigen Armen, welche lürmten und mahlen und sorgfältig segten, als ob eine wissende Seele in ihnen wäre. Die Katholiken, schlechte Ernten und die geheimnißvollen Schwankungen im Handel waren die drei Uebel, welche die Menschheit zu fürchten hatte; auch Ueberschwemmungen waren neuerdings nur unbedeutend gewesen. . . Die Gegenwart war wie eine weite Ebene, worin die Menschen ihren Glauben an Vulkane und Erdbeben verlieren; glauben daß morgen sein wird wie gestern war, und daß die Riesenkraft, welche die Erde zu erschüttern pflegte, für immer zur Ruhe gelegt seien. Die Tage waren dahin, wo die Leute durch Religion in Bewegung gesetzt werden konnten; die Katholiken waren furchtbar, weil sie die Regierung und das Eigenthum an sich reißen und Leute lebendig verbrennen wollten, nicht weil ein ehrliches Pfarrkind an den Papst hätte glauben können. Eine alte Person erinnerte sich daran, wie eine rohe Menge beherrscht wurde, als John Wesley auf dem Viehmarkt predigte; aber für eine lange Zeit hatte man es gar nicht von Predigern erwartet, daß sie die Seelen der Menschen erschüttern sollten. Solcher Eifer passte nicht für nüchterne Zeiten, wo die Menschen mit Veränderungen fertig geworden waren. Der Protestantismus saß behaglich da, unbekümmert um Spaltungen und Proselyten-macherei; der Dissent war ein Erbsiud, welches mit einem guten Kirchenstuhl und Kundschaft einherging; und die Hochkirche wunderte sich verächtlich über den Dissent, als eine alberne Gewohnheit, die an Familien haftete, welche Krämer und Talglights-fabrikanten waren, obwohl auch nicht mit gewinnreichem Engros-handel unverträglich. Mit der katholischen Frage war indeß ein leichter Wind des Streites gekommen, um die Ruhe zu unterbrechen; der altliche Rektor war gelegentlich historisch und argumentativ geworden, und Herr Spray, der Geistliche der Independenten, hatte angefangen, politische Predigten zu halten.

worin er mit viel Freiheit zwischen seinem eifrigen Glauben an die Wahlberechtigung der Katholiken und seinem ebenso eifrigen Glauben an ihr ewiges Verderben unterschied. Aber die meisten von Herrn Spray's Zuhörern waren nicht im Stande seine Feinheiten zu verstehen, und viele altmodische Dissenters fühlten sich verlegt, daß er auf die Seite der Katholiken trat, während andere glaubten, es wäre besser, wenn er sich gar nicht mit Politik beschäftigte. Von Politik hielt man in der Stadt äußerst wenig, und Menschen, welche sich mit politischen Fragen beschäftigten, wurden argwöhnisch als verdächtige Charaktere angesehen; es waren gewöhnlich Leute, welche wenig oder gar keine Geschäfte machten, oder wenn doch, wahrscheinlich bald Bankrott machen mußten."

Paßt diese Schilderung nicht auf Hunderte von kleinen deutschen Landstädten? Aber wir dürfen unser Citat noch nicht unterbrechen. Es heißt weiter: „Es war eine Zeit, wo die Unwissenheit weit bequemer war, als sie es jetzt ist, und in sehr guter Gesellschaft mit allen Ehren aufgenommen wurde, ohne genöthigt zu sein, sich in ein ausgearbeitetes Kostüm von Kenntnissen zu werfen; eine Zeit, wo es keine billigen Journale gab, und wo Dorfärzte niemals daran dachten, ihre Patientinnen zu fragen, ob sie gern Bücher läsen, sondern es gerabeg zu für ausgemacht annahmen, daß sie Klatsch vorzogen; eine Zeit, wo Damen in schönen seidenen Kleidern große Taschen hatten, worin sie einen Sammelkasten trugen, um sie gegen Krämpfe zu schützen. Frau Glegg trug einen solchen Kasten, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte, mit einem Brocatkleide, das, wenn niemand darin war, aufrecht stand wie eine Rüstung, und einem Spazierstock mit einem silbernen Knopf; denn die Familie Dodson war viele Generationen hindurch respectabel gewesen. Frau Glegg hatte im Parterre ihres Hauses ein Vorder- und ein Hinterzimmer, sodaß sie zwei Gesichtspunkte besaß, von welchen aus sie die Schwächen ihrer Mitmenschen beobachten konnte und ihre Dankbarkeit für ihre eigene ausnahmsweise Seelenstärke zu erhöhen vermochte. Aus ihren Vorderfenstern konnte sie auf die große Straße sehen, welche aus der Stadt herausführte, und die wachsende Reizung in den Frauen der nicht vom Geschäft zurückgetretenen Männer, »herumzulümmeln«, beobachten; auch die Gewohnheit, gewobene baumwollene Strümpfe zu tragen, was traurige Aussichten für die kommenden Geschlechter eröffnete. Aus ihren Hinterfenstern konnte sie den hübschen Garten und Baumhof hinabsehen und die Nartheit des Herrn Glegg beobachten, welcher seine Zeit unter »denen Blumen und Pflanzen« zubachte. Denn Herr Glegg, der sich aus dem Wollgeschäfte zurückgezogen, um den Rest seines Lebens zu genießen, hatte diese letztere Beschäftigung so viel schwerer als sein Geschäft gefunden, daß er, um sich zu zerstreuen, harte Dilettantenarbeit that und sich dadurch erholte, daß er die Arbeit von zwei gewöhnlichen Gärtnern verrichtete. Daß er dadurch den Gärtnerlohn ersparte, hätte Frau Glegg vielleicht dazu bewegen können, ein Auge über diese Nartheit zuzubringen, wenn es für ein gesundes weibliches Gemüth möglich wäre, eine Achtung für die Liebhaberei des Mannes nur vorzugeben. Aber es ist wohlbekannt, daß diese eheliche Nachsicht nur dem schwächern Theile des Geschlechts zukommt, der kaum die Verantwortlichkeit der Gattin versteht, welche doch da ist, um den Freuden ihres Gatten einen Zügel anzulegen, da dieselben fast niemals vernünftig oder empfehlenswerth sind."

Ebenso angehend ist die Schilderung des Lebens, welches Herr Glegg, der auf seinen Vorhern ruhende Wollhändler führt: „Er hatte zwei Quellen geistiger Beschäftigung, welche unerschöpflich zu sein versprochen. Auf der einen Seite wurde er durch seine Entdeckungen in der Naturgeschichte überrascht, indem er fand, daß sein Gartenland wunderbare Kriechen, Schnecken und Insekten enthielt, welche, soviel er wußte, noch nie vorher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen; und er bemerkte ein eigenthümliches Zusammentreffen zwischen diesen zoologischen Erscheinungen und den großen Ereignissen der Zeit: so z. B., daß vor dem Brande des Münsters in Dorf geheimnißvolle

Schlängensuren auf den Blättern der Rosenbäume gewesen waren, sowie außerdem eine ungewöhnliche Menge von Schmetterlingen gezeit hatten, was ihm viel Kopfschmerzen gekostet hatte, bis es ihm wie ein Blitz durch den Kopf ging, daß es mit diesem traurigen Brande zusammenhing. Herr Glegg hatte einen ungewöhnlichen Vorrath geistiger Thätigkeit, welche, da er sich vom Wollhandel zurückgezogen, natürlich in andern Richtungen sich Bahn brach. Und der zweite Gegenstand seines Nachdenkens war die »Contrarität« des weiblichen Gemüths, wie es sich in Frau Glegg darstellte. Daß ein Wesen, welches in genealogischer Beziehung aus der Rippe des Mannes gemacht war, und in diesem besondern Falle höchst anständig leben konnte, ohne sich irgendwelche Mühe geben zu brauchen, regelmäßig gegen die lebenswichtigen Vorschläge und die freundlichen Zugeständnisse sich in Opposition befand, war ein Geheimniß im Weltplan, wofür er oft vergeblich in den ersten Capiteln der Genesis nach Aufklärung gesucht hatte. Da er aber auf nichts so sehr bedacht war, wie das Geld womöglich nicht aus der Tasche herauszulassen, und seine Frau in dieser Fundamentalidee ganz mit ihm übereinstimmte, so überrebe er sich leicht, daß keine andere Frau so gut für ihn gepaßt hätte, wie die älteste Fräulein Dodson, und nahm etwas tägliches Streiten und Zanken ruhig an, ohne daß es ihn von ihr entfremdete. Da er ein nachdenkender Mann war und nichts mehr mit Woll zu thun hatte, so dachte er oft mit Kopfschmerzen über die eigenthümliche Verfassung des weiblichen Gemüths nach, wie es sich ihm in seinem häuslichen Leben darstellte; und doch sah er den Haushalt der Frau Glegg als ein Muster für ihr ganzes Geschlecht an; er hielt es für bedauerndwerthe Unregelmäßigkeit bei andern Frauen, wenn sie nicht ihre Servietten ebenso genau und eng aufrollten, wie Frau Glegg es that; wenn ihre Paketen nicht so leberartig waren, wie die seiner Gattin, und ihr Käse nicht dieselbe ehrwürdige Härte besaß, wie der ihrige; ja selbst die eigenthümliche Verbindung eines Krämers- und apothekerartigen Geruchs im Speiseschranke der Frau Glegg schien ihm der einzig richtige Speiseschrankgeruch zu sein. Gewiß würde er sich wieder nach den Zänkereien geseht haben, wenn sie eine ganze Woche lang aufgehört hätten, und eine nachgiebige ruhige Frau würde seine Meditationen verhältnißmäßig nüchtern und geheimnißlos gelassen haben."

Wir wollen dies schon zu lange Citat damit schließen, was Frau Glegg über ihren Mann dachte: „Herr Glegg war, wie alle Männer seiner Art, außerordentlich schweigsam über sein Testament; und Frau Glegg hatte in ihren bitterern Augenblicken Ahnungen, daß er, wie andere Ehemänner von denen sie gehört hatte, den gemeinen Plan hegen möchte, ihr nur wenig zu vermachen und das Meiste seiner eigenen Verwandtschaft zu hinterlassen. In diesem Falle war sie fest entschlossen, kaum eine Trauerschleife an ihrem Gute zu haben und nicht mehr zu weinen, als wenn er ihr zweiter Mann gewesen wäre. Wenn er sie übrigens gut im Testament bedacht hätte, so würde es rührend sein an ihn zu denken, den armen Mann, wenn er todt wäre; und selbst sein närrisches Aufhebens über Pflanzen und Blumen und Schnecken würde rührend sein, wenn es einmal wirklich damit zu Ende wäre. Herrn Glegg zu überleben und lobend von ihm zu sprechen, als von einem Manne, der seine Schwächen gehabt haben möchte, aber doch recht gegen sie gehandelt hätte, trotzdem daß er so viel arme Verwandten gehabt; häufiger Zinsen einzufassen und das Geld in Ecken und Winkel zu verstecken, sodaß selbst die schlauesten Diebe es nicht finden könnten; endlich bei ihrer eigenen Familie und der ganzen Nachbarschaft als eine substantielle Witwe in hoher Achtung zu stehen — das war eine herrliche Aussicht für sie."

Wenn der Roman nur ein solches Leben Erwachsener beschrieb, so würden wir durchweg nur einen abstoßenden Eindruck davon bekommen. So hat denn die Verfasserin, um dies zu verhüten, zwei Kinder zu den Gelben ihres Buchs gemacht, um welche sich die größern Thiere umhergruppieren. Das Leben der Kinder ist im wesentlichen ein animalisches Leben, und was bei Erwachsenen

abklopfend, ist bei Kindern amüsant. Man kann von Mädchen und Knaben nicht gut erwarten, daß sie sich für unsichtbare Dinge interessieren, daß die Poesie, das Gefühl, die Religion in ihrem Leben eine Rolle spielen sollen. Man drückt ein Auge zu, wenn sie in Kuchen und Süßigkeiten unersättlich sind; man lacht, wenn sie sich prügeln; Meid, Grausamkeit, Laster, welche bei Erwachsenen unaussehlich sind, erscheinen grotesk in Kindern. Die Beschreibung des Kinderlebens ist in diesem Romane ganz einzig; es ist noch nie so ganz in seiner prosaischen Wirklichkeit dargestellt worden, wie in der „Mühle am Floß“. Die Zeit, wo der „gute Fribolin“ und der „böse Dietrich“ und das Kinderleben schilderte, ist allerdings lange vorüber; aber auch in allen spätern bessern Beschreibungen finden wir eine poetische Färbung über diese Lebenszeit ausgegossen, welche uns natürlich ist, wenn wir darauf zurückblicken, aber dem Kinderleben selbst gar nicht zukommt. George Eliot stellt hier, wie überall, die Wirklichkeit dar und schildert sie mit der frappantesten Treue. Wir können uns nicht versagen, noch ein Citat zu geben, welches unser Urtheil rechtfertigen wird, und wählen dazu eine Scene zwischen den beiden kleinen Helden des Romans, Tom und Maggie, den Kindern des Müllers, welchem die „Mühle am Floß“ gehört, und seiner Frau Beffie, geborne Dobson. Tom und Maggie haben eben drei Himbeertorten bekommen, und nachdem jedes eine gegessen hat, zerhackt Tom die dritte; aber die Theile sind ungleich und Tom kann sich nicht entschließen, die größte selbst zu nehmen, noch sie aus freien Stücken seiner Schwester zu überlassen. Endlich sagt er:

„Maggie, mach' deine Augen zu.“ — „Weshalb?“ — „Das kann dir einerlei sein. Ich sage dir, mach' sie zu.“ Maggie gehorchte. — „Nun, Maggie, welches willst du haben, rechts oder links?“ — „Ich will das haben, wo der Himbeersaft herausgefloßen ist“, sagte Maggie mit geschlossenen Augen, um Tom zu gefallen. — „Et du albernes Ding, du kannst es haben, wenn das Los für dich entscheidet; aber nicht ohne das. Rechts oder links, wähle jetzt. Ha—a—a!“ sagte Tom in grimmigem Tone, als Maggie durch ihre Finger sah. „Willst du deine Augen zuhalten oder du kriegst gar nichts.“ Maggie's Obersichtigkeit ging nicht ganz so weit; in der That fürchte ich, es lag ihr weniger daran, daß Tom das größte Stück haben sollte, als daß er mit ihr zufrieden sein möchte, weil sie ihm gern das Beste geben wollte. So machte sie denn ihre Augen ganz fest zu, bis Tom ihr sagte: „Jetzt“, und dann sagte sie „links“. — „Du hast es“, sagte Tom in einem bittern Tone. — „Wie! Das Stück, woraus der Himbeersaft ausgefloßen ist?“ — „Rein; da, nimm es!“ sagte Tom fest, indem er wirklich das beste Stück an Maggie gab. — „O bitte, Tom, nimm du es; mir liegt nichts daran; ich will gern das andere haben; bitte nimm dies.“ — „Rein, ich will nicht“, sagte Tom, fast böse, indem er mit seinem kleineren Stücke anfieng. Maggie glaubte, es müße nichts den Streit weiter fortzusetzen und fing an, ihre Hälste mit großer Freude und Schnelligkeit aufzusehen. Aber Tom war doch zuerst fertig geworden und mußte es mit ansehen, wie Maggie noch ein oder zwei Bissen aß, während er noch Appetit nach mehr hatte. Maggie wußte nicht, daß Tom sie ansah; sie blickte nach einem Holunderbaum hin, verloren in einem unbestimmten Gefühl von Himbeersaft und Nichtethun. „O du gieriges Ding!“ sagte Tom, als sie den letzten Bissen aufgegessen hatte. Er war sich bewußt, recht gehandelt zu haben und glaubte, sie hätte in Betracht dessen ihm einen Gratz geben sollen. Vorher würde er ein Stück von ihrer Torte zurückgewiesen haben; aber man bestrebt sich natürlicherweise auf einem ganz verschiedenen Standpunkt, wenn man seine Torte bereits aufgegessen oder wenn man noch etwas davon hat. Maggie wurde ganz blaß. „O Tom, warum batest du mich nicht darum?“ — „Ich wollte dich nicht um ein Stück bitten, du gieriges Ding! du hättest auch ohne das daran denken können, da du doch wußtest, daß ich dir das

beste Stück gab.“ — „Aber ich wollte, daß du es haben solltest — du weißt, ich wollte es“ sagte Maggie in gekränktem Tone. — „Ja aber ich wollte nichts thun was nicht recht war, wenn ich Halbhart mache, so soll es auch recht sein; aber ich wäre doch nicht so gierig gewesen.“

Und damit macht sich Tom aus dem Staube und läßt Maggie in dem bittern Glend zurück, „welches dem Menschen unerschreibet und ihn in eine weite Distanz von dem düstersten Schimpanse rückt“. Sie hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht ihr ganzes Stück aufgegessen und etwas davon für Tom aufbewahrt zu haben; freilich war sie sehr empfänglich für Torte, aber sie würde lieber gar keine gehabt haben, als daß Tom sie gierig nannte und böse mit ihr war.

Maggie ist die eigentliche Heldin des Romans, die einzige, welche ein Herz hat und nach Liebe und Freundschaft sich sehnt. Niemand von ihrer Umgebung versteht dies und sie kommt daher fortwährend in die unangenehmsten Lagen, wird beständig gescholten und ist schon mit neun Jahren einmal so in Verzeihung, daß ihr Leben ihr unerträglich vorkommt und sie von Hause fortläuft zu den Zigeunern, deren Königin sie werden will. Als sie älter geworden ist, verliebt sich ein armer Buchhalter in sie, und sie erwidert auch seine Neigung. Unglücklicherweise ist diese Liebe ebenso verbrecherisch wie die zwischen Romeo und Julia, denn der Vater des Buchhalters ist ein Advocat, welcher den Vater Maggie's, den Müller, ruiniert und gegen welchen der letztere einen Fluch in seiner Familienbibel niedergeschrieben hat. So erfolgt denn in Maggie ein Kampf zwischen der Pflicht und Liebe, der Pflicht gegen ihren kranken Vater, der den Tod davon haben könnte, wenn er von dem Verhältniß zwischen seiner Tochter und dem Sohne seines Feindes hörte, und dem Wunsche, sich und ihren Geliebten glücklich zu machen. Die Pflicht gewinnt die Oberhand und Maggie findet einigen Trost in einer mystischen Frömmigkeit, welche ihr lehrt, daß Selbstverleugnung die größte Tugend ist. Später kommt ein neuer Zwischenfall; ein anderer verliebt sich in Maggie, der besser für sie zu passen scheint als der Bachelige, und auch ihr Herz fast gewinnt. Unglücklicherweise ist aber dieser mit ihrer Cousine so gut wie verlobt, und zu gleicher Zeit kommt der Bachelige zurück, dem sie wieder Treue schwört. Plötzlich aber entführt der neue Liebhaber Maggie und man glaubt, daß der Roman nach dem Princip „Gut geht alles gut“ mit einer Heirath enden werde; so ist es aber nicht. Maggie kehrt zurück, um nicht den Bacheligen aufzugeben und ihrer Cousine nicht ihren Verlobten zu rauben. Obwohl Maggie sich nichts vorzuwerfen hat, ist doch natürlich ihr guter Ruf dahin. Wenn sie als verheiratete Frau zurückgekommen wäre, so würde die Welt ein Auge zugebrückt haben; aber unverschämter und unschuldig wiederzukommen, das ist etwas zu arg und kann die Dobsonfamilie dies nicht hingehen lassen. Man zerbricht sich noch den Kopf darüber, was aus Maggie werden soll, als eine große Ueberschwemmung als Deus ex machina kommt und Maggie mit ihrem Bruder Tom ertrinkt. So rechtfertigt sich das Motto des Romans: „In ihrem Tode waren sie nicht getrennt.“

Der Stil der Verfasserin verdient besonderes Lob; sie vermählt die vielen Kniffe, welche Thackeray und seine Nachbeter bekanntlich gebrauchen, um eine scheinbar lebhaft und interessante Erzählung herzustellen. Ueberhaupt ist das ganze Buch so geschrieben, daß, wenn man nicht auf andern Wege vollkommen sicher über die weibliche Autorschaft wäre, die Lectüre dieses Romans ebenso wenig wie die des vorhergehenden uns darauf hinleiten würde. Ein Kritiker könnte darüber leicht zwanzig verschiedene Besprechungen bringen und in jeder etwas Neues und Wichtiges sagen. Auch haben wir in den vorliegenden Zeilen durchaus nicht die Absicht gehabt, eine erschöpfende Kritik der „Mühle am Floß“ zu geben, sondern nur die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf hingleiten: eine angenehme Pflicht bei einem Buche, welches eine solche Fülle des Genießbaren darbietet wie dieser neueste Roman von George Eliot. 43.

*) Wir unsererseits glauben, daß diese Ansicht nicht die richtige oder doch sehr zu beschränken ist.

Zwei deutsche Männer.

Wir stellen in Folgendem die biographischen Schriften über zwei deutsche Männer zusammen, von denen der ältere, der lübeckische Synodus Curtius, zwar 16 Jahre früher geboren war als der andere, aber nur ein Jahr früher starb, die daher als Zeitgenossen nebeneinander wirken, wenn auch an verschiedenen Orten und in zum Theil verschiedenen, zum Theil auch gleichartigen Sphären (z. B. im Schulwesen), die wesentlich von denselben Bildungselementen befruchtet und auch darin verwandt waren, daß sie sich, obschon vorzugsweise in praktischer Richtung thätig, zugleich durch eine besondere Liebe zu den Künsten und durch ihren Patriotismus auszeichneten. Wir gönnen dem Jüngeren von beiden als dem uns im ganzen hier Näherstehenden den Vortritt.

1. Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild. Den Freunden und Verehrern. Berlin, G. Reimer, 1860. 8. 10 Mgr.

Der in dieser Schrift in seinem Leben und Wirken geschilderte ist der am 20. Juni 1858 zu Berlin verstorbenen Wirkliche geheime Oberregierungs Rath Dr. Kortüm, dessen Name, wie es in der Vorbemerkung heißt, zu denjenigen gehört, „deren man sich vorzugsweise mit Antheil und Freude erinnert, wenn von der wichtigsten Angelegenheit im Staatsleben, von Erziehung und Bildung der Jugend, die Rede war“. Er habe „in den bedeutendsten Verhältnissen, im Verein mit den vorzüglichsten Männern seiner Zeit gelebt und gewirkt“, und das Andenken an seine Thätigkeit werde nicht wieder erlöschen. Vor allem aber könne „die Klarheit seines Geistes, die Güte des Herzens, der Adel der Gesinnung, die schöne Harmonie classischer Bildung mit christlicher Frömmigkeit, welche in allen seinen Thaten und Worten unausgesetzt sich zu erkennen gab, niemals aus dem Gedächtniß derjenigen schwinden, denen das Glück zu Theil wurde, im Leben ihm zu begegnen“.

Kortüm, geboren am 9. Mai 1787 zu Ruhlsdorf im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz als zweiter Sohn des dortigen Pastors, bezog zu Ostern 1804 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, zugleich in der Hoffnung und der Absicht, mit dem Studium der Theologie, „die Philologie, das Studium des Alterthums und der Humanität im weitesten und schönsten Sinne des Worts zu verbinden“. Die Universität Halle stand damals auf einer Höhe, die sie später nie wieder erreicht hat; sie zählte weit über 1000 Studierende und berühmte Namen in allen Facultäten. Durch F. A. Wolf's Beispiel und Lehre angefeuert, gab Kortüm sich namentlich dem Studium des Homer hin, und schloß sich im Herbst 1804 dem Kreise von Studierenden an, welche sich um die neu berufenen Professoren Steffens und Schleiermacher scharten. Nicht selten sah man sich bei dem bekannten Kapellmeister Reichardt, Steffens' Schwiegervater, in dessen schöner Gartenwohnung in Siebichenstein. In diesem Kreise edel strebender Jünglinge gehörten Böckh, Beder, Varnhagen, Meander, „dessen seltsame schüchterne Erscheinung kaum ahnen ließ, welchen Ruf als Lehrer der Theologie er einst erlangen werde“, Franz Thiermin, Karl von Raumer, Alexander von der Marwig, L. G. Blanc, der seine und gründliche Kenner der italienischen Sprache und Literatur, der spätere Geheimrath Schulze, der spätere geheime Oberjustizrath von Hof u. a. Auch verkehrte Kortüm viel mit seinem gleichnamigen Vetter, Johann Friedrich, der, durch historische Werke berühmt, 1868 als Professor der Geschichte in Heidelberg verstarb. Der Biograph hebt hervor, wie durch Goethe's freundschaftliches Verhältniß zu Wolf und in Folge der Wirkungen, welche die Schöpfungen Goethe's und Schiller's auf die studirende Jugend ausübt, zwischen dem „dichterischen Ruhm“ Weimars und dem „wissenschaftlichen Leben“ zu Halle ein enges Bandniß herbeigeführt worden sei; und er bemerkt weiter: „Gerade im Jahre 1804 erschien Schiller's „Tell“, dessen erste Aufführung zu Weimar am 17. März einen bis dahin unerhörten Beifall hervorregte, der sich bald in Berlin und allerorten wieder-

holte.“ Kortüm's junge Seele ward von diesem vaterländischen Werke aufs tiefste ergriffen. Es war ein Eindruck fürs Leben, der nachthöhen und Früchte bringen sollte.“

Noch bevor die Universität Halle wegen ihrer Napoleon feindlichen Gesinnung aufgehoben worden, hatte sich Kortüm nach Göttingen begeben und beschäftigte sich hier vorzüglich mit dem Studium Schaffpeare's und zwar besonders zu dem Zweck, die von A. W. Schlegel begonnene Uebersetzung desselben weiter zu führen, welchen Plan jedoch die „Ungunst der Zeiten“ hemmte. Nach einem kurzen Aufenthalt in seiner mecklenburgischen Heimat begab er sich nach Leipzig, um hier unter Rosenmüller's Leitung Arabisch zu studiren, von Leipzig aber sehr bald nach Dresden, dessen Kunstschätze ihn mächtig anzogen. Hier lernte er in dem Hause des bekannten Archäologen Wöttiger den ihm schon von Halle her bekannten Professor Niemeyer kennen, der ihn veranlaßte, eine Lehrerstelle bei dem Pädagogium in Halle anzunehmen. Diese Stellung verließ er jedoch sehr bald und folgte einem Rufe nach Bempelfort als Hauslehrer bei den Kindern des bergischen Staatsraths Georg Arnold Jacobi, zweiten Sohns des Philosophen. Aus diesem engen Verhältniß berief ihn 1811, etwa Dreivierteljahr nach seiner Ankunft, der bergische Minister Graf von Nesselrode in das Ministerium, um an der Verbesserung der im Laufe der Jahre sehr verkümmerten Unterrichtsanstalten mitzuwirken. Bei dieser Gelegenheit wird uns (S. 17) ein bisher noch nicht durch den Druck veröffentlichtes kaiserliches Decret („au Palais des Thuilleries le 17 Décembre 1811“) mitgetheilt, wonach in Düsseldorf eine Universität errichtet werden sollte. Dieser Plan ist wegen der fehlerhaften Grundlagen und der Vorbereitungen zum großen ruffischen Feldzuge nie zur Ausführung gekommen, und es war auch nicht schade darum, denn ganz nach Napoleonischem Zuschnitt eingerichtet würde sich diese deutsch-französische Anstalt doch niemals unter französischer Herrschaft auf den Standpunkt deutscher Hochschulen haben erheben können. Der Verfasser erzählt bei diesem Anlaß: „Wie die fremden Feinde des Staats dachten, zeigt die Frage, welche der Statthalter Napoleon's und Finanzminister des Großherzogthums Berg, später Minister des Innern in Frankreich unter Ludwig XVIII., Graf Deugnot, einst aufwarf, da bei einem Besuche der Bibliothek zu Düsseldorf sein Auge zufällig das Fach der deutschen Literatur traf: „Wie? Gibt es denn deutsche Dichter?“ eine Frage, die jetzt aus dem Munde irgendeines auf Bildung Anspruch machenden Franzosen wol nicht mehr gehört werden würde. Solcher Hohn erzeugte bei den Deutschen grimmigen Haß, der sich selbst dem Unermessenen mittheilte. Der Biograph Kortüm's erzählt: „Als einst eine Gesellschaft von Freunden in einem Garten zusammenlag, machte sich der kleine etwa dreijährige Sohn des Hauses mit dem Seitengewehr eines französischen Colonels zu schaffen. Derselbe läßt ihn gewähren. Als es aber dem Kleinen endlich gelungen war, den Regen aus der Scheide zu ziehen, richtet er denselben augenblicklich auf den Offizier mit den Worten: „Franzosen caput!“. Dem Colonel traten die Thränen in die Augen. Erschüttert sagte er: „Wenn die kleinen Kinder hier von solchen Gefühlen beseelt sind, so weiß ich, was wir von den Großen zu erwarten haben.“ Dieses Kind hatte freilich mehr Patriotismus und Charakter, als jener deutsche Diplomat, welcher, als das Geläute der Glocken einen französischen Sieg verkündete, die dadurch in einem gesellschaftlichen Kreise hervorbrachte Verstärkung mit den Worten unterbrach: „Nun, da muß ich ja wol hin und dem Minister Deugnot Glück wünschen.“

Noch im Laufe des Jahres 1813 wurde Kortüm zum Director des Lyceums in Düsseldorf ernannt und blieb in dieser Stellung, bis er am 18. September 1822 zum Confessorial- und Schulrath bei der Regierung daselbst ernannt wurde. Diese düsseldorfer Zeit war nach der Versicherung des Biographen die

*) Dieser Enthusiasmus wurde übrigens, wie wir ja aus den Briefen der Henriette von Knebel an ihren Bruder wissen, in den höchsten und hocharistokratischen Kreisen Weimars nicht so ganz getheilt.

„frischeste, erfolgreichste“ Zeit seines Lebens. Der Biograph gibt ein langes Namensverzeichnis der Männer, welche unter Kortüm's Leitung auf dem Düsseldorf'schen Gymnasium gebildet wurden, darunter Christian und Julius Sethe, Gottfried und Ferdinand Dyck, Heinrich Wiehoff, Franz Bräggemann, Dietrich Mouten, der Schlachtenmaler, der Sohn des Marschalls Soult, Graf von Dalmatien, welcher noch später aus Paris kostbare Ausgaben der Griechen als Zeichen des Dankes sandte u. s. w. Es werden ferner Stellen aus den von ihm verfaßten Programmen mitgeteilt, um seine pädagogischen Grundsätze darzulegen. Unter anderem schien ihm „alles Streben nach Bildung ein nützliches zu sein, das bloß um irdischer Zwecke, um der Persönlichkeit willen, nicht also aus Liebe der Wissenschaft und der höhern Veredelung der Menschen begonnen wird“. Die öffentlichen Prämienanstreitungen schaffte er ab, weil er dafür hielt, daß dergleichen öffentliche Auszeichnungen „für ein jugendliches Alter gefährlich sind, Dünkel und Stolz und Trotz auf Verdienst, das nur Pflichterfüllung ist, hervorbringen“ u. s. w. Kortüm lebte in Düsseldorf im Mittelpunkt der verschiedenartigsten geistigen und künstlerischen Anregungen; der Umgang mit den Meistern und Schülern der Düsseldorf'schen Kunstakademie hielten ihn im lebendigen Verkehr mit der Kunst, der mit Uchtritz, und Immermann, welcher 1827 nach Düsseldorf kam, mit der Poesie, die zu Pfingsten in Köln, Aachen und Düsseldorf abwechselnden Musikfeste mit der Musik. Zu den Begrenzungen des Düsseldorf'schen Kunstvereins gehörte auch Kortüm. Kleinere Ausflüge und Geschäftsreisen erweiterten den Horizont seines Geistes und gaben zu manchen interessanten Bekanntschaften Anlaß. Der Biograph erzählt z. B.: „Bei einer Geschäftsreise im Jahre 1823 machte Kortüm zu Bochum in Westfalen die Bekanntschaft eines weitausläufigen Verwandten und Namensvetters, des alten heiteren Arztes Dr. Carl Arnold Kortüm, geboren 1745 in Mühlheim an der Ruhr, der sich durch sein humoristisches Gedicht „Die Jobstade“, 1784 zuerst erschienen, einen Namen gemacht hat. Er nahm Kortüm zuvorkommend auf, und erschien mit seiner Frau als ein Original. Man glaubte, bei Philemon und Baucis sich zu befinden, wenn man sein Haus betrat. Er versprach Kortüm Familiennachrichten und hielt sein Wort. Es kam bald darauf ein dickes Fest, von seiner Hand geschrieben, sammt Stammbaum der Kortüm, der bis auf Herzog Württemberg zurücklief. Ihre Burgen Nelsum, Rundum und Kortum lagen in Ostfriesland, waren aber leider von der See verschlungen. Aus Maillon und Håbner wird gar ernsthaft der Beweis geführt, das Joannes de Kortum und Joannes de Oldenburgicus eine und dieselbe Person war und dieselben Burgen besaß, deren Trümmer, wie ihm mehrere Ostfriesen verküßert hätten, noch zu sehen wären, die Landschaften aber lägen im Meer. Da seien die Kortume ausgewandert, und theils Geistliche, theils Aerzte geworden. Der gute Alte schließt seinen Bericht: „Ich sehne mich nun nach dem Lande des Friedens, werde es auch bald schauen.“ Er starb schon im nächsten Jahre am 15. August 1824. Kortüm gedachte gern des gemüthlichen Greises.“

Ende October erhielt Kortüm den Ruf als Hülfsarbeiter in das Ministerium des Cultus nach Berlin, wo er sein segensreiches pädagogisches Wirken mit Erfolg und Eifer fortsetzte, immer dem Grundsatz huldigend, daß man dahin trachten müsse, die Jugend in Besitz dessen zu setzen, „was sie befähigt, das Wahre und Gewisse zu erkennen, das Schöne zu empfinden und das Gute zu wollen“, weil allein in solchem Gefühl und solcher Gesinnung „der eigentliche Kern des Lebens beruhe“. Mit „rührender Liebe“ widmete er sich namentlich der Leitung der Luisenstiftung. Auch die Förderung der Kunst blieb stets sein besonderes Augenmerk. Veröfentlich hat er von seinen Studien nichts als die mit Erläuterungen versehene Uebersetzung der „Beschreibung der Gagia Sophia und des Ambon“ von Paulus Silentiarius (Berlin 1854). Noch ist zu erwähnen, daß er im Jahre 1858 von der Stadt Berlin zum Abgeordneten in die erste Kammer gewählt wurde, dies aber ablehnte, weil er sich nicht für parlamentarische Wirksamkeit berufen glaubte. Sein

Biograph meint, daß seine Ansicht, „daß Geschichte sich nicht machen lasse“, dabei wol nicht unterwogen geblieben sei.

Vor jeder pedantischen Einseitigkeit und Beschränktheit, wie sie sich so oft bei Pädagogen findet, bewahrten ihn sein empfänglicher Sinn für die Kunst und Poesie und die Erfahrungen, die ihm sein namentlich früher vielbewegtes Leben zugeführt hatte. Jener Empfänglichkeit und diesen Erfahrungen verdankte er auch seinen humanen, milden, menschlich freien Sinn. Man spricht so oft in spöttischer Absicht von „fahrenden“ Literaten; es gibt auch „fahrende“ Gelehrte, und diese sind wahrlich nicht die schlechtesten. Wer immer und ewig an ein enges Verhältniß oder an die Scholle einer ohnehin vielleicht beschränkten Localität gebannt bleibt, bei dem verkorpelt oder verengert sich trotz alles Wissens neben dem geistigen Gesichtskreis nur zu leicht auch das Gemüth, insofern dieses nicht von Haus aus ganz besonders reich ausgestattet war.

2. Karl Georg Curtius, Doctor der Rechte, Syndikus der Freien und Hansestadt Lübeck. Darstellung seines Lebens und Wirkens von Wilhelm Plesing. Lübeck, Aschenfeldt. 1860. 8. 12 Ngr.

Curtius war geboren zu Lübeck am 7. März 1771 als der jüngste Sohn des dortigen angesehenen Arztes Karl Werner Curtius, eines in Lübeck eingewanderten Livländers aus der Stadt Narwa. Um Ostern 1790 begog er die Universität Jena, um die Rechtswissenschaften zu studiren, trieb aber auch historische, kameralistische und naturwissenschaftliche Studien und hörte mit besonderm Interesse namentlich die philosophischen Vorträge Reinhold's. Damals begnügte sich die studentische Jugend nicht mit dem Studium der sogenannten Brotwissenschaften, sondern sie strebte nach allgemeiner humaner Bildung, besonders auf den Universitäten Jena und Halle, die der damaligen geistigen Centralsonne Deutschlands, der classischen Stadt Weimar, am nächsten waren und unter ihren hervorragenden Professoren mehrere zählten, welche mit den Literaturgrößen in Weimar in freundschaftlicher und literarischer Beziehung und wieder zum Theil unter sich in Verbindung standen. Wir haben gesehen, wie, freilich etwa 14 Jahre später, Schiller's „Wilhelm Tell“ anregend und für das ganze Leben befruchtend auf Kortüm wirkte; und auch auf Curtius scheint Schiller, und zwar schon im Jahre 1790, den bedeutendsten Einfluß geübt zu haben. Im Verein mit seinem frühern Gymnasial-, jetzigen Universitätsgenossen Recklin, der sich später als poetischer und philosophischer Schriftsteller ehrenvoll bekannt gemacht hat, hatte er in Jena ein schon auf der Schule angefangenes, der griechisch-macedonischen Geschichte entnommenes Trauerspiel „Demetrius“ vollendet, und anonym Schiller zugesendet. Der Biograph berichtet:

„Auf die erste an ihn gelangte anonyme Zusendung jenes Dramas erwiderte Schiller am 18. Juni 1790: „Den beiden mir sehr schätzenswürdigen Verfassern des hier zurückfolgenden Trauerspiels bin ich für Ihr gütiges Vertrauen sehr verbunden. Das Geheimniß, welches Sie über sich selbst beobachteten, sehe ich als eine Aufforderung an, mein Urtheil über das Stück mit desto mehr Freimüthigkeit zu sagen, da ich mir sonst keine Ursache angeben kann, warum so geschickte Hände sich verbergen sollten. Mit vielem Vergnügen habe ich das Product Ihres Geistes gelesen und ich entdecke darin ungemein viel Fertigkeit in Ausarbeitungen dieser Art, Leichtigkeit in der Diction und Kunst in der Anlage, Vorzüge, welche Sie ohne Zweifel durch längere Uebung, durch ein fortgesetztes Studium guter Muster, der Griechen und Shakespeare's, immer höher ausbilden werden. Der Stoff, den Sie gewählt haben, war mit Schwierigkeiten verknüpft, und es kann auf Rechnung desselben geschrieben werden, daß sich das Interesse nicht immer gleich bleibt, daß nicht alle Handlungen in dem Stücke gehörig motivirt, nicht alle Charaktere genug entwickelt sind.“ Es folgt hierauf eine Besprechung der Einzelheiten des Gedichts und es heißt sodann am Schluß: „Ich habe in dem Stücke zarte und edle Gefühle, die ihren schönen Ursprung im Herzen ihrer Dichter verrathen,

verschiedene einfach schöne und wahre Züge, hervorspringende Gedanken und in den Versen, mit Ausnahme mehrerer, zu sehr abgebrochener Zamben, viele Harmonie. Nach dem Bisherigen werde ich Ihnen wol nicht erst sagen dürfen, wie sehr ich wünsche, zwei Männer von Person kennen zu lernen, die ich unbekannt schätze und liebe.» Als später, ermutigt durch diese Ansprache, die Verfasser sich dazu entschlossen, ihr Werk im Druck erscheinen zu lassen und dasselbe auch öffentlich Schiller zu widmen, erwiderte er ihnen auf ihre Dedication: «Die Ehre, welche Sie mir durch Zueignung dieses Erstlings Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit erzeigen, ist mir ein schätzbarer Beweis Ihres freundschaftlichen Vertrauens, den ich mit gebührendem Dank anerkenne. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen zur Eröffnung Ihrer schriftstellerischen Laufbahn Glück und hoffe, daß Ihnen Ihre künftige Bestimmung keine Trennung von den Mäusen, denen Sie durch dieses Product so viel Ehre machten, auslegen soll; vielmehr wird die Rückkehr zu den Götinnen des Schönen, nach vollendetem Umgang mit den Götinnen der Wahrheit, inniger und bleibender sein und die vollkommensten Früchte tragen.»

Wir theilen diese im Besitze der Curtius'schen Familie befindlichen Schriftstücke auch hier mit, weil wir voraussetzen dürfen, daß es dem Publikum wie den eigentlichen Literaturkennern und Literaturforschern von Werth sein muß, von jeder bisher noch nicht zu Tage geförderten Reliquie des großen Dichters Kenntniß zu erhalten. Die studentische Compagniearbeit, Schiller gewidmet, erschien dann auch wirklich und fand in verschiedenen Journalen der damaligen Zeit Anerkennung, obgleich der Biograph ehrlich genug ist, einzugehen, daß in Curtius' and seiner Freunde damaligen poetischen und brieflichen Ergüssen neben warmer und erhebender Begeisterung auch jene Empfindelheit hervortrat, „welche vielen Erzeugnissen jener Literaturperiode ihren eigenthümlichen Charakter verleiht und mit dem Realismus unserer Tage so seltsam contrastirt“. Interessant ist es zu erfahren, daß dieser sentimentale Poet wol der körperlich Stärkste unter unsern Dichtern gewesen, denn Curtius vermochte einen starken jünnernen Feller mit den Händen aufzurollen, welche Kraftleistung der verstorbene Lübecker Director Jacob bei Gelegenheit seines Jubiläums sogar im ciceronianischen Latein verewigt hat. Kein Wunder, wenn es diesem Rappto unter den Dichtern gelang, sehr bald sich „aus dem Nebel der Gefühlschwärmerei, der überschwenglichen Naturbewunderung und der gegenseitigen Vergötterungssucht jener Zeiten“ loszurichten und sich eine Willenskraft und Entschlossenheit zu eignen zu machen, die ihn später die härtesten Proben bestehen ließ.

Aus der Zeit, wo er das Niedergerichtsactuariat in Lübeck verwaltete, erwähnen wir hier nur folgenden bezeichnenden Vorfall: „Nicht gerade zu den angenehmsten Obliegenheiten des Niedergerichtsactuarius gehörte zu jener Zeit die Verpflichtung, neu erwählte Rathsherren in den Audienzsaal zu geleiten und dort dem Senate den Ehrenwein zu crebenzen. Als Curtius zum ersten male bei der Ausübung dieses ungewohnten Amtes einen Verstoß beging, ward er seiner eigenen Erzählung zufolge von dem damaligen Bürgermeister Dänelou hart angefahren und mußte sich die zornige Frage gefallen lassen: „Er hat wol noch nie aufgewartet?“ Nicht lange nachher ward jene Unsitte des Aufwartens abgeschafft.“

Im Jahre 1801 wurde er, obgleich einer der jüngern Concurrenten, an Stelle des durch den Tod abberufenen Wilden zum zweiten Synbifus der Stadt Lübeck erwählt und verwaltete diesen ehrenvollen Posten mit unermüdblicher Treue bis zu seinem Tode 56 Jahre lang. Ihm namentlich verdankt Lübeck die Hebung des seiner Leitung unterstellten Volksschulwesens, das sich zu Anfang des Jahrhunderts noch in den alleraurücktesten Verhältnissen befand und dessen Verbesserung er sich während der ganzen Amtsdauer mit besonderm Eifer angelegen sein ließ. Nebenbei hielt er Vorlesungen über den Volksunterricht, über die Bildung der Handwerker, über das Strafrecht im Staate, über Larnanhalten u. s. w. in der Gesellschaft zur Beförderung gemetnütziger

Thätigkeit, deren damaliges zehnjähriges Wirken er im Jahre 1799 in einer eigenen Schrift schilderte. Die geselligen Verhältnisse waren zu jener Zeit die angenehmsten. Wie überall in den größern Städten Deutschlands hatte sich auch in Lübeck ein Kreis von Männern und Frauen gebildet, in welchem die höhern Interessen der Humanität und der Literatur und die feinere Geselligkeit gepflegt wurden. Zu diesem Kreise gehörten der Senator und spätere Bürgermeister Overbeck, hervorragend durch staatsmännische Tüchtigkeit, wie durch dichterische Begabung, edle Gesinnung und gesellige Liebeshwürdigkeit, die Bürgermeisterin Rodde, Tochter des berühmten Schläger, der Senator Pfesling, der Dichter Schmidt von Lübeck, Recklin, von Willers, Bach, der Candidat Köppen, später Professor der Philosophie in Erlangen, mit welchem Curtius bis zu seinem Tode in Correspondenz und freundschaftlichen Beziehungen blieb, Professor Trendelenburg u. s. w. Auch Waggeisen und Wöb, damals noch Rector in Göttingen, besuchten zu wiederholten malen Lübeck und waren dann gefeierte Gäste bei Overbecks und Roddes. Der Biograph bemerkt über jene Zeit: „Es war jener Zeitraum, der von den letzten Decennien des vorigen in die ersten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts hineinreicht, ungeachtet der die Welt erschütternden und immer näher heranbrausenden Kriegesürme für unsere Vaterstadt ein goldenes Zeitalter heiterer Geselligkeit und glücklichen Behagens. Bei allgemein zunehmendem Wohlstande und blühendem Handelsverkehr, der in den letzten Jahren vor der französischen Occupation infolge der Sperrung des Elb- und Weserstroms zu einer bis dahin ungekannten Höhe sich erweitert hatte, herrschte damals in Lübeck ein Sinn für geselliges Zusammenleben in größern und kleinern Vereinigungen, wie ihn die Gegenwart kaum noch kennt. Genügsamer in ihren Ansprüchen auf Bewirthung und Räumlichkeit, wie jetzt, versammelten sich die Angehörigen befreundeter und verwandter Familien desto öfter und anhaltender in regelmäßigen Circeln, des Winters in der Stadt, im Sommer auf den nahe gelegenen Gärten und Landhäusern; kaufmännische und andere Reisen verweilten länger, als es in unsern Tagen zu geschehen pflegt, in der Stadt und trugen zur Belebung der Geselligkeit bei, die ihnen von gastlichen Geschäftsfreunden dargeboten wurde. Dabei fehlte es an künstlerischen Bestrebungen und Genüssen nicht, wie insbesondere die Musik damals durch ausgezeichnete Dilettanten hier vertreten war. In den gebildeten Kreisen folgte man überdies mit dem lebhaftesten Interesse den neuern Erscheinungen der Literatur, an deren Spitze zu jener Zeit die größten unterm deutschen Dichter standen, und versuchte sich selbst gelegentlich in poetischen und schriftstellerischen Leistungen.“

Ähnlich verhielt es sich übrigens damals fast überall in Deutschland, soweit es auf wirkliche Bildung Anspruch machen konnte. Die Napoleonische Gewalt-, Bereaubungs- und Spionirwirthschaft, deren corruptirende, zersetzende und entstellende Einflüsse auf Deutschland vielleicht noch nirgends in ihrem ganzen Umfange dargestellt worden sind, zerstörte auch in Lübeck, wie fast überall in Deutschland, diese unbefangene Frömmlichkeit, diese feinere Geselligkeit, diesen Humanitätscultus, die sich dann auch später unter den unablässigen politischen Stößen und Gegenstößen und den dadurch hervorgerufenen Bedrückungen, Verkümmungen und selbstsüchtigen Präerensionen nie wieder zu ihrer frühern Höhe erhoben. Curtius selbst hatte persönlich schwer zu leiden. Bei der Erstürmung Lübecks durch die Franzosen 1806 wurde, während er sich auf dem Rathhause tummte des allort versammelten Senats befand, auch sein Haus von der zugellofen Soldateska ausgeraubt, da seine dort zurückgebliebene jugendliche Frau, eine geborene Pfesling, war durch ihre Geistesgegenwart den Plünderern wol zu imponiren, aber doch dem Raube selbst nicht zu wehren vermochte. Er gebot ferner zu denen, welche, weil sie sich den Franzosen gegenüber nicht für sicher hielten, im Juni 1813 aus Lübeck flüchtig werden mußten. Nun legte der Prinz von Schmäh auf Befehl Napoleons der Stadt eine Contribution von 6 Millionen Francs auf, deren Hälfte von 83 Personen getragen werden sollte und unter

denen auch Curtius mit 25000 Francs angesetzt war. Schließlich willigte jedoch der französische Gewaltthaber ein, daß auch diese 3 Millionen auf alle Bürger gleichmäßig vertheilt würden, wonach auf Curtius 1200 Francs kamen. Da die Abwesenden begreiflicherweise die ihnen auferlegten Beiträge nicht bezahlten, so wurde, „um ein Exempel zu statuiren“, laut Präfectur-beschluß das Mobilien- und Immobilienvermögen des russischen Viceronsuls von Schläger, des Dr. Buchholz, des Dr. Curtius und der Demoiselle Robbe, welche sämmtlich abwesend waren, mit Beschlagnahme belegt und dann öffentlich versteigert. Lüber wurde frei, aber die geselligen wie die alibegründeten Staatsverhältnisse waren aufs tiefste zerrüttet, und die Gegenwart war und blieb trübe, in Folge der nun eintretenden Stagnation so trübe, daß Curtius im Jahre 1818 an einen Freund schreiben konnte: „Haben wir denn mit allen unsern Jammerlichkeiten zur Zeit des Friedens gewonnen oder verloren? Die meisten von der vorliegenden Generation, die jetzt zu den Ordnenen gehören, sind unverbesserlich schlecht.“

Kunst, Poesie und literarische Beschäftigung halfen ihm jedoch auch diesen letzten Abschnitt seines Lebens und unermüdeten Wirkens verschönern. Verschiedene Gelegenheiten veranlaßten ihn zu poetischen Ergüssen, so der erste Abgang des ihm eng befreundeten Malers Overbeck nach Wien im Jahre 1806 und sein eigenes fünfzigjähriges Jubiläum am 23. Mai 1851. Strophien aus diesem Jubiläumsgedicht, in denen sich ein inniges Gottvertrauen ausdrückt, sind in der Schrift abgedruckt. Wie er früher für das von seinem Jugendfreunde Smidt gegründete „Ganssatische Magazin“ mehrere schätzenswerthe Aufsätze, eine Biographie Karl Nechlin's, rhythmische Uebersetzungen Petrarca'scher Sonette u. s. w. geliefert hatte, so lieferte er in spätern Jahren zu wiederholten malen Beiträge für die Hitzig'schen „Annalen der Criminalrechtspflege“, indem er interessante Criminalfälle aus der lübecker Gerichtspraxis schilderte und besprach. Für ein von ihm in seinem Hause auf Grund einer Reminiscenz aus „Wilhelm Meister“ errichtetes Marionettentheater dichtete er dann und wann Prologe und dramatische Scenen. Fast täglich übte er das Flötenspiel, später das Klavierspiel, namentlich zur Erlernung von Choralmelodien. Zugleich war er ein gewandter Zeichner, vornehmlich im Landschaftsfache. Curtius stand an der Spitze derer, welche den Erwerb von Werken des inzwischen so berühmt gewordenen lübecker Malers Overbeck nachträglich betrieben, stand der von der Gemeinnützigen Gesellschaft gegründeten unentgeltlichen Zeichenschule längere Zeit vor und sammelte Kupferstiche und Radirungen, von denen er später viele an Rumohr überließ. Von seiner rastlosen Thätigkeit zeigt es, daß er die Erlernung des Griechischen, in welchem er es früher nicht weit gebracht, noch im siebzigsten Lebensjahre wieder aufnahm, und „mit Hülfe von grammatischen Studien, Auswendiglernen von Vocabeln und andern Uebungen der trockensten Art“ wenigstens dahin gelangte, den Homer wieder ziemlich zu verstehen und das Evangelium jedes Sonntags im griechischen Urtext nachzulesen. Nach einem wohlverbrachten Leben entschlief er sanft am 4. October 1857 in dem hohen Alter von 87 Jahren. Von seinen Söhnen ist der älteste Mitglied des lübecker Senats, der zweite, Ernst, durch Schriften über Leben und Kunst rühmlichst bekannt. Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften und Professor der classischen Philologie in Göttingen, der jüngste, Georg, gegenwärtig Professor der Philologie und Poesie in Kiel.

A. M.

Notiz.

Milton's Wohnungen in London.

Milton ist bei uns, ebenso wol wie in England, in neuester Zeit wieder wie schon beim Beginn unserer classischen Literatur-epoche, Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. So haben wir kurz nacheinander von Max Ring einen historischen Roman: „Milton und seine Zeit“, von Gustav Liebert eine ver-

dienstvolle Schrift über das Leben und die Werke des großen Dichters erhalten, und soeben hat F. Lotheisen in dem Programm des Gymnasiums zu Bidingen eine Abhandlung über dasselbe Thema veröffentlicht, wobei die beiden letztgenannten David Masson's kürzlich erschienene Biographie des Sängers des „Paradise lost“ benutzt haben. Folgende den „London anecdotes entnommene“ Notizen über die Wohnungen Milton's in der Metropole Englands dürften daher nicht ohne Interesse sein. Das Haus in Bread-Street, in welchem der Dichter geboren wurde, hieß „Spread Eagle“. Es wurde beim großen Feuer im Jahre 1666 ein Raub der Flammen. Ehe er nach Jewin Garden, Aldersgate zog, soll er in einem großen Hause auf der Westseite der Aldersgatestraße, dem nachmaligen Versammlungsorte der City of London Literary and scientific institution gewohnt und daselbst Schule gehalten haben. Auch dieses Haus, wie alle die übrigen, die er bewohnt hat, mit Ausnahme eines einzigen, ist jetzt verschwunden oder doch unkenntlich geworden. Das eine Ausgenommene befindet sich in Petty France in Westminster, wo der Dichter von 1651—59 gewohnt hat. Hier wurde ein Theil des „Paradise lost“ geschrieben. Das Haus gehörte dem berühmten Jeremy Bentham, der später eine Totentafel mit der Inschrift: „Milton, dem Fürsten der Dichter geweiht“ („Sacred to Milton, prince of poets“), an dessen Vorderseite aushängen ließ. 36.

Bibliographie.

Der Besitz Venetiens und die Bedeutung des Neu-Italiens Reiches. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Biarowsky, W. E. J., Sennförner. Erkanntes und Erlebtes in kurzen Aufzeichnungen. Erlangen, Blasing. 1861. 16. 21 Ngr.

Bremer, Frederike, Gesammelte Schriften. Aus dem Schwedischen. 35ter Band: Leben in der alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 10 Ngr.

Brewster, Miss, Der Sonnenschein in den Hütten oder der Einfluß der Frauen. Aus dem Englischen frei übersetzt von F. L. Berlin, W. Schulze. 8. 18 Ngr.

Buschmann, J. C. E., Das Apache als eine athapaskische Sprache erwiesen; in Verbindung mit einer systematischen Worttafel des athapaskischen Sprachstamms. 1ste Abtheilung. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 Thlr.

Damrow, H., Ueber die Grundlage der Mimik und Physiognomik als freier Beitrag zur Anthropologie und Psychiatrie. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 10 Ngr.

Deimling, O., Die Autodidakten oder die Gewohnheit und die Sinnesanschauungen, ein philosophisches Gespräch aus dem Gebiete der empirischen Psychologie. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 8 Ngr.

Dieterici, F., Die Naturschauung und Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrhundert. Aus den Schriften der lauten Brüder übersetzt. Berlin, Nicolai. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe, Vier Jahreszeiten. Gedichtet 1796. Gedruckt 1860 von Martin. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 1 Thlr.

Griesinger, L., Heinrich von Nömpelgard und Elisabetha von Bittsch. Historischer Roman aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Zwei Bände. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Grotze, W., Schwert und Kapuze, oder: König Wenzeslaw und die Seinen. Historischer Roman aus den ersten Zeiten der Hussiten. Drei Bände. Berlin, Sandrog u. Comp. 1861. 8. 4 Thlr.

Gillegeer, J., Die Tugend der Eltern. Nach der 2ten Auflage in's Deutsche übersetzt von L. Bonsmann. Freiburg im Br., Herder. 12. 5 Ngr.

Moleschott, J., Physiologisches Skizzenbuch. Gießen, Herder. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird vom neuen Jahre an in erweiterter Gestalt erscheinen, um den Anforderungen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. Sie wird nämlich außer ihrem Hauptblatt wöchentlich drei Beilagen von einem halben Bogen bringen, welche vorzugsweise ausführlicheren Mittheilungen aus den mit der Politik eng zusammenhängenden Gebieten gewidmet sein werden und namentlich auch den Inhalt der bisherigen Sonntagsbeilage der Zeitung: „Fliegende Blätter der Gegenwart“, in sich aufnehmen sollen. Durch diese Erweiterung und die damit verbundene Vermehrung des gesammten Inhalts wird die Deutsche Allgemeine Zeitung die an ein großes politisches Blatt gestellten Ansprüche immer besser zu erfüllen im Stande sein.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit“ mit Entschiedenheit und Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt vierteljährlich 2 Thlr. (ebenso viel wie bisher für die Zeitung und ihre Sonntagsbeilage zusammen) und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Die Bestellungen für das mit dem 1. Januar 1861 beginnende neue Vierteljahr sind sofort zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Uebersendung der Zeitung stattefinde.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Siciliana.

Wanderungen in Neapel und Sicilien

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 2 Thlr.

Ein neues Werk des berühmten Verfassers, das seinen zahlreichen Freunden gegenwärtig, wo Sicilien und Neapel die allgemeine Theilnahme in so hohem Grade in Anspruch nehmen, um so willkommener sein wird. Gregorovius schildert in diesen Gegenden bekanntlich seine zweite Heimat. Er vereinigt in sich die Wärme und Anmuth des Dichters mit der Treue und Unparteilichkeit des Historikers.

Von dem Verfasser erschien früher ebendasselbe:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien.

8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Diese italienischen Schilderungen des Verfassers haben dieselbe lebhafteste Anerkennung gefunden wie sein treffliches Buch über Corsica. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren“, in der bekannten anmuthigen Weise des Verfassers. Die Schrift enthält Folgendes: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einklebelei.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's, des berühmten sicilianischen Dichters, macht das deutsche Publikum zum ersten male näher mit demselben bekannt. Alle Freunde echter Poesie werden sich an der Grazie dieser reizenden Lieder, die hier wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Die Grabmäler der Römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Schrift bildet einen Vorläufer von Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ und bietet allen,

die sich für die Geschichte der Menschheit interessieren, reiche Belehrung und Unterhaltung dar, besonders auch denen, welche die „Ewige Stadt“ selbst kennen. Der Verfasser hat die Geschichte des Papstthums gleichsam in einem Relief darstellen wollen. Die merkwürdigen Grabchriften der Päpste sind im Original und in deutscher poetischer Uebersetzung mitgetheilt.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein liebliches idyllisches Epos, dessen Reize noch durch den Contrast gehoben werden, welchen der dunkle Hintergrund des Unterganges von Pompeji gegen die Anmuth des Ganzen bildet; eine meisterhafte, durch Formvollendung und innern Gehalt gleich ausgezeichnete Dichtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisewerke von Dr. Abt-Pallemant über Brasilien.

Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

In den vorliegenden beiden Reisewerken hat der Verfasser diejenigen Gegenden Brasiliens, welche für die nächsten Zeiten am meisten in Betracht kommen, in allen ihren Beziehungen scharf und bestimmt gezeichnet. In einer zusammenhängenden Kette von Schilderungen, welche gleich an Ort und Stelle niedergeschrieben sind, wird ein treues, unerschütterlich wahres Bild des fernen transatlantischen Südwestens aufgerollt, aus welchem nicht nur der Ethnograph und Geograph, der Naturforscher, Arzt und Philosoph, der Landmann, Kaufmann und Seemann, sondern jeder, der für die Außenwelt offenes Auge und Herz hat, reichhaltigen Stoff zu Unterhaltung, Nachdenken und Belehrung schöpfen wird. Die für Deutschland so besonders wichtigen Auswanderungsverhältnisse sind vom Verfasser eingehend behandelt worden, und es sind nach dieser Seite hin die Reisewerke als Autorität zu betrachten.

Register.

- Abroscuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen u. s. w. Aus dem Englischen. Erweitert durch die Einleitung: Die Mongardthe des tropischen Afrika von W. Hoffmann. 696.
- Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Dreizehnter Jahrgang. 914.
- der Freundschaft. Gedanken in Poesie und Prosa. Herausgegeben von G. Stein. 883.
- zur Schiller-Feier. Von Studirenden der Wiener Universität. 396.
- Altes Gold. Deutsche Sprichwörter und Lebensarten nebst einem Anhange. Gesammelt und herausgegeben von W. Lohengel. 460.
- Andechs, Marie von, s. Pandora.
- Ankunft zu Hause. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen“. Aus dem Englischen. 336.
- Anthologie, s. Souza.
- Apel, Th., Dichters Liebe und Heimat. 375.
- Arago's, F., sämtliche Werke. Mit einer Einleitung von A. von Humboldt. Deutsche Originalausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. Erster bis vierzehnter Band. 857.
- Archholz, J. W., Geschichte des Sechszehnjährigen Kriegs in Deutschland. Sechste Auflage. 289.
- Aristokraten, die. Novelle vom Verfasser des „Schief-Lewische“. 828.
- Armand, An der Inblanergrenze. 175.
- Arming, F. W., Van Hoboken. 914.
- Arndt, E. M., Gedichte. Vollständigste Sammlung. 445.
- Arnetz, A., Prinz Eugen von Savoyen. 613.
- Arnim, Bettina von. 834.
- Arnold, A., Balladen, Romanzen und Sagen aus Thüringens Ritterzeit. 124.
- Asher, D., Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust. 214.
- Die Kunst zu lesen. 708.
- On the study of modern languages in general etc. 703.
- Aßing, Ludmilla, Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's. 604.
- Aßmann, W., Schiller's nationale Bedeutung. 311.
- 1860.
- Ämuth, Eduard Johann, Pastor zu Lormas-Lohhausen in Pölsland. Ein Lebensbild aus der livländischen Kirche, insbesondere ihres Kampfes mit Herrnhut. Von einem Freunde Ämuth's. 177.
- Aker, C. L. von, General der Infanterie, Betrachtungen und Urtheile desselben über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Parteibestrebungen unsers Jahrhunderts. Mitgetheilt von G. Eilers. 414.
- Auberlen, G. A., Schliermacher. Ein Charakterbild. 177.
- Aufschlässe über „Eritis sicut Deus“. 368.
- August, C. F., Schillerfranz, gekochten aus frischen Wätern. 515.
- Aus Hebel's Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860. 806.
- Aus Heimat und Fremde. Novellen von C. . . . 758.
- Aus Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von F. Dünger. 781.
- Aves-Ballemaut, R., Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. 801.
- Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858. 265.
- Bachmann, W., Kretzerwonne. 629.
- Baderwig, A., Die drei Friedriche. 306.
- Baggesen's, J., philosophischer Nachlaß. Herausgegeben von A. A. Baggesen. Erster Band. 526.
- Balzer, C., Schiller, besonders in seiner religiösen Bedeutung. Zur Erinnerung an die hundertjährige Gedächtnißfeier desselben in der freien Religionsgemeinde zu Nordhausen. 88.
- Bärsch, G., Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. 909.
- Bastian, A., Ein Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo. 289.
- Baur, G., Festschrift zur Säcularfeier Schiller's am 10. November 1859 im Namen der Ludwigs-Universität. 823.
- W., Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Verp erzählt. 778.
- Bed, A., Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen. 107.
- Beecher-Stowe, Mrs., The Minister's Wooing. 19.
- Bernays, M., Festspiel zur Säcularfeier von Schiller's Geburtstag. 823.
- Biedermann, G., Die Wissenschaft des Geistes. Der Wissenschaftslehre zweiter Theil. 434.
- Biffart, M., Deutschland, sein Volk und seine Sitten. 561.
- Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten. 883.
- Binnewerd, F., Der achte Ring. 249.
- Blanc, L. G., Versuch einer bloß philosophischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie. I. Die Hölle. Erstes Heft. 832.
- Boccaccio, G., Dekameron. Uebersetzt von R. Witte. Dritte Auflage. 78.
- Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt. Gesammelt von . . . 721.
- Böckh, A., Rede zur Jubelfeier der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten. 938.
- Bodel, A., Die drei Salomonen. Festgedicht zur sechzigjährigen Geburtsstagsfeier des hochwürdigen Herrn Salomo L. Rasporport. 522.
- Boden, A., Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen. 143.
- Bögefamp, G., Karl Ritter. 38.
- Brachvogel, A. C., Benoni. 347.
- Brandes, F. R., Ausflug von Memel nach Moskau im Sommer 1859. 667.
- Luther's Reise nach Rom oder: Ist es wahr, daß derselbe friend die Stufen der Peterskirche erklimmen hat? 834.
- Brauer, E., Babilische Sagenbilder in Lieb und Reim. 38.
- Braun, Isabella, Durch Freud zu Leid. 582.
- Bremer, Frederike, Neue Skizzen aus dem Alltagsleben. Vater und Tochter. 496.
- Briefe eines verstorbenen Geistlichen von dessen Sohne herausgegeben. 700.

- Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Herausgegeben von B. von Cotta, J. Schaller, W. G. Wittwer und G. Girard. Viertes Theil. Erste Abtheilung. Bearbeitet von W. G. Wittwer. 22.
- Briefe des nachmaligen königlich preussischen Legationsraths Karl Ernst Delsner an den herzoglich oldenburgischen Justizrath Gerhard Anton von Halem von Paris aus geschrieben in den Jahren von 1790—92. Wortgetreu aus dem Originalmanuscripte herausgegeben von Merzdorf. 107.
- Bronn, H. G., Die Klassen und Ordnungen des Thierreichs, wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Erster Band und zweiten Bandes erste bis dritte Lieferung. 220.
- Bronsart, H. von, Musikalische Pflichten. 297.
- Buch, das, von den neun Felsen von dem Straßburger Bürger Kulmann Werswin. 1352. Nach des Verfassers Autograph herausgegeben von R. Schmidt. 274.
- Buch der Zeit. Vaterländische Gedichte, Lieder und Gesänge aus den letzten 30 Jahren vom Verfasser der „Bellona Orientalis“. 577.
- Büchlein, das, von Schiller und Goethe. 305.
- Bühlinger, M., Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich. 333.
- Bued, F. G., Hamburgische Alterthümer. 607.
- Bunsen, E. R. J., Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Erste Abtheilung. Zweiter Band. (Dritter Halbband und vierten Halbbandes erste Hälfte.) — Zweite Abtheilung. Fünfter Band. 824.
- Burrow, Julie, Das Glück eines Welches. 200.
- Lebensbilder. 914.
- Bürger, J. G. A., Vorgänge in und um Lorgau während des Siebenjährigen Krieges, namentlich die Schlacht von Süptitz am 3. November 1760. 679.
- Byr, Cantonatungsbilder. 574.
- Caballero, F., Ausgewählte Werke. Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke. Erster bis vierter Band. 293.
- Sämmtliche Werke. Aus dem Spanischen übersezt von A. Seyder. Erster bis sechster Theil. 293.
- Carlyle, Th., Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große. Deutsch von J. Neuberg. Erster und zweiter Band. 388.
- Carriere, M., Aesthetik. 97.
- Festrede (zur Schiller-Feier). 812.
- Cäfar, J., Ein Beitrag zur Charakteristik Friedr. Müller's als Mytholog. 38.
- Cassell, P., Erfurter Bilder und Bräuche. 505.
- Casselli's, J. F., sämmtliche Werke. Neue Folge. 127.
- Claudius, Mattheus, in England. 298.
- Coleridge als Soldat. 906.
- Collection of British authors. 500ster Band. 319.
- Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1861. Begründet von A. Schreiber und fortgesetzt von A. Gensinger. 46fter Jahrgang. 919.
- Corvinus, J., Ein Frühling. 810.
- Halb Mähr, halb mehr! 810.
- Culmann, P. L., Dornenröschen oder das Märchen unserer Welt. 120.
- Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung. Von R. Kraft. 113.
- Daumer, G. F., Aus der Mansarde. Eine Zeitschrift in zwanglosen Fests. Erstes Fest. 642.
- Dehnel, H., Rückblick auf meine Militärlaufbahn in den Jahren 1805—49 u. s. w. 535.
- Der, 19. April 1560. Ein Gedächtnisblatt an den an jenem Tage vor 300 Jahren erfolgten Tod Philipp Melancthon's. 853.
- Derblich, W., Land und Leute der Moldau und Walachei. 571.
- Deutsche Frauenbilder von R. v. S. 124.
- Deutsche Kunst in Bild und Lied. Herausgegeben von R. Mohrbach. 918.
- Deutsche Literatur in England. 391.
- Deutsche Literatur in Frankreich. 538. 838.
- Deutsche Literatur in Italien. 478.
- Deutsch-amerikanische Journalistik, aus derselben. 850.
- Deutsches Leben. Erster Band: Die deutsche Trachten- und Modewelt. Von J. Falke. 505.
- Diepenbrock, Cardinal und Fürstbischof Melchior. Ein Lebensbild von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. 67.
- Diez, Katharina, Onkel Martin. 497.
- Thoms. Aus einem Dorfleben. 532.
- Döderlein, L., Festrede, gehalten am 10. November 1859 im Auftrage des königl. akademischen Senats. 311.
- Dolgoroukow, P., La vérité sur la Russie. 649.
- Domenico de St.-Invention, P., Modernes Leben. Sociale Kapuzinerpredigten über Ehe, Familie, Hagekollenthum, Geselligkeit, Luxus, Mode. 209.
- Don Gonzalvo von Gordova. Epos in 25 Gesängen. Nach dem Französischen metrisch bearbeitet von A. von Rode. 577.
- Dorer-Glof, C., Aus der Schweiz. Zur Schiller-Feier auf den 10. November 1859. 400.
- Döring, P., Noblesse und Proletariat auf dem Wege der Verbrehen. 62.
- Dorn, L. F., Festrede bei der hundertsten Geburtsjagsfeier Johann Peter Hebel's, am 10. Mai 1860. 806.
- Dörr, F., Festrede (zur Schiller-Feier). 812.
- Dramenprämie, die preussische. 76. 114.
- Drärker-Wauefred, C., Sibyllinische Blätter. 884.
- Dresel, H. A., Die Fürstin Pauline zur Lippe und der Generalsuperintendent Werth. 38.
- Droste-Gülshoff, Annette Freiin von, Letzte Gaben. 624.
- Dufferin, Lord, Briefe aus hohen Breiten-graben. 848.
- Dünker, H., Goethe's Faust. Zweiter Theil. Erläutert. 214.
- Dyckhoff, Jenny, Meine Lieder. 229.
- Edardt, L., Friedrich Schiller. 375.
- Friedrich Schiller und seine Stellung zur Gegenwart in ästhetischer, politischer und religiöser Beziehung. 512.
- Sokrates. 26.
- Ebel, C., Vorfeier (der Schiller-Feier zu Hannover). 400.
- Egar, F., Der Findling von Koburg. 33.
- Egenter, F. J. (B. Dalei), Rosen und Trauerweiden. 230.
- Ehler, L., Briefe über Musik an eine Freundin. 557.
- Eichström, F., Liederquell. 233.
- Elben, D., Das Schillerfest in Schiller's Heimat in Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach. 308. 397.
- Elliot, G., Adam Bede. Uebersetzt von J. Frese. 705.
- Die Mühle am Fluß. 952.
- Elling, F. von, Dunkle Wege. 532.
- Essaß und Lothringen. 741.
- Ethe, Th., Die deutschen Familiennamen in befehlender Form. 904.
- Emerson, Ralph Waldo, Versuche. (Essays.) Aus dem Englischen von G. Fabricius. 133.
- Enbrolat, B., Das Schiller-Fest in Hamburg am 11., 12. und 13. November 1859. 822.
- Englische Kritik und die deutsche Literatur. 941.
- Englische Literatur in Deutschland. 319.
- Erinnerung an die Schiller-Feier in der höhern Handelshochschule in Prag. 313.
- Erinnerungen an Ernst Theodor Woswies. 38.
- Erinnerungen aus dem Leben der Fürstin Pauline zur Lippe-Deilmold. Aus den nachgelassenen Papieren eines ehemaligen lippischen Staatsdieners. 778.
- Erinnerungen an Graf Stefan Spejenski von R. M. R. 646.
- Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dreizehnter und vierzehnter Theil, i. Dampfer.
- Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee während des Feldzugs von Rußland 1812, herausgegeben von dessen Sohn R. von Merheim. 697.
- Ernst, Luise, Unterwegs. 496.
- Ernst, Gedichte. 228.
- Eisenhagen, H., Zur plattdeutschen Sprache und deren neue Literaturbewegung. 676.
- Ester, F., Zwei Monate in Italien. 363.
- Ebel, A. von, Grönland geographisch und statistisch beschrieben. 899.
- Eulenspiegel redivivus. The marvelous adventures and rare conceits of

- Master Tyll Owlglass. Edited, with an introduction, and a critical and biographical appendix, by K. R. H. Mackenzie. 43.
- Faber, J., Götterknecht oder die bleiche Frau auf Schloß Anstein. 66.
- Falk, f. Deutsches Leben.
- Famillennamen, die. 521.
- Feldherrnstimmen aus und über den polnischen Krieg vom Jahre 1831. Herausgegeben von F. von Smitt. 498.
- Feydeau, E., Katharina. 351.
- Fischer, G., Haspinger. 896.
- F., Nibelungenlied oder Nibelungenlied? 637.
- R., Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. 525.
- Friedrich Schiller. Akademische Festrede zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag gehalten in der Collegiatkirche zu Jena. 90.
- Florian, S., Die Flüchtlinge. 62.
- Foglar, L., Still und bewegt. 230.
- Forchhammer, P. W., Schiller-Feier. Festrede gehalten am 10. November 1859 in der akademischen Aula zu Kiel. 313.
- Förstmann, E. G., Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt Nordhausen. Erster Theil. 607.
- Frandsen, Rudwigsdorf, F. von, Erinnerungen an das Schwarze Corps, welches Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Dels im Jahre 1809 errichtete. 761.
- Frankl's „Nach Jerusalem!“ hebräisch. 150.
- Franssen, zwei, über die Deutschen. 42.
- Fraunholz, A., Die Wahlstatt von Kreuzberg. 607.
- Frenzel, R., Dichter und Frauen. 133.
- Freytag, G., Silber aus der deutschen Vergangenheit. 874.
- Friedrich, J. D., Die Symbolik und Mythologie der Natur. 317.
- Friedrich, F., Aus dem Volksleben. 33.
- Leipziger Messbilder. 905.
- Frige, C., Vorwärts. 914.
- Frohschammer, J., Einleitung in die Philosophie und Grundriß der Metaphysik. 745.
- Fülleborn, F. L., Der Schlussatz in Kant's Schrift „Zum ewigen Frieden“ u. s. w. 529.
- Für stille Stunden. Von R. M. von Krämpelhuber. 884.
- Furfert, R., Poetische Studien. 227.
- Fürst, der, aus David's Hause oder drei Jahre in der heiligen Stadt u. s. w. Herausgegeben von J. H. Ingraham. Aus dem Englischen überfetzt von A. Henze. 385.
- Gableng, S. von, Gavlensgraffisch-Deutsches Sonntagblatt. 712.
- Galen, P., Emery Glandon. 148.
- Gärtner, W., Beleuchtungen. Ein Nachwort zu meiner Nibelungenschrift. 635.
- Gärtner, W., Chusnrad, Prälat von Oettingen und das Nibelungenlied. 633.
- Gellert, ältere Lesart einer Fabel desselben. 885.
- Gerechtigkeit, der oberste, in Oesterreich und die Kritik der Königinhofer Handschrift. 521.
- Germar, F. H., Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? 749.
- Gersäcker, F., Der Flakbootmann. 914.
- Hell und Dunkel. 532.
- Inselwelt. 736.
- Unter dem Äquator. 737.
- Gesanges-Album. Erster Band. 501.
- Gesellschaft, die wiener, 1860. Charakterisiert von einer Dame. 762.
- Gröner, A. F., Papst Gregor VII. und sein Zeitalter. Erster bis vierter Band. 40.
- Giesebrecht, L., Damaris. Erstes Heft. 365.
- Giltensberg, R. Freih. von, Die beiden Comtessen. 67.
- Eines Fürsten einzige Liebe. 662.
- Giese, Nikolaus Dietrich, der Dichter. 682.
- Gleim-Herder'scher Briefwechsel. 427.
- Goedeke, R., Goethe und Schiller. Zweite Auflage. 558.
- Göhren, Karoline von, Aus dem Salonsleben. 62.
- Golz, W., Die Deutschen. 561.
- Zur Physiognomie und Charakteristik des Volks. 561.
- Goethe. 297.
- Goethe's Ballade „Der Gott und die Bajadere“ in französischer Nachbildung. 886.
- Gottschall, R., Erdenwallen und Apotheose. Allegorisches Festspiel zur Säcularfeier Schiller's. 401.
- Festrede (zur Schiller-Feier). 311.
- Kaiser Napoleon III. 765.
- Gräber, die, Heine's und Brähler's. 58.
- Grabowski, St. Graf, In Wald und Schloß. 914.
- Gregorowitsch, A., Die Fischer. Aus dem Russischen. Nebst Einleitung von A. Herzen. 165.
- Grimm, f. Schiller-Stiftung.
- A. Th. von, Die Fürstin der sieben-ten Welt. 28.
- G. Essays. 133.
- J., Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften. 81.
- Große, R., Goethe und Schwan in Leipzig 1813. 659.
- Grün, A., Friederike. 11.
- Gubener Niesenbasseige, die Geschichte derselben. 742.
- Gubitz, F. W., Gedichte. 553.
- Gustaf, W. von, Aus eigener Kraft. 914.
- Gutzkow, R., Der Zauberer von Rom. Fünfter und sechster Band. 321.
- Hadländer, F. W., Krieg und Frieden. 520.
- Hagen, E. L., Aphorismen aus den Papieren eines Landgeistlichen. Ersten Bandes viertes Heft. 884.
- Hahn, W., Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. 594.
- Hammerling, R., Venus im Exil. 120.
- Hammer, f. Leben.
- J., Unter dem Halbmond. 740.
- Handschriften, sanctgallische. In Auszügen herausgegeben von G. Scherer. 276.
- Hartmann, M., Zeitlosen. 231.
- Hase, R., Das geistliche Schauspiel. 481.
- Hebbel, F., Mutter und Kind. 894.
- Hebel, f. Aus u. f. w.
- Hebel, J. P., Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstag. Briefe Hebel's an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die basler Mundart; basler Selgen. Herausgegeben von F. Becker. 806.
- Heerfloh, A., Janthe. 895.
- Heine, Heinrich, und die deutsche Literatur. 334.
- Heinen, Karl, eine Antikritik desselben. 406.
- Die Deutschen und die Amerikaner. 561.
- Lustspiele. 111.
- Helene. Eine Warnungstafel vor der modernen Welt. Aus den Papieren eines Verstorbenen. 351.
- Helfferich, A., Schiller-Rede. 311.
- Heller, R., Das Geheimniß der Mutter. 180.
- Helmolt, R. von, Lilemann Häpshus, zuerst Doctor und erster Professor der Theologie zu Helmstedt, und seine sieben Enkel. 550.
- Henke, E. L. Th., Das Verhältniß Luther's und Melanchthon's zueinander. 853.
- Henop, P., Eine Welle im Meere. 226.
- Hensler, S., Erzählungen und Novellen. Erstes Bändchen: „Das Fräulein von Kerfay.“ 532.
- Heppel, S., Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Zweite Auflage. 853.
- Herbert, L., Louis Napoleon. Erster bis dritter Band. 765.
- Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789. Herausgegeben von G. Dünker und F. G. von Herder. 685.
- Hermann, C., Gesammelte Novellen und Skizzen. Zweiter bis vierter Band. 64.
- Des Kaisers Polizei. 64.
- Bernhard Dven oder der Sohn des Magnetiseurs. 661.
- Herrmann, A., Eugen Waller's Leben. 63.
- Herz, M., Helius Coban Hesse. 538.
- W., Gedichte. 227.
- Rangelot und Ginevra. 577.
- Herzog, L., Der Idealist, oder eine Pastorale aus dem Leben in Form einer Novelle. 841.
- Hesefiel, G., Französische Hofgeschichten. 249.
- Lilienbanner und Tricolore. 218.

- Geselel, G., Ein nachgeborener Prinz. 218.
 — Alte Stadt. 218.
 — Von Jena nach Königsberg. 249.
 — Vor Jena. Nach den Aufzeichnungen eines königlichen Offiziers vom Regimente Gensbarmes. 249.
 Gey, J. C., Biographien und Autographen zu Schiller's Wallenstein. 202.
 Geyse, W., Rändliche Erzählungen. 124.
 Geylein, W., Des Teufels Großmutter. Sittenbild aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. 249.
 Geyse, P., Thessa. 897.
 Geytner, F., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Zweiter Theil: Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. 465.
 Giede, A. F., Goethe's Größe in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea. 658.
 — Schiller's Größe in den Dichtungen seiner reifen Jahre. 515.
 Ginge, F. G., Humoresken und Erzählungen. Mit einem Anhang: Dramatische Kritiken, herausgegeben von F. Meyer von Walbeck. 530.
 Goefers, C., Auf deutscher Erde. 645.
 — Notizen. 28.
 Gohenaufen, die. Ein Epos in sechs Gesängen. 577.
 Goll, J., Gedanken. 883.
 Goltzi, A. von, Die Gelschreffer. 864.
 — Die Töchter des Freischützen. 914.
 — Vierzig Jahre. Volksausgabe. 166.
 Goltzmann, A., Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt mit der Veränderungen des gemeinen Textes. 638.
 Gorn, M., Auf dem Schloß und im Thal. 65.
 — Neue Dichtungen. 123.
 — Bunte Kiesel. 442.
 Gornay, Alexander von Humboldt. 721.
 Guber, J., Die Philosophie der Kirchenväter. 945.
 Humboldt, Alexander von. 150. 282.
 — Briefe an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827—58. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. 189. Zweite bis vierte Auflage. 222.
 — Letters, written between the years 1827 and 1858; to Varnhagen von Ense. 443.
 — Dessen Briefe in England und Frankreich. 718.
 — Stimmen des Auslandes über dessen Briefe. 590.
 — Reise in die Aquinoctialgegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von F. Hauff. 721.
 Humboldt und Hamburg. 762.
 Iben und Betrachtungen über die Eigenschaften der Russen. 297.
 Immer, A., Schleiermacher als religiöser Charakter. 87.
 In der Stille. Von R. Sudhoff. Prosaischer Theil. 883.
 Italienische Zustände, J. Mundt.
 Jacoby, J., Kant und Lessing. 575.
 — Schiller, der Mann des Volks. 89.
 Jaede, F., Aus dem Morgenlande. Thier: novellen nach Bidpai. 298.
 Jähns, M., Reinhardt. 577.
 Jersbury, Geraldine Endor, Das Pflegekind. Aus dem Englischen übersezt von Henriette Lewald. 917.
 Jordan, W., Die Witwe des Agis. 25.
 Jubelfeier, die, von Friedrich von Schiller's hundertjährigem Geburtsfeste am 10. November 1859 im Stadttheater zu Planen. 515.
 Jahn, Fabricius, Erinnerung an die Götter: Feier des Schiller-Festes. 400.
 Jung, A., Friedrich Schiller, der Dichter der deutschen Nation. 312.
 Kahle, G., Christliche Epigramme zu Taufnamen. 883.
 Kalkstein, M. von, Rom und die Campagna. 920.
 Kapff, Zwei Predigten mit Beziehungen auf Schiller. 318.
 Kapp, F., Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben. 337.
 Kempe, F., Friedrich Schneider als Mensch und Künstler. 429.
 Kerner, L., Natur und Friede. 828.
 Kerschbaumer, A., Cligius. 798.
 Kertheny, R. M., Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen, Prologe, Vorträge und Sprache zur Schiller-Feier. 515.
 Keubell, A. von, Ein Glückstind. 93.
 Kleist, Heinrich von, ein Urtheil über denselben aus dem Jahre 1808. 814.
 Klende, F., Alexander von Humboldt. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 721.
 Knauth, F., Philipp Melancthon. 853.
 Knebel, F., Aus u. f. w.
 Kobell, F., Wilbanger. 760.
 Koch, L., Philipp Melancthon's schola privata. 18.
 — M., Untersuchungen über die Emigration und den Abfall der Niederlande von Spanien. 163.
 Koenig, F., Marianne oder um Liebe leiden. 28.
 — Dessen „William Shakspeare“ französisch. 922.
 König, L., Luther und seine Zeit. 597.
 Köpfe, A., Die Gründung der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. 938.
 Kortüm, Karl Wilhelm. Ein Lebensbild. 956.
 Kossak, C., Berliner Federzeichnungen. I und II. 141.
 Kottmeier, A., Philipp Melancthon, der Lehrer Deutschlands. 833.
 Krämpelhaber, J. Für u. f. w.
 Krapp, J. L., Reisen in Ostafrika ausgeführt in den Jahren 1837—55. 867.
 Kreisler, F., Versöhntes Geschick. 828.
 — Phantasia im Lübecker Rathskeller. 828.
 Kerschmar, A., Geschichte Napoleons des Dritten, Kaisers der Franzosen. Erster und zweiter Band. 765.
 Krug, Charlotte, Der Alpensee. 898.
 Kullak, A., Das Musikalisch-Schöne. 556.
 Kunst, die, und das sächsische Kunstbuden. 72.
 Labes, C., Ernst Moritz Arndt. 445.
 Lang, L., Wolfram von Eschenbach. 840.
 Langin, G., Gedichte. 234.
 Lasfer, J., Der Prinz-Regent von Preußen, Friedrich Wilhelm Ludwig und seine Zeit. 476.
 Latium oder das alte Rom in seinen Sprachwörtern. Eine Sammlung der beliebtesten lateinischen Sprichwörter u. f. w. Herausgegeben von A. Fasellus. 460.
 Laurencin, F. P. Graf, Das Paradies und die Peri. Dichtung aus „Ella Noth“ von Th. Moore. In Musik gesetzt von Robert Schumann. Erläutert. 297.
 Leben und Heimat in Gott. Eine Sammlung Lieder zu frommer Erbauung und stetlicher Veredlung. Herausgegeben von J. Hammer. 918.
 Lehner, F. A., Ergötliches in That und Wort vom Grafen und König Rudolf. 836.
 Leipzig und die deutschen Dichter. 77.
 Lenz, J. Schäge.
 Leonhardi, G., Das Poschianothel. 65.
 Leopold, Fürst von Anhalt-Deßau, Selbstbiographie 1676—1703. Herausgegeben von Ferdinand Siebigk. 779.
 Lessing, gegen die Verdächtigungen desselben durch Wolfgang Menzel und Genossen. 678.
 — und die „Evangelische Kirchenzeitung“. 934.
 — F., Torso und Corso. 45.
 Lessing-Feier, die erste, in Leipzig. Zum Besen eines auf der Geburtsstätte Lessing's zu errichtenden Denkmals herausgegeben vom Schiller-Verein. 515.
 Leute, die, der Amtskube. Sozialer Roman vom Verfasser der „Ritter der Industrie“. 660.
 Lewald, Fanny, Neue Romane. 182.
 Library of British poets. 819.
 Lichtenstein, Passlogie oder die Weltprache. Zweite Ausgabe. 713.
 Liebig, J. von, Chemische Briefe. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 125.
 Lieb und Bild deutscher Dichter und Künstler. 919.
 Lilienron, A. von, Ueber die Nibelungenhandschrift C. 636.
 Literarisches aus der „guten alten Zeit“. 354.
 Literatendrama, das, bei den Deutschen. Griechen und Italiern. 221.
 Lobe, J. C., Aus dem Leben eines Altkers. 557.
 Lohbantz, C., Ein neuer Glaube. 837.
 Loën, A. Freih. von, Die Kriegsverfassung des Deutschen Reichs und des Deutschen Bundes (1668—1860). 682.

- Schumann, P., Ueber Robert Schumann's
 Faustmuffl. 681.
 Schumann, R. G. G., Festreden zur Er-
 innerung an den dreihundertjährigen
 Todestag Philipp Melancthon's und
 bei der Grundsteinlegung zu dessen ehre-
 nem Denkmal am 18., 19. und 20. April
 1860 zu Wittenberg. 853.
 Lorenzen, F. M., Jerusalem. Beschreibung
 meiner Reise nach dem heiligen Lande
 im Jahre 1858. 494.
 Schin, G., Mittheilungen aus der Bil-
 dungs-geschichte Goethe's und Schiller's
 zur Beantwortung der Frage: Haus
 oder Schule? oder Hans und Schule?
 302.
 Lubofzki, F., Deutsche Feierabende. 65.
 Luther-Deinmal, das, in Worms. 814.
 Lyncher, die, in Missouri. 27.
 Lyra domestica. Translated from the
 psalter and harp of C. J. P. Spitta,
 by R. Massie. 743.
 Mahter, F. G. F., Unser Schiller. Her-
 ausgegeben und mit einem einleitenden
 Vorwort versehen von F. Marggraf.
 394.
 — Kenion. 938.
 Margarethe. Ein christlicher Roman von
 Frauenhand. Herausgegeben von L.
 Grote. 758.
 Martin, N., Poëtes contemporains de
 l'Allemagne. Zweiter Band. 922.
 — und R. Hartmann. 922.
 Marr, A. B., Ludwig van Beethoven,
 Leben und Schaffen. 432.
 — J., Geschichte des Erzstifts Trier.
 Erste Abtheilung. Zweiter Band. 607.
 Masius, G., Rede zur Schiller-Feier in
 Halberstadt. 312.
 Meerheim, f. Erlebnisse.
 — A. von, Poetenwelt. 225.
 Meier, G., Festrede am Tage der Jubel-
 feier Schiller's. 90.
 Meißner, A., Durch Sardinien. 45.
 — Seltsame Geschichten. 940.
 Melancthon, Philipp, der Lehrer Deutsch-
 lands und Martin Luther's treuester
 Freund und Gehülfe. 853.
 Mensch, der. Von der Herausgeberin des
 „Album einer Frau“. 883.
 Merz, f. Weiser.
 Methner, J., Friedrich Schiller. 312.
 Metternich, Gespräche eines Engländers
 mit demselben. 166.
 Meurer, M., Philipp Melancthon's Le-
 ben für christliche Lehrer. 853.
 Meyer, F. R., Bellona Orientalis. 577.
 Mejer, G. G., Schiller als Dichter der
 Jugend. 312.
 Michalowska, Angelika von, Schwarz und
 Weiß. 828.
 Midrasch ele Eskera; die Sage von
 den zehn Märtyrern, metrisch übersezt
 und mit erläuternden Anmerkungen ver-
 sehen von B. Möbius. 406.
 Milten, D., Ludwig der Springer. 896.
 Milton's Wohnungen in London. 959.
 Mirecourt, E. de, Napoleon III. 765.
 Möbius, R., Leben und Wirken des
 frommen Bischofs Michael Wittmann
 von Regensburg. Aus Aktenstücken und
 den hinterlassenen Papieren des Dahin-
 geschiedenen. 67.
 Möbius, R., Geschichte der deutschen Lite-
 raturgeschichte. Zweite Auflage. 594.
 — Schiller als deutscher Nationaldichter.
 311.
 Mönnich, B. B., Schiller als Dichter
 nach dem Herzen der Nation. 311.
 Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volks-
 bräuche und deutscher Volksglaube in
 Sagen, Märlein und Volksliedern.
 Erstes und zweites Bändchen. 285.
 Rosen, J., Der Sohn des Fürsten. 27.
 Rosenthal's „Düwelle“. 185.
 Müller, A., Anno II.; der Feltige, Erz-
 bischof von Köln und dreimaliger Reichs-
 erwürdiger von Deutschland, 1056—75.
 607.
 — M., Beobachtungen und Gedanken
 über verschiedene wichtige Gegenstände
 vom religiös-politischen Standpunkte.
 Dritte Auflage. 277.
 — Ueber den Charakter des Menschen
 und menschliche Größe. 279.
 — Erziehung und Erzieher. 278.
 — Ein Goethe-Gedenkbändchen. 58.
 Dritte verbesserte Auflage. 279.
 — Lichtbilder, aufgenommen auf einer
 Sommerreise nach Venedig und zurück.
 278.
 — Passchereien auf geistigem Ge-
 biete. 277.
 — Eine Rose der Freiheit. 278.
 — Die Wissenschaft muß umkehren oder
 Rede wider den Fortschritt, gehalten am
 Rittersaal bei Fackelschein am Mart-
 tium zu Pforzheim vor einer Versamm-
 lung von 10000 Menschen. 277.
 — Ein Wort über bezahlte Federn und
 über rechte Bundesgenossen. 278.
 — P. F., Poésies de Schiller, tra-
 duction nouvelle et complète. 202.
 — W. von Königswinter, Johann von
 Werth. 118.
 — von der Werra, Flamboyant. De-
 masation eines weltpolitischen Carne-
 vals. 231.
 Mundt, Th., Tagliostro in Petersburg.
 914.
 — Rom und Neapel. 409.
 — Rom und Pius IX. 45.
 Must und musikalische Kritik. 742.
 Nacht und Morgen der Deutschen. Ein
 Morgenlied am Schiller-Tage. 400.
 Nagel, R., Goethe und Schiller. Zwei
 Festreden. 313.
 Nagler, Die sittlichen Begriffe oder das
 Wesen des deutschen Stammes. 329.
 Napoleon in Osymiana. Zur Berichti-
 gung einer Erzählung in Loll's „Denk-
 würdigkeiten“. 185.
 Napoleon III., der Mann der größten In-
 tentate des 19. Jahrhunderts. Von einem
 Conservativen. Zweite Auflage. 765.
 — und seine Zeit. 765.
 Napoleoniden, die. Kurzer Lebensabriß der
 hervorragenden Mitglieder des Hauses
 Bonaparte. 765.
 Naumann, F., Die Schiller-Feier in Ha-
 meln. 515.
 Neffemann, G. F. F., Freie Glossen bei
 Schiller's Jubelfeier in Königsberg. 400.
 Neubert, G. M., Melancthon und die
 Stadt Dresden. 853.
 Nibelungen, die, f. Holzmann.
 Nieboer, Emma, Liebesgabe. 121.
 Nigisch, G. J., Ein Stück wittenberger
 Geschichte aus den Jahren 1813 (Mai)
 bis 1814 (Januar). 355.
 Norden, Marie, Agnes und Marie. 474.
 — König Wilhelm der Dritte und seine
 Zeit. 497.
 Nelbmann, G., Hergilderbuch. 232.
 Nelders, L., Aus dem Gefängnisleben.
 639.
 Nidenberg, F., Ein Streifzug durch die
 Bildwelt. 72.
 Neldner, f. Briefe.
 Nymann, A., Aus dem Bregenzer
 Wald. 674.
 Orientalis, Die Mädchen von Chaiban.
 404.
 Originalerfindung und Bearbeitung. 557.
 Otto, G., Schiller-Blüten. Eine Gabe
 der Erinnerung an das heibelberger
 Schiller-Fest am 10. November 1859.
 400.
 Pädagogisches. 94.
 Paif, M., Paphographie mittels arabischer
 Zahlzeichen. 713.
 Pallesko, E., Schiller's life and works.
 Translated by Lady Wallace. 23.
 Pandora. Ein weltpoetisches Stammbuch
 von Marie von Andechs. 883.
 Pan-Germane, der. Ein deutsch-belgisches
 Wochenblatt. 222.
 Passow, W. A., Festrede (zur Schiller-
 Feier). 312.
 Pech, G., Christian, Markgraf zu Bran-
 denburg und seiner beiden löblichen Städte
 Bayreuth und Culmbach Freund und Feind,
 1603—1655. 537.
 Berger, L., Otto von Ritberg, Bischof
 von Münster (1301—8). 607.
 Perschmann, L., Der Entwicklungsengang
 Schiller's in den Jahren 1785—95.
 305.
 Pöschel, D., Geschichte des Zeitalters der
 Entdeckungen. 326.
 Peters, A., Schiller der klassische Dichter
 der Ideale. 515.
 Pfefferkorn, Aus den Papieren eines
 Verstorbenen. 885.
 Philippson, L., Alexander von Humboldt's
 politische Ansichten. 721.
 Pichler, Luise, Aus böser Zeit. 496.
 Piper, F., Goethe's nationale Stellung und
 die Errichtung seiner Statue in Berlin.
 657.
 Pirazzi, G., Ein Dichtertraum. Phanta-
 stisches Spiel zur ersten Jahrhundertfeier von
 Schiller's Geburt. 402.

Bland, A., Melanchthon, Praeceptor Germaniae. 863.
 Platen's Tagebuch. 1796—1825. 925.
 Pfeising, B., Karl Georg Curtius, Doctor der Rechte, Syndikus der Freien und Hansestadt Lübeck. 957.
 Preger, W., Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. 550.
 Preller, L., Ein fürstliches Leben. Zur Erinnerung an die verewigte Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland. 39.
 Pressel, P., Philipp Melanchthon. 863.
 Produktionsweise, ältere und neuere. 666.
 Pröhle, H., Felsgraben. 812.
 — Gedichte. 227.
 — Philipp Melanchthon. 853.
 Proschko, F. J., Die Nadel. 64.
 Provinzial- und Dialektpoesie in Deutschland und Frankreich. 676.
 Prutz, R., Deutsche Dichter der Gegenwart. 501.
 — Die deutsche Literatur der Gegenwart, 1848—58. 241.
 Quisborn der Lebensweisheit. Bausteine zur Didaktik der Seele. Von G. F. v. L. 884.
 Raimund, G., Novellen. Siebenter bis elfter Band. 662.
 Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Erster Band. 211.
 Rappaport, M., Festgruß der leMBERGER israelitischen Gemeinde an den hochwürdigen Herrn Salomo L. Rapoport, Ober- und Rabbiner zu Prag. 522.
 — Prolog zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schiller's. Gesprochen bei der Festvorstellung im königlich Scharke'schen Theater in Lemberg. 400.
 Rasch, G., Hochlandsfahrten. 798.
 Raspe, G. C. F., Zum Gedächtnis M. Philipp Melanchthon's. 863.
 Ratzmann, A., Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. Zweiter Band: Die Sagen von den Wälsungen und Niflungen u. s. w. 273.
 Rau, H., Alexander von Humboldt. Erster bis vierter Theil. 721.
 Raven, Mathilde, Galileo Galilei. 546.
 Reclam, R., Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen, mit Versuchen naturwissenschaftlicher Erklärung. 315.
 Redende Bilder. 262.
 Reber, G., Gedichte. 229.
 — Karoline von, Aus dem Leben eines Sagenfolgen. 474.
 Regnier, A., Oeuvres de Schiller, traduction nouvelle. 186.
 Reichenau, R., Aus unsern vier Wänden. Sechste Auflage. 828.
 Reichenbach, Mathilde Gräfin von, Ein Weltspiegel in der Familie. 498.
 Reide, R., Kantiana. 528.
 Reich, M., An der Grenze. Aus dem Nach-

lasse des Verfassers herausgegeben von A. Reifner. 940.
 Reineke Fuchs und Eulenspiegel in England. 42.
 Reisesfragmente aus Nord und Süd, gesammelt in Spanien, Portugal und Schweden, durch L. v. S. 517.
 Reisen, afrikanische, s. Bastian.
 Religion und Liebe. Roman aus dem Lagerbuche eines Anonymen. 828.
 Renan, Ernst. 799.
 Reynard the fox. After the German version of Goethe. By Th. J. Arnold. 43.
 Rhode, F., Die deutsche Schiller-Stiftung, eine großartige Verirrung der Gegenwart. 797.
 Richard, A. B., Der kurfürstlich sächsische Kanzler Dr. Nikolaus Krell. 91.
 Rieder, P., Lieder-, Sonetten- und Romanzenkranz. 898.
 Riehl, W. F., Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. 505.
 Rieffer, G., Festrede (zur Schiller-Feier). 312.
 Rietmann, J. J., Socialistische Träume. 207.
 Ring, R., Neue Stadtgeschichten. 914.
 Rinne, R. F., Speculation und Glauben. 214.
 Robe, f. Don Gonzalvo.
 Robenberg, J., Alltagsleben in London. 141.
 Rommel, C., Schiller-Feier des Künstlervereins in Hannover. 400.
 Rönnefahrt, J. G., Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation. 303.
 Rosen, L., Werner Thormann. 57.
 Rosenheym, M., Reifestigen aus Ost- und Westpreußen. 141.
 Rosenkranz, R., Kant und Hamann. 528.
 Röslar, R., Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart. 630.
 Roth, G., Erinnerungstage an Schiller und Goethe. 408.
 — Rückblick auf die hundertjährige Schiller-Feier. 402.
 Rückblick auf das Literaturjahr 1859. (Von Hermann Marggraff.) 1.
 Ruge, A., Die drei Völker und die Legitimität oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oesterreichs. 669.
 Rupp, J., Immanuel Kant. 529.
 Ruppins, D., Der Pöblar. 441.
 — Das Vermächtnis des Pöblars. 441.
 Russischen Dichter, die. 630.
 Rußland in den letzten zehn Jahren. 649.
 Rußkocampus, Ein Buch von uns Wintern in lustig-gemüthlichen Reimlein. 123.
 Rükow, W., Militärische Biographien. I. David, Xenophon, Montluc. 234.
 — Der italienische Krieg 1859. 862.
 Saltikow, Stizzen aus dem russischen Provinzialleben. Deutsch von A. Reichenbach. 831.
 Salvati, G. von, Breit Evans. 124.

Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen, Prologe, Vorträge und Sprüche zur Schiller-Feier. Herausgegeben von Reichenbach. 398.
 Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur für gebildete katholische Leser. Sechster Band. S. Thompson.
 Sandberg, G., Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urmia. 492.
 Sansculottismus, der literarische. 237.
 Saphir als Posenbüchler. 702.
 Saunke, Rede beim Schiller-Feste des Gymnasiums in Guben. 513.
 Schaefer, J. W., Festrede (zur Schiller-Feier). 311.
 Schäge, die, der deutschen Nationalliteratur in Wort und Bild, herausgegeben unter Mitwirkung der namhaftesten Schriftsteller und Künstler von L. Fenz. 919.
 Schaubach, F., Das Leben Philipp Melanchthon's. Zweite Auflage. 863.
 Schauspielkunst, neuere deutsche, ausländische Stimmen über dieselbe. 462.
 Scheidler, H. R., Akademisches Schiller- und Fichte-Buch. Erste und zweite Abtheilung. Schiller und Jena. 305.
 Scherr, J., Geschichte der deutschen Frauen. 627.
 — Allgemeine Geschichte der Literatur. Zweite umgearbeitete Auflage. 871.
 — Michel. 914.
 Schild, J. M., Goethe's schönste Gedichte nach den Bedürfnissen unserer Zeit verbessert. 659.
 Schill, Ferdinand von, Ein militärisch-politisches Charakterbild. 912.
 Schiller, Sein Leben und sein Streben. Sein Wirken und seine Werke. Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmal. Herausgegeben von A. Kühn. 823.
 Schiller, Friedrich von, Gedächtnis zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters. 305.
 Schiller als Tageskritiker. 593.
 — Dessen angebliche Geschichte Württembergs. 115.
 — früheste Dramen desselben, zeitgenössische Urtheile darüber. 282.
 Schiller-Album zur hundertjährigen Feier der Geburt des Dichters. Eine Festgabe der Freunde Schiller's in der Neuen Welt. 820.
 Schiller-Denkmal. Herausgegeben von A. Tropsch. Erste Lieferung 85. Zweite und dritte Lieferung. 306: 399.
 Schiller-Feier, die hamburger, ein deutsches Volksfest. 308.
 — die, in der Alten und Neuen Welt. 307.
 Schiller-Zubiläum, das, in Leipzig. Ein Gedächtnisbuch. 307.
 Schiller-Stiftung, Ausfälle gegen dieselbe. 796.
 — Jakob Grimm gegen dieselbe. 55.
 — in Sachen derselben. 418.
 — zur. 610.
 Schloffer, J. F. H., Aus dem Nachlaß (desselben). Herausgegeben von Sophie Schloffer. Erster bis dritter Band. 627.

Schmid, P., Grundzüge der Anleitung in die Philosophie. 749.
 Schmidt, P., Immanuel Kant's Leben. 528.
 Schmidt-Weissenfels, C., Friedrich Geng. 370.
 — Geschichte der französischen Revolutionärliteratur 1789—95. 421.
 Schnarr, G. W., Eine Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angrenzenden Gegenden. 45.
 Schneider, K. F. A., Gussarengeschichten aus der Geschichte des Blücher's Gussarenregiments. 574.
 Schnetger, A., Der zweite Theil des Goethe'schen Faust erläutert. 214.
 Schönwerth, F., Aus der Oberpfalz. Dritter Theil. 83.
 Schopenhauer, Arthur, in neuen Auflagen. 873.
 — zur Biographie desselben. 942.
 Schrader, A., Die Speculanten. 61.
 — Die Stiefmutter. 474.
 Schraube, D., Die sanitätsvollziehliche Veraufsichtigung der Schulen und des Schulunterrichts. 94.
 Schreiber, P. J., Ein freundschaftliches Gespräch zwischen Alt- und Neutrierer u. s. w. Erster Band. 607.
 Schriftsteller als „gefährliche Menschen“. 149.
 Schröder, K. J., Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn. 481.
 Schubert, G. H. von, Anhang zu den Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans. 261.
 Schüding, L., Aus den Tagen der großen Kaiserin. 914.
 — Gesammelte Erzählungen und Novellen. 103.
 Schulenburg's, A. von der, wolland fürstlich sächsischem und nachher kurfürstlich brandenburgischem Landrath im Herzogthum Magdeburg u. s. w., Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben, nebst Beilagen und einem Anhang. Herausgegeben von L. Schwan. 610.
 Schüller, J. K., Herodes. Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen. 481.
 Schulz, G. S. F., Melanchthon's Leben und Wirken. 853.
 Schumacher, C., Charakteristik Melanchthon's in vier Zeichnungen. 853.
 Schuster, G., Abälard und Heloise. 627.
 Schwab, J. W., Johannes Werfen, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris. 550.
 Schwebendiek, W., Dr. Albert Hardenberg. 790.
 Schweizerische Mätkli- und Schiller-Feier am 10. November 1859. Festalbum und patriotisches Neujahrsblatt. 818.
 Schwenda, J., Schiller und Uslan. 755.
 Schwerdt, G., Thüringer Dorfgeschichten. 33.
 Scudo, P., Der Chevalier Carti oder musikalische Zustände Venedigs im 18. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von D. Kade. 431.

Seberholm, K., Der geistige Kosmos. 583.
 Seibert, G. G., Ueber ein charakteristisches Element in der Christ. Emanuel Seibel's. 868.
 Seidler, E. P., Paul Werkmann und seine Fremde. 68.
 Sempronius, Geschichte. 284.
 Sengler, J., Erkenntnißlehre. Erster Band. 745.
 Seuffarth, W., Reisefrüchte aus 1857 und 1858. 921.
 Schaffpeare, zur Lebensgeschichte desselben. 201.
 Seibel, K., Geschichte. Zweite vermehrte Auflage. 233.
 Simon, G., Dichtungen. 919.
 Smidt, G., Martinbilder. 520.
 So spricht das Volk. Volkstümliche Redensarten. Gesammelt von H. Sandvoß. 460.
 Sobolewski, G., Das Geheimniß der neuesten Schule der Russ. 297.
 Solitaire, M., Erzählungen bei Licht. 810.
 Sommer, A., Die guten Weiser. 122.
 Sondershausen, K., Der Letzte aus Altwielmar. 516.
 Souza, J. G. de, Anthologia universelle. 131.
 Spatz, J. M., Kaiserdom und Ketzerei. 122.
 Speculum ecclesiae. Altdeutsch herausgegeben von J. Kelle. 273.
 Speyer, D., Bilder italienischen Landes und Lebens. 45.
 Staaten, die vereinigten, von Deutschland und ihr Verhältnis zu Europa. 669.
 Stallo, J. W., Alexander von Humboldt. 721.
 Stein, G., f. Album.
 — D., Nach dreißig Jahren. 661.
 — P., Drei Christabende. 474.
 — Der letzte Kurfürst von Mainz. 839.
 Stieler, K., Kompaß auf dem Meer des Lebens. 502.
 Stöber, A., Hr. Fr. Bissel, der Historiker und Diplomat. 38.
 Stöckl, A., Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Zweiter Band. 752.
 Storm, L., In der Sommer-Mondnacht. 758.
 Streckfuß, A., Hohenzollern. — A. u. d. L.: Friedrich der Erste und die Quigovos. 280.
 Studer, G., Ulrich, M. und J. J. Weilenmann, Berg und Gletscherfahrten in den Hochalpen der Schweiz. 665.
 Studien, demokratische. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, K. Grün u. a. herausgegeben von L. Walckrodt. 669.
 Sudhoff, f. In u. f. w.
 Sutermeister, D., Drei deutsche Sprachen. 182.
 Sydow, A., Worte bei der Grundsteinlegung zu Schiller's Denkmal in Berlin am 10. November 1859 gesprochen. 88.
 Syra, oder die Nacht der Liebe. Ein christliches Trauerspiel. Aus Dr. Bise-

man's „Fabiola“ ausgezogen und dramatisch bearbeitet von J. St. 27.

Taschenbuch, historisches. Herausgegeben von Friedrich von Hammer. Vierte Folge. Erster Jahrgang. 889.
 — Zürcher, auf das Jahr 1858. Herausgegeben von W. Meyer von Raonan und E. Wägelin. 146.
 — Dasselbe auf das Jahr 1859. 146.
 Taura, Eusebio von, Aus Heimat und Fremde. 753.
 Tausend Stimmen wahrer Religion gegen die Kirche. Wahrsprüche deutscher Dichter und Schriftsteller. 883.
 The book of vagabonds and beggars. 743.
 Thilo, W., Melanchthon im Dienste an heiliger Schrift. 853.
 Tholud, A., Lebensjungen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. 790.
 I Danvers oder
 I
 I zu zur Philo-
 I Kant. Erste
 I 813.
 Traeger, A., Uebergänge. 828.
 Tropus, f. Schiller-Denkmal.
 Trischkowitz, B., Lieder eines Verbannten. 230.
 Türlde, A., Fürst Wolfgang. 119.
 — Gitten auf Usan. 119.
 Tugschmann, M. M., Luther in Worms. 834.
 Ueberhorst, K., Hans Georg Derfflinger. 897.
 Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische. 743.
 Ullrich, A., Beethoven, seine Kritiker und seine Ausleger. 433.
 Ulrich, M., f. Studer.
 Ulrich, J., Glauben und Wissen, Speculation und exacte Wissenschaft. 745.
 Vandenhoff, G., Blätter aus dem Tagebuche eines Schauspielers, mit Erinnerungen und Klatschereien aus der Garberode und von der Bühne in England und Amerika. Aus dem Englischen übersetzt, für das deutsche Publikum bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von A. von Winterfeld. 844.
 Varnhagen von Ense, Briefe an eine Freundin. 438.
 — Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neunter Band. 153.
 Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. 442.
 Verleumdungsfall, ein literarischer. 426.
 Verschlechterung des deutschen Stils. 78.
 Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich von Schiller's erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen u. s. w. Herausgegeben von A. Büchling. 814.

Bielliebchen. Taschenbuch auf das Jahr
 1861. Herausgegeben von Th. Mügge.
 919.
 Dillmar, D., Der Charakter Philipp II.
 in Schiller's Don Carlos. 514.
 Fischer, F., Rede (zur Schiller-Feier), in
 der St.-Petersonkirche in Zürich gehalten.
 811.
 Vogl, J. R., Schenken- und Kellerfagen.
 124.
 Voigt, R. G. W., Napoleon I. 118.
 Wolbehl, J. G., Philipp Melancthon,
 wie er lebte und lebte. 858.
 Wolger, G. F. D., Das Buch der Erde.
 714.
 — Untersuchungen über das Phänomen
 der Erdbeben in der Schweiz. 714.
 Volkhausen, H., Treen und Finken. 788.
 Von der Tanne. Gedichte eines Unge-
 nannten. 230.
 Wörsmann, Goethe und Petrarca-Schiller.
 906.
 505.
 Walewode, f. Studien.
 — L., Friedrich Schiller und sein Volk.
 312.
 „Walk-er!“ englische Lebensart. 884.
 Warlock, D. Freih. von, Gedichte. 226.
 Weber, R. von, Aus vier Jahrhunderten
 107.
 — Zur Chronik Dresdens. 107.
 Weder, G., Wendel. 661.
 Wegener, W., Prolog zur Schiller-Feier
 in der Aula der Universität Berlin. 400.
 Weihnachtbaum für arme Kinder. Gaben

. 717.
 er Ra-
 zwelten
 er des
 turvöl-
 stänge.

deutscher Dichter. Herausgegeben von
 F. Hofmann. 919.
 Wellenmann, f. Studer.
 Weingartner, W., Ursprung und Ent-
 wicklung des christlichen Kirchengebäudes.
 72.
 Weinreich's, C., dänischer Chronik u. f. w.
 Herausgegeben von Th. Hirsch und F.
 H. Böhmer. 607.
 Weise, R., Gedichte. 227.
 Weiß, F., Götterkunde. Erste bis neueste
 Lieferung. 72.
 Weissenborn, G., Vorlesungen über Pan-
 theismus und Theismus. 752.
 Weisser, H., Der Tanz um das goldene
 Kalb. 661.
 Weiser, L., Bilderalbum zum Studium der
 Weltgeschichte in 100 großen Tafeln.
 Mit erläuterndem Text von F. Merg.
 Erste bis vierzehnte Lieferung. 72.
 Wenzel, R. G., Aus Weimars goldenen
 Tagen. 658.
 Westphalen, G. F. P., Adler von, Geschichte
 der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von
 Braunschweig-Lüneburg. Nachgelassenes
 Manuscript. Herausgegeben von F. D.
 W. F. von Westphalen. 794.
 Wie Hr. Dr. Wenzel zu lesen fortfährt.
 502.
 Wiese, L., Ueber den Mißbrauch der Sprache.
 181.
 Wiesner, H. G., Ein Winterfrühling in
 Nizza. 369.
 Wilkommen, F., Dichter und Apostel. 664.
 — Neue Novellen. 68.
 Winterfeld, H. von, Humoristische Golda-
 temnovellen für Sofa und Nachtruhe.
 573.
 — Ein Spazierritt nach Jütland. 122.
 Wittwer, W. G., Alexander von Hum-
 boldt. Erste Lieferung. 721.
 Wirth, M., Die deutsche Nationaleinheit
 in ihrer volkswirtschaftlichen, geistigen
 und politischen Entwicklung an der Hand
 der Geschichte beleuchtet. 169.
 Wiseman, Cardinal A., Bilder aus dem

Volksleben für Jung und Alt. Erstes
 Bändchen: Die Lampe des Heiligthums.
 Autorisierte Uebersetzung aus dem Eng-
 lischen. 385.
 Witte, f. Boccaccio.
 Wittich, H., Helene Luise Elisabeth, Her-
 zogin von Orleans, zu Wismar, mit
 Erinnerungen aus ihrem Jugendleben.
 261.
 Wo ist der Himmel. Eine Erzählung von
 der Verfasserin der Schriften „Ein Jahr
 in Chalones“ und „Durch Nacht zum
 Licht“. 532.
 Wölfling, J. F. Th., Melancthon-Büch-
 lein. 858.
 Wolf, R., Biographien zur Culturgeschichte
 der Schweiz. Erster und zweiter Theil.
 146.
 Wolff, Ph. F., Die Weiße des Grains.
 Ein Festspiel der Maschinerie Schiller's
 dargebracht. 402.
 Wolzogen, A. Freih. von, Ueber Theater
 und Musik. 844.
 Wunderstein, der. Ein naturhistorisch-po-
 litischer Roman. 681.
 Wurzbach von Lannenberg, G., Das Schil-
 ler-Buch. 332.
 Zacher, J., Das gothische Alphabet Gul-
 filas und das Runenalphabet. 776.
 Zille, M., Meister Friedrich. 920.
 Zimmermann, F., Vortrag über Schiller.
 312.
 — W. F. H., Das Humboldt-Buch.
 721.
 Zitz, Kathinka, Dues und Rollstone. 229.
 Zur Charakteristik der Deutschen. 774.
 Zur Culturgeschichte und Humanitätsfrage.
 200.
 Zur Erinnerung an die Säcularfeier des
 Geburtstags Friedrich Schiller's, gehalten
 zu Mannheim vom 8. bis 11. No-
 vember 1859. 515.
 Zur Frage, ob die Poesie bidaktisch sein
 dürfe. 646.

[The page contains extremely faint, illegible text.]



